Meyers Konversations-lexikon

Meyers

Konversations-Lexikon.

Dritte Auflage.

Fünfter Band.

Darmstadt — Eleganz.

Meyers Konversations-Lexikon.

Eine

Encyklopädie des allgemeinen Wissens.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen.

Fünfter Band.

Darmstadt — Eleganz.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1875.

D.

Darmstadt, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Hessen, liegt in der Provinz Starkenburg, in der Ebene zwischen dem Odenwald und dem Rhein am Anfang der Bergstraße und verdankt ihren Namen dem Flüßchen Darm, welches sie, jetzt in einen unterirdischen Kanal eingeengt, durchfließt. Obschon Kohl D. eine günstige geographische Position zu vindiciren sucht als Mittelpunkt der Flußhalbinsel zwischen Rhein und Main, von dem ein Straßenfächer nach Mainz, Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg sich entfalte, so gehört es doch entschieden unter die Städte, die nur durch ihre Fürsten groß geworden sind. Seine jetzige Physiognomie hat sich erst seit den letzten 50 Jahren ausgebildet. Man unterscheidet eine Altstadt und eine Neustadt, welche durch das großherzogliche Schloß, den Marktplatz und den Paradeplatz von einander geschieden werden. Südöstlich von beiden liegt Bessungen, die alte Mutter von D., ein Dorf, wohin dieses ursprünglich eingepfarrt war, das aber gegenwärtig ganz mit der Residenz zusammengeflossen ist. Die östlich gelegene Altstadt ist klein und unansehnlich, mit engen und krummen Straßen, umfaßt aber den Hauptverkehr. Die Neustadt dagegen, im W. von jener gelegen und erst seit diesem Jahrhundert entstanden, ist elegant angelegt, mit breiten, luftigen und geraden Straßen, schönen Plätzen und modernen Prachtbauten der verschiedensten Art. Die bedeutendsten Straßen sind die an 400 Meter lange Neckar- und die 650 Meter lange Rheinstraße, die Wilhelminenstraße und die mit Vorgärten angelegte Heinrichs- und Promenadenstraße. Die Rheinstraße, welche man vom Bahnhof her (ehemals durch das Rheinthor) betritt, führt auf den achteckigen Luisenplatz, den schönsten Platz der Stadt, auf dessen Mitte sich das hervorragendste Denkmal Darmstadts, die Ludwigssäule, erhebt. Letztere, welche D. aus der Ferne einem Thurm gleich ankündigt und 25. Aug. 1844 eingeweiht wurde, ist 35 Meter hoch und trägt die von Schwanthaler entworfene, 4$^1/_2$ Meter hohe Bronzestatue des Großherzogs Ludwig I., dem D. hauptsächlich seine Bedeutung verdankt. Er hält in der Rechten die Rolle der Verfassung. Das Postament trägt die Inschrift: »Ludwig dem Ersten sein dankbares Volk«. Im Innern führt eine Wendeltreppe von 172 Stufen auf die mit einem Eisengeländer umfaßte Plattform des Kapitäls, welche eine schöne Aussicht bietet. An der Südseite des Luisenplatzes steht das prinzliche Palais, das kurz vor der 1804 vollzogenen Vermählung des damaligen Erbprinzen für diesen aus den Mauern einer Reiterkaserne erbaut wurde; ihm gegenüber das Kanzleigebäude (1777) und in der Südwestecke das seit 1838 seiner jetzigen Bestimmung dienende Ständehaus (ehemals Palais des Landgrafen Christian). Die Rheinstraße geht noch über den Luisenplatz hinaus und endigt auf dem Paradeplatz vor dem großen und geräumigen Residenzschloß, das aus mehreren zu verschiedenen Zeiten ausgeführten Theilen besteht. Der älteste Theil wurde von Georg I. 1568 erbaut und umfaßt unter anderem den Kaisersaal und die Schloßkirche, die 1842 im Renaissancestil restaurirt wurde. An ihn stößt der 1664 von Ludwig VI. aufgeführte Glockenbau, der seit 1671 auf seinem Thurm ein in Amsterdam gefertigtes, stündlich ertönendes Glockenspiel trägt; der neuere Theil des Schlosses wurde von 1717 an im franz. Stil erbaut. Sämmtliche Schloßgebäude sind von einem breiten, tiefen Graben umzogen, der sonst mit Wasser gefüllt war, jetzt aber mit Rasen und Gebüsch besetzt ist. Ueber den Graben führen drei gewölbte Brücken zu den drei Eingängen des Schlosses, wodurch das Ganze ein burgartiges Ansehen erhält. An Sammlungen enthält das Schloß die Hofbibliothek (450,000 Bände und zahlreiche handschriftliche und typographische Seltenheiten), ein Museum mit Gemäldegallerie (9 Säle mit etwa 700 Bildern, darunter werthvolle Stücke von niederländischen Meistern), ein Antikenkabinet, welches römische und ägyptische Alterthümer, Korknachbildungen römischer Alterthümer und 278 Gipsabgüsse enthält, ein besonders an urweltlichen Thierresten reiches Naturalienkabinet, eine Münzsammlung, eine ethnographisch-historische Waffen- und Trachtensammlung u. a. m. In der Nähe des Schlosses, zwischen dem ehemaligen, 1871 total niedergebrannten Hoftheater (einem Prachtbau Mollers von 1818—19 mit 6 korinthischen Portalsäulen, dessen Wiederaufbau in Kürze beginnen wird) und dem Zeughaus (82 Meter lang, 39 Meter breit), stehen seit 1853 die Standbilder Philipps des Großmüthigen und seines Sohns Georg, des ersten Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Das

angrenzende Boskei oder der Hofgarten enthält das Denkmal der Landgräfin Karoline (gest. 1774), welcher Friedrich d. Gr. eine Marmorurne weihte mit der Inschrift: »Sexu femina, Ingenio vir«. Der Marstall (1810—12 von Mittermayer erbaut, mit zwei Reitbahnen und Raum für 160 Pferde) und die neue Kanzlei am Mathildenplatz, die Kavalleriekaserne auf dem Marienplatz am Neckarthor, der seit 1852 mit einem Denkmal der in den Napoleonischen und den Befreiungskriegen gefallenen hessischen Krieger geschmückt ist, sind andere Prachtbauten der Neustadt, der nur größere Belebtheit zu wünschen wäre. Das Rathhaus, an der Südseite des Marktplatzes, 1580 unter Georg I. erbaut, ist im Innern und Aeußern düster. Zu den Neubauten der Residenz gehört auch die 1822—27 von Moller erbaute katholische Kirche, eine von 28 korinthischen Säulen umgebene Rotunde, die von oben durch eine Kuppel Licht erhält. Die Kirche trägt die einfache Inschrift »Deo« und enthält das Marmordenkmal der Großherzogin Mathilde. Die evangelische Stadtkirche stammt theilweise aus dem Anfang des 15. Jahrh., wurde aber 1678—88 durch zwei Anbauten erweitert. Andere bedeutende Gebäude sind: der Justizpalast, das Bankgebäude, die neue Synagoge, das neue Schulhaus, der neue Ludwigsbahnhof ꝛc. D. ist Sitz der obersten Behörden des Großherzogthums und zwar der verschiedenen Ministerien, eines Oberappellationsgerichts und Hofgerichts, der Obersteuerdirektion und des Hauptzollamts, des Oberkonsistoriums, der Hauptstaatskasse und der Münze, einer Oberrechnungskammer, Oberforstdirektion, Oberbau- und Oberstudiendirektion. An Bildungsanstalten besitzt D. außer der Bibliothek und den genannten Sammlungen (s. oben) ein Gymnasium, eine polytechnische Schule (1869 aus der seit 1836 bestehenden Gewerbeschule entstanden), eine Realschule, Handelsschule, Artillerie- und Militärschule und andere treffliche Unterrichtsanstalten sowie mehrere wissenschaftliche Vereine und 18 Organe der Presse, worunter jedoch nur fünf politische. Wohlthätigkeitsanstalten sind: die Luisenstiftung, das Armenhaus, die Wilhelminenstiftung (eine Töchterversorgungsanstalt, seit 1827), der Frauenverein, das Militärlazareth, das städtische Hospital, das Landkrankenhaus, das Mathildenstift und mehrere Privatkrankenhäuser. Die Zahl der Einwohner betrug 1638: 1065, 1805 ohne Militär 8000, 1858 (mit Bessungen) 31,084 und 1871: 33,799, 1874 (mit Einschluß von ca. 3000 Mann Militär) etwa 43,000, darunter 5600 Katholiken und 1400 Israeliten. Erwerbsquellen sind Feld- und Gartenbau, Handel mit dessen Erzeugnissen (darunter namentlich Spargel, auch Wald- und Grassamen) und Fabrikation von Tapeten, Spielkarten, Zündhölzchen, Chemikalien, Tabak, Chaisen, Maschinen, technischen und musikalischen Instrumenten, Knopf- und Bijouteriewaaren, Maschinen (besonders Lokomotiven), Eisengießerei ꝛc. Den Handel und die Gewerbe unterstützen: die 1852 gegründete »Bank für Handel und Industrie«, die erste deutsche Kreditbank, und die vom gleichen Jahr datirende »Bank für Süddeutschland«, ferner die Eisenbahnen, von denen die Main-Neckar- und Main-Rheinbahn die Stadt passiren und die Odenwald- und die Riedbahn hier ausmünden. Der Großhandel betrifft Landesprodukte, besonders Wein, Oel, Spirituosen, Mehl, Petroleum, Eisen und Manufakturwaaren. Buchhandlungen gibt es 15. Die Umgebungen der Stadt scheinen wenig zu versprechen. Die Gegend ist flach und sandig und erinnert mit ihrem Föhrenwald an Strecken des deutschen Nordens. Die fleißige Kultur der Ebene erzeugt keine landschaftliche Schönheit. Aber doch ist D. das Portal zu zwei der schönsten Gegenden in Deutschland, zur Bergstraße und zum Odenwald, deren üppige Laubwälder sich bis in die Nähe der Stadt erstrecken und die schönsten Spaziergänge darbieten. Der Karlshof, das Jagdschloß Kranichstein, die Gärten von Bessungen sind ganz nahe Vergnügungsorte; entfernter liegen die Ludwigshöhe mit schöner Aussicht, der Herrgottsberg, der Donnerberg, Nieder- und Oberramstadt u. a. (letzteres Lichtenbergs Geburtsort). In D. wurden H. P. Sturz, Heinrich Merck, der Kupferstecher Chr. Heß, der Orientalist F. E. Schul, Justus Liebig, G. G. Felsing u. a. geboren. Die Lage der Stadt, 70 Meter über dem Rheinspiegel, ist sehr gesund, und eine epidemische Krankheit hat noch nicht dort geherrscht.

In Urkunden des 8. bis 11. Jahrh. erscheint ein Dorf Darmundestat. Graf Wilhelm I. von Katzenellnbogen erwarb dann 1330 Stadt- und Festungsrecht für dasselbe und erhob es zu seinem Wohnsitz. Die Stadt gelangte bald zu solchem Ansehen, daß der rheinländische Adel 1403 sein 23. großes Turnier hierher ausschrieb. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Grafen von Katzenellnbogen mit Philipps Tod 1479 kam D. durch dessen Tochter Anna, Gemahlin des Landgrafen Heinrich IV., an Hessen, was zugleich die Verlegung der Residenz zur Folge hatte. Im Jahr 1518 hatte D. eine heftige Belagerung durch Franz v. Sickingen zu bestehen, die durch einen Vergleich zwischen den kriegführenden Häuptern endete. Im Schmalkaldischen Krieg (1546) ward die Stadt von einem niederländisch-spanischen Korps unter dem kaiserlichen General, Grafen v. Büren, belagert, nach zwei von den Bürgern siegreich abgeschlagenen Stürmen mit List eingenommen, geplündert und das Schloß nebst allen dazu gehörigen Gebäuden in die Luft gesprengt. D. blieb nun lange Zeit in seinen Trümmern liegen. Philipps zweiter Sohn, Ludwig, wohnte zwar einige Jahre hier und begann den Wiederaufbau eines neuen Schlosses; allein die Stadt erholte sich erst unter dem Landgrafen Georg I. von Hessen, der D. zu seiner Residenz wählte (1567) und Stifter der hessen-darmstädtischen Linie wurde. Im Jahr 1622 wurde D. von den Truppen Ernsts von Mansfeld acht Tage lang geplündert, 1688 und 1693 von den Franzosen gebrandschatzt. Seine glänzendste Periode begann mit der Regierung Ludwigs X. (als Großherzog Ludwig I., 1790—1830). Die alten Mauern wurden größtentheils abgetragen, die Stadt nach allen Richtungen erweitert, ganze Straßen mit schönen palastähnlichen Gebäuden und eine Menge trefflicher Bildungsanstalten gegründet. In D. wurde 1820—22 der sogen. Darmstädter Handelskongreß (zur Berathung über ein gemäßigtes Mautsystem und über gemeinschaftliche Zölle) von den Bevollmächtigten mehrerer süddeutschen Staaten gehalten und im April 1852 die sogen. Darmstädter Koalition gegen den preußischen Zollverein (s. d.) geschlossen. Vgl. Karl Wagner, D. (Beschreibung und Geschichte, Darmst. 1842); Walther, Darmstädter Antiquarius (das. 1857); Ders., D. wie es war und wie es geworden (das. 1865); Mitzenius, D. (Führer, das. 1871).

Darmsteine (Kothsteine), harte, steinähnliche Körper von sehr verschiedener Form und Größe, welche

sich zuweilen im Darmkanal bilden, indem sich Kalksalze schichtenförmig um einen harten, zurückgehaltenen Kothknollen oder um einen fremden Körper, einen Kirschkern, ein verschlucktes Knochenstück ꝛc., ablagern. Beim Menschen kommen solche D. nicht sehr häufig vor und überschreiten selten den Umfang einer Bohne oder einer Kirsche. Sie bilden sich am häufigsten in dem engen, wurmförmigen Anhang des Blinddarms und rufen hier durch ihre Anwesenheit einen entzündlichen Zustand hervor, welcher zur Verschwärung und Durchlöcherung des Wurmfortsatzes sowie zu tödtlicher Bauchfellentzündung (s. d.) führen kann. Bei gewissen Thieren, namentlich bei Pferden, kommen solche D. im Blinddarm sehr häufig, meist in mehrfacher Anzahl und bis zu einem Gewicht von vielen Pfunden vor. Diese D. bestehen fast nur aus kohlensaurem Kalk, sind rundlich oder facettirt, von glatter Oberfläche, weißgrauer Farbe, hart und schwer, von grobgeschichtetem Bau und enthalten als Kern gewöhnlich ein Stück Eisen, Blei oder einen andern zufällig mit dem Futter verschluckten fremden Körper, welcher als die veranlassende Ursache zur Bildung der D. anzuklagen ist.

Darmzotten, s. Darm.

Darnley (spr. -lĕ), Heinrich Stuart, Lord, zweiter Gemahl der Königin Maria Stuart von Schottland, der älteste Sohn des Grafen Lenox und der Lady Margarethe Douglas und von beiden Seiten mit dem königlichen Haus in Schottland und England verwandt, 1541 in England geboren, kehrte in seinem 21. Jahr mit seinem Vater, einer Einladung der Königin Maria folgend, nach Schottland zurück und gewann durch körperliche Schönheit und anmuthiges Betragen die Königin so vollständig, daß diese mit Zustimmung Frankreichs, für dessen Interesse D. gewonnen war, und trotz des Protestes ihres Halbbruders, des Grafen Murray, sich mit ihm 29. Juli 1565 zu Edinburg vermählte. Doch dauerte das gute Einvernehmen nicht lange. Durch sein hochfahrendes, rohes Auftreten, seinen Mangel an feinerer Bildung und seine gesteigerten Ansprüche auf Ehre und Macht entfremdete sich D. seine Gemahlin. Aus Eifersucht auf den steigenden Einfluß des Sängers Rizio, des Geheimschreibers der Königin, und auf die Gunst, in der er bei ihr stand, drang D. am Abend des 9. März 1566 mit anderen schottischen Großen im Schloß zu Edinburg durch einen geheimen Eingang in das Zimmer der Königin, wo sich diese mit Rizio und ihren Damen befand. Rizio flüchtete sich vergeblich hinter die Königin; Georg Douglas, einer der Verschwornen, ergriff des Königs Dolch und verwundete den Sänger, worauf dieser ins Vorzimmer geschleppt und daselbst durch 56 Wunden getödtet wurde. Der König erklärte darauf offen, dies sei auf seinen Befehl geschehen. Maria, anfangs als Gefangene bewacht, söhnte sich scheinbar mit D. aus, gewann mehrere mächtige Schotten und zwang mit deren Hülfe die Mörder zur Flucht. Nun kehrte sie ihren ganzen Haß gegen D., der an jener Gewaltthat theilgenommen hatte und von allen Parteien verlassen und verachtet war. Das Verhältnis wurde durch die Geburt des spätern Jakob VI. (I.) 19. Juni 1566 nicht besser; denn Maria hatte bereits eine glühende Leidenschaft für den lasterhaften Grafen Bothwell gefaßt. Man sprach schon von Scheidung und von anderen Mitteln, wodurch Maria ihres Gemahls entledigt werden sollte. Als D. in Glasgow krank wurde, besuchte sie ihn, bewog ihn, ihr nach Edinburg zu folgen, und ließ ihm dort ein kleines Landhaus als Wohnung herrichten. Dort besuchte sie ihn täglich, schlief oft in dem Gemach unter seinem Schlafzimmer, gab ihm viele Beweise großer Freundlichkeit, und niemand zweifelte mehr an einer aufrichtigen Aussöhnung der Gatten. Die Nacht vom 9. auf den 10. Febr. 1567 brachte Maria aber in ihrem Palast zu, angeblich, weil die Hochzeit eines ihrer Diener in ihrer Gegenwart gefeiert werden solle. In derselben Nacht gegen 2 Uhr ward des Königs Haus durch Pulver in die Luft gesprengt, seinen Leichnam fand man mit Spuren von vorheriger Erdrosselung in einem benachbarten Garten. Als seine Mörder bezeichnete die öffentliche Stimme Bothwell und die Königin, jenen als Vollstrecker der That, diese jedenfalls als Mitwisserin. Aeltere Geschichtschreiber, unter den Neueren Raumer, haben sie der That geradezu für schuldig erklärt, während andere sie zu vertheidigen gesucht haben. Vgl. Maria Stuart. Nach Darnley's Tod ging der Titel eines Lord D. auf den jüngern Zweig der Lenox über, der 1672 mit Charles Stuart ausstarb, worauf König Karl II. als nächster männlicher Verwandter seinen natürlichen Sohn von der Herzogin von Portsmouth zum Herzog von Richmond und Lenox, Grafen von March und D. erhob. Eine Enkelin der Schwester jenes Charles Stuart, Theodosia, Tochter Eduard Hyde's, Grafen von Clarendon, vermählte sich mit John Bligh, der um 1722 zum Viscount D. und 1725 zum Grafen von D. (in der irischen Peerie) ernannt wurde.

Darnstädt, Johann Adolf, geschickter Kupferstecher im Landschaftsfach, geb. 1769 zu Auma im Weimarischen, bildete sich seit 1784 in Dresden unter Schulz und Zingg und wurde Mitglied und Professor der dortigen Akademie. Zu Beckers »Malerischen Beschreibungen des Plauenschen Grundes« lieferte er zierliche landschaftliche Blätter, schmückte Laborde's »Reise durch Spanien« und stach an dem Werk »Dresden mit seinen Prachtgebäuden« nach Hammers und Thurmayers Zeichnungen. Bedeutender waren zwei große historische Landschaften nach dem jüngern Dietrich: der Magier unter den Hirten, für welche er von der Mailänder Akademie 1808 die goldene Preismedaille erhielt, ferner: der Abend nach Klengel, Landschaften nach Boissieur und der Kölner Dom in Boisserée's Prachtwerk über diesen Bau.

Darōca, Stadt in der span. Provinz Saragossa (Aragonien), liegt malerisch in einer Schlucht zwischen zwei mit Kastellen gekrönten Hügeln links am Jiloca, dessen Thal prachtvoll angebaut ist, 750 Meter ü. M., ist von alten Mauern umgeben, gut gebaut und wohlhabend, besitzt 2 hochgethürmte Thore, 6 Kirchen (darunter die gothische Colegiata, ursprünglich eine Moschee, mit maurischem Portal) und zählt 2857 Einw. Bemerkenswerth ist der im 17. Jahrh. erbaute Tunnel (Mina de D.) von 780 Meter Länge und 8 Meter Höhe, welcher das Regenwasser aus dem oberhalb der Stadt gelegenen Theil der Schlucht nach dem Jilocathal ableitet. Hier 1121 Sieg Alfons' I. über die Mauren. Im S. der Stadt der See Gallocante mit Salinen.

Darondeau (spr. -rongdo), Bénoît Henri, ausgezeichneter franz. Ingenieur, geb. 1805 zu Paris, wurde auf der polytechnischen Schule daselbst gebildet, nahm 1828—35 an der franz. Küstenaufnahme theil, machte 1835—37 zu hydrographischen und physikalischen Studien eine Reise um die Welt

und leitete seitdem die verschiedensten Küstenaufnahmen im Mittelmeer, z. B. 1840 bei Sicilien, 1841 bei Sardinien, 1851 und 1853—57 an den italienischen Küsten. Seit 1843 Ingénieur hydrographe, wurde er 1865 an die Spitze des Korps der Ingenieur-Hydrographen der französischen Marine gestellt und zum Mitgliede des Bureau des Longitudes ernannt. Er starb 1. März 1869 zu Paris. D. publicirte vier Bände physikalischer Beobachtungen über seine Weltreise, eine Karte der Magelhaensstraße, nautische Instruktionen über die verschiedensten Theile der Welt, eine Beschreibung des Nabelkaps u. a.; auch gab er 1845—47 die »Mémoires hydrographiques«, 1848—53 die »Annales hydrographiques« heraus, gründete das »Livre des phares de toutes les côtes du globe« und zeichnete eine große Anzahl Karten für das Dépôt de la Marine.

Darowa, Dorf im ehemaligen böhm. Bezirk Pilsen, zur Herrschaft Raudnitz gehörig, mit einem Schloß, einem Eisenwerk, Steinkohlengruben, Potaschesiederei und 220 Einw.

Darre, Anstalt zum Trocknen oder schwachen Rösten vegetabilischer Stoffe (Obst, Getreide, Flachs, Malz ꝛc.), um dieselben entweder zum längern Aufbewahren, oder zu weiterer technischer Verwendung geeignet zu machen. Ueber die Konstruktion derselben s. Obst, Getreide, Flachs ꝛc. Im Hüttenwesen versteht man unter D. einen Oxydationsproceß, bei welchem blei- und silberhaltiges Kupfer unter Luftzutritt durchgeglüht wird, so daß das Blei mit dem Silber aussaigert, sich oxydirt und als leicht flüssiges Gemisch von Metalloxyden (Darrschlacke) in die Darrgassen des Darrofens abfließt, während das gereinigte Kupfer (Darrlinge) ungeschmolzen zurückbleibt.

Darrsucht, Abzehrungskrankheit, bei der der Körper nicht sichtlich flüssige Stoffe verliert, sondern scheinbar in sich vertrocknet. Es gehören dahin die Greisendarrsucht (marasmus senilis), die Drüsendarre der Kinder (paedatrophia), die Rückendarre (tabes dorsalis), die Bergmannsdarre (Bergsucht, tabes metallica). Vgl. Atrophie. D. heißt auch die auffallende Abmagerung, welcher mehrere Arten der Hausthiere, namentlich die größeren Säugethiere, ausgesetzt sind, und deren Charakter darin besteht, daß, obwohl die Thiere fressen, doch eine immer größere Abmagerung entsteht. Ursache des Uebels ist die Erkrankung irgend eines für die Ernährung wichtigen Organs, z. B. der Lunge, der Leber, des Magens, des Darms und namentlich der Lymphdrüsen. Die hauptsächlichsten Symptome sind: trotz guten Futters kein Gedeihen, Abmagerung, unreine, trockene, welke oder auch steife, harte Haut; trockenes, glanzloses, struppiges Haar; zusammengefallener oder (bei jüngeren) aufgetriebener, dicker, aber schlaff herabhängender Bauch, Freßgier oder Gelüste; dann Bleichsucht, Blutarmut, Erschöpfung, Zehrfieber. Der Erfolg der Behandlung ist stets zweifelhaft; man bemühe sich daher, die Verdauung und Assimilation zu befördern. Man schone vor allen Dingen die Thiere, gebe ihnen ein gutes, nahrhaftes, aber leicht verdauliches Futter, z. B. Hafer- und Gerstenschrot, gewürzhaftes, gutes Heu, Mohrrüben, Disteln, und lasse sie, wenn es die Jahreszeit erlaubt, auf gute, vorzüglich mit gewürzhaften Kräutern bewachsene Weiden gehen. Die Hautthätigkeit ist durch tägliches Putzen anzuregen, bei langem Haar ist das Scheren vortheilhaft. Bei Durchfall ist trockenes Futter und warme Bedeckung des Körpers angezeigt; hält der Durchfall an, so gebe man eine Auflösung von Alaun. Bei sauer riechendem Koth setze man etwas Kreide zum Futter oder Natron oder Magnesia zum Getränk. Auch beim Hausgeflügel zeigt sich bisweilen infolge Mangels an gutem und hinreichendem Futter und Getränk ein ähnliches Leiden, welches sich aber durch gutes Körnerfutter, Grünfutter und frisches Trinkwasser meist rasch beseitigen läßt. Stubenvögel leiden an einer andern Art D. Die Patienten lassen die Flügel hängen, werden traurig und verlieren die Federn oder reißen sich dieselben aus. Zur Beseitigung des Uebels ist namentlich öfter wiederholte gründliche Reinigung des Käfigs durch Abbrühen oder Abwaschen mit nachfolgender Ausräucherung mit Schwefel angezeigt. Im Sommer gebe man den Vögeln viel Grünes.

Mit D. bezeichnet man auch eine Pflanzenkrankheit, die besonders an Bäumen auftritt und in einem sich immer wiederholenden Dürrwerden einzelner Zweige in größerer oder geringerer Häufigkeit besteht. Dieser Erscheinung, welche mit dem infolge von Trockenheit eintretenden Dürrwerden, das stets die ganze Pflanze ergreift, nicht zu verwechseln ist, können jedenfalls sehr verschiedenartige, nicht immer mit Sicherheit anzugebende Ursachen zu Grunde liegen, sowohl ungünstige Beschaffenheit des Mediums, wie giftige Gase, Rauch u. dgl., schädliche Bodenbestandtheile, als auch innere Veranlassungen; insbesondere hängt in vielen Fällen die Erscheinung mit dem allmählichen Erlöschen der Lebensthätigkeit zusammen, wobei gewöhnlich die vom Boden entferntesten Theile zuerst der D. anheimfallen. Derartige Bäume pflegt man als gipfeldürre zu bezeichnen. Diesem Zustand fällt von oben herab ein Theil des Baums nach dem andern zum Opfer.

Dars, bewaldete Halbinsel an der pommerschen Küste, zum Kreis Franzburg des Regierungsbezirks Stralsund gehörig, im W. mit dem mecklenburg-schwerinischen Fischerland zusammenhängend, im O. durch einen schmalen Kanal von der Insel Zingst getrennt, umfaßt 75 ☐Kilom. mit fünf Ortschaften (darunter Prerow), welche bedeutenden Mohrrübenbau und Holzhandel treiben. Die Nordspitze heißt Darserort, mit einem Leuchtthurm.

Darstellende Künste, s. v. w. bildende Künste, besonders aber die Reihe von Künsten, deren Ziel es ist, fremde Kunstproduktionen zu reproduciren und auf möglichst vollendete Weise zur Anschauung zu bringen, also poetische (rhetorische) und musikalische Deklamation, Mimik, Schauspielkunst und Orchestik.

Darstellung, im ästhetischen Sinn des Worts die Vorführung eines innerlich Vorgestellten für die äußere Wahrnehmung. Dieselbe ist successiv, wenn das Vorzuführende selbst eine Vorstellungsreihe, simultan, wenn es ein gleichzeitiges Ganzes von Vorstellungen ist. Jenes findet z. B. in der Schauspiel-, dieses in der bildenden Kunst statt. Ob das innerlich Vorgestellte ein frei erfundenes oder der Wirklichkeit (Natur und Geschichte) entlehntes sei, ist dabei von keiner Wichtigkeit; dagegen ist es für die D. von der größten Bedeutung, daß jenes und dessen sinnlich wahrnehmbare Verkörperung einander vollkommen decken. Je unvollkommener die Kongruenz, es sei aus was immer für einem Grunde, desto weiter bleibt die D. hinter dem Darzustellenden zurück. Der häufigste Grund jener Inkongruenz, von der Nachlässigkeit oder dem absichtlichen Nichtwollen des

Darstellers abgesehen, liegt in der Unvollkommenheit der Darstellungsmittel. Dieselben theilen sich, je nachdem die äußere Wahrnehmung des Darzustellenden durch das Auge oder das Ohr erfolgen soll, in sichtbare (Geberdensprache, Bildersprache) und hörbare (Lautsprache, Tonsprache), woraus die Eintheilung in bildnerische, redende und musikalische D. sich ergibt. Letztere beiden, deren Darstellungsmittel, das Hörbare, zeitlich (eine Aufeinanderfolge von Worten und Tönen) ist, eignen sich vorzugsweise zur D. von Vorstellungsreihen (Begebenheiten und Handlungen), die erstgenannte, deren Darstellungsmittel, das Sichtbare, räumlich (Umriß, Fläche und Körper, beleuchtet und dunkel, farblos oder gefärbt) ist, dagegen zur D. eines gleichzeitig vorhandenen Ganzen von Vorstellungen (Stimmungen und Situationen). Je nachdem die D. des innerlich Vorgestellten durch diesen Vorstellenden selbst oder durch andere erfolgt, unterscheidet man producirende und reproducirende D. Jene gibt der Redner, der seine Rede, der Dichter, der seine Dichtung, diese der Prediger, welcher die Predigt, der Rhapsode oder Schauspieler, welcher die Dichtung eines andern vorträgt. Aehnlich wie die letzteren verhält sich der ausführende Musiker, der vervielfältigende Künstler (Stecher, Bildgießer rc.) zum Komponisten und Originalbildner. Dabei ist zu bemerken, daß um der Unvollkommenheit der Darstellungsmittel willen, in welchen die producirende D. niedergelegt ist (Laut- und Notenschrift rc.) für die reproducirende D. manche Lücke übrig bleibt, die sie aus Eigenem zu ergänzen und so in gewissem Sinn selbst producirend darzustellen genöthigt wird. Dies tritt insbesondere bei der Kunst des Schauspielers und des ausführenden Musikers stark hervor, wo der Dichter für Ton, Haltung, Geberde, der Komponist für Tempo, Modulation, Ausdruck nur wenige unzureichende Angaben in Worten hinzufügen kann. Gefordert wird, daß der Darsteller in solchen Fällen kongenial mit dem Dichter und Komponisten, d. h. so verfahre, daß das von diesem ursprünglich innerlich Vorgestellte in möglichster Fülle und Reinheit zur äußern Erscheinung komme.

Darstellung Christi, Fest der, christliches Fest, wird in der katholischen Kirche am 2. Febr. (Mariä Reinigung, Lichtmeß) gefeiert (nach Luk. 2, 22 ff.).

Darstellung der Jungfrau Maria, katholisches Fest, gefeiert 21. Nov., entstand zu Anfang des 12. Jahrh. Nach der Tradition wurde Maria von ihren Eltern Jehovah gewidmet und in ihrem 2. Jahr dargestellt, worauf sie bis zum 12. Jahr im Tempel blieb.

Dartford (spr. -förd), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, liegt 24 Kilom. östlich von London, an der Eisenbahn nach Chatham im Thal des Darent, der 15 Kilom. unterhalb in die Themse mündet, hat eine schöne Kirche, mehrere Gotteshäuser der Dissidenten, ein literarisches Institut, Ruinen eines 1371 gegründeten Nonnenklosters und (1871) 8298 Einw. D. treibt lebhaften Handel und ist durch diesen und seine Industrie im raschen Aufblühen begriffen. Die Stadt hat Eisengießereien, Walzwerke, Maschinenfabriken, Kattun- und Seidedruckereien, Papier-, Oel-, Pulver- und Getreidemühlen.

Dartmoor (spr. dartmūr), eine granitische Insellandschaft in der engl. Grafschaft Devon, nordöstlich von Plymouth, etwa 37 Kilom. lang und breit, war ehemals stark bewaldet, bietet jetzt aber nur schlechtes Heideland, das kleine Schafe abweiden, Sümpfe und zerstreut liegende Granitblöcke dar. Die Südseite fällt steil ab, die Nordseite mehr terrassenförmig; die bedeutendsten Höhen sind der Yeo Tor (624 Meter) und der High Wilhays (621 Meter), beide zur Rechten an der von Tavistock nach Okehampton führenden Landstraße. Im D. entspringt der Fluß Dart, der nach 67 Kilom. langem Lauf bei Dartmouth in den Kanal mündet.

Dartmouth (spr. -möth), 1) Hafenstadt in der engl. Grafschaft Devon, an der Mündung des Dart in den Kanal, terrassenförmig am Abhang eines Hügels gelegen, hat enge und schmutzige Straßen, theilweise mit Holzschnitzerei verzierte Häuser und (1871) 5338 Einw. Eine fliegende Brücke verbindet es mit dem gegenüber liegenden Kingsbridge. Der Hafen ist für Schiffe von 500 Tonnen zugänglich und wird durch das Fort Petrox vertheidigt. Die Stadt besitzt 190 Seeschiffe von 16,558 Tonnen, führte 1872 für 33,195 Pfd. Sterl. Waaren ein und für 2123 Pfd. Sterl. aus und betreibt einigen Küstenhandel. Der Fischfang beschäftigt 499 Fischerboote. Auch Schiffbau wird betrieben. D. wurde im 12. Jahrh. von den Franzosen unter Richard I., dann unter Heinrich IV. weggenommen, 1404 aber vergeblich angegriffen. Hier fand 1372 die Landung der Franzosen und Kastilianer, 1470 die Warwicks und Clarence's statt. — 2) Hafenstadt im nordamerikanischen Staat Massachusetts, Grafschaft Bristol, an der Buzzardsbai südöstlich von Boston gelegen, mit (1870) 4135 Einw., welche Fischfang und Küstenhandel betreiben.

Daru (spr. -rü), 1) Pierre Antoine Bruno, Graf, franz. Finanzmann, Dichter und Geschichtschreiber, geb. 12. Jan. 1767 zu Montpellier, trat im 16. Jahr in den Militärdienst und war Kriegskommissär, als er sich 1789 der Revolution anschloß. Im Jahr 1793 als verdächtig verhaftet, erhielt er erst 9. Thermidor seine Freiheit, nicht aber seine Stelle wieder. Im folgenden Jahr ward er Chef einer Abtheilung im Kriegsministerium und bald darauf Commissaire-ordinateur en chef bei der Donauarmee. Während dieser Geschäftsführung vollendete er seine Uebersetzung des Horaz (»Traduction en vers des poésies d'Horace«, Par. 1800, 6. Aufl. 1823, 2 Bde.), die seinen literarischen Ruf begründete. Napoleon I. benutzte ihn bei der Kriegsverwaltung und zu immer wichtigeren Geschäften, erhob ihn in den Grafenstand und ernannte ihn zum Minister und Bevollmächtigten bei den Friedensschlüssen von Preßburg, Tilsit und Wien. In den Jahren 1805, 1807 und 1809 war er Generalintendant in Preußen und Oesterreich. Nach der Restauration theilte er anfangs mit anderen Anhängern Napoleons das Loos der Zurücksetzung, ward aber 1818 zum Pair ernannt und stimmte nun im Sinn der gemäßigten Partei. Seit 1828 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, starb er 5. Sept. 1829 auf seinem Landsitz Becheville bei Meulan. Man hat von ihm eine Uebersetzung des »Orator« von Cicero (Par. 1787) und des Horaz (neue Aufl. 1804—1805, 4 Bde.; 6. Aufl. 1823, 2 Bde.). Seine »Cléopédie ou Théorie des réputations littéraires« (Par. 1800) ist ein Gedicht voll Geist und feiner Wendungen. Sein Hauptwerk ist jedoch die »Histoire de la république de Venise« (Par. 1819, 7 Bde.; 4. Aufl. 1853, 9 Bde.; deutsch von Ruprecht, 2. Ausg., Leipz. 1859, 4 Bde.). Minder anziehend, doch sehr gründlich ist die »Histoire de la Bretagne« (4. Aufl., Par. 1828, 4 Bde.; deutsch von

Schubert, Leipz. 1831, 2 Bde.). Ein nachgelassenes didaktisches Gedicht, »L'astronomie« (Par. 1836), gehört zu Daru's besten poetischen Leistungen.

2) Martial Noël Pierre, Graf, Bruder des vorigen, geb. 2. Juli 1774, war ebenfalls einer der treuesten Anhänger Napoleons I., unter dem er mehrere militärische und administrative Aemter bekleidete, und starb 18. Juli 1827. Sein Sohn, Charles Martial, Graf D., geb. 14. April 1816, hat sich als Schriftsteller im Fach der Rechtsgelehrsamkeit und Nationalökonomie einen Namen gemacht.

3) Napoléon, Graf, Sohn von D. 1), geb. 11. Juni 1807 zu Paris, erbte 1829 von dem Vater die Pairswürde, ward nach der Februarrevolution 1848 vom Departement Marche als Stellvertreter in die konstituirende, dann in die legislative Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. Im Jahr 1850 gehörte er zum orléanistischen Komité. Wegen seiner Protestation gegen den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 ward er auf kurze Zeit verhaftet und lebte dann in Zurückgezogenheit, aus der er 1869 bei den allgemeinen Wahlen heraustrat und als konservativ-liberaler Kandidat gegen den officiellen Kandidaten de Tocqueville siegte. Anfangs 1870 trat er in das Ministerium Ollivier als Minister des Aeußern und zeigte sich als entschiedenen Gegner der Kurie beim vatikanischen Koncil. Als er bemerkte, daß Napoleon III. wieder in den alten Weg des Absolutismus einlenken wollte, reichte er kurz vor dem letzten Plebiscit des zweiten Kaiserreichs seine Entlassung ein (s. Buffet) und zog sich ins Privatleben zurück, aus dem er erst nach Beendigung des deutsch-französischen Kriegs zeitweilig wieder hervortrat. D. ist seit August 1860 Mitglied der Akademie für moralische und politische Wissenschaften. Am 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, nahm er seinen Platz im rechten Centrum.

Daruvár, Marktflecken im Poseganer Komitat von Slawonien, in der sogen. Kleinen Walachei und an der Toplicza, mit 3 Kirchen verschiedener Konfessionen, einem schönen Schloß, Marmorbrüchen, warmen, stark besuchten Schwefelbädern und (1869) 4900 Einw. Der Ort hieß ehemals Jasornia und soll schon zur Römerzeit vorhanden gewesen sein. Die Tempelherren hatten bei D. einen Hauptsitz.

Darw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für C. Darwin (s. d.).

Darwen (Over- und Lower-D.), Fabrikort in der engl. Grafschaft Lancaster, 4 Kilom. südlich von Blackburn, mit Papiermühlen, Eisenwerken, Kohlengruben und (1871) 21,278 Einw.

Darwin, 1) Erasmus, engl. Arzt, Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. 12. Dec. 1731 zu Elton in der Grafschaft Nottingham, studirte zu Cambridge und Edinburg Medicin, prakticirte eine Zeitlang zu Litchfield und lebte später zu Breadwall bei Derby, wo er 18. April 1802 starb. Er trat als Schöpfer eines eigenen physiologischen Systems auf, in welchem er zur Erklärung des Lebens einen besondern Lebensgeist annahm, der auch in den Pflanzen der Grund aller Verrichtungen sei und sich selbst in diesen durch Gefühl und Willensthätigkeit äußere. Er schrieb: »Zoonomia or the laws of organic life« (Lond. 1794, neue Aufl. 1810, 4 Bde.; deutsch von Brandis, Hannov. 1795—99, 5 Bde.); »Phytonomia, or the philosophy of agriculture and gardening« (Lond. 1800; deutsch von Hebenstreit, Leipz. 1801, 2 Bde.); »A plan for the conduct female education etc.« (Lond. 1797; deutsch bearbeitet von Hufeland: »Anleitung zur Erziehung des weiblichen Geschlechts«, Berl. 1822). Das Gedicht »The botanic garden etc.« (Lond. 1781—92, 4. Aufl. das. 1799, 2 Bde.), jene Ideen über das Wirken des Lebensgeistes in der Pflanzenwelt enthaltend, und das nicht minder originelle Lehrgedicht »The temple of nature or the origin of society« (das. 1803; deutsch von Kraus, Braunschw. 1808) erschienen auch in Darwins »Poetical works« (Lond. 1806, 3 Bde.). Sein Leben beschrieb Miß Seward (Lond. 1804). Vgl. Cröme, Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände aus Darwins »Botanic garden« (Hamb. 1810).

2) Charles Robert, ausgezeichneter Naturforscher, geb. 12. Febr. 1809 zu Shrewsbury, bezog 1825 die Universität Edinburg, besuchte seit 1827 das Christ's-College zu Cambridge und erhielt hier 1831 den ersten akademischen Grad. In demselben Jahr schloß er sich der Expedition des Kapitäns R. Fitzroy an, besuchte Brasilien, die Magelhaensstraße, die Westküste Südamerika's und die Inseln der Südsee und kehrte Oktober 1836 nach England zurück. Seit 1842 lebt er, vielfach durch Kränklichkeit in seinen Arbeiten gestört, auf einem Landsitz, Down bei Bromley in Kent, und bekleidet hier die Stelle eines Grafschaftsmagistrats. D. hatte auf seiner Erdumsegelung ein ungemein reiches Material gesammelt, dessen Verarbeitung ihn lange beschäftigte. Im Jahr 1839 veröffentlichte er das Tagebuch seiner Beobachtungen (»Journal of researches in natural history and geology«) als dritten Theil der von Fitzroy herausgegebenen Beschreibung seiner Reise, und 1845 erschien dasselbe Werk selbständig als »Voyage of a naturalist round the world« (deutsch von Dieffenbach, Lond. 1844). Die zoologische Ausbeute der Reise wurde von Owen, Waterhouse, Gould, Bell und Jenyns bearbeitet und, von D. mit einer Einleitung versehen, als »Zoology of the voyage of H. M. ship Beagle« (Lond. 1840—48, 5 Bde.) herausgegeben. Hatte schon die 1842 herausgegebene Schrift über den Bau und die Verbreitung der Korallenriffe (2. Aufl. 1874) neben der zoographischen auch eine geologische Bedeutung gehabt, so waren mehrere andere Arbeiten Darwins ausschließlich der Geologie, vorzüglich Südamerika's, gewidmet. Dahin gehören: »Geological observations on Volcanic Islands« (1842, neue Ausg. 1851), »Geological observations on South America« (1846) und mehrere in den Abhandlungen der Londoner Geologischen Gesellschaft veröffentlichte Arbeiten. Als geschickter Erforscher selbst minutiöser Gegenstände und als glücklicher und gewandter Experimentator zeigte sich D. in seinen Untersuchungen über die Rankenfüßer, von welchen die Ray-Society 2 Bände: »Monograph of pedunculated and sessile Cirripedia« (Lond. 1851—53, 2 Bde.) veröffentlichte, während in den Schriften der Palaeontographical Society Monographien über fossile Rankenfüßer erschienen. Später folgten Untersuchungen über die Bewegungen der Schlingpflanzen, über den Di- und Trimorphismus von Linum, Lythrum und Primula und über die Befruchtung der Orchideen durch Insekten (»On the various contrivances by which British and foreign orchids are fertilized«, Lond. 1862; deutsch von Bronn, Stuttg. 1862). Alle diese Arbeiten, so wichtig sie an sich auch sind, erscheinen doch nur als Vorstudien zu dem epochemachenden Werk: »On the origin of species by means of natural selection« (Lond. 1859, 6. Aufl. 1872; deutsch von Bronn, nach der 6. Aufl. von

Carus, 5. Aufl., Stuttg. 1872), welchem als weitere Ausführungen »Variation of animals and plants under domestication« (Lond. 1868, 2 Bde.; deutsch von Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1873—74), »The descent of man, and on selection in relation to sex« (Lond. 1871, 2 Bde.; 3. Aufl. 1874 in 1 Bd.; deutsch von Carus, 3. Aufl., Stuttg. 1874), »Expression of the emotions in men and animals« (Lond. 1872; deutsch von Carus (2. Aufl., Stuttg. 1874) folgten. Eine deutsche Gesammtausgabe der Werke Darwins erscheint Stuttgart 1874 ff. in 10 Bänden. Das Hauptwerk wurde nicht nur in fast alle lebenden Sprachen übersetzt, sondern rief auch eine außerordentlich große Zahl ausführlicher Kritiken, eingehender monographischen Arbeiten und mehrere größere Schriften hervor; es wird für immer einen Wendepunkt bezeichnen in der Geschichte der Botanik und Zoologie, und in der That ist sein Einfluß in fast allen neueren Einzelarbeiten denkender Naturforscher zu erkennen. D. erhielt die erste Anregung zur Verfolgung der Frage über den Ursprung der Arten während seiner Reise, wo ihm gewisse Thatsachen der geographischen Verbreitung organischer Wesen in Südamerika und des zoologischen Verhaltens der früheren Bewohner jenes Kontinents zu den jetzigen auffielen. Seitdem hat er die Materialien gesammelt, welche er dann aufs glücklichste zu verwerthen wußte, indem er auch die scheinbar unbedeutendste Erscheinung im Licht eines geistigen Zusammenhangs mit anderen auffaßte. Ganz besonders wichtig ist aber auch das seiner Schrift innewohnende methodologische Verdienst, sich den verschiedenen Formen der belebten Natur in gleicher Weise gegenüber gestellt zu haben wie anderen Naturerscheinungen; durch den ganzen Verlauf seiner Darstellung wies er in einem glänzenden Beispiel nach, wieviel eine streng wissenschaftliche, zwar vorurtheilsfreie, doch von jeder Schroffheit sich weit entfernt haltende Behandlung gewisser Thatsachen zur Aufklärung einer ganzen Gruppe sonst nur für Wunder zu haltender und damit außer den Bereich der Wissenschaft tretender Erscheinungen beitragen kann. Vgl. Darwin'sche Theorie.

Darwin'sche Theorie. Während auf dem Gebiete der sogen. exakten Naturwissenschaften die ausnahmslos bindende Gültigkeit des Kausalitätsgesetzes schon lange anerkannt war und die neuesten großen Fortschritte in denselben nur eine Folge der konsequenten Anwendung desselben waren (Gesetz der Erhaltung der Kraft, Wechselwirkung der Naturkräfte 2c.); während man ferner in Bezug auf die Erklärung der am Individuum ablaufenden Lebenserscheinungen wissenschaftlich vorging, dieselben als nothwendige Folgen gewisser Bedingungen, ja nur als besondere Formen allgemeiner Processe auffaßte und hierdurch die Physiologie jene Fortschritte thun ließ, welche sie wenigstens innerhalb gewisser Grenzen zu einer exakten Disciplin machten: blieben alle die sich auf den Formenreichthum der belebten Natur beziehenden Fragen nicht bloß unberührt, sondern man scheute sich geradezu, den schon seit längerer Zeit auftauchenden Anregungen zu einer vorurtheilsfreien Behandlung derselben zu folgen, und betrachtete die Pflanzen- und Thierarten als einmal gegebene Thatsachen, deren Erklärung, wenn man auch nicht an ihre wunderbare, also mit Durchbrechung des Kausalzusammenhangs erfolgte, Erschaffung glaubte, man auf sich beruhen ließ. Auf allen anderen Gebieten erkannte man den »Fluß der Erscheinungen«, den beständigen Wechsel der Formen und Wirkungen an und führte letztere auf wechselnde, wiederum in ihrer Art von veränderlichen Bedingungen abhängige Ursachen zurück. In Bezug auf die Pflanzen- und Thierwelt hatte J. Ray den Begriff der naturhistorischen »Art« erfunden, Linné denselben angenommen. So zweckmäßig, ja nothwendig ein solches Verfahren für die beschreibende Naturforschung war, so wurde diese »Art« doch für den Fortschritt verhängnisvoll, als man dieselbe mit der persönlichen Thätigkeit eines Schöpfers in Verbindung setzte und mit Linné gegen Ray's ursprüngliche Meinung ausdrücklich annahm, daß es nur so viele Arten gebe, als anfänglich erschaffen worden seien. Hierdurch war nun natürlich jedes weitere Forschen ausgeschlossen. Die Arten waren geschaffen; ob dies natürlich zu erklären sei, danach hatte weder die Wissenschaft zu fragen zunächst eine Veranlassung, noch lag es im Interesse des Glaubens, das vermeintliche Wunder zu enthüllen. Die Pflanzen und Thiere waren aber der Beobachtung und dem Experiment zugänglich, und beides wies immer eindringlicher darauf hin, daß die Annahme einer Unveränderlichkeit der lebenden Wesen vom Anbeginn an nicht haltbar sei. Es war das Verdienst Lamarcks (s. d. und Transmutationshypothese), es zuerst entschieden ausgesprochen zu haben, daß die Arten, d. h. jene Gruppen von einander in allen wesentlichen Merkmalen ähnlichen Individuen, welche immer wieder Gleiches erzeugen, sich allmählich verändern. Wenn auch die deskriptive Botanik und Zoologie noch immer ohne den Begriff typischer, unveränderlicher Arten nicht auskommen zu können meinte, wenn auch Cuvier selbst, von seiner Lehre der thierischen Typen ausgehend, die Arten in Schutz nahm, so wurde doch, besonders nachdem der ältere Geoffroy Saint-Hilaire auf die Verschiedenheit und Verwandtschaft der fossilen Formen hingewiesen hatte, der Glaube an die Unveränderlichkeit der Arten immer mehr erschüttert. Es war aber für die Wissenschaft verhältnismäßig von nur geringem Interesse, ob man veränderliche oder unveränderliche Arten annahm, so lange es nicht gelang, die Veränderlichkeit in die Reihe anderer Bewegungs- und Entwickelungserscheinungen und vor allem in die Kette der Kausalverbindungen zu bringen, sie zu erklären. Lamarck glaubte, »die Gewohnheiten, die Lebensweise und alle die anderen einwirkenden Umstände seien es, welche mit der Zeit die Form des Körpers und seiner Theile gebildet haben«. Abgesehen davon, daß dabei kein einziges der im Naturhaushalt vorliegenden Momente in Bezug auf sein ursächliches Verhalten zu den lebenden Formen konkret erfaßt war, bot dieser Ausspruch nichts anderes dar als eine mit einem teleologisirenden Zusatz versehene Umschreibung der Thatsachen selbst. Es war nun aber inzwischen durch die wichtigen Arbeiten C. E. v. Baers über Entwickelungsgeschichte ein weiterer Kreis von Formveränderungen an Thieren erschlossen und deren Tragweite erkannt worden. Das Individuum durchläuft während seiner Entwickelung Formzustände, welche, anfänglich den Typus oder den allgemeinen Charakter des Unterreichs darbietend, erst nach und nach durch das Auftreten immer speciellerer Merkmale zur elterlichen Form hinführen. Da nun die verschiedenen Klassen und Ordnungen eines großen Unterreichs etwas ganz Aehnliches darbieten, da auch hier immer specialisirtere Formen auftreten, so lag es nahe, auch hier an eine Entwickelungsweise zu denken. Es war nun Charles Darwin, welcher

sämmtliche hierher gehörigen Erscheinungen verband und unter Berücksichtigung der von den Thieren selbst dargebotenen Lebensäußerungen zu einer Erklärung der Formenmannigfaltigkeit, des Ursprungs der Arten benutzte. Er geht nicht von der Annahme der Veränderlichkeit der Arten aus, sondern untersucht die Individuen und beweist, daß sich die sogen. Arten verändern müssen, daß sie nur vorübergehend fixirte Zustände in dem beständigen Entwickelungsproceß thierischen Lebens sind. Indem er aber hierfür Zeugnisse aus dem Leben der Individuen, aus dem ganzen Haushalte der belebten Natur in einer kaum noch dagewesenen Fülle sammelt und geordnet vorführt, zeigt er gleichzeitig, wie die Entwickelung zunächst einer Klasse oder eines Unterreichs von allgemeinen zu immer specialisirteren Formen fortschreiten muß, wie ferner die individuelle Entwickelung die der Klasse in gedrängter Form wiederholt, wie daher die figürlich als verwandt bezeichneten Formen in einer Beziehung wirklicher, echter Blutsverwandtschaft zu einander stehen. Sein Ideengang, der wesentliche Inhalt der nach ihm genannten Theorie ist folgender. Die einfache tägliche Erfahrung ergibt, daß die zu einer Art gehörigen Individuen einander ebensowenig jemals absolut gleichen wie die Glieder einer Familie, daß sie vielmehr in größerem oder geringerem Grad einander unähnlich sind, also von dem vermeintlichen Urbilde der Art a b ä n d e r n. Die Beobachtung wild lebender Thiere und Pflanzen bestätigt dies; man hat im System Varietäten aufzuführen Veranlassung gehabt, welche entweder als lokale, endemische, klimatische &c. in einen gewissen Bezug zu den umgebenden Bedingungen gesetzt, oder einfach als Thatsachen, für welche man eine Erklärung nicht weiter suchen zu müssen glaubte, hingenommen wurden. Die Erfahrungen der Thier- und Pflanzenzüchter erweitern diese Beobachtungen, namentlich durch den Nachweis, daß kein einziges System des lebenden Körpers von dieser Variabilität unberührt gelassen wird. Die Abänderungen, welche Folgen der vor und während des Zeugungsakts auf das zeugende Individuum wirkenden Einflüsse sowie der verschiedenen Bedingungen sind, denen die Keime oder Eier während ihrer Entwickelung ausgesetzt sind, können in allen nach den physikalischen, chemischen, mechanischen, überhaupt molekularen Eigenschaften des zeugenden und gezeugten Wesens möglichen Richtungen hin auftreten. Diese Eigenschaften bedingen das in bestimmten Grenzen nothwendige Festhalten an einer allgemeinen typischen Form; es kann z. B. ein Insekt nicht in eine Fischform oder umgekehrt abändern, da die Elementartheile beider durch den Mechanismus ihrer konstituirenden Moleküle sich zu Wirbelthier- und Gliederthier-, beziehentlich zu Fisch- und Insektenkörpern aneinander legen. Da ferner die Zeugungsprodukte anfänglich Theile der zeugenden Individuen, also auch der Konstitution derselben theilhaftig sind, so haben sie auch dieselben Eigenschaften, wachsen, entwickeln sich in derselben Richtung wie ihre Erzeuger, d. h. sie erben Bau und Konstitution mit der durch die Ursachen der Veränderlichkeit gegebenen Einschränkung. Es werden aber die Abänderungen selbst, als charakteristische Eigenschaften der Erzeuger, ebenso streng vererbt wie andere Eigenschaften. Das Vorkommen konstanter, lokaler und anderer Varietäten, besonders aber die Thier- und Pflanzenzucht beweisen das strenge Vererben der allerverschiedenartigsten Abänderungen. Darwin gibt, um dies gleich hier zu betonen, ausdrücklich zu, daß der Einfluß äußerer Bedingungen auf Bildung von Varietäten von großer Bedeutung ist, wennschon im einzelnen der ursächliche Zusammenhang nicht immer deutlich zu übersehen, besonders aber die Erhaltung solcher Varietäten damit nicht berührt ist. Abänderungen werden ferner wieder verschwinden, wenn durch die Paarung mit unveränderten Individuen die Vererbungskraft des abgeänderten Individuums durch die stärkere Vererbungstendenz der schon länger bestandenen Eigenschaften überwogen wird. Isolirung befördert daher die Erhaltung bestimmter Varietäten, die Artbildung; Kreuzung führt leicht zum Rückschlag. Wie nämlich die typische Form lebender Wesen das Resultat ihrer Konstitution im obigen Sinn ist, so müssen Abänderungen als Abweichungen in der molekularen Anordnung und Wirksamkeit der konstituirenden Theile angesehen werden. Paaren sich zwei in gleicher Richtung abändernde Individuen, so wird die Abänderung gestärkt, befestigt, häufig vergrößert. Paaren sich dagegen zwei in verschiedener Richtung abändernde Individuen oder ein abänderndes mit einem unveränderten, so heben sich die Gegensätze auf, und die in der Konstitution allgemein begründete ältere Form erscheint in der Vererbung wieder; es erfolgt Rückschlag. Variabilität und Erblichkeit sind die beiden thatsächlichen Theile der Darwin'schen Theorie, über welche, als über Thatsachen, sich gar nicht streiten läßt. Die Anwendung derselben auf die Entstehung der Arten, ja auf den Ursprung des ganzen in Typen, Klassen, Ordnungen &c. anzuordnenden Formenreichthums der belebten Natur macht die Zuhülfenahme einer Betrachtung nöthig, welche allerdings wesentlich aus den Vorkommnissen im Naturhaushalt erschlossen ist, sich aber doch als keine bloße Spekulation, sondern, auf den einfachsten Ausdruck gebracht, als ein Naturgesetz bezeichnend herausstellt. Es ist dies der K a m p f u m s D a s e i n mit der n a t ü r l i c h e n Z u c h t w a h l. Bei der Zeugung findet eine Zunahme der Individuenzahl, eine Vermehrung in einem solchen Verhältnis statt, daß schon nach der ersten Generation ein mäßig bevölkerter Distrikt nicht mehr im Stande sein wird, alle Individuen zu erhalten, wenn nicht entweder beständig neue oder noch offene Stellen im Naturhaushalt mit Formen erfüllt werden oder zwischen den Individuen eine Auswahl getroffen wird. Was das erstere betrifft, so gibt es theils in der örtlichen Beschaffenheit Verhältnisse, an welche sich noch immer, weil bis dahin unbesetzt, Individuen anpassen können, z. B. nasse, feuchte, kalte, niedrige, oder hohe, trockene, sonnige Stellen, oder in Wurzel, Rinde, Blattstiel, Blüte u. dgl. m., theils auch gegenseitige Beziehungen einzelner Formen zu einander in direkter Abhängigkeit oder in Verschiedenheit des zeitlichen Ablaufs oder Eintritts periodischer Lebensprocesse &c. Waren aber alle diese Verhältnisse noch nicht realisirt, so müssen abändernde Individuen auftreten, welche in ihren Abänderungen diesen neuen Bedingungen entsprechen. Also auch hier schon werden nicht alle Individuen erhalten werden, sondern nur solche, welche in Bezug auf das Eingehen neuer Beziehungen günstig abändern. Noch auffallender wird dies aber, wenn für den Augenblick alle denkbaren Beziehungen der lebenden Wesen zu einander und zu den umgebenden Bedingungen für realisirt angenommen werden und nun gefragt wird: welche Formen bleiben bei einer weitern, mit jeder Generation nothwendigen und naturgemäßen Vermehrung

der Individuen leben? Hier tritt der Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl am intensivsten auf, zwischen den nächsten Verwandten am heftigsten, weil der Kreis ihrer Lebensbedingungen am ähnlichsten, häufig fast identisch ist. Darwin sagt: die begünstigten Rassen werden erhalten; allgemeiner bezeichnet es Herbert Spencer: das Passendste überlebt das andere. Am einfachsten wird der Satz ausgedrückt, wenn man sagt: nur das bleibt leben, was (unter den gegebenen Verhältnissen) leben kann. Es übt also nicht die Natur, als eine geistige, über den lebenden Formen schwebende Persönlichkeit, eine bewußte Wahl aus (wie man Darwin merkwürdigerweise des metaphorischen Ausdrucks wegen vorgeworfen hat), sondern die starre Nothwendigkeit wählt, d. h. erhält. Von den infolge natürlicher Gesetze auftretenden Veränderungen entsprechen bei sich ändernden Verhältnissen nur gewisse den nothwendigen Bedingungen; nur diese können leben. Daß nun während der für menschliche Verhältnisse unendlich erscheinenden Zeiträume, welche in Bezug auf die Entwickelung der von den frühesten geologischen Epochen an erscheinenden Thier- und Pflanzenwelt in Betracht kommen müssen, hinreichende Mannigfaltigkeit sowohl in den äußeren Bedingungen, als auch in den gegenseitigen Beziehungen der lebenden Wesen zu einander, überhaupt in allem Detail des großen Naturhaushalts aufgetreten ist, um den bei zahllosen Generationen sicherlich auch in unendlicher Fülle vorgekommenen Abänderungen Lebensfähigkeit zu bieten, dadurch Vererbung, zeitweise Konstanz, weitere Abänderung und Vererbung zu veranlassen, das ist Thatsache und wird nicht bezweifelt. Man glaubt aber zur Erklärung des nachweisbaren Fortschritts vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Niedern zum Höhern einen vorausbedachten Entwickelungsplan, welcher die Abänderungen leitet rc., annehmen zu müssen. Auch dies läßt die D. T. als unnöthig, also logisch nicht statthaft erscheinen. Das Höhere wird nur dadurch zu einem solchen, daß der Körper zur Ausführung der verschiedenartigsten Leistungen immer specialisirter entwickelte Organe erhält. An die Stelle einer gleichartigen, alle Lebensfunktionen ausführenden Substanz treten allmählich Substanztheile, welche durch besondere Eigenschaften besonderen Leistungen angepaßt sind. Aus gemeinsamen Funktionskreisen löst sich ein Glied nach dem andern, um in höheren, d. h. immer zusammengesetzteren, Formen durch besondere Theile oder Organe verwirklicht zu werden. Vergleicht man nun mit diesem Resultat einer die einzelnen thierischen Typen, Klassen, Ordnungen rc. gegen einander abwägenden Untersuchung das oben über diejenigen Vorkommnisse Gesagte, welche bei einer Bevölkerungszunahme in einem bereits bevölkerten Distrikt eintreten müssen, so liegt auf der Hand, daß unter den dabei auftretenden Abänderungen solche für die Individuen am günstigsten sein müssen, welche dieselben befähigen, immer specialisirtere Stellen im Naturhaushalt einzunehmen. Das sind aber wiederum die, welche früher gleichartige Organgruppen in besonders differenzirte Organe oder Organtheile spalten, d. h. welche die Organisation zu einer immer höhern machen. Die immer schärfer werdende Konkurrenz führt zu immer weiter gehender Arbeitstheilung, diese zu einer immer größern Komplikation des thierischen Baues, sich anfänglich im Auftreten der verschiedenen Baupläne (d. h. der deren Entwickelung bedingenden Konstitutionen), später in specieller Entfaltung der zu diesen gehörenden Formen äußernd. Es ist nicht wohl möglich, diese von Thatsachen ausgehende und sich wenigstens nur an thatsächliche Verhältnisse anlehnende Betrachtung vom allgemeinen, logischen oder speciellen, physiologischen oder biologischen Standpunkt aus zu widerlegen. Freilich muß zugegeben werden, daß ein exakt mathematischer Beweis dafür nicht beigebracht werden kann, daß unter bestimmten Verhältnissen gerade eine bestimmte Abänderung auftreten muß. Gegenüber dieser, indeß nur scheinbaren Schwierigkeit (denn es ist ja Thatsache, daß nicht immer solche günstigen Abänderungen aufgetreten, vielmehr Gruppen untergegangen sind) muß man aber fragen: was leistet die Theorie? Und hier stellt sich heraus, daß keine andere Theorie so tief eingreifend in die ganze Lehre von der organischen Welt eingetreten ist. Zunächst wird das System verständlich. Die Thatsache, daß die Arten sich zu Gruppen ordnen, welche anderen, diese wieder anderen, weiteren untergeordnet sind, wird nur dadurch erklärbar, daß sämmtliche so vereinigte Formen durch Abänderung, Vererbung und Erhaltung des Bevorzugten, d. h. Passendsten, aus früheren einfacheren, den gemeinsamen Bau darbietenden hervorgegangen sind. Der Nachweis der Verwandtschaft wird daher zur Bildung eines wirklich genealogischen, im strengen Sinn zu nehmenden Stammbaums. Es erhält damit auch die Verwandtschaft der fossilen Formen mit den jetzt lebenden, die Möglichkeit, sie mit letzteren in ein System zu bringen, sowie die merkwürdige chronologische Reihenfolge ihre Erklärung und zwar die einzig mögliche, denn bei jedem andern Erklärungsversuch muß man Wunder oder völlig außer der Möglichkeit eines Vergleichs liegende Einflüsse oder Kräfte zu Hülfe nehmen. Vor allem aber erhält ferner die vergleichende Anatomie, die thierische Morphologie, ihren wissenschaftlichen Grund. Warum z. B. ein Säugethier während der Entwickelung Kiemenspalten hat, wie sie der Fisch im entwickelten Zustand besitzt, warum seine Gliedmaßen aus denselben Theilen der Zahl und Lage nach bestehen, wie sie vom Amphibium an in allen übrigen Wirbelthieren, nur in verschiedenen den allerverschiedenartigsten mechanischen Bedürfnissen angepaßt (vom Ruder eines Seehunds bis zur menschlichen Hand), vorhanden sind, das zu erklären, ist aus physikalischen, physiologischen, mechanischen Gründen unmöglich; es wird aber sofort verständlich, wenn man diese Formen als von einer gemeinsamen Stammform geerbte ansieht. Aber außer diesen speciellen Verdiensten hat die D. T. noch fast schwerer wiegenden allgemeinen Werth. Zunächst führt sie die Form in den Kreis der natürlichen Vorgänge, wirkt also methodisch auf den Gang der Untersuchung. Ferner verbannt sie die Teleologie aus der Betrachtung lebender Wesen. Denn um Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit kann es sich da nicht handeln, wo die Möglichkeit des Lebens von einer bestimmten Abänderung abhängt, mag dies nun sofort oder im Lauf der Generationen zu Tage treten. Weiter muß aber die D. T. noch ihren Einfluß auf andere, nicht streng zu den Naturwissenschaften zu rechnende Gebiete geltend machen. Alle Aeußerungen des Lebens, mögen dieselben nun eine Form haben, welche sie wollen, individuelle, somatische oder psychische Eigenschaften, sociale und politische Einrichtungen, gesellschaftliche Formen rc., alles fällt unter das Gesetz, daß nur das leben und bestehen bleibt, was leben

und bestehen kann; auch hier tritt Konkurrenz einander entgegenstehender Erscheinungen auf, welche, wie alle anderen Lebenserscheinungen, einen Kampf ums Dasein zu führen haben. Auch hier wird durch natürliche Zuchtwahl das Lebensfähige den Sieg behalten, auch hier bleibt das Passende leben. — Man sieht aus dem Vorstehenden, daß die D. T. als solche mit den weiter zurück liegenden Grundfragen, wie das Leben zu erklären sei, ob die materialistische oder idealistische Weltanschauung die berechtigte sei, gar nichts zu thun hat. Es war die moderne Physiologie, welche die mechanistische, monistische Auffassung begründet und an welche sich die materialistische Philosophie dann wieder angeschlossen hat. Darwins Theorie benutzt in logischer Konsequenz nur die wissenschaftlichen Resultate und Methoden, welcher Art dieselben auch sein mögen. Wohl aber kämpft sie gegen die wissenschaftliche Indolenz, welche sich aus Bequemlichkeit Grenzen setzt weit diesseit eines noch ganz gut zu durchforschenden Gebiets.

Daschkow, Katharina Romanowna, Fürstin, Tochter des russ. Generals Grafen Woronzow, geb. 28. März 1743 zu Petersburg, ward im Alter von 15 Jahren mit dem Fürsten D. vermählt, verlor aber schon nach drei Jahren ihren Gatten und ward 1762 Staatsdame der Kaiserin Katharina II. Beim Ausbruch der Verschwörung gegen Peter III. stellte sie sich in Uniform an die Spitze der Truppen und gewann dieselben für die Kaiserin. Sie fiel bald darauf in Ungnade, ward nach Moskau verwiesen, verließ nach einiger Zeit Rußland und trat mit Voltaire und den französischen Encyklopädisten in Verbindung. Später nach Petersburg zurückgerufen, trug sie viel zu den Fortschritten der Aufklärung in Rußland bei, versah seit 1783—96 den Posten eines Direktors der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg und eines Präsidenten der von ihr 1783 gegründeten russischen Akademie (jetzigen zweiten Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften), war Mitglied vieler auswärtigen gelehrten Gesellschaften und thätige Mitarbeiterin an dem Wörterbuch der russischen Akademie, welches unter ihrem Vorsitze zu Ende gebracht ward. Auch schrieb sie Verschiedenes, z. B. das Lustspiel »Toissiokoff« und kleine Dramen in russischer Sprache. Sie starb 4. (16.) Jan. 1810 in Petersburg. Ihre Memoiren wurden herausgegeben von Mistreß Bradford (Lond. 1840, 2 Bde.). Mehr Aufsehen machten die neuerlich von Alex. Herzen herausgegebenen »Memoiren der Fürstin D.« (Hamb. 1857).

Daschkówo, Städtchen im russ. Gouvernement Mohilew, Kreis Bychow, am Dnjepr, mit etwa 1000 Einw. Hier 10. Juli 1812 ein Treffen zwischen den Russen und Franzosen, in welchem der General Rajewsky die wiederholten Angriffe der Franzosen energisch zurückschlug.

Dascht (Daschti), der Hauptfluß Belutschistans, nach Pottinger etwa 1600 Kilom. lang, aber sehr seicht (kaum 1 Meter tief) und nur 9—27 Meter breit. Er ist in seinem obern und mittlern Lauf noch nicht näher erforscht. Die englischen Officiere Goldsmid und Roß haben ihn 1864 von der Mündung bis zur Provinz Kedsch bereist und seine Ufer bis auf eine Stunde Breite fleißig bebaut und von einer arbeitsamen Bevölkerung bewohnt gefunden. Vgl. Kiepert in »Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde«, Bd. 5 (Berl. 1870).

Dase, Johann Martin Zacharias, bekannter Schnellrechner, geb. 23. Juni 1824 zu Hamburg, zeigte schon in seiner Jugend eine leidenschaftliche Vorliebe für das Rechnen und widmete der Uebung darin fast jede freie Stunde. Am 21. Dec. 1839 gab er in Hamburg seine erste öffentliche Produktion als Rechenkünstler und bereiste darauf, besonders 1844—45, die Hauptstädte Deutschlands, überall durch sein ungemeines Talent im schnellen und richtigen Berechnen der größten Zahlenaufgaben ohne Tafel Bewunderung erregend. So multiplicirte er in Wien 40 Zahlen mit 40 anderen in 40 Minuten, in Wiesbaden 60 mit 60 anderen Zahlen in 2 Stunden 59 Minuten bei lebhafter Unterhaltung der Gesellschaft und zog in München die Quadratwurzel aus 60 Zahlen in 20 Minuten und eine aus 100 Zahlen in 52 Minuten aus. Er starb 11. Sept. 1861 zu Hamburg. Er schrieb: »Tafeln der natürlichen Logarithmen der Zahlen« (Wien 1850) und »Der Kreisumfang für den Durchmesser 1 auf 200 Decimalstellen berechnet«, in Crelle's »Journal für Mathematik« 1844.

Dasent, George Webbe, engl. Gelehrter und Schriftsteller, geb. 1818, ward am King's-College zu London und in Magdalen Hall zu Oxford gebildet und 1852 Advokat am Middle Temple zu London. Er war auch eine Zeitlang Hülfsredakteur der »Times«, ward Februar 1870 von der Regierung zum Civil Service Commissioner ernannt und übernahm 1871 die Redaktion von Frasers »Magazine«. D. gehört zu den gründlichsten Kennern des Nordischen, insbesondere des Isländischen. Unter seinen zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiet sind zu nennen: die Uebersetzung der jüngern Edda (1842); »Theophilus Eutychianus, from the original Greek in Icelandic, Low German and other languages« (1845); »The Norsemen in Iceland« (in »Oxford Essays« 1858); »Popular tales from the Norse« (1859, 3. Aufl. 1864) und »The story of Burnt Njal, or life in Iceland at the end of the 10. century etc.« (1861, 2 Bde.) Neuerdings hat er sich auch auf dem Gebiete des Romans, freilich ohne besonderes Glück, versucht mit: »Annals of an eventful life« (5. Aufl. 1870), »Three to one, or some passages out of the life of Amicia Lady Sweetapple« (1872, 3 Bde.) und »Half a life« (1874, 3 Bde.). Eine Sammlung seiner Essays veröffentlichte er 1873 unter dem Titel »Jest and earnest«.

Dash (spr. dasch oder däsch), eigentlich N. Cisterne de Courtiras, Vicomtesse de St. Mars, gewöhnlich Gräfin von D. genannt, franz. Romanschriftstellerin, geb. 1805 zu Paris als Tochter einer angesehenen und reichen adligen Familie, verheirathete sich sehr früh und widmete sich, nach dem Verlust ihres Vermögens, schriftstellerischer Produktion. Sie lieferte mehrmals im Lauf eines Jahrs 5—6 Romane. Ihre Stoffe sind beinahe ausschließlich der vornehmen oder doch der vornehm thuenden Welt entnommen und besonders deren Verirrungen in der Liebe mit einer Offenheit, ja mit einem Egoismus des Wohlbehagens bloßgelegt, welche uns an einem Weibe tief verletzen und ein beredtes Zeugnis ablegen für die sittlich unterwühlten Grundlagen der französischen Gesellschaft. Man braucht nur die Titel einzelner dieser, auch ins Deutsche übersetzten Romane, wie »Les derniers amours de Mad. Dubarry« (1864), »Les amours de Bussy-Rabutin« (1850), »Les Galanteries de la cour de Louis XV« (1861), »La pomme d'Ève« (1853), sich zu merken, um zu wissen, weß Geistes Kinder hier vorliegen. D. starb 9. Sept. 1872.

Dasjespiß (Dassepiß, Dassipiß), eigenthümliche, am Kap gefundene, von Schrader beschriebene Substanz, wahrscheinlich Koth des Klippendachses (Hyrax capensis, daher auch Hyraceum genannt), kommt theils frisch als weiche, schwärzliche Masse vor, theils trocken, von unebenem Bruch mit dunkleren und helleren Flecken, theils harzglänzend mit fremden Substanzen gemengt, hat einen durchdringenden Geruch nach kanadensischem Bibergeil und wurde früher vorzüglich gegen hysterische Beschwerden gebraucht.

Dassel, Stadt in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis und Amt Eimbeck, in einem angenehmen Thal am Solling, wo die Spüling in die Ilme fließt, nördlich von Göttingen, mit (1871) 1605 Einw., einer bedeutenden Eisenhütte, welche jährlich 600,000 Kilogr. Gußwaaren (meist aus eigenen Erzen) liefert, und großem Reichthum an Solinger Steinplatten, deren jährlich 50—80,000 QMeter gebrochen werden. D. war der Sitz uralter sächsischer Dynasten, von denen die berühmten Raugrafen von D. abstammten. Seit 1310 gehörte es zum Fürstenthum Hildesheim. In nächster Nähe das Remontedepot Hunnesrück.

Dassel, Grafen (Raugrafen) von, altes sächsisches Geschlecht, dem Range nach die zweite der 12 Grafenfamilien, aus denen die Sachsen ihre Herzöge wählten. Als Stammvater des Hauses wird Walther, Graf von D. und Newenober, genannt, der um 700 lebte. Historisch berühmt ist Adolf der Kühne, Graf von D., Bruder des Erzbischofs Reinhold zu Köln. Als Heinrich der Löwe 1189 in das Gebiet des Grafen Adolf von Schauenburg eindrang, mußte Adolf von D., der in Abwesenheit des Grafen regierte, nach Lübeck flüchten und das Land preis geben, worauf Heinrich unter anderem die alte Handelsstadt Bardewiek zerstörte. Doch sammelte D. ein Heer und brachte 1190 den Truppen Heinrichs an der Trave eine große Niederlage bei, infolge deren sich Heinrich zum Frieden bequemte. Mit Graf Dietrich von D. erlosch 1329 das Grafengeschlecht.

Dasselfliegen, s. Bremen.

Dassow, Marktflecken in Mecklenburg-Schwerin, Kreis Mecklenburg, mit 1485 Einw., liegt am Südostende des Dassower Sees, der theilweise zu Holstein gehört und mit der Trave in Verbindung steht. Ehemals stand zu D. die Burg Dersau, die bis zu Anfang des 13. Jahrh. von den Grafen zu Holstein bewohnt war und um 1263 zerstört wurde.

Dasymeter, s. v. w. Manometer.

Dasypodius (Rauchfuß, Hasenfuß), Konrad, namhafter Mathematiker, geb. 1532 zu Frauenfeld in der Schweiz, war Professor der Mathematik an der Universität zu Straßburg und Kanonikus an der dortigen Thomaskirche, starb daselbst 26. April 1600. Er ist der Schöpfer der berühmten Uhr des Straßburger Münsters, indem dieselbe nach seinen Angaben in den Jahren 1572—74 von Isaak und Josias Habrecht aus Schaffhausen angefertigt wurde. Diese alte Uhr wurde übrigens 1842 durch eine andere, noch kunstreichere von Schwilgué ersetzt.

Dasyūrus, s. Beutelmarder.

Data, s. Datum.

Dataria (Datarie), diejenige Abtheilung der Curia gratiae oder päpstlichen Verwaltungsbehörde, von welcher die kirchlichen Gnadensachen, Dispensationen ꝛc. expedirt, auch kleinere Pfründen besetzt werden. An ihrer Spitze steht ein Kardinal mit dem Titel Protobatarius, unter ihm der Datarius und mehrere Subdatarien. Der Name D. ist von der Unterschrift der Erlasse: Datum Romae, apud S. Petrum, gegeben zu Rom, beim heil. Peter (im Vatikan), entlehnt.

Datchet (spr. dättschet), Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, an der Themse, Windsor gegenüber, mit 900 Einw., wird im Sommer seiner angenehmen Lage wegen von zahlreichen Vergnügungsreisenden besucht.

Dat, donat, dedicat (lat., abbrevirt d. d. d.), »gibt, weiht, widmet«, bei den Römern übliche Inschrift auf Göttern geweihten Gegenständen, jetzt in lateinischen Schriften Formel der Dedikation einer solchen an eine Person.

Dat Galenus opes, dat Justinianus honores, pauper Aristoteles cogitur ire pedes (lat.), Galen (die Arzneikunst) gibt Schätze, Justinian (die Rechtsgelehrsamkeit) Ehrenstellen, der arme Aristoteles (die Philosophie) muß zu Fuß gehen.

Dati, Carlo Roberto, ital. Gelehrter, geb. 2. Okt. 1619 zu Florenz, ward, nebenbei das einträgliche Geschäft der Goldschlägerkunst treibend, 1640 Mitglied der Accademia della Crusca, als welches er Smarrito hieß, nahm an der Ausarbeitung der 3. Ausgabe des Wörterbuchs derselben Antheil und stand mit vielen und ausgezeichneten Gelehrten in Briefwechsel. Er wurde 1648 Professor der alten Sprachen zu Florenz und starb daselbst 11. Jan. 1679. Seine Hauptwerke sind die »Vite de' pittori antichi« (Flor. 1667, Siena 1795 u. öfter). Seine »Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito« (Flor. 1661) wurden von Bottari u. a. fortgesetzt (das. 1716—45, 17 Bde.), so daß das Ganze 18 Bände ausmacht. Briefe von ihm gab Moroni heraus (Flor. 1825).

Datio (lat.), die Handlung des Gebens. D. ad manum creditoris, das Uebergeben des Schuldners in die Hand des Gläubigers, fand nach älterem Recht statt, wenn der Schuldner weder zahlungsfähig war, noch einen Bürgen stellen konnte, und dauerte bis zur Abtragung der Schuld. D. in solutum, Ueberlassung von Sachen an Zahlungsstatt.

Datiren, s. Datum.

Datisca *L.* (Strauchkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Datisceen, Stauden mit fiederspaltigen Wechselblättern und kleinen Blüten in rispigen Trauben und vielsamigen Kapseln. D. Cannabina *L.*, Cannabina laevis *Spr.* (gelber Hanf), auf Kandia, in Kleinasien und im Orient heimisch, wird 1,5—2 Meter hoch, hat hellgrüne Blätter mit 5—10 Paaren lanzettlicher, zugespitzter, gesägter Abschnitte und in zahlreichen achselständigen Trauben vereinigte Blüten, die zusammen eine stark beblätterte Rispe bilden. Das sehr bittere Kraut wird bei gastrischen und skrofulösen Leiden angewendet. Der Stengel liefert spinnbare Bastfaser. Aus den Blättern und jungen Stengeln gewinnt man das Datiscagelb, Datiscin, $C_{21}H_{22}O_{12}$, ein in farblosen Nadeln krystallisirendes, in Wasser schwer, in Alkohol leicht lösliches Glykosid, welches neutral reagirt, mit Alkalien tiefgelbe Lösungen gibt und intensiv und dauerhaft gelb färbt. Mit Alaun gebeiztes Zeug erhält davon eine dauerhafte gelbe Farbe.

Datisceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, einjährige Kräuter mit wechselständigen, unpaarig gefiederten oder dreitheiligen Blättern, wenige Bäume mit ganzen oder

gelappten Blättern, ohne Nebenblätter. Die kleinen, unscheinbaren Blüten bilden Rispen oder Aehren und sind meist zweihäusig. Die männlichen Blüten besitzen einen vier- oder fünftheiligen Kelch, kein Perigon und vier oder zahlreiche Staubgefäße mit zweifächerigen, der Länge nach aufspringenden Antheren. Die weiblichen Blüten haben einen unterständigen Fruchtknoten, der von dem kleinen drei- bis vierzähnigen Kelchsaum gekrönt ist; er wird von ebenso vielen Karpellen gebildet, als der Kelch Zähne hat; diese tragen auf ihrem Mittelnerven die wandständigen Samenträger und bilden an ihrem Ende, wo sie nicht vollständig zusammenschließen, sondern die Fruchtknotenhöhle offen lassen, aus den Fruchtblatträndern kommende Griffel. Die einfächerige, häutige Kapsel ist an der Spitze klappig offen und enthält zahlreiche Samen mit einem in der Axe des fleischigen Endosperms liegenden geraden Keimling mit sehr kurzen Kotyledonen und langem Würzelchen. Die wenigen Arten dieser Familie gehören in drei Gattungen, von denen die krautartigen Datisca *L.* und Tricerastes *Presl.* auf Kleinasien und Nepal, beziehentlich Kalifornien, die baumartige Gattung Tetrameles *R. Br.* auf Java beschränkt ist.

Datismus (griech.), Häufung sinnverwandter Wörter, Ausdrucksweise nach Art des persischen Satrapen Datis, welcher bei Marathon befehligte und das Griechische schlecht sprach (vgl. Aristophanes, »Der Friede«), daher s. v. w. barbarische Ausdrucksweise; auch s. v. w. Roheit, Unbildung.

Dativ, s. Kasus.

Dato (ital., »gegeben«), in der Kaufmannssprache s. v. w. heute; a dato, von heute an; nach d., nach heute, vorzüglich auf Wechseln gewöhnlich. Daher: Datowechsel, solche, deren Verfallzeit vom Tage der Ausstellung an gerechnet ist.

Datolith (Dystolith, Esmarkit, Humboldtit, prismatischer Dystomspat), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Geolithe, krystallisirt monoklinisch und findet sich in Drusen und grobkörnigen Aggregaten wasserhell, weiß, grünlichgrau, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend, von 5—5,5 Härte; es schwillt vor dem Löthrohr auf Kohle auf und schmilzt dann leicht zu klarem Glas, die Flamme grün färbend. Es besteht aus wasserhaltigem borsaurem und kieselsaurem Kalk $HCaBSiO_5$ mit 21,6 Proc. Borsäure und kommt vor auf Magneterzlagern im Gneis bei Arendal in Norwegen und auf der Insel Utoen, gangartig im Diorit bei Andreasberg, ebenso im Diorit Nordamerika's in Connecticut und New Jersey und zu Niederkirchen bei Wolfstein in Rheinbayern auf Klüften; zu Theiß in Südtirol auf Amethyst im Innern von Chalcedonkugeln; im Melaphyr der Seißeralp und im Serpentin zu Toggiana in der Aemilia (Modena) und an anderen Orten.

Datschitz (tschech. Dačice), Stadt in der Markgrafschaft Mähren, an der Thaya, südwestlich von Iglau, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein altes und ein prächtiges neues Schloß, 2 Kirchen (darunter die schöne gothische Pfarrkirche), ein Franciskanerkloster (seit 1660) und (1869) 2364 fast durchaus kathol. Einwohner. D., dessen Name schon 1183 vorkommt, litt wiederholt (zuletzt 1864 und 1865) durch große Feuersbrünste. — Der Bezirk D. hat 1118 QKilom. (20,3 QM.) mit 64,904 Einw.

Dattelpalme, s. Phoenix.

Dattelpflaumenbaum, s. Diospyros.

Dattenberg, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, mit 756 Einw., einer Burgruine mit reizender Aussicht ins Rhein- und Ahrthal und einem bedeutenden Basaltsteinbruch, der jährlich etwa 15,000 Lasten (à 40 Ctr.) Ausbeute liefert.

Datum (lat., »gegeben«, als Hauptwort n.), die Bemerkung der Zeit, in welcher eine Urkunde ausgestellt ist, während durch Actum, »geschehen«, der Zeitpunkt angegeben wird, in welchem über den Inhalt derselben verhandelt wurde. In der Regel ist mit der Angabe der Zeit auch Angabe des Orts verbunden, an welchem die Urkunde ausgefertigt worden ist. Vgl. Datumwechsel. Die Art und Weise der Angabe des Jahrs und Tags, das Datiren, war in verschiedenen Ländern und Zeiten verschieden. Die Alten pflegten nach den Regierungsjahren ihrer Könige und obersten Magistratspersonen zu datiren. Die abendländischen Völker datirten im Mittelalter ebenso, gaben aber auch zugleich oder auch allein das Jahr nach der Geburt Christi in ihren Urkunden an und fügten oft auch noch die Indiktion oder Römerzinszahl hinzu. Als Tag setzte man den Monatstag entweder nach der Zahlordnung, oder nach dem Namen eines Heiligen oder Festes. Datiren heißt auch die Zeitrechnung für etwas Bestehendes von einem Ereignis an beginnen. D. ut supra, ut retro, das D. wie oben, wie umstehend. In der Statistik ist D. jede einzelne Beobachtung über den Zustand einer Erscheinung in einem gegebenen Raum und zu einer bestimmten Zeit. Man beschränkt diesen Ausdruck auf die Theilbeobachtung einer bestimmten Massenbeobachtung. War diese Beobachtung eine systematische, dann sind auch die Daten systematische. Beliebig aus verschiedenen Zeiten und Räumen zusammengestellte Beobachtungen sind nicht Theile einer fortlaufenden Beobachtungsreihe, wie solche die Statistik verlangt. Data (Daten), Mehrzahl von D., Thatsachen, Thatsächliches; Data et accepta, Ausgabe und Einnahme. Vgl. Dato und Statistik.

Datumwechsel. Alle Orte auf der Erde, welche unter demselben Meridian liegen, haben in demselben Moment Mittag, ihre Uhren stimmen völlig überein; dem Längenunterschied zweier Orte von 1° entspricht ein Mittagsunterschied von 4 Minuten in der Zeit, und Orte, deren Meridiandifferenz eine große ist, haben mithin Zeitunterschiede, welche sich auf viele Stunden belaufen können. In den Stunden, welche der Mitternacht nahe liegen, betrifft der Unterschied also auch Wochentag und Datum und in der Neujahrsnacht das Jahr. Geht man in der Mitternachtsstunde des neuen Jahrs von einem Ort nach W., so stößt man auf Orte, bei denen der Jahreswechsel noch nicht eingetreten ist, und umgekehrt bei der Wanderung nach O. auf Orte, bei denen der Wechsel bereits eingetreten ist. Setzt man die Bewegung nach O. oder W. bis 180° fort, so beträgt der Zeitunterschied 12 Stunden, und wandert man nun nochmals um 180°, so gelangt man wieder zu dem Ausgangspunkt, geräth nun aber in Verlegenheit, nicht sowohl was die Tagesstunde, als vielmehr was Datum und Wochentag angeht. In dieser Lage befinden sich offenbar zwei Reisende, welche von demselben Ort, der eine nach W., der andere nach O. ausgehend, an einem um 180° entfernten Ort, also auf der Hälfte ihres Wegs um die Erde zusammentreffen. Daher hängt Wochentag und Datum etwa auf den Inseln im Großen Ocean, welche jetzt christliche Zeitrechnung haben, lediglich

davon ab, ob die Christen von W. oder von O. her dorthin gelangt sind. Die Portugiesen und die Holländer gingen um das Kap der Guten Hoffnung und kamen also zu ihren Entdeckungen und Besitznahmen von W. her; die Spanier dagegen segelten durch die Magellanische Meerenge oder später von den westlichen amerikanischen Küsten gegen W., kamen also zu den von ihnen entdeckten und zum Theil besetzten Inseln von O. her, und so mußten letztere einen Tag weniger im Wochentag oder im Datum des Kalenders zählen als die ersteren. Macao an der chinesischen Küste und Manila auf Luçon sind z. B. um etwa 7,5° in der Länge oder etwa 30 Minuten in der Zeit von einander entfernt; aber Macao, von den Portugiesen besetzt, zählt im Datum einen Tag mehr als die Spanier in

Scheidelinie für Wochentag und Datum.

Manila. Ganz Amerika bekam von O. her, nur Alaska von W. den europäischen Wochentag; russische und englische Pelzhändler an der Grenze hatten also verschiedene Wochentage, und als die Vereinigten Staaten Alaska kauften, mußte Datum und Wochentag geändert werden. Nebenstehende Kartenskizze zeigt die Linie, welche die Orte von einander scheidet, die verschiedenen Wochentag und verschiedenes Datum haben; westwärts von derselben zählt man als Datum und Wochentag einen Tag mehr als ostwärts. Die Mitternachtsstunde des neuen Jahrs tritt auf der ganzen Erde zuerst auf der ostwärts von Neuseeland gelegenen Chathaminsel ein. Die Schiffer berücksichtigen jene Linie aber nicht, sie lassen in ihrem Schiffsjournal bei jedesmaligem Ueberschreiten des 180.° v. Gr. einen Wechsel des Datums und Wochentags eintreten; bei der Fahrt von O. nach W. wird ein Wochentag und ein Datum überschlagen, bei der Fahrt von W. nach O. aber wird zwei Tage hinter einander dasselbe Datum und derselbe Wochentag geschrieben.

Datūra *L.* (aus dem Sanskrit; Stechapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, narkotische Sträucher oder Stauden, selten Halbsträucher in Amerika und Asien, von unangenehmem Geruch, mit zerstreut stehenden, gestielten, eiförmigen oder länglichen Blättern, meist großen, einzeln in den Astachseln stehenden Blüten und eiförmiger oder runder, stacheliger oder unbewehrter Fruchtkapsel mit zahlreichen, nierenförmigen Samen. D. Stramonium *L.* (Stechapfel, Dornapfel, Rauhapfel, Krötenmelde, Igelskolben, Stachelnuß, Tollkraut, s. Tafel »Giftpflanzen«), mit aufrechtem, bis 1,25 Meter hohem, krautartigem, hohlem, rundlichem, grünem, unten einfachem, oben ästigem Stengel, eiförmigen, buchtig gezähnten, spitzen Blättern, großen, weißen, auch bläulichen Blüten (Juni bis August) und eiförmiger, derb stacheliger Kapsel; eine einjährige, aus den Ländern um das Kaspische oder Schwarze Meer (nicht in Indien) durch ganz Mittelasien und Arabien, über Suez bis Sennaar und die abessinischen Alpen, in Europa bis Norwegen verbreitete Pflanze, auch in Nordamerika, Westindien, Brasilien und am Kap sich findend, überall an Wegen, auf Schutthaufen, in der Nähe der Dörfer und Städte. Kraut und Same (Igelkolben-, Stachelnuß-, Fliegenkrautsame, Tollkörner) sind officinell. Die Blätter haben vorzüglich beim Welken einen widrigen, betäubenden, durch Trocknen schwächer werdenden Geruch und einen ekelhaft bittersalzigen Geschmack und gehören, wie die länglich-nierenförmigen, fast halbkreisrunden, flach gedrückten, sehr feingrubig punktirten, mattschwärzlichen oder braunen, ölig und scharf bitterlich schmeckenden Samen, zu den kräftigsten narkotisch scharfen Giften. Als wirksamen Stoff enthalten sie Atropin (Daturin), außerdem krystallisirbares und sublimirbares, nicht basisches Stramonin und die gewöhnlichen Pflanzenbestandtheile. Man wandte früher die Blätter und daraus bereitete Präparate wie Belladonna an, am häufigsten bei Geisteskrankheiten und Asthma (hier oft in der Form von Cigarren, Stramoniumcigarren); jetzt sind sie, wie die in ähnlicher Weise benutzten Samen, fast ganz außer Gebrauch gekommen. Das aus D. dargestellte Atropin soll bei weitem schneller und kräftiger wirken als das aus Belladonna. Landleute pflegen bisweilen den Schweinen einen Fingerhut voll Stechapfelsamen zu geben, um sie recht fett zu machen; Pferdehändler suchen mit Hülfe desselben abgemagerten Pferden ein gutes Ansehen zu verschaffen; in verbrecherischer Absicht ist der Same zur Bereitung einschläfernder Getränke benutzt worden. Vergiftungen kommen am häufigsten mit dem Samen vor, da Kinder mit den klappernden, hübschen Kapseln gern spielen. Man gibt bei Vergiftungen zunächst Brech- und Abführmittel. Der Stechapfel wird schon von Theophrast beschrieben, auch Dioskorides kennt ihn; doch scheint er sich erst im Mittelalter, ursprünglich zum Theil durch Kultur, in Europa verbreitet zu haben; medicinisch benutzte ihn zuerst Störck in Wien 1762. D. Tatula *L.*, ein Sommergewächs aus Mejiko oder Venezuela, größer als die vorige Art, mit bläulichem bis violettem Stengel, sonst ihr sehr ähnlich, bei uns in Gärten, ist auch in seinen Eigenschaften ganz der vorigen Art gleich. D. Metel *L.*, mit herzförmigen, ganzrandigen und flaumigen Blättern und weißen, zarten Blumen, die fast wie Lilien riechen, sich aber nur bei Nacht öffnen, soll noch narkotischer als der gemeine Stechapfel sein, wird in Ostindien, Arabien und anderen Ländern als Heilmittel benutzt, doch noch häufiger zur Bereitung der im Orient bei den Mohamme-

dauern gewöhnlichen Berauschungsmittel in Verbindung mit Hanf, Opium, Gewürzen ꝛc. verwendet. D. ceratocaula *Ort.*, mit prächtigen, sehr großen, weißen, auswendig an den Ecken mehr oder minder violetten oder blaßviolett gefärbten, abends sehr wohlriechenden Blumen, dient als Zierpflanze, ebenso D. fastuosa *L.*, mit sehr schönen, großen, weißen, auswendig violetten Blumen, welche in Indien und China wie der Stechapfel bei uns benutzt wird. D. arborea *L.* (Brugmansia candida *Pers.*), in Amerika, baumartig, mit großen, länglichzugespitzten, ganzrandigen Blättern, sehr großen, oft spannenlangen, weißen, besonders gegen Abend wohlriechenden Blumen und hängenden, glatten Früchten, wird häufig bei uns in Gärten gezogen. In Peru werden die Blätter und eine daraus bereitete Salbe als erweichende, zertheilende und schmerzstillende Mittel häufig gebraucht. D. sanguinea *Ruiz* et *Pavon* (Brugmansia bicolor *Persoon*), an wüsten Stellen, in hoch gelegenen Gegenden von Peru und Kolumbien einheimisch, strauch- oder baumartig, ist ausgezeichnet durch seine großen Blüten, die von der Basis bis zur Mitte gelb, an der obern Hälfte roth und mit 15 blutrothen Streifen durchzogen sind. Aus den Früchten bereiten die Peruaner einen Trank, Tonga genannt, der, wenn er verdünnt ist, Schlaf macht, koncentrirt aber leicht Anfälle von Wuth erregt, die durch häufig getrunkenes kaltes Wasser gestillt wird. Die Priester des Sonnentempels in der Stadt Sagomozo, dem peruanischen Orakelsitz, kauten, um sich zu inspiriren, Körner dieser Pflanze, und daraus hat man geschlossen, daß die Samen von D. Stramonium einst zu Delphi in gleicher Weise benutzt worden sind.

Daturin, s. v. w. Atropin.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas, Raben gewährt Nachsicht die Kritik, doch schilt sie die Tauben (Juvenal, Sat. II, 63).

Daub, Karl, einer der ersten Repräsentanten der neuern spekulativen Theologie, geb. 20. März 1765 zu Kassel, studirte seit 1786 zu Marburg und ward 1791 akademischer Docent. Im Jahr 1794 folgte er einem Ruf als Lehrer der Philosophie nach Hanau, 1795 als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg, wo er 22. Nov. 1836 starb. Sein »Lehrbuch der Katechetik« (Heidelb. 1801) steht noch auf dem Standpunkte des Kant'schen Kriticismus; dagegen entstanden unter dem Einfluß der Schelling'schen Identitätsphilosophie die »Theologumena« (das. 1806) nebst der »Einleitung in das Studium der Dogmatik« (1810). Das mystische Element trat hervor in der Schrift »Judas Ischarioth, oder Betrachtungen über das Böse im Verhältnis zum Guten« (Heidelb. 1818—19, 2 Thle.), ward aber verdrängt durch den Einfluß der damals mit der Theologie noch nicht zerfallenen Hegel'schen Schule in der Schrift »Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens« (das. 1833). Nach seinem Tod erschien von Marheineke und Dittenberger eine Sammlung seiner »Theologischen und philosophischen Vorlesungen« (Berl. 1838—44, 7 Bde.). D. wirkte indessen mehr als Lehrer denn als Schriftsteller; überhaupt »eine mehr persönliche als geschichtliche Größe«, stand er in freundschaftlicher und wissenschaftlicher Verbindung mit Schelling, Goethe, den beiden Schlegel, Tieck, Jean Paul u. a. Vgl. Rosenkranz, Erinnerungen an K. D. (Berl. 1837); D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken (2. Aufl., Leipz. 1844).

Daub., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für L. J. M. Daubenton (s. d.).

Daubasse (spr. dobaß), Amand, franz. Volksdichter und Improvisator, geboren um 1660 zu Moissac in der Gascogne, lebte als Kammmacher zu Villeneuve d'Agen, mußte aber wegen seiner vorzüglichen Erzählungskunst an allen Festen der Großen der Provinz theilnehmen. Er starb 1720. Seine Verse, die er diktiren mußte, da er nicht schreiben konnte, erschienen gesammelt als »Oeuvres de D.« (Villeneuve 1796, neue Ausg. 1839). Geist und Originalität sind ihnen nicht abzusprechen; übertrieben ist es aber, wenn man ihn über klassische Dichter der Franzosen stellt.

Daubensee, s. Dubensee.

Daubenton (spr. dobangtöng), Louis Jean Marie, Naturforscher, geb. 29. Mai 1716 zu Montbar in Burgund, studirte in Paris Medicin und besonders Anatomie, prakticirte sodann in seiner Vaterstadt, und erhielt von Buffon 1745 die Stelle eines Aufsehers und Erklärers am naturhistorischen Kabinet in Paris. Er bereicherte dasselbe mit zahlreichen Präparaten und lieferte die beschreibenden und anatomischen Artikel zu den fünf ersten Bänden der ersten Ausgabe der Buffon'schen Naturgeschichte. Dieselben sind als ein wesentlicher und zum Verständnis des Buffon'schen Textes absolut nothwendiger Theil zu betrachten, wurden aber von Buffon in der später erschienenen Ausgabe weggelassen. Außerdem schrieb D. »Tableau méthodique des minéraux etc.« (Par. 1784, 8. Aufl. 1800) und zahlreiche Beiträge zu der Encyklopädie, den Memoiren der Akademie der Wissenschaften ꝛc. Wichtige Untersuchungen lieferte er über die Verbesserung der Wollproduktion der Schafe, und seine Resultate veröffentlichte er theils in den Memoiren der Akademie, theils auch in seiner »Instruction pour les bergers« (1782). Dies Werk rettete ihn vor den Verfolgungen der Revolution, indem er sich dadurch, als der Politik fern stehend, ein Sicherheitszeugnis des Konvents auswirkte. Seit 1783 Lehrer der Oekonomie an der Veterinärschule auf dem Schloß Alfort bei Paris, erhielt er 1795 den Lehrstuhl der Naturgeschichte an der Normalschule zu Paris und ward dann Direktor des naturhistorischen Kabinets daselbst. Zum Mitgliede des Senats ernannt, starb er 31. Dec. 1799 in Paris

Daubigny (spr. dobinji), Charles François, berühmter franz. Landschaftsmaler, geb. 15. Febr. 1817 zu Paris, Schüler seines Vaters, eines Landschaftsmalers der klassischen Richtung, und P. Delaroche's, betheiligte sich bereits in den dreißiger Jahren an den Ausstellungen, kam aber erst Anfang der fünfziger Jahre zu voller Entwickelung und allgemeiner Anerkennung. D. ist wesentlich Realist. Er sucht die Schönheit der Landschaft nicht in wohlgeordneten, schwungvollen Kompositionen, sondern sucht jedem Fleckchen Erde die ihm innewohnende Schönheit abzulauschen und unverfälscht wiederzugeben. Sein Hauptwerk: der Frühling (1857, jetzt im Luxembourg), zeigt nichts als ein noch grünes Kornfeld und blühende Apfelbäume und gibt doch die Stimmung der wonnevollsten Lenzesfreude. So haben fast alle seine früheren Bilder einfach liebenswürdige Motive, welche durch den Reiz der Beleuchtung noch einen besonders poetischen Zauber erhalten. Nicht selten sucht D. freilich in neuerer Zeit seine Bravour an Motiven zu beweisen, die an sich fast jedes Reizes entbehren und nur durch die prachtvoll

malerische Behandlung und die glänzenden Lichteffekte anziehend werden. Seine Malweise hat viele Nachahmer gefunden, von denen jedoch wenige das Vorbild erreichen. Er veröffentlichte: »Voyage en bateau«, Album von 15 Radirungen, mit Vorrede von Fr. Henriet (Par. 1862). Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867).

Daubrée (spr. dobré), **Gabriel Auguste**, franz. Geolog, geb. 25. Juni 1814 zu Metz, besuchte von 1834 an die polytechnische Schule und erhielt 1839 den neu gegründeten Lehrstuhl der Mineralogie und Geologie an der Akademie zu Straßburg, wurde 1861 als Professor der Geologie an das Musée d'histoire naturelle in Paris berufen und im folgenden Jahr außerdem zum Professor der Mineralogie an der École des mines und 1867 zum Generalinspektor der Bergwerke ernannt. Er bereiste einen großen Theil Europa's behufs geologischer Untersuchungen und legte die Resultate seiner Studien in verschiedenen geologischen und Bergwerksjournalen sowie in den Berichten der Akademie der Wissenschaften nieder. Im Jahr 1846 lieferte er die Resultate seiner Forschungen über das Auftreten von Gold im Bett und Thal des Rheins. Eine Arbeit über Entstehung der eisenhaltigen Mineralien in den Seen und Mooren (1843) trug ihm eine goldene Medaille als Preis der Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Haarlem ein. Sodann entwarf er eine geologische Karte sowie eine geologische Beschreibung des Departements Niederrhein (1852), welche viele die Mineralindustrie berührende Fragen bespricht. Durch eine Reihe von Experimenten, bei denen es ihm gelang, viele Mineralien auf künstlichem Weg zu erzeugen, hat er über die bei der Entstehung des Erdkörpers und seiner Gesteinsarten wirksam gewesenen und noch wirkenden Kräfte und Stoffe viele Aufklärungen gegeben und namentlich den Vorgang der Gesteinsmetamorphose veranschaulicht. Von seinen Schriften nennen wir: »Observations sur le métamorphisme« (Par. 1858; deutsch von Söchting, Berl. 1861); »Recherches expérimentales sur le striage des roches dû au phénomène erratique« (das. 1858); »Recherches expérimentales sur des phénomènes qui ont pu produire le métamorphisme« (das. 1857—60); »La chaleur intérieure du globe« (das. 1866); »Expériences synthétiques relatives aux météorites« (das. 1866); »Rapport sur les progrès de la géologie expérimentale«, in den »Rapports officiels«, welche bei der Ausstellung von 1867 veröffentlicht wurden.

Daucus, s. Mohrrübe.

Daud., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für F. M. Daudin (geb. 1776, gest. 1804 in Paris; Vögel, Reptilien, niedere Thiere).

Daulatabad (Dowlutabad, »Stadt des Reichthums«), Dorf im nordwestlichen Theil des Gebiets des Nizam (Haiderabad) in Ostindien, 613 Meter ü. M., berühmt und merkwürdig als eine gewaltige, auf einem hohen Granitfelsen erbaute Felsenveste. Ehemals unter mongolischer Herrschaft, unter die es 1595 kam, wichtig und stark bevölkert, ist D. gegenwärtig herabgekommen und wenig bedeutend. In der Nähe das Dorf Ellora (s. d.) mit seinen Felsentempeln.

Dauletschâh, Ben Ala-addaulah Bachtischâh, namhafter persischer Literaturhistoriker, geb. zu Samarkand in der ersten Hälfte des 15. Jahrh., begann im 50. Lebensjahr seine »Tazkirat alschuarâ« (Biographien persischer Dichter) niederzuschreiben, die er 1487 vollendete und dem als Wesir wie als Dichter gleich berühmten Mir Ali Schir widmete. Das schätzbare Werk enthält in sieben Büchern und einem Appendix eine (leider zu wenig kritische) biographisch-anthologische Darstellung von 140 persischen Dichtern, beginnend mit Rudagi, dem Samanidendichter (starb um 954), wozu noch in der Einleitung zehn berühmte arabische Dichter kommen. Eine umfassende Inhaltsangabe des Werks mit Auszügen daraus in französischer Uebersetzung gab Silv. de Sacy im 4. Bande der »Notices et extraits etc.«; Hammer in seiner »Geschichte der schönen Redekünste Persiens« (Wien 1818) hat den D. fast ganz ausgeschrieben, aber leider ist die Uebersetzung dieses Gelehrten ebenso fehlerhaft als geschmacklos. Ein paar Biographien in persischem Text gab Vullers heraus. Handschriften des D. sind nicht selten, die Bodleyanische Bibliothek zu Oxford allein besitzt deren über ein Dutzend.

Daulis, im Alterthum feste Stadt in Phokis, an der Straße nach Delphi auf einem steilen, isolirten Felsen gelegen, Sitz des Königs Tereus und Schauplatz der Mythe von der Philomele und Prokne; wurde erst von den Persern, dann von Philipp von Makedonien am Ende des phokischen Kriegs zerstört, war aber noch in der Römerzeit durch seine Lage eine sehr starke Festung. Sie besaß Heiligthümer der Athene Polias, der Artemis und des Serapis. Jetzt das Dorf Davlia, westlich von Kaprena. Reste der aus polygonen und viereckigen Steinen errichteten Befestigungsmauern der alten Stadt sind noch vorhanden.

Daullé (spr. dolle), Jean, tüchtiger franz. Kupferstecher, geb. 8. April 1707 zu Abbeville, lernte bei R. Hecquet, wurde 1742 mit seinem Porträt Rigauds Akademiker und starb zu Paris 23. April 1763. Daullé's Historienblätter sind wenig hervorragend, da es seinem Stichel an der nöthigen Kraft fehlte; sehr gut dagegen hat er die koketten Genrebilder von Fr. Boucher, die glatten Marinen von Jos. Vernet und die gespreizte Eleganz der gleichzeitigen französischen Porträts wiedergegeben. Hervorzuheben sind außer dem obigen die Bildnisse von Cath. Mignard, Gräfin Feuquières, nach Rigaud, Mlle. Favart in der Rolle der Bastienne, nach C. van Loo, Marguerite de Valois, Comtesse de Caylus, nach Rigaud, Jean Mariette, nach J. Pesne, J. B. Rousseau, nach Aved, u. a. D. arbeitete leicht, seine Behandlung ist frei und malerisch.

Daumas (spr. doma), Melchior Joseph Eugène, franz. General, als einer der besten Kenner Algeriens bekannt, geb. 4 Sept. 1803, trat 1822 in die Armee, betheiligte sich seit 1835 an den Feldzügen gegen Abd el Kader, bei welchem er sich 1837—39 als französischer Konsul zu Mascara befand, leitete dann das arabische Departement in Oran, hierauf das für ganz Algerien und wurde 1850 als Direktor der algerischen Angelegenheiten ins Kriegsministerium berufen. Man verdankte ihm zum großen Theil die Einrichtung der arabischen Büreau's. 1853 wurde er zum Divisionsgeneral und Staatsrath, 1857 zum Senator ernannt; 1858—59 war er Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft. Er starb Anfang Mai 1871 zu Camblanes bei Bordeaux. Von seinen zahlreichen und tüchtigen Werken über Algerien, Kabylien und die Sahara nennen wir: »Exposition de l'état actuel de l'Algérie etc.« (Algier 1844); »Le Sahara algérien« (Par. 1845); »Le grand désert, ou itinéraire d'une caravane du Sahara

au pays des Nègres« (3. Aufl. 1861); »La grande Kabylie« (1847, mit Fabar); »Mœurs et coutumes de l'Algérie« (1853, 4. Aufl. 1864); »Les chevaux de Sahara« (1851, 7. Aufl. 1874; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1858); »La Kabylie« (1857); »La vie arabe et la société musulmane« (1869).

Daumen (lat. Pollex), der äußerste der Finger nach der Körperseite zu, besteht nur aus zwei Gliedern (phalanges) und bekommt durch die ihm eigenthümlichen Muskeln eine vorzügliche Beweglichkeit und Kraft zum Gegendruck gegen die anderen Finger. Von den Thieren haben bloß die Affen eigentliche D., und zwar auch an den Hinterfüßen. Bei den Vögeln ist D. einer der 11 Knochen, woraus der Flügel besteht; er sitzt an dem Unterhandknochen und trägt den Afterflügel. Im Mühlenwesen heißen D. (auch Däumlinge, Frösche, Kämme oder Wellfüße) die aus dem Umfang einer Welle (Daumenwelle) schief heraussteheuden Keile, durch welche beim Umdrehen der Welle in Stampfmühlen, Poch- und Hammerwerken die Stempel gehoben und die Bälge niedergedrückt werden. Dieselben sind am vordern Theil etwas abgerundet und mit dem hintern Theil an dem Stempel oder der Welle zwischen eisernen Ringen durch Einkeilen befestigt. D. heißen auch die am Getriebe, welches den Mühlstein bewegt, hervorragenden 3—4 Stücke Holz, welche den Mehlbeutel heben und fallen lassen.

Daumer, Georg Friedrich, Dichter und philosophischer Schriftsteller, geb. 5. März 1800 zu Nürnberg, eine reich begabte, aber excentrische, sein ganzes Leben hindurch zwischen Gegensätzen herumgeworfene Natur, warf sich anfangs als Student zu Erlangen dem Pietismus, dann der Schelling'schen Philosophie in die Arme und ging als Professor am Gymnasium zu Nürnberg (seit 1822) und nach der wegen Kränklichkeit erfolgten Niederlegung seines Amts als Privatgelehrter zur entschiedensten Polemik gegen das Christenthum, das er ganz von der Erde verdrängt wissen wollte, seit 1859 aber zum ultramontanen Katholicismus über, zu dessen extremsten Vorkämpfern er zählt. Von seinen zahlreichen Schriften gehören: »Die Urgeschichte des Menschengeistes« (Berl. 1827) und »Andeutungen eines Systems spekulativer Philosophie« (Nürnb. 1831) seiner philosophischen, mehrere kleinere unter dem Namen Amad. Ottokar erschienene sowie die folgenden: »Philosophie, Religion und Alterthum« (Nürnb. 1833), »Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte« (das. 1835), »Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer« (Braunschw. 1842), »Die Geheimnisse des christlichen Alterthums« (Hamb. 1847, 2 Bde.), seiner antitheologischen Richtung an. In letzteren suchte er zu beweisen, daß die Hebräer in der ältesten Zeit und auch die Christen in den ersten Jahrhunderten Menschen geopfert hätten. An die Stelle des Christenthums sollte eine »Religion des neuen Weltalters« (Hamb. 1850, 3 Bde.) treten. Aus seiner dritten Periode stammen: »Meine Konversion« (Mainz 1859); »Aus der Mansarde« (das. 1860—62, 6 Hefte); »Das Christenthum und sein Urheber« (das. 1864); »Christina Mirabilis und Joseph von Copertino als Vorläufer einer neuen künftigen Menschengattung« (Paderb. 1864); »Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit« (Leipz. 1865); »Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit« (das. 1867, 2 Bde.); »Das Wunder, seine Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit« (gegen Frohschammer, Strauß u. a., Regensb. 1874). Als Dichter hat sich D. durch seine »Bettina« (Nürnb. 1837), eine metrische Umschreibung einzelner Stellen aus dem »Briefwechsel Goethe's mit einem Kind«, »Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria« (das. 1841), welche letztere er unter dem Pseudonym Eusebius Emmeran erscheinen ließ, insbesondere aber durch »Mahomet« (Hamb. 1848) und die »Liederblüten des Hafis« (1. Sammlung, das. 1846; 2. Sammlung, Nürnb. 1851), graziöse Nachdichtungen, die in freien Variationen den echten Geist des Originals athmen, einen bleibenden Platz in der Geschichte deutscher Dichtung verschafft. Außerdem hat er »Frauenbilder und Huldigungen« (Leipz. 1853, 2. Aufl. 1858), »Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch« (Frankf. 1855, 2 Bde.), »Marianische Legenden und Gedichte« (Münst. 1859), »Schöne Seelen. Ein Legenden- und Novellensträußchen« (Mainz 1862), auch »Mittheilungen über Kaspar Hauser« (Nürnb. 1832), der in seinem Hause lebte, und ebensolche neuerdings wiederholt (Frankf. 1859 und Regensb. 1873) veröffentlicht.

Daumier (spr. domjeh), Honoré, origineller franz. Zeichner und Karikaturist, geb. 26. Febr. 1808 zu Marseille, machte sich durch die von ihm im »Charivari« erschienene Reihenfolge des »Robert Macaire« zuerst einen Namen. Seine Darstellungen haben die possirlichen und lächerlichen Scenen und Vorfälle des Tags, Albernheiten an merkwürdigen Leuten, die Kehrseiten von großen Dingen, Modethorheiten zum Gegenstand, und wenn ja ernste Leidenschaften, wie Liebe, Rache, auftreten, so sind sie so gemischt, daß immer der muthwillige Capriccio durchblickt. Daumiers Blätter sind stets mit kurzen erläuternden Unterschriften versehen. Die komische Seite des gemeinen Spießbürgerlebens und das Lächerlichste der individuellen Natur weiß D. scharf und kräftig, ja sogar oft brutal auszudrücken. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung »Bons bourgeois«, »Pastorales«, »Locataires et propriétaires«, »Les papas«, »Les beaux jours de la vie« und seine »Représentants représentés«, eine Sammlung Karikaturporträts von etwa 100 Repräsentanten der Konstituante und Legislative, sowie auch seine »Idylles parlémentaires«, Meisterstücke des drastischen politisch-satirischen Witzes, die an die beste Zeit der griechischen Komödie erinnern. Die beiden letzteren sind Früchte der 48er Revolution

Daun, Marktflecken und Kreishauptort im preuß. Regierungsbezirk Trier, östlich von Prüm, an der Lieser, in einer der höchsten Gegenden der Eifel, hat 785 Einw., beträchtliche Gerbereien und Mineralquellen, unter denen der sogen. Daunerbecher, ein eisenhaltiger Natronsäuerling, am meisten benutzt wird. Auf hohem Basaltfelsen neben dem Orte die ehemalige Reichsveste D., der Stammsitz des gräflichen Geschlechts D. In der Umgegend befinden sich drei kleine Seen (Maare) vulkanischen Ursprungs.

Daun, 1) Wierich Philipp Lorenz, Graf D., Marchese von Rivoli, geb. 19. Okt. 1668, Sprößling eines alten gräflichen Geschlechts, dessen Stammschloß in der Nähe des Städtchens Daun in der Eifel lag, zeichnete sich als österreichischer Feldmarschallleutnant 1706 durch die Vertheidigung Turins aus, wofür er zum Feldzeugmeister ernannt ward. Als solcher vertheidigte er Pavia und schützte Neapel, welches er dann auf kurze Zeit als Vicekönig verwaltete. Hierauf mit dem Oberkommando von Italien betraut, trieb er Villars aus Italien zurück und nöthigte Papst Clemens XI. 1709 zum Frieden.

Im Feldzug von 1710 focht er weniger glücklich. Dennoch schenkte ihm Karl III. von Neapel das Fürstenthum Tiano und ernannte ihn 1713 nochmals zum Vicekönig von Neapel, wo er sich die Liebe des Volks erwarb. Im Jahr 1719 ward er Kommandant von Wien, dann Gouverneur der Niederlande und später von Mailand. Bei den Verhandlungen über die polnische Königswahl ließ er sich von Sardinien hintergehen und fiel deshalb bis 1737 in Ungnade. Er starb zu Wien 30. Juli 1741.

2) **Leopold Joseph**, Graf, k. k. österreich. Feldmarschall, Sohn des vorigen, geb. 25. Sept. 1705 zu Wien, schlug, obwohl für den geistlichen Stand bestimmt, die militärische Laufbahn ein, machte den Krieg gegen die Türken 1718 unter Prinz Eugen mit, dann (1734 und 1735) den in Italien und am Rhein und als Generalmajor den Türkenkrieg von 1737—39. Zum Feldmarschallleutnant befördert, focht er im österreichischen Erbfolgekrieg anfangs gegen die Preußen in Schlesien, dann unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen. Im zweiten Schlesischen Krieg wohnte er den Schlachten bei Hohenfriedberg und bei Sorr bei und ward noch 1745 zum Feldzeugmeister ernannt. In dieser Eigenschaft kommandirte er nach Abschluß des Dresdener Friedens in den Niederlanden in den ohne sein Verschulden für die Alliirten unglücklichen Feldzügen von 1746 und 1747. Um dieselbe Zeit verheirathete er die Gräfin Fur und befestigte sich dadurch in der Gunst seiner Monarchin. Nach dem Aachener Frieden (1748) ward er mit Entwerfung und Einführung der neuen Heeresorganisation betraut und entwarf das sogen. Daun'sche Reglement von 1749. Auch ward durch ihn 1751 die Militärakademie zu Wiener-Neustadt errichtet. 1754 zum Feldmarschall ernannt, stand er beim Anfang des Siebenjährigen Kriegs in Mähren, wandte sich sodann gegen Friedrich II., der nach der Schlacht bei Prag diese Stadt eingeschlossen hielt, und lieferte ihm die Schlacht von Kollin (13. Juni 1757), worauf Friedrich Böhmen räumen mußte. Als nach dem Sieg der Preußen bei Leuthen der Prinz Karl von Lothringen von der Armee abtrat, legte die Kaiserin den Oberbefehl in Dauns Hände, worauf er den König bei Hochkirch überfiel (14. Okt. 1758) und einen Sieg erfocht, den er aber wegen der ihm eigenen Vorsicht und Bedächtigkeit nicht gehörig ausnutzte. D. gedachte darauf, den Feldzug durch eine rasche Wegnahme Dresdens zu enden; doch scheiterte sein Projekt an der Wachsamkeit des dortigen Befehlshabers, Generals v. Schmettau. Den Feldzug von 1759 beschloß D. siegreich mit dem Gefecht von Maxen, in welchem das preußische 11,000 Mann starke Korps des Generals Fink gefangen ward. Im Jahr 1760 beobachtete D. aus seinem festen Lager unweit Pirna den König, bis dieser durch Laudons Operationen nach Schlesien gezogen wurde, folgte ihm dann nach Sachsen, wo Friedrich Dresden belagerte, und im Spätsommer 1760 nach Schlesien, wo er jedoch durch sein Zögern die Niederlage Laudons bei Liegnitz veranlaßte. Auch bei Torgau (3. Nov. 1760) ward ihm der Sieg durch Ziethens kühn erneuerten Angriff und seine eigene Verwundung entrissen. Zu seiner Herstellung begab er sich nach Wien, wo er mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. 1761 übernahm er wieder den Oberbefehl in Schlesien. So günstig auch die Lage des Königs von Preußen durch den russischen Thronwechsel geworden war, so konnte er doch D. nicht aus seiner festen Stellung am Zobtenberg vertreiben, dieser aber ebensowenig den Verlust von Schweidnitz hindern. Noch während des Kriegs hatte D. das Präsidium des Hofkriegsraths angetreten und war in diesem Wirkungskreis eifrig bemüht, alle Erfahrungen aus sieben Feldzügen auf seine schon früher in Angriff genommenen Reformen anzuwenden. Er starb 5. Febr. 1766. D. war ein tüchtiger General; er besaß jedoch den Fehler allzu großer Bedächtigkeit, weshalb er die errungenen Siege nicht energisch genug verfolgte. Seinem raschen Gegner war er deshalb freilich im ganzen nicht gewachsen.

Daunen, s. Federn.

Daunia, im Alterthum ein Theil der ital. Landschaft Apulien, zwischen dem Aufidus (Ofanto) und Frento (Fortore), dem Adriatischen Meer und dem Apennin (den größten Theil der heutigen Provinz Capitanata umfassend).

Daunou (spr. donu), Pierre Claude François, ausgezeichneter franz. Gelehrter, Publicist und Staatsmann, geb. 18. Aug. 1761 zu Boulogne sur Mer, trat 1777 in die Kongregation des Oratoriums, schloß sich später der Revolution an und wurde 1791 Großvikar des konstitutionellen Bischofs von Pas de Calais. Im Jahr 1792 als Abgeordneter des Departements Pas de Calais in den Nationalkonvent berufen, bestritt er die Kompetenz der Versammlung als Gerichtshof im Proceß Ludwigs XVI. und trug auf Gefangenschaft des Königs während des Kriegs, dann auf Verbannung an. Dies wie seine Vertheidigung der Girondisten gegen die Partei des Bergs brachte ihn ins Gefängnis, aus dem ihn jedoch der Sturz Robespierre's 9. Thermidor befreite. Von nun an betheiligte er sich im Konvent an allen Gesetzentwürfen, die eine neue Organisation des Staats bezweckten, und entwarf namentlich die Konstitution vom Jahr III. Im Rathe der Fünfhundert wurde er mit der Organisation der römischen Republik beauftragt, und nach dem 18. Brumaire half er die Konstitution vom Jahr VIII entwerfen. Später trat er in das Tribunat, ward dann Bibliothekar des Pantheons, 1804 Direktor des Archivs des Gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs. Die Restauration nahm ihm diese Stelle, die Julirevolution gab sie ihm aber zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte, die er seit 1819 am Collége de France bekleidet hatte. Seit 1818 Mitglied der Deputirtenkammer, gehörte er in derselben zur liberalen Opposition und wirkte namentlich für den öffentlichen Unterricht. Im Jahr 1834 zog er sich von aller öffentlichen Wirksamkeit zurück und starb 20. Juni 1840. D. war Mitglied und beständiger Sekretär der Akademie der Inschriften und schönen Künste und Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Essai sur l'instruction publique« (Par. 1793); »Essai sur la constitution etc.« (das. 1793), worin die Grundzüge des Gesellschaftsstaats entwickelt werden; »Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie« (das. 1802) und »Essai historique sur la puissance temporelle des papes« (das. 1810), das Resultat gründlicher Forschung, 1813 auf höhern Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderungen, und zuletzt 1828 (das., 4 Bde.) wieder abgedruckt. D. besorgte auch eine vollständige Ausgabe von Rulhière's »Histoire de l'anarchie de

Pologne« (Par. 1807, 4 Bde.) und die beste Ausgabe der Werke Boileau's wie der Schriften Géniers und Laharpe's. Sein Hauptwerk ist der »Cours d'études historiques« (Par. 1842—49, 20 Bde.). Seit der Restauration war er Hauptredakteur des »Journal des savants«, und in der letzten Zeit beschäftigte er sich mit der Herausgabe französischer Geschichtschreiber in der Sammlung von Bouquet. Vgl. Taillandier, Documents biographiques sur D. (2. Aufl., Par. 1847).

Dauphin (franz., spr. dofäng, lat. Delphinus), ursprünglich und zwar seit dem Grafen Guigo IV. von Viennois (1140), der einen Delphin als Schildzeichen geführt haben soll, Herrschertitel der Grafen von Vienne, der souveränen Herren der Dauphiné in Frankreich, später Titel des präsumtiven Thronerben von Frankreich. Humbert II. vermachte nämlich 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipps VI. von Frankreich, unter der Bedingung, daß der älteste Sohn des Königs stets diesen Titel führen sollte (s. Dauphiné). Noch unter Ludwig XI. hatte der D. bedeutende, fast souveräne Rechte; später sank die Würde zum bloßen Titel herab, bis nach der Julirevolution auch dieser abgeschafft wurde. Der letzte, welcher ihn führte, war der Herzog von Angoulême, ältester Sohn Karls X. Die Gemahlin des Dauphins hieß Dauphine. Auch die Grafen von Auvergne führten früher den Titel D., wenigstens vom Grafen Wilhelm VIII. im 12. Jahrh. an. Zum Gebrauch für den Unterricht des Dauphins ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montausier, von Bossuet und Huet, den Lehrern des Dauphins, eine Ausgabe der römischen und griechischen Klassiker (in usum Delphini) besorgen, die mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien, und in welcher alle sogen. anstößigen Stellen beseitigt waren.

Dauphiné (spr. dofi-, Delphinatus), ehemalige Provinz Frankreichs im Gebiete der Westalpen, umfaßt die heutigen Departements Isère, Drôme und Oberalpen und wird im O. von den Alpen, im S. von der Provence, im N. und W. von dem Rhône begrenzt und von drei Nebenflüssen des letztern, der Isère, Drôme und Durance, durchströmt. Das Areal beträgt 12,554 QKilom. (228 QM.). Die Oberdauphiné, der östliche Theil, ist ein Land voll mächtiger Gebirge. Berge thürmen sich hier auf Berge, welche die erhabensten Naturscenen darbieten und unter denen sich der Pelvoux de Valloisse (4297 Meter), der Olan (3995 Meter), der Goleon de la Grave (3798 Meter), der Col de Saix (3342 Meter), der Pic de Belladonna (3117 Meter) und viele andere durch Höhe auszeichnen. In den Thälern haben neuere Geologen fast überall deutliche Spuren ehemaliger Gletscher entdeckt; mit ihnen im Zusammenhang scheinen die zahlreichen Wanderblöcke gestanden zu haben, die sich in der Sohle und an den Seiten der kleinen Thäler vorfinden. Namentlich am Ausgang des Thals der Isère zwischen Moirans und Rive sieht man zwei Linien von ungeheuren Gletscherwällen. Hat die Oberdauphiné gute Viehweiden, so zeichnet sich die Niederdauphiné, der westliche Theil, durch fruchtbare Felder und guten Weinbau (Vin d'érémitage, Côte rôtie) aus. Außerdem treibt man Bergbau, Seidenbau 2c. In der Oberdauphiné hat sich manche alte Volkseigenthümlichkeit in Sitten und Gebräuchen erhalten. In der Volkssprache ist, was die Hochlande anlangt, das keltische Element vorherrschend, wogegen das Flachland sich mehr zu dem romanischen Idiom hinneigt; doch sind in beiden verschiedene Unterdialekte bemerkbar. Hauptstädte waren Grenoble und Vienne. Die sogen. sieben Wunder der D. sind: der Tour sans venin (Thurm ohne Gift), der Montagne inaccessible (der unersteigliche Berg) oder Mont aiguille (Nadelberg, am Fuß noch einmal so schmal als am Gipfel), die Fontaine brûlante (der brennende Brunnen), die Höhlen von Sassenage, das Manna von Briançon, die kostbaren Steine auf dem Gebirge in Sassenage und die Grotte U. L. F. zu Balme. Andere nennen statt der zwei letzteren den Weinbrunnen, dessen Wasser wie Wein schmeckt, und den Wind von Nions.

Das Gebiet der nachmaligen D., seit Julius Cäsar unter römischer Herrschaft, ward durch Kaiser Honorius mit der Provincia Viennensis, dem spätern Viennois, vereinigt. Nach dem Verfall der Römerherrschaft bildete das Land den südlichsten Theil des sich bis zur Durance erstreckenden Reichs der Burgunder und kam mit diesem unter die Botmäßigkeit der Franken. Nach der Zerstückelung der karolingischen Monarchie gehörte es (seit 879) zum Königreich der Provence, dann zu dem neuen burgundischen Reich von Arles, mit welchem es 1032 in den Besitz der deutschen Kaiser überging. Einer der alten Dynasten des Landes, Graf Guigo IV., um die Mitte des 12. Jahrh., fügte zuerst seinem Namen den Beinamen Dauphin (s. d.) bei. Mit Guigo VI., der sich zuerst Graf und Dauphin von Viennois nannte und ein eifriger Anhänger Kaiser Friedrichs I. war, starb gegen Ende des 12. Jahrh. diese Dynastie aus. Seine Erbtochter Beatrix heirathete in zweiter Ehe den Herzog Hugo von Burgund. Ihr Sohn Guigo VII. Andreas (starb 1237) eröffnet die zweite Dynastie. Ihm folgte sein Sohn Guigo VIII., der mit Karl von Anjou, welcher auf sein Land Ansprüche machte, viele Händel hatte und 1269 starb. Das Bestreben der Dauphins, die Landeshoheit zu erringen, blieb zwar wegen der Macht der fünf Bischöfe des Landes theilweise vergeblich; doch erfreuten sie sich fast durchgehends der Gunst der deutschen Kaiser, bei welchen sie das Seneschallamt des arelatischen Reichs bekleideten. Mit Guigo's VIII. Sohn Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgundischen Hause, starb diese Dynastie 1281 wieder aus. Ihm folgte seine Schwester Anna, Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour du Pin, dessen Sohn Johann II. Stifter der dritten Dynastie wurde. Er schloß 1314 Frieden mit dem savoyischen Haus und erwarb mehrere Baronien, erhielt von Kaiser Ludwig dem Bayer den Königstitel, wollte diesen jedoch nicht eher annehmen, als bis Ludwig selbst vom Papst die Kaiserkrone empfangen haben würde, starb aber inzwischen 1333. Sein Bruder Humbert II. schloß 1335 mit Savoyen Frieden und ordnete die Rechtspflege in der D. Nachdem er aber 1335 seinen einzigen ehelichen Sohn verloren, trat er sein Land 1349 gegen eine Jahresrente von 100,000 Goldgulden an Karl von Valois, nachmaligen König Karl V., ab unter der Bedingung, daß der jedesmalige französische Thronerbe den Titel »Dauphin de Viennois« nebst dem dazu gehörigen Wappen führen, daß das Land seine Integrität und seine zu dem Ende von dem abtretenden Herrscher noch besonders bestätigten Freiheiten behalten und nie dem französischen Reich völlig einverleibt werden solle. Schon 1355 wurden indessen Faucigny und im Utrechter Frieden 1713 auch

die übrigen, im Osten der Alpen gelegenen Gebietstheile an Savoyen abgetreten; ebenso riß die Krone Frankreich allmählich alle Hoheitsrechte, welche die deutschen Kaiser noch bis in die Mitte des 14. Jahrh. in der D. ausgeübt hatten, an sich, und 1446 vereinigte sie hiermit die nachmals an verschiedene Personen als standesherrliches Herzogthum verliehene Grafschaft Valentinois.

Daurien (spr. da-ūrien), Alpenland im südöstlichen Sibirien, das sich vom Ostufer des Baikalsees bis zum Argunfluß (an der chinesischen Grenze) ausdehnt und in administrativer Hinsicht zur russischen Provinz Transbaikalien (s. d.) gehört. Es war bis zur Erwerbung der Amurländer das östlichste russische Gebiet und von jeder Beziehung zum Westen abgeschnitten. Sein Klima hindert die Entwickelung landwirtschaftlicher oder industrieller Unternehmungen, und die Erschließung des Westens hat keine großartige Steigerung der Produktion nach sich gezogen. D. bleibt deshalb auch jetzt noch, seitdem es das Vorland des weiten Amurgebiets geworden ist, wesentlich auf den Abbau der mineralischen Schätze im Kreis von Nertschinsk (s. d.) angewiesen. Vgl. Radde, Das russische D. (in Petermanns »Mittheilungen« 1860).

Dautzenberg, Johann Michael, einer der tüchtigsten und verdienstvollsten Kämpfer für die vlämische Sprache, die er mit Wort und That förderte, und zugleich der deutscheste Vlaming, welcher alles Heil für die vlämische Sache nur in dem innigsten intellektuellen Anschluß an Deutschland erblickte, geb. 6. Dec. 1808 zu Heerlen im Limburgischen, suchte sich, da seine Eltern wenig bemittelt waren, auf die mühevollste Weise so viel Kenntnisse anzueignen, um sein Fortkommen zu finden. Nachdem er zuerst Privatsekretär, dann Hülfsschullehrer und Hauslehrer gewesen, erhielt er 1838 eine Anstellung bei der Société générale in Brüssel, deren Beamter er bis zu seinem 4. Febr. 1869 erfolgten Tode blieb. D. schrieb ebenso gut deutsch wie vlämisch. Sein bekanntestes Werk ist das »Volksleesboek« (Brüss. 1854), das er ebenso wie die »Verhalen uit de Geschiedenis van België« (Gent 1856) gemeinschaftlich mit Van Duyse verfaßte und welches viermal gekrönt wurde. Aus dem Französischen übersetzte er »De Giftdrank« (Brüss. 1851), aus dem Deutschen »De Vlaemsche Taelstryd door Fr. Oetker« (Gent 1857) und aus dem Vlämischen ins Deutsche »Das große deutsche Vaterland« von Nolet de Brauwere (Brüss. 1857). Seine Gedichte gab theils er selbst (»Gedichten«, Brüss. 1850), theils nach seinem Tod sein Schwiegersohn Frans De Cort (»Verspreide en nagelatene Gedichten«, das. 1869) heraus. Vgl. J. v. Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas (Leipz. 1861).

Dauw, s. v. w. Burchells Tigerpferd, s. Pferd.

Davel (spr. -well), Johann Daniel Abraham, politisch-religiöser Märtyrer, geb. 1669 zu Cully am Genfersee, diente unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough mit Auszeichnung und nahm hierauf an dem schweizer Bürgerkrieg von 1712 rühmlichen Antheil. Nach dem Ende desselben unter Ernennung zum Major der Milizen der Waadt entlassen, fühlte er sich durch den Streit zwischen der Akademie zu Lausanne und der Regierung von Bern über die Formula Consensus sowie durch die tyrannische Verwaltung Berns getrieben, sein Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien. Am 31. März 1723 rückte er plötzlich mit 500—600 Mann in Lausanne ein, versammelte den Stadtrath, legte demselben ein Manifest vor, worin der Regierung von Bern eine Menge von Fehlern vorgeworfen wurde, und erklärte darauf seinen Plan, das Waadtland von der Hoheit Berns zu befreien. Der Rath berichtete jedoch den Vorgang sofort nach Bern, und D. ward verhaftet. In der Untersuchung beharrte er auch auf der Folter darauf, daß ihm sein Unternehmen unmittelbar von Gott eingegeben worden sei, und daß er keinen Mitschuldigen habe. Er wurde darauf enthauptet. Im Jahr 1841 ward ihm bei Cully ein Denkmal gesetzt. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivés en Suisse à l'occasion du Consensus« (Amsterd. 1728).

Davenant (spr. däwwinänt), William, engl. Dramatiker und Theaterunternehmer, geb. 1605 zu Oxford als der Sohn eines Gastwirts, ward in seiner Vaterstadt erzogen und kam dann als Page der Herzogin von Richmond an den Hof und in die Familie von Fulke Greville, Lord Brooke, einem Freund von Sir Philip Sidney. Nach dem Tode seines Gönners, der 1628 ermordet ward, wandte sich D. dem Theater zu. Er begann 1629 mit einem Trauerspiel, »Albovine, king of the Lombards«, dem er im folgenden Jahr zwei Schauspiele, »The cruel brother« und »The just Italian«, folgen ließ. 1634 schrieb er eine Maske, »The temple of love«, welche von der Königin und ihren Hofdamen in Whitehall zur Aufführung gebracht werden sollte. Auch die Heldenthaten des Prinzen Rupert zur See besang er in einem Gedicht (»Madagascar«) und machte sich als Höfling und Verfasser von Masken und Spielen so beliebt, daß er nach Ben Jonsons Tod 1637 dessen Stelle erhielt und 1639 Direktor der königl. Schauspiele wurde. Während des Bürgerkriegs zeichnete er sich im Dienste des Königs aus, focht tapfer und erhielt 1643 bei der Belagerung von Gloucester den Ritterschlag. Als die Partei Karls I. unterlag, zog er sich nach Frankreich zurück, wo er zum Katholicismus übertrat und deshalb bei der Königin Henriette Marie so in Gunst kam, daß sie ihn mit einem heimlichen Auftrag an ihren Gemahl nach England sandte. Später wurde er zu einer Expedition von Frankreich aus nach Virginien verwendet; aber das Schiff, auf dem er sich befand, wurde von einem Parlamentsschiff aufgebracht, und D. kam als Gefangener nach England. In seinem Gefängnis zu Cowes-Castle setzte er nun sein schon in Frankreich begonnenes Heldengedicht »Gondibert« fort, jedoch ohne es je zu vollenden, was kein großer Schaden war; denn obgleich es der Philosoph Hobbes an Werth der »Aeneïde« und »Ilias« gleichstellte, wurde es von Kritikern von besserem Geschmack einfach ausgelacht. Aus seiner zweijährigen Haft entlassen, eröffnete D. (21. Mai 1656) ein Schauspielhaus, »Rutland-House«, indem er das Verbot dramatischer Darstellungen dadurch umging, daß er »Opern« aufzuführen vorgab, die in Italien und Frankreich eben Mode zu werden begannen. Er führte den ersten Theil seines »Siege of Rhodus« auf mit der verschiedenartigsten Scenerie und mit Instrumentalmusik vor jedem Auftreten der Hauptpersonen, auch mit Gesängen und Chören untermischt. Nach der Restauration erhielt D. eins der zwei dramatischen Gesellschaften verliehenen Patente; seine Gesellschaft führte den Titel »Schauspieler des Herzogs von York« und spielte zuerst in Portugal-Row, dann in Dorset-Gardens. Auch wurde D. jetzt förmlich zum poeta laureatus ernannt. In seinem Patent

wurde auch zuerst gestattet, die Damenrollen von Frauenzimmern spielen zu lassen. Dieses und die Vervollkommnung der Maschinerie und Scenerie, die Einführung des Reims und des französischen Einflusses, besonders Corneille's, veränderte ganz das Wesen des englischen Drama's: es war und wurde seitdem nie mehr national. D. starb 17. April 1668 und ward in der Westminsterabtei beigesetzt, wo seinen Leichenstein die von Ben Jonson verfaßte Inschrift: »O rare Sir William D.!« schmückt. Seine Werke erschienen gesammelt zu London 1673, 1 Folioband.

Davenport (spr. déw'npört), Hauptstadt der Grafschaft Scott im nordamerikan. Staat Iowa, in romantischer Lage am Mississippi, der Stadt Rock Island (in Illinois) gegenüber, mit welcher sie durch eine stattliche Brücke in Verbindung steht (eine zweite noch größere Brücke ist im Bau). D. wurde erst 1837 angelegt und hatte 1850: 3500, 1870 aber bereits 20,038 Einw., unter welchen etwa 8000 Deutsche und 2500 Irländer und Franzosen. Die vielen aus rothen Backsteinen erbauten Häuser geben der Stadt eine eigenthümliche Physiognomie. Sie hat 19 Kirchen (darunter 5 deutsche), das 1847 gegründete sogen. Griswold-College, 2 Seminare und 9 öffentliche Distriktsschulen mit 59 Lehrern und Lehrerinnen sowie mehrere Privatanstalten. Durch Eisenbahnen steht D. mit dem Osten und dem fernen Westen in Verbindung, daher denn auch der Handel, namentlich der Produktenhandel (die Grafschaft Scott gehört zu den fruchtbarsten Gegenden des Staats), blüht. Auch die Industrie, die aus den vorzüglichen Wasserkräften großen Vortheil zieht, ist in Aufschwung begriffen (bedeutende Sägemühlen, mehrere größere Werkstätten für Anfertigung von Ackerbaugeräthen, Tuchfabriken 2c.).

Daventry (spr. déw'ntri), Stadt in der engl. Grafschaft Northampton, an der Quelle des Avon, mit (1871) 4051 Einw., hat Fabriken für Stiefel und Reitpeitschen und treibt Handel, besonders mit Pferden. Auf dem benachbarten Borough Hill große Ueberreste eines alten Lagers.

David, Stadt, s. Chiriqui.

David, der zweite König von Israel, ein alle Ideale des jüdischen Volks umfassender und darum auch für die Messiaslehre des Christenthums bedeutsamer Name. D., der Sohn Isai's, von Bethlehem im Stamm Juda, that sich, kaum dem Knabenalter entwachsen, in den Feldzügen Sauls durch kecken Muth hervor, erschlug im Zweikampf einen feindlichen Recken, Goliath genannt, und ward von Saul zu seinem Eidam und zum Kriegsobersten erhoben. Als Liebling Samuels und der dem neu gegründeten Königthum abgeneigten Priesterpartei ward er von dieser zu Sauls Nachfolger ausersehen und noch bei Sauls Lebzeiten von Samuel insgeheim zum König gesalbt. Als aber dadurch Sauls Argwohn rege geworden, mußte er fliehen, führte zuerst eine Art Räuberleben in Juda und fand dann bei den Philistern, den Erbfeinden seines Volks, Aufnahme. Mit ihrer Hülfe erhob er die Fahne des Aufstandes gegen Saul und trat dann förmlich in ihre Dienste. Als aber Saul und sein Sohn Jonathan, Davids Freund, im Kampf gegen die Philister gefallen waren, kehrte D. in sein Vaterland zurück und wurde zunächst vom Stamm Juda, nach sieben Jahren aber vom gesammten israelitischen Volk als König anerkannt. Nach echt orientalischer Despotenweise begann er seine Regierung damit, daß er Sauls ganze männliche Nachkommenschaft, mit Ausnahme eines gebrechlichen Knaben, ermorden ließ. Seine glänzende Regierung (um 1040—1015 v. Chr.) brachte diese Greuel in Vergessenheit. Er eroberte zunächst die Stadt der Jebusiter, die er Jerusalem nannte, zur Residenz und durch Uebersiedelung der Bundeslade dahin auch zum gottesdienstlichen Mittelpunkt erhob. Die ersten 13 Jahre seiner Regierung füllten glückliche Kriege wider die Philister, Moabiter, Edomiter, Syrer, Ammoniter und andere Nationalfeinde aus, wodurch er die Hegemonie im südlichen Syrien errang. Mag es fraglich erscheinen, ob sich dieselbe bis an den Euphrat erstreckte, so gehörte doch jedenfalls Damaskus zu Davids Reich, das sich von dieser Stadt bis zum Aelanitischen Meerbusen erstreckte. Durch Einsetzung von Satrapen in den Stammesgebieten suchte er die Gesammtkraft der Nation seinen Zwecken dienstbar zu machen, die Königsherrschaft allenthalben gleichmäßig zur Geltung zu bringen; die innere Verwaltung trug einen durchaus militärisch-theokratischen Charakter. D. war unumschränkter Machthaber und stellte als solcher seine Herrschaft auf die Einheit der Gottesverehrung, daher er von der priesterlichen Geschichtschreibung als »der Mann nach dem Herzen Gottes« (1. Sam. 13, 14) hoch gefeiert wird. Aber zweifelsohne war die Gottesfurcht bei ihm auch persönliche Sache, wie das eine und das andere noch erhaltene Lied des Königs zur Genüge darthut (s. Psalmen). Aber Grausamkeit und Wollust entstellen leider das Bild des gepriesenen Helden- und Dichterkönigs. Sein Ehebruch mit Bathseba, dem Weibe Uria's, verwickelte ihn in einen mißlichen Handel, woraus er sich nicht kläglicher ziehen konnte, als er that, und die Haremswirtschaft, die Ursache häuslichen Unfriedens und schlechter Kinderzucht, bereitete ihm in den späteren Jahren seines Regiments ernstliche Gefahren. Namentlich hätte ihn der Aufruhr seines Sohnes Absalom, welcher den Unwillen des Volks gegen das stramme, auf ausländische Söldlinge gestützte Königthum ausbeutete, beinahe Thron und Leben gekostet. Die letzten Jahre seiner Regierung waren friedlicher. Er starb nach gewöhnlicher Annahme 1015 v. Chr., nach Ewald 10, nach Hitzig 20 Jahre früher. D. hat die Interessen des Königthums und des Priesterthums aufs engste mit einander zu verschmelzen gewußt und den von ihm mit Glanz umgebenen Priestern als den »Männern Gottes« stets die größte Ehrerbietung erwiesen und den Kultus mit bisher unbekannter Pracht ausgestattet. Auf dem Sterbebett hat ihn Bathseba dazu vermocht, ihren Sohn Salomo zum Thronfolger zu ernennen, was den rechtmäßigen Thronfolger Adonia zum Aufstande trieb, der aber mißglückte. Sterbend gab D. dem bevorzugten Sohn den Auftrag, an einer Anzahl persönlicher Feinde, obwohl er ihnen selbst Schonung verheißen, Rache zu üben.

David, 1) armen. Gelehrter des 5. Jahrh. n. Chr., von den Armeniern vorzugsweise der Philosoph (Imasdaser) genannt, geboren im Dorf Nerken in der armenischen Provinz Durnperan, war Schüler Mesrobs und Sabay's und bildete sich in Griechenland, namentlich in Athen, unter dem Eklektiker Syrianus. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wirkte er hier in den letzten Decennien des 5. Jahrh. und starb um 500 n. Chr. Er hat mehrere Werke des Aristoteles ins Armenische übersetzt und mehrere Kommentare, z. B. zu des Aristoteles Kategorien, sowie andere Schriften philosophischen

und theologischen Inhalts verfaßt, welche meist noch ungedruckt in den Bibliotheken liegen. Vgl. Renmann, Mémoires sur la vie et les ouvrages de D. (Par. 1829).

2) D. von Dinant, scholastischer Lehrer in Paris um 1200, soll ein Buch »De divisionibus« geschrieben haben und wird, weil seine Lehre im gleichen Jahr (1209) mit derjenigen des Amalrich von Bena verdammt wurde, gewöhnlich als Mitbegründer des mittelalterlichen Pantheismus genannt. Wahrscheinlich dagegen war er der erste Scholastiker, welcher seine Anregung von maurischen Kommentatoren des Aristoteles erhalten hat.

3) D. von Augsburg, mystischer Schriftsteller und einer der frühesten Lehrer des Franciskanerordens in Deutschland, lebte zu Regensburg, seit 1243 zu Augsburg, war Lehrer und Freund Bertholds von Regensburg (s. Berthold 3) und starb 1271 zu Augsburg. Außer zahlreichen lateinischen Schriften verfaßte er auch asketische Schriften in deutscher Sprache, von denen Pfeiffer sechs in »Deutsche Mystiker des 13. Jahrhunderts« (Leipz. 1845) herausgegeben hat. Dieser hält ihn auch für den Verfasser des Schwabenspiegels.

4) D. Jorisz, d. i. Sohn des Georg, Schwärmer und »Erzketzer« des 16. Jahrh., geb. 1501 zu Delft, war zuerst Glasmaler. Verspottung der von Priestern getragenen Monstranz zog ihm die Strafe des Staupbesens, der Zungendurchstechung und der Verbannung zu. Er hielt sich nun zur Sekte der Wiedertäufer, bildete sich aber später einen eigenen Kreis von Anhängern, indem er lehrte, daß er der von den Propheten verheißene Emmanuel und von Gott gesandt sei, würdige Kinder für das Reich Gottes zu sammeln und von dem Zwang des Gesetzes zu befreien. D. und die Davidisten trieben ihr Wesen zwar im Stillen, wurden aber seit 1538 von der holländischen Regierung grausam verfolgt und mehrere, worunter Davids Mutter, hingerichtet. D. schrieb 1542 sein berüchtigtes »Wonderboek«, das ein ungeheures Aufsehen machte, ihn aber auch zwang, sich nach Basel zu begeben, wo er sich unter dem Namen Johann von Brügge aufhielt und äußerlich zur reformirten Kirche bekannte. Er starb unerkannt als angesehener Mann 1556, aber nach drei Jahren ward sein Körper mit seinen Schriften verbrannt. Seine Anhänger, Davidisten oder Jorisianer, erhielten sich trotz aller Verfolgungen in Holland bis in die Mitte des 17. Jahrh.

David, 1) (Davidis) Franz, Prediger zu Klausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent der dortigen Unitarier, studirte zu Wittenberg, ward zuerst lutherischer Prediger zu Klausenburg, dann für den Calvinismus gewonnen und trat endlich zum Socinianismus über, dessen Lehrmeinungen er seit 1566 öffentlich vortrug. Als Irrlehrer, Gotteslästerer und Neuerer zu ewigem Gefängnis verurtheilt, starb er 6. Juni 1579. Aus seinen Anhängern, den Davidisten, entstanden die jüdisch gesinnten Unitarier (Judaizanten), die alle Verehrung Christi, als eines natürlichen Menschen, verwarfen; aus diesen wieder die Sabbatharier (Szombatosok), deren Haupt der Kanzler Simon Fetschi war, und die das Neue Testament verwerfen und den Messias noch erwarten. Vergeblich suchten mehrere Fürsten von Siebenbürgen die Sekte auszurotten.

2) Christian, Missionär der Brüdergemeinde und geistlicher Liederdichter, geb. 1690 zu Senftleben in Mähren, erlernte das Zimmermannshandwerk, gründete mit anderen mährischen Auswanderern 17. Juli 1722 die Kolonie der Mährischen Brüder am Hutberg in der Lausitz, die dann Herrnhut genannt ward. Später machte er Missionsreisen 1735 nach Holland, 1748 nach Livland und Pennsylvanien und 1733, 1747 und 1749 nach Grönland und starb 3. Febr. 1751 zu Herrnhut.

3) Jacques Louis, berühmter franz. Maler, Begründer der neuern französischen Malerschule, geb. 31. Aug. 1748 zu Paris, war zuerst Viens Schüler und erhielt schon 1771 für sein Bild: Venus und Mars im Kampf mit Minerva (jetzt im Louvre) von der Akademie den ersten Preis zuerkannt, der aber auf Veranlassung seines Lehrers, welcher darüber erzürnt war, daß sich D. hinter seinem Rücken um den Preis beworben, in den zweiten verwandelt ward. Nachdem er noch gründliche Studien, besonders auch in der Schlachtenmalerei, gemacht, gewann er mit seinem Gemälde: die Liebe des Antiochos und der Stratonike den ersten Preis und erhielt dadurch die Mittel, sich 1774 mit seinem Lehrer nach Rom begeben zu können, wohin derselbe als Direktor der französischen Akademie daselbst übersiedelte. Nachdem er dort durch die Cinquecentisten keine Anregung gefunden, wandte er sich, um den Einflüssen des Poussinismus zu entgehen, den unteritalienischen Naturalisten zu, indem er namentlich Valentins Abendmahl kopirte, fand jedoch seine volle Befriedigung nur im Studium der Antike. Gleichwohl zeigt ihn seine 1779 vollendete »Pest des heil. Rochus« (jetzt in Marseille) noch in der Schwebe zwischen der alten zopfigen und neuen klassischen Weise. Nachdem er 1780 nach Paris zurückgekehrt war, brachte er hier 1783 seinen Belisar und dann die Beweinung Hektors durch Andromache zur Ausstellung, welches letztere Bild ihm die Aufnahme in die Akademie verschaffte. Im Auftrag des Königs malte er darauf, 1783—84 wieder in Rom verweilend, den Schwur der Horatier, ein Bild, welches so ungemeinen Beifall fand, daß sein Künstlerruf damit fest begründet war. Es befindet sich gegenwärtig im Louvre und ist von Morel gestochen worden. Im Jahr 1789 nach Paris zurückgekehrt, brachte er den Tod des Sokrates (von 1787) und darauf den vom König Ludwig XVI. bestellten Brutus, nach der Verurtheilung seiner Söhne in sein Haus zurückgekehrt, zur Ausstellung, während der Graf von Artois eine Liebesscene zwischen Paris und Helena bestellte (jetzt wie die vorausgehenden Werke im Louvre). Die Revolution riß auch D. mit fort, und die gewaltigen Ereignisse des Tags entfremdeten ihn für mehrere Jahre der Kunst. Doch begann er im Auftrag der Gesetzgebenden Versammlung den Schwur im Ballhaus, eine riesenhafte Komposition, die jedoch unvollendet geblieben und, so weit sie fertig, durch Jazets Aquatintablatt bekannt geworden ist (gegenwärtig im Louvre). Als entschiedener Republikaner ward er 1793 Mitglied des Corps électoral von Paris und Konventsdeputirter und stimmte als solcher für den Tod des Königs. Den Einfluß, welchen ihm, neben seinem Künstlerruf, seine politische Stellung gab, benutzte D. dazu, um in jenen Zeiten des Umsturzes so vieler Institute der Kunst manches zu erhalten und vieles zuzuwenden. Daß er jedoch die Aufhebung der Akademie betrieb, beweist, daß es ihm an Wärme für die Kunst fehlte, wie auch seine Idee eines Freiheitsdenkmals (glücklicherweise nicht über das schauderhafte Modell hinaus gediehen) allem guten Geschmack Hohn spricht. In

seiner Macht stand es, der Zerstörung vieler Kunstwerke Einhalt zu thun; er unterließ es aber, weil er, rücksichtslos auch auf dem Felde der Kunst, von den vielen alten Denkmälern der Malerei, Skulptur und Architektur nichts als gut anerkannte, sondern auch hier vom Grund aus neu schaffen wollte. Als eifriger Jakobiner und Freund Robespierre's übte er auch im Wohlfahrtsausschuß bedeutenden Einfluß aus; doch hatte dies freilich die Folge, daß er in den Sturz Robespierre's mit verwickelt, eingekerkert und nur durch die Amnestie vom 4. Brumaire IV und die eifrigen Bemühungen seiner Schüler und Verehrer gerettet ward. Während dieser wechselvollen Erlebnisse vollendete er mehrere große Gemälde, unter anderen den Tod Lepelletiers de St. Fargeau, den Tod Marats, eine Reihe Revolutionsscenen (zum größten Theil untergegangen); im Gefängnis entstand auch der Entwurf zu seinem Sabinerinnenraub, den er 1799 in großartiger Weise ausführte (gestochen von Moreau und Massard). Während der Herrschaft Napoleons I. trug der ehemalige Jakobiner kein Bedenken, die Thaten und Feste des Kaiserthums durch seinen Pinsel zu verherrlichen. Davids Hauptwerke aus jener Zeit sind: Napoleon zu Pferde, den St. Bernhard hinansprengend; die Krönung Napoleons (das Lieblingsbild des Dargestellten, der, nachdem er es lange betrachtet hatte, sich vor dem Künstler verneigte und sprach: »David, je vous salue!«); Napoleon im Kaiserornat; die Vertheilung der Adler 1810; das Fest auf dem Stadthaus 2c. Außerdem lieferte er noch 1814 Leonidas in den Thermopylen (mit 100,000 Franken bezahlt, jetzt im Louvre, gestochen von Laugier), das Porträt Pius' VII. und mehreres Gelungene im Fach der historischen Bildnismalerei. Mit Napoleons ging auch Davids Glückstern in Frankreich unter. Als Königsmörder wurde er 1816 aus der Liste der Mitglieder des Instituts gestrichen und aus Frankreich verbannt. Eine Einladung des Königs von Preußen nach Berlin, wo er die Direktion sämmtlicher Kunstsammlungen übernehmen sollte, schlug er aus und zog sich nach Brüssel zurück, um wenigstens in der Nähe Frankreichs zu weilen. Hier legte er trotz seines Alters und sonstigen Mißgeschicks den Pinsel noch nicht aus der Hand, sondern malte noch Bild auf Bild, stellte sie in Gent, Brüssel und einige auch in Paris aus, war aber nicht dazu zu bewegen, auf dem Weg der Bitte die Gnade des Königs von Frankreich zu gewinnen. Als man ihm vorschlug, das Porträt dieses Königs zu malen, um sich die Heimat wieder zu öffnen, antwortete er: »Ja, das will ich, wenn Ihr mir seinen Kopf bringt«. Die Bourbonen vergalten ihm aber auch diesen Haß, denn nicht einmal die irdischen Ueberreste des Künstlers durfte der Sohn desselben nach Frankreich bringen. D. starb 29. Dec. 1825 zu Brüssel. Seine letzten größeren Gemälde, die jedoch seine alternde Hand und Energie nur zu deutlich verrathen, sind: der Zorn des Achilles (1819), eine von den Franzosen als ausgezeichnet gepriesene Komposition, und der Abschied der Nymphe Eucharis von Telemach (1820), hinsichtlich des Kolorits vielleicht das wärmste und lieblichste von Davids Bildern. Unter allen Malern seiner Zeit, urtheilt Nagler, ist D. der einzige, der eine Schule gegründet hat, sowie er auch von allen Künstlern, welche in jener Zeit der sogen. akademischen Methode folgten, der ausgezeichnetste ist. Sein richtiger Verstand zeigte ihm in der Kunst etwas Höheres, als er selbst zu leisten vermochte, und deshalb ist es um so anerkennenswerther, daß er nicht nur vorzügliche Talente unterstützte, sondern auch nicht wollte, daß seine Schüler sich seine eigenen Werke zum Muster nehmen sollten, und im Gegentheil hocherfreut war, wenn er bei einem seiner Zöglinge eine eigenthümliche Richtung bemerkte. In allen seinen Werken zeigt sich eine poetische Auffassung und eine lebendige, ja meist leidenschaftlich bewegte Darstellung, verbunden mit hoher Korrektheit der Zeichnung. Weniger befriedigt sein Kolorit. Wenn aber seine Figuren doch bei ihrer Lebendigkeit den Beschauer oft kalt lassen, so liegt dies nicht sowohl an dem ebengerügten Mangel, sondern daran, daß seine Darstellungen mehr Resultate des Studiums und politischer Erregtheit als freie und unmittelbare Schöpfungen des Künstlergenie's sind. Die Begeisterung, durch welche D. zu künstlerischem Schaffen getrieben wurde, war eine politische, durch den Umschwung seiner Zeit veranlaßte; sobald ihr die Gegenwart nicht mehr entsprach, verlor sie sich selbst, und der Pinsel, welcher die Heldengeschichte der römischen Republik gemalt hatte, stellte willig den unbeschränkten Beherrscher von Frankreich dar. Davids Hauptverdienst um die Kunst besteht darin, daß er das Studium der Antike, verbunden mit dem der Natur, in einer Zeit, wo beides fast vergessen war, wieder in Aufnahme gebracht hat. Bei manchen Anhängern von Davids Schule artete aber das allzu ausschließliche Studium der antiken Formen und Gegenstände in Fadheit, Ziererei und überladenen Putz aus; die Malerei ward auf der einen Seite eine bloße Schmeichlerin der Sinnlichkeit, während auf der andern das Bestreben, effektvolle Motive zu wählen, den Zuschauer zu erschüttern 2c., die widerwärtigsten Bilder hervorbrachte. Zu Davids berühmten Schülern gehören: Gérard, Drouais, Girodet, Le Gros, Fabre, Ingres, Abel de Pujol, Drolling 2c.

4) Pierre Jean, berühmter franz. Bildhauer, gewöhnlich David d'Angers genannt, geb. 12. März 1789 zu Angers, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, einem Ornamentenschnitzer, und kam dann nach Paris, wo ihn der Maler David unentgeltlich in sein Lehratelier aufnahm, während ihm seine Vaterstadt ein jährliches Stipendium von 500 Franken aussetzte. D. besuchte hierauf das Atelier des Bildhauers Roland und gewann 1811 mit einem den Tod des Epaminondas vorstellenden Basrelief den ersten Preis nebst einer Pension, die ihm gestattete, seine Studien in Rom fortzusetzen. Hier nahm er sich vornehmlich die Antike zum Muster und arbeitete auch längere Zeit in Canova's Atelier. Im Jahr 1816 begab er sich nach Paris zurück, wo er eine ungemeine Thätigkeit entwickelte und sich einen weithin geachteten Künstlernamen und die höchsten Auszeichnungen erwarb. Im Jahr 1828 besuchte er Weimar, 1834 München, Stuttgart, Berlin und Dresden. Das Ergebnis dieser Reisen waren von der ersten die Büsten Goethe's, von der zweiten die Büsten Schellings, Danneckers, Tiecks und Rauchs, sämmtlich in kolossaler Größe modellirt; die Goethebüste, welche der Künstler 1831 dem Dichtergreis als Geschenk zusandte, ist in der Bibliothek zu Weimar aufgestellt. Von 1835—1837 beschäftigte D. die Ausschmückung des Giebelfeldes am Pantheon, die er 1837 beendigte. Diese Hautreliefarbeit ist sein Hauptwerk. Andere vorzügliche Werke Davids sind: König René, 1822, jetzt zu Aix; die heil. Cäcilie, zu Paris; Bonchamp, in der Kirche St. Florent daselbst, 1824; Condé, auf

der Brücke Ludwigs XVI.; ein griechisches Mädchen, das eine Lorbeerkrone auf Bozaris' Grab niederlegt; Talma, im Théâtre français; Christus, Maria und St. Johannes, in der Kathedrale von Angers, 1830; ein junger Hirt, sich im Wasser besehend, im Museum daselbst; Foy, auf Père Lachaise, 1831; Madame Staël, in einem Saal des Instituts; Jefferson, in Philadelphia; Philopömen, im Garten der Tuilerien; Cuvier, in Mömpelgard und im Jardin des Plantes; Corneille, zu Rouen, 1834; Racine, zu La Ferté Milon; die Büsten Franz' I. und Ambr. Paré's, beide kolossal, Visconti's, Camille Jordans, Béclards, Coopers, Cas. Delavigne's, Raoul Rochette's, Jerem. Benthams, Fénélons, Montesquieu's, Racine's, Heinrichs II., Lacépède's, Cas. Périers, Keratry's, Rossini's, Lafayette's, Sieyes', Chateaubriands; die Basreliefs: der Genius des Kriegs und der Befestigung, an der Fontaine des Bastilleplatzes; die Unschuld, zur Gerechtigkeit flehend, im Hof des Louvre; die militärische Exekution des Grafen Frotté, in der Kirche zu Alençon; die berühmte Reihe sämmtlicher komischen und tragischen Dichter, im Schauspielsaal des Odeons, jeder von dreien seiner personificirten Werke begleitet; ein Kriegsmarsch, in Fontainebleau. D. ist der Hauptvertreter der realistischen Richtung in der Kunst im Gegensatze zu der sich sklavisch an die antiken Vorbilder haltenden idealistischen. Mit dem Streben nach Naturwahrheit verband er aber stets eine poetische Auffassung seines Gegenstands und einen feinen Sinn für Schönheit der Linien. Seine Büsten besonders zeichnen sich durch charakteristischen Ausdruck aus; in der Porträtbildnerei war er der erste Meister unserer Zeit. Seine Schule ward auch von vielen deutschen Künstlern besucht. In der Politik radikaler Oppositionsmann, gab er mit Carnot Barrère's Memoiren heraus, war auch Mitglied der Konstituante von 1848. Nach dem Staatsstreich aus Frankreich verbannt, erhielt er später die Erlaubnis zur Rückkehr und starb 5. Jan. 1856 zu Paris.

5) **Christian Georg Nathan**, dän. Journalist und Staatswirtschaftslehrer, geb. 16. Jan. 1793 in Kopenhagen von jüdischen Eltern, bezog 1809 die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich hier dem Studium der philosophischen und politischen Wissenschaften. Im Jahr 1830 zum Professor der Staatswirtschaft ernannt, begründete er 1834, nach Einführung der Provinzialstände, das der innern Politik gewidmete Journal »Fädrelandet«, ward aber schon nach wenig Monaten angeklagt, Unzufriedenheit mit der Regierung des Königs gezeigt und die absolutistisch-monarchische Regierung überhaupt getadelt zu haben. Zwar ward er von der Anklage freigesprochen, jedoch von seinem Lehrstuhl entfernt. Seine Zeitschrift setzte er trotzdem fort und war auch sonst vielfach in öffentlichen Geschäften thätig. Im Jahr 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England und ward 1840 zum Bürgerrepräsentanten in Kopenhagen und zum Deputirten der ständischen Versammlung in Roeskilde ernannt. Seit 1841 Mitglied des Raths in Kopenhagen und der Kommission für das Gefängniswesen, bereiste er 1841 und 1842 auf königliche Kosten England, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland, um das Gefängniswesen dieser Staaten kennen zu lernen. Von 1841—43 gab er ein »Nyt statsoekonomisk Archiv« heraus. Später war er bei der innern Umgestaltung Dänemarks thätig, wurde in den konstituirenden Reichstag (1848—49) gewählt, reichte aber eine schriftliche Erklärung ein, in welcher er sich entschieden gegen dieses Repräsentativsystem aussprach. Doch war er auch auf den späteren Reichstagen, namentlich dem von 1851—52, thätig und stand namentlich der Partei der »Bauernfreunde« als Vertreter der Hauptstadt gegenüber. 1854 wurde er zum Mitgliede des Reichsraths ernannt, 1864—1865 war er Finanzminister. Nachdem er seit 1849 als Oberinspektor des Gefängniswesens fungirt hatte, übernahm er 1854 die Direktion des Statistischen Büreau's sowie 1858 die der Bank. Er starb 18. Juni 1874.

6) **Johannes Baptista**, einer der gelehrtesten und um die niederdeutsche Sprachkunde verdientesten Vlamingen, geb. 25. Jan. 1801 zu Lier, war 1822—25 und 1830—31 Professor am Kleinen Seminar zu Mecheln, dann Direktor des Kollegiums daselbst und seit 1834 Professor der belgischen Geschichte und vlämischen Literatur an der katholischen Hochschule zu Löwen, wo er 24. März 1866 als Ehrendomherr von Mecheln, Mitglied der belgischen und anderer Akademien und Präsident der Gesellschaft »Med tyd en vlyt« starb. Außer seinen sprachlichen Lehrbüchern (»Eenige regelen over de vlaemsche tael«, Mecheln 1823; »Nederduitsche spraekkunst«, das. 1833—35, 2 Bde.; »Eerste beginselen der nederduitsche spraekkunst«, das. 1835, u. a.) und pädagogisch-literarischen Zeitschriften (»De Middelaer«, Löwen 1840—43; »De school- en letterbode«, St. Truyen 1844) gab er eine Uebersetzung der »Nachfolge Christi« (Mech. 1843, Antwerp. 1858), Bilderdijks »De geestenwareld en het waerachtig Good« (Löwen 1843) und »De ziekte der geleerden« (das. 1848) sowie die »Rymbybel van Jakob van Maerlant« (Brüss. 1858) mit Einleitung und Anmerkungen (letztere auch mit Glossar) heraus und verfaßte mehrere bedeutende historische Werke, von denen besonders die »Vaderlandsche historie« (Löwen 1842—1858) und »Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen« (das. 1854) zu nennen sind. Ein nachgelassenes Werk: »Nederlandsche Gedichten met taal- en letterkundige Aanteekeningen«, erschien Löwen 1869.

7) **Ferdinand**, ausgezeichneter Violinspieler und geschmackvoller Komponist, geb. 19. Juni 1810 zu Hamburg, ließ sich daselbst schon als zehn- und elfjähriger Knabe öffentlich hören und kam in seinem 13. Jahr zu Spohr, dessen Unterricht er drei Jahre lang genoß. Nach dieser Zeit machte er mit seiner Schwester, Madame Dulcken, einige Kunstreisen und nahm dann ein Engagement im Orchester des Königstädter Theaters in Berlin an. Drei Jahre später wurde er von dem livländischen Baron v. Lippart als Führer eines Privatquartetts nach Dorpat berufen, vollendete hier seine Studien in der Komposition und im Violinspiel und gewöhnte sich zugleich durch Leitung eines Musikervereins an die Orchesterdirektion. Bis zum November 1835 verweilte er in Dorpat, die Kunstreisen abgerechnet, die er während dieser Zeit nach Petersburg, Moskau, Riga und anderen großen Städten Rußlands machte, kehrte dann nach Deutschland zurück, gab in Berlin und anderen Städten Konzerte und wurde 1836 auf Veranlassung Mendelssohns an die Stelle Mathäi's als Konzertmeister nach Leipzig berufen, wo er seitdem eine einflußreiche Wirksamkeit als Lehrer, Führer des Orchesters, Komponist und Bearbeiter älterer Werke für sein Instrument ausgeübt hat. Er starb 19. Juli 1873 zu Klosters in Graubünden.

Davids Spiel zeichnete sich aus durch einen voll und schön klingenden Ton, durch Leichtigkeit und Eleganz der Bogenführung, große Fertigkeit in Passagen und durch einen würdigen und geistvollen Vortrag. Als unübertrefflich wird auch sein Quartettspiel und namentlich die Art geschildert, wie er als Vorgeiger im Orchester dem Dirigenten und Komponisten die leisesten Intentionen abzulauschen und durch sein Spiel den übrigen mitzutheilen verstand. Seinen Erfolg als Lehrer bezeugt eine große Anzahl von vortrefflichen Schülern, die er theils privatim, theils als Lehrer am Leipziger Musikkonservatorium gebildet hat. Was seine Kompositionen betrifft, so gehören die für sein Instrument (verschiedene Konzerte, dann Variationen, Etüden, Capricen 2c.) zu den geschmackvollsten, die wir überhaupt besitzen. Außer diesen hat er auch für andere Instrumente, z. B. für Posaune, Klarinette, Viola, Violoncell, wirkungsvolle Konzerte komponirt, sowie einige Symphonien, Quartette, mehrere Hefte Lieder mit Klavierbegleitung 2c., die ehrenvolle Anerkennung fanden. Seine komische Oper »Hans Wacht«, die 1852 zuerst in Leipzig zur Aufführung kam, ist reich an Schönheiten im einzelnen, hat jedoch im ganzen zu wenig dramatische Wirksamkeit, die obendrein noch durch einen schlechten Text beeinträchtigt wird. Ein großes Verdienst erwarb sich D. auch durch die Herausgabe älterer Werke für die Violine, unter welchen namentlich die Konzerte von Bach, Mozart u. a. sowie die unter dem Namen »Die hohe Schule des Violinspiels« herausgegebene Sammlung von Violinstücken aus dem 17. und 18. Jahrh. zu nennen ist. Auch lieferte er eine Revision der berühmten Kreuzer'schen Etüden.

8) Félicien César, franz. Komponist, geb. 8. März 1810 zu Cadenet im Departement Vaucluse, verrieth frühzeitig große musikalische Anlagen und kam im 8. Lebensjahr nach Aix, wo er dem Sängerchor der Domkirche einverleibt ward und im Jesuitencollége seine sonstige Erziehung und Bildung erhielt. Kaum 19 Jahre alt, trat er an die Stelle seines bisherigen Musiklehrers und wurde Chordirektor. Allein schon ein Jahr später (1830) gab er diese Stellung wieder auf, um nach Paris zu gehen. Hier trat er ins Konservatorium ein, wo er unter Fetis' Leitung musikalische Fachstudien machte. Um diese Zeit wußte die Sekte der St. Simonisten den jungen Musiker an sich zu ziehen, und bald war er einer der begeistertsten Anhänger des Vaters Enfantin. Als sich die Brüderschaft 1832 nach Ménilmontant zurückzog, schied D. aus dem Konservatorium und war einer der 40 Genossen, welche in dem neuen Asyl einen festen Sitz des neuen Glaubens zu gründen versuchten. Die Chöre, die er hier als Komponist und Organist der Gesellschaft schrieb, wurden von den Brüdern gern gesungen, ohne jedoch über die Mauern der Stiftung hinauszudringen. Als sich die Gemeinde der St. Simonisten zu Anfang des Jahrs 1833 auflösen mußte, wandten sich mehrere Mitglieder derselben, unter ihnen D., nach Konstantinopel, wurden aber hier verhaftet und schließlich nach Smyrna gebracht, von wo sie weiter nach Aegypten reisten. Mit einem Genossen (Barrault) zog D. weiter nach Kairo, wo er (wie früher in Smyrna) den Lebensunterhalt für sich und seinen Genossen durch Unterricht erwarb. Durch die Pest aus Aegypten vertrieben, zogen sie durch die Wüste nach den Küsten Syriens. Auf allen diesen Reisen führte D. ein Klavier mit sich und entzückte durch sein Spiel die Eingebornen, bis es ihm schließlich von einer Schar Beduinen aus Aberglauben zertrümmert wurde. Im Jahr 1835 nach Frankreich zurückgekehrt, lebte D. bis 1844 ziemlich unbeachtet, meist auf dem Lande bei einem Freund. Von den Kompositionen, die er in dieser Zeit schrieb (einige Symphonien, ein Nonett für Blasinstrumente, Streichquartette, Lieder u. a.), kam manches zur Aufführung, ohne jedoch ein größeres Interesse zu erregen. Endlich erschien 1844 seine Symphonie-Ode »Die Wüste«, ein Werk, in dem er seine Erinnerungen wie in einem großen Bild zusammenfaßte. Durch Vermittelung Michel Chevaliers, eines ehemaligen Glaubensgenossen von D., im Pariser Konservatorium zuerst zur Aufführung gebracht, wurde dasselbe mit Enthusiasmus begrüßt und machte den bisher obskuren Komponisten mit einemmal zur musikalischen Berühmtheit und zum Helden des Tags. Diese »Wüste« ist ein großes Tongemälde, dem ein erklärendes, sehr lebendig abgefaßtes Gedicht von Aug. Colin (gleichfalls Saint-Simonist und Wüstenreisender) zu Grunde gelegt ist, und das auch Chöre sowie einstimmige Gesänge enthält. Vielfach durch gefälligen und charakteristischen Ausdruck sich auszeichnend, kann es doch als Erzeugnis einer im Grund verwerflichen Auffassung von den Aufgaben der Tonkunst auf den Namen eines Kunstwerks nicht Anspruch machen. Durch den Pariser Erfolg aufgemuntert, trat D. eine Rundreise ins Ausland an und brachte besonders in Deutschland seine Werke an zahlreichen Orten zur Aufführung; doch traf er hier im ganzen auf eine strengere Kritik. D. hat später noch einige Symphoniekantaten veröffentlicht, z. B. »Columbus« und »Moses«, von denen jedoch keine den Erfolg der »Wüste« gehabt hat. Auch einige Opern, wie »La Perle du Brésil« (1851), »Herculanum« (1859), »Lalla Rookh« (1862), brachte er in Paris zur Aufführung; die bedeutendste ist die zweitgenannte, welche ihm vom Ministerium für Wissenschaft und Künste den ausgesetzten Preis von 20,000 Franken eintrug. Nach Berlioz' Tod (1869) erhielt D. die Stelle des Bibliothekars am Konservatorium und ward bald darauf zum Mitgliede des Instituts ernannt. Eine neue große Oper von ihm, »L'Indien« betitelt, kam 1874 in der Opéra Comique zur Aufführung.

9) Jérôme Frédéric Paul, Baron, franz. Deputirter und Minister, geb. 1823 in Rom, Enkel von D. 3), war einer der entschiedensten Anhänger des zweiten Kaiserreichs. Zuerst für die Marine bestimmt, diente er seit seinem 12. Jahr zwei Jahre auf einem Schulschiff, fand aber keinen Gefallen am Seedienst und besuchte 1842—44 die Militärschule in St. Cyr, wurde dann Unterleutnant, trat unter die Zuaven und begab sich nach Algier. Im Jahr 1846 zum Vorsteher eines arabischen Büreau's ernannt, wurde er, da er mit der Sprache der Eingebornen sehr vertraut war, nach einander den Generälen Cavaignac, Ladmirault und dem Generalgouverneuer Marschall Randon beigegeben, welcher letztere ihn 1852 zum Kommandanten des Militärbezirks Beni-Mansours in Kabylien ernannte. Nachdem er 1854 als Ordonnanzofficier des Prinzen Napoleon den Krimkrieg mitgemacht, nahm er 1857 mit dem Rang eines Kapitäns seinen Abschied, um die parlamentarische Laufbahn zu betreten. Zuerst Maire der Stadt Langon und Mitglied des Generalraths für das Departement Gironde, wurde er 1859 als officieller Kandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt und erhielt auch bei den Wahlen von 1863 und 1869 das Mandat eines Abgeordneten. Während der Sessionen

von 1867, 1868 und 1869 wurde er vom Kaiser zum Vicepräsidenten des Gesetzgebenden Körpers ernannt. D. war ein unbedingter Verfechter der jeweiligen Napoleonischen Politik, und in Zügelung der Oppositionspartei konnte ihm kein Präsident weit genug gehen; daher seine Zerwürfnisse mit dem Grafen Walewski und mit Schneider, welche sich zur Niederlegung ihrer Präsidentenwürde veranlaßt sahen. D. gehörte zu den sogen. Arkadiern, einem bonapartistischen Klub in der Rue de l'Arcade, welchen er hauptsächlich ins Leben gerufen hatte. Eine hervorragende Rolle spielte er im Juli 1870. Auf seine Veranlassung hauptsächlich stellte der Abgeordnete Cochery 5. Juli die bekannte Interpellation über die Hohenzollern'sche Kandidatur, und als Thiers in der entscheidenden Sitzung vom 15. Juli vor dem Krieg warnte, rief ihm D. zu: »Es gehörten viele preußische Bataillone dazu, um Ihrem Vaterland so viel Schaden zuzufügen, als Sie demselben unwillkürlich zufügen«. Mit aller Energie drang er auf eine ausdrückliche Verzichtleistung von Seiten des Königs von Preußen auf die Hohenzollern'sche Kandidatur, bestritt das Genügende der schon gemachten Konzessionen und trug durch seine Haltung in der Kammer und durch seinen persönlichen Einfluß am Hofe viel dazu bei, daß der Kaiser und Ollivier sich den Krieg aufdrängen ließen. Schon damals handelte es sich um den Sturz Olliviers und um ein Ministerium Rouher. Erst 9. Aug. gelang es ihm, durch den Antrag Duvernois das Kabinet Ollivier zu stürzen, worauf er in dem 10. Aug. vom Grafen Palikao gebildeten Kabinet das Ministerium der öffentlichen Arbeiten erhielt. Als die Revolution vom 4. Sept. diesem letzten kaiserlichen Kabinet ein Ende gemacht, verschwand D. von der öffentlichen Bühne. Ein Versuch, bei den Ergänzungswahlen 2. Juli 1871 in die Nationalversammlung sich wählen zu lassen, schlug fehl.

Davidow, Karl, ausgezeichneter russ. Violoncellspieler, geb. 15. März 1838 zu Goldingen in Kurland, erhielt seine Bildung in Moskau (1854—58), wo er neben der Musik besonders eifrig Mathematik trieb, begab sich dann zum ausschließlichen Studium der erstern nach Leipzig und trat 1859 im dasigen Gewandhaus als Violoncellist mit ungemeinem Beifall auf. Nachdem er mehrfache Kunstreisen gemacht und bis 1862 als erster Violoncellspieler im Leipziger Orchester sowie als Lehrer am Konservatorium gewirkt hatte, folgte er einem Ruf nach St. Petersburg, wo er als kaiserlicher Kammervirtuos und Professor am Konservatorium noch jetzt thätig ist. Vollendete technische Durchbildung, schöner und edler Ton und geist- und geschmackvoller Vortrag erheben D. in die erste Reihe der jetzt lebenden Violoncellisten. Als Komponist hat er sich in Konzerten und kleineren Stücken für sein Instrument sowie in Klaviersachen und Liedern versucht.

Davidowich, Paul, Baron, österreich. General, geb. 1750 in Serbien, diente zuerst in den Feldzügen gegen die Türken in Bosnien und ward 1790 gegen die aufständischen Belgier geschickt. Im darauf folgenden Kriege gegen die Franzosen zeichnete er sich besonders bei Neerwinden, Marchiennes und Wattignies aus, ward 1796 Feldmarschallleutnant und kommandirte im November unter Alvinczy das Armeekorps, welches durch das Etschthal bis Mantua vordringen und diese Stadt entsetzen sollte, eine Aufgabe, deren Lösung ihm nicht gelang. Er focht jedoch wieder mit Auszeichnung besonders bei Novi, Caldiero und auf dem ganzen Rückzug des Erzherzogs Karl nach Ungarn 1805. Im Jahr 1807 ward er mit der Besichtigung der festen Plätze in Serbien beauftragt, erhielt dann das Gouvernement von Como und starb daselbst 1820.

Davidson, 1) Lucretia Maria, nordamerikan. Dichterin, geb. 27. Sept. 1808 zu Plattsburg im Staat New York, versuchte sich schon in früher Jugend in poetischer Produktion. Einige in ihrem 11. Jahr auf Washingtons Gedächtnisfeier gedichtete Stanzen voll tiefer Empfindung und Begeisterung erregten zuerst die Aufmerksamkeit der Ihrigen. In ihrem 12. Jahr hatte sie die meisten klassischen Dichter Englands, eine große Zahl Geschichtswerke und die sämmtlichen Werke Shakespeare's, Goldsmiths und Kotzebue's gelesen. Von einer schweren Krankheit, der Folge ihrer übermäßigen geistigen Anstrengung, kaum genesen, kam sie nach Troy in ein Institut für junge Damen, erlag aber schon 27. Aug. 1825 einem Rückfall der Krankheit. Sie hinterließ drei Skizzen zu Romanen, eine Tragödie und mehr als 200 Gedichte verschiedener Gattung, welche Morse unter dem Titel: »Amir Khan and other poems, the remains of L. M. D., with a biographical sketch« (New York 1829) herausgab. Ihre Romane erschienen New York 1870. Ihr Leben beschrieb Miß Sedgwick (Lond. 1843; deutsch, Leipz. 1848). In der Form ungenügend, erheben sich die Gedichte durch ihren geistigen Gehalt weit über das Gewöhnliche. — Ihre Schwester, Margaret Miller D., geb. 16. März 1823, ebenfalls Dichterin und frühreifes Talent, starb 25. Nov. 1838. Ihre Gedichte mit Biographie gab Wash. Irving (Philad. 1841; deutsch, Leipz. 1843) heraus.

2) Thomas, bedeutender engl. Geolog und Paläontolog, geb. 17. Mai 1817 zu Edinburg, ward fast ganz in Frankreich und Italien erzogen und wandte sich schon früh geologischen und paläontologischen Untersuchungen zu. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die Charakteristik, Klassifikation, Geschichte und geographische wie geologische Vertheilung der neueren wie der fossilen Brachiopoden. Sein großes Werk: »On British fossil Brachiopoda« (3 Quartbände mit 171 Tafeln; deutsch bearbeitet von Süß, Wien 1856) ist die vollständigste bis jetzt veröffentlichte Monographie über diesen Gegenstand. Ihm folgte 1868 sein zweites bedeutendes Werk: »Illustrations and history of Silurian life« nach. Außerdem hat er etwa 50 kleinere Abhandlungen veröffentlicht. D. ward 1858 Ehrensekretär der Geological Society, erhielt 1865 von derselben die goldene Wollaston-Medaille, 1870 die goldene Medaille der Royal Society und ist gegenwärtig Vicepräsident der Paläontographischen Gesellschaft zu London sowie Mitglied verschiedener Akademien und gelehrten Gesellschaften.

Davies (spr. dehwis), Sir John, ausgezeichneter engl. Jurist, Staatsmann und Dichter, geb. 1570 zu Westbury in Wiltshire, ward am Queens-College zu Oxford gebildet, studirte dann die Rechte und trat nach einer bewegten Jugend 1601 in das Parlament als Mitglied für Corf-Castle. Jakob I. wurde ihm sehr gewogen und ernannte ihn zuerst zum Solicitor, dann zum Attorney general in Irland; 1607 ward D. zum Ritter geschlagen und 1612 zum Sprecher des ersten irischen Parlaments ernannt. Nach England 1615 zurückgekehrt, sollte er fortan das Amt eines Oberrichters (Lord chief justice) bekleiden, starb jedoch noch vor seiner förmlichen

Installation, vom Schlagfluß getroffen, 7. Dec. 1616. Als Poet machte sich D. in seiner Jugend bekannt durch ein Gedicht über die Tanzkunst, betitelt »Orchestra«, und ein anderes über die Unsterblichkeit der Seele, das er »Nosce te ipsum« überschrieb und 1599 der Königin Elisabeth widmete. Eine Sammlung von Lobgedichten auf die Königin Elisabeth erschien unter dem Titel: »Hymns to Astraea«. Auch Epigramme verfaßte er, welche die geistliche Censur jedoch nebst anderen verbrennen ließ. Eine vollständige Sammlung seiner Dichtungen, die sich im allgemeinen durch elegante Diktion und seltene Korrektheit auszeichnen, ist nie veranstaltet worden; eine Zusammenstellung der besten enthält Andersons »British poets« (Bd. 2).

Davila, Enrico Caterino, ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 30. Okt. 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua, kam als Page an den französischen Hof und stand dann seit 1594 in französischen Kriegsdiensten. Im Jahr 1599 kehrte er nach Italien zurück, setzte seine Studien zu Padua fort, lebte eine Zeitlang in Parma, wo er Mitglied der Akademie der Innominati ward, und trat hierauf in venetianische Dienste. Die Republik übertrug ihm wichtige militärische Aemter auf Kandia, in Dalmatien und Friaul und gestand ihm die Auszeichnung zu, im Senat zur Seite des Dogen zu sitzen. Auf einer Berufsreise ward er 1631 zu San Michele bei Verona meuchelmörderisch erschossen. Seine »Storia delle guerre civili di Francia« (1559—98; Vened. 1630 u. öfter, zuletzt Mail. 1807, 6 Bde.), in mehrere europäische Sprachen übersetzt, ins Französische von Mallet und Grosley (Par. 1757, 3 Bde.), ins Englische von Cotterel (Lond. 1666), ins Deutsche von Reith (Leipz. 1792—95, 5 Bde.), ist eine der besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums.

Davis (spr. dehwis), 1) John, engl. Seefahrer, geboren zu Sanbridge in Devonshire, wurde 1585 mit zwei Fahrzeugen abgeschickt, um eine nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, segelte 7. Juni von Dartmouth ab, entdeckte 20. Juli die Ostküste von Grönland, welche er »Desolationland« nannte, und fuhr dann, nach anfangs südwestlichem Kurs, in die ihm zu Ehren benannte Straße bis 66° 40′ hinein, drang jedoch nicht weiter nördlich vor, suchte hierauf noch eine Zeitlang vergeblich nach der vermutheten nordwestlichen Durchfahrt, wobei er eine Menge Inseln entdeckte, und landete 29. Sept. wieder zu Dartmouth. Eine zweite Entdeckungsreise, die er im folgenden Jahr unternahm, hatte kein besseres Resultat und brachte ihn zu der Vermuthung, daß der äußerste Norden von Amerika aus lauter Inseln bestehe. Auf einer dritten Reise (1587) drang er bis 73° Breite vor und traf auf eine Inselgruppe, die er Cumberlandinseln nannte; Noth und widrige Winde zwangen ihn aber zur schleunigsten Rückkehr. Im Jahr 1591 begleitete er Cavendish auf seiner zweiten Expedition nach der Südsee, trennte sich aber von diesem und entdeckte 14. Aug. 1592 die Falklandinseln. Er machte darauf noch mehrere Seereisen nach Ostindien und ward 27. Dec. 1605 in einem Gefecht mit Japanesen in der Nähe der Küste von Malakka erschlagen. Seine Schrift »The worlds hydrographical description« findet sich in Hakluyts Sammlung »The principal navigations, voyages, traffiques and discoveries«, Bd. 3 (Lond. 1600), eine Beschreibung seiner Fahrt nach Ostindien (1598) in Harris' »Collection of voyages«.

2) Edward, engl. Flibustier, übernahm nach dem Tode des Kapitäns John Cook das Kommando eines Schiffs, segelte 27. Aug. 1685 aus dem Hafen von Rialejo aus, erreichte die Galapagos, kreuzte dann während des Jahrs 1686 an den Küsten von Peru und Chile, wo er mehrere Städte plünderte, kehrte von da nach den Galapagos zurück und segelte 1687 nach Süden. Hier traf er unter 27° südl. Br. auf die Osterinsel, die er jedoch nicht besuchte, und aus der spätere Geographen das große »Davisland« machten, das allerdings nicht wieder aufgefunden werden konnte. Von hier ging er nach Juan Fernandez, dublirte das Kap Horn, landete nördlich vom Rio de la Plata und kehrte 1688 über Philadelphia nach England zurück. Eine Schilderung seiner Reisen gibt Burney in »Discoveries in the South Sea« (Lond. 1803).

3) Sir John Francis, Baronet, tüchtiger Sinolog, geb. 1795 zu Portland Place, war zuerst 1816 der Gesandtschaft Lord Amhersts in Peking attachirt, ward 1834 Adjunkt von Lord Napier, um kommercielle und andere wichtige Angelegenheiten mit China zu ordnen, und 1843—48 Bevollmächtigter und Hauptsuperintendent des ganzen britischen Handels in China sowie Gouverneur der Kolonie von Hongkong. Im Jahr 1845 ward er zum Baronet ernannt. Er hat eine Reihe höchst interessanter Werke über China sowie mehrere tüchtige Uebersetzungen und Bearbeitungen aus dem Chinesischen publicirt, von denen wir anführen: »Chinese novels, translated from the originals« (Lond. 1822); »Hien wun shoo: Chinese moral maxims, with a free and verbal translation« (1823); »The fortunate union, a romance translated from the Chinese original, to which is added a Chinese tragedy« (Lond. 1829, 2 Bde.); »The Chinese: a general description of the empire of China and its inhabitants« (1836, 2 Bde., neueste Ausg. 1857; auch abgedruckt in Knights »Weekly volume for all readers«, 1844—1845); »Sketches of China« (1841, 2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »Vezier Ali Khan or the massacre of Benares« (1844); »China during the war and since the peace« (1852, 2 Bde.); »Chinese miscellanies« (1865); »Poeseos Sinicae commentarii: the poetry of the Chinese« (neue Ausg. 1870).

4) Jefferson, Präsident der konföderirten Südstaaten von Nordamerika, geb. 3. Juni 1808 in Kentucky, folgte in früher Jugend seinem Vater, einem Pflanzer, nach Mississippi und trat, gut vorgebildet, 1824 in die Militärakademie zu Westpoint ein, welche er 1828 als Unterleutnant verließ. Er that sich in den Kämpfen gegen die Indianerstämme rühmlichst hervor. Im Jahr 1835 ging er nach Mississippi zurück, wo er, auf einer Baumwollpflanzung lebend, sich nicht bloß eifrig der Kultur des Bodens, sondern auch staatsökonomischen und politischen Studien widmete. Erst seit 1843 betheiligte er sich auch praktisch an der Politik und zwar in demokratischer Richtung. Im Jahr 1844 zum Präsidentenwähler (Elector) ernannt, unternahm er eine Rundreise zu Gunsten der Kandidatur Polks und machte sich bei dieser Gelegenheit durch Anmuth und männliche Kraft seiner Rede so bemerkbar, daß er in Mississippi im November 1845 in den Kongreß gewählt ward. Einige Jahre vorher hatte er sich mit der Tochter Zachary Taylors, des spätern Präsidenten, verheirathet. Nach Ausbruch des Kriegs mit Mejiko gab D. im Juli 1846 seine Dimission als Mitglied des Kongresses, um sich an die Spitze der freiwilligen Karabiniers von Mississippi zu stellen, die ihn zu

ihrem Oberst wählten. Bei der Erstürmung von Monterey (September 1846) war er einer der Unterhändler, welche die Bedingungen der Kapitulation der Mexikaner feststellten, und bei Buena Vista (22. und 23. Febr. 1847) trug er wesentlich zum Sieg bei. Weniger ehrenvoll als seine kriegerische Thätigkeit war seine Mitwirkung bei den finanziellen Angelegenheiten des Staats Mississippi. Derselbe hatte sich nämlich durch Unterstützung leichtsinnig kreirter und geleiteter Banken mit Schulden überbürdet und Bons ausgegeben, die er nicht wieder einlösen konnte. D. war eifriger Fürsprecher der »Repudiation« dieser Bons, d. h. der Nichtanerkennung der Verpflichtungen, welche der Staat übernommen. Im Jahr 1848 in den Senat von Mississippi gewählt, widmete er hier seine Thätigkeit hauptsächlich den militärischen Angelegenheiten, trat als Vertheidiger des Sklavenwesens auf und war stets bemüht, die Bundesmacht den Einzelstaaten gegenüber soviel wie möglich zu beschränken. Im Jahr 1851 gab er seinen Sitz im Senat auf, um sich als Kandidat der demokratischen Partei um das Amt eines Gouverneurs seines Staats zu bewerben, konnte jedoch gegen den Kandidaten der Unionspartei, Foote, nicht aufkommen. Im Jahr 1852 leistete er der demokratischen Partei große Dienste, indem er die Wahl Pierce's zum Präsidenten durchsetzen half, und ward von diesem 1853 zum Kriegssekretär ernannt. Als das bedeutendste Mitglied des Kabinets dieses schwachen Präsidenten beherrschte er nicht bloß diesen völlig, sondern wußte auch die meisten anderen Kabinetsmitglieder nach seinem Willen zu lenken. Er wirkte erfolgreich für die Interessen der Sklavenstaaten und zeigte sich stets als entschiedenen Gegner der Abolitionisten. Nach der Wahl Buchanans zum Präsidenten (1857) schied D. aus dem Ministerium und nahm, von neuem gewählt, wieder seinen Sitz im Senat von Mississippi ein. Als im Januar 1861 auch dieser Staat seinen Abfall von der Union erklärte, verließ D. mit den übrigen Secessionisten den Senat und kehrte nach Hause zurück. Kurze Zeit darauf ward er vom Kongreß der abgefallenen Staaten zu Montgomery in Alabama zum Präsidenten der Konföderation des Südens auf sechs Jahre ernannt und 16. Febr. in sein Amt eingeführt. In dieser Stellung entwickelte er eine große Umsicht und Thatkraft. Nicht nur als Staatsmann, sondern auch in militärischen Dingen bekundete er ungewöhnliche Erfahrung und Ueberblick, so daß er in jeder Hinsicht als Seele und Haupt der südstaatlichen Bewegung gelten konnte. Als in der dreitägigen Schlacht bei Richmond die Entscheidung zu Ungunsten der Südländer unter Lee gefallen und Richmond nicht länger zu behaupten war, verließ im April 1865 auch D. den Ort und ging zunächst nach Danville. Noch immer verzweifelte er nicht an der Fortsetzung des Kampfes. Allein solchen Hoffnungen machte Lee's Kapitulation 9. April ein Ende. D. konnte jetzt nur noch auf seine eigene Rettung denken, um die er um so mehr besorgt sein mußte, als ein Erlaß Andrew Johnsons ihn der Theilnahme an dem Attentat auf Lincoln und Seward beschuldigte und auf seinen Kopf einen Preis von 100,000 Dollars gesetzt hatte. Am 13. Mai mußte er sich bei Irwinsville in Georgia mit mehreren Mitgliedern der südstaatlichen Regierung und einigen höheren Officieren einer Kavallerietruppe gefangen geben. Er wurde längere Zeit gefangen gehalten, anfangs sehr streng, später milder behandelt und zuletzt ganz auf freien Fuß gesetzt. Zwar hatte die Jury von Norfolk, dem Gerichtssprengel, in dem das D. als Gewahrsam dienende Fort Monroe liegt, im Mai 1866 die Civilklage auf Hochverrath gegen ihn beschlossen; doch ist dem vorläufig keine Folge gegeben worden. Vgl. Craven, **Prison life of Jefferson D.** (New York 1866).

5) **Edwin Hamilton**, amerikan. Archäolog, geb. 22. Jan. 1811 in der Grafschaft Roß in Ohio. Seine große Vorliebe für Alterthumsstudien ließ ihn schon als Student am Kenyon-College zu Gambier 1829—33 eine Reihe Ausgrabungen in der Nachbarschaft unternehmen, deren Resultate er in einer Vorlesung niederlegte. Diese Nachforschungen in den alten Dämmen und Erdhügeln von Ohio nach Ueberresten eines ausgestorbenen Geschlechts setzte er 15 Jahre mit größtem Eifer fort und veröffentlichte die Resultate derselben im 1. Band der »**Smithsonian contributions to knowledge**« unter dem Titel: »**Monuments of the Mississippi valley**«. Im Jahr 1837 ward er zu Cincinnati Doktor der Medicin und 1850 Professor der Therapeutik am Medical College zu New York. Außer verschiedenen Beiträgen zu medicinischen und anderen wissenschaftlichen Zeitschriften hat er noch veröffentlicht: »**Report on the statistics of calculous disease in Ohio**« (1850); auch hielt er einen Kursus von Vorlesungen über Archäologie am Lowell-Institut zu Boston.

6) **Nathan**, engl. Reisender und Forscher in Nordafrika, geb. 1812, widmete sich längere Zeit dem Studium arabischer und hebräischer Antiquitäten und war eine Zeitlang Herausgeber des »**Hebrew Christian Magazine**«. Später übernahm er eine Predigerstelle an einer Dissentergemeinde und ward 1856 auf Anregung des Earl of Clarendon, damaligen Staatssekretärs für auswärtige Angelegenheiten, ausgesandt, um Nachforschungen in den auf der Stelle des alten Karthago befindlichen Ruinen anzustellen. Er schrieb: »**Tunis, or selections from a journal kept during a residence in that regency**« (1841); »**A voice from North and South Africa**« (über die Religionen, Sitten und Gebräuche der Bewohner Nordafrika's, 1844); »**Evenings in my tent, or wanderings in Balad Ejjareed**« (über die sociale und politische Lage verschiedener Araberstämme in der Sahara, 1854, 2 Bde.); »**Arabic reading lessons with the elements of Arabic grammar**« (1855); »**Carthage and her remains**« (1861); »**Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories**« (1862).

7) **Andrew Jackson**, das Haupt der amerikan. Spiritisten, geb. 11. Aug. 1826 zu Blooming Grove im Orange County des Staats New York, genoß sehr wenig Erziehung, kaum 6 Monate ordentlichen Schulunterricht, und ward schon früh zu mechanischer Arbeit angehalten. Mit 16 Jahren kam er unter den Einfluß eines somnambulen Magnetiseurs, Livingston, und zeigte hier zuerst überraschende Phänomene der Hellseherei. Im Jahr 1844 gerieth er in die ersten Verzückungen, nahm dann einen Geistlichen, Fishbough, als Amanuensis an und siedelte nach New York über. Hier diktirte er dem letztern 1845, erst 19 Jahre alt, sein erstes und bedeutendstes spiritistisches Werk: »**The principles of nature, her divine revelations and a voice to mankind**« (New York 1847, 2 Bde.; 30. Aufl. 1869), das trotz des bunten und wirren Mischmasches von ontologischen, kosmischen, theologischen, spirituellen und naturalistischen Ideen Spuren großer geistiger Befähigung zeigt. Nach Vollendung dieses Buches gab er sich

nicht mehr zu magnetischen Manipulationen her, studirte aber viel, sammelte eine große Zahl von Anhängern seines spiritistischen Systems um sich und schrieb oder diktirte zahlreiche Werke, nach seinem Vorgeben unter dem Einfluß unsichtbarer Geister und im Zustand größerer oder geringerer Verzückung. Die hauptsächlichsten derselben sind: »The great harmonia« (1850—60, 6 Bde.); »The approaching crisis« (1852, 2. Aufl. 1869); »The Penetralia« (1856, 5. Aufl. 1866); »The present age« (1853); »The inner life«; »Morning lectures« (1864); »The summer land«; »Arabula« (1867); »Death and the after life«; »A stellar key« (1867, 5. Aufl. 1868) u. a. Seine Autobiographie erschien unter dem Titel: »Magic staff« (1857, 8. Aufl. 1867). Eine deutsche Uebersetzung der bedeutenderen dieser Werke haben Nees v. Esenbeck und G. C. Wittig unternommen; bis jetzt erschienen davon: »Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden« (4. Theil der »Great Harmonia«, Leipz. 1867); »Der Zauberstab« (das. 1868); »Die Principien der Natur« (das. 1869); »Der Arzt. Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen« (1. Theil der »Great Harmonia«, das. 1873). D. war 1860—64 Redakteur der in New York erscheinenden Wochenschrift »Herald of Progress«; 1863 gründete er daselbst ein »Lyceum des Fortschritts für Kinder« und legte seine Ansichten über die Einrichtung von Sonntagsschulen in einem »Handbook« nieder, das mehrere Auflagen erlebte (6. Aufl. 1868). Gegenwärtig wohnt er zu Orange in New Jersey. Eine ausführliche und anschauliche Darstellung seines Lebens- und Entwickelungsganges sowie der Hauptpunkte seines Systems gibt Gottschall in seinem Essay: »Die mystisch-socialen Gemeinden der Gegenwart« (in »Unsere Zeit« 1869).

Davisstraße (spr. dehwis-), die nach dem engl. Seefahrer Davis benannte Straße zwischen Grönland im O. und der Cumberlandinsel im W., welche aus dem Atlantischen Ocean nordwärts in die Baffinsbai führt. Durch sie geht auf der Westseite eine südliche Strömung bis zum Kap Dyer (dem engsten Theil der Straße), wo sie sich ostwärts gegen die Küste Grönlands wendet und hier auf eine nördliche Gegenströmung trifft. Die D. ist 1200 Kilom. lang und 320—960 Kilom. breit.

Davös, ein freundliches, nicht gar enges, mit Häusergruppen übersäetes Hochalpenthal des schweiz. Kantons Graubünden (1560 Meter ü. M.), als dichtbewaldete Einsamkeit (der Sage nach) erst im 13. Jahrh. durch die Jäger des Freiherrn von Vatz entdeckt und nach dieser versteckten Lage (rätoromanisch davo, s. v. w. »dahinten«) bezeichnet. Noch vor wenig Jahren bildete D. ein träumerisch-einsames Gelände, dessen Bewohner ein einfaches, harmloses Völklein waren, Nachkommen der »freien deutschen Walserleute«, welche kein Herrenschloß duldeten. Jetzt aber hat sich der Strom der Touristen und Kuranten nach dem D. gewandt, und es ist jetzt eins der besuchtesten Alpenthäler, als Luftkurort mit Oberengadin wetteifernd. Der Sitz dieses Kurlebens vertheilt sich unter die beiden Nachbarorte: Davos am Platz, den Hauptort des Thals, und Davos-Dörfli, jenes über Wiesengründe zerstreut, dieses an dem tiefgrünen, idyllisch eingerahmten Davoser See gelegen. Die Kurgäste sind besonders Brustkranke, die auch den Winter hier zubringen. Nach der Engadiner Seite schneiden drei Seitenthäler in das Hochgebirge ein: das romantische Sertig, an dessen Eingang das Bad Clavadel mit schwefelhaltiger alkalinischer Quelle liegt, und das Flüela- und Dischmathal, den beiden Kurorten gegenüber, jenes zum fahrbaren Flüela-, dieses zum höhern und wildern Skalettapaß ansteigend, beide einsamer und enger als das D. und mit Felstrümmern übersäet. Auch das Hauptthal wird abwärts wilder. Von Frauenkirch kommt man, angesichts des auf der linken Thalseite liegenden Spinabades (Schwefelwasser), nach Glaris und damit an den Eingang der wilden Züge, wo der von Lawinenzügen vielfach zerrissene Waldweg längs des steilen Felsenabhangs in einer Höhe von mehr als 300 Meter über dem Thalwasser hinführt, im Sommer aber ungefährlich ist und stellenweise herrliche Ausblicke darbietet. Auch weiter abwärts rauscht der Thalfluß, das (Davoser) Landwasser, durch tiefe Schluchten vorbei an den auf hohen Terrassen thronenden Bergdörfern, um sich bei Filisur-Alvenen mit der Albula zu vereinigen. Für die Mehrzahl der Besucher des D. bildet das Prättigau die Eingangshalle, von Klosters führt eine Bergstraße hinüber. Ueber D. als klimatischen Kurort vgl. die Schriften von Spengler (Bas. 1869), Waters (das. 1871).

Davoust (spr. dawu oder -wust, Davoût), Louis Nicolas, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl, franz. Marschall, geb. 10. Mai 1770 zu Annoux im ehemaligen Burgund aus einer angesehenen Familie, war in Brienne Mitschüler Bonaparte's und ward 1788 Leutnant in einem Kavallerieregiment. Für die Revolution machte er sofort eifrig Propaganda und ward 1791 Chef eines Freiwilligenbataillons. In den Schlachten von Jemappes und Neerwinden focht er unter Dumouriez mit Auszeichnung und erließ bei Dumouriez' Abfall eine energische Proklamation an die Armee. Seit März 1793 Generaladjutant, ward er Juli d. J. zum Brigadegeneral ernannt, durch das Dekret aber, welches alle ehemaligen Adligen von der Armee ausschloß, genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Nach dem 9. Thermidor trat er mit seinem vorigen Rang bei der Moselarmee ein, focht 1795 unter Pichegru in der Rheinarmee, gerieth beim Fall von Mannheim in Gefangenschaft, ward aber nach einigen Monaten ausgewechselt und zeichnete sich unter Moreau bei dem Uebergang über den Rhein (20. April 1796) und bei verschiedenen anderen Gelegenheiten aus. Dann focht er in Italien unter Bonaparte, den er auch nach Aegypten begleitete. Dort gewann er als Kavalleriegeneral dessen Vertrauen und ward nach seiner Rückkehr 1800 zum Divisionsgeneral und zum Oberbefehlshaber der Kavallerie der italienischen Armee, nach der Schlacht bei Marengo zum Chef der Grenadiere der Konsulargarden, nach Napoleons I. Thronbesteigung aber zum Reichsmarschall und Major-General der kaiserlichen Garde ernannt. Im Oktober 1805 befehligte er das 3. Korps der Armee in Oesterreich und führte in der Schlacht von Austerlitz den rechten Flügel derselben. Im Oktober 1806 operirte er bei Auerstädt selbständig und entschied vornehmlich durch seine geschickten Maßregeln den Sieg. Deshalb nach dem Tilsiter Frieden zum Herzog von Auerstädt ernannt, nahm er noch an den Schlachten bei Eylau, Heilsberg und Friedland theil, ward zum Generalgouverneur des Großherzogthums Warschau, dann zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit Oesterreich 1809 löste er die schwierige Aufgabe, seine Truppen durch die Oberpfalz an die Donau

zu führen. Am 22. April siegte er bei Eckmühl, befehligte in der Schlacht bei Wagram den rechten Flügel und trug hier durch seine Umgebung des Feindes zur Entscheidung wesentlich bei. Nach dem Frieden erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Eckmühl und 1811 zum Generalgouverneur des Departements der Elbmündungen. Im russischen Feldzug befehligte er das 1. Korps, schlug 23. Juli 1812 Bagration bei Mohilew, vereinigte sich am 27. mit dem linken Flügel des Königs von Westfalen und operirte so gut, daß das Korps des Generals Doctoroff von den Truppen Bagrations und der Westarmee unter Barclay de Tolly abgeschnitten und fast aufgerieben wurde. Nach dem unglücklichen Rückzug organisirte er seine Truppen in Sachsen, sprengte im März 1813 die Elbbrücke in Dresden und wandte sich dann nach der untern Elbe. Am 31. Mai 1813 rückte er in die bis dahin vom General Tettenborn besetzte Stadt Hamburg ein und legte ihr zur Züchtigung für ihre Bereitwilligkeit, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, sogleich eine Geldbuße von 48 Mill. Franken auf, welche Summe er auch zum großen Theil mit erbarmungsloser Strenge eintrieb. Am 5. Nov. ließ er die Bank mit einem Kassenbestand von 7,489,343 Mk. Bco. in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahrs mehr als 30,000 Menschen aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen, nachdem er schon vorher mehrere Unruhige mit dem Tode bestraft hatte. So grausam dies Verfahren, so militärisch trefflich war seine Vertheidigung gegen die Alliirten, die ihn von allen Seiten einschlossen und belagerten. Erst 31. Mai 1814 verließ er auf Befehl Ludwigs XVIII., und nachdem seine Streitkräfte durch Krankheiten und Mangel decimirt worden waren, die Stadt und übergab sein Kommando dem von Ludwig XVIII. abgeschickten General Gérard. Er blieb darauf ohne Anstellung. Nach der Rückkehr Napoleons ward er Kriegsminister. Als nach dem Sieg bei Waterloo die Verbündeten gegen Paris vorrückten, schloß er als Commandant en Chef 3. Juli eine Militärkonvention mit Blücher und Wellington ab, nach welcher er die französische Armee hinter die Loire führte, wo er sich 14. Juli Ludwig XVIII. unterwarf, auch die Armee dazu aufforderte und das Kommando dem Marschall Macdonald übergab. Im Jahr 1819 zum Pair von Frankreich erhoben, starb er 1. Juni 1823. Seine Handlungsweise bei der Vertheidigung Hamburgs rechtfertigte er in einem »Mémoire des Marschalls D. an Ludwig XVIII.« (Hamb. 1814). Vgl. Chenier, Histoire de la vie du maréchal D. (Par. 1866).

Davus sum, non Oedipus (lat.), Sprichwort aus Terenz: »Ich bin Davus (im römischen Lustspiel Name eines beschränkten Kopfes) und nicht Oedipus« (der Löser des Räthsels der Sphinx), d. h. ich bin kein Meister im Errathen.

Davy (spr. dehwi), Sir Humphry, berühmter engl. Chemiker, geb. 17. Dec. 1778 zu Penzance in Cornwall, war seit 1795 Lehrling bei einem Wundarzt, welcher zugleich die Apothekerei betrieb, kam dann als Gehülfe zu Beddoes in Bristol, der ihn 1798 in seiner medicinischen Anstalt (Pneumatic Institution) beschäftigte. Davy's erste Arbeit betraf das Stickstoffoxydul, welches Beddoes als Heilmittel benutzte. Im Jahr 1801 ward er Hülfslehrer und 1802 Professor der Chemie an der Royal Institution in London, auch hielt er Vorlesungen am Board of Agriculture. Seit 1801 Mitglied der Royal Society, fungirte er 1820—27 als Präsident derselben, bis ihn zuletzt ein Schlaganfall nöthigte, seine Stelle niederzulegen. Im Jahr 1812 erhielt er die Ritterwürde, verheirathete sich mit einer reichen Dame und machte nun häufige Reisen auf dem Kontinent. Er starb 29. Mai 1829 in Genf. D. galt am Ende des ersten Decenniums unsers Jahrhunderts als der bedeutendste Chemiker; mit vorzüglicher Begabung, neue Hülfsmittel für die experimentale Ermittelung der Zusammensetzung der Körper in Anwendung zu bringen, vereinigte er eine damals seltene Unabhängigkeit von den bisher anerkannten theoretischen Lehren. Er hat zuerst in dem von Lavoisier aufgestellten System der Chemie eine wesentliche Abänderung zur Geltung gebracht. Im Jahr 1806 begannen seine eminenten Arbeiten über die Einwirkung des elektrischen Stroms auf chemische Verbindungen, welche ihn zur Entdeckung des Kaliums und Natriums, der Erdalkalimetalle und des Bors führten. Anderseits lehrte er seit 1810 das Chlor als einfachen Körper betrachten und gab damit den Anstoß zu den wichtigsten Reformen in der Theorie der Salze. Seine Arbeiten ließen die Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Kräften klarer und bestimmter hervortreten, als dies bis dahin der Fall gewesen war; er verwarf die Annahme eines besondern Wärmestoffs und suchte die Wärmeerscheinungen auf Bewegungen der kleinsten Theilchen der Körper zurückzuführen. Im Jahr 1815 entdeckte er die Eigenschaft der Metalldrahtgewebe, dem Umsichgreifen der Flamme zu wehren, und konstruirte die nach ihm benannte Sicherheitslampe. Von seinen Schriften nennen wir: »Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxid and its respiration« (Lond. 1800; deutsch von Nasse, Leipz. 1812—14, 2 Bde.); »Elements of chemical philosophy« (Lond. 1812; deutsch von Wolff, Berl. 1814); »Elements of agricultural chemistry« (Lond. 1813, zuletzt 1855; deutsch von Wolff, Berl. 1814, von Hermbstädt, das. 1817); »On the safety-lamp and on flame« (Lond. 1828); »Salmonia, or the Days of fly-fishing« (das. 1828, 5. Aufl. 1870; deutsch von Neubert, Leipz. 1840); »Consolations in travel, or the last days of a philosopher« (3. Aufl., Lond. 1831, 7. Aufl. 1869; deutsch von Martius, Nürnb. 1833). Die gesammelten Werke, herausgeg. v. John D., erschienen in 9 Bdn., Lond. 1839. Vgl. Paris, The life of Sir Humphry D. (Lond. 1831, 2 Bde.), und die von seinem Bruder John D. herausgegebenen Memoirs of the life of Sir H. D. (das. 1836, 2 Bde.; deutsch von Neubert, Leipz. 1840, 4 Bdchn.); »Fragmentary Remains, literary and scientific of Sir H. D.« (Lond. 1858).

Dawe (spr. dah), Georg, englischer Maler und Kupferstecher, geb. 8. Febr. 1781 zu London, stach schon im 14. Lebensjahr die Porträts der Königinnen Elisabeth und Maria nach Graham und im 20. nach eigener Zeichnung das Monument des Marquis Cornwallis, während er sich zugleich bedeutende anatomische und sprachliche Kenntnisse erwarb. Dawe's erstes Gemälde, Achilles beim Tode des Patroklos, erhielt 1803 den Preis der königlichen Akademie zu London; demselben folgten 1804 Naemi und ihre beiden Schwiegertöchter, 1809 eine Scene aus Cymbeline, Andromache und das Porträt der Gattin Thomas Hope's. Letzteres brachte den Künstler so in Aufnahme, daß es fortan zum guten Ton gehörte, sich von D. malen zu lassen. Nachdem er drei Jahre im Gefolge des Herzogs von Kent gereist war, porträtirte er auf dem Kongreß

zu Aachen (1818) viele der dort versammelten Fürsten und Staatsmänner. Vom Kaiser Alexander I. von Rußland nach Petersburg berufen, erhielt er daselbst den Titel eines kaiserlichen Hofmalers und den Auftrag, die russischen Helden der letzten Kriege zu porträtiren, ein Werk, welches 400 in einer Gallerie der Eremitage aufgestellte Porträts umfaßt, ungerechnet die 3 lebensgroßen Bilder der Heerführer Wellington, Kutusoff und Barclay de Tolly sowie das 20 Fuß hohe des Kaisers Alexander I. zu Pferde. Außerdem malte D. die ganze kaiserliche Familie und viele Kopien seines Heldensaals für reiche Russen. Im Jahr 1828 besuchte er auf einige Monate London; auf der Rückkehr nach Petersburg porträtirte er zu Berlin den König von Preußen und den Herzog von Cumberland. Die Winterreise nach Rußland schadete jedoch seiner Gesundheit; Genesung im Vaterland suchend, verließ er Petersburg im Frühjahr 1829, starb aber zu London schon 15. Okt. desselben Jahrs.

Dawison, Bogumil, berühmter Schauspieler, geb. 15. Mai 1818 als der Sohn einer armen Familie in Warschau, erhielt einen nothdürftigen Elementarunterricht und mußte schon von seinem 12. Jahr an sein Brod selbst verdienen. Er wurde Abschreiber bei einem Sequestrator, dann Schildermaler, zuletzt Schreiber in der Redaktion der Warschauer Gazeta. Er erlernte hier bald die deutsche und franz. Sprache bis zu dem Grade, daß er vom Schreiber zum Uebersetzer avancirte. Auch trat er als Theaterrecensent auf. Von dem Schauspieler Kudlicz, Professor der dramatischen Schule in Warschau, für die Bühne gebildet, debütirte er 1837 mit Beifall, begab sich dann nach Wilna zu einer wandernden polnischen Schauspielertruppe, gastirte in Warschau und fand endlich an der Lemberger Bühne ein dauerndes Engagement. Er studirte hier eifrig Englisch, Französisch und Deutsch, so daß er die betreffenden Dichter in der Ursprache lesen konnte. Hatten ihn schon Lessing, Goethe, Schiller ꝛc. mit dem Streben erfüllt, diese Heroen in ihrem Vaterlande darstellen zu können, so wirkten die Gastspiele Löwe's und der Rettich am deutschen Theater in Lemberg so mächtig auf ihn ein, daß er den kühnen Entschluß faßte, deutscher Schauspieler zu werden. Er machte eine Reise nach Frankreich und Deutschland, suchte sich dann, nach Lemberg zurückgekehrt, mit eisernem Fleiß eine gute deutsche Aussprache anzueignen und trat 9. Aug. 1841 im deutschen Theater zu Lemberg auf. Anfangs wegen seiner Aussprache getadelt, ließ er sich, ein moderner Demosthenes, nicht irre machen, studirte deutsche Rollen und reiste endlich 1846 ohne weiteres von Lemberg ab, zuerst nach Breslau, wo er aber, wie in Stettin und in anderen Orten, abgewiesen ward. Von Louis Schneider in Berlin empfohlen, ging er darauf nach Hamburg und spielte hier 15. Febr. 1847 zum erstenmal in Deutschland. Sein Spiel frappirte anfangs durch seine Neuheit, bis die Gewalt der Leidenschaft, die Macht der Naturwahrheit darin Anerkennung fand. D. wurde bald die Stütze des Thaliatheaters. Von mehreren Seiten mit Anträgen bestürmt, folgte er endlich einer ehrenvollen Einladung Holbeins zum Gastspiel am Wiener Burgtheater, dessen Folge ein rasches Engagement war (1849). Später ging er an die Dresdener Hofbühne über und ward hier Anfang 1854 auf Lebenszeit engagirt. Sein unruhiger Geist ließ ihn indessen auch hier nach zehnjähriger Wirksamkeit seine Entlassung nehmen. Von 1864—66 gastirte er in allen wichtigeren Städten Deutschlands und erwies sich überall als Kassenmagnet. Die Ueberanstrengung legte aber den Grund zu einer Ueberreizung der Nerven, die durch sein Gastspiel in Amerika 1866—67 völlig zum Ausbruch kam. Körperlich und geistig gebrochen, kehrte er nach Dresden zurück und blieb der Kunst verloren. Erst nach fünf Jahren erlöste der Tod 1. Febr. 1872 den schwer Heimgesuchten. Mephistopheles und Franz Moor, Monaldeschi und der alte Spielwaarenhändler, Mark Anton und Hamlet, Alba und Carlos, Karl V. und Riccaut de la Marlinière, Harleigh und Stephan Foster, Molière und Marinelli, Dr. Hagen (»Gefängnis«), Richard III., Narciß und Lear waren bewunderte Leistungen Dawisons.

Dawley Magna (spr. dahli-), Stadt in der engl. Grafschaft Shrops, mit Kohlen- und Eisengruben, Schmiedehämmern und Kalkbrennereien und (1871) 6500 Einw.

Dawlish (spr. dahlisch), besuchtes Seebad in der engl. Grafschaft Devon, an der Südküste, ganz nahe bei Teignmouth, mit (1871) 3622 Einw.; vor 60 Jahren noch unbeachtetes Fischerdorf.

Dawydow, Deniß Wasiljewitsch, russischer Kriegsschriftsteller und Dichter, geb. 27. Juli 1784 zu Moskau, trat 1801 in das Gardekavallerieregiment, machte 1808 den finnländischen Feldzug mit, diente 1809 an der Donau unter Bagration und 1810 wieder in Finnland. Im Feldzug von 1812 errichtete er zuerst ein Korps von Parteigängern und führte an dessen Spitze kühne Handstreiche aus, die er nachmals in Swinins »Vaterländischen Denkwürdigkeiten« beschrieb. Auch bei der Belagerung von Dresden und in Frankreich zeichnete er sich aus, ward 1814 Oberst und 1815 Generalmajor. Von 1825—27 war er in Persien thätig, und 1831 kämpfte er in Polen vor Warschau und in der Schlacht bei Lisbik so rühmlich, daß er zum Generalleutnant ernannt wurde. Er starb 8. Mai 1839 auf seinem Gut bei Moskau. D. dichtete, meist im Bivouak, Satiren, Elegien, Dithyramben und Episteln, besonders aber Soldatenlieder, welche ganz die frohe, unbefangene Sorglosigkeit des russischen Soldaten athmen und, wie namentlich sein Lied »Der Halbsoldat« (Polu soldat), weite Verbreitung fanden. Für die besten seiner militärischen Schriften hält man die »Erinnerungen an die Schlacht bei Preußisch-Eylau« und den »Versuch einer Theorie über die praktische Anwendung der Parteigänger«. Seine gesammelten Werke mit Biographie gab Smirdin (Petersb. 1848) heraus; seine »Memoiren« erschienen 1863.

Dax (spr. dacks, Acqs), Arrondissementshauptstadt und berühmter Badeort im franz. Departement Landes, links am Adour, über welchen eine kühne Brücke nach der Vorstadt Sablar führt, und an der Südbahn, ist gut gebaut, von bethürmten Mauern umgeben, hat ein altes Schloß, eine Kathedrale nebst mehreren anderen schönen Kirchen (z. B. die im ionischen Stil erbaute Paulskirche) und (1872) 9366 Einw., welche feine Liköre fertigen, treffliche Schinken bereiten und Handel mit Wein, Hülsenfrüchten, Bretern, Harz ꝛc., besonders nach Spanien, treiben. D. ist das alte Aquae Tarbellae (auch Aquensis Civitas genannt), die bedeutendste Stadt der Tarbeller in Aquitanien, an der Straße von Asturien nach Burdigala gelegen. Den Römern war die Heilkraft der dortigen Quellen wohlbekannt, und

die Tradition läßt den schon aufgegebenen Kaiser Augustus mit seiner Tochter Julia dort Genesung finden. Daher die »Porta Julia«, ein Rest der alten römischen Befestigungen (die übrigen römischen Thore wurden 1858 niedergerissen). Die Hauptquelle von D. ist eine heiße Schwefelquelle von geringem Salzgehalt und sehr hoher Temperatur (70° C.), die mitten in D. quillt und jede Stunde 200 Kubikm. Wasser liefert; der Dampf derselben überzieht zuweilen die halbe Stadt. Anwendung findet das Wasser besonders bei Muskel- und Gelenkrheumatismus, bei den Folgezuständen von Verrenkungen und Knochenbrüchen 2c. Die Badeetablissements sind einfach und haben auch Einrichtungen zu Schlammbädern und Piscinen. Wie D. selbst noch mehrere warme Heilquellen besitzt, so findet sich 6 Kilom. davon ein schön zwischen Felsen gelegenes, sehr besuchtes Etablissement: D. Tarcis, dessen Quelle 40° C. Wärme hat und namentlich gegen Skrofeln, chronischen Katarrh des Magens und der Lungen gebraucht wird.

Darweiler, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, mit 587 Einw. und einer Eisensteingrube. In der Nähe das große Eisenhüttenwerk Rheinböllerhütte.

Dayak, Volk, s. Dajak.

Days of humiliation (engl., spr. dehs ohw humiliéhsch'n), Tage der Demüthigung, die beiden Bußtage in England: der 30. Jan., der Tag der Hinrichtung des Königs Karl I. 1649, und der 2. Sept., der Tag des großen Brandes von London 1666.

Dayton (spr. deht'n), Hauptstadt der Grafschaft Montgomery im nordamerikan. Staat Ohio, liegt am Zusammenfluß des Miami und des Mad River sowie am Miamikanal (nach Cincinnati) und dem Knotenpunkt von 7 Eisenbahnen und ist ihrer Bedeutung und Bevölkerung nach die dritte Stadt des Staats. Sie ist regelmäßig angelegt mit rechtwinklig sich schneidenden, über 30 Meter breiten Straßen, hat 34 Kirchen (darunter 12 deutsche), zum großen Theil mit Wohlthätigkeits- und Unterstützungsvereinen verbunden, eine Synagoge, eine Normalschule, ein kathol. Knabeninstitut, eine weibliche Bildungsanstalt (Cooper femal academy) nebst 6 öffentlichen Schulen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus das aus weißem Marmor ausgeführte Country Courthouse (Gerichtshalle), das Grafschaftsarmenhaus, das städtische Waisenhaus, das National-Central-Asyl für Invaliden (1870: 2000 Insassen) mit prächtigem Park und die neu erbaute Musikhalle. Eine großartige Wasserleitung versorgt die Stadt mit Wasser, ein sehr schöner Park dient zu ihrer Verschönerung. In der Nähe liegt die große Staatsirrenanstalt (State Asylum for the insane) mit 500 Zimmern. Handel und Industrie (namentlich Fabrikation von Baumwollzeugen, Gewehren, Maschinen, Papier 2c.) sind in blühendem Stand. D. wurde 1796 gegründet, 1805 als Stadt inkorporirt und zählte 1860: 20,081, 1870 bereits 30,473 Einw.

Dazio Grande (»großer Zoll«), eine wildschöne, vom jungen Tessin durchbrauste Felsschlucht im schweizerischen Kanton Tessin, unterhalb Airolo, vereinigt mit den schauerlichen Felsbildungen der Via Mala das liebliche Bild eines grünen Bergstroms und der Alpenflora. Sie trennt das Liviner Thal in zwei Thalstufen: Ober- und Unterlivinen. Hier erhoben (vor 1798) die Urner, als Herren des Thals, einen großen Zoll, den sie angeblich von der Familie Baresi erwarben. Im Jahr 1515 wurde Uri durch die eidgenössischen Stände der Zollbezug gegen Verbesserung der Straße zugestanden und 40 Jahre später eine Tariferhöhung.

D. C., Abbreviatur für Da Capo.

D. C. L., Abbreviatur für Doctor of Civil Law (s. Doctor).

D. D., Abbreviatur für Divinitatis Doctor, engl. Doctor of Divinity, Doktor der Theologie.

d. d., Abbreviatur für de dato, von heute, und dicto die, am genannten Tag; auch für dono dedit, er hat zum Geschenk gegeben, hat gestiftet.

d. d. d., Abbreviatur, s. Dat, donat, dedicat.

ddt. (dt.), Abbreviatur für dedit, er hat gegeben.

D dur (franz. ré majeur), die auf den Ton D als Grundton transponirte Durtonart, wird mit 2 Kreuzen (vor f und c) am Schlüssel notirt.

De, lat. Präposition, von, über.

Dea (lat.), Göttin.

Dea Dia, bei den alten Römern eine Erd- und Ackergöttin, vermuthlich identisch mit der Tellus, Ceres oder Ops, aber auch der Flora und der Fauna nahe verwandt und speciell eine Göttin der römischen Stadtflur. Der Hain derselben lag unweit der Stadt am rechten Ufer des Tiber, an der Via Campana; ihr Kultus wurde theils hier, theils in der Stadt von den Arvalischen Brüdern (s. d.) versehen, und zwar alljährlich an drei Tagen im Mai, zur Zeit, da die ersten Feldfrüchte reif waren. Vgl. Acca Larentia.

Deák (spr. däh-ak), ungar. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1803 zu Kehlida im Szalader Komitat, dem Stammgut seiner Familie, widmete sich auf der Akademie zu Raab rechts- und staatswissenschaftlichen Studien und that sich bei den Komitatsverhandlungen durch schlagende Beredsamkeit bald hervor. Für die Jahre 1832—36 in den Landtag gewählt, schwang er sich durch sein parlamentarisches Talent und charaktervolle, patriotische Haltung zum Führer der Opposition empor, welche einerseits die ungarische Verfassung von mittelalterlichen, feudalistischen Bestimmungen zu reinigen, anderseits aber auch die fortwährenden Uebergriffe der österreichischen Regierung abzuwehren suchte. Auch auf dem Reichstag von 1839—40 behauptete sich D. in dieser Stellung, und seine Tüchtigkeit ward nicht bloß von seiner eigenen, sondern auch von der Regierungspartei anerkannt. Sein Verdienst war es besonders, daß der unter schlimmen Aussichten eröffnete Landtag 1840 mit einer Aussöhnung zwischen König und Volk endete, ohne daß den Rechten des Landes etwas vergeben worden wäre. Unter Deáks und seines Freundes Szalay Mitwirkung kam auch der Entwurf eines Strafgesetzbuchs für Ungarn zu Stande, welchem wegen Klarheit und Schärfe der Begriffsbestimmung die Anerkennung der ersten Rechtsgelehrten zu theil ward. Die Wahl für den Reichstag von 1843 schlug D. aus, weil er in der Frage über die Besteuerung des Adels seine selbständige Ansicht gegenüber der konservativen Partei festhielt und die Reformpartei seine Wahl mit Gewalt durchsetzen wollte. Von dem Landtag von 1847 hielt ihn Kränklichkeit fern, und erst nach den Märzereignissen von 1848 widmete er sich wieder den öffentlichen Angelegenheiten. Unter dem ersten konstitutionellen Ministerium des Grafen Ludwig Batthyányi mit dem Justizministerium betraut, widmete er sich eifrig legislatorischen Arbeiten und faßte den Plan, das ungarische Justizwesen einer

durchgreifenden Reform zu unterwerfen. An legalen Formen festhaltend, stimmte er in politischen Dingen stets mit dem Ministerpräsidenten Batthyányi für friedliche Ausgleichung mit Oesterreich, suchte sich aber vergeblich mit dem Wiener Reichstag zu verständigen und legte daher, als Kossuth 17. Sept. 1848 an die Spitze der Geschäfte trat, sein Ministerium nieder, sich nur noch als Deputirter am Reichstag betheiligend. Beim Herannahen von Windischgrätz (Ende 1849) stimmte D. für Unterhandlung und war Mitglied jener Deputation, welche an den Fürsten abgeschickt wurde, um noch einen Vermittelungsversuch zu machen. Als dieser Schritt fruchtlos blieb, zog sich D. in seinen Geburtsort ins Privatleben zurück. Zwar versuchte das Ministerium Schwarzenberg seine Unterstützung bei der Reorganisation Ungarns zu gewinnen; aber er konnte es nicht über sich gewinnen, bei Umgestaltungsversuchen mitzuwirken, welche die Selbständigkeit und die alte Verfassung Ungarns in dem centralisirten Kaiserstaat aufgehen lassen sollten. Erst als das kaiserliche Diplom vom 20. Okt. 1860 die Wiederherstellung der früheren Verfassungsverhältnisse Ungarns wieder in Aussicht stellte, ward er von dem Hofkanzler Vay mehrfach zu Rathe gezogen und trat in der Presse zur Mäßigung ermahnend und vermittelnd auf, indem er sich zwar für die Aufrechterhaltung der Gesetzgebung von 1848 erklärte, aber nur insoweit, als sie keinerlei Beeinträchtigung der Rechte einzelner nach sich ziehe. Am 11. März 1861 von Pest zum Landtagsabgeordneten erwählt, bildete D. eine eigene gemäßigte Partei, die sogen. »Adreßpartei«, im Gegensatze zu der radikalen »Beschlußpartei«. Sein Adreßentwurf vom 13. Mai erlangte, freilich nur nach sehr heftigen Verhandlungen, die sich bis in den Juli hineinzogen, die Zustimmung der beiden Häuser des Landtags. Der Kaiser aber lehnte die Adresse mit Rücksicht auf das Februarpatent ab, worauf D. eine zweite umfangreiche Auseinandersetzung entwarf, welche das Oktoberdiplom wie die Reichsverfassung vom Februar 1861 als Vernichtung der Rechte Ungarns und somit als unannehmbar für den Landtag bezeichnete. Während der ganzen Schmerling'schen Periode hielt D. an diesen Grundsätzen fest; als jedoch im Sommer 1865 der Föderalismus in Oesterreich zu neuer Geltung und auch Ungarn zu gute kam, war es nicht Deáks Partei, sondern die der Altkonservativen, mit der die Regierung in Verbindung trat. Indessen auf dem 14. Dec. 1865 eröffneten Landtag gebot D. über eine sehr ansehnliche Majorität, welcher der Präsident und Vicepräsident des Abgeordnetenhauses, Szentiványi und Graf Julius Andrássy, angehörten. Die Landtagsadresse war wieder Deáks Werk und zeigte unverändert den Standpunkt der frühern. Nach der entschiedenen Rückäußerung der Krone geschah es dann gleichfalls auf seinen Antrag, daß man nicht sofort zum Bruch schritt, sondern eine (Siebenundsechziger-)Kommission niedersetzte behufs Feststellung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten. Den Entwurf dieses Ausschusses nahm die Regierung sodann nach dem Krieg im Sommer 1866 zum Ausgangspunkt weiterer Verhandlungen mit Ungarn. Daß diese zum Ziel führten, verdankte man zum großen Theil der Mäßigung Deáks. Er selbst trat zwar nicht in das neue ungarische Ministerium, allein es setzte sich dasselbe aus lauter Mitgliedern seiner Partei zusammen. Im wesentlichen ist D. seit dem Ausgleich mit der österreichischen Regierung ausgesöhnt. Die Forderungen, welche die tschechische Partei, beziehentlich das Ministerium Hohenwart-Schäffle, aufstellte, bezeichnete er als den ungarischen Ausgleich gefährdend und bewirkte ihre Zurückweisung. D. übt durch seine Persönlichkeit wie durch seine Partei, welche freilich nicht immer die von ihm gewünschte Mäßigung zeigt, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, zumal Graf Andrássy aus seiner Partei hervorgegangen ist. Auch in den ungarischen Reichstagswahlen vom Juli 1872 hat die Deák-Partei gegenüber der äußersten Linken einen entschiedenen Sieg davongetragen. Nach innen vertritt D. einen gemäßigten Liberalismus.

Deakovár, Stadt, s. v. w. Djakovo.

Deal (spr. dihl), Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, ist in dem untern, an die Nordsee stoßenden Theil, den die Hafenschlösser Deal und Walmer-Castle decken, alterthümlich, eng und schmutzig, in dem obern dagegen, der durch das Fort Sandown geschützt ist, gut gebaut, hat ein schönes Zollhaus und mehrere wohlthätige Anstalten und (1871) 8004 Einw. Statt des Hafens besitzt D. eine durch die sogen. Dünen (downs) geschützte Rhede, welche ein gewöhnlicher Sammelplatz der Handelsflotten ist, die hier ihren Vorrath an Lebensmitteln einnehmen. Die Stadt ist auch durch ihre Lotsen berühmt. Zu D. gehören 7 Seeschiffe von 443 Tonnen. Der Werth der Einfuhr war 1872: 30,359 Pfd. Sterl., der der Ausfuhr dagegen nur 4151 Pfd. Sterl.; auch der Küstenhandel ist ohne Bedeutung. Zwischen Ramsgate und D. ist den Dünen eine gefährliche Sandbank (the Goodwin-sands) vorgelagert, auf der jetzt eine fast 20 Meter hohe Seemarke (safety beacon) steht. Bei D. landete nach der gewöhnlichen Annahme Julius Cäsar bei seinem ersten Zug nach Britannien. Auch Perkin Warbeck landete 1495 daselbst. Die Schlösser Deal, Sandown und Walmer wurden um 1540 von Heinrich VIII. angelegt.

Dealbation (lat.), das Weißen, Tünchen; das Weißsieden der Metalle.

De Amicis (spr. -tschis), Edmondo, ital. Schriftsteller, geb. 21. Okt. 1846 zu Oneglia in Ligurien von genuesischen Eltern, verlebte seine Jugend in Cuneo, wohin sein Vater als Beamter versetzt wurde. Nachdem er das Lyceum absolvirt, bereitete er sich 1863 in Turin zur militärischen Laufbahn vor und schrieb hier ein Gedicht, welches ihm einen anerkennenden Brief von Al. Manzoni eintrug. Bald darauf bezog er die Militärakademie in Modena, welche er 1866 als Officier verließ. Als Leutnant machte er die Schlacht bei Custozza mit (14. Juni 1866), veröffentlichte dann seine »Bozzetti militari« (Scenen aus dem Soldatenleben, 1867), welche seinen Ruf begründeten, und übernahm die Redaktion der »Italia militare«. Die Einnahme von Rom, an welcher er theilnahm, wurde Veranlassung zu seinem Buch »Roma libera« (Flor. 1872). D. verließ nun das Heer und begab sich auf Reisen. Seitdem schrieb er die sehr beliebten Reiseschilderungen: »La Spagna« (Flor. 1873); »Ricordi di Londra« (Mail. 1874); »L'Olanda« (Flor. 1874) und »Foglie sparse« (das. 1874). Die Schriften D.' sind phantasiereich, dabei von ganz besonderer, nie verletzender Beobachtungsgabe und stets maßvoll. Seine »Bozzetti militari« sind in Italien volksthümlich geworden.

Dean Forest (spr. dihn förrest), hügeliger Waldbezirk im W. der engl. Grafschaft Gloucester, zwischen den Flüssen Severn und Wye, umfaßt 22,000 Acres und zählt etwa 12,000 Bewohner, die Bergbau auf

Kohlen und Eisen treiben oder Steinbrecher sind. Das Gebiet ist meist Eigenthum der Krone und zerfällt in 6 Distrikte (Walks), die von einem Lord-Warden verwaltet werden.

Deauration (neulat.), Vergoldung.

Deballiren (franz.), den Hafen räumen, d. i. die ausgeladenen Schiffe aus dem Hafen bringen; diese Arbeit heißt débâcle, débâclage, und débâcleurs die Personen, unter deren Aufsicht es geschieht.

Deballiren (franz.), Waaren entballen, auspacken; Deballage, Auspackung.

Débandade (franz., f., spr. debangdahd), die zerstreute Fechtart, im Gegensatze zu der geschlossenen; auch der zerstreute Rückzug, daher debandiren, aus geschlossener Ordnung sich auflösen, zerstreuen; en d., in Auflösung.

Debankiren (Debanquiren, franz.), beim Hazardspiel die Bank sprengen.

Debardiren (franz.), etwas aus einem Schiff ausladen, an das Land bringen, Waaren löschen; Debardage, Ausladung, namentlich von Brennholz; Debardeur, Schiffsauslader.

Debarquiren (franz., spr. -ki-), ausschiffen, landen; Debarquement, Ausschiffung (von Truppen, Gütern).

De Bary, Heinrich Anton, berühmter deutscher Botaniker, geb. 26. Jan. 1831 in Frankfurt a. M., studirte seit 1849 in Heidelberg, Marburg und Berlin Medicin, ließ sich 1853 in Frankfurt a. M. als Arzt nieder, habilitirte sich aber schon 1854 als Docent der Botanik in Tübingen, ward 1855 als Professor der Botanik nach Freiburg berufen und erhielt 1859 die ordentliche Professur daselbst; 1867 folgte er einem Ruf nach Halle und 1872 nach Straßburg, wo er als erster Rektor der neu errichteten Universität fungirte. De Bary's hauptsächlichste Leistungen beziehen sich vorzugsweise auf die Pilze und Myxomyceten; insbesondere verdankt man ihm vielfach erweiterte Kenntnisse über den Entwickelungsgang der Pilze, über die Mehrfachheit ihrer Fruchtorgane, über den Generationswechsel (z. B. bei den Rostpilzen) und über sexuelle Vorgänge bei den Pilzen. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Untersuchungen über die Brandpilze und die durch sie verursachten Krankheiten der Pflanzen« (Berl. 1853); »Untersuchungen über die Familie der Konjugaten« (Leipz. 1858); »Die Mycetozoen, ein Beitrag zur Kenntnis der niedersten Thiere« (das. 1859, 2. Aufl. 1864); »Recherches sur le développement de quelques champignons parasites« (Par. 1863); »Die gegenwärtig herrschende Kartoffelkrankheit, ihre Ursache und Verhütung« (Leipz. 1861); »Ueber die Fruchtentwickelung der Askomyceten« (das. 1863); »Beiträge zur Morphologie und Physiologie der Pilze«, 1.—3. Reihe (Frankf. 1864—70); »Morphologie und Physiologie der Pilze, Flechten und Myxomyceten« (als Hofmeisters »Handbuch der Botanik«, II, 1, Leipz. 1866); »Ueber Schimmel und Hefe« (2. Aufl., Berl. 1874).

Debatte (franz., Diskussion), geordneter Meinungsaustausch in mündlicher Verhandlung, namentlich in Ständeversammlungen, Wahl- und anderen öffentlichen Versammlungen. Es gehört im allgemeinen zu dem parlamentarischen Gebrauch, daß bei gestellten Anträgen zuvörderst, unter dem Namen einer allgemeinen D., ein Theil der Mitglieder seine Meinung über das Grundprincip ausspricht, um das es sich bei der Frage handelt, dann aber mit der speciellen D. auf das einzelne eingegangen wird. Die Geschäftsordnungen der einzelnen legislativen oder berathenden und gesetzgebenden Körperschaften sind verschieden, stets aber von den höchsten Wichtigkeit; denn von ihnen hängt oft mehr, als man gewöhnlich annimmt, die Entwickelung des wahren Konstitutionalismus ab. Wie sehr man dies fühlt, beweisen z. B. die sich mehrenden Gesetze über eine Abkürzung des gewöhnlichen parlamentarischen Verfahrens bei umfangreicheren Gesetzen. Den Debatten im Plenum der Legislaturen gehen oft Berathungen in Ausschüssen oder Deputationen (Committees) sowie Vorbesprechungen in den einzelnen Fraktionen voraus. Für die Verhandlungen der konstitutionellen Versammlungen, die sogen. vertraulichen Sitzungen abgerechnet, gilt allgemein das Princip der Oeffentlichkeit. Die Aufrechterhaltung der Disciplin bei der D. liegt in den Händen des Präsidenten und der Volksvertretung selbst. Den Volksvertretern steht bei der D. das Recht der vollen Redefreiheit zu, so weit die Geschäftsordnung und die parlamentarischen Regeln dies erlauben.

Debauchiren (franz., spr. -böschi-), ausschweifen, ein wüstes Leben führen, verführen, besonders im militärischen Sinn früher s. v. w. zur Desertion verleiten; debauchant, ausschweifend, verführerisch; Debaucheur, Schwelger, Wüstling.

Debelliren (franz.), völlig besiegen, überwältigen; Debellation, Ueberwältigung.

Dēbent, s. Debet.

Debēnt (lat.), Schuldner.

Debentūr (lat.), zurückzuzahlender Zollvorschuß; Empfangschein, Quittung.

Dēbet (lat., »er soll«, nämlich zahlen, »er schuldet«; als Hauptwort: das »Soll«; in der Mehrzahl: Dēbent, »Sollen«), in der Buchhaltung Bezeichnung des Schuldners (Debitors), an deren Stelle in neuester Zeit aber mehr und mehr der entsprechende deutsche Ausdruck getreten ist. Die Eintragung der Schuld selbst heißt das Debitiren oder Belasten (vgl. Buchhaltung).

Debilität (lat.), Schwäche, Kraftlosigkeit; Debilitation, Schwächung, Entkräftung.

Debir, das Allerheiligste des Salomonischen Tempels.

Debit (franz., m., spr. -bih), der Vertrieb einer Waare en détail an die Konsumenten, der Verschleiß; daher Debitant, derjenige, der eine Waare vertreibt (debitirt), im Gegensatze zu dem Fabrikanten oder Producenten, der jenem die Waare in Kommission gibt. In der französischen Kaufmannssprache ist Débit außerdem s. v. w. Debet (s. d.).

Debitkommissionen (lat.), von den vormaligen deutschen Reichsgerichten in Schuldensachen der Reichsstände ernannte Kommissionen, welche mit Untersuchung des Vermögensbestands, gütlicher Verhandlung und Administration des Konkurses beauftragt waren.

Debitor (lat.), Schuldner.

Debitum (lat.), Schuld, Schuldigkeit; d. conjugale, eheliche Pflicht; d. feudale, Lehnspflicht.

Deblokiren (Debloquiren, franz.), die Blokade eines Platzes aufheben, ihn entsetzen; in der Buchdruckerei einen in Ermangelung des rechten einstweilen verkehrt eingesetzten Buchstaben mit dem richtigen vertauschen.

Debōra, israelit. Prophetin, Richterin und Heldin, Frau des Lapidoth auf dem Gebirge Ephraim, warf im Verein mit Barak, dem Sohn Abinoams,

das bereits 20 Jahre schwer auf Israel lastende Joch des kanaanitischen Königs Jabin von Hazor ab. Debora's und Baraks Siegeslied, ein werthvolles Ueberbleibsel der althebräischen Volkspoesie, findet sich Richter 5.

Debordiren (franz.), austreten, von Flüssen die Ufer überschwemmen; im Kriegswesen den Gegner überflügeln; Debordement, Ueberschwemmung; Ausschweifung, Zügellosigkeit.

Débouché (franz., spr. -buschē), der Ausgang aus einem Défilé oder Engpaß; daher debouchiren, aus einem Engpaß in das Freie marschiren. Hält der Feind das D. besetzt, oder hat sich derselbe auf Schußweite dahinter zweckmäßig aufgestellt, so daß das Debouchiren unter seinem Feuer erfolgen muß, so ist es mit großen Opfern an Menschen verbunden, wie z. B. das Debouchiren der Russen aus dem Urnerloch in der Schweiz unter Suworow. Debouchement, Ausgang aus einem Engpaß. Vgl. Défilé.

Deboursiren (franz., spr. -bursi-), auslegen, vorschießen; Debours und Debour sement, Auslage, Vorschuß.

Debr, Landschaft, s. Diwra.

Debraux (spr. döbroh), Paul Emile, einer der populärsten franz. Liederdichter, geb. 1798 zu Ancerville in Lothringen, machte seine Studien im kaiserl. Lyceum, wo er schon 1815 mit seinem »Chanson de la colonne« und »Du Mont Saint-Jean« Aufsehen erregte, und erhielt später eine Stelle an der Bibliothek der medicinischen Schule, die er indessen aus Liebe zur Unabhängigkeit nach einigen Jahren aufgab. Im Jahr 1823 ward er wegen seiner politischen Meinungen, die er in einer Versammlung von Chansonniers geäußert, zu mehrmonatlicher Haft in St. Pélagie verurtheilt. Er starb 12. Febr. 1831 zu Paris. Seine (nur zu oft durch Cynismen und Frivolitäten entstellten) Lieder athmen denselben Geist der Opposition gegen die bestehenden Staatsverhältnisse wie die Bérangers, der 1835 eine Sammlung der Chansons von D. in 5 Bänden veranstaltete. Seine hauptsächlichsten Produkte sind neben den oben genannten: »Bélisaire«, »T'en souviens-tu?«, »Les Barricades«, »La colonne«, »Prince Eugène«, »Fanfan la Tulipe«.

Debreczin (spr. däbräzin, Debreczen), königliche Freistadt im ungar. Komitat Bihar, in einer sandigen und wasserarmen Ebene (Debrecziner Heide) östlich von Pest an der Vereinigung der Ungarischen Nordost- und der Theißbahn gelegen, ist Sitz eines Bezirks- und eines Wechselgerichts, der reformirten Superintendenz jenseit der Theiß sowie anderer Behörden und zählt (1869) 46,111 Einw., die größtentheils dem reformirten Bekenntnis angehören und fast nur Magyaren sind, die das reinste Ungarisch sprechen. D. ist nach Ofen-Pest die größte und volkreichste Stadt Ungarns, dabei ein Ort von echt magyarischem Typus, der mit seinen dorfähnlich-breiten, aber wohlgepflasterten Straßen, seinen niedrigen Häusern und den nationalen Sitten seiner Einwohner einen auffallenden Kontrast zu jener Stadt bildet. Ansehnliche Gebäude sind die reformirte und die Franciskanerkirche (im ganzen hat D. 5 Kirchen), das Piaristenkloster, das Rathhaus, das Sparkassengebäude, mehrere Fabriken, die große Stephansdampfmühle und das Gebäude der Akademie der Reformirten. Letztere ist eine der größten theologischen Lehranstalten, welche die Reformirten in Ungarn besitzen, und zugleich die reichste protestantische in der ganzen Monarchie; mit ihr verbunden ist eine Bibliothek von über 80,000 Bänden (darunter seltene Werke und Manuskripte) sowie werthvolle mathematische, physikalische und naturhistorische Sammlungen. Außerdem befinden sich in D. eine städtische Oberrealschule, eine Handels- und Gewerbschule, ein Piaristenkollegium (seit 1719), ein reformirtes Ober- und ein katholisches Untergymnasium, eine katholische Hauptschule und andere Erziehungsinstitute, 2 Waisenhäuser, 2 Armenanstalten und 3 Spitäler; ferner eine Filialeskompteanstalt der Nationalbank, die Debrecziner Sparkasse (nach der Pester Sparkasse das älteste und bestrenommirte Geldinstitut Ungarns), eine Handels- und Gewerbebank (seit 1868), die Alfölder Sparkasse (seit 1873) und eine Kreditanstalt (seit 1873); endlich eine seit 300 Jahren (1574) bestehende Buchdruckerei. Im übrigen ist D. seit neuester Zeit für alle Bedürfnisse eingerichtet und bietet alles dar, was zur Erhöhung des Lebensgenusses dient. Selbst an gutem Trinkwasser hat die Stadt keinen Mangel mehr, da im letzten Jahrzehnt über 30 artesische Brunnen gegraben wurden. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Ackerbau und Viehzucht, in Handel und nächstdem in einzelnen Gewerben. Die beiden ersteren werden sehr gefördert durch die ausgedehnten und fruchtbaren Ebenen, welche die Stadt umgeben und auf denen ungeheure Herden von Vieh Nahrung finden, wie anderseits Weizen, Hirse, Tabak und Wassermelonen auf ihnen vorzüglich gedeihen. In industrieller Beziehung sind die Debrecziner Seife und Debrecziner Lebkuchen weithin berühmt. Außerdem gibt es viele Wollzeug- und Kotzenweber, Gerber und Kürschner, Zischmenfabrikanten, Drechsler (die besonders unzählige Tabakspfeifenmundstücke aus Horn verfertigen), Töpfer (aus deren Werkstätten Millionen von rothen thönernen »Debrecziner Pfeifenköpfen« hervorgehen), Kammmacher und berühmte Weizenbrodbäckereien. Nicht minder stehen die Debrecziner Würste und Schinken in Ruf. Der Handel der Stadt steht in Ungarn nur dem von Pest nach und findet vornehmlich in Rohprodukten statt. Hauptartikel sind Speck, Getreide, Seife, Knoppern, Tabak, Hornvieh, Schweine, Pferde, Honig, Schafkäse ꝛc. Die 4 Messen von D. sind nächst denen von Pest die berühmtesten und lebhaftesten in Ungarn und ziehen Käufer selbst aus weiter Ferne herbei. Der Umsatz beträgt durchschnittlich 20—25 Mill. Fl. Der Ursprung der Stadt ist unbekannt. Sie hatte in den Kämpfen zwischen den Türken und Ungarn wie später des Glaubens wegen viel zu leiden. Im Jahr 1567 wurde auf der hier gehaltenen Synode das reformirte Glaubensbekenntnis angenommen. Auf dem 1711 hier gehaltenen Kongreß unterwarfen sich die Ungarn dem habsburgischen Haus. Durch den Landtagsschluß von Preßburg 1715 wurde die Stadt, was schon unter Leopold I. geschehen war, nochmals zur königlichen Freistadt erklärt. Im Jahr 1849 war D. eine Zeitlang (9. Jan. bis 30. Mai) Sitz des ungarischen Reichstags; 15. März d. J. sprach hier Kossuth in der großen reformirten Kirche die Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich aus. Das 1859 von Oesterreich veröffentlichte Patent gegen die Reformirten wurde, ungeachtet militärischen Einschreitens, nicht angenommen und in der zweiten (kleinen) Kirche die Freiheit der Reformirten auf Grund der Sanktion von 1790 durchgeführt.

Debrecziner Heide, die Ebene um die Stadt Debreczin, ein Theil der großen, die Mitte Ungarns

von der Donau bis zu den südlichen Ausläufern der galizisch-ungarischen und bis zu den westlichen Ausläufern der siebenbürgischen Karpathen einnehmenden Ebene, zum Theil eine Sandwüste, zum Theil (gegen S.) fruchtbarer Weideboden, auf dem zahllose Herden von Ochsen, Schweinen und Schafen weiden und Weizen, Hirse, Buchweizen, Tabak und Wassermelonen trefflich gedeihen. Die D. H. hat, so weit sie unmittelbar zur Stadt gehört, 830 □Kilom. Flächenraum; sonst erstreckt sie sich über das Hundertfache. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, von den Ungarn »weiße Seen« (Fejer To) genannt, weil sie mit einem schneeähnlichen Ueberzug bedeckt sind. Der Boden ist glimmerhaltiger Quarzsand. Die auswitternde Soda, welche oft einen Viertel-, ja einen halben Zoll dick liegt, wird während der acht warmen Monate alle 3—4 Tage gesammelt und erneuert sich seit Jahrhunderten immer wieder. Die Ufer der Seen sind weit umher mit Salicornia, Salsola und anderen salzhaltigen Pflanzen der Meeresküste bedeckt.

Debure (spr. döbühr), **Guillaume François**, franz. Bibliograph, geb. 1731 in Paris, besaß daselbst eine Buchhandlung und begründete durch seine bibliographischen Arbeiten, namentlich durch die »Bibliographie instructive« (Par. 1763—68; Supplément, das. 1769, 2 Bde.; Ergänzungsband von Née de la Rochelle, 1782), die Bibliographie in Frankreich. Er starb 15. Juli 1782. — Auch sein Vetter, der Buchhändler Guillaume D., geb. 1734, gest. 1820, erwarb sich durch seine ausgezeichneten Kataloge, deren die »France littéraire« 43 aufzählt, um die Bibliographie bleibendes Verdienst.

Debuskop (griech.), ein verändertes Kaleidoskop, besteht im wesentlichen aus zwei sich berührenden, um eine gemeinschaftliche vertikale Axe drehbaren Spiegeln, vor welche man die Objekte legt. Es entstehen dabei, wie beim Kaleidoskop, zierliche Figuren, welche man leicht aufzeichnen und ebenso leicht abändern kann, da die Stellung der Spiegel zu einander leicht veränderlich ist. Vgl. Kaleidoskop.

Debusquiren (franz., spr. -büski-), aus dem Busch treiben, den Feind aus einer vortheilhaften Stellung vertreiben.

Début (das, franz. m., spr. -büh), der erste Anfang einer Sache, besonders das erste öffentliche Auftreten mit einem Erzeugnis, namentlich die erste Rolle, in welcher ein Schauspieler oder Sänger, eine Schauspielerin oder Sängerin auftritt; daher debütiren, zum erstenmal auftreten; Debütant, Debütantin, die Person, welche eine Antrittsrolle gibt.

Dec., bei botanischen Namen Abbreviatur für De Candolle (s. d.).

Décadence (franz., f., spr. -dangs), Verfall, Abnahme, Verschlechterung.

Decaen (spr. dökang), 1) **Charles Matthieu Isidore**, Graf, franz. General, geb. 1769 zu Creuilly bei Caen, diente vor Mainz in Klebers Generalstab, dann aber namentlich gegen die Vendéer. Im Jahr 1796 zum Generalmajor befördert, ward er unter Moreau's Oberbefehl beauftragt, bei Straßburg eine Passage über den Rhein vorzubereiten, setzte unter heftigem Kartätschenfeuer über den Fluß, nahm eine Batterie und richtete sie gegen den Feind. Als Führer der Avantgarde entschied er den Tag von Ettlingen (10. Juli 1796). Bei dem Rückzug Moreau's befehligte er die Arrièregarde. Im Mai 1800 zum Divisionsgeneral ernannt, ward er 1801 Generalinspektor der Infanterie und Generalkapitän der französischen Niederlassungen in Indien. Als solcher schiffte er sich 3. Mai 1803 mit dem Admiral Linois ein, stellte die Ordnung in den verwahrlosten Kolonien her und vertheidigte sie gegen die Angriffe der Engländer, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen und December 1810 dieselben übergeben. Nach Frankreich zurückgekehrt, mußte er sich deshalb rechtfertigen, erhielt aber fast zu gleicher Zeit den Befehl über die Armee in Katalonien, wo er die Engländer zwang, die Belagerung von Tarragona aufzuheben. Diese Erfolge erwarben ihm den Titel eines Grafen des Kaiserreichs. Nachdem er 12. und 13. Sept. 1813 die Engländer am Paß von Ordal und bei Villafranca geschlagen hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, um das Kommando in Holland zu übernehmen, lehnte aber dasselbe ab, als er die Mittel zur Bildung einer Armee für ungenügend erkannte. Nach der Abdankung des Kaisers nahm er alsbald die weiße Kokarde an, infolge dessen er zum Ludwigsritter ernannt wurde. Als Napoleon I. von Elba zurückkehrte, war D. Gouverneur der 11. Division, sah sich aber bald von seinen Truppen verlassen und nahm von Napoleon das Kommando der 10. Militärdivision an. Nach der Schlacht von Waterloo ward er infolge des Gesetzes vom 23. Okt. verhaftet, aber durch Ordonnanz des Königs in Freiheit gesetzt. Fortan lebte er in Zurückgezogenheit und starb im September 1832.

2) **Claude Theodore**, franz. General, Sohn des vorigen, geb. 1811 in Utrecht, wurde nach Absolvirung der Militärschulen 1829 Unterleutnant, diente längere Zeit in Algier, kam 1855 als Oberst in die Krim, wurde wegen seines bei der Erstürmung des Malakoff bewiesenen Muths zum Brigadegeneral ernannt und erhielt bei seiner Rückkehr nach Frankreich das Kommando einer Brigade der kaiserlichen Garde. Im Jahr 1859 machte er den italienischen Feldzug mit, wurde am Tag nach der Schlacht bei Magenta an Stelle des gefallenen Generals Espinasse zum Divisionsgeneral befördert und zeichnete sich in der Schlacht bei Solferino aus, wo er das bei San Cassanio schon verlorene Gefecht, in Verbindung mit La Motterouge, wieder für die Franzosen gewann. Im Krieg von 1870 befehligte er die 4. Infanteriedivision im 3. Armeekorps unter Bazaine, und als dieser das Kommando über die Rheinarmee übernahm, erhielt D. 12. Aug. das Kommando des 3. Korps. Am 14. Aug. in der Schlacht bei Courcelles wurde er so schwer verwundet, daß er das Kommando, welches nun an Leboeuf überging, niederlegen mußte und an dem weitern Verlauf des Kriegs keinen Antheil nehmen konnte.

Decagynus (griech.), zehnweibig, in der Botanik eine Blüte mit 10 Griffeln. Davon Decagynia, Pflanzenordnung in den ersten 13 Klassen des Linnéschen Systems, Pflanzen mit zehnweibigen Blüten umfassend.

Decaisne (spr. dökähn), 1) **Henri**, Historien- und Porträtmaler, geb. 27. Jan. 1799 zu Brüssel, gest. 17. Okt. 1852 zu Paris, Schüler Davids, Girodets und Gros', ausgezeichnet durch naturgetreue Behandlung und brillante, aber gefällige und anmuthige Färbung, besonders in Porträts. Seine bekanntesten Werke sind: eine indische Familie in der Verbannung; der Paria und der junge Bramine; Milton, seinen Töchtern das Verlorene Paradies diktirend; Abschied Karls I.; Margarethe von Valois; Lady Francis, bei Cromwell für die Stuarts bittend; Gustav von Montebello.

2) **Joseph**, franz. Botaniker, Bruder des vorigen,

geb. 11. März 1809 in Brüssel, beschäftigte sich mit Landschaftsmalerei und Lithochromie, suchte dann aber aus Liebe zur Pflanzenwelt eine Anstellung am Jardin des Plantes in Paris und ward 1832 Assistent von Mirbel. Er widmete sich nun ganz der beschreibenden Botanik und der Pflanzenphysiologie, trat 1834 in die Direktion des botanischen Theils der »Annales des sciences naturelles« und veröffentlichte eine Reihe wichtiger Arbeiten, von welchen wir nennen: »Herbarii Timoriensis descriptio«, eine Flora der Insel Timor nach dem im Museum vorhandenen Material (Par. 1835); »Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par Botta« (das. 1841); »Essai sur une classification des algues et des polypiers calcifères« (das. 1843). Er war auch thätig in der angewandten Botanik und bearbeitete mehrere landwirtschaftliche und industrielle Gegenstände. Dahin gehören die »Recherches anatomiques et physiologiques sur la Garance« (Brüss. 1837); »Recherches sur l'analyse et la composition chimique de la betterave à sucre et sur l'organisation anatomique de cette racine« (mit Péligot, Par. 1839); »Histoire de la maladie des pommes de terre en 1845« (das. 1845). Er nahm theil an der Redaktion des »Maison rustique«, des »Dictionnaire universel des sciences naturelles«, der »Revue horticole« und gab ein Jahrbuch, »Le bon jardinier«, heraus. Mit Lemaout veröffentlichte er eine »Flore élémentaire des jardins et des champs« (Par. 1855, 2 Bde.; 2. Aufl. 1865) und »Traité général de botanique descriptive et analytique« (das. 1867). Im Jahr 1851 wurde er Professor am Jardin des Plantes und führte daselbst mehrere wichtige Verbesserungen ein; auch betheiligte er sich lebhaft an den Arbeiten der Société centrale d'agriculture. Von seinen neuesten Werken sind noch erwähnenswerth: »Le Jardin fruitier du Museum ou Iconographie de toutes les espèces et variétés d'arbres fruitiers cultivés dans cet établissement etc.« (Par. 1858—65, 6 Bde.); »Manuel de l'amateur des jardins« (mit Naudin, das. 1862—72, 4 Bde.).

Decălo, s. v. w. Calo (s. d.).

Decamerōne, s. Boccaccio.

Décampement (franz., spr. -kangp'mäng), das Abbrechen eines Lagers; daher dekampiren, das Lager abbrechen.

Decamps (spr. dökäng, Descamps), Alexandre Gabriel, franz. Genre-, Thier- und Landschaftsmaler, gleich ausgezeichnet durch Originalität und Vielseitigkeit, geb. 3. März 1803 zu Paris, war Schüler des Akademikers Abel de Pujol, verließ aber bald dessen regelrechten Weg, um in engerem Anschluß an die Natur eine ganz eigenthümliche Richtung einzuschlagen, und ward so einer der originellsten Maler der neuern französischen Schule. Seine koloristische Entwickelung fand ihre Hauptnahrung durch einen einjährigen Aufenthalt in Konstantinopel und Kleinasien 1827—28, wo er in Farbe und Sonnenschein sein Kunstelement gefunden. Nachdem er durch die Runde von Smyrna (1831) die Pariser Welt überrascht, ließ er noch eine Reihe von anspruchslosen orientalischen Scenen folgen, bei welchen er es vornehmlich auf den Effekt der Farbe und des blendenden Sonnenscheins anlegte. So die türkische Wache (1834), die mit einer Schildkröte spielenden Kinder (1836), die Zuschauer bei einer Hinrichtung (1839), die ausgelassene türkische Schuljugend (1842), der türkische Metzger (1843), das türkische Kaffeehaus &c. Nebenher widmete er sich besonders der Beobachtung des Thierlebens, in welchem Gebiet sich seine Stadt der drei morgenländischen Esel (1833) auszeichnete, vornehmlich durch seine ironische Charakterisirung, die dann zu parodischen Schöpfungen, besonders in Affengruppen, führte. Seine Affen als Musiker, als Köche, als Bäcker, als Metzger zeigen eine Meisterschaft, eine Persiflage menschlicher Physiognomie, die sich nicht beschreiben läßt. Das berühmteste von seinen Affenbildern sind die Singes experts, eine witzige, aber bissige Satire gegen die vormalige akademische Kunstjury, die seine Bilder zu den jährlichen Kunstausstellungen häufig nicht zuließ. Gern bewegte sich D. auch in Darstellungen des französischen Landlebens. Auch hat er gute historische Kompositionen höhern Stils geliefert, als: die Belagerung von Clermont (1842), die Niederlage der Cimbern (1843), den Sieg Josua's über die Ammoniter und neun Scenen aus dem Leben Simsons (1845), große kartonartige Zeichnungen mit Reißkohle, allerlei Kreide und Oelfarbe in ganz eigenthümlicher, aber sehr wirksamer Weise ausgeführt. Sehr merkwürdig ist auch sein Christus vor Gericht. Seltsamerweise verkannte sich der Künstler in Gegenständen dieser Richtung so sehr, daß er ernstlich danach strebte, sich der Auffassung der Italiener und der Romantiker der Ingres'schen Kunstweise zu nähern, was doch seiner Natur schnurstracks entgegen und deshalb auch erfolglos war. Außerdem hat man von ihm eine Menge Aquarellen, Zeichnungen und Lithographien, die gleich seinen Oelgemälden hoch im Preise stehen. D. fand 22. Aug. 1860 ein tragisches Ende. Ein passionirter Jäger, ritt er bei einer kaiserlichen Parforcejagd im Park von Fontainebleau ein wildes Pferd, welches, scheu geworden, ihn gegen einen Baumstamm warf, wodurch ihm die Hirnschale zerschmettert ward. Vgl. Moreau, D. et son œuvre (Par. 1869).

De Candolle (spr. dökangdoll), 1) Augustin Pyramus, berühmter franz. Botaniker, geb. 4. Febr. 1778 zu Genf als Sprößling einer adligen Familie in der Provence, welche aus konfessionellen Rücksichten 1558 nach Genf übergesiedelt war, widmete sich, durch einen Aufenthalt auf dem Land und durch Vauchers Vorlesungen angeregt, der Botanik. Im Winter von 1796—97 hörte er zu Paris Vorlesungen über Chemie, Physik und Botanik und glaubte zu erkennen, daß die letztere ihre weitere Ausbildung vorzüglich von der Hülfe der beiden zuerst genannten Disciplinen zu erwarten habe. Alle späteren Arbeiten De Candolle's zeigen daher das Streben, Botanik mit Chemie und Physik in Verbindung zu setzen. Im Jahr 1797 erschien De Candolle's erste dahin einschlagende Arbeit über die Ernährung der Flechten (Lichènes). Auch seine »Essais sur les propriétés médicales des plantes comparées avec leurs formes extérieures et leur classification naturelle« (Par. 1804, 2. Aufl. 1816; deutsch von Perleb, Aarau 1818) gehören hierher. Durch Artikel in der »Encyclopédie méthodique«, durch den Text zu Redouté's »Plantes grasses« (Par. 1799—1829, Bd. 31) und zu desselben »Les Liliacées peintes« (das. 1802—1808, 4 Bde.), eine »Astragalogia« (das. 1802) und viele kleinere Arbeiten erwarb er sich Ruf in der gelehrten Welt, während er zu gleicher Zeit in Verbindung mit dem ihm befreundeten Benj. Delessert durch Gründung der Société philanthropique und der Société d'encouragement pour l'Industrie nationale höchst wohlthätige gemeinnützige Tendenzen

verfolgte. Im Jahr 1802 ward er zum Honorarprofessor an der Akademie zu Genf ernannt, blieb jedoch in Paris und hielt als Cuviers Stellvertreter seinen ersten botanischen Kursus am Collége de France. Als Benjamin Delessert 1801 das reiche Herbarium der Familie Burmann gekauft hatte, schenkte er die Dubletten seinem Freund D.; später erwarb dieser die ebenfalls ansehnliche Pflanzensammlung L'Héritiers. Dies die Grundlagen des großartigen Herbariums, welches D. auf 70—80,000 Arten brachte und das wegen seines Reichthums nicht minder als wegen musterhafter Ordnung als einer der größten naturwissenschaftlichen Schätze Europa's betrachtet werden darf. Die »Flore française« (Par. 1805, 4 Bde.; dieselbe Ausgabe vermehrt um 2 Bde. 1815), obwohl als 3. Auflage von Lamarcks gleichnamigem Buch angekündigt, ist als De Candolle's eigenes Werk anzusehen, indem Lamarck nur die Benutzung seiner Sammlung und seinen Namen dazu hergab. Es war die erste nach den Grundsätzen der natürlichen Methode durchgeführte Flora, und die Einleitung dazu war De Candolle's erster Versuch, eine wissenschaftliche Uebersicht der sogen. theoretischen Botanik zu geben. Die Sachkenntnis, womit hier ein sehr reiches Material beherrscht wird, die Genauigkeit der Beschreibungen in einer zum Theil geläuterten Terminologie, die auf Autopsie ruhende Darstellung von kryptogamischen Pflanzen, endlich die hier zum erstenmal durchgeführte genaue Berücksichtigung der Pflanzengeographie zeichneten das Werk vor den Werken früherer Botaniker wesentlich aus. Im Auftrag der Regierung bereiste D. 1806—1812 Frankreich und Italien zum Behuf botanischer und agronomischer Forschungen und gab als Resultat dieser Reisen das oben schon citirte Supplement zur »Flore« und die »Rapports« (Par. 1813) heraus. Die Vollendung eines ausgedehnten statistischen Werks über den Ackerbau Frankreichs wurde durch die Katastrophe von 1814 gehindert. Im Jahr 1807 zum Professor an der Akademie zu Montpellier ernannt, trat D. dies Amt 1810 an und erhob den botanischen Garten zu Montpellier zu einem der bedeutendsten. Ein literarisches Ergebnis seiner akademischen Wirksamkeit in Montpellier war außer dem »Catalogus plantarum horti botanici Monspeliensis« (Montp. 1813) die »Théorie élémentaire de la botanique« (Par. 1813, 3. Ausg. 1844; deutsch von J. Römer, 2 Bde.; Zür. 1814—15, 2 Bde.), in welchem Werk er zuerst sein neues, in der Folge nach ihm benanntes berühmtes natürliches Pflanzensystem aufstellte. Als der Sturz der Napoleonischen Herrschaft De Candolle's Stellung in Frankreich gefährdete, kreirte der Staatsrath von Genf für ihn eine eigene Professur, und so trat D. 1816 in den Dienst seines Vaterlands zurück. Auf seinen Antrag wurde ein botanischer Garten angelegt, dem er bis an seinen Tod vorstand und auf den sich mehrere seiner späteren Schriften beziehen, so besonders: »Rapports sur les plantes rares ou nouvelles du jardin botanique de Genève«, in den »Mémoires« der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Genf vom Jahr 1823 an; »Catalogue des arbres fruitiers et des vignes du jardin botanique de Genève« (Genf 1820) u. a. Schon im ersten Jahr nach seiner Rückkehr rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Rath der Repräsentanten des Kantons, und, zweimal wieder gewählt, war er bis an seinen Tod an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten betheiligt. Durch Bereicherung des akademischen Museums, durch seine Thätigkeit in der Société des arts, deren Präsident er war und bei der er eine besondere Klasse für den Landbau errichtete, durch Verbesserung des öffentlichen Unterrichts sowie durch die Errichtung wohlthätiger Anstalten, z. B. des Taubstummeninstituts, hat er sich um sein Vaterland ebenso große Verdienste erworben wie um die Wissenschaft. Sein großes Werk »Regni vegetabilis systema naturale«, wovon 2 Bände (Par. 1818—21) erschienen, hatte er auf einer zu breiten Grundlage begonnen, als daß er es hätte vollenden können; daher zog er es im »Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis« (das. 1824—1873, 17 Bde., von denen Bd. 8 ff. von seinem Sohn u. a. bearbeitet sind) in eine kürzere Form zusammen; in diesem Werk sind die phanerogamischen Pflanzenfamilien nach dem natürlichen System De Candolle's aufgeführt und sämmtliche bis dahin bekannten Gattungen und Arten kurz beschrieben. Aber auch auf dem Gebiete der systematischen Monographien einzelner Familien hat sich D. hervorgethan, und sind seine darauf bezüglichen Werke für monographische botanische Arbeiten mustergültig geworden. Dahin gehören die »Mémoires sur la famille des Légumineuses« (Par. 1825) und eine Reihe kleinerer über andere Familien (»Collection de Mémoires pour servir à l'histoire du règne végétale«, das. 1828—38). In seinen später erschienenen größeren Werken »Organographie végétale« (Par. 1827, 2 Bde.; deutsch von Meisner, Stuttg. 1828, 2 Bde.) und »Physiologie végétale« (Par. 1832, 3 Bde.; deutsch und mit Anmerkungen von Röper, Stuttg. 1833—35) leistete er auch auf dem Gebiete der Morphologie und Physiologie der Pflanzen Bedeutendes. Endlich muß auch der Bereicherungen gedacht werden, welche die Pflanzengeographie durch D. erhielt, worüber er allgemeine Ansichten in einem »Essai élémentaire de Géographie botanique« im 18. Theil des »Dictionnaire des Sciences naturelles« niedergelegt hat. De Candolle's letzte Lebensjahre waren durch Kränklichkeit sehr getrübt. Er starb zu Genf 9. Sept. 1841. Seine Bibliothek und seine Pflanzensammlung vermachte er seinem Sohn mit der Bedingung, beides dem Studium zugänglich sein zu lassen wie bisher und an der Beendigung des »Prodromus« fortzuarbeiten. Vgl. De la Rive, A. P. D., sa vie et ses travaux (Par. u. Genf 1851); »Mémoires et souvenirs de A. P. D., écrits par lui-même et publiés par son fils« (das. 1862).

2) Alphonse Louis Pierre Pyramus, Sohn des vorigen, ebenfalls hervorragender Botaniker, geb. 28. Okt. 1806 zu Paris, studirte an der Akademie zu Genf Rechtswissenschaft und veröffentlichte außer zahlreichen rechtswissenschaftlichen und statistischen Abhandlungen (namentlich in der »Bibliothèque universelle«) die beiden Schriften: »Le droit de grâce« (Genf 1829, Promotionsschrift) und »Les caisses d'épargne de la Suisse« (das. 1838). Im Großen Rath und in zwei konstituirenden Versammlungen des Kantons Genf that er sich durch zahlreiche »Rapports« über Verwaltung und Finanzen hervor und gab als Präsident der Société des arts während 25 Jahren die Jahresberichte derselben heraus. Durch den Einfluß seines Vaters mehr und mehr zur Botanik hingezogen, wurde er nach dem Tode desselben zum Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Genf ernannt. Von seinen botanischen Werken sind zu erwähnen: »Introduction à l'étude de la botanique« (Par. 1835, 2 Bde.; deutsch von Bunge, 2. Aufl., Leipz. 1844);

»Géographie botanique raisonnée, ou Exposition des faits principaux et des lois concernant la distribution géographique des plantes de l'époque actuelle« (Par. 1855, 2 Bde.), sein bedeutendstes Werk, welchem er hauptsächlich seinen Ruf als Pflanzengeograph verdankt; »Lois de la nomenclature botanique« (das. 1867; deutsch, Basel 1868); »Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles, suivie d'autres études sur des sujets scientifiques, en particulier sur la sélection dans l'espèce humaine« (Genf 1873). Im Verein mit anderen Gelehrten setzte er den »Prodromus« seines Vaters fort (s. oben) und veröffentlichte zahlreiche naturwissenschaftliche Untersuchungen in den Genfer »Archives des sciences physiques et naturelles«, den »Annales des sciences naturelles de Paris«, den »Mémoires de la société de physique et d'histoire naturelle de Genève« 2c. D. ist wie sein Vater Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften und wurde insbesondere 1874 an Agassiz' Stelle zum Mitgliede der Pariser Akademie ernannt. Seine Söhne **Anne Casimir Pyramus** (geb. 1836) und **Lucien** (geb. 1838) haben sich ebenfalls literarisch bekannt gemacht: ersterer durch verschiedene Monographien im »Prodromus« seines Vaters, letzterer durch eine französische Uebersetzung von Wallace's Werk über natürliche Zuchtwahl (»La sélection naturelle, Par. 1872).

Decandrus (griech.), zehnmännig, in der Botanik eine Blüte mit 10 Staubgefäßen. Davon **Decandria**, die 10. Klasse im Linné'schen Pflanzensystem, welche die Pflanzen mit 10 freien Staubgefäßen enthält.

Decapŏda (griech.), Ordnung der Krebsthiere.

Decatur, 1) Hauptort der Grafschaft De Kalb im nordamerikan. Staat Georgia, westlich von Atlanta, mit (1870) 2080 Einw., wird wegen seiner anmuthigen Lage viel von Touristen besucht. — 2) Stadt im Staat Illinois, Grafschaft Macon, am Sangamon River, östlich von Springfield und am Knotenpunkte der Illinois-Central- und der Toledo-Wabash-Westernbahn, mit zahlreichen Fabriken, lebhaftem Handel und (1870) 7161 Einw., darunter sehr viele Deutsche.

Decaux (spr. dökoh), **Louis Victor Blacquetot, Vicomte de**, franz. General und Staatsmann, geb. 1775 zu Douai, war, 1806 zum Chef des Generalstabs des Geniekorps, 1807 zum Büreauchef im Kriegsministerium befördert, als solcher 1809 bei der Vertheidigung der Scheldemündungen gegen die Engländer sehr thätig, ward 1810 zum Oberst und 1812 zum Baron ernannt. Im Jahr 1814 zum General erhoben, unterhandelte er 1815 mit Wellington über die Vertheilung der Truppen und sicherte durch weise Anordnungen bei Erhebung der Kontribution öffentliches wie Privatvermögen vor Verschleuderung und Zerrüttung. Ludwig XVIII. ernannte ihn wegen dieser Dienste zum Maréchal de Camp, zum Ludwigsritter und 1817 zum Mitgliede des Staatsraths. Im Jahr 1821 trat er aus, kam aber schon 1823 als Generalleutnant und Generaldirektor der Administration wieder in den Ministerialdienst. Im Jahr 1827 wurde er in die Zweite Kammer gewählt; 1828 erhielt er das Kriegsministerium unter Martignac, auf welchem Posten er sich um Verbesserung des französischen Heerwesens sehr verdient machte, und ward zum Vicomte ernannt. Doch mußte er 1829 das Ministerium an den General Bourmont abtreten. Nach der Julirevolution lehnte er die ihm zugedachte Wahl in die Zweite Kammer ab, erhielt 1832 die Pairswürde, schlug 1836 das ihm abermals angebotene Portefeuille des Kriegsministeriums aus und starb 6. Juni 1845.

Decazes (spr. dökahs'), **Elie, Herzog von D. und Glücksburg**, franz. Staatsmann, geb. 28. Sept. 1780 zu St.-Martin-de-Laye im Departement Gironde, studirte auf dem Collége zu Vendôme die Rechte, prakticirte zu Libourne als Advokat, ward 1805 Richter am Tribunal der Seine, 1806 am kaiserlichen Gerichtshof, in demselben Jahr vom König Ludwig von Holland nach dem Haag berufen. Nachdem er sich durch freimüthige Vertheidigung der Interessen Hollands die Ungnade Napoleons I. zugezogen und den zurückgetretenen König Ludwig nach Böhmen und Oesterreich begleitet hatte, ward er 1811 Rath der Kaiserin-Mutter und beim obersten Gerichtshof des Reichs. Nach Napoleons I. Sturz schloß er sich den zurückgekehrten Bourbonen an, versuchte, bei der Nachricht von der Landung des Kaisers, mit einem Trupp Nationalgarde den königlichen Thron zu vertheidigen, weigerte sich auch, den Kaiser zu beglückwünschen, und ward deshalb aus Paris verwiesen. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. ward er von diesem sofort zum Polizeipräfekten von Paris und im September 1815 zum Staatsrath und Minister-Staatssekretär der Polizei ernannt und zum Grafen erhoben, während er infolge seiner Vermählung mit der reichen Erbin de Sainte-Aulaire, der Schwesterenkelin des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrücken, von dem König von Dänemark zum Herzog von Glücksburg ernannt wurde. Die von ihm der Kammer vorgelegten Ausnahmegesetze gegen die politisch Verdächtigen fanden zwar wenig Widerstand; doch hielt der überwiegende Royalismus die Maßnahmen für zu gelind, während die Liberalen darin eine Verfassungsverletzung sahen, und D. verlor dadurch das Vertrauen beider Parteien. Nachdem im September 1817 die Kammern aufgelöst worden, vertheidigte er sich bei Eröffnung der neuen Session gegen die Angriffe der Ultraroyalisten und legte einen Rechenschaftsbericht über die Anwendung der Ausnahmegesetze sowie mehrere Entwürfe vor, die den Preßzwang und die Polizeigewalt mildern sollten. Da der König ein unbedingtes Vertrauen in ihn setzte, so beauftragte er ihn 1819 mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in welchem D. das Portefeuille des Innern behielt, ohne die Polizeigewalt abzugeben. Noch 1819 erfolgte die Freigebung der Presse, die Abschaffung der Ausnahmegesetze gegen die persönliche Freiheit sowie die Herstellung der Majorität für ein neues, den Mittelstand begünstigendes Wahlgesetz in der Pairskammer durch Ernennung von 60 neuen, der Regierung ergebenen Mitgliedern. Die Ultraroyalisten verdächtigten daher D. beim König, so daß dieser sich entschloß, die Abänderung des Wahlgesetzes durch ein neues Ministerium einzuleiten. D. berief 19. Nov. 1819 ein neues Kabinet, in dem er sich die Präsidentschaft und das Portefeuille des Innern vorbehielt. Durch dieses Schaukelsystem entfremdete er sich aber alle Parteien, und die Ultra's benutzten die Ermordung des Herzogs von Berri (13. Febr. 1820) zu einer Anklage gegen D., dessen revolutionäre Politik den Mörder bewaffnet haben sollte. Diesem Sturm war er nicht gewachsen, und als er in der Kammer sogar persönlich beleidigt und von einem wüthenden Deputirten der Theilnahme am Mord geziehen wurde und selbst die Familie des Königs seine Entlassung forderte, legte er

17. Febr. das Portefeuille nieder. Der König ernannte ihn zum Zeichen seiner fortdauernden Freundschaft zum Herzog und schickte ihn als Gesandten nach London, von wo er aber schon im Mai 1821 zurückberufen wurde. D. ging nun auf seine Güter in Südfrankreich, kam später wieder nach Paris und vertrat 1830 sein System in der Pairskammer. Nach der Julirevolution schloß er sich Ludwig Philipp an und ward 1834 zum Großreferendar der Pairskammer ernannt. Nach der Februarrevolution von 1848 zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück und widmete sich auf seinen Gütern der Förderung der Agrikultur und Industrie. Er starb 25. Okt. 1860. Sein Sohn Louis Charles Elie Amanien, Marquis D., Herzog von Glücksburg, geb. 9. Mai 1819, betrat die diplomatische Laufbahn und war seit 1843 französischer Chargé d'Affaires in Madrid, dann Gesandter hier und in Lissabon, schied aber 1848 ebenfalls aus dem öffentlichen Leben aus. Erst 1871 trat er wieder in die öffentliche Thätigkeit als Mitglied der Nationalversammlung, wurde Juni 1873 Nachfolger des Herzogs von Broglie auf dem Botschafterposten in London und 26. Nov. 1873, bei der Neubildung des Broglie'schen Ministeriums, Minister des Auswärtigen.

Decazeville (spr. dökahs'wil), Stadt im franz. Departement Aveyron, Arrondissement Villefranche, Endstation der von Viviers kommenden Zweigbahn der Orléansbahn, mit (1872) 8710 Einw., Bergbau auf Eisen und Kohlen und großartigen Eisenwerken (im Besitz einer 1868 neu gebildeten Gesellschaft), welche 3000 Arbeiter beschäftigen und jährlich im Durchschnitt 26,000 Tonnen Roheisen produciren.

Decebălus, König der Dacier zur Zeit der Kaiser Domitianus und Trajanus, gelangte durch die freiwillige Abdankung des Königs Duras zur Herrschaft. Er begann einen Krieg gegen die Römer (86—90 n. Chr.), schlug den Oppius Sabinus, Domitians Statthalter in Mösien, und eroberte einen großen Theil dieser Provinz. Zwar drang später Cornelius Fuscus, Oberster der kaiserlichen Leibwache, mit einem großen Heer wieder über die Donau vor; doch auch er unterlag, und Domitian, zugleich von den Quaden bedrängt, sah sich, trotz eines Siegs seines Feldherrn Julian bei Tapä, endlich genöthigt, mit D. einen schmählichen Frieden zu schließen und in demselben den Daciern einen Tribut zu bewilligen. Trajan aber begann 101 den Krieg von neuem, der 103 mit D.' Unterwerfung endete. Doch schon 104 n. Chr. versuchte D. das römische Joch abzuwerfen; allein durch Trajan, welcher über die Donau beim jetzigen Orsowa eine steinerne Brücke schlug, ins Innere des Landes gedrängt, zuletzt auch seiner Hauptstadt Sarmizegethusa beraubt, gab er sich den Tod. Sein Kopf wurde nach Rom gebracht, Dacien in eine römische Provinz verwandelt (106 n. Chr.). Neuerdings wird vielfach angenommen, daß »D.« nicht ein Eigenname sei, sondern »König« oder »Fürst« bedeute.

Decediren (lat.), abgehen, weichen.

Decelēa, attischer Demos, nördlich von Athen an dem Paß zwischen Parnes und Pentelikon, von den Spartanern im Peloponnesischen Krieg 413 v. Chr. befestigt und zu einem strategischen Punkt gemacht, von wo aus Attika und Athen längere Zeit gebrandschatzt und im Verkehr mit dem getreidereichen Euböa gestört wurden. Man nannte diese Periode des Peloponnesischen Kriegs den Deceleischen Krieg.

Decem (lat.), zehn; der Zehnte als Abgabe an Geistliche; seinen D. bekommen, das, was einem zukommt, gebührt (oft etwas Unangenehmes), bekommen.

December, jetzt der 12. und letzte Monat im Jahr; bei den Römern (vor Julius Cäsar) der 10. (daher der Name), indem Januar und Februar als 11. und 12. Monat gezählt wurden; er hatte früher 29, seit Julius Cäsar 31 Tage. Er war dem Saturnus gewidmet, weshalb in ihm (am 17.) die Saturnalien gefeiert wurden sowie (am 5.) die Faunalien, am 15. die Konsualien und (am 23.) die Larentinalien. Karl d. Gr. nannte ihn den heiligen Monat, später erhielt er den Namen Christmonat. Den 21. oder 22. fällt in ihm das Wintersolstitium (Winters Anfang). Die Sonne tritt in diesem Monat in das Zeichen des Steinbocks. Die mittlere Temperatur des D. ist in Deutschland durchschnittlich über 3 Grad niedriger als im November. Nach Dove beträgt die Durchschnittswärme des D. in Dublin +3,57° (R.), London +3,78, Bordeaux +5,0, Paris +2,98, Amsterdam +2,17, Brüssel +3,28, Basel +1,57, Mailand +2,03, Rom +7,02, Berlin +1,39, Karlsruhe +1,58, München +1,29, Prag +0,68, Wien +0,48. Die Temperatur fällt noch immer im D., und man kann während dieses Monats 1° Abnahme rechnen. Der Kreuzschnabel nistet und brütet im D.; wilde Schweine und Rehe treten in die Brunst, und einige Salmenarten laichen. Fällt im Norden viel Schnee, so stellen sich in Süddeutschland verschiedene Entenarten, Gänse und Wasservögel ein und ziehen theilweise noch südlicher. Bei gelinder Witterung bleiben einige Blüten des November (Astern, Heidekraut), und unter den günstigsten Verhältnissen blühen die Frühlingsblumen zum zweitenmal.

Decembristen, Anhänger Ludwig Napoleons, die ihn beim Staatsstreich 2. Dec 1851 unterstützten.

Decempĕda (lat.), die zehnschuhige Meßruthe der Feldmesser; daher Decempedator, Feldmesser.

Decemprimi (lat., »die 10 Ersten«), in mehreren Städten des römischen Reichs die 10 vornehmsten Senatoren, vielleicht die 10 Vorsteher der 10 Dekurien. Sie bildeten die höchste Rangklasse des Senats mit gewissen Vorrechten, nicht aber ein besonderes Kollegium. Davon verschieden sind die D. scholarum, d. h. die 10 Ersten der kaiserlichen Haustruppen (Domestici), auch griechisch dekaproti genannt, welche dem Primicerius in jeder Schola im Rang zunächst standen und theils zu Militär-, theils zu Civildiensten, namentlich zur Steuererhebung, gebraucht wurden.

Decemviri (lat., »Zehn Männer«), eine zu einem bestimmten Zweck ernannte Kommission von 10 Männern bei den Römern. Rücksichtlich ihrer Wahl, der Dauer ihrer Amtsthätigkeit und ihrer Machtbefugnis waren sie sehr verschieden, daher die betreffende Bestimmung im Titel hinzugefügt zu werden pflegte. Die bekanntesten und oft schlechthin mit diesem Namen bezeichneten sind: die D. legibus scribendis, eine infolge des Antrags des Tribuns Terentilius Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das Jahr 451 v. Chr. erwählte und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt, so daß die übrigen Magistrate aufhörten, bekleidete Behörde. Die von diesen Decemvirn gesammelten und redigirten Gesetze wurden auf 10 eherne Tafeln eingegraben und auf dem Comitium aufgestellt. Da dieselben aber nicht völlig genügend erschienen, wurden für das Jahr 450 wieder D. gewählt, die noch zwei Gesetztafeln hinzufügten

und ihr Amt verfassungswidrig auch 449 fortführten, bis ihr Uebermuth und namentlich der Frevel, den ihr Haupt, Appius Claudius, an Virginia versuchte, ihre Auflösung und die Wiedereinsetzung der alten Magistrate zur Folge hatte. Ueber die Gesetze der Decemvirn s. Zwölftafelgesetz. Die D. sacrorum oder sacris faciundis waren ein Priesterkollegium, welches dazu bestimmt war, die Sibyllinischen Bücher einzusehen und auszulegen. Anfänglich hatte dasselbe unter den Königen nur aus zwei Männern (Duumviri) bestanden; seit die Plebejer Zutritt bekommen hatten, waren es D., je 5 Patricier und 5 Plebejer. Sulla erhöhte 80 v. Chr. ihre Zahl auf 15, die nun Quindecimviri hießen. Die D. litibus (oder häufiger mit der alten Form stlitibus) judicandis waren ein Kollegium von Richtern, denen die Entscheidung von Streitigkeiten in dinglichen und persönlichen Angelegenheiten oblag. Ueber ihre Wahl und die Dauer ihres Amts ist nichts Näheres bekannt; auch über den Bereich ihrer richterlichen Amtsthätigkeit läßt sich nur so viel mit Sicherheit erkennen, daß sie über Angelegenheiten, welche Freiheit und Bürgerrecht betrafen, Recht zu sprechen hatten. In der Kaiserzeit erscheinen sie als Präsidenten des Centumviralgerichts, als dieses Gericht bei weitem das wichtigste wurde und vieles in seiner Jurisdiktion begriff, was früher anderen Gerichten zugewiesen war. Außer den genannten Decemvirn gab es noch außerordentliche Kollegien desselben Namens, welche bei Aussendungen von Kolonien zur Vertheilung der Ländereien ernannt wurden: D. agris dividundis und coloniis deducendis. Ihnen stand die Anweisung, Abmessung, Eintheilung des Landes zu; auch fungirten sie als Richter 2c. Ernannt wurden sie durch Komitien, und zwar ohne Bestimmung der Dauer ihres Amts.

Decendium (lat.), Zeitraum von 10 Tagen, zehntägige Frist, in welcher gegen einen gefällten Rechtsspruch an das zuständige Obergericht appellirt werden muß, wenn man den Eintritt der Rechtskraft desselben verhindern will. Die Frist wurde nach gemeinem deutschen Recht vom Augenblick der Verkündung des Urtheils an gerechnet, während nach den neueren Proceßordnungen der Tag, an welchem der Rechtsspruch verkündet wurde, bei der Berechnung der Nothfrist nicht mitgerechnet wird. In schleunigen Rechtssachen ist übrigens in der preußischen Gesetzgebung die Frist zur Einwendung und Ausführung der Appellation auf drei Tage abgekürzt.

Decennium (lat.), Zeitraum von 10 Jahren; daher Decennalia, ein Fest, welches die röm. Kaiser mit Opfern, Spielen und Spenden feierten, so oft 10 Jahre ihrer Regierung vorüber waren. Augustus ging mit dem Brauch voran.

Decént (lat.), anständig, geziemend, ehrbar, sittsam; Decénz, Anstand, Schicklichkeit.

Decentius, Vetter oder Bruder des Magnentius, von diesem 351 n. Chr. zum Cäsar ernannt, ward bei der Vertheidigung Galliens von dem Alemannenkönig Chnodomar besiegt und tödtete sich nach des Magnentius Tode 353 selbst.

Decentralisation (lat.), sowohl politisch als ökonomisch die Beseitigung einer das lokale Leben unterdrückenden Vereinigung aller Gewalt in einem staatlichen oder ökonomischen Mittelpunkt (Centrum). Unter ökonomischer D. versteht man auch den Gegensatz der Anhäufung von Grundbesitz und Kapital in wenigen Händen. Eigenthümlich ist die Theorie Carey's von der ökonomischen D., wonach dieselbe der centralisirenden Kraft des auswärtigen Handels entgegengesetzt wird. In fast allen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft tritt uns der Gegensatz von Centralisation (s. d.) und D. entgegen: im Staat, in der Kirche, in der Gemeinde, ja selbst in der Familie. Die Centralisation ist die vorherrschende Neigung, aber nicht das innerste Wesen der Monarchie, nicht die rechtliche Konsequenz des sogen. monarchischen Princips; dasselbe gilt umgekehrt von der Republik in Beziehung auf die D. Centralisation und D. bestehen also in jeder Staatsform zugleich; die Staatseinheit gibt für beide das absolute, das positive Recht das konkrete Maß; es wird durch ein Uebermaß in der einen oder andern an sich allein keine Staatsform rechtlich aufgelöst. Es kann demnach die Monarchie auch mit übermäßiger D., die Republik mit übermäßiger Centralisation bestehen, obgleich dann, wenn sich eine der beiden Formen wirklich der angegebenen vorherrschenden Neigung zu sehr hingibt, nach den Lehren der Geschichte die Gefahr des Uebergangs zur andern, der Monarchie zur Republik und der Republik zur Monarchie, nahe liegt. Zwischen der Monarchie mit vollständigster Centralisation und principiellem Absolutismus, einer Monarchie, die leicht in monarchischen Despotismus ausartet und den Gefahren der sogen. Weltherrschaft oder der Auflösung ausgesetzt ist, und der Republik, welche als vollendetste D. mit Selfgovernment ein jene Gefahren theilendes Extrem wäre, sind thatsächlich eine Menge von Zwischenbildungen möglich, in denen unter monarchischer Form die politische Freiheit zur formalen Darstellung gebracht werden soll oder umgekehrt die Einheit unter republikanischer Form. Die richtige D. ist die Wirksamkeit der höher gesteigerten politica persona in den organischen Gliederungen des Staats, die einheitstärkende und freiheitbegünstigende Macht im Gegensatz einer büreaukratisch-absolutistischen, d. h. die privata wie die publica persona der Staatsangehörigen lahm legenden Centralisation. Wie die richtige Centralisation nichts gemein hat mit den Begriffen des Absolutismus, der Staatsomnipotenz, der Büreaukratie, so steht die richtige D. den Begriffen und Tendenzen des Ultraradikalismus, der Staatsohnmacht und der Anarchie ganz fern. Häufig wird D. mit Föderalismus identisch gebraucht; auch der Partikularismus liebt es, sich mit D. zu identificiren. Vgl. L. Blanc, L'état et la commune (Brüssel 1866); R. Gneist, Das englische Verwaltungsrecht (Berl. 1871); Derselbe, Der Rechtsstaat (das. 1872).

Deception (lat.), Täuschung, Betrug; Deceptor, Betrüger; deceptorisch, betrügerisch.

Deceptioninsel (spr. dißépsch'n-), eine Insel im südlichen Polarmeer, unter 62° 55' südl. Br. und 60° 29' westl. L. v. Gr., zu Neusüdshetland gehörend, vulkanischen Ursprungs, besteht nur aus großen Massen von Lava und Asche, die unter ewigem Schnee verborgen liegen, und hat mehr als 150 dampfende Oeffnungen und heiße, von Eisbergen umstarrte Quellen. Sie ist nichts anderes als ein schmaler Rand um den jetzt von Meerwasser angefüllten Krater, der den Hafen Foster bildet.

Decerniren (lat.), gerichtlich beschließen, einen Bescheid geben, ein Urtheil fällen; Decernent, der ein Urtheil Fällende, Urtheilsverfasser; Decernat, Amt, Kreis des Decernenten.

Decerpiren (lat.), abpflücken, hinwegnehmen; Decerption, Abbruch, Verminderung.

Decession (lat.), Ab-, Weggang; Decessor, Amtsvorgänger.

Dechalandiren (franz., spr. -schalangd-), jemanden um seine Kunden bringen, auch Kunden durch unfreundliche Behandlung verscheuchen.

Dechamps (spr. döschang), Adolphe, belg. Staatsmann, geb. 17. Juni 1807 zu Melle in Ostflandern, bekannte sich früher zu republikanischen Tendenzen und Lamennais'schen Theorien, bildete sich dann aber zum praktischen Publicisten in orthodox-katholischem Sinn aus. Seine Artikel im Genter »Journal de Flandres« und in der Brüsseler »Emancipation« verschafften ihm 1834 einen Sitz (für Ath) in der Zweiten Kammer, wo er sich besonders bei den Verhandlungen über die Neugestaltung der Gesetze über den höhern Unterricht (1835) und über die Gemeindeverfassung (1836) betheiligte. Im Jahr 1841 wurde D. Gouverneur der Provinz Luxemburg, blieb aber Mitglied der Kammer, in welcher er bei dem Gesetz über den niedern Unterricht (1842) eifrig mitwirkte, ging dann in Staatsgeschäften nach Paris und erhielt nach seiner Rückkehr an der Seite Nothombs das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Als Minister wirkte er besonders für die Vollendung des großen belgischen Eisenbahnnetzes und war in politischer Hinsicht ein entschiedener Anhänger der damals geltenden sogen. gemischten, d. h. aus liberalen und katholischen Elementen zusammengesetzten Regierungsverfassung. Nach Nothombs Sturz und dem Eintritt van de Weyers (1845) übernahm D. die Leitung des Auswärtigen, welchen Posten er auch noch bei de Theux' Eintritt (1846) bis zum definitiven Sieg der Liberalen (August 1847) behauptete. Er hat die Verträge mit dem Zollverein (1844), den Vereinigten Staaten, Frankreich (1845), Neapel und namentlich mit den Niederlanden (1846) eingeleitet und unterzeichnet. In der Kammer gehörte er zu der katholischen Opposition und unterhielt hier wie in der 1837 mit Dedecker gegründeten katholischen »Revue de Bruxelles« bis 1851 den Kampf gegen die liberale Partei. Er schrieb: »Le Second Empire, dialogues politiques« (Brüss. 1859); »L'Empire et l'Angleterre« (das. 1860); »Jules César, l'empire jugé par l'empereur«; »La Convention de Gastein, la France et l'Allemagne« (das. 1865); »Les partis en Belgique« (das. 1866) &c. Im Jahr 1872 sprach er in einem Zeitungsartikel, betitelt: »Fürst Bismarck und die Dreikaiserzusammenkunft« (deutsch, Mainz 1872) offen aus, daß nur Preußen und dessen großer Minister Belgien vor der drohenden Annexion durch das bonapartistische oder republikanische Frankreich gerettet habe, und daß von jetzt an nicht mehr bloß England, sondern auch Deutschland der natürliche Beschützer der Unabhängigkeit Belgiens sei.

Dechanat, Amt, Würde eines Dechanten; Dechanei, Amtswohnung, Sprengel eines Dechanten.

Dechant, s. Dekan.

Décharge (franz., spr. -schärsch, »Entlastung«), Freisprechung von einer vornehmlich ökonomischen Verantwortlichkeit, ist in neuerer Zeit besonders im politischen Sinn wichtig geworden, indem die parlamentarischen Körperschaften für die Beobachtung der bewilligten Etats nach Abschluß der Rechnungen an die Regierung D. zu ertheilen oder, mit anderen Worten, die Verwaltung durch Gutheißung und Anerkennung von einer weitern Verantwortlichkeit zu entbinden haben. Im Handel, namentlich bei Aktiengesellschaften und bei der Vermögensverwaltung von Korporationen und Vereinen, ist D. Freisprechung von einer Verbindlichkeit, namentlich des Rechnungsführers nach Ablegung der für richtig befundenen Rechnung. In der Kriegskunstsprache bezeichnet D. das gleichzeitige Abfeuern der Gewehre bei einem oder mehreren bei einer Uebung oder im Gefecht vereinigten Truppenkörpern, öfters auch Generaldecharge genannt; im heutigen Sprachgebrauch veraltet. Dechargengallerie u. Dechargenmauer sind hinter den Mauern von Festungsgräben angelegte Gewölbe, welche die eigentliche Eskarpenmauer von dem Erddruck des dahinter aufgeschütteten Walles entlasten, sei es bloß durch Ueberwölben der starken Strebepfeiler oder außerdem noch durch Abschließen der Räume zwischen den Strebepfeilern durch dünne, nach dem Innern des Walles zu in flachem Bogen erbaute Mauern. Vgl. Revêtement. Im Bauwesen ist D. s. v. w. Strebeband, Kopfband, Winkelband, Bug, auch ein meist von Ziegeln gemauerter Entlastungsbogen über dem Sturz einer Thür- oder Fensteröffnung.

Dechen, Heinrich Ernst Karl von, berühmter Geognost, geb. 25. März 1800 in Berlin, widmete sich dem Bergfach, studirte zu diesem Zweck zunächst in Berlin, arbeitete dann praktisch auf den Steinkohlengruben bei Sprockhövel in der Nähe von Witten, ward 1820 königl. Bergeleve und arbeitete nun bis 1822 bei den Bergämtern in Bochum und Essen. Nach einer längern Reise machte er 1824 in Berlin sein Examen als Bergamtsassessor, ward dann im Ministerium des Innern beschäftigt und 1828 in Stellvertretung eines Mitglieds des Oberbergamts nach Bonn gesandt. Im Jahr 1831 wurde er zum Oberbergrath und vortragenden Rath ernannt, erhielt 1834 die außerordentliche Professur für Bergbaukunde an der Universität in Berlin, wurde 1838 Geheimer Bergrath und 1841 Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts zu Bonn. 1848 präsidirte er in Berlin einer Kommission für Berggesetzgebung; 1859 übernahm er die interimistische Direktion der Abtheilung für Bergwesen im Handelsministerium, kehrte aber 1860 als Oberberghauptmann nach Bonn zurück und verwaltete sein Amt bis 1864, wo er in den Ruhestand trat. D. hat auf vielen Gebieten der Mineralogie und Geognosie zahlreiche und zum Theil sehr bedeutende Arbeiten geliefert, namentlich erwarb er sich um die Erforschung der Rheinlande und Westfalens große Verdienste und lieferte vorzügliche Kartenwerke. Von seinen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: »Geognostische Umrisse der Rheinlande« (mit v. Oeynhausen und Laroche, Berl. 1825, 2 Bde.) und »Geognostische Karte der Rheinlande« (mit denselben, das. 1825); »Geognostische Uebersichtskarte von Deutschland, England, Frankreich und den Nachbarländern« (das. 1839, 2. Bearbeitung 1869); »Sammlung der Höhenmessungen in der Rheinprovinz« (Bonn 1852); »Geognostischer Führer in das Siebengebirge« (das. 1852, 2. Bearbeitung 1861); »Vulkanreihe der Vordereifel« (das. 1861); »Geognostischer Führer zu dem Laacher See« (das. 1864); »Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich« (Berl. 1873). D. leitete die amtliche geognostische Untersuchung der Rheinprovinz und Westfalens, als deren Resultat die »Geologische Karte« von 1855—65 in 34 Sektionen erschien, dazu Erläuterungen (Bonn 1870—72, 2 Bde.). Im Auftrag der Deutschen Geologischen Gesellschaft gab er die »Geologische Karte von Deutschland« (Berl.

1869, 2 Blatt) heraus. Mit reichem, vielseitigem Wissen und einer seltenen Beobachtungsgabe vereinigt sich in D. eine ganz außerordentliche Arbeitskraft und eine streng objektive Richtung, so daß seine Werke zu denjenigen seiner älteren Zeitgenossen, A. v. Humboldt und Leop. v. Buch, einen eigenthümlichen Kontrast bilden. Ein glänzender Stil und elegante Hypothesen sichern den naturwissenschaftlichen Werken weniger die Anerkennung kommender Geschlechter als ein reicher Schatz von Zahlen und Thatsachen, der allem Wandel der Theorien zur unwandelbaren Grundlage dienen muß.

Dechenit, Mineral aus der Klasse der wasserfreien Chalcite, findet sich nur mikrokrystallinisch in traubenförmigen oder dünnschaligen Aggregaten, ist roth bis braun, fettglänzend, kantendurchscheinend, Härte 3,5, besteht aus vanadinsaurem Blei mit 46—49 Proc. Vanadinsäure. Er kommt vor im dunkelrothen Letten des Bunten Sandsteins bei Niederschlettenbach in Rheinbayern. Der gelblichrothe Eusynchit von Hofsgrund bei Freiburg ist wahrscheinlich eine Varietät des Dechenits.

Decher, ein Zählmaß im Leder- und Pelzhandel = 10 Stück; 4 D. sind 1 Zimmer.

Dechiffrirkunst, s. Chifferschrift.

Deci (lat. decem, zehn), der 10. Theil eines Maßes, z. B. Deciar 0,1 Ar, Decigramm 0,1 Gramm, Deciliter 0,1 Liter, Decimeter 0,1 Meter, Decister 0,1 Ster.

Deciaten (Deciëtä), ligurische Völkerschaft, mit der Stadt Deciatum zwischen Nicäa und Antipolis (Nizza und Antibes).

Decidénz, Abnahme, Ab- oder Verfall (an Gesundheit oder Vermögen).

Decidiren (lat.), entscheiden; decidirt, bestimmt, entschlossen, entschieden.

Decima (lat., nämlich pars), der zehnte Theil, Zehnt; decimae anni, die 40tägigen Fasten; decimabel, zehntbar, zehntpflichtig.

Decima, neue Bronzemünze in Spanien = 0,1 Real.

Decimāl, Bezeichnung, um das Zahlenverhältnis von Zehn (lat. decem) auszudrücken. So bezeichnet man mit Decimalsystem dasjenige Zahlensystem (s. d.), dessen Grundzahl 10 ist. Decimalbruch ist ein Bruch, dessen Nenner eine Potenz von Zehn ist, z. B. $^{3}/_{10}$, $^{31}/_{100}$, $^{36646}/_{1000}$ rc. Bei jeder beliebigen Zahl, z. B. 3415, hat die erste Stelle links den höchsten Werth, die Ziffern der zweiten Stelle haben einen zehnmal geringern Werth als die gleichen Ziffern der ersten Stelle rc. Den geringsten Werth besitzen die Ziffern der letzten Stelle von links, wo bei einer ganzen Zahl die Einer stehen. Macht man nun, zum Zeichen, daß hier die ganze Zahl beendigt ist, hinter die Einer ein Komma und schreibt hinter dieses Komma abermals eine Zahl, so hat diese einen zehnmal geringern Werth, als dieselbe Ziffer haben würde, wenn sie an Stelle der Einer stände, sie bezeichnet Zehntel; eine weitere angehängte Ziffer hat wiederum einen zehnmal geringern Werth, als wenn sie auf der ersten Stelle hinter dem Komma stände, sie bezeichnet Hundertel; auf der dritten Stelle hinter dem Komma stehen die Tausendtel rc. So ist also 3654,387 = $3654\frac{387}{1000}$. Kommen keine Ganzen vor, so setzt man links vor das Komma eine Null, z. B. 0,5 = $^{5}/_{10}$; kommen auch keine Zehntel vor, so schreibt man auf die erste Stelle rechts hinter dem Komma gleichfalls eine Null, z. B. 0,05 = $\frac{5}{100}$; sind keine Hundertel vorhanden, so setzt man zwei Nullen rechts hinter das Komma, z. B. 0,005 = $\frac{5}{1000}$ rc. Die verschiedenen Stellen, welche die einzelnen Ziffern des Zählers vom Komma aus rechtshin einnehmen, heißen Decimalstellen. Ueber die Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche und umgekehrt sowie über die verschiedenen Rechnungsarten mit Decimalbrüchen s. Bruchrechnung. Uebrigens ist das Komma als Nennerzeichen des Decimalbruchs nicht zu verwechseln mit jenem der bequemern Uebersicht wegen bei größeren Ziffernreihen üblichen Abtheilungszeichen, welches den Werth der Zahlen durchaus nicht verändert.

Decimalmaß (Decimalsystem), jede Art von Maß, in welchem die Eintheilungszahl 10 ist. Dasselbe gestaltet sich, von den Unter- zu den Oberabtheilungen allmählich aufsteigend, folgendermaßen:

1, 10, 100, 1000, 10,000, 100,000 rc.;

dagegen, von den Ober- zu den Unterabtheilungen allmählich absteigend:

1, $^{1}/_{10}$, $^{1}/_{100}$, $^{1}/_{1000}$, $^{1}/_{10000}$, $^{1}/_{100000}$ rc.

Dieses System empfiehlt sich durch die große Leichtigkeit, mit welcher Reduktionen ausgeführt werden können, und wird daher in der Wissenschaft längst und allgemein benutzt, findet gegenwärtig aber auch im praktischen Leben immer mehr Anwendung. Außer dem D. ist nur noch das im praktischen Leben unter dem Namen »Werkmaß« bekannte Duodecimalmaß üblich, bei welchem die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll, der Zoll in 12 Linien getheilt ist. Aber auch in denjenigen Ländern, wo das Duodecimalmaß eingeführt ist, pflegen sich die Feldmesser beim Längenmaß der Decimaleintheilung zu bedienen, weshalb man zuweilen das »Feldmaß« von dem erwähnten »Werkmaß« unterscheidet. Decimalsystem insbesondere heißt das in Frankreich nach dem Gesetz vom 9. Frimaire VIII (29. Nov. 1800) eingeführte Maß- und Gewichtssystem. Als Grundmaß der Länge ist der zehnmillionste Theil des Erdquadranten angenommen; derselbe bildet den Meter (mètre). Eine Fläche, 10 Meter lang und 10 Meter breit, d. i. von 100 Quadratmeter, macht eine Ar, d. i. die Einheit des Flächenmaßes. Der Kubikmeter als Körpermaß heißt Stère. Der Kubus des zehnten Theils eines Meter (= $^{1}/_{1000}$ Kubikmeter) dient als Hohlmaß zu flüssigen und trockenen Dingen und wird Liter (litre) oder Kubikdecimeter genannt. Das Gewicht so viel reinen Wassers von größter Dichtigkeit, als den Kubus des hundertsten Theils eines Meters (einen Kubikcentimeter) ausfüllt, gewährt die Gewichtseinheit und heißt Gramm. Um das Zehn-, Hundert-, Tausend- und Zehntausendfache dieser Maß- und Gewichtseinheiten auszudrücken, setzt man die griechischen Zahlennamen Deka, Hekto, Kilo und Myria vor. 1 Dekagramm ist also = 10 Gramm, 1 Hektoliter = 100 Liter, 1 Kilometer = 1000 Meter, 1 Myriameter = 10,000 Meter rc. Um dagegen das Zehntel, Hundertel oder Tausendtel einer Einheit zu bezeichnen, setzt man die lateinischen Zahlnamen Deci, Centi oder Milli vor. So ist z. B. 1 Decigramm = $^{1}/_{10}$ Gramm, 1 Centimeter = $^{1}/_{100}$ Meter, 1 Milliliter = $^{1}/_{1000}$ Liter rc. Auch die Münze (der Franken) wird in 10 Decimes à 10 Centimes getheilt. Dasselbe System, mit wenig Abänderungen, ist jetzt bekanntlich auch im Deutschen Reich, ferner

in Belgien, Holland, Spanien, Italien und Griechenland, endlich in den meisten südamerikanischen Freistaaten eingeführt; in anderen Ländern steht die Einführung desselben bevor.

Decimatio (Decumatio, Decimation), Militärstrafe der alten Römer bei gemeinsamen Vergehungen, wo die Hauptschuldigen nicht auszumitteln oder alle Theilhaber gleich schuldig waren, z. B. bei Meutereien, feiger Flucht ꝛc. Durch Abzählen jedes 10. Mannes, seltener durchs Loos wurde von je 10 Mann der betreffenden Truppe einer zum Tode bestimmt; gewöhnlich büßten auch die Officiere mit dem Leben. Das erste Beispiel einer solchen Bestrafung gab der Konsul Appius Claudius Sabinus. Später kam dieselbe öfter in den Bürgerkriegen und unter den Kaisern vor. Von den Römern ging sie auf die Söldnerheere des Mittelalters und selbst der neuern Zeit über. Karl d. Gr., die Oesterreicher bei Leipzig (1642), der Marschall v. Créqui in Trier (1675) u. a. ließen aufrührerische Truppentheile decimiren. Die neueste Zeit hat indessen die D. mit Recht als eine Barbarei gebrandmarkt, und nur in Spanien konnte und durfte Mina gegen Guerrillabanden sie in Anwendung bringen. Blüchers Wille und Befehl, die empörten sächsischen Bataillone in Lüttich ähnlicherweise zu bestrafen (1815), mußte unausgeführt bleiben (vgl. Borstell). Milderungen der D. waren die Vicesimation und Centesimation.

Decime (f., lat. decima), eine der stehenden Formen südlicher Reimpoesie, und zwar eine aus 10 vierfüßigen trochäischen Versen bestehende Strophe span. Ursprungs, mit der Reimstellung a b b a a c c d d c oder auch a b a b a c c d d c. Damit die Strophe selbst nicht in zwei fünftheilige Theile zerfalle, muß der Sinnabschnitt nach dem vierten Vers eintreten. Die D. wird jetzt hauptsächlich bei der Glosse (s. d.) in Anwendung gebracht. In der Musik heißt D. das Intervall von 10 diatonischen Stufen, z. B. vom tiefen C bis zum kleinen e, ist demnach nichts anderes als die um eine Oktave erhöhte Terz und wird auch in der Harmonie jederzeit so behandelt. Nur in zwei Fällen wird die D. von der Terz unterschieden: zuerst beim doppelten Kontrapunkt, wo in Absicht auf die Höhe nothwendig ein Unterschied zwischen dem Kontrapunkt in der D. und dem in der Terz gemacht werden muß, und in der Generalbaßschrift, wo, wenn die None aufwärts, also in die D. fortschreiten soll, diese der Deutlichkeit wegen meistens auch mit der Ziffer 10 (statt 3) bezeichnet wird.

Decimiren (lat.), den Zehnten erheben; dann den 10. Mann einer Truppenabtheilung hinrichten lassen (s. Decimatio). Im uneigentlichen Sinn heißt decimirt werden: starken Verlust im Gefecht ꝛc. erleiden.

Decimöle (ital., spr. detschi-), eine Notenfigur, welche durch Zerlegung einer Taktnote in 10 unter sich gleiche und an Gesammtwerth der Taktnote gleich geltende kleinere Noten entsteht. Der Deutlichkeit wegen pflegt man diese, wie die anderen ähnlichen Figuren: Quintolen, Sextolen, Septolen ꝛc., mit einem Bogen zusammen zu schließen, in den man die Ziffer, welche die Anzahl ihrer Theile angibt, hineinsetzt. Der Vortrag solcher Figuren muß durchaus rund sein, indem nur die erste Note eine Betonung erhält, die übrigen ganz glatt und gleichmäßig ausgeführt werden.

Decipiren (lat.), täuschen, betrügen.

Decisio (lat.), Entscheidung, Bescheid, richterlicher oder gesetzgebender, insbesondere Entscheidung einer zweifelhaften Rechtsfrage; daher Decisiones quinquaginta, 50 Konstitutionen Justinians aus den Jahren 529 und 530, zur Entscheidung von Kontroversen alter Juristen. Sie bildeten anfangs eine eigene Sammlung, wurden aber nachmals in den Codex repetitae praelectionis aufgenommen und sind nur in diesem auf uns gekommen. Man erkennt sie in dem Kodex äußerlich an der Ueberschrift: Justinianus Juliano oder Ioanni P. P. und an der Unterschrift: Lampadio et Oreste Consulibus oder anno primo oder anno secundo post consulatum Lampadii et Orestis. Einzeln mit Kommentar wurden sie herausgegeben von Mevillius (Par. 1618), Linglois (Antwerp. 1661), Bossi (Wien 1703), Hagen (das. 1735). Decisiones electorales Saxonicae hießen im sächsischen Recht die Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, welche Johann Georg II. unter dem 22. Juli 1661 über Konsistorial-, Justiz- und Finanzsachen gab, der Zahl nach 91 (gewöhnlich als die älteren Decisionen bezeichnet), und Entscheidungen Friedrich Augusts II. von 1746, meist über Privatrecht (ihrer sind 40, gewöhnlich die neueren genannt). Näheres über die sächsischen Decisionen, welche jedoch nur eine wissenschaftliche Bedeutung haben, s. Heimbach, Lehrbuch des partikulären Privatrechts, S. 87 ff. (Jena 1848).

Decisivreskript, ein zur Entscheidung einer Rechtskontroverse ergangenes landesherrliches Reskript, welches, zunächst durch einen einzelnen Fall veranlaßt, dann allgemeine Gültigkeit erhält.

Decisivstimme (Votum decisivum), im Gegensatze zu der bloß berathenden Stimme (votum consultativum) eine solche, welche bei dem Beschluß nach Stimmenmehrheit mitgezählt wird; dann auch das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches zuweilen dem Referenten, meist aber dem Vorsitzenden der Versammlung beigelegt ist, wenn nicht in einem solchen Fall die mildere Meinung vorgezogen wird. Nach einigen Verfassungen steht dem Präsidenten der landständischen Versammlungen lediglich eine D. zu. Nach anderen wird seine Stimme stets mitgezählt und gilt in dem Fall, daß Stimmengleichheit eintritt, um einen Beschluß zu Stande zu bringen, zweifach.

Decisum (lat.), s. v. w. Decisio, besonders eine richterliche Entscheidung ohne Beifügung von besonders extendirten Entscheidungsgründen, wie sie in minder wichtigen Sachen ertheilt zu werden pflegt.

Decius, Name eines römischen plebejischen Geschlechts, von dem besonders berühmt sind:

1) Publius D. Mus, war im ersten Samniterkrieg 343 v. Chr. Kriegstribun unter dem Konsul A. Cornelius Cossus und rettete das von den Feinden in einem Gebirgsthal in Samnium eingeschlossene Heer durch kühne Besetzung einer das feindliche Lager beherrschenden Höhe, von welcher aus er selbst mit seiner Schar, nachdem das Hauptheer der Gefahr entronnen war, durch das feindliche Lager zu den Seinigen zurückkehrte. Der Konsul verlieh D. dafür einen goldenen Kranz und 100 Ochsen, und vom Heer empfing er einen doppelten Belagerungskranz von Gras. Drei Jahre später (340) wurde D. mit T. Manlius Torquatus zum Konsul gewählt. Da um diese Zeit sich die latinischen Völkerschaften gegen Rom erhoben, so marschirten die Konsuln mit 4 Legionen nach Kampanien, wo sie den Feind in der Nähe von Capua fanden. Ein

Traum verkündete ihnen, daß dem Volk, dessen Feldherr die feindlichen Scharen und mit ihnen sich selbst dem Tode weihe, der Sieg beschieden sei. Jeder gelobte hierauf, den Spruch zu erfüllen, sobald sein Flügel anfangen würde zu weichen. Als nun in der Schlacht des D. Leute wichen, weihte er nach der vom Oberpriester vorgesagten Formel die Feinde und sich selbst den Göttern der Unterwelt und sprengte unter die Feinde, welche bestürzt zurückwichen. D. fand den gesuchten Tod und errang damit den Sieg.

2) **Publius D. Mus**, Sohn des vorigen, war 312 v. Chr. mit M. Valerius Konsul, blieb aber, während sein Kollege in den Samniterkrieg zog, krankheitshalber in Rom zurück und ernannte für einen gleichzeitig drohenden Krieg mit den Etruskern nach dem Wunsch des Senats einen Diktator. 309 war er Legat des Diktators L. Papirius Cursor und mit M. Valerius Befehlshaber der römischen Ritter in der Schlacht bei Longulä gegen die Samniter. 308 zum zweitenmal Konsul, zog er gegen die Etrusker, besiegte die Tarquinier und Volsinier und schreckte die übrigen etruskischen Völker so, daß sie den angebotenen Waffenstillstand auf ein Jahr gegen Besoldung und Bekleidung des römischen Heers annahmen. 306 wurde D. Magister Equitum des Diktators P. Cornelius Scipio Barbatus, 304 Censor und mit seinem Amtsgenossen, Q. Fabius Maximus, Schöpfer der vier städtischen Tribus. Sein Ansehen und das Gewicht seiner Worte bewirkten auch 300 gegen Appius Claudius Cäcus die Annahme des Ogulnischen Gesetzes über Theilnahme der Plebejer am Augurat und Pontifikat; D. selbst ward einer der neu erwählten Pontifices. Mit Q. Fabius 297 abermals zum Konsul ernannt, schlug er die mit den Samnitern verbündeten Apulier bei Maleventum und verheerte hierauf in Gemeinschaft mit Fabius 5 Monate lang das samnitische Gebiet. Für das Jahr 295 wurden D. und Q. Fabius wieder zusammen zu Konsuln gewählt, da Rom durch die vereinigte Macht der Etrusker, Samniter, Umbrer und Gallier stark bedroht war. D. befehligte bei Sentinum den linken Flügel gegen die Gallier. Als die römischen Ritter vor den gallischen Streitwägen zurückwichen, stürzte sich D. nach seines Vaters Beispiel, durch den Pontifex maximus den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde geweiht, unter die Feinde und fand so seinen Tod, errang aber auch den Römern den Sieg.

Decius, **Gajus Messius Quintus Trajanus**, röm. Kaiser, 249—251 n. Chr., ein tüchtiger Krieger und Regent, obwohl als Verfolger der Christen vielfach geschmäht, zu Budalia in Niederpannonien geboren, erscheint zuerst als römischer Senator unter dem Kaiser Philippus Arabs. Dieser übertrug ihm 249 den Oberbefehl über die widerspenstigen Legionen in Pannonien und Mösien mit dem Auftrag, die Meuterer zu bestrafen. Allein D. selbst wurde in den Aufruhr hineingezogen und von den Soldaten genötbigt, den Purpur anzunehmen. Noch im Herbst desselben Jahrs hielt er seinen Einzug zu Rom, nachdem Philippus bei Verona Schlacht und Leben verloren hatte. Im Kriege gegen die Gothen, welche in Mösien und Thrakien eingefallen waren, wurde D. bei Beröa besiegt, sammelte zwar wieder ein Heer, gewann mehrere Siege über jene und brachte die Philippopolis belagernden Feinde in solche Noth, daß sie den Frieden anboten, wurde aber, als er dieselben zum Verzweiflungskampf nöthigte, abermals geschlagen und fand in der Schlacht in einem Sumpf seinen Tod. Als ein Fürst von altrömischer Kraft und Sittenstrenge ließ er die Christen, welche ihm als Verächter der Staatsreligion für den römischen Staatsorganismus gefährlich schienen, verfolgen, wobei eine große Zahl derselben den Märtyrertod starb.

Decius, **Nikolaus**, geistlicher Liederdichter, war anfangs Mönch, später Propst des Klosters Steterburg in Wolfenbüttel, erklärte sich dann für die Reformation, ward Lehrer in Braunschweig und 1524 Prediger in Stettin, wo er 1541 durch Gift starb. Von ihm rühren die bekannten Kirchenlieder: »O Lamm Gottes unschuldig ꝛc.«, »Allein Gott in der Höh' sei Ehr'« u. a. her.

Decize (spr. -ßihs'), Stadt im franz. Departement Nièvre, Arrondissement Nevers, auf einer Felseninsel in der Loire, wo der Nivernaiskanal und der Aronfluß in dieselbe mündet, hat ein Schloß (sonst Eigenthum der Herzöge von Nevers, jetzt Hospital), eine alte Kirche (St. Aré, mit Krypte aus dem 10. Jahrh.), Bergbau auf Kohlen (jährliche Ausbeute 1,2 Mill. metr. Ctr.) und Eisen, Handel mit Mühlsteinen, Blechwaaren, 2 Glashütten (die jährlich ca. 2 Mill. Flaschen liefern) ꝛc. und (1872) 4538 Einw. D. ist das **Decetia** der Alten und gehörte zu Gallia Lugdunensis; hier hielt Cäsar eine Versammlung mit dem Rath der Aeduer.

Deck (**Verdeck**), Name der horizontalen, von Querbalken getragenen Plankenbedeckung der Schiffsräume oder der verschiedenen horizontalen Abtheilungen im innern Raum eines Schiffs. Kleine Fahrzeuge haben bloß ein D., größere Schiffe aber mehrere, große Kriegsschiffe bis zu vier und selbst fünf volle Decke über einander, wobei auch der über einer solchen Plankendeckung befindliche Raum als »Deck« bezeichnet wird. Zu unterst liegt im Schiff der sogen. Raum, früher das **Holl** genannt, in welchem sich die Ladung befindet; dann folgt das **Zwischendeck** (engl. tween deck), welches bei Passagierdampfern für die Passagiere niederer Klassen dient und auf Kriegsschiffen zu Wohnungsräumen für die Mannschaft benutzt wird. Dann folgt das erste eigentliche D., welches bei Glattdeckkorvetten das oberste ist und hier **Oberdeck** genannt wird. Bei Fregatten und gedeckten Korvetten dagegen folgt über diesem eigentlichen ersten D. (engl. main deck, gun deck) noch eins, bei Zweideckern (kleineren Linienschiffen) noch zwei, bei Dreideckern (den größten Linienschiffen) noch drei solche Decke, die, weil beiderseits mit Geschützen besetzt, auch Batterien genannt werden, und erst die oberste Batterie wird vom Oberdeck nach oben geschlossen. Es hat also die Fregatte eine Batterie, d. h. eine gedeckte Lage Kanonen und eine solche unter freiem Himmel; ein Linienschiff hat zwei oder drei gedeckte Lagen Geschütze und noch eine solche unter freiem Himmel. Auf dem Oberdeck erheben sich zuweilen noch partielle Decke, welche nicht durch die ganze Schiffslänge gehen: dasjenige, welches die vordere Spitze des Schiffs bedeckt, heißt **Back** (früher **Vorkastell**, franz. gaillard d'avant, engl. forecastle) und dasjenige, welches das hintere Ende des Schiffs bedeckt, **Schanze** (früher **Hinterkastell**, franz. gaillard d'arrière, engl. poop). Jedes D. (d. h. nicht der so genannte Raum, sondern die Holzlage) besteht aus schmalen Dielen, die, längsschiffs laufend, besonders auf den **Deckbalken** ruhen, welche besonders zur festen Verbindung der Spanten, der Schiffsrippen, beitragen und noch besonders

durch die Scherstöcke des Decks und die Leibhölzer verbunden sind. Das D. steigt stets nach der Mitte zu etwas an, damit das Wasser ablaufe und auf Kriegsschiffen der Rücklauf der Geschütze nach dem Abfeuern gehemmt werde. Oefter hat das D. auch noch eine Steigung nach vorn und hinten, und dann sagt man: »Das D. hat Spring«.

Deckblatt (Bractea), in der Botanik jedes zu einem Blütenstand gehörige Blatt, in dessen Achsel eine Blüte oder ein Zweig des Blütenstands entspringt (vgl. Blütenstand). Ueber D. der Cigarren s. d.

Decke. In der Baukunst heißt D. die Bedeckung eines innern Gebäuderaums (Zimmers rc.), die zugleich den Fußboden des darüber gelegenen Raums bildet. Die Decken sind entweder von Stein (s. Gewölbe) und dann meist nach Bögen oder nach einer Horizontalen mit Bögen an den Wänden überwölbt, oder von Holz und dann meist horizontal oder in der Mitte horizontal und nur an den Seiten, wo sie sich an die Mauern anschließen, durch Gesimse oder Konsolen besonders unterstützt, oder von Eisen und dann aus eisernen Balken bestehend, zwischen welche man ein Netzwerk aus dünnen eisernen Stäben einlegt, das mit Gips vergossen wird, und auf welche man oben einen Bretbelag auf Lagerhölzern befestigt. Bisweilen wird auch jenes eiserne Netzwerk mit hohlen Töpfen ausgefüllt oder Wellenblech auf die eisernen

Fig. 1.

Dobbel- oder Döbeldecke.

Balken gelegt, welches wieder mit Sand ausgefüllt und mit einem Bohlen- oder Plattenbelag versehen wird. Obwohl die steinernen und eisernen Decken mehr oder minder feuersicher sind, so werden doch, besonders in Wohnräumen, bis jetzt vorzugsweise die hölzernen Decken angewandt, unter welchen folgende Arten hervorzuheben sind. Die Dobbel- oder Döbeldecken (s. Fig. 1) bestehen aus dicht neben einander gelegten, durch Döbel unter einander verbundenen oder aus etwas entfernten Balken, zwischen welche die Döbelhölzer in Falze dicht neben einander gelegt und oben mit Schutt oder Sand bis zur Balkenoberkante ausgefüllt, die Balken selbst unten mit Lättchen beschlagen oder gerohrt und dann geputzt werden. Beide Deckenarten werden wegen des bedeutenden Holzverbrauchs nur in sehr holzreichen Gegenden angewandt. Bei den ökonomischeren Decken werden die Balken weiter aus einander gelegt und entweder, wie bei den Hohldecken, nur mit Querbretern benagelt, oder, wie bei den Lehmdecken (s. Fig. 2), in der halben Höhe ihrer Seiten mit Nuthen versehen, in welche entweder Bretstücke, Stück- oder Staakhölzer d möglichst dicht an einander quer eingeschoben und entweder zuvor mit Lehmstroh umwickelt, oder später mit Lehm e überfüllt werden. Hierauf kommt eine Schicht Sand f, während auf die Balken zur Ausgleichung Polsterhölzer h und auf diese die Fußbodendielen g genagelt werden. Unter den Balken a bei c wird gerohrt und geputzt (halbe Windelböden). Bei den Balkendecken werden die Zwischenräume der Balken durch abgehobelte und gegliederte Bretstücke, welche auf seitlich angenagelten, gleichfalls profilirten Leisten ruhen, ausgefüllt und die nach unten hervorstehenden Balken ebenfalls mit Gliederungen versehen. Bei den Bretdecken sind gehobelte Breter unter die Balken und Latten mit gegliederten Kanten über die Fugen genagelt (geschalte Decken). Die Fahldecken oder Schrägböden (Fahl-, auch Faulböden) werden der Wärme wegen in der Mitte der Balkendicke angebracht und bestehen aus Bretstückchen, die in Falze der Balken oder auf an die Balken genagelte Latten gelegt und nach dem Anstreichen der Fugen mit Lehm, Schutt oder Sägespänen betragen sind. Die Lattendecken bestehen aus 2—3 Centim. dicken, nach oben etwas abgeschrägten Latten, welche mit 2—3 Centim. Zwischenraum an die untere Seite der Balken genagelt, mit Haarkalk oder Strohmörtel ausgefüllt und dann mit Gipsmörtel überzogen sind. Bei den ausgemauerten Decken werden die Zwischenräume der Balken ganz flach mit gebrannten Steinen ausgewölbt, weshalb man die Balken zum bessern Anschluß der Steine nach oben etwas schräg behaut. Die Bogendecken werden aus Bretern oder Bohlen konstruirt, mit Latten verschlagen und geputzt. Feuerfeste Decken werden aus Eisen und Stein hergestellt

Fig. 2.

Lehmdecke.

und zwar, indem man ein System von Unterzügen oder Trägern konstruirt und die Zwischenräume entweder durch Gewölbe schließt, oder mit Steinplatten überdeckt. Auch werden nach einer neuern Erfindung solche Decken durch zwei Schichten eigenthümlich geformter, in einander eingreifender und sich gegenseitig unterstützender Ziegel hergestellt, indem man beide Schichten durch eine Schicht Cement vereinigt. Die dazu verwendeten Ziegel sind von gewöhnlicher Größe und achteckig, mit einem unterschnittenen Knopf in der Mitte versehen, an und unter welchem sich die obere Platte festsetzt. Die Ziegelfußböden bestehen aus zwei über einander verplatteten Ziegellagen mit versetzten Stoßfugen, sind 7½—10 Centim. stark und kehren die glatten Flächen nach außen. Bei den steinernen Decken mit Fugenschnitt laufen die Fugenschnitte der Decksteine in ihrem Lager entweder nach einem, oder nach mehreren Punkten in einer stetigen oder nicht stetigen Kurve, während die Fugenschnitte auf der Tangente eines Bogensystems normal stehen. Behufs der Herstellung von Decken aus Gußmörtel wird in dem zu überdeckenden Raum ein der Deckenform entsprechendes, dicht verschaltes Gerüst aufgestellt, auf welches dann der schnell erhärtende Cement- oder Traßmörtel aufgetragen wird; nach vollständigem Erhärten wird das Gerüst mit Vorsicht hinweggenommen. Häufig bringt man Gesimse (s. Gesims) entweder an der D. selbst, oder an den Wänden unmittelbar unter derselben an, so daß

diese eine Verbindung mit der Wand bilden. Größeren Deckengesimsen gibt man eine bessere Markirung und Trennung von der D. durch eine große Hohlkehle, die sogen. Voute. Der Deckenputz, zu welchem des schnellern Trocknens wegen gewöhnlich Gips, mit wenig Kalk vermischt, genommen wird (daher Stuck- oder Gipsdecken genannt), bleibt entweder ganz glatt und wird dann meist gemalt (s. Plafondmalerei), oder er wird mit Verzierungen, namentlich Feldern (daher Felder- oder Kassettendecken, besonders in langen Räumen, z. B. Reitbahnen, Exercirhäusern ꝛc., gebräuchlich), oder sonstigen Eintheilungen, Rosetten ꝛc. von Gips versehen. Die gewöhnlichsten Deckenverzierungen sind ebenfalls von Gips gezogene, aus einigen Gliedern bestehende Gesimse und Einfassungen der Hohlkehle, welche den durch die D. und die Seitenwände gebildeten Winkel ausfüllt, ohne oder mit einer gleichfalls aus Gips geformten Rosette im Mittelpunkte der D. Auch mit Laubwerk, Blumenzügen, Arabesken und Grottesken, die entweder aus Stukkaturarbeit bestehen, oder auch nur gemalt sein können, werden nicht selten Decken verziert. Vgl. unter anderem Breymann, Allgemeine Baukonstruktionslehre mit besonderer Berücksichtigung des Hochbauwesens (Stuttg. 1866—70, 2 Abtheilgn.); Brandt, Lehrbuch der Eisenkonstruktionen (2. Aufl., Berl. 1870), und Klasen, Handbuch der Hochbaukonstruktionen in Eisen (Leipz. 1875).

Decken, Karl Klaus, Freiherr v. d., berühmter Reisender, geb. 8. Aug. 1833 auf Kotzen in der Mark Brandenburg, besuchte das Gymnasium zu Lüneburg, fand dann in dem Kadettenkorps zu Hannover Aufnahme und stand 1850—60 in hannöverschem Militärdienst. Hatte er schon in dieser Zeit wiederholt größere Reisen unternommen, so widmete er sich nun nach seinem Austritt aus dem Dienst ausschließlich der Erdkunde, für welche er schon in früher Jugend ein lebhaftes Interesse gehegt hatte. Auf Barths Rath schiffte er sich 1860 in Hamburg nach Sansibar ein, begann im Oktober desselben Jahrs die Reise von Quiloa nach dem Nyassasee, ward aber durch die Treulosigkeit des arabischen Führers seiner Karawane zur Umkehr genöthigt. Im folgenden Jahr unternahm er mit Thornton von Mombas aus eine Expedition nach den hohen Bergländern des Kilima Ndscharo, bestimmte die Höhe dieses vulkanischen Schneebergs, nahm den See Jpe auf und zeigte, daß der den See durchströmende Dafseta der Oberlauf des Rufu oder Pangani sei. Im Oktober 1862 wurde eine dritte Expedition in diese Gegenden unternommen, diesmal in Begleitung des Dr. Kersten aus Altenburg. Die Reisenden bestiegen die Uganoberge, besuchten dann die Dschaggaberge, die Königreiche Uru und Mossi und erstiegen den Kilima Ndscharo bis zur Höhe von 4200 Meter. 1863 machte D. mit Kersten eine Seereise nach Ibo, Kap Delgado und Lamu; er beabsichtigte, sich über Réunion nach Madagaskar zu begeben, sah sich aber durch die politischen Wirren, welche auf letzterer Insel ausgebrochen waren, veranlaßt, nach Sansibar zurückzukehren. Von hier ging er nach Europa und rüstete alsbald eine große Expedition zur Erforschung afrikanischer Flüsse aus. Im Oktober 1864 ging er dann über Aegypten, Aden und die Seychellen nach Sansibar, erwartete dort mehrere für die Expedition engagirte Personen und seine in Hamburg gebauten kleinen Dampfschiffe, welche zerlegt und in Kisten verpackt auf Segelschiffen transportirt werden mußten. Im Frühjahr 1865 brach die Expedition auf, und man erreichte den Dschubafluß, leider mit Verlust des kleinen Dampfers und des Ingenieurs Hitzmann, welcher an der Mündung des Flusses ertrank. Auf seinem größern Dampfer den Fluß aufwärts fahrend, erreichte D. 15. Sept. die Stadt Bardera. Als er 25. Sept. die Reise fortsetzen wollte, erhielt das Schiff einen derartigen Leck, daß der größte Theil der Bagage ans Land geschafft werden mußte. Während D. mit Dr. Link nach Bardera zurückkehrte, um Hülfe zu holen, wurden die zurückgebliebenen Mitglieder der Expedition von den Somali angefallen und zum Theil ermordet. Dasselbe Schicksal erlitt D. nebst dem Dr. Link in Bardera, und nur fünf Europäer und sechs Neger retteten sich nach Sansibar. Das von D. gesammelte Material wurde von seinem tüchtigen Begleiter Kersten in dem Prachtwerk »Baron K. K. von der Deckens Reisen in Ostafrika« (Leipz. 1869, 2 Bde.) veröffentlicht.

Deckenmalerei, s. Plafondmalerei.

Decker (Dekker, Dekkar), Thomas, fruchtbarer engl. Dramatiker, um 1570 geboren, seinen Lebensverhältnissen nach ziemlich unbekannt, begann in den letzten Jahren der Königin Elisabeth für das Theater zu schreiben. Sein »Phaëton« wurde 1597 aufgeführt, andere Stücke folgten rasch. Am bekanntesten wurde die Komödie »Old Fortunatus or the wishing caps« (1600 gedruckt) und »The honest whore«. Ben Jonson verspottete ihn auf der Bühne in seinem »Poëtaster« (als Crispinus), was ihm D. in dem Stück »Satiromastix«, wenn auch sehr schonend, heimzahlte (1602). Schon ein Jahr später verfaßte Ben Jonson mit D. gemeinsam eine Maske für die City zur Feier der Thronbesteigung Jakobs, wie D. denn auch mit Webster, Rowley, Marston u. a. in Gemeinschaft arbeitete. D. machte sich übrigens auch als Prosaist durch scharfe und treffende Sittenschilderungen bekannt, als deren vorzüglichste »The gule's horne book, or fashions to please all sorts of guls« (1609; neue Ausg., Bristol 1812) zu nennen ist. D. blieb auch unter der neuen Regierung ein unermüdlicher Dramen- und Gelegenheitsschreiber und starb ziemlich alt 1637. Die erste Gesammtausgabe der »Dramatic works« erschien London 1873, 4 Bde.

Decker, 1) Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Georg D., geb. 23. April 1596 in Eisfeld in Franken, ging nach Basel und errichtete dort die Universitätsbuchdruckerei; starb 1661. Von ihm an wurde das Geschäft in ununterbrochener Reihenfolge theils in Basel (als Raths- und Universitätsbuchdruckerei), theils in Kolmar (als französische Parlaments- und Hofbuchdruckerei) in der Familie fortgeführt. Georg Jakob D., geb. 12. Febr. 1732 in Basel, wandte sich nach Berlin, wo er die sehr herabgekommene Buchdruckerei seines Schwiegervaters Jean Grynaeus übernahm und schnell zu Bedeutung und Ansehen hob. Er erhielt 26. Okt. 1763 den Titel, 25. Jan. 1765 auch die Rechte eines königl. Hofbuchdruckers. Von dieser Zeit an entwickelte er neben seiner typographischen zugleich eine bedeutende buchhändlerische Thätigkeit als Verleger. Unterm 19. Sept. 1787 erhielt er das mit werthvollen Rechten verbundene erbliche Prädikat als Geheimer Oberhofbuchdrucker. Nachdem er 25. Juni 1792 seine Geschäfte seinem gleichnamigen Sohn abgetreten, starb er 17. Nov. 1799. Georg Jakob D. der Jüngere erweiterte das Geschäft noch mehr, z. B. durch Errichtung der Hofbuchdruckerei

in Peseu 1794, durch Ankauf der Sommer'schen Hofbuchdruckerei in Potsdam, durch Einführung der Stereotypie und der Stanhopepresse. Nach seinem Tod (26. Aug. 1819) gingen die Geschäfte auf seine beiden überlebenden Söhne **Karl Gustav** (geb. 23. Jan. 1801, gest. 20. April 1829) und **Rudolf Ludwig** (geb. 8. Jan. 1804) über, welcher letztere bei Gelegenheit des 100jährigen Jubiläums 1863 in den erblichen Adelsstand erhoben wurde und gleich seinen Vorfahren und Vorgängern erfolgreich für weitere Hebung der verschiedenen Zweige seines Geschäfts thätig ist. Von den Decker'schen Verlagswerken sind besonders hervorzuheben: die Werke Friedrichs d. Gr. in verschiedenen Ausgaben und das Neue Testament, deutsch durch Luther, nach der Ausgabe von 1545, ein mit Holzschnitten nach Cornelius und Kaulbach geschmücktes, nur in 80 Exemplaren in Olivhantfolio bei Gelegenheit der Weltindustrieausstellung 1851 hergestelltes Prachtwerk.

2) **Karl von**, preuß. General und militärischer und belletristischer Schriftsteller, geb. 21. April 1784 zu Berlin, trat 1797 in den Militärdienst, wurde schon 1800 Leutnant der Artillerie, wohnte den Feldzügen von 1806 und 1807 bei, trat 1809 als Rittmeister in das Korps des Herzogs von Braunschweig-Oels, dem er nach England folgte. Bei der Erhebung Preußens 1813 trat er als Hauptmann im Generalstab wieder in preußische Dienste und nahm an den Schlachten von Dresden, Kulm und Leipzig und an den Feldzügen von 1814 und 1815 ehrenvollen Antheil. Im Jahr 1816 ward er Dirigent einer Abtheilung des topographischen Büreau's, 1817 Major und geadelt, 1818 Lehrer an der Artillerie- und Ingenieurschule. Ein durch eine literarische Fehde veranlaßtes Duell mit dem Hauptmann Bachoven v. Echt (1822), das diesem das Leben kostete, brachte ihn eine Zeitlang nach Spandau auf die Festung. Später Mitglied der Ober-Militärexaminationskommission, 1829 Brigadier in der 8., dann der 1. Artilleriebrigade, nahm er 1841 als Oberst seinen Abschied; 1842 zum Generalmajor befördert, starb er 29. Juni 1844. Von seinen militärischen Schriften haben manche bleibenden Werth, so: »Das militärische Aufnehmen« (Berl. 1815); »Die Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen: Kavallerie und Artillerie« (das. 1819); »Der kleine Krieg im Geiste der neuern Kriegführung« (das. 1822, 4. Aufl. 1844); »Bonaparte's Feldzug in Italien in den Jahren 1796 und 1797« (das. 1825); »Taktik der drei Waffen: Infanterie, Kavallerie und Artillerie« (das. 1833—34, 2 Thle.); »Generalstabswissenschaft«, neu bearbeitet von seinem Sohn (das. 1862); »Die Schlachten und Hauptgefechte des Siebenjährigen Kriegs« (das. 1837). Mit Rühle v. Lilienstern begründete D. 1816 das noch heute bestehende »Militärwochenblatt«. Unter dem Pseudonym **Adalbert vom Thale** schrieb D. auch mehrere ihrer Zeit beliebte Lustspiele. Ein Sohn Deckers starb als Generalleutnant und Kommandeur der vierten Artillerieinspektion 1872 in Koblenz. Derselbe kommandirte im Krieg 1870/71 die Belagerungsartillerie vor Straßburg und war, wie sein Vater, als Militärschriftsteller thätig.

Deckfarben (Gouachefarben), solche Farben, welche die Fläche des Bildes auf eine Weise decken, daß die bereits vorhandene Färbung dieser Fläche an den Stellen, wo die Deckfarbe aufgetragen ist, bis zur Undurchsichtigkeit zugedeckt wird und völlig verschwindet. Sie sind den durchscheinenden Farben (Lasurfarben, Saftfarben, Aquarellfarben) entgegengesetzt, welche, aus dünnerem Material bereitet, die Grundfarbe oder eine andere bereits aufgetragene Färbung durchblicken lassen. Für die D. ist ein entschieden körperhaftes Material erforderlich; meist werden sie aus Mineralfarben oder durch Vermischung mit Weiß hergestellt. Die Wahl dieser verschiedenen Gattungen von Farben wird durch die verschiedenen Effekte bedingt, welche von dem Maler erstrebt werden. Vgl. Mineralfarben.

Deckflügler, s. Käfer.

Deckung, im Kriegswesen alles, was gegen das feindliche Feuer oder auch gegen den feindlichen Angriff schützt. Der Fechter deckt sich, indem er eine Stellung und Auslage wählt, welche dem Gegner nur wenige und leicht zu vertheidigende Blößen darbietet; der Tirailleur, indem er sich hinter einen Gegenstand stellt, setzt oder legt, welcher ihn gegen die feindlichen Kugeln oder Schwerter schützt. Ein Bataillon deckt sich gegen Feuer durch geschickte Benutzung der sanften Erhebung des Bodens, indem es seine Aufstellung in den kugelfreien Räumen nimmt oder in den vom Feind nicht bestrichenen fortlaufenden Vertiefungen vorrückt, gegen Kavallerieangriffe durch Annäherungshindernisse, z. B. breite Gräben, hohe Hecken, Mauern 2c., gegen feindliche Schützen durch das Feuer der eigenen. Eine Truppe steht überhaupt gedeckt, wenn der Feind sie nur unter sehr ungünstigen Terrainverhältnissen angreifen kann, und verdeckt, wenn sie vom Feind nicht gesehen wird. Im weitern Sinn deckt sich eine Truppe durch Wachen und weit ausgeschickte Patrouillen gegen unerwartete Annäherung des Feindes. Da jeder taktische Körper vier Seiten darbietet, so kann sich die D. auf die Front, die rechte oder linke Seite oder auf den Rücken beziehen. D. der Front ist besonders nöthig, wenn man sich defensiv verhält. D. der Flanken und des Rückens muß in jedem Gefechtsverhältnis stattfinden, man müßte denn die Gewißheit haben, gegen einen Angriff von dieser Seite gesichert zu sein. Bei Aufstellung von Truppenkorps ist die D. der schwachen Punkte von großer Wichtigkeit. Wo das Terrain keine D. darbietet, muß man sich durch die Form der Aufstellung, wie durch das Quarré gegen Kavallerie, gegen die feindlichen Angriffe zu decken suchen. Auch Handlungen oder Gegenstände erfordern öfters D., so z. B. Truppenbewegungen, bei denen die Schlagfertigkeit der Massen vermindert wird, Aufmärsche zum Gefecht, Abmärsche nach rückwärts oder nach den Flanken, auch fortifikatorische Arbeiten, Requisitionen und Fouragirungen; ferner Transporte aller Art, Parks, Magazine, Depots, Punkte von vorübergehender militärischer Wichtigkeit, als Defiléen, Brücken, Furten 2c., Verbindungsstraßen, Terrainabschnitte, Provinzen, ganze Länder. Großartige Beispiele von D. bietet in dieser Hinsicht die Belagerung von Paris 1870—71, bei welcher eine beständige D. der belagernden Armeen gegen die neu organisirten französischen Heere nöthig war. Der Loirefeldzug und der Feldzug im Norden waren nur eine offensiv geführte D. des Belagerers.

Im Handel versteht man unter D die gewöhnlich durch Uebermachung von baarem Geld oder guten Wechseln bewirkte Sicherstellung des Kreditgebers durch den Kreditnehmer für eine bereits realisirte Leistung des erstern. Ist nämlich der Bezogene,

d. h. derjenige, auf welchen man einen Wechsel oder eine Anweisung ausgestellt hat, ohne eine gleiche Forderung an ihn zu haben, dadurch, daß man ihm baares Geld oder gute Wechsel oder sonstige zu Geld zu machende Werthgegenstände übermacht hat, im Stande, den Wechsel zur Verfallzeit einzulösen, ohne dem Aussteller kreditiren zu müssen, so sagt man: der Zahler des Wechsels ist gedeckt, und bezeichnet die Mittel, durch deren Verwendung die Zahlung erfolgt, als D. Verläßt sich aber der Aussteller eines gezogenen Wechsels (Trassant) lediglich darauf, daß der Bezogene oder Trassat zur Verfallzeit des Wechsels die betreffende Summe kreditiren und die Zahlung leisten werde, so fehlt die D., und der Aussteller des Wechsels muß riskiren, daß letzterer infolge verweigerter Acceptation an ihn zurückgeht, wenn nicht der Bezogene ihm kreditirt. Eine besondere Verbindlichkeit, D. zu übermachen, gibt es weder nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, noch nach der allgemeinen deutschen Wechselordnung. Wer D. erhalten hat, muß sie zur Zahlung des betreffenden Wechsels verwenden und darf nicht anderweit darüber verfügen, widrigenfalls er sich großer Verantwortung aussetzt und namentlich gewärtig sein muß, daß Ansprüche auf Schadenersatz, wie sie die Nichterfüllung eines übernommenen Auftrags zur Folge haben kann, an ihn gemacht werden. Derjenige, der die D. übermacht hat, kann dieselbe auch wieder zurückfordern oder ihr eine andere Bestimmung geben, so lange es noch zulässig ist, Kontreordre zu ertheilen. Erfolgt aber das Zurückziehen der D. erst, wenn der Wechsel bereits acceptirt worden oder Kontreordre nicht mehr zulässig ist, so braucht der Acceptant sich nicht daran zu kehren, sondern kann die D. ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß verwenden. D. in dem oben angegebenen Sinn ist auch vorhanden, wenn der Bezogene einen der fraglichen Summe gleichen Betrag demjenigen schuldet, für dessen Rechnung die Einlösung des Wechsels erfolgt, und diese Schuld zur Verfallzeit des Wechsels zu zahlen ist. Unter **bankmäßiger** D. versteht man die D. mit baaren Fonds und leicht realisirbaren Werthen in einer zweckentsprechenden Kombination.

Declaratio libelli (lat.), Erläuterung der Klage oder eines sonstigen Parteivorbringens im Proceß, die Erklärung der vortragenden Partei über die von ihr gebrauchten Ausdrücke, also die Auslegung derselben. Sie ist nur dann statthaft, wenn der Ausdruck wirklich dunkel, zweideutig, unbestimmt war, und nur so weit zulässig, als die Auslegung mit dem gewöhnlichen Wortsinne noch vereinbar ist. Die Deklaration ist in jeder Lage und in jedem Stadium des Processes statthaft; die dadurch entstandenen besonderen Kosten hat die deklarirende Partei allein zu tragen, bezüglich dem Gegentheil zu ersetzen. Nach modernem Proceßrecht kann der Richter sogar von Amtswegen durch geeignete Fragestellung (»Fragerecht«) darauf hinwirken, daß unklare Vor- und Anträge erläutert und erklärt werden, so namentlich auch nach dem norddeutschen Civilproceßentwurf §295.

Declaration of Right (engl., spr. dicklarehsch'n oww reit), die Erklärung, wodurch der 22. Jan. 1689 in Westminster zusammengetretene Konvent die Grundprincipien der englischen Konstitution aussprach, infolge deren Wilhelm von Oranien auf den britischen Thron berufen wurde, im wesentlichen eine Wiederholung und Erneuerung der frühern Petition of Rights; s. Großbritannien.

Declaratio sententiae (lat.), die Erläuterung eines dunkeln, mehrdeutigen oder unbestimmten gerichtlichen Erkenntnisses durch den Richter, welcher dasselbe ertheilt hat. Eine solche kann vom Richter jederzeit von Amtswegen vorgenommen, aber auch von den Parteien mittels besondern Deklarationsgesuchs erbeten werden. Findet der Richter das Deklarationsgesuch begründet, so ertheilt er einen das unklare Erkenntnis erläuternden Bescheid, die Sententia declaratoria, welche dann erst als der wahre, der Rechtskraft fähige Bescheid angesehen wird. Findet aber der Richter das Deklarationsgesuch verwerflich, so wird nun auch der Lauf der zur Einwendung eines Rechtsmittels geordneten Nothfrist nicht gehemmt, daher es die Vorsicht gebietet, sogleich mit dem Erläuterungsgesuch eventuell ein Rechtsmittel zu verbinden. Uebrigens kann die betreffende Partei, wenn der Erlaß einer beantragten Deklaratoria verweigert wird, deshalb Beschwerde beim zuständigen Obergericht führen. Die durch Erläuterung eines Erkenntnisses entstehenden Kosten sind für den Antragsteller außer Ansatz zu lassen.

De Cort, Franz, der bedeutendste lyrische Dichter der Vlamingen, geb. 21. Juni 1834 zu Antwerpen, besuchte das dortige Athenäum und sollte sich dem Handelsstand widmen, trat aber 1857 aus seinem Kontor, um zusammen mit Jan Van Rysvyck eine liberale Zeitung: »De Grondwet«, herauszugeben, übernahm 1858 die Redaktion der »Schelde«, ward 1860 Agent einer Dampfschiffgesellschaft und 1861 Sekretär des Generalauditeurs beim Cour militaire in Brüssel, wo er, verheirathet mit einer Tochter Dautzenbergs, noch wohnt und neben seinen Amtsgeschäften seit 1862 die pädagogisch-literarische Monatszeitschrift »De Toekomst« redigirt. D. ist ebenso originell in seinen eigenen Liedern wie vortrefflich als Uebersetzer von Gedichten aus fremden Sprachen. Er gab mehrere Jahre lang einen sehr beliebten Almanach: »Jan en Alleman« (Antwerp.), heraus, ferner »De schoonste Liederen van Robert Burns« (Brüss. 1862) und ließ seinen ersten »Liederen« (Antwerp. 1857—59, 2 Bde.) andere unter dem Titel »Zingzang« (Brüss. 1866) und »Liederen« (Grön. 1868, 2. Aufl. 1872) folgen. Vgl. J. v. Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas (Leipz. 1861).

Decōrum (lat., n.), Schicklichkeit, Anstand.

Décourt (franz., m., spr. -kuhr), s. Dekort.

Decrescendo (spr. -schéndo, auch diminuendo, ital.), »abnehmend«, musikalischer Kunstausdruck, um das allmähliche Schwächerwerden der Klangstärke zu bezeichnen. Wie das Crescendo (s. d.) bei aufsteigenden Noten oft mit einem geringen Accelerando (s. d.) verbunden ist, so ist nicht selten das D. (abgekürzt decresc.), besonders bei abwärts gehenden Noten, von einem geringen Ritardando (s. d.) begleitet. Anstatt des Worts bedient man sich ebenso häufig des Zeichens >, welches über die Note oder über eine Reihe von Noten gesetzt wird.

Decretāles epistolae, s. Dekretalen.

Decretorius (lat.), entsprechend, den Ausschlag gebend; daher: d. annus, das Normaljahr 1624; d. dies, der 1. Jan. 1624, als Normaltag, auch kritischer Tag und Todestag.

Decretum (lat.), s. Dekret.

Decticus verrucivōrus, Warzenbeißer, großes Heupferdchen.

Decubĭtus (lat.), Aufliegen.

Decumāna (sc. porta), s. Lager.

Decumates Agri (Zehntland), Landschaft im

römischen Germanien, welche sich von der obern Donau bis nach dem Mittelrhein hin erstreckte und ein Dreieck bildete, dessen eine Seite die obere Donau, die andere der Ober- und Mittelrhein bis zur Lahn bildete, während die dritte durch eine befestigte Linie bezeichnet war, die sich von der Donau oberhalb Regensburg bis an die Lahn unweit ihrer Mündung in den Rhein zog. Noch vor Cäsars Zeit waren diese Gegenden von gallischen Helvetiern erobert und besetzt worden, nach deren Vernichtung oder Vertreibung durch die Sueven das Land als unbebaute Wüste dalag, bis sich wieder Gallier, durch Cäsar aus ihrem Vaterland vertrieben, hier niederließen. Um eine schnellere und sichrere Verbindung zwischen Rätien und den eroberten rheinischen Provinzen herzustellen, besetzte Drusus jene Landschaft, versah sie mit Straßen und Kanälen und legte den Grund zu der erwähnten befestigten Linie. Tiberius, Domitius Ahenobarbus und M. Vincius führten das von Drusus begonnene Werk fort, und die Landschaft bildete seitdem ein Vorland des römischen Reichs, vielleicht eine Art von Militärgrenzland gegen die noch unbezwungenen Germanen. Seit der Regierung des Kaisers Claudius geriethen zwar die dortigen Ansiedelungen in Verfall; aber Trajan stellte sie wieder her, und Hadrian erneuerte auch den schadhaft gewordenen Grenzwall wieder, weshalb er nach ihm Vallum Hadriani genannt wurde. Nicht weniger bemühten sich spätere Kaiser, durch Kolonien, besonders von Veteranen, die römische Kultur in diesen Gegenden immer mehr zu verbreiten und zu befestigen. Dies währte bis 234 n. Chr., als die Alemannen ihre Angriffe auf dies römische Grenzland begannen. Schon zur Zeit des Kaisers Valerian (253) hatten sie sich desselben großentheils bemächtigt, und nach Aurelians Tod (275) fiel es ihnen ganz zu. Dem Kaiser Probus gelang es zwar, sie wieder über die Rauhe Alp und den Neckar zurückzutreiben; aber gleich nach seinem Tode (282) drangen sie aufs neue in das Land ein, um es nicht wieder zu verlassen. Fortan bildete die Landschaft einen Theil Alemanniens, und der römische Limes transrhenanus, jener Grenzwall, der noch von Probus wieder hergestellt worden war, sank mit den meisten römischen Kastellen und Städten in Trümmer (s. Pfahlgraben).

Decuria (lat.), eine Abtheilung von 10 Personen, namentlich im alten Rom die 10 Ritter und 10 Senatoren, welche jede Kurie der 3 patricischen Tribus hatte, nach den 10 Dekaden oder den 10 Geschlechtern, in welche jede Kurie zerfiel. Da jede Tribus aus 10 Kurien bestand, so gab es zusammen 30 Ritter- und ebensoviel Senatorendekurien. Im Heer bildeten 3 Ritterdekurien unter je einem Decurio eine Turma. Dieses alte Eintheilungsprincip wurde später auch auf die Richter und Körperschaften verschiedener Art übergetragen, wobei man den Begriff der Zehnheit nicht immer festhielt, so daß D. oft irgend eine Abtheilung eines Kollegiums, einer Korporation oder Gemeinschaft bezeichnet.

Decurio (lat.), in Rom der Vorsteher einer Decuria, z. B. D. Equitum, Anführer von 10 Reitern, sodann überhaupt einer Reiterabtheilung. D. (D. municipalis, Municipalsenator) war Titel der Mitglieder des Senats in den Städten des römischen Reichs, welche eigene Verwaltung, namentlich des Finanzwesens und der Polizei, hatten. Zur Zeit der Republik und unter den ersten Kaisern war ihr Amt sehr angesehen und mit vielen Vortheilen verknüpft. Unter den späteren Kaisern aber, namentlich seit Konstantin, wurde das Dekurionat eine drückende Last, insofern der kaiserliche Despotismus die freie Verfassung und Verwaltung der Städte antastete und zuletzt fast ganz vernichtete; seitdem hatten die Dekurionen keine selbständige Bedeutung mehr, wohl aber hatten sie als Vertreter der städtischen Gemeinden für Tragung der diesen auferlegten Lasten, z. B. der Steuern, zu haften und waren deshalb selbst in der freien Verfügung über ihr Vermögen beschränkt. Daher pflegte man allerlei Mittel anzuwenden, um sich dieser Last zu entziehen, und es mußten harte Strafen angeordnet werden, um der Entvölkerung der Municipalsenate vorzubeugen. Heiden und Juden mußten unter christlichen Kaisern ebenso gut Decuriones werden als Christen unter heidnischen Regenten, wenigstens sollten sie die Lasten tragen; es kam sogar eine Zeitlang vor, daß Aufnahme in den Senat als Strafe diktirt wurde. Trotz dieser Herabsetzung und Entwürdigung überlebte der Dekurionenstand die römische Herrschaft im Abendland, und diese seine Fortdauer ist für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß gewesen.

Decussātim (lat.), in Form einer römischen Zehn (X), kreuzweis.

Decussis (lat.), 10 As; vgl. As.

De dato (lat.), abbrevirt d. d., vom Tage der Ausfertigung an.

Dedecker, Pierre Jacques François, belg. Publicist und Staatsmann, geb. 25. Jan. 1812 zu Zèle in Ostflandern, ward bei den Jesuiten gebildet und widmete sich in Paris und Gent dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit. Neben der advokatorischen Praxis sich mit Eifer journalistischer Thätigkeit widmend, ward er zuerst Mitredakteur des »Journal de Flandres« und gründete 1837 mit Dechamps die klerikale »Revue de Bruxelles«, die 1850 einging. Auch gab er 1835 zwei Bändchen Gedichte unter dem Titel »Religion et Amour« heraus. Im Jahr 1837 in den Provinzialrath von Ostflandern gewählt, war er hier vier Jahre lang thätig, bis er 1839 für Termonde in die Deputirtenkammer trat. Vom vermittelnden Standpunkt aus bekämpfte er sowohl das 1845 ans Ruder gelangte ultrakatholische Ministerium de Theux, als das diesem folgende liberale Kabinet Rogier. Seine politischen und socialen Theorien setzte er in mehreren Schriften, wie »Du pétitionnement en faveur de la langue Flamande« (1840), worin er sich zu Gunsten der vlämischen Sprachbewegung aussprach, auseinander, stets die katholische Religion nicht nur als die sociale, sondern auch als die nationale Grundlage des belgischen Staatswesens anpreisend. Nachdem er dem liberalen Ministerium »der neuen Politik« von 1847 gegenüber anfangs eine gemäßigte, fast neutrale Stellung eingenommen hatte, verließ er diese, als die katholische Partei seit 1852 ihr Haupt kühner erhob, und griff als Publicist den Liberalismus zwar nur versteckt, desto offener und entschiedener aber das liberale Kabinet an. Nachdem dasselbe 2. März 1855 seine Entlassung genommen, übernahm D. am 30. desselben Monats in dem neu berufenen Ministerium Vilain XIIII. das Portefeuille des Innern. Mit seinen Vermittelungsversuchen scheiterte er schließlich an dem Wohlthätigkeitsgesetz, das unter der Firma der Freiheit der milden Stiftungen diese völlig in die Hände des Klerus zu spielen versuchte. Da die Aufregung im Land bis zu tumultuarischen Bewegungen stieg und die Wahlen der Gemeinderäthe

im Oktober 1857 sehr zu Gunsten der Liberalen ausfielen, trat das Kabinet ab, einem liberalen unter Rogier und Frère-Orban Platz machend. Im November 1871 wurde D. von dem klerikalen Ministerium D'Anéthan zum Gouverneur der Provinz Limburg ernannt, was bei dem Volk, wegen Deckers Verbindung mit dem Schwindelunternehmen Langrand-Dumonceau, einen solchen Anstoß erregte, daß es in Brüssel zu tumultuarischen Auftritten kam, die nicht bloß Dedeckers Rücktritt, sondern auch den des Ministeriums und die Berufung eines neuen Ministeriums de Theur zur Folge hatten. Dedeckers von den Oekonomisten geschätzte »Historische und kritische Studien über die Leihhäuser« (1844) verschafften ihm einen Sitz in der literarisch-politischen Sektion der belgischen Akademie.

Dedekind, 1) Friedrich, Dichter des 16. Jahrh., geboren um 1525 zu Neustadt an der Leine, studirte zu Wittenberg Theologie, ward 1551 Prediger in seiner Vaterstadt, 1575 Pastor zu Lüneburg, wo er 27. Febr. 1598 starb. Sein Hauptwerk ist sein »Grobianus« in lateinischen Versen (zuerst Frankf. 1549; letzte Ausg., Brem. 1704; deutsch von Scheydt, zuerst Worms 1551, u. a.), ein Sittengemälde der Zeit. Dedekinds beide Dramen: »Der christliche Ritter« und »Der bekehrte Papist« haben eine religiöse, insbesondere lutherische Tendenz.

2) Konstantin Christian, Dichter, aus Rheinsdorf gebürtig, gekrönter Poet und kursächsischer Steuerkassirer und Kammermusikus zu Dresden, gest. 1713; war Mitbegründer des Elbschwanenordens (»Concord«) und machte sich besonders durch sein Schäferspiel »Filareto« (Dresd. 1665) und seine geistlichen Opern (darunter der »Siegende Jesus«, »Stern aus Jakob«) bekannt, die als »Neue geistliche Schauspiele, bequemet zur Musik« (Dresd. 1670) und »Heilige Arbeit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit, in musikbequemen Schauspielen angewendet« (das. 1676) erschienen.

Dedekoriren (lat.), entehren, schänden; Dedekoration, Entehrung, Schändung.

Dedham (spr. deddäm), Hauptort der Grafschaft Norfolk im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Charles River und an der Eisenbahn von Boston nach Providence, mit (1870) 7342 gewerbthätigen Einwohnern, Lieblingsaufenthalt der Bostoner.

Dediciren (lat.), zueignen, widmen.

Dedigniren (lat.), verachten, etwas seiner nicht würdig erachten; Dedignation, stolze Verachtung, Geringschätzung.

Dedikation (lat.), bei den Römern die feierliche Einweihung eines öffentlichen Gebäudes, besonders eines Tempels, entweder durch einen der Konsuln, oder durch den Erbauer des Tempels, oder durch zwei vom Volk eigens dazu gewählte Kommissäre (duumviri dedicando templo). Diese faßten die Pfosten und sprachen laut eine Einweihungsformel nach, welche der Pontifex vorsagte. Die D. ertheilte dem durch sie den Göttern übergebenen Tempel ꝛc. Heiligkeit, so daß niemand daran mehr eine Aenderung vornehmen oder Ansprüche darauf erheben durfte. Jetzt gebraucht man das Wort für die Zueignung oder Widmung von Schriften, Kunstsachen ꝛc. an eine Person (auch eine verstorbene), eine Sitte, die zwar schon bei den Alten im Gebrauch, aber damals als eine reine Schenkung von Seiten des Verfassers anzusehen war, indem jene Person das Manuskript selbst erhielt und dann für die Verbreitung desselben sorgte. Seit Erfindung der Buchdruckerkunst pflegen die Schriftsteller ihr Werk theils aus Dank, theils, um es zu empfehlen ꝛc., jemandem zu dediciren, was aber, früher bis zum Unfug übertrieben, jetzt nur noch selten vorkommt.

Dedinówo, Marktflecken im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Kolomna, an der Oka, hat lebhaften Handel (mit Getreide, Mehl ꝛc.) und eine Schiffswerfte, auf welcher alle Fahrzeuge (Strugen) erbaut werden, welche zum Transport des Korns aus den getreidereichen Gegenden Mittel- und Südrußlands nach Moskau bestimmt sind.

Dediren (debitiren), zu etwas dedit, abbrevirt ddt. oder dt., »er hat gegeben, bezahlt«, hinzusetzen; daher eine Schuld austhun, streichen, etwas als bezahlt anerkennen.

Dedit, s. Dediren.

Dediticii (lat.), s. Dedition.

Dedition (Deditio), Uebergabe, Ergebung, besonders bei den Römern die feierliche Ergebung einer Stadt oder eines Volks auf Gnade und Ungnade. Diejenigen Völker, welche sich so ergeben hatten, die Dediticii, waren der Willkür des Siegers völlig preis gegeben; sie wurden indeß je nach Umständen mehr oder weniger hart behandelt, mußten oft die Waffen ausliefern, Geiseln stellen, römische Besatzungen aufnehmen, die Mauern ihrer Städte niederreißen; es kam aber auch vor, daß sie, wenn ihre Ergebung eine mehr freiwillige war, unter Bewahrung der Selbstverwaltung als Schutzverbündete angenommen wurden. Den gleichen Namen Dediticii führte die unterste Klasse der Freigelassenen, nämlich diejenigen, die als Sklaven eine entehrende Strafe erlitten hatten. Sie konnten weder Cives noch Latini werden, durften nicht in Rom leben, nichts durch Fideikommisse erwerben ꝛc.

Deditiren, s. Dediren.

Dedjuchin, Bergstadt im russ. Gouvernement Perm, mit (1867) 3554 Einw. und großen, der Krone gehörigen Salzwerken, die früher durchschnittlich 1¾ Mill. Pud Sudsalz erzeugten, während alle übrigen Kronsalinen noch nicht die Hälfte dieser Quantität erzielten. In neuerer Zeit ist jedoch die Produktion von Sudsalz etwas zurückgegangen, seit die Ausbeute des Kochsalzes aus dem Stein- und Seesalz zugenommen hat.

Dedoubliren (franz., spr. -du-), im Kriegswesen ein Regiment um die Hälfte vermindern; beim Marsch in halbe Züge abbrechen.

Deduciren (lat.), herleitend beweisen, darthun; den Rechtsbeweis aus anderen schon erwiesenen Sätzen oder Rechten führen; deductis deducendis, nach Abzug des Abzuziehenden, auch nach Beweis des zu Beweisenden; deductis impensis, nach Abzug der Kosten; deducto aere alieno, nach Abzug der Schulden.

Deduktion (lat.), im philosoph. Sinn, im Gegensatze zur Induktion (s. d.), die »Ableitung« eines Besondern aus einem Allgemeinen, wie jene die eines Allgemeinen aus Besonderem. So läßt sich aus dem Satz, daß der binomische Lehrsatz für jeden wie immer beschaffenen Exponenten gelte, deduciren, daß er auch für gebrochene und imaginäre Exponenten gelten müsse. Jener Satz selbst aber ist aus der vollständigen Aufzählung aller möglichen Arten von Exponenten inducirt. Im weitern Sinn wird jeder Beweis, der nicht auf bloße Anschauung des zu Beweisenden, in welchem Fall er Demonstration (s. d.) heißt, sondern aus Gründen geführt wird, D. genannt. Die sogen. transcendentale D. in der

kritischen Schule ist der Form nach ein hypothetischer Schluß, bei welchem aus dem Gesetztsein eines nothwendig zu Denkenden auf das Gesetztsein desjenigen geschlossen wird, ohne welches dasselbe (vermöge der Einrichtung des menschlichen Erkenntnisvermögens) nicht gedacht werden kann. So wird die Idealität des Raums (und der Zeit) als subjektive Anschauungsform von Kant dadurch deducirt, daß ohne dieselbe Mathematik als Wissenschaft nicht denkbar wäre. Aber auch die Produktion des äußern Weltbildes von Seiten des Ichs wird von Fichte aus dem Grund als unerläßlich deducirt, weil die Realisirung des Sittengesetzes durch Ueberwindung der Sinnlichkeit ohne die letztere als »Material der Pflichterfüllung« undenkbar wäre. Daß aus dem nothwendig Denkenmüssen das Sein des nothwendig als seiend Gedachten nicht folge, überhaupt sich das Sein aus dem Denken nicht »herausklauben« lasse, hat Kant bei seiner Kritik des ontologischen Beweises scharfsinnig erkannt, seine idealistische Nachfolgerschaft, welche Denken und Sein als identisch setzte, minder scharfsichtig verkannt. Die gleichfalls D. genannte deductio ad absurdum fällt mit dem indirekten oder apagogischen Beweis (s. Apagoge), der aus der Unmöglichkeit der nothwendigen Folgen aus einer Annahme auf die Unerlaubtheit dieser selbst schließt, zusammen. — Im Proceß ist D. jede rechtliche Ausführung oder Beweisführung. Man spricht von einer D. der Klage, sofern jede Klage ein Syllogismus ist, in welchem das Gesuch an das Gericht um Gewährung des Rechtsschutzes die Konklusion bildet und aus einer Mehrzahl von Prämissen hervorgeht, durch welche der Richter von der Richtigkeit des Gesuchs überzeugt werden soll. Ganz analog ist die Gegendeduktion des Beklagten. Ebenso gibt es ein Deduktions- und Gegendeduktionsverfahren im Beweis, sofern jeder Theil, und zwar im neuern Proceß in einer mündlichen Schlußverhandlung, darzulegen und auszuführen versucht, daß seine Beweisführung gelungen, die des Gegentheils aber mißlungen oder doch wieder entkräftet worden sei. Unter Deductio causalium insbesondere versteht man die Rechtfertigung des eingewendeten Rechtsmittels der Restitution. Soll die D. politische oder staats- und völkerrechtliche Ansprüche begründen, so nennt man sie auch Staatsschrift. Große Sammlungen solcher Deduktionen enthalten die »Staatskanzlei« von Faber und Reuß, sowie Lünigs, Jenichens und Siebenkees' »Bibliotheca deductionum«, auch Klübers »Staatsarchiv des Deutschen Bundes«.

Dee (spr. dih), Name mehrerer Flüsse in Großbritannien. Die bedeutendsten sind: 1) D. in Nordwales, entspringt in der Grafschaft Merioneth, verfolgt erst eine nordöstliche (den See Bala durchfließend), dann eine östliche, zuletzt eine nördliche und nordwestliche Richtung und mündet nach 126 Kilom. in weiter Mündung in das Irische Meer; ist nicht schiffbar, aber an der Mündung kanalisirt. — 2) D. in Schottland, entspringt auf den Cairngormbergen, durchfließt in östlicher Richtung den Südwesten der Grafschaft Aberdeen, scheidet diese dann von der Grafschaft Kincardine und mündet nach 150 Kilom., nur auf eine kurze Strecke schiffbar, bei Neu-Aberdeen in die Nordsee; bildet mehrere Fälle. — 3) D. in der schottischen Grafschaft Galloway, mündet nach 74 Kilom. langem Lauf unterhalb Kirkcudbright in den Solwayfirth.

Deelen, Dirk van, holländ. Perspektivmaler, geboren um 1604 zu Heusden, starb um 1670 zu Arnmuiden in Zeeland, wo er eine Zeitlang Bürgermeister gewesen war. Seine Gemälde, die vom Ende der zwanziger Jahre an datirt sind, kommen nicht häufig vor; er gefiel sich gern in reichen Barockformen von Kirchen und Palästen und in mannigfaltiger Staffage, bei der ihm unter anderen Palamedes behülflich war. Er ist ein vortrefflicher Zeichner, seine Farbe ist hell und kühl, leidet aber an einer gewissen Buntheit, und seine Umrisse haben noch nicht den weichen, malerischen Charakter, der die Architektur der unter Rembrandts Einfluß Stehenden kennzeichnet. Berlin, Wien, Braunschweig, der Haag bewahren Werke von ihm.

Deep, Hafenort und besuchtes Seebad im preuß. Regierungsbezirk Stettin, Kreis Greifenberg, an der Mündung der Rega im Bereich der Dünen, 11 Kilom. von Treptow a. d. Rega, mit 430 Einw., welche starke Fischerei betreiben. Hier ist auch eine Rettungsstation errichtet.

Dées (spr. dä-esch, Dés, Desiu), privilegirte Stadt im siebenbürgischen Komitat Innerszolnok, in hübscher Lage am Zusammenfluß des Großen und Kleinen Szamos, nordöstlich von Klausenburg, mit reformirter Schule, Franciskanerkloster, Weinbau, Leinweberei und (1869) 5832 Einw., zumeist Ungarn; war 1850—60 Hauptort des gleichnamigen Kreises. D., einst Sitz der Grafen von Bethlen, soll der erste Ort in Siebenbürgen gewesen sein, der das Christenthum annahm. In der Nähe das ungarisch-rumänische Dorf Deésakna mit 2045 Einw. und bedeutenden Steinsalzgruben (jährlich 124,000 Ctr.) und die spärlichen Ruinen des uralten Schlosses Deésvaar (Ovar).

De facto (lat.), der That nach, faktisch, abgesehen davon, ob es auch rechtlich begründet (de jure) ist oder geschieht; daher de facto et absque jure, eigenmächtig und widerrechtlich.

Defäciren (lat.), von Hefe reinigen, läutern; Defäkation, Läuterung.

Défaite (franz., f., spr. -fäht), Niederlage, Vernichtung einer Truppe.

Defamation, s. v. w. Diffamation.

Defatigiren (lat.), ab-, ermatten; Defatigation, Ab-, Ermattung.

Défaut (franz., m., spr. -foh), Mangel, Fehler; Nichterscheinen vor Gericht.

Défaveur (franz., f., spr. -wöhr), Ungunst, Abgeneigtheit, Ungnade; Waaren, Effekten, die keine Abnahme finden; defavorabel, ungünstig, abgeneigt.

Defectīvum (lat.), ein beugungsfähiges Wort, von dem aber nicht alle Formen im Gebrauch sind. Nomina defectiva sind Hauptwörter, welche bloß in der Einzahl oder Mehrzahl oder nur in einzelnen Kasus gebräuchlich sind; Verba defectiva, Zeitwörter, von denen nur gewisse Zeitformen, Modi oder Personalformen vorkommen.

Defekationskalk, s. v. w. Gaskalk, der Kalk, mit welchem Leuchtgas gereinigt worden ist.

Defekt (lat.), mangelhaft, unvollzählig; als Substantiv s. v. w. Mangel, Fehler; daher Defektbogen, im Buchhandel Bogen in einem verkauften Werk, welcher einzulegen vergessen oder beschädigt worden ist und daher vom Buchbinder nachverlangt wird; Defekte, in der Buchdruckerei solche Buchstaben einer Schrift, welche während des Satzes eines Werks fehlen und daher nachbestellt werden müssen; defektiren, eine Rechnung in Beziehung auf

etwaige Rechnungsfehler durchsehen. **Defektiv**, mangelhaft, unvollzählig.

Defektion (lat.), Abfall, Abtrünnigkeit; Abnahme, Schwinden der Kräfte; **Defektivkirchen**, bei den Katholiken alle von der römischen Kirche als der allein wahren abgefallene Kirchen.

Defenders (engl., spr. difénnrs, »Vertheidiger«), eine politische Verbindung in Irland, deren Zweck die Aufrechterhaltung und Erlangung politischer und religiöser Freiheit war, und deren Ursprung auf die Zeit des Siegs Wilhelms III. über die Irländer am Boynefluß (30. Juni 1688) zurückzuführen ist. Mit den Häuptern der presbyterianischen Partei verbanden sich nach jener Schlacht die gedrückten Katholiken, um Schutz gegen politische Verfolgung zu suchen. Doch scheint die Verbindung den Namen D. und den bestimmten Zweck, Irland vom englischen Joch zu befreien, erst gegen Ende des 18. Jahrh. angenommen zu haben. Sie nahmen den wesentlichsten Antheil an den Aufständen von 1797—98. Nach dem unglücklichen Ausgang des letzten Versuchs, die britische Regierung zu politischen Koncessionen zu zwingen, löste sich die Verbindung auf. Aber Geist und Tendenz der D. erhielten sich und bildeten die Grundlage zu des Agitators Daniel O'Connell Repealassociation.

Defendiren (lat.), vertheidigen; **Defendénd**, der zu vertheidigende Angeklagte; **Defendént**, der Vertheidiger.

Defension (lat.), Vertheidigung (s. d.).

Defensioner (lat.), in Kursachsen die aus Eingebornen, hauptsächlich zur Vertheidigung der Städte, aufgestellten Mannschaften, eine 1613 gesetzlich errichtete Art Landwehr zur innern Vertheidigung des Landes. Sie bestand aus 2 Regimentern Infanterie zu je 520 Mann, 2 Kompagnien Ritterpferden von je 930 und 690 Mann und einer besondern Besatzung von Dresden zu 1344 Mann. Im Herzogthum Gotha bestanden die D. bis 1814.

Defensionskasematten, zur Gewehr- oder Geschützvertheidigung eingerichtete Kasematten, im Gegensatz zu einfachen Wohnkasematten; **Defensionskasernen** ebensolche, meist mehrstöckige Kasernen. Beide sind namentlich bei den Festungsbauten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sehr häufig angewendet worden, finden gegenwärtig aber angesichts der vernichtenden Wirkung der neuern Artillerie gegen Mauerwerk nur noch in sehr beschränktem Maß Anwendung. (Vgl. **Festungsbau**.) **Defensionsartillerie** (**Defensionsgeschütz**), s. v. w. Festungsartillerie, Festungsgeschütz; **Defensionswaffen**, s. v. w. Schutzwaffen, gegenwärtig nur noch als Helm, Küraß und Epauletten im Gebrauch.

Defensive (lat.), diejenige der beiden Hauptformen der kriegerischen Thätigkeit, wobei es, im Gegensatz zur **Offensive** (s. d.), auf Vertheidigung, nicht auf Angriff abgesehen ist. In der D. erwartet man den Feind in einer Aufstellung und wehrt seinen Angriff ab. Man bedient sich der reinen D. aber nur so lange, als man ihrer der eigenen Schwäche wegen bedarf, und gibt sie auf, sobald man sich zum Angriff stark genug fühlt, so daß mit Recht gesagt werden kann, eine gute D. müsse offensive Momente haben. Es wird deshalb die Stellung zur D. so gewählt, daß sich neben oder innerhalb einer starken Vertheidigungslinie ein günstiges Angriffsfeld findet. Ein berühmtes Beispiel dafür bietet die Schlacht bei Austerlitz. Napoleon hielt sich so lange defensiv, bis die Russen und Oesterreicher sich mit voller Macht auf seinen rechten Flügel, der langsam wich, geworfen hatten. Dann brach er plötzlich gegen das feindliche Centrum und den rechten Flügel vor, wo die Truppen stark weggezogen waren, und entschied die Schlacht durch die Wegnahme der Höhen von Pratzen. Man unterscheidet zwischen strategischer und taktischer D. Die **strategische** D. bezweckt Abwarten der Operationen des Gegners. Die **taktische** D. betrifft das Verhalten in einer Schlacht. Friedrich II. hielt sich im Siebenjährigen Krieg strategisch in der D., taktisch ergriff er stets die Offensive. Die Franzosen blieben zu Beginn des Kriegs 1870 sowohl taktisch als strategisch in der D. Sie erwarteten den Feind im Land und wiederum in einzelnen Positionen den Angriff der verschiedenen deutschen Armeen. Die Schlachten bei Wörth, Saarbrücken, Metz und Sedan sind französischerseits reine Defensivschlachten gewesen. **Defensivstellung** heißt diejenige Stellung, welche das Vordringen des Feindes in einer bestimmten Richtung verhindern oder wenigstens erschweren soll. Sie braucht nicht eine sogen. feste Stellung zu sein; aber es ist vortheilhaft, wenn die Hauptstraße von ihr rechtwinklig durchschnitten wird, weil alsdann der Rückzug, auf welchen immer Bedacht genommen werden muß, die wenigsten Schwierigkeiten verursacht. Andere Bedingungen einer guten Defensivlinie sind: Stützpunkte für die Flanken, freie Aussicht vor der Front, Annäherungshindernisse im wirksamsten Bereich der Batterien, natürliche Deckung gegen das feindliche Feuer, verdeckte Aufstellung der Reserven und Möglichkeit zum Uebergehen in die Offensive. Wo die Natur solche Hülfsmittel versagt, muß die Kunst sie zu ersetzen suchen, theils durch Anwendung der Fortifikation, theils durch zweckmäßige Vertheilung der Waffengattungen; stets kann und muß die Kunst auch die besten Positionen noch verstärken. Befindet sich ein fester Platz in der Nähe der Stellung, so gewinnt diese dadurch sehr an Festigkeit; er kann ihr sowohl zum Stützpunkt, als auch zur Sicherung des Rückens dienen und ist im äußersten Fall ein Zufluchtsort für die Verwundeten, Versprengten und für das Artilleriematerial. Die besten Defensivstellungen bietet ein wellenförmiges, stellenweise durchschnittenes und bedecktes Terrain; im Gebirge sind sie seltener zu finden und können dort in der Regel leichter umgangen werden. **Defensivlinien** sind ausgedehntere Terrainabschnitte, welche durch Befestigungen verstärkt sind, wie z. B. die Linien von Torres Vedras.

Defenslinie (früher auch wohl **Streichlinie**), im Festungsbau beim bastionirten Tracé die Verlängerung der Bastionsface bis zum Kurtinenpunkt; **Defenswinkel**, der durch D. und Kurtine gebildete Winkel (vgl. **Festungsbau**).

Defensor (lat.), Vertheidiger, gerichtlicher Anwalt, Sachwalter, bevollmächtigter Geschäftsführer, Vertreter einer Stadt, Gemeinde, Korporation 2c. Von besonderer Wichtigkeit ist die Stellung des D. im Strafverfahren. Man unterscheidet hier zwischen dem freiwillig erwählten und dem von Amtswegen aufgestellten sogen. **Officialdefensor**. Jedem Angeschuldigten nämlich ist der Gebrauch eines rechtsgelehrten Vertheidigers verstattet; bei eigentlichen Verbrechen aber ist die Aufstellung eines Vertheidigers nothwendig, und sie erfolgt namentlich bei vermögenslosen Angeschuldigten, und wenn der Angeschuldigte nicht selbst seinen Vertheidiger auswählt, von Amtswegen. Der D. in einer strafrechtlichen Untersuchung hat eine wesentlich verschiedene

Stellung von derjenigen des Sachwalters im bürgerlichen Proceß. Während der letztere streng an den Willen seines Klienten gebunden ist, steht der Kriminaldefensor viel freier da. Er hat unbeschränkte Befugnis, alles das vorzunehmen, was er zur Vertheidigung seines Klienten für nothwendig erachtet. Er kann daher nach dem Schluß der Voruntersuchung die Einsicht der Gerichtsakten und Abschriften wichtiger Aktenstücke begehren sowie sich mit seinem Klienten unter vier Augen unterreden. Bei seiner Vertheidigung hat er darauf zu achten, daß er nichts gegen sein Gewissen vorbringe und die dem Gesetz und Gericht schuldige Achtung nicht verletze, im übrigen aber mit Freimüthigkeit und Voranstellung der Interessen seines Klienten vor allen persönlichen Rücksichten aufzutreten, und es steht ihm das Recht des letzten Worts zu. Für seine Bemühungen hat er ein Honorar zu beanspruchen, welches in der Regel vom Klienten, oft aber, wie z. B. bei Officialdefensionen, bei Freisprechungen des Angeschuldigten, auch vom Staat zu gewähren ist (s. Vertheidigung). D. civitatis hieß vor Konstantin d. Gr. der mit Besorgung eines Geschäfts seitens einer Stadt Beauftragte; später ein Beamter, der die Bürger vor Bedrückung durch die Statthalter und anderen Unbilden zu schützen, auch Antheil an der Jurisdiktion hatte.

Defensor fidĕi (lat., »Beschützer des Glaubens«), Ehrentitel, den Heinrich VIII. von England vom Papst Leo X. für die Schrift gegen Luther erhielt, in welcher er die päpstliche Gewalt, den Ablaß und die 7 Sakramente vertheidigte.

Deférens (lat.), bei den alten Astronomen derjenige Kreis, in welchem sich entweder ein Planet selbst, oder der Mittelpunkt seines Epicykels bewegt. Die älteren Astronomen, welche die Erde als ruhend ansahen, bemerkten, daß die Bewegungen der Himmelskörper nicht durch ein Fortrücken auf einer einfachen, ungefähr kreisförmigen Bahn erklärt werden konnten; sie nahmen daher eine Bewegung auf einem Kreis an, dessen Mittelpunkt selbst wieder einen Kreis beschrieb und nannten den Kreis, dessen Mittelpunkt fortrückte, Epicykel, während sie den Kreis, auf welchem der Mittelpunkt des Epicykels sich bewegte, als Circulus d. bezeichneten.

Deferiren (lat.), einem etwas hinterbringen, berichten, anzeigen; in der Rechtssprache s. v. w. genehmigen, bewilligen, z. B. einem Gesuch d.; auch s. v. w. antragen, anbieten, z. B. einen Eid. Davon Deferént, Anbringer, Angeber. Deferénz, Willfährigkeit, Unterwürfigkeit, Nachgiebigkeit.

Defervesciren (lat.), erkalten, abkühlen; im Eifer nachlassen. Defervescenz, Erkaltung, Nachlassung im Eifer.

Défiance (franz., f., spr. -angs), Mißtrauen; défiant, mißtrauisch.

Deficiént (lat.), ein Fehlender, Abtrünniger, Schuldner, Invalide; daher Deficientenpriester, im katholischen Kirchenwesen zur seelsorgerlichen Thätigkeit untauglich gewordene Priester. Deficiente pecunia, bei Geldmangel; deficiente pecu deficit omne nia, Scherzvers mit Auseinanderreißung des Worts pecunia, etwa: Wo es gebricht an G. E., mangelt auch alles L. D.

Deficit (lat., »es fehlt«, als Hauptwort: »das Fehlende«, im Staatshaushalt der Unterschied zwischen der Einnahme und der Ausgabe, um dessen Betrag die erstere zu gering ist, besonders gebräuchlich bei dem Voranschlag des Staatshaushalts, den man Budget oder Etat nennt. Die Mittel zur Deckung eines D. und zur Vermeidung desselben unter Bewahrung des Rechts und des Staatskredits sind: Minderung der Ausgaben, Erhöhung der Einnahmen oder beide zugleich, neue Anleihen oder sonstige außerordentliche Maßregeln. Manche Großstaaten schließen jahraus jahrein ihren Haushaltsvoranschlag, statt mit einem Einnahmeüberschuß oder mindestens mit dem Gleichgewicht der Einnahmen und der Ausgaben (Bilanz), vielmehr mit einem D. ab, z. B. Oesterreich und Italien. In England dagegen, in den Vereinigten Staaten seit dem Bürgerkrieg und in Preußen seit der Wiederherstellung des Deutschen Reichs ergibt sich alljährlich das erfreulichere Gegentheil eines Ueberschusses. Schon ein einmaliges D., wie viel mehr seine regelmäßige Wiederkehr enthält die stärkste Aufforderung in sich zur Anwendung strengster Sparsamkeit und Ordnung in der Staatswirtschaft, zur Einschränkung aller kostenverursachenden Staatsthätigkeit auf die Grenzen des Nothwendigen und zur Revision der verschiedenen Einnahmequellen, ob sie sich nicht in reichlichern Fluß versetzen lassen. Domänen, Bergwerke u. dgl. werden in der Regel durch Veräußerung und Schuldentilgung mit dem Erlös mehr eintragen als durch fortgesetzte eigene oder pachtweise Bewirtschaftung. Die meisten Steuersysteme lassen eine gewisse Erhöhung ohne Steigerung der auf der Gesammtheit des Volks ruhenden Last durch bloße Verschiebung derselben von übermäßig gedrückten Schultern auf allzu leicht belastete zu. D. (Kassendeficit) heißt auch die Summe, welche an dem Status einer Kasse zufolge des durch die Bücher gegebenen Ausweises fehlt (s. Kassendefekt), sowie der durch die kaufmännische Bilanz sich herausstellende Verlust.

Defiguriren (lat.), verunstalten, entstellen. Defiguration, Verunstaltung.

Défilé (das, franz. m., »Wegenge«), jeder Weg oder Durchgang, der durch Terrainhindernisse so beengt ist, daß er keine andere Marschordnung gestattet als mit schmaler Kolonnenfront. Es gibt zwei Hauptarten von Defiléen: solche, die als Verbindungsmittel zwischen zwei Terrainabschnitten erscheinen, wie z. B. Brücken- und Dammwege, und dann Wege, die in dem schwer zugänglichen Terrain selbst fortlaufen, oft mehrere Meilen lang sind und bald enger, bald weiter werden, wie z. B. Straßen in Thälern, Gründen, Ortschaften, dichten Wäldern, morastigen Niederungen 2c. Das D. wird zum Engpaß, wenn es durchs Gebirge führt und sehr schmal ist. Die Ausgänge werden Debouchéen genannt. Die Umstände, unter denen Defiléen im Krieg eine Rolle spielen, lassen sich auf folgende drei Hauptfälle zurückführen: wenn ein D. auf der Rückzugslinie eines Korps liegt, das sich mit Sicherheit hin- und durch dasselbe ziehen will und durch den Feind verfolgt wird; wenn ein Korps, das im Besitz eines D. ist, aus demselben hervorbrechen will und der Feind dieses zu verhindern sucht; wenn ein Korps im Besitz eines D. ist, das ein anderes Korps erobern will. Defilégefecht heißt ein Gefecht, das von oder gegen Truppen, die sich in einem D. befinden, geliefert wird. Das Verfahren dabei wird durch die Beschaffenheit des D., die Eigenthümlichkeit der Waffengattungen und den Zweck des Gefechts bestimmt. In letzterer Beziehung findet nämlich ein großer Unterschied statt, je nachdem ein D. um jeden Preis genommen oder eine Anzahl Stunden vertheidigt werden soll, oder die Dauer des Gefechts

nach Umständen verlängert oder abgekürzt werden darf. Ein D. durchschreiten heißt defiliren (Defilémarsch). Man defilirt vor- oder rückwärts, je nachdem man im Vor- oder Rückmarsch begriffen ist; in beiden Fällen kommt es darauf an, schnell und mit Ordnung durch das D. zu gehen und jedes Stocken sowie jede Trennung der Abtheilungen zu vermeiden. Je länger ein D. ist, um so schwieriger ist es, den Durchgang zu erzwingen und den jenseits stehenden Feind zu vertreiben, der durch eine zweckmäßige Aufstellung das Herauskommen verwehren kann. Defiliren heißt auch bei Paraden der Vorbeimarsch der Truppen an dem Vorgesetzten.

Defilement (das, franz. m., spr. -fil'mäng), in der Befestigungskunst eine solche Anordnung der Profilirung und der Lage der einzelnen Linien, daß dadurch die Nachtheile sowohl des Eingesehenwerdens durch den höher stehenden Feind, als auch der Enfilade ausgeglichen oder vermieden werden. Hiernach unterscheidet man horizontales und vertikales D. Das horizontale D. besteht darin, die Linien so zu legen, daß sie der Feind nicht der Länge nach bestreichen (enfiliren) kann, ihre Verlängerungen also in den Entfernungen des wirksamen Geschützbereichs keine Höhen treffen, auf welchen der Feind seine Artillerie aufführen könnte, sondern womöglich über solche Terrainstellen weggehen, welche durch daselbst befindliche Terrainhindernisse oder überhaupt durch ihre Unwegsamkeit es dem Feind unmöglich machen, sich im wirksamen Geschützbereich aufzustellen. Durch das vertikale D. soll die Höhe der Brustwehr einer jeden Befestigung so bestimmt werden, daß alle hinter der Brustwehr befindlichen Gegenstände so weit, als man gedeckt sein will, durch direkte feindliche Schüsse nicht getroffen werden können. Wenn dominirende Höhen nur vor einer Seite der auszuführenden Befestigung liegen, so ist die beabsichtigte Deckung für die jenen Höher frontal gegenüber liegende Brustwehr meist leicht zu erreichen (das sogen. einfache D.). Denkt man sich nämlich auf die deckende Brustwehr eine Ebene gelegt, so sind die hinter diesem Deckmittel befindlichen Gegenstände nur dann dem Auge des auf den Höhen befindlichen Feindes entzogen, wenn jene Ebene (plan de défilement) über dieselbe und zugleich über den Kopf eines jeden Feindes hinwegstreicht. Die Lage dieser Ebene findet man, wenn man an der Grenze des zu bedeckenden Raums für Fußvolk 2—2,5 Meter, für Reiterei aber 2,8—3 Meter hohe Stangen errichtet und über diese hinweg nach den dominirenden Höhen visirt. Auf der ausgesteckten Befestigungslinie werden dann in den genommenen Alignements Stangen errichtet, und die Höhe, welche an diesen Stangen durch die Visirlinie abgeschnitten wird, ist die defilirte Brustwehrhöhe. Wenn jedoch auf mehreren Seiten des Bauplatzes der Befestigung dominirende Höhen liegen, oder die Höhen mehr oder minder die Linie des Festungswerks enfiliren, so reicht das einfache Abschneiden der Brustwehrhöhen nicht aus, sondern man muß zu zusammengesetzteren Mitteln seine Zuflucht nehmen, und das praktische Verfahren heißt dann das zusammengesetzte D. Bei diesem kommt es nicht nur auf die Höhe der Brustwehr, sondern auch auf die Höhe der anzulegenden Traversen (s. d.) und Bonnets sowie auf den Abstand der letzteren von einander an. Das D. war schon den alten Kriegsbaumeistern bekannt, fand jedoch erst in der neuern Zeit bei den französischen Ingenieuren eine theoretische Bearbeitung. Wird das D. nicht im Feld selbst, sondern durch Konstruktion auf einer Zeichnung bestimmt, so heißt es graphisches D. Vgl. Blesson, Die Lehre vom graphischen D. (1828); v. Prittwitz, Lehrbuch der Befestigungskunst ꝛc. (2. Aufl. 1871).

Definiren (lat.), den Inhalt eines Begriffs angeben; s. Definition.

Definition (lat.), in der Logik die Angabe des Inhalts eines Begriffs, d. h. sowohl der Merkmale, aus welchen derselbe zusammengesetzt ist (was die Materie), als der Art, in welcher dieselben unter einander verbunden sind (was die Form desselben genannt wird). In der D. des Begriffs Mensch = sinnlich-vernünftiger Erdenbewohner machen die Merkmale: sinnlich-vernünftig, Erde, Bewohner, die Materie, dagegen die Anordnung derselben, durch welche der Hauptbestandtheil: Bewohner, durch die Angabe des Wohnorts: Erde, auf diese eingeschränkt und durch die nähere Bestimmung der Sinnlichvernünftigkeit von anderen Erdenwesen unterschieden wird, die Form der D. aus. Dieselbe ist eine bloße Namenerklärung (Nominaldefinition), wenn sie keinen weitern Werth hat, als anzugeben, welchen Sinn der Definirende mit einem gewissen Wort (Namen, nomen) verbinde; dagegen ist sie eine Sacherklärung (Realdefinition), wenn sie denjenigen Sinn angibt, der von jedermann mit einem gewissen Wort verbunden werden muß, wenn dasselbe einen richtigen und gültigen (d. h. der Sache gemäßen) Begriff bezeichnen soll. Jene hat sowie alles, was aus derselben (wenn auch folgerichtig) abgeleitet wird, nur für den Definirenden (subjektive), diese dagegen sowie die daraus gezogenen Konsequenzen für jedermann (objektive) Geltung. So lange nicht ausgemacht ist, ob eine gewisse D. eine wirkliche Sach- oder eine bloße Namenerklärung sei, ist ihre Geltung daher eine bloß provisorische; jene Untersuchung selbst aber fällt mit der Aufgabe wissenschaftlicher Forschung überhaupt zusammen, welche darin besteht, wahre, d. i. für jedermann gültige (objektive), Begriffe zu schaffen. Dieselbe wird je nach der verschiedenen Natur der zu definirenden Begriffe auf verschiedene Weise geführt werden müssen, anders bei rein empirischen und wieder anders bei mathematischen und im engern Sinn philosophischen (logischen, metaphysischen und ästhetischen) Begriffen, und die Anweisung zu derselben gehört daher in die Methodenlehre der besonderen Wissenschaften. Dagegen lassen sich gewisse Eigenschaften angeben, welche jede D. nothwendig besitzen muß, widrigenfalls sie unmöglich eine sachgemäße sein, die sie aber auch besitzen kann, ohne darum eine solche sein zu müssen. Dazu gehört: daß sie widerspruchsfrei sei, d. h. daß die von ihr zu einem Ganzen vereinigten Merkmale sich nicht unter einander ausschließen, z. B. rundes Viereck (daß sie keine contradictio in adjecto [s. d.] enthalte); ferner, daß sie vollständig sei, d. h. alle diejenigen Merkmale umfasse, welche im Inhalt eines gewissen Begriffs wirklich gedacht werden; weder zu weit, indem sie statt des Inhalts, welcher dem zu definirenden Begriff allein, einen solchen angibt, der ihm mit anderen gemeinsam eigen ist, z. B. ein ebenes Dreieck ist ein System dreier Punkte (wobei der Umstand vergessen ist, daß diese nicht in derselben Geraden liegen dürfen); noch zu eng, indem sie statt des Inhalts des zu Definirenden denjenigen angibt, der nur einer Art desselben eigen ist, z. B. Cato's D., ein Redner sei ein Mann, der trefflich und im Reden erfahren sei

(da es doch auch Redner geben kann, die nicht eben treffliche Männer sind). Endlich gehört zu den Vorbedingungen einer guten D., daß sie dasselbe Merkmal nicht (versteckt oder offen) zweimal, und ebenso, daß sie den zu definirenden Begriff nicht selbst (heimlich oder augenscheinlich) in sich aufnehme, d. h. daß sie weder überfüllt noch eine Zirkelerklärung sei. Ersterer Fehler findet bei folgender Erklärung der Parallellinien statt: daß sie Linien seien, welche, in derselben Ebene gelegen, bei gleicher Richtung überall gleiche Abstände von einander haben, da letztere Eigenschaft schon aus den beiden ersteren folgt. Letzterer Fehler dagegen zeigt sich in der D. des vernünftigen Lebens, welche die stoische Schule gab, wonach dasselbe in der Uebereinstimmung mit der Natur bestehen soll, während diese selbst als Weltenvernunft verstanden, das Vernunftgemäße daher durch sich selbst definirt wird. Weitere Fehler der D. sind die Tautologie, wo statt des Inhalts des Begriffs nur ein gleichbedeutendes Wort (z. B. Lebenskraft = Kraft des Lebens); das Hysteron-Proteron, wo statt der Inhaltsangabe ein Begriff gesetzt wird, dessen Gültigkeit von jener des zu Definirenden abhängt (z. B. Größe ist das der Vermehrung und Verminderung Fähige, beides setzt die Erklärung der Größe schon voraus); die Substituirung eines bloßen (wenn auch noch so treffenden) Bildes (z. B. Platons Erklärung, daß das Gute die Sonne im Reich der Ideen sei); die Angabe des Umfangs des Begriffs statt seines Inhalts (z. B. Kegelschnitt ist diejenige Kurve, welche entweder Kreis, Parabel, Ellipse oder Hyperbel ist). Bei der Unzulänglichkeit bloßer Nominal- und der Seltenheit wirklicher Realdefinitionen (deren Ersetzung durch jene namentlich in der Philosophie oft zu den nachtheiligsten Folgen geführt hat, wovon Spinoza's D. der Substanz- und Fichte's D. des Ichbegriffs Beispiele liefern) kann die Stelle der D. durch die Angabe des nächsten Gattungsbegriffs und des specifischen Artmerkmals (z. B. Phanerogamen sind Pflanzen mit sichtbaren Befruchtungswerkzeugen) vertreten werden, durch welche die Stellung des Begriffs sowohl nach oben zu dem zunächst übergeordneten, wie nach der Seite zu den ihm nebengeordneten angegeben, seine Stelle im System also genau angegeben ist, daher sich die klassificirenden (besonders die beschreibenden Natur-) Wissenschaften dieser Form zu bedienen pflegen. Auch genügt oft zu besonderen Zwecken eine bloße Verständigung durch Hervorhebung eines besonders charakteristischen Merkmals, oder statt der Verdeutlichung des Begriffs (durch die D.) eine Veranschaulichung desselben durch die Beschreibung seines Gegenstands entweder im fertigen oder im Zustand des Werdens (sogen. genetische D., welche jedoch als Konstruktion des Gegenstands des Begriffs, z. B. der Kreisfigur, nicht mit der Konstruktion des Begriffs, d. h. mit dessen allmählicher Zusammensetzung aus seinen Merkmalen, zu verwechseln ist).

Definitiv (lat.), entscheidend, bestimmt; daher Definitivum, in der Sprache der Diplomatie eine endgültige Erklärung oder Vertragsbestimmung.

Definitores, s. Definitorium.

Definitorium (lat.), bei den Mönchsorden in den General- oder Provinzialkapiteln gewählte Mönche, welche dem General oder Provinzial bei Aufrechthaltung der Disciplin und allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen, mit ihm oder statt seiner die Visitation der Klöster zu besorgen hatten; in der protestantischen Kirche meist soviel wie Konsistorium. Die in dem D. Angestellten heißen Definitores.

Definitum (lat.), der zu definirende, wie Definiens, der (oder die) definirende(n) Begriff(e). Vgl. Definition.

Deflagrātōr (Hare's Spirale, Kalorimotor, lat.), ein galvanischer Apparat, welcher aus einer sehr großen Kupferplatte besteht, die mit einer gleich großen Zinkplatte in der Weise spiralförmig aufgewickelt ist, daß sich die beiden Metalle nicht berühren. Man erreicht dies durch gleichzeitig mit eingewickelten Bindfaden oder Tuchstreifen. Stellt man diesen Apparat in eine passende Flüssigkeit, so erzeugt er namentlich eine bedeutende Wärme. Die energische Wirkung der Kette entsteht durch den geringen Leitungswiderstand, welchen sie darbietet, indem bei bedeutendem Querschnitte der Flüssigkeitsschicht die Länge derselben unbedeutend ist, da die Windungen der beiden Platten in einander so eng wie möglich gemacht werden. Man hat in früherer Zeit die kräftigsten Deflagratoren gebaut; jetzt aber ist diese Vorrichtung durch die konstanten Ketten (s. Galvanismus und Galvanische Batterie) verdrängt worden.

Deflektiren (lat.), ablenken; Deflektor, abgestutzte Kegel von Blech, auf Schornsteine zu setzen zur Verhütung des Rauchens.

Defloriren (lat.), der Blüte berauben, daher eine Jungfrau entehren, schwächen. Defloration, das Abblühen, Schwächung einer Jungfrau, daher Deflorationsgelder, die Entschädigung, welche der Schwängerer (Deflorator) der Geschwängerten (Deflorata) für die geraubte Jungfrauschaft in manchen Ländern geben muß.

Defluiren (lat.), abfließen, ablaufen; defluxo termino edictali, nach Ablauf der Vorladungsfrist.

Defoe (spr. Difoh), Daniel, engl. Schriftsteller, geb. 1661 in London, der Sohn eines Fleischers und eifrigen Dissenters Foe, welchem Namen erst der Sohn das »de« vorsetzte, trat, obwohl für den Handel bestimmt und in mancherlei Geschäftszweigen sich versuchend, schon in seinem 21. Jahr mit seinem »Treatise against the Turks« als Schriftsteller auf und wußte auch ferner die Schriftstellerei mit seinen Handelsgeschäften glücklich zu verbinden, nachdem er der Gefahr entgangen, die ihm aus seiner Theilnahme an den politischen Parteiungen der Zeit und namentlich an dem Aufstande des Herzogs von Monmouth erwachsen war. Besonders werthvoll ist sein »Essay upon projects« (1697); aber mehr praktische Wirkung hatte seine satirische Dichtung »The trueborn Englishman« (1699), in welcher er bewies, daß das selbst gemischte Volk der Engländer keinen Grund hätte, König Wilhelm als einen Fremden zu beanstanden. Wegen seiner Schrift »The shortest way with the dissenters« (1702), worin er die bischöfliche Kirche angriff, vom Parlament als Aufwiegler zu Prangerausstellung, Geldstrafe und Gefängnis verurtheilt, erhielt er, als er am Pranger stand, die Ovationen des Volks und schrieb sogar eine Hymne auf denselben. Die Königin Anna brauchte ihn bei den Unterhandlungen über die Union zwischen Schottland und England; doch trat er nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, dessen Ansprüche er verfochten hatte, vom politischen Schauplatz ab, auf welchem er manche Wirkung gehabt, vorübergehend Glänzendes geleistet, im ganzen aber einen unsaubern Charakter gezeigt hatte. Der gute Klang seines Namens knüpft sich an eins seiner späteren

Werke: »The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York« (zuerst 1719; in der ursprünglichen Fassung übersetzt von Altmüller, Hildburgh. 1869). Durch dieses Werk, worin er die Erzählungen und Tagebücher eines Matrosen Selkirk benutzte, erwarb er sich europäischen Ruf, indem dasselbe in alle Sprachen übersetzt und vielfach bis in das 19. Jahrh. nachgeahmt wurde (vgl. Hettner, Robinson und die Robinsonaden, Berl. 1854). Der Schwerpunkt des Werks liegt nicht in dem Romantisch-Wunderbaren, sondern in der Entwickelung eines Charakters, der alles aus sich selbst macht. Ermuntert durch den außerordentlichen Erfolg, ließ er mehrere ähnliche Abenteurergeschichten folgen, z. B. »Captain Singleton«, »Roxolana«, die jedoch längst vergessen sind. D. starb 24. April 1731 zu London in Armut. Vollständige Ausgaben seiner Werke erschienen London 1840—43, 3 Bde. (mit einer Biographie von Hazlitt) und Oxford 1840—41, 20 Bde. (mit einer Biographie von Walter Scott, neue Ausgabe 1857, 7 Bde.), in 1 Bd., mit Biographie von Chalmers, 1860. Specielle Lebensbeschreibungen haben geliefert W. Wilson (Lond. 1830, 3 Bde.) und Lee (das. 1869, 3 Bde.).

Desoliation (lat.), Entblätterung, Laubfall.

Deform (lat.), mißgestaltet; deformiren, verunstalten; Deformationen (Verunstaltungen), in der Botanik diejenigen Mißbildungen von Pflanzen, welche nicht auf gewissen Veränderungen der morphologischen Gesetze beruhen, wie z. B. die Chloranthie, der Abort, die Pelorien 2c., sondern durch ein ganz unregelmäßiges Wachsthum gewisser Theile zu Stande kommen. Es gehören dahin z. B. die Verbänderungen der Stengel, die abnorme Bildung des Blumenkohls, die Kräuselung und ähnliche Erscheinungen der Blätter (vgl. die einzelnen Artikel). Deformitäten, Mißgestaltungen des lebenden Körpers, finden sich sowohl im Thier- als im Pflanzenreich. Die der Thiere und Menschen sind theils angeboren, theils erworben; jene sind die sogen. Mißbildungen (s. d.), diese entstehen entweder infolge von Krankheiten, z. B. von Rhachitis, oder durch mechanische Verletzungen und die diesen folgenden Heilungsprocesse.

Defr., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für M. Defrance (geb. 1758 zu Caen, gest. 1850 zu Sceaux; Paläontolog).

Defraudation (lat.), schuldvolle Hinterziehung der vom Staat auferlegten indirekten Steuern, ein Verbrechen, das von den römischen Strafgesetzen hauptsächlich in Ansehung der Hinterziehung der Ein- und Ausgangszölle mit Strafe bedroht wurde. Die wissentliche Unterlassung der Angabe von zu verzollenden Gegenständen oder sonstige Handlungen gegen das Zollgesetz (lex censoria) zogen Konfiskation der Waaren sammt den Fahrzeugen, in welchen sie geladen waren, nach sich. Im Fall der Culpa trat die Strafe des Doppelten ein. Die deutschen Strafgesetze, der Sachsen- und der Schwabenspiegel bedrohen die Umgehung des Brücken-, Wasser- und Marktzolls mit Geldstrafen; einzelne Statutarrechte, wie die Augsburgischen Statuten von 1276, die Freibergischen Statuten von 1577, mit Konfiskation und Geldstrafen. Die deutschen Reichsgesetze belegen die D. der Zölle ebenfalls mit Konfiskation der Waaren. Das neue deutsche Zollgesetz von 1869 unterscheidet zwischen Kontrebande und D.: jene besteht in der Einfuhr, Ausfuhr oder Durchfuhr verbotener Gegenstände und wird mit Konfiskation derselben sowie mit einer Geldbuße zum doppelten Werth derselben, jedoch nicht unter 10 Thlr., bestraft; diese in dem Versuch der Hinterziehung der Eingangs- oder Ausgangsabgaben, worauf neben der Konfiskation der Waaren die Erlegung des vierfachen Betrags der vorenthaltenen Abgabe steht. Verletzung eines amtlichen Waarenverschlusses ohne Absicht einer Gefällentziehung wird mit Geldstrafe bis zu 300 Thlr. gebüßt, andere Zuwiderhandlungen geringerer Art mit einer solchen bis zu 50 Thlr. Rückfälle in Kontrebande oder D. ziehen das erstemal Verdoppelung der Geldbuße, die folgenden Male Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren, falls das richterliche Ermessen nicht bei Geldbuße stehen bleibt, nach sich. Unter erschwerenden Umständen tritt eine Verschärfung der Strafe um die Hälfte ein. Komplottmäßige Verbindung zu Kontrebande oder D. zieht Freiheitsstrafen bis zu sechs Monaten, im Widersetzungsfall oder bei dauernder Bandenstiftung bis zu zwei Jahren nach sich. Dasselbe gilt bei der Schmuggelei unter dem Schutz einer Versicherung oder mit bewaffneter Hand. Defraudiren, sich der D. schuldig machen. Defraudant, einer der defraudirt.

Defregger, Franz, berühmter Maler, geb. 1835 zu Stronach bei Lienz in Tirol, lebte in bäuerlichen Verhältnissen, bis ihn 1860 der Drang zum Künstler nach Innsbruck trieb. Professor A. Stolz, der ihn in seine Bildhauerschule aufgenommen, erkannte nach einigen Monaten den wahren Beruf Defreggers und schickte ihn mit Empfehlungen zu Piloty in München. Hier lernte D. nun erst zeichnen, kam durch Piloty, der ihm seit dieser Zeit mit Rath und That väterlich zur Seite stand, 1862 in die Akademie, studirte seit 1863 zwei Jahre in Paris, verlebte zwei weitere Jahre in seiner Heimat, Porträts und Studien malend, und trat 1867 in Piloty's Malerschule ein. Die Fortschritte, die der Künstler nun machte, waren staunenerregend; den ersten Bildern: des Försters letzte Heimkehr und die jungen Wilderer, folgte Speckbacher und sein Sohn Anderl, eine Scene aus dem Tirolerkrieg von 1809: Anderl ist aus dem Gewahrsam entwichen und tritt an der Spitze einer Schützenkompagnie bei dem Vater ein. Dies Bild, das auf der Wiener internationalen Kunstausstellung 1869 zuerst erschien, fand daselbst großen Beifall, weniger auf der Münchener in demselben Jahr. Von der gleichen frischen Natürlichkeit, aber durchgebildeter in der Form, waren der Ringkampf in Tirol (1870), von so dramatischer Spannung, so feiner Individualisirung, daß der Ruf des Künstlers als des bedeutendsten Genremalers der Piloty'schen Schule von nun an feststand. Die folgenden Bilder hielten, was dieses versprochen, so: auf der Alm (1871), überraschte Wilddiebe (1871), die beiden Brüder (1872), ganz besonders aber sein Ball auf der Alm, die wahrste und natürlichste Schilderung des Bauerntreibens bei einer derartigen Gelegenheit. Außer dem letztern Bild waren noch die genannten beiden Brüder und zwei neue Bilder auf der Wiener Weltausstellung von 1873 zu sehen: das Preispferd und italienische Bettelsänger. Das beste darunter war ohne Zweifel das letztere: ein italienischer Musikant mit einem Knaben und einem Mädchen läßt sich vor einer tiroler Bauernfamilie hören, die in ihren verschiedenen Gliedern von jung bis alt sammt dem mißtrauischen Hund in meisterhafter Individualisirung verschiedenen Antheil am Spiel nimmt. Minder gelungen ist das Preispferd,

eine Scene aus dem bayrischen Oberland: ein Landmann hat auf einer Ausstellung eine Prämie für sein Pferd davon getragen, er producirt es heimgekehrt seinen Dorfkameraden. Selbstverständlich ließ auch dies Bild die frische Anschauung des Künstlers nicht vermissen, aber der Stoff war ein undankbarerer. Die Zeichnungsmängel im Pferd selbst und die für einen Raum im Freien unpassende Beleuchtung deuteten auf die Schranken von Defreggers bisherigen Studien hin, die vorzugsweise sich im Kreis der Menschen und geschlossener Räumlichkeiten bewegt hatten. Unterdessen war der thätige Künstler von einer langwierigen Rückenlähmung befallen worden, die ihm das Malen bloß in halbliegender Stellung gestattete. Nach seiner Heilung malte D. eine Madonna (1873) für die Kirche von Dölsach, bei der sein Geburtsort eingepfarrt ist. Mit Ausnahme dieses Versuchs hat sich D. durchaus auf das Leben der naturwüchsigeren Volksklassen, vor allem aus seinem Heimatslande Tirol, beschränkt. So wieder in seinem neuesten Werk: letztes Aufgebot in Tirol, das auf der Berliner akademischen Ausstellung von 1874 verdientes Aufsehen erregte, ein Bild frei von allem Pathos und aller Sentimentalität, aber von um so größerer Wahrheit und Tiefe. D. kennt die Herzensbewegungen der tiroler Landleute wie kein zweiter und gibt sie unverfälscht in allen ihren Regungen wieder; er fühlt offenbar mit ihnen, und seine Anschauung wird nicht durch kritische Reflexion getrübt. Daß D. unter dem Einfluß der Münchener Schule, die leicht zur Manier, Handwerkspraxis oder auch zum Raffinement (Makart, Max) führt, diesen Blick für die Natur sich frei gehalten hat, ist doppelt anerkennenswerth. Ein lebendiger Vortrag ohne Künstelei, ohne Peinlichkeit, aber auch ohne Flüchtigkeit, und gewandte Zeichnung sind die Vermittler seiner Ideen; seine Farbe ist einfach und wahr, zumeist von einem hellgrauen Ton dominirt; eine größere Klarheit und minder mehlige Wirkung könnten ihr freilich hier und da nicht schaden.

Defrugiren (lat.), ein Feld abnutzen, ausmergeln; **Defrugation**, Abnutzung.

Defterdar, der Finanzminister der Pforte oder derjenige türkische Großwürdenträger, dem, mit Ausnahme des kaiserlichen Privatschatzes, das ganze Finanzwesen des osmanischen Reichs, die Erhebung aller Gefälle und Steuern, die Auszahlung aller Besoldungen und Ausgaben, die Verwaltung aller Lehen und Staatsgüter untergeben sind. Die Kanzlei des D., dem zwei **Unterdefterdare** zur Seite stehen, wird **Defterchan** genannt und ist in mehrere Büreau's eingetheilt, an deren Spitze die Khodschagans stehen. D. heißt auch der Schatzmeister, deren ehemals 3, zu Rumeli, Anadoli und Aleppo, waren. Letzterer wurde unter dem Titel **Defterdarschikki-Sani** (der 2. Abtheilung) nach Konstantinopel versetzt. Noch später erhielten große Provinzen und Städte ihre Defterdare, deren zuletzt noch 9 waren, wovon in der letzten Zeit für Asien und Aegypten mehrere weggefallen sind.

Defunctus (lat.), ein Verstorbener; defuncta, eine Verstorbene; defunctio, Ableben, Tod.

Deg., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für **C. Degeer** (geb. 1720, gest. 1778, Hofmarschall des Königs von Schweden, Schüler Linné's; Entomolog).

Degagement (das, franz. m., spr. -gāsch'mang), Zwanglosigkeit, Losmachung, Befreiung von einer Verbindlichkeit, Pflicht x.; dann in der Baukunst ein verborgener Nebenausgang, insbesondere (escalier de d., **Degagementstreppe**) Geheim-, Nebentreppe. In der Holzschneidekunst heißt D. die Reinheit und Schärfe der Umrisse.

Degagiren (franz., spr. -schi-), befreien, frei, los machen; sich von einer Pflicht frei machen, ein gegebenes Wort lösen; in der Kriegskunstsprache eine im Gefecht bedrängte Truppe von der Berührung mit dem Feind los machen, z. B. durch eine Kavallerieattake, welche den Feind auf kurze Zeit zum Stutzen bringt, der Infanterie und Artillerie Gelegenheit schaffen, abzuziehen und eine neue Stellung zu gewinnen; der Ausdruck wird von kleinen Abtheilungen wie von größeren Heerestheilen gebraucht. Ueber D. in der Fechtkunst s. d. **Degagirt**, frei, ungezwungen, gewandt.

Degarniren (franz.), eine ausgerüstete Festung ihres Geschützes und ihres Mund- und Kriegsvorraths entledigen, um sie dem Feind zu übergeben oder aus Mangel hinreichender Vertheidigungsmittel zu verlassen.

Degen (lat. Ensis, im Mittelalter Spada, franz. Épée, engl. Sabre, ital. Spada, span. Espada), Hieb- oder Stichwaffe, mit gerader, schmaler, langer Klinge, unterscheidet sich durch die gerade Form vom Säbel, durch die schmale, lange, an der Spitze, häufig auch in der ganzen Länge zweischneidige Klinge vom Pallasch. Theile des Degens sind das Gefäß, die Klinge und die Scheide; das **Gefäß** besteht aus dem Griff, einem Knopf, über welchem die Angel der Klinge festgenietet ist, dem Bügel, dem Stichblatt und der Parirstange (Korb), die zur Abhaltung des Hiebs oder Stichs des Gegners dienen. Der Haupttheil, die **Klinge**, wird von gutem Stahl, in neuerer Zeit auch von Gußstahl, bei Luxuswaffen auch von damascirtem Stahl geschmiedet. Der Stahl wird erst in die Form der Klinge gestreckt und dieser mit dem Schleifstein dann die richtige Dimension und Aushöhlung gegeben. Man härtet dann die Klinge (mit Ausnahme der Angel), läßt sie darauf wieder bis zum Blau anlaufen und nimmt bis auf einige Zoll am hintern Theil die blaue Farbe durch Smirgeln weg. Eine Degenklinge muß sich biegen lassen und nach dem Loslassen wieder völlig gerade stellen, sie darf an der noch stumpfen Schneide keine Eindrücke von einem stark aufgeschlagenen Messer von weichem Eisen annehmen. Man kann eine Klinge entweder bloß durch Aetzung, oder durch Aetzen und Vergolden verzieren. Das Gefäß wird ebenfalls von Stahl oder von Messing oder, wie bei **Ehrendegen**, von edeln Metallen verfertigt und gewöhnlich verziert; es muß in Bezug auf das Gewicht in solchem Verhältnis zur Klinge stehen, daß, wenn sie zusammengesetzt werden, der Schwerpunkt höchstens eine Hand breit von dem Gefäß in der Klinge liegt. Die **Scheide** ist von Leder oder Metall und meist mit Holzspan gefüttert; sie erhält dann oben ein Mundblech mit Haken und unten einen Schuh (Ortband, Zwinge). Der D. wird auf mehrfache Weise getragen. Die dreischneidigen Galanteriedegen trug man mittels des **Degenhakens** in dem Bunde der kurzen Beinkleider oder mittels einer über das Kleid gehenden **Degenkuppel** über die Schulter. Jetzt trägt man den D. entweder an einem mittels Riemens um den Leib gegürteten Degengehenk, oder unter der Uniform an einer über die Schulter gehenden Borte. Beide tragen die Degentasche, in welcher der D. mittels eines am Mundblech befestigten Hakens

befestigt wird. Gegenwärtig wird der D., der früher zum Anzug jedes Gebildeten gehörte, nur noch von unberittenen Officieren in einzelnen Heeren, z. B. im deutschen Ingenieurkorps und den Musketierbataillonen der Infanterie getragen; außerdem bei der Civiluniform. Als Verzierung wird am Degengefäß noch eine silberne oder goldene Degenquaste, Porte-épée, getragen, welche zugleich als Abzeichen dient.

Degĕner (lat.), entartet, der Entartete (der »Unartige«, Beiname Albrechts II., Markgrafen von Meißen); Degeneration, Ausartung; degeneriren, ausarten, entarten, aus der Art schlagen.

Degenfeld, 1) Christoph Martin, Freiherr von, geb. 1588, diente im Dreißigjährigen Krieg zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, trat später in schwedische Dienste über und focht unter Gustav Adolf als Oberst der Reiterei. Vom Herzog Bernhard von Weimar nach Dillingen gesandt, schlug er 1633 hier die Kaiserlichen, ward aber zwei Jahre darauf von ihnen geschlagen. Von König Ludwig XIII. von Frankreich zum Generalobersten der ausländischen Truppen ernannt, ging er 1643 in den Dienst der Republik Venedig über und leistete derselben als General der Kavallerie gegen Papst Urban VIII. und in Dalmatien und Albanien gegen die Türken wichtige Dienste. Später zog er sich auf seine Güter in Schwaben zurück und starb 1653. Seine Tochter Maria Susanna Loysa, zu Anfang des 17. Jahrh. geboren, war anfangs Hoffräulein bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der sich nach Scheidung von seiner Gemahlin 1657 morganatisch mit ihr vermählte und ihr vom Kaiser den Titel einer Raugräfin erwirkte. Sie starb 18. März 1677 in ihrem 14. Kindbett. Vgl. Lipowski, Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz und Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D. (Sulzb. 1824).

2) Alfred, Freiherr von, preuß. Generalleutnant, geb. 9. Febr. 1816, befehligte im deutsch-französischen Krieg die zweite Infanteriebrigade der badischen Division. Nachdem er mit seinen zwei Regimentern die Belagerung Straßburgs mitgemacht hatte, zog er 1. Okt. 1870 von da ab, um die am westlichen Abhang der Vogesen sich bildenden zahlreichen Freischaren unschädlich zu machen. Das Thal der Meurthe aufwärts marschirend, hatte er bei Raon l'Etape und bei Rompatelize Kämpfe zu bestehen und vereinigte sich bei St. Dié mit dem nachrückenden Gros des unter General Werder stehenden 14. Armeekorps. Am 22. Okt. focht D. am Ognon gegen die Truppen des französischen Generals Cambriels und entriß ihnen die Dörfer Etuz und Cessey; 26. Nov. jagte er bei Pasques, in der Nähe von Dijon, die Garibaldiner in die Flucht; 18. Dec. warf er, in Verbindung mit der badischen Brigade Prinz Wilhelm, bei Nuits die Division des französischen Generals Crémer (s. d.) nach Süden zurück; 16. Jan. 1871, in der Schlacht bei Belfort, hatte er, den äußersten rechten Flügel der deutschen Aufstellung bildend, die Angriffe einer ungeheuren Uebermacht des Bourbaki'schen Korps, welches dort eine Umgehung versuchte, zu bestehen und zog sich erst nach zehnstündigem Kampfe von Chenebier bis Chalonvillars zurück. In den letzten Tagen des Januar, als es galt, die Garibaldiner aus Dijon hinauszuwerfen, hatte seine Brigade als Reserve des unter Hann von Weyhern gebildeten Detachements gegen jene Stadt vorzurücken. Es kam aber zu keinem Kampf, da Garibaldi die Stadt freiwillig räumte.

Degenfeld-Schonburg (Schomberg), August, Graf von, österreich. General, geb. 10. Dec. 1798 zu Großkanischa in Ungarn, trat jung in die österreichische Armee, machte den Feldzug von 1815 sowie den von 1821 nach Piemont mit, ward 1835 Major und Militärreferent beim Armeekorpskommando in Böhmen, 1843 Oberst des böhmischen Infanterieregiments »Rainer« und 1848 Generalmajor. Im italienischen Feldzug von 1848 hatte D. keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, umsomehr in dem von 1849 in Piemont. Bei Novara die Avantgarde des 4. Armeekorps unter dem Grafen Thurn befehligend, trug er durch rechtzeitigen Angriff auf die rechte Flanke der Piemontesen nicht wenig zum Sieg bei. Im Oktober 1849 ward er zum Feldmarschalleutnant und zum Vicegouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt und bekleidete, durch administratives und organisatorisches Talent hervorragend, von 1851—58 mehrere der höchsten Kriegsämter. Beim Ausbruch des italienischen Kriegs von 1859 befehligte er das in Bologna stationirte 8. Armeekorps, erhielt nach der Schlacht bei Magenta den Oberbefehl im venetianischen Küstenland, um etwaigen Landungsversuchen der Franzosen zu begegnen, und rückte nach dem Frieden von Villafranca in die Stelle des zurücktretenden Generals Schlick als Oberkommandant des 2. österreichischen Armeekorps ein. Zum Feldzeugmeister befördert, übernahm er 20. Okt. 1860 das Kriegsministerium, trat aber 1864 zurück.

Degenfisch (*Trichiūrus L.*), Fischgattung aus der Familie der Makrelen und der Unterordnung der Stachelflosser (*Acanthopteri*), schwertförmige Fische mit glattem Körper, langer Rückenflosse ohne Bauch- und Schwanzflosse, langem, in eine zusammengedrückte Borste endigendem Schwanz und großen Augen. Die bekannteste Art ist der Spitz- oder Haarschwanz (*T. Lepturus L.*), ein gegen 1 (5?) Meter langer Seefisch, der, einem schmalen, silberglänzenden Band gleich, sehr schnell schwimmt, zuweilen auch hoch aus dem Wasser emporspringt, ein gefräßiger Raubfisch ist und sich am häufigsten im Mittelmeer findet. Sein Fleisch ist wohlschmeckend.

Degenkräuter, s. Xyrideen.

Deger, Ernst, ausgezeichneter Maler der Düsseldorfer Schule, geb. 15. April 1809 zu Bockenem in Hannover, bildete sich auf der Akademie zu Berlin und dann zu Düsseldorf, wo er durch Schadow dem Darstellungskreis der christlichen Mythe zugeführt wurde. Nach vierjährigem Aufenthalt in Italien, von 1837—41, führte er in Gemeinschaft mit Karl und Andreas Müller und Fr. Ittenbach im Auftrag des Grafen von Fürstenberg die großartigen Freskogemälde in der Apollinariskirche bei Remagen am Rhein aus und nach Vollendung dieser Arbeit (1851), die als das bedeutendste monumentale Werk der Düsseldorfer Schule betrachtet wird, im Auftrag des Königs von Preußen die Wandmalereien in der Kapelle der Burg Stolzenfels am Rhein, welche von nicht geringerem Kunstwerth sind. D. ist seit 1869 als Lehrer der religiösen Historienmalerei an der Düsseldorfer Akademie angestellt. Seine Werke sind durch zahlreiche Vervielfältigungen weithin verbreitet. Sie zeichnen sich durch edle Einfachheit, Phantasie und geistvolle Komposition aus, und da sie sämmtlich der gläubigsten Frömmigkeit entstammen, so wirken sie auch mit ergreifender

Innigkeit und Wahrheit selbst auf Andersgläubige. D. zeigt sich in Oelgemälden, deren er eine große Zahl geschaffen, ebenso gewandt wie im Fresko. Er ist Ehrenmitglied der Akademien von Berlin und München.

Degérando (spr. -scherängdo), Joseph Marie, Baron von, franz. philosophischer Schriftsteller, besonders um die Geschichte der Philosophie verdient, geb. 29. Febr. 1772 zu Lyon, ging nach vollendeten Studien 1797 mit seinem Freund Camille Jordan nach Paris und nach dem 18. Fructidor, wo dieser geächtet wurde, nach Deutschland, wo er als gemeiner Soldat in Masséna's Armee trat. Unter Napoleon Generalsekretär im Ministerium des Innern, wurde er nach der Restauration zum Pair erhoben; starb 12. Nov. 1842 als Vicepräsident des Staatsraths. Seine erste, von der Akademie gekrönte Abhandlung erweiterte er später in der Schrift »Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels« (Par. 1800, 4 Bde.), worauf seine von der Berliner Akademie gekrönte Abhandlung »De la génération des connaissances humaines« (Berl. 1802), ein Vorläufer seiner »Histoire comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connaissances humaines« (Par. 1804, 3 Bde.; 2. Aufl. der 1. Abth., das. 1822—23, 4 Bde.; 2. Abth. 1847; deutsch von Tennemann, Marb. 1806—1807, 2 Bde.), des besten französischen Werks über die Geschichte der Philosophie, folgte. Zu bemerken sind noch: »Le visiteur du pauvre« (Par. 1820, 3. Aufl. 1826; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831); »Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même« (Par. 1825 u. öfter, 2 Bde.; deutsch von Schelle, Halle 1829, 2 Bde.); »Éducation des sourds-muets de naissance« (Par. 1827, 2 Bde.); »Institutions du droit administratif« (das. 1829, 2 Bde.; 2. Aufl. 1842—45, 5 Bde.). Sein Sohn Auguste D. (geb. 1803) schrieb interessante Bücher über Ungarn und Siebenbürgen, z. B. »Transylvanie et ses habitants« (Par. 1845, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1845).

Deggendorf, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, links an der Donau (über welche eine 345 Meter lange steinerne Brücke führt), bei der Perlbachmündung, östlich von Straubing, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Bezirksgerichts, hat eine gewerbliche Fortbildungsschule, eine landwirtschaftliche Winterschule, eine Knaben- und eine Waisenerziehungsanstalt, 2 Pfründneranstalten, eine Wallfahrtskirche zum heil. Grab (oft von mehr als 30,000 Pilgern besucht), 5 andere Kirchen und (1871) 5432 Einw., welche Obst- und Flachsbau, lebhaften Handel (mit Garn, Flachs, Holz, Getreide, Vieh ꝛc.) und Schiffahrt betreiben. Die Industrie besteht in Papierfabrikation, Mühlenbetrieb, Töpferei, Bierbrauerei, Gerberei, Wachsbleicherei, Wollspinnerei (2 Etablissements) und Tuchfabrikation. In der Nähe das Bergschloß Natternberg. D. ist ein alter Ort. Im Jahr 1337 wurden hier sämmtliche Juden ermordet. Im Dreißigjährigen Krieg (1633 und 1638) litt die Stadt sehr; 1744 wurde sie von Batthyanyi geplündert und 1748 von Karl von Lothringen verbraunt; 1822 brannten 211 Gebäude ab.

Deggingen, Marktflecken im würtemberg. Donaukreis, Oberamt Geislingen, an der Fils, hat eine Fortbildungs- mit Zeichenschule, Metalldruckerei, mehrere Hammerschmieden, Fabrikation von chirurgischen Instrumenten und (1871) 1807 Einw. (durchaus Katholiken), welche meist als Gipser den Sommer hindurch ins Ausland gehen. In der Nähe eine früher sehr besuchte Wallfahrtskirche. D. kam 1806 mit der Herrschaft Wiesensteig von Bayern an Würtemberg.

Deglutiren (lat.), verschlucken, schlingen; Deglutition, das Schlingen (s. d.).

Dego, Flecken in der ital. Provinz Genua, Kreis Savona, an der Bormida, mit (1871) 2044 Einw., Sitz einer Prätur. Hier erfocht 14. und 16. April 1796 Bonaparte einen Sieg über die Oesterreicher unter Beaulieu, eine der ersten Waffenthaten Bonaparte's als Obergeneral in Italien. Die österreichische Armee mußte sich mit großem Verlust (2500 Toote und Verwundete, 6000 Gefangene, 22 Kanonen, während die Franzosen 3000 Mann verloren) zurückziehen.

Degorgiren (franz., spr. -schi-), ausschlämmen, ausräumen, lüften, reinigen; bei Bereitung moussirender Weine den mit Hefe bedeckten Kork entfernen.

Degot, der russische Name für Birkentheer oder Birkentheeröl, welches dem russischen Juftenleder den bekannten Geruch gibt. S. Juften.

Dégout (franz., m., spr. -guh), Ekel, Widerwille; degoutant (spr. -täng), Ekel, Widerwillen erregend; degoutiren, Ekel erregen, einem etwas verleiden; etwas ekelhaft finden.

Degradation (lat.), im allgemeinen die Herabsetzung eines mit einer besondern Würde Versehenen auf eine niedrigere Stufe, Amts- oder Standesherabsetzung, Ehrenstrafe; besonders die Herabsetzung eines Beamten aus einem höhern Amt in ein niederes, als Disciplinarstrafe. Hinreichender Grund zur D. eines Geistlichen sind nach katholischem Kirchenrecht Meuchelmord, Nothzucht, Blutschande, offenbare Ketzerei, Verfälschung päpstlicher Briefe und alle Verbrechen, worauf Todesstrafe steht; nach protestantischem nicht nur die genannten, sondern alle eigentlichen Verbrechen. Auch kann sie eintreten, um ein unwürdiges Mitglied vom kirchlichen Amt zu entfernen. Im Kriegswesen findet sich die D. zuerst bei den römischen Heeren und dem entsprechend im römischen Recht als dejectio gradus vor. Früher wurde von der D. ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht, man unterschied einfache und schimpfliche D., bei welcher letztern dem Betroffenen Epauletten, Borden ꝛc. durch Henkershand von der Uniform abgerissen wurden; ebenso hatte man bei der einfachen D. die zum Gemeinen und die weniger schimpfliche zu einer niedern, doch nicht niedrigsten Charge. Gegenwärtig findet in den europäischen Heeren, ausschließlich Rußlands und der Türkei, die D. nur noch bei Personen des Unterofficierstands zum Gemeinen statt; bei Officieren ist an ihre Stelle die Entfernung aus dem Heer, in außerdeutschen Heeren Kassation getreten. Auch bei richterlichen und Verwaltungsbeamten sowie bei Civilbeamten überhaupt ist nach den in der Jetztzeit geltenden Rechtsbegriffen die Strafe der D. außer Gebrauch gekommen.

Degradiren (lat.), herabsetzen, erniedrigen.

Degraissiren (franz., spr. -gräß-), entfetten.

Dégras (das, franz. m., spr. -gra, Gerberfett, Abfett), ein mehr oder minder dickflüssiges, in die Poren des Leders oder der Haut sehr leicht eindringendes Fett, welches der Weißgerber in der Sämischgerberei durch Pressen und Auswaschen der mit Thran gewalkten und gegerbten Häute und Felle (zuletzt in Potasche enthaltendem Wasser) gewinnt. Das mit Hülfe von Potaschenlösung gewonnene Fett bildet eine weiße Emulsion (Urläuter, Weiß-

brühe), die mit Säuren zersetzt werden muß. Das abgeschiedene und gewaschene Fett bildet die geringere Sorte D. D. ist also ein meist durch Einwirkung der Luft veränderter Thran. Es ist, je nach dem Thran, von welchem es stammt, dick- oder dünnflüssig, braun, grau oder gelb, trüb und von mildem Geschmack. Es eignet sich trefflich als Lederschmiere, schlägt an der Sonne nicht aus, und das damit getränkte Leder erhitzt sich nicht, wenn es auf Haufen liegt. Da die Nachfrage nach D., welches man namentlich zum Zurichten des lohgaren Leders benutzt, sehr bedeutend ist, so wird es besonders dargestellt, indem man mit schlechten Fellen die Manipulationen des Sämischgerbens immer von neuem wiederholt, bis sie in Fetzen zerfallen. Die aus verschiedenen Bezugsquellen stammende Waare ist sehr ungleich. Man bereitet künstliches D. meist mit dem Oleïn der Stearinfabriken, welchem Gerbsäure und manchmal etwas Kalkseife zugefügt wird.

Degraviren (lat.), belästigen, beschweren; Degravation, Belästigung.

Degré (franz., m.), Stufe, Staffel, Grad.

Degrossiren (franz.), aus dem Groben oder Rohen herausarbeiten für die nachfolgende feinere Ausarbeitung.

De Gubernatis, Angelo, ital. Dichter und Gelehrter, geb. 7. April 1840 zu Turin von adligen Eltern, verbrachte seine Jugend in Chieri und besuchte dann in Turin das Collegio di San Francesco, später die Universität daselbst, welche ihm die Doktorwürde der Philosophie ertheilte. Schon in frühester Jugend zeigten sich seine poetischen Anlagen: 17jährig veröffentlichte er ein Trauerspiel, »Sampiero«, welches Tommaseo günstig beurtheilte. Nachdem er den philologischen Preis an der Turiner Universität errungen, lehrte er am Gymnasium zu Chieri Rhetorik. Seine beiden Schauspiele: »Piero delle Vigne« und »Don Rodrigo, ultimo re de' Visigoti« wurden in Turin vom berühmten Ernesto Rossi aufgeführt. Als weitere dramatische Arbeiten folgten: »Werner« (1859); »Catone« (1863); »Re Nala« (eine Trilogie, 1869; deutsch von Marx, Hamb. 1870), zuerst in Florenz mit großem Erfolg aufgeführt; »Re Dasarata« (1871 dargestellt von E. Rossi); »Mâyâ« (1872); »Romolo« (1873). D. gründete mehrere Zeitschriften: »L'Italia letteraria« (1862), »La Civiltà italiana« (1865), »La Rivista orientale« (1867), redigirte 1869 die bekannte, jetzt eingegangene »Rivista Contemporanea« und schuf 1870 die Monatsschrift »Rivista Europea«, nächst der »Nuova Antologia« das bedeutendste italienische literarische und literarhistorische Journal. Sehr interessant sind seine »Ricordi biografici«, Lebensbeschreibungen und Charakteristiken moderner italienischer Dichter und Prosaiker (Flor. 1873, Bd. 1). D. beschäftigt sich hauptsächlich mit vergleichender Sprachwissenschaft, in welcher Bopp und A. Weber in Berlin, wohin ihn die italienische Regierung zu seiner höhern Ausbildung geschickt hatte, seine Lehrer waren. Nach Italien zurückgekehrt, erhielt er eine Stelle am Istituto di studii superiori in Florenz, verzichtete 1865 auf seinen Lehrstuhl aus politischen Gründen, betrat ihn aber zwei Jahre später von neuem und wurde 1869 zum ordentlichen Professor des Sanskrit und der vergleichenden Literaturgeschichte ernannt. Seit 1865 ist er mit einer Nichte Bakunins verheirathet. Von seinen wissenschaftlichen, namentlich orientalischen und sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen sind zu nennen: »I primi venti inni del Rigveda« (Text und Uebersetzung, Flor. 1864); »La vita ed i miracoli del dio Indra sul Rigveda« (das. 1866); »Fonti vediche dell' epopea« (das. 1867); »Piccola enciclopedia indiana« (das. 1867); »Memorie sui viaggiatori italiani nelle Indie« (das. 1867); »Studii sull' epopea indiana« (das. 1868); »Storia comparata degli usi nuziali« (Mail. 1869); »Novelline di San Stefano« (Tur. 1869); die in elegantem Englisch geschriebene »Zoological mythology« (Lond. 1872; deutsch von Hartmann, Leipz. 1873; franz. von Regnaud, Par. 1874, 2 Bde.), ein ungemein fleißiges und anziehendes Werk, das die Thiersagen aller Völker in vergleichende Parallele stellt und ihre Bedeutung auf kosmische Vorgänge zurückzuführen sucht, im einzelnen nicht ohne mannigfache Verstöße und Mißverständnisse; ferner: »Storia degli usi funebri« (Mail. 1873) und »Letture sulla mitologia vedica« (Flor. 1874).

Degummiren, s. Seide.

De gustibus non est disputandum (lat.), Sprichwort: über den Geschmack darf man nicht streiten.

Degustiren (lat.), kostend prüfen.

Degutt, s. v. w. Degot.

Dehèque (spr. dĕ-ähk), Felix Désiré, franz. Hellenist, geb. 9. Okt. 1794 zu Paris, Schüler des berühmten Bened. Hase, hat sich um die neugriechische Literatur durch mehrere seiner Werke wie auch durch sein von Begeisterung getragenes Wesen und Streben sehr verdient gemacht, war aber auch thätig auf dem Gebiete des Altgriechischen, wie dies seine Uebersetzung der »Kassandra« des Lykophron (Text und Noten, 1853), des Pindar (1853), der Anthologie (1863), des Tryphiodor und des Hyperides beweisen. Als Früchte jener erstgenannten Thätigkeit sind besonders zu nennen: »Charte constitutionnelle traduite en grec-moderne« (1821); »Dictionnaire grec-moderne français« (1825); »Poésies de Christopoulos« (Text und Uebersetzung, Straßb. 1831); »Poésies cypriques d'Andréadis« (1837) u. a. D. starb 1870 als Mitglied der Akademie der Inschriften. Der bekannte Hellenist Egger ist sein Schwiegersohn.

Dehiscentia (lat.), in der Botanik das Aufspringen der Kapselfrüchte (vgl. Frucht).

Dehli (Delhi, »die Schwelle«, auch Dilli), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (Commissionership) von 14,480 QKilom. (263 QM.) mit 1,9 Mill. Einw. in der angloindischen Provinz Pendschab, einst die größte Stadt Indiens, die noch gegen Ende des 17. Jahrh. London an Größe und Einwohnerzahl übertraf, und nach einander glanzvoller Mittelpunkt verschiedener Großstaaten, jetzt gegen früher gesunken, aber immer noch eine der bedeutendsten indischen Städte, liegt in 252 Meter Höhe an niedrigen Felshügeln, am rechten Ufer des Dschamnaflusses und zählt (1871) 154,417 Einw., von denen weit über die Hälfte Hindu sind, ungeachtet der öfteren selbst grausamen Versuche, die Bevölkerung zu Bekennern des Islam zu machen. Die jetzige, von Schah Dschahan erbaute Stadt liegt oberhalb des von den Pândawa im 13. Jahrh. v. Chr. gegründeten alten D. oder Indraprastha. Zahlreiche Ruinen bedecken meilenweit die Umgebung; vieles ist noch genügend erhalten, um die Bedeutung der Stadt für das Mogulreich beurtheilen zu können. Zu den besterhaltenen Denkmälern gehören einige Thore mit schönen Skulpturen an den Ringmauern und im Innern, dann einige Moscheen. Die Straßen sind im allgemeinen eng und die Häuser

unansehnlich; die anziehendste ist der Tschandni-Tschauk, der »im Mondglanz strahlende Markt«. Er hat die Gestalt einer sehr breiten Straße, ist zu beiden Seiten, leider auch zum Theil in der Mitte, mit Buden und Bazars bedeckt und den ganzen Tag über von tausenden von Menschen durchströmt. Die noch stehenden Prachtbauten rühren sämmtlich von Schah Dschahan her; so der Residenzpalast, ein überaus weitläufiges Gebäude, theilweise aus Marmor, mit vielen prachtvollen Skulpturen, dessen Ringmauer 1,5 Kilom. im Umfang hat; seine eine Längsseite ist gegen den Dschamnafluß gerichtet, an der nördlichen schmalen Seite verbindet es eine schmale Brücke mit dem Fort Selimgarh. Die Eingänge zum Palast bilden zwei prächtige Thore; man kommt zuerst in einen äußern Vorhof; aus diesem führt ein kleines Thor zu dem mit Marmorplatten belegten, weiter gegen Osten hinter dem Hof des äußern Throns gelegenen innern Thronhof. Einst stand in dem Prunkgebäude dieses Hofs, dem »Staatsrathszimmer«, der berühmte Pfauenthron, der aus schweren, mit Diamanten und Perlen ausgelegten Goldplatten gearbeitet war, und zu dessen beiden Seiten sich goldene Pfauen mit ausgebreitetem Edelsteingefieder, über diesen aber ein aus einem einzigen Smaragd geschnittener Papagei in natürlicher Größe befanden. Nadir Schah, der große persische Eroberer (1736—1747), raubte alle Kleinodien; der jetzt noch vorhandene Thronstuhl ist ein unscheinbares Möbel. Der Uebergang der Mogulherrschaft an die Engländer hatte bei der Gleichgültigkeit der Bewohner gegen alle historischen Monumente zur Folge, daß alle Räume im unsaubersten Zustand gehalten und mit Unrath aller Art bedeckt sind. Innerhalb der Mauern dieses Palastes, der eine kleine Stadt für sich bildet, wohnte bis zum letzten Aufstande, der Großmogul als englischer Pensionär, mit britischer Wache am Westeingang; nach Unterdrückung der Meuterei 1857 wurde der Nachkomme der Könige von D. nach Rangun, der Hauptstadt von Britisch-Birma, verbannt. Das andere Hauptgebäude der Stadt ist die Dschamnamoschee (s. Tafel »Baukunst VIII«, Fig. 15), die prächtigste der 40 Moscheen Dehli's, ebenfalls durch Schah Dschahan 1631—37 erbaut. Sie erhebt sich auf einem 9,5 Meter hohen, 140 Meter breiten und langen Viereck von rothen Sandsteinquadern; die Moschee selbst ist aus weißem Marmor erbaut, der mosaikartig mit rothem Sandstein abwechselt. Den Haupteingang bildet eine große und prächtige Freitreppe, zu deren beiden Seiten je fünf andere Eingänge sich befinden, zu deren mittelstem je wieder eine Freitreppe führt. Die Decke der Moschee bilden drei weiße Marmorkuppeln mit schwarzen Streifen, und an jedem Ende der Front erhebt sich ein 45,6 Meter hohes Minaret. Noch merkwürdiger ist der berühmte Kutab Minar, eine ganz frei stehende und wahrscheinlich die höchste vorhandene Säule der Welt, 76 Meter hoch mit etwas über 15 Meter Durchmesser an der Basis. Polygonale Aufsätze wechseln mit cylindrischen, die Aufschriften sind muselmanische; der Ruhm der Erbauung gebührt nach Fergusson den Pathan-Königen von D., der Bau fällt wahrscheinlich in die Zeit von 1196—1235 n. Chr. — Die Bedeutung von D. liegt gegenwärtig in der Größe seines Handels; es liegt an der nach dem Pendschab führenden Eisenbahn und bildet den Ausgangspunkt für die der Vollendung nahe Bahn durch Radschputana nach Bombay. Seine Bazare sind reich gefüllt. D. ist ein Hauptplatz für kostbare Stoffe und Nippsachen, der Umsatz übersteigt jährlich 25 Mill. Pfd. Sterl.

D. kommt unter dem Namen Indraprastha schon in dem altindischen Epos »Mahabharata« vor; es wird genannt als Hauptstadt der Dynastie der Pandu und auf märchenhafte Weise geschildert. Nach dem Erlöschen der Pandu soll der Brahmanenfürst Dilipa kurz vor Christi Geburt die Stadt zu seiner Residenz gemacht haben. Nach wechselnden Schicksalen unter einheimischen Fürsten, wobei D. so gründlich verwüstet wurde, daß es 1052 durch Anang Pal II. neu bevölkert werden mußte, wurde D. 1011 n. Chr. von dem Ghasnawidensultan Mahmud erobert und geplündert und das Land zu einer Provinz des Ghasnawidenreichs unter eigenen Radscha's gemacht. Da sich diese nach und nach selbständig machten, drang der ghoridische Sultan Mohammed abermals gegen D. vor, besiegte den dortigen Radscha und eroberte (1193) die Stadt, über die er einen tributären Radscha setzte. Bald darauf aber machte sich der Gouverneur Kutb ud din Ai Beg unabhängig und gründete ein selbständiges mohammedanisches Reich, dessen Hauptstadt D. ward, welches dadurch zu hohem Glanz gelangte. Darauf folgten seit 1290 die afghanischen Dynastien, welche lange Zeit den Glanz des Reichs erhielten, bis gegen Ende des 14. Jahrh. innere Unruhen ausbrachen, die es dem Mongolenchan Timur leicht machten, nach Besiegung des unfähigen Sultans Mahmud 1398 D. zu erobern, auszuplündern und niederzubrennen. Als die Stadt allmählich sich wieder erhoben hatte, kam sie 1450 unter die afghanische Dynastie Bahlol Lodi, welche 1526 von einem Nachkommen Timurs, Baber, gestürzt wurde, der sich zum Großmogul erklärte und D. wieder zu großem Glanz erhob. Doch dauerte diese Herrlichkeit nicht lange. Die Fürsten von Radschputana fielen von D. ab, die Sikhs, Mahratten ꝛc. empörten sich, und so begann nach Aurengzibs Tod 1707 der Verfall. Im Jahr 1737 drangen die Mahratten bis D. vor; 1738 eroberte Nadir Schah von Persien die Stadt und ließ an einem Tage 30,000 (nach anderen Nachrichten sogar 225,000) Hindu tödten. Nach zwei Monaten zog er heim mit einer Beute von mehr als 420 Mill. Mark. Im Kampf gegen die Rohila wurde 1749 die Macht des Kaiserthums vollends gebrochen; die siegreichen Angriffe Abdallahs von Kandahar (1761) und der Mahratten (1803) sind als das Wichtigste zu erwähnen. Am 30. Dec. 1803 wurde D. an die Engländer abgetreten. Der Großmogul wurde auf seinen Palast beschränkt und erhielt eine Pension (von 3 Mill. Mark) und einen englischen Residenten zur Ueberwachung. Im Sommer 1857 versuchten die fanatisirten Muselmanen die Herrschaft der Briten abzuwerfen, vertrieben und ermordeten die Europäer und riefen den Großmogul Mohammed Bahadur Schah zum König von Indien aus. Von der Wiedererlangung des Besitzes von D. hing damals geradezu der Bestand der englischen Herrschaft in Indien ab. Am 20. Sept. 1857 wurde die Stadt unter furchtbarem Blutvergießen erstürmt, der Großmogul sammt seiner Familie gefangen genommen und gezwungen, seinen Aufenthalt in Rangun in Hinterindien, der Hauptstadt von Britisch-Birma, zu nehmen, wo er 7. Nov. 1862 starb. Vgl. die vorzüglichen Arbeiten von Cunningham und Beglar in »Archaeological Survey of India«, Bd. 1 u. 4 (Kalkutta 1871—74).

Dehn, Siegfried Wilhelm, Musiktheoretiker, geb. 25. Febr. 1796 zu Altona, widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Plön seine Schulbildung empfangen, erst der Forstwissenschaft, dann 1819—22 zu Leipzig dem Studium der Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber daneben eifrig mit der Tonkunst. Nachdem er 1824 seinen festen Wohnsitz zu Berlin genommen, genoß er den Unterricht des Komponisten Bernhard Klein und widmete sich nun ausschließlich der Musik. Obwohl er mehrere Instrumente, namentlich das Cello, mit Fertigkeit spielte, so wandte er sich doch vornehmlich der Theorie zu und brachte es darin zu sehr verdienstlichen Leistungen. Außer einer trefflichen Ausgabe der 7 Bußpsalmen des Orlandus de Lassus (Berl. 1838) und einer reichen Sammlung von Musikstücken aus dem 16. und 17. Jahrh. (12 Hefte) verfaßte er eine »Theoretisch-praktische Harmonielehre« (das. 1840, 2. Aufl. 1860) und die »Lehre vom Kontrapunkt« (nach seinem Tod von seinem Schüler Bernhard Scholz herausgegeben, das. 1858). Auch setzte er die von Gottfried Weber 1842—48 redigirte Zeitschrift »Cäcilia« fort und gab eine mit Zusätzen vermehrte Uebersetzung der »Notice biographique sur Roland de Lattre« von Delmotte (Berl. 1837) heraus. Im Jahr 1842 ward er als Kustos der königlichen Bibliothek zu Berlin für die musikalische Abtheilung angestellt und erhielt 1850 den Titel eines Professors der Tonkunst. Er starb 12. April 1858. Zu seinen Schülern in der Komposition gehören Glinka, Kullak, Kiel, Rubinstein, Bargiel u. a.

Dehnbarkeit (Geschmeidigkeit), die Eigenschaft eines Körpers, durch äußern Druck, Zug, Drehung seine Gestalt verändern zu können, ohne dabei zu zerreißen; der D. entgegen steht die Sprödigkeit. Die D. kommt vielen Körpern in sehr hohem Grade zu, bei denen sich dann zugleich eine außerordentlich große Kohäsion ihrer Theile offenbart. Specielle Arten der D. sind: Hämmerbarkeit (Streckbarkeit) und Zähigkeit (Tenacität, Längendehnbarkeit). Unter der erstern versteht man die Fähigkeit eines Körpers, durch Hämmern oder Walzen in Bleche oder dünne Blätter ausgedehnt zu werden, weshalb man sie auch Flächendehnbarkeit nennen kann, die nicht immer mit der Längendehnbarkeit vereinigt vorkommt; letztere ist die Fähigkeit eines Körpers, sich in Draht ausziehen zu lassen. Eisen ist im Drahtzug weit dehnbarer als unter dem Blechhammer; Blei und Zink lassen sich dagegen zu dünnen Blättchen schlagen oder walzen, aber nicht zu Drähten ausziehen, was aber Platin wieder gestattet. Letzteres kann man gleichwohl nicht zu so dünnen Blechen verarbeiten wie Gold und Silber, ohne daß es wie Spinnengewebe netzartig, löcherig wird. Daraus geht schon hervor, warum die D. nur zu den sogen. relativen Eigenschaften der Körper gezählt wird, indem sie nicht allen Körpern zukommt, am allerwenigsten aber der Materie im allgemeinen. Geringe Beimengungen eines fremden Stoffs und schnelles Erkalten vermindern zuweilen die D. beträchtlich; auch das Hämmern, Walzen und Drahtziehen vermindern bei manchen Metallen die D., indem sie dieselben verdichten. Es macht sich deshalb in der Praxis oft nöthig, die Metalle mehrmals zu erhitzen und an der Luft langsam abkühlen zu lassen, um das Zerreißen zu verhindern. Die D. ist ferner sehr abhängig von der Temperatur, und im allgemeinen wächst sie mit der Wärme. Manche Metalle sind unter allen Bedingungen dehnbar, z. B. Platin, Gold, Silber, Kupfer; andere Körper sind bei gewöhnlicher Temperatur spröde und werden erst bei Wärmegraden, welche dem Schmelzpunkt mehr oder weniger nahe liegen, geschmeidig. Hierher gehören Glas, Schellack, Wachs, dann Zink, Zinn, Wismut, Arsen ꝛc. Reines Zink läßt sich bei gewöhnlicher Temperatur zu dünnen Blechen ausschmieden, ohne an den Kanten zu bersten. Das im Handel vorkommende Zink ist dagegen spröder und bricht leicht. Zwischen 100° und 150° C. aber läßt es sich schmieden, zu dünnen Blechen walzen und zu feinem Draht ausziehen, und bei 205° C. wird es wieder so spröde, daß es in einem bis zu dieser Temperatur erhitzten Mörser zu Pulver zerstoßen werden kann. Aehnlich verhält sich schwefelhaltiges Eisen, welches in gewöhnlicher Temperatur schmiedbar ist, aber wegen seiner Sprödigkeit in der Rothglühhitze den Namen rothbrüchiges Eisen erhalten hat. Andere Körper werden dehnbar, wenn sie Wasser einsaugen, z. B. thierische Häute, Leim, Gummi, dann Töpferthon ꝛc. Gold ist äußerst streckbar; es läßt sich ebensowohl zu dem feinsten Draht ausdehnen, wie zu äußerst dünnen Platten durch Walzen umarbeiten. Nach Réaumur kann 1 Gran (0,06 Gramm) Gold zu 250 QCentim. ausgedehnt und eine Unze (30 Gr.), welche als Würfel etwa 1 Centim. Seite hat, in eine Fläche von 14,5 QMeter ausgebreitet werden. Der zu den Lyoner Tressen verwendete Silberdraht wird mit Gold überzogen. Gewöhnlich nimmt man eine 3 Centim. im Durchmesser haltende, 58 Centim. lange, 45 Mark an Gewicht haltende Silberstange, überzieht solche mit einer Unze Gold, dehnt sie dann mittels des Drahtziehers nach und nach zu so feinem Draht aus, daß ein 1014 Meter langer Faden nach Réaumur nur 3 Gr. wiegt und die ganze Länge des so gewonnenen Drahts sich auf mehr als 314,000 Meter beläuft. Durch Walzen gewinnt derselbe noch 1/7 seiner Länge, worauf er eine Strecke von nahe 60 geographischen Meilen mißt. Der Faden hat dann die Breite von 0,27 Millim. und die Dicke von 0,0035 Millim. Die Dicke des als Ueberzug dienenden Goldes beträgt demnach an den Stellen mittlerer Dicke 0,000012 Millim. Dieser ausgezeichnet kleinen Dicke des Ueberzugs ungeachtet behält derselbe doch alle dem Gold eigenthümlichen Merkmale. Er widersteht noch den chemischen Einwirkungen, welchen das Gold in größerer Masse zu widerstehen vermag. Man vermißt nirgends die Stetigkeit des Zusammenhangs. Taucht man einen solchen Draht in Salpetersäure, so wird zwar das Silber angegriffen und bei längerer Dauer aufgelöst, nicht so das Gold; letzteres bleibt dann als eine hohle Röhre zurück, welche noch alle Verbindungen, deren das Gold fähig ist, eingeht. Platindraht läßt sich nicht so fein zubereiten wie Golddraht; gleichwohl hat Wollaston dergleichen von 0,0008 Millim. Dicke gefertigt, und Becquerel hat Stahldraht bis zu einem Durchmesser von 1/10 Millim. bis 128 Millim. Länge ausgezogen. Dies konnte auf die Weise erreicht werden, daß das auszuziehende Metall als feiner Draht in ein dickeres Stück Silber eingelassen wurde, welches dann mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln zu möglichst feinem Draht ausgezogen wurde. Natürlich verlängert sich dabei das eingeschlossene Metall in gleichem Grad, und wenn man schließlich das äußere Metall mit geeigneten Mitteln entfernt, so bleibt der feine Draht des andern zurück. Glas, bei gewöhnlicher Temperatur bekanntlich äußerst spröde, läßt sich, wenn

man es stark erhitzt, zu sehr feinen Fäden ausziehen. Dies geschieht mittels einer Trommel, die sich sehr schnell um sich selbst dreht, und zwar um so schneller, je feiner der Glasfaden werden soll. Mit der größern Feinheit erlangen die Glasfäden auch eine größere Biegsamkeit, welche derjenigen von Gespinstfasern ähnlich wird.

De hodierno diē (lat.), vom heutigen Tag an.

Dehors (das, franz. m., spr. dö-ör, meist in der Mehrzahl gebraucht), die Außenseite, auch der äußere Anstand; dann die nächsten Umgebungen von einem Standpunkt aus; im Kriegswesen die Außenwerke einer Festung.

Dehortiren (lat.), abmahnen, abrathen; Dehortation, Abmahnung; Dehortatorium, Abmahnungs-, Warnungsschreiben.

Dehra-Dun, ein Distrikt der englisch-indischen Nordwestprovinzen, 2410 QKilom. (43,8 QM.) groß, mit 116,981 Einw., im äußern Himalaya, seit 1815 im Besitz der Engländer, die hier in Höhen von 2100 Meter und mehr (in Landaur, Masauri rc.) große Heilstationen für leidende, durch das Klima geschwächte Europäer (Civil und Militär) angelegt haben. Das Städtchen D., mit 6847 Einw., 692 Meter ü. M., mit einer mittlern Jahrestemperatur von 21,2° C., ist der Sitz des indischen Vermessungsamts (Great Trigonometrical Survey), welches hier 1835 die Messung der nördlichen Basis für seine Vermessungsarbeiten durchführte und seine wichtigen Arbeiten von hier aus veröffentlicht. Mit der Eisenbahnstation Saharanpur ist D. durch eine vortreffliche, 66 Kilom. lange Chaussee verbunden.

Dei (Dey), von 1600—1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algerien (s. d.) beherrschenden Janitscharenmiliz. Neben diesem besorgte anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes; seit 1710 ward jedoch kein besonderer Pascha mehr ernannt, sondern diese Würde dem jedesmaligen D., der von der Pforte bestätigt werden mußte, ertheilt. Der D. selbst nannte sich Wali (Statthalter), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) und Seriasker (Oberbefehlshaber). Die Dei's wurden durch die Wahl der Janitscharenmiliz zu Algier ernannt, bei der es sehr tumultuarisch herging. Wenn die Minorität sich nicht unterwerfen wollte, so kam es oft zum Blutvergießen, und nicht selten wurde der Gewählte bald wieder von der Gegenpartei ermordet. Der Neugewählte mußte, wenn ihm sein Leben lieb war, die Würde annehmen. Man setzte ihn auf den Thron, bekleidete ihn mit dem Ehrenkaftan, worauf er den Eid leisten und vorzüglich beschwören mußte, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen. Ein solcher Regierungswechsel war gewöhnlich mit vielen Hinrichtungen verbunden. Die Regierungen der Dei's waren selten von langer Dauer, und die meisten starben keines natürlichen Todes. Denn während der D. einerseits durch kein Gesetz am grausamsten Despotismus gehindert war, so war er doch anderseits der Sklave seiner Janitscharen, in deren Willen er sich fügen mußte und die in ruhigen Zeiten durch einen ihm zur Seite stehenden Diwan, außerdem aber durch Aufruhr und Mord seine Macht beschränkten. Nach der gewöhnlichsten Meinung heißt D. (eigentlich Dai) Oheim von mütterlicher Seite; die Türken betrachteten nämlich den Großherrn als ihren Vater, den Staat Algerien als ihre Mutter und den D. als Bruder des letztern. Auch die Regenten von Tunis und Tripolis, die eigentlich Bei (Bey) heißen, werden von den Europäern häufig D. genannt.

Deich, ursprünglich jeder aufgeworfene Wall oder Damm; insbesondere aber ein Erdwall, welcher das dahinter liegende Land vor dem Andringen des Wassers schützen soll. Solche Deiche werden am Meer, an Seen, Strömen und Flüssen angelegt, haben zuweilen aber auch die Bestimmung, niedrig gelegene Ländereien, Marschen rc. vor Ueberschwemmung zu sichern; jene werden äußere, diese Hinter- oder Achterdeiche genannt. Unter inneren oder Binnendeichen versteht man die, welche hinter einem Hauptdeich an besonders gefährlichen Stellen errichtet sind, um an die Stelle der äußeren Deiche zu treten, wenn diese von dem Wasser durchbrochen werden sollten. Kay- (Kaje-), Khur- und Nothdeiche nennt man die, welche nur einstweilen, bis zur Vollendung eines dahinter auszuführenden Hauptdeichs oder Schleußenbaues, das Eindringen des Wassers verhindern sollen. Die Sommerdeiche sind nur dazu bestimmt, das Land und die auf ihm befindlichen Früchte vor der gewöhnlichen Ueberschwemmung durch Ströme und Flüsse im Sommer zu schützen; die Winterdeiche (Hauptdeiche, Butendeiche) sollen auch gegen die höchsten Fluten in den übrigen Jahreszeiten Widerstand leisten. Ein Grodendeich ist ein Hauptdeich, der auf bereits fest gewordenes Land (Groden, Deichgroden) zu liegen kommt und nur von hohen Fluten erreicht wird. Die Ländereien und Grundstücke, welche durch die Deiche geschützt sind, nennt man Binnendeichsland oder Binnenland; diejenigen aber, welche zwischen dem D. und dem Wasser liegen und zum Schutz des Deichs wesentlich beitragen, Außendeichsland (Butenland, Vorland). Die zum Deichbau dienende Erde wird von dem Vorland entnommen, da ein Ausgraben des Bodens hinter dem D. leicht zum Durchquellen des Wassers Veranlassung geben würde. Die vor dem D. ausgehobenen Gruben werden bei Hochwasser allmählich wieder mit Schlick ausgefüllt. Ist ein D. nicht mehr im Stande, dem Wasser zu widerstehen, so muß weiter landeinwärts ein anderer errichtet (eingelegt) werden, wodurch die sogen. eingedeichten Ländereien entstehen. Deiche, die kein Vorland mehr haben und an deren Fuß der Strom dicht hinfließt, oder die auf bösem Wind liegen, nennt man Schaar- oder Gefahrdeiche. Wird dagegen vor dem D. so viel Land gewonnen, daß darauf ein zweiter Hauptdeich errichtet werden kann, wobei aber der ältere zur Fürsorge beibehalten wird, so heißt jener Schlaf-, Sturm- oder Rückdeich. Flügel- oder Schenkeldeiche nennt man die Theile eines Deichs, die vom Hauptdeich schräg über das Vorland gehen. Schlickdeiche dienen zum Auffangen des Schlicks. Ein Blockdeich ist ein auf morastigem, horngründigem Boden errichteter D. Derselbe muß in der Linie den Krümmungen des Wasserufers insoweit folgen, daß nicht zu viel Land außerhalb des Schutzes liegen bleibe; dabei ist aber zwischen dem D. und dem Flußbette doch ein hinreichendes Vorland zu lassen, theils damit das Wasser sich in die Breite ergießen und den D. nicht so leicht übersteigen könne, theils damit die Gewalt desselben, ehe es den D. erreicht, etwas gebrochen werde. Außerdem dient das Vorland auch dazu, den D. bei gewöhnlichem Wasserstand vor dem Unterwaschen zu schützen. Die Breite desselben läßt sich nicht allgemein bestimmen, an großen Strömen muß sie oft 100—200

Meter und mehr betragen. Alles kommt darauf an, den Werth des zu schützenden Landes gegen den des Vorlands und gegen die Baukosten richtig abzuwägen. Bei genauerer Bestimmung der Deichlinie sind alle scharfen Ecken möglichst zu vermeiden und durch Bögen abzurunden, welche in die daran stoßenden Linien unmerklich übergehen. Die Höhe des Deichs muß den höchsten in Rücksicht genommenen Wasserstand um 0,35—0,5 Meter übersteigen. Auch muß man, da die aufgeworfene (wenn auch festgestampfte) Erde stets etwas zusammensinkt, $^1/_{15}$—$^1/_{10}$ der Höhe zugeben und in sumpfigen Gegenden außerdem die Senkung des Grundes (Deichanker, Deichfuß, Deichstuhl) im voraus veranschlagen. Die Stärke des Deichs bemißt sich nach dem zu leistenden Widerstand und der Festigkeit des Materials. Die obere Fläche (Kappe, Kamm, Krone) sollte eigentlich nie schmäler als 2 Meter gemacht werden. Soll der Damm zugleich fahrbar sein, so ist diese Breite zu vermehren; ebenso bei sehr hohen Deichen. Die Form anlangend, so erhält jeder D. nach beiden Seiten eine Böschung (Dossirung), d. h. schräg ansteigende Seitenwände. Diese Böschung muß desto flacher sein, je weniger Zusammenhang das Material hat, woraus der D. gebaut wird. Man kann annehmen, daß fester Thon oder Lehm unter einem Winkel von 35—40, mittelfeste Erde unter 30—35, Sand unter 18—24° liegen bleibt. Sanddämme müssen daher am flachsten abgeböscht werden. Erddämme werden durch Stampfen und Bekleidung (s. unten) fester; doch sollte man auch ihre Böschungen nie steiler als 45° machen. Im ganzen ist die Böschung der Wasserseite flacher als die der Landseite zu halten, weil jene den Andrang des Wassers unmittelbar abzuhalten hat; auf der Landseite genügt es in der Regel, wenn die Erde und ihre Bekleidung fest liegt. Die Böschungslinie kann in allen gewöhnlichen Fällen eine gerade sein; genau genommen ist aber für die äußere Böschung die parabolische Linie die vortheilhafteste, die jedoch genaue und dadurch kostspielige Arbeit erfordert und daher nur bei großen Deichbauten mit Erfolg anzuwenden ist. Die Kappe wird ein wenig konvex gebildet, um dem Regenwasser Abfluß zu gewähren. Die eigentliche Ausführung betreffend, so werden Erddeiche schichtweise gebaut. Man fährt die Erde in Schichten von 0,25—0,5 Meter auf und stampft jede einzelne fest, ehe man die folgende darauf bringt. Die Böschungen des Deichs aber müssen eine Bekleidung oder Bedeckung erhalten, um das Austrocknen und Ablösen der Erde zu verhindern. Die gewöhnlichste, in der Regel hinreichende Bedeckung ist Rasen (Sohden, daher Besohdung); dieser bildet mit seinen Wurzeln ein dichtes Geflecht, welches der Böschung einen dauerhaften Ueberzug gibt und auch nach Beschädigungen leicht wieder herzustellen ist. Ebenso ist der Luzernerklee zu empfehlen. Läßt sich eine dichte Rasen- oder Kleedecke nicht anbringen, was z. B. bei lockerem, nahrungslosem Sand der Fall ist, so muß der D. durch Strohmatten, welche mit hölzernen Krampen befestigt werden, durch Ruthengeflechte oder besser durch eine Bohlenbekleidung verwahrt werden. Die besten, aber theuersten Bekleidungen sind die Steindossirungen. Zweckmäßig ist es, daß mindestens jedes Frühjahr die Böschungen festgeschlagen werden, was am besten mittels eines schweren gestielten Holzes (Deichklopfer) geschieht. Beschädigungen des Deichs müssen womöglich im ersten Entstehen ausgebessert werden; denn bei schwellendem Wasser, welches die beschädigte Stelle angreift, wächst der Schaden meist reißend schnell. Kleine Oeffnungen in der innern Böschung, durch welche das Wasser eindringt, kann man mit kegelförmigen Zapfen verkeilen, bis gründlichere Hülfe möglich wird. Oeffnungen in der äußern Böschung kann man wohl versuchen durch Pechleinwand, Wachstuch, Erdsäcke oder ähnliche wasserdichte Stoffe zu verschließen. Beginnt aber das Wasser die Kappe des Deichs zu erreichen und diese zu überspülen, so müssen sofort alle vorhandenen Mittel aufgeboten werden, um die zu niedrigen Stellen zu erhöhen; denn die kleinste Verletzung der Kappe durch überfließendes Wasser (Kappenstürzung) zieht, in Ermangelung schleuniger Hülfe, fast immer einen wirklichen Deichbruch nach sich. Endlich macht sich zur Erreichung des beim Deichbau beabsichtigten allgemeinen Zwecks, der Sicherung des Binnenlands vor Ueberflutungen auch häufig die Anlage von Sielen und Schleußen nothwendig. Sie dienen dazu, das Wasser, welches sich innerhalb des Deichs durch Schnee und Regen oder wohl auch durch Zuströmungen aus höheren Gegenden sammelt, abzuführen. Mit den Sielen stehen Kanäle, Gräben und manche andere zur Abwässerung einer Gegend erforderliche Anlagen in Verbindung.

Die nächsten Quellen für die Beurtheilung der bei dem Deichwesen vorkommenden Rechtsverhältnisse bilden die Deich- und Stromordnungen, in früherer Zeit auch zuweilen Spatelandsrechte genannt (s. unten). Die ältesten Deichordnungen stammen aus dem 13. Jahrh., so z. B. eine für das friesische Humsterland. Als das wichtigste und vollständigste Deichrecht erscheint die 29. Juli 1743 publicirte Deichordnung für das Herzogthum Bremen. Demnächst wird besonders das ostfriesische Deich- und Sielen-, d. i. Schleußenrecht von 1670 (Embden 1663; auch in: Wicht, Ostfriesisches Landrecht, S. 872) hervorgehoben. Unter den neueren Deichordnungen sind besonders bemerkenswerth: das preuß. Gesetz über das Deichwesen vom 28. Jan. 1848 und die Oldenburger Deichordnung vom 8. Juni 1855. Der Hauptgrundsatz des Deichrechts: »Kein Land ohne D., und kein D. ohne Land«, welcher nach seinem ersten Satz bedeutet, daß alle von einem Hauptdeich befaßten Grundstücke, welche ohne denselben der Ueberschwemmung ausgesetzt sein würden, deichpflichtig sind, nach dem zweiten, daß die Deichpflicht von dem Grundstück, worauf sie haftet, unzertrennlich ist, hat Veranlassung gegeben, daß man dem Deichrecht lediglich die Natur einer Reallast zuschrieb, ohne seinen auch genossenschaftlichen Charakter zu berücksichtigen. Nach Gerber (Deutsches Privatrecht § 60, Note 2) wäre die Deichlast als eine rein polizeiliche Unterthanenlast zu betrachten. Die Deichpflicht ruht aber nicht auf solchem Land, welchem der Schutz des Deichs nicht zu gute kommt, d. i. auf Ländereien, die nicht zur Kultur gebracht oder so hoch gelegen sind, daß sie schon dadurch vor Ueberschwemmung geschützt sind, also namentlich nicht auf Moor- und Geestland. Auch ausgedeichte Länder sind ihr natürlich nicht mehr unterworfen. Exemtionen von der Deichlast gibt es nicht; auch kann die auf einem Grundstück haftende Deichlast nicht auf ein anderes, um jenes davon zu befreien, übernommen werden. Wer die auf seinem Grundstück haftende Deichlast nicht prästiren will oder kann, wird desselben verlustig: »Wer nicht will deichen, muß weichen«. Wegen rückständiger Deichlasten findet regelmäßig eine schleunige Zwangsvollstreckung statt.

Man theilt die Deichlast in **ordentliche** und **außerordentliche** ein. Jene begreift die Leistungen in sich, welche die regelmäßige, nicht durch besondere Ereignisse veranlaßte Unterhaltung der Deiche bezwecken. Von ihr werden alle Inhaber (auch Pächter) der durch die Deiche geschützten Grundstücke getroffen, und zwar muß hierbei gegen sonstige bei den Reallasten gültige Rechtsregeln der Nachfolger die Rückstände seines Vorgängers übernehmen. Zur außerordentlichen Deichlast sind die Fälle der Beihülfe und der Nothhülfe zu zählen. Beide werden beansprucht, wenn die Erhaltung des Deichs Leistungen fordert, welche die Kräfte der einzelnen Verpflichteten übersteigen. Die **Nothhülfe** tritt ein, wenn bei hoher Sturmflut oder Eisgang die Deiche in Gefahr oder wenn Kappenstürzungen wirklich geschehen sind, oder ein Theil des Deichs bereits weggerissen und ein Durchbruch wirklich erfolgt ist. Sie unterscheidet sich dadurch von der **Beihülfe**, welche verschiedene Deichverbände einander leisten müssen, daß sie nicht bloß da eintritt, wo das Interesse der Erhaltung des Deichs ein gemeinschaftliches ist oder eine besonders durch Vertrag rc. begründete Verpflichtung vorhanden ist. Vielmehr sind alle Umwohner, so weit sie zu Hülfe kommen können und dazu entboten werden, dazu verpflichtet, selbst auch die Bewohner der Geestländer, welche den Ueberschwemmungen nicht ausgesetzt sind. Nach älterer germanischer Ansicht beruhte die Leistung der Nothhülfe auf einer Pflicht der Nachbarlichkeit; nach neuerer wird sie als zur Landfolge gehörige Unterthanenpflicht betrachtet, wozu der Landesherr entbieten und der sich niemand entziehen kann, und hiernach kann man allerdings die Nothhülfe, aber nur diese, eine polizeiliche Unterthanenlast nennen.

Die Deichverbände erhielten eine eigenthümliche **Verfassung**, wie sie bei anderen genossenschaftlichen, zu ähnlichen Zwecken begründeten Einigungen im Mittelalter stattzufinden pflegte. Ein gewählter Vorstand (**Deichgraf**) mit einem Ausschuß der Deichgenossenschaft (**Deichgeschwornen**) hatte die Leitung der Deichangelegenheiten. Zuweilen war das Deichgrafenamt in einer Familie erblich. Nach der modernen Auffassung des Staats wird das Deichwesen überhaupt als ein Gegenstand, dessen sich die Landesobrigkeit anzunehmen hat, angesehen; rechtshistorisch aber hat es die angeführte Entwickelung genommen, und es gebührt deshalb dem Deichrecht ein Platz im Privatrecht. Insofern das Recht und die Pflicht, dafür zu sorgen, daß die nachtheiligen Folgen, welche durch Ueberschwemmungen der Meere, Seen und Flüsse für das Land entstehen können, möglichst verhütet und abgewendet werden, als ein Ausfluß der Landespolizeigewalt betrachtet wird, hat der Staat nicht bloß die Oberaufsicht über die bestehenden Deiche, sondern kann auch die Anlegung neuer Deich- und Stromwerke und die Art der Ausführung und ferneren Erhaltung derselben vorschreiben; er kann Deichbeamte anstellen, welche die Pläne zu neuen Deich- und Stromwerken entwerfen und deren Ausführung besorgen; er kann die Unterthanen zu Expropriationen und zur Nothhülfe nöthigen; er kann Deichgesetze erlassen und die Aufsicht über deren Ausübung, verbunden mit der nöthigen Gerichtsbarkeit, führen. Die Oberdeichbeamten heißen jetzt gewöhnlich **Oberdeichgrafen**, **Oberdeichinspektoren**, **Deichgrafen**, **Deichinspektoren**, **Deichhauptleute** rc., die Unterbeamten **Deichvögte**, **Deichgeschworne**, **Deichälteste**, **Deichkondukteurs**, **Deichmeister**, **Deichwärter**, **Deichschützen** rc. Die Anlage und Unterhaltung der **Siele** kann Sache des ganzen Deichverbands sein, wenn sie die Abwässerung des ganzen Deichdistrikts gleichmäßig bezwecken. Da aber die Siele gewöhnlich nur zur Entwässerung eines Theils des Deichdistrikts, in welchem sich besonders der niedrigen Lage wegen das Wasser zu sammeln pflegt, dienen und mit dem Deichbau nicht selbst in unmittelbarer Beziehung stehen, so müssen sie auch von denen, zu deren Nutzen sie dienen, erhalten werden. Diese bilden dann unter sich einen **Sielband** oder eine **Sielacht**, so daß ein Deichverband wohl mehrere Sielbände umfassen kann. Jeder Landbesitzer, dessen Land in einer solchen Sielacht liegt und an der Entwässerung theilnimmt, muß derselben beitreten und zu den Kosten, welche die Unterhaltung der Siele verursacht, beitragen. Wo nicht durch Vertrag oder Herkommen die Quote bestimmt ist, sind die Beiträge nach Verhältnis der Größe der Ländereien, welche durch die Siele abgewässert werden, zu leisten. Es kommen hier überhaupt im wesentlichen die Grundsätze des Deichrechts zur Anwendung, sowie auch die Siele jetzt unter der besondern Aufsicht des Staats stehen und diese von den Deichbeamten ausgeübt zu werden pflegt, theils weil die Siele oft mit den Deichen in näherer Verbindung stehen, theils weil die erforderlichen technischen Kenntnisse bei jenen vorausgesetzt werden dürfen. Vgl. **Hagen**, Handbuch der Wasserbaukunst, 2. Abth., Bd. 4 (3. Aufl., Berl. 1874); v. **Chiolich-Löwensberg**, Anleitung zum Wasserbau (Stuttg. 1861—66); **Hunrichs**, Praktische Anleitung zum Deich-, Siel- und Schleußenbau (Brem. 1870—71); **C. Parey**, Das Deichbuch, eine Sammlung der wichtigsten auf das Deichwesen bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen (Danz. 1871); **Dreyer**, Versuch einer Anleitung zur Kenntnis der Deichgesetze, in seinen »Miscellen«, St. 1—37 (Lüb. 1784).

Deichsel, s. Wagen.

Deichselrecht, ein bei an einander stoßenden Bauerngehöften vorkommendes Servitut, welches gewöhnlich mit dem Traufrecht verbunden ist und in der Berechtigung besteht, daß der Besitzer des diesseitigen Guts die Deichsel des in seinem Schuppen oder seiner Scheune untergebrachten Wagens durch eine in der Wand angebrachte Oeffnung (Deichselloch) auf des Nachbars Grundstück (Garten) reichen lassen darf. Dafür hat der Belastete gewöhnlich das Recht, an die Wand des jenseitigen Gebäudes unter dem Schutz der Bedachung seine Räder, Leitern und andere Geräthschaften aufzuhängen und ins Trockene zu bringen.

Deidesheim, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Neustadt, am Haardtgebirge, hat ein reich dotirtes Spital (Pfründneranstalt) und (1871) 2697 fast ausschließlich kathol. Einwohner, welche berühmten Weinbau und Weinhandel sowie Bereitung von Obstkonserven treiben. Wiederholt litt die Stadt, am Ausgang zweier langen und engen Waldthäler gelegen, durch Ueberschwemmung mit Wasser und Schlamm vom Gebirge (am meisten 1864).

Deificiren (lat.), vergöttern; **Deifikation**, Vergötterung.

Dei gratia (lat.), »von Gottes Gnaden«, Formel, welche die regierenden Herren ihren Titeln vorsetzen. Sie war anfangs bloß ein demüthiges Bekenntnis der Abhängigkeit vom höchsten Wesen. So

fügten sie zuerst die Bischöfe auf dem Koncil zu Ephesos bei der Verurtheilung des Nestorius 431, später auch Aebte und Aebtissinnen, ja sogar Mönche und Kapläne ihren Titeln in Briefen und Urkunden bei. Bei den Päpsten kommt sie in Zusammenstellung mit dem Prädikat servus servorum, auch mit dem Zusatz: Dei et ecclesiae gratia vor. Seit Mitte des 13. Jahrh., als der Papst für den Statthalter Christi auf Erden galt, schrieb sich die hohe Geistlichkeit »Von Gottes und des apostolischen Stuhls Gnaden« (Dei et apostolicae sedis gratia), wie sich die Bischöfe noch jetzt schreiben. Von der Geistlichkeit nahm Pipin der Kleine die Formel D. g. an, und von ihm ging sie auf die fränkischen Könige, deutschen Kaiser und alle souveränen christlichen Fürsten über, und sie hat allmählich die Bedeutung bekommen, daß sie den unmittelbar göttlichen Ursprung der königlichen Gewalt, im Gegensatze zum Ursprung aus dem Willen des Volks, ausdrücken soll.

Deiker, 1) Hans, Thiermaler, geb. 1822 zu Wetzlar, wo sein Vater Zeichenlehrer am Gymnasium und Maler war, begann seine Studien in Frankfurt a. M. und widmete sich hauptsächlich der Porträtmalerei; nach Wetzlar zurückgekehrt, gewann er die Gunst des Fürsten zu Solms-Braunfels, auf dessen schön gelegenem Schloß an der Lahn er viele Jahre zubrachte. Hier wurde er durch die großen Wälder und Wildgehege veranlaßt, sich ausschließlich der Darstellung von Thieren und Jagdscenen zuzuwenden, an denen der Fürst große Freude hatte; derselbe besitzt viele dieser Bilder. Seit mehreren Jahren lebt D. in Düsseldorf. Er behandelt das Leben der Hirsche, Rehe, Wildschweine und der anderen jagdbaren Thiere des deutschen Waldes in anschaulicher Weise und ist zugleich ein feiner Beobachter der landschaftlichen Stimmungen.

2) Karl Friedrich, Bruder des vorigen, ebenfalls Thiermaler, geb. 3. April 1836 zu Wetzlar, besuchte die Realschule zu Hanau, wo er auch vom 16.—20. Jahr Schüler der Akademie war, um unter dem Direktor Pelissier seine künstlerischen Studien zu beginnen, die er dann bei J. W. Schirmer in Karlsruhe fortsetzte. Seit 1864 lebt er in Düsseldorf. Er malt mit Vorliebe Hochwild und Wildschweine und schildert gern Hirschkämpfe, fliehendes Hochwild, vom Jäger verfolgt, Sauhetzen u. dgl. Auch Geier und Falken, Scenen aus dem Leben der Füchse hat er ebenfalls mit Glück behandelt, wie er denn überhaupt äußerst fruchtbar ist. All seinen Werken merkt man den rüstigen Weidmann an. Mitunter schweift D. auch in das Genrebild hinüber und entwickelt dabei einen trefflichen Humor

Deime, Fluß im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, ursprünglich ein Kanal, jetzt ein schiffbarer Arm des Pregel, der sich bei Tapiau nach N. abzweigt und bei Labiau in das Kurische Haff mündet. Er wurde 1405 vom Deutschen Orden schiffbar gemacht und hat einen Lauf von 36 Kilom. Länge.

Deimos und **Phobos** (Terror Pavorque), »Schrecken« und »Furcht«, die beständigen Begleiter des Ares (s. d.).

Deinhardstein, Ludwig Franz, deutscher Bühnendichter, geb. 21. Juni 1794 zu Wien, widmete sich hier anfangs rechts- und staatswissenschaftlichen, daneben aber auch klassischen und ästhetischen Studien und erhielt 1827 eine Professur der klassischen Literatur und Aesthetik in seiner Vaterstadt. Im Jahr 1832 zum Vicedirektor des Hofburgtheaters und zum Wirklichen Regierungsrath ernannt, bekleidete er erstere Stelle bis 1841 und besorgte die Censur der eingereichten Stücke. 1830 erhielt er die Redaktion der »Jahrbücher der Literatur«, welche er bis zu deren Schluß 1851 führte. Er starb zu Wien 12. Juli 1859. D. ist Verfasser zahlreicher Theaterstücke, welche, ohne höhere künstlerische Bedeutung und Originalität zu besitzen, durch bühnengerechtes Arrangement, gebildete Sprache und herzlichen Ton den Beifall des Publikums fanden. Sie sind gesammelt in seinen »Dramatischen Dichtungen« (Wien 1816), seinem »Theater« (das. 1827, 1833) und seinen »Künstlerdramen« (Leipz. 1845, 2 Bde.). Einzeln erschienen das Lustspiel »Ehestandsqualen« (Wien 1820) und das nach dem Theuerdank bearbeitete Gedicht »Erzherzog Maximilians Brautzug« (das. 1832). Am besten gefielen »Hans Sachs« (Wien 1829), ein dankbare Rollen enthaltendes, wennschon historischer Grundlage entbehrendes Bühnengemälde voll gelungener Charakteristik, das in mehrere Sprachen übersetzt worden ist, und das auch ins Englische übertragene Lustspiel »Garrick in Bristol« (das. 1834). Mit seinen »Künstlerdramen« bahnte D. nicht ohne Glück eine neue Gattung der dramatischen Poesie an. Für die Tragödie im großen Stil zeigte D. keine Begabung; was er im Fach des ernsten Drama's geschrieben, beschränkt sich auf einige kleinere Stücke rührenden Charakters, wie »Der Gast« und »Floretta«. In »Fürst und Dichter« brachte er zuerst Goethe auf die Bühne, indem er hier die kleinlichen Klatschereien und Intriguen vorführte, die den Frankfurter Bürgerssohn aus seiner Stellung am weimarischen Hof verdrängen sollten. Besser gelang ihm die Schilderung Voltaire's, der in dem sehr fein angelegten, graziösen Konversationsstück »Die rothe Schleife« die Hauptrolle hat. Nicht unglücklich bearbeitete D. auch Shakespeare's »Bezähmte Widerspenstige« und »Was ihr wollt« für die deutsche Bühne. Deinhardsteins »Gesammelte dramatische Werke« erschienen Leipzig 1848—57, 7 Bde.; auch gab er heraus »Klassisches Theater des Auslandes« (Wien 1855—56, 2 Bde.). Anmuthig sind auch seine lyrischen »Gedichte« (Berl. 1844) und seine »Erzählungen und Novellen« (Pest 1846).

Deinösis (griech., f.), Vergrößerung, Uebertreibung, die stärkere oder stärkste Art der Auxesis.

De intëgro (lat.), von neuem.

Deïoces, der erste von Assyrien unabhängige König der Meder, 709—657 v. Chr., der, nach der Erzählung Herodots, wegen seiner Klugheit und Gerechtigkeit zunächst zum Richter gewählt, allmählich königliche Gewalt zu gewinnen wußte. Er ließ als feste Residenz Ekbatana bauen, wählte sich aus den vereinigten 6 Stämmen eine Leibwache aus, sorgte für eine geordnete Verwaltung des Staats, errichtete ein ausgedehntes Spionirsystem und ist der eigentliche Gründer medischer Königsmacht und Civilisation. Sein Sohn und Nachfolger war Phraortes.

Deïphöbe, Tochter des Glaukos, Priesterin des Apollon und der Trivia, in einer Höhle bei Cumä, wo sie den Aeneas in die Unterwelt führte, soll nach Servius jene Sibylle sein, welche dem Tarquinius die sibyllinischen Bücher verkaufte (s. Sibylla). Apollon gewährte ihr ein Alter von 700 Jahren; aber da sie um Jugend zu bitten vergaß, erging es ihr wie Tithonos (s. d.), sie ward zuletzt ganz kraftlos und schwand wie ein Schatten dahin.

Deïphöbos, in der griech. Mythe Sohn des Priamos und der Hekuba, einer der tapfersten Helden

Troja's. Er und Paris sollen den Achilleus getödtet haben. Da er stets gegen die Auslieferung der Helena gestimmt hatte, so richtete sich der Haß der Griechen, nächst dem Paris und Hektor, am meisten auf ihn. Sein Haus ward bei der Eroberung der Stadt zuerst zerstört und er selbst, von Helena, mit der er sich (wenigstens nach späterer Sage) nach Paris' Tod vermählt hatte, verrathen, von Menelaus schmählich verstümmelt.

Deipnon, bei den alten Griechen die Hauptmahlzeit zwischen Frühstück (Ariston) und Abendessen (Dorpon), gewöhnlich nachmittags oder gegen Abend gehalten.

Deipnosophisten (griech.), Sophisten, die während der Mahlzeit lehrreiche und scharfsinnige Gespräche führen; Deipnosophistae, vgl. Athenäos.

Deir el Kamer (»Mondkloster«), früher Hauptort der Drusen in Syrien, jetzt Hauptort des Ejalets Dschebeli Libnan, liegt 960 Meter ü. M., am Abhang des Libanon, und bietet mit seinen weißen, an den steilen Felswänden stehenden und von mächtigen Felsen überhangenen Häusern und den auf Terrassen angelegten Gärten einen überaus malerischen Anblick. Die Bewohner (Drusen, Maroniten, Juden), etwa 8000 an Zahl, treiben Weinbau und Seidenzucht und sind hauptsächlich durch Verfertigung der mit Gold und Silber durchwebten seidenen Abâs (Abayehs), welche die Drusenscheichs tragen, reich geworden. Im Jahr 1860 war D. Schauplatz einer greulichen Christenniedermetzelung. Auf der gegenüberliegenden Thalwand das große Schloß Bteddin, Sitz des christlichen Pascha's des Libanon.

Deisidämonie (griech.), Frömmigkeit; auch Aberglaube, der die Gottheit als furchtbare, verderbenbringende Macht verehrt. Eine vortreffliche Darstellung dieses Charakters findet sich bei Theophrast (»Charaktere«, 16). Vgl. Blumauers Epigramm: »Ein Mann, dem einst bei Nacht die Maus den Schuh zerbiß rc.«

Deismus (lat.), ursprünglich und eigentlich der »Glaube an Gott«; dann aber vorzugsweise der reine Gottesglaube ohne außerordentliche Offenbarung, überhaupt ohne lebendige und innere Beziehung Gottes zur Welt (im Gegensatze zum »Theismus«); das System, welches einen von der Welt nicht bloß geschiedenen (Gegensatz zum »Pantheismus«), sondern auch verschiedenen, ihr äußerlich gegenüber stehenden Gott als letzte Ursache aller Dinge annimmt. Als dogmengeschichtliche Erscheinung unterscheidet sich der D. vom Rationalismus und dessen mannigfachen Nüancen durch seine Verwerfung aller und jeder außerordentlichen Veranstaltung Gottes zur Erweckung und Verbreitung der wahren Religion, durch seine Selbstgenügsamkeit und durch die damit zusammenhängende Gleichgültigkeit, Abneigung und selbst Feindseligkeit gegen jede positive Religion, besonders gegen das Christenthum. Karl Blount war einer der ersten, welche sich in diesem Sinn Deisten nannten; ihm folgten vornehmlich Tindal und Morgan. Die Denk- und Sinnesweise dieser Männer ging mit geistiger Nothwendigkeit aus den kirchlich-politischen Wirren Englands im 17. Jahrh., aus der Abneigung gegen den phantastischen Schwindel, der so großes Unheil erzeugt hatte, und aus dem Widerspruch der zurückgebliebenen Theologie gegen die fortgeschrittene Wissenschaft hervor. Vorgänger dieses D. war Eduard Herbert, Lord von Cherbury (gest. 1648), der zuerst den Begriff und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion entwickelte. Ihm nahe steht Thom. Browne (gest. 1686), Verfasser der »Religio medici« und anderer gelind deistischen Schriften. Karl Blount (gest. 1693) trat vornehmlich als witziger und ironischer Widersacher der biblischen Geschichte auf. Bestimmter, umfassender und feindseliger wurden diese Angriffe, seitdem 1694 die Preßfreiheit eingeführt worden war und John Locke die »Vernünftigkeit des Christenthums« (»The reasonableness of Christianity«, 1695) als Losung ausgegeben hatte. Seitdem wurde das Christenthum oft geradezu als Priesterbetrug bekämpft, immer seiner historischen Bedeutung und Grundlage beraubt. Graf Anton Shaftesbury (gest. 1713) strebte eine reine diesseitige Religion der Schönheit und Tugend an und führte eine schalkhafte Polemik gegen das Christenthum, als gegen eine durch den Gedanken ewiger Vergeltung getrübte Sittlichkeit. Gleichzeitig suchte John Toland (gest. 1722) in einem Hauptwerk der ganzen Richtung (»Christianity not mysterious«, 1696) den Wunderbegriff aus der christlichen Religion zu entfernen und kam durch Anton Collins (gest. 1729), welcher das Recht des freien Denkens als allgemeines Menschenrecht beanspruchte, für dieselbe Richtung der Name Freidenker auf. Thom. Woolston, der einzige Märtyrer unter seinen Genossen (gest. 1733 im Gefängnis), gebrauchte die alte Methode, die Wundergeschichten zu allegorisiren, als Hülle für seine Angriffe auf die evangelische Geschichte. Matth. Tindal (gest. 1733) leugnete die Idee und Möglichkeit der Offenbarung und nannte die Heilige Schrift eine Urkunde der natürlichen Religion, das Christenthum so alt als die Schöpfung (»Christianity as old as the creation«, 1730, das Hauptmanifest des D.), die Kirche in Hobbes' Sinn eine Institution des Staats. Der Arzt Thom. Morgan (gest. 1743), suchte alles Geschichtliche im Judenthum und Christenthum als Priesterbetrug zu entlarven. Thom. Chubb (gest. 1747) fand das Wesen des Christenthums in einer auch unabhängig von ihm Bestand habenden Moralität und natürlichen Religion. Lediglich als Mittel für Staatszwecke erscheint die Religion auch bei Lord H. Bolingbroke (gest. 1751). Eine wahre Satire auf die Ideale der Kirche stellt die »Fabel von der Biene« von Bernhard Mandeville (gest. 1733) dar. In der Weise der historischen Kritik dagegen trat Peter Annet (gest. 1768) gegen die Auferstehung und andere Wunder ins Feld. Endlich schlug in David Hume (gest. 1776) der D. in Skepticismus um. In der Geschichte der Kirche machte der englische (eigentliche) D. große Epoche. Obwohl bei allen seinen Vertretern ohne positiven Gehalt des Gedankens, entwickelte er doch in sich eine Fülle des Scharfsinns und geistiger Bildung, so daß den späteren Feinden der christlichen Kirche kaum neue Waffen übrig blieben. Aber reelle Früchte hat er für die geistige Kultur Englands auf die Dauer nicht getragen. Still und ohne äußere Gestaltung behauptete er sich meist unter den höheren Ständen, gewöhnlich nur als Gleichgültigkeit gegen die Kirche sich kundgebend. Vgl. Lechler, Geschichte des englischen D. (Stuttg. 1841). In Frankreich ergriff und steigerte die dortige Philosophie des 18. Jahrh., der Materialismus eines de Lamettrie (gest. 1751), Helvetius (gest. 1771), Diderot u. a., bloß die negative, polemische Seite des englischen D. Wesentlicher verwandt ist diesem dagegen, als seine Fortsetzung oder Nachwirkung, die Bewegung gegen das kirchliche Dogma in

Deutschland. Dieselbe entwickelte sich im Lauf des 18. Jahrh. theils als Feindseligkeit gegen die Kirche und ihren Lehrbegriff, ja gegen das Evangelium (Joh. Christ. Edelmann, gest. 1767, »Wolfenbütteler Fragmente«, 1777 ff., Mauvillon, K. Fr. Bahrdt, Lessing), theils als Neologie, Aufklärung oder Heterodoxie, das Christenthum als die geschichtlich gewordene natürliche Religion betrachtend und beurtheilend, aber der philosophischen Tiefe und Selbständigkeit ermangelnd (1760—90, »Allgemeine deutsche Bibliothek«). Aus der Neologie entstand in natürlichem und innigem Einklang mit den großen Fortschritten der Philosophie und Theologie der Rationalismus (s. d.). Innerhalb der katholischen Kirche tragen einen rein deistischen Charakter die Theophilanthropen in Frankreich, seit 1796 mit einem Kultus der natürlichen Religion, 1802 aufgelöst, 1829 vergeblich wieder angeregt, und die französische katholische Kirche des Abbé Chatel seit 1831, mit stark politischer bonapartistischer Färbung; in einigen Punkten skeptisch. Dem Judenthum gab vornehmlich Mendelssohn einen Anstoß zu einer innerlichen Entwickelung, welche, fast natürlich zum D. fortschreitend, besonders in Deutschland und Frankreich Vertreter fand.

Deisselberg, ein auf dem Plateau von Paderborn plötzlich aufsteigender basaltischer Kegelberg, westlich bei Trendelenburg, 399 Meter hoch, einer der nördlichsten deutschen Basaltberge.

Deisten, s. Deismus.

Deister, niedrige, aber waldreiche Bergkette in der preuß. Provinz Hannover, zwischen der Weser und Leine im Fürstenthum Kalenberg, zieht sich von Springe in nordwestlicher Richtung 22 Kilom. weit bis Rodenberg, parallel dem die Weser begleitenden Süntelgebirge, von dem sie durch ein von der Kaspaue durchflossenes Thal getrennt wird. Beide Bergzüge fallen steil gegen SW. ab und zeigen eine dammartige, hier und da durch Eintiefungen unterbrochene kettenartige Bildung. Der höchste Punkt des Deisters ist der 400 Meter hohe Höfeler bei Wennigsen; andere Kuppen sind der Beilstein (358 Meter) und der Ebersberg bei Springe (356 Meter). Das Gebirge hat einige ergiebige Steinkohlengruben, Sandsteinbrüche und Salzwerke. Am nordwestlichen Ende desselben schließen sich jenseit der Kaspaue die Bückeberge (s. d.) an, mit einer Erhebung bis zu 330 Meter.

Deität (lat.), Gottwesenheit, Gottheit.

Dejanira (griech. Deïaneira), nach griech. Mythe Tochter des Oeneus, Königs von Kalydon in Aetolien, und der Althäa, Schwester des Meleagros, entging nach dessen Tod mit Gorge dem Geschick, wie ihre Schwestern in Perlhühner verwandelt zu werden, lockte durch ihre Reize viele Freier an und wurde von Herakles dem Acheloos (s. d.), dem sie verlobt war, nach heftigem Kampf abgewonnen. Sie gebar demselben mehrere Söhne, verursachte aber später wider ihren Willen dessen Tod und erhängte sich aus Schmerz darüber (s. Herakles).

Déjazet (spr. -schasä), Pauline Virginie, franz. Schauspielerin, geb. 30. Aug. 1798 zu Paris als »Komödiantenkind« (enfant de la balle), betrat schon als fünfjähriges Kind Hungy's Theater am Kapuzinerkloster, spielte dann mit glänzendem Erfolg auf dem Theater der jeunes élèves de la rue de Bondy und der Rue Dauphine, trat in den Variétés in Knabenrollen auf, ebenso in Bordeaux und Lyon, und übernahm später im Gymnase die jungen Burschen, Schüler rc. Von hier kam sie an das Théâtre de la Bourse und ging zuletzt an das Théâtre du Palais royal über, dem sie seinen schönsten Glanz verlieh. Außerordentliche Lebendigkeit, Witz, das Talent, entschiedene Zweideutigkeiten so sagen zu können, daß sie ihr verziehen wurden, und eine unbeschreibliche Schalkhaftigkeit in ihrem ganzen Wesen machten sie zu einem der glänzendsten Sterne der Pariser Bühne. Sehr treffend sagt von ihr Beurmann in den vierziger Jahren: »Sie ist die Königin des Vaudeville's, die Grisette par excellence, die reizendste und liebenswürdigste Sünderin von Paris, die geistreichste und witzigste Salondame der Hauptstadt, die einzige Erhalterin des Théâtre du Palais royal; alles, was sich an Jugend, Keckheit, Laune, Treuherzigkeit, Uebermuth und Aufopferung in dem verschrieenen Geschlecht der Grisetten vereinigt, das bringt die D. lebenswahr und natürlich zur Anschauung, umduftet von dem Blütengeruch wahrhaft poetischer Auffassung und Darstellung. Sie ist nicht schön, höchstens hübsch, aber sie ist unwiderstehlich reizend und hinreißend.« Ihr Salon war der Sammelplatz einer ganz eigenthümlichen, aber interessanten Gesellschaft. 1869 erhielt sie von Napoleon III. eine Pension von 2000 Franken. Eine im September 1874 zum Besten der 76jährigen Künstlerin gegebene und von den ersten Kräften der Pariser Theater unterstützte Vorstellung brachte ihr die Summe von 67,700 Franken ein. Eine Sammlung ihrer stets treffenden, geistreichen Einfälle enthält das Buch »Le perroquet de D.« Vgl. »Philosophie der D.« (in Mundts »Delphin« für 1838) und die biographische Skizze von Lecomte (Par. 1866). — Ihr Sohn Eugène D. hat sich durch musikalische Kompositionen und eine Reihe von Operetten: »Un mariage en l'air« (1861), »L'argent et l'amour« (1863), »Monsieur de Belle-Isle« (1865) u. a. bekannt gemacht.

Dejean (spr. döschang), 1) Jean François Aimé, Graf, franz. General, geb. 6. Okt. 1749 zu Castelnaudary, diente unter Dumouriez in Belgien und wurde 1793 zum Kommandanten des Geniekorps und Direktor der Befestigungen, 1794 unter Pichegru zum Brigadegeneral und nach dem berühmten Rheinübergang in der Nacht vom 5. zum 6. Sept. 1795 zum Divisionsgeneral befördert. Von Bonaparte zum Staatsrath ernannt, erhielt er die Aufsicht über die Küsten von Bretagne. Nachdem er bei Marengo mitgefochten, war er bei der neuen Organisation Italiens beschäftigt. Außerordentlicher Minister und Präsident der Konsulta von Genua, kam er 1802 in das französische Kriegsministerium und führte bis 1809 die Kriegsadministration; da man ihm aber die schlechte Vertheidigung von Antwerpen zur Last legte, ward ihm das Portefeuille genommen. Im Jahr 1810 ward er zum Grafen, 1812 zum immerwährenden Präsidenten des Wahlkollegiums des Departements Indre-et-Loire und zum Senatsmitglied ernannt und fungirte in demselben Jahr als Vorsitzender des Kriegsgerichts über die Generäle Mallet, Lahorie und Guidal, bei welcher Gelegenheit er eine ehrenvolle Unabhängigkeit bewies. 1814 schloß sich D. den Bourbonen an, ward Pair und Gouverneur der polytechnischen Schule, trat aber 1815 wieder zu Napoleon I. über, stimmte nach der Schlacht bei Waterloo für Vertheidigung der Hauptstadt, verlor deshalb nach der zweiten Restauration seine Stelle als Pair, erhielt sie 1819 wieder, ward Generaldirektor in der Kriegs-

administration, nahm 1820 seinen Abschied und starb 12. Mai 1824 zu Paris.

2) Pierre François Aimé Auguste, Graf, franz. General und berühmter Entomolog, Sohn des vorigen, geb. 10. Aug. 1780 zu Amiens, studirte anfangs Medicin, trat aber noch sehr jung in den Militärdienst, begleitete seinen Vater nach Holland und zeichnete sich später als Kommandeur eines Dragonerregiments in Spanien aus. Als Brigadegeneral focht er in fast allen Schlachten des russischen Feldzugs, ward 1813 Divisionsgeneral, 1814 zur Disponibilität gestellt. 1815 fungirte er bei Waterloo als Napoleons I. Adjutant; dann ward er durch Fouché, den er beleidigt hatte, proskribirt und exilirt. Im Jahr 1818 kehrte er nach Frankreich zurück, trat 1824 in die Pairskammer, 1830 wieder in den aktiven Dienst und machte den Feldzug in Belgien mit. Er starb im März 1845. Von Jugend auf eifrig mit dem Studium der Ornithologie und Entomologie beschäftigt, brachte er während seiner Feldzüge und seines Exils in Kärnthen, Krain, Steiermark und Dalmatien sowie durch seine Verbindung mit fast allen Entomologen Europa's eine Sammlung zu Stande, die als die größte und reichste des Kontinents angesehen werden kann. Er lieferte 1821 einen systematischen Katalog der Käfer (2. Aufl. 1833—37) und schrieb: »Iconographie des coléoptères d'Europe« (Par. 1822) und »Species générales des coléoptères« (das. 1825—37, 5 Bde.; den 6. Band fügte Aubé hinzu), ein zwar unvollendetes, aber klassisches Werk. Mit M. Boisduval gab er heraus: »Histoire naturelle et iconographie des coléoptères d'Europe« (Par. 1828—1838, 50 Liefgn.). Die Mehrzahl der von D. aufgestellten Species ist von den Entomologen in ihre Systeme aufgenommen worden, wie auch seine Aenderungen im System Anerkennung gefunden haben.

Dejektion (lat.), Ab- und Ausstoßung. Daher: D. aus dem Besitz, gewaltsame Entsetzung aus dem Besitz; die Klage darüber erlischt in Jahresfrist.

Dejeriren und **Dejeration**, s. Dejuriren.

Déjeûner (das, franz. m., spr. -schöneh), Frühstück; D. à la fourchette, Gabelfrühstück; D. dinatoire, Gabelfrühstück, das zugleich das Mittagsessen vertritt; D. dansant, Frühstück mit nachfolgendem Tanz. Dejeuniren, frühstücken.

Dejiciren (lat.), herabwerfen; ausstoßen, aus dem Besitz vertreiben.

Dejotarus, Fürst (Tetrarch oder Vierfürst) von Galatien, erhielt wegen der wichtigen Dienste, die er den römischen Feldherren Sulla, Servilius Isauricus, Murena, Lucullus und Pompejus in den Kriegen in Asien geleistet, vom römischen Senat den Königstitel und die Herrschaft über Kleinarmenien und stand mit M. Cato, Pompejus, Cäsar, Crassus, den Brüdern M. und Q. Cicero, M. Brutus u. a. in Verbindung. Im Bürgerkrieg schloß er sich dem Pompejus an und erschien mit 600 Reitern im Lager desselben, trennte sich aber nach der Schlacht bei Pharsalus von Pompejus und unterwarf sich dem Cäsar. Als Cäsar 47 v. Chr. gegen Pharnaces, den Sohn des Mithridates, der Kappadokien und Pontus eingenommen und den Prokonsul Domitius Calvinus geschlagen hatte, zu Felde zog, wurde er von D. unterstützt, weshalb er denselben begnadigte und in seiner Königswürde bestätigte, ohne ihm jedoch alle seine Besitzungen zu lassen. Cäsar hielt sich damals eine Zeitlang am Hof des D. auf, und da man bei diesem einen Groll gegen Cäsar wegen Verkürzung seines Besitzes voraussetzte, so benutzte des D. Enkel Castor diesen Umstand, um zu Rom 45 v. Chr. den D. anzuklagen, daß er den Cäsar während seines Aufenthalts in Luceium, der Hofburg des D., habe ermorden wollen, was nur durch den Eintritt unerwarteter Umstände verhindert worden sei. Cicero übernahm die Vertheidigung des Angeklagten mit Geschick und brachte es wenigstens dahin, daß Cäsar gegen D. nicht weiter feindlich verfuhr. D. aber tödtete aus Rache die Mutter Castors, seine eigene Tochter und seinen Eidam, den Vater des Castor, wogegen der Enkel sich den Verfolgungen entzogen zu haben scheint. Cäsars Tod brachte eine neue Wendung in die Angelegenheiten des D. Er ließ der Fulvia, der Gemahlin des Antonius, eine ungeheure Summe auszahlen, und sofort erschien eine Verordnung, angeblich aus Cäsars Papieren, durch welche D. in alle seine früheren Besitzungen wieder eingesetzt wurde. Dieser hatte indeß nicht einmal diese Verordnung abgewartet, sondern sich ohne weiteres aller der Länder wieder bemächtigt, welche Cäsar ihm entzogen hatte. Als Cassius nach Kleinasien kam, suchte D. Neutralität zu beobachten; erst als Brutus selbst zu ihm kam, erklärte er sich für die Verschwornen und sandte ihnen seinen Feldherrn Amyntas nach Griechenland zu Hülfe. Derselbe trat nach der Niederlage der Republikaner zu Octavianus und Antonius über, ward freundlich aufgenommen und scheint seinen Herrn vollkommen gerechtfertigt zu haben, denn derselbe blieb im Besitz aller seiner Länder. D. starb 40 v. Chr. in sehr hohem Alter.

De jure (lat.), von Rechtswegen; vgl. De facto.

Dejuriren (dejeriren, lat.), eidlich bekräftigen; Dejuration (Dejeration), eidliche Betheuerung.

Deka (griech.), zehn, oft in Zusammensetzungen, besonders im metrischen Maß, vorkommend, so Dekagramm, 10 Gramm; Dekaliter, 10 Liter; Dekameter, 10 Meter; Dekastēr, 10 Ster.

Deka, eine der Hauptregionen oder Vegetationsgürtel, in welche Abessinien zerfällt, nimmt der Ausdehnung nach den größern Theil des Landes ein. Sie reicht von 2500 Meter bis zur Vegetationsgrenze bei 4200 Meter. In ihr gedeihen noch die Getreidearten; charakterisirt wird sie durch den Kussobaum (Brayera anthelmintica), die Kugeldistel (Echinops horridus), baumartige Eriken und die Gibarra (Rhynchopetalum montanum), eine Lobeliacee von Palmenform an der Grenze des Schnees. Vgl. Abessinien.

Dekabristen (Decembermänner, vom russ. Dekabor = December), die Theilnehmer jenes Aufstandes, welcher im December 1825 unter mehreren Officieren der russischen Armee zum Ausbruch kam, die den vergeblichen Versuch machten, den damals erfolgten Thronwechsel zu einer eingreifenden Staatsveränderung zu benutzen. Seit dem längern Aufenthalt russischer Officiere in Deutschland und in Frankreich während der letzten Napoleonischen Kriege und der dreijährigen Okkupation Frankreichs hatte sich dieser Kreise, besonders der Gardeofficiere, Unzufriedenheit mit den heimischen Zuständen bemächtigt. Eine Umgestaltung der russischen Staatsverhältnisse war das Ziel dieser Männer, welches einige Zeit selbst dem Kaiser Alexander nicht fern lag. Aber der Abschluß der Heiligen Allianz und die darauf folgende, fast ganz Europa beherrschende Reaktion stempelte die Beschäftigung mit solchen Zielen zu einem Staatsverbrechen, und aus den jungen militärischen Reformatoren wurden Verschwörer. Dieselben bildeten verschiedene geheime Gesellschaften, welche sich in

zwei große Gruppen theilten, den nördlichen und den südlichen Bund. Jener, dessen Hauptquartier in Petersburg war, hatte an seiner Spitze den hierfür untauglichen Fürsten Sergius Trubetzkoi; dieser, dessen Leiter sich in Kiew befanden, stand unter dem fähigen und entschlossenen Oberst Paul v. Pestel, dem Adjutanten des Generals Grafen v. Wittgenstein. Außerdem gab es in Rußland noch andere politische Geheimbünde, wie den »Bund der vereinigten Slawen«, dessen Tendenzen panslawistisch waren, und die »Polnische patriotische Gesellschaft«, deren Direktion in Warschau war, besonders mit dem Oberst Pestel unterhandelte und zur Bedingung ihrer Theilnahme die Wiederherstellung Polens als selbständigen Staats machte, der dann mit allen übrigen slawischen Staaten einen Staatenbund bilden sollte. Pestel war darauf eingegangen. Derselbe hatte bereits eine russische Verfassung ausgearbeitet und darin die Verhältnisse in der Schweiz und in Nordamerika zum Muster genommen. Die Ausführung solcher idealistischen Pläne setzte den Sturz des russischen Kaiserthums voraus, und es wurde auch beschlossen, eine Truppenmusterung, welche Kaiser Alexander im Mai 1826 in Südrußland veranstalten wollte, zur Ermordung des Kaisers und zum Umsturz der Regierungsform zu benutzen. Aber Alexander starb 1. Dec. 1825 in Taganrog, und nun mußten die noch nicht gehörig vorbereiteten Verschwörer rasch handeln, um zu verhindern, daß eine neue kaiserliche Regierung sich festsetze. Sie benutzten daher den Umstand, daß man von der Thronentsagung des ältesten kaiserlichen Bruders, des Großfürsten Konstantin, damals Vicekönigs in Polen, unter dem Volk nichts wußte, stellten denselben als den rechtmäßigen Thronfolger, den zweiten Bruder Alexanders, Nikolaus, aber als Usurpator hin. Unter dem Vorwande, die Rechte des erstern zu vertheidigen, erregten die D. 26. Dec. 1825 den Militäraufstand in Petersburg gegen den neuen Kaiser Nikolaus. Der Aufstand, welchem es vollständig an Leitung fehlte (Fürst Trubetzkoi war nirgends zu sehen), wurde von Nikolaus mit Kartätschen niedergeschlagen, der Bund im Süden gleichfalls unterdrückt. Oberst Pestel wurde infolge einer Denunciation gefangen genommen und aufgehängt, ebenso der tüchtige Oberst Murawjew-Apostol, die übrigen Verhafteten, gegen 120, meist nach Sibirien geschickt. Vgl. »Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen« (von Baron Rosen, 2. Aufl., Leipz. 1874; anonym).

Dekachord (griech., n., Zehnsaiter), eine in Frankreich hier und da gebrauchte Guitarre mit 10 Saiten, in Form und Spielart der gewöhnlichen Guitarre ganz gleich, nur daß der Körper etwas größer und hauptsächlich das Griffbret etwas breiter ist.

Dekade (griech.), eine »Zehnzahl«, insbesondere eine Zeit von zehn Monaten, Wochen, Tagen; in Frankreich (décade) die zehntägige Woche im republikan. Kalender, der danach Décadrier hieß. Jeder der 12 Monate, die 30 Tage zählten, zerfiel in drei Dekaden. Die einzelnen Tage der D. hießen: primidi, duodi, tridi, quartidi, quintidi, sextidi, septidi, octidi, nonidi und decadi. Der letztere oder der zehnte Tag war, wie der christliche Sonntag, der Ruhe und, da die Republik keine positive Religion anerkannte, der Uebung und der Anregung zur Tugend gewidmet. Das republikanische Jahr, das 36 Dekaden zählte, hatte sonach nur 360 Tage; die fünf fehlenden Tage des Sonnenjahrs (im Schaltjahr 6) wurden am Schluß des Jahrs, also vor dem 22. Sept., wo das Jahr anfing, ohne besonders gezählt zu werden, zu Festtagen verwendet.

Dekadisches Zahlensystem (Dekadik), dasjenige System von Zahlen, worin zehn die Basis der Eintheilung ist, die Zahlen also in Ordnungen von je zehn Einheiten getheilt sind, so daß zehn Einheiten einer Ordnung eine Einheit der nächsthöhern ausmachen. Bei Zusammenfügung eines tauglichen Zahlensystems für größere Zahlen kommt es besonders darauf an, die Zeichen und Namen in der Art zu wählen, daß alle an den einzelnen Zahlen vorzunehmenden Aenderungen auch an deren Zusammenstellungen zu größeren Haufen deutlich hervortreten. Die Römer und Griechen gebrauchten zu diesem Zweck so viele Zeichen, daß dadurch schon alle Uebersichtlichkeit verloren ging, man eine Menge Zeichen im Gedächtnis behalten mußte und eine genetische Vergleichung der einzelnen Größen ganz unmöglich war. Daher blieb die Arithmetik selbst bei den Griechen immer in der Kindheit stehen, und selbst Archimedes vermochte nie die Schwierigkeiten zu besiegen, welche ihm das griechische Zahlensystem beim Rechnen entgegensetzte. Es bereitete ihm die Bestimmung des Verhältnisses der Peripherie des Kreises zu dessen Radius, oder die Zahl $^{22}/_{7}$ auszudrücken, mehr Schwierigkeit als dem Deutschen Vega, der dieses Verhältnis auf 140 Decimalstellen angab. Papst Sylvester II. soll, von der Untauglichkeit der römischen Schreibweise der Zahlen überzeugt, zuerst bei den Arabern in Spanien Belehrung gesucht, dort unser Decimalsystem kennen gelernt und uns dasselbe überliefert haben, so wie wir es jetzt kennen. Vgl. Zahlensystem.

Dekagōn (griech., n.), Zehneck, insbesondere ein regelmäßiges.

Dekagonalzahl, eine Zahl von der allgemeinen Form: $n(4n-3)$. Setzt man hierin für n der Reihe nach: 1, 2, 3, 4, 5 ..., so entstehen folgende Zahlen: 1, 10, 27, 52, 85, 126 ..., deren erste Differenzen: 9, 17, 25, 33, 41 und deren zweite Differenzen: 8, 8, 8, 8 ... konstant sind. Die einzelnen Glieder sind die Summen der Glieder einer arithmetischen Progression, deren erstes Glied $a=1$, deren Differenz $d=8$ ist. Vieleckige oder Polygonalzahlen heißen diese Zahlen, weil sie, durch Punkte dargestellt, Polygone bilden.

Dekalōg (griech., m.), die 10 (mosaischen) Gebote.

Dekampiren (franz.), das Lager abbrechen, abziehen.

Dekān (griech., lat. Decanus), Aufseher, Hauptmann über Zehn, auch Vorsteher, Aufseher, Vorgesetzter überhaupt, daher s. v. w. Decurio; dann eine Art Hofbedienter der oströmischen Kaiser; in der katholischen Kirche der dem Kapitel eines Stifts vorstehende Kanonikus (Dechant, an Kathedralkirchen Domdechant); in der protestantischen Kirche s. v. w. Superintendent, geistlicher Inspektor; im Universitätswesen der an der Spitze einer Universitätsfakultät stehende Professor (s. Universitäten).

Dekantiren (franz. décanter), abgießen; dann speciell einen Niederschlag durch Abgießen und wiederholtes Aufgießen von reinem Wasser auswaschen. Das Abgießen einer Flüssigkeit von einem in derselben suspendirten Körper kommt im chemischen und pharmaceutischen Laboratorium und in der Technik sehr häufig vor und wird am einfachsten in der Art ausgeführt, daß man den festen Körper oder Niederschlag sich vollständig absetzen läßt und dann

das Gefäß vorsichtig neigt, damit so viel von der klaren Flüssigkeit abfließe, als möglich ist, ohne daß Theilchen des Niederschlags mit fortgerissen werden. Da dies, namentlich bei leichten, voluminösen Niederschlägen, oft schwer gelingt, so verwendet man zum D. verschiedene Hülfsmittel. Man benutzt z. B. einen Topf, welcher in aufsteigender Linie mit einer Reihe von Löchern versehen ist, die mit Pfropfen verschlossen werden. Hat sich der Niederschlag vollständig abgesetzt, so zieht man, von oben anfangend, einen Pfropfen nach dem andern, bis man dicht über dem Niederschlag angelangt ist. Auch mit Hülfe eines Hebers kann man dekantiren, muß dann aber den in die Flüssigkeit eintauchenden Schenkel desselben am Ende ein wenig in die Höhe biegen, damit der in den Heber hineingesogene Strom nicht Theilchen des Niederschlags mit fortreißen kann. Auf diese Weise bietet das D. gar keine Schwierigkeit. In Fabriken bedient man sich zum D. metallener oder irdener Gefäße, deren Höhe gleich ist dem Durchmesser des Bodens. In der Mitte dieses Bodens ist das Loch zum Ablassen, und auf dasselbe ist ein kleiner Stutzen mit umgebogenem Rand gelöthet. Man befestigt nun auf diesem Stutzen ein Kautschukrohr, welches so lang, wie das Gefäß hoch ist, bindet an das obere Ende des Rohrs einen Stab und legt diesen quer über das Gefäß. Hat sich aus der eingefüllten Flüssigkeit der Niederschlag abgesetzt, so kann man nun leicht das Kautschukrohr mit Hülfe des Stabs weiter und weiter niederdrücken, bis die gesammte Flüssigkeit abgelaufen ist. Man hat auch in Gefäßen oben genannter Gestalt die Abflußöffnung am Rande des Bodens angebracht, einen Stutzen aufgelöthet und mittels eines Kugelgelenks ein Metallrohr angefügt, welches nachher geneigt wird. Das D. bietet viele Vortheile vor dem Filtriren, da es ein durchaus gleichmäßiges Auswaschen ermöglicht und, wenn man nur stets vollkommen absetzen läßt, recht vollständig die klare Flüssigkeit abgießt und nach jedesmaligem Aufgießen von reinem Wasser den Niederschlag anhaltend aufrührt, auch ebenso schnell zum Ziel führt wie das Filtriren; nur kann der Niederschlag niemals so weit von der Flüssigkeit getrennt werden wie beim Filtriren, und um so weniger, je voluminöser derselbe ist. Man wird also sehr häufig den durch D. ausgewaschenen Niederschlag schließlich noch auf ein Filter bringen müssen. In diesem Fall wäscht man durch D. nur unvollständig aus und vollendet das Auswaschen auf dem Filter.

Dekapitiren (lat.), enthaupten, köpfen; Dekapitation, Enthauptung.

Dekapolis (lat. Decapolitana regio, »Landschaft der zehn Städte«), der nördliche Theil Peräa's in Palästina, benannt nach zehn daselbst befindlichen Städten, welche zu und nach der Zeit des babylonischen Exils von Syrern und Griechen besetzt worden waren, deshalb später vom Lande der zurückgekehrten Juden abgesondert und zu Syrien, zuletzt zu Arabien gerechnet wurden. Ihre Namen werden verschieden angegeben; die meiste Wahrscheinlichkeit hat folgender Katalog: Skythopolis auf dem rechten Jordanufer (heute Beisan), Philadelphia (Amman), Pella, Gadara, Abila, Dion, Kapitolias, Hippos, Gerasa (Dscherasch) und Kanatha. Die Lage sämmtlicher Städte ist noch heute durch Ruinen bezeichnet. Die Dekapolisstädte bildeten übrigens kein zusammenhängendes Ganze, sondern jede Stadt hatte ein besonderes Gebiet mit gewissen Vorrechten. Die Bevölkerung derselben war sehr betriebsam, hellenisch in Sprache, Sitte, Kunst und Religion. Das Verhältnis der Juden zur D. war meist ein feindseliges. B. wurde auch eine Landschaft im rauhen Kilikien und Pisidien sowie eine Gegend um Ravenna im 8. Jahrh. (vorher Pentapolis) genannt.

Dekastichon (griech., n.), Strophe oder Gedicht von zehn Versen.

Dekastylon (griech., n.), architektonisches Werk, Front, Gallerie ꝛc. mit zehn Säulen.

Dekatiren (franz. décatir, »den Preßglanz [cati] benehmen«), s. Appretur.

Dekeléa, attischer Demos, nordwestlich von Athen, ward von den Peloponnesiern unter Agis 413 v. Chr. besetzt und zu einem festen Platz in Feindesland gemacht, weshalb der um den Besitz desselben geführte Krieg, ein Theil des Peloponnesischen, der Dekeleische Krieg heißt.

Deken, Agathe, holländ. Dichterin, geb. 10. Dec. 1741 bei Amstelveen unweit Amsterdam als Kind verarmter Landleute, ward als dreijährige Waise in das Waisenhaus der Rhynsburger Kollegianten zu Amsterdam aufgenommen und daselbst erzogen. Einige poetische Versuche bewogen die Amsterdamer literarische Gesellschaft Diligentiae omnia, für ihre weitere Ausbildung zu sorgen. Sie kam als Gesellschafterin zu einer Jungfrau Maria Bosch, die, ebenfalls Dichterin, ihre Freundin wurde. Aber der letztern 1773 erfolgter Tod gab Agathe wieder der Dürftigkeit preis, bis die Wittwe des Predigers Wolf, Elisabeth Bekker (s. d.), sie 1777 als Gesellschafterin aufnahm. Bald die vertraute Freundin dieser geistreichen Frau, schrieb sie mit ihr meist gemeinschaftlich eine Reihe von Romanen und theilte fortan ihr Schicksal. Sie starb wenige Tage nach ihrer Freundin 14. Nov. 1804. Als lyrische Dichterin zeichnet sich D. besonders im religiösen Lied aus. Sie gab heraus: »Stichtelyke Gedichten« (Haag 1775); »Ekonomische Liedjes« (das. 1782, 3 Bde.); »Liederen voor den Boerenstand« (Leid. 1804); »Liederen voor Kinderen« (das. 1804).

Dekhan (aus dem sanskr. Dakschina, die »rechte Weltgegend«), ziemlich allgemeine Benennung des südlichen Theils der Halbinsel Vorderindien, welcher im N. von Hindostan, im übrigen aber vom Meer (Arabischen Meer und Indischen Ocean) begrenzt wird und der südlich im Kap Komorin ausläuft. Im engern Sinn bezeichnet man jedoch als D. nur das Dreieck, das im N. von der südlich der Tapti streichenden Kette und ihrer Fortsetzung, dem Hügelland am rechten Ufer der Godaweri entlang bis zu den östlichen Ghats, im O. von diesen, im W. von den Westghats begrenzt wird. Dieses Land ist hauptsächlich von einem Plateau eingenommen, an dessen Südende sich die westlichen und östlichen Ghats zu vereinigen scheinen und im Gebirgsstock der Nilgiris bis zu 2632 Meter emporsteigen. Mit seinem Nordabfall nimmt das D. nach Ritter 1,349,000 QKilom. (24,500 QM.) ein; der Westsaum hat 79,840 QKilom. (1450 QM.), der Ostsaum 232,900 QKilom. (4230 QM.). Alle Berge scheinen flache Gipfel zu haben, und alles übrige ist wellenförmiges Hochland und Thal. Berge fehlen nirgends ganz, aber das Land ist auch selten ganz gebirgig. Das Hochland hat im Durchschnitt eine Höhe von 600 Meter, indem es zwischen 480 und 770 Meter schwankt; Belgaum, Dharwar und Maissur liegen 762, 760 und 740 Meter hoch. Die Fläche dacht sich im allgemeinen sanft von W. nach O. ab; alle Flüsse entspringen in den westlichen Ghats und finden

ihren Weg durch die östlichen Ghats nach dem Bengalischen Meerbusen. Der Boden besteht mit Ausnahme der zwischendurch vorkommenden alluvialen und diluvialen Ablagerungen ziemlich allgemein aus einer schwarzen Erde (die man meist noch für ein Zersetzungsprodukt des für D. charakteristischen Trapps hält, während sie H. v. Schlagintweit als seeartige Ablagerungen unter einer Wasserschicht von geringer Tiefe qualificirt, weil sie oft in bedeutender Mächtigkeit auf Trapp wie auf anderem Gestein liegt) oder aus einem verwitterten rothen Laterit. Beide sind fruchtbar, obwohl so verschieden in ihren Eigenschaften, wie schwerer und leichter Boden sein können. Zahlreiche Flüsse bewässern das D.; sie sind aber aufwärts nicht weit schiffbar, nur die Godaweri (s. d.) soll durch kostspielige Kanalbauten weit hinein schiffbar gemacht werden. Die Jahresisothermen zeigen durch ihre Form den entschiedenen Einfluß der Indischen Halbinsel auf die Erhöhung der mittlern Temperatur, indem sie im S. deutlich den Uferlinien folgen oder Gestalten annehmen, die den Zusammenhang damit erkennen lassen. Dem D. kommen die wärmeren Isothermen von 27,8 bis 27,8° C. zu; mit je 162 Meter nimmt die Wärme um 1° F. (ca. ½° C.) ab. Die kühle Jahreszeit ist wegen der Klarheit der Winternächte und der damit verbundenen Jahreszeit etwas frischer, als die Höhe allein es erwarten läßt; dagegen ist im Herbst die Temperaturabnahme mit der Höhe sehr gering. In politischer Beziehung gehört D. gegenwärtig zum Theil zu den englischen Centralprovinzen (s. d.), an welche sich im W. die Präsidentschaft Bombay, östlich jene von Madras anschließt; weite Gebiete beherrscht der Nizam von Haiderabad und der Radscha von Maissur (dessen Reich zur Zeit noch von England verwaltet wird) An der Westküste liegen Goa, eine portugiesische Besitzung, und die Vasallenstaaten von Kotschin und Travankor; an der Ostküste die französischen Besitzungen von Karikal und Pondischerri. Die Bevölkerung des D. bilden die Drawida-Nischâdavölker, eine von Lassen eingeführte Bezeichnung der von ihm in die zwei Gruppen der Drawida- und der Windhiavölker gesonderten Stämme, in Betreff deren wir hier auf die Artikel Ostindien (Urbewohner), Bhil, Kol, Mina, Mera, Santhal verweisen. Die Einwohnerzahl des D. im weitern Sinn wird zu 45—50 Mill. angenommen. S. Karte »Ostindien«. Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1867); Campbell, On the Geography and Climate of India (in »Proceedings« der Londoner Geographischen Gesellschaft, Bd. 2; Auszug daraus in Petermanns »Mittheilungen« 1868).

In Bezug auf indische Kulturgeschichte ist das D. ein sekundäres Land. In der Geschichte Indiens hat das D. erst in den letzten Jahrhunderten vorübergehend einen entscheidenden Einfluß geltend gemacht. Bis dahin zerfiel es in eine Menge von Fürstenthümern, die einander befehdeten. Das D. bietet nur wenige Beispiele, daß eine größere Zahl dieser Reiche zeitweise zu einem mächtigern Ganzen vereinigt wurde. Am meisten Einfluß erlangten die Könige von Orissa im 3. Jahrh. n. Chr. unter der Andhradynastie, im 5. Jahrh. unter den Kesariwamça, im 12. und 13. Jahrh. unter den Herrschern aus dem Geschlecht Gangawamça, im 14. Jahrh. unter der Bahmanidynastie. Die Herrschaft der Muselmanen über D. begründete in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Allahuddin; es erfolgte der Sturz der Bahmani, und muselmanische Dynastien nahmen die Stelle der Hindufürsten ein, die sich nur in wenigen Staaten noch erhalten konnten. Von größerer Bedeutung wurde der von Sewadschi, der aus einem geringen Gutsbesitzer ein glücklicher Kämpfer gegen den Druck der Regierung des Großmoguls Aurengzib wurde, 1676 gestiftete Staat der Mahratten (s. d.). Der Sturz des Mogulreichs gelang den Mahratten nicht. Im Jahr 1767 schlossen sie ein Bündnis mit der Ostindischen Kompagnie, 1774 traten sie als ihre Gegner auf, 1782 kam es zum vorläufigen Frieden; 1818 endete der mit dem Peischwa geführte Krieg mit dessen Depossedirung. Vgl. Haiderabad, Haider Ali, Maissur, Peischwa.

Dekker, 1) Jeremias de, holländ. Dichter, geb. 1609 zu Dordrecht, widmete sich dem Handelsstand zu Amsterdam, starb daselbst 1666. Seine Dichtungen zeichnen sich durch reine Sprache und kernigen Ausdruck aus, weniger durch Schwung und poetische Gedanken. Sein erstes größeres poetisches Werk war: »De Klagliederen van Jeremias«, dem bald andere folgten. Seine satirischen Gedichte, z. B. »Lof der geldzucht«, und seine Epigramme (»Puntdichten«) gehören zu dem Bessern, was die Literatur jener Zeit in dieser Gattung aufzuweisen hat. Im »Goede vrijdag« (Karfreitag) besang er den Tod Christi in einer Reihe von Gedichten. Am besten ist seine »Häusliche Poesie«. Eine Sammlung seiner Dichtungen, die er bescheiden »Rym-oeffeningen« nannte, erschien Amsterdam 1659 u. öfter, am besten herausgegeben von Brouerius van Nidek (das. 1726, 2 Bde.).

2) Eduard Douwes, holländ. Schriftsteller, geb. 1820 zu Amsterdam, kam im 20. Jahr nach Java und bekleidete dort 17 Jahre lang eine Steuerassistentenstelle. Durch seinen Widerstand gegen die Mißbräuche der Kolonialverwaltung kam er um diese Stellung und suchte seitdem in Holland seine Erfahrungen und Ansichten publicistisch zu verwerthen. Den größten Eindruck machte der Roman »Max Havelaar« (1860), den er unter dem Schriftstellernamen Multatuli veröffentlichte. Die javanischen Zustände sind darin mit glänzender Farbe und glühendem Gefühl geschildert; Natur und Menschen des Südostens und ihre Ausbeutung durch die holländischen Beamten und Kaufleute treten in das hellste Licht. Allgemeinere Gegenstände behandeln Dekkers »Minnebrieven« (1860) und seine »Ideen« (1862); immer aber tritt der Unmuth des im Kampf unterlegenen Edlen stark hervor.

Deklamation (lat. Declamatio), der kunstgerechte Vortrag eines stilistischen Produkts, durch welchen nicht nur der Sinn desselben treu und verständlich wiedergegeben, sondern auch die Gemüthsstimmung, in welcher das Stück verfaßt ist, auf den Hörer übergetragen wird. Die ersten Bedingungen einer guten D. sind eine auf Ausbildung und Gewandtheit der Sprachorgane beruhende richtige Aussprache und Betonung der Worte und Silben sowie die gehörige, das Verständnis erleichternde Beobachtung der durch die Interpunktion gegebenen syntaktischen Pausen, von welchen die rhetorischen wohl zu unterscheiden sind. Dies die grammatische D., welche sich zur charakterisirenden gestaltet, wenn nicht nur der Sinn und Charakter des Stücks, sondern auch das von dem Autor bei der Abfassung und von dem Deklamator beim Vortrag Empfundene durch sie ihren angemessenen Ausdruck findet. Hierzu sind nothwendige Erfordernisse eine volltönende, starke, biegsame Stimme, die sich den verschiedenen Gemüths-

und Seelenstimmungen leicht anbequemt und danach modificirt, Geläufigkeit der Zunge, richtige Anwendung der hohen, mittleren und tiefen Tonlagen und der mannigfaltigen Nüancen derselben je nach den Stimmungen, Leidenschaften und Affekten, welche das Stück ausdrücken soll. Es sind dies die Tonfarben, die so mannigfaltig sind wie die Empfindungen der menschlichen Brust, die sich indessen doch auf einige Tonarten, wie die dumpfe und helle, die kalte und warme, die ruhige und lebhafte, die schwere und leichte, die harte und weiche, zurückführen lassen, die freilich ihrerseits wieder unendlicher Nüancen fähig sind. Von großer Wichtigkeit ist das Athemholen, das nur bei solchen Stellen der Rede eintreten darf, wo ein Absetzen geboten oder erlaubt ist, und das nie hörbar werden darf. Weitere Erfordernisse sind genaue Beobachtung der richtigen Betonung (des Redeaccents), also Hervorhebung der wichtigeren Begriffe und Vorstellungen durch stärkere Betonung; Einhaltung des richtigen Zeitmaßes, d. h. des dem Inhalt des Stücks entsprechenden Grades der Geschwindigkeit der Rede, die bei leidenschaftlicher oder affektvoller Erregung sich steigern, bei ruhiger, verständiger Betrachtung, auch behufs des Ausdrucks trauriger und wehmüthiger Gemüthsstimmung sich mäßigen muß. Endlich gibt es noch eine personificirende D., welche den Charakter einer Person, der gewisse Stimmungen, Empfindungen, Vorstellungen, Grundsätze 2c. beigelegt werden, zum Ausdruck zu bringen sucht, und zwar entweder den ganzen Menschen nach seiner physischen und geistigen Individualität wie nach seinen äußeren Lebensverhältnissen, oder nur eine in diesem Menschen vorwiegende bestimmte Empfindung, Vorstellung, Leidenschaft 2c. Den ganzen Menschen sucht der dramatische Künstler zur Anschauung zu bringen, wobei er außer der Rede auch das Kostüm und die Maske zu Hülfe nimmt. Die Darstellung einer vorübergehenden Gemüthsbeschaffenheit aber ist vornehmlich Aufgabe der D. Der Deklamator unterscheidet sich besonders dadurch von dem Schauspieler, daß er in eigener Person auftritt, wie der Redner, während jener eine andere Person darstellt. Ueber die Geberden (Aktion, Gestikulation und Mimik), welche die D. unterstützen und verdeutlichen sollen, läßt sich nur Eine Regel geben, die, richtig befolgt, vor jeder Verirrung bewahren wird. Der Vortragende wende allein jene Geberden an, die im wirklichen Leben von natürlichen und gebildeten Menschen bei solchen Empfindungen und in solchen Situationen, wie er sie vorzutragen hat, gemacht werden. Alle Malerei, sowohl mit der Stimme, wie mit Mienen und Händen, ist vom Uebel und wirkt störend. Die D. ist der richtigen Beleuchtung eines guten Bildes vergleichbar; durch zu grelle Beleuchtung oder zu starke Schatten kann es nur verlieren. Das Gedicht bleibt die Hauptsache, die D. ist stets nur etwas Untergeordnetes, und je mehr der Vortragende sich auf verständige Weise individuell unterzuordnen weiß, desto mehr wird sein Vortrag wirken.

Aus Quintilians Rhetorik geht hervor, daß die Alten rücksichtlich jeder Art der Rede Forschungen sowohl über die Stimme, als über die Mittel, sie zu heben und zu stärken, angestellt haben. Die Ertheilung eines eigenen Unterrichts darüber war sogar einer besondern Profession vorbehalten. Es ist dies die der Phonasken, Stimmmeister (der Laube'sche Vortragsmeister?), oder nach Varro Stimmhähne, welche sich den Tonkünstlern und Aerzten anreihten, die Stimmorgane in der gehörigen Stärke des Tons übten und dafür diätetischen Rath und Hülfsmittel gaben. Ueberall, hauptsächlich beim Vortrag schwerer und Nachdruck erfordernder Stellen, befand der Phonaskos sich zur Seite, um nöthigenfalls sogleich Ton und Takt anzugeben. Dies war indeß nur bei der öffentlichen Rede der Fall, wogegen die Schauspieler auf der Bühne eine andere musikalische Begleitung ihrer D. durch eine Art Flöte (tibia), außerdem ihren Musikmeister oder Taktangeber und selbst ihren Souffleur (hypoboleus, monitor) hatten. Im Mittelalter wurde die D. sehr vernachlässigt, bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften aber wieder hervorgesucht, und seitdem hat sie sich da wieder gehoben, wo die schönen Künste geschätzt werden und insbesondere die Beredsamkeit den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, wie in den konstitutionellen Staaten, eröffnet. Ueber D. gibt es eine ganze Literatur; wir nennen nur: N. Frischlin, Methodus declamandi (Straßb. 1606); P. Francius, De ratione declamandi (Amsterd. 1696); L. Riccoboni, Pensées sur la déclamation (Par. 1738); Klopstock, Ueber Sprache und Dichtkunst (Hamb. 1779); Rellstab, Versuch über die Vereinigung der musikalischen und oratorischen D. (Berl. 1786). Schocher (»Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?« Leipz. 1792) stellte ein eigenes System von Regeln für D. auf und wurde dadurch der Begründer der Deklamatorik oder der Theorie der D. Vgl. ferner Bielefeld, Ueber die D. als Wissenschaft (Hamb 1807); Wötzel, Geschichte der D., nach Schochers Ideen (Leipz. 1815); A. v. Seckendorf, Vorlesungen über D. und Mimik (Braunschw. 1815—16, 2 Bde.); Falkmann, Praktische Rhetorik (Hannov. 1836—39, 2 Bde.); O. Guttmann, Gymnastik der Stimme (2. Aufl., Leipz. 1867); R. Benedix, Der mündliche Vortrag (2. Aufl., das. 1870, 3 Bde.); R. Genée, Poetische Abende (das. 1874).

Der musikalisch-deklamatorische Vortrag ist theils frei, theils bedingt durch harmonisch-rhythmische Bewegung solcher Tonstücke, worin der melodische Gehalt über den deklamatorischen vorherrscht. Dies ist der Fall in allen melodischen Gesangsformen, welche durch harmonische Mehrstimmigkeit einen bestimmten gleichzeitigen Taktfortschritt bedingen. Frei ist der musikalisch-deklamatorische Vortrag im sogen. Recitativ, wo sich der Sänger die dem Textinhalt angemessene Rhythmik selbst schafft. Die Modifikation nun, welche der Sänger bei seinem Vortrag den Tönen und Worten gibt, heißt musikalische D. Die ästhetische Schönheit dieser D. ist bedingt durch eine schulgerecht ausgebildete Stimme, die im Stande ist, alle die mannigfaltigen Modifikationen, wie sie die Schönheit des Vortrags fordert, anzunehmen, und zwar mit künstlerischer Leichtigkeit und ohne bemerkbare Anstrengung, die das Wohlgefallen stören würde. Die Modifikationen, welche die Töne der Stimme durch die Konsonanten erhalten, werden als Artikulation bezeichnet. Diese muß dem Gehör bestimmt und leicht vernehmlich sein: man muß den Sänger leicht verstehen können Die musikalische D. selbst aber muß lebhaft sein, d. h. die Stimme muß alle Töne mit angemessener Kraft und Stärke hervorbringen. Wenn es an dieser Energie des Vortrags fehlt, so ist der Gesang matt und wird insbesondere schleppend genannt, wenn ihm diejenige Lebhaftigkeit mangelt, die aus einer angemessenen Geschwindigkeit der Aussprache der einzelnen Töne und in der Folge

derselben entsteht. Ferner ist Wohllaut ein Haupterfordernis der Gesangsdeklamation. Eine wohllautende oder wohlklingende Stimme ist rein, voll, gleich, biegsam, angenehm, edel, rührend. Zur allgemeinen Schönheit der musikalischen D. gehört endlich subjektive Natürlichkeit, d. h. man darf dem Ton der Stimme und der Aussprache der Worte nichts Affektirtes, Gezierteś, Gekünsteltes oder Gezwungenes anmerken. Hierzu gehört, daß der Sänger eine vollkommene Fertigkeit in der Mundart habe, deren er sich bedient, und daß seine Stimme in allen Registern mit Leichtigkeit anspreche.

Deklaration (lat.), Erklärung; in der Logik s. v. w. Definition; im Rechtswesen die Erklärung eines Schuldners über den Stand seines Vermögens, um Nachlaß oder Aufschub zu erlangen; im Handel ein Verzeichnis der zu verzollenden Waare. Jeder Waarenführer muß nämlich bei der Ankunft, bevor ihm die Kommunikation mit dem Lande gestattet wird, deklariren, d. h. genau angeben, was er an Personen und Gütern mit sich führt. Die generelle D. (Ladungsverzeichnis, Manifest), welche bei der Einfuhr zu Land oder zu Wasser abzugeben ist, muß nach dem deutschen Zollgesetz vom 1. Juli 1869 enthalten: die Zahl der Wägen, oder bei Schiffen Namen oder Nummer; Namen und Wohnort der Waarenempfänger; Zahl der Stücke (Kolli), Verpackungsart, Zeichen und Nummern derselben, Gattung der Waaren im allgemeinen; außerdem beim Eingang auf der Eisenbahn das Bruttogewicht der Waaren. Die Richtigkeit dieser Angaben muß der Deklarant versichern und durch seine Unterschrift verbürgen. Außerdem bedarf es in der Regel noch specieller Deklarationen, namentlich wenn Waaren nicht auf der Eisenbahn oder zu Schiff eingehen, welche die Menge und Gattung der Waaren nach den Benennungen und Maßstäben des Zolltarifs enthalten müssen, sowie, welche Abfertigungsform begehrt wird. Bei nicht rechtzeitiger Abgabe der Deklarationen werden die Waaren auf Kosten und Gefahr der Interessenten in amtlichen Gewahrsam genommen. Unrichtige oder unterlassene D. verbotener Gegenstände, falsche specielle Deklarationen u. dgl. konstituiren den Begriff der strafbaren Kontrebande oder Defraudation. Der Regel nach wird diese schon dann als verübt angenommen, wenn die betreffenden Thatsachen erwiesen sind; des Nachweises der rechtswidrigen Absicht bedarf es nicht.

Deklination (lat.), in der Grammatik die Abwandlung (Flexion) eines Nomen (Substantivum, Adjektivum, Pronomen, Zahlwort) durch die verschiedenen Kasus, um die Beziehung zu anderen Theilen des Satzes auszudrücken. Entsprechend sind die Ausdrücke dekliniren, ein Nomen nach den Regeln der D. flektiren, abwandeln; deklinabel, was deklinirt werden kann. In der Astronomie ist D. s. v. w. Abweichung. Ueber D. des Magnets (magnetische D.) s. Magnetismus.

Deklinationsnadel, s. Magnetismus.

Dekliv (lat.), abwärts geneigt; Deklivität, Abhängigkeit des Bodens, Abdachung.

Dekokt (lat., n., »Absud«), s. Abkochen.

Dekollation (Dekollirung, lat.), Enthauptung.

Dekolletirt (franz.), mit bloßem Hals, bis zur Brust entblößt, von der Damentracht mit tief ausgeschnittenen Kleidern.

Dekoloriren (lat.), entfärben, sich entfärben; erblassen, verschießen; Dekoloration, Entfärbung.

Dekomponiren (lat.), Zusammengesetztes auseinander nehmen, zerlegen; Dekomposition, Zersetzung; Auflösung eines Körpers in seine Grundbestandtheile.

Dekomptiren (franz., spr. -kongt-), abrechnen, abziehen.

Dekontenance (franz., f., spr. -kongt'nangs), mangelnde Fassung, Bestürzung; dekontenanciren, aus der Fassung bringen.

Dekonzertiren (franz.), aus musikalischem Zusammenspiel (Konzert) herausbringen; aus der Fassung bringen, verwirren, verblüffen.

Dekoration (lat.), im allgemeinen jede Ausschmückung oder Verzierung irgend eines Gegenstands, welche ihm ein gefälligeres Aussehen zu geben bezweckt. Was die D. von Gebäuden anlangt, so muß dieselbe mit dem Charakter des Gebäudes im Einklang stehen; die D. darf nie die Wirkung der Hauptform beeinträchtigen, nie den Eindruck des Ganzen verändern, sondern muß vielmehr beides heben. Die Massen der D. dürfen nie zu groß sein, dieselben dürfen aber ebensowenig zu vereinzelt stehen. Soll ein Gebäude nur wenig Verzierungen erhalten, so ziehe man vor, dieselben auf einen Haupttheil, z. B. das Portal u. dgl., zu koncentriren, als über die ganze Fläche des Gebäudes zu vertheilen, wo sie nur geringen Eindruck machen würden. Ebenso darf man bei reicher Verzierung die dekorativen Theile nicht zu gleichmäßig über die ganze Außenseite des Gebäudes vertheilen, sondern muß dem Auge des Beschauers hier und da eine unverzierte Fläche als Ruhepunkt darbieten und nur die für die Bestimmung des Gebäudes besonders wichtigen Stellen auf diese Weise auszeichnen, wodurch zugleich die einzelnen Verzierungen nur an Werth gewinnen können. Die Mittel zur D. der Gebäude sind theils körperliche, theils chromatische. Die körperlichen wiederum sind: rein architektonische, als Simse, Konsolen, Verdachungen, Lisenen, Strebepfeiler &c., welche als ästhetische Darstellungen nothwendiger Theile sich aus der Konstruktion des Gebäudes ergeben; ornamentale, wie Laub- und Blumenwerk, Ranken, Akroterien &c., und rein plastische, d. h. Thier- und Menschengestalten, Karyatiden &c. Die D. muß sich nach dem Baustil des Gebäudes richten, also verschieden sein, je nachdem dieses dem griechischen, maurischen, romanischen, gothischen oder Renaissancestil angehört. Sie muß sich ferner nach der Oertlichkeit richten, an welcher sie anzubringen ist, im Aeußern derber, im Innern des Gebäudes feiner und hier wieder an den Decken leichter als an den Wänden gehalten werden. — Im engern und gewöhnlichern Sinn ist D. die Theatermalerei oder vielmehr die Gesammtheit der materiellen, auf die Vergegenwärtigung des Oertlichen abzweckenden Hülfsmittel der Bühne, so weit sie der Malerei unterliegen. Hierzu gehören die Kulissen, der Grund oder die Gardine (besser Kurtine oder Kortine), wodurch am Ende der Bühne die Aussicht geschlossen wird, die Vor- und Ansätze und die Soffiten, welche die Decke bilden. Der Dekorationsmaler muß, um die örtliche Täuschung hervorzubringen, vorzüglich die Linear- und Luftperspektive verstehen und die Wirkung des Lichts, namentlich des Lampenlichts, sowie die Größe der darzustellenden Gegenstände, Häuser, Bäume &c., richtig berechnen können. Ein brillantes Kolorit, zweckmäßige Anwendung des Halbdunkels, der Schatten- und Lichtmassen sind bei dieser Malerei

um so nothwendiger, als die eigentliche Aufgabe darin besteht, frappante Täuschung und momentanes Wohlgefallen hervorzubringen. Die reizendste Abenddekoration bietet bei Tageslicht kaum einen erträglichen Anblick dar. Die Mittel des Dekorationsmalers, der übrigens mehr andeuten, als ausführen soll, sind Wasserfarben (weil sie schnellere Arbeit gestatten und nicht blenden). Schon die Alten kannten die D. der Bühne. Als der älteste Dekorationsmaler wird Aristarchos genannt, welcher auf Veranlassung des Aeschylos zuerst die Regeln der Perspektive auf die Schaubühne in Athen angewendet haben soll. Die tragische Bühne zeigte bei den Alten Säulen, Statuen, Paläste und andere der Würde hoher Personen angemessene Verzierungen; die komische Privathäuser, Dächer, Fenster und andere dem gemeinen Leben angehörige Gegenstände; die satirische Bäume, Höhlen, Grotten, Berge und andere ländliche Gegenstände. Die Veränderung der D., wie sie jetzt gebräuchlich ist, war den Alten unbekannt; sie blieb durch die ganze Dauer des Stücks eine und dieselbe. Die neuere Art von Dekorationen entstand um 1530 in Italien, wo Serlio die ersten einführte. Auf der englischen Bühne wurde noch zu Shakespeare's Zeit das Meiste nur angedeutet. Prachtvolle Dekorationen eignen sich mehr für die Oper als für das recitirende Schau- und Lustspiel. Ausgezeichnete Dekorationsmaler der neuern Zeit sind de Pian, Schinkel, Gropius, Reese, Quaglio, J. Hoffmann u. a. — D. heißt auch Auszeichnung durch Orden, Medaillen 2c.

Dekórt (m., franz. Décourt, engl. Deduction, Abatement, ital. Diffalco, Sconto), im Handel s. v. w. Abzug an der Rechnung wegen schlechter Beschaffenheit der Waaren oder wegen Mangels an Maß und Gewicht; auf mehreren Handelsplätzen, z. B. in Hamburg, bei Waarenverkäufen im großen ein Nachlaß oder eine Vergütung für baare Zahlung, wird in Hamburg zu 6 Proc. jährlich gerechnet und beträgt somit 1 Proc. per 2 Monat (bei Tabak 1½ Proc.). Zu bemerken ist noch, daß der D. stets vom 100 berechnet wird, während der in Hamburg übliche Rabatt 8⅓ Proc. auf rohen und 4⅙ Proc. auf raffinirten Zucker auf 100 (also 108⅓ = 8⅓) gerechnet wird. Davon dekourtiren (dekortiren).

Dekoupiren (franz., spr. -ku-), zerlegen, zerschneiden.

Dekouragiren (franz., spr. -kuraschi-), entmuthigen; Dekouragement (spr. -kuráschmäng), Entmuthigung.

Dekourtiren (dekortiren), s. Dekort.

Dekouvriren (franz., spr. -kuw-), entdecken, offenbaren, zu erkennen geben.

Dekreditiren (franz.), den Kredit, den guten Ruf einer Person oder Sache schmälern; vgl. Diskreditiren.

Dekrement (lat.), Abnahme, Verfall.

Dekrepitiren (lat.), abknistern, von Krystallen, die mechanisch eingeschlossenes Wasser (Dekrepitationswasser) enthalten und infolge davon beim Erhitzen mit Geräusch zerspringen, wie z. B. Kochsalz, schwefelsaures Kali 2c.; davon Dekrepitation, Abknistern, Verpuffen.

Dekrescénz (lat., f.), Abnahme, Verringerung; dekresciren, abnehmen, schwächer werden, verfallen.

Dekrét (lat. Decretum, n.), im allgemeinen jede Verfügung oder Entscheidung, jeder Erlaß einer Behörde; im engern Sinn eine richterliche oder überhaupt obrigkeitliche Verfügung, welche auf einseitiges Ansuchen der Parteien ergeht, im Gegensatze zur Entscheidung nach rechtlichem Gehör beider Theile, dem sogen. Bescheid (Erkenntnis, Sentenz, Urtheil). Diejenigen richterlichen Dekrete, welche sich bloß auf die Leitung des Processes beziehen, theilt man ein in Ladungsdekrete (citationes), Kommunikativdekrete, behufs Mittheilung einer Proceßschrift erlassen, und Notifikationsdekrete, welche zum Zweck der Benachrichtigung einer Partei von einer Proceßhandlung ergehen. Ihrem Inhalt nach sind die Dekrete monitorisch, wenn der Partei nur eröffnet wird, daß es ihr frei stehe, einer Handlung beizuwohnen, oder arktatorisch, wenn ihr etwas befohlen wird. Dekrete, durch welche ein Antrag abgewiesen wird, heißen Decreta rejectoria; wird dem Antrag stattgegeben, so nennt man sie Mandata oder Ordinationes. Da alle diese Dekrete nicht rechtskräftig werden, so sind dagegen eigentliche Rechtsmittel weder nöthig noch zulässig; wohl aber können dagegen einfache Beschwerden (Rekurse und Extrajudikalappellationen) nach den Umständen bei den höheren Gerichten oder bei den vorgesetzten Staatsbehörden (dem Justizministerium, Staatsrath 2c.) geführt werden. Auch heißen Dekrete Befehle, die von Seiten der Staatsgewalt an einzelne Personen ergehen, ohne der Form nach Resolutionen auf Anträge oder Bitten derselben zu sein, wie Anstellungs-, Entlassungsdekrete 2c. Ebenso kann die Staatsregierung durch Dekrete provisorische Verfügungen und Mittheilungen an die Volksvertretungen erlassen. Zur Zeit der frühern deutschen Reichsverfassung hießen die Erlasse des Kaisers an die versammelten Reichsstände Dekrete, und zwar kaiserliche Hofdekrete, wenn sie aus dem kaiserlichen Kabinet erlassen wurden, Kommissionsdekrete, wenn sie vom kaiserlichen Principalkommissarius bei der Reichsversammlung übergeben wurden.

Dekretalen (Literae decretales, Dekretalbriefe), Antwortschreiben und Entscheidungen, welche die Päpste theils auf Anfragen anderer, theils aus eigenem Antrieb an die Bischöfe verschiedener Länder über streitige oder zweifelhafte Fälle der Kirchendisciplin und Kirchenzucht zu erlassen pflegten. Dergleichen Dekrete galten anfangs nur als gute Rathschläge und wurden als solche je nach den obwaltenden Umständen und Verhältnissen von den übrigen Bischöfen gleich den Aussprüchen anderer angesehenen Kirchenlehrer benutzt. Allein schon seit dem 5. Jahrh. beanspruchten sie obligatorische Kraft auf Grund des Wesens des päpstlichen Primats. Die Verbreitung jener D. geschah durch Mitwirkung derjenigen Bischöfe, an die sie zunächst gerichtet waren. Seit dem 5. Jahrh. aber fanden sie auch in die Sammlungen der Canones (s. Kanon) Aufnahme und wurden bald den Koncilienbeschlüssen gleich gestellt. Das meiste Aufsehen erregte die Sammlung der sogen. falschen D., die als die D. des Pseudoisidor (s. d.) bezeichnet zu werden pflegt.

Dekretisten (lat.), im Mittelalter Rechtsgelehrte, welche, im Gegensatze zu den Legisten oder Anhängern des römischen Rechts, das kanonische Recht als die begründende Quelle aller Staatsverhältnisse betrachteten, daher stets für die Oberhoheit des Papstes stimmten und sich auf die Decreta Paparum (s. Dekretalen) beriefen. D. hießen auch Lehrer, welche auf Universitäten Vorlesungen über die päpstlichen Dekretalen hielten.

Dekupliren (lat.), verzehnfachen; Dekuplum, das Zehnfache.

Dekursion (lat.), das Herab-, Abwärtslaufen (eines Flusses); dekursiv, abwärts laufend.

Dekussirt (lat.), gekreuzt, in der Botanik diejenige Anordnung gegenständiger Blätter, bei welcher die aufeinander folgenden Blattpaare rechtwinklig sich kreuzen, so daß immer das dritte Paar wieder in derselben Richtung steht wie das erste (vgl. Blatt).

Del., Abbreviatur für das lateinische dele, streiche, lösche, oder deleatur, es werde gestrichen; unter Kupferstichen s. v. w. delineavit, er hat (es) gezeichnet.

De la Bêche (spr. -bähsch), Sir Henry Thomas, engl. Geolog, geb. 1796 zu London, widmete sich, nachdem er eine Zeitlang im Militärdienst gestanden, ausschließlich seinen Studien, machte 1819 eine geologische Reise durch die Schweiz und Italien, nahm dann in Verbindung mit Conybeare in England geologische Untersuchungen vor und entdeckte die fossilen Ueberreste eines eidechsenartigen Thiers, das er Plesiosaurus nannte. In Jamaica begütert, benutzte er 1825 einen Aufenthalt daselbst zur Untersuchung der geognostischen Struktur der Insel. Er schrieb: »Geological notes« (Lond. 1830); »Sections and views of geological phenomena« (das. 1830); »Geological manual« (das. 1831; deutsch von H. v. Dechen, Berl. 1832); »Researches in theoretical geology« (Lond. 1834; deutsch, Quedlinb. 1836); »Geological observer« (das. 1853) u. a.; lieferte treffliche geognostische Karten und gründete das Museum der praktischen Geologie in London. Er starb 13. April 1855. England verdankt ihm eine genaue geologische Durchforschung und Beschreibung des Landes, welche er zum großen Theil auf eigene Kosten ausführte. Als Direktor der Geological Survey arbeitete er aber auch im Auftrag der Regierung und erhielt 1848 die Ritterwürde.

Delaborde (spr. dölabórd), 1) Henri François, Graf, franz. General, geb. 21. Dec. 1764 zu Dijon als Sohn eines Bäckers, trat beim Ausbruch der Revolution als Unterofficier in ein Infanterieregiment, ward im Feldzug von 1793 bereits Brigadegeneral und bald darauf unter Dugommier Chef des Generalstabs bei der Armee von Toulon. Im Jahr 1794 befehligte er das Centrum der Armee der Westpyrenäen in Spanien, bemächtigte sich 25. Juli der Redouten an der Bidassoa, schlug 16. Okt. den General Filangieri bei Misquiriz und nahm das Thal von Roncevaux in Besitz. Von da ward er mit einer Division an den Rhein geschickt, wo er den Breisgau besetzte, während Moreau in Bayern vordrang. Nach dem Frieden von Lüneville zum Gouverneur der 13. Militärdivision ernannt, ging er 1807 unter Junot nach Portugal und ward Gouverneur von Lissabon. Nach Räumung Portugals 1808 ging er nach Spanien zurück, wo ihn Napoleon I. zum Grafen erhob. Im Jahr 1812 kommandirte er eine Division der Armee des Marschalls Mortier; nach der ersten Restauration wurde er zum Kommandanten der 10. Militärdivision ernannt. Nach Napoleons Rückkehr von Elba erklärte er sich in begeisterten Phrasen für diesen und ward an die Spitze mehrerer Divisionen des Westens gestellt und zum Pair von Frankreich erhoben. Nach der zweiten Restauration auf die Liste der proskribirten Officiere gesetzt, wurde er September 1816 vor ein Kriegsgericht gestellt; dies erklärte sich jedoch für inkompetent, weil der Name Delaborde's in der Anklageakte de Laborde lautete, mithin die Identität der Person zweifelhaft war, und unter den vielen Verfolgungen blieb die Sache liegen. Er lebte seitdem in Zurückgezogenheit und starb 3. Febr. 1830.

2) Jean Joseph, s. Laborde.

Délabrement (franz., spr. -labr'mäng), Zerrüttung, Verfall.

Delacroix (spr. dölakrŏá), 1) Ferdinand Victor Eugène, franz. Historienmaler, einer der Hauptrepräsentanten der sogen. romantischen Schule, geb. 26. April 1799 zu Charenton-St.-Maurice bei Paris, war Schüler Guerins, dessen Richtung er aber, mit genialer Kühnheit die von der ältern klassischen Schule gezogenen Schranken durchbrechend, bald ganz verließ, um eine neue Bahn einzuschlagen. Alle seine Werke beurkunden sein Streben nach imponirender Wirkung, nach scharfen Kontrasten in oft übertriebenem Ausdruck, nach grellem, besonders in der Beleuchtung beruhendem Effekt. Nachdem er bereits 1822 mit einem phantastischen Gemälde: Dante und Virgil, über den See der Höllenstadt fahrend (jetzt im Luxembourg), vor die Oeffentlichkeit getreten, lieferte er zwei Jahre später das Blutbad auf Scio (ebendaselbst), welches gewissermaßen als das Manifest der romantischen Schule zu betrachten ist, daher sich ein heftiger Streit darüber entspann. Seitdem producirte D., fast mit der Fülle und Vielseitigkeit eines Rubens, das Verschiedenartigste, wozu ihm Mythologie, christliche Religion, Politik, Alltagsleben, Poesie und Allegorie den Stoff gaben. Daneben fertigte er Schlachtgemälde, Porträts, Konversations-, Marine- und Thierstücke in Oel und Aquarell, weitläufige Fresken und selbst Radirungen. Der berechneten schematischen Gruppirung der klassischen Schule setzte er ein buntes Gestaltengewimmel entgegen. Ueberall in seiner Malerei zeigt sich wilde, ungebändigte Kraft und Energie, die ihn mit der David'schen Schule in schroffen Gegensatz bringen mußte. Während er aber in Bezug auf Farbenreichthum, lebendigen Ausdruck und wirkungsvolle Komposition und Darstellung noch unübertroffen ist, läßt er Eleganz und Korrektheit sowie Erhabenheit des Stils oft vermissen, nicht minder die volle Durchführung seiner meist nur mit anscheinend skizzenhafter Leichtigkeit hingeworfenen Werke. Während der Künstler auf der einen Seite übermäßig gepriesen ward, traf ihn daher von der andern ungebührliche Herabsetzung. D. war aber vornehmlich der Abgott der neuerungslustigen Jugend unter den Künstlern und hat unter dieser zahlreiche Schüler und Nachahmer, wiewohl er keine eigentliche Schule gebildet hat. Von seinen größeren Werken verdienen folgende hervorgehoben zu werden: Hellas, trauernd auf den Ruinen Missolunghi's unter den Erschlagenen (1826); die Enthauptung des Dogen Marino Falieri (nach Byron); Milton mit seinen Töchtern; Christus am Oelberg (in der Kirche St. Paul zu Paris); Justinian, seine Gesetze niederschreibend (im Louvre); Sardanapal, auf dem Scheiterhaufen sich dem Untergang weihend (sämmtlich im Salon 1827); die Göttin der Freiheit, das Volk führend (im Luxembourg), und der Tod des Bischofs von Lüttich, nach W. Scotts Quentin Durward (Salon 1831). In demselben Jahr wurde der Künstler einer außerordentlichen Gesandtschaft beigegeben, welche Ludwig Philipp an den Kaiser von Marokko abgehen ließ, bedeutungsvoll dadurch, daß von nun ab dem französischen Pinsel ein neues und ebenso weites als der Farbenlust zusagendes Feld eröffnet wurde, nämlich der Orient. In diesem kommt auch bei D., wie

kurz vorher bei Decamps, die französische »Magie des Farbenscheins« zuerst zum Durchbruch, und die algierischen Frauen in ihrem Gemach (1834, Luxembourg) bezeichnen als »Edelstein und Geschmeide in prächtigem Schrein« deren volle Einbürgerung. Seitenstücke dieser Gemälde sind die jüdische Hochzeit in Marokko und die Konvulsionäre von Tanger. Die koloristische Weiterentwickelung ist aber auch an seinen weiteren Historiengemälden zu erkennen, wie in Ludwig dem Heiligen in der Schlacht gegen die Engländer auf der Brücke von Taillebourg an der Charente (in Versailles), Medea (1838, in Lille), Kleopatra (1839), dem Urtheil Trajans (1840), der Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzritter (in Versailles), dem Tod Mark Aurels (1845, in Toulouse), Christus am Kreuz (1847), Kreuzabnahme (in der Kirche St. Louis zu Paris) ꝛc. Ausgezeichnet sind D.' Arbeiten in der vormaligen Deputirten- und Pairskammer. Im Palais Bourbon schmückte er den sogen. Salon du roi mit allegorischen Darstellungen. Im Bibliothekzimmer des Luxembourg malte er an der Decke und in den Pendentifs der Kuppel historische Sujets, worunter das Hauptbild Dante und Virgil unter den berühmtesten Dichtern, Philosophen, Staatsmännern und Helden des Alterthums (nach Dante's »Göttlicher Komödie«) darstellt. In Hinsicht auf poetische Erfindung und feuriges, harmonisches Kolorit ist dies eins der ausgezeichnetsten Werke der neuern französischen Kunst, welches sich denen eines Paul Veronese und anderer hervorragenden Maler der venetianischen Schule würdig anreiht. Alle diese Bilder sind nach der in Paris üblichen Art in Oel, aber unmittelbar auf den mit heißem Oel getränkten, wohlgrundirten Stein gemalt. Den Plafond des Salons in der vormaligen Deputirtenkammer schmückte er mit den allegorischen Gestalten der Gerechtigkeit, der Industrie, der Landwirtschaft und des Kriegs sowie mit den Genien der Wissenschaft, der Kunst, des Landlebens und der Stärke. Im Stadthaus stellte er die Segnungen des Friedens in einem ausgedehnten Bildercyklus dar. Zu den letzten Werken D.' gehören das große mythologische Mittelbild am Plafond der Apollogallerie des Louvre und die Darstellungen der in der Bibel erwähnten siegreichen Kämpfe der Engel gegen die Dämonen in der Engelkapelle der Kirche St. Sulpice zu Paris. Außerdem lieferte er 17 Lithographien zur Uebersetzung des Goethe'schen »Faust« von A. Stapfer (1828) und Illustrationen zu Shakespeare's »Hamlet« (1843). Ueberhaupt sind Scenen aus den Werken der genannten Dichter sowie aus Walter Scotts Romanen D.' Lieblingsstoffe. Als Schriftsteller trat er mit einem Aufsatz über Michelangelo und dessen Jüngstes Gericht in der »Revue des Deux Mondes« (1837) sowie mit verschiedenen Beiträgen zum »Plutarque français« auf. D. starb 13. Aug. 1863. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei (Leipz. 1867); Moreau, E. D. et son œuvre (Par. 1873).

2) Auguste, franz. Genre- und Marinemaler, geb. 1812 zu Boulogne sur Mer, gest. daselbst 1868, bewegte sich vorwiegend in Küstendarstellungen seiner Heimat wie des afrikanischen Nordens und sonst in Genredarstellungen aus dem Gebiete der bäuerlichen Idylle wie afrikanischen Lebens.

De Laet (spr. -lāt), Johan Jakob (als Schriftsteller Johan Alfried), einer von denen, welche die neue vlämische Literatur schufen, geb. 13. Dec. 1815 zu Antwerpen, studirte in Löwen Medicin und machte 1839 sein Doktorexamen, gab aber die Praxis bald wieder auf, um in Brüssel ein vlämisches Blatt: »Vlaemsch België«, zu gründen, in welchem er für die Sprache und Rechte der Vlamingen eintrat. Als dasselbe trotz Veränderung des Titels 1845 einging, kehrte D. nach Antwerpen zurück, gründete mit Vleeschhouwer zusammen den »Roskam«, ein satirisches Blatt, gegen die Franzosenfreunde, übernahm 1849 die Redaktion des »Journal d'Anvers« und 1851 die der »Emancipation« in Brüssel, ward aber plötzlich des journalistischen und politischen Treibens überdrüssig und trat an die Spitze einer großen Bäckerei in Antwerpen, die er noch jetzt leitet. Seit ungefähr zehn Jahren Mitglied der belgischen Abgeordnetenkammer, ist D. einer der eifrigsten Verfechter der vlämischen Sache, über welche er auch der Kammer einen Bericht erstatten mußte, der ins Vlämische übersetzt (»De Vlaamsche Zaak«, Antwerp. 1866) im Druck erschien. Von seinen früheren belletristischen Schriften, welche in Bezug auf Stil und Form für klassisch gelten, sind namentlich der Roman »Het Huis van Wesenbeke« (Antwerp. 1842), welcher dreimal ins Deutsche übersetzt wurde, die Dorfgeschichte »Het Lot« (das. 1846; deutsch: »Der Spieler«, Hannov. 1847) und seine »Gedichten« (Antwerp. 1848) zu nennen. Seine Uebersetzungen: »De Schildburgers« aus dem Deutschen (Antwerp. 1845), »Lord Strafford« (das. 1845) und »Tooververhalen« (das. 1847) aus dem Französischen, erschienen unter den Pseudonymen Josef Colveniers und Felix Bogaerts, seine meisten Novellen in den literar. Zeitschriften »Noordstar« (1840—41) u. »Taelverbond« (1845—46). Vgl. J. v. Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas (Leipz. 1861).

Delagoabai, geräumige Bucht an der Ostküste Südafrika's, unter 26° südl. Br., ein Theil des Indischen Oceans, schneidet in das Swasiland und empfängt mehrere Flüsse, unter denen der Umsuti der bedeutendste ist. Vor derselben liegt die von den Engländern okkupirte Insel Inyak. Die Oberhoheit über die einen vortrefflichen Ankergrund darbietende Bai beanspruchen die Portugiesen, welche hier eine Faktorei errichtet haben. Sie treiben von da aus Handel mit der westlich gelegenen Transvaalrepublik, welche auch ihrerseits Anspruch auf einen Theil der Küste an der Bai macht. Das Klima ist sehr ungesund. S. Karte »Kapland ꝛc.«

Délaissement (das, franz. m., spr. -läß'mang), Ueberlassung, Abtretung; Verlassenheit, Hülflosigkeit.

Delambre (spr. dölangbr), Jean Baptiste Joseph, franz. Astronom, geb. 29. Sept. 1749 zu Amiens, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung bei den Jesuiten, dann durch Delisle und ging hierauf nach Paris, um sich philosophischen Studien zu widmen, wandte sich, seit 1771 Erzieher im Haus des Generalpächters d'Assy in Paris, mathematischen und auf Lalande's Rath, der ihn auf einem kleinen Observatorium, das ihm Assy errichten ließ, unterbrachte, astronomischen Studien zu. Die Entdeckung des Uranus durch Herschel gab ihm 1781 Gelegenheit, sich bekannt zu machen, indem er die ersten Tafeln dieses Planeten konstruirte. Bald darauf fing er auch an, neue Sonnentafeln zu entwerfen, sowie ihn später Tafeln des Jupiter und Saturn beschäftigten: »Tables de Jupiter et Saturne« (Par. 1789); »Tables du Soleil, de Jupiter, de Saturne, d'Uranus et des satellites de Jupiter« (das. 1792); »Tables du Soleil« (das. 1806); »Tables écliptiques des satellites de Jupiter« (das. 1817). Im Jahr 1792 ward er Mitglied der Akademie, 1795 auch des Längenbüreau's, 1803

Sekretär des Instituts und 1807 Professor der Astronomie am Collége de France. Sein Hauptwerk ist die mit Méchain ausgeführte große Gradvermessung von Dünkirchen bis Barcelona, die 1792 begonnen, jedoch durch die Schreckensherrschaft unterbrochen ward. Wegen seiner gemäßigten Gesinnungen von der Kommission der neuen Maße ausgeschlossen, ward D. erst nach zwei Jahren wieder angestellt und erhielt nun die Erlaubnis zur Fortsetzung jener Messung, die er 1799 vollendete. Seinen Bericht über diese damals genaueste Gradmessung, welche zur Feststellung des Normalmeters dienen sollte, erstattete D. in der »Base du système métrique décimal« (Par. 1806—1810, 3 Bde.). Im Jahr 1808 wurde er Schatzmeister der Universität, 1815 trat er in den Ruhestand und starb 19. Aug. 1822 zu Paris. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: »Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du méridien« (Par. 1799); »Tables trigonométriques décimales, calculées par Borda, revues et augmentées« (das. 1801); »Abrégé d'astronomie« (das. 1813); »Astronomie théoretique et pratique« (das. 1814, 3 Bde.); »Histoire de l'astronomie« (das. 1817—23, 7 Bde.) u. a.

Delamettrie, s. Lamettrie.

De lana caprina rixari, lateinisches Sprichwort, um Ziegenwolle, d. i. Nichtigkeiten, werthlose Dinge, oder um des Kaisers Bart streiten.

Delangle (spr. -längl), Claude Alphonse, franz. Staatsmann, geb. 6. April 1797 zu Varzy, widmete sich nach Vollendung seiner Rechtsstudien der advokatorischen Praxis, fungirte, durch bedeutende rednerische Begabung sich auszeichnend, von 1840—1846 als Generaladvokat am Kassationshof und ward dann Generalprokurator, in welcher Stellung er unter anderem bei dem Proceß gegen den Herzog von Praslin präsidirte. Im Jahr 1846 ward er in die Kammer gewählt, verließ aber nach der Februarrevolution die politische Laufbahn und widmete sich wieder der advokatorischen Praxis. Nach Napoleons III. Erhebung zum Präsidenten schloß er sich diesem an und ward 30. Dec. 1852 zum Generalprokurator am Kassationshof und zum ersten Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofs sowie später zum Senator ernannt. Am 14. Juni 1858 übernahm er das Ministerium des Innern, 5. Mai 1859 aber unter Ernennung zum Großsiegelbewahrer das der Justiz. 1863 nahm er seine Entlassung als Minister und wurde zum ersten Vicepräsidenten des Senats, 1865 zum Generalprokurator am Kassationshof ernannt. Er starb 1869. Unter seinen Schriften ist zu erwähnen: »Traité sur les sociétés commerciales« (Par. 1843, 2 Bde.).

Delaporte (spr. dolapórt), 1) Michel, franz. Bühnendichter, geb. im September 1806 zu Paris, machte seine Studien auf dem Collége zu Amiens und widmete sich später (1824) unter Regnault der Malerei und Zeichenkunst, bis ihn ein Augenleiden nöthigte, dieser Thätigkeit zu entsagen. Fortan wandte er sich der Schriftstellerei zu und verfaßte (seit 1835) theils allein, theils in Gemeinschaft mit anderen eine große Reihe von Vaudevilles, die auf zahlreichen Bühnen zur Aufführung kamen, zum Theil mit bedeutendem Erfolg. Unter den von ihm allein geschriebenen Stücken fanden »Cabrion ou les infortunes de Pipelet« (1845), »La femme de ménage« (1851) und »Toinette et son carabinier« (1856) den meisten Beifall. Zu seinen Mitarbeitern gehören Cogniard (z. B. »Le nouveau pied de mouton«, 1850), Dupeuty (»Les comédiens et les marionnettes«, 1842), Bayard (»La nouvelle Hermione«, 1858), Anicet-Bourgeois (»Les amours de Mr. et Mme. Denis«, 1845), Montheau (»Les reines des bals publics«, 1852), namentlich aber Varin (»Un hercule et une jolie femme«, 1861; »Ah, que l'amour est agréable!« 1862; »Une femme qui bat son gendre«, 1864; »Mad. Ajax«, 1866, 2c.).

2) Marie, franz. Schauspielerin, geb. 27. Sept. 1838, trat 1852 ins Konservatorium und erhielt 1854 den zweiten Preis im Lustspiel. Sie debütirte 1855 im Gymnase dramatique und blieb 14 Jahre an diesem Theater, wo sie eine große Anzahl von Rollen schuf. Wir nennen von den in Deutschland bekannten Stücken: Cecile in »Montjoye«, Camille in »Heloise Paranquet«, Jeannine in den »Ideen der Madame Aubray«. 1868 ging sie nach Petersburg, wo sie in der letztgenannten Rolle glänzend debütirte.

De la Rive (spr. -rihw), Auguste Arthur, hervorragender Physiker, geb. 9. Okt. 1801 in Genf als der Sohn des als Chemiker und Arzt bedeutenden Charles Gaspard D. (Professors an der Genfer Akademie, 1817—18 Mitglieds der Regierung zu Genf, starb 1834), ward in seinem 22. Lebensjahr Professor der Physik an der Akademie zu Genf und starb daselbst 15. März 1873. Die zahlreichen Untersuchungen, welche er geliefert hat, beziehen sich zum größten Theil auf die Elektricität und den Magnetismus; doch verdankt man ihm auch wichtige Forschungen über die specifische Wärme der Gase (mit Marcet), über die Temperatur der Erdrinde und über das Nordlicht. Er erfaßte 1828 zuerst die Idee, Silber und Kupfer in alkalischen Bädern galvanisch zu vergolden, und legte damit den Grund zu der spätern bedeutenden Ausbildung der Galvanoplastik. Von 1836—41 redigirte er die »Bibliothèque universelle de Genève«, als Supplemente zu derselben »Archives de l'électricité« (Par. u. Genf 1841—45) und mit Morignac u. a. »Archives des sciences physiques et naturelles« (1846—60); auch schrieb er: »Traité de l'électricité théorique et appliquée« (Par. 1854—58, 3 Bde.) und eine Biographie des ältern De Candolle (Genf 1851).

Delaroche (spr. -rósch), Paul (eigentlich Hippolyte), ausgezeichneter franz. Historienmaler, geb. 17. Juli 1797 zu Paris, war eine kurze Zeit Schüler von Gros, schlug aber bald eine selbständige Richtung ein. Schon 1817 entwarf er vortreffliche landschaftliche Skizzen, konkurrirte jedoch vergeblich um den Preis in diesem Fach. Seitdem vorzugsweise der historischen Komposition zugewandt, erregte er zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstwelt durch sein Bild: Joas, als Kind von Josabeth dem Tod entrissen, ein Gemälde von wahrhaft dramatischer Wirkung, obwohl noch nicht frei von dem Klassicismus und dem gespreizten Pathos seiner Schulzeit (1824), und (in demselben Jahr im Salon) Jeanne d'Arc, im Gefängnis vom Kardinal Winchester verhört. Hierauf folgten eine Scene aus der Bartholomäusnacht (Museum in Königsberg) und namentlich (ebenfalls von 1827) der Grundstein seines Ruhms: der Tod der Königin Elisabeth von England (im Luxembourg), durch Kolorit, Kleiderpracht, Lichtgebung und Komposition ebenso hervorragend und epochemachend wie durch die historische Kraft und Wahrheit. Nicht minder hervorragend ist sein drittes Bild desselben Jahrgangs, die Ermordung Duranti's durch den Pariser Pöbel (Gallerie des

Staatsraths im Louvre). Durch Stiche allbekannt sind die beiden historischen Genre-Pendants von 1831: Richelieu, die beiden Verschwörer de Thou und Cinq-Mars auf einem dem seinigen angehängten Schiff die Seine hinauf zum Tode führend, und Mazarin, krank in glänzendem Hofkreis am Kartenspiel theilnehmend, nicht minder die großen historischen Bilder: Cromwell am Sarge Karls I. (im Museum zu Nimes) und die Kinder Eduards IV. von England im Tower im Moment vor ihrem Tode (Luxembourg), das berühmte Gegenstück zu der Hildebrandt'schen Darstellung. Im Salon 1834 trug das herrliche Gemälde: Jane Grey's Hinrichtung im Tower den Preis davon (vormals Gallerie Demidoff, durch Mercuri's Meisterstich allbekannt), 1835 die Ermordung des Herzogs von Guise (im Besitz des Herzogs von Aumale), von Kennern als sein hervorragendstes Werk bezeichnet. Der englischen Geschichte wieder entnommen sind Straffords Gang zur Hinrichtung und König Karl I. von Soldaten Cromwells verhöhnt (1837). Ehe jedoch die letzteren Werke zur Oeffentlichkeit gelangten, hatte sich in D. ein Umschwung von der historischen zur idealen Richtung vollzogen, veranlaßt durch den Auftrag, die Madeleine auszumalen, wozu er sich durch längere Studien in Italien vorbereitete. Die Ausführung des Werks ward zwar wegen der Anordnung der Mitbetheiligung Zieglers von ihm abgelehnt; die Früchte seiner Studien aber bekundeten sich besonders in seinem größten, 1841 vollendeten Werk, dem berühmten sogen. Hémicycle, einem Wandgemälde im halbrunden Saal der École des beaux arts, die Apotheose der bildenden Künste darstellend, einer Komposition mit 74 Figuren auf einem Flächenraum von 16 Meter Länge und 5 Meter Höhe. Der Künstler hat hier mit außerordentlichem Kunstaufwand eine Reihe von Personen, welche drei verschiedenen Jahrhunderten angehören, in einer sinnreichen Fabel vereinigt und zu einem höchst wirkungsreichen Bild gruppirt. Das Bild ist auf mit siedendem Oel getränkten Stein mit Oel gemalt. Wahrheit der historischen Gestalten, vollendete Technik und Schönheit der Komposition lassen alle Bedenken hinsichtlich der Vermengung des idealen Mitteltheils (kränzewerfende Victoria in antiker Gruppe) mit der realistisch behandelten Versammlung verstummen. Als er 1844 abermals Italien besuchte, gewann seine Neigung zum Idealen eine religiöse Richtung durch den Tod seiner angebeteten Gemahlin, so daß die Werke seines letzten Jahrzehnts vorwiegend diesem Gebiet angehören, wie die Pietà, Maria am Kreuzigungstag in ihrer Kammer, Maria am Fuß des Kreuzes, Maria's Heimweg von Golgatha, Maria in Betrachtung der Dornenkrone; allbekannt ist seine im Strom treibende Leiche der Märtyrerin. Historie und historisches Genre pflegte er nur noch, wenn der Gegenstand seiner trüben Stimmung entsprach, wie in der Abführung Marie Antoinette's nach dem Urtheilsspruch (1852) und in der herrlichen, ihn 10 Jahre beschäftigenden Schöpfung: die Girondisten im Gefängnis (1836—46). Sonst suchte er innige Motive im italienischen Volksleben, Mütter mit Kindern 2c., aus welchem Gebiet namentlich die ruhenden Pilger an der Piazza di San Pietro (Gallerie Raczynski) hervorragen. An zwei Bestellungen: Napoleon, auf dem Maulthier gedankenvoll über den St. Bernhard reitend und nach der Schlacht bei Waterloo zu Fontainebleau (Museum zu Leipzig), reihte sich auch eine bedeutsame Thätigkeit als Porträtist: unter anderen sind der Papst Gregor XVI., Abel Rémusat, Guizot, Thiers, der General Changarnier, de Salvandy, Pourtalès 2c. von ihm gemalt worden. Delaroche's Gemälde sind fast alle von den besten Kupferstechern Frankreichs, Mercuri, Henriquel-Dupont, Prudhomme, Prévost, Martinet, Gérard u. a., gestochen und daher in weiten Kreisen bekannt geworden. Seine vier historischen Gemälde zu Versailles sind, wie dies den meisten großen Künstlern Frankreichs bei diesen Aufgaben begegnete, seine untergeordnetsten Werke. Auch in der Plastik hat sich D. mit Erfolg versucht, wie sein heil. Georg in Bronze beweist. Er war seit 1832 Mitglied des Instituts und mehrerer Akademien, Inhaber des preußischen Ordens pour le mérite; starb 4. Nov. 1856. Wie Ingres und Delacroix nach verschiedenen Richtungen die Häupter der romantischen Richtung, so ist D. das Haupt der französischen Geschichtsmalerei. Den von David und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Weg verlassend, brach er ihr eine neue Bahn. Von der Natur mit einem richtigen Gefühl, mit einer gewandten Hand, mit Scharfblick und Phantasie begabt, suchte er den Stoff zu seinen Darstellungen in der Geschichte der Menschheit und strebte die geschichtliche Wahrheit treu wiederzugeben. Seine Werke sind daher beredte Seiten eines schön geschriebenen Geschichtswerks und fesseln besonders durch die Wahrheit des Ausdrucks der Köpfe, in denen sich die psychischen Vorgänge lebendig abspiegeln, und die individuelle Durchbildung der Hauptgestalten. Die Fehler der neufranzösischen Schule finden sich bei ihm nicht oder nur in geringem Maß. Ungemeine Korrektheit der Zeichnung, Wärme und Durchsichtigkeit des Kolorits, wirkungsvolle Kontraste von Licht und Schatten und breite Pinselführung zeichnen seine Werke aus. D. war aber weniger der Maler der Ereignisse, der historischen Thatsachen selbst als der Eindrücke, die sie auf die Seele der daran Betheiligten hervorbrachten, wodurch der Beschauer gleichsam Theilnehmer der Handlung wird. Selbst dem Kostüm wußte er Charakter und sozusagen eine Physiognomie zu ertheilen, und wer auch nur eins seiner Bilder gesehen hat, wird unwillkürlich die Wahrheit der Farbe und die liebevolle Sorgsamkeit der Ausführung anerkennen müssen, welche, ohne irgend einen Hauptzug zu opfern, keins der kleineren Details übersehen hat. Alle seine Bilder sind aus dem Ganzen gearbeitet und sichern ihm für alle folgenden Zeiten einen Ehrenplatz unter den großen Meistern des historischen Genre. Vgl. Jul. Meyer, Geschichte der französischen Malerei (Leipz. 1867).

De la Rue (spr. -rüh), Warren, geboren um 1815, wurde in Paris erzogen und trat in seines Vaters Geschäft als Kartenfabrikant und Papierhändler. Hier wandte er seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf praktische Zwecke, konstruirte zahlreiche Maschinen, von welchen mehrere patentirt worden sind, und beschäftigte sich auch mit chemischen Processen. In diese Zeit fallen z. B. seine Maschinen für Buntpapier, Pappen- und Kouvertfabrikation sowie die Bemühungen zur Verwerthung des Erdöls. Bei den Ausstellungen von 1851, 1855 und 1862 fungirte er als Jurymitglied; später erbaute er ein Observatorium zu Cranford in Middlesex und begründete hier seinen Ruhm durch die wunderbaren Erfolge, welche er bei der Anwendung der Photographie auf astronomische Erscheinungen erzielte. Im Jahr 1860 ging er mit der Himalayaexpedition nach Spanien und gewann

eine Reihe ausgezeichneter Photographien von der totalen Sonnenfinsternis am 18. Juli. Diese Blätter sind von hohem wissenschaftlichen Werth. Später stellte er mit Balfour Stewart und Loewy Beobachtungen auf dem Kewer Observatorium an und veröffentlichte die Resultate als »Researches on Solar Physics«. D. ist Vicepräsident der Royal Astronomical Society.

Délassement (franz., spr. -lass'mang), Erholung; Délassements-Comiques, Name eines 1785 gegründeten Pariser Theaters (seit 1867: Théâtre du Prince-Eugène); delassiren, sich erholen, ausruhen.

Delation (lat.), Anzeige; im Erbrecht (delatio hereditatis) der Anfall einer Erbschaft im Unterschied von deren Erwerb (Acquisition). Die D. tritt bei der Erbfolge aus einem Testament mit dem Tode des Erblassers ein. Die D. der Intestaterbfolge setzt überdies noch das Nichtvorhandensein eines Testaments voraus. Nach deutschem Recht kann ein Erbe aber auch durch Vertrag bestimmt werden, so daß also noch ein dritter Delationsgrund zu der D. aus dem Gesetz und der D. aus einem Testament hinzukommt. Der Zustand der D. hört mit dem eigentlichen Erwerb, also etwa mit der Erklärung der Annahme oder mit entsprechenden konkludenten Handlungen auf. Im Proceß ist Eidesdelation s. v. w. Zuschiebung eines Haupteides.

Delatōres (lat.), in der röm. Kaiserzeit Ankläger, besonders solche, die des Gewinns halber Vergehen zur Anzeige brachten. Unter Tiberius, Caligula und Domitianus erscheint ihr Treiben wahrhaft furchtbar; die grundlosesten Angebereien, besonders wenn sie auf Hochverrath lauteten, wurden angenommen und reichlich belohnt, so daß fast niemand mehr seines Lebens, seiner Freiheit und seines Vermögens sicher war. Zwar bestraften bessere Kaiser, wie Titus, Nerva und Trajanus, falsche Delationen mit dem Tod, gewaltsamer Verbannung 2c., ohne jedoch dem Unwesen dadurch völlig steuern zu können. Der Gewinn eines Delator bestand gewöhnlich in dem vierten Theil der dem Angeklagten auferlegten Strafsumme oder seines verfallenen Vermögens; daher auch der Name Quadruplator. Delatorisch, in der Weise der Delatoren, angeberisch; verleumderisch. Delāt (Delatus), ein Angegebener, Verklagter.

Delatre (spr. dölahtr), Louis Michel James Lacour, franz. Dichter und namhafter Orientalist und Sprachkenner, geb. 9. Mai 1815 zu Paris, wurde in Italien erzogen und vermehrte seine Sprachkunde durch Reisen nach fast allen Gegenden Europa's. Zeugnis von seinen wissenschaftlichen Bestrebungen und seinen ausgebreiteten Kenntnissen legen die Schriften ab: »La langue française dans ses rapports avec le sanscrit et avec les autres langues européennes« (Par. 1852—54); »Hariri, sa vie et ses écrits«; »L'acropole d'Athènes« (in Versen); »Les inscriptions grecques de la Cilicie« (1855); ferner Uebersetzungen aus der Zendsprache, aus dem Italienischen (»Ugo Foscolo«, 1842) sowie seine Uebersetzung des russischen Dichters Puschkin ins Italienische. Sein dichterisches Talent gibt sich in mehreren Gedichtsammlungen, welche er veröffentlichte, zu erkennen, so in den »Chants d'un voyageur« (Lausanne 1840), in »Au bord de la Baltique« (Riga 1842) und den in italienischer Sprache verfaßten »Canti e pianti« (Flor. 1859).

Delaunay (spr. dölonäh), 1) Charles Eugène, hervorragender franz. Mathematiker, geb. 9. April 1816 zu Lusigny bei Troyes, wandte sich dem Ingenieurfach zu, vertrat 1841—48 Biot an der Sorbonne, wurde Professor der höhern Mechanik an der polytechnischen Schule zu Paris, 1855 Mitglied der Pariser Akademie und 1862 Mitglied des Bureau des Longitudes. Er gerieth in heftige Kämpfe mit Leverrier über die Beobachtungen auf der Pariser Sternwarte, die damit endigten, daß D. 1869 zum Direktor derselben ernannt wurde. In dieser Stellung war sein Einfluß auf die ihm untergebenen Beobachter ein sehr ungünstiger. D. ertrank im August 1872 durch Umschlagen eines Nachens im Hafen von Cherbourg. Von seinen Arbeiten sind zu nennen: »Cours élémentaire de mécanique« (1850; 8. Aufl., Par. 1874); »Cours élémentaire d'astronomie« (1853; 5. Aufl., das. 1870); »Traité de mécanique rationelle« (1856; 4. Aufl., das. 1873); außerdem zahlreiche mathematische Abhandlungen in den »Comptes rendues« der Pariser Akademie, besonders über die säkulare Variation der mittlern Mondbewegung.

2) Louis Arsène, franz. Schauspieler, geb. 21. März 1826 zu Paris, besuchte das Conservatoire 1843—45 und debütirte 1846 im Odéon, wo er zwei Jahre lang jugendliche Liebhaber spielte. Im Jahr 1848 trat er als Dorante im »Lügner« am Théâtre français auf und wurde schon nach zwei Jahren Sociétaire. Unter seinen zahlreichen Schöpfungen auf der ersten Bühne Frankreichs ragen besonders die in Emile Augiers Stücken, z. B. in »Le fils de Giboyer« (deutsch: »Ein Pelikan«, von Laube) und »Paul Forestier«, in vielen Proverbes von Alfr. de Musset, im »Lion amoureux« von Ponsard und in »Hernani« von Victor Hugo hervor, in welch letzterem er einen seiner größten Triumphe feierte. D. zeichnete sich von jeher durch Wärme, Grazie und Natürlichkeit aus und brachte diese Eigenschaften durch seine deutliche, elegante Aussprache und ernstes Studium zur vollsten Geltung. Er ist seit Jahren mit der Schauspielerin Favart die unentbehrliche Stütze des Lustspiels.

Delavigne (spr. dölawinj), Casimir Jean François, einer der berühmtesten neueren Dichter Frankreichs, ward 4. April 1794 zu Havre geboren. Schon in den Schulen von Paris entwickelte sich sein poetisches Talent, welches er zuerst 1811 durch einen Dithyrambus auf die Geburt des Königs von Rom und 1815 durch einen andern auf Delille's Tod an den Tag legte. In demselben Jahr erhielt sein Gedicht über die Erfindung der Schutzpocken (»La découverte de la vaccine«) von der französischen Akademie den ersten Nebenpreis. Sein nächstes Werk waren die »Premières Messéniennes« (Par. 1818) und »Nouvelles Messéniennes« (das. 1822; metrisch übersetzt von Hölder, Stuttg. 1832), politische Klagelieder, in denen er theils die Invasion der Alliirten beklagt, theils den Befreiungskampf Griechenlands als ein Emporstreben und Ringen des Christenthums und der Menschenrechte aus barbarischer Unterdrückung feiert. Seiner darin geäußerten politischen Ansichten wegen verlor der Dichter zwar die Bibliothekarstelle, welche er bekleidete, wurde aber vom damaligen Herzog von Orléans zu seinem Bibliothekar ernannt. Auch gewann er um so mehr Popularität und ward nach Béranger der beliebteste Dichter der modernen Literatur Frankreichs. Berühmter noch ward er durch seine dramatischen Werke. Er betrat die Laufbahn eines Bühnendichters 1819 mit »Les Vêpres siciliennes« (deutsch von Schrader, Hamb. 1845), einem Stück, das von den glücklichen

Anlagen des Verfassers für diese neue Sphäre zeugt. Auch in der Wahl des Stoffs zu seinem zweiten (stilistisch vollendeten) Trauerspiel »Le Paria« (deutsch von Mosel, Leipz. 1823), welches 1821 aufgeführt wurde, erkennt man wieder die liberalen Grundsätze des Dichters, indem sein Paria das unschuldige Opfer altherkömmlicher Kastenvorurtheile darstellt. Auch im Lustspiel versuchte er sich mit Glück. Sein erstes, »Les comédiens«, ist gegen den kritischen Rath der ersten französischen Bühne, gegen die Splitterrichter des Théâtre français, gerichtet, welche seinen »Vêpres« die Aufnahme verweigert hatten. Erst in seinem »Marino Faliero«, der 1829 aufgeführt wurde, näherte er sich der romantischen Schule, ohne sich jedoch von den Einheitsregeln zu entfernen, bis er sich mit seinem »Louis XI« (1832; deutsch von Biedenfeld in den »Dramatischen Blüten«, Braunschw. 1833) derselben ganz zuwandte und zuerst die Mischung des Tragischen mit dem Komischen wagte. Im Jahr 1825 wurde D. Mitglied der Akademie und huldigte in seiner Antrittsrede einigen Häuptern des romantischen Parnasses. Er sollte aus der Civilliste des Königs ein Jahrgehalt von 1200 Franken erhalten; doch schlug der freisinnige Dichter dasselbe sowie das Kreuz der Ehrenlegion aus, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Die Julirevolution begeisterte ihn zu den volksthümlich gewordenen Gesängen »La Parisienne« (komponirt von Auber), »La Varsovienne ou la Polonaise«, »La Bruxellaise« 2c., wiewohl er keinen direkten Antheil an den Bewegungen nahm. Er starb auf einer Reise nach dem Süden Frankreichs zu Lyon 10. Dec. 1843. Von seinen Werken sind noch zu nennen: »Charles XII à Narva« (Par. 1813); »L'école des vieillards«, Lustspiel nach dem englischen Stück »School for the grey beards« der Annah Cowley, das beste und feinste dieser Gattung, welches D. geschrieben hat (Par. 1823; deutsch von Mosel, Wien 1824); »Les enfants d'Edouard« (Par. 1833; deutsch von Frank, Leipz. 1835); »Don Juan d'Autriche« (Par. 1835; deutsch von Bärmann, Hamb. 1836); »Une famille au temps de Luther« (Par. 1836); »La popularité« (das. 1838) 2c. Sein letztes größeres Werk war der in Gemeinschaft mit seinem Bruder (s. unten) verfaßte Text zu Halévy's Oper »Charles VI« (1843). Nach seinem Tod erschienen noch, von diesem Bruder herausgegeben, »Derniers chants. Poëmes et ballades sur l'Italie par C. D.« Zwischen der klassischen und romantischen Richtung mitten inne stehend, ist D. auf dem modernen französischen Parnaß der Hauptrepräsentant eines poetischen Justemilieu. Zu einer schönen Auffassungs- und Darstellungsgabe gesellen sich Wärme und Innigkeit des Gefühls, Eleganz, Reinheit und Keuschheit des Ausdrucks, wogegen seinen dramatischen Werken freilich die Hauptsache, die Handlung und der Schwung der Phantasie, fehlt. Man findet darin wohl eine kunstvoll angelegte Schürzung und Lösung eines Knotens, eine naturgemäße Verwickelung und Entwickelung der einzelnen Situationen, aber auch eine oft zu sichtbare Verzerrung der handelnden Charaktere. D. ist im Besitz aller Mittel, über welche ein schönes Talent verfügt, ohne ein Genie zu sein. Findet man in seiner Sprache einerseits noch Spuren von dem falschen Pomp der alten Schule, wohin man die gesuchten Antithesen rechnen kann, so hat er sie andererseits auch durch viele Ausdrücke bereichert, welche bisher ein falscher Geschmack aus der Dichtersprache verbannt hatte, weshalb ihn auch die klassischen Puritaner beschuldigten, daß er falschen Göttern diene. D. arbeitete übrigens langsam und besonnen. Von seinen Dichtungen erschienen mehrere Gesammtausgaben, zuletzt 1870, 4 Bde. — Sein Bruder Germain, geb. 1. Febr. 1790 zu Giverny im Departement Eure, gest. zu Paris 31. Okt. 1868, hat als Verfasser von Vaudeville- und Operntexten einen Namen gewonnen. Mit Scribe lieferte er die Texte zur »Stummen von Portici«, zum »Schnee«, zu Meyerbeers »Robert der Teufel«, »Hugenotten« u. a.

Delaware (spr. dellĕ-uēr), 1) Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt auf der Westseite der Cattskillberge im Staat New York in zwei Hauptarmen, Mohawk und Popacton genannt, welche sich an der Grenze von Pennsylvanien (nahe am 42.° nördl. Br.) vereinigen. Von hier an hat der Fluß einen sehr gewundenen Lauf, da er die ganze Kette der Blauen Berge zu durchbrechen hat, ehe er in die atlantische Küstenebene eintritt. Der Hauptdurchbruch, das Water Gap genannt, liegt auf der Grenze von New Jersey und Pennsylvanien, wo die felsigen Uferwände vom Wasser aus senkrecht zu 424 Meter Höhe aufsteigen und der tiefe Fluß fast 4 Kilom. weit enge Schluchten durchbraust. Unterhalb derselben, bei Easton, empfängt er rechts seinen größten Nebenfluß, den Lehigh. Sein letzter Durchbruch ist bei Trenton, wo er 25 (bei hohem Wasser jedoch schiffbare) Stromschnellen bildet und mit einem Wasserfall und einer Wendung gegen SW. in die Ebene tritt. Er mündet unterhalb Philadelphia, nachdem er kurz zuvor noch den Schuylkill aufgenommen hat, in die Delawarebai (39° nördl. Br.), die im S. vom Kap Henlopen, im N. vom Kap May eingefaßt wird und 90 Kilom. lang und 35—50 Kilom. breit ist. Die ganze Länge des Flusses beträgt 512 Kilom., wovon die letzten 60 Kilom. (bis Philadelphia) für die größten Schiffe fahrbar sind; Dampfer können bis Trenton gelangen. Durch Kanäle steht der D. mit dem Hudsonfluß sowie mit der Chesapeakebai in Verbindung. Fluß und Bai haben ihren Namen vom Lord De la Ware, Gouverneur von Virginien, der 1620 in letztere vordrang; entdeckt ward dieselbe 1609 von Hudson.

2) Freistaat in Nordamerika (s. Karte »Vereinigte Staaten 2c. II«), nach Rhode Island der kleinste der Union, umfaßt den nordöstlichen Theil der Halbinsel zwischen der Chesapeake- und Delawarebai, grenzt nördlich an Pennsylvanien, westlich und südlich an Maryland, östlich an den Atlantischen Ocean bis zum Kap Henlopen und nordöstlich an die Bai und den Fluß D. und hat von N. nach S. eine Ausdehnung von 158 und von O. nach W. von 15—60 Kilom.; der Flächeninhalt beträgt 5491 QKilom. (99,7 QM.). Das Land ist im ganzen flach, nur der nördliche Theil wird am äußersten Ende durch Vorberge der Apalachen hügelig. Die Küste ist sumpfig, niedrig und ohne natürliche Häfen. Diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde auf Kosten der Bundesregierung ein künstlicher Hafen durch Erbauung des Delaware Breakwater (bestehend aus zwei Hafendämmen, einem Eisbrecher, 492 Meter lang, und einem Flutenbrecher, 1180 Meter lang) in der Nähe von Kap Henlopen, Lewes gegenüber, angelegt. Eine Menge kleiner Flüsse (Creeks), welche sich theils in den D. und die gleichnamige Bai, theils in die Chesapeakebai und in den Ocean ergießen, bewässern den Staat; die bedeutendsten sind außer dem D. selbst: der Brandywine, St. John's Creek, Murderkill, Cedar und Indiana Creek, die zum Theil schiffbar sind. Der Boden im

S. ist sandig und mit Salzmarschen wechselnd. Die Sümpfe im S., namentlich der berühmte große Cypreßswamp, der 20 Kilom. lang und mit mannigfaltigen Bäumen, immergrünen Sträuchern und schädlichen Insekten angefüllt ist, haben eine torfige, auf weißem Meeressand liegende Unterlage. Der nördliche Theil des Staats hat schweren Thon- und fruchtbaren Weizenboden. Das Klima ist mild, im Norden sehr gesund; in den Sumpfgegenden kommen häufig Fieber vor. Die südlichen Niederungen sind noch reich an Waldungen, während der mittlere Theil des Landes zum Theil ausgeholzt und größtentheils in Kultur genommen ist. Namentlich der Cypressensumpf liefert noch viel Holz (von Cupressus disticha und thyoides) zur Ausfuhr als Bauholz. Haupterzeugnisse des Ackerbaues, welcher das Hauptgewerbe der Bevölkerung bildet, sind Mais, vorzüglicher Weizen, Hafer, Kartoffeln, Hopfen, Flachs, Tabak und Weintrauben. Alle europäischen Feld- und Gartenfrüchte gedeihen vortrefflich. Im Jahr 1870 gab es 7615 Farms und Plantagen; 54 Proc. der Oberfläche waren angebaut, 22 Proc. bewaldet, und die Felder, Obst- und Gemüsegärten lieferten einen Ertrag von fast 10 Mill. Doll. Der Viehstand betrug 1870: 39,818 Schweine, 22,714 Schafe, 24,082 Milchkühe, 6888 Zugochsen, 19,020 andere Rinder und 16,770 Pferde, und außer Butter, Käse und Wolle lieferte das Thierreich noch Honig und Wachs. Neben dem Landbau sind auch die Fabrikthätigkeit, die Schiffahrt und die Fischerei verhältnismäßig nicht unbedeutend. Man zählte 1870: 800 technische Etablissements mit 9710 Arbeitern, worunter 6 Baumwollfabriken, 27 Eisengießereien, 50 Wagenfabriken, 3 Eisenbahnwagenbauanstalten, 10 Marokkolederfabriken, 8 Maschinenbauanstalten, 80 Sägemühlen ꝛc., die für 16,791,000 Doll. Waare lieferten. Der Bergbau beschränkt sich auf Eisen, von welchem 3600 Tonnen gewonnen wurden. An dem überseeischen Handel hat D. so gut wie keinen Antheil, dagegen ist der Küstenhandel sehr ausgedehnt. Die Ausfuhr betrug 1873: 50,311 Doll., die Einfuhr nur 4745 Doll. Mehl, Bau- und Stabholz, Pökelfleisch, Schinken, Speck, Mastvieh u. dgl. sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Mehrere Eisenbahnlinien durchschneiden den Staat. Im ganzen beschäftigten sich von 40,313 erwachsenen Einwohnern 3437 mit Handel und Verkehr, 15,973 mit Ackerbau, 9514 mit Industrie ꝛc. Die Gesammteinwohnerzahl betrug 1840: 78,085 Seelen (58,561 Weiße), 1850: 91,535 (71,289 Weiße und 2289 Sklaven), 1860: 112,215 (2300 Sklaven), 1870: 125,015 Seelen (darunter 22,794 Farbige). Die weiße Bevölkerung hat seit 1860 um 12,84 Proc., die farbige um 5,40 Proc. zugenommen. Für Schule und Kirche ist nach Kräften gesorgt. Von den 252 vorhandenen Kirchen gehören 166 den Methodisten, 32 den Presbyterianern, 27 den Episkopalen, je 8 den Baptisten und Katholiken an. An Unterrichtsanstalten zählte man 1870: 375 mit 510 Lehrern, 19,575 Schülern und einer Jahreseinnahme von 212,712 Doll. Darunter waren 11 Colleges und Akademien mit 480 Schülern und 379 Schülerinnen. Indeß konnten 19,357 über 10 Jahre alte Personen nicht lesen. Die 252 öffentlichen Bibliotheken enthalten 92,275 Bde., und es erscheinen 17 Zeitschriften in jährlich 1,607,840 Exemplaren. Die Verfassung (revidirt 1838) ist demokratisch. Die vollziehende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs. Derselbe wird direkt vom Volk auf 4 Jahre erwählt und kann nicht zum zweitenmal die Gouverneursstelle erhalten. Er muß das Alter von 30 Jahren erreicht haben, während der letzten 12 Jahre Bürger der Vereinigten Staaten gewesen sein und während der letzten 6 Jahre vor der Wahl in dem Staat gewohnt haben. Er bezieht ein Jahresgehalt von 2000 Doll. Die legislative Gewalt hat der Senat und das Haus der Repräsentanten, welche zusammen die Generalversammlung ausmachen. Der Senat besteht aus 9 Mitgliedern (3 aus jeder Grafschaft), welche vom Volk auf 4 Jahre gewählt werden. Die Senatoren müssen mindestens 27 Jahre alt sein und 200 Acres freies Grundeigenthum besitzen. Das Haus der Repräsentanten enthält 21 Mitglieder (7 aus jeder Grafschaft), die auf 2 Jahre vom Volk erwählt werden. Jedes Mitglied muß 24 Jahre alt sein und, wie auch jeder Senator, in dem Staat die letzten 3 Jahre sowie in der Grafschaft, welche er repräsentirt, das letzte Jahr gewohnt haben. Senatoren wie Repräsentanten erhalten 3, der Sprecher des Hauses 4 Doll. Diäten, außerdem Meilengelder. Die Legislatur versammelt sich alle 2 Jahre in Dover am ersten Dienstag des Januar. Stimmrecht haben alle weißen freien Bürger, welche über 22 Jahre alt sind, ein Jahr in dem Staat und den letzten Monat in der Grafschaft, in der sie stimmen wollen, gewohnt und innerhalb der letzten 2 Jahre Steuern bezahlt haben. Den Farbigen war noch 1868 kein Stimmrecht zugestanden worden. Die richterliche Gewalt beruht in einem Kassations- und einem Appellationsgericht (Court of Errors and Appeals), Obergericht, Kanzleihof, Waisengericht, Testamentsgericht und Friedensrichtern. Die Richter werden vom Gouverneur angestellt und bleiben in ihrem Amt, so lange sie demselben ordentlich vorstehen. Die Kriminalgesetze des Staats sind sehr streng und werden ebenso streng gehandhabt. Der Staatsschatzmeister wird alle 2 Jahre von der Legislatur gewählt. D. sendet nur Einen Abgeordneten zum Kongreß. Die Finanzen des Staats sind gut geordnet. Sämmtliche Lokal-, Staats- und Gemeindesteuern beliefen sich 1873 auf 418,092 Doll., die Schulden auf 526,125 Doll., bei einem liegenden und beweglichen Eigenthum, welches auf 94 Mill. Doll. geschätzt wurde. Eingetheilt wird der Staat in 3 Counties: Kent, Newcastle und Sussex, mit den gleichnamigen Hauptstädten. Die Counties werden wieder in 24 Hundreds getheilt. Hauptstadt ist Dover mit 1906 Einw., die bevölkertste Stadt aber Wilmington mit 30,841 Einw. — D. wurde zuerst von Schweden und Finnen unter dem Namen Neuschweden kolonisirt. Im Jahr 1630 bauten sie ein Fort bei Lewiston und 1631 ein zweites bei Wilmington. Das Land kam indessen schon 1655 durch Eroberung unter niederländische Hoheit, und 1664 wurde es in das von den Engländern den Niederländern abgenommene und von Karl II. dem Herzog von York verliehene Territorium eingeschlossen, welcher letztere es 1682 an William Penn übertrug. Seitdem blieb D. bis 1775 nominell mit Pennsylvanien vereinigt, obgleich es unter dem Namen der »Unteren Länder des D.« (Lower countries of the D.) eigentlich eine besondere Regierung hatte. Als solche wurde D. auf dem ersten Kongreß zu New York 1765 vertreten. D. ist einer der wenigen Staaten, welche die jetzige Konstitution der Vereinigten Staaten (in einer Konvention 3. Dec. 1787) einstimmig annahmen. Bei Ausbruch der Secessionsbewegung (1861) blieb D.

der Union treu und hat während des Kriegs den wiederholten Aufforderungen zur Stellung von Truppen immer bereitwillig entsprochen.

3) Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft im nordamerikan. Staat Ohio, am Olentangy (Whetstonefluß) und an der Eisenbahn von Columbus nach Cleveland, ein lebhafter Handels- und Fabrikplatz und Sitz der Ohio-Wesleyan University (1845 gegründet), mit (1870) 5641 Einw.

Delawares (spr. delle-uärs), ein zur Familie der östlichen Algonkin gehöriger Indianerstamm in Nordamerika, der sich in seiner eigenen Sprache Leni Lenape nennt. Früher (seit Anfang des 16. Jahrh.) bewohnten sie das Thal des Delaware und den Küstenstrich am Meer bis ans Kap Hatteras und sollen eine durch Tapferkeit und Weisheit berühmte Nation gewesen sein. Mit der steigenden Macht der Irokesen verloren sie ihre Unabhängigkeit; 1744 wichen sie an den Susquehannah und bald noch weiter westlich bis an den White River in Indiana zurück; später gingen sie über den Mississippi, lebten geraume Zeit in Kansas und ließen sich schließlich am Verdigrisfluß im Indianergebiet nieder. Unterabtheilungen von ihnen bildeten die Pennacock, die Pawtucket, die Narraganset, die Mohikan, die Susquehannok, die Ackomac, Powhatan u. a. Ihre Zahl beträgt jetzt kaum noch 1000 Köpfe. Sie treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, ihre Hauptbeschäftigung aber ist Jagen und Fischen. Eine Grammatik ihrer Sprache, welcher die Länderkunde die Namen Massachusetts, Connecticut, Alleghany, Mississippi ꝛc. verdankt, lieferte unter anderen Zeisberger (Philad. 1827). Eine Reihe von Werken über dieselbe vom Missionar Heckewelder (bis jetzt Manuskript geblieben) enthält die Bibliothek der Philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia.

Delbrück, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, Kreis Paderborn, am Haustenbach, hat eine Kirche (früher besuchter Wallfahrtsort) und (1871) 1196 Einw.

Delbrück, 1) Johann Friedrich Gottlieb, erster Erzieher des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers Wilhelm, geb. 22. Aug. 1768 zu Magdeburg, studirte seit 1786 in Halle Theologie und Philosophie und ward 1790 Lehrer an der Altstädter Schule seiner Vaterstadt und 1797 Rektor am Pädagogium Unserer Lieben Frauen daselbst. Im August 1800 vom König Friedrich Wilhelm III. zum Erzieher seiner beiden ältesten Prinzen berufen, wirkte er in dieser Stellung bis 1809. Obwohl zum Geheimen Regierungsrath ernannt, lehnte er mehrere ihm angetragene Stellungen im Staatsdienst ab und ward 1817 Superintendent zu Zeitz. Hier nahm er sich der Einführung der preußischen Hofkirchenagende mit übergroßem Eifer an und zog sich dadurch wie durch den Versuch, die Privatbeichte wieder einzuführen, manche Unannehmlichkeiten zu.

2) Johann Friedrich Ferdinand, Gelehrter, Bruder des vorigen, geb. 12. April 1772 zu Magdeburg, ward 1797 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, 1809 Schulrath in Königsberg und Professor der Beredsamkeit daselbst, 1816 Schulrath in Düsseldorf und 1818 Professor der schönen Literatur in Bonn. Er starb 25. Jan. 1848. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Ein Gastmahl. Reden und Gespräche über die Dichtkunst« (Berl. 1809); »Sokrates« (Köln 1819); »Platon« (Bonn 1819); »Xenophon, zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre« (das. 1829); »Der verewigte Schleiermacher«, ein Beitrag zur Würdigung desselben (das. 1837). Sein Leben beschrieb Nicolovius (Bonn 1848).

3) Martin Friedrich Rudolf, preuß. Staatsmann, geb. 1817 in Berlin, Sohn von D. 1), absolvirte, 20 Jahre alt, das Rechtsstudium, welchem er auf den Universitäten Bonn, Göttingen und Berlin obgelegen hatte, und trat in den preußischen Staatsdienst. In Halle und Merseburg fand er zuerst als Auskultator und Referendar amtliche Beschäftigung; doch veranlaßte die außergewöhnliche Befähigung, welche er in der Bearbeitung volkswirtschaftlicher Fragen zeigte, daß man ihn bereits nach Ablegung der großen juristischen Staatsprüfung 1842 als Hülfsarbeiter dem Finanzministerium zuwies. Hier machte er sich besonders bei der Generalverwaltung der Steuern, bei welcher er speciell beschäftigt war, verdient und wurde deshalb später in das neu gebildete Handelsministerium versetzt, wo er das rechte Feld seiner Thätigkeit fand. D. wurde 1848 zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrath ernannt, nachdem er bis dahin Ministerialdirektor im Handelsministerium gewesen war. Das weitaus Bedeutendste, was ihm während dieser seiner Thätigkeit in dem letztgedachten Ministerium gelang, war der glänzende Sieg Preußens über die Handelspolitik Oesterreichs 1853. Die mitteldeutschen Staaten, schon halb auf Seiten Oesterreichs, das Preußens Pläne zu durchkreuzen suchte, wurden wesentlich durch Delbrücks überzeugende Darstellungen, welche Zeugnis von seiner glänzenden staatsmännischen Befähigung ablegten, zu einem 12jährigen Bündnis mit dem Zollverein vermocht; die Süddeutschen fühlten sich dadurch mit jenem enger verbunden, und Oesterreich endlich mußte einen Zoll- und Handelsvertrag mit dem Zollverein abschließen, welcher diesem den wirtschaftlichen Principat in Deutschland sicherte. So hatte D. auf dem Gebiete der Volkswirtschafts- und Handelspolitik bereits das erreicht, was Bismarck, als er Präsident des preußischen Staatsministeriums wurde, auf dem der großen Politik anstrebte. Beide Männer gingen von 1866 ab Hand in Hand, indem Bismarck den bewährten Leiter des so mächtig gewordenen Handelsstaats, den tiefen klaren Denker und unermüdlichen Arbeiter, welchen er selbst »seinen Gneisenau« genannt hat, zu seinem Stellvertreter und Specialminister erkor. D. wurde 1867 zum Präsidenten des Bundeskanzleramts, 1868 zum preußischen Staatsminister und Wirklichen Geheimenrath ernannt. Seine Arbeitskraft und seine Thätigkeit ist eine ungeheure; in den Debatten des Reichstags beherrscht er mit Klarheit und Sicherheit nicht bloß die volkswirtschaftlichen, sondern auch die rein politischen Fragen. Hervorragend war seine Thätigkeit bei den Unterhandlungen mit den süddeutschen Staaten im Herbst 1870, zuerst in München, dann in Versailles, und seine Vertheidigung der Versailler Verträge im norddeutschen Reichstag im December. In dankbarer Erinnerung an die großen Verdienste Delbrücks um die Lösung der deutschen Verfassungsfrage und die Gründung des Deutschen Reichs hat der Reichstag im Juni 1871 bei Vorlage des Dotationsgesetzes, im Einverständnis mit der Bundesregierung, beschlossen, daß nicht bloß Heerführer und Kriegsminister, sondern auch »deutsche Staatsmänner, welche bei dem nationalen Erfolg des Kriegs in hervorragender Weise mitgewirkt haben«, eine Dotation erhalten sollten. Bei der Austheilung

der Dotationsgelder wurde er vom Kaiser in die zweite Kategorie (mit den Generälen Göben und Werder) gesetzt und mit 200,000 Thlr. ausgestattet. Bei dem Rücktritt Bismarcks von dem Präsidium des preußischen Staatsministeriums bestimmte der Kaiser in seinem Erlaß vom 21. Dec. 1872, daß, falls Bismarck an einer Sitzung des Staatsministeriums nicht persönlich theilnehme, derselbe sein Votum in den die Interessen des Reichs berührenden Angelegenheiten unter seiner Verantwortlichkeit durch D. abgeben lassen könne. So erscheint D. in allen Dingen als die »rechte Hand« Bismarcks, als derjenige, der für dessen Ideen das feinste Verständnis und für die Vertheidigung und Ausführung derselben die größte Begabung und Gewandtheit besitzt.

Delcredĕre (das, ital., franz. Ducroire, engl. Guaranty), bedeutet soviel wie Bürgschaftsübernahme in Handelsgeschäften. Beim Kommissionsgeschäft versteht man darunter die vom Kommissionär übernommene Verbindlichkeit, dem Verkäufer für die wirkliche Zahlung des Kaufpreises zu haften, also zur Verfallzeit als Selbstschuldner einzustehen. Man sagt dann: der Kommissionär steht del credere. Dann bezeichnet D. auch die Gebühr, welche außer der Verkaufsprovision für diese Garantie besonders angerechnet oder manchmal zur Provision geschlagen wird. Der Delcrederesatz ist nach der Dauer und Größe der Verkaufsgefahr bald ein höherer (besonders wenn die Waaren nach entfernten überseeischen Plätzen verkauft werden), bald ein niederer, bei Waarengeschäften gewöhnlich 1—2 Proc., zuweilen aber auch 3 Proc. und noch mehr. Der Delcrederevertrag ist im deutschen Handelsrecht an keine bestimmte Form gebunden. Er gewährt dem Kreditempfänger (Käufer) das Recht, die Kreditleistung zu fordern, dem Kreditgaranten (Kommissionär) Anspruch auf Schadloshaltung und die Delcredereprovision. Sobald der Kreditgeber (Verkäufer) die Erklärung des Kreditgaranten, bürgen zu wollen, acceptirt, haftet letzterer für die gesammte Schuld des Kreditempfängers mit diesem solidarisch.

Deleātur (lat.), s. Del.

Delebpalme, s. Borassus.

Delécluze (spr. dölléklühs'), Etienne Jean, franz. Maler und Literat, geb. 1781 zu Paris, gest. 1863 zu Versailles, besuchte zuerst das Atelier von Gros und erhielt auf der Ausstellung von 1808 die große goldene Medaille für sein Gemälde Andromache, gab jedoch 1816 die Malerei auf und übernahm die Kunstkritik im »Lycée français«, später im »Moniteur«, sodann im »Journal des Débats«. Von einem großen Werk, welches ein Gemälde von dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften im Mittelalter liefern sollte, erschienen zahlreiche Bruchstücke in der »Revue de Paris«, der »Revue des Deux Mondes« und im »Artiste«. Auch hat man von D. Romane und Novellen. Unter den letzteren ist »Justine de Liron« (Par. 1832) ein kleines literarisches Meisterstück. Von seinen sonstigen Schriften ist noch hervorzuheben: »Grégoire VII, Saint-François d'Assise et Saint-Thomas d'Acquino« (Par. 1844, 2 Bde.).

Delecti (lat., »Auserlesene«), Elitetruppe im altrömischen Heer, bestand neben den Legionen und bildete die Leibwache des Feldherrn.

Delegation (lat., »Abordnung, Ueberweisung«), eine Unterart der Novation, d. h. des Vertrags, welcher geschlossen wird, um eine bestehende Obligation aufzuheben und eine andere an die Stelle derselben zu setzen. Meist besteht die D. in dem Rechtsgeschäft, wodurch an die Stelle des alten Schuldners ein neuer Schuldner tritt, und zwar erfolgt dieses Eintreten im Auftrag des erstern und unter Zustimmung des Gläubigers. Der Umstand, daß der alte Schuldner mit zustimmen muß, unterscheidet die D. von der Expromission. Der erste Schuldner (delegans) überweist seine Schuldverpflichtung an einen andern, dieser andere (delegatus) tritt in des erstern Schuld und steht für die Erfüllung der Verpflichtung ein, und der Gläubiger (delegatarius) nimmt diese Veränderung an. Eine D. kann aber auch so vorkommen, daß an die Stelle des alten Gläubigers ein neuer Gläubiger tritt, indem der bisherige Gläubiger (delegans) seine Forderungen einem andern (delegatarius, Delegatär) überweist und der Schuldner (delegatus, Delegāt) diesen nun als seinen Gläubiger anerkennt. Von der Cession unterscheidet sich diese D. wesentlich dadurch, daß in jener gar keine Novation enthalten ist, indem der Schuldner gegen seinen alten Gläubiger nicht frei wird, wie bei der D. Bei der D. wird eben das bisher bestehende Obligationsverhältnis gänzlich aufgelöst und durch den Eintritt des neuen Gläubigers oder Schuldners ein neues Schuldforderungsverhältnis zwischen dem Delegatar und dem Debitor, resp. creditor delegatus, begründet. Auch versteht man unter D. Uebertragung der Gerichtsbarkeit für einen einzelnen Fall oder für eine Klasse von Geschäften. Daher delegirte Gerichtsbarkeit, delegirter Richter. Sie kann nur vom Landesherrn oder von einem Obergericht verfügt werden und ist, da nach modernem Staatsrecht niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden darf, nur ausnahmsweise aus triftigen Gründen zulässig, z. B. wenn ein Gericht für einen gegebenen Fall unfähig ist oder eine Richterperson von einer Partei als verdächtig abgelehnt wird.

Delegation (ital Delegazione), im ehemaligen Kirchenstaat die Regierungsbehörde einer Provinz und letztere selbst. War der an der Spitze der Verwaltung stehende Delegat ein Kardinal, so heißt er Legat und seine Provinz Legation. Ueber die Delegationen der österreichisch-ungarischen Monarchie vgl. Oesterreich.

Delegiren (lat.), jemand abordnen, (mit Auftrag und Vollmacht) absenden; etwas übertragen, überweisen; Delegāt, Delegatār, s. Delegation; Delegirter, Abgeordneter, Beauftragter.

Delektion (lat.), Auswahl; Aushebung (von Soldaten).

Delektiren (lat.), ergötzen, laben; Delektation, Ergötzung.

Delémont (spr. dölemóng, weniger gut Délémont, deutsch Delsberg), Bezirkshauptort im schweiz. Kanton Bern, mit (1870) 2431 Einw., ein ansehnliches Landstädtchen des Delsberger Thals (s. Birs). Am bekanntesten ist der Ort als Centrum des Eisensteinbaues und der Eisenindustrie des Berner Jura, indem er das Rohmaterial zu ca. 150,000 Ctr. Eisen jährlich liefert, also die ergiebigste Quelle der schweiz. Eisengewinnung bildet. Die Lager befinden sich im Thal von D., theils in unmittelbarer Nähe des Städtchens, theils zwischen Develier und Boécourt-Séprais; sie sind 40—50 Meter tief und haben eine Mächtigkeit von ca. 1 Meter. Die Haupterzeugnisse der Hohöfen von Rondez und Choindez sind Gußwaaren aller Art zu Gasometern und Gas-

und Brunnenleitungen, Bahnmaterial ꝛc.; die Feuer von Undervélier liefern Schmiedeeisen in allen Nummern und Dimensionen; Lucelle (Kuppelofen) fabricirt Doppelguß, meistens für Maschinenbau. So alimentiren die jurassischen Gruben noch 6 Hohöfen, welche 15 Frischfeuer beschäftigen. Die Versuche, Koaks beim Schmelzen der Erze zu verwenden, wollten anfangs nicht gelingen; die zunehmende Holztheuerung hat jedoch gedrängt, und jetzt werden die meisten Hohöfen mit Koaks betrieben, die man von St. Etienne bezieht.

Delenimént (lat., n.), Linderungsmittel; Liebkosung; Bezauberung. Deleniren, besänftigen, liebkosen.

Delepierre, Octave, belg. Schriftsteller, geb. 1804 zu Brügge, studirte zu Gent die Rechte, prakticirte zu Brüssel eine Zeitlang als Arzt und betrat nach der Septemberrevolution die diplomatische Laufbahn. Er wurde 1849 zum Legationssekretär und belgischen Generalkonsul zu London ernannt, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. Von seinen zahlreichen Schriften, welche sich theils auf Geschichte und alte Literatur, theils auf Bibliographie und nationale Archäologie beziehen, nennen wir: »Précis des annales de Bruges« (1835); »De l'origine des Flamands« (mit einer Skizze der vlämischen Literatur, 1841); »Galérie des artistes brugeois« (Brügge 1840, seit van Eyck); »Les traditions et légendes de Flandre« (Lille 1834); »Le roman du renard« (Brüss. 1838, nach einem vlämischen Manuskript des 12. Jahrh.); »Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée britannique« (das. 1846); »Histoire littéraire des fous« (Lond. 1860); »Analyse des travaux de la Société des Philobiblion de Londres« (das. 1862); »Historical difficulties and contested events« (das. 1868); »Essai historique et bibliographique sur les rébus« (das. 1870); »La Parodie chez les Grecs, chez les Romains, chez les Modernes« (das. 1870) u. a. Auch veranstaltete D. Neudrucke von seltenen alten Werken, z. B. »Aventures de Tiel Ulenspiegel etc.« (Brügge 1835, 2. Ausg. 1840), »Macaronea, ou Mélanges de littérature macaronique etc.« (Par. 1852), »Nouveaux mélanges de littérature macaronique« (Lond. 1862) u. a., und gab mit G. Brunet die »Bibliothèque biblicophilo-facétieuse« heraus.

Delescluze (spr. dĕläklühs'), Louis Charles, revolutionärer franz. Journalist, geb. 20. Okt. 1809 zu Dreux, übernahm 1835 die Redaktion des belgischen »Journal de Charleroi«, nachdem er wegen politischer Umtriebe aus Frankreich hatte flüchten müssen. Im Jahr 1841 ward er Chefredakteur des »Impartial du Nord« zu Valenciennes und ward als solcher wegen eines ungenauen Kammerberichts bestraft. Nach der Februarrevolution ward er, zur Belohnung seiner Thätigkeit für dieselbe, als Generalkommissär der französischen Republik in die Departements du Nord und Pas de Calais gesandt, kam aber in Konflikt mit dem Prokurator und mußte, vom Minister desavouirt, seine Entlassung einreichen. Er gründete in demselben Jahr in Paris das Journal »La Révolution démocratique et la Liberté républicaine«, ward aber sehr bald zu 1⅓ Jahren Gefängnis und 10,000 Franken Geldstrafe und 1849 sogar zur Deportation verurtheilt, während das Journal unterdrückt ward. Es gelang ihm, nach England zu entkommen; 1853 kehrte er nach Paris zurück, ward aber schon 2 Monate nach seiner Rückkehr als Mitglied verbotener Gesellschaften zu vierjährigem Gefängnis verurtheilt, nach Belle-Isle und von da nach Corte, Ajaccio, Marseille und Toulon in Haft gebracht. Dann nach Cayenne transportirt, blieb er hier bis 1859. Nach seiner Rückkehr hielt er sich lange ruhig, bis ihm das 1868 von ihm gegründete Journal »Réveil« neue Verurtheilungen zuzog. Der »Réveil« überlebte das Kaiserthum und ward dann ein Feind der Regierung der Nationalvertheidigung. An dem Aufstande der Socialdemokraten 31. Okt. und 1. Nov., wodurch die Regierung gestürzt, ein Wohlfahrtsausschuß und die Kommune eingesetzt werden sollten, nahm auch D. theil, und sein Name stand auf der Liste der Mitglieder der neuen provisorischen Regierung. Der Aufstand mißlang, D. wurde verhaftet und in das Gefängnis nach Mazas abgeführt. Freigelassen, betheiligte er sich Januar 1871 an den Konferenzen der Maires von Paris, sprach für Unterordnung der Militärgewalt unter die Civilgewalt, griff im »Réveil« den General Trochu nach dessen Niederlage vom 19. Jan. aufs heftigste an und trieb die Vorstädte Belleville und Montmartre zum Aufstand vom 22. Jan. General Vinoy ließ den »Réveil« unterdrücken und D. verhaften. Bei den Wahlen vom 8. Febr. im Seinedepartement zum Mitgliede der Nationalversammlung gewählt, legte er sein Mandat nieder, als er nach dem Aufstand vom 18. März zum Mitgliede der Kommune (26. März) erwählt worden war. Hier spielte er bald eine hervorragende Rolle. Zuerst Mitglied der Kommission für äußere Angelegenheiten, trat er 4. April in die Exekutivkommission ein, stürzte 9. Mai den in einer Sitzung, der er nicht hatte anwohnen können, gewählten Wohlfahrtsausschuß, veranstaltete die Wahl eines neuen, dessen Präsident er ward, übernahm nach dem Sturz Cluserets und der Abdankung Rossels 9. Mai auch die Leitung der Kriegskommission und besorgte alle Geschäfte des Kriegsministeriums. In dieser Stellung entwickelte er eine ungeheure Energie, unterdrückte alle feindseligen Journale, suchte die Disciplin unter der bewaffneten Mannschaft zu heben, die Vertheidigungsmittel zu verstärken. Als er den Untergang der Kommune voraussah, stellte er 20. Mai in einer Sitzung der Kommune den Antrag, vor dem Eindringen der Truppen alle öffentlichen Gebäude vermittels Petroleums in Brand zu stecken. Der Antrag ging durch. Von Delescluze's Hand unterzeichnet sind die beiden Dekrete, welche die Anzündung der Häuser und die Erschießung der Geiseln betreffen. Als 28. Mai das letzte Bollwerk der Aufständischen, die Butte Chaumont, von den Versailler Truppen genommen war und die Aufständischen bereits keine Kanonen mehr hatten, stieg D. auf die Barrikade in der Rue d'Angoulême, ohne eine Waffe in der Hand, mit unbedecktem Haupte, die entblößte Brust den anstürmenden Soldaten entgegenhaltend, und ward, als der letzte Chef der Kommune, von fünf Kugeln durchbohrt.

Delessert (spr. dĕlessähr), Benjamin, Baron, Bankier und Fabrikant in Paris, geb. 14. Febr. 1773 zu Lyon, diente zu Anfang der Revolution in der Artillerie, mußte jedoch nach dem 10. Aug. als Anhänger Lafayette's die Armee verlassen und errichtete darauf ein Bankiergeschäft, trat nach Errichtung der großen Pariser Bank ins Direktorium, legte beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England großartige Runkelrübenzuckerfabriken an und ward wegen seiner Verdienste um die inländische Industrie von Napoleon I. zum Mitgliede der Ehren-

legion und 1813 zum Kommandanten einer Legion der Pariser Nationalgarde ernannt. Nach der Restauration ward er Mitglied der Kommission für die Verbesserung der Gefängnisse und Officier der Ehrenlegion, jedoch nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen, da er 6. Juli 1815 mit den anderen Häuptern der Nationalgarde gegen die Okkupation Frankreichs protestirt hatte, wieder entsetzt. Im Jahr 1817 vom Seinedepartement als Deputirter in die Kammer gewählt, gehörte er derselben bis 1838 ununterbrochen an. Er hatte seinen Sitz im linken Centrum und gehörte nach der Julirevolution zu den entschiedensten und thätigsten Anhängern des Widerstandssystems. Er starb 1. März 1847 zu Paris. Ein thätiger Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, ließ er das Prachtwerk »Icones selecta plantarum« (Par. 1820—39, 5 Bde., jeder Band mit 100 Kupfern) auf seine Kosten drucken. Er machte sich als Vorstand der Armenhäuser von Paris, als Mitbegründer der Sparkassen in Frankreich und der »Société philanthropique« sowie namentlich auch durch höchst liberale Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen sehr verdient und war Besitzer einer werthvollen Gemäldesammlung (mit Raffaels Madonna: La Vierge de la maison d'Orléans) und Kupferstichsammlung, auch einer der reichsten Sammlungen für Botanik, Konchyliologie ꝛc. Noch gab er heraus: »Recueil de coquilles décrites par Lamarck« (1841 ff.) und schrieb: »Des avantages de la caisse d'épargne et de prévoyance« (Par. 1835) u. a. Sein Bruder **Gabriel**, geb. 17. März 1786 zu Paris, war Fabrikant in Passy unter dem Kaiserreich, Brigadegeneral der Pariser Nationalgarde nach der Julirevolution und vom 6. Sept. 1836 bis 24. Febr. 1848 Polizeipräfekt zu Paris; starb daselbst 29. Jan. 1858. Sein zweiter Bruder, **François Marie**, geb. 1780, war lange Zeit hindurch Chef des Bankhauses und später Régent (Mitglied des Verwaltungsraths) der Bank von Frankreich. Der Sohn von Gabriel D., **Alexandre Henri Edouard**, geb. 15. Dec. 1828, begleitete Saulcy auf seiner Reise nach Palästina (1850) und berichtete darüber in »Voyage aux villes maudites« (Par. 1853, 4. Ausg. 1855). Er war einer der Gründer des »Athenaeum français« und hat sich auch sonst als Schriftsteller bekannt gemacht (»Une nuit dans la cité de Londres«, 1854, 2. Ausg. 1856; »Six semaines dans l'île de Sardaigne«, 1855; »Le chemin de Rome, s'il vous plait?« Novelle, 1860; »Toujours tout droit«, 1862, u. a.).

Deletär (deletērisch, lat.), von zerstörender Wirksamkeit.

Deletion (lat.), Vertilgung, Vernichtung.

Delfino, Stadt, s. Delphinion.

Delfland, Landstrich in der niederländ. Provinz Südholland, zwischen Rhynland, Schieland, der Maas und dem Meer; der ungemein fruchtbare Boden wird zum Bau von Gemüsen, Obst und Trauben, besonders aber Flachs und Hanf, benutzt.

Delfosse (spr. -foss'), **Auguste**, belg. Titularstaatsminister, geb. 9. März 1801 zu Lüttich, ward in seiner Vaterstadt Rechtsanwalt und nach der Revolution von der liberalen Partei in den Gemeinderath gewählt. Nach Organisation der Provinzialvertretung 1836 trat er als Mitglied in den Provinzialständeausschuß und war seit 1840 unausgesetzt Mitglied für Lüttich in der Kammer der Abgeordneten. Von 1848—52 war er Vicepräsident der Kammer Seine Beredsamkeit half den Sturm beschwören, der nach dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution auch Belgien bedrohte. Ministerportefeuilles, die ihm Rogier 1847 und dann wieder 1848 anbot, schlug er aus. Als ihn 1854 und 1855 der König selbst zur Bildung eines Kabinets aufforderte, erklärte er, zu einem solchen Amt nicht das Zeug zu besitzen. Von 1852—54 fungirte er als Kammerpräsident, und zwar zur höchsten Zufriedenheit beider Parteien. Als das Ministerium Vilain XIIII.-Dedecker eintrat, legte er seine Präsidentenwürde nieder und nahm seinen alten Platz auf der Linken wieder ein. Nach den Wahlen vom 10. Dec. 1857 gab ihm das zweite Kabinet Rogier-Frère den Ehrentitel eines Staatsministers. Doch vermochte ihn dasselbe nicht zur Billigung der Repressivmaßregeln zu bewegen, die es zu Gunsten des französischen Gouvernements nach dem Attentat vom 14. Jan. 1858 einbrachte. Schon seit längerer Zeit leidend, zog er sich Januar 1858 aus der Kammer zurück, um seine Gesundheit zu pflegen. Im Wahnsinn stürzte er sich 22. Febr. 1858 aus dem Fenster. Seiner Leiche folgten an 100,000 Menschen aus Lüttich und der Provinz.

Delfshaven, Städtchen in der niederländ. Provinz Südholland, in der Nähe von Rotterdam, hat eine große Menge Geneverfabriken, zwei Fabriken für Dampfmaschinen und (1866) 7288 Einw. Früher war die Stadt der Hafen von Delft; der Admiral Piet Hein, der in D. geboren wurde, hat hier (seit 1870) ein Standbild.

Delft, Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, Arrondissement Haag, südöstlich vom Haag, ist von vielen Kanälen durchschnitten und durch einen derselben mit Haag verbunden, ziemlich regelmäßig und freundlich gebaut, mit reinlichen, wohlerhaltenen und wohlverwahrten Backsteinhäusern, meist von wenigen Stockwerken, aber wenig belebt und ziemlich einsam. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der Prinzenhof, worin 10. Juli 1584 Wilhelm I. von Oranien durch Balthasar Gerard erschossen wurde (jetzt Kaserne); das große, 1618 erbaute Rathhaus mit ausgezeichneten Gemälden; das Zeughaus (für die im Haag gegossenen Geschütze); die gothische Alte Kirche (aus dem 11. Jahrh.) mit etwas geneigtem Thurm und den Denkmälern der Admiräle Tromp und Piet Hein, des Eroberers der spanischen Silberflotte 1628 (von Elisabeth, einer Tochter Philipps de Marnix de Ste. Adelgonde), und des Naturforschers Leeuwenhoek; die Neue Kirche (1412—76 erbaut) mit einem berühmten Glockenspiel, einem 95 Meter hohen Thurm und der Gruft des Hauses Oranien-Nassau sowie dem Grabmal des in D. gebornen Hugo Grotius und dem prachtvollen Marmormausoleum des Prinzen Wilhelm (von H. de Keyzer und Quellinus 1621). An wissenschaftlichen Anstalten hat D. eine polytechnische Schule (mit durchschnittlich 300 Studirenden), eine Schule zur Heranbildung indischer Beamten und eine höhere Bürgerschule, eine Artillerie- sowie eine Bauschule mit Modellkammer (ehemals im Reichswerft zu Amsterdam). Auch besitzt D. eine große Irrenanstalt. Früher hatte die Stadt berühmte Fabriken für Fayence und Steingut, deren Erzeugnisse unter dem Namen **Delfterzeug** weit und breit bekannt waren; gegenwärtig ist nur noch eine dieser Fabriken im Betrieb. Außerdem befinden sich hier Fabriken für Decken, Tapeten, Gewehre, Seife, Oel, Glas, Essig, Bier, Leder, Genever und mathematische Instrumente. Der Handel

ist nicht unbedeutend. Die Zahl der Einwohner beträgt (1875) 23,000, wovon ⅕ Katholiken sind. Die freundliche Umgebung enthält viele Windmühlen und hübsche Gartenhäuser. D. wurde im 11. Jahrh. (1071) von dem lothringischen Herzog Gottfried dem Buckligen erbaut. In der Folge wurde die Stadt wiederholt von großen Feuersbrünsten heimgesucht, namentlich 1536, 1654 (wo ein Pulverthurm mit 150,000 Pfd. Pulver in die Luft flog und unter den Trümmern der Stadt 1200 Menschen begrub) und 1742. Zur Zeit der batavischen Republik war D. die Hauptstadt eines Departements gleichen Namens.

Delftwaare (Delftzeug), s. Thonwaaren.

Delfzyl (spr. -feil), kleine befestigte Hafenstadt in der niederländ. Provinz Gröningen, Arrondissement Appingedam, an der Mündung der Fivel in den Dollart, hat einen guten Hafen, Fischerei, Schifffahrt und (einschließlich der mit der Stadt Eine Gemeinde bildenden Dörfer) 5476 Einw. D. hat viele Oel- und Sägemühlen, Kalkbrennereien und Ziegeleien. Hier beginnt der sogen. Lange Kanal, der aus dem Dollart zunächst in die kanalisirte Fivel oder das Damsterdiep über Appingedam nach Gröningen und von da über Leeuwarden und Franeker nach Harlingen führt als eine 104 Kilom. lange Schiffahrtslinie für Trekschuiten. D. gilt als Schlüssel von Gröningen und Friesland.

Delgado, 1) Vorgebirge an der Ostküste von Südafrika, am nördlichen Eingang in die Straße von Moiambik, an der Mündung des Rofuma. — 2) (Punta D.) Hauptstadt der Azoreninsel St. Miguel, mit drei verfallenen Forts, schönen alten Kirchen, 12 aufgehobenen Klöstern, einer Rhede und 13,088 Einw., welche lebhaften Handel treiben.

Delhi, s. Dehli.

Deli (türk., »Narr, Tollkühner, Wagehals«), in den früheren türk. Heeren Name einzelner Wagehälse der türk. Kavallerie, die im Kampf blind auf den Feind losgehen, wobei sie meist von Opium berauscht zu sein pflegen. Ihr Befehlshaber hieß Delibaschi. Die Großwessire hatten sonst 400—500, ja die beiden Köprili 2000 solcher Deli's als Leibwache, die im Feld beritten war, in Konstantinopel aber zu Fuß vor dem Großwessir hermarschirte, um ihm Platz zu machen, wenn er sich nach dem Diwan begab.

Delia, Beiname der Artemis, von ihrer Geburt auf Delos; auch Name der daselbst gefeierten Feste. Die kleinen Delien wurden jährlich am 6. Thargelion (Ende Mai) gefeiert und besonders von den Athenern beschickt, die großen Delien, die Hauptversammlungen der ionischen Amphiktyonen, alle 5 Jahre am 6. und 7. Thargelion gehalten und, wie auch die kleinen Delien, mit Spielen verbunden.

Delibal (türk., m.), »Tollhonig«, betäubender Honig, welcher in Kleinasien von den Bienen aus dem Honigsafte des pontischen Seidelbast (Daphne pontica) bereitet wird.

Delibation (lat.), Wegnahme, Verminderung.

Deliberiren (lat.), berathschlagen, erwägen, überlegen; Deliberation, Berathschlagung, Erwägung. Deliberationsfrist (Deliberandi spatium), s. Bedenkzeit.

Delicato (Delicatemente, auch Con delicatezza, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: »auf zarte Weise«, mit feinem Geschmack.

Delice (die, franz. m., Plural: les délices aber f., spr. -lihs), Wonne, Behagen; deliciös, köstlich, wohlschmeckend.

Deliciae (lat., »Ergötzlichkeiten«), in älterer Zeit beliebter Büchertitel für Darstellungen von Gegenständen, die mehr zur Ergötzlichkeit als zur Belehrung dienen; besonders eine Sammlung von Dichtern, z. B. D. poetarum Italorum, D. poet. Gallorum, D. poet. Germanorum, D. poet. Belgicorum, D. poet. Hungaricorum (sämmtlich in 14 Bdn., Frankf. a. M. 1608—1619), D. quorundam poet. Danorum (Leid. 1693, 2 Bde.), D. poet. Suetorum (Amsterd. 1637, 2 Bde), welche Sammelwerke von Bücherliebhabern sehr geschätzt werden. D. generis humani, »Zierde des Menschengeschlechts«, ehrendes Epitheton des römischen Kaisers Titus.

Delictum (lat.), Verbrechen (s. d.).

Deligation (lat.), das Verbinden (einer Wunde); Deligatur, der Verband.

Deligeorgis, griech. Minister, wurde, als das Kabinet Zaimis wegen seiner Fahrlässigkeit bei dem Räuberüberfall von Marathon und wegen der heftigen Anklagen der englischen Presse zum Rücktritt genöthigt war, 22. Juli 1870 mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Da der König sich weigerte, seine Genehmigung zur Auflösung der Abgeordnetenkammer zu ertheilen, so gab das Ministerium D. schon 17. Dec. 1870 seine Entlassung. Die sogen. Laurionfrage, worüber das Ministerium Bulgaris 1872 mit der Kammer in Streit gerieth, hatte den Rücktritt dieses Ministeriums und die abermalige Berufung eines Ministeriums D. zur Folge. D. übernahm 20. Juli 1872 die Ministerpräsidentschaft, schlug zur Lösung der Streitfrage vor, der italienisch-französischen Gesellschaft die Ausschmelzung der Schlacken in dem alten Silberbergwerk von Laurion gegen eine hohe Steuer auch ferner zu gestatten, wahrte übrigens in einer Denkschrift vom 26. Aug. dem Staat das Eigenthumsrecht. Aber weder die Kammer, noch die Gesellschaft, beziehungsweise die Gesandten von Italien und Frankreich waren mit diesen Erklärungen einverstanden. Daher bot D. 9. Dec. seine Entlassung an. Sie wurde nicht angenommen, die Kammer 13. Dec. aufgelöst und auf 14. Febr. 1873 eine neue Kammer einberufen. Diese genehmigte den von D. abgeschlossenen Vertrag, wonach die französisch-italienische Gesellschaft ihre Ansprüche und Rechte auf die Laurionbergwerke an den Staat, beziehungsweise an eine durch diesen zu bildende Aktiengesellschaft abtrat, 2. Aug. 1873. Infolge der Wahl des Oppositionsmitglieds Zaimis zum Kammerpräsidenten 16. Febr. 1874 gab das Ministerium D. seine Entlassung ein.

Delila (»die Schmachtende«), philistäische Geliebte Simsons, im Thal Sorek, Verrätherin desselben an ihre Landsleute, nachdem sie von ihm das Geheimnis seiner Stärke erforscht hatte (Richt. 16, 4 ff.).

Delille (Delisle, spr. döliht), Jacques, franz. Dichter, geb. 22. Juni 1738 zu Aigue-Perse bei Clermont in der Auvergne als der natürliche Sohn eines Advokaten Namens Montanier, weshalb er sich auch Montanier-Delille nannte, erhielt zu Paris im Collége Lisieur seine Bildung und ward dann Lehrer am Collége Beauvais, darauf Professor der Humaniora zu Amiens und endlich wieder zu Paris am Collége la Marche. Sein poetisches Talent bethätigte er zuerst öffentlich durch einige Oden und eine »Epître à M. Laurent«, worin er in eleganten Versen die Fortschritte der Künste beschrieb. Als er sich bei der Akademie um den poetischen Preis bewarb, trug zwar sein Landsmann Thomas denselben davon; doch

ward D. öffentlich belobt. Ermuthigt durch den Beifall des Sohns des großen Racine, veröffentlichte er 1769 seine Uebersetzung von Virgils »Georgica«, welcher die französischen Kritiker alsbald eine Stelle unter ihren klassischen Werken zuerkannten. Im Jahr 1772 wurde D. in die französische Akademie gewählt, doch seine Aufnahme erfolgte erst nach einer zweiten Wahl 1774. Wenige Jahre darauf (1780) erschien Delille's erstes größeres Originalwerk, das Lehrgedicht »Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages«, durch welches er sich einen unbestrittenen Platz auf dem französischen Parnaß errang. Als sein Freund Choiseul-Gouffier als Gesandter nach Konstantinopel ging, begleitete ihn D. dahin, verweilte fast ein Jahr lang daselbst und beschäftigte sich mit dem bedeutendsten Originalprodukt seiner Muse, mit dem Gedicht »De l'imagination«. Nach seiner Rückkehr trat er seine Professur der schönen Wissenschaften an der Universität und der lateinischen Poesie am Collége de France wieder an, sah sich aber durch die Revolution seiner 30,000 Franken Einkünfte beraubt. Robespierre wünschte von ihm eine Hymne zu dem 20. Prairial (8. Juni 1794), wo er als Hoherpriester des reinen Deismus auftrat, und D. dichtete in 24 Stunden seine »Ode sur l'immortalité de l'âme«, die selbst die Schreckensmänner erschütterte, weil sie nicht nur das Tröstende, sondern auch das Schreckende des Unsterblichkeitsglaubens für die Schuldbefleckten lebendig schilderte. D. zog sich darauf nach St. Diez in dem Departement Vogesen zurück, wo er seine Uebersetzung der Aeneïde vollendete, und ging dann nach Basel, wo er wie später zu Glarus und an den Ufern des Bielersees sein zweites großes Lehrgedicht: »L'homme des champs«, vollendete. Von hier begab er sich nach Deutschland und dann nach London, übersetzte daselbst Miltons »Verlorenes Paradies« und kehrte 1801 nach Paris zurück, nachdem er sich mit Demoiselle Vaudchamps, die lange seine Reisegesellschafterin gewesen war und die in seinen Gedichten unter dem Namen Antigone vorkommt, vermählt hatte. Er erhielt wieder eine Professur am Collége de France und nahm zugleich eine Stelle im Nationalinstitut an. D. starb zu Paris 1. Mai 1813. Seine Werke (welche in 18 Bänden 1807—1821 gesammelt wurden) erschienen in folgender Ordnung: »Les Géorgiques de Virgile, traduites en vers français« (Par. 1769, 1782 u. öfter); »Les jardins« (das. 1780, Lond. 1800; deutsch, Jena 1786 und 1800); »L'homme des champs, ou les Géorgiques françaises« (Par. 1800; deutsch, Leipz. 1801); »Poésies fugitives« (Par. 1802); »Dithyrambe sur l'immortalité de l'âme, suivi du passage du Saint-Gothard, poëme traduit de l'anglais de madame la duchesse de Devonshire« (das. 1802); »Le malheur et la pitié« (Lond. u. Par. 1803); »L'Éneïde de Virgile, traduite en vers française« (Par. 1804, 2. Aufl. 1814); »Le paradis perdu« (das. 1805); »L'imagiuation, poëme en huit chants« (das. 1806); »Les trois règnes de la nature« (das. 1808, 2 Bde.); »La conversation« (das. 1812). Eine Ausgabe in 2 Bänden erschien 1844. D. glich an Häßlichkeit dem berühmten Dichter des Lockenraubs, Pope (dessen »Essay on man« er ins Französische übersetzte); um so liebenswürdiger war sein Charakter und um so angenehmer sein Umgang. Im Alter erblindete er. Er besaß ein so außerordentliches Gedächtnis, daß er seine Gedichte im Kopf herumtrug und sogar die 30,000 Verse seiner Aeneïde nicht eher aufschreiben ließ, als bis er sie dem Druck übergeben wollte. D. ist, wenn auch nicht ein großer Dichter, doch eine Zierde der französischen schönen Literatur und ein Hauptvertreter der didaktischen Gattung, deren Klippen eben nur ein Dichter ersten Ranges zu vermeiden berufen ist. Jetzt ist er, vielleicht über Gebühr, vergessen.

Delimitiren (lat.), abgrenzen; Delimitation, Grenzberichtigung.

Delin (spr. döläng), Jean Joseph, geschätzter belg. Porträt- und Historienmaler, geb. 1776 zu Antwerpen, ward auf der Akademie zu Brüssel und zu Paris bei Vincent gebildet und starb 1811. Seine Hauptwerke sind Simeon im Tempel, in der Karlskirche zu Antwerpen, ansprechend durch schönes Kolorit und korrekte Zeichnung, und eine für die Jesuitenkirche daselbst gemalte Reinigung Mariä.

Delineiren (lat.), zeichnen, entwerfen; Delineation, Zeichnung, Entwurf, Grund-, Abriß; Delineavit, s. Del.

Delinquent (lat.), Verbrecher.

Deliquium (lat.), das Zerfließen von Körpern, namentlich von Salzen, wenn sie so viel Wasser aus der Atmosphäre anziehen, daß sie zuletzt eine konzentrirte Lösung darstellen; auch das Schmelzen durch Wärme. Daher deliquesciren, zerfließen; deliquescent, zerfließend, zerschmelzend.

Deliren (lat.), auslöschen, wegwischen, tilgen.

Deliriren (lat.), irre reden, im Delirium (s. d.) sein.

Delirium (lat., n.), Irrsein, Phantasiren, Irrereden, eine Erscheinung, welche bei krankhaften Zuständen sehr verschiedener Art und zwar sowohl bei fieberhaften, als auch bei fieberlosen Krankheiten häufig vorkommt und darin besteht, daß die Kranken infolge einer Gehirnstörung zu Reden oder zu Handlungen veranlaßt werden, welche mit den äußeren Verhältnissen nicht im Einklang stehen. Das Irrereden im weitern Sinn kommt bei Geistesstörungen sehr häufig vor und ist namentlich beim Wahnsinn ein hervortretendes Symptom. Gewöhnlich aber gebraucht man den Ausdruck D. oder Deliriren nur im engern Sinn für das Irrsein bei Krankheiten, mit Ausschluß der Geisteskrankheiten. Am häufigsten wird das D. beobachtet bei schweren fieberhaften Krankheiten, namentlich den sogen. Infektionskrankheiten (z. B. bei Typhus, Blattern, Scharlach, Masern), aber auch bei den sogen. entzündlichen Fiebern, z. B. bei Hirnhautentzündung, Lungenentzündung. Nach heftigen Verwundungen, wenn sich Wundfieber einstellt, kommt das Wundfieberdelirium (D. traumaticum) vor. Irrereden ist ferner eine häufige Erscheinung bei akuten Vergiftungen mit narkotischen Giften und anästhetischen Mitteln, z. B. mit Morphium, Belladonna, Chloroform. Auch bei den eigentlichen Dyskrasien oder den Blutentmischungskrankheiten kommt das Irrereden gewöhnlich vor, z. B. bei Zurückhaltung der Harn- und Gallenbestandtheile im Blut. Seltener wird Irrereden bei fieberlosen Krankheiten, wie bei Hysterie und Epilepsie, beobachtet. Auch nach großen Blutverlusten und dadurch bedingter Gehirnanämie kommt das D. vor. Das D. ist immer ein Beweis dafür, daß das Gehirn in seinen Verrichtungen gestört ist, und die Ursache dieser Störung liegt theils in einem übermäßigen oder abnorm geringen Zufluß von Blut zum Gehirn, theils darin, daß das im Gehirn cirkulirende Blut durch fremdartige, giftähnlich wirkende Stoffe verunreinigt ist. In Beziehung auf die Heftigkeit und die Art der Aeußerung ist das D. sehr

verschieden. Zuweilen ist es mehr ein stilles, sanftes Irrereden, die Kranken murmeln nur so vor sich hin, zupfen an der Bettdecke (D. blandum, tranquillum, mussitans, mite), wie dies vorzüglich in den höheren Stadien der nervösen Fieber, wenn bereits eine größere Schwäche eingetreten ist, vorkommt; in anderen Fällen herrschen wilde Delirien (D. furibundum, furiosum) vor, wobei die Kranken heftig reden, schreien, fort wollen, aus dem Bett springen oder wenigstens große Unruhe zeigen, fortwährend mit den Armen gestikuliren ꝛc. Sind die Delirien derart, daß die Kranken aus dem Irrsein durch eine bestimmte Anrede, durch Rufen ihres Namens zu lichten Augenblicken erweckt werden können, wie dies öfter beim Typhus beobachtet wird, so nennt man dieselben typhomanische Delirien. Das D., welches bei den obenerwähnten Krampfzuständen zeitweilig sich einstellt (D. spasticum, nervosum, periodicum), hat in Bezug auf Gefahr eine sehr geringe Bedeutung, während dagegen namentlich die erste Form des D. eine sehr schwere Erkrankung bezeichnet. Da das D. nicht eine Krankheit für sich, sondern nur ein Symptom und zwar sehr verschiedener Krankheiten ist, so kann es selbstverständlich nicht Gegenstand einer besondern Behandlung sein. In den meisten Fällen ist überhaupt das D. keiner Behandlung zugänglich. Immerhin aber ist es in den Fällen, wo das D. im Verlauf einer fieberhaften Krankheit vorkommt, ganz zweckmäßig, wenn man kalte Umschläge oder einen Eisbeutel auf den Kopf legt, Senfteige an den Waden applicirt, ein kaltes Klystier setzt und innerlich kühlende und beruhigende Mittel gibt.

Delirium tremens (lat., n., Säuferwahnsinn, Mania potatorum), eine Krankheit des Nervensystems, welche nach langdauerndem, gewohnheitsmäßigem Mißbrauch alkoholischer Getränke, namentlich bei den eigentlichen Branntweinsäufern beobachtet wird und auf der giftigen Wirkung beruht, welche der Alkohol auf die Gehirnsubstanz ausübt. Größere und leicht wahrnehmbare anatomische Störungen des Gehirns werden beim D. nicht wahrgenommen. Das D. äußert sich theils in Sinnestäuschungen, theils in stillen oder wilden Delirien, wobei gewöhnlich ein starkes Zittern der Glieder vorhanden ist. Die Kranken glauben Mäuse und andere Thiere zu sehen und suchen diese zu erhaschen oder sie zu vertreiben. Zuweilen sind die Delirien wahnsinnartig, die Kranken glauben sich von Feinden umgeben, schreien und toben, schlagen um sich und wollen entfliehen, sich aus dem Fenster stürzen. Andere Kranke sind dagegen stets heiter, lachen und schwatzen beständig. Der Gesichtsausdruck ist bald zornig gereizt, bald ruhig. Die Delirien machen zeitweise Pausen und kehren dann um so heftiger wieder. Die Kranken verlangen fortwährend nach Getränken, besonders geistigen, genießen aber sonst gar nichts. Eine Haupterscheinung dabei ist die vollkommene Schlaflosigkeit. Die Haut schwitzt sehr, die Augenlieder sind geröthet, Lippen und Zähne trocken, rußig belegt, der Stuhl ist verstopft, der Urin sparsam, der Puls gewöhnlich nicht beschleunigt. Allmählich werden die Kranken erschöpft, und es stellt sich dann zeitweise Schlaf ein. Zuweilen tritt jedoch auch der Tod ein, nachdem heftiges Toben vorausgegangen und die Kranken zusehends verfallen sind. Als Nachkrankheiten bleiben manchmal Geistesstörungen zurück. Der Ausbruch der Krankheit wird oft durch andere akute Leiden, wie Lungenentzündung, Knochenbrüche, Operationen ꝛc., begünstigt. Am häufigsten kommt das D. im Mannesalter vom 30.—50. Lebensjahr vor. Die Dauer desselben ist meist kurz, auf einige Tage beschränkt, selten zieht es sich wochenlang hinaus; jedoch treten später leicht neue Anfälle des Deliriums ein. Als sicherstes Mittel gegen das D. galt bisher das Opium, welches man in großen schlafmachenden Dosen reichte. Seit einigen Jahren ist dazu noch das Chloralhydrat gekommen, welches wegen seiner prompten schlafmachenden Wirkung namentlich in solchen Fällen unschätzbar ist, wo das D. durch einen Knochenbruch oder andere schwere Verletzungen zum Ausbruch gekommen ist und der Kranke sich also nicht bewegen darf. Kann man den Kranken herumgehen lassen, ohne befürchten zu müssen, daß er sich Schaden thut, so ist dies deshalb gut, weil derselbe dadurch sich am besten so ermüdet, daß ihn das Bedürfnis des Schlafs überkommt. Man hat deshalb auch in manchen Fällen an D. Erkrankte von zwei kräftigen Männern fassen und so lange umherführen lassen, bis die Ermüdung aufs höchste gesteigert war. Nur völlige Unterlassung des Mißbrauchs geistiger Getränke, namentlich der stärkeren, des Branntweins ꝛc., schützt vor Recidiven; leider fallen die Kranken aber meist früher oder später in ihre alte Gewohnheit des Trinkens zurück.

Delisches Problem (Duplicatio cubi, Verdoppelung des Würfels), eine geometrische Aufgabe, welche im Alterthum eine große Rolle spielte. Die Sage berichtet über ihre Entstehung zweierlei. Der König Minos ließ nach der einen Erzählung seinem Sohn ein Grabmal in Würfelform errichten, welches durch Unvorsichtigkeit des Baumeisters zu klein ausfiel. Es sollte daher der marmorne, 100 Fuß lange, ebenso breite und hohe Würfel weggenommen und ein anderer, doppelt so großer an des vorigen Platz gesetzt werden. Nun fragte es sich, wie groß die Seite des neuen Würfels zu nehmen sei, damit er den Anforderungen entspreche. Die zweite Erzählung erwähnt einer Pest zu Athen, zu deren Beseitigung das Orakel zu Delos den Rath ertheilte, den Altar des Apollon, der die Form eines Würfels hatte, zu verdoppeln. Da niemand über die Seitenlänge des zu erbauenden Altars Bescheid zu ertheilen wußte, kam die Frage an Platon, der in seiner Verlegenheit den Griechen andeutete, daß dem Gott eigentlich an der Verdoppelung des Würfels nichts liege, sondern vielmehr daran, daß das Studium der Geometrie mehr betrieben werde. So erzählt Plutarch und mit wenig veränderten Umständen Eratosthenes in einem Schreiben an den König Ptolemäos Evergetes, worin er ein von ihm erfundenes Instrument für die Bestimmung der Seitenlänge des zu konstruirenden Würfels erwähnt. Das Schreiben hat Eudokios in seinem Kommentar über Archimedes' Vergleichung der Halbkugel, des Cylinders und Kegels aufbewahrt. Uebrigens fällt die Aufgabe der Verdoppelung des Würfels schon vor Platons Zeit, denn Hippokrates aus Chios gedenkt ihrer bereits und sucht sie durch Konstruktion zweier mittleren Proportionallinien aufzulösen. Bei der jetzigen Ausbildung der Algebra ist die Lösung des Problems nicht schwierig. Ist a die Seite des gegebenen, x die des zu verdoppelnden Würfels, und soll sich jener zu diesem wie 1 : m verhalten, so ist, weil ähnliche Körper sich wie die Kuben ihrer gleichliegenden Kanten verhalten, $1 : m = a^3 : x^3$, woraus sich $x = a\sqrt[3]{m}$ ergibt.

Ist die Seite des gegebenen Würfels = a, so ist die des doppelt so großen = 1,26a. Mit Hülfe dieser Formel und Rechnung läßt sich die Seitenlänge des gesuchten Würfels leicht finden. Aus der erhaltenen Gleichung $x^3 = ma^3$ ergibt sich, daß sie, weil vom 3. Grad, sich nicht vermittels der geraden Linie und des Kreises allein auflösen läßt. Descartes brauchte zur Auflösung die Parabel mit dem Kreis; man kann aber auch die Hyperbel mit dem Kreis oder zwei Parabeln brauchen ꝛc. Außer den oben schon genannten Männern behandelten das Problem noch: Platon mittels eines Parallellineals, Archytas, Menächmos durch Kegelschnitte, ebenso Apollonios von Pergä, Heron von Alexandria und Philon von Byzanz, Eratosthenes mittels eines besonders zu diesem Behuf erdachten Instruments, eines Mesolabiums, Diokles mittels der Cissoïde, desgleichen Pappos, in neuerer Zeit Vieta u. a. Vgl. **Montucla**, Histoire des recherches sur la quadrature du cercle (Par. 1754, neueste Ausgabe 1831); **Reimer**, Historia problematis de cubi duplicatione (Götting. 1798).

Delisle (spr. dölihl), 1) **Claude**, franz. Historiker, geb. 5. Nov. 1644 zu Vaucouleurs in Lothringen, widmete sich der advokatischen Praxis, dann dem Studium der Geschichte und Geographie und starb 2. Mai 1720. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Relation historique du royaume de Siam« (Par. 1684); »Abrégé de l'histoire universelle, depuis la création du monde jusqu'en 1714« (Haag 1731, 7 Bde. mit Karten); »Traité de chronologie« (bei Petavs »Abrégé de chronologie«, Par. 1730, 3 Bde.); »Atlas historique et généalogique« (das. 1718).

2) **Guillaume**, berühmter franz. Geograph, Sohn des vorigen, geb. 28. Febr. 1675 zu Paris, gab zahlreiche Kartenwerke heraus, die sich durch Eleganz und Schärfe des Stichs vor den früheren rühmlich auszeichneten. Im Jahr 1702 wurde er Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften, erhielt den Titel eines königlichen Geographen und von Ludwig XIV. den Auftrag, den Dauphin, nachherigen König Ludwig XV., in der Erdkunde zu unterrichten. Im Auftrag Peters d. Gr. lieferte er eine große Karte des Kaspischen Meers, die Peter 1721 an die Akademie der Wissenschaften zu Paris sandte, und durch welche die wahre Lage und Gestalt jenes Sees der Welt zuerst bekannt wurde. Außer diesen Kartenwerken verfaßte D. noch einen »Traité du cours des fleuves« (Par. 1720). Er starb 5. Jan. 1726. D. ist der erste, der eine wissenschaftlich vergleichende Geographie anbahnte, indem er bei Herausgabe seiner Werke stets sämmtliche Arbeiten von Reisenden und die Werke der Naturforscher und Astronomen benutzte. Sein »Éloge« schrieb Fontenelle.

3) **Josephe Nicolas**, Bruder des vorigen, ausgezeichneter Astronom, geb. 4. April 1688 zu Paris, ward Professor am Collége de France und hatte als solcher die Astronomen Lalande und Messier zu Schülern. Im Jahr 1725 siedelte er nach Rußland über und wurde der Begründer einer astronomischen Schule bei der neu gestifteten Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, aus welcher mehrere russische Astronomen von namhaftem Ruf hervorgingen. Im Jahr 1740 beobachtete er in Sibirien den Durchgang des Merkur durch die Sonne. Er hatte auch vielen Antheil an der Herausgabe des großen Kyrilow'schen Atlas des russischen Reichs und trug durch seine Reisen in verschiedenen Provinzen des letztern zur Bereicherung der Physik und Erdkunde bei. Seine astronomischen Beobachtungen beziehen sich namentlich auf Finsternisse. Im Jahr 1747 kehrte er wieder nach Paris zurück und starb 11. Sept. 1768. Er schrieb unter anderem: »Mémoires sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du Sud« (Par. 1752); »Mémoires pour servir à l'histoire de l'astronomie, de la géographie et de la physique« (Petersb. 1738, 4 Bde.); »Eclipses circumjovialium, sive immersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739« (von Kirch herausgegeben, Berl. 1734).

4) **Louis**, nach einem von mütterlicher Seite angenommenen Beinamen **De la Croyère** genannt, Bruder des vorigen, ebenfalls Astronom, wurde 1725 Mitglied der Pariser Akademie, bereiste, um die Lage mehrerer wichtigen Standpunkte in Rußland astronomisch zu bestimmen, das Gouvernement Archangelsk und Sibirien bis nach Kamtschatka und begleitete den Kapitän Bering auf seiner Fahrt 1741 von Kamtschatka nach Amerika, starb aber 22. Okt. jenes Jahrs, als er eben von der amerikanischen Küste zurückgekommen war, in der Awatschabai.

5) **Léopold Victor**, franz. Paläograph und Historiker, geb. 24. Okt. 1826 zu Valognes (Departement Manche), besuchte mit Auszeichnung seit 1847 die École des chartes und veröffentlichte in der »Bibliothèque« derselben mehrere wichtige Abhandlungen, wie »Recherches sur les revenus publics en Normandie au XII. siècle« und »Les monuments paléographiques concernant l'usage de prier pour les morts«. Ebenso wurde ihm für seine Beantwortung der Frage »Rechercher la condition de la classe agricole en Normandie au moyen-âge« (1851) von Seiten der Akademie der Preis Gobert (8000 Franken) zu theil. D. erhielt 1852 eine Anstellung an der kaiserlichen Bibliothek und wurde 1857 zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt. Von seinen Werken führen wir an: »Cartulaire normand de Philippe-Auguste« (Caen 1852); »Catalogue des actes de Philippe-Auguste« (mit einer reichhaltigen Einleitung, 1856); »Recueil de jugements de l'Échiquier de Normandie au XIII. siècle« (1860); »Documents sur les fabriques de faïence de Rouen« (Valognes 1865); »Observations sur l'origine de plusieurs manuscrits de la collection de M. Barrois« (1866); »Histoire du château et des sires de Saint-Sauveur-le-Vicomte« (Valognes 1867), »Le cabinet des manuscrits de la Bibliothèque nationale« (1869—74, 2 Bde.) u. a.

Délit (das, franz. m., spr. -lih), im Code pénal Bezeichnung der zweiten Klasse der strafbaren Handlungen, die nur vor dem Zuchtpolizeigerichtshof abgeurtheilt werden und bloß die sogen. Peine correctionnelle nach sich ziehen, im Gegensatze zu den schweren Crimes und den noch geringeren Contraventions. Dem D. entspricht im deutschen Reichsstrafgesetzbuch der Begriff des »Vergehens« im Gegensatze zu »Verbrechen« und »Uebertretung«. Vgl. Zuchtpolizeigericht.

Delitsch, Otto, Geograph, geb. 5. März 1821 in Bernsdorf bei Lichtenstein, studirte 1839—42 in Leipzig Theologie und wurde Ostern 1850 als Lehrer an der Realschule daselbst angestellt. Frühzeitig dem Studium der Erdkunde zugethan und auch in seinem Lehrerleben den Unterricht in dieser Wissenschaft mit Liebe verfolgend, trat er unter Direktor Vogel an die Oeffentlichkeit mit einer Arbeit: »Zur Geschichte der sächsischen Landkarten« (Programm der Leipziger Realschule 1858), mit den Netzatlanten auf Wachs-

papier zum Kartenzeichnen und den Wandkarten auf Wachstuch, welche die Namen Vogel und D. tragen, in ihrer Idee beiden Männern gemeinsam, in der Ausführung lediglich das Werk des letztern sind. Nachdem er sich 1866 an der Universität Leipzig für Geographie habilitirt hatte, hielt er hier Vorlesungen über allgemeine Geographie, Methodik des geographischen Unterrichts, Geographie von Deutschland, von Palästina u. a. und wurde Weihnachten 1874 zum außerordentlichen Professor ernannt. Seine literarische Thätigkeit bewegte sich (mit Ausnahme der von ihm in den Jahren 1861—65 herausgegebenen »Illustrirten Prachtbibel« von Payne, mit erklärenden Anmerkungen) ausschließlich auf dem Gebiete der Geographie. Er bearbeitete unter anderem Steins »Geographie für Schule und Haus« in 26. und 27. Auflage, gab 1866 Nachträge und Ergänzungen zu Steins »Handbuch der Geographie und Statistik« heraus, bearbeitete für dasselbe Handbuch 1871 Westindien und die Südpolarländer, zeichnete 1875 eine Schulwandkarte vom Königreich Sachsen und begann im Oktober 1869 die Herausgabe der geographischen Zeitschrift »Aus allen Welttheilen«. Auch an den Bestrebungen des Leipziger »Vereins von Freunden der Erdkunde« sowie der »Gesellschaft der Armenfreunde« nimmt D. lebhaften Antheil.

Delitzsch (ehedem Delcz, Dehliz), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, an der Lober, nordöstlich von Halle, an dem Kreuzungspunkte der Bitterfeld-Leipziger und der Halle-Gubener Eisenbahnen, hat ein Schloß, 4 Kirchen (darunter eine 1869 erbaute katholische), ein Hospital (1392 gegründet), ein schönes neues Schulhaus, ein Lehrerseminar, eine höhere Bürger- und höhere Töchterschule, eine Strafanstalt für weibliche Personen, eine städtische Sparkasse mit einem Interessentenfonds von über 1 Mill. Thlr. und (1871) 8111 Einw. (darunter 127 Katholiken und 54 Juden), welche Weberei, starke Strumpfwirkerei, Schuhfabrikation, auch Bierbrauerei, bedeutende Cigarren- und Tabaksfabrikation, Elfenbein- und Holzschnitzerei sowie lebhaften Handel mit Gemüse und Gartenfrüchten treiben. D. ist alt, die Vorstadt Grünstraße soll schon zur Zeit Karls d. Gr. vorhanden gewesen sein. Im 10. Jahrh. hatten die Serben neben der jetzigen Stadt eine Festung. D. gehörte zuerst zum Bisthum Merseburg; nach der Theilung Sachsens kam es an die albertinische Linie und später an das Haus Sachsen-Merseburg. Das Schloß wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört, 1691 aber wieder aufgebaut und zum Wittwensitz jenes Fürstenhauses bestimmt. Nach dem Aussterben des letztern (1738) fiel D. an Kursachsen und wurde 1815 preußisch. D. ist Geburtsort des Physikers Ehrenberg (1796) und des Nationalökonomen Schulze-Delitzsch (1808). Vgl. Lehmann, Chronik der Stadt D. (1852).

Delitzsch, Franz, verdienter Exeget auf dem Gebiete der biblischen und jüdischen Literatur, geb. 23. Febr. 1813 zu Leipzig, habilitirte sich 1842 ebendaselbst, ward 1846 als ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, 1850 in gleicher Eigenschaft nach Erlangen, 1867 wieder nach Leipzig berufen. Seine »Geschichte der jüdischen Poesie« (Leipz. 1836) erschloß der christlichen Welt ein bis dahin fast unbekanntes Literaturgebiet, während die »Beiträge zur mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen« (das. 1841) mehrere bis dahin handschriftliche Denkmale der jüdischen Scholastik ans Licht zogen. In dem Werk »Jesurun isagoge in grammaticam et lexicographiam linguae Hebraicae« (Leipz. 1838) theilt D. die Ansichten Fürsts über das Verhältnis der semitischen zu den indogermanischen Sprachen. Von theologischen Gesichtspunkten stark beeinflußt sind D.' exegetische Arbeiten, darunter die Kommentare zu Habakuk (Leipz. 1843), zum Hohenlied (das. 1851), zur Genesis (das. 1852, 4. Ausg. 1873), zum Psalter (das. 1859—60, 2. Aufl. 1867), zum Hiob (das. 1864), zum Jesaia (das. 1866, 2. Aufl. 1869), zu den Proverbien (1873) und zum Brief an die Hebräer (das. 1857). Sein theologischer Standpunkt ist der des Offenbarungsglaubens, sein kirchlicher der des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses. Mehrere seiner populären erbaulichen Schriften in dieser Richtung haben große Verbreitung gefunden, besonders sein Kommunionbuch: »Das Sakrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi« (Dresd. 1844, 5. Ausg. 1871), seine »Vier Bücher von der Kirche« (das. 1847) und sein (gewissermaßen zur Goethe-Literatur gehöriger) »Philemon, oder von der christlichen Freundschaft« (2. Aufl., Stuttg. 1858) ꝛc. Auf wissenschaftlichem Gebiet bewegen sich noch: »Die biblisch-prophetische Theologie« (Leipz. 1845); die »Neuen Untersuchungen über Entstehung und Anlage der kanonischen Evangelien« (das. 1853, 1. Theil); das »System der biblischen Psychologie« (das. 1855, 2. Aufl. 1861); das »System der christlichen Apologetik« (das. 1869); »Physiologie und Musik in ihrer Bedeutung für die Grammatik, besonders die hebräische« (das. 1868) und die »Handschriftlichen Funde« (das. 1861—62). Mit glücklicher Verwerthung seiner talmudischen Studien schrieb er: »Jesus und Hillel, mit Rücksicht auf Renan und Geiger verglichen« (2. Aufl., Erlang. 1867); »Handwerkerleben zur Zeit Jesu« (das. 1868) und die mit großem Beifall aufgenommenen Bilder der christlichen Urzeit: »Ein Tag in Kapernaum« (2. Aufl., Leipz. 1872) und »Durch Krankheit zur Genesung« (das. 1873). Einer seiner Söhne, Friedrich D., hat sich bereits durch seine »Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft« (Leipz. 1873) und »Assyrische Studien« (Heft 1, das. 1874) einen Namen gemacht.

Delius, Nikolaus, deutscher Gelehrter, namentlich als Shakespeare-Kritiker bekannt, geb. 1813 zu Bremen, der Sohn eines Kaufmanns, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trieb dann auf den Universitäten zu Bonn, Berlin und wieder in Bonn sprachwissenschaftliche Studien, besuchte, nachdem er 1838 promovirt hatte, zu wissenschaftlichen Zwecken England und Frankreich und ließ sich 1841 als Docent zu Berlin nieder, war aber ein Jahr (1844—45) wieder als Mitredakteur der »Weser-Zeitung« in Bremen thätig. Von hier 1846 nach Bonn übergesiedelt, erhielt er 1855 eine außerordentliche, später eine ordentliche Professur daselbst. Seine Vorlesungen erstrecken sich über Sanskrit (doch nur in den ersten Jahren des Bonner Aufenthalts), romanische und namentlich englische Sprache und Literatur. Unter seinen Schriften nehmen diejenigen, welche sich auf die Kritik und Erklärung der Werke Shakespeare's beziehen, die erste Stelle ein. Es gehören hierher, außer verschiedenen kleineren Arbeiten in Zeitschriften, die Ausgabe des »Macbeth« (Brem. 1841); »Die Tieck'sche Shakespeare-Kritik« (Bonn 1846); »Der Mythus von W. Shakespeare« (das. 1851); »Ueber das englische Theaterwesen zu Shakespeare's Zeit« (das. 1853); »Gedichte« (Brem. 1853); »J. Payne

Colliers alte handschriftliche Emendationen zum Shakespeare ꝛc.« (Bonn 1853); »Das Shakespeare-Lexikon« (das. 1852); namentlich aber die große kritische Ausgabe der sämmtlichen Werke Shakespeare's (Elberf. 1854—61, 7 Bde., mit Nachträgen 1865; 3. billige Ausg. 1872 ff.); endlich Abhandlungen in den »Jahrbüchern« der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Kritiken und Anzeigen in Herrigs »Archiv«, Zarncke's »Centralblatt«, im »Jahrbuch für romanische und englische Literatur«. Außerdem veröffentlichte D. »Radices pracriticae« (Bonn 1839), seine Erstlingsschrift, die einen Anhang zu Lassens grammatischem Werk über die Prakritmundart bildet, und lieferte werthvolle Beiträge zur Kenntnis der mittelalterlichen romanischen Literatur in der Ausgabe von Wace's altfranzösischer Dichtung »Saint-Nicolas« (das. 1850) und den »Provençalischen Liedern« (das. 1853).

Delivriren (franz.), befreien, erretten; aus-, abliefern; Delivraison, Befreiung, Erlösung; Auslieferung, Aushändigung.

Delle (spr. däll, deutsch Dellenried), franz. Flecken im Territorium von Belfort, im schönen Thal der Allaine, dicht an der schweizer. Grenze gelegen, mit (1876) 1326 Einw. Der Ort ward im franz.-deutschen Krieg 1870—71 gelegentlich der Kämpfe um Belfort (s. d.) oft genannt. Hier ward das Detachement Debschütz vereinigt, welches während der Schlacht an der Lisaine den linken Flügel der Werder'schen Armee bildete und in D. seinen Stützpunkt hatte.

Delligsen, Marktflecken im braunschweig. Kreis Gandersheim, Kreis Greene, an der Wispe, mit (1871) 1504 Einw. Dabei das Eisenwerk Karlshütte.

Dellingr, in der deutschen Mythologie der dritte Gemahl der Natt (Nacht): Morgendämmerung. Der glänzende Sohn dieses Paars war Dag (Tag).

Delme, Nebenfluß der Ochtum, der in der hannöverschen Grafschaft Hoya entspringt, die Grafschaft und Stadt Delmenhorst durchfließt und nach 59 Kilom. langem Lauf bei Haßbergen mündet.

Delmenhorst, Stadt und Amtssitz im Großherzogthum Oldenburg, westlich von Bremen, an der Delme und der Bremen-Oldenburger Eisenbahn gelegen, ein reinliches, einfaches Städtchen, das ehedem befestigt war, mit Pferdemärkten und (1871) 2539 (als Gemeinde 4018) Einw., die Gewerbe (Korb- und Cigarrenfabrikation, Spinnerei und Weberei für Jute) und Handel treiben. D. ward 1230 gegründet und 1247 mit einer festen Burg ausgestattet. Bei der Theilung Oldenburgs unter Johann XI. und Christian IV. 1334 erhielt letzterer D., das nun zu einer eigenen Grafschaft D. erhoben wurde. Im Jahr 1483 ward D. von dem Bischof Heinrich von Münster erobert und blieb seitdem nebst dem größten Theil der Grafschaft mit dem Bisthum Münster vereinigt, bis es 1547 vom Grafen Anton I. zurückerobert ward. Nach dem Aussterben der oldenburgischen Grafen (1667) ging D. an Holstein über und wurde mit Dänemark vereinigt. Im Jahr 1679 wurde das Schloß D. von den Franzosen genommen und bald darauf abgebrochen. Im Jahr 1772 kam die Grafschaft D. durch Tausch an die holstein-gottorpische Linie Oldenburgs und dadurch wieder an Oldenburg.

Del Mont, Deodaet, eigentlich van der Mont, gewöhnlich aber mit jener Italienisirung des Namens genannt, Architekt, Ingenieur, Astronom und Maler, geb. 1581 zu St. Truyen, war der beständige Begleiter des Rubens auf seinen Reisen in Italien 1600—1608; im letztern Jahr ließ er sich als Meister im Antwerpener Zunftbuch einschreiben. Er trat in die Dienste des Herzogs von Pfalz-Neuburg, ward geadelt und auch vom König von Spanien als Ingenieur beschäftigt. Er starb 25. Nov. 1644 zu Antwerpen. Del Monts Gemälde sind äußerst selten, da er zum Theil die des Rubens ausführen half, zum Theil durch seine Bauthätigkeit am Malen verhindert wurde; im Museum zu Antwerpen befindet sich eine Verklärung Christi, die ohne Originalität und tiefere Belebung die Formen seines Lehrers Rubens wiedergibt.

Delmotte, Henri Philibert Joseph, echt national-belgischer dramatischer Schriftsteller, geb. 14. Mai 1822 zu Boudour im Hennegau, studirte die Rechte, trat, nachdem er die Doktorwürde erlangt, in den Staatsdienst, ward Kreiskommissär in Nivelles und Ritter des Leopoldordens und lebt jetzt zurückgezogen in Brüssel, wo mehrere seiner Lustspiele mit großem Beifall aufgeführt worden sind. D. versteht es namentlich, den Lokalton zu treffen und die Belgier der mittleren Stände zu zeichnen, wie sie sind, ohne in sociale Tendenzen zu verfallen. Seine Absicht ist, an Stelle der aus Paris importirten ungesunden Stücke auf den belgischen Bühnen dramatischen Werken Bahn zu brechen, welche von national-belgischem Geist erfüllt sind und lokale Zustände behandeln. Vier seiner Lustspiele erschienen gesammelt unter dem Titel »Comédies« (Brüss. 1873), nachdem D. schon 1846 daselbst »Poésies« und zahlreiche Artikel in der »Revue de Belgique«, »Revue trimestrielle« und anderen literarischen Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht hatte.

Deloche (spr. dölósch), Jules Edouard Maximin, franz. Archäolog, geb. 27. Okt. 1817 zu Tulle, war lange Jahre bei der Administration der Provinz Konstantine in Algerien thätig und bekleidete seit 1853 verschiedene Posten im französischen Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Unter seinen Werken verdienen: »Étienne Baluze, sa vie et ses œuvres« (1858), »Cartulaires de l'abbaye de Beaulieu« (1859) und »Études sur la géographie de la Gaule etc.« (1864) Hervorhebung. Beide letzteren Werke wurden mit Preisen gekrönt.

Delogiren (franz., spr. -schi-), aus-, abziehen; verdrängen, vertreiben; in der Kriegskunstsprache feindliche Abtheilungen aus einer deckenden Stellung, Gehölz, Dorf ꝛc., durch Feuergefecht und Flankenmanöver ohne direkten Angriff mit der blanken Waffe vertreiben und zum Abzug veranlassen. Delogement, Auszug, Aufbruch, Verdrängung.

Delolme (spr. dölólm), Jean Louis, Staatsrechtslehrer, geb. 1740 zu Genf, war daselbst als Advokat thätig. Infolge des Anstoßes, den seine Schrift »Examen des trois points des droits« erregte, mußte er aus Genf flüchten. Er begab sich nach England und schrieb hier publicistische und staatsrechtliche Werke, die ihm einen geachteten Namen erworben haben. 1775 kehrte er in sein Vaterland zurück und starb 16. Juli 1806. Sein berühmtestes Werk ist »Constitution de l'Angleterre« (Amsterd. 1771, zuletzt 1822, 2 Bde.), welches er selbst ins Englische (Lond. 1772; oft aufgelegt, zuletzt herausgegeben von Macgregor 1853) und ins Deutsche (1776, auch Altona 1819) übersetzte; nächstdem aber »Parallel between the english government and the former government of Sweden« (Lond. 1772). Noch verdienen die »History of the flagellants« (Lond.

1782) und »Essay containing strictures on the union of Scotland with England« (das. 1796) Erwähnung.

Delonia (Delvinon), Hauptstadt der gleichnamigen albanesischen Landschaft im türkischen Vilajet Janina, an der Küste von Epiros, offen und schön gelegen, von Oliven-, Citronen- und Granatenpflanzungen umgeben, hat ein festes Schloß, mehrere Moscheen und 6000 Einw., welche viel Oel erzeugen und Handel mit Südfrüchten treiben.

Delord (spr. dölór), Taxile, franz. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1815 zu Avignon von protestant. Eltern, machte seine Studien 1830—34 zu Marseille und ließ sich 1837 in Paris nieder, wo er sich als Journalist an mehreren Zeitschriften betheiligte, bis er 1842 die Chefredaktion des »Charivari« übernahm, die er mit kurzer Unterbrechung bis 1858 führte. Seiner literarischen Thätigkeit für dieses Blatt verdankt er zunächst seinen Ruf. Später war er vorzugsweise bei der Redaktion des »Siècle« betheiligt. Bei den Ergänzungswahlen vom 2. Juli 1871 wurde er vom Departement Vaucluse in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf der äußersten Linken seinen Sitz nahm. D. hat außer zahlreichen Beiträgen für die verschiedensten Journale mehrere selbständige Werke erscheinen lassen, z. B. »Physiologie de la Parisienne« (1851), »Matinées littéraires« (1860) und besonders eine »Histoire du second Empire« (1869—74, 5 Bde.; deutsch, Berl. 1870 ff.), die bei der Opposition lebhaften Beifall fand und deren 1. Bd. schon in 5 Auflagen erschien.

Delorme (spr. dölórm), 1) Philibert, s. L'Orme.

2) Marion, berühmte franz. Courtisane, geb. 3. Okt. 1613 aus einer bürgerlichen Familie zu Châlons sur Marne, kam in früher Jugend nach Paris, wo sie eine bedeutende Erbschaft antrat, fesselte durch ihre Anmuth den unglücklichen Cinq-Mars, der sogar mit ihr heimlich verheirathet gewesen sein soll, und war dann die Geliebte Richelieu's und Condé's, wiewohl sie auch anderen ihre Gunst zuwendete. Zur Zeit der Fronde hielten die Emissäre der unzufriedenen Prinzen ihre Zusammenkünfte bei ihr. Als 1650 die Verhaftung der Prinzen Condé und Conti und ihre eigene beabsichtigte Gefangennahme ruchbar wurde, entzog sie sich diesem Schicksal durch Selbstvergiftung 2. Juli 1650. Dieser geschichtlichen Thatsache gegenüber meldet die Sage, D. habe das Gerücht ihres Todes selbst verbreitet, um glücklich nach England zu entkommen, sei später zurückgekehrt und habe, nachdem sie drei Männer, darunter einen Räuberhauptmann, geheirathet, bis 1706 (nach anderen gar bis 1741) gelebt. Alfred de Vigny hat ihre Schicksale in seinem Roman »Cinq-Mars«, Victor Hugo in einem Drama bearbeitet. Neuerlich erschienen »Confessions de Marion D.« (1875).

3) Pierre Claude François, franz. Historienmaler, geb. 28. Juli 1783 zu Paris, war Schüler Girodets und bildete sich in Rom nach Raffaels und Michelangelo's Meisterwerken; starb zu Paris 8. Nov. 1859. Seine bedeutendsten Schöpfungen sind: der Tod Abels, der Tod Leanders, beide gestochen von Laugier; Hero und Leander; die Erweckung der Tochter Jairi; Christus im Limbus, für Notre Dame bestimmt; Kephalos und Aurora; Pathos; Amor und Psyche; Hektor, dem Paris seine Weichlichkeit vorwerfend; ferner Wandmalereien in den Kirchen St. Gervais, St. Eustache, Notre Dame de Lorette und in der Kapelle von Epernon. D. bewies sich darin als vollen Vertreter der frostigen, theaterhaft gespreizten »klassischen« Richtung, wie sie, durch David eingeleitet, in den zwanziger und dreißiger Jahren in Widerstreit mit der Romantik gerieth.

Dēlos (jetzt Mikra Dilos, »Klein-Delos«), eine der Kykladen im Aegäischen Meer, ein schmaler, etwa 5 Kilom. langer Granitrücken, mit dem Berg Kynthos in der Mitte (106 Meter hoch), jetzt verödet, im Alterthum aber eine blühende und als Nationalheiligthum der Griechen hochgefeierte Stätte. Einst, wie der Mythus erzählt, schwamm die Insel auf dem Meer, bis sie Poseidon für die umherirrende, von der Here verfolgte Leto (Latona) an vier diamantenen Säulen befestigte. Leto gebar hier den Apollon und die Artemis (daher deren Beinamen Delios und Delia), und die Insel war von da ab ein heiliger Ort und wurde ein Hauptsitz der Verehrung beider Gottheiten. Zahlreiche Tempel und Kunstwerke schmückten sie; namentlich galt der prachtvolle Apollontempel (ein Werk des Erisichthon, dann von verschiedenen Staaten verschönert) allen Griechen als größtes Heiligthum. Er enthielt außer der Kolossalstatue des Gottes (einem Weihgeschenk der Naxier) einen merkwürdigen Altar, der ganz aus Stierhörnern, den Symbolen des Lichts, zusammengesetzt war und zur Entstehung des sogen. »Delischen Problems« (s. d.) Veranlassung gab. Sämmtliche Staaten von Hellas schickten hierher feierliche Gesandtschaften (Theorien) mit reichen Opfergaben, und unermeßliche Schätze häuften sich in den Tempeln der Insel an. Auch befand sich in D. ein Orakel, das zur Zeit seiner Blüte als eins der zuverlässigsten galt, und alle fünf Jahre wurde daselbst das berühmte Delische Fest mit Wettgesängen, Wettkämpfen und Spielen aller Art gefeiert, woran alle Stämme Griechenlands theilnahmen. Die frühesten Bewohner der Insel waren Karier; etwa tausend Jahre v. Chr. wurde sie von den Joniern besetzt. Sie stand lange Zeit hindurch unter eigenen Priesterkönigen und war insonderheit als Mittelpunkt für die große athenische Bundesgenossenschaft wichtig. Infolge der Heiligkeit des Apollontempels ward seit 469 die Bundeskasse hier bewahrt. Einige Jahrzehnte später kam die Insel in eine oft drückende Abhängigkeit von Athen, erfreute sich aber nach dem Sturz dieser Macht durch die Makedonier von neuem der Freiheit. Als Handelsplatz blühte die Stadt D. erst nach Korinths Zerstörung auf, namentlich ward sie ein vielbesuchter Sklavenmarkt und wegen ihrer Zollfreiheit Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Schwarzen Meer und Alexandria. Ungeheure Reichthümer wurden hier aufgehäuft, welche nur die Heiligkeit des Orts schützte, denn die Stadt selbst hatte keine Mauern. Ein schwerer Schlag, von dem sie sich nie wieder erholte, traf die Insel, welche selbst die Perser geschont hatten, im Mithridatischen Krieg. Menophanes, der Feldherr des Mithridates, landete mit einer Truppenabtheilung bei der offenen Stadt, ermordete und verkaufte, ohne Rücksicht auf das Asylrecht des Heiligthums, die wehrlosen Einwohner und plünderte und zerstörte die Stadt und das Heiligthum mit seinen zahlreichen Kunstschätzen. Nach dem Friedensschluß (84 v. Chr.) kam die Insel in die Hände der Römer, die sie später den Athenern zurückgaben, in deren Besitz sie bis in die späte Kaiserzeit blieb; aber sie war seitdem arm und unbedeutend. Jetzt bildet die ganze Insel eine mit Schutt und Trümmern bedeckte Einöde. Als Emerson 1825 D. besuchte, bestand die Bevölkerung aus zwei Schäfern. Von den Prachtbauten des Alterthums

sind noch einige Trümmer des Apollontempels, des Theaters und Gymnasiums vorhanden. Auf dem Kynthos finden sich auch Reste einer aus antiken Trümmern erbauten fränkischen Burg. Neben D. liegt jenseit einer 0,8 Kilom. breiten Meerenge die Insel Rhenea (Megali Dilos, »Groß-Delos«), die den Begräbnisplatz von D. bildete, da auf dem heiligen D. niemand geboren werden, auch niemand sterben und ein Grab finden durfte (D. selbst wurde mehrmals durch die Athener von den dort bestatteten Leichen gereinigt). Sie besteht aus zwei mehrfach ausgezackten Bergmassen, die bis 150 Meter ansteigen und durch einen schmalen Isthmus mit einander verbunden sind; sie ist ebenso dürr und noch öder und kahler als D. und wird wie dieses nur zeitweise von Hirten und Schiffern besucht. Vgl. Bursian, Geographie von Griechenland, 2. Bd. (Leipz. 1874).

Deloyal (franz., spr. -loajál), treulos, unredlich; **Deloyalität**, Untreue, Unredlichkeit.

Delphi (griech. Delphoi), kleine, aber wegen des dortigen Apollontempels und berühmten Orakels wichtige Stadt des alten Griechenland, in Phokis am Parnaß, lag an einer halbkreisförmigen Berglehne unterhalb zweier steil abgerissenen Felswände (Phädriaden) und war ringsum von einer großartigen und feierlich-ernsten Natur umgeben. Etwas oberhalb stürzte die klare und kalte kastalische Quelle in eine Bergspalte fast 20 Meter herab, tränkte einen Lorbeerhain und floß dann durch D. zum Fluß Plistos herunter. Der oberste Theil der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt enthielt den von einem Lorbeerhain umgebenen großen Apollontempel, den eigentlichen Sitz des Orakels, nebst seinem Hof und mehreren kleineren Tempeln, Priesterwohnungen, Thesauren (Schatzhäusern zur Aufbewahrung der Weihgeschenke) ꝛc. Auch die Lesche der Knidier, eine Art Herberge, geschmückt mit alten Kunstsachen, namentlich mit berühmten Wandgemälden des Polygnot (Darstellungen aus dem trojanischen Sagenkreis), ferner das Grabmal des Neoptolemos, die Stoa der Athener, das Buleuterion (Versammlungsort des heiligen Raths) u. a. befanden sich hier. Der älteste Name von D., der schon bei Homer vorkommt, war Pytho, weil Apollon dort den Drachen Python erlegt und dadurch den Anbau möglich gemacht hatte. Der Apollontempel selbst war, nachdem ein älterer Bau 546 v. Chr. abgebrannt war, durch den Baumeister Spintharos aus Korinth besonders auf Kosten des reichen athenischen Geschlechts der Alkmäoniden prachtvoller denn zuvor aufgebaut und 478 v. Chr. vollendet worden. Er war im dorischen Stil aufgeführt und auf allen Seiten mit Bildwerken reich verziert. Am Eingang fiel der Blick auf Sprüche hellenischer Weisheit, als: »Erkenne dich selbst«, »Nichts zu sehr« u. a. Das Innerste des Tempels (das Adyton) war von pentelischem Marmor und oben offen; es umschloß außer einer goldenen Apollstatue den Omphalos (Erdnabel, d. i. eine kuppelartige Erhebung von weißem Marmor, die als Mittelpunkt der Erde galt), ferner einen Lorbeerbaum, einen Arm der Quelle Cassotis und die eigentliche Orakelstätte, einen Erdschlund, aus welchem ein aufregender Dunst (kohlensaures Wasserstoffgas) emporstieg. Ueber demselben stand ein eherner kolossaler Dreifuß mit einem Becken und darüber ein lehnstuhlartiger Sitz für die Priesterin (Pythia). Die Oberleitung des Orakels befand sich in den Händen von 5 Hauptpriestern, die durchs Loos aus gewissen Familien Delphi's auf Lebenszeit gewählt wurden und großen Einfluß auf die Orakelsprüche hatten. Die Pythia mußte 50 Jahre alt, von ehrlicher Herkunft und in ihrem Lebenswandel unbescholten sein; auch trug sie jungfräuliche Kleidung. In der Blütezeit des Orakels gab es zwei beständig mit einander abwechselnde Pythien. Uebrigens durften nur Männer das Orakel befragen, und jeglicher mußte vorher beten und opfern. Durch Fasten, Waschungen mit kastalischem Wasser und Opfer vorbereitet, begab sich sodann die Pythia ins Adyton, trank hier aus der Quelle Cassotis und bestieg nach mancherlei geistaufregenden Vorbereitungen den lorbeergeschmückten Dreifuß. Allmählich brachte sie der aufsteigende Dampf in Ekstase, und unter krampfhaften Zuckungen stieß sie einzelne Worte aus, welche der neben ihr stehende Priester auffing und, zu einem Spruch ausgeführt, dem Fragenden verkündete. Die Orakelsprüche waren, wie das in der Natur der Sache lag, meist räthselhaft und verschiedener Auslegung fähig. In älterer Zeit wurden sie in poetischer Form gegeben, später mußte Prosa genügen. Uebrigens war die ganze Umgebung der Stadt voll von geweihten Stätten und Erinnerungen und dem Volk ein Heiligthum sowie der Schauplatz hoher Feste. In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutz des Gottes die Meisterwerke der Kunst, die Kostbarkeiten und frommen Weihgeschenke der Völker, der Städte und der Könige. Plinius erwähnt allein 3000 Statuen aus Gold, Silber, Erz oder Marmor.

Als Entdecker des delphischen Orakels nennt die Sage den Hirten Koretas, der, durch seine Ziegen aufmerksam gemacht, in den Erdschlund sah. Die erste Gründung eines Heiligthums zu D. wird auf die benachbarte Stadt Krissa, eine kretische Kolonie, zurückgeführt, unter deren Oberherrschaft D. in der Folge stand. Da es eine dorische Gründung war, so breitete sich sein Ansehen besonders durch die dorische Wanderung (1104 v. Chr.) aus. Mittelpunkt einer großen hellenischen Amphiktyonie, ward das delphische Heiligthum ein Hauptfaktor der Entwickelung und Verbreitung des Hellenismus. Lange Zeit hindurch wirkte es fast bei jedem wichtigen Ereignis, bei jedem Institut von höherer Bedeutung mit; die Wirren des öffentlichen und privaten Lebens unterlagen seiner Entscheidung, die Anordnungen der Gesetzgeber und die gottesdienstlichen Einrichtungen seiner Begutachtung und Zustimmung. Vorzüglich gilt dies von den Doriern, namentlich von Sparta. Auch die Wiederherstellung und feste Einrichtung der olympischen Spiele durch Lykurg und Iphitos wurde unter delphischen Auspicien vorgenommen. Nicht weniger eng war in der ältern Zeit die Verbindung Athens mit D. Aehnliches fand in allen übrigen griechischen Staaten statt; die Pythia war eine religiös-politische und selbst sittlich-wirksame Macht, von der die größten Dichter, namentlich Pindar, Aeschylos und Sophokles, mit hoher Ehrfurcht sprechen, und an welche von allen Seiten feierliche Gesandtschaften abgingen, Rath, Aufklärung und Verhaltungsmaßregeln begehrend. Schon die Alten sammelten die Sprüche des Orakels, und noch jetzt besitzen wir deren genug, um die vielseitige Wirksamkeit des Instituts zu beobachten. Aber auch im Ausland war das delphische Heiligthum ein mächtiges Organ für die Gründung und Verbreitung des Hellenismus, theils durch die zahlreichen Kolonien, welche auf des Gottes Befehl die Griechen nach Kleinasien, Italien, Sicilien, Afrika ꝛc. sandten, theils durch die Verbindung, in welche fremde Völker und

Herrscher mit dem Orakel traten. Auch die lydischen Könige, besonders Kröjos, standen mit D. in Verbindung und sandten dem Orakel für seine zweideutigen Sprüche reiche Geschenke; Rom ließ schon zur Zeit des Tarquinius Superbus durch eine Gesandtschaft, in welcher Brutus sich befand, das Orakel befragen. Die Oberherrschaft Krissa's über die Stadt und das Heiligthum hatte nach lange nach der dorischen Wanderung fortgedauert, bis der Mißbrauch derselben zu einem Krieg gegen die Krissäer führte, der 591 mit Zerstörung der Stadt Krissa endigte. Das Gebiet derselben ward eingezogen und dem Gott als Eigenthum gegeben, die Einwohnerschaft wurde zu Tempelsklaven gemacht. D. wurde dadurch selbständiger, der dortige Rath bestand aus den Mitgliedern der delphischen Adelsfamilien. Doch hatte D. öfters mit den Phokiern Streitigkeiten, so 447, wo Perikles die Phokier unterstützte, während D. von Sparta Hülfe erhielt. Hatte noch zur Zeit der Perserkriege das Orakel den wohlthätigsten Einfluß auf das einige Zusammenhalten der Griechen gegen den Nationalfeind geübt, so begann mit dem Peloponnesischen Krieg, mit der seitdem immermehr wachsenden Aufklärung und dem religiösen Indifferentismus sein Verfall. Die Delphier selbst übervortheilten die zuströmenden Fremden und dienten in den politischen Wirren der die meisten Vortheile versprechenden Partei, meist die Zerwürfnisse fördernd, statt zu versöhnen und zu vereinigen. Im Peloponnesischen Krieg finden wir den pythischen Apollon auf der Seite der Peloponnesier, als der Kontinentalmacht, weshalb Perikles die Athener gegen ihn einzunehmen suchte. Später war aus einem ähnlichen Grund Epaminondas des Gottes Gegner. Die Eingriffe der Phokier in die Rechte der Stadt und des Heiligthums, die darauf folgenden heiligen Kriege mit der Plünderung des Tempels durch die phokischen Feldherren Philomelos, Onomarchos und Phaläkos (355—346) beschleunigten das Sinken Delphi's umsomehr, als sie dem König Philipp von Makedonien eine willkommene Veranlassung boten, sich in die Amphiktyonie einzudrängen und das Patronat des Orakels an sich zu reißen. Ein neuer Glücksstern schien für D. aufzugehen, nachdem 279 wie durch ein Wunder die Macht der Gallier unter Brennus in der unmittelbaren Nähe der Heiligthümer gebrochen worden war. Allein die dadurch wieder wach gewordene Scheu und Ehrfurcht vor der geheimnißvollen Macht des Gottes konnte dem skeptischen Geiste des Zeitalters nicht lange Widerstand leisten; Sulla und Nero durften später ungestraft die damals noch vorhandenen delphischen Kunstschätze wegschleppen. Erst seit Hadrian begann mit der neu belebten Achtung vor Griechenlands Kunst, Religion und Literatur auch wieder eine bessere Zeit für D., eine zweite und letzte Blüte, deren beredter Zeuge Plutarch ist. Mit dem Untergang des hellenischen Heidenthums schließt dann auch die Geschichte Delphi's. Von den Kirchenvätern angegriffen, von den Neuplatonikern vertheidigt, von Konstantin d. Gr. für sein Konstantinopel geplündert, zuletzt noch von Julianus vor seinem Zug nach Persien befragt, wurde das Orakel von Theodosius d. Gr. gegen Ende des 4. Jahrh. für erloschen erklärt und geschlossen. An der Stelle des alten D. liegt jetzt ein ärmliches, von Albanesen bewohntes Dorf **Kastri**, mit dem alten Kloster St. Lukas. Von dem prachtvollen, elfmal geplünderten Apollontempel sind noch Reste des Unterbaues vorhanden, auch sonst zahlreiche Trümmer: Mosaikfußböden, Säulenreste, ausgegrabene Sarkophage ꝛc.; am besten erhalten ist eine halb in Felsen gehauene Rennbahn. Die kastalische Quelle sprudelt noch immer, jetzt von Epheu umwoben, in ihr altes Bassin. Auch entzündliche Ausströmungen von Kohlenwasserstoffgasen finden sich noch in der Nähe. Vgl. Hüllmann, Würdigung des delphischen Orakels (Bonn 1837); Götte, Das delphische Orakel in seinem politisch-religiösen und sittlichen Einfluß auf die Alte Welt (Leipz. 1839); Döhler, Die Orakel (Berl. 1862); Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. 1 (Leipz. 1862).

Delphica vasa (lat.), Gefäße, die so gearbeitet waren, daß sie zugleich als Becher und als Schilde dienten.

Delphin, s. Delphine; im Militärwesen die früher fischförmig gestalteten Henkel der schweren eisernen oder bronzenen Kanonenrohre; dann ein Kriegswerkzeug der Alten: ein eiserner Kolben, unten spitz und mit Widerhaken versehen, den man an Segelstangen hoch am Mast aufhing und mittels eines auf Rollen gehenden Taues auf feindliche Schiffe herabfallen ließ, um diese zu zerschmettern oder durch Einbohren des Delphins in das Verdeck festzuhalten, z. B. bei Vertheidigung von Hafeneinfahrten.

Delphin, Sternbild am nördlichen Himmel, zwischen Adler und Pegasus an der Milchstraße, bei 308° gerader Aufsteigung, 15° nördlicher Abweichung, zählt 18 Sterne, darunter 5 dritter Größe, von denen 4 einen kleinen Rhombus bilden. Es stellt den D. vor, welcher den Arion wohlbehalten durchs Meer trug.

Delphinät (Delphinatus), die Dauphiné.

Delphine (Delphini *Duv.*), Familie der Schwimmthiere, Seesäugethiere mit schlankem Leib, kleinem, nicht vom Rumpf abgesetztem Kopf, zahlreichen, nahezu gleichen konischen Zähnen im ganzen Verlauf oder in einem Theil der beiden bisweilen schnabelartig verlängerten Kiefer, einem einzigen, quer stehenden, halbmondförmigen, nach vorn konkaven Spritzloch, kleiner Schwanz- und Brustflosse und bisweilen fehlender Rückenflosse. Sie bewohnen alle Meere vom hohen Norden bis zum Aequator, finden sich aber auch in Flüssen und Seen, wandern oft in starken Scharen, schwimmen sehr gewandt und schnell, sind wenig scheu, gefräßig, raubgierig und grausam, fressen Weich-, Krusten- und Schalthiere und bewältigen selbst den Walfisch; einige sollen aber auch von Vegetabilien leben. Sie zeigen unter sich große Anhänglichkeit; sobald aber einer von ihnen getödtet ist, fressen sie den Leichnam mit großer Gier. Die Weibchen werfen nach einer Tragzeit von etwa zehn Monaten ein oder zwei Junge, säugen diese lange, behandeln sie mit großer Sorgfalt und beschützen sie in der Gefahr. Die D. sollen langsam wachsen, aber ein sehr hohes Alter erreichen; ihre schlimmsten Feinde sind ihre eigenen Familienglieder, die meisten aber gehen zu Grunde, indem sie bei blinder Verfolgung ihrer Beute auf den Strand gerathen; im Todeskampf stöhnen und ächzen sie und vergießen dabei reichliche Thränen. Zur Unterfamilie der Phocaenina *Gray.*, deren Angehörige einen vorn abgerundeten Kopf ohne eigentlichen Schnabel und ganz seitlich, ziemlich hoch stehende Brustflossen haben, gehört der **Weißfisch** (**Beluga**, Beluga leucas *Gray.*), welcher 4—6 Meter lang wird, in der Jugend bräunlich oder bläulichgrau, dann gescheckt, im Alter fast milchweiß ist und die Meere nördlich vom 56.° bewohnt; er lebt gesellig, verfolgt Dorsche und Lachse,

steigt bei der Jagd in die Flüsse und wird in starken Netzen gefangen, die aus Weißfischhaut gemacht sind. Fleisch und Speck sind wohlschmeckend, besonders Brust- und Schwanzfinne, doch ist das Thier nicht sehr fett. Die Haut wird getrocknet und gegerbt und findet vielfache Verwendung. Die Walfischfänger betrachten die Beluga als Vorläufer des Walfisches und segeln oft Tage lang in ihrer Gesellschaft, ohne sie zu belästigen. Die Samojeden stecken Belugaschädel auf Pfähle als Opfer für ihre Götter. Der Schwertfisch (Orca gladiator *Gray.*) hat seinen Namen von der sehr hohen, unten breiten, oben verschmälerten, nach dem Schwanz zurückgebogenen Rückenflosse; er wird 6 Meter lang, ist kräftig und gedrungen gebaut, oben schwarz, unten weiß, über und hinter dem Auge mit länglichem weißen Fleck, daher Widderdelphin, hat lange Seitenflossen und kräftige Zähne; er bewohnt die nördlichen Meere, steigt bis Frankreich und Japan hinab und fand sich im Alterthum zahlreich im Mittelmeer, ist sehr muthig und raubsüchtig, und schon die Alten erzählen von seiner Bösartigkeit; er greift den Walfisch an, reißt ihm große Stücke Speck vom Leib und besonders gern die Zunge aus. Die Jagd auf ihn ist sehr schwierig und gefahrvoll, der Nutzen gering. Der Braunfisch (Meerschwein, Tümmler, Phocaena communis *Less.*), mit spindelförmigem Leib, oben dunkelschwarzbraun oder schwarz, unten weiß, wird 2, selten 2,5 Meter lang und hat eine dreieckige, mäßig große Rückenflosse und zahlreiche Zähne; er lebt gesellig im Nordatlantischen Ocean, ist häufig in der Nordsee, geht bis zum Mittelmeer, liebt die Küste, steigt weit in die Flüsse hinauf (bis Paris, Magdeburg), ist sehr gefräßig und verfolgt namentlich die Häringe und Lachse, wobei er die Netze zerreißt, weshalb man ihm eifrig nachstellt. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, die Römer bereiteten Würste daraus; frisch und gesalzen ist es für die Strandbewohner und Schiffer werthvoll; den Thran genießen die Grönländer, die Haut gibt gutes Leder. Dieser Delphin folgt gern den Schiffen und ergötzt durch seine Fertigkeit im Schwimmen, wobei er abwechselnd mit Kopf und Schwanz ab- und aufwärts schlägt und gleichzeitig den Leib nach oben und unten krümmt. Zur Unterfamilie der Globiocephalina *Gray.*, bei denen Kopf und Schädel der vorigen ähnlich, aber geschwollen ist, die Brustflosse weit nach unten und die kurze Rückenflosse vor der Mitte des Körpers stehen, gehört der sehr häufige Grind- oder schwarze Delphin (Kaing, Pupkopper, Grindwal, Globiocephalus globiceps *Cuv.*), mit stark gewölbter, geradlinig abfallender Stirn, sehr niedriger Rückenflosse und wenigen Zähnen. Er wird 5—6 Meter lang, ist glänzend schwarz, mit einem weißen, herzförmigen Fleck auf der Brustflosse, welcher sich streifenartig bis gegen den After hin verlängert, bewohnt die nördlichen Meere, unternimmt weite Wanderungen bis ins Mittelmeer, lebt höchst gesellig, frißt Fische und Mollusken und strandet oft in ganzen Herden, da diese blindlings ihrem Führer folgen. Dies benutzt man auch bei der Jagd und treibt die Herden auf das Land. Fleisch und Speck werden frisch, gesalzen und getrocknet gegessen; der Thran ist sehr werthvoll, die Haut dient zu Riemen, die Knochen zu Zäunen. Bei der Unterfamilie der Delphinina *Gray.* ist der Kopf zu einer schnabelförmigen, scharf von der Stirn geschiedenen Schnauze verlängert, und die Brustflossen stehen ganz seitlich. Hierher gehört der gemeine Tümmler (Delphinus Tursio *Fabr.*), ein stark und kräftig gebautes, 3—4,5 Meter langes, oben schwarzes oder schwärzlichbraunes, unten weißes Thier, welches sich in Truppen von 6—8 Stück vom Mittelmeer bis zum Eismeer überall findet und sehr schnell schwimmt. Im Indischen und Rothen Meer vertritt ihn eine verwandte Art, der Abusalem. Der eigentliche Delphin (Delphinus delphis *L.*, s. Tafel »Schwimmthiere«) wird 2—2,5 Meter lang, ist oben dunkel schwarzgrau, grünlich schimmernd, unten heller gefärbt, hat lange, am Oberrand ausgeschnittene, gegen die Spitze hin sichelförmig verschmälerte Brustflossen und eine sehr schwankende Zahl graciler Zähne, welche in kleinen, gleichmäßigen Abständen von einander stehen, so daß die oberen zwischen die unteren greifen. Er bewohnt die Meere der nördlichen Halbkugel, geht auch in die Flüsse, hält sich meist in Truppen von 6—10 Stück zusammen und zeigt die allen Delphinen eigene Spiellust besonders ausgeprägt; er umschwärmt die Schiffe, fortwährend tauchend, und sendet jedesmal schnaubend einen Wasserstrahl in die Höhe, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht. Er jagt Fische, Krebse und Weichthiere und besonders auch die fliegenden Fische; das Weibchen wirft nach zehnmonatlicher Tragzeit 1—2 Junge, welche erst nach 10 Jahren erwachsen sein sollen. Der Delphin war im Alterthum der Gegenstand vieler Fabeleien und allgemein beliebt; noch heute wird er wenig verfolgt (indem man ihn auf den Strand jagt), obwohl sein Fleisch eine ziemlich wohlschmeckende Speise geben kann. Im Alterthum benutzte man die Leber, den Thran und die Asche auch als Heilmittel. Die Inia oder Bote (Bufeo, Inia boliviensis *d'Orb.*) ist schlank gebaut, mit schmalem, rundlichem, steifbehaartem Schnabel, am obern Ende ausgeschnittenen Brustflossen und einer sehr niedrigen Rückenflosse, 2—3 Meter lang, oben blaßbläulich und unten rosenröthlich; sie bewohnt die Flüsse Südamerika's zwischen 10 und 17° südl. Br., schwimmt langsam und ruhig, meist in kleinen Gesellschaften und lebt von Fischen und ins Wasser gefallenen Baumfrüchten. Das Fleisch ist hart und wird nur in der Noth gegessen; auch Speck und Haut sind geringwerthig. Auch im Ganges lebt ein Delphin mit langem, dünnem Schnabel, Platanista gangetica *Cuv.*, welcher 2 Meter lang wird, von Fischen und Früchten lebt und wegen seines angeblich heilkräftigen Specks verfolgt wird. Der Delphin war im Alterthum Symbol und Attribut des Neptun, Wahrzeichen vieler Seestädte (Tarent, Gades, Messina u. a.) und Küstenländer. Die Künstler stellten den Delphin gern dar. Neptun, dem er die Amphitrite gewinnen half, hat ihn bald in der Hand, bald unter den Füßen. Auf Städtemünzen erscheint er häufig mit dem Dreizack, auf delphischen auch mit einer Ziege.

Delphinion, im Alterthum Stadt auf der Ostküste der Insel Chios, wohlbefestigt, mit schönem Hafen, jetzt Delfino. Dann Tempel des Apollon Delphinios zu Athen, mit einem von Aegeus errichteten Gerichtshof, wo über diejenigen Recht gesprochen wurde, welche behaupteten, eine Tödtung mit rechtlicher Befugnis begangen zu haben. Auch hieß so der Hafen von Oropos in Nordattika, mit einem Orakel des Amphiaraos.

Delphinit, s. Epidot.

Delphinium *L.* (Rittersporn), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ein- oder zweijährige oder ausdauernde Kräuter und Stauben mit aufrechtem Stengel, abwechselnden

vieltheiligen Blättern, in gipfelständigen Trauben oder Rispen stehenden, meist blauen oder violetten Blüten, fünf Kelchblättern, von denen eins rückwärts in einen Sporn verlängert ist, und mehrsamigen Balgkapseln. **D. Ajacis** *L.* (**Gartenrittersporn**), mit aufrechtem, 30—120 Centim. hohem, fast einfachem Stengel, vielfach in linienförmige, glatte Läppchen getheilten Blättern und in langen, dichten Trauben vereinigten schönen Blüten, stammt aus Taurien und wird nebst vielen anderen Arten und Varietäten aus Asien, Nordamerika und Südeuropa als Gartenzierpflanze kultivirt. **D. Consolida** *L.* (**Feldrittersporn, Hornkümmel**), mit 30—50 Centim. hohem, ästigem Stengel und in lockeren, rispenartigen Trauben stehenden blauen, aber in Gärten auch in anderen Farben und gefüllt vorkommenden Blüten, wächst allenthalben in Deutschland auf Getreidefeldern. Kraut, Blüten und Samen, **Herba, Flores et Semen Consolidae regalis s. Calcaris equestris s. Pedis Alaudae s. Calcitrippae**, waren als eröffnende, harntreibende und wurmwidrige Mittel officinell; auch war ein damit bereitetes Augenwasser in Gebrauch, und selbst ein Bündel blühender Pflanzen pflegten Studirende als augenstärkend im Arbeitszimmer aufzuhängen. Die Samen von **D. peregrinum** *L.* und **D. tenuissimum** *Sibth.*, in Südeuropa, namentlich in Griechenland, waren bei den altgriechischen Aerzten als wirksames Mittel gegen den Skorpionstich in Gebrauch. **D. Staphisagria** *L.* (**scharfer Rittersporn, Stephans-, Läuse- oder Wolfskraut, Rattenpfeffer**), mit steifem, zottigem Stengel, fünf- bis siebentheiligen Blättern und kurzgespornten, blaßvioletten Blüten an langen Blütenstielen, ist in Südeuropa, auch in Süddeutschland einheimisch. Die Samen, **Stephans-** oder **Läusekörner**, gehören zu den scharf narkotischen Giften; sie sind graubraun, flach, drei- oder viereckig, runzelig, riechen zerstoßen unangenehm und schmecken bitter und äußerst scharf. Sie enthalten 0,1 Proc. farbloses, amorphes, anhaltend scharf schmeckendes, in Wasser schwer lösliches, stark basisches **Delphinin** $C_{24}H_{35}NO_2$, welches amorphe, zerfließliche Salze bildet, stark giftig ist, auf die Haut eingerieben dauernder und kräftiger wirkt als Veratrin und bei schmerzhaften Affektionen angewandt worden ist. Außerdem enthalten die Samen noch zwei andere Alkaloide, Staphisagrin und Staphisin (?), welche ebenfalls stark giftig wirken. Die Stephanskörner wirken innerlich brechenerregend, purgirend und waren früher als drastisches Abführungsmittel bei Würmern sowie als Brechmittel in Gebrauch, wurden später nur noch äußerlich in Salben- oder Pulverform gegen Ungeziefer und Krätze angewandt und sind jetzt ganz obsolet. Von **D. camptocarpum** *C. Koch*, in Nordpersien, bilden die blühenden Stengel im zerkleinerten Zustand eine in Persien Gul-i-zalil, im indischen Handel **Sparak** oder **Isparik** genannte Farbwaare zum Gelbfärben.

Delphinsäure, s. v. w. Valeriansäure.

Delphīnus (lat.), s. v. w. Dauphin.

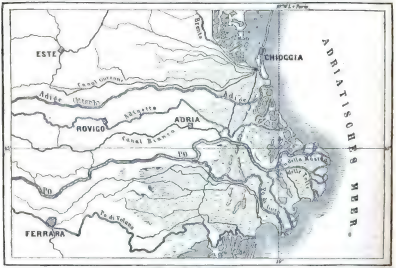
Delphische Amphiktyonie, Delphisches Orakel &c., s. **Amphiktyonen** und **Delphi**.

Delsberg, Stadt, s. v. w. Delémont.

Delta, griech. Name des Buchstabens D.

Delta (das), Bezeichnung der nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden Landstrecken und Inseln, welche man oft an den Mündungen der Ströme findet, deren Arme sich zwischen ihnen hinziehen, um sich ins Meer oder in einen See zu ergießen. Sie entstehen durch den von dem Fluß mitgeführten, hier abgelagerten Schlamm und Sand und werden mit dem Namen D. bezeichnet, weil sie meist eine dreieckige, also der Form des griechischen Buchstabens Delta (Δ) ähnliche Gestalt haben; die Basis des Dreiecks ist dem Meer zugekehrt, die Spitze dem Lande. So hat z. B. der Rhein ein D. bei seinem Einfluß in den Bodensee, die Wolga und der Ural bei ihrer Mündung ins Kaspische Meer; die Kander hat in dem 65 Meter tiefen Thuner See seit 1714 ein D. gebildet, das 230 Morgen umfaßt, die Maggia bei Locarno (am Lago Maggiore) eins von fast 4 Kilom. Länge und Breite. Großartiger sind diese Bildungen aber an den Meeresküsten und am vollkommensten an der Mündung großer Ströme in Meere ohne Ebbe und Flut. Hier bilden sich durch die vereinigte Thätigkeit des Meers und des Stroms jene ausgedehnten Schlammflächen, die von einem Netzwerk dicht verschlungener Wasseradern durchzogen und, vorzugsweise aus sogen. fluviomarinen Ablagerungen bestehend, meist von größter Fruchtbarkeit, gut angebaut und bevölkert sind. Solcher Art ist das Nildelta, das eine Oberfläche von über 22,000 QKilom. einnimmt; das Donaudelta an der Mündung der Donau ins Schwarze Meer, das am Kiliaarm von 1830—57 um 1300 Meter ins Meer vorgerückt ist, und das D. des Po bei seinem Ausfluß ins Adriatische Meer, letzteres ein besonders anschauliches Beispiel der Deltabildung (s. Abbildung). Ehedem mündete der Po bei Ravenna, das, wie Venedig in Lagunen gelegen, bis zum Mittelalter ein Seehafen war und jetzt über 7 Kilom. vom Meer entfernt liegt; erst im 12. Jahrh. hat er sich nördlicher gewendet. Schon damals aber war das alte Adria, im Alterthum ebenfalls am Meer gelegen, etwa 12 Kilom. von diesem entfernt. Die Theilung des Flusses beginnt bereits 126 Kilom. vom Meer, indem zuerst die Forsetta links zum Tartaro abgeht, um, mit anderen Gewässern vereint, als Canale Bianco dem Meer zuzuströmen. Bei der zweiten Theilung geht rechts der Po di Volano (einst Hauptfluß) ab, der an Ferrara vorbeifließt (wo er den Po di Primaro nach S. entsendet) und nordöstlich von Comacchio das Meer erreicht. Bei der dritten Theilung geht der vielbefahrene Po di Goro rechts ab, und der Hauptarm, Po della Maestra, verzweigt sich weiterhin noch in verschiedenen Abtheilungen, welche in 15 Mündungen das Meer erreichen. Die Enden der von den zwei Hauptarmen des Po gebildeten Landzunge erstreckten sich vor der Ausgrabung des Taglio di Porto Viro (1600) im Mittel auf etwa 18,5 Kilom. jenseit Adria, so daß die Küste jährlich 24 Meter vorgeschritten ist. Gegenwärtig liegt der äußerste Punkt der Küste 33,3 Kilom. von Adria entfernt, so daß die jährliche Fortschreitung durch zwei Jahrtausende im Jahresmittel 16,25 Meter betragen hat, während sie jetzt auf ca. 65 Meter berechnet wird. Die jährlich dem Meer zugeführte Schlammmasse beträgt nach Lombardini 42,76 Mill. Kubikmeter (1,36 Meter in der Sekunde, während die fünffache Wassermenge der Donau nur 35,5 Mill. Kubikmeter hinabführt). Eine lange zurückgelassene Dünenreihe bezeichnet noch jetzt die ehemalige Küste, über welche die neueren Ablagerungen, mit Seen untermischt, östlich vorspringen. Andere hervorragende Beispiele der Deltabildung bietet das D. des Rhône, dessen Hauptarm im Jahresmittel um 50 Meter hinauswächst (jährliche Schlamm-

zufuhr 17—19 Mill. Kubikmeter); das besonders verwickelte D. des Rheins; das ungeheure und vielleicht am schnellsten wachsende und sehr veränderliche D. des Mississippi, das ca. 32,300 QKilom. umfaßt, aber von der gewöhnlichen Deltagestalt abweicht (das jährliche Vorrücken wird zu 80—100 Meter angegeben, der zugeführte Schlamm zu 292,7 Mill. Tonnen); endlich das ebenso ausgedehnte D. des Ganges, das, 330 Kilom. lang, bei einer ebenso großen Küstenlinie das Nildelta um mehr als das Doppelte übertrifft und eine jährliche Zufuhr von 534,6 Mill. Tonnen Schlamm erhält. Unter den übrigen großartigen Deltabildungen sind die des Niger (Kowara), des Roanoke, der Weichsel, der Lena, des Kambodja, des Irawadi (jährliche Schlammzufuhr 102,5 Mill. Tonnen) zu nennen. Besondere Erwähnung verdient noch die Thatsache, daß Flüsse, welche in Meere



Delta des Po (1 : 840,000).

mit starker Ebbe und Flut oder mit kräftigen Meeresströmungen münden, keine Delta's bilden. Man vermißt derartige Bildungen z. B. am Amazonenstrom, weil sich die Aequatorialströmung der Schlammmassen desselben bemächtigt und sie theils an die flachen Küsten von Mejiko und Texas führt, theils weithin auf den Grund des Oceans vertheilt. An solchen Flußmündungen bilden sich die sogen. negativen Delta's oder Aestuarien (s. d.), so genannt, weil sich eben innerhalb derselben Ebbe und Flut geltend machen. Vgl. Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde (Leipz. 1874).

Deltoidēus muscŭlus (lat., Deltamuskel), dreieckig geformter Muskel, welcher beim Menschen, vom obern Rande der Achsel nach unten spitz zulaufend, sich über der Mitte des Oberarmknochens ansetzt und diesen durch seine Zusammenziehung hebt. S. Muskeln.

Deltuf (spr. -tüf), Paul, franz. Dichter, geb. 1825 zu Paris, nimmt unter den zeitgenössischen Lyrikern einen hervorragenden Platz ein (»Idylles antiques«, 1851). Er hat sich auch in der Geschichte versucht: »Essai sur les œuvres et la doctrine de Macchiavel« (1867) und »Théodoric, roi des Ostrogoths« (1869), wo er die von deutscher Wissenschaft längst widerlegte Fabel von der Blindheit Belisars zum erstenmal als eine solche zu erweisen glaubte. Auch als Romanschriftsteller ist D. aufgetreten in »Les petits malheurs d'une jeune femme« (1860); »Jacqueline Voisin« (1861); »La comtesse de Silva« (1865); »Fidès« (1864) u. a. Von seinen Werken sind sonst noch zu erwähnen: »Contes romanesques« (1852); »Récits dramatiques« (1854); »Les tragédies du foyer« (1867). D. starb 1871.

Delūbrum (lat.), in den römischen Tempeln der Ort, wo das Bild eines Gottes oder einer Göttin stand; auch ein Wasserbehälter vor den Tempeln, zum Waschen vor dem Eintritt ins Heiligthum; dann Tempel, Heiligthum überhaupt.

Deluc (spr. dölük), Jean André, verdienstvoller Geolog und Meteorolog, geb. 8. Febr. 1727 zu Genf, wandte sich früh dem Studium der Naturwissenschaften zu und begründete seinen Ruf durch seine Untersuchungen über die Veränderungen der Atmosphäre sowie durch seine Barometermessungen. Auch an den politischen Angelegenheiten seines Heimatlands sich betheiligend, gehörte er zu den eifrigsten Mitgliedern der Genfer Volkspartei, ward 1770 zum Mitgliede des Großen Raths ernannt, begab sich aber bald darauf nach London, wo er 1773 Vorleser der Königin von England wurde. Im Jahr 1798 ward er zum Professor der Philosophie und Geologie zu Göttingen ernannt; doch lebte er niemals dort, sondern abwechselnd in Berlin, Hannover, Braunschweig und London und starb zu Windsor 7. Nov. 1817. Die wichtigsten seiner zahlreichen Schriften sind: »Recherches sur les modifications de l'atmosphère, ou Théorie

Digitized by Google

des baromètres et des thermomètres« (Genf 1772, 2 Bde.; 1784, 4 Bde.; deutsch von Gehler, Leipz. 1776); »Lettres physiques et morales sur les montagnes, et sur l'histoire de la terre et de l'homme« (Haag 1778—80, 5 Bde.); »Nouvelles idées sur la météorologie« (Par. 1787, 2 Bde.; deutsch von Wittekopp, Berl. 1788); »Lettres à Blumenbach sur l'histoire physique de la terre« (Par. 1798); »Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles« (das. 1803, 2 Bde.); »Traité élémentaire de géologie« (das. 1809); »Voyage géologique dans le Nord de l'Europe« (Lond. 1810, 3 Bde.); »Voyage géologique en Angleterre« (das. 1811, 2 Bde.); »Voyages géologiques en France, en Suisse et en Allemagne« (das. 1813, 2 Bde.).

Deludiren (lat.), verspotten, täuschen, äffen.

Déluge (franz., spr. -lühsch), Ueberschwemmung, Sündflut; s. Après.

Delusion (lat.), Verspottung, Täuschung; **delusorisch**, täuschend, trügerisch.

Delvau (spr. -woh), Alfred, franz. Schriftsteller, geb. 1825 zu Paris, war 1848 Sekretär Ledru-Rollins, dann eine Zeitlang Minister des Innern; starb 3. Mai 1869 in Paris. Als Schriftsteller begann er 1850 mit dem einaktigen Lustspiel »Le roué innocent«, dem er eine Reihe verschiedenartiger Werke folgen ließ, wie: »Histoire de la Révolution de février« (1850); »Les murailles révolutionnaires« (1851, 2 Bde.); »Au bord de la Bièvre« (1854, neue Ausg. 1872); »Histoire de la campagne d'Italie etc.« (1859); »Les Cythères parisiennes, histoire anecdotique des bals etc.« (1864); »Dictionnaire de la langue verte« (1865, neue Ausg. 1867), ein Werk, das besondern Lärm machte, weil es zum großen Theil aus den wenige Jahre zuvor erschienenen »Excentricités du langage français« von Loredan-Larcher entlehnt war. Ferner schrieb er: »Le fumier d'Ennius« (1863); eine Biographie Gerards de Nerval (1865); »Histoire anecdotique des barrières de Paris« (1865); »Les Lions du jour« (Bilder aus Paris, 1866); »Henry Murger et la Bohème« (1866); »Les Sonneurs de sonnet, 1540—1866« (1867) u. a.; auch gab er die »Bibliothèque bleue« (1859—60, 3 Bde.) sowie die »Collection des romans de chevalerie, mis en prose française moderne« (1869, 4 Bde.) heraus.

Delvaux (spr. -woh), Lorenz, belg. Bildhauer, geb. 1695 zu Gent, Schüler Gery Heydelbergs und Plumiers, arbeitete seit 1717 in London, von 1727—1733 in Italien, wurde 1734 Hofbildhauer Kaiser Karls VI., später des Herzogs Karl von Lothringen und der Maria Theresia. Er starb 24. Febr. 1778 zu Nivelles, wo er hauptsächlich gelebt hatte. Seine Hauptwerke sind: die Kanzel der Kathedrale St. Bavo zu Gent; eine kolossale Statue des Herkules, im Vestibulum der großen Stiege des Alten Hofs zu Brüssel; das Mausoleum Leonhards van der Noot, in der Karmeliterkirche daselbst; die Büsten Karls von Lothringen, des Marschalls von Sachsen und der Kaiserin Maria Theresia; die Statue des heil. Livinus, jetzt im Genter Museum. Im Jahr 1823 wurde zu Gent im Sitzungssaal der Akademie D.' Büste, gefertigt von Godecharle, aufgestellt.

Delvauxit (spr. -wo-), s. Phosphoreisensinter.

Delvenau, Nebenfluß der Elbe, im Herzogthum Lauenburg, ist von Mölln bis Lauenburg kanalisirt und bildet in Verbindung mit der ebenfalls (1390—1398 von Lübecker Kaufleuten) kanalisirten Stecknitz eine über 70 Kilom. lange Wasserstraße zwischen Elbe und Trave, doch nur für kleine Fahrzeuge.

Delvinon, Stadt, s. Delonia.

Delwig, Anton Antonowitsch, Baron, russ. Lyriker, geb. 1798 zu Moskau, erhielt mit Puschkin im Lyceum zu Zarskoe-Selo bei Petersburg seine Erziehung und lag hier eifrig dem Studium der alten und modernen Dichter ob. Er starb 1831 zu Petersburg. Bei seiner poetischen Produktion verfolgte er besonders zwei Richtungen: Nachahmung der alten Klassiker, wodurch er die russische Sprache mit vielen neuen poetischen Formen bereicherte; dann Nachahmung des Volksliedes, worin er nicht unglücklich war, wenn auch seine Lieder jener Naivität und Schalkheit entbehren, welche vor allem dem russ. Volkslied eigen sind. Er hinterließ: »Gedichte« (Petersb. 1829), Idyllen, Sonette und Romanzen enthaltend; andere Gedichte wurden nach seinem Tod von Puschkin (das. 1832) herausgegeben. Die »Nordischen Blumen« erschienen als ein Almanach von 1825—30 (6 Hefte). Von seiner »Literaturzeitung« kamen (1830) nur 72 Nummern heraus.

Dema (Djuma genannt), Fluß im russischen Gouvernement Orenburg, entspringt im Gebirge Obschtschei Syrt, durchströmt ebene, trockene, steppenähnliche Gegenden und mündet nach einem Lauf von 380 Kilom. unterhalb Ufa in die Bjelaja, gehört also zum Wolgasystem.

Demades, Redner und Staatsmann zu Athen, talentvoll, aber gesinnunglos und käuflich, von niederer Herkunft, diente in früheren Jahren als Ruderknecht, schwang sich aber durch sein ausgezeichnetes Talent zum Rivalen des Demosthenes empor. Gegen diesen trat er zuerst zur Zeit des olynthischen Kriegs auf und soll später selbst zum Tode desselben mitgewirkt haben. Bei Chäronea in makedonische Gefangenschaft gerathen, erwarb er sich durch keckeu Freimuth die Gunst Philipps, bewirkte seine und der übrigen athenischen Gefangenen Freilassung, ward aber zugleich durch reiche Geschenke für das makedonische Interesse gewonnen. Nach Philipps Tod gelang es ihm in Gemeinschaft mit Phokion, die Rache Alexanders von Athen abzuwenden; er sicherte sich auch die Gunst dieses Königs und benutzte dieselbe, um den großen Aufwand zu bestreiten, welchen seine üppige Lebensweise erheischte. Mehrmals zogen ihm seine Bestechlichkeit und sein Luxus bedeutende Geldstrafen und selbst die Atimie zu; von letzterer entbanden ihn jedoch die Athener, als sie seiner zu einer Gesandtschaft an Antipater bedurften, um von demselben die Zurückziehung der makedonischen Besatzung aus Munychia zu erlangen. Aber Antipater, durch aufgefangene Briefe von verrätherischen Umtrieben des D. auch gegen seine Person unterrichtet, ließ ihn mit seinem Sohn Demeas hinrichten (318 oder 317 v. Chr.). Plutarch nennt D. den Ruin Athens, Quintilian stellt ihn als Redner mit Perikles zusammen. Das Fragment einer Rede, das von ihm herrühren soll, ist ohne Zweifel unecht. Abdrücke finden sich in der Sammlung griechischer Reden von H. Stephanus (1575), in Taylors Ausgabe einiger Redner (Leipz. 1747), in Reiske's »Oratores Graeci«, Bd. 4 (1770) und in Bekkers »Oratores Attici«, Bd. 3 (Berl. 1823). Vgl. H. Lhardy, De Demade oratore Atheniensi (Berl. 1834); Westermann, Geschichte der griechischen Beredsamkeit, § 54 (Leipz. 1833).

Demagog (griech., »Leiter des Demos, Volksführer«), in den griechischen Staaten ein Mann, der durch sein persönliches Ansehen und die Kraft der Rede das Volk beherrscht und daher dessen Berather

und Leiter ist. Jetzt verbindet man mit dem Worte D. meistens eine üble Bedeutung, die aber ursprünglich nicht darin lag. Nach der Verschiedenheit der Verfassungen der Staaten und im Verlauf der Zeit hat das Wort D. sehr verschiedene Bedeutungen erhalten, die alle Abstufungen vom Volksführer bis zum Volksverführer umfassen. Beispiele sehr verschiedenartiger Demagogie bietet uns besonders die Geschichte der alten griechischen Staaten, namentlich Athens. So war Perikles mit seinen demokratischen Bestrebungen ein D., so hoch er auch sonst über einem Kleon, Hyperbolos u. a. stehen mag, welche ihren Einfluß auf das Volk zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchten und sich vornehmlich an die niederen Leidenschaften und Begierden der Menge wendeten. Das alte Rom gibt ein vollständiges Bild vom Entstehen bis zum Untergang der Demagogie und damit der Freiheit und des Staats. So lange nämlich noch die Verfassung unangefochten aristokratisch war, so lange unter den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, als wesentlich befehlenden oder wesentlich gehorchenden, eine scharfe Trennung bestand, konnte eine eigentliche Demagogie nicht zum Vorschein kommen. Erst als die Plebejer die politische Nichtigkeit, zu welcher sie verurtheilt waren, schmerzlicher zu empfinden anfingen, griff mit dem entbrennenden Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie auch die Demagogie als ein wirksames Element in die Gestaltung des öffentlichen Lebens ein. Von der höchsten Wichtigkeit wurde aber das Institut der Volkstribunen, die fortan als die privilegirten Demagogen des römischen Volks dastehen. Im Tribunat koncentrirten sich Macht und Gunst des Volks, und nach demselben begann daher, je rascher die Demokratie Sieg auf Sieg gewann, ein wahrer Wettlauf der Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen, obgleich diese Würde selbst mit jedem solchen Sieg immer mehr an ihrer populären Bedeutung verlieren mußte. Die Nothwendigkeit, die Unentbehrlichkeit dieses Instituts im Kampf war die Seele desselben; nach dem vollständigen Sieg des demokratischen Princips konnte es die Herrschaft um so weniger behaupten, als die Entsittlichung bereits zu tief um sich gegriffen hatte. Denn als die demokratische Partei zur höchsten Macht gelangt war, sank auch das echt demokratische Princip immer mehr und mehr. Darum scheiterten die hochherzigen Bestrebungen mehrerer römischen Demagogen, wie die der edlen Gracchen, als sie durch Umwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse die Freiheit auf neuen Grundlagen zu befestigen strebten, und darum kam es dahin, daß durch Talent und Glück siegreiche Feldherren Ansehen und Macht des Staats an sich rissen und Senat und Volk unter die Herrschaft der Imperatoren fielen. Denn nachdem einmal Julius Cäsar, die Künste der Demagogie und seine kriegerischen Erfolge zu demselben Zweck benutzend, sich in seinem Heer ein Werkzeug der Volksunterdrückung geschaffen hatte, konnte auch eine schwächere Hand als die seinige zur Regierung desselben genügen. So erstarrte, als Sitte und Würde aus dem römischen Volk verschwunden war, seine Verfassung zu einer militärischen Alleinherrschaft, welche die Selbständigkeit des Staats noch so lange aufrecht erhielt, bis ein Stärkerer über sie kam. In Zeiten politischer oder socialer Aufregung traten in Monarchien und Republiken neben den Staatsmännern, in deren Händen gesetzlich die Leitung des organisirten Staatswesens liegt, Demagogen aus der Mitte des Volks hervor und gelangten vermöge einer frei übertragenen Autorität an die Spitze der Bewegung. Wenn sie sich hier mit Glück und Talent auf die Dauer behaupten, so legen sie meistens ihren Charakter als Demagogen ab; in der Regel aber geht der D., nachdem er die Volksgunst verloren hat, im Kampf mit der gesetzlichen Staatsgewalt unter. Der moderne Sprachgebrauch versteht unter einem Demagogen einen Menschen, der in aufwieglerischer Weise um die Gunst der großen Menge buhlt und staatsgefährliche Agitationen betreibt. Diese Tendenz legten die Machthaber den geheimen politischen Verbindungen bei, welche nach der Gründung des alten Deutschen Bundes infolge des Unbefriedigtseins durch die neue politische Gestaltung Deutschlands sich bildeten, und man bezeichnete daher deren Wirken mit dem Namen *demagogische Umtriebe*, zu deren Unterdrückung und Bestrafung die *Mainzer Centraluntersuchungskommission* niedergesetzt ward. Vgl. *Deutschland*, Geschichte. Gewöhnlich gehören die Demagogen der radikalsten Partei an, z. B. Lassalle, Gambetta ꝛc. Ein politisch gebildetes und freisinnig und gut regiertes Volk hat die Demagogen und ihre Agitationen wenig zu fürchten; eine rohe und despotisch regierte Nation wird dagegen leicht durch demagogische Umtriebe in den revolutionären Taumel hineingerissen. Wahrhaft konstitutionellen Staatsregierungen wird es mit Hülfe der Volksvertretung in den meisten Fällen nicht allzu schwer werden, die verderblichen Wühlereien staatsgefährlicher Demagogen zu unterdrücken.

Demaistre, s. *Maistre*.

Demanchiren (franz., spr. -mangsch-), in der Musik s. v. w. übergreifen, überspringen, d. h. beim Spielen die linke Hand aus der natürlichen Lage bringen (die Applikatur verändern).

Demandiren (lat.), einem etwas über-, auftragen; *Demandation*, Auftrag.

Demant, s. v. w. Diamant.

Demarch (*Demarchos*, griech.), Vorsteher, Leiter, Verwalter eines Demos; s. v. w. Volkstribun. *Demarchie*, Würde eines Demarchen.

Démarche (franz., f., spr. -marsch), Schritt, Gang; Maßregel.

Demarkation (franz.), Abgrenzung, Grenzbestimmung.

Demarkationslinie (lat.), Scheidungs-, Begrenzungslinie, jede durch Uebereinkunft zwischen zwei Mächten oder kriegführenden Heeren bestimmte Linie, welche von beiden Theilen nicht überschritten werden darf. Meist vereinigt man sich über eine solche bei eingegangenen Waffenstillständen oder angeknüpften Friedensunterhandlungen, um für die Dauer der ersteren oder bis zum wirklichen Friedensschluß jeder Kollision der beiderseitigen Heere vorzubeugen. Um diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, wird gewöhnlich für beide Theile eine besondere Linie bezeichnet und das ganze dazwischen liegende Terrain für neutral erklärt; in der Regel folgt auch die D., so weit als möglich, natürlichen Terraingegenständen, Flüssen, Bächen, Wegen ꝛc. In einem solchen Fall heißt dann, im weitern Sinn, auch dieser ganze trennende Raum die D. Vorzugsweise unter diesem Namen bekannt ist die infolge des Baseler Friedens zwischen Preußen und der französischen Republik auf Grund eines besondern Vertrags vom 17. Mai 1795 bestimmte D., welche die Franzosen sich anheischig machten in ihren militärischen Operationen nicht zu überschreiten, um dadurch den Kriegsschauplatz von den preußischen Staaten fern zu halten und

die volle Handelsfreiheit des nördlichen Deutschland mit Frankreich wieder herzustellen. D. heißt auch s. v. w. Grenzlinie, besonders wenn sie vorher streitige Grenzen bestimmt. Eine solche D. zwischen den portugiesischen und spanischen Entdeckungen bestimmte der 1494 zu Tordesillas zwischen Johann II. von Portugal und dem König Ferdinand von Kastilien geschlossene Vertrag, welcher eine nähere Bestimmung der von Papst Alexander VI. 6. Mai 1493 festgesetzten Linie enthielt, und wonach alles, was 370 Seemeilen östlich von den Inseln des Grünen Vorgebirges entdeckt werden würde, den Portugiesen, was westlich, den Spaniern gehören sollte. Auch bei Abgrenzungen von Ländern nach Maßgabe der Nationalität pflegen Demarkationslinien gezogen zu werden; ebenso bei Gebietsabtretungen, welche durch einen Krieg herbeigeführt wurden. So ist z. B. in den Friedenspräliminarien von Versailles vom 26. Febr. 1871, Artikel 1, die D. genau bestimmt, indem Frankreich auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete verzichtete, welche östlich von dieser Linie gelegen sind. (Vgl. hierüber das Reichsgesetzblatt pro 1871, Nr. 26.)

Demarteau (spr. dömartoh), **Gilles**, franz. Kupferstecher, geb. 1729 zu Lüttich, wurde 1764 Mitglied der Akademie von Paris und starb daselbst 1776 als königlicher Kupferstecher und Pensionär. D. rühmte sich, der Erfinder der Crayonmanier zu sein, während dieser Ruhm dem François gebührt. Doch hat D. dies Verfahren verbessert und mit großem Geschick ausgeübt, so daß seine Blätter in der That Kreidezeichnungen täuschend ähnlich sind. Er hat sehr viel producirt; in dem von ihm herausgegebenen Catalogue des estampes gravées au crayon d'après différents Maîtres qui se vendent à Paris chés D. etc. sind 664 Nummern aufgezählt. D. bediente sich sehr häufig eines aus D und einem Hammer (marteau) darin zusammengesetzten Monogramms.

Demaschk, Stadt, s. v. w. Damaskus.

Demaskiren (franz.), die Maske abnehmen, entlarven; im Kriegswesen von einer verdeckten Batterie die Blendung entfernen.

Demath (Demat, Diemat), Feldmaß in Marschländern, von verschiedener Größe; im Eyderstädtischen = 216 □Ruthen à 256 Hamburger □Fuß = 45,4107 Ar; in Lundern = 180 □Ruthen à 324 □Fuß = 47,8937 Ar; in Ostfriesland = 400 preuß. □Ruthen = 56,738 Ar.

Demawend (im Alterthum Jasonius Mons), höchster Gipfel des Elbursgebirges im nördlichen Persien, nordöstlich von Teheran, erhebt sich nach den Messungen der neuesten Reisenden (Thomsen, Brugsch, Minutoli u. a.) 6500 Meter hoch, ist mit ewigem Schnee bedeckt und trägt entschiedene Spuren vulkanischen Ursprungs, bedeutende Schwefelablagerungen, Entwickelung heißer Dämpfe, bis 52° R. heiße Quellen, Basalt, Schlacken und Bimsstein. Am Fuß des Berges liegt die Stadt D. mit 3000 (nach anderen nur 500) Einw.

Dembea, See, s. Tanasee.

Dembe Wielke, russisch-poln. Dorf bei Praga, am rechten Weichselufer. Hier 31. März 1831 Gefecht zwischen den siegreichen Polen unter Skrzynecki und den Russen unter Diebitsch-Sabalkanski.

Dembinski, Henrik, poln. und ungar. General, geb. 1791 im Krakauischen, kam 1807 in die Ingenieurakademie zu Wien, kehrte 1809 nach Polen zurück und trat als gemeiner Soldat in ein Jägerregiment. Als der Feldzug gegen Rußland eröffnet wurde, war er Leutnant, ward auf dem Schlachtfeld von Smolensk von Napoleon I. selbst zum Kapitän ernannt und focht 1813 bei Leipzig mit. 1815 kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er in Zurückgezogenheit lebte. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 wurde er Major eines Regiments, das sich in der Woiwodschaft Krakau bildete, erhielt aber bald darauf den Oberbefehl über die mobile Nationalgarde dieses Gebiets und focht mit diesem Korps in der Schlacht bei Grochow. Bald darauf stellte ihn der Oberfeldherr Skrzynecki an die Spitze einer Kavalleriebrigade, mit welcher D. in dem Gefecht bei Kuflew den Feldmarschall Diebitsch mit einem Heer von 60,000 Mann einen Tag lang aufhielt. Eine nicht minder glänzende Waffenthat war die Erstürmung der für uneinnehmbar gehaltenen Brücke bei Ostrolenka. Hierauf marschirte D. mit einer kleinen Schar mitten durch das von feindlichen Heeresmassen überschwemmte Land nach Warschau, wo er sofort zum Gouverneur und nach Skrzynecki's Rücktritt zum Oberfeldherrn ernannt, aber auf diesem Posten schon nach wenigen Tagen durch Krukowiecki ersetzt wurde. Er trat dann in Rybinski's Korps ein, führte bei dessen Uebertritt auf preußisches Gebiet die Arrièregarde und überschritt 5. Okt. 1831 ebenfalls die Grenze. Er begab sich darauf nach Frankreich, trat 1833 in die Dienste Mehemed Ali's von Aegypten, der ihn mit der Reorganisation der ägyptischen Armee in Syrien beauftragte, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück. Im Jahr 1848 verließ er sein Asyl und bemühte sich, eine Verbindung der Slawen mit den Magyaren zu Stande zu bringen. Nachdem er den Slawenkongressen in Breslau und Prag beigewohnt, ging er nach Debreczin, dem damaligen Sitz der ungarischen Regierung, und ward daselbst 5. Febr. 1849 zum Oberkommandanten der revolutionären Hauptarmee ernannt. Die Eifersucht Görgei's aber sowie die Abneigung der Truppen vor dem hochfahrenden Ausländer bereiteten ihm vielfache Schwierigkeiten. Als D. nach der unglücklichen Schlacht bei Kapolna (26.—28. Febr. 1849) beim Rückzug hinter die Theiß aus Unkenntnis des Terrains falsche Dispositionen traf, forderte ihn das gesammte ungarische Officierkorps zur Abdankung auf, die auch die Regierung annahm. Indeß wurde der weitere Frühlingsfeldzug, erst unter Vetters und später unter Görgei's Oberkommando, größtentheils nach den von D. schon früher entworfenen Plänen ausgeführt. D. war darauf mehrere Monate in der Operationskanzlei zu Debreczin beschäftigt, bis er im Juni 1849 beim Herannahen der Russen das Kommando der ungarischen Nordarmee erhielt. Doch resignirte er noch vor Eröffnung des Sommerfeldzugs, weil sein Plan, in Galizien einzufallen, von der ungarischen Regierung nicht gebilligt wurde. Als infolge der zwischen Kossuth und Görgei entstandenen Differenzen das Oberkommando von letzterem an Mészáros überging (2. Juli), wurde diesem D. als Generalquartiermeister an die Seite gegeben, in welcher Eigenschaft er den Rückzug der Theißarmee bis Szegedin und die Schlacht bei Szöreg (5. Aug.) leitete. D. zog sich von hier nicht auf das von den Ungarn besetzte Arad, sondern auf die feindliche Festung Temesvár zurück, wo er von der vereinigten österreichisch-russischen Macht aufs Haupt geschlagen und seine Armee völlig auseinander gesprengt wurde. D. rettete sich mit Kossuth und den anderen Revolutionshäuptern auf türkisches Gebiet, ging nach Widdin und von da nach Schumla, wo er sich als nationali-

firter Franzose durch die französische Gesandtschaft reklamiren ließ. Im Juli 1850 nahm er seinen Aufenthalt zu Paris, wo er seitdem in völliger Zurückgezogenheit lebte und 13. Juni 1864 starb. Von ihm rühren her: »Mein Feldzug nach und in Litauen und mein Rückzug von Kurszany nach Warschau« (herausgeg. von Spazier, Leipz. 1832), »Mémoires« (Par. 1833) und »Denkwürdigkeiten über den ungarischen Krieg 1848 und 1849« (das. 1849). Vgl. Danzer, D. in Ungarn (Wien 1873).

Demegorie (griech.), Rede in einer Volksversammlung.

Démêlé (das, franz. m.), Handgemenge, Streit; demeliren, Verwirrtes entwirren, lösen.

Demembriren (franz.), zergliedern, zerstückeln; Demembrement, Zerstückelung, Vereinzelung.

Demen (griech.), Gemeinden, Gaue, der Plural von Demos (s. d.).

Demenagiren (franz., spr. -schi-), das alte Logis räumen; aus-, umziehen; Demenagement, Umzug.

Demens (lat.), wahnsinnig; Dementia, Wahnsinn, Blödsinn als Geisteskrankheit.

Démenti (das, franz. m., spr. -mangti), ein Lügennachweis, eine Lügenzeihung; Behauptungen ein D. entgegensetzen, sie für erlogen erklären; jemandem ein D. geben, ihn der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen; sich ein D. geben, sich in Widerspruch verwickeln. Dementiren, der Unwahrheit zeihen, Lügen strafen.

Demer, Fluß in den belg. Provinzen Limburg und Südbrabant, entspringt in der Gegend von Tongern, wird bei Diest schiffbar und mündet nach 82 Kilom. langem Lauf unterhalb Arschot in die Dyle, nachdem er die Nebenflüsse Herk, Gete, Velpe und Lambek aufgenommen.

Demerāra (Demerary), ein Fluß im britischen Guayana, entspringt unter 4⅓° nördl. Br., hat einige bedeutende Katarakte und mündet nach einem Laufe von etwa 300 Kilom. in den Atlantischen Ocean. Er ist 120 Kilom. weit schiffbar, und etwa 44 Kilom. weit sind seine Ufer mit blühenden Ansiedelungen besetzt. Die Menge des mitgeführten Thons, welche ihm eine schmutzig-gelbe Farbe verleiht, setzt er an seiner Mündung als flache Schlammbänke ab. Nach ihm ist (seit 1831) eine der beiden Grafschaften der Kolonie Britisch-Guayana benannt, welche die Küstengegend zwischen Essequebo und Berbice umfaßt und 1871 einschließlich der Hauptstadt Georgetown 122,812 Einw. zählte.

Demeriren (lat.), sich um etwas verdient machen; Demerént, einer, der sich um jemand oder etwas verdient gemacht hat.

Démérite (das, franz. m., spr. -rit), Vergehen, Verschuldung; demeritiren, sich etwas zu Schulden kommen lassen.

Demersion (lat.), Untertauchung, Versenkung.

Demēter (»Mutter Erde«, bei den Römern Ceres), die Göttin des Ackerbaues und der bürgerlichen Ordnung, war die Tochter des Kronos und Schwester des Zeus. Als Vertreterin der Fruchtbarkeit der Erde (die natürlich als Mittelpunkt der Welt erscheint) tritt sie in mancherlei Beziehung zu den drei Brüdern, die sich in die Herrschaft der Welt getheilt hatten, wie die Wetterwolke, dem Meer entstiegen, im Luftreich schwebt, aber endlich ihren Segen in den Schoß der Erde ergießt. Dem Zeus gebar sie die Persephone (Proserpina), dem Poseidon, der die in eine Stute verwandelte Göttin in Gestalt eines Hengstes überwand, eine Tochter und das Roß Arion. Wie aber Poseidon selbst noch bei Homer deutliche Spuren an sich trägt, daß er in früherer Zeit, als die indogermanischen Mythen sich webten, nicht sowohl das bei uns sogen. Meer, das man noch nicht kannte, als das Wolkenmeer vertrat: so ist auch diese Tochter, die wie D. selbst den Beinamen Despoina führte, mit Persephone identisch in der Bedeutung des Wolkenwassers; Arion (s. d.) aber deutet man auf den Blitz. Ihre Tochter Persephone ward ihr von Hades geraubt, nach der gewöhnlichen Sage bei Enna auf Sicilien. Neun Tage irrte D. über die Erde, die Tochter suchend, deren Hülferuf nur Hekate und Helios gehört. Als ihr am zehnten Tag letzterer den Raub entdeckte, mied sie zürnend den Olymp und ging zu Keleos nach Eleusis. Dort setzte sie sich in Gestalt einer bejahrten Frau im Schatten einer Olive an den Brunnen. Von des Keleos Töchtern freundlich begrüßt und nach der Heimat gefragt, erzählte sie, sie heiße Deo (»die Suchende«), sei durch Räuber aus Kreta geraubt, diesen aber entflohen, und bat um Aufnahme. Die Mutter der Jungfrauen, Metanira, nahm die Fremde auf und vertraute ihr ihren jüngsten Sohn, Demophoon, zur Wartung. So erweist sich die Göttin des Ackerbaues, der Baum- und Viehzucht und aller Kultur, die sie im Gefolge haben, auch durch Pflege und Erziehung der Helden als Begründerin und Festigerin der Volkskraft und der Gemeinde. D. legte den Knaben des Nachts ins Feuer, um ihm ewige Jugend zu verschaffen, ward aber von Metanira belauscht und durch das Jammergeschrei derselben gestört. Die Göttin gab sich zu erkennen und gebot den Bau eines Heiligthums an dem Quell Kallichoros, in dem sie dann wohnte. Noch immer zürnend, ließ sie Mißwachs auf Erden eintreten. Zeus entsandte endlich den Hermes in die Unterwelt, um die Persephone zurückzuführen, und bewilligte, daß dieselbe nur den Winter im unterirdischen Dunkel, die übrige Zeit bei der Mutter zubringe. Nun erst ließ D. versöhnt die Saat wieder emporsprossen und kehrte auf den Olymp zurück. Zuvor aber lehrte sie die Herrscher von Eleusis, Triptolemos, Diokles, Eumolpos und Keleos, den Gebrauch der heiligen Opfer und die eleusinischen Weihen; dem Triptolemos insbesondere übertrug sie das Geschäft einer weitern Verbreitung des Ackerbaues und ihres Dienstes. Das Gedeihen der Feldfrucht bleibt stets der Mittelpunkt in dem weitgreifenden Walten dieser Göttin, hat aber außer der Anwendung auf das Politische noch nach zwei Seiten seine Symbolik und Parallele: in Bezug auf Zeugung, Geburt und Kinderpflege und in Bezug auf Bestattung und Verkehr mit dem Reich der Todten überhaupt. So war D. als Göttin des weiblichen Lebens, im besondern der Ehe, nahe verwandt mit der Bona Dea der Römer, und als solcher wurden ihr ganz besonders die Thesmophorien gefeiert, das Fest der (Ehe-) Satzungen (Ende Oktober als Saatzeit); so ist es erklärlich, daß ihr Bild so oft nicht bloß auf Münzen und Vasen, sondern auch auf Sarkophagen erscheint. Sie bewährt eben ihren chthonischen Charakter auch als Trösterin im Tod. Verehrt wurde D. außer in Eleusis, dem uralten Sitz des Demeterkultus, besonders auf Kreta und den nördlichen Eilanden, in Argolis, Arkadien, Attika, auf der Westküste von Asien, in Sicilien, Italien. Ihr Dienst bestand zum Theil in einem Geheimdienst. Zu den ihr geweihten Festen gehörten außer den genannten Thesmophorien

die athenischen **Episkiren**, zugleich ihre Tochter feiernd; die **Proerosien**, das Fest, das dem Bestellen der Felder voranging; die **Chloien**, Opfer für die reifende, aber noch grünende Saat; die **Haloen** (»Tannenfest«), außer Athen **Thalysien** genannt, und die **Eleusinien** (s. d.). Die Römer identificirten D. mit ihrer **Ceres**, einer ursprünglich altitalischen Göttin, und verehrten dieselbe ganz nach griechischer Weise. Sie war besonders eine Göttin der Plebejer und erhielt ihren ersten Tempel in Rom 496 v. Chr. durch A. Postumius während einer Hungersnoth am Cirkus unterhalb des Aventinus, des Hauptsitzes der Plebs. Die verschiedenen Feste der Ceres faßten die Römer unter dem Namen *Cerealia* zusammen. Besondere Erwähnung verdienen die Cerealien, welche, mit Procession, gegenseitiger Bewirtung der Bürger und Cirkusspielen verbunden, vom 12.—19. April begangen wurden. Die gewöhnlichen Opfer, welche man der D. darbrachte, waren die fruchtbare und mütterlich nährende Kuh und die Sau, ohne Zweifel ebenfalls wegen ihrer üppigen Fruchtbarkeit; außerdem Früchte, Honigmeth und Honigwaben. Abgebildet wird sie gewöhnlich auf einem mit geflügelten Schlangen (einem Thier, das im Schoß der Erde wohnt und in seiner Häutung den ewigen Wechsel von Tod und Leben andeutet) bespannten Wagen, mit einer Fackel in der Hand, den Kopf mit Mohn oder Kornähren bekränzt; neben ihr oft das Schwein, wie der Mohn Symbol der Fruchtbarkeit. Das Ideal der D. scheint von Praxiteles ausgebildet worden zu sein. Unter den nicht zahlreichen antiken Statuen der Göttin verdienen eine überlebensgroße Marmorfigur des Kapitolinischen Museums zu Rom und die des Berliner Museums besondere Auszeichnung. Eine Gruppe, welche D. in Verbindung mit Persephone und Jakchos darstellt, im Stil der besten griechischen Zeit, sieht man unter den Trümmern des hintern Giebelfeldes vom Parthenon in Athen. Ein pompejanisches Gemälde, im Museum zu Neapel, stellt D. als segnende Göttin des Ackerbaues, auf einem Sessel thronend, dar, eine aus zwei großen Blütenkelchen zusammengesetzte brennende Fackel in der Rechten, ein Aehrenbündel in der Linken haltend, ein mit Aehren gefüllter Handkorb zu ihren Füßen. Vgl. **Preller**, D. und Persephone, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen (Hamb. 1837). Dichterisch verarbeitet ist der Mythus der D. in Schillers »Klage der Ceres« und »Das eleusische Fest«.

Demetoka (Dimotika), Stadt im türk. Vilajet Adrianopel, im Thal des Kyzyldeli Tschai, einem rechten Zufluß der Maritza, und an der Eisenbahn von Adrianopel nach der Küste des Aegeischen Meers, Sitz eines griechischen Bischofs, mit 6—8000 Einw., meist Griechen, welche starke Seidenzucht treiben und treffliche Töpferwaaren fertigen; geschichtlich merkwürdig als Geburtsstadt Bajesids I. (1347) und als Aufenthaltsort Karls XII. von Schweden nach der Schlacht von Pultawa (1713). In der Nähe Ruinen eines alten Schlosses.

Demetrias, im Alterthum Stadt in der thessalischen Landschaft Pelasgiotis, am Pagasäischen Meerbusen, von Demetrios Poliorketes 290 v. Chr. gegründet und nach ihm benannt, gewöhnliche Residenz der makedonischen Könige, wichtige Hafenstadt, durch ihre Lage in der Nähe des Pelion, des Passes Tempe und der Thermopylen wie durch die angrenzende Ebene (neben Chalkis und Korinth) einer der drei Hauptschlüssel von Griechenland. Deshalb bemächtigten sich ihrer erst die Römer, darauf die Aetolier; hier landete auch Antiochos von Syrien auf seinem Zug nach Griechenland. Später verfiel die Stadt. Geringe Ueberreste davon finden sich auf dem Hügel Goritza beim heutigen Volo.

Demetrios, 1) **Könige von Makedonien**: a) D. I., **Poliorketes** (»Städteeroberer«), Sohn des Antigonos, stand seinem Vater in den unmittelbar nach dem Tod Alexanders d. Gr. ausgebrochenen Kämpfen tapfer zur Seite, führte zuerst 312 v. Chr. ein selbständiges Kommando, wurde in demselben Jahr von Ptolemäos bei Gaza geschlagen, siegte aber bald darauf bei Myus. Er wurde sodann von Antigonos nach Babylon geschickt, das er aber nicht erobern konnte. 307 zog er als Befreier von dem Joch Kassanders in Athen ein, wurde von den Athenern mit Ehren überhäuft und nahm darauf, wie auch sein Vater Antigonos, die Königswürde an. Er eroberte nun Cypern, wo er namentlich bei der Eroberung der Stadt Salamis durch den Bau von Belagerungsmaschinen sich den Beinamen Poliorketes erwarb (306). Das gleiche Geschick zeigte er 304 bei der übrigens vergeblichen Belagerung von Rhodos. In den Jahren 304—303 vertrieb er den Kassander abermals aus Griechenland, wurde zum Feldherrn der Griechen ernannt, von den Athenern wie ein Gott verehrt, verlor aber sodann, von seinem Vater nach Asien berufen, mit dem letztern die Entscheidungsschlacht bei Ipsus (301). Nach längerem Umherschweifen bemächtigte er sich Athens wieder, wobei er die unzuverlässigen Athener mild behandelte, und benutzte die Wirren in Makedonien, um 294 den Thron an sich zu reißen. Durch sein hochfahrendes Wesen und seine Verschwendung machte er sich bald verhaßt, wurde im Krieg gegen Ptolemäos, Lysimachos, Seleukos und Pyrrhos von seinen Soldaten verlassen und mußte 287 aus Makedonien fliehen. Im Jahr 286 mußte er sich dem Seleukos ergeben, der ihn nach Apamea in Syrien bringen ließ, wo D. 283 starb.

b) D. II., des Antigonos Gonatas Sohn, Enkel des vorigen, folgte ungestört seinem Vater im Besitz des makedonischen Throns. Seine zehnjährige Regierung ist bloß durch Kämpfe mit Alexander von Epiros und den barbarischen Grenzvölkern von Makedonien bezeichnet. Seine Pläne gegen Griechenland konnte er nicht ausführen, da der ätolische und achäische Bund bereits zu mächtig geworden waren. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Philipp III.

c) D. III., König Philipps III. von Makedonien Sohn, wurde als Geisel 197 v. Chr. von seinem Vater nach Rom gesendet, durch die Intriguen seines ältern Bruders Perseus des Einverständnisses mit den Römern und verrätherischer Absichten auf den Thron angeklagt und auf Befehl seines Vaters vergiftet.

2) **Könige von Syrien**: a) D. I., **Soter**, Sohn Seleukos' IV. Philopator, lebte zur Zeit der Ermordung seines Vaters als Geisel in Rom, entwich aber 161 v. Chr., fand eine Partei in Syrien, gelangte auf diese Weise zur väterlichen Krone und wurde auch bald von den Römern anerkannt. Sogleich befreite er die Babylonier von der Tyrannei der Satrapen Timarchos und Herakleides (daher der Name Soter, d. i. Retter). Gegen die Juden, die sich unter den Makkabäern erhoben, sandte er nach und nach vier Kriegsheere unter Nikanor und Bacchides ab, ohne jedoch in festen Besitz Palästina's zu kommen, wandte sich sodann gegen Kappadokien,

vertrieb daselbst den König Ariarathes und setzte den Orophernes auf dessen Thron, der jedoch kurz darauf wieder von jenem verdrängt wurde. Bald aber machte er sich bei seinen Unterthanen und Nachbarn so verhaßt, daß der von Ptolemäos, Attalos und Ariarathes unterstützte Alexander Balas als angeblicher Sohn des Antiochos Epiphanes gegen ihn auftreten konnte und Anhänger fand. Von ihm in die Enge getrieben und dann in einer Schlacht (151) besiegt, ward er auf der Flucht getödtet.

b) D. Nikator II. (Nikanor), Sohn des vorigen, ward nach Alexander Balas' Ermordung (146 v. Chr.) zum König ernannt, bemächtigte sich des Landes mit Hülfe des Ptolemäos Philometor von Aegypten, wurde eine Zeitlang durch einen Aufstand der Antiochener unter Tryphon vertrieben, wogegen er sich mit Jonathan Makkabäus verband, mit dem er sich aber auch bald entzweite. Doch gelangte er bald wieder in den Besitz des Throns, zog 140 gegen Arsakes, König von Parthien, wurde aber nach mehreren Siegen von diesem durch List gefangen genommen und nach Hyrkanien gesandt. Doch behandelte ihn der parthische König sehr gut, gab ihm seine Tochter zur Ehe und versprach ihm Wiedereinsetzung in Syrien. Als nun des D. Bruder, Antiochos Sedetes, sich Syriens bemächtigte und dem Partherkönig bedrohlich erschien, entließ dieser den D., welcher den Antiochos vertrieb und aufs neue den Thron bestieg; allein ein Krieg gegen Aegypten und seine Härte machten ihn bei den Unterthanen so verhaßt, daß Ptolemäos Physkon einen jungen Alexandriner, Alexander Zabina, als Gegenkönig aufstellen konnte. D., bei Damaskus von diesem geschlagen, kam in Tyrus, vergeblich eine Zuflucht suchend, ums Leben (126).

c) D. III., Eukäros, einer der letzten Seleukiden, besiegte (84 v. Chr.) mit seinem Bruder Philipp den Antiochos Eusebes (X.), der sich Syriens bemächtigt hatte, verdrängte dann seinen Bruder, der aber, von Arabern und Parthern unterstützt, zurückkehrte, den D. schlug, gefangen nahm und nach Parthien schickte, wo er starb.

Demetrios Phalereus (d. i. aus Phaleron, Hafenstadt Athens), griech. Philosoph, geboren in niedrigem Stand um 345 v. Chr., Theophrasts Schüler, gewann in Athen als Redner so großen Einfluß, daß ihn König Kassander 318 an die Spitze der Verwaltung der Stadt erhob. Seine zehnjährige Verwaltung war die glücklichste Periode in der spätern athenischen Geschichte, was die Athener dadurch anerkannten, daß sie ihm 360 Statuen, so viele, als sie Tage im Jahr zählten, errichteten. Als 307 Demetrios Poliorketes gegen Athen rückte, ging D., von den wankelmüthigen Athenern zum Tode verurtheilt, nach Alexandria, wo er, von Ptolemäos Lagi ehrenvoll aufgenommen, diesen bei der Anlegung der Bibliothek unterstützte. Dessen Nachfolger, Ptolemäos Philadelphos, schickte ihn jedoch nach Oberägypten ins Exil, wo er nach 283, angeblich am Biß einer Schlange, starb. D. gehörte als Philosoph zur peripatetischen Schule und hinterließ zahlreiche Schriften, von denen aber keine auf uns gekommen ist. Ihm wird mit Unrecht ein (wohl vom Sophisten Demetrios aus Alexandria unter Mark Aurel verfaßtes) rhetorisches Werk »Ueber den Ausdruck« beigelegt, herausgegeben am besten im 9. Theil der »Rhetores graeci« von Walz (Stuttg. 1836). Vgl. Dohrn, De vita et rebus Demetrii Phal. (Kiel 1825).

Demetrius (Dimitri), Fürsten, Großfürsten und Zare von Rußland: a) D. I., Alexandrowitsch, Sohn des Großfürsten Alexander I. Newsky, ward 1258 von diesem zum Fürsten von Nowgorod ernannt, nach dessen Tod zwar von seinen Unterthanen vertrieben, nach seines Nachfolgers Jaroslaw I. Tod jedoch wieder eingesetzt. Nach dem Tode des Großfürsten Wassili Wladimir 1276 bestieg er den großfürstlichen Thron, fand aber an seinem Bruder Andreas einen erbitterten Feind, und wurde von demselben mit Hülfe der Tataren vertrieben. Später erlangte er den Thron wieder und behauptete sich unter beständigen Widerwärtigkeiten bis zu seinem Tode 1294.

b) D. II., Sohn des Großfürsten Michael, folgte 1320 seinem von Georg Danilowitsch ermordeten Vater als Fürst von Nowgorod, mußte aber dem Tatarenchan sein Wort geben, daß er um das Großfürstenthum mit dem Mörder seines Vaters nicht weiter streiten wolle. Als jedoch 1325 beide in der Horde des Chans zusammentrafen, stieß D. seinen Todfeind nieder, wofür ihn der Chan 15. Sept. 1326 hinrichten ließ.

c) D. III., Konstantinowitsch, Fürst von Susdal, 1360 vom Tatarenchan als Großfürst von Moskau eingesetzt, mußte schon 1362 dem D. IV. weichen und starb 1383 als Mönch.

d) D. IV., Iwanowitsch Donskoi, folgte 1363, vom Tatarenchan als Großfürst bestätigt, dem vorigen, suchte den inneren Fehden der Lehnsfürsten und den verheerenden Einfällen Nowgorod'scher Freibeuter zu steuern und ließ seit 1367 den Kreml zu Moskau erbauen, wohin er seine Residenz verlegte. Er erwehrte sich 1368 glücklich der Litauer, und als der Tatarenchan Mamai in Rußland einfiel, um Michael von Twer auf den Thron von Moskau zu setzen, wußte ihn D. zu versöhnen und ward von demselben im Besitz des Großfürstenthums bestätigt. Ein Krieg mit dem Fürsten Michael von Twer endete mit der Unterwerfung Michaels, dem D. den großfürstlichen Titel ließ. Darauf zog D. gegen die kasanischen Bulgaren, zwang ihren Sultan Machmet zur Unterwerfung, brach dadurch offen mit dem Chan Mamai und schlug das gegen ihn geschickte Heer desselben 11. Aug. 1378. Zwei Jahre später (6. Sept. 1380) erfocht er auf der Ebene von Kulikow einen großen Sieg über die von dem Chan selbst befehligten Tataren und erhielt deshalb den Ehrennamen Donskoi, d. i. der Donische. Dem neuen Chan Tochtamysch gelang es aber schon 1381, Moskau zu erobern, wo seine Scharen entsetzlich hausten. D., der nach Kostroma geflohen war, soll bei seiner Rückkehr über 24,000 Erschlagene gefunden haben. Unter diesen Umständen gelang es ihm nicht, die vollständige Befreiung Rußlands von den Tataren zu erreichen. Er starb 19. Mai 1389, seinen 17jährigen Sohn Wassili als Nachfolger hinterlassend.

e) D. V., jüngster Sohn Iwans II. des Schrecklichen, geb. 19. Okt. 1583, wenige Monate vor der Ermordung seines Vaters, ward unter Zar Feodor Iwanowitsch mit seiner Mutter Maria nach Uglitsch verwiesen und daselbst auf Befehl des Boris Godunow (s. d.) ermordet. Nach anderen Angaben rettete ihn seine Mutter, indem sie ein ähnliches Kind unterschob. Aus der Ungewißheit seines Todes entstanden die falschen D. (Pseudodemetrius), deren erster 1603 auftrat und nach der Angabe derer, die ihn für unecht halten, ein Mönch aus dem Kloster Tschudow, Namens Grischka Otrepiew,

Sprößling einer adligen, aber armen Familie zu Jaroslaw, gewesen sein soll. Er entdeckte sich zuerst dem Fürsten Wisniewski in Litauen, bei dem er in Diensten stand, und dann dem Woiwoden von Sandomir, Mniszek, der ihn dem polnischen König Sigismund III. vorstellte und ihm seine Tochter Marina zur Gemahlin gab. Theils durch außerordentliche Aehnlichkeit getäuscht, theils ein willkommenes Werkzeug in ihm erkennend, um Einfluß auf Rußland zu gewinnen, unterstützten ihn die Polen, und er begann nun den Krieg gegen Boris, der, wiederholt geschlagen, plötzlich starb, wie einige meinen, an Gift. Sein Sohn und Nachfolger Feodor gerieth in Gefangenschaft und ward, nachdem D. 1605 in Moskau eingezogen und den Thron bestiegen, nebst seiner Mutter erdrosselt. D. regierte mit Kraft und Umsicht; doch brachte er das Volk gegen sich auf, als seine Braut, die katholische Marina Mniszek, mit 2000 Polen in Moskau erschien. Während der Hochzeitsfeier entstand ein Aufstand in Moskau; das Volk, vom Fürsten Wassili Schuiskoi, dem D. schon früher einen Verrath großmüthig verziehen, geführt, brach in den Kreml ein, wobei D. und viele Polen ermordet wurden. Marina, kaum dem Tod entronnen, ward in den Kerker geworfen. Vgl. über D. die Schriften von Usträlow (Petersb. 1831—35, 5 Bde.), Ostromarow (1864), Mérimée (1852; deutsch, Leipz. 1855) u. a. Schiller benutzte seine Geschichte zu seinem unvollendetem Drama D. Ein zweiter falscher D. trat 1607, nachdem Wassili Schuiskoi den Thron bestiegen, auf, gab sich für Eine Person mit dem erstern aus und behauptete, sich aus Moskau gerettet zu haben. Er schlug den Zar Schuiskoi bei Sandomir und fand besonders Anhang, als die herrschsüchtige Marina nach ihrer Befreiung ihn als ihren Gemahl anerkannte. Als aber der polnische Hetman Zolkiewski nach Wassili's Sturz Moskau für Sigismunds III. Sohn, Wladislaw, in Besitz nahm, floh der Pseudodemetrius nach Kaluga und ward dort 1610 ermordet. Ein dritter falscher D. war der Diakon Sidore, der sich der Stadt Pleskow bemächtigte, aber von den Einwohnern vertrieben, von den Kosaken gefangen, nach Moskau ausgeliefert und daselbst 1613 hingerichtet wurde. Ein vierter falscher D. war der angebliche Sohn vom echten und der Marina Mniszek, der nach seines Vaters Tod im Gefängnis geboren, durch einen treuen Diener gerettet und einem Kosaken überliefert worden sein sollte. Der ihn taufende Priester grub durch ätzende Mittel Schriftzüge auf seine Schulter, die 26 Jahre darauf, als er sich badete, von einem russischen Priester für ein Zeugnis seiner Abkunft gehalten wurden und ihm die Unterstützung des Königs Wladislaw von Polen verschafften. Nach dessen Tod verlassen, floh er nach Schweden und von da zu dem Herzog von Holstein, wurde aber von diesem an den Zar ausgeliefert und 1665 zu Moskau erdrosselt.

Demetz (spr. dömäß), Frédéric Auguste, franz. Philanthrop, Gründer der inländischen Strafkolonien für jugendliche Verbrecher, ward 1796 geboren und bekleidete bis zum Jahr 1840 verschiedene hohe richterliche Aemter. Im Jahr 1835 ward er von seiner Regierung in Begleitung des Architekten Blouet nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gesandt, um sich über die dortigen Strafanstalten zu unterrichten, von denen Tocqueville und Beaumont in ihren Werken gesprochen hatten. Tief bekümmert über das Loos jugendlicher Gefangener, schien ihm namentlich das amerikanische (das sogen. pennsylvanische) System, das sich auf Isolirung basirte, ein ebenso ungerechtfertigtes wie grausames, obgleich er keineswegs die Inkonvenienzen eines Zusammenlebens verneinte. Ihm kam es vor allen Dingen weniger auf Bestrafung und Abschreckung bei den jugendlichen Sträflingen an, sondern auf eine durch Stärkung ihrer moralischen Kräfte herbeigeführte Besserung, und diese meinte er am besten dadurch erreichen zu können, wenn er sie in Berührung mit der Welt ließ, sie unterrichtete und an Arbeit gewöhnte, aber dabei den schädlichen Einflüssen der großen Städte entzöge. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr nach Frankreich ging er nach Holland und Belgien, wo sich Ackerbaukolonien für Vagabunden und Findelkinder befanden, welche sich des höchsten Gedeihens erfreuten. D. gründete mit seinem Freund de Bretignière de Courteilles (gest. 1854) in der Nähe von Tours die »Ackerbau- und Strafkolonie von Mettray«. Ueber die bemerkenswerthe Organisation derselben s. Mettray, von welchem Orte das System seinen Namen trägt. Hier genügt es anzuführen, daß D., um sich ein fähiges Hülfspersonal zu schaffen, 1839 zu Mettray eine »Gesellenschule« gründete, daß er alsdann die Unterstützung des Richterstandes und der Verwaltung in Anspruch nahm und so eine Strafkolonie ins Leben rief, die, sich selbst erhaltend, eine Durchschnittsbevölkerung von 700 Seelen zählt. Die Rückfälle unter seinem System belaufen sich nur auf 5 Proc. der Bestraften, wogegen sie in der großen Centralanstalt Roquette zu Paris, wo das Isolirungssystem herrscht, um das Doppelte höher sind. D.' System, das zuerst vielen Widerspruch erregte, gewinnt nach und nach immer mehr Eingang, sowohl in Frankreich, wie in anderen Ländern Europa's, und das berühmte, von Sir Walter Crofton gegründete irische Strafsystem für Erwachsene ist dem von D. im großen Ganzen nachgebildet worden. Einer der eifrigsten Verfechter dieses Systems in Deutschland ist F. v. Holtzendorff (s. d. und Artikel Gefängniswesen). Außer seinen jährlichen Rapporten veröffentlichte D. über seine Strafkolonie: »Projet d'établissement d'une maison de refuge pour les prévenus acquittés, à leur sortie de prison« (Par. 1836), »Lettre sur le système pénitentiaire« (das. 1838) und das verdienstliche Werk: »Rapports à M. le comte de Montalivet sur les pénitenciers des États-Unis« (das. 1839). Er starb 15. Nov. 1873 bei Tours.

Demeubliren (franz., spr. -mö-), die Möbel aus einem Zimmer fortschaffen; Demeublement (spr. -möblmäng), Ausräumung.

Demi (franz., spr. d'mi), halb, häufig in Zusammensetzungen; à d., zur Hälfte.

Demidow, reiches russ. Geschlecht, dessen Stammvater Nikita D., um 1665 geboren, ursprünglich Hammerschmied zu Tula, während des schwedischen Kriegs Peter d. Gr. Kanonen und Gewehre lieferte. Unter seiner Leitung legte 1699 die russische Regierung zu Newiansk im Distrikt Jekaterinburg die erste Eisengießerei in Sibirien an, die D. mit so viel Geschick verwaltete, daß ihn der Kaiser adelte und ihm 1702 die ganze Eisengießerei schenkte. Durch einen glücklichen Zufall entdeckte D. 1725 in Sibirien die Minen von Kolywa, deren Ausbeute den unermeßlichen Reichthum seiner Familie begründete. Außer diesem sind besonders hervorzuheben: Paul Grigorjewitsch, geb. 1738, gest. 1821, gelehrter und freigebiger Förderer der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik; Gründer des botanischen Gartens zu Moskau. — Nikolai Nikititsch, Graf von D., geb. 1774 zu Petersburg, verwaltete seine großen Bergwerke in aus-

gezeichneter Weise und berief zum Zweck eines rationellen Betriebs derselben zahlreiche deutsche Beamte und Bergleute dahin. Im Krieg 1812 errichtete er auf eigene Kosten ein Regiment und führte dasselbe. Nach dem Frieden lebte er längere Zeit in Paris und Florenz, versammelte an beiden Orten die hervorragendsten Gelehrten und Künstler um sich und verwendete sein Vermögen mit fürstlicher Freigebigkeit zu wohlthätigen Zwecken und zur Förderung der Kunst. Er starb 1828. — **Paul D.**, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1798 zu Petersburg, ward im Lycée Napoleon zu Paris erzogen, machte die Feldzüge 1812—14 mit, nahm 1826 als Rittmeister den Abschied, war 1831—34 Gouverneur von Kursk, gab zu einer Stiftung für die Wittwen und Waisen der im Türkenkrieg gefallenen Officiere ein Kapital von 625,000 Rubel und eine halbe Million zum Besten der Wohlthätigkeitsanstalten in Moskau und eine gleiche Summe zur Erleichterung des Schicksals der nach Sibirien Verwiesenen her. Auch der Petersburger Akademie der Wissenschaften wies er bedeutende Fonds zu, woraus diese seit 1831 jährlich die Demidow'schen Preise für die besten russischen Werke vertheilt. Er starb 5. April 1840 zu Mainz. — **Anatolij**, Fürst D., Sohn des vorigen, geb. 1812 zu Moskau, wurde in Paris erzogen, rief in Petersburg und anderen Städten Rußlands die großartigsten Wohlthätigkeitsanstalten ins Dasein und gründete bei dem ersten Auftreten der Cholera in Petersburg auf seine Kosten ein Hospital, wo er selbst an der Pflege der Kranken sich betheiligte. Kunst und Wissenschaft suchte er nach allen Seiten hin zu fördern, weshalb er auch Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde. In den Jahren 1837—40 veranstaltete er eine wissenschaftliche Expedition namhafter Naturforscher und Ingenieure nach Südrußland, um die dort vermutheten mineralischen Schätze, namentlich die zur Weckung und Förderung der Industrie unentbehrlichen Steinkohlenlager aufzusuchen und überhaupt jene Länder nach allen Richtungen hin zu erforschen. Er selbst untersuchte mit dem französischen Gelehrten de Sainson die ganze Nordküste des Schwarzen Meers und die Halbinsel Krim in geschichtlicher und statistischer Beziehung. Die Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Expedition stellte er zusammen in dem Prachtwerk: »Voyage dans la Russie méridionale et la Crimée, par la Hongrie, la Valachie et la Moldavie, exécuté en 1837« (Par. 1839—49, 4 Bde., 2. Ausg. 1854; deutsch von Neigebaur, Bresl. 1854, 2 Bde.), dem ein »Album de voyage« (Par. 1849, 100 Blätter) folgte; ein Auszug aus jenem Reisewerk ist: »La Crimée« (1855; deutsch, Bresl. 1855). Auch ein »Album pittoresque et archéologique de la Toscane« (1871) hat man von D. Außerdem erschienen von ihm: »Lettres sur l'empire de Russie« (Par. 1840); »Observations météorologiques etc. à Nyne-Tagielsk« (das. 1839 ff.) ꝛc. Er war zuerst Attaché der russischen Gesandtschaft in Rom und dann russischer Geschäftsträger am großherzoglichen Hof zu Florenz, wo er zu Gunsten des regierenden Hauses wie des päpstlichen Stuhls 1849 eine höchst umsichtige Thätigkeit entwickelte. Er vermählte sich Oktober 1841 in Florenz mit der Prinzessin Mathilde von Montfort, der Tochter Jérôme Bonaparte's. Weil er als Bekenner der griechischen Kirche das Versprechen gab, die aus dieser Ehe entspringenden Kinder in der römisch-katholischen Religion erziehen zu lassen, ward er aus dem russischen Staatsdienst entlassen und nach Petersburg zur Verantwortung geladen. Hier gewann er die Gunst des Kaisers wieder und durfte nach Paris zurückkehren. Schon 1845 trennte er sich von seiner Gemahlin, der er eine ansehnliche Leibrente aussetzen mußte. Beim Ausbruch des Krimkriegs schenkte er dem russischen Staatsschatz eine Million Silberrubel und ward dafür zum Wirklichen Staatsrath ernannt. Vom Großherzog von Toscana war er schon früher zum Fürsten von San Donato ernannt worden. Er lebte seitdem meist in Florenz und starb 29. April 1870 in Paris. Seine Gemäldegallerie, welche zu den größten und werthvollsten Privatmuseen Europa's gehörte, wurde durch Versteigerung überallhin zerstreut.

Demi-lune (franz., f., spr. d'mi-lün), Halbmond, s. v. w. Ravelin.

Demi-monde (die, franz. m., spr. d'mi-móngd), »Halbwelt«, in einem Drama Dumas des Jüngern Bezeichnung der abenteuerlichen Gesellschaftsklasse der Kurtisanen, Spieler und anderer Abenteurer höherer Gattung, welche im Aeußern Sitten und Lebensweise der höheren Stände nachzuahmen sucht; jetzt hauptsächlich gebraucht zur Bezeichnung zweifelhafter, aber äußerlich in aller Eleganz auftretender Frauenzimmer.

Demir Hissar (»Eisenburg«), Stadt im türk. Vilajet Saloniki, an der Kuschowa, einem Zufluß des Struma, mit Schloß, uralten Felsgräbern und 8000 Einw.

Demiri, Kamâl aldin Abulbakâ Mohammed ben Musa, berühmter arab. Naturhistoriker und schafiitischer Rechtsgelehrter, geb. 1349 zu Kairo, bekleidete lange Zeit die Professur der Traditionen an der Kapelle Ruknia und die Professur an der Moschee El-Azhar (beide in Kairo), machte mehreremale die Pilgerfahrt nach Mekka und starb im November 1405. Einen glänzenden Namen hat er sich durch sein großes zoologisches Wörterbuch: »Das Leben der Thiere« (»Hayât-alhaiwân«) geschaffen, das, auf 284 Quellenwerken fußend, 931 Thiere eingehend beschreibt. Er veranstaltete übrigens eine größere und eine kleinere Ausgabe davon, von denen er erstere schon 1371 vollendet haben soll. Bochart in seinem »Hierozoicon« hat dieses Thierleben fleißig benutzt; Tychsen, de Sacy u. a. haben kleinere Texte daraus veröffentlicht. Eine persische Uebersetzung des Werks befindet sich in der Bibliothek des Arsenals zu Paris; eine leider ungedruckte französische Uebersetzung hat Petit de la Croix angefertigt.

Demiß (lat.), niedergeschlagen, kleinlaut, kleinmüthig. Demission, Niedergeschlagenheit, Kleinmuth.

Demi-teinte (franz., f., spr. d'mi-tängt), Halbschatten, Mittelfarbe.

Demi-tour (die, franz. m., spr. d'mi-tuhr), Halbwendung, halbe Körperdrehung.

Demiurg (griech., »Werkmeister, Künstler«), bei den christlichen Gnostikern die Gottheit als Weltschöpfer, der Judengott, den sie (nach 1. Mos. 1) als den Weltschöpfer ansahen, aber zugleich für ein Wesen hielten, welches von dem höchsten Gott erst in unendlicher Entfernung abstamme und ebenso unfähig sei, Vollkommenes zu wollen, als den Widerstand der ewigen Materie zu bändigen (s. Gnosis, Gnosticismus u. Gnostiker). Bei den Neuplatonikern bezeichnet D. die Weltseele, von welcher die sichtbare Welt, gleichsam als ihr Leib, gebildet wurde; bei den Kirchenvätern aber zuweilen den Logos, sofern derselbe als das Organ Gottes bei der

Weltschöpfung gedacht ward. In Athen bildeten die Demiurgen eine besondere Bürgerklasse (die Gewerbtreibenden) neben den Eupatriden (Adel) und Geomoren (Zinsbauern); s. Athen. In den dorischen Städten hießen Demiurgen die höchsten obrigkeitlichen Personen.

Demjansk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nowgorod, mit (1867) 1553 Einw. In der Nähe sind die großen Gradirwerke von Staraja Russa, welche einem großen Theil der Bewohner Beschäftigung geben.

Demme, 1) Hermann Christian Gottfried, deutscher Kanzelredner und Schriftsteller, geb. 7. Sept. 1760 in der damals noch freien Reichsstadt Mühlhausen, ward nach vollendeten Studien Subkonrektor des dortigen Gymnasiums, 1796 Superintendent daselbst, 1801 aber als Generalsuperintendent und Konsistorialrath nach Altenburg berufen, wo er nicht nur als geistvoller Prediger, sondern auch als Ordner des Kirchenwesens und als eifriger Beförderer des Jugendunterrichts segensreich wirkte. Er starb 25. Dec. 1822. D. schrieb unter dem Pseudonym Karl Stille: »Der Pächter Martin und sein Vater« (Leipz. 1792 f., 2 Thle.; 3. Aufl. 1802, 3 Bde.); »Karl Stille« (Riga 1792 f., 2 Thle.); »Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben« (Leipz. 1793); »Abendstunden in dem Familienkreis gebildeter und guter Menschen« (Gotha 1804 f., 2 Bde.) u. a. Auch bearbeitete er die neuen kirchlichen Gesangbücher in Mühlhausen und im Herzogthum Altenburg, die mehrere Lieder von ihm enthalten.

2) Wilhelm Ludwig, Sohn des vorigen, geb. 20. März 1801 zu Mühlhausen, begann 1826 die advokatorische Praxis zu Altenburg, nahm, seit 1837 in eine langwierige Untersuchung verwickelt, 1849 seinen Wohnsitz in Jena, 1850 in Würzburg, dann in Hildburghausen und später in Augsburg und Würzburg. Er machte sich besonders als Fortsetzer der Hitzig'schen »Annalen für deutsche und ausländische Kriminalrechtspflege« (Leipz. 1837—52) sowie durch das »Buch der Verbrechen« (das. 1851, 4 Bde.; neue Folge 1852—54, 4 Bde.) bekannt. Sein Neffe Karl Hermann, geb. 1831, Arzt in Bern, bekannt durch einige medicinische Schriften, wurde 1864 wegen eines Giftmords in Anklagestand versetzt, aber freigesprochen, ging hierauf mit seiner Braut nach Italien und entleibte sich mit dieser Ende November 1864 in Nervi bei Genua.

Demmin, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, an der Peene, welche bis hierher für kleine Seeschiffe fahrbar ist, Sitz eines Landrathsamts und Kreisgerichts, hat 3 Vorstädte, 4 Plätze, eine Kirche, ein Gymnasium und eine höhere Töchterschule, ein Spital und (1871) 9050 Einw. (darunter 820 Mann Militär). Erwerbszweige sind Handel mit Korn, Wolle, Butter, Eisen, Kohlen, Kalk, Eisen- und Glockengießerei, Kalkbrennerei, Ziegelei, Steinbearbeitung, Brauerei, Fischerei, Schiffahrt und Landbau. — D., im Mittelalter Timin, Dymin, auch Dammin genannt, eine der ältesten Städte Pommerns, wird schon zu Karls d. Gr. Zeit als wichtiger Handelsplatz erwähnt. Im 12. Jahrh. hatte es schon Mauern und ward 1148 von Erich V. von Dänemark vergeblich belagert, jedoch 1164 von Heinrich dem Löwen erstürmt und zerstört. Im Jahr 1191 wieder aufgebaut, ward die Stadt 1211 von dem König Waldemar von Dänemark erobert, der sich in ihrem Besitz bis zu seiner Niederlage bei Bornhöved 1227 behauptete. Seitdem theilte D. das Schicksal Pommerns. Es gehörte zum Hansabund und erhielt im 13. Jahrh. das Lübische Recht. Vor dem Dreißigjährigen Krieg war die Stadt weit größer als jetzt. In den Jahren 1627—39 wurde sie abwechselnd von den Kaiserlichen und den Schweden genommen, und selbst nachdem sie im Westfälischen Frieden mit Vorpommern an die Schweden gekommen, die sie befestigten, hatte sie noch viele Kriegsdrangsale, besonders in den Kriegen zwischen dem Großen Kurfürsten und den Schweden, zu erdulden. In den Jahren 1659, 1676 und 1715 fiel D. an Brandenburg; 1721 ward zwar nicht die Stadt, aber ihr Weichbild am linken Ufer der Peene wieder an die Schweden abgetreten, die 1757 und 1758 auch die Stadt vorübergehend besetzten. Später wurden die Festungswerke geschleift. Im Jahr 1815 kam das ganze Weichbild von D. wieder an Preußen.

Demobilmachung (Demobilisirung, franz.), das Uebergehen aus dem Kriegs- in den Friedensstand, bestehend in Auflösung resp. Modifikation der Armeeverbände, der Korpseintheilung, der Armeestäbe und nur für den Krieg formirten Truppentheile, Entlassung der Reserven und nur für die Kriegszeit einberufenen Mannschaften, Verkauf resp. Rücklieferung von Pferden, Aufhören der Feldverpflegung und Kriegszulagen. Vgl. Mobilmachung.

Democritus, Christianus, s. Dippel.

Demódex, Haarbalgmilbe.

Demodokos, der gottbegeisterte, blinde Sänger des Phäakenkönigs auf Scheria, dem die Muse »die Augen nahm und süße Gesänge gab«. Im Hause des Alkinoos singt und spielt er zum Mahl, auf dem Markt zum Tanz. In Odysseus' Gegenwart trägt er die Sagen vom Streite des Odysseus und Achilleus, von der Liebe des Ares und der Aphrodite, von dem hölzernen Roß vor, mit dessen Hülfe die Danaer Ilion eroberten. Am Apollothor zu Amyklä war D. abgebildet, wie er zum Tanz der Phäaken die Harfe spielt.

Demogeot (spr. dömoschoh), Jacques Claude, franz. Literator, geb. 5. Juli 1808 zu Paris, machte seine Studien auf den Schulen seiner Vaterstadt, bekleidete hierauf die Stelle eines Professors an den Kollegien zu Beauvais, zu Rennes, zu Bordeaux und zu Lyon, bis er neben Richard als Professor der Rhetorik an das Lyceum St. Louis zu Paris berufen wurde (1843). Demogeots Hauptstärke liegt in der Literaturgeschichte: »Étude sur Pline le jeune« (an der Spitze einer Ausgabe der Briefe dieses Autors, 1845—50); »Les lettres et les hommes de lettre au XIX. siècle« (1856), eine gekrönte Preisschrift; »Histoire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours« (1857, neueste Aufl. 1873); »Tableau de la littérature française au XVII. siècle« (1859). Weniger bekannt sind seine poetischen Produkte: »Roméo et Juliette« (Drama, 1852), »Paris nouveau« (episch-lyrische Schilderungen, 1857) und die unter dem Pseudonym Jacques erschienenen »Contes et nouvelles en vers« (1860). D. ist gegenwärtig Professor an der Faculté des lettres.

Demogerónten (griech.), »Volksälteste« oder Gemeindevorsteher, welche schon im Alterthum, dann auch während des Mittelalters in den griechischen Gemeinwesen eine Art von Lokalobrigkeit bildeten. Sie wurden von den Bürgern durch freie, nicht an einen Census gebundene Wahl gewählt und gewannen sich infolge der Vererbung ihres Amts

in einzelnen Familien nach und nach die Stellung einer Art von Lokal- oder Provinzialadel, der namentlich im Peloponnes eine bevorzugte Stellung einnahm. Sie hießen auch Archonten, Ephoren, Proestoi, türkisch Kodscha-Baschi.

Demoiselle (franz., spr. dömoasell), ursprünglich die Frau eines Knappen; später unverheirathetes Frauenzimmer, Fräulein (vgl. Mademoiselle).

Demokedes, berühmter Arzt aus Kroton in Unteritalien, hielt sich eine Zeitlang in Aegina und Athen auf und wurde (ca. 530 v. Chr.) hoch besoldeter Leibarzt des Tyrannen Polykrates von Samos. Nach dem Sturz des Polykrates (um 524) als Gefangener nach Sardes gebracht, gelangte er durch eine glückliche Kur am König Darius Hystaspis zu hohen Ehren und Reichthümern, vollends als er die Königin Atossa von einem Brustgeschwür befreit hatte. Aus Sehnsucht nach seiner Heimat ließ er durch Atossa dem König den Gedanken an eine Unterwerfung des Westens eingeben, und als zunächst Kundschafter nach Griechenland und Italien ausgesandt wurden, begleitete D. dieselben als Führer und entfloh von Tarent, wo sie gelandet waren, nach Kroton. Trotz der Forderung des Darius wurde er von seinen Landsleuten nicht ausgeliefert. Er heirathete eine Tochter des Athleten Milon und soll später infolge politischer Unruhen als Anhänger des Pythagoräischen Bundes aus Kroton vertrieben worden sein.

Demokrat (griech.), Anhänger der Demokratie; Demokratismus, Anhänglichkeit an die Demokratie.

Demokratie (griech., »Volksherrschaft«), diejenige Staatsform, bei welcher die Regierungsgewalt der Gesammtheit der Staatsbürger zusteht. Dieselbe findet sich in der antiken Welt zuerst in Griechenland, woselbst man unter D. die Herrschaft des Demos, d. h. die Herrschaft der freien Vollbürger, verstand. Abgesehen nämlich von der sogen. Theokratie, bei der die Gottheit selbst als das Oberhaupt des Staats, welches durch die Priester herrscht, aufgefaßt wird, lassen sich alle Staatsverfassungsformen auf zwei Kategorien zurückführen. Die Staatsgewalt befindet sich entweder in der Hand eines Einzelnen; dieser allein erscheint als der Regierende, während alle übrigen Staatsangehörigen die Regierten sind; oder das Volk selbst ist der Regierende, die Einzelnen als solche sind die Regierten. Im erstern Fall ist eine Monarchie, eine Fürstensouveränität, im zweiten eine Republik, eine Volkssouveränität, gegeben. In Ansehung der letztern ist aber wiederum zwischen Aristokratie und D. zu unterscheiden. Bei jener übt eine bevorzugte Klasse der Staatsangehörigen oder ein besonderer Stand die Herrschaft aus. Die Angehörigen dieser Klasse stellen sich in ihrer Gesammtheit als die Regierenden dar, während sie in ihrer Stellung als Einzelne als Regierte erscheinen. Bei der D. dagegen besteht vollständige Gleichheit und Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen, deren Gesammtheit die regierende Macht im Staat ist, welcher die Einzelnen als solche unterworfen sind. Im Zusammenhang mit dieser Eintheilung der Staatsformen, welche übrigens schon den alten Römern geläufig war und namentlich in Cicero's Schriften vorkommt, pflegt man dann als deren Ausschreitungen und zwar als die der Alleinherrschaft die Despotie oder Willkürherrschaft, als die Ausartung der Aristokratie die Oligarchie, d. i. die Herrschaft einiger besonders reichen oder vornehmen Personen, und als Ausschreitung der D. endlich die Ochlokratie, die Herrschaft der rohen Masse des Pöbels, zu bezeichnen. Die D. insbesondere ist aber entweder eine unmittelbare, auch autokratische genannt, oder eine mittelbare, repräsentative. In jener regiert das Volk nicht bloß durch Männer seiner Wahl, sondern es übt die wichtigsten Rechte der staatlichen Machtvollkommenheit unmittelbar selbst aus, während in dieser das Volk nur indirekt durch die von ihm gewählten Vertreter herrscht. Dabei liegt es aber in der Natur der Sache, daß die unmittelbare D. nur in einem kleinen Staatsgebiet möglich ist, wie sich denn dieselbe heutzutage nur noch in einigen kleinen schweizer Kantonen findet. Anders im Alterthum, welchem unser heutiges Repräsentativsystem, dessen Ausbildung das große Verdienst der englischen Nation ist, völlig fremd war. Die Alte Welt kannte nur die unmittelbare D., weshalb die letztere auch von manchen Publicisten und namentlich von Bluntschli die antike, die repräsentative dagegen die moderne D. genannt wird. Wie der spartanische Staat und die altrömische Republik das Muster einer Aristokratie, so war Athen das Muster dieser unmittelbaren oder antiken D. Die Volksbeschlüsse waren hier für das gesammte Staatsleben maßgebend, und die völlige Gleichstellung aller freien Staatsgenossen ging hier so weit, daß bei der Wahl der Beamten des Freistaats nicht die persönliche Tüchtigkeit, sondern das blinde Loos entschied, und daß man völlig unbescholtene, ja um das Vaterland hochverdiente Männer, deren Uebergewicht gefürchtet ward, dem Grundsatz der allgemeinen Gleichheit opferte und durch geheime Abstimmung, den Ostracismus, verbannte. In dieser völligen Gleichstellung aller Bürger lag aber auch der Keim zu dem Verfall Athens; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die schrankenlose Gleichberechtigung aller leicht zu einem verderblichen Dünkel und zu einer verhängnisvollen Selbstüberhebung und Ueberschätzung der Massen führt, daß die Herrschaft der vielköpfigen und veränderlichen Menge regelmäßig zu politischen Schwankungen und zur Bildung entgegengesetzter Parteien, schließlich aber zur Gewaltherrschaft einzelner ehrgeiziger Männer, zur Despotie, führt. Daher konnte Polybius es mit Recht als das Naturgesetz der Staaten bezeichnen, daß auf die D. die Despotie folge, und die moderne Geschichte Frankreichs zeigt uns, daß dieser Satz nicht bloß für das Alterthum zutreffend war. Für die repräsentative D., wie sie uns gegenwärtig in den meisten schweizer Kantonen und jetzt auch in Frankreich, vor allem aber in den Vereinigten Staaten Nordamerika's entgegentritt, liegt jene Gefahr weniger nahe. Hier herrscht das Volk nur mittelbar durch die von ihm periodisch gewählten Vertreter, zu denen die tüchtigsten Kräfte und die Besten aus dem Volk herangezogen werden sollen, so daß man die repräsentative D. nicht mit Unrecht eine Wahlaristokratie genannt hat. Wird es dann zur Wahrheit, daß die Tugend, nach Montesquieu das Princip der D., das bestimmende Moment für das politische Leben des Volks und seiner Vertreter wird, dann kann sich der Staat auf der breiten Basis der Gleichheit aller Staatsbürger zu jener hohen Blüte und die Vaterlandsliebe der Staatsgenossen zu jener großartigen Opferfreudigkeit erheben, wie sie sich in der nordamerikanischen Union gezeigt hat. Allerdings ist nicht zu verkennen, daß in dem europäischen Staatsleben das monarchische Princip zu fest gewurzelt ist, als daß die D. hier auf die Dauer Boden gewinnen könnte,

wenn man auch nicht so weit gehen will wie Dahlmann, der es als »Unsinn und Frevel« bezeichnete, wollte man unseren von monarchischen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums umwandeln. Zudem scheint es, als hätten wir in der konstitutionellen Monarchie (s. d.) diejenige Staatsform gefunden, welche unbeschadet des monarchischen Princips auch dem Volk seinen Antheil an der Staatsverwaltung und an der Gesetzgebung sichert. Zu beachten ist übrigens, daß man auch in einem monarchischen Staat von einer D. zu sprechen und dann unter Demokraten diejenigen zu verstehen pflegt, welche dem demokratischen Princip Eingang zu verschaffen suchen oder doch eine liberale staatliche Entwickelung durch Vergrößerung der Volksrechte und Verbreitung demokratischer Institutionen anstreben. Im Gegensatze zu dieser D. versteht man dann unter Aristokratie (s. d.) die mehr konservativen Elemente der Nation und die Gesammtheit aller derer, welche durch ihre Geburt, durch ihren Stand, durch Vermögen und Intelligenz ausgezeichnet sind und darum im öffentlichen Leben eine in mancher Hinsicht bevorzugte Stellung einnehmen. Doch ist die gegenwärtige Strömung der Zeit mehr dem demokratischen als dem aristokratischen Princip günstig, und in unserer modernen konstitutionellen Monarchie sind dem erstern Koncessionen von hoher Wichtigkeit gemacht worden. Endlich ist noch der sogen. Socialdemokratie (s. d.) zu gedenken, die, anfangs wenig beachtet und in ihrer Bedeutung oder vielmehr Gefährlichkeit vielfach unterschätzt, in den letzten Jahren mehr und mehr Boden gewonnen hat, indem sie den Kampf der Arbeit mit dem Kapital aufgenommen und die sociale und damit auch die politische Gleichstellung aller durch Beseitigung der besitzenden Klasse (Bourgeoisie) zu ihrem ungesunden und unklaren Princip gemacht hat. Vgl. Bluntschli, Allgemeines Staatsrecht (4. Aufl., Stuttg. 1868); K. S. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staat (2. Aufl., Heidelb. 1839—42, 7 Bde.); Zöpfl, Die D. in Deutschland (2. Aufl., Stuttg. 1853).

Demokritos, griech. Philosoph aus Abdera, einer ionischen Kolonie in Thrakien, geboren wahrscheinlich um 460 v. Chr., der Sohn reicher Eltern, verwendete sein Vermögen auf ausgedehnte Reisen, auf denen er, wie er selbst von sich rühmte, von allen Menschen seiner Zeit das meiste Land durchirrt und die meisten unterrichteten Männer unter den Lebenden gehört habe. Seine Kenntnisse erstreckten sich, wie das erhaltene Verzeichnis seiner überaus zahlreichen Schriften zeigt, über den ganzen Umfang des damaligen Wissens (sogar über die Kriegskunst), so daß ihn darin unter den Späteren nur Aristoteles übertroffen zu haben scheint. Von den Schriften selbst sind nur Fragmente erhalten. Seine Zeitgenossen nannten ihn den »lachenden« Philosophen, wohl nicht nur deshalb, weil ihm seine abderitischen Mitbürger, die Lalenburger des griechischen Alterthums, Stoff genug zum Spott darbieten mochten, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil seine theoretische Lehre von dem Wesen der Dinge eine »heitere«, d. i. gleichmüthige, von Affekten der Furcht wie der Hoffnung ungestörte Gemüthsstimmung zur praktischen Folge hatte, die er Wohlgemuthheit (Euthymia) nannte und als das höchste Gut bezeichnete. Jene Lehre ist ein konsequenter und zwar atomistischer Materialismus, dessen wesentliche Grundzüge sich bei den materialistisch gesinnten Naturforschern unserer Tage beinahe unverändert wiederfinden. D. verwirft die Annahme eines vom körperlichen Stoff verschiedenen geistigen Princips (wie es der Nus seines Vorgängers Anaxagoras war), welches die Dinge seinem Endzweck gemäß gestalte, und führt das Werden der Dinge auf die den untheilbaren Elementen der Materie, den gleichfalls körperlichen Atomen, von Anbeginn einwohnende Bewegung im Leeren, d. i. auf (mechanisch) wirkende Ursachen zurück. Jene sind von einander nicht der Beschaffenheit (wie bei Anaxagoras), sondern bloß der Gestalt nach verschieden (indem jedes Atom die Form je eines der regelmäßigen geometrischen Körper: Kugel, Cylinder, Pyramide, Würfel ꝛc. hat). Folgerichtig können auch die aus Atomen zusammengesetzten Körper nicht qualitativ, sondern nur quantitativ, d. i. der Gestalt, der Ordnung und Lage ihrer Elemente nach unterschieden sein, wobei die Größe der Körper der Menge und ihre Schwere dem Vielfachen der Schwere der letztern entspricht. Aus den genannten Verschiedenheiten lassen sich alle Mannigfaltigkeiten der Erscheinungswelt erklären, wie »ja aus den nämlichen Buchstaben die Tragödie und Komödie wird«. Weder bei den Atomen, noch bei deren Eigenschaften, ebensowenig wie bei deren Bewegung, darf man nach einer Ursache fragen; sie sind sämmtlich ewig. Doch liegt es in der Natur der Schwere, daß die größeren (also auch schwereren) Atome eine raschere Bewegung und zwar nach unten annahmen, wodurch die kleineren (und folglich leichteren) verdrängt und nach oben getrieben, auch durch den Zusammenstoß der bei dieser Gelegenheit zusammenstoßenden Atome Seitenbewegungen bewirkt wurden, aus welchen ein sich allmählich immer weiter ausbreitender Wirbel entstand, der die Weltbildung herbeiführte. Wie sich beim Würfeln des Getreides von selbst Spreu zur Spreu und Korn zum Korn findet, so mußte durch die wirbelnde Bewegung durch Naturnothwendigkeit das Leichtere zum Leichten, das Schwerere zum Schweren gelangen und durch dauernde Verflechtung der Atome der Grund zur Bildung größerer Atomenaggregate (Körper) und ganzer Körperwelten gelegt werden. Einer der auf diesem Wege gewordenen Körper ist die ursprünglich wie alles übrige in Bewegung befindlich gewesene, allmählich zur Ruhe gelangte Erde, aus deren feuchtem Zustande die organischen Wesen hervorgegangen sind. Auch die Seele ist ein Atomenaggregat d. i. ein Körper, aber ein solcher, dessen Bestandtheile die vollkommensten, d. i. feinsten, glatten und kugelförmigen, diejenigen Atome sind, welche der Erscheinung des Feurigen entsprechen. Theile derselben werden, so lange das Leben währt, durch Ausathmen an die Luft abgegeben, durch das Einathmen aus derselben als Ersatz aufgenommen. Ebenso lösen sich von den uns umgebenden Dingen unaufhörlich seine Ausflüsse ab, welche durch die Oeffnungen unseres Leibes (die Sinnesorgane) an die im Innern desselben befindliche Seele gelangen und dort durch Eindruck ihnen ähnliche Bilder erzeugen, welches die Sinneswahrnehmungen sind. Letztere bilden die einzige, aber, da jene Ausflüsse auf dem Weg zur Seele mehr oder weniger störende Umbildungen erfahren können, nichts weniger als unbedingt zuverlässige Quelle unserer Erkenntnis, die sich daher nicht über die Stufe der Wahrscheinlichkeit erhebt. Zu der Seele, die von Natur die Erkenntnis möglich macht, verhält sich der übrige Mensch (sein Leib) nur wie deren »Zelt«; wer die

Gaben der erstern liebt, liebt das Göttlichere; wer die des Leibes liebt, das Menschliche. Erkenntnis aber, indem sie Einsicht gewährt in das Ansich der Dinge, d. i. die Atome und das Leere, während alle Unterschiede nur für uns (in der sinnlichen Erscheinung) sind, und in die gesetzliche Nothwendigkeit des Verlaufs der Dinge, der weder einer Leitung durch außenstehende Mächte bedürftig, noch einer Störung durch solche zugänglich ist, befreit von thörichter Furcht wie von eitler Hoffnung und bewirkt jene Gelassenheit (Ataraxie), welche das höchste Gut und zugleich die wahre Glückseligkeit ist. D. soll bei dieser Weltbetrachtung das 100. Lebensjahr erreicht haben; inwiefern dieselbe ausschließlich sein eigenes Werk, oder von seinem gewöhnlich mit ihm zugleich genannten, aber noch weniger gekannten Landsmann **Leukippos** (s. d.) entlehnt war, läßt sich aus Mangel genauer Nachrichten nicht mehr entscheiden. Vgl. **Burchard**, Commentaria critica de Democriti de sensibus philosophia (Mind. 1830); **Derselbe**, Fragmente der Moral des D. (das. 1834); **Heimsoeth**, Democriti de anima doctrina (Bonn 1835); **Mullach**, Quaestionum Democritearum spec. I, II (Berl. 1835—42); **Derselbe**, Democriti operum fragmenta (das. 1843); auch Wielands »ziemlich getreue« (Krug) Darstellung des D. in dessen »Abderiten«. Nach D. hat J. Jul. Weber sein Buch »D., oder die Kunst zu lachen« (das sonst mit D. nichts gemein hat) betitelt.

Demoliren (franz.), zerstören, schleifen, als Festungswerke, Gebäude oder Brücken, besonders um dem Feind ihren Gebrauch zu entziehen. **Demolition**, Zerstörung; **Demolitionsbatterie**, im Festungskrieg solche Angriffsbatterien, welche Mauerwerk, das von weitem nicht zu sehen ist, durch indirekten Schuß zerstören sollten. **Demolitionsminen**, Minen, welche vom Vertheidiger unter Außenwerke einer Festung angelegt sind, um dieselbe nach der Eroberung durch den Feind in die Luft sprengen zu können.

Demōnax, aus Kypros, Kyniker zu Athen im 2. Jahrh. n. Chr., starb, über hundert Jahre alt, heitern Muths, wie er gelebt hatte, eines freiwilligen Todes, um den Schwächen des Alters zu entgehen, und ward auf öffentliche Kosten begraben. Noch lange nach seinem Tode pflegte ein Stein, auf dem er häufig gesessen, mit Kränzen geschmückt und als heilige Stätte geehrt zu werden. Lukian hat sein Leben beschrieben und dasselbe als Muster einer praktischen Lebensphilosophie hingestellt.

Demonēsi (**Prinkipos Nisia**, **Prinzen-** oder richtiger **Prinzessinneninseln**), türkische Inselgruppe im Marmormeer, am Eingang zum Bosporus, besteht aus neun Eilanden, die sich mit ihren Bergen und immergrünen Wäldern von Terebinthen, Pinien, Cypressen, Myrten ꝛc. äußerst malerisch aus dem klaren Wasser erheben, und von denen die vier größeren bewohnt sind. Sie heißen ihres lieblichen Klima's wegen das »Kapua der Türkei«, werden aber nicht selten von plötzlichen Wirbelwinden heimgesucht. Ehemals waren sie ganz den Griechen überlassen, so daß kein Türke dort wohnen durfte. Kaiserin Irene, die Wittwe Leo's, ward dorthin verbannt und gründete daselbst Erziehungshäuser für kaiserliche Prinzessinnen, daher der Name der Inseln.

Demonetisiren (franz.), Münzen außer Kurs oder herabsetzen.

Demonstrabel (lat.), beweisbar, erweislich; **Demonstrabilität**, Erweislichkeit.

Demonstrandum (lat.), zu beweisend; quod erat d., was zu beweisen war, Schlußformel namentlich von mathematischen Beweisen.

Demonstration (lat.), im strengen Sinn des Worts im Gegensatze zur Deduktion (s. d.) im weitern Sinn ein Beweis, der nicht wie diese aus Gründen, sondern aus der unmittelbaren Anschauung des zu Beweisenden geführt wird. Dieselbe setzt die Anschaubarkeit des zu Beweisenden voraus und ist daher nur in solchen Wissenschaften anwendbar, die von der sinnlichen (oder einer nichtsinnlichen, der sogen. »reinen«, »transcendentalen«, »intellektualen« oder »absoluten«) Anschauung zugänglichen Objekten handeln. Beweise dieser Art, die deshalb auch vorzugsweise »schlagende« heißen, besitzen einen solchen Grad von Ueberzeugungskraft, daß das Bewußtsein der Möglichkeit des Gegentheils gänzlich erstickt zu werden pflegt. Daher werden umgekehrt Beweise, welche die gleiche Wirkung ausüben, auch wenn sie nicht aus der Anschauung geführt werden, um jenes Umstands willen auch Demonstrationen genannt. — Unter D. versteht man auch die Vorzeigung zergliederter und präparirter Körpertheile mit Erklärung und Erläuterung derselben behufs des anatomischen Unterrichts. — Im Rechtswesen versteht man unter D. die bei einem Rechtsgeschäft hinzugefügte nähere Bezeichnung der Sache oder der Handlung, welche den Gegenstand dieses Rechtsgeschäfts bildet, oder die genauere Beschreibung einer Person, welche dabei auf die eine oder andere Weise in Frage kommt. So versteht man namentlich bei letztwilligen Verfügungen unter D. die nähere Bezeichnung der Person des letztwillig Bedachten oder der Sache, welche den Gegenstand der letztwilligen Zuwendung bildet. Zur Gültigkeit eines Rechtsgeschäfts ist nämlich erforderlich, daß auf Seiten des Disponenten oder der Kontrahenten der Wille vorhanden war, das betreffende Rechtsgeschäft abzuschließen, und daß dieser Wille in äußerlich erkennbarer Weise erklärt worden ist. Eine bei dieser Willenserklärung untergelaufene irrige und unrichtige Bezeichnung aber schließt die Gültigkeit des Rechtsgeschäfts selbst nicht aus, wofern nur der Wille des Betreffenden überhaupt erkennbar ist: »Falsa demonstratio non nocet«. Im Civilproceß versteht man unter D. die im summarischen Verfahren, namentlich bei Bau- und Besitzstreitigkeiten, nachgelassene, weniger förmliche Beweisführung oder Bescheinigung des angeblich Berechtigten. — Im politischen Leben aber versteht man unter einer D. die Handlung einer Person, einer Mehrheit von Parteigenossen, einer Staatsregierung oder Staatsbehörde, welche mit der Absicht vorgenommen wird und darauf berechnet ist, den Standpunkt, welchen die Demonstrirenden in Ansehung einer politischen Frage einnehmen, in geeigneter Weise kundzugeben; so z. B. dadurch, daß sich eine Partei in einer landständischen Versammlung der Abstimmung enthält, oder durch eine einem hervorragenden Parteimitglied dargebrachte Ovation u. dgl. — Im Kriegswesen bezeichnet man mit D. eine Vorspiegelung, z. B. eine dem Gegner bemerkbare Bewegung gegen einen bestimmten Ort, mit dem Zweck, ihn zu falschen Maßregeln zu verleiten und ihm den wahren Plan zu verbergen. Solche Demonstrationen sind in der Kriegskunst das, was die Finten in der Fechtkunst sind. Sie müssen stets so geleitet werden, daß aus ihnen sofort ein ernster Angriff wird, wenn der Feind sie nicht hinlänglich beachtet. Der höhere Führer, sagt Rüstow, dessen Truppe in einer großen Schlacht

eine D. zu machen hat, soll womöglich nicht einmal wissen, daß sein Angriff nur D. ist, damit er nicht in Versuchung komme, seine Truppen zu schonen und dadurch zu verrathen, daß der Angriff nicht ernst gemeint sei. Am häufigsten sind Demonstrationen bei Flußübergängen im Angesicht des Feindes; man trifft dabei Vorkehrungen an verschiedenen Orten und geht über, wo der Feind die Gegenmaßregeln vernachlässigt. Während des Sturms auf die Düppeler Schanzen 18. April 1864 demonstrirte General v. Göben mit einem Uebergang nach Alsen, um die Dänen auf der Insel festzuhalten; als der Sturm im ersten Anlauf gelang, blieb der ernstlich beabsichtigte Uebergang eine bloße D. Man macht Demonstrationen dadurch unwirksam, daß man dem demonstrirenden Feind dreist entgegenrückt, wo sich dann bald zeigen wird, ob man es mit der ganzen Armee oder nur mit einer D. zu thun hat. Bei einem klugen, rasch entschlossenen Feind sind Demonstrationen, die nicht ernst durchgeführt werden können, stets gefährlich und nicht anzurathen.

Demonstrativ (lat.), beweisend, darlegend, veranschaulichend.

Demonstrative (f.), in neueren taktischen Schriften (v. Scherff) vielfach gebrauchter Ausdruck, im Gegensatze zur Offensive und Defensive die Kampfweise, bei der man keine bestimmte Absicht durchsetzen, sondern nur den Feind beschäftigen und Zeit gewinnen will; deshalb nur Führung des Feuergefechts mit möglichst schwachen Kräften. Im Gegensatze zur Demonstration (s. d.), die auch selbständig auftritt, kann diese Kampfform nur bei einem Theil einer Truppe vorkommen, deren anderer Theil einen positiven Zweck verfolgt.

Demonstrativum, s. Pronomen.

Demonstrator, Darsteller, Erklärer.

Demonstriren (lat.), anschaulich machen, beweisen; ad oculos d., die Sache klar vor Augen legen; ad hominem d., s. v. w. mit dem argumentum ad hominem beweisen (s. Argument).

Demonte, Gemeinde in der ital. Provinz Cuneo, im Valle di Stura, Sitz einer Prätur, hat Bleigruben und (1871) 6193 Einw. Der Ort war bis 1801 befestigt.

Demontiren (franz., spr. -mongt-), feindliche Geschütze durch Artilleriefeuer zerstören oder wenigstens für den Augenblick außer Gefecht setzen sowie auch die Brustwehren und Schießscharten einer Festungs- oder Angriffsbatterie in solchen Zustand versetzen, daß hinter denselben kein Geschütz wieder aufgefahren werden kann; daher Demontirbatterien beim Angriff von Festungen diejenigen Batterien, deren vorwiegende Bestimmung der Kampf mit den Geschützen des Vertheidigers ist. Die Reiterei d. heißt derselben die Pferde nehmen.

Demophon, griech. Heros, Sohn des Theseus und der Phädra, Herrscher von Athen, kämpfte (in der nachhomerischen Mythe) mit Troja und befreite dort seine Großmutter Aethra aus der Sklaverei, in welcher Helena dieselbe hielt. Auf der Rückreise verlobte er sich mit Phyllis, der Tochter des thrakischen Königs Sithon, begab sich aber noch vor der Vermählung zur Ordnung seiner Angelegenheiten nach Athen, und als er nicht zur bestimmten Zeit zurückkehrte, erhängte sich Phyllis; sie ward in einen Baum verwandelt. Als Diomedes, auf seiner Rückkehr von Troja nach Attika verschlagen, dieses Land, ohne es zu kennen, plünderte, stürzte sich D. den Eindringlingen entgegen und erbeutete das Palladion. Später schützte er die Herakliden vor dem sie verfolgenden Eurystheus und erlegte diesen im Kampf. Sein Bruder und Gehülfe ist Akamas, der ebenfalls mit vor Troja kämpfte und auf Kypros, wohin er eine Kolonie geführt hatte, starb.

Demoralisiren (franz.), entsittlichen, sittlich verderben; daher Demoralisation, sittliche Verwilderung und Entartung; demoralisirt, heruntergekommen, entsittlicht, entmuthigt.

De mortuis nil nisi bene (lat.), Sprichwort: von Gestorbenen (rede) nichts als Gutes.

Demos (griech.), Volk, insbesondere ein solches, bei welchem die Souveränität im Volk ruht; dann Land, Gebiet, Bezirk, Gau; in Attika Gemeinde, deren es ursprünglich 100 waren (s. Athen und Attika). In den dorischen Staaten bildeten die Demen den Gegensatz zur Polis, wie bei uns Land (Dorf, Flecken) zu Stadt. Die Vorsteher der Demen hießen in Attika Demarchen, in den dorischen Staaten Demon Prostatai.

Demosthenes, 1) der größte Redner des Alterthums, wurde zu Athen 384 v. Chr. im Demos Päania geboren. Schon in seinem siebenten Jahr seines Vaters beraubt, entschied er sich frühzeitig für den Beruf eines Redners, obwohl er eine schwache Stimme und undeutliche Aussprache hatte und an kurzem Athem litt. Ueberdies war seine Erziehung durch die Gewissenlosigkeit seiner Vormünder vernachlässigt worden. Obgleich er daher bei seinem ersten Auftreten von dem Volk verhöhnt und verlacht ward, ließ er sich nicht von seinem Entschluß abbringen, sondern suchte durch unermüdlichen Eifer und ausdauernden Fleiß das zu ersetzen, was die Natur ihm versagt hatte. Sein Lehrer war vornehmlich Isäus. Außerdem werden auch Isokrates und Platon als solche genannt. In der Aktion unterrichtete ihn vorzüglich der Schauspieler Satyros, in der Aussprache Neoptolemos und der Dialektiker Eubulides von Milet. Seine ruhmvolle Laufbahn begann D. damit, daß er gegen seine Vormünder auftrat, die ihn um sein Vermögen betrogen hatten und nun zur Wiedererstattung desselben verurtheilt wurden. Bald aber wandte er sich der staatsmännischen Thätigkeit zu; sein Ziel war die Erhaltung oder vielmehr Wiederherstellung der griechischen Freiheit und der athenischen Macht. Gelegenheit, die ganze sittliche Energie seiner Persönlichkeit und die Macht seiner Rede zu zeigen, fand er bald durch das Umsichgreifen des Königs Philipp von Makedonien. Dieser wußte sich durch allerlei Mittel eines Theils von Thrakien und einer Reihe von griechischen Kolonien an der makedonischen Küste zu bemächtigen, und obwohl man in Athen der von ihm drohenden Gefahr sich bewußt war, zeigten die Athener doch die größte Indolenz. So suchte denn D. in seinen seit 351 gehaltenen Philippischen Reden das Volk zu thatkräftigem Auftreten gegen Philipp und zur Abstellung der einer kräftigen Politik und Kriegführung im Weg stehenden Mißbräuche zu bestimmen. Dabei hatte er nicht bloß gegen die äußeren Landesfeinde anzukämpfen, sondern namentlich auch gegen die Schlaffheit und Bequemlichkeit seiner Mitbürger und gegen die von Philipp bestochene makedonische Partei, an deren Spitze der Redner Aeschines stand. Trotz seiner Vorstellungen sahen die Athener unthätig zu, wie Philipp mehr und mehr um sich griff und 348 sogar die höchst wichtige Stadt Olynth eroberte, die D. durch seine olynthischen Reden zu retten versucht

hatte. Infolge davon mußte D. selbst zum Frieden mit Philipp rathen, der aber durch die Intriguen der Gegenpartei sehr zu Ungunsten Athens ausfiel. Dennoch nahm D. später den Kampf wieder auf, und er brachte es wirklich dahin, daß die Athener sich ermannten und 340 eine Reihe von Staaten zu einem Bündnis sich vereinigte, durch welches die Unternehmungen Philipps längere Zeit aufgehalten wurden, wie er denn besonders durch die Athener genöthigt wurde, die Belagerung von Byzanz wieder aufzugeben. Allein der 339 ausbrechende zweite heilige Krieg gab Philipp die gewünschte Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten Griechenlands zu mischen. Er drang in Böotien und Phokis ein, und als die Bemühungen des D. ein Bündnis Athens mit Theben zu Stande brachten, kam es 338 zur Entscheidungsschlacht bei Chäronea, durch welche die Freiheit Griechenlands vernichtet wurde. D. besaß in solchem Grade die Achtung der Athener, daß diese ihm die öffentliche Leichenrede für die bei Chäronea Gefallenen übertrugen. Als kurz darauf Ktesiphon beantragte, den D. mit einer Ehrenkrone zu belohnen für die außerordentlichen Verdienste, die er sich um den Staat erworben, suchte zwar Aeschines dies als ungesetzlich zu verhindern, wurde aber von D. durch dessen berühmte Rede »De corona« (»um den Kranz«) geschlagen, so daß er Athen verließ. Nach dem Tod Philipps 336 suchte D. Athen zum Aufstand gegen Alexander zu bestimmen, allein das energische Auftreten des letztern gegen Theben verhinderte jeden Versuch. Nur mit Mühe war Alexander zu bewegen, von seinem Verlangen, daß ihm der von den Makedoniern so gefürchtete D. und einige andere ihm gleichgesinnte Redner ausgeliefert würden, abzulassen. Als sodann 324 der Schatzmeister Alexanders, Harpalos, mit 700 Talenten veruntreuter Gelder nach Athen kam und der verlangten Auslieferung derselben durch Bestechung der angesehensten Redner vorzubeugen suchte, wurde auch D. beschuldigt, Geld von Harpalos genommen zu haben und (ohne allen Zweifel unschuldig) verurtheilt. Er entwich aus dem Gefängnis und hielt sich zu Aegina auf. Nach Alexanders Tod wurde er feierlich und ehrenvoll zurückgerufen. Als 321 nach dem unglücklichen Ausgang des Lamischen Kriegs, den die Athener, besonders von D. dazu getrieben, begonnen hatten, der makedonische Vicekönig Antipater die Auslieferung der Häupter der Volks- und Freiheitspartei verlangte, floh D. in den Poseidontempel auf der kleinen Insel Kalauria und gab sich, als die Schergen Antipaters ihn ergreifen wollten, durch Gift den Tod (12. Okt. 322). Athen ehrte sein Andenken durch eine Bildsäule von Erz, die noch Pausanias in den Umgebungen des Tempels zu Kalauria sah. Die Reden des D. sind der reinste, treueste Spiegel seines Charakters. Glühende Vaterlandsliebe, Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung, tiefe Wehmuth über den Verfall seines Zeitalters, unablässiges und uneigennütziges Bekämpfen des Verraths, ein ebenso durchdringender als sicherer Scharfblick in die gefährlichen Pläne des schlauen Königs von Makedonien, tiefe Menschenkenntnis und große Staatsklugheit, weise Ergebung in das Unvermeidliche: dies alles leuchtet aus jeder Staatsrede dem aufmerksamen Leser entgegen. D. wollte nicht gefallen, sondern überzeugen; stets war es die Sache selbst, die Wahrheit der Ueberzeugung, die ihn auf die Rednerbühne führte, wo er durch umsichtige Anordnung des Stoffs und zeitgemäße Einreihung schlagender Gründe und Beweise, Gründlichkeit, Gewandtheit und Schärfe der Gedankenentwickelung, Innigkeit der Empfindung und Festigkeit der Gesinnung so gewaltig wirkte. Seine Sprache selbst ist großartig und doch schlicht, reich und doch nicht überladen, feierlich und doch ungeziert, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich, ein treuer Abdruck des Innern und auch andere tief ergreifend. Das Alterthum kannte 65 Reden des D.; 61 derselben, unter ihnen einige unechte, sind erhalten. Die Echtheit der außerdem übrigen 61 Exordien zu öffentlichen Reden und der 6 Briefe wird ebenfalls bezweifelt. Schon im Alterthum fand der Redner zahlreiche Kommentatoren, von denen besonders Dionysius von Halikarnaß und Libanius zu erwähnen sind. Die besten Ausgaben nach der Edit. princ. (Vened. 1504) sind von Reiske (»Oratorum Graecorum quae supersunt monumenta etc.«, Leipz. 1770—1875, Bd. 12), J. Bekker (Berl. 1825, 3 Bde.; Leipz. 1854—56), Baiter und Sauppe (in den »Oratores Attici«, Zür. 1838—43, [illegible] Bde.), Vömel (Par. 1843, 2 Bde.) und Dindorf (Oxf. 1846—51, 9 Bde.; Leipz. 1855 f., 3 Bde.); in Auswahl wurden die Reden von Westermann herausgegeben (Berl. 1860 ff., 4 Bde.). Eine Uebersetzung sämmtlicher Reden gab Pabst (Stuttg. 1836—42, 19 Bdchn.), ausgewählter Reden Westermann (das. 1860—68, 4 Thle.), Rauchenstein und Döderlein (das. 1860), der Staatsreden Jacobs (2. Aufl., Leipz. 1833). Sein erster Biograph war Plutarch. Vgl. Schäfer, D. und seine Zeit (Leipz 1856—58, 3 Bde).

2) Sohn des Alkisthenes, athen. Feldherr im Peloponnesischen Krieg, that sich durch verschiedene kühne Expeditionen hervor, besonders durch die für Athen so erfolgreiche Besetzung der Insel Pylos in Messenien, fiel in Sicilien, wohin er dem Nikias und Lamachos Verstärkung brachte, nach der Niederlage der Athener in die Hände der Syrakusaner, die ihn tödteten oder zum Selbstmord brachten (413 v. Chr.).

Demotisch (griech.), gemein, volksthümlich. Demotische Schrift, s. Hieroglyphen.

Demours (spr. dömuhr), Pierre, berühmter franz. Augenarzt, geb. 1702 zu Marseille, studirte zu Avignon und Paris, wurde Demonstrator und Aufseher des naturhistorischen Kabinets bei dem königl. Garten und legte sich dann besonders auf das Studium der Augenkrankheiten. Er beschrieb die nach ihm benannte Demours'sche Haut oder Membran (s. Auge). Er starb 26. Juni 1795.

Demtis demendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Demulcentia (Involventia, lat.), besänftigende, lindernde, einhüllende Mittel, welche dazu dienen, äußerlich bei Schmerzen und Hautreiz, z. B. bei Verbrennungen, Verwundungen, den schmerzhaften Reiz durch Abhaltung der atmosphärischen Luft zu mildern, wozu hauptsächlich die fetten Oele und fetten Substanzen überhaupt angewendet werden, oder um die Wirkung scharf ätzender Stoffe zu vermindern, wie dies z. B. der Essig bei Aetzungen mit kaustischem Kali, das Kochsalz bei Kauterisation mit Höllenstein ꝛc. thut. Eine solche demulcirende Wirkung üben auch die kalten Fomentationen, die feuchtwarmen Kataplasmen, warme Bäder sowie auch eine ruhige Lage, ein dunkles Zimmer, Langeweile und der Schlaf aus. Als innerlich wirkende Mittel gehören hierher alle einhüllenden, zucker-, gummi-,

schleimhaltigen Substanzen, auch Oele, Milch, Butter 2c. Ganz besonders besänftigend wirken aber innerlich die betäubenden Mittel, die Narcotica, Opium 2c.
Demulciren, besänftigen, beruhigen, lindern.

Demuth (lat. Humilitas, franz. Humilité), steht dem Hochmuth entgegen. Beide kommen darin überein, daß der wirkliche Werth der eigenen Persönlichkeit verkannt und von dem Hochmüthigen höher, von dem Demüthigen dagegen niedriger angeschagen wird, als er thatsächlich ist. Liegt daher auch beiden ein Irrthum zu Grunde, so gereicht doch dem Hochmüthigen der seine mehr zum Nachtheil, als dem Demüthigen der gleiche, weil sich voraussetzen läßt, daß jenem die schmeichelhafte Selbsttäuschung weniger Ueberwindung werde gekostet haben, als diesem seine beschämende. Da folglich die D. die Präsumtion, daß es ihr ernstlich um wahre Selbstkenntnis zu thun sei, für sich hat, so wird sie um des Dranges nach Selbsterkenntnis willen (welcher dem Hochmuth abgeht), keineswegs aber des Irrthums wegen, in dem sie sich über ihren wahren Werth befindet, und der immer eine Unvollkommenheit bleibt, ethisch geschätzt. Selbstverständlich verschwindet dieses Lob, sobald jener Drang (sei es aus Stumpfsinn oder aus Selbstliebe) gar nicht oder nur dem Schein nach vorhanden ist, und macht, falls die Geringschätzung seiner selbst lediglich eine Maske, der demüthige Schein nur geheuchelte D. (wie bei den Frömmlern) ist, der Verurtheilung Platz, der jedes Scheinwesen anheimfällt.

Denain (spr. dönäng), aufblühende Industriestadt im franz. Departement Nord, Arrondissement Valenciennes, nahe der Schelde und der Selle, an der Nordbahn, im Centrum eines ausgedehnten Kohlengebiets, mit Kohlengruben, bedeutenden Eisenwerken und (1872) 12,330 Einw., deren Zahl 1851 erst 1714, 1861 schon 10,254 betrug. Geschichtlich denkwürdig ist D. durch einen Sieg der Franzosen unter Marschall Villars über ein kaiserliches Korps, das hier unter Lord Albemarle hinter verschanzten Linien die Zufuhr zur Belagerung von Landrecy deckte, 24. Aug. 1712. Ein Obelisk (Monolith von 12 Meter Höhe) erinnert an die Schlacht.

Denār (Denarius), Zehner, älteste römische Silbermünze, wurde zuerst 269 v. Chr. geprägt und war normal 4,55 Gramm (1/72 Pfd.) schwer; dann aber bald reducirt, blieb sie bis auf Nero unverändert 3,90 Gr. (1/84 Pfd.) schwer. 1 D. = 10 As = 8 Sgr. 2 Pf. Theile des Denars waren der Quinarius (1/2) und der Sestertius (1/4). Werthzeichen des Denars ist X oder X, Avers: behelmter und geflügelter weiblicher Kopf, Revers: ROMA, die Dioskuren zu Pferde; ebenso bei Quinarien und Sestertien, die nur in dem Werthzeichen (V oder Q und HS oder IIS) sich vom D. und unter sich unterscheiden. Der römische D. zur Zeit der spätern Republik kam der etwas leicht ausgemünzten attischen Drachme (zu etwa 80 Pariser Gran) so nahe, daß man beide im gemeinen Leben für gleich annahm und daher auch noch in der Kaiserzeit, wo der D. viel leichter geworden war, der Name Drachme durch D. übersetzt wurde und umgekehrt. Nero reducirte den D. von neuem und führte zuerst die Legirung mit Kupfer ein, welche in der Folge eine immer stärkere wurde. Der Silberdenar wurde dadurch zur Scheidemünze, behielt aber seinen Münzwerth von 1/25 Aureus. Diese zuerst von Cäsar geprägte Goldmünze, mißbräuchlich Denarius aureus genannt, wog ursprünglich 8,18 Gr., wurde aber gleichfalls bald reducirt und sank unter Caracalla auf 6,55 Gr. Später trat die größte Verwirrung ein bis auf Konstantin, welcher die Goldmünze auf 4,55 Gr. festsetzte und ihr den Namen Solidus gab. Der Silberdenar hatte durch die Münzverschlechterung des 3. Jahrh. seine Geltung als 1/25 Aureus verloren und war zu einer kleinen Rechnungsmünze herabgesunken; zur Zeit Diokletians galt er etwa 1/4 Sgr., später nur 1/4 Pf. Von den Römern ging der D., wenigstens dem Namen nach, auf andere Völker über und war unter den Karolingern = 1/12 Solidus. Von den Byzantinern ging der Golddenar als Dinar auf die Araber über und kam durch diese in den Orient. In neuerer Zeit erschien der D. als Denier in Frankreich und Denaro in Italien (s. Denier). Das bisher gebräuchliche Zeichen ₰ für Pfennig und d für Penny findet im D. seinen Ursprung.

Denationalisiren (lat.), entnationalisiren, einen der Nationalität berauben; davon Denationalisation.

Denaturalisiren (lat.), einen aus der bisherigen staatsbürgerlichen Genossenschaft ausscheiden; davon Denaturalisation.

Denaturirung, die von den Behörden vorgenommene absichtliche Verunreinigung des Kochsalzes mit solchen Substanzen, welche es zum Gebrauch als Nahrungsmittel untauglich machen, ohne seine Verwendbarkeit für bestimmte technische oder landwirtschaftliche Zwecke zu beeinträchtigen. Viehsalz wird mit 1/4 Proc. Eisenoxyd und 1/2—1 Proc. Wermutpulver, Heu- oder Holzkohlenpulver denaturirt. Für gewerbliche Zwecke denaturirt man mit 5 Proc. kalcinirtem oder 11 Proc. krystallisirtem Glaubersalz oder mit 5 Proc. Kieferöl und 1/2 Proc. Holzkohlenpulver oder Asche

Denātus (lat.), gestorben.

Denbigh (spr. dennbi), Grafschaft im engl. Fürstenthum Wales (Nordwales), liegt am Irischen Meer, zwischen den Grafschaften Carnarvon, Merioneth, Montgomery, Shrop, Chester und Flint und umfaßt 1562 QKilom. (28,4 QM.) mit (1871) 104,266 Einw. Das Land ist gebirgig und wird von dem Clwyd, Dee, Conway und deren Zuflüssen reichlich bewässert. Unter den Thälern ist das des Clwyd das beträchtlichste. Die Berge, meist der silurischen Formation angehörig, sind kahl und erreichen in den Berwynhügeln eine Höhe von 781 Meter. D. gehört wegen seiner vielen landschaftlichen Schönheiten zu den besuchtesten Gegenden von Wales. Der Boden ist fruchtbar, und 34 Proc. desselben sind bebaut (mit Klee, Hafer, Gerste, Weizen, Kartoffeln 2c.); 31 Proc. bestehen aus Weiden, 3 1/2 Proc. aus Wald. Der Viehstand zählte 1872: 11,000 Pferde, 54,364 Rinder, 211,061 Schafe und 26,822 Schweine. Der Bergbau beschäftigt 5500 Arbeiter und liefert Steinkohlen (1,250,000 Tonnen), Eisen (4714 Tonnen), Blei, Silber und etwas Kupfer. Die Fabriken sind von sehr untergeordneter Bedeutung. — Die gleichnamige Hauptstadt, mit (1871) 6323 Einw., liegt im Thal des Clwyd am Abhang eines steilen Hügels, auf dessen Gipfel eine Burgruine thront, östlich von Carnarvon und an der Eisenbahn, welche die Küste des Irischen Meers mit dem Deethal verbindet. Die Einwohner treiben Handschuh- und Stiefelfabrikation und Gerberei. Die alte Burg ist Schauplatz der welschen Eisteddfods, eines in jüngster Zeit erneuerten Nationalfestes, bei welchem die Harfner aus allen Theilen des Fürstenthums um Ehrenpreise kämpfen.

Dender (Dendre), Fluß in der belg. Provinz Ostflandern, entspringt bei Leuze im Hennegau, wird bei Aalst schiffbar, mündet bei Dendermonde in die Schelde. Nebenflüsse sind: Stille und Marcq.

Dendermonde (franz. Termonde), kleine befestigte Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, an der Mündung der schiffbaren Dender in die Schelde, über welche hier (seit 1825) eine Brücke führt, hat eine Akademie der Zeichen- und Baukunst, ansehnliche Anstalten der Wohlthätigkeit (z. B. ein Irrenhaus, 2 Waisenhäuser, ein Hospital) und 8700 Einw. Die alte Frauenkirche enthält einige gute Bilder von van Dyck und de Crayer und einige alte Taufbecken. Die Einwohner betreiben besonders Leinenfabrikation und gewinnen einen ausgezeichneten Flachs. Außerdem hat D. große Baumwollspinnereien und Bierbrauereien. Dendermonde's Ursprung ist unbekannt. Im Jahr 1483 wurde die Stadt von den Brabantern für Erzherzog Maximilian genommen, 1583 von den Franzosen erobert, aber 1584 von den Spaniern wieder genommen. 1667 belagerte Ludwig XIV. D. mit einem stattlichen Heer, aber ohne Erfolg; 1706 ging es an Oesterreich über, und im österreichischen Erbfolgekrieg ergab es sich 1745 den Franzosen. Kaiser Joseph II. ließ 1784 die Festungswerke schleifen, doch wurden sie 1822 wieder hergestellt.

Dendrah, ein jetzt verlassener Ort in Oberägypten, eine Tagreise nördlich von Theben am linken Nilufer, Kene gegenüber, hat seinen Namen von der alten Stadt Tentyra oder Tentyris, deren merkwürdige Ruinen in der Nähe des Dorfs auf einer Bergebene am Rande der Wüste liegen. Berühmt ist unter denselben besonders ein der Hathor, der Göttin der Unterwelt, gewidmeter Tempel, der zur römischen Kaiserzeit im altägyptischen Geschmack erbaut wurde und, vortrefflich erhalten, durch Großartigkeit und Reinheit der Architektur wie durch Reichthum und saubere Ausführung der Bildwerke und Hieroglyphen sich auszeichnet. Wände und Säulen sind mit feiner Skulptur ganz bedeckt. Die am Portal stellen die im Opfern begriffenen Kaiser Domitian und Trajan vor; auch Figur und Name der Kleopatra wie ihres Sohns Cäsarion kommen vor. Der Portikus besteht aus 24 Säulen in vier Reihen, ist im Innern 27,5 Meter hoch und 43 Meter lang. Der ganze Tempel, in welchem auf den Portikus drei Säle von verschiedener Größe folgen, deren einer von sechs Kammern umgeben ist, hat 81 Meter Länge und 34 Meter Breite. Ein Dromos von 110 Schritt Länge führte zu den Pylonen des Tempels. Neben denselben steht ein kleines, aus den Zeiten des Augustus herrührendes Heiligthum der Isis, zu dessen Pylonen ein Dromos von 170 Schritt Länge führte; 90 Schritt nördlicher steht das dem Typhon geweihte Typhonium, und alle diese Bauten umschließt eine Ziegelmauer. Eine Beschreibung des Tempels, mit Abbildungen, lieferte Mariette Bey (Par. 1871, Supplement 1874). An der Decke des Haupttempels fand man den berühmten Thierkreis, der sich seit 1822 im Aegyptischen Museum zu Paris befindet. Auf demselben ist der Löwe als erstes Zeichen dargestellt, die übrigen folgen in der bei uns noch üblichen Ordnung. Der Löwe erscheint sonach als ein Anfangszeichen nach dem Durchschnittspunkte der Ekliptik und des Weltäquators. Von der Lage dieser Durchschnittspunkte hängt aber der Ort des Solstitiums ab, der immer in der Mitte von beiden liegen muß. Auf dem Thierkreis von D. ist er im Krebs verzeichnet. Aus dieser Abweichung vom gegenwärtigen Stande der Sonne glaubte man auf das Alter dieses Thierkreises zurückschließen zu können, und nur das machte eine Differenz, ob man jenes Solstitium als Winter- oder als Sommersolstitium betrachtete. Der gelehrte, noch nicht entschiedene Streit darüber hat die verschiedensten Behauptungen hervorgerufen, wie denn z. B. Fourier die Entstehung desselben zwischen 2500 und 2100, Lalande um 1300 oder 1200, Biot nicht vor 716, Visconti nicht vor 328 setzt. Vgl. L. Ideler, Ueber das Alter des Thierkreises (1838); A. W. v. Schlegel, De zodiaci antiquitate et origine (1839); Letronne, Sur l'origine du zodiaque grec (1840).

Dendriten (griech.), baumförmig verästelte Aggregate, welche Mineralien und lösliche Salze unter günstigen Umständen bilden können. Diese Bildungen sind oft nur von der Beschaffenheit der Grenzflächen abhängig und dann ganz unregelmäßig, oft aber auch durch Krystallisation bedingt und dann mehr oder weniger symmetrisch. Unregelmäßige Dendritenbildungen sind die oft sehr zierlichen Baumzeichnungen, welche sich mitunter auf engen Fugen und Klüften des Mergels sowie des Sand- und Kalksteins finden und entweder schwarz oder braun in verschiedenen Nüancen sind, je nachdem sie von Manganoxydhydrat oder von Eisenoxydhydrat herrühren. Sie sind dadurch entstanden, daß in die feinen Fugen und Klüfte des Gesteins Lösungen von Mangan- und Eisensalzen eindrangen, aus denen sich unter dem zersetzenden Einfluß gewisser Bestandtheile des Gesteins oder auch nur infolge einer Verdunstung des Lösungsmittels die unlöslichen Oxyde ausschieden. Eine andere Entstehungsweise haben die Baum- oder Strauch-, auch federartigen Aggregate, welche an gediegenen Metallen, einigen Metallverbindungen sowie an verschiedenen löslichen Salzen beobachtet werden. Hier ist die Verästelung Folge der Krystallisation und daher symmetrisch. Gediegenes Silber zeigt moosartige Gebilde, deren Verästelungen sich, da die Grundform ein reguläres Oktaëder ist, unter rechten Winkeln schneiden. Aehnliche Formen zeigt das Gold und Kupfer, wie auch lösliche Salze beim Verdunsten des Lösungsmittels nicht selten dendritische Gestaltungen darbieten. Vgl. Metallbäume.

Dendritina, s. Wurzelfüßler.

Dendrobium *Swartz* (Baumwucherer, Knotenstengel), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, ausdauernde, in ihrem Habitus sehr abweichende Gewächse, meist in Ostindien und dem Archipel heimisch, aber auch in Ostaustralien, auf den Südseeinseln und auf Neuseeland vertreten, wachsen in ihrer Heimat an den Zweigen der Bäume, von welchen sie mit ihren wurzelnden Stengeln herabhängen. Von den etwa 200 bekannten Arten werden über 80 in Gewächshäusern als Zierpflanzen gezogen: D. coerulescens *Lindl.* hat aufrechte Stengel, eirunde, zugespitzte Blätter und große, sehr schöne, bläulich purpurrothe Blüten, welche zu 2—3 in den Blattwinkeln stehen. D. densiflorum *Lindl.* mit keulenförmigen, gefurchten Afterknollen, welche je 3 eirund-lanzettliche Blätter tragen, entwickelt eine dichte Traube mit großen, dunkelgoldgelben Blüten, deren Lippe dunkelorangefarbig ist. D. nobile *Lindl.* treibt 60 Centim. hohe, aufrechte Schäfte mit länglichen, schief ausgerandeten, stumpfen Blättern und gepaart stehenden, weißen, hellpurpurroth gezeichneten Blüten mit kappenförmiger, gelblich weißer,

an der zurückgebogenen Spitze hellpurpurrother, im Schlunde dunkelpurpurrother Lippe. Einige Dendrobien kann man auch im Zimmer kultiviren.

Dendrolithen, versteinerte Baumstämme, Reste untergegangener, von der gegenwärtigen meist sehr abweichender Vegetationen, finden sich in verschiedenen Formationen und zeigen oft so gut erhaltene Struktur, daß sie namentlich mit Hülfe des Mikroskops nach Familien, Gattungen und Arten unterschieden werden können. Farne, Cykadeen und Nadelhölzer sind am häufigsten unter den D. vertreten.

Dendrologie (griech.), ein Zweig der Botanik, die »Wissenschaft von den Bäumen«, aber mit der Beschränkung auf diejenigen, welche in einem bestimmten Land im Freien aushalten und zu Anpflanzungen benutzt werden können. Die D. hat also, ähnlich wie die Floren der einzelnen Länder, einen verschiedenen Inhalt: eine Dendrologia italica enthält wegen des milden Klima's von Italien mehr Gehölze als die D. germanica; aber ihr fehlen einige Arten der letztern, die so hohe Temperatur nicht ertragen können. Die gut durchforschte Flora eines Landes hat es nur mit einer ziemlich sicher abgeschlossenen Zahl von Arten zu thun; aber die D. erhält jährlich neuen und sehr bedeutenden Zuwachs an Arten, Varietäten, Formen, da Reisende und Gärtner bemüht sind, neue Gehölze einzuführen und die Zahl der vorhandenen durch Kulturvarietäten zu vermehren. Eine der schwierigsten Aufgaben der D. ist es nun, eine richtige Nomenklatur der Gehölze herzustellen, die Synonymen zu ermitteln und die nicht selten von gewinnsüchtigen Handelsgärtnern aufgestellten falschen Namen als solche nachzuweisen. Die Arbeit des Dendrologen ist aber um so schwieriger, als die Gehölze wegen ihres spätern und seltenern Blühens viel schwieriger zu bestimmen sind als krautartige Gewächse und überdies mehr oder weniger leicht aus ihrem geschlossenen Formenkreis heraustreten und je nach den herrschenden Kulturverhältnissen variiren. Manche Gehölze bewahren auch bei sehr langer Kultur mit großer Zähigkeit die ursprüngliche Form; andere bilden schon nach wenigen Jahrzehnten Varietäten, die dann sogar geschlechtlich auf einander einwirken und die Zahl der Formen noch weiter vermehren helfen. Kreuzungen zwischen verschiedenen Arten kommen gleichfalls sehr häufig vor, und so läßt sich die specifische Natur mancher Pflanzen erst nach jahrelanger Beobachtung feststellen, und oft gelangt man nur durch immer wiederholte Aussaaten und Auswahl der erhaltenen Pflanzen zum Ziel. Der Kunstgärtner macht auch solche Aussaaten, aber er wählt von den Sämlingen zu weiterer Behandlung immer diejenigen aus, welche sich am meisten von der ursprünglichen Form entfernen, und erhält dadurch sein immer wechselndes Material für den Markt. Der Dendrolog verfährt umgekehrt: er sucht bei seinen Aussaaten nach denjenigen Exemplaren, welche am meisten der ursprünglichen Form sich zu nähern scheinen, und ermittelt auf solche Weise die Abstammung unserer Zier- und Nutzgehölze. Blutbuche und Pyramideneiche konnten die Gärtner vor 10 und 15 Jahren nur auf ungeschlechtlichem Weg vermehren; gegenwärtig sind die Varietäten schon so konstant geworden, daß bei der Aussaat nur 20, höchstens 50 Proc. der Sämlinge zurückschlagen, und bei rationellem Verfahren wird man sie in 40—50 Jahren ganz konstant erhalten, so daß nur sehr lange im entgegengesetzten Sinn fortgeführte Aussaaten die ursprünglichen Arten werden erkennen lassen. Zur Ausführung dieser Arbeiten bedarf die D. großer Baumgärten (Arboretum), und in Leipzig und Berlin ist man gegenwärtig bedacht, solche Institute zu gründen.

Die D. steht im Dienste der Landschaftsgärtnerei und Landesverschönerung und hat dieser ein möglichst reiches Material zu liefern. Baumpflanzungen finden sich schon in den ältesten Zeiten; die Schönheit und Majestät der Bäume hat überall und zu allen Zeiten mächtig auf das Gemüth der Menschen eingewirkt, und dem Baumkultus begegnet man schon in den ersten Anfängen aller Kultur. Früh entwickelte sich auch bei semitischen, indischen und iranischen Völkern im mittlern und südlichen Asien die Gartenkunst, und von den Chinesen haben die Engländer die ersten Anregungen zur Ausbildung jenes Gartenstils erhalten, welchen man jetzt als den vollkommensten schätzt. Die Römer gefielen sich in geschmacklosem Verschneiden von Bäumen und Gesträuchern zu Thiergestalten, Namenszügen &c., und die Franzosen trieben diese Richtung durch Lenôtre auf eine geistlose Spitze. Während dieselbe aber im Norden Europa's nur allzu willige Nachahmung fand, ging man in Südfrankreich ganz andere Bahnen und suchte in glücklicher Erkenntnis der eigenthümlichen Schönheit verschiedenartiger Gehölze den Bestand durch Einführungen aus dem Süden und Osten Europa's und besonders aus Nordamerika zu vergrößern. Das erste dendrologische Werk, Duhamels »Traité des arbres et arbustes« (Par. 1755, 2 Bde.), konnte bereits 250 Gehölze von diesem Terrain beschreiben und abbilden. In den Niederlanden gelangte gleichzeitig die Landschaftsgärtnerei zu bedeutender Entwickelung, und Knoop gab in seiner »Dendrologie« (Leeuwarden 1763, Amsterd. 1790) eine wissenschaftliche Uebersicht des vorhandenen Materials. Als dann der englische Gartenstil auch in Deutschland Anerkennung und Nachahmung fand, entstanden, namentlich im Südwesten, mehrere noch jetzt berühmte Anlagen, von denen besonders die in Harbke bei Helmstädt und Schloß Weißenstein (jetzt Wilhelmshöhe) wichtig sind, weil sie für die D. epochemachend wurden. Der Braunschweiger Duroi gab 1771—1772 das erste klassische dendrologische Werk: »Die Harbke'sche wilde Baumzucht« (Braunschw., 2 Bde.; mit Vermehrungen und Veränderungen von Pott, das. 1791—1800, 3 Bde.) heraus, und Mönch lieferte ein »Verzeichnis ausländischer Bäume des Lustschlosses Weißenstein« (Leipz. u. Frankf. 1785). Weißenstein hatte seine nordamerikanischen Hölzer namentlich durch den Freiherrn v. Wangenheim, der als Hauptmann der hessischen Garde 1778 nach Nordamerika gegangen war, erhalten; in Frankreich aber vermehrte André Michaux durch seine Reisen in Persien (1782—85) und Nordamerika (1785—1796) die Zahl der kultivirten Gehölze. Dort begann 1801 die Herausgabe des »Nouveau Duhamel« (2. Aufl. von Duhamels Traité, Par. 1801—1819, 7 Bde.), während in Deutschland Kerner 1783 die inländischen (Stuttg. 1783—92, 9 Hefte) und 1796 die ausländischen Gehölze (Leipz., 4 Hefte) zu beschreiben anfing. In diese Epoche gehören außerdem Schmidts »Oesterreichische Baumzucht« (Wien 1792—1822, 4 Bde.) und das bahnbrechende Werk von Willdenow: »Wilde Baumzucht« (1796, 2. Aufl. 1811). Hayne begann mit Guimpel und Willdenow 1815 die Abbildungen deutscher und 1819 die der fremden Holzarten und schrieb seine »Dendrologische Flora der Umgegend und der Gärten

Berlins« (Berl. 1822); Loudons »Arboretum et Fruticetum britannicum« (Lond. 1838, 8 reich illustrirte Bände) blieb bis in die neueste Zeit der hauptsächlichste wissenschaftliche dendrologische Rathgeber. Aber erst durch Kochs »Dendrologie« (Erlang. 1869—72, 2 Bde.) hat die D. eine dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechende Ausbildung erfahren und ist zu dem Rang einer selbständigen naturwissenschaftlichen Disciplin erhoben worden. Das dendrologische Material ist in den letzten Jahren außerordentlich stark vermehrt worden. Willdenow beschrieb 1811 nur 770, Koch führt nahezu 1400 Arten auf; nun hat sich aber seit Willdenow die Liebhaberei für Ab- und Spielarten und Formen ungemein entwickelt, und mit Hinzurechnung der letzteren stehen der Gärtnerei jetzt weit über 3000 verschiedene Gehölze, die bei uns im Freien aushalten, zur Verfügung. Willdenow zählte von Ilex aquifolium 4 Ab- und Spielarten auf, Koch gibt 59 an. Zu Willdenows Zeit kannte man 6 Tannen, 10 Kiefern, 5 Wachholder, jetzt deren 34, 32 und 25. Die Laubhölzer haben weniger an Arten zugenommen. Man kultivirte 1811: 23 Eichen und 15 Ahorne, jetzt deren 39 und 24; aber bei Berberis ist die Zahl der Arten von 3 auf 26 gestiegen.

Dendrometer (griech., n., Baummesser), jedes Instrument, mittels dessen die meßbaren Verhältnisse stehender Bäume ermittelt werden. Zur Messung der Baumhöhen bedient man sich eines Höhenmessers (s. d.), zur Messung des Durchmessers eines Meßbandes oder einer Kluppe, statt ihrer auch eines Baummeßzirkels (s. Kluppe) und berechnet den Kubikinhalt der Stämme dann nach Höhe und Stammgrundfläche unter Anwendung einer empirisch gewonnenen mittlern Formzahl, d. h. einer Zahl, welche das Verhältnis des wahren Bauminhalts zu einem geraden Cylinder von gleicher Grundfläche und Höhe angibt. D. zur gleichzeitigen Messung von Höhe, unterem und oberem Durchmesser sind mehrfach konstruirt worden, in der praktischen Forstwirtschaft aber nicht im Gebrauch.

Dendrophyllia, s. Korallen.

Deneb (arab., »Schwanz«), der äußerste und hellste Stern im Sternbilde des Schwans.

Denegatio (lat.), Verweigerung. Daher D. audientiae, Verweigerung des rechtlichen Gehörs. Wenn ein Richter widerrechtlich einer Partei die nachgesuchte rechtliche Hülfe verweigert, so hat dieselbe das Recht der Beschwerde an das nächste Obergericht, welches dem Unterrichter Beförderungsbefehl oder auch Strafandrohung zugehen läßt und zuletzt auch wohl einen außerordentlichen Gerichtsstand für die verzögerte Sache statuirt. Die Beschwerde der Partei heißt Querela denegatae justitiae. Dieselbe kann übrigens, wenn der Vorwurf der Justizverweigerung dem obersten Gerichtshof selbst gemacht werden sollte, auch bei dem Justizministerium oder beim Landesherrn angebracht werden; auch kann nach Art. 77 der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 der Bundesrath Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege in einem Bundesstaat annehmen und deren Erledigung veranlassen. D. debiti conjugalis, Verweigerung der ehelichen Pflicht. Denegiren, verweigern, abschlagen.

Denischka (Denuschka, Denga), russ. kupferne Scheidemünze, = ½ Kopeke.

Denfert-Rochereau (spr. dängfähr-rosch'roh), Pierre Marie Philippe Aristide, franz. Officier und Deputirter, geb. 11. Jan. 1823 in St.-Maixent, zeichnete sich in der Kriegsschule durch wissenschaftliches Streben aus, machte den Krimkrieg mit und wurde beim Beginn des Kriegs von 1870 zum Kommandanten von Belfort ernannt und zum Oberst befördert. Mit großer Geschicklichkeit und Thatkraft benutzte er die wenigen Wochen vor der Belagerung, um die Vertheidigungsanstalten der Festung zu vermehren und die ungenügende Verproviantirung zu vervollständigen. Die südlich von der Festung gelegenen Höhen, die beiden Perches, von welchen aus fast allein Festung und Lager wirksam beschossen werden konnten, ließ er durch Erbauung provisorischer Werke in den Festungsbereich ziehen, durch Anlegung der großen Redoute, Fort Bellevue, diesen Bereich noch erweitern und die im Rayon liegenden Ortschaften, Gehöfte und Gehölze zur möglichst hartnäckigen Vertheidigung einrichten. Proviant ließ er auf fünf bis sechs Monate herbeischaffen. Durch diese Anstalten und durch die Hartnäckigkeit der Vertheidigung bewirkte er, daß die Belagerung der Festung Belfort der von Paris an Bedeutung gleichkam. Er kapitulirte erst, als die Pariser Regierung ihn ausdrücklich dazu ermächtigte, und zog 18. Febr. 1871 mit seinen 12,000 Mann aus der Festung nicht als Kriegsgefangener, sondern mit allen kriegerischen Ehren. Bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 wurde er vom Departement Oberrhein in die Nationalversammlung gewählt, hatte nach der Vereinigung des Elsaß mit Deutschland sein Mandat niederzulegen und wurde bei den Nachwahlen vom 2. Juli von drei Departements gewählt. Bei der Debatte über das Militärgesetz 27. Mai 1872 sprach D. für Verbesserung des Volksschulunterrichts und für Einführung der militärischen Ausbildung der Jugend, um die Präsenzzeit abkürzen und die Armee auf eine höhere sittliche Stufe bringen zu können, und bekämpfte die Theorie des passiven Gehorsams in der Armee. Dies verursachte eine heftige Scene zwischen D. und dem General Changarnier, welcher letztere auf das über D. verbreitete Gerücht anspielte, wonach derselbe während der ganzen Belagerung von Belfort eine bombenfeste Kasematte bewohnt und die Gefahr nicht mit seinen Soldaten getheilt haben sollte. D. wußte darauf nichts zu erwidern als die Phrase: »Wir nennen uns Belfort, ihr nennt euch Metz«. Als Mitglied des protestantischen Konsistoriums in Paris machte D. bei den Berathungen von 1872 der mit Guizot gehenden Majorität, welche Glaubensstarrheit und Glaubenszwang durchzuführen suchte, die entschiedenste Opposition und sprach sich als Protestant in liberalem Sinn aus. Die Schrift »La défense de Belfort« von den Genieofficieren E. Thiers und S. de la Laurencie (4. Aufl. 1874) ist unter der persönlichen Kontrole Denferts verfaßt.

Dengelgeist, nach der schwäbischen Sage eine Personifikation des Todes (Sensenmann), nach welcher dieser in der Gestalt eines alten bärtigen Mannes auf den Kirchhöfen sitzen und seine Sense schärfen (»dengeln«) soll. Bei Hebel ist es ein Engel, dessen Wirksamkeit an Hermes Nekropompos (»Todtengeleiter«) erinnert. Nach dem Sinn der Sense befragt, gibt er wohl den Bescheid, er mähe nur Futter für des Christkindleins Esel, des heil. Fridolin Kühe; aber aus seinen sonstigen Mittheilungen entnimmt man doch, daß er wesentlich dabei betheiligt ist, wenn ein Mensch stirbt: er drückt die Augen zu, er weckt auch dereinst wieder, »wenns Zeit ist«. Bei Hebel wird er als Knabe mit goldenen Flügeln, in weißem Gewand mit rosenfarbenem Gürtel dargestellt.

Dengeln (Dümmeln, Demmeln, Klopfen), das Schärfen der Sicheln und Sensen. Das D. ist nöthig, wenn das Schärfen mit dem Wetzstein erfolglos bleibt, und besteht in dem Ausklopfen der Umbiegungen und anderen Schäden an der Schneide. Dazu dient ein auf dem in den Boden zu steckenden Dengelklotz befestigter Amboß und ein verstählter Hammer. Es gehört viel Uebung dazu, um auf diese Art die Schneiden nicht randig zu schlagen und so für den Gebrauch nutzlos zu machen. Dies vermeidet man sicherer mit der Dengelmaschine, bei welcher ein Stahlhammer auf einen Amboß stets genau wagrecht niederfällt, aber durch eine Feder sofort wieder gehoben wird. Das Ganze wird auf einem Klotz befestigt. Die zu dengelnde Sense legt man, die obere Fläche nach oben, in den Einschnitt der beiden Messinglager zur Seite des Amboßes, zieht sie langsam durch und klopft dabei mit einem hölzernen Hammer auf den Stahlhammer. Der Dengel wird auf diese Weise in sehr kurzer Zeit ganz gleich und rein und nutzt sich nicht so schnell ab als beim D. aus der Hand; auch sind die auf der Maschine gedengelten Sensen leichter zu wetzen.

Denham (spr. dennäm), 1) Sir John, engl. Dichter, geb. 1615 zu Dublin als einziger Sohn des Sir John D., Baron of the Exchequer, studirte seit 1631 zu Oxford die Rechte und ward Bachelor of Arts. Er galt im allgemeinen für einen beschränkten Kopf und überraschte daher das Publikum 1641 durch sein Trauerspiel »The Sophy«, dessen Stoff aus Herberts Reisen entlehnt war und auch von Robert Baron behandelt wurde. Bald darauf ward er High Sheriff der Grafschaft Surrey und Gouverneur von Farnham-Castle; doch legte er das letztere Amt nieder und begab sich nach Oxford zum König Karl I., dem er während der bürgerlichen Unruhen wesentliche Dienste leistete. Er begleitete auch Karl II. ins Exil, kehrte aber 1652 nach England zurück, wo er beim Grafen von Pembroke zu Witton ein Asyl fand. Nach der Restauration ward er zum Oberaufseher der königlichen Gebäude ernannt und erhielt am Krönungstage Karls II. den Bathorden. Eine unglückliche Heirath raubte ihm eine Zeitlang den Verstand. Er starb 19. März 1668. D. war in England der erste, der die beschreibende Poesie kultivirte und, namentlich durch sein Gedicht »Coopers Hill« (Lond. 1643), der Schöpfer einer neuen Art von poetischen Landschafts- und Naturgemälden ward; er gesellt sich dadurch den Mitbegründern der neuenglischen Poesie bei. Zu seinen besten Gedichten gehört außerdem die »Elegie auf Cowley's Tod«. Auch als Uebersetzer hat er sich ausgezeichnet. Gesammelt erschienen seine poetischen Werke zu London 1684, zuletzt daselbst 1719; mit den Gedichten E. Wallers zusammen herausgegeben von Gilfillan 1857. Eine geschmackvolle Auswahl findet sich in Andersons »British Poets«, Bd. 5.

2) Dixon, engl. Reisender, geb. 1. Jan. 1786 zu London, erhielt seine Bildung in der königlichen Kriegsschule zu London, diente dann als Freiwilliger in dem spanischen Kriege gegen Napoleon I. und machte in der Linie den Feldzug in den Niederlanden mit. Um die Entdeckungen neuerer Reisenden weiter zu verfolgen, entwarf er 1821 einen Plan zu einer Reise nach Timbuktu in Afrika und erhielt die Erlaubnis, sich der Expedition Denhams und Clappertons nach Innerafrika anzuschließen. Er traf 21. Nov. 1821 zu Tripolis mit seinen Gefährten zusammen. Im Februar 1822 brachen sie nach Murfuk in Fezzan auf und erreichten 4. Nov. Kari, die nördlichste Grenzstadt des Königreichs Bornu, am Tsadsee. D. besuchte von hier aus letztern, bestimmte seine geographische Lage und begab sich dann nach Kuka, der Residenz des Sultans von Bornu, wo er einem Kriegszuge gegen die Fellata beiwohnte. Verwundet und gefangen, entkam er durch seine Geistesgegenwart und erreichte nach namenlosem Ungemach mit den Trümmern des Heers Bornu. Von seinen Wunden kaum genesen, unternahm er eine Reise den südlich in den Tsadsee einmündenden Scharyfluß aufwärts, wurde aber an weiterem Vordringen durch das Mißtrauen und die Wildheit der Bewohner verhindert. Wieder mit Clapperton vereinigt, unternahm er mit diesem die Reise nach Sokoto im Reiche der Fellata und kehrte mit ihm April 1824 über Tripolis, Italien und Frankreich nach England zurück. Zum Oberstleutnant und Intendanten der Negerkolonie Sierra Leone befördert, schiffte er sich im December 1826 dahin ein, um den Zustand der Kolonie zu untersuchen und eine Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen. Nach dem Tode des Kapitäns Awen zum Statthalter der Kolonie ernannt, sah er sich neue Mittel und Wege zu weiteren Entdeckungen im Innern Afrika's eröffnet; doch starb er schon 9. Juni 1828 in Sierra Leone am Fieber. Sein Reisebericht ist in der von Barrow herausgegebenen »Narrative of travels and discoveries in northern and central Africa in the years 1822, 1823 and 1824 etc.« (Lond. 1826) enthalten.

Denia, Stadt in der span. Provinz Alicante (Landschaft Valencia), ein alter, schlecht gebauter und sehr herabgekommener, aber äußerst malerisch am Fuß eines mit einem starken Kastell gekrönten Felsens dicht an der Küste gelegener Ort römischen Ursprungs, hat einen Hafen und eine Huerta, zahlreiche römische Alterthümer und über 3000 (mit der Huerta 7000) Einw. D. wurde von den Massiliern angelegt und nach dem dortigen Tempel der Artemis Artemisium, von den Römern Dianium genannt. Dem Sertorius diente die Stadt als Zufluchtsort. Seit der Völkerwanderung kam sie in Verfall, und erst spät veranlaßte die schöne Lage des Hafens die Spanier, sie wieder aufzubauen. Nach der Eroberung Spaniens durch die Mauren kam auch D. unter ihre Herrschaft, bis 1245 König Jakob I. von Aragonien es eroberte.

Denier (spr. dönjeh), nach dem römischen Denar benannte franz. Silbermünze, anfänglich ganz fein, seit Philipp I. schlecht (mit Kupfer versetzt) und seit Heinrich III. nur von Kupfer, = 1/240 Livre tournois. Der Denier d'or oder Liard war eine Rechnungsmünze von 3 Deniers tournois. Dem D. nachgebildet ist der italienische Denaro, ursprünglich = 1/12 Soldo, der aber infolge der Decimaleintheilung der Münze außer Kurs kam.

Denigriren (lat.), anschwärzen, verleumden; Denigration, Anschwärzung; Denigrant, Verleumder.

Denina, Giacomo Carlo, ital. Geschichtschreiber, geb. 28. Febr. 1731 zu Revel in Piemont, studirte zu Turin die schönen Wissenschaften und Theologie, erhielt 1754 die Professur der Humaniora zu Pignerol, die er aber durch eine der Geistlichkeit mißfällige Komödie, die er durch seine Schüler aufführen ließ, verlor. Zwei Jahre darauf ward er außerordentlicher Professor der Rhetorik an der Universität zu Turin, später Professor der griech. Sprache und der ital. Literatur daselbst. Indessen

hatte er sich durch freimüthige Urtheile über die Mönche den Haß derselben zugezogen; daher wurde seiner Schrift »Dell' impiego delle persone«, worin er nachzuweisen suchte, wie man die Mönche zu nützlichen Staatsmitgliedern machen könne, die Erlaubnis zum Druck versagt, und da er, den piemontesischen Gesetzen zuwider, dennoch sein Werk heimlich in Florenz herausgab, wurde er seiner Stelle entsetzt, auf sechs Monate in das Seminarium zu Vercelli geschickt und nach Ablauf dieser Strafzeit nach seinem Geburtsort Revel verwiesen. Erst 1781 ward ihm erlaubt, nach Turin zurückzukehren; 1782 folgte er einem Rufe Friedrichs d. Gr. nach Berlin, wo er in die Akademie aufgenommen wurde und später den Titel eines Legationsraths und ein Kanonikat in Warschau erhielt. Nach der Schlacht von Marengo ernannte ihn der Verwaltungsrath von Piemont zum Bibliothekar der Universität zu Turin; bevor er aber noch das Amt angetreten, übertrug ihm Napoleon I. für die Dedikation seiner »Clef des langues« die Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars zu Paris, wo er 5. Dec. 1813 starb. Seine zahlreichen historischen Arbeiten über das alte Griechenland, über Preußen und Friedrich d. Gr., über Deutschland ꝛc., zum Theil französisch geschrieben, sind jetzt meist von keiner Bedeutung mehr; nur einige, wie »Delle revoluzioni d'Italia libri ventiquattro« (Tur. 1769—70, 3 Bde.; deutsch von Volkmann, Leipz. 1771—73, 3 Bde.; in späteren Ausgaben fortgesetzt, z. B. Vened. 1800, 5 Bde.) und die »Storia dell' Italia occidentale« (das. 1809—1810, 6 Bde.), sind auch in der Gegenwart noch von Interesse. Sein Epos »La Russiade« (Berl. 1799—1800) enthält eine Verherrlichung Peters d. Gr.

Denis, 1) Johann Michael Cosmus, deutscher Dichter und Bibliograph, geb. 27. Sept. 1729 in Schärding am Inn, ward von Jesuiten erzogen und trat 1747 zu Wien in den Orden der Jesuiten ein, die ihn verschiedentlich als Lehrer und Prediger verwendeten. Als seine Gesundheit die Anstrengungen des Reisepredigens nicht mehr vertrug, wurde er (1759) Professor der schönen Wissenschaften und der Literaturgeschichte an dem von den Jesuiten geleiteten Theresianum zu Wien, und seine Wirksamkeit war hier so erfolgreich, daß er auch nach Vertreibung des Ordens (1773) seine Stelle behielt. Zugleich wurde er Bibliothekar an dem Institut und, als Joseph II. auch dieses aufhob, in richtiger Würdigung seiner Fähigkeiten zum Kustos der kaiserlichen Bibliothek ernannt, in welcher Stellung er auch unter Leopold II. mit dem Titel Hofrath verblieb. Er starb 29. Sept. 1800. D. hat sich um die Bildung in seinem Vaterlande, das er zuerst mit der Literatur des nördlichen Deutschland bekannt machte, große Verdienste erworben. Seine poetischen Vorbilder waren Ossian, den er in Hexametern übersetzte (»Die Gedichte Ossians, eines alten keltischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt«, Wien 1768), und Klopstock, dessen Bardengesänge er in seinen eigenen, unter dem Namen des Barden Sined (Anagramm von D.) gedichteten, von hohem Patriotismus erfüllten Liedern und Oden nachahmte. Sie erschienen unter dem Titel: »Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von Michael D.« (Wien 1773), später mit Ossian zusammen als: »Ossians und Sineds Lieder« (das. 1784, 5 Bde.; neue Aufl. 1791, 6 Bde.). Seine verdienstvollen bibliographischen Arbeiten sind: »Grundriß der Bibliographie und Bücherkunde« (Wien 1774); »Grundriß der Literargeschichte« (das. 1776); »Einleitung in die Bücherkunde« (das. 1777, neue Aufl. 1795—96); »Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560« (das. 1782, nebst Nachtrag 1793). Sein »Literarischer Nachlaß« ward herausgegeben von J. F. v. Retzer (Wien 1802, 2 Bde.).

2) Paul, Baumeister, geb. 26. Juni 1795 zu Mainz, vollendete als Schüler der polytechnischen Schule zu Paris 1814 und 1815 seine Fachstudien unter Arago, Gay-Lussac, Poisson, Ampère ꝛc., trat 1817 in den bayrischen Staatsdienst und fungirte bis 1825 als Inspektionsingenieur in Kaiserslautern, dann bis 1832 als Bauinspektor in Zweibrücken. In den Jahren 1832 und 1833 machte er eine größere bauwissenschaftliche Reise nach Belgien, Frankreich, England und Nordamerika, wurde 1834 der bayrischen Ministerialkommission für den Bau des Main-Donaukanals als Techniker beigegeben und führte schon 1835 die erste Eisenbahn in Deutschland, die Nürnberg-Fürther, aus. Unter seiner Leitung ward auch die München-Augsburger sowie die Taunusbahn ausgeführt. Im Jahr 1841 wurde er Vorstand der Kommission für den Bau der bayrischen Staatsbahnen in Nürnberg, ging aber 1842 als Kreisbaurath nach Speyer, wo er nun den Bau der pfälzischen Bahnlinien leitete, auch an der Ausführung der Worms-Mainzer Bahn theilnahm. Im Jahr 1856 wurde er zum Direktor der Bayrischen Ostbahn (Aktiengesellschaft) ernannt und baute bis 1866 deren Netz aus, nachdem er 1858 zum Oberbaurath ernannt worden war. Sodann zog er sich ganz von den Geschäften zurück, lebte erst in München, dann in der Pfalz; starb 2. Sept. 1872 in Dürkheim.

Denisli, Stadt im kleinasiatischen Vilajet Aidin, nördlich vom Baba Dagh, an einem Nebenfluß des Menderes Tschai (Mäander) in sehr fruchtbarer Gegend, mit 2—3000 Einw. Haupterwerbszweig ist das Bereiten und Färben von Maroquin.

Denkart als Art, wie überhaupt, und Denkungsart als Art, wie über gewisse Gegenstände (meistens solche, bei welchen der Werth des Denkenden selbst von der Beschaffenheit seines Denkens über dieselben abhängt) gedacht wird, werden im gewöhnlichen Leben als gleichbedeutend gebraucht. Streng genommen, unterscheiden sich beide Ausdrücke aber durch den Umstand, daß bei der D. auf die das Denken im allgemeinen beherrschenden logischen Gesetze, bei der Denkungsart dagegen auf die Principien derjenigen besonderen Gegenstände Rücksicht genommen wird, an welchen sie sich äußert. Da von jenen die Form, von diesen dagegen der Inhalt der Erkenntnis, d. i. des Denkens, das den Anspruch auf Wahrheit macht, abhängt, so kann man sagen, daß sich verschiedene Denkarten durch die Form, verschiedene Denkungsarten hingegen durch ihren Inhalt unterscheiden. Jene stellen daher gleichsam verschiedene Gattungen des Denkens (wie die auf verschiedenen Lebensgesetzen beruhenden Pflanzen und Thiere verschiedene Reiche des Organischen), diese dagegen verschiedene Arten derselben Gattung (wie alle Thiergattungen Arten des animalischen Organismus) dar. Beispiele verschiedener Denkarten liefern z. B. das Platonische und das Aristotelische Denken, deren ersteres zwischen je zwei Gegensätzen ein vermittelndes Drittes zuläßt, während das letztere ein solches verwirft, für deren ersteres daher der sogen. Satz des ausgeschlossenen Dritten kein logisches Denkgesetz ist, während er dem andern als solches gilt. Beispiele verschiedener Denkungsarten dagegen liefern z. B. die

abweichenden Ansichten eines Soldaten (oder Edelmanns) und eines Philosophen wie Schopenhauer über das Duell, das jener vom Gesichtspunkte des Standesvorurtheils, dieser dagegen vom moralischen aus betrachtet. Bei Denkern, deren D. verschieden, ist das Denken der Art nach verschieden, während bei solchen, die bloß in der Denkungsart abweichen, das Denken der Art nach gleich und nur der Gesichtspunkt, von dem beide rücksichtlich des Beurtheilten ausgehen, verschieden ist. Der nicht endende Streit zwischen philosophischen Schulen, die einander in der D. entgegenstehen (wie die Platonische und Aristotelische oder Hegels und Kants) ist daher ebenso erklärlich, wie die Aussicht auf Verständigung zwischen solchen, die nur in der Denkungsart verschieden sind, offenbar. Von jenen vermag keiner den andern zu überweisen, weil jedem das logische Denken des andern für unlogisch gilt. Von diesen dagegen ist anzunehmen, da sie dieselben Beweisgesetze anerkennen, daß der Vorzug einer gewissen Denkungsart vor allen übrigen dereinst für sie sämmtlich einleuchtend gemacht werden kann. Die Verschiedenheit der Denkarten erstreckt ihren Einfluß über das ganze, jene der Denkungsarten dagegen nur über ein besonderes Gedankengebiet; erstere hat in ihrem Gefolge entgegengesetzte Weltanschauungen, diese dagegen nur entgegengesetzte Auffassungen auf begrenztem, z. B. politischem, religiösem, moralischem oder ästhetischem Gebiet. Der Grund der Verschiedenheit der letzteren liegt ausschließlich in der Verschiedenheit des Stoffs, welcher dem Denker zur Verarbeitung geboten, der Grund der Verschiedenheit jener (z. B. des Platonischen und des Aristotelischen Lehrgebäudes) überdies in der Verschiedenheit der Denkgesetze, nach welchen derselbe verarbeitet wird. Die Verschiedenheit des Stoffs aber hat ihren Ursprung in der Verschiedenheit dessen, was dem Einzelnen oder einer Mehrheit von solchen (einem Stand, Volk, einer kirchlichen oder politischen Partei, einer nach Thatsachen der Erfahrung in Natur und Geschichte oder nach einem Werthmesser menschlicher Handlungen und Kunstschöpfungen forschenden Schule) als positive Thatsache (theoretische) oder als ausgemachter Werth (praktische Denkungsart, mit Recht oder Unrecht) gilt. Zu dem Mangel an Uebereinstimmung über dasjenige, was als Thatsache gelten darf, tragen Umstände des Orts und der Zeit, welche die eigene Beobachtung entweder erschweren oder gänzlich unmöglich machen, die Zeugnisse fremder Wahrnehmung aber verdächtig erscheinen lassen, u. dgl. bei. Der Mangel an Uebereinstimmung über dasjenige, was als (sittlich) gut im Wollen, als (ästhetisch) schön im Schaffen angesehen werden solle, wird gleichfalls durch äußere Umstände, durch die (nach Stand, Land, Zeitalter) abweichende Erziehung, Unterricht, Umgang, Beispiel u. dgl. verursacht. In Bezug auf das, was als Thatsache oder als ausgemachter Werth von jedermann anerkannt werden müsse, läßt sich eine gläubige (leicht) und eine skeptische (schwer zu befriedigende), in Bezug auf den Kreis derjenigen, innerhalb deren Uebereinstimmung der Denkungsart herrscht, eine vereinzelte, eine partikuläre (d. i. einem Stand, Volk, Zeitalter, einer bestimmten politischen oder kirchlichen Partei, einer wissenschaftlichen Schule oder allgemeinen Bildungsstufe eigene) und eine universale (d. i. für jedermann, zu jeder Zeit und an jedem Ort gültige) Denkungsart unterscheiden. Der Träger der ersten erscheint als Sonderling, jener der zweiten als Repräsentant jener Mehrheit (jenes Standes, Volks, jener Partei 2c.), deren Denkungsart er zu der seinen gemacht hat, jener der dritten als Stimme der unpersönlichen (theoretischen oder praktischen) Vernunftidee. Alle drei können als theoretische Denkungsart in der Form sowohl des geschulten (als Gedankensystem), wie des ungeschulten Denkens (als Volks- und Spruchweisheit), als praktische in der Form sowohl des von der Einsicht beherrschten bewußten (als Charakter), wie des unbewußten Wollens (als Naturell) auftreten. Die Denkungsart eines Standes, Volks, Zeitalters 2c. macht dasjenige aus, was man den Standes-, Volks-, Zeitgeist 2c. nennt.

Denken, im allgemeinen (formalen) Sinn jedes Vorstellen, das im Gegensatze zum Einzelvorstellen (Empfinden und Anschauen) Mannigfaltiges in Eins zusammenfaßt; im engern (materialen) Sinn aber jedes Vorstellen, das mit dem Anspruch auf Geltung auftritt, ohne sich zur Rechtfertigung desselben auf die unmittelbare Anschauung des Gedachten, sei es durch den äußern oder einen innern Sinn, zu stützen. In jenem Sinn legt man auch dem Kind und Narren ein D. bei; in diesem wird gesagt, daß der Empiriker, der sich auf das Zeugnis des äußern, wie der Mystiker auf jenes eines (angeblichen) innern Sinns beruft, nicht denke, sondern anschaue. Das D. ist keine ursprüngliche (wie das Empfinden und Anschauen durch den äußern oder einen innern Sinn), sondern eine abgeleitete Thätigkeit und setzt ein entweder (sensualistisch) durch den äußern, oder (intuitiv) durch einen innern Sinn dargebotenes Material, die unverbundenen Einzelvorstellungen (Empfindungen und Anschauungen), voraus. Mit Rücksicht auf diese, welche gleichsam die Bausteine darstellen, aus welchen das D. seinen Bau ausführt, kann es auch als die höhere Thätigkeit angesehen werden. Die Zusammenfassung selbst zeigt verschiedene Form, je nachdem das Zusammengefaßte verschieden ist. Besteht das letztere aus Einzelvorstellungen (Empfindungen und Anschauungen), so heißt das Zusammenfassen derselben Begreifen, die Zusammenfassung selbst Begriff; sind die in Eins zusammenzufassenden Vorstellungen dagegen selbst schon Begriffe, so heißt deren Zusammenfassen, wenn es unmittelbar, d. i. ohne Hülfe von Zwischenbegriffen erfolgt, Urtheilen, die Zusammenfassung selbst ein Urtheil, wenn es mittelbar erfolgt, d. i. durch Zwischenbegriffe, Schließen und die Zusammenfassung selbst ein Schluß. Begreifen, Urtheilen und Schließen sind die Formen, in welchen jedes D. sich vollzieht, und die daher Denkformen heißen. In Bezug auf die Art, wie die Zusammenfassung vor sich geht, läßt sich willkürliches und nothwendiges (besser gesagt: willenloses) D. unterscheiden. Ersteres, bei welchem die Verknüpfung des Mannigfaltigen weder infolge äußern Zwangs, noch innerer Nöthigung, sondern nach der gesetzlosen Laune des Verknüpfenden erfolgt, wird gewöhnlich nicht D., sondern Dichten genannt, hat aber doch mit jenem die Denkformen gemein. Dasselbe bringt seiner phantastischen, weder durch den Gang der Natur, noch den Zwang des Denkinhalts geregelten Freiheit gemäß eine durchaus willkürliche, märchenhafte Gedankenwelt hervor, in welcher das dem Ort und der Zeit nach Entlegenste aneinander gerückt, das dem Sinne nach Unverträglichste zusammengedacht wird, und die sowohl mit der Erfahrung, wie mit der Vernunft im Widerspruch stehen kann. Das nothwendige (willenlose) D. aber ist entweder ein durch die

Gewalt der Naturgesetze des (psychischen) Vorstellens auf-, oder durch die Macht der Normalgesetze des (logischen) Denkens abgenöthigtes. Ersteres bewirkt, daß gleichzeitig oder nach einander Gegebenes (es sei seinem Inhalt nach verträglich oder nicht) zusammengedacht werden muß; letzteres besiehlt, daß seinem Inhalt nach Unverträgliches (auch wenn es gegeben ist) nicht zusammengedacht werden darf. Jenes wird empirisches, dieses logisches D., letzteres auch wohl im strengen Sinn des Worts allein wirkliches D. genannt. Die Eigenthümlichkeit des erstern besteht darin, daß die Zusammenfassung des gleichzeitig oder nach einander Gegebenen in Eins (der empirische Begriff) zwar unvermeidlich, aber, wenn die zusammengefaßten Merkmale einen Widerspruch einschließen, vom logischen Standpunkt aus doch unerlaubt sein kann. Tritt dieser Fall ein (wie es bei gewissen Erfahrungsbegriffen, z. B. dem Begriff des Dinges mit mehreren Merkmalen, der Materie, der Veränderung u. a., wirklich geschieht), so hat das empirische D., wenn es nicht unlogisch (antilogisch) sein will, sich einer Bearbeitung nach den Normalgesetzen des Denkens (d. i. nach den Denkgesetzen) so lange zu unterziehen, bis es für logisches, d. i. denkbares D. gelten darf. Die so gewonnenen Begriffe sind Kunstprodukte des logischen Denkens, die durch den Denkgesetzen entsprechende Bearbeitung der Naturprodukte des empirischen Denkens hervorgebracht werden. Die Wissenschaft von den Naturgesetzen des Denkens ist ein Theil der Psychologie, jene von dessen Normalgesetzen dagegen die Denklehre, Logik (s. d.). Die Anweisung zu der Bearbeitung des empirischen nach den Normalgesetzen des logischen Denkens bildet die logische Kunstlehre, die sich zur Logik so verhält, wie die Kunstlehren der einzelnen Künste (Tonkunst 2c.) zu deren Aesthetiken (d. i. zu den Lehren von deren Normalgesetzen); die Bearbeitung selbst ist die logische Kunst, die Denkbarmachung (Rationalisirung) des empirisch Gedachten, deren Frucht die Philosophie (s. d.), d. h. diejenige Wissenschaft ist, welche durch Bearbeitung von Begriffen entsteht.

Denkendorf, Pfarrdorf im würtemberg. Neckarkreis, Oberamt Eßlingen, an der Kersch, hat eine Klosterkirche und 1330 Einw., welche viel Obst-, Kraut-, Flachs- und Weinbau treiben. Die nach Aufhebung des Klosters eingerichtete Klosterschule hörte zwar 1584 wieder auf, wurde jedoch 1713 neu errichtet und erst 1810 für immer aufgehoben. In den Klostergebäuden wurde eine Fabrik errichtet.

Denker, Marie, Schauspielerin, geb. 1814 zu Nienstedten in Schleswig-Holstein als die Tochter eines Gärtners, kam früh zu einer Tante, deren Mann Schauspieler war, und spielte zuerst in Lübeck, dann in österreichischen Provinzstädten Kinderrollen. Als jugendliche Liebhaberin debütirte sie in Preßburg, ging dann nach Graz und Brünn und nahm 1838 nach glänzenden Gastspielen in Prag, Leipzig, Breslau, Hamburg 2c. ein Engagement am Wiener Hofburgtheater an, wo sie fünf Jahre blieb. Auf der Reise nach Mannheim (1841), wo sie ein lebenslängliches Engagement angenommen, hatte sie in München noch einer ältern Gastspielverpflichtung nachzukommen und gefiel hier dermaßen, daß man sie nicht mehr fortließ und sich mit Mannheim abfand. Zu gleicher Zeit bewarben sich Hannover, Breslau und Hamburg um sie. In München, wo sie seitdem zu den Lieblingen des Publikums gehörte, spielte sie zuerst mit besonderem Glück Rollen wie Goldschmieds Töchterlein, Baronin im »Ball zu Ellerbrunn«, Königin in »Don Carlos«, Maria Stuart, Griseldis, später Orsina, das Weib aus dem Volke, endlich nach ihrem Uebergang in das ältere Fach: Generalin in »Mutter und Sohn«, Volumnia in »Coriolan«, Frau Brunn in der »Familie«, Mutter in »Hermann und Dorothea« 2c. Sie spielt jetzt nur noch selten, ist aber immer noch gern gesehen.

Denklehre, s. v. w. Logik.

Denkmäler (Denkmale), s. Monumente.

Denkmünze (Medaille), ein nicht für den Verkehr bestimmtes, in Form einer Münze ähnliches Metallstück, das zur Erinnerung an eine bestimmte Begebenheit, eine Person 2c. verfertigt ist. Dem griechischen Alterthum war der Begriff der Denkmünzen oder Medaillen völlig fremd. Wenn sich auch hin und wieder auf griechischen Münzen Andeutungen eines bestimmten historischen Faktums finden, wenn auch bisweilen bei besonders wichtigen Ereignissen Münzen von ungewöhnlicher Form und besonderem Gepräge geschlagen wurden: so sind dies doch immer nur kursirende Geldstücke, nicht, wie in späterer Zeit, Erinnerungs- oder Schaustücke. So werden z. B. auf sicilischen Münzen häufig die Siege in den Spielen dargestellt, besonders schön auf den um 400 v. Chr. geprägten syrakusanischen Zehndrachmenstücken aus der Zeit Dionysius' I., mit einem von Victoria bekränzten Viergespann. Auch finden sich in dieser Zeit bisweilen die Namen der Stempelschneider auf den Münzen genannt. Die Geldstücke der römischen Republik zeigen sehr häufig Ahnenbilder oder historische Ereignisse aus der Geschichte der Vorfahren der Münzbeamten. In der römischen Kaiserzeit treten große, oft mit einem breiten verzierten Rand umgebene Bronzestücke von schönem Gepräge auf, welche wohl nicht kursirendes Geld waren, sondern vielleicht geschenkweise vertheilt wurden. Seltener sind ungewöhnlich große Silber- und Goldstücke, welche unter Domitian beginnen. In späterer Zeit, etwa seit 300 n. Chr., finden wir Goldmedaillons der Kaiser, welche, obgleich meist mit Bezeichnung des Münzfußes versehen, nach dem man die Goldstücke ausprägte, vielleicht eine Art Orden oder Ehrenzeichen waren. In der byzantinischen Zeit verschwinden diese Stücke, auch das übrige frühere Mittelalter kennt keine Denkmünzen in unserem Sinn. Erst im Jahr 1390 treten in Italien wirkliche Erinnerungsmedaillen auf: es sind die in Kupfer und Silber geprägten schönen Stücke des Franz Carrara auf die Eroberung von Padua. Im Anfang des 15. Jahrh. sind die bereits 1393 beginnenden rechenpfennigartigen Erzeugnisse venetianischer Münzmeister bemerkenswerth. Schon vor der Mitte des 15. Jahrh. finden wir plötzlich die Medaillenkunst in ihrer höchsten Blüte: der Maler Vittore Pisano aus dem Veronesischen arbeitete bereits um 1440 eine Anzahl großer Porträtmedaillons in Bronze, nach einem (Wachs-)Modell gegossen und ciselirt oder wohl richtiger erst modellirt, dann in Blei abgegossen und ciselirt und von diesen (in einigen Exemplaren erhaltenen) Bleimodellen in Bronze abgegossen und wiederum ciselirt. Diese großartigen, alle späteren Werke weit übertreffenden Stücke des Pisano zeigen ein Porträt auf der Vorderseite, auf der Rückseite meist eine sinnige Allegorie. Besonders schön sind die Medaillons auf Lionello von Este, Alfons, König von Neapel, und auf Piccinino; sehr merkwürdig ist das Medaillon auf den vorletzten byzantinischen Kaiser Johann Paläologos, welcher 1439 in Florenz war.

keiner seiner Zeitgenossen und Nachfolger hat Pisano erreicht; doch verdienen Erwähnung die ihm an Großartigkeit der Auffassung am nächsten stehenden Marescotti und Matteo de Pastis, der im Porträt vorzügliche Sperandio, Boldu, Guazzaloti oder Guacialoti u. a. Merkwürdig sind die von italienischen Künstlern (z. B. vom Maler Gentile Bellini) verfertigten trefflichen Porträtmedaillons des als Kunstfreund bekannten Sultans Mohammed, welcher 1453 Konstantinopel eroberte. Auch in Frankreich und in den Niederlanden finden wir im 15. Jahrh. schon schöne gegossene und ciselirte Schaustücke. Geprägte Schaustücke (kursirendes Geld) finden wir wiederum vor 1500 in Bologna und Mailand; die Stempel sind von dem berühmten Maler und Goldschmied Francesco Francia verfertigt. In späterer Zeit, besonders aber im 16. Jahrh., zeichnen sich die oft gegossenen italienischen Medaillen durch freie und geistreiche Arbeit aus. Interessant sind die guten, aber vom Künstler selbst überschätzten geprägten Stücke des Benvenuto Cellini; doch weisen auch das 17., sogar noch das 18. Jahrh. manche gute Leistung in Italien auf. In Deutschland begann diese Kunst etwas später als in Italien, einer der ersten und zugleich der vorzüglichste Medailleur ist Albrecht Dürer, dem man mit Sicherheit mindestens zwei nach Specksteinmodellen gegossene einseitige Stücke zuschreiben kann: einen weiblichen Kopf von vorn (seine Frau?), von 1508, und seinen Vater (starb 1502), von 1514. Die übrigen deutschen Medaillen (meist Bildnismedaillen, von den Dargestellten zur Vertheilung an Freunde bestimmt) sind zuerst ebenfalls gegossen und ciselirt, meist zweiseitig und namentlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. oft von außerordentlicher Schönheit und Sorgfalt der Arbeit, besonders die Nürnberger, Augsburger, auch die schweizer; unter letzteren sind die von Jakob Stampfer die ausgezeichnetsten. Von der Mitte des 16. Jahrh. an begann die Kunst zu sinken, geprägte, weniger kunstvolle Medaillen werden häufiger; doch erhält sich in Deutschland wie auch in Frankreich und den Niederlanden bis ins 17. Jahrh. hinein eine vortreffliche Technik. Abgesehen von den künstlerisch interessanten Stücken sind im 16. und besonders im 17. Jahrh. eine große Masse von historisch merkwürdigen und von satirischen Schaustücken erwähnenswerth; in späterer Zeit, namentlich im 18. Jahrh., finden wir eine große Vorliebe für sogen. restituirte Medaillen, d. h. ganze Suiten von Bildnissen berühmter Männer oder Königsreihen; bereits Tobias Wost, einer der ausgezeichnetsten Medailleure des 16. Jahrh., auch der sonst lobenswerthe Schweizer Hedlinger im vorigen Jahrhundert in Schweden haben derartige geistlose Arbeiten verfertigt. Je größer im 17. und 18. Jahrh. die Masse der (fast immer geprägten) Medaillen wird, desto weniger bieten dieselben künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse; es sind meist geschmacklose Erzeugnisse der Perücken- und Zopfzeit, nur die dargestellten Personen verleihen ihnen einigen Reiz. Zu erwähnen sind die oft noch vorzüglichen deutschen Medaillen Gustav Adolfs, die des Großen Kurfürsten, die des ersten preußischen Königs, die Ludwigs XIV. Wenig Erfreuliches bieten die meist schlecht ausgeführten Medaillen Friedrichs d. Gr. Einen neuen Aufschwung nimmt die Medaillenkunst unter Napoleon I., dessen schöne Medaillen, meist von Andrieu, mit trefflichen Köpfen und geistreich gedachten Rückseiten allen neuen Künstlern Vorbilder sein sollten. In neuerer Zeit haben sich besonders Barre in Paris, welcher ein unerreichtes Meisterstück der Prägekunst im Renaissancestil mit den Köpfen der Familie Ludwig Philipps verfertigte, Wyon in London, L. Wiener in Brüssel und Voigt in München und Rom ausgezeichnet; doch ist es keinem der neueren Medailleure gelungen, die hohe und ideale Schönheit des Pisano und seiner Nachfolger und die kraftvolle Naturwahrheit der deutschen Medaillen des 16. Jahrh. auch nur annähernd zu erreichen. Den Uebergang der Medaillen zu den Münzen bilden die auf besondere Ereignisse geprägten Geldstücke, fast nur (abgesehen von den antiken Münzen) der neuern Zeit angehörend, z. B. die Krönungsthaler, Siegesthaler, auch die früher sehr beliebten Geldstücke mit Allegorien, Bibelsprüchen (Spruchgroschen) &c. Eine andere Art der Denkmünzen sind die als Ehrenzeichen vertheilten Metallstücke, deren Vorbild die erwähnten Goldmedaillons der römischen Kaiserzeit sind. Die Medaillenkunde hat eine zahlreiche Literatur. Ein wichtiges Sammelwerk sind die Tafeln des Heräus (neuer Abdruck, Wien 1828), ferner die betreffenden Theile des »Trésor de numismatique etc.« mit unbrauchbarem Text. Vgl. ferner Bergmann, Medaillen auf berühmte &c. Männer des österreichischen Kaiserstaats (Wien 1844—57); J. Friedländer, Münzen und Medaillen des B. Cellini; Andrea Guacialoti; Welche sind die ältesten Medaillen? (Berl. 1855) und die übrigen in Zeitschriften abgedruckten kritischen Artikel Friedländers. Eine lehrreiche Uebersicht gewährt die im Berliner Museum ausgestellte Auswahl. Vgl. Friedländer und Sallet, Das königliche Münzkabinet. S. 233—247 (Berl. 1873). Ueber römische Medaillons s. ebenda S. 208—218 und Grüber, Roman medaillons in the British Museum (Lond. 1874, mit 66 Taf.).

Denkschrift, eine Schrift zum Andenken einer bedeutenden Person oder einer merkwürdigen Begebenheit. Auch die Abhandlungen einer Korporation, z. B. einer Akademie &c., werden Denkschriften genannt.

Denkspruch (Sententia, Sentenz), ein kurzer Satz (Spruch), der irgend eine wichtige Wahrheit oder Lebensregel enthält und wegen seiner Kürze leicht im Gedächtnis behalten werden kann. Dergleichen Denksprüche bilden den eigentlichen Kern der morgenländischen Weisheit, und die Sprüche Salomonis, die Bücher Sirach und der Weisheit bestehen größtentheils aus solchen. Kraft und Kürze, Klarheit und Wohlklang sollen sich in einem D. vereinigen; doch bleibt die Gediegenheit der Idee immer die Hauptsache. In epischen und besonders dramatischen Dichtungen dürfen Sentenzen nur da eingeflochten werden, wo sie, eine wichtige Wahrheit schlagend aussprechend, aus dem Gegenstand wie von Natur hervorbrechen. Ein D. wird zum Wahlspruch (symbolum), wenn irgend jemand ihn als obersten Grundsatz seines Handelns hinstellt. In früheren Zeiten waren dergleichen Wahlsprüche sehr im Gebrauch.

Denkübungen, planmäßige Veranstaltungen zur allmählichen Entwickelung des kindlichen Verstandes und als solche besonderer Gegenstand des Volksschulunterrichts, weisen ihrer Entstehung nach zurück auf den ehrwürdigen Erbherrn von Rekahn, v. Rochow, der, unter Landleuten lebend, gegen die Macht der das Volk beherrschenden Vorurtheile, gegen die nach seiner Meinung in der Dummheit wurzelnde Roheit keine andere Hülfe sah als einen die Denkkraft weckenden, den Verstand kultivirenden

Unterricht. In dieser rein menschenfreundlichen Absicht verfaßte er den »Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute« sowie den »Katechismus der gesunden Vernunft«, um »mittels faßlicher Erklärungen und Beispiele den Kindern einen Vorrath richtiger Begriffe zu verschaffen« (z. B. Ursache, Wirkung, Grund, Wahrheit, Gewißheit, Irrthum, Gesellschaft, Verhältnis). Damit war die Bahn gebrochen und der Anstoß gegeben zu all jenen in einer reichen Literatur sich kundgebenden Bestrebungen, welche einerseits im Gegensatze zu der meistens rein gedächtnismäßigen Unterrichtspraxis philanthropinistische Neuerungen wollten, anderseits unter dem Bann einer gänzlich unbrauchbaren Psychologie mit einer Mannigfaltigkeit von Seelenkräften durch Verstandesexercitien das Volk aufzuklären suchten. Eine Menge von »Hülfsbüchern für D.«, »Materialien«, »Anleitungen«, »Entwürfen«, selbst »Stoffen für angenehme D.« verbreitete die einschlägigen Gedanken, und nachdem selbst die »Seelenlehre« für Kinder bearbeitet, auch eine »Praktische Kinderlogik« erschienen war, erreichte wohl Karl Heinrich Krause in seinem dreibändigen »Versuch planmäßiger und naturgemäßer D. für Elementarschulen« die virtuosenhafte Höhe dieser didaktischen Mode. — Die Korrektur dieser bei aller löblichen Absicht einseitig gefährlichen Richtung konnte nur von einer totalen Aenderung in der Auffassung des Unterrichtsmaterials herkommen; letztere aber war schließlich bedingt durch eine richtigere Erkenntnis der geistigen Natur des Menschen, also durch psychologisches Wissen. Nur von diesem aus gibt es eine zutreffende Beurtheilung der Denkübungsbestrebungen sowie eine Aneignung des in ihnen zu suchenden richtigen didaktischen Gedankens. Daß aber die Macht jenes Wissens noch keine allgemein verbreitete ist, lehrt die Erfahrung. Denn wenngleich der Denkübungsbetrieb aus den Volksschulen verschwunden, so lebt doch ein Rest dieses schlimmsten Mißverstands noch in gelehrten und ungelehrten Kreisen fort unter dem Namen der formalen Bildung. — Aus der übergroßen Zahl hierher gehöriger Schriften, die sich in Zerrenners »Methodenbuch« (5. Aufl., Magdeb. 1839, S. 229) ziemlich vollständig verzeichnet finden, heben wir außer den schon genannten noch hervor: Schaller, Magazin für Verstandesübungen (Halle 1826); Wilmsen, Die ersten Verstandes- und Gedächtnisübungen (3. Aufl., Berl. 1824); Zerrenner, D. (4. Aufl., Leipz. 1843); Möller, Materialien zu unmittelbaren Verstandesübungen (Hamb. 1797—1801); Löhr, Elementarbegriffe oder Entwickelung vieler Begriffe 2c. (2. Aufl., Frankf. 1810); Thieme, Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand (8. Aufl., Leipz. 1818); Spieker, Verstandesbuch (3. Aufl., Kass. u. Marb. 1820) 2c.

Denkverse (Versus memoriales), verdanken ihren Ursprung der Annahme, daß Heterogene und völlig Vereinzelte mit Hülfe von künstlich erfundenen Mitteln so verbinden zu können, daß es als ein Verbundenes leichter zu reproduciren ist. Die in Anwendung kommenden mnemonischen Hülfen (»Brücken«) sind Reim und Rhythmus, bald einzeln, bald zusammen, so daß »in das völlig Unverbundene der Lautfolge wenigstens die Einheit gleichartigen Tonfalls oder die Gleichheit des Klanges hineingebracht, die innerlich fehlende Verbindung durch eine äußerlich angefügte Harmonie künstlich ersetzt wird«. Daher repräsentirt ein Denkvers ebenso gut eine Vorschrift der Logik, z. B. Asserit A, negat E, sed universaliter ambo; asserit I, negat O, sed particulariter ambo, als etwa eine Wetterregel, z. B. Pallida luna pluit, rubicunda flat, alba serenat, unterstützt ebenso die Einprägung der Wortarten und der lateinischen Geschlechtsregeln oder die Rektion der deutschen Präpositionen in altbekannter Weise, wie er der Rhetorik zu Hülfe eilt, z. B. mit: Quid, quis, ubi, per quos, quoties, cur, quomodo, quando, oder aber geschichtliche Daten und geographische Namen behalten hilft. Für den Unterricht haben die D. das Bedenkliche, daß über der Unterstützung leicht das Unterstützte vergessen oder doch mißhandelt wird.

Denkwürdigkeiten (lat. Commentarii, franz. Mémoires), Büchertitel, bezeichnet Darstellungen merkwürdiger Personen; vgl. Memoiren.

Denmark Hill, südliche Vorstadt Londons, viel von deutschen Kaufleuten bewohnt.

Denne-Baron (spr. dänn-baróng), Pierre Jaques René, geschätzter franz. Schriftsteller, geb. 1780 zu Paris als Sohn einer reichen Familie, widmete sich neben philologischen Studien seiner Neigung zur Poesie und suchte zwischen der Strenge der klassischen und den Licenzen der romantischen Richtung eine Versöhnung zu bewerkstelligen. Der Verlust seines ganzen Vermögens (infolge eines Processes) verhinderte ihn nicht, seinem literarischen Triebe (besonders in Uebersetzungen) zu folgen. Er übersetzte, hier und da zu modern, den Properz, Anakreon, »Hero und Leander« von Musäos, Byrons »Corsair« u. a. Von eigenen Schöpfungen sind die der Herzogin von Berri gewidmeten »Fleurs poétiques« zu erwähnen, als weiche lyrische Ergüsse eines Träumers. D. starb in ziemlich dürftigen Umständen zu Paris 1854.

Denner, 1) Johann Christoph, Erfinder der Klarinette, geb. 13. Aug. 1655 zu Leipzig, kam als achtjähriger Knabe mit seinem Vater nach München und erlernte das Horndreherhandwerk. Aus Neigung trieb er für sich Musik und fing an, Flöten und andere Blasinstrumente zu verfertigen, wobei er besonders bemüht war, denselben eine genaue und überall gleichmäßige Stimmung zu geben. Auf die Erfindung der Klarinette soll ihn 1700 die Schalmei gebracht haben, die er ebenfalls verbesserte. Er starb 20. April 1707 zu Nürnberg. Seine daselbst errichtete Blasinstrumentenfabrik hat sich bis in die neueste Zeit in gutem Ruf erhalten.

2) Balthasar, ausgezeichneter deutscher Porträtmaler, geb. 15. Nov. 1685 zu Hamburg als Sohn eines mennonitischen Predigers, kopirte schon im achten Jahr Kupferstiche und machte sich, in Altona und Danzig unter der Leitung mittelmäßiger Lehrer bald auf seinen eigenen Weg hingewiesen, mit dem Technischen der Oelmalerei so weit vertraut, daß er schon in einem Alter von 14 Jahren Porträte lieferte. Doch mußte er auf Verlangen seiner Eltern von 1701—1707 die Kaufmannschaft erlernen. Im letztern Jahr kam er nach Berlin, wo sich ihm die Akademie und mit ihr die Künstlerlaufbahn öffnete, die er fortan nicht wieder verließ. Bald stand er als Porträtmaler in solchem Ruf, daß er an mehrere Höfe eingeladen wurde. Für den Kopf einer alten Frau, den er 1721 in London malte, erhielt er von Kaiser Karl VI., dem er dieses Bild übersandte, ein Honorar von 4700 Kaisergulden. Für denselben Kaiser malte D. 1725 dann auch das Gegenstück, den Kopf eines Greises, beide jetzt im Wiener Belvedere. D. wanderte von einem Hof zum andern; in Mecklenburg, München, Köln, Hamburg, Kopenhagen, Wolfenbüttel, Schleswig 2c. fertigte er zahlreiche Bildnisse vornehmer

Herren, so die des Herzogs Christian August, Administrators von Holstein-Gottorp, des Kurfürsten August II. von Sachsen, des Kaisers Peter III. von Rußland, des Kronprinzen Friedrich Adolf von Schweden u. a. m.; als er aber endlich, des unsteten Lebens müde, sich in Braunschweig eine bleibende Stätte gründen wollte, starb er 14. April 1747 in Rostock. Denners Ruhm schreibt sich hauptsächlich von seinen Bildnissen alter Leute her, die er mit unsäglicher Genauigkeit auspinselte, so daß jedes Härchen und Schweißpörchen, jede Vertiefung und Falte im Gesicht erscheinen; Werke dieser Art, die das unberathene Publikum zu bewundern pflegt, machen indessen durch den Mangel an jedem geistigen Ausdruck, die glatte, geleckte Farbe und die peinliche Düftelei auf den gebildeten Kunstfreund einen widrigen, wachsfigurenartigen Eindruck. Erfreulicher sind seine mit breiterem Pinsel gemalten Porträte, die freilich auch an Schwächlichkeit der Zeichnung und an geleckter Farbe leiden. Seine Gewänder sind vollends unangenehm, er bediente sich dabei zudem häufig fremder Hände. Nach D. ist ziemlich viel gestochen worden.

Dennewitz, Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, mit 240 Einw., bekannt durch die Schlacht am 6. Sept. 1813. Napoleons I. Lieblingsprojekt, die Wegnahme Berlins, war durch Oudinots Niederlage bei Großbeeren (s. d.) 23. Aug. vorerst mißlungen, aber noch nicht aufgegeben worden; vielmehr sollte Ney einen neuen Versuch auf die preußische Königsstadt wagen und deren Besitz erkämpfen. Die französische Armee hatte sich nach Wittenberg zurückgezogen, und von hier brach Ney 4. Sept. in der Richtung nach D. und Jüterbogk auf. Er hatte die Korps Bertrand, Reynier und Oudinot, das 4., 7. und 12., gegen 70,000 Mann, bei sich. Schon bei Zahna stieß 5. Sept. das Korps Oudinot auf die Vorhut des Generals Tauenzien unter General Dobschütz und warf sie trotz tapfern Widerstands zurück. Dieselbe vereinigte sich mit dem Korps Tauenzien, das nun unter fortwährenden Gefechten gegen Jüterbogk zurückwich. Auf die Nachricht hiervon brach Bülow auf, um am Morgen des 6. die Franzosen in Flanke und Rücken zu fassen. Er meldete seinen Entschluß dem Oberbefehlshaber der Nordarmee, dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte; dieser befehligte zwar nicht, wie bei Großbeeren, zum Rückzug, sondern gab die Erlaubnis zum Angriff, behielt aber doch die Brigade Borstell zurück, so daß Bülow mit seinen übrigen 3 Brigaden und den 10,000 Mann unter Tauenzien gegen die bedeutende Uebermacht des Feindes fast den ganzen Tag standhalten mußte. Der Kampf fand auf drei verschiedenen Schlachtfeldern statt: zwischen Jüterbogk und D. schlug sich Tauenzien mit Bertrand, zwischen D. und Niedergörsdorf ein Theil des Bülow'schen Korps mit einer Division von Reynier, südlich davon beim Dorf Gölsdorf die anderen Theile des Bülow'schen Korps mit dem Reste der Truppen Reyniers. Tauenzien, im Begriff, rechts abzumarschiren, um sich mit Bülow zu vereinigen, stieß auf das Korps Bertrand und bezann gegen 9 Uhr die Schlacht gegen einen fast doppelt so starken Feind. Er hielt vier Stunden lang aus, und als seine Truppen ermatteten und Bülows Hülfe schon nahe war, ließ er, wie General Alvensleben bei Vionville, seine Reiterei gegen den Feind anstürmen und drängte ihn gegen Rohrbeck zurück. Zur Verwunderung des unvorsichtigen Marschalls Ney rückte gegen seinen linken Flügel bei Niedergörsdorf nachmittags die Bülow'sche Brigade Thümen an. Diese hatte einen harten Stand, mußte ihre letzten Reserven in den Kampf führen, und erst gegen 4 Uhr gelang es, das Dorf D. zu nehmen und die Franzosen über den sumpfigen Bach Aa zurückzuwerfen. Um das Dorf Gölsdorf und den Windmühlenberg, wo eine französische Batterie stand, kämpften stundenlang die Brigaden Krafft und Hessen-Homburg gegen zwei sächsische Divisionen unter Reynier, nahmen endlich Dorf und Anhöhe, mußten aber, als das frische Korps Oudinot den Sachsen zu Hülfe kam und nun 40 Bataillone gegen 15 standen, nach verzweifeltem Kampf das Dorf räumen und schienen der Uebermacht erliegen zu müssen. Da kam noch zur rechten Stunde, auf Bülows dringendes Gesuch, Borstell mit seiner Brigade. Bernadotte hatte ihm verboten aufzubrechen und, als Borstell dennoch aufbrach, den Befehl ihm nachgeschickt, sogleich umzukehren und zu den Schweden und Russen bei Eckmannsdorf, 1 Meile vom Schlachtfeld, zu stoßen. Borstell gehorchte nicht und kam gegen 4 Uhr bei Gölsdorf an. Aufs neue wurde gestürmt, die Franzosen aus dem Dorf hinausgedrängt; aber sie kamen mit verstärkten Kräften und nahmen es wieder. Der Kampf wogte unentschieden hin und her, die Franzosen hatten hier noch die Ueberzahl. Da beging Ney, der den Ueberblick über das Ganze verloren hatte, den Fehler, das ganze Oudinot'sche Korps von Gölsdorf nach Rohrbeck abzurufen, wo eben Tauenzien und die Brigade Thümen das Korps Bertrand aufs äußerste bedrängten. Als Oudinot ankam, war dieses Korps und eine Division von Reynier bereits in wilder Flucht, in welche auch die Truppen Oudinots mit fortgerissen wurden, während die Preußen ihren Angriff auf Gölsdorf erneuerten, die Sachsen nach tapferer Gegenwehr hinauswarfen und zum Rückzug zwangen. Bei diesem letzten Angriff hatten von der übrigen Armee Bernadotte's eine schwedische Batterie, zwei russische Batterien, zwei Husarenregimenter und zwei Jägerbataillone der Russen sich betheiligt. Die übrigen Truppen Bernadotte's blieben bei Eckmannsdorf stehen; nicht einmal die noch frische schwedische Reiterei schickte er zur Verfolgung ab, so daß, da die Preußen vom neunstündigen Kampf erschöpft waren, der Feind vor völliger Vernichtung bewahrt wurde. Auch in den folgenden Tagen hinderte Bernadotte jede kräftige Ausnutzung dieses Siegs. In dem französischen Bericht wurde die Schuld der Niederlage nicht dem Korps Bertrand und den falschen Anordnungen des Marschalls Ney, sondern den Sachsen zugeschoben. Diese Perfidie rächte sich bei Leipzig 18. Okt. bitter. Die Verluste der Preußen, welche 50,000 gegen 70,000 standen, betrugen an Todten und Verwundeten 9000 Mann; aber sie nahmen 15,000 Franzosen gefangen und erbeuteten 80 Kanonen und über 400 Munitions- und andere Wägen. In völliger Auflösung kam die Armee Ney's in Wittenberg an, für Berlin war nichts mehr zu fürchten. General Bülow wurde später in den Grafenstand erhoben und erhielt den Ehrennamen Bülow von D. Auf der Wahlstatt steht ein eisernes Monument zur Erinnerung an jene denkwürdige Waffenthat.

Dennewitz, Graf Bülow von, s. Bülow.

Dennis, John, engl. Dramatiker und Kritiker, geb. 1657 in London, vollendete seine Bildung in Cambridge und auf Reisen, worauf er sich der Literatur, besonders der dramatischen, widmete, wenn auch mit keinem besondern Erfolg. Als unverträglicher Kritiker, welcher Addisons »Cato« und Pope's »Locken-

raub« getadelt, erwarb er sich einen Platz in des letztern »Dunciade« und ward noch außerdem der Gegenstand einer besondern sarkastischen Abhandlung, welche Pope gemeinsam mit Swift herausgab. Seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen half der Herzog von Marlborough durch eine Stelle auf; in seinen alten Tagen erhielt D. auch zu seiner Unterstützung ein Benefiz von der Direktion des Haymarkettheaters, für das sein früherer Gegner Pope großmüthig den Prolog schrieb. D. starb 6. Jan. 1734. Seine Stücke erschienen gesammelt London 1697—1720, seine »Select works« daselbst 1718, 2 Bde.

Denobilitiren (neulat.), des Adels berauben; Denobilisation, Entziehung des Adels.

Denominandi jus (lat.), s. v. w. Präsentationsrecht bei Besetzung von Aemtern.

Denominatio (lat.), Benennung, Art der Metonymie, wenn eine Person oder Sache, statt mit ihrem eigenen Namen, nach oder mit dem Namen eines andern Gegenstands, welcher mit ihr in Beziehung steht, benannt wird, z. B. Bacchus statt Wein, der Korse statt Napoleon ꝛc. Auch ist D. (Denomination) ein milderer Ausdruck für kirchliche Partei oder Sekte, besonders in Nordamerika gebräuchlich.

Denominiren (lat.), ernennen.

Denon (spr. dönóng), Dominique Vivant, franz. Künstler und Kunstgelehrter, geb. 4. Jan. 1747 zu Givry bei Châlon sur Saône, sollte nach der Eltern Wunsch die Rechte studiren, bildete sich aber zum gewandten Weltmann aus und war in kurzer Zeit der Liebling der vornehmen Gesellschaft in Paris. Dies bahnte ihm den Weg zu Ludwig XV., der ihm die Aufsicht über eine Sammlung antiker Steine übergab. Ehrgeiz und Neigung bewogen ihn, sich die Stelle eines Gesandtschaftskavaliers am Hofe von Petersburg zu erbitten, die ihm auch zu theil wurde. D. fand sich auf der diplomatischen Laufbahn bald heimisch und wußte mitten im Geräusch der Feierlichkeiten sich jede Nachricht zu verschaffen, die der französischen Regierung von Wichtigkeit sein konnte, so daß ihm auch die Korrespondenz der Gesandtschaft anvertraut wurde. Nach Ludwigs XV. Tod kehrte er mit dem zum Minister des Auswärtigen ernannten Grafen v. Vergennes nach Frankreich zurück, erhielt sodann einen Gesandtschaftsposten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft und benutzte seine Muße zu häufigen Besuchen in Ferney; aus dieser Zeit stammen mehrere von ihm gemalte Bildnisse Voltaire's sowie das bekannte: Le déjeuner de Ferney. Dann begleitete er den Grafen von Clermont d'Amboise, französischen Gesandten, nach Neapel, wo er 7 Jahre blieb und zuletzt die Funktionen eines Geschäftsträgers besorgte. Hier beschloß er, sich dem Studium der Kunst alles Ernstes zu widmen. Sein Lieblingsfach wurde die Kupferstecherei. Damals entstand des Abbé St. Non »Voyage pittoresque de Naples et de Sicile«, zu welcher D. den Text lieferte. Von Neapel begab sich D. nach Rom und nach Vergennes' Tod nach Paris zurück, wo ihm 1787 ein in Rembrandts Manier radirtes Blatt, die Anbetung der Hirten, nach Luca Giordano, die Mitgliedschaft der Akademie erwarb. Er kehrte darauf nach Italien zurück und hatte bereits 5 Jahre in Oberitalien, am längsten in Venedig, gelebt, als die französische Revolution ihn nöthigte, sich nach Florenz und von da nach der Schweiz zu begeben. Als er hier erfuhr, daß sein Name auf der Emigrantenliste stehe, eilte er nach Paris, wo der Maler David sich seiner annahm. Er erhielt von diesem den Auftrag, die Zeichnungen zu stechen, welche David zu den republikanischen Kostümen entworfen hatte, die in Frankreich eingeführt werden sollten. Dadurch und durch Robespierre, der dem gewandten Mann seine Gunst schenkte, erhielt D. seine Güter wieder und ward von der Emigrantenliste gestrichen. Dieses Verhältnis zu Robespierre veranlaßte wohl die später oft wiederholte Nachricht, daß D. selbst den jakobinischen Grundsätzen zugethan gewesen sei. Auch während der ärgsten Greuelscenen der Revolution widmete er sich ausschließlich künstlerischer Thätigkeit; den Bleistift in der Hand, ließ er diese blutige Epoche an sich vorüberziehen, bis Bonaparte, dem er sich eng anschloß, ihm Gelegenheit zu Erwerbung dauernden Ruhms gab. D. durfte sich nämlich der ägyptischen Expedition anschließen. Er war in Aegypten allenthalben beschäftigt, die Gegenden, Baudenkmale, Kriegsscenen und Schlachtenpläne zu zeichnen und so das Andenken jenes abenteuerlichen Zugs auf würdige und für den Historiker unschätzbare Weise zu erhalten. Nach Frankreich zurückgekehrt, schrieb er die berühmte »Voyage dans la Basse et la Haute Égypte« (Par. 1802, 2 Bde., mit Atlas). Später ernannte ihn Napoleon I. zum Generaldirektor der Museen. Als solcher hatte D. alle Kunstunternehmungen zu leiten, durch welche Napoleons Wirken verherrlicht werden sollte; namentlich wurde unter ihm die Vendômesäule errichtet. Als Direktor des Medaillenkabinets ließ er viele Medaillen schlagen, welche sich auf die wichtigsten Ereignisse der Zeit von der Schlacht bei Montenotte (1796) an bis zum Gefecht von Montmirail (1814) beziehen; in der ebenfalls unter ihm stehenden Porzellanfabrik zu Sèvres entstand das berühmte sogen. olympische Tafelgeräth, welches Napoleon nach dem Frieden von Tilsit dem Kaiser Alexander I. zum Geschenk machte, ꝛc. Noch wichtiger war der Antheil, den D. an Napoleons Kunstraub in Europa hatte. D. besorgte in den okkupirten Sammlungen die Auswahl dessen, was nach Paris wandern sollte, um im Musée Napoléon seinen Platz zu erhalten. Daher ward er nach dem Einzug der Verbündeten in Paris einige Zeit in Haft gehalten. Die Bourbonen ließen ihn anfangs in seinen Aemtern, entsetzten ihn aber nach den Hundert Tagen, weil er dem zurückkehrenden Kaiser zugeeilt war. Nach wie vor Mitglied des Instituts, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und starb 27. April 1825 zu Paris. Die von ihm vorbereitete Herausgabe einer Beschreibung seiner reichen Kunstsammlung ward von seinem Neffen Amaury Duval besorgt unter dem Titel: »Monuments des arts du dessin chez les peuples, tant anciens que modernes, recueillis par etc., pour servir à l'histoire des arts« (Par. 1829, 4 Bde.). D. schrieb auch eine kleine Novelle: »Point de lendemain« (Par. 1812) und mehrere historische und biographische Notizen über Künstler für die »Galerie des hommes célèbres«.

Denotiren (lat.), bezeichnen, angeben; Denotation, Bezeichnung, Angabe.

Dénouement (Dénoûment, franz., spr. -numäng), Entwickelung, Lösung eines Knotens; Entscheidung, namentlich im Drama.

De novo (lat.), von neuem.

Dens (lat.), der Zahn, in der Anatomie auch zahnartiger Fortsatz an Knochen.

Densimeter, s. v. w. Aräometer.

Densiren (lat.), verdichten; Densität (lat.), Dichtigkeit.

Dent (der, franz. f., spr. däng), Zahn, auch s. v. w. steile Bergspitze.

Dentalina, s. Wurzelfüßler.

Dentatus, Marcus Curius; s. Curius Dentatus.

Dentelirte Arbeit (Dentelure, franz.), ausgezackte Arbeit, Spitzen, Kanten (dentelles) rc.

Dentirostres (lat., Zahnschnäbler), nach Cuvier u. a. Familie der sperlingsartigen Vögel, umfaßt Würger (Laniadae) und Fliegenschnäpper (Muscicapidae).

Dentist (lat.), Zahnarzt.

Dentition, Zahndurchbruch, das Zahnen der Kinder. Vgl. Zähne und Zahnen der Kinder.

Dentür (lat.), Gesammtheit der Zähne, Gebiß.

Denudiren (lat.), entblößen; Denudation, Entblößung.

Denunciation (Denunciatio), im allgemeinen Meldung, Angabe, Anzeige jeder Art. Im Strafproceß versteht man darunter die freiwillige, ohne vorherige Aufforderung erfolgte Benachrichtigung der Behörde von dem Vorhaben oder von der Verübung eines Verbrechens. Der Anzeigende ist der Denunciant, der durch die Anzeige Betroffene der Denunciat. Die D. ist ihrer Form nach entweder eine schriftliche oder eine mündliche, eine öffentliche oder eine private, je nachdem sie von einem verpflichteten Beamten oder von einer Privatperson ausgeht, und zwar ist jedermann berechtigt, dem Gericht Anzeige von einem begangenen Verbrechen zu machen, und es braucht der Anzeigende seine D. nicht eidlich zu bestärken, noch hat er überhaupt eine Beweislast zu übernehmen, vorbehältlich jedoch seiner Beeidigung als Zeuge. Er hat auch nicht etwa Sicherheit wegen der Untersuchungskosten oder wegen Schadens zu leisten. Eine wissentlich falsche D. aber verpflichtet nicht bloß zur vollen Schadloshaltung des dadurch Benachtheiligten, sondern wird überdies kriminell bestraft, nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch (§ 164) insbesondere mit Gefängnis von einem Monat bis zu fünf Jahren; auch ist dem Verletzten die Befugnis zuzusprechen, eine derartige Verurtheilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekannt zu machen. Eine Verpflichtung zur Anzeige besteht jedenfalls für die durch Amt oder Dienst zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit geordneten Personen, z. B. Kriminalrichter, Polizeibeamte, sonst aber nur, so weit durch positives Gesetz eine Anzeigepflicht bestimmt ist. Eine solche ist nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 139) für den Fall begründet, daß eine Person von dem Vorhaben eines Hochverraths, Landesverraths, Münzverbrechens, Mordes, Raubes, Menschenraubs oder gemeingefährlichen Verbrechens zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens möglich ist, glaubhafte Kenntnis erhält. Das Unterlassen der D. wird in einem derartigen Fall, wenn das Verbrechen oder doch ein strafbarer Versuch desselben begangen wurde, mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft. Gelangt eine Anzeige an die Behörde, so hat diese vor allem die persönliche Glaubwürdigkeit des Denuncianten und die innere Wahrscheinlichkeit der Anzeige zu prüfen. Erscheint die Anzeige begründet, so wird darauf hin das Strafverfahren eingeleitet. Anonyme Denunciationen aber verpflichten selbstverständlich zunächst nur zu solchen den Grund oder Ungrund der Anzeige aufklärenden Untersuchungshandlungen, welche für die Ehre der beschuldigten Person ohne Nachtheil sind. Bei Verbrechen, welche lediglich auf Antrag eines Betheiligten verfolgt werden, wie z. B. Ehebruch, Ehrenkränkung, kann natürlich nur eine vom Antragsberechtigten ausgegangene D. Berücksichtigung finden.

Denunciren, ankündigen; anzeigen, angeben.

Denver, die wichtigste Stadt des nordamerikan. Territoriums Colorado, liegt romantisch am Zusammenfluß vom Cherry Creek mit dem südlichen Platte, etwa 20 Kilom. vom Fuß der Felsengebirge und ca. 1640 Meter ü. M. Das erste Haus wurde an der Stelle der jetzigen Stadt 1857 erbaut, noch 1860 bestand der Ort nur aus Breterhütten und war Sammelplatz von Abenteurern jeglicher Art. Aber mit dem Bau der Eisenbahn hob sich der Ort rasch; 1870 hatte er 4759, 1872 bereits 10,832 Einw. (darunter viele Deutsche), dazu 6 Kirchen, 4 öffentliche und mehrere Privatschulen, 2 Theater, große Gasthöfe, mehrere Druckereien und eine Münze. Wichtig für die Zukunft der Stadt sind die in nächster Nähe liegenden Bergwerke und die Eisenbahnen, welche dieselbe bereits mit Cheyenne an der Union-Pacificbahn und vermittels der Kansas-Pacificbahn mit dem Missouri verbinden. Mehrere kleine Bahnen führen in die Bergwerksbezirke, und eine Eisenbahn nach dem Rio Grande (Neumejiko) ist im Bau begriffen.

Denzel, Bernhard Gottlieb, deutscher Pädagog, geb. 29. Dec. 1773 zu Stuttgart, studirte auf den Seminarien zu Denkendorf, Maulbronn und Tübingen Theologie und ward, nachdem er zuerst als Erzieher in einem Frankfurter Haus, dann als Vikar an verschiedenen Orten gelebt, 1806 zum Pfarrer in Pleidelsheim befördert. Im Jahr 1811 als Inspektor des neu errichteten Schullehrerseminars und zugleich als Diakonus nach Eßlingen versetzt, erregte er durch seine praktisch-pädagogische Thätigkeit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, so daß ihm die nassauische Regierung 1817 den Auftrag ertheilte, das Schulwesen des Landes zu organisiren. Bald darauf wurde er zum Direktor und ersten Lehrer des Seminars zu Eßlingen ernannt und empfing gleichzeitig von seiner Regierung den Charakter als Professor, von der nassauischen den eines Oberschulraths. Im Jahr 1832 zum Prälaten erhoben, starb er 13. Aug. 1838. Der Grund, weshalb D. hier Erwähnung verdient, liegt nicht sowohl in bahnbrechender theoretischer Arbeit, als in dem ziemlich bedeutenden Umfang einer propagandistischen Thätigkeit für Verbreitung der von Pestalozzi anhebenden Elementarschulbildung. Nach dieser Richtung bewegen sich alle seine (ziemlich zahlreichen) Schriften, sei es nun, daß sie vom Anschauungsunterricht handeln (»Denzels Entwurf des Anschauungsunterrichts, praktisch ausgeführt von Wrage«, Altona 1837—40, 2 Thle.; oft aufgelegt), oder Erfahrungen und Ansichten über die Berufsbildung der Volksschullehrer aussprechen.

Deo annuënte oder **favente** oder **juvante** (lat.), mit Gottes Segen oder Hülfe.

Deo consilium (lat.), bei Gott ist Rath.

Deodánd (Deodanda), verfallenes Gut, welches im Mittelalter wegen eines verursachten Schadens, z. B. Tödtung oder Verletzung eines Menschen, dem Beschädigten oder dessen Erben oder zu einem wohlthätigen Zweck (Deo donatur) oder an den Staat zu geben war. Das D. ist aus dem mosaischen besonders in das englische Recht übergegangen, wo es sich in früheren Zeiten namentlich auch auf die Hinterlassenschaft der Selbstmörder, die dem Staat verfiel, bezog.

Deodicātus (lat.), Gottgeweihter, s. v. w. Mönch; Deodicata, Gottgeweihte, s. v. w. Nonne.

Deo gratias (lat.), Gott sei Dank.

Deoneriren (lat.), entlasten; Deoneration, Entlastung.

Deontologie (griech.), Pflichtenlehre.

Deopassianer, s. v. w. Patripassianer.

Deoprag (Deopreag), Stadt im britisch-ostind. Vasallenstaat Garwhal, am Zusammenfluß der Bhagirati und Alakananda zum Ganges, 689 Meter ü. M., ein besuchter Wallfahrtsort der Hindu, bewohnt von etwa 1000 Brahmanen.

Deoptiren (lat.), bei einer Wahl seine Stimme abgeben; daher Deoption, Stimmenabgabe.

Depactio (lat.), Vergleich.

De pane lucrando (lat.), um sein Brod zu verdienen; des Erwerbs wegen.

Departement (das, franz. m., spr. -t'mang), Vertheilung einer Sache auf mehrere, z. B. Département des tailles, des quartiers 2c., d. i. Vertheilung der Steuern, der Quartiere unter das Militär 2c.; dann s. v. w. Geschäftsbezirk, Fach oder Behörde, in welchem Sinn es namentlich gegenwärtig mit Ministerium gleichbedeutend gebraucht wird, z. B. das D. der auswärtigen Angelegenheiten, das Finanzdepartement 2c.; endlich Bezeichnung eines größern Bezirks bei der Eintheilung eines Landes. In letzterem Sinn kam das Wort besonders in Aufnahme, als in Frankreich während der Revolution durch Beschluß vom 14. Dec. 1789 die frühere Landeseintheilung in Provinzen abgeschafft und eine neue, in Departements, eingeführt wurde, die nach der Menschenzahl, dem Flächeninhalt und den direkten Steuern geregelt ward. Hauptsächlich sollte durch die neue Eintheilung dem alten, eingewurzelten Gegensatz der einzelnen Provinzen zu einander entgegengewirkt und größere Einheit der Verwaltung hergestellt werden. Die Ausführung besorgte der Abbé Sieyès. Anfangs wurde das Land in 83 Departements eingetheilt, die in der Folge durch die allmählichen Vergrößerungen des Reichs bis auf 140 sich vermehrten und nach der Restauration wieder auf 86 reducirt wurden. Die gegenwärtige Zahl derselben beträgt, einschließlich des Territoriums von Belfort, ebenfalls 86 (vor dem Krieg von 1870: 89). Jedes D. zerfällt in Frankreich in Arrondissements, diese in Kantons und diese in Gemeinden. Man ahmte diese Eintheilung im Königreich Italien, Neapel und anderen nach französischen Grundsätzen organisirten Staaten nach.

Departiren (lat.), vertheilen; Departition, Vertheilung.

Depasciren (lat.), abweiden, abfressen.

Depauperiren (lat.), verarmen, arm machen; Depauperation, Verarmung.

Depeculätus (lat., Depekulation), Kassendiebstahl; s. Peculatus.

Depelliren (lat.), vertreiben, verstoßen.

Dependiren (lat.), von einem abhängen, einem unterworfen sein; dependént, abhängig; Dependénz, Abhängigkeit, Zubehör; Dependenzen (Dependentien), s. v. w. Pertinentien.

Depenniren (lat.), eine Rechnung mittels Durchstreichung austhun; einen Antrag widerrufen.

Dépense (franz., f., spr. -pängs), Ausgabe, Aufwand; depensiren, Aufwand machen.

Deperdiren (lat.), verlieren; verderben, zu Grunde richten; Deperdition, Verlust, Abgang; Deperditen, Einbuße, z. B. in Ungarn bei der zwangsmäßigen Lieferung von Lebensmitteln für das Militär zu niedrigeren als den Marktpreisen.

Depeschen (Depechen, franz., vom ital. dispaccio), amtliche Schreiben, welche zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den von ihm abhängigen diplomatischen Agenten gewechselt werden; sie sind eigentlich von der einen Seite die fortlaufenden Ergänzungen der Instruktionen und von der andern Berichte. Fremden diplomatischen Agenten stellt man nicht D., sondern Noten zu. Den Namen haben die D. von der Nothwendigkeit ihrer schleunigen Besorgung. Im weitern Sinn versteht man unter D. überhaupt Papiere von Wichtigkeit, die durch Kuriere befördert werden. Mit Rücksicht auf die schnelle Beförderung hat man den Namen der D. schlechtweg auf die Telegramme übertragen (telegraphische D.); daher depeschiren, eilig befördern, absenden (besonders Telegramme), sich sputen.

Depeupliren (franz., spr. -pöp-), entvölkern, veröden.

Dephlegmiren (lat.-griech.), bei den alten Chemikern die Abscheidung des Wassers aus einer sauren oder spirituösen Flüssigkeit, also s. v. w. koncentriren; Dephlegmator, s. Rektifikationsapparate.

Dephlogistiren (griech.), nach der Stahl'schen Theorie einen Körper seines Phlogistons (s. d.) berauben, d. h. ihn oxydiren, verbrennen.

Dephlogistisch (griech.), unentzündlich, unbrennbar.

Depiliren (lat.), enthaaren, einen rupfen, ihm das Seinige nehmen; Depilation, Enthaarung; Depilatorium, Enthaarungsmittel, s. Haare.

Depingiren (lat.), abmalen, schildern.

Dépit (franz., spr. -pih), Verdruß, Aerger.

Deplaciren (franz.), etwas von seinem Platz fortrücken; jemanden seines Amts entsetzen; deplacirt, am unrechten Ort befindlich, übel angebracht; Deplacement, Verrückung; Absetzung.

Deplacirungsmethode (Verdrängungsmethode), s. Auslaugen und Extrakte.

Deplaisance (franz., f., spr. -pläsängs), Abneigung, Widerwille; deplaisant, unangenehm, mißliebig.

Deplaisir (das, franz. m., spr. -pläsihr), Unlust, Mißvergnügen.

Deplaniren (lat.), ebnen. De plano, obenhin, kurzweg, ohne Umstände.

Deplantiren (lat.), verpflanzen; Deplantation, Verpflanzung.

Deplorābel (lat.), bejammernswerth.

Deployiren (franz., spr. -ploaji-), sich entwickeln, ausbreiten, entfalten; im Militärwesen aufmarschiren und insbesondere aus der geschlossenen Kolonne, bei welcher die Züge wegen mangelnden Zwischenraums nicht durch schräges Herausziehen in Linie formirt werden können, sich entwickeln. Bei der Infanterie gehen deshalb, wo zur Einübung deployirt wird, die Züge in Reihen bis an ihren Platz hinter der Linie und dann mit der Wendung rechts- oder links-um an ihren Platz in der Front. Im Gefecht marschirt Infanterie auf das Kommando »Deployirt, Marsch, Marsch!« im Laufen auf kürzestem Weg in Linie auf, um eine längere Feuerlinie zu erlangen, namentlich nach gelungenen Bajonnettangriffen. Bei Kavallerie und Artillerie ist D. ein Abschwenken mit Zügen und ein Wiedereinschwenken der Züge hinter ihrem Platz in der Front. Das Manöver des Deployirens aus der offenen und geschlossenen Kolonne ward zuerst 1748 bei dem preußischen Heer eingeführt, welches zufällig schon 1745 in der Schlacht von Hohenfriedberg auf ähnliche Art aufmarschirt war, und vom General Saldern vereinfacht. Der König bediente sich jedoch, wo es nur immer anging, lieber des Flankenmarsches und Einschwenkens, wodurch er zugleich seinen Gegner zu überraschen suchte. Neuerlich pflegt man beim D. von allen unnöthigen Förmlichkeiten abzusehen und es fast immer unter dem Schutz von Tirailleuren 2c. stattfinden zu lassen.

Depolarisiren (lat.), der Polarität berauben; Depolarisation, Entziehung der Polarität.

Depönens (lat., »ablegend«), nach herkömmlichem Ausdruck der griechisch-lateinischen Grammatik ein Zeitwort in Leideform, aber die Bedeutung des Leidens »ablegend«. Man nahm z. B. an, daß sequitur (»folgt«, im Gegensatz von praeit, »geht voran«) auf eine Bedeutung wie ducitur (»wird geführt«) zurückgehe.

Deponiren (lat.), etwas ab-, niederlegen; in Verwahrung geben. Deponént, der etwas niederlegt (s. Depositum); Aussager, Zeuge.

Depopularisiren (lat.), der Volksgunst berauben.

Depopuliren (lat.), entvölkern; Depopulation, Entvölkerung.

Depórt (franz., m.), Kursabschlag, im Börsengeschäft Gegensatz zu Report oder Kursaufschlag (s. Banken und Börse). D. ist die Kursdifferenz, die der Stückeleiher beim Rückkauf weniger zahlt.

Deportation (lat., »Verbringung«), diejenige Art der Verbannung, wobei der Bestrafte an einen bestimmten Ort verwiesen und mehr oder minder in seiner Freiheit beschränkt wird. Diese unter den ersten römischen Kaisern aufgekommene Art des Exils bestand darin, daß nicht ein allgemeiner Bann ausgesprochen (aquae et ignis interdictio), sondern eine Stadt oder bestimmte Insel (deportatio in insulam), die wenigstens 50,000 Schritte (10 geographische Meilen) vom festen Land entfernt liegen mußte, auch nicht Kos, Rhodos, Lesbos oder Sardinien sein durfte, oder sonst ein entlegener, meist überseeischer Ort dem Kondemnirten als Aufenthaltsort angewiesen wurde. Die Kaiser pflegten anfangs zur aquae et ignis interdictio oft auch noch D. zu verfügen, gleichsam als höhern Grad der Verbannung, während in anderen Fällen dem Verbannten die Wahl seines Aufenthaltsorts überlassen blieb. Der zur D. Verurtheilte erlitt capitis deminutio media (s. Capitis deminutio), und in der Regel war mit der D. auch Konfiskation verbunden; ja, nach dem Tode des Deportirten fielen die etwa von neuem erworbenen Güter dem Fiskus anheim. Von den neueren Staaten sind es Rußland, England und Frankreich, die besondere Systeme dieser Strafart ausgebildet haben. In Rußland steht die Strafe der D. nach Sibirien auf die verschiedensten Verbrechen, und zwar giebt es fünf Grade derselben: Aufenthalt in einer Stadt, Dienst in einem sibirischen Bataillon, Kolonisation, Arbeit in den Bergwerken, Einreihung in die Arrestantenkompagnien. Durch den ersten Strafgrad verliert der Bestrafte keins seiner bürgerlichen Rechte, darf sich nach seinem Gefallen beschäftigen und sich in einem bestimmten Umkreis frei bewegen. Doch steht er unter der Aufsicht des Bürgermeisters, der auch die Briefe einsieht, welche der Verbannte in die Heimat schreibt. Unter dieser Klasse befinden sich die meisten der wegen politischer Vergehen Verurtheilten. Der den Bataillonen zugetheilte Verbannte steht unter einer strengen Disciplin, hat aber ebenfalls die Vergünstigung, unter der Aufsicht seiner Vorgesetzten Briefe in die Heimat schreiben und solche von daher empfangen zu dürfen. Auch erhält der Verurtheilte, wenn ihm seinem Stand nach keine Arbeit zugemuthet werden kann und er mittellos ist, von der Regierung ein Jahrgeld. Die dritte Klasse, die der Kolonisten (Poselenzi), entrichtet in in den ersten drei Jahren keine Abgabe, in den folgenden sieben Jahren nur die Hälfte, und erst nach Verlauf von zehn Jahren ist sie denselben Auflagen unterworfen wie die Kronbauern, erlangt aber auch dieselben Rechte. Die vierte Klasse, die der Bergwerksarbeiter, ist rechtlos und steht vollständig außer dem Gesetz. Die anstrengende Arbeit, schlechte Kost und üble Behandlung machen dem Leben dieser Elenden ein baldiges Ende. Die fünfte Klasse, die der Arrestantenkompagnien, wird in den Zuchthäusern zu den niedrigsten und entehrendsten Arbeiten gebraucht, geht fortwährend in Ketten und trägt den Kopf halb geschoren. Der Verbrecher kann durch gutes Betragen von einer Klasse zur andern aufrücken, bis er als Kolonist zu einem Wohlsein gelangt, das größer ist als das der früheren Leibeigenen Rußlands. Der Staat erlangt durch sein System den großen Vortheil, sein Reich von den sittenlosen Haufen zu reinigen, die das sybaritische Leben der russischen Großen um diese versammelt, und diese trägen, verdorbenen Menschen in nützliche Staatsbürger umzuschaffen. Durch die Thätigkeit dieser Menschenklasse gewinnt der Staat zugleich für seine nordasiatischen Besitzungen die Kräfte, deren er bedarf, um die Schätze jenes Landes auszubeuten. Für Sibirien sind die Deportirten nicht die Geisel, die sie für andere Länder werden, obgleich es auch hier nicht an übeln Erscheinungen fehlt. — Das französische peinliche Gesetzbuch vom 12. Febr. 1810 führt die D. unter den infamirenden Leibesstrafen als die dritte, dem Rang nach, auf, der nur der Tod und lebenslängliche Zwangsarbeit vorangehen. Der Deportirte wird bürgerlich todt, so daß seine Erben ohne weiteres in den Besitz aller seiner Rechte und Pflichten eintreten. Der Deportationsort muß stets außerhalb der europäischen Grenzen des Reichs gelegen sein. Benimmt sich der Verurtheilte hier gut, so kann ihm die Regierung den Besitz seiner bürgerlichen Rechte zurückgeben; entflieht er, so wird er, wenn man seiner wieder habhaft wird, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Nach der Februarrevolution nahm die verfassunggebende Versammlung noch während des Junikampfs die D. für politische Verbrechen an und bestätigte im Oktober 1848 einen vom Kriegsminister vorgelegten darauf bezüglichen Gesetzentwurf. Die wesentlichen Bestimmungen dieses neuen Gesetzes waren: Alle Verurtheilten werden nach Algerien gebracht und auf Staatsländereien, aber abgesondert von den anderen Ackerbauniederlassungen, angesiedelt. Zehn Jahre werden sie zu gemeinschaftlicher Arbeit angehalten, unter militärische Disciplin und Jurisdiktion gestellt und sind der politischen Rechte beraubt. Doch können diejenigen, die sich gut betragen, schon nach drei Jahren provisorisch in den Besitz einer besondern Ansiedelung kommen, wo sie von der gemeinschaftlichen Arbeit befreit sind. Dieser Besitz wird nach einer weitern Probe von drei Jahren definitiv, und die Stellung unter Militärdisciplin hört auf, wenn sie dann erklären, daß sie sich in Afrika definitiv niederlassen wollen. Erst nach Verfluß der zehn Jahre werden die Koncessionen freies Eigenthum. Zur Ausführung des Gesetzes bewilligte die Nationalversammlung 3 Mill. Franken. Dieselbe verzögerte sich aber; die Junigefangenen, gegen welche die Maßregel gerichtet war, blieben in Belle-Isle, und erst 1850 erinnerte man sich ihrer wieder. Ein neues Dekret verfügte ihren Transport nach Algerien, wo sie so lange in einer Festung bleiben sollten, bis die Ackerbaukolonie Lambessa für sie in Stand gesetzt worden wäre. Das neue Dekret verfügte noch mehrere Beschränkungen, so namentlich die, daß den Deportirten nicht das Eigenthum, sondern nur der Nießbrauch der ihnen angewiesenen Ländereien zustehen solle. Noch in demselben Jahr erließ die Kammer ein neues Deportationsgesetz, wonach in allen Fällen, wo die Todesstrafe

abgeschafft ist, diese Strafe durch die D. in eine durch das Gesetz bestimmte befestigte Einkreisung (enceinte fortifiée) außerhalb des Festlandsterritoriums der Republik, wo die Verurtheilten unter einer Disciplinarordnung gehalten werden, ersetzt werden soll. Von Lokalitäten kamen verschiedene in Vorschlag: eine Gegend in Algerien zwischen dem Tebl und der Wüste, das Thal von Sallerie auf der Insel Réunion, die 1500 Fuß ü. M. liegenden Höhen von Cayenne ꝛc. Man entschied sich für das Thal von Vaithau auf der Insel Tahuata, einer der Marquesasinseln, wo die schweren Verbrecher Aufnahme finden sollten, und für die Insel Nukahiwa zur Reception der wegen leichterer politischen Vergehen Verurtheilten. Das Dekret vom 8. Dec. 1851 stellte aber die D. nicht allein wieder her (mit Bezeichnung von Cayenne und Algier als Verbannungsorten), sondern dehnte diese Strafe auch noch viel weiter aus. In Frankreich sind in dem Zeitraum vom 2. Dec. 1851 bis zum Mai 1852: 6000 Menschen deportirt worden, mehr als in irgend einer frühern Epoche und darunter zahlreiche politisch Verdächtige neben groben Verbrechern. Im Januar 1852 erfolgte, und zwar ohne vorhergegangenen Richterspruch, lediglich durch eine zweite Verfügung des Präsidenten, die D. einer großen Anzahl französischer Bürger nach Cayenne, worunter viele Mitglieder der Bergpartei der aufgelösten Nationalversammlung und andere Führer der Demokratie waren. In neuester Zeit sind bekanntlich wiederum viele Verurtheilungen zur D. gegen Anhänger der Pariser Kommune ausgesprochen und vollzogen worden. Zum Verbannungsort für diese wurde die im September 1854 von Frankreich in Besitz genommene Insel Neukaledonien gewählt. In England wurde durch das unter Elisabeth gegebene Gesetz zuerst Verbannung als Strafe für Gauner und Vagabunden festgesetzt, aber darin kein Verbannungsort besonders angegeben. Der Gebrauch, Verbrecher nach den britisch-nordamerikanischen Kolonien zu transportiren, datirt von Jakobs I. Regierung, von 1619, her. Da jedoch bei Ausführung dieses Systems große Mißbräuche einrissen, so wurde im vierten Regierungsjahr Georgs I. die D. nach Nordamerika durch eine Parlamentsakte geregelt. Da damals Kanada noch den Franzosen gehörte, so waren Neuengland und andere Provinzen der jetzigen nordamerikanischen Union und außerdem auch wohl die britisch-westindischen Kolonien die einzigen Länder, nach denen die im britischen Reich zur D. verurtheilten Verbrecher gebracht werden konnten. Nachdem sich aber die erstgenannten Kolonien vom Mutterland losgerissen hatten, wurde Neusüdwales als Verbannungsort gewählt, welches alle Vortheile, die anderwärts fehlten, zu vereinigen schien. Die Hauptzwecke der britischen Regierung bei der Gründung der Kolonie von Neusüdwales waren folgende: das Mutterland von der Plage einer täglich zunehmenden Anhäufung von Verbrechern in den Gefängnissen und Zuchthäusern zu befreien; einen passenden Ort für die sichere Bewachung und die Bestrafung dieser Verbrecher wie auch für deren spätere und allmähliche Besserung zu haben und eine britische Kolonie aus den allmählich gebesserten Verbrechern und den Familien freier Auswanderer, die von Zeit zu Zeit sich veranlaßt sehen möchten, in dem neu entdeckten Land sich anzusiedeln, zu bilden. Die Frage der D. beschäftigte neuerlich die Aufmerksamkeit der Regierung sehr. Einige der australischen Kolonien wollten nicht mehr als Aufnahmsorte für britische Verbrecher dienen; namentlich protestirten Neusüdwales und Vandiemensland dagegen. Da nach beiden Ländern jetzt keine Verbrecher mehr deportirt werden und Südaustralien mit diesem schlimmen Geschenk von Anfang an verschont geblieben ist, indem es sein ursprünglicher Freibrief davor schützte, so bleibt als Deportationsort nur noch West- und Nordaustralien übrig. In den letzten Jahren wurden auch einige Verbrecher nach dem Schwanenfluß geschickt, wo man ihrer Arbeit sehr bedurfte. Weiteres s. Australien S. 292, vgl. Botanybai. Vgl. v. Holtzendorff, Die D. als Strafmittel (Leipz. 1859).

Deposita (lat.), durch Deposition (s. d.) anvertraute oder niedergelegte Sachen.

Depositär, s. Depositum.

Depositenbank, gewöhnlich im Gegensatze zu Zettelbank gebraucht, eine Bank, welche von ihren Kunden Geld annimmt und verzinst, dasselbe folglich auch wieder zinstragend ausleiht und aus der Pflege dieser Kreditthätigkeit ihr hauptsächliches oder doch ein wesentliches Geschäft macht. Wiewohl die Preußische Bank viele Millionen Thaler an Depositen jahraus jahrein empfängt, mit größerer Regelmäßigkeit sogar als irgend eine wirkliche D., so nennt man sie doch nicht D., weil ihre Depositen nur die vom Gesetz vorgeschriebenen Einlagen der Gerichte und Behörden sind, zu deren Heranziehung die Bank als solche nicht das mindeste thut, während es zu den überlieferten Grundsätzen der Bankverwaltung gehört, sich um die Entwickelung eines freien, selbständigen Depositengeschäfts nicht zu kümmern. Am weitesten ausgebildet ist das letztere bei den schottischen, demnächst auch bei den englischen Banken. Der Notenausgabe derselben ist eine unüberschreitbare gesetzliche Grenze gezogen; sie haben daher nur in der Vermehrung der freiwilligen Einlagen ihrer Kunden ein Mittel zur beständigen Steigerung ihres Umsatzes, zur Erhöhung des Kapitals, mit welchem sie ihrerseits wieder Kredit gewähren. Die so dem Bankgeschäft gegebene Richtung hat das Depositenwesen in Großbritannien auf eine außerordentliche Höhe getrieben. Sehr wenig Geld bleibt dort infolge dessen müßig im Kasten seines Besitzers liegen; es wandert alsbald zur Bank und hilft dort das werbende Kapital des Landes mehren. Zugleich aber sichert sich der britische Geschäftsmann so den erheblichen Vortheil einer ausgiebigen baaren Kasse, da er denselben vereinigen kann mit dem Wunsch, möglichst sein ganzes Kapital jeden Augenblick zinsbar angelegt zu haben, während da, wo das Depositengeschäft minder entwickelt ist, der Reiz zu kapitalisiren mit dem Streben nach stets ausreichendem Baarvorrath feindlich streitet. In Deutschland haben die Bremer Bank und die Danziger Bank, demnächst auch der große Rostocker Vorschußverein sich die Pflege des Depositenwesens zuerst erfolgreich angelegen sein lassen. Sie tragen dadurch nicht wenig bei, die Kapitalstärke der genannten Handelsplätze jeder Zeit mit ihrer vollen Wucht in die Konkurrenz zu führen. Einlagen von nicht zu kurzer Kündigungsfrist pflegen solche Banken 1 Proc. unter dem geltenden Wechseldiskontsatz zu vergüten, neuerdings aber auch zu einem festen, unbeweglichen Satz, der sich nur eine Kleinigkeit unter dem Durchschnittsdiskont der jüngsten Vergangenheit hält. Kleinere Summen können ohne jede Kündigung oder auf sehr kurze Frist zurückgezogen werden, größere auf ein-, zwei-, drei- bis sechsmonatliche Kündigungsfrist. In gewöhnlichen Zeitläuften pflegt übrigens gewünschtenfalls jeder gekündigte Betrag sofort ausbezahlt zu werden, selbstverständlich unter Aufhören

der Verzinsung. Die Bank muß, um Zinsen für Einlagen zahlen und ihr Geschäft aufrecht erhalten zu können, das Geld natürlich ihrerseits wieder ausleihen, und zwar zu einem entsprechend höhern Zinsfuß. Dabei ist die wichtigste Rücksicht, es nicht fester anzulegen, als es ihr selbst anvertraut ist, — Geld z. B., das sie auf ganz kurze Kündigungsfrist wieder herauszuzahlen hat, auch nicht auf längere Frist jemandem anders zu überlassen. Hypotheken eignen sich also nicht für sie, Wechsel nur zum kleinern Theil, am meisten noch (außer dem zu haltenden Stock baarer Kasse) sichere Staatspapiere und ähnliche vor extremeren Kursschwankungen gesicherte, folglich ohne allzu großen Schaden jeden Augenblick veräußerbare Effekten. Den besten Weg jedoch hat man in Schottland eingeschlagen, wo die Bankverwaltungen aus dem ganzen wirtschaftlichen Charakter ihrer Kunden ein fortgesetztes zusammenhängendes Studium machen und schon nach den Einlagen, welche dieselben machen, nach der pünktlichen Wiederkehr und der stetig wachsenden Höhe dieser Einlagen beurtheilen lernen, wieviel sie ihrerseits jedem einzelnen erforderlichenfalls vertrauen können. Die bevorstehende deutsche Banknotengesetzgebung wird wohl die Wirkung haben, auch das deutsche Bankwesen stärker und allgemeiner auf die Pflege dieses Geschäftszweigs hinzudrängen.

Depositengelder, Gelder, welche mittels Deposition (s. d.) jemandem anvertraut sind; s. Depositum.

Deposition (lat., Hinterlegung), im allgemeinen jede Hinterlegung einer Sache, namentlich aber die Ueberlieferung werthvoller Sachen, insbesondere von Geldsummen, an das zuständige Gericht zur gerichtlichen Aufbewahrung. Was diese D. anlangt, so kann man eine nothwendige und eine freiwillige unterscheiden; jene muß nach gesetzlichen Vorschriften geschehen oder kann doch infolge deren gefordert werden, diese ist ganz in die Willkür des Deponenten gegeben. Die erstere kommt namentlich vor als nothwendige Kautionsbestellung, ferner bei Sachen, welche zu dem Vermögen einer bevormundeten Person, zu einer Konkursmasse oder zu einem Nachlaß rc. gehören. Eine freiwillige D. findet hauptsächlich in dem Fall statt, wenn die Zahlung an den Gläubiger entweder gar nicht, oder doch nicht mit Sicherheit geleistet werden kann, sowie wenn der Schuldner die Zahlung dem Gläubiger in der That, nicht bloß mit Worten, am gehörigen Ort, zur rechten Zeit und überhaupt auf gehörige Weise angeboten hatte und die Annahme der Zahlung von demselben verweigert worden ist. In solchem Fall wird der Schuldner durch die D. gerade so von seiner Schuld befreit, wie wenn er Zahlung geleistet hätte. Deponirte Geldsummen, welche voraussichtlich längere Zeit im Depositum bleiben, werden regelmäßig bei einer öffentlichen Kasse verzinslich angelegt. Die Pflichten des Gerichts hinsichtlich der Behandlung der Depositen sind durch besondere Depositenordnungen normirt, z. B. durch die preuß. Depositalordnung vom 15. Sept. 1783. Für etwaige Verlieben oder Fehler der Depositenverwalter ist der Staatsfiskus subsidiär haftverbindlich. Der über eingezahlte Depositen dem Einzahlenden auszustellende Schein heißt Depositen-(Depositions-)schein.

Depositor (lat.), s. v. w. Deponent, s. Depositum und Universitäten.

Depositorium (lat.), Ort zum Aufbewahren, insbesondere ein verschlossener Schrank für Akten und andere wichtige Papiere; auch ein Archiv.

Depositum (lat.), eine durch Deposition (s. d.) übergebene Sache; dann Hinterlegungs- oder Verwahrungsvertrag, welcher darin besteht, daß jemand (Deponent, Depositor) einem andern (Depositar) eine bewegliche Sache zur unentgeltlichen Aufbewahrung mit der Verpflichtung zu späterer Rückgabe übergibt. Daß diese Sache Eigenthum des Deponenten sei, ist nicht nothwendig; genug, wenn sie dem Depositar eine fremde ist. Obgleich eine freiwillige Vergeltung von Seiten des Deponenten nicht ausgeschlossen ist, so erfordert doch das Wesen dieses Kontrakts, daß die Aufbewahrung unentgeltlich geschieht, da außerdem ein anderer Kontrakt, z. B. Mietvertrag, vorläge. Die Sache darf lediglich nur zu dem Zweck der Aufbewahrung, nicht zur Benutzung gegeben werden, da im entgegengesetzten Fall ein anderer Vertrag, z. B. Darlehn, entstehen würde. Der Depositar haftet so, daß er, wenn die Sache durch vorsätzliche rechtswidrige Handlungsweise desselben oder grobe Nachlässigkeit (dolus und culpa lata) beschädigt wird, abhanden kommt oder untergeht, zur Entschädigung verpflichtet ist. Im allgemeinen muß der Depositar alle die Sorgfalt auf die ihm anvertraute Sache wenden, mit welcher er seine eigenen Sachen behandelt; in einigen Fällen hat derselbe sogar die Gefahr des Zufalls zu tragen, z. B. wenn er mit der Rückerstattung zögerte oder die Sache kontraktwidrig gebrauchte. Der Depositar hat die Sache in jedem Fall zurückzuerstatten und hat nach gemeinem Recht wegen Gegenforderungen an den Deponenten, z. B. wegen Verwendungen, die er für die deponirte Sache gemacht hat, kein Retentionsrecht, während ihm das preußische Landrecht für seine Auslagen und Bemühungen ein solches einräumt. Die Zurückgabe der Sache findet in der Regel an dem Ort statt, an welchem sich dieselbe befindet, und zu jeder Zeit, wenn sie der Deponent zurückverlangt. Dem Deponenten steht eine Klage (depositi actio directa) auf Zurückgabe der Sache und Ersatz des Schadens, welchen der Depositar daran verschuldet, zu. Die Verurtheilung auf eine solche Klage hin zog nach römischem Recht die Infamie des verurtheilten Depositars nach sich; heutzutage kann unter Umständen Verurtheilung wegen Unterschlagung eintreten. Der Depositar hat die Actio depositi contraria auf Erstattung der auf die deponirte Sache verwendeten Kosten sowie auf Ersatz des durch jede Schuld des Deponenten ihm verursachten Schadens. Das D. wird eingetheilt in D. simplex (einfaches D.), welches unter den gewöhnlichen Umständen geschieht, und D. miserabile (D. necessarium), wenn im Fall einer dringenden Noth, z. B. bei Wassers- oder Feuersgefahr, jemandem eine Sache anvertraut wird; die Klage geht in solchem Fall nach gemeinem Recht aufs Doppelte; in D. regulare, wenn die gewöhnlichen, aus dem Begriff sich ergebenden Grundsätze zur Anwendung kommen, und D. irregulare, wenn dem Depositar vertretbare (fungible) Sachen, z. B. eine Summe Geldes, eine Quantität Getreide, dergestalt übergeben werden, daß er seiner Zeit nicht genau das Erhaltene selbst (idem), sondern nur eine gleiche Quantität und Qualität (tantundem) zurückerstatten soll. In diesem Fall geht auch, wie bei dem Darlehn, das Eigenthum und die Gefahr auf den Depositar über, sonst aber wird das Geschäft der Absicht der Kontrahenten gemäß wie ein D. behandelt.

Depossediren (franz.), einen aus dem Besitz setzen.

Depostiren (franz.), einen von einem Posten, einer Position, verdrängen.

Dépôt (das, franz. m., spr. -poh), eine »Niederlage«, besonders eine solche von materiellen Streitmitteln, Geschütz, Munition, Montirungsstücken, Belagerungs-

bedürfnissen und ähnlichen Vorräthen (daher die Ausdrücke Artillerie=, Batterie=, Trains, Baumaterialdépôt 2c.); dann eine Abtheilung Truppen, die man nicht mit ins Feld nimmt, sondern die im Krieg in den Garnisonen zurückbleibt. Ihr werden alle Angelegenheiten des Regiments übertragen, besonders die Einübung der Rekruten, die Abrichtung der Remonten, Bereitung des Schießbedarfs, Nachsendung von Ersatzmannschaften, Pferden, Material. Solche Abtheilungen heißen, je nach ihrer Stärke, Dépôtkompagnien, Dépôtbataillone. In fremden Heeren, Oesterreich, Frankreich 2c., sind diese Dépôts schon im Frieden vorhanden, in Deutschland werden dafür Ersatztruppen erst bei der Mobilmachung aufgestellt; bei der Kavallerie wird je eine der fünf Schwadronen des Regiments als Ersatzschwadron zurückgelassen. Remontedépôts oder einfach Dépôts heißen in Preußen die unter königlicher Verwaltung stehenden Domänen, auf welchen junge Militär= (Remonte=) Pferde aufgezogen werden. Im Handel ist D. die Niederlage von Waaren, Werthpapieren bei anderen. In D. geben heißt, bei jemandem in Verwahrung geben; ein D. errichten, ein beständiges Kommissionslager halten. Sind im Bankverkehr Werthpapiere in D. gegeben, so gelten sie als Pfand, sobald der Deponent Schuldner des Depositars wird.

Depotenziren (neulat.), entkräften, schwächen.

Dépôtwechsel, ein Wechsel zur Sicherheit, welcher sehr häufig noch neben anderen Pfandobjekten von einem Vorschußempfänger dem Gläubiger in Form eines Accepts oder Solawechsels zu hinterlegen ist, um auf Grund desselben im Nothfall pünktlichere Rückzahlung des Darlehns erzwingen zu können. Sehr oft ist der Fälligkeitstermin solcher D. nicht ausgefüllt; auch sind sie oft als Rektawechsel, d. h. »nicht an Ordre«, ausgestellt.

Depouilliren (franz., spr. -puji-), plündern, berauben.

Depping, Georg Bernhard, deutsch=franz. Geschichtschreiber, geb. 11. Mai 1784 zu Münster, begleitete 1803 einen französischen Emigranten nach Frankreich, wo er in Paris anfangs als Lehrer an einigen Erziehungsanstalten Anstellung fand, dann die neueren Sprachen studirte und für französische und deutsche Zeitschriften (Allgemeine Zeitung, Morgenblatt u. a.) Beiträge lieferte, nicht, ohne als entschiedener Liberaler von mehreren deutschen Regierungen angefeindet zu werden. Er starb 6. Sept. 1853 zu Paris, seit 1827 in Frankreich naturalisirt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Merveilles et beautés de la nature en France« (Par. 1811; 9. Aufl., das. 1845); »Les soirées d'hiver« (3. Aufl., das. 1833; deutsch von Schellens, Krefeld 1831); »Voyages d'un étudiant dans les cinq parties du monde« (Par. 1822, 2 Thle.); »La Grèce« (das. 1823, 4 Bde.); »La Suisse« (2. Aufl., das. 1824, 4 Bde.); »Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au X. siècle« (das. 1826, 2 Bde.; 2. Aufl. 1844; deutsch von Ismar, Hamb. 1829); »Histoire du commerce entre l'Europe et le Levant depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies d'Amérique« (Par. 1832, 2 Bde.); »Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen zu Paris« (Leipz. 1832); »Les juifs dans le moyen-âge« (1834, neue Ausg. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); »Geschichte des Kriegs der Münsterer und Kölner gegen Holland 1672—74« (Münst. 1840). Seine 1811 begonnene »Histoire générale de l'Espagne« wurde infolge von Censurhindernissen nicht fortgesetzt. Mit Maltebrun besorgte er eine neue Auflage von Levesque's »Histoire de Russie« (Par. 1812, 8 Bde.). Auch arbeitete er Mentelle's »Géographie de la France« um und war an der »Biographie universelle« als Mitarbeiter thätig, setzte auch Liquets »Histoire de la Normandie« (Rouen 1835, 2 Bde.) fort. Für die auf Staatskosten gedruckte Sammlung historischer Dokumente bearbeitete er die ältesten Statuten der Handwerke der Stadt Paris (Par. 1837) und eine Zusammenstellung der wichtigsten, auf die Staatsverwaltung Ludwigs XIV. bezüglichen Altenstücke (das. 1850—55, 4 Bde.). Seine zuerst 1817 erschienene »Sammlung spanischer Romanzen« erschien in 2. Auflage unter dem Titel »Romancero castellano« (Leipz. 1844, 2 Bde.; Bd. 3 von F. Wolf).

Deprädiren (lat.), berauben, plündern; Deprädation, Beraubung, Plünderung.

Depraviren (lat.), verschlechtern, verderben; auch schlechter werden; Depravation, Verschlechterung.

Depreciren (lat.), abbitten.

Deprehension (lat.), Ergreifung, Festnehmung eines Verbrechers, auch Ertappung. Deprehensionis forum ist im Kriminalproceß der Gerichtsstand des Orts der Ergreifung oder der Betretung des Verbrechers. Nach gemeinem Recht konkurrirt dieser Gerichtsstand mit dem Gerichtsstande des Wohn= oder Aufenthaltsorts des Verbrechers (forum domicilii) sowie mit dem Gerichtsstande des begangenen Verbrechens (forum delicti), d. h. die Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechers kann ebensogut von dem Gericht, in dessen Sprengel der Verbrecher ergriffen, wie von dem Gericht, in dessen Sprengel die That verübt wurde, oder auch von dem Gericht des Wohnorts des Verbrechers beansprucht werden. Zu beachten ist aber, daß nach manchen Gesetzgebungen, namentlich nach thüringischem, oldenburgischem, würtembergischem Strafproceßrecht das forum delicti exklusiv ist, während nach preußischem und französischem Rechte die Wahl des Anklägers entscheidet. Außerdem ist im Zweifel unter verschiedenen zuständigen Gerichten die Prävention (s. d.) entscheidend.

Deprekation (lat. Deprecatio injuriae, »Abbitte«), eine dem deutschen Recht eigenthümliche, beschämende Privatstrafe, auf welche früher häufig bei Ehrverletzungen, entweder allein oder neben einer Geldstrafe oder einer Ehrenerklärung und Widerruf, erkannt zu werden pflegte. Die moderne Gesetzgebung hat diese erniedrigende und demoralisirend wirkende Strafe beseitigt, welche zudem das Eigenthümliche hatte, daß der zu Bestrafende die Strafe an sich selbst vollziehen mußte. Das deutsche Strafgesetzbuch insbesondere kennt für Injurien nur die öffentlichen Strafen der Geldbuße, der Haft und des Gefängnisses und gestattet nur bei öffentlichen oder durch Verbreitung von Schriften, Darstellungen oder Abbildungen begangenen Beleidigungen eine besondere Genugthuung für den Beleidigten, und zwar durch öffentliche Bekanntmachung des Strafurtheils auf Kosten des Beleidigers. Die Strafe der Abbitte dagegen ist abgeschafft. — In der Rhetorik ist D. die Figur, wobei der Redner, statt mit Gründen zu wirken, sich bittweise an die Richter oder anderen Zuhörer wendet. — In der Dogmatik versteht man darunter Fürbitte Christi für die Gläubigen bei Gott.

Deprekatür (mittellat., f.), das bei einer Schenkung an Klöster und Kirchen von dem Schenkenden reservirte Anrecht auf die Einkünfte Zeit seines Lebens; auch ein bis ins dritte Glied dauernder Erbpacht.

Depression (lat.), Niederdrückung, Unterdrückung, Geistesabspannung. D. der Sonne oder eines Sterns ist der Stand derselben oder desselben, zu irgend einer Zeit unter dem Horizont durch einen Vertikalzirkel gemessen; D. des Horizonts (Kimm) die Erscheinung, daß der Horizont (s. d.) besonders zur See stets tiefer erscheint als der Standpunkt des Beobachters, speciell der Winkel, welchen die vom Auge des Beobachters nach einem Punkte des Horizonts gezogene Linie mit der horizontalen macht. Infolge der D. des Horizonts ist der Winkel vom Scheitel zum Horizont größer als 90°, und zwar bei einer Erhebung von 10 Fuß um 3½ F., von 100 F. um 11 F., von 1000 F. um 35 F. Die genaue Bestimmung der D. des Horizonts ist für die Nautik von größter Wichtigkeit, zur Messung derselben dient der Dipsektor.

Depressionsschuß (Senk- oder Plongirschuß), jeder unter die Horizontallinie gerichtete Schuß. Der Winkel, welchen die Schußrichtung mit letzterer bildet, heißt Depressionswinkel. In hoch gelegenen Forts, in Deutschland z. B. in Ehrenbreitstein bei Koblenz, gibt es auch besonders für diesen Schuß konstruirte Depressionslaffetten.

Depretiiren (lat.), entwerthen, herabsetzen; Depretiation, Herabsetzung, Unterschätzung.

Deprivatio (lat.), Beraubung, Absetzung, insbesondere Entsetzung eines Geistlichen von seiner Pfründe.

De profundis (lat.), Anfang des 130. (Vulgata 129.) Psalms (Bußpsalm), der in der katholischen Kirche als Trauergesang gesungen wird. D. steht häufig am Schluß von Todesanzeigen in Frankreich und bedeutet dann etwa s. v. w. »beten wir für ihn (oder sie)!«

Deptford (spr. dettförd), eine Vorstadt Londons, am rechten Themseufer, unterhalb Greenwich, in der Grafschaft Kent gelegen. Die ehemaligen königlichen Schiffswerften sind eingegangen und ihre Gebäulichkeiten theilweise bei Errichtung des großartigen Markts für den Verkauf ausländischen Viehs verwendet worden. Die »General Steam Navigation Company« hat hier ihre Maschinenfabriken und Schiffswerften. Peter d. Gr. wohnte während seiner Anwesenheit in D.

Depurantia (lat., blutreinigende Mittel), standen in früheren Zeiten bei den sogen. Humoralpathologen in großem Ansehen, weil man ihnen die Kraft zuschrieb, Unreinigkeiten und Schärfen, welche den Körpersäften beigemengt wären, aus dem Organismus zu entfernen und diesen dadurch zu reinigen. In dieser Weise darf nun freilich die Wirkung der D. nicht aufgefaßt werden, vielmehr hat es damit folgende Bewandnis. Die sogen. blutreinigenden Mittel wirken sämmtlich mehr oder weniger reizend auf die Darmschleimhaut ein, entziehen dem Blut, welches in der Darmwand cirkulirt, die in Wasser löslichen Stoffe (aber nicht bloß die schädlichen, unreinen Stoffe) und unterhalten einen gewissen Grad von Diarrhöe. Auf diese Weise steigern sie den Stoffwechsel im Körper. Man kann demnach insofern die blutreinigende Wirkung der D. zugeben, als bei lebhaftem Stoffwechsel auch die Chancen für die Entfernung schädlicher Stoffe aus dem Körper sich steigern. Die wichtigsten D. sind dem Pflanzenreich entnommen. Es gehört dazu der ausgepreßte Saft frischer Kräuter, ferner die Radix Graminis, Taraxaci, Caricis arenariae, Bardanae, Sassaparillae, die Species ad decoctum lignorum (Holzthee) ꝛc.

Depuration (lat.), Reinigung.

Deputät (Deputatum), im allgemeinen das, was jemandem als ihm beschiedenes Theil zugedacht ist (daher die Redensart: »Der hat sein D.«, insbesondere, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren ist). Besondere Bedeutung hat (oder hatte) das D. im öffentlichen, namentlich im Beamtenrecht. Hier heißt D. das, was einem Beamten oder einer sonstigen Person (Deputatist) außer dem ordentlichen Gehalt an Lebensmitteln, Holz ꝛc. ausgesetzt und entweder unentgeltlich oder gegen einen bestimmten (regelmäßig niedrigen) Preis zu entrichten ist, z. B. Deputatgetreide, Deputatholz ꝛc. Wo diese Leistungen abgelöst und in feste Geldbeträge umgewandelt worden sind, pflegte man sich zur Bestimmung der letzteren nach dem Durchschnittspreis der letzten 25 oder 20 Jahre (mit Auslassung der beiden theuersten und der beiden wohlfeilsten Jahre) zu richten. Die Verpflichteten haben dabei fast immer gewonnen, die Berechtigten häufig verloren. — Bei sequestrirten Stammgütern ist D. das, was dem Besitzer daraus zum Unterhalt ausgesetzt ist. Endlich bedeutet, wiewohl seltener, D. s. v. w. Besoldung, Bestallung, auch s. v. w. Avanage.

Deputäti (lat.), bei den Römern Mannschaften, welche im Gefecht zur Unterstützung der Verwundeten aus der Truppe herausgezogen wurden, während allen anderen das Austreten streng verboten war, also unsere Hülfskrankenträger.

Deputation (lat.), Abordnung einiger Mitglieder aus einem Kollegium, Stand oder einer größern Versammlung, Korporation ꝛc. zur auswärtigen Betreibung einzelner Angelegenheiten der Gesellschaft; dann die abgesendeten Personen selbst, die in die Stelle von Prokuratoren treten, welche zur Rechenschaft verbunden sind, während die zurückgebliebenen Gesellschaftsmitglieder in die Stelle von Beauftragenden treten; ferner eine Abordnung (Ausschuß) von einer Gemeindevertretung oder von den Ständen eines Landes, welche in besonderen Sitzungen oder auf Deputationstagen (conventus deputationum) über gewisse Angelegenheiten berathschlagen sollen. Die Deputationen bestellen, nachdem ihre Berathungen, die in parlamentarischer Weise vor sich gehen, geschlossen sind, einen Referenten, öfter auch einen Korreferenten, der im Plenum mündlich oder schriftlich über das Resultat der stattgefundenen Berathungen berichtet. Wenn sich die D. in eine Majorität und eine Minorität getheilt hat, so wählt jede derselben ihren Referenten. Es gibt ständige und nichtständige Deputationen; die ersteren bilden in konstitutionellen Staaten gewissermaßen nach Aufhebung der Legislatursitzungen eine Kontinuität der Volksvertretung. Im ehemaligen Deutschen Reich gab es allgemeine oder Reichsdeputationstage und besondere Deputationstage, welche in den einzelnen Staaten von den Abgeordneten der Stände gehalten wurden. Beide waren wieder entweder ordentliche oder außerordentliche Deputationstage, je nachdem sie nach der in den Reichs- oder den Provinzialgesetzen vorgeschriebenen Verfassung, oder außer der Ordnung wegen eingetretener besonderen Umstände gehalten wurden. Die von den Deputirten und kaiserlichen Kommissären zu Stande gebrachten und in einer Urkunde gesammelten Beschlüsse hießen Deputationsrecesse (Deputationsabschiede); vgl. Reichsdeputation.

Deputatist, s. Deputät.

Deputiren (neulat.), abordnen, absenden.

Deputirte (lat.), »Abgeordnete«, die als Mitglieder einer zur Berathung und Beschlußfassung über gewisse Angelegenheiten berufenen Versammlung fun-

giren; dann die durch Stimmenmehrheit zur Leitung einer Gesellschaft auf bestimmte Zeit Gewählten; bei Kollegien oder Magistraten solche, denen ein bestimmter Geschäftszweig vorzugsweise zur Bearbeitung übertragen worden ist, in welchem Fall der Charakter des Geschäfts beigefügt wird, z. B. Deputirter zum Straßenbau, zum Forstwesen ꝛc. Die wichtigste Art von Deputirten sind die frei gewählten Vertreter des Volks in konstitutionellen Staaten; sie sind selbstverständlich nur für eine gewisse Zeit gewählt, können aber nach Ablauf derselben wieder gewählt werden. In ihrer Eigenschaft als Volksrepräsentanten stehen ihnen manche besonderen Rechte zu. Ist ein Beamter als Deputirter in die Volksvertretung berufen, so ist er aus allgemeinen Rechtsgründen nicht zur Tragung der Kosten einer etwaigen Stellvertretung verpflichtet. Infolge der Uebernahme eines Mandats zum Land- oder Reichstag (Parlament) entstandene, rein private Nachtheile begründen keinen Entschädigungsanspruch, und die sogen. Diäten sind, wo und so weit sie vorkommen, nur als ein Ersatz seitens des Staats für Baarmehrauslagen anzusehen und nicht sowohl aus rechtlichen als politischen Gründen zu vertheidigen. Regel ist, daß ein Deputirter, der, während er Mitglied einer Volksvertretung ist, zu einer höhern amtlichen Stellung befördert wird, sein Mandat als Volksvertreter niederlegen muß; er ist dann jedoch wieder wählbar. In manchen Ländern, z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sind aktive Militärpersonen und Beamte der Regierung nicht wählbar in die Volksvertretung.

Deradschat, einer der zehn Regierungsbezirke (Commissioner ship) der englisch-indischen Provinz Pendschab, 32,583 QKilom. (590,5 QM.) groß, mit (1871) 991,751 Einw., zerfällt in die drei Distrikte: Dera Ismael Chan, Dera Ghazi Chan und Bannu. Die bedeutendste Stadt ist Dera Ismael Chan, am Indus, mit 24,906 Einw., Ausgangspunkt für die Straße den Gomal aufwärts nach Kabul. D. producirt besonders Getreide, Baumwolle, Datteln, Indigo; die letzteren zwei Produkte bilden einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel. Die Bewohner längs der Grenze (Afghanen) sind in viele Stämme gespalten und waren ein unruhiges, an Arbeit nicht gewöhntes, raublustiges Volk; 1859 wurde zu ihrer Züchtigung eine kriegerische Expedition gegen sie nöthig. Seitdem sind sie friedliebender und arbeitsamer geworden. Der Timuride Humayun errichtete aus dem Gebiet nach 1555 eine Provinz des Großmogulreichs. Vgl. Raverty, An account of Lower Derajat (im Journal der »Asiatic Society of Bengal«, Bd. 26).

Dera-Dun, s. Dehra-Dun.

Derangiren (franz., spr. -rangschi-), in Unordnung bringen, verwirren, stören. Derangement (spr. -rangsch'mäng), Unordnung, Verwirrung.

De rato (lat.), nach Beschluß.

Derayeh (Deraie, Derveh), Stadt der arabischen Landschaft Nedsched (nach Pelly unter 24° 38′ nördl. Br. und 46° 42′ östl. L. v. Gr.) an der Karawanenstraße vom Rothen Meer nach dem Persischen Meerbusen, war zu Anfang des Jahrhunderts als Hauptstadt der Wahabiten eine Zeitlang sehr blühend, wurde aber 1819 nach siebenmonatlicher Belagerung von Ibrahim Pascha zum größten Theil zerstört, worauf der Beherrscher der Wahabiten seinen Sitz nach der nicht weit entfernten Stadt El Riâd verlegte.

Derb, von Mineralien eine unbestimmte Bezeichnung der Werner'schen Schule, gewöhnlich für formlose, eingewachsene Aggregate eines gleichartigen Minerals oder überhaupt für homogene krystallinische Bruchstücke von ziemlicher Größe gebraucht.

Derbe (Derbeia), feste Stadt des Alterthums in Lykaonien, ward zuerst bekannt als Sitz des Tyrannen Antipater von D.; war nach christlicher Tradition Geburtsort des Timotheus. Die Lage der Stadt ist nicht genau bekannt, doch ist sie westlich vom heutigen Ak Göl zu suchen.

Derbend (türk., »Thor-Band«), Gebirgspaß, Straße; Derbendschi, Paß-, Straßenwächter.

Derbent (Derbend), die befestigte Hauptstadt des russ. Gebiets Daghestan im Kaukasus, mit einem Hafen am Kaspischen Meer, bildet mit der Umgegend die Stadthauptmannschaft D. von 275 QKilom. (5 QM.) und (1871) 17,730 Einw. D. war eine der Glanzstädte des Mittelalters, die den Namen Bab ül abwab oder Porta portarum führte und Jahrhunderte hindurch der Sitz eines eigenen Chans war, dem meist auch die Chanate von Kuba und Baku sowie die von Kürja und Kasikumuch zinsbar waren, und der gewöhnlich selbst wieder in Abhängigkeit von Persien stand. Die Lage der Stadt ist entzückend: sie dehnt sich längs der Gehänge eines mit Wein- und Obstgärten, Mais- und Krappfeldern bedeckten hohen Bergs aus, an dessen Wänden die Hütten und Häuser der reicheren Bewohner oft wie Schwalbennester kleben. Die Berge nähern sich dem Meer und sind davon nur durch einen verhältnismäßig schmalen Streifen Niederung getrennt, auf welchem D. liegt. Die Wellen des Kaspischen Meers bespülen die Quais der untern Stadt. Diese bildet der Gestalt nach ein Viereck, ist mit einer hohen und starken Mauer umgeben und besteht aus drei verschiedenartigen Theilen: der Festung, die den obern Theil bildet und das stattliche Chanschloß enthält, wo jetzt der Gouverneur von Daghestan wohnt; dem mittlern Stadttheil, worin eine prächtige russische Kathedrale, eine armenische Kirche, 5 Moscheen und eine Synagoge, ferner ein Kaufhof und etwa 1000 Wohnhäuser stehen, und dem untern Stadttheil mit nur wenigen Wohngebäuden, zahlreichen Fischerhütten, Gasthäusern für die Schiffer, einem Zollhaus, einer Schiffswerfte und weit ausgedehnten Viehweiden. Die Zahl der Bewohner betrug 1806 nur gegen 4000 Seelen (darunter 500 Armenier, 100 Juden, außerdem Turkmenen, Kumyken ꝛc.), 1871 dagegen 15,250 Personen. Eine große Bedeutung kommt D. nicht zu; Haupthafenplätze an dieser Seite des Kaspischen Meers sind Perowsk und Baku. In der ältesten Zeit war D. der nördlichste Punkt, bis zu welchem Iranier aus Persien sich angesiedelt hatten; zum Schutz gegen die im N. wohnenden wilden Horden türkischer Abstammung war der Küstensaum bei D. mit der Kaukasischen Mauer geschlossen, die sich als Befestigung aller Paßübergänge quer über den großen Kaukasus bis zum Engpaß Dariel fortzog, und von welcher zahlreiche Thürme noch Zeugnis geben. D. hat viele Gebäude von historisch-archäologischer Merkwürdigkeit. Die große Moschee in der Mittelstadt, deren Vorhof mit marmornen Platten belegt ist, war aller Wahrscheinlichkeit nach einst eine fürstliche Kirche; das Schloß, die frühere Residenz des Chans, wo zuweilen auch die persischen Schahs auf ihren Zügen durch den Kaukasus verweilten, enthält prächtige, mit orientalischem Luxus ausgestattete Zimmer und besitzt einen mit Südfrüchten aller Art prangenden Garten. Auch befinden sich darin verschiedene persische Kioske, ein großes Marmorbecken mit fünf Springbrunnen, ein Aquädukt, welcher das Schloß mit frischem Bergquellwasser versieht. Die

russischen Anbauten in neuester Zeit haben den echt orientalischen Stil dieses interessanten Gebäudes leider etwas beeinträchtigt. Merkwürdig ist auch der Begräbnisplatz an der Nordseite der Stadt, wo sich viele alte Denksteine mit kufischen Inschriften vorfinden, sowie ein Mausoleum, worin 40 Helden bestattet liegen, die bei der Eroberung Daghestans durch die Araber vor den Thoren von D. fielen. Die Stadt hat berühmte öffentliche Bäder, viele Kaufhallen, wo man prächtige Shawls, Teppiche und andere Seiden- und Baumwollstoffe, Spezereien ꝛc. ausgelegt findet; einen bedeckten Kanal, der vom Gebirge her der Stadt gutes Trinkwasser zuführt, einen Leuchtthurm auf der Rhede ꝛc. Die Einwohner nähren sich vorzüglich von Landwirtschaft, einigen Handwerken, Schiffahrt und Handel, welcher auf vier sehr lebhaft besuchten Jahrmärkten nicht unbedeutenden Absatz an die Bewohner der inneren Gebirgsthäler erzielt. Wie die Stadt im Alterthum hieß, ist unbekannt. Der Name D. kommt erst seit Nushirwan (im 6. Jahrh.) vor, welcher das Chanat D. stiftete und die Stadt zur Residenz des Chans machte. Um 1220 wurde D. von den Mongolen erstürmt. Später bemächtigten sich die Türken unter Mustapha I. des untersten Stadttheils, doch wurden sie von Emir Hamse wieder daraus vertrieben. Im Jahr 1722 entrissen die Russen D. den Persern, und Peter d. Gr. ließ sich bei einem Triumphzug in Moskau die silbernen Schlüssel der eisernen Thore von D. vortragen. Im Frieden von 1723 behielten die Russen D., gaben es dann 1736 an Persien zurück, eroberten es aber 1796 unter dem Grafen Subow von neuem, worauf es 21. Juni 1806 definitiv mit dem russischen Kaukasien vereinigt wurde.

Derborence (Lac D., spr. -rängs), Bergsee im schweizer. Kanton Wallis, 1436 Meter ü. M., in wilden Höhen des Chevillepasses gelegen, entstand 1749 durch die Felsstürze der Diablerets (s. d.).

Derby (Derbyshire), Grafschaft im nördlichen England, grenzt nördlich an die Grafschaft York, östlich an Nottingham und Leicester, südlich an letzteres und an Stafford, westlich an Chester und Lancaster und umfaßt 2666 QKilom. (48,4 QM.) mit (1871) 380,538 Einw. Der nördliche Theil (the Peak genannt) ist ein Gebirgsland mit gerundeten Hügeln und ausgedehnten Mooren und von tiefen Thälern durchschnitten. Der High Peak erreicht hier eine Höhe von 602 Meter, der Back Tor 548 Meter und der Axedge 554 Meter. Das vorherrschende Gestein bildet Bergkalk, der sehr höhlenreich ist und manchen der Flüsse ein unterirdisches Bett gewährt. Die merkwürdigsten Höhlen sind die Peakshöhle im Middletonthal, die Eldon- und die Poolshöhle bei Burton und die Stalaktitenhöhle Bradwell-Cavern. Diese Gegend ist reich an Mineralschätzen wie an landschaftlichen Schönheiten. Die Mineralquellen von Burton, Bakewell und Matlock sind vielbesucht. Der südliche Theil ist eine gewellte Ebene, meist fruchtbar und gut angebaut. Von den Flüssen ist nur der Trent mit seinem Nebenfluß Derwent nennenswerth. Das Klima ist im N. rauh, im S. und W. aber mild, und durchaus gesund. Von der gesammten Oberfläche bestehen 23 Proc. aus Ackerland (Klee, Weizen, Hafer, Gerste und Kartoffeln), 52 Proc. aus Weideland und 3 Proc. aus Wald. Der Viehstand zählte 1872: 17,425 Pferde, 126,352 Rinder, 233,392 Schafe und 42,934 Schweine. D. ist vorzugsweise Fabrik- und Bergwerksland. Die Bergwerke beschäftigen an 10,000 Arbeiter; gewonnen werden Steinkohlen (jährlich 5,000,000 Tonnen), Eisen (130,000 Tonnen), Blei, Silber, Zink, Thonerde, Bausteine ꝛc. Der Tropfstein einiger Höhlen (wie der Peakshöhle) wird vielfach als Zierat verarbeitet. In industrieller Beziehung sind die Baumwollfabrikation mit 18,000 Arbeitern, die Seidenfabrikation mit 5500 Arbeitern und die verschiedenen Zweige der Eisenindustrie (5000 Arbeiter) hervorzuheben. Die Grafschaft liefert außerdem Spitzen (1900 Arbeiter), ausgezeichnetes Porzellan (600 Arbeiter), Thonpfeifen u. a. Kanäle und Eisenbahnen fördern den Verkehr.

Die Hauptstadt D., mit (1871) 49,793 Einw., liegt im fruchtbaren Thal des Derwent und hat in den älteren Stadttheilen enge und krumme Straßen mit rothen Backsteinhäusern. Unter den Kirchen verdienen die Allerheiligenkirche (aus der Zeit Heinrichs VII.) und die von St. Alkmund, beide mit hohen Thürmen, und die von Pugin erbaute römisch-katholische Kathedrale Beachtung. Zahlreiche Anstalten befördern die Bildung, so ein Museum, eine öffentliche Bibliothek, ein Arbeiterverein (Mechanics Institute) u. a. Die Industrie der Stadt ist bedeutend, namentlich die Seidenfabrikation, welche in der Stadt 4600 Menschen beschäftigt (1718 wurde hier die erste Seidenfabrik in England angelegt), der Maschinenbau (die Midland-Eisenbahngesellschaft hat hier ihre Werkstätten), die Spitzen- und Baumwollfabrikation. Auch Strumpfwaaren, Porzellan, Kutschen, Goldschmiedwaaren und Schmucksachen aus Flußspat und Vasen aus Marmor werden hier verfertigt. In der Nähe des großen Bahnhofs befindet sich ein großer Park. Wilhelm der Eroberer schenkte Stadt und Umgegend seinem Sohn »Peveril of the Peak«. D. gegenüber auf dem andern Ufer des Flusses bei Little Chester stand das römische Derventio.

Derby, 1) Edward Geoffrey Smith Stanley, Graf, früher Lord Stanley, Haupt der konservativen Partei in England, geb. 29. März 1799 in Knowsleypark in Lancashire, erhielt seine Erziehung in Eton und im Christchurch-College in Oxford, trat 1822 in das Unterhaus ein und machte sich hier 1824 durch eine Rede zu Gunsten der Hochkirche bemerklich. Nachdem er unter Canning und Goderich das Unterstaatssekretariat der Kolonien bekleidet hatte, übernahm er 1830 im Reformministerium Grey's die Stelle eines Staatssekretärs für Irland, wo damals die für die Aufhebung der Union zwischen Irland und England agitirende Partei durch die den Katholiken gemachten Konzessionen und die prekäre Stellung des Ministeriums, welches der Stimmen der irländischen Mitglieder des Unterhauses nicht wohl entbehren konnte, gesteigerte Forderungen stellte. In Windsor gewählt, hatte er gegen O'Connell oft ganz allein den parlamentarischen Kampf zu bestehen. Durch das leidenschaftliche Feuer seiner Rede, die aber keineswegs der scharfen Logik und des schlagenden Witzes entbehrte, erwarb er sich damals den Beinamen des »Ruprechts der Debatte«, in Irland aber den des »Skorpion Stanley«. Während der Berathung der Reformbill 1832 bewies er sich als eifrigen Vertheidiger derselben, und als Staatssekretär für Irland brachte er die irische Nationalerziehungsbill, welche die irländischen Volksschulen einseitigem kirchlichen Einfluß entzog, durch das Unterhaus. Infolge erbitterten Kampfs mit den irländischen demokratisirenden Liberalen gewann die aristokratische Richtung in Stanley allmählich die Oberhand, und er ward seiner Partei um so mehr entfremdet, als dieselbe den irländischen Repealern gegenüber eine immer größere Nachgiebigkeit bewies. Nachdem er das irländische

Staatssekretariat mit dem für die Kolonien vertauscht hatte, setzte er in dieser Stellung die Emancipation der westindischen Sklaven durch. Als jedoch das Ministerium 1834 durch weitere Einschränkung der protestantischen Staatskirche Irlands der dortigen Opposition eine neue Koncession machen wollte, trat Stanley mit Sir James Graham, Lord Ripon und dem Herzog von Richmond aus dem Kabinet. Die hiermit eingetretene Spaltung in der ehemaligen Reformpartei wurde eine definitive, als Stanley, der das Anerbieten Sir Robert Peels, in dessen Ministerium einzutreten, ausgeschlagen, 7 Jahre lang mit der konservativen Opposition stimmte und endlich 1841, als Sir Robert Peel wieder ein konservatives Ministerium bildete, das Portefeuille der Kolonien übernahm. Er behielt letzteres 4 Jahre und wurde während dieser Zeit als Lord Stanley ins Oberhaus versetzt. Als aber Sir Robert Peel gegen Ende 1845 sich für Aufhebung der Kornzölle erklärte, schied er aus dem Kabinet. Im folgenden Jahr erschien er im Oberhaus an der Spitze der protektionistischen Opposition, deren Führer im Unterhaus Lord George Bentinck und Disraeli waren. Trotz der Hoffnungslosigkeit des Kampfs für ein Princip, dessen Durchführung dem Wohlstande des Landes die unheilbarsten Wunden geschlagen haben würde, hielt Stanley im Oberhaus und nach Bentincks Tode Disraeli im Unterhause standhaft aus. Als 1852 das durch Lord Palmerstons Austritt geschwächte Whigkabinet fiel, mußte bei der allgemeinen Zersetzung der Parteien Stanley, der inzwischen (30. Juni 1851) als Graf D. seinem Vater gefolgt war, als das Haupt der Konservativen die Bildung eines Kabinets übernehmen. Da aber das von ihm gebildete Ministerium in der Frage über den Kornzoll in der Minorität blieb, trat es bald ab. D. wurde dafür Kanzler der Universität Oxford. Einen Auftrag, 1855 ein Ministerium zu bilden, lehnte er ab. Dagegen trat er 20. Febr. 1858 wieder an die Spitze der Regierung, beendigte den von dem Kabinet Palmerston hinterlassenen Krieg mit China durch den günstigen Vertrag von Tien Tsin und trat energisch gegen den indischen Aufstand auf, war aber nachgiebig gegen Frankreichs Forderungen in der Flüchtlingsfrage, doch unter Wahrung des äußern Anstandes. Indessen mußte er wegen der Sympathien für Oesterreich und wegen einer Niederlage bei der Einbringung einer Reformbill 17. Juni 1859 zurücktreten. Seitdem nahm er regelmäßig seinen Sitz im Oberhaus, ohne ein eigentlicher Gegner der in vieler Beziehung torvistischen Interessen entsprechenden Politik Palmerstons zu sein. Popularität bei der Menge erweckte es ihm, als er bei der durch die Baumwollkrisis in den Fabrikdistrikten hervorgerufenen Noth mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit zu helfen bemüht war. Seine Muße gehörte wissenschaftlicher Beschäftigung, und seine Uebersetzung der »Ilias« in reimlosen Jamben (Lond. 1864, 2 Bde.), welche ebenso sehr durch Treue wie poetischen Geist und Sprache sich auszeichnet und daher im Jahr nach ihrem ersten Erscheinen bereits 5 Auflagen erlebte, gibt ein ehrendes Zeugnis für seine klassische Bildung. Als nach dem Tod Palmerstons der Versuch Russels, das Ministerium in ähnlicher Färbung wie unter Palmerston fortzuführen, ein rasches Ende nahm, ward D. 26. Juni 1866 noch einmal der Auftrag, ein Kabinet zu bilden, in welchem sein Sohn, Lord Stanley, die auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Dieses Ministerium D. wand sich denn auch durch eine sehr bewegte Reformdebatte glücklich hindurch, freilich auch eine Reformakte zu Stande kommen lassend, radikaler, als sie jemals von einem whigistischen Ministerium zur Vorlage gebracht worden ist. In den letzten Jahren von der Gicht sehr geplagt, reichte D. sein Entlassungsgesuch ein, dessen Annahme Stanley in der Unterhaussitzung 25. Febr. 1868 verkündete. Während der Session von 1868 betheiligte er sich nur selten an den Debatten im Parlament; jedoch wenn er es that, so geschah es, um die Lords in ihrem Widerstand gegen die von dem neuen liberalen Kabinet Gladstone angeregte Politik hinsichtlich der Abschaffung der Staatskirche in Irland zu bestärken. Seine letzte große Rede hielt er, trotz schwerer körperlicher Leiden, 17. Juni 1869 gegen die zweite Lesung der irischen Kirchenbill und unterzeichnete alsdann nach deren definitiver Annahme mit einer Minorität unnachgiebiger Lords als unversöhnlicher Gegner der Trennung von Kirche und Staat einen Protest gegen die Bill. D. starb 23. Okt. 1869 auf seinem Stammsitz Knowsley. Vgl. Friedrich Althaus, Graf D., in »Unsere Zeit«, Bd. 6, 1. Thl. (1870).

2) Edward Henry Smith Stanley, Graf, Sohn des vorigen, geb. 21. Juli 1826, saß bis zum Tod seines Vaters im Unterhaus für den Flecken Lynn Regis, bereiste den Orient und ward alsdann, zurückgekehrt, im März 1852 Unterstaatssekretär im ersten Ministerium seines Vaters. Nachdem er eine ihm von Palmerston angebotene hohe Stellung im Ministerium der Kolonien ausgeschlagen hatte, erhielt er in der zweiten Verwaltung seines Vaters (1858—1859) einen Sitz im Kabinet, und unter seiner Aufsicht wurde die Herrschaft über das ostindische Reich von der Handelsgesellschaft auf die Krone übertragen. Im dritten Kabinet seines Vaters Minister des Auswärtigen, nahm er Juli 1866 an den Verhandlungen über Luxemburg hervorragenden Antheil. Erst mit dem Antritte des liberalen Ministeriums Gladstone legte er (December 1868) sein Amt als Minister nieder und trat nach dem Tod seines Vaters ins Oberhaus, wo er eins der thätigsten Mitglieder der gemäßigten konservativen Partei ist. Im Kabinet Disraeli, das 20. Febr. 1874 gebildet wurde, übernahm er wieder das Ministerium des Auswärtigen. Er schrieb »Claims and resources of the West-Indian colonies« (Lond. 1849).

Dereliktion (lat.), Verlassung; das Verlassen, Aufgeben. Derelikta, verlassene, aufgegebene Sachen.

Derelinquiren (lat.), verlassen, den Besitz einer Sache aufgeben.

Derenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Halberstadt, an der Holzemme, mit 2 Kirchen, einer Synagoge, einem Hospital (der Sage nach im 11. Jahrh. von Mechtildis, der Tochter Kaiser Otto's III., gegründet) und (1871) 2668 Einw., welche sich vorzugsweise von Ackerbau und Mühlenbetrieb ernähren. Dabei die Bergveste Regenstein, ganz von braunschweigischem Gebiet eingeschlossen. D. wurde 919 von Heinrich I. gegründet, war sonst Herrschaft und gehörte zur Hälfte dem Bischof von Halberstadt und zur Hälfte der Aebtissin von Gandersheim. Letztere verkaufte 1471 und 1481 ihren Antheil an erstern. Im 17. Jahrh. kam D. an Brandenburg.

Derewnja, russ. Name für ein Dorf ohne Kirche, während ein Kirchdorf Sseld heißt.

Derfflinger, Georg, Reichsfreiherr von, eigentlich Dörfling, berühmter Feldherr des Großen Kurfürsten von Brandenburg, war im März 1606 nach einigen in dem oberösterreichischen Dorf Neuhofen, nach anderen in einem böhmischen Dorf geboren.

Daß er zuerst Schneidergeselle gewesen, scheint unbegründet zu sein. Er trat zuerst als gemeiner Soldat in schwedische Kriegsdienste, war 1635 bereits Oberstleutnant und vertrieb auf Banners Zug nach Sachsen an der Spitze von 200 Reitern die viermal stärkeren Sachsen aus Halle. Im Jahr 1638 zum Obersten befördert, ward er bald durch seine biedere Derbheit, seinen Muth und sein leutseliges Betragen der Liebling der Soldaten. Von Torstenson beauftragt, den Fürsten von Siebenbürgen, Georg Ragoczy, in das Bündnis gegen den Kaiser zu ziehen, durchreiste er in der Kleidung eines abgedankten, anderweitige Dienste suchenden Officiers das südliche Polen, erreichte glücklich Siebenbürgen und kam nach wohlverrichtetem Geschäft auf gleiche Weise wieder zurück, so daß er noch an der zweiten Leipziger Schlacht theilnehmen konnte. Als Ueberbringer der Siegesbotschaft an die Königin Christine ward er von dieser zum Generalmajor ernannt. Während Torstensons Einfall in Mähren zwang er die Stadt Leipnik trotz des heldenmüthigen Widerstands der Bewohner zur Uebergabe. Nach dem Frieden aus dem schwedischen Heer entlassen, lebte er in der Heimat seiner Gemahlin, der Mark Brandenburg, großentheils zu Berlin, in Zurückgezogenheit, bis er 1654 als Generalmajor der Kavallerie in brandenburgische Dienste trat. Im polnischen Feldzug von 1656 nahm er das feste Kloster Priment und die Stadt Bomst im Sturm und ward dafür zum Generalleutenant der Kavallerie und 20. Juni 1657 zum Wirklichen Geheimen Kriegsrath ernannt. Auch an dem Feldzug gegen die Schweden hatte D. so rühmlichen Antheil, daß ihn der Kurfürst 1658 zum Generalfeldzeugmeister ernannte. 1670 erhielt er die Würde eines Generalfeldmarschalls. 1674 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, ging er als Gesandter nach Holland, um einen Allianz- und Subsidienvertrag abzuschließen, und begleitete darauf den Kurfürsten auf dem unrühmlichen Feldzug im Elsaß. Während des unmittelbar darauf folgenden Kriegs gegen die in die Mark Brandenburg eingebrochenen Schweden bemächtigte er sich mit außerordentlicher Kühnheit der von den Schweden besetzten Havelbrücke und der Stadt Rathenow und bahnte dadurch dem Kurfürsten den Weg zu dem berühmten Sieg bei Fehrbellin 18. Juni 1675, den er selbst, den Oberbefehl unter dem Kurfürsten führend, durch die Okkupation der Sandhügel bei Linum entschied. Sein glänzender Sieg über das schwedische Belagerungsheer vor Wolgast (22. Jan. 1676) war der Vorläufer fernerer Eroberungen. Nach der Uebergabe von Stettin (27. Dec. 1677) ward D. Statthalter von Hinterpommern und dem Fürstenthum Kammin und Obergouverneur aller pommerschen Festungen. Trotz seines vorgerückten Alters begleitete er den Kurfürsten in den neuen Feldzug, führte bei dem Angriff auf Rügen (10. Sept. 1678) das Mitteltreffen und war unter den ersten, die 13. Sept. die Insel betraten. Nachdem er durch die Eroberung Stralsunds die Schweden vom deutschen Boden vertrieben, setzte er mit 9000 Mann und 30 Kanonen auf Schlitten über das Frische und Kurische Haff und schlug die Schweden bei Tilsit 1679. Er starb 4. Febr. 1695. Mit seinem Sohn Friedrich, Freiherrn von D., der, 1. April 1663 zu Gusow geboren, 29. Jan. 1724 als Generalleutnant starb, erlosch sein Geschlecht. Vgl. König, Authentische Nachrichten von dem Leben Derfflingers (Stendal 1786); Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale, Bd. 2 (3. Aufl., Leipz. 1872).

Derg (Dergh, Dearg), Landsee auf der Grenze der irischen Grafschaften Tipperary und Galway, 40 Kilom. lang und 4—11 Kilom. breit, wird vom Shannon durchflossen. Im S. umgeben ihn hohe Berge, wie die Arra Mounts, Slieve Bernagh und westlich davon die Aughty Mounts.

Deridiren (lat.), verlachen, verhöhnen, verspotten.

Derision (lat.), Verspottung; derisorisch, spöttisch.

Derivantia (lat.), ableitende Mittel.

Derivationsrechnung (Derivationskalkül, Ableitungsrechnung), im allgemeinen ein Rechnungsverfahren, nach welchem die unentwickelte Funktion einer oder mehrerer veränderlichen Größen so entwickelt werden kann, daß die einzelnen Glieder der darzustellenden Funktion nach einem und demselben Gesetz aus einander sich ableiten lassen, so daß also etwa das sechste Glied aus dem fünften auf eben dieselbe Weise entsteht, wie das fünfte aus dem vierten. Arbogast, der Erfinder dieses Kalküls, suchte damit eine Grundlage der höhern Analysis zu gewinnen, und zwar mit Umgehung des Begriffs des unendlichen Kleinen oder verschwindender Größen. Auch Lagrange ist Erfinder eines Derivationskalküls, der aber nur in der Beziehungs- und Herleitungsart der Grundformeln, nicht aber in der Rechnungsart im allgemeinen von der Differentialrechnung verschieden ist. Vgl. Arbogast, Du calcul des dérivations (Straßb. 1800); Lagrange, Théorie des fonctions analytiques (Par. 1797, 3. Aufl. 1847); Derselbe, Leçons sur le calcul des fonctions (das. 1806); Hindenburg, Der Derivationskalkül und die kombinatorische Analysis (Leipz. 1803).

Derivátum (lat.), ein »abgeleitetes« Wort, welches dadurch entsteht, daß man die Wörter (in diesem Verhältnis Stammwörter oder Primitiva genannt) verändert und besonders durch Elemente wachsen läßt, welche die Bedeutung modificiren. Im allgemeinen unterscheidet man wieder Denominativa, d. h. vom Nomen, und Verbalia, d. h. vom Zeitwort abgeleitete Wörter, z. B. Blümchen von Blume; Sprung, sprengen von springen 2c.

Deriviren (lat.), her-, ableiten.

Derkéto (Derketis), syrische Göttin, zeugte mit einem syrischen Jüngling die Semiramis, ließ aber jenen tödten und die Tochter in einer Einöde aussetzen, wo Tauben sie ernährten. Sie selbst stürzte sich in einen See bei Askalon und wurde in einen Fisch verwandelt, daher ihr Bild, das die Syrer an dem See verehrten, halb Fisch-, halb Mädchengestalt zeigte.

Derkyllidas (richtiger Derkellidas), Feldherr der Spartaner, war, nachdem er 411 Abydos und Lampsakos für Sparta gewonnen, eine Zeitlang Harmost in Abydos. Im Jahr 399 fiel er, die zwischen den Satrapen Pharnabazus und Tissaphernes obwaltende Spannung benutzend, in Aeolis ein und nahm in wenigen Tagen eine Reihe von Städten. Nachdem er darauf einen Waffenstillstand mit Pharnabazus geschlossen, zog er im Frühling 398, ohne sich zuvor dazu bevollmächtigen zu lassen, nach Erneuerung des Waffenstillstands mit Pharnabazus nach dem thrakischen Chersones, dessen Bewohner in Sparta Schutz gegen die räuberischen Einfälle der Thraker gesucht hatten, und führte quer über den Isthmus eine Schutzmauer auf. Nach der darauf folgenden Einnahme von Atarneos, Chios gegenüber, bekam er den Befehl, in Karien einzurücken und dort die Güter des Tissaphernes zu bedrohen. Als dieser und Pharnabazus die ionischen Städte mit einem Angriff bedrohten, eilte

D. ihnen entgegen, worauf Tissaphernes Unterhandlungen vorschlug. D. verlangte Anerkennung der Unabhängigkeit der griechischen Städte von Seiten der Perser, Tissaphernes den Abzug des spartanischen Heers und der spartanischen Harmosten. Bis diese Bedingungen von dem König und den Spartanern genehmigt wären, sollte Waffenstillstand sein. Als Agesilaus infolge der Rüstungen der Perser mit einem neuen Heer nach Asien kam, blieb D. noch einige Zeit bei ihm und rettete, als infolge von Konons Sieg bei Knidos (394) Sparta fast seine ganze überseeische Macht einbüßte, Abydos und Sestos durch seine Standhaftigkeit und Umsicht. Trotzdem mußte er 390 die Stelle eines Harmosten in Abydos an Anaribios abtreten, der sich die Gunst der Ephoren zu erwerben gewußt hatte. Von da an wird D. nicht mehr erwähnt.

Derma (griech., n.), Haut; Dermatalgie, Hautschmerz; dermatisch, die Haut betreffend, häutig; Dermatitis, Hautentzündung; Dermatodynie, Hautschmerz; Dermatologie (Dermologie), Hautlehre, Hautkunde; Dermatopathie, Hautkrankheit; Dermatopathologie, Lehre von den Hautkrankheiten.

Dermatophyllites *Goepp.*, vorweltliche Gattung der Erikaceen (s. d.).

Dermatoplastik (Dermoplastik, griech.), s. Taxidermie.

Dermbach, Marktflecken und Amtssitz im sachsen-weimar. Kreis Eisenach, nordöstlich unter der Sachsenburg, an der Fulda gelegen, mit einem Schloß und 1088 Einw., bildete 4. Juli 1866 den Schauplatz des ersten Kampfs zwischen der preußischen Mainarmee und den Bayern. Die einzelnen Gefechte fanden bei Neidhartshausen, Zelle, Wiesenthal und Roßdorf statt und werden häufig auch danach bezeichnet. Die bayrische Armee war 30. Juni bis Schmalkalden vorgedrungen und wandte sich von da links, um sich mit dem von Frankfurt und Gießen her langsam und ohne festen Plan anmarschirenden Prinzen Alexander südöstlich von Hersfeld zwischen Fulda und Werra zu vereinigen. Diese Vereinigung zu hindern, die beiden Armeen einzeln aufzusuchen und zu schlagen, war die Aufgabe, die sich General Vogel v. Falckenstein stellte. Sobald er erfuhr, daß die Vortruppen der Bayern schon bei D. standen, die Division Zoller Neidhartshausen, die Division Hartmann Roßdorf und Wiesenthal besetzt habe, während die beiden anderen Divisionen 2 Meilen südöstlich davon standen, beschloß er, die Bayern anzugreifen, in kleineren Gefechten zurückzudrängen, sich zunächst tiefer zwischen die beiden feindlichen Armeen hineinzuschieben und dann erst einer nach der andern einen entscheidenden Kampf anzubieten. Er ließ daher, während die Division Beyer ihren Marsch gegen Fulda fortsetzte und die Division Manteuffel bei Lengsfeld in der Reserve stand, 4. Juli die Division Göben gegen die Bayern vorrücken. Die Brigade Kummer nahm die Dörfer Neidhartshausen und Zelle, drängte den Feind bis zu den Dörfern Diedorf und Fischbach zurück, stieß hier auf das Gros der Division Zoller und trat nach langem, heftigem Kampf, dem Befehl gemäß, den Rückzug an. Zu gleicher Zeit nahm auf dem linken preußischen Flügel die Brigade Wrangel das Dorf Wiesenthal, erstürmte den Nebelberg und drängte die Division Hartmann nach Roßdorf zurück. Sie hatte hier einen heftigen Kampf zu bestehen und ging wieder zurück. So kam es, daß die Bayern, welche schließlich ihre Hauptpositionen festhielten, sich den Sieg zuschrieben, nicht ohne eine gewisse Berechtigung; doch haben sie ihn jedenfalls nicht ausgebeutet, sondern zogen sich in südöstlicher Richtung, von dem Prinzen Alexander sich wieder mehr entfernend, zurück. Falckenstein hatte also den mit den Gefechten bei D. beabsichtigten Zweck vollständig erreicht und war dadurch mehr berechtigt, sich den Sieg zuzuschreiben. Die Preußen verloren 4. Juli 240 Mann an Todten und Verwundeten, die Bayern hatten einen Verlust von 73 Todten, 350 Verwundeten und über 100 Gefangenen. Vgl. Göben, Das Gefecht bei D. (Darmst. 1870).

Dermestes, Speckkäfer.

Dermoptĕra, s. v. w. Pelzflatterer.

Derna (Derne, Darnis), Hafenstadt in Tripolis, in der Landschaft Barka, an der Küste des Mittelmeers, besteht aus fünf Ortschaften, die malerisch zwischen Palmen-, Frucht- und Weingärten liegen, hat zwei feste Schlösser, eine kleine Rhede und etwa 2000 Einw., darunter mehrere reiche Kaufleute, die sich am Karawanenhandel betheiligen.

Dernburg, Heinrich, juristischer Schriftsteller, geb. 3. März 1829 zu Mainz, studirte zu Gießen und Berlin und habilitirte sich 1851 als Privatdocent in Heidelberg, wo er mit Brinkmann und Marquardsen zusammen die »Kritische Zeitschrift für die gesammte Rechtswissenschaft« begründete, ward 1854 außerordentlicher und kurze Zeit darauf ordentlicher Professor der Rechte in Zürich, 1862 an die Universität Halle berufen, wo er durch seine 1866 erfolgte Wahl zum Vertreter dieser Universität im preußischen Herrenhaus auch zu einer anerkennenswerthen politischen Thätigkeit im liberalen Sinn Gelegenheit erhielt. Im April 1873 ward D. an Rudorffs Stelle als Pandektist nach Berlin berufen. In das Herrenhaus, aus welchem er durch diese Berufung ausschied, trat er bald darauf wieder infolge königlicher Ernennung ein. Hauptwerke: »Geschichte und Theorie der Kompensation nach römischem und neuerem Recht mit Rücksicht auf die neueren Gesetzgebungen« (2. Aufl., Heidelb. 1868); »Das Pfandrecht, nach den Grundsätzen des heutigen römischen Rechts dargestellt« (Leipz. 1860—64, 2 Bde.); »Die Institutionen des Gajus« (Halle 1869); »Lehrbuch des preußischen Privatrechts« (Halle 1871 ff.).

Derogatio (lat.), Abänderung eines Gesetzes durch Aufhebung einzelner Bestimmungen, verschieden von Abrogatio, der vollen Aufhebung des ganzen Gesetzes; daher derogiren, schwächen, beschränken, außer Kraft setzen.

Derosne (spr. dörohn), Charles, Apotheker und Industrieller, geb. 1780 in Paris, erlernte die Pharmacie, etablirte sich in seiner Vaterstadt, begründete mit Cail (s. d.) großartige Maschinenfabriken und starb im September 1846 in Paris. Er entdeckte das Narkotin im Opium und lieferte mehrere chemische Untersuchungen; die größten Verdienste erwarb er sich aber in Gemeinschaft mit Cail um die Zuckerfabrikation und Branntweinbrennerei.

Derosne'sches Salz, s. v. w. Narkotin.

Déroute (franz., f., spr. -ruht), Abweg; Irrung; Zerrüttung, insbesondere wirre Flucht eines geschlagenen, zersprengten Heers. Daher deroutiren, in D. bringen.

Deroy (spr. döröa), 1) Bernhard Erasmus, bayr. General, geb. 11. Dec. 1742 zu Mannheim, trat früh in pfälzische Kriegsdienste, diente mit Auszeichnung im Siebenjährigen Krieg, ward 1792 Generalmajor, vertheidigte 1794 das von den Franzosen belagerte Mannheim, kommandirte in den Feldzügen von 1800 und 1801 die bayrischen Truppen im Kriege

gegen Frankreich und ward in der Schlacht von Hohenlinden gefangen. Im Jahr 1804 Generalleutnant, befehligte er das bayrische Korps unter Bernadotte, diente dann in Tirol, führte 1806 in dem preußischen Feldzug eine Division, befehligte 1809 im Krieg mit Oesterreich wieder eine Division und zeichnete sich besonders in der Schlacht bei Abensberg (20. April) und bei der Einnahme von Innsbruck aus. Im Jahr 1811 zum General der Infanterie, Generalinspektor und Kommandanten von Niederbayern und der Oberpfalz ernannt, führte er 1812 das bayrische Hülfskorps unter St. Cyr nach Rußland. In der Schlacht von Polocz tödtlich verwundet, starb er 23. Aug. 1812. In München ist ihm 1856 ein von Halbig modellirtes Standbild in der Maximiliansstraße errichtet worden.

2) Isidor Laurent, franz. Aquarellmaler und Lithograph, geb. 1797 zu Paris, Schüler von Cassas und Felix, ein vielbeschäftigter Künstler, lieferte außer vielen Werken in fürstlichen Privatgallerien und Beiträgen zu größeren Gallerienwerken vieles für malerische Reisebeschreibungen, mehrere Albums, Abbildungen der vorzüglichsten Kirchen Frankreichs, von Denkmälern, Schlössern ꝛc. Noch im Jahr 1866 schuf der Hochbetagte in seiner Ansicht von Bern ein Meisterwerk.

Derry, Stadt, s. v. w. Londonderry.

Derschawin (Deržawin), Gawriil Romanowitsch, russ. Dichter, geb. 3. Juli 1743 zu Kasan, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, trat 1760 in das Ingenieurkorps und zog hier durch eine Beschreibung der Ruinen von Bolgarü an der Wolga die Aufmerksamkeit Schuwalows, des Oberkurators der Lehranstalten, auf sich, der ihn in das Preobraschenskische Garderegiment versetzte (1761). Nach einigen Jahren zum Leutnant befördert, machte er seit 1773 unter General Bibikow mehrere Expeditionen gegen den Rebellen Pugatschew mit, trat aber 1777 in den Civildienst über, nachdem er kurz zuvor eine Sammlung seiner Gedichte anonym hatte drucken lassen. Seine zum Krönungsfest der Kaiserin Katharina II. gedichtete Ode »Feliza« kam der Kaiserin zu Händen, die den bescheidenen Dichter zu belohnen wußte. Er ward 1777 Kollegienrath, 1782 Staatsrath, 1787 Gouverneur von Tambow, 1791 Staatssekretär, 1793 Geheimrath und Senator, 1794 Präsident des Kommerzkollegiums, 1799 Reichskassirer mit der Würde eines Wirklichen Geheimenraths und 1802 Justizminister; doch nahm er schon 1803 seine Entlassung, um sich ungestört den Musen widmen zu können. Den Rest seiner Tage verlebte er theils auf seinem Gut Swanka am Wolchow, theils in Petersburg, wo er an den Bestrebungen der Gesellschaft russischer Literaturfreunde den thätigsten Antheil nahm. Er starb zu Swanka 21. (9.) Juli 1816. Die erste vollständige Sammlung seiner »Gedichte« (Lieder, Oden und Dramen enthaltend) erschien Petersburg 1808 ff. u. öfter. Er schrieb auch »Betrachtungen über die lyrische Dichtungsart« (Petersb. 1786, 2 Thle.). Ein kleiner Theil seiner Gedichte ist in das Deutsche übersetzt von Kotzebue (Leipz. 1793), van der Borg und Wolffsohn. Im allgemeinen zeichnen sich Derschawins Poesien durch Kraft des Ausdrucks, Pracht der Bilder und Originalität der Gedanken aus. Die berühmteste, obwohl nicht die schönste, seiner Oden ist die »An Gott«, die in die meisten Sprachen (ins Deutsche von Altmann, Rotter, Bodenstedt), selbst ins Chinesische übersetzt ward. D. war übrigens der erste Dichter, welcher das russische Nationalbewußtsein zum Pathos seiner Dichtungen erhob und dadurch für die Literatur selbst ein volksthümliches Interesse erweckte. Reichhaltige Erläuterungen zu seinen Werken, die D. selbst 1809 seiner Nichte Elisabeth Nikolajewna Lwow diktirte, gab deren Gatte, F. P. Lwow (Petersb. 1834), heraus.

Derval (spr. -wall), Stadt im franz. Departement Niederloire, Arrondissement Chateaubriant, auf Hügeln zwischen den Flüssen Don und Cher, mit einem neuen Schloß und (1872) 2968 Einw.

Derwent, 1) Name einiger Flüsse in England: a) Grafschaft Derby, entspringt im nördlichen Theil derselben, wird bei Derby schiffbar und mündet nach 11 Kilom. Laufs in den Trent; b) Grafschaft Cumberland, entspringt an der Grenze von Westmoreland, durchfließt die Seen Derwentwater und Bassenthwaite und mündet nach 60 Kilom. langem Lauf bei Workington in das Irische Meer; c) Grafschaft York, entspringt bei Harwoodbale, wird bei Malton schiffbar und mündet nach 96 Kilom. langem Lauf bei Barmby in die Ouse. — 2) Fluß in Tasmanien, entspringt auf den südlichen Western Mountains, fließt nach SO. und mündet unterhalb Hobarttown in die Sturmbai.

Derwisch (arab. Fakir, »Armer«), Name der mohammedanischen Mönche. Obwohl Mohammed sagte: »Es ist kein Mönchsthum im Islam«, gewann doch die Neigung des Wüsten bewohnenden Arabers zum einsamen und beschaulichen Leben bald das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und ein anderes: »Die Armut ist mein Ruhm«, mußte zum Deckmantel dienen, unter welchem sich das Mönchsthum schon 30 Jahre nach des Propheten Tod in den Islam einschlich. Seitdem haben sich in Arabien, Persien und der Türkei die Orden der Fakire (Armen) und der Derwische (Thürschwellen) so sehr vermehrt, daß man von 72 Orden der Derwische spricht, wovon indessen im osmanischen Reich nur die Hälfte vertreten ist. Zwölf dieser Orden sind vor der Gründung des osmanischen Reichs, die anderen aber erst seit dem Beginn des 14. Jahrh. gestiftet worden; der erste, der der Nakschbendi, unter Osman (1319), der letzte, der der Dschemali, unter Ahmed III. (1750). Siebenunddreißig Jahre nach der Flucht des Propheten erschien nach der moslemitischen Sage der Erzengel Gabriel dem Oweis aus Karn in Jemen und befahl ihm in Allahs Namen, der Welt zu entsagen und ein Leben der Betrachtung und Buße zu führen. Zu Ehren des Propheten, welcher am Tage der Schlacht bei Ohod zwei Zähne verloren hatte, ließ sich Oweis alle ausreißen und forderte von seinen Jüngern dasselbe Opfer. Mit milderen Ordensregeln traten die Scheike (d. i. Alte, die Stifter, Vorgesetzten und Oberen der Mönchsorden) Olwan (gest. 766), Ibrahim Edhem (gest. 777), Bajesid von Bestam (gest. 874) und Sirri Sakati (gest. 907), die Stifter der Orden Olwani, Edhemi, Bestami und Sakati, in seine Fußstapfen. Berühmter ist der Scheik Abd ul Kadir Gilani, der Stifter der Kadiri (1165), welcher zu Bagdad die Stelle des Grabhüters des großen Imams Abu Hanife bekleidete, und um dessen eigenes Grab sich zu Bagdad die Gräber der berühmtesten mystischen Scheike gruppiren, so daß die Stadt davon den Ehrennamen des Bollwerks der Heiligen erhalten hat. Der Orden der Rufai (gestiftet 1182 von Seid Ahmed Rufai) ist den europäischen Reisenden von Konstantinopel aus der bekannteste durch die Kunststücke des Säbelverschlingens, Feuerfressens und andere Gaukeleien. Sie führen den

Ursprung ihrer Ordensgeheimnisse bis zu dem Indier Baba Reten zurück, welcher vor und nach dem Propheten ein halbes Jahrtausend gelebt, sich in Syrien und dann in den Alpen des Taurus aufgehalten und den Gebrauch jenes aus Haschischet verfertigten Opiats zuerst aus Indien gebracht haben soll, nach welchem die Meuchler des Alten vom Berg Haschischin (von den Europäern in Assassinen verderbt) genannt wurden. Zunächst nach den feuerfressenden Rufai kommen der Zeitfolge nach die Jünger des Scheiks Schehabeddin Sührwerdi (gest. 1205), welche Nurbachschi, »die Lichtschenkenden«, heißen. Aus diesem Orden sind später Dschelaleddin Rumi, der Stifter der Mewlewi (gestiftet 1273), der Dichter der Lichtlehre, und Hadschi Beiram (gest. 1471), der Stifter der Beirami, hervorgegangen. Um dieselbe Zeit wurde in Aegypten der Orden der Bedewi gestiftet, der nur Beduinen den Zutritt gestattet. Unter allen vor der Gründung des osmanischen Reichs gestifteten Orden ist der der Mewlewi um seiner poetischen Mystik willen der angesehenste. Sein Einfluß wuchs, als Konia, der Sitz seiner Scheike, dem osmanischen Reich einverleibt ward, hier das Studium persischer Literatur und Dichtkunst aufblühte und mit den Fortschritten darin auch die Lichtlehre der Sofi's, deren vorzüglichstes Organ Dschelaleddin Rumi war, nicht nur in der Zelle des Anachoreten, sondern auch in dem Kabinet des Staatsmanns mehr und mehr Aufnahme fand, so daß der Orden der Mewlewi als die bürgerliche Brüderschaft der Herren von der Feder, d. i. der Efendi oder Kanzleien, wie der Orden der Bektaschi, gestiftet von Hadschi Bektasch (gest. 1357), als die militärische Brüderschaft der Herren des Säbels, d. i. der Janitscharen, zu betrachten ist. Zu Konia residirt noch jetzt der General (Schelabiedbin) der Mewlewi in einem Kloster mit 500 Zellen und mit 500 Mönchen, von denen immer 400 auf Missionen sind. Er ernennt die Scheike aller Klöster seines Ordens und schnallt dem neuen Sultan stets den Säbel Osmans um. Die Saadi, von Saadeddin Dschebari 1335 gestiftet, sind Gaukler, welche mit den Taschenspielerkünsten der Unverbrennbaren auch noch die der Schlangenbezauberer vereinigen. Später gestiftete Orden sind die der Ruscheni (1533), der Schemsi (1601) und der schon genannten Dschemali (1750).

Im allgemeinen wohnen die meisten Derwische vereinigt in Klöstern (Tekkije oder Changah); einige sind auch verheirathet und dürfen dann außer dem Kloster wohnen, müssen aber wöchentlich einige Nächte im Kloster schlafen. Sie fasten, kasteien sich, üben strenge Gebräuche, führen gewisse religiöse Tänze auf, deren Hauptschwierigkeit in einem oft stundenlangen, meist aber 5—7 Minuten anhaltenden Drehen genau auf einer Stelle, erst mit auf der Brust gekreuzten, dann über den Kopf gehobenen Armen, wobei ihr weiter, gelöster Rock einen Kreis um sie bildet, besteht, worauf sie oft besinnungslos niederfallen (tanzende Derwische). Noch toller treiben es die heulenden Derwische, wozu die schon genannten Bedewi und Rufai gehören. Die Derwische tragen eine Tespi (Skapulier) mit 33, 66 oder 99 Kügelchen, das sie nach Art eines Rosenkranzes abbeten. Da das Kloster ihnen keine Kleidung gewährt und sie, mit Ausnahme der Bektaschi (der eigentlichen Bettelmönche), auch nicht betteln dürfen, so müssen sie durch Handarbeit sich etwas zu verdienen suchen. Sie sind mild, wohlthätig und tolerant gegen die Christen. Ihre Kleidung besteht in einem langen, wollenen, dunkeln Kittel, einem weiten, dunkelgrünen, bis auf die Knöchel reichenden, dünnen Rock darunter und einer hohen, zuckerhutähnlichen, spitzen Mütze (Kulah). Viele mohammedanische Fürsten, auch türkische Sultane, achteten die Derwische sehr hoch und beschenkten ihre Klöster reichlich, und noch jetzt sind sie nicht ohne politischen Einfluß. Sie sind durch das ganze türkische Reich verbreitet und stehen beim Volk in hohem Ansehen.

Des (franz. ré bémol), der durch ein b erniedrigte Ton D, der auf unseren gleichschwebend temperirten Tasteninstrumenten mit Cis zusammenfällt.

Desabüsiren (franz.), einem eine Täuschung, einen Irrthum benehmen, ihn enttäuschen; **Desabusage**, Enttäuschung, Zurechtweisung.

Desätine, s. Deßjätina.

Désagréable (franz.), unangenehm; **Désagrément**, Unannehmlichkeit.

Desaguadēro, ein ansehnlicher Fluß im südamerikan. Staat Bolivia, fließt aus dem Südostende des Titikakasees ab und mündet nach einem fast 300 Kilom. langen Lauf in den See von Aullagas (Pansasee), südlich von Oruro, in 3700 Meter Höhe.

Desaignes (spr. dößänj), Stadt im franz. Departement Ardèche, Arrondissement Tournon, am Dour, mit einer protestantischen Kirche (in römischer Tempelform), Resten eines alten Schlosses, alten befestigten Thoren, einer alkalischen (kalten) Heilquelle und (1872) 3742 Einw.

Desaix de Voygoux (spr. dößäh dö wŏaguh), Louis Charles Antoine, franz. General, geb. 17. Aug. 1768 zu St. Hilaire d'Ayat in der Auvergne als Sprößling einer alten Familie, trat, 15 Jahre alt, als Unterleutnant in ein Infanterieregiment und ward 1791 zum Adjutanten des Generals Victor von Broglie ernannt. Den ursprünglichen Grundsätzen der französischen Revolution von Herzen zugethan, mißbilligte er die Greuel des 10. Aug. 1792 und die Schreckensherrschaft, blieb jedoch in Frankreich. Im Jahr 1792 mit seinem Regiment in das Elsaß zur Rheinarmee beordert, that er sich durch Bravour und Umsicht hervor. 1793 wegen muthvoller Vertheidigung der Weißenburger Linien gegen die Oesterreicher zum Brigadegeneral befördert, erstürmte er 26. Dec. 1793 das feste Lauterburg und vertrieb damit die Feinde auch aus den übrigen Werken jener Linien. 1794 befehligte er als Divisionsgeneral den rechten Flügel der Rheinarmee unter Michaud, focht mit Auszeichnung bei Kaiserslautern und wohnte der Belagerung von Mainz bei. Als Clairfayt die französischen Verschanzungen durchbrochen und das Belagerungsheer in die Flucht geschlagen hatte, wurde D. auf die linke Seite des Rheins zurückgerufen, um mit der Vorhut den Rückzug nach Landau und Pirmasens zu decken. 1796 befehligte er unter Moreau das Centrum der Rhein- und Moselarmee, landete 24. Juni auf dem rechten Rheinufer und trug zu den Siegen Moreau's wesentlich bei. Als Befehlshaber des linken Flügels unterstützte er den berühmten Rückzug Moreau's, worauf ihm dieser die Vertheidigung des Brückenkopfs zu Kehl übertrug, den er nach hartnäckigem Kampf mit dem Erzherzog Karl 9. Jan. 1797 endlich den Oesterreichern zwar übergeben mußte, doch so, daß die Besatzung mit allen militärischen Ehren frei abzog. Als Moreau den Befehl erhielt, mit seinen Truppen den Rhein abermals zu überschreiten, bewerkstelligte D. unter höchst schwierigen Verhältnissen

in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. im Angesicht des Feindes diesen Uebergang, wurde aber dabei durch einen Schuß in den Schenkel verwundet. Nach dem Vertrag von Leoben ging er nach Italien zu Bonaparte, der ihm für die Expedition nach Aegypten die Führung der Vorhut anvertraute. Bei der Einnahme von Malta eroberte D. 10. Juli 1798 das Fort St. Julien und bedeckte sich dann in der Schlacht bei Chebrisseh an den Pyramiden sowie in den Gefechten mit Murad Bey und den Mamlukken mit neuem Ruhm. Er allein vollbrachte die Eroberung des südlich von Kairo gelegenen Landes gegen einen an Streitkräften ihm weit überlegenen und durch Fanatismus starken Feind. Nach der Landung der Engländer und Türken bei Abukir ward er von Kleber, dem Nachfolger Bonaparte's im Oberbefehl, beauftragt, die Konvention von El Arisch (24. Jan. 1800) zu vollziehen. Als er darauf, um den Vertrag der französischen Regierung zu überbringen, 3. März von Alexandria abreiste, wurde er auf der Reise von einer englischen Fregatte aufgebracht und zu Livorno vom Admiral Keith einen Monat lang gefangen gehalten. Nach seiner Befreiung eilte er nach Italien, wo Bonaparte ihm das Kommando der Reserve übergab. Am 14. Juli 1800, als er gegen Abend an der Spitze einer Division in die schon wankende Schlachtlinie Bonaparte's bei Marengo einrückte und sich dem Mittelpunkte der verfolgenden Oesterreicher, einem 5000 Mann starken Grenadierkorps, entgegenwarf, durchbohrte ihm eine der ersten Kugeln die Brust, so daß er kurze Zeit darauf starb. Der Leichnam wurde einbalsamirt und im Hospiz auf dem St. Bernhard beigesetzt. Bonaparte, der die Absicht gehabt hatte, D. durch eine Heirath mit seiner Stieftochter Hortense an sich zu fesseln, ließ ihm auf seiner Begräbnisstätte ein Denkmal setzen; ein anderes ward ihm durch Subskription zu Paris auf dem Dauphinplatz, ein drittes nach einem Staatsbeschluß auf der Place des Victoires und ein viertes Kehl gegenüber, auf der Halbinsel, von der Rheinarmee errichtet.

De Sanctis, Francesco, ital. Gelehrter und Politiker, geb. 1818 in Morra (Provinz Principato ulteriore), erhielt seine klassische Vorbildung in Neapel und begann hier das Studium der Rechte, widmete sich aber, angezogen durch die Vorträge Basilio Puoti's, des Altmeisters der italienischen Sprache, bald ausschließlich der Rhetorik. Nach Vollendung seiner Studien lehrte er mit 18 Jahren bereits im Kadettenhaus della Nunziatella in Neapel und eröffnete zwei Jahre später einen freien Kursus über Rhetorik, Literaturgeschichte und Aesthetik. In dieser Periode begründete er seinen Ruhm als Kritiker, nicht ohne über verschiedene Punkte der Aesthetik auf heftigen Widerspruch bei Puoti und den übrigen tonangebenden Literatoren der damaligen Zeit zu stoßen; besonderes Aufsehen erregten seine Vorlesungen über Homer, Virgil, Dante, Shakespeare und Ariost. Im Mai 1848 betheiligte sich D. am Aufstand gegen die Bourbonen; kaum 30 Jahre alt, erhielt er die Stelle eines Generalsekretärs im Revolutionsministerium des öffentlichen Unterrichts. Nach der Rückkehr der Bourbonen flüchtete er nach Cosenza, wo er einen kritischen Versuch über Schiller schrieb; dann im Frühjahr 1850 verhaftet, verbrachte er drei volle Jahre in Gefangenschaft in einem Kastell Neapels, wo das einzige Buch, das man ihm lange Zeit gestattete, eine deutsche Grammatik war. Binnen kurzem übersetzte er nun verschiedene Gedichte von Schiller und Goethe, die »Geschichte der Poesie« von Rosenkranz und Hegels »Logik«. Endlich ohne Urtheil entlassen und nach Amerika verbannt, flüchtete er sich unterwegs nach Malta und wandte sich von dort nach Turin. Seine Vorlesungen über Dante verschafften ihm die Berufung an das Polytechnikum in Zürich, wo er Aesthetik und italienische Literatur vortrug. Aus dieser Zeit stammen sein Buch über Petrarca und seine kritischen Versuche. Im Jahr 1860 in die Heimat zurückgekehrt, war er erst als Präfekt in der Provinz Principato ulteriore thätig, wurde dann, nachdem er als Deputirter im ersten italienischen Parlament die Aufmerksamkeit Cavours auf sich gezogen, von diesem zum Unterrichtsminister ernannt, trat jedoch infolge der Anfechtungen, welche seine Ideen durch Matteucci erfuhren, bald wieder von diesem Posten zurück und kehrte auf seinen Lehrstuhl in Neapel zurück, den er seitdem nur verlassen hat, wenn ihn seine Pflicht als Deputirter nach Rom rief. Im Parlament gehört D. zur Linken. Seine Hauptwerke sind: »Saggi critici« (Neap. 1868), »Saggio sul Petrarca« (das. 1869) und die weit verbreitete »Storia della litteratura italiana« (das. 1872, 2 Bde.). Vgl. De Gubernatis, Ricordi biografici (2. Ausg., Flor. 1873).

Desappointiren (franz., spr. desappoängt-), jemanden des Vortheils berauben, der auf etwas Zugesichertem beruhte; eine sichere Erwartung oder Hoffnung täuschen; einem Besoldeten seinen Gehalt entziehen; Desappointement, fehlgeschlagene, vereitelte Hoffnung, Abdankung eines Bediensteten.

Desapprobiren (franz.-lat.; besser Desapprouviren, franz.), s. Disapprobiren.

Desarmiren (lat.), entwaffnen, wehrlos machen; daher eine Festung oder ein einzelnes Festungswerk oder eine Batterie von den Geschützen, die sich darauf befinden, entkleiden und diese in die Verwahrungsorte (Zeughäuser) zurückbringen; beim Fechten dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen oder entwinden (s. Fechtkunst).

Desâtir (arab. Plural des pers. Destûr, »Regel«), angeblich uralte Sammlung von 16 heiligen Schriften der 15 altpersischen Propheten mit Einschluß eines Buches von Zoroaster, in einer jetzt unbekannten, eigenthümlichen, ebenso vom Zend als vom Pehlwi und Neupersischen unterschiedenen Sprache geschrieben, die zu Bamian gesprochen worden sein soll. Der letzte jener 15 Propheten, Sassan, der zur Zeit des Untergangs der Sassaniden gelebt haben soll, als die Araber das Reich eroberten, soll den D. wörtlich ins Neupersische übersetzt und mit einem Kommentar in derselben Sprache begleitet haben. Bis in das 17. Jahrh. angeblich die Hauptquelle der altpersischen, mit Astrologie und Dämonologie untermischten Religionslehre (Parsismus), soll das Werk auf fast anderthalb Jahrhunderte der Vergessenheit anheimgefallen und erst in neuerer Zeit zu Ispahan von einem gelehrten Parsen wieder entdeckt worden sein, worauf Molla Firuz, der Sohn des Auffinders, vom Marquis Hastings dazu veranlaßt, eine Ausgabe desselben unter dem Titel »D., or sacred writings of the ancient Persian prophets« (Bombay 1818, 2 Bde.) veranstaltete, welche Erskine mit einer englischen Uebersetzung begleitete. Ueber die Echtheit dieser Sammlung sind die Meinungen nicht mehr getheilt. Erskine selbst hielt schon das Werk für unecht; Sylvestre de Sacy (im »Journal des savants« 1821) glaubte, daß der D. das Werk eines Parsen des 4. Jahrh. der Hedschra (9. Jahrh. n. Chr.) sei, der die Sprache absichtlich erfunden habe, um der Sammlung, welche

vielleicht alte Traditionen enthalte, das Ansehen der Glaubwürdigkeit zu geben, wogegen J. v. Hammer den D. für echt hielt und ihn auf den persischen Propheten Mehabat zurückführte. Im allgemeinen ist de Sacy's Ansicht festzuhalten und die Entstehung des Werks in die späteste Epoche des persisch-indischen sufischen Synkretismus hinabzurücken, am passendsten in das Zeitalter des Großmoguls Akbar (1556—1605). Es finden sich darin, neben dem Pandämonismus und der Metempsychose, interessante Notizen über Sterndienst, Astronomie, Theurgie, Amulete sowie die Elemente der Hindureligion, namentlich die der brahmanischen Kastenlehre, und viele Elemente des Christenthums beisammen; aber alle diese Nachrichten sind in wissenschaftlicher Beziehung werthlos.

Desaugiers (spr. desōschieh), 1) Marc Antoine, franz. Opernkomponist, geb. 1742 zu Fréjus, gest. 10. Sept. 1793, schrieb außer mehreren anderen Opern als begeisterter Anhänger der französischen Revolution das seiner Zeit berühmte musikalische Drama »Prise de la Bastille«, welches bei der Feier des großen Bundesfestes 1790 in der Kirche Notre-Dame zu Paris aufgeführt ward.

2) Marc Antoine Madelaine, Sohn des vorigen, berühmter franz. Liederdichter und fruchtbarer Dramatiker, geb. 17. Nov. 1772 zu Fréjus, wurde für den geistlichen Stand bestimmt, verließ aber denselben im richtigen Gefühl mangelnden Berufs bald wieder und widmete sich, nach einem Leben voll der buntesten Abenteuer, welche ihn in die Gefangenschaft der Schwarzen auf San Domingo und mehrmals in die größte Lebensgefahr brachten, endlich zu Paris der Bühne. Die letzten 12 Jahre seines Lebens war er, mit kurzer Unterbrechung, Direktor des Vaudevilletheaters in der Rue de Chartres, das er zu großer Blüte brachte. Sein fröhliches Temperament ging ungetrübt aus all den harten Schicksalsschlägen hervor, und er war die Seele der lustigen Gesellschaft, welche sich unter dem Namen des »caveau moderne« zusammenfand und auch Béranger zu ihren Mitgliedern zählte. D. blieb Epikuräer bis zu seinem durch eine schmerzhafte Operation 9. Aug. 1827 herbeigeführten Tod; er besang noch seine Krankheit, als er längst an der Heilung verzweifelte. Die »Chansons« D.', welche 1827 in 6. Auflage erschienen, haben trotz ihrer Lascivität und Leichtfertigkeit dennoch ihre bleibenden typischen Vorzüge; viele derselben (wie »La treille de la sincérité«, »Pierre et Pierrette«, »Ma philosophie«, »Ma fortune est faite« xc.) sind zu den besten ihrer Art zu rechnen und werden in der französischen Literatur noch genannt werden, wenn die hundert Vaudevilles und kleinen Lustspiele des Dichters schon längst verschollen sind.

Desault (spr. dösoh), Pierre Joseph, einer der berühmtesten Wundärzte Frankreichs, geb. 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais in der ehemaligen Franche-Comté von unbemittelten Eltern, erlernte anfangs die Chirurgie bei einem Bader, bis er in das Kriegshospital zu Béfort kam, wo er sich während des Kriegs namentlich in der Behandlung der Schußwunden übte. Im Jahr 1764 kam er nach Paris und erhielt schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl der Anatomie daselbst. Er brach der Behandlung der Anatomie eine neue Bahn und vervollkommnete besonders die chirurgische Anatomie. Später wurde er Professor an der École pratique, 1782 erster Chirurg an der Charité und 1788 am Hôtel Dieu, nach der Stiftung der École de santé Lehrer der chirurgischen Klinik an derselben; starb 1. Jan. 1795. D. ist der Stifter einer neuen chirurgischen Schule, die dem In- und Ausland viele der vorzüglichsten Wundärzte gegeben. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er Genauigkeit und Methode in das Studium der Chirurgie brachte, die Behandlung der Knochenbrüche durch Einführung besserer Verbandarten vervollkommnete und zuerst die klinische Behandlungsweise der Wundarzneikunst in Frankreich einführte. In seinen Operationen zeichnete er sich durch Kühnheit und Vereinfachung der Handgriffe aus. Außer zwei kleinen Abhandlungen hat er nichts geschrieben; doch findet sich seine Lehre in den von seinen Schülern im Hôtel Dieu gemachten und im »Journal de Chirurgie« (Par. 1791—95, 4 Bde.; deutsch, Frankf. 1801—1806, 12 Bde.) mitgetheilten Beobachtungen sowie in den von Bichat unter Desaults Namen herausgegebenen »Oeuvres chirurgicales« (Par. 1798, 3 Bde.; neueste Ausgabe von Roux, das. 1813; deutsch von Wardenburg, Götting. 1799—1800, 4 Bde.). Vgl. Labrune, Étude sur la vie et les travaux de D. (Besançon 1868).

Désavantage (franz., m., spr. desawangtahsch), Nachtheil, Verlust; desavantagiren, benachtheiligen.

Desavouiren (franz., spr. desawu-), ableugnen, widerrufen, in der Staatssprache Bezeichnung der Maßregel, wenn die Regierung den Handlungen eines ihrer Geschäftsträger, Feldherren xc. ihre Zustimmung und Genehmigung versagt.

Desbordes-Valmore (spr. däbord-walmōr), Marcelline, franz. Dichterin, geb. 20. Juni 1785 zu Douai, empfing als Kind von den blutigen Ereignissen der Revolution Eindrücke, die ihrer erregbaren Empfindung eine bestimmte Richtung gaben, und trat zuerst mit einigen Romanzen und Idyllen an die Oeffentlichkeit. In ihrem 16. Jahr kam sie an das Théâtre Feydeau, und lernte dann als herumziehende Schauspielerin und Sängerin unter den ungünstigsten Verhältnissen alle Spott- und Schattenseiten des Lebens kennen. Später entsagte sie der Bühne und verheirathete sich mit einem gewissen Valmore. Um diese Zeit (1818) erschien eine kleine Sammlung ihrer Dichtungen, »Quelques petites choses« betitelt, die großen Beifall fanden. Seitdem lebte sie abwechselnd in Lyon und Paris, fortwährend an vielen literarischen Unternehmungen theilnehmend. Die verschiedenen kleinen Sammlungen ihrer Gedichte: »Élégies et romances«, »Élégies et poésies nouvelles«, »Pleurs«, »Les violettes« (deutsch von Ende, Berl. 1840), »Pauvres fleurs«, erschienen unter dem Titel »Poésies« (Par. 1842, zuletzt 1872) in einer Gesammtausgabe. Mit deutscher Innigkeit und Tiefe der Empfindung vereinigt die Dichterin französische Lebhaftigkeit und Grazie. Ihre Elegien gehören zu dem Zartesten und Innigsten, was die französische Poesie hervorgebracht hat (eine der ergreifendsten ist dem Schauspielerleben gewidmet). Ihre naiv graziösen, dabei leidenschaftlich tiefen und doch von echt weiblicher Empfindung erfüllten Liebeslieder stehen einzig in ihrer Art da. Nicht minder vortrefflich sind ihre Romanzen, die von den bedeutendsten Komponisten in Musik gesetzt wurden. Auch in ihren kleinen Novellen: »Les veillées d'artiste« (Par. 1820, 2 Bde.), »L'atelier d'un peintre« (das. 1833), »Une raillerie de l'amour« (das. 1833), »Le salon de Lady Betty« (das. 1836, 2 Bde.), »Violette« (deutsch, Leipz. 1840, 2 Bde.), »Jeunes têtes et jeunes cœurs« (1855) und ganz besonders »L'Écolier« strömt sie ihr subjektives, melancholisches Gefühl aus. Sie starb

23. Juli 1859. Nach ihrem Tod erschien noch ein Band »Poésies inédites« (1860). Ihr zum Andenken erhielt eine Straße von Paris ihren Namen. Vgl. Sainte-Beuve, Madame D., sa vie et sa correspondance (Par. 1870).

Descamizados (span., »Ohnehemden«, analog den französischen Sansculottes), exaltirte, demokratische Klubpartei, die 1820 in Spanien entstand.

Descamps (spr. däkang), 1) Jean Baptiste, Maler, geb. 1706 zu Dünkirchen, war in Paris Largillière's Schüler und ließ sich dann in Rouen nieder, wo er 1791 starb. Er malte mit Vorliebe häusliche und ländliche Scenen, ist aber weniger durch seine Bilder als durch sein (kritikloses) Werk »La vie des peintres flamands, allemands et hollandais« (Par. 1753—63, 4 Bde.) bekannt.

2) Guillaume Desiré Josephe, franz. Historien-, Landschafts- und Porträtmaler, auch Kupferstecher und Lithograph, geb. 15. Juli 1779 zu Lille, gest. 25. Dec. 1858 zu Paris, Schüler Vincents, erwarb sich mehrere Preise, unter anderen auch den großen, der ihm die Mittel zum Besuch von Rom verschaffte. In Neapel wurde er König Murats Hofmaler. Zu seinen Werken gehören: die Apotheose des Kardinals Tomassini, in San Martino in Rom; die Bekehrung des heil. Augustin, in St. Eustache in Paris; König Joachim Murat, am Bord der Ceres den Verwundeten Belohnungen austheilend; Abmarsch der neapolitanischen Truppen zur Eroberung Capri's. Vieles von ihm ist in Pariser Privatsammlungen. Von seinen Kupferplatten werden gerühmt: sechs Scenen aus der Fabel der Psyche und das erwähnte Bild König Joachims auf der Fregatte.

3) Alexandre Gabriel, Maler, s. Decamps.

Descartes (spr. däkart), René, gewöhnlich Renatus Cartesius genannt, der Begründer der neuern Philosophie und der scharfsinnigste Denker der Franzosen, geb. 31. März 1596 zu La Haye in Touraine als Sohn eines Parlamentsraths, zeigte früh eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, kam im 8. Jahr ins Jesuitenkollegium zu La Flèche, wo ihm die Mathematik die meiste Befriedigung gewährte, die Philosophie, die dort vorgetragen wurde, aber so haltlos erschien, daß er eine Zeitlang aller wissenschaftlichen Beschäftigung entsagte, ritterliche Uebungen trieb und sich in Paris in den Strudel der Vergnügungen stürzte. Um Erfahrungen zu sammeln, nahm er, 21 Jahre alt, Kriegsdienste und machte unter Moritz von Oranien und Tilly Kriegszüge in Holland und Deutschland mit, focht in der Schlacht am Weißen Berg (8. Nov. 1620) unter Boucquoi gegen die Böhmen und unter demselben Heerführer in Ungarn gegen die Türken, beschäftigte sich aber im Stillen eifrigst mit wissenschaftlichen Arbeiten, deren erste, »De musica«, vor Breda verfaßt ward. Den Entschluß aber, allen Vorurtheilen zu entsagen und auf sicheren und unzweifelhaften Grundlagen alles von neuem durch selbständige Forschung aufzubauen, faßte er in dem einsamen Winterlager vor Neuburg (1619). Nachdem er zu diesem Zweck 1624 seinen Abschied genommen, widmete er sich eine Zeitlang zu Paris mathematischen Studien, die ihm bald Ruf verschafften, ging aber, um völlige Muße zur Ausarbeitung seines Systems zu finden, 1629 nach Holland, wo er 20 Jahre hindurch in Verborgenheit und beständig seinen Aufenthaltsort wechselnd, mit Ausnahme kurzer Reisen nach Deutschland, England und Dänemark, fast ununterbrochen zubrachte. Während dieser Zeit verfaßte er die meisten und bedeutendsten seiner Werke, von denen er jedoch diejenigen, durch welche er mit der Geistlichkeit in Konflikt gekommen, wie die Schrift »De mundo«, lange zurückhielt, fand alsbald Anhänger und erbitterte Gegner, wurde von dem auf ihn aufmerksam gewordenen Kardinal Richelieu nach Frankreich, von der gelehrten Königin Christine (1649) nach Schweden eingeladen, um ihr bei dem Plan der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften behülflich zu sein. Letztern Ruf nahm er an, starb aber an den Folgen des ungewohnten nordischen Klima's schon 11. Febr. 1650 zu Stockholm, von wo seine Leiche 1661 nach Paris gebracht und in der Kirche Ste. Geneviève du Mont beigesetzt wurde. Ungeachtet D. durch seine mathematischen und physikalischen Entdeckungen, insbesondere durch das von ihm aufgestellte Gesetz der Trägheit, einer der Väter der neuern Physik geworden ist, so galt ihm doch nicht, wie seinem Zeitgenossen Bacon, die äußere, sondern die innere Erfahrung als der Ausgangspunkt unseres Wissens. Die Ergebnisse der sinnlichen Erfahrung sind, wie die Thatsache der Sinnestäuschungen lehrt, dem Zweifel unterworfen; der Anfang der Forschung aber kann nach ihm nur ein Unbezweifelbares und zwar ein solches, aus dem sich ein weiteres folgern läßt, d. h. ein wirkliches Princip sein. Ein solches aber ist der Satz: Ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum); denn an der Thatsache, daß ich zweifle, d. i. denke, wäre auch dann kein Zweifel möglich, wenn alles, was ich denke, zweifelhaft wäre; aus dieser Thatsache aber folgt unmittelbar und ohne Schatten von Ungewißheit, daß ich bin, d. h. als denkendes Wesen bin. Ob auch noch als körperliches &c., bleibt vorläufig dahingestellt. Das einzige Sein, dessen ich völlig gewiß bin, ist mein eigenes, d. h. das Sein meines Geistes und seiner Gedanken, während das Sein der gesammten Körperwelt (auch meines eignen Leibes) ungewiß bleibt. Daß letztere ist, kann ich nur wissen, indem ich sie denke, d. i. eine Vorstellung von ihr habe; ob diese aber Erkenntnis oder bloße Einbildung sei, hängt von dem Grade der Verlässigkeit ab, der meinen Gedanken selbst innewohnt. Fände sich unter den letzteren eine Vorstellung, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach so geartet ist, daß ich sie mir nicht selbst gegeben oder gemacht haben kann, sondern daß sie nothwendig mir gegeben, d. h. von mir empfangen (bei der Geburt schon mitgebracht) worden sein muß, so wäre die Existenz dieses Gebers ebenso nothwendig gewiß wie meine eigene. Eine solche aber ist die Idee Gottes, d. i. eines vollkommensten Wesens, eines unbeschränkten Seins, welche, da ein solches dem Gefühl der Beschränktheit meines eigenen Seins gerade entgegengesetzt ist, nicht von mir selbst herrühren kann und, da sie sich in meinem Bewußtsein findet, demselben angeboren sein, d. h. von Gott selbst in mir verursacht, deren Existenz in mir daher der unumstößliche Beweis für die Existenz ihres Gegenstandes (der Gottheit) außer mir sein muß. Durch diese dem D. eigenthümliche Wendung des ursprünglich von Anselmus von Canterbury gebrauchten ontologischen Beweises für das Dasein Gottes ist neben meinem eigenen das Sein Gottes, durch dieses aber sofort auch das Sein der von meinem Geist verschiedenen Körperwelt für mich gewiß. Denn da die Vorstellung der letztern, d. i. der äußern Welt und Natur, in meinem Geist vorhanden und zwar so unvermeidlich vorhanden ist, daß ich, auch wenn ich wollte, mich derselben nicht zu entschlagen vermöchte, so könnte dieselbe, wenn sie trotzdem nur Täuschung sein sollte, nur das Werk eines

überlegenen, absichtlich täuschen wollenden Dämons sein, d. h. die Gottheit selbst müßte Urheberin dieser absichtsvollen Täuschung sein. Da eine solche mit der Idee eines vollkommensten, also durchaus wahrheitsliebenden Wesens unvereinbar ist, so folgt, daß die äußere Welt, d. h. daß alles dasjenige wirklich existirt, was wir nach Anleitung unserer Sinne als das Ausgedehnte mit Klarheit und Deutlichkeit uns vorstellen, und daß es die Eigenthümlichkeiten wirklich besitzt, welche wir in solchen Vorstellungen an ihm erkennen. Dieses Ausgedehnte heißt Körper oder Materie. Bei sorgfältiger Reflexion über den Begriff des Körpers finden wir, daß die Natur der Materie nicht in der Härte, Schwere, Färbung oder sonst in einer sinnenfälligen Eigenschaft besteht, da jede solche Eigenschaft von dem Körper hinweggedacht werden kann, ohne daß hierdurch sein Wesen für unser Vorstellen zerstört wird, sondern lediglich in der Ausdehnung. Diese allein, die als solche der Rechnung unterworfen werden kann, bildet nicht nur die Grundlage der Geometrie, sondern auch der Physik. Dadurch, daß der Körper Ausdehnung hat, die Seele aber keine, ist zwischen beiden eine diametrale Differenz gesetzt, die zur Folge hat, daß, während der Körper zerstört werden kann, die Seele unverwüstlich, d. h. unsterblich ist. Beide Substanzen, Körper und Seele, deren Sitz D. in die Zirbeldrüse, als das einzige unpaarige Organ im Gehirn, verlegte, würden nun aber als direkt einander entgegengesetzt völlig beziehungslos auf einander bleiben, die Seele würde nicht auf den Körper, dieser nicht auf jene einwirken, wenn nicht Gott, von dem beide unbedingt abhängig sind, auch beide durchdränge und so die angemessene Uebereinstimmung zwischen ihnen herstellte, immer schaffend und vermittelnd, eine Behauptung, welche einige seiner Schüler auf die Hypothese vom Okkasionalismus (s. d.) leitete. Da D. das Wesen der Seele bloß im sich selbst bewußten Denken erkannte, so sprach er den Thieren eine solche ab und bezeichnete sie wohl bisweilen als belebte Maschinen, ein Wort, das man nur allzu häufig ganz grobsinnlich aufgefaßt hat. — D. vollzog die für seine Zeit entscheidende That der Spekulation, indem er als erste Bedingung es aussprach, daß sie alle gegebene Erkenntnis, jede Voraussetzung von sich zu weisen habe (Cartesianischer Zweifel), um aus dem Schlechthingewissen durch Denken die Welt der Wahrheit völlig neu sich aufzubauen und nichts gelten zu lassen, als was in diesem Wiederherstellungsproceß die Probe gehalten habe. Von dem einen festen Punkte, den ihm das Selbstbewußtsein gewährt, ausgehend, beginnt er seinen Eroberungszug und reiht ein Stück des gewonnenen Terrains an das andere. Er ist der Vater der nachfolgenden Philosophien geworden, indem er mit gewaltiger Kraft die Principien derselben auf den Kampfplatz brachte. Diese Leistung ist sein eigentliches Verdienst, nicht die Weise, in der er seine Principien ausgeführt hat, wo er über einen rohen dualistischen Gegensatz von Geist und Materie nicht hinausgekommen ist. Die Unhaltbarkeit der Annahme eines angebornen Begriffs von Gott und angeborner Begriffe im allgemeinen ist seit Locke's Kritik unverkennbar genug; aber sie schwächt doch nicht im geringsten die mächtige Einwirkung, welche die Cartesianische Philosophie auf das philosophische Denken der nächstfolgenden Generationen durch ihre Neuheit und ihre frische, jugendliche Lebendigkeit, durch ihre Originalität und Selbständigkeit, durch die Klarheit und Einfachheit ihres Gedankengangs und durch die Leichtigkeit und Natürlichkeit ihrer Darstellung geübt hat. Dieselbe erregte lebhaften Widerspruch von Philosophen, insbesondere aber von Theologen. Namentlich traten Hobbes, Gassendi, Huet, Daniel Voetius, Schook, der Jesuit Valois u. a. als D.' Gegner auf, die ihn zum Theil fanatisch verfolgten, ihn des Skepticismus und Atheismus anklagten und sogar in manchen Ländern, wie in Italien 1643, in Holland durch die Dordrechter Synode 1656, Verbote gegen seine Philosophie als eine gefährliche erwirkten. Dagegen fand D. Anhänger in Holland und Frankreich (besonders unter den Jansenisten von Portroyal und den Mitgliedern der Congrégation de l'Oratoire). Vornehmlich suchten De la Forge, Clerselier, Rochault, Regis, Arnauld, Pascal, Malebranche, Geulinx u. a. sein System zu verbessern und weiter zu entwickeln.

Um die physiologische und psychologische Anthropologie hat sich D. trotz mehrerer Irrthümer manche Verdienste erworben; doch größerer und dauernderer Ruhm gebührt ihm als Mathematiker, als welcher er sich auch selbst seinen philosophischen und theologischen Gegnern gegenüber immer in einer ehrfurchtgebietenden Superiorität behauptete und immer neue Jünger sich erwarb. Er ward der Schöpfer der analytischen Geometrie; er erkannte zuerst die wahre Bedeutung der negativen Wurzeln der Gleichungen; er fand die Anzahl der positiven und der negativen Wurzeln in den Abwechselungen der Zeichen für die Glieder jeder Gleichung; er gab eine neue und sinnreiche Auflösung der Gleichungen des vierten Grades; er führte zuerst die Exponenten ein und legte dadurch den Grund zur Rechnung mit Potenzen; er lehrte, wie man an jeden Punkt einer geometrischen Kurve, mit Ausnahme der mechanischen oder transcendenten, Tangenten und Normalen ziehen soll, und zeigte, was vielleicht sein Hauptverdienst ist, wie man die Natur und Eigenschaft jeder Kurve durch eine Gleichung zwischen zwei veränderlichen Koordinaten ausdrücken kann, wodurch er der Geometrie eine neue Bahn eröffnete, auf der die schönsten Entdeckungen gemacht worden sind. Seine »Géometrie« (1637), welche Schooten mit einem trefflichen Kommentar begleitete (Leid. 1649), und seine »Dioptrique« (1639), welche zuerst die wahren Gesetze der Brechung der Lichtstrahlen, die aus einem Mittel in ein anderes übergehen, darlegte und die großen Entdeckungen von Newton und Leibniz vorbereitete, sind ein bleibendes Denkmal des großen Verdienstes, welches er sich um die physikalischen Wissenschaften erworben hat. Die nach ihm benannten Cartesianischen Teufel sind, gegen jene Entdeckungen gehalten, in der That nur Spielereien zu nennen. Weniger glücklich war er dagegen in seinen kosmogenischen Versuchen, in welchen er, ähnlich wie Demokritos und dessen atomistische Nachfolger, die Bewegung der Himmelskörper durch Wirbel (tourbillons) erklären wollte, welche in Strömungen des das Weltall erfüllenden Aethers bestehen sollten, eine Theorie, die, so großes Aufsehen sie auch im 17. Jahrh. machte, mit Recht jetzt unter die Kuriosa gezählt wird. Zur Darlegung seines philosophischen Systems sind von ihm folgende Schriften verfaßt: »Discours de la méthode pour bien conduire la raison et chercher la vérité dans les sciences« (zugleich mit seinen Abhandlungen über die Dioptrik, die Meteore und die Geometrie, Leid. 1637, lat. 1644; neue Ausg. von Hatzfeldt, Par. 1874); »Meditationes de prima philosophia etc.« (Amsterd. 1641; 2. Aufl., das. 1642); »Principia

philosophiae« (das. 1644); »Traité des passions« (das. 1650; lat., das. 1656); »Traité de l'homme et de la formation du foetus« (das. 1668, lat. 1677). In mehrfacher Hinsicht lehrreich ist auch die Sammlung seiner Briefe (Frankf. a. M. 1692). Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in lateinischer Sprache erschien zuerst Amsterdam 1670—83 und das. 1692—1701; in französischer Sprache herausgegeben von V. Cousin (Par. 1824—26, 11 Bde.). Von Foucher de Careil sind »Oeuvres inédites de D.« (Par. 1859 bis 1860) veröffentlicht worden. Seine nur beiläufig in seinen Schriften (besonders in dem nicht bloß von den Affekten und Leidenschaften, sondern von jeder Gattung Gefühle, Neigungen und Empfindungen handelnden Buch: »De passionibus«) geäußerten Ideen über die **praktische Philosophie** haben mehrere seiner Schüler in besonderen Werken gesammelt. Das vorzüglichste darunter ist: »Ethica cartesiana s. ars bene beateque vivendi ad clarissimas rationes et sanae mentis ideas ac solidissima Ren. Cartes. principia formata« (Halle 1719, franz. 1692). Eine Uebersetzung von philosophischen Hauptschriften des D. haben K. Fischer (Mannh. 1863) und v. Kirchmann (Berl. 1870) veranstaltet. Ueber sein Leben vgl. außer der anziehenden Schilderung **Kuno Fischers** in seiner Geschichte der neuern Philosophie, Bd. 1, S. 121—278 (2. Aufl., Mannh. 1865), die Lebensbeschreibungen von **Baillet** (Par. 1691), **Millet**, D., sa vie, ses travaux, ses découvertes avant 1637 (das. 1867), **Derselbe**, D. etc. depuis 1637 (das. 1871); über seine Schule das preisgekrönte Werk von **Bouillier**: Histoire de la philosophie Cartésienne (Lyon 1854).

Descendendo (lat.), s. v. w. Decrescendo.

Descendenten (lat.), Abkömmlinge, Verwandte in gerader Linie; **Descendenz**, Nachkommenschaft, Verwandtschaft in absteigender Linie (s. **Verwandtschaft**); **Descension**, Nachkommenschaft, Verwandtschaft; in der Astronomie s. v. w. Absteigung.

Descendenztheorie, s. **Transmutationshypothese** und **Lamarck**.

Descendiren (lat.), hinabsteigen; sich herablassen; abstammen.

Descente (franz., f., spr. dessángt) oder **Grabendescente**, bei Belagerungen von dem Angreifenden ausgeführter, gegen feindliches Feuer gedeckter Gang aus dem Couronnement des Glacis in den Festungsgraben. Sie ist eine **unterirdische** D., wenn als Minengallerie angelegt, eine **bedeckte**, wenn mit der bedeckten Sappe, eine **offene**, wenn mit der offenen Sappe (s. d.) ausgeführt. In der Baukunst versteht man unter D. ein schief aufsteigendes Gewölbe unter oder über einer Treppe.

Deschamps (spr. däschāng), 1) **Emile**, franz. Dichter und Uebersetzer, geb. 20. Febr. 1791 zu Bourges, zog schon früh (1812) durch einen Gesang: »La paix conquise«, die Aufmerksamkeit Napoleons I. auf sich und versuchte sich von da an, zum Theil mit Glück, auf den verschiedensten Gebieten der Poesie und der Prosa. Als Uebersetzer verdanken ihm seine Landsleute Schillers »Glocke«, Goethe's »Braut von Korinth« und »König von Thule« (in der von ihm veranstalteten vortrefflichen Sammlung »Études françaises et étrangères«, Bd. 1., 1828—33) und einige Dramen Shakespeare's, die er aber mehr umgearbeitet, als bloß übersetzt hat (»Macbeth« und »Romeo et Juliette«, in Versen und mit Kommentar, Par. 1842). Seine vollkommenste Leistung ist die nach spanischen Balladen bearbeitete Dichtung »Rodrigue, dernier roi des Goths«, deren Weise an Herders »Cid« erinnert. Das Leben dieses Dichters weist keine großen Katastrophen auf, es verfloß ruhig im Dienste der Muse und ihrer Jünger. In letzterer Beziehung ist D. ein wahres Muster der Bereitwilligkeit, ja der Aufopferung. Keiner seiner Genossen hat jemals sich vergebens um Trost oder Hülfe an ihn gewandt, manches junge Talent verdankt nur ihm seine Entwickelung. Gegen Ende seines Lebens traf ihn das harte Geschick, zu erblinden. Er starb 16. Dec. 1871 zu Versailles. Von seinen Werken sind weiter hervorzuheben: »Poésies complètes« (Par. 1842) und »Poésies des crèches« (das. 1854); ferner eine Reihe von Dramen ernster wie heiterer Natur, welche meist von bekannten Komponisten (Bellini, Halévy, Rossini, Auber) in Musik gesetzt wurden; das Libretto zu »Stradella« (für Niedermeyer) u. a.; endlich die »Contes physiologiques« (Par. 1854) und die »Causeries sur quelques femmes célèbres« (das. 1840). Die »Poésies d'Émile et d'Antony D.« (seines Bruders) erschienen zu Paris 1841. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1874 in 6 Bänden.

2) **Antony**, franz. Dichter, geb. 12. März 1800 zu Paris, Bruder des vorigen, begann seine poetische Laufbahn mit einer Uebersetzung von Dante's »Divina commedia« (1829); zwei Jahre später erschienen seine »Satires politiques«, welche sich durch feste, männliche Sprache auszeichnen und doch auch dem poetischen Element sein Recht gönnen. Es folgten 1835 die »Dernières paroles«, über welche der Schleier einer Schwermuth ausgebreitet ist, die nur aus einer förmlichen Geisteskrankheit erklärt werden kann. Das in allzu früher Jugend begonnene und mit allzu großem Eifer fortgesetzte Studium jenes tiefsinnigsten aller Dichter mag dem ernsten Geiste des französischen Poeten dieses Gepräge aufgedrückt haben. Unter dem Bann der unheilvollen Krankheit erschienen ferner Elegien, »Résignation« (1839) betitelt, mit einem Inhalte, der dem Titel völlig entsprach. Glücklicherweise genas der Dichter nach und nach vollständig, um den Rest seines Lebens in friedlicher Zurückgezogenheit und bloß seinen intimsten Freunden zugänglich zuzubringen. Er starb 29. Okt. 1869 zu Passy.

Deschanel (spr. däschanell), **Emile Augustin Etienne Martin**, franz. Schriftsteller, geb. 14. Nov. 1819 zu Paris, besuchte hier die Normalschule, erhielt dann eine Professur zu Bourges, später zu Paris, bekam aber infolge seiner Schrift: »Catholicisme et Socialisme« (1850) seinen Abschied. D. widmete sich nun völlig den republikanischen Ideen und deren Verbreitung durch die Presse, wirkte aber auch dafür als glänzender Redner. Im Jahr 1851 aus Paris flüchtig, hielt er in Brüssel sehr besuchte literarische Vorlesungen und wurde, 1859 nach Paris zurückgekehrt, Mitarbeiter des »Journal des Débats«. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »Les courtisanes grecques« (Par. 1859); »Histoire de la conversation« (1857); »La vie des comédiens« (1860); »Causeries de quinzaine« (literarische, durch Originalität der Charakteristik anziehende Kritiken, 1861); »Christophe Colomb et Vasco de Gama« (1862); »Physiologie des écrivains et des artistes« (1864); »Études sur Aristophane« (1867); »A bâtons rompus« (eine Sammlung moralischer und literarischer Aufsätze, 1868) u. a.

Descriptio (lat.), Beschreibung; in der Rhetorik lebhafte, möglichst anschauliche Schilderung eines Gegenstands; daher **deskriptiv**, beschreibend.

Des dur (franz. ré bémol majeur), die auf den Ton Des transponirte Durtonart, im von C

absteigenden Quinten- oder aufsteigenden Quartenzirkel die sechste Tonart, wird mit fünf b (vor H, E, A, D und G) am Schlüssel notirt.

Dese, Fluß in den Niederlanden, entspringt bei Lüttich, mündet bei Herzogenbusch in die Maas.

Deseilligny (spr. dössäjinnjï), Alfred Nicolas Pierrot, franz. Deputirter und Minister, geb. 1828 in Paris, war längere Zeit Direktor eines Hüttenwerks in Creusot und unterstützte dabei seinen Oheim, den langjährigen Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers, Schneider, dessen Tochter er heirathete. Durch diesen in die bonapartistischen Kreise hineingezogen, wurde er 1869 als Regierungskandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Im Jahr 1871 in die Nationalversammlung gewählt, nahm er seinen Sitz im linken Centrum und gehörte 24. Mai 1873 zu jenen 15 Abtrünnigen, welche unter Targets Führung mit der Rechten stimmten und dadurch den Sturz Thiers' herbeiführten. Zur Belohnung hierfür erhielt er in dem neuen (Broglie'schen) Kabinet das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, und als 26. Nov. 1873, bei Gelegenheit der Verlängerung der Mac Mahon'schen Präsidentschaft, das Kabinet umgestaltet wurde, trat er auch in dieses neue ein und übernahm darin das Ministerium des Handels. Am 17. Mai 1874 gab er mit dem ganzen Ministerium seine Entlassung ein und erhielt sie.

Desenchantement (franz., spr. desangschangt'mäng), das Freimachen oder Freiwerden von einer Bezauberung oder Leidenschaft; desenchantiren, des Zaubers entledigen.

Desennuyiren (franz., spr. desannüji-), einem oder sich die Langeweile vertreiben.

Desenrolliren (franz., spr. desang-), aus der Liste ausstreichen, einen Soldaten verabschieden.

Desenzäno (D. sul Lago), Marktflecken in der ital. Provinz Brescia, am Gardasee reizend gelegen, häufiger Sommeraufenthalt für Fremde, hat ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, 3 Kirchen, ein Spital, ein Theater, Ruinen eines Minervatempels und (1871) 4398 Einw., welche Weinbau (Vino santo), Fischerei, Gerberei und bedeutenden Kornhandel treiben. Der Hafen von D. ist die Niederlage aller Produkte, welche auf dem Gardasee verschifft werden. In der Nähe sind zahlreiche Meiereien. Kaiser Claudius erfocht hier 269 einen großen Sieg über die Alemannen.

Deseriren (lat.), verlassen, im Stich lassen; deserirte Güter, verlassene Güter, s. Herrenlose Sachen.

Desertas (Deserters), Gruppe von drei kleinen Felseninseln an der Westküste Afrika's, südöstlich von Madeira; zu Zeiten von Hirten und Fischern besucht.

Deserteur (franz., spr. -tör), s. Desertion.

Desertion (lat., »Verlassung«), Militärverbrechen, welches derjenige Militär begeht, welcher durch eigenmächtige Entfernung von der Truppe oder dem dienstmäßigen Aufenthalt, oder durch Verlängerung einer erlaubten oder unabwendbaren Abwesenheit sich absichtlich dem Militärdienst zu entziehen sucht. Das neue deutsche Militärstrafgesetzbuch vom 20. Juni 1872 zerlegt das, was bisher unter dem Namen D. zusammengefaßt war, in zwei strafbare Handlungen verschiedenen Grades, das Vergehen der unerlaubten Entfernung und das Verbrechen der Fahnenflucht. Erstere, das Wegbleiben vom Dienst, Verlassen der Truppe ohne Urlaub oder Ueberschreitung des Urlaubs, wird mit Freiheitsstrafe bis zu 6 Monaten bestraft, in leichten Fällen nur disciplinarisch mit Arrest, z. B., wie es öfter vorkommt, bei Rekruten, die aus Heimweh nach Haus gehen und nach einigen Tagen wiederkommen oder vom Vater zurückgebracht werden. Nur bei verschuldeter Abwesenheit über 7 Tage, im Feld über 3 Tage, tritt Gefängnis bis zu 2 Jahren ein. Die Fahnenflucht schließt die Absicht dauernder Entziehung vom Dienst ein, wie z. B. das Beseitigen der Uniform, Reise ins Ausland ꝛc. sie darthun, und sie wird mindestens mit Gefängnis von 6 Monaten bis zu 2 Jahren, im Wiederholungsfall mit Gefängnis von 1—5 Jahren, im zweiten Rückfall mit Zuchthaus von 5—10 Jahren bestraft; im Feld ist die mildeste zulässige Strafe für Fahnenflucht 5 Jahre Gefängnis, in schweren Fällen tritt selbst Todesstrafe ein. Bei jeder Fahnenflucht muß auch auf Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes erkannt werden. Schon der Versuch zur Fahnenflucht ist strafbar, und ein Komplott dazu bedingt jedesmal eine Verschärfung der Strafen, die in den übrigen Heeren ähnlich festgesetzt sind. Gegen abwesende Deserteure wird in contumaciam eine Geldstrafe von 150—3000 Mark verhängt; kehren sie später zurück oder werden sie ergriffen, so wird ein neues Verfahren eingeleitet. Schon bei den Griechen wurde der Deserteur meist am Leben gestraft; die spartanischen Gesetze verhängten über denjenigen, welcher sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchte oder sich nur feig bewies, die härtesten Strafen. Bei den Römern galt in Kriegszeiten jeder für einen Deserteur, der ohne Erlaubnis sich von seinem Korps weiter entfernte, als der Schall der Tuba reichte. Er wurde im Krieg nach Willkür des Feldherrn meist zum Tod verurtheilt; in Friedenszeiten verlor ein Ritter sein Pferd, und wer kein Ritter war, wurde zu einer noch niedrigern Klasse der Soldaten herabgesetzt. Maximus Cunctator ließ den Ausreißern beide Hände abhauen, Scipio Africanus ließ sie kreuzigen, Scipio der Jüngere ließ sie wilden Thieren vorwerfen, früherhin wurden sie vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt. Bei den Heeren des Mittelalters waren die Strafen für D. sehr verschieden und richteten sich meist nach den Ansichten des Heerführers, welcher auch der Schöpfer und Erhalter seiner Truppen war, sowie nach den Schwierigkeiten, welche er im Anwerben von Truppen fand. In Frankreich wurde 1550 unter Heinrich II. die Todesstrafe auf D. gesetzt; Karl V. erklärte die Ausreißer für vogelfrei; wer sie traf, konnte sie tödten. In Italien, wo durch die Parteimietlinge (Condottieri) die Mannszucht ganz in Verfall kam und kein Band der Ehre den Soldaten an seine Fahne knüpfte, war die D. etwas Allgemeines; jeder verließ seinen Dienst, wenn ein anderer Condottiere höhern Sold bot. Die Schweizer und Deutschen waren noch die zuverlässigsten Truppen. Das Werbesystem Deutschlands im 18. Jahrh. hatte unter vielen anderen Nachtheilen auch den der häufigen D. zur Folge, und selbst Friedrich d. Gr. vermochte dieses Uebel nicht aus seinen Heeren zu verbannen. Eine Folge dieses Systems war die Errichtung von Auslieferungsverträgen, sogen. Kartellkonventionen, zwischen befreundeten Staaten. In unserer Zeit kommt bei den europäischen Armeen die D. nur noch selten vor, was von der kürzern Dienstzeit, vorzüglich aber der volksthümlichern Bildung der Heere herrührt. Am häufigsten ist sie und in hohem Grad bedenklich im englischen Heer, wo noch Werbung gesetzlich ist und die Soldaten oft desertiren, um sich sofort wieder gegen neues Handgeld bei einem andern Truppentheil anwerben zu lassen.

Unter D. versteht man auch die bösliche Trennung

des einen Ehegatten von dem andern ohne hinreichenden Grund, indem er von ihm eigenmächtig in der Absicht, die Ehe nicht fortzusetzen, wegzieht. Auch die hartnäckige Verweigerung der ehelichen Pflichten wird als D. (quasi desertio) aufgefaßt. Da in beiden Fällen der Zweck der Ehe dadurch vereitelt wird, so ist in protestantischen Ländern die D. ein Ehescheidungsgrund, sowohl, wenn der Aufenthalt des Verlassenden (desertor, der Mann, desertrix, die Frau) bekannt ist, als auch, wenn ihn der andere Theil nicht weiß. Wenn der verlassene Ehegatte wegen der D. auf Ehescheidung klagt (Desertionsklage), so wird im ersten Fall der Verlassende unter Androhung einer Strafe (Zwangsmittel), die meist in Gefängnis besteht, zur Rückkehr oder zur Pflichterfüllung aufgefordert, worauf erst bei fortgesetzter Verweigerung die Trennung erfolgt. Im zweiten Fall begründet eine längere Abwesenheit, die nach den verschiedenen Eheordnungen bald auf die Zeit von einem halben Jahr, bald von 2, 4, 7 Jahren bestimmt ist, nebst dem Mangel an Nachrichten die Vermuthung der D. Gegen den Abwesenden erfolgt dann eine Ediktalladung, die nach ihrem verschiedenen Zweck dreimal wiederholt wird, nämlich zur Einlassung und Angabe der Gründe seiner Entfernung, zur Bescheinigung der Hindernisse seines Nichterscheinens und endlich zur Anhörung des Scheidungserkenntnisses. Wenn der Abwesende vor Eröffnung dieses Erkenntnisses erscheint, so kann der andere Ehegatte so lange dessen Wiederaufnahme verweigern, bis der Rückkehrende sich eidlich von dem wegen der Abwesenheit vermutheten Ehebruche gereinigt hat; erscheint dagegen der Abwesende nicht, so hat der unschuldig klagende Theil nach gesprochenem rechtskräftigen Scheidungsurtheil ein Recht, bei der erkannten Scheidung zu beharren. Dieses gerichtliche Verfahren heißt der Desertionsproceß.

Desertoria sententia (lat.), im Civilproceß dasjenige Urtheil, welches ein eingewendetes Rechtsmittel aus dem Grund verwirft, weil die zur Einwendung gesetzte Nothfrist versäumt wurde. Nur aus triftigen Entschuldigungsgründen findet in solchem Fall Wiedereinsetzung in den vorigen Stand statt.

Deserviren (lat.), einem dienen, Dienst leisten, ihn pflegen, warten.

Deserviten (lat.), die Gebühren des Advokaten, die er für seine advokatorischen Bemühungen von seinem Vollmachtgeber fordern kann. Die Größe des Betrags derselben richtet sich nach den bestehenden Taxordnungen, und die Liquidation derselben unterliegt der richterlichen Prüfung, die jedoch nur auf den besondern Antrag der Partei oder des Advokaten stattfindet. Hat sich ein Anwalt höhere als die gesetzlichen D. für den Fall des Gewinnens des Processes (palmarium) versprechen lassen, so sind solche nur dann klagbar, wenn das Versprechen nach beendigtem Proceß gegeben oder wiederholt worden ist. Die Feststellung der D. erfolgt von dem Gericht, bei welchem der betreffende Proceß geführt oder das betreffende Rechtsgeschäft vorgenommen worden ist. Bis zur Bezahlung der D. hat der Anwalt an den Manualakten der betreffenden Partei ein Retentionsrecht. Die in einem Proceß in der Hauptsache unterliegende Partei wird regelmäßig auch zur Erstattung der D. an die obsiegende Partei verurtheilt. In neuester Zeit wird übrigens vielfach der Aufhebung aller Taxordnungen und dem Wegfall der richterlichen Feststellung das Wort geredet, indem dann nöthigenfalls das Ermessen eines Ehrengerichts der Anwälte entscheiden soll. Dies ist in Sachsen-Koburg bereits praktisch verwirklicht worden. In England sind die Honorare der Anwälte principiell nicht klagbar.

Deservitenjahr (Annus deservitus), nach gemeinem Kirchenrecht beim Tod eines Geistlichen die verdienten, wenngleich noch nicht percipirten Früchte des letzten Jahrs, welche noch den Erben des in letzterem Verstorbenen zukommen; also wohl zu unterscheiden von dem Sterbequartal, d. h. der Begünstigung, nach welcher die Erben oder Gläubiger eines verstorbenen Geistlichen die ganzen Einkünfte (auch Accidenzien) des laufenden Vierteljahrs (in welchem der Geistliche gestorben ist) genießen.

Desesperiren (franz.), verzweifeln; Desesperance, Verzweiflung.

Desèze (De Sèze, spr. dößähs'), Raimond, Graf, franz. Staatsmann, geb. 1750 zu Bordeaux, widmete sich der Advokatur und ward durch die Vertheidigung der Marquise d'Anglure dem Minister Vergennes bekannt und durch diesen nach Paris gezogen. Er war einer der drei Vertheidiger Ludwigs XVI. vor den Schranken des Nationalkonvents und lieferte in seiner Vertheidigungsrede, die er in vier Nächten vollendete, ein Meisterstück der Rechtsgelehrsamkeit. Später ward er als verdächtig verhaftet und erhielt erst nach dem 9. Thermidor die Freiheit wieder. Ludwig XVIII. überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, ernannte ihn 1814 zum ersten Präsidenten des Kassationshofs und zum Großschatzmeister der königl. Orden und, nachdem D. während der Hundert Tage dem Hof nach Gent gefolgt war, nach der zweiten Restauration zum Grafen, Pair von Frankreich und Mitgliede der Akademie. D. starb zu Paris 2. Mai 1828.

Desfontaines (spr. däfongtähn), 1) Pierre François, eigentlich Guyot, franz. Literator, geb. 1685 zu Rouen, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen, in seinem 15. Jahr in diesen Orden aufgenommen und zum Professor der Rhetorik zu Bourges befördert. In seinem 30. Jahr verließ er den Orden wieder, widmete sich den schönen Wissenschaften und ward Mitarbeiter am »Journal des Savants«. Eines entehrenden Vergehens wegen in Bicêtre eingesperrt, wurde er (ob durch Voltaire's Einfluß, ist nicht erwiesen) zwar wieder freigelassen, mußte jedoch Paris meiden und erhielt erst 1731 Erlaubnis, dahin zurückzukehren. Nachdem er Voltaire in seinen »Observations sur les écrits modernes« (Par. 1735) getadelt, gerieth er mit diesem in überaus heftige Streitigkeiten, die ihm zwar den unversöhnlichsten Haß seines Gegners zuzogen, ihm aber auch als Literator einen Namen machten. D. starb zu Paris 16. Dec. 1745. Mit Fréron, Granet und Destrées war er Herausgeber verschiedener Sammelwerke: »Nouvelliste du Parnasse« (1731, 2 Bde., von der Regierung unterdrückt), »Observations sur les écrits modernes« und »Jugements sur les écrits nouveaux« (Avignon 1745—46, 11 Bde., die beiden letzten von Mairault). Auch übersetzte er den Virgil und Horaz (erstere noch jetzt die beste französische Uebersetzung in Prosa) sowie Gullivers Reisen von Swift (Par. 1727) und hatte den größten Antheil am »Dictionnaire néologique« (das. 1726; 7. Aufl., Amsterd. u. Leipz. 1756), das die Reinheit der französischen Sprache aufrecht erhalten sollte.

2) (de D.) Lavallée François Guillaume, eigentlich Fouques Deshayes, Verfasser und Mitverfasser zahlreicher Lustspiele, komischer Opern und Vaudevilles, geb. 1733 zu Caen, war erst Sekretär des Herzogs von Zweibrücken, dann Bibliothekar Monsieurs, ward wegen freier Aeußerungen in seinen

Vaudevilles 1793 angeklagt und eingekerkert; starb 21. Dec. 1825. Als seine besten Lustspiele gelten: »M. Guillaume (Malesherbes) ou le voyageur inconnu«, »La dot«, »Le mariage de Scarron« und »Arlequin afficheur«. Er gab auch die periodische Schrift »Les quatre saisons littéraires« (1785, 4 Bde.) heraus und war Mitarbeiter an der »Nouvelle bibliothèque des romans«.

3) René Louiche genannt, franz. Botaniker, geb. 14. Febr. 1750 zu Tremblay im Departement Ile-et-Vilaine, studirte zu Paris Medicin, wendete sich aber später der Botanik zu und ward Direktor des botanischen Gartens. 1783—85 bereiste er Tunis und Algier in botanischem Interesse und gelangte bis auf den südlichen Abhang des Atlas. Die Ausbeute dieser Reise lieferte die Grundlage zu seinem verdienstvollen Werk »Flora atlantica« (Par. 1798—1800, 2 Bde., mit 261 Tafeln). Nach seiner Rückkehr ward er als Professor der Botanik am Jardin des Plantes angestellt. Er starb 16. Nov. 1833. Um die Pflanzenphysiologie machte er sich besonders verdient durch seine Untersuchungen über den Bau der Monokotyledonenstengel in seinen »Mémoires sur l'organisation des Monocotyledonées« in den »Mémoires de l'Institut national«, Bd. 1. Er schrieb außerdem »Fragments du cours de botanique et de physique végétale« in der »Décade philosophique« 1794—96, dann auch besonders gedruckt; »Tableau de l'école botanique du Museum d'histoire naturelle de Paris« (1804; 3. Aufl. unter dem Titel »Catalogus plantarum horti regii parisiensis«, 1829; Nachtrag 1832); »Histoire des arbres et des arbrisseaux, qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France« (1809, 2 Bde.). Auch besorgte er die Prachtausgabe von Tourneforts »Corollarium«.

Desfossés (spr. däfoßé), Romain Josephe, franz. Admiral, geb. 8. Dec. 1798, ward 1830 Schiffskapitän und später Befehlshaber der französischen Stationen in Bourbon und Madagaskar und erhielt 1838 das Kommando der von der französischen Regierung merkantilischer Zwecke halber zur Beschiffung der Westküste Afrika's ausgesandten Schiffe. Nachdem er Ende 1844 einen Handelsvertrag mit dem Imam von Maskat zu Stande gebracht, erhielt er 1846 den Auftrag, die Ostküste Afrika's, zwischen der Bai von Lagoa und dem Kap Guardafui, ebenfalls behufs der Anknüpfung von Handelsverbindungen zu besuchen. Nach der Februarrevolution kehrte er nach Frankreich zurück, ward Kontreadmiral und am 31. Okt. 1849 Marineminister. Nachdem er am 10. Jan. 1851 sein Portefeuille niedergelegt, erhielt er den Oberbefehl im Mittelmeer, 1852 den über das Geschwader im Archipel, ward aber im Juni 1853 abberufen, um in den Admiralitätsrath einzutreten. Im Juni 1851 ward er Vorsitzender des Raths für Marinebauten, im März 1855 Senator und im Juli 1860 Admiral. Er starb 1864.

Desh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für G. P. Deshayes (s. d.).

Deshabillé (das, franz. m., spr. desabijé), bequemes Hauskleid für Damen; deshabilliren, ent-, auskleiden.

Deshayes (spr. dä-äh), Gérard Paul, Naturforscher, geb. 13. Mai 1795 in Nancy, studirte in Straßburg, kam 1819 nach Paris und widmete sich vorzüglich der Erforschung der fossilen Mollusken. Er nahm theil an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen und ist seit langer Zeit Professor der Naturgeschichte am Museum in Paris. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Description des coquillages fossiles des environs de Paris« (Par. 1824—37, 3 Bde.); »Description des coquilles caractéristiques des terrains« (Straßb. 1831); »Traité élémentaire de conchyliologie« (Par. 1834—58, 3 Bde.); »Description des animaux sans vertèbres, decouverts dans le bassin de Paris« (das. 1857—65, 5 Bde.); »Conchyliologie de l'île de la Réunion-Bourbon« (das. 1863). Auch gab er mit Milne-Edwards die »Histoire naturelle des animaux sans vertèbres« von Lamarck (Par. 1836—46, 11 Bde.) neu heraus, bearbeitete die Mollusken zu der wissenschaftlichen Reise nach Morea, zu Cuviers Thierreich, zur »Encyclopédie méthodique« und lieferte eine Fortsetzung zu der »Histoire des mollusques terrestres et fluviatiles« von Ferussac (das. 1838—51). Für die »Exploration scientifique de l'Algérie« schrieb er die »Histoire naturelle des mollusques« (1845).

Deshonnett (franz. déshonnête, spr. desönät), unehrlich, schändlich.

Deshonneur (das, franz. m., spr. desönör), Unehre, Schimpf; deshonorabel, entehrend; deshonoriren, entehren, beschimpfen.

Deshoulières (spr. däuljähr), Antoinette, geborne du Ligier de la Garde, berühmte franz. Dichterin, geb. 1633 oder 1634 zu Paris als die Tochter eines Edelmanns der Königin Anna von Oesterreich, erhielt eine gelehrte (besonders sprachliche) Erziehung, beschäftigte sich in späteren Jahren auch mit Philosophie und ward von verschiedenen gelehrten Gesellschaften unter ihre Mitglieder aufgenommen. In ihrem 18. Jahr heirathete sie Guill. de Caston de Boisguérin, Seigneur D., der sich in den damaligen Unruhen dem Prinzen von Condé angeschlossen hatte und mit ihm nach den Niederlanden ging. Sie folgte ihm dahin nach und erregte durch ihren Geist und ihre Schönheit eine Zeitlang an dem Hofe von Brüssel Bewunderung, ward aber 1657 plötzlich aus politischen Gründen als Staatsgefangene nach dem Schloß Vilvorde bei Brüssel abgeführt, wo sie acht Monate zubrachte. Von ihrem Gatten mit List befreit, kehrte sie mit demselben nach Frankreich zurück, lebte hier in den glänzendsten Kreisen und stand mit den geistreichsten Männern ihrer Zeit in Verkehr. Sie starb 17. Febr. 1694. Ihren Ruf als Dichterin verdankt sie vorzüglich ihren Idyllen, welche das schmerzliche Gefühl des Kontrastes zwischen der Schönheit der Natur und den Miseren der Gesellschaft athmen. Die besten darunter sind: »Les moutons«, »L'hiver« und »Les oiseaux«. Unbedeutender sind ihre Oden, Eklogen und Episteln sowie ihre Theaterstücke, von hohem poetischen Werthe dagegen wieder ihre kleineren Gedichte, besonders die Madrigale. Für die Kinder des Grafen von Artois wurden ihre »Vers allégoriques à mes enfants« gedruckt, die, besonders in der 2., mit Versen von Racine vermehrten Auflage, eine bibliographische Seltenheit geworden sind. Hochgefeiert und besungen wurde D. von den Dichtern, die sie »zehnte Muse« und »französische Kalliope« nannten. Einen Auszug aus ihren und Chaulieu's Gedichten gab Friedrich II. (Berl. 1777) heraus. Die besten Ausgaben ihrer oft aufgelegten Werke sind die von 1747 und von 1799, in 2 Bänden. — Ihre Tochter Antoinette Thérèse, geb. 1662 zu Paris, gest. 1718, schrieb Episteln, Chansons, Madrigale und eine burleske Tragödie: »Mort de Cochon« (Hund des Marschalls von Vivonne), die in die Werke ihrer Mutter aufgenommen sind, aber den Vergleich mit den Leistungen der letztern nicht aushalten.

Desiderabel (lat.), wünschenswerth.

Desiderade (Desirade, auch Deseada), kleine den Franzosen gehörende Insel in Westindien, etwa 7 Kilom. östlich von Guadeloupe, wovon sie eine Dependenz ist, 27 □Kilom. groß mit 1200 Einw., wird von einer vulkanischen Bergkette durchzogen und hat sandigen Boden, der etwas Baumwolle liefert. Haupterwerb der Bewohner ist Fischerei, auch besteht hier ein Spital für Aussätzige. Ein Hafen ist nicht vorhanden. D. wurde 1494 von Columbus entdeckt.

Desideräta, Tochter des Longobardenkönigs Desiderius, ward 770 von Karl d. Gr. auf Anrathen seiner Mutter Bertha, wiewohl der gegen die Longobarden feindlich gesinnte Papst Stephan IV. dringend davon abrieth, zur Gattin genommen, aber schon nach einem Jahr, ungewiß ob aus persönlichen Gründen oder auf Veranstaltung Stephans, nach dem Ausspruch der Geistlichkeit verstoßen.

Desideriren (lat.), etwas vermissen, danach verlangen; Desiderāt (Desideratum), etwas als fehlend Vermißtes, Wünschenswerthes, Mangel, Lücke; Desideration, das Vermissen von, das Verlangen nach etwas; desiderativ, Verlangen ausdrückend.

Desiderium (lat.), Wunsch, Verlangen, Begehr; pium D. (Mehrzahl: pia desideria), frommer Wunsch, der wahrscheinlich nicht in Erfüllung geht.

Desiderius, letzter König der Longobarden, bestieg den Thron mit Hülfe des Papstes Stephan III., dem er dafür bedeutende Schenkungen versprach, 757 n. Chr. Als er jedoch im Besitz der Gewalt war, erfüllte er seine Versprechungen sehr unvollkommen, suchte vielmehr das Longobardenreich von Rom unabhängig zu machen. Darob gerieth er in erbitterten Kampf mit den Päpsten, die sich um Beistand an Karl d. Gr. wandten, welcher die Tochter des D., die er geheirathet hatte, nach kurzer Ehe verstieß. Da D. alle Forderungen Karls zurückwies, so rückte dieser 774 in Oberitalien ein, und durch Verrath einer D. feindlich gesinnten Partei gelang es ihm, die feste Stellung der Longobarden im Thal von Susa zu umgehen und D. zu zwingen, sich in die feste Hauptstadt Pavia zu werfen, während sich sein Sohn Adelgis mit Gerberga und deren beiden Söhnen in Verona einschloß. Karl rückte nun ungehindert bis Pavia vor und schloß diese Stadt und bald auch Verona ein, welch letzteres an die Franken überging, nachdem Adelgis sich nach Konstantinopel geflüchtet. Einige Wochen nachher mußte auch Pavia sich ergeben, und D. und seine Gemahlin Ansa wurden Karls Gefangene. Sie wurden erst nach Lüttich, dann nach Korvey gebracht, wo sie ihr Leben beschlossen. Mit Pavia's Fall erreichte die Selbständigkeit des Reichs der Longobarden ihr Ende.

Desidiös (lat.), müßig, träg, faul.

Designation (lat.), Verzeichnis, besonders specielle Vermögensaufzeichnung bei gewissen rechtlichen Veranlassungen, z. B. im Konkurs D. der Aktiva und Passiva des Gemeinschuldners, bei Erbschaften D. zur Feststellung der Erbschaftsmasse, bei Vormundschaften zur Sicherstellung des Mündelvermögens. Eine eidliche D. oder Specifikation hat oft die Wirkung und Kraft eines gerichtlich errichteten Inventars; namentlich wird das Beneficium inventarii (s. d.) regelmäßig auch auf Grund einer eidlichen Privatdesignation des Erben ertheilt. Aktendesignation ist das Verzeichnis einer Anzahl Aktenbände, welche zu verschicken sind, Kostendesignation die specielle Aufzeichnung der Sporteln und Vorlagen, welche jemand an eine Behörde zu zahlen hat. Auch versteht man unter D. die specielle Angabe der Waaren, welche ein Zollamt zu passiren haben. Designationsurtheil ist die durch gerichtliches Urtheil erfolgte Feststellung der Reihenfolge, in welcher die Konkursgläubiger rangiren. Endlich bezeichnet D. auch die Bestimmung zu einem Amt, die bloß vorläufige Berufung, wobei die definitive Uebertragung noch von bestimmten Bedingungen, z. B. der Bestätigung des Landesherrn, abhängig gemacht ist.

Designolle's Pulver (spr. desinjoll), explosives Gemisch aus pikrinsaurem Kali mit Salpeter oder chlorsaurem Kali.

Desikkation (lat.), Austrocknung.

Desima (Decima), kleine fächerförmige Insel in der Bai von Nangasaki in Japan, auf der sich bis in die neueste Zeit die Faktoreien der holländischen Kaufleute befanden, die hier, von den japanesischen Behörden argwöhnisch überwacht, jährlich zwei Schiffe mit einer Ladung im Werth von 300,000 Thlr. einlaufen lassen durften. Seit 1854, dem Jahr der Eröffnung Japans für Fremde, hat die Insel ihre frühere Bedeutung völlig eingebüßt. Vgl. Japan.

Desinfektion (lat.), das Verfahren, durch welches man der Gesundheit schädliche Stoffe, Fäulnisprodukte und Krankheiten übertragende niedere Organismen (Bakterien, Pilze) zu zerstören oder die Entstehung solcher zu verhindern sucht. Man unterwirft der D. die Luft, in welcher Menschen oder Thiere athmen sollen, die Wände und Fußböden in Zimmern, Ställen, Wägen ꝛc., Möbel und andere Geräthe, Betten, Kleidungsstücke, Leichen, Abfallstoffe aller Art, namentlich die Exkremente, Gewässer ꝛc. Auch lebende Menschen und Thiere sucht man zu desinficiren, um äußerlich haftende Ansteckungsstoffe zu zerstören, während es selbstverständlich nicht gelingt, bereits aufgenommene durch D. unschädlich zu machen. Während man also aus verdächtigen Gegenden kommende Effekten, welche mit Ansteckungsstoffen behaftet sein können, durch D. sofort zu reinigen vermag, muß man sich zum Schutz vor Uebertragung der Krankheiten durch Menschen auf eine längere Beobachtung in der Quarantäne beschränken. Während man in vielen Fällen lediglich von der sofortigen Anwendung stark wirkender desinficirender Mittel Erfolge erwarten darf, gelangt man häufig auch auf andere, einfachere Weise zum Ziel. So wird beim Aufenthalt vieler Menschen in einem engen, abgeschlossenen Raum die Luft durch die Athmungsprodukte sehr schnell verdorben und für die Gesundheit nachtheilig. Hierbei ist aber nicht durch D., sondern durch Ventilation Hülfe zu schaffen. Den übeln Einflüssen feuchter Mauern und Fußböden sucht man auf die Dauer am wirksamsten durch möglichst vollkommene Trockenlegung zu begegnen; man verhindert die Verunreinigung der Zimmerluft durch Entfernung aller Gegenstände, welche zu Fäulnisprocessen und Pilzwucherungen Veranlassung geben können, wie gebrauchte Wäsche, unsaubere Betten, Geschirre, stockende Tapeten ꝛc., und sucht in allen solchen Fällen zunächst durch Anwendung der gewöhnlichen Reinigungsmittel, durch Lüftung und starke Heizung der Entstehung und Verbreitung von Krankheitskeimen vorzubeugen. Dagegen genügen diese einfachen Mittel nicht mehr, sobald vorhandene Ansteckungsstoffe zerstört werden sollen. Welche desinficirenden Mittel aber in den einzelnen Fällen zu wählen sind, hängt ganz von der Beschaffenheit der Stoffe ab, auf welche sie angewandt werden sollen. Sehr oft gelangt man zum Ziel durch anhaltende Erhitzung, bei welcher Fermente zerstört und Organismen getödtet werden. Die letzteren scheinen aber der Siedetemperatur

des Wassers einige Zeit widerstehen zu können und nur durch anhaltendes Kochen getödtet zu werden. Sie sollen sogar eine kurze Erhitzung auf 127° ertragen und nach Crace Calvert vollständig erst bei 204° zerstört werden. Die D. von Decken und Betten durch Erhitzen auf 100—110° erscheint daher einigermaßen bedenklich. In faulenden Stoffen wird zwar durch die Erhitzung die Fäulnis momentan unterbrochen; doch tritt sie sehr bald von neuem ein, wenn die fäulnisfähigen Stoffe an der Luft liegen, und nur durch vollständige Austrocknung, Verkohlung oder Verbrennung können solche Substanzen völlig unschädlich gemacht werden. Bei der beschränkten Anwendbarkeit dieser Mittel muß man daher meist zu Chemikalien greifen, die entweder *antiseptisch* wirken, also den Eintritt der Gährung und Fäulnis wirksam verhindern, oder *oxydirend*, indem sie die organischen Substanzen, welche die Ansteckung veranlassen, zerstören, oder als *wahre Gifte* für Krankheiten übertragende niedere Organismen. Manche Chemikalien scheinen außerordentlich wirksam zu sein, indem sie den üblen Geruch faulender Stoffe sofort beseitigen; man darf sich aber durch solchen Erfolg nicht täuschen lassen, denn sehr häufig beseitigen diese *desodorisirenden* Mittel zwar gründlich gewisse vorhandene Fäulnisprodukte, aber sie wirken nicht auf alle und verhindern nicht den weitern Fortgang des Fäulnisprocesses. Zu den desodorisirenden Mitteln gehört vor allem der Eisenvitriol, welcher z. B. in faulenden Exkrementen sofort den Schwefelwasserstoff und das Ammoniak bindet, aber nur dann desinficirend wirkt, wenn er in solcher Menge mit Exkrementen vermischt wird, daß letztere sauer reagiren und diese saure Reaktion beibehalten, bis sie aus der Nähe menschlicher Wohnplätze entfernt sind. 100 Gramm Eisenvitriol, in 1 Liter Wasser gelöst, genügen für die Exkremente von 4 Personen an einem Tag. Diese Annahme setzt aber voraus, daß die frischen Exkremente nicht mit altem, bereits in alkalische Zersetzung übergegangenem Grubeninhalt zusammengebracht werden, sondern daß letzterer entweder zunächst möglichst vollständig entfernt, oder mit so viel Eisenvitriollösung vermischt worden ist, bis er sauer reagirt. Man kann die Menge des bei frischen Exkrementen anzuwendenden Eisenvitriols um ein Drittel vermindern, wenn man der Tagesportion 2 Gramm rohe Karbolsäure, durch Schütteln in 50 Kubikcentim. Wasser gelöst, zusetzt. Um sich zu überzeugen, ob ausreichend desinficirt ist, legt man einen Tropfen der Flüssigkeit, welche Exkremente enthält, auf blaues Lackmuspapier und beobachtet, ob dieses roth gefärbt wird. Bei Zusatz genügender Menge Eisenvitriol wird die Bildung von niederen Organismen verzögert, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die in alkalisch gewordenen Exkrementen lebenden Organismen auch noch in den sauer erhaltenen sich fortpflanzen; wenn man aber Eisenvitriol nur als desodorisirendes Mittel anwendet, so wird man zwar von dem üblen Geruch der Exkremente befreit, darf aber nicht hoffen, dadurch Cholera- und Typhusansteckungen zu verhindern. Fleck hat empfohlen, 70 Gr. Eisenvitriol mit 20 Gr. Chlorkalk und 1 Liter Wasser zu mischen. Dabei entsteht im wesentlichen Eisenoxydhydrat. Das Desinfektionspulver von Lüder u. Leidloff enthält etwa 36 Proc. schwefelsaures Eisenoxyd, 16 Proc. wasserfreien Eisenvitriol, 4 Proc. freie Schwefelsäure und wechselnde Mengen von Gips; es ist jedenfalls wirksamer als reiner Eisenvitriol, da das Eisenoxyd oxydirend wirkt. Wo Rückstände von der Chlorbereitung billig zu haben sind, können diese den Eisenvitriol vollständig ersetzen, da ihr wesentlicher Bestandtheil, das schwefelsaure Manganoxydul, sich dem Eisenvitriol ganz ähnlich verhält und Schwefelwasserstoff und Ammoniak bindet. Dasselbe gilt für Zinksalze. Dagegen können das Chloralum (Aluminiumchlorid), Bittersalz und Salinenmutterlauge nur Ammoniak binden und nicht einmal vollständig desodorisirend wirken. Den Ammoniakgeruch in Ställen kann man sehr wirksam durch Sprengen mit verdünnter Schwefelsäure und durch Aufhängen von Säcken, welche mit verdünnter Säure befeuchtet sind, entfernen. Ab und zu wäscht man die Säcke und tränkt sie von neuem mit Säure. Der widrige Geruch der Diarrhöekothe rührt von der schon bei 30° flüchtigen Kothsäure her; letztere wird durch Kalkmilch und Kalilauge, aber nicht durch Eisen- oder andere Metallsalze gebunden. Gelöschter Kalk ist ein wirksames Desinfektionsmittel, aber nur auf frische Exkremente anwendbar, weil er aus den Ammoniakverbindungen, die sich stets in zersetzten Exkrementen finden, Ammoniak entwickelt. Kalkmilch empfiehlt sich auch zum Anstreichen von Balkenwerk und Mauern, und da gelöschter Kalk Schwefelwasserstoff absorbirt, so lassen sich Ventilationsschächte von Abzugskanälen am vortheilhaftesten geruchlos machen, wenn man Hobelspäne mit verdünnter Säure (1 Theil Säure, 6 Th. Wasser) tränkt und damit den Schacht zur Hälfte füllt, während man in die andere Hälfte solche Späne bringt, die man mit Kalkbrei imprägnirt hat, dem man übrigens noch Eisenvitriollösung zusetzen kann. Als sehr kräftiges Oxydationsmittel wirkt der Chlorkalk, besonders nach Zusatz von Säuren. Wiederhold hat empfohlen, die Exkremente von Typhus- und Cholerakranken in einen Steinzeugtopf zu entleeren, in welchem sich koncentrirte Salzsäure befindet, und bei jedesmaligem Einschütten eine Messerspitze von chlorsaurem Kali hinzuzufügen. Es entwickelt sich dann Chlor, welches die Ansteckungsstoffe zerstört. Chlor wird auch sehr allgemein als Chlorwasser zum Waschen und als Gas zu Räucherungen benutzt, um Luft, Wände, Möbel, Kleider &c. zu desinficiren. Man entwickelt das Chlor durch Uebergießen von Braunstein mit Salzsäure und Erwärmen. Kleidungsstücke, Waaren u. dgl. bringt man zu diesem Zweck locker in ein Faß, auf dessen Boden man einen Teller mit der Chlormischung gestellt und so bedeckt hat, daß die zu räuchernden Gegenstände mit der Chlormischung nicht in direkte Berührung kommen können, während das Gas frei zu entweichen vermag. Das Faß wird, so lange die Räucherung dauert, gut verschlossen. In *bewohnten Zimmern* stellt man einen Teller mit Chlorkalk auf ein Spind und setzt, wenn eine sehr schnelle Wirkung erzielt werden soll, etwas Salzsäure hinzu; auch ist es vortheilhaft, den Fußboden, wenn es sich um ansteckende Krankheiten handelt, mit verdünnter klarer Chlorkalklösung aufzuwaschen. Hat man Kleidungsstücke, Bücher, Wäsche mit Chlor geräuchert, so muß man eine Räucherung mit Ammoniak folgen lassen, weil sonst theils das zurückbleibende Chlor, theils die durch dasselbe gebildete Salzsäure jene Stoffe zerstört. Man wendet zu dem Zweck das oben beschriebene Faß an und benutzt eine Mischung aus frischem Kalkbrei und Salmiak. Lebende Personen wäscht man mit Chlorwasser oder Chlorkalklösung, und wenn die Kleider am Leibe desinficirt werden sollen, so muß die betreffende Person in eine kleine Bude treten, in welcher Chlor entwickelt wird. Durch eine Oeffnung in der Wand steckt man den Kopf ins Freie, um das Chlor nicht einzuathmen. Dem Chlorkalk ähnlich wirkt das Desinfektionspulver

von Letheby für Ställe und Schlachthäuser, welches aus Chlorzink und unterchlorigsaurem Zinkoxyd besteht. Es mischt sich leicht mit den flüssigen Stoffen in Schlachthäusern und ertheilt dem Fleisch keinen unangenehmen Geruch. Statt des Chlors ist in gewissen Fällen Brom und Bromwasser mit gleichem Erfolg anwendbar. Sehr kräftig oxydirend wirken auch die Uebermangansäuresalze, welche besonders zum Waschen und Ausspritzen von Wunden, Geschwüren ꝛc. sowie zur Beseitigung des Geruchs, welcher den Händen des secirenden Arztes so hartnäckig anhaftet, geeignet sind. Ein Zusatz von 15—25 Tropfen einer Lösung von 10 Gramm krystallisirtem übermangansauren Kali in 1000 Gr. Wasser zu 100 Gr. gewöhnlichem Wasser genügt zur Herstellung einer vollkommen desinficirenden Flüssigkeit. Letheby hat das Salz vorzüglich geeignet zur Reinigung von Trinkwasser gefunden, dem es in solcher Menge zuzusetzen ist, daß eine ganz schwache, aber deutliche Rosafärbung entsteht. Mit bestem Erfolg ist eine Mischung von übermangansaurem Natron mit schwefelsaurem Eisenoxyd (*Eisenchamäleon*) angewandt. Als haltbare Waschpasta empfiehlt Hager eine getrocknete Mischung von 100 Th. weißem Thon (der vorher mit heißer Salpetersäure ausgewaschen worden war) mit 5 Th. übermangansaurem Kali, von welcher man zum Gebrauch eine kleine Quantität abschabt. Die starken Ausdünstungen von eiternden Wunden werden sofort beseitigt, wenn man ein mit übermangansaurem Kali getränktes Bäuschchen Schießbaumwolle auflegt. Clemens hat namentlich bei Rinderpest mit sichtbarem Erfolg *Kupferchlorid* benutzt. Er löst 15 Gramm Chlorkupfer und 30 Gramm Chloroform in 2 Kilogr. Brennspiritus und verbrennt diesen Spiritus in Tellern, welche auf den Boden des Stalls gestellt werden. Auch nachts ist eine kleine Flamme zu unterhalten, ferner ist die Streu und das Pflaster mit dem Spiritus zu besprengen und den Thieren als Präservativ täglich ein Theelöffel voll Chlorkupferspiritus im Getränk zu reichen. Die Chlorkupferdämpfe belästigen nicht; Clemens theilt sogar mit, daß er bei Typhuskranken die Luft kleiner Krankenzimmer oft acht Tage lang mit bestem Erfolg mit Chlorkupferdämpfen gesättigt erhalten hat. Desmartis hat gefunden, daß Campecheholzextrakt mit gleichen Theilen Schweinefett auf Krebswunden sofort allen Gestank beseitigte und die eitrige Beschaffenheit des Fleisches verminderte. Wenn man das Campecheholzextrakt in Fällen von Gangräne, von Spitalfäulnis anwendet, so verschwindet das Uebel wie durch Zauber. Das Campecheholzextrakt bildet einen wohlfeilen Handelsartikel, und in heißem Wasser gelöst kann es als Waschmittel auch bei Rothlauf, der infolge von Amputationen oder Verwundungen eintritt, angewandt, auch blutstillenden Arzneimitteln, wie Eisenchlorid, schwefelsaurem Eisenoxyd, beigemischt werden. Auch Kaffeesatz ist als desinficirendes Mittel empfohlen worden, und Fleisch soll sich neun Monate lang unverändert erhalten, wenn man es in starken Kaffee taucht. Sehr kräftig antiseptisch soll auch das Fuchsin wirken. Ein Zusatz von 1 Proc. desselben soll Gelatinelösung sehr lange vor Fäulnis schützen, und wenn man Fleisch in Filtrirpapier wickelt, welches mit solcher Gelatinelösung getränkt wurde, so soll es in drei Monaten wohl trocknen, aber nicht übelriechend werden. Auch Pikrinsäure, Strychnin, Opium, Chloroform, Benzin und Petroleum wirken fäulniswidrig. Zur D. der Luft in abgeschlossenen Räumen eignet sich vortrefflich die schweflige Säure, welche zuverlässig alle Pilzsporen und damit wohl auch alle Krankheitskeime zerstört. Man bedient sich zur Entwickelung der *schwefligen Säure* vortheilhaft der Schwärmer von Magirus in Ulm, welche aus Patronen bestehen, die mit einem langsam abbrennenden, sehr viel schweflige Säure entwickelnden Pulversatz gefüllt sind. Die Schwärmer erlöschen nicht, wenn sie auch in Flüssigkeiten geworfen werden, und entwickeln nicht so viel Hitze, um Thonröhren von Abtritten zu sprengen oder Holzschläuche zu entzünden. Sie sind sehr empfehlenswerth für Abtritte und Zimmer, in welchen Leichen gelegen haben. Man kann sie auch zum Desinficiren von Kleidern benutzen, indem man sie in einen Topf legt, anzündet und dann in den Kleiderschrank stellt. Das Räuchern mit Essig wirkt jedenfalls nur sehr schwach. Mit gutem Erfolg benutzt man zur D. Kohle, Torf u. dgl., welche stark absorbirend wirken. Fleisch, welches vollständig von frisch ausgeglühtem Kohlenpulver umgeben ist, hält sich lange unverändert und zersetzt sich schließlich ohne Entwickelung von Geruch; übelriechendes Wasser wird bei der Filtration durch frisch ausgeglühte Kohle geruchlos. Torfgrus, in genügender Menge in die Gruben geschüttet, erhält die Exkremente geruchlos, besonders wenn man ihn noch mit Eisenvitriollösung tränkt. Er eignet sich dann auch vortrefflich zur Anlage geruchloser Pissoirs und bildet, wenn seine absorbirende Kraft endlich erschöpft ist, was sich durch Entwickelung von Geruch zu erkennen gibt, ein vortreffliches Düngemittel. Bei Moule's Erdabtritt wird als desodorisirende Substanz Gartenerde, Torfasche und trockenes Lehmpulver benutzt. Bei vollständiger Bedeckung des Koths durch hinreichende Mengen (pro Stuhlgang 3,5 Kilogr.) wird vollkommene Geruchlosigkeit erzielt. Bei dem Müller-Schür'schen Kloset wird der Harn vom Koth getrennt und letzterer mit einem Pulver ausgebranntem Kalk, Holzkohlenpulver und und Karbolsäure bestreut. Der Erfolg ist bei aufmerksamer Behandlung zufriedenstellend. Eine eigentliche D. scheint durch Kohle und Torf nicht erreicht zu werden; es ist sogar behauptet worden, daß in diesen Mischungen niedere Organismen den günstigsten Boden zu ihrer Entwickelung finden. Das Müller-Schür'sche Kloset liefert günstigere Resultate, weil es zugleich Karbolsäure anwendet. Diese bildet nach allen vorliegenden Erfahrungen das vorzüglichste Desinfektionsmittel, indem sie vor allem die Ansteckungsstoffe zerstört. Sie wird in den verschiedensten Formen angewandt; eine 1procentige Lösung ist als Spülmittel, eine Mischung von 100 Th. Torf, Gips, Erde, Sand, Kohle mit 1 Th. Karbolsäure als Streupulver brauchbar. Homburgs Desinfektionstafeln bestehen aus Pappe, welche Karbolsäure wie ein Schwamm aufgesogen und zwar auf den Quadratmeter fast 1 Kilogr. enthält. Mac Dougalls Desinfectionspulver ist eine Mischung von karbolsaurem Kalk mit schwefligsaurer Magnesia. In einer Flüssigkeit, welche 1 Proc. Karbolsäure enthält, vermögen niedere Organismen nicht zu leben. Crace Calvert hat die verschiedenen fäulniswidrigen Mittel geprüft, indem er Eiweißlösung und Mehlkleister in nicht verschlossenen Flaschen mit den verschiedenen Mitteln versetzte und den Eintritt der Fäulnis abwartete. Er erhielt folgende Resultate: (s. folgende Seite).

Die Tabelle zeigt, daß Karbolsäure das einzige wahre Antisepticum ist; denn ihre Wirkung hielt an, bis Eiweiß und Mehlkleister völlig ausgetrocknet waren. Bei einer andern Versuchsreihe wurde eine bestimmte Menge des Desinfektionsmittels in Flaschen mit weiter Oeffnung gebracht und darüber ein Stück

Angewandtes Antisepticum	Menge desselben in Proc.	Zeit, binnen welcher die Lösung bei 21—28° C. einen übeln Geruch annahm:	
		Eiweiß	Mehlkleister
Mac Dougalls Pulver . .	5	11 Tage	25 Tage
Karbolsäurehaltiges Pulver	5	blieb unzersetzt	blieb unzersetzt
Chloralum	2	9 Tage	—
Chlorzink	2	15 Tage	—
Chlorkalk	5	16 Tage	14 Tage
Uebermangansaures Kali .	5	—	—
Theeröl	2	11 Tage	28 Tage
Karbolsäure	2	blieb unzersetzt	blieb unzersetzt
Ohne Zusatz	—	5 Tage	7 Tage

frisches Fleisch aufgehängt. Die folgende Tabelle zeigt die hierbei erhaltenen Resultate, welche wiederum die Karbolsäure und die ihr ähnliche, gleichfalls im Steinkohlentheer vorkommende Kresylsäure als die einzig wahren Desinfektionsmittel kennzeichnen.

Angewandtes Antisepticum	Das Fleisch wurde	
	fleckig	faul
Uebermangansaures Kali . .	in 2 Tagen	in 4 Tagen
Chloralum	„ 2 „	„ 10 „
Dougalls Pulver	„ 12 „	„ 19 „
Chlorkalk	„ 14 „	„ 21 „
Theeröl	„ 16 „	„ 26 „
Chlorzink	„ 19 „	—
Karbolsäurehaltiges Pulver, Karbolsäure	wurde nicht fleckig, sondern trocknete ein und wurde ganz hart.	

Bei Dresdener Versuchen wurde Düngerjauche als zu desinficirende Flüssigkeit benutzt und Chlorkalk mit Schwefelsäure als wirksamstes Mittel erkannt. Setzte man den Werth dieser Mischung = 100, so ergaben sich für die übrigen untersuchten Mittel folgende Zahlen: Chlorkalk mit Eisenvitriol 99, Lüder u. Leidloffs Pulver 92, Karbolsäuredesinfektionspulver 85,6, gelöschter Kalk 84,6, Alaun 80,4, Eisenvitriol 76,7, Chloralum 74, Bittersalz 57,3, übermangansaures Kali mit Schwefelsäure 51,3. Die Süvern'sche Desinfektionsmasse, zunächst auf die übelriechenden Abzugswässer der Rübenzuckerfabriken berechnet, eignet sich recht gut für alle ähnlichen Fälle. Zur Bereitung derselben löscht man 100 Th. gebrannten Kalk mit 300 Th. Wasser und mischt zu dem noch heißen Teig 7—8 Th. Steinkohlentheer, welcher sich vollkommen gleichmäßig vertheilen muß. Wenn dies geschehen ist, verdünnt man mit 300 Th. Wasser, setzt 33 Th. entwässertes und in etwas Wasser gelöstes Chlormagnesium zu und verdünnt auf den Raum von etwa 1000 Th. Wasser. Die dem Abzugswasser zuzusetzende Menge dieser Mischung bestimmt man durch einen Versuch. Von dem Niederschlag, welchen diese Masse erzeugt, fließt klares, fast geruchloses Wasser ab, und die im Gang befindliche Fäulnis wird sofort aufgehoben. Insofern empfiehlt sich also die Anwendung der Süvern'schen Masse recht wohl für gewisse Fälle. Ein dauernd günstiger Erfolg wird aber durch dieselbe nicht herbeigeführt; denn der Niederschlag sowohl wie das abfließende Wasser erleiden nach einiger Zeit von neuem eine Zersetzung, und es entwickeln sich alsbald Bakterien &c. Bei Anwendung der Karbolsäure hat man zu beachten, daß sie übelriechende Fäulnisgase, wie Schwefelwasserstoff &c., nicht zerstört, sondern den Geruch durch ihren eigenen stärkern Geruch nur verdeckt. — Bei Gelegenheit des deutsch-französischen Kriegs hat die Deutsche Chemische Gesellschaft in Berlin Normen für die D. aufgestellt und folgende Mittel empfohlen: 1) eine Lösung von 1 Th. reinem oder 5—10 Th. rohem übermangansauren Kali in 100 Th. Wasser; 2) eine Lösung von 1 Th. reiner oder 2—3 Th. roher Karbolsäure in 100 Th. Wasser; 3) 1 Th. reine oder 2—3 Th. rohe Karbolsäure, mit Wasser angerührt, auf 100 Th. Torf, Gips, Erde, Sand, Sägespäne, Kohlenpulver; 4) Tünche aus 1 Th. Karbolsäure und 100 Th. Kalkmilch; 5) eine Lösung von 1 Th. Chlorkalk in 100 Th. Wasser; 6) Bromwasser, durch Schütteln von Brom mit Wasser, aber nur von Sachverständigen herzustellen und nur dann anzuwenden, wenn Chlor nicht zu haben ist; 7) gesättigte Lösungen von Eisenvitriol, Manganlauge &c. In den einzelnen Fällen ist nun anzuwenden: Bei Stech- oder Eiterbecken 1 oder 2, und nach dem Ausspülen ist etwas von der genannten Lösung in den Gefäßen zu belassen; bei Spucknäpfen 3; bei Nachttöpfen 2; bei Nachtstühlen 3 beim Stehen, 1 bei sofortiger Entleerung; bei Klosets mit getrennten Auswurfsstoffen 3 für die festen, 2 für die flüssigen Exkremente; für Waterclosets 2; bei Abtritten mit Senkgruben ohne Stallmist oder mit Tonnen, wobei auf die Umgebung besonders zu achten ist, 3 und 7; bei Abtritten mit Stallmist 2 und 3; bei Röhrenleitungen an Abtritten 2; bei Latrinengruben an Etappenstraßen und Bivouaks: Kalk, Gips, mindestens Erde, häufiger Wechsel der Lage; bei Düngerhaufen 3; bei Pissoirs, Urinwinkeln 2 oder 5; gebrauchte Charpie, Bandagen, Eiterlappen sind zu verbrennen oder in Blechbüchsen mit 1 oder 2 zu desinficiren; Lagerstroh, Heu, durchfeuchtete Matratzen sind mit Chlorkalk zu behandeln und zu verbrennen; thierische Abfälle von Schlächtereien sind mit Aetz- oder Chlorkalk tief zu vergraben, geschlossene Räume mit 2 oder 5 zu scheuern und dabei Krippen in Ställen besonders zu berücksichtigen; für Wände 4; die Luft ist zu verbessern durch Lüften, Verdampfen von Holzessig oder Karbolsäure. Sind die Räume unbenutzt (und nur dann ist eine wirkliche D. der Luft möglich), so werden die Fußböden mit Chlorkalklösung, Eau de Javelle oder Chlormanganlauge gescheuert; außerdem wird in Schalen, bei geschlossenen Thüren und Fenstern, Chlorkalk mit Salzsäure oder Stanniol mit Salpetersäure aufgestellt, auch kann man Schwefelfäden verbrennen. Nach dem Räuchern wird gelüftet und mit Karbolsäurewasser gesprengt. Offene Räume sind mechanisch zu reinigen und mit Chlormanganlauge reichlich zu besprengen. Sehr empfehlenswerth ist das Ansäen schnell wachsender Pflanzen. Trinkwasser wird abgekocht oder mit übermangansaurem Kali so lange versetzt, bis es eben deutlich schwach roth erscheint. Trübes oder beim Stehen sich trübendes Wasser klärt man durch etwas Alaun oder reine Soda. Fließende Gewässer sucht man in möglichst schnellem Fluß zu erhalten und versetzt sie mit Karbolsäure, Süvern'scher Masse, Thonerdesalzen, Chlormanganlauge &c. Wäsche ist nach dem Gebrauch sofort mit 2 zu besprengen, dann in kochendes Wasser zu bringen und eine Zeitlang zu kochen. Kleidungsstücke sind mit Karbolsäurewasser zu tränken und in warmen Räumen zu trocknen oder, wie auch Matratzen, Betten &c., im Backofen anhaltend auf 100—120° zu erhitzen und auszuklopfen. Vieh wird mit 2 besprengt, am reichlichsten an den Weichtheilen; Menschen waschen sich mit 1. Leichen sind für den Transport mit 2 zu besprengen und in Tücher zu wickeln, welche mit Lösung von 1 Th. Chlorkalk in 20 Th. Wasser getränkt sind; in die Bauchhöhle wird fester Chlorkalk gebracht. Wunden werden mit 1 und 2 aus reinen Materialien behandelt.

Desintegrator (Schleudermühle), von Carr angegebene neue Maschine zur Zerkleinerung aller Arten nicht faserigen Materials, besteht aus zwei gegenüber stehenden Scheiben a b (s. Fig. 1), welche sich mit

großer Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung um eine horizontale Axe c drehen und mit in koncentrischen Ringen stehenden Stäben dd versehen sind, die fast von einer Scheibe bis zur andern reichen, aber nur an dem einen Ende befestigt sind. Das zu zerkleinernde Material wird der Maschine nahezu im Mittelpunkte der Scheiben zugeführt und alsbald durch die Centrifugalkraft nach außen getrieben. Dabei langt es nach immer wiederholtem heftigen Zusammenprallen mit den Stäben zerkleinert an der Peripherie der Scheiben an. Der D. wirkt also lediglich durch Stoß; denn da die Stäbe sich nicht gegenseitig berühren, so kann von einem Mahlen durch Reibung zwischen zwei Flächen nicht die Rede sein. In einem D. von 1,25 Meter Durchmesser ist bei 400 Umdrehungen in der Minute die Geschwindigkeit jedes Schlagstabes im innersten Ring 16 Meter, im zweiten 19, im dritten 22 und im vierten 25 Meter per Sekunde. Trifft nun ein Theilchen, von einem Schlagstab des innern Rings zurückgestoßen, auf einen Schlagstab des zweiten Rings, der in entgegengesetzter Richtung sich bewegt, so wird es mit einer Geschwindigkeit von 19—16, also 3 Meter, auf den dritten wieder in entgegengesetzter Richtung sich bewegenden Stab prallen und von diesem mit einer Geschwindigkeit von 22—3, also 19 Meter, auf den vierten Stab geschleudert werden, von welchem es endlich mit 25—19, also 6 Meter, die Maschine verläßt und von der hölzernen Umhüllung aufgefangen wird. Durch diese wiederholte theilweise Aufhebung der Geschwindigkeiten wird die Kohäsion des in die Maschine gebrachten Materials überwunden, und die Leistung ist eine ganz außerordentliche. Man kann den D. in vielen Fällen anwenden, wo gewöhnliche Mühlen versagen, und benutzt ihn am häufigsten zum Zerkleinern von Quarz, Thon, Knochen, Erzen, Kohlen (zur Fabrikation von Briquettes), Zucker, Cement, Chamotte, Porzellanerde, in der Düngerfabrikation, aber auch als Mahlmühle für Getreide. Sehr günstig sind die Urtheile über die Benutzbarkeit des Desintegrators in der Thonwaarenindustrie. Durch manche Verbesserung hat man dem Apparat größere Stabilität und Dauerhaftigkeit zu verleihen gewußt. Indem man den Trommeldurchmesser vergrößerte, ward es möglich, die Umdrehungszahlen für die stark beanspruchten Wellen zu reduciren; immerhin aber machen die größten bis jetzt gebauten Desintegratoren von 1,5 Durchmesser 400—500 Touren in der Minute; sie erfordern dann 15—20 Pferdekräfte zum Antrieb, leisten aber auch 20,000 Kilogr. pro Stunde selbst von sehr hartem Material. Desintegratoren der gewöhnlichen Größe von 1 Meter Durchmesser verarbeiten mit einer Betriebskraft von 7 Pferdekräften durchschnittlich 7000 Kilogr. Rohmaterial zu Pulver von ganz bedeutender Feinheit. Als Mischapparat für verschiedene Thonsorten ist der D. trefflich geeignet, ebenso als Vorbereitung für Maschinen, die trockenen Thon zu verarbeiten, oder für Ziegelmaschinen, die grubenfeuchtes Material zu formen haben. Namentlich kalksteinhaltige oder schotterige Thonsorten werden auf solche Weise billig und zweckmäßig gereinigt und die störenden Beimengungen so gut vertheilt, daß sie in der ganzen Masse unschädlich werden. Für die Verwendung des Desintegrators zum Mahlen von Getreide ist besonders hervorzuheben, daß er ganz vortreffliches, gleichsam zart granulirtes Mehl liefert und daß sogen. todtgemahlenes Mehl nicht vorkommen kann. Fügt man den D. in den Mechanismus der Mühle ein, so fällt ihm die Aufgabe zu, ein sehr mehlreiches Schrot zu liefern. Der Weizen wird geputzt, zwischen Walzen leicht zerquetscht und dann in den D. gebracht. Das von diesem gelieferte sehr mehlreiche Schrot wird abgebeutelt, so daß man Mehl, Griese und reines Schrot erhält, welche dann weiter verarbeitet werden. Das Produkt des Desintegrators soll enthalten 33 Proc. Mehl, 20 Proc. Dunst, 14 Proc. Gries und 31 Proc. Schrot; das Mehl gehört aber nicht zu den sogen. feinen Auszügen, die bei der Hochmüllerei aus geputzten Griesen hergestellt werden, und da die Griesausbeute beim D. sehr gering ist, so eignet er sich nicht für Zwecke der Hochmüllerei. Besser verwendbar ist er für die Flachmüllerei, welche die feinen Mehle ebenfalls nicht liefert; doch sind auch hier die Vortheile fraglich, und gegenüber der österreichischen Hochmüllerei wäre die Einführung des Desintegrators, welcher allerdings bei richtiger Benutzung einen Fortschritt in der Flachmüllerei gewähren würde, immer nur eine halbe Maßregel. Vgl. Th. Carr,

Fig. 1.

Fig. 2.

Desintegrator.

History and description of the desintegrating flour mill (Birmingham 1872).

Desipiren (lat. desipĕre), albern, thöricht sich benehmen; desipere in loco (Horaz, Oden, IV, 12, 28), zur gehörigen Zeit und am rechten Orte thöricht, d. i. fröhlich, ausgelassen sein.

Desistiren (lat.), von etwas abstehen, es aufgeben.

Desjardins (spr. dä-schardäng), 1) Abel, franz. Geschichtschreiber, geb. 1814 zu Paris, erst Professor am Kollegium zu Angers, hernach Dekan an der literarischen Abtheilung der Schule zu Douay, wo er sich gegenwärtig noch befindet, bereiste in historischer Mission Italien, schrieb außer mehreren Schriften über das Tridentiner Koncil »Vie de Jeanne d'Arc« (1854, 2. Aufl. 1862), »Études sur saint Bernard« (1849) und »L'esclavage dans l'antiquité« (1857), Werke, deren Gründlichkeit geschätzt wird.

2) Ernest, Bruder des vorigen, ebenfalls Historiker, daneben mit archäologischen und geographischen Studien beschäftigt, geb. 1823 zu Noisy sur Oise, Professor zu Angers, Dijon, Mâcon, Alençon, endlich, seit 1856, am Lycée Napoléon, bereiste in wissenschaftlichen Zwecken dreimal (1852—58) Italien, im Auftrag der Regierung auch Aegypten und nahm als Sekretär der dazu bestellten Kommission thätigen Antheil an der Herausgabe der Werke Borghesi's. Seine Hauptwerke sind: »Voyage d'Horace à Brindes« (Par. 1853); »Antiquités de Parme« (1856); »Le Pérou avant la conquête espagnole« (1858); »Le Grand Corneille historien« (1861); »Du patriotisme dans les arts« (1862); die von der Akademie der Inschriften gekrönte Schrift »Aperçu historique sur les embouchures du Rhône« (1867); »Les juifs de Moldavie« (1867); »Technologie archéologique« (1873). Auch schrieb er zahlreiche Aufsätze in verschiedene gelehrte Zeitschriften, besonders in den »Recueil des comptes rendus« der Sitzungen der Akademie der Inschriften, deren Chefredakteur er ist, und gab einen »Atlas de géographie ancienne d'Italie« (1852) sowie »La table de Peutinger« (1873) heraus; nach letzterer bearbeitete er eine »Géographie de la Gaule« (1870).

Desjatine, russ. Flächenmaß, s. v. w. Deßjätina.

Desl., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Deslongchamps, Zoolog und Geognost in Lüttich (Zoophyten).

Deslys (spr. däliß), Charles, franz. Schriftsteller, geb. 1820 zu Paris, studirte auf dem Collége Charlemagne, bereiste Italien und war dann als Schauspieler meist in Südfrankreich thätig, bis ihn der günstige Erfolg seiner 1846 in Paris veröffentlichten Novelle »Les bottes vernies de Cendrillon« (neue Ausg. 1853) bewog, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er schrieb für den »Courrier français« eine dithyrambische Geschichte der Februarrevolution sowie den Roman »La mère Rainette« (1851, 4 Bde.) und ließ dann eine lange Reihe ähnlicher Werke nachfolgen, von denen wir als die besseren anführen: »La millionnaire« (1852); »Mlle. Bouillabaisse« (1853) und deren Fortsetzung: »Rigobert le Rapin« (1854); »Les compagnons de minuit« (1862); »L'héritage de Charlemagne« (1864); »Le roi d'Yvetot« (1866); »Les compères du roi« (1867) u. a. Auch für die Pariser Theater hat er manches geschrieben, z. B. »Un appartement à louer« (1862), das Drama »Le casseur de pierres« 2c.

Desm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur 1) für A. G. Desmarest, geb. 1784, gest. als Professor der Zoologie in Aalfort 1838 (Krebsthiere), sowie für dessen Sohn gleichen Namens, franz. Zoolog (Krebsthiere, Vögel); 2) für C. Desmoulins, Anatom in Bordeaux (Echiniden).

Desman, s. Rüsselmaus.

Desmarées (spr. dämarē), Georg, Porträtmaler, geb. 1697 in Stockholm, begann hier bei P. Meytens sein Kunststudium, begab sich 1724 nach Amsterdam und lernte später hauptsächlich zu Venedig bei Piazetta. Nach verschiedenen Reisen ließ er sich 1731 in München nieder, wo er kurfürstlicher Hofmaler wurde. Er starb daselbst 1776. Die Zahl der Porträts D.' ist außerordentlich groß, von der bayrischen Fürstenfamilie existiren allein über 50. Außerdem malte er heilige und profane Bilder, Altarblätter und Kompositionen aller Art, von welchen viele gestochen wurden. D. gebot über eine blühende, wenn auch oberflächliche Farbe und einen flotten Vortrag. Die gezierte Repräsentation jener Zeit wußte er vortrefflich wiederzugeben. In seiner Jugend hatte er auch in Miniatur und Email gemalt.

Desmidiaceen, Ordnung aus der Klasse der Algen (s. d.).

Desmin, s. v. w. Stilbit.

Desmodium *Desv.* (Büschelkraut, Fesselhülse), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, meist tropische Kräuter und Halbsträucher mit dreizähligen Blättern, in Trauben, Dolden oder Rispen gestellten Blüten und zusammengedrückten Gliederhülsen. D. gyrans *Dec.* (Hedysarum gyrans *L.*), in Bengalen, hat einen aufrechten, 1 Meter hohen, dünnen, ästigen Stengel, dreizählige Blätter mit einem langgestielten, bis 8 Centim. langen Endblättchen und viel kleineren, kurzgestielten Seitenblättchen und kleine, anfangs violette, später mennigrothe, am Flügelrand blaue Blüten. Das Gewächs ist merkwürdig wegen der infolge der Einwirkung des Lichts, besonders bei Sonnenschein und kräftiger Vegetation, eintretenden Bewegung der Blättchen: während das Endblättchen sich auf- und abwärts bewegt, sind die Seitenblättchen abwechselnd mehr in schwingender Bewegung begriffen. Am Abend legen sich alle Blättchen zurück und kommen zur Ruhe. Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, die Ursache dieser seltsamen Erscheinung aufzufinden.

Des Moines (spr. dä moánn oder dĭ meun), 1) Fluß in Nordamerika, entspringt im Staat Minnesota, theilt dann, gegen SO. fließend, Iowa beinahe in zwei gleiche Hälften und mündet etwa unter 40°, unterhalb Keokuk, auf der Westseite in den Mississippi. Er ist nahe an 740 Kilom. lang und seit neuerer Zeit bis zur Stadt Des Moines, 300 Kilom. aufwärts, schiffbar gemacht.

2) Hauptstadt und drittgrößter Ort des nordamerikan. Staats Iowa, in reizender Lage zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses, in welchen hier der Racoon mündet, mit (1870) 12,035 Einw. (darunter etwa 1500 Deutsche), hat 14 Kirchen, eine Universität, ausgezeichnete öffentliche Schulen und rege Industrie, besonders Wollfabriken, Dampf- und Wassermühlen, Eisengießereien, bedeutende Brauereien. Durch Eisenbahnen steht die Stadt mit allen Hauptplätzen des Ostens und Westens in Verbindung. Sie wurde 1846 angelegt, 1863 inkorporirt und 1854 zur Hauptstadt des Staats erhoben.

Des moll, die Transposition der Molltonart auf den Ton Des als Grundton, müßte wie ihre Paralleltonart Fes dur mit sechs einfachen und einem Doppel-b am Schlüssel notirt werden, kommt aber wegen dieser vielen Vorzeichnungen als Haupttonart gar nicht in

Anwendung, indem man sich statt ihrer der einfachern, nur enharmonisch verschiedenen Tonart Cis moll (mit vier ♯) bedient.

Desmologie (griech.), Bänderlehre, Theil der Anatomie (s. d.).

Desmoncus *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, kletternde Gewächse mit schwachem Stamm, welcher mit großen, geraden oder krummen Stacheln und zerstreut stehenden, gefiederten Blättern bedeckt ist. Die letzteren verlaufen in einem langen, gleichfalls mit krummen Stacheln bewaffneten, peitschenförmigen Fortsatz, mit dem diese Gewächse sich anklammern. Die monöcischen, gelben Blüten stehen in den Achseln der Blattstiele; die Drupen sind eiförmig oder fast rund, einsamig roth, die Samen schwarz. Diese Palmen, von welchen man 18 Arten kennt, vertreten in den Wäldern Amerika's die asiatischen Calamusarten und bilden oft reizende Guirlanden und unburchdringliche Dickichte. Nur wenige Arten werden in unseren Palmenhäusern kultivirt.

Desmopathie (griech.), Krankheit der Bänder; Desmopathologie, die Lehre von den Krankheiten der Bänder.

Desmophlogōsis (griech., f.), Entzündung und entzündliche Reizung der Bänder, Gelenkbänderentzündung.

Desmoulins (spr. dämuläng), Bénoit Camille, einer der hervorragendsten Charaktere der franz. Revolution, geb. 1762 zu Guise in der Picardie, studirte auf dem Collége Louis le Grand zu Paris die Rechte, ward Sachwalter in Paris und warf sich mit glühender Begeisterung für Freiheit und Gleichheit, die er schon als Jüngling in Gedichten gefeiert, der Revolution in die Arme. Nach der Entlassung Neckers wußte er 12. Juli 1789 bei der ersten großen Versammlung im Garten des Palais Royal durch eine begeisterte Rede das Volk zu entflammen, daß es zu den Waffen griff und die Bastille stürmte. Einer der ersten unter den Stürmenden, verkündigte er von den Trümmern herab den Franzosen Freiheit und Gleichheit. In seinem Journal »Révolutions de France et du Brabant« nannte er sich den »Procureur général de la lanterne« und erklärte offen, daß die Volkssouveränität die einzige Verfassungsart sei, welche der französischen Nation und jedermann, der des Namens Mensch nicht unwürdig sei, gezieme. Zu dieser Zeit heirathete D. Lucile Duplessis, ein schönes, geistreiches, von ihm leidenschaftlich geliebtes Weib. Als der König, zur Nachgiebigkeit gezwungen, Annäherungsschritte gethan hatte, um dem so leidenschaftlich ausgesprochenen Volkswillen zu genügen, milderte auch D. seine heftige Sprache. Kaum aber war die Flucht des Königs und dessen Protestation gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung erfolgt, als er sich aufs neue in den leidenschaftlichsten Schmähungen gegen den Hof ergoß; ja, er ging so weit, mit allgemeinem Aufstand in den Provinzen zu drohen und allen den Abgeordneten der Gesetzgebenden Versammlung den Brand ihrer Schlösser anzukündigen, die es wagen würden, die königlichen Rechte zu vertheidigen. Mit seinem Freunde Danton ward er Urheber der blutigen Vorgänge vom 10. Aug.; weniger war er bei den Septembermetzeleien betheiligt. Von der Pariser Gemeinde in den Konvent gewählt, stimmte er für den Tod des Königs. Obgleich der Bergpartei angehörig, zollte er doch den Girondisten volle Achtung, suchte mit Danton auf eine Versöhnung der Parteien hinzuwirken und schlug, als dieser Versuch scheiterte und die Girondisten das Schafott besteigen mußten, die Begründung eines Gnadengerichts vor. In demselben Sinn gab er damals seinen »Vieux cordelier« heraus, worin er zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze aufforderte. Hébert, den er besonders angriff, klagte ihn an, die Wiederherstellung des Königthums zu beabsichtigen, und Robespierre, nachdem er seinen Freund vorher anscheinend vertheidigt, trug in voller Versammlung auf die Verbrennung aller Nummern des »Vieux cordelier« an. Als D. trotzdem die Männer des Terrorismus und die Jakobiner nur noch heftiger angriff, ließ Robespierre 30. März 1794 D., Danton u. a. verhaften, worauf namentlich Saint-Just, D. persönlich feind, dessen Verurtheilung betrieb. Anfangs vertheidigte sich D. ruhig und mit Klarheit. Auf die Frage, wie alt er sei, antwortete er: »Dreißig Jahre, wie der Sansculotte Jesus Christus, ein unheilbringendes Alter für Staatsumwälzer«. Als er jedoch sein Todesurtheil vernahm, 5. April 1794, gerieth er im Gedanken an sein Weib in Verzweiflung und ward erst ruhiger, als der Karren vor dem Kerker hielt. Auf dem Blutgerüst rief er aus, auf die Guillotine deutend: »Dies ist also der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit! Die Ungeheuer, die mein Blut fordern, werden mich nicht lange überleben!« Seine Gattin, die alles aufgeboten, um ihn zu retten, bestieg 14 Tage nach ihm das Blutgerüst. Außer einer Menge Pamphlets und Flugblätter schrieb D.: »Discours de la lanterne aux Parisiens« (2. Aufl., Par. 1792); »Satires du choix des meilleures pièces de vers qui ont précédé et suivi la révolution« (das. 1792); »Histoire des Brissotins ou fragments de l'histoire secrète de la révolution et des six premiers mois de la république« (das. 1793, 2. Aufl. 1794). Seine »Opuscules« erschienen Marseille, Straßburg und Paris 1790. Eine neue Ausgabe seiner Schriften besorgte Claretie (1874, 2 Bde.), welcher auch seine Biographie (1875) schrieb.

Desna (Deßna), Fluß im südwestlichen Rußland, entspringt in der Nähe der Stadt Jelnja im Gouvernement Smolensk, durchfließt dann die Gouvernements Orel und Tschernigow und ergießt sich nach einem Laufe von 890 Kilom. mit einer beträchtlichen Wasserfülle Kiew gegenüber in den Dnjepr. Von der Stadt Trubtschewsk an ist er schiffbar. Unter den Nebenflüssen ist links der fast 600 Kilom. lange Sem und rechts die flache, meilenweit übertretende Snow hervorzuheben. Die D. selbst hat niedrige Ufer, die im Frühjahr großen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, ist fischreich und wird von vielen Schiffen und Flößen befahren. Der Handel geht meist nach Jekaterinoslaw, Cherson, Nikolajew, Otschakow und Odessa und von hier aus zur See nach O. und W.; auch Deutschland bezieht einen großen Theil russischer Produkte und Manufakturen auf diesem Weg, namentlich Talg, Wolle, Hanf und Flachs, Fischleim, Kaviar 2c.

Desnoyers (spr. dänoajeh), 1) Auguste Gaspard Louis Boucher, Baron, franz. Kupferstecher, geb. 19. Dec. 1779 zu Paris, bildete sich seit 1791 bei Lethière, dann in der Akademie und arbeitete seit 1799 im Atelier Tardieu's. Seinen Ruf begründete er mit dem Stich von Raffaels Madonna im Louvre, genannt la belle Jardinière (Salon 1804), und widmete seitdem seinen Grabstichel vornehmlich Raffael'schen Werken, deren Reihe er 1846 mit der Sixtinischen Madonna beschloß. Zu seiner Zeit hochgerühmt war das von ihm nach Girard gestochene Bildnis Napoleons I. im Krönungskostüm (1808), das zur Vertheilung an fremde Fürsten bestimmt war. Bei Napoleon I.

stand D. in hohem Ansehen und wurde von ihm mit kaiserlicher Freigebigkeit belohnt. Auch die Bourbonen und Ludwig Philipp zeichneten ihn vielfach aus. Seit 26. März 1816 Mitglied der Akademie der schönen Künste, ward er 1825 zum ersten Kupferstecher des Königs ernannt, 10. Nov. 1828 zum Baron erhoben und 1835 Ritter der Ehrenlegion. Er starb 16. Febr. 1857 zu Paris. Treffliche Blätter sind: La vierge au linge, die Madonna da Foligno, die Madonna del Pesce (la vierge au poisson), la vierge au berceau, die Madonna della Seggiola (à la chaise), la vierge de la maison d'Albe, die Madonna aus dem Haus Tempi, die heil. Katharina von Alexandria, die Heimsuchung (visitation) der Elisabeth, alle nach Raffael; la Madelaine, Kopf nach Correggio, u. a. m. Sein Hauptwerk ist aber die Transfiguration nach Raffael, mit großer Freiheit und Sicherheit des Grabstichels in einem breiten und großartigen Charakter bearbeitet. D. gab auch eine Sammlung von Kupferstichen nach antiken Gemälden, Bildern italienischer Meister ꝛc. heraus, sämmtlich nach Zeichnungen, die er 1818 und 1819 in Italien entworfen hatte, betitelt »Recueil d'estampes gravées d'après des peintures antiques italiennes etc.« (34 Blätter, Par. 1821).

2) Louis Claude Joseph Florence, franz. Journalist und Schriftsteller, geb. 1805 in dem Dorf de Replonges (Departement Ain) arbeitete zuerst auf einem Notariatsbüreau, ehe er (1828) nach Paris kam, um sich hier der Opposition (besonders gegen die Ordonnanzen des Juli) anzuschließen. Der Reihe nach an den hervorragendsten Blättern liberaler Richtung thätig, gründete er 1832 den »Charivari«, wurde Mitgründer des »Siècle«, und nachdem er sich auch als Schriftsteller (zuerst unter dem Pseudonym Derville) schon einen bedeutenden Namen gemacht hatte (durch Vaudevilles, besonders aber durch die Romane »Aventures de Jean-Paul Choppart«, 1836; »Aventures de Robert Robert«, 1840, 5. Aufl. 1870; »Mémoires d'une pièce de cent sous«, 1837), rief er das Blatt »Messager des dames et des demoiselles« (1854) ins Dasein. Er starb 1868. — Sein Bruder Fernand D., geb. 1828 zu Paris, hat sich ebenfalls als Schriftsteller versucht mit seinem »Almanach parisien« (1865), seinen »Chansons parisiennes« (1865), dem Roman »Le Salon des refusés« (1863) und den Gedichten »Poésie française; le vin« (1869). Er starb 1869.

Desobéiren (franz.), ungehorsam sein; Desobéissance, Ungehorsam.

Désobligeance (franz., f., spr. desoblischängs), Unfreundlichkeit, Unartigkeit; désobligeant (spr. -schang), unfreundlich, unartig; Désobligeante (f., spr. -schängt), Art schmaler Wagen für zwei Personen; Desobligiren (spr. -schi-), gegen jemanden unfreundlich, unartig sein.

Desokkupirt (franz.-lat.), geschäftslos.

Desoliren (franz.), verlassen; verwüsten; betrüben; désolant (spr. -läng), betrübend; desolāt, verwüstet, öde; traurig, trostlos.

Desor, Eduard, namhafter Geolog, geb. 1811 in Friedrichsdorf im Hessen-Homburgischen, studirte zu Gießen und Heidelberg die Rechte, ging 1832, da er wegen seiner Theilnahme am Hambacher Fest in Untersuchung gezogen wurde, nach Paris und begann hier Ritters Erdkunde zu übersetzen. Bald aber widmete er sich ausschließlich der Geologie und siedelte, nachdem er Vogt und Agassiz kennen gelernt, nach Neuchâtel über. Er betheiligte sich dann an den Forschungen Agassiz' und schrieb eine Monographie über die Meerigel und »Geologische Alpenreisen« (deutsch von Vogt, 2. Aufl., Frankf. 1847). Er besuchte hierauf Skandinavien, ging 1847 nach Amerika, erhielt eine Anstellung in der Coast Survey und nahm an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Obern See und des Staats Pennsylvanien theil. Im Jahr 1852 kehrte er nach Neuchâtel zurück und übernahm hier die Professur der Geologie. Er veröffentlichte: »Synopsis des échinides« (Par. 1858); »Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura«; »Ueber den Gebirgsbau der Alpen« (Wiesb. 1865); »Echinologie helvétique« (mit Loriol, das. 1869—1872). Im Winter 1863—64 unternahm er mit Escher von der Linth und Martius eine wissenschaftliche Reise nach Algier und der Sahara und schrieb über dieselbe: »Aus Sahara und Atlas, vier Briefe an J. von Liebig« (Wiesb. 1865). In der letzten Zeit beschäftigte er sich viel mit den Pfahlbauten; er lieferte eine »Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees« (deutsch von Mayer, Frankf. 1866) und neuerlich ein Prachtwerk, betitelt: »Le bel âge du bronze« (Par. 1874). Er war es, welcher im Großen Rath von Neuchâtel die Wiederherstellung der Akademie beantragte, an deren Spitze er seither ununterbrochen gewirkt hat. Er ist zugleich Mitglied des eidgenössischen Schulraths und Abgeordneter an der Bundesversammlung, als welcher er 1873 zum Präsidenten des Nationalraths erwählt wurde. Im Jahr 1866 präsidirte er bei dem ersten anthropologischen Kongreß in Neuchâtel.

Désordre (franz., m.), Unordnung, Verwirrung.

Desorganisation (franz.), normwidrige Veränderung in der Textur oder dem Gewebe eines organischen Theils, vermöge deren derselbe seine physischen Eigenschaften und die besondere Art seiner Lebensäußerung, die er im normalen (gesunden) Zustand besaß, unwiederbringlich verloren hat, mithin die völlige Zerstörung der Organisation; auch Verwirrung und Zerrüttung von Staats- oder Privatangelegenheiten.

Desorganisiren, in Unordnung bringen, zerrütten.

Desoxydation (griech.), chemischer Proceß, durch welchen man einer Sauerstoffverbindung, einem Oxyd, den Sauerstoff ganz oder zum Theil entzieht.

Despékt (lat.), Verachtung; despektirlich, verächtlich, schimpflich.

Desperāt (lat.), verzweifelt; Desperation, Verzweiflung; desperiren, verzweifeln.

Desplaces (spr. däplaß), Louis, franz. Kupferstecher, geb. 1682 zu Paris, zierte viele der berühmtesten Kupferstichwerke damaliger Zeit mit Bildnissen und Historien; starb 1739 zu Paris. Noch immer von Werth sind: Der Triumph des Titus und Vespasian, nach Giulio Romano; die Anbetung der Könige, nach demselben; die Weisheit in Begleitung des Herkules, nach Paul Veronese; die Fußwaschung, nach Muziano; der Heiland zwischen den Mördern am Kreuz auf Golgatha, nach Carracci, sämmtlich in großem Format.

Despoblado (span., »Einöde«), Name einer unbewohnten, nur mit dürftigem Gras und niederem Buschwerk besetzten Plateaulandschaft in der Kordillere von Peru, östlich von Atacama, 3000 Meter hoch.

Despoina (griech., »Herrscherin«), Beiname mehrerer griechischen Göttinnen, z. B. der Artemis, Kybele, Athene, auch der Demeter, besonders aber der Persephone.

Despoliren (lat.), berauben, plündern; Despoliation, Beraubung.

Desponsatus (lat.), Verlobter; Desponsata, Verlobte; Desponsatio, Verlobung, daher Desponsatio

B. M. V., Fest der Verlobung Mariä, 23. Jan., 1416 in der römisch-kathol. Kirche eingeführt.

Desportes (spr. däpórt), 1) Philippe, franz. Dichter, geb. 1546 zu Chartres, erwarb sich nicht bloß durch seine Reisen (nach Rom im Gefolge eines Bischofs, nach Polen mit dem Herzog von Anjou) Kenntnis von Menschen und Dingen, sondern auch in hohem Grade das Zutrauen und die Zuneigung seines letztgenannten Herrn, der ihn als König Heinrich III. mit Pfründen und Wohlthaten überhäufte. Als wohlbestellter Abt machte D. von seinen beinahe fürstlichen Einnahmen den edelsten Gebrauch zum Besten seiner Freunde. Als Dichter hat er, neben der eigenen Produktion auf geistlichem wie weltlichem Gebiet, sich besondere Verdienste um die Reinheit und Strenge der metrischen Formen erworben und darf als Vorläufer Malherbe's angesehen werden. Er starb 5. Okt. 1606. Daß von einem Abt und Uebersetzer der sämmtlichen Psalmen Davids auch »Oeuvres galantes« (Par. 1575 u. öfter) namhaft zu machen sind, darf bei den französischen Anschauungen damaliger Zeit nicht auffallen. Eine neue Ausgabe seiner »Oeuvres« besorgte Michiels 1858.

2) François, franz. Maler, geb. 24. Febr. 1661 zu Champigneul, lebte eine Zeitlang in Polen am Hof Sobieski's und dann in Paris, wo er bei Ludwig XV. in großer Gunst stand. Er starb daselbst 15. April 1743. Seine besten Werke bestehen in Jagd- und Thierstücken.

Despōt (griech.), »Herr«, insbesondere von Sklaven; Hausherr; unter den griechischen Kaisern Ehrentitel für Prinzen oder Schwiegersöhne, auch Mitregenten, Statthalter von Provinzen und bevorrechtete Vasallen, Patriarchen ꝛc.; jetzt ein willkürlich schaltender Machthaber; f. Despotismus.

Despotismus (Despotie, griech.), Unterjochung des Willens anderer unter die Gewalt der eigenen Willkür. Wer den Willen anderer, der nach der Einrichtung unserer sittlichen Natur nur durch gerechte Gesetze und Vernunftgründe geleitet werden soll, eigenmächtig und willkürlich durch Machtsprüche oder thätliche Gewalt unterjocht, der ladet auf sich den Vorwurf des D., einer unsittlichen Handlungsweise, welche von der fortschreitenden Kultur zwar klug verschleiert und von dem erwachten Freiheitsgefühl civilisirter Völker lebhaft bekämpft wird, aber dennoch immer wieder unter neuen Gestalten ihr Haupt erhebt, weil der Keim dazu tief in der menschlichen Natur liegt und ihre Wurzel zu nahe mit großen Tugenden zusammenhängt, als daß sie je ganz ausgerottet und vernichtet werden könnte. Der D. ist in allen Staatsformen möglich; sobald eine höhere Gewalt in Willkür und aus Laune die Rechte anderer mißachtet, so heißen wir sie despotisch, mag dies in einer Monarchie, Theokratie, Aristokratie oder Demokratie der Fall sein. Die Staatsform aber, die den specifischen Charakter des D. trägt, ist von allen die niedrigste. Man pflegt zwar meist nur vom D. der Regenten zu sprechen und diesen auch mit dem Namen der Tyrannei zu bezeichnen; allein es gibt auch unter denen, die sonst als Bürger gehorchen, allenthalben kleine Despoten, welche die blinde Energie ihres Willens zur Unterjochung anderer in Wort und That mißbrauchen und sich da, wo sie nur überzeugen, leiten und regieren sollten, der Herrschsucht schuldig machen. Ebenso ist es gewöhnlich, D. nur auf die Gewaltthätigkeit für böse Zwecke zu beschränken, wie das bei der Erpressung schwerer Abgaben, bei drückenden Verboten der freien Gedankenmittheilung oder Machtsprüchen der Kabinetsjustiz der Fall ist; aber auch für an sich gleichgültige, selbst für gute Zwecke macht sich despotische Gewalt nicht selten geltend, wenn sie erzwingt, was nicht Gegenstand des Rechts, sondern des Gewissens ist, z. B. bei Zwangsgeboten des Gebets, des Gottesdienstes ꝛc. Der Fürstendespotismus hat den Völkern die schwersten Wunden geschlagen. Auch der Ministerdespotismus ist nur wenigen Ländern unbekannt und oft selbst da schwer zu verbannen, wo man ihm durch eine gesetzmäßige Volksvertretung einen Damm entgegenzusetzen suchte. Der geistliche D., in der Regel minder gewaltthätig, aber oft weit unbedingter und drückender als der weltliche, ist mit dem System der Hierarchie so genau verbunden, daß fast jedes Blatt der Kirchengeschichte davon Zeugnis ablegt. Auch die übrigen Ausbrüche des D. sind, wenn schon in ihren Folgen minder schädlich, doch um so unwürdiger und verächtlicher. So ist der Beamtendespotismus der gröbste, der Officiers- und Korporalsdespotismus der brutalste, der D. der Gelehrten und Schulmonarchen der anmaßendste, der D. der Hausväter der engherzigste und der D. der Bedienten, Knechte und Emporkömmlinge der unerträglichste.

Despoto-Dagh, Gebirge, f. Rhodope.

Despréaux (spr. däpreoh), franz. Dichter, f. Boileau-D.

Despumiren (lat.), abschäumen; Despumation, Abschäumung.

Desquamiren (lat.), abschilfern; Desquamation, Abschilferung der Haut.

Dessalines (spr. -lihn), Johann Jakob, unter dem Namen Johann Jakob I. Kaiser von Hayti, war ein Neger von der Goldküste, wo er um 1760 geboren war. Auf San Domingo, wo er von früher Jugend als Sklave einer französischen Familie war, machte er sich bei der Erhebung der Insel als Adjutant Toussaint L'Ouverture's durch Tapferkeit und Grausamkeit einen Namen. Als hierauf nach dem Frieden von Amiens der Erste Konsul den General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel sandte, erhielt D. den Oberbefehl im W. der Insel und führte gegen die Franzosen längere Zeit einen kleinen Krieg, mußte aber 1. Mai 1802 sich zum Frieden bequemen. D. blieb General in französischen Diensten, erhielt das Gouvernement im S. der Insel und ergab sich, nachdem er unermeßliche Schätze zusammengerafft, der ungezügeltsten Wollust. Als nach der Entfernung Toussaints ein Neffe desselben, Belair, einen Aufstand gegen die Franzosen erregte, lockte ihn D. zu einer Unterredung zu sich, ließ ihn hinterlistig gefangen nehmen und schickte ihn in Ketten nach dem Kap; seine 300 schwarzen Gefährten aber ließ er sämmtlich ermorden. Als darauf General Rochambeau, der Nachfolger Leclercs, gegen die Neger mit großer Strenge auftrat, vereinigte sich D. mit Christoph, sammelte seine schwarzen Scharen, nahm durch einen Eilmarsch ein Korps Franzosen gefangen, ließ 500 Galgen aufrichten und an jeden einen Franzosen hängen. Hierauf belagerte er die Franzosen in der Kapstadt und brachte es im Verein mit einer englischen Flottille, die die Stadt von der Seeseite einschloß, dahin, daß Rochambeau 19. Nov. 1803 die Stadt mit allen Kriegs- und Mundvorräthen übergeben und mit seinen Truppen die Insel verlassen mußte. D. proklamirte nun die Sicherheit der Person und des Eigenthums und die Unabhängigkeit der Insel, die ihren alten Namen Hayti wieder erhielt. Im Januar 1804 ernannte ihn eine von allen Officieren unterschriebene Erklärung

auf Lebenszeit zum Generalgouverneur der Republik mit der Gewalt, Gesetze zu geben, Krieg und Frieden zu beschließen und seinen Nachfolger zu bestimmen. Jetzt zeigte D. einen großen Eifer für das Aufblühen des jungen Freistaats, erließ einen Aufruf an die bei den ersten Unruhen nach dem Festland von Amerika ausgewanderten reichen Landeigenthümer, ihnen Sicherheit der Person und des Eigenthums verheißend; ja, er ließ sogar, um die Bevölkerung zu heben, die Einfuhr neuer Sklaven zu. Kaum aber waren die ersten Einrichtungen getroffen, als er durch einen wüthenden Aufruf Volk und Heer zur Vertilgung aller noch auf der Insel lebenden Franzosen, denen er Sicherheit des Eigenthums und der Person feierlich versprochen hatte, aufforderte und selbst seinen Befehl aufs schonungsloseste ausführte. Darauf brach er im April 1804 nach dem spanischen Theil der Insel auf, um auch diesen, namentlich die Stadt Domingo, zu unterwerfen. Aber der von ihm gehoffte Sklavenaufstand erfolgte nicht, und als noch dazu französische Schiffe mit Mannschaft sich näherten, sah er sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Dafür führte er nach seiner Rückkehr eine neue Staatsverfassung ein, welche die Republik in eine Monarchie verwandelte und alle Gewalt in seine Hände legte, und ließ sich 8. Dec. 1804 auf dem Marsfeld von Port au Prince unter dem Namen Johann Jakob I. feierlich zum Kaiser des hayti'schen Reichs krönen. Indessen übte er gegen alle Einwohner ohne Unterschied einen so zügellosen Despotismus, daß er 17. Okt. 1806 bei einer Militärverschwörung ermordet wurde. Vgl. Placide-Justin, Histoire politique et statistique de l'île d'Hayti (Par. 1826).

Dessau, Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Anhalt und die volkreichste Stadt des anhalt. Landes überhaupt, liegt am linken Ufer der Mulde, welche 3 Kilom. unterhalb der Stadt in die Elbe mündet, und an der Berlin-Anhalter Eisenbahn, die sich bei D. nach Bitterfeld und Köthen spaltet, in einer angenehmen, durch die Kunst verschönerten, gartenähnlichen Ebene, vorzugsweise von S. nach N. sich ausdehnend, und ist von vier Vorstädten (Wasservorstadt, Vorstadt vor dem Leipziger, vor dem Aken'schen und vor dem Zerbster Thor) umgeben. Die Mauern, welche die Stadt auf drei Seiten bisher einschlossen (auf der vierten, der östlichen Seite, fließt ein Arm der Mulde), werden gegenwärtig niedergerissen. Der Anblick der Stadt vom Leipziger Thor her ist imponirend. Die lange, sehr breite und schnurgerade, aber wenig belebte Franz- und Kavalierstraße, welche sich fast am Westrande der Stadt hinzieht und einen Rasenplatz in der Mitte enthält, hat ein ganz großstädtisches Ansehen. Auch mehrere andere Straßen, der Schloßplatz, der Große Markt und der Kleine Markt, ersterer mit dem Standbilde des »alten Dessauers«, letzterer mit dem 1867 errichteten Denkmal der Wiedervereinigung Anhalts, sind stattlich und elegant; dagegen gibt es im ältern Stadttheil, besonders nach der Mulde hin, auch enge und winklige Gassen. Das herzogliche Schloß, 1748 vom Fürsten Leopold Maximilian nach einem von Knobelsdorf entworfenen Plan zum Theil ganz neu erbaut, besteht aus einem mit der linken Ecke gegen die Mulde gerichteten Hauptgebäude und zwei Flügeln und enthält außer einigen schönen Sälen und den reich und geschmackvoll eingerichteten herzoglichen Gemächern das wichtige herzogliche Gesammtarchiv, die sogen. Gipskammer mit Sammlungen von Kostbarkeiten, Kupferstichen, Münzen &c., eine höchst werthvolle Gemäldegallerie (über 600 Oelbilder, darunter Stücke von Cimabue, Girolamo Trevigi [il Vecchio], Leonardo da Vinci, Pietro Perugino, Ruisdael, Waterloo, Rubens, van Dyck u. a. wie von den bedeutendsten Landschaftsmalern der Neuzeit, Achenbach, Richter u. a.). Das Erbprinzenpalais bildet im Verein mit dem großartigen Gymnasialgebäude (bis 1785 Schloß des Prinzen Moritz), dem schönen Theater (nach dem Brand von 1855 neu erbaut), dem Palast des Prinzen Georg (1824 erbaut), dem Bankgebäude und mehreren stattlichen Privatgebäuden in der Kavalierstraße einen schönen Prospekt, in dessen Hintergrund man die 1858 von Kiß modellirte Bronzestatue des Fürsten Franz gewahrt. Unter den Kirchen, deren D. im ganzen vier besitzt, ist die Schloß- und Stadtkirche zu St. Marien hervorzuheben, die 1506—1512 erbaut, 1857 im Innern völlig restaurirt wurde und die fürstliche Gruft sowie einige gute Bilder von Cranach (namentlich sein bekanntes Abendmahl, mit den Bildnissen der bedeutendsten Förderer der Reformation) enthält. Luther predigte häufig in dieser Kirche. Die katholische Kirche, in der Nähe des Zerbster Thors, im gothischen Stil erbaut, datirt erst aus dem Jahr 1860. Die Juden haben eine eigene, 1861 im orientalischen Stil restaurirte Synagoge, in welcher bereits 1808 (vielleicht zuerst in Deutschland) deutsche Vorträge gehalten wurden. In der Nähe des Bahnhofs steht ein Denkmal zur Erinnerung an die im Krieg von 1870—71 Gefallenen. An milden Stiftungen ist D. reich; zu nennen sind das Hospital zum Heiligen Geist, das zu St. Georg, das Versorgungshaus »Leopoldsdank« (1749 gestiftet), das 1766—70 errichtete Armen- und Arbeitshaus (dabei auch ein trefflich eingerichtetes Krankenhaus); ferner die »Wilhelminenstiftung« und besonders die »Amalienstiftung«, eine von der Tochter des Fürsten Leopold, Henriette Amalie (gest. 1793), gegründete und reich ausgestattete Armenanstalt, in deren Gebäuden 20 Jahre lang (1774—93) das Basedow'sche Philanthropin seinen Sitz hatte und sich gegenwärtig eine bedeutende Gemäldesammlung befindet (mit Bildern von Dürer, Lukas van Leiden, Roos, Potter, Ostade, Mieris u. a.); der Betsaal der Anstalt diente früher als kathol. Kirche. Auch ein Landessiechenhaus und eine Irrenheilanstalt befinden sich daselbst. D. ist Sitz aller höchsten Landesbehörden: des Staatsministeriums, der Regierung, des Oberlandesgerichts und des Konsistoriums. An Bildungsanstalten bestehen: ein Gymnasium (seit 1859), eine Realschule und eine höhere Töchterschule; außerdem ein herzogliches Hoftheater und eine Hofkapelle, die Vorzügliches leisten, eine herzogliche Bibliothek von über 30,000 Bänden und verschiedene künstlerische, wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 17,459 Seelen, darunter 218 Katholiken und 402 Juden. Die Gewerbthätigkeit ist nicht unbedeutend und erstreckt sich vorzugsweise auf Tuch-, Seifen-, Tapeten- und Parfümeriewaarenfabrikation, Zuckerraffinerie, Schneidemühlen- und Ziegeleibetrieb, Eisengießerei, Maschinenbau; auch Kunstgärtnerei wird stark betrieben. Der Handel, durch die Eisenbahnen, die Dessauische Landesbank (seit 1847) und den 1860 neu errichteten Wallwitzhafen, zu dem ein eigener Bahnstrang führt, unterstützt, ist sehr lebhaft. Besonders ist D. als Getreide- und Wollmarkt von Bedeutung. Die freundlichen Umgebungen der Stadt erhalten einen besondern Reiz durch die dem Publikum stets zugänglichen herzoglichen Gärten und Schlösser: Georgium, Luisium, Kühnau und Haideburg. Etwa 18 Kilom. entfernt liegt Wörlitz mit seinen alterthümlichen Anlagen.

In D. wurde der Philosoph Mendelssohn geboren; der Griechenliederdichter Wilhelm Müller und der Komponist Fr. Schneider lebten und wirkten daselbst. In neuerer Zeit ist D. ein Lieblingsaufenthalt von pensionirten Beamten geworden, da Konzerte, Theater und die schönen Umgebungen reichliche Unterhaltung gewähren.

D. (anfangs Dissouwe, dann Dezzo) wurde wahrscheinlich unter Albrecht dem Bären in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. durch eingewanderte Flamänder erbaut; als Stadt wird es urkundlich zuerst 1213 erwähnt. Schon vor 1313 bestand hier eine von dem Klerus unabhängige Schule, die älteste in Anhalt. Nach der Sage wurde 19. Aug. 1476 die ganze Stadt, mit Ausnahme der Marienkirche und einer Thorbude, ein Raub der Flammen. Im Jahr 1525 wurde hier zwischen dem Kurfürsten Albrecht von Mainz, Joachim I. von Brandenburg und dem Herzog Heinrich von Braunschweig ein Bund zur Aufrechthaltung der römisch-kathol. Kirche geschlossen. Seit der letzten Theilung Anhalts (1606) ist D. die Residenz des Fürsten von Anhalt-Dessau. Im Dreißigjährigen Krieg traf mancherlei Kriegsnoth die Stadt, die schon vorher durch die Pest sehr gelitten hatte, namentlich während der Kämpfe Ernsts von Mansfeld mit Wallenstein um die Dessauer Brücke 1626. Von neuem hob sich die Stadt unter dem Fürsten Leopold I., der die Wasserstadt, die Fürsten-, die Kavalier- und die Leipziger Straße anlegte und auch die Neue Kanzlei, die Reitschule, die Georgenkirche u. a. erbaute. Fürst Leopold Maximilian erbaute das Schloß und andere Gebäude. Noch mehr that sein Sohn Franz für die Vergrößerung und Verschönerung der Stadt; unter ihm wurde auch die Fortsetzung der Kavalierstraße, die sogen. Franzstraße, angelegt. Von Bedeutung war die am Ende des 18. Jahrh. von Basedow in D. begründete Erziehungsanstalt, das Philanthropinum, wodurch die Jugend im Geiste der damaligen Aufklärung herangebildet werden sollte; doch war die Gründung nicht von langer Dauer (s. oben). Der Neumarkt und die Neustadt haben erst seit 1825 ihre jetzige Gestalt erhalten.

Dessauer Marsch, volksthümliche Marschmelodie, benannt nach dem »alten Dessauer« (Fürst Leopold von Dessau), der bei seinem Einzug in Turin (nach Erstürmung der Stadt 7. Sept. 1706) damit empfangen wurde. Der Marsch, der fortan seine Lieblingsmelodie war und seinen Namen führte, ist daher nicht deutschen, sondern italienischen Ursprungs und ertönte bereits nach der Schlacht bei Cassano (16. Aug. 1705) zur Siegesfeier.

Dessein (franz., spr. dessäng), Absicht, Vorhaben.

Dessert (das, franz. m., spr. -ssähr), Nachtisch, besteht hauptsächlich aus Konfitüren, Torten, Zuckerwerk; Dessertweine, süße Weine, werden zum Nachtisch servirt.

Desservant (franz., spr. -wang), ohne Mitwirkung der Staatsbehörde lediglich vom Bischof ernannter, daher entlaßbarer Pfarrverweser.

Desserviren (franz.), ein Amt, namentlich ein geistliches, verwesen; die aufgetragenen Speisen abtragen.

Dessewffy, Emil, Graf, ungar. Politiker und Publicist, geb. 24. Febr. 1812 zu Eperies, beschäftigte sich frühzeitig mit Staatswissenschaften und lernte dann auf mehrjährigen Reisen die öffentlichen Zustände Belgiens, Deutschlands, Englands und Frankreichs aus eigener Anschauung kennen. 1830 zum Unternotar des Szabolsker Komitats ernannt, trat er bald als politischer Schriftsteller von durchaus konservativer Gesinnung auf und betheiligte sich namentlich 1844 an der Redaktion des »Buda-Pesti-Hirlap«. Während der Revolutionsjahre lebte er auf seinen Gütern, namentlich mit finanzwissenschaftlichen Studien beschäftigt, und veröffentlichte 1856 eine Schrift »Ueber die schwebenden österreichischen Finanzfragen«. Seit einiger Zeit Präsident der Ungarischen Bodenkreditanstalt, wurde er 1856 auch zum Vorsitzenden der ungarischen Akademie erwählt und erwarb sich in beiden Stellungen große Verdienste um Förderung der nationalen Kultur Ungarns. Weniger gewichtig erschien er in den letzten Jahren seiner politischen Wirksamkeit; doch soll das Diplom vom 10. Okt. 1860 besonders durch ihn zu Stande gekommen sein. Gegen Ende des Jahrs 1865 in den Landtag gewählt, ward er durch Krankheit an der Ausübung seines Mandats gehindert. D. starb 10. Jan. 1868.

Dessi (bei den Engländern Valentia), kleine Insel an der westlichen Seite des Rothen Meers, vor dem Golf von Adulis, an der nordwestlichen Spitze der Halbinsel Buri, mit geräumigem Hafen, ist seit 1859 im Besitz der Franzosen.

Dessin (das, franz. m., spr. dessäng), »Zeichnung«, besonders eine solche, nach welcher eine Weberei, Stickerei oder ein ähnliches Kunstprodukt gearbeitet wird. In Fabriken hat man dafür besondere Musterzeichner (dessinateurs). Beim Sticken wird das D. vom Papier, worauf es gezeichnet ist, auf das zu stickende Zeug übertragen, indem es, auf seinem ganzen Umriß mit Nadeln durchstochen, auf das Zeug gelegt und feiner Kohlenstaub oder gepulverte Kreide darauf gestreut wird; die auf dem Zeug entstandenen Punkte geben dann einen Umriß, nach welchem das Muster leicht mit Kreide, Röthel oder Tusche nachgezeichnet werden kann. Das auf dem Zeug &c. erscheinende Muster nennt man ebenfalls D.

Dessiniren (franz.), zeichnen, entwerfen; Dessinateur (spr. -tör), s. Dessin.

Dessjätina (Dessätine, Dassätine), russ. Flächenmaß, = 2400 Quadratfaden = 1,0925 Hektar.

Desna, Fluß, s. Desna.

Dessoir (spr. -ssoahr), 1) Ludwig, berühmter deutscher Schauspieler, geb. 15. Dec. 1810 zu Posen als der Sohn eines Kaufmanns, besuchte die dortige Bürgerschule und betrat schon mit 14 Jahren als Negerknabe Nanky in Körners »Toni« die Bühne seiner Vaterstadt, wo er, nebenbei als Sekretär und Rollenabschreiber, 1½ Jahre verblieb. Dann führte er bei ambulanten Truppen und Sommertheatern ein Wanderleben, bis er 1834 ein festes Engagement in Leipzig fand. Hier machte Laube zuerst auf ihn aufmerksam. Im Jahr 1836—37 finden wir ihn in Breslau, von wo er seine erste große Gastspielsreise nach Prag, Brünn, Wien (Burgtheater) und Pest unternahm und in der ungarischen Hauptstadt zwei Jahre verweilte, bis er einem Ruf nach Karlsruhe als Nachfolger Karl Devrients folgte. Er wirkte dort zehn Jahre und gastirte in dieser Zeit in Mannheim, Stuttgart, Wien, Berlin, Leipzig und Hamburg, wo er den Antrag erhielt, des eben verstorbenen Hoppé Stellung in Berlin einzunehmen, in welcher er auch bis zu seiner Pensionirung (Oktober 1872) verblieb. D. starb zu Berlin 30. Dec. 1874. Eine schwere Krankheit hatte ihm seit 1867 nicht mehr die Darstellung großer Rollen gestattet. Von seinen alljährlichen Gastspielen war besonders das im Verein mit Emil Devrient und Lina Fuhr unternommene in London epochemachend. Lewes stellte D. als Othello über Edmond Kean, das »Athenäum« über Macready und Brooks. D. hatte sich 1835 in erster Ehe in Leipzig mit der Schauspielerin Therese

Reimann verheirathet, doch wurde die Ehe schon 1836 wieder getrennt. Bis zu seinem Eintritt in den Verband des Berliner Hoftheaters spielte D. alle ersten Liebhaberrollen, von da ab lenkte er ins Charakterfach ein; zuletzt spielte er fast ausschließlich die ersten Charakterrollen in klassischen Dramen. Wir nennen: Othello, Hamlet, M. Antonius und M. Brutus, Coriolan, König Johann, Richard III., Macduff, Shylock, Heinrich Percy, König Lear, Marinelli, Faust und Mephistopheles, Tasso, Verrina, Buttler, Talbot, Posa, Philipp II.; von Rollen neuerer Dramen: Bolingbroke, Uriel Acosta, Molière (im »Urbild des Tartüffe«), Jojakim (in den »Makkabäern«), Narciß, dessen unübertrefflichen Typus er schuf, Spurius Icilius (»Fabier«), Brutus (»Brutus und Collatinus«) 2c. Selten hat ein Schauspieler in gleicher Weise wie D. durch die Tiefe und Folgerichtigkeit seiner Auffassung die Gebildeten befriedigt und die Menge durch das Ueberwältigende, durchaus Innerliche seiner Darstellung hingerissen. In ihm war die geniale Intuition aufs glücklichste mit der überlegend verständigen Durchdringung verschmolzen; er schuf seine Rolle voll und ganz aus dem Innern heraus und tilgte dann einzelnes mit schneidiger Logik. Dies durchaus Innerliche seines Naturells ließ ihn vorzugsweise zu einem der ersten Shakespeare-Darsteller werden. Am besten gelangen ihm stets die Charaktere, in denen eine dämonische Naturkraft mit philosophischer Reflexion sich paart.

2) **Ferdinand**, Sohn des vorigen, geb. 29. Jan. 1836 zu Breslau, blieb nach Scheidung der Eltern bei der Mutter, die an verschiedenen Orten Engagement fand und 1866 zu Mannheim starb. Vom Vater reklamirt, kam D. in seinem 14. Jahr nach Berlin, dann, zur Landwirtschaft bestimmt, auf ein Gut nach Pommern, kehrte aber nach kurzem zur Mutter zurück, um auf die Bühne zu gehen, und debütirte 1853 in Freiburg i. Br. als Fürst in »Dorf und Stadt«. Er fand bei seinem vortheilhaften Aeußern zuerst als Liebhaber und Naturbursche Verwendung. Nachdem er mehrere Jahre sich in den verschiedensten Rollen auf kleineren Bühnen versucht hatte, finden wir ihn in Stettin in ersten komischen, auch in Charakterrollen und Buffo's beschäftigt. Er gastirte dann in Kassel und Leipzig, wo er ein längeres Engagement unter Wirsing annahm. 1861 verheirathete er sich mit Jenny Jenke und ging dann nach Bremen, von wo er 1863 unter Dingelstedt als Regisseur und Darsteller für erste komische und ernste Charakterrollen in Weimar engagirt wurde. Hier wirkte er in den Shakespeare-Historien mit und erweckte durch seinen Falstaff große Hoffnungen; er gehört zu den Mitbegründern des Shakespeare-Vereins. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, wo er sich unter der Leitung seines Vaters zum Charakteristiker ausbildete, wurde er 1867 als Oberregisseur und Darsteller wieder in Weimar engagirt, von wo er 1868, nach Dingelstedts Abgang nach Wien, an die Bühne zu Breslau ging. Seit 1869 ist D. lebenslängliches Mitglied der Hofbühne zu Dresden. Zu seinen hervorragenden Rollen zählen: Pansen, Mephistopheles, Jago, Carlos, Shylock, Narciß, Argan, Falstaff.

Dessolle (spr. -ssoll), **Jean Joseph Paul Augustin, Marquis**, franz. General, geb. 3. Okt. 1767 zu Auch aus einer altadligen Familie, diente 1792 als Kapitän in der Westpyrenäenarmee, wurde Adjutant des Generals Reynier und dem Generalstab attachirt und Oktober 1793 zum Generaladjutanten ernannt. Als solcher wohnte er 1796 dem italienischen Feldzug unter Bonaparte mit Auszeichnung bei. Im Jahr 1797 zum Brigadegeneral befördert, befehligte er 1798 ein Reservekorps in Italien und rückte 7. Dec. mit seiner Division in Turin ein. Im März 1799 überstieg er zur Unterstützung Lecourbe's, der nach dem Gefecht von Finstermünz im Innthal von den Feinden bedrängt war, an der Spitze von 4500 Mann das Wormser Joch, vertrieb die Oesterreicher aus ihren Verschanzungen bis Glurns und Taufers und entschied das Treffen von Santa Maria (13. April 1798). Für diesen Sieg wurde er vom Direktorium zum Divisionsgeneral ernannt. Als Chef des Generalstabs des Oberkommando's der italienischen Armee bewies er bei Novi (16. Juli 1799) die glänzendste Tapferkeit, befehligte gegen Ende des Feldzugs die Truppen in Genua, ward auf Moreau's Verlangen Chef des Generalstabs der Rheinarmee und zeichnete sich bei Hohenlinden, Linz und bei den Uebergängen über den Inn und die Salza aus. Nach Abschluß des Lüneviller Friedens (December 1801) wollte ihn der Erste Konsul zum Staatsrath, Kriegssekretär und Mitgliede des Verwaltungsraths ernennen, eine Gunst, die D. jedoch aus Anhänglichkeit an Moreau ablehnte. Im Jahr 1803, als es darauf ankam, Moreau's Freunde zu entfernen, ward er nach Hannover geschickt, um unter Mortier eine Division zu befehligen. Nach dessen Abberufung führte D. den Oberbefehl, den er indeß bald an Bernadotte abtrat. Als alle Civil- und Militärbehörden bei Eröffnung des Processes gegen Moreau dem Ersten Konsul Glückwunschadressen zusandten, gehörte D. zu den wenigen, die dies unterließen. Bonaparte verzieh ihm dies nie ganz, obwohl er ihn, um ihn an sein Interesse zu fesseln, 1804 zum Großofficier der Ehrenlegion und 1805 sogar zum Gouverneur des Palastes von Versailles ernannte. Im Jahr 1808 erhielt D. das Kommando über ein Armeekorps in Spanien, zeichnete sich hier besonders im August 1809 bei Toledo, 18. Nov. bei Ocaña und beim Uebergang über die Sierra Morena aus. Am 18. Jan. 1810 hielt er seinen Einzug in Cordova, wurde zum Gouverneur von Cordova, Jaen und Sevilla ernannt und erwarb sich durch Milde das Zutrauen der Spanier. Mit Napoleons System nicht übereinstimmend, zog er sich abermals aus dem Dienst und aufs Land zurück. Im Jahr 1812 zum Chef des Generalstabs bei der Armee des Vicekönigs von Neapel ernannt, nahm er nach der Eroberung von Smolensk seine Entlassung und lebte bis zur Restauration zurückgezogen auf einem Landsitz bei Paris. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er vom Grafen von Artois zum Mitgliede des provisorischen Staatsraths und von Ludwig XVIII. zum Staatsminister und Pair von Frankreich ernannt und ihm zugleich das Kommando über sämmtliche Nationalgarden übertragen. Nach Napoleons Landung erklärte er sich in einer Proklamation an die Nationalgarden gegen den Kaiser, trat nach der zweiten Restauration wieder in die Pairskammer ein und übernahm auch wieder den Oberbefehl über die Nationalgarden. Zugleich ernannte ihn der König zum Mitgliede des Geheimen Raths. Da er sich aber als entschiedenen Anhänger konstitutioneller Ideen zeigte, legte er das Kommando nieder. Am 29. Dec. 1818 übernahm er die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten sowie den Vorsitz in dem von Decazes gebildeten Ministerium und ward vom König zum Marquis erhoben, trat jedoch infolge von Differenzen wegen des Wahlgesetzes aus dem Ministerium aus und ward unter dem Ministerium Villèle, als der schärfern

Opposition zugehörig, 1822 auch aus der Liste der Staatsminister gestrichen. Er starb 3. Nov. 1828.

D'Ester, Karl Ludwig Johann, Führer der Demokratie von 1848 in Preußen, geb. 1811 zu Valendar im Kreis Koblenz, studirte Medicin und lebte als praktischer Arzt in Köln. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 wurde er in den Kölner Gemeinderath gewählt und dann in das Vorparlament gesandt, wo er mit Friedrich Hecker vergeblich für dessen Permanenz kämpfte. In die preußische Nationalversammlung ward D. von dem Kreis Mayen gewählt. Bei der Novemberkatastrophe war er von Anfang an einer der Entschiedensten und kämpfte unverdrossen gegen die Illusion einer legalen, passiven Revolution. Nachdem die Angelegenheiten sich zum Nachtheil des Volks gewendet hatten, widmete er sich der Thätigkeit des demokratischen Centralausschusses bis zum Zusammentritte der Februarkammer, in der er wieder eine hervorragende Stellung einnahm. Seine Reden bei Gelegenheit der Adresse, der deutschen Kaiserfrage, des Belagerungszustands waren von ganz revolutionärem Charakter. Nach der Kammerauflösung ging er nach Frankfurt, von wo er sich sogleich nach der Pfalz begab. Er wohnte den Berathungen der provisorischen Regierung dieses Landes bei und war Büreauchef in der Abtheilung des Innern. Auch redigirte er einen Theil der damals publicirten Verordnungen, namentlich die provisorisch erlassene Gemeindeordnung, und war einer der Kommissäre, die unter bewaffneter Assistenz den Bürgermeister und Stadtrath zu Speyer außer Amtsthätigkeit setzten und die Wahl eines neuen Gemeinderaths betrieben. Als das Schicksal der pfälzisch-badischen Bewegung entschieden war, ging D. 1849 in die Schweiz und widmete sich wieder seit 1851 der medicinischen Praxis zu Châtel St. Denis, einem Städtchen des Kantons Freiburg. Er starb hier 11. Juni 1859.

Desterro (Nossa Senhora do D.), Hauptstadt der brasil. Provinz Santa Catharina, auf der Westküste der Insel Santa Catharina, 1640 gegründet, hat einen seichten, durch mehrere alte, unbedeutende Forts geschützten Hafen (seit 1860 mit Leuchtthurm), eine Hauptkirche, ein früher ausgezeichnetes Lyceo, ein Theater, ein unter der Verwaltung von französischen Barmherzigen Schwestern stehendes Hospital und 12,000 (nach anderen nur etwa 7000) Einw., unter denen sich zahlreiche Deutsche befinden. In industrieller Hinsicht verdient die Fabrikation von künstlichen Blumen und Schmucksachen aus Fischschuppen und Muscheln, die von Frauen betrieben wird, Erwähnung.

Destillation (lat.), chemische Operation, bei welcher leichtflüchtige Flüssigkeiten durch Einwirkung der Wärme von schwerer flüchtigen getrennt werden sollen. Die flüchtige Flüssigkeit wird in Dampf verwandelt und der Dampf in einem andern Theil des Destillationsapparats durch Abkühlung wieder zu einer Flüssigkeit verdichtet. Die Behandlung fester Körper in derselben Weise nennt man Sublimation (s. d.). Die D. wird sowohl des flüchtigen Theils, des Destillats, als auch des nicht flüchtigen Theils, des Destillationsrückstands, halber ausgeführt. Der letztere Fall tritt ein, wenn man eine Substanz aus ihrer Lösung durch Verdampfung derselben gewinnen will, ohne sie der Einwirkung der Luft auszusetzen. Auf die Wiedergewinnung des flüchtigen Lösungsmittels wird dann mehr oder weniger Sorgfalt verwandt, je nachdem man es fernerhin zu benutzen gedenkt oder nicht. Bei der D. sowohl als bei der Sublimation liegt die flüchtige Substanz fertig gebildet und nur mit anderen Stoffen, von denen sie getrennt werden soll, vermischt vor; ist dies nicht der Fall, wird vielmehr aus irgend einem Stoff erst durch Einwirkung der Wärme eine flüchtige Substanz gebildet, indem derselbe sich zersetzt, so nennt man diese Operation trockene D., wobei es gleichgültig ist, ob das Destillat und der Destillationsrückstand fest oder flüssig sind. Fälschlich braucht man den Ausdruck »destilliren« zuweilen gleichbedeutend mit digeriren und maceriren, z. B. gewisse Species mit Weingeist oder Oel in der Sonne »destilliren«.

Die Ausführbarkeit der D. gründet sich darauf, daß eine Substanz bei der Ueberführung in Dampf einen viele hundertmal größern Raum einnimmt als in fester oder flüssiger Form. Erhitzt man also in einem beinahe gefüllten Gefäß eine Flüssigkeit bis zur Dampfbildung, so findet der Dampf keinen Platz und kann durch ein Rohr, welches in der einzigen Oeffnung des Gefäßes steckt, fortgeleitet werden. Kühlt man dies Rohr ab, so verdichten sich die Dämpfe wieder, und die destillirte Flüssigkeit fließt in ein anderes Gefäß, welches man unter die Mündung des Rohrs stellt. Von einer destillirenden Flüssigkeit sagt man, sie »destillire über, gehe über, werde gebrannt, abgezogen, übergezogen«, z. B. über Pflanzentheile abgezogen, damit sie deren Geschmack und Geruch annehme. Häufig beabsichtigt man dauernde Einwirkung zweier Stoffe auf einander bei höherer Temperatur und die Bildung oder Auflösung flüchtiger Bestandtheile derselben, die nachher abdestillirt werden sollen. Zu diesem Zweck pflegt man die D. wie gewöhnlich einzuleiten und die ersten Theile des Destillats zurückzugießen, damit sie abermals auf die zurückgebliebene Substanz einwirken. Diese Operation nennt man kohobiren. Wird das Destillat aber für sich noch einmal destillirt, so ist dies eine Rektifikation, und das Produkt heißt Rektifikat. Sind in derselben Flüssigkeit mehrere flüchtige Stoffe enthalten, so bestimmt sich der Siedepunkt des Gemisches nach den Siedepunkten der Bestandtheile und nach dem Mischungsverhältnis derselben. Erhitzt man ein solches Gemisch, so verflüchtigt sich zunächst der Bestandtheil des Gemisches, dessen Siedepunkt am niedrigsten liegt. Zugleich bleibt die Temperatur stationär, es geht fast nur von diesem flüchtigsten Stoff über, und erst, wenn er beinahe vollständig abdestillirt ist, mischen sich reichlich Dämpfe eines andern Stoffs bei, dessen Siedepunkt nunmehr der niedrigste ist. Die Temperatur steigt dann und wird erst wieder bei dem Siedepunkte des letztern Stoffs stationär. Auf diese Weise kann man, bei Beobachtung der Temperatur, aus einem Gemisch verschiedener flüchtiger Flüssigkeiten eine nach der andern abdestilliren, und wenn man zu rechter Zeit das Gefäß, in welches die verdichtete Flüssigkeit fließt, wechselt, so gelingt es, die verschiedenen Stoffe von einander zu trennen. Die Destillate werden nun rektificirt und abermals dabei die Temperaturen beobachtet. Man verfährt dann in der Regel so, daß man für sich gesondert auffängt, was bei einer Temperatur von einigen Graden unter und über dem Siedepunkte der fraglichen Flüssigkeit überdestillirt. Durch wiederholte Rektifikationen mit Beobachtung derselben Vorsichtsmaßregel gelingt es endlich, ein Produkt zu erhalten, welches einen festen Siedepunkt besitzt, d. h. bei welchem vom Anfang bis zum Ende der D. die Temperatur unverändert bleibt. Man nennt dies Verfahren eine fraktionirte D.; wir werden aber weiter unten sehen, wie man durch besondere Apparate noch schneller zum Ziel gelangen kann. Der

Destillationsrückstand führt je nach seinem Ursprung verschiedene Namen. In der Technik wird, besonders beim Raffiniren des Erdöls, die ununterbrochene D. angewandt, bei welcher in dem Maß, wie das Destillat aus dem Kühlapparat abfließt, neues zu destillirendes Material in den Destillationsapparat zufließt, bis endlich in letzterem eine zu große Menge nicht oder schwer flüchtigen Rückstandes sich angesammelt hat. Er heißt Schlempe in der Branntweinbrennerei, Phlegma bei der Rektifikation des Spiritus, und mit Todtenkopf (Caput mortuum) bezeichneten die alten Chemiker einen trockenen Rückstand ohne besondern Werth.

Die Destillationsapparate sind von verschiedener Beschaffenheit, je nach dem beabsichtigten Zweck, dem nöthigen Temperaturgrade, der Natur und Menge der zu behandelnden Substanzen. Der einfachste Destillationsapparat besteht aus 2 Stücken, einem, in welchem die zu destillirende Substanz erhitzt wird, und einem, in welchem die Dämpfe abgekühlt werden und die verdichtete Flüssigkeit sich sammelt. Beide Gefäße werden mit ihren Hälsen entweder unmittelbar ineinander gefügt, oder man verbindet sie mittels eines dritten Stücks eines Rohrs, in welchem dann in der Regel die Abkühlung und Kondensation der Dämpfe erfolgt. Fig. 1 (s. Tafel »Destillation«) zeigt uns den einfachsten Glasapparat, aus der Retorte a und dem Kolben b bestehend. Die Retorte ist im Bauch sehr dünnwandig und kann deshalb, ohne zu springen, über freiem Feuer erhitzt werden. Der Hals muß in der Weise wie in Fig. 1 a, nicht wie in Fig. 2, gebogen sein, weil sich an der obern Wandung der Retorte schon viele Dämpfe verdichten und die Flüssigkeit der Neigung des Glases folgt. Die obere Wandung der Retorte in Fig. 2 gestattet aber viel mehr das Zurückfließen der verdichteten Flüssigkeit als die der Retorte in Fig. 1. Die senkrechte punktirte Linie zeigt den Ort an, von wo die Flüssigkeit einerseits dem Hals, anderseits dem Bauch der Retorte zufließt, und man erkennt leicht, daß die D. in schlecht geformten Retorten viel langsamer verläuft. Beim Füllen der Retorten darf der Hals derselben nicht verunreinigt werden, weil sonst kleine Mengen der rohen Flüssigkeit in das Destillat gelangen würden. Man bedient sich deshalb zweier Röhren, steckt die weitere, wie in Fig. 3 angegeben, in den aufrecht stehenden Hals der Retorte, führt dann das längere, enge Trichterrohr ein und zieht dieses nach dem Füllen der Retorte zuerst wieder heraus. Bequemer sind die tubulirten Retorten, welche in der obern Wandung eine Oeffnung haben, die mit einem Pfropfen oder einem Glasstöpsel verschlossen werden kann. Diese Oeffnung, der Tubulus, muß genau über dem tiefsten Punkte des Retortenbauchs liegen, wie Fig. 4 zeigt. Der Tubulus dient auch dazu, einen durchbohrten Kork mit Glasrohr aufzunehmen, wenn während der D. Flüssigkeit nachfließen, ein Strom irgend einer Luftart in die Retorte geführt werden soll. Dies geschieht häufig bei leicht sich zersetzenden Flüssigkeiten, wo die gebildeten Dämpfe schnell fortgeführt werden müssen, dann auch bei manchen chemischen Operationen, welche die Bildung irgend eines flüchtigen Körpers bezwecken, der sogleich, wie er sich bildet, Dampfgestalt annimmt und überdestillirt. Leitet man z. B. auf Phosphor, der in einer Retorte erwärmt wird, Chlorgas, so bildet sich Phosphorchlorür, und dieses destillirt über. Häufig destillirt man auch aus Kolben oder Kochflaschen, die mit einem durchbohrten Kork verschlossen werden. Ein weites Glasrohr führt die Dämpfe fort (Fig. 5). Wegen der bequemern Handhabung eines solchen Apparats wird derselbe, wo es angeht, den Retorten vorgezogen. Substanzen, die den Kork angreifen, müssen natürlich stets aus Retorten destillirt werden; wenn aber die zu destillirende Flüssigkeit auch Glas angreift, oder wenn die zur D. nöthige Temperatur dem Schmelzpunkte des Glases zu nahe liegt oder ihn gar übersteigt, so benutzt man Retorten aus Schmelztiegelmasse, Porzellan oder Steinzeug. Diese Retorten sind ebenso wie Glasretorten geformt. Retorten aus Metall (Eisen, Blei, Platin) sind in der Regel in der halben Höhe durchschnitten; der untere, halbkugelförmige Theil wird mit der zu destillirenden Substanz gefüllt, dann die obere Hälfte (welche in den Hals ausläuft) aufgesetzt und die Fuge mit einem passenden Kitt verstrichen, lutirt. Das Gefäß, welches das Destillat aufnimmt, der Kolben, die Vorlage, besteht, wie Fig. 1 b zeigt, aus einer Kugel mit geradem, nach oben sich etwas erweiterndem Hals. Diese wird mit der Retorte einfach verbunden, indem man den Hals derselben in den Kolben hineinsteckt. Dabei muß ersterer mit seiner Mündung gerade oder doch beinahe im Mittelpunkte des Kolbens sich befinden; jedenfalls muß er in die Wölbung des Kolbens hineinragen, darf aber auch nicht zu weit der hintern Wandung desselben sich nähern. Die Mündung des Kolbenhalses muß der Retorte freien Spielraum lassen und darf niemals klemmen, auch nicht dem Bauch der Retorte zu nahe kommen, weil sonst leicht Sprünge erfolgen. Diese einfache Destillationsvorrichtung genügt aber nur bei nicht sehr flüchtigen Substanzen; die leichtflüchtigen, welche schwer wieder zu verdichten sind, erfordern die Einschaltung eines besondern Kühlapparats. Als solcher ist am gewöhnlichsten der Liebig'sche Gegenstromapparat im Gebrauch. Derselbe besteht aus einem weiten Glas- oder Blechrohr, welches an beiden Enden mit zwei doppelt durchbohrten Pfropfen versehen ist. Durch dies Rohr geht (Fig. 5) ein weites Glasrohr; ferner steckt in dem einen durchbohrten Kork ein aufwärts gehendes, oben zu einem Trichter erweitertes Rohr und in dem andern ein einfaches Abflußrohr. Der ganze Apparat wird in geneigter Lage festgestellt und zwar so, daß das Trichterrohr an dem tiefsten Punkt einmündet, während das Abflußrohr die höchste Stellung einnimmt. Hier treten die heißen Dämpfe in das weite Rohr ein; das kalte Wasser fließt unten ein, füllt den Raum zwischen dem innern und äußern Rohr und fließt oben ab. Natürlich wird es hier am schnellsten heiß, und die Dämpfe, wie sie allmählich vorwärts getrieben werden, kommen in immer kälter gehaltene Theile des Rohrs. Das Wasser, welches sie noch etwa erwärmen, steigt, infolge seines geringern specifischen Gewichts, in die Höhe, die Dämpfe verdichten sich mehr und mehr, und da sie zuletzt dort anlangen, wo das ganz kalte Wasser einfließt, so werden auch die letzten Theile derselben kondensirt. Das innere Rohr, welches am untern Ende weit aus dem äußern Rohr hinausragt, ist hier gewöhnlich nach unten umgebogen und in eine Spitze ausgezogen. Da aus demselben nur vollkommen verdichtete und abgekühlte Flüssigkeit ausfließt, so genügt als Vorlage eine gewöhnliche Flasche, die man allenfalls noch in ein gleich hohes Gefäß mit kaltem Wasser oder Eis und Schnee setzen kann. Mit der Retorte verbindet man den Kühlapparat nicht gern direkt, jedenfalls müßte der Retortenhals in das Kühlrohr (nicht umgekehrt) gesteckt werden. Gewöhnlich benutzt man einen Vorstoß (Fig. 13), in dessen weiterer Oeffnung man mittels eines durchbohrten

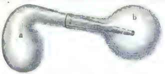


Fig. 1. Verbindung einer Retorte (a) mit dem Kolben (b).

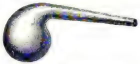


Fig. 2. Schlecht gebogene Retorte.

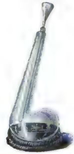


Fig. 3. Vorrichtung zum Füllen einer Retorte.

Fig. 8. U-förmige
flüchtige Destillat

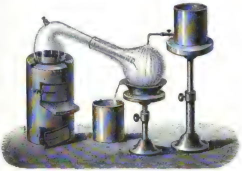


Fig. 4. Tubulirte Retorte mit Kolben und einfacher Kühlvorrichtung.

Fig. 6. Destillirbl

Fig. 12. Destillation
Vorrichtung, um die
den Seiten zu erwärm
Stossen vermiede

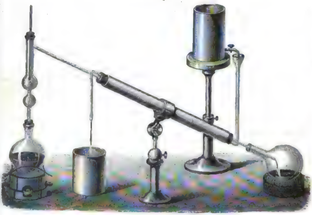


Fig. 5. Destillirkolben mit aufgestecktem Kühlapparat, Liebig'schem Gegenstromapparat und Vorlage.

Fig. 11. Apparat für ab
Destillatio

Digitized by Google

ation.

Fig. 9. Apparat zur Destillation von Zink.

Fig. 10. Durchschnitt von Fig. 9.

'age für sehr ...produkte.

Fig. 13. Retorte und Kühlapparat mit Hülfe eines Vorstosses verbunden.

Fig. 7a. Kapelle zum Einsetzen in einen Windofen.

mit Kühlschlange im Kühlfass.

Fig. 7. Kapellenofen mit Retorte und Kolben.

...arat mit ...rte von ...amit das ...rde.

...gehende

Fig. 14. Einrichtung des Apparats zur Destillation im luftverdünnten Raum.

...itut in Leipzig.

Zum Artikel »Destillation«.

Korks den Retortenhals befestigt, und dessen Spitze ebenso in dem Kühlrohr befestigt wird. Statt des Liebig'schen Kühlers kann man auch ein spiralförmig gewundenes Glasrohr benutzen (Fig. 6) und in das Gefäß, in welchem die Kühlschlange liegt, das kalte Wasser mit Hülfe eines langen Rohrs am Boden einfließen und das heiße Wasser durch ein Rohr, welches nahe am obern Ende des Gefäßes angebracht ist, fortströmen lassen. Hat man es mit einer Substanz zu thun, aus welcher sich bei der D. ein sehr flüchtiger und ein weniger flüchtiger Körper oder statt des erstern ein Gas entwickelt, so ordnet man den Apparat anders. Mit Hülfe eines Vorstoßes verbindet man die Retorte mit einem tubulirten Kolben und befestigt in dessen Tubulus mittels eines durchbohrten Pfropfens ein zweimal rechtwinklig gebogenes Rohr, dessen abwärts gehender Schenkel in ein Gefäß taucht, welches in Eis oder Schnee oder einer Kältemischung steht oder mit dem Liebig'schen Kühler verbunden ist. Kühlt man den Kolben, wie in Fig. 4 angegeben, so sammelt sich in diesem die weniger flüchtige Substanz, während die nicht verdichteten Dämpfe weiter gehen und im Kühlapparat kondensirt werden. Entweicht aus der Retorte ein Gas, so leitet man dies in eine pneumatische Wanne, entweder direkt vom ersten Kolben aus, oder mit Einfügung des Liebig'schen Kühlers von einem zweiten tubulirten Kolben aus, in dem sich die flüchtigere Substanz sammelt, und der für diesen Fall mit dem Kühlapparat luftdicht verbunden sein muß. Ist das Destillat so flüchtig, daß es nur bei Anwendung großer Kälte flüssig erhalten werden kann, so verbindet man mit der Retorte, und zwar vortheilhaft unter Einschaltung des Liebig'schen Kühlapparats, ein U-förmig gebogenes Rohr, welches in einem passenden Gefäß mit einer Kältemischung umgeben werden kann. Bei dem einfachen, nur aus Retorte und Kolben bestehenden Destillationsapparat kühlt man letztern durch einen Strahl Wasser, welchen man auf die höchste Stelle desselben leitet (Fig. 4). Um das Wasser besser zu vertheilen, pflegt man ein dünnes Tuch oder ein Netz über den Kolben auszubreiten. Auch genügt es, den Kolben in eine Schüssel mit kaltem Wasser zu legen und ununterbrochen und reichlich Wasser aufzugießen.

Wie weit die Retorte bei der D. gefüllt werden darf, hängt davon ab, ob die zu destillirende Flüssigkeit beim Kochen stark schäumt oder spritzt; niemals sollte sie mehr als zu $^2/_3$ gefüllt werden. Kleine Retorten erhitzt man mit der Spirituslampe, größere mit gut ausgeglühten Holzkohlen; in neuerer Zeit aber bedient man sich sehr allgemein der Gasfeuerung. Die Retorte wird mit Hülfe eines Retortenhalters oder auf einem Dreifuß festgestellt, so daß die Wärmequelle frei beweglich ist. Bei genügender Vorsicht kann man ohne weiteres die Retorte direkt über das Feuer bringen; oft wird es jedoch vorgezogen, sie auf ein Drahtgeflecht oder in einen feinmaschigen Drahtkorb zu stellen; auch benutzt man häufig ein Sandbad, welches aus einer Blechschale besteht, auf deren Boden man 1 Centim. hoch trockenen gesiebten Sand streut. Auf diesen setzt man dann die Retorte und füllt die Schale wenigstens so hoch mit Sand, wie die Flüssigkeit in der Retorte steht. Manchmal muß die Retorte bis an den Hals in Sand vergraben werden. Fig. 7a zeigt uns ein solches Sandbad, eine *Kapelle*, für größere Retorten und zum Einsetzen in einen Windofen bestimmt. Fig. 7 zeigt eine eingemauerte Kapelle. Diese Vorrichtungen gewähren größere Sicherheit, weil die Retorte vor Zug und Stößen gesichert ist; man kann jedes beliebige Brennmaterial benutzen, und die Erhitzung ist eine viel gleichmäßigere, weil die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Feuers nicht gleich durch die Sandschicht hindurch sich bemerkbar macht. Die D. verläuft darum viel regelmäßiger und kann bei guter Einrichtung mehr sich selbst überlassen bleiben. Mehrere derartige Kapellen neben einander gemauert und durch eine Feuerung erhitzt bilden den *Galerenofen*, welcher häufig in Fabriken Anwendung findet. In neuerer Zeit benutzt man gern zum Schutz der Retorte die sogen. *Beschläge*, Massen aus Thon und Kalk mit geeigneten Bindemitteln, mit denen man den Bauch der Retorte überzieht. Sie schützen die Retorten vor dem Zerspringen und gestatten bessere Regulirung der Temperatur als die Kapellen, ohne so großen Aufwand an Brennmaterial wie diese zu erfordern. In diesem Sinn empfehlenswerth ist das Verkupfern der Retorten, welches man nach Mohr in der Weise ausführt, daß man den Bauch der Retorte durch Bestreichen mit einem Brei von Flußspat und Schwefelsäure anätzt, mit Graphitpulver leitend macht und nach bekannter Methode verkupfert. Kommt es darauf an, die zu destillirende Flüssigkeit gleichmäßig und anhaltend zu erhitzen und dabei eine bestimmte Temperatur nicht zu überschreiten, so genügt das Sandbad nicht; man benutzt dann bei Temperaturen unter 100° das Wasser- oder Dampfbad, bei höheren Hitzegraden aber das Chlorcalciumbad, Chlorzinkbad, Oelbad oder Metallbad, indem man die Retorte in ein Gefäß taucht, welches diese Stoffe enthält, die nun niemals über ihren Siedepunkt hinaus erhitzt werden können (s. *Bad*). Damit die Retorte in ihren oberen Theilen nicht zu sehr abkühle oder gar durch Zug gesprengt werde, umgibt man sie mit einem Blechmantel, wobei man darauf Rücksicht zu nehmen hat, daß die Dämpfe der destillirenden Flüssigkeit nicht etwa durch zu große Hitze zersetzt werden.

Ist der Apparat zusammengesetzt, so feuert man vorsichtig an, bringt die Flüssigkeit schnell zum Sieden, mäßigt dann das Feuer und unterhält ein lebhaftes, gleichmäßiges Kochen. Manche Flüssigkeiten schäumen entweder während der ganzen D., oder doch zu irgend einer Periode derselben; hierauf ist wohl zu achten und das Feuer sorgsam zu reguliren. Man kühle fleißig, und bei einfacher Vorlage trage man Sorge, daß die Dämpfe nicht in heißem, vollem Strahl gegen die hintere Kolbenwand strömen, die sonst leicht bei Berührung mit dem kalten Wasser springen könnte. Manche Flüssigkeiten kochen unter fortwährendem Stoßen; dies vermeidet man, indem man einen vielfach gebogenen Platindraht, Glasscherben oder Kohle in die Retorte bringt, von deren Oberfläche aus die Dampfbildung dann gleichmäßig erfolgt. Scheidet sich während der D. ein fester Körper aus, z. B. Gips, schwefelsaures Bleioxyd, so fängt die Flüssigkeit oft so heftig an zu stoßen, daß die Retorte zu zerspringen droht. In diesem Fall bedient man sich der in Figur 12 dargestellten Vorrichtung. Ein konisch zusammengelegtes Blech ist in der Mitte so weit ausgeschnitten, daß der untere Theil der Retorte, in welchem sich der ausgeschiedene feste Körper sammelt, darin versenkt werden kann. Anstatt vom Boden, erhitzt man nun die Retorte von den Seiten durch Kohlen, die auf das Blech gelegt werden, und erzielt so ein gleichmäßiges Sieden. Diese Vorrichtung ist namentlich bei der Rektifikation der englischen Schwefelsäure empfehlenswerth. Sehr gut wirkt auch ein Luftstrom, den man durch den Tubulus der Retorte mit Hülfe eines Glasrohrs bis auf den Boden derselben leitet; doch muß

man statt gewöhnlicher Luft oft ein anderes Gas anwenden. Nach Pellogio wird das stoßende Kochen leicht dadurch verhindert, daß man in den Tubus der Retorte mittels eines durchbohrten Pfropfens ein Glasrohr einsetzt, welches bis fast auf den Boden der Retorte reicht, außerhalb seitwärts rechtwinklig umgebogen und am äußersten Ende zu einem offenen feinen Haarröhrchen ausgezogen ist. Um Flüssigkeiten, die wegen ihrer leichten Zersetzbarkeit nicht bis zum Siedepunkt erhitzt werden dürfen, im luftverdünnten Raum zu destilliren, verbindet man (Fig. 14) die Retorte mittels eines durchbohrten Korks und nasser Schweinsblase luftdicht mit dem tubulirten Kolben, der durch eine in der Mitte fein ausgezogene Röhre mit einer Luftpumpe in Verbindung steht. Das Manometerrohr dient zur Prüfung des luftdichten Verschlusses. Hat man die Luft genügend verdünnt, so schmilzt man das fein ausgezogene Rohr zu und destillirt nun bei gelinder Erwärmung der Retorte und starker Abkühlung der Vorlage. Handelt es sich mehr darum, den Destillationsrückstand zu gewinnen, so kann man auch in der Weise verfahren, daß man eine möglichst kleine Retorte mit einem Vorstoß versieht und einen verhältnismäßig sehr großen Kolben so vorrichtet, daß die Spitze des Vorstoßes schnell luftdicht mit demselben verbunden werden kann. Die Retorte sei ziemlich voll und werde so weit als thunlich erwärmt; in dem Kolben aber befinde sich etwas Wasser, welches man bis zum lebhaften Sieden erhitzt. Sobald dies geschehen ist und man annehmen kann, daß alle Luft durch den Wasserdampf ausgetrieben ist, verbindet man schnell Retorte und Kolben mit einander. Sowie der Wasserdampf sich verdichtet, entsteht ein luftverdünnter Raum, und wenn man den Kolben stark abkühlt und die Retorte so weit als möglich erwärmt, erfolgt die D. schnell und regelmäßig. Dies kann noch befördert werden, wenn das Wasser Stoffe gelöst enthält, die auf das Lösungsmittel in der Retorte besondere absorbirende Kraft ausüben. Enthält der Kolben englische Schwefelsäure, die man zum Kochen erhitzt hatte, so geht auch Wasser sehr schnell und leicht über.

Die fraktionirte D., welche, wie oben auseinandergesetzt, darauf beruht, daß aus einem Gemisch von Flüssigkeiten, welche bei sehr verschiedenen Temperaturen sieden, zunächst fast nur Dämpfe der flüchtigern Flüssigkeit sich entwickeln, wenn man das Gemisch bis auf deren Siedepunkt erhitzt, führt selten in einer Operation zum Ziel. Es entweichen mit den Dämpfen der leichter siedenden Substanz stets auch Dämpfe der schwerer flüchtigen, und namentlich, wenn von ersterer nur noch wenig in dem Gemisch vorhanden ist, geht sehr viel von letzterer mit über. Durch sehr oft wiederholte Destillationen gelangt man freilich zum Ziel; schneller erreicht man jedoch dasselbe Resultat, wenn man das Princip der Dephlegmatoren (s. Rektifikationsapparate) anwendet. Zu diesem Zweck dient der Fig. 5 dargestellte Apparat. Die aus dem Kochgefäß sich entwickelnden Dämpfe müssen, ehe sie in die Vorlage gelangen können, in dem vertikalen Rohr in die Höhe steigen. Dies wird aber durch die umgebende Luft stark abgekühlt, und so haben die Dämpfe der schwerer flüchtigen Substanz Zeit und Gelegenheit, sich zu verdichten. Das in der Spitze des vertikalen Rohrs eingesenkte Thermometer zeigt die Temperatur der Dämpfe, aus welcher man beurtheilen kann, wie die Flüssigkeit zusammengesetzt ist, welche in der Vorlage sich sammelt. Hat man ein Gemisch von Alkohol und Aether zu destilliren, so wird bei 35—38° C. zunächst hauptsächlich Aether übergehen, da derselbe bei 35° C. siedet; bald aber mischt sich mehr und mehr von dem bei 78° C. siedenden Alkohol bei. Will man nun schnell zum Ziel gelangen, so verbindet man die Retorte zunächst luftdicht mit einem tubulirten Kolben und leitet von diesem die Dämpfe durch einen Liebig'schen Kühler in eine zweite Vorlage. Den tubulirten Kolben versenkt man in Wasser von 35° C. und sorgt dafür, daß diese Temperatur erhalten bleibe. Die bei weitem größte Menge des Alkohols wird sich dann in dem Kolben verdichten, und die Aetherdämpfe gehen weiter. Durch eine zweite Rektifikation erhält man fast reine Produkte.

Bei fabrikmäßigem Betrieb, wo oft große Quantitäten einer Flüssigkeit zu destilliren sind, wendet man statt der gläsernen, leicht zerbrechlichen Retorten, wo es angeht, Metallgefäße (Blasen) an. Dieselben bestehen aus Kupfer, sind innen oft verzinnt und gleichen ganz einem mehr weiten als hohen Kessel, dessen Wandungen sich aber zu einer verhältnismäßig engen Oeffnung zusammenziehen. Auf dieser Oeffnung sitzt, mit Flanschen und Schrauben befestigt, der Helm, welcher in den Hals oder Schnabel ausläuft. Helm und Schnabel sind aus Zinn gefertigt; ersterer hat in seiner höchsten Spitze einen Tubulus, und auch die Blase besitzt deren in der obern Wandung einen oder zwei. Um vollkommenen Schluß zu erzielen, legt man zwischen Helm und Blase noch einen Filz- oder Pappring, verschraubt fest und verstreicht die Fugen mit einem Kitt aus Leinsamenkuchenmehl und Wasser. Die Erhitzung der Blase geschieht entweder durch direktes Feuer, oder durch eine Schlange, welche am Boden derselben liegt und mit dem Dampfkessel in Verbindung steht. Sollen aromatische Wässer dargestellt werden, oder will man ätherische Oele aus Pflanzentheilen gewinnen, so pflegt man die Kräuter, Wurzeln oder Samen in Blechsiebe gepackt in die Blase zu stellen, und zwar so, daß die Dämpfe nicht in den Helm gelangen können, ohne die Species zu durchströmen. Man bringt dann Wasser in die Blase und kocht mit direktem Feuer, oder man leitet auch einfach gespannten Wasserdampf in die Blase, welcher die Species durchdringt, mit deren flüchtigen Bestandtheilen sich beladet und diese mit sich fortführt. Hierbei ist es vollkommen gleichgültig, ob die Blase aus Kupfer besteht oder aus einem andern Material. Der Billigkeit halber benutzt man deshalb zu diesem Zweck sehr oft recht feste hölzerne Fässer mit einem Siebboden, auf welchen die Species gepackt werden. Man kann das Faß vollständig damit füllen, einen gut schließenden Holzdeckel aufsetzen und nun Wasserdämpfe zwischen den wirklichen und den Siebboden leiten. Mit flüchtigen Substanzen beladen, gehen die Dämpfe durch ein Rohr im Deckel des Fasses und gelangen in die Kühlgefäße. Mit einem solchen Faß und einem transportablen Dampferzeuger kann man ohne große Kosten und sehr schnell eine D. im großen ausführen. Diese Methode ist sehr empfehlenswerth zur billigen Darstellung ätherischer Oele, zur D. der Weintrestern rc.

Die Kühlgefäße für großartigen Betrieb sind sehr verschieden; gewöhnlich bedient man sich der Schlange, wie sie Fig. 6 mit einer Blase verbunden zeigt. Die Schlange liegt im Kühlfaß, in welches unten kaltes Wasser hineinfließt, während das heiße Wasser oben abfließt. Die Schlange besteht aus Zinn und wird am vortheilhaftesten aus geraden Röhrenenden konstruirt, welche in stets absteigender Richtung von einer Faßwand zur andern gehen und beide Wände durch-

setzen. Die Verbindung der einzelnen Röhren wird außerhalb des Fasses durch halbkreisförmige Röhren mit Flanschen und Schrauben hergestellt. Diese Konstruktion gestattet, die ganze Schlange leicht auseinander zu nehmen und gründlich zu reinigen, was bei einem gewundenen Rohr fast unmöglich ist. In der Schlange sammeln sich nämlich leicht Substanzen, die in Fäulnis übergehen und jedes Destillat verunreinigen. Statt der sehr viel Kühlwasser erfordernden Schlange hat man empfohlen, zwei große Gefäße von Metall so ineinander zu schachteln, daß zwischen den Wandungen derselben nur ein geringer Raum bleibt, durch welchen die zu kühlenden Dämpfe passiren, während in das innere Gefäß kaltes Wasser fließt. Schwarz hat drei flache Becken ineinander geschachtelt und zwischen das erste und zweite und in das dritte kaltes Wasser geleitet; letzteres umspült also den Raum zwischen dem zweiten und dritten Becken, in dem die Dämpfe cirkuliren, und steigt in einem Mantel, welcher das von der Blase ausgehende Rohr umgibt, in die Höhe, um am obersten Punkt abzufließen. So wird es vollständig ausgenutzt, und es dürfte deshalb dieser Apparat oder ein Gegenstromapparat am meisten zu empfehlen sein. Der Helm der Blase kann je nach seiner Größe und Konstruktion als Dephlegmator wirken, und ebenso kann man mit Anwendung zweier Schlangen, deren eine von warmem Wasser umgeben ist, ähnliche Wirkung erzielen und demnach selbst mit dem einfachsten Apparat die D. sehr verschieden ausführen.

Eigenthümliche Formen nehmen die Destillationsapparate an, wenn sie zur Verarbeitung von Körpern dienen, welche in ihrem Verhalten sich wesentlich vom Wasser unterscheiden. Wo große Hitze nothwendig ist, wird als Retorte oft eine eiserne oder thönerne Röhre angewandt; zur D. des Quecksilbers werden eiserne Flaschen benutzt, und das Zink destillirt man aus Apparaten, wie sie Fig. 9 u. 10 zeigen. In den Hauptkörper, die Mussel, welche die Retorte vertritt, bringt man das Zinkerz mit Kohle und stellt den Apparat in einen Ofen, in welchem zu gleicher Zeit viele solche Apparate erhitzt werden. Das abgeschiedene Zink verflüchtigt sich bei hoher Temperatur und nimmt den Weg, wie er in Fig. 10 deutlich angegeben ist. Das senkrecht abgehende Rohr mündet weiter unten in eine Vorlage, in welcher sich das Zink sammelt. Nach beendeter Operation wird die Mussel durch kleine Thürchen geleert und von neuem beschickt. Eine bei der Darstellung des Zinks früher sehr gebräuchliche Destillationsvorrichtung besteht aus einem unten durchbohrten Tiegel, in welchem ein eisernes vertikales Rohr befestigt ist. Dies Rohr wird innerhalb des Tiegels mit einem Stöpsel aus Holz verschlossen, der Tiegel mit Erz und Kohle beschickt, der Deckel gut ausslutirt und unter das Rohr ein passendes Gefäß gestellt. Feuert man nun, so verkohlt der Holzstöpsel, und die poröse Kohle gestattet den Zinkdämpfen den Abzug (abwärts gehende D., destillatio per descensum).

Die zur Branntweinbrennerei benutzten Destillationsapparate bestehen in ihrer einfachsten Gestalt aus Blase, Helm, Kühlrohr und Vorlage; doch begnügt man sich niemals mit denselben, weil durch Einschaltung von Rektifikatoren und Dephlegmatoren an Zeit und Brennmaterial sehr viel erspart werden kann und es ohne Benutzung derselben kaum möglich ist, eine Handelswaare, wie wir sie jetzt überall finden, darzustellen. Aehnliche Apparate werden auch bei der D. von Mineralölen benutzt (s. Rektifikationsapparate).

Die trockene D. (destillatio sicca) ist der Zersetzungsproceß, welchen die organischen Körper durch die Einwirkung der Wärme erleiden. Die Bezeichnung ist von der Art und Weise hergenommen, wie derselbe gewöhnlich eingeleitet wird. Die Körper werden in Glas- oder Metallretorten der Einwirkung der Wärme ausgesetzt und die Produkte, je nachdem sie bei gewöhnlicher Temperatur fest, flüssig oder gasförmig sind, in geeignete Vorlagen und Kondensationsapparate geleitet oder in Glocken, die mittels Flüssigkeiten gesperrt sind, aufgefangen. Die Dämpfe flüssiger oder gasförmiger Körper leitet man in der Regel durch glühende Röhren, welche mit ähnlichen Vorrichtungen in Verbindung stehen. Wird ein organischer Körper auf eine Temperatur erhitzt, bei welcher er als solcher nicht mehr bestehen kann, so ordnen sich seine Elemente zu einfacheren Verbindungen, welche theils entweichen und sich auf diese Weise jeder weitern Einwirkung der Wärme entziehen, theils in dem Destillirgefäß zurückbleiben, indem sie ihrer einfachern Zusammensetzung wegen der gegebenen Temperatur noch Widerstand leisten. Bei steigender Temperatur unterliegen dann auch diese ersten Zersetzungsprodukte einer weitern Umwandlung, und so wiederholt sich fortwährend derselbe Vorgang, bis endlich die ganze Substanz, unter Zurücklassung von wasserstoff- oder stickstoffhaltiger Kohle, in die einfachsten Verbindungen, Kohlensäure, Kohlenwasserstoffe, Ammoniak und Wasser, aufgegangen ist. Zwischen dem Anfang der Zerlegung und den genannten letzten Zersetzungsprodukten destillirt eine große Anzahl von intermediären Verbindungen. Man hat daher bei trockener D. zu berücksichtigen: die flüchtigen Produkte und den in der Retorte bleibenden Rückstand. Beide sind wesentlich von der Zusammensetzung des Körpers und der eingehaltenen Temperatur abhängig. Die trockene D. wird häufig in der Technik ausgeführt, im großartigsten Maßstabe bei der Leuchtgasbereitung, wobei man als Nebenprodukt den Theer erhält.

Destillirtes Wasser (Aqua destillata), s. Wasser.

Destin (franz., m., spr. -täng, Destinée, f.), Schicksal, Geschick, Verhängnis.

Destiniren (lat., franz.), bestimmen, bestimmend anordnen; Destination, Bestimmung, Endzweck; Destinatär (lat., oder wie franz. Destinatär, auch Konsignatär), auf Konnossamenten der Name des Empfängers von Gütern.

Destituiren (lat.), ab-, entsetzen (des Amts); Destitution, Amtsentsetzung; destituabel, absetzbar.

Destouches (spr. dätuhsch), Name einer altfranz. Adelsfamilie, die sich später über Belgien, Irland und Deutschland verzweigte, gegenwärtig aber als Patriciergeschlecht nur in München fortlebt. Merkwürdig sind:

1) André Cardinal, franz. Opernkomponist, geb. 1672 zu Paris, seit 1713 Generalintendant der königlichen Hofkapelle und Generalinspektor der Académie de musique; starb 1749. Unter seinen Opern, die er komponirte, ohne mit den Regeln der Tonkunst vertraut zu sein, fand ihrer Zeit »Issé« (1699) den meisten Beifall und sogar das besondere Lob Ludwigs XIV.

2) Philippe Néricault, franz. Lustspieldichter, geb. 22. Aug. 1680 zu Tours, ward in Paris erzogen, diente eine Zeitlang als Freiwilliger im Heer, nahm dann seine Entlassung und ging als Gesandtschaftsattaché nach der Schweiz. Hier fand er Muße, sein Talent dem Theater zuzuwenden. Zugleich erwarb er sich durch seine diplomatische Gewandtheit die Gunst

des Regenten, des Herzogs von Orléans, der ihn 1717 mit dem Abbé Dubois als Geschäftsträger nach England sandte. Als Dubois nach Frankreich zurückkehrte, blieb D. an seiner Stelle in London, ging eine heimliche Ehe ein, die ihm nachher (1727) den Stoff zu dem Lustspiel »Le philosophe marié« gab, und ward 1723 Mitglied der Akademie. Nach dem Tode des Regenten zog er sich auf sein Landgut Fortoiseau bei Melun zurück, ausschließlich mit dem Landbau, der Philosophie und literarischen Arbeiten beschäftigt. Den Antrag des Kardinals Fleury, als Gesandter nach Petersburg zu gehen, lehnte er ab. Er starb 4. Juli 1754. Seine Lustspiele, unter denen außer dem oben genannten besonders »Le glorieux«, »Le dissipateur« und »L'homme singulier« Hervorhebung verdienen, sind in einfachem und reinem Stil geschrieben, verletzen (was bei einem französischen Lustspieldichter nicht häufig zu rühmen ist) niemals das sittliche Gefühl und den Anstand, dürften aber reicher sein an Erfindung von komischer Laune und den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit in höherem Grad huldigen. Sein »Éloge« schrieb d'Alembert. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die von D.' Sohn besorgte (Par. 1757, 4 Bde.) und die von 1822 in 6 Bänden. In Auswahl erschienen sie in einer Stereotypausgabe (Par. 1810 und 1841).

3) Joseph Anton von, deutscher Schriftsteller und Dichter, geb. 12. März 1767 in München, studirte seit 1785 in Ingolstadt, wurde 1790 Rentkammerrath in Amberg, rückte hier durch verschiedene Stufen bis zum Kronfiskal (1817) empor und kehrte 1818 als Regierungsrath nach München zurück, wo er 12. Mai 1832 starb. Seine mannigfachen Schriften sind theils historischen, statistischen und staatswirtschaftlichen Inhalts, theils dramatischer Art (»Schauspiele«, Münch. 1791; »Friedrich IV. von der Pfalz«, Salzb. 1794; »Arnulf, König von Bayern«, Münch. 1820; »Zenger«, Salzb. 1822 u. a.).

4) Franz Seraph von, Opernkomponist, geb. 21. Jan. 1772 zu München, Schüler Jos. Haydns in Wien, komponirte 1791 die von seinem Bruder Joseph gedichtete Oper »Die Thomasschlacht«, unternahm Kunstreisen nach der Schweiz und nach Oesterreich und wurde 1797 Musikdirektor in Erlangen, von wo er 1799 als herzoglicher Konzertmeister nach Weimar ging. Für das dortige Theater komponirte er die Operette »Das Mißverständnis« (von Wolf) und schrieb die Musik zu den Schiller'schen Dramen »Tell«, »Jungfrau von Orléans«, »Wallensteins Lager« (die bekannte Melodie »Frisch auf, Kameraden!« ist von D.), »Braut von Messina«; ferner zu dem Trauerspiel »Wanda« von Werner, den »Hussiten vor Naumburg« von Kotzebue u. a., ebenso Konzerte, Klaviersachen und Kirchenmusiken, die ihrer Zeit vielen Beifall fanden. Seit 1810 war er Professor der Harmonielehre an der Universität Landshut, trat dann (1806) als Hofkapellmeister in die Dienste des Landgrafen von Hessen und kehrte 1842 nach München zurück, wo er 10. Dec. 1844 starb. Sein letztes Werk war die komische Volksoper »Der Teufel und der Schneider« (Text von seinem Neffen Ulrich).

5) Ulrich von, Dichter und Journalist, Sohn von D. 3), geb. 14. Okt. 1802 in Amberg, besuchte seit 1818 das Gymnasium und Lyceum zu München und widmete sich dann ganz der literarischen Thätigkeit. Er gründete 1827 das Münchener »Tageblatt«, dessen Redaktion er bis 1836 führte, wurde dann zum Stadtbibliothekar ernannt mit dem Auftrag, eine Chronik der Stadt München auszuarbeiten, und starb zu München 27. Jan. 1863. Seine poetischen Leistungen bestehen in lyrischen Dichtungen, die von einem tiefen Gemüth zeugen, zahlreichen patriotischen Gelegenheitsgedichten, trefflichen Romanzen (meist vaterländischen Inhalts), Erzählungen und Bühnenstücken, unter denen besonders »Der treue Man« (1838) auf vielen Theatern mit Beifall gegeben wurde. Eine Blütenlese seiner poetischen Werke erschien unter dem Titel »Erzählungen und Gedichte« (Münch. 1839, 2 Bde.). Von seinem frischen Humor zeugen zahlreiche Parodien (»Die Bürgschaft«, »Der Gang nach dem Bockkeller« rc.), Lieder und die Volksstücke »Teufel und Schneider« (1843), »Staberl auf der Eisenbahn« (1850), »Staberl als Chinese« (1853), »Der Schäfflertanz in München« (1857) u. a., die sämmtlich eine mehr als 50malige Aufführung auf den Vorstadtbühnen erlebten.

6) Ernst von, Sohn des vorigen, geb. 4. Jan. 1843 zu München, übernahm als städtischer Archivar daselbst die Fortführung der von seinem Vater begonnenen Chronik der Stadt München, trat 1871 in den Staatsdienst und wurde bald darauf zum Sekretär des bayrischen Ritterordens vom heil. Georg sowie 1873 zum Sekretär des bayrischen Elisabethenordens ernannt, deren beider Geschichte er schrieb. D. hat außerdem verschiedene Festspiele sowie in Zeitschriften und Sammelwerken zahlreiche Gedichte veröffentlicht, von denen eine Auslese unter dem Titel »Aus der Jugendzeit« (Münch. 1866) erschien, endlich (ebenfalls in Zeitschriften) eine Reihe auf die Lokalgeschichte Münchens bezüglicher historischen Arbeiten, die zum Theil von großem Interesse sind.

Destouches (spr. dätuhsch, eigentlich Detouche), Paul Emile, franz. Historien- und Genremaler, geb. 16. Dec. 1794 zu Dampierre, bildete sich unter David, Guérin und Gros und besuchte später Italien. Anfänglich huldigte er der historischen Richtung; Werke dieser Art sind: die Erweckung des Lazarus, in der Kathedrale zu Vannes; Christus am Oelberg, in St. Victor zu Paris; Scheherazade, dem Sultan ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht erzählend; Maria Stuart in den Souterrains des Schlosses Lochleven rc. Seinen Ruhm erlangte er jedoch erst, als er sich von der David'schen Schule mehr entfernte und das reine bürgerliche Sittenbild zum Hauptvorwurf seines Pinsels nahm. Seine Rückkehr der gefallenen Tochter ins elterliche Haus (1827), die unterbrochene Unterzeichnung des Ehevertrags und die Liebe als Arzt (1831) fanden in den wohlfeilen Aquatintastichen die größte Verbreitung, namentlich in das bürgerliche Haus. Den modernen Anforderungen können diese Werke jedoch nicht Stich halten, da sie sich noch nicht über das Niveau des bühnenmäßig Zugeschnittenen erheben. Seit 1841 hat er nichts mehr im Salon ausgestellt. D. starb im Juli 1874 zu Paris.

Destra (d. mano, ital., lat. dextra manu, abgekürzt d. oder d. m.), mit der rechten Hand.

Destruiren (lat.), zerstören; Destruktion, Zerstörung; Destruktor, Zerstörer; destruktiv, zerstörend.

Desudiren (lat.), schwitzen; Desudation, das Schwitzen.

Desultōres, bei den Römern Kunstreiter, welche zwei Pferde im Reiten leiteten und während des Rennens von dem einen auf das andere voltigirten; daher desultorisch, »abspringend«, unstet, der Beharrlichkeit und Ausdauer ermangelnd, nicht bei der Sache bleibend.

Desumiren (lat.), entnehmen, entlehnen, herleiten; Desumtion, die Hernahme, Entlehnung.

Désunion (franz., f., spr. desünjong), Uneinigkeit, Zwiespalt, Trennung.

Desunirte (Disunirte, Nichtunirte) **Griechen,** diejenigen Griechen, welche die Oberherrschaft des Papstes nicht anerkennen; vgl. Griechische Kirche.

Destutt de Tracy (spr. -stütt dö trasi), 1) Antoine Louis Claude, Graf, franz. Schriftsteller im philosophischen Fach, geb. 20. Juli 1754 zu Paris, war beim Ausbruch der französischen Revolution Oberst und Deputirter bei den Generalstaaten, stimmte, liberalen Ideen sich zuneigend, für die Abschaffung der Adelsprivilegien. Als Freund und Gesinnungsgenosse Lafayette's verließ er im August 1792 mit demselben Frankreich, kehrte aber nach einiger Zeit heimlich nach Paris zurück, wurde 2. Nov. 1793 in Haft genommen und erhielt erst nach Robespierre's Sturz seine Freiheit wieder. Während Napoleons Herrschaft war er Senator, und nach der Rückkehr der Bourbons wurde er zum Pair ernannt. Er starb als Mitglied des Nationalinstituts 10. März 1836. Als Philosoph huldigte er dem Sensualismus, insbesondere der Richtung Condillacs, dessen Lehre er zu dem sogen. Ideologismus weiter bildete. Sein Hauptwerk sind die »Éléments d'idéologie« (Par. 1801—1815, 5 Bde.; neue Aufl., das. 1824—25). Die beiden letzten Theile des Werks, den »Traité de la volonté et de ses effets« enthaltend, geben eine Darstellung der politischen Oekonomie. Von seinen übrigen Schriften ist noch der »Commentaire sur l'Esprit des lois de Montesquieu« (zuerst englisch, Philad. 1811; französisch, Par. 1819; deutsch von Morstadt, Heidelb. 1820—1821, 2 Bde.) zu erwähnen.

2) Antoine César Victor, Graf, Sohn des vorigen, geb. 1781, machte als Officier unter dem Kaiserreich die Feldzüge in Spanien und 1813 in Deutschland mit, nahm 1818 seinen Abschied und widmete sich der Bewirthschaftung seiner Güter. Seit 1827 ununterbrochen Kammermitglied bis zur Februarrevolution 1848, hielt er sich stets zur Opposition. Im Ministerium des Prinz-Präsidenten vom 20. Dec. 1848 erhielt er das Portefeuille der Marine, das er jedoch im Oktober 1849 wieder abgab. Seitdem auf seinen Gütern zu Paray lebend, starb er daselbst 13. März 1864. Literarisch machte er sich durch agronomische und nationalökonomische Arbeiten bekannt. Seine Gattin, Marie de Tracy, aus Newtons Familie stammend, geb. 1789 zu Stockport, gest. 27. Okt. 1850, geistvoll und hochgebildet, schrieb »Essais divers, lettres et pensées« (Par. 1855, 3 Bde.) und den vorzüglichen Roman »Martha«.

Desvres (spr. dähwr), Stadt im franz. Departement Pas de Calais, Arrondissement Boulogne, mit Ueberbleibseln eines von Franz I. erbauten Forts (1677 zerstört), einer Krypta aus dem 9. Jahrh. (Wallfahrtsziel vieler Kranken) und (1872) 3011 Einw., welche grobe Tücher, Leder und Fayence fabriciren. Dabei eine Mineralquelle.

Detachement (das, franz. m., spr. -tasch'mäng), eine zu irgend einem Zweck von dem Hauptkorps abgesendete Truppenabtheilung von 100 bis zu mehreren tausend Mann, bald aus einer und derselben Waffengattung, bald aus mehreren bestehend, auch wohl mit Geschütz versehen. Kleinere Haufen unter 100 Mann heißen Kommando's. Wenn das D. zahlreich ist, nennt man es ein detachirtes Korps. In der Regel wird der Zweck des Detachements in einer Wortverbindung mit D. schon ausgedrückt, wie z. B. Rekognoscirungsdetachement. Detachiren, von einem Ganzen einzelne Theile entsenden. Detachementsübungen, s. Manöver.

Detachirte Forts, solche Außenwerke, welche außerhalb Gewehrschußweite von der Festung entfernt liegen. Während man sie früher nur vereinzelt zur Behauptung besonders wichtiger Terrainpunkte anwandte, haben sie in der Neuzeit ungemein an Bedeutung gewonnen, und von einer zu ernstem Widerstand geeigneten Festung muß heute gefordert werden, daß sie ringsum mit einer Kette solcher detachirten Forts umgeben sei. Näheres vgl. Festungsbau, Festungskrieg und Fort.

Détail (das, franz. m., spr. -taj), die einzelnen Theile eines größern Ganzen, Einzelheiten, das Einzelne; en détail, in der Kaufmannssprache der dem Handel en gros entgegengesetzte Kleinhandel (Detailhandel), daher Detaillist oder Detailleur, ein Klein- oder Ausschnitthändler; detailliren, etwas en d. behandeln, es ins Einzelne eingehend, genau, umständlich erörtern oder ausführen. In der Kunstsprache bezeichnet man mit D. einzelne Partien oder Theile eines Ganzen, im Gegensatze zum Ensemble, der Gesammtwirkung. Wie weit diese Detaillirung, ohne der Gesammtwirkung zu schaden, gehen dürfe, hängt von dem Vorwurf sowie von der künstlerischen Auffassung ab. Große historische Kompositionen vertragen nicht das Gewichtlegen auf besondere Details, die zur Charakterisirung des Ganzen unwesentlich erscheinen; umgekehrt verlangen Stillleben u. dgl. eine sorgsame Durchbildung im Einzelnen. Die altniederländische und altdeutsche Schule wurde kleinlich dadurch, daß sie bei ihren historischen Vorwürfen zu sehr Gewicht aufs D. legte; umgekehrt versank die späte italienische Schule in Roheit und Skizzenhaftigkeit, weil sie zu Gunsten einer raschen Ausführung und eines flüchtigen Scheins das genauere Studium des D. ganz vernachlässigte. In neuester Zeit griff diese letztere Manier wieder weithin um sich, so daß man oft gar nicht mehr weiß, was der Künstler unter seinem D. sich gedacht hat. Detailzeichnung, geometrische Zeichnung im großen Maßstab von solchen einzelnen Baugegenständen, die in dem kleinen Maßstab des Baurisses nicht deutlich genug angegeben werden konnten; auch s. v. w. Situationszeichnung.

De tempore (lat.), zur rechten Zeit, rechtzeitig.

Detention (lat., Detinirung), das Innehaben eines Besitzthums, s. Besitz; dann Gefangenhaltung, Haft. Daher Detentionsarrest, Detentionshaus, s. Verhaftung. Detentor, einer, der etwas vorenthält, ein Besitzthum innehat.

Detergiren (lat.), abwischen, reinigen; Detergentia, Reinigungsmittel für Wunden.

Deterior (lat.), schlechter, geringer; deterioris conditionis, von geringerer, schlechterer Beschaffenheit; deterioriren, verschlechtern, verderben; Deterioration (Deteriorirung), Verschlechterung einer Sache, insofern sie dadurch am Werth verliert.

Determination (lat.), Bestimmung, logische Operation, vermöge deren einem Allgemeinbegriff bestimmende Merkmale hinzugefügt werden, wodurch man zu einem dem Inhalt nach reichern, dem Umfang nach jenem untergeordneten Begriff gelangt. Die Logik drückt den Grundsatz, daß ein durch ein bestimmtes Merkmal schon determinirter Begriff ohne Widerspruch nicht auch durch das entgegengesetzte Merkmal bestimmt werden kann, durch den Satz des

ausgeschlossenen Dritten (principium exclusi medii inter duo contradictoria) oder den Satz der durchgängigen Bestimmbarkeit (principium omnimodae determinationis) aus, welcher also lautet: Von zwei entgegengesetzten Bestimmungen, wenn sie überhaupt auf einen Begriff sich beziehen, kann in derselben Beziehung nur die eine ihm beigelegt werden, während die andere ihm abzusprechen ist.

Determinato (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: entschlossen, bestimmt, besonders in allen rhythmischen Theilen scharf markirt.

Determiniren (lat.), bestimmen, entscheiden; determinirt, bestimmt, entschlossen, entschieden; determinativ, bestimmend.

Determinismus (lat.), im allgemeinen ein Bestimmtsein durch Gründe, in besonderer Anwendung auf das menschliche Wollen die Abhängigkeit des letztern von Motiven der Intelligenz. In letzterem Sinn steht der D. ebenso dem Indeterminismus, welcher die gänzliche Unabhängigkeit des Wollens von Gründen jeder Art, wie dem Fatalismus gegenüber, welcher die Abhängigkeit des Wollens von außerhalb der Intelligenz gelegenen Gründen lehrt. Jener, der auch transcendentale Freiheit heißt, erklärt, indem er jeden bestimmenden Einfluß von Gründen jeder Art auf das Wollen, auch den der Vernunft und der Einsicht, in Abrede stellt, damit auch jede Leitung und Vervollkommnung des Wollens durch Erziehung und Unterricht für unmöglich. Dieser, indem er jeden Einfluß der Intelligenz auf das Wollen verwirft, hebt nicht nur, wie es seine Absicht ist, die Freiheit des Wollens, sondern das Wollen selbst auf, dessen Unterschied vom bloßen Streben und Begehren eben darin besteht, intelligentes, d. i. mit der Vorstellung der Erreichbarkeit des Begehrten verbundenes Streben zu sein. Der D., indem er das Wollen einerseits bloßer Naturgewalt entzieht, anderseits dem Kausalgesetz der Motivirung durch Gründe der Intelligenz unterwirft, befreit von der Knechtung durch äußern Zwang und ermöglicht jene Herrschaft der Vernunft über das Wollen, worin die wahre (d. i. die sittliche) Willensfreiheit (s. d.) besteht. Der Vorwurf, daß der D. die Zurechnung der That und die persönliche Verantwortung aufhebe, ist unbegründet; derselbe trifft vielmehr die beiden Gegensätze desselben: den Indeterminismus, weil er nur blindes, grundloses Wollen (d. i. Willkür, Laune), den Fatalismus, weil er kein (wirkliches) Wollen, sondern nur durch physische Reize erzwungenes Begehren kennt. Determinist, einer, der dem D. huldigt.

Deterriren (lat.), abschrecken; Deterrition, Abschreckung durch Strafandrohung.

Detersiva (lat.), reinigende oder Unreinigkeiten von kranken Stellen entfernende Heilmittel.

Detestiren (lat.), verwünschen, verfluchen, verabscheuen; Detestatio, Anrufung jemandes, besonders Gottes, zum Zeugen (vgl. Exsecratio); detestabel, fluchwürdig, verabscheuungswerth.

Dethronisiren (neulat.), entthronen, vom Thron stoßen; Dethronisation, Entthronung.

Detiniren (lat.), zurück-, vorenthalten; einen gefangen halten.

Detmold, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Lippe, freundlich am östlichen Fuß des Teutoburger Waldes, zwischen der Werre und einem linken Seitenbach (Berlebecke) gelegen, besteht aus der Altstadt, der gut gebauten Neustadt und einer Vorstadt und ist besonders unter dem Fürsten Paul Alexander Leopold verschönert und vergrößert worden. Der Fürst bewohnt das 1708 errichtete, 1850 umgebaute Neue Palais am südlichen Ende der Stadt. Das schöne alte Residenzschloß, ein Renaissancebau des 16. Jahrh., liegt in der Mitte der Stadt. Anmuthige Promenaden führen vom Schloßplatz den Kanal hinauf nach dem Büchenberg, einem mit Kunstsinn angelegten großen Park, worin das alte Lustschloß Friedrichsthal stand, und in dessen Mitte sich jetzt das neu erbaute fürstliche Mausoleum befindet. D. ist Sitz der höchsten Landesbehörden, hat 3 Kirchen: eine reformirte (1547 nach einem Brand neu hergestellt), eine lutherische (um 1740 erbaut) und eine katholische (seit 1860); ein Gymnasium (seit 1602, darin das dem Naturwissenschaftlichen Verein gehörige Museum), ein Lehrerseminar (seit 1789, mit Taubstummenanstalt), eine Gewerbschule, ein Waisenhaus, eine öffentliche Bibliothek, ein Theater, Landkrankenhaus, Zuchthaus und eine Kaserne (Garnison: Füsilierbataillon des 6. westfälischen Infanterieregiments Nr. 55 nebst dessen Stab). Die Zahl der Einwohner, zu Anfang des Jahrhunderts noch 1800, betrug 1871 einschließlich des Militärs 6469. Haupterwerbszweige derselben sind Leinwandsfabrikation, Bierbrauerei, Tabak- und Cigarrenfabrikation, Tischlerei, Holzschneiderei, Wagnerei. Die Stadt entwickelt sich rasch zur Blüte, wozu die der Vollendung entgegensehende Lemförde-Bergheimer Eisenbahn, welche über D. führt, noch mehr beitragen wird. D. ist eine der ältesten Städte Deutschlands und ein Mittelpunkt großer Erinnerungen. Zwischen D. und Horn auf dem sogen. Winnefeld fand, nach gewöhnlicher Annahme, die Varusschlacht statt. Später, zu Karls d. Gr. Zeit, wird Thiatmelle, Theotmalli (»Volksgericht«) mehrfach genannt. Hier schlug Karl d. Gr. 783 in großer Schlacht die Sachsen. Um 1350 erhielt D. unter der Regierung des Grafen Otto Stadtrechte. Während der Soester Fehde wurde es 1447 von den hussitisch-böhmischen Kriegshorden erobert, 1547 mit der schon seit 1350 stehenden herrschaftlichen Burg durch einen Brand zerstört. Simon V. erbaute zur Reformationszeit an Stelle der kleinen Burg das jetzige Schloß und umgab es mit Wall und Graben. D. ist Geburtsstadt der Dichter Grabbe und Freiligrath. 5 Kilom. von der Stadt liegt die Grotenburg, wo das kolossale Hermannsdenkmal errichtet wird, und etwa 7 Kilom. von D. befindet sich das fürstliche Jagdschloß Lopshorn mit einem Gestüt, aus welchem sich der fürstliche Marstall rekrutirt.

Detmold, Johann Hermann, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, geb. 1807 zu Hannover, widmete sich zu Göttingen und Heidelberg juristischen Studien. Im Jahr 1830 habilitirte er sich in Hannover als Advokat, beschäftigte sich aber nebenbei viel mit Kunststudien und schrieb eine »Anleitung zur Kunstkennerschaft« (Hannov. 1835, 2. Aufl. 1845), welche eigentlich ein Lokalscherz voll frischen Humors und scharf einschneidender Satire war. Nach Aufhebung des hannöverschen Staatsgrundgesetzes zum Deputirten der Stadt Minden erwählt, betheiligte er sich an allen Schritten zur Aufrechterhaltung jenes Grundgesetzes, ward darüber mit dem Magistrat zugleich zur Untersuchung gezogen und 1843 zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt. Er veröffentlichte damals die »Randzeichnungen« (Braunschw. 1843), die zu dem Besten im Genre der feinen Satire gehören. Durch den Ausgang der hannöverschen Verfassungsangelegenheit verstimmt, zog sich D. vom öffentlichen Wirken gänzlich zurück. Konservativen Grundsätzen huldigend, zeigte er sich den revolutionären Bewegungen

von 1848 entschieden abgeneigt, wie er dies namentlich durch Bekämpfung des allgemeinen Wahlrechts zeigte. Im Mai 1848 von der Provinz Osnabrück in die deutsche Nationalversammlung gewählt, schloß er sich hier anfangs der nachherigen Centrumspartei (Dahlmann, Gagern, Bassermann ꝛc.) an, trat aber dann dieser Partei schroff gegenüber und bildete unter der nach 18. Sept. 1848 eintretenden schärfern Parteisonderung mit Radowitz, Vincke u. a. die kleine Fraktion der sogen. äußersten Rechten. Als Mitglied des Verfassungsausschusses gehörte D. zu den wenigen, die sich aufs entschiedenste den Grundrechten und dem Verfassungsentwurf widersetzten. Viele Gegner machte er sich damals durch die Satire »Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer« (Frankf. 1849). Daher war es ein der Mehrheit der Versammlung ins Gesicht geschleuderter Fehdehandschuh, als im Mai 1849, nach Gagerns Rücktritte, der Reichsverweser D. mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragte, in dem D. das Portefeuille der Justiz, bald darauf, nach Gravells Austritt, auch noch das des Innern übernahm. Der Absicht des Centrums und der Linken, durch ein von Welcker beantragtes Mißtrauensvotum das Ministerium D. zu stürzen, trat er mit der höhnischen Erklärung entgegen, daß er auf seinem Posten verharren werde. Ebenso hielt er allen Versuchen gegenüber Stand, welche gemacht wurden, um das Ministerium und mit ihm den Reichsverweser zum Rücktritt zu bewegen, bis 21. Dec. 1849 der Reichsverweser selbst die Gewalt der Bundescentralkommission übergab. D. ging nach Hannover zurück und wurde bald darauf vom König zum hannöverschen Bevollmächtigten bei der provisorischen Bundescentralkommission, nachher zum Gesandten beim Bundestag ernannt. In dieser Stellung wirkte er dahin, das Bundesrecht wieder zum Ausgangspunkte der Ordnung der deutschen Verhältnisse zu gewinnen. Durch das Ministerium Münchhausen von seinem Frankfurter Posten abgerufen, kehrte D. im Juli 1851 nach Hannover zurück, wo er 17. März 1856 starb.

Detonation (lat.), in der musikalischen Kunstsprache die falsche Angabe des Tons oder die unreine Intonation; in der Chemie s. v. w. Verpuffung.

Detonsion (lat.), die Abscherung des Kopfes bei Mönchen; s. Tonsur.

Detorquiren (lat.), beugen; von sich abwenden, verdrehen (den Sinn von etwas); Detorsion, Wortverdrehung; Zuschiebung der Schuld.

Détour (franz., m., spr. -tuhr), Um-, Abweg; Umschweif, Winkelzug, Ausflucht; detourniren, ablenken, abschweifen.

Detractis detrahendis (lat.), nach Abzug des Abzuziehenden.

Detractis expensis (lat.), nach Abzug der Kosten.

Detrahiren (lat.), abziehen; verkleinern, verleumden; Detraktion, Wegnehmung, Entziehung; Verkleinerung, Verleumdung.

Detransponiren (lat., detransportiren), in der Buchdruckerei versetzte (»verschossene«) Seiten (»Kolumnen«) durch Umstellen ordnen.

Detrektiren (lat.), verkleinern, beeinträchtigen; Detrektation, Verkleinerung, Beeinträchtigung.

De tri, s. Regula de tri.

Detriment (lat.), Nachtheil, Schaden; detrimentös, nachtheilig, schädlich.

De tripŏde dictum (lat.), vom Dreifuß herabgesprochen, d. h. ein orakelmäßiger Ausspruch, von dem Dreifuß, auf welchem die Apollonpriesterin Pythia saß, wenn sie Orakelsprüche ertheilte.

Detritus (lat.), Gerölle.

Détroit (franz., m., spr. -troa); Straße, enger Paß, Meerenge.

Detroit (spr. ditreut), früherer Hauptort und noch jetzt bedeutendste Stadt des nordamerikan. Staats Michigan, liegt auf einer sanft geneigten Ebene am gleichnamigen, 380 Meter breiten Fluß, welcher den Eriesee mit dem St. Clairsee verbindet, und gewährt, vom kanadischen Ufer aus betrachtet, mit ihrem lebhaften Schiffsverkehr im Vordergrund einen prächtigen Anblick. Sie ist regelmäßig mit breiten, aber unter verschiedenen Winkeln sich schneidenden Alleen und Straßen angelegt und eine der ältesten Ansiedelungen in Nordamerika, aber doch ganz modernen Ansehens. Unter den Plätzen der Stadt verdienen der Campus Martius, unter den öffentlichen Gebäuden das ehemalige Staatenhaus, mit 48 Meter hohem Thurm, mehrere Schulgebäude, die Cityhalle und die Bank von Michigan sowie unter den 92 Kirchen die große katholische Kathedrale besondere Hervorhebung. Die bedeutenden Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten der Stadt sind meist von der katholischen Kirche gegründet, so namentlich das St. Maryhospital und das Seminar von St. Thomas, das unter der unmittelbaren Leitung des zu D. residirenden Bischofs von Michigan steht. Eine Wasserkunst versorgt D. mit gutem Trinkwasser. Der Hafen der Stadt ist geräumig und zu allen Zeiten sicher, und seine Lage an der wichtigen Straße zwischen dem Huron- und Eriesee gewährt derselben eine günstige Handelsposition. D. hat sich schnell zu einem sehr wichtigen Handelsplatz und zum Hauptemporium des Staats emporgeschwungen, und sein Handel ist fortwährend im Wachsen begriffen. Die Haupthandelsartikel, welche aus dem Innern des Staats auf den Markt von D. kommen, sind vor allem Mehl, Weizen, Mais, Gerste und Roggen; dann Schweine, Rindvieh, Fische, Wolle, Pelze und Kupfererz. Der Werth der Ausfuhr von D. betrug 1873: 3,599,197 Dollars an amerikanischen Produkten, der der Einfuhr vom Ausland 1,687,662 Dollars. Zum Hafen gehören (1871) 361 Schiffe von 78,014 Tonnen Gehalt, darunter 119 Dampfer. Außerdem besitzt D. noch 42 Dampfsägemühlen, 28 Eisen- und Messinggießereien, 3 Eisenbahnwagenbauanstalten, 12 Schiffswerften, 60 Cigarrenfabriken, 37 Brauereien ꝛc. Sämmtliche gewerbliche Anstalten (1191 an der Zahl) erzeugten 1871 Waaren im Werth von 26 Mill. Dollars und arbeiteten mit 247 Dampfmaschinen und 13,989 Arbeitern. In der Nähe sind auch berühmte Kupferschmelzwerke, welche jährlich für 2 Mill. Dollars Kupfer liefern. Regelmäßige Dampfbootlinien gehen von D. nach allen Häfen der benachbarten Seen und stehen hier mit 4 Eisenbahnen (Michigan-Central-, Lake Shore- und Michigan-Southern-, Detroit- Milwaukie- und Grand Trunkbahn) in Verbindung, welche den Verkehr der Stadt mit allen Theilen der Union vermitteln. In neuester Zeit ward ein Tunnel unter dem Fluß D. projektirt, welcher die Michigan-Central- (Detroit) mit der Great-Westernbahn (Windsor) verbinden soll, und dessen Kosten auf mehr als 2½ Mill. Dollars veranschlagt sind. Schon 1610 ließen sich französische Händler an der Stelle der heutigen Stadt nieder; doch erst 1701 erhielt diese Niederlassung, durch ein Fort geschützt, Bedeutung. Der Ort blieb seitdem ein wichtiger Militärposten und im Besitz der Franzosen bis 1759. Nach Beendigung des französisch-indianischen Kriegs kam er in die Hände der Engländer und wurde durch den Frieden von Versailles 1783

an die Vereinigten Staaten abgetreten. Im Jahr 1805 bis auf ein Haus niedergebrannt, wurde D. schöner als zuvor wieder aufgebaut, fiel 1812 im englisch-amerikanischen Krieg in die Macht der Engländer, wurde aber schon 1813 von den Amerikanern zurückerobert und 1815 als Stadt inkorporirt. Ihre Wichtigkeit als Handelsplatz entfaltete sich erst seit Errichtung der Dampfschiffahrt auf den kanadischen Seen. Seitdem hat sich die Bevölkerung in steigender Progression vermehrt. Während sie 1820: 1842 und 1840: 9192 Seelen betrug, zählte D. 1870: 79,577 Einw., darunter 12,041 Deutsche.

Detrompiren (franz., spr. -trongp-), den Irrthum benehmen, enttäuschen; Detrompement (spr. -trongp'mang), Enttäuschung.

Detrudiren (lat.), hinunter-, wegstoßen; verdrängen.

Detrunkiren (lat.), durch Abhauen stutzen, kappen; Detrunkation, das Abhauen, Stutzen.

Detrusorium (lat., Schlundstößer), ein aus Fischbein verfertigtes sondenförmiges Instrument mit einem Schwammstückchen an der Spitze, welches dazu bestimmt ist, fremde, im Schlund festsitzende, nicht ausziehbare, dem Magen und Darmkanal unschädliche Körper in den Magen hinabzustoßen.

Dette (franz. f., spr. dett), Schuld, besonders Staatsschuld.

Dettelbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Kitzingen, am Main, Sitz eines Landgerichts, hat bedeutenden Weinbau, der einen ausgezeichneten Frankenwein (Dettelbacher) liefert, auch Getreidebau, Steinbrüche, Dampfmühlen und (1871) 2255 meist kathol. Einwohner. In der Nähe Weinberg mit einem 1505 erbauten Kloster, zu dessen Kirche wegen eines wunderthätigen Marienbilds (»Vesperbild«) stark gewallfahrtet wird. Schon zu Anfang des 9. Jahrh. stand an der Stelle von D. der königl. Meierhof Tetilbach, der damals der uralten Abtei zu Kitzingen gehörte. Im 14. Jahrh. kam D. an das Hochstift Würzburg, und 1484 erhielt es durch Kaiser Friedrich III. städtische Gerechtsame.

Dettingen, 1) Kirchdorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Alzenau, am Main, 15 Kilom. unterhalb Aschaffenburg, mit 657 Einw. und Zündhölzerfabrik. Hier im österreichischen Erbfolgekrieg Sieg der verbündeten Kaiserlichen und Engländer unter Georg II. von England über die Franzosen unter Noailles 27. Juni 1743. — 2) (D. unter Urach) Marktflecken im würtembergischen Schwarzwaldkreis, Oberamt Urach, mit einem Schloß, einer alten Kirche, Obst- und Weinbau, bedeutender Gewerbsthätigkeit (Chaisen- und Wagenfabrikation, Baumwollweberei, Leimsiederei, Papierfabrikation) und (1871) 2800 Einw. Das Schloß gehörte früher den Grafen von Achalm und kam bald an Würtemberg. Im schwäbischen Städtekrieg wurde D. 1377 von den Reutlingern niedergebrannt. Graf Eberhardt errichtete hier 1482 ein Chorherrenstift, das jedoch 1516 wieder aufgehoben wurde.

Dettmer, 1) Wilhelm, ausgezeichneter Sänger, geb. 29. Juni 1808 in Breinum bei Hildesheim als Sohn eines Bauern, verrichtete als Knabe Frondienste und kam dann auf das Andreanum zu Hildesheim und später auf das Schullehrerseminar in Alfeld, das er aber bald verließ, um sich wandernden Schauspielern anzuschließen. Seinen ersten Musikunterricht erhielt er von seinem Direktor Santo. Er fand Engagements in Hannover, Braunschweig, Breslau, Kassel und Frankfurt a. M. In Kassel war Spohr für ihn vom günstigsten Einfluß. Im Jahr 1842 trat D. als gefeierter Sänger, bereits auf hoher Stufe der Künstlerschaft stehend, auf dem Hoftheater in Dresden auf, wo er auch engagirt wurde, und studirte daselbst noch unter dem berühmten Mieksch die vollendete Behandlung der Stimme. Trotz seines Abgangs nach Frankfurt a. M. ward ihm in Dresden eine lebenslängliche Pension zugesichert. Im Jahr 1874 trat er in den Ruhestand. Mit trefflichen, in guter Schule gebildeten Mitteln und einer imposanten Persönlichkeit ausgerüstet, nahm D. eine der hervorragendsten Stellen unter den Bassisten Deutschlands ein. Die Auffassung seiner Rollen zeugte von tiefem Verständnis seiner Aufgabe, und alle seine Darstellungen waren stets von einer überwältigenden Wahrheit des Ausdrucks. Gleich vorzüglich im ernsten wie im komischen Genre, konnte er eine bedeutende Anzahl von Partien zur glänzendsten Durchführung bringen. Wir nennen vor allen den Kaspar, den er über 200mal sang; ferner Jakob, Sarastro, Wasserträger, Marcell, Bertram, Figaro, Richard Voll, Rocco, Osmin, Leporello, Alfonso, Bartolo, Dulcamara, Falstaff, Sulpice.

2) Friedrich, Schauspieler, Sohn des vorigen, geb. 25. Sept. 1835 in Kassel, wurde anfänglich zum Klaviervirtuosen bestimmt, verließ aber 1852 heimlich das elterliche Haus und betrat in Basel die Bühne, zu der ihn eine unwiderstehliche Neigung trieb. Nachdem er sich mit dem Vater versöhnt hatte, nahm er 1853 ein Engagement in Danzig an. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Weimar unter Marr und in Hamburg wurde er 1856 dauernd an die Dresdener Hofbühne gefesselt. D. erinnert an Emil Devrient, ohne ihn jedoch zu kopiren, und hat sich dessen ganzes Rollenfach angeeignet. Er beherrscht mit gleichem Erfolg die Tragödie wie das Schau- und Lustspiel. Früher wirkte er auch in der Oper mit, da er sich im Besitz einer äußerst sympathischen Baritonstimme befand. Er sang den Barbier, Papageno, Scherasmin, Rudolf (»Nachtwandlerin«), Graf (»Wildschütz«), Simeon und Don Juan. D. besitzt ein klangvolles, modulationsfähiges Organ, eine edle und charakteristische Haltung und ein natürliches, fein abgerundetes Spiel. Hauptrollen, die seinen Ruf begründet haben und zugleich den Umfang seines Talents ersichtlich machen, sind: Hamlet, Egmont, Uriel, Tell, Posa, Benedikt, Bolz, Richard Wanderer, Mark Anton, Fiesco, Koriolan, Percy, Richard II., Petruchio.

Detto (ital., »gesagt«, »besagt«, altital. ditto, oft unrichtig dito) wird gebraucht, wenn man eine und dieselbe Bezeichnung, welche oft nach einander oder in Rechnungen u. dgl. unter einander vorkommt, nicht immer wieder schreiben will. Man bedient sich dann für Wiederholungen desselben Worts der Abkürzung »do.«

Detumescenz (lat.), Verringerung der Geschwulst.

Dētur! (lat.), es werde gegeben! auf Recepten, meist abbreviirt (D.).

Deube, veraltet, s. v. w. Diebstahl, besonders kleiner Diebstahl.

Deukălion, nach griech. Mythe Sohn des Prometheus und der Klymene, Enkel des Japetos, Herrscher im thessalischen Phthia und Gemahl der Pyrrha, des Epimetheus Tochter. Er verfertigte, als Zeus das Menschengeschlecht zu vertilgen beschlossen hatte, auf den Rath der Götter oder seines Vaters Prometheus einen hölzernen Kasten (Arche), in welchem er während der neuntägigen Flut auf den Wassern herumfuhr und endlich, von allen Menschen mit Pyrrha

allein gerettet, auf dem Parnassos (nach anderen auf dem Othrys in Thessalien, dem Aetna oder dem Athos) landete. Nach seiner Landung opferte er dem dodonäischen **Zeus**, und auf die Erklärung des Gottes, ihm einen Wunsch zu bewilligen, bildete er durch »Gebeine der großen Mutter« (Steine aus der Erde), die von ihm und Pyrrha rückwärts geworfen wurden, Menschen und wurde so der Stammvater des neuen Menschengeschlechts. Mit dem neuen Geschlecht gründete D. ein Reich, ungewiß wo, und zeugte mit Pyrrha den Hellen, Amphiktyon und die Protogeneia. Zum Andenken der Flut soll er die Hydrophorien zu Athen gestiftet haben.

Deule (spr. döl), Fluß im franz. Departement Nord, entspringt nahe bei Carincy unter diesem Namen, dient, mit Hülfe mehrerer Schleußen, zur Verbindung zwischen Lille, Lens und Douai, nimmt bei Lille die Marque auf und mündet nach einem Laufe von 86 Kilom. bei Deulemonde in die Lys.

Deulen (Düsen), kegelförmige Blechröhren, durch welche die Luft der Gebläse in die Form geleitet wird.

Deulino, Dorf im russ. Gouvernement Moskau, Kreis Dmitrow, unweit des Dreifaltigkeitsklosters, ist bekannt durch den Vertrag von 1619, in welchem der polnische Prinz Wladislaw der russischen Krone entsagte und der Zar Michael Feodorowitsch als rechtmäßiger Herrscher Rußlands von den Polen anerkannt wurde.

Deurer, Peter Ferdinand, Historien- und Porträtmaler, geb. 1779 in Mannheim, machte die ersten Kunststudien in Düsseldorf und Kassel. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt rettete er bei der Belagerung Mannheims durch die Franzosen die Schätze der dortigen Gallerie. Bald darauf wurde er Gallerieinspektor in Augsburg und Professor der dortigen höhern Kunstschule, gab aber 1826 den Staatsdienst auf, um sich in Rom ungestört der Kunst widmen zu können. D. besuchte 1843 sein Vaterland wieder und starb 9. Jan. 1844 zu Kissingen. Von seinen zahlreichen Porträts ist besonders zu erwähnen das lebensgroße Bildnis von König Maximilian I. im Krönungsornat, für den Börsensaal in Augsburg. Sein Sohn Ludwig D., geb. 1806 zu Mannheim, studirte in Nürnberg, München und Rom. An seinen Kreuzrittern vor Jerusalem (1839 vollendet) lobte man den Ernst und die Großartigkeit der Auffassung, die tüchtige Zeichnung und die treffliche Farbe. D. starb bereits 1841 zu Mannheim.

Dĕus (lat.), Gott.

Deusdedit (Adeodatus, »den Gott gegeben hat«, »von Gott gegeben«), lat. Uebersetzung des hebräischen Jonathan und Jehojanan (Johannes), Name eines Papstes und Heiligen, der 615—618 regierte.

Dĕus ex machĭna (lat., »Gott aus der Maschine«), sprichwörtlich gewordener Ausdruck für die durch plötzliches Dazwischentreten einer Person oder eines Zufalls bewirkte und unerwartet günstige Lösung eines tragisch geschürzten Knotens im Drama oder auch im Roman. Ursprünglich kommt der Ausdruck von der antiken Tragödie her, in welcher es häufig geschah, daß die Katastrophe durch einen vermittels der Maschinen herabgelassenen helfenden Gott zur Befriedigung der Zuschauer plötzlich gelöst wurde; dahin gehört z. B. die Erscheinung des Herakles im »Philoktet« und der Artemis in der »Iphigenia in Tauris«. In den modernen Zauberspielen geschieht dies noch jetzt, und im modernen Lust- und Schauspiel sowie im Roman kann man jeden Inkognitofürsten oder reichen ostindischen Onkel ꝛc., der wie aus den Wolken fällt, um den Konflikt zu lösen, einen D. nennen. Auch auf plötzliche Ereignisse im gewöhnlichen Leben hat man den Ausdruck übertragen.

Dĕus fidĭus, s. Fidius.

Dĕus omen avertat, Gott wende die Vorbedeutung ab! das wolle Gott verhüten!

Deut (Duit), der hundertste Theil des holländischen Guldens; in Holländisch-Ostindien 120 D. = 1 holländischen Silbergulden, 100 D. = 1 javanischen Kupfergulden. Auch bezeichnet man mit D. eine werthlose Sache.

Deuterogamīe (griech.), zweite Ehe, Wiederverheirathung.

Deuterokanonische Bücher, s. Bibel, S. 140.

Deuteronomīe (griech.), zweite, spätere Gesetzgebung. Deuteronomium, »Gesetzeswiederholung«, Name des fünften Buches Mosis.

Deuterōsis (griech., f., Deuterōse), Wiederholung; Deuterosen, Erklärungen und Ergänzungen des geschriebenen jüdischen Gesetzes.

Deuteroskopie (griech.), s. v. w. zweites Gesicht.

Deutewort, s. v. w. Pronomen.

Deutlich, Bezeichnung eines Begriffs oder einer Vorstellung, wenn man aller einzelnen Merkmale derselben sich bewußt ist. Die Deutlichkeit ist von der Klarheit insofern verschieden, als diese darin besteht, daß man einen Begriff von anderen Begriffen, jene dagegen darin, daß man die einzelnen Merkmale, die im Begriff selbst liegen, unterscheidet.

Deutsch (germanus, teutonicus, althochdeutsch diutisc, mittelhochdeutsch diutisch, tiusch, altsächsisch thiudisc, niederdeutsch düdesk, niederländisch duitsch, schwed. tysk, dän. tydsk, engl. german, franz. allemand) stammt von diet, althochdeutsch diota, ab und bedeutet ursprünglich s. v. w. volksthümlich, vulgaris, popularis, dem Volk angehörig, theils im Gegensatze zu dem, was bei einzelnen Stämmen vorkommt, theils zu dem Fremden, Ausländischen (zunächst Lateinischen und Wälschen); so in Verbindung mit Substantiven, wie Sitte, Leute, Sprache ꝛc. Erst im 10. Jahrh., als die deutschen Herzogthümer und Völker zu einem Reich vereinigt blieben, wurde D. (mit lateinischer Form theodiscus, theudiscus) Volksname. Lange schwankte die Schreibweise zwischen deutsch und teutsch, das besonders im 17. Jahrh. im Gebrauch war; die ältere und nach Grimm allein richtige ist jedoch deutsch, die auch in der Neuzeit die Oberhand gewonnen hat. Die Annahme, als sei teutsch die eigentliche hochdeutsche und deutsch die niedersächsische und plattdeutsche Form, ist unrichtig. Vgl. J. Grimm, Exkurs über Germanisch und D., in der »Deutschen Grammatik«, 3. Aufl., S. 10 ff.

Deutsch-Brod (Njemeczky Brod), Stadt im ehemaligen böhm. Kreis Tschaslau, südöstlich der Stadt Tschaslau, in einem Thal an der Sazawa, Station der österreichischen Nordwestbahn, welche sich hier nach Kuttenberg und Pardubitz theilt, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat 2 Vorstädte, 5 Kirchen, darunter die Dechanteikirche mit altem Kunstwerk auf dem Thurm (Ziska's Sieg über Sigmund darstellend), ein Prämonstratenserchorherrenkollegium, ein Realgymnasium im ehemaligen Augustinerkloster, eine Hauptschule, ein bürgerliches Spital, Kranken- und Waisenhaus, ein Theater und (1869) 4987 Einw. meist tschechischen Stammes, welche besonders Mühlengewerbe (Stärk- und Knochenmehlmühle), Glasraffinerie und etwas Bergbau auf Silber treiben. Seit 1872 versucht man auch nicht ohne Erfolg die Anpflanzung der Theestaude (Thea bohea).

D., das schon 793 bestand, gehörte im 12. Jahrh. den Herren v. Lichtenburg, hatte um 1258 eine Deutschherrenkommende, erhielt 1278 Stadtrechte und ward 1321 zur Bergstadt erhoben. Hier 8. Jan. 1422 Sieg der Hussiten unter Ziska über Kaiser Sigismund. Der Sieger zerstörte die Stadt, welche erst nach sieben Jahren wieder bevölkert wurde, dann nach einander an die Ritter von Lipa, den Grafen v. Thurn und (1620) an Oesterreich kam. Im Jahr 1637 wurde D. zur königlichen freien Stadt erklärt. Am 13. Nov. 1639 wurde sie von den Schweden eingenommen, geplündert und angezündet und 1644 nochmals heimgesucht.

Deutsche Bundesfestungen, die zur Vertheidigung der westlichen Grenzen Deutschlands gegen Frankreich bei der Konstituirung des Deutschen Bundes bestimmten Festungen Mainz, Landau und Luxemburg, welche auf gemeinschaftliche Kosten hergestellt und verstärkt wurden und mit den Truppen verschiedener Bundesstaaten besetzt zu werden pflegten. Im Jahr 1840 kamen noch Rastadt und Ulm hinzu. Mit dem Ende des Deutschen Bundes 1866 hörte auch die Eigenschaft deutscher Bundesfestungen auf. Luxemburg wurde 1867 geschleift, Landau, Rastadt und Ulm den süddeutschen Staaten überlassen, Mainz von preußischen Truppen besetzt. Mit der Errichtung des Deutschen Reichs 1871 erhielten dagegen die sämmtlichen genannten Festungen, mit Ausnahme von Luxemburg, sowie die übrigen, nicht zur Schleifung bestimmten deutschen Festungen den Charakter von deutschen Reichsfestungen.

Deutsche Literatur, der Inbegriff der gesammten Schriftwerke des deutschen Volks, insofern dieselben Geistesprodukte sind, welche eine literarische Bedeutung beanspruchen können und dadurch Gegenstand der Geschichte werden. In der Regel unterscheidet man die deutsche Nationalliteratur von der wissenschaftlichen oder gelehrten Literatur.

Die deutsche Nationalliteratur begreift die Gesammtheit derjenigen Schriftwerke unseres Volks, welche dessen Wesen und die Eigenthümlichkeiten, die es von anderen Nationen unterscheiden, mit besonderer Deutlichkeit widerspiegeln. Da nun Dichtung der unmittelbarste Wesensausdruck aller Völker ist, so bilden auch den überwiegenden Theil unserer Nationalliteratur die Werke der deutschen Poesie, denen sich die der Beredsamkeit und Geschichtschreibung anschließen, da auch in ihnen mehr als in anderen Schriftwerken die besondere Geistesartung der Nation zum Ausdruck zu kommen pflegt. Aufgabe der Geschichte deutscher Nationalliteratur ist, die hauptsächlichsten Erscheinungen der letztern in chronologischer Reihenfolge aufzuführen, jede für sich nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung zu kennzeichnen, die Entwickelungsbeziehungen der einen zu den übrigen darzulegen, die Wechselwirkungen zwischen unserer Literatur und unserem nationalen Leben überhaupt klar zu machen und auf diese Weise in dem geschichtlichen Wachsen und Werden, Blühen und Welken, Streben, Irren und Sichzurechtfinden der nationalen Literatur die Entwickelung des deutschen Volksgeistes selbst nachzuweisen. Was aber die deutsche Nationalliteratur an wesentlichen Eigenthümlichkeiten aufzeigt, ist dies: den germanischen Stämmen ist vor anderen eine besondere Innigkeit, Wahrhaftigkeit und Tiefe des Gemüthslebens eigen; zugleich sind die Deutschen das musikalisch begabteste Volk der Erde. Da nun die Lyrik unter allen poetischen Gattungen zumeist auf die Tonkunst angewiesen ist und die meisten musikalischen Elemente in sich trägt, und da in ihr das Gemüthsleben den reinsten und unmittelbarsten Ausdruck findet, so begreift es sich, daß keine Nation für die Lyrik so befähigt und an herrlichen Erzeugnissen derselben so fruchtbar gewesen ist wie die deutsche. Es liegt ferner im germanischen Naturell die Vorliebe zu beschaulichem Ergründen der Dinge. Wenn Bulwer unser Volk eine »Nation von Denkern« nannte, so liegt dieser Hyperbel eine Wahrheit zu Grunde. Die Geschichte der deutschen Literatur lehrt, daß kein anderes Volk eine so ansehnliche Reihe tiefsinniger Philosophen hervorgebracht hat wie das deutsche. Auch die zahlreichen lehrhaften, didaktischen Erzeugnisse unserer Dichtung sind als Produkte der philosophischen Neigung und Begabung des deutschen Wesens anzusehen. Neben dem innig-tiefen Ernst, der dem Germanen im Empfinden und Denken eigen ist, liegt aber auch die Fähigkeit und Lust zu heiterer Weltbetrachtung. In zahlreichen Schwankdichtungen und lustigen Geschichten, welche die d. L. aufweist, hat diese nationale Seite ihre Aeußerung gefunden. Das unmittelbare Zusammensein von ernsthafter und heiterer Lebensanschauung bringt ferner die den Germanen einzig verliehene Gabe des Humors hervor, die sich, außer in deutscher, nur noch in der Dichtung des stammverwandten englischen Volks findet. Sind solcherweise die vorzüglichsten Tugenden unserer Nation im Spiegelbilde der nationalen Literatur deutlich wahrzunehmen, so treten uns nicht minder die Mängel und Schwächen des deutschen Wesens in derselben entgegen. Unter diesen steht obenan die Sucht nach Aneignung und Nachbildung der Eigenthümlichkeiten fremder Nationen, deren Wirkungen in dem undeutschen Charakter ganzer Epochen unserer Literatur zu erkennen sind. Und auch die politische Armseligkeit des deutschen Vaterlands während ganzer Jahrhunderte und die lange dauernde nationale Zersplitterung Deutschlands sind nicht ohne Einfluß auf seine Literatur geblieben. Die dichterischen Gattungen, welche das energische Handeln darstellen, nämlich Epos und Drama, fehlen in langen Zeiträumen der deutschen Literaturgeschichte ganz oder werden im Vergleich zu ähnlichen Leistungen anderer Völker nur schwach vertreten. Die Blütezeit der erzählenden Dichtung, der eigentlichen Epik (welche stets als Heldengedicht auftritt), hat unsere Literatur in den Zeiten der politischen Machtstellung des Mittelalters gehabt; seit den Tagen der Hohenstaufen trat die deutsch-epische Poesie zurück. Im Drama aber lieferte Deutschland zu der Zeit, in welcher dem englischen Volk die gewaltigsten Erzeugnisse, die der neuern dramatischen Dichtung überhaupt gelungen sind, geschenkt wurden, nichts Hervorragendes, und selbst an den besten Werken, welche das deutsche Drama in der zweiten Glanzzeit unserer Poesie geschaffen hat, ist nicht undeutlich zu erkennen, daß auch bei den bedeutendsten Dichtern das nationale Bewußtsein wenig ausgebildet war. Um aber gerecht zu sein, müssen wir hier sofort sagen, daß gerade der Zerrissenheit des deutschen Volks gegenüber die d. L. und Kunst eine hohe Bedeutung hat. In dem, was Deutschlands große Dichter gesungen, seine großen Musiker in Tönen gedichtet, was deutsche Denker erforscht und ergründet haben, ruht ein hohes nationales Besitzthum, und deutsche Kunst und Philosophie bildeten lange das einzige zusammenhaltende Band, von dem sich alle Stämme unseres Volks umschlossen fühlten. — Man theilt die Geschichte der deutschen Literatur in zwei Hauptabschnitte: in die alte Zeit, welche bis zur Reformationsepoche reicht, und die

neue Zeit, die bis zur Gegenwart geht. Diese Hauptzeiträume lassen sich bei der nachstehenden Darstellung in kleinere Abschnitte abtheilen, die sich durch die Epochen des allgemeinen deutsch-nationalen Lebens bestimmen.

I. Die alte Zeit. Erster Zeitraum: Von den Anfängen deutscher Dichtung bis zu den hohenstaufischen Kaisern. Ueber die ältesten Zustände des deutschen Volks, seitdem es aus den Heimatsitzen des indogermanischen Stammes im fernen Osten gewandert ist und zwischen dem Schwarzen Meer und den Ardennen, zwischen Ost- und Nordsee und den Alpen Wohnung genommen hatte, wissen wir nichts. Die frühesten eigentlichen Nachrichten von unseren germanischen Altvordern geben Cäsar, Plinius und Tacitus. Durch letztern haben wir auch die älteste Kunde über die Anfänge deutscher Dichtung. In »alten« Liedern, meldet er, feierten zu seiner Zeit die Germanen ihre Götter und Helden: Tuisko, den erdgebornen Gott und dessen Sohn Mannus, den Herkules (wahrscheinlich der altdeutsche Kriegs- oder Donnergott), den Arminius u. a. Zum Kampfe feuerten sie ihren Muth an durch Gesänge, die sie in die Wölbungen ihrer Schilde dröhnend erschallen ließen (barritus). Keins jener Urlieder ist bis in unsere Tage herübergeklungen; keins scheint durch die Runenschrift, welche den Priestern und weissagenden Frauen der Germanen früh bekannt war, aufgezeichnet worden zu sein. Wahrscheinlich gehörten aber jener Zeit unter den später dichterisch behandelten Sagen bereits die von Siegfried (aber in noch mythischer Gestalt) und eine Thiersage, deren Mittelpunkt der Fuchs bildete, an. Mit dem 4. Jahrh. begannen die altgermanischen Zustände tiefgreifende Veränderungen zu erfahren. Von Osten her gedrängt, verließen die deutschen Stämme ihre alten Wohnsitze, breiteten germanisches Volksthum nach Norden, Westen und Süden aus, traten in Verkehr mit südlichem Leben, mit italischer und griechischer Bildung. Wie das Germanenthum in den damaligen Kämpfen fast überall siegreich war, so begann es durch eine Macht, die gewaltigste geistige, die bis hierher auf Erden aufgetreten ist, damals hinwiederum besiegt zu werden: durch das Christenthum. Bei dem edelsten und gebildetsten deutschen Stamm, den Gothen, fand dieses am frühesten Aufnahme und Verbreitung. Einem Gothen danken wir das älteste Denkmal deutscher Schrift: des Bischofs Ulfila (gest. 388) Uebersetzung der Bibel, die uns in umfangreichen Bruchstücken erhalten ist, ein unschätzbares Zeugnis der mächtigen, jugendlichen Kraft, der Bildsamkeit und wohllautenden Tonfülle, welche der deutschen Sprache in ihren frühesten Tagen eigen waren. Daß in den Zeiten der großen Wanderungen die germanischen Stämme einen nicht geringen Schatz von Heldenliedern mit sich trugen, bezeugen uns die Hindeutungen, die sich auf solche in den Geschichtswerken des Jornandes (gest. 551) und des Paulus Diaconus (um 770) und in der nordischen Edda finden. Erhalten blieben aber nur wenige Reste der heidnischen Poesie. Denn das Christenthum, wie es überhaupt, wohin es drang, die Denkmäler, Gebräuche und Anschauungen des Heidenthums mit vertilgendem Eifer bekämpfte, durfte auch die alten Lieder nicht fortleben lassen. Vergebens hat Karl d. Gr. deren eine Anzahl sammeln lassen, unter seinen Nachfolgern wußte die Geistlichkeit sie fast alle zu vernichten. So sind uns an nennenswerthen heidnischen Poesien in deutscher Sprache nur drei und in späterer lateinischer Bearbeitung einige wenige erhalten. Als wichtigstes unter jenen ist auszuzeichnen: das »Lied von Hildebrand und Hadubrand«, welches um 800 von zwei Fuldaer Mönchen, die es wohl von früheren Kriegsfahrten her im Gedächtnis trugen, auf die erste und letzte weiß gelassene Seite eines geistlichen Buches niedergeschrieben worden: ein an epischen Zügen reiches Gedicht, das aber, in der fast allen altdeutschen Dichtungen gemeinsamen Form des Stabreims (Alliteration) und in einer mit niederdeutschen Elementen versetzten oberdeutschen Mundart abgefaßt, uns nur lückenhaft und fragmentarisch erhalten ist. Die übrigen Reste rein heidnischer Dichtung sind: zwei zu Merseburg 1841 durch G. Waitz aufgefundene Zauberformeln (Besprechungen der Lähmung eines Pferdes und der Fesseln eines Gefangenen), das sogen. »Wiener Schlummerlied« (erst 1859 von Zappert entdeckt), das alte Heldenlied von Walther von Aquitanien (dessen Flucht mit Hiltgund von König Etzels Hof und seine Kämpfe mit den Burgundern am Waschenstein), das jedoch nur noch in den lateinischen Herametern vorhanden ist, in welche Ekkehard der Aeltere (gest. 973 als Mönch zu St. Gallen) oder dessen Zeitgenosse Geraldus den uralten Sagenstoff kleidete. Gleichfalls nur in lateinischer Bearbeitung wurden gerettet: ein Bruchstück des Heldengedichts von Ruodlieb (ein Mönch zu Tegernsee um 1000 soll der Verfasser sein) und ein die Thiersage behandelndes Gedicht, vor 936 niedergeschrieben. Seit der Einführung des Christenthums erscheinen in Deutschland Geistliche als fast ausschließliche Träger der Dichtung. Zwar das Volk sang immerfort die alten Lieder von den großen Fürsten und Helden der Wanderungszeit; aber was wir an dichterischen Aufzeichnungen besitzen, gehört bis auf die oben genannten spärlichen Ueberreste der Sprache wie dem Stoff nach ausschließlich dem geistlichen Kreis an. Hinsichtlich der Sprache wiegt lange Zeit hindurch das Lateinische vor. Die am häufigsten bearbeiteten Stoffe sind der Bibel entnommen. Das meiste von dem, was in der Stille der Klöster und in den mit diesen verbundenen Schulen (die berühmtesten Klosterschulen waren zu Fulda und St. Gallen) durch geistlichen Fleiß in deutscher Sprache geschrieben wurde, hat weniger Wichtigkeit für die eigentliche Literaturgeschichte als für die Geschichte der Sprache. Es gehören dahin die als Anfänge deutscher Prosa zu betrachtenden Glossarien, Interlinearversionen, Tauf- und Beichtformeln, Gebete (unter denen das Vaterunser obenan steht), einzelne Predigten u. a. In den wenigen deutschen Poesien, welche von Geistlichen in der Karolingerzeit verfaßt sind, zeigen sich mehrfach heidnische Elemente mit christlichen noch gemischt. So in der kosmogonischen Dichtung aus dem 8. Jahrh., welche unter dem Namen des »Wessobrunner Gebets« bekannt ist, in der Gott noch der Menschen mildester genannt wird (in alliterirender Prosa geschrieben); so auch in einem Gedicht aus Ludwig des Deutschen Zeit, welches vom Ende der Welt handelt und heidnische Vorstellungen von einem großen Weltbrand mit der christlichen von dem Jüngsten Tag vermengt zeigt (»Muspilli«). In poetischer Hinsicht wichtiger sind zwei andere geistliche Dichtungen aus dem karolingischen Zeitraum: die »Altsächsische Evangelienharmonie« (»Heliand«) und die »Evangelienharmonie« des Weißenburger Mönchs Otfried. Jene stellt das Leben und Wirken Christi, »des Waltenden unter den Weigands«, in den Formen des altdeutschen Volkslebens dar, und der Heiland erscheint darin als mächtiger Heerkönig, der mit seinen Getreuen einherzieht, Gaben des ewigen Lebens spendend. Das

Gedicht ist in altniederdeutscher Sprache und in Stabreimen verfaßt und gehört durch seine großartige, echt episch einfache und volksmäßige Kraft zu den herrlichsten Erzeugnissen unserer Dichtung. Der Sage nach soll ein sächsischer Bauer, von Ludwig dem Frommen angetrieben, den Heliand gedichtet haben. Otfrieds in oberdeutscher Sprache geschriebene Evangelienharmonie (um 865 beendigt) steht der altsächsischen an dichterischer Schönheit weit nach, ist aber für die Geschichte unserer Dichtung wichtig, weil in ihr an die Stelle der alten Stabreimform die des Endreims getreten und regelmäßiger Strophenbau (vier in zwei Langzeilen vereinigte Halbzeilen, jede mit vier Hebungen) eingeführt ist. Fortan blieben der dem römischen Kirchengesang entlehnte Reim (rhythmus) und vierzeiliger Strophenbau die gebräuchlichste Form der deutschen Dichtkunst. Einen Geistlichen zum Verfasser hat auch das zur Verherrlichung eines Siegs Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) gedichtete sogen. »Ludwigslied«. Dies die wenigen Erzeugnisse der geistlichen Dichtung in deutscher Sprache, die uns bis zum 8. Jahrh. begegnen. In den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser trug die Verbindung mit Italien und Griechenland viel zur Förderung der gelehrten deutschen Bildung bei, wenig zur Ausbildung deutscher Poesie. Die einzigen nennenswerthen Hervorbringungen der letztern gehören der Legenden- und der Uebersetzungsliteratur an. Unter den Erzeugnissen jener sind anzuführen: ein Gedicht vom Leben Jesu, welches der Frau Ava (gest. 1127) zugeschrieben wird; ferner eine Dichtung von »des Todes Gehügede« (Memento mori), verfaßt von einem Laien, der Heinrich genannt wird und ein Sohn der Ava gewesen sein soll. Der St.-Galler Mönch Notker, genannt Labeo (gest. 1022), übersetzte die Psalmen, Williram, als Abt zu Ebersberg gestorben (1085), das Hohe Lied ins Deutsche. Die lateinischen Dramen, welche die Gandersheimer Nonne Hroswitha um 980 verfaßte, haben für die deutsche Kulturgeschichte größere Bedeutung als für die Geschichte der Literatur.

Zweiter Zeitraum: Das Zeitalter der Hohenstaufen. Um die Mitte des 12. Jahrh. beginnt die deutsche Dichtung sich in merkwürdiger Entfaltung auszubreiten und erreicht nach kurzem eine künstlerische Höhe, wie nur einmal noch in dem fast zweitausendjährigen Verlauf unserer Geschichte. Die Jahre 1190 bis ungefähr 1230 umspannen das erste Blütenalter unserer nationalen Literatur. Dichtungen so herrlicher Art traten in dieser kurzen, die mittlere Dauer eines Menschenlebens an Zahl der Jahre nicht übersteigenden Epoche hervor, daß, wer die bis auf wenige Ausnahmen an Werth wie an Zahl so geringen Erzeugnisse des ersten Jahrtausends deutscher Geschichte zusammenhält mit jenen, die plötzliche Entwickelung der nationalen dichterischen Kräfte wunderbar finden müßte, wenn ihm nicht die allgemeinen historischen Verhältnisse des 12. und 13. Jahrh. das Phänomen deuteten. Schon das ausgehende 11. Jahrh. sah eine starke und allgemeine Erregung, die durch das Zusammentreffen verschiedenartigster Elemente erzeugt war, die Völker des westlichen Abendlands ergreifen. War das Christenthum in den Tagen seiner Einführung und noch geraume Zeit nachher den Völkern und ganz besonders dem deutschen als eine fremde, antinationale, ja feindselige Macht erschienen, so hatte nun der milde Geist der Heilandslehre die widerstrebenden Völkerseelen allmählich überwunden und mit einer Innigkeit und Sicherheit, mit einem Vollgefühl des Glaubenslebens erfüllt, die in solchem Maße das Abendland nie wieder besessen hat. Die »steinernen Gotteslieder«, in denen die andächtige, glaubensfreudige Zeit damals ihrer religiösen Begeisterung Ausdruck gab, die gewaltigen und doch zierlichen Dome und Münster des Mittelalters, haben bis auf diesen Tag in der Baukunst ebenbürtige Nachfolgerschaft kaum gewonnen. Als die sichtbarste Kundgebung des christlichen Enthusiasmus, der ganz Westeuropa einmüthig erfüllte, erscheinen neben jenen architektonischen Meisterwerken die Kreuzzüge. Wie dieselben aus einer erhabenen Idee, aus einem heiligen, schönen Wahn hervorgingen und sozusagen gewaltige Dichtungen, von dem Leben selbst geschaffen, waren, so erzeugten sie wiederum poetische Anschauungen im Abendland in reichster Fülle. Die Züge durch fremde Länder und das Verweilen in prächtigen Städten, wie das reiche Byzanz, die Fahrten zur See, die Berührung mit dem den Occidentalen in vieler Hinsicht wunderbar erscheinenden Natur- und Volksleben des Orients, der Verkehr mit Angehörigen der verschiedensten Nationen, das leibliche Wandeln auf den Stätten, bei denen der Christ im Geist so oft verweilt, auf denen der Heiland der Welt gelebt und gelitten hatte — wie hätte das alles nicht phantasieerregend und mit mächtigen Ideen befruchtend auf den Völkergeist Europa's wirken sollen? Nehmen wir, was Deutschland speciell angeht, hinzu, daß das zur Zeit des ersten Kreuzzugs bei den französischen Normannen zuerst in bestimmten Formen ausgebildete Ritterthum während der Fahrten ins Heilige Land seine höfischen Sitten, seinen Frauenkultus (der in der deutschen Natur eine bereits von Tacitus erwähnte besonders günstige Disposition antraf), seine Sagen und Abenteuergeschichten und die kunstreichen Formen seiner Poesien zu uns herübertrug; daß ein Herrschergeschlecht auf dem deutschen Kaiserthron saß, so begabt und ritterlich, den höchsten Ideen zugewandt wie kein früheres und kein späteres: so begreift sich leicht, daß die an dichterischen Elementen überreiche Zeit eine solche Fülle von poetischen Schöpfungen hervorbringen konnte. Seit etwa 1190 hört die deutsche Dichtung auf, vorzügliches Eigenthum der Geistlichkeit zu sein. Die Pfleger unserer Poesie sind nun bis ins 14. Jahrh. zumeist ritterliche, den edlen Geschlechtern angehörige Persönlichkeiten. Fürstliche Höfe wurden die Mittelpunkte der Kunstdichtung, die darum mit dem Namen der höfischen bezeichnet wird. Daneben dauert der *Volksgesang*, der seit den Tagen der Völkerwanderung die Sagen und Lieder von den alten Recken und Helden bewahrt hat, fort, und neben den ritterlichen Sängern durchziehen die sogen. fahrenden Leute das deutsche Land und singen bei Volksfesten die Lieder von Siegfried, von den Burgunderkönigen, von Dietrich, dem sagenberühmten Gothenkönig, und anderen Lieblingen der Nation. Was wir an wahrhaft bedeutenden Aufzeichnungen volksmäßiger alter Epik besitzen, rührt, mit Ausnahme der wenigen früher erwähnten Dichtungen, aus der Zeit der Staufen her. Diese Volkspoesie nun steht in mannigfachstem Gegensatze zur Kunstdichtung des 12. und 13. Jahrh. Jene hält sich streng und treu an die alte Ueberlieferung und entnimmt ihre Stoffe fast ausschließlich der echt deutschen Sage. Sie erfindet nicht, sondern berichtet, was die alten Sagen melden. Nie tritt in dem Volksgesang der Einzelne, der ihn vorträgt, urtheilend oder reflektirend hervor; in der Objektivität, die aller wahrhaften Epik eigen ist, und mit der aus ihr entspringenden naturkräftigen Unmittelbarkeit und Frische *erzählt* das Volksgedicht,

und die gewissenhafte, schmucklose Ueberlieferung des Geschehenen ist ihr wichtigster, ja ihr einziger Zweck. Anders die *Kunstpoesie*. In ihr tritt der Dichter als Individuum, als Subjekt in den Vordergrund; *seine* Anschauungen, *seine* Ideen sind ihm die Hauptsache, und wo er erzählt, ist der Stoff, von dem er berichtet, nur das Mittel, jene zur Darstellung zu bringen. Erscheinen uns die Dichtungen, in denen die Gesammtheit des Volks ihr Leben und Sein poetisch ausgesprochen, wie großartige Naturschöpfungen, aber darum auch vielfach roh und ungeschlacht, so liegt der Reiz und Zauber der Kunstpoesien in der Zierlichkeit ihrer Formen, in dem Reichthum an geistvollen Gedanken, mit denen sie durchflochten sind; statt in der Erzählung: in der *Schilderung*. Wir besitzen aus dem staufischen Zeitalter fast nur *epische* Volkspoesien. Ihre Form ist durchgängig strophisch und gereimt; die gebräuchlichste Strophe ist die in den Nibelungen angewendete, bestehend aus vier paarweise gereimten, in der Mitte durch eine Cäsur getheilten Langzeilen, wovon die ersten drei sechs Hebungen enthalten, während die vierte im zweiten Halbvers um eine Senkung bereichert ist. Außer der Nibelungenstrophe, die nachmals in den achtzeiligen »Hildebrandston« entartete, finden wir in mehreren Volksepen die dreizehnzeilige Herzog-Ernst-Weise (den »Berner Ton«) angewendet. Die Stoffe des mittelalterlichen Volksepos gehören verschiedenen Sagenkreisen an, die sich meist zur Zeit der Völkerwanderung gebildet haben, nämlich dem niederrheinischen (dessen Held Siegfried, ursprünglich eine Gestalt der heidnisch-germanischen Mythe, war), burgundischen, ostgothischen, friesischen und lombardischen Sagenkreis. Andere Stoffe der Volksdichtung sind der uralten Tiudsage und einigen jüngeren Sagen entnommen, wie der vom Herzog Ernst. Die Sprache der Volkspoesien aus der staufischen Zeit gehört, wie überhaupt die aller bedeutenden Dichtungen dieser Epoche, der oberdeutschen Mundart an. Aus der gothischen und sodann aus der althochdeutschen regelmäßig und organisch fortgebildet, ist die *mittelhochdeutsche* Sprache, welchen Namen Jakob Grimm der Mundart beigelegt hat, die damals, von Schwaben, der Heimat der Hohenstaufen, ihren Ausgang nehmend, die herrschende wurde, ihrer »Mutter und Ahnfrau zwar an Fülle der Endungen und Gravität des Ausdrucks nicht gleich, unserer heutigen Schriftsprache aber an Reichthum der Bezeichnungen, Feinheit des Ausdrucks, Bestimmtheit der Laute, Reinheit und Wohlklang der Reime weit überlegen«. Dem gewaltigsten Denkmal der deutschen Volksepik begegnen wir im Lied von der »*Nibelungen Noth*«. Es vereinigt die hervorragendsten Gestalten des niederrheinischen, burgundischen und hunnischen Sagenkreises, und zwar hat diese Vereinigung in der Nibelungensage bereits um das 6. Jahrh. stattgefunden. Vergebens hat man nach einem unzweifelhaften Verfasser dieses großartigsten erzählenden Gedichts unserer Literatur gesucht. Lachmann leugnete überhaupt, daß es von einem einzigen Dichter herrühre, und unternahm den Nachweis, daß es aus 20 einzelnen Liedern zusammengefügt sei, eine Auffassung, die neuerdings namentlich durch Holtzmann und Franz Pfeiffer bestritten wurde, welcher letztere den als Minnesänger bekannten Kürenberger für den Nibelungenverfasser hielt. Die älteste Aufzeichnung, in der wir das Gedicht besitzen, stammt aus der Zeit um 1210. Nicht an Bedeutung ebenbürtig, dem Nibelungenlied aber allein unter den Volksepen jener Zeit würdig zur Seite stehend, ist das Lied von »*Gudrun*«, dem friesischen Sagenkreis angehörig, gleichfalls im Anfang des 13. Jahrh. aufgezeichnet. Diesen beiden eminentesten Erzeugnissen der mittelalterlichen Volksdichtung zur Seite steht eine Reihe an poetischem Werth wie an Umfang geringerer Epen, zu denen auch einige zu rechnen sind, die wir nur aus Nachdichtungen der Volkssage durch Kunstdichter kennen. Als solche, zum Theil nur in Bruchstücken noch vorhandene Heldengedichte besitzen wir die Lieder von dem »Hürnin Siegfried«, vom »Riesen Siegenot«, von »Ecken Ausfahrt«, von »König Laurin« (der kleine Rosengarten), von »Alpharts Tod«, von der »Rabenschlacht« (Schlacht zwischen Theoderich d. Gr. und Odoaker bei Ravenna 493), von »König Rother«, »Ortnit«, »Hug- und Wolfdieterich« und das Lied von »Herzog Ernst«, das in seinen abenteuerlichen Erzählungen aus fremden Ländern die Einwirkung der Kreuzzüge auf die deutsche Dichtung besonders deutlich bekundet.

Die eigentliche Epoche der *höfischen Kunstdichtung* nimmt ihren Anfang mit ungefähr 1190. Bis dahin seit 1150 gehören die Verfasser kunstmäßiger Gedichte noch wie früher vorzugsweise dem geistlichen Stand an. Die Sprache der Poesien dieses vorbereitenden Zeitraums war noch nicht die oberdeutsche (mittelhochdeutsche), sondern eine niederrheinische, von J. Grimm die mittelniederdeutsche genannte Mundart. Den Uebergang zur höfischen Poesie bezeichnen die Dichtungen Heinrichs v. Veldecke (1184—90). Die Verfasser der Kunstpoesien gehören im Gegensatze zu den aus den eigentlichen Volkskreisen stammenden Fahrenden meist edlen Geschlechtern an. Ritter, Grafen, sogar nicht wenige Fürsten (selbst der deutsche Kaiser Heinrich VI. wird als Minnesänger aufgeführt) treffen wir unter ihnen an. Ihre Stoffe wählt die Kunstdichtung für die epische Gattung fast durchgängig aus der Fremde. Abgewandt von der deutschen Heldensage, berichtet das höfische Epos romantische Abenteuer (aventiure) nach ausländischen Vorbildern, bildet die Stoffe willkürlich um und spinnt sie selbsterfindend aus. Die Form fast sämmtlicher höfischen Heldendichtungen ist die der kurzen Reimpaare, in denen jede Zeile vier Hebungen enthält. Wir gruppiren der bessern Uebersicht wegen die reiche Zahl der Kunstheldengedichte nach ihren Stoffen. Unter diesen stehen an dichterischer Bedeutung allen übrigen voran: die Sagen vom heiligen Gral und vom König Artus. Beide begegnen uns vereinigt in der großartigsten und tiefsinnigsten Schöpfung der mittelalterlichen Kunstepik, in Wolframs von Eschenbach zwischen 1204 und 1215 gedichtetem »Parzival«. Dem Gralkreis allein gehört desselben Dichters »Titurel« an, den wir nur in zwei unzusammenhängenden Bruchstücken, die in einer kunstreichen Auflösung der Nibelungenstrophe abgefaßt sind, besitzen, nach Gervinus vielleicht die werthvollsten Reste der gesammten altdeutschen Dichtung. Wolframs Titurelfragmente wurden um 1270 von Albrecht von Scharfenberg benutzt und im sogen. »Jüngern Titurel« unter des Eschenbachers Namen, aber ohne seinen Geist, fortgedichtet. Endlich hat die Gralsage poetisch unbedeutende Bearbeitungen gefunden in einem gegen 1280 verfaßten Gedicht, »Lohengrin«, und in Konrad von Würzburgs Erzählung »vom Schwanritter«. Die Sagen des Artuskreises lieferten die Stoffe zu »Erek« (um 1190) und »Iwein« (vor 1204) von Hartmann von Aue, dem nach Wolfram und Gottfried von Straßburg ausgezeichnetsten Poeten der höfischen Zeit; ferner zum »Wigalois« des Wirnt von Grafenberg (um 1212) und zu »Lanzelot vom See« Ulrichs von Zatzikhofen (nach 1192). Einem mit der

Artussage verwandten britischen Aventiurenkreis entnahm Gottfried von Straßburg, ein bürgerlich gelehrter Dichter, der poetische Gegenfüßler Wolframs, diesem an dichterischem Talent wenn nicht überlegen, doch ebenbürtig, den Stoff zu seinem Epos »Tristan und Isolt« (um 1210), der unübertrefflich geistreichen und reizenden Verherrlichung und Schilderung der Minnegewalt. Einen dritten Sagenkreis höfischer Dichtung treffen wir in der Karlssage. Bereits in der Vorbereitungszeit behandelte (zwischen 1173 u. 1177) ein Geistlicher, der Pfaffe Konrad geheißen, die Sage von Kaiser Karl und seinen Paladinen im »Rolandslied«, dessen echt epischer Stoff durch einen österreich. Dichter, bekannt unter dem Namen Stricker oder Strichäre (Vagus), zwischen 1236 und 1241 eine schwächere Bearbeitung erfuhr, als die an wahrhaft volksmäßigen, ergreifend poetischen Zügen reiche des Pfaffen Konrad ist. Der Karlssage gehören aus der Blütezeit des höfischen Epos an: Wolframs von Eschenbach »Willehalm«, das liebliche Gedicht »Flore und Blanchefleur« von Konrad Flecke (gedichtet um 1230) und eine spätere, wahrscheinlich aus dem Anfang des 14. Jahrh. stammende Erzählung von des großen Kaisers Leben, »Karl Meinet« betitelt. Auch Stoffe aus der griechisch-römischen Geschichte und Sage wurden in der Hohenstaufenzeit vielfach von deutschen Poeten bearbeitet. Etwa 1170 dichtete der Pfaffe Lamprecht nach französischem Vorbild ein Lied auf Alexander d. Gr., den auch Rudolf von Ems zum Helden eines Gedichts (1280) wählte; zwischen 1184 und 1190 verfaßte Heinrich von Veldecke, gleichfalls mit Zugrundelegung eines französischen Gedichts, seine »Eneit«; den Trojanischen Krieg besangen Herbort von Fritzlar (um 1200) und Konrad von Würzburg (um 1280). Neben solchen eigentlichen Heldendichtungen entstanden gleichzeitig zahlreiche Bearbeitungen biblischer Geschichten und der kirchlichen Sage. Es gehören dahin: ein Gedicht von der »Kindheit Jesu« (um 1184) durch Konrad von Fußesbrunnen verfaßt; Konrads von Würzburg (gest. 1287) »Goldene Schmiede«, das »Gesicht des Tundalus« vom Priester Alberus (Ende des 12. Jahrh.), der »Lobgesang auf den heil. Anno« (gest. 1375), Hartmanns von Aue »Gregorius« und »Armer Heinrich«, »Barlaam und Josaphat« von Rudolf von Ems (um 1220), »Heraklius« von einem gelehrten Dichter Otto (um 1250) u. a. m. Wie die heilige, so lieferte auch die weltliche Geschichte epische Stoffe: früh im 12. Jahrh. wurde die »Kaiserchronik« verfaßt, eine Erzählung von römischem und deutschem Kaiserthum bis auf Konrad III., mit wunderlichen Geschichten und Legenden in Menge vermischt; in der »Weltchronik« (um 1250) erzählt Rudolf von Ems die Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf Salomo; gleichzeitig schrieb Jans Enenkel (gest. um 1250) ein »Fürstenbuch von Oesterreich«. Ferner findet sich in diesem Zeitraum eine Anzahl kleiner poetischen Erzählungen und Schwankgedichte. Unter diesen sind auszuzeichnen: »Graf Rudolf«, ein Bruchstück von einem unbekannten Verfasser, »Kaiser Otto mit dem Bart« von Konrad dem Würzburger, die Schwankdichtungen von Salomon und Morolf und des Strickers »Pfaffe Amis«, eine Reihe witzig dargestellter Gaunergeschichten, die der Urahn des Eulenspiegel ausgeführt hat; ferner die charakteristische, aus dem Volksleben gegriffene Erzählung »Maier Helmbrecht« von Wernher dem Gärtner, einem österreich. Dichter (um 1250). Endlich ist unter der epischen Dichtung noch anzuführen eine Bearbeitung der Thiersage, welche Heinrich der Glichesäre (Gleißner) gegen 1170 nach französischem Vorbild im »Reinhard Fuchs« verfaßte.

Erst mit der Kunstpoesie des 12. Jahrh. beginnt eine eigentliche Lyrik in Deutschland. Schon die ältere Zeit kennt liederartige Poesien; aber die Reste von Tanz-, Braut-, Kirchen-, Pilger- und Kreuzliedern der früheren Jahrhunderte sind sicherlich eben dadurch der alten volksmäßigen Epik verwandt gewesen, daß in ihnen weniger das individuelle Empfinden als die vielen gemeinsame Stimmung Ausdruck fand. Der Anfang der eigentlichen altdeutschen Lyrik ist der Minnegesang des 12. und 13. Jahrh., gefördert durch die Ausbildung des höfischen Ritterthums und den ihm gewissermaßen zur Lebenspflicht gemachten Frauendienst, durch den während der Kreuzzüge vorzugsweise von den geistlichen Ritterorden geübten Marienkultus und das Bekanntwerden der Deutschen während der Durchzüge französischer Pilger mit den kunstreichen erotischen Dichtungen derselben. Von letzteren gaben namentlich die südfranzösischen Troubadourlieder die Anregung zur deutschen Minnedichtung. Gleichwohl ist diese ein dem deutschen Wesen eigens angehöriges Erzeugnis. Es liegt in der germanischen Natur ein tiefer Zug zur Hochhaltung und Verehrung reiner Weiblichkeit. Minne ist treues Gedenken, stilles Sehnen nach der »hehren Frau« des Herzens. Schüchternes, nach Grimms Ausdruck »frauenhaftes« Verlangen nach liebender Vereinigung singt und dichtet im deutschen Minnegesang, dem aber das Derbe und Lüsterne auch nicht fehlt. Der höfische Minnegesang singt von irdischer wie von himmlischer Minne; daneben treffen wir Lieder zum Preis der weltlichen Gebieter und Herren (Lieder der Mannentreue) zahlreich an. Eine zumeist in Oesterreich heimische Sondergattung bildet auch die sogen. »dörperhafte« Minnedichtung, der höfische Dorfgesang. Auch der höfischen Lyrik geht, wie der erzählenden Kunstdichtung, ein einleitender Zeitraum (seit etwa 1150) voraus; mit H. von Veldecke beginnt wiederum die Blütezeit, und seit der Mitte des 13. Jahrh. ist, wie beim höfischen Heldengedicht, auch in der Lyrik der anhebende Verfall wahrzunehmen. Schon im Anfang des 14. Jahrh. tritt der Minnegesang nur noch ganz vereinzelt auf. Wir haben Kunde von mehr als 160 Minnesängern. Die Hauptformen der höfischen Lyrik sind das Lied, der Leich und der Spruch. Der bedeutendste und vielseitigste aller Minnedichter ist Walther von der Vogelweide (geb. um 1165, gest. zu Würzburg nach 1228). Wir haben von ihm Lieder geistlicher und irdischer Minne voller Zartheit und Tiefe, Lieder deutschen Vaterlandsgefühls, Gesänge heiligen Zorns über den Verfall und Uebermuth der Kirche, Lieder der Verehrung für die weltlichen Herren, denen er als getreuer Mann diente. Unter den übrigen Minnesängern sind zu nennen aus der Vorbereitungszeit: Dietmar von Aist, der Kürenberger, die beiden Spervogel, Heinrich von Morungen, Friedrich von Hausen, Reinmar der Alte, die alle, vorzüglich aber die vier erstgenannten, noch der Volksdichtung verwandte Töne anschlagen, wie sie sich auch zumeist noch der Nibelungenstrophe in ihren Liedern bedienen; aus der Blütezeit: Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Gottfried von Neifen, Graf Otto von Botenlauben, Reinmar von Zweter; auch fürstliche Liederdichter werden genannt, wie König Konrad der Junge (wohl Konradin), Herzog Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto von Brandenburg, Herzog Johann I. von Brabant, König Wenzel von Böhmen u. a. Als

begabtester Vertreter der höfischen Dorflyrik ist zu nennen: Nithart von Reuenthal, ein bayrischer Ritter, der das Treiben der Bauern, ihre Tänze, ihre Liebesabenteuer und Schlägereien schildert. Die Zeit des Verfalls kündigt sich in keiner Dichtung so deutlich an wie in Ulrichs von Lichtenstein »Frauendienst« (vollendet 1255), einer mit Liedern durchwebten wunderlichen Erzählung, in der die Karikatur des Minnedienstes, die fast zur offenbaren Tollheit ausgeartete Unnatur des ritterlichen Galanterielebens damaliger Zeit, geschildert ist. Mit Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob (gest. 1318), und dem Mainzer Schmied Barthel Regenbogen tritt die *bürgerliche* Minnedichtung auf, und zugleich bezeichnen in der handwerksmäßigen Manier ihrer lyrischen Poesien beide den Uebergang des Minnegesangs in den Meistergesang. Der Lyrik des 13. Jahrh. anzureihen ist auch der »Wartburgskrieg«, ein seltsames Gedicht, welches sich auf einen Sängerkampf bezieht, der 1206 oder 1207 zwischen Wolfram, Walther, dem sagenhaften Heinrich von Ofterdingen und anderen Minnesängern auf der Wartburg, die zur Zeit des Landgrafen Hermann von Thüringen eine der Lieblingsstätten höfischer Dichtung war, stattgefunden haben soll. Aus der staufischen Zeit stammt auch eine Anzahl *lehrhafter Poesien*. In Sprüchen, Lehrgedichten und Fabeln (bîspel) hat das 13. Jahrh. eine Fülle von ernsten und heiteren Erkenntnissen vom Weltwesen niedergelegt. An der Spitze steht »Freidanks Bescheidenheit«, eine Sammlung von Sprüchen, in denen sich Lebensbeobachtung und christliche Anschauung in sprichwortmäßiger Gedrungenheit ausspricht. W. Grimm versuchte Walther von der Vogelweide als den Verfasser nachzuweisen. Der »Winsbeke«, ein um 1210 verfaßtes Gedicht, nach Gervinus »einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie«, enthält die Lehren eines Ritters an seinen Sohn; ihm nachgebildet, aber werthlos ist die »Winsbekin«, worin eine adlige Frau ihre Tochter unterweist. Der »wälsche Gast«, den Thomas von Zirkläre aus Friaul um 1216 dichtete, leitet alle Tugenden aus der Beharrlichkeit (staete), alle Laster und Sünden aus der Veränderlichkeit (unstaete) ab und flicht in seine Lehren Mären, Fabeln und Erzählungen ein. Hugo von Trimberg, Rektor zu Bamberg, verfaßte ein Lehrgedicht (um 1280 begonnen, erst 1309 abgeschlossen), das er den »Renner« betitelte, weil es gleich einem flüchtigen Roß ohne festes Ziel hin und her eile. Es stellt das Leben des Menschen und den Sittenverfall allegorisch dar. Endlich haben wir der *Prosa* unseres Zeitraums kurz zu gedenken. Sie erscheint noch ohne alle kunstmäßige Anlage und Absicht und gehört, insofern sie wesentlich nur dem praktischen Bedürfnis dient, der Geschichte unserer Nationalliteratur nur uneigentlich an (»Sachsenspiegel«, zwischen 1224 und 1232 niedergeschrieben; »Schwabenspiegel«, nach 1275 vollendet; das Lübische und das Braunschweiger oder sogen. Ottonische Stadtrecht ꝛc.).

Dritter Zeitraum: Vom Schluß des 13. Jahrh. bis zur Reformationszeit. Schon seit etwa 1230 zeigt sich der Kunstwerth der höfischen Poesien im Abnehmen begriffen. Die formelle Meisterschaft der Glanzepoche dauert noch eine Weile fort, aber der Ideengehalt der Dichtung wird ärmer. Die Allegorie, das gemeinsame Merkzeichen aller poetisch schwächlichen Zeitalter, nimmt überhand; lehrhafte Elemente treten an die Stelle der unmittelbar wirkenden epischen und lyrischen. Die Ursachen des raschen Sinkens der schwäbischen Dichtung liegen zuerst in den politischen und socialen Zuständen, die für Deutschland schon mit dem Ausgang der staufischen Herrscherzeit begannen. Schon während der Kämpfe der letzten beständig in Italien weilenden Hohenstaufen mit dem Papst verwilderte das Ritterthum in Raub- und Fehdelust. Die Herrlichkeit des Deutschen Reichs schwand im Interregnum für immer dahin. Mit Rudolf dem Habsburger nahm praktisch nüchterner Sinn den Thron in Besitz. Wie Rudolf vor allem die Macht seines Hauses und erst in zweiter Reihe die Bedeutung der Kaiserwürde zu mehren trachtete, so gewahren wir solches Suchen des eigenen Vortheils und Gleichgültigkeit gegen jede höhere und das gemeine Beste betreffende Idee die beiden nächsten Jahrhunderte hindurch in den verschiedensten Gebieten. Die steigende Roheit des Ritterstands vertrug sich nicht wohl mit der frühern Freude edler Geschlechter an der Poesie. Die Höfe hörten auf, Sänger und Poeten willkommen zu heißen; die Fürsten selbst hatten Wichtigeres zu thun, als Minneliedern und Heldengedichten zu lauschen. Mit dem Absterben des höfischen Gesangs verkümmerte aber auch die volksmäßige Poesie, einmal, weil das Volk ja unter der Verwilderung der vornehmen Stände zumeist litt, und dann, weil es, namentlich im 14. Jahrh., von Leiden, wie Hunger, Erdbeben und Pest, wiederholt gedrückt wurde. Die Zeit des großen Sterbens (um 1350) brachte jenen tiefen Ernst in die allgemeine Stimmung, der die Todtentänze überall als Memento mori an Kirchen und Stadtmauern zeichnete und malte, der die seltsame Büßerepidemie (Geißelfahrten) hervorrief, von welcher die Straßburger und Limburger Chroniken düstere Nachtbilder entwerfen. Währenddem verfiel die Geistlichkeit in Trägheit und Unsittlichkeit, und immer dringender wird das Bedürfnis einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Die Einheit des geistlichen Regiments erscheint wiederholt zerrissen (am kläglichsten während der großen Kirchenspaltung von 1378—1415), und die schlimmste Zwietracht zeigt sich in fanatischen Religionskämpfen entfesselt. So muthet das geistige Leben des 14. und 15. Jahrh. nur in ganz wenigen Kundgebungen den Betrachter erfreulich an. Darunter sind die wichtigsten: die Bestrebungen einzelner Kreise zur Läuterung, Entweltlichung, Verinnerlichung des religiösen und geistlichen Lebens (*Mystik*) und das Aufblühen bürgerlicher Tüchtigkeit in den Städten. Als Begründer der mystischen Richtung und als wirksamste Vorläufer Luthers müssen genannt werden die »Brüder des gemeinsamen Lebens«, welche Vereinigung Gert Groot 1384 zu Deventer stiftete. In die Ringmauern der Städte aber flüchteten sich seit dem Ausgang der Hohenstaufenepoche die besten Kräfte des deutschen nationalen Lebens. Wie das 14. Jahrh. des Ritterwesens Herbstzeit, so sind diese Zeiten die Frühlingstage des deutschen *Bürgerthums* gewesen, und seitdem ruht die Kraft und Bedeutung unseres Volks in seinen bürgerlichen Kreisen. Von den zwei wichtigsten Erfindungen des Zeitraums (Schießpulver und Buchdruckerkunst) hat die erste den Ritterstand bedeutungslos gemacht, die andere dem Bürgerthum unberechenbare Förderung verschafft. Die Dichtung dieser Epoche verliert den Charakter höfischer Eleganz, sie nimmt schon gegen die Wendezeit des 13. in das 14. Jahrh. eine bürgerlich solide Physiognomie an, die sich weiterhin immer deutlicher ausprägt, und zwar bis zur entschiedenen Spießbürgerlichkeit. Die heitere, farbenglänzende Phantastik der Hohenstaufentage war unwiederbringlich aus dem Leben entschwunden, wie hätte sie im Spiegelbilde der Dichtung

fortleuchten können? Die deutsche Welt war bis auf den Grund zu praktisch-verständigem Realismus ernüchtert; nüchtern und realistisch mußte auch der Geist ihrer literarischen Kundgebungen sein. So erklärt sich denn, daß die Prosa sich breiter entfaltet als zuvor, daß die Lehrdichtung sich vordrängt, das Heldengedicht zurücktritt und, wo es erscheint, nur in vergröberter Manier, als Bänkelsängererzeugnis, auftritt. Am deutlichsten erkennen wir die dichterische Natur der ganzen Epoche aus der Umgestaltung, welche die höfische Minnepoesie erfuhr, indem sie mit dem Anfang des 14. Jahrh. in den *Meistergesang* überging. Das Wesen des letztern ist so recht eigentlich ehrenfeste, streng geordnete, ja auch äußerlich zunftmäßige Bürgerlichkeit. Mit biederem Ernst, mit zuchtvollem Eifer ward in den Singschulen der wackeren Nürnberger, Ulmer, Straßburger, Memminger u. a. die Dichtkunst betrieben, aber eben auch nur geschäftlich »betrieben«, und die Schwingen des freien Flügelkindes der Phantasie waren belastet mit den Gesetzesparagraphen der Tabulatur. Die Sprache der Literatur im 14. und 15. Jahrh. zeigt sich, der besten Zeit der vorigen Epoche gegenüber, in zunehmender Verwilderung. Das Oberdeutsche hört auf, Gemeinsprache der Dichtung zu sein; mundartliche Besonderheiten drängen sich überall vor. Nicht minderer Verfall ist in dem Formellen der Poesie zu gewahren. Der Sinn und das Gefühl für Reinheit der Reime und für die Regelmäßigkeit des Wechsels zwischen Hebungen und Senkungen im Vers mindern sich und scheinen schließlich ganz abhanden gekommen zu sein; bereits im 15. Jahrh. ist als metrisches Gesetz bloße Silbenzählung üblich geworden. — Wir stellen nun die wichtigsten Erscheinungen der nationalen Literatur aus dem Zeitraum nach den einzelnen Gattungen zusammen. Das *Epos*, diese für die ältere Zeit bedeutsamste Gattung, hat seit der staufischen Epoche in unserer Dichtung nie wieder die alte Kraft zu gewinnen vermocht. Bereits seit dem 13. Jahrh. treibt das Heldengedicht nirgends in Deutschland neue Keime, und auch die früheren zeigen sich überall im Absterben. So in dem sogen. »Heldenbuch«, das die volksthümlichen Sagen von Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, dem Rosengarten und König Laurin gesammelt enthält; so auch in der Dresdener Handschrift von 1472, welche dem Kaspar von der Roen aus Münnerstadt zugeschrieben wird. Noch geringere Fortbildung erfuhr das höfische Heldengedicht. Roh und ohne Verständnis der Stoffe ist, was der Münchener Briefmaler Ulrich Fürterer (Füterer) in seinem »Buch der Abenteuer« (1478) zusammenstellt, das die sämmtlichen Zweige jener Sagen zusammenfaßte und als Einleitung noch die Geschichte der Ritterorden, des Trojanischen Kriegs und des Argonautenzugs in den Kauf gab. Wie die an Zahl bedeutende Legendendichtung an Werth der im vorigen Zeitraum nachsteht, ergibt eine Vergleichung der Erzählung des Eisenacher Domherrn Johannes Rothe vom Leben der heil. Elisabeth (1421) mit einem den gleichen Stoff behandelnden Gedicht aus dem Schluß des 13. Jahrh. besonders anschaulich. Lieblingsdichtungen des Zeitalters aus der Gattung der erzählenden Poesie waren Geschichten-, Schwank- und Anekdotensammlungen, wie des Hans von Bübel »Leben Diokletians« (nach der morgenländischen Novellensammlung »Buch der sieben weisen Meister« 1412 verfaßt), ferner die »Abenteuer des Pfaffen vom Kalenberg«, durch den Wiener Philipp Frankfurter (Ende des 14. Jahrh.) in Reime gebracht, und die um 1490 niederdeutsch aufgezeichneten Schwänke des »Tyll Eulenspiegel«, die kurz darauf ins Hochdeutsche übersetzt wurden. Als gelungenstes episches Erzeugnis der ganzen Epoche begegnet uns ein niederdeutsches Gedicht, der »Reineke Vos« (gedruckt 1498, wahrscheinlich von dem Rostocker Buchdrucker Barkhusen). In breiter Entfaltung treffen wir die meist allegorisch gehaltene erzählende Lehrdichtung. Hierher gehören »Die Jagd« des Hadamar von Laber (um 1350), die »Mörin« des Hermann von Sachsenheim (1453, schildert den Verfall des ritterlichen Lebens), die frostigen Allegorien, welche Kaiser Maximilian, der »letzte Ritter«, entwarf und durch seine Geheimschreiber Melchior Pfinzing und Marx Treitzsauerwein von Ehrentreitz ausführen ließ: der »Theuerdank« (um 1515, verherrlicht des Kaisers Jugend, Brautfahrt, Jagd- und Kriegsabenteuer) und der »Weißkuning« (eine Art prosaischer Romane von den Thaten Maximilians). Beliebte Arten der lehrhaften Gattung waren die unter dem Namen der Beispiele (bîspel) bekannten kleinen didaktischen Geschichten, von denen eine Sammlung Ulrich Boners »Edelstein« (um 1330) enthält, sowie die »Priameln« (Präambeln) und Spruchgedichte, deren wir zahlreiche von dem Oesterreicher Heinrich dem Teichner (um 1375) u. a. besitzen. Gegen den Schluß des 15. und Anfang des 16. Jahrh. treten im Gebiete der Lehrdichtung einige bedeutende Erscheinungen satirischen Charakters auf. In Sebastian Brants »Narrenschiff« (1494) werden die Thorheiten des Zeitalters auf einem Schiff gesammelt und in anschaulicher, wenn auch poesieloser Weise gekennzeichnet. Thomas Murner ahmte in der »Narrenbeschwörung« (1512) Brants Gedicht nach und griff auch in anderen Dichtungen (»Schelmenzunft«, »Badenfahrt«, »Geuchmatte«) scharf und keck die Zeitgebrechen an. Was die *Lyrik* dieses Zeitraums betrifft, so ist des Uebergangs der Minnedichtung, als deren letzte Nachzügler Graf Hugo von Montfort (gest. 1423), Graf Oswald von Wolkenstein (gest. 1445) und Muskatblut (um 1400) zu erwähnen sind, in den Meistergesang schon gedacht worden. Die einzelnen Erzeugnisse desselben verdienen, wegen ihres gänzlichen Mangels an Kunstwerth, keine Aufzählung. Als wandernde Meistersänger nährten sich durch poetische Wappenbeschreibungen u. dgl. Michael Beheim (gest. 1474), Peter Suchenwirt (um 1400) u. a. Die poetisch wichtigsten Erscheinungen der Lyrik des Zeitraums sind das deutsche Kirchenlied und das Volkslied. Wie die deutsche Predigt im 13. Jahrh. in unsere Kirche eindrang, so der deutsche Kirchengesang im 14. und 15. Jahrh., und zwar zunächst nur in der Form von Uebersetzungen älterer lateinischer Lieder; ganz neu gedichtete deutsche traten selten auf. Im *Volkslied* erscheint der Volksheldengesang der frühern Zeit in die lyrische Gattung übergegangen. Zwar besitzen wir auch volksmäßige historische Gedichte aus dem Zeitraum (darunter namentlich Halbsuters Lied auf die Sempacher Schlacht und Veit Webers Lieder auf die Kämpfe der Schweizer gegen die Burgunder); aber den weitaus größten Raum nimmt im Volksgesang des 14. und 15. Jahrh. ein: das »Stimmungslied«. Wie das alte Volksheldengedicht einzig für den Gesang bestimmt, wie dieses auch einfach, absichtlos, treuherzig, singt es von Lust und Leid, von Scheiden und Meiden, von Lieben, Wandern, Jagen, Trinken in tief empfundenen Tönen. Früh schon mögen diese köstlichen Perlen unserer Lyrik hin und wieder gesammelt worden sein. Erhalten blieben uns solcher Sammlungen erst

einzelne aus dem 15. Jahrh., von denen die wichtigste diejenige ist, welche von der Augsburger Nonne Klara Hätzlerin 1471 herrührt. Die ersten für unsere deutsche Literaturgeschichte bedeutenden Erscheinungen im dramatischen Fach treffen wir im 14. Jahrh. an. Das deutsche Drama entstand einerseits aus den kirchlichen Darstellungen biblischer Geschichten, z. B. der Passion, welche, durch die Geistlichen angeordnet, anfangs aus dem lateinischen Bibeltext zusammengesetzt waren, aber nach 1300 allmählich ganz deutsch wurden. Mehr und mehr mischten sich in die heilige Darstellung weltliche, ja humoristische Elemente, so daß im 15. Jahrh. die Aufführungen, die des Raums wegen aus der Kirche verlegt werden mußten, zu Volksfesten geworden waren. Hervorragende Denkmäler solcher geistlich-volksmäßigen Dramen sind aus dem 14. Jahrh. das Eisenacher Spiel von den zehn Jungfrauen (aufgeführt 1322), ein Innsbrucker Osterspiel (Handschrift von 1391), aus dem 15. Jahrh. das Alsfelder Passionsspiel und »Ein Spiel von Frau Jutten«, von dem Mühlhäuser Meßpfaffen Theoderich Schernberg 1480 verfaßt. Anderseits leitet sich das deutsche Drama ab aus den von uralter Zeit her bei Volkslustbarkeiten üblichen mimisch-dialogischen Aufführungen, die seit dem 14. Jahrh. vorzüglich zur Fastnachtszeit statthatten. So besonders zu Nürnberg. Wir besitzen aus dieser Stadt (aus dem 15. Jahrh.) namentlich solcher Fastnachtsspiele von Hans Folz und Hans Rosenblut (dem Schnepperer). Anlage, Ausführung und Darstellung sind in diesen Dichtungen, auch den geistlichen, noch überaus dürftig; von kunstmäßigem Dialog, eigentlicher Handlung oder gar einer dramatischen Charakteristik kann bei ihnen nicht geredet werden; die Fastnachtsspiele sind überfüllt mit plumpen Späßen und Unfläthigkeiten. — In der Prosa haben ungemeine Wichtigkeit die in diesem Zeitraum zahlreich hervortretenden geschichtlichen Aufzeichnungen. Es gehören dahin: die Limburger Chronik (bis 1099 fortgeführt durch einen Stadtschreiber Johannes, nach anderen durch Tielemann Emmel), die Straßburger Chronik (1362 von Fritsche Closener beendigt), die Elsässer Chronik des Jakob Twinger von Königshofen (1346—1414), die Berner Chronik (1150—1480) von Diebold Schilling, Peter Eschenloers Geschichten der Stadt Breslau u. a. In der rednerischen Prosa vertreten die Mystiker das volksmäßig-geistliche Element des Zeitalters, so: Meister Eckart (gestorben vor 1329), Johannes Tauler (gest. 1361, »Buch von der Nachfolgung des armen Lebens Christi«), Heinrich Suso (gest. 1365, von ihm das »Büchlein von der ewigen Weisheit«), die merkwürdige Schrift, die den Titel »Deutsche Theologie« führt (aus dem 15. Jahrh., 1516 von Luther herausgegeben). Der letzte Jünger der Tauler'schen Richtung war Johann Geiler von Kaisersberg (gest. 1510), dessen Predigten (er hielt deren unter anderen eine ganze Reihe über Brants Narrenschiff) in volksmäßig derber Weise die Gebrechen der Zeit geißeln. Auch die Anfänge deutscher Unterhaltungsprosa gehören dem 14. und 15. Jahrh. an. Fürstliche Frauen übersetzten um 1450 romantische Erzählungen der bretonischen und karolingischen Sage aus dem Französischen (»Lother u. Maller«, der »Hugschapler«, »Melusine«, »Pontus u. Sidonia«). Nikolaus von Wyle (gestorben um 1478) übertrug die ital. Novelle »Lucretia und Euriolus« des Aeneas Sylvius; Heinrich Steinhöwel, Arzt zu Ulm, verdeutschte um 1470 den Decamerone des Boccaccio. Durch Uebersetzungen wurden in Deutschland bekannt die abenteuerlichen Reisewerke des englischen Ritters John Maundeville (1356 niedergeschrieben) und des Venetianers Marco Polo.

II. Die neue Zeit. Erster Zeitraum: Vom Beginn der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg (1517—1618). Um die Neugestaltung des deutschen Lebens, die sich um den Schluß des 15. und den Anfang des 16. Jahrh. vollzog, zu begreifen, haben wir uns nur folgende Momente zu vergegenwärtigen. Zunächst treten die Wirkungen der wunderbaren Kunst, deren Erfindung wir Deutsche an den Namen Gutenberg und an die Jahre um 1440 knüpfen, seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. immer mächtiger hervor, und ihre Gewalt auf den gesammten Volksgeist wird zuerst unmittelbar ersichtlich an der Bedeutung, welche Luthers durch den Druck vervielfältigte Schriften gewannen. Es begann ferner (und zwar vorzüglich seit der Eroberung Konstantinopels 1453, infolge deren das Abendland, insbesondere Italien, mit griechischen Gelehrten überschwemmt ward) die Neubelebung der Wissenschaften durch die genauere Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der antiken Welt. Nach Deutschland drang Kunde und Studium der altklassischen Literatur, im Vergleich mit den übrigen Theilen des europäischen Westens, spät; dann aber, nachdem namentlich aus der stillen Klausur niederländischer Schulen (Deventer) die Jünger des neuen weltlichen Evangeliums sich durch alle deutschen Gauen zerstreut hatten, führte gerade bei uns die Emsigkeit in Erforschung römischer und griechischer Literatur zu anerkennenswerthen Resultaten. Die Wirkung der neu gefundenen Kunst des Bücherdruckens war vorerst mehr für das Kulturleben als für unsere schöne Literatur von Bedeutung. Die klassische Philologie, deren goldenes Zeitalter das 16. Jahrh. war, entzog zuvörderst eine Reihe der ausgezeichnetsten Geister unserer nationalen Literatur. Wohl war im Beginn des 16. Jahrh. in Deutschland ein ungemein reges Leben freier Forschung erwacht, an dessen Früchten wir noch heute zehren. »Es ist eine Lust, jetzt zu leben!« schrieb damals Ulrich Hutten, ganz erfüllt von dem Gefühl, dem Zeitalter anzugehören, in welchem die reine, echte Menschlichkeit (Humanität) an der Hand griechischer und römischer Weisen aus dem todten Formelwust mittelalterlicher Scholastik hervorstieg. Aber abgesehen davon, daß gerade die begabtesten deutschen Männer jener Zeit ihre Schriften fast ausschließlich in lateinischer Sprache abfaßten, daß z. B. Huttens Feuergeist nur selten im deutschen Sprachgewand vor sein Volk trat, daß also die Schöpfungen dieser Männer eine direkte Wirkung auf die Nation gar nicht haben konnten: so erging es den Gelehrten jener Zeit sehr bald wie den Leuten im Märchen, die in plötzlich aufgeschlossenen Zauberhallen sich der Schätze so viele aufluden, daß sie unter der Last erlagen. Es war so vieles zu lernen von den Alten, daß man bald zu glauben anfing, es sei eben alles von ihnen zu lernen. Daher die klassische Philologie über kurzem zu Hause nicht mehr heimisch war und, wie sie ihre Zeit nicht verstand und zu verstehen sich nicht bemühte, auch kein wirkliches Verständnis des Alterthums gewann, sich vielmehr an hohlem grammatischen und lexikalischen Wort- und Formenwesen genügen ließ. Die Verachtung der Muttersprache, die gänzliche Unkunde ihres Reichthums, ihrer großen dichterischen Vergangenheit war die nächste und weit über ein Jahrhundert währende Folge. So begann denn damals jene Scheidung zwischen Wissenschaft und Volks-

leben, die aufzuheben man erst in jüngster Zeit wieder erfolgreich begonnen hat, und die der nationalen Literatur zu einem ihrer verderblichsten Feinde geworden ist. Daß ferner die Entdeckungen neuer Erdtheile der Dichtung nicht zu unmittelbarer Förderung gereichten, begreift sich von selbst. Aus allen Epochen materiellen und kommerciellen Aufschwungs hat die Poesie erst sehr nachträglich Vortheile gezogen. Die Wirkungen der Reformation auf die Literatur waren auch nicht gleich die günstigsten. Zunächst bedarf es keiner Darlegung im einzelnen, daß eine Epoche so gewaltiger geistiger Kämpfe, wie das Zeitalter der kirchlichen Erneuerung war, die Theilnahme der Gemüther allzu sehr für eben diese Kämpfe in Anspruch nahm, um die für alle Kunstthätigkeit unerläßliche Stimmung beschaulicher Ruhe zu ermöglichen. Auch wirkte es ungünstig, daß die durch Luther angeregte religiöse Umgestaltung eine überwiegend verstandesmäßige Richtung nahm und die aus dem innersten Gemüthsleben einer urdeutschen Natur geborne Auffassung der evangelischen Wahrheit rasch in dogmatische Verknöcherung ausartete, aus welcher langdauernder Konfessionshader sich erzeugte. Dennoch dankt die deutsch-nationale Literatur Luther einiges Unschätzbare: zuvörderst die vor allem durch die Bibelübersetzung (die ganze Bibel erschien zuerst 1534) bewirkte Schöpfung einer allgemein deutschen, noch heute gültigen Schriftsprache, der neuhochdeutschen, welche Luther durch die Verschmelzung der obersächsischen Mundart mit den besten Elementen süddeutscher Volksdialekte zur gemeinen Gültigkeit erhob; sodann das deutsche Kirchenlied. In keiner seiner Kundgebungen spricht sich das von Luther wieder hergestellte kirchliche Bewußtsein so mächtig aus wie in diesem. Das Kirchenlied der Reformationszeit gab dem, was die Gesammtheit der Bekenner der neuen Lehre erfüllte, den unmittelbaren Ausdruck. So in den Liedern Luthers, des Nikolaus Decius (gest. 1541), Paul Speratus (gest. 1554), Justus Jonas (gest. 1555), Paul Eber (gest. 1569), Johann Matthesius (gest. 1565), Nikolaus Hermann (gest. 1561), Philipp Nicolai (gest. 1608) u. a. Um hier gleich die übrigen lyrischen Erzeugnisse der Epoche zu erwähnen, so gehören der geistlichen Dichtung an die poetischen Uebertragungen der Psalmen von Burkard Waldis und Ambrosius Lobwasser (gest. 1585). Das Volkslied erscheint in zahlreichen Aufzeichnungen und Sammlungen; der Meistergesang wird eifrig betrieben, vorzüglich zu Nürnberg. Unter den wenigen Gelehrten, welche die Muttersprache zu Ehren zu bringen suchten, ist Paul Schede, Melissus genannt (gest. 1602), hervorzuheben, der unter den ersten war, welche die ausländischen Formen des Sonetts, der Terzine, des Alexandriners nachzubilden versuchten. Die erzählende Dichtung treffen wir in fortgehender Verkümmerung. Nicht nur die Freude an den alten Sagen und Liedern, auch das Gedächtnis derselben ist fast völlig verschwunden. Wie in einer Art mechanischer Gewohnheit wird das früher erwähnte »Heldenbuch« noch bis in den Anfang des 17. Jahrh. wiederholt abgedruckt; doch fand es bei den Gelehrten nur große Verachtung, beim Volk nur geringe Theilnahme. Daß ein Nibelungenlied, eine Gudrun einmal existirt hatten, davon wußten im 16. Jahrh. und weiter bis zur Mitte des 18. Jahrh. nur wenige Deutsche etwas, geschweige daß diese wenigen eine Ahnung von der Bedeutung dieser Dichtungen gehabt hätten. Das beste erzählende Gedicht des Zeitraums lieferte Johann Fischart (gest. 1590) in seinem »Glückhaft Schiff«, wie denn dieser Mann überhaupt als die hervorragendste literarische Persönlichkeit des 16. Jahrh. neben Luther bezeichnet werden muß. Die großartigste Seite seiner Werke liegt in ihrer sprachlichen Meisterschaft. Eine solche Fülle geistreichsten Ausdrucks wie bei Fischart findet sich bei keinem andern Autor der gesammten deutschen Literärgeschichte. Dabei steht Fischart auf der höchsten Stufe der Bildung seiner Zeit und ist in lebendigster Theilnahme an den Bewegungen derselben begriffen. Ihre Gebrechen mögen wenige seiner Zeitgenossen so scharfsichtig wie er beobachtet haben; keiner hat sie so muthig und mit so vernichtender Geistesschärfe angegriffen. Eine eigentlich künstlerische Gestaltung seiner Dichtungen ist ihm aber nicht gelungen, einerseits weil ihn seine sprachliche Virtuosität nicht selten zu wahrhaft verwegenem Uebermuth in Sprachspielereien verlockte, daher seine Schriften von wortverschränkenden Ungeheuerlichkeiten wimmeln; anderseits weil er seine Stoffe mit zahllosen Beziehungen auf die Verhältnisse seiner Gegenwart durchwebte. Schon deshalb, weil Fischart Satiriker vom Scheitel bis zur Zehe war, überwiegt der Werth seiner prosaischen Werke den der in gebundener Form verfaßten, wenn wir das oben genannte erzählende Gedicht ausnehmen. Um die übrigen nennenswerthen epischen Erzeugnisse des Zeitraums diesem hier anzureihen, sind zu erwähnen verschiedene durch den »Reineke Vos« hervorgerufene Thiergedichte sowie Nachahmungen der Aesopischen Fabeln, welche Steinhöwels Uebersetzung nach sich zog, fast ohne Ausnahme satirischen Charakters, wie denn das 16. Jahrh. überhaupt die Blütezeit der deutschen Satire gewesen ist. Das bedeutendste unter jenen ist Georg Rollenhagens (gest. 1609) »Froschmeuseler«, eine satirisch-didaktische Nachbildung der Homerischen Batrachomyomachie. Harmlosere Thiergedichte verfaßten Hans Christoph Fuchs (»Der Mückenkrieg«, 1580) und Wolfhart Spangenberg (gest. 1607, »Der Ganskönig«). Als Mitkämpfer der Reformatoren geißelten in Fabeldichtungen Erasmus Alberus (gest. 1553, »Buch der Tugend und Weisheit«) und Burkard Waldis (gest. 1556, »Esopus ganz neu gemacht«) mit scharfem Witz vorzüglich die römisch-katholische Geistlichkeit. Zahlreich vertreten ist auch im 16. Jahrh. die Schwankdichtung. Der fruchtbarste Poet dieser Gattung war Hans Sachs (gest. 1576). In gewissem Sinn darf man ihn das hervorragendste eigentliche dichterische Talent des ganzen Zeitabschnitts nennen. Als solches hat er sich in seinen Tragödien und Komödien, besonders aber in seinen Schwänken und kleineren didaktischen Erzählungen erwiesen, in denen der wackere Nürnberger Schuster neben gesundestem Humor einen so weitschauenden geistigen Blick bekundet, daß die Verachtung, in welche er kurz nach seinem Tode bei den hochweisen Poetastern der Folgezeit verfiel, nur als ein Beweis mehr für deren fast gänzliche Unfähigkeit, wirkliche Poesie zu schätzen, gelten muß. Der Schwankdichtung in gebundener Form gehört auch an die von Achilles Jason Widmann verfaßte Geschichte des »Peter Leu« (um 1550), die in unbeholfener Darstellung die Possen berichtet, welche ein lustiger Pfaffe, meist seinen Bauern, spielte. Die Neigung zu lehrhaften und beschreibenden Poesien, die wir schon in der vorigen Epoche wahrnahmen, dauert in dieser fort. Hervorragende Produkte derselben sind des Bartholomäus Ringwaldt Gedicht: »Die lautere Wahrheit« (1585), in welchem gelehrt wird, wie sich weltliche und geistliche Kriegsmänner in ihrem Berufe verhalten sollen;

ferner des Valentin Andreä (gest. 1654) »Christenburg«, worin die Rettung der vom Antichrist belagerten Christenheit durch die Reformation allegorisch dargestellt ist. Ein seltsames Erzeugnis der Didaktik lieferte Fischarts Lehrer Kaspar Scheidt in seiner Uebertragung des lateinischen »Grobianus« von Fr. Dedekind (um 1550), in welchem ironische Vorschriften zu unfläthigem Betragen gegeben werden, welche, da die Menschen das Gebotene stets unterlassen, ihr Gegentheil bewirken sollen. Endlich gehören hierher auch die wenigen deutschen Gedichte Huttens, unter denen »Die Klage und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes« (1520) in der poetischen Form schwach, im Inhalt sehr bedeutend ist. Die dramatische Produktion gewinnt im 16. Jahrh. beträchtlich an Umfang, doch sind ihre Fortschritte fast nur äußerlicher Art. Zwar versuchten sich die Gelehrten, wie schon hin und wieder im vorigen Zeitraum, in der Uebersetzung und Nachbildung griechischer und römischer Dramen; doch fielen die Leistungen noch sehr mangelhaft aus. Lateinische Schulkomödien (bereits im 15. Jahrh. wurden solche auf Universitäten aufgeführt) gaben Anlaß, dergleichen auch in deutscher Sprache nachzubilden; man ließ bei solchen Versuchen allmählich, um ein größeres Publikum zu gewinnen, die antiken Stoffe fallen und griff zu mehr populären, meist biblischen Vorwürfen. Solcher biblischer Dramen entstanden vorzüglich viele in Mitteldeutschland (Zwickau, Magdeburg, Wittenberg 2c.); sie sind fast durchgängig in entschieden protestantischem Sinn abgefaßt. Dergleichen Stücke haben wir von Paul Rebhun, von Nikolaus Manuel aus Bern, dessen Dramen sich durch volksthümliche Lebendigkeit und kräftigen Humor auszeichnen, u. a. Das volksmäßige Spiel fand auch jetzt noch nirgends eifrigere Pflege als in Nürnberg. Hier erscheinen in reicher Zahl die Fastnachtsspiele, deren der fruchtbare Hans Sachs eine große Menge lieferte, ohne jedoch, trotz seines unleugbaren dramatischen Talents, denselben einen im strengen Sinn kunstmäßigen Charakter verleihen zu können. Noch weniger gelang ihm dies in seinen Tragödien. Um die Ausgangszeit des 16. Jahrh. wurde auf den Entwickelungsgang des deutschen Drama's ein sehr wesentlicher Einfluß geübt durch die sogen. »Englischen Komödianten«, Gesellschaften, die schon seit der zweiten Hälfte des Zeitraums, ursprünglich wahrscheinlich aus Engländern, später auch aus deutschen Schauspielern zusammengesetzt, in den Niederlanden und dann in Niederdeutschland ihr Glück versucht hatten. Sie brachten Nachbildungen der populärsten altenglischen Schauspiele, nachmals auch Shakespeare'scher Stücke, zu uns, wurden in größeren Städten und an Höfen sehr beliebt und trugen zur Ausbildung unserer Schauspielkunst und Dichtung viel bei. Die Deutschen lernten von den Engländern die dramatische Handlung über bloß skizzenhafte Andeutungen hinausheben und die bisher einfach aneinander gereihten Scenen organisch gliedern, wie auch die Ausprägung der komischen Person zu einem bestimmten typischen und später unter verschiedensten Namen weiter gebildeten dramatischen Charakter nach jenem englischen Vorbild geschah. Uebrigens darf man sich die Kunststufe, auf welcher die Stücke der englischen Komödianten standen, trotz der erwähnten Fortschritte nicht als eine sehr hohe vorstellen. Die blutigen Greuel der altenglischen Bühne wurden von ihnen noch verwilderter vorgeführt. Unverkennbar ist der Einfluß der englischen Dramen in den deutschen des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig (errichtete das erste stehende Hoftheater in Deutschland, starb 1613) und des Jakob Ayrer (gest. 1605). Letzterer, anfangs der Manier des Hans Sachs sich anschließend, verfaßte Fastnachtsspiele, dann Schauspiele nach Stoffen des alten Heldenbuchs und englischen Originalen. Unter den Prosadichtungen ist zunächst zu gedenken der zahlreichen Sammlungen von Schwänken, Anekdoten und Possen, an denen das 16. Jahrh. so reich ist wie kein anderes, wie es denn überhaupt ein lachlustiges Zeitalter war. Ein lateinisches Werk, die »Margarita facetiarum«, fand im Eingang der Epoche (1508) großen Anklang; wenig später erschien die gleichfalls sehr beliebt gewordene Sammlung des Franciskanermönchs Johannes Pauli unter dem Titel »Schimpf und Ernst« (1518), und in den fünfziger Jahren trat eine ganze Reihe solcher Schwankbüchlein hervor, wie das »Rollwagenbüchlein« (1555) von Jörg Wickram, von dem wir auch größere Erzählungen, eine Art Vorläufer der Romane, haben (der »Goldfaden« u. a.); ferner die »Gartengesellschaft« des Jakob Frey (1556), der »Wegkürzer« von Martin Montanus (1565), der »Katzipori« von Michael Lindner (1556). Als werthvollste dieser späteren Sammlungen aber ist zu nennen des Hessen Hans Wilhelm Kirchhof »Wendunmut« (1563). Ein ganz besonders wichtiges Erzeugnis der Prosadichtung des 16. Jahrh. sind die eigentlichen Volksbücher, deren zähes Leben sich bis in das Zeitalter der neuern Romantik erhalten hat, durch welche ihnen wissenschaftliches Studium zugewendet wurde. Die meisten dieser oft trefflichen Volkserzählungen sind fremden Ursprungs (Haimonskinder, Fierabras, Genoveva, Magelone); unter den dem Stoff nach einheimischen sind die vorzüglichsten die Geschichte des »Doktor Faust« die in unserer nationalen Literatur eine so hervorragende Rolle spielt (die Ausbildung der Faustsage fällt in die Mitte des 16. Jahrh.; ältester Druck des Volksbuchs 1587), die Sage vom »Ewigen Juden« und das »Lalenbuch« oder die Geschichte von den Schildbürgern. Eine Art neuer Eulenspiegelgeschichten gab in niederdeutscher Sprache Bartholomäus Krüger in »Hans Clawerts Historien« (1587). Die geschichtliche Prosa erscheint auch jetzt noch vorzugsweise in chronistischen Aufzeichnungen. Lebendige Darstellung und großartige Auffassung der Begebenheiten zeichnen aus die »Bayrische Chronik« des Johann Turnmayr von Abensberg, genannt Aventinus (gest. 1534). Sebastian Franck, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Reformationszeitalters, machte in seinem »Zeitbuch und Geschichtsbibel« den ersten Versuch, die Weltgeschichte nach einem leitenden Gedanken zu bearbeiten (1531), und gab in seinem »Weltbuch« (1534) eine fleißige und durch musterhafte Darstellung ausgezeichnete Zusammenstellung von ihm gesammelter Nachrichten über Länder und Völker. Andere hervorzuhebende historische Arbeiten sind die Schweizerchroniken von Valerius Anshelm (gest. 1540) und Aegidius Tschudi (gest. 1572). Der Weltbeschreibung gehören an die »Kosmographie« des Sebastian Münster (1553) und das Hauptwerk des Matthis Quad von Kinkelbach: »Deutscher Nation Herrlichkeit« (1609). Die Vorliebe des Zeitalters für den Gebrauch sprichwörtlicher Redensarten, die sich in Luthers und Fischarts Schriften vorzüglich ausgeprägt zeigt, veranlaßte Sammlungen und Auslegungen von Sprichwörtern, von denen wir die des Johann Agricola (gest. 1566) und die werthvollere Sammlung des Sebastian Franck (1542) auszeichnen müssen. Endlich mögen noch als hervorragende Erzeugnisse der

wissenschaftlichen und philosophischen Literatur des Zeitraums genannt sein: die »Vier Bücher menschlicher Proportion« von Albrecht Dürer (gest. 1528), dem größten deutschen Künstler der Reformationszeit, und die »Morgenröthe im Aufgang« von dem tiefsinnigen theosophischen Mystiker Jakob Böhme (gest. 1624).

Zweiter Zeitraum: Vom Beginn des Dreißigjährigen Kriegs bis zum ersten Auftreten Gottscheds (1618—1725). Erfüllt ist diese Periode wie kaum ein anderes Stück unserer Nationalgeschichte von Kriegsnöthen, Niederlagen, Demüthigung unter fremden Uebermuth. Ein greuelreicher Krieg zerfleischt ein volles Menschenalter hindurch den Leib der Nation. Die wildeste aller Leidenschaften, der Fanatismus für heilige Glaubensgüter, regt Deutsche gegen Deutsche auf. Fremdlinge kommen und fechten auf dem Boden unseres Vaterlands, bald nicht mehr um religiöse Interessen, sondern um den materiellen Besitz deutscher Ländertheile. Endlich bringt die tödtliche Ermattung der Streitenden den langersehnten Frieden zu Wege, der für Deutschland fast nur Schmach und Nachtheil mit sich führt. Kräftige ehemalige Glieder des Deutschen Reichs (Niederlande, Schweiz) sind nun für immer abgelöst von ihm. Die kaiserliche Centralgewalt, ein Schemen geworden, wird von mehr als 300 größeren und kleineren Fürstenthümern, welche der Friede selbständig gemacht hat, nur scheinbar anerkannt, und wenn Konflikte eintreten, rufen jene, alles deutschen Sinns bar, Fremde zu ihrem Schutz herbei. Handel und Gewerbe haben nicht Zeit, die tiefen Wunden zu heilen, welche der große Krieg ihnen geschlagen; denn kleinere folgen in selten unterbrochener Reihe. Die Türkenkriege erneuern das alte Entsetzen vor dem Erbfeinde des Christenthums. Ludwig XIV. von Frankreich greift wiederholt in den Frieden Europa's und reißt dem ohnmächtigen Reich deutsche Landestheile weg (Straßburg 1681); seine Heere wüthen in deutschen Gauen, und durch schlaue Tücke läßt er sich die Kosten seiner frevelhaft begonnenen Kriege regelmäßig durch unser Volk zum guten Theil bezahlen. Schlimmern Raub aber als den an deutschem Länderbesitz übt Frankreich am sittlichen und geistigen Leben unserer Nation. Oder richtiger: freiwillig geben Deutsche, während sie mit dem Schwert gegen das Nachbarland streiten, ihre Seelen, ihre Sitten, ihre Sprache in die Botmäßigkeit des Feindes. Das 17. Jahrh. bringt über unser sociales Leben die erst lange nachher gebrochene Herrschaft des Franzosenthums. An Ludwigs entsittlichtem Hof holen deutsche Fürsten und Vornehme ihre Scheinbildung und suchen die innerlich faule Herrlichkeit, welche der Vollender des französischen Absolutismus um sich ausgebreitet, im Duodezformat in Deutschland nachzubilden. Das berüchtigte à la mode-Zeitalter hatte zwar vor Ludwigs Herrschaft bei uns begonnen, vollendet ausgebildet ward es aber erst mit dieser. Heuchelei und Lüge sind die Grundzüge dieser Zeit, komplimentenreiche Etikette, Schminke, Schönpflästerchen, mehr als alles die Perücke sind ihre charakteristischen Merkmale. Wie die deutschen Höfe ihren Ruhm in möglichst undeutschem, französirtem Wesen suchten, so vermeinte auch baldigst ein guter Theil des Bürgerthums, echte Bildung zu bekunden durch franzmännisches Gebaren. Wie die sogen. gute Gesellschaft die französische Sprache zur Sprache des Verkehrs wählte, wie die Kanzleien ihre Schriftstücke mit französischen Floskeln durchwebten, so begannen auch die Mittelstände ihre Rede wunderlich mit ausländischen Phrasen zu verbrämen. Mit Einem Wort: unser Volk hatte sein bestes Ich fast ganz vergessen, es verleugnete sein edelstes Selbst. Wie mußte es da in Wissenschaft und Kunst, wie mußte es zumal in der Dichtung, dieser ureigensten Sprache der Völker, aussehen! Steifes Formelwesen ohne lebendigen Inhalt macht einen Grundzug in der Physiognomie der Zeit überhaupt aus. Ueberall treffen wir auf ihn, in der Wissenschaft begegnet er uns am deutlichsten in Theologie und Philosophie. Eine engherzige, unglaublich geistlose Orthodoxie lastete mit schwerem Druck auf jeder freien geistigen Regung. Konfessionshader und Buchstabengläubigkeit bilden die religiöse Charakteristik eines langen Abschnitts im 17. Jahrh., gegen dessen Ende hin erst Männer wie Phil. Jak. Spener (1635—1705) und Aug. Herm. Francke (1663—1727) als Vorbilder eines innerlichen, wahrhaft religiösen Lebens erscheinen. Auch die deutsche Philosophie nimmt erst mit dem Ausgang des Zeitraums aus trauriger Verkommenheit einen Aufschwung. Leibniz (1646—1716) schrieb zwar fast nur in lateinischer und französischer Sprache; aber als größter Gelehrter seiner Zeit und in vielem Betracht echt deutsch gesinnt, übte er dennoch unschätzbar fördernden Einfluß. Thomasius (1655—1728), der überhaupt freie Bewegung des Geistes in allen Dingen forderte und kräftig erstrebte und mit scharfer Waffe Wahn und Thorheit (Hexenglauben) bekämpfte, rüttelte erfolgreich an dem Joch fremder Sprache und fremden Rechts, verlangte und übte den Gebrauch deutscher Rede in wissenschaftlicher Schrift und Lehre. Christ. Wolf wußte durch die streng logische Folgerichtigkeit seiner Werke den phrasenreichen, verblümten Modestil der Zeit allmählich zu verdrängen. Die philologische Gelehrsamkeit seit der Mitte des 16. Jahrh., obgleich geistig entwerthet und zum Formelkram geworden, trat dennoch mit einem stupenden Hochmuth auf, der das ungelehrte Laienthum als rohen Pöbel betrachtete und sich allmählich gänzlich entwöhnte, in dessen Sprache zu reden und zu schreiben. Da das Volk selbst in der schweren Bedrängnis jener Zeit Gesang und Poesie fast ganz und gar verlernt hatte, da die vornehmen Stände längst von der Pflege der Kunst abgewendet waren, so erscheinen seit etwa 1590 als die eigentliche Heimat unserer Poesie die deutschen Gelehrtenstuben. Zunächst ging aus diesen wegen des ausschließlichen Gebrauchs der lateinischen Sprache durch die Gelehrten fast drei Jahrzehnte lang kein deutsches Gedicht von Belang hervor. Dann wich diese Schweigsamkeit einer übergroßen Redseligkeit in deutscher Zunge; aber eine Gelehrtenpoesie ist unsere Dichtung seit jenen Tagen auf lange hinaus geblieben, und zwar nicht allein deshalb, weil nur Gelehrte dichteten, sondern weil die meisten gelehrt dichteten, weil fast allgemein bei ihnen die Ueberzeugung herrschte, daß die Dichtkunst eine Sache des Wissens, des Erlernens sei, daß man nur die rechten Regeln der Poetik inne haben müsse, und daß man diese aus Schriften und nirgends besser als aus denen der Alten lernen könne. Da nun von den alten Römern und Griechen für die deutsche Dichtung nichts Besseres gelernt und abgesehen wurde und eigentlich auch werden konnte als die äußeren Formen, und da die Zeit überhaupt an innerlicher Verlogenheit krankte, so stellt sich die Mehrheit der Poesien des Zeitraums dar als Produkte erzwungener, äußerlich regelrechter, im Innersten unwahrer »Mache«. Im Grund unterscheiden sich die meisten Dichtungen des 17. Jahrh. in Beziehung auf ihren innern Werth sehr wenig von der Meistersängerei des 14. und 15. Jahrh. Jene wie diese wurden producirt nach einer Tabulatur, nach

einem Regelkoder, nur daß die Poeten unseres Zeitabschnitts ihre Gesetzesparagraphen angeblich aus den Alten abstrahirt hatten, daß sie weder so anspruchslos und mit redlichem Ernst, noch so ehrbar und sittenstreng ihre Verse machten wie die wackeren Zunftsänger zu Nürnberg, Straßburg, Ulm u. a. O. Die Unbildung und Unfähigkeit, einem würdigen Stoff beizukommen, führte dahin, daß keine poetische Gattung so gepflegt wurde wie die Gelegenheitsdichtung. Von Hochzeits-, Geburtstags- und Leichenpoëmen wimmelt es in den Gedichtsammlungen des Zeitraums. Zwar auch an Liedern der Liebe, des Lenzes und des Weins, welche drei die uralten Hauptobjekte aller Lyrik ausmachen, gebricht es nicht; aber mit verhältnismäßig ungemein wenigen Ausnahmen tragen sie den Stempel forcirter Phrasenhaftigkeit. Gestehen doch viele der Poeten jener Zeit sehr häufig mit unglaublicher Naivität, daß ihrer erotischen Lyrik kein wirkliches Herzenserlebnis zu Grunde liege, vielmehr der Dichter oftmals sich etwas vorstelle, wovon sein Gemüth nichts wisse, nur der Sprachübung wegen. Wie die Namen der besungenen Geliebten (die Neären, Flavien, Asträen, Lesbien, Chloen, Cynthien ꝛc.) erlogen waren, so waren es die ihnen vorgetragenen Empfindungen. An die Meistersängerei erinnern besonders deutlich die mannigfaltigen Associationen von Dichtern und Dichtungsfreunden, welche vorzüglich die erste Hälfte des 17. Jahrh. entstehen sah. Auch hier kam der Anstoß vom Ausland her. In Italien waren bereits im 15. Jahrh. zahlreiche »Akademien« begründet worden, die ursprünglich Pflege der klassischen Philologie und der Dichtkunst zu löblichen Zwecken hatten, bald aber, in allegorischen Spielereien sich ergehend, dieselben ohne Ernst und Erfolg betrieben. Die italienische Accademia della Crusca stand als Vorbild einigen fürstlichen Personen vor Augen, die 24. Aug. 1617 auf den Vorschlag Kaspars von Teutleben zu Schloß Hornstein bei Weimar den »Palmenorden« oder die »Fruchtbringende Gesellschaft« gründeten. Bis 1668 hat dieser Verein unter 806 Mitgliedern einen König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 60 Grafen und über 600 Adlige und Gelehrte gezählt. Zur Aufgabe hatte man sich zunächst gesetzt: die hochdeutsche Sprache in ihrem Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter zu erhalten. Indem man die symbolischen Tändeleien der Crusca getreulich nachahmte, kam gleich von vornherein ein des rechten Ernstes barer, mit hohlen Formen sich begnügender Geist in die Genossenschaft, abgesehen davon, daß die äffische Lust, französisches Wesen zu kopiren, stärker war als die Liebe der hohen Herren zur Muttersprache und sie überall außer in den Zusammenkünften des Ordens französisch reden und schreiben ließ. Aehnliche Vereinigungen treten in nächster Zeit anderwärts auf: die »Aufrichtige Tannengesellschaft« zu Straßburg (seit 1633), der »Gekrönte Blumenorden an der Pegnitz« zu Nürnberg (seit 1642), die »Teutschgesinnte Genossenschaft« (seit 1643) in Hamburg. Wirklich Ersprießliches haben die Bemühungen dieser Orden um Dichtkunst und Sprache nur wenig geleistet. Sie erscheinen als fruchtlose Experimente mit Dingen, welche in künstlicher Zucht nicht gedeihen. Haben wir alle die erwähnten Dinge als Merkmale literarischer Armseligkeit anzusehen, so ist nunmehr zu erwähnen, daß in Einem Betracht mit den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrh. ein entschiedener Fortschritt unserer Dichtung eingetreten ist. Der Mann, an dessen Namen sich diese Förderung anknüpft, war der Schlesier Martin Opitz (1597—1639). Die nationalliterarische Produktion des ganzen Zeitraums steht unter dem bestimmenden Einfluß von Opitz bis auf Gottsched, und wie jenen seine Bewunderer und Nachahmer unverdienterweise ein volles Jahrhundert hindurch als Vater deutscher Dichtkunst bezeichnet haben, so darf er im guten und schlimmen Sinn wenigstens der Vater der deutschen Dichtkunst des 17. Jahrh. mit Recht genannt werden. Opitz hat unserer neuern Poesie den formalen Charakter verliehen, den sie noch heute trägt. Nachdem er im »Aristarch« (1618) mit lateinischer Rede sich an die Gelehrten gewendet und mit Erfolg deren Verachtung gegen die zur Poesie nicht minder als die römische taugliche deutsche Sprache bekämpft hatte, stellte er in dem »Buch von der Deutschen Poeterei« (1624) eine Theorie der Dichtkunst auf, die zum allgemeinen dichterischen Gesetz der Zeit erhoben wurde und neben einer beklagenswerthen auch eine heilsame Wirkung übte. Das gesunde, feine Sprachgefühl, welches ohne theoretisches Bewußtsein der Regel in der großen Epoche mittelalterlicher Dichtung Meisterwerke auch hinsichtlich der Form geschaffen hatte, war im Lauf der Jahrhunderte immer mehr geschwunden, und die Versbildung folgte bereits im 15. Jahrh., weit mehr noch im folgenden, einem ganz äußerlichen Gesetz, dem der Silbenzählung. Hier nun trat Opitz erneuernd und berichtigend ein, indem er als einfache und seit ihm von allen besseren deutschen Poeten befolgte Regel geltend machte, daß regelmäßiger Wechsel zwischen Hebung und Senkung nicht minder Lebensgesetz des deutschen Verses sei als regelmäßiger Wechsel zwischen Längen und Kürzen für den lateinischen und griechischen Vers. Diese Wahrheit, wenn nicht gefunden, doch zuerst nachdrücklich und mit Erfolg ausgesprochen zu haben, macht Opitz' bleibendes Verdienst aus. Die übrigen Gaben, die er unserer Poesie geschenkt: die seit seinem Vorgang allgemein gewordene Nachahmung der die Alten wiederum, aber fast karikirend nachahmenden Franzosen (z. B. des nüchtern-allegorischen Ronsard) und der steifen Holländer (Heinsius); die Einführung des Alexandriners, der seit Opitz durch ein volles Jahrhundert für den wahren Musterverz galt und von vielen Poeten des 17. Jahrh. ausschließlich gebraucht wurde; der Grundsatz, den Opitz aufstellte, daß die Dichtkunst Lehre und Unterweisung zum Hauptzweck habe, der in seinen frostigen, verstandes-nüchternen Lehrgedichten praktischen Ausdruck fand; die römische Mythologie; die Einführung der poetischen »Schäfereien« durch seine »Hercynia« — diese und andere zweideutige Geschenke haben nicht zum kleinsten Theil dazu beigetragen, dem 17. Jahrh. den Ruf des traurigsten und dürftigsten Zeitalters deutscher Poesie zu verschaffen. Was die Lyrik anlangt, so mußte diese dem Gebiete des unmittelbarsten Empfindungslebens angehörige Gattung die Unwahrheit und gespreizte Hohlheit des Zeitgeistes am deutlichsten in ihren Erzeugnissen verrathen. Die Stickluft der Gelehrtenstuben weht uns aus den Naturliedern jener Zeit entgegen. Der Geist des nüchternen Opitz schwebt über den Produkten einer ganzen Reihe von Poeten der ersten Hälfte des 17. Jahrh., die, weil viele derselben aus Schlesien stammten und in dem vielgepriesenen »Boberschwan« ihr in jeder Hinsicht gültiges Vorbild sahen, unter dem Namen der Opitz'schen oder Ersten schlesischen Dichterschule zusammengefaßt werden. Die Tscherning, Scultetus, Scherffer, geborne Schlesier, der Dresdener August Buchner, Dietrich von dem Werder (Uebersetzer des Tasso und Ariost)

gehören zu den unbedingtesten Jüngern und Nachahmern Opitz' und lassen in ihren Dichtungen wahres poetisches Leben fast gänzlich vermissen. Unter denen, welche als Angehörige der Ersten schlesischen Schule herkömmlich aufgeführt werden, wiewohl sie im Grunde nur das Streben nach korrekter Form mit ihr gemein haben, steht an Talent und eigentlich poetischer Bedeutung weit über dem Haupte der Schule Paul *Flemming* (1609—1640) aus dem sächsischen Voigtlande, der größte weltliche Lyriker des 17. Jahrh. Bei ihm quellen die Lieder aus wahrhafter Empfindung, die von wirklich Selbsterlebtem gezeugt ist. Darum sind seine Liebeslieder durch seltene Innigkeit ausgezeichnet, und sogar die Form des Sonetts verstand er mit wirklichem Leben zu erfüllen. Um sofort neben ihm die andere dichterisch bedeutendste Persönlichkeit des ganzen Zeitraums zu nennen, so zählte auch Andreas *Gryphius* aus Glogau (1616—64) sich äußerlich zu den Opitzianern; seine Muse aber ist nur in wenigem der der meisten übrigen Schlesier verwandt. Ein düsterer Pessimismus spricht aus der Lyrik des Gryphius, dessen kummerreiche Jugend ihm die Nichtigkeit des Irdischen so zum Bewußtsein brachte, daß die Klage um die Flucht und Vergänglichkeit die Grundmelodie aller seiner durch warme Empfindung ausgezeichneten Lieder und Sonette wurde. Gryphius' Hauptbedeutung liegt in seinen dramatischen Dichtungen. Auch für das *Drama* hatte, nachdem durch die englischen Komödianten kunstmäßigere Gestaltung desselben bei uns angebahnt war, durch Uebersetzungen (der Sophokleischen Antigone und der Trojanerinnen von Seneca) Opitz Vorbilder aufgestellt. Nun wurden selbständige deutsche Trauer- und Lustspiele nach diesen und anderen Mustern (namentlich dem Holländer Jost van den Vondel) von Gryphius ins Leben gerufen. Ein sehr bedeutendes dramatisches Talent bekunden seine Arbeiten ohne Ausnahme. In den Tragödien jedoch zeigt er sich, wie seine Vorbilder, durch den Zwang des Aristotelischen Kodex (drei Einheiten) eingeengt, und die Greuel seiner Zeit spiegeln sich bei ihm in sichtbarer Vorliebe für gräßliche Scenen. Auch bei ihm unterbrechen noch breite, reflexionsreiche Monologe den Dialog, und von Charakterzeichnung in höherem Sinn ist nur weniges in seinen Trauerspielen, deren Stoffe meist der ältern Geschichte entnommen sind, zu finden. Viel besser gelang dem Dichter das Lustspiel. Sein »Peter Squenz«, sein »Horribilicribrifax«, das »Verliebte Gespenst« (mit der eingeschalteten »Dornrose«) haben Züge treffenden Witzes, volksthümlichen Humors und zeigen weit mehr als die Trauerspiele das Talent ihres Verfassers zu dramatischer Charakteristik. Es mögen hier gleich die übrigen erfreulicheren Erzeugnisse der deutschen Dichtung in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. angereiht werden. Eine im Verhältnis zu den meisten Produkten der Zeit ungemeine Einfachheit und sinnige Schlichtheit nebst musikalischem Wohllaut ist eigen einigen Poeten, die zu Königsberg ihren Musensitz hatten: Roberthin, Albert und Simon Dach. Der hervorragendste ist *Dach* (1605—1659), der echt volksmäßige Liedestöne anschlug (»Aennchen von Tharau«), wie wir sie in der weltlichen Lyrik jener Zeit nur noch bei Flemming finden. Auch diese Königsberger erkannten in Opitz ihren Meister an. Ebenso Jul. Wilh. Zinkgref, der, jenem zu Heidelberg befreundet, den Opitz'schen Geist in seinen Dichtungen deutlichst bekundet, mit seiner Nachdichtung des Tyrtäus aber im »Soldatenlob« (erschienen 1632) Besseres als sein Ideal lieferte, wie auch die Sammlung witziger und kluger Sprüche und Reden (Apophthegmata), die Zinkgref verfaßte, durch natürliche und lebendige Erzählung werthvoll ist. Der nüchterne Sinn der Opitz'schen Schule mußte überhaupt am wirksamsten und am angemessensten erscheinen in der epigrammatischen Gattung, daher wenige so schätzbare Produkte in jener Zeit uns begegnen wie die Reimsprüche Friedrich von *Logau's* (1604—1655), wiewohl sie mehr durch die treffliche vaterländische, dem Franzosenthum scharf zu Leibe gehende Gesinnung und durch gesunden Witz als gerade durch poetischen Gehalt ausgezeichnet sind. Der *Kirchengesang* des 17. Jahrh. kommt an volksthümlicher Kraft, an Freudigkeit des Kampfesmuths dem des 16. Jahrh. nicht gleich. Vielmehr spricht sich in ihm, der nicht aus dem Gesammtbewußtsein einer großen Glaubensgemeinschaft hervorgehen konnte, mehr als dort der Trost und die Hoffnung des gläubigen Einzelnen aus. Aber die Lieder eines Paul Gerhard (1606—1676), Flemming, Dach, A. Gryphius, Joh. Heermann (1585—1647), Martin Rinckart (1585—1649), Georg Neumark (1621—81), Samuel Rodigast (1649—1708), Joh. Rist (1607—1667), Benj. Schmolcke (1672—1737) sind hervorgedrungen aus tiefinnerster Herzenserfahrung und erheben sich oft zur Höhe dichterischer Schönheit. Dem Katholicismus, der im allgemeinen an geistlicher deutscher Lyrik nicht so fruchtbar erscheint, gehören Friedrich v. Spee (gest. 1635) und Johann Scheffler (1624—77) an. Ersterer hält sich vom Extrem des Allegorisirens ferner als Scheffler, wenn auch seine Lieder (»Trutznachtigall«) zuweilen nicht von kindischen Bildereien frei sind. Diese verunstalten häufiger die geistliche Poesie Schefflers (Angelus Silesius). Seine religiösen Anschauungen, welche in seinem »Cherubinischen Wandersmann«, einer Spruchsammlung voll tiefsinniger Mystik, niedergelegt sind, streifen sehr nahe an die pantheistische Weltauffassung. Unter den protestantischen Poeten der mystischen Richtung sind hervorzuheben: Christian Knorr v. Rosenroth (gest. 1689) und Quirinus Kuhlmann (1689 in Rußland lebendig verbrannt). Ueberschauen wir die wichtigsten übrigen Erscheinungen der Lyrik des Zeitraums hier gleich im Anschluß, so treffen wir in der Epoche des Opitz zunächst noch auf folgende. In Norddeutschland ragt durch ansehnliches poetisches Talent, was sich aber in Vielschreiberei und allerlei wunderlichen Bemühungen um Sprache und Rechtschreibung (Purismus) zersplitterte, hervor: Philipp v. Zesen (1619—89), den wir noch weiter unten als Romandichter zu erwähnen haben. Man hat ihn zu seiner Zeit seines freilich oft abenteuerlichen literarischen Treibens wegen gleichzeitig unter- und überschätzt. Seine Lieder bekunden eine in jener Zeit nicht gewöhnliche Frische und Lebendigkeit. Sein Gegner Rist, wie jener in Hamburg lebend, leistete das anerkennenswertheste im geistlichen Lied, sammelte aber, obgleich im übrigen seine Erzeugnisse an Inhaltsleere und Breite leiden, einen großen Anhang ihm nachstrebender Poeten, unter denen Jakob Schwieger der talentvollste war. Dem norddeutschen Dichterkreis zugehörig, versuchten sich Joachim Rachel (1618—69) und Hans Wilh. Lauremberg (1590—1659), dieser in plattdeutscher Sprache, in gereimten Satiren, die dem letztern besser gelangen als jenem, der zwar würdige Gesinnung, aber spießbürgerlichen Geist an den Tag legt. Einen Fortschritt gegenüber der verstandesmäßigen Richtung der Opitzianer gewahren wir in den Dichtungen der Nürnberger Poeten, der Gründer und Mitglieder des

Pegnitzordens. Statt der nüchternen französischen und holländischen Vorbilder der Ersten schlesischen Schule wählten sie Italiener und Spanier zu Mustern, verfielen aber freilich in Uebertreibung der bei diesen schon in starkem Maße vorhandenen allegorisch-witzelnden Manier. Die Tändeleien der italienischen Schäferpoesie führte bei den Pegnitzern ein Georg Phil. Harsdörffer (1607—1658), der, während seiner Jugend in Italien weilend, früh den Concettistil des Marino zum Vorbild wählte, im ganzen aber noch die wenigsten Verirrungen in die läppische Allegoriensucht seiner Genossen im Blumenorden sich zu Schulden kommen ließ. Von jenen sind als rührigste und begabteste noch zu nennen: Joh. Klaj (1616—56) und Siegmund v. Birken (Betulius, 1626—81). Das Bestreben der Nürnberger zeigt wenigstens eine Annäherung an richtigere Auffassung des Wesens der Dichtkunst. Daß diese ergötzen und nicht lediglich belehren solle, wie Opitz wollte, war ihr leitender Grundsatz. Diesen verfolgten in der zweiten Hälfte des Zeitraums eine Anzahl Poeten, die gewöhnlich unter dem Namen der **Zweiten schlesischen Schule** zusammengefaßt werden, mit bedeutenderem Talent und bestimmterer Tendenz, an ihrer Spitze Christian Hoffmann v. **Hoffmannswaldau** (1618—79) und Daniel Kaspar v. **Lohenstein** (1635—83). Ihre poetischen Schriften gehören zu den widerlichsten Hervorbringungen unserer nationalen Literatur, und dennoch überwiegt ihr ästhetischer Werth den der Poesie aus der Schule Opitz' um ein bedeutendes. Sie zeigen sich sehr weit entfernt von der schulmeisterlichen Manier der Opitzianer, und »gute Lehre« ist aus ihren Schriften nur negativ zu gewinnen. Was sie zu ihrem Vortheil von jenen wesentlich unterscheidet, ist, daß ihre Dichtung nicht an den Verstand appellirt, sondern in erster Instanz sich an die Phantasie wendet. Hatte Opitz die reine »Schreibensart« eingeführt, so galt es Hoffmannswaldau, der sich, wie die Pegnitzer, vorzugsweise an die Muster der Italiener hielt, die »liebliche« Manier der Darstellung, wie er sie selbst genannt hat, aufzubringen. »Sinnreiche Erfindungen, anmuthige Verknüpfungen, artige Beschreibungen« und vor allem »durchdringende Beiwörter« sind die Dinge, denen er und dann der ihm nachahmende Lohenstein in noch gesteigertem Maße nachstrebte. Innerlich freilich waren die beiden Choregen der neuen schlesischen Schule genau so nüchterne, verständige Naturen wie die Opitzianer. Ein ganz bewußter Verstandeskalkül führte sie von der Trockenheit jener zu der blühenden Schreibweise, die sie kennzeichnet. So erklärt sich, daß beide, im Leben ehrsame, hochgeachtete Breslauer Rathsherren, einen Cynismus, eine Ueppigkeit, ja Liederlichkeit der Phantasie in bilderreicher Darstellung entfalteten, wie wir sie in unserer Literatur erfreulicherweise vergeblich zum zweitenmal suchen. Denn den Nachwirkungen des Dreißigjährigen Kriegs konnten auch sie sich nicht entziehen, und mit ihrer phantastischen Ueppigkeit paarte sich rohe Brutalität und blutige Grausamkeit. Hoffmannswaldau ist Lyriker, Lohensteins Domäne ist das Drama und die Romangattung. In Hoffmannswaldau's »Heldenbriefen«, durch welche er die Gattung der Heroïde bei uns einführte, herrscht die Obscönität in geradezu ekelhaftem Grad; aber die Darstellung ist ungleich leichter, fließender, geistreicher, man darf in gewissem Sinn sogar sagen: schöner als in der Mehrzahl der Poesien aus der Ersten schlesischen Schule. In Lohensteins Tragödien und in seinem ungeheuer weitläufigen Roman »Arminius und Thusnelda« erscheint die Sprache mit einer oft lächerlichen Ueberlast von Sentenzen, schillernden Beiwörtern, kolossalen Wortverschweißungen beladen; allein ein ungewöhnlicher Geistreichthum leuchtet doch auch aus den an Absurditäten überreichsten Partien seiner Schriften hervor. Wie nun in diesen Uebertreibungen der italienischen Concettimanier der durch die frostige, hausbackene Weise der Opitz'schen Schule hervorgerufene Gegensatz sich darstellt, so macht sich ein solcher sofort wieder geltend gegenüber dem Bombast und Schwulst der Hoffmannswaldau und Lohenstein in einer neuen Richtung, die mit dem Auftreten Christian **Weise's** aus Zittau (1642—1708) begann. Bei ihm, der in Lyrik, Drama, Roman eine merkwürdige Fruchtbarkeit entwickelte, ist alles wieder natürlich und einfach. Weise schrieb verständig-klar und ohne Gezwungenheit in Bild und Gedanken. Er verschmähte die Anlehnung an fremde Muster; deutsch zu sein in seiner Dichtung, war sein vornehmstes Ziel. Und so vollzieht sich in ihm und den übrigen Gegnern der Lohenstein'schen Manier: Hans Aßmann v. Abschatz (gest. 1699), Benj. Neukirch (gest. 1729), Christian Wernicke (gest. um 1710), Freiherr v. Canitz (gest. 1699) u. a., wie arm sie auch an echt dichterischem Gehalt waren, doch ein Fortschritt zum Bessern in der Rückkehr zum Natürlichen und zur Einfachheit des poetischen Ausdrucks. Neben dieser erfreulichen Erscheinung bietet zwar die Wendezeit des 17. in das 18. Jahrh. eine abstoßende in der speichelleckerischen Hofdichtung der Besser und König, die als Ceremonienmeister in Dresden und Berlin die Dichtkunst zur Verschönerung von Hoffeierlichkeiten officiell mißbrauchten; aber in zwei Poeten, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. auftraten, begegnen wir dafür auch so wesentlich besseren Dichtungselementen, daß wir den letzten Abschnitt unseres Zeitraums als den Beginn der Vorbereitung eines Zeitalters echter Poesie dennoch mit Bestimmtheit bezeichnen dürfen. Es sind dies Joh. Christian **Günther** (1695—1723) und Barthold Heinrich **Brockes** (1680—1747). An dichterischer Begabung war der erstere letzterem weit überlegen. Eine feurige, aber zügellose Natur, durch unselige, vielfach durch eigene Schuld herbeigeführte Lebensverwickelungen zu Grunde gerichtet, spricht uns aus innigen, oft hinreißenden Liedern bei Günther an, wiewohl auch er der Geschmacklosigkeit seiner Zeit in hochtrabenden Gelegenheitsgedichten reichlichen Tribut zollte. Brockes erscheint neben ihm spießbürgerlich und trocken; was ihm aber eine bedeutsame Stelle in der Entwickelungsgeschichte unserer Literatur sichert, ist der Geist liebevoller Versenkung in das Naturleben, den die 9 Bände seines Werks »Irdisches Vergnügen in Gott« bekunden. Noch ist hier der **dramatischen** Dichtung aus der letzten Hälfte des Zeitraums zu gedenken. Hamburg war der Hauptschauplatz derselben seit den siebenziger Jahren des 17. Jahrh. Das Singspiel »Daphne« von Opitz (von Schütz in Musik gesetzt und 1627 zu Dresden als erste deutsche Oper aufgeführt) hatte die italienischem Vorbild nachgeahmte Oper an zahlreichen deutschen Höfen und in reichen Handelsstädten in Mode gebracht. In Hamburg wurde sie 1678 mit dem »Erschaffenen, gefallenen und aufgerichteten Menschen« von Chr. Richter (Musik von Theil) eröffnet. Fortan waren dort die Bartel, Postel, Feind, Hunold u. a. unermüdlich in Operndichtungen. Man wähnte in diesen das Höchste, was Poesie leisten könne, gefunden zu haben, wiewohl die Dichtung selbst als Nebensache hinter Musik und prunkvoller Ausstattung zurücktrat. Innerhalb der

ersten 18 Jahre wurden 63 verschiedene, in den ersten 50 Jahren gegen 300 Opern zu Hamburg gegeben. Die Komponisten entwickelten eine ungeheure Thätigkeit, Keyser allein lieferte über 100. Da Dekorationen, Kostüme, Tänze 2c. das Interesse zumeist in Anspruch nahmen, so verkümmerte in der Blütezeit der damaligen Oper das eigentliche Drama fast gänzlich. — Das quantitativ bedeutendste Produkt der Prosa dieses Zeitraums ist der Roman. Die Anregung zur Bearbeitung dieser Gattung kam aus dem Ausland. Im Beginn des 17. Jahrh. wurden französische Helden- und Liebesgeschichten, spanische Romane von irrenden Rittern und Schelmen, Schäferromane u. a. in Deutschland fleißig übersetzt. Schon 1583 war der »Amadis von Gallien« in deutscher Uebertragung erschienen. Mehrfache Verdeutschungen der »Diana« von Montemayor, der »Arcadia« Sidney's, der »Eromena« von Biondi, der »Asträa« von d'Urfé folgten in den ersten Jahrzehnten seit 1600 nach. Diesen Vorbildern verdanken die ersten deutschen eigentlichen Romane ihre Entstehung. Als unsere frühesten selbständigen Romandichtungen werden gewöhnlich bezeichnet Dietrichs von dem Werder »Dianea« (1644) und Philipp von Zesens »Adriatische Rosemund« (1645), nach deren Vorgang sich nun eine fast ungeheuerliche Fruchtbarkeit in der Romangattung entfaltete. Den einzelnen Erzeugnissen derselben brauchen wir keine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da die breiten und abgeschmackten, dazu mit moralischen Exkursen wie mit Auslassungen über die mannigfaltigsten Gegenstände der Politik, Theologie, Naturwissenschaft verbrämten Liebesgeschichten, welche in riesigen, vielbändigen Werken Andr. H. Buchholtz (1607—1671), Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel (1633—1714), Heinr. Anselm v. Ziegler und Kliphausen (1653—97), Lohenstein u. a. lieferten, an literarischem Werth sehr tief stehen. Ein Roman aber ist aus dem 17. Jahrh. hervorgegangen, der unter die hervorragendsten Erscheinungen unserer gesammten erzählenden Literatur zu stellen ist: der »Abenteuerliche Simplicissimus« des Hans Jakob Christoph v. Grimmelshausen (gest. 1676). In ihm besitzen wir ein Werk wichtigster Art, in welchem das wilde Treiben der Kriegszeiten des 17. Jahrh. ebenso frisch und lebendig, wie mit tiefer Gemüthlichkeit und treuherzigem Humor in wahrhaft künstlerischer Meisterschaft geschildert ist. Der »Simplicissimus« bildet den unübertroffenen Vorläufer zahlreicher Vagabundengeschichten, die vorzüglich im Anschluß an Defoe's »Robinson« (1719) in Deutschland auftauchten. Das deutsch-humoristische Naturell, das in Grimmelshausens Roman uns anmuthet, erscheint in einigen Schriften des 17. Jahrh. mit satirischen Elementen versetzt. Unter diesen ragen hervor durch treffende Polemik wider die lächerlichen Seiten der Zeit: des Hans Michael Moscherosch (1601—1669) »Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald«, die an J. Möser erinnernden Schriften von Johann Balthasar Schupp (1610—61) und die seltsamen, wortwitzreichen Satiren des Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1642—1709). Als bedeutendste Vertreter der wissenschaftlichen Prosa des Zeitraums sind schließlich zu nennen außer den schon früher erwähnten Thomasius und Wolf der Historiker Pufendorf (gest. 1694) und Gottfr. Arnold (1666—1714).

Dritter Zeitraum: Von Gottscheds Auftreten bis zu Schillers Tod (1725—1805). Wir zerlegen diesen Abschnitt in drei Abtheilungen, deren erste die Zeit vorbereitender Kämpfe und Bestrebungen umfaßt, während die folgende die Wirksamkeit einer Anzahl eminenter, aber trotzdem nicht zu vollem Erreichen dichterischer Vollendung durchdringender Geister aufzeigt und die letzte das zweite Blütenalter unserer nationalen Literatur in sich begreift. Die Jahre 1725—47 begrenzen die Vorbereitungsepoche. Um sie in politischer Hinsicht zu kennzeichnen, genügt die Bemerkung, daß alle Mißstände des vorigen Zeitraums und einige davon in gesteigertem Maße fortdauern. Die Schwäche des deutschen Reichsverbands währt fort, klägliche Zänkereien unter den Reichsgliedern um läppische Etikettenfragen u. dgl. zeigen die deutsche Uneinigkeit in höchster Blüte. Das Volk lebt in dumpfer Unfreiheit, das absolutistische Vorbild Ludwigs XV. von Frankreich hat in der Willkür und Nichtachtung der Unterthanenrechte an den deutschen Höfen schlimme Nachahmung gefunden. Die eigentlichen geistigen Befreier treten erst im folgenden Zeitabschnitt auf, aber es gehen ihnen geschäftige Vorboten voraus. Unter ihnen ist Johann Christoph Gottsched (1700—1766), ein Mann von einst diktatorisch herrschender Stellung in unserer Literatur, dem aber am Schlusse seiner Laufbahn eine ebenso übertriebene Geringschätzung zu theil ward, wie sein ehemaliger Ruhm ein unverdienter war. Gottsched ist ursprünglich mit Bestrebungen aufgetreten, die aus gesunden vernünftigen Ueberzeugungen hervorgingen, und hat eine Reihe drückender literarischer Uebelstände beseitigt. Es ist ihm nachzurühmen, daß er muthig den Resten des Lohenstein'schen Schwulstes in unserer Dichtung zu Leibe ging; daß er den geistlosen Prunk des Opernunwesens und die pöbelhaften Hanswurstiaden aus dem deutschen Drama verbannte oder wenigstens zu vertreiben versuchte; daß er strenge Zucht in Form und Inhalt unserer Dichtung einzuführen sich redlich bemühte. Der Schatz von Kenntnissen, den er in rastlosem Fleiß sich angeeignet hatte, war an Umfang, wenn es ihm auch an gründlicher Tiefe gebrach, für seine Zeit bedeutend. Seine Thätigkeit müssen wir als vielseitig, rastlos und unermüdlich bezeichnen. Er redigirte Zeitschriften, veranstaltete Sammlungen alter und neuer dramatischen Originale und Uebersetzungen; er schrieb und übertrug Trauerspiele, verfaßte Lehrbücher der Rede-, Sprach- und Dichtkunst. Aber freilich war seine künstlerische Einsicht gering, seine richtigen Ueberzeugungen vom Wesen der Poesie verschwinden dem heutigen Betrachter fast gänzlich vor der Menge seiner Irrthümer, die er, durch immer allgemeiner werdenden Widerspruch gereizt, mit wachsender Hartnäckigkeit verfocht, bis er das tragische Geschick erfuhr, daß er dem jüngern Geschlecht als Inbegriff aufgeblasener Geschmacklosigkeit erschien und auch ehemalige Anhänger, neuen Strömungen der Zeit folgend, ihn mit wenigen armseligen Vasallen seiner einstigen geistigen Lehnsherrlichkeit vereinsamt ließen. Ihm war strikte Regelmäßigkeit das höchste Gesetz der Dichtkunst, daher er in der steifen sogen. Klassicität der Franzosen das Vorbild wahrer Poesie sah. Echten dichterischen Talents vielleicht noch mehr ermangelnd als Opitz, verlangte er nichts so entschieden von dem Dichtungswerk, als daß es nach den von der Vernunft aufgestellten Gesetzen abgefaßt sei, und die Phantasie wie ihre Heimat, das Wunderbare, erschien ihm eher störend als unerläßlich für den wahren Poeten. Gerade diese Ueberzeugung war es, die ihn in einen Kampf verwickelte, in dem sein geraume Zeit so mächtiges Ansehen bei den Zeitgenossen den Todesstoß empfangen sollte. Im Jahr 1721 hatten Bodmer und Breitinger in Zürich einen Verein gegründet, dessen

Zweck die Unterhaltung über moralische und literarische Dinge bilden sollte. Die Zeitschrift »Diskurse der Maler« diente der Genossenschaft zum literarischen Organ. Joh. Jak. Bodmer (1698—1783), von nicht viel höherem dichterischen Talent als Gottsched, stand über ihm an künstlerischer Erkenntnis. Seine Blicke richteten sich auf die großen Erscheinungen der englischen Literatur, und indem er an diesen seine dichterischen Theorien abstrahirte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß die Poesie eine Malerei mit Worten sei, daß ihr Gebiet das Wunderbare, ihr schöpferischer Hauptfaktor die Phantasie sei. Neben ihm (dessen Dichtungen von geringem Werth, dessen Ausgrabungen altdeutscher Dichtungsschätze erst in unserem Jahrhundert folgenreich geworden sind) vertraten seine Landsleute Joh. Jak. Breitinger (gest. 1776) und K. Fr. Drollinger (gest. 1742), der sich im philosophischen Lehrgedicht versuchte, gleiche poetische Anschauungen. Zwei Schriften, aus dem Kreis dieser Schweizer hervorgegangen, veranlaßten eine in früheren Scharmützeln vorbereitete, für unsere Dichtkunst hochwichtig gewordene literarische Fehde zwischen den Schweizern und Gottsched. Es waren: Bodmers Abhandlung »Von dem Wunderbaren in der Poesie« und Breitingers »Kritische Dichtkunst«, beide 1740 erschienen. Das Ende dieses Streits, in welchem nüchterne Verstandesmäßigkeit und phantasievolle Lebendigkeit und Naturwahrheit, französische Muster und englische (namentlich Milton) in erbittertem Eifer einander gegenüber gestellt wurden, war, daß sich fast alle jüngeren Talente von Gottsched ab- und den Schweizern zuwandten. Schauen wir uns nunmehr nach den Bestrebungen praktischer Dichtungen in jenen Zeiten um. Es begegnen uns hier zunächst zwei an den theoretischen Kämpfen unbetheiligte Poeten, die wir in gewissem Sinn als Erstlingserscheinungen besserer Zeiten ansehen dürfen. Albr. v. Haller (1708—1777), der berühmte Naturforscher, hebt sich vor den meisten ihm vorausgehenden und gleichzeitigen Dichtern durch sittlichen Ernst, gedankenreiche Kürze, treue, wenn auch zuweilen kleinliche und stark rhetorisch gefärbte Naturschilderung (»Die Alpen«, 1729) hervor. Leichtern, der französisch-anakreontischen Manier zugewandten Geist, lebendige, wirklich empfundene Heiterkeit des Lebensgenusses athmen die Lieder Friedrich v. Hagedorns (1708—1754). Stehen diese beiden abseits der literarischen Bewegung, so zeigen sich einige Dichtergruppen, deren zahlreiche damals sich an den verschiedensten Orten zusammenschlossen, vielfach angeregt von derselben. Die erste dieser Vereinigungen treffen wir in Leipzig; ihr persönlicher Mittelpunkt war der dortige Professor J. J. Schwabe, dessen Zeitschrift »Belustigungen des Verstandes und Witzes« (1741—1745) die frühesten Produkte einer Anzahl junger Männer veröffentlichte, unter denen wir Gellert, Rabener, Elias Schlegel, A. G. Kästner namentlich aufführen. Der Geist, der diese Genossenschaft einigte, war im wesentlichen noch der Gottsched'sche. Wir dürfen daher die genannten Poeten, wiewohl ihre Wirksamkeit zum größern Theil der Epoche Klopstocks angehört, dennoch hier bereits in flüchtiger Charakteristik kennzeichnen. Christ. Fürchtegott Gellert (1715—69) hat das ungemein hohe Ansehen, in dem er bei seinen Zeitgenossen stand, neben der Redlichkeit, Milde und Menschenfreundlichkeit seines Charakters vorzüglich dem Ton des populären Rationalismus zu verdanken gehabt, den er in geistlichen und weltlichen Dichtungen anschlug. Die breite Langweiligkeit seiner größeren Lehrgedichte und Romane, die gespreizte, hölzerne Steifheit seiner Lustspiele zeigt ihn ganz in der Sphäre Gottscheds befangen; seine Fabeln aber und die besten seiner Kirchenlieder sind mit Recht die allgemeinen Lieblinge ihrer Zeit gewesen und stehen noch der unserigen in gutem Andenken. Gellert war kein Poet in großem Stil, die nüchterne Lehrhaftigkeit seiner Natur verleugnet sich auch in seinen schönsten Poesien nicht ganz. Aber die klare, einfach-natürliche Darstellung seiner Fabeln, das vortreffliche Erzählertalent, das sich in diesen kundgibt, die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, die aus der mitten im Spott immer noch maßvollen Milde des Dichters uns anlächelt, geben ihnen einen unverwüstlichen Reiz. Seine geistlichen Lieder haben wenig eigentlich Liedermäßiges; die vollkommene Gesundheit, die schlichte, von jeder Gezwungenheit freie Wahrheit der Ueberzeugung, der sie Ausdruck leihen, wird ihnen aber keine orthodoxe Kritik wegstreiten. Gottlieb Wilhelm Rabeners (1714—71) Satiren sind den Schriften Gellerts durch die verständige Trockenheit verwandt, aber hinsichtlich der übrigen Eigenschaften nicht ebenbürtig. Zur echten Satire fehlte dem Leipziger Steuersekretär eine genügend freie Weltanschauung und jener Muth, der mit seiner gesammten Zeitgenossenschaft, indem er ihre Schwächen geißelt, zu kämpfen sich nicht scheut. Matte, handgreifliche Ironie sucht bei Rabener nicht die Thoren, sondern die Thorheit in abstrakten socialen Typen zu verspotten, und die Wirkung des Angriffs muß darum schwach bleiben. Joh. Elias Schlegel (gest. 1749) ist vorzugsweise als Dramatiker bemerkenswerth. Würdevolle Darstellung, die zwar höhern Schwungs meist entbehrt, zeichnet seine Trauerspiele, deren bedeutendstes »Kanut« ist, aus; sein Lustspiel »Der Triumph der guten Frauen« wurde von Lessing noch 1768 für das beste deutsche Lustspiel erklärt. Das Werthvollste, was Abr. Gotth. Kästner (1719—1800) im Gebiete der Dichtung hervorgebracht hat, gehört der Gattung des Epigramms an, in welcher er ungemeinen Witz, der aber nicht selten sich in bitter verletzende Persönlichkeiten verirrt, bekundete. Eine zweite Poetengruppe begegnet uns seit 1744, gleichfalls um eine Leipziger Persönlichkeit geschart. Karl Christ. Gärtner eröffnete in diesem Jahr die unter dem (vom Druckort entnommenen) Namen der »Bremer Beiträge« bekannte Monatsschrift: »Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes«. Unter ihren Mitarbeitern, welche, bereits der Gottsched'schen Richtung abgekehrt, den Schweizern huldigten, waren: Adolf Schlegel (gest. 1793, Bruder des vorher genannten Schlegel); Andr. Cramer (gest. 1788), der eine poetische Uebertragung der Psalmen versuchte; Fr. W. Zachariä (1726—77), der in einer komischen Epopöe, »Der Renommist«, ein lebendiges Bild damaliger Universitätszustände zeichnete; Arnold Schmid (gest. 1789); Joh. Arn. Ebert (gest. 1788); Nik. Dietr. Giseke (gest. 1765). Die »Bremer Beiträge«, denen sich auch Gellert und Rabener nachmals als Mitarbeiter anschlossen, haben auch Klopstocks erste Dichtungen veröffentlicht. Zu Halle gründete 1734 Sam. Gotth. Lange einen Verein zur Beförderung deutscher Sprache, den später Lessing einer nicht beneidenswerthen Unsterblichkeit überlieferte; außer dem Stifter dieser Gesellschaft leistete jedoch keiner der Theilnehmer Erwähnenswerthes, Jak. Imman. Pyra etwa ausgenommen, der in einer Abhandlung (»Beweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe«) 1743 dem Ansehen Gottscheds, namentlich durch eine kritische Zergliederung von dessen »Sterbendem Cato«, fast völlig den Garaus machte. Neben solchen bestimmt

organisirten und meist durch Zeitschriften öffentlich vertretenen Gesellschaften schlossen sich damals auch freiere Vereinigungen zusammen, deren Zusammenhalt oft nur durch das nahe örtliche Beieinanderleben einzelner Poeten, oft auch durch verwandte Bestrebungen derselben gebildet wurde. So verbanden sich in Halle Gleim, Uz und Götz zu gemeinschaftlichem Lesen griechischer und römischer Dichter und zum Austausch ihrer eigenen Poesien; so gab Gleim späterhin in Berlin Veranlassung zu geselliger Vereinigung der Ew. v. Kleist, Ramler u. a., wie er auch, nach Halberstadt übergesiedelt, einen Dichterkreis um sich scharte, dem J. G. Jacobi, Klamer Eberh. Schmidt (gest. 1824), Benj. Michaelis (gest. 1772) und die Karschin angehörten. Alle diese Dichter haben noch mit und neben Klopstock gedichtet, aber sie gehören gleichwohl innerlich der Vorbereitungszeit an. Der neue Geist, der seit dem Auftreten jenes die deutsche Poesie umgestaltet, hat sie nur äußerlich angeweht, und obwohl sie zwar den dithyrambischen Schwung der Klopstockschen Gesänge in Oden und Liedern mannigfach nachzubilden bemüht waren, so ist doch verstandesmäßige Regelmäßigkeit der Grundzug ihrer Dichtung, und das Gottsched'sche Wesen haben sie nie vollkommen überwunden. Wir müssen ihre Charakteristik daher noch in diesen Abschnitt herübernehmen. Wilh. Ludw. Gleim (1719—1803) hat in seinen zahlreichen lyrischen Gedichten die verschiedensten Weisen des Alterthums und zeitgenössischer Dichter nachzubilden gesucht; nie aber ist er über ein oberflächliches, selbst die ernstesten Stoffe nicht tiefer erfassendes und von ihnen nicht tiefer erfaßtes Wesen hinausgekommen. Im Leben heiter und menschenfreundlich (als der »Vater Gleim« stets für junge Talente zur Förderung und freilich auch zu schwächlicher Lobeserhebung bereit), in seinen zahllosen Briefen voll sentimentaler Freundschaftsüberschwänglichkeit, in seinen Episteln und Liedern meist bis zu kindischem Wesen tändelnd, hat Gleim nur wenig Bleibendes geleistet, unter diesem das beste im leichten anakreontischen Lied und in den »Liedern eines preußischen Grenadiers«, denen zwar zu wahrer Volksmäßigkeit noch vieles und gerade das wesentlichste abgeht, die aber doch einer wirklich vorhandenen Begeisterung für den größten Helden der Zeit allgemein freudig widerhallenden Ausdruck liehen. Tiefer und gehaltvoller war das Talent, das sich in den Oden, geistlichen Liedern und Lehrgedichten von J. Peter Uz (1720—96) ausspricht, während J. Nik. Götz (1721—81) wie Gleim vorzüglich dem heitern Sinnengenusse seine Dichtkunst widmete und französische Vorbilder mit Glück sprachgewandt nachahmte. Wenige Dichter jenes Zeitraums erwarben aber so hohen Ruhm wie Ewald Chr. v. Kleist (1715—1759). In der That zeichnen kräftige Würde seine Oden, lebendige Naturempfindung seine Idyllen und das berühmte beschreibende Gedicht »Der Frühling« aus. An den Alten, besonders an Horaz, hatte K. Wilh. Ramler (1725—98) sein Talent geschult und dadurch eine formelle Meisterschaft gewonnen, deren glättender Feile auch ein Lessing sich gern unterzog. Der dichterische Gehalt seiner Dichtungen kommt aber an Werth ihrer Darstellung nicht gleich. Joh. Georg Jacobi (1740—1814) ist der einzige unter den Poeten der genannten Kreise, der im Lied wenigstens einzelnes von bleibendem Werth geschaffen hat. Auch er gefiel sich jedoch meist in der Oberflächlichkeit der tändelnden anakreontischen Manier. Anna Luise Karsch (1722—1791) verwendete ihr nicht unbeträchtliches Talent allzu viel zum Dienst handwerksmäßiger Gelegenheitsdichterei, und nur ihre frühesten Gedichte muthen durch lebendigen und natürlichen Gefühlsausdruck an. Wir haben schließlich noch einige Erscheinungen des vorbereitenden Zeitraums anzumerken, die sich keiner der erwähnten Gruppen einreihen ließen. Von geistlichen Liederdichtern, welche der mystischen und pietistischen Richtung des 17. Jahrh. sich anschließen, sind zu nennen Nik. Ludw. Graf v. Zinzendorf (dessen Lieder meist in der Weise Scheffler's geziert und süßlich sind) und der tiefsinnige G. Tersteegen (gest. 1769). In der poetischen Erzählung und der Fabel erhielten Popularität Magn. Gottfr. Lichtwer (1719—83) und Gottl. Konr. Pfeffel (1736—1809). Als ein Dichter von einer in dieser Zeit seltenen Fülle der Lebensanschauung und Tiefe der poetischen Stimmung muß Ludw. Schnabel hervorgehoben werden, dessen Lebensumstände unbekannt sind, dessen Roman »Die Insel Felsenburg« aber zu den bedeutendsten deutschen Werken der vorklopstockischen Epoche zählt. Als Satiriker ragt hervor durch scharfen Verstand, tüchtige Gesinnung, geistvolle Ironie und musterhafte Darstellung Christ. Ludw. Liscow (1701—1760), den man als eine in gewissem Sinn mit Lessing geistig verwandte Persönichkeit bezeichnen darf. Auch eines literarisch rührigen und durch dramatische Uebersetzungen und Originalarbeiten verdienstvollen weiblichen Autors, der Gattin Gottscheds, Luise Adelgunde Victorie, geborne Kulmus, ist zu gedenken, die dem Leipziger Diktator eine unermüdliche literarische Mitarbeiterin und ihm an poetischem Talent um ein nicht geringes überlegen war. Endlich sind zu nennen als auszuzeichnende Schriftsteller im Gebiet rhetorischer und historischer Prosa: Joh. Lorenz v. Mosheim (der beste Kanzelredner seiner Zeit, gest. 1755, von ihm Predigtsammlungen) und J. Jak. Mascou (gest. 1761), dessen »Geschichte der Deutschen bis zum Abgang der Merowinger« der erste Versuch künstlerischer Geschichtschreibung ist.

Wir wenden uns jetzt zum zweiten der oben abgegrenzten Zeitabschnitte. Im Jahr 1748 erschienen die ersten Gesänge des Klopstock'schen »Messias« (in den »Bremer Beiträgen«) und Lessings erstes Lustspiel: »Der junge Gelehrte«. Von jetzt an zeigt sich unsere nationale Literatur, die wir in den vorausgehenden Zeiträumen von fremden geistigen Mächten unterjocht und dann mit ihnen wetteifernd ringen sahen, von der Botmäßigkeit des Auslandes, in welcher sie weit über 100 Jahre gestanden, befreit. Zwar behält sie auch jetzt noch fremde Vorbilder, an ihnen lernend, im Auge, aber nicht mehr in sklavischer Nachahmung, vielmehr in freier, selbständiger Bewältigung der von außen her entlehnten Stoffe, in der Meisterschaft näher und näher rückender Nachbildung ausländischer Formen. Mit Klopstock tritt seit den Blütetagen unserer mittelalterlichen Dichtung die erste urkräftige, von echtem Genius erfüllte Dichterseele, das erste wirkliche poetische Genie in Deutschland auf. An seinem feurigen Geist entzündet sich die dichterisch begabte Jugend, und es schallen seit langer Zeit durch die deutschen Gauen wieder zum erstenmal Lieder wahrer, freier Begeisterung. Lessings kritisches Ingenium zertrümmert mit gewaltigen Schlägen die Fesseln, in die französische Afterklassicität unsere Dichtung geschlagen. Zu ihm gesellt sich eine Reihe klarer, lichtvoller Köpfe, die im Verein mit dem Meister an dem von Leibniz begonnenen, von Wolf fortgesetzten Werk befreiender Aufklärung der Nation fortarbeiten. Winkelmann führt als Vorläufer Lessings seine Zeitgenossen in die heiteren Regionen antiker Kunstschönheit ein. Wielands anmuthiges, leichtlebiges

Erzählergenie schafft Vorbilder einer glänzenden Darstellung im Roman und in der romantischen Märchendichtung. Erinnern wir uns weiter daran, daß mit Friedrich d. Gr. ein Herrscher erstand, dessen glänzende Thaten dem Auslande die längst verlorene Hochachtung vor deutscher Kraft wieder erweckten, der der deutschen Jugend die so lange nicht gehegte Empfindung nationalen Stolzes gab, der sogar durch seine Bevorzugung französischer Literatur den deutschen Talenten förderlich war, indem er zum Erreichen und Ueberflügeln ausländischer Dichtung dadurch anspornte und reizte: so haben wir die wichtigsten persönlichen Faktoren der nun aufgehenden neuen Zeit einleitend angeführt und können zu einer skizzirenden Schilderung der Abschnitte im einzelnen übergehen. Die Schweizer hatten im Gegensatze zu Gottsched auf die Engländer als den Franzosen hinsichtlich poetischer Schöpfungen überlegen hingewiesen. Im Jahr 1732 ward Miltons »Verlorenes Paradies«, von Bodmer übersetzt, veröffentlicht; 1745 erschienen Thomsons »Jahreszeiten«, übertragen von Brockes; 1754 gab Ebert die Uebersetzung von Youngs »Nachtgedanken« heraus. Der erhabene Schwung, namentlich der Milton'schen Poesien, tritt uns gleich in den frühesten Dichtungen Friedrich Gottlieb **Klopstocks** (1724—1803) entgegen. Eine von ihren dichterischen Gegenständen ganz, tief und wahrhaftig erfüllte Persönlichkeit hören wir da in fessellosem, von keinem Regelzwang eingeschnürtem Gesang das wirkliche Erlebnis des Gemüths kundthun. Das ist Klopstocks unschätzbare Bedeutung für unsere Dichtung, daß er der Wahrhaftigkeit poetischer Empfindung zu ihrem heiligen Recht verhalf. Zwar im »Messias« (1748 erschienen die drei ersten Gesänge) vermochte er den widerstrebenden Stoff weder episch zu bewältigen, noch für die unendliche Ausdehnung des Gedichts die anfängliche Begeisterung bis zum Schluß festzuhalten. Gleichwohl aber übte auch dieses Werk durch den tiefreligiösen Sinn, dem es entstammte, durch die Großartigkeit einzelner Schilderungen und den sittlichen Ernst, der das Ganze erfüllt, unermeßliche Wirkung auf die Nation. Die eigenthümlichsten Schöpfungen des Dichters sind aber seine »Oden« (zuerst gesammelt 1771). In ihnen erklingen aus der Tiefe eines unendlich reichen Gemüths die echtesten Töne erhabener, frommer Begeisterung, inniger Freundschaft und Liebe, milder Schwermuth und eines starken Vaterlandsgefühls; in ihnen gibt sich echter dichterischer Genius kund. Aber, als wenn nach einer weisen Vorherbestimmung der enthusiastischen, excentrischen und nicht selten auch der Ueberschwänglichkeit verfallenden Begeisterung des Sängers das Gegengewicht hätte gehalten werden sollen, trat mit ihm gleichzeitig der Mann auf, dessen mächtige Bedeutung in der kühlen Besonnenheit des Geistes, in der alles durchdringenden Schärfe der zersetzenden Kritik, in der klaren Erkenntnis des Wesens wahrer Kunst und Dichtung liegt. Neben dem ersten großen Dichter unseres Volks seit dem 13. Jahrh. steht der größte Denker und Theoretiker, den hinsichtlich der Kunst die deutsche Nation aufzuweisen hat: Gotth. Ephraim **Lessing** (1729—81). Wohl hat auch er poetische Meisterwerke geschaffen; wohl haben wir ihn als Begründer einer neuen dramatischen Gattung in Deutschland, des bürgerlichen Trauerspiels, und als den Schöpfer des bis auf diesen Tag einzig gebliebenen nationalen Lustspiels mit hohen Ehren unter der Reihe unserer eigentlichen Poeten zu verzeichnen. Aber Lessings höchste und eigenthümlichste Bedeutung muß anderswo als in seinen Dichtungen gesucht werden. Daß er im »Laokoon« das Wesen aller Kunst und den Unterschied der einzelnen Künste zu unumstößlicher Gewißheit theoretisch begründete; daß er in der »Dramaturgie« die französische Klassicität uns für immer vom Halse schaffte und in Shakespeare das höchste praktische Muster, in dem echten Aristoteles (gegenüber dem falschen, auf den sich die Franzosen berufen hatten) den ewig gültigen Gesetzgeber dramatischer Poetik aufstellte; daß er in den antiquarischen und den Literaturbriefen dem philologischen und dichterischen Afterwesen tödtliche Wunden beibrachte und in den Streitschriften wider die Götzendiener der todten Wortgläubigkeit die furchtbare Waffe seines Scharfsinns, seiner zweischneidigen Gedankenklarheit anwendete — das ist es, wodurch Lessing unserem Volke das wurde, was er ihm war und noch ist. Unter den Befreiern des deutschen Geistes, unter den Aufklärern unserer Nation (jenes berüchtigte Wort im edelsten Sinn angewendet) hat Lessing seine wahre Stellung, aus der keine Zukunft ihn verdrängen wird. Die dritte unter den großen Persönlichkeiten jener Zeit ist Christoph Martin **Wieland** (1733—1813). Seine besten Werke, ausgezeichnet durch Anmuth und Formvollendung, sind zwar nie so zum eigentlichsten geistigen Eigenthum unseres Volks geworden wie die Werke jener; dennoch ist Wielands Bedeutung sehr hoch anzuschlagen. Seine Muse war den Grazien am befreundetsten, und das schöne Maß, die leichte Heiterkeit, die feine Ironie, die feine epikuräische Natur im Verlauf seines Schaffens sich aneignete, verschafften seinen vollendetsten Dichtungen die Berechtigung, in den Schatz unserer klassischen Literatur aufgenommen zu werden. Es sind nunmehr die dichterischen und literarischen Erscheinungen, welche um jene drei bedeutendsten, von ihnen direkt oder indirekt beeinflußt, sich gruppirten, und einige wenige ganz selbständige hier anzureihen. Unter den letzteren treffen wir zunächst auf Joh. Joach. **Winckelmann** (1717—68), der als der Schöpfer unserer Kunstgeschichte genannt werden muß. Der Einfluß seines feinsinnigen, klassisch gebildeten Geistes, seiner meisterhaften, sich oft bis zu dichterischer Schönheit erhebenden Schilderungen antiker Kunst auf Lessing und die ganze folgende Zeit (die der eigentlichen Klassicität unserer Dichtung eingerechnet) ist unermeßlich. An Lessing schließen sich durch verwandte Geistesrichtung an: Chr. Felix **Weiße** (1726—1804), dessen beste Erzeugnisse (Dramen, Singspiele, Jugendschriften) zwar noch vielfach an die Manier der Gottsched'schen Epoche erinnern, aber die Einwirkung Lessings trotzdem deutlich wahrnehmen lassen; Fr. Christ. **Nicolai** (1733—1811), der sich als Mitstrebender des Laokoon-Verfassers durch Zeitschriften, in denen er die Sache der Aufklärung verfocht, nicht geringe Verdienste erwarb, aber sich namentlich gegen das Ende seines Wirkens durch platte und seichte Bekämpfung alles dessen, was nicht dürre rationalistische Tendenz hatte, als einen Fortsetzer der Gottsched'schen Richtung (im übelsten Sinn) dokumentirte; der treffliche M. **Mendelssohn** (1729—86), Lessings Freund, eine der edelsten Persönlichkeiten in unserer Literaturgeschichte, ausgezeichnet durch Scharfsinn und streng geordneten Gedankenreichthum; der früh verstorbene Th. **Abbt** (1738—66), fleißiger Mitarbeiter an den Nicolai-Lessing'schen Literaturbriefen, erfüllt von deutscher, männlicher Gesinnung (»Vom Verdienst« und »Ueber den Tod fürs Vaterland«) u. a. Als Nacheiferer Lessings und mit Nicolai geistig nahe

verwandt ist weiter hier zu nennen Joh. Jakob Engel (1741—1802), dessen »Philosoph für die Welt«, wie seine Prosa überhaupt, ihre auszeichnenden Eigenschaften vornehmlich in durchsichtiger Darstellung und einer der Plattheit freilich nicht allzu fern liegenden populären Verständigkeit haben. Besondere Tiefe der Gedanken findet sich auch nicht bei Christian Garve (1742—98); wohl aber sind seine philosophischen Aufsätze schätzbar durch die freundlich-klare, milde und überzeugende Ruhe, die sie athmen. Ueberhaupt ist die Popularphilosophie, der wir in Mendelssohns, Abbts, Engels und Garve's Schriften begegnen, ein Schoßkind dieses Blütezeitalters der deutschen Aufklärung. Ihr dienten außer jenen: Joach. Spalding (1714—1804), der die Rechte der Vernunft gegenüber dem Pietismus in Glaubenssachen zu wahren strebte; Georg Sulzer (1720—79), der in der »Allgemeinen Theorie der schönen Künste« (1771—74) in klarer Darstellung, aber ohne Lessings bereits im Laokoon ausgesprochene Ideen zu benutzen, für die ästhetischen Lehren Bodmers und Breitingers Propaganda machte; Kasp. Hirzel (1725—1803), dessen echt volksmäßige Schriften Hebung der niederen Stände in materieller und geistiger Hinsicht erzielten; J. G. Zimmermann (1728—95), der in seinen berühmten Abhandlungen »Ueber die Einsamkeit« und »Vom Nationalstolz« Muster lichtvoller Darstellung und Erzeugnisse scharfer Menschenbeobachtung gab. Als unübertrefflichstes Vorbild echt populärer Behandlung der verschiedensten Materien aber ragt über alle die eben genannten hinaus Justus Möser (1720—94). Von ihm haben wir geschichtliche Arbeiten, die alle früheren und gleichzeitigen deutschen Werke in dieser Gattung übertreffen, und seine »Patriotischen Phantasien«, die sich über die mannigfaltigsten socialen, literarischen und politischen Interessen jener Zeit und aller Zeiten verbreiten, sind unvergängliche Denkmäler seltensten praktischen Sinns, tiefster Einsicht in die geschichtliche Entwickelung des Menschenlebens, des reinsten Patriotismus und edelster Unabhängigkeit des Charakters. Als unermüdlicher Verbreiter politischer Aufklärung wirkte gleichzeitig mit ihm Friedr. Karl v. Moser (1723—98), der mit gleichem Muth wie sein berühmter Vater J. Jakob Moser (gest. 1785) die jammervollen staatlichen Zustände Deutschlands schilderte, ohne jedoch in künstlerischer Behandlung seiner Gegenstände an Möser heraufzureichen. Wenden wir uns von diesen fast ausschließlich durch prosaisch-philosophische Schriften wirksamen Männern zurück zu den Poeten des Zeitraums, so begegnen wir in dem Schweizer Sal. Geßner (1730—87) dem Begründer einer selbständigen Gattung, der Idylle nämlich, in welcher er, mit vorzüglichem Talent zur landschaftlichen Schilderung begabt, zierliche Bilder aus einem idealen Naturleben schuf. Klopstocks von einer unhistorischen Auffassung der ältesten deutschen Dichtung ausgehende Bardengesänge und der 1763 bei uns eingeführte Pseudo-Ossian Macphersons riefen eine ganze poetische Richtung in Deutschland hervor, die in hohlen Phrasen und überschwänglichen Kraftworten einen forcirten Patriotismus und altdeutschthümelnde Begeisterung in dem berüchtigten »Bardengebrüll« ertönen ließ. Die vorzüglichsten Vertreter derselben sind: der Wiener Jesuit Denis (gest. 1800), Friedr. Kretschmann (der Barde Rhingulph, gest. 1809) und Heinr. Wilh. v. Gerstenberg (1737—1823), der auch durch seine Tragödie »Ugolino« der Mitbegründer der spätern kraftgenialen Epoche wurde. An Wielands Romane reiht sich eine beträchtliche Anzahl geistesverwandter Dichtungen an, unter denen einzelne jedoch ebenso stark den Einfluß der englischen humoristischen Romandichtung wie den der Wielandisch-französischen Richtung verrathen. Mor. Aug. v. Thümmel (1738—1817) erscheint als dem Dichter der »Abderiten« geistig besonders nahe stehender Romanschriftsteller in den »Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs«, in welchen die Geschichte eines durch Lebensweisheit und Lebensgenuß von Hypochondrie Geheilten in leichter und heiterer Darstellung erzählt ist. Johann Karl Aug. Musäus (1735—87) wurde durch seine »Volksmärchen der Deutschen« ein noch heute wie bei seinen Zeitgenossen beliebter Schriftsteller, wiewohl diese Erzählungen, weit entfernt von dem Ton und Geist echter Volksmärchen, eigentlich Karikaturen dieser, als solche aber reich an treffendem Witz und feiner Persiflage der Moderichtungen jener Zeit sind. Ein recht eigentliches Produkt der Bekanntschaft, welche Deutschland damals mit den empfindsamen Familienromanen der Engländer gemacht hatte, war Joh. Timotheus Hermes' (1738—1821) sentimental-lehrhaftes Zeitgemälde: »Sophiens Reise von Memel nach Sachsen«, gleichfalls ein Lieblingsbuch jener Tage, heute wegen seiner breiten Weitschweifigkeit und weinerlichen Weichseligkeit ungenießbar. Joh. Gottwerth Müller (1744—1828) karikirte in »Siegfried von Lindenberg« leidlich witzig die kleinlichen Reformbestrebungen eines pommerschen Landjunkers. Von gutmüthiger Sentimentalität überfüllt ist der Hauptroman der Jugendfreundin Wielands, Sophie von Laroche (1731—1807): »Das Fräulein von Sternheim«. Die humoristischen Romane des Freiherrn Adolf v. Knigge (1752—96), der auch wegen seines bekannten Buches »Ueber den Umgang mit Menschen« unter die Populärphilosophen gehört, sind ebenso werthlos wie jene oberflächliche und dürftige Anweisung eines Weltmanns, mit seinen Nebenmenschen auszukommen.

Mit dem Beginn der siebenziger Jahre des 18. Jahrh. treten wir dann ein in die dritte der Epochen, in welche wir den ganzen Zeitraum zerfallen ließen. Es offenbarte sich damals in der jüngern Generation ein seltsam stürmisches Verlangen nach der Rückkehr zu fessellosen Naturzuständen, nach einer geistigen Ungebundenheit und Regellosigkeit, deren Anregungen wir wohl zumeist in den Lehren Rousseau's und in dem Bekanntwerden der Nation mit Shakespeare's gewaltigem, von allem, was künstlerische Regel heißt, scheinbar entfesseltem Dichtergeist zu suchen haben, die wir aber nur völlig verstehen, wenn wir sie als den naturgemäßen Gegensatz zu der gekünstelten Unnatur und geistigen Unfreiheit des Zeitalters der Perücken auffassen. Das Gefühl der Freiheitssehnsucht, das erfrischend und bandenlösend das letzte Drittel des 18. Jahrh. erfüllt, wie ein Lenzhauch die Spuren winterlicher Starrheit früherer Zeiten wegthauend, ist zwar herübergetragen in die deutschen Geister und Seelen vornehmlich von Frankreich her; doch mußte die deutsche Nation, um ihm zugänglich zu sein, erst der vorigen Unfreiheit aufs tiefste inne geworden sein, und dazu hat keiner so viel gewirkt als Lessing und Klopstock. Zunächst zeigt sich dieses den Zeitraum erfüllende Unabhängigkeitsverlangen (welches in der politischen Welt den nordamerikanischen Freiheitskrieg, die Reformbestrebungen Friedrichs II. und Josephs II. und die französische Revolution hervorrief) in Deutschland in einer

Ueberschwänglichkeit der auf die Rückkehr zum Naturmenschenthum gerichteten Strebungen. Natürlich sein in allen Dingen, in Sitte, Denken, Trachten, Dichten, Erziehen, in Staat und Kirche, das war die Parole aller jungen Geister in den siebenziger Jahren des 18. Jahrh. Nichts begreiflicher, als daß die Auflehnung wider politische Unterdrückung, wider die Etikettensteifheit des socialen Verkehrs, die französischen Moden ꝛc. sich rasch in das diesen Dingen gegenüberliegende Extrem verirrte. Weil aber diese wunderbare Zeit zugleich mit dieser allgemeinen Richtung eine Reihe eminenter Köpfe, echt künstlerischer Genies hervorgebracht hatte, welche die Kraft besaßen, die Excentricität der neuen geistigen Strömung in sich zu bewältigen und nur die edelsten Elemente derselben, in schönes Maß und holde Ordnung gefügt, in ihre Meisterschöpfung aufzunehmen, mußte dieser Zeitabschnitt auch eine künstlerische Bedeutung gewinnen, wie sie unsere Geschichte nur einmal kennt. Der geniezeugende Weltgeist ist in seinen Hervorbringungen im allgemeinen spärlich und vertheilt sie regelmäßig in lange Räume der Zeiten. Damals war er freigebiger in Deutschland als je. Wir haben nur die Namen Goethe, Schiller, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Kant zu nennen, um darzuthun, daß eine Epoche, die solche Köpfe und Genies zeugen konnte, ihres Gleichen in deutscher Geschichte, vielleicht, die beste griechische Zeit ausgenommen, in der gesammten Weltgeschichte vergebens sucht. Um zu den Erscheinungen speciell im poetischen und nationalliterarischen Gebiet überzugehen, so treffen wir im Beginn der siebenziger Jahre auf die bereits oben angedeutete Ueberschwänglichkeitsrichtung, deren Hauptvertreter die Mitglieder des »Göttinger Hainbundes« (gestiftet 1772) und die süddeutschen »Stürmer und Dränger« (so genannt nach einem Drama Klingers) waren. Auf die Göttinger (Boie 1744—1806, Voß, Hölty, die Stolberge, Miller u. a.) hatte keine Persönlichkeit so an- und erregend gewirkt als Klopstock, und zwar die nationale und sittliche Seite der Klopstock'schen Poesie. Deutsche Kraft, deutsche Sittenreinheit, deutsche (Barden-)Begeisterung waren die Stichwörter des Bundes. Dichterisch sehr bedeutend ist keins der Mitglieder zu nennen. Jedoch begegnen wir unter ihnen einigen liebenswürdigen Talenten; als solches muß vor allen der früh verstorbene Ludw. Heinr. Christoph **Hölty** (1748—76) bezeichnet werden, dessen Lieder und Oden den mildelegischen Ton todesahnender Schwermuth mit kindlicher Naturfreudigkeit und Lebenslust gepaart anschlugen. Die wesentlichste Bedeutung des ehrenfesten J. Heinr. **Voß** (1751—1826) liegt in seinen Uebersetzungen, die Gedichte Homers wurden durch ihn Eigenthum unserer Nation; als Poet leistete Voß sein Bestes in der Idylle, ohne jedoch auch hier den Grundzug seines Wesens, regelrechte, verständige Nüchternheit, gänzlich zu verleugnen. Von Miller haben wir erst bei der Besprechung der Romandichtung zu reden; als Lyriker nimmt er, trotz einzelner sehr populär gewordenen Lieder, eine untergeordnete Stellung ein. Als recht eigentlich der Sturm- und Drangrichtung zugehörig und insofern den rheinischen Genies verwandt erscheinen die gräflichen Brüder **Stolberg**; von ihnen war Christian, der ältere, minder begabt als Friedrich Leopold (1750—1819), der in den Formen des Alterthums glühende Freiheitslieder sang und seine ungestüme Natur nach seinem spätern Bekenntniswechsel auch in der Polemik gegen Andersgläubige nicht verleugnete. Mit dem Hainbund nur in loser Verbindung, aber von dennoch nicht geringer Wirkung auf ihn, dichtete Gottfr. August **Bürger** (1747—94), zum Theil in dem den Göttingern verwandten Dithyrambenton. Ein leidenschaftlich zerrissenes Leben hemmte vielfach Bürgers großes Talent; dennoch fand er zuerst echt lyrische, herzentquollene Töne und schuf in höchster volksmäßiger Lebendigkeit Balladen und poetische Erzählungen, deren beste noch heute unübertroffen sind. Waren die Vorgenannten zu ihrer dichterischen Weise hauptsächlich von Klopstock angeregt worden, so bildete Shakespeare's Genius den Anreger für eine Anzahl anderer Poeten, welche die geniale Ungebundenheit noch energischer und als konsequentere Naturalisten, als die Göttinger waren, in Dichtung und Leben einzuführen sich bestrebten. Eine Gruppe dieser recht eigentlich mit dem Namen der »Kraftgenies« zu belegenden Jünglinge begegnet uns zu Straßburg, während Goethe dort studirte und im ersten Verkehr mit Herder stand. Unter den Genossen beider hat keiner sich so eifrig in Nachahmung der grandiosen Manier Shakespeare's, freilich entschieden zum Nachtheil seiner Dichtungen, versucht als Jak. Mich. Reinhold **Lenz** (1750—92), dessen reiche Gaben für das Drama in der maßlosen, nach hypernatürlicher Darstellung ringenden Sprache seiner Lustspiele unverkennbar sind. Friedr. Max. v. **Klinger** (1752—1831) ist der eigentliche Typus der Stürmer und Dränger. Seine derbe, trotzige Natur, deren Kern ein durchaus tüchtiger war, lehnte sich gegen die schon damals hervortretenden Symptome der Sentimentalitätsepoche auf, und dieser Opposition gab er in wilden Erzeugnissen (Romanen und Dramen) ungezügelten Ausdruck. Ein unversöhnlicher Gegner der von ihm nach Rousseau's Vorbild geschmähten Kultur, war er im Leben und Dichten eine der eigenthümlichsten Erscheinungen jener Zeit. Daniel **Schubart** (1739—1791) war ihm an Maßlosigkeit des Wesens verwandt, aber charakterschwächer, ein wüster Sinnlichkeit verfallenes, bedeutendes Talent, der in der Zeitschrift »Deutsche Chronik« und in einzelnen seiner Lieder eine ungemeine Fähigkeit, den volksmäßigen Ton zu treffen, bekundet. Von dem naturalistischen Drang jener Zeit geben auch die Dichtungen Friedr. **Müllers** (1750—1825, der »Maler Müller« genannt) vielfach Zeugnis; am besten ist ihm die Idylle gelungen, die er mit drastischem Humor auszustatten verstand. Eine interessante Erscheinung der Sturm- und Drangperiode war ferner Karl Philipp **Moritz** (1757—93), dessen autobiographischer Roman »Anton Reiser« die Stimmungen der damaligen Generation lebhaft vergegenwärtigte. Auch J. Heinr. **Merck** (1741—91) ist hier als bedeutsam zu nennen, der weniger als Theilnehmer am Geniewesen, denn als sarkastischer Opponent wider dessen Ausschreitungen durch die Weite seines künstlerischen Gesichtskreises und die ätzende Schärfe seiner Kritik großen Einfluß ausübte. Sein Name führt uns zu dem des größten Dichters jenes Zeitraums, des gewaltigsten Genius der deutschen Poesie überhaupt. Auf Wolfgang **Goethe's** (1749—1832) jugendliche Geistesentwickelung ist Merck von allergrößtem Einfluß gewesen. In Goethe erkennen wir die Eigenschaften, die uns bei den Vorverkündigern der besten Zeit unserer Dichtung getrennt und zerstückt begegnen, geeinigt: Klopstocks Wahrhaftigkeit in der Darstellung des innern dichterischen Lebens, Lessings klaren, scharfdurchdringenden Geist der Gedankenordnung, Wielands Anmuth im poetischen Ausdruck. Goethe's

beste Dichtungen zeigen den echt deutschen Geist in hellenischer Formenschönheit. Von dem Geniedrang der siebenziger Jahre des 18. Jahrh. kräftig erfaßt, schuf der Jüngling Goethe Dichtungen voll nationalen Lebens, voll gährender Leidenschaftlichkeit; nach durchstürmter Heißspornepoche klärte sich in Goethe dem Mann die gewaltige Erregung seines reichen Gemüths zu harmonischem Frieden, dessen Spiegelbilder wir in den heiter-schönen Gebilden, die er während und nach der italienischen Reise geschaffen, erkennen; den Reichthum tiefster Erkenntnisse von dem Wesen der Kunst und des Menschen legte er in Romanen und später in den Aufzeichnungen aus seinem Leben nieder. Im »Faust« schuf er die größte Dichtung, welche unsere Nation besitzt, eine aus den Tiefen der deutschen Natur geschöpfte und zugleich das Wesen der gesammten Menschheit in unvergleichlicher Weise spiegelnde Welttragödie. Seine alternden Tage endlich waren fruchtbar an Kundgebungen einer wahrhaft weisen und zur harmonischen Vollendung gereiften Weltanschauung in Liedern, Sprüchen und kritischen Urtheilen über Leben und Kunst. Ist das Charakteristische in den reifsten Werken Goethe's die mit Gott und Welt versöhnte Ruhe eines in sich befriedigten Seelenlebens, so erscheint in Friedrich Schillers (1759—1805) Dichtungen der über das Diesseits in erhabenem Flug hinausstrebende Geist, der im Endlichen nimmer seine rechte Heimat finden wollte. Hat Goethe für den unmeßbaren Inhalt seines innern Lebens, wo er ihn in dichterischen Gebilden aussprach, fast stets einen harmonischen Ausdruck gefunden, so deckt sich bei Schiller Form und Inhalt in der Dichtung nur in wenigen seiner gelungensten Werke. Hat jener das vollendete Vorbild einer die Objekte des Lebens in dieser Welt in reinem, ungetrübtem Spiegel auffangenden und treu wiedergebenden Dichterpersönlichkeit uns hinterlassen, so liebt und verehrt unsere Nation in Schiller den freiheitdürstenden Sänger der Ideen, die über die Endlichkeit in das Gebiet des Ewigen streben. Wir gesellen den beiden größten Dichtern unseres Volks, deren Freundschaftsbund 1794—1805 die höchste Blüte der zweiten Glanzepoche deutscher Poesie bezeichnet, die übrigen ausgezeichneten Vertreter der eigentlichen Poesie des klassischen Zeitraums zu. Diese sind: Joh. Peter Hebel (1760—1826), dessen alemannische Gedichte und Erzählungen von unnachahmlichem Reiz sind; der ihm verwandte Matth. Claudius (1740—1815), der in vielen Liedern und Aufsätzen seines »Wandsbecker Boten« die Sprache des Volks meisterlich getroffen hat; Friedr. Hölderlin (1770—1843), der in Weisen des Alterthums gedankenreiche Lieder sang, die unvergängliches Zeugnis von dem reinen, hohen Streben eines edlen Geistes sind. Minder bedeutendes als die Vorgenannten leistete im Gebiet der Lyrik: Friedr. v. Matthisson (1761—1831), dessen einst vielgepriesene Lieder durch sentimental gefärbte Landschaftsmalerei den empfindelnden, weichseligen Elementen jener Zeit, die neben dem derbkräftigen Naturalismus der »Genialen« reichlich vertreten waren, ähnlichen Ausdruck gegeben haben wie Millers Romane. Wehmuth ist auch die Grundstimmung der Lieder von Joh. Gaudenz v. Salis-Seewis (1762—1834); doch sind dieselben mit größerer Innigkeit und Wärme erfüllt als Matthissons Poesien. August Mahlmann (1771—1826), Luise Brachmann (1777—1822), Gottfried Seume (1763—1810), Schmidt von Werneuchen (1764—1838) sind hier nur der einstigen Beliebtheit ihrer lyrischen Produkte wegen zu nennen; breite, lehrhafte Trockenheit ist der ihnen gemeinsame Charakter. An größeren epischen Dichtungen blieb auch in dieser Glanzepoche die seit dem 14. Jahrh. eingetretene Unfruchtbarkeit herrschend. Ein eigentliches Heldengedicht von Bedeutung hat der Zeitraum gar nicht aufzuweisen. Die besten erzählenden Poesien gehören der Idyllengattung und der Ballade an. Die didaktische Epik ist in der Goethe-Schiller'schen Zeit vertreten durch Bapt. v. Alxinger (gest. 1797), der sich im Anschluß an Wieland im Rittergedicht versuchte; durch Ludw. Theobul Kosegarten (gest. 1818), Wilh. Neubeck (1765—1850), den Dänen Jens Baggesen (1764—1826), Franz Maria v. Sonnenberg (gest. 1805), Aug. Eberhard (gest. 1845). Einst hoch gefeiert war unter den eigentlichen Lehrgedichten der Zeit Chr. Aug. Tiedge's (1752—1841) »Urania«, die in halb sentimentaler, halb rationeller Manier die Unsterblichkeit der Seele behandelt. Unter den humoristisch-epischen Erzeugnissen der Epoche gewannen die meiste Beliebtheit: Ernst Langbeins (gest. 1835) leichtfertige Schwankdichtungen, Aloys Blumauers (gest. 1798) »Travestirte Aeneïde«, Arnold Kortüms (gest. 1824) »Jobsiade«. Wir schließen den letztgenannten hier gleich die Humoristen, welche ihre Schriften vorzugsweise in prosaischer Form verfaßten, an. Wie der englische Familienroman reichliche Nachahmung in Deutschland fand, so geschah es auch mit dem humoristischen Roman der Engländer, als dessen klassischer Begründer L. Sterne zu bezeichnen ist. Die hervorragendsten Geister in dem von ihm eröffneten Gebiet waren Jean Paul (Friedrich Richter, 1763—1825) und Theodor v. Hippel (1741—95). Jean Paul hat mit wunderbarer Kenntnis der Tiefen menschlicher Herzen Seelengemälde voll ergreifender Schönheit, voll hinreißender Komik geschaffen; das innere und äußere Wesen beschränkter Lebenszustände zu schildern, hat keiner verstanden wie er; kein deutscher Dichter hat ein weicheres Herz, ein liebevolleres Gemüth besessen als er; keiner empfand die Schönheit der Natur tiefer und wußte sie glänzender zu schildern als der Dichter des »Hesperus«. Zu nur einigermaßen künstlerischer Ordnung seiner überreichen Ideenfülle, zu schöner Mäßigung im Gebrauch der im Ueberflusse sich ihm zudrängenden poetischen Bilder hat er sich jedoch fast in keiner seiner Dichtungen erhoben, daher der mehrfach gemachte Versuch, ihm unmittelbar neben unseren klassischen Dichtern seine literargeschichtliche Stellung anzuweisen, als Mißgriff bezeichnet werden muß. Nüchterner erscheint der gleichfalls gedankenreiche Hippel, eine wahrhaft künstlerische Darstellung ist jedoch auch ihm nur an wenigen Stellen seiner humoristischen Romane gelungen. Als talentvolle Nachahmer der Manier Jean Pauls sind Ernst Wagner (1764—1812), Ulrich Hegner (1759—1840) und Graf Ernst von Bentzel-Sternau (1767—1849) namhaft zu machen. Die Rührseligkeit, welche sich in den siebenziger Jahren in den Gemüthern der deutschen Jugend mit dem stürmischen Naturalismus um die Herrschaft stritt und deren klassisches Produkt Goethe's »Werther« ist, fand ihren extremsten Ausdruck im Roman durch Martin Miller (1750—1814), dessen »Siegwart« eine karikirende Nachbildung der Goethe'schen Herzensgeschichte, sich geraume Zeit einer fast größern Bewunderung als diese selbst bei den Zeitgenossen erfreute. Zur Einrahmung trefflicher, aber sich mit allzu großer Vorliebe in sinnlich-üppigen Situationen ergehender Kunstschilderung benutzte die Gattung des Romans Wilh. Heinse (1749—1803,

»Ardinghello«, »Hildegard von Hohenthal«), während Fr. Heinr. Jacobi (1743—1819, »Allwills Briefsammlung«, »Woldemar«) dieselbe zur Darstellung philosophischer Ideen verwerthete und J. Heinr. Jung (genannt Stilling, 1740—1817) das mystische Traumwesen, dem er sich namentlich gegen den Schluß seines Lebens ergeben, in apokalyptischen Romanen darzustellen versuchte, ohne damit gleichen Erfolg zu erzielen wie mit seiner unvergänglich schönen, vorzüglich in ihren ersten Theilen durch volksmäßige Schlichtheit und Lebendigkeit ausgezeichneten Lebensgeschichte. Unter den gewaltigen und wirksamsten Geistern jener großen Zeit steht weniger als Dichter, denn als Philosoph, Redner, Aesthetiker neben den größten Joh. Gottfr. Herder (1744—1803). Hinsichtlich der deutschen Dichtung übte er unberechenbaren Einfluß durch die ihm im höchsten Maße verliehene Gabe, in den Geist der Poesie der verschiedensten Völker und Zeiten verstehend einzudringen und ihn getreu in Uebertragungen nachzubilden. Von ihm ging der Hinweis auf die Urkraft und Bedeutung der eigentlichen Volksdichtung, von ihm die Auffassung des Alterthums im humanchristlichen Sinn aus. Herders Landsmann Joh. G. Hamann (1730—88) war auf ihn von fruchtbarer Einwirkung durch Tiefe und Reichthum seiner freilich in seltsamer stilistischen Unordnung vorgetragenen philosophischen Ideen. Neben beiden findet am zweckmäßigsten hier seine Stelle Kaspar Lavater (1741—1801), ein gleichfalls ideenreicher Geist, im Leben voll echt evangelischer Frömmigkeit, kindlich gläubig, bis zur Ueberschwänglichkeit erregbar, in seinen Schriften oft redselig und in schwärmerischem Enthusiasmus verloren. Lavater brachte die Physiognomik, als vermeintlich untrügliches Mittel, der Menschen Wesen zu erkennen, in Mode. J. B. Basedow (1723—90) trat als Reformator der Pädagogik im Anschluß an Rousseau's Theorien auf und gab, wenn auch seine Philanthropine nicht langen Bestand hatten, doch den Anstoß zu fruchtbaren Neuerungen im Erziehungswesen, welche von Männern wie Campe, Salzmann u. a. weiterhin unternommen wurden. Weittragender und ungleich bedeutender war der Einfluß J. Heinr. Pestalozzi's (1746—1827) auf die Pädagogik. Dieser merkwürdige Mann, den die heilige Liebe für geistliche und leibliche Armut beseelte, hat auch eine Volkserzählung geschrieben (»Lienhard und Gertrud«), in welcher mit schlichter Einfachheit bäuerliches Leben geschildert ist. Wir haben ferner der wichtigsten dramatischen Dichtungen zu gedenken, die neben Goethe's und Schillers Meisterschöpfungen zu Tage traten. Der Zeit des Göttinger Hainbundkreises gehörte an die Tragödie »Julius von Tarent«, die einzige größere, aber durch Charakterzeichnung ausgezeichnete Dichtung von J. Ant. Leisewitz (1752—1806). Wie den shakespearisirenden heldenmäßigen Jugenddramen der beiden größten Dichter zunächst einige dramatische Arbeiten, deren Stoffe dem Familienleben entnommen waren, folgten, so trat überhaupt im deutschen Drama die Reaktion gegen die stürmerische Manier der Klinger, Lenz u. a. als bürgerliches Schauspiel auf. A. Wilh. Iffland (1759—1814), der Hauptvertreter des letztern, wandte als tragisches Hauptmoment nicht das »große gigantische Schicksal« an, welches (nach Schillers Ausdruck) den »Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt«; die hausbackene Alltagsmisère war vielmehr Ifflands tragische Muse. Verwandte Richtung verfolgte mit ihm Aug. v. Kotzebue (1761—1819), nur daß er außer der Weinerlichkeit und platten Rührseligkeit noch sinnlichen Kitzel als dramatisches Wirkungsmittel anwendete und sein nicht unbedeutendes Talent für das Lustspiel auf unwürdigste Art verlüderlichte. Als minder bedeutende Verfertiger von Familienschauspielen sind Otto v. Gemmingen (gest. 1822, »Der deutsche Hausvater«) und Friedr. Schröder, der große Mime (gest. 1816), zu nennen; beliebte Lustspiele lieferten Chr. Fr. Bretzner (gest. 1807) und Joh. Fr. Jünger (gest. 1797). Die Satire ist in der klassischen Zeit nur durch wenige ausgezeichnete Hervorbringungen vertreten. Neben den »Xenien« (1796) von Goethe-Schiller ragen nur die Schriften G. Christoph Lichtenbergs (1742—99) hervor, eines der klarsten, freiesten und witzigsten Köpfe unserer Nation.

Vierter Zeitraum: Von Schillers Tod bis auf die Gegenwart. Wir sahen oben, wie rasch und jäh nach der ersten Frühlingszeit unserer nationalen Literatur der Verfall und die Verkümmerung eintrat. Fast noch unmittelbarer reiht sich an die zweite klassische Epoche ein Zeitraum krankhafter und in gewissem Sinn geradezu verwilderter literarischen Zustände. In Gegensätzen bewegt sich alle geschichtliche Entwickelung, darum hat es an sich nichts Verwunderliches, daß mitten in den Tagen der herrlichsten Blüte deutscher Dichtung eine Richtung hervortrat, die sich in direkte Opposition zu den Bestrebungen unserer klassischen Poeten stellte. Dieser Richtung gehören eine Reihe begabter Talente, interessantester Persönlichkeiten an, deren Dichtungen und Schriften jedoch im großen und ganzen einen unerquicklichen Eindruck hinterlassen. Die Epoche des Romanticismus, denn von ihr ist die Rede, hat ihre Anfänge schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie währt in ihrer eigentlichsten Blüte bis zu den Freiheitskriegen, in ihrer Epigonenschaft bis etwa zur Julirevolution. Hatten Goethe und Schiller sich die klare, bewußte, mit den Erkenntnissen der Vernunft harmonirende Darstellung der wirklichen geistigen und sittlichen Welt zur höchsten dichterischen Aufgabe gesetzt, so predigten die Romantiker nun ein neues ästhetisches Dogma, als dessen Fundamentalsatz etwa der Ausspruch Fr. Schlegels gelten kann: »Das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft wieder aufzuheben und uns wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur, zu versetzen«. Hierin liegt die Gegensätzlichkeit der neuen Schule, ebenso zu der klassischen wie zur spießbürgerlichen Richtung in der Schlußzeit des 18. Jahrh., angekündigt. Es sollte also das Heil der Poesie und Kunst in dem Aufgehen in der schrankenlosen Welt der Phantasie, in der Abkehr von der Wirklichkeit begründet sein. Dieser Grundzug der romantischen Doktrin erklärt dann sofort die allen Strebungen der Schule gemeinsamen charakteristischen Merkmale: das Abwenden von der Gegenwart (das übrigens auch in den trostlosen Zuständen der Napoleonischen Zeit begründet war) und die Versuche der Romantiker, mittelalterliche Lebensanschauungen wieder lebendig zu machen; die mystischen Capricen und die grimmige Feindschaft gegen alles, was Aufklärung hieß; die Katholisirungsgelüste und die Bemühungen um Popularisirung altdeutscher und altromanischer Kunst. Angebahnt wurde die romantische Richtung durch die Brüder Schlegel, die eigentlichen Doktrinäre der Schule. Als Poeten haben beide eine untergeordnete Stellung, als Kritiker und Literarhistoriker sind sie im schlimmen wie im guten Sinn von Bedeutung.

Insbesondere gehörte der ältere der Brüder, Aug. Wilh. v. Schlegel (1767—1845), zu den feinsinnigsten Kennern alter und neuer Literatur, und auch als Uebersetzer, namentlich der Shakespeare'schen Dramen, kann er nicht hoch genug geschätzt werden, während Friedrich, der jüngere Bruder (1772—1829), ein ungemein ideenreicher Kopf war und durch seine kecken Paradoxen die strebsamen Geister der Zeit zum romantischen Dogma in erfolgreichster Weise zu bekehren wußte. Die Praxis der Schlegel'schen Theorien vertraten in der Dichtung am bedeutendsten: Ludwig Tieck (1773—1853), dessen Natur mit überlebendiger Einbildungskraft einen scharf zersetzenden, bis zur Nüchternheit kühlen Verstand einigte, daher er nach einer romantischen Epoche auch eine andere besonnener und in vielem Betracht erfreulicher dichterischer Thätigkeit hatte. Sein Freund Wilh. H. Wackenroder (1772—1798) bekundete sich in Kunstnovellen als schwärmerischen Apostel einer mystischen Aesthetik. Die innige Gemüthsversenkung in mittelalterliches Glaubens- und Kunstleben fand ihren zartesten und poesiereichsten Ausdruck in den Liedern, philosophischen Aphorismen und Romanfragmenten Friedrich v. Hardenbergs (Novalis, 1772—1801). Zu den entschiedensten Jüngern der Schule gehörten ferner Clemens Brentano (1778—1842), dessen Novellen wie die seines Schwagers Achim v. Arnim (1781—1831) bei großen Schönheiten die ganze Wirrnis romantischer Phantastik verrathen, während beide wenigstens als Lyriker einzelne schöne Klänge hinterlassen haben. Brentano's Schwester Bettina, das »Kind« (1785—1859), erscheint in ihren wunderlichen poesiereichen Briefdichtungen gleichsam als die Inkarnation der Romantik. Fr. H. de la Motte Fouqué (1777—1843) rief in Roman und Novelle die mittelalterliche Ritterwelt unverstanden in ein Scheinleben zurück. E. T. Amadeus Hoffmann (1776—1822) verstand die romantische Neigung für die Regionen einer unheimlichen Geisterwelt durch meisterlich erzählte Spukgeschichten zu befriedigen. Auch das Drama mußte in den Dienst der Schule treten. Zwar das große, eminent lebensvolle Talent Heinrich v. Kleists (1776—1811) erhob sich in seinen reifsten und reinsten Schöpfungen über die Capricen romantischer Phantastik, während seine minder bedeutenden Werke allerdings davon angekränkelt erscheinen. Dafür erlag Zachar. Werners (1768—1823) dramatische Begabung völlig der falschen Romantik und erschöpfte sich in Zerrbildern einer wüsten Einbildung. Romantische Neigungen verrathen nicht minder die dramatischen Dichtungen des Dänen Adam Oehlenschläger (1779—1850). Fast kein Gebiet des geistigen Lebens entzog sich den Einflüssen des Romanticismus. Selbst die Wissenschaft war diesem in sehr hervorragenden Persönlichkeiten verfallen. Schelling brachte die Phantastik in ein philosophisches System und leitete die Philosophie aus der Taghelle des Kant'schen Rationalismus in das Dämmerlicht mystisch-intuitiver Spekulation; Solger systematisirte die romantische Aesthetik, Steffens und Schubert, als Nachfolger des Erfinders der »Weltseele«, mystificirten die Naturwissenschaft, Creuzer phantasirte als Alterthumsforscher, Görres brachte die Legenden des katholischen Mittelalters in wissenschaftliche Methode. Eine einzige Wissenschaft aber verdankt der romantischen Epoche ihre eigentliche Begründung und ist als reinste Frucht jener seltsamen Zeit unschätzbar: die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft. Schon Tieck betrieb die Wiederbelebung altdeutscher Dichtung mit Eifer, wenn auch nur als Dilettant; Brentano und Arnim lieferten in »Des Knaben Wunderhorn« eine mit feinstem Verständnis zusammengestellte Sammlung deutscher Volkslieder. Niemand aber hat sich so in den Geist unserer altdeutschen Literatur versenkt als das unvergleichliche Brüderpaar der Grimm, das in wundersamer Treue die Poesie der Sagen und Märchen dem Volk zum Bewußtsein zu bringen wußte und daneben in gründlichster Erforschung des Reichthums und Wesens der deutschen Sprache allen Mit- und Nachstrebenden voranleuchtete, so daß beide Brüder als die Bahnbrecher für die literarhistorischen Arbeiten der von der Hagen, Maßmann, Lachmann, Haupt, Pfeiffer, Keller u. a. gelten müssen. In die romantische Stickluft brachten die begeisterungsreichen Jahre der Freiheitskriege zuerst wieder frischen Lebenshauch. Die phantastische Traumwelt bestand von nun an nur noch in vereinzelten Trümmern. Das Volk, für welches die seltsamen Gebilde der Tieck'schen Schule nicht vorhanden waren, gewann in den Tagen der Erhebung die alte, fast verschollene Sangeslust wieder; die eisenkräftigen Lieder von Ernst Moritz Arndt (1769—1860), Th. Körner (1791—1813), Max v. Schenkendorf (1784—1817) fanden begeisterten Widerhall. Nach den Freiheitskriegen erhielt sich zwar eine romantische Epigonenschaft, aber ihre Glieder zeigen sich sämmtlich von den Extremen und Einseitigkeiten der eigentlichen Schule mehr oder weniger frei. Es gehören jener an als hervorragende Talente: Ludwig Uhland (1787—1862), der zwar in Romanzen und Balladen mit Vorliebe Stoffe aus der Ritterwelt behandelte, aber dabei der Gegenwart und ihren Kämpfen mit lebendigstem Antheil zugewendet war; Justinus Kerner (1786—1862), der die zartesten Lieder sang, aber vornehmlich durch seinen Weinsberger Geisterspuk sich als Nachfolger der Epoche der Phantastik erwies; Joseph v. Eichendorff (1788—1857), dessen lyrisches und novellistisches Talent namentlich in der Darstellung eines poesievollen Vagabundenlebens lustige Blüten trieb. Nicht minder sind zur romantischen Nachzüglerschaft die Schicksalstragöden Adolf Müllner (1774—1829) und Ernst Houwald (1748—1845) zu zählen, deren fatalistische Trauerspiele in Werners »Der 24. Februar« ihren geistigen Ahnherrn hatten. Franz Grillparzer (1791—1872), der mit der »Ahnfrau« als Schicksalstragöde begann, erhob sich in seinen späteren dramatischen Werken zur Darstellung großer rein menschlicher Konflikte, so daß er als einer der ersten Dramatiker der nachklassischen Periode gelten dürfte. Als letzten Romantiker hat sich, und zwar nicht ohne Grund, selbst bezeichnet: Heinrich Heine (1799—1856). In ihm verband sich die Neigung zur romantischen Traumwelt mit dem ätzendsten Witz, der jene mit skeptischem Hohn in ihre luftigen Atome verflüchtigte. Bei Heine schlug die romantische Caprice zur Selbstpersiflage um. Er, der die seelenvollsten Lieder dichtete und mit inniger Empfindung in die Welt des Gemüths sich zu versenken vermochte, zerstörte regelmäßig in frivoler Ironie die Stimmung, die er in sich und anderen kaum angeregt. Indem er seinem Witz keinerlei sittliche Schranke zog, verletzte er das Heiligste, und die Nachwelt hat darum von seinem reichen, aber der ethischen Grundlage ermangelnden Talent nicht die Früchte zu genießen, die hervorzubringen es in vielem Betracht befähigt gewesen wäre. Unter den Schriftstellern und Dichtern, welche sich in der Zeit vom beginnenden Jahrhundert bis zu der Julirevolution in bewußte Opposition zum Romanticismus stellten, ragen hervor: Graf August v.

Platen (1796—1835) und Ludwig Börne (1786—1837). Ersterer offenbarte, zum Theil mit entschiedener Polemik wider den Romanticismus, in formvollendeten lyrischen Gedichten und Dramen einen männlichen Geist gegenüber der Phantasieschwelgerei jener Dichtung. In Börne's Schriften, die, so weit sie rein humoristischer Natur sind, der Schule Jean Pauls angehören, tritt die witzreiche, liberale Reaktion gegen die romantisch-politische Doktrin der servilen Talente Friedrichs v. Gentz, Adam Müllers u. a. hervor. Sehen wir uns nach den übrigen selbständig schaffenden und vom romantischen Geist gar nicht oder nur wenig inficirten Poeten der Restaurationszeit um, so werden sie alle durch Formen- und Gedankenreichthum übertroffen von Friedrich Rückert (1788—1866), der in seinen edlen und markigen, geistvollen Dichtungen eine sprachliche Meisterschaft entfaltete, wie sie seit Fischart kein deutscher Poet besessen. Als Lyriker zeichneten sich ferner aus: Adalbert v. Chamisso (1781—1838), Wilhelm Müller (1794—1827, Müller- und Wanderlieder, Griechenlieder), Schmidt von Lübeck (1766—1849), Gustav Schwab (1792—1850), Egon Ebert (geb. 1801), J. v. Zedlitz (1790—1862, »Todtenkränze«), der aber auch im Drama fruchtbar war, u. a. Das Epos ist auch in dieser Zeit durch kein einziges großes Erzeugnis vertreten, wiewohl Ladislaus Pyrker (1772—1847) im Heldengedicht, Ernst Schulze (1789—1817) in mit romantischen Elementen versetzten Epopöen, A. G. Eberhard (1769—1845) als Idyllendichter sich nicht ohne Beifall versuchten. Als treffliche Uebersetzer sind Dietrich Gries (1775—1842), Karl Simrock (geb. 1802) und K. L. Kannegießer (1781—1861) hervorzuheben. Das Epigramm war durch J. C. Fr. Haug (1761—1829) mit scharfem Witz vertreten. Dramatische Talente erstanden in Karl Immermann (1796—1840), obschon er mehr im Roman und zwar in seiner letzten Dichtung, dem »Münchhausen«, sein bedeutendstes leistete; in Chr. Dietrich Grabbe (1801—1836), einer genialischen Natur, die aber in wüstem Leben verkam und nur kolossale und barocke dramatische Ungeheuer zu Tage brachte; ferner in Ferd. Raimund (1791—1836), dem die deutsche Posse ihre Veredelung und Vertiefung verdankt. Von fruchtbaren und tagesbeliebten Dramatikern des Zeitraums sind weiter aufzuführen: Heinr. v. Collin (1772—1811), Ernst Raupach (1784—1852), Michael Beer (1800—1833), Aug. Klingemann (1777—1831), E. v. Schenk (1788—1841), v. Uechtritz (geb. 1800), Theod. Hell (Winkler 1775—1856), Karl Blum (1786—1844), Ludw. Deinhardstein (1794—1859, Künstlerdramen) u. a. In didaktischen Dichtungen bewegten sich der auch für die Novelle begabte Leopold Schefer (1784—1862, »Laienbrevier«), Fr. Ad. Krummacher (1768—1845) und Abr. Em. Fröhlich (1796—1865). Die Gattung erzählender Prosa war besonders reichlich vertreten, am talentvollsten durch Wilhelm Hauff (1802—1827), Friedr. Jacobs (1764—1847), Henrik Steffens (1773—1845), Karl Spindler (1796—1855), P. J. v. Rehfues (1779—1843), H. Zschokke (1771—1848), Benedikte Naubert (1756—1819), Johanna Schopenhauer (1770—1838), Karoline Pichler (1769—1843), Henriette Hanke (1785—1862) rc. Den leihbibliotheksmäßigen Romanbedarf für das Gros des unterhaltungsgierigen Publikums lieferten: der rührselige Aug. Lafontaine (1759—1831), der lüsterne H. Clauren (Karl Heun, 1771—1854), die Vielschreiber Aug. Döring, Gustav Schilling, van der Velde, A. Tromlitz, Fr. Laun, J. v. Voß und die unermüdlichen Räubergeschichtenfabrikanten Leibrock, Vulpius, Cramer, Spieß, Schlenkert rc.

Zu Anfang der dreißiger Jahre entstand eine literarische Bewegung so oppositioneller Natur, daß man die damalige Zeit als eine Epoche neuen Sturms und Drangs bezeichnen kann. Die anregenden Motive lagen vorzüglich in der Hegel'schen Philosophie, in Heine's frivoler Polemik wider die sittlichen Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, in Börne's excentrisch-liberalen Schriften und vor allem in der Julirevolution und deren Folgen. Ein Geist des übermüthigsten Radikalismus spricht aus den Schriften der meisten begabten Talente damaliger Zeit. In der Belletristik erscheint er koncentrirt in einer Gruppe von Autoren, die mit dem Namen des »Jungen Deutschland« belegt ist. Unter den fünf Matadoren dieser Fraktion: L. Wienbarg (1802—1872), Gustav Kühne (geb. 1806), H. Laube (geb. 1806), Th. Mundt (1807—1861) und Karl Gutzkow (geb. 1811), ist letzterer der begabteste. Nachdem er im Beginn der dreißiger Jahre mit kecken Angriffen auf Dinge, die man als heilig und unverletzlich anzusehen gewohnt war, literarisch debütirt hatte, blieb er bis in die neueste Zeit beständig an der Spitze der geistigen Bewegung in Deutschland und errang in fast allen Gebieten der Dichtung (mit Ausnahme der Lyrik) bedeutende Erfolge. Seit der Revolution von 1848 warf er sich vorzugsweise auf den Roman und gab in mehreren umfangreichen Werken dieser Gattung (»Ritter vom Geist«, »Der Zauberer von Rom«, »Hohenschwangau« rc.) den Beleg für den ungemein scharfen geistigen Instinkt, mit welchem er die verschiedensten Kundgebungen und Wandlungen des nationalen Lebens zu erkennen versteht. Die jungdeutsche Tendenz radikaler oder wenigstens entschieden liberaler Reformbestrebungen tritt in den mannigfachsten literarischen Produkten bis 1848 hervor. In der Lyrik vertraten sie: der kräftige H. Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), der seine Muse am Volkslied genährt und gebildet hat; Karl Beck (geb. 1817); Georg Herwegh (geb. 1817), einer der schwungreichsten dichterischen Rhetoriker; Ferd. Freiligrath (geb. 1810), welcher neue Stoffe aus entlegenen Regionen in intensivster Farbenglut und Phantastik vorführte; der salonroutinirte, formgewandte und ironische Franz Dingelstedt (geb. 1814); ferner Robert Prutz (1816—72), Alfred Meißner (geb. 1822), Anastasius Grün (Graf Auersperg, geb. 1806), Friedrich v. Sallet (1812—43, »Laienbrevier«), Gottfr. Keller (geb. 1815), M. Graf Strachwitz (1822—47) rc. Als kritisches Centralorgan der liberalen Opposition wirkten bedeutsam die von Ruge und Echtermayer herausgegebenen »Halleschen (nachher »Deutschen«) Jahrbücher« (1838—1842). Georg Büchner (1813—37), ein früh abgerufenes großes Talent, gab sich im Drama als Anhänger der neuen Richtung kund, die ferner in der Theologie und Philosophie von Bruno und Edgar Bauer, David Strauß, Ludwig Feuerbach, Max Stirner u. a. mit rücksichtsloser, scharfsinnigster Konsequenz vertreten wurde. Neben der belletristischen und wissenschaftlichen Tendenzliteratur begegnen wir einer ansehnlichen Reihe von literarischen Erscheinungen, in denen sich der fesselbrechende Geist der Epoche minder bestimmt als in jener ausgeprägt zeigt. Nikolaus Lenau (1802—1850) zeichnete sich als Lyriker durch die innige Tiefe eines weichen, aber zu düsterer Schwermuth neigenden Empfindungslebens aus; Eduard Mörike (geb. 1804) bekundete sich als Poeten von echtestem Gehalt in Lied und Novelle; Robert Reinick (1805—1852) dichtete

fröhliche, sangbare Lieder; Emanuel Geibel (geb. 1815) wurde der allgemeine Liebling, namentlich der Frauenwelt, durch den edlen Geist seiner formschönen Lyrik. Julius Mosen (1803—1867) traf in einzelnen Liedern glücklich den Volkston und bewegte sich in anderen Dichtungen (»Ritter Wahn«, »Ahasver«) auf dem Boden der philosophischen Poesie. Unter den Dichterinnen ragt durch fast männlich kräftige Gedankenfülle Annette v. Droste (1798—1848) über alle übrigen weit hervor; neben ihr sei noch die formensichere Luise v. Plönnies (gest. 1872) und die warm und echt weiblich empfindende Betty Paoli (Elisab. Glück, geb. 1815) erwähnt. Es verdienen ferner unter den Lyrikern, die bis 1848 auftraten, Auszeichnung: A. Kopisch, Franz v. Gaudy, W. Smets, Gustav Pfarrius, Graf Alex. von Würtemberg, K. Grüneisen, J. N. Vogl, J. Castelli, J. G. Seidl, A. Frankl, K. Dräxler-Manfred, L. Bechstein, der auch auf epischem Gebiet (»Haimonskinder«, »Todtentanz«) thätig war, E. Duller, Fr. Daumer, W. Wackernagel, F. v. Kobell, A. Bube, E. v. Feuchtersleben, Wilh. Zimmermann, G. Pfizer, der Elsässer Ad. Stöber, Mor. Hartmann, Ludw. Pfau, Alex. Kaufmann, Feodor Löwe, Fr. Kugler, Gottfr. Kinkel der auch die lyrisch-epische Gattung in »Otto der Schütz« und später im »Grobschmied von Antwerpen« mit Erfolg kultivirte; Titus Ulrich (»Hohes Lied«), die geistlichen Liederdichter A. Knapp, Ph. Spitta u. a. Als Epiker sind außerdem Immermann (»Tristan und Isolde«), A. Meißner (»Ziska«), O. Gruppe (»Königin Bertha«, »Theudelinde«) und Friedr. v. Heyden (gest. 1851, »Das Wort der Frau«, »Der Schuster von Ispahan«) namhaft zu machen. In der dramatischen Gattung dichteten mit bedeutendem Erfolg: Jos. v. Auffenberg (gest. 1857), Fr. Halm (Freih. v. Münch-Bellinghausen, 1806—1871, »Griseldis«, »Sohn der Wildnis«), K. v. Holtei (geb. 1797), H. Laube (»Die Karlsschüler«), die Kraftdramatiker Robert Griepenkerl (1810—68) und J. L. Klein (geb. 1810), Jul. Mosen (»Cola Rienzi«, »Otto III.«), Rob. Prutz (»Moritz von Sachsen«), die Lustspieldichter Roderich Benedix (1811—73) und Eduard v. Bauernfeld (geb. 1802), die bühnenkundige Charlotte Birch-Pfeiffer (gest. 1868) ꝛc. Auch die ersten dramatischen Werke von Gutzkow, Hebbel und G. Freytag fallen in diese Zeit. Der Roman und die Novelle fanden talentvolle Bearbeitung durch Ch. Sealsfield (Postl, gest. 1864), der amerikanisches Leben meisterlich schilderte, Jerem. Gotthelf (Bitzius, 1797—1854), dem drastische und getreue Darstellung schweizerischen Volkslebens ausgezeichnet gelang, während B. Auerbach (geb. 1812) durch seine Schwarzwälder Dorfgeschichten eine förmliche Modewuth bezüglich bäuerlicher Naivitätspoesie hervorrief. Unter den zahlreichen Nachfolgern des letztern sind besonders Jos. Rank (Böhmerwald), Melch. Meyr (»Erzählungen aus dem Ries«) hervorzuheben; auch der Volksschriftsteller W. O. v. Horn (W. Oertel) ist hier zu erwähnen. Ferner pflegten den Roman: Theodor Mügge (1806—1861), der die Romantik des Nordens anschaulich zu machen verstand; Ad. Stifter (1806—1868), der Zeichner feinster Naturbilder; J. Mosen (»Kongreß von Verona«), H. König (1790—1869), Herloßsohn, A. Lewald, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Henriette Paalzow, Amalie Schoppe, Henriette v. Bissing, A. v. Sternberg (1806—1868), A. Weill, H. Smidt, Wachsmann, L. Storch u. a. In der humoristischen und satirischen Gattung leisteten hervorragendes: der Fürst von Pückler-Muskau in pikanten und geistvollen Reiseberichten, M. G. Saphir, der Meister des Wortwitzspiels, der liebenswürdige Ernst Koch, Glaßbrenner (»Der neue Reineke Fuchs«), der fein satirische Detmold, E. M. Oettinger u. a.

Seit der dem Jahr 1848 und den in ihm wach gerufenen Stürmen folgenden Zeit politischer Reaktion verschwand die Tendenzpoesie mehr und mehr, nachdem sie freilich in den Tagen der Revolutionszeit selbst noch einmal durch Freiligrath u. a. in jakobinisch-wilden Erzeugnissen hervorgetreten war. Wie sehr man sich nach milderen und friedlicheren Klängen seitens des großen Publikums, welches der Aufregung der Revolution bald müde wurde, sehnte, bewies der Erfolg, den die »Amaranth« Oskar v. Redwitz' hatte, ein süßliches, pietistisch gefärbtes und unwahres Machwerk der episch-lyrischen Gattung. Als Lyriker traten in dieser jüngsten Periode hervor: Wolfgang Müller von Königswinter; Julius Hammer (trefflich in gnomischen und lehrhaften Poesien); Julius Sturm, dessen Lieder keusche und wahre Frömmigkeit athmen; Otto Roquette, der volksmäßige Töne in jugendfrischen Liedern anschlug; Klaus Groth, der die Poesie in plattdeutscher Mundart modebeliebt machte; Julius Grosse, dessen Dichtungen ein reiches, aber noch nicht zur vollen Formbeherrschung durchgedrungenes Talent verrathen; Friedrich Bodenstedt, ausgezeichnet als Uebersetzer, in den eigenen Dichtungen (»Lieder des Mirza Schaffy«) formgewandt und voll naivheiterer, an Hafis anklingender Lebensweisheit; J. G. Fischer, Julius Rodenberg, Emil Rittershaus, Karl Siebel, Felix Dahn, Karl Lemcke, W. Osterwald, A. Strodtmann, Ad. Stern, H. Leuthold, Ludwig Pfau, Hugo Oelbermann, Hermann Lingg, die »Plateniden« Jul. Schanz und Albert Möser, Herm. Allmers, Otto Banck, der Dichter der »Gartenlaube« Albert Träger, Ernst Scherenberg, Katharina Diez, Herm. Kletke u. a.; ferner von Dialektdichtern die Oesterreicher Fr. Stelzhamer und K. A. Kaltenbrunner, der Bayer Franz v. Kobell, der Nordfranke Friedr. Hofmann, die Plattdeutschen Brinckmann und Hobein u. a. Auf dem Gebiete der philosophischen Dichtung verdienen Hervorhebung: W. Jordan mit seinem umfangreichen Mysterium »Demiurgos«, einer Art moderner Theodicee; S. Heller (»Ahasverus«), Rob. Hamerling (»Ahasveros in Rom«, »König von Sion«), A. Schlönbach (»Weltseele«) ꝛc. In der epischen und episch-lyrischen Dichtung thaten sich hervor (die auch auf anderen Gebieten thätigen) Ad. Böttger (»Tochter des Kain«, »Habana«, »Frühlingsmärchen«, »Eulenspiegel«), der Autodidakt Chr. F. Scherenberg mit seinen kühn hingeworfenen Schlachtengemälden (»Waterloo«), P. Heyse (»Novellen in Versen«), O. Roquette (»Waldmeisters Brautfahrt«, »Herr Heinrich«, »Hans Heidekukuk«), Julius Grosse (»Mädchen von Capri«, »Gundel vom Königssee«), Wilh. Hertz (geb. 1835, »Lancelot und Ginevra«), A. F. v. Schack (»Durch alle Wetter«), Ferd. Gregorovius (»Euphorion«), Hebbel (»Mutter und Kind«), J. V. Scheffel (»Der Trompeter von Säckingen«, »Frau Aventiure«), Arnold Schlönbach (»Hohenstaufen«, »Kampf der Stedinger«), R. Gottschall (»Carlo Zeno«, »Maja«), Aug. Becker (»Jungfriedel der Spielmann«), Ad. Strodtmann (»Rohana«), Fr. Bodenstedt, H. Neumann (»Dinorah«), Ad. Stern (»Jerusalem«, »Johannes Gutenberg«), H. Lingg (»Die Völkerwanderung«), W. Jordan (»Nibelungen«), Eckstein (»Schach der Königin«, »Venus Urania«), Wolfg. Müller (»Zauberer Merlin«) u. a. — Auch im Drama höhern Stils ergab

sich die Dichtung nicht, wennschon sie, namentlich seit den letzten beiden Jahrzehnten, auf der Bühne den Tagesproduktionen theils hausbackener, theils frivoler Natur entschieden nachgesetzt ward. Am glücklichsten war auch hier K. Gutzkow mit seinen bühnengerechten, pointereichen, beinahe überall in die Bewegung des Augenblicks einschlagenden Stücken (»Richard Savage«, »Pugatscheff«, »Zopf und Schwert«, »Das Urbild des Tartüffe«, »Uriel Acosta«, »Der Königsleutnant«, »Ottfried« ꝛc.). Auch G. Freytag mit seinen modernen Schau- und Lustspielen (»Valentine«, »Graf Waldemar«, »Die Journalisten«) errang bleibende Erfolge. Die einzige Tragödie von Fr. Dingelstedt, »Das Haus der Barneveldt«, war ein vielverheißender Anlauf. Konsequent rang Fr. Hebbel (1813—63), auch als Lyriker und Epiker (»Mutter und Kind«) ausgezeichnet, nach den höchsten Leistungen dramatischer Kunst. Von wildgenialen Kraftdramen (»Judith«, »Genoveva«) ausgegangen, drang er in anderen (»Maria Magdalena«, »Der Ring des Gyges«, »Agnes Bernauer«, »Die Nibelungen«) theils zu gewaltigster Charakteristik, theils zu machtvoll ergreifender Totalwirkung durch. Ihm verwandt war Otto Ludwig (1813—65), der als Novellist (»Zwischen Himmel und Erde«) wie als Dramatiker (»Der Erbförster«, »Die Makkabäer«) zu einer großartigen Düsterkeit neigte. Alfred Meißner (»Das Weib des Urias«, »Reginald Armstrong«), Rud. Gottschall (»Pitt und Fox«, »Mazeppa«, »Katharina Howard«), O. v. Redwitz (»Philippine Welser«, »Zunftmeister von Nürnberg«), Julius Minding (»Sixtus V.«), Em. Geibel (»Brunhild«, »Meister Andrea«, »Sophonisbe«), J. L. Klein (»Maria«, »Luines«, »Zenobia«, »Zwei Kaiserinnen«), Hans Köster (»Der große Kurfürst«), Melchior Meyr (»Herzog Albrecht«), A. May (»Cinq-Mars«, »Zenobia«), Ed. Tempeltey (»Klytämnestra«), R. Prölß (»Sophonisbe«, »Katharina Howard«), Moritz Heydrich (»Tiberius Gracchus«) bezeugten den fortdauernden Antheil der Literatur an der Bühne. Eine mehr theatralisch-äußerliche Richtung als die Genannten verfolgten H. Mosenthal (»Deborah«, »Die deutschen Komödianten«, »Der Sonnenwendhof«), Arthur Müller, Hermann Hersch (»Anna-Lise«). Glänzende Theatererfolge errang auch mit seinen originell-pikanten Dramen A. E. Brachvogel (»Narciß«, »Adalbert vom Babenberge«, »Ein Usurpator«). Auch im letzten Jahrzehnt traten neue dramatische Kräfte hervor, welche sich aber nur mäßigen Entgegenkommens seitens der Bühne erfreuten. So Paul Heyse (»Die Sabinerinnen«, »Hadrian«, »Elisabeth Charlotte«, »Hans Lange«, »Kolberg«), Joseph Weilen (»Tristan«, »Graf Horn), Albert Lindner (»Brutus und Collatinus«, »Die Bluthochzeit«), Ferd. v. Saar (»Kaiser Heinrich IV.«), O. Roquette (»Sebastian«, »Gevatter Tod«), Adolf Wilbrandt (»Der Graf von Hammerstein«, »Gaius Gracchus«, »Giordano Bruno«), K. Kösting (»Columbus«), J. G. Fischer (»Friedrich II.«, »Kaiser Maximilian«), Ludw. Schneegans (»Maria von Schottland«, »Der Weg zum Frieden«, »Doktor Vorwärts«), F. Koppel (»Spartacus«), H. Kruse (»Die Gräfin«, »Wullenweber«, »Moritz von Sachsen«) u. a. Volksthümliche Wirkungen erzielten Al. Rost (»Landgraf Friedrich«; »Der Schmied von Ruhla«, »Das Regiment Madlo«), Ludw. Anzengruber (»Der Pfarrer von Kirchfeld«, »Der Gewissenswurm«, »Herz und Hand«). Auf dem Gebiete des bürgerlichen Schau- und Lustspiels herrschten beinahe ausschließlich die Dramatiker der Hausmannskost, wie der fruchtbare, höchst gewandte Roderich Benedix und die schon früher erwähnte Charlotte Birch-Pfeiffer. Hierher gehören auch die Schau- und Lustspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen, die von Karl Töpfer, Ed. Devrient. Im Lustspiel erstrebten G. zu Putlitz (mit zahlreichen größeren und namentlich kleinen einaktigen, zum Theil recht feinen Scherzen), W. Jordan (»Die Liebesleugner«, »Durchs Ohr«), F. W. Hackländer (»Der geheime Agent«), Adolf Wilbrandt (»Die Vermählten«, »Die Maler«), E. Wichert (»Ein Schritt vom Wege«, »Die Realisten«) um die Wette mit dem noch immer produktiven E. v. Bauernfeld (»Moderne Jugend«, »Aus der Gesellschaft«) das Bessere. Große Bühnenerfolge erzielte Paul Lindau mit seinen feuilletonistisch belebten Stücken (»Marion«, »Maria und Magdalena«, »Ein Erfolg«). Die Masse der Bühnenlieferanten schuf nur rasch vergängliche Tageswaare, die Generationen der Lustspieldichter lösten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ab. Hier sind daher nur noch zu nennen: L. Feldmann, Lederer, Th. Apel, A. Görner, O. Girndt, Berger, Zahlhas, Hippolyt Schauffert (»Schach dem König«), G. v. Moser, Feodor Wehl, S. Schlesinger, Th. Gaßmann, Hugo Müller, Schleich, Julius Rosen, v. Schweitzer, R. Kneisel; endlich als Possenschreiber: A. Glaßbrenner, Nestroy, Wollheim, Th. Gaßmann, D. Kalisch (»Hunderttausend Thaler«, »Berlin bei Nacht« ꝛc.), Fr. Räder (»Der Weltumsegler wider Willen«, »Ella«) u. a. — Aus der fast unübersehbaren Masse der Romanliteratur heben sich einige Werke als bedeutend und von dauerndem Werth hervor. Die vaterländischen Romane von Willibald Alexis (W. Häring, 1797—1871), zum Theil schon in der vorigen Periode erschienen, aber seit 1848 durch neue bedeutender vermehrt und durch ihre Totalität zu höherer Bedeutung erhoben, zeichneten sich durch eine kräftige poetische Widerspiegelung der Hauptepochen märkisch-preußischer Geschichte voll energischer Charakteristik und Stimmungsreichthum aus; unter ihnen: »Der falsche Waldemar«, »Die Hosen des Herrn v. Bredow«, »Cabanis«, »Ruhe ist die erste Bürgerpflicht«, »Isegrimm«. Von bleibender Bedeutung sind ferner »Soll und Haben« und »Die verlorene Handschrift« von G. Freytag. Von origineller Anlage ist sein neuestes Werk »Die Ahnen«, eine Reihe von Erzählungen, die, vom frühesten Mittelalter beginnend, eine ganze Zeitfolge umfassen, und von denen bis jetzt 3 Theile: »Ingo und Ingraban«, »Das Nest der Zaunkönige« und »Die Brüder vom deutschen Hause«, erschienen sind. Glücklich in der Schilderung des Mittelalters war auch J. V. Scheffel in seinem »Ekkehard« und Franz Trautmann in seinen im Chronikenton vorgetragenen Erzählungen (»Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern« u. a.). Der großen Zeitromane Gutzkows, welche zum Theil Beziehungen der Gegenwart tendenziös reflektiren, wurde schon gedacht. Die politischen und socialen Fragen der Gegenwart behandelt Fr. Spielhagen in seinen geistvoll geschriebenen Romanen (»Problematische Naturen«, »In Reih und Glied«, »Hammer und Amboß«, »Was die Schwalbe sang«), während die von Theologen verfaßten Romane »Eritis sicut deus« und »Leocadie« sich mit pfäffischer Engherzigkeit gegen die Entwickelung des modernen Lebens zur Wehr setzen. B. Auerbach vereinigt in seinem bedeutendsten Werk: »Auf der Höhe«, Dorf- und Hofgeschichte, geht dann in dem »Landhaus am Rhein« in das mehr auf Wirkung berechnete Charakterfach über und spiegelt in seinem neuesten Werk, »Waldfried«, in der lockern Form von Memoiren die Zeitgeschichte der letzten Jahrzehnte wieder. Max

Waldau (G. Spiller v. Hauenschild, gest. 1855), ein großes, zu früh verstorbenes Talent, erregte Aufsehen durch seine Erstlingswerke: »Nach der Natur« u. »Aus der Junkerwelt«. An Bildung hervorragend ist der schon als Dramatiker genannte Fr. v. Uechtritz (»Albrecht Holm«, »Der Bruder der Braut«), und den höchsten und wohlverdienten Beifall erhielt Fr. **Reuter** (gest. 1874) durch seine in plattdeutscher Mundart vorgetragenen humoristischen Geschichten und Romane (»Ut mine Stromtid«, »Dorchleuchting« ꝛc.). Einen bedeutenden Anlauf nahm L. v. François (»Die letzte Reckenburgerin«) durch Charakteristik und Originalität der Darstellung. Reich an Erlebnis und Stimmung zeigten sich auch die Romane von P. Heyse (»Die Kinder der Welt«), Moritz Hartmann (»Erzählungen eines Unsteten«, »Von Frühling zu Frühling«), Herm. Grimm (»Unüberwindliche Mächte«), Hans Hopfen (»Verdorben zu Paris«), Alfred Meißner (»Zwischen Fürst und Volk«, »Die Sansara«). Unterhaltungsliteratur im bessern Sinn schufen Hermann Kurz, Levin Schücking, Ernst Willkomm, Karl Frenzel, W. Genast, Jul. Rodenberg, Otto Müller, Robert Byr (v. Bayer), Gustav vom See (v. Struensee), Herm. Schmid, Aug. Becker, Georg Hesekiel, Max Ring, Edmund Höfer. Unter den Humoristen zeichneten sich Karl v. Holtei (»Die Vagabunden«, »Christian Lammfell«), F. W. Hackländer, der originelle, aber bizarre Bogumil Goltz (»Ein Jugendleben«, »Buch der Kindheit«), Hermann Marggraff (»Fritz Beutel«), Ludwig Steub (»Deutsche Träume«), W. Raabe (J. Corvinus), Georg Presber, Georg Schirges, A. Silberstein aus. Wunderliche Abirrungen der Romanliteratur erstanden in den Gattungen des Kriminalromans, durch Temme, Bäuerle, des erotischen Romans, durch Gerstäcker, Ruppius, v. Bibra, Armand (v. Strubberg) u. a., des politischen Sensationsromans, durch Leo Wolfram (Prandler, »Dissolving Views«), Retcliffe (Goedsche), Gregor Samarow (Meding, »Um Scepter und Kronen«, »Europäische Minen und Gegenminen«), des sogen. biographischen Romans, durch A. E. Brachvogel, Heribert Rau, vor allen durch die jede Lesewuth stillende, geschmackverderblich wirkende Luise Mühlbach vertreten. Unter den vielen weiblichen Romanschriftstellerinnen zeichneten sich rühmlicher aus Eliza Wille (»Felicitas«, »Johannes Olaf«), Fanny Lewald, Therese v. Bacharacht, Ottilie Wildermuth, Marie Nathusius, Julie Burow, Karl Detlef (A. Bauer), die Novellistin der »Gartenlaube« E. Marlitt (Eugenie John), Aline v. Schlichtekrull, Claire v. Glümer. Zahlreiche Romane schrieben Fanny Tarnow, Amely Bölte, Ida v. Düringsfeld, Luise Otto, Franz v. Nemmersdorf (Frau v. Reitzenstein) u. a. Die **Novelle** und kleinere Erzählung kam in der neuesten Zeit zu besonderen Ehren, indem sie sich von der Romantik und Reflexion emancipirte und, ihrer ursprünglichen Gestalt des einfachen Erzählens wiedergegeben, von einer Reihe jüngerer Kräfte künstlerisch behandelt wurde. Die Hauptvertreter dieser Dichtungsgattung, wenn auch in ihrem Charakter sehr verschieden, sind: Gottfr. Keller (»Der grüne Heinrich«, »Die Leute von Seldwyla«, »Sieben Legenden«), W. H. Riehl, P. Heyse, der hier sein Talent am schönsten entfaltete, Hermann Grimm, Theodor Storm (»Immensee«), Wilh. Jensen, K. Heigel, O. Roquette (»Luginsland«), Ad. Stern (»Am Königssee«, »Neue Novellen«), L. v. François, Walter Schwarz, Golo Raimund, Elise Polko, R. Waldmüller (Duboc), L. Schücking, der phantastische M. Solitaire (Waldemar Nürnberger), Gottfried und Johanna Kinkel, Leopold Kompert (»Geschichte einer Gasse«), der fruchtbare E. Höfer der feudal gesinnte Victor v. Strauß, Aug. Kahlert L. Sacher-Masoch und mehrere von den oben genannten Romanschriftstellern. — Schließlich führen wir als Schriftsteller der neuesten Zeit, die sich vorzügliche Gunst erwarben, aus mannigfaltigen Gebieten an: Hermann Masius, den feinsinnigen Schilderer des Naturlebens; den geistvollen Kritiker und Historiker Joh. Scherr; den Charakteristiker Schmidt-Weißenfels; den Kulturhistoriker H. W. Riehl; die Humoristen Th. v. Kobbe, Walesrode, Herm. Schiff, Ernst Kossak, Ernst Dohm, Kalisch und Löwenstein (»Kladderadatsch«), Julius Stettenheim (»Wespen«); die trefflichen Reiseschilderer Ad. Stahr, Franz Löher, Ferd. Gregorovius, Scherzer, Moritz Wagner, Andr. Oppermann, L. Passarge, W. Kaden u. a.

Von allgemeinen Hülfsmitteln für das Studium der Geschichte der deutschen Nationalliteratur heben wir hier vorläufig als die bekanntesten und erschöpfendsten Werke hervor: **Gervinus**, Geschichte der deutschen Dichtung (5. Aufl., Leipz. 1871—74, 5 Bde.); **Koberstein**, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur (5. Aufl., herausgeg. von K. Bartsch, das. 1872—74, 5 Bde.); **Vilmar**, Geschichte der deutschen Nationalliteratur (16. Aufl., Marb. 1874, 2 Bde.); **Hillebrand**, Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart (3. Aufl., Gotha 1875, 3 Bde.); **Gödeke**, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (Hannov. 1859 ff., 3 Bde., noch unvollendet); **Hettner**, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (3. Thl. in 4 Bdn., Braunschw. 1862—70, die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zu Goethe's Tod umfassend); **Kurz**, Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken (1.—3. Bd., 6. Aufl., Leipz. 1873; 4. Bd., 2. Aufl. 1874); **Derselbe**, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur (4. Aufl., das. 1872); **Roquette**, Geschichte der deutschen Dichtung (2. Aufl., Stuttg. 1872, 2 Bde.); Jul. **Schmidt**, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod (5. Aufl., Leipz. 1866—67, 3 Bde.); **Gottschall**, Geschichte der deutschen Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (4. Aufl., Bresl. 1875); **Schwab** und **Klüpfel**, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen (Leipz. 1847 ff.; 4. gänzlich umgearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage, das. 1872; Nachtrag 1874). Weiteres s. unten, wo von der Behandlung der Literaturgeschichte die Rede ist.

Was den andern Theil der deutschen Literatur, die **wissenschaftliche** oder **gelehrte** Literatur, anlangt, so gibt es kein Gebiet des menschlichen Wissens, das der deutsche Geist nicht durchforscht hätte. Deutschland hat sich in Bezug auf seine wissenschaftlichen Bestrebungen einen Ehrenplatz unter den Völkern der Erde errungen, den es so lange behaupten wird, als der deutsche Geist sich selbst treu bleiben wird. Vor allen ist es die **Philosophie**, auf deren Gebiete die Deutschen sich den Ehrennamen des »Volks von Denkern« erworben haben. Nachdem die Deutschen schon im Mittelalter durch Albert v. Bollstädt (Albertus Magnus, gest. 1280), in der Uebergangszeit durch Paracelsus (gest. 1541) und den philosophus teutonicus Jakob Böhme (gest. 1624) an der Entwickelung der Philosophie rüstigen Antheil genommen, beginnt eine eigenthümliche und vom Ausland unabhängige Methode zuerst mit **Leibniz** (gest. 1716), welcher als der eigentliche Wecker eines selbständig philosophirenden Geistes in Deutschland betrachtet werden muß. Gleichzeitig mit Leibniz wirkten der Logiker

Tschirnhausen (gest. 1708) und der Rechtsphilosoph Thomasius (gest. 1728) einflußreich durch Anregung philosophischer Forschungen. Auf diese Vorgänger gestützt, unternahm es Christian Wolf (gest. 1754) als der erste Deutsche, ein vollständiges, in sich mit wissenschaftlicher Strenge zusammenhängendes System der Philosophie aufzuführen, und ward so der Gründer der *ersten deutschen Philosophenschule*, welche die Ueberreste der aristotelisch-scholastischen Philosophie von den deutschen protestantischen Universitäten vollends verdrängte und bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus ein vorherrschendes Ansehen in Deutschland behauptete. Eine große Anzahl angesehener Lehrer und Schriftsteller, und zwar nicht bloß im Fach der Philosophie, sondern auch in dem der Theologie und der Jurisprudenz, nahm für dieses Lehrgebäude Partei, und sein Einfluß auf die philosophische Bildung des gelehrten Standes in unserm Vaterlande dauerte auch dann noch fort, als nach der Mitte des 18. Jahrh. die seit Locke bei den Engländern und Franzosen übliche Weise zu philosophiren in Deutschland mehr Eingang fand und die strenge Anhänglichkeit an Wolfs systematische Form und syllogistische Methode dem Eklekticismus und Empirismus wich. Die meisten Gegner Wolfs waren Eklektiker, so namentlich de Crousaz (gest. 1748), Buddeus (gest. 1729), Rüdiger (gest. 1731), Walch (gest. 1775) und Daries (gest. 1772). Nur Crusius (gest. 1775) stellte dem Wolfianismus ein selbständiges System entgegen, welches die unausführbare Aufgabe lösen sollte, eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen der echten Vernunftforschung und der Dogmatik hervorzubringen. Unter Wolfs Schülern ragen Bilfinger (gest. 1750), Baumeister (gest. 1785), Baumgarten (gest. 1762), der Begründer der Aesthetik, und Meier (gest. 1777) hervor. Neben diesen Vertretern des Wolfianismus gewann aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein populärer Eklekticismus das Uebergewicht, die sogen. *Popularphilosophie* oder *Philosophie des gesunden Menschenverstandes*, zu deren Verbreitung zahlreiche gewandte Federn in Bewegung gesetzt wurden. Hierher gehören, mit einer noch vorherrschenden Richtung zu den Ansichten der Leibniz-Wolf'schen Philosophie, Reimarus (gest. 1765), Ploucquet (gest. 1790), Lambert (gest. 1777), Eberhard (gest. 1809), Platner (gest. 1818); ferner der mit einer gründlichern und umfassendern Anwendung der von Locke eingeführten beobachtenden Methode über die Natur der Seelenthätigkeiten forschende Tetens (gest. 1805), dann die vorzugsweise den Charakter der Popularität und Gemeinnützigkeit in ihren Schriften bewahrenden Abbt (gest. 1766), v. Creuz (gest. 1770), Sulzer (gest. 1779), Basedow (gest. 1790), Mendelssohn (gest. 1786), Gellert (gest. 1769), Garve (gest. 1798) und Feder (gest. 1821). J. *Kant* (gest. 1804), der bis 1770 selbst in der Richtung seiner Zeit philosophirte, Wolf'sche Metaphysik lehrte, aber zugleich durch das Studium Newtons und der Naturwissenschaften (insbesondere der Astronomie und physischen Geographie) und den englischen Skepticismus Hume's beeinflußt ward, unternahm es, das ganze Feld zuvörderst genau zu durchforschen und dann ganz von neuem zu kultiviren. Ausschließung aller Willkür, Vertheidigung der Selbstthätigkeit der denkenden Forschung, Zurückweisung der theoretischen Spekulation auf das ihr allein zugängliche Gebiet der Erfahrung und Erhebung des Sittlichen zu der höchsten und letzten Norm aller menschlichen Bestrebungen bezeichnen im allgemeinen die Richtung einer Philosophie, die er vielmehr ihrer weltbürgerlichen als schulmäßigen Bedeutung wegen gepflegt wissen wollte, und der er dadurch ihren Einfluß auf alle Gebiete menschlichen Denkens und Handelns sicherte. Kant übte auf die Belebung des philosophischen Sinns in Deutschland einen mächtigen Eindruck und bewirkte hier eine über alle gebildeten Stände sich verbreitende Theilnahme an den philosophischen Forschungen. Während der Skepticismus z. B. in G. E. Schulze's (gest. 1833) »Aenesidemus« und der ältere Dogmatismus Eberhards und anderer, auch Kants ehemaliger Zuhörer, Herder (gest. 1803), den Kriticismus angriffen, suchten K. L. Reinhold (gest. 1823), Schiller (gest. 1805), Fries (gest. 1843) u. a. ihn weiter zu bilden. Kants bedeutendster Nachfolger, J. G. *Fichte* (gest. 1814), verwandelte, auf der von Kant vorgezeichneten Bahn fortschreitend, den halben Idealismus Kants in einen ganzen, indem er das Ich nicht nur für den Träger und die Quelle der Erkenntnis, sondern auch für das einzige Reale erklärte, dessen Vorstellung und That die Welt sei, d. h. alles das, was unter den Begriff des Nicht-Ich fällt. Dieser Idealismus, den Fichte mit der ganzen ihm eigenthümlichen Energie als System auszubilden suchte, verursachte eine ungemeine Aufregung in der philosophischen Welt, und es begann die Periode der Konstruktion neuer Systeme. Zunächst gewann *Schelling* (gest. 1854) Einfluß, welcher, den Idealismus Fichte's auf die Natur übertragend, eine *Natur-*, hierauf unter dem Einflusse Spinoza's eine *Identitätsphilosophie* schuf. Statt jedoch den Widerstreit der Gegensätze in einem methodisch-rationalen Denken auszugleichen, vermochte er denselben nur in der Phantasieanschauung (sogen. intellektuellen Anschauung) zu vereinigen und gab, anstatt folgerechter, eine Nothwendigkeit für den Begriff enthaltender Entwickelungen und Schlüsse, geistreiche rhapsodische Dichtungen über die Natur der Dinge. *Hegel* (gest. 1831) dagegen stellte ein System auf, welches über alle bisher erschienenen philosophischen Systeme durch die Strenge seiner (der sogen. dialektischen) Methode, die systematische Durchführung und durch den Umfang der in ihm mit strenger Festhaltung seines spekulativen Gesichtspunkts behandelten Probleme hervorragt und den ursprünglich nur subjektiven Idealismus Fichte's zum absoluten zu steigern sucht. Den Gegensatz zu dieser von Fichte bis Hegel in gerader Richtung fortschreitenden idealistischen Richtung bildet die gleichfalls an Kant anknüpfende, aber, wie Fichte einen halben Schritt vor, so einen halben hinter dem Kriticismus zurücktretende realistische Richtung *Herbarts* (gest. 1841). Während nach jenem die Philosophie ein Schaffen der Kant zufolge aus einem realistischen (Materie) und einem idealistischen (Form) Faktor bestehenden Erfahrung ist, stellt sie nach Herbart ein Empfangen derselben hinsichtlich der Form wie der Materie dar. Die Empirie bildet die Grundlage, durch deren Bearbeitung, Berichtigung und Ergänzung mittels der Denkgesetze eine in sich zusammenhängende, auch logisch befriedigende Wissenschaft entsteht. Durch dieses Ausgehen von dem erfahrungsmäßig Gegebenen und durch ihre exakte Methode, insbesondere durch ihre Anwendung der Mathematik auf Psychologie hat Herbarts Philosophie insbesondere auf die Naturforscher anziehend gewirkt, die sich durch die phantastischen Kombinationen der Schelling'schen Naturphilosophie ebenso abgestoßen fühlten, wie sich die nüchternen Historiker der apriorischen Geschichtskonstruktion Hegels widersetzten. Außer den vorgenannten haben unter den Nachfolgern Kants nur

Jacobi (gest. 1819) und Schopenhauer (gest. 1860), letzterer erst in seinen letzten Lebensjahren, durchgreifenden Einfluß in weiteren Kreisen der Lesewelt, beide zumeist durch ihre glänzende Begabung als Schriftsteller, geübt. Beide stimmen darin überein, daß sie den Intellekt zu Gunsten einer andern psychischen Kraft, der eine des Gemüths, der andere des Willens, zurücksetzen. Jener erklärte das Gefühl für das Organ, dieser den Willen für das Ding an sich der übersinnlichen Welt. Ersterem hat sein Theismus und seine Gefühlsgläubigkeit unter den »schönen Seelen«, diesem sein Pessimismus und offen bekannter Unglaube unter den »starken Geistern« zahlreiche Anhänger zugeführt. Von den Schülern der vorgenannten haben einige zum Theil mehr oder weniger abweichende Richtungen eingeschlagen und selbst einen Kreis von Jüngern um sich versammelt. Strenge Kantianer waren Schultz (gest. 1805), Jakob (gest. 1827), Erh. Schmid (gest. 1812) u. a., während Krug (gest. 1842) als äußerst fruchtbarer Schriftsteller sich um die Popularisirung der Kant'schen Philosophie Verdienste erwarb und Fries durch Verschmelzung mit der Jacobi'schen Glaubensphilosophie eine eigene Schule stiftete, welcher Apelt (gest. 1859), Schleiden, Mirbt, v. Calker, De Wette u. a. angehörten. An Jacobi schlossen sich an: Köppen (gest. 1858), Salat (gest. 1851), Lichtenfels (gest. 1862) u. a. Fichte's Richtung verfolgten: Forberg (gest. 1848), Niethammer (gest. 1848), Schad (gest. 1834), Mehmel (gest. 1840); auch Fr. Schlegel (gest. 1829) und der Theolog Schleiermacher (gest. 1834), der später eine eigene Schule gründete, wurden durch ihn angeregt. Schellings Natur- und Identitätsphilosophie fand in H. Steffens, L. Oken, J. Görres, Fr. v. Baader, J. P. Troxler, K. J. Windischmann, G. H. Schubert, K. W. F. Solger, W. Nasse u. a. eifrige Bekenner, welche dieselbe auf die besonderen, insbesondere die Naturwissenschaften, mit mehr oder weniger Glück anwandten. Schellings späterer sogen. positiver oder Offenbarungsphilosophie neigten sich zu: Beckers, Schaden, Schenach u. a. Sein anfänglicher Schüler Krause (gest. 1832) setzte dem Pantheismus der Naturphilosophie einen von ihm sogen. Panentheismus entgegen, der in Ahrens, Lindemann, Leonhardi u. a. Anhänger fand und durch den erstgenannten auch nach Frankreich, Belgien und Spanien verpflanzt wurde. Als Verbreiter der Herbart'schen Lehre sind besonders aufgetreten: Hartenstein, Drobisch, Exner, Lobrik, Strümpell, Taute, Th. Waitz, Lott, Wittstein, Schilling, Allihn, Thilo, Cornelius, Nahlowsky, Volkmann, R. Zimmermann. Die zahlreichste Literatur hat die Hegel'sche Schule aufzuweisen, deren Einfluß dank dem Formalismus ihrer Methode sich auf den Gebieten fast aller besonderen Wissenschaften zeigt, wobei die Gegensätze der rechten (theistischen) und linken (pantheistischen), ja äußersten linken (atheistischen) Seite derselben scharf auseinander traten. Erstere führte bald zur Gründung einer besondern Theistenschule, der J. H. Fichte, Weiße, Ulrici, Wirth, Carriere, Reinhold der Jüngere, Braniß u. a. angehörten; die letztgenannte, der sogen. »Junghegelianismus«, schlug zuletzt in völligen Materialismus um. Innerhalb des durch Hegel mehr oder weniger beherrschten Gedankenbereichs wurde die Logik durch Gabler, Hinrichs, Schaller, Werder, Erdmann, Kuno Fischer, Biedermann; die Naturphilosophie durch Schaller, Bayrhoffer, Menzzer, Schulz-Schulzenstein, Ernst Kapp; die Psychologie durch Rosenkranz, Michelet, Daub, Erdmann; die Rechtsphilosophie durch Gans, Göschel, Hinrichs, Lesser, Piper, Oppenheim, Friedländer, Köstlin, Hasner; die Philosophie der Geschichte durch Chr. Kapp, Rosenkranz, Löser, Gladisch, Hermann, Wutke; die Aesthetik durch Hotho, Rötscher, Carriere, Weisse, Vischer, Köstlin, Zeising; die Theologie durch Daub, Marheineke, Vatke, Rosenkranz, Conradi, D. Strauß, Br. Bauer, F. Ch. Baur, E. Zeller, K. Schwarz; die Moral und Ethik durch Daub, Henning, Michelet, Wirth, Vatke u. a. bearbeitet. Das besondere Verdienst, die Principien der Hegel'schen Schule kritisch auf die evangelische Geschichte und die christliche Dogmatik angewandt zu haben, erwarb sich David Strauß, dessen philosophische Grundideen bis zur äußersten Konsequenz Ludwig Feuerbach verfolgte. Den von letzterem angedeuteten Hauptgedanken des Humanismus entwickelte Arnold Ruge weiter, die humane Religion als die »Religion unserer Zeit« verkündend. In ihren Ausläufern Bruno und Edgar Bauer, Jellinek, Julius u. a. verirrte sich die Methode Hegels zum karikirenden Extrem und brachte Monstrositäten, wie die von Max Stirner gelieferte Apotheose des Egoismus, hervor, die schließlich zur Auflösung der Schule führten. Den dadurch (seit 1848) in der Literatur frei gewordenen Raum haben theils ältere, bisher durch die Hegel'sche Schule zurückgedrängte Philosophien, wie Herbarts, Schopenhauers in weiterem, Krause's, des Theosophen Baader, der von der römischen Kirche als Häretiker erklärten katholischen Denker Bolzano (gest. 1848), Hermes (gest. 1837), Günther (gest. 1862) in engerem Umkreis, theils die positiven Wissenschaften eingenommen, von denen namentlich die Naturwissenschaften, anfangs aller Philosophie feindlich, allmählich Ausgangspunkt neuer, theils materialistischer, theils idealistischer Philosopheme geworden sind. Schopenhauers System vertrat Frauenstädt, während Hartmann eine Verbindung desselben mit Hegel'schen Principien durch Anlehnung an Schellings positive Philosophie versuchte. Baaders Philosophie fand in Hoffmann, die Hermes' in Braun, Elvenich u. a., die Günthers in Knoodt, Loewe, Frohschammer u. a. Vertheidiger, während Ritter, Rothe u. a. Schleiermachers theologische Philosophie umbildeten. Den Naturwissenschaften gaben J. Moleschott, K. Vogt und der populär gewordene L. Büchner durch die Reduktion aller Lebenserscheinungen auf Kraft und Stoff eine materialistische, Lotze's an Leibniz und Fechners an Spinoza erinnernde Weltanschauung dagegen eine idealistische Grundlage. In dem daraus entsprungenen Streit zwischen Materialismus und Idealismus haben sich als Vertheidiger des erstern besonders Wiener und Radenhausen, als Gegner desselben R. und A. Wagner, Schaller, Fortlage, Fabri, Frohschammer, Huber u. a. bekannt und A. Lange durch seine Geschichte des Materialismus verdient gemacht. Endlich sind durch die Ergebnisse der Physiologie der Sinnesorgane auch Naturforscher, wie Helmholtz, Wundt, Rokitansky, Czermak, Zöllner u. a., zu einer derjenigen Kants und Schopenhauers verwandten idealistischen Erkenntnistheorie, letzterer sogar zu einer idealistischen Naturbasis zurückgeführt worden. Unabhängig hiervon haben von dem Boden anderer positiven Wissenschaften aus der Aristoteliker Trendelenburg (gest. 1872), der Sprachphilosoph Steinthal und der Völkerpsycholog Lazarus den Ausgang zu philosophischen Forschungen gewonnen. Während der Einfluß der deutschen Philosophie im Ausland (Kants in England, Hegels in Frankreich und Italien, Herbarts in Italien und Holland, Krause's in Belgien, Spanien und Südamerika) immer fühlbarer wird,

macht sich die Wirkung englischer (Mill, Spencer u. a.) und französischer Denker (Comte) neuerdings in Deutschland (des letztern positive Philosophie nament- lich durch Dühring) geltend, nachdem schon zur Zeit der Herrschaft Hegels ohne Erfolg durch Beneke (gest. 1854) auf dieselben hingewiesen worden. Scheint auch die Zeit herrschender philosophischer Systeme für immer vorüber, so waltet auf den Gebieten der ein- zelnen philosophischen Wissenschaften, der Logik und Erkenntnislehre, Psychologie, Ethik, Aesthetik, vor allem aber der Geschichte der Philosophie rege Thätig- keit, um welche letztere sich insbesondere von Aelteren Brucker, Tiedemann, Tennemann, Buhle, von Neue- ren Ritter, Zeller, Erdmann, Kuno Fischer, Röth, Schwegler, Chalybäus, Haym, Ueberweg u. a. und als Geschichtschreiber einzelner philosophischer Dis- ciplinen Carus, Hinrichs, Stäudlin, J. H. Fichte, Prantl, R. Zimmermann, Lotze, Schasler u. a. Ver- dienste erworben haben.

Die Theologie war im Mittelalter die »Königin der Wissenschaften« gewesen, zu welcher alle übrigen in einem dienenden Verhältnis standen. Der Zweifel, ob eine von Aberglauben und päpstlicher Auktorität beschränkte und alles selbständigen Geistes ermangelnde Kenntnis und scholastische Begründung der Dogmen eine Wissenschaft genannt werden könne, tauchte erst gegen Ende des Mittelalters in einzelnen philosophisch und humanistisch gebildeten Köpfen auf. Aber noch- mals sammelte die Reformation das Interesse aller bei dem großen Kampf der Geister betheiligten Ge- lehrten und Schriftsteller Deutschlands um theologische Probleme. Fast sämmtliche Vorkämpfer der Refor- mation, Luther immer voran, nahmen auch auf dem literarischen Gebiet ihrer Zeit den ersten Platz ein und zwangen selbst die Gegner, sich Waffen zur Ver- theidigung und zum Angriff zu schärfen. Leidenschaft- liche und verfolgungssüchtige Polemik, dialektischer Unfug und der gröbste Dogmatismus führten zwar wieder zu manchen Rückschritten und machten, daß die Literatur dieser Zeit wenig Erfreuliches darbot. Doch sind wenigstens die rein gelehrten Bestrebungen seither nie wieder zu absolutem Stillstand gebracht worden. Bekannt sind die Verdienste, welche sich die Benediktiner und andere Orden um geschichtliche und patristische Theologie erwarben, während die Prote- stanten sich besonders um die Auslegung der Bibel verdient machten. Mit dem Wiederaufblühen deutscher Kunst und Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. trat eine Krisis auch in dem theologischen Studium ein; die gleichzeitige Entwickelung der Phi- losophie übte einen entscheidenden Einfluß aus und regte zur gründlichen Prüfung des bisher nur auf Treu und Glauben Angenommenen an. So bildete sich neben der alten Schule der Rechtgläubigen, die am Gegebenen festhielt, eine neue, die eine beständige Fortentwickelung und geistigere Auffassung des Chri- stenthums anstrebte. Während aber der alte Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus all- mählich nur noch unter erlahmender Theilnahme des Publikums fortgeführt wurde, hat Schleiermacher auf Grund eines eigenthümlichen Religionsbegriffs der ganzen Theologie einen neuen Inhalt und eine neue Form gegeben. Neben ihm haben nicht bloß De Wette die Fries'sche, Daub die Schelling-Hegel'sche, Marheineke die Hegel'sche Philosophie auf die Glau- benslehre angewandt, sondern es war auch der auf das Kant'sche System gegründete Rationalismus hauptsächlich durch Röhr, Paulus und Wegscheider, minder scharf durch Bretschneider und Ammon ver- treten. Die breite Mitte im theologischen Fahrwasser der dreißiger und der vierziger Jahre bildete die von Schleiermacher nach rechts sich abzweigende, eine Zeit- lang fast alle Fakultäten beherrschende »gläubige Theo- logie«, auch »Vermittelungs«- oder »Schwebetheo- logie« genannt, als deren hervorragende Vertreter von mehr reformirter Färbung Hundeshagen, Hagen- bach, Heppe, auf lutherischer Seite Nitzsch, Twesten, Ullmann, Umbreit, Dorner, Jul. Müller gelten kön- nen. Dagegen vertraten das specifische Lutherthum Klaus Harms, Scheibel, Sartorius, Rudelbach, Gue- rike, Harleß, Höfling, Philippi, Hofmann, Martensen, Luthardt, Kahnis, Kliefoth, Delitzsch, Vilmar. Ihnen schloß sich mit der Zeit auch Hengstenberg an, dessen streng rückläufige Richtung besonders in den fünfziger und sechziger Jahren obenauf kam und alles zur Unter- drückung der sogen. Schleiermacher'schen Linken that, welche von Krause, Pischon, Jonas, Sydow, Eltester vertreten war. Auf dem Gebiete der einzelnen theo- logischen Disciplinen herrschte fortwährend große Be- triebsamkeit. In der biblischen Exegese zeichneten sich aus: De Wette, Winer, Fritzsche, Credner, Hitzig, Ewald, Tholuck, Bleek, Lücke, Olshausen, Bunsen, J. Fr. v. Meyer, Lange, Stier &c. Aber eigentliches Leben brachte erst die neutestamentliche Kritik in die moderne Theologie. So zuerst seit 1835 David Friedr. Strauß, dann die Tübinger Schule unter F. Ch. Baur, als dessen namhafteste Schüler Zeller, Schweg- ler, Hilgenfeld zu nennen sind. Neuerdings arbeiten mehr oder weniger in derselben Richtung auch Holsten und Volkmar, Lipsius und Pfleiderer, Holtzmann und Hausrath. Dreißig Jahre nach dem ersten Er- scheinen von Strauß' »Leben Jesu« gab das gleich- namige Buch von Renan einen Anstoß zur neuen Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen des Chri- stenthums und rief mehrere andere Werke hervor, welche gleichfalls die Person Jesu und die von ihm ausgegangenen Wirkungen geschichtlich zu begreifen strebten, und um welche eine ganze Literatur polemischer Schriften sowie vermittelnder Versuche anschoß. So erschienen 1864 die neue Bearbeitung des »Lebens Jesu« von D. F. Strauß, die »Untersuchungen über evangelische Geschichte« von Weizsäcker, das »Charak- terbild Jesu« von Schenkel, bald darauf die »Geschichte Jesu« von Keim, nachträglich auch noch Schleier- machers und Bunsens Forschungen über das Leben Jesu. Den großartigsten Gedankenbau aber hat nach Schleiermacher Richard Rothe in seiner »Ethik« auf- geführt. Für kirchengeschichtliche Arbeiten erwies sich besonders anregend Karl Hase (weiteres s. unten, wo von der Geschichte die Rede ist), während die Dog- mengeschichte von F. Ch. Baur, Dorner und Ritschl gepflegt wurde. Die wichtigsten neueren Schriftsteller auf dem Gebiete der katholischen Kirchengeschichte und Dogmatik sind Hermes, Möhler, Döllinger, Alzog, Ritter. Sonst bietet die neuere theologische Litera- tur meist kleinere, dem Angriff, der Vertheidigung und der Vermittelung gewidmete Schriften, wie sie das Bedürfnis des Augenblicks, der Kampf auf dem kirchlichen Gebiet, hervorriefen. Daneben äußerte sich aber auch, besonders seit 1848, das Bestreben, das Volk wieder lebhafter für religiöse Erbauung zu be- feuern, den kirchlichen Sinn zu heben und die christ- liche Liebe wach zu rufen. Daher ist die theologische Literatur der letzten Jahre vor allem reich an Streit- schriften und asketischen Werken. Von den durch den Druck veröffentlichten gesammelten Kanzelreden haben die von Schleiermacher, Dräseke, Ahlfeld, Hof- acker, Nitzsch, Rehhoff, Theremin, Krummacher,

Harleß, Gerok, Kapff, Beyschlag, Palmer, Beck, Müllensiefen, Steinmeyer, Karl Schwarz und Heinrich Lang eine weite Verbreitung erlangt.

Was die Rechtswissenschaft betrifft, so ist vor allem hervorzuheben, daß das in Deutschland geltende Recht nur zum Theil nationalen Ursprungs ist. Zu einer Zeit nämlich, in welcher sich unser einheimisches Recht noch in seiner Jugendperiode befand, vollzog sich die Reception des römischen Rechts, welches namentlich auf dem Gebiete des Privatrechts fast allenthalben an die Stelle der dürftigen einheimischen Rechtsnormen getreten ist (s. Deutschland). Die Aufgabe, welche den deutschen Rechtsgelehrten angesichts dieser Thatsache zufiel, bestand daher über drei Jahrhunderte lang fast ausschließlich darin, die Grundsätze des römischen Rechts mit dem deutschen Rechts- und Volksleben in Einklang zu bringen und auf dieser Grundlage das System des römischen Rechts zu rekonstruiren. Noch in die der Reception des römischen Rechts vorhergehende Zeit fällt die epochemachende Veröffentlichung des »Sachsenspiegels«, einer um 1230 von Eyke v. Repgow verfaßten Zusammenstellung deutschrechtlicher Satzungen, welche für die sächsischen Lande die Autorität eines Gesetzes erlangte und bald eine Reihe ähnlicher Rechtsbücher, namentlich den »Deutschenspiegel« und den »Schwabenspiegel«, eine Darstellung süddeutschen Rechts und Rechtslebens, hervorrief. Die nächstfolgende deutsche Rechtsliteratur schloß sich an den Sachsen- und Schwabenspiegel an. So entstanden die verschiedenen Glossen zum Sachsenspiegel, ferner Bearbeitungen desselben nach Maßgabe städtischen Rechtsbedürfnisses (z. B. das sächsische Weichbild) sowie Rechtsbücher processualischen Inhalts (die sogen. Rechtsgangbücher oder Richtsteige). Die Bearbeitung des deutschen Rechts in diesen Werken ist naiv und unwissenschaftlich, aber doch von einer lebensfrischen Darstellung, welche die Grundlage zu einem wissenschaftlichen Ausbau hätte abgeben können, wofern nicht zu eben derselben Zeit die Reception des römischen Rechts stattgefunden hätte. Letztere erscheint mit der Errichtung des Reichskammergerichts 1495 und der Berufung von Doktoren des römischen Rechts in dasselbe als vollendete Thatsache. Allerdings war das römische Recht, ebenso wie das kanonische, zunächst nur als subsidiäre Rechtsquelle aufgenommen worden, also nur für Fälle, in denen es an einheimischen Rechtsnormen fehlte; allein in der Praxis ward dies Verhältnis geradezu umgekehrt, indem die rechtsgelehrten Richter, dem romanisirenden Zug der Zeit folgend, sich der Kenntnis des deutschen Rechts absichtlich verschlossen. Die Thätigkeit der Theoretiker aber in ihrer scholastischen Breite und Trockenheit zeigte einen vorwiegend praktischen Charakter. Zudem traten die unglücklichen politischen Verhältnisse Deutschlands, besonders im 17. Jahrh., einer regern Entfaltung wissenschaftlichen Lebens hindernd in den Weg, und so erklärt es sich, daß die deutsche juristische Literatur jener Zeit, namentlich die Versuche einer populären Darstellung des römischen Rechts, wie der »Klagspiegel« von Seb. Brant (gest. 1521) und der »Laienspiegel« von Ulrich Tengler (gest. 1510), auf einer sehr niedrigen wissenschaftlichen Stufe stehen. Auch die Schriften eines Carpzov (gest. 1666), Schilter (gest. 1705), Heineccius (gest. 1741) und Böhmer (gest. 1749) haben noch eine vorwiegend praktische Richtung, ohne genügende Berücksichtigung der historischen Grundlagen des Rechts und seiner Quellen. Erst gegen Ende des 18. Jahrh. sollte ein entscheidender Wendepunkt eintreten. Die allgemeine rationalistische Richtung jener Zeit führte zu der Erkenntnis, daß das Recht seinem Hauptstoff nach nicht lediglich Sache der Willkür und des Buchstabens, sondern das organische und durch die menschlichen Lebensverhältnisse bedingte Resultat einer Jahrhunderte hindurch thätigen Entwickelung des Volkslebens, daß also zu seinem wahren Verständnis die Kenntnis der Geschichte desselben unerläßlich sei. Zugleich wurde das Studium der römischen Rechtsgeschichte noch besonders durch wichtige Funde aus dem vorjustinianischen Recht, namentlich durch die Auffindung der fünf ersten Bücher des Codex Theodosianus und besonders durch Niebuhrs Entdeckung der echten Institutionen des Gaius, gefördert und angeregt. So entstand die sogen. historische Schule der deutschen Romanisten, welche allerdings in einseitiger Weise, aber um so energischer und wirksamer die rechtshistorischen Grundlagen des Rechts bearbeitete und in der Kritik der Quellen Ausgezeichnetes leistete. Ihr Begründer war Gustav Hugo in Göttingen (gest. 1844, »Geschichte des römischen Rechts«, 1790 ff.), ihr Hauptrepräsentant Friedr. K. v. Savigny (gest. 1861), dessen Werke, »Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter« (1815 ff.) und »System des heutigen römischen Rechts« (1840 ff.), zu den besten Erzeugnissen der juristischen Literatur überhaupt gehören. Das Organ dieser historischen Schule war die von Savigny im Verein mit Eichhorn und Göschen begründete »Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft« (15 Bde., 1815 ff.), an deren Stelle nach Savigny's Tode die von Rudorff, Bruns, Roth, Merkel und Böhlau gegründete »Zeitschrift für Rechtsgeschichte« getreten ist. Von den Anhängern der historischen Schule sind besonders hervorzuheben: Schöman, Haubold, Cramer, Göschen, Unterholzner, Gust. E. Heimbach, Löhr, Schrader und von den Neueren Vangerow (gest. 1870), welcher durch sein weitverbreitetes »Lehrbuch der Pandekten« und seine Vorträge den bedeutendsten Einfluß ausgeübt hat. Die Einseitigkeiten der historischen Schule wurden von ihren Gegnern mit einem andern Extrem erwidert, einem oberflächlichen Behandeln des historischen und einseitigen Geltendmachen des philosophischen Elements. An der Spitze dieser Opposition stand lange Zeit hindurch der Heidelberger Pandektist Thibaut (gest. 1840). Beide Extreme führten allmählich auf den richtigen Weg, nämlich zu einer gerechten Würdigung der Philosophie und der Geschichte, beider jedoch nur als nothwendiger Hülfsmittel zur Erkenntnis des gegebenen Rechts und der zu dessen legislativer Verbesserung nöthigen Momente. Ueberhaupt ist in der civilistischen Literatur der letzten Jahrzehnte das Streben nach gehöriger Berücksichtigung der Lebensverhältnisse des Staats und seiner Angehörigen unverkennbar, so namentlich in den neuesten Lehr- und Handbüchern des heutigen römischen Rechts von Arndts (»Lehrbuch der Pandekten«), Brinz (»Lehrbuch der Pandekten«), Holzschuher (»Theorie und Kasuistik des gemeinen Civilrechts«), Keller (»Pandekten«), Puchta (»Pandekten«), Seuffert (»Praktisches Pandektenrecht«), Sintenis (»Das praktische gemeine Civilrecht«) und Windscheid (»Lehrbuch des Pandektenrechts«). Die soeben charakterisirte Richtung hat namentlich in K. G. v. Wächter ihren Repräsentanten gefunden, welcher durch seine kriminalistischen und civilrechtlichen Schriften (besonders sein »Handbuch des würtembergischen Privatrechts«) und akademischen Lehrvorträge in der anregendsten Weise eingewirkt hat. Unter den neueren Bearbeitern der römischen Rechts-

geschichte sind hervorzuheben Puchta (»Kursus der Institutionen«), Rein (»Das Privatrecht und der Civilproceß der Römer«), Walter (»Geschichte des römischen Rechts«); auch Iherings berühmtes Werk »Geist des römischen Rechts« gehört hierher. Wie aber zu Ausgang des 18. Jahrh. die historischen Studien für die Wissenschaft des römischen Rechts das belebende Moment gewesen, so ward auch durch sie das lange vernachlässigte Studium des einheimischen deutschen Rechts und seiner Quellen wiederum ins Leben gerufen. K. Friedr. Eichhorn war es, welcher die deutsche Rechtsgeschichte zu einer selbständigen juristischen Disciplin erhob und in seiner »Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte« (1808 ff.) das Vorbild für alle späteren Bearbeitungen dieser Materie gab. Von den neueren Bearbeitungen der deutschen Rechtsgeschichte sind die Handbücher von Zöpfl, von Walter und von Hillebrand sowie das klassische Werk von Jak. Grimm: »Deutsche Rechtsalterthümer« (1828), hervorzuheben. Die Rechtsinstitute des gemeinen deutschen Privatrechts, welche sich neben dem römischen Recht in Geltung erhalten, und diejenigen Normen der deutschen Partikularrechte, in welchen das gesammte Rechtsbewußtsein der deutschen Nation überhaupt seinen Ausdruck gefunden, wurden nunmehr als ein organisches Ganze behandelt und in ein System gebracht, dessen wissenschaftliche Bearbeitung durch zahlreiche Hand- und Lehrbücher des deutschen Privatrechts und Monographien gefördert ward. Aus dieser reichhaltigen germanistischen Literatur heben wir namentlich hervor: Eichhorns »Einleitung in das deutsche Privatrecht« (1823 ff.), Mittermaiers »Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts«, Gerbers »System des deutschen Privatrechts«, Beselers »System des gemeinen deutschen Privatrechts«, Bluntschli's »Deutsches Privatrecht«, Walters »System des gemeinen deutschen Privatrechts«, Hillebrands »Lehrbuch des heutigen gemeinen deutschen Privatrechts« und die »Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft« von Reyscher, Wild, Beseler und Stobbe (20 Bde., 1839—61). Von den verschiedenen Theilen des deutschen Privatrechts hatte sich namentlich das Handels- und Wechselrecht in neuerer Zeit einer eigenen Pflege zu erfreuen, besonders nachdem dafür in der allgemeinen deutschen Wechselordnung und dem deutschen Handelsgesetzbuch eine gemeinsame Grundlage geschaffen war. Außer den oben gedachten Lehrbüchern des deutschen Privatrechts, welche auch kürzere systematische Darstellungen des Handels- und Wechselrechts enthalten, sind in dieser Beziehung die Lehrbücher des deutschen Handelsrechts von Goldschmidt, von Thöl und von Endemann bemerkenswerth, sowie die Lehrbücher des Wechselrechts von Renaud, von Kuntze und von Hartmann; ferner die »Zeitschrift für Handelsrecht« von Goldschmidt (1858 ff.) und das »Archiv für Theorie und Praxis des allgemeinen deutschen Handelsrechts« von Busch (1863 ff.). Das partikuläre deutsche Privatrecht ist ebenfalls in vielen Schriften verarbeitet worden, so das preußische Landrecht von Bornemann, Koch, Förster und Dernburg, das österreichische Recht von Unger, das bayrische von Roth, das würtembergische von Wächter, das mecklenburgische von Böhlau und das thüringische von K. W. E. Heimbach.

Was das öffentliche Recht anbelangt, so hat auf dem Gebiete desselben das römische Recht zwar ebenfalls Eingang gefunden, allein hier lange nicht jene tief eingreifende Bedeutung wie auf dem Gebiete des Privatrechts erlangt. Denn das öffentliche Recht und besonders das Staatsrecht ist mit dem individuellen Staats- und Volksleben viel zu eng verwachsen, als daß das Recht einer fremden Nationalität hier zur Herrschaft gelangen könnte. Das Staatsrecht des frühern Deutschen Reichs hatte im 18. Jahrh. bereits in J. Steph. Pütter (gest. 1807) einen fleißigen Bearbeiter gefunden. Die neueren wissenschaftlichen Bearbeitungen des deutschen Staatsrechts aber handeln theils von dem Landesstaatsrecht der einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer Specialverfassung, theils von dem Staatsrecht des frühern Deutschen Reichs oder des Deutschen Bundes und sind daher in letzterer Beziehung seit 1866 antiquirt. Wir heben in dieser Beziehung hervor: Klüber (»Oeffentliches Recht des Deutschen Bundes und der Bundesstaaten«), H. A. Zachariä (»Deutsches Staats- und Bundesrecht«), Zöpfl (»Grundsätze des gemeinen deutschen Staatsrechts«), Held (»System des Verfassungsrechts der monarchischen Staaten Deutschlands«) und Gerber (»Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechts«). Von den verschiedenen Monographien über einzelne Theile des Staatsrechts sind namentlich die über das Verwaltungsrecht und unter diesen die geistvollen Schriften von Gneist (z. B. »Verwaltung, Justiz, Rechtsweg, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung«, 1869; »Die Selbstverwaltung der Volksschule«, 1869; »Der Rechtsstaat«, 1872) besonders reichhaltig. Lexikalische Werke lieferten v. Rotteck und Welcker (»Staatslexikon«, 3. Aufl. 1856 ff.) sowie Bluntschli und Brater (»Deutsches Staatswörterbuch«, 1857 ff.). Auch die politische Neugestaltung Deutschlands fand in der juristischen Literatur ihre gehörige Berücksichtigung. Unter den Schriften über die Verfassung des Norddeutschen Bundes sind besonders bemerkenswerth die von Hiersemenzel und von Thudichum und die »Annalen des Norddeutschen Bundes« von Hirth, die gegenwärtig als »Annalen des Deutschen Reichs« fort erscheinen. Nach der Gründung des neuen Deutschen Reichs sind hinzugekommen: v. Holtzendorffs »Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs« (1871 ff.), v. Rönne's »Verfassungsrecht des Deutschen Reichs«, Helds »Verfassung des Deutschen Reichs« u. Auerbachs »Neues Deutsches Reich u. seine Verfassung«. Die moderne Wissenschaft ist übrigens nicht bei der Bearbeitung des positiven Staatsrechts stehen geblieben; sie hat vielmehr auch die allgemeinen Merkmale aller staatlichen Wirksamkeit überhaupt und die Grundbedingungen zu entwickeln und festzustellen gesucht, welche in dem besondern Staatsrecht der einzelnen Staaten zur Erscheinung kommen, und so ist die Wissenschaft des allgemeinen Staatsrechts ins Leben gerufen worden. Das berühmte Werk K. Sal. Zachariä's: »Vierzig Bücher vom Staate« (1820 ff.) wirkte in dieser Beziehung bahnbrechend. Ihm folgten Bluntschli (»Allgemeines Staatsrecht«, 1852), R. v. Mohl in seiner »Encyklopädie der Staatswissenschaften« (1859) und Held (»Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts oder Institutionen des öffentlichen Rechts«) u. a. Im Zusammenhang damit fand auch die Politik wissenschaftliche Bearbeitung, so namentlich in den Werken von Waitz (»Grundzüge der Politik«, 1862), Escher (»Handbuch der praktischen Politik«) und Holtzendorff (»Die Principien der Politik«). Von den für moderne Politik wichtigen Zeitschriften sind besonders beachtenswerth die (sogen. Tübinger) »Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft« und die »Preußischen Jahrbücher«. In Bezug auf die Literatur des Völkerrechts sind die Systeme von Heffter und von

Oppenheim, namentlich aber Bluntschli's »Modernes Völkerrecht der civilisirten Staaten, als Rechtsbuch dargestellt« (1872) hervorzuheben. Was endlich das deutsche Strafrecht betrifft, so muß vor allem daran erinnert werden, daß erst in neuester Zeit mit dem norddeutschen, jetzt deutschen Strafgesetzbuch für Deutschland eine Rechtseinheit auf diesem Gebiet erzielt worden ist, nachdem die Strafgesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten lange Zeit hindurch ihren selbständigen Weg gegangen war. Durch die philosophischen Untersuchungen der großen Denker Kant und Hegel über die letzten Gründe von Recht und Strafe war das wissenschaftliche Studium des Strafrechts mächtig angeregt worden. Namentlich wurde durch die ausgezeichneten Arbeiten des Kriminalisten Feuerbach der Strafrechtswissenschaft ein neuer Aufschwung gegeben, welcher zuerst in dem von ihm redigirten bayrischen Strafgesetzbuch von 1813 praktischen Ausdruck fand. Die gleichzeitige Auflösung des Deutschen Reichs begünstigte die selbständige Entwickelung der Strafrechtsgesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten, welche sich nach und nach fast alle ihr besonderes Strafgesetzbuch gaben, und so war denn auch die strafrechtliche Literatur ganz besonders auf dem Gebiete des partikularen Rechts ergiebig. Die Lehr- und Handbücher des deutschen Strafrechts von Feuerbach, fortgesetzt von Mittermaier, ferner die von Wächter, Köstlin, Abegg, Heffter und Marezoll behandeln daher neben den Satzungen des frühern gemeinen deutschen Strafrechts auch die Partikularstrafgesetzbücher und stellen deren theils gemeinsamen, theils von einander abweichenden Inhalt dar. Unter den zahlreichen Monographien auf dem kriminalistischen Feld sind besonders die Arbeiten von Berner, Osenbrüggen, Zachariä, Mittermaier, Holtzendorff, v. Bar und Schwarze ausgezeichnet. Das neue deutsche Strafgesetzbuch ist bereits bearbeitet in den Lehrbüchern von Schütze und Berner sowie in Holtzendorffs »Handbuch des deutschen Strafrechts« (1871 ff.). Unter den zahlreichen Kommentaren des neuen Strafgesetzbuchs sind die von Oppenhoff und Schwarze die bedeutendsten Arbeiten. In Betreff des deutschen Strafprocesses sind Planck's »Systematische Darstellung des deutschen Strafverfahrens auf Grundlage der neueren Strafproceßordnungen« (1857) und Zachariä's »Handbuch des deutschen Strafprocesses« (1861—68) als die beiden wichtigsten Werke anzuführen. Es herrscht indessen zur Zeit auf dem Gebiete des Kriminalprocesses ebenso wie auf dem des Civilprocesses die größte Verschiedenheit in der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten vor, die natürlich auch auf die wissenschaftliche Bearbeitung dieses Rechtstheils einen nachtheiligen Einfluß ausüben muß, hoffentlich aber durch die Publikation einer allgemeinen deutschen Civil- und Strafproceßordnung bald beseitigt werden wird. Unter den neueren Werken über Civilproceß sind die Lehrbücher von Martin, Linde, Bayer, Wetzell, Renaud und Endemann, sowie Bars »Recht und Beweis im Civilproceß« namhaft zu machen. Auch das Kirchenrecht fand in neuester Zeit, besonders infolge des zwischen Staat und Kirche ausgebrochenen Konflikts, größere Beachtung als bisher, und die Schriften von Dove, Hinschius, Wasserschleben und Friedberg haben großes Aufsehen erregt. Von den neueren Lehr- und Handbüchern des katholischen und protestantischen Kirchenrechts sind die von Richter, Walter, Hinschius, G. Phillips und J. F. v. Schulte hervorzuheben. Endlich ist noch der encyklopädischen Werke zu gedenken, welche sich eine lexikalische Bearbeitung der gesammten Rechtswissenschaft zur Aufgabe gestellt haben, so namentlich des »Rechtslexikons« von Weiske (1838 ff.) und der von Holtzendorff herausgegebenen »Encyklopädie der Rechtswissenschaft«, verbunden mit einem Rechtslexikon (2. Aufl. 1873 ff.).

Massenhafte und gründliche, theilweise auch in der Darstellung glänzende Behandlung erfuhr in neuerer Zeit die Volkswirtschaftslehre in Deutschland. Anschließend an die englische Literatur verbreiteten deren Ideen in Deutschland zuerst K. H. Rau (»Lehrbuch der politischen Oekonomie«, 1826 ff.) und v. Hermann (»Staatswirtschaftliche Untersuchungen«, 1832), die beiden Altmeister der deutschen Volkswirtschaftslehre. In originellen Bahnen folgten, das Ganze der Volkswirtschaft behandelnd, W. Roscher (»System der Volkswirtschaft«, 1854 ff.; »Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt«) und K. Knies, denen man die Ausbildung einer historischen Richtung verdankt, und von welchen namentlich des erstern Darstellungsweise eine glänzende ist; ferner v. Mangoldt, Schäffle, Max Wirth, B. Hildebrand u. a. Daneben erwarben sich ausgezeichnete Verdienste um einzelne Specialitäten der Disciplin: Nebenius (Kredit), Helferich (Preisgeschichte), Hoffmann (Geld), Hanssen (Ackerbau), Kautz (Literaturgeschichte der Nationalökonomie), Schmoller (Kleingewerbe), Brentano (Gewerkvereine), Ad. Wagner (Bankwesen), V. A. Huber und Schulze-Delitzsch (Association), Fraas, K. Marx, Nasse, Soetbeer, Umpfenbach, Tellkampf, Böhmert, Pickford, Oppenheim, Michaelis, Rösler, Rentzsch, Emminghaus, Faucher, Eras, Prince-Smith, Bamberger u. a. Während die volkswirtschaftlichen Tageserscheinungen in der politischen Journalliteratur, namentlich in den größeren österreichischen und norddeutschen Tagesblättern, von den verschiedensten Standpunkten aus und theilweise von sehr gewandten Federn Beleuchtung finden, waren mehrere Wochen- und Monatsschriften ganz oder theilweise auf volkswirtschaftlichem Gebiete thätig, so die Tübinger »Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft«, Fauchers »Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte«, Hildebrands »Jahrbücher der Nationalökonomie &c.«, die »Deutsche Vierteljahrsschrift«, der »Arbeiterfreund« u. a.; auch der volkswirtschaftliche Theil des Bluntschli'schen »Staatswörterbuchs« enthält ausgezeichnetes. Hervorragende ausländische Erscheinungen, wie die Werke des Engländers J. St. Mill, des Amerikaners Carey, des französischen Nationalökonomen M. Chevalier, fanden gute Uebersetzer. Besonders regsam wurde die nationalökonomische Literatur seit den letzten drei Jahren durch den zu einer literarischen und wirtschaftspolitischen Krisis gewordenen Antagonismus zwischen den Vertretern der alten deutschen Freihandelspartei, welche meist mit dem praktischen Geschäftsleben in Fühlung stehen, und den durch die jüngeren akademischen Lehrer Deutschlands vertretenen Fürsprechern socialer Reformen, den sogen. Kathedersocialisten (s. d.). Die Statistik reicht mit ihren Anfängen in das 16. Jahrh. zurück, und zwar bildeten die damals eingeführten Kirchenbücher und die im 17. Jahrh. allgemeiner werdenden Volkszählungen die Grundlage ihrer ersten und wichtigsten Arbeiten; bald wurden auch wirtschaftliche, militärische, finanzielle und allgemeine politische Erscheinungen mit herangezogen. Sie hatte die Schilderung des Zustandes eines Staats zur Aufgabe und tritt zunächst mit Geographie und Geschichte, mit Staatsrecht

und Politik vermengt auf. Der erste, welcher sie von den genannten Wissenschaften zu trennen und eine neue Disciplin daraus zu bilden versuchte, war der Helmstedter Professor Conring (seit 1660). In der Mitte des 18. Jahrh. trat dann G. Achenwall (»Staatsverfassung der europäischen Reiche«) auf, der die sogen. Staatsmerkwürdigkeiten als Gegenstand der Wissenschaft hinstellte und gewöhnlich als der eigentliche Vater der Statistik angesehen wird. Er begründete eine weitverzweigte Schule der Staatskunde in Deutschland, deren Einfluß bis in die neueste Zeit heraufreicht, und als deren bedeutendste Anhänger Büsching, Gatterer (»Ideal einer allgemeinen Weltstatistik«) und besonders Schlözer, ferner Dohm, Remer, Meusel, Sprengel, Niemann (»Abriß der Statistik oder Staatenkunde«, 1807), Butte, Klotz, Hassel, Koch-Sternfels, Wörl u. a. zu nennen sind. Alle diese Statistiker verfolgen wesentlich praktische Zwecke und halten sich an den Begriff des Staats, sind aber in der Auffassung desselben verschieden, insofern jeder den Begriff des Staats so auffaßte, wie es durch die praktische und theoretische Ausbildung der Staatsidee seiner Zeit bedingt war. Eine wesentlich andere Richtung verfolgt die moderne Schule der Statistik, welche diese nicht als beschreibende Staatskunde auffaßt, sondern als systematische Massenbeobachtung, deren Zweck ist, die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze aus dem Wechsel derselben erkennen zu lassen. Als der wissenschaftliche Begründer dieser Methode, die gegenwärtig in vollster Entwickelung begriffen ist, muß Süßmilch betrachtet werden, dessen Buch: »Die göttliche Ordnung in denen Veränderungen des menschlichen Geschlechts ꝛc.« (1742), Epoche macht, obschon er, seinen Nachfolgern um ¾ Jahrhunderte voraus, einsam und unbeachtet in seiner Zeit dastand. Bei diesem Entwickelungsgang muß gegenwärtig in der statistischen Literatur nothwendig die Wortphrase gegenüber dem ziffernmäßigen Inhalt in den Hintergrund treten; sie beschränkt sich mehr und mehr auf Kommentirung und Kritik der Tabellen. Die literarischen Erscheinungen sind theils eigentliche Untersuchungen auf Grund von ziffernmäßigem Material, und es sind in dieser Hinsicht namentlich hervorzuheben, außer den älteren Arbeiten von Casper und Dieterici, die neueren von Wappäus (»Allgemeine Bevölkerungsstatistik«), Engel (in der »Zeitschrift des preußischen statistischen Büreau's«), v. Hermann (»Die Bewegung der Bevölkerung in Bayern«), Mayr, Knapp, Ad. Wagner und v. Oettingen (Moralstatistik); theils Lehr- und Handbücher oder Sammlungen von Thatsachen, wie die Werke von Kolb, Frantz, Haushofer, v. Viebahn; theils amtliche Publikationen, welche bald mehr bald weniger durchdachte Tabellenarbeit und Kommentirung derselben sind; theils Untersuchungen über Wesen, Methode und Geschichte der Statistik, unter welchen jene von Knies, Wagner, Rümelin, der in der Statistik eine methodologische Hülfswissenschaft für alle Wissenschaften vom Menschen erblickt, und Mohl zu nennen; theils endlich statistische Zeitschriften, wie namentlich die des preußischen und die des bayrischen statistischen Büreau's, ferner die »Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik« von Hildebrand, Hübners »Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik« ꝛc. Einen eigenthümlichen Uebergang von statistischer Beschreibung der socialen Erscheinungen zur Kulturgeschichte bilden die durch geistvolle Darstellung glänzenden, aber des eigentlich wissenschaftlichen Charakters entbehrenden Schriften von W. H. Riehl.

Die Geschichte, die in der deutschen Literatur gegenwärtig einen so hohen Rang einnimmt und eine fast überwältigende Fülle von Leistungen aufweist, fand schon frühzeitig Bearbeitung und zwar bis ins 14. Jahrh. hinein vorzugsweise von Geistlichen und in lateinischer Sprache. Zahlreiche ihrer Arbeiten, meist auf engere Kreise beschränkt und im beliebten Chronikenstil oder in Form von Biographien abgefaßt, sind durch Sammlerfleiß und chronologische Genauigkeit, mitunter auch durch Richtigkeit und Feinheit des Urtheils ausgezeichnet. Mehr Volksthümlichkeit und reichern Gehalt an Mittheilungen aus dem öffentlichen Leben haben allerdings die späteren, in deutscher Sprache geschriebenen Geschichtsbücher, wenn sie auch an politischer Kräftigkeit den italienischen und an eigenthümlicher Selbständigkeit den französischen Memoiren nicht gleichgestellt werden können. Unter den Historikern in lateinischer Sprache, deren Namen auf unsere Zeit gekommen sind, mögen vorzüglich die Biographen Kaiser Konrads II.: Wipo, und Friedrichs I. Barbarossa: Otto von Freising sowie sein Schüler und Fortsetzer Ragewin, dann Gottfried von Ensmingen, der Biograph Rudolfs von Habsburg und Albrechts von Oesterreich (um 1308), der Abt Volkmar von Fürstenfeld (1289—1314), Verfasser der bayrischen Annalen, und der Wiener Kanonikus Vitus Arnpeck, Verfasser der bayrischen und österreichischen Annalen, erwähnt werden. Zu den ältesten deutsch geschriebenen Geschichtswerken gehören die »Sächsische Weltchronik« (oder Repgow'sche Chronik) aus dem Anfang des 13. Jahrh., die »Braunschweiger Reimchronik« und die Straßburger Chronik des Fritsche Closener (gest. um 1384). In den Anfang des 14. Jahrh. fällt auch die »Reimchronik« Ottokars von Steiermark (früher grundlos von Horneck genannt). Andere wichtigere Werke jener Periode sind: das »Elsassische Zeitbuch« (bis 1386) von Jakob Twinger aus Königshofen; die »Limburger Chronik« von Johannes Gensbein; die niederdeutsche Chronik von Bremen (bis 1430) von G. Rynesberch (gest. 1406) und H. Schene (gest. um 1420); das »Schweizerische Zeitbuch« von Petermann Etterlin aus Luzern; die »Chronik der Stadt Köln« von Gottfried Hagen (gest. vor 1300); die »Duringische Chronik« (bis 1440) von J. Rothe; die »Geschichte König Sigismunds« von Eberhard Windeck; die »Geschichte des Kostnitzer Koncils« von Ulr. v. Richenthal; die »Berner Chronik« (1152—1480) von Diebold Schilling aus Solothurn; die »Cronecken der Sassen« (Chronicon pictura rom., bis 1489) von K. Bothe; die Breisacher Reimchronik über die Burgunderkriege (1432—80) u. a. Im sinnbildlichen Gewand ist die Geschichte Kaiser Maximilians I. dargestellt im »Weißkuning« von seinem Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein. Weniger wurde unmittelbar vor und nach der Reformation geleistet; die beliebte Methode, die Universalgeschichte nach den vier Monarchien zu behandeln, fand sogar noch durch R. Agricola in Deutschland Anwendung. Erst Melanchthon drang auf ein gründlicheres Studium der Geschichte und erwarb sich durch die Herausgabe von Cario's deutsch geschriebener Chronik (1532), die er bei seinen Vorträgen über Weltgeschichte zu Grunde legte, und den von ihm dazu verfaßten reichhaltigen Kommentar ein großes Verdienst. Die Sprache der Geschichtswerke des 16. Jahrh. ist kindlich einfach, nach Geist und Ton volksthümlich und dem bürgerlichen Hausverstand entsprechend; später artete sie aus und theilte die allgemein herrschenden Fehler des Ausdrucks. Am bedeutendsten treten hervor: Johann

Thurmayer, genannt Aventinus (gest. 1534, Bayrische und Deutsche Chronik); Th. Kantzow (gest. 1542, Pommersche Chronik); Sebastian Frank (gest. 1545, Zeitbuch, Deutsche Chronik); Aegidius Tschudi (gest. 1572, Schweizerische Chronik); Luk. David (gest. 1583, Preußische Chronik); Petersen (gest. 1552, Holsteinische Chronik); die Selbstbiographien der Ritter Götz von Berlichingen, Hans von Schweinichen und des Sebastian Schertlin von Burtenbach, des Führers der Städte im Schmalkaldischen Krieg; ferner Christ. Lehmann (gest. 1638, Speverisches Zeitbuch); Zach. Theobald (gest. 1627, Geschichte des Hussitenkriegs); Phil. v. Chemnitz (»Geschichte des schwedischen in Deutschland geführten Kriegs«, 1648); Sigmund von Birken (gest. 1681, »Spiegel des Erzhauses Oesterreich«); Abelin (»Historische Chronika«); Schultz (»Neu augirte und kontinuirte Chronika rc.«); Imhof (»Neu eröffneter Historischer Bildersaal«); Gottfried Arnold (gest. 1714, »Kirchen- und Ketzerhistorie«) und Sam. v. Pufendorf (gest. 1694), der durch sein Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte, worin er von einem praktisch-politischen Gesichtspunkt ausgeht und zuerst die Statistik mit der Staatengeschichte in Verbindung bringt, auf die Methodik und den Gang des Geschichtstudiums wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Die Reformation fand an J. Sleidan einen scharfsinnigen und glücklichen Vertheidiger und in den von N. Flacius Illyricus u. a. mit Geist gearbeiteten »Magdeburgischen Centurien« ihre gründliche Apologie. Die berühmtesten der allgemeinen, aber durchaus kompilatorischen, nirgends auf eigenen Forschungen beruhenden geschichtlichen Sammelwerke aus dem 17. Jahrh. sind das »Theatrum europaeum« (1635—1738, von Ph. Abelin begonnen) und das »Diarium europaeum« (1657—83) von Mart. Mayer. Nachdem darauf Rechtsgelehrte, wie J. P. v. Ludewig und N. H. Gundling, die deutsche Geschichte von der publicistischen Seite aufgefaßt und dargestellt haben, war es vor allen G. W. Leibniz, welcher eine kritische Behandlung der ältern deutschen Geschichte anbahnte und in seinen erst neuerdings gedruckten »Annales imperii occidentis« in fast mustergültiger Weise dieselbe behandelte. Ihm schlossen sich Fr. Hahn, Graf H. v. Bünau (gest. 1762, »Deutsche Kaiser- und Reichshistorie«, 1728—1743) und Mascou (gest. 1761, »Geschichte der Deutschen«, 1726) an. Auch an Chronisten und Sammlern der deutschen Geschichtsquellen allgemeiner wie besonderer Art fehlte es während dieses Zeitraums nicht. Daneben rief die Theilnahme, welche die Zeitgeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erregte, mehrere geschichtliche Zeitschriften und andere Werke hervor, so die »Staatskanzlei«, Schmauß' »Bücherkabinet«, die »Europäische Fama«; auch die »Electa juris publici« (Verhandlungen des deutschen Reichstags) wurden fortgesetzt. — Was nun die Theorie des Wesens der Geschichtschreibung anlangt, so waren J. A. Ernesti (gest. 1781) und J. J. Griesbach (gest. 1812) die ersten, welche die Grenzen der historischen Glaubwürdigkeit bestimmten. Ueber eigentliche Historiomathie verbreiteten sich mit Umsicht und Klarheit D. Wegelin (gest. 1791) und J. M. Chladenius (gest. 1759), während Lessing (»Erziehung des Menschengeschlechts«), einen andern Weg einschlagend, die philosophische Geschichtsbetrachtung mit der religiösen vereinigte und Herder (»Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«) die Entwickelung der Weltgeschichte aus dem Gesichtspunkt der Kultur auffaßte und aus dem Verhältnis der Natur zum Geist die Bestimmung des Menschengeschlechts zu unendlicher Vervollkommnung herleitete. Im 19. Jahrh. waren es vorzugsweise die Philosophen, welche das Wesen der Geschichtschreibung erörterten, so: Fichte, welcher lehrte, daß die Geschichte die beste Erzieherin zur Freiheit und sicherste Lehrerin für die praktische Vernunft sei; Schelling, der in ihr den Spiegel der ewigen Weltordnung sah; Steffens, Friedr. Schlegel und Hegel, welche beide, jeder von seinem Standpunkt aus, die Philosophie der Geschichte darlegten, außerdem Wilh. v. Humboldt (»Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers«) und in neuester Zeit Gervinus (»Grundzüge der Historik«) und Droysen (»Grundriß der Historik«). Als eigentliche Begründer der Weltgeschichte in Deutschland sind J. Chr. Gatterer (gest. 1799, »Handbuch der Universalhistorie«) und L. v. Schlözer (gest. 1809, »Vorstellung der Universalhistorie«) zu betrachten, denen sich noch im 18. Jahrh. L. Th. v. Spittler (gest. 1810, »Grundriß der Geschichte der christlichen Welt«), Joh. Müller (gest. 1809, »Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte«), G. G. Bredow (gest. 1814) und Chr. D. Beck (gest. 1832, »Anleitung zur Kenntnis der allgemeinen Weltgeschichte«) anschließen. Die Reihe der deutschen Universalhistoriker des 19. Jahrh. eröffneten J. G. Eichhorn (gest. 1827), H. L. Pölitz (gest. 1838) und der treffliche Fr. L. Wachler (gest. 1838, »Lehrbuch der Geschichte«). Von späteren Werken sind besonders die weit verbreiteten Weltgeschichten von K. F. Becker (gest. 1806), K. W. v. Rotteck (gest. 1840) und Fr. Chr. Schlosser (gest. 1861) hervorzuheben, zu denen sich aus neuester Zeit die Lehrbücher von Heinr. Leo, K. W. Böttiger (»Weltgeschichte in Biographien«), G. Weber, Rösselt, Heinr. Dittmar, W. Assmann, Heinr. Rückert, Wolfg. Menzel, K. Wernicke u. a. gesellen; auch E. M. Arndts »Versuch in vergleichender Völkergeschichte« und Wachsmuths »Geschichte der politischen Parteiungen alter und neuer Zeit« sind hier zu erwähnen. Auf eine bessere Bearbeitung speciell der Geschichte der Alten Welt hatten besonders Heerens »Ideen über Politik, Verkehr und Handel der Völker des Alterthums« (1793) großen und günstigen Einfluß. Von Bedeutung als zusammenfassende Werke sind Schlossers »Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der Alten Welt und ihrer Kultur« und Max Dunckers noch unvollendete, formell wie inhaltlich gleich hervorragende »Geschichte des Alterthums«. Die Geschichte des Orients im Alterthum behandelten Jos. Görres (gest. 1848, »Asiatische Mythengeschichte«) und neuerlich Mor. Busch (»Abriß der Urgeschichte des Orients«). Von den einzelnen Ländern ward Aegypten unter anderen von Bunsen (»Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte«), Indien von P. v. Bohlen und Lassen, Iran besonders von Spiegel (»Eranische Alterthumskunde«), die Geschichte der Israeliten von H. Ewald (Hauptwerk), außerdem von Grätz, M. Jost, Ferd. Hitzig u. a. behandelt. Für die Geschichte des klassischen Alterthums bildet Niebuhrs berühmte, auf eigenthümlichen kritischen Forschungen beruhende und überraschende Resultate bietende »Römische Geschichte« die Grundlage für alle späteren Bearbeitungen. Auf die Geschichte der Griechen wandte zuerst Ottfr. Müller (gest. 1840) die Niebuhr'sche Kritik in seiner »Geschichte der hellenischen Stämme« an. Von den sonstigen Bearbeitern derselben im ganzen oder einzelner Partien derselben sind hervorzuheben: Droysen (»Geschichte Alexanders d. Gr.«, »Geschichte des Hellenismus«), Fr. Jacobs (»Hellas«), E. Curtius, der in seiner klassischen

»Griechischen Geschichte« die Verhältnisse und Thatsachen mehr nach modernen Gesichtspunkten auffaßt und mit Vorliebe sich den kulturgeschichtlichen Seiten zuwendet; W. Oncken (»Athen und Hellas«), Hertzberg (»Alkibiades«, »Die asiatischen Feldzüge Alexanders d. Gr.« und »Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer«) und die Darstellungen für die Jugend von K. F. Becker (»Erzählungen aus dem griechischen Alterthum«), W. Wägner, H. W. Stoll, Jäger ꝛc. Ueber die römische Geschichte sind als nächste Ergänzung des Niebuhr'schen Werks W. Drumanns »Geschichte Roms in seinem Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung« (1834 ff.) und Göttlings »Geschichte der römischen Staatsverfassung« (1830) hervorzuheben. Weitere gründliche Bearbeitung erfuhr dieselbe durch K. F. Haltaus, A. Schwegler und besonders Th. Mommsen, dessen epochemachendes, durch glänzende Darstellung ausgezeichnetes Werk die Ergebnisse der neuesten fremden und eigenen wissenschaftlichen Forschungen zusammendrängt und sich dadurch auszeichnet, daß es an die alte Geschichte den Maßstab der modernen politischen und nationalökonomischen Ideen legt. Ihm gegenüber sucht K. Peter die ältere Auffassung der römischen Geschichte zu rechtfertigen. Mehr populär, zum Theil für die Jugend bestimmt, sind die Werke von W. Ihne (»Römische Geschichte«), W. Wägner (»Rom«), O. Jäger ꝛc. Specialarbeiten lieferten Nitzsch (»Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger«), Hoeck (»Römische Geschichte vom Fall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Konstantin«), Schiller (»Geschichte Nero's«), F. Gregorovius (»Geschichte des römischen Kaisers Hadrian«), Bernhardt (»Geschichte Roms von Valerian bis zu Diokletians Tod«), J. Burckhardt (»Die Zeit Konstantins d. Gr.«) u. a.; auch Ad. Stahrs sogen. Ehrenrettungen des Tiberius, der Kleopatra und anderer berüchtigten Personen sind hier zu erwähnen. Das Kulturgeschichtliche des klassischen Alterthums insbesondere behandelten K. F. Hermann, H. Göll, W. A. Becker (»Charikles« und »Gallus«), E. Guhl und W. Koner, K. Schmidt (»Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt«), L. Friedländer, W. Arnold u. a. Für die Geschichte des Mittelalters im allgemeinen fehlt es noch an einer dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Bearbeitung, dem die Werke von Fr. Ch. Kortüm, H. Leo (»Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters«) und H. Rückert nicht völlig genügen. Als Bearbeiter der mittelalterlichen Specialgeschichte thaten sich hervor: Wilken (»Geschichte der Kreuzzüge«), Sybel (»Geschichte des ersten Kreuzzugs«), Fr. v. Wietersheim (»Geschichte der Völkerwanderung«), Gfrörer (»Papst Gregor VII.«), Höfler (»Cola Rienzi und seine Zeit«), Drumann (»Bonifacius VIII.«), H. Reuter (»Geschichte Alexanders III.«), Hurter (»Papst Innocenz III. und seine Zeitgenossen«), G. Voigt (»Silvio de Piccolomini als Papst Pius II.«), Pallmann (»Geschichte der Völkerwanderung«), Wilcke (»Geschichte des Ordens der Tempelherren«), Fallmerayer (»Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt«, »Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter«), F. Gregorovius (»Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter«), Hüllmann (»Städtewesen des Mittelalters«), Dahn (»Könige der Germanen«) u. a. Die neuere Geschichte fand in ihrer Gesammtheit keine oder nur wenige Bearbeiter, unter denen etwa Spittler (»Entwurf einer Geschichte der europäischen Staaten«), Heeren (»Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems«) und Fr. v. Raumer (»Geschichte Europa's seit Ende des 15. Jahrhunderts«) anzuführen wären. Zahlreicher sind die Historiker, welche einzelne Perioden dieses Zeitraums bearbeitet haben. Unter ihnen steht Leop. Ranke (geb. 1795), dessen Werke (»Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535«, »Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert« nebst den »Römischen Päpsten«, »Englische Geschichte«, »Französische Geschichte«) vorzugsweise das 16. und 17. Jahrh. behandeln, durch Schärfe der Kritik und Kunst der Darstellung und pragmatischen Entwickelung obenan. Seine Lehre und sein Beispiel sind für die historische Literatur in Deutschland geradezu epochemachend gewesen und haben derselben in mehr als einer Beziehung neue Bahnen gewiesen. Neben ihm behandelten das Reformationszeitalter besonders W. Wachsmuth und L. Häusser; das 18. Jahrh. Gfrörer, F. C. Schlosser, K. v. Noorden; die neueste Zeit Wachsmuth (»Das Zeitalter der Revolution«), W. Menzel (»Geschichte Europa's vom Beginn der französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß«, »Geschichte der letzten 40 Jahre, 1816—56«, »Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte« ꝛc.), H. v. Sybel (»Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800«), Gervinus (»Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen«), Ad. Schmidt (»Zeitgenössische Geschichten«), Fr. Lorentz (»Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris«), Ed. Arnd (»Geschichte der Gegenwart«), W. Müller (»Geschichte der neuesten Zeit 1816—66« und »Politische Geschichte der Gegenwart«) u. a. Die Geschichte von Deutschland wurde sowohl in ihrer Gesammtheit, wie in den einzelnen Perioden und nach den einzelnen Ländern vielfältig bearbeitet, und die hierher einschlagenden Arbeiten gehören zum Theil zu den besten Erzeugnissen deutscher Historiographie. Eine systematische Zusammenstellung aller bedeutenderen auf Deutschland bezüglichen Werke sowohl rein historischen, wie kultur- und verfassungsgeschichtlichen Inhalts, findet sich am Schluß des Artikels Deutschland (Geschichte), worauf wir hier der Kürze wegen verweisen. Das feste und breite Fundament für einen gedeihlichen und gediegenen Auf- und Ausbau der vaterländischen Geschichte wurde gelegt durch die auf Anregung des Freiherrn vom Stein unternommene und unter Oberleitung von Pertz seit 1826 rüstig geförderte große Quellschriftensammlung: »Monumenta Germaniae historica« (s. d.), deren wichtigste Theile seit 1849 auch in deutschen Bearbeitungen (»Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit«) erscheinen, und der sich neuerdings andere Quellensammlungen zur deutschen Specialgeschichte, namentlich von Böhmer (»Fontes rerum germanicarum«) und Jaffé (»Bibliotheca rerum germanicarum«), angeschlossen haben. (Vgl. Dahlmann, Quellenkunde der deutschen Geschichte, neue Ausg. von Waitz, 1870; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 3. Aufl., Berl. 1873—74, 2 Bde.; O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen von der Mitte des 13. bis zu Ende des 14. Jahrhunderts, das. 1870.) Endlich ging in der Neuzeit eine sehr förderliche Anregung zur Erforschung deutscher Geschichte von König Max I. von Bayern aus durch Gründung der »Historischen Kommission« (1858), welcher die angesehensten Gelehrten Deutschlands als Mitglieder angehören. Unter ihren wissenschaftlichen Arbeiten sind die »Jahrbücher des Deutschen Reichs«, die »Deutschen Reichstagsakten, die »Geschichte der Wissenschaften in Deutschland« und

die »Deutschen Städtechroniken« in erster Linie zu nennen. Als Verfasser deutscher *Specialgeschichtswerke* verdienen, auch in literarischer Beziehung, besonders Erwähnung: Ranke, Stenzel, Joh. Voigt, Droysen, Varnhagen v. Ense, Fr. Förster (Geschichte Preußens), Rudhart, Buchner, Contzen, v. Lerchenfeld (Geschichte Bayerns), Häusser (Geschichte Badens), Sattler, Stälin, Pfister (Geschichte Würtembergs), Böttiger, Wachter, Brandes, K. v. Weber (Geschichte Sachsens), Möser, Stüve, Spittler, Oppermann (Geschichte Hannovers), Muchar (Geschichte Steiermarks), Havemann, von der Decken (Geschichte Braunschweigs), v. Hormayr, (Geschichte Tirols), Becker, C. W. Pauli (Geschichte Lübecks), Gallois, Beneke (Geschichte Hamburgs), Duntze (Geschichte Bremens), v. Lützow (Geschichte Mecklenburgs), Barthold (Geschichte Rügens), Giesebrecht (Geschichte des Wendenlands), Wuttke (Geschichte Schlesiens), Wenck, v. Rommel, Landau, Wippermann, A. Pfaff (Geschichte der Hessen), Arnoldi, Schliephake (Geschichte Nassau's), Häusser, A. Schmidt, Nebenius (Geschichte der Pfalz), Strobel, O. Lorenz, W. Scherer (Geschichte des Elsaß), Waitz, Droysen und Samwer, Beseler, Usinger, v. Kobbe (Geschichte Schleswig-Holsteins), Wiarda, Klopp (Geschichte Ostfrieslands), Joh. v. Müller, Meyer v. Knonau, O. Henne-Am-Rhyn (Geschichte der Schweiz), Fr. v. Schiller, G. v. Kampen (Geschichte der Niederlande). Die Geschichte *Oesterreichs* ward behandelt von Mailáth, Lichnowski, O. Lorenz, Büdinger, in einzelnen Partien von Hurter, Söltl, Gindely (Rudolf II.), A. Wolf, A. v. Arneth (Maria Theresia), Großhoffinger (Joseph II.), Ant. Springer (Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809), A. Beer; die Geschichte Böhmens von Palacky, die von Ungarn von Mailáth. Namhaftere Werke der *biographischen* Gattung gaben in der Neuzeit: Varnhagen v. Ense (»Biographische Denkmale«, Leben der Generäle Seidlitz, Winterfeldt, Schwerin, Leopold von Dessau, Keith, Bülow v. Dennewitz rc.), Pertz (Freiherr vom Stein, Gneisenau), Droysen (York v. Wartenburg), Klose (Fürst v. Hardenberg, Wilhelm von Oranien), Klippel (Scharnhorst), Joh. Scherr (Blücher), H. v. Gagern (Fr. v. Gagern), Hesekiel (Bismarck), Springer (Dahlmann), G. Freytag (Mathy), Ullmann (Sickingen), Barthold (Georg v. Frundsberg), Arneth (Eugen von Savoyen), Erdmannsdörfer (G. Fr. v. Waldeck), Drumann (Ganganelli), Cl. Th. Perthes (Friedrich Perthes), Mendelssohn-Bartholdy (Kapodistrias), Venedey (Washington, Franklin), Hase, Meurer (Luther), K. Schmidt (Melanchthon), Kampschulte (Calvin), Mörikofer (Ulr. Zwingli), Brandes (John Knox), Ghillany (Behaim), Strauß (Hutten, Frischlin, Schubart, Märklin, Voltaire rc.), Guerike (Herm. Francke), Hoßbach (Spener), Karajan (Abraham a Sta. Clara), Körte (Gleim, Fr. A. Wolff), Brockerhoff (Rousseau), R. Prutz (Ludw. Holberg), Henr. Feuerbach (Uz und Cronegk), Gruber (Wieland), Danzel, Stahr (Lessing), Kayserling (M. Mendelssohn), Kreyßig (Möser), Gildemeister (Hamann), Justi (Winckelmann), Gruppe (R. Lenz), Eckermann, Viehoff, Riemer, Schäfer (Goethe), Karoline v. Wolzogen, Viehoff, Schwab, Palleske, Scherr (Schiller), Gödeke (Goethe, Schiller, Knigge, Geibel), Förster (Jean Paul), Th. Bach (Hippel), Schubert (Kant), Haym (W. v. Humboldt), Klencke, Bruhns (A. v. Humboldt), H. König und Klein (G. Forster), E. Köpke (Charlotte v. Kalb), R. Köpke (Tieck), Wilbrandt (H. v. Kleist), J. H. Fichte (F. G. Fichte), Rosenkranz (Diderot, Hegel), Schenkel, Dilthey (Schleiermacher), Gwinner (A. Schopenhauer), Reichlin-Meldegg (Gottl. Paulus), Morell (K. v. Bonstetten), Pröhle (Bürger, Fr. L. Jahn), Herbst (M. Claudius, Voß), Fürst (Henriette Herz), Hitzig (E. T. A. Hoffmann, Zach. Werner, Chamisso), Hagen (M. v. Schenkendorf), Langenberg (Arndt), K. Mayer, O. Jahn (Uhland), Beyer (Rückert), Schurz (Lenau), Gutzkow (Börne), Strodtmann (H. Heine), H. Thiersch (Fr. Thiersch), Beck (H. v. Wessenberg), Reumont (Lorenzo v. Medici), Spitta (Seb. Bach), Chrysander (Händel), O. Jahn (Mozart), Marx (Gluck, Beethoven), Nohl (Beethoven), M. M. v. Weber, Jähns (K. M. v. Weber), Rintel (Zelter), Kreißle (Schubert), Reißmann (Schubert, Schumann, Mendelssohn), A. v. Wolzogen (Wilh. Schröder-Devrient), Eberty, Elze (Lord Byron, W. Scott), K. Hase (Katharina von Siena), Levin Schücking (Annette v. Droste), Passavant, Förster, v. Wolzogen (Raffael), H. Grimm (Michelangelo), Woltmann (Holbein), Eye (Albr. Dürer), Riegel, Förster (Cornelius) u. a. Zu den wichtigsten *Autobiographien* gehören die Memoiren von Chr. Wolff, J. J. Moser, Goethe, H. v. Gagern, Jung-Stilling, Hippel, Tischbein, Semler, K. H. v. Lang, Fr. Nicolai, Fouqué, Scheffner, Bronner, Nettelbeck, Steffens, K. Immermann, Arndt, Zschokke, H. Luden, Eilers, G. H. v. Schubert, Henckel v. Donnersmark, H. König, Fr. v. Raumer, v. Müffling, G. A. Wirth, Ruge, Hoffmann von Fallersleben, K. v. Holtei, K. E. v. Baer, Bogumil Goltz, Wilh. v. Kügelgen, Fanny Lewald u. a. Lassen wir endlich noch eine kurze Uebersicht der Leistungen deutscher Historiker für die Geschichte der übrigen *europäischen* und *außereuropäischen Staaten* folgen, deren Behandlung bereits im 18. Jahrh. durch die von Baumgarten und Semler besorgte Uebersetzung der großen Englischen Allgemeinen Welthistorie (1744) angeregt wurde. Von den älteren Werken dieser Art sind besonders Woltmanns Geschichte Frankreichs und Englands (1797—99), Heinrichs Geschichte von England und von Frankreich, Hegewisch' »Uebersicht der irländischen Geschichte« und Ewers' »Geschichte der Russen« (1816) hervorzuheben. Einen Mittelpunkt für diese Specialgeschichten bildete später das von Heeren und Ukert herausgegebene, neuerlich unter Redaktion Giesebrechts fortgesetzte Sammelwerk »Geschichte der europäischen Staaten«. Im einzelnen sind als die bedeutendsten neueren Werke zu nennen: die Darstellungen aus der *englischen* Geschichte von Lappenberg (»Geschichte von England«), Pauli (»Geschichte von England seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815«, »König Alfred«, »Simon v. Montfort«), Maurenbrecher (»England im Reformationszeitalter«), Ranke (»Englische Geschichte«), Dahlmann (»Geschichte der englischen Revolution«); die Schriften über die Geschichte *Frankreichs* von E. Alex. Schmidt (vollständige Gesammtgeschichte), Ranke (»Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert«), Sybel (»Geschichte der Revolutionszeit«), Wachsmuth (»Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter«), Dahlmann (»Geschichte der französischen Revolution«), Häusser (»Geschichte der französischen Revolution«), Zinkeisen (»Der Jakobinerklub«), L. Stein (»Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich«), Rochau (»Geschichte Frankreichs vom Sturz Napoleons bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums«); die Darstellungen der Geschichte *Spaniens* von Aschbach, F. W. Lembke und H. Schäfer sowie von H. Baumgarten (vom

Ausbruch der französischen Revolution an), Warnkönigs »Don Carlos«, Hefele's »Kardinal Jimenes und die kirchlichen Zustände Spaniens«. Die Geschichte Italiens schrieben H. Leo (568—1830), H. Reuchlin (bis 1849) und E. Ruth (1815—50); die Geschichte der Stadt Rom außer Gregorovius (s. oben) A. v. Reumont; die der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats S. Sugenheim; über Florenz schrieb Scheffer-Boichorst. Ueber die Balkanhalbinsel sind anzuführen: Zinkeisens »Geschichte Griechenlands«, v. Hammer-Purgstalls und Zinkeisens umfassende Darstellungen der Geschichte des osmanischen Reichs und Rosens »Geschichte der Türkei«, welche die Zeit von 1826—56 umfaßt; über Rußland schrieb Strahl (»Geschichte des russischen Staats«), Th. v. Bernhardi (»Geschichte Rußlands und der europäischen Politik 1814—71«), Bodenstedt (»Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe«); über Polen Röpell, Caro. Die Geschichte Skandinaviens behandelten E. M. Arndt (»Schwedische Geschichten unter Gustav III.«) und Dahlmann (»Geschichte von Dänemark«). Anderenamhafte Werke sind: Flügels »Geschichte der Araber«, G. Weils »Geschichte der Chalifen«, Käuffers »Geschichte von Ostasien«, K. Fr. Neumanns »Geschichte des englischen Reichs in Asien« und »Ostasiatische Geschichte« sowie desselben »Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika«; ferner Kohls »Geschichte der Entdeckung von Amerika«, Handelmanns »Geschichte der Vereinigten Staaten«, Löhers »Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika«, Fr. v. Hellwalds »Maximilian I., Kaiser von Mejiko« u. a.

Mit großer Vorliebe und gleichem Erfolg wurde in der Neuzeit die Kulturgeschichte behandelt, so namentlich von G. Klemm in »Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit« (1843 ff.), der sich die unvollendet gebliebene »Allgemeine Kulturwissenschaft« ergänzend anschließt; ferner von Wachsmuth (»Europäische Sittengeschichte«, 1831, und »Allgemeine Kulturgeschichte«, 1851), Volz (»Beiträge zur Kulturgeschichte«), Friedr. Kolb in der noch unvollendeten »Kulturgeschichte der Menschheit« (1869), Honegger (»Grundzüge einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit«), Henne-Am-Rhyn (»Kulturgeschichte der neuern Zeit«) und F. v. Hellwald (»Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart«, 1874 ff.). Der speciell auf die Kultur des Alterthums und die Sittengeschichte Deutschlands bezüglichen Werke wurde schon oben (bei der Geschichte) gedacht. Eine »Geschichte der Gesellschaft« schrieben Th. Mundt und neuerdings J. R. Roßbach. Die Frauen insbesondere fanden Behandlung von Meiners (»Geschichte des weiblichen Geschlechts«, 1798 ff.), Klemm (»Die Frauen«), Scherr (»Geschichte der deutschen Frauen«), Weinhold (»Die deutschen Frauen im Mittelalter«), Mähly (»Die Frauen des griechischen Alterthums«), Bog. Goltz (»Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen«). Ueber Moden und Trachten schrieben H. Hauff (1840), G. Weiß (»Kostümkunde«) und Jak. Falke (»Deutsche Trachten- und Modenwelt«). Eine »Allgemeine Geschichte des Welthandels« lieferte H. Scherer, die »Geschichte des deutschen Handels« Joh. Falke; eine »Geschichte des Weins und der Trinkgelage« R. Schultze; eine Geschichte der Hexenprocesse W. G. Soldan (1843). Ueber den »Tanz und seine Geschichte« schrieb Rud. Voß; über »Oesterreichisches Klosterleben« A. E. Wagner; über »Deutschen Volksaberglauben« Ad. Wuttke; über das »Deutsche Gaunerthum« Avé-Lallemant. Auch Weinholds Schriften »Altnordisches Leben« und »Die Riesen des germanischen Mythus« sowie Hehns »Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Europa« müssen hier erwähnt werden. Eng an die Kulturgeschichte angeschlossen erscheint die Geschichte der Wissenschaften, aus der wir die Darstellungen der Geschichte der Philosophie von Heinr. Ritter (1829 ff.), Feuerbach (1833), O. Marbach (1838 ff.), Erdmann (1866) und besonders Kuno Fischer (»Geschichte der neuern Philosophie«) zunächst anführen. Die Geschichte der Staatswissenschaften lieferte R. v. Mohl, die der Chemie Kopp (1843 ff., 1871), der Optik Wilde (1838 ff.), der Medicin Wunderlich (1858), Häser (1853); ferner eine »Geschichte der Pädagogik« K. v. Naumer (1843 ff.) und Karl Schmidt (1860); eine der Botanik E. Meyer (1854 ff.); eine der Alchemie Schmieder (1832). Besondere Hervorhebung verdient die schon oben erwähnte, auf Anlaß Königs Max II. von Bayern seit 1860 erscheinende »Geschichte der Wissenschaften in Deutschland«, aus der hier nur Bluntschli's »Geschichte des Staatsrechts und der Politik«, Fr. v. Kobells »Geschichte der Mineralogie«, Fraas' »Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft«, Peschels »Geschichte der Erdkunde« angeführt seien.

Die Literaturgeschichte hat in Deutschland K. Geßner (»Bibliotheca universalis«, 1545) zu ihrem Begründer; G. Morhof brachte diese Wissenschaft auf das akademische Katheder und weckte durch seinen »Polyhistor literarius« (1688) die Neigung zu derselben. Gegen Ende des 17. Jahrh. erschienen die ersten Zeitschriften zur Anzeige der neuen Literatur: die Leipziger »Acta Eruditorum«, die »Monatsgespräche« von Thomasius und die »Monatlichen Unterhaltungen« von Tenzel. Für die alte Literatur wirkte besonders J. A. Fabricius (gest. 1736, »Bibliotheca graeca«, 1705 ff., »Bibliotheca latina«, 1697 ff. rc.), für die hebräische Chr. Wolf (gest. 1739). Der erste Versuch einer zusammenhängenden, freilich nur speciellen Literärgeschichte war J. J. Bruckers »Historia critica philosophiae« (1742), dem andere Versuche verschiedenster Art nachfolgten. Eine bessere Methode begründete Reimann (gest. 1743) in seinem »Versuch einer Einleitung in die Historia literaria insgemein und die deutsche insbesondere« (1708—1713), in dem er zuerst auf den Werth und den Nutzen der Gelehrtengeschichte und Literaturkenntnis aufmerksam machte und über Methode und Inhalt der einzelnen Werke wie über die Verdienste ihrer Verfasser ein freies und ziemlich scharfes Urtheil abgab. Auch And. Fabricius' »Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit« (1731) und Jöchers »Allgemeines Gelehrtenlexikon« (1750) mögen Erwähnung finden. Der Bahnbrecher der Literaturgeschichte im heutigen Sinn ist aber der Historiker J. G. Eichhorn, der in seinen Werken »Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten« (1805 ff.), »Geschichte der Kultur und Literatur des neuern Europa« (1796—99) u. a. zuerst von dem Grundsatz ausging, daß die Literaturgeschichte im Zusammenhang mit der geistigen Entwickelung der Völker und den politischen Veränderungen und zwar nach streng wissenschaftlicher Methode zu bearbeiten sei. Auf dieser Bahn ward nun rüstig fortgeschritten. Das Gesammtgebiet der Literatur umfassen die Werke von L. Wachler (»Handbuch der Geschichte der Literatur«, 1822 ff.), Gräße (»Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte«, 1837 ff., und das kleinere »Handbuch der Geschichte der Literatur«,

1845 ff.), Joh. Scherr (»Allgemeine Geschichte der Literatur«), K. Schmidt (»Vergleichende Tabellen über die Literaturgeschichte der wichtigsten Kulturvölker«, 1865), Theod. Mundt (»Geschichte der Literatur der Gegenwart«, 1853). Auch Bouterweks »Geschichte der Poesie und Beredsamkeit« (1812 ff.), Rosenkranz' »Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie« (1832 ff.) und »Die Poesie und ihre Geschichte« (1855) sowie Fr. v. Raumers »Handbuch zur Geschichte der Literatur« (1864 ff.), Hettners meisterhafte Darstellung der englischen, französischen und deutschen Literatur im 18. Jahrh. (1856—71) und Honeggers »Literatur und Kultur des 19. Jahrhunderts« (1865) sind hier einzureihen. In Bearbeitung speciell der deutschen Literatur gingen J. Koch (»Grundriß einer Geschichte der Literatur der Deutschen bis auf Lessing«, 1795 ff.), Jördens (»Lexikon deutscher Dichter ꝛc.«, 1806 ff.), Wachler (1818) und Fr. Horn (»Entwickelung der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen ꝛc.«, 1822 ff.) voran. Dann folgten die schon erwähnten Hauptwerke von Gervinus, A. Koberstein, Vilmar, K. Goedeke, H. Kurz, Roquette (s. oben); daneben die Literaturgeschichten von Herzog (1830), H. Laube (1839), W. Götzinger (1844, unvollendet), Ettmüller (1847) und Wackernagel (1848, unvollendet); ferner W. Menzels »Deutsche Literatur« (1836) und »Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit« (1859), J. v. Eichendorffs »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« (1857), Oesers »Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen« (1859), M. Rapp (»Das goldene Alter der deutschen Poesie«, 1861), Paldamus' »Deutsche Dichter und Prosaisten« (1861 ff.), Gruppe's »Leben und Werke deutscher Dichter« (1863) und Uhlands »Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sagen« (1865 ff.). Einzelne Perioden behandelten Rosenkranz (»Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter«, 1830), Goedeke (»Deutsche Dichtung im Mittelalter«), Walter (»Annalen der deutschen Nationalliteratur im 16. und 17. Jahrhundert«), Julian Schmidt (»Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing«, an die sich seine »Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod« anschließt), Schäfer (»Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts«, 1855), Haym (»Die romantische Schule«), Loebell (»Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethe's Tod«, 1856), Mörikofer (»Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts«, 1861), die Werke von Hillebrand und Gottschall über die Literatur der klassischen und der neuesten Zeit (s. oben), Barthel (»Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit«, seit 1813), Prutz (»Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart«, 1847, und »Die Literatur der Gegenwart 1848—1858«), Lemcke (»Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit«, 1873). Werthvolle und interessante Monographien sind Cholevius' »Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen« (1859 ff.) und »Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts« (1866); Uhlands »Walther von der Vogelweide« (1822); die Schriften über das deutsche Kirchenlied von Hoffmann von Fallersleben (1854) und Ph. Wackernagel (1862 ff.); die »Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft« von Barthold (1848); »Die Nürnberger Dichterschule« von Tittmann (1847); »Schlesiens Antheil an der deutschen Literatur« von Kahlert; »Der Göttinger Dichterbund« (1841) von R. Prutz, der auch eine »Geschichte des Journalismus« (1841) und »Geschichte des deutschen Theaters« (1847) schrieb; »Zur Geschichte des Drama's« (1854) und »Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christenthum« (1851) von J. v. Eichendorff; »Das Drama des Mittelalters in Tirol« (1850) von Pichler; »Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart« (1861) von Kneschke; »Wesen und Geschichte des Lustspiels« (1862) von Mähly; »Oper und Drama« von R. Wagner. Eine dürftige Geschichte des Romans lieferte O. L. B. Wolff (1841), eine umfassende des Drama's J. L. Klein (1865 ff.). Zahlreicher Schriften über Persönlichkeiten wurde bei der biographischen Literatur bereits gedacht. Ein unermeßliches Material für die Geschichte der deutschen Literatur durchforschten, sichteten und verarbeiteten die gelehrten Häupter der deutschen Philologie: Jak. und Wilh. Grimm, K. Lachmann, L. Uhland, A. v. Keller, Fr. Pfeiffer, Zarncke, Weinhold, Holtzmann, Hoffmann von Fallersleben u. a. Auch die ausländischen Literaturen wurden vielfach und zum Theil mit bedeutendem Erfolg bearbeitet. Wir erinnern an die Geschichte der jüdischen Literatur von E. Meier (1856), F. Delitzsch (1836), Jul. Fürst (»Kultur- und Literaturgeschichte der Juden in Asien«, 1849); an die der griechischen Literatur von Bernhardy (1836 ff.), der griechischen Dichtkunst von Ulrici (1835), des griechischen Schauspiels von Rapp (1862); an die römischen Literaturgeschichten von Bähr (1844 ff.) und von Teuffel (1868); an die Geschichte der persischen (1818) und der osmanischen Dichtkunst (1836) von Hammer-Purgstall. Die Geschichte der englischen Literatur wurde behandelt von Herrig, Joh. Scherr, Gätschenberger, Jul. Schmidt; über Shakespeare schrieben Gervinus, Ulrici, Kreyßig, Rümelin, R. Genée u. a., über seine Zeitgenossen Bodenstedt. Die französische Literatur fand Bearbeiter in Mager (1834 ff.), Kreyßig und Ed. Arnd; ferner in Semmig (Mittelalter), Julian Schmidt und Schmidt-Weißenfels (Neuzeit), A. Ebert (Tragödie); die italienische in Ruth (1847) und Ad. Ebert (1854), nebst den Dante-Forschern Schlosser, Witte, Wegele u. a.; die spanische in Lemcke (1855), Ferd. Wolf, Clarus (Mittelalter), Fr. v. Schack (Drama), Val. Schmidt (Calderon); die slawische in Talvj (1852), Krek (1874); die armenische in Neumann (1833) ꝛc. Endlich sind A. W. Schlegels »Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur« (1817), Nöldeke's »Geschichte des Korans« und Schacks »Poesie und Kunst der Araber in Spanien« (1865) hervorzuheben.

Die Kunstgeschichte, die jüngste Erscheinung auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft, hat ebenfalls eine Reihe werthvoller Bearbeitungen erfahren. Seit Winckelmanns »Geschichte der Kunst des Alterthums« und Lessings und Goethe's Schriften machten sich um die Kunstgeschichte im allgemeinen verdient: Fiorillo (»Geschichte der zeichnenden Künste«, 1798), Kugler (»Handbuch der Kunstgeschichte«, 1842), Schnaase (»Geschichte der bildenden Künste«), Springer (»Handbuch der Kunstgeschichte« und »Bilder aus der neuern Kunstgeschichte«), Jul. Braun (»Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der Alten Welt«), Lübke (»Grundriß der Kunstgeschichte«), M. Carriere (»Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung ꝛc.«), H. Brunn (»Geschichte der griechischen Künstler«), Förster (»Geschichte der deutschen Kunst«, »Geschichte der italienischen Kunst«), Hagen (»Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert«), Reber (»Geschichte der neuern deutschen Kunst«, 1874). Die Geschichte der Baukunst insbesondere bearbeiteten: Stieglitz (1827), Kugler

(1856), W. Lübke (»Geschichte der Architektur«, »Geschichte der Renaissance«, »Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters«, 1858), Hirt (»Baukunst der Alten«, 1820), Reber (»Geschichte der Baukunst im Alterthum«, »Die Ruinen Roms und der Campagna«), Kallenbach und J. Schmitt (»Christliche Kirchenbaukunst«, 1850 ff.), Krieg von Hochfelden (»Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland«); die Geschichte der Plastik: Lübke (1863); der Malerei: Kugler (»Geschichte der Malerei seit Konstantin d. Gr.«), A. Görling (»Geschichte der Malerei in ihren Hauptepochen«), Jul. Meyer (»Geschichte der modernen französischen Malerei«), Hotho (»Geschichte der christlichen Malerei«, »Die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen«), Waagen (»Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei«). Um die Geschichte der vervielfältigenden Künste machten sich verdient: A. Bartsch (»Peintre-Graveur«), R. Weigel, Passavant, Andresen (»Die deutschen Malerradirer des 19. Jahrhunderts«). Eine »Geschichte der Holzschneidekunst« lieferte Heller (1823); die der Glasmalerei Wackernagel und Gessert. Andere bedeutendere Werke sind: Guhls »Frauen in der Kunstgeschichte« (1858); Sigharts »Geschichte der bildenden Künste in Bayern«; Fr. Trautmanns »Kunst und Kunstgewerbe« (1869); die Schriften von Jakob Falke über Kunst und Kunstindustrie; Pipers »Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst« (1847 ff.); Otte's »Handbuch der christlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters« (1864); Waagens Schriften über Kunstwerke und Künstler in England, Paris und Deutschland; Burckhardts »Cicerone«; Passavants »Christliche Kunst in Spanien«; die früher erwähnten Monographien über einzelne Künstler, das »Allgemeine Künstlerlexikon« von Nagler (Jul. Meyer) und die »Zeitschrift für bildende Kunst« von Lützow als gegenwärtiges Hauptorgan für Kunstgeschichte. Die Geschichte der **Schauspielkunst** schrieb E. Devrient. In der Geschichte der **Musik** machte Forkel (1798 ff.) den Anfang; Kiesewetter, Brendel, A. W. Ambros (»Geschichte der Musik«, 1862 ff., Hauptwerk, noch unvollendet; »Kulturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart« u. a.), Schlüter, A. v. Dommer folgten in ausgedehnterer Weise nach. Auch Beckers »Hausmusik im 16., 17. und 18. Jahrhundert«, Riehls »Musikalische Charakterköpfe« und eine Reihe gediegener, zum Theil umfangreicher Monographien über die Koryphäen der Tonkunst (s. oben) verdienen Hervorhebung. Musikalische Lexika lieferten Schilling, Bernsdorf, A. v. Dommer, Mendel u. a.

Die **Kirchengeschichte**, deren Anfänge ins 17. Jahrh. zurückgehen, fand ihre ersten gründlichen Bearbeiter in M. Schröckh (»Christliche Kirchengeschichte«, 1768 ff.) und besonders Th. v. Spittler (»Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche«, 1782), welcher sie zuerst nach der pragmatischen Methode behandelte, während sein Zeitgenosse Henke (1788) nach der synchronistischen Methode verfuhr. Spätere Bearbeiter sind Chr. Schmidt (1800), der auf Kant'schem Standpunkt stehende Stäudlin (1800), Marheineke (1806), Neander (»Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche«, 1825 ff.), L. Gieseler (1824), Guerike (1833, pietistisch), Engelhardt (1834), K. Hase, dessen »Kirchengeschichte« (1834) sich neben der Neanders in zahlreichen Auflagen bis zur Gegenwart bewährt hat; Niedner (1846), Böhringer (»Kirchengeschichte in Biographien«, 1842 ff.), Hagenbach (»Vorlesungen«, 1853 ff.), Fr. Chr. Baur (»Geschichte der christlichen Kirche«, 1853 ff.), Fr. Rud. Hasse (1864), G. Weber und H. Holtzmann (»Geschichte des Volks Israel und der Entstehung des Christenthums«), A. Pichler (»Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident«), Nippold (»Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit 1814«), K. Schwarz (»Zur Geschichte der neuesten Theologie«). Ein Werk über die »Reformatoren vor der Reformation« schrieb Ullmann, die Geschichte der böhmischen Reformation (15. Jahrh.) L. Krummel, die der deutschen Reformation Marheineke, die der Waldenser Ferd. Bender und J. Herzog. Andere namhafte Werke sind: »Der deutsche Protestantismus und seine Vergangenheit« von Hundeshagen, »Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts« von Kahnis, die »Geschichte der protestantischen Theologie« von A. Dorner, die der katholischen von K. Werner, die »Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs« von E. Koch. Einzelne Konfessionen, Sekten &c. behandelten außerdem Mosheim, Füßli (»Ketzergeschichte«), Bellermann (»Essäer und Therapeuten«), Wiggers (»Augustinismus und Pelagianismus«), Oppert (»Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte«), Schlosser (»Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs«), Schmitt (»Die morgenländische griechisch-russische Kirche«), Förstemann (»Geiselergesellschaften«), Hast (»Wiedertäufer«), Winter (»Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschland«), Bretschneider (»Der Saint-Simonismus und das Christenthum«), Stark (»Der Arianismus«), Rieger (»Alte und neue Böhmische Brüder«), Rudelbach (»Savonarola und seine Zeit«), Hottinger (»Zwingli und seine Zeit«), Kampschulte (»Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf«), H. von der Goltz (»Die reformirte Kirche Genfs im 19. Jahrhundert«), Weingarten (»Die Revolutionskirchen Englands«), Lechler (»Geschichte des englischen Deismus«, »Wiclif«), Wiggers (»Geschichte der evangelischen Mission«), Löhe (»Reformationsgeschichte von Franken«), Schaff (»Apostolische Kirche«), Schröder (»Zinzendorf und Herrnhut«), Geffcken (»Johann Winckler und die Hamburgische Kirche«), Tholuck (»Geschichte des Rationalismus«), Janus (pseudonym, »Der Papst und das Koncil«) &c. Die Geschichte des Papstthums wurde bearbeitet von Spittler, Ranke, Weber, Gregorovius &c.; die des Jesuitenordens von Wolf, Spittler, Duller, Kortüm, Huber &c.

Die **Mythologie und Religionsgeschichte** des klassischen wie auch des übrigen Alterthums fand eine große Anzahl gelehrter Bearbeiter, welche den überlieferten Stoff theils bloß mechanisch zurechtlegten (so Meiners in seinem »Versuch über die Religionsgeschichte der älteren Völker, besonders der Aegypter«, 1775), theils aber auch nach dogmatischen Gesichtspunkten und kritischen Principien erklärten. So überwiegt schon bei G. Heyne das Bestreben, in den Mythen Symbole für Vorgänge in der Natur (aber auch für Gesetze der Moral) eine primitive Naturphilosophie zu erblicken. Auf die Spitze getrieben hat diese Symbolik der Heidelberger Professor Creuzer (»Symbolik und Mythologie der alten Völker«, 1819), dessen wissenschaftlicher Gegner H. Voß (in seiner »Antisymbolik« und den »Mythologischen Briefen«) der Wissenschaft durch seine nüchterne, besonnene, chronologisch sichtende Methode einen größern Dienst geleistet hat als jener durch seine Vermischung aller Zeiten und Verwischung aller nationalen Unterschiede. In Voß'schem Geist hat besonders Lobeck gewirkt, während

Jos. Görres (»Mythengeschichte der asiatischen Welt«, 1810) den Standpunkt Creuzers vertrat. Nicht sehr davon verschieden ist die Auffassung von J. J. Wagner (»Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der Alten Welt«, 1808), welcher die ganze Religions- und Kunstwelt der Griechen für eine in plastische Objektivität umgebildete Ideenwelt des Orients erklärt. Auch der vielseitige K. A. Böttiger ist auf mythologischem Gebiet zu nennen, wenn auch ohne bestimmt ausgeprägte Principien der Deutung. Ein Anhänger Heyne's ist M. G. Herrmann (»Handbuch der Mythologie«, 1789 ff.); selbständig und originell, wenn auch unkritisch, Kanne (»Mythologie der Griechen«, 1805, und »Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie«, 1808). Durch einzelne lateinische und deutsche Abhandlungen (»Briefe über Homer und Hesiod«, 1818; »Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie«, 1819) hat auch der geniale Kritiker Gottfr. Hermann vielfache Anregung, wenn auch kein sicheres Princip und wenig positive Resultate gegeben. Zu erwähnen sind ferner L. Hug (»Ueber die Mythologie der Völker der Alten Welt«, 1814) und der Philosoph Schelling (»Die Gottheiten von Samothrace«, 1815), ferner Münter, Baur, vor allen aber Ottfr. Müller, welcher in seinen »Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie« (1825) zum erstenmal mit unbefangenem Blick eine Reihe von Grundsätzen aufgestellt hat, die zum Theil für alle Zeiten ihre Gültigkeit behalten werden. Auch der sonst selbständige Ph. Buttmann hat in seinem »Mythologus« (1828) darauf Rücksicht genommen, und alle folgenden Forscher, so Schwenck, Welcker, Preller, H. D. Müller, Schömann, Hartung, Plew u. a. gehen, bei mehr oder weniger Selbständigkeit, vom Müller'schen Standpunkt aus; nur die sogen. vergleichenden Mythologen glauben davon Umgang nehmen zu sollen. Mit der vergleichenden Mythologie (welche mehr oder weniger gleichbedeutend ist mit einer unsystematischen) beginnt eine neue Aera dieser Wissenschaft, als deren Begründer A. Kuhn (vgl. dessen Behandlung der Prometheussagen) betrachtet werden darf; fernere Vertreter derselben sind Schwartz, Pott, Sonne, Steinthal, Spiegel, Windischmann, vor allen aber hervorragend Max Müller (in Oxford), der gelehrte Sprachforscher, dessen geistreiche, blendende und glücklich kombinirende Darstellung noch am ehesten das Gefühl in uns erwecken könnte, daß wir es hier mit wirklichen Resultaten zu thun haben, während es in Wahrheit einstweilen bloße Schemen sind. Die Hauptvertreter der germanischen Philologie und Mythologie, voraus J. Grimm, Simrock, Lachmann, M. Haupt, Wackernagel, haben sich dem vergleichenden Synkretismus gegenüber theils besonnen, theils abwehrend verhalten; bloß Müllenhoff scheint eine Ausnahme machen zu wollen.

Wie der Geschichte, so hat es auch den historischen Hülfswissenschaften nicht an gründlichen Bearbeitungen gefehlt, namentlich war es die Alterthumskunde, welche eingehende und erfolgreiche Behandlung fand. Die griechischen Alterthümer (Antiquitäten) haben in ihrer ganzen Ausdehnung (als Staats-, Privat-, Kultusalterthümer) behandelt: Pfeiffer, Nitsch, C. Fr. Hermann, H. Hase, in populärer Form C. W. Becker (»Charikles«); die Staats- und die Kultusalterthümer Schömann, die ersteren allein W. Wachsmuth; einzelne Theile derselben Böckh, O. Müller, A. W. Heffter, Hüllmann, Tittmann, E. Plattner, Hultsch, Rüstow und Köchly (»Geschichte des griechischen Kriegswesens«), M. G. Hermann, Tycho Mommsen, Kruse, Friedrich, G. Klemm (in seiner »Kulturgeschichte des alten vorchristlichen Europa«), Büchsenschütz u. a. Als Bearbeiter der römischen Alterthümer sind zu nennen: Nitsch, Reiz, Schaaff, Creuzer, Ruperti, Nast, Lange (Kriegswesen), C. W. Becker (fortgesetzt von Marquardt und Th. Mommsen), Schuch (Privatantiquitäten), K. A. Böttiger u. a. Die indischen Alterthümer behandelten in epochemachender Weise Lassen, die eranischen (parsischen) Spiegel, die phönikischen Mowers, die hebräischen Saalschütz; in Betreff der ägyptischen gehören die Namen Lepsius, Brugsch, Bunsen, Uhlemann, Eisenlohr, Dümichen, Ebers zu den gekanntesten auf diesem Gebiet. Auf dem der deutschen Alterthumskunde in ihrem weitesten Umfang hat besonders die neuere und neueste Zeit eine große, fruchtbringende Thätigkeit entfaltet, und wie in der sprachlichen Forschung, so sind auch hier die Arbeiten der Gebrüder Grimm, besonders Jakob Grimms, epochemachend sowohl durch die Anregung, die sie den Mitforschern gegeben haben, als auch durch die innere Gediegenheit. Zwar schon im Jahrhundert der Reformation haben namhafte Philologen (Beatus Rhenanus in seinen »Rerum germanarum libr. III«, 1531, Wimpheling in seiner »Epitome rerum germanarum, Bebel, Konr. Celtis u. a.) ihre Studien auch dem deutschen Vaterland gewidmet, und die Arbeiten eines M. Freher, Goldast, Brower, Morhof, J. Schilter (»Thesaurus antiquitatum Teutonicarum«, 1696), Adelung (gest. 1806), Oberlin, Schöpflin u. a. haben mancherlei Stoff geliefert; unter den bahnbrechenden Geistern der Philosophie hat später besonders Leibniz durch seine Anregung mächtig gewirkt. Aber alle diese Leistungen sind durch die glänzenden Resultate unseres Jahrhunderts in Schatten gestellt worden. Wir erwähnen hier J. Grimms »Rechtsalterthümer«, Waitz' »Deutsche Verfassungsgeschichte« und Weinholds schon früher angeführte Werke »Altnordisches Leben« (1856) und »Deutsche Frauen im Mittelalter« (1851), beide gleich ausgezeichnet durch erschöpfende Gelehrsamkeit und durch geschmackvolle, von Begeisterung getragene Darstellung; ferner W. Wackernagels Aufsätze über deutsche Alterthumskunde, G. Klemms (wenn auch weder gründliches, noch zünftiges) »Handbuch der germanischen Alterthümer«, Holtzmanns im engen Anschluß an Tacitus' Germania geschriebene »Germanische Alterthümer«, G. Pfahlers »Deutsche Alterthümer« (1865) und K. Müllenhoffs »Deutsche Alterthumskunde« (1870 ff.), ein bloß für Gelehrte mit profunder Gelehrsamkeit geschriebenes und auf eine ganze Reihe von Bänden angelegtes, weitschichtiges Werk. Neben diesen und ähnlichen Schriften haben auch die speciell für Kunde des deutschen Alterthums gegründeten Zeitschriften viel Verdienstliches geleistet. Von älteren nennen wir das »Deutsche Museum« von Fr. Schlegel, das »Neue Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthum« von F. H. von der Hagen, »Bragur, ein literarisches Magazin« von Gräter, das »Museum für altdeutsche Literatur und Kunst« von Hagen, Docen und Büsching, die »Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst« von F. H. von der Hagen. Unter den neueren steht der Zeit nach voran der von Freih. v. Aufseß begonnene (1832) und von Mone fortgesetzte »Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters«, welcher ergänzt wird durch den als Organ des Germanischen Museums zu Nürnberg (gestiftet 1853) erscheinenden »Anzeiger für Kunde der

deutschen Vorzeit«. Alle Jahrhunderte deutscher Alterthümer umfaßt die »Zeitschrift für deutsches Alterthum« von M. Haupt, neben ihr die von Fr. Pfeiffer gegründete, jetzt von Bartsch herausgegebene »Germania«, Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde, und die »Zeitschrift für deutsche Philologie« von E. Höpfner und Jul. Zacher. Eine engere Aufgabe verfolgen der »Deutsche Sprachwart«, Zeitschrift für Hege und Pflege der Muttersprache ꝛc. von Max Moltke, und die »Alemannia«, Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsaß von A. Birlinger (seit 1872). Nicht bloß für Fachmänner, sondern für Gebildete überhaupt sind berechnet das »Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst« von Hoffmann von Fallersleben und O. Schade, die »Zeitschrift für Kulturgeschichte« von J. H. Müller, ferner die »Deutschen Monatshefte«, Zeitschrift für die gesammten Kulturinteressen des deutschen Vaterlands (seit 1873), während die Zeitschrift »Im Deutschen Reich« von A. Dove, wenn auch vorzugsweise, so doch nicht ausschließlich deutschen Interessen dient. Zahlreiche alterthumsforschende oder »historische Vereine« in allen Theilen Deutschlands bestehen mit eigenen, lokalen Organen für Veröffentlichung ihrer Forschungen, Funde ꝛc. (s. Alterthumsforschende Vereine). Mit gleichem Eifer hat man die Denkmäler der altdeutschen Baukunst erforscht und bekannt gemacht; besonders sind zu nennen die Werke von Sulpiz Boisserée, Kreußler, Chr. Fr. L. Förster und H. Förster, Lützow, Otte, G. Moller, Stieglitz, Quaglio, Müller, Lepsius, Puttrich, Heideloff, A. Hagen, Lübke, Kallenbach, Hoffstadt u. a. Ueber altdeutsche Malerei und Skulptur schrieben Schorn, Grüneisen, Kugler, Waagen, Quandt, Fiorillo u. a.

Was die Erdkunde betrifft, so bilden zunächst die Darstellungen von Reisebeschreibungen einen nicht unbedeutenden Theil der geographischen Literatur. Es gehören dahin in den älteren Zeiten hauptsächlich Reisen zur Erforschung des Morgenlands, unter denen die wichtigsten die Werke von L. Rauwolf (»Beschreibung der Reyß gen Aufgang«, 1582) und H. Olearius (»Beschreibung der neuen orientalischen Reise«, 1647 f.) sind, und die Reiseberichte von Deutschen, die in das holländische Indien verschlagen wurden, von denen die größte Bedeutung das Buch von Barchewitz: »Neuvermehrte ostindianische Reisebeschreibung« (1754) besitzt. Aber erst seit der Mitte des 18. Jahrh. hat sich die geographische Literatur der Deutschen glänzend entwickelt. Sie haben seitdem eine Reihe von Reisewerken hervorgebracht, die nicht bloß von großem Werth für die Wissenschaft sind, auf welche sie sich beziehen, sondern auch als Muster des Stils und geschickter Darstellung dienen können. Es ist genügend, aus der großen Masse dieser Werke hier die hauptsächlichsten zu erwähnen. Wir nennen für Europa: L. v. Buchs »Reisen in Norwegen und Lappland (1810), Forsters »Ansichten vom Niederrhein« (1792), Pückler-Muskau's »Briefe eines Verstorbenen« (1836) und »Tagebuch aus Deutschland ꝛc.« (1837), die Reisewerke und Schilderungen von Huber, M. Willkomm, Minutoli, Wattenbach über Spanien; von A. Stahr, Carus, Gregorovius, Hoffweiler, Maltzan, Allmers, Börnstein u. a. über Italien; von Ulrichs, L. Roß, Hettner, W. Vischer, Bursian, Fallmerayer (»Fragmente aus dem Orient«) u. a. über Griechenland und die Türkei; von Boner über Siebenbürgen; Kanitz über Serbien; von Kohl über Rußland; von Mügge über Skandinavien; von Carus, Fontane, Rodenberg ꝛc. über Großbritannien; von Schaubach über die deutschen Alpen; von L. Steub über Tirol; Bergmann über Vorarlberg; Riehl und Becker über die Pfalz; H. Allmers über die Marschen; von Meier v. Knonau, J. Meyer, Osenbrüggen, Berlepsch u. a. über die Schweiz. Für Asien: L. Pallas' »Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs« (1771 f.); A. v. Humboldts »Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meer« (1837 f.); A. Ermans »Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane« (1833 f.); C. Niebuhrs »Reisebeschreibung von Arabien und anderen umliegenden Ländern« (1774); U. J. Seetzens »Reisen durch Syrien, Palästina, Phönikien ꝛc.« (1802—1811), nach K. Ritter eine für alle Zeiten unentbehrliche klassische Arbeit; Burckhardts »Reisen in Syrien und dem Heiligen Lande« (1823); J. Russeggers »Reise in Nordsyrien« (1847); G. H. v. Schuberts »Reise in das Morgenland« (1838 f.); M. Wagners »Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armeniens« (1848) und »Reise nach Persien und dem Lande der Kurden« (1852); Grauls »Reise nach Ostindien« (1854 ff.); H. Petermanns »Reisen im Orient« (1860); A. v. Haxthausens »Transkaukasia« (1856); Vambéry's »Reise in Mittelasien« (1865); Orlichs »Reise in Ostindien« (1845); Schlagintweits »Reisen in Indien und Hochasien« (1869 ff.); A. Bastians »Völker des östlichen Asien« (1866 ff.); Etzels und Wagners »Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens« (1864) u. a. Für Afrika: E. Rüppels »Reise in Abessinien« (1839 f.) und »Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien« (1829); Parthey's »Wanderungen durch das Nilthal« (1840); J. Russeggers »Reisen in Europa, Asien und Afrika« (1841 f.); Lepsius' »Briefe aus Aegypten ꝛc.« (1852); H. Barths »Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika« (1857 f.); die Reiseschilderungen über Nord- und Centralafrika von Brugsch, Brehm, Rohlfs, Heuglin, M. Wagner, Fr. v. Maltzan, Schweinfurth u. a.; ferner Bastians »Afrikanische Reisen« (1859); L. v. Buchs »Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln« (1825); H. Lichtensteins »Reise im südlichen Afrika« (1811) u. a. Für Amerika: E. Pöppigs »Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom« (1835); A. v. Humboldts »Reisen in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents« (1815 f.); R. H. Schomburgks »Reisen in Britisch-Guayana« (1847); Tschudi's »Reisen durch Südamerika« (1866 f.); Maximilians, Prinzen zu Wied-Neuwied, »Reise nach Brasilien« (1821); J. Spix' und C. v. Martius' »Reise in Brasilien« (1823); die Reisewerke über Brasilien von Burmeister (1853) und Avé-Lallemant (1859); über das tropische Amerika von K. v. Scherzer (1864) und M. Wagner (1870); über die Vereinigten Staaten von Kohl (1858), Möllhausen (1860), W. v. Müller (1864), R. v. Schlagintweit (»Kalifornien«), J. v. Sivers (»Cuba«) u. a. Für die Südsee: R. Forsters »Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt« (1783); A. J. v. Krusensterns »Reise um die Welt« (1810 f.); O. v. Kotzebue's »Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Behringsstraße« (1830); A. v. Chamisso's »Reise um die Welt« (1852); des Grafen Görtz »Reise um die Welt« (1852); Schmarda's »Reise um die Erde 1853—57«; »Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde 1857—59« (von K. Scherzer redigirt); Ida Pfeiffers »Frauenfahrt um die Welt« (1850) und »Zweite Weltreise« (1856); Hochstetters »Neuseeland« (1862) u. a. Allein nicht bloß an Reise-

beschreibungen, auch an **systematischen Werken** über die Geographie ist die d. L. reich. Zu den frühesten bedeutenderen Versuchen einer Weltbeschreibung gehören Seb. Franks »Weltbuch, Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens« (zuerst 1534), das eine verständige Zusammenstellung aller von ihm gesammelten Nachrichten über Länder und Völker, deren Sitten, Religionen und Verfassungen enthält, und Seb. Münsters »Cosmographey oder Beschreibung aller Länder, Herrschaften und fürnehmsten Stätten des ganzen Erdbodens ꝛc.« mit einem Atlas und vielen Holzschnitten (1555). Namhafte Geographen waren außerdem Abrah. Ortel, Verfasser des »Theatrum orbis terrarum« (1570) und G. Mercator, der auf seinen Karten die jetzt noch übliche Gradeintheilung einführte. Unter den Kosmographien, welche auf die erwähnten Hauptwerke folgten, ist für seine Zeit bedeutend Happels »Mundus mirabilis tripartitus« (1687), der drei Quartanten umfaßt und eine Fülle von astronomischem, physischem, statistischem, politischem und historischem Material enthält. Neues Leben kam in die geographische Literatur, seitdem die Erdkunde mit in den Kreis des Schulunterrichts gezogen ward. Die meiste Verbreitung fanden in den gelehrten Schulen die Kompendien von Cluver (gest. 1643) und Cellarius (gest. 1707), während sich J. Hübners oft aufgelegte und in fast alle Sprachen Europa's übersetzte »Kurze Fragen aus der alten und neuen Geographie« (zuerst 1693) in den niederen Schulen einbürgerten. Für eine ausführlichere wissenschaftliche Behandlung der Geographie legte den ersten Grund A. F. Büschings »Neue Erdbeschreibung« (seit 1754), ein umfangreiches, auf Quellenstudium beruhendes Werk, dessen Vorzüge besonders auf den politisch-statistischen Darstellungen beruhen, die mit lebensfrischer Einzelschilderung und beständiger Beziehung zur Geschichte ausgeführt sind, während alles, was ins Gebiet der physischen Geographie einschlägt, sehr mangelhaft ist. Auch die Nachfolger Büschings, wie Gatterer, Fabri, Gaspari, Galletti, Stein, Cannabich u. a., verarbeiteten in ihren Werken fast nur das statistisch-politische Element. Als das bedeutendste Werk aus dieser Reihe ist das »Vollständige Handbuch der neuesten Erdbeschreibung« von Gaspari, Hassel, Cannabich, Gutsmuths und Ukert (1819 ff., 23 Bde.) anzuführen. Gegen diese Behandlungsweise der Erdkunde erhob sich mit dem Anfang unseres Jahrhunderts eine neue Schule, welche die Geographie zuerst als **Wissenschaft** begründete, indem sie es unternahm, das Wesentliche und Wichtige vom Unwesentlichen und Unwichtigen in der gesammten Masse des geographischen Materials zu scheiden und das Wissenswürdige nicht bloß systematisch und tabellarisch zu ordnen, sondern auch die einzelnen und früher vereinzelt aufgezählten und lose aneinander gereihten Erscheinungen und Gegenstände in pragmatischen Zusammenhang zu bringen. Die Principien dieser neuen Schule lassen sich auf zwei leitende Grundsätze zurückführen, von denen der eine eine neue Auswahl und Gruppirung des Stoffs, der andere eine neue Behandlungs- und Darstellungsweise bedingt. Die gesammten geographischen Objekte zerfallen nämlich in zwei Reihen. Die eine umfaßt die rein natürlichen Gegenstände und Zustände, Erscheinungen und Verhältnisse der Erde, die als **physischer Körper** aufgefaßt wird, also dauernde und konstante Objekte; die andere die unter dem Einwirken des Menschen entstandenen und wechselnden Verhältnisse: Staaten- und Völkerkunde, Topographie, Statistik. Hatte die alte geographische Methode ausschließlich die zweite Hälfte des geographischen Wissens behandelt, so machte die neue Schule umgekehrt die **physische Geographie** zum Centrum und zum Hauptgegenstand der Wissenschaft. Bei Ausführung dieser Idee wurde sie von den inzwischen gemachten Fortschritten in der Himmels-, Erd- und Naturkunde wesentlich unterstützt. Denn wie Cluver die erste alte Geographie und Büsching die erste geographische Staatenlehre gegeben hatten, so war von J. Bergmann die geographische Physik begründet worden, so hatte G. Werner zuerst die Thatsachen über den Bau des Erdgrundes in ihrem ganzen Umfang zur Sprache gebracht und Saussure, Deluc u. a. das Verhältnis der Elemente zur Erdhülle überhaupt wie Buffon das der belebten Natur zur unbelebten darzustellen versucht; so hatte endlich E. A. W. Zimmermann zuerst das allgemeine Verhältnis der Thiere zur Erdoberfläche bestimmt und J. F. Blumenbach die Beobachtung der Menschenrassen nach ihren physischen Verhältnissen in die Erdkunde eingeführt. Nach solchen Vorarbeiten war es denn möglich, die Grundideen einer physischen Erdbeschreibung zu erforschen und darzustellen. In Bezug auf die Behandlungsweise liegt das Charakteristische der neuen Methode in dem **vergleichenden** Element, insofern sie die an sich relativen geographischen Begriffe durch vergleichende Zusammenstellung zu klarer Anschauung bringt und zugleich die solidarische Verbindung und Wechselwirkung zwischen Geographie und Geschichte, durch welche geschichtliche Entwickelungen in den geographischen Verhältnissen ihre letzte Erklärung finden, stets berücksichtigt. Unter den Männern, welche hier bahnbrechend vorangingen, steht A. v. Humboldt, der Schöpfer der Pflanzengeographie (»Ideen zur Geographie der Pflanzen«, 1807) und der Klimatologie, der Verfasser der »Ansichten der Natur« (zuerst 1808) und des »Kosmos« (seit 1845), obenan. Gleichzeitig mit den »Ansichten der Natur« erschien Zeune's »Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung« (1808), das erste Lehrbuch der neuen Schule, das in kompendiarischer Kürze ein klares Bild der Erde enthält, wie es die neue Wissenschaft entwirft. Das eigentliche Hauptwerk der Schule ist aber Karl Ritters »Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte der Menschen«, die zuerst 1817 in 2 Bänden erschien, dann nach sehr erweitertem Plan umgearbeitet wurde, aber unvollendet geblieben ist. Zu Ritters Nachfolgern und Schülern gehören die tüchtigsten Geographen der Neuzeit, welche die Forschungen des Meisters fortgesetzt und ausgebeutet, auch sein System in Lehr- und Handbüchern darzulegen gesucht haben. Als die bedeutendsten systematischen Werke und Lehrbücher der Geographie sind noch zu nennen: Kants »Physische Geographie« (1809 f.); Zeune's »Allgemeine naturgemäße Erdkunde ꝛc.« (1833) und »Erdansichten« (1820); Raumers »Lehrbuch der allgemeinen Geographie« (1835); Berghaus' »Allgemeine Länder- und Völkerkunde« (1837 ff.) und »Grundriß der Geographie« (1840 f.); Kapps »Philosophie der Erdkunde« (1845) und »Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung« (1868); Alb. v. Roons »Grundzüge der Erd- und Völkerkunde« (1845 ff.); K. Ritters »Vorlesungen über allgemeine Erdkunde« (1863); die »Allgemeine Erdkunde« von Hann, Fr. v. Hochstetter und Pokorny (1872); Merlekers »Lehrbuch der historisch-komparativen Geographie« (1841 ff.); Völters »Allgemeine Erdbeschreibung« (1846) und »Lehrbuch der Geographie« (1852 ff.); Külbs »Länder- und Völkerkunde in Biographien« (1845 f.); die Hand- und Lehrbücher

von Cannabich (zuerst 1816; neueste Bearbeitung von Oertel, 1869 ff.), Volger (zuerst 1820), Schacht (»Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit«, 17. Aufl. 1872 ff.), Ungewitter (»Neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde«, 5. Aufl. 1872), Blanc (»Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner«, zuerst 1820), Daniel (»Handbuch der Geographie«, zuerst 1859), v. Klöden (»Handbuch der Erdkunde«, zuerst 1857), Stein und Hörschelmann (»Handbuch der Geographie und Statistik«, in 7. Aufl. neu bearbeitet von Wappäus u. a., 1855 ff.); ferner die Lehrbücher der mathematischen und physischen Geographie von v. Liechtenstern (1822), Hochstetter (1820 ff.), Schmidt (1829 f.), Hoffmann (1837), Mädler (1843), Studer (»Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie«, 1844), Wiegandt u. a. (1867 ff.). Handelsgeographien verfaßten W. v. Reden (1844), Klun (1860), K. Andree (»Geographie des Welthandels«, 1867 ff.), Henkel (1868), Egli (1872). Ueber Pflanzengeographie schrieben noch A. v. Humboldt und Schouw (1823), Beilschmied (1831), Meyer (1836), Römer (1841), Grisebach (1871) u. a. Die Geschichte der Erdkunde fand Darsteller in Karl Ritter (»Vorlesungen«, 1861), Löwenberg (1860) und O. Peschel (1865), der auch eine »Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen« (1858) schrieb. Von den vorhandenen geographischen Wörterbüchern nennen wir das von Stein (1818—1821), mit Nachträgen (1822—24); von Möller (1840—46); von W. Hoffmann (1862 ff.) und von Ritter (6. Aufl., bearbeitet von Henne-Am-Rhyn, 1874). Als die bedeutendsten geographischen Zeitschriften sind anzuführen: »Allgemeine geographische Ephemeriden« von Zach, Bertuch, Gaspari rc. (1798—1816, 51 Bde.); »Neue Ephemeriden« von Bertuch, Hassel u. a. (1817—31, 31 Bde.); »Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde« von Berghaus und Hoffmann (1825—29, 14 Bde.); »Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde« von Berghaus (1829—43, 35 Bde.); »Zeitschrift für vergleichende Erdkunde« von Lüdde (1842 ff., 5 Bde.) rc.; als gegenwärtig noch erscheinend: »Das Ausland« (seit 1828); die Berliner »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde«, zuerst von Gumprecht, jetzt von Koner herausgegeben (seit 1853); Petermanns »Mittheilungen« (seit 1855), Andree's »Globus« (seit 1861), Delitsch' »Aus allen Welttheilen« (seit 1869). Auch Behms »Geographisches Jahrbuch« (seit 1866) und die Publikationen verschiedener »Geographischer Gesellschaften« (s. d.), wie solche zu Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Leipzig, Dresden rc. bestehen, sind zu erwähnen.

Mit besonderer Vorliebe wandte sich der deutsche Geist bis auf die neueste Zeit herab den rein philologischen Disciplinen zu. Als Begründer der klassischen Philologie in Deutschland, von welchen mehrere aus der Schule des berühmten Thomas v. Kempen in Zwoll hervorgegangen sind, verdienen in erster Linie Rud. Lange, Alex. Hegius, R. Agricola (Hausmann), L. Dringenberg und seine theilweise in Schlettstadt gebildeten Schüler J. Reuchlin, Konr. Celtes, Heinr. Bebel, Beatus Rhenanus, Sapidus (eigentlich Witz), ferner Murmel, Locher, der berühmte Kämpfer für Freiheit und Licht Ulr. v. Hutten und die beiden Patricier Peutinger und Pirkhaimer genannt zu werden. Das Wirken dieser Männer war, bei demselben Zweck und demselben Streben, ein verschiedenes, je nach dem Wirkungskreis und der persönlichen Lebensstellung. Wir sehen große Gelehrte (Sapidus, Wimpheling, Lange) mit gewöhnlicher Schulmeisterei beschäftigt; andere wirkten durch Reisen und vielfache persönliche Anregung, stifteten gelehrte Gesellschaften (Konrad Celtes die »Rheinische«) als Sammelpunkt für die deutschen Humanisten; es blühten solche zu Straßburg, Schlettstadt, Wien und Augsburg. Aber wenn auch die Reformation dadurch, daß man das Studium der alten Sprache auf Universitäten und Schulen verpflanzte, einen wohlthätigen Einfluß übte und Deutschland sich der eifrigsten Kritiker und Lehrer rühmen durfte (Phil. Melanchthon, der »praeceptor Germaniae«; Sturm u. a.), so entsprach das Ende des 16. Jahrh. keineswegs seinen vielversprechenden Anfängen. Die Philologie wurde durch den Einfluß der lutherischen Theologie zur Dienstmagd der Kirche herabgewürdigt; ihr Wirken schrumpfte zusammen zu einem starren Gerüst von Formeln, welches nur einer oft maßlosen, immerhin unerquicklichen Polemik diente, und da ja die Glaubensformel endgültig festgestellt war, so war die Schriftforschung, d. h. die Kritik, unnöthig geworden. Der Dreißigjährige Krieg erhöhte das Mißgeschick; wir finden zu dieser Zeit wohl etwa kleinliche Liebhaberei und ungeordnete Polyhistorie, aber keine leitenden Gedanken, keine ideale Auffassung. Wirkliche Besserung brachte erst das 18. Jahrh.; man fing an, die Philologie als eine mehr selbständige Wissenschaft, als Inbegriff gewisser Disciplinen zu behandeln. Hier glänzen vor allen die Namen J. A. Fabricius, Cellarius (Keller), J. M. Gesner, J. A. Ernesti, Chr. Gottl. Heyne (welcher zum erstenmal die zerstreuten, ja zerrissenen Disciplinen wenigstens mechanisch zusammenfaßte) und der durch kritischen Scharfblick und profunde Gelehrsamkeit ausgezeichnete J. J. Reiske. An der Spitze der philologischen Zunft steht aber, als eigentlicher Begründer der systematischen Philologie, der geniale Fr. Aug. Wolf (1759—1824), welcher, im Besitz einer zusammenhängenden, das ganze philologische Wissen umfassenden Gelehrsamkeit, aus der Summe dieser Kenntnisse zum erstenmal einen wohlgegliederten Organismus schuf, den er »Alterthumswissenschaft« nannte. Zugleich gab Wolf auch das Beispiel geschmackvoller Behandlung gelehrt-philologischer Gegenstände. Unsere Gegenwart ist nun in einer fortschreitenden Methodik und Verarbeitung der besonderen Fachwerke beschäftigt. Der besonders durch die feine Sprachkennerschaft und entsprechende Sprachgewandtheit Gottfr. Hermanns und seine Schule angeregte Streit über das Verhältnis, beziehungsweise die Präponderanz des sprachlichen Studiums über die Realien, welcher eine Zeitlang einen ziemlich akuten Charakter angenommen hatte und die Philologen zu entzweien drohte, hat in den letzten Jahrzehnten seine Heftigkeit allmählich verloren, und es gilt ein Zusammenhalten gegenüber der viel brennendern Zeitfrage, welche das Maß der Berechtigung philologischer Disciplinen im Jugendunterricht festzustellen, d. h. von gegnerischer Seite aus: ihren Einfluß zurückzustauen und ihre Bedeutung abzuschwächen sucht; mit anderen Worten: die pädagogische Seite der Philologie ist uns jetzt zugekehrt. Als Koryphäe der Wissenschaft in ihrem ganzen Umfang und als ein Hauptvertreter ihrer pädagogischen Bedeutung ist A. Böckh zu nennen, neben ihm C. Fr. Hermann und O. Jahn. Als Kritiker auf verschiedenen Gebieten, besonders in der Herausgabe von Schriftstellern, glänzen die Namen G. Hermann, J. Bekker, C. Lachmann, M. Haupt, Th. Bergk, Fr. Ritschl, C. Lehrs, während A. Lobeck in seinen grammatikalischen Studien alexandrinische

Gelehrsamkeit mit scharfer Kritik und geschmackvoller Darstellung verbindet. Als völlig getränkt von dem Strom antiker Schönheit erscheint der elegante, auch durch musterhafte Wiedergabe ausgezeichnete Fr. Jacobs; als umfassend und allseitig, wenn auch hauptsächlich der Erforschung antiker Kunst ergeben F. G. Welcker und Ottfr. Müller; als Literarhistoriker gediegen G. Bernhardy, Bähr, Teuffel; als Kunsthistoriker und Archäologen, neben den genannten: E. Gerhard, Panofka, E. Curtius, Fr. Wieseler, A. Michaelis. Wir erinnern hier ferner an die Leistungen in griechischer und lateinischer Grammatik von Fr. Thiersch, K. L. Schneider, A. Matthiä, Buttmann, Reisig, Bernhardy, Zumpt, Ramshorn, Rost, Kühner, K. W. Krüger, Ahrens, G. Curtius; an die Forschungen über Etymologie und Synonymik von L. Döderlein und G. Curtius; an die lexikalischen Arbeiten von J. G. Schneider, Fr. Passow, Palm, Pape, Klotz, Freund; an die Arbeiten und Resultate eines Lepsius, Aufrecht und Kirchhoff, Mommsen, vor allen Corssen auf dem Gebiete der altitalischen Sprachen und Dialekte; an die großen Unternehmungen der Berliner Akademie, das »Corpus inscriptionum graecarum«, begonnen von A. Böckh, fortgesetzt von Franz, später von Kirchhoff, und das »Corpus inscriptionum latinarum«, bearbeitet von Th. Mommsen, Ritschl, Henzen, Hübner, Rossi u. a.; an die Leistungen auf dem Gebiet römischer und griechischer Geschichte und Kultur von B. G. Niebuhr, Th. Mommsen, E. Curtius, Friedländer, Schwegler, Ihne, M. Duncker (s. oben, Geschichte); an die Uebersetzungen und Nachbildungen von Fr. Thiersch, J. H. Voß, Jacobs, W. v. Humboldt, Fr. A. Wolf, Schleiermacher, Droysen, Gruppe, Lange, Donner, Gerlach; daneben eine kaum mehr übersehbare Flut von Monographien, deren entlegene Stoffe und mikrologische Behandlung oft zu ängstlichen Gedanken Veranlassung geben könnte! Der Geist, in welchem die Philologie aufgefaßt und betrieben wird, spiegelt sich ferner in einer Reihe von Zeitschriften: »Zeitschrift für Alterthumswissenschaft« von Jul. Cäsar (seit den fünfziger Jahren eingegangen); »Rheinisches Museum für Philologie« von Ritschl und Klette (früher Welcker und Ritschl); »Jahrbücher für Philologie und Pädagogik« von Fleckeisen und Masius (früher Jahn'sche Jahrbücher); »Philologus« von Leutsch (früher von Schneidewin) nebst »Philologischem Anzeiger«; »Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie« von E. Hübner; »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« von A. Kuhn; »Abhandlungen der königlichen Akademie zu Berlin«; »Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse der bayrischen Akademie«; »Berichte über die Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaft«; »Blätter für die bayrischen Gymnasien« von Bauer und Friedlin; »Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien« von Hartel, Hochegger und Vahlen. — Nächst der klassischen war es besonders die orientalische Literatur, die von den Deutschen mit großem Eifer angebaut wurde. Ihr Studium wurde zu Anfang des 19. Jahrh. vorzüglich von Oesterreich aus (im Verein mit Frankreich) gefördert. Dort wirkte J. v. Hammer-Purgstall unermüdlich, allerdings mehr ins Große als mit wissenschaftlicher Genauigkeit arbeitend. Daher hat auch die österreichische Schule mehr für den Dragomandienst im Orient geleistet, als daß die Wissenschaft erheblich durch sie gefördert worden wäre. Im Anfang unseres Jahrhunderts erhob sich aber als ebenbürtiger Zweig der semitischen Sprachwissenschaft die indogermanische und ägyptische. Im Hebräischen, welches von dem Vorsitz, den es bisher innegehabt, entthront wurde, ward seit Gesenius (später Rödiger) die Behandlung der Grammatik besonders durch Ewald, J. Olshausen und Böttcher wesentlich verändert und das Recht der Bibelerklärung philologisch durchgebildeten Männern vindicirt (Hupfeld, Winer, Delitzsch, De Wette); daneben gingen auch die Arbeiten geborner Israeliten, wie Levy, Steinschneider, Fürst, Geiger, Grätz, Lebrecht, Munk, Deutsch, Derenberg &c., ihren Gang. Vor allem aber trat das Arabische in den Vordergrund. Für genauere grammatikalische Behandlung dieser Sprache wirkten besonders Fleischer, Broch, Dieterici; eine Reihe von Ausgaben arabischer Werke besorgte Wüstenfeld. Freytag gab ein Lexikon heraus (das nun freilich durch das arabisch-englische von Lane überholt ist). Die arabische Poesie fand an Rosengarten, Nöldeke, Ahlwardt, die Literärgeschichte an Flügel und Zenker Bearbeiter. Philosophisches behandelte Dieterici, Theologisches Fleischer, Krehl, Haarbrücker, Sprenger. Für das Studium des Vulgärarabischen wirkte Habicht. Im Anschluß an das Arabische wurde das seit Ludolf vernachlässigte Studium des Aethiopischen durch Dillmann wieder ans Licht gezogen und, in gleicher Weise wie das mit ihm verwandte Himjaritische, durch Osiander, Levy, Prätorius, Munzinger, Isenberg verfolgt. Das aramäische Sprachgebiet wurde nun in Angriff genommen, und Zingerle, Middeldorff, Rödiger, Hoffmann, vor allen Paul de Lagarde (Bötticher) förderten dasselbe durch Herausgabe von Texten. Das Mandäische, ein Zweig des Aramäischen, wurde von Petermann, Euling und Nöldeke gefördert; letzterer, der größte Kenner des Aramäischen, beschäftigte sich auch mit der neuen, durch amerikanische Missionäre in Persien begründeten aramäischen Literatur. Mit Grammatik beschäftigten sich Uhlemann, Hoffmann und Merk, mit Lexikographie Bernstein. Auf dem Felde der assyrisch-babylonischen Keilschrift haben sich besonders Grotefend, Oppert und in neuerer Zeit Schrader verdient gemacht; es ist nun ausgemacht, daß eine Gattung dieser Schrift semitisch ist. Die Kunde semitischer Inschriften wurde gefördert von Levy, Blau, Schröder, die Numismatik von Stickel und Frähn. Es hat auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen nunmehr auch schon Arbeitstheilung eintreten müssen. Als seltene Erscheinungen, welche mehrere verschiedene Sprachgebiete gleichmäßig beherrschen, sind Fr. Rückert, von der Gabelentz, F. Müller, Gildemeister u. Ewald namhaft zu machen. Die östliche Branche der indogermanischen Sprachen wurde in diesem Jahrhundert eifrig gepflegt; A. W. Schlegel besonders gebührt das Verdienst, in Deutschland das Interesse dafür geweckt, Bopp dagegen das ebenso große, die eminente Wichtigkeit desselben für vergleichendes Sprachstudium entdeckt zu haben. Neben und nach diesen Männern waren und sind gegenwärtig noch auf dem Felde der Grammatik thätig: Benfey und Max Müller, letzterer besonders verdienstlich als Herausgeber von Sanskritoriginalien. Mit religiöser Literatur befaßten sich Roth, Max Müller, A. Weber und Benfey; Dichterisches wurde von Bopp, Stengler, Böhtlingk, Erzählendes von Brockhaus und Kosegarten herausgegeben. Das Gebiet der indischen Alterthumskunde beherrscht in hohem Grad Lassen. — Das Altpersische ist in neuester Zeit eigentlich erst

entziffert worden; die altpersischen Keilinschriften behandelte Benfey, die Schriften Zoroasters, den Avesta, vor allen Spiegel und Haug, auch Justi und de Lagarde (Bötticher). Ebenso begann man die Pehlewisprache zu erforschen (Haug); das Neupersische wurde von Mohl, Vullers, Brockhaus, Rosenzweig und Graf gefördert (Herausgabe des Firdusi, Saadi, Hafis ꝛc.). Das Armenische pflegten Petermann und Neumann, das Kurdische Lerch, andere persische Dialekte Dorn. Auch die Sprachen Ost- und Centralasiens wurden ans Licht gezogen, das Japanesische hauptsächlich durch Neumann, durch denselben Gelehrten auch das Chinesische; neben ihm ist Schott rühmlich zu erwähnen, dem auch die türkischen Sprachen Centralasiens viel zu verdanken haben; das Mongolische fand einen Bearbeiter an Schmidt. Für das neuere Türkisch hat Wickerhauser Bedeutendes geleistet. Auch das Aegyptische hat den Rang einer wissenschaftlich behandelten, in die Sprachwissenschaft aufgenommenen Sprache erobert; hier glänzen vor allen die Namen Seyffarth, Lepsius, Brugsch, in neuester Zeit auch Dümichen, Ebers und Lauth, sämmtlich nicht bloß als Sprachforscher, sondern auch als Ergründer des ägyptischen Alterthums verdient. Als einer der größten Sprachforscher nicht bloß Deutschlands und unseres Jahrhunderts, sondern überhaupt ist Wilh. v. Humboldt zu nennen, der in seinen fast den ganzen Erdkreis umspannenden Sprachstudien mit philosophischer Schärfe und Tiefe zu Werke ging. Speciell beschäftigte ihn die Insulanersprache des Sunda-Archipels, und sein hierauf bezügliches Werk über die Kawisprache ist ein noch unerreichtes Vorbild für philosophische Durchdringung des Sprachmaterials. Zur Förderung der Kenntnis der Sprachen, Literaturen und Antiquitäten des Orients erscheint seit 1837 die »Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes« (früher in Göttingen, seit 1841 von Lassen in Bonn herausgegeben), die »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« (Leipzig), die »Indischen Studien« von Weber. Das Angelsächsische fand in Deutschland an Grimm, H. Leo, Ettmüller, Grein, das Altsächsische an Schmeller, das Altfriesische an Richthofen, die skandinavische Runensprache an Dietrich, das Isländische an Ettmüller und Mohnicke, das Keltische an Bopp und Dieffenbach, das Litauische an A. Schleicher ebenso gründliche als geistreiche Bearbeiter. Um die bisher weniger bearbeiteten slawischen Sprachen hat sich neuerdings besonders Leskien verdient gemacht. Die neueren Sprachen, besonders die romanischen und das Englische, wurden in einer Unzahl von Lesebüchern, Sprachlehren und Wörterbüchern bearbeitet.

Die medicinischen Wissenschaften befanden sich in den frühesten Zeiten ausschließlich in den Händen der Mönche, und erst die salernitanische Schule begann dieselben von der hierarchischen Bevormundung frei zu machen. Kaiser Friedrich II., der selbst als Anatom Wesentliches leistete und besonders die anatomischen Verhältnisse der Vögel erforschte, erließ wichtige Medicinalgesetze, und in der folgenden Zeit fand namentlich die Heilmittellehre, auch durch die »Kräuterbücher« und die alchemistischen Arbeiten, Förderung. Gegen Ende des 15. Jahrh. wandte man sich ausschließlicher dem Studium der Alten zu, und im 16. Jahrh. begann mit Vesalius eine neue Epoche. Die damals hereinbrechenden neuen Krankheiten, über welche die Alten keine Auskunft zu geben vermochten, zwangen zu selbständiger Beobachtung; sehr verdient machte sich Crato v. Krafftheim aus Breslau (gest. 1585) durch seine »Consilia medica«. Plater in Basel gab in seiner »Praxis medica« die erste nosologische Klassifikation der Krankheiten, und Rößlein schrieb 1513 das erste deutsche Hebammenbuch (»Der schwangeren Frauen Rosengarten«). Einen völligen Umschwung und eine vollständige Emancipation von Galenus führte dann Paracelsus (1493—1541) herbei. Von seinen Gegnern ist besonders Libavius zu nennen, der auf Grund chemischer Untersuchungen das Irrige und Phantastische in vielen Lehren des Paracelsus nachwies und den Einfluß anbahnte, welchen die Chemie nun bald auf die Medicin gewinnen sollte (Jatrochemie). Durch Harvey's Entdeckung vom Kreislauf des Bluts und durch die Einführung des Mikroskops ward bald darauf die neue Zeit für Anatomie, Physiologie und Medicin eingeleitet. Zu Anfang des 18. Jahrh. glänzten in Halle Stahl (1660—1734) und Hoffmann (1660—1742); größern Einfluß gewann aber noch Haller (1708—1778), der sich auch um Anatomie und Physiologie die größten Verdienste erwarb (»Elementa physiologiae«). Als ehrwürdiger Veteran der deutschen Chirurgie ist Laurentius Heister (1683—1758) zu nennen. Haller bearbeitete zuerst die Entwickelungsgeschichte und bahnte den klassischen Untersuchungen von Wolff (1733—94) den Weg. In der praktischen Medicin verdrängte während des 18. Jahrh. eine Schule die andere, und zuletzt fand noch der Brownianismus enthusiastischen Beifall. Als hauptsächlichste Gegner desselben sind hervorzuheben: Frank (1745—1821, »Epitome de curandis hominum morbis«), Reil (1759—1813, »Erkenntnis und Kur der Fieber«) und vor allen Hufeland (1762—1836, »Enchiridion medicum«, »Geschichte der Gesundheit«, »Makrobiotik«). Hahnemann (1755—1843) begründete die Homöopathie, welche in einer sehr reichen Literatur Vertretung fand. Die neue Zeit beginnt mit der bewußten Anwendung der Anatomie und Physiologie und der Naturwissenschaft überhaupt auf die Medicin, und die hervorragendsten Förderer dieser Disciplinen sind Deutsche. Die Literatur ist sehr umfassend und glänzend; als Hauptwerke sind etwa hervorzuheben: in der beschreibenden Anatomie die Arbeiten von Meckel, Hildebrandt, Lauth, Langenbeck, Bock, Sömmering, Weber, Krause, Fick, Arnold, D'Alton und die Werke von Hyrtl; in der Zergliederungskunst die Werke von Weber, Bock. Große Kupferwerke lieferten Loder, Meyer und von Neueren Langenbeck, Weber, Arnold, Froriep, Bock. Schwanns Entdeckung der thierischen Zelle (»Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Struktur der Pflanzen und Thiere«, 1839) rief die mikroskopische Anatomie oder Gewebelehre ins Leben, welche in Deutschland eine ungemein schnelle und glückliche Entwickelung fand, gegenwärtig auch so sehr von allen Forschern bevorzugt wird, daß die eigentliche Messeranatomie immer mehr in den Hintergrund getreten ist. Die vorzüglichsten einschlagenden Werke lieferten: Heusinger, Gerber, Bruns, Henle (1841, Hauptwerk), Gerlach, Kölliker. Die pathologische Anatomie, im Anfang dieses Jahrhunderts besonders in Frankreich gepflegt, hat seit 1840 ihre wesentlichste Förderung in Deutschland gefunden, und ihre Hauptvertreter sind Rokitansky mit seinem »Handbuch der pathologischen Anatomie« und Virchow, welcher die Cellularpathologie begründete. Ungemein reich ist die Literatur der Entwickelungsgeschichte, welche von Wolff, Pander,

Döllinger, Baer, Rathke, Remak, Bischoff, Reichert, Kölliker, His am meisten gefördert wurde.

Die Physiologie erlangte den Rang einer Wissenschaft durch Haller, fand ihre Hauptentwickelung aber erst, nachdem ihre wichtigsten Hülfswissenschaften, die Gewebelehre, Chemie und Physik, bis zu einer gewissen Entfaltung gelangt waren, und hat namentlich in der neuesten Zeit großartige Fortschritte gemacht. Johannes Müller eröffnete mit seinem »Handbuch der Physiologie des Menschen« (1833) die neue Richtung, welche auch in Burdachs »Physiologie als Erfahrungswissenschaft« Ausdruck fand. Dubois-Reymond begründete die Lehre von der Nervenelektricität, Helmholtz entwickelte die physiologische Optik und die Lehre von den Tonempfindungen, während die chemische Physiologie in erster Linie durch Liebig, Wöhler, Strecker, Städeler, Lehmann, Schmidt, Voit, Pettenkofer, Henneberg, Hoppe-Seyler gefördert wurde. Als hervorragendste Werke sind zu erwähnen: die von Ludwig, Valentin, Vierordt, Budge, Wundt, Funke, Lehmann, Moleschott (»Physiologie des Stoffwechsels«, 1851; »Kreislauf des Lebens«, 1852; »Physiologie der Nahrungsmittel«, 1859), Vogt (»Physiologische Briefe«, 1854). Einen ausgezeichneten »Atlas der physiologischen Chemie« lieferte Funke (1853). Die vergleichende Anatomie, durch Cuvier begründet, fand in Deutschland durch Meckel, Rathke, Carus, Wagner, Joh. Müller, Hyrtl, Siebold, Leuckart, O. Schmidt, V. Carus, Häckel und Gegenbaur ihre hauptsächlichsten Vertreter; Kompendien lieferten R. Wagner (auch »Icones«), Siebold und Stannius, Schmidt, Bergmann und Leuckart, Gegenbaur. Die medicinische Literatur ist reich an großen Encyklopädien, von denen besonders zu nennen sind: Pierer und Choulants »Medicinisches Realwörterbuch« (1816—29, 8 Bde.), »Encyklopädisches Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften« (1828), Wagners »Handwörterbuch der Physiologie« (1842—53, 4 Bde.), Ploß und Proschs »Medicinisch-chirurgische Encyklopädie« (1854—56, 3 Bde.; 1863). Die Geschichte der Medicin und ihrer Zweige behandelten: Gölicke (»Historia anatomiae nova«, 1713), Stollen (»Einleitung zur Historie der medicinischen Gelahrtheit«, 1713), Haller (»Bibliotheca anatomica«, 1774—77), Sprengel (»Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde«, 1821—28), Hecker, Friedländer, Häser, Wunderlich, Hirschel, Leupoldt. Die Literatur der medicinischen Wissenschaften findet sich zusammengestellt in Engelmanns »Bibliotheca medico-chirurgica« und »anatomico-physiologica« (1848). Ueber die Fortschritte der gesammten Medicin berichtet Canstatts Jahresbericht (seit 1842). Ungemein reich ist die Zahl der Zeitschriften, von welchen wir nur die folgenden hervorheben: Virchows »Archiv für pathologische Anatomie« (seit 1847), Schultze's »Archiv für mikroskopische Anatomie« (seit 1865), Müllers »Archiv für Anatomie und Physiologie« (seit 1834), Henle und Pfeuffers »Zeitschrift für rationelle Medicin« (seit 1841), »Archiv der Heilkunde« (seit 1860), »Centralblatt für die medicinischen Wissenschaften«, Schmidts »Jahrbücher der gesammten Medicin« (seti 1834), »Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege« (seit 1869), »Wiener medicinische Wochenschrift« (seit 1851), Pettenkofers »Zeitschrift für Biologie« (seit 1865). Die populäre medicinische Literatur ist von berufenen Gelehrten eifrig gepflegt worden; aber leider haben auch viele Unberufene sich hervorgethan, und in schimpflicher Weise hat sich der Geheimmittelschwindel auf diesem Gebiet breit gemacht. Großen Einfluß gewann vor allen Bock, dessen »Buch vom gesunden und kranken Menschen« weite Verbreitung fand. Als vortreffliche Werke sind außerdem zu nennen: Burdach, »Der Mensch nach den verschiedenen Seiten seiner Natur« (1836); Nußdorf, »Eubiotik«; Ammon, »Die ersten Mutterpflichten«; Moleschott, »Lehre der Nahrungsmittel«; Oesterlen, »Der Mensch und seine physische Erziehung«.

Mineralogie fand in Deutschland die erste Pflege durch Agricola (1490—1555) in seinem Werk »De natura fossilium« und durch Geßner in »De omni rerum fossilium genere, gemmis, lapidibus, metallis etc.« (1555). Ueber geologische Verhältnisse hatte man überall nur mehr oder weniger abenteuerliche Vorstellungen, und noch Scheuchzer (gest. 1733) unterschied lediglich vor- und nachsündflutliche Zeit. Leibniz mit seiner »Protogaea« (1683) und mehrere kleine Oryktographien, wie besonders die von Lange (gest. 1741), waren Vorläufer zu der eigentlichen Entwickelung der Geologie, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. begann. Auf die Mineralogie übten vor allem die großen Fortschritte in der Chemie den wesentlichsten Einfluß, und die bedeutendsten Chemiker gehören mit ihren Arbeiten auch der mineralogischen Literatur an. Knorr gab 1755 eine »Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur« heraus, welche später von Müller und Walch fortgesetzt und verbessert wurde; Raspe beschäftigte sich 1763 mit dem vulkanischen Problem (»Specimen historiae naturae globi, praecipue de novis e mari natis insulis«), und Füchsel (1761) und Lehmann (1756) beschrieben das thüringische Flötzgebirge. Der Begründer der neuern Geologie war Werner (1750—1817), dessen »Aeußerliche Kennzeichen der Fossilien« (1774), »Kurze Klassifikation und Beschreibung der Gebirgsarten« (1782), »Neue Theorie von der Entstehung der Gänge« (1791) und »Oryktognosie« (1792) in jeder Beziehung Epoche machten. Eine neue Phase aber führte L. v. Buch (1774—1853) herbei, dem sich Humboldt, Freiesleben und später fast alle deutschen Geognosten anschlossen. Diese Revolutionsgeologie gipfelte in der von Vogt nach Deutschland verpflanzten Theorie Elie de Beaumonts, welche durch Bronns »Geschichte der Natur« (1841—49) und Cotta's »Geologische Fragen« (1858) widerlegt wurde. Ein tiefgreifender Umschwung wurde indeß erst von englischen Geologen angebahnt und kam in Deutschland besonders durch Bischof (»Chemische und physikalische Geologie«, 1847—54) zur Geltung. Dieser Richtung gehören auch die Schriften Volgers (»Erde und Ewigkeit«, »Buch der Erde«) an. Die schweizerischen Geognosten Agassiz, Studer, Escher von der Linth, Desor u. a. widmeten dem erratischen Phänomen, aber auch mit Hauer, Stur, Hohenegger, Oppel, Gümbel, Zittel der Erforschung der Alpenwelt große Sorgfalt. Aus diesen Forschungen entwickelte sich die schon von Heim (1741—1819) angebahnte Lehre vom Metamorphismus, welcher nun die hervorragendsten Forscher ihre Arbeiten widmeten. In der neuesten Zeit hat dann die Anwendung des Mikroskops auf die Gesteine abermals eine neue Richtung eingeleitet. Größere Hand- und Lehrbücher schrieben: Naumann, K. Vogt (3. Aufl., den neuen Ansichten entsprechend, 1866—71), Cotta, Quenstedt (»Epochen der Natur«), Leonhard, Credner (1872). Die mikroskopische Geologie behandelten Zirkel (1873) und Rosenbusch (1873). Von Werken allgemeinen Inhalts sei an

dieser Stelle in erster Linie hervorgehoben Humboldts »Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung« (1845—62), welcher auf alle Zweige der Naturwissenschaft einen bedeutenden Einfluß geübt hat und ein vollständiges Bild von dem dermaligen Stande der Naturforschung entrollt. Von speciell geologischen Werken reihen sich an: Burmeisters »Geschichte der Schöpfung« (1843), Roßmäßlers »Geschichte der Erde« (1855), Quenstedts »Sonst und Jetzt« (1856), Cotta's »Geologische Bilder« (1852) und »Geologie der Gegenwart« (1866), Fraas' »Vor der Sündflut« (1865), Vogelsangs »Philosophie der Geologie« (1867). Die Gesteinslehre behandelten Cotta (1862), Senft (1857 und 1868), Zirkel (1866). Zu den wichtigen Hand- und Lehrbüchern der Mineralogie gehören die Werke von Hoffmann, fortgesetzt von Breithaupt (1811—17), Mohs (1822—24), Leonhard (1826), Kobell (1838), Hausmann (1845), Haidinger (1851), Blum (1854), Girard (1862), Quenstedt (1863) und besonders die Werke von Naumann. Keferstein gab eine »Geschichte und Literatur der Geognosie« (1840) und Kobell eine »Geschichte der Mineralogie« (1864). Die wichtigsten geologischen Zeitschriften sind: die »Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft zu Berlin« (seit 1849), »Jahrbücher der Geologischen Reichsanstalt in Wien« und das »Neue Jahrbuch für Mineralogie und Geologie« (seit 1807).

Den ersten Anfängen einer botanischen Literatur begegnen wir im 13. Jahrh., wo Albertus Magnus seine »Sieben Bücher von den Gewächsen« schrieb. Man beschäftigte sich fast ausschließlich mit dem Studium der Alten, und erst mit Otto Brunfels (»Contrafeyt Kräuterbuch«, 1537) beginnt die Reihe der selbständigen Beobachter. Es entstanden nun eine Reihe Kräuterbücher mit Abbildungen (von Fuchs, Tabernämontanus, Camerarius u. a.), und 1596 gab Kaspar Bauhin in seinem »Phytopinax« eine Synopsis aller bekannten Gewächse und 1623 im »Pinax theatri botanici« die Namen von 6000 Pflanzen mit ihren Synonymen. Von Johann Bauhin erschien 1650 eine »Historia plantarum universalis«. Mehrere Forscher bemühten sich um Aufstellung von Systemen, und Reisende lieferten Beschreibungen exotischer Gewächse, so besonders Kämpfer in seinen »Amoenitates« (1712) und in der japanischen Flora (1791) und Rumpf im »Herbarium amboinense« (1750). Ein vollständiger Umschwung wurde dann durch Linné (1767—78) herbeigeführt, und in seinem Sinn arbeiteten Scopoli (»Fundamenta botanica«, »Introductio ad historiam naturalem«), Jacquin (»Flora austriaca«; »Anleitung zur Pflanzenkenntnis«, 1785, ꝛc.), Haller (»Enumeratio stirpium Helvetiae«, »Historia stirpium Helvetiae«) u. a. Auch wandte man den Kryptogamen große Aufmerksamkeit zu, und von Hedwig erschienen bedeutende Werke über die Moose (»Species muscorum frondosorum«, 1801 ff.). Gärtner (»De fructibus et seminibus plantarum«, 1788 ff.) bildet gewissermaßen den Uebergang zu der Herrschaft der natürlichen Systeme, von denen in Deutschland die ersten unter dem Einfluß der naturphilosophischen Richtung entstanden (Oken 1821, Reichenbach 1828). Bartling veröffentlichte 1830 seine »Ordines naturales plantarum«, und den größten Einfluß gewann Endlicher mit seinem großen Werk »Genera plantarum« (1836—50). Dieser Zeit gehören noch an: Willdenow mit seinem »Grundriß der Kräuterkunde« (1792), Nees v. Esenbeck mit dem »Handbuch der Botanik« (1820) und die floristischen Werke von Sturm (1790), Schkuhr (1808), Mertens und Koch (1823 ff.), Reichenbach (1830 ff.) u. a. Die Pflanzenanatomie und Physiologie fand eifrige Pflege durch Link, Rudolfi, Treviranus, Kieser, Sprengel und dann schnelle Ausbildung durch Meyen (»Neues System der Pflanzenphysiologie«, 1837 ff.), Mohl, Schwann, Unger, Schleiden (»Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik«, 1842). Humboldt begründete die Pflanzengeographie, welche besonders durch Meyen, Wahlenberg und Griesebach (»Vegetation der Erde«, 1872) gefördert worden ist. Meyen gab auch eine Pflanzenpathologie (1841) heraus, welcher ähnliche Arbeiten von Kühn (1859), Hallier (1868), Sorauer (1874) folgten. Die Morphologie wurde zuerst durch Schimper und Braun gepflegt und hat mit der Anatomie und Physiologie in der neuesten Zeit die eifrigste Bearbeitung gefunden. Von neueren allgemeinen Lehrbüchern sind zu nennen: Lennis' »Synopsis« (1864—73), Seubert (1874), Sachs (1873), Thomé (1872); von anatomischen und physiologischen Werken: Schachts »Lehrbuch der Anatomie und Physiologie« (1856 ff.), Hofmeisters »Handbuch der physiologischen Botanik« (mit De Bary, Sachs u. a., 1867 ff.). Die Geschichte der Pflanzenwelt (Paläontologie) ist erst in der neuesten Zeit zu höherer Bedeutung gelangt, und zwar besonders durch Göppert (»Die Gattungen der fossilen Pflanzen«, 1841 ff.), Unger (»Synopsis plantarum fossilium«, 1845; »Genera et species plantarum fossilium«, 1850; »Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt«, 1852) und Heer. Auch große floristische Werke hat die deutsche botanische Literatur aufzuweisen. Willkomm bearbeitete eine Flora Spaniens; Humboldt, Kunth, Martius, Pöppig und Endlicher, Grisebach gaben Floren verschiedener Theile von Südamerika und Westindien ꝛc. Kryptogamenfloren lieferten Kützing, Rabenhorst, Gonnermann, Wallroth, Körber, Lindenberg, Nees v. Esenbeck, Müller, Bruch, Schimper, Gümbel, Schkuhr, Kunze, Mettenius, Milde u. a. Die Geschichte der Botanik behandelten Sprengel (1817), Meyer (1854—57), Jessen (1864). Die Literatur der Botanik ist sehr vollständig zusammengestellt in Pritzels »Thesaurus literaturae botanicae« (1872), die Abbildungen weist desselben Autors »Index iconum« (1855—66) nach. Von den botanischen Zeitschriften sind besonders die »Flora« (seit 1818), die »Botanische Zeitung« (seit 1843), »Linnaea« (1826—1869), »Bonplandia« (1853—62), »Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik« (seit 1857) erwähnenswerth; auch erscheint seit 1874 ein Jahresbericht über die Fortschritte in der Botanik. — Sehr reich ist die Literatur über angewandte Botanik, und namentlich die Pharmakognosie ist fleißig bearbeitet worden. Hauptwerke sind: Schleidens »Handbuch der medicinisch-pharmaceutischen Botanik«, Bergs »Handbuch der pharmaceutischen Botanik«, Flückigers »Pharmakognosie«. Dazu erschienen große, zum Theil vorzügliche Bilderwerke von Schleiden und Berg (1853), Berg und Schmidt (1858—63), Guimpel und Schlechtendahl (1830—37), Nees v. Esenbeck (1821—33). Die landwirtschaftliche Botanik fand Bearbeiter in Diesbach (1836 ff.), Langethal (1874) u. a., die Forstbotanik in Hartinger (1853 ff.), Hartig (1851), Willkomm (1864) und die Dendrologie in Willdenow und besonders in Koch (1869 ff.). — Die populären Schriften über Botanik haben wesentlich dazu beigetragen, der Naturwissenschaft jene Beliebtheit im Volk zu verschaffen, welche sie jetzt genießt. Humboldt

(»Ansichten der Natur«), Schleiden (»Die Pflanze und ihr Leben«) und Roßmäßler (»Vier Jahreszeiten«, »Flora im Winterkleide«, »Der Wald«) sind hier in erster Linie zu nennen; aber auch Müller (»Buch der Pflanzenwelt«), Auerswald (»Botanische Unterhaltungen«), Willkomm (»Führer ins Reich der deutschen Pflanzen«), Rudolph (»Pflanzengeographie«), Kabsch (»Pflanzenleben der Erde«), Wagner (»Malerische Botanik«) haben Treffliches geleistet, und in der populären Journalliteratur nimmt die Botanik einen großen Raum ein.

Von zoologischer Literatur ist aus dem Mittelalter fast nur Kaiser Friedrichs II. Buch über die Falkenjagd zu erwähnen, welches von seinem Sohn Manfred mit Anmerkungen versehen und 1596 in Augsburg unter dem Titel: »De arte venandi cum avibus« gedruckt wurde. Der Kaiser beschäftigte sich viel mit dem innern Bau der Vögel und wagte es, sehr abweichend von allen seinen Zeitgenossen, die Beobachtung den herrschenden Lehren der Alten gegenüber zu stellen. Albertus Magnus lieferte Bearbeitungen der Thiergeschichte nach dem Vorbilde des Plinius, und noch lange nach ihm blieb die Lehre des Aristoteles auch in der Zoologie durchaus maßgebend. Erst im 16. Jahrh. traten bedeutendere Versuche zu selbständiger Auffassung hervor. Das bedeutendste Werk aus dieser Zeit ist die vierbändige »Historia animalium« von Geßner (gest. 1565), welche lange als Hauptquelle galt. Im 17. Jahrh. erlebte die Zoologie die fruchtbarste Förderung durch Swammerdam in Leiden, Malpighi in Bologna und Leeuwenhoek in Delft, und im 18. Jahrh. wurde besonders die Kenntnis von der Lebensgeschichte der Thiere erweitert. Wir haben zu erwähnen von Rösel v. Rosenhof reich illustrirte »Monatliche Insektenbelustigungen« und die »Natürliche Historie der Frösche«, von Schäffer (gest. 1799) ebenfalls große Werke über Insekten (»Icones insectorum«) und ein »Museum ornithologicum«, von Frisch (gest. 1743) eine reich illustrirte »Vorstellung der Vögel Deutschlands« und eine »Beschreibung der Insekten in Deutschland«, gleichfalls mit zahlreichen Abbildungen. Das Auftreten Linné's bildet auch in der Zoologie einen gewichtigen Abschnitt, und sein System (1758) blieb längere Zeit das allein herrschende. Schreber (gest. 1810) begann als einer der vorzüglichsten Kommentatoren desselben die große »Naturgeschichte der Säugethiere«, und Schrank (gest. 1835) gab eine »Fauna boica« und »Enumeratio insectorum Austriae« nach Linné'schen Grundsätzen. Ebenso gab Göze (gest. 1793) »Entomologische Beiträge zu Linné« und eine »Naturgeschichte der Eingeweidewürmer«. Als der bedeutendste Entomolog des 18. Jahrh. aber schrieb Fabricius (gest. 1808) seine nach Linné'schen Grundsätzen geordnete »Entomologia systematica« und andere entomologische Werke. Kaum ein anderer Zweig der Zoologie hat so zahlreiche Bearbeiter gefunden wie die Insektenkunde; wir nennen als die hervorragendsten: Erichson, Charpentier, Meigen, Gravenhorst, Panzer, Klug, Illiger, Germar, Bechstein, und von Neueren: Burmeister, Hartig, Herrig-Schäffer, Ratzeburg, Gerstäcker, Taschenberg. Die gesammte entomologische Literatur gab Hagen in seiner »Bibliotheca entomologica« (1862—63); auch erschien eine »Zeitschrift für Entomologie« von Germar (1839—44), und seit 1840 gibt der Entomologische Verein in Stettin eine »Entomologische Zeitung« und seit 1846 die »Linnaea entomologica« heraus. Die Ichthyologie fand in Deutschland nach Geßner zuerst eine sorgfältige Pflege von Bloch (gest. 1790) in seiner »Oekonomischen Naturgeschichte der Fische Deutschlands«, an den sich Gmelin in der »Gemeinnützigen systematischen Naturgeschichte der Fische« (1818) anlehnte. Von Agassiz' eingehenden Arbeiten ist nur wenig erschienen (»Süßwasserfische Mitteleuropa's«), Heckel und Kner beschrieben »Die Süßwasserfische Oesterreichs mit Rücksicht auf die angrenzenden Länder« (1858); Joh. Müller gab mit Troschel wichtige Fischwerke heraus, und die »Süßwasserfische von Mitteleuropa« beschrieb zuletzt Siebold. Ueber die Mollusken lieferten Chemnitz (gest. 1800) und Martini (gest. 1778) das »Systematische Konchylienkabinet«; auch von Pfeiffer, Roßmäßler, Philippi besitzen wir große Werke über die Weichthiere. Die niederen Thiere fanden zahlreiche Bearbeiter, z. B. die Krustaceen durch Herbst (»Versuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse«, 1782 ff.); die Infusionsthiere durch Ehrenberg (»Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen«, 1838), Stein, Cohn, Leydig; die Würmer durch Rudolphi (gest. 1832), Bremser, Bär, Nordmann, Grube, Siebold, Leuckart, Pagenstecher, Vogt, Schmidt u. a.; die Polypen durch Esper (gest. 1810), Ehrenberg, Agassiz, Leuckart, Keferstein; die Schwämme durch Schmidt, Häckel; die Räderthiere durch Ehrenberg, Schultze, Häckel, Müller, Kölliker u. a. Viel umfangreicher ist die Literatur über die höheren Thiere. Bechstein (gest. 1822) beschrieb in seiner »Gemeinnützigen Naturgeschichte« nur Säugethiere und Vögel und gab ein »Ornithologisches Taschenbuch« heraus, Illiger (gest. 1815) schrieb einen für die Systematik wichtigen »Prodromus«; viel wichtiger aber ist Naumann (gest. 1826), dessen »Naturgeschichte der Vögel Deutschlands« (1822—53) das Hauptwerk bildet, und Reichenbach, der in seiner reich illustrirten »Synopsis« und im »Systema naturale« die vollständigste Naturgeschichte lieferte. Ferner sind als Schriftsteller für Ornithologie erwähnenswerth: Lichtenstein, Cabanis, Brehm (Vater und Sohn), Thienemann (Fortpflanzungsgeschichte, 1845 ff.), Tiedemann (Anatomie und Naturgeschichte, 1810 ff.), Nitzsch (Pterylographie) und Finsch (Papageien). Baldamus gab 1849—58 die »Naumannia« heraus, und Cabanis begründete 1853 das »Journal für Ornithologie«. Hieran reihen sich die Werke über Geflügelzucht, unter denen für die Hühner die von Oettel, für Hof- und Stubenvögel Brehms »Gefangene Vögel« und Ruß' »Fremdländische Stubenvögel« hervorragen. Ein für Literatur und Systematik gleich wichtiges Werk lieferte Giebel im »Thesaurus Ornithologiae« (1874). Für die Säugethiere ist wieder Illigers »Prodromus« und Reichenbachs »Naturgeschichte« zu nennen, ferner Fischer (»Synopsis Mammalium«, 1829 ff.), Schinz (»Systematisches Verzeichnis aller bis jetzt bekannten Säugethiere«, 1844 ff.), Giebel (die Säugethiere), Blasius (Fauna der Wirbelthiere von Deutschland). Bei dem enormen Anwachsen des Materials übersteigt die Bearbeitung der gesammten Zoologie weit die Kräfte eines einzelnen; es gibt kein neueres Werk, welches alle bekannten Thiere beschreibt oder auch nur aufzählt. Von größeren Hand- und Lesebüchern, die wenigstens mehrere Klassen ausführlich behandeln oder einen allgemeinen Ueberblick geben, sind zu nennen: Wiegmann und Ruthe (später Troschel und Ruthe), die Werke von Schinz (1827—40), Sturm (»Deutschlands Fauna«, 1805—1857), Giebel (»Lehrbuch«, 1857, und »Naturgeschichte des Thierreichs«, 1858—63), Leunis (»Syn-

opsis«, 1860), Bronn (»Klassen un Ordbnungen des Thierreichs«, 1859), Carus-Gerstäcker (1863) und Claus (1868). Eine populäre Bearbeitung lieferten Brehm (»Illustrirtes Thierleben«, 1864 ff., mit Taschenberg und Schmidt), Lenz (»Gemeinnützige Naturgeschichte«, 1834 ff.), Pöppig (»Illustrirte Naturgeschichte«, 1851). Seit Blumenbachs (1752—1840) Auftreten, welcher zuerst die Zoologie in Verbindung mit der vergleichenden Anatomie brachte (»Handbuch der Naturgeschichte«, »Handbuch der vergleichenden Anatomie und Physiologie«) hat die anatomische und später die physiologische Richtung in der Zoologie immer größere Geltung erlangt; ihr gehören die wichtigsten der neueren Arbeiten an, während die Systematik mehr zurückgetreten ist. Den größten Einfluß übte das Auftreten Darwins, dessen Lehre bei uns in einer ungemein reichen Literatur reproducirt, ausgebildet, aber auch bekämpft wurde. Hauptvertreter des Darwinismus ist in Deutschland Häckel (generelle Morphologie, Schöpfungsgeschichte). Die Geschichte des Thierreichs, die Paläontologie, durch Cuvier begründet, wurde in Deutschland besonders gefördert durch Hausmann, Bronn (»Lethaea geognostica«, 1836 ff.), Geinitz (»Grundriß«), Quenstedt, Giebel; ferner durch Goldfuß, Agassiz, Meyer, Oppel, Reuß, Römer, Dunker, Ewald, Beyrich, Sandberger, Wagner u. a. Die geographische Verbreitung der Thiere bearbeiteten Bronn (»Geschichte der Natur«, 1841 ff.), Ehrenberg, Müller, Troschel, Agassiz, Illiger, Minding, Wagner und besonders Schmarda (1853). Eine Geschichte der Zoologie gab Carus (1874), und die Literatur der Zoologie findet sich verzeichnet in Carus und Engelmanns »Bibliotheca zoologica« (1861). Von zoologischen Zeitschriften ist besonders die »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie« (seit 1849), Wiegmanns »Archiv für Naturgeschichte« (seit 1834, jetzt Troschels »Archiv«) und der »Zoologische Garten« (seit 1859) zu erwähnen.

Einen besondern Zweig der zoologischen bildet die anthropologische Literatur, aus welcher hervorzuheben sind die Werke von Blumenbach (»De generis humani varietate nativa«, 1795, und »Collectio craniorum diversarum gentium«, 1790 ff.); Bock (»Der menschliche Körper nach seinem äußern Umfang«, 1824); Carus (»Symbolik der menschlichen Gestalt«, 1853, und »Proportionenlehre der menschlichen Gestalt«, 1854); Vogt (»Vorlesungen über den Menschen«, 1863); Rolle (»Der Mensch«, 1866); Bastian (»Das Beständige in den Menschenrassen«, 1868); Häckel (»Ueber Entstehung und Stammbaum des Menschengeschlechts«, 1870, und »Anthropogenie«, 1874); ferner »Archiv für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«, »Zeitschrift für Ethnologie«, »Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie« und »Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft«.

Was die Physik betrifft, so kann als Anfang der einschlägigen Literatur Albertus Magnus' (gest. 1280) »Liber cosmographicus de natura locorum« betrachtet werden, worin von der Abhängigkeit des Klima's von der Breite und Höhe des Orts und von der verschiedenen Erwärmung des Bodens je nach dem Einfallswinkel der Sonnenstrahlen gehandelt wird. Das folgende Jahrhundert sah mehrere Encyklopädien entstehen, wie das »Buch der Natur« von Meygenberg (1349), Vorläufer der großen »Margarita philosophica« von Reisch (1469), die lange der Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnis diente. Die Mathematiker und Astronomen Peurbach (gest. 1461) und Regiomontanus (gest. 1476) schließen diese Periode ab. Das 17. Jahrh., in welchem neben Baco, Galilei, Descartes, Huygens und Newton in Deutschland Kepler und Leibniz Staunenswerthes leisteten, bezeichnet den Anfang der neuern Physik, an deren Schwelle Guericke (1602—1682) steht. Seine »Experimenta nova, ut vocantur Magdeburgica, de vacuo spatio« (1672) eröffneten eine Reihe von Erfindungen und Entdeckungen, welche die Geschichte der Physik aufzuzählen hat. Von älteren Sammelwerken, Lehr- und Handbüchern sind als die wichtigeren hervorzuheben: Rohrs »Physikalische Bibliothek« (1754) und Errlebens »Physikalische Bibliothek« (1755 ff.), Sturms »Physica electiva« (1697 ff.) und »Collegium experimentale« (1676 ff.), Wolfs »Nützliche Versuche zur genauern Kenntnis der Natur und Kunst« (1721), Eulers »Lettres à une princesse d'Allemagne« (1770 ff.), Beckmanns »Grundriß zu Vorlesungen über die Naturlehre« (1785), Errlebens »Anfangsgründe der Naturlehre« (1772), Bernoulli's »Grundzüge der Experimentalphysik« (1807), Helmuths »Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens« (1803), Baumgartners »Naturlehre« (1824), Müller-Pouillets »Lehrbuch der Physik und Meteorologie« (1842), Wüllners »Lehrbuch der Experimentalphysik« (1862), neben denen eine große Anzahl zum Theil vorzüglicher kleinerer Lehrbücher, wie die von Eisenlohr, Koppe, Krüger, Reiß u. a., zu erwähnen sind. Ein großes »Physikalisches Wörterbuch« gaben Gehler (1787—95, 6 Bde.; neu bearbeitet, 1825—45, 11 Bde.) und Fischer (1798—1804 und 1823—27, 10 Bde.), eine umfangreiche »Allgemeine Encyklopädie« Karsten (1856 ff.); ein kleineres »Physikalisches Handwörterbuch« schrieb Emsmann (1868). Die Literatur der Physik und der exakten Naturwissenschaften überhaupt ist verzeichnet in Poggendorffs »Biographisch-literarischem Handwörterbuch« (1863). Ueber die Fortschritte der Physik berichten Fechners »Repertorium« (1832), Dove's »Repertorium« (1837 ff.) und »Fortschritte der Physik« (seit 1845). Die wichtigsten Journale sind: Poggendorffs »Annalen der Chemie und Physik« (seit 1824) als Fortsetzung von Gilberts »Annalen der Physik« (1797—1824), Grunerts »Archiv für Mathematik und Physik« (seit 1841).

Die Meteorologie konnte vor Erfindung des Barometers, Thermometers und Hygrometers zu keinem erheblichen Resultat gelangen; aber noch Stahl suchte in seiner »Einleitung zur Witterungsdeutung« (1816) die meteorologischen Erscheinungen auf chemische Processe zurückzuführen. Von großem Interesse ist die Stiftung der Societas meteorologica palatina in Mannheim durch den Kurfürsten Karl Theodor, deren »Ephemeriden« (1783—92) einen großen Schatz von Thatsachen enthalten. Die neueste Periode der Meteorologie beginnt mit den Bemühungen Humboldts, durch welche besonders auch die außereuropäischen Länder in das Netz der Beobachtungen gezogen wurden, während von Dove ein ungeheures Material verarbeitet und zur Deutung der wichtigsten Erscheinungen ausgebeutet wurde. Kämtz schrieb ein »Lehrbuch der Meteorologie« (1831 ff.), und Schübler gab die beachtenswerthen »Grundsätze der Meteorologie« (1831); außerdem sind erwähnenswerth: Schmids »Lehrbuch« (1860) und »Grundriß der Meteorologie« (1862), Helmes' »Das Wetter und die Wetterprophezeiung« (1858), Müllers »Lehrbuch der kosmischen Physik« (1856), Mühry's »Allgemeine

geographische Meteorologie« (1860) und die zahlreichen Arbeiten von Dove. Seit 1866 erscheint die »Zeitschrift der Oesterreichischen Gesellschaft für Meteorologie«.

Die *mathematischen Wissenschaften* haben sich von jeher bei den Deutschen besonderer Berücksichtigung erfreut, und es kann sich unsere Nation in dieser Beziehung den anderen Kulturvölkern, Italienern, Franzosen und Engländern, würdig zur Seite stellen. Schon im 14. Jahrh. ward der Name Heinr. Langensteins mit Achtung genannt. Hundert Jahre später lebte Peurbach, der eigentliche Begründer der modernen Astronomie, und sein Schüler Johannes Müller (gest. 1476), genannt Regiomontanus, der Trigonometrie und Decimalbruchrechnung weit über ihren frühern Stand erhob und durch seine »Ephemeriden« die Entdeckung Amerika's ermöglichte. Im weitern Verlauf müssen wir reine und angewandte Mathematik gesondert betrachten. Albr. Dürer schrieb, einer der ersten, 1525 eine deutsche Geometrie; Michael Stifel (gest. 1567) förderte wesentlich die Algebra, und Adam Riese brachte die deutsche Rechenkunst zu Ehren. Justus Bürgi aus Lichtensteig, der Mitarbeiter Keplers, kam selbständig auf die Logarithmen, und dieser letztere selbst (gest. 1631) gab in seiner tiefsinnigen »Ausmessung der Fässer« die ersten Anregungen zur Geometrie des unendlich Kleinen. Der Philosoph Wolf (gest. 1754) schrieb die ersten brauchbaren Lehrbücher der gesammten Mathematik, während Leibniz (gest. 1716) in der Differentialrechnung und in den Determinanten zwei fundamentale Entdeckungen machte. Im 18. Jahrh. sind es besonders die Brüder Bernoulli und ihr Landsmann Euler (gest. 1783), denen die höhere Analysis ihre Weiterbildung verdankt, und am Ausgang desselben begründet Hindenburg (gest. 1808) die kombinatorische Analytik. In unserem Jahrhundert leuchten die Namen Gauß (1777—1855), Lejeune-Dirichlet (1805—1859), Jacobi (1804—1851), Steiner (1796—1863) hervor; Riemann (1826—66) ist der Begründer einer ganz neuen Funktionentheorie, Möbius (gest. 1868) und Plücker (gest. 1868) erweiterten die analytische Geometrie ins Unermeßliche, und in dem zu früh gestorbenen Clebsch (gest. 1872) vereinigten sich die bisher getrennten Zweige der reinen und der rechnenden Geometrie. Auch im Fach der Lehrbücher ward Bedeutendes geleistet, und die für die Entwickelung der Wissenschaft so wichtige Journalliteratur ward eifrig gepflegt, wie die Namen Hindenburg, Crelle, Grunert, Schlömilch und Clebsch beweisen. Die mathematische Physik zeigt die Namen Aepinus, G. S. Ohm, W. Weber, Kirchhoff &c. auf; ja, sogar eine mathematische Psychologie versuchten Herbart (gest. 1841) und Drobisch anzubahnen.

Die deutsche *astronomische* Literatur beginnt mit den Arbeiten von Peurbach, dem ersten Astronomen der neuern Zeit, dessen »Theoricae novae planetarum« seit 1488 viele Auflagen erlebten; ihm folgte sein Schüler Joh. Müller (Regiomontanus) mit zahlreichen Schriften (um 1470), und dann trat Kopernikus mit seinem Werk »De revolutionibus orbium coelestium« (1543) hervor, über welches ein heftiger Streit entbrannte. Den zweiten großen Schritt in der neuern Astronomie bezeichnet Keplers »Astronomia nova de motibus stellae Martis« (1609); Hevel in Danzig gab 1643 das erste Mondbild und 1690 einen Sternkatalog, und Dörfel lehrte 1681 in seiner »Astronomischen Betrachtung« die wahre Gestalt der Kometenbahnen. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. ist wenig zu melden; 1767 aber erschienen die sehr vollständigen und genauen Mondtafeln Mayers, und um dieselbe Zeit lieferte der große Mathematiker Euler zahlreiche, auch auf die Astronomie bezügliche Arbeiten. Sehr fruchtbar war Bode, welcher Sternverzeichnisse und Sternkarten lieferte (1801), und dessen »Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels« (1806) noch 1858 in 11. Auflage erschien; Olbers schrieb 1797 seine »Abhandlung über die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen«, und Zach gab 1799 seine Sonnentafeln heraus. Treffliche Lehrbücher lieferte Schubert in seiner »Theoretischen Astronomie« (1798) und »Populären Astronomie« (1804—1810), auch schrieb er eine »Geschichte der Astronomie« (1804). Dieser Epoche gehören ferner an: Gauß' »Theoria motus corporum coelestium«, Bohnenbergers »Astronomie«, Littrows »Theoretische und praktische Astronomie«. Schaubach gab eine »Geschichte der griechischen Astronomie« (1802) und Ideler »Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen« (1809); von Rüdiger erschien ein »Astronomischer Handatlas« (1805) und von Harding ein »Atlas novus coelestis« (1822). In die neueste Zeit leiten hinüber die zahlreichen Arbeiten Bessels: seine »Fundamenta astronomiae« (1818), die »Untersuchungen über die scheinbare und wahre Bahn des großen Kometen von 1807« (1810), »Die Gradmessung in Ostpreußen« (1838), die »Astronomischen Beobachtungen« (1815—44) &c. Von den neueren Werken erwähnen wir nur: den dritten Band von Humboldts Kosmos, Brünnows »Lehrbuch der sphärischen Astronomie« (1862), Kleins »Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung«, Littrows »Wunder des Himmels« (1866), Mädlers »Astronomie« (1867) und »Der Himmel« (1872), Littrows »Atlas des gestirnten Himmels« (1867), Hansens »Mond- und Sonnentafeln« (1854 u. 1857), Heis' »Neuer Himmelsatlas« (1872) und vor allen Argelanders »Atlas des nördlichen gestirnten Himmels« (1857—63), dessen Grundlage die 1852—62 ausgeführte Durchmusterung des nördlichen Himmels (1,065,000 Beobachtungen) bildet. Eine »Populäre astronomische Encyklopädie« lieferte Klein (1871) und eine »Geschichte der Himmelskunde« Mädler (1872). Die neueste Epoche der Astronomie wurde eingeleitet durch Kirchhoff und Bunsens Entdeckung der Spektralanalyse; Kirchhoff lieferte ausgezeichnete Untersuchungen über das Sonnenspektrum (1861 u. 1863), und Spörer stützte die Kirchhoff'sche Theorie durch seine Beobachtung der Sonnenflecken. Von periodischen Werken gehören die »Berliner astronomischen Jahrbücher« (seit 1776 herausgeg. von Bode, Encke, Förster) zu den hervorragendsten der Welt; von Zeitschriften erscheinen die »Astronomischen Nachrichten« (seit 1823) und die »Vierteljahrsschrift der Deutschen Astronomischen Gesellschaft«.

Die *chemische* Literatur hatte eine umfangreiche, gegenwärtig aber zum Theil sehr schwer oder nicht verständliche Vorläuferin in der alchemistischen Literatur, welche, namentlich in der spätern Zeit, durch sophistische Träumereien ihren wissenschaftlichen Charakter völlig verloren hatte. Libavius (1615) eiferte gegen diese groben Verirrungen und wurde von Sala (1647) in seinen Bestrebungen unterstützt. Glauber (1661) lieferte eine große Zahl chemischer und chemisch-technischer Schriften; aber viel hervorragender war Agricola, dessen 12 Bücher »De re metallica«

(1530; deutsch als »Bergwerksbuch«, 1621) alles enthielten, was man damals über Metallurgie kannte, wohlgeordnet und mit vielen werthvollen eigenen Beobachtungen. Becher (gest. 1682) und Stahl (gest. 1734) begründeten eine neue Epoche in der Chemie durch die Aufstellung ihrer Phlogistontheorie, und dieser Periode gehörte eine große Zahl ausgezeichneter Chemiker an, unter denen besonders Marggraf (gest. 1782) hervorragte. Die neuere Chemie fand in Deutschland durch Klaproth (gest. 1817) Eingang, dessen »Beiträge zur chemischen Kenntnis der Mineralkörper« (1795 ff.) eine Fülle von neuen Entdeckungen enthalten. Die größten Chemiker der nächsten Zeit gingen aus dem Laboratorium von Berzelius hervor; Mitscherlich schrieb ein vortreffliches »Kompendium der Chemie« (1820—30), Rose sein noch unübertroffenes »Ausführliches Handbuch der analytischen Chemie« (1829); Gmelin begann das größte »Handbuch der Chemie« (1817—19), und Wöhler lieferte einen in alle europäischen Sprachen übersetzten »Grundriß« (1833). Einen gewaltigen Einfluß auf die chemische Literatur übte Liebig (1803—1873), dessen »Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie« (1840) den Beginn einer Epoche bezeichnet, in welcher die Chemie sowohl für Physiologie, als namentlich auch für die Landwirtschaft von eminenter Bedeutung geworden ist. Liebigs Ansichten, welche er in diesem Werk ausgesprochen hatte, blieben nicht unangefochten, und die Literatur der Agrikulturchemie ist ungemein reich an einschlagenden Streitschriften. Mit Liebigs Arbeiten beginnt auch die Entwickelung der organischen Chemie und damit zugleich die der theoretischen Chemie, in welcher die Ansichten wiederholtem Wechsel unterlagen. Unter den sehr zahlreichen Lehr- und Handbüchern der Chemie ragen besonders hervor die Werke von Otto (auf Grundlage von Graham), Gorup-Besanez, Strecker (auf Grundlage von Regnault), Rammelsberg, Schloßberger, Kekulé, Schorlemmer, Erlenmayer, Büchner, Limpricht. Populäre Darstellungen der Chemie gaben Liebig (»Chemische Briefe«, 1844), Bär (1861), Stöckhardt (»Schule der Chemie«, 1846; 17. Aufl. 1873) u. a. Liebig lieferte mit Poggendorff und Wöhler ein »Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie« (1837—56), welches jetzt als »Neues Handwörterbuch der Chemie« in neuer Bearbeitung erscheint; kleine Encyklopädien gaben Wittstein (1848 ff.) und Dammer (1872 ff.). Mit Kopp begründete Liebig 1849 einen »Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie«, und ein kürzerer Jahresbericht erscheint seit 1874. Die chemische Literatur seit 1840 findet sich verzeichnet in »Bibliotheca chemica« (1859 und 1872). Ueber die Geschichte der Chemie schrieben: Schmieder (1832), Gmelin, Kopp, Wagner, Kekulé, Ladenburg. Die wichtigsten Zeitschriften sind: »Annalen der Chemie und Pharmacie« (seit 1840), »Annalen der Physik und Chemie« (seit 1824), »Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft« (seit 1868), »Chemisches Centralblatt« (seit 1848), »Journal für praktische Chemie« (seit 1834) als Fortsetzung des »Journals für technische und ökonomische Chemie« (seit 1828); auch bringen die pharmaceutischen Journale viele chemische Mittheilungen.

Die **technologische** Literatur beginnt mit einer Uebersetzung von Garzoni's »Piazza universale« (1585), welche als »Allgemeiner Schauplatz, Markt und Zusammenkunfft aller Professionen, Künsten, Geschäfften, Händeln und Handwercken« zu Frankfurt a. M. 1659 erschien und, von 1104 Autoren bearbeitet, bunt genug aussieht. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. folgten sodann einige wohlgemeinte Monographien über Hutmacherei, Gold- und Silberdrahtzieherei und Drechslerei, und 1762 begann die erst 1805 mit dem 21. Band vollendete deutsche Bearbeitung der unter den Auspicien der Pariser Akademie herausgegebenen »Descriptions des arts et des métiers«. Diesem »Schauplatz der Künste und Handwerke« ist wenig Rühmendes nachzusagen; wohl aber verdient Sprengels, von Hartwig fortgesetztes Werk »Handwerke und Künste in Tabellen« (1767—95, 17 Thle.) als ein erster Versuch mit Achtung genannt zu werden. Jacobsson schrieb einen »Schauplatz der Zeugmanufakturen in Deutschland« (1773 ff.) und ein »Technologisches Wörterbuch«, zu welchem Rosenthal Supplemente lieferte; auch begann damals Krünitz seine »Oekonomisch-technologische Encyklopädie«, welche, von mehreren fortgesetzt, in 242 Bänden (1782—1858) erschien und eingehendere, umfangreichere Darstellungen brachte. Auf den Universitäten hatte sich die »Kunstgeschichte« inzwischen einen Platz als Bestandtheil der sogen. kameralistischen Studien erworben; doch fehlte es noch ganz und gar an einem Werk, welches als Lehrbuch hätte benutzt werden können. Ein solches lieferte 1777 der Göttinger Professor der Oekonomie, **Beckmann**, dessen »Anleitung zur Technologie« 1809 die 5. Auflage erlebte; er ist als Begründer der Technologie zu betrachten, lieferte »Beiträge zur Oekonomie, Technologie, Polizei- und Kameralwissenschaft« (1777—90) und »Beiträge zur Geschichte der Erfindungen« (1784—1805) und gewann dem Gegenstand in dem »Entwurf einer allgemeinen Technologie« (1806) auch eine geistigere Auffassung ab. Mit seiner Klassifikation der Industriezweige nach der innern Verwandtschaft ihrer Hauptverrichtungen war die Unterscheidung zwischen specieller und allgemeiner Technologie gegeben; letztere aber fand zunächst noch gar keine weitere Pflege, während auf den Schultern des »Schauplatzes der Künste und Handwerke« und des Sprengel-Hartwigschen Werks eine Menge Kompilationen entstanden, die der Praxis wenig entsprachen, aber immerhin das Streben, Kenntnis von und Liebe zu den Gewerben als ein Element in die Volksbildung einzuführen, bekunden. Einen sehr wesentlichen Fortschritt lassen die Monographien des Chemikers Hermbstädt über Färberei (1802), Bleicherei (1804), Gerberei (1805 ff.), Branntweinbrennerei (1817), Bierbrauerei (1820) sowie auch namentlich die 2. Auflage seines »Grundrisses der Technologie« (1830) und des »Kompendiums« (1831), welches noch 1855 neu erschien, erkennen. Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller dieser Zeit war Poppe, dessen »Handbuch der Technologie« (1806 ff.) seine Vorgänger erheblich überragt; er lieferte auch eine »Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens« (1803—1810, 8 Bde. u. Suppl.), die erste »Geschichte der Technologie« (1807—1811) und besonders eine »Ausführliche Anleitung zur allgemeinen Technologie« (1821), welche einen ehrenwerthen Platz in der technischen Literatur einnimmt und als Abschluß der ältern Periode betrachtet werden kann. Den Uebergang zur neuern bildet **Bernoulli** mit seinen durch Fachkenntnis und gediegene, klare Darstellung ausgezeichneten Werken: »Vademecum des Mechanikers«, Werken über Baumwollindustrie (1825), über Dampfmaschinen (1824 ff.), »Handbuch der Technologie« (1833) und »Technologische Handencyklopädie« (1850). Eine gründlich praktische Darstellung, mit dem nöthigen

Grad von Wissenschaftlichkeit verbunden, zeigt sich dann in der »Technologischen Encyklopädie« von Prechtl (1830—69, 25 Bde.), an der die Reformatoren der neuern Technologie, Altmütter und Karmarsch, bedeutendsten Antheil nahmen. Karmarsch ist vor allen Begründer der wissenschaftlichen Technologie, und ihm verdankt die d. L. die ausgezeichnetsten, nirgends übertroffenen Werke. Sein Hauptwerk ist das »Handbuch der mechanischen Technologie« (1837), in welchem wenige große Abschnitte nach dem Princip der speciellen Technologie gebildet, die Einzelbehandlung aber nach der Methode der allgemeinen Technologie organisirt wurde. Karmarsch gab auch mit Heeren eine Bearbeitung von Ure's »Dictionary of Arts« als »Technisches Wörterbuch« (1843) und eine »Geschichte der Technologie« (1872). Diesen Arbeiten reihen sich an Rüsts »Mechanische Technologie« (1838) und Wagners »Theorie und Praxis der Gewerbe« (1858 ff.). Die chemische Technologie fand in der neuern Zeit ausgezeichnete Bearbeiter in Schubarth (»Handbuch der technischen Chemie«, 1831 ff.), Knapp (»Lehrbuch der chemischen Technologie«, 1844 ff.), Otto (»Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirtschaftlichen Gewerbe«, 1838), Wagner (»Handbuch der chemischen Technologie«, 1850), Gottlieb (»Taschenbuch der chemischen Technologie«, 1852), Bolley (»Handbuch der chemischen Technologie«, bearbeitet von mehreren seit 1862) u. a. Stohmann und Engler gaben eine treffliche freie Bearbeitung von Payens »Handbuch der technischen Chemie« (1870 ff.) und Stohmann mit Kerl ein mehr und mehr selbständiges Werk auf Grundlage von Muspratts englischer Arbeit, die »Encyklopädie der technischen Chemie« (1856 ff.); als sehr umfangreich verdient noch der »Schauplatz der Künste und Handwerke« (1818 ff., gegen 300 Bde.) Erwähnung, obwohl nur wenige Theile desselben strengeren Anforderungen genügen. Auch die Literatur über das Maschinenwesen ist sehr reich, und von neuesten Werken verdienen besondere Beachtung: Hülße's »Allgemeine Maschinenencyklopädie«, Weißbachs »Lehrbuch der Ingenieur- und Maschinenmechanik«, die Werke von Redtenbacher, Wiebe (»Handbuch der Maschinenbaukunde«), Rühlmann (»Allgemeine Maschinenbaulehre«), Scholl (»Führer des Maschinisten«). Die Hüttenkunde erhielt ihre erste wissenschaftliche Behandlung durch Agricola (Bauer) in dessen um 1530 abgefaßter Schrift »De re metallica« und auf der durch die Reformation der Chemie gewonnenen Basis durch Lampadius (»Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde«, 1801 ff.). Die Hauptgrundlage der ganzen neuern Metallurgie bildet Karstens »System der Metallurgie« (1831), und von neueren Werken sind die hervorragendsten: Rammelsbergs »Lehrbuch der chemischen Metallurgie« (1850), Scheerers »Lehrbuch der Metallurgie« (1848 ff.), Plattners »Vorlesungen über allgemeine Hüttenkunde« (1859 ff.), Kerls »Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde« und die Bearbeitung von Percy's Metallurgie durch Knapp und Wedding (1862 ff.). Sehr gute Vertretung hat in der letzten Zeit die Waarenkunde gefunden; als Begründer derselben muß wieder Beckmann genannt werden, dessen bahnbrechende »Vorbereitung zur Waarenkunde« (1793) bis in die letzten Jahre bezüglich der Schärfe der Charakteristik und der Genauigkeit der Herleitung der Waaren kaum übertroffen worden ist. Gleich ausgezeichnet ist Böhmers »Technische Geschichte der Pflanzen« (1794), gegen welche sich ein bedeutender Fortschritt erst in Wiesners »Rohstoffe des Pflanzenreichs« (1873) zeigt, wenn man von den vorzüglichen Bearbeitungen der pharmaceutischen Waarenkunde durch Schleiden, Wiggers, Berg und Flückiger absieht. Neben diesen sind noch zu erwähnen die neueren Lehrbücher der Waarenkunde und Waarenlexika von Erdmann, Schedel, Seubert, Merck, Henkel. Die Zahl der Werke über einzelne Zweige der Technologie und der Monographien ist so groß, daß einzelne derselben hervorzuheben ganz unmöglich erscheint. Als ganz vorzügliche Bereicherungen der technologischen Literatur sind aber noch die officiellen Berichte über die Industrieausstellungen zu erwähnen, von denen manche zum Theil meisterhafte Darlegungen des jeweiligen Standes einzelner Industriezweige bieten. Ueber die Fortschritte der chemischen Technologie orientirt in unübertroffener Weise Wagners »Jahresbericht« (seit 1855), ein Werk, wie es die Literatur keines andern Volks aufzuweisen hat. Jacobsens »Chemisch-technisches Repertorium« und Elsners »Chemisch-technische Mittheilungen« streben in engerem Rahmen Aehnliches an, während die mechanische Technologie eine annähernd gleichwerthige Vertretung bis jetzt nicht gefunden hat. Die technologische Journalliteratur gab Schubarth für 1823—53 und Kerl für 1854—68 im »Repertorium der technischen Literatur«. Die höchst umfangreiche periodische technische Literatur beginnt mit der Begründung des »Polytechnischen Journals« durch Dingler 1820, welchem 1835 das »Polytechnische Centralblatt«, 1854 der »Civilingenieur« und 1868 der »Praktische Maschinenkonstrukteur« folgten. Wieck berücksichtigte in seinem »Gewerbeblatt für Sachsen« (später »Deutsche Gewerbezeitung«) auch das Volkswirtschaftliche, und eine ähnliche Bahn verfolgte die »Chemnitzer«, jetzt »Deutsche Industriezeitung«. Einen außerordentlichen Zuwachs erfuhr die technologische Literatur durch die Publikation der vielen Vereine, von denen am meisten hervorragen die »Verhandlungen« des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen (seit 1822), das »Kunst- und Gewerbeblatt« des Polytechnischen Vereins für Bayern (seit 1815), die »Mittheilungen« des Gewerbevereins für Hannover (seit 1834), die »Verhandlungen« des Niederösterreichischen Gewerbevereins (seit 1840) und die »Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure« (seit 1857). Außerdem erscheinen zahlreiche Zeitschriften für einzelne Gewerbzweige, auch für Berg- und Hüttenwesen &c.

Deutsche Mythologie, die Lehre von dem einst heidnischen Glauben der in den südlicheren germanischen Ländern, besonders in Deutschland selbst, wohnenden Völker, als Alemannen, Sachsen, Franken &c. Von dem Wesen der Gottheit hatten die alten Deutschen eine viel höhere Ansicht, als man bei anderen Heiden findet. Nach Tacitus hielten sie es für unmöglich, dieselbe in menschlicher Gestalt darzustellen und in Tempeln einzuschließen. Diese Angabe wird dadurch bestätigt, daß man von Götterbildern und Tempeln erst aus der durch römischen Verkehr beeinflußten Zeit weiß. Die dem Götterkult gewidmeten Orte waren heilige, durch bestimmte Grenzen gesonderte Haine. Daß auch unter bestimmten Bäumen (bekannt ist die Eiche bei Geismar, die Bonifacius fällte), auf Steinen und an Quellen geopfert wurde, bezeugen Stellen aus den Koncilien und Pönitentiarien des 7. und 8. Jahrh., worin den Neubekehrten dieses Opfern streng verboten wird. Alle dem Götterkult geweihten Lokalitäten hatten Asylrecht, und in ihnen durfte kein Streit entstehen. Einmischungen fremder Kulte sind bei den

Grenzvölkern bemerklich; so finden wir bei Alemannen und Franken keltische, an den nordöstlichen Grenzen slawische, litauische, finnische Vorstellungen und sogar dem Orient und dem griechischen Glauben entlehnte Beziehungen. Sagt auch Cäsar, daß die Deutschen keine Druiden, d. h. eine bestimmte Priesterklasse, wie die Gallier, hatten, so erwähnen der Priester doch Tacitus und Strabo. Sie waren nicht nur beim Gottesdienst, sondern auch beim Volksgericht thätig, und im Heer standen ihnen, als Vertretern der Gottheit, Tadel und Bestrafung der Vergehen zu. Tacitus weiß nur von Einem Priester in jedem Gau; ja, für Hausangelegenheiten konnte auch der Hausvater die Stelle des Priesters vertreten. Die Weißagung besorgten, außer den Priestern, heilige Frauen, Alrunen, und zwar weißagten sie aus dem Wiehern des Pferdes, aus geworfenen Loosen, aus dem Rauschen und Wirbeln des Stroms ꝛc., ob Zeit oder Ort für eine Schlacht günstig sei oder nicht u. a. Merkwürdig aber ist, daß sie nicht im Gefecht erschienen, wenn die Deutschen fürs Vaterland kämpften, sondern nur wenn der Krieg im Ausland geführt ward. Die Angelsachsen hatten auch Zauberer und Geisterseher. Der *Kultus* bestand in Gebeten und Gesängen. Opfer brachte man, um der Gottheit für Wohlthaten zu danken oder um ihren Zorn zu versöhnen; auch opferte man gewöhnlich vor der Weißagung, bei Königswahlen u. dgl. Die Farbe der Opferthiere war in der Regel weiß. Außerdem ließ man den Göttern einen Haufen Aehren stehen, bekränzte die heiligen Bäume und stellte den Hausgöttern bei Festmahlen einen Theil der Speisen hin. Als die drei Hauptfeste der Deutschen werden das Jul-, das Oster- und das Sommerfest genannt; mit ihnen fielen die Volksversammlungen zusammen.

Die älteste Nachricht von *Gottheiten* der Deutschen haben wir von Cäsar, der als solche allgemein verehrt Sonne, Mond und Feuer anführt; dagegen nennt Tacitus, allerdings im Widerspruch mit sich selbst, als den allgemein und unter allen am meisten verehrten Gott den *Mercurius*, d. i. *Wuotan* (sächsisch Wodan, altnordisch Odin), nach dem noch heute im Englischen der Mittwoch benannt wird. Der Wortbedeutung nach ist Wuotan das alldurchdringende, schaffende und bildende Wesen, das dem Felde die Frucht fördert (»wüeteln« heißt bayrisch noch heute: hervorsprossen, ausschlagen), wie zur Laute das Lied leiht, vorzüglich aber als Lenker der Schlachten und des Siegs betrachtet und verehrt wurde. Die Sueven brachten ihm Bier zum Trankopfer; doch wurden ihm, nach Tacitus, auch Menschenopfer dargebracht. Nächst ihm nennt Tacitus den *Herkules*, wahrscheinlich identisch mit *Donar* (altsächsisch *Thunar*, altnordisch *Thôr*, den die Deutschen anriefen und besangen, wenn sie in die Schlacht gingen; unter den Bäumen war ihm, als blitzendendem Gott, die Eiche heilig; er ward besonders bei den nordischen Völkern verehrt. Der dritte, von Tacitus genannte Gott ist *Mars*, althochdeutsch Zio (angelsächsisch *Tiv*, altnordisch *Tyr*); die Bayern nannten ihn Er, Ir und davon den Dienstag Eritac, Erchtag, eine Benennung, die auch den Sachsen bekannt war, wie der Name ihrer berühmten Veste Eresberg zeigt. Ihm vermuthlich schwuren die Sachsen ab unter dem Namen Sachsnôt (»Schwertumgürteter«). Von einem Hauptgott der Skandinavier, Freyr, läßt sich nur vermuthen, daß er bei den Deutschen *Frô* geheißen habe; ihm war der Eber heilig. Den *Baldr* der nordischen Völker (althochdeutsch *Paltar*, angelsächsisch *Bäldäg*) nennt das Merseburger Lied auch *Phol*, was Grimm mit dem keltischen *Bel* und dem slawischen Bjelbog zusammenhält. Baldrs Sohn war *Forseti*, d. i. (nach gewöhnlicher Deutung) der dem Gericht Vorsitzende; die Friesen nannten ihn *Fosite* und verehrten ihn auf Fositesland, d. i. Helgoland, wo der heil. Liudgar sein Heiligthum zerstörte. Zahlreicher, obwohl weniger deutlich und bestimmt unterscheidbar sind die weiblichen Gottheiten. Ihre Attribute sind gewöhnlich ein Pflug oder Wagen (Gottheiten des Ackerbaues) oder ein Schiff (Gottheiten, die der Weberei und dem Hauswesen im allgemeinen vorstehen). Paulus Diakonus nennt uns die von den Longobarden verehrte *Frêa* oder *Frija*, die Gattin Wuotans (nach welcher der Freitag seinen Namen hat: Friadagr, dies Veneris), altnordisch *Frigg*, in Niedersachsen *Freke*. In der nordischen Mythologie ist sie Göttermutter, Göttin der Ehe und Liebe und steht den Künsten des Haushalts vor. Andere Beinamen der Frêa sind *Hera* (bei den Sachsen), *Berchta* (in Schwaben, Elsaß, Bayern, Oesterreich, Schweiz), *Frau Holda* oder *Holle* (in Hessen und Thüringen). Unterschieden von ihr, aber oft mit ihr verwechselt ist die Göttin *Frouwa* (»Herrin«), altnordisch *Freyja*, die schöne Göttin des Lenzes und Freundin des Minnegesangs, von der der Ehrenname »Frau« für vornehme Weiber kommt, Schwester des Freyr oder Frô, des Frühlingsgottes, auch nicht außer manchem Bezug auf Schlacht und Tod, so daß auch der Name *Hilde* auf sie bezogen wird. Im Merseburger Lied heißt sie Frûâ und ihre Schwester Vollâ (»Fülle«, vielleicht auch »Vollmond«). Ein Theil der Sueven verehrte, nach Tacitus, die *Isis*, deren Attribut in Form eines Schiffs an den Wagen der *Nerthus* erinnert, deren mit Jubel begrüßter Ein- und Umzug (im Lenz) gewissermaßen den alten Osiris- und Adonisfesten an die Seite gesetzt werden kann. Die Verehrung dieser von Tacitus ausführlicher behandelten, von den Forschern so vielfach gedeuteten *Nerthus* scheint sich auf einige nördliche Völker Deutschlands beschränkt zu haben. Weibliche Gottheiten von noch zweifelhafterer Deutung waren die suevische *Cisa* oder *Zisa* in Augsburg, *Sunna* und ihre Schwester *Sindgund* (im Merseburger Gedicht), *Tanfana*, *Hludana* (Spinnerin?), *Nehalennia* (der Vesta vergleichbar?), *Ostarâ* ꝛc.

Außer diesen Göttern und Göttinnen verehrten die Deutschen auch *Helden und weise Frauen*. So feierten sie in Gesängen den erdgebornen Gott *Tuisco* (Tivisco, von Tiw, Mars) und seinen Sohn *Mannus*, von dessen drei Söhnen, *Ingo*, *Isco* und *Hermino*, die drei Hauptstämme: Ingävonen, Istävonen und Herminonen, ihren Ursprung ableiteten. Die Naharvalen hatten, nach Tacitus, einen heiligen Hain des Kastor und Pollux, dem ein Priester in weiblicher Kleidung vorstand; den Namen *Alcis*, den Tacitus als Benennung beider Brüder gibt, erklärt Grimm als Alah (»Heiligthum«). Grimm will auch einzelne Helden, die das Mittelalter in seinen Heldensagen aus grauer Vorzeit aufbewahrt hat, wie *Siegfried*, *Dietrich*, *Rüdeger*, *Hagen*, *Wieland* ꝛc., als einen Niederschlag alter Gottheiten betrachtet wissen, während andere, wie der Etzel des Nibelungenlieds, auf den Grenzen menschlicher und historischer Personen stehen. Hat die deutsche Mythe auch keine Heroinen aufzuweisen, so finden sich doch mehrere anmuthige und furchtbare weibliche halbgöttliche Wesen, deren Geschäft es ist, den oberen Göttern zu dienen und den Menschen Glück und Unglück vorherzuverkündigen. Sie wohnen unter verschiedener Benennung

als Schwanjungfrauen, Druden, Alraunen, Feinen (Feen) ꝛc. in Wäldern, an Wässern, auf Bergen und haben die Gabe, sich unsichtbar zu machen. Das zweite Merseburger Lied nennt die Idisi, Schlachtjungfrauen, den nordischen Walkyrien entsprechend, und das Nibelungenlied die Namen zweier Schwanjungfrauen, Hadeburc und Sigelint, die wie Vögel über dem Wasser schweben und dem Hagen weissagen. Ebenfalls dem heidnischen Götterkultus der Deutschen entsprungen, aber tief in das christliche Zeitalter hineinragend sind die Riesen, auch Heunen oder Hünen und Thursen genannt, ein treuherziges, plumpes, rohes, der Menschengestalt sich näherndes Geschlecht. Sie hausten auf Bergen und Felsen, kämpften mit Steinen und Felsen gegen ihre Feinde, versetzten Berge und errichteten ungeheure Bauten; ihr Andenken ist in den Gedichten des Mittelalters wie in der Sage noch lebendig, das Christenthum schuf sie zu Teufeln um. Den Riesen gegenüber stehen die Zwerge, bald den Menschen freundliche, gutartige, aber leicht zu reizende Wesen, unter den Schlössern derselben, selbst in menschlichen Wohnungen hausend und bei besonderen Anlässen Geschenke und Hülfe bringend, aber auch manchmal boshafte Gesellen, die den Menschen necken und Böses bringen und sich durch eine Tarn- oder Nebelkappe unsichtbar zu machen wissen; sie erscheinen im Volksglauben noch als lebende Zeitgenossen, obgleich sie das Läuten der Glocken (als Herold des neuen Glaubens) oder Neckereien und Bosheit der Menschen meist vertrieben haben. Neben den Zwergen standen die Elben (Elfen), wie der vielgestaltige Feldgeist Pilwiß oder Bilwiz, und Waldgeister, unter denen der rauhe und zottige, auch bei unseren slawischen Nachbarn heimische Schrat oder Schretel (Schräzel) eine besondere Rolle spielt. Zum Theil gehören dazu auch die Kobolde, Hausgeister, die mit dem Menschen unter dem Dach oder wenigstens im Gehöft wohnen; Nixen, Wassergeister, und die Wichter (Dinger), Plage- und Quälgeister, die gewöhnlich in ganzen Banden erscheinen und durch nächtliches Poltern und Pochen den Hauseigenthümer in seiner Ruhe stören und Steine auf die Vorübergehenden werfen.

Außer diesen Götterwesen verehrten die Deutschen auch die Elemente, vorzüglich das Wasser in Seen, Flüssen und Quellen. Das Volk betete dort, zündete Lichter an und setzte Opfergaben hin, um sich die Geister freundlich zu stimmen. Von Verehrung des Feuers haben wir Kunde durch Cäsar; ebenso wurde vielleicht die Luft verehrt, da in der Edda vier Zwerge mit ihren Namen die vier Hauptwinde bezeichnen, sowie die Erde, der »Menschen Mutter«, deren bei Tacitus beschriebener Dienst an den der Kybele erinnert. Berge und Hügel waren wegen der Gottheiten heilig, die darauf hausten, besonders die Blocksberge (im Harz, in Mecklenburg, Preußen), das Riesengebirge, der Meißner, der Todtenstein ꝛc. Außer den besonderen Gottheiten geweihten Hainen standen auch Wälder und Bäume, namentlich Eichen und Eschen, auch Buchen, Haseln, Hollunder, Wachholder in hohem Ansehen. Heilige Thiere waren Pferde, Rinder; mit Scheu betrachtete man den Bären, Wolf und Fuchs. Götter und Göttinnen verwandelten sich gern in Vögel; heilig waren besonders der Adler, der Rabe, der Storch, mit Rollen in den Geschichten bedacht auch Schwan und Specht; der Kukuk hatte die Gabe der Weissagung. Eine besondere Kosmogonie hat die d. M. nicht. Nach dem Tode trennt sich die Seele vom Körper und wird nach einem andern Aufenthaltsort übergefahren; das Andenken Verstorbener wurde durch Feste gefeiert. Seelen, die nicht vollkommen der Seligkeit und Ruhe theilhaftig geworden, schweben zwischen Himmel und Erde, kehren auch zuweilen zu der Stätte ihrer Heimat zurück; sie schrecken den Menschen als Gespenster, erscheinen in mannigfaltigster Gestalt, als Feuermänner, Irrwische, wüthendes Heer ꝛc. Der Gespensterglaube hat sich, vielfach ausgebildet, bis auf die Gegenwart erhalten. Von religiöser Bedeutung waren auch die in Deutschland sehr im Schwange gehende Zauberei (Hexen), die Gottesurtheile ꝛc. Vgl. J. Grimm, D. M. (Götting. 1835, 3. Aufl. 1854); W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (das. 1844); Wolf, Deutsche Götterlehre (das. 1852); Derselbe, Beiträge zur deutschen Mythologie (das. 1852—57, 2 Thle.) und dessen Zeitschrift für d. M. und Sittenkunde (4 Bde., das. 1853—57; Bd. 3 und 4 herausgeg. von Mannhardt); Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker (Berl. 1860); Derselbe, Germanische Mythen (das. 1858); Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (4. Aufl., Bonn 1874); Bratuschek, Germanische Göttersagen (Berl. 1869); Wägner, Die nordisch-germanische Vorzeit (Leipz. 1874, 2 Bde.); A. Holtzmann, D. M. (das. 1874). Bedeutendes verdankt außerdem die d. M. den mythenvergleichenden Schriften A. Kuhns (z. B. »Herabkunft des Feuers und des Göttertranks«, 1859) sowie verschiedenen Abhandlungen in A. Webers »Indischen Studien«, Haupts »Zeitschrift für deutsches Alterthum« und Kuhns »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung«.

Deutschen Redlichkeit, Orden der, herzoglich sächsischer Orden, von Friedrich I., Herzog von Gotha, gegründet. Insignien: ein Brustschild, worauf der Buchstabe F. und zwei verschlungene Hände mit der Inschrift: Fideliter et constanter. Der Orden ward an einige Minister und Hofbeamte ausgegeben und erlosch bald wieder, erstand aber von neuem in dem Ernestinischen Hausorden (s. d.).

Deutscher Befreiungskrieg (vgl. Art. »Deutschland«, Geschichte, S. 358 ff.). Es bedurfte erst der furchtbaren Katastrophe von 1806, um die Leiter des preußischen Staats von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen zu überzeugen. Die materielle Macht war vernichtet, auch Friedrich Wilhelm III. mußte nun einsehen, daß eine Wiedererhebung Preußens nur durch Entfaltung aller geistigen Kräfte möglich war. Waren diese Reformen theilweise schon beim Tode Friedrichs II. angezeigt gewesen, so hatte die Umwälzung in den übrigen Theilen Europa's infolge der französischen Revolution dieselben in vollstem Umfang nothwendig gemacht. Sie mußten sich einmal auf eine gründliche Reorganisation der Armee, dann auf die Aufhebung des Unterschieds der Stände, besonders auf die Befreiung des Bauernstands, endlich auf die Betheiligung aller Staatsbürger an der Verwaltung des Staats und der Gemeinde richten. Die Reorganisation der Armee führte Scharnhorst durch. Nachdem eine große Zahl höherer Officiere wegen ihrer 1806 und 1807 bewiesenen Unfähigkeit oder Feigheit kassirt worden war, wurden 3. Aug. 1808 die neuen Kriegsartikel publicirt, welche die harten und entehrenden Strafen abschafften, und 6. Aug. ein Reglement, welches die Beförderung zum Officier betraf und bestimmte, daß alle Staatsbürger ohne Rücksicht auf Herkommen gleiche Rechte und Pflichten im Heer haben sollten. Die Armee sollte fortan nur aus Landeskindern bestehen, und nicht Furcht vor Strafe, sondern

aufopfernde Vaterlandsliebe sollte sie beseelen. Durch unaufhörliches Einziehen und Einüben neuer Rekruten, die nach vollendeter Ausbildung in die Heimat entlassen wurden, schuf man eine kampfbereite Reserve, ohne die von Napoleon auferlegte Schranke, nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen zu halten, zu überschreiten. Auch an dieser Reform hatte der Freiherr Karl vom Stein lebhaften Antheil genommen, der nach dem Tilsiter Frieden von dem König ins Ministerium zurückberufen und 1808 an die Spitze der Regierung gestellt worden war. Das schon 9. Okt. 1807 bekannt gemachte Edikt »über den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigenthums« hob den Unterschied der Stände in Bezug auf den Grundbesitz auf und befreite namentlich den Bauernstand von einer Menge Lasten und Schranken; die Städteordnung vom 19. Nov. 1808 gab den städtischen Gemeinwesen die freie Verwaltung ihrer Angelegenheiten durch selbst gewählte Behörden zurück. Kreis- und Gemeindeverfassung sollten nach Steins Ideen die Grundlage der Provinzialstände bilden, und diese Selbstverwaltung sollte nicht bloß die Last der büreaukratischen Verwaltung erleichtern, sondern auch die Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre wieder beleben. Und wie der Ministerrath an der Spitze der Regierung stand, so sollte das gesammte Volk durch die Reichsstände vertreten werden, welche ausgedehnte Befugnisse der Gesetzgebung, Steuerbewilligung &c. erhalten sollten. Die vollständige Durchführung dieser Pläne wurde freilich durch Steins Entlassung vereitelt (November 1808), und das nun folgende Ministerium Altenstein war seiner Aufgabe, Steins Werk zu vollenden, durchaus nicht gewachsen. Die Adelspartei strengte allen ihren Einfluß an, die verhaßten Reformen, von denen sie den Untergang des Staats erwartete, rückgängig zu machen oder wenigstens zu sistiren. In der auswärtigen Politik verfiel man wieder in den alten Fehler unentschlossenen Schwankens. Endlich sah der König selbst ein, daß der Weg, den Stein vorgezeichnet, mit Energie eingeschlagen werden müsse, und berief 1810 Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Regierung. Hardenberg ordnete vor allem das wieder in Unordnung gerathene Finanzwesen, indem er alle Steuerbefreiungen aufhob, eine neue Verbrauchs- und Luxussteuer einführte und die Klostergüter einzog, um die Verpflichtungen gegen Frankreich erfüllen zu können. Die neue Gewerbeordnung vom 2. Nov. 1810 beseitigte mit Einem Schlag das alte Zunft- und Innungswesen, und auch die Lage der Bauern wurde durch mehrere Edikte verbessert, die ihre Pflichten verringerten und ihnen die Ablösung aller Dienste und Abgaben erlaubten. Das Edikt vom 14. Dec. 1811 endlich ermöglichte die zahlreiche Bildung freier Bauerngüter. Die Reichsverfassung rief Hardenberg indeß nicht ins Leben, weil er in derselben das Uebergewicht der Adelspartei und heftigen Widerstand gegen seine Reformen fürchtete. Neben dieser Reorganisation des Staatswesens ging nun auch eine Umwandlung der Geister her. Die edelsten Patrioten bemühten sich, sittlichen Ernst, Vaterlandsliebe, uneigennütziges geistiges Streben im Volk, namentlich in der Jugend, zu wecken; so Fichte 1807—1808 durch seine »Reden an die deutsche Nation«, Schleiermacher durch seine Predigten, Arndt durch seine leidenschaftlich patriotischen Schriften. In Königsberg bildete sich der »Tugendbund«, dem die angesehensten Staatsbeamten angehörten. Die Stiftung der Universitäten Berlin und Breslau hatte den Zweck und auch bald den Erfolg, die Jugend auf die idealen Güter des Lebens hinzuweisen und den geistigen Aufschwung der Nation zu befördern. Wenn trotzdem die günstige Gelegenheit 1809 versäumt wurde, sich der Erhebung Oesterreichs anzuschließen, wozu Stein, Blücher, Gneisenau u. a. riethen, wenn damit eine Abschüttelung des französischen Jochs allein durch deutsche Kraft vereitelt wurde: so war dies der Unentschlossenheit des Königs zuzuschreiben, der vom russischen Kaiser in seinem Mißtrauen gegen die Kraft der Nation bestärkt und zur Geduld und Entsagung ermahnt wurde. Der Tod der Königin Luise (1810) nahm dem König den letzten Rest von Selbstvertrauen. Er verhielt sich so ablehnend gegen die Plane zu einer Erhebung Preußens, daß leidenschaftliche Patrioten, wie Gneisenau, in ihrer Ungeduld damals ernstlich den Gedanken erwogen haben, ob man nicht die Hohenzollern bei Seite lassen und die englischen Welfen an die Spitze Norddeutschlands stellen solle. Die Verzögerung der Befreiung machte anderseits den niederen Schichten des Volks die Nothwendigkeit selbst der äußersten Opfer für Erreichung dieses Ziels klar; der neue Vertrag mit Frankreich im September 1808 verminderte nur die Kriegslasten, beseitigte sie nicht ganz; um wenigstens den Staatsbankerott abzuwenden, mußte die preußische Regierung die Steuern erhöhen, und dabei lähmte die stets drohende Kriegsgefahr, vor allem die Kontinentalsperre, jeden Aufschwung der Gewerbe und des Handels. Das Uebermaß von Demüthigung ward Preußen durch den Vertrag vom 24. Febr. 1812 auferlegt, der es zur Stellung eines Hülfskorps von 20,000 Mann im Kriege gegen Rußland sowie zu großen Naturallieferungen für die durchziehende große Armee verpflichtete. Aber die Katastrophe dieser Armee brachte auch endlich die Rettung, allerdings wieder ohne, ja gegen den Willen Friedrich Wilhelms, der inmitten der Franzosen zu Potsdam keinen Entschluß zu fassen wagte. General York war es, der den entscheidenden Schritt that. Als Befehlshaber des trotz tapferer Kämpfe noch ziemlich intakten preußischen Hülfskorps wäre er im Stande gewesen, Ost- und Westpreußen vor den Russen zu schützen und den Franzosen den Rückzug zu decken sowie Zeit zu neuen Rüstungen und Verstärkungen zu geben. Indem er nun aber auf eigene Verantwortung durch die Konvention von Tauroggen (30. Dec. 1812) von den Franzosen abfiel und sein Korps einstweilen eine neutrale Stellung einnehmen ließ, zwang er diese, bis an die Elbe zurückzuweichen. Er rückte nun in Preußen ein und organisirte im Verein mit den Präsidenten Auerswald und Schön die Volkserhebung in dieser Provinz. Der Landtag, der 5. Febr. 1813 in Königsberg zusammentrat, unterstützte York mit der großartigsten Opferbereitschaft. Die arme, ausgesogene Provinz verpflegte und ergänzte nicht nur bis zum Frühjahr das York'sche Korps, sondern brachte auch nach wenigen Wochen ein Heer von 33,000 Mann auf. Inzwischen trat endlich auch beim Hof der Umschwung ein. Am 22. Jan. reiste der König nach Breslau, und von hier erließ er 3. Febr. den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps. Der ungeahnte Erfolg desselben — nicht bloß Jünglinge, auch ältere Männer in angesehener Stellung traten in die Reihen, alle Stände, Korporationen, Gemeinden wetteiferten in Gaben für die Ausrüstung der Freiwilligen — ermuthigte den König, nun auch den entscheidenden Schritt zu thun. Allerdings setzte er im Kampf mit Frankreich seine Dynastie, ja den preußischen Staat selbst aufs Spiel, denn Napoleon hatte

schon früher ausgesprochen, daß er einen Fehler begangen, indem er Preußen, wenn auch zerstückelt, bestehen ließ, und er würde denselben nicht zum zweitenmal begangen haben. Am 28. Febr. schloß Hardenberg mit Rußland den Vertrag von Kalisch ab, der freilich Preußen zur zweiten Rolle verurtheilte und für den Frieden nur Unbestimmtes festsetzte. Es folgten nun nach einander die Stiftung des Eisernen Kreuzes, der Aufruf: »An mein Volk« vom 17. März, die Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms, endlich 27. März die förmliche Kriegserklärung an Frankreich. — Der Zweck des Kriegs war aber nicht bloß eine Wiederherstellung des preußischen Staats, sondern ein Aufruf an die Deutschen, welchen Alexander und Friedrich Wilhelm 26. März von Kalisch aus erließen, wie ein 29. März zu Breslau zwischen beiden abgeschlossener Vertrag erklärten zugleich die Befreiung Deutschlands vom französischen Joch für den Zweck des Kampfs, verkündeten die Wiedergeburt des Deutschen Reichs, forderten jeden Deutschen auf, sich der Erhebung anzuschließen, und bedrohten jeden Fürsten, der dieser Aufforderung nicht Folge leiste, mit Verlust seiner Staaten. Die freiwilligen Jägerkorps, namentlich die von Major v. Lützow errichtete »schwarze Schar der Rache«, sollten den Kern für die erwartete deutsche Volkserhebung bilden. Diese Hoffnungen erfüllten sich indeß nicht. Die Fürsten hielten sich mit wenigen Ausnahmen aus Furcht und Eigennutz neutral oder blieben Napoleon treu; die Stimmung im außerpreußischen Deutschland war noch weniger schwungvoll und patriotisch als 1809. Nur einzelne begeisterte Jünglinge aus diesem Theil Deutschlands traten in die Lützow'sche Schar ein, wie vor allen der Sänger der Freiheitskriege, Theodor Körner. So standen Rußland und Preußen vorläufig allein. Ersteres hatte nur einen Theil seines Heers zur Verfügung; Preußen stellte ein reguläres Heer von 128,000 Mann auf, wozu noch 150,000 Mann Landwehr kamen, die allerdings wegen mangelnder Waffen und Montur nur zum Theil verwendbar war. Ueberhaupt wurden die preuß. Rüstungen und die Bewegungen der Truppen vielfach gehemmt durch die von den Franzosen noch behaupteten Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe, wenn auch die Feldarmee unter dem Vicekönig Eugen bis an die Elbe zurückgegangen war. Für den Offensivkrieg waren zunächst nur 36,000 Mann in Schlesien verfügbar, welche unter den Befehl Blüchers gestellt wurden, und 54,000 unter York, Bülow und Borstell in der Mark. Den Oberbefehl führte der russische Feldmarschall Kutusow, der aus übertriebener Vorsicht und Eigensinn sofort Scharnhorsts Plan vereitelte, ohne Zögern in Deutschland einzudringen und den Rheinbund zu sprengen, ehe Napoleon herankam. Langsam setzte man sich nach der Mittelelbe in Marsch. Währenddessen hatte Napoleon, schon Ende 1812 nach Paris zurückgekehrt, mit Aufbietung aller Kräfte gerüstet. 350,000 Mann wurden im Kaiserreich ausgehoben, und wenn auch nur ein Theil sofort für Deutschland verfügbar war, so stellten die Rheinbundstaaten doch bereitwilligst ihre Kontingente. Das Wiedererstarken der französischen Macht machte sich schon Anfang April an der untern und mittlern Elbe bemerkbar, wo die Franzosen dem weitern Vordringen der leichten Truppen der Alliirten ein Ziel setzten. Am 2. April kam es in Lüneburg und am 5. bei Möckern zu den ersten blutigen Zusammenstößen, bei denen sich die Tapferkeit und der Opfermuth der Preußen und Russen herrlich bewährten. Die Hauptarmee hatte sich inzwischen in Sachsen vereinigt, dessen König nach Prag floh. Das sächsische Volk blieb gleichgültig, und die Armee, 12,000 Mann, verhielt sich unentschlossen in der Festung Torgau. Ende April stießen die Vortruppen der Verbündeten schon auf die Armee, welche Napoleon durch Franken und Thüringen bis an die Saale herangeführt hatte, und Wittgenstein, der nach Kutusows Tode den Oberbefehl erhalten, beschloß, den Feind in der Ebene von *Lützen* anzugreifen. Napoleon hatte 120,000 Mann, die Alliirten 90,000 Mann, die zwar kriegstüchtig und von höchstem Opfermuth beseelt waren, denen es indeß an einer entschlossenen, einheitlichen Oberleitung fehlte. Deshalb mißlang der Angriff, der 2. Mai mittags bei Großgörschen auf die im Marsch befindliche feindliche Armee gemacht wurde. Die zahlreiche Reiterei blieb ohne Verwendung, und die unübertreffliche Tapferkeit der Infanterie war ohne entscheidenden Erfolg der feindlichen Uebermacht und dem Genie Napoleons gegenüber. Der Schlüssel der französischen Stellung, das Dorf Kaja, konnte nicht genommen werden. Die Dunkelheit trennte die Kämpfenden. 8000 Preußen und 2000 Russen bedeckten das Schlachtfeld, Scharnhorst und Blücher waren verwundet (ersterer starb an der Wunde 28. Juni in Prag); aber keine Kanone, kein Gefangener ging verloren, und den Franzosen, die wenigstens gleiche Verluste erlitten, wurden noch Trophäen abgenommen. Trotzdem wurde auf Verlangen der russischen Generäle der Rückzug angetreten, um hinter der Spree bei Bautzen eine neue Stellung zu nehmen. Sachsen wurde preis gegeben, und der König Friedrich August schloß sich sofort Napoleon an. Am 20. Mai griff dieser die Alliirten, die ihm den Uebergang über die Spree verwehren wollten, bei *Bautzen* an. Am ersten Tag blieb die Schlacht unentschieden, obwohl die Alliirten um 50,000 Mann schwächer waren; aber 21. Mai erkannte Napoleon die Fehler der Aufstellung der Verbündeten, und indem er dieselbe zwischen dem rechten Flügel und dem Centrum durchbrach, zwang er sie zum Rückzug, der in aller Ordnung vor sich ging. Napoleon hatte größere Verluste erlitten als die Alliirten und sowohl Kanonen wie Gefangene eingebüßt. Das glückliche Treffen bei Hainau (25. Mai) bewies allerdings, daß der Muth der Truppen ungebeugt war; indessen die Lage war höchst bedenklich. Die Russen wollten bis Polen zurückgehen, um sich neu zu rüsten. Preußen war noch nicht im Stande, allein den Krieg auf sich zu nehmen, denn die Rüstung der Landwehr war noch nicht vollendet; überdies war das Hauptheer schon von der Mark abgeschnitten, indem dies nach Schweidnitz abschwenkte, während die Franzosen Breslau besetzten. Da gewährte Napoleon 4. Juni den *Waffenstillstand von Poischwitz*, da sein Heer zu arg mitgenommen war und er sowohl Verstärkungen heranziehen, wie seine Verbindungen nach Westen herstellen wollte. Das preußische Volk empfand die Kunde vom Waffenstillstand wie einen Donnerschlag, und das Unglück von Hamburg, das den Franzosen wieder in die Hände fiel und von Davoust aufs grausamste behandelt wurde, wie der Ueberfall der Lützow'schen Freischar (17. Juni) bei Kitzen vermehrten noch den schmerzlichen Eindruck der bisherigen Unglücksfälle. Trotzdem verlor man den Muth nicht. Die Rüstungen wurden mit allem Eifer und bewundernswerthem Opfermuth vollendet, Ende Juni waren 140,000 Mann Landwehr kriegstüchtig, und Rückerts, Schenkendorfs und Körners Lieder fachten die Begeisterung zur höchsten Glut an. Der Waffenstillstand aber brachte auch einen gewichtigen Vortheil

durch den Beitritt Oesterreichs zur Koalition gegen Napoleon. Nach dem Fehlschlagen der großartigen Erhebung von 1809 war Kaiser Franz I. zwar ganz wieder in die Bahnen der Kabinetspolitik eingelenkt. Er und sein Minister Metternich wollten keinen deutschen Freiheitskrieg, sondern bloß die 1805 und 1809 verlorenen Provinzen wieder gewinnen und hatten bisher dies durch Vermittelung zu erreichen gesucht. Napoleon hatte indeß alle Zugeständnisse schroff abgelehnt. Jetzt machte Metternich neue Versuche, und die Verbündeten im Vertrauen auf Napoleons Uebermuth gingen im Vertrag von Reichenbach (27. Juni) auf Oesterreichs Vorschlag ein, sich mit der Abtretung des Großherzogthums Warschau, Illyriens und Hannovers begnügen zu wollen, wogegen Oesterreich im Fall der Ablehnung sich ihnen anschließen wollte. Napoleon lehnte wirklich auch diese geringfügigen Zugeständnisse ab; der in Prag versammelte Friedenskongreß löste sich 11. Aug. auf, und 12. Aug. erfolgte die österreichische Kriegserklärung. Oesterreichs Beitritt lähmte allerdings vollständig die in Kalisch verkündete deutsche Politik Rußlands und Preußens. Metternichs Bemühen war, die bedrohten Rheinbundstaaten in ihrer vollen Souveränität und Macht zu erhalten; auch Napoleon sollte bloß gedemüthigt, Frankreichs Rheingrenze nicht angefochten werden. Er durchkreuzte die kriegerische Aktion immer wieder durch Friedensverhandlungen und verhinderte zu diesem Zweck die volle Ausbeutung eines errungenen Siegs. Trotzdem indeß gewährte Oesterreichs Anschluß eine bedeutende Machtverstärkung, und als auch Schweden und England der Koalition beitraten, konnte man, von englischen Subsidien unterstützt, 800,000 Mann ins Feld stellen, denen Napoleon nur 500,000 entgegenzusetzen vermochte. Der 12. Juli in Trachenberg verabredete Kriegsplan der Verbündeten theilte die Heeresmasse in drei Armeen: die böhmische oder Hauptarmee, 230,000 Mann (120,000 Oesterreicher, 60,000 Russen, 50,000 Preußen), unter Schwarzenberg; die schlesische, 100,000 Mann (60,000 Russen, 40,000 Preußen), unter Blücher; die Nordarmee, 128,000 Mann (80,000 Preußen, 30,000 Oesterreicher, 18,000 Schweden), unter dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte. Die oberste Leitung erhielt Schwarzenberg, in dessen Hauptquartier sich auch die drei verbündeten Monarchen Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz begaben. Die drei Armeen sollten nun gemeinsam so gegen Napoleon, der in Dresden stand, operiren, daß beim Vorgehen gegen Sachsen von Böhmen, Schlesien und der Mark aus diejenige, gegen welche Napoleon mit seiner Hauptmacht sich wenden würde, zurückweichen, diesen nach sich ziehen und so den anderen Zeit und Raum verschaffen sollte, in Sachsen einzubrechen und womöglich im Rücken Napoleons sich zu vereinigen. Diesem Plan gemäß ging Blücher 15. Aug. bis an den Bober vor. Napoleon zog ihm entgegen, während er Marschall Oudinot mit 70,000 Mann nach Norden schickte, um die Landwehr zu zerstreuen und Berlin, diesen Herd des Aufstandes, wenn es sich nicht ergebe, zu zerstören. Aber die Landwehr unter Bülow, 50,000 Mann stark, griff Oudinot südlich von Berlin bei **Großbeeren** an und schlug ihn gegen Bernadotte's Willen, der Berlin hatte preis geben wollen, mit geringem eigenen Verlust zurück (23. Aug.); ein Korps von 12,000 Mann unter Girard, welches Oudinots Unternehmen von Magdeburg aus unterstützen sollte, wurde 27. Aug. bei Hagelsberg vernichtet. Die böhmische Armee brach nun über das Erzgebirge in Sachsen ein; 25. Aug. war sie vor **Dresden**, zögerte aber mit dessen Besetzung, so daß Napoleon, der auf die Kunde vom Marsch der Hauptarmee aus der Lausitz herbeieilte, vorher die Stadt erreichte. Ein am Nachmittag des 26. unternommener Angriff der Alliirten mißlang, und 27. Aug. schlug Napoleon durch einen energischen Angriff den linken, österreichischen Flügel des Feindes und zwang ihn zum Rückzug nach Böhmen. Hier sollte Vandamme, durch Eilmärsche zuvorkommend, den Verbündeten den Weg verlegen und ihren Rückzug in eine vernichtende Niederlage verwandeln. Indeß die übrigen Korps verfolgten nicht energisch genug, und Vandamme wurde selbst 30. Aug. bei **Kulm** nach tapferem Kampf gefangen genommen. Ein noch härterer Schlag für die Franzosen war, daß Macdonald, der mit 100,000 Mann Blücher in Schlesien weiter hatte verfolgen sollen, von diesem 26. Aug. an der **Katzbach** bei Liegnitz angegriffen und mit einem Verlust von 30,000 Mann und 100 Kanonen in die Flucht geschlagen wurde. Napoleon zog nun selbst wieder nach der Lausitz, während Marschall Ney mit dem verstärkten Oudinot'schen Korps einen neuen Angriff auf Berlin versuchen sollte. Die preußischen Truppen der Nordarmee standen südlich von Jüterbogk, Bernadotte hatte den Sieg bei Großbeeren nicht ausgebeutet, kaum das Vordringen nach Süden gestattet, und wiederum wider Willen des Kronprinzen griffen Bülow und Tauenzien 6. Sept. bei **Dennewitz** mit 50,000 Mann das 70,000 Mann starke Heer Ney's an. Die Niederlage desselben war eine vollständige, 15,000 Gefangene und 80 Kanonen ließ er in den Händen der Sieger, und es war kaum möglich, das Heer wieder zu reorganisiren; zahlreiche Rekruten desertirten, und auch die Rheinbundstruppen zeigten sich mißmuthig. Die Lage Napoleons wurde von Tag zu Tag schwieriger. Blücher wich in der Lausitz einer Schlacht aus, der Kaiser konnte ihm nicht weit folgen, sondern mußte der böhmischen Armee wegen sich nach Dresden zurückziehen, und als Blücher mit der schlesischen Armee rechts ab nach der Mittelelbe marschirte, York 3. Okt. bei Wartenburg den Elbübergang erzwang und auch die Nordarmee nun die Elbe überschreiten mußte, stellte sich Napoleon bei **Leipzig** auf. Der größte Theil seines Heers stand im SO. der Stadt bei Wachau und Liebertwolkwitz, im N. stand bloß Marmont mit 20,000 Mann. Im ganzen hatte er 180,000 Mann gegen 200,000 Verbündete, die Nordarmee war noch nicht herangezogen. Die böhmische Armee griff 16. Okt. von Süden her an; aber infolge ungeschickter Anordnungen Schwarzenbergs waren ihre Kräfte verzettelt, und von dem vielen, was man unternahm, gelang nichts: weder glückte es den Oesterreichern, Lindenau im Rücken der Franzosen zu nehmen, noch den Preußen und Russen, Wachau, den Schlüssel von Napoleons Stellung, zu erstürmen. Nach ungeheuren Verlusten mußten die Verbündeten zurückweichen. Hier konnte Napoleon sich den Sieg zuschreiben. Eine völlige Niederlage der böhmischen Armee wurde nur verhindert durch das York'sche Korps, welches, allerdings mit dem Verlust eines Drittels seiner Mannschaft, Möckern erstürmte, Marmonts Korps zertrümmerte und diesen sowie Ney hinderte, dem Kaiser nach Wachau zu Hülfe zu kommen. Dieser konnte sich nicht entschließen, den Rückzug anzutreten, so lange dieser noch ungestört geschehen konnte; er wollte die 170,000 Mann Besatzungen in den Weichsel-, Oder- und Elbfestungen nicht preis geben, auch sich nicht für besiegt erklären. Er bot den Verbündeten, freilich unter ganz

ungenügenden Bedingungen, Frieden an. Diese warteten 17. Okt. die Ankunft der Nordarmee und des Korps von Bennigsen ab, und durch diese verstärkt griffen sie 18. Okt. die Franzosen zum zweitenmal an. Diese hatten sich, jetzt um 100,000 Mann schwächer als der Feind, rings um Leipzig aufgestellt; das Centrum bildete das Dorf Probstheida. Hier befehligte Napoleon selbst, und wiederum gelang es, die Angriffe der böhmischen Armee zurückzuschlagen. Dagegen errangen im N. von Leipzig die schlesische und die Nordarmee einen entschiedenen Sieg und drangen bis zu den Thoren von Leipzig vor. Am Abend traf der Kaiser die nöthigen Maßregeln zum Rückzug und zur Vertheidigung der Stadt während desselben. Am 19. Okt. wurde derselbe angetreten. Als Bülow am Mittag die Stadt erstürmte, waren nur noch 20,000 Franzosen in derselben außer den Verwundeten und Kranken. Blücher drängte nun zu einer energischen Verfolgung, indeß die Oesterreicher wußten dies zu verhindern: sie bauten dem Gegner goldene Brücken, der mit 80,000 Mann an den Main gelangte, bei **Hanau** 30. und 31. Okt. das österreichisch-bayrische Heer unter Wrede, welches ihm den Weg verlegen wollte, zersprengte und 1. Nov. den Rhein überschritt. Der Typhus raffte zwar den größten Theil dieser Armee dahin, und Napoleon schien wehrlos. Wiederum aber ließen ihm die Alliirten Zeit zu neuen Rüstungen, indem auf Metternichs Betrieb im November zu Frankfurt ein Friedenskongreß eröffnet wurde. Man wollte Frankreich die Rheingrenze lassen, aber auch damit war Napoleon nicht zufrieden. Auch diesmal rettete allein seine Halsstarrigkeit Deutschland und Europa vor einem faulen Frieden. Der Einmarsch in Frankreich wurde beschlossen, in drei Heersäulen fand er Anfang Januar 1814 statt. Die Hauptarmee, durch die Truppen der Rheinbundstaaten verstärkt, überschritt den Rhein bei Basel und nahm als Basis ihrer Operationen das Plateau von Langres. Die schlesische Armee ging in der Sylvesternacht über den Mittelrhein bei Kaub und drang in die Champagne ein. Die Nordarmee unter Bülow (Bernadotte führte den Krieg gegen Dänemark) sollte nach Befreiung der Niederlande durch Belgien in den Norden Frankreichs eindringen. Blücher war schon Ende Januar an der Aube. Hier griff ihn Napoleon 29. Jan. bei **Brienne** an, wurde aber 1. Febr. 1814, nachdem sich Blücher durch einen Theil der Hauptarmee verstärkt hatte, bei **La Rothière** entscheidend geschlagen. Schwarzenberg weigerte sich, diesen Sieg durch den Vormarsch auf Paris auszunutzen. Blücher wollte nun diesen allein unternehmen, weil er den Gegner vernichtet glaubte, wurde aber beim Marsch von Napoleon, der jetzt sein Feldherrngenie aufs glänzendste bewährte, überfallen, und seine Korps erlitten in den Einzeltreffen von **Champaubert**, **Montmirail** und **Château-Thierry** Mitte Februar empfindliche Verluste und mußten sich auf das rechte Marneufer zurückziehen. Die Vorhut der Hauptarmee trieb Napoleon bei Montereau zurück. Aber Blücher vereinigte sich mit Bülow, auch die Hauptarmee rückte vor, und ein Angriff Napoleons auf jene bei **Laon** wurde 9. März zurückgeschlagen, der auf die Hauptarmee bei **Arcis sur Aube** 20. März. Der Kaiser beschloß nun, nach Osten zu marschiren und den Krieg wieder nach dem Rhein zu spielen, wo er noch viele Festungen innehatte; indeß die Verbündeten folgten ihm nicht, sondern marschirten direkt nach Paris. Marmont und Mortier versuchten die Stadt zu vertheidigen; indeß die Preußen und Russen erstürmten die Höhen im N. und O. am 30. März, und am Abend kapitulirten die Franzosen. Am 31. März fand der feierliche Einzug des Kaisers Alexander und des Königs Friedrich Wilhelm in Paris statt. Auf die Kunde von dem Marsch der Alliirten war Napoleon umgekehrt, in Fontainebleau erfuhr er die Einnahme von Paris. Er wollte nun den Kampf an der Loire fortsetzen, indeß die Marschälle verweigerten den Gehorsam. Der Senat setzte die Bonaparte'sche Dynastie ab, und der gestürzte Eroberer mußte sich nach der Insel Elba zurückziehen, die er als Souverän mit dem Titel Kaiser und 2 Mill. Franken Gehalt bewohnen sollte. In Frankreich ward Ludwig XVIII. als König eingesetzt, mit dem die Mächte 30. Mai 1814 den **ersten Pariser Frieden** schlossen; dieser ließ Frankreich die Grenzen von 1792, es brauchte keine Kriegskosten zu bezahlen und behielt sogar die geraubten Kunstschätze. Doch nur die französischen Verhältnisse berührte dieser Vertrag. Die Verhältnisse Europa's sollten auf einem Kongreß geordnet werden, der sich 1. Nov. 1814 in Wien versammelte. Die meisten Schwierigkeiten machte hier die Neugestaltung Deutschlands und die Entschädigung Preußens. Letzterem war im Vertrag zu Teplitz 9. Sept. 1813 auch von Oesterreich die Wiederaufrichtung im Umfang von 1805 zugesichert worden. Es verlangte nun vor allem Sachsen, dessen König kriegsgefangen war. Indeß Metternich gönnte Preußen diese Machterweiterung nicht und wußte England und Frankreich für sich zu gewinnen. Rußland stand auf Preußens Seite, und im Januar 1815 waren die Verhältnisse so gespannt, daß ein neuer Krieg drohte. Indeß im Februar einigte man sich: Preußen erhielt die Hälfte von Sachsen, und seine westlichen Lande wurden zu den Provinzen Westfalen und Rheinland abgerundet; von Polen behielt es bloß Posen, das übrige erhielt Rußland. An Seelenzahl erreichte Preußen die Größe von 1805, nicht aber an Flächeninhalt. Es befreite sich indeß von dem allzu großen polnischen Gebiet, wurde fast ganz deutsch und erstreckte sich über ganz Norddeutschland. Seine Lage war nicht ohne Gefahren, spornte aber zu einer wachsamen, vor allem deutschen Politik an. Oesterreich vergrößerte sich beträchtlich und rundete sein Gebiet vortrefflich ab. Die Regelung der deutschen Verhältnisse hatte Metternich erschwert durch die Verträge mit den Rheinbundstaaten, welche denselben ihren Besitzstand und ihre volle Souveränität garantirten. Von der Erfüllung der Kalischer Proklamation war keine Rede mehr. Nur der Rheinbund sollte aufgelöst werden und ebenso das Königreich Westfalen. Von der Errichtung eines einigen Deutschen Reichs wollte Metternich nichts wissen. Natürlich widersetzten sich auch Bayern, Würtemberg u. a. jeder Beschränkung ihrer Souveränität, Preußen widerstrebte der Wiederherstellung der Kaiserwürde im Haus Oesterreich, und man war noch über nichts übereingekommen, als Deutschland zu einem neuen Krieg aufgeboten wurde. Die rücksichtslose Reaktion, welche die Bourbonen und die Emigranten nach ihrer Rückkehr in Frankreich versuchten, und welche dem Volk auch seine theuersten Errungenschaften zu entreißen, die Vermögensverhältnisse zu zerrütten drohte, machte das wieder hergestellte Königthum bald so unpopulär, daß Napoleon es wagen konnte, Elba zu verlassen und 1. März bei Cannes in Südfrankreich zu landen. Die gegen ihn geschickten Truppen unter Ney gingen zu ihm über, und 20. März hielt er seinen Einzug in Paris, von wo Ludwig XVIII. mit seinem Hof

eiligst geflohen war. Er gab nun Frankreich eine freisinnige Verfassung und erklärte vor Europa seine Friedensliebe. Aber der Haß und die Furcht waren bei den Völkern und Fürsten Europa's noch zu stark. Der Wiener Kongreß erklärte Napoleon als Feind und Störer der Ruhe der Welt in die Acht. Die Mächte erneuerten ihr Bündnis und beschlossen sofort den Angriffskrieg gegen Frankreich. Preußen und England waren die ersten, die mit ihren Kriegsrüstungen bereit waren. 115,000 Preußen unter Blücher und 100,000 Engländer, Niederländer und Deutsche unter Wellington rückten in Belgien ein. Gegen sie zog Mitte Juni Napoleon mit 130,000 Mann. Er fiel zuerst über Blücher her und griff ihn 16. Juni bei Ligny an, während er 40,000 Mann unter Ney nach Quatrebras schickte, um Wellington abzuwehren. Nach einem erbitterten, blutigen Kampf wurde Blüchers Centrum durchbrochen und sein Heer geworfen, Wellington mit Erfolg abgehalten, den Preußen zu Hülfe zu kommen. Dieser zog sich nun auf die Höhen von Waterloo zurück, und nachdem ihm Blücher versprochen, ihm zu Hülfe zu kommen, nahm er hier 18. Juni eine Schlacht an. Am Mittag begann der Angriff der französischen Armee, mit größter Standhaftigkeit hielten ihn Wellingtons Truppen aus. Immer heftiger wurde der Andrang der Franzosen; Napoleon verwendete seine letzten Reserven, um den Feind zu zerschmettern, ehe die Preußen, deren Annäherung ihm gemeldet worden, herankämen. Es war vergeblich, das Bülow'sche Korps drückte seinen rechten Flügel ein und bedrohte seinen Rückzug. Die Franzosen wurden vollständig zersprengt und auf der Flucht durch Gneisenau's nachdrückliche Verfolgung gänzlich vernichtet. Am 29. Juni standen die Verbündeten zum zweitenmal vor Paris, und 7. Juli zogen sie als Sieger ein. Im zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) wurde Frankreich nicht so glimpflich behandelt: es mußte die Kunstschätze herausgeben, 700 Mill. Kriegskosten bezahlen, ebenso erhebliche Summen für Kriegsschäden; indeß der Wunsch der deutschen Patrioten, daß Elsaß und ein Theil von Lothringen ihm genommen werde, wurde durch England und Rußland vereitelt; bloß Landau und Saarlouis trat Frankreich ab. Inzwischen hatte der neue Krieg auch die Organisation Deutschlands beschleunigt. Am 8. Juni 1815 war von 33 Fürsten und 4 Städten die Bundesakte unterzeichnet worden, welche statt eines einheitlichen Reichs einen »beständigen, unauflöslichen völkerrechtlichen Verein« begründete zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bund befindlichen Staaten. Den Vorsitz erhielt in diesem »Deutschen Bund« Oesterreich. Das deutsche Volk erhielt keine äußere Organisation seiner Einheit, das preußische nicht die versprochenen Reichsstände. Die Stiftung der Heiligen Allianz deutete an, daß Europa vorläufig in dynastischem Interesse regiert werden würde. Das Ergebnis der blutigen Kämpfe war also nicht die Begründung politischer Freiheit, sondern nur die Befreiung vom französischen Joch.

Vgl. L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes, Bd 3 und 4 (4. Aufl., Berl. 1869); E. M. Arndt, Geist der Zeit (5. Aufl., Altona 1863); G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein (Berl. 1849—55, 6 Bde.); Derselbe, Das Leben des Feldmarschalls Grafen N. v. Gneisenau (das. 1864—69, 3 Bde.); J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg (6. Aufl., Leipz. 1871, 2 Bde.); Lehmann, Der Tugendbund (Berl. 1867); E. M. Arndt, Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein (3. Aufl., das. 1867); v. Müffling, Aus meinem Leben (das. 1851, 2 Bde.); Th. v. Bernhardi, Denkwürdigkeiten des russischen Generals C. F. Grafen v. Toll (2. Aufl., Leipz. 1865—66, 4 Bde.); H. Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege (3. Aufl., Berl. 1864, 3 Bde.); Derselbe, Geschichte des Jahrs 1815 (das. 1865, 2 Bde.); M. Bogdanowitsch, Geschichte des Kriegs von 1813 (aus dem Russischen von A. S., Petersb. 1863—69, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte des Kriegs von 1814 (deutsch von Baumgarten, Leipz. 1866, 2 Bde.); J. Königer, Der Krieg von 1813 und die Verträge von Wien und Paris (das. 1865); J. L. Klüber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Kongresses (Frankf. a. M. 1816, 3 Bde.).

Deutscher Herrenorden (Deutsche Ritter), s. Deutscher Orden.

Deutscher Kaffee, Kaffeesurrogat aus der Wurzel der Cichorie, Cichorium Intybus (s. Cichorium).

Deutscher König, bis zum Kurverein von Rense 1338 Titel aller nicht in Rom gekrönten Oberhäupter des Deutschen Reichs, indem erst auf gedachtem Verein bestimmt wurde, daß auch ohne päpstliche Krönung die von den Kurfürsten ausgegangene Kaiserwahl in jeder Hinsicht vollkräftig sein solle; dann seit dem 13. Jahrh. Titel, welchen der prädestinirte Nachfolger des deutschen Kaisers bis zu seiner eigenen Kaiserkrönung führte.

Deutscher Orden (Orden der Ritter des Hospitals St. Marien des deutschen Hauses oder der Deutschen zu Jerusalem, später auch wohl Kreuzherren, Deutschherren und Marianer genannt), der jüngste der zur Zeit der Kreuzzüge im Heiligen Land entstandenen drei großen geistlichen Ritterorden. Bei der Belagerung von Akkon im dritten Kreuzzug errichteten deutsche Kaufleute (wahrscheinlich nicht vorzugsweise Lübecker und Bremer) zur Pflege kranker Landsleute aus ihren Schiffssegeln Zelte zu einem Hospital, und zwar noch vor der Ankunft des Herzogs Friedrich von Schwaben. Der Zeit und den Umständen gemäß wurde dies eine geistliche, klosterähnliche Stiftung und erhielt die Regeln der Johanniter, deren Meister die Oberaufsicht führen sollte. Bei ihrer Heimkehr übergaben die Kaufleute ihre Stiftung zwei herzoglichen Beamten zu besserem Schutz; sie erhielt jetzt den Namen Hospital St. Marien der Deutschen zu Jerusalem, vielleicht in Anknüpfung an jenes ältere Hospital in Jerusalem, welches nach der Eroberung der Stadt durch Saladin (1187) den Deutschen verloren gegangen war, aber später nach der Wiederbefreiung der Stadt durch Kaiser Friedrich II. dem Deutschen Orden übertragen wurde. Herzog Friedrich nahm sich der frommen Stiftung gern an und empfahl sie seinem Bruder, Kaiser Heinrich VI.; auf sein Bemühen erfolgte auch, wenngleich erst einige Wochen nach seinem eigenen Tode, die päpstliche Bestätigung, 6. Febr. 1191. Sofort und in den nächsten Jahren flossen dem Hospital weitere sehr reichliche Schenkungen zu, zumal an Grundbesitz, zunächst in dem bald eroberten Akkon selbst und in Palästina überhaupt. Als die deutschen Fürsten, welche 1197 nach dem Heiligen Lande gekommen waren, auf die Nachricht vom Tode des Kaisers zur Heimkehr sich anschickten, verwandelten sie, vielleicht im März 1198, mit Beirath der beiden älteren Ritterorden und anderer geistlichen und weltlichen Großen des Orients den Krankenpflegerorden in einen

geistlichen Ritterorden. Papst Innocenz III. ging bereitwillig darauf ein und sprach seine Zustimmung in der Bulle vom 19. Febr. 1199 aus: zu ihren drei Mönchsgelübden erhielten die Mitglieder des neuen Ritterordens nun noch die Regeln der Templer, d. h. die Verpflichtung zum Heidenkampf; als äußeres Zeichen ihrer Selbständigkeit wurde ihnen eine eigene Kleidung verliehen, der weiße Mantel mit schwarzem Kreuz. Nunmehr wuchs der Orden schnell an Besitz und Macht. Den ersten Grundbesitz in Europa hatte schon das Hospital durch Heinrich VI. in Unteritalien erhalten, und hier folgten dem gegebenen Beispiel die Vormünder Friedrichs II. und dann nicht minder dieser selbst; weiterer Besitz kam hinzu in Griechenland, Spanien, Frankreich, vorzugsweise und im reichsten Maß aber in Deutschland. Die oberste Leitung der Angelegenheiten des gesammten Ordens führte der **Hochmeister**, an der Spitze größerer Bezirke standen **Landmeister** oder **Landkomture**, in jeder größern Burg waltete ein **Komtur** (Kommentur, commendator). Aber keiner dieser Beamten war in seinem Theil unumschränkt: wie dem Hochmeister als ständiger engerer Rath fünf Großwürdenträger und als weiterer das jährlich einmal zusammentretende **große** oder **Generalkapitel** zur Seite standen, so pflegte jeder Landkomtur mit der Jahresversammlung seines **Landkapitels** Rath, und jedem Komtur ging der Konvent der zu seiner Burg gehörigen Ordensritter mit Rath und That zur Hand. Jene fünf obersten Beamten oder obersten Gebietiger waren: der **Großkomtur**, der die Aufsicht über den Ordensschatz und alle Vorräthe zu führen und den Hochmeister bei längerer Krankheit oder Abwesenheit zu vertreten hatte; der **oberste Marschall**, dem das Kriegswesen (Burgen, Kriegsgeräthe, Waffenfabriken, Pferde und Wägen), der **oberste Spittler**, dem die Krankenpflege und das ganze Spitalwesen, der **oberste Trappier**, dem die Beschaffung und Vertheilung aller Kleidung, endlich der **Treßler**, dem die Verwaltung des gesammten Finanzwesens oblag. Diese und die Landmeister bildeten das Generalkapitel, die unter einem Landmeister stehenden Burgkomture sein Landkapitel. Das Generalkapitel hatte die maßgebende Mitwirkung an der gesetzgebenden Gewalt sowie bei der Entscheidung über Fragen von allgemeiner Wichtigkeit; es nahm die Rechenschaft entgegen, welche die zur Theilnahme berechtigten Gebietiger über ihre Amtsführung, zumal über Einnahmen und Ausgaben, abzulegen hatten, und wurde bei Ernennung, Absetzung und Beförderung derselben gehört. Dem entsprachen die Machtvollkommenheit der Landkapitel: Rechenschaftsabnahme und Ein- und Absetzung derjenigen Beamten, über welche der Landmeister nicht allein, sondern eben nur mit Zustimmung seines Kapitels verfügen durfte, Berathung und Entscheidung über die innere Landesordnung und über die Verhältnisse zum Ausland; eine Aenderung der allgemeinen Gesetze des Ordens durfte ein Landkapitel natürlich nicht vornehmen. Für die Beamten, die überdies als Mitglieder eines geistlichen Ordens zu unbedingtem Gehorsam gegen ihre Oberen verpflichtet waren, folgt aus dem Gesagten, daß sie immer nur so lange in ihren Stellen blieben, bis sie entweder untüchtig und unbrauchbar, oder einer Beförderung würdig erschienen; der Hochmeister dagegen, der nur in ganz besonderen Fällen abgesetzt werden konnte, wurde stets auf Lebenszeit gewählt, und zwar auf einem Generalkapitel, meist auf einem dazu besonders berufenen, außerordentlichen. — Die zur vollen Mitgliedschaft aufgenommenen Brüder, die rittermäßigen Standes sein mußten, zerfielen, dem doppelten Zweck des Ordens entsprechend, in **Ritterbrüder** und **Priesterbrüder**; neben ihnen gab es, wie in allen geistlichen Körperschaften, auch **dienende Brüder** niedern Standes (**Graumäntler**); zu gewissen Dienstleistungen (in den Hospitälern und auf den Höfen) konnten auch weibliche Personen als **Halbschwestern** aufgenommen werden. Damit ferner der Orden mehr Leuten nütze sein möge, wie es in den Statuten heißt, in Wirklichkeit aber wohl mehr, um die Verpflichtung, für das Wohl des Ordens mitzuwirken, auf weitere Kreise auszudehnen und um Erbschaften zu erlangen, war es auch weltlichen Leuten, verheiratheten und unverheiratheten, gestattet, »die Heimlichkeit des Ordens zu empfangen«, ohne daß sie aus ihrem Stande austraten; zum Zeichen trugen sie Kleider von geistlicher Farbe mit einem halben Kreuz. Genauere Einsicht in das Wesen und die Verwaltung des Ordens gewähren die **Statuten** oder **Ordensbücher**, von denen das älteste vorhandene Exemplar (in deutscher Sprache) der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. angehört. — Neben den oben angedeuteten Güterschenkungen liefen schon in den ersten Jahrzehnten des Bestehens des Ordens Verleihungen stattlicher Rechte und Privilegien durch Päpste, Kaiser und Könige her. Nach den päpstlichen Privilegien, welche in der Hauptbulle Honorius' III. vom 15. Dec. 1220 zusammengefaßt sind, war die Stellung des Ordens zu Kirche und Geistlichkeit folgende. Von den Besitzungen, welche er bereits vor dem großen Laterankoncil von 1215 besaß, durfte niemand von ihm den Zehnten fordern, sondern nur von den später erworbenen; nahm der Orden Geistliche, die nicht zu ihm selbst gehörten, an, so hatte über sie nicht der Diöcesanbischof, sondern Meister und Kapitel die Jurisdiktion, andere bischöfliche Funktionen aber (Weihe von Altären und Kirchen, Einsetzung von Geistlichen und andere kirchliche Sakramente) standen dem Meister nicht zu, sondern blieben dem Bischof vorbehalten, allerdings zu unentgeltlicher Leistung; in Gebieten endlich, die der Orden den Heiden abnahm, durfte er Kirchen und Kapellen anlegen, die nur dem päpstlichen Stuhl unterworfen sein sollten. Vom König von Jerusalem erhielt der Orden, wie später auch in anderen Ländern, Zollfreiheit und als Besserung seines Wappens auf seinem schwarzen Kreuz das goldene Kreuz Jerusalems (nach der Tradition 1219). Kaiser Friedrich II. verlieh ihm das Recht, Reichslehen und Allodien durch Schenkung oder Kauf an sich zu bringen, und gewährte dem Hochmeister sowie dem Landmeister in deutschen Landen eine bestimmt geregelte, sehr gastfreie Aufnahme am Hof. — Als erste **Vorsteher** des Deutschen Ordens kennen wir aus der Zeit des Hospitals **Sibrand**, **Gerard** (anderwärts Curandus) und **Heinrich**, dann **Hermann** (nicht Heinrich) **Walpoto**, dem in der Versammlung vom März 1198 die Meisterwürde übertragen wurde, und nach ihm **Otto** und **Heinrich** (anderwärts Hermann). Alle werden gelegentlich in Urkunden erwähnt, dagegen der letzte nur in schriftstellerischen Quellen; der Zusatz v. Bassenheim beim Namen des ersten Meisters sowie die herkömmlichen Familiennamen der anderen und die bestimmten Daten für Anfang und Ende ihrer Regierungen gehören erst der Ueberlieferung des 15. Jahrh. an. Selbst von dem nächsten Meister, dem großen **Hermann v. Salza**, kennen wir nicht das Datum der Wahl, sondern wissen nur, daß er 15. Febr. 1211 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird. In dem langen, erbitterten Streit zwischen Kaiser-

Friedrich II. und der Kurie, der beinahe das ganze Abendland zerriß und jeden Versuch, die Ungläubigen in Palästina mit vereinten Kräften zu bekämpfen, unmöglich machte, war und blieb Hermann v. Salza der entschiedene, unwandelbar treue Freund und Anhänger des Kaisers; aber dennoch wußte er sich auch durchaus die Achtung und Zuneigung der Päpste zu gewinnen und zu erhalten, so daß er mehrmals mit größerem oder geringerem Erfolg eine Aussöhnung der streitenden Theile versuchen konnte. Selbstverständlich mußte eine solche nach allen Seiten hochansehnliche Stellung auch für seinen Orden von der größten Wichtigkeit, von dem bedeutendsten Vortheil sein. Nicht bloß Privilegien wußte er seinem Orden zu gewinnen, sondern er legte auch durch ausgedehnten Landerwerb den Grund zu einer Macht und Bedeutung desselben, wie sie keiner der anderen während der Kreuzzüge entstandenen Ritterorden auch nur annähernd erreicht hat. Der erste Erwerb freilich war nur vorübergehend. Im Jahr 1211 schenkte der König Andreas von Ungarn dem Deutschen Orden das Land Burza in Siebenbürgen, um die Angriffe der wilden Kumanen abzuwehren und das Land selbst zu kultiviren. Kaum aber hatte der Orden das Gebiet durch Anlegung von Burgen einigermaßen gesichert und Anbau und Kolonisation befördert, als der König es ihm wieder entriß. Daß es nach einigen Jahren der Dazwischenkunft und Ermahnung des Papstes gelang, den König zur Rückgabe des Landes und zur Erweiterung der Freiheiten und Gerechtsame des Ordens zu bewegen, half nicht viel; denn 1225 wurden die Ritter abermals durch den König aus dem Burzenland vertrieben und diesmal für immer. Fast genau zu derselben Zeit gewann der Orden das Anrecht zu dem bedeutendsten und folgenreichsten Landerwerb. Seit mehreren Jahrzehnten waren die nördlichen Theilfürstentümer Polens von den durch frühere Angriffskriege gereizten heidnischen Preußen in die äußerste Bedrängnis gebracht und standen ihnen zuletzt fast wehrlos gegenüber. Endlich entschloß sich der Herzog Konrad von Kujavien und Masovien auf den Rath des Heidenbekehrers und ersten Bischofs der Preußen, Christian, der selbst vor ihnen hatte flüchten müssen, den Deutschen Orden zur Bekämpfung der gefährlichen Nachbarn herbeizurufen und ihm als Preis für die Hülfe nicht bloß das bereits zum polnischen Reiche gehörige, nur augenblicklich wieder abgerissene Kulmerland als Eigenthum zu verheißen, sondern ihm auch zur Eroberung aller preußischen Gaue seine Einwilligung zu gewähren. Doch durch das ebenerfahrene Mißgeschick vorsichtig gemacht, ging der Hochmeister nicht eher auf das Anerbieten ein, als bis auch der Kaiser ihm den Besitz jener Lande, wenn er sie den Heiden abnähme, urkundlich zugesichert hatte. Im März 1226 verlieh Friedrich II. dem Hochmeister Hermann v. Salza und seinen Nachfolgern das Kulmerland und Preußen und übertrug sie ihnen für den Fall der Eroberung als Lehen des Reichs. Hierdurch erhielten die Hochmeister des Deutschen Ordens die Reichsfürstenwürde, in der sie nachher fast immer erscheinen, und wahrscheinlich fügten sie bei dieser Gelegenheit zu ihren älteren Schildeszeichen noch den schwarzen Adler hinzu. Die endgültige, wenngleich etwas beschränkte Zustimmung des Papstes ist erst in einer mehrere Jahre jüngern Urkunde ausgesprochen. (Das Genauere über Erwerbung, Eroberung und Verwaltung Preußens durch den Deutschen Orden s. Preußen, Provinz, Geschichte.) Nach mehrjährigen Verhandlungen, durch welche genauere politische und kirchliche Abmachungen mit polnischen Fürsten und Bischöfen getroffen wurden, entsandte endlich der Hochmeister zu Anfang des Jahrs 1230 den Ordensritter Hermann Balke mit Rittern und Knechten zur Eroberung der übertragenen Lande und ernannte ihn zugleich zum Landmeister derselben. Anfangs waren die Unternehmungen des Ordens von großen Erfolgen begleitet, da man mit nicht allzu großer Anstrengung erst das Kulmerland gewann, dann am rechten Ufer der Weichsel und Nogat hinab bis ans Frische Haff und endlich längs des Südufers des Haffs bis an den Pregel und darüber hinaus bis ins Samland hinein vordrang. Dabei hatte nur der westliche Nachbar, der Herzog Swantopolk von Pommern, durch das schnelle Wachsthum der neuen Macht erschreckt, ernsten und nicht ganz ungefährlichen Widerstand versucht, ward aber schließlich doch zum Frieden gezwungen. Die Preußen selbst unternahmen den ersten gemeinsamen und darum erfolgverheißenden Widerstand erst, als bereits 30 Jahre gegen sie gekämpft und reichlich die Hälfte ihrer Gaue von den Fremden in Besitz genommen war. Sie fanden bei den stammverwandten Litauern Unterstützung; die Stellung der Polen war, wenn sie auch die Heiden nicht geradezu zu unterstützen wagten, gleichfalls aus wachsender Eifersucht mindestens zweideutig. Fünfzehn Jahre bedurfte der Orden, der beim Anfang der Empörung alles Gewonnene bis auf drei Punkte verloren hatte, um auf den frühern Stand zurückzukommen. Nach weiteren acht Jahren, 1283, waren endlich auch die östlichsten Landschaften, die zum größten Theil nicht von Preußen, sondern theils von Litauern, theils von den ebenfalls stammverwandten Jadzwingern bewohnt waren, erobert, so daß die Bezwingung und Gewinnung des ganzen Heidenlands, bei welcher der Orden vielfach durch deutsche Kreuzfahrer unterstützt wurde, von der untern Weichsel bis etwa zur mittlern Memel hin 53 Jahre erfordert hatte. Mit der Eroberung des Landes hielt die Kolonisation gleichen Schritt: von den unter großen Vergünstigungen hereingerufenen deutschen Einwanderern wurde eine ganze Reihe von Städten gegründet, verwüstete Dörfer hergestellt und neue angelegt, Anzöglingen ritterlichen Standes Grundeigenthum gewährt, endlich auch solchen Eingebornen, die sich gutwillig unterwarfen, Landbesitz gelassen. — Während dieser Zeit war endlich auch der dritte große Landerwerb für den Deutschen Orden vor sich gegangen, indem der 1202 zur Bekämpfung der Liven, Kuren und Esthen gestiftete Orden der Schwertbrüder, der keine große Macht besaß und schließlich in die äußerste Gefahr gekommen war, mit päpstlicher Bewilligung 1237 in den Deutschen Orden übertrat und ihm seine Besitzungen und Anrechte zubrachte; der letztere gewann hierdurch Kurland, Semgallen und Livland, während Esthland noch über ein Jahrhundert lang (bis 1346) im Besitz der Dänen blieb. (Genaueres s. unter Schwertbrüderorden und Livland.) Doch war dieser Zuwachs an Landbesitz und Streitkräften auf der andern Seite mit schlimmen Nachtheilen verknüpft, indem der Orden durch ihn in ärgerliche Händel mit den dortigen Bischöfen, die eine wesentlich andere Stellung als die vier preußischen einnahmen, zumal mit dem Erzbischof von Riga, dem Metropolitan für Livland und Preußen, verwickelt wurde und auch die Zahl der äußeren Feinde wachsen sah. Die Russen freilich kamen nur für den äußersten Osten in Betracht; aber die Litauer konnten ihre Angriffe leicht nach beiden Seiten hin machen, nach Livland wie nach Preußen. Um sie sobald als möglich

zu bezwingen und um ihrer ursprünglichen Verpflichtung, der Bekämpfung der Heiden, auch weiterhin obzuliegen und sich so die fernere Unterstützung der Christenheit zu sichern, begannen die Ritter gleich nach der Unterwerfung Preußens Krieg gegen die Litauer und ließen in ihm, auch nach der Bekehrung derselben, nicht eher nach, als bis ihr Staat nicht zum geringsten Theil gerade hierdurch seinem Untergang nahegebracht war. — In der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. dehnten sich die Besitzungen des Ordens am weitesten aus: wir hören von Landkomturen von Livland, Preußen, Deutschland, Oesterreich, Apulien, Sicilien, Spanien, Romanien (griechisches Kaiserreich) und Armenien; Palästina verwaltete der Hochmeister selbst; mit der Zeit aber gingen die Besitzungen in allen diesen Ländern bis auf die ersten vier verloren. Aus Palästina mußten die Ritter 1291 weichen, als Akkon, der einzige Punkt, den die Christen so lange behaupteten, verloren ging. Nunmehr wurde der Hauptsitz des Ordens, das Ordenshaupthaus, nach Venedig verlegt. Von den Hochmeistern, die nach Hermann v. Salza, welcher 19. März 1239 zu Barletta in Apulien starb, während zweier Menschenalter an der Spitze des Ordens standen, läßt sich fast niemals die Regierungsdauer genau bestimmen. Hermanns nächster Nachfolger, Landgraf **Konrad von Thüringen**, der höchstens ein Jahr lang im Amt war, starb 24. Juli 1240. Es folgten **Gerhard v. Malberg**, der 1242 und 1243, **Heinrich v. Hohenlohe**, der 1245—48 erwähnt wird, **Günther**, von dem nur Name und Todestag bekannt sind, **Poppo v. Osterna**, der 1256 abdankte; **Anno v. Sangerhausen**, gewählt 1256, starb 8. Juli 1273 (oder 1274); **Hartmann v. Heldrungen**, gest. 19. Aug. 1282; **Burkard v. Schwanden**, resignirte 1290; **Konrad v. Feuchtwangen**, gest. 1296; **Gottfried v. Hohenlohe**, gewählt 3. Mai 1297, entsagte im Oktober 1303; **Siegfried v. Feuchtwangen**, gewählt 18. Okt. 1303, starb 5. März 1311. Der letzte der genannten Meister verlegte, da an eine Rückkehr nach Palästina nicht mehr zu denken war und dauerndes Verbleiben in Venedig wegen der politischen Verhältnisse der Stadt nicht räthlich erschien, 1309 die hochmeisterliche Residenz in dasjenige Land, welches damals und voraussichtlich noch für längere Zeit die Hauptthätigkeit des Ordens in Anspruch nahm, nach Preußen, und wählte zu seinem Sitz die **Marienburg**, die zwar schon lange vorher angelegt worden war, aber die erhabene Gestalt, welche ihre Reste noch heute erkennen lassen, erst im 14. Jahrh. erhalten hat. Die herkömmliche Erzählung von einer vorübergehenden Residenz der Hochmeister in Marburg ist eine jeder thatsächlichen Begründung entbehrende Fabel. Unmittelbar vor der Uebersiedelung in die Marienburg gewann der Orden die (von dem bereits erwähnten Estland abgesehen) letzte bedeutende Erweiterung seines Gebiets an der Ostsee. Der preußische Landmeister kaufte 1308 das Herzogthum **Pommern** (s. d.) mit den Hauptorten Danzig, Dirschau und Schwetz, um welches seit dem Aussterben der eingebornen Herzogsfamilie ein Erbfolgestreit obwaltete, von den zumeist berechtigten Markgrafen von Brandenburg, um sich nicht etwa durch die Polen, deren Fürsten ebenfalls Ansprüche geltend machten, von der Verbindung mit Deutschland abschneiden zu lassen. — Für die nächsten zwei Jahrhunderte fließt die Geschichte des Deutschen Ordens mit der Geschichte von Preußen und Livland (s. d.), seinen Hauptgebieten, zusammen, da seine übrigen Besitzungen, die zerstreut umherlagen, ohne besondere politische Bedeutung waren. Die Glanzperiode der ganzen Ordensgeschichte fällt in das 14. Jahrh. Die stille Eifersucht des erstarkenden Polenreichs trat offen hervor, als Pommern dem Orden zufiel, und bereitete ihm, wenn auch weniger mit den Waffen als auf diplomatischem Wege, manchen bösen Strauß; die Kurie, hieran anknüpfend, wollte den Orden gefügiger und seine Lande ergiebiger machen; der Erzbischof von Riga strebte danach, in Livland die Obergewalt zu erlangen, die Stadt Riga aber nach Selbständigkeit. Doch alle diese Gefahren wußte der Orden zu überwinden. Die ununterbrochenen Kriegszüge nach Litauen brachten zwar keinen positiven Gewinn, aber großen Ruhm in der Meinung jener Zeit. Eine ganz hervorragende Stellung, einige Zeit fast die leitende Rolle gewann der Hochmeister in den nordischen Verhältnissen: die Hansa erfreute sich bisweilen seiner Unterstützung in ihren Kriegen gegen die nordischen Kronen, ohne die Ordenshülfe vermochte man das entsetzliche Unwesen der seeräuberischen Vitalienbrüder (s. d.) auf der Ostsee nicht zu bewältigen; ist doch die Sage entstanden, der Hochmeister sei das Haupt der Hansa geworden. Die ganz vortreffliche Regierung der eigenen Lande, die wahrhaft landesväterliche Fürsorge für die Unterthanen bewirkten, daß diese trotz vieler schweren Opfer, trotz manchen kleinen Zwiespalts in treuer Ergebenheit zu den Rittern, den »Herren«, standen. In dieser Zeit regierten die folgenden Hochmeister: **Karl v. Trier** 1311 bis 12. Febr. 1324; **Werner v. Orseln**, gewählt 6. Juli 1324, ermordet 18. Nov. 1330; Herzog **Luther von Braunschweig** 17. Febr. 1331 bis 18. April 1335; Burggraf **Dietrich von Altenburg** 3. Mai 1335 bis 6. Okt. 1341; **Ludolf König**, gewählt 6. Jan. 1342, dankte ab 14. Sept. 1345; **Heinrich Dusemer**, gewählt 13. Dec. 1345, dankte ab 1351; **Winrich v. Kniprode** 16. Sept. (schwerlich 6. Jan.) 1351 bis 24. Juni 1382; **Konrad Zöllner v. Rothenstein** 2. Okt. 1382 bis 20. Aug. 1390; **Konrad v. Wallenrod** 12. März 1391 bis 25. Juli 1393; **Konrad v. Jungingen** 30. Nov. 1391 bis 30. März 1407. — Im höchsten Grad bedenklich wurde die Lage des Ordens erst dadurch, daß der litauische Großfürst **Jagiello** sich sammt seinem Volk 1386 taufen ließ, die polnische Erbtochter Hedwig heirathete und durch sie die polnische Krone gewann; denn, der vereinten Macht beider Reiche zu widerstehen, reichten die Kräfte des Ordens schließlich doch nicht aus. Daß der Orden zunächst ohne Rücksicht auf die, wenn auch nur äußerliche und oberflächliche, Bekehrung die Heidenfahrten nach Litauen nicht einstellte, gab den Gegnern genügenden Grund zu Klage und Drohung; als sich dann der Hochmeister **Ulrich v. Jungingen** (gewählt 26. Juni 1407), um mit Einem Schlag die Entscheidung herbeizuführen, übereilt in den Kampf stürzte, verlor er in der Schlacht bei Tannenberg 15. Juli 1410 Sieg und Leben. Nur die durch die Umsicht und den Muth **Heinrichs v. Plauen** herbeigeführte Erhaltung der Marienburg schien den Orden vom völligen Untergange gerettet zu haben. Die Niederlage brachte ihm aber unersetzlichen Schaden an seinem Ruhm, mit den Heidenfahrten hörten auch die Zuzüge von auswärts auf, und der Orden mußte sowohl die Unterthanen noch weit mehr als früher zum Kampf heranziehen, als auch für schweres Geld Söldner unter Waffen halten; dadurch steigerten sich die Lasten des Landes zu erdrückender Schwere, Ackerbau und

Gewerbe verfielen, der Handel beschränkte sich zuletzt allein auf Danzig. So entstand zunächst eine erklärliche Abneigung, dann tiefe Erbitterung im Lande gegen den Orden, der, weil er sich fast ausschließlich aus dem Ausland ergänzte, in kein inniges Verhältnis zu den Landeseingesessenen treten konnte und, weil er keinen höhern Zweck mehr hatte, schnell ausartete. Fast ohne Verbindung mit dem Reich, dessen Zustände auch nicht eben geeignet waren, nationale Gefühle zu erwecken und zu ermuthigen, neigte man sich in Preußen sehr bald dahin, von wo man Befreiung aus dem entsetzlichen Unheil hoffen zu dürfen glaubte, ohne daß sich nennenswerthe Spuren von nationaler Sympathie für das Polenthum nachweisen lassen. Da der Polenkönig bereitwillig Erhaltung der Privilegien und Besserung der Zustände versprach, ergriff man vereint mit ihm die Waffen gegen die verhaßte Herrschaft. Nach 13jährigem Krieg (1454—66) verlor der Orden die westliche Hälfte Preußens sammt Ermland und mußte für die östliche die Lehnshoheit des Polenkönigs anerkennen. Die Politik der folgenden Hochmeister ging dahin, sich womöglich der Eidesleistung zu entziehen; nur einer huldigte freiwillig. — Seit der Schlacht von Tannenberg verwalteten das hochmeisterliche Amt: Heinrich v. Plauen 9. Nov. 1410 bis 14. Okt. 1413 (entsetzt); Michael Küchmeister 9. Jan. 1414 bis März 1422, Paul v. Rußdorf 10. März 1422 bis 2. Jan. 1441 (beide dankten ab); Konrad v. Erlichshausen 12. April 1441 bis 7. Nov. 1449; Ludwig v. Erlichshausen 21. März 1450 bis 4. April 1467; Heinrich Reuß v. Plauen 17. Okt. 1469 bis 2. Jan. 1470; Heinrich v. Richtenberg 29. Sept. 1470 bis 20. Febr. 1477; Martin Truchseß v. Wetzhausen 4. Aug. 1477 bis 2. Jan. 1489; Hans v. Tiefen 1. Sept. 1489 bis 25. Aug. 1497. Der folgende Hochmeister, Herzog Friedrich zu Sachsen (gewählt 29. Sept. 1498), ging schließlich, allen persönlichen Gefahren auszuweichen und Hülfe zu suchen, nach Deutschland und starb daselbst 13. Dec. 1510. Auch sein Nachfolger, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach (gewählt 13. Febr. 1511), des Polenkönigs Schwestersohn, vermochte sich weder in der Güte, noch durch Waffengewalt aus den Verpflichtungen des ewigen Friedens von 1466 zu lösen. Wie er selbst, durch persönlichen Verkehr für die neue evangelische Lehre gewonnen, den Rath Luthers, aus dem Orden auszutreten, zu heirathen und aus Preußen ein weltliches Fürstenthum zu machen, bereitwillig annahm, so ließ sich schließlich auch der König, zwar nicht aus religiösen, wohl aber aus politischen Gründen, für denselben Gedanken gewinnen, und nachdem 8. April 1525 unter dieser Bedingung ein Friede zwischen Polen und Preußen zu Krakau abgeschlossen war, wurde Albrecht am 10. mit dem Ordensland Preußen als einem erblichen, von Polen lehnbaren Herzogthum belehnt. 1561 folgte dem gegebenen Beispiel der livländische Landmeister Gotthard v. Kettler, indem er Livland an die Krone Polen abtrat und Kurland und Semgallen als erbliches Herzogthum und polnisches Lehen erhielt. Selbstverständlich erfolgten gegen die Säkularisation Preußens die lautesten Widersprüche vom Orden her. Der Deutschmeister wurde vom Kaiser zuerst mit der Administration betraut, dann auf dem Augsburger Reichstag von 1530 mit der hochmeisterlichen Würde selbst und mit Preußen belehnt, Herzog Albrecht in die Reichsacht erklärt und zur Herausgabe des Landes aufgefordert. Da aber niemand da war, der die Ausführung solcher Verordnungen übernommen hätte, so blieben sie, so oft sie auch damals und in Zukunft wiederholt wurden, erfolglos. Wenngleich seit 1530 die Hoch- und Deutschmeisterwürde des Ordens bis zu seiner gänzlichen Aufhebung in Einer Person vereinigt blieb, so konnte doch der Orden wegen seines verhältnismäßig geringen Besitzes, der etwa 40 QMeilen betrug, zu keiner politischen Bedeutung mehr gelangen. Die fast im ganzen Reich zerstreuten Güter des Ordens, dessen Hauptsitz Mergentheim wurde, waren zur leichtern Uebersicht in 12 Balleien, deren jede unter einem Landkomtur stand, vertheilt: Thüringen, Oesterreich, Hessen, Franken, Koblenz, Elsaß, Bozen oder an der Etsch, Utrecht, Alten-Biesen, Lothringen, Sachsen, Westfalen. Diese Besitzungen wurden bedeutend geschmälert, als im Frieden von Lüneville (9. Febr. 1801) alle links vom Rhein gelegenen Theile des Deutschen Reichs und damit drei Ordensballeien an Frankreich abgetreten wurden. Im Preßburger Frieden erhielt Kaiser Franz II., nachdem schon vorher den Kurfürsten von Bayern, Würtemberg und Baden die in ihren Landen gelegenen Ordensgüter zugewiesen waren, das Recht, die Hoch- und Deutschmeisterwürde einem Mitglied seines Hauses erblich zu verleihen; aber sein Bruder Anton Joseph Victor Rainer, der augenblickliche Hoch- und Deutschmeister, dem er dieses neue Erbfürstenthum zusprach, genoß dasselbe nicht mehr lange, denn 24. April 1809 erklärte Napoleon zu Regensburg den Deutschen Orden in allen Staaten des Rheinbundes für aufgehoben und vereinigte seine Güter mit den fürstlichen Domänen, so daß der Orden nur noch in Oesterreich und in den Niederlanden (Ballei Utrecht) bestehen blieb. Kaiser Ferdinand I. gab demselben 28. Juni 1840 für Oesterreich neue Statuten, wonach der Orden ein selbständiges geistlich-ritterliches Institut unter dem Band eines unmittelbaren kaiserlichen Lehens sein sollte. Er ist von der allgemeinen Oberaufsicht der landesfürstlichen Behörden befreit, doch muß dem Kaiser als Ordensoberhaupt Rechenschaft abgelegt werden. Die »Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens« sind österreichische geistliche Lehnsherren. Die Ordensritter und Priester werden nach ihren Ordensgelübden als Religiosen angesehen und sind nur dem Hochmeister über ihr Thun und Lassen Rechenschaft schuldig. Die Ordensritter theilen sich in Profeßritter und Ehrenritter. Letztere müssen acht Ahnen aufweisen, katholisch sein, 1500 Fl. Eintritt und jährlich 100 Fl. zahlen. Der Orden, welcher sich neuerdings auch die freiwillige Sanitätspflege im Heer zur Aufgabe gemacht, stellt vom April 1875 an 40 Feldsanitätskolonnen kriegsbereit. Das Ordenszeichen besteht für beide Klassen in einem schwarz emaillirten, weiß- und goldgeränderten Kreuz von Gold, darüber ein schwarzer Helm mit goldenem Visir und drei weißen Federn, an deren mittlerer der Ring sich befindet, in welchen sich das schwarzseidene breite Band schlingt, an dem das Kreuz um den Hals getragen wird. Dazu haben die Profeßritter noch ein achteckiges schwarzes Kreuz mit weißem Rand auf der Brust. Dem Erzherzog Anton folgte 1835 als Hochmeister des Ordens Erzherzog Maximilian, diesem 25. Juni 1863 als 57. Hochmeister Erzherzog Wilhelm, Sohn des Erzherzogs Karl, geb. 1827. (S. auch Marianer.) Der Deutsche Orden besteht außer in Oesterreich auch noch in den Niederlanden fort. Die Ballei Utrecht war eine der größeren Balleien des Deutschen Ordens in Deutschland und verdankt ihre Begründung Schenkungen der Edelherren Sweder

v. Dingede und Sweder v. Ringenberg, welche dem Orden Güter im Bisthum Utrecht schenkten. Der erste Landkomtur war Ritter Anton v. Ledersake (gest. 1266). Später hatte die Ballei 15 Komtureien, von denen noch 10 bestehen. Die Reformation entzog die Ballei Utrecht dem Hochmeisterthum zu Mergentheim, und die Staaten der Provinz Utrecht gaben dem Orden ein durchaus protestantisches Gepräge. Alle Bemühungen Mergentheims, ihn zurück zu gewinnen, waren umsonst. Napoleon hob 1811 auch die Utrechter Ballei auf, König Wilhelm stellte sie jedoch 1815 wieder her. Der Orden hat jetzt einen Landkomtur, Komture und Ritter. Zur Aufnahme gehören vier Ahnen von 200jährigem Adel. Die Mitglieder beziehen die Einkünfte der Ballei. Die Expektanten dürfen ein kleines Kreuz tragen, zahlen aber dafür 760 Fl. zur Ordenskasse. Vgl. Joh. **Voigt**, Geschichte des Deutschen Ritterordens (Berl. 1857—59, 2 Bde.); »Archieven der ridderlijke Duitsche Orde, Balie van Utrecht«, herausgeg. von J. J. de Geer (Utrecht 1871, 2 Bde.); Nik. v. Jeroschins »Kronike von Pruzinlant« (aus dem 14. Jahrh, herausgeg. von Strehlke in »Scriptores rerum Prussicarum«, Bd. 1, Leipz. 1861), von welcher Fr. Pfeiffer Einzelnes unter dem Titel »Deutschordenschronik« (Stuttg. 1854) herausgab, gibt nur eine Erzählung der Eroberung Preußens.

Deutsche Schrift, s. Deutsche Sprache und Philologie.

Deutsches Meer, s. v. w. Nordsee; in poetischer Hyperbel der Bodensee.

Deutsche Sprache und Philologie. Die Bezeichnung Deutsche Sprache ist in verschiedenen Bedeutungen gebraucht worden. Manche, wie Jakob Grimm in seiner »Deutschen Grammatik«, bezeichnen damit die ganze Familie, die wir besser germanische Sprachen nennen; andere sprechen wieder von deutschen Sprachen im Gegensatze zu den skandinavischen und meinen damit den auch Westgermanisch genannten Zweig der Germanischen Sprachen (s. d.), begreifen also darunter außer Hoch- und Niederdeutsch auch das Holländische, Friesische und Angelsächsisch-Englische. Die gangbarste Bedeutung ist aber die, daß damit die im eigentlichen Deutschland oder vielmehr in dem Gebiet, in welchem man sich des Hochdeutschen als Literatursprache bedient, herrschenden Sprachen und Mundarten (natürlich die Schriftsprache inbegriffen) bezeichnet werden. Es ist sonach die deutsche Sprache nur ein Theil des Westgermanischen. Das Westgermanische in seiner ältesten uns vorliegenden Gestalt zerfällt in die Mundarten der Friesen, Angelsachsen, Sachsen, Franken und der oberdeutschen Stämme (Bayern und Alemannen). Im 5. Jahrh. hauptsächlich wanderten die Angelsachsen nach Britannien, ihre Sprache trat so aus der engen Verbindung mit den übrigen Sachsen heraus und entwickelte sich selbständig weiter. Sehr nahe verwandt und in der Zeit nach der Völkerwanderung wohl nur erst durch geringe dialektische Abweichungen geschieden waren die Mundarten der Oberdeutschen, Franken und Sachsen. Da trat in Oberdeutschland eine Lautbewegung ein, welche die bisher so nahe zusammengehörigen trennte: die sogen. zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung; der Zustand der oberdeutschen Sprache, welcher nach dieser Lautwandlung eintrat, wird Althochdeutsch genannt. Schon die Gesammtheit der germanischen Sprachen hatte im Verhältnis zu den übrigen Gliedern des indogermanischen Stamms eine Verschiebung des ursprünglichen Konsonantenstandes erlitten (s. Germanische Sprachen). In dem dadurch hervorgerufenen Zustand blieben die übrigen germanischen Sprachen; nur in Oberdeutschland wiederholte sich der Vorgang an denselben Lauten, wenn auch nicht in so durchgreifender Weise. Am meisten betroffen waren die germanischen Tenues (t, p, k), die im Inlaut (d. h. im Innern der Wörter) zu Spiranten wurden: t zu ȥ (das weiche z, welchem heute ß oder ss entspricht), p zu f und k zu hh oder ch. Es wird also goth. lêtan (plattdeutsch laten) zu althochd. lâzan, neuhochd. lassen; goth. giutan, althochd. giozan, neuhochd. giessen; goth. vato, angelsächs. väter, engl. water, althochd. wazzar, neuhochd. wasser; goth. slêpan, niedersächs. slapen, engl. sleep, althochd. slâfan, mittelhochd. slâfen, neuhochd. schlafen; goth. hlaupan, niedersächs. lopen, althochd. hloufan, mittelhochd. loufen, neuhochd. laufen; goth. sôkjan, altsächs. sôkian, althochd. suohhan, mittelhochd. suochen, neuhochd. suchen; altsächs. makôn, engl. make, althochd. machôn, neuhochd. machen. Standen dagegen die germanischen Tenues im Anlaut oder im Inlaut nach Konsonanten, resp. in Verschärfungen, so wurde t zu z (s. v. w. ts), p zu pf (ph), k zu kch, doch dieses letztere nur im eigentlichen Oberdeutschland, während in den nördlicheren Theilen des hochdeutschen Gebiets das ursprüngliche k bestehen blieb. So wurde goth. tiuhan zu althochd. ziohan, neuhochd. ziehen; goth. svarts, altsächs. swart, althochd. swarz, neuhochd. schwarz; altsächs. plegan, althochd. pflegan, neuhochd. pflegen; niedersächs. pape, hochd. pfaffe; altsächs. skeppian, althochd. scephan, mittelhochd. schepfen, neuhochd. schöpfen; goth. kaurn, sächs. korn, althochd. kchorn (geschrieben meist chorn), aber gemeinhochdeutsch korn; goth. vakjan, althochd. wekchan (wecchan), gemeinhochd. wecken. Diese altoberdeutsche Wandlung des k ist noch heute in Süddeutschland in Kraft; in der Schweiz z. B. ist aus dem alten kch jetzt ein vollständiges ch geworden, man sagt dort chind, chorn etc. Außer diesen Wandlungen der germanischen Tenues im Althochdeutschen wurde besonders noch die germanische Media d afficirt, welche in t überging, z. B. goth. dags, althochd. tac; altsächs. dôn, althochd. tuon, neuhochd. tun (mißbräuchlich thun geschrieben); sächs. vader, hochd. vater. Die germanischen Mediä b und g dagegen bleiben als solche auch im größern Theil des hochdeutschen Sprachgebiets bestehen; nur im Althochdeutschen der südlicheren Gegenden Oberdeutschlands werden auch sie meist zu p und k gewandelt. Also goth. giban, gemeinalthochd. geban, strengalthochd. kepan, neuhochd. geben. Eine weitere Erscheinung, daß nämlich das germanische th überall in d übergeht, ist nicht dem Hochdeutschen allein eigen, sondern erstreckt sich auch auf das Sächsische und Fränkische. Nur das Angelsächsisch-Englische und einige friesische Dialekte haben das alte th noch ungeschwächt erhalten. Es heißt also goth. thu, engl. thou, im ältesten Althochdeutschen thu, aber bald du; goth. threis, engl. three, althochd. und sächs. dri, neuhochd. drei. Durch die hochdeutsche Lautverschiebung ist nun allerdings das Hochdeutsche den übrigen Mundarten des westgermanischen Zweigs äußerlich so unähnlich geworden, daß man die letzteren im Gegensatz dazu unter dem gemeinsamen Namen »Niederdeutsche Sprachen« zusammenfaßt. Im allgemeinsten Sinn kann man unter niederdeutschen Sprachen auch das Angelsächsische, Englische und Friesische begreifen; gewöhnlich aber versteht man darunter nur das Sächsische und (Nieder-)Fränkische.

Der große fränkische Stamm zog sich von der Pfalz und den Mainländern den Rhein entlang bis

in die Niederlande; daher betraf die hochdeutsche Lautverschiebung nur seine südliche Hälfte, die nördliche blieb davon gänzlich unberührt. Die südlichere Hälfte, das jetzt allein sogen. Franken nebst der Pfalz und dem Rheingau, rechnet man danach ohne weiteres zum Hochdeutschen; die ältesten südfränkischen Quellen (z. B. Otfrid) werden althochdeutsche genannt. Man theilt daher gewöhnlich das Althochdeutsche in den fränkischen, bayrischen und alemannisch-schwäbischen Dialekt. Nördlich an diese oberfränkische Mundart schließt sich (von Trier, Koblenz bis gegen Aachen und Düsseldorf) eine Mundart an, die ebenfalls noch vieles Hochdeutsche in sich schließt, aber doch in manchen Punkten den ursprünglichen niederdeutschen Lautstand bewahrt. Wir kennen diese Mundart, welche man die niederrheinische oder besser die mittelfränkische genannt hat, aus ziemlich zahlreichen, namentlich kölnischen, Quellen des 13.—15. Jahrh. Diejenigen Franken aber, welche nördlich von Düsseldorf und westlich von Aachen saßen, blieben von aller Einwirkung der hochdeutschen Lautverschiebung verschont; ihre Sprache nennt man niederfränkisch. Das Altniederfränkische kennen wir nur aus dem Fragment einer Psalmenübersetzung des 9. Jahrh.; im 13. Jahrh. dagegen entwickelte sich unter dem Namen »Mittelniederländisch« eine reiche niederfränkische Literatur, und heute ist die holländische (und vlämische) Schriftsprache daraus entstanden. Oestlich an das Nieder- und Mittelfränkische grenzt nun das Sächsische. In seiner ältesten Form (Altsächsisch) kennen wir es hauptsächlich aus dem in Westfalen entstandenen »Heliand«. Vom 13. Jahrh. an wird dann die sächsische Sprache häufig in Schriftwerken gebraucht, man nennt sie in dieser Form gewöhnlich »Mittelniederdeutsch«. Eine so reiche poetische Literatur allerdings wie das Hochdeutsche derselben Zeit hat das Mittelniederdeutsche nicht entwickelt; doch ist es die in der Schrift der betreffenden Gegenden herrschende Sprache. Das bedeutendste hierher gehörige Gedicht ist noch der »Reineke Vos«, welcher aber auch erst (ca. 1490) Uebersetzung aus dem Niederländischen ist. Noch im 16. Jahrh. wurden in niederdeutscher Sprache Bücher gedruckt, im 17. aber verdrängte die neuhochdeutsche Schriftsprache dieselbe endgültig aus der Literatur. Die letzte niederdeutsche Bibel erschien 1621.

Die Geschichte der hochdeutschen Sprache beginnt mit dem Althochdeutschen. Man rechnet diese Periode von der Zeit der ältesten Denkmäler (8. Jahrh.) bis ungefähr in den Anfang des 12. Jahrh. Charakteristisch für das Althochdeutsche, im Vergleich zur folgenden mittelhochdeutschen Periode, sind die noch unversehrten vollen Vokale in den Flexionsendungen. So lautet z. B. das Präsens des Verbs althochd. **gibu, gibis, gibit**, Plur. **gebamês, gebat, gebant**, während mittelhochd. **gibe, gibest, gibet, geben, gebet, gebent**; das Substantiv **hano** (Hahn) flektirt: Gen. **hanin**, Dat. **hanin**, Akk. **hanun**, Plur. **hanun, hanôno, hanôm, hanun**, mittelhochd. **hane, hanen, hanen, hanen**, Plur. **hanen, hanen, hanen, hanen**. Man unterscheidet, wie schon oben bemerkt, im Althochdeutschen drei Mundarten: die bayrische, alemannische und (ober-)fränkische. Die beiden ersteren, welche unter sich damals noch sehr wenig verschieden waren, nennt man auch strengalthochdeutsch. Das Althochdeutsche ist uns aus zahlreichen sprachlichen Denkmalen bekannt. Vor allem war St. Gallen ein Hauptsitz althochdeutschen Schriftthums, und zwar ist hier das Alemannische zu Hause. Doch ist die althochdeutsche Literatur größtentheils keine Nationalliteratur, da sie meist aus interlinearen, oft bis zur Sprachwidrigkeit treuen Uebersetzungen lateinischer Schriften ins Deutsche und in Wortsammlungen besteht und Bekehrung zum Christenthum oder Unterricht der Kleriker bezweckt. Da nämlich das Gebiet der althochdeutschen Sprache frühzeitig dem Christenthum gewonnen worden ist, so ist die alte nationale Götter- und Heldendichtung in der allgemein deutschen alliterirenden (stabreimenden, d. i. die Worte nach ihrem Anlaut reimenden) Form bis auf wenige Fragmente untergegangen. Auch gibt die uns noch vorliegende althochdeutsche Literatur nicht sowohl Kunde von einer eigentlichen Literaturperiode, als vielmehr nur von einer Zeit des Uebergangs. Erst als sich nationaldeutsches Wesen mit dem Christenthum innig verschmolzen hatte, beginnt eine neue Periode der deutschen Nationalliteratur, die mittelhochdeutsche.

Der Uebergang der althochdeutschen Sprache in die mittelhochdeutsche vollzieht sich durch die durchgreifende Abschwächung der auf die Stammsilbe folgenden Vokale in ein unterschiedloses **e**. Die Vokale der Stammsilbe bleiben hierbei im wesentlichen dieselben wie im Althochdeutschen, indem in dieser Beziehung erst das Neuhochdeutsche eine bedeutende Veränderung aufweist, und dasselbe gilt von den Konsonanten. Die mittelhochdeutsche Periode der hochdeutschen Sprache rechnen wir bis zu der Zeit, wo, von dem Kanzleischreibgebrauch ausgehend, sich eine allgemeine deutsche Schriftsprache zu bilden begann. Wir können dafür ungefähr die zweite Hälfte des 15. Jahrh. ansetzen. Auch in der mittelhochdeutschen Zeit müssen wir mehrere Mundarten unterscheiden, nämlich (ganz wie in der frühern Periode): die oberdeutschen (Alemannisch, Schwäbisch, Bayrisch) und die mitteldeutschen. Die letzteren entsprechen im ganzen dem Oberfränkischen der althochdeutschen Zeit; doch kommen noch die sprachlich diesem naheliegenden hessischen, thüringischen und rheinischen Dialekte hinzu, welche aus der mittelhochdeutschen Zeit uns durch zahlreiche Denkmäler bekannt sind, während hierher gehörige althochdeutsche Denkmäler mangeln. Die in den mitteldeutschen Dialekten vom 12.—15. Jahrh. geschriebenen Literaturwerke sind sehr zahlreich; doch hat man sich erst neuerdings (ein Hauptverdienst Franz Pfeiffers) dem grammatischen Studium derselben gewidmet. Bei weitem zahlreicher aber und zugleich dem Inhalt nach wichtiger sind die in den oberdeutschen Mundarten verfaßten Dichtungen; die hervorragendsten Meisterwerke der höfischen Poesie, die Dichtungen eines Wolfram, Gottfried von Straßburg, Hartmann v. Aue, sowie die in den »Nibelungen« und der »Gudrun« so herrlich erblühte epische Volkspoesie gehören Oberdeutschland an. Man nimmt nun gewöhnlich an, daß eine der oberdeutschen Mundarten, die schwäbische, als Sprache der Literatur und des Umgangs in den höfischen Kreisen allgemeinere Geltung erhalten und sich demzufolge zu einer höfischen Sprache ausgebildet habe, die nach und nach auch da Eingang gefunden, wo ursprünglich eine andere Mundart herrschend war. In dieser höfischen Sprache sollen denn auch alle Hauptwerke der mittelhochdeutschen Poesie verfaßt worden sein. Gegen diese Annahme hat sich jedoch in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten Widerspruch erhoben, und es kann dieselbe wenigstens bis jetzt noch nicht als erwiesene Wahrheit gelten. — Das Mittelhochdeutsche ist nicht mehr die volle althochdeutsche Sprache mit ihren gewichtigen Endsilben, die manchmal, namentlich im Vers, die Stammsilbe zu verdunkeln drohen, aber auch noch nicht die vielfach gestörte und auf Abwege gerathene

neuhochdeutsche Sprache. Der durchgreifende Unterschied zwischen dieser und der mittelhochdeutschen Sprache beruht darin, daß hier nicht der Ton die Silben lang macht, wie im Neuhochdeutschen, sondern die Stammsilben noch zum Theil lang, zum Theil kurz sind. Zur Verflüchtigung der Endsilben, die schon im Mittelhochdeutschen stattfand, ist also im Neuhochdeutschen noch die Modifikation hinzugekommen, daß lediglich der Wortton eine Silbe lang macht, oder daß vielmehr der Ton allein maßgebend und der scharfe Unterschied zwischen langen und kurzen Silben geschwunden ist. Damit ist aber noch mehr Einförmigkeit in die Sprache eingedrungen und eine bedeutende Anzahl von Mannigfaltigkeiten verloren gegangen. Ein weiterer die neuhochdeutsche Sprache charakterisirender Zug ist aber der, daß, während in der alt- und mittelhochdeutschen Zeit die Mundarten vorherrschten und an sie sich die literarische Thätigkeit anknüpfte, das Neuhochdeutsche gar keine Mundart ist, insofern kein deutscher Stamm dasselbe spricht und unsere Schriftsprache nirgends Sprache des Volks ist. Diese ist »kein am lebendigen Baum der deutschen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgesproßtes Reis, sondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menschlichen Willens absichtlich Gebildetes und Zusammengewürfeltes«. Aber eben, weil das Neuhochdeutsche keine Mundart eines einzelnen Stammes ist, ist es geeignet, als gemeinsames Band alle deutschen Stämme, hochdeutsche wie niederdeutsche, zu umschlingen, und darin liegt die hohe Bedeutung dieser Schriftsprache für die Nation, so sehr dieselbe auch an naturmäßiger Kraft und Schönheit hinter ihren älteren Schwestern zurückstehen mag. Die Mundart eines einzelnen Stammes würde schwerlich ein solches Uebergewicht über die übrigen Mundarten erhalten haben, wie es die deutsche Schriftsprache jetzt hat, und es wäre die politische Zersplitterung der deutschen Stämme wahrscheinlich auch eine sprachliche geworden. Dem ist aber dadurch vorgebeugt worden, daß die keinem Stamm ausschließlich angehörige Schriftsprache Eigenthum aller deutschen Stämme und, wenn auch mehr oder weniger mundartlich nüancirt, Sprache des höhern geselligen Umgangs aller Orten in Deutschland, Oesterreich, der deutschen Schweiz, kurz überall, wo man die deutsche Sprache spricht, mit Ausschluß nur des holländischen und vlämischen Sprachgebiets, geworden ist. Während wir demnach für die neuhochdeutsche Schriftsprache erst einen Ausgangspunkt zu suchen haben, geben sich die neuhochdeutschen, neben der Schriftsprache bestehenden Volksmundarten als direkte Fortsetzungen der älteren Schwestern zu erkennen.

Unsere Schriftsprache, deren Entwickelungsgeschichte bis auf Luther zurück ohne Unterbrechung vorliegt, hat sich zwar auch im Lauf der Zeit verändert, Altes fallen lassen und Neues angenommen; doch ist sie noch dieselbe, in der Luther schrieb, und keineswegs etwa eine andere Mundart mit anderen Lautgesetzen als diese. Luther ist aber nicht Schöpfer dieser Sprache, welcher er durch seine Schriften, namentlich die Bibelübersetzung, eine immer allgemeinere Geltung verschafft hat, und die sogar in das Gebiet des Niederdeutschen eingedrungen ist; er sagt selbst ausdrücklich, daß er sich nicht einer »gewissen sonderlichen, eigenen Sprache im Deutschen«, also nicht einer speciellen Mundart, sondern der Sprache der »sächsischen Kanzlei« bediene, »welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland«, und welche als »die gemeine deutsche Sprache« geeignet sei, »von Ober- und Niederländern« verstanden zu werden. Entstanden ist aber diese Sprache »auf dem Papier«, d. h. nach und nach durch den schriftlichen Gebrauch selbst, welcher einer Sprache stets einen gewissen Typus zu verleihen pflegt, und durch Vermischung von Mundarten, unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Oesterreichische aber, das schon in früheren Jahrhunderten durch die Diphthongirung des i und û zu ei und au diese Laute den ganz verschiedenen echten ei und ou näher gerückt hatte, eine Hauptrolle spielt. Aus dieser Vermischung von Mundarten, die besonders in der kaiserlichen Kanzlei stattfand, ging die deutsche Reichssprache hervor, die dann, durch den officiellen Gebrauch bevorzugt und durch Luthers reformatorische Wirksamkeit gehoben, nach und nach die oberdeutschen Mundarten sowie das Plattdeutsche als Schriftsprache verdrängte und in Kirche, Schule und Gerichtsstube eindrang, sich als allein berechtigte in die höheren Gesellschaftskreise und von da in Familie und Haus verbreitete und ihr Gebiet von Tag zu Tag so gewaltig erweitert, daß vor ihrer Alleinherrschaft die Dialekte in den Städten bereits zu verschwinden beginnen und hier nur noch in den untersten Schichten der Gesellschaft sowie vornehmlich bei der ländlichen Bevölkerung in ungetrübter Reinheit zu finden sind. Diese Mundarten sind aber die »natürlichen, nach den Gesetzen der sprachgeschichtlichen Veränderungen gewordenen Formen der deutschen Sprache im Gegensatz zu der mehr oder minder gemachten und schulmeisterlich geregelten und zugestutzten Sprache der Schrift«. Schon hieraus ergibt sich der hohe Werth der Mundarten für die wissenschaftliche Erforschung unserer Sprache. Sie enthalten eine reiche Fülle von Worten und Formen, die trotz ihres echt deutschen Ursprungs und Charakters von der Schriftsprache zurückgewiesen wurden, und bieten manches dar, was sich zur Erklärung der älteren Sprachdenkmale verwerthen läßt und für die Entwickelungsgeschichte unserer Schriftsprache von Bedeutung ist. Vgl. Schleicher, Die deutsche Sprache (3. Aufl., Stuttg. 1874).

Die sämmtlichen eigentlich deutschen Volksmundarten lassen sich in zwei Hauptgruppen theilen: niederdeutsche (plattdeutsche) und hochdeutsche; die letzteren aber zerfallen wiederum in die oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten. Jeder dieser drei Hauptdialekte begreift nun unzählige mehr oder weniger charakteristisch verschiedene Provinzial- und Lokaldialekte in sich. Nach Schmeller beginnt die Sprachgrenze der oberdeutschen Mundart am slawischen Sprachgebiet, unweit der Quelle des Regen, nähert sich bei Regensburg der Donau, geht dreimal über die Altmühl, überschreitet nicht weit von Donauwörth die Wernitz und folgt dem rechten Ufer derselben bis über Oettingen, wendet sich dann westwärts, geht nördlich von Schwäbisch-Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, im S. von Rastadt über den Rhein und trifft nicht weit von den Saarquellen auf das französische Sprachgebiet. Was das Oberdeutsche am meisten charakterisirt, ist die Aussprache der Gaumenbuchstaben und die der Vorsilben be und ge. Die im Mitteldeutschen noch erhaltene Tenuis geht am Ende der Stammsilbe nach l, n, r im Oberdeutschen in die Spirans über, z. B. Kalk, oberdeutsch Kalch; Mark, oberd. March. Am Oberrhein und westlich vom Lech lautet k auch im Anfang und in der Mitte der Wörter aspirirt, z. B. kalt wie khalt, Acker wie Ackher, Rock wie Rockh; ch wird im Donaugebiet am Ende gar nicht ausgesprochen, z. B. euch = eu', ich = i', lich = li'. Das e der Vorsilbe be

wird im Oberdeutschen nur in gewissen Fällen, besonders vor den Schlaglauten (b, p, g, k, d, t, z), und zwar wie ẹ, é oder i ausgesprochen, in anderen ganz übergangen; das e der Vorsilbe ge wird in Substantiven und Adjektiven oder Adverbien vor den Schlaglauten ebenfalls wie ẹ, é oder i ausgesprochen, außerdem aber gar nicht gehört; bleibt das e vor den Schlaglauten unausgesprochen, so fällt auch das g weg, z. B. Biet für Gebiet. Nach der Aussprache dieser Vorsilben und des Wörtleins »ich« würde nun aber auch noch das Naabgebiet zum Oberdeutschen gehören, und da die Mundart des Riesengebirges große Aehnlichkeit mit dem Oesterreichischen hat, so dürfte vielleicht die Grenze zwischen dem Ober- und Mitteldeutschen von der Wernitz nach dem Fichtelgebirge und dann längs des Erzgebirges und des Riesengebirges nach der Oder zu ziehen sein, so daß Oberschlesien noch zum oberdeutschen Sprachgebiet zu rechnen wäre. Indeß ist es nicht so ganz selten, daß in einem Bezirk sich Spracheigenthümlichkeiten finden, die einem ganz andern fernen Gebiet angehören; so wiederholt sich der in Koburg gesprochene nordfränkische Dialekt theilweise wie durch ein Wunder im Großherzogthum Posen, und die Mundart des thüringischen Fleckens Ruhla offenbart eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Dialekten Tirols. Genaueres läßt sich über die Grenze zwischen dem **Mitteldeutschen** und **Niederdeutschen** beibringen. Als Schiboleth für diese Grenzbestimmung dienen die Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung, wonach das Hochdeutsche die Tenues des Niederdeutschen in Spiranten verwandelt, also niederdeutsch Lepel, deep = hochd. Löffel, tief; niederd. maken, Daak = hochd. machen, Dach; niederd. Tid, Water, Salt = hochd. Zeit, Wasser, Salz. Im allgemeinen bildet der Habichtswald, die natürliche Grenze zwischen Franken und Sachsen, noch heute die Sprachgrenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Während aber die Stadt Münden und die hannöverschen Dörfer zwischen Fulda und Werra sowie weiter östlich Hedemünden an der Werra, Friedland, Duderstadt und Lauterberg noch dem niederdeutschen Sprachgebiet angehören, fallen Gerlenbach, Witzenhausen, Ahrendshausen, Heiligenstadt, Stadt Worbis und Sachsa dem mitteldeutschen Sprachgebiet zu. Oestlich von Sachsa sind die nördlichsten mitteldeutschen Ortschaften Ellrich, Sulzhain, Hasselfelde, Bernrode, Mägdesprung, Ballenstedt, Hoymb, Meysdorf, Harkrode, Sandersleben, Güsten, Staßfurt, Kalbe und Barby. Vom Einfluß der Saale an aufwärts bildet die Elbe bis gegen Wittenberg hin, namentlich bei Dessau, eine scharfe Sprachgrenze; weiter östlich erscheinen Luckau, Lübben, Guben und Züllichau jenseit der Oder als die südlichsten niederdeutschen Ortschaften. Eine oberdeutsche Sprachinsel im niederdeutschen Gebiet findet sich auf dem Harz, die Ortschaften Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lauterthal auf der nördlichen und Andreasberg auf der südlichen Abdachung umfassend, wahrscheinlich Niederlassungen von oberdeutschen Bergleuten. Westlich vom Habichtswald folgt die Sprachgrenze der Wasserscheide zwischen dem Diemel- und dem Fuldagebiet bis nach Sachsenhausen, wo sie ins Edergebiet tritt und diesen Fluß noch oberhalb der Mündung des Itterbachs berührt; selbst auf dem rechten Ufer der Eder sind noch Harpshausen und Kirchlotheim niederdeutsch. Dann zieht sich die Grenze von der Mündung der Orke über Sachsenberg und Hallenberg nach der Höhe des Rothaargebirges, welches in seiner Fortsetzung bis nach Drolshagen zwischen der Ruhr und der Sieg die Gewässer und die Mundarten scheidet. Von Drolshagen windet sich die Grenze des Niederdeutschen nordwestlich, so daß Wipperfürth, Burg, Dorp, Solingen, Gräfrath, Gerresheim die äußersten niederdeutschen Städte sind. Wenig nördlich überschreitet sie den Rhein und wendet sich südwestlich, nunmehr nicht das Niedersächsische, sondern das Niederfränkische (Niederländische) vom Niederdeutschen scheidend. Sie zieht sich über Odenkirchen, östlich bei Erkelenz vorbei, über Linnich nach Aachen, doch so, daß Aachen noch ganz ins mitteldeutsche Gebiet fällt; von dort geht sie südlich bei Eupen vorbei (dasselbe ist schon niederfränkisch) und trifft darauf (bei Montjoie) auf die franz. Sprachgrenze. So läuft ungefähr heutigen Tags die Grenze zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. Ob sie freilich zur mittelhochdeutschen Periode schon in allen Punkten dieselbe und wie beschaffen sie damals gewesen sei, ist eine noch nicht hinlänglich beantwortete Frage. So wahrscheinlich es ist, daß an vielen Punkten die niederdeutsche Grenze schon damals mit der heutigen übereinstimmte (z. B. in den Rheingegenden), so sicher ist es auch, daß wieder an anderen Orten, besonders in der (großentheils früher slawischen) Provinz Sachsen, das Mitteldeutsche auf Kosten des Niederdeutschen an Gebiet gewonnen hat. Merseburg, Halle, Mansfeld und alles, was nördlicher liegt, war im 13. Jahrh. ganz gewiß noch niederdeutsch, wie zahlreiche Urkunden dieser Orte beweisen. Auch in der Provinz Brandenburg hat das Mitteldeutsche in den letzten Jahrhunderten an Gebiet gewonnen.

Das gesammte **oberdeutsche Sprachgebiet** theilt man wieder am passendsten in drei Hauptabtheilungen, die man als alemannische, schwäbische und bayrische Mundarten oder nach Schmeller als oberrheinische, westlechische und ostlechische zu bezeichnen pflegt. Die Eigenthümlichkeiten der **alemannischen** oder **oberrheinischen Mundart**, die das Elsaß, den südlichern Theil von Baden und die Schweiz umfaßt, sind nach Schmeller hauptsächlich folgende: Am Anfang der Wörter lautet k vor l, n, r am Westlech wie ein reines k, während am Oberrhein dasselbe auch in dieser Verbindung wie ch ausgesprochen wird; ebenso wird ch dergestalt tief in der Kehle gesprochen, daß gleichsam ein verschlucktes a vorklingt, was besonders in den Schweizerdialekten der Fall ist. Au lautet in den Wörtern, wo es aus u entstanden, am Oberrhein noch wie u, während es am Westlech in áu übergegangen ist, z. B. Haus, Westlech: Háus, oberrheinisch: Hûs; dagegen lautet das ursprüngliche au am Oberrhein âu, am Westlech áu (auch â), z. B. Auge, oberrheinisch: âug, Westlech: áug (âg); ei lautet in den Wörtern, wo es dem altdeutschen î entspricht, am Oberrhein noch immer î, während es am Westlech wie éi ausgesprochen wird, z. B. Weib, Oberrhein: Wîb, Westlech: Wéib. Nasentöne hat dieser Dialekt nicht; aber er schiebt meist zur Vermeidung des Hiatus ein j ein, z. B. säje, weje, statt säen, wehen. Wird auch der **Schweizerdialekt** durch das Vorherrschen rauher Spiranten und Zischlaute etwas rauh, so gewinnt er dagegen wieder viel Angenehmes durch die unendliche Modulation, die in der Aussprache herrscht. Uebrigens zerfällt das Schweizerische wieder in viele Mundarten, von denen die Berner die angenehmste ist. Ein Muster des alten Berner Dialekts sind die Statuten der Stadt Bern von 1300. In schweizerischem Dialekt schrieben und dichteten: Hebel, dessen Sprache die der nordwestlichen Schweiz ist; Häslinger (»Lieder«) im Luzerner Dialekt; Kuhn (»Volkslieder und Gedichte«) im Berner Dialekt; Usteri; Th. Meyer-Merian (»Wintermaieli«); R. Wyß (»Kuhreigen«); J. Felner,

A. Schreiber, Hoffmann von Fallersleben (»Alemannische Gedichte«), Corrodi (»Epische Dichtungen«), Stutz im Züricher Dialekt; Mähly (Gedichte) in Baseler, Jos. Schied (»Juraklänge«) in Solothurner Mundart u. a. Ein noch jetzt werthvolles Wörterbuch der schweizerischen Sprache lieferte Stalder (»Versuch eines schweizerischen Idiotikons«, Aarau 1806—1812, 2 Bde). Vgl. *Mörikofer*, Die schweizerische Mundart (2. Aufl., Bern 1864). Unter sich verschieden sind wieder die Mundarten der *Elsässer*; so sprechen die von der Schweizergrenze bis Schlettstadt hin anders als die Mittelelsässer, von denen sich wieder die jenseit des großen Hagenauer Forstes wohnenden Niederelsässer, die, dem alemannischen Dialekt fremd, sich der pfälzischen Mundart nähern, unterscheiden. In elsässischer Mundart schrieb G. D. Arnold (»Der Pfingstmontag«). Einzelne Lieder befinden sich in Königshovens »Chronik«, in Stöbers und Otto's »Neujahrsblättern« ꝛc. Vgl. auch Stöbers »Elsässer Volksbüchlein« (Straßb. 1842) und Bergmanns »Straßburger Volksgespräche« (das. 1873). Der *schwäbische Dialekt* herrscht im größten Theil des Königreichs Würtemberg und bis Augsburg, von wo er bis an den Ursprung des Lech hinauf geht. Statt der rauhen Gurgeltöne des alemannischen Dialekts treten hier Nasentöne ein, die sich durch die Schrift gar nicht wiedergeben lassen; die Schwaben dehnen alle Silben zu außerordentlicher Länge, brauchen viele Diphthonge und häufen Konsonanten. Doch ist die Modulation des Schwäbischen sehr verschieden, und während im allgemeinen das *Oberschwäbische* härter, ist das *Unterschwäbische* breiter. Die Mundart unterscheidet sich von der des Ostlech vorzugsweise durch zwei Eigenthümlichkeiten: während nämlich westlich in der Endsilbe en das e ausgesprochen wird, wird östlich nur das n, welches nach b, p, w in m übergeht, ausgesprochen (z. B. gewesen, westlich gwesse, östlich gwen; leben, westlich lebe, östlich lebm); ferner durch die Aussprache des sp und st, worin das s im Schwäbischen stets, auch im Inlaut, wie sch lautet, z. B. hascht, bischt, Geischt. Am breitesten und gröbsten tönt das Schwäbische in und um Tübingen. Schwäbische Volkslieder finden sich in Nikolai's »Almanach«, einige Gedichte in R. Weckherlins Liedersammlung (2. Ausg., Amsterd. 1648) sowie in Seb. Sailers und Weitzmanns Gedichten. Andere poetische Bearbeiter des schwäbischen Dialekts sind J. G. Scheifele (vulgo Jörg von Spitzispui), Fr. Richter, A. Grimminger u. a. Eine Sprichwörtersammlung lieferte A. Birlinger (»So sprechen die Schwaben«, Berl. 1868), welcher auch ein »Schwäbisch-Augsburgisches Wörterbuch« (Münch. 1864) herausgab. Die ganze schwäbisch-alemannische Mundart hat Weinhold behandelt in seiner »Alemannischen Grammatik« (Berl. 1863), worin die Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart verfolgt wird. Den bei weitem größten Raum unter den 3 Hauptmundarten des oberdeutschen Dialekts nimmt die *bayrische oder ostlechische Mundart* ein, außer Altbayern nämlich noch Tirol, Salzburg, Oesterreich, Steiermark bis Krain und die 13 und 7 deutschen Gemeinden in Oberitalien (s. *Comuni*). Bis ins 13. Jahrh. hinein von dem Alemannisch-Schwäbischen noch wenig verschieden, trennte sich die bayrische Mundart hauptsächlich durch die in ihr zuerst auftretende Verwandlung des alten langen i und u in die Diphthonge ei und au. Seitdem aber sind die beiden oberdeutschen Mundarten immer mehr auseinander gegangen. Die bayrische Mundart ist breit und näselnd und verschluckt eine Menge Laute; auch spricht der Altbayer viel langsamer als der Schwabe, desto schneller dagegen der Gebirgsbewohner. Eigenheiten der bayrischen Mundart im engern Sinn sind noch folgende: das reine hochdeutsche a gebraucht sie fast nie, sondern verwandelt dasselbe in den Mittellaut zwischen o und a, das schwäbische å; statt des hochdeutschen ä läßt sie entweder ein dunkles, dem ö sich näherndes e hören, oder, wie in den Verkleinerungs- und Schmeichelwörtern, besonders aber in der Bedingungsform der Verba, ein å, Mittellaut zwischen a und ä; das hochdeutsche ö erscheint meist wie ein helles e; das ü, wie das i der Stammsilben, lautet wie ein tiefes i, hell und spitzig aber in den Endsilben ig und lich, die gewöhnlich in i verkürzt werden; das ai lautet immer wie oa, das ei aber wie ai; das endende l und ll wandeln sich in ein kurzes und stumpfes j; die Endsilbe er verändert sich überall in å, doch wird das r wieder hörbar, wenn das folgende Wort mit einem Konsonanten anfängt, zu dem es hinübergeschleift wird. Das ch am Ende lautet in den Gebirgsgegenden sehr hart, auch nimmt das r zu Anfang noch zuweilen ein h zu sich (z. B. da Rhieme = der Riemen). Dichterisch wurde diese Mundart besonders von Marcell. Sturm und Franz v. Kobell ausgebildet; außerdem findet man Lieder in Hazzi's »Statistischen Aufschlüssen von Bayern« (1. Thl.) und in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Beachtenswerth ist auch eine »Sammlung bayrischer Sprichwörter«. Vgl. A. *Zaupser*, Versuch eines bayrischen und oberpfälzischen Idiotikons (Münch. 1789), und besonders *Schmellers* vorzügliches »Bayrisches Wörterbuch« (neue Aufl. von Frommann, das. 1869 ff.) und in grammatischer Hinsicht das ebenso ausgezeichnete Werk Schmellers »Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt« (das. 1821), worin auch reichhaltige Mundartenproben zu finden sind. Die Mundarten des südlichen *Tirol* weichen von denen des mittlern und nördlichen nicht wenig ab, weil sich in der Aussprache mehrere Laute dem Italienischen nähern. Im ganzen ist die Aussprache der Tiroler hochlaut, kräftig bestimmt und deutlich. Vorzüglich stark wird das k gesprochen und das a in manchen Gegenden fast so hell wie in Schwaben; das ü und o lauten wie in Bayern nur als Mittellaut zwischen ü und i. Der *Salzburger Dialekt* weicht im ganzen wenig von der Tiroler Mundart ab. Lieder und Schnaderhüpfel finden sich in *Hübners* »Beschreibung von Salzburg« (Salzb. 1796); ein Bruchstück aus einem Singspiel in diesem Dialekt ist in der Vorrede zu Gottscheds Buch von gleichbedeutenden Wörtern enthalten. Eine Sammlung von 300 Schnaderhüpfeln veröffentlichte Franz v. Kobell. Der *österreichische Dialekt* unterscheidet sich im allgemeinen von dem bayrischen durch Weichheit, Feinheit und Geschwindigkeit der Aussprache, doch ist er im Land ob der Enns auch gedehnt und singend. In den Gebirgsgegenden zwischen Ungarn und Oesterreich, durch Kärnthen und Krain, ähneln Aussprache, Wortformen und Gesänge der salzburgischen und tirolischen, in Mähren aber der schlesischen und im mittlern Lande der bayrischen Mundart. Die letztere, im eigentlichen Oesterreich herrschende verwandelt z. B. wie jene die meisten a in o, die echt alten ei in ai, die au in å, behält das alte ie noch als Doppellaut bei, stumpft die Endsilbe er in å, nur daß sie das r, sobald ein Selbstlauter folgt, wieder etwas hörbar macht, und verändert fast jedes ü in ein dickes i. Doch unterscheidet sie sich von der bayrischen theils durch die eigenthümliche Umwandlung einzelner Laute, theils durch die besondere Formirung derselben.

So verwandelt sie die alten ai oder ay, die in Bayern oa lauten, in å. Die Aussprache hat etwas Stumpfes und Klangloses. Die Mundart des niedern Volks und selbst noch der Bürger ist sehr unverständlich, jene der Halbgebildeten aber ein Gemisch von bürgerlicher Mundart und Hochdeutsch. Der dreifache Unterschied jeder Mundart, je nach den verschiedenen Volksklassen, dem Bauer, dem Bürger und dem mehr oder minder gebildeten Stande, ward zuerst von M. *Höfer* (»Die Volkssprache in Oesterreich«, Wien 1800) dargestellt. Besondere Sammlungen österreichischer Volkslieder sind: *Meinert*, Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (Hamb. 1817, Bd. 1); Fr. *Ziska* und *Schottky*, Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen (Pest 1819). In österreichischer Mundart dichteten Castelli, Seidl, Kohlheim, Kaltenbrunner, Stelzhamer (steirisch), Klesheim. Ein »Etymologisches Wörterbuch« gab *Höfer* (Linz 1815, 3 Thle.); neuere lexikalische Sammlungen für den österreichischen Dialekt sind die von Loritza (Wien 1847), Castelli (das. 1847); des Wiener Dialekts von Hügel (Wien 1873); ein Wörterbuch der tirolischen Volkssprache gaben Schöpf und Hofer (Innsbr. 1862—1866) heraus. Ueber die Mundart der deutschen Bewohner des *Böhmerwalds* schrieb J. Rank (»Aus dem Böhmerwalde«, Linz 1852), der auch eine Auswahl ihrer Schnaderhüpfeln mittheilte. Ein sehr reichhaltiges »Kärnthisches Wörterbuch« veröffentlichte M. Lexer (Leipz. 1862). Die Grammatik der ganzen bayrisch-österreichischen Mundart hat Weinhold in historischer Weise behandelt in »Bayrische Grammatik« (Berl. 1867).

Die *mitteldeutschen Mundarten* sind so unendlich mannigfaltig und bisher so unbeachtet geblieben, daß es unmöglich ist, genaue Nachweise über sie alle zu geben, die häufig von Ort zu Ort wechseln, in der Art, daß die Entfernung einer halben Stunde, ein Bach, ein Hügel, eine Landes-, Gerichts- oder Diöcesgrenze, und oft diese nicht einmal, zwei Mundarten scheidet. Doch lassen sich diese so verschiedenen Dialekte mit einiger Sicherheit in gewisse Hauptgruppen theilen, von denen die *fränkischen Mundarten* am Ober- und Mittelmain, an der Oberwerra und der Rhön wohl die erste Stelle einnehmen dürften. Man hört sie vom Odenwald und Spessart bis an das Fichtelgebirge und vom Rennsteig des Thüringer Waldes bis beinahe an den Ausfluß der Wernitz in die Donau. Am nächsten sind sie mit den schwäbischen und bayrischen Mundarten verwandt; denn wenn auch in ihnen die in diesen eigenthümliche Aussprache des st und sp im Inlaut als schd und schb aufhört, so haben sie doch dafür nicht selten die Aussprache des bloßen s als sch; aber die Nasentöne nehmen ab, der breite, kräftige, aufgeblasene Ton der südlichen Dialekte verwandelt sich in einen geschmeidigen und spitzigen. Die Grenze zwischen der Mundart des Mittelmains, der *westfränkischen*, und der des Obermains, der *ostfränkischen*, zieht sich, nach Schmeller, von der obern Wernitz längs der Wasserscheide zwischen Tauber und Regnitz zum Main, überschreitet diesen Fluß östlich von Würzburg, da, wo derselbe nicht mehr, wie von seiner Quelle an, Må, sondern Mê genannt wird, und wendet sich westlich von Schweinfurt gegen die Quellen der Saale, wo schon die Mundart der obern Werra, die hennebergische, beginnt. Die vorzugsweise fränkische oder ostfränkische Mundart liebt es, die alten, noch in Bayern und der Schweiz hörbar als Doppellaute gesprochenen ie in ei, öfter auch in öi, die alten uo, welche noch in Bayern lauten, in ou, die langen o größtentheils in aû, wo u den Ton hat, die eigentlichen au der Schriftsprache aber meist in a zu verwandeln; das alte ai verwandelt sie gewöhnlich in å. Doch findet auch hier große Verschiedenheit statt. Dichterisch ausgebildet wurde diese Mundart von den Nürnbergern Grübel und W. Weickert und dem Koburger Fr. Hofmann. Ein Idiotikon für den *Nürnberger Dialekt* von Häslin findet sich im »Deutschen Museum« (November 1781). Der *hennebergische* Dialekt umfaßt die Gegend der obern Fulda, der obern Saale (Streu, Bahra, Milz) und die gesammte Werragegend unterhalb Salzungen bis Themar, über welches hinaus er schon fränkische Elemente aufnimmt. Er wechselt fast von Ort zu Ort, charakterisirt sich aber durch die Bewahrung des altdeutschen û, welches sowie das altdeutsche î hier und auch in einem großen Theil Thüringens und Hessens nicht in das neuhochdeutsche, au resp. ei übergegangen ist; ferner durch die Verwandlung der Endsilbe ung in ing, des w am Anfang eines Worts (häufig) in b, des ei in ê und der Endsilben agen in ö, z. B. Hus statt Haus, Mêning statt Meinung, bie statt wie, Wö statt Wagen, geschlö statt geschlagen. Statt des n am Ende läßt er häufig einen bloßen Nasenhauch hören. Im ganzen ist er stumpf, nicht selten gemein, doch auch einer kindlichen Naivität fähig. Dichterisch wurde dieser Dialekt in neuerer Zeit vielfach ausgebeutet. Einzelne Gedichte brachte schon das Koburg-Meiningische Taschenbuch von 1804 ff. Liedersammlungen gaben: Neumann (in Wasunger Mundart), Mylius (in Themarer Mundart); einzelne Gedichte: Reinhard (in Schleusinger Mundart), Wucke (im Salzunger Dialekt), Schneider (im Meininger Dialekt). Ein hennebergisches Idiotikon gab Reinwald, von einem andern veröffentlichte Brückner Proben (vgl. *Spieß*, Die fränkisch-hennebergische Mundart, Wien 1873). Die Mundarten der *Rhön*, die durch das Ulsterthal mit der Werragegend, durch das Saale- und Sinnthal mit dem Main, durch das Kinzigthal mit der Wetterau und durch die Fulda mit Niederhessen in Verkehr stehen, haben durch die Einwirkung der mehr als tausendjährigen Herrschaft des Stifts Fulda einen gewissen allgemeinen Charakter angenommen, ohne jedoch ihre ursprünglichen Bestandtheile ganz zu verleugnen. Ein charakteristisches Kennzeichen des Rhöndialekts ist der Gebrauch der Deminutivendung »lich« statt »lein«, oder »chen«, welche eine Zusammensetzung aus beiden ist (»lichen«). Das *Westfränkische* unterscheidet sich vom Ostfränkischen besonders dadurch, daß in ihm die Doppellaute ie und ei, statt in î und a, in ai und ê übergehen. Nicht ohne Einfluß blieb das Niederdeutsche auf dasselbe. Die sogen. *rheinische Mundart*, zwischen dem Unterrhein und der Lahn, gehört, ebenso wie die eben besprochene west- und ostfränkische, zu dem Komplex der oberfränkischen Mundarten; da die Grenze derselben in Hessen, namentlich bei Alsfeld, großentheils mit der Grenze des Oberlahngaues zusammenfällt, so scheinen im allgemeinen die beiden Lahngaue, die Wetterau, der Maingau, die beiden Rheingaue, der Riedgau und anliegende Gegenden dieses Sprachgebiet zu bilden. Hierher gehören die »Frankfurter Lustspiele« von Malß, von W. Sauerwein; Longonero's (Langenschwarz) »Beergerliche Haamlichkeite«; die Gedichte von Fr. Stoltze (»Frankfurter Krebblzeitung«); die Mainzer Posse »Herr Hampfer als Stadtrath«; Lennigs komische Dichtungen in pfälzer Mundart (»Etwas zum Lachen«, »Die

Weinproben« ꝛc.); die pfälzischen Gedichte von Fr. v. Kobell, Nadler ꝛc. Das Gebiet des Rheins von Luxemburg, Trier, Koblenz, nördlich bis nach Düsseldorf und Aachen, bildet dann wieder eine zusammengehörige Mundartengruppe, die **niederrheinische** oder **mittelfränkische**. Die hierher gehörigen Mundarten sind mitteldeutsche mit den hauptsächlichsten Erscheinungen der hochdeutschen Lautverschiebung; doch sind sie in einigen Punkten auf niederdeutscher Stufe stehen geblieben und haben besonders das gemeinsam, daß sie sämmtlich dat, et, wat haben statt des in allen übrigen mitteldeutschen Gegenden herrschenden verschobenen das, es, was. Außerdem stimmen sie darin mit dem Niederdeutschen überein, daß sie, wie dieses, hochdeutschem b entsprechend in- und auslautend v, resp. f, haben, z. B. kölnisch Wif (Weib), Plur. Wiver. Man bezeichnet sie daher als Uebergangssprache von den hochdeutschen Mundarten zu den niederdeutschen. Man kann sie wiederum in 3 Nebendialekte theilen: den luxemburg-lüttichschen, den trierschen und den kölnischen. Die **luxemburg-lüttichsche Mundart** wird gesprochen von Diedenhofen bis an den Ausfluß der Sure in die Mosel, von da längs der Sure und Oure bis Vianden, von wo sie sich fast in gerader Richtung nach Westen bis an das Wallonische zieht. Die **triersche Mundart** zieht sich von Saarlouis über den Gau zwischen Mosel und Saar längs der Grenze des Luxemburgischen bis St. Vith, von da längs der kölnischen Grenze bis an den Rhein. Sie spricht die Vokale noch gedehnter und langsamer als die vorige. Die **kölnische Mundart** beginnt mit den Hofgerichtshöfen Bütgenbach, Amel und Büllingen. Einen ganz andern Dialekt spricht man 4 Stunden über Prüm von Hillesheim bis zur Aar und dem Rhein. Vgl. **Meyer** und **Schreck**, Ob de Letzeburger Parnassus (Letzeburg 1829); **J. Müller** und **Weitz**, Aachener Idiotikon (Aachen 1836); **Jos. Müller**, Gedichte und Prosa in Aachener Mundart (2. Aufl., das. 1853); **Loyen**, Gedichte in trierscher Mundart (Trier 1850). Die **westerwäldischen Mundarten** hat **Schmidt** in seinem »Westerwäldischen Idiotikon« behandelt, ohne jedoch die Grenzen anzugeben. Die **niederhessische Mundart** grenzt in der Werragegend an die thüringische, im W. an die westerwäldische und im N. an die niederdeutsche. Ein eigentlich hessischer Charakter ergibt sich kaum bestimmt; zu suchen wäre er zwischen Melsungen, Gießen, Rotenburg und Gudensberg. Vilmar hält den in Oberhessen und der Grafschaft Ziegenhain (mit Ausschluß des nördlichen Theils des Amts Frankenberg, wo sächsische Einflüsse den Dialekt breit drücken, und der katholischen Ortschaften) herrschenden sogen. rheinischen Dialekt für die reinste, auch die ältesten Idiotismen bewahrende Mundart Hessens. Den Gießener Dialekt hat Brentano in seinem »Gockeleia« ausgebeutet; Crönlein schrieb eine Posse in Gießener und Stahl eine Satire (»Die Weilberger Kerb«) in Weilberger Dialekt. Eine sehr gute lexikalische Sammlung für das hessische Idiom gab Vilmar in seinem »Idiotikon von Kurhessen« (Marb. 1868). Die natürliche südliche Grenze der **thüringischen Mundarten** bildet der Rennsteig des Thüringer Waldes; nördlich grenzen sie an den Vorbergen des Harzes an das Niederdeutsche, und im O. scheidet sie die Thüringische Saale von dem Obersächsischen und Sorbischen, von dem dort schon Formen und Wendungen angenommen werden. Genaue Grenzen für die einzelnen Idiome, die besonders in den Waldgegenden von Ort zu Ort wechseln, anzugeben, dürfte kaum das Ergebnis langer, mühevoller Studien sein. Am meisten hängen sie im thüringischen Flachland, in der Goldenen Aue bis Weimar und anderseits bis Mühlhausen und Nordhausen nebst der sondershäuser Unterherrschaft, zusammen, wo sie ein großes, in sich abgeschlossenes Gebiet inne haben. Derselbe Dialekt kehrt im Gothaischen wieder und reicht bis zum Wald nach Ilmenau und Arnstadt hinauf. Von Weimar im Ilm- und Geragebiet waldaufwärts nähert sich der Dialekt schon sehr dem Obersächsischen, ist aber fast noch breiter und reizloser als dieser. Der Dialekt der Gebirgsbewohner zeichnet sich durch einen gewissen rauhen, dabei aber singenden Ton aus, der durch Zeichen nicht wiederzugeben ist. Auch im eisenachischen Gebiet und der sondershäuser Unterherrschaft hat er etwas Gedehntes, Singendes, das durch Lautzeichen ebenfalls nicht anzudeuten ist. Nach dem Osterlande zu und über Naumburg hinaus geht, wie bemerkt, die thüringische Mundart allmählich in die meißnische oder obersächsische über. Sagen im thüringischen Dialekt gab Bechstein (»Sagenschatz des Thüringer Landes«, »Deutsches Museum« und »Thüringen in der Gegenwart«). In Altenburger Mundart dichteten Fr. Ullrich (»Volksklänge in Altenburger Mundart«, 3. Aufl., Stettin 1874), in der Rudolstädter Sommer (»Bilder und Klänge aus Rudolstadt«, 6. Aufl. 1875, 5 Bdchn.). Den mansfeldischen Dialekt wandte (in Poesie und Prosa) Giebelhausen in mehreren Schriftchen an, z. B.: »Nischt wie lauter Hack un Mack, alles dorchenanner dorch« (Hettstädt 1865, 2 Hefte). Als grammatische und lexikalische Leistung ist zu erwähnen **K. Regel**, Die Ruhlaer Mundart (Weim. 1868). Der eigentlich **obersächsische (meißnische) Dialekt**, die alte Markgrafschaft Meißen und das Osterland beherrschend, bildet seinem Charakter nach ein Mittelglied zwischen dem Ober- und Niederdeutschen; der Unterschied der weichen und harten Konsonanten ist dem Obersachsen ganz verloren gegangen, er kann b und p, d und t, g und k in der Aussprache nicht unterscheiden und spricht für beide einen Mittellaut zwischen hart und weich. Im Vokalismus stimmt das Obersächsische zum Niederdeutschen, indem es das alte ei und au in ê, resp. ô kontrahirt, z. B. Klêd, Flêsch, Bôm. Proben des Dialekts findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Die Verwandtschaft des erzgebirgischen und riesengebirgischen Dialekts mit dem oberdeutschen ist schon früher angedeutet worden. Die **Mundarten Schlesiens**, so verschieden sie auch unter sich wieder sein mögen, stimmen doch im wesentlichen alle mit der obersächsischen überein; indeß ist die Aussprache meist reiner und wohlklingender als in Obersachsen. Eigenthümlich ist die Mundart der Breslauer »Kräuter«, d. i. der Kraut- oder Kohlgärtner, die näher mit der oberpfälzischen (ostfränkischen) als mit den übrigen schlesischen Mundarten zusammenzutreffen scheint; sie verwandelt gewöhnlich ie in ei (z. B. leib, Deib statt lieb, Dieb), u in au (gaut, raut statt gut, roth) und i in ei (z. B. eich, meich, deich statt ich, mich, dich). Mehrere Lieder dieser Kräuter finden sich in Fülleborns »Breslauischen Erzählungen«. In der Mundart um Glogau ist die »Kraune zu Brassel« (in Vaters »Volksmundarten«) gedichtet. Auch Holtei und K. F. Becker schrieben Gedichte in schlesischer Mundart. Ein bemerkenswerthes älteres Denkmal des schlesischen Dialekts ist das auch seinem Inhalt nach sehr gelungene Scherzspiel »Die geliebte Dornrose« von Andreas

Gryphius (zuerst um 1660 erschienen, neu herausgegeben von Tittmann, Leipz. 1870). Grammatisch ist die Mundart behandelt von Weinhold (»Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart«, Wien 1853). Derselbe lieferte auch »Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch« (das. 1855).

Nördlich von der oben gezogenen Grenzlinie herrschen nun die vom Altsächsischen herstammenden sogen. **niederdeutschen** Mundarten. Am Rhein grenzen dieselben an das fränkisch-niederdeutsche oder niederfränkische Sprachgebiet, zu welchem außer den eigentlichen Niederlanden auch noch die deutschen Provinzen Kleve und Geldern gehören. Das Niederdeutsche entbehrt größtentheils noch einer wissenschaftlichen Erforschung, und es lassen sich daher nur wenig sichere Angaben über Untermundarten und deren Gebiet machen. Man unterscheidet gewöhnlich zwei Mundarten: die **westfälische**, westlich der Weser, und die eigentlich **niedersächsische**, zwischen Weser und Elbe und in den okkupirten slawischen Gegenden im O. derselben. Als charakteristisches Merkmal des niedersächsischen und westfälischen Dialekts kann die Aussprache der schriftdeutschen Laute u und i, die im Niedersächsischen s und e, im Westfälischen au und ei ausgesprochen werden, und die Form des Fürworts mir, mich, dir, dich, das im Niedersächsischen mi, di, im Westfälischen mek, dek heißt, angenommen werden. Von den Mundarten im O. der alten Slawengrenze sind vorzugsweise die pommerschen Gegenstand gründlicher Untersuchung gewesen, als deren Resultat Böhmer (»Baltische Studien«) angibt, daß in Pommern zwei gründlich verschiedene niederdeutsche Mundarten neben einander bestehen, in denen zugleich alle Unter- und Spielarten der Provinz begriffen sind. Die eine ist rund, leicht, rollend, ohne alle Doppellaute, einfach in Wurzeln und grammatischer Ausstattung, eine echte Schwester der nordischen und englischen Sprache und großer Behendigkeit, Gewandtheit, Traulichkeit und Lieblichkeit fähig; die andere breit an Lauten, gedehnt, voll, schwer, nachdrücklich bis zu großer Trägheit und ziemlicher Härte, insbesondere erfüllt mit gewissen Diphthongen (au, ei, ai) oder nachklingenden Vokalen (a, å, r x.) und Liebhaberin träg absinkender Endlaute. Sagt z. B. jene runde Mundart Foot (Fuß), Göder (Güter), so lauten diese Worte in der breiten Sprache: Faut, Gaudre oder Gaure. Allgemeine Eigenthümlichkeiten des Niederdeutschen sind, daß es scharfe Laute, wie r, ch, z, k, nicht hat, dagegen sanftere Laute, wie w, v, j, liebt und ch und g viel weicher ausspricht; eigenthümlich ist auch, daß, wenigstens in vielen Gegenden, besonders in Westfalen, sch in der Aussprache getrennt wird, also z. B. S-chinken, s-chön. Charakteristisch für den Niederdeutschen ist auch die reine, spitzige Aussprache des sp (z. B. s-sprechen statt des hochdeutschen schprechen). Ueberhaupt ist der ganze Konsonantenbau weich und einfach, leicht und geschmeidig, freilich aber auch eintönig und kraftlos. Der eigentliche Charakter des Niederdeutschen ist Naivität, die ihm etwas Kindliches und Gemüthliches verleiht. Daß es nicht Schriftsprache geworden ist, kann kaum bedauert werden, denn ohne fremde Elemente hätte es schwerlich die Kraft und Fülle unserer Schriftsprache erreicht. Auch sind mehrere Ausdrücke und Wendungen aus dem Oberdeutschen bereits in das Niederdeutsche übergegangen, weil in Oberdeutschland die Bildung fortgeschritten ist, dagegen in Niederdeutschland die eigentliche Landessprache aufgehört hat, Organ der Poesie und Wissenschaft zu sein; ja, man hat sogar die oberdeutsche Aussprache in einzelne Wörter aufgenommen und dadurch dem ganzen Charakter der Sprache seine Eigenthümlichkeit geraubt. Seitdem die hochdeutsche Schriftsprache die Herrschaft über das gesammte Deutschland errungen, wurde wenig mehr in niederdeutscher Mundart gedichtet, obwohl es an einzelnen Versuchen, dieselbe wieder zur Schriftsprache zu erheben, nicht fehlte. Glücklicher als J. H. Voß war Klaus Groth in seinem »Quickborn«; am meisten unter allen aber hat es F. Reuter verstanden, durch seine zahlreichen Schriften in allen Gauen Deutschlands seiner mecklenburgischen Muttersprache Freunde zu gewinnen. Seitdem hat es an zahlreichen Versuchen in niederdeutscher Dichtung in keinem Jahr gefehlt; nur beispielsweise seien die »Leeder und Stückschen in Ditmarscher Platt« von Boysen van Nienkarken (Leipz. 1865) erwähnt. Stets dagegen sprudelte die Poesie des Volks in reicher Quelle in Märchen, Sagen und Liedern, und das Gewand derselben war natürlich immer auch die Mundart des Volks, die man im allgemeinen, aber nicht ganz treffend, mit der Bezeichnung **Platt**, **Plattdeutsch**, im Gegensatze zu Hochdeutsch, zu benennen pflegt. Einen ganzen Schatz solcher Lieder und Sagen findet man in Firmenichs »Germaniens Völkerstimmen«. Als reichhaltige Einzelsammlung ist zu nennen »Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark« von Woeste (Iserlohn 1849). Idiotika für einzelne niederdeutsche Dialekte: Dähnerts Wörterbuch für Plattdeutsche (Stralf. 1781); Wörterbuch für den **bremischen** von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen (Brem. 1767—72, 5 Bde.); für den **hamburgischen** von Richey (Hamb. 1755); für den **osnabrückischen** und **westfälischen** von Strodtmann (Altona 1756); für den **holsteinischen** von Schütze (Hamb. 1800—1807, 4 Bde.). Von neueren sind bemerkenwerth das Ostfriesische Wörterbuch von Stürenburg (Aurich 1857), das Göttingisch-Grubenhagen'sche Idiotikon von Schambach (Hannov. 1858) und das Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart von Danneil (Salzwedel 1859). Die einzig nennenswerthe Specialgrammatik ist die »Grammatik des mecklenburgischen Dialekts älterer und neuerer Zeit« von Nerger (Leipz. 1869). Von der **friesischen** Sprache haben sich in Deutschland nur spärliche Reste erhalten, nämlich auf einigen schleswigschen Inseln (Sylt, Föhr, Amrum, Helgoland) und einem kleinen Streifen der schleswigschen Westküste. Ostfriesland ist schon seit dem 15. Jahrh. niederdeutsch (vgl. **Friesische Sprache**).

Die Mundarten der von slawischer Bevölkerung eingeschlossenen deutschen Ansiedler gehören sämmtlich dem ober- oder mitteldeutschen Sprachgebiet an. Die sehr zahlreichen Deutschen in **Ungarn** gehören verschiedenen Stämmen an. Die Mundarten des ungarischen Berglandes hat Schröer ausführlich behandelt (Wörterbuch, Wien 1858—59; Grammatik und Sprachproben, das. 1864) und nachgewiesen, daß sie mitteldeutscher Abkunft sind. Die Mundart der Deutschen in **Siebenbürgen** beweist ganz entschieden, daß dieselben vom Niederrhein dahin eingewandert sind. Ihre Sprache stimmt überraschend zu den niederrheinischen oder mittelfränkischen Mundarten. Man unterscheidet mehrere Dialekte, den Hermannstädter, den Kronstädter oder burzenländischen, den Bistritzer oder Nösner, den Agnetler und Schäßburger. Für die Erforschung ihrer Mundart sind die Siebenbürger in neuerer Zeit sehr thätig gewesen. Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart veröffentlichte Victor Kästner (Hermannstadt 1862); Volks-

lieder, Sprichwörter 2c. Fr. W. Schuster (das. 1865). Vorarbeiten zu einem Idiotikon lieferte Haltrich (Kronstadt 1865). Die deutschen Dialekte der Liv- und Esthländer gehören zu den obersächsischen; die Liven und Esthen sollen unter allen Deutschen im Ausland ihre Sprache am reinsten und unvermischtesten erhalten haben. Vgl. »Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Esthland« (Riga 1785). — Umfangreichere Sammlungen deutscher mundartlicher Gedichte sind: Radloffs »Mustersaal aller deutschen Mundarten« (Bonn 1822, 2 Bde.), J. Günthers »Lieder und Gedichte in deutschen Mundarten« (Jena 1841) und Giehne's »Deutsche Mundarten; Anthologie« (Wien 1873). Das bei weitem vollständigste und systematischste Werk dieser Art hat Firmenich geliefert: »Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern 2c.« (Berl. 1841—66, 3 Bde., nebst Anhang), woselbst man auch dem Inhalt nach sehr anziehende Proben der Mundarten aus mehreren hunderten von Orten und Gegenden Deutschlands findet. Für die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten erschien von 1854—59 eine eigene Zeitschrift »Die deutschen Mundarten«, herausgeg. von Frommann (6 Bde.), worin werthvolle Einzelforschungen über Grammatikalisches und Lexikalisches sowie zahlreiche Sprachproben niedergelegt sind. Eine erschöpfende und nach allen Seiten gleichmäßige Behandlung der deutschen Mundarten aber ist bis jetzt nicht möglich gewesen, da nur die bayrische Mundart so glücklich war, einen Schmeller zu finden, die übrigen aber, namentlich die mittel- und niederdeutschen, noch zum großen Theil aller wissenschaftlichen Untersuchung entbehren, so daß kaum die allgemeinsten Grenzen festgestellt sind. Die Lösung dieser Aufgabe dürfte auch mehr als ein Menschenleben erfordern, da jede Mundart wenigstens Eines gründlichen Bearbeiters bedarf, der mit feinem Ohr die Nüancirungen heraushört und auf sorgfältig entworfenen Specialkarten verzeichnet.

Unter deutscher Philologie versteht man das methodische Studium der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur; dieselbe ist als selbständige Wissenschaft erst seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vorhanden. Einzelne Männer allerdings beschäftigten sich schon im 17. und 18. Jahrh. mit der Herausgabe und Erklärung altdeutscher Schriftwerke; wir nennen vor allen Goldast und Franz Junius, den ersten Herausgeber des Ulfilas, aus dem 17. Jahrh.; aus dem 18. Eckhart (gest. 1730, Hauptwerk: »Commentarii de rebus Franciae orientalis«), Dieterich von Stade, Palthen, Schilter (»Thesaurus antiquitatum Teutonicarum«), Scherz. Während die Thätigkeit dieser letzteren besonders auf das Althochdeutsche gerichtet war, wurden nun in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Literatur herausgegeben von Bodmer und Breitinger und, im Anschluß an diese, von Chr. H. Myller (»Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert«, Berl. 1783—1784, 3 Bde.). Die deutsche Grammatik beschäftigte sich vor Grimm nur mit dem Neuhochdeutschen und war, indem sie die historische Entwickelung außer Acht ließ, für die Erkenntnis der Sprache nur von geringem Erfolg. Die erste deutsche Grammatik veröffentlichte Valentin Ickelsamer (um 1531); ihm folgten im 16. Jahrh. Oelinger, Laurentius Albertus, J. Clajus, im 17. besonders J. G. Schottelius, Morhof und Bödiker, im 18. Steinbach, Gottsched, Fulda und Adelung. Einen neuen Aufschwung nahmen diese Studien im Anfang des 19. Jahrh., als durch die romantische Schule eine tiefere Auffassung der Kultur des Mittelalters angebahnt und durch die Freiheitskriege der deutsche Geist wieder erweckt wurde. F. H. von der Hagen begann seine fruchtbare Thätigkeit als Herausgeber, und G. F. Benecke erschloß zuerst ein tieferes Verständnis der mittelhochdeutschen Klassiker. Auch die Gebrüder Grimm hatten schon seit 1807 für die deutsche Alterthumswissenschaft schriftstellerisch gewirkt, als durch das Erscheinen des ersten Bandes von Jakob Grimms »Deutscher Grammatik« (1819) die Forschung eine sichere Grundlage erhielt. Dieses epochemachende Werk, welches alle bekannten älteren und neueren germanischen Sprachen historisch behandelt, erschien in 4 Bänden, von denen der letzte die Syntax des einfachen Satzes enthält; eine Weiterführung der Syntax hat Grimm nicht gegeben (Bd. 1 in zweiter völlig umgearbeiteter Auflage, Götting. 1822; neue Ausg. 1870; Bd. 2—4, 1826—37; eine Neubearbeitung eines Theils des ersten Bandes erschien 1840.) Bald darauf wurde denn auch durch Karl Lachmann die in der Schule der klassischen Philologie gewonnene Methode der Textkritik bei der Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen angewandt und die Metrik derselben in scharfsinniger Weise begründet. Lachmann, seine Mitforscher und Nachfolger lieferten eine Reihe trefflicher Ausgaben, von denen hier nur die von Lachmann selbst besorgten: von Hartmanns »Iwein«, Walther, Wolfram, Nibelungenlied, erwähnt werden mögen. Von denjenigen, welche mit und nach jenen Männern die deutsche Philologie bis zur Jetztzeit weiter ausgebaut haben, sind als die hervorragendsten zu nennen: Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Schmeller, Graff, Maßmann, W. Wackernagel, M. Haupt, R. v. Raumer, Fr. Pfeiffer, Müllenhoff, Holtzmann, Zarncke, Bartsch, Schade, M. Heyne, W. Scherer. Eine nicht geringe Förderung erhielt die deutsche Grammatik von der ebenfalls erst aus diesem Jahrhundert datirenden Wissenschaft der vergleichenden Sprachforschung. Die umfassende vergleichende Forschung auf dem ganzen Gebiete der indogermanischen Sprachen, namentlich des Sanskrit, führte in Betreff der sprachlichen Erscheinungen zu den überraschendsten Aufschlüssen, wie sie die auf das Deutsche allein beschränkte Forschung nie hätte geben können. Der Begründer dieser Wissenschaft ist Franz Bopp, der seine Meisterschaft in sprachvergleichenden und sprachzergliedernden Untersuchungen durch seine »Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslawischen, Gothischen und Deutschen« (zuerst Berl. 1833—42, 4 Abtheilgn.) glänzend dargethan hat. In ähnlicher Weise haben A. F. Pott in seinen »Etymologischen Forschungen« (Lemgo 1833—1836, 2 Bde.), A. Schleicher (»Kompendium der vergleichenden Grammatik«, 3. Aufl., Weim. 1871) u. a. auch für die deutsche Sprache bedeutendes geleistet. Leitfaden zum Unterricht im Altdeutschen bieten: W. Wackernagels »Deutsches Lesebuch« (2. Aufl., Basel 1850, 3 Bde.) und Schade's »Altdeutsches Lesebuch« (Halle 1862) nebst dazu gehörigem »Altdeutschen Wörterbuch« (2. Aufl., das. 1873). Im Gebiete der Lexikographie ist E. G. Graffs »Althochdeutscher Sprachschatz« (Berl. 1834—42, 6 Bde.; alphabetischer Index von Maßmann, 1846) als wichtige Erscheinung hervorzuheben, in welchem die hochdeutschen Wörter aus den Quellen der frühesten Zeiten bis zum 12. Jahrh. gesammelt und etymologisch behandelt sind. Für das Mittelhochdeutsche ist

das umfassendste Werk dieser Art das »Mittelhochdeutsche Wörterbuch« (nach Benecke's Vorarbeiten ausgeführt von Müller und Zarncke, Leipz. 1851—1867, 4 Bde.); ein »Mittelhochdeutsches Handwörterbuch« gibt seit 1869 Lexer heraus, welches zu jenem großen Werk reichhaltige Ergänzungen liefert. Als grammatisches Hülfsmittel für das Mittelhochdeutsche ist noch Hahns »Mittelhochdeutsche Grammatik« (neu ausgearbeitet von Pfeiffer, Frankf. 1865) zu nennen. Die wichtigsten Grammatiken der neuhochdeutschen Sprache seit Adelung (»Deutsche Sprachlehre«, Berl. 1786, 6. Ausg. 1816; »Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprachlehre«, Leipz. 1782) sind: Th. Heinsius' »Deutsche Sprachlehre« (Berl. 1798, 3 Thle.) und »Neue deutsche Sprachlehre« (das. 1801, 3 Bde.; 4. Aufl. 1822); J. Chr. A. Heyse's »Deutsche Schulgrammatik« (Hannov. 1816; 21. Ausg. von K. W. L. Heyse, 1868); Desselben »Deutsche Grammatik« (das. 1814, 5. Aufl. 1838—49, 2 Bde.); H. A. Herlings »Syntax der deutschen Sprache« (Frankf. 1830, 2 Thle.); K. F. Beckers »Schulgrammatik der deutschen Sprache« (das. 1831; 10. Aufl., Prag 1872) und »Ausführliche deutsche Grammatik« (Frankf. 1836—39; 2. Aufl., Prag 1870, 3 Bde.). Während von den genannten namentlich Becker und Herling die deutsche Sprache von vorwiegend logischem Standpunkt aus betrachteten, suchten K. W. L. Heyse (»Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache«, Hannov. 1838—49, 2 Bde.), Götzinger (»Die deutsche Sprache und ihre Literatur«, Stuttg. 1836—1842, 3 Bde.), Hahn (»Neuhochdeutsche Grammatik«, Frankf. 1848), Schleicher (»Die deutsche Sprache«, Stuttg. 1860, 3. Aufl. 1874) u. a. die Ergebnisse der historischen Forschung allgemeiner zugänglich zu machen.

Den ersten Ansatz zu einem deutschen Wörterbuch bildeten die deutsch-lateinischen alphabetisch geordneten Wörterverzeichnisse, welche den lateinisch-deutschen Vokabularien beigefügt waren, und deren ältestes in Gherardus' de Schueren »Vocabularius Teuthonista« (Köln 1475) enthalten ist. Später ließ man den deutsch-lateinischen Vokabular für sich erscheinen, was zuerst in dem durch K. Zeninger gedruckten »Vocabularius Theutonicus« (Nürnb. 1482) geschah, auf welchen bald der »Vocabularius incipiens teutonicum ante latinum« (gegen 1500), ferner ein »Vocabularius primo ponens dictiones theutonicas« (Straßb. 1515) und 1561 in Zürich unter dem Titel »Die Teutsch spraach« ein die Schweizer Mundart darlegendes deutsch-lateinisches Wörterbuch von Josua Maaler folgten. Dagegen war das »Dictionarium germanico-latinum« von P. Dasypodius wieder dessen »Dictionarium latino-germanicum« (Straßb. 1535 u. öfter) angehängt. Das erste eigentlich deutsche Lexikon war das Reimwörterbuch von Erasmus Alberus, das unter dem Titel »Novum dictionarii genus« zu Frankfurt a. M. 1540 erschien. Den vollständigen deutschen Sprachschatz aufzustellen, unternahm zuerst G. Henisch in seinem weitschichtig angelegten Werk »Teutsche Sprach und Weißheit«, von dem aber nur der erste, mit G abschließende Band (Augsb. 1616) im Druck erschien. Später legte J. G. Schotelius ein Verzeichnis der »Stammwörter der Teutschen Sprache« in seiner »Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Hauptsprache« (Braunschw. 1663) nieder, und gegen den Schluß des Jahrhunderts folgte Kaspar v. Stielers alphabetisch nach Wurzeln und Stämmen (oft ziemlich wunderlich) geordneter, sehr reichhaltiger »Teutscher Sprachschatz« (Nürnb. 1691). Im 18. Jahrh., in welchem sich größere Thätigkeit in lexikographischer Behandlung der deutschen Sprache entwickelte, gab zuerst Chr. E. Steinbach sein ebenfalls nach Wurzeln und Stämmen geordnetes schätzbares »Vollständiges deutsches Wörterbuch« (Bresl. 1734, 2 Bde.) heraus, das aber durch das dem Forscher noch heute sehr nützliche »Teutsch-Lateinische Wörterbuch« von J. Leonh. Frisch (Berl. 1741, 2 Bde.) verdunkelt wurde. Schon letzterer suchte dadurch, daß er die zusammengesetzten Wörter unter das erste Wort der Zusammensetzung in ihrer Reihenfolge ordnete, sich der rein alphabetischen Ordnung zu nähern; streng und entschieden durchgeführt wurde dieselbe zuerst von J. Chr. Adelung in seinem von deutschem Fleiß, deutscher Ausdauer und (so weit dies bei der damals sehr geringen Kenntnis des Altdeutschen möglich war) Gründlichkeit zeugenden Werk: »Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart« (Leipz. 1775—86, 5 Bde.; 2. Aufl. 1793—1801, 4 Bde.), dem er ein »Kleines Wörterbuch für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung« (das. 1788, 2. Ausg. 1790), in welchem er um der Aussprache und Orthographie willen die gewöhnlichsten Ableitungen gleich unter die in alphabetischer Ordnung aufgeführten gangbarsten Stamm- und Wurzelwörter stellte, und endlich einen Auszug aus seinem großen Werk (das. 1793—1802, 4 Bde.) nachfolgen ließ. Auch K. Phil. Moritz begann ein »Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache« (von Stutz, Stenzel und Vollbeding vollendet, Berl. 1793—1800, 4 Bde.), das aber kein eigentliches deutsches Wörterbuch, sondern ein zur Reinigung der deutschen Sprache angelegtes Fremdwörterbuch und zugleich eine nach der alphabetischen Reihenfolge der Kunstausdrücke geordnete deutsche Grammatik ist. An Gehalt tief unter Adelungs großem Werk steht Tr. G. Voigtels »Versuch eines hochdeutschen Handwörterbuches« (Halle 1793—95, 3 Bde.) und »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (das. 1804) wie nicht minder das stärkere und reichhaltigere »Wörterbuch der deutschen Sprache« von J. H. Campe (Braunschw. 1807—1811, 5 Bde.), das wieder dem »Volksthümlichen Wörterbuch der deutschen Sprache« von Heinsius (Hannov. 1818—20, 4 Bde.) zu Grunde liegt. Die folgenden Jahre brachten eine Reihe deutscher Wörterbücher, die aber fast alle, mehr und minder, tiefere Sachkenntnis und eine gründliche und erschöpfende Behandlung des Gegenstands vermissen lassen, trotzdem daß bereits seit 1822 durch J. Grimm eine deutsche Philologie sich entfaltet hatte und blühte. Diese sind: Oertels »Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache« (Münch. 1830, 2 Bde.); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von J. Chr. Aug. Heyse und dessen Sohn K. W. Ludw. Heyse (Magdeb. 1833—49, 2 Bde.); das »Gesammtwörterbuch der deutschen Sprache« von Kaltschmidt (Leipz. 1834); das »Kurze deutsche Wörterbuch für Etymologie, Synonymik und Orthographie« von Schmitthenner (Darmst. 1834, 2. Aufl. 1837); das »Wörterbuch der deutschen Sprache« von K. Schwenck (Frankf. 1834, 2. Aufl. 1856); das »Kritisch-erklärende Handwörterbuch der deutschen Sprache« von Weber (6. Aufl., Leipz. 1854); das »Handwörterbuch der deutschen Sprache« von Chr. Wenig (3. Aufl., Köln 1854) und das »Vollständigste Wörterbuch der deutschen Sprache« von W. Hoffmann (Leipz. 1852 ff.). Alle diese Werke weit überragend, ja sie vollständig in Schatten stellend, erscheint seit

1852 das »Deutsche Wörterbuch« von Jak. und Wilh. Grimm, ein wahrhaft vaterländisches Werk, das, seit dem Tode der Begründer in deren Geist von R. Hildebrand, K. Weigand und M. Heyne fortgeführt, den gesammten neuhochdeutschen Sprachschatz von etwa 1470 an bis auf die Gegenwart in sich aufnimmt. Diesem Werk gegenüber sind noch aus neuester Zeit mit Achtung zu nennen: das mit außerordentlichem Fleiß gearbeitete und besonders den modernen Sprachgebrauch berücksichtigende, aber in dem etymologischen Theil nicht taktfeste »Wörterbuch der deutschen Sprache« von D. Sanders (Leipz. 1860—1865, 3 Quartbände), von dem ein Auszug unter dem Titel »Handwörterbuch der deutschen Sprache« (das. 1869) erschien, und als das weitaus beste der kleineren Werke das »Deutsche Wörterbuch« von K. Weigand (Gießen 1857—71, 2 Bde.; 2. Aufl. 1872), eine nach Grimms Urtheil grundehrliche, aus genauestem Forschen hervorgegangene Arbeit. Synonymiken gaben Eberhard (»Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik«, Halle 1795—1802, 6 Bde.; 4. Aufl. von Meyer, Leipz. 1853; und »Synonymisches Handwörterbuch«, das. 1802; 11. Aufl., Berl. 1854), Weigand (»Wörterbuch der deutschen Synonymen«, 2. Aufl., Mainz 1852, 2 Bde.), Meyer (»Handwörterbuch deutscher sinnverwandten Wörter«, 5. Aufl., Leipz. 1863) und Sanders (»Wörterbuch deutscher Synonymen«, Hamb. 1872). — Für die Geschichte der deutschen Philologie ist von hohem Werth das Werk von R. v. Raumer: »Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland« (Münch. 1870).

Schließlich haben wir noch die deutsche Schrift zu erwähnen, über die uns wiederum J. Grimm in der Vorrede zum »Deutschen Wörterbuch« (Bd. 1) schätzbare Aufschlüsse gibt. Die alten Deutschen bedienten sich einer auf gemeinsame Grundformen hinweisenden Buchstabenschrift, der sogen. Runenschrift. Diese Runen (runa, »Geheimnis«), die älteste nationale Schrift der Deutschen, bestanden in senkrechten und schrägen, an oder durch die Senkrechte gesetzten Linien, eine Einrichtung, welche die Schrift augenscheinlich dem Material verdankte (Stein, Holz, Metall), in welches die Runen gerissen oder geritzt wurden. Die Runenschrift findet sich auf einigen uralten goldenen Geräthen angewendet, auch in Handschriften nach der Reihenfolge der Buchstaben mit den Namen derselben verzeichnet. Im Nordischen blieb diese Runenschrift länger in Gebrauch. Durch das Christenthum ward, wie so vieles andere Nationale, auch diese Schrift verdrängt, da sie, vielfach zur Wahrsagerei und Zauberei mißbraucht, den christlichen Aposteln ein Greuel sein mußte. An ihre Stelle trat bei den Gothen Ulfila's Schrift, welche derselbe mit Benutzung der Runenschrift auf der Grundlage der griechischen bildete, bei den anderen germanischen Stämmen das lateinische, d. h. das christliche Alphabet. Mit dieser neuen Schrift kam auch das fremde Wort »schreiben« (lat. scribere) auf. Die lateinische Schrift verlor aber durch die schnörkelnde Hand der Mönche ihre ursprüngliche runde Gestalt, und so entstand unsere deutsche (sogen. gothische) Schrift, die ihre endgültige, noch jetzt bestehende Form übrigens durch keinen Geringern als A. Dürer empfing. J. Grimm verdammt bekanntlich, wie diese sogen. deutsche Schrift, auch die großen Anfangsbuchstaben (Majuskeln) der Substantiva, die sich in griechischen und lateinischen Büchern, namentlich auch in deutschen Handschriften des Mittelalters und noch in den Drucken des 15., zum Theil des 16. Jahrh., nur im Beginn der Sätze und Reihen und bei Eigennamen angewendet finden, wobei sich aber Spuren ihres Gebrauchs bis ins 14. und 13. Jahrh. hinauf bei Urkundenschreibern zeigen, denen geringere Sprachkunde beiwohnte als den Abschreibern der Bücher. Erst im Lauf des 16. Jahrh. drang diese schwankende Anwendung der großen Buchstaben in unsere Drucke, und zwar gab man sie außer den Eigennamen erst den Appellativen, allmählich den sächlichen und abstrakten, endlich allen und jeden Substantiven, ein Gebrauch (oder nach Ansicht der Germanisten Mißbrauch), der sich endlich im 17. Jahrh., also zu einer Zeit, in welcher unsere Sprache und Literatur im tiefsten Verfall waren, recht eigentlich und, wie es scheint, für immer einnistete.

Deutsches Recht. Der mit diesem Ausdruck verbundene Begriff ist ein verschiedener, je nachdem man dabei das Herrschaftsgebiet oder den Ursprung der betreffenden Rechtsnormen im Auge hat. In ersterer Beziehung versteht man unter deutschem Recht das in Deutschland geltende Recht, während man mit Rücksicht auf den Entstehungsgrund damit das aus deutsch-nationalen Rechtsquellen hervorgegangene Recht bezeichnet. Das in Deutschland geltende Recht ist nämlich keineswegs durchweg nationalen Ursprungs; dasselbe zeigt vielmehr insofern einen Dualismus, als in Deutschland neben den auf deutschen Rechtsquellen beruhenden Rechtssatzungen auch fremde Rechte in bedeutendem Umfang recipirt worden sind. Allerdings findet sich bei den germanischen Völkerschaften ursprünglich nur nationales Recht; freilich, da die einzelnen deutschen Volksstämme keinen einheitlichen Staat bildeten, auch kein einheitliches Recht. Die Rechte der einzelnen deutschen Stämme aber waren sehr spärlicher Natur, da, wie Tacitus bemerkt, bei ihnen mehr auf gute Sitten als auf gute Gesetze gehalten wurde, und diese geringe Anzahl von Rechtssatzungen wurde lediglich durch ungeschriebenes Gewohnheitsrecht fortgepflanzt. Geschriebenes Recht findet sich zuerst bei den salischen Franken, welchen dann seit dem 5. Jahrh. auch andere Volksstämme mit geschriebenen Gesetzessammlungen in lateinischer Sprache, den sogen. »leges barbarorum«, folgten. Neben diesen Volksrechten waren später in der fränkischen Monarchie, zu welcher auch Deutschland gehörte, die Verordnungen der Könige, die sogen. Kapitularien, welche vorzugsweise die Gerechtsame der Könige behandelten, von Bedeutung. Von einem eigentlichen deutschen Nationalrecht aber kann erst die Rede sein, nachdem ein selbständiges Deutsches Reich gegründet und mit der Absetzung Karls des Dicken im Jahr 887 die politische Trennung Deutschlands und Frankreichs bleibend vollzogen worden war. Freilich war die Reichsgesetzgebung in den zunächst folgenden Jahrhunderten eine nur spärlich fließende Rechtsquelle; die Rechtsentwickelung vollzog sich vielmehr vorzugsweise in dem engeren Rahmen der städtischen oder sogen. Weichbildrechte, z. B. von Magdeburg, Lübeck und Köln, und die geltenden Rechtsnormen wurden in Privatsammlungen, den sogen. Rechtsbüchern des Mittelalters, zusammengestellt. Unter diesen letzteren nehmen der Sachsenspiegel, der um 1230 entstand, und der wahrscheinlich zu Ausgang des 13. Jahrh. verabfaßte Schwabenspiegel die erste Stelle ein, von denen der erstere das Bild des damaligen norddeutschen Rechtslebens, der letztere vorzugsweise das Produkt der süddeutschen Rechtsentwickelung ist.

Bevor jedoch das deutsche Recht zu einer konsequenten

Aus- und Durchbildung gelangt war, hatten nach und nach auch fremde Rechte, nämlich das **römische und kanonische Recht**, wie es sich im Corpus juris civilis und im Corpus juris canonici darstellt, sowie das **longobardische Lehnrecht**, die sogen. »libri feudorum«, in Deutschland Eingang gefunden. Es waren verschiedene Umstände, welche diese Reception des fremden Rechts in Deutschland herbeiführten und erleichterten; namentlich der Umstand, daß man das sogen. Römische Reich deutscher Nation als eine Fortsetzung des alten römischen Kaiserreichs, die deutschen Kaiser als die Nachfolger der römischen Imperatoren und folgeweise auch das römische Recht als das eigenthümliche Recht des Deutschen Reichs auffaßte. Dazu kam die humanistische und romanisirende Richtung des 15. und 16. Jahrh., die Ehrfurcht und Bewunderung, welche dem klassischen Alterthum und seinen Ueberresten gezollt ward, und daneben der Einfluß der Geistlichkeit, welche in den damaligen geistlichen Gerichten nach römischem Recht entschied und zugleich die kanonisch-rechtlichen Satzungen der Päpste verbreitete. Ebenso war hierfür auch das Studium des römischen und kanonischen Rechts von großem Einfluß, welches seit dem 12. Jahrh. zuerst auf den Universitäten Oberitaliens, namentlich in Bologna, aufblühte und nachmals auch auf den deutschen Universitäten und zwar lange Zeit hindurch in ausschließlicher Weise gepflegt ward. Endlich kam noch die Berufung von Doktoren des römischen Rechts in das 1495 errichtete Reichskammergericht hinzu, welch letzteres ebenfalls in erster Linie das römische Recht zur Basis seiner Urtheilssprüche machte. So kam es, daß jene fremden Rechtsquellen zum gemeinen Recht Deutschlands geworden und namentlich auf dem Gebiete des Privatrechts zum großen Theil an die Stelle des nationalen Rechts getreten sind. Nur diejenigen Rechtsinstitute, welche mit dem deutschen Nationalcharakter und mit dem deutschen Volksleben im innigsten Zusammenhang standen und den eigentlichen Ausdruck deutscher Rechtsanschauung bildeten, behaupteten neben dem fremden Recht ihre Geltung, indem sie durch Gewohnheitsrecht und theilweise auch durch die Gesetzgebung des Deutschen Reichs ihre weitere Ausbildung fanden; doch war diese Reichsgesetzgebung fast nur auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, namentlich des Staatsrechts und des Processes, thätig, so z. B. durch den Erlaß der verschiedenen Reichskammergerichts- und Reichshofrathsordnungen und durch die Bestimmungen im jüngsten Reichsabschied von 1654, sowie auf dem Gebiete des Kriminalrechts, in welch letzterer Beziehung namentlich die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahr 1532 (die sogen. Carolina), die Grundlage des gemeinen deutschen Strafrechts, hervorzuheben ist.

Was aber die deutschen Privatrechtsnormen anbelangt, welche neben dem recipirten fremden Recht ihre Geltung behauptet haben, und welche im Gegensatz zu diesem letztern die Grundlage des **gemeinen deutschen Privatrechts** bilden, so mag hier insbesondere an die eigenthümlichen deutschen Rechtsgrundsätze in Ansehung der Gemeinden und der Genossenschaften, an die besonderen Normen in Betreff der bäuerlichen Gutsverhältnisse, des Lehnswesens und der bäuerlichen Leihe kurz erinnert werden. Ferner sind hier die deutschrechtlichen Familienfideikommisse, das deutsche Gesammteigenthum, die Reallasten, die Regalien und das wichtige Rechtsinstitut der Expropriation oder Zwangsenteignung hervorzuheben. Ebenso gehören hierher die Grundsätze des deutschen Pfandrechts mit dem Princip der Publicität und der Specialität des Pfandes, das deutsche Pfändungsrecht und vor allen Dingen die deutschrechtlichen Bestimmungen über das eheliche Güterrecht mit dem Fundamentalsatz der Gütervereinigung, während dem ehelichen Gütersystem des römischen Rechts gerade umgekehrt das dem Wesen der Ehe viel weniger entsprechende Princip der völligen Trennung der Güter der Ehegatten zu Grunde liegt. Endlich mag hier auch noch an das Institut der Einkindschaft, der Leibzucht, an die dem römischen Recht völlig fremden deutschrechtlichen Erbverträge, an die Rechtsgrundsätze über den Rentenkauf, die Inhaberpapiere, das sogen. literarische Eigenthum, sowie an die deutschen Rechtsnormen in Ansehung des Wechsel- und Handelsrechts erinnert werden.

Namentlich aber war es die deutsche Partikulargesetzgebung, welche noch während des Bestehens des Deutschen Reichs in den einzelnen Territorien für die Erhaltung und Ausbildung der dem deutschen Rechtsbewußtsein entsprungenen Rechtsinstitute und für eine angemessene Verschmelzung des fremden Rechts mit dem einheimischen thätig war. Nach der Auflösung des Deutschen Reichs 1806 aber und nach dem Wegfall einer gemeinsamen gesetzgeberischen Autorität für ganz Deutschland war es ausschließlich diese Partikulargesetzgebung, welcher die Aufgabe zufiel, die deutsche Rechtsentwickelung in einer den socialen Verhältnissen und den Bedürfnissen des Volks entsprechenden Weise zu pflegen und zu fördern. Diese Aufgabe ward theils durch den Erlaß einer Menge von Specialgesetzen, theils durch umfangreiche Kodifikationen in mehr oder weniger glücklicher Weise gelöst. Namentlich ist in dieser Beziehung das allgemeine preußische Landrecht vom 4. Juni 1794, das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811 und das bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen vom 2. Jan. 1863 hervorzuheben. Auch muß hier bemerkt werden, daß in den preußischen, bayrischen und hessischen Rheinlanden sowie mit einigen Modifikationen im Großherzogthum Baden das französische Civilgesetzbuch von 1804 (Code Napoléon) Geltung erlangt und behalten hat. Außerdem ist noch besonders an die große Anzahl deutscher Civil- und Strafproceßordnungen sowie an die verschiedenen deutschen Strafgesetzbücher, welche im Lauf dieses Jahrhunderts in den einzelnen deutschen Staaten publicirt wurden, zu erinnern. Leider ward aber gerade durch diese verschiedenartige Partikulargesetzgebung, welche eine Folge der politischen Zerrissenheit Deutschlands war, auch eine Zerrissenheit des deutschen Rechts und Rechtslebens herbeigeführt, welche nachgerade fast unerträglich wurde. Als ein großer Fortschritt war es daher schon zu begrüßen, daß wenigstens auf dem Gebiete des Handels- und Wechselrechts durch die deutsche Wechselordnung von 1848 und das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch von 1861 eine Einheit des Rechts hergestellt wurde. Uebrigens stellten sich diese beiden Gesetze für die Zeit des vormaligen Deutschen Bundes ebenso wie die Beschlüsse dieses Bundes selbst, welche das Rechtsgebiet berührten, lediglich als Partikularrechtsnormen dar, da es zu ihrer Gültigkeit einer Publikation von Seiten der einzelnen deutschen Staatsregierungen bedurfte. Auch die von dem Norddeutschen Bund erlassenen Gesetze konnten nur als partikuläres Recht aufgefaßt werden, da sie nicht für ganz Deutschland rechtsverbindliche Kraft hatten. Dagegen wird durch unsere gegenwärtige Reichsgesetzgebung für das mit Ausschluß Oesterreichs neu konstituirte Deutsche Reich

ein wirkliches gemeines d. R. geschaffen. Nach Art. 2 der Reichsverfassung vom 16. April 1871 übt nämlich das Reich innerhalb des Reichsgebiets das Recht der Gesetzgebung aus mit der Wirkung, daß die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Auch erhalten die Reichsgesetze ihre rechtsverbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Reichswegen durch das Oberhaupt des Reichs, nicht etwa erst durch eine Publikation seitens der einzelnen Regierungen. Allerdings war es nach der Reichsverfassung (Art. 4), welche sich hierin an die norddeutsche Bundesverfassung anschloß, zunächst nur eine begrenzte Sphäre des Rechts, welche den Kompetenzkreis der Reichsgesetzgebung bildete, indem der letztern nur bestimmte Theile des öffentlichen und privaten Rechts unterstellt waren. Durch Reichsgesetz vom 20. Dec. 1873 ist jedoch nunmehr verordnet, daß das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren der Gesetzgebung des Reichs unterliege. Schon sind nicht wenige bedeutungsvolle Reichsgesetze erlassen und wichtige Gesetze des frühern Norddeutschen Bundes zu Reichsgesetzen erhoben worden; so z. B. das Freizügigkeitsgesetz vom 1. Nov. 1867, das Gesetz über die Aufhebung der Zinsbeschränkungen vom 14. Nov. 1867, das Gesetz über die Aufhebung der Schuldhaft vom 29. Mai 1868, das Genossenschaftsgesetz vom 4. Juli 1868, die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869, das Gesetz über die Gewähr der Rechtshülfe zwischen den einzelnen deutschen Staaten vom 21. Juni 1869, die Gesetze über die Ausgabe von Banknoten vom 27. März 1870, über die Ausgabe von Papiergeld vom 16. Juni 1870, über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870, über das Postwesen vom 28. Okt. 1871, die Seemannsordnung vom 27. Dec. 1872, das Münzgesetz vom 9. Juli 1873, das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874, das Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 und die Strandungsordnung vom 17. Mai 1874. Von größter Wichtigkeit war der Erlaß eines deutschen Reichsstrafgesetzbuchs, durch welches auf dem Gebiete des Strafrechts die Rechtseinheit Deutschlands bereits zur Wirklichkeit geworden, und zu welchem nunmehr auch ein gemeinsames Militärstrafgesetzbuch (vom 20. Juni 1872) hinzugetreten ist. Die Entwürfe zu einer deutschen Civil- und einer Kriminalproceßordnung sowie zu einem Gesetz über die Gerichtsverfassung liegen bereits vor, und auch die Ausarbeitung eines allgemeinen deutschen Civilgesetzbuchs ist in Angriff genommen. So können wir uns denn mit Fug und Recht der Hoffnung hingeben, daß wir auf diesem Wege der Reichsgesetzgebung ein gemeinsames, ein wirkliches d. R. erlangen werden.

Die wichtigsten und verbreitetsten Lehrbücher des deutschen Privatrechts sind die von Gerber (11. Aufl., Jena 1873), Beseler (3. Aufl., Berl. 1873), Bluntschli (3. Aufl., Münch. 1864), Hillebrand (2. Aufl., Zür. 1864) u. Stobbe (Berl. 1871, Bd. 1). Auch die Werke über deutsche Rechtsgeschichte, namentlich von Eichhorn (5. Aufl., Götting. 1843—44, 4 Bde.), Zöpfl (4. Aufl., Braunschw. 1871—72, 3 Bde.) und Walter (2. Aufl., Bonn 1857, 2 Bde.), gehören hierher. Vgl. auch Gerber, Das wissenschaftliche Princip des deutschen Privatrechts (Jena 1846); Wächter, Gemeines Recht Deutschlands (Leipz. 1844); »Zeitschrift für d. R. und deutsche Rechtswissenschaft« (Tübing. 1839—60).

Deutsches Reich, s. Deutschland.

Deutsches Schloß, s. Schloß.

Deutsche Union (Union der Zweiundzwanziger), eine von K. F. Bahrdt (s. d.) zu Halle durch anonyme Briefe in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Friedrichs II. Tod gestiftete Geheimverbindung, deren Zweck war, Aufklärung zu befördern und dem wieder erwachenden religiösen Fanatismus und Obskurantismus zu begegnen. Die Verbindung löste sich aber bald auf, als bekannt wurde, daß der damals schon tief gesunkene und verachtete Bahrdt ihr Urheber sei. Letzterer kam darüber in Untersuchung und in Festungshaft. Vgl. »Mehr Noten als Text, oder die d. U. der Zweiundzwanziger« (Leipz. 1789).

Deutsch-französischer Krieg von 1870/71. Die Ursachen des Krieges, welchen Kaiser Napoleon im Juli 1870 begann, waren die Eifersucht des französischen Volks über den unerhörten Aufschwung Preußens, die Furcht vor der immer weiter fortschreitenden Konsolidirung der deutschen Einheit und Macht, der allgemeine Ruf nach einer Rache für Sadowa, der Wunsch, durch einen kriegerischen Erfolg die erblaßte gloire Frankreichs herzustellen und dadurch die Dynastie zu befestigen; die Veranlassung zur Kriegserklärung aber war eine höchst frivole. Es war die Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen um den erledigten spanischen Thron. Der spanische Ministerpräsident, General Prim, zeigte 3. Juli 1870 dem Gesandten Spaniens in Paris, Olozaga, an, daß der Erbprinz Leopold sich bereit erklärt habe, die Krone anzunehmen; diese Nachricht sei der französischen Regierung mitzutheilen. Am Tage darauf, während in Madrid der Ministerrath beschloß, die Kandidatur Hohenzollern den Cortes vorzuschlagen und dieselben zu diesem Behuf auf 20. Juli zu einer außerordentlichen Sitzung einzuberufen, erklärte der erste Sekretär bei der französischen Botschaft in Berlin, Le Sourd, welcher den Botschafter, Grafen Benedetti, in dessen Abwesenheit vertrat, dem auswärtigen Amt des Norddeutschen Bundes, die Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern habe in Paris einen peinlichen Eindruck gemacht. Die Bedeutung dieser Erklärung ward noch dadurch erhöht, daß in Paris der Herzog von Gramont mit dem Botschafter des Bundes, Freiherrn v. Werther, über eben diese peinlichen Gefühle eine Unterredung hatte, deren Inhalt der Botschafter dem König von Preußen in Ems mitzutheilen gebeten ward. Zugleich erklärten die Pariser Zeitungen »Constitutionnel« und »Temps« in aufregender Sprache, daß Preußen offenbar bestrebt sei, für sich die ehemalige Machtstellung Karls V. in Anspruch zu nehmen. Die übrigen Blätter stimmten den gleichen Ton an. In Deutschland war man für den Augenblick überrascht. Der König war in Ems, Bismarck, Roon, Moltke waren von Berlin zur Erholung abwesend. Indessen kam die Angelegenheit in dem französischen Gesetzgebenden Körper 5. Juli zur Debatte, und der Herzog von Gramont führte schon eine sehr drohende Sprache; nur wenige Deputirte, Garnier-Pagès, Crémieux, Picard, Glais-Bizoin, mißbilligten eine solche Herausforderung und verlangten die Vorlage der bezüglichen Dokumente. Am gleichen Tag hatte der norddeutsche Botschafter Werther eine längere Audienz beim König in Ems und stattete über seine Erfahrungen und Unterredungen in Paris Bericht ab. Der König sah ferneren Schritten der französischen Regierung ruhig entgegen, ohne seine Kur zu unterbrechen. Der Botschafter Benedetti (s. d.) wurde nun von Wildbad nach Ems dirigirt, um persönlich mit dem König zu verhandeln. Am 9. Juli und wieder am 11. stellte er die Forderung, der König möge dem Erbprinzen von Hohenzollern den Befehl ertheilen, die Annahme der spanischen Krone

zurückzunehmen. Zwar erklärte der König, der Prinz sei frei in seinen Entschlüssen; er, der König, werde ihn nicht von der Annahme der Krone zurückhalten. Da aber 12. Juli Prinz Leopold aus freien Stücken der angebotenen Krone entsagte, so schien der französischen Kriegspartei der Vorwand zum Krieg genommen zu sein. Nichtsdestoweniger verlangte Gramont 12. Juli von dem preußischen Botschafter in Paris, Freiherrn v. Werther, er solle den König zur Absendung eines an Napoleon gerichteten Entschuldigungsschreibens bewegen, und Benedetti erhielt den Auftrag, von dem König die Versicherung zu verlangen, daß auch in Zukunft niemals die königliche Einwilligung zu der etwa wieder aufgenommenen Thronkandidatur dieses Prinzen erfolgen solle. Diese Zumuthung wies der König entschieden ab und verweigerte dem Botschafter eine weitere Audienz über diesen Gegenstand. Hierüber erstattete der französische Minister Ollivier 15. Juli dem Gesetzgebenden Körper einen Bericht, der mit einer Kreditforderung von 50 Mill. Franken zu dem in Aussicht stehenden Krieg schloß. Trotz des Widerspruchs von Thiers, Picard, Garnier-Pagès, Simon, Glais-Bizoin, Arago, Gambetta, Favre, Pelletan wurde die Kreditforderung genehmigt und ein Gesetz wegen Einberufung der Mobilgarde sowie einer Altersklasse zu den Fahnen fast einstimmig angenommen. Auch der Antrag des Kriegsministers, betreffend die Anwerbung von Freiwilligen, und der Antrag des Finanzministers auf Bewilligung von 16 Mill. Franken für die Marine wurden angenommen. So stürzte sich die Regierung Napoleons III., gedrängt von der Kriegswuth des einmal aufgeregten Volks, in einen Krieg, welcher nichts weniger als vorbereitet war. Die seit einigen Jahren vom Marschall Niel ins Werk gesetzte Reorganisation des Heers war seit dem Tode desselben (1869) ins Stocken gerathen und unfertig. Man glaubte aber doch an die Wirkung der Reform, an die Ueberlegenheit von Chassepot und Mitrailleuse, an eine Erhebung der von Preußen 1866 annektirten Provinzen, an eine Neutralität oder gar Allianz Süddeutschlands, eventuell an die Allianz Dänemarks, Italiens und Oesterreichs. Alle diese Berechnungen erwiesen sich als trügerisch oder wurden durch den raschen Gang der Ereignisse zunichtgemacht. In Deutschland war man einige Zeit ruhig geblieben; erst als man sich über die Absichten Napoleons nicht mehr täuschen konnte, kehrte (15. Juli) der König nach Berlin zurück und erließ noch an demselben Tag die Mobilmachungsordre. Unmittelbar darauf erfolgten die gleichen Ordres in den süddeutschen Staaten, und auch die Kammern von Bayern und Würtemberg mußten der allgemeinen Stimme folgen und verwilligten (dort mit 101 gegen 47, hier mit allen gegen eine Stimme) den verlangten Kredit. Am 19. Juli, 1½ Uhr nachmittags, erfolgte die officielle Kriegserklärung Frankreichs. Am gleichen Tag eröffnete der König den außerordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes mit einer Thronrede, worin er der allgemeinen patriotischen Stimmung einen würdigen Ausdruck gab. Man nahm den Krieg voll Muth und Entschlossenheit an; in der That konnte derselbe den leitenden Persönlichkeiten nicht unwillkommen sein, da dadurch den bestehenden unhaltbaren Zuständen rasch und entschieden ein Ende gemacht wurde, die Eventualität aber längst ins Auge gefaßt und die Vorbereitungen aufs umsichtigste getroffen worden waren. Um die fremden Mächte günstig für Deutschland zu stimmen, ließ Bismarck 25. Juli in der »Times« den Inhalt eines Offensiv- und Defensivtraktats veröffentlichen, welchen Frankreich im Frühjahr 1867 durch Benedetti Preußen angetragen, später wiederholt dringend vorgeschlagen, Preußen aber abgelehnt hatte. Nach diesem Traktat sollten Frankreich und Preußen sich verbinden, um für Frankreich die Erwerbung Luxemburgs und Belgiens, für Preußen die französische Anerkennung seiner Annexionen und die Vereinigung mit dem Süden zu bewirken. Den Versuchen der französischen Staatsmänner, die Sache zu bemänteln oder zu leugnen, setzte Bismarck die Veröffentlichung weiterer beweisender Akten entgegen. Die Folge war eine große Entrüstung, namentlich in England, und 30. Juli erließ die englische Regierung eine Erklärung an die kriegführenden Mächte des Inhalts, daß England, im Fall der Verletzung der belgischen Neutralität durch eine Partei, in Gemeinschaft mit der andern zur Vertheidigung Belgiens operiren werde, ohne jedoch an dem allgemeinen Krieg theilzunehmen. Von Einfluß auf die Kriegführung war diese Note nicht, da Belgiens Neutralität wenigstens thatsächlich nicht verletzt wurde. Im übrigen aber zeigte England mehr Sympathien für Frankreich als für Deutschland. Letzteres mußte überdies vor Oesterreich auf der Hut sein, wo sich große Lust zur Theilnahme am Krieg, besonders in den hohen Kreisen, zeigte; doch waren der österreichischen Regierung durch Rußland, welches für Preußen Partei nehmen zu wollen erklärte, sobald eine dritte Macht auf die Seite Frankreichs trete, die Hände gebunden. Ebenso wurde die Sendung des Herzogs von Cadore nach Kopenhagen durch das Entgegenwirken Englands und Rußlands, dann aber auch durch die Nachricht von den Schlachten bei Wörth und Saarbrücken paralysirt.

Während man allgemein erwartete, daß eine Invasion in deutsches Gebiet der Kriegserklärung unmittelbar folgen würde, kamen die ersten Tage des August heran, ohne daß ein französisches Korps jenseit der Grenze sich blicken ließ. Die Ursachen dieser Zögerung waren aber sehr triftig: die Enttäuschung hinsichtlich der Haltung Süddeutschlands, die mangelhafte Ausrüstung und langsame Versammlung der Truppen, der bedenkliche Mangel an Material, Proviant &c., endlich die unzureichende, den Angaben auf dem Papier nicht entsprechende Zahl der Mannschaften. Die gesammte Streitmacht, welche französischerseits Anfang August schlagfertig stand, zählte kaum mehr als 250,000 Mann. Das 1. Korps unter Marschall Mac Mahon ward in der Gegend von Straßburg aufgestellt. Ihm zunächst stand das 5. Korps unter General de Failly bei Bitsch; links von demselben, Saarbrücken gegenüber, das 2. Korps unter General Frossard. Weiter zurück von der Grenze, als Reserve des 2. Korps, stand das 3. Korps unter Marschall Bazaine bei Metz und links von demselben das 4. Korps unter General Ladmirault bei Diedenhofen. Außerdem wurden noch das 6. Korps bei Châlons unter Marschall Canrobert, die kaiserliche Garde bei Nancy unter General Bourbaki und das 7. Korps bei Belfort unter General Douay koncentrirt.

In Deutschland, wo in jeder Beziehung das gerade Gegentheil von den Zuständen in Frankreich stattfand, ward beschlossen, drei Armeen aufzustellen, sämmtlich unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen, welcher auch über die süddeutschen Kontingente disponirte. Außer diesen drei Armeen blieben gegen etwaige Unternehmungen Oesterreichs und etwaige Landungen französischer Truppen zur Verfügung: in und um Berlin das 1. und 2. Armeekorps, in Schlesien das 6. Armeekorps, in Schleswig-Holstein

die 17. Infanteriedivision und die 17. Kavalleriebrigade, drei aus Landwehrtruppen gebildete Divisionen und zwar die Gardelandwehr in Hannover, die 1. und 2. Landwehrdivision an der mecklenburgischen und pommerschen Küste. Die Oberleitung des Küstenschutzes erhielt der General Vogel v. Falckenstein, welcher als Generalgouverneur für den Bezirk des 1., 2., 9. und 10. Armeekorps in Hannover seinen Sitz nahm. Unter ihm erhielt der Großherzog von **Mecklenburg** das Kommando der an den Küsten versammelten mobilen Divisionen. Die dergestalt im Land zurückbleibenden mobilen Truppen waren etwa 150,000 Mann stark, ungerechnet die Besatzungstruppen. Die für den Krieg an der Grenze unmittelbar verfügbaren Truppen koncentrirten sich in der letzten Woche des Juli auf der Operationsbasis Koblenz-Mainz-Mannheim. Die erste Armee unter dem Kommando des Generals v. **Steinmetz** bildete den rechten Flügel; sie bestand aus dem 7. und 8. Armeekorps, der 1. und 3. Kavalleriedivision und war 61,000 Mann stark mit 180 Geschützen. Das Hauptquartier war in Koblenz. Die zweite Armee unter dem Kommando des Prinzen **Friedrich Karl** von Preußen bildete das Centrum; sie bestand aus dem Gardekorps, dem 3., 4., 9., 10. und 12. Armeekorps, der 5. und 6. Kavalleriedivision, und war 206,000 Mann stark mit 534 Geschützen. Das Hauptquartier war in Mainz. Die dritte Armee unter dem Kommando des **Kronprinzen von Preußen** bildete den linken Flügel; sie bestand aus dem 5. und 11. norddeutschen Armeekorps, der 2. und 4. norddeutschen Kavalleriedivision, dem 1. und 2. bayrischen Korps und dem kombinirten würtembergisch-badischen Korps. Sie zählte 180,000 Mann mit 480 Geschützen; das Hauptquartier war in Mannheim. Die Gesammtzahl der in erster Linie aufgestellten Macht betrug demnach 447,000 Mann mit 1194 Geschützen, war also der französischerseits in erster Linie auftretenden Macht um etwa 200,000 Mann überlegen. Da die Franzosen, welche überdies von der Zahl und den Bewegungen der deutschen Truppen keine genügende Kenntnis hatten, nicht zur Offensive schritten, so setzten sich 30. Juli die deutschen Heere gegen die französische Grenze in Bewegung. Anderseits war Napoleon 28. Juli in Metz eingetroffen, um den Oberbefehl zu übernehmen, während die Kaiserin an der Spitze einer Regentschaft in Paris zurückblieb. Napoleon erließ am gleichen Tag eine Proklamation an die Armee, worin von einem langen und mühevollen Kriege gesprochen wurde, was auf die sonst kriegslustige Armee keinen günstigen Eindruck machte.

Am 2. Aug. ward sodann von dem 2. Korps, Frossard, in Gegenwart des Kaisers und des kaiserlichen Prinzen ein Angriff auf Saarbrücken ausgeführt, wo nur etwa 1000 Mann preußische Truppen lagen, die sich nach längerem Gefecht zurückzogen, worauf die Franzosen die Stadt kurze Zeit besetzten, ohne indeß ihren »Sieg« weiter zu verfolgen. Am gleichen Tag aber traf König Wilhelm in Begleitung des Generals v. Moltke, des Kriegsministers v. Roon und des Grafen Bismarck in Mainz ein, und damit begann die ernste und planmäßige Kriegführung der Deutschen, welche entscheidende Zusammenstöße mit der zersplitterten französischen Macht herbeizuführen und derselben die Defensive aufzuzwingen suchte. Schon jetzt wurde auch das 1., 2. und 6. Korps nach der französischen Grenze herangezogen und je der ersten, zweiten und dritten Armee zugetheilt. Die erste Armee marschirte gegen die Saar, die zweite Armee zog mitten durch die Rheinpfalz, die dritte Armee, bei Landau und Germersheim koncentrirt, marschirte nach der Lauter. Die letztere Armee kam zuerst mit der 2. Division des Korps von Mac Mahon, welche unter General Douay in **Weißenburg** stand, in Berührung. Nach heftigem, erbittertem Kampf wurde 4. Aug. von dem 5. und 11. preußischen und dem 2. bayrischen Armeekorps Weißenburg und der dahinter liegende Geisberg erstürmt, wobei Douay selber fiel. Der Kronprinz setzte alsbald seinen Marsch über Weißenburg hinaus fort und traf 6. Aug. auf Mac Mahon, welcher bei **Wörth** und Reichshofen eine starke Position eingenommen hatte und mit ca. 50,000 Mann den Feind erwartete. Die Schlacht, welche bis 1 Uhr nachmittags unentschieden blieb, endigte nach tapferem Widerstande der Franzosen um 4 Uhr mit der gänzlichen Niederlage Mac Mahons. Dieser Sieg war von der gewaltigsten Bedeutung in militärischer und politischer Hinsicht. Die Nachricht, daß der Kern des französischen Heers, die afrikanischen Truppen unter dem besten General, völlig geschlagen worden waren, erfüllte ganz Deutschland mit stolzer Zuversicht und vernichtete mit Einem Schlag alle Hoffnungen auf Allianzen, welche Napoleon noch hegen mochte. Namentlich für Oesterreichs Haltung war diese Schlacht von großem Gewicht. Der Kronprinz konnte nun, während er die badische Division (Beyer) gegen **Straßburg** detachirte, seinen Marsch durch die Vogesen ohne bedeutende Hindernisse fortsetzen, und da 6. Aug. auch bei Saarbrücken durch die heldenmüthige Erstürmung der Höhen von **Spichern** durch Truppen der ersten und zweiten Armee das Korps Frossard unter bedeutendem Verlust auf beiden Seiten zurückgeworfen wurde, so trat die ganze französische Armee den Rückzug gegen die Mosel an. In Paris aber entstand auf die Nachricht von diesen Niederlagen eine solche Aufregung, daß das Ministerium Gramont-Ollivier seine Entlassung nahm, worauf General **Cousin de Montauban**, Graf v. Palikao, von der Kaiserin mit Neubildung des Kabinets betraut wurde. Die äußersten Maßregeln, Frankreichs Wehrkraft zu erhöhen, wurden alsbald ergriffen. Alle bisher vom Militärdienst gesetzlich befreiten unverheiratheten Männer von 25—35 Jahren sowie die kinderlosen Wittwer wurden einberufen, sofern sie nicht bereits in der Nationalgarde standen. Freischaren sollten gebildet werden. Auch verfügte die Regierung die Vertreibung sämmtlicher in Frankreich ansässigen Deutschen. An der **Mosellinie** wurden nun französischerseits zwei Armeen gebildet, die Armee von Châlons unter Mac Mahon aus den Trümmern des 1., 5., 7. sowie aus vierten Bataillonen neu gebildeter Korps und die von Metz (Rheinarmee) unter Bazaine, zu der außer der Garde und dem 2., 3., 4. und Theilen des 5. Korps auch der größte Theil des 6. Korps (Canrobert) bereits von Châlons herangezogen war. Am 12. Aug. trat der Kaiser Napoleon vom Oberbefehl zurück und übergab ihn dem Marschall Bazaine. Die deutschen Armeekorps aber rückten theils tiefer in Frankreich ein, theils noch in ununterbrochener Folge über die Grenze. Die Armeen vollzogen eine Rechtsschwenkung und gewannen dadurch eine neue Front, wobei die erste Armee, stehen bleibend, das Land zwischen Saar und Mosel auf dem rechten Flügel festhielt, die zweite Armee sich nach vorwärts koncentrirte, während ihre Spitzen nur langsam vorrückten, und die dritte Armee in beschleunigtem Vormarsch die Vogesenkette durchschritt. Dabei bildeten die selbständigen Kavalleriedivisionen eine auf zwei

Tagemärsche vorgeschobene Linie, welche den weichenden französischen Korps auf den Fersen blieb, sie sorgfältig beobachtete und zugleich die deutschen Operationen verdeckte. Die Hochebene Lothringens ward ohne Kampf bis zur Mosellinie durchschritten, indem die erste Armee die Richtung auf Metz, die zweite auf Pont à Mousson (welches am 13. besetzt wurde) und die dritte auf Nancy verfolgte, wobei letztere kleine Abtheilungen zur Belagerung resp. Cernirung der Vogesenfestungen Bitsch, Lichtenberg, Lützelstein und Pfalzburg zurückließ. Straßburg wurde am 9. durch General v. Beyer cernirt, und gleich nach dem Eintreffen des nöthigen Geschützes begann die Belagerung, zu der außer der badischen Division noch eine Brigade aus 2 preußischen Linienregimentern aus Rastadt und die Garde- sowie die 1. Landwehrdivision (v. Treskow) von der Küstenarmee, zusammen 60,000 Mann, unter General v. Werder vereinigt wurden, und welche nach hartnäckigem Widerstand des Generals Uhrich und nach längerer Beschießung und schließlicher Eröffnung mehrerer Breschen mit der Kapitulation der Festung 27. Sept. endigte. Bei Metz glaubte man einen energischen Widerstand erwarten zu müssen, und das lange Verweilen der »Rheinarmee« daselbst bestärkte eine solche Vermuthung; dagegen erschien es auffallend, daß die Mosellinie nicht ihrer ganzen Länge nach besetzt war, und daß die Armee Mac Mahons ohne Aufenthalt bis Châlons zurückgegangen war. Die letzteren Umstände ermöglichten eine Umgehung der französischen Aufstellung bei Metz; daher ward die Anordnung getroffen, daß die erste und zweite Armee in engem Zusammenhang bleiben sollten, um eventuell eine Schlacht auf dem rechten Ufer der Mosel zu liefern, während zugleich der Versuch gemacht werden sollte, die französische Armee bei Metz zu umgehen und von ihrer natürlichen Rückzugslinie abzuschneiden. Allein schon am 13. wurde im französischen Hauptquartier beschlossen, die Armee solle am folgenden Tage nach Verdun zurückgehen. Unter diesen Umständen kam es 14. Aug. zu der Schlacht bei Courcelles (s. d.), welche von keiner Seite beabsichtigt war. Aus einem Scharmützel der deutschen Vorposten des 1. und 7. Korps mit den auf das linke Moselufer zurückgehenden Franzosen entwickelte sich ein Gefecht, welches abends mit dem Rückzug der Franzosen hinter die Forts endete und die Formation derselben so in Unordnung brachte, daß der sofortige Rückzug nach Verdun aufgegeben werden mußte.

Da indessen am folgenden Tag die Franzosen sich aufs neue in Bewegung gegen Westen setzten, so kam es darauf an, die bereits begonnene Umgehung so zu beschleunigen, daß sie inmitten ihres Rückzugs angegriffen und womöglich ganz an demselben gehindert und zu einer entscheidenden Schlacht mit dem Rücken gegen Metz gezwungen werden könnten. Die zweite Armee sollte demgemäß mit Aufbietung aller Kräfte über Pont à Mousson und die sonstigen Uebergangspunkte der Mosel gegen die Chausseen von Metz nach Verdun vorrücken, während die erste Armee näher an die Mosel südlich von Metz heranrücken, somit die zweite Armee eventuell unterstützen und nur das 1. Armeekorps zur Beobachtung der Festung östlich derselben stehen bleiben sollte. Diese Operation war aber wegen des durchschnittenen Terrains und der steilen Ufer des vielfach gewundenen Flusses sehr schwierig. Es mußten die Armeekorps, welche gleichzeitig in Marsch gesetzt wurden, zum größern Theil, um Stockungen und Verwirrungen zu vermeiden, auf bedeutenden Umwegen erst nach Westen und Südwesten Terrain gewinnen, um dann in einer Schwenkung nach Norden zwischen den Mosel- und Maasbergen gegen die Rückzugslinie der französischen Armee vorzudringen. Nur die Abtheilungen, welche am weitesten nördlich den kleinsten Bogen zu beschreiben hatten, konnten früh genug so weit hervorrücken, daß ihr Marsch den des Feindes kreuzte, und von ihrer Zähigkeit hing der Erfolg des Kampfs ab. So waren denn 16. Aug. um 10 Uhr vormittags nur das 3. Armeekorps unter Generalleutnant v. Alvensleben und die 5. und 6. Kavalleriedivision weit genug vorgerückt, um die im vollen Rückzug begriffene französische Armee unter Bazaine sofort angreifen zu können. Diese Truppen hatten deshalb einen schweren Stand, hielten sich aber, nur von schwachen Theilen des 9. und 8. Armeekorps unterstützt, gegen 5 Stunden gegen die französische Uebermacht, bis sie um 3 Uhr nachmittags von dem 10. Armeekorps Verstärkung erhielten. Bis zum Abend wogte der Kampf hin und her und endigte mit einbrechender Dunkelheit ohne Entscheidung. Beide Heere bivouakirten in ihren Positionen. Diese Schlacht bei Mars-la-Tour oder Vionville (s. d.), verhältnismäßig die blutigste des ganzen Kriegs, in welcher französischerseits etwa 120,000 und deutscherseits zuletzt etwa 80,000 Mann kämpften, und in welcher jede Partei etwa 16,000 Mann an Todten und Verwundeten verlor, war von der größten strategischen Bedeutung, sofern es der französischen Armee dadurch unmöglich gemacht wurde, nach Verdun zu marschiren, und sie gezwungen wurde, sich auf eine reine Defensive zu beschränken und sich mit Behauptung der Rückzugslinie nach Metz zu begnügen. Bazaine nahm nun näher an Metz eine feste Stellung auf dem Höhenzug, welcher sich westlich von Metz von St. Privat im Norden bis Rozérieulles im Süden hinzieht, und zog 17. Aug. seine Armee dorthin zurück. Auf deutscher Seite wurde die ganze zweite Armee bis auf das 4. Korps und 2 Korps der ersten Armee auf das linke Moselufer herangezogen und der Angriff auf den 18. Aug. festgesetzt. Derselbe wurde so geleitet, daß der rechte Flügel, das 7. u. 8. Korps der ersten Armee, nahe der Mosel den Feind nur festhalten, ebenso im Centrum das 9. Korps ihn beschäftigen, der linke Flügel aber, Garde und 12. Korps mit dem 3. und 10. Korps als Reserve, durch einen Druck auf die französische rechte Flanke den Ausschlag geben sollte. Die Schlacht ward in der angeordneten Weise durchgeführt (s. Gravelotte). Der eigentliche Entscheidungskampf fand bei St. Privat statt, wo die Garde höchst tapfere und verlustvolle Angriffe aushielt, bis die Ankunft der Sachsen gegen 7 Uhr abends die Franzosen zum Weichen brachte. Auf dem rechten Flügel bei St. Hubert schwankte die Schlacht bis 7 Uhr abends, wo die Ankunft des 2. Armeekorps den Sieg entschied. Die Franzosen waren etwa 140,000 Mann stark gewesen und hatten nach Angabe Bazaine's 609 Officiere und 11,605 Mann verloren; die Deutschen waren 211,000 Mann stark gewesen und hatten 904 Officiere und 19,058 Mann verloren. Der wichtige Erfolg des Siegs war, daß nunmehr die französische Hauptarmee in die Festung Metz sich werfen mußte und ihre Vereinigung mit der Armee von Châlons vereitelt war.

Zur Cernirung von Metz blieb unter Prinz Friedrich Karl die erste und zweite Armee zurück, zu denen noch die Division Kummer, bestehend aus einer Linienbrigade und der 3. Landwehrdivision, aus

den Rheinfestungen, bald auch die 17. Division von der Küstenarmee herangezogen wurde. (General v. Steinmetz [s. d.] war 13. Sept. zum Generalgouverneur von Posen ernannt worden.) Es wurden jedoch das Gardekorps, die Sachsen und das 4. Armeekorps von der zweiten Armee abgetrennt und mit der 5. und 6. Kavalleriedivision als vierte Armee unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt. Diese Armee sollte mit der dritten Armee unter Oberleitung des Königs die Operationen gegen die unter Marschall Mac Mahon bei Châlons vereinigten Truppen aufnehmen. Die Armee des Kronprinzen von Preußen, zu welcher nunmehr auch das 6. Armeekorps gestoßen war, begann von Nancy aus den Vormarsch gegen Paris. Die Festung Toul (s. d.) mußte beobachtet und umgangen werden, ebenso Verdun (s. d.). Allein am 23. erhielt man die Nachricht, Mac Mahon habe Châlons geräumt. Dieser hatte von dem Ministerpräsidenten, Graf v. Palikao, den Befehl erhalten, die Armee von Châlons, welche jetzt wieder etwa 150,000 Mann (1., 5., 7. und 12. Korps) zählte, in nördlicher Richtung unter Umgehung der vorrückenden deutschen Armeen nach Metz zu führen und den Entsatz dieser Festung und der eingeschlossenen Armee zu versuchen. So gewagt, ja verzweifelt das Unternehmen war, welches überdies im Fall des Mißlingens Paris bloßstellte, so gehorchte doch Mac Mahon, zumal der Kaiser, welcher 14. Aug. von Metz nach Châlons abgereist war, keinen Protest dagegen erhob. Mac Mahon ließ die Armee am 23. von Reims, wohin er am 21. gezogen war, wieder aufbrechen und bewegte sich in nordöstlicher Richtung weiter, aber wegen Mangels an Proviant nicht mit der nöthigen Raschheit. Er traf am 24. in Rethel ein, am 27. bei Chêne-populeur. An diesem Tage trafen bereits die Vortruppen der Korps de Failly und Douay mit den Vortruppen der Armee des Kronprinzen von Sachsen im Kavalleriegefecht bei **Buzancy** (s. d.) zusammen. Man hatte nämlich im deutschen Hauptquartier in Ligny 24. Aug. Kunde von den Bewegungen Mac Mahons erhalten, und es sollte demgemäß durch eine Schwenkung nach rechts Mac Mahon der Weg nach Metz verlegt werden. Die dritte Armee trat diese Bewegung 26. Aug. von Vitry aus über St. Ménehould und Suippes an, die vierte oder Maasarmee schwenkte an demselben Tag bei Clermont. Auch von der Cernirungsarmee von Metz wurden das 3. und 9. Korps in Front nach Etain gegen NW. aufgestellt, auch sonstige Dispositionen getroffen, einem eventuellen Angriff aus jener Richtung zu begegnen. Das Kavalleriegefecht bei Buzancy am 27. bestätigte die Annahme, daß der Feind bei Vouziers und nördlich davon stände, zeigte aber auch dem Marschall, daß sein Unternehmen mißlungen sei, und nur der bestimmteste Befehl aus Paris bewog ihn, den Marsch auf Metz fortzusetzen. Der Aufmarsch der deutschen Truppen gegen die rechte Flanke und Front der Franzosen vollzog sich 29. Aug. unter Gefechten bei Nouart (s. d.) und Voncq und führte 30. Aug. zur Schlacht bei **Beaumont** (s. d.), in der das Korps Failly noch südlich der Maas eingeholt und zersprengt wurde. Die Dispositionen für den 31. stellten der Maasarmee die Aufgabe des Festhaltens der Franzosen zwischen der Maas und der belgischen Grenze und der dritten Armee die Vorbereitung des Angriffs auf die feindliche rechte Flanke. Der Angriff, auf den 2. Sept. bestimmt, wurde schon am 1. ausgeführt, um einen Uebertritt der französischen Armee auf belgisches Gebiet zu verhindern. Letztere ward bei **Sedan** von allen Seiten umzingelt. Der Kampf, der bei Bazeilles begann und sich allmählich rings um die Stadt Sedan entwickelte, endigte, nachdem Mac Mahon, verwundet, das Kommando an Ducrot und dieser es an Wimpffen abgegeben hatte, mit der Kapitulation Napoleons und der Armee. Napoleon schickte durch den General Reille ein Schreiben an König Wilhelm, welches also lautete: »Da ich nicht habe an der Spitze meiner Truppen sterben können, bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Ew. Majestät niederzulegen«. Er hatte am Morgen des 2. Sept. vor **Donchery** in dem kleinen Haus eines Webers eine Unterredung mit Bismarck, die aber nur das Resultat hatte, daß Napoleon, der alle Friedensunterhandlungen an die Regentschaft verwies, sich als Gefangenen übergab. Nach einer kurzen Unterredung mit König Wilhelm in dem Schlößchen Bellevue wurde ihm das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen. General Wimpffen schloß, nachdem schon am Abend des 1. Sept. die Verhandlungen begonnen hatten, am Vormittag des 2. die **Kapitulation** ab, durch welche, außer 25,000 in der Schlacht gefangenen, 83,000 Mann (einschließlich die in Sedan befindlichen 14,000 Verwundeten), darunter 2866 Officiere, in deutsche Kriegsgefangenschaft geriethen. An Gefallenen und Verwundeten hatten die Franzosen einen Verlust von etwa 13,000 Mann und verloren außerdem ein ungeheures Kriegsmaterial. Auch Bazaine machte vom 31. Aug. bis 1. Sept. Ausfälle aus Metz gegen die Stellungen des 1. Korps und der Landwehrdivision auf dem rechten Moselufer, um sich mit Mac Mahon in Verbindung zu setzen; doch endigte diese zweitägige Schlacht bei **Noisseville** (s. d.) mit der völligen Zurückwerfung der Franzosen. Die Katastrophe von Sedan hatte den **Sturz des Kaiserreichs** zur Folge. An Stelle der kaiserlichen Regierung wurde in Paris 4. Sept. eine **provisorische Regierung der Nationalvertheidigung** gebildet. Präsident war General Trochu, Vicepräsident Jules Favre, Sekretär Ferry, Mitglieder waren Arago, Crémieux, Gambetta, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Pelletan, Picard, Rochefort und Jules Simon. Die Kaiserin Eugenie floh aus Paris und erreichte 9. Sept. die englische Küste, wo sie mit ihrem Sohn, der sich auf dem Zug von Châlons nach Sedan von seinem Vater getrennt und über Belgien nach England begeben hatte, zusammentraf.

Die Folge dieser Veränderung war die Nothwendigkeit, den Krieg fortzusetzen, da die provisorische Regierung die Parole ausgab: keinen Stein seiner Festungen, keinen Zoll seines Gebiets dürfe Frankreich abtreten. Der Krieg trat dadurch, daß die Republik zu seiner Fortführung die extremsten Maßregeln ergriff, in eine neue Phase; der Volkskrieg brach aus, brachte ungeheures Elend über Frankreich und entzündete einen furchtbaren Haß zwischen dem deutschen und dem französischen Volk. Man rechnete auf französischer Seite auf die Widerstandsfähigkeit von Metz und Paris, auf die Unwiderstehlichkeit des aus dem Volk heraus zu organisirenden Aufgebots, auf die Schwierigkeiten, welche den deutschen Armeen aus ihrer weiten Vertheilung in Feindesland erwuchsen, schließlich wohl auch auf Intervention des Auslands. Die Bewaffnung der neuen Truppen konnte durch Waffeneinfuhr aus England und Amerika bewerkstelligt werden. Deutscherseits erkannte man die Einnahme von Paris als die wichtigste Aufgabe der Kriegführung, und unmittelbar nach der Kapitulation von Sedan setzten

sich die Armeen nach Paris in Bewegung, während General v. d. Tann mit dem 1. bayrischen und dem 11. Korps zurückblieb, um die Instradirung der gefangenen Armee nach Deutschland zu leiten. Das 13. französische Korps unter Vinoy, zur Verstärkung Mac Mahons von Paris gegen Sedan abgesandt, hatte Gelegenheit gefunden, von Mézières nach Paris zu entkommen. Das Hauptquartier des Königs war 5. Sept. in Reims, 14. in Château Thierry, 15. in Meaux, 18. in Ferrières. (Unterwegs wurde Laon genommen, wo die nach der Kapitulation vollzogene Sprengung der Citadelle ca. 100 Deutsche und 300 Franzosen verwundete oder tödtete.) Am 19. Sept. war die Einschließung von Paris vollendet, wobei im Norden vor St. Denis wie auf der Südseite einige Kämpfe vorfielen. Da zu einer Beschießung kein schweres Geschütz zur Stelle, zu einem gewaltsamen Angriff die Cernirungsarmee (ca. 150,000 Mann) viel zu schwach war, so mußte man sich auf Einschließung und Aushungerung beschränken, die aber über Erwarten spät zum Ziel führte, da die Stadt in wirklich großartiger Weise verproviantirt worden war. Die Zahl der Waffentragenden in Paris betrug gegen 400,000.

Um den Widerstand in den Provinzen zu organisiren, waren zwei Mitglieder der provisorischen Regierung, Crémieux und Glais-Bizoin, als Delegirte nach Tours entsandt worden; um die Einmischung auswärtiger Mächte zu veranlassen, begann Thiers eine Rundreise an die Höfe aller Großmächte, welche aber ohne Resultat blieb. Noch am Tage der Cernirung ward der Abschluß eines Waffenstillstands französischerseits versucht. Jules Favre, Minister des Auswärtigen, hatte 19. Sept. eine Unterredung mit dem Grafen Bismarck in Ferrières; es kam aber zu keiner Verständigung. Der Krieg mußte fortgesetzt werden, zwar erfolglos für Frankreich, aber doch mit solchen Anstrengungen und Opfern von seiten der Nation, daß diese Fortsetzung des Kriegs dem französischen Namen viel von der frühern Achtung wieder erwarb, welche die Niederlagen der kaiserlichen Armee zerstört hatten. Die Seele der Nationalvertheidigung wurde Gambetta, welcher 6. Okt. in einem Luftballon von Paris nach Tours sich begab. Die Kampfart der neuen Heere war von der der kaiserlichen Truppen insofern verschieden, als dieselben sich allein auf ihre Masse und ihren persönlichen Muth verlassen mußten, der nöthigen Schulung und Disciplin aber sowie geübter Führer entbehrten. Daher die taktische Ueberlegenheit der deutschen Truppen und die großen Verluste der Franzosen. Ueberall aber wurden Franctireurs zum kleinen Krieg organisirt, durch welche besonders die ohnedies schwer zu erhaltenden Verbindungen der deutschen Armeen mit Deutschland beunruhigt wurden. Hinderlich für diese Verbindung waren besonders die Festungen Toul und Verdun, von welchen erstere 23. Sept., letztere erst 8. Nov. sich ergab. Von den übrigen wichtigen Festungen kapitulirte Straßburg 27. Sept., Soissons 16. Okt., Thionville (Diedenhofen) 24. Nov., Pfalzburg 13. Dec. 1870, Longwy 25. Jan. 1871.

Die Cernirungsarmee vor Paris wurde bis Mitte Oktober durch Heranziehung der Gardelandwehr von Straßburg, der 17. Division (die nach kurzem Verweilen vor Metz Toul und dann Soissons genommen) und von Ersatzmannschaften der Korps der dritten und vierten Armee auf 202,030 Mann Infanterie, 33,794 Mann Kavallerie und 898 Geschütze gebracht, welche Streitkräfte übrigens zunächst auch zur Abwehr der Entsatzheere dienen mußten. Diese Armee war eifrig beschäftigt, ihre Stellungen uneinnehmbar zu machen, sowohl um jede Verbindung zwischen Paris und der Provinz abzuschneiden, als auch um den Ausfällen der Pariser entgegentreten zu können. Erdwerke aller Art, Geschützemplacements und Schützengräben wurden hergestellt, Verhaue in großer Zahl und Ausdehnung angelegt, alle passend liegenden Gebäude vertheidigungsfähig gemacht und innerhalb der Stellung gute Kommunikationen hergestellt. Die Pariser dagegen umgaben sämmtliche Befestigungen mit einem oft doppelten Gürtel vorgeschobener kleiner Erdwerke. Außerdem unterhielt ihre Artillerie von den Forts aus ein unaufhörliches Feuer mit Geschützen schwersten Kalibers gegen alles, was vom Feind wahrzunehmen war, und sie erreichten dadurch, obwohl sie keinen erheblichen Schaden anzurichten vermochten, eine beständige Beunruhigung der Vorposten und der zunächst kantonnirenden Truppen. Auch an Ausfällen fehlte es schon im September nicht. Der bedeutendste derselben wurde 30. Sept. unter Leitung des Generals Vinoy gegen das 6. Korps bei Villejuif, Chevilly und Thiais unternommen, während vom Fort Issy aus gegen das 5. und vom Fort Charenton aus gegen das 11. Korps demonstrirt ward. Die Franzosen wurden mit bedeutendem Verlust zurückgeworfen, setzten aber ihre Ausfälle im Oktober fort, während zugleich eine Bedrohung der Cernirungsarmee von außen her begann. Es wurde nämlich an der Loire eine neue französische Armee gebildet, welche Anfang Oktober unter General de la Motterouge gegen Paris sich in Bewegung setzte. Gegen diese wurde der bayrische General v. d. Tann detachirt, welcher nach mehreren Gefechten 11. Okt. Orléans besetzte. Zugleich wurden nach glücklichen Gefechten mit Mobilgarden und Franctireursbanden die Städte Châteaudun und Chartres 18. und 21. Okt. besetzt. Auch nach Norden wurden einzelne Abtheilungen detachirt, um Beunruhigungen der Belagerungsarmee zu verhindern; vor Paris selbst aber fanden 21. und 28. Okt. hitzige Kämpfe gegen ausfallende Truppen statt. Am 21. focht die Gardelandwehr bei Malmaison; am 28. Okt. bemächtigten sich die Pariser des von der Garde besetzten Dorfs Le Bourget (s. d.), wurden aber unter großen Verlusten beiderseits 30. Okt. wieder daraus vertrieben.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz, wo das bergige Terrain dem Volkskrieg sehr günstig war, wurden gleich nach dem Fall Straßburgs 27. Sept. Maßregeln getroffen, um den Franctireurs entgegenzutreten und die Festungen Schlettstadt, Neubreisach und Belfort einzunehmen. Es wurde ein 14. Armeekorps aus der badischen Division und der preußischen Brigade von der Goltz gebildet, welches 23 Bataillone, 20 Schwadronen und 72 Geschütze stark unter General v. Werder den Marsch gegen die Seine in der Richtung auf Troyes und Châtillon sur Seine antreten sollte. Zugleich erhielt die bei Freiburg koncentrirte 4. Reservedivision unter General v. Schmeling Auftrag, Schlettstadt und Neubreisach einzuschließen und Belfort zu beobachten. Dieselbe ging vom 1.—3. Okt. bei Neuenburg über den Rhein und griff erst Schlettstadt (s. d.) und dann Neubreisach (s. d.) an. Werder, dessen Avantgarde mehrere Gefechte, besonders 6. Okt. bei Etival, zu bestehen hatte, erreichte 14. Epinal, 18. Vesoul und drängte in dem Treffen bei Etuz und Cussey am Fluß Ognon die Truppen des Generals Cambriels gegen Besançon zurück. Da diese starke Festung nicht angegriffen werden konnte, ging Werder am 26. nach

Gray zurück. Am 27. Okt. kapitulirte Bazaine, nachdem er seit 22. Sept. wieder mehrere Ausfälle gemacht, auch Unterhandlungen politischen Charakters vergeblich versucht hatte. Diese *Kapitulation von Metz*, welche die Festung mit allen Waffen- und Munitionsvorräthen und eine Armee von etwa 173,000 Mann und 6000 Officieren in deutsche Hände gab, war ein Ereignis von der größten Tragweite. Denn der Armee Friedrich Karls bedurfte man eben damals sehr gegen die französische Loirearmee, welche infolge der fieberhaften Thätigkeit Gambetta's bedrohliche Operationen begann. Die Aufgabe, welche dem General Aurelle de Paladines gestellt wurde, war, gegen Paris vorzugehen, um die Belagerung mit Hülfe der Pariser aufzuheben und den General v. d. Tann in Orléans abzuschneiden. Zu diesem Zweck setzten sich die Franzosen 8. Nov. gegen Orléans in Bewegung, um 9. Nov. die Straße von Châteaudun nach Orléans zu gewinnen und so zwischen v. d. Tann und die bei Chartres befindlichen deutschen Abtheilungen, die 17. und 22. Division unter dem Großherzog von Mecklenburg, zu gelangen. Allein v. d. Tann räumte 8. Nov. Orléans, lieferte am 9. dem nachrückenden Feinde das Treffen bei Coulmiers und zog sich dann auf Toury zurück. Beide Theile zogen neue Verstärkungen an sich. Den Oberbefehl über die gesammten bei Toury vereinigten Truppen erhielt der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Bereits aber war der größere Theil der bisherigen Cernirungsarmee von Metz, das 3., 9., 10. Armeekorps, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gegen die Loire im Anmarsch, während der kleinere Theil derselben, das 1. und 8. Korps, unter General v. Manteuffel gegen Amiens marschirte, das 2. Korps in die Cernirungslinie vor Paris einrückte, die 14. Division die Festungen im Norden, namentlich Mézières, belagerte und nur die 13. Division nebst der Landwehrdivision zunächst in Metz verblieb. Der Großherzog hatte bis zur Ankunft Friedrich Karls, der in forcirten, äußerst anstrengenden Märschen heraneilte, einen schweren Stand gegen die überlegene, freilich nicht sehr kampftüchtige französische Armee, der er mehrere Treffen (17. Nov. bei Dreux, 18. bei Châteauneuf) lieferte. Am 25. Nov. stand Friedrich Karl nahe genug, um den Oberbefehl über sämmtliche Truppen zu übernehmen. So konnte der Versuch Aurelle's, bei Pithiviers gegen Fontainebleau vorzubrechen, 28. Nov. durch das glückliche Treffen bei Beaune la Rolande vereitelt werden. Am 2. Dec. warf der Großherzog den Feind bei Loigny und Poupry zurück, und nach mehrtägigen Gefechten wurde 4. Dec. Orléans wieder von den Deutschen besetzt. Von Gambetta wurde nun Aurelle de Paladines abgesetzt; die Loirearmee wurde in zwei Theile unter Chanzy bei Blois im W. und unter Bourbaki bei Bourges getheilt. Gleichzeitig zog sich die Delegation von Tours nach Bordeaux zurück. Prinz Friedrich Karl folgte zunächst Chanzy nach der untern Loire, besetzte 13. Dec. Blois, drängte Chanzy nach Vendôme zurück, ließ ihn aber, als er sich noch weiter westlich bis Le Mans zurückzog, nur durch ein Korps beobachten und seine übrigen Truppen in und bei Orléans einige Tage ausruhen. So war die Gefahr von der Cernirungsarmee glücklich abgewendet, welche um so drohender gewesen war, als die Pariser 30. Nov. und 2. Dec. gegen Südosten heftige Ausfälle machten, um der Loirearmee die Hand zu reichen; dieselben wurden aber bei Brie und Champigny von den Sachsen, Würtembergern und Pommern wieder nach Paris zurückgetrieben. Nach kurzem Stillstand an der Loire ergriff Friedrich Karl 6. Jan. 1871 die Offensive gegen Chanzy, der zwischen Vendôme und Le Mans stand; er drang mit ca. 70,000 Mann unter großen Strapazen, die durch das schwierige, koupirte Terrain, schlechte Wege und höchst ungünstiges Wetter für die schon vorher hart mitgenommenen Truppen äußerst aufreibend waren, vor und besetzte nach sechstägigen Kämpfen Le Mans 12. Jan. Der Feind erlitt dabei sehr bedeutende Verluste. Am 16. besetzte der Großherzog Alençon, am 19. der General v. Hartmann Tours. Damit war die Armee Chanzy's, der sich nach der Bretagne zurückzog, außer Stand gesetzt, noch weiter zu operiren. Währenddessen hatten auch im *Norden von Paris* heftige Kämpfe stattgefunden. Dorthin hatte sich nach der Kapitulation von Metz 7. Nov. General v. Manteuffel mit dem 8. Korps und dem größten Theil des 1. Korps in Bewegung gesetzt, um den neu gebildeten französischen Streitkräften in den nördlichen Departements entgegenzutreten, welche zuerst Bourbaki und nach dessen Abgang zur Loirearmee (19. Nov.) General Farre, vom 3. Dec. an General Faidherbe befehligte. Am 27. Nov. ward Farre bei *Amiens* (s. d.) geschlagen und diese Stadt am 28. besetzt. Von da zog Manteuffel, in Amiens und der 27. Nov. eroberten kleinen Festung La Fère Besatzungen zurücklassend, 1. Dec. weiter nach Westen, um die bei Rouen aufgestellten feindlichen Streitkräfte zurückzuschlagen, besetzte 5. Dec. Rouen, am 9. die Hafenstadt Dieppe und zersprengte die auf dem linken Seineufer vordringenden Heeresabtheilungen. Inzwischen hatte General Faidherbe das Kommando übernommen, die Nordarmee verstärkt und rückte mit etwa 50,000 Mann zur Offensive heran. Auf dies hin ließ Manteuffel den größten Theil des 1. Korps unter General Bentheim zurück, eilte mit dem 8. Korps, etwa 30,000 Mann, gegen Osten und griff 23. Dec. den am Flüßchen Hallue aufgestellten Feind an. Die Franzosen leisteten einen sehr hartnäckigen, gut geleiteten Widerstand und konnten nicht vollständig aus ihren Positionen verdrängt werden (s. *Hallue*, Schlacht an der). Doch 24. Dec. traten sie den Rückzug auf Douai an; Manteuffel folgte ihnen bis in die Gegend von Bapaume. Eine Schar von 15—20,000 Mann, welche sich bei Rouen sammelte, wurde von General v. Bentheim auseinander gejagt und den feindlichen Kriegsschiffen, welche von Havre aus die Seine aufwärts fuhren, durch Versenkung mehrerer (darunter einiger englischen) Schiffe bei Duclair der Weg versperrt. Das 1. Armeekorps nahm nun bei Rouen, das 8. an der Somme Stellung. Mézières kapitulirte 2. Jan. 1871. Am nämlichen Tage ging Faidherbe vor, zunächst um die Festung *Péronne* zu entsetzen. Am 3. Jan. kam es zu einem unentschiedenen Gefecht bei *Bapaume*, in dessen Folge Faidherbe wieder nach Arras zurückging. Péronne kapitulirte 9. Jan. Als sodann Faidherbe abermals vorrückte, wurde er von General Göben, der 8. Jan. an Stelle des zur Südarmee abberufenen Manteuffel den Oberbefehl übernommen hatte, 19. Jan. bei *St. Quentin* in siebenstündiger Schlacht aus allen seinen Positionen geworfen, worauf er, nach großem Verlust, eilig bis Cambrai zurückging. Göben nahm seine Stellung wieder an der Somme. Damit erreichten die Operationen auf diesem Schauplatz in der Hauptsache ihr Ende.

Auch auf dem *südöstlichen Kriegsschauplatz* ward im Lauf des Januar eine drohende Gefahr glücklich abgewendet. Ende Oktober hatte General Werder

seine Stellung bei Vesoul genommen, von wo er den General Beyer gegen Dijon detachirte, welches nach heftigem Kampf 31. Okt. besetzt wurde. Von den Festungen im obern Elsaß kapitulirte Schlettstadt 24. Okt., Neubreisach 10. Nov.; Belfort wurde von der 1. Landwehrdivision (v. Treskow) 3. Nov. cernirt. Werder selbst nahm Mitte November sein Hauptquartier in Dijon und schlug am 26. und 27. mehrere Angriffe Garibaldi's zurück; ebenso wurde 18. Dec. der französische General Crémer bei Nuits zurückgeschlagen, während General v. d. Goltz gegen die Festung Langres operirte. Doch Ende December begann **Bourbaki** auf Befehl Gambetta's seine Loirearmee von Nevers aus nach Osten zu ziehen, um nach Besiegung Werders Belfort zu entsetzen, die Verbindung zwischen den deutschen Heeren und Deutschland zu unterbrechen und womöglich über den Rhein zu dringen. Die Lage ward kritisch, da den 150,000 Mann Bourbaki's (abgesehen von dem Belfort belagernden Korps) nur die ca. 40,000 Mann Werders gegenüberstanden. Werder gab nun Dijon auf und nahm seine Stellung wieder bei Vesoul. Von hier rückte er 9. Jan. 1871 in die Nähe von Belfort, um welchen Platz es sich nun handelte, während er den Marsch Bourbaki's durch das Gefecht der Division v. Schmeling bei Villersexel aufhalten ließ. Werder wurde nun 15.—17. Jan. in seiner wohlbefestigten Stellung von der ganzen Armee Bourbaki's angegriffen; die deutschen Truppen hielten aber mit ewig denkwürdigem Heroismus Stand, und 18. Jan. begann Bourbaki den Rückzug mit einem Verlust von ca. 8000 Mann, da das Heranrücken Manteuffels sich immer fühlbarer machte. Dieser hatte nämlich 10. Jan. 1871 den Oberbefehl der aus dem 2. und 7. (Fransecky und Zastrow) Korps bestehenden Südarmee übernommen, welche den Marsch gegen Bourbaki antrat. Sobald aber letzterer 19. Jan. seinen Rückzug begonnen hatte, gab Manteuffel den Plan, nach Vesoul zu marschiren und sich mit Werder zu vereinigen auf und machte eine Schwenkung nach rechts, um den Feind am Abmarsch nach Süden zu verhindern. Die Folge hiervon war, daß die demoralisirte französische Armee, welche zuletzt nach der durch Gambetta verfügten Absetzung Bourbaki's General Clinchant kommandirte, nach einem letzten Gefecht bei Pontarlier von allen Verbindungen abgeschnitten und gezwungen wurde, 1. Febr. auf schweizerisches Gebiet überzutreten, wo sie entwaffnet, sonst aber in ihrem jämmerlichen Zustand gut verpflegt wurde. Damit war auch diese Armee vernichtet. Dijon, welches nach Werders Abzug von Garibaldi mit 25,000 Mann besetzt worden war, wurde von demselben, nachdem er durch die Brigade Kettler des 2. Korps, eine Schar von 6000 Mann, eine Woche lang sich hatte im Schach halten lassen, beim Anrücken stärkerer Streitkräfte 31. Jan. geräumt und 1. Febr. von den Deutschen wieder besetzt.

In denselben Tagen war endlich vor Paris ein **Waffenstillstand** abgeschlossen worden. Die Belagerten hatten 21.—23. Dec. Ausfälle gemacht, darauf hatte 27. Dec. die Beschießung des Mont Avron und 5. Jan. 1871 das Bombardement gegen die sämmtlichen Forts und die Stadt begonnen. Am 19. Jan. fand der letzte Ausfall gegen Versailles statt, welcher mit 100,000 Mann ausgeführt wurde, aber mit großem Verlust für die Franzosen endigte. Da nun auch der Mangel an Lebensmitteln in der Stadt sehr drückend geworden war, erschien 23. Jan. Jules Favre in Versailles, um über einen Waffenstillstand zu unterhandeln. Nach mehrtägigen Unterhandlungen wurde 28. Jan. eine **Konvention** abgeschlossen, in welcher ein Waffenstillstand auf 21 Tage und zugleich die Uebergabe sämmtlicher Forts um Paris von Favre zugestanden wurde. Während des Waffenstillstands sollte eine Demarkationslinie die Truppen trennen, und es sollte eine französische Nationalversammlung berufen werden, welche an Stelle der bestehenden Regierung der Nationalvertheidigung einen Entschluß über die Krieg- oder Friedensfrage fassen sollte. Ausgenommen vom Waffenstillstand waren die Departements Doubs, Côte d'Or und Jura, wo die Feindseligkeiten vorläufig fortdauern sollten, weshalb Belfort erst 16. Febr. 1871 bei Erneuerung des Waffenstillstands auf Befehl der französischen Regierung von dem Vertheidiger, Oberst Denfert, übergeben wurde. Als Gambetta den Waffenstillstand nur zur Verstärkung der Armeen und zur Beherrschung der Wahlen im Sinn eines Kriegs à l'outrance benutzen wollte und zu diesem Zweck eine Proskriptionsliste erließ, protestirten Bismarck und die Pariser Regierung, verlangten durchaus freie Wahlen, und Gambetta, gegen welchen bereits Verhaftsbefehle ausgestellt wurden, sah sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Die Wahlen fanden 8. Febr. statt, und 12. Febr. ward die Nationalversammlung in Bordeaux eröffnet.

Der Waffenstillstand erstreckte sich auch auf die Seestreitkräfte. Die Operationen zur See waren übrigens wider Erwarten sehr dürftig ausgefallen. Admiral Bouet-Willaumez (s. d.) war 26. Juli 1870 aus der Nordsee in die Ostsee eingelaufen, fuhr dann bei Wismar, Rostock, Swinemünde und Kolberg vorüber, wo überall Strandbatterien zur Vertheidigung der Küste bereit waren, versuchte aber keinen Angriff. Nach der Schlacht von Wörth erhielt der Admiral den Befehl, in der Ostsee zu bleiben und sich auf die Blokade der Häfen zu beschränken. Nur 17. und 21. Aug. kam es bei Hiddensee und bei Danzig zu einem kleinen Seegefecht. Am 12. Aug. erschien auch der Admiral Fourichon mit 8 Panzerschiffen bei Helgoland und blokirte die Nordseehäfen, kehrte aber Mitte September nach Cherbourg zurück. Bouet-Willaumez blieb erst in der Ostsee und hatte viel unter dem schlechten Wetter zu leiden, welches im September dort herrschte, erhielt dann aber auch Befehl, nach Cherbourg zurückzukehren. Er zeigte sich 25. Sept. vor dem Jahdebusen, um der dort liegenden norddeutschen Flotte eine Schlacht anzubieten, und fuhr dann, als jene nicht herauskam, nach Cherbourg, wo er 29. Sept. eintraf. Doch wurde ein anderes Geschwader, unter Admiral de Gueydon, in die Nordsee geschickt. Uebrigens kam es zu keinem Zusammenstoß mehr, nur wurden ziemlich viele deutsche Handelsschiffe aufgebracht.

Der 12. Febr. zu Bordeaux eröffneten französischen Nationalversammlung mußte sich die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit fernern Widerstands unabweislich aufdrängen. Frankreich war im höchsten Grad erschöpft. Gegen 400,000 französische Soldaten, darunter 11,860 Officiere, waren in deutscher Kriegsgefangenschaft, gegen 100,000 Mann in der Schweiz internirt, und die mehr als 150,000 Mann starke Armee von Paris würde vertragsmäßig mit Wiederausbruch der Feindseligkeiten gleichfalls in Kriegsgefangenschaft gekommen sein. Ein ungeheures Kriegsmaterial war in deutsche Hände gefallen oder im Lauf des Kriegs vernichtet worden. Endlich war die deutsche Armee im Besitz der wichtigsten strategischen Abschnitte, beherrschte etwa ein Drittel des

französischen Territoriums und hatte die Hauptstadt Paris durch Besetzung der Forts vollständig in ihrer Gewalt. Der Waffenstillstand wurde zweimal verlängert; die Nationalversammlung aber ernannte 17. Febr. Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik und beauftragte ihn mit Eröffnung der Friedensunterhandlungen. Dieser begab sich 21. Febr. nebst den Ministern Favre und Picard und einer von der Nationalversammlung gewählten diplomatischen Kommission von 15 Mitgliedern in das deutsche Hauptquartier zu Versailles, um die Unterhandlungen anzuknüpfen. Von der deutschen Regierung wurde die Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Straßburg, Metz und Belfort und eine Kriegskontribution von 6 Milliarden verlangt. Die französischen Unterhändler brachten (mit Hülfe der englischen Regierung) die Geldforderung auf 5 Milliarden herab und setzten durch, daß die Festung Belfort bei Frankreich verbleiben sollte. So wurde 26. Febr., vorbehaltlich der Genehmigung der Nationalversammlung, der Präliminarfriede von Versailles unterzeichnet, in welchem die Abtretung des oben erwähnten Territoriums mit den Festungen Metz und Straßburg, die Zahlung von 5 Milliarden und die Besetzung französischen Bodens bis zur Abtragung dieser Summe stipulirt ward. Speciell ward festgesetzt, daß eine Milliarde im Lauf des Jahrs 1871, der Rest in drei Jahren gezahlt werden sollte. Die deutschen Truppen sollten das Innere der Stadt Paris, die am linken Seineufer liegenden Forts und die westlichen Departements unmittelbar nach Ratifikation des Präliminarfriedens, die Departements zwischen dem rechten Seineufer und der Ostgrenze nach Ratifikation des definitiven Friedens allmählich in der Art räumen, daß nach Zahlung von 2 Milliarden nur noch die Departements Marne, Ardennes, Haute-Marne, Meuse, Vosges, Meurthe und die Festung Belfort mit ihrem Umkreis besetzt bleiben sollten. Die 3 Milliarden, deren Abzahlung verschoben ward, sollten mit 5 Proc. verzinst werden. Dabei ward eine Umänderung der Territorialgarantie in eine für genügend erachtete finanzielle Garantie nach Zahlung von zwei Milliarden für zulässig erklärt. Im übrigen enthielt der Präliminarfriede noch die Festsetzungen über Auslieferung der Kriegsgefangenen und Verwaltung de besetzten französischen Gebietstheile. Diesen Vertrag legte Thiers 28. Febr. der Nationalversammlung vor, und derselbe ward 1. März mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen. An demselben Tage fand die Besetzung eines Theils von Paris durch 30,000 Mann der deutschen Armee statt. Am 28. März wurde die Konferenz zum definitiven Abschluß des Friedens zu Brüssel eröffnet. Da aber dort die französischen Diplomaten unerwartete Schwierigkeiten machten, stockten die Unterhandlungen längere Zeit, bis Thiers durch den Aufstand der Pariser Kommune ins Gedränge kam. Daher wurde 6. Mai der Kongreß nach Frankfurt verlegt, und hier kam 10. Mai der definitive Friede zu Stande, den von deutscher Seite Bismarck und Graf Arnim, von französischer Jules Favre, Pouyer-Quertier und Goulard unterzeichneten. Er lautet, abgesehen von einigen Bestimmungen der Zahlung und der Okkupation, wie die Präliminarien.

So endigte nach einer Dauer von 180 Tagen dieser Krieg, in welchem 15 größere Schlachten und weit über 100 Gefechte, fast alle für die Deutschen siegreich, geschlagen, 370,000 Franzosen gefangen, gegen 7000 Geschütze und 120 Fahnen von den Deutschen erbeutet wurden. Der deutsche Gesammtverlust betrug gegen 120,000 Mann, darunter ca. 19,000 Todte, 88,000 Verwundete, 6000 Vermißte. Der Gewinn des Kriegs war nicht bloß die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen und der Festungen Straßburg und Metz, sondern auch die Gründung eines Deutschen Reiches, welch letzteres schon während des Kriegs errichtet wurde (vgl. Deutschland, Geschichte).

Literatur. Deutsche: Das officielle Werk »Der Deutsch-französische Krieg 1870—71, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabs« (Berl. 1872 ff.). Auf officielle Aktenstücke basirt sind: Blume, Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Kriegs (3. Aufl., Berl. 1872); v. Wartensleben, Die Operationen der Südarmee im Januar und Februar 1871 (2. Aufl., das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Manteuffel (das. 1872); v. Schell, Die erste Armee unter General v. Steinmetz (das. 1872); Derselbe, Die Operationen der Nordarmee unter General v. Göben (das. 1873); v. d. Goltz, Die Operationen der zweiten Armee von Beginn des Kriegs bis zur Kapitulation von Metz (das. 1873); Löhlein, Die Operationen des Korps des Generals v. Werder (das. 1874). Außerdem sind als vollständige Darstellungen des Kriegs hervorzuheben: Rüstow, Der Krieg um die Rheingrenze 1870—71 (Zür. 1870—71); Niemann, Der französische Feldzug 1870—71 (mit vielen Karten, Hildburgh. 1871); Borbstädt, Der deutsch-französische Krieg 1870 (Berl. 1871). Populäre, illustrirte Darstellungen lieferten: H. Fechner (3. Aufl., Berl. 1871), W. Müller (Stuttg. 1873), G. Hiltl (Bielef. 1872), Th. Fontane (Berl. 1873 ff.). Französische: General d'Aurelle de Paladines, La première armée de la Loire (Par. 1872; deutsch von La Pierre, Braunschw. 1874); General Chanzy, La deuxième armée de la Loire (Par. 1872; deutsch von Busse, 5. Aufl., Hannov. 1874); General Faidherbe, Campagne de l'armée du Nord (Par. 1871; deutsch, Kass. 1872); »La campagne de 1870 jusqu'au 1er septembre, par un officier de l'armée du Rhin« (Brüss.); Marschall Bazaine, L'armée du Rhin (Par. 1871; deutsch, Kass. 1872); General Martin des Pallières, Orléans (Par. 1871); General Vinoy, Siége de Paris (das. 1872); de la Roncière le Noury, La marine au siége de Paris (das. 1872); J. Favre, Le Gouvernement de la défense nationale (das. 1871—1872, 2 Thle.); Freycinet, La guerre en province (7. Aufl., das. 1873). Vgl. auch Hirth und v. Gosen, Tagebuch des deutsch-französischen Kriegs, eine Sammlung der wichtigeren Quellen (Leipz. 1871—1874, 3 Bde.), v. Busse, Die Heere der französischen Republik (Hannov. 1874) und das statistische Werk von H. Engel: Die Verluste der deutschen Armeen ꝛc. (Berl. 1872).

Deutschgesinnte Genossenschaft, eine der deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrh., 1643 zu Hamburg von Ph. v. Zesen und Dietr. Petersen gestiftet. Ihr Sinnbild war ein von Sonnenstrahlen beschienener Rosenstock mit dem Spruch: »Unter den Rosen ist liebliches Losen«. Die Seele des Vereins, dessen Zweck in Reinigung der deutschen Sprache und Poesie bestand, war Zesen (genannt der »Färtige«), der ihm auch seine phantastische Eigenthümlichkeit ausdrückte. Er wollte namentlich alle fremden Wörter, selbst die längst eingebürgerten, ausmerzen und schlug dafür neu gebildete Wörter vor, die oft ebenso sinnlos als

abgeschmackt waren. Zu seinen Gegnern gehörte besonders Schuppius. Der Verein erweiterte sich nach und nach in vier Zünfte (Rosen-, Lilien-, Nägelein- und Rautenzunft) und hielt sich bis in die ersten Jahre des 18. Jahrh.

Deutschkatholiken, die Mitglieder der Religionsgesellschaft, welche sich 1844 von der römisch-katholischen Kirche getrennt und auf Grund neuer Glaubensbekenntnisse Gemeinden gegründet hat. Die nähere Veranlassung zu dieser Trennung innerhalb der katholischen Kirche gab die damals angeordnete Ausstellung des heiligen Rocks in Trier, die selbst unter den aufgeklärten Katholiken großen Anstoß erregte, das Signal aber ein Sendschreiben des katholischen Priesters Ronge (s. d.) an den Bischof Arnoldi von Trier (1. Okt. 1844), das zuerst in den »Sächsischen Vaterlandsblättern« (15. Okt.) erschien, und worin jene Ausstellung ein den Aberglauben und Fanatismus beförderndes Götzenfest genannt ward. Schon vorher war in Schneidemühl in der preußischen Provinz Posen eine förmliche Lossagung von der römisch-katholischen Kirche erfolgt, indem der dortige Kaplan Czerski (s. d.) 22. Aug. mit einem Theil seiner Gemeinde aus jener ausgetreten war, was dann 19. Okt. zur Gründung einer christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde führte. In einem bald darauf veröffentlichten Glaubensbekenntnis dieser neuen Gemeinde wurden fast alle specifisch römischen Lehren als unbiblisch verworfen, dagegen die Heilige Schrift für »die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens« erklärt und nicht bloß die nicäische Dogmatik, sondern auch die römisch-katholische Lehre von den sieben Sakramenten, insonderheit auch die vom Meßopfer, von der Transsubstantiation und vom Gebet für das Seelenheil der Verstorbenen beibehalten. Diese Vorgänge in Schneidemühl und der Ronge'sche Brief blieben nicht ohne Nachwirkungen. Die Presse eröffnete die lebhafteste Diskussion für und wider dieselben. Ronge wurde der Held des Tags; von vielen Orten her huldigte man ihm mit Dankadressen und Ehrengeschenken; seine Reisen gestalteten sich zu Triumphzügen, und als ihn das Breslauer Domkapitel mit dem Kirchenbann belegte (4. Dec.), so ward damit der Bewegung nur Vorschub geleistet. In Schlesien, wo die Uebergriffe der Hierarchie schon längst Opposition erregt hatten, brach sich der Abfall vom römischen Katholicismus zuerst in weiteren Kreisen Bahn. Eine Versammlung von etwa 60 Katholiken, welche zu Breslau 15. Dec. gehalten wurde, hatte den Erfolg, daß dieselben, geführt von Regenbrecht, Professor des kanonischen Rechts, unter Hinweisung auf die Erfolglosigkeit aller bisherigen Reformbestrebungen innerhalb der Kirche, aus der Kirche ausschieden. So trat 4. Febr. 1845 die zweite christlich-apostolisch-katholische Gemeinde, welche gleich anfangs gegen 500 Mitglieder zählte, in der Hauptstadt Schlesiens ins Leben. Auch sie vereinigte sich 9. Febr. 1845 über gewisse »Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung« und nahm darauf den Namen einer deutschkatholischen Gemeinde an. Das Breslauer Glaubensbekenntnis unterschied sich von dem Schneidemühler durch eine radikalere Färbung. Es behauptete völlige Gewissensfreiheit und forderte als wesentlich nur den Glauben »an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert, an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst, und an das Walten des Heiligen Geistes auf Erden, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben«. Es nahm nur zwei Sakramente an, Taufe u. Abendmahl, das letztere als Erinnerungsmahl in beiden Gestalten zu empfangen. Christus ward darin als der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen hingestellt, daher Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, Ablaß und Wallfahrt verworfen. Die Breslauer Gemeinde zählte schon zu Anfang des März 1845: 1200 Mitglieder und wählte Ronge zu ihrem Seelsorger. Im Verlauf des Monats Februar fand die Bewegung noch in anderen bedeutenden Städten Deutschlands Anklang. So in Berlin, wo ein Glaubensbekenntnis aufgestellt wurde (3. März), welches mit dem Schneidemühler den orthodoxen Inhalt gemein hatte, in Leipzig (12. Febr.), Dresden (15. Febr.) und Annaberg (20. Febr.), wo man im Gegentheil auf die Seite der rationalistischen Fraktion der neuen Kirchenbildung trat. Im Westen Deutschlands war Elberfeld die erste Stadt, wo eine der Reform huldigende Gemeinde ins Leben trat, und zwar geschah letzteres unter den Namen einer christlich-katholisch-apostolischen (15. Febr.). Weitere Gemeinden bildeten sich zu Offenbach, Worms und Wiesbaden. Aber nur zu Hildesheim und Marienburg in Westpreußen stimmte man noch Czerski bei, und an Berlin schlossen sich noch Potsdam, Nauen und Friesack an. Die bei weitem größere Zahl der im Verlauf des März sich bildenden neukatholischen Gemeinden nahm dagegen das Breslauer Bekenntnis an: so in Chemnitz, Braunschweig, Glogau, Liegnitz, Freistadt, Oppeln, Schlawentzitz, Görlitz, Magdeburg, Dahlen und Oschatz, ferner im Anschluß an Breslau zu Landshut, im Anschluß an Magdeburg zu Genthin, Salzwedel und Nauenburg, im Anschluß an Chemnitz zu Penig und Zschopau. Mit Zugrundelegung des apostolischen Symbolums, aber in Bezug auf Kultus und Verfassung in Uebereinstimmung mit den Anordnungen der Breslauer Schwesterkirche, bildete sich um dieselbe Zeit im Kreis Hamm in Westfalen eine christlich-apostolisch-katholische Gemeinde.

So weit hatte sich die Bewegung verbreitet, als die erste Kirchenversammlung der D. zu Leipzig gehalten wurde, wo im allgemeinen der Typus Ronge's durchdrang. In fünf Sitzungen (23.—26. März) vereinigte man sich über folgende »allgemeine Grundsätze und Bestimmungen der deutschkatholischen Kirche«: Die Grundlage des christlichen Glaubens soll einzig und allein die der Auslegung der Vernunft anheimgegebene Heilige Schrift sein. Als allgemeiner Inhalt der deutschkatholischen Glaubenslehren wird aufgestellt der Glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert; der Glaube an Jesum Christum, den Heiland; der Glaube an den Heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Verworfen werden der Primat des Papstes und die Hierarchie; ferner die Ohrenbeichte, der Cölibat, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung von Reliquien und Bildern, der Ablaß, gebotenes Fasten, Wallfahrten rc. Anerkannt als Sakramente werden nur Taufe und Abendmahl. Erste Pflicht des Christen ist, den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen. Der Gottesdienst besteht wesentlich aus Belehrung und Erbauung; seine äußere Form soll sich stets nach

dem Bedürfnis der Zeit und des Orts richten. Die Theilnahme der Gemeindeglieder wird als wesentliches Erfordernis angesehen. Der Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst wird abgeschafft. Die Gemeindeverfassung steht auf demokratischer Basis, und die Gemeinde gebraucht ihr altes Recht, sich ihre Geistlichen und ihren Vorstand frei zu wählen. Den Geistlichen steht die Verwaltung der geistlichen Verrichtungen, den Aeltesten mit dem aus ihrer Mitte auf ein Jahr von ihnen selbst gewählten Vorstande die Verwaltung aller übrigen Gemeindeangelegenheiten zu. Die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen sind als Vorschläge zu betrachten und erlangen nur dann allgemeine Gültigkeit, wenn sie von der Mehrzahl sämmtlicher einzelnen Gemeinden angenommen worden sind. Nach diesen Leipziger Beschlüssen brach sich danach der Deutschkatholicismus besonders in Preußen Bahn. In allen Provinzen der Monarchie bildeten sich neukatholische Gemeinden, aber bei weitem die zahlreichsten Anhänger fand die werdende freie Kirche in Schlesien. Um Mitte Juni berechnete man hier die Zahl der D. schon auf 40—50,000. Auch im Königreich Sachsen bildeten sich außer den oben genannten noch zu Plauen, Bautzen, Strehla und Glauchau Gemeinden. In Hannover blieb die Hildesheimer die einzige. In Braunschweig beschränkte sich die Theilnahme auf die Hauptstadt des Landes, in Mecklenburg auf Wismar und Ludwigslust und in Anhalt auf Zerbst. Ferner kam es zu förmlicher Gemeindebildung in Frankfurt a. M., im Großherzogthum Hessen, in Kurhessen, Nassau, Würtemberg und Baden. In Bayern wurde ein Versuch dazu in Neustadt a. d. Haardt gemacht, aber von Seiten der Regierung mit Gewalt gehindert. Zu gleich strengen Maßregeln griff die österreichische Regierung, um die ihr mißfällige Bewegung von ihren Grenzen entfernt zu halten; auch wurde hier zuerst, wie später auch in Bayern, der Name D. amtlich verboten und mit dem von Dissidenten vertauscht.

Das Verhältnis, in welches sich die Staatsgewalten in den einzelnen von der deutschkatholischen Bewegung getroffenen Gebieten zu derselben stellten, war im allgemeinen ein schwankendes, meist ein ungünstiges. Im Königreich Sachsen erging von Seiten des Kultministeriums unter dem 26. März eine Verordnung, wonach die D. hinsichtlich der bei ihnen vorkommenden seelsorgerlichen Handlungen mit Ausschluß der Beichte und des Abendmahls bis auf weiteres an den betreffenden protestantischen Orts- oder Bezirksgeistlichen gewiesen wurden. Nach einem königlichen Reskript in Preußen vom 17. Mai 1845 ward ihnen der Mitgebrauch evangelischer Kirchen verweigert, wie ihre Prediger auch nicht für Geistliche geachtet werden und deren Amtshandlungen keine bürgerliche Gültigkeit besitzen sollten. Aber trotz der entschiedenen Abneigung, welche die Regierungsgewalten der deutschkatholischen Bewegung gegenüber bewiesen, fand diese immer weitere Verbreitung. Ende August 1845 bestanden im ganzen 173 Gemeinden; davon kamen auf Preußen allein 118, von den übrigen auf Sachsen 22, Mecklenburg 7, Braunschweig 1, beide Hessen 15, Nassau 2, Baden 3, Würtemberg 2, Frankfurt a. M. 1, Bremen 1, Lübeck 1.

Weit mehr Eintrag als hemmende Regierungsmaßregeln und die Angriffe, welche von der streng römischen Partei auf die sich bildende Kirche gemacht wurden, that dieser die in ihrem eigenen Schoß immer mehr hervortretende Differenz. Bereits auf dem Leipziger Koncil hatte Czerski gegen das dort aufgestellte Bekenntnis mehrfache Bedenken erhoben und später in einem Rundschreiben sich sehr entschieden gegen diejenigen ausgesprochen, welche die Gottheit Christi leugneten. Vergebens bemühte sich der Vorstand der Leipziger Gemeinde, die drohende Spaltung auszugleichen; in Berlin hatte sich schon früher eine sogenannte Protestgemeinde gebildet. Die Gemeinden, welche die positive Richtung Czerski's theilten, hielten 22.—24. Juli 1846 eine Versammlung zu Schneidemühl und stellten daselbst ein biblisches Glaubensbekenntnis auf. Zu diesen den Glauben betreffenden Differenzen kamen noch anderweite Streitigkeiten, welche sich im Schoß einzelner Gemeinden entspannen, namentlich in Breslau, wo sich Ronge mit Theiner, welcher gleich anfangs den Glaubensansichten und lärmenden Triumphreisen jenes abgeneigt gewesen war, verfeindete und infolge davon bei einem großen Theil der dortigen Gemeinde seine Popularität verlor. So gerieth der rasche Aufschwung, den die neue Kirche 1845 und zum Theil noch 1846 genommen hatte, 1847 ins Stocken. Die inneren Mängel und Schäden derselben traten noch sichtbarer auf dem zweiten Hauptkoncil hervor, welches 70 Abgeordnete von 142 selbständigen Gemeinden 25. Mai 1847 in Berlin abhielten. Hier kam es zur Absonderung der Strenggläubigen von der neuen Kirche.

Die politische Bewegung von 1848 schien für den Deutschkatholicismus eine neue Blütezeit herbeizuführen: die deutschen Grundrechte verkündeten unbeschränkte Religions- und Glaubensfreiheit, Oesterreich und Bayern öffneten jetzt ihre Grenzen der neuen Bewegung. Im August 1848 konstituirte sich in Wien eine deutschkatholische Gemeinde, mit welcher aber der damals in der Kaiserstadt herrschende Arbeiterstand gerade am wenigsten sympathisirte. In München wirkten der Professor Kreuzer und der ehemalige katholische Priester Dumhof im September 1848 mit Erfolg zu Gunsten des Deutschkatholicismus. An anderen Orten nahm Ronge seine Thätigkeit wieder auf; aber sein jetzt ganz offen hervortretendes politisches Treiben erregte in vielen sonst befreundeten Kreisen immer entschiedenern Anstoß; von Leipzig und Darmstadt aus erfolgten förmliche Lossagungen von der Person Ronge's, und die christkatholische Gemeinde in Posen veröffentlichte 1849 einen Protest gegen Dowiat, welcher die neue Kirchengemeinschaft zu einem politischen Klub herabwürdigte und in demselben die Realisirung der sogen. socialdemokratischen Republik anstrebte. Gleichwohl wendete sich die Reaktion auch gegen die neuen Gemeinden. In Oesterreich wurden sie schon 1849 wieder verboten, in Bayern ihnen 1850 nur eine beschränkte Duldung gewährt. Auch wo von Seiten der Staatsregierungen nicht hemmend eingegriffen wurde, legte sich die anfängliche Begeisterung für den Deutschkatholicismus bald; an manchen Orten lösten sich die Gemeinden auf, an anderen erfolgten Rücktritte zur katholischen Kirche, an noch anderen, z. B. in Dresden, traten die angesehensten Mitglieder der neuen Kirche zur protestantischen über. In Breslau trat mit dem Professor Regenbrecht eine gewichtige Autorität ab. Ronge sah sich genöthigt, Deutschland zu verlassen, und wandte sich nach Frankreich und England. Die meisten der fortbestehenden deutschkatholischen Gemeinden gaben ihre Sympathien mit den seit 1848 zahlreicher gewordenen »freien Gemeinden« immer unverhohlener kund, und auf einer

DEUTSCHLAND.

Oro-Hydrographische Übersicht.

Maßstab 1:6 600 000.

Deutsche geogr. Meilen 15 = 1° d. Äquat.

Kilometer 111 = 1° d. Äquat.

NORD SEE ODER DEUTSCHES MEER

ADRIAT. MEER

Golf v. Venedig

Ardennen

Odenwald

Schwäbischer Jura

Algäuer Alpen

Teutoburger Wald

Vogelsberg

Thüringer Wald

Lüneburger Heide

Gez. v. H. Mentzke

Meyers Konversations-Lexikon 3. Aufl.

Bibliographisches

32 34 36 38 40 42 44

OSTSEE ODER BALTISCHES MEER

Pregel

54

52

50

48

46

Höhenschichten in Pariser Fuss.

44

12 14 16 18 20

Gest. F. Runge u. L. Rassmann.

Institut in Leipzig.

Zu Artikel »Deutschland«

DEUTSCHLAND.

Politische Übersicht.

Maßstab 1:6 600 000.

Deutsche geogr. Meilen 15 = 1° d. Äquat.

Kilometer 111,3 = 1° d. Äquat.

Meyer's Konversations-Lexikon. 3. Aufl.

Bibliographisches

BALTISCHES MEER

SEE ODER

Bornholm

KÖNIGSBERG

DANZIG

Posen

BRESLAU

WARSCHAU

Lodz

Brest Litowsk

Wilna

Lemberg

RUSSLAND

PRAG

Mähren

WIEN

Ofen (Buda)

PEST

UNGARN

Szegedin

Maria-Theresiopel

Debreczin

Siebenbürgen

Bukowina

RUMÄNIEN

Walachei

Belgrad

BOSNIEN

SERBIEN

Krain

Graz

Stich v. F. Runge

Institut in Leipzig.

Zu Artikel »Deutschland«

Versammlung zu Darmstadt, 20. Febr. 1850, an der 20—30 Abgeordnete aus dem südwestlichen Deutschland theilnahmen, wurde der Wunsch nach voller Vereinigung mit den Freien Gemeinden von der größten Mehrheit ausgesprochen. Dieselbe wirklich durchzuführen, war die Aufgabe des zweiten Leipziger Koncils, welches 22. Mai 1850 zusammentrat, seine Sitzungen aber wegen polizeilicher Maßnahmen nach Köthen verlegen mußte. Hier war es, wo nach längeren Debatten ein Bund verabredet wurde, welcher den Namen »Religionsgesellschaft freier Gemeinden« führen sollte, und durch den die bisher hervorgetretenen Verschiedenheiten der einzelnen Gemeinden zwar nicht aufgehoben, dagegen die Einheit in den Grundsätzen ausgesprochen wurde. In der neuern Zeit hat sich die öffentliche Meinung in Bezug auf den Deutschkatholicismus immer entschiedener dahin ausgesprochen, daß er die Hoffnungen, die sich an sein Entstehen knüpften (vgl. Gervinus, Die Mission der D., Heidelb. 1846), durchaus nicht erfüllt hat. Dagegen hat der sogen. Altkatholicismus (s. d.) seit 1870 Gelegenheit gehabt, von den Fehlern, welche die D. insbesondere durch Hereinziehung der gesammten dogmatischen Debatte begingen, zu lernen. Ueber dieser neuern, reifern Bewegung ist die frühere zurückgetreten. Die meisten deutschkatholischen Gemeinden haben sich nach und nach wieder aufgelöst, die zu Schneidemühl 1857. In Preußen betrug die Anzahl der D. 1861: 6395, 1867: 10,920; im Königreich Sachsen 1849: 1772, 1871: 3015.

Deutschkrone (poln. Walcz), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, in romantischer Lage zwischen schönen Wäldern und zwei fischreichen Seen, Sitz des Landrathsamts und des Kreisgerichts, hat eine neue kathol. und eine evangel. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, ein Krankenhaus, eine Maschinenbauanstalt, Tuchmacherei, Färberei, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Fischerei, Getreide- und Spiritushandel und (1871) 6146 zur Hälfte kathol. Einwohner. D. ist eine rein deutsche Stadt und wurde 1304 von dem Markgrafen von Brandenburg angelegt.

Deutschland (Deutsches Reich, franz. Allemagne, engl. Germany), das im Herzen Europa's, zwischen den vorherrschend slawischen Ländern des Ostens und den romanischen des Westens und Südens liegende, im SO. an Deutsch-Oesterreich und im N. an das stammverwandte skandinavische Dänemark grenzende Land. Es gab eine Zeit, in der alles Land von der Rhône bis jenseit der Weichsel dem deutschen König lehnspflichtig war, in der er als römischer Kaiser seine Hand selbst über Italien streckte. Von der Lehnspflichtigkeit Polens blieb D. der Besitz Schlesiens und Posens, von der Dänemarks Schleswig-Holstein; aber alles romanische Land im W. (Lothringen und Arelat) ging im Laufe der Zeit an Frankreich verloren, das selbst Landschaften mit überwiegend deutscher Bevölkerung (Elsaß und Deutsch-Lothringen) an sich riß, die erst ein glücklicher Krieg 1871 dem Mutterlande zurückgab. Andere, wie die Schweiz und die Niederlande, hat der Westfälische Friede vollends von dem losen Reichsverband abgelöst. Den letzten Rest, der von den westlichen deutsch-romanischen Besitzungen bis zu den französischen Revolutionskriegen noch zum Reich gerechnet worden war, den Burgundischen Kreis (Belgien), vergab der Wiener Kongreß an die Niederlande. Für die Verluste im W. hat D. theilweisen Ersatz im O. erhalten, wo es mit seiner Herrschaft über die Slawen, die einst bis zur Elbe und Thüringischen Saale und nach Oberfranken hineinreichten, auch seine Sprache ausbreitete.

In seinem gegenwärtigen Umfang als Deutsches Reich, gebildet durch Verträge zwischen dem ehemaligen Norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten (December 1870) und durch Erwerbung der Länder Elsaß und Deutsch-Lothringen im Frieden zu Frankfurt (10. Mai 1871), umfaßt D. alle Länder des ehemaligen Deutschen Bundes, mit Ausnahme von Oesterreich, Luxemburg und Liechtenstein, jedoch mit Einschluß der preußischen Provinzen Preußen, Posen und Schleswig und des Reichslandes Elsaß-Lothringen. Es reicht vom westlichsten Punkte der preußischen Rheinprovinz beim Dorf Isenbruch im Regierungsbezirk Aachen unter 5° 52′ bis zum östlichen Ende der Provinz Preußen beim Dorf Schilleningken, unweit Schirwindt an der Scheschuppe, unter 22° 52′ östl. L. v. Gr., und vom südlichsten Punkt am Ursprung der Stillach, eines Quellflusses der Iller, in den Algäuer Alpen, unter 47° 16′ bis zum nördlichsten beim Dorf Nimmersatt nördlich von Memel, unter 55° 53′ nördl. Br. Die Entfernung von Tilsit bis Metz beträgt 1305, von Hadersleben bis Kempten 860, von Swinemünde bis Bautzen 315 und von Trier bis Wunsiedel 400 Kilom. Im N. grenzt D. an die Nordsee, Dänemark und die Ostsee; im O. an Rußland, Polen und Galizien; im S. an Oesterreich von der Weichsel bis an den Bodensee und an die Schweiz; im W. an Frankreich, Luxemburg, Belgien und die Niederlande. Der Flächeninhalt beträgt 544,902 QKilom. (9896 QM.), welche sich auf die einzelnen zum Deutschen Reich gehörenden Staaten folgendermaßen vertheilen:

Länder	QKilom.	QMeilen
Preußen mit Einschluß von Lauenburg	352492	6401,40
Bayern	75863	1377,78
Sachsen	14993	272,30
Würtemberg	19504	354,21
Baden	15257	277,09
Elsaß-Lothringen	14512	263,56
Hessen	7676	139,41
Thüringische Staaten	12288	223,17
Beide Mecklenburg	16235	294,86
Oldenburg	6397	116,17
Braunschweig	3698	67,16
Anhalt	2347	42,63
Lippe	1134	20,60
Waldeck	1121	20,36
Schaumburg-Lippe	443	8,05
Hansestädte	945	17,14

In diese Zahlen sind die Wasserflächen (4154 QKilom.), die besonders in den Provinzen Preußen und Pommern bedeutend sind, eingerechnet. Unter den europäischen Staaten übertreffen D. an Flächeninhalt Rußland (97,210 QM.), Schweden und Norwegen (13,830 QM.) und das österreichisch-ungarische Reich (11,333 QM.); beinahe erreichen es die Türkei mit Rumänien und Serbien (9712 QM.), Frankreich (9600 QM.) und Spanien (9076 QM.); dagegen sind unter den Großstaaten das britische Reich (5720 QM.) und Italien (5376 QM.) um ein Erhebliches kleiner. Vor 1866 umfaßten die Staaten des Deutschen Bundes 11,460 QM., wovon 3591 auf die österreichischen und 3399 QM. auf die preußischen Landestheile kamen.

Bodenbeschaffenheit (siehe »Geologische Karte von D.«). Die Oberfläche Deutschlands zeigt eine Mannigfaltigkeit, wie wir sie kaum irgendwo auf der ganzen Erdoberfläche wieder auf solchem Raum

neben einander finden. Der Wechsel von Gebirgen und Flachländern jeder Art und Form, der im großen und ganzen stattfindet, vereint sich oft noch mit einem überaus raschen Wechsel der Bildungen auf kleine Erstreckung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß fast sämmtliche Gebirgsformationen in D. vertreten sind. Die versteinerungsleeren krystallinischen Schiefer (Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Chloritschiefer) kommen vielfach in den Alpen, ferner in Schlesien, Sachsen, Thüringen, am Spessart, Odenwald, im Wasgenwald, in dem Hohen Venn vor. Von paläozoischen Sedimentgesteinen kommt das silurische System in Thüringen und den angrenzenden Ländern, in seiner obern Abtheilung auch am Harz vor; wenig bekannt ist es aus den Alpen. Die devonische Schichtenreihe ist in großer Mächtigkeit und Ausdehnung am Rhein, in Westfalen und Nassau, am Harz, in Thüringen, an den Sudeten und dem Wasgenwald erschlossen. Die untere Abtheilung der Karbonformation, der Kohlenkalk und die Kulmbildung, tritt bei Aachen, in Westfalen und im westlichen Oberhessen, in Thüringen, am Harz, in den Alpen, das obere produktive Steinkohlengebirge in der Saargegend, um Aachen, in Westfalen besonders an der Ruhr, im Osnabrück'schen, am Harzrand, in Sachsen und Schlesien auf. Die Dyas (Todtliegendes und Zechstein) kommt in den Vogesen, an der Saar, am nördlichen Odenwald, am Harz (besonders südlich und östlich), um Osnabrück, im südöstlichen Westfalen, in Hessen, Thüringen, Sachsen, Schlesien vor. Die mesozoischen Gebilde sind in großer Vollständigkeit vertreten; die Trias insbesondere bedeckt große Räume in den westlicheren und centralen Theilen Deutschlands, namentlich von Basel bis Hannover und Halle im rechtsrheinischen, am Westfuß des Wasgenwalds und von Straßburg bis Trier im linksrheinischen D., außerdem in den Alpen und in Oberschlesien. Der Jura ist sehr verbreitet um Metz, durch Schwaben und Franken, im norddeutschen Hügelland, in den Alpen und auch in Oberschlesien; die Kreide in Norddeutschland einschließlich Westfalens, links vom Niederrhein, bei Dresden, in Nieder- und Oberschlesien, in verschiedener Ausbildungsweise in den Alpen. Die tertiären Bildungen sind sporadisch über ganz Norddeutschland, gehäuft bei Magdeburg und von dort nach S. und W., am Niederrhein, im Mainzer Becken, in Hessen, im Oberelsaß, in Baden, in Schwaben an der Rauhen Alp, in Bayern bis zum Fuß und einschließlich bis auf die Vorberge der Alpen verbreitet. Das quartäre und recente Schwemmland ist fast überall, am kompaktesten in der norddeutschen Ebene vorhanden. Von Eruptivgesteinen der paläozoischen Zeit finden sich Granit und Gneis nebst den Grünsteinen, Diorit, Diabas, Hyperit, Gabbro, Serpentin 2c., in den Centralhebungsstellen der Gebirge, abgesehen von den Alpen in den Vogesen, dem Schwarzwald, Odenwald, Thüringer Wald, in den sich um Böhmen gruppirenden Bergen, im Harz; die meist der Zeit des Rothliegenden angehörenden Porphyre, sowohl Quarzporphyre als quarzfreie Porphyre und Porphyrite, haben ihre Verbreitungsbezirke in Schlesien, Thüringen, östlich und südlich vom Harz und in demselben, am Mittelrhein, um Magdeburg, Halle, Grimma, Meißen 2c., die Melaphyre am Harz, in Niederschlesien, Sachsen, die ihnen anzureihenden Palatinite an der Nahe, in Nassau, der Pfalz. Mesozoische Eruptivgesteine, überhaupt selten, kommen zwar in Südtirol und Oesterreichisch-Schlesien, nicht aber auf deutschem Gebiet vor. Desto verbreiteter sind die der Tertiärzeit angehörenden Gesteine dieser Art: Basalte, Trachyte Phonolithe, Nephelinite und andere Doleritgesteine über ganz Mitteldeutschland, besonders gehäuft am Rhein (Siebengebirge), im Westerwald, Vogelsberg, in Hessen und Thüringen, im Erzgebirge, in der Lausitz. Moderne Vulkane sind um so seltener und wichtig unter ihnen nur Laach und die Eifel. Die vielfache Gliederung und Zerrissenheit Deutschlands zwingt zur Sonderung topographischer Abschnitte; insbesondere ist einerseits das Alpengebiet im S., anderseits die norddeutsche Ebene von dem dazwischen liegenden niedrigern Bergland zu trennen.

I. Die Alpen, ein Hochgebirge, welches alle übrigen Höhenzüge weitaus überragt, treten auch hinsichtlich ihrer Zusammensetzung und der Natur ihrer Gebirgsformationen in Gegensatz gegen die nördlicheren Gebiete, während sie mit den Apenninen und Karpathen in engerem Zusammenhang stehen. Von den Alpen selbst liegt der westlichere Theil in der Schweiz und Frankreich, der östlichere, einschließlich eines Theils der sogen. Centralalpen, in D. (im weitern Sinn); nur die südlichste der drei parallelen Alpenketten, welche im allgemeinen zu unterscheiden sind, fällt theilweise auf italienisches Gebiet. Dagegen gehört nur ein geringer Theil, einer der Hauptabschnitte der nördlichen Kette, zum heutigen Deutschen Reich; bei weitem die größte Masse des Alpengebiets fällt in das deutsche Oesterreich. Daher kommt von den drei Hauptketten auch nur die nördlichste, die der nördlichen Kalkalpen, hier in Betracht, die aus vielen Granitkernen und älteren und jüngeren Sediment- und Eruptivgesteinen gebildeten Centralalpen und die südlichen Kalkalpen nicht. Die nördlichen Alpen bilden einen breiten Gürtel mit mehrfachen Ketten von Vorarlberg an und bestehen zumeist aus steil aufgerichteten, nach S. mit ihren Schichtenköpfen ganz besonders abschüssigen, mächtigen sedimentären Kalken. Sie umfassen, außer dem Bregenzer Wald im äußersten W., die Algäuer Alpen und die Bayrischen Alpen, von der nahezu 3000 Meter hohen Zugspitze, dem höchsten Punkte des Deutschen Reichs, über den Wetterstein und den Karwendel nördlich vom untern Innthal sich hinziehend, bei Kufstein den Inn überschreitend, am Watzmann bei Berchtesgaden die bayrische Grenze erreichend, ein malerisches, mit Alpenseen und vorgelagerten größeren Seen reich ausgestattetes nördliches Gehänge bildend. Ihnen schließen sich weiter östlich, bereits Oesterreich angehörig, die noch pittoreskeren Salzburger Alpen mit dem ca. 3100 Meter hohen Dachstein und den ausgiebigen Salzwerken des »Salzkammerguts«, die Admonter Berge, die vom Ennsdurchbruch bis nach Wien sich erstreckenden Niederösterreichischen Alpen an. Im allgemeinen stehen in diesen Gebirgen die tieferen Schichten südwärts, die höheren nordwärts an, umgekehrt wie in den Südalpen, deren jüngste Glieder die südlichsten sind. Das älteste Formationsglied ist die Trias; sie ist hier, abweichend von ihrer Ausbildung im übrigen D., fast durchweg, nur mit Ausnahme der tiefsten, auch hier sandigen Gebilde, der Grödener Schichten, kalkig, so daß die Mergel, Sandsteine 2c. der Keuperzone durch mächtige, oft fossilienreiche Kalke und durch Dolomitmassen ersetzt sind. Das Steinsalz des Salzkammerguts und der Bayrischen Alpen gehört in die Zone des untern oder Kohlenkeupers, der Lettenkohle, welche außer diesen Salzen und den sie begleitenden Gipsen hier ebenfalls nur Kalke führt. An Fundstätten im deutschen Bereich sind Reichenhall und Berchtesgaden in Bayern hervorzuheben. Im

DEUTSCHLAND.

Geologische Übersicht.

Maßstab 1:6600000.

NORD SEE ODER DEUTSCHES MEER

ADRIAT. MEER

Meyers Konversations-Lexikon 3 Aufl.

Bibliographisches

Trachyte, Basalte, Laven. | Krystallinische Gesteine. | Devon und Silur. | Kohlenformation. | Zechstein u. Roth

ST SEE ODER BALTISCHES MEER

Tatra

Ungarisches Erzgeb.

Siebenbürgisches Erzgeb.

Karawanken

Warasdiner Gebirge

stitut in Leipzig.

Zu Artikel »Deutschland«

gendes. | Trias. | Jura (ohne Wald.) | Kreide. | Tertiär. | Alluvium u. Diluvium.

ganzen nimmt die Trias weiter östlich größern Raum ein. Sie ist gegen den Jura durch mächtige Kalkmergelmassen abgegrenzt, die Kössener Schichten, welche ihrerseits von den Liaskalken überlagert werden. Auch diese reihen sich nicht dem im übrigen D. gültigen Schema an, vielmehr treten sie in verschiedener Form, als dunkle Algäuer Mergel oder Fleckenmergel, dann als dunkle, meist rothe, Adnether Kalke und endlich als helle oder blaßrothe Hierlatzkalke ohne Unterschied des speciellen Niveau's auf. Die Schichten des mittlern Jura sind ebenso abweichend, aber minder vollständig (z. B. als Vilser Kalke) entwickelt; die des obern Jura bestehen zumeist aus dessen obersten, direkt die Kreidebildung unterlagernden Schichten, aus den sogen. Tithonbildungen, denen die karpathischen Stramberger Kalke parallel sind. Diese massigen Kalke zeigen namentlich einen sehr schroffen Gegensatz gegen die gleichzeitigen norddeutschen Uebergangsgebilde zwischen Jura und Kreide. Die letztere tritt in ihren sämmtlichen Abtheilungen, in der untern meist als Spatangen- und Schrattenkalk, in der obern Hälfte mit deren tieferen Gliedern hauptsächlich als Gosauformation, aber, z. B. in Vorarlberg, auch mit den obersten, der dänischen Kreide entsprechenden Schichten auf. Die Kreide ist nicht minder von der außeralpinen sehr verschieden und die Gosauformation insbesondere durch das Auftreten gewisser zweischaliger Mollusken, der Rudisten (Hippuriten, Kaprotinen rc.), ausgezeichnet, nach welchen die Schichten des Kreidekalks auch oft benannt werden. Der äußerste Nordrand des Gebirges ist von eocänen Gesteinen, dem feinkörnig-schieferigen Flysch oder Macigno und dem Wiener Sandstein, in schmalem Saum umgeben, der weiter ostwärts den »Wiener Wald« bildet, die Donau überschreitet und endlich, nach einer längern Lücke, jenseit der March wieder auftauchend, zu den karpathischen Gebirgsbildungen hinübergeht, welche an der oberschlesischen Grenze wieder das deutsche Gebiet berühren. Die Beskiden, über 1430 Meter Höhe erreichend, deren ältestes Gebilde das jüngste des Jura, der schon erwähnte, nach dem Fundort Stramberg benannte Kalk ist, und in welchen darüber, reich gegliedert und als Kalk, Schiefer und Sandstein entwickelt, die unterste Kreide, dann meist sandig die obere Kreide liegt, haben einen mächtigen Gürtel von eocänem »Karpathensandstein«. Von der Nordalpenkette nördlich findet man einen breiten Gürtel von jungtertiären Bildungen, denen der Molasse, besonders von einem Konglomeratgestein, das in der Schweiz außerordentlich fest wird und sich (am Rigi rc.) zu beträchtlichen Höhen erhebt, der Nagelflue. Aehnliche Konglomerate bedecken die bayrische Hochebene in größter Breite, sich nach beiden Seiten, nach dem Bodensee und nach der österreichischen Grenze zu, verschmälernd. Auch an der obern Oder kommt ein, wenn auch schmaler tertiärer Grenzstrich zwischen den nordländischen, oberschlesischen und ganz verschiedenen karpathischen Sedimentgesteinen wieder zum Vorschein. Die jungtertiären Ablagerungen des südlichen Bayern, in welchem die Hauptstadt München fast 850 Meter ü. M. liegt, sind indeß vielfach und auf große Strecken von neueren Bildungen, besonders auch von Sumpf und Moor, bedeckt. Dasselbe gilt von der oberschwäbischen Ebene, an deren jenseitigem Ende die Tertiärbildungen nochmals gut erschlossen sind.

II. Noch verwickelter sind die Verhältnisse im mitteldeutschen Gebiet, in welchem sich sechs Hauptabschnitte unterscheiden lassen. — 1) Das südwestliche Gebiet zerfällt in einen linksrheinischen und rechtsrheinischen Theil, deren jeder seine besonderen Hebungscentren hat. Das Hauptcentrum des linksrheinischen Gebiets bildet der granitisch-krystallinische, außer Granit und Gneis besonders Granulit enthaltende Kern des Wasgenwalds (Vogesen), welcher im südlichen Theil dieses Gebirges bis über 1400 Meter ansteigt. Diesem Kern lagern sich zunächst namentlich Devonschichten an; nach W. ist die Trias weit ausgedehnt, und weiter nördlich macht, nur noch den Sandstein des Todtliegenden überlagernd, der untere Buntsandstein oder Vogesensandstein den Hauptbestandtheil des allmählich sich senkenden Gebirges aus. Nur wenige jüngere Sedimentgesteine, der Lias von Gundershofen rc. im Niederelsaß, einige Tertiärbildungen, lehnen sich ostwärts an den Buntsandstein, während westwärts der Muschelkalk, der Keuper und auf diesen an der obern Mosel, besonders bei Metz, der Lias in breiten Säumen folgen. Der Lias ist zum Theil kalkig und mergelig, zum größern Theil sandig; die Sandsteine desselben ziehen sich bis ins Luxemburgische und werden auf französischem Gebiet, bis über die Maas hin, von den mittleren und oberen Juraschichten überlagert. Im S. sind die Säume der verschiedenen Formationsglieder nur schmal und lückenhaft, und schon bei Belfort und Montbéliard tritt der obere Jura auf. Die Haardt, die nördliche Fortsetzung des Wasgenwalds, besteht großentheils auch aus Vogesensandstein; dann aber folgt das wichtige Saarbrücker Becken mit seinen verschiedenen (theils der echten, obern oder produktiven Steinkohlenformation, theils dem untersten Todtliegenden angehörigen, meist in Sandstein eingebetteten) Kohlenflötzen, etwa 60 an Zahl und total mehr als 30 Meter mächtig, von zahlreichen Massen von Palatinit oder Mandelsteinmelaphyr des Nahegebiets, aber auch von älterem Porphyrit (z. B. am Donnersberg) durchbrochen, am westlichen Ende noch von Vogesensandstein umsäumt. Auf dem rechten Ufer liegt südlich, dem Granitkern der Vogesen gegenüber, der Schwarzwald, ebenfalls granitisch und krystallinisch, im S. mit dem Feldberg eine Höhe von über 1500 Meter erreichend, im N. aber mit dem Katzenkopf nur etwa 1100 Meter und die mittlere Plateauhöhe von 600 Meter inne haltend. Um den Kern, besonders wieder an der dem Rhein abgekehrten Seite, lagern sich die sedimentären Gesteine, zunächst die Trias, welche nördlich, im Zwischenraum zwischen Schwarzwald und Odenwald, das älteste Gebirgsglied wird. Jüngere Bildungen finden sich zerstreut und sparsam, der Jura z. B. am Südwestrand und in der Nähe von Langenbrücken und Malsch. Der Odenwald ist theilweise wieder granitisch; bei Heidelberg beginnt eine den Westrand desselben entlang verlaufende Masse von Granit und Gneis, hier und da von Porphyrit durchbrochen, im N. sich verbreiternd und auch in den westlichen Theil des Spessart übergehend. Der Königsstuhl bei Heidelberg ist eine dieser Granitmassen und zugleich mit etwa 650 Meter der höchste Punkt des Odenwalds, der meist unter 500 Meter bleibt und nur noch mit wenigen Gipfeln, z. B. dem Melibokus bei Darmstadt, dieses Niveau überragt. Auch der Spessart, dessen krystallinischer Kern durch das Vorkommen von Granulit ausgezeichnet ist, hat im Mittel nicht mehr als 400—600 Meter, und sein höchster Punkt, der Geiersberg, überragt letztere Höhe nicht erheblich. Hier und da lagert sich im O. an diese Kerne die Dyas; doch gehört der östliche Theil des Odenwalds und der südöstliche Spessart fast durchgehends der Trias und zumeist dem Buntsandstein an; Muschelkalk und

Keuper, in allmählich immer geringerer Höhe, bedecken (von Basalten hin und wieder durchbrochen) den nordöstlichen Theil Badens, die bayrische Provinz Unterfranken und die angrenzenden Theile von Ober- und Mittelfranken. Die Trias ist hier in normaler Weise vollständig gegliedert, sowohl der Buntsandstein, als der Muschelkalk ist mächtig entwickelt, auch der Keuper in sämmtlichen Abtheilungen, den unteren Mergeln und Sandsteinen (der Lettenkohlegruppe), den mittleren, bunten, meist dunkelrothen Thonmergeln und den oberen Sandsteinen, vorhanden. Der Muschelkalk enthält in seiner mittlern Abtheilung reiche Steinsalzlager (Dürrheim, Friedrichshall, Ludwigshall ꝛc.) oder Gips und Anhydrit. — Zwischen Vogesen und Haardt einerseits und Schwarzwald und Odenwald anderseits bleibt das Rheinthal oder die mittelrheinische Ebene von Schwemmland, Löß, Kies und Sand erfüllt, vom Löß mehr an dem untern Theil der Berghänge. In der sonst einförmigen Ebene liegt eine isolirte größere Kuppe von Trachyt, Dolerit, Phonolith und Basalt, der fast 600 Meter ü. M. und etwa 380 Meter über der Ebene hohe Kaiserstuhl, westlich von Freiburg. Jüngeres Tertiärgebirge kommt zwischen Basel und Mülhausen vor; am Nordende des Rheinthals findet sich eine größere Tertiärmulde, das theils oligocäne, theils miocäne Mainzer Becken, von Basalten im nordöstlichen Theil vielfach durchbrochen, mit Fortsetzungen, welche den Ostsaum der Haardt entlang, den Main eine Strecke hinauf und namentlich von Frankfurt in nördlicher Richtung weit nach Hessen sich hineinziehen. Endlich tauchen noch in dem Raum zwischen Frankfurt und Darmstadt Hügel mit Rothliegendem und Porphyrit auf, und noch nördlich vom Main findet letzterer sich an einzelnen Punkten wieder. — 2) Das rheinische Schieferplateau ist der Hauptsache nach aus den drei Hauptabtheilungen des devonischen Schichtensystems, mit Vorwiegen der untern, zusammengesetzt. Links vom Rhein gehören zu demselben die Züge des Hunsrück, der sich im Idarkopf bis zu fast 740 Meter, weiter östlich im Sonnwald immer noch über 660 Meter erhebt, und die im Mittel zu ca. 480 Meter, in der Hohen Acht bis zu 720 Meter ansteigende Eifel. Jedoch zieht von der obern Mosel her über Trier und von da mit Unterbrechungen nach N. die Trias, namentlich der Buntsandstein, während durch das nördliche Luxemburg das Eifeler Devon direkt mit den Ardennen sich verbindet. Noch weiter nach N. findet sich als westliche Begrenzung eine plateauartige Gneis- und Glimmerschiefermasse, das öde Hohe Venn, an welches sich nach NW. wieder ein schmaler Streifen des Devon anlehnt, dann nach Lüttich hin Kohlenkalk und Kohlengebirge (bei Lüttich mit 85, bei Aachen mit 40 Flötzen), endlich die obere Kreide von Aachen und Mastricht, deren jüngste Schichten schon nicht mehr auf deutsches Gebiet fallen. — Am Rhein selbst läßt das Schieferplateau eine theils von Trias, theils und zumeist von tertiären (namentlich oberoligocänen), an Braunkohle reichen Schichten, endlich von Löß, diluvialem Konglomerat ꝛc. erfüllte Bucht offen, dehnt sich aber rechts vom Rhein wieder aus der Gegend von Bonn bis etwa nach Düsseldorf hinab, hält dann eine fast genau nach O. laufende Grenze bis in die Gegend von Brilon inne, hat von da an aber eine unregelmäßige Begrenzung in ungefährer Richtung nach S. bis zum östlichen Ende des Taunus und umschließt noch diesen, im Großen Feldberg bis zu fast 880 Meter ansteigenden, nach W. hin sich aber allmählich und nicht unerheblich senkenden, größtentheils aus den umgewandelten, ursprünglich ebenfalls devonischen Sericitschiefern (den Chloritschiefern ähnlich) bestehenden Bergzug. Die fernere Grenze verläuft bei Bingen über den Rhein und schließt das Melaphyrgebiet der Nahe ab. Es bleiben jedoch immer noch mannigfache Einschlüsse innerhalb der genannten Grenzen, namentlich von eruptiven Gesteinen: in der Eifel, am Laacher See und an dem freilich nur unbedeutenden Roderberg bei Bonn finden sich erloschene eigentliche Vulkane; die Eifel, das Siebengebirge, der Westerwald haben Trachyte und Basalte in Menge aufzuweisen. An dem mit fast 400 Meter hohem Plateau versehenen und sich (Kalte Eiche) zu 680 Meter erhebenden Westerwald und in dem bis zu 460 Meter schroff vom Rhein ansteigenden Siebengebirge sind tertiäre Sedimentgesteine mit ihnen gesellt. Endlich geben die Melaphyre ins nördliche Nassau und in den östlichen Theil vom Westerwald hinüber. Im übrigen finden sich nur die devonischen Schiefer, Grauwacken, Sandsteine, seltener Kalke. Der Nordrand am rechten Rheinufer zeigt, obwohl vielfach gebuchtet, doch eine regelmäßige Auflagerung des Kohlengebirges auf dem hier (im Sauerland) gerade massig auftretenden obern Devon, zunächst die untere Kohlenformation, welche hier nicht mehr, wie bei Aachen und Lüttich, als Kohlenkalk, sondern, der Grauwacke ähnlich, als sogen. Kulmbildung auftritt, dann den flötzleeren Sandstein, endlich das produktive Kohlengebirge, sehr mächtig und kohlenreich, mit 50—60 bauwürdigen Flötzen in der totalen Mächtigkeit von nahezu 50 Meter und zugleich mit wichtigen Eisenflötzen versehen. Auf diesem Gebilde ruht aber direkt ein weit jüngeres, nämlich die westfälische Kreide. Den Ostrand entlang findet sich in wechselnder Breite ein Saum von Kulmbildungen. — 3) Nahe dem Winkel des Rheins bei Basel überschreitet der Gebirgszug des Jura, welchem die in ihm hauptsächlich vertretene Juraformation ihren Namen verdankt, die Grenze Deutschlands. Abgesehen von den wenigen Schollen, welche westlich vom Schwarzwald liegen, nimmt diese Bildung ein breites Band ein, das zunächst, bis zum Donauthal, den Namen Schwarzwaldjura führt, dann als Rauhe Alp in beträchtlicher, bis über 1000 Meter betragender Meereshöhe durch Würtemberg, zuletzt in geringerer Höhe durch das mittlere und nordöstliche Bayern zieht und hier den Namen des Fränkischen Jura führt. Dieser verläuft erst, etwa in derselben Richtung nach NO. wie die Rauhe Alp, im N. der Donau diese entlang bis gegen Regensburg, dann aber nach N. und NNW. bis Koburg. Die jurassischen Schichten sind auf diesem Raum sehr vollständig entwickelt und gut erschlossen. Auf den Keupergebilden, Mergeln und Sandsteinen lagert zunächst der meist mergelig-thonige, hin und wieder kalkige Lias oder schwarze Jura; dann folgt der aus Mergeln, Kalken, Oolithen, Sandsteinen, auch Thoneisenstein zusammengesetzte Dogger oder braune Jura, endlich der vorwiegend kalkige weiße Jura. Erstere beide treten hauptsächlich an den nordwestlichen, schrofferen Hängen mit ihren Schichtenköpfen auf, während die überlagernden Kalke der obern Abtheilung, wie das ganze Gebirge sanft nach SO. hin einfallend, nicht bloß mit ihren mauerähnlichen Schichtenköpfen am Nordwesthang, sondern auch weiterhin auf größere Erstreckung zu Tage treten. Sie bilden die rauhe und theilweise wasserarme Plateaufläche der Alp, welche einen scharfen Gegensatz gegen die wasserreichen, waldigen und fruchtbaren, sehr koupirten Nordhänge bildet. Bemerkenswerth sind die über den massigen Dolomiten, Korallenkalken und

geschichteten Kalken lagernden eigenthümlichen hellen und feinkörnigen, an den Kalkschlamm der Südseeatolle erinnernden Kalkplatten, die als »Solenhofer lithographische Schiefer« eine Berühmtheit erlangt haben. Bekannt ist ferner der große Reichthum nicht bloß dieser, sondern fast der sämmtlichen jurassischen Bildungen an Versteinerungen. Hat die Rauhe Alp noch einzelne höhere Gipfel, so ist der Fränkische Jura durchaus plateauartig; erst im Norden, wo (in der »Fränkischen Schweiz«) Dolomitfelsen in großen Massen auftreten, wird die Landschaft wieder malerischer. Ein Hauptunterschied des nach N. sich ausdehnenden Arms des Fränkischen Jura besteht ferner darin, daß hier nicht, wie in dem ganzen Zuge zwischen Regensburg und dem Südfuß des Schwarzwaldes, eine einfache Schichtenfolge von NW. nach SO. stattfindet; hier liegen vielmehr die jüngsten Schichten des Jura in der Mitte, die älteren umschließen sie beiderseits und bogenförmig im N. und schießen so von drei Seiten, eine Mulde bildend, unter die jüngeren ein. Zwischen dem Ostrande dieser Mulde und den böhmischen Grenzgebirgen lagert noch, die ältesten Liasschichten unterteufend, die Trias (namentlich der Keuper) und das Rothliegende. Von anderweiten Bildungen möchte nur das schwäbische Tertiär, besonders Miocän, und der dasselbe begleitende Basalt, namentlich aber das Ries bei Nördlingen hervorzuheben sein: letzteres ein in den Jura gleichsam eingewaschenes Becken, in welchem Granit, Basalt, vielleicht auch wirklich vulkanisches Gestein mit den auch sonst vielfach auftretenden Alluvionen zum Vorschein kommen. — 4) Der Thüringer Wald ist das Centrum eines nördlich von dem Juragebiet und östlich vom rheinischen Plateau sich ausdehnenden, meist von Trias bedeckten Distrikts. Der Thüringer Wald selbst ist ein ausgeprägtes Kettengebirge, dessen Höhen bis nahe an 1000 Meter reichen, durch den auf seinem Kamm sich lang hinziehenden Rennsteig ausgezeichnet. Sein nordwestlicher, längerer und schmälerer Theil besteht zu innerst aus Granit, Porphyr, Melaphyr und Rothliegendem, dem sich die Triasglieder vom Buntsandstein durch den Muschelkalk bis zum Keuper einestheils bis weit nach Franken und Schwaben und anderntheils bis in die Niederung zwischen Thüringer Wald und Harz anlagern. Jurassische Schollen finden sich am Thüringer Wald nur wenige; der Lias von Eisenach und Gotha hat keine erhebliche Ausdehnung. Desto wichtiger ist die ganz wie im SW. entwickelte Trias, welche auch hier (im Gothaischen, Weimarischen, bei Erfurt) die Salzlagen des mittlern Muschelkalks aufweist. Die Mitte zwischen Harz und Thüringer Wald nimmt das thüringische Keuperterrain ein, vielfach, wie namentlich bei Weimar am Ettersberg, durch Muschelkalk unterbrochen. Weiter nach N. herrschen wieder die älteren Triasglieder vor, z. B. der Muschelkalk der Hainleite, ferner der des Hainich und der Finne südlich von der Unstrut, noch weiter nördlich der Buntsandstein. Zu erwähnen ist, daß alle die genannten Höhenzüge keine Bedeutung als Wasserscheide haben. Die Hauptscheide läuft vielmehr, nachdem sie dem Fränkischen Jura und Thüringer Wald gefolgt, nordwestlich von diesem quer durch die thüringische Ebene nach N. auf den Harz zu, ohne durch Terrainhebung ausgezeichnet zu sein. Bei Worbis, am kleinen Ohmgebirge, finden sich mehrere kleine Einlagerungen von Kreideformation, die in der nämlichen Weise wie in Westfalen entwickelt ist. Wichtiger ist das Kyffhäusergebirge, 475 Meter hoch, eine Art Gegenhebung gegen den Thüringer Wald, obwohl dem Harz schon weit näher; dasselbe zeigt die Schichten der Dyas unter dem Buntsandstein aufgerichtet und nach S. einfallend, am steilern Nordfuß die Schichtenköpfe und Granit darunter. Einen scharfen Abschnitt nach N. bildet die Zechsteinformation des südlichen Harzrandes. Nach W. hin überwiegt der Buntsandstein; nur wenige aufgelagerte Muschelkalkschollen unterbrechen die über Fulda bis zum Spessart, bis über die Lahn bei Marburg und bis ins Waldeck'sche reichende große Sandsteinpartie; doch taucht der Zechstein in der nordwestlichen Fortsetzung des Thüringer Waldes und im S. der Werra in größeren Partien unter der untern Trias auf, wie er auch im W. sie begrenzt. Noch wichtiger sind indessen die (schon beim Mainzer Becken und Westerwald erwähnten) Basaltdurchbrüche, deren Hauptdistrikt gerade die hessisch-thüringischen Lande sind. In der Hohen Rhön, deren höchster Punkt, der Pferdskopf, sogar zu 950 Meter ansteigt, erhebt sich eine solche Basaltmasse zu durchschnittlich 650 Meter. Noch ausgedehnter ist die des Vogelsbergs (im Taufstein fast 800 Meter hoch), eine weithin radial ausstrahlende Centralhebung, durch welche das hessische Basaltgebiet mit dem Westerwald und weiterhin mit dem Siebengebirge in Verbindung tritt. Außerdem aber ziehen sich die Basalte, fast immer von tertiären, namentlich oberoligocänen Schichten begleitet und diese durchbrechend, in größeren und kleineren Kegeln und Kuppen nach N. hin. Der Habichtswald bei Kassel, ca. 620 Meter hoch, der Meißner, nicht weit östlich davon, mit 750 Meter Höhe, sind die bekanntesten unter ihnen. Noch bis in die Gegend um Göttingen sind zahlreiche Basaltkuppen zerstreut. Endlich kommen sie auch westlich von Koburg im Triasgebiet vor. — Die diluvialen oder quartären und die alluvialen Gebilde, welche namentlich im nördlichen Thüringen schon wichtig werden, zeigen wenig Abweichung von den später zu besprechenden analogen Formationen der norddeutschen Ebene; hervorzuheben möchten nur die diluvialen (hier nicht alluvialen) Kalktuffe (Charakalke) um Weimar sein. Der östliche Theil des Thüringer Waldes, in den Frankenwald und das Voigtland übergehend, zeigt eine abweichende geognostische Zusammensetzung. Vom meininger Oberland an folgen ostsüdöstlich krystallinische Schiefer, silurische und devonische Grauwacke auf einander und über letzterer eine beträchtliche Ausbreitung der untern Steinkohlenformation oder der Kulmbildung sowohl nach N. und NO., als nach SW. Von Saalfeld nach NO., die Orla entlang, ist dieser Theil gegen die Trias von Zechstein abgegrenzt. — 5) Das ausgedehnteste Gebirgsgebiet in Mitteldeutschland ist das östliche oder das des böhmischen Kessels, lange und wichtige Wasserscheiden und insbesondere auch die größten Massen von Granit und Gneis aufweisend. Diese finden sich sowohl in den zunächst nach NO. und SO. auslaufenden Fortsätzen, als auch in dem westlichen Hauptknoten des Systems, in dem Fichtelgebirge, einem bis zu 1075 Meter ansteigenden kleinen Massengebirge, das an die Trias, die den Fränkischen Jura ostwärts umsäumt, anstößt. Zu den Vorbergen des Fichtelgebirges wird der Kulmberg im S. desselben gerechnet, ein im Keuper auftauchender Basaltberg von nahezu 700 Meter Meereshöhe. Der nördliche Zug der Ausläufer dieses Knotens beginnt mit dem Erzgebirge, der breiten, nach N. sanfter, nach S. schroffer abfallenden, im Mittel 750 Meter, in einzelnen Gipfeln (Fichtelberg, Keilberg) bis über 1200 Meter

hohen Scheide zwischen dem böhmischen Becken und den nach N. abfallenden Hängen Sachsens. Die Hauptmasse ist Gneis, an mehreren Punkten (Annaberg, Freiberg) äußerst erzreich, ein Umstand, dem das sonst öde Bergland seinen weit ins Gebirge (bei Gottesgab zu 1000 Meter Höhe) hinaufreichenden Anbau verdankt. Neben dem Gneis kommen Granit, zum Theil in großen Massen, Grünstein, Serpentin (bei Zöblitz), Hornblendeschiefer, Quarzporphyr vor; auch Basalte durchsetzen hier und da (bei Annaberg, Weipert 2c.) die übrigen Gesteine. Nach NW. liegt vor dem Gneisplateau eine tief von SW. nach NO. eingreifende, von oberer Kohlenformation und Rothliegendem ausgefüllte Bucht, die Zwickau-Chemnitzer Mulde. Die produktive Kohle zeigt bei Zwickau große Flötze, deren eins ca. 10 Meter Mächtigkeit hat; schwächer sind die von Flöha am östlichen Auslauf der Bucht. Auch das untere Rothliegende führt bei Zwickau bauwürdige Kohle. Bei Altenburg öffnet sich die Mulde und zeigt, ähnlich der Saalfelder Gegend, die Zechsteinbildung als Grenze gegen die thüringische Trias. Nordwestlich von dieser Unterbrechung zeigt sich wieder krystallinisches Gestein in großer Ausdehnung, jedoch von abweichender Beschaffenheit, nämlich das sächsische Granulitgebiet, das den Raum von Glauchau bis über die Elbe (im N. von Meißen) in etwa 18 Kilom. Breite einnimmt und außer dem Granulit Gneis und krystallinische Schiefer enthält; vor die Hauptberge gelagert, erhebt es sich im Maximum nicht viel über 300 Meter Meereshöhe. Noch niedriger sind die bei Grimma und in dessen Umgegend zu beiden Seiten der Mulde, ferner in der Gegend von Leipzig, bis Altenburg und anderseits bis Riesa auftretenden Quarzporphyre, mit isolirten Partien des Tertiärgebirges, der Dyas, der Silurformation und (im O.) mit Granit untermischt. Bei Dresden macht das Kohlengebirge von Potschappel, die Kreide des Elbthals (der sogen. »Sächsischen Schweiz«), der Porphyr und Pechstein von Meißen und an der Weißeritz, das Rothliegende daselbst und der Syenit eine bedeutendere Unterbrechung; doch setzt sich der Granit, von außerordentlich zahlreichen kleinen Dioritgängen durchbrochen, durch das nur 160—220 Meter hohe **Lausitzer Plateau** fort, bei Kamenz und Görlitz im N. von mächtigen, wahrscheinlich silurischen Schiefergebilden umlagert, im O. und S. vielfach von Basalt, Phonolith und (am Löbauer Berg) von Nephelinit durchbrochen, welche bei Zittau, wie auch weiter nach Böhmen hinein, von tertiären, hin und wieder Braunkohle enthaltenden Schichten begleitet sind. Diese tertiären Eruptivmassen erreichen an der böhmischen Grenze im Jeschkenberg 975 Meter, in der Lausche über 800 Meter Meereshöhe; sie durchbrechen ohne Unterschied den Granit und die sich südwärts an ihn anlehnende böhmische Kreide. Oestlich von der Lausitz beginnt, in der Richtung nach OSO., später nach SO., das System des **Riesengebirges**. Es besteht zunächst aus dem Isergebirge, einem granitischen höhern Gebirge von etwa 1150 Meter Höhe, dann aus der ebenfalls granitischen **Schneekoppe**, 1590 Meter hoch, mit Alpenwirtschaft (Bauden) und in die Zwergwaldregion ragend; beiderseits lagern sich Gneise und krystallinische Schiefer an den Granit, nach N., bei Hirschberg, ebenfalls von Basalt durchbrochen. Auf die Schneekoppe folgt eine verhältnismäßig niedrige Gebirgspartie, im Maximum nur 870 Meter hoch, erfüllt von Kulmbildungen, von dem schlesischen produktiven Kohlengebirge, das eine Anzahl sehr mächtiger Flötze in Sandstein eingelagert enthält, dem ebenfalls aus Sandstein oder aus Konglomerat bestehenden Rothliegenden, den diese beiden Formationen durchbrechenden Porphyren und Melaphyren und endlich von der Kreideformation, die hier ganz wie in Böhmen und Sachsen vorwiegend aus Sandstein besteht und die malerischen Felsen der Adersbacher Schweiz bildet. Dann folgt das **Glatzer Gebirge**, das Thal der obern Neisse umschließend, welche nach NO. die eine der Ketten, aus dem 650—870 Meter hohen **Eulengebirge** und dem über 1000 Meter hohen **Reichensteiner Gebirge** bestehend, durchbricht. Beide sind vorwiegend aus Granit zusammengesetzt. Die südwestliche Kette bildet die Wasserscheide; sie besteht zum Theil aus Quadersandstein, in der 830 Meter hohen Heuscheuer, erst weiter nach SO. aus Granit und Gneis, der auch dieses Kreidegebirge von der größern böhmischen Kreidepartie abschneidet. Die Ausfüllung des Glatzer Thalkessels, dessen Meereshöhe bis 325 Meter herabsinkt, wird vom Rothliegenden und vom Porphyr vervollständigt. Südöstlich von den Glatzer Gebirgen vereinigt sich die südwestliche Kette, das **Erlitzgebirge**, nach NO. umlenkend, an dem (im Großen Schneeberg zu ca. 1400 Meter ansteigenden) südöstlichen Rande des Glatzer Kessels mit der andern Kette zu dem mit breiterem Gneis- und Granitmassiv versehenen, im Altvater (1480 Meter) gipfelnden **Sudetengebirge**; dies fällt dann weiter nach SO. im **Gesenke** nach der obern Oder hin ab, nur noch aus breiten, weit nach Mähren und Oberschlesien übergreifenden, insbesondere noch über die obere March nach S. reichenden (nur unweit Troppau von erheblicheren Basaltmassen durchbrochenen) Bändern von verschiedenen Schichten des devonischen Systems und der Kulmbildung bestehend, von denen nach SO. sich successiv die jüngeren über die älteren schieben. Vom ganzen Gebirgsstock nordöstlich liegt das breite Oderthal mit seinem Schwemmland und Braunkohlengebirge; aufwärts, nach Mähren zu, hilft die Oder die Grenze der alpin-karpathischen Gebirge bilden, weiter nördlich aber liegt jenseit des Oderthals, bis nach Polen hinein, das **oberschlesische Flötzgebirge**, aus niedrigen Hügeln und Platten bestehend. Die mesozoischen Schichten, von der Trias nach NO. durch den eisenreichen Jura bis in die Kreide fortschreitend, sind hier und weiterhin in Polen im allgemeinen ganz so entwickelt, wie es in Würtemberg, Mittel- und Norddeutschland der Fall ist, und abweichend von der in oben angegebener Weise scharf abgegrenzten alpinen Ausbildungsart. — Dem mittel- und niederschlesischen Gebirge gegenüber lagern keine solchen Flötzgebirgsmassen; hier sind die vielfachen kretaceischen, die vereinzelten Trias- und Dyasschollen, die größeren Silurmassen, die sich von der Linie Liegnitz-Schweidnitz nach W. erstrecken, die Porphyre, Melaphyre, die Granite und Grünsteine (beide am bekanntesten vom Zobten, einer im SW. von Breslau dem Gebirge vorgelagerten, isolirten kleinen Berggruppe von ca. 700 Meter Höhe) sämmtlich auf das linke Oderufer beschränkt, und nur die Tertiärbildungen tauchen beiderseits vom Fluß aus den Quartärbildungen auf. — Der zweite südöstliche Ausläufer des Fichtelgebirges ist der **Böhmerwald**, dessen Granit- und Gneismassen besonders nach O. von krystallinischen Schiefern überlagert werden. Zwischen den Böhmerwald und das Fichtelgebirge dringt allerdings von NO. her ein beträchtlicher Keil von Basalten und Tertiärbildungen ein, die Fortsetzung der böhmischen Basalt- und Braun-

kohlenformation, und in der Nähe von Eger findet sich ein erloschener Vulkan, der Kammerbühl. Der krystallinische Gebirgskern bildet nicht nur die nahe an 1000 Meter hohe, mit ihren Gipfeln zu 1450 Meter ansteigende böhmisch-bayrische Wasserscheide, sondern breitet sich nach beiden Seiten, namentlich von der Linie Regensburg-Klattau an, weithin aus. Nach SW. begrenzt er die den Fränkischen Jura unterlagernde Trias und tritt im Bayrischen Wald von Regensburg bis Passau, dann aber, in mehr plateauartiger Entwickelung, bis über Linz hinaus an die Donau, sie selbst bei Passau überschreitend. Nach NO. dehnt er sich alsdann außerhalb der Grenzen Deutschlands noch so weit aus, daß er wieder mit den Fortsetzungen der Gebilde des Sudetensystems in Berührung tritt. Die Wasserscheide, welche er an der Grenze von Böhmen und Mähren bildet, kein hoher Kamm, sondern nur die Höhenlinie in einem flachern Hügelland, umschließt das jetzt außerhalb Deutschlands liegende böhmische Becken, von dessen vier Haupttheilen (dem silurischen Becken, dem Steinkohlengebirge, dem böhmischen Tertiärgebirge und der böhmischen Kreide) nur die beiden letzteren über die Grenze Böhmens hinübergreifen. Namentlich ist es die Kreide, welche fast den ganzen Raum zwischen der Elbe einerseits und der Lausitz und dem Riesengebirge anderseits ausfüllt (in der Sächsischen Schweiz). Nur die Hänge zunächst der Schneekoppe haben noch einen mit dem schlesischen Rothliegenden zusammenhängenden Saum dieser Formation. Die böhmisch-sächsische Kreide ist ausschließlich aus Gesteinen der obern Hälfte der Kreideformation gebildet und besteht fast durchgehends aus mächtigen Sandsteinschichten mit unbedeutenderen Mergelzwischenlagen. Den Charakter der Gebirge bedingt ausschließlich der massige Sandstein, welcher bei der oft nahezu horizontalen Lage und kolossalen Mächtigkeit die durch ungleiche Auswitterung entstandenen barocken Felsbildungen hervorbringt, wie sie in der Sächsischen und Böhmischen Schweiz, zwischen der Elbe und der südlausitzer Grenze, bei Zittau, am Oybin &c. und in den nicht direkt zusammenhängenden, aber geologisch zugehörigen Felspartien von Adersbach &c. trotz der nicht gerade besonders hervorstehenden Höhe mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben. Als höchster Punkt möchte der Winterberg unweit Schandau in der Sächsischen Schweiz mit über 800 Meter zu nennen sein, während der Lilienstein und die meisten anderen der berühmten Felsen sich nicht viel über 400 Meter erheben. Das Tertiärgebirge reicht mit den oben erwähnten kleinen Schollen braunkohlenführender Schiefer über die böhmische Grenze in die Oberlausitz hinüber; von größerer Bedeutung aber sind die ebenfalls schon genannten Eruptivgesteine auch auf deutschem Gebiet. — 6) Der letzte, nördlichste Gebirgskern, der Harz, ist verhältnismäßig klein, doch wichtig schon wegen der ausgedehnten Hügelgebiete, von welchen er umgeben ist, und die nicht nur mit den benachbarten thüringischen, sondern auch mit den rheinischen Berglanden in Verbindung treten, endlich aber auch einen breiten Saum zwischen dem Harz und dem norddeutschen Tiefland bilden. Der Harz wird in den westlichen Oberharz, im Mittel 600 Meter hoch, und in den östlichen Unterharz, ca. 400 Meter hoch, eingetheilt, welche beide einen gesonderten Granitkern haben, übrigens in engster Berührung stehen. Der Granitkern des Oberharzes kulminirt in dem 1140 Meter hohen, die Waldregion mit seiner öden Kuppe beträchtlich überragenden Brocken, an dessen Westseite devonische Grauwacke und in größerer Ausdehnung die Kulm-Grauwacke sich ausbreiten, erstere mit den bekannten Erzlagerstätten von Goslar, letztere mit denen von Klausthal. Sie sind von Diabasen vielfach und von Gabbro bei Harzburg in einer größern Masse durchbrochen. In der Nähe der größeren Durchbrüche und des Granits pflegen die Gesteine aus sogen. Hornfels zu bestehen, in welchem man keine Versteinerungen findet; im übrigen wechseln Grauwacke, Sandstein und namentlich Schiefer der verschiedensten Art durch die genannten Formationen; minder mächtig sind die Zwischenlagerungen von Kalk. Der centrale und östliche Theil hat einen zwar sehr versteinerungsarmen, doch aber als obersilurisch erkannten Grundstock, der im S. des westlichen Granitstocks den ganzen Raum bis zum Rande des Harzes einnimmt, hier auch die reichen Andreasberger Erzgänge enthält, dann in der ungefähren Mitte des Gebirges sich nach O. erstreckt, den kleinern östlichen Granitstock des Unterharzes (im Rammberg oder der Victorshöhe 665 Meter hoch) umschließt, sich breit nach S. und O. weiter ausdehnt und somit drei Partien jüngerer (devonischer) Grauwackengesteine scheidet: die von Elbingerode am Nordrande, die einer südlichen, nach Nordhausen offenen Bucht und die einer kleinern östlichen, nach Mansfeld offenen Bucht. Das ganze, ältere wie jüngere, Grauwackengebiet hat viele Grünstein-, besonders Diabasdurchbrüche. Um Blankenburg finden sich reiche Eisenlager. Am Rande ist die produktive Steinkohle zumeist nur wenig, im N. bei Meisdorf unbedeutend, im S. bei Ilfeld etwas besser entwickelt, aber auch hier mit nur einem Hauptflötz. Eine um so größere Rolle spielt das Todtliegende und der Zechstein, zwischen denen, als unteres Glied des letztern anzusehen, das erzreiche, besonders im Mansfeldischen ausgebeutete und durch Silbergehalt berühmte, übrigens bis nach Thüringen und Westfalen zu verfolgende, obschon nur meist etwa ⅓ Meter mächtige Kupferschieferflötz liegt. Die Zechsteine treten am Südrande besonders scharf hervor, wo ihre Gipse in großen Massen rings um den Harz anstehen. Die älteren Schichten bis zum Rothliegenden sind von Porphyren und Melaphyren namentlich in der Gegend von Ilfeld vielfach durchbrochen. Im O. gehen Todtliegendes und Zechstein nicht, wie sonst überall, ringförmig um den Harz, sondern bilden zwei durch eine Triasbucht getrennte Sättel weiter nach O. hin, am südöstlichen Winkel den von Eisleben und am nordöstlichen den von Löbejün nördlich von Halle. Letzterer trennt sogar die nördlich von ihm befindliche Trias völlig von der südlichen, da er mit dem Porphyrgebiet von Halle zusammentritt. Der südliche Zug wird jedoch an seinem Ostende von der Trias umsäumt. Das norddeutsche mesozoische Gebirge, welches sich um den Harz gruppirt, beginnt mit dem westfälischen Kreidebecken, zwischen dem Kohlengebirge und dem Teutoburger Wald. An der Südseite der weiten Mulde, welche zwischen denselben bleibt, sind nur die Gesteine der obern Hälfte der Kreideformation vorhanden: der Pläner, ein grauer und weißer, kalkiger und ziemlich fester, aber verwitterbarer Mergel von großer Mächtigkeit, von mürben glaukonithaltigen Sanden, den sogen. Grünsanden, eingefaßt und unterbrochen; darüber, im Innern der Bucht, besonders um Münster, thonigere Mergel, Sandsteine und endlich wieder kreidige helle Mergel. An der West- und Nordseite aber treten unter den tiefsten Lagen der Grünsande noch die Gebilde der untern

Kreideformation auf, zunächst der Flammenmergel, ein harter, unreiner grauer Kalkmergel, dann Thon in Wechsellage mit Sandstein und endlich massigerer Sandstein, welcher der untersten Kreide, den sogen. neokomen oder Neuchâteler Bildungen angehört. Er bildet zugleich den Hauptkamm des Teutoburger Waldes, an den sich nach SW. die übrige Kreide, besonders der Pläner, anlehnt, während die älteren Schichten, das später zu erwähnende Weald nebst den vereinzelten Schollen von Jura und die Trias, steil aufgerichtet und oft verstürzt an der Nordseite liegen. Die neokomen Sandsteine, welchen auch die Externsteine zugehören, erheben sich im Lippe'schen Wald mit dem Osning bis zu etwa 455 Meter, weiter nach S., in der Egge, selbst noch etwas höher; die Grotenburg bei Detmold, welche das Hermannsdenkmal trägt, wird zu 388 Meter angegeben. Nächst dem Teutoburger Wald finden sich große (alluviale) Sandflächen, die Paderborner Heide und die durch Pferdezucht berühmte Sennerheide; auch sonst ziehen sich Heide-, Moor- und Sumpfflächen vielfach durch Westfalen hin, endlich im W. in die niederrheinische Ebene übergehend, aus der am Saum der westfälischen Bucht noch Inseln von Jura-, Weald-, Kreide- und namentlich von Tertiärbildungen auftauchen, ein Theil der vom Niederrhein zur Niederelbe reichenden Miocänschichten. Der Teutoburger Wald umgrenzt mit dem eigentlichen Weser- oder Wiehengebirge, das nördlich von ihm und im W. nahezu parallel mit ihm verläuft, einen größern Sattel; zwischen beiden Gebirgen liegen meist ältere Bildungen, vorwiegend die Trias, so daß trotz der geringern Höhe dieses zwischen den beiden Bergzügen befindlichen Landstrichs die höheren Kämme nur die Ränder des Sattels darstellen. Auf der in ihren drei Abtheilungen vertretenen Trias lagert in einem großen, flachen Becken bei Herford, Bünde, Oeynhausen und Bielefeld, in kleinen Flecken weiter westlich und in einigen mäßig großen Einlagerungen nach der Weser zu die Juraformation, ebenfalls mit verschiedenen Gliedern, doch mit Vorwiegen des Lias, der hier fast ganz aus dunkeln Mergelthonen besteht; in noch kleineren Flecken kommen (bei Bünde, Astrup ꝛc.) oberoligocäne Mergel, zu künstlicher Düngung benutzt, und (nördlich von Osnabrück) glimmerreiche dunkle miocäne Sande vor. Von Wichtigkeit sind die unter der Trias am Schafberg bei Ibbenbüren, am Piesberg nördlich und am Iburger Gebirge südlich von Osnabrück auftauchenden älteren Formationsglieder, Zechstein, Rothliegendes und produktives Kohlengebirge, letzteres mit technisch stark verwertheten Kohlen- und Eisenflötzen. Die beiden Bergzüge verlieren sich im W. allmählich. Der Teutoburger Wald endet bei Bevergern mit geringen Anhöhen; geognostisch läßt sich aber seine Fortsetzung über die Ems bei Rheine hinaus verfolgen. Bei Bentheim und Gildehausen tauchen die Sandsteine der untern Kreide in größerer Erstreckung noch einmal aus dem Schwemmland auf, von da nach S., bei Ochtrup, das Weald und bei Oeding oberjurassische Schichten. Auch das westliche Ende des Wiehengebirges beginnt mit niedrigen Höhenzügen bei Bramsche und überschreitet die Hase bei Pente, noch ausschließlich aus dem obern Jura gebildet, der hier, wie in einigen südlich auftretenden Inseln, ausnahmsweise zum großen Theil aus Sandstein besteht. Bei Venne und Engter lagert sich nördlich vor und über den Sandstein der Hauptkette eine größere Partie kalkiger oberjurassischer Gesteine, welche hier ebenso, wie weiter östlich an der Porta, vielfach als Cementsteine verwerthet werden. Auf dem Zug nach der Weser hebt sich das Gebirge allmählich, so daß am Westufer der Weserschlucht bei Porta seine Höhe über 260 Meter beträgt; die südlichen Schichtenköpfe fallen steiler ab als der Nordhang, zeigen aber doch (bei Osterkappeln, Lübbecke, Porta) ziemlich breite Säume von den theilweise sandigen Schichten des mittlern und den thonigen des untern Jura. Bei Preußisch-Oldendorf, östlich von dem Durchbruch der Hunte durch die Kette, findet sich vor derselben nördlich eine Gegenhebung mitteljurassischer, sandiger Schichten, welche schwache Kohlenflötze gezeigt haben. An der Porta werden noch andere, höhere Schichten des mittlern Jura als Bausandstein in großem Maßstab gewonnen; von geringerem Bestand ist bislang die ebenfalls auf mitteljurassische Gesteine basirte Eisenindustrie daselbst gewesen. Oestlich vom Weserdurchbruch steigt die Kette, hier im höchsten Niveau durchgängig oberjurassische Kalke und Oolithe führend, bis über 320 Meter, an der Paschenburg auf ca. 360 Meter Meereshöhe; die steilen Felswände der Schichtenköpfe der Oolithe bilden hier den südlichen Hang, an dessen Fuß sich die Liasschichten bis über die Weser bei Rinteln ausdehnen. Am sehr sanften Nordhang beginnt von der Weser nach O. die beträchtlichste Ausbreitung der (beim Teutoburger Wald bereits erwähnten) Wealdschichten, einer nur England und Norddeutschland eigenen, über den obersten Juraschichten gleichsam als Abschluß der Juraformation lagernden limnischen, d. h. brakischen und theilweise wohl im Süßwasser gebildeten mächtigen Sedimentbildung von kohlenführendem Sandstein und zu oberst von Schieferthon, eines gleich alten, aber sonst höchst verschiedenen Aequivalents der Stramberger Kalke. Der Raum zwischen Minden und Wunstorf, die Gegend von Bückeburg, Stadthagen ꝛc., von wo das Weald allmählich nach NW. unter die Schwemmgebilde untertaucht, wird von demselben nach SO. und O. in Gemeinschaft mit den ihn unterlagernden Purbeckmergeln bedeckt, die zu oberst aus Kalk, in der Mitte aus rothen, thonigen Gips oder Steinsalz führenden Mergeln, zu unterst aus Plattenkalken bestehen; beide Bildungen erstrecken sich bis auf und um die übrigens mit jurassischen Kalkkernen versehenen Bergzüge des Süntel, an 440 Meter, und des Deister, ca. 400 Meter hoch. In der Nähe des letztern befinden sich im Gebiete des rothen Purbeckmergels die Salinen von Münder und Rodenberg. Von weit größerer Bedeutung ist aber die bei Minden, um Stadthagen, am Deister, außerdem an dem in östlicher Fortsetzung des Süntels liegenden, im N., O. und S. von Jurabildungen umsäumten Osterwald, in der nördlichen Ebene bei Neustadt am Rübenberg und (in geringerer Menge und Qualität) am Hilse bei Koppensbrügge gewonnene Wealdkohle, eine wahre Schwarzkohle und der paläozoischen Steinkohle weit ähnlicher als der Braunkohle. — Die Gegend östlich von den genannten Bergen und dem obern Lauf der Weser bis zum westlichen Harzrand ist ein welliges Hügelland, dessen Hauptbestandtheil die Trias mit ihren drei Abtheilungen ist. Es besteht aus einem bunten Wechsel von Sattelhebungen, auf denen die tieferen Triasglieder, namentlich Buntsandstein, vorherrschen, und von Muldensenkungen, in denen auf den Muschelkalkrändern der Keuper mit seinen Mergeln und Sandsteinen, oft aber auch der Jura und die Kreide, lagert. Eine große, industriell nicht unwichtige, von höheren Bergzügen (jurassischen Dolomitklippen, eisenflötzhaltigen Sandsteinen der untern Kreide, die

sich bis zu ca. 500 Meter erheben) umsäumte und erfüllte Mulde ist die östlich der Weser von Holzminden bis Hameln in langgestreckter Ellipse, von NW. nach SO. etwa 18 Kilom. lang, inmitten der Trias ausgebreitete Hilsmulde; kleinere Jurabecken kommen bei Markoldendorf, Göttingen, am Kahlberg bei Echte vor; eine größere, meist von Kreide (Pläner) erfüllte, ringsum geschlossene Mulde findet sich wieder östlich von der Leine bei Alfeld und Gronau, fast parallel mit der Hilsmulde. Die Trias geht ununterbrochen von Westfalen nach Hessen und Thüringen hinüber, Züge derselben reichen aber die Leine abwärts bis nach Hannover, welches durch seine Jura- und Kreideschollen bekannt ist; namentlich zeigen die ersteren hier einen, sonst nur vereinzelt am Hilse beobachteten Reichthum an Asphalt und bedingen die Fabrikation des Limmerasphalts. Ferner zieht sich die Trias noch fast 400 Meter hoch nach Hildesheim, von wo sich ebenfalls Jura und Kreide in einem Saum und in vielen Inselchen nach N. hin ausbreiten; der obere Jura erhebt sich am rechten Ufer der Innerste noch zu ca. 280 Meter Höhe. Von da geht die Trias den nördlichen Harzrand entlang in schmalem Saum und in getrenntem Zug bis Salzgitter hin weiter. An vielen der genannten Stellen enthält Jura und Kreide Eisenflötze, die Trias aber (hier insbesondere in der obern Abtheilung des Buntsandsteins) entweder Gips oder Steinsalz, z. B. bei Hannover, Salzdetfurth, Salzgitter. — Die Gegend von Braunschweig bis zum Harz, zunächst nach S., dann aber den Harzrand entlang nach SO. bis in die Gegend von Quedlinburg, ist eine tiefe und breite, vielfach gezackte, außer von Schwemmland von der Kreideformation ausgefüllte Bucht. Kalkmergel, Pläner der obern, Thon und Kreidemergel der obersten Kreide herrschen dabei vor; die Ränder sind von der untern Kreide, von Jura und Keuper gebildet. Mannigfache Hebungen von Muschelkalk, auch Buntsandstein, umgrenzen sie nach O., so zunächst und parallel dem Nordharzrand und ostwärts mit dessen Trias verschmelzend der Huy nebst den Fallsteinen; ferner die Asse mit mehreren insularen Vorsprüngen; endlich das größere, ca. 300 Meter hohe Elmplateau, meist Muschelkalk, doch auch Buntsandstein, in dessen Thälern zum Theil feste, mächtige quartäre oder alluviale Tuffe auftreten. Vom Elm nach N. liegt ein niedriges Juraplateau, der Wohld, dessen Vorberge bis nach Fallersleben reichen. Eine tiefe, wesentlich von jurassischen Schichten bedeckte Bucht im O. des Elmplateau's trennt dasselbe von der Trias der obern Aller und weiterhin von dem interessanten ältern Magdeburger Gebirge; sie ist besonders dadurch wichtig, daß in und neben ihr die nördlichste massige Entwickelung des unteroligocänen Braunkohlengebirges stattfindet. Einer der Hauptförderpunkte der Braunkohle ist Helmstedt, doch erstrecken sich dieselben viel weiter nach SO. bis über Oschersleben und Aschersleben hinaus. In dieser Bucht taucht auch unter dem Buntsandstein die Zechsteinformation vereinzelt auf, bemerkenswerth durch ihre Gipse und noch mehr durch ihr Steinsalz (Reinstorf). Das genannte Magdeburger Gebirge besteht unter der Trias aus Zechstein, Rothliegendem und Kulm; die letzteren beiden sind von bedeutenden Porphyrmassen durchbrochen und überlagert. Es beginnt in der Gegend von Neuhaldensleben, zieht von da nach SO. an die Elbe, überschreitet sie bei Magdeburg und verliert sich östlich von derselben bei Gommern. Allein unter der Oberfläche des Bodens zieht sich dies ältere Gebirge, das übrigens durchaus keine nennenswerthe Terrainhebung veranlaßt, nachweislich wenigstens das oberste Glied desselben, noch weiter nach S. unter der Trias hin und bedingt mit dieser (Saline Schönebeck) und selbst in noch höherem Grade den Reichthum der Gegend (Staßfurt) an Steinsalz und Kali- und Magnesiasalzen. Die mächtigen Staßfurter Lager, ganz analog den oberen mächtigen Gipsen des Harzrandes, gehören den oberen Schichten des Zechsteins an. Auch um Magdeburg und besonders im S. davon finden sich viele oligocäne, großentheils Braunkohle führende Tertiärablagerungen. Die südöstliche Grenze des subhercynischen Flötzgebirgsdistrikts bildet das Porphyrgebiet von Halle. Bei letzterer Stadt kommen salzreiche Zechsteine, Todtliegendes (zumeist aus Konglomeraten des Porphyrs, zu unterst aus kohlenführendem Sandstein bestehend) und produktive Steinkohle vor; Hauptfundstätte der letztern ist Wettin. Todtliegendes und Kohle sind vielfach von Quarzporphyren durchbrochen, unter denen man verschiedene, ältere und jüngere, unterscheiden kann. Den letzteren gehört die beträchtlichste Anhöhe der Umgegend, der Hohe Petersberg mit nahezu 370 Meter Meereshöhe, an. Die Trias, von der der Muschelkalk zumeist erschlossen ist, steht nicht mehr mit der nördlichen, wohl aber durch die Eislebener Bucht mit der thüringischen in kontinuirlicher Verbindung. Das unteroligocäne Braunkohlengebirge ist auch hier reich entwickelt und industriell von größter Wichtigkeit. Endlich bedecken dünne Lößdecken, diluviale Lehme, Sande und Geröllschichten einen großen Theil des Bodens.

III. Die norddeutsche Ebene ist durch die westfälisch-subhercynisch-sächsisch-schlesischen Gebirgsränder im S., durch das Meer im N. natürlich, nach O. und W. nur künstlich abgegrenzt. Ihr Haupbestandtheil ist das Diluvium oder die Quartärformation, die zwischen Tertiär- und Neuzeit fallende Bildung mit den Resten des Mammuths, des Nashorns mit knöcherner Nasenscheidewand und der Höhlenthiere als Leitfossilien, außerdem aber mit den Ueberbleibseln vieler lebenden höheren und niederen Thiere, endlich auch mit den ältesten Menschenresten. Die untersten Schichten dieses Diluviums enthalten im allgemeinen keine Trümmer von nordischen Gesteinen, vielmehr deuten die in den Geröllschichten vorkommenden Stücke auf vorwiegend westliche Meeresströmungen; bekannt ist die Häufigkeit der Feuersteine aus der obern Kreideformation. Höher erst finden sich die nordischen Geschiebe und Gerölle; es folgt also eine Zeit, in welcher die Strömungen vorherrschend von N. kamen. Thone, Sande, Lehm, Geröllschichten wurden je nach den lokalen Verhältnissen in mannigfachem Wechsel abgesetzt. Ueber dem Ganzen ward der nordische Schlick nebst größeren erratischen Blöcken aus dem skandinavischen Norden, ohne Zweifel mit Beihülfe von Eisbergen, ausgestreut. Es ist dies die Eiszeit, in welcher von Belgien her hart am Saum des Hügellands, ja vielfach in dieses ein- und an seinen Hängen hinaufgreifend, die Grenze eines von kalten Strömungen erfüllten Meers verlief und zugleich die alpinen Gletscher eine erheblich größere Ausdehnung besaßen, deren Einwirkungen, wenn auch vermuthlich nur indirekt, sich bis in das Rheinthal erstreckten. Die obersten Schichten der Diluvialformation bildet der Löß, ein zunächst nicht in größeren Gewässern, sondern durch Gießbäche an Berghängen abgesetzter, nur sekundär, als Thallöß, vielfach durch Hochwasser verschwemmter, meist mit Landschneckenresten (Pupa muscorum, Helix hispida und arbustorum, Succinea oblonga)

erfüllter, lockerer, in der Regel kalkreicher und mit sehr feinen Quarz- und Glimmerfragmenten vermischter, überhaupt feinkörniger graugelber Mergelthon, welcher direkt in die Jetztzeit hinüberleitet, aber vermöge seiner Säugethierreste (Mammuth) doch dem Quartär sich anschließt. Minder wichtig sind ältere Süßwasserbildungen kalkiger Art (vgl. oben Thüringen). Ueber dem Quartär, theils einfach in besonderen Becken übergelagert, theils in den später eingefressenen Thälern und Wasserrissen, finden sich die jetzigen Bildungen der süßen Gewässer: die Kalktuffe oder Süßwasserkalke, die sich namentlich an Hängen kalkiger Berge, z. B. am Elme, bei Meißen, angesammelt haben; die Brüche, Sumpfmoore, oft von großer Ausdehnung, die Torfbildungen, die Heidetorfablagerungen, der Raseneisenstein und sogen. Ortstein, ein die Vegetation sehr behinderndes Konglomerat von Brauneisenerz und Sand; der Schlick der Flüsse und Seen, letzterer nach erfolgter Trockenlegung oft über große Strecken ausgebreitet; die fruchtbaren Marschen Nordwestdeutschlands, die in Gegensatz gegen die höher gelegene, sandige (meist aus Diluvialsand gebildete) Geest treten. Gleichzeitig fanden und finden Meereswirkungen statt, zu denen zuvörderst die durch Mitwirkung des Windes gebildeten Sanddünen gehören, welche infolge des Zurücktretens der See seit der Diluvialzeit oft noch ziemlich tief im Lande gefunden werden. Ferner die Abschwemmungen an den Küsten, die an der Ostsee mehr ausnahmsweise, an der Nordsee als regelmäßige Erscheinung vorkommen und hier in historischer Zeit, z. B. durch Bildung der Zuydersee, durch Einreißen des Dollart an der Emsmündung im 13. Jahrh., durch das erhebliche Verkleinern der Insel Borkum, durch Zerstörung vieler friesischen Inseln, schon sehr große, in vorhistorischer Zeit wohl noch viel beträchtlichere Veränderungen bewirkt haben. Dann die Erscheinungen an den Mündungen der Flüsse, von denen viele nachweislich einen andern Lauf hatten als jetzt; so die Oder, welche über Berlin in die Elbe strömte, die Inster in Ostpreußen etc. An den Mündungen bilden sich allmählich aus den Aestuarien Haffe und Delta's, indem an seichten Stellen des Meers nahe den Mündungen die Anhäufungen von Schlick und Detritus zunehmen und allmählich Verlandung herbeiführen. Die Gebilde, welche älter sind als das Quartär, sind in der norddeutschen Ebene sparsam. Zunächst ist verhältnismäßig am häufigsten die Tertiärformation. Miocäne dunkle Glimmersande kommen vom nordwestlichen Westfalen über die Gegend der Bechte, Ems und Hase (an welcher der bekannte Fundort Bersenbrück liegt), dann beiderseits der untern Elbe und auf Sylt vor. Oberoligocäne Mergel und konglomeratartige Sande finden sich bei Celle, Sternberg in Mecklenburg, Dömitz, mitteloligocäne Thone und Sande um Berlin, Stettin, Frankfurt a. O.; letztere reichen dann über Magdeburg hinaus in das Hügelland. Braunkohlen führendes Unteroligocän kommt, ursprünglich mit dem von Magdeburg etc. im Zusammenhang, durch die ganze Mark, um Anhalt, Frankfurt a. O., in der Niederlausitz und in Schlesien vor. Besondere Berücksichtigung verdient das Samland, wo ein unteres glaukonitisches, sandiges und thoniges Gestein, die »blaue Erde«, das Muttergestein des Bernsteins, umfassend, und ein oberes kohlenführendes Gestein zu unterscheiden ist. Letzteres wird dem mittlern, ersteres dem untern Oligocän gleich gesetzt. Von der *Kreide* finden sich zunächst viele Inselsättel in großer Nähe des Hügellands: nördlich von Braunschweig, Peine, Hannover, Minden und in der Nähe des Dümmersees bei Lemförde und Haldem; sie enthalten theils untere, theils obere Kreideschichten, und sind unter letzteren unstreitig die Kreidemergel von Haldem die wichtigsten, welche ein eigenes kleines Bergplateau bilden und zu Bauzwecken ausgebeutet werden. In größerer Entfernung vom Rande der Hügelländer ist die Kreide von Lüneburg, in mächtiger Entwickelung über der Trias die ganze obere Hälfte der Kreidebildungen und einen Theil der untern umfassend, eine Partie unbedeutender Kreideschollen an der untern Elbe nahe der Mündung, alsdann die obere weiße Kreide (Schreibkreide mit Feuersteinen) von Rügen, der ebenfalls weiße, kreidige Mergel der obern Kreide von Usedom und Wollin, von den angrenzenden Theilen des pommerschen Festlandes, vom östlichen Mecklenburg, z. B. vom Müritzer See, und die (untere und obere) Kreide von Helgoland hervorzuheben. Die obersten Kreideschichten, die der »dänischen« Kreide, fallen (ähnlich wie die analogen Schichten von Mastricht) auf außerdeutsches Gebiet. Die Wealdbildungen zeigen einzelne Inseln vor dem Saum des westfälisch-hannöverschen Hügellands, insbesondere bei Neustadt am Rübenberg. Jura kommt auf Helgoland (Lias) und in ziemlich zahlreichen kleinen Partien (oberer Jurakalk) in Pommern vor. Trias kommt bei Lüneburg (insbesondere Gips und Salz des Buntsandsteins), auf Helgoland (Buntsandstein, in Verbindung mit den vorigen Formationen), bei Rüdersdorf unweit Berlin (bedeutende Muschelkalkbrüche) vor. Der Zechsteinbildung wird das auf etwa 1400 Meter erbohrte Steinsalz des Sperenberger Bohrlochs südlich und in der Nähe von Berlin zugeschrieben. Das *Niveau* der Ebene steigt vom Meeresstrand bis an die Weserberge zu ca. 60 Meter, an den Hauptflußläufen halb so hoch, an; östlich vom Harz erhebt es sich auf 100 Meter und bis zu den von der See entfernteren Punkten in Sachsen etc. noch etwas höher. Namentlich ragen über diese Höhen aber die *Landrücken* empor, deren bedeutendster, freilich durch Stromniederungen durchbrochen, im N. durch Preußen, Pommern, Ukermark und Priegnitz, Mecklenburg und endlich in die Jütische Halbinsel zieht. Ihm gehören die pommersch-mecklenburgischen Jura- und Kreidepartien im wesentlichen an. Ausgezeichnet ist er durch die große Menge von Seen, welche, bei einer mittlern Höhe des Landrückens von 100 Meter und einer maximalen von 200 Meter, ebenfalls ein verhältnismäßig hohes Niveau einnehmen; so liegt der Spiegel des großen Müritzsees in Mecklenburg etwa 70 Meter ü. M. Erst in der Jütischen Halbinsel nimmt die Höhe merklich ab. Doch bleibt der Charakter des Landrückens, wenn man von dem Dünencharakter der Westseite absieht, im ganzen der nämliche, womit die tiefen Buchten (Fjorde) der Ostküste in Zusammenhang stehen. Der zweite Rücken schließt sich an das oberschlesische Flözgebirge an, verläuft zunächst am rechten Oderufer und enthält hier einige namhaftere, vom Braunkohlengebirge gebildete Anhöhen. Dann theilt er sich, geht mit dem bedeutendern Theil noch oberhalb Glogau über die Oder zur *Lausitz* (160 Meter hoch) hinüber, überschreitet die Spree südlich am Spreewald, bildet den *Fläming*, der über 220 Meter hoch nordöstlich von der mittlern Elbe hinzieht, überschreitet diese in der Altmark und läuft in die noch über 110 Meter hohe *Lüneburger Heide* aus. Der kleinere Theil begleitet die Oder noch bis Küstrin am rechten Ufer, geht aber oberhalb des Warthebruchs und der Warthemündung ebenfalls über die Oder und breitet sich westlich von Frankfurt durch Barnim,

Mittelmark und Havelland, namentlich auch um die Havelseen, aus, einerseits an den Fläming herantretend, anderseits (bei Neustadt-Eberswalde) eine Verbindung mit dem nördlichen Rücken der Ukermark herstellend.

Die geologische Vergangenheit Deutschlands ist bei der Mannigfaltigkeit seines Baues nicht leicht in wenigen Worten zu charakterisiren. Doch ist festzuhalten, daß nach den ältesten Zeiten, in welchen Organismen auftraten, Zeiten, auf welche immer nur sehr unsichere Schlüsse zu machen sein dürften, bis fast durch die mesozoische Epoche hindurch keine wesentlichen Anhaltspunkte für ein Emporsteigen von Festland gegeben sind. Nur wurde gegen Ende und nach Abschluß der Kohlenformation das Meer seichter; Vulkane, schon in ähnlicher Weise wie die jetzigen, sind nachzuweisen, und vorübergehend können in den Distrikten dieser Melaphyr- und Porphyrberge insulare Landstrecken vorhanden gewesen sein. Dann senkte sich der Boden in der Zechsteinzeit, hob sich bald wieder, ohne jedoch (auch in der Buntsandsteinperiode) über das Meeresniveau aufzutauchen, senkte sich in der Muschelkalkzeit und hob sich ein wenig in der Keuperperiode, während in den Alpen das Meer fortwährend viel tiefer blieb. Die Jurazeit bringt eine größere Senkung des Bodens; aber nach dieser gab es sicher Festland im mittlern D. und ein größeres, vermuthlich brakisches, seichtes Becken im NW., Hochsee nur in den Alpen. Das Festland blieb im mittlern D. bis zur obern Kreidezeit, wo wieder eine Senkung stattfand und das Meer das deutsche Gebiet überhaupt überflutete. Nach kleineren Entblößungen gegen Ende der Kreidezeit trat zu Beginn der Tertiärzeit unzweifelhaft Land hervor, das aber im Verlauf derselben zum großen Theil wieder vom Meer bedeckt ward. Meeresbildungen bleiben bis in die miocäne Zeit herrschend, vulkanische Erscheinungen spielen währenddessen im ganzen mittlern D. eine große Rolle. Doch fangen schon vor Beginn der Miocänperiode Süßwasserbecken an sich abzugrenzen, und das Meer weicht überhaupt stark zurück. Die letzte größere Ueberflutung findet dann nach der Tertiärzeit statt und ist von den Erscheinungen der Eiszeit (s. d.) begleitet, um endlich allmählich in die jetzige Gestaltung (freilich mit vorübergehend noch beträchtlicherer Ausdehnung des Landes im NW.) überzugehen.

Es bedarf schließlich nur einer kurzen Auseinandersetzung, wie großen Einfluß die geognostische Zusammensetzung des Bodens auf die Entwickelung, die Industrie ꝛc. der einzelnen Gegenden gehabt hat. Der Erzreichthum vieler derselben, namentlich Sachsens, Böhmens, des Harzes und des Mansfeldischen, Westfalens, Schlesiens ꝛc., zu dem sich Eisen noch an mehreren anderen Punkten, wie Osnabrück, Dortmund, im subhercynischen Hügelland, gesellt; die Steinkohle im Saargebiet, in Westfalen, Sachsen, Schlesien, Bückeburg ꝛc.; die Braunkohle um Magdeburg, Halle, Helmstedt, bei Königsberg, am Niederrhein, am Westerwald und in Thüringen; das Salz der Alpen, des Südwestens, Thüringens, der Gegend von Halle, Staßfurt, Magdeburg, vieler Punkte im Hannöverschen und in Braunschweig — alles dies hat eine hohe und frühe Entwickelung des Bergbaues in seinem ganzen Umfang in D. hervorgerufen. Mineralquellen und Soolquellen reihen sich den obigen Vorkommnissen an; in anderer Weise die ausgedehnten Torfmoore des Nordens, welche ebenfalls eine nicht unerhebliche Industrie bedingen. Auch sind hier der Bernstein, der Asphalt von Hannover, dem Hils, Lobsan im Elsaß, Seefeld in Tirol und die mit der Kohle und Braunkohle gesellten Kohlenwasserstoffe zu nennen. Von Schmucksteinen sind neben dem Bernstein freilich nur wenige, hauptsächlich die Achate aus dem Mandelsteinpalatinit der Nahegegend, aufzuführen. Desto vielseitiger ist die Gewinnung von Baumaterialien: von Gips, Cement, Traß und Kalk zu Mörtel; Marmor in den Alpen, in Nassau, am Unterharz. Serpentin, z. B. bei Zöblitz in Sachsen, manche Diorite und Diabase, Granit, auch Gips, dienen zu ornamentalen Zwecken; Porphyr, Basalt, Grünsteine, namentlich Gabbro, am Rhein, in Hessen, Sachsen, am Harz ꝛc. zu Straßenbauten, zu Pflastersteinen wie als Schlagsteine zur Chaussirung, viele Kalke zu letzterem Zweck; die eigentlichen Mauersteine, Sandsteine, Kalksteine der mannigfachsten Bildungen, Trachyte, Porphyre, Granite ꝛc. sind in buntester Weise über das ganze Gebiet Deutschlands zerstreut. Selbst die karg mit solchem Material ausgestattete norddeutsche Ebene hat außer den sporadischen Vorkommnissen von Flötzgebirge (wie Rüdersdorf) den Gneis und Granit der nordischen Findlinge, der sogen. Feldsteine der Mark. Von besonderem Werth sind hier die Thone, welche zu Ziegelsteinen gebrannt werden, ein Industriezweig, der nebst der verwandten Töpferindustrie in Westfalen wesentlich auf Liasthon, um Hannover, Hildesheim und Braunschweig besonders auf Kreidethon, in Hessen auf tertiäre Thone basirt ist. Aber auch diluvialer Lehm wird (insbesondere zu den Feldbränden) dazu in großen Mengen verwandt. Die Dachziegel, welche aus Thon gebrannt werden, sind wohl für den größten Theil Deutschlands das übliche Bedachungsmaterial; rheinische und harzer (Goslar'sche) Schiefer (freilich den oft importirten englischen Schiefern nachstehend) und hier und da dünne Sandsteinplatten, z. B. aus dem Buntsandstein der Wesergegend, kommen jedoch distriktweise und vereinzelt daneben vor. Von besonderen Industriezweigen wäre hier die Porzellanfabrikation zu nennen, deren Material, das Kaolin, aus Zersetzung feldspathaltiger Mineralien bei Meißen, in der bayrischen Oberpfalz, um Halle, bei Altenburg ꝛc. gewonnen wird; ferner die Verwendung der Solenhofener Schiefer aus dem obern Fränkischen Jura zur Lithographie; die des Granits, der schlackigen rheinischen Basalte und mancher Sandsteine zu Mühlsteinen ꝛc. — Geben alle diese Verwendungen der Bestandtheile des Bodens den verschiedenen Gegenden schon ein gewisses Gepräge, so findet dies noch mehr infolge des Einflusses derselben auf die Bodenproduktion statt. Die losen Massen der nördlichen Ebene bedingen da, wo sie lehmig sind, eine für den Breitegrad erhebliche Fruchtbarkeit, so im Samland, in den Marschen; sandige Gegenden sind minder fruchtbar, wie die Sandflächen der Niederlausitz, der Mark, noch mehr die Heide. Das koupirtere Hügelland verhält sich ungleich. Die Höhenzüge sind meist, wo nicht die zu hohe und nördliche Lage, wie am Brocken, der Schneekoppe, oder Sumpf- und Moorbildung, wie an manchen Theilen des Oberharzes, dies hindert, von Waldwuchs bedeckt, der sowohl auf Kalkgestein, als auf den feldspathaltigen Gesteinen gut, auf dem Sandsteinboden im ganzen weniger gut gedeiht, leider aber nicht immer nach seinem vollen Werth geschätzt und konservirt ist; namentlich ist sein indirekter Nutzen, als Mehrer und Regulator des Wasserzuflusses von den Bergen, nicht in vollem Umfange gewürdigt, wovon die beginnende Wasserarmut einzelner Distrikte Zeugnis ablegt. Die Ebenen oder größeren Thalländer zwischen den

Bergzügen, Franken, Rheinthal, Wetterau, Thüringen, Magdeburger Börde, sind größtentheils fruchtbar und verdanken dies zum Theil den losen und verwitterbaren Sedimentschichten, vor allen dem Keuper, auch dem Liasthon, den Tertiärbildungen, welche sämmtlich neben dem Diluvial- und Alluvialboden oft auf größere Erstreckung zum Vorschein kommen und auch unter demselben noch ihren Einfluß äußern. Auch der von den Berghängen herab verwitterte und düngende Bodenbestandtheile verbreitende Löß ist von Wichtigkeit, und selbst kleine Senkungen des Bodens und Thälchen haben oft ihre Besonderheiten und tragen zu dem günstigen Totalergebnis bei. Manche der Binnenebenen sind freilich nur theilweise ergiebig, wie z. B. die bayrische. In Oberbayern sind große Strecken vom »Moos« eingenommen, einem flachen, höchstens zur Waldkultur geeigneten Sumpfterrain. Sehr ungleich situirt ist Westfalen, wo z. B. an den üppig bestandenen Teutoburger Wald die öde Paderborner Gegend stößt, überhaupt zwischen gut bebautem Land öfter wüste, meist sandige Strecken sich vorfinden. Endlich sind auch die Buntsandsteindistrikte (Eichsfeld, Sollinggegend) oft weniger fruchtbar. Für die wärmeren Theile des Hügellands, besonders im SW., ist endlich der Schiefer und mancher Mergel eine vorzügliche Grundlage für den Weinbau. — Im großen und ganzen ist schon durch die geognostische Beschaffenheit Deutschlands die reiche, doch ungleiche Entwickelung und die Zersplitterung in einem hohen Grad bedingt, und die Wichtigkeit dieser Einflüsse ist nicht zu unterschätzen, wenn sie auch nicht ausschließlich zur Erklärung der politischen Verhältnisse hinreichen. — Vgl. v. Cotta, Deutschlands Boden (2. Aufl., Leipz. 1858, 2 Bde.); v. Dechen, Geognostische Karte von D. (2 Blätter, Berl. 1869); Derselbe, Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich, nebst einer physiographischen und geognostischen Uebersicht (das. 1873).

Gewässer. Das Deutsche Reich grenzt an die Nordsee und Ostsee. An der Nordsee bilden die Mündungen der Eider, Elbe, Weser und Ems Meerbusen; zwischen den beiden letzteren befindet sich noch der Jahdebusen. Die Küste wird seewärts von einer Inselreihe begleitet, die, einem äußern Küstensaum zu vergleichen, schon mit dem Helder in den Niederlanden beginnt, bis zur jütischen Grenze sich fortsetzt und nur im Bereich der Mündungen der Weser, Elbe und Eider unterbrochen erscheint. Das zwischen dieser Inselreihe und der Festlandsküste sich erstreckende Wattenmeer ist 8—16 Kilom. breit, in den meisten Theilen zur Zeit der Ebbe wasserfrei und wird von vielen Tiefen oder Wattströmen durchzogen, durch welche theils das Wasser der Flut und Ebbe ein- und austritt, theils aber auch die Landgewässer ihren Ausgang in das Meer suchen. Die wichtigsten Inseln in dem äußern Küstensaum sind Borkum, Norderney und Wangeroog im W. von der Weser, sodann Amrum, Sylt und Röm im N. von der Eider. Innerhalb des Wattenmeers an den schleswigschen Küsten liegen alsdann noch die Inseln Föhr, Pellworm, Nordstrand und die Halligen. Die Ostsee dringt dreimal breit und tief in D. ein: zuerst zwischen den Inseln Fehmarn und Rügen in der Lübecker Bucht, sodann im O. von Rügen in der Pommerschen oder Stettiner Bucht und endlich an der preußischen Küste zwischen den Landspitzen Rixhöft und Brüsterort in der Danziger Bucht. Die letztere enthält noch einen Busen, das Putziger Wiek, durch die Halbinsel Hela gebildet. Zahlreich sind die kleineren Buchten im Umkreis der Insel Rügen, die nicht allein in Rügen, sondern auch in die Festlandsküste stark hineinbuchten. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die Busen (Föhrden) an der schleswig-holsteinischen Küste, die, lang und schmal und mit Steilküsten versehen, weit in das Land hineindringen und diesem Theil von D. eine hohe Anmuth geben. Dahin gehören die Busen von Kiel, Eckernförde, Flensburg und Apenrade, durch ihre Tiefe zu den schönsten Häfen geeignet, während die Schlei bei Schleswig und der Busen von Hadersleben ziemlich flach sind. Unter den Inseln der Ostsee sind Rügen, Alsen und Fehmarn die bedeutendsten. Eigenthümlich sind der deutschen Ostseeküste die Haffe, d. h. Süßwasserseen, welche Strömen als Sammelbecken vor ihrer Mündung dienen und von der See durch wenig ausgedehnte Landmassen getrennt sind. Es gibt deren drei: das Pommersche oder Stettiner Haff an der Oder, von der Ostsee durch die Inseln Usedom und Wollin getrennt, das Frische Haff an Armen der Weichsel und am Pregel, durch die Frische Nehrung, und das Kurische Haff an der Memel, durch die Kurische Nehrung von der Ostsee geschieden. Eigentliche Vorgebirge gibt es an den deutschen Meeren nicht. An ihrer Stelle befinden sich Landspitzen, unter denen Arkona (auf Rügen), Rixhöft und Brüsterort (beide Grenzpunkte der Danziger Bucht), alle mit Leuchtthürmen versehen, ganz besonders hervortreten.

Unter den 150 Flüssen Deutschlands sind die bedeutendsten: die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe, die Oder, die Weichsel und die Memel. Die Donau geht ins Schwarze Meer; der Rhein, die Weser und Elbe in die Nordsee; die Oder, Weichsel und Memel in die Ostsee. Die Weser gehört allein D. ganz an; Elbe, Oder, Weichsel und Memel haben ihre Quellen außerhalb; der Rhein entspringt im Ausland und geht ins Ausland über. Die Donau nimmt in D. ihren Ursprung, fließt aber noch nach dem Austritt aus demselben auf langer Strecke durch Gebiete mit deutscher Bevölkerung. Sie durchströmt in östlicher Hauptrichtung die süddeutsche Hochebene und liegt bei Passau noch 281 Meter ü. M. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau während ihres Laufs durch D. sind, auf der rechten Stromseite, von oben nach unten gezählt: die Iller, der Lech, die Isar, der Inn, die sämmtlich auf dem Plateau von Bayern in die Donau fließen. Alle diese Nebenflüsse sowie auch die zum Inn gehende Salza stammen aus den Alpen; es sind reißende Gebirgsströme, welche dem größten Strom Centraleuropa's eine unermeßliche Menge Wassers zuführen. Die wichtigsten Nebenflüsse der Donau auf der linken Seite, die jenen Alpenströmen weder an Länge des Laufs, noch an Wassermenge gleichkommen, sind, von unten nach oben gezählt: der Regen, die Nab und die Altmühl, letztere wichtig durch die von ihr ausgehende Kanalverbindung der Donau mit dem Rhein. Der in den Graubündner Alpen in der Schweiz entspringende Rhein wird erst unterhalb des Bodensees ein deutscher, und zwar nur ein halbdeutscher Fluß, insofern er hier die Grenze zwischen D. und der Schweiz bildet. Erst nachdem er bei Basel seine Hauptkrümmung vollbracht hat, wird er ein ganz deutscher Strom. Von Basel bis Mainz durchströmt er die oberrheinische Tiefebene, den angenehmsten Theil Deutschlands. Bei Bingen tritt er in das Gebiet des rheinischen Schiefergebirges ein, das er am Fuß des Siebengebirges oberhalb Bonn verläßt, um von nun an seinen Unterlauf zu beginnen. Unterhalb Emmerich verläßt er

D. Unter den Nebenflüssen des Rheins auf der rechten Seite sind die bemerkenswerthesten: der Neckar (mit den Nebenflüssen Jagst und Kocher), der Main (entstehend aus dem Weißen Main, der auf dem Fichtelgebirge, und dem Rothen Main, der am Frankenjura entspringt), die Lahn, die Sieg, die Wupper, die Ruhr und die Lippe. Der Neckar ist die Pulsader des würtembergischen Landes, wie der Main die des Frankenlands. Mit dem letztern vereinigt sich unterhalb Bamberg die Regnitz, welche den östlichen Theil des Frankenlands von S. nach N. durchschneidet, indem sich ihre Quellgegend dem Donaugebiet in der Gegend des Altmühllaufs nähert. Unter den Nebenflüssen, welche der Rhein auf der linken Seite innerhalb Deutschlands Grenzen empfängt, kommen vorzüglich die Ill und die Mosel in Betracht. Die Ill, der Hauptfluß im Elsaß, entspringt auf den nach D. übergehenden Höhen des Schweizer Jura unweit der schweizer. Grenze, nimmt alle dem hohen Wasgenwald nach O. entfließenden Gewässer auf und ist in ihrem Unterlauf bei Straßburg der Ausgangspunkt für den Rhein-Rhone- und den Rhein-Marnekanal. Die Mosel hat ihren Ursprung in Frankreich auf den westlichen Gehängen des Wasgenwalds, tritt oberhalb Metz in D. ein, durchfurcht unterhalb Trier in engem, ausgezacktem Thal das rheinische Schiefergebirge, um sich bei Koblenz mit dem Rhein zu vereinigen, und empfängt noch auf der rechten Seite die bedeutende Saar, die seit 1871 in ihrem ganzen Lauf ein deutscher Fluß ist und ebenfalls vom Wasgenwald herabkommt. Die Weser, die Elbe und die Oder entspringen im hercynischen Bergsystem, die zwei zuerst genannten auf der innern, gegen das Plateau von D. gerichteten Seite des Bergwalls, die Oder dagegen auf der äußern Seite, die dem Flachland zugewendet ist. Da aber auch jene ihren Lauf nach dem Flachland richten, so müssen sie, um dahin zu gelangen, den Bergkranz durchbrechen. Von den beiden Stammflüssen der Weser entspringt die Werra auf dem südlichen Abhang des Thüringer Waldes und die Fulda auf den nördlichen Gehängen des Rhöngebirges; beide vereinigen sich innerhalb des hessischen Berglandes bei Münden zur Weser. Der Fluß durchbricht das hercynische Bergsystem in der Westfälischen Pforte bei Minden, um von da seinen Lauf durch das norddeutsche Tiefland zur Nordsee fortzusetzen. Im Bergland nimmt die Weser keinen Nebenfluß von Bedeutung auf; der bedeutendste im Tiefland ist die Aller (mit der Leine und Oker), welche die Gewässer des westlichen Harzes und des östlichen Theils der Wesergebirge sammelt, um sie von der rechten Seite in den Hauptfluß zu ergießen. Die auf der Südseite des Riesengebirgskammes entspringende Elbe, für Verkehr und Handel einer der bedeutendsten Ströme Deutschlands, durchbricht zwischen Lobositz und Tetschen das böhmische Mittelgebirge und seine östliche Fortsetzung sowie zwischen Tetschen und Pirna das Lausitzer und Erzgebirge und durchfließt dann das Tiefland in nordwestlicher Richtung. Die wichtigsten Nebenflüsse, welche die Elbe innerhalb ihres Laufs durch Böhmen, das ganz zu ihrem Flußgebiet gehört, empfängt, sind die Moldau, vom Böhmerwald, und die Eger, vom Fichtelgebirge kommend. Im Tiefland verstärkt sie sich auf der linken Seite durch die Mulde, vom Erzgebirge, und durch die Saale, vom Fichtelgebirge, auf der rechten Seite durch die Havel, welche die von dem Lausitzer Gebirge kommende Spree aufnimmt. Die Oder entspringt auf dem Odergebirge, einem Theil des mährischen Gesenkes. Da, wo sie Mähren verläßt, an der Mündung der von den eigentlichen Sudeten (dem Altvater) herabkommenden Oppa, befindet sie sich nur noch 220 Meter über dem Meer, und bald tritt sie von der oberschlesischen Hochebene herab, um in das flache Land von Niederschlesien einzutreten, jenseit dessen sie die brandenburgischen und pommerschen Flächen bewässert, hier hin und wieder erhöhte Thalränder bespülend, welche die ermüdende Einförmigkeit der Ebene anmuthig unterbrechen. Von den Nebenflüssen der Oder ist die auf der rechten Seite mündende Warthe durch ihre Stellung (in Verbindung mit der Netze) zur Weichsel der bedeutendste; die Flüsse, welche die Oder von der linken Seite empfängt, und unter denen die Glatzer Neisse, der Bober und die Lausitzer Neisse die ansehnlichsten sind, stammen sämmtlich von den Sudeten. Die Weichsel hat ihre Quellen auf den Karpathen in Oesterreichisch-Schlesien, berührt die Grenze der Provinz Schlesien im äußersten Südosten, fließt sodann durch Galizien und Polen in einem großen, ostwärts gerichteten Bogen und tritt 15 Kilom. oberhalb Thorn bei Ottloczyn als ein mächtiger Strom in D. ein, hier den norddeutschen Landrücken durchbrechend und nach dem Durchbruch durch denselben die fruchtbaren Weichselwerder bildend. Durch den Narew, den ansehnlichsten Zufluß der Weichsel, leiten zahlreiche Flüsse von der Südseite des ostpreußischen Landrückens ihr Wasser zum Hauptstrom. Innerhalb Deutschlands sind die Drewenz und die Brahe die größten Zuflüsse der Weichsel, von denen jene vom ostpreußischen, diese vom pommerellenschen Landrücken kommt. Die Memel gehört nur mit einem kleinen Theil ihres Unterlaufs zu D. Sie durchströmt den äußersten Nordosten des Reichs, tritt unterhalb Tilsit in die Tilsiter Niederung und mündet durch das Kurische Haff. Unter den Strömen, die in D. münden, haben beim Ausfluß Oder und Memel ihre Namen verloren. Jene ergießt sich in drei Mündungen (Peene, Swine, Dievenow) ins Meer; diese, zuerst in zwei Arme (Ruß und Gilge) getheilt, erreicht das Kurische Haff mit zahlreichen Ausflüssen. Die Weichsel behält in drei Mündungsarmen zwar ihren Namen bei, sie entsendet aber unter besonderer Bezeichnung (Nogat) einen vierten Mündungsarm zum Frischen Haff. Unter den zahlreichen Küstenflüssen stehen die Ems und der Pregel in erster Reihe. Die Ems ergießt sich durch den Dollart in die Nordsee, fließt in Westfalen und Hannover durch große Senne- und Sumpfgegenden und bildet den Ausgang für zahlreiche Kanäle. Der Pregel, der wichtigste Fluß in Ostpreußen, entsteht aus der Inster, Pissa und Angerapp, nimmt links die Alle auf, entsendet rechts die Deime zum Kurischen Haff und tritt unterhalb Königsberg in das Frische Haff. Andere Küstenflüsse sind: die Eider, die auf der Grenze von Schleswig und Holstein zur Nordsee geht; die Trave, Warnow, Rega, Persante und Stolpe, welche in die Ostsee münden.

Nach den nordischen Reichen Schweden und Norwegen und Rußland ist kein Land Europa's reicher an Landseen als D. Es hat zwei Zonen, die durch eine Reihe von Seen ausgezeichnet sind, im Süden und im Norden. In der Mitte Deutschlands finden sich nur wenige Seen und von nur geringem Umfang. Die südliche Seezone zieht sich längs des Nordfußes der Alpen hin, indem ihre Seen theils noch innerhalb des Gebirges, theils an seinen Ausgängen, theils schon auf dem Plateauland gelegen

sind. Wie jene in der Schweiz, sind es Thalkessel, welche das Wasser ausfüllte; daher ihre beträchtliche Tiefe. Man zählt ihrer im südlichen Bayern gegen 70. Der größte aller deutschen Seen ist der Bodensee (s. d.). Zu den größeren des Plateau's von Bayern und der hinterliegenden Bayrischen Alpen gehören der Walchen-, Kochel-, Ammer-, Staffel-, Würm- (Starnberger-), Tegern-, Schlier- und Chiemsee. Die **nördliche Seezone** umgibt die Ostsee auf ihrer ganzen Erstreckung von Schleswig bis zur äußersten Ostgrenze gegen Polen. Sie bildet nur einen Theil, und zwar den westlichen, des langgezogenen Gürtels von Seen, der sich durch Norddeutschland und Rußlands Ostseeprovinzen bis über Petersburg hinaus nach Finnland erstreckt. Die Seen, deren Zahl außerordentlich groß ist (die beiden Mecklenburg allein zählen 223), liegen auf einem verhältnismäßig höhern Boden als die benachbarten Stromthäler; ihr Niveau bezeichnet die Scheitelfläche des norddeutschen Landrückens. Die größten Seen westlich von der Oder sind und zwar in Schleswig-Holstein: der Plöner, Selenter, Ratzeburger und Schalsee; in Mecklenburg: die Müritz, der Plauer, Schweriner, Malchiner, Tollense- und auf der pommerschen Grenze der Kummerowsee; in Brandenburg: der Ruppiner, Werbelliner, Paarsteinsee und die Ukerseen. Von der Höhe des Landrückens drängt sich diese Seenreihe auch tief nach S. in Brandenburg in das Flachland hinein. Hier sind sie vorzüglich zahlreich an der Havel (Schwielowsee), sodann auf der linken Seite der Spree zu beiden Seiten der Dahme (Scharmützel-, Wolzig-, Teupitzer See); an der Spree selbst liegen der Schwielug- und Müggelsee. Zwischen Oder und Weichsel trifft man die größeren Seen vorzugsweise in Pommern an. Daselbst sind auf dem Landrücken der Enzig-, Wothschwien-, Groß-Lübbe-, Drazig-, Pieleburger und Vilmsee, an seinem nördlichen Fuß die Madüe und der Damm'sche See und endlich längs der Küste der Jamund'sche, Vieziger, Garden'sche und Lebasee. In Preußen liegen von NO. nach SW. in der Nähe der pommerschen Grenze der Zarnowitzer, Radaune-, Wdzydze- (am Schwarzwasser), Ziethener, Müskendorfer (beide an der Brahe) und der Groß-Böttinsee. In Brandenburg ist in dem hierher gehörigen Theil die Neumark am seereichsten (Soldiner See), in Posen das Quellgebiet der Netze (Goplo-, Pakosch-, Skorzenciner und bereits in der Abdachung zur Warthe der Powidzer See). Im O. von der Weichsel sind die Landseen ganz besonders zahlreich; sie liegen mit Ausnahme des Drausensees auf dem Landrücken vorzugsweise in zwei Gruppen, bei Liebemühl auf der Grenze von West- und Ostpreußen und zwischen Angerburg und Johannisburg im Masurenland. Die meisten größeren Seen beider Gruppen sind durch Kanäle verbunden; die bei Liebemühl (Geserich-, Drewenzsee) durch den Elbing-Oberländischen Kanal, der von der Höhe des Oberlands mittels schiefer Ebenen (trockner Schleußen) zum Drausensee hinabsteigt; die des Masurenlands (Mauer-, Löwentin-, Spirding- und Roschsee) durch eine Anzahl kleiner Kanäle, die sämmtlich auf der Höhe sich befinden, durch schiefe Ebenen aber in nächster Zeit mit der untern Alle in Verbindung gebracht werden sollen. Noch mögen unter den Seen Ostpreußens hier aufgeführt werden: der Nariensee unweit Mohrungen, die Seen an der obern Alle (Lansker, Plauzigsee) bei Passenheim und Sensburg, der Dadaisee westlich von Bischofsburg, der Niedersee in der Johannisburger Wildnis, der Arys-, Lyker, Selment-, Lasmiaden-, Raygrod- (diese fünf im O. vom Spirding) und auf der polnischen Grenze der Wysztyter See an der Rominte. Außerdem sind noch zu bemerken: der Salzige und der Süße See bei Eisleben in der Provinz Sachsen, das Steinhuder Meer östlich und der Dümmer See westlich von der Weser im Flachland und der Laacher See in der Rheinprovinz. Unter den kleinen Gebirgsseen sind durch Lage und mannigfache andere Verhältnisse vorzüglich bekannt: die Maare auf der Eifel, der Schwarze und Weiße See im Wasgenwald, der Mummel- und Feldsee im Schwarzwald, die Arberseen und der Rachelsee im Böhmerwald und der Große und Kleine Teich im Riesengebirge.

Die eigenthümliche Gestaltung des deutschen Bodens, seine Spaltung in zahlreiche Gruppen kleiner Berg- und Plateausysteme, die zwar alle im Zusammenhang stehen, aber von tiefen Thälern durchbrochen sind, macht es möglich, daß die großen Ströme und viele ihrer Nebenflüsse als ebenso viele Schiffswege benutzt werden können, wodurch die Zugänglichkeit fast aller deutschen Länder und der Verkehr zwischen den entlegensten Provinzen unter sich wie mit den Küstengegenden und dem Weltmeer ungemein befördert wird. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist diese Wasserverbindung im norddeutschen Flachland und vornehmlich im östlichen Theil desselben. Aus dem Innern der böhmischen Terrasse kann man, einen großen Bogen beschreibend, immer zu Wasser fahren bis auf das Plateau von Oberschlesien und ins Innerste von Polen, die Ausgänge ins Deutsche Meer und in die Ostsee ungerechnet. Der Rhein ist die große Fahrbahn vom Meer ins Innere von Westdeutschland; die Donau begünstigt den Verkehr zwischen der Scheitelfläche des Plateau's von D. und dem österreichischen Stufenland und weiterhin mit den Ländern Ungarns und dem Schwarzen Meer. Der **Ludwigskanal** längs der Regnitz und Altmühl verbindet den Rhein mit der Donau, also die Nordsee mit dem Schwarzen Meer. Elbe und Oder stehen durch eine zweifache Kanallinie in Verbindung, durch den Finowkanal, welcher die Havel, und durch den Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser Kanal, welcher die Spree mit der Oder verbindet. Demnächst kürzt der Plauen'sche Kanal die Verbindung der Havel mit der Elbe ab, während die Oder durch die Warthe, Netze und den Bromberger Kanal mit der Weichsel in Verbindung steht. In der Provinz Preußen ist eine Kanalverbindung zwischen Pregel und Memel (Große Friedrichs- und Seckenburger Kanal) und zwischen der Ruß und der Stadt Memel (König-Wilhelmskanal) zur Vermeidung der gefährlichen Schiffahrt auf dem Kurischen Haff, eine andere zwischen Danzig und Elbing, und noch andere sind zwischen den großen Seen, wie bereits oben gezeigt, ins Werk gesetzt worden. Die wenigen, sonst noch im Innern von D. vorhandenen Kanäle gewähren nur ein örtliches Kommunikationsmittel; dagegen ist hier noch der Schleswig-Holsteinische (Kieler-, Rendsburger oder Eider-) Kanal zu erwähnen, welcher, die Jütische Halbinsel zu einer wahren Insel abschneidend, den Verbindungsweg zwischen der Ostsee und dem Deutschen Meer bildet, wodurch die Fahrt für kleine Schiffe durch den Sund und das Kattegat umgangen wird. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind noch die Kanäle des Reichslandes: der Rhein-Rhone-, Rhein-Marne-, Saarkohlenkanal u. a. (s. **Elsaß-Lothringen** und **Rhein**).

Nur mit wenig Worten sind noch die so reichlich über D. verbreiteten **Mineralquellen** zu erwähnen;

ihre Zahl ist Legion, und mehr als in irgend einem andern Lande Europa's gehören sie zu den heilkräftigsten, die man kennt. Die an Mineralquellen reichsten Gegenden Deutschlands sind der Schwarzwald, das niederrheinische Schiefergebirge, das Wesergebirge, die Sudeten, das Riesengebirge. Ungemein groß ist die Zahl der kohlensäurereichen Quellen des niederrheinischen Gebirges, von denen die berühmtesten Selters und Geilnau diesseits, Tönnisstein in der Nähe des Laacher Sees jenseits sind; aber es erstreckt sich dieser Kohlensäurereichthum noch weit nordostwärts bis ins Gebiet der untern Weser; dort sind die Stahlquellen von Driburg, Pyrmont, Rehburg und die mit 697 Meter Tiefe erbohrte warme Soolquelle von Rehme (Oeynhausen) zu bemerken, zu denen am Südostfuß des rheinischen Gebirges der warme Strudel von Nauheim hinzukommt. Wie die Kohlensäureexhalation, so steht wohl auch der Reichthum an Thermen im Gebiete des niederrheinischen Gebirges in Verbindung mit der frühern vulkanischen Thätigkeit in den Rheingegenden. Wiesbaden, Schlangenbad, Ems, Bertrich, die Quellen im Ahrthal, die Schwefelquellen von Aachen und Burtscheid gehören zu den besuchtesten Deutschlands. Auch der Schwarzwald besitzt in Baden-Baden und dem lange verschollenen Römerbad Badenweiler berühmte Thermen; ebenso haben Sudeten und Riesengebirge (Warmbrunn) ihre Thermen. Ueber ganz D. sind Soolquellen (Kreuznach u. v. a.), Eisensäuerlinge (Langenschwalbach, Pyrmont), Schwefelquellen u. a. zerstreut, aber keine davon so besucht und verschickt wie die Wasser von Kissingen.

Klima. D. liegt in der glücklichen gemäßigten Zone, die den Menschen zur Arbeit anspornt, sie ihm aber auch lohnt, in der weder ein immer heiterer Himmel über ihm sich ausbreitet, noch eine stets neblige Atmosphäre die Sonne verbirgt, nahe genug der Küste, um an den mildernden Einwirkungen des Meers im Winter noch theilzunehmen, aber auch weit genug im Innern, so daß die größere Sommerwärme auf seine Früchte zeitigend wirken kann. Nur die Alpen erheben sich in ihren höchsten Gipfeln in die Region des ewigen Schnees; die höchsten Gebirge Mitteldeutschlands bleiben dagegen weit darunter zurück und gestatten sogar auf ihren höchsten Höhen dem Menschen noch sommerlichen Aufenthalt. Wenn es von vielen unserer Gebirge heißt, daß auf ihnen der Winter neun Monate dauere, so ist das Redensart; nur an einzelnen Punkten, gegen Sonne und Wind geschützten Einsenkungen, wie in den Schneegruben des Riesengebirges, halten sich Schneeflecke wohl bis in den Sommer und zuweilen einige Jahre hindurch. Ist auch das höhere Bergland rauh, so sind dagegen die Einsenkungen im Innern Thüringens, selbst die Elbniederungen, vor allem aber die Einsenkung am Oberrhein um so milder; hier am Rhein blüht schon die Mandel, blühen selbst die Obstbäume, während die Rücken der Rhön, des Westerwalds und anderer Gebirge noch mit Schnee bedeckt sind; aber selbst auf diesen Höhen gedeihen noch die Kartoffel und passende Sorten von Getreide. Ganz D. liegt im Gebiet, wo der zurücklaufende warme und feuchte Passatwind siegreich den Kampf mit der kalten Polarströmung besteht, in der Zone der wechselnden Niederschläge, wo der Sommer Regen, der Winter Regen oder Schnee bringt und wässerige Niederschläge in allen Jahreszeiten erfolgen. Der geringste *Regenfall* ist in der Mitte der schlesischen Ebene (Polnisch-Wartenberg und Breslau), zu Würzburg, an der Donau bei Sigmaringen, zu Dürkheim in Rheinbayern und zu Wustrow in Mecklenburg beobachtet worden: für Polnisch-Wartenberg 30, für die anderen Orte etwa 40 Centim. jährlich; 40—50 Centim. jährliche Regenhöhe gibt es auf dem norddeutschen Landrücken, im Posenschen, in dem ebenen Landstrich von Mühlhausen in Thüringen bis Bernburg ꝛc.; 50—60 Centim. in der pommerschen und mecklenburgischen Küstenebene von Lauenburg (Pommern) bis Lübeck, im größten Theil von Schlesien, in Brandenburg, in der Ebene des Königreichs Sachsen, in Thüringen bis an das Waldgebirge, in Hannover im weiten Umfang der Lüneburger Heide, am Rhein im Uebergang aus der oberrheinischen Tiefebene zum Schiefergebirge ꝛc.; 60—70 Centim. im nördlichen Ostpreußen, an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste, in der Ebene des nordwestlichen D. bis an das Schiefergebirge, in den niederen Gegenden des Erzgebirges, in der bayrischen Hochebene, im größten Theil von Würtemberg und der oberrheinischen Tiefebene ꝛc. Noch bedeutender ist die Regenhöhe an der Nordseeküste (70—90) und in den Gebirgen: auf dem Riesengebirge bis 110, dem Erzgebirge bis 90, dem Oberharz beinahe bis 150, dem rheinisch-westfälischen Schiefergebirge bis 105, den Alpen und dem Schwarzwald bis 140, dem Wasgenwald bis 110 Centim. ꝛc. In der Regel finden in den Monaten Juni, Juli und besonders im August die reichsten Niederschläge statt, während Januar, Februar, März, November und December am geringsten mit ihnen bedacht sind.

Die *Temperaturverhältnisse* eines Landes finden ihren anschaulichsten Ausdruck in der Vegetation. Da finden wir denn durch ganz D., wo der Boden sich dazu eignet, Weizenbau; aber nur im Neckar- und Rheinthal reift der Mais auf den Feldern, während er im N. noch zur Grünfütterung benutzt werden kann. Der Weinstock reicht bis an die untere Werra bei Witzenhausen, im O. bis zu den Sandhöhen der Lausitz und Niederschlesiens (bis Grünberg), selbst in der Mark noch bis zur Havel. Im Mittelalter war die Weinrebe fast über das ganze Gebiet des Deutschen Reichs verbreitet. Strenge Winter, der Dreißigjährige Krieg und noch mehr die Einsicht, daß der Gewinn aus der Kultivirung der Rebe in nicht günstig gelegenen Gegenden doch nur ein sehr fraglicher sei, haben alsdann ein bedeutendes Rückschreiten veranlaßt, das auch gegenwärtig noch stattfindet, indem man selbst in den besseren Weinländern in Süddeutschland die schlechten Weinlagen anderen Kulturen überläßt. An der Haardt und an der Bergstraße reifen die gute Kastanie und die Mandel, die Wallnuß noch in Norddeutschland. Treffliches Obst liefern alle den Spätfrösten nicht ausgesetzten Lagen Schwabens, Frankens, Thüringens; die Küstenländer der Ostsee führen es in Menge aus. Geographische Breite, Höhe über dem Meer, Umgebung bestimmen die *mittlere Temperatur* eines Orts; mit der Entfernung von der See wächst der Unterschied zwischen den kälteren und wärmeren Monaten. Längs der Ostseeküste oder in der Nähe derselben steigt die jährliche Durchschnittswärme von 5° R. im nordöstlichen Ostpreußen bis auf 6,7° zu Kiel, während der dahinter liegende norddeutsche Landrücken in der Provinz Preußen noch nicht 5° (Schönberg, 250 Meter hoch, 4,55°) und in den höheren Lagen weiter westlich, selbst bis Hinrichshagen in Mecklenburg, noch nicht 6°, an seinen Gehängen aber und in den niedrigeren Theilen über 6° zeigt (Stettin und Schwerin 6,6°). Vom norddeutschen Landrücken bis zu den Bergländern im O. von der Elbe bewegt sich der jährliche

Durchschnitt zwischen 6 und 7 (Berlin 7,12), fällt im schlesischen Bergland auf 5—6, zu Wang im Riesengebirge in einer Höhe von 574 Meter auf 3,57°. Aehnlich ist es im Königreich Sachsen: in der Ebene 6—7, zu Dresden ausnahmsweise 7,86, in den niedrigeren Berglandschaften 5—6, in den höheren Theilen des Erzgebirges 3—4° (Reizenhain 777, Oberwiesenthal 917 Meter ü. M.). In der Tiefebene im W. von der Elbe ergibt der jährliche Durchschnitt wenig unter 7° längs der Elbe und in der Lüneburger Heide, ein Geringes mehr an der Nordseeküste (auch in Schleswig), weiter westlich von der Weser bis zum Rhein 7—8, zu Köln selbst 8,06°. Im Bergland vom Harz bis zum Main zeigen die mäßig hohen Landschaften 6—7, der Brocken (1141 Meter hoch) nur 2,04°. Auf der Höhe des Schiefergebirges, das bis dahin nicht beobachtet worden ist, dürfte auf den rauhen Flächen der jährliche Durchschnitt 5° nicht übersteigen; die Rand- und Thalstationen haben aber 6—8 (Koblenz 8,23)°. Im nordöstlichen Bayern findet man in den Regionen von 400—550 Meter Höhe 5—6, in den tiefer gelegenen 6—7°. Auf der bayrischen Hochebene haben die hoch gelegenen Punkte (Bogenhausen, Kempten) unter 6, Hohenpeißenberg (980 Meter hoch) nur 4,87, die Stationen in den Bayrischen Alpen (Mittenwald 910 Meter ü. M.) ebenfalls 5—6, dagegen die tiefer und günstiger gelegenen Theile (Lindau, München, Freising, Passau) 7—7,5, Reichenhall sogar über 8°. Im südwestlichen D. zeigen unter 6° nur die hoch gelegenen Orte (Freudenstadt, 729 Meter hoch, 5,64°), die in der Höhe von 350—400 Meter 6—7, von 200—350 Meter 7—8 und endlich die Orte in der oberrheinischen Tiefebene bis beinahe Straßburg sowie auch das Neckarthal bis Stuttgart hinauf über 8° (Stuttgart 8,15, Heilbronn 8,18, Heidelberg 8,65, Darmstadt 8,27, Dürkheim 8,46, Mannheim 8,28, Karlsruhe 8,30, Straßburg 7,86°). Nach dem Stande der Sonne ist D., wie Europa überhaupt, mit einem viel größern Wärmequantum bedacht, als ihm eigentlich zukommt; Berlin z. B. hätte nur das Klima von Petersburg zu beanspruchen. Diese im allgemeinen günstige Lage, veranlaßt hauptsächlich durch den Einfluß des Golfstroms, ist aber auch die Ursache der gewaltigen Schwankungen nicht allein in den Monats- (am wenigsten im September), sondern auch in den Jahresmitteln: Schwankungen, deren Unterschiede im jährlichen Mittel 2—3, in dem Mittel der Monate Mai und Juni 5—6 und im Mittel der Wintermonate 10—11° zeigen. So betragen nach vieljähriger Beobachtung die Unterschiede im Januar in Berlin 14, Breslau 13, Danzig 10, im April in Berlin 7, Breslau 9,5, Danzig 5, im September in Berlin 4, Breslau 6, Danzig 4, und im December in Berlin 13, Breslau 14 und Danzig 10°. Der Unterschied zwischen den äußersten Wärme- und Kältegraden beträgt etwa 58°, da die größte Wärme bis 29° über Null steigt, die größte Kälte aber etwa ebensoviel unter Null fällt. Der Januar ist überall der kälteste Monat, der Juli in der Regel der wärmste; jedoch ist der August wärmer an einigen Punkten der Küste und in Süddeutschland. Die mittlere Temperatur des Januar sinkt in fast allen Theilen des Reichs unter Null, in seltenen Fällen aber (mit Ausnahme der höchsten Bergspitzen) unter —3° (Tilsit —3,78, Klaußen bei Arys —4,48, Schönberg bei Danzig —3,30, Wang —3,78, Reizenhain im Erzgebirge —3,78, Brocken —3,25° ꝛc.); über Null bleibt sie dagegen an der Nordseeküste und in der Ebene des nordwestlichen D. überhaupt sowie am Rhein von Koblenz bis Mannheim hinauf. Der wärmste Monat hat im allgemeinen eine Durchschnittstemperatur von 13—15°, weniger auf den Gebirgen (Wang 10,86, Reizenhain 10,92, Brocken 8,35, Hohenpeißenberg 11,78°), mehr, selbst über 16°, in den begünstigteren Gegenden im S. Der Unterschied zwischen den wärmsten und kältesten Monaten ist bedeutender im O. als im W.: 18° in Tilsit, 17 in Königsberg, 15 in Stettin, 15,5 in Berlin, 17 in Ratibor, 16 in Breslau, 15,5 in Halle, 12 auf dem Brocken, 13 in Münster, 14 in Koblenz und Trier. Rhein-, Mosel- und Mainthal besitzen das glücklichste Klima Deutschlands.

Der Winter bringt die Vegetation in D. vollständig zum Stillstand, und die Entfaltung derselben beginnt erst wieder, wenn das Tagesmittel 5° erreicht. Durch jeden wärmern Tag wird sie gefördert, durch jeden kältern zurückgedrängt, durch Frost gefährdet. Tage über 5° Tagesmittel sind in Ostpreußen im Januar und Februar gar nicht vorhanden, im März selten, im April durchschnittlich 10—11, im Mai 25—26. In der Rheinprovinz dagegen sind Tage über 5° Tagesmittel im Januar und Februar schon gar nicht selten, durchschnittlich 3—6; der März zählt deren 8—11, der April 19—23, der Mai 29—30°. Im Mai haben daher die östlichen Gegenden nahezu ebenso viele Tage mit einem Tagesmittel von mehr als 5° wie die westlichen. Die in den westlichen Landstrichen schon früh beginnende Vegetation leidet deshalb durch Rückfälle der Kälte viel mehr als die der östlichen, die meistens noch wenig fortgeschritten ist. Höchst nachtheilig für die Vegetation der westlichen Gegenden sind auch die häufigen Frostwechsel (der Wechsel von Thauen und Frieren) im Februar und März, in welchen Monaten sie, obwohl ebenso häufig, in den östlichen Landestheilen noch gar keinen Schaden anrichten. Der Beginn der frostfreien Zeit zeigt zwischen Ostpreußen und der Rheinprovinz nur einen Unterschied von wenig über 14 Tagen.

Die **Vegetation** des deutschen Flach- und Berglandes und der Waldregion der Alpen ist die mitteleuropäische, mit ihren saftigen Wiesen, den im Winter blattlosen Laubwaldungen von Buchen, Eichen, Birken, den lichten Kiefern- und dunkeln Tannen- und Fichtenwäldern, mit ihren Heiden und ihren Ackergründen. Nur dem aufmerksamen Auge des Botanikers entgehen die leisen Unterschiede nicht, welche die Flora von S. nach N. und von O. nach W. zeigt; er sieht manche nordische Form, die in Mitteldeutschland fehlt, auf der Hochebene Süddeutschlands wiederkehren, beobachtet am Rhein das Eindringen westlicher Formen, selbst Bäume, bis in die Gegend von Halle das Eindringen östlicher Kräuter unter den gewöhnlichen. Nur die Alpen erheben sich über die Grenze des Pflanzenwuchses, dagegen erreicht das mitteldeutsche Gebirge kaum die von der absoluten Höhe gebotene obere Grenze der Buche, wenn auch in den höheren Theilen vieler Gebirge, des Böhmerwalds, des Schwarzwalds, des größern Theils des Thüringer Waldes, des Oberharzes, die Tanne und Fichte die herrschenden Waldbäume sind. Nur von den höchsten Höhen der Sudeten, des Riesengebirges, des Schwarzwaldes und des Brockens weicht der hochstämmige Wald zurück; hier deckt die Krummholzkiefer den Boden, zusammengesellt auf dem Brocken und Schwarzwald mit einzelnen subalpinen Pflanzen. Die granitischen Gebirge des Brockens, Fichtelgebirges und der Sudeten in weiterem Sinn beherbergen zahlreiche Moose und Flechten auch auf den Urgesteinen.

Das über die Flora Mitgetheilte gilt auch von der

STATISTISCHE KÄRTCHEN VON DEUTSCHLAND.

I. BEVÖLKERUNGS-VERHÄLTNISSE.

Bevölkerungs Dichtigkeit

8–10000
6–8000
5–6000
4–5000
3–4000
2–3000
1–2000
Einwohner auf 1 □ Meile

Bevölkerungs Zunahme auf je 10,000 Einwohner

über 150
126–150
101–125
76–100
51–75
26–50
0–25
– Abnahme

Geburten.

450–500 / 400–450 / 350–400 / 300–350 / 250–300 — jährl. auf je 10,000 Menschen

Todesfälle.

350–400 / 300–350 / 250–300 / 200–250 — jährl. auf je 10,000 Menschen

Christliche Bevölkerung

95–100 / 80–95 / 50–80 / 20–50 / 5–20 / 0–5 — Prozent d. Bevölkerung sind evangelisch

Die Ziffern bezeichnen die Zahl der israelitischen Bevölkerung auf je 10000 Einw.

Uneheliche Geburten

25–30 / 20–25 / 15–20 / 10–15 / 5–10 / 0–5 — Prozent d. Geburten sind unehelich

Meyer's Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Bibliographisches Institut in Leipzig. Zu Artikel »Deutschland«

Thierwelt Deutschlands, nur daß im Lauf der Zeit zahlreiche größere Thiere, insbesondere Raub- und jagdbare Thiere, ganz oder zum größten Theil ausgerottet worden sind. Das Elenthier war ehedem sehr häufig; gegenwärtig lebt es nur noch in einer Waldung, dem Ibenhorster Forst am Kurischen Haff, in der es sorgfältig gepflegt wird. Gänzlich verdrängt sind der Auerochs und der Bär; jener hielt sich noch bis 1755 im Baumwald in den Kreisen Wehlau und Labiau in Ostpreußen auf. Einen Bären erlegte man 1801 noch an der Rossoga im südlichen Ostpreußen, 1833 im Bayrischen Wald und 1835 in den Bayrischen Alpen bei Ruhpolding, während dieses Thier im Odenwald bereits seit 1678 und im Thüringer Wald seit 1782 ausgerottet ist. Der Wolf ist noch häufig in den Waldungen von Lothringen und auf dem Hunsrück auf der linken Rheinseite sowie in den größten Waldungen der Provinz Preußen, sonst erscheint er nur ausnahmsweise. Sehr selten läßt sich noch der Luchs sehen, z. B. in den Waldungen an der Rominte in Ostpreußen. Häufiger ist noch die wilde Katze in den dichten, zusammenhängenden Waldungen Mitteldeutschlands, vom Spessart und Fichtelgebirge bis zum Harz; sie verläuft sich von da wohl auch einmal in die Ebene. Nur in wenigen Waldungen hat sich das Wildschwein erhalten. Der einst an allen größeren Flüssen Deutschlands wohnende Biber findet sich nur noch einzeln an der Donau und ihren südlichen Zuflüssen und an der Elbe im Dessauischen. Die Flußschildkröte kommt nur noch an der Havel in der Mark vor. Mit Ausnahme der süddeutschen Hochalpen gehört ganz D. zur mitteleuropäischen Fauna; nur der Schneespornammer auf den Höhen des Riesengebirges erinnert noch an die alpin-boreale. Dagegen verbreiten sich manche Thiere der Nachbarsfaunen über die Grenzen, so der Ziesel (Spermophilus Citillus) aus O. bis in die getreidereichen Ebenen Schlesiens, der Nörz (Mustela lutreola) selbst bis in die Gewässer Holsteins. Isolirt ist das Auftreten der südlichen Aeskulapsnatter bei Schlangenbad im Taunus sowie das von Käfern der Meeresküste am Strande des Salzigen Sees in Mansfeld. Erwähnung verdient das Vorkommen der echten Flußperlenmuschel (Margaritana margaritifera) in den Gebirgsbächen des Fichtelgebirges und Bayrischen Waldes bei Passau. Wie D. ein Ackerbauland, so ist es auch ein Land der Viehzucht; zu den bei uns allgemein verbreiteten Hausthieren kommt hier und da noch die Zucht der Esel und Maulthiere.

Bevölkerung (s. »Statistische Kärtchen von D. I«). Die Gesammtzahl der Bewohner des Deutschen Reichs belief sich nach der Zählung von 1871 auf 41,060,846, während sie 1867: 40,093,154 und 1830 nach einer Schätzung 28,500,000 Seelen betrug. D. folgt somit in der Zahl der Bewohner in Europa unmittelbar auf Rußland (72 Mill.), während die übrigen Staaten ihm nachstehen: Frankreich (1872) 36,102,921, Oesterreich-Ungarn (1869) 35,904,435, Großbritannien (1871) 31,628,338, Italien (1871) 26,801,154, Spanien (1870) 16,835,506, die Türkei (ohne Rumänien und Serbien) 8,397,529 Einw. Zu Anfang des Jahrs 1866 hatte D. in dem damaligen Umfang des Bundesgebiets etwa 45½ Mill. Einw. Unter der Bewohnerzahl von 1871 waren 2054 Personen auf 8 Kriegsschiffen außerhalb des Landes und 48,642 Personen, welche die Okkupationsarmee in Frankreich bildeten. Es kamen 1871 auf:

Preußen	24,643,941*)
Lauenburg	49,546
Bayern	4,863,450**)
Sachsen	2,556,244
Würtemberg	1,818,539
Baden	1,461,562
Elsaß-Lothringen	1,549,738
Hessen	852,894
Thüringische Staaten	1,067,441
Sachsen-Weimar	286,183
Sachsen-Meiningen	187,957
Sachsen-Koburg-Gotha	174,339
Sachsen-Altenburg	142,122
Schwarzburg-Rudolstadt	75,523
Schwarzburg-Sondershausen	67,191
Reuß ältere Linie	45,094
Reuß jüngere Linie	89,032
Anhalt	203,437
Braunschweig	311,764
Waldeck	56,224
Lippe	111,135
Schaumburg-Lippe	32,059
Oldenburg	314,459†)
Mecklenburg-Schwerin	557,897
Mecklenburg-Strelitz	96,982
Hamburg	338,974
Bremen	122,402
Lübeck	52,158

*) Darunter 35,356 Mann Okkupationstruppen in Frankreich, 2054 Mann Marinetruppen auswärts.

**) Davon 11,424 Mann Okkupationstruppen in Frankreich.

†) Davon 1863 Mann in Frankreich.

Auf das männliche Geschlecht entfallen im ganzen Reich 49,08, auf das weibliche 50,92 Proc.; demnach überwiegt im allgemeinen das weibliche Geschlecht, das männliche aber in Westfalen und der Rheinprovinz, woselbst es in den Kohlengebieten und Fabrikdistrikten durch großen Zuzug sich stark vermehrt, sodann auch in vielen anderen Fabrik- und Garnisonstädten. Die Zunahme der Bevölkerung, bewirkt im wesentlichen durch den Ueberschuß der Mehrgeburten, war bis 1840 in allen Theilen des Reichs eine ziemlich gleichmäßige und erstreckte sich auch in fast gleichen Verhältnissen über Stadt und Land. Da trat aber durch die Eisenbahnen und die steigende Industrie eine Aenderung ein, und zwar bis 1848 eine allmähliche. Die Stürme der Revolution von 1848 und ihre Folgen sowie andere ungünstige Verhältnisse bewirkten eine steigende Auswanderung, die für den Zeitraum von 1849—54 in den südwestlichen Staaten (Würtemberg, Baden, in Theilen von Bayern) und auch in einigen Theilen des preußischen Staats (Regierungsbezirk Minden) eine Bevölkerungsabnahme herbeiführten. Diese Abnahme hörte zwar mit dem Jahr 1855 wieder auf, dagegen zog sich mit der Erweiterung des Eisenbahnnetzes und der Koncentration der Industrie auf gewisse Gegenden und Städte aus weniger begünstigten Landstrichen, namentlich vom Land und aus den kleinen Ackerstädten, ein großer Theil dorthin, so daß bei einer im allgemeinen für das Ganze gleichbleibenden Zunahme sich für bestimmte Gegenden und Städte eine auffallende Zunahme, dagegen für ausgedehnte Landstriche eine gleichmäßige und andauernde Abnahme zeigte. Wenn schon die Zählungen vor 1867 dieses Verhältnis andeuteten, so trat es in gesteigertem Grad bei den Zählungen von 1867 und 1871 hervor. Die letztere ergab im preußischen Staat eine Abnahme der Bevölkerung überhaupt in Pommern, den Regierungsbezirken Gumbinnen, Erfurt, Münster, Minden, Kassel, Koblenz und in den Landdrosteien Hildesheim und Aurich, sowie der Landbevölkerung insbesondere in den übrigen Theilen von Hannover und in den Regierungsbezirken Frankfurt, Liegnitz und Aachen. In den alten Provinzen des preußischen Staats stieg die Bevölkerung von 1815—71 fast um das Doppelte (1000 : 1955), in den neuen etwa von

1000 auf 1500; am größten war die Zunahme in den Regierungsbezirken Oppeln (1000 : 2492), Marienwerder, Köslin, Bromberg, Arnsberg, Düsseldorf und Danzig (1000 : 2206), am geringsten in Minden und Münster (1000 : 1243). Berlin hatte 1819: 200,867, 1874: 960,000; Breslau 1819: 78,135, 1871: 208,025; Görlitz 1819: 9901, 1871: 42,224; Dortmund 1819: 4453, 1874: 55,000; Essen 1819: 4721, 1874: 60,000 Einw.; der ehemalige Kreis Beuthen im oberschlesischen Steinkohlengebirge 1819: 28,171, 1871: 234,878; der Kreis Dortmund (im Ruhrkohlengebiet) 1819: 31,243, 1871: 137,145; Kreis Bochum 1819: 28,801, 1871: 148,725; die Kreise Essen, Duisburg und Mülheim a. d. Ruhr 1819: 66,916, 1871: 272,445 Einw. Im Königreich Sachsen vermehrten sich 1000 Einw. im Jahr 1815 auf 2100 im Jahr 1871, in Bayern 1000 im Jahr 1818 auf 1311 im Jahr 1871, in Würtemberg 1000 im Jahr 1820 auf 1272 im Jahr 1871, in Baden 1000 im Jahr 1816 auf 1453 im Jahr 1871, in Hessen 1000 im Jahr 1816 auf 1450 im Jahr 1871, in Thüringen 1000 im Jahr 1834 auf 1252 im Jahr 1871.

In D. werden gegenwärtig im jährlichen Durchschnitt 1,600,000 Kinder geboren, während 1,200,000 Personen sterben und 380,000 Paare in die Ehe treten. Der Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen beträgt demnach, wenn nicht ungünstige Verhältnisse obwalten, in runder Summe 400,000. Ein großer Theil von diesem Ueberschuß geht aber durch Auswanderung verloren. Ueber Bremen wurden von 1832—73: 1,420,464, über Hamburg von 1836—73: 826,617 Auswanderer befördert, über 100,000 jährlich über beide Plätze in den Jahren 1854, 1866—69, 1871—73. Unter der Gesammtzahl der Auswanderer waren mehr als 1,700,000 aus den Staaten des Deutschen Reichs. Rechnet man jedoch zu dieser Summe noch die Auswanderer im Zeitraum vor 1832 (über Hamburg vor 1836) und die über andere Plätze gezogenen, so läßt sich annehmen, daß in diesem Jahrhundert mindestens $2^1/_4$ Mill. Deutsche ihr Vaterland verlassen haben. Für die Auswanderung sind besonders zwei Zeiträume von hervorragender Wichtigkeit. Der erste umfaßt die Jahre 1852—54 und hatte, wie schon oben angedeutet, eine Volksabnahme im ganzen südwestlichen D. zur Folge. Es betraf dies vorzüglich die Landestheile mit kleinem, zerstückeltem Grundbesitz. Der zweite Zeitraum begann mit 1866, dauert, nachdem nur das Jahr 1870 einen Nachlaß gezeigt, noch gegenwärtig fort und erstreckt sich vorzüglich auf die Küstenländer der Ostsee, auf die Gebiete des großen Grundbesitzes (Pommern, Mecklenburg). Gegen die Auswanderung verschwindet die Einwanderung aus fremden Staaten fast gänzlich. — Unter den neugebornen Kindern sind im preußischen Staat über 8 Proc. uneheliche (in Brandenburg 11,4, in Westfalen über 3), in Bayern 16 (1835—68 dagegen jährlich noch 21—22), im Königreich Sachsen 12,5, in Würtemberg beinahe 13, in Baden und Elsaß-Lothringen 9—10, Thüringen 16, Anhalt 11, Mecklenburg-Schwerin 17, Hamburg 12,5 und Bremen 7 Proc.

Sehr ungleich ist die Dichtigkeit der Bevölkerung in den verschiedenen Theilen Deutschlands. Auf 1 □Meile lebten 1871 im Durchschnitt 4182 Menschen (dagegen in Oesterreich-Ungarn 1869: 3168, Rußland 750, Frankreich 1872: 3761, Großbritannien 1871: 5530, Italien 4986, Spanien 1826, Belgien 9511). Im preußischen Staat kamen auf dieselbe Fläche 1871: 3909 Einw., in der Rheinprovinz 7306, in Schlesien 5067, Hessen-Nassau 4920, Westfalen 4839, Sachsen 4588, Brandenburg 3952, Schleswig-Holstein 3129, Posen 3012, Hannover 2810, Preußen 2766 und Pommern 2617. Unter den Regierungsbezirken sind Düsseldorf und Köln am meisten (13,378 und 8499) und Köslin und Lüneburg am spärlichsten (2166 und 1820 auf 1 □Meile) bevölkert. Noch viel bedeutender zeigt sich der Unterschied bei Vergleichung der Kreise. Es haben, abgesehen von den großen, kreiseximirten Städten, über 14,000 Einw. auf 1 □Meile in Schlesien der ehemalige Kreis Beuthen (17,056) und Waldenburg, in Westfalen Bochum (22,775), Dortmund und Hagen, in der Rheinprovinz Gladbach (23,000), Essen, Solingen, Mülheim a. d. Ruhr, Koblenz und Land-Aachen, in letzterer Provinz überhaupt der Fabrikdistrikt des Regierungsbezirks Düsseldorf auf der rechten Rheinseite bis abwärts zur Ruhr 21,500 Einw. auf 1 □Meile. Dagegen haben noch nicht 1800 Einw. auf 1 □Meile die Kreise Neidenburg und Johannisburg (1456) im südlichen Ostpreußen, Konitz, Deutsch-Krone und Schlochau (1557) in Westpreußen links von der Weichsel, Bublitz, Dramburg und Rummelsburg (1610) in Pommern, Tondern in Schleswig-Holstein und in Hannover die Kreise des Hümmling (Meppen 1363) und der Lüneburger Heide (Gifhorn, Uelzen, Rotenburg 1196, Fallingbostel 1143). In Bayern wohnen 3530 Einw. auf 1 □Meile, in Ober- und Niederbayern 2719 und 3088, dagegen in der Pfalz 5705; in den oberbayrischen Bezirksämtern Werdenfels und Tölz in der Alpenzone nur 680 und 940, d. h. am wenigsten im ganzen Reich, in den übrigen Bezirksämtern der Alpenzone 1400—1900, in den pfälzischen Bezirksämtern Speyer und Landau aber 9664 und 8890. Das Königreich Sachsen hat die dichteste Bevölkerung in D. und kommt beinahe Belgien gleich, nämlich 9410 Einw. auf 1 □Meile, und zwar in den Regierungsbezirken Zwickau 11,362, Leipzig 9334, Dresden 8602 und Bautzen 7227; über 15,000 auf 1 □Meile in den ehemaligen Amtshauptmannschaften Dresden, Leipzig und Chemnitz, d. h. mit den gleichnamigen Städten, über 12,000 in der Amtshauptmannschaft Zwickau, unter 5000 in der Amtshauptmannschaft Grimma. Die Staaten im südwestlichen D. stehen in der relativen Bevölkerung einander nahe: Hessen 6107, Elsaß-Lothringen 5887, Baden 5319 und Würtemberg 5133 Einw. auf 1 □Meile. Doch sind auch hier die Unterschiede beträchtlich: in Würtemberg haben der Neckar- und Donaukreis 9081 und 3839, in Baden die Kreise Mannheim und Waldshut 12,096 und 3554, in Elsaß-Lothringen die Regierungsbezirke Oberelsaß und Lothringen 7221 und 4329, in Hessen die Provinzen Rheinhessen und Oberhessen 9994 und 4227 Einw. auf 1 □Meile. In Thüringen (4764) vertheilt sich die Bevölkerung ziemlich gleichmäßig, nur daß Reuß ä. L. (9037) und der Ostkreis von Altenburg (8000) besonders hervortreten. Von den übrigen Staaten zählen Anhalt 4821, Braunschweig 4651, Lippe 5396, Schaumburg-Lippe 3952, Waldeck 2761, Oldenburg 2709, Mecklenburg-Schwerin 2309 und Mecklenburg-Strelitz 1959 Bewohner auf 1 □Meile. Die geringste Bevölkerung trifft man also in der Alpengegend des Südens, in den ausgedehnten Heide- und Moorlandschaften des Nordens und in den Landestheilen, in welchen der große Grundbesitz vorherrscht; beträchtlicher ist die Bevölkerung schon in den Gebieten des kleinen Grundbesitzes, am

bedeutendsten aber in der Regel da, wo neben diesem eine ansehnliche Industrie zur Entwickelung gelangt ist.

Im ganzen ist D. die Koncentration der Bevölkerung, wie wir sie in England finden, fremd; unter den 2280 Städten des Reichs ist keine, welche 1 Mill. Einw. erreicht. Ueber 100,000 Einw. hatten 1871 acht Städte: Berlin 826,341 (1874: 960,000), Hamburg 240,251, Breslau 207,997, Dresden 177,089, München 169,693, Köln 129,233, Königsberg i. Pr. 112,092 und Leipzig 106,925; 24 gab es mit 50—100,000: Stuttgart 91,623, Frankfurt a. M. 91,040 (1874 über 100,000), Danzig 88,975, Hannover 87,626, Straßburg i. E. 85,529, Magdeburg 84,401, Nürnberg 83,214, Bremen 82,969, Stettin 76,280, Barmen 74,449, Aachen 74,146, Altona 74,102, Elberfeld 71,384, Düsseldorf 69,365, Chemnitz 68,229, Braunschweig 57,883, Krefeld 57,105, Posen 56,374, Mainz 53,902, Mülhausen im Elsaß 52,825, Halle a. S. 52,620, Essen 51,513 (1874: 60,000), Metz 51,388, Augsburg 51,220, denen sich für 1874 noch Dortmund mit 55,000 anschließt; ferner 28 mit 25—50,000, 160 mit 10—25,000, 188 mit 6—10,000, 273 mit 4—6000, 819 mit 2—4000, 780 mit weniger als 2000 Einw. Die kleinste Stadt ist Hauenstein in Baden mit 160 Einw. Unter den ländlichen Ortschaften, die in der Nähe der größeren Städte und in den Industriegegenden oftmals äußerlich selbst ein städtisches Gepräge an sich tragen, gab es 1871: 40 Gemeinden je mit mehr als 6000 Einw., die meisten derselben in der Rheinprovinz.

Unter der Gesammtbevölkerung des Reichs gab es 1871 der Sprache nach etwa 37,832,000 Deutsche und 3,226,000 Nichtdeutsche; unter den letzteren 2,516,000 Polen, 136,000 Wenden, 51,000 Tschechen, 200 Kassuben, 143,000 Litauer, 400 Kuren, 150,000 Dänen und 230,000 Franzosen. In Europa wohnen demnach, da die Zahl sämmtlicher Deutschen sich auf mehr als 56 Mill. beläuft, mehr als 18 Mill. außerhalb der Grenzen Deutschlands (in Oesterreich-Ungarn 9 Mill., in den Niederlanden 3¼ Mill., in Belgien 2¾ Mill., in der Schweiz 1,850,000, in Rußland und Polen 1 Mill. ꝛc.). Durchaus deutsch sind die kleineren Staaten, mit Ausnahme des Königreichs Sachsen, wo es eine Anzahl Wenden gibt, und des Reichslandes Elsaß-Lothringen, wo Franzosen in nicht unbedeutender Zahl leben. Unter den preußischen Provinzen haben Westfalen, Sachsen, Hannover und Hessen-Nassau eine rein deutsche Bevölkerung. Gering ist auch die Zahl der Nichtdeutschen in Pommern, in der Rheinprovinz und in Brandenburg, ansehnlicher in Schleswig-Holstein (Dänen), Preußen, Schlesien und Posen; in der letztern überwiegen sogar die Nichtdeutschen. — Die Deutschen scheiden sich durch Dialekt und Sitte, die sich selbst im Bau von Dorf, Gehöft und Haus ausspricht, in mehrere Stämme, welche man in die niederdeutschen mit plattdeutscher Sprache, die Bewohner des nördlichen Tieflandes und selbst eines Theils des nordwestlichen Berglandes, und in die das übrige D. bewohnenden hochdeutschen Stämme eintheilen kann. Zu den Niederdeutschen gehören die Friesen, Niederrheinländer, Westfalen und Niedersachsen, Nachkommen der alten Sachsenstämme, die ihre plattdeutsche Mundart auch über die ganze ursprünglich wendische Bevölkerung östlich der Elbe verbreitet haben. In der Mark Brandenburg, in Mecklenburg, Pommern und dem größern Theil der Provinz Preußen ist gegenwärtig das Plattdeutsche herrschende Volkssprache. Die Friesen bewohnen von Ostfriesland bis Schleswig das Küstenland der Nordsee und sind auch gegenwärtig noch der seetüchtigste deutsche Stamm, der auf einheimischen und fremden Schiffen alle Meere befährt, ein Meister im Bau der Deiche, wie der angrenzende Nordholländer, zu Hause auf seinem Gehöft ein freier Bauer; mit welch zäher Tapferkeit diese Freiheit von ihm bewahrt wurde, dafür spricht laut der Kampf der friesischen Dithmarschen. Der Niederrheinländer, der vom Südende der Kölner Bucht und von den Erftquellen nördlich bis Wesel das westliche Grenzland bewohnt, hat schon ganz Mundart und Sitte des angrenzenden Niederländers; auch wie dieser mehr auf Viehzucht als Ackerbau bedacht, ist er durch die Tausende gewerbsfleißiger Familien, welche spanische und französische Verfolgung einst in seine Grenzen hinübertrieben, zum emsigen Fabrikarbeiter geworden. Der Westfale lebt in den Sauerländischen Gebirgen und in dem ebenen Münsterland, in Osnabrück und bis in die unteren Weserberge hinein. Auf der dürftigen Heide und den ausgedehnten Mooren im N. zwingt ihn die Armut des Landes zum Theil dazu, nach Bestellung seines Ackers mit Spaten und Sense nach Holland auszuwandern und dort durch Hülfe bei der Heuernte, durch Torfstechen u. dgl. sein Brod zu erwerben und mit dem Ersparten heimzukehren. In den fruchtbaren Gauen lebt der freie Bauer zum Theil noch nach alter Sachsenart als Patriarch auf seinem Einzelgehöft, das von einem mit Eichen bestandenen Erdwall umschlossen wird, mehr Ackerbauer als Viehzüchter, doch der Schweinezucht hold, im O. ein fleißiger Leinweber (Bielefeld). Im gebirgigen Süden ist wohl Zersplitterung des Bodens zu Hause, aber auch die regste Fabrikthätigkeit; hier pochen und hämmern die Eisenwerke, namentlich im Lennegebiet und bei Solingen, hier sitzt der Weber emsig hinter seinem Webstuhl, hier artet aber auch bei der stillen Thätigkeit des Webens der Ernst des Westfalen zu religiöser Grübelei aus und macht das Wupperthal und südlich das Siegener Land zu einem Hauptsitz des Separatismus in der evangelischen Kirche. Auch die strenge, ausschließende Richtung des Katholicismus kann in wenig Theilen Deutschlands größer sein als im Münsterland und in Paderborn. Der Niedersachse, der Hannover, Schleswig-Holstein, Braunschweig bewohnt, hat vieles mit dem verwandten Westfalen, selbst den Stolz des Adels, gemein. Hier, wo nur Ackerbau und Viehzucht zu Hause sind, fehlen jene religiösen Verirrungen der Fabrikgegenden. Wohl lebt auch hier der Bauer noch vielfach im Wohlstand auf seinem Gehöft, wandert der arme Moorbewohner zur Heuzeit nach Holland; aber in Hannover überwiegen schon die großen adligen Güter und die Domänen, und erst die Neuzeit hat durch die Theilung von großen Landstrichen, die bis dahin als Gemeindegrund nur zur Weide benutzt wurden, den Sporn zu frischer, erfreulicher Thätigkeit in die Masse des Landvolks gebracht. Von Niedersachsen aus wurden einst die Mark, Mecklenburg und Pommern der slawischen Herrschaft entrissen und das ursprünglich wendische Land germanisirt. So groß wie hier war in D. nirgends der Gegensatz des gebietenden Gutsbesitzers und des unterthänigen Hörigen; erst Friedrich d. Gr. hob die Leibeigenschaft in seinen Landen auf, in anderen blieb sie bis tief in dieses Jahrhundert hinein. Mecklenburg, Ukermark, Pommern sind die Länder der großen Rittergüter und Domänen und der seltenen Bauerndörfer. Hier herrscht auch noch ein schroffer Gegensatz zwischen Stadt und Land. Auf preußischem Gebiet mildern sich diese Gegensätze durch die Leichtigkeit

der Bewegung, die Freizügigkeit und die Gewerbefreiheit; in Mecklenburg jedoch treten sie noch grell genug hervor. Von den 557,897 Einw. Mecklenburg-Schwerins kommen 213,407 auf die Städte, 133,835 auf die 1011 Rittergüter; unter die übrige Zahl theilen sich die zahlreichen Domänen mit ihren Taglöhnern, die wenigen freien Bauerndörfer mit ihren Einliegern und die spärlichen Gehöfte mit freien Bewohnern neben den Gütern. Die Masse der Bevölkerung ist nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, aber faktisch im Zustande der Hörigkeit, auch unter der Hand wohlgesinnter Gutsherrschaften ohne Aussicht, sich Selbständigkeit zu erringen. Mecklenburg zeigt daher, wie neuerdings Pommern, wo der große Grundbesitz ähnliche Verhältnisse hervorgerufen, bei fruchtbarstem Ackerboden, fetten Weidegründen, dünner Bevölkerung und Mangel an Arbeitskräften fortdauernde Auswanderung. Das flache Niedersachsen ist mit Ausnahme seiner Städte arm an industrieller Thätigkeit; nur der Harz ist reicher und Berlin der industrielle Mittelpunkt Norddeutschlands geworden. Auch die Provinz Preußen ist größtentheils durch die Niedersachsen dem Deutschthum zurückgewonnen, nur daß daselbst durch zahlreiche Einwanderungen aus Süddeutschland noch oberdeutsche Dialekte in eigenthümlicher Mischung mit dem Niederdeutschen zu finden sind, z. B. im Ermland.

Im größern Theil Deutschlands herrscht hochdeutsche Sprache. Unter den hochdeutschen Stämmen sind der obersächsische, fränkische, alemannisch-schwäbische und bayrisch-österreichische die wichtigsten. Zum obersächsischen Stamm gehören die Thüringer und Harzbewohner, die bis zur Werra und Leine reichen, die Meißener im Königreich Sachsen (mit den deutschen Bewohnern des nordwestlichen Böhmen) und die Schlesier mit den Bewohnern des Riesengebirges, der Sudeten und Theilen der Provinz Posen. Durch Eroberung anfänglich, später auch friedlich im Lauf der Zeiten ist die obersächsische Sprache Herr geworden über das bis zur Elbe und darüber bis zur Thüringischen Saale einst seßhafte wendisch-sorbische Volk. Hier und da hat sich aber noch in Tracht und Sitte, wie in Altenburg, allenthalben aber noch in Fluß-, Orts- und Flurbenennungen Wendisches erhalten. In der Ebene wohnen fleißige Ackerbauer, im Berg- und Gebirgsland hat der Erzreichthum zum Bergbau, dann Uebervölkerung bei dürftigem Boden zur reichsten Entwickelung gewerblichen Lebens geführt. Das bergige Osterland (Voigtland), vor allem das Sächsische Erzgebirge, die Oberlausitz, das Land am Riesengebirge in Schlesien (wie in Böhmen) sind Hauptstätten gewerblicher Thätigkeit, wo Bergbau und Hüttenwesen, Spinnerei, Weberei, Spitzenklöppeln, Sticken und zahlreiche andere Industriezweige im blühenden Betrieb sind. Westlich von Thüringen wohnten, mit den Sachsen verwandt, die Hessen, durch strengen Fleiß dem Boden seinen Ertrag abringend, kräftig und zäh, unter allem Druck an dem festhaltend, was sie für Recht erkannten. Ausgedehnt ist das Gebiet des geweckten fränkischen Stammes, aber zerstückelt unter vielerlei Herrschaft. Sein Gebiet reicht vom Fichtelgebirge und Böhmerwald bis über den Rhein, von der Grenze Hessens und vom Rennsteig des Thüringer Waldes bis hinab gegen die Donau, bis zum Ries, ins Hohenlohische an der Jagst und am Kocher, am Rhein von Bonn bis hinauf zur nördlichen Grenze des Schwarzwaldes. Auch der Franke hat sich im O. slawisches Blut assimilirt, und weit westwärts reichen noch slawische Namen. Zum fränkischen Stamm gehören der Oberpfälzer, dessen Gebiet über den Böhmerwald bis nach Böhmen hineinreicht, die Ostfranken oder Franken schlechthin, im Maingebiet und im obersten Gebiete der Werra, die Rheinfranken, zu denen auch die Rheinpfälzer bei Heidelberg und in der jenseitigen Rheinpfalz gehören. Sie leben in Dörfern und Städten, die auch in den fruchtbaren Ebenen, wo ergiebiger Ackerbau und lohnende Viehzucht betrieben werden, Sitze der Gewerbthätigkeit sind, wie Hanau, Offenbach, Schweinfurt, vor allen aber Nürnberg und seine Umgegend. Am mittlern Main und in den Seitenthälern der Saale und Tauber, vornehmlich aber am Rhein und in seinen Nebenthälern, ist der Franke ein fleißiger Weinbauer. Der Hauptsitz der Gewerbthätigkeit ist auch hier das Gebirge: der Böhmerwald, das Fichtelgebirge und vor allem der Thüringer Wald; geringer sind die Hülfsquellen der Rhön, das ärmste Land aber ist der Spessart. Im äußersten Westen schließt sich dem Rheinfranken der Niederlothringer an der Mosel bei Trier und in der Eifel an. Einen dritten hochdeutschen Hauptstamm bilden die Alemannen und Schwaben. Die ersteren, deren Mundart durch Hebels Gedichte uns lieb geworden, wohnen im obern Schwarzwald, an seinem Südgehänge in Einzelgehöften im schweizer Baustil ländliches Gewerbe mit emsigem Gewerbfleiß (Uhren) verbindend. Durch die Schweiz reicht der Stamm in das gewerbreiche Vorarlberg hinüber, und über den Rhein nach W. umfaßt er die thätigen Bewohner des Elsaß bis auf die Höhe des Wasgenwalds. Oestlich und nordöstlich folgen die gemüthlichen Schwaben; manche Dichter und Denker hat dieser sinnige Stamm geliefert, aber auch unter ihm hat, wie nur noch am Niederrhein, religiöses Sektenwesen fruchtbaren Boden gefunden. Ueberhaupt hat sich der schwäbische Stamm wie kein anderer in abgeschlossener Eigenthümlichkeit erhalten. Er reicht, wie der alte schwäbische Reichskreis, vom Kamm des Schwarzwaldes und vom Bodensee ostwärts bis zum Lech und Ries, vom Quellgebiete der Iller im S. bis zum Eintritte des Neckars in die malerischen Engen des Odenwalds, bis an die Grenzen des Hohenlohischen. Landbau, Weinbau, Viehzucht vereinigen sich hier mit reger gewerblicher Thätigkeit, insbesondere diesseit der Alp; auch hier geht die Industrie vorzugsweise von den alten Reichsstädten aus, auf die sie sich im S. der Donau beschränkt. Der vierte der großen hochdeutschen Stämme ist der bayrische, dem der ganze übrige deutsche Süden und Südosten (auch die Deutschen, die in dem Innern Böhmens und Mährens zwischen den Slawen leben) angehören. Wie der Schwabe, hängt auch der Bayer an seinem Dialekt, der, wenn auch abgeschliffen, im Mund aller Gesellschaftsschichten des Volks ist, und dessen Gebrauch zum gemüthlichen Dasein des Lebens gehört. Ackerbau und Viehzucht, im Gebirge Alpenwirtschaft, bilden den vorherrschenden Erwerb. Auch in Altbayern lebt der wohlhabende Bauer, wie in Westfalen, auf seinem Einzelgehöft, inmitten seines untheilbaren Besitzes. Es ist ein derber, kräftiger Volksschlag, der Hochebene und Gebirge bewohnt, und zwar da am rohesten, wo am reichsten; was die Bildung nicht gethan hat, das gleicht der gesunde Mutterwitz aus; überall regen sich jedoch auch in diesem Gebiete die Knospen neuer, lange unterdrückter geistiger Entwickelung.

Unter den Nichtdeutschen sind die Polen am zahlreichsten (2,516,000). Sie wohnen in den Provinzen Preußen (796,000), Posen (870,000) und Schlesien (843,000), in ganz geringer Zahl auch in

Pommern (3500) und unterscheiden sich in Großpolen, Masuren, Kassuben und Lechen oder Wasserpolen. Die Großpolen findet man in der Provinz Posen, in Westpreußen östlich von der Weichsel und in einigen Kreisen des Regierungsbezirks Breslau, die Masuren im südlichen Ostpreußen; die Kassuben in Westpreußen westlich von der Weichsel und in unbedeutenden Resten in den pommerschen Kreisen Bütow, Lauenburg und Stolp, in diesem in isolirten Fragmenten (190 Seelen) in den Dörfern Zezenow, Glowitz, Garde und Giesebitz in den Niederungen am Leba- und Garden'schen See; die Lechen oder Wasserpolen in Oberschlesien. — In der Provinz Preußen beschäftigen uns zuerst die den Wenden verwandten Kassuben, deren Sprache, ein Dialekt des Polnischen, dem Großpolen nicht recht verständlich ist. Sie bilden die Ureinwohner des Gebiets im W. von der Weichsel (Pommerellen) und reichten ehedem weit nach Pommern hinein, woselbst sich jetzt nur noch Reste in den erwähnten Kreisen finden. Gegen O. wohnen die Kassuben bis an den Rand der Weichselniederungen; gegen W. dringen sie beinahe noch bis an die Linie vor, welche die deutschen Städte Neustadt, Bütow, Konitz und Flatow verbindet, zwischen Bütow und Konitz auch noch ein wenig über diese Linie hinaus. Als geschlossene Masse treten sie vorzüglich in der Mitte zwischen Brahe, Schwarzwasser und Ferse, ferner auf dem Plateau von Karthaus und nördlich bis an das Rhedathal sowie auf den Plateauinseln an dem Putziger Wiek und in den Dörfern der Halbinsel Hela (ohne den gleichnamigen Flecken) auf. Die meisten Deutschen gibt es in diesen Gegenden an den Landstraßen (Eisenbahnen), wie an der von Dirschau nach Konitz und von Danzig nach Lauenburg, an letzterer sogar mit Ausnahme der Strecke von Gdingen bis Rheda (18 Kilom.) ausschließlich. Unter den pommerellenschen Städten haben Schwetz, Neuenburg, Mewe, Flatow, Berent und Putzig eine ansehnliche polnische Bevölkerung, die jedoch die Hälfte der Gesammtsumme der Einwohner nicht erreicht. Im O. von der Weichsel dehnt sich das polnische Sprachgebiet längs der Südgrenze der Provinz aus und reicht im N. bis an die Linie, welche von Kulm über Lessen, Deutsch-Eylau, Osterode, Bischofsburg, Lötzen und Kowahlen zur Ostgrenze führt. Nördlich von dieser Linie sind mit Ausnahme der polnischen Sprachinsel des Kreises Stuhm die Polen nur vereinzelt. Die Polen nehmen demnach hier von Westpreußen das ehemalige Kulmerland, in Ostpreußen dagegen den Kern des Landrückens mit seiner südlichen Abdachung ein; dort sind sie Großpolen und vorwiegend katholisch, hier Masuren und meist evangelisch, katholisch aber auch in den zum Ermland gehörigen Kreisen Allenstein und Rößel. Der Masure hat blonde Haare und blaue Augen und hat seine alten Sitten und Gebräuche vollständig bewahrt. Seine Sprache ist ein Dialekt der polnischen, unterscheidet sich aber vom Hochpolnischen wesentlich, wenn auch nicht so erheblich wie der Dialekt des Kassuben. Der Masure besitzt eine große Liebe zu seinem seenreichen Vaterland und steht mit dem Deutschen, mit dem ihn die evangelische Konfession verbindet, auf gutem Fuß. Ueber 50 Proc. beträgt die polnische Bevölkerung in den Städten Willenberg und Passenheim in dem evangelischen und in Wartenburg, Löbau, Kauernik, Gurschno, Kulmsee und Lessen in dem katholischen Gebiete; sonst sind die Polen noch zahlreich in den evangelischen Städten Lyk, Johannisburg, Soldau ꝛc., in den katholischen Städten Allenstein und Bischofsburg im Ermland und in den westpreußischen Städten Neumark, Straßburg, Lautenburg, Gollub, Thorn, Kulm, Briesen und Stuhm. Die Landbevölkerung ist in dem Umfang des ganzen oben bezeichneten Gebiets zu 80—90 Proc. eine polnische. Die alten Preußen, die Ureinwohner der Provinz im O. von der Weichsel, sind ausgestorben, und ihre Sprache ist erloschen; jedoch erinnert noch die verwandte Sprache der 400 Kuren auf der Kurischen Nehrung und bei Memel an dieselbe. Dagegen haben sich die Litauer in ziemlich großer Menge (143,000) erhalten; sie bilden die Mehrzahl der Landbewohner auf der nördlichen Seite der Memel, sind zahlreich auf der südlichen Seite des Stroms bis zur Linie Labiau-Pillkallen und finden sich in einigen Resten noch bis Goldap. Sie sind, wie die Masuren, evangelisch. Entschieden deutsch ist in der Provinz Preußen die Gegend von Goldap und Gumbinnen bis Danzig und von Kranz bis Rastenburg und Liebemühl. — In der Provinz Posen sind die Polen in der Mehrzahl. Sie bewohnen den östlichen Theil vorherrschend, während sie nach W. zu nach und nach abnehmen und in den Grenzkreisen entschieden gegen die Deutschen zurücktreten. Im N. haben die Deutschen sich längs der Netze und von dieser bis zur Brahe und Warthe verbreitet und dieser Gegend einen völlig deutschen Anstrich gegeben; demnach bilden die Deutschen in allen südwestlichen, westlichen und nördlichen Grenzkreisen oder in den Grenzdistrikten von Fraustadt über Schwerin a. W. bis Bromberg die Mehrzahl. Eine Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten ist schwer zu ziehen, da in allen Theilen der Provinz deutsche Dörfer und Haulande, wie man die von Deutschen in bruchigen und waldigen Gegenden im Posenschen angelegten Kolonien nennt, vorkommen. Gegen W. dringen die Polen aber dreimal zwischen den Deutschen in schmalen Streifen vor: im S. über das Obrabruch bis Bomst, in der Mitte auf der Südseite der Warthe bis Birnbaum und auf der Südseite der Netze an Filehne vorbei bis zur brandenburgischen Grenze. Von den 141 Städten der Provinz sind 60 vorzugsweise polnische; von den 5600 Ortschaften des platten Landes haben 800 (meist die größeren) eine rein deutsche, 1000 eine polnische, 1300 eine überwiegend deutsche, 2500 eine überwiegend polnische Bevölkerung; von den größeren Gütern sind etwa 900 in deutschen und 770 in polnischen Händen. Die Deutschen (wie auch in Westpreußen) sind meist evangelisch (weshalb deutsch und evangelisch, polnisch und katholisch in der Regel gleiche Begriffe sind); es werden ihnen aber auch die Juden zugezählt, und unter den Katholiken gehören wenigstens 100,000 der deutschen, unter den Evangelischen 15,000 der polnischen Nationalität an. Ueber 80 Proc. beträgt die polnische Bevölkerung in den Kreisen Wreschen, Pleschen, Adelnau und Schildberg, über 70 Proc. in den Kreisen Schroda, Schrimm, Kosten, Land-Posen, Gnesen, Mogilno und Wongrowitz, dagegen unter 20 Proc. in den Kreisen Meseritz und Tscharnikau. Im Regierungsbezirk Bromberg hat keine bedeutende Stadt über 50 Proc. Polen (Gnesen 45 Proc.). Im Regierungsbezirk Posen sind unter den mittleren Städten Wreschen, Schroda, Schrimm, Kosten und Koschmin zu mehr als 50 Proc. polnisch; dagegen sind Birnbaum, Schwerin, Meseritz ꝛc. rein deutsch, andere, wie Rawitsch, Lissa, Fraustadt, Schmiegel, Wollstein, Bomst, Zduny ꝛc. fast deutsch.

Die Mehrzahl der Bewohner in Schlesien sind Deutsche; doch sind auch Slawen in nicht unbedeutender Menge vorhanden: Polen meist in Oberschlesien,

Tschechen in Ober- und Mittelschlesien und Wenden im Regierungsbezirk Liegnitz. Die Polen überwiegen im Regierungsbezirk Oppeln, woselbst sie im O. von der Oder etwa 75 Proc. der Bevölkerung ausmachen; im W. von der Oder nehmen sie nach und nach ab und hören mit der Linie Ober-Glogau-Leobschütz fast ganz auf, so daß die Glatzer Neisse von ihnen nicht mehr erreicht wird. Auf der rechten Seite der Oder zieht sich das Gebiet der Polen in den Regierungsbezirk Breslau hinein, woselbst sie noch in den Kreisen Namslau und Wartenberg die Mehrzahl bilden und im Kreis Brieg zum letztenmal die Oder berühren. Ueber 50 Proc. Polen haben die Städte Leschnitz, Pleß, Ujest, Landsberg, Loslau und Sohrau, alle im Regierungsbezirk Oppeln. Zur evangelischen Kirche bekennen sich etwa 60,000 polnische Schlesier, vorzugsweise im Regierungsbezirk Breslau und im Kreis Kreuzburg des Regierungsbezirks Oppeln. Die Tschechen wohnen im S. von der Zinna in den Kreisen Ratibor und Leobschütz im Regierungsbezirk Oppeln, und zwar nicht allein auf dem Land, sondern auch in den Städten Bauerwitz und Hultschin; es sind ihrer in diesem Distrikt im ganzen 42,000, die dem mährischen Zweig des tschechischen Stammes angehörig und katholisch sind. Katholisch sind auch die 3700 Tschechen in der Grafschaft Glatz (westlich von Reinerz), evangelisch aber die 6000, deren Vorfahren zur Zeit Friedrichs d. Gr. der Religion wegen die Heimat verließen und in den Kreisen Wartenberg, Strehlen, Oppeln und Tost-Gleiwitz Kolonien gründeten.

Die Wenden bilden an der Spree mitten unter den Deutschen eine Sprachinsel, die aus dem Königreich Sachsen sich nach Schlesien und Brandenburg erstreckt. Innerhalb derselben liegen im S. die Städte Bautzen und Weißenberg, im N. Kottbus und Peitz, mehr in der Mitte Spremberg und ziemlich nahe längs der Westseite Drebkau, Hoyerswerda und Wittichenau. Diese Städte, deren Bewohner fast durchgehends Deutsche sind, erscheinen wiederum als deutsche Inseln innerhalb des Wendenlands. Unmittelbar an der Westseite des wendischen Gebiets treffen wir die Städte Vetschau, Senftenberg, Kamenz und Elstra, an der Ostseite Muskau, an der Südseite schon in geringer Entfernung von demselben Bischofswerda, Schirgiswalde und Löbau und noch weiter im NW. Lübben und im N. Lieberose. Seit 1550 hat das wendische Sprachgebiet außerordentlich an Umfang verloren, jedoch mehr im N. als im S.; denn es reichte damals bis Finsterwalde, Luckau, Buchholz, Storkow, Beeskow, Fürstenberg und Guben und näherte sich Frankfurt a. O. auf 23 und Berlin auf 45 Kilom. Die Wenden sind im Preußischen, mit Ausnahme derer in Wittichenau, fast ausschließlich evangelisch, in Sachsen aber auch in einer kleinen Anzahl katholisch. Ihre Gesammtzahl beläuft sich auf 136,000, von denen 52,000 auf Brandenburg, 32,000 auf Schlesien und 52,000 auf das Königreich Sachsen kommen. In der Stadt Bautzen zählt man unter 13,200 Einw. noch 2650 Wenden. — Dänen gibt es etwa 150,000, die in dem ehemaligen Herzogthum Schleswig ihren Wohnsitz haben. Dasselbe ist hinsichtlich der Sprachen in drei Theile zu zerlegen, von denen der südliche oder rein deutsche von der Eider bis zur Linie Schleswig-Husum, der mittlere oder sprachlich gemischte alsdann bis zur Linie Flensburg-Tondern reicht, während der dänische Theil den Norden des Landes einnimmt. Der sprachlich gemischte Theil war besonders in dem Zeitraum von 1850—64 der Danisirung ausgesetzt; in ihm ist aber die dänische Sprache nur noch zwischen Flensburg und Tondern stark vertreten, von wo sie sich auch noch über mehrere Ortschaften im SO. von Flensburg und im S. von Tondern bis in die Gegend von Leck ausbreitet. Im dänischen Gebiet haben die Städte Apenrade und Hadersleben zur Hälfte eine deutsche, der Flecken Christiansfeld eine rein deutsche Bevölkerung. Die Insel Alsen in der Ostsee wird mit Ausnahme von Sonderburg und Augustenburg, wo auch die Deutschen zahlreich sind, fast nur von Dänen bewohnt, ebenso die Nordseeinsel Röm und das Listerland auf der äußersten Nordspitze von Sylt.

Vor Erwerbung von Elsaß-Lothringen ward die französische Sprache, abgesehen von den Nachkommen der französischen Emigranten, die fast überall die deutsche Sprache angenommen haben, nur von etwa 10,000 Menschen gesprochen, von denen 9600 in der Stadt Malmedy und deren Umgegend in der Rheinprovinz leben, und die zu den Wallonen gerechnet werden. Seit 1871 gehören aber auch 220,000 Franzosen in dem Reichsland zum Deutschen Reich. Die neue Grenze gegen Frankreich konnte nämlich nicht ganz in die Sprachgrenze gelegt werden, einmal weil durch Innehaltung derselben, namentlich im Wasgenwalde, die Grenze zu gekrümmt erschienen wäre, sodann weil das strategische Interesse einen Theil des wirklich französischen Gebiets mit Metz beanspruchte. Die Sprachgrenze fällt mit geringen Ausnahmen nur im S., bis zum Tanet, westlich von Kolmar auf der Höhe des Wasgenwalds, ferner am Donon und ganz im NW. mit der Reichsgrenze zusammen; sonst greift das französische Sprachgebiet nach D. hinüber, so bereits im Wasgenwald in vielen Thälern (Urbeis, Markirch). In Lothringen läuft die Sprachgrenze von Riringen nordwestlich über Dieuze bis zur Grenze des Kreises Diedenhofen; zu ihrer Seite aber befindet sich nach D. hinein ein nicht unbedeutendes gemischtes Sprachgebiet, das 6—12 Kilom. breit ist und ganz vorzüglich ehedem der Romanisirung ausgesetzt war. Ganz innerhalb des französischen Sprachgebiets liegen Stadt- und Landkreis Metz und der größere Theil des Kreises Château-Salins. Noch greifen in das französische Sprachgebiet mit geringeren Theilen ein von N. nach S. die Kreise Diedenhofen, Bolchen, Forbach, Saarburg, Molsheim, Schlettstadt, Rappoltsweiler und Altkirch. Deutsche gibt es innerhalb des französischen Gebiets besonders in der Stadt Metz, einzelne Franzosen sind außerdem im ganzen Reichsland vorhanden.

Der Westfälische Friede setzte den Besitzstand der in D. herrschenden Konfessionen fest, und im großen Ganzen hat sich derselbe auch nicht verändert, wenn auch infolge der größern Toleranz, welche allmählich Eingang gefunden hat, zahlreiche, zum Theil große katholische Gemeinden in ursprünglich protestantischen Landen und umgekehrt evangelische in katholischen entstanden sind. Eine die Verbreitung der herrschenden Konfessionen darstellende Karte würde in ihrer Buntheit ganz an die Karte des »Römischen Reichs deutscher Nation« erinnern und ist auch nur durch die Kenntnis von dessen Territorialverhältnissen verständlich; denn der Grundsatz »cujus regio, ejus religio« hat bestimmt, was katholisch, was protestantisch blieb: daher finden wir in den Gebieten der zerfallenen alten Herzogthümer Schwaben, Franken und Sachsen den raschesten Wechsel beider Kirchengebiete neben einander. Im S. herrscht die katholische, im N. die evangelische Kirche. In wenigen Bezirken standen beide Konfessionen gleichberechtigt neben einander. Katholisch blieben die drei großen Erzbisthümer am Niederrhein: Mainz,

STATISTISCHE KÄRTCHEN von DEUTSCHLAND.

II. BODENWIRTSCHAFT.

Acker u. Gartenland.
über 60 %
50 60 %
40 50 %
30 40 %
unter 30 %
der Bodenfläche

Wald.
über 40 %
30 40 %
20 30 %
15 20 %
unter 15 %
der Bodenfläche

Die Linien und beschriebenen Linien gleicher mittlerer Wintertemperatur, die Zahlen geben die Grade in Celsius an.

Tabak.
ub. 500
100 500
50 100
10 50
0 10
Centner auf 1 □ Meile

Hanf u. Flachs.
ub. 500
200 500
100 200
50 100
Centner auf 1 □ Meile

Runkelrubenzucker
ub. 500
200 500
100 200
50 100
unt. 50
Centner auf 1 □ Meile

Die Linien sind Isotheren, Linien gleicher mittlerer Sommertemperatur; die Zahlen geben die Grade nach Celsius an.

Wein.
ub. 4000
2 4000
1 2000
250 1000
50 250
unt. 50
Hekto Liter auf 1 □ Meile

Trier, Köln, die westfälischen Bisthümer Münster und das bis zur Weser reichende Paderborn, die fränkischen Bisthümer am Main: Würzburg und Bamberg, und das Stift Fulda, an der Altmühl das Bisthum Eichstädt, am Rhein noch die Bisthümer Worms und Speyer, dazu alles österreichische Land am Oberrhein und in Südschwaben das sogen. Vorderösterreich, die schwäbischen und bayrischen Bisthümer und Prälaturen und das Herzogthum Bayern mit der Oberpfalz; nur in Schlesien wollte trotz Gewalt und List die Gegenreformation nicht völlig gelingen und wurde unmöglich, seit Karl XII. von Schweden den Protestanten wieder einige Luft geschafft hatte. Dagegen waren der ganze Norden von Ostfriesland bis Pommern, der größere Theil des Wesergebiets, das Elbgebiet abwärts von der Grenze Böhmens, das Odergebiet von Schlesien abwärts protestantisch und bildeten ein großes, zusammenhängendes evangelisches Gebiet, an dessen nordwestlicher Grenze im Bisthum Osnabrück und Minden, am östlichen Harzfuß in Halberstadt und in der Lausitz die katholische Kirche gleichberechtigt sich mit ihren geistlichen Stiftungen erhielt. Innerhalb dieses Gebiets lagen nur einzelne katholische Inseln, so die mainzischen Besitzungen in Niederhessen und Thüringen mit Eichsfeld und Erfurt und das Bisthum Hildesheim, wo nur in den Städten Hildesheim und Erfurt auch die evangelische Kirche gleichberechtigt blieb. In mehreren Halbinseln griff das protestantische Gebiet zwischen die katholischen Lande ein; eine langgestreckte zog von der Werra durch Hessen und die Wetterau bis zum Odenwald. Kurpfalz mit seiner gemischten katholisch-protestantischen Bevölkerung verband sie mit dem lutherischen Zweibrücken jenseit des Rheins. Insular lagern sich, vom katholischen Westfalen und Unterrheinland umgeben, das reformirte preußische Kleve und die Grafschaft Mark; das Herzogthum Berg mit Düsseldorf hatte katholisch-protestantische Bevölkerung. Andere protestantische Inseln im katholischen Gebiet bildeten die Grafschaften Bentheim, Sayn, Löwenstein, Kastell u. a., die zahlreichen Reichsstädte, von denen wenige katholisch blieben, zahlreich zerstreute Dörfer von Reichsrittern mitten im katholischen Fulda, Würzburg, Bamberg und Eichstädt und die eingeschlossenen sächsischen Aemter. Eine zweite protestantische Halbinsel in das katholische Land hinein, die vom Fichtelgebirge bis zum Rhein reicht, bildeten durch Franken und Schwaben die Brandenburg-Baireuther und Ansbacher, die Oettingen-Oetting'schen, die meisten Hohenlohischen, die würtembergischen und baden-durlach'schen Lande, umgeben von zahlreichen kleinen Parcellen, von der Grafschaft Pappenheim und von den zahlreichen Reichsstädten, von denen manche, wie Augsburg, paritätisch waren. Merkwürdig ist der auch hierin sich aussprechende Gegensatz, denn während mitten im katholischen Schwaben, von Augsburg bis Lindau, die Reichsstädte protestantisch sind, blieben die von Würtemberg umschlossenen, wie Stadt Weil und Schwäbisch-Gmünd, katholisch. Im bayrischen Kreis bildeten die paritätische Reichsstadt Regensburg und die lutherische Grafschaft Ortenburg bei Passau die äußersten und einzigen Vorposten des Protestantismus gegen SO. In der Oberpfalz erhielt sich nur in den sulzbach'schen Landen der Protestantismus neben der katholischen Kirche. Im Reichsland Elsaß-Lothringen hatte sich das Verhältnis der Konfessionen zu einander während der französischen Herrschaft wesentlich zu Gunsten der Katholiken geändert; so wurden aus den ehemals evangelischen Städten Straßburg und Mülhausen vorwiegend katholische. In den ehemaligen Besitzungen der Grafen von Hanau-Lichtenberg, der Grafschaft Saarwerden, den Gebieten der alten Reichsstadt Straßburg und einigen kleineren Landestheilen und reichsritterschaftlichen Orten im Unterelsaß sowie im Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Münster und in der würtembergischen Grafschaft Horburg hat sich die evangelische Kirche vorherrschend erhalten; in allen anderen Theilen des Landes sind aber die Katholiken überwiegend, meist sogar fast allein herrschend. In der Provinz Preußen, im äußersten Nordosten des Reichs, ist das Gebiet des ehemaligen Herzogthums Preußen fast ganz evangelisch, der übrige Theil, der ehedem zu Polen gehörte, sehr gemischt, und fast ganz katholisch nur die Landbevölkerung des Bisthums Ermland, das also eine Insel zwischen den evangelischen Landestheilen Ostpreußens bildet. In der Provinz Posen bekennen sich die zahlreich in den letzten Jahrhunderten eingewanderten Deutschen überwiegend zur evangelischen, die Polen fast ausschließlich zur katholischen Kirche. 1871 gab es im ganzen Reich 25,581,676 Evangelische (62,30 Proc.), 14,867,698 Katholiken (36,21 Proc.), 82,156 andere Christen, 512,160 Juden (1,25 Proc.) und 17,156 Personen mit anderer oder unbestimmter Religion. Seit 1867 hatte sich das Verhältnis ein wenig zu Gunsten der Evangelischen verändert (1867: 62,11 Proc.), obwohl im preußischen Staat gerade die Zunahme der Katholiken eine ungewöhnlich große war, die aber durch die Abnahme derselben im Reichsland ausgeglichen ward. Von den Evangelischen kamen auf Preußen mit Lauenburg 16,041,215, das Königreich Sachsen 2,493,556, Bayern 1,342,592, Würtemberg 1,248,860, die thüringischen Staaten 1,047,941, Mecklenburg 649,821, Hessen 585,399, Baden 491,008, die Hansestädte 475,741, Braunschweig 302,989, Elsaß-Lothringen 270,752, Oldenburg 240,962 rc.; von den Katholiken auf Preußen 8,268,309, Bayern 3,464,364, Elsaß-Lothringen 1,235,195, Baden 942,560, Würtemberg 553,542, Hessen 238,080, Oldenburg 71,027, Sachsen 53,642 rc.; von den Juden auf Preußen 325,565, Bayern 50,662, Elsaß-Lothringen 40,928, Baden 25,703, Hessen 25,373 rc.

Urproduktion und Industrie (s. »Statistische Kärtchen von D. II—IV«). D. ist vorwaltend ein Land des Ackerbaues und der Viehzucht. Ueber die Hälfte von Deutschlands Boden nehmen trotz seiner ausgedehnten Gebirgs- und Bergländer bebautes Land und Wiesen ein, nämlich 269,300 und 96,400 QKilom., d. h. 48,5 und 17,7 Proc. der Gesammtfläche. Nur das Hochgebirgsland Süddeutschlands und die Bergländer erzeugen nicht ihren eigenen Bedarf, sind aber dafür von gesegneten Getreideländern umgeben, welche nicht bloß jenen den nöthigen Bedarf an Brodfrucht, sondern auch ansehnliche Quantitäten zur Ausfuhr liefern. Selbst in den Bergländern des mittlern D. sind es nur die höchsten Rücken des Schwarzwaldes, des Böhmerwalds und der Sudeten sowie die höchsten Gipfelhöhen der übrigen Gebirge, wo weder die Kartoffel, noch Sommergetreide, Hafer und Sommerroggen, gedeihen. Die größten Ackerländereien findet man in Schleswig-Holstein (64 Proc. der Gesammtfläche), Posen (60), in den Provinzen Sachsen (59), Pommern (55), Schlesien (54) und in Mecklenburg (54). Große Theile dieser Länder sowie die Ukermark, die Niederungen und Ebenen der Provinz Preußen, Bezirke des Königreichs Sachsen, des innern Thüringen, des bayrischen Unterfranken, das Ries um

Nördlingen, ein Theil Niederbayerns, vor allem die Straubinger Ebene, das reiche Rotthal, die fruchtbaren Börden am Nordfuß des rheinischen Schiefergebirges sind solche waldarme, gesegnete Kornkammern mit reicher Ausfuhr. In den fruchtbaren Ebenen am Oberrhein und im Neckarland gesellt sich der Anbau von Handelspflanzen zu dem von Getreide. Ausgedehnt ist in jenen Ebenen der Anbau des Weizens, im S. und am Rhein auch der des Dinkels. Sie bilden mit Gerste und im NO. auch mit dem mehr hier und im bergigen Innern als im S. gebauten Roggen Hauptgegenstände der Ausfuhr; untergeordneter ist die Ausfuhr, nicht die Erzeugung, des insbesondere in den Berggegenden gebauten Hafers und der Hülsenfrüchte, von letzteren am bedeutendsten in der Provinz Pommern und den üppigen Marschländern des Nordwestens. Die Getreidemärkte von Straubing, Landshut und vor allen von München im S., Danzig, Stettin, Berlin, Magdeburg, Rostock im N. sind die bedeutendsten Deutschlands. Nach Schätzungen beläuft sich in D. der durchschnittliche Gewinn eines Jahrs auf 34 Mill. Hektol. Weizen, 15 Mill. Hektol. Spelz oder Dinkel, 94 Mill. Hektol. Roggen, 30 Mill. Hektol. Gerste und 87 Mill. Hektol. Hafer. Danzig versendet ins Ausland jährlich etwa 2 Mill. Hektol. Weizen und 400,000 Hektol. Roggen, Stettin 700,000 Hektol. Weizen und 400,000 Hektol. Gerste; Weizen und Gerste gehen nach England, Roggen zumeist nach Norwegen. Dessenungeachtet gehört D. zu den Ländern, die durchschnittlich noch eines Zuschusses an Getreide bedürfen, namentlich an Roggen und Gerste. So betrug für das deutsche Zollgebiet 1873 Ein- und Ausfuhr von Getreide, wie folgt:

Getreidearten.	Einfuhr.	Ausfuhr.
Weizen	7,510,405 Ctr.	6,569,102 Ctr.
Roggen	15,750,962 „	3,197,216 „
Gerste	6,751,740 „	2,264,721 „
Mehl- und Mühlenfabrikate	2,466,547 „	3,041,546 „

Tirol, Vorarlberg, die Schweiz werden aus Bayern und Würtemberg, wo das Ackerland 48 Proc. der Bodenfläche ausmacht, mit Getreide versehen. An den Grenzen der getreidebedürftigen und inmitten der fruchtbaren Gegenden sind zahlreiche große Kunstmühlen entstanden, die ihr Produkt zum Theil auch ins Ausland absetzen. Die süddeutschen Gebirge besitzen nicht allein die größten Strecken vollkommen unproduktiven Landes (Oberbayern nur 33 Proc. Ackerland), sondern die Ueppigkeit des Graswuchses schließt auch im Gebirge theils den Ackerbau aus, theils nöthigt sie zu jener merkwürdigen Wechselwirtschaft von Wiese und Feld, die man Egartenwirtschaft nennt. Sonst ist gegenwärtig die Lehre von der Fruchtfolge die Grundlage des Ackerbaues, auf welcher die Fruchtwechselwirtschaft basirt, der die sogen., schon durch Karl d. Gr. eingeführte und noch oft angewendete Dreifelderwirtschaft nahekommt, während in nicht dicht bevölkerten Gegenden, z. B. in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, noch die Koppel- oder Graswirtschaft weit verbreitet ist. Dem industriereichen Siegener Land sind die Hauberge eigen, Eichenschälwaldungen, die nach dem Abtreiben des Niederwalds als Feld benutzt werden, bis der Stockausschlag wieder Herr wird. Der arme Moorbauer des nordwestlichen D. verschafft durch Brennen des Moorbodens seiner Frucht die nöthige Düngung, verpestet aber freilich zur Zeit dieses Moorbrennens die Atmosphäre Deutschlands durch den Moordampf oder Höhenrauch. Hier im N. auf dem gebrannten Moor wie auf der sandigen Geest gedeiht vornehmlich der genügsame Buchweizen, der auch auf fruchtbarem Sandboden durch sehr reichliche Ernten lohnt. In dem gesegneten Rhein- und Neckarland reift auch der vielgebaute Mais; dagegen will auch hier das Sorghum nicht reifen und dient nur als Futterpflanze. An den Bau der Kartoffel, deren jährlicher Ertrag in D. sich durchschnittlich auf 272 Mill. Hektol. beläuft, schließt sich die für Preußen insbesondere so wichtige Brennerei und Spiritusgewinnung, vorzugsweise als Nebenbeschäftigung der Landwirtschaft, an. Die Zahl sämmtlicher Brennereien in D. beläuft sich auf 30,000 und die Steuereinnahme für Spiritus allein in Preußen jährlich auf mehr als 40 Mill. Mark. Ausgedehnt ist in vielen fruchtbaren Gegenden Deutschlands der Anbau von Handelsgewächsen. Obenan steht der Flachs, den nicht allein die Gebirgsgegenden des Südens und das Bergland Mitteldeutschlands, sondern auch die norddeutsche Niederung liefert, wie die Gegend von Uelzen in Hannover und das Ermland in Preußen, überall die Basis einer einst über ganz D., vornehmlich seine ärmeren Bergländer, ausgedehnten urwüchsigen Industrie, der Leinwandweberei (s. unten). Flachs wird aus den ostpreußischen Häfen noch in Menge ausgeführt; zum Theil ist dies aber auch russischer, der in großen Massen nach D. gebracht wird. Von einiger Ausdehnung ist der Bau des Hanfs nur in Baden und Rheinbayern, wohin noch viel Saat aus den russischen Ostseeprovinzen eingeführt wird. Um des Oels willen werden vor allem Raps und Rübsen, untergeordnet Leindotter, nur an sehr wenigen Orten, wie um Erfurt, wird Mohn gebaut. Jedoch ist der Anbau der Oelpflanzen durch den allgemein eingeführten Gebrauch von Petroleum eingeschränkt worden. Nächst den Küstenländern liefern im Innern Sachsen, Thüringen und andere Gegenden bedeutende Quantitäten Oelfrüchte. Nicht unbeträchtlich ist auch die Erzeugung von Kleesamen, und namentlich versendet Breslau große Mengen desselben nach England. Die Einfuhr in das deutsche Zollgebiet ergab 1873: 3,200,933 Ctr. Raps und Rübsaat und 1,143,767 Ctr. Leinsaat; die Ausfuhr 1,564,241 Ctr. Raps &c. und 761,919 Ctr. Leinsaat. Von Petroleum wurden in das Zollgebiet 1873: 6,044,600 Ctr. eingeführt und 1,735,300 Ctr. aus demselben ausgeführt. Der Bau der Farbepflanzen beschränkt sich auf verhältnismäßig wenig Distrikte, der des Krapps auf die Rheinebene, Schlesien und Würtemberg; noch beschränkter ist der des einheimischen Waids (in Thüringen, bei Ingolstadt) und des Saflors (Thüringen und Franken). Mit der Fabrikthätigkeit in innigem Zusammenhang steht der Anbau der Kardendisteln in Schlesien, Sachsen, Mittelfranken, am Unterrhein. Von großer Wichtigkeit für viele Gegenden Deutschlands mit fruchtbarem Sandboden ist der Tabak. Den besten und meisten baut man in der Rheinpfalz, im Elsaß, im Neckarthal, bessere Sorten auch noch in Mittelfranken, insbesondere um Nürnberg und Erlangen. Geringere Sorten liefern der Werragrund im Meiningischen und Hessischen, Duderstadt, Sachsen und der Norden, wo in Mecklenburg, Pommern und in der Ukermark noch ausgedehnter Tabakbau stattfindet. Jedoch nimmt derselbe im allgemeinen ab. Gegenwärtig sind dem Tabakbau in D. etwa 21,000 Hektar gewidmet; davon kommen 6000 (1843 noch 10,000) auf Preußen, 5700 auf

Baden, 3800 auf Elsaß-Lothringen, 3450 auf Bayern (meist auf die Pfalz), 800 auf Hessen 2c. Pfälzertabake werden als Deckblätter selbst nach Amerika ausgeführt, alle übrigen Tabake aber im Land selbst in Tabak- und Cigarrenfabriken verarbeitet, die jedoch auch viele amerikanische Tabake verwenden. Die Industrie in Tabak und Cigarren beschäftigt in 3600 Anstalten 70,000 Arbeiter. Der Hauptsitz derselben ist Bremen nebst den angrenzenden hannöverschen Ortschaften; aber auch über das übrige D. sind zahlreiche Fabriken verbreitet, so in Brandenburg (Berlin, Schwedt), Westfalen (Vlotho), Hessen-Nassau, im Großherzogthum Hessen, in der Rheinpfalz, in Baden, Elsaß-Lothringen 2c. Höher noch als der Tabakbau hat der **Zuckerrübenbau** für die Runkelrübenzuckerfabriken den Ertrag des Bodens gesteigert. Derselbe hat seinen Mittelpunkt in der fruchtbaren Landschaft zwischen Magdeburg, Braunschweig und Merseburg, also in der Provinz Sachsen (woselbst Magdeburg der Hauptzuckermarkt für D. ist), in Anhalt und Braunschweig, nächstdem in Schlesien zwischen Breslau und Schweidnitz und in Brandenburg im Oderbruch. Die Zahl der Zuckerfabriken in D. belief sich 1836 auf 122, 1874 auf 336, nämlich 257 im preußischen Staat (davon 152 in der Provinz Sachsen, 49 in Schlesien, 19 in Brandenburg), 35 in Anhalt, 28 in Braunschweig 2c. Der jährliche Gewinn an Rohzucker stieg von 1836—74 von 28,162 auf 5,640,700 Ctr. 1836 gebrauchte man 18 Ctr. Rüben zur Produktion eines Centners Rohzucker, jetzt nur noch 12—13 Ctr. Die Gesammtfläche, auf der Zuckerrübenbau betrieben wird, ist 715 QKilom. (13 QM.) groß, und der Steuerertrag aus der Zuckerfabrikation im Reich ergibt jährlich etwa 40 Mill. Mark. **Runkelrübensamen** wird in großartiger Weise bei Aschersleben gebaut. Auch ein Kaffeesurrogat erzeugt hier und da D. in der **Cichorie**, so Preußisch-Sachsen, Braunschweig, das Neckarthal, der Breisgau. Bei Halle wird auch der **Kümmel** auf dem Feld gebaut. Dies führt uns zum **Gartenbau**. Ulm, Nürnberg, Bamberg, Schweinfurt in Franken, Erfurt und seine Umgebung, Quedlinburg, Darmstadt, Straßburg im Elsaß, Guben in der Lausitz, Bardewiek bei Hamburg sind durch Gemüsebau, erstere besonders auch durch Spargelzucht und Zucht von Sämereien berühmte Orte. In Nürnberg und Bamberg werden dabei viele Arzneipflanzen, in den Krautländereien des letztern auch Süßholz gebaut. Keine Gegend übertrifft aber das innere Thüringen, mit Erfurt im Mittelpunkt, in dem Handel mit Gemüse, Blumensämereien und lebendigen, schön blühenden Gewächsen. Berlin zeichnet sich gegenwärtig in der Blumenzucht aus und macht mit seinen Hyacinthen selbst Holland Konkurrenz. **Obstbau** ist durch einen großen Theil Deutschlands verbreitet: die Bergränder der oberrheinischen Tiefebene, die Bergstraße, der Südfuß des Taunus, die Wetterau, Würtemberg, insbesondere der Fuß der Alp, Franken, Thüringen, das Werrathal bei Witzenhausen, das Elbthal von Meißen bis Böhmen hinein, die warmen Sandhügel der Lausitz, die Küstenländer, so selbst Pommern (Stettin), liefern treffliches Obst, frisch und getrocknet, zur Ausfuhr; in Würtemberg und um Frankfurt a. M. ist der Obstwein (Cider) das tägliche Getränk und Gegenstand der Ausfuhr. In der Umgegend von Stuttgart kommen 105,000 Obstbäume auf 1 QMeile. Aus den Vierlanden bei Hamburg werden Erdbeeren in großer Menge nach London geschickt. Heidelbeeren aus den Gebirgen, aber auch aus den Waldungen der norddeutschen Tiefebene (Mecklenburg, Lüneburger Heide), Preißelbeeren aus dem Harz 2c. sind ebenfalls vielfach geschätzte Früchte. Für viele Gegenden Deutschlands ist der **Weinbau**, dessen Kultur nur noch in Ländern mit mindestens 7° R. jährlicher Durchschnittswärme eine lohnende ist, ein wichtiger Erwerbszweig. Das Hauptgebiet des Weinbaues liegt in den südwestlichen Ländern, das mit den Weingegenden der Schweiz und Frankreichs in Verbindung steht. Hier ist die oberrheinische Tiefebene in ihrer ganzen Ausdehnung von Basel bis Mainz in günstigen Lagen, d. h. in der Hügelregion längs des Fußes der Gebirge, ein Rebenland, und aus ihr zieht der Weinstock in die Thäler des Wasgen- und Schwarzwaldes hinein bis zur Höhe von wenigstens 400 Meter, von Basel rheinaufwärts bis zum Bodensee und in der Schweiz bis in den Kanton Graubünden. Aus dem nördlichen Theil der Tiefebene geht der Weinstock die Thäler des Neckar und Main hinauf. Am Neckar trifft man die obere Grenze des Weinbaues oberhalb Rottenburg; am Main wird derselbe in großer Ausdehnung bis oberhalb Schweinfurt, in geringer noch bis Lichtenfels betrieben. Alle Thäler an den Zuflüssen dieser beiden Nebenflüsse des Rheins haben bis zur Höhe von 400 Meter ebenfalls Weinlagen; in einigen derselben, wie an der Enz, Tauber 2c., sind dieselben ausgedehnt und vorzüglich. Ganz am untern Ende der Tiefebene, im sogen. Rheingau, findet man die besten Weinlagen Deutschlands am Südabhang des Taunus- und Rheingaugebirges (Rüdesheim, Johannisberg, Geisenheim 2c.); von dort zieht sich eine reiche Weingegend längs der Nahe über Kreuznach bis ins Birkenfeldische, eine andere längs des Rheins im Schiefergebirge bis Roisdorf und Siegburg hinunter; die letztere bildet wieder den Ausgang für den Weinbau in den Seitenthälern des Rheinthals: im Ahrthal bis Hönningen, im Moselthal bis über die Reichsgrenze hinaus 2c. Ein anderes Gebiet des Weinbaues in D., wohl so groß wie jenes, aber wegen der geringern Jahreswärme mit dem erstern gar nicht vergleichbar, liegt in Mitteldeutschland vom Thüringer Wald bis über die Oder hinweg; es wird von der Saale, Elbe und Oder durchströmt. An der Saale wird Weinbau von Jena bis in die Gegend von Halle (am meisten an der Mündung der Unstrut bei Naumburg) betrieben; an der Elbe dehnt das Weingebiet sich von Dresden bis Wittenberg aus, mit den hervortretenden Partien von Dresden bis Meißen und am südlichen Abfall des Fläming zum Elsterthal (Jessen); in der Odergegend zeichnet sich Grünberg aus. Noch weiter nördlich gibt es Weinberge an der Havel (Werder), die aber nur Tafeltrauben liefern. Vereinzelt findet man noch Weinbau im Werrathal (Witzenhausen) und an der Donau (Regensburg), hier die äußersten Ausläufer der österreichisch-ungarischen Weinregion bildend. Die Fläche, auf welcher Weinbau betrieben wird, beläuft sich im ganzen Reich auf mehr als 123,000 Hektar und die Produktion an Wein im Durchschnitt jährlich auf 3,800,000 Hektol. Davon entfallen auf den preußischen Staat 20,000 Hektar und 378,000 Hektol., auf Bayern 22,100 Hektar und 612,000 Hektol., Würtemberg 17,750 Hektar und 414,000 Hektol., Baden 20,000 Hektar und 800,000 Hektol., Elsaß-Lothringen 31,630 Hektar und 1,250,000 Hektol., Hessen 9500 Hektar und 320,000 Hektol. und auf die übrigen Staaten 1800 Hektar und 20,000 Hektol. In verschiedenen Gegenden hat sich die Fabrikation **moussirender Weine** eingebürgert, namentlich

bei Koblenz. In das deutsche Zollgebiet wurden 1873: 1,607,998 Ctr. Wein ein- und aus demselben 365,087 Ctr. ausgeführt; die Nordseeländer, Mecklenburg und die preußischen Ostseeprovinzen beziehen ihren Bedarf vorzugsweise aus Frankreich, Schlesien und Ungarn. Hopfen wird in vielen Gegenden Deutschlands gebaut, nirgends aber besser und mehr als in Bayern; im ganzen nimmt er ca. 24,000 Hektar (davon 15,000 in Bayern) ein. Das Produkt der Gegend von Spalt und Hersbruck in Mittelfranken wird nicht allein über D., sondern auch ins ferne Ausland verführt. In der Provinz Posen hat die Hopfenkultur ihren Mittelpunkt bei Neutomischl, in Elsaß-Lothringen bei Hagenau und Bischweiler; hier und ebenso in Baden und Würtemberg nimmt dieselbe zu. Das Hauptland der Bierproduktion, sowohl in Rücksicht auf die Menge als auf die Qualität des Erzeugnisses, ist Bayern; daselbst producirten (nur in dem Gebiete diesseit des Rheins) 1872: 5217 Bierbrauereien (die größten in München, Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Kulmbach) beinahe 11 Mill. Hektol. Bier. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß in diesem Lande der Malzaufschlag in den Staatseinnahmen eine ähnliche Rolle spielt wie die Branntweinsteuer in Preußen. Obgleich die bayrische Bierbrauerei gegenwärtig über ganz D. verbreitet ist, führt dieses Land selbst doch noch das meiste Bier aus. In ganz D. waren 1872: 15,456 Brauereien vorhanden (s. Bier), und die gesammte Einfuhr von Bier ins deutsche Zollgebiet betrug 143,324 Ctr., die Ausfuhr 670,961 Ctr. und 5,199,236 Liter.

Im innigsten Verband mit dem Landbau steht die Viehzucht. Der Wiesenreichthum der deutschen Berg- und Thallandschaften, der Wiesen- und Weidereichthum seiner Hochgebirge, die fetten Wiesgründe seiner Marschen im N., fleißiger Anbau von Klee, Luzerne und anderen Futterkräutern machen D. zu einem Land ausgedehntester Zucht des Rindviehs. Für Ostfriesland, die Marschländer an der Nordsee, Mecklenburg, Pommern, das Frankenland, insbesondere Unter- und Mittelfranken, wo Schweinfurt, Münnerstadt und Neustadt sehr bedeutende Viehmärkte abhalten, für das jenseit des Rheins gelegene Glanthal, für die Alpenreviere, vor allem den Algäu, aber auch für Würtemberg, die Berglandschaften Thüringens und Hessens ist Rindviehzucht ein Haupterwerb. Von hier aus wird nicht allein das Binnenland, sondern werden auch Großbritannien und Frankreich mit Schlachtvieh versehen, ersteres vor allem über Hamburg und Tönning. Aus den Nordseeländern und Mecklenburg geht auch Butter nach England, aus dem Algäu Schweizerkäse ins Binnen- und Ausland. Am preußischen Niederrhein deckt die Viehzucht des Landes nicht den Bedarf der dichten Fabrikbevölkerung. Von den ca. 15,800,000 Stück Rindvieh Deutschlands kommen auf Preußen nach der Viehzählung von 1873: 8,613,190, Bayern 3,066,263, Königreich Sachsen 647,074, Würtemberg 943,934, Baden 660,405, Elsaß-Lothringen 418,484, Hessen 284,049, die thüringischen Staaten 384,325, Mecklenburg-Schwerin 272,908, Oldenburg 207,701 rc. Die Ziege ist überall, vor allem in Berggegenden, das Milchvieh des Armen. Auch die Schweinezucht ist überall zu Haus, aber in Westfalen und Pommern berühmt. Ziegen gab es 1873 in D. 2,320,000, Schweine 7,300,000. Pommern und Mecklenburg liefern auch die besten Gänse. Die Pferdezucht Deutschlands ist ebenfalls ein wichtiger Gegenstand der deutschen Landwirtschaft: Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Lippe im N., Elsaß-Lothringen, Würtemberg und Bayern im S. züchten nicht bloß ihren Bedarf, sondern erstere vornehmlich versehen nicht allein die Heere Frankreichs und Italiens mit Remontepferden, sondern es ist auch die Ausfuhr von Wagen- und Luxuspferden nicht gering. Von den 3,357,200 Pferden in D. besitzt Preußen (1873) 2,278,724, Bayern 353,949, Elsaß-Lothringen 130,172, Königreich Sachsen 115,667, Würtemberg 96,779, Mecklenburg-Schwerin 83,669, Baden 71,320, die thüringischen Staaten 46,142, Hessen 44,153, Oldenburg 39,258 rc. Unter den Gestüten erfreut sich besonders das zu Trakehnen in Ostpreußen eines europäischen Rufs. Die Pferdemärkte von Tilsit, Insterburg, Wehlau, Königsberg, Neuteich, Jastrow u. a. in der Provinz Preußen, von Celle, Güstrow in Mecklenburg rc. sind viel besucht. Die Schafzucht ist vorzüglich in den Gebieten des großen Grundbesitzes bedeutend; sie leidet aber gegenwärtig durch die starke Einfuhr von Wolle aus überseeischen Ländern und nimmt daher in einigen Gegenden ab. Von Sachsen aus hat sich zuerst außerhalb Spaniens die Zucht der edeln Merino-(Escurial-)Rassen in D. Eingang verschafft; später verbreiteten sich die ebenfalls spanischen Negretti vornehmlich von Böhmen aus. Aber erst durch die Kreuzung dieser Rassen, die nach 1820 in Schlesien zu Kuchelna bei Ratibor zu Stande kam und die Escurial-Negrettirasse hervorbrachte, ward die Einführung der edeln Schafe allgemein. Von den 25,140,000 Schafen, welche man 1873 in ganz D. zählte, kommen auf Preußen 19,624,758, Bayern 1,342,190, Mecklenburg-Schwerin 1,100,048, die thüringischen Staaten 599,370, Würtemberg 575,930, Braunschweig 386,757, Oldenburg 220,142, das Königreich Sachsen 206,830 (1834 noch 604,950), Elsaß-Lothringen 191,142 rc. Im preußischen Staat sind die Schafe in allen Provinzen östlich von der Elbe (mit Ausnahme von Schleswig-Holstein) und in Hannover zahlreich. Merino's oder feinwollige Schafe gab es in Preußen 8,160,189, meist in den fünf östlichen Provinzen, veredelte Fleischschafe 1,827,919, andere Schafe 9,636,650, darunter 757,895 Heidschnucken (meist in Hannover). Die ersten Wollmärkte sind die zu Berlin und Breslau. In Würtemberg ist Kirchheim an der Alp, woselbst sich die Schafzucht des Landes koncentrirt, durch seinen Woll- und Schafmarkt wichtig. Auf 1 □Meile kommen in D. etwa 340 Pferde, 1600 Stück Rindvieh, 2540 Schafe und 740 Schweine, im preußischen Staat etwa 360 Pferde, 1340 Stück Rindvieh, 3070 Schafe und 670 Schweine. Am zahlreichsten sind die Pferde in der Provinz Preußen, in der viele Kreise mehr denn 700 auf 1 □Meile, einige sogar über 800, Elbing und Marienburg aber 900 und 1350 haben. Ueber 600 Pferde auf 1 □Meile findet man noch in wenigen Kreisen Schlesiens (Ratibor, Leobschütz, Neiße), Westfalens (Hamm, Dortmund, Bochum), in den Marschkreisen Hannovers und in mehreren Kreisen der Rheinprovinz (Krefeld, Jülich, an der Saar rc.) und des Reichslandes Elsaß-Lothringen. Ueber 2000 Stück Rindvieh auf 1 □Meile gibt es außer in Hohenzollern in Preußen nur in den Provinzen Schleswig-Holstein und Rheinland, ferner im Regierungsbezirk Wiesbaden, in der Landdrostei Aurich und in einigen Kreisen von Schlesien, Sachsen und Westfalen, dagegen aber noch im Königreich Sachsen, in Sachsen-Altenburg und mit Ausnahme von Elsaß-Lothringen in

STATISTISCHE KÄRTCHEN VON DEUTSCHLAND.

III. THIERZUCHT.

Schafe.
über 5000
4-5000
3-4000
2-3000
1-2000
unter 1000
auf 1 □ Meile.

Schweine.
über 1000
800-1000
600-800
400-600
200-400
unter 200
auf 1 □ Meile.

Ziegen.
600-800
400-600
200-400
unter 200
auf 1 □ Meile.

Bienenstöcke.
über 500
400-500
300-400
200-300
100-200
unter 100
auf 1 □ Meile.

ganz Süddeutschland; nur 500 Stück auf 1 QMeile in einigen Kreisen Pommerns (Dramburg, Rummelsburg) und Hannovers (Zellerfeld). Schafe zählt man über 6000 auf 1 QMeile in Pommern, über 5000 in Posen und Braunschweig, über 4000 in Mecklenburg, Anhalt und der Provinz Sachsen, über 3500 in Brandenburg und einigen Staaten Thüringens, dagegen unter 1000 in allen Landestheilen, die an der oberrheinischen Tiefebene theilnehmen (in Elsaß, Baden, Rheinpfalz, im südlichen Hessen), und in den Regierungsbezirken Köln und Düsseldorf. Die meisten Schafe, 9—10,000 auf 1 QMeile, finden wir in den Kreisen Pyritz und Regenwalde in Pommern, Prenzlau in Brandenburg und Nimptsch, Striegau und Liegnitz in Schlesien. Die Schweine sind am zahlreichsten (etwa 12—1500 auf 1 QMeile) in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Hessen und im nördlichen Baden. Die Zahl der Maulthiere und Esel ist nicht beträchtlich, in Preußen belief sie sich 1873 auf 9708. Die Ein- und Ausfuhr von Vieh im freien Verkehr des deutschen Zollgebiets betrug in den Jahren 1872 und 1873:

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
	1872	1873	1872	1873
Pferde, Esel . .	59,403	60,083	26,718	27,652
Rindvieh . . .	224,723	251,686	246,764	257,912
Schafe, Ziegen .	364,751	505,815	1,262,596	1,018,930
Schweine . . .	938,701	852,111	227,496	162,044

Von nur geringer Bedeutung ist die Seidenzucht in D., doch hat Potsdam in den Jahren der Seidenwürmerkrankheit Grains nach Italien und Frankreich geliefert. Die wichtigen Seidenwebereien der preußischen Rheinlande müssen ihren Bedarf an Seide aus dem Ausland einführen. Die Bienenzucht ist für viele Gegenden von nicht geringer Wichtigkeit, Hannover mit seinen Heiden besitzt nicht weniger als 217,000 Bienenstöcke. Aus Schlesien gingen Dzierzons Verbesserungen hervor, die überall reges Leben unter die Bienenfreunde gebracht haben. — Im allgemeinen haben sich die landwirtschaftlichen Zustände Deutschlands in den letzten Jahrzehnten außerordentlich gehoben; die gegenwärtig fast überall durchgeführte Ablösung der Feudallasten, die Aufhebung vielfacher Beschränkungen, die Einführung von Separations- und Kulturgesetzen, welche erst die allgemeine Einführung vielfacher Verbesserungen, wie Drainagen und Bewässerungen, ermöglichten, der Wetteifer der meisten Staatsregierungen, unter denen vor allen Würtemberg und Baden vorangegangen sind, die zahlreichen Vereine, deren Sorge sich auch der Federviehzucht zuwendet, und die mit Privaten in Einführung besserer Viehrassen, neuer Futterkräuter, Getreide-, Gemüse- und Obstsorten, verbesserter Werkzeuge und Maschinen wetteifern, das Zusammenwirken von Praxis und Wissenschaft, der erleichterte Verkehr sind schon sehr förderlich gewesen und werden noch zu höheren Stufen der Entwickelung führen. Auch die Fischerei, einst für die nördlichen Küsten und Flüsse wichtiger noch als gegenwärtig, wo die Nordsee und Ostsee immer noch Schellfische, Dorsche, Sprotten, Häringe, letztere viele Aale, ihre Zuflüsse Lachse, Bricken und Aalbricken in den Verkehr liefern, hat aus jenem Wetteifer Vortheil gezogen. München, dessen Fischmarkt im ganzen Binnenlande der reichste und interessanteste ist, hat auch eine bedeutende Anstalt für die jetzt überall im deutschen Bergland Eingang findende künstliche Fischzucht; eine andere von gleichem Ruf befindet sich bei Hüningen im Oberelsaß. Vor allem erscheint die Zucht der Forellen überall sehr lohnend. Die Einfuhr von Fischen betrug 1872: 13,882,951 Ctr., die Ausfuhr 108,858 Ctr.

D. besitzt prachtvolle Laub- und Nadelwälder, die nicht bloß den regen Natursinn des deutschen Volks gefördert haben, sondern auch eine wesentliche Quelle seines Nationalwohlstands geworden sind. Der eigentliche Waldboden findet sich in den Binnenländern, wo Gebirge und Berglandschaften für den Ackerbau oft nur wenig oder gar nicht geeignet sind, in viel größerem Umfang als in den Küstengegenden, in denen zugleich der Ersatz für das fehlende Brennmaterial viel leichter zu beschaffen ist. Die Waldungen beanspruchen daher in Schleswig-Holstein nur 4, Mecklenburg-Schwerin 12, Hannover 13, im preußischen Staat überhaupt 23, in Sachsen 31, Bayern 32, Würtemberg 31, Baden 33, Elsaß-Lothringen 31, Hessen 33, in den thüringischen Staaten 31, in ganz D. 25 Proc. von der Gesammtfläche, d. h. für das ganze Reich beinahe 138,000 QKilom. (2500 QM.). Die Kiefer hat ihre Hauptheimat in dem Tiefland östlich von der Elbe, wo die Buche auf dem fruchtbaren Boden sich nur hier und da erhalten hat; auch auf dem Sandboden des bayrischen Franken, in der Rheinebene, in der süddeutschen Hochebene, so weit Kiesboden, herrscht die Kiefer. Die Buche dagegen ist der herrschende Waldbaum der Höhen des deutschen Berglandes, aber auch des Unterharzes und der Küstenländer der Ostsee, während die Eiche, zwar überall auch einzeln zwischen der Buche verbreitet, ihre Hauptheimat auf dem kieseligen Boden der niederrheinischen Gebirge, in Westfalen, am Solling, Spessart, Odenwald und in Oberschlesien hat; mächtige Eichen beherbergen auch die gemischten Waldungen der süddeutschen Hochebene und das norddeutsche Tiefland. Während der Spessart die herrlichsten »Holländer« für den Schiffbau liefert, ist der Wald auf dem Order Reißig und auf vielen rheinländischen Gebirgen Niederwald und als solcher wichtig für die Lohgerbereien durch die Eichenlohe, die er als Schälwald liefert. Von größter Wichtigkeit für D. sind aber seine herrlichen Bestände von Fichten und Tannen in den Alpen, am Böhmerwald, auf dem Schwarzwald, Wasgenwald, Thüringer Wald und Frankenwald, auf dem Oberharz und Riesengebirge. In den Alpen gesellt sich dazu die Lärche; die den höchsten Alpen angehörige Zirbelkiefer findet sich nur noch in einzelnen Beständen. Der Nadelwald vor allem gibt Tausenden der armen Waldbewohner Nahrung, und nicht bloß in den Alpen zieht der Holzknecht wochenlang, nur des Sonntags heimkehrend, hinaus zur Holzarbeit, sondern auch in den Mittelgebirgen finden wir oft Frauen und Mädchen stundenweit von der Heimat mit Kulturen, die Männer mit dem Fällen der Stämme beschäftigt. Die einst weit verbreiteten Nebennutzungen des Harzscharrens und die darauf sich gründenden Beschäftigungen in Pech- und Kienrußhütten hat die neuere Forstnutzung wesentlich beschränkt. Tausenden von Menschen gibt der Wald weitere Beschäftigung durch den Transport des Holzes; zahlreiche Schneidemühlen beleben die einsamsten Waldgründe. Ansehnliche Dampfschneidemühlen gibt es besonders am Finowkanal und an der Alten Oder in Brandenburg, woselbst stets von Oderberg bis Liepe für Berlin, Hamburg ꝛc. bestimmte, aus den Ostprovinzen, aus Polen und Galizien kommende Bauhölzer im Werth von 40 Mill. Mark lagern; andere große Holzplätze, die das Holz zum Export zubereiten, sind Memel und Danzig. Viele Hände

finden Beschäftigung in der Verarbeitung des Holzes zu den mannigfachsten Gegenständen, zu Weißbüttnerwaaren, Kisten und Schachteln, Küchengeräthen, zu Holzschuhen, Sieben und Peitschenstielen (Rhön), allerlei Tischlerarbeiten, Spielwaaren bis zu den kunstreichsten Schnitzereien, wie sie vornehmlich aus Zirbelholz im bayrischen Ammergau, gegenwärtig aber auch in Sachsen im Erzgebirge und zwar auch aus Bein und Elfenbein verfertigt werden. Hervorzuheben sind die Möbelfabriken von Mainz, die Tischlerwaaren von Berlin, München, Stuttgart, Hanau, Nürnberg, Koburg 2c.; die Drechslerwaaren von Berlin, Hamburg, Danzig (aus Bernstein), Ruhla (Pfeifenköpfe aus Meerschaum), Waltershausen, Frankenhausen (aus Perlmutter), Nürnberg, Fürth, Stuttgart, Geislingen, Freiburg i. Br. 2c.; die Spielwaaren von Sonneberg, für welche jedoch das Papiermaché immer mehr in Aufnahme kommt, und die einen besonders großen Absatz nach Amerika finden. Im Schwarzwald ist die Fabrikation der ursprünglich hölzernen Schwarzwälder Uhren fortgeschritten zur Fabrikation von Taschen-, Stand- und Spieluhren. Wie Sonneberger Spielwaaren, so erzeugt das Sächsische Erzgebirge auch Schwarzwälder Uhren.

Endlich folgt der Bergbau, für den noch bis auf diesen Tag D. eine Schule ist, die ihre Zöglinge über die ganze Welt aussendet, wenn auch England und Belgien durch die Gunst der Verhältnisse es weit überflügelt haben. Berg- und Hüttenbau blühen gegenwärtig noch vor allem in Schlesien, am Niederrhein, in Sachsen, am Harz. Tausende ernährt wenigstens noch die Verarbeitung des Eisens am Thüringer Wald. Die edeln Metalle, Gold und Silber, sowie daneben Blei und Kupfer treten freilich weit gegen früher zurück; aber Steinkohlen, Eisen, Zink spielen dafür eine um so wichtigere Rolle und geben zahlreichen Menschen Nahrung. Die ganze jährliche Goldausbeute beträgt nur 640 Pfd.; Waschgold wurde noch vor einigen Jahren in kaum nennenswerther Quantität im Inn und im Rhein erbeutet. Wichtiger ist die Silbergewinnung, die sich auf Sachsen, den Harz, das mansfeldische Kupferschiefergebirge und die Regierungsbezirke Oppeln, Aachen, Wiesbaden und Arnsberg vorzugsweise beschränkt; 1872 wurde sie auf 228,000 Pfd. angegeben, davon entfielen auf Preußen 162,553, Sachsen über 62,000, Braunschweig 1500 und Anhalt 1000 Pfd. Ganz besonders tritt durch seine Silberproduktion Freiberg in Sachsen hervor, woselbst der Bergbau, der bis heute für etwa 1000 Mill. Mark Silber geliefert, schon 1168 begann; die durch ihn ins Leben gerufene und 1765 gestiftete Bergakademie ist gleichsam der Mittelpunkt aller berg- und hüttenmännischen Wissenschaften. An die edeln Metalle schließen sich die besonders in Nürnberg und Fürth betriebenen Gold- und Silberschlägereien an, welche die Welt mit echtem und unechtem Blattgold und Silber versehen, die Fabrikation des echten und unechten (Leonischen) Gold- und Silberdrahts und der Tressen (Lyoner Waaren), die soliden Silberarbeiten Augsburgs, Berlins, die Gold- und Silberwaarenfabriken von Pforzheim, Ellwangen und Hanau, die Bijouteriewaarenfabriken von Offenbach. Der Kupferertrag ist gering, am bedeutendsten im Mansfeldischen und im Regierungsbezirk Arnsberg. Die Produktion der Bergwerke beläuft sich jährlich auf etwa 5 Mill. Ctr. Kupfererze, die der Hütten auf 150,000 Ctr. Garkupfer; in das deutsche Zollgebiet wurden 1872: 312,912 Ctr. Garkupfer ein- und 63,221 Ctr. ausgeführt. Bleierze werden vorzüglich in den Regierungsbezirken Aachen (am Bleiberg), Oppeln, Köln, Wiesbaden, in der Landdrostei Hildesheim auf dem Oberharz, im Königreich Sachsen bei Freiberg und in Braunschweig, im Durchschnitt jährlich 2⅓ Mill. Ctr., gewonnen. Die Hüttenproduktion ergab 1872: 1,160,000 Ctr. Blei und Glätte (1,080,144 allein in Preußen und zur Hälfte wieder im Regierungsbezirk Aachen). Die Einfuhr an Blei und Glätte in das deutsche Zollgebiet betrug 1873: 131,241, die Ausfuhr 565,110 Ctr. Wismut kommt aus Sachsen, Antimon aus Thüringen und dem Regierungsbezirk Arnsberg, Kobalt, den nur noch wenige Blaufarbenwerke verarbeiten, aus Sachsen und dem Regierungsbezirk Kassel, Nickel, neuerdings auch zu Münzen verwendet, aus Sachsen und den Regierungsbezirken Merseburg und Koblenz, Zinn und Wolfram aus dem Sächsischen Erzgebirge (Altenberg). Nürnberg vor allem erzeugt viele Spielwaaren aus Zinn und Komposition, Zinnwaaren außerdem Lüdenscheid in Westfalen. Der Gewinn von Manganerzen oder Braunstein ist von Bedeutung an der Lahn im Regierungsbezirk Wiesbaden, nächstdem in Thüringen. Quecksilber wird nur in geringer Menge in Westfalen gewonnen, dagegen ist die Ausbeute an Zink von der größten Wichtigkeit (1872: 1,165,779 Ctr. Rohzink), und zwar an entgegengesetzten Punkten des preußischen Staats, in Oberschlesien um Beuthen und Kattowitz und in den Regierungsbezirken Aachen, Düsseldorf und Arnsberg. Preußen liefert die Hälfte alles für die Messingbereitung nöthigen Zinks, welches in den Handel kommt, und es bildet dies einen wichtigen Exportartikel für England. Im Zinkguß steht Berlin obenan, wo selbst große Statuen aus diesem Metall gefertigt werden. Ebenso werden hier die Galvanoplastik und Neusilberverarbeitung im großen betrieben; letztere sowie die Messingverarbeitung beschäftigt aber auch im Arnsbergischen sowie in Nürnberg viele Hände. Von höchster Wichtigkeit für die gewerbliche Entwickelung in der Neuzeit sind aber die Steinkohlen geworden, die treibende Kraft aller Industrie. D. besitzt 7 große Ablagerungen von Steinkohlen, von denen 5 auf den preußischen Staat und 2 auf Sachsen kommen. Das größte aller Lager, nicht allein in D., sondern auf dem europäischen Kontinent überhaupt, ist das in Oberschlesien, das auch nach Rußland und Oesterreich hinüberreicht, in D. aber seine mächtigste Entwickelung in den Kreisen Kattowitz, Beuthen und Zabrze hat, aber auch in den Kreisen Tarnowitz, Pleß, Rybnik, Tost-Gleiwitz und selbst in Ratibor hervortritt. So weit das Kohlengebirge hier an die Oberfläche tritt, umfaßt es einen Flächenraum von 550—600 QKilom. (10—11 QM.); mit den in noch erreichbarer Tiefe unter jüngeren Gebilden lagernden Kohlenschichten steigt aber der Flächeninhalt auf 1400 QKilom. (25 QM.). Der Abbau dieses Kohlengebiets hat erst 1784 begonnen, und noch zu Anfang unseres Jahrhunderts betrug die Gesammtförderung an Steinkohlen in Oberschlesien jährlich nur 400,000 Ctr., 1822: 4 Mill., 1854: 28½ Mill., 1864: 75 Mill. und 1873: 156,786,309 Ctr. Innerhalb des Kohlengebiets und wiederum vorzugsweise in den Kreisen Beuthen, Zabrze und Kattowitz finden sich die großartigsten Eisenwerke und zahlreiche Zinkhütten. Das zweite Steinkohlenlager breitet sich im niederschlesischen Steinkohlengebirge, im Kreis Waldenburg, aus,

STATISTISCHE KÄRTCHEN von DEUTSCHLAND.

IV. ROHPRODUKTION UND VERKEHR.

Salz.

über 10000 |
5 - 10000 | Centner
2 - 5000 | auf
1 - 2000 | 1 □ Meile.
unter 1000
Salzwerke in Anlage

Roheisen.

über 10000 |
5 - 10000 | Centner
2 - 5000 | auf
1 - 2000 | 1 □ Meile.
unter 1000

Steinkohlen.

über 200000	Centner auf 1 □ Meile.
100–200000	
10–100000	
1–10000	
unter 1000	

Braunkohlen.

über 100000	Centner auf 1 □ Meile.
50–100000	
10–50000	
1–10000	
unter 1000	

Eisenbahnen.

über 5	Kilometer auf 1 □ Meile.
4–5	
3–4	
2–3	
1–2	

Telegraphie.

über 5000	Telegramme aufgegebene auf je 10000 Einw.
3–5000	
2–3000	
1–2000	
unter 1000	

entsendet aber auch Flötze in die Grafschaft Glatz und durch den Kreis Landshut nach Böhmen hinein. 1787 betrug die Kohlenausbeute auf diesem Lager 800,000, 1800: 2 Mill., 1838: 4 Mill., 1864: 21 Mill. und 1872: 42,351,118 Ctr. Das dritte große Steinkohlenlager im preußischen Staat liegt an der Ruhr in Westfalen und der Rheinprovinz, vornehmlich in den Kreisen Dortmund, Bochum, Essen, Duisburg und Hagen; seine Länge von Bramey bei Unna im O. bis Bluyn, woselbst das Steinkohlengebirge auf der linken Rheinseite unter Diluvialschichten erbohrt worden ist, beträgt 82 Kilom., die Größe des an der Oberfläche liegenden Theils 8, die des überhaupt erschlossenen Gebiets 880 QKilom. (16 QM.). Im westfäl. Antheil belief sich die Ausbeute 1740 auf 600,000, 1800 auf 4 Mill., 1854 auf 24 Mill., 1864 auf 76½ Mill. und 1872 auf 175,710,249 Ctr., im rheinländischen 1827 auf 3⅓ Mill., 1854 auf 27 Mill., 1864 auf 65¼ Mill. und 1872 auf 105,604,763 Ctr. Aus diesem Gebiet werden jährlich etwa 200 Mill. Ctr. zur Eisenbahn verschickt, und 30—40 Mill. Ctr. davon gehen den Rhein auf- und abwärts. Innerhalb dieses Kohlenlagers haben sich die Orte Dortmund, Hörde, Bochum, Witten, Essen, Oberhausen, Duisburg u. a. zu großartigen Fabrikplätzen herausgebildet, von denen einige einen Weltruf erhalten haben. Das vierte Steinkohlenlager, bei Aachen am nördlichen Fuß des Hohen Venn, hat nur eine örtliche Bedeutung und liegt in zwei Becken an der Inde und an der Wurm; die Kohlenausbeute daselbst belief sich 1872 auf 20,826,285 Ctr. Das fünfte Steinkohlenlager, an der Saar zwischen Neunkirchen und Saarbrücken, ist für das südwestliche D. und namentlich für die Eisenindustrie von Elsaß-Lothringen von äußerster Wichtigkeit. Der größte Theil der Kohlenablagerung befindet sich im Regierungsbezirk Trier, kleinere Theile reichen aber auch nach Rheinbayern und in den Regierungsbezirk Lothringen hinüber. 1815 betrug die Kohlenausbeute in dem preußischen Antheil 2 Mill., 1854: 24 Mill., 1864: 56 Mill. und 1872: 84,444,680 Ctr.; dazu kamen 1872 in Lothringen 5,804,110 und in Rheinbayern 3,577,278 Ctr. Kleinere Steinkohlenlager finden sich außerdem noch mehrfach im preußischen Staat, so in der Provinz Sachsen bei Wettin an der Saale, bei Ibbenbühren in Westfalen und in der Wälderformation der Wesergebirge, besonders in Hannover. Von den beiden Kohlenbecken im Königreich Sachsen liegt das eine bei Potschappel, unweit Dresden, das andere, wichtigere, bei Zwickau und Chemnitz. Sachsen förderte 1845: 9 Mill., 1858: 24 Mill., 1871: 57,768,268 Ctr. Steinkohlen. Kleinere Kohlenbecken gibt es weiter noch in Thüringen und Bayern am Thüringer Wald, in Baden am Schwarzwald, und endlich rechnet man die Kohlen der Tertiärformation am nördlichen Fuß der Alpen in Bayern gleichfalls den Steinkohlen zu. 1872 förderte D. überhaupt 664,837,356 Ctr., davon Preußen 590,475,512, Sachsen 57,768,268, Bayern 8,248,237, Elsaß-Lothringen 5,804,110, Baden 227,971, die anderen Staaten 2,313,258 Ctr. Kohlen. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet 1873: 40,161,802, ausgeführt aus demselben 81,670,481 Ctr. Eingeführt werden Steinkohlen besonders aus England in die Küstenländer, namentlich in die im O. von der Elbe, ausgeführt über die Landgrenzen nach Rußland, Oesterreich, den Niederlanden und Frankreich. Die Ablagerungsstätten der Braunkohle sind viel ausgedehnter als die der Steinkohle und zerfallen in eine westliche und eine östliche Gruppe. In der westlichen Gruppe unterscheiden wir das niederrheinische Becken zu beiden Seiten des Rheins am Nordfuß des Gebirges und besonders an dem Landrücken Ville, das Braunkohlenbecken des Westerwalds innerhalb des Schiefergebirges, vornehmlich bei Westerburg, und das Braunkohlenbecken meist auf oder nahe der Grenze des Schiefergebirges und des rheinischen Gebirgssystems, das sich von Dürkheim in der Pfalz über Gießen und den Habichtswald bis Wallensen am Hils in Hannover in einer Länge von 400 Kilom. erstreckt. Die östliche Gruppe dehnt sich von der thüringer Terrasse wahrscheinlich bis zur samländischen Küste in Ostpreußen aus und ist vorzugsweise in den Provinzen Sachsen und Brandenburg stark entwickelt. 1872 ergab die Förderung von Braunkohlen in D. 180,956,777 Ctr. (davon 148,99 Mill. in Preußen, 11,5 Mill. in Sachsen, 9 Mill. in Anhalt, 4,5 Mill. in Thüringen, 4,6 Mill. in Braunschweig ꝛc.). Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet (namentlich aus Böhmen) 1873: 29,781,435, ausgeführt aus demselben 381,393 Ctr. Weite Strecken der norddeutschen Ebene und der süddeutschen Hochebene, beschränktere in Mitteldeutschland, wie auf dem Rücken der Rhön, auf dem Hohen Venn und an anderen Orten, sind von **Torfablagerungen** bedeckt. An die Kohlen schließen sich das **Erdöl** und der **Asphalt** an; ersteres quillt im Braunschweigischen und Hannöverschen in Quellen hervor, während zu Limmer bei Hannover Asphaltlager im Weißen Jura abgebaut werden. Mannigfache bituminöse Schiefer der Alpentrias, des würtembergischen und badischen Lias, der Wälderformation im Teutoburger Wald werden zur Gewinnung von Mineralöl und Photogen verwendet; am wichtigsten ist aber die erdige Braunkohle in der Provinz Sachsen, insbesondere in der Umgegend von Weißenfels und Aschersleben, für die Erzeugung trefflicher Beleuchtungsstoffe, des Paraffins, Solaröls und Photogens, geworden. Ohne den Reichthum an mineralischen Brennstoffen würde die **Eisenindustrie** Deutschlands der Konkurrenz Englands und Belgiens erlegen sein; so hat sie aber in Oberschlesien und am Niederrhein von neuem mächtigen Aufschwung genommen, während sie, theils durch Devastirung der Wälder, wie in der Eifel, theils durch Steigerung der Holzpreise, wie in Oberbayern und vor allem im eisenreichen Thüringen, im übrigen D. tief herabgedrückt worden ist. Außer Preußen producirt nur noch Elsaß-Lothringen große Quantitäten. In Sachsen findet man einige ansehnliche Eisenwerke im Bereich der Steinkohlenlager; der Thüringer Wald liefert zwar wenig, aber treffliches Eisen, das an Güte selbst mit dem Siegener wetteifert; Würtemberg besitzt ein bedeutendes Hüttenwerk zu Wasseralfingen, Bayern einige großartige Werke in der Rhein- und Oberpfalz sowie am Alpenrand, und selbst die nördliche Ebene verhüttet in Schlesien ꝛc. noch ihren Raseneisenstein. Die großartigsten Eisenerzlager finden sich im rheinisch-westfälischen Schiefergebirge und in der Nähe desselben; es sind ihrer vorzüglich drei. Das eine, im untern Devon, erstreckt sich von Varste auf der Grenze der Kreise Olpe und Siegen bis Waldbreitbach an der Wied in einer Länge von 75 Kilom.; es gehört zu Westfalen und der Rheinprovinz und umschließt den berühmten Stahlberg bei Müsen und das durch seine Eisenindustrie berühmte Thal der Ferndorf bei Siegen; aus ihm werden Erze in großer Menge in das Ruhrkohlengebiet mittels der Eisenbahnen geführt. Das zweite große Lager im obern Devon (Krammenzel)

zieht sich in einer Länge von 70 Kilom. vorzüglich durch den Regierungsbezirk Wiesbaden von Katzenellnbogen über Diez, Limburg und Weilburg und durch den Kreis Wetzlar; aus ihm werden die Erze zum größten Theil ebenfalls nach dem Ruhrkohlengebiet gefahren und zwar theilweise zu Wasser. Das dritte endlich liegt im Braunen Jura westlich von der Mosel in Elsaß-Lothringen; dasselbe erstreckt sich nach Luxemburg und Frankreich hinein und gilt als das größte Eisenerzlager in Europa. Die anderen Eisenerzlager, so bedeutend sie auch erscheinen mögen, wie z. B. im innern Becken des Fichtelgebirges, im Erzgebirge, in Oberschlesien ꝛc., sind neben diesen großen Lagern nur gering. Die Produktion an Eisenerzen ist gegenwärtig in D. auf mehr als 90 Mill. Ctr. jährlich gestiegen. Der preußische Staat gewann 1872 allein 73,427,353 und Elsaß-Lothringen etwa 14 Mill. Ctr. Die Produktion an Roheisen ergab 1872 in D. über 36 Mill. Ctr. und wird gegenwärtig nur noch von England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika übertroffen; 29,156,704 Ctr. kamen davon allein auf Preußen, 4,441,401 Ctr. auf Elsaß-Lothringen und 1,210,597 Ctr. auf Bayern, auf die anderen Staaten zusammen noch nicht 1⅓ Mill. Ctr. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet 1873: 13,704,845, ausgeführt aus demselben 2,700,344 Ctr. Roheisen. In D. finden wenigstens 160,000 Arbeiter ihre Nahrung durch den Eisenerzbau, den Eisenhüttenbetrieb und die Gießereien. Die großartigsten Werke für die *Roheisenproduktion* befinden sich in Oberschlesien in dem ehemaligen Kreis Beuthen, im Regierungsbezirk Arnsberg in den Kreisen Bochum, Dortmund und Siegen, im Regierungsbezirk Düsseldorf in den Kreisen Essen und Duisburg, im Regierungsbezirk Trier im Kreise Saarbrücken, in der Landdrostei Hildesheim auf und am Oberharz und in Elsaß-Lothringen in den Kreisen Diedenhofen und Land-Metz. In diesen Gegenden, außerdem auch noch in Sachsen und Würtemberg, wird die Bereitung von *Stab- und gewalztem Eisen* gepflegt. In der *Stahlfabrikation* hat D. gegenwärtig alle Länder überflügelt; große *Gußstahlfabriken* befinden sich in Essen, Bochum und Witten, die Gußstahlgeschütze liefern, und unter denen die in ersterer Stadt weltberühmt geworden ist; *Eisenbahnschienen* werden zur Ausfuhr producirt. *Gußwaaren* der verschiedensten Art bis zu den feinsten Schmuckgegenständen liefern besonders Berlin, München und Nürnberg; aber auch in vielen anderen Gegenden erfreuen sie sich eines hohen Rufs. Für die Verfertigung von *Eisen- und Stahlwaaren* sind die Regierungsbezirke Düsseldorf und Arnsberg die Mittelpunkte. Solingen ist für Hieb- und Stichwaffen der erste Platz, der nicht allein für die europäischen, sondern auch für die außereuropäischen Armeen arbeitet. Daselbst und in dem nahen Remscheid ist die Messer- und Schneidewaarenfabrikation außerordentlich blühend und behauptet auf der Erde nach Sheffield in England die erste Stelle. Dieselbe Industrie (für Kleineisenwaaren) ist von Wichtigkeit in den Städten Ronsdorf, Hagen, Altena und Iserlohn und in der Umgegend dieser Orte, die theils im ehemaligen Herzogthum Berg, theils in der alten Grafschaft Mark liegen. Hier, vorzüglich in und an der Enneper Straße, verfertigt man Sensen, die weithin verschickt werden, und Hackhäuer zum Fällen des Zuckerrohrs. In Altena ist außerdem der Hauptsitz der *Drahtfabrikation*. Vortreffliche Eisen- und Stahlwaaren liefern ferner der Kreis Schmalkalden in Thüringen und einige Gegenden des Erzgebirges. Auch Süddeutschland greift vielfach in diese Industrie ein. Da sind von Wichtigkeit die Messerwaaren von Heilbronn und Stuttgart, in Nürnberg, Erlangen und Regensburg, in Achern in Baden, Molsheim in Elsaß-Lothringen ꝛc.; Sensen werden im Schwarzwald, vorzüglich in Neuenbürg und Friedrichsthal in Würtemberg und zu Achern in Baden, angefertigt; Blechwaaren zu Eßlingen, Geislingen, Ludwigsburg und Göppingen in Würtemberg. Die *Nähnadelfabrikation* ist von höchster Bedeutung in den rheinischen Schwesterstädten Aachen und Burtscheid, nächstdem in Düren, ferner in Iserlohn in Westfalen, Schwabach in Bayern, Berlin ꝛc.; mit derselben ist die Herstellung von Steck- und Häkelhaken, von Nadeln für Nähmaschinen ꝛc. verbunden. Große *Gewehrfabriken* gibt es in Spandau bei Berlin, Sömmerda in der Provinz Sachsen, Amberg in Bayern, die vorzugsweise für die Armee arbeiten, ferner in Suhl im Thüringer Wald ꝛc. Für *Grobschmiede- und Schlosserwaaren* sind die Hauptwerkstätten ebenfalls die Rheinprovinz und Westfalen. D. producirte 1872: 24,300,000 Ctr. Stab- und gewalztes Eisen, 8,600,000 Ctr. Eisenbahnschienen, 6,250,000 Ctr. Roh- und Gußstahl aller Art, 2,300,000 Ctr. Eisen- und Stahlblech, 2,050,000 Ctr. Eisen- und Stahldraht und 8,500,000 Ctr. Gußwaaren. Die bei weitem größte Menge dieser Erzeugnisse kommt auf den preußischen Staat. Eingeführt wurden in das deutsche Zollgebiet 1873: 836,726 Ctr. Stab- und gewalztes Eisen, 891,565 Ctr. Eisenbahnschienen, 1,322,712 Ctr. Guß- und grobe Eisenwaaren; ausgeführt aus demselben 228,188 Ctr. Stab- und gewalztes Eisen, 1,413,677 Ctr. Eisenbahnschienen, 945,587 Ctr. Guß- und grobe Eisenwaaren. Die Fabrikation von *Maschinen* befindet sich in steigender Entwickelung. Die erste Dampfmaschine in D. überhaupt ward 4. April 1788 zu Friedrichshütte bei Tarnowitz in Oberschlesien, die erste in Elsaß-Lothringen 1812 zu Mülhausen und die ersten im Königreich Sachsen 1820 in einer Spinnfabrik zu Mühlau und in Zaukerode im Plauen'schen Grund beim Steinkohlenbergbau aufgestellt. Noch vor etwa 20 Jahren wurden die meisten Lokomotiven und Maschinen aus England, Belgien und Nordamerika bezogen. Seitdem aber haben die deutschen Maschinenbauanstalten sich so vervollkommnet, daß sie nicht nur den größern Theil des eigenen Bedarfs an Maschinen herstellen, sondern auch im Ausland ein erhebliches Absatzgebiet ihrer Fabrikate haben. In neuester Zeit haben auch die für die Kriegsschiffe aus deutschen Anstalten gelieferten Maschinen in Konkurrenz mit den ausländischen treten dürfen. Bis 1867 überwog die Einfuhr von Maschinen in das deutsche Zollgebiet die Ausfuhr; alsdann war bis 1872 die Ausfuhr bedeutender, jedoch hat der starke Bedarf an Maschinen für 1873 wiederum eine Mehreinfuhr eintreten lassen. Karlsruhe, Eßlingen, München, Augsburg, Oberzell bei Würzburg, Hamburg, Bremen, Düsseldorf, Duisburg, Köln, Buckau, Bredow bei Stettin, Elbing, vor allen aber Berlin, Chemnitz und Mülhausen im Elsaß sind einige der zahlreichen Orte Deutschlands, wo gegenwärtig Maschinen gebaut werden. Ueberall haben Eisenbahnen Maschinenfabriken im Geleite, und die Zahl sämmtlicher Maschinenfabriken im Deutschen Reich beläuft sich gegenwärtig auf etwa 750 mit 70,000 Arbeitern. Für *Lokomotiven* sind ganz besonders wichtig Berlin (Borsig, der bereits über 2600 Stück geliefert hat), Hirschau bei München, Eßlingen, Chemnitz, Linden

bei Hannover, Karlsruhe, Bredow bei Stettin ꝛc. Die Fabrikation von *Nähmaschinen* hat in den letzteren Jahren einen großen Aufschwung genommen, während die der *landwirtschaftlichen Maschinen* sich schon seit längerer Zeit eingebürgert hat. Die gesammte Einfuhr von Maschinen ins deutsche Zollgebiet betrug 1873: 964,000, die Ausfuhr 596,000 Ctr. Die *Salzgewinnung* in D. hat durch die Erbohrung mehrerer großen Steinsalzlager, 1867 zu Sperenberg in Brandenburg, 1868 zu Segeberg in Schleswig-Holstein, 1871 und 1872 zu Inowraclaw und Wapno in Posen, nachdem das große Steinsalzlager bei Staßfurt schon seit 1837 bekannt und seit 1852 im Betrieb ist, einen großen Fortschritt gemacht, der noch bedeutender werden wird, wenn erst die Werke in Brandenburg, Posen und Schleswig-Holstein zur vollen Entfaltung gekommen sein werden. Mehrere Gegenden, wie Schlesien, die Provinz Preußen, Pommern, das Königreich Sachsen, sind ohne Salzwerke. Die salzreichste Landschaft ist die Provinz Sachsen mit dem von ihr eingeschlossenen Anhalt; daselbst sind die großartigen Steinsalzwerke zu Staßfurt und Leopoldshall, die durch eine außerordentlich große Ablagerung von Kalisalzen berühmt sind; Schönebeck an der Elbe ebendaselbst hat die größte Saline des Reichs, andere befinden sich in Dürrenberg, Artern und Halle. In Thüringen werden sieben Salinen benutzt, deren Soolen in der Tiefe durch Steinsalzlager gespeist werden. Auch Hannover besitzt mehrere Salinen (Lüneburg, Egestorffshall), bei denen das Steinsalzlager nachgewiesen ist, das dagegen bei den Salinen Westfalens fehlt. Die Salinen in den Südweststaaten erhalten die Soole gleichfalls aus Steinsalzlagern, von denen die würtembergischen durch Bohren bereits 1816 und 1822 erreicht wurden und gegenwärtig abgebaut werden, was mit den schon seit 800 Jahren bekannten Lagern an der Seille in Elsaß-Lothringen nicht mehr geschieht. Die Salzproduktion Bayerns beschränkt sich jetzt auf den südöstlichen Theil des Hauptlandes (Berchtesgaden, Reichenhall, Rosenheim, Traunstein). Die Gesammtproduktion an Salz in D. ergab 1872: 20,225,754 Ctr., wobei freilich 486,751 Ctr. Steinsalz, welche zu Siedesalz umgearbeitet wurden, doppelt gerechnet sind (davon 9,441,664 in Preußen, 5,923,098 in Anhalt, 1,641,166 in Würtemberg, 942,290 in Bayern, 716,187 in Elsaß-Lothringen, 612,302 in Thüringen, 495,003 in Baden, 307,809 in Hessen ꝛc.). Davon waren Siedesalz 7,639,500, Steinsalz 2,796,418, Kalisalze 9,789,836 Ctr. Die Einfuhr an Salz in das deutsche Zollgebiet ergab 1872: 1,622,021, die Ausfuhr aus demselben 826,032 Ctr. Die Kalisalze (5,839,336 Ctr. in Anhalt, 3,950,500 in Preußen) haben großartigen *chemischen Fabriken* zu Staßfurt und Leopoldshall, deren Erzeugnisse den europäischen Markt beherrschen, das Dasein gegeben. Andere chemische Fabriken von Wichtigkeit gibt es in Berlin, Pommerenzdorf bei Stettin, Schönebeck an der Elbe, Neusalzwerk in Westfalen, Duisburg, Aachen, Hamburg, Nürnberg, Ludwigshafen, Heilbronn, Stuttgart ꝛc. *Schreibkreide* kommt aus Rügen; *Farberde* wird in Thüringen und Franken gefunden. *Farbenfabriken* gibt es in Thüringen, Bayern (Nürnberg, Schweinfurt, Amberg); wichtig sind die *Ultramarinfabriken* zu Nürnberg und in der Rheinprovinz und die in neuester Zeit ganz besonders hervortretenden *Anilin- und Alizarinfabriken* (zu Höchst am Main, Elberfeld, Offenbach, Krefeld, Mannheim ꝛc.). *Parfümerien* erzeugt vorzüglich Berlin, *wohlriechendes Wasser* Köln, vortreffliche *Mineralöle* und *Paraffin*, wie schon bemerkt, die Kreise Weißenfels und Aschersleben in der Provinz Sachsen. *Zündwaaren* werden in Hessen, Würtemberg, Rheinbayern, den Provinzen Sachsen, Schlesien und Hannover theilweise für den Export hervorgebracht; die *Seifen- und Kerzenerzeugung* führt uns nach Berlin, Barmen, Köln. Nürnberg hat durch seine *Bleistifte*, zu deren Anfertigung Graphit aus Sibirien herbeigeschafft wird, einen Weltruf erhalten; *Gasbereitungsanstalten* findet man jetzt bereits in den meisten mittelgroßen Städten, selbst schon in einigen Dörfern und Fabriken; *Leimfabriken* in den Rheinlanden. Eingeführt wurden 1873 in das deutsche Zollgebiet 187,220 Ctr. Potasche, 323,751 Ctr. Soda, 809,409 Ctr. Salpeter, 161,422 Ctr. Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, 62,684 Ctr. Zündwaaren; ausgeführt aus demselben 70,988 Ctr. Potasche, 57,677 Ctr. Soda, 80,734 Ctr. Salpeter, 252,549 Ctr. Schwefel-, Salz- und Salpetersäure, 81,852 Ctr. Zündwaaren. An *Thonen*, von der reinsten Porzellanerde bis zum Lehm für Ziegel- und Backsteine, ist D. reich, und dieser Reichthum hat eine ausgedehnte Gewerbthätigkeit hervorgerufen. Wenngleich der *Backstein* ein für die meisten Gegenden wichtiges, für die bausteinarmen Ebenen unentbehrliches Baumaterial ist, aus dem selbst große Dome erbaut sind, so steht die Fabrikation doch in der Provinz Brandenburg obenan, wo die sich mächtig erweiternde Hauptstadt fast nur auf dieses Baumaterial angewiesen ist, wo die neuen Ringöfen, seit 1860 aufgekommen, schon eine allgemeine Verbreitung haben, und wo die Ziegeleien vorzugsweise an der Havel von Werder bis Rathenow (Rathenower Mauersteine) und am Finowkanal bei Heegermühle zahlreich sind. Im ganzen Reich gibt es etwa 18,000 Ziegeleien, von denen die meisten aber nur klein sind und nur örtliche Bedeutung haben; von den 400 Ringöfen gehören allein 150 zu Brandenburg. Die Thone der Braunkohlenformation bilden die Grundlage der Fabrikation von Steingut und anderen irdenen Waaren, vorzüglich in Berlin, in den Regierungsbezirken Trier, Magdeburg, Potsdam, Kassel, Wiesbaden und Liegnitz, weiter in Hannover, im Königreich Sachsen, in Würtemberg, Baden ꝛc. Berühmt sind die Thonpfeifen von Uslar in Hannover, die Thonpfeifen und Krüge von Ransbach ꝛc. im Westerwald aus dem sogen. Kannenbäckerland, die als »Koblenzer Waaren« in den Handel kommen, die Fliesen von Mettlach an der Saar, die weißen Ofenkacheln von Velten in Brandenburg, das Töpfergeschirr von Großalmerode im Regierungsbezirk Kassel und von Bunzlau in Schlesien, die aus dem Graphit des Böhmerwalds verfertigten Passauer Schmelztiegel, die Thonwaaren von Zell am Harmersbach, Hornberg, Schramberg ꝛc. im Schwarzwald u. a. Aus noch älteren Thonen, besonders in den Steinkohlengebirgen, werden feuerfeste oder Chamottesteine bereitet. *Porzellanfabriken* gibt es in D. etwa 110. Die älteste in Europa ist die zu Meißen (1710 gegründet), die jetzt in das Triebischthal verlegt worden ist. Am zahlreichsten sind sie im Thüringer Wald, woselbst diese Industrie, die 1759 Eingang fand, auf der Ablagerung des Kaolinsandsteins am Rennsteig (bei Limbach) beruht und vorzüglich Nippsachen zur Ausfuhr liefert. Große und berühmte Anstalten finden sich weiter in Berlin, Waldenburg in Schlesien, Nymphenburg und Bamberg in Bayern; die Porzellanknöpfe und Porzellanperlen von Freiburg i. Br. finden Absatz nach allen Theilen der Erde. In einigen

Orten (z. B. in Bamberg) erfreut sich auch die Porzellanmalerei eines hohen Rufs. Im Jahr 1873 wurden in das deutsche Zollgebiet eingeführt: 5,679,576 Ctr. Ziegel, gemeine Oefen und gemeines Geschirr, 12,371 Ctr. Porzellan und 11,403 Ctr. sonstige Thonwaaren; ausgeführt aus demselben: 10,005,563 Ctr. Ziegel ꝛc., 97,842 Ctr. Porzellan und 188,135 Ctr. sonstige Thonwaaren. Von hoher Wichtigkeit ist die Glasindustrie, für welche in D. ungefähr 300 Anstalten bestehen. Ihre Hauptsitze hat sie in Schlesien, Rheinpreußen, in der bayrischen Oberpfalz, in Mittelfranken, Niederbayern, Thüringen und Elsaß-Lothringen. Aus den Waldungen der norddeutschen Tiefebene verschwinden die Glashütten wegen der bessern Verwerthung des Holzes immermehr; jedoch behauptet sich Baruth in Brandenburg noch mit seinen Lampenglocken. Großartig sind die Anstalten in den Steinkohlengebieten; im Thüringer Wald, wo sich die feine Glasbläserei besonders von Böhmen her verbreitet hat, findet man sie in dem Distrikt der Porzellanfabrikation, hier Thermometer, Barometer, Glasperlen, Spielsachen ꝛc. liefernd; im Oberpfälzer Wald ist der Hauptsitz der Glasschleiferei im Reich, von Nürnberg und Fürth aus geleitet. Nürnberg und Fürth, dann aber auch Stolberg in der Rheinprovinz und Mannheim liefern Spiegelgläser und Spiegel; Nürnberg, München, Berlin und Rathenow in Brandenburg die verschiedensten optischen Gläser; München und Nürnberg sind endlich Hauptorte für die Glasmalerei, für welche in ersterer Stadt eine besondere Kunstanstalt besteht. Einfuhr in das deutsche Zollgebiet 1873: 66,778 Ctr. Hohlglas, 157,972 Ctr. Tafelglas, 78,531 Ctr. Spiegelglas, 60,538 Ctr. sonstiges Glas; Ausfuhr: 598,728 Ctr. Hohlglas, 29,434 Ctr. Tafelglas, 56,771 Ctr. Spiegelglas, 105,422 Ctr. sonstiges Glas. Kalkbrennereien gibt es 5200, kleinere in der norddeutschen Tiefebene, auf den Verbrauch der Kalksteine unter den erratischen Blöcken berechnet, größere im Bereich der umfangreichen Kalksteinlager, zu Rüdersdorf bei Berlin, Lüneburg, Gogolin in Oberschlesien ꝛc. Hieran schließen sich die Gipsmühlen und Cementfabriken. Gips, als Düngemittel von großer Wichtigkeit, findet sich mehrfach in Schlesien und der norddeutschen Tiefebene, wo sein Vorkommen in der Regel auf Steinsalzlager deutet, ferner in der Provinz Sachsen, Cementkalk in der Minden'schen Bergkette, im rheinischen Kreis St. Wendel ꝛc. Portlandcement, eine Zusammensetzung aus reinem Kalkstein und Thon, wird bei Stettin, Oppeln, Bonn ꝛc. bereitet. Auch der Traß der Eifel, in zahlreichen Traßmühlen gemahlen, gibt in Verbindung mit Kalk einen Cement. Phosphorit, gleichfalls ein wichtiges Düngemittel, wird jährlich in der Menge von 5—600,000 Ctr. im Regierungsbezirk Wiesbaden gefördert; Mergel hat sich vielfach auf den Wiesen des Flachlandes abgelagert. Magnesit, zur Darstellung des Bittersalzes und einer reinen Kohlensäure verwendet, wird in Schlesien gewonnen; Flußspat, als Zuschlag in Schmelzöfen gebraucht, am Harz, im Erzgebirge, Thüringer Wald ꝛc.; Schwerspat in den Regierungsbezirken Wiesbaden und Kassel. Bau- und Werksteine gibt es fast überall, in der nördlichen Ebene werden die erratischen Blöcke dazu verwendet. Die Sandsteine der Sächsischen Schweiz, des Sollinger Waldes, des Wesergebirges ꝛc. werden als vortreffliches Baumaterial weithin befördert, ebenso der Tuffstein der Eifel und der Trachyt des Siebengebirges. Die Granite des Riesen- und Fichtelgebirges liefern Platten und Pflastersteine, treffliche Pflastersteine auch der Basalt in Mitteldeutschland. Münchens Prachtbauten haben zur Aufschließung vieler schöner Marmorlager am Alpenrand geführt, selbst zur Bearbeitung des deutschen Statuenmarmors, der auch in den mitteldeutschen Gebirgen nicht fehlt. Zu größeren Kunstsachen verwendet man auch den Serpentin aus Sachsen und Schlesien, den Alabaster, den feinsten und reinsten Gips in Thüringen; ebenda werden auch Milliarden von Steinmärbeln verfertigt und mit den Sonneberger Spielwaaren ausgeführt. Die lithographischen Steine von Solnhofen an der Altmühl im Fränkischen Jura sind weltberühmt. Wetzsteine werden im Thüringer Wald, in den Alpen ꝛc. gebrochen. Die ausgezeichnetsten Lager von Dachschiefer in Europa trifft man im Thüringer Wald bei Lehesten und Gräfenthal an, woselbst jährlich Dachschiefer im Werth von mehr als 2 Mill. Mark gebrochen werden; daselbst gibt es auch Lager von Tafel- und Griffelschiefer, die das Material zur Anfertigung der weit verbreiteten, von Sonneberg ausgeführten Schiefertafeln und Griffel liefern. Sonst findet sich Dachschiefer noch im Erzgebirge, Oberharz und in mehreren vorzüglichen Lagern im Schiefergebirge in Westfalen und der Rheinprovinz. Mühlsteine werden mehrfach gebrochen, ganz besonders aus der Lava zu Niedermendig auf der Eifel. Von Edelsteinen finden sich in D. nur untergeordnete Arten, der Topas im Königreich Sachsen, der Chrysopras in Schlesien, der Achat an der Nahe bei Oberstein und Idar, der nebst fremdem eingeführten im oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld eine eigene Industrie geschaffen hat; der Bergkrystall in Schlesien, Sachsen, im Harz ꝛc. erscheint in vielen Formen, als Amethyst, Rauchtopas, Chalcedon, Onyx, Karneol, Jaspis ꝛc. Noch ist der Bernstein zu erwähnen, der in einzelnen Stücken in der norddeutschen Tiefebene in Lehmlagern, Kies ꝛc. an den verschiedensten Orten, ganz besonders aber an der Küste der Ostsee und in ihrer nächsten Nähe vorkommt und in der Provinz Preußen in großer Menge durch Baggerung im Kurischen Haff bei Memel, durch Graben im Samland und durch Tauchen und Schöpfen in der See an der sogen. Bernsteinküste von Brüsterort bis Pillau gewonnen wird. Kunstsachen daraus werden in Danzig, Memel und Stolp gefertigt.

Unter den an die deutsche Urproduktion sich anschließenden Gewerben stehen Spinnerei und Weberei obenan. D. ist ein Wolle und Flachs erzeugendes Land, zu ihrer Verarbeitung haben sich die aus dem Ausland eingeführten Materialien gesellt. D. bringt nicht bloß Woll- und Leinenstoffe, sondern vor allem auch Baumwoll- und Seiden- sowie gemischte Stoffe in den Welthandel. Viele tausend fleißige Hände am preußischen Niederrhein, in Westfalen, vor allem in Sachsen und in Schlesien, sind mit Spinnen und Weben beschäftigt. In den Streich- und Kammwollspinnereien sowie in den Tuch- und Wollwaarenfabriken arbeiten wenigstens 150,000 Menschen. Die Streichwolle, zur Fabrikation von tuchartigen Geweben gebraucht, wird in großen Anstalten gesponnen, die in der Regel mit der Tuchfabrikation verbunden sind. Sie verfügt im Reich über wenigstens 1,200,000 Feinspindeln. Hauptsitze der Tuchfabrikation sind vor allem die Rheinprovinz, der südliche Theil von Brandenburg nebst angrenzenden Kreisen von Schlesien (Lausitz) und das westliche Sachsen nebst Theilen von Thüringen. In der Rheinprovinz steht der Regierungsbezirk

Aachen obenan, woselbst am nördlichen Rande des Berglandes in den Städten Aachen, Burtscheid, Düren und Eupen und auf der Höhe in Montjoie diese Industrie schon seit langer Zeit in Flor ist und eine Vollkommenheit erreicht hat, die ihren Erzeugnissen den überseeischen Markt sichert; nach Nordamerika allein gehen von hier jährlich Tuche und Buckskins im Werth von 5 Mill. Mark. Im Regierungsbezirk Düsseldorf treten die Städte Lennep, Werden und Kettwig hervor. In dem zweiten Mittelpunkt, der Lausitz, erfreut sich die Tuchfabrikation durch die in jüngster Zeit erfolgte Erbauung zahlreicher Eisenbahnen einer steigenden Entwickelung und arbeitet ebenfalls für den Export nach Nordamerika und dem Orient. Im Regierungsbezirk Frankfurt liefern Buckskins hauptsächlich Kottbus, Peitz, Forst und Spremberg, glatte Tuche Guben, Sorau, Sommerfeld und Finsterwalde. Andere brandenburgische Städte, ausgezeichnet durch dieselbe Industrie, aber etwas entfernt von dem Centralpunkt, sind Schwiebus mit glatten Tuchen und Luckenwalde mit Buckskins. In Schlesien treten besonders die Städte Görlitz mit Export nach Ostasien, Grünberg und Sagan und, an diesen Bezirk sich anschließend, im Königreich Sachsen Großenhain, in der Provinz Sachsen Burg und in Anhalt Zerbst und Dessau hervor. Im dritten Hauptsitz der Tuchfabrikation sind von ganz besonderer Wichtigkeit die Städte Meerane, Krimmitzschau, Reichenbach, Werdau, Kirchberg, Lengenfeld, Döbeln und Roßwein im Königreich Sachsen, Pößneck in Thüringen &c. In anderen Städten blüht die Kammwollspinnerei und die Fabrikation von Wollwaaren (Glauchau), während Gera, Greiz und Zeulenroda im Reußischen der Sitz der deutschen Tibetfabrikation sind und jährlich Tibetwaaren im Werth von 20 Mill. Mark liefern, die mit den englischen Waaren auf überseeischen Märkten erfolgreich konkurriren. Gleichfalls von großer Wichtigkeit sind die Kammwollspinnereien und Wollwaarenfabriken zu Mülhausen und Gebweiler sowie die Tuchfabriken zu Bischweiler im Elsaß. Auch Würtemberg besitzt in einigen Städten noch eine ziemlich erhebliche Tuch- und Wollwaarenmanufaktur, während in Oberhessen die zahlreichen Anstalten für diese Industrie nur klein sind. Vereinzelt tritt mit Tuchfabriken in anderen Gegenden noch manche Stadt hervor, z. B. Neumünster in Schleswig-Holstein. Die Tuchmacherei war zu Anfang dieses Jahrhunderts noch ein allgemein verbreitetes Gewerbe, das in den östlichen Provinzen Preußens selbst für Polen arbeitete; heute hat es fast gänzlich aufgehört, jedoch werden grobe Wollwaaren durch Nebenbeschäftigung noch in der Provinz Preußen auf dem platten Land erzeugt. Die Strumpfwaarenfabrikation ist von Bedeutung in Sachsen (Zwickau, Chemnitz), in Thüringen (Arolda) und im Reußischen (Zeulenroda). Die Teppichweberei wird vorzüglich in Berlin, Hanau und Schmiedeberg in Schlesien betrieben; in letzterem Ort werden auch türkische Teppiche fabricirt. Die Shawlweberei ist in Berlin zu Hause, das D. auch mit Stickwolle und die Welt mit Stickmustern versieht. Einfuhr in das deutsche Zollgebiet 1873: 1,088,707 Ctr. Schafwolle, 329,182 Ctr. Wollgarne und 149,400 Ctr. Wollwaaren aller Art; Ausfuhr: 249,030 Ctr. Schafwolle, 104,870 Ctr. Wollgarne und 361,600 Ctr. Wollwaaren aller Art. Die Leinweberei hatte einst für D. fast noch größere Bedeutung als die Tuchfabrikation. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher deutsche Leinwand in alle Welt ging und in der in den ärmeren Gegenden nicht bloß Frauen, sondern auch Männer zur Winterszeit spannen und webten. Es war die Leinweberei für die Landbevölkerung eine allgemein gebräuchliche Nebenbeschäftigung. Noch hat sich dieselbe in dieser Weise vorzüglich in den Provinzen Preußen, Pommern und Posen erhalten, in denen etwa 200,000 Webstühle für den Hausbedarf und über diesen hinaus in Thätigkeit sind. Schlesien, die sächsische Lausitz, Westfalen und die Schwäbische Alp, wo früher schon der Hauptsitz dieser Thätigkeit war, sind auch gegenwärtig durch Einführung englischen Maschinengarns sowie der mechanischen Flachsspinnereien wieder einigermaßen Herr über die englische Konkurrenz geworden, ohne jedoch die alte Höhe wieder erreicht zu haben. Die Flachsspinnereien (mit etwa 310,000 Feinspindeln), die noch keineswegs den innern Bedarf decken, sind besonders im schlesischen Gebirge (Liebau &c.), woselbst sie ein kleines Seitenstück zu der großartigen Flachsspinnerei Böhmens (von Trautenau bis Reichenberg) bilden, sowie in Westfalen (Bielefeld) und in der Rheinprovinz (Dülken, Viersen, Düren) zu Hause; die außerhalb Preußens sind meist nur klein. Die Einfuhr an Rohmaterial und Garnen übertrifft bei weitem die Ausfuhr. Garne kommen namentlich aus dem britischen Reich (Belfast), Belgien und Oesterreich. Die ausgezeichnetsten Leinengarne in D. liefert Bielefeld, das nebst seiner Umgegend, der Grafschaft Mark, auch ein Mittelpunkt der deutschen Leinwandfabrikation ist, von dem dieselbe sich über andere Gegenden Westfalens (Warendorf), über große Theile von Hannover (Osnabrück, Hildesheim), über Lippe &c. ausbreitete. Ein zweiter Mittelpunkt dieser Industrie liegt in der sächsischen Lausitz, wo in Zittau und dessen Umgegend, namentlich in Großschönau, die schönsten Leinwandsorten und die feinsten Damaste verfertigt werden. Von hier nach O. erstreckt sich das Gebiet der Leinweberei weit nach Schlesien hinein, wo vorzüglich die Kreise Lauban, Hirschberg, Bolkenhain, Landshut und Waldenburg in Frage kommen; gegen N. gewendet, trifft man eine rege Leinweberei noch im brandenburgischen Kreise Sorau. Zur gewerbsmäßigen Anfertigung von Leinwand dienen in D. etwa 250,000 Webstühle, eigentliche Fabriken gibt es nur zu Bielefeld und Zittau. Die Fabrikation von fertiger Wäsche gewinnt in Bielefeld und Umgegend an Ausdehnung; die Segelmacherei ist in den Seestädten, aber auch im Kreis Halle in Westfalen, die Fabrikation von Packleinwand im nordwestlichen D., die Verfertigung von Seilerwaaren in Westfalen, im Regierungsbezirk Kassel, in den Seestädten, im hannöverschen Kreis Osterholz und in Oppeln zu Hause, während für die Hanfspinnerei Baden (Emmendingen) und Schwaben und für die Jutespinnerei Braunschweig, Meißen und Bonn Hauptsitze sind und die Zwirnfabrikation vorzüglich im Königreich Sachsen, in Schlesien und der Rheinprovinz angetroffen wird. Einfuhr in D. 1873: 1,793,400 Ctr. Flachs, Werch und Hanf, 256,100 Ctr. Leinengarn und 58,300 Ctr. Leinwand aller Art; Ausfuhr: 1,008,800 Ctr. Flachs, Werch und Hanf, 19,900 Ctr. Leinengarn und 65,600 Ctr. Leinwand aller Art. Die Industrie in Baumwolle ist der wichtigste Zweig der gewerblichen Thätigkeit in Elsaß-Lothringen, im Königreich Sachsen, in Würtemberg und Baden; im erstern Land in den Städten Mülhausen, Gebweiler, Thann, Kolmar, Münster und Markirch und im Wesserlinger Thal, in Sachsen im Regierungsbezirk Zwickau mit der Gegend

zwischen Chemnitz und Annaberg, in Würtemberg in den Oberämtern Reutlingen, Nürtingen, Kannstadt und Geislingen am Nordfuß der Alp, in Baden im Thal der Wiese und im S. überhaupt. Außerdem ist sie von hoher Wichtigkeit in den bayrischen Regierungsbezirken Schwaben und Oberfranken, in der Rheinprovinz, in Schlesien, in der Provinz Sachsen ꝛc. Gegenwärtig gibt es in D. etwa 430 Baumwollspinnereien mit 5 Mill. Feinspindeln. Viele kleine Anstalten, besonders im Regierungsbezirk Münster, sind im Lauf der Zeit eingegangen; dagegen hat sich die Zahl der Feinspindeln unausgesetzt, wie nirgends sonst auf dem europäischen Kontinent, vermehrt, und mit dieser Zunahme stieg auch die Leistungsfähigkeit derselben, indem eine Feinspindel 1836 nur 24, 1870 aber 70 Pfd. Baumwolle verarbeitete. Am großartigsten erscheint die Baumwollspinnerei zu Mülhausen im Elsaß und Chemnitz: jenes hat mit der nächsten Umgegend 14 Anstalten mit 400,000, dieses 40 mit etwa ebenso vielen Spindeln; Augsburg nähert sich ihnen. Im allgemeinen sind die Spinnereien in Süddeutschland größer als in Preußen, dort sind sie in der Gegend des Bodensees oftmals von schweizer. Häusern hervorgerufen. In Bayern gibt es außer Augsburg große Spinnereien noch zu Kempten, Kaufbeuren, Bamberg, Baireuth, Hof ꝛc.; in der bayrischen Rheinpfalz zu Kaiserslautern; in Würtemberg zu Mettlingen, Unterhausen, Kuchen, Wangen ꝛc.; in Baden zu Ettlingen, St. Blasien, Haagen, Schopfheim ꝛc.; in der Rheinprovinz zu München-Gladbach, Köln, Rheydt, Neuß, Barmen, Elberfeld ꝛc.; in Westfalen zu Steinfurt; in Hannover zu Linden und Münden. Die Entwickelung der Baumwollindustrie läßt sich ganz besonders aus dem Verbrauch an roher Baumwolle erkennen; 1836—40 belief sich derselbe im jährlichen Durchschnitt auf 185,971, 1866—70 auf 1,402,513, 1873 aber mit Einschluß von Elsaß-Lothringen auf 2,412,700 Ctr., indem die Einfuhr in diesem Jahr überhaupt 3,576,500, die Ausfuhr 1,163,800 Ctr. betrug. Die Garnproduktion der deutschen Spinnereien belief sich 1836—1840 im jährlichen Durchschnitt auf 148,617, 1866—1870 auf 1,122,070, 1873 aber mit Elsaß-Lothringen auf 1,869,214 Ctr.; die Einfuhr an rohem ein- und zweidrähtigen Garn 1873 auf 436,400, die Ausfuhr auf 97,800 Ctr. An der Deckung unseres Garnbedarfs betheiligten sich die deutschen Spinnereien 1836 mit 29, 1871 mit 82 Proc. Die Zahl der Webstühle für Baumwollwaaren in D. beträgt gegenwärtig etwa 250,000, die der Anstalten für fabrikmäßige Weberei, in denen die mechanischen Stühle durchaus überwiegen, gegen 1100. Die meisten dieser Stühle und Fabriken befinden sich in der Nähe der Baumwollspinnereien, werden aber auch in manchen Gegenden, z. B. im Eichsfeld, entfernt von denselben in großer Zahl angetroffen. Die Fabrikation von Baumwollzeugen blüht in Preußen ganz besonders zu Barmen, Elberfeld, München-Gladbach, Rheydt und Neuß in der Rheinprovinz, im nordwestlichen Theil des Regierungsbezirks Münster und in den großen schlesischen Dörfern (Langenbielau, Peilau ꝛc.). Im Königreich Sachsen ist außer der Gegend von Chemnitz bis Annaberg noch besonders an Plauen zu erinnern, das für die Verfertigung von Weißwaaren (Musselin, Mull, Gardinen) der wichtigste Ort in D. ist. In Bayern ist die Baumwollweberei ganz vorzugsweise mit der Spinnerei verbunden; in Würtemberg hat sie in hervorragender Weise zur Beseitigung des durch verschiedene Umstände herbeigeführten Verfalls des Landes, der 1850—53 so sehr hervortrat, beigetragen und neuen Wohlstand begründet. Im südlichen Baden ist sie natürlicherweise wegen der Begrenzung von drei in dieser Industrie so ausgezeichneten Ländern in stetigem Fortschreiten begriffen; im Oberelsaß aber hat sie die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht. Die erste Fabrik für bunte Baumwollwaaren ward in Mülhausen 1746 errichtet. Seitdem hat sich die Baumwollindustrie im Oberelsaß, vorzüglich längs des Randes und in den Thälern des Wasgenwalds, so großartig entwickelt, daß sie heute mehr als 60,000 Arbeiter beschäftigt und ihre Erzeugnisse nach allen Ländern versendet. Die Einfuhr von Baumwollwaaren in das deutsche Zollgebiet ergab 1873: 55,200, die Ausfuhr aus demselben 188,500 Ctr. Von hoher Bedeutung ist die Spitzenklöppelei und Weißstickerei für einen Theil des Erzgebirges im sächsischen Regierungsbezirk Zwickau, namentlich in den Städten Annaberg, Schneeberg, Plauen und Eibenstock und deren Umgegend; neuerdings sind für diese Industrie auch die mechanischen Stühle in Anwendung gekommen. Die Weißstickerei ist alsdann noch im südlichen Würtemberg, im Anschluß an die gleiche Industrie in der Schweiz, allgemein verbreitet, die Spitzenklöppelei im Oberamt Nürtingen. Die Buntstickerei ist vorzüglich in Berlin und Frankfurt a. M. vertreten. Für die Verfertigung von Posamentierwaaren ist Barmen der wichtigste Ort; nächstdem sind zu nennen: Berlin, Brieg in Schlesien, Stuttgart und Isny in Würtemberg, Annaberg und andere Städte in Sachsen. Für die Fabrikation von Stoffen zu Sonnen- und Regenschirmen sind Berlin und Frankfurt a. M., für Kleider Berlin, Magdeburg, Aachen, Leipzig, Hamburg, Mainz, Stuttgart ꝛc., für Korsetts und Blusen das Königreich Würtemberg, für Wachstuch Leipzig und Berlin von Bedeutung. Die Seidenindustrie hat ihren Mittelpunkt in der Rheinprovinz und ganz vorzugsweise im Regierungsbezirk Düsseldorf in den Städten Krefeld, Elberfeld, Barmen und Viersen. In den schweren, ganz seidenen Waaren kann D. mit Frankreich nicht konkurriren; dagegen kommen die deutschen Sammetwaaren den französischen gleich, und die halbseidenen übertreffen dieselben noch. Für die Seiden- und Sammetfabrikation sind in Krefeld und Umgegend 32,000 Webstühle in Thätigkeit, und der Werth der dort gefertigten Waaren beläuft sich daselbst jährlich auf 75—80 Mill. Mark, von denen Waaren für etwa 25 Mill. Mark nach England und für 12—13 Mill. Mark nach außereuropäischen Ländern gehen. Sammetbänder werden besonders in Viersen producirt. Die Seidenweberei ist ferner von Wichtigkeit im Regierungsbezirk Aachen, in Berlin, Baden und Lothringen. In das deutsche Zollgebiet wurden 1873 eingeführt: 62,603 Ctr. Seidenkokons und ungefärbte Seide, 4432 Ctr. gefärbte Seide und Floretseide und 14,757 Ctr. Seidenwaaren; aus demselben ausgeführt resp. 15,835, 3594 und 33,753 Ctr. Ueberall, wo bunte und gedruckte Zeuge gefertigt werden, schließt sich die Färberei der Weberei an. Für die Seidenfärberei ist Krefeld der wichtigste Ort; die Türkischrothfärberei blüht in Elberfeld und Barmen. Sonst ist der Färberei noch zu gedenken in Berlin, im sächsischen Regierungsbezirk Zwickau, in Bayern (Ingolstadt), Würtemberg (Heidenheim), Elsaß-Lothringen ꝛc. Die Zeugdruckerei hat berühmte Werkstätten in Berlin (Kattun), Oberelsaß (Mülhausen), im südlichen Baden (Säckingen, Lörrach, Konstanz), in Bayern (Augsburg) ꝛc. Die

Bleichen schließen sich naturgemäß an die Leinweberei, die *Walkmühlen* an die Tuchfabrikation. Für die *Papierfabrikation* bestehen im Reich etwa 950 Anstalten mit 30,000 Arbeitern. Sie ist am bedeutendsten in den Regierungsbezirken Aachen (in den Roerkreisen Düren und Jülich), Arnsberg (zu beiden Seiten der untern Lenne), Liegnitz und im Königreich Sachsen; viele der Fabriken in diesen Gegenden aber liefern nur Stroh- und Packpapiere. In den übrigen Theilen des Reichs sind sie mehr vereinzelt, nicht selten aber groß und durch Leistung ausgezeichnet. *Papiertapeten* werden vorzugsweise in Rheinpreußen, Unterfranken, Hessen, Berlin und Hamburg erzeugt, *Buntpapiere* in Aschaffenburg und Mainz, *Dachpappen* und *Preßspäne* in den Regierungsbezirken Potsdam und Liegnitz, *Papiermachéwaaren* in Berlin, Sonneberg in Thüringen, Koblenz &c., geschmackvolle *Buchbinderwaaren* in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Offenbach, Nürnberg, Koblenz &c. In das deutsche Zollgebiet wurden 1873: 150,396 Ctr. Papier aller Art, Papiertapeten und Waaren aus Papier ein-, aus demselben 527,276 Ctr. ausgeführt. *Strohwaaren* werden vorzüglich im Schwarz- und Wasgenwald, im Gerichtsamt Dippoldiswalde (Sachsen), in den Regierungsbezirken Erfurt, Trier und Breslau, in Berlin &c. verfertigt. Die *Korbflechterei* arbeitet für den Export im bayrischen Regierungsbezirk Oberfranken bei Lichtenfels. Die *Hutfabrikation* befindet sich seit der Emancipation von Frankreich in steigender Entwickelung. Für *Gummi-* und *Guttapertschawaaren* gibt es große Fabriken in Harburg und Berlin. Die *Gerberei* ist in D. ein altes Gewerbe; bedeutender ist sie im S. und W. als im N. und O. Ausgezeichnete Ledersorten liefern Mainz und Worms in Rheinhessen. Im preußischen Staat ist die Lederbereitung in den drei südwestlichen Provinzen am bedeutendsten: in der Rheinprovinz zu Malmedy, in Westfalen im Siegenschen, in Hessen-Nassau zu Eschwege. Auch in Thüringen ist dieser Industriezweig von Wichtigkeit. Feine Lederwaaren werden in allen größeren Städten angefertigt, jedoch vorzugsweise in den süddeutschen Staaten und in der Rheinprovinz. Die *Schuhmacherei* in Pirmasens und Mainz liefert die feinsten Waaren für das Ausland; wichtig ist dieselbe ferner in der Provinz Sachsen, in Thüringen, Berlin, Offenbach, im würtembergischen Amt Balingen &c. *Handschuhe* producirt namentlich Würtemberg zur Ausfuhr. *Ledergalanteriewaaren* von ausgezeichneter Güte liefern Berlin, Nürnberg, Offenbach, Hanau &c. Für die Anfertigung von *Sattler-*, *Riemer-* und *Täschnerwaaren* sind Berlin, Breslau, Aachen, Düsseldorf, München, Nürnberg, Stuttgart, Karlsruhe und andere Städte Hauptplätze. Einfuhr in das deutsche Zollgebiet 1873: 1,066,000 Ctr. Häute und Felle und 106,000 Ctr. Leder; Ausfuhr: 227,000 Ctr. Häute und Felle, 103,000 Ctr. Leder. — Die Fabrikation von *Eisenbahnwägen* erfreut sich einer großen Anerkennung weit über die Grenzen des Reichs hinaus; die Ausfuhr ist daher nicht gering, obgleich der Bedarf der eigenen Eisenbahnen gegenwärtig ein ganz außerordentlicher ist. Von besonderer Wichtigkeit in dieser Hinsicht sind Berlin, Breslau, Görlitz, Braunschweig, Kassel, Köln, Aachen, Mainz, Karlsruhe, Stuttgart, München &c. Für die Fabrikation von *Luxuswägen* ist die 1870 aus Frankreich erfolgte Ausweisung der deutschen Arbeiter von großem Vortheil gewesen. Im *Schiffbau* leisten Hamburg und Bremen das Bedeutendste, in nächster Zeit wird auch Kiel eine hervorragende Stelle einnehmen. Auch in den anderen Seeplätzen ist der Schiffbau nicht gering, jedoch ist eine Einführung von neu erbauten See- und Flußschiffen noch erforderlich. In höchster Vollendung befindet sich die Fabrikation von *Pianofortes*, *Konzertflügeln* und *Pianino's* in einer Anzahl von großen und mittleren Städten, so in Leipzig, Dresden, Berlin, Breslau, Hamburg, Braunschweig, Wesel, Düsseldorf, München, Stuttgart &c. *Orgeln* werden in Dresden, Weißenfels, Paulinzelle in Thüringen und anderen Orten gebaut. Für *Harmoniken* ist Gera in Thüringen ein wichtiger Ort. *Streichinstrumente* der verschiedensten Art liefern Mittenwald in Oberbayern, Kassel und besonders das sächsische Voigtland (Adorf, Neukirchen), das mit Geigen einen ausgedehnten Handel treibt. *Mechanische Musikwerke* (Spieldosen &c.) werden im Schwarzwald verfertigt und stehen mit der dortigen Uhrenfabrikation in Verbindung. Für *wissenschaftliche Instrumente* hat sich München einen Weltruf erworben.

Handel und Verkehr. Einen bedeutenden Einfluß auf die Hebung des Handels hat der *Zollverein* (s. d.) ausgeübt, der, von Preußen ausgehend, 1833 durch den Anschluß des Bayrisch-Würtembergischen Handelsvereins an Preußen und die damaligen beiden Hessen entstand und nach und nach fast alle deutsche Staaten umfaßte. Er hat ohne Zweifel durch Beseitigung widernatürlicher Beschränkungen und Verkehrsbelästigungen zur Entwickelung der deutschen Industrie und des deutschen Handels mächtig beigetragen. Durch ihn und durch das in der Reichsverfassung vom 16. April 1871 ins Leben gerufene *Zoll-* und *Handelsgebiet* erhielt D. erst in kommercieller Hinsicht die Stelle, die ihm gebührt, und auf die es früher wegen seiner Zerrissenheit verzichten mußte. Mit dem letztern sind jedoch verbunden das Großherzogthum Luxemburg und die österreichische Gemeinde Jungholz im S. von Kempten; dagegen sind von demselben ausgeschlossen die Freihafengebiete Hamburg-Altona, Bremen (zum Theil) und Bremerhafen, Geestemünde, Brake und kleine Gebietstheile im südlichen Baden an der Grenze des Kantons Schaffhausen. Diese Zollausschlüsse haben zusammen eine Größe von 418 □Kilom. (7,6 □M.) und eine Bevölkerung von (1871) 529,794 Seelen, so daß also das ganze deutsche Zoll- und Handelsgebiet 547,052 □Kilom. (9935 □M.) umfaßt und von 40,677,950 Menschen bewohnt wird. Mit Rücksicht auf das Zoll- und Handelswesen unterscheidet man folgende Verwaltungsbezirke: 1) Preußen mit Einschluß von Waldeck, Lippe, Schaumburg-Lippe, Lübeck und aller kleinen Enklaven innerhalb der Staatsgrenzen, 2) Bayern mit einigen Enklaven, 3) Sachsen, 4) Würtemberg, 5) Baden, 6) Hessen, 7) Mecklenburg mit einigen Enklaven, 8) den Thüringischen Zoll- und Handelsverein, der die thüringischen Staaten mit Ausschluß der Exklaven in der Provinz Sachsen und in Bayern, aber mit Einschluß der preußischen Kreise Erfurt, Schleusingen, Ziegenrück und Schmalkalden begreift, 9) Oldenburg (das Herzogthum) nebst einigen fremden Gebietstheilen, 10) Braunschweig, 11) Anhalt, 12) Elsaß-Lothringen, 13) Luxemburg. Das in D. geltende Zollgesetz datirt vom 1. Juli 1869, ein neuer Tarif ward 1. Okt. 1873 eingeführt. Alle Ausfuhr- und Durchfuhrzölle sind aufgehoben, die Eingangszölle sind eingeschränkt und ermäßigt. Ueber den *Werth der Ein- und Ausfuhr* im deutschen Zollgebiet fehlten bis auf die

jüngste Zeit amtliche Angaben, indem sich diese nur auf die Menge der ein- und ausgeführten Waaren bezogen. Das kaiserliche Statistische Amt hat zum erstenmal für 1872 die Werthziffern berechnet. Diese betragen für die Einfuhr 3,468,480,000, für die Ausfuhr 2,491,620,000 Mark. Auf die einzelnen Gegenstände (in Gruppen vereinigt) vertheilen sich diese Ziffern also (in Tausenden Mark):

Waaren	Einfuhr	Ausfuhr
Spinnstoffe	588,900	199,900
Bau- und Nutzholz, andere Schnitzstoffe	297,000	115,800
Getreide und Mühlfabrikate	379,800	215,100
Thiere und animalische Nahrungsmittel	330,700	173,400
Münzen und edle Metalle	206,400	174,000
Garne	194,700	61,500
Filzstoffe, Haare, Federn, Häute, Leder	193,500	97,710
Zucker, Kaffee, Gewürze, Konfitüren	196,600	40,950
Seiler-, Weber-, Wirkwaaren, Kleider	187,800	450,300
Harze, Fette, Oele, Aether, Seifen	178,800	62,370
Droguen, Chemikalien, Zünd- und Farbwaaren	172,600	80,400
Rohmetalle	140,100	57,780
Sämereien, Früchte, Gemüse	91,650	53,640
Tabak und Tabakfabrikate	88,500	21,590
Brennstoffe	78,300	97,200
Erden, Erze, Steine	69,120	87,600
Maschinen, Fahrzeuge, Apparate	49,050	61,990
Gegohrene Getränke	49,860	40,530
Dünger und Abfälle	43,050	19,950
Metallwaaren	33,540	53,340
Roh bearbeitete Metalle (Halbfabrikate)	25,290	46,710
Stein-, Thon- und Glaswaaren	17,850	81,540
Leder-, Rauch- und Filzwaaren	14,910	43,800
Schmuck- und Kunstgegenstände	14,100	74,400
Holz-, Schnitz- und Flechtwaaren	10,260	31,950
Manuskripte, Drucksachen, Stiche	9,000	29,890
Kautschuk- und Wachswaaren	6,720	18,780
Papier- und Pappwaaren, Tapeten	4,707	17,610
Diverse Waaren	3	1,890

In den beiden vom Zollgebiet ausgeschlossenen Hansestädten Bremen und Hamburg war für 1872 der Werth der Einfuhr folgender: in Hamburg 2,017,222,875 (Seehandel 1,297,722,805, Landhandel 720,500,070), in Bremen 496,197,211 (Seehandel 316,602,622, Landhandel 179,594,589) Mark ꝛc. Ueber die Ausfuhr Hamburgs fehlen vollständige Ausweise; der Werth der Ausfuhr Bremens war 1872: 471,168,197 (im Seehandel 200,881,282, im Landhandel 270,286,915) Mark.

Die deutsche **Handelsflotte** nimmt auf der Erde die vierte Stelle ein, indem sie sofort auf Großbritannien, Nordamerika und Frankreich folgt. Sie bestand 1. Jan. 1874 außer den kleinen Küstenfahrern aus 4495 Schiffen mit einem Gehalt von 1,033,725 englischen Register-Tons und 41,396 Mann Besatzung, und zwar aus 4242 Segelschiffen mit 866,092 Tonnen und 33,103 Mann und 253 Dampfschiffen von 41,755 Pferdekräften, 167,633 Tonnen Gehalt und 8293 Mann Besatzung. Davon kommen auf das

	Schiffe	Tonnen	Davon Dampfer	Tonnen
Ostseegebiet	2103	464,478	116	38,123
Nordseegebiet	2392	569,247	137	129,510

oder, nach den Ländern vertheilt, auf:

	Schiffe	Tonnen	Davon Dampfer	Tonnen
Preußen	2965	490,958	104	35,078
Bremen	230	177,544	87	59,715
Hamburg	407	195,751	50	75,746
Mecklenburg	416	107,657	7	2,618
Oldenburg	432	53,274	1	20
Lübeck	45	8,541	14	4,458

Vergleicht man die Resultate dieser Uebersicht mit dem Schiffsbestande der vorhergehenden drei Jahre, so ergibt sich zwar eine Abnahme der Schiffszahl im allgemeinen, dagegen eine bedeutende Zunahme der Dampfschiffe und deren Ladungsfähigkeit, während die Segelschiffahrt nicht nur der Zahl der Fahrzeuge, sondern auch der Tragfähigkeit nach im Rückgang begriffen ist. Es gab

Jahr	Schiffe	Tonnen	Davon Dampfer	Tonnen
1871	4519	982,355	147	81,994
1872	4529	988,690	175	97,030
1873	4527	999,150	216	129,521
1874	4495	1,033,725	253	167,633

Die angeführten 4495 Schiffe der deutschen Handelsmarine waren in 220 Plätzen hafenberechtigt; davon kommen 56 Hafenorte auf das Gebiet der Ostsee, 164 auf das der Nordsee. Im preußischen Staat sind die wichtigsten Rhedereiplätze Memel mit 102, Danzig mit 126, Stettin mit 235, Stralsund mit 270, Barth mit 217, Wolgast mit 62, Greifswald mit 51, Ukermünde mit 34, Kiel mit 75, Altona mit 42, Flensburg mit 41, Blankenese mit 113, Geestemünde mit 47, Papenburg mit 175 und Emden mit 91 Schiffen; in Oldenburg gehören die meisten Schiffe zu Brake (155) und Elsfleth (117); in Mecklenburg die größere Zahl zu Rostock (370), die kleinere zu Wismar (46). Im ganzen Reich gab es 39 Rhedereien, deren Schiffe je einen Gehalt von mindestens 2000 Tonnen hatten; am kleinsten sind die Schiffe in Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg und Mecklenburg. Der **Schiffsverkehr** in den Seehäfen des Reichs hat sich seit etwa 20 Jahren außerordentlich gehoben. Es liefen ein 1871: 69,710 Schiffe zu 8,542,000 Tonnen, 1872: 71,907 Schiffe zu 8,994,000 Tonnen; dagegen aus 1871: 69,133 Schiffe zu 8,447,000 und 1872: 69,829 Schiffe zu 8,855,000 Tonnen. Von den eingelaufenen Schiffen kamen 1872 auf Preußen 56,974, Mecklenburg 918, Oldenburg 2007, Lübeck 2457, Bremen 3638 und Hamburg 5913; von den ausgelaufenen auf Preußen 55,083, Mecklenburg 945, Oldenburg 2124, Lübeck 2237, Bremen 3568 und Hamburg 5872. Unter den Seeplätzen Deutschlands nehmen Hamburg und Bremen die ersten Stellen ein; beide vermitteln hauptsächlich den Verkehr mit England und den außereuropäischen Plätzen und unterhalten zahlreiche Dampfschiffslinien; über beide geht auch der Hauptstrom der Auswanderung. Im preußischen Staat ist Stettin der erste Seeplatz, sein Hafenort ist Swinemünde; hier kamen 1872: 4122 Schiffe zu 889,000 Tonnen an, während 4121 abgingen. Andere wichtige preußische Ostseehäfen sind Memel, Pillau, Danzig, Kiel und Flensburg; die bedeutendsten preußischen Nordseehäfen sind Harburg, Geestemünde und Emden. In Hamburg und Bremen haben die Dampfschiffe im Verkehr die Segelschiffe überflügelt, in Swinemünde (Stettin) und Lübeck beinahe erreicht. Der **Binnenschiffahrt** dienen Schiffahrtstraßen in einer Länge von annähernd 11,250 Kilom., von denen 8140 innerhalb des preußischen Staats und 1155 in Bayern sich befinden. Die längsten schiffbaren Wasserstraßen sind: die Elbe 720, der Rhein 705, die Oder 703, Weser 428, Donau 397, Warthe 363, Havel 330, der Main 330, die Mosel 324, Weichsel 247, Netze 230, der Inn 226, die Ems 224, der Neckar 218, die Lippe 211, die Elde nebst Müritz-Havelkanal 195, Saale 184, der Ludwigskanal 176, der Elbing-Oberländische Kanal 175, die Spree 158, der Rhein-Rhônekanal 142, die Lahn 134, der Pregel 128, die Saar 128, Eider 117, Peene 112 und Memel 111 Kilom. Die Flußschiffahrt ist, trotz der Konkurrenz der Eisenbahnen, in vielen Gegenden des Reichs in Zunahme begriffen. Sie leidet aber vielfach im Hochsommer oder sonst bei niedrigem

Wasserstande durch die Seichtigkeit mancher Flüsse, z. B. der Weser oberhalb Minden, der Elbe in einem großen Theil des Laufs, der Oder oberhalb Küstrin, der Warthe oberhalb Posen ꝛc. Manche Flüsse, die gewöhnlich als schiffbar verzeichnet werden, haben für die Schiffahrt kaum noch eine Bedeutung, wie die Fulda, Aller, Schwarze Elster ꝛc.; auf dem Neckar, Main, der Mosel, Donau hat die Schiffahrt abgenommen, und auch der Ludwigskanal hat den von ihm gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Dagegen haben die meisten schiffbaren Gewässer in der norddeutschen Tiefebene und vorzüglich die, welche mit Berlin in Verbindung stehen, einer steigenden Bedeutung sich zu erfreuen, weshalb die das Weichsel-, Oder- und Elbgebiet verbindenden Kanäle (Bromberger, Finowkanal), für viel geringere Verkehrsverhältnisse vor 100—130 Jahren angelegt, gegenwärtig durch neue Anlagen dem gesteigerten Verkehr gemäß erweitert werden. Außerdem hat man neue Kanäle projektirt, unter denen der Elbe-Spree- und der Berlin-Rostocker Kanal ganz besonders in Aussicht genommen sind. Auf die Anlage von Kanälen hat die politische Zerrissenheit Deutschlands, die außerdem bis in die Neuzeit auch durch höchst lästige Flußzölle (Elbe, Rhein) sich geltend machte, höchst nachtheilig eingewirkt. In neuester Zeit werden Kanäle in umfassender Weise durch die Regierung in der Provinz Preußen angelegt. Für die Binnenschiffahrt gab es 1872: 21,364 Fluß-, Kanal-, Haff- und Küstenschiffe mit einer Tragfähigkeit von 31,036,550 Ctr.; darunter waren 20,901 Segel- und 463 Dampfschiffe, bei 38 anderen Dampfschiffen war die Tragfähigkeit nicht angegeben.

Wie der Bau der Kanäle, so hat auch der der **Eisenbahnen** (s. »Verkehrskarte von D.«) in der ersten Zeit in ganz empfindlicher Weise durch die Kleinstaaterei gelitten. Im allgemeinen kann man für die Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes vier Perioden annehmen: die erste, bis 1840, zeigt die ersten Anfänge von Eisenbahnen bei großen Städten und auch bei kleineren Residenzen; in der zweiten, bis 1848, entstehen Eisenbahnlinien schon zwischen den größeren Städten; in der dritten, bis 1866, tritt der preußische Staat als Bauunternehmer hinzu, wodurch auch zuerst wenig rentable Linien nach abgelegenen Landestheilen entstehen; in der vierten Periode, die noch jetzt andauert, herrscht das Bestreben vor, durch gerade Richtungen (Luftlinien) und Konkurrenzbahnen dem ganzen System eine größere Einheit zu geben und den Verkehr ohne Nebenrücksichten zu fördern. In der zweiten und selbst noch in der dritten Periode war man bemüht, durch eine Eisenbahn möglichst viele Orte in den Verkehr zu ziehen, wobei auch die Naturhindernisse stark in Rechnung gezogen wurden. Dadurch entstanden viele sehr gekrümmte Linien (z. B. in Baden, die Preußische Ostbahn), die in der vierten Periode durch Luftlinien abzukürzen man bestrebt ist. Zu Ende der zweiten Bauperiode (1847) ward der »Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen« gestiftet, dem gegenwärtig, mit Ausnahme einiger kleinen Industriebahnen, sämmtliche deutsche und österreichische sowie einige anschließende niederländische, belgische und russische Bahnen angehören. Die erste Bahn in D., die Ludwigsbahn (Nürnberg-Fürth), freilich nur 6 Kilom. lang, ward 7. Dec. 1835 eröffnet, die erste größere Bahn, von Leipzig nach Dresden, 1837—39 vollendet. 1838—40 erhielten die ersten Anfänge von Eisenbahnen Berlin (nach Potsdam), Düsseldorf (nach Elberfeld), Magdeburg (nach Leipzig), Frankfurt a. M. (nach Wiesbaden), Mannheim (nach Heidelberg), Köln, München, Mülhausen im Elsaß u. a. Von Berlin aus wurde in der nächsten Zeit die Verbindung mit Stettin 1843, Hamburg, Magdeburg und Breslau 1846, Köln und Dresden 1848, etwas später mit München 1851, Frankfurt a. M. und Danzig 1852 erreicht. In der dritten Periode kannte der Eisenbahnbau natürliche Hindernisse nur noch in geringem Maße. Waren zuvor bereits kühne Viadukte aufgeführt worden, so traten jetzt großartige Tunnels und Brücken hinzu. Unter den letzteren wurden die Elbbrücke bei Wittenberge schon 1849, die Weichselbrücken bei Dirschau und Marienburg nach einer zwölfjährigen Bauzeit 1857, die Weichselbrücke bei Thorn 1873, die erste Rheinbrücke bei Köln 1859, die zweite bei Kehl 1861, die dritte bei Mainz 1862, die vierte bald darauf bei Koblenz vollendet; seitdem ist der Rhein mehrfach überbrückt worden. Die Länge der im Betriebe befindlichen Eisenbahnen in D. betrug 1836: 6, 1837: 21, 1838: 139, 1839: 240, 1840: 469, 1845: 2143, 1850: 5856, 1855: 7826, 1860: 11,089, 1865: 13,900, 1870: 18,312 und 1874: 24,395 Kilom., so daß D. im Durchschnitt 2,8 Kilom. auf 1 QMeile besitzt. Unter diesem Durchschnitt stehen Preußen, Bayern, Mecklenburg, Thüringen und Oldenburg; über 4 Kilom. Eisenbahnen auf 1 QM. haben Hessen, Lübeck, Bremen, Anhalt und Sachsen, beinahe 4 noch Hamburg, Braunschweig und Baden. Von den preußischen Provinzen erhielten 1838 die erste Eisenbahn Brandenburg und die Rheinprovinz, 1839 Sachsen und Hessen-Nassau, 1840 Hannover, 1842 Schlesien, 1843 Pommern, 1844 Schleswig-Holstein, 1847 Westfalen, 1848 Posen und 1851 Preußen. Auf 1 QM. kommen 3,9 Kilom. Eisenbahnen in der Rheinprovinz, 2,9 in Westfalen, 2,9 in Hessen-Nassau, 2,8 in Sachsen, 2,5 in Schlesien, 2,3 in Brandenburg, 1,8 in Schleswig-Holstein, 1,6 in Hannover, 1,2 in Posen, 1,0 in Pommern und Preußen. Auf die Staatsbahnen fielen 1874: 10,836, auf die unter Staatsverwaltung stehenden Privatbahnen 2571 und auf die anderen Privatbahnen 10,988 Kilom. Das Anlagekapital für sämmtliche Eisenbahnen betrug bis 1874 etwa 5000 Mill. Mark. Die billigsten Bahnen waren Kottbus-Großenhain und Nürnberg-Fürth, die mit etwa 60,000 Mark für jeden Kilometer hergestellt wurden; die theuersten die Rhein-Nahebahn, die Linien Zittau-Reichenberg, Hausach-Villingen und Köln-Minden, von denen die beiden ersten über 400,000, die anderen 360,000—400,000 Mark für jeden Kilometer als Anlagekapital erfordert haben. Doppelgeleisig sind im ganzen gegenwärtig 8000 Kilom., verhältnismäßig mehr in Nord- als in Süddeutschland.

An **Kunststraßen** oder **Chausseen** sind in D. gegenwärtig 105,000 Kilom. vorhanden, davon im preußischen Staat allein etwa 55,000. Das **Post- und Telegraphenwesen** sind einheitlich organisirt, jedoch haben Bayern und Würtemberg gesonderte Verwaltungen. Mit der österreichisch-ungarischen Monarchie ist das Deutsche Reich durch den Postvertrag vom 7. Mai 1872 und den Telegraphenvertrag vom 5. Okt. 1871 geeinigt. Für die Postverwaltung bestehen außer Bayern und Würtemberg 37 Oberpostdirektionen, für die Telegraphenverwaltung ebenso 12 Telegraphendirektionsbezirke. Die Zahl sämmtlicher Postanstalten belief sich 1873 auf 7600, wovon auf das Gebiet der Reichspostverwaltung 6000 und auf Bayern und Würtemberg 1600 kamen. Zur **Reichspostverwaltung** gehörte Ende 1873 ein

Personal von 52,060 Beamten, Posthaltern und Postillonen. Täglich wurden 2540 Eisenbahnzüge zur Postbeförderung benutzt. Die Gesammtpostkurslänge auf den Eisenbahnen war 19,155, auf Landstraßen (für 3830 Postkurse) 61,035 Kilom. Die Posten legten 118 Mill. Kilom. zurück (die Eisenbahnposten 63, die Posten auf den Landstraßen 55 und die auf den Wasserstraßen ¾ Mill. Kilom.). Eingeliefert wurden bei sämmtlichen Postanstalten des Reichspostgebiets 1873: 454,554,920 Briefe, 26,948,267 Postkarten, 69,056,824 Drucksachen ꝛc.; an Zeitungen wurden befördert 1,144,764 Exemplare in 248,154,482 Nummern. Nicht bestellbar waren 1,046,692 Briefe, von denen 181,900 gänzlich unbestellbar blieben. An Paketen ohne Werthangabe und Briefen und Paketen mit Werthangabe wurden 49,004,406 Stück aufgegeben; das Gewicht dieser Sendungen betrug 289,957,140 Pfd., der deklarirte Werth 4,016,149,326 Thlr. Der Gesammtgeldverkehr innerhalb des Reichspostgebiets ergab einen Gesammtbetrag von 4,212,221,391 Thlr. Der Ueberschuß der Verwaltung belief sich auf 2,734,419 Thlr. In Bayern und Würtemberg wurden außerdem etwa 80 Mill. Briefe und etwa ebenso viele Nummern von Zeitungen befördert. Die Länge sämmtlicher Telegraphenlinien betrug Ende 1873: 39,819, die der Drähte 132,778 Kilom.; von jenen kamen 30,643 Kilom. auf das Gebiet der Reichstelegraphie, 6864 auf Bayern und 2312 auf Würtemberg. Die Zahl der Telegraphenstationen belief sich auf 4337. Der Depeschenverkehr war für das Reich folgender: interne aufgegebene Privatdepeschen 8,013,017, amtliche Depeschen 457,718, internationale aufgegebene 2,087,262, internationale angekommene 2,176,115, Transitdepeschen 663,128, in Summa 13,415,240 Depeschen. Die Einnahme und Ausgabe beim Telegraphenverkehr stellte sich folgendermaßen: für das Gebiet der Reichstelegraphenverwaltung 11,358,094 und 13,005,003 Mark, für Bayern 878,436 und 692,489 Mark, für Würtemberg 305,019 und 301,097 Mark.

Banken und Kreditanstalten. Mitte 1874 bestanden im Deutschen Reich 195 Aktieninstitute für den hypothekarischen, Geschäfts- und industriellen Kredit mit einem emittirten Aktienkapital von 2180 Mill. und einem eingezahlten Aktienkapital von 1700 Mill. Mark, darunter waren 30 Zettelbanken. Außerdem gab es für denselben Zweck 40 Staats- und Kommunalinstitute, darunter 4 Zettelbanken (die Zahl der Zettelbanken ist durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 bestimmt). Auf die einzelnen Länder waren diese Institute vertheilt wie folgt:

Staaten	Aktieninstitute:			Staats- und Kommunal-institute
	Zahl	emittirtes Aktienkapital in Mill. Mark	eingezahltes Aktienkapital in Mill. Mark	
Preußen	115	1,122,80	925,00	26
Bayern	15	104,36	70,35	1
Sachsen	17	204,00	143,10	4
Würtemberg	8	59,70	34,60	1
Baden	4	46,00	27,20	—
Elsaß-Lothringen	3	19,20	14,40	—
Hessen	3	112,64	84,66	—
Thüringen	9	150,30	129,90	6
Mecklenburg	6	25,67	23,62	1
Oldenburg	2	6,00	2,40	—
Braunschweig	3	34,50	20,90	1
Anhalt	2	7,50	7,00	—
Schaumburg-Lippe	1	6,00	6,00	—
Hansestädte	13	281,43	178,97	—

Ueber die bedeutenderen unter diesen Anstalten s. Banken. Allgemein verbreitet sind die Sparkassen. Das deutsche Genossenschaftswesen, 1850 von Schulze-Delitzsch begründet, umfaßt die Vorschuß- und Kreditvereine (Volksbanken), Genossenschaften in einzelnen Gewerbszweigen und Konsumvereine. 1873 waren mit Einschluß von Oesterreich und Luxemburg 2409 Vorschußvereine mit 1,300,000 Mitgliedern bekannt, von denen 834 (1859: 80) Abschlüsse für den statistischen Jahresbericht eingesandt hatten; an Vorschüssen wurden 1338 Mill. (1859: 12 Mill.) Mark gewährt, während das eigene Vermögen 69 Mill. Mark betrug und auf Kredit 276 Mill. Mark entnommen waren. Ferner gab es 505 Rohstoff-, Magazin- und Produktivgenossenschaften und 973 Konsumvereine.

Die wichtigsten Seeplätze sind schon oben angeführt. Für den Binnenhandel sind ganz besonders von Bedeutung Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M.; nächstdem in Norddeutschland Breslau, Magdeburg, Frankfurt a. O., Braunschweig, Köln, denen sich für den Export der Erzeugnisse der eigenen Fabriken namentlich noch Aachen, Krefeld, Elberfeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Chemnitz, Sonneberg und andere anschließen; in Süddeutschland Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Stuttgart, Mainz, Mannheim, Straßburg und Mülhausen.

Geistige Kultur. D. steht in der Volksbildung unstreitbar auf der ersten Stufe unter den größeren Völkern der Erde, wiewohl in den letzten Decennien der Ausgleich vielfach große Fortschritte gemacht hat. D. und namentlich Preußen verdanken die Blüte der Volksbildung den Bestrebungen der Anhänger Pestalozzi's, die, unterstützt durch die politischen Verhältnisse in Preußen während der beiden ersten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts, das Schulwesen reformirten und in ganz neue Bahnen lenkten. Einen Stoß aber bekam es durch die nach 1840 mit Eichhorn beginnende Reaktion, die, erst kaum fühlbar, nach einigen Seiten sogar noch wohlthuend wirkte, mit Herausgabe der Stiehl'schen Schulregulative (1854) aber nach und nach immer mächtiger hervortrat und zu einer Zersetzung des Volksschulwesens führte, die 1872 ziemlich allgemein anerkannt war, die aber, trotz aller Gegenmittel, noch gegenwärtig im Fortschreiten begriffen und deren Ende nicht abzusehen ist. Die Regulative von 1854 verließen den Weg der nationaldeutschen Entwickelung und glaubten die Ideen der Revolution und der Jetztzeit mit Hülfe einer kirchlichen Reaktion und eines beschränkten Patriotismus bekämpfen zu können. Allein die Bestrebungen der kirchlichen Reaktion fielen in die Hände der Ultramontanen, und diese beuteten ihre Erfolge nach jeder Richtung aus, in den östlichen Provinzen selbst auf Kosten der deutschen Sprache. Nach den glücklichen Kriegen von 1866 und 1870—71 und der Begründung des protestantischen Kaiserthums ließ endlich der Widerstand der Ultramontanen die Fehler der Reaktionszeit klar zu Tage treten. Noch mehr als die Volksschule hatten die Schullehrerseminarien in dieser Periode durch einen mangelhaften Lehrplan, eine ungenügende Ergänzung der Lehrkräfte und die stets abnehmenden Leistungen der Aspiranten verloren. Durch den Ministerwechsel von 1872 ist zwar der Weg zum Bessern eingeschlagen worden, aber ohne eine gründliche Reform des Volksschulwesens und ohne eine reichliche Bewilligung von Geldmitteln für dasselbe ist an eine Heilung der vielen Schäden nicht zu denken. Am weitesten in der Bildung stehen die östlichen Provinzen zurück, in denen ein nicht

geringer Procentsatz von Rekruten ohne Schulbildung jährlich eingestellt wird, in den Regierungsbezirken Marienwerder, Posen und Bromberg 1874: 14—17, in Danzig und Gumbinnen 10—13, in Oppeln und Königsberg etwa 9, im ganzen Staat 3,96 Proc. (1873: 4,56, 1872: 3,42 Proc.). Die Volkszählung von 1871 nahm auch Rücksicht auf die Schulbildung. Es gab im preußischen Staat 16,008,417 Personen über 10 Jahre, die lesen und schreiben konnten; bei 296,084 Personen über 10 Jahre war der Bildungsstand nicht angegeben, und 2,258,940 Personen oder 12 Proc. über 10 Jahre waren ohne Bildung (Analphabeten). Sehr verschieden gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Personen mit Bildung und den Analphabeten in den einzelnen Provinzen:

Staaten	Personen mit Bildung	Analphabeten
Preußen	1,568,789	709,692 oder 30 Proc.
Brandenburg	2,067,233	123,158 „ 6 „
Pommern	924,2[illegible]	133,476 „ 11 „
Posen	696,741	420,000 „ 38 „
Schlesien	2,369,045	398,406 „ 14 „
Sachsen	1,514,780	58,260 „ 4 „
Schleswig-Holstein	723,498	30,790 „ 4 „
Hannover	1,387,689	89,337 „ 6 „
Westfalen	1,238,893	67,772 „ 5 „
Hessen-Nassau	1,003,877	40,263 „ 4 „
Rheinprovinz	2,462,689	196,741 „ 7 „

In den übrigen deutschen Staaten ist das Volksschulwesen mehr oder weniger ähnlichen Schwankungen unterworfen gewesen wie in Preußen; jedoch ging die Reaktionsperiode in einigen schnell vorüber oder traf andere kaum, so daß das Schulwesen in mehreren Ländern das in Preußen überholt hat. Das gilt namentlich von allen sächsischen Ländern, von Baden, Braunschweig, Würtemberg ꝛc. In Bayern fand man 1873 bei der Einstellung der Rekruten 7,8 Proc. derselben ohne Schulbildung: in der Oberpfalz über 15, in der Pfalz über 11, in Niederbayern 8, Oberfranken beinahe 7, Unterfranken beinahe 6, Oberbayern 4,5, Schwaben 3 und Mittelfranken 2,8 Proc. Das Volksschulwesen ist meist konfessionell geschieden, doch geht heute durch das Reich eine starke Bewegung für die Simultanschule, die im Reichsland Elsaß-Lothringen durchgeführt ist, woselbst auch das Schulwesen ohne Unterschied der Konfession von Fachmännern geleitet wird. In fast allen anderen Theilen des Reichs besteht für die Volksschule noch eine Lokalschulaufsicht, die meist in den Händen der Geistlichen liegt. Der deutschen Volksschulen zählt man gegenwärtig in runder Summe 60,000, in ihnen werden 6 Mill. Schüler unterrichtet. Auf je 1000 Einwohner kommt ungefähr eine Schülerzahl von 150. Dieses durchschnittliche Verhältnis wird in den preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen, Sachsen, sodann im Königreich Sachsen, in Thüringen, Braunschweig und Oldenburg überschritten, in Bayern, Mecklenburg und in den preußischen Provinzen Posen, Brandenburg und Preußen nicht erreicht. Die Gesammtzahl der Volksschullehrer und Lehrerinnen beläuft sich auf 75,000, so daß auf einen Lehrer oder eine Lehrerin durchschnittlich 80 Schüler kommen. Einen Uebergang von den Volksschulen zu den höheren Schulanstalten bildet die Mittelschule unter den verschiedensten Bezeichnungen und Einrichtungen (im preußischen Staat ist für dieselbe 1872 eine einheitliche Grundlage aufgestellt worden). Die höheren Schulanstalten zerfallen in Realschulen und Gymnasien. Die Realschulen, eingetheilt in solche erster und zweiter Ordnung und in höhere Bürgerschulen, geben die Grundlage der technischen Bildung. Es gab zu Anfang 1874: 106 Realschulen erster, 42 zweiter Ordnung und 107 höhere Bürgerschulen mit gewissen Berechtigungen, außerdem noch mehrere ohne dieselben, zusammen mit 82,000 Schülern. Die meisten dieser Anstalten sind paritätisch; 15 von ihnen, meist in Bayern und Baden, führen die Bezeichnung »Realgymnasien«. Die Gymnasien haben die Entwickelung der geistigen Produktion (Wissenschaft und Kunst) und die Vorbereitung für den höhern Staatsdienst zu erzielen und sind demnach vorzugsweise Vorbereitungsanstalten für die Universitäten. Ihrer gab es 1874: 333 (183 evangelische, 57 katholische und 93 gemischte), außerdem noch 170 Progymnasien und lateinische Schulen; in allen Gymnasien und Progymnasien zusammen 108,000 Schüler. Für die Ausbildung der Volksschullehrer bestehen 156 Schullehrerseminarien (110 evangelische und 41 katholische). In den meisten derselben besteht ein dreijähriger Kursus. Hier und da bestehen auch Unterschiede (Haupt- und Nebenseminarien, Seminarien für Stadt- und Landschulen). Ferner gibt es 9 Seminarien für gelehrte Schulen im preußischen Staat, zu Berlin (4), Breslau, Göttingen, Königsberg i. Pr., Magdeburg und Stettin; 8 Lyceen in Bayern, von denen 5 (Freising, Passau, Regensburg, Bamberg, Dillingen) in eine philosophische und eine theologische Sektion zerfallen, 3 (Aschaffenburg, Augsburg, Speyer) nur die erstere begreifen; evangelische Predigerseminarien zu Wittenberg, Hannover, Herborn ꝛc. (Preußen), München (Bayern), Friedberg (Hessen) und Wolfenbüttel (Braunschweig); 4 evangelisch-theologische Seminarien, die den Gymnasien gleichstehen, in Würtemberg zu Blaubeuren, Maulbronn, Schönthal und Urach; katholisch-theologische Lehranstalten zu Braunsberg (Lyceum Hosianum) und Paderborn (Seminarium Theodorianum); katholische Priesterseminarien in allen Sprengeln der Erzbischöfe und Bischöfe und Knabenseminarien als Vorbereitungsanstalten für dieselben, die jedoch in Preußen theilweise bereits geschlossen sind. Die Universitäten oder Hochschulen bestehen in der Regel aus vier Fakultäten: der theologischen, juristischen, medicinischen und philosophischen. Die theologische Fakultät ist ganz vorherrschend eine evangelische, katholisch nur bei den Universitäten zu München, Würzburg, Freiburg und Münster; eine evangelisch- und eine katholisch-theologische Fakultät (daher 5 Fakultäten) haben die Universitäten zu Bonn, Breslau und Tübingen; die letztere besitzt eigentlich 7 Fakultäten, indem zu den 5 noch eine staatswissenschaftliche und eine naturwissenschaftliche hinzutreten. Die Universitäten zu München und Würzburg besitzen gleichfalls 5 Fakultäten: dort ist eine staatswirtschaftliche, hier eine staatswissenschaftliche hinzugefügt worden. Die Akademie zu Münster steht im Rang einer Universität gleich, obschon sie nur 2 Fakultäten (eine katholisch-theologische und eine philosophische) hat. Die älteste Universität im Deutschen Reich ist die zu Heidelberg (1386), die jüngste die zu Straßburg (1872). Im ganzen gibt es mit Einschluß der Akademie zu Münster 21 Universitäten, davon 10 im preußischen Staat: Berlin (1809 gestiftet), Bonn (1818), Breslau (1811 vereinigt aus der zu Frankfurt a. O. und der Leopoldina zu Breslau), Göttingen (1734), Greifswald (1456), Halle (1817 vereinigt aus denen zu Halle und Wittenberg), Kiel (1665), Königsberg i. Pr. (1544), Marburg (1527) und Münster

(1780); 3 in Bayern: Erlangen (1743), München (1472 in Ingolstadt gestiftet, 1802 nach Landshut, 1826 nach München verlegt) und Würzburg (1402); 1 im Königreich Sachsen: Leipzig (1409); 1 in Würtemberg: Tübingen (1477); 2 in Baden: Freiburg (1457) und Heidelberg (1346 gegründet, 1386 eingeweiht); 1 in Elsaß-Lothringen: Straßburg (1872); 1 in Hessen: Gießen (1607); 1 in Thüringen: Jena (1557); 1 in Mecklenburg: Rostock (1419). Die Zahl der Lehrenden und Studirenden auf allen Universitäten belief sich im Sommersemester 1874 auf 1623 und 18,155. Als technische Hochschulen gelten die Bauakademie in Berlin, die polytechnischen Schulen zu Aachen, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München und Stuttgart und das Kollegium Carolinum in Braunschweig. Groß ist die Zahl der Fachschulen. So gibt es für die Baukunst die eben erwähnte Bauakademie in Berlin, mehrere Baugewerk-, Kunst- und Bauhandwerk-, Kunst- und Baugewerk-, Bauschulen ꝛc.; für das Bergwesen Bergakademien in Berlin, Freiberg und Klausthal und 14 Bergschulen (davon 10 in Preußen); für das Forstwesen die Forstakademien in Neustadt-Eberswalde, Münden, Tharand, Hohenheim bei Stuttgart, ferner einige Forstlehranstalten und eine Centralforstschule zu Aschaffenburg, die aber verlegt werden soll; für die Handelswissenschaften mehrere höhere Handelsschulen, Handelsakademien, Handelslehranstalten, Handelsschulen, eine Buchhändlerlehranstalt in Leipzig ꝛc.; für die Kriegswissenschaften Kriegsakademien in Berlin und München, ferner Kadettenhäuser, Kriegs- und Unterofficierschulen, eine Marineschule in Kiel; für die Landwirtschaft verschiedene landwirtschaftliche Akademien und Lehranstalten zu Jena, Eldena, Hohenheim, Proskau, Poppelsdorf, Berlin (früher in Mögelin), Halle, Weihenstephan in Bayern, Göttingen-Weende u. a., theils für sich allein bestehend, theils in Verbindung mit den Universitäten, sodann eine Gärtnerlehranstalt zu Sanssouci, Ackerbauschulen und sehr zahlreiche landwirtschaftliche Fortbildungsschulen; für die Musik zahlreiche Konservatorien (Leipzig, Stuttgart, Dresden, Köln, Berlin, München u. a.), Musikschulen ꝛc.; für das Seewesen eine Marineakademie in Kiel, zahlreiche Navigations- und Schiffahrtsschulen ꝛc. Endlich sind noch vorhanden mehrere Thierarzneischulen (Berlin, Hannover, München, Dresden, Stuttgart), pharmaceutische Lehranstalten, 45 Hebammenschulen (29 in Preußen), Turnlehrerbildungsanstalten, zahlreiche Industrie- und Gewerbschulen, einige Web- und höhere Webschulen (Elberfeld, Mülheim a. Rh., Krefeld), 63 Taubstummen-, 28 Blindenanstalten ꝛc. Als Bildungsanstalten sind auch anzusehen die zahlreichen gelehrten Gesellschaften und Vereine, die Bibliotheken, Museen, die botanischen und zoologischen Gärten, die Presse ꝛc. — Der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels ist Leipzig; weiteres s. Buchhandel.

Kirchenwesen. Die Verfassung der evangelischen Kirche ist in den Staaten des Reichs verschieden. Preußen besitzt wohl Kreis- und Provinzialsynoden, entbehrt aber zur Zeit einer allgemeinen Vertretung der gesammten Landeskirche, die mit der Ausübung der Kirchengewalt ausgestattet wäre; doch ist eine Generalsynode für die 8 alten Provinzen in Aussicht genommen. Als oberste Kirchenbehörde des Staats fungirt der Oberkirchenrath. In vollkommenem Maß ist das Synodalsystem ausgebildet in Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig und Waldeck; für Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Gotha ist es in Aussicht gestellt. In allen diesen Staaten, mit Einschluß von Elsaß-Lothringen und den Hansestädten, besteht die Presbyterialverfassung; in den meisten anderen Staaten beruht die evangelische Kirchenverfassung auf dem reinen Konsistorialsystem. Die höheren Geistlichen sind die Generalsuperintendenten, Superintendenten (Dekane), in Elsaß-Lothringen die kirchlichen Inspektoren. Im ganzen hat die evangelische Kirche im Reich 16,000 Geistliche. Für die Katholiken bestehen im Deutschen Reich 5 Erzbisthümer: Köln und Gnesen-Posen in Preußen, München-Freising und Bamberg in Bayern, Freiburg in Baden für die oberrheinische Kirchenprovinz, d. h. für die Katholiken in Baden, Würtemberg, Hohenzollern, Hessen und Hessen-Nassau; 20 Bisthümer: Ermland, Kulm, Breslau, Hildesheim, Osnabrück, Münster, Paderborn, Fulda, Limburg und Trier in Preußen, Augsburg, Passau, Regensburg, Eichstädt, Würzburg und Speyer in Bayern, Rottenburg in Würtemberg, Mainz in Hessen, Straßburg und Metz in Elsaß-Lothringen; 3 apostolische Vikariate (das Dresdener für Sachsen, das für Anhalt und das der nordischen Missionen). Diesen unterstehen die Erzpriester und Dekane. In sämmtlichen Staaten des Reichs gibt es etwa 20,000 katholische Priester und mehr als 800 Klöster. Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Kongregationen wurden durch das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 vom Gebiete des Reichs ausgeschlossen. Die Altkatholiken haben einen Bischof in Bonn. Vgl. Böttcher, Germania sacra; topographischer Führer für kirchengeschichtliche Ortskunde (Leipz. 1874 ff.).

Staatsverhältnisse, Verfassung und bundesstaatliche Einrichtungen. Höchst verschieden ist das Bild einer Karte Deutschlands mit politischen Grenzen aus den Jahren 1791, 1803, 1806, 1811, 1816, 1866 und 1871, der mittelalterlichen Zeiten nicht zu gedenken, und ungleich bunter wird die auch gegenwärtig noch hinlänglich bunte Karte, je weiter wir bis 1791 zurückgehen. So zerstückelt in Herrschaften des verschiedensten Umfangs bis auf die Besitzungen einzelner Reichsritter, reichsfreier Klöster und Dörfer herab, wie uns D. bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 erscheint, ist es nicht immer gewesen. Als Konrad II., der Herzog der salischen Franken, 1024 auf der Rheinebene bei Oppenheim zum deutschen König erwählt wurde, besaß D. noch seine 8 großen Herzogthümer. Aber durch Vermehrung nur dem Kaiser unterthäniger geistlicher Herrschaften, von den großen Hochstiftern herab bis zu den kleinsten Propsteien, durch Erblichwerden der Reichslehen, durch Zertheilung der alten Herzogthümer, zuerst des sächsischen, dann derer von Franken und Schwaben, wuchs die Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten von Jahrhundert zu Jahrhundert, so daß sich 1298 auf dem Reichstag zu Nürnberg schon 70 geistliche und weltliche Fürsten, begleitet von 300 Grafen und Baronen, um König Albrecht I. versammelten. Dazu kamen zahlreiche nur dem Kaiser und Reich unterworfene Städte, selbst Dörfer, wie Gochsheim und Sennfeld bei Schweinfurt, Soden bei Frankfurt, endlich überall, wo der fürstliche Besitz nicht in kräftigen Händen war, eine zahlreiche Reichsritterschaft. Auch die Erbtheilungen des Besitzes blühender und ausgestorbener Fürstengeschlechter mehrten die Zahl der Fürsten und Herrschaften. Zu Anfang des 18. Jahrh. theilten sich die gräflichen Häuser

Nassau und Isenburg in je 7, die Solms in 9, die Fugger gar in 15 Linien. Bis zu welcher monströsen Zersplitterung dies gehen konnte, zeigt die Erbtheilung nach Aussterben des Mannsstammes des Hauses Limburg in Schwaben; damals erhielt einer der Erbberechtigten $^{5}/_{98}$, ein anderer gar nur $^{1}/_{98}$ von der Stadt Gaildorf mit ihren 1400 Seelen. Nicht weniger als 1762 an Größe und Einfluß freilich ungemein ungleiche Herrschaften, aber alle gleich unabhängig, nur durch die schwachen Fäden der Kaisergewalt zusammengehalten, theilten sich damals in den Besitz Deutschlands; 296 von ihnen hatten theil an der Regierung des Reichs durch Vertretung auf dem Reichstag. Standen viele dieser Herrschaften auch unter einem Regenten oder andere im gemeinsamen Besitz mehrerer, so blieben immerhin 35 geistliche und 39 weltliche Fürsten, der zahllosen Reichsgrafen, Pröpste, Reichsstädte, Reichsdörfer und der 14—1500 reichsritterschaftlichen Güter des schwäbischen, fränkischen und rheinischen Ritterkreises nicht zu gedenken. Die französischen Revolutionskriege führten die Zertrümmerung des abgelebten, morsch gewordenen Baues herbei, und 6. Aug. 1806 hörte endlich mit der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Franz II. das schon faktisch aufgelöste »Römische Reich deutscher Nation« gänzlich auf. Der Sturz Napoleons I. brachte D. wieder, den burgundischen Kreis ausgenommen, auf den Besitzstand von 1792. Die Schlußakte des Wiener Kongresses machte dann aus D. einen Staatenbund, der aber ebensowenig zu kräftiger Thätigkeit geschaffen war, wie die alte Reichsorganisation. Erst durch die Kriege von 1866 und 1870—71 gelangte D. zu einer größern Einheit und Machtentfaltung. Der erste von diesen Kriegen wies freilich Oesterreich aus dem Bund und überließ die süddeutschen Staaten sich selbst (Mainlinie), während die übrigen Staaten, mit Einschluß von Schleswig und den Provinzen Preußen und Posen, die vorher nicht zu D. gehörten, durch den Norddeutschen Bund unter preußischer Spitze verbunden wurden. Infolge des glücklichen Kriegs von 1870—71 traten auch die vier südlichen Staaten diesem Bunde bei, der alsdann die Bezeichnung Deutsches Reich erhielt und im Frieden zu Frankfurt a. M. (10. Mai 1871) das von Frankreich zurückgewonnene Reichsland Elsaß-Lothringen mit sich vereinigte.

Die Verfassung des Deutschen Reichs datirt vom 16. April 1871, mit einigen Abänderungen aus dem Jahr 1873. Sie ist im wesentlichen die des Norddeutschen Bundes, der mit der Veröffentlichung der Reichsverfassung sein Ende erreichte. Sie zerfällt in 14 Abschnitte und 78 Artikel. Abschnitt 1 bestimmt in einem Artikel das Bundesgebiet. Abschnitt 2 handelt von der Bundesgesetzgebung, die durch den Bundesrath und den Reichstag ausgeübt wird. Derselben unterliegen die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimats- und Niederlassungsverhältnisse (Ausnahme in Bayern), Staatsbürgerrecht, Paßwesen, Fremdenpolizei, über den Gewerbebetrieb nebst dem Versicherungswesen, über Kolonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die Steuern für Bundeszwecke; das Maß-, Münz- und Gewichtssystem und die Ausgabe von Papiergeld; das Bankwesen; die Erfindungspatente; der Schutz des geistigen Eigenthums; der Schutz des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt sowie die gemeinsame Konsularvertretung im Auslande; das Eisenbahnwesen (mit Vorbehalt in Bayern) und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen, so weit sie von Interesse für die Landesvertheidigung und den allgemeinen Verkehr sind; die Flößerei und Schiffahrt auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen sowie der Zustand der letzteren und die Wasserzölle; das Post- und Telegraphenwesen (mit Ausnahme von Bayern und Würtemberg); die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Civilsachen; die Beglaubigung öffentlicher Urkunden; die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren; das Militärwesen und die Kriegsmarine; die Medicinal- und Veterinärpolizei; die Bestimmungen über die Presse und das Vereinswesen. Artikel 3 führt ein gemeinsames Indigenat ein. Abschnitt 3 handelt vom Bundesrathe, der aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes besteht, die in demselben 58 Stimmen führen, von denen auf Preußen 17, Bayern 6, Sachsen 4, Würtemberg 4, Baden 3, Hessen 3, Mecklenburg-Schwerin 2 und Braunschweig 2 kommen und je 1 auf Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg. Der Bundesrath beschließt über die dem Reichstag zu machenden Vorlagen und die von demselben gefaßten Beschlüsse; über die zur Ausführung der Reichsgesetze erforderlichen allgemeinen Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen, sofern nicht durch Reichsgesetz etwas anderes bestimmt ist; über Mängel, welche bei der Ausführung der Reichsgesetze oder der vorstehend erwähnten Vorschriften oder Einrichtungen hervortreten. Zur Beschlußfassung ist die einfache Majorität nöthig, bei Stimmengleichheit entscheidet die Präsidialstimme. Der Bundesrath bildet aus seiner Mitte dauernde Ausschüsse für das Landheer und die Festungen, für das Seewesen, für Zoll- und Steuerwesen, für Handel und Verkehr, für Eisenbahnen, Post und Telegraphen, für Justiz-, für Rechnungswesen, für die auswärtigen Angelegenheiten und für Elsaß-Lothringen. In jedem dieser Ausschüsse müssen außer dem Präsidium mindestens vier Bundesstaaten vertreten sein, und jeder Staat führt innerhalb derselben nur eine Stimme. Der Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten wird aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Würtemberg und zwei vom Bundesrath alljährlich zu wählenden Bevollmächtigten anderer Bundesstaaten unter dem Vorsitz Bayerns gebildet. In dem Ausschuß für das Landheer und die Festungen hat Bayern einen ständigen Sitz, die übrigen Mitglieder desselben sowie die Mitglieder des Ausschusses für das Seewesen werden vom Kaiser ernannt; die Mitglieder der anderen Ausschüsse werden von dem Bundesrath gewählt. Die Zusammensetzung dieser Ausschüsse ist für jede Session des Bundesraths resp. mit jedem Jahr zu erneuern, wobei die ausscheidenden Mitglieder wieder wählbar sind. Jedes Bundesglied kann Vorschläge machen, die das Präsidium zur Berathung im Bundesrath stellen muß. Jedes Mitglied des Bundesraths darf jederzeit im Reichstag erscheinen, aber niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesraths und des Reichstags sein. Abschnitt 4 überträgt das Präsidium des Bundes dem König von Preußen, welcher den Namen deutscher Kaiser führt. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reichs Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse

und Verträge mit fremden Mächten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen. Zur Erklärung des Kriegs im Namen des Reichs ist die Zustimmung des Bundesraths erforderlich, es sei denn, daß ein Angriff auf das Bundesgebiet oder dessen Küsten erfolge. Die Zustimmung des Bundestags und Reichstags ist erforderlich, sobald die Verträge mit fremden Staaten solche Gegenstände berühren, welche in den Bereich der Bundesgesetzgebung gehören. Der Kaiser ernennt den Reichskanzler und die sonstigen Reichsbeamten; er beruft und schließt den Bundesrath und den Reichstag, verkündigt die Reichsgesetze und überwacht die Ausführung derselben. Die Berufung des Bundesraths und des Reichstags findet alljährlich statt; der erstere kann zur Vorbereitung von Arbeiten allein berufen werden. Die Berufung des Bundesraths muß außerdem erfolgen, sobald ein Drittel der Stimmen sie verlangt. Der Reichskanzler führt den Vorsitz im Bundesrath und die Leitung der Geschäfte; auch übernimmt er mit der nothwendigen Gegenzeichnung die Verantwortlichkeit für die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers. Widerstrebende Bundesglieder können durch Exekution zur Erfüllung ihrer Pflichten angehalten werden. Abschnitt 5 handelt vom Reichstag. Derselbe geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche nach Maßgabe des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 erfolgt. Jeder Deutsche ist in dem Bundesstaat, in dem er wohnt, Wähler, sofern er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Für Personen des Soldatenstandes, des Heers und der Marine ruht die Berechtigung zum Wählen so lange, als dieselben bei der Fahne sind. Ausgeschlossen von der Wahlberechtigung sind: Personen, die unter Vormundschaft oder Kuratel stehen, oder über deren Vermögen der Konkurszustand gerichtlich eröffnet ist, oder welche eine Armenunterstützung aus öffentlichen oder Gemeindemitteln beziehen, oder denen durch rechtskräftiges Erkenntnis der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist. Wählbar zum Abgeordneten ist im ganzen Reichsgebiet jeder Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt und einem zum Reich gehörigen Staat seit mindestens einem Jahr angehört hat, sofern er nicht von der Wahlberechtigung ausgeschlossen ist. Auf durchschnittlich 100,000 Seelen wird ein Abgeordneter gewählt; jedoch sendet ein Bundesstaat, dessen Bevölkerung diese Ziffer nicht erreicht, ebenfalls einen Abgeordneten. Der Reichstag besteht gegenwärtig aus 397 Mitgliedern, nämlich 235 aus Preußen, 1 aus Lauenburg, 48 aus Bayern, 23 aus Sachsen, 17 aus Würtemberg, 15 aus Elsaß-Lothringen, 14 aus Baden, 9 aus Hessen, 6 aus Mecklenburg-Schwerin, je 3 aus Sachsen-Weimar, Oldenburg, Braunschweig und Hamburg, je 2 aus Sachsen-Meiningen, Sachsen-Koburg-Gotha und Anhalt und je 1 aus den übrigen Staaten. Die Legislaturperiode dauert drei Jahre; eine Auflösung des Reichstags kann während derselben nur durch Beschluß des Bundesraths unter Zustimmung des Kaisers erfolgen. In diesem Fall müssen binnen 60 Tagen die Wähler und binnen 90 Tagen nach der Auflösung der neu gewählte Reichstag versammelt werden. Auch darf der Reichstag ohne seine Zustimmung nicht länger als auf 30 Tage und nicht mehr als einmal während derselben Session vertagt werden. Die Reichstagsmitglieder dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen. Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag; wenn jedoch ein Mitglied in den Staatsdienst eintritt oder in demselben aufrückt, so muß es sich einer Neuwahl unterwerfen. Während der Sitzungsperiode darf kein Mitglied verhaftet werden, außer bei Ergreifung auf frischer That. Auf Verlangen des Reichstags wird sogar jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied und jede Untersuchungs- und Civilhaft für die Dauer der Session aufgehoben. Auch darf kein Mitglied wegen seiner Abstimmungen oder sonstigen, in Ausübung seines Berufs gemachten Aeußerungen gerichtlich oder disciplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb des Reichstags zur Verantwortung gezogen werden. Die Verhandlungen des Reichstags sind öffentlich, und wahrheitsgetreue Berichte darüber bleiben von jeder Verantwortlichkeit frei. Beschlüsse werden mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßt; jedoch ist zur Beschlußfähigkeit erforderlich, daß die Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder anwesend sei. Der Reichstag wählt sein Büreau, entscheidet über die Legitimation seiner Mitglieder; auch hat er das Recht, seinerseits Gesetze innerhalb der Kompetenz des Bundes vorzuschlagen. Weiteres über den Reichstag s. Geschäftsordnung. Abschnitt 6 handelt vom Zoll- und Handelswesen. Das Deutsche Reich bildet ein Zoll- und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze. Ausgeschlossen bleiben die wegen ihrer Lage zur Einschließung in die Zollgrenze nicht geeigneten einzelnen Gebietstheile (s. oben). Das Reich hat ausschließlich die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen sowie über die Besteuerung des Verbrauchs von einheimischem Zucker, Salz, Bier, Branntwein und Tabak. Der Ertrag der Zölle und Verbrauchsabgaben fließt in die Reichskasse. In Bayern, Würtemberg und Baden bleibt die Besteuerung des inländischen Branntweins, in denselben Staaten und in Elsaß-Lothringen auch die des Biers der Landesgesetzgebung vorbehalten. Die Erhebung und Verwaltung der Zölle und Verbrauchssteuern bleibt jedem Bundesstaat innerhalb seines Gebiets überlassen. Die außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze liegenden Gebiete tragen zu den Ausgaben des Reichs durch Zahlung eines Aversums bei. Bayern, Würtemberg, Baden und Elsaß-Lothringen haben an dem in die Reichskasse fließenden Ertrag der Steuern von Branntwein, beziehentlich Bier und an dem diesem Ertrag entsprechenden Theil des erwähnten Aversums keinen Theil. Abschnitt 7 sichert dem Reich eine ausgedehnte Kontrolle über das ganze Eisenbahnwesen (mit Ausnahme von Bayern). Abschnitt 8 unterwirft das Post- und Telegraphenwesen als einheitliche Staatsverkehrsanstalt der Leitung des Kaisers; die gesammten Ueberschüsse sollen nach Ablauf eines achtjährigen Uebergangsstadiums in die Reichskasse fließen. Bayern und Würtemberg behalten jedoch auch in dieser Hinsicht eine Sonderstellung und haben an den zur Reichskasse fließenden Einnahmen des Post- und Telegraphenwesens keinen Theil. Abschnitt 9 handelt von der Marine und Schiffahrt, Abschnitt 10 vom Konsulatwesen. Die Kriegsmarine des Reichs ist eine einheitliche unter dem Oberbefehl des Kaisers, deren Aufwand aus der Reichskasse zu bestreiten ist. Die gesammte seemännische Bevölkerung ist dazu dienstpflichtig und deshalb vom Dienst im Landheer befreit. Bundeskriegshäfen sind der Kieler Hafen und der Hafen im Jahdebusen. Die Kauffahrer sämmtlicher Bundesstaaten bilden eine einheitliche Handelsmarine. Die Konsuln werden vom Kaiser ernannt. Abschnitt 11 handelt vom Reichskriegswesen. Die Landmacht bildet ein einheitliches Heer unter dem Befehl des

Kaisers, mit Organisation nach preußischem Muster und der preußischen Militärgesetzgebung (s. unten). Abschnitt 12 handelt von den Reichsfinanzen. Alljährlich soll der Reichshaushaltsetat vor Beginn des Etatsjahrs durch ein Gesetz festgestellt werden. Der Reichskanzler hat alljährlich über die Verwendung aller Einnahmen des Reichs dem Bundesrath und dem Reichstag Rechnung abzulegen. So weit die Ausgaben nicht durch die der Bundeskasse überwiesenen Einnahmen (Zölle, Verbrauchssteuern, Post, Telegraphen) gedeckt werden, und so lange Reichssteuern nicht eingeführt sind, hat der Reichskanzler das Recht, bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrags außerordentliche Beiträge von den Einzelstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung auszuschreiben. In außerordentlichen Fällen kann auch im bundesgesetzlichen Weg die Aufnahme einer Anleihe erfolgen. Die Ausgaben werden in der Regel nur auf ein Jahr bewilligt. Dem Bundesrath und Reichstag ist die Ueberweisung der für das bayrische Heer erforderlichen Summe an Bayern nachzuweisen. Abschnitt 13 behandelt die Schlichtung von Streitigkeiten und Strafbestimmungen. Das Oberappellationsgericht der Hansestädte zu Lübeck hat als einzige Instanz über Hoch- und Landesverrath gegen das Reich ꝛc. zu erkennen, worüber nähere Bestimmungen durch ein Reichsgesetz noch zu erwarten sind. Alle Vergehen gegen das Reich, den Bundesrath, Reichstag und die Reichsbehörden sind in den Einzelstaaten nach den dortigen Gesetzen zu beurtheilen, als ob sie gegen den betreffenden Staat ꝛc. selbst begangen wären. Streitigkeiten zwischen Bundesstaaten werden auf Anrufen vom Bundesrath erledigt, so weit sie nicht von privatrechtlicher Natur sind. Auch hat der Bundesrath auf Anrufen innere Verfassungsstreitigkeiten der Einzelstaaten auszugleichen; ebenso hat er das Recht, Beschwerden über etwaige Justizverweigerung in den Einzelstaaten entgegenzunehmen und die gerichtliche Hülfe bei der betreffenden Regierung zu bewirken. Nach Abschnitt 14 erfolgen Veränderungen der Bundesverfassung im Weg der Gesetzgebung. Sie gelten als abgelehnt, wenn sie im Bundesrath 14 Stimmen gegen sich haben.

An der Spitze der Reichsverwaltung steht das Reichskanzleramt mit den Abtheilungen für das kaiserliche Generalpostamt, für die Generaldirektion der Telegraphen des Deutschen Reichs und für die Angelegenheiten von Elsaß-Lothringen; ebenso ist mit ihm das kaiserliche Statistische Amt, das Bundesamt für das Heimatswesen und das Reichseisenbahnamt verbunden. Das Reichskanzleramt und das auswärtige Amt des Deutschen Reichs sind gegenwärtig in Einer Person vereinigt, unter dieser stehen die Gesandten und Konsuln des Reichs. Neben den Gesandten des Reichs lassen sich nur einzelne Staaten noch durch besondere Gesandte bei einigen Regierungen vertreten. Für das Reich bestehen ferner Kommissionen zur Kontrolle der Zölle und Verbrauchssteuern, für Ueberwachung des Auswandererwesens, eine Reichsschulkommission für das höhere Schulwesen, ein Oberhandelsgericht (in Leipzig) als höchste Instanz in Handelsangelegenheiten und ein Rechnungshof.

Alle einzelnen deutschen Staaten, mit Ausnahme der beiden Mecklenburg, woselbst 1850 nach einer kurzen Verfassungsperiode die alten Feudalstände wieder hergestellt wurden, sind jetzt im Besitz von Verfassungen, die den Anschauungen der Neuzeit mehr oder weniger entsprechen, wenn auch der Kampf zwischen dem Alten und Neuen noch nicht überall erledigt ist. Unter ihnen haben Preußen, Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen das Zweikammersystem der Volksvertretung; die übrigen sind Staaten mit dem Einkammersystem. Lübeck, Bremen und Hamburg sind freie Städte. Die große Zahl mediatisirter Fürsten treffen wir als Standesherren in den Ständekammern von Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen, selbst im preußischen Herrenhaus ꝛc.

Reichsfinanzen. Die Einnahmen und Ausgaben des Reichs belaufen sich für 1875 auf je 515,018,563 Mark. Die Einnahmen sind:

	Mark
Zölle und Verbrauchssteuern	220,017,690
Wechselstempelsteuer	5,815,350
Post- und Zeitungsverwaltung	10,750,227
Eisenbahnverwaltung	7,067,850
Verschiedenes	1,590,450
Aus dem Reichsinvalidenfonds	28,870,748
Ueberschuß von 1873	37,550,034
Ueberschuß von 1874	16,527,862
Für die St. Gotthard-Eisenbahn	969,023
Münzwesen	7,800,000
Zinsen aus belegten Reichsgeldern	9,380,000
Außerordentliche Zuschüsse	94,054,176
Matrikularbeiträge	68,969,549
Summa:	518,372,559
Davon ab als Zuschuß für die Telegraphenverwaltung	3,353,996
Summa:	515,018,563

Die Ausgaben sind:

	Fortlaufende	Außerordentliche
Reichskanzleramt	3,171,034	292,304
Reichstag	315,222	20,000
Auswärtiges Amt	5,362,240	1,865,250
Verwaltung des Reichsheers	311,394,605	43,901,603
Telegraphenverwaltung	—	120,000
Marineverwaltung	18,047,818	9,094,702
Postverwaltung	—	1,217,279
Reichseisenbahnamt	179,880	—
Eisenbahnverwaltung	—	54,714,126
Reichsschuld	2,040,000	600,000
St. Gotthard-Eisenbahn	—	1,817,048
Rechnungshof	381,612	60,000
Reichsoberhandelsgericht	351,540	—
Allgemeiner Pensionsfonds	23,376,512	—
Münzwesen	—	7,800,000
Reichsinvalidenfonds	28,870,748	—
Rayon-Entschädigungsrenten	25,040	—
Summa:	393,516,251	121,502,312

Unter den Zöllen und Verbrauchssteuern sind an gemeinschaftlichen Abgaben berechnet: Ein- und Ausgangsabgaben 104,496,390, Rübenzuckersteuer 40,669,680, Salzsteuer 32,995,080, Tabaksteuer 1,142,850; an nicht gemeinschaftlichen Abgaben: Branntweinsteuer 32,541,990, Braumalzsteuer 13,113,780; Aversa von Bundesgebieten, welche nicht zum Zollverein gehören: gemeinschaftliche Einnahmen 3,070,710, nicht gemeinschaftliche 987,210 Mark. Bei der Post- und Zeitungsverwaltung ergibt die Einnahme der Post 101,725,050 Mark und zwar an Porto 85,800,000, Personengeld 7,800,000, Gebühren für Bestellung von Postsendungen 3,765,000, Debit der Zeitungen 2,640,000 Mark ꝛc.; die Ausgabe 90,936,385 Mark (ohne kleine Abrechnungen mit Hessen). Die Einnahme der Telegraphenverwaltung beträgt 12,115,800, die Ausgabe 15,469,796 Mark; die Einnahme der Eisenbahnverwaltung 36,030,000, die Ausgabe 28,962,150 Mark. Von den Matrikularbeiträgen kommen auf Preußen 32,051,251, Lauenburg 62,638, Bayern 15,319,571, Sachsen 3,239,999, Würtemberg 5,784,133, Baden 4,249,774, Elsaß-Lothringen 2,200,617, Hessen 1,368,285, Mecklenburg-Schwerin 639,067, Mecklenburg-Strelitz 137,441, Sachsen-Weimar 427,350, Oldenburg

457,789, Braunschweig 387,648, Sachsen-Meiningen 298,183, Sachsen-Altenburg 214,532, Sachsen-Koburg-Gotha 271,450, Anhalt 332,380, Schwarzburg-Sondershausen 100,468, Schwarzburg-Rudolstadt 117,547, Waldeck 82,818, Reuß ältere Linie 73,310, Reuß jüngere Linie 135,264, Schaumburg-Lippe 46,928, Lippe 170,357, Lübeck 68,191, Bremen 193,786, Hamburg 538,772 Mark. Unter den Ausgaben für das Reichsheer entfallen auf Bayern 40,511,659 Mark. — Nach Abtragung der Kriegsanleihen und der älteren Anleihen zu Marinezwecken bestehen die **Reichsschulden** in Schatzanweisungen, welche theils zur Verstärkung des Betriebsfonds, theils zum Zweck der raschen Durchführung der Münzreform im Betrag von 150 Mill. Mark ausgegeben werden dürfen. Die Ausgaben für die Schuld sind: Zinsen auf Schatzanweisungen, welche auf Grund des Etatgesetzes zur vorübergehenden Verstärkung des ordentlichen Betriebsfonds der Reichshauptkasse ausgegeben werden: 540,000; Zinsen auf Schatzanweisungen, welche behufs der Beschaffung eines Betriebsfonds zur Durchführung der Münzreform ausgegeben werden: 1,350,000; Zinsen auf Schuldverschreibungen oder Schatzanweisungen, welche auf Grund des Gesetzes, betreffend die Aufnahme einer Anleihe für Zwecke der Marine und der Telegraphenverwaltung, im Betrag von 16,187,553 Mark ausgegeben werden: 150,000 Mark. Das Gesetz vom 20. April 1874 bestimmt, daß die einzelnen Staaten verpflichtet sind, bis zum 1. Juli 1875 sämmtliches von ihnen ausgegebene Papiergeld einzuziehen. Zum Ersatz werden **Reichskassenscheine** im Betrag von 120 Mill. Mark ausgegeben und unter die Einzelstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung vertheilt.

Auf dem Gebiete der **Rechtspflege** zeigt D. noch dieselbe Zerrissenheit wie ehemals auf politischem und militärischem Gebiet, jedoch wird gegenwärtig auch hierin eine Einheit erstrebt. Wenn man von einigen kleineren Verschiedenheiten absieht, so gibt es in D. bezüglich des Privatrechts fünf Rechtsgebiete: für das preußische Allgemeine Landrecht, das gemeine Recht, das sächsische bürgerliche Recht in Sachsen, das badische Landesrecht in Baden und das französische Civilgesetz. Das preußische Allgemeine Landrecht gilt in fast allen Theilen der acht alten Provinzen des preußischen Staats und in einigen anderen Gebieten, die bis 1806 zu Preußen gehörten; das gemeine Recht, in dessen Gebiet hinter den mehr oder weniger unvollständigen Orts- und Landesrechten das römische oder das deutsche Privatrecht in Anwendung kommt, in den neuen preußischen Provinzen (in Hannover mit Ausnahmen), in Hohenzollern, im Regierungsbezirk Stralsund, im Regierungsbezirk Koblenz auf der rechten Rheinseite, in Bayern mit Ausnahmen (Ansbach und Baireuth), Würtemberg, Hessen (ohne Rheinhessen) und in sämmtlichen Kleinstaaten der Mitte und des Nordens mit geringen Ausnahmen; das französische Civilgesetz in allen Ländern auf der linken Rheinseite und auf der rechten Rheinseite im ehemaligen Großherzogthum Berg. — Die **höchsten Gerichtshöfe** für die einzelnen Theile des Reichs sind: das Obertribunal in Berlin für den preußischen Staat; das Reichsoberhandelsgericht in Leipzig in Handelssachen für das Reich und in der Rechtspflege für Elsaß-Lothringen; die Oberappellationsgerichte in Lübeck für die Hansestädte (und für Hoch- und Landesverrath gegen das Reich), in Rostock für Mecklenburg, in Oldenburg für Oldenburg, in Jena für die thüringischen Staaten und Anhalt, in Dresden für Sachsen, in Darmstadt für Hessen und in München für das diesseitige Bayern und zugleich als Kassationshof für die Pfalz; das Obergericht in Wolfenbüttel für Braunschweig und Schaumburg-Lippe; das Appellationsgericht in Celle für Lippe; das Obertribunal in Stuttgart für Würtemberg und das Oberhofgericht in Mannheim für Baden. Eine Einheit im Deutschen Reich besteht bereits auf dem Gebiete des Handelsrechts, und ebenso ist auf dem Gebiete des Strafrechts durch die Einführung des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich (seit 1. Jan. 1872) eine Einheit erzielt worden. Ferner gelten für den ganzen Umfang des Reichs die Gesetze über die Freizügigkeit (vom 1. Nov. 1867) und über den Unterstützungswohnsitz (vom 6. Juni 1870). Vgl. **Bluntschli**, Deutsche Staatslehre für Gebildete (Nördl. 1874); **Rönne**, Das Verfassungsrecht des Deutschen Reichs (Leipz. 1872); »Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik«, herausgegeben von G. Hirth (das. seit 1871); »Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs«, herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff (das. seit 1872).

Kriegswesen und **Marine**. Schon das alte Deutsche Reich hatte seine Reichsarmee, doch bei der bunten Zusammensetzung aus zahllosen kleinen Kontingenten ohne besondern militärischen Werth; ihr Auftreten im Siebenjährigen Krieg brachte sie vollends in Mißkredit. Ihre Stärke war 1681 auf 40,000 Mann, dabei 12,000 Reiter, festgesetzt, 1702 auf 80,000 Mann im Frieden, 120,000 Mann im Krieg erhöht. Die Theilung ging so weit, daß z. B. die Grafen Solms 4 Mann zu Roß und 12 zu Fuß, die Leiningen jüngerer Linie 3 Mann zu Roß und 9 zu Fuß, die Grafen Wittgenstein 1 zu Roß und 4 zu Fuß zu stellen hatten. Unabhängig davon bildeten die größeren Kontingente schon damals wohlgeordnete, gut disciplinirte, im Krieg bewährte und überall geachtete Truppenverbände, wie Braunschweig, Hessen, Sachsen, Hannover, Bayern und vor allen Preußen, dessen stehendes Heer allein an Stärke die ganze Reichsarmee übertraf. Größere Einheit in das deutsche Heerwesen brachte 1815 die Organisation des Deutschen Bundes. Nach den Wiener Verträgen, die bis 1866 in Kraft blieben, stellte der Bund 300,000 Mann ins Feld in 10 **Armeekorps**, davon 1—3 Oesterreich, 4—6 Preußen, 7 Bayern, 8 Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, 9 Sachsen, Kurhessen, Nassau und Luxemburg, 10 Hannover, Holstein, Mecklenburg, Braunschweig, Oldenburg und 1 **Reservedivision** die übrigen kleineren Staaten. Bei aller Verschiedenheit der Reglements, Bewaffnung ꝛc. sicherten alle vier Jahre wiederholte Besichtigungen durch Generäle fremder Kontingente die kriegsmäßige Ausbildung sowie das Vorhandensein der nöthigen Kopfzahl und der für den Krieg erforderlichen Ausrüstungsstücke und Waffen. Auch jetzt beschränkten nur die kleineren Staaten ihre Truppenzahl auf die vom Bund vorgeschriebene Stärke. Infolge des Kriegs 1866 wurden Preußens Heereseinrichtungen auf ganz Norddeutschland, nach Wiederherstellung des Kaiserreichs 1871 auch auf die südlichen Staaten übertragen. Die Reichsverfassung vom 16. April 1871 und das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 nahmen die früher gültigen Bestimmungen in sich auf oder übertrugen sie direkt auf das Reich (Wehrgesetz für den Norddeutschen Bund vom 9. Nov. 1867, Ersatzinstruktion vom 26. März 1868). Die Ende 1874 beschlossenen Gesetze über die Kontrolle der Mannschaften des

Beurlaubtenstands und über die Einrichtung des Landsturms haben die Organisation des Heerwesens vorläufig zum Abschluß gebracht. Die bewaffnete Macht besteht aus dem Heer, der Marine und dem Landsturm; das Heer theilt sich in stehendes Heer und Landwehr, die Marine in Flotte und Seewehr. Stehendes Heer und Flotte sind die Schule der Wehrpflichtigen und beständig zum Krieg bereit, Land- und Seewehr dienen zu ihrer Verstärkung im Kriegsfall, der Landsturm (s. d.) wird nur im Nothfall zur Landesvertheidigung aufgeboten. Die Wehrpflicht ist allgemein; ausgenommen von ihr sind nur die Mitglieder regierender Fürstenhäuser, die übrigens fast ohne Ausnahme im Heer dienen, und die Glieder der mediatisirten, früher reichsunmittelbaren Häuser, denen diese Befreiung auf Grund besonderer Verträge zusteht; Stellvertretung ist unstatthaft. Die Dienstpflicht beginnt mit vollendetem 20. Lebensjahr und dauert bis zum 32. Jahr, 7 Jahre im stehenden Heer und der Reserve und 5 Jahre in der Landwehr. Landsturmpflichtig sind alle Wehrfähigen vom beendeten 17.—42. Lebensjahr, so weit sie nicht anderweitig zum Dienst eingezogen sind. Die aktive Dienstzeit dauert gesetzlich 3 Jahre. Freiwilliger Eintritt ist schon mit beendetem 17. Jahr gestattet; zulässige Verkürzungen der Dienstzeit s. Ersatzwesen, über die Einjährig-Freiwilligen s. Freiwillige. Die Wehrpflichtigen leisten ihren Dienst in dem Staat, in dem sie zur Zeit der Aushebung sich aufhalten, werden aber für ihren Landesherrn vereidigt und tragen die Kokarde des Heimatlands neben der des Kontingents, in welchem sie dienen.

Den Oberbefehl über das Heer führt der Kaiser. Im Frieden haben jedoch einige Kontingente eine selbständige Stellung, unbeschadet gemeinsamer Reglements, Ausbildungs- und Dienstvorschriften. Die bayrischen Truppen stehen ganz unabhängig, auch der auf Bayern entfallende Theil der Ausgaben für das Heer wird ihm nur im ganzen überwiesen. Selbständige Verwaltung mit eigenen Ministerien, doch auf Grund des vom Reichstag festgesetzten Budgets, haben die Kontingente von Würtemberg und Sachsen. Der Kaiser ernennt hier nur die obersten Befehlshaber, und die Ernennung von Generälen bedarf seiner Zustimmung. Auch das Dislokationsrecht ist in diesen Staaten etwas beschränkt und die Anlage von Festungen in Würtemberg und Bayern von der Zustimmung des Landesherrn abhängig gemacht. Die Kommandanten von Festungen ernennt überall, außer in Bayern, der Kaiser. Von den anderen Staaten hat noch Braunschweig sich die selbständige Ernennung der Officiere vorbehalten, sonst sind ihre Kontingente ganz mit der preußischen Armee verschmolzen. Dieselben bilden in Baden fast ein ganzes Korps, in Hessen eine eigene Division, in Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig geschlossene Truppenkörper aller Waffen, in Weimar, Koburg-Gotha, Anhalt je ein Infanterieregiment; in den kleineren Staaten werden die Wehrpflichtigen in ein oder zwei in dem betreffenden Gebiete dislocirte Bataillone eines Infanterieregiments, die zu anderen Waffen Ausgehobenen aber, wie auch in den zuletzt genannten Staaten, in preußische Truppentheile eingestellt. Die Landesherren haben über die in ihrem Gebiete dislocirten Truppen die Rechte kommandirender Generäle. Die oberste Verwaltung des Heers leitet das Kriegsministerium (s. d.).

Das Reichsheer selbst ist formirt in 18 Armeekorps; sie sind, die preußische Garde und die Bayern ausgenommen, mit fortlaufenden Nummern bezeichnet und vertheilen sich nach ihren Einquartierungs- und Aushebungsbezirken sowie nach dem Sitz der Generalkommando's, wie folgt: Das Gardekorps, mit kleinen Ausnahmen in Berlin, bezieht seine Rekruten aus dem ganzen preußischen Staat; das 1. Armeekorps (Königsberg) Provinz Preußen östlich der Weichsel und Danzig; das 2. (Stettin) Preußen westlich der Weichsel (ohne Danzig), Pommern, Regierungsbezirk Bromberg; das 3. (Berlin) Brandenburg; das 4. (Magdeburg) Provinz Sachsen, Anhalt, Altenburg, beide Schwarzburg, beide Reuß; das 5. (Posen) Regierungsbezirke Posen und Liegnitz; das 6. (Breslau) Regierungsbezirke Breslau und Oppeln; das 7. (Münster) Westfalen bis auf Theile des Regierungsbezirks Arnsberg, Regierungsbezirk Düsseldorf zum größten Theil, Lippe und Schaumburg-Lippe; das 8. (Koblenz) Rheinprovinz ohne Kreis Wetzlar und den Theil des Bezirks Düsseldorf, Oldenburgisch-Birkenfeld; das 9. (Altona) Schleswig-Holstein, Landdrostei Stade, Lauenburg, Oldenburgisch-Eutin, beide Mecklenburg, die 3 Hansestädte; das 10. (Hannover) Hannover ohne Stade, Oldenburg, Braunschweig, Kreis Rinteln; das 11. (Kassel) Hessen-Nassau ohne Rinteln, Kreis Wetzlar, Theil vom Bezirk Arnsberg, Sachsen-Weimar, Koburg-Gotha, Meiningen, Waldeck, Großherzogthum Hessen; das 12., sächsische, (Dresden) Königreich Sachsen; das 13., würtembergische, (Stuttgart) Würtemberg; das 14. (Karlsruhe) Baden und Hohenzollern, ein Theil des Korps steht in Garnisonen im südlichen Elsaß; das 15. (Straßburg) Elsaß-Lothringen (die Rekruten dieses Korpsbezirks werden jetzt noch in andere Armeekorps vertheilt, für das Korps selbst ist nur 1 Feldartillerieregiment von 8 Batterien, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon neu errichtet; sonst besteht dasselbe aus Truppen, die von anderen Korps dahin abgegeben sind, und zwar: 8 preußische, 1 sächsisches, 1 würtembergisches Infanterieregiment, 5 preußische Kavallerieregimenter, 2 preußische Fußartilleriebataillone: Nr. 10 und 11, vereinigt zum Regiment Nr. 15; attachirt sind aus Bayern: 1 Infanteriebrigade von 2 Regimentern, 1 Kavallerieregiment, 1 Fußartilleriebataillon); das 1. bayrische Korps (München) Bayern südlich der Donau, Theile von Oberpfalz und Mittelfranken; das 2. bayrische (Würzburg) das übrige Bayern. Jeder Korpsbezirk zerfällt in 4 Brigade-, diese in Landwehrbataillonsbezirke, normal im Korpsbereich 17 (entsprechend zu zweien je einem der 8 Infanterieregimenter, und 1 Reservebezirk). — Das Armeekorps zerfällt im Frieden in 2 Divisionen, zu jeder gehören 2 Infanteriebrigaden von 2 Regimentern und den entsprechenden 4—5 Landwehrbezirkskommando's und 1 Kavalleriebrigade von 2, 3—4, normal 3 Regimentern; außerdem gehören zum Korps 1 Feldartilleriebrigade von 2 Regimentern, 1 Fußartillerieregiment oder Bataillon und je 1 Jäger-, Pionier- und Trainbataillon. Abweichend ist dem 11. Korps eine 3. Division (die 25. großherzoglich hessische) zugetheilt, beim Garde- und 12. Korps bildet die Kavallerie eine besondere Kavalleriedivision; das Garde-, 9., 12. Korps haben 2, die beiden bayrischen Korps je 5 Jägerbataillone, das 13., 14., 15. Korps haben keine Jäger, das 15. auch nur 1 Feldartillerieregiment. Das mobile Armeekorps zerfällt gleichmäßig in: 2 Infanteriedivisionen von 4 Regi-

mentern, also 12 (mit Jägern 13) Bataillonen in 2 Brigaden, 1 Kavallerieregiment mit 4 Schwadronen, 1 Abtheilung Feldartillerie mit 4 Batterien, 1 Pionierkompagnie mit Brückentrain ꝛc., 1 Kavalleriedivision von normal 4 Regimentern = 16 Schwadronen mit 1 reitenden Batterie, die Korpsartillerie von 8 Batterien, die Munitionskolonnen, 1 Pionierkompagnie nebst Korpsbrückentrain, endlich die Trains und Administrationen; neu aufgestellt werden die Ersatztruppen und die Besatzungs- oder Reservetruppen (s. unten). Höhere Behörden neben den Generalkommando's der Armeekorps sind: der Generalstab (s. d.), 4 Armeeinspektionen, 3—4 Armeekorps umfassend, das Garde-, 2., 3., 10. Korps nicht eingetheilt (Theile der 3 letzten Korps waren bei Bildung dieser Inspektionen noch mobil in Frankreich); die Generalinspektionen der Artillerie (mit 4 Feld- und 2 Festungsartillerieinspektionen), des Ingenieurkorps und der Festungen (mit 4 Ingenieurinspektionen, unter denen 4 Pionier- und 8 Festungsinspektionen), des Militärbildungswesens (unter ihr das Kommando des Kadettenkorps, die Inspektion der Kriegsschulen, die Militärexaminationskommission); Inspektionen für Jäger, Train, Remontewesen, Infanterieschulen, Gewehrfabriken ꝛc. Bayern hat besonders einen Generalstab und Inspektionen für Artillerie und Train, Ingenieurkorps und Festungen, Militärbildungsanstalten und für Remonten. Den Generalkommando's unterstellt sind die Kommandanturen der Festungen. Für Ausbildung von Officieren und Unterofficieren bestehen die Kriegsakademien in Berlin und München, Artillerie- und Ingenieurschulen ebenda, 9 Kriegsschulen (1 in München), 9 Kadettenhäuser (1 bayrisches, 1 sächsisches), Oberfeuerwerkerschule, Unterofficierschulen und Regimentsschulen bei den Truppen.

An Truppen zählt das Reichsheer: A. Infanterie: 148 Regimenter, 9 der Garde, die übrigen numerirt von 1—126 (Nr. 97, 98, 99 fehlen) und 16 bayrische, davon wieder 1 Leibregiment, die anderen Nr. 1—15. Die Regimenter führen außer der Nummer einen Namen nach ihrem Ergänzungsbezirk oder ihrem Chef und dann häufig statt der Nummer dessen Namenszug auf den Achselklappen. Die Bezeichnung als Grenadier- oder Füsilier-, resp. Schützenregiment hat keine besondere Bedeutung. Von den Regimentern 1—126 gehören die Nummern 89, 90 Mecklenburg, 92 Braunschweig, 100—108 dem Königreich Sachsen, 109—114 Baden, 115—118 Hessen, 119—126 Würtemberg, die anderen Preußen und den eng damit verbundenen kleinen Staaten an. Jedes Regiment hat 3 Bataillone (Nr. 116 nur 2) zu 4 Kompagnien; das Bataillon ist im Frieden 564, im Krieg an Kombattanten 1002 Köpfe stark. Im Krieg ist die Aufstellung eines 4. Bataillons bei jedem Regiment aus überschießenden Reserven vorgesehen. Jäger gibt es 26 Bataillone, 16 preußisch-norddeutsche, 10 bayrische, zusammen also 469 Bataillone Fußtruppen. Dazu tritt im Frieden das Lehrinfanteriebataillon, aus Kommandirten aller Truppen jährlich neu gebildet, zur Erhaltung der Gleichmäßigkeit in der Ausbildung der Infanterie. Die Schießschule bildet Schießlehrer für die Truppen aus. B. Kavallerie: 93 Regimenter, 70 preußische, 2 mecklenburgische, 1 braunschweigisches, 6 sächsische, 4 würtembergische, 10 bayrische; nach Armeekorps vertheilt sind 8 bei der Garde, 4, 5 oder 6 bei den anderen Korps, nach Waffen 12 Kürassier- (2 Bayern), 23 Dragoner- (2 Würtemberg), 18 Husaren- (1 Braunschweig), 25 Ulanen- (2 Sachsen, 2 Würtemberg, 2 Bayern), 4 sächsische Reiter- und 6 (bayrische) Chevaulégersregimenter. Alle haben 5 Schwadronen, von denen 4 ins Feld rücken, 1 als Ersatzschwadron zurückbleibt, die ganze Reiterei also 465, davon zur Verwendung im Feld 372 Schwadronen. Jedes Regiment hat im Frieden 672 Pferde, das mobile Regiment 600 Kombattantenpferde. Das Militärreitinstitut in Hannover und die Equitationsanstalt in München sorgen für gleichmäßige Ausbildung in der Reiterei. C. Feldartillerie: 36 Regimenter; normal ist bei jedem Armeekorps 1 Regiment von 9 Batterien (6 Fuß-, 3 reitende) in 3 Abtheilungen und 1, zur Vertheilung an die Infanteriedivisionen, von 5 Fußbatterien in 2 Abtheilungen; beim 11. Korps tritt das hessische Regiment mit 6 Batterien hinzu, beim 15. fehlt das Regiment zu 9 Batterien, beim 12. Korps ist 1 reitende Batterie mehr, beim 13. fehlen 3, beim 14. 1 Batterie. Im ganzen zählt die Feldartillerie 300 Batterien, im Frieden zu 4, mobil zu 6 Geschützen. D. Fußartillerie: 12 Regimenter zu 2 Bataillonen und 5 einzelne Bataillone (beim 9., 10., 11., 13., 14. Korps, 2 davon bilden das Regiment Nr. 15, s. oben); zusammen 29 Bataillone zu 4 Kompagnien, letztere im Frieden 116, mobil 250 Köpfe stark. Die Fußartillerie bedient die Geschütze in Festungen oder die Angriffsbatterien bei Belagerungen, für welche 2 Belagerungstrains zu je 400 Geschützen vorhanden sind. Zur Ausbildung der Artillerie im Schießen besteht im Frieden die Artillerieschießschule mit 1 Lehrbatterie, 1 Lehrkompagnie und 1 Versuchsabtheilung zum Erproben neuer Erfindungen. E. Pioniere: 18 Bataillone, je 1 bei jedem Korps zu 4 Kompagnien. Von jedem Bataillon gehören 3 Kompagnien zum mobilen Armeekorps, die 4. Kompagnie gibt den Stamm zu 3 Festungskompagnien, beim Garde- und 4 Korps aber zu 7 Feld- und 5 Reservetelegraphenabtheilungen. Das Bataillon ist im Frieden 520, jede mobile Kompagnie 250 Köpfe stark. Zu den Pionieren gehört noch 1 Eisenbahnbataillon und 1 bayrische Eisenbahnkompagnie; ersteres formirt im Kriege 12 Kompagnien, die eigentlichen Eisenbahnformationen werden daraus nach Bedarf zusammengestellt. F. Train: 18 Bataillone und 1 (hessische) Kompagnie, die Bataillone zu 2 (beim Garde- und 2. Korps 3) Kompagnien und 228 Köpfe stark als Stamm für die aufzustellenden Sanitätsdetachements, Feldlazarethe, Verpflegungskolonnen ꝛc. Besondere Formationen sind die Feldjäger, Schloßgarde-, resp. Gardeunterofficierkompagnien in Berlin, Stuttgart, Darmstadt, Leibgarde der Hartschiere in München, Garnison- (2 bayrische) und Invalidenkompagnien Gensdarmerie ꝛc. Im Frieden nur in Stämmen vorhanden ist die Landwehr. Sie formirt besondere Truppenkörper nur für die Infanterie und zwar, den Regimentern des stehenden Heers entsprechend, Regimenter zu 2 Bataillonen (9 der Garde, 109 der Linie, 1 hessisches zu 1 Bataillon, 13 sogen. Reservebataillone mit den Nummern der Füsilierregimenter 33—40, 73, 80, 86, 108 und (Stuttgart) Nr. 127, ferner 11 elsaß-lothringische und 32 bayrische, zusammen 293 Besatzungsbataillone, mobil zu je 1002 Kombattanten. Die Landwehrleute der anderen Waffen werden nach Erfordern in die bestehenden oder bei der Mobilmachung aufgestellten Neuformationen einberufen. An Besatzungstruppen

stellen neu auf: die Jäger auf jedes Bataillon 1 Kompagnie zu 250 Mann, 26 Kompagnien; die Kavallerie auf jedes Armeekorps 2, zusammen 36 Regimenter oder 144 Schwadronen zu 150 Pferden; die Feldartillerie 3 Reservebatterien auf jedes Regiment, 108 Batterien zu 6 Geschützen, davon 20 reitende; die Fußartillerie ein 2. Bataillon auf jedes Bataillon des stehenden Heers, 29 Bataillone; Pioniere s. oben. An Ersatztruppen formirt jedes Infanterieregiment 1 Bataillon, jedes Jäger- und Pionierbataillon je 1, jedes Train- und das Eisenbahnbataillon 2 Kompagnien, jedes Feldartillerieregiment 1 Abtheilung von 2 Batterien. Für die Kavallerie wird der Ersatz bei den fünften Schwadronen, für die Fußartillerie bei den in den Festungen verbleibenden Bataillonen ausgebildet. Ueber die stellvertretenden Behörden s. Ersatzwesen und Landwehr.

Die Friedensstärke des Heers, gesetzlich bis Ende 1881 auf 1 Proc. der Bevölkerung von 1871 festgestellt, beträgt 401,659 Köpfe, ungerechnet 19,752 Officiere, 2904 Aerzte, Roßärzte, Zahlmeister und 680 Büchsenmacher und Sattler; dazu kommen 96,158 Pferde. Ausgehoben werden jährlich ca. 143,000 Mann. Die Kriegsstärke des Heers beträgt, bei einer Feldarmee von 469 Bataillonen, 372 Schwadronen, 300 Batterien oder 469,000 Mann Infanterie, 55,800 Pferden, 1800 Geschützen, nebst 293 Bataillonen und 26 Jägerkompagnien, 144 Schwadronen, 108 Batterien und 58 Bataillonen Fußartillerie an Reserve- und Besatzungstruppen, endlich 148 Bataillonen, 26 Jägerkompagnien, 93 Schwadronen, 71 Batterien Ersatztruppen, in 910 Bataillonen und 52 Kompagnien, 609 Schwadronen, 479 Batterien: an fechtenden Truppen 910,000 Mann Infanterie, 91,350 Reiter und 2874 Feldgeschütze; mit Fußartillerie, Pionieren, Trains und allen Nichtkombattanten steigt die Kopfstärke auf rund 1,300,000 Mann mit 32,000 Officieren, zu denen dann noch 148 vierte Bataillone und der Landsturm treten können. Die Festungen des Reichs, deren manche in letzter Zeit eingegangen, andere im Umbau begriffen sind oder erweitert werden, sind: östlich der Weichsel Königsberg, Pillau, Memel (Seeseite), Lötzen (Feste Boyen); an der Weichsel Danzig mit Weichselmünde und Thorn; an der Warthe Posen; an der Oder Küstrin und Glogau; an der Ostsee westlich der Weichsel Kolberg, Swinemünde und Stralsund (alle drei nur von der Seeseite), Kiel mit Friedrichsort (im Bau) und Sonderburg-Düppel; an der Elbe Magdeburg, Torgau, Königstein; zwischen Oder und Elbe Spandau, Neisse, Glatz; an der Nordsee Wilhelmshaven (im Bau) und Küstenbefestigungen an der Elb- und Wesermündung; am Rhein Wesel, Köln mit Deutz, Koblenz mit Ehrenbreitstein, Mainz, Rastadt, Germersheim, Straßburg, Breisach; westlich des Rheins Saarlouis, Diedenhofen, Metz, Bitsch; an der Donau Ulm und Ingolstadt.

Die Marine entwickelte sich in Preußen seit 1848, ging 1866 auf den Norddeutschen Bund, 1871 auf das Reich über und wird, nachdem allmählich ein genügender Stamm an Officieren und Mannschaften herangezogen ist, jetzt auch an Schiffszahl bedeutend vergrößert. An der Spitze steht die Admiralität, unter ihr die Marinestationen der Ost- und Nordsee, auf welche die Schiffe und Mannschaften vertheilt sind, mit besonderen Chefs. Der Bestand an Schiffen war Mitte 1874 (nach dem Gothaischen »Diplomatisch-statistischen Jahrbuch«):

Flotte		Zahl	Kanonen	Tonnengehalt	Pferdekräfte
A. Dampfschiffe.					
Panzerfregatten	König Wilhelm	1	23	5938	8000
	Friedrich Karl	1	16	3200	3600
	Kronprinz .	1	17	3404	4800
Panzerfahrzeuge	Arminius .	1	4	1230	1200
	Prinz Adalbert	1	3	1470	1200
Linienschiff .	Renown . .	1	23	3318	3000
Gedeckte Korvetten	Elisabeth . .	1	18	1996	2400
	Hertha . .	1	27	1848	1600
	Vineta . .	1	20	1846	1600
	Arkona . .	1	20	1691	1300
	Gazelle . .	1	20	1691	1300
Glattdeckskorvetten	Augusta . .	1	10	1550	1300
	Victoria . .	1	10	1550	1300
	Ariadne . .	1	6	1309	2100
	Luise . . .	1	8	1309	2100
	Meduse . .	1	14	970	800
	Nymphe . .	1	14	970	800
Aviso's	Preuß. Adler	1	2	850	900
	Falke . . .	1	2	1030	1100
	Pomerania .	1	—	406	700
	Loreley . .	1	2	332	360
Königl. Yacht .	Grille . . .	1	—	493	660
Kanonenboote	Albatros . .	1	4	601	600
	Nautilus . .	1	4	601	600
	1. Klasse . .	7	21	2174	2030
	2. Klasse . .	9	9	2131	1960
Transportdampfer		2	—	425	310
B. Segelschiffe.					
Fregatten		2	15	2609	—
Briggs		3	11	1708	—
Summa		47	234	40,278	47,230

Dazu treten 1875: 4 Panzerfregatten (Kaiser, Deutschland, Friedrich d. Gr. und Preußen, letztere beide Thurmschiffe) sowie 1 Panzerkorvette (Hansa); außerdem sind im Bau 1 Panzerfregatte (Großer Kurfürst) und 2 Glattdeckskorvetten (Freya und Thusnelda), zusammen 8 Schiffe mit 54 Geschützen, 27,222 Tonnen Gehalt und 40,000 indicirten Pferdekräften. Auch sind noch verschiedene Fahrzeuge zum Hafendienst vorhanden. Das Marinepersonal, in 2 Matrosen-, 2 Werftdivisionen, Schiffsjungen- und Torpedoabtheilung 400 Officiere und rund 7000 Köpfe stark, kann im Kriegsfall auf das doppelte verstärkt werden. Für Ausbildung der Seeofficiere bestehen die Marineakademie und Marineschule in Kiel. An Marinetruppen sind vorhanden: 1 Seebataillon (Infanterie) von 5 Kompagnien, im Frieden 1025 Köpfe, 1 Seeartillerieabtheilung von 3 Kompagnien, 454 Köpfe, zur Bedienung der schweren Küstengeschütze, organisirt wie die Fußartillerie, und die Marinestabswache, 52 Köpfe. Kriegshäfen sind Kiel an der Ostsee und Wilhelmshaven am Jahdebusen an der Nordsee. Außerdem besteht eine Marinewerft in Danzig.

Das Wappen des Deutschen Reichs bildet ein einköpfiger schwarzer Adler mit rothem Schnabel nebst rothen Fängen und dem preußischen Adler in silbernem Schild auf der Brust; im Wappen des preußischen Adlers das Wappen von Hohenzollern; über dem Ganzen die goldene Kaiserkrone mit goldenem Band (s. »Wappentafel«). Die Flagge der deutschen Marine ist schwarz-weiß-roth (die Kriegsflagge mit dem preuß. Adler und dem Eisernen Kreuz; s. »Flaggenkarte«).

Literatur zur Geographie und Statistik. Cotta, Deutschlands Boden (2. Aufl. 1860); K. F. V. Hoffmann, D. und seine Bewohner (Stuttg. 1834—36, 4 Bde.); Derselbe, Das Vaterland der Deutschen (Nürnb. 1839); v. Hoff, D. in seiner natürlichen Beschaffenheit, seinem frühern und jetzigen politischen Verhältnis (Gotha 1838); Duller, D. und das deutsche Volk (Leipz. 1845—46, 2 Bde.); »Das malerische und romantische D.« (das. 1846—

1847, 10 Thle.); Winderlich, Das deutsche Land und seine Bewohner (2. Aufl., Leipz. 1852); Kutzen, Das deutsche Land (2. Ausg., Bresl. 1867); Brachelli, Deutsche Staatenkunde (Wien 1856, 2 Bde.); Berghaus, D. und seine Bewohner (Berl. 1860, 2 Thle.); Derselbe, D. seit hundert Jahren (Leipz. 1860—61, 2 Bde.); Daniel, D. (4. Aufl., das. 1874, 2 Bde.); Böckh, Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten (Berl. 1870); »Statistik des Deutschen Reichs«, vom kaiserlichen Statistischen Amt (das. seit 1873); Neumann, Das Deutsche Reich in geographischer, statistischer und topographischer Beziehung (das. 1874, 2 Bde.); Brachelli, Statistische Skizze des Deutschen Reichs nebst Luxemburg (Leipz. 1874). Von Ortslexiken sind zu erwähnen das von Huhn (Hildburgh. 1845—49, 6 Bde.) und das von Rudolph (Leipz. 1865), beide veraltet; ein neueres ist nicht vorhanden. Die besten Karten lieferten außer den Generalstabskarten Reymann (Centraleuropa in 423 Blättern, Glogau, seit 1825; 1874 in den Besitz des preußischen Generalstabs übergegangen); Liebenow (Centraleuropa in 164 Blättern, Hannov. seit 1869); Weiß und Wörl (Freiburg 1829, 85 Blätter); Sydow, Petermann und Wagner (Wandkarte von D., Gotha); Stieler (Atlas von D., das. 1850, 25 Karten); Ravenstein (Hildburgh. 1868, 12 Blätter). Zu erwähnen ist auch Bernhardi's Sprachkarte von D. (Kass. 1849) und Kieperts »Völker- und Sprachenkarte von D.« (2. Aufl., Berl. 1874).

Geschichte. Die Entdeckung der germanischen Welt ist das Verdienst eines griechischen Gelehrten, des Pytheas von Marseille, der etwa drei und ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eine der denkwürdigsten wissenschaftlichen Reisen unternahm, welche die Geschichte der Menschheit kennt. An den Gestaden der Nordsee war es, wo er zuerst Völkerschaften und Stämme kennen lernte, welche sich von allen bis dahin der Welt des Alterthums bekannten, als einer eigenartigen Nationalität angehörig, unterschieden; durch ihn sind die ersten Nachrichten von den Germanen den Griechen und Römern übermittelt worden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach aus ebendenselben Gegenden, wo sie zuerst von des Pytheas staunenden Blicken geschaut worden waren, stammen jene Wandervölker, die mehr als zwei Jahrhunderte später Rom erzittern machten, die Cimbern und Teutonen. Elf Jahre lang, von 113—102 v. Chr., schlugen die Söhne des Nordens Heer auf Heer, das ihnen der Senat entgegenstellte; erst als die Bedrängnis aufs höchste gestiegen, die Hauptstadt selbst bedroht war, gelang es der überlegenen Kriegskunst des Cajus Marius, in zwei gewaltigen Schlachten bei Aix (102) und in der Ebene bei Vercelli (101) die gefürchteten Feinde zu besiegen und zu vernichten. In nähere und gefährlichere Beziehungen zu den Deutschen traten die Römer, als Cäsar (s. d.) in den Jahren 58—50, nach Besiegung des deutschen Heerführers Ariovist (s. d.), durch die Unterwerfung Galliens den Römern den Weg zur Herrschaft über den Westen Europa's bahnte. Die römischen Kaiser gingen auf der von Cäsar zuerst betretenen Bahn weiter vor. Am Rhein und an der Donau zugleich nahmen im Jahr 12 des Augustus begabte Stiefsöhne, hier Tiberius, dort Drusus, den Kampf gegen die Germanen auf: bis zur Weser und Elbe drangen die Legionen des letztern vor; mitten in deutschen Landen, am Zusammenfluß der Lippe und Alme, errichtete er ein Kastell, das feste Aliso; beide Ufer des Rheins bedeckten sich mit römischen Festungswerken. Nach des Drusus Tode (9 v. Chr.) setzten Domitius Ahenobarbus und Tiberius sein Werk fort, und einen Augenblick konnte man ernstlich befürchten, daß ganz Germanien das Schicksal der benachbarten Gallier theilen würde. Daß dies nicht geschah, war das Verdienst des Arminius, des Herzogs der Cherusker, der 9 n. Chr. ein römisches Heer von 50,000 Mann unter der Führung des Quinctilius Varus im Teutoburger Wald (an einer bis jetzt noch nicht genau zu bestimmenden Stelle) schlug und vernichtete. Vergeblich suchte der Sohn des Drusus, Germanicus, das Werk des Vaters fortzusetzen und die Niederlage des Varus zu rächen; zwar drang er (15 und 16 n. Chr.) wiederum bis zur Weser und über sie hinaus vor, die inneren Stämme Germaniens behaupteten jedoch ihre Freiheit. Rhein und Donau blieben seitdem die Grenzen zwischen den Römern und den freien Germanen, nur an den Mündungen des Rheins erstreckte sich die Herrschaft der erstern über den Strom hinaus auf das rechte Ufer desselben. Ihre Besitzungen im Rheinlande theilten die Römer in zwei Provinzen, Germania superior, etwa von Breisach bis zur Mündung der Nahe, mit den Städten Mainz, Worms, Speyer und Straßburg, und Germania inferior, bis zur Mündung des Rheins, mit den Hauptorten Köln, Bonn, Koblenz, Bingen, Xanten, Utrecht und Leiden. Trier, Metz, Toul und Verdun gehörten zur Provinz des obern Belgien. Auch die Donauländer waren fest organisirt; zur Provinz Rhaetia, die vom Bodensee bis zur Donau sich erstreckte, gehörten Augsburg, Regensburg und Passau; zu Noricum, das bis zum Wienerwald und zur obern Sau reichte, Lorch, Salzburg und Cilly; zu Pannonia, das sich westlich daran anschloß, Vindobona, das heutige Wien. Später gelang es den Römern, auch noch weiter vorzudringen; das Land zwischen Oberrhein und oberer Donau wurde mit zehntpflichtigen Kolonisten besetzt (agri decumates) und durch eine gewaltige Mauer, die von Regensburg bis Koblenz lief, geschützt. Mit den Bewohnern des innern D. lebte man in einem Zustand friedlichen Verkehrs, der nur hin und wieder durch vorübergehende Fehden unterbrochen wurde. Aus dieser Zeit des Friedens besitzen wir eine Schrift, die uns über die inneren Verhältnisse unserer Vorfahren aufklärt, die »Germania« des römischen Geschichtschreibers Cornelius Tacitus. Es ergibt sich aus dieser wahrheitsgetreuen und durch alle späteren Berichte bestätigten Schilderung, daß man sich die Germanen zu Tacitus' Zeit keineswegs etwa auf der niedrigen Kulturstufe stehend zu denken hat, die heute von den fortgeschritteneren der nordamerikan. Indianerstämme eingenommen wird. Die Germanen jener Zeit waren vielmehr bereits zu wahren staatlichen Ordnungen emporgestiegen und besaßen eine zwar nicht in schriftlichen Aufzeichnungen überlieferte, nicht zur festen, gesetzlichen Formulirung gelangte, aber darum nicht minder reich ausgebildete und nicht minder hoch in Ehren gehaltene Verfassung, als sich deren andere Kulturvölker rühmen können (s. Germanen).

Als die germanische Welt gegen Ende des 2. und im Laufe des 3. Jahrh. gegen das in sich zerfallende Römerreich angriffsweise vorzugehen beginnt, hat sich innerhalb derselben eine große Veränderung vollzogen. An die Stelle der kleinen Landsgemeinden, die in den Anfängen unserer Geschichte auftreten, eine jede unter ihrem besondern Namen und politisch ein für sich bestehendes Ganzes bildend, sind nun eine

KARTE ZUR GESCHICH'

Ende des 9ten Jahrhunderts.

Zeit der Hohenstaufen (12ten Jahrhundert.)

Meyers Konversations-Lexikon, 3. Aufl. V. Bd.

Bibliographisches In

HTE VON DEUTSCHLAND.

Zeit der Karolinger (9tes Jahrhundert.)

Theilung von Verdun:
1. Reich Lothars
2. Reich Ludwigs des Deutschen
3. Reich Karls des Kahlen

ATLANTISCHES MEER

REICH KARLS DES GROSSEN

SLAVISCHE

Reich der Avaren

Khalifat Cordova

MITTELLÄNDISCHES MEER

Zeit Napoleons I. (1810-12.)

ATLANTISCHES MEER

KAISERTHUM FRANKREICH

RHEIN BUND

RUSSLAND

TÜRKISCHES REICH

MITTELLÄNDISCHES MEER

stitut in Leipzig.

Zu Artikel »Deutschland«

Anzahl größerer Stammesverbindungen getreten. Man hat in denselben früher sogen. Völkerbünde gesehen, die sich zum Zweck des Kampfs gegen die Römer durch förmliche Bundesverträge zusammengeschlossen hätten: daran ist gewiß nicht zu denken, aber die Frage, wie es denn in der That geschehen ist, daß die einzelnen kleineren Landsgemeinden ihre politische Sonderstellung zu Gunsten dieser größeren staatlichen Gebilde aufgegeben haben, vermögen wir bei der Dunkelheit der Quellen, die wir für jene Zeit besitzen, nicht ausreichend zu beantworten. Die Gothen, die von der niedern Weichsel bis zur niedern Donau wandern, und ihnen angeschlossen die Alanen, Vandalen, Heruler u. a., die Alemannen an der obern Donau, die Franken am mittlern und untern Rhein, die Sachsen an der Weser und der niedern Elbe, die Friesen an der Küste der Nordsee, die Burgunder, Longobarden und Thüringer im Innern Deutschlands sind die wichtigsten der Stämme, die in dieser Zeit sich erheben. Ueberall beginnt der Kampf gegen das römische Reich, das dem gewaltigen Anprall gegenüber bei weitem nicht im Stande ist, seine Grenzen ausreichend zu schützen. Aus den Stürmen der Völkerwanderung (s. d.) ersteht dann eine Anzahl von germanischen Reichen, die, zum größten Theil auf römischem Boden gegründet, fast die ganze damals bekannte Welt erfüllen und beherrschen. So bilden sich in Italien die Reiche der Ostgothen und später der Longobarden, in Spanien die der Sueven und Westgothen, in Nordafrika das der Vandalen, in einem Theil Galliens an beiden Ufern des Rhônestroms das der Burgunder, in Britannien die vielen kleinen Staaten der Angelsachsen, endlich das mächtigste von allen, das Reich der Franken (s. d.), das, weil es die heimischen Sitze nie aufgegeben hat, die germanische Art am treuesten bewahrte und aus ihr die Kraft schöpfte, die meisten der anderen Staaten allmählich sich anzugliedern und mit sich zu verschmelzen. Schon ihr König Chlodwig (gest. 511) unterwarf, nachdem er alle Franken unter seinem Scepter vereinigt hatte, Gallien erst bis zur Seine, dann bis zur Loire und zuletzt bis zur Garonne, er besiegte die Alemannen (496) und vereinigte ihr Gebiet mit seinem Reich. Seine Söhne und Nachkommen vernichten und erobern 531 das Reich der Thüringer, 532 das der Burgunder, sie erwerben 536 den letzten bis dahin von den Ostgothen besetzt gehaltenen Landstrich Galliens, die Provence, seit der Mitte des 6. Jahrh. gerathen auch die Herzöge der Bayern in Abhängigkeit von ihnen. Als dann im Laufe des 7. und im Beginn des 8. Jahrh. das fränkische Königshaus der Merowinger und der Theil des Volks, von dem die Reichsgründung zunächst ausgegangen war, die alte Kraft verloren hatte, da erfolgte eine Regeneration des Staats, indem die Herrschaft auf das Karolingische oder Arnulfingische Haus überging, das zwar das Christenthum und mit ihm mannigfache römische Bildung ebenfalls angenommen, aber seine germanische, oder wie wir nun schon sagen können, seine deutsche Nationalität im ganzen ungemischt bewahrt hatte. Unter einer Reihe von hervorragenden Männern, die zu den bedeutendsten Persönlichkeiten der gesammten Geschichte gehören, erlebt so das fränkische Reich eine zweite Periode der blühendsten Kraftentfaltung. Karl Martell beseitigt die Gefahr des Auseinanderfallens des Reichs, indem er die einzelnen Theile desselben, die nach Trennung streben, wieder in die alte Verbindung zurückzukehren zwingt; er besiegt in der gewaltigen Schlacht von Tours und Poitiers (732) die über die Pyrenäen vordringenden Araber und rettet so die christlich-germanischen Völker des Abendlands vor der Herrschaft des Islams; er zwingt, wie Alemannen und Bayern, so auch die Friesen, die fränkische Oberhoheit anzuerkennen; unter seinem Schutz verkünden irische und angelsächsische Missionäre, vor allem Winfried Bonifacius (s. d.), der Apostel der Deutschen, den noch heidnischen Stämmen der Hessen, der Thüringer, der Friesen die Lehre des Evangeliums, erstehen im Innern des Landes Bisthümer und Klöster, welche die Mittelpunkte und Pflegstätten höherer geistiger Kultur werden (Mainz, Würzburg, Fulda u. a.). Nach allen Seiten setzen seine Söhne Karlmann und Pippin der Kleine das Werk des Vaters fort; die kirchliche Neuordnung, die unter diesem begonnen hat, vollendet sich in ihrer Zeit. Weder Karl Martell noch Karlmann hatte den königlichen Namen getragen, obwohl sie allein die Herrschaft geführt hatten; Pippin machte diesem unnatürlichen Zustand ein Ende, indem er den letzten der merowingischen Scheinkönige, Childerich III., ins Kloster schickte und mit Zustimmung des Papstes den Königstitel annahm (751). Schon unter ihm haben die Kämpfe gegen die Longobarden begonnen, die sein Sohn Karl d. Gr. (768—814) zu Ende führt, indem er 774 diesem letzten der auf dem Kontinent Europa's begründeten germanischen Staaten ein Ende macht und sein Gebiet dem fränkischen Reich einverleibt. Als er dann 788 auch das bayrische Herzogthum aufgehoben und in langwierigen, blutigen und beschwerlichen Kriegen bis 801 die Sachsen, den letzten heidnischen und in altgermanischer Unabhängigkeit lebenden Stamm, dem Christenthum gewonnen und der fränkischen Herrschaft unterworfen hatte, als die Avaren bezwungen, die Araber aufs neue besiegt waren, da hatte das fränkische Reich seine größte Ausdehnung erreicht: vom Ebro bis zur Raab, von der Eider bis zu den Südgestaden Italiens erstreckten sich seine Grenzen. Als Karls Reich an Macht und Ansehen das erste auf Erden, als es nicht mehr eine bloß nationale, sondern eine wahrhaft universale Herrschaft geworden war, da gab der König dieser weltgebietenden Stellung, die er errungen hatte, einen Ausdruck, indem er sich am Weihnachtstag des Jahrs 800 von Papst Leo III. die Kaiserkrone aufs Haupt setzen ließ und das abendländisch-römische Kaiserthum erneuerte. Von vornherein stand dieses neue Kaiserthum in engster Verbindung mit der Kirche; der Kaiser hatte das Recht und die Pflicht der oberste Schirmherr der Christenheit, ihr weltliches Oberhaupt zu sein, wie der Papst ihr geistliches. Zugleich aber hat dies Kaiserthum, wie es von der Grundlage des fränkischen Königthums aus und mit den Machtmitteln des letztern erworben war, während es das römische hieß, doch seinen germanischen Charakter bewahrt: Germanen hatten dasselbe, wie sie das Kaiserthum einst zertrümmert hatten, so jetzt neu begründet. Einer großartigen gesetzgeberischen Thätigkeit, die noch bewundernswerther ist als seine kriegerischen Thaten, sind dann die letzten Jahre Karls d. Gr. gewidmet gewesen. Wenn das gewaltige Reich, das er begründet hatte, sich eines dauernden Bestandes erfreuen sollte, so war es nothwendig, über der Mannigfaltigkeit der Stammes- und Volksrechte ein allgemeines Reichsrecht zu schaffen, das, ohne jede berechtigte Eigenthümlichkeit der einzelnen Reichstheile zu beseitigen, doch den Gedanken der Staats-

einheit zum deutlichen und bewußten Eindruck brachte, und das, wie das Kaiserthum selbst, zugleich eine kirchlich-religiöse und eine politisch-staatliche Seite haben mußte. Wie es für das ganze Reich nur einen Kaiser gibt, so auch nur eine Reichsversammlung, die, in der Regel alljährlich zusammentretend, von den bedeutendsten weltlichen und geistlichen Großen besucht, bei wichtigen Staatsgeschäften und bei der Gesetzgebung auf religiösem wie politischem Gebiet mitwirkt. Innerhalb des Reichs werden die alten Stammherzogthümer, die hauptsächlichsten Träger und Stützen des Widerstands gegen die Gewalt des neuen Herrscherhauses und die natürlichen Vertreter der partikularistischen Sonderinteressen gegen den Gedanken der Reichseinheit, beseitigt; nur bei den Britten, den Baskonen und in Italien, aber nicht auf deutschem Boden, überhaupt nicht innerhalb des eigentlichen fränkischen Reichs, läßt Karl sie bestehen. Für das letztere wird, abgesehen von den Grenzgebieten oder Marken, die aus militärischen Gründen etwas abweichend organisirt werden, die gleichmäßige Eintheilung in Gaue durchgeführt, deren jedem ein vom Kaiser ernannter und von ihm absetzbarer Graf als oberster militärischer, richterlicher und Administrativbeamter vorsteht. Vielfach, wenn auch nicht immer, fallen die Grenzen der Gaue mit denen der Bisthümer zusammen, immer aber gilt auch der Bischof, der wie der Graf vom Kaiser ernannt wird, als ein diesem nebengeordnetes Organ der Reichsregierung; Bischöfe und Grafen sind angewiesen, sich gegenseitig zu unterstützen und gemeinsam das Wohl des Reichs und den Dienst des Kaisers zu fördern. Ueber beiden stehen dann die königlichen Sendboten (missi dominici), die meist zu zwei, ein Geistlicher und ein Laie, in bestimmten Fristen die Provinzen des Reichs bereisen, die Thätigkeit der Beamten kontrolliren, Beschwerden darüber entgegennehmen und abstellen und in jeder Beziehung mit voller Autorität die Person des Herrschers vertreten. Neben dieser allgemeinen Organisation des Reichs, die in den letzten Jahren des Kaisers nahezu vollständig durchgeführt ist, erstreckt sich dann aber seine Gesetzgebung auch auf alle anderen Gebiete des geistigen und des Güterlebens: er sucht den Stand der Freien gegen die Bedrückungen des Adels und der Beamten zu schützen; er ist unablässig für die Hebung des Ackerbaues und der Industrie bemüht; er befreit den kleinern Grundbesitz von manchen drückenden Lasten; er gründet auf seinen königlichen Meierhöfen Musterwirtschaften; er eröffnet dem Handel und Verkehr neue Absatzwege; er ist bestrebt für eine allgemeine Volksbildung wenigstens die Grundlagen zu schaffen; ihm verdankt Wissenschaft und Literatur einen im Vergleich zu der Verwilderung der früheren Zeiten nicht hoch genug anzuschlagenden Aufschwung.

Es gibt kaum einen schärfern Kontrast in der gesammten deutschen Geschichte, als den, der zwischen der kräftigen und glänzenden Regierung Karls d. Gr. und der schwachen und jämmerlichen Herrschaft seines Sohns Ludwig des Frommen (814—840) besteht. Von Günstlingen beherrscht, sein ganzes Leben hindurch in schmählicher Abhängigkeit von einer übermächtigen und übermütigen Geistlichkeit, ohne jede Energie und Thatkraft, ließ dieser Fürst es geschehen, daß die Zügel des Regiments, die sein Vater so kräftig angezogen hatte, seinen Händen entglitten, daß der Glanz des Kaiserthums dahinschwand und die so gefürchtete Autorität desselben fast gänzlich verloren ging. Als er 840 starb, war es nicht möglich, die von Karl so mühsam begründete Reichseinheit gegenüber den auseinanderstrebenden centrifugalen Kräften zu behaupten; nach dreijährigem erbitterten Krieg unter den Söhnen Ludwigs zerfällt das große fränkische Reich; durch den Vertrag von Verdun (10. Aug. 843) sondern sich die drei nationalen Staaten Frankreich, Italien und D. von einander ab. Das Gebiet, welches Ludwig der Deutsche (843—876), Ludwigs des Frommen zweiter Sohn, in diesem Theilungsvertrag empfing, umfaßt zwar noch nicht alle deutschen Lande, da es im W. durch den Rhein begrenzt wird und auf dem linken Ufer dieses Stroms nur die Gaue von Worms, Speyer und Mainz, außerdem Kurwalchen oder Rhätien, den Thurgau und den Aargau umfaßt, aber der größte Theil desselben ist doch unter seinem Scepter vereinigt. Eben in dieser Zeit ist denn auch der Name der Deutschen aufgekommen; zum erstenmal 813 findet sich für die Sprache die Bezeichnung theutisk (volksthümlich), und um die Mitte des 9. Jahrh. wird die gleiche Benennung zuerst für das Volk gebraucht, das diese Sprache redet, während freilich officiell das Reich Ludwigs und seiner Nachfolger noch auf lange als das ostfränkische (im Gegensatze zu dem westfränkischen der Franzosen) bezeichnet wird. Uebrigens ist es noch unter Ludwig dem Deutschen gelungen, auch den Rest der Lande deutscher Nationalität herbeizubringen. Denn als 869 Lothar II., Ludwigs Neffe, gestorben war, wurde dessen nach ihm, nicht, wie vielfach irrig angenommen wird, nach seinem Vater Lothar I. genanntes Reich Lotharingien oder Lothringen, durch den Vertrag zu Mersen (8. Aug. 870) zwischen Ludwig und Karl dem Kahlen von Frankreich so getheilt, daß das Elsaß, ein Theil von Burgund, Friesland und dem eigentlichen Lothringen an D. fielen, dessen Grenzen im W. nun die Maas, die Ourthe, die Mosel, die Alpen und die Saône wurden, während sie sich bei Metz sogar noch über die Mosel hinaus erstreckten. Nach dem Tod Ludwigs des Deutschen trat nach den Grundsätzen des fränkischen Erbrechts unter dessen Söhnen Karlmann, Ludwig dem Jüngern und Karl dem Dicken eine Theilung ein, die indeß keinen dauernden Bestand hatte. Als Karl der Kahle diesen Umstand zu benutzen suchte, um Lothringen für sich zu erobern, wurde er 876 in der Schlacht bei Andernach besiegt, und vier Jahre später gelang es sogar, den westlichen Theil Lothringens für D. zu gewinnen, dessen Gebiet damit über die Maas hinaus, bis an die Schelde und den sogen. Kohlenwald (silva carbonaria) erweitert wurde. Nach dem erblosen Tod seiner Brüder (880 und 882) vereinigte Karl der Dicke (876—887), der inzwischen auch Burgund, Italien und die kaiserliche Würde errungen hatte, wieder alle deutschen Lande unter seiner Regierung, ja 885 erkannte auch das westfränkische Reich seine Herrschaft an, und er beherrschte für kurze Zeit die umfassende Monarchie Karls d. Gr. Aber wie unähnlich war doch dieser Karl seinem gewaltigen Vorgänger, wie wenig war er der großen Aufgabe, die ihm gestellt war, gewachsen! Von Norden her brachen die seeräuberischen Scharen der skandinavischen Normannen auf das schlecht vertheidigte Reich los, vernichteten in einer großen Schlacht an der Elbe den sächsischen Heerbann und drangen plündernd und verheerend bis in die Rheingegend vor, wo sie sogar die Kaiserpfalz Karls d. Gr. zu Aachen in Asche legten. Im O. erhoben sich die Slawen, die unter Rastislav und Swatopluk oder Zwentibold in Mähren ein großes Reich begründeten.

Im S. endlich drangen aufs neue saracenische Scharen vor und verwüsteten die Küsten Italiens, ja eine arabische Flotte war sogar in die Tibermündung eingelaufen und hatte Rom bedrängt. Als diesen drohenden Gefahren gegenüber Karl der Dicke sich überall gleich schwach und unfähig erwies, fiel sein Reich wieder auseinander, die einzelnen nationalen Bestandtheile desselben trennten sich wiederum und nun definitiv von einander, in D. wurde Arnulf, Herzog von Kärnthen (887—899), ein natürlicher Sohn Karlmanns, des Bruders Karls des Dicken, auf den Thron erhoben. Mit kräftigen Händen behauptete Arnulf die Zügel der Herrschaft. Die Normannen schlug er 891 an der Dyle bei Löwen aufs Haupt; auch gegen die Mähren kämpfte er wiederholt und nicht ohne Glück, ja er erlebte es noch, daß das feindliche Reich nach dem Tod Swatopluks in schnellen Verfall gerieth. Selbst in Italien zeigte er wiederum die deutschen Waffen und errang 896 zu Rom die Kaiserkrone. Als er aber 899 starb und die Krone auf seinen erst sechsjährigen ehelichen Sohn Ludwig das Kind (899—911) überging, während ein unehelicher Sohn mit Lothringen apanagirt wurde, brachen aufs neue die kaum abgewehrten Feinde von allen Seiten über das deutsche Land herein. Zu den Normannen und Slawen, die ihre Plünderungszüge erneuerten, kam jetzt ein anderer und der schrecklichste Feind im D. hinzu. Die Magyaren oder Ungarn, ein Nomadenvolk finnischen Stamms, aus ihren Sitzen an der untern Donau durch die Petschenegen verdrängt, griffen seit dem Anfang des 10. Jahrh. in alljährlichen Raubzügen, nachdem sie das mährische Reich vernichtet hatten, das unvertheidigte D. an; ihre leichten Reiterschwärme zogen von der Donau bis zur Elbe; in einer entsetzlichen Niederlage erlag ihnen 907 der gesammte bayrische Adel, 908 wurde Thüringen, 909 Schwaben von ihnen verwüstet, 910 besiegten sie am Lech die Streitmacht des ganzen Reichs. König Ludwig, für den der Erzbischof Hatto von Mainz die Regierung führte, mußte sich zu einer Tributzahlung an die übermächtigen Feinde bequemen. Und während so von außen immer neue Gefahren nahten, drohten zugleich im Innern des Reichs alle Bande staatlicher Ordnung sich aufzulösen. Namentlich nach zwei Richtungen hin tritt dies hervor. Einmal darin, daß die durch die karolingische Verfassung zu Gunsten der Reichseinheit beseitigten erblichen Herzogthümer, welche die Stammesverschiedenheit repräsentiren und also das System der Reichsregierung durchbrechen, sich aufs neue ausbilden. Nicht überall auf die gleiche Weise und nicht überall in friedlicher Entwickelung sind diese herzoglichen Gewalten entstanden, aber am Ausgang des 9. und im Anfang des 10. Jahrh. sind sie doch überall vorhanden. In Sachsen ist es das Geschlecht der Ludolfinger, dessen Ahnherr Bruno schon zu Karls d. Gr. Zeiten einer der Führer des Stamms gewesen war, welches diese Machtstufe errungen hat, im großen und ganzen ohne Widerstand zu finden und mit Konnivenz der Könige selbst; der erste Ludolfinger, dem officiell der Herzogstitel beigelegt wird, ist Otto der Erlauchte. Aehnlich sind auch in Bayern jener Luitpold, der in der Schlacht von 907 gegen die Magyaren fiel, und nach ihm sein Sohn Arnulf zur Herzogswürde gelangt, ohne daß das Königthum Einspruch gethan hätte. In den eigentlich fränkischen Landen am Main und Rhein ist nicht ein Geschlecht zu einer solchen höhern Stellung emporgekommen, sondern zwei sind es, die sich dieselbe streitig machen, das eine das der Babenberger oder Popponen, so genannt nach Babenberg (Bamberg), einem Hauptpunkt ihrer Besitzungen, das andere das der Konradiner. Eben unter der Regierung Ludwigs des Kindes kommt es zum heftigsten Kampf zwischen den beiden Häusern, der König und seine Rathgeber stellen sich auf Seite der Konradiner; Adalbert, das Haupt der Babenberger, fällt in die Hände der Gegner und muß mit dem Leben büßen (906), während Konrad nun zu herzoglichen Ehren aufsteigt. Aehnliche Kämpfe haben sich in dem vierten Stammland, Lothringen, abgespielt. Gegen Zwentibold, dem sein Vater Arnulf hier eine fast unabhängige königliche Stellung eingeräumt hatte, erhoben sich einheimische Große; in den Kämpfen mit ihnen fiel er; seit 910 war einer von diesen, der Graf Reginar vom Hennegau, unbestritten der Erste im Land. In den alemannischen Gebieten endlich, die bald auch unter dem Namen Schwaben zusammengefaßt werden, kommen ebenfalls zwei Geschlechter empor; an der Spitze des einen steht Burchhard, der im Jahr 911 auf einer Versammlung des Landes umgebracht wurde; als Häupter des andern erscheinen zwei Brüder Erchanger und Berthold, die gewöhnlich, allerdings erst auf die Autorität eines spätern Schriftstellers hin, als Kammerboten bezeichnet werden.

Wichtiger noch als diese von wilden Kämpfen begleitete Entstehung neuer von dem Königthum mehr oder weniger unabhängiger Gewalten in den einzelnen Theilen des Reichs ist eine andere Entwickelung, die sich ebenfalls fast über das gesammte Gebiet desselben erstreckt und die gleichfalls seit den Tagen Ludwig des Kindes sich mehr als früher geltend macht. Inmitten der wilden äußeren und inneren Kämpfe, welche eben erwähnt sind, ward es dem weniger begüterten Mann von freiem Stand überaus schwer, seine Unabhängigkeit und sein Eigenthum mit eigener Kraft zu vertheidigen; viele sahen sich genöthigt, um für die Sicherheit ihrer Person und ihrer Güter Schutz zu gewinnen, in ein Dienst- oder Abhängigkeitsverhältnis zu einem vornehmen Herrn weltlichen Standes, oder zu einer Kirche zu treten. So geschieht es, daß die altgermanischen Standesverhältnisse, die vor allem darauf beruhen, daß die freien Grundbesitzer den Hauptstock der Bevölkerung bilden, eine durchgreifende Umbildung erleiden; indem auf der einen Seite die Mehrzahl der Ackerbauer in einen Zustand der Zinspflichtigkeit und Hörigkeit gerathen, der sie zwar nicht zu Knechten macht aber doch vom Vollgenuß der politischen und bürgerlichen Freiheitsrechte ausschließt, während auf der andern Seite diese letzteren in den alleinigen Besitz eines bevorrechteten Standes gerathen, der sie durch seine fast ausschließlich auf den Krieg gerichtete Ausbildung oder durch die Vorrechte, deren sich die Kirche erfreut, zu behaupten weiß.

Während so die Grundlagen des von außen überall bedrohten Staats auch von innen erschüttert wurden, erlosch mit dem Tode Ludwigs (911) auch das Geschlecht seiner Herrscher. Eines von den neuen Stammesherzogthümern sonderte sich infolge dessen sofort ab, indem Lothringen unter Reginar sich an das französische Königreich anschloß, die übrigen Stämme aber erhoben durch freie Wahl den Frankenherzog Konrad I. (911—918) auf den königlichen Thron. Wie sein Vorgänger stützte sich auch Konrad vorzugsweise auf die Verbindung mit der hohen Geistlichkeit; im Bund mit ihr nahm er den Kampf gegen die herzoglichen Gewalten wieder auf, um die königliche Herrschaft im Sinn der karolingischen Verfassung wieder

herzustellen. Allein er unterschätzte die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, und überschätzte seine eigene Macht. Wenig half es ihm, daß er vorübergehende Erfolge errang, wenig, daß er mit größter Strenge einschritt. Wenn er in Schwaben über seine eigenen Schwäger Erchanger und Berthold das Todesurtheil verhängte und vollstrecken ließ (917), so wurden auch damit nicht die gehofften Erfolge erzielt; alsbald erhob sich Burchhard, der Sohn des erwähnten gleichnamigen Parteiführers, und behauptete gegen den König die herzogliche Gewalt. Weder in Sachsen noch in Bayern hatte Konrad besseres Gelingen, zwei Feldzüge nach Lothringen vermochten nicht das dem Reich entfremdete Gebiet zurückzuerwerben, und den Verheerungen, mit denen die Magyaren in immer neuen Raubzügen die deutschen Lande heimsuchten, hatte er unter diesen Umständen gewiß nicht die Kraft, ein Ziel zu setzen. So war es die größte That, die er vollbrachte, daß er auf dem Todtenbett sich selbst bezwang und, des alten Grolls vergessend, seinem Bruder Eberhard und den Großen, die ihn umgaben, empfahl, dem mächtigsten unter den Herzögen, dem Sachsen Heinrich, dem Sohn Otto's des Erlauchten, die königliche Herrschaft zu übertragen. — Mit Heinrich I. (919—936), der im April 919 zu Fritzlar zum König gewählt wurde, kam das sächsische Haus auf den Thron, das über ein Jahrhundert ruhmvoll geherrscht hat. Heinrich selbst ist einer der bedeutendsten Fürsten, die D. regiert haben; klug und gemäßigt, besonnen und scharfsinnig ist er der Wiederhersteller oder, wenn man will, der Gründer des Deutschen Reichs geworden. Daß seine Erhebung von Sachsen und Franken gemeinsam vollzogen, und daß somit der alte Gegensatz der beiden Stämme aufgehoben oder wenigstens zurückgetreten war, gab ihm von vornherein eine sicherere und festere Stellung, als sie Konrad gehabt hatte. Auch der Geistlichkeit gegenüber nahm er eine andere Haltung ein als sein Vorgänger; als Erzbischof Hatto von Mainz ihn aufforderte, sich nach altem Herkommen von ihm salben und krönen zu lassen, wies Heinrich dies mit bescheidenen Worten, aber mit bewußter Entschiedenheit, zurück; er lehnte es dadurch ab, dem hohen Klerus den Einfluß auf das Königthum einzuräumen, den er unter Ludwig und Konrad ausgeübt hatte. Den aussichtslosen Versuch, die herzoglichen Gewalten zu beseitigen, gab er ganz auf; wie er von Eberhard von Franken zum Könige gewählt war und dagegen dessen Herzogswürde anerkannt hatte, so fand er sich auf derselben Grundlage auch mit Burchhard von Schwaben, ja nach kurzem Kampf auch mit Arnulf von Bayern ab, dem er das Zugeständnis machte, auch die Bisthümer in seinem Herzogthum selbständig zu besetzen (921). So war zwar das alte karolingische Königthum nicht in seiner vollen Machtstellung wieder hergestellt, aber es waren doch wieder alle deutschen Lande unter einer Herrschaft vereinigt, die stark genug war, um die Einheit der Nation auch nach außen hin zu vertreten. Denn namentlich in dieser Richtung gelang es Heinrich große Erfolge zu erzielen. Innere Streitigkeiten im westfränkischen Reich benutzend, drang er 925 in Lothringen ein und bewog den Herzog Giselbert, den Sohn Reginars, sich dem Deutschen Reich wiederum anzuschließen, er beließ ihn in seiner Würde und fesselte ihn sogar eng an sein Haus, indem er ihn mit seiner Tochter Gerberga vermählte. Mit den Ungarn schloß er 924 einen Vertrag auf neun Jahre; um Zeit zu gewinnen, sich zu ihrer Bekämpfung zu rüsten, bequemte er sich sogar zu einer Tributzahlung an die noch immer übermächtigen Reichsfeinde. Aufs trefflichste hat er dann die so erlangte Frist benutzt. In Sachsen schuf er eine Reihe fester Plätze, wie Merseburg, Quedlinburg, Meißen; er erneuerte die alten Ordnungen des Heerbanns und gewöhnte seine Krieger an den Reiterkampf, in dem allein den Ungarn zu begegnen war, er übte das neugebildete Heer im Kampf gegen die heidnischen Wenden, deren Hauptstadt Brennabor (Brandenburg) er eroberte (928), er nöthigte auch den Böhmenherzog die deutsche Lehnshoheit anzuerkennen. Als dann jener Waffenstillstand abgelaufen war und die Ungarn 933 aufs neue in D. eindrangen, trafen sie den König gerüstet sie zu empfangen; in einer gewaltigen Schlacht, die in Thüringen, nicht, wie man früher angenommen hat, bei Merseburg, stattfand, wurden sie völlig geschlagen, und auf Jahre hinaus haben sie nicht wieder gewagt, in D. einzufallen. Noch in seinen letzten Jahren gelang es dem König auch die Dänen zu besiegen und ihnen gegenüber die alten Grenzen wieder herzustellen. Auf dem Grunde, den Heinrich gelegt, baute sein schon bei Lebzeiten des Vaters zum Nachfolger designirter Sohn Otto I. oder der Große (936—973) weiter. Dem Herzogthum gegenüber konnte es nicht seine Absicht sein, die einmal eingetretene Entwickelung gänzlich rückgängig zu machen. Aber sein Bestreben war es, die Herzöge in entschiedener Abhängigkeit zu erhalten, sie nicht als Träger einer selbständigen und autonomen Gewalt, sondern nur als Vertreter und Beamte des Königs anzuerkennen. Um dies durchzusetzen hat er heftige Kämpfe, die einen großen Theil seines Lebens ausfüllen, führen müssen; aber das Ergebnis war doch, daß er sein Ziel erreichte. In Franken ward nach dem Tod Eberhards (940) die herzogliche Würde überhaupt beseitigt; das Land wurde dem Königthum unmittelbar unterstellt; die übrigen Herzogthümer wurden an Männer verliehen, die dem König ganz ergeben waren und ihm durch Familienbande nahe standen: Bayern an seinen Bruder Heinrich, Schwaben an seinen Sohn Ludolf, Lothringen erst an seinen Schwiegersohn Konrad, Grafen von Worms, dann, als dieser sich empörte, an seinen jüngern Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, Sachsen an einen Vasallen Hermann Billung, auf dessen Treue er unbedingt zählen konnte. Zugleich wurde die Macht der Herzöge durch die Errichtung anderer Aemter in ihren Gebieten beschränkt. In Lothringen hatte sich die Würde des Pfalzgrafen von jeher erhalten, in den anderen Herzogthümern außer in Franken, wo man ihrer nicht bedurfte, ward sie durch Otto erneuert. Recht eigentlich als Vertreter der königlichen Interessen in den Provinzen, bestimmt den Herzog zu überwachen und zu beschränken, treten von nun an die Pfalzgrafen auf. In ähnlicher Selbständigkeit standen wenigstens in Sachsen die Markgrafen dem Herzog gegenüber. Endlich begann unter Otto jene traditionelle Politik der deutschen Könige, sich vorzugsweise auf die an Rechten und Gütern immer mehr erstarkte, aber vom Königthum abhängige geistliche Aristokratie zu stützen, um in ihr ein Gegengewicht gegen die weltliche zu erhalten: so lange der König alle Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien des Reichs nach seinem Gutdünken besetzte, lag keine Gefahr darin, wenn er ihnen an der Reichsregierung Antheil einräumte, als deren wesentlichste Stützen sie in der Folge erscheinen. Mit der durch alle diese Maßregeln erzielten Stärkung des Königthums im Innern geht eine glanzvolle

Machtentfaltung nach außen Hand in Hand. Den von Heinrich begonnenen Kampf gegen die Slawen nahm Otto wieder auf; mit der deutschen Herrschaft wurde das Christenthum unter den ostwärts von der Elbe angesiedelten Völkern verbreitet, und durch die Gründung einer großen Anzahl von Bisthümern, Brandenburg, Havelberg, Merseburg, Zeitz (später Naumburg) und Meißen wurden bleibende Mittelpunkte der christlich-germanischen Kultur in diesen wendischen Gebieten geschaffen, welche dem 968 errichteten Erzbisthum Magdeburg untergeordnet wurden. Wie früher Böhmen, so unterwarf sich jetzt auch der Herzog von Polen dem deutschen König; das in seinen Landen gestiftete Bisthum Posen ist gleichfalls eine deutsche Gründung. Nicht minder glücklich war Otto nach Norden hin, wo seinen Eroberungen die Missionsthätigkeit des Hamburger Erzbisthums zu Hülfe kam. Auf der Cimbrischen Halbinsel, nahe der Ostseeküste, gegenüber der Insel Fehmarn, erstand das Bisthum Oldenburg (später nach Lübeck verlegt); auch die Bisthümer Schleswig und im heutigen Jütland Ripen und Aarhuses sind von Otto gegründet; selbst der König der Dänen erkannte seine Oberhoheit an. Der Gewinn, den die Christianisirung und Germanisirung Nord- und Ostdeutschlands aus diesen Schritten Otto's zog, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Auch mit den Magyaren hatte der König noch einmal zu kämpfen; aber der glorreiche Sieg, den er 955 auf dem Lechfeld bei Augsburg über sie erfocht, sicherte das Abendland für immer vor ihren Einfällen, und nicht lange nachher gaben sie das Nomadenleben auf und erwählten sich in den Ebenen der Donau und Theiß feste Wohnsitze. Von der allerentschiedensten Bedeutung für die ganze fernere Entwickelung der Geschichte Deutschlands war endlich das Eingreifen Otto's in die Verhältnisse Italiens. Drei Züge über die Alpen hat er zu diesem Zweck unternommen; auf dem ersten (951) erwarb er die Hand der italienischen Königin Adelheid und die Lehnshoheit über das Königreich; auf dem zweiten (962) beseitigte er den 951 belassenen Lehnkönig Berengar, vereinigte Italien unmittelbar mit dem Deutschen Reich und ließ sich zu Rom durch den Papst zum Kaiser krönen; auf dem dritten (966—972) griff er auch in die Angelegenheiten Unteritaliens ein, dessen südlichste Provinzen, Apulien und Kalabrien, indessen dem byzantinischen Reich verblieben. Von da ab ist die Vereinigung Italiens und Deutschlands, so zwar, daß jeder erwählte deutsche König von selbst auch König der als ein besonderes Reich betrachteten, niemals mit D. zu einem Staat verschmolzenen, italischen Lande wurde, aufrechterhalten worden, und in dem deutschen Königthum war zugleich das Kaiserthum Karls d. Gr. erneuert. Unleugbar war damit der deutschen Politik auf Jahrhunderte hinaus eine Richtung gegeben, welche ihre Leiter oft genug den eigentlich nationalen Aufgaben und Bestrebungen entfremdet hat; und es kann ebensowenig bestritten werden, daß in den zur Sicherung und Befestigung der Herrschaft über Italien nothwendig gewordenen Kämpfen unendlich viel deutsche Kraft ohne direkten Nutzen für die Nation verbraucht worden ist. Aber es ist anderseits auch anzuerkennen, daß für die materielle wie geistige Kultur Deutschlands die enge Verbindung mit Italien, wo sich doch immer eine lebendigere Tradition von der Bildung des klassischen Alterthums erhalten hatte als anderswo, von dem allergrößten Segen gewesen ist. Und es darf schließlich nicht vergessen werden, daß, wenn man heute vom nationalen Standpunkt aus die italienische Politik unserer Kaiser seit Otto I. verurtheilt, dies Urtheil aus durchaus modernen Anschauungen erwachsen ist, die dem von christlich-universalen Gedanken erfüllten Geiste des Mittelalters selbst im großen und ganzen völlig fernstehen. Schon Otto II. (973—983), der bereits bei Lebzeiten seines Vaters die Kaiserkrone empfangen hatte, richtete sein Augenmerk vorzugsweise auf Italien. Nachdem er den aufrührerischen Herzog Heinrich den Zänker von Bayern überwältigt hatte (bei welcher Gelegenheit die von Bayern abgetrennte Mark Kärnthen 976 als ein eigenes selbständiges Herzogthum konstituirt wurde); nachdem er die Dänen und Böhmen aufs neue unterworfen hatte; nachdem er einen treulosen Ueberfall des französischen Königs Lothar auf Aachen durch einen Rachezug bis vor die Thore von Paris gestraft und die Franzosen zu wiederholtem Verzicht auf Lothringen genöthigt hatte: zog er 980 nach Italien, das er nicht wieder verlassen hat. Seine Absicht war es, die noch byzantinischen Landschaften im S. zu erobern und so die ganze Halbinsel zu vereinigen, allein 982 erlitt er von den mit den Griechen verbündeten Saracenen in Kalabrien südlich von Cotrone eine entscheidende Niederlage, aus der er kaum sein eigenes Leben rettete, und ehe er dieselbe rächen konnte, starb er. Noch ausschließlicher waren die Augen seines Sohns Otto III. (983—1002) auf Rom und Italien gerichtet. Trotzdem schon in den letzten Jahren Otto's II. Dänemark sich unabhängig gemacht hatte, und während der Minderjährigkeit Otto's III., als erst seine Mutter Theophanu, dann seine Großmutter Adelheid die Regierung führten, die Slawen an Elbe und Saale sich erhoben, die Bischöfe vertrieben und in das alte Heidenthum zurückfielen, hat dieser Herrscher doch sich fast ausschließlich mit Italien beschäftigt. Von 996 an lebte er mit nur kurzen Unterbrechungen in Rom; er hing dem phantastischen Gedanken nach, diese Stadt zum Mittelpunkte des Reichs zu machen, D., wo doch die Wurzeln seiner Kraft waren, von hier aus zu regieren, seiner ganzen Herrschaft altrömische Formen und Gebräuche zu Grunde zu legen. Dabei aber vermochte er nicht einmal in Rom selbst die Ruhe aufrecht zu erhalten, und für D. ist seine Regierung überaus schädlich geworden. Denn in sie fallen die Anfänge eigentlich territorialer Bildungen, die sich doch von den alten Stammesherzogthümern sehr unterscheiden. Mehr und mehr werden die großen Reichsämter erblich, gehen die Güter des Reichs und die Regalien der Krone (Münzrecht, Zollrecht, Gerichtsbann) in den Besitz einzelner großen Familien oder geistlichen Stifter über; unter Otto III. zuerst ist es vorgekommen, daß ganze Gaue und Grafschaften mit allen Regierungsrechten in denselben an Bisthümer übertragen wurden. So beginnt sich allmählich ein eigener, für seine weltlichen Angehörigen erblicher Fürstenstand innerhalb des Reichs zu bilden, zu dem die Herzöge, die Markgrafen, Pfalzgrafen und Grafen sowie die Erzbischöfe, Bischöfe und größeren Aebte gehören, und dessen Glieder bald einen sehr merklichen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gewinnen. Otto's III. Nachfolger war Heinrich II. (1002—1024), Herzog von Bayern, der Großneffe Kaiser Otto's I. Seine Regierung ist von unaufhörlichen Kämpfen nach innen und außen erfüllt, welche die Erbschaft der verkehrten Politik seiner Vorgänger waren. Italien, wo man einen eigenen König in der Person des Markgrafen Arduin von Ivrea aufgestellt hatte, wurde erst nach drei Zügen Heinrichs

(1004, 1014, 1022), auf deren zweitem er die Kaiserkrone empfing, wieder ganz unterworfen. Böhmen gelang es Heinrich wieder zu gewinnen; aber dem mächtigen und kühnen Polenherzog Boleslaw Chrobry gegenüber kämpfte der Kaiser mit entschiedenem Unglück und sah sich im Frieden von Bautzen (1018) genöthigt, ihm die Lausitzen abzutreten. Auf Burgund, dessen kinderloser König Rudolf III. sein Oheim war, erhob er Erbansprüche, die er zwar zur Anerkennung brachte, indem er die Huldigung der burgundischen Großen entgegennahm, denen er aber bei Lebzeiten Rudolfs noch keine faktische Geltung zu geben vermochte. Im Innern des Reichs gelang es ihm nur mit Mühe, die Fürsten, die sich aller Orten gegen die wieder straffer angezogenen Zügel der kaiserlichen Herrschaft sträubten, zur Botmäßigkeit zurückzuführen, und Zugeständnisse mancherlei Art, die er sich zu machen genöthigt sah, haben die Bildung territorialer Gewalten eher begünstigt als gehindert. Ein ganz besonderes Interesse legte Heinrich für kirchliche Fragen an den Tag, ohne doch in schwächliche Abhängigkeit von dem hohen Klerus zu verfallen: dieser Umstand und die durch ihn und seine Gemahlin Kunigunde vollzogene Gründung des Bisthums Bamberg (1007) haben ihm den Namen des Heiligen und die Kanonisation verschafft. In den letzten Jahren seines Lebens plante Heinrich im Einverständnis mit dem Papst und dem König von Frankreich eine allgemeine Kirchenreform im Sinn der Bestrebungen, die von dem wichtigen burgundischen Kloster Cluny ausgingen; allein ehe er zur Ausführung dieser Gedanken schreiten konnte, wurde er vom Tod ereilt. Da mit ihm das sächsische Kaiserhaus in seinem Mannsstamm ausstarb, so kam es noch einmal (zum letztenmal) zu einer Königswahl unter Betheiligung des ganzen Volks. Freilich trat dabei die Wirksamkeit der Fürsten doch schon so sehr in den Vordergrund, daß der Masse der Freien wenig mehr übrig blieb, als der von den Fürsten getroffenen Wahl durch Zuruf zuzustimmen. Aus der Wahl ging Konrad II. (1024—39), der Ahnherr des Geschlechts der salischen oder fränkischen Kaiser (1024—1125) hervor. Die von seinem Vorgänger begonnene Restaurationspolitik gegenüber der steigenden Macht der Fürsten setzte Konrad mit Kraft und Erfolg fort; die gegen ihn ausgebrochenen Empörungen (unter denen die seines Stiefsohns Ernst von Schwaben in Lied und Sage am meisten berühmt ist) schlug er glücklich nieder; der aufstrebenden Selbständigkeit der Herzogthümer brach er dadurch die Spitze ab, daß er die Mehrzahl derselben an seinen Sohn oder andere nahe Verwandte brachte; endlich gewann er der hohen Aristokratie gegenüber eine Stütze, indem er die niederen Lehen erblich zu machen sich bemühte. In D. ist dies durch faktische Begünstigung der kleineren Vasallen, in Italien durch ein ausdrückliches Gesetz vom Jahr 1037 geschehen, welches denselben zugleich die Aburtheilung durch ein aus ihres Gleichen zusammengestelltes Gericht verbürgte und die Appellation an den Kaiser gestattete. Auch nach außen hin war Konrad überall vom Glück begünstigt. In Polen kam ihm zu statten, daß nach dem Tode des großen Boleslaw innere Zwistigkeiten ausbrachen, welche ihm die Wiedergewinnung der Lausitzen und die Schwächung des Reichs auf lange hinaus ermöglichten. Auch Böhmen gegenüber stellte er die Lehnshoheit her; mit Kanut d. Gr. von Dänemark trat er in intime Verbindung, wobei er sich freilich zur Abtretung der nördlich von der Eider belegenen Theile der Mark Schleswig verstand. Gegenüber den in Italien noch einmal auftauchenden Versuchen, ein nationales, von D. unabhängiges Königthum zu begründen, Versuchen, welche in Frankreich nicht ohne Unterstützung blieben und uns zum erstenmal den welthistorisch gewordenen Kampf Deutschlands und Frankreichs um die Führung und Herrschaft in Italien entgegentreten lassen, setzte Konrad auf seinem ersten Zug (1027), auf dem er die Kaiserkrone erwarb, mit leichter Mühe die Anerkennung seines Königthums durch; ein zweiter (1037 und 1038) galt wesentlich den Angelegenheiten Unteritaliens und dem Kampf gegen den ehrgeizigen Erzbischof Aribert von Mailand. Endlich hat Konrad nach dem Tod Rudolfs III. noch das Königreich Burgund erobert und so die arelatische Krone (so genannt nach der Hauptstadt Arles) dem Doppelglanz der deutschen und italischen hinzugefügt (1033). Wie Italien blieb auch Burgund ein selbständiges Königreich, das seine eigenen Gesetze behielt und sozusagen nur durch Personalunion mit D. verbunden war; aber die deutsche Herrschaft hat hier viel weniger feste Wurzeln gefaßt als in Italien, und sie ist einige Jahrhunderte nachher völlig in Vergessenheit gerathen. — Auf Konrad folgte sein Sohn Heinrich III. (1039—1056), unter dem in mancher Beziehung das deutsche Kaiserthum seine höchste Stufe der Machtentwickelung erreichte. Dänemark, Polen und Böhmen wurden im Gehorsam erhalten und selbst Ungarn, gegen das Konrad II. erfolglos gekämpft hatte, zur Anerkennung der Oberhoheit des Kaisers gezwungen (1044). In ähnlicher Weise wurde auch Unteritalien, wo sich seit 1017 französische Normannen niedergelassen und eine Reihe kleiner Herrschaften begründet hatten, zur Unterwerfung genöthigt. Rücksichtslos und streng griff Heinrich den deutschen Fürsten gegenüber ein; wiederholt entsetzte er Herzöge ihres Amts, Bayern verlieh er sogar, um es nicht wieder aus der Hand zu lassen, seiner eigenen Gemahlin. Aber gerade seine Strenge ließ ihn immer neuen Widerstand finden; viele Jahre lang mußte er gegen den trotzigen und hochstrebenden Herzog Gottfried von Lothringen kämpfen, der, wie oft auch besiegt und gedemüthigt, immer wieder von neuem die Waffen erhob und, als er endlich aus D. verdrängt war, nach Italien ging, um sich dort mit der reichen und mächtigen Markgräfin Beatrix von Tuscien, der Herrin von Canossa, zu vermählen. Vor allem aber sind es die Angelegenheiten der Kirche, die unter Heinrichs III. Regierung schon überaus bedeutsam in den Vordergrund treten. Jenen reformatorischen Bestrebungen, die wir erwähnt haben, war er von ganzem Herzen zugethan; er hielt es für seine Pflicht, denselben zum Sieg zu verhelfen, und setzte die ganzen Machtmittel, die dem Kaiserthum zu Gebote standen, dafür ein. Als in Rom die Zustände sich so weit verschlimmert hatten, daß zu gleicher Zeit drei Männer auf den päpstlichen Stuhl Anspruch erhoben, beseitigte er sie auf der Synode von Sutri (1046) allesammt und bestellte seinerseits ihren Nachfolger aus der Zahl der deutschen Bischöfe. So lange er lebte, hat Heinrich sich die Verfügung über die päpstliche Würde gewahrt; gemeinsam mit den von ihm ernannten Päpsten, unter denen besonders Leo IX. (früher Bischof von Toul und ein Verwandter des Kaisers) hervorragt, wurde die Besserung der Kirche und die Beseitigung der eingedrungenen Mißbräuche angebahnt. So erstarkte das Papstthum aufs neue, und die errungene Kraft wandte es bald genug gegen das Kaiserthum selbst, dem es sie doch zum größten Theil verdankte. Dafür sind vor allem die Jahre nach

Heinrichs III. Tod entscheidend, in denen es für seinen erst sechsjährigen Sohn **Heinrich IV.** (1056—1106) zu einer für die Entwickelung der deutschen Geschichte überaus unheilvollen Minderjährigkeits-Regierung kam. Die Regentschaft über den jungen König vermochte seine Mutter, Kaiserin Agnes, nur auf kurze Zeit zu behaupten; bald wurde sie ihren schwachen Händen entrissen und ging an einige mächtige Fürsten über, unter denen die beiden Erzbischöfe **Anno von Köln** und **Adalbert von Bremen** die bedeutendsten waren. Während der Zeit ihrer Staatslenkung erhoben sich die aristokratischen weltlichen und geistlichen Gewalten gegen das Kaiserthum, und auch das alte Streben nach Stammesunabhängigkeit erwachte noch einmal bei demjenigen Stamm, der dieselbe einst am längsten bewahrt hatte, bei den Sachsen. Als nun der junge König, etwa 20 Jahre alt, die Regierung selbst übernahm, war es gerade dieser Stamm, den er durch sein gewaltsames, widerrechtliches Eingreifen aufs äußerste verletzte und in seinem Nationalgefühl kränkte. So erhob sich hier ein Aufstand, der zwar einen Augenblick (1073) eine für Heinrich sehr bedrohliche Wendung nahm, zwei Jahre später aber durch den entscheidenden Sieg des Königs bei Hohenburg a. U. (unweit Langensalza) gänzlich niedergeschlagen wurde. In diesem Augenblick aber, als der König eine allgebietende Stellung gewonnen zu haben schien, brach der seit lange vorherzusehende **Konflikt zwischen Staat und Kirche** in voller Heftigkeit aus. In Rom hatte man die Jahre der Unmündigkeit Heinrichs benutzt, sich von dem Einfluß, den unter Heinrich III. das Kaiserthum behauptet hatte, zu befreien. Schon unter Nikolaus II. (1059) war ein Dekret über die Papstwahl erlassen, welches dieselbe den Händen des Adels und des Volks entzog und auf die Kardinäle der römischen Kirche übertrug, auch dem Kaiser nicht mehr das Recht der Besetzung des Heiligen Stuhls, sondern nur ein noch dazu ziemlich unbestimmt gelassenes und in der Folge gänzlich mißachtetes Recht der Bestätigung beließ. Drei Grundsätze sind es aber, die **Gregor VII.**, der 1073 den päpstlichen Stuhl bestiegen, für die ganze Kirche durchzuführen sich bemühte. Er suchte durch die Ehelosigkeit (Cölibat) aller Geistlichen dieselben ganz an die Kirche zu fesseln und alle Bande zu lösen, welche dieselben mit dem Volk verbanden, dem sie angehörten; er wollte die **Simonie**, d. h. die Vergebung geistlicher Aemter um Geld oder Geschenke, ausrotten; er verlangte endlich für die Kirche allein das Recht der **Investitur**, d. h. der Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Ring und Stab, den Symbolen ihrer Herrschaft. Insbesondere die letztere Forderung war derart, daß das Kaiserthum sie nicht zugestehen konnte, ohne eine wesentliche Grundlage und Stütze seiner Macht preis zu geben. Denn die Bischöfe und Aebte waren ja, wie wir gesehen haben, in D. nicht bloß Inhaber einer geistlichen Würde; sie besaßen durch kaiserliche Verleihung ausgedehnte Landgebiete, und innerhalb derselben standen ihnen dieselben politischen Regierungsrechte zu, wie innerhalb ihrer Territorien den weltlichen Fürsten; wenn der Staat auf jede Mitwirkung bei ihrer Ernennung und Belehnung verzichtete, so wurde ein großer Theil des Reichs in wesentlichen Dingen jeder Einwirkung der weltlichen Gewalt entzogen. Und das war um so gefährlicher, da Gregor zugleich die unbedingte Unterordnung der ganzen abendländischen Kirche unter den römischen Mittelpunkt durchzuführen bestrebt war, da er für die Kirche, die er als die allein sittlich berechtigte Macht in der Welt betrachtete, jene Idee der Weltherrschaft zu verwirklichen beabsichtigte, welche einst das Kaiserthum getragen hatte, da er demgemäß die Unterordnung aller weltlichen Gewalten, selbst der höchsten, unter das Papstthum forderte. Gregor eröffnete den Kampf, indem er den König wegen der ihm vorgeworfenen Verbrechen auf den Februar 1076 zur Verantwortung nach Rom vorlud und, als Heinrich diese Vorladung mit Gregors Absetzung auf einer Synode zu Worms beantwortete, den Bann über ihn aussprach. In merkwürdigen Gegensätzen bewegte sich das welthistorische Ringen, das nun begann. Da die nach Selbständigkeit strebenden Fürsten in Verbindung mit dem Papst traten und dem gebannten König den Gehorsam aufkündigten, so sah sich Heinrich genöthigt, sich 1077 vor Gregor und seiner Freundin, der Gräfin Mathilde, dem bekannten schmachvollen Bußakt zu Canossa zu unterwerfen; ja, er mußte es erleben, daß selbst dieses große Opfer vergeblich gebracht war, daß trotzdem die Fürsten sich von ihm lossagten und in der Person des Herzogs **Rudolf von Schwaben** ihm einen Gegenkönig gegenüber stellten. Anderseits aber entwickelte auch Heinrich, gestützt auf den niedern Adel und die Städte, eine gewaltige Widerstandskraft; als 1080 Rudolf in einer Schlacht an der Elster, unweit Zeitz, gefallen war, konnte er es sogar wagen, wieder nach Italien zu gehen und Gregor anzugreifen. Es gelang ihm, Rom zu nehmen und sich durch einen Gegenpapst, Clemens III., zum Kaiser krönen zu lassen (1084); Gregor wurde zwar durch die Normannen gerettet, mußte aber Rom verlassen und starb bald darauf in der Verbannung. Doch der Kampf war damit nicht zu Ende. Der neue Gegenkönig **Hermann von Luxemburg** zwar, den man nach Rudolfs Tod gegen Heinrich aufgestellt hatte, konnte es zu keinen entscheidenden Erfolgen bringen; wohl aber war es von durchschlagender Bedeutung, daß es dem Papstthum gelang, die Söhne Heinrichs, erst den ältesten, Konrad (1093), dann einige Jahre nach dessen Tod auch den nunmehrigen Thronerben Heinrich zum Abfall von dem Vater zu bewegen (1104). Diesem Schlag erlag der Kaiser 1106. Allein sein Sohn **Heinrich V.** (1106—1125) war kaum an seine Stelle getreten, als er sich durch das Zwingende, das in seiner Stellung lag, genöthigt sah, seinerseits den Kampf gegen das Papstthum aufzunehmen. Nachdem ein 1111 mit Papst Paschalis II. auf der Basis der Trennung von Staat und Kirche abgeschlossenes Kompromiß an dem Widerstande der geistlichen Aristokratie gescheitert war, die dann auf ihre weltlichen Rechte hätte verzichten müssen, kam es 1122 zu dem mit Papst Kalixt II. abgeschlossenen **Wormser Konkordat**, durch welches beide Theile Koncessionen machten. Die Wahl der Bischöfe sollte danach zwar durch die Kapitel, aber in Gegenwart des Königs oder seiner Bevollmächtigten erfolgen; die Erwählten sollten zwar vom Papst mit Ring und Stab, vom König für ihre weltlichen Besitzungen mit dem Scepter belehnt werden, und zwar sollten sie gehalten sein, diese Belehnung nachzusuchen, ehe sie die bischöfliche Weihe empfingen. So war zwar der Krone ein gewisser Einfluß auf die Besetzung der höchsten geistlichen Aemter gewahrt, aber diese geistliche Aristokratie war doch entfernt nicht mehr in derselben Weise wie früher vom Königthum abhängig. Auch den weltlichen Fürsten hatte Heinrich, der 1115 gegen Herzog Lothar von Sachsen eine große Schlacht am Welfesholz verloren hatte, neue Zugeständnisse machen müssen. Als er 1125 kinderlos starb (mit ihm erlosch das Geschlecht der salischen Kaiser), stand das

Königthum bei weitem nicht mehr auf der alten Höhe der Macht, hatte es viele seiner Befugnisse an die Aristokratie der Fürsten abgeben müssen.

Die Entwickelung der ständischen Verhältnisse war in der Periode der fränkischen Kaiser in der früher erwähnten Richtung weiter vorgeschritten. Immer geringer war (wenn wir von einzelnen durch ihre geographische Lage besonders begünstigten Bezirken, wie der friesischen Seeküste oder den schweizer. Berglanden, absehen) die Zahl derjenigen Landbebauer geworden, welche ihre Person und ihren Grundbesitz von jedem Verhältnis der Abhängigkeit, mit Ausnahme der allgemeinen Unterthanenpflicht, freizuhalten gewußt hatten; wo das in ausgedehnterem Besitz geschehen war, ragten diese »freien Herren« schon über die Masse der Bevölkerung, von der sie früher einen Theil und den Hauptkern gebildet hatten, hervor. Neue Zwischenstufen zwischen Freiheit und Unfreiheit hatten sich gebildet, so die der Censualen oder Zinspflichtigen sowie die der Ministerialen oder Dienstleute, welche letzteren, insofern der von ihnen zu leistende Dienst Kriegsdienst war, durch Waffenehre und Waffenrecht zu höherer, die bäuerliche Freiheit überragender Stellung emporkamen. Vorzugsweise aus diesen Dienstleuten, aber auch aus anderen Elementen, setzte sich die Zahl der Ritter zusammen, die gegen das Ende des 11. Jahrh. anfingen, einen besondern Stand zu bilden; zu demselben rechnete man alle diejenigen, welche zu Roß und in schwerer Rüstung eine vorzugsweise kriegerische Lebensweise führten. Die feierliche und förmliche Umgürtung mit dem Schwert, einst für alle Freien üblich, ist jetzt die ehrende Auszeichnung dieses Standes geworden, der sich durch die zu Ende der dargestellten Periode aufkommenden Turniere oder Waffenspiele immermehr ausbildete und in sich abschloß. Endlich trat, zumal seit den Zeiten Heinrichs IV., auch die Bevölkerung der Städte schon bedeutsam genug hervor und griff mehrfach in den allgemeinen Gang der Geschichte ein; die verschiedenen Bestandtheile, aus denen diese Bevölkerung sich zusammensetzte, Vollfreie und Zinsleute, Ministerialen und hörige Handwerker, begannen allmählich zu einem Stande, dem der Bürger, zu verschmelzen, dem der durch den Aufschwung des Handels und Verkehrs zunehmende Wohlstand bald eine höhere Bedeutung gab, der sich durch die Gemeinsamkeit der lokalen Interessen als eine Einheit zu fühlen anfing und als solcher seine besondere ihm eigenthümliche politische Richtung verfolgte. In den Kämpfen, welche Heinrich IV. mit den Fürsten zu führen hatte, ergriffen die Kaufleute, d. h. die Bewohner der Bischofsstädte, für ihn Partei; mit richtigem Verständnis dessen, was seine Lage gebot, schloß sich so das Bürgerthum gleich in dem ersten Augenblick, da es erkenntlicher in der Geschichte Deutschlands hervortrat, an das Königthum an, mit welchem es das gemeinsame Interesse hatte, der immermehr steigenden Macht der Fürsten entgegenzuwirken. — Das geistige Leben der Nation, das unter der Herrschaft der ersten Salier bedeutende Fortschritte gemacht, hatte unter den schweren inneren Kämpfen, welche die Regierung der letzten Heinriche erfüllten, nicht wenig zu leiden gehabt. Da es noch immer fast ausschließlich die Geistlichkeit war, welche das Monopol der Bildung und der literarischen Thätigkeit besaß, da es eine überaus große Seltenheit war, wenn ein Laie auch nur zu schreiben oder zu lesen verstand, so begreift sich das leicht: war doch gerade die Geistlichkeit in den letzten Parteikämpfen handelnd und leidend besonders thätig gewesen. Unter dem Lärm des Kampfs aber konnte die Beschäftigung mit der Literatur keine gedeihlichen Früchte tragen.

Während nach Heinrichs V. Tode das Haus der Staufer, weniger richtig von Hohenstaufen genannt, repräsentirt durch den Herzog Friedrich von Schwaben und seinen Bruder Konrad, die nächsten Ansprüche auf den Thron zu haben glaubte, weil es dem Hause der salischen Kaiser durch Bande des Bluts und der gemeinsamen Politik sehr nahe stand, fiel die Wahl der Fürsten eben darum auf das Haupt der Opposition, auf den Herzog von Sachsen, Lothar von Supplingenburg (1125—37). Im Kampf gegen die staufischen Brüder, die sich nicht fügen mochten, stützte sich Lothar wesentlich auf den aus dem schwäbischen Hause der Welfen stammenden Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, den er mit seiner Tochter Gertrud vermählte und damit zum Erben eines sehr ausgedehnten allodialen Besitzes in Norddeutschland machte, und dem er dann zu seinem bayrischen noch ein zweites, das sächsische Herzogthum, übertrug. So tritt unter Lothars Regierung zuerst der so wichtige Gegensatz zwischen Staufern (Weiblingern) und Welfen, oder, wie die Italiener sagten, zwischen Ghibellinen und Guelfen hervor; erst gegen das Ende Lothars erfolgte ein Ausgleich. Trotzdem Lothar im ganzen im Einvernehmen mit der Kirche regierte, drohte doch auch zwischen ihm und dem Papst ein Konflikt auszubrechen; nur dadurch, daß Lothar hinsichtlich der Güter der Markgräfin Mathilde von Tuscien und der Lehenshoheit über Unteritalien gewisse Zugeständnisse machte, ward der offene Kampf vermieden. Als Lothar gestorben war, wiederholte sich derselbe Vorgang wie vor seiner Thronbesteigung. Gerade weil sein Schwiegersohn Heinrich der mächtigste Fürst war und der nächstberechtigte zu sein glaubte, ging aus der Wahl nicht er, sondern der Staufer Konrad III. (1138—52) hervor. Infolge dessen erneuerte sich der kaum beendete Konflikt; der König forderte von Heinrich die Herausgabe eines seiner Herzogthümer, Sachsens; als er sich weigerte, wurde ihm auch Bayern aberkannt. Letzteres wurde dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, einem Halbbruder des Königs, ersteres dem Markgrafen Albrecht dem Bären von Ballenstädt, aus dem Hause Askanien verliehen. Allein Heinrich der Stolze, und als er gestorben war, die mütterlichen und väterlichen Verwandten seines unmündigen Sohns, Heinrichs des Löwen, nahmen den Kampf gegen den König auf. Erst 1142 kam es zur Versöhnung: Gertrud, die Mutter Heinrichs des Löwen, vermählte sich mit dem Bruder des inzwischen verstorbenen Leopold, dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott von Oesterreich, und dieser erhielt nun Bayern, während Sachsen dem jungen Welfenherzog zurückgegeben wurde, und Albrecht der Bär sich mit der sächsischen Nordmark links der Elbe begnügen mußte. Immerhin war diese Lösung des Konflikts nur durch die Nachgiebigkeit des Königs erreicht worden, der damit das lang bestrittene Princip der Erblichkeit der großen Reichslehen anerkannt hatte. Schwach wie sich die Krone im Innern erwiesen hatte, zeigte sie sich auch den halb unabhängigen Vasallenstaaten gegenüber wenig kräftig; in Unteritalien, Böhmen, Ungarn und den romanischen Theilen von Burgund ward die Autorität des Königthums vielfach mißachtet, und der unglückliche, resultatlose Kreuzzug, den Konrad 1147 unternahm, kostete schwere Opfer, ohne entsprechende Erfolge zu bringen. Als der König 1152 ohne die Kaiserkrone erlangt zu haben starb, scheint er es selbst empfunden zu haben,

daß eine starke Regierung dem Reich noth thue, indem er den Fürsten statt seines unmündigen Sohns seinen Neffen, Herzog Friedrich von Schwaben, zur Nachfolge empfahl. Mit Friedrich I. (1152—90; von den Italienern Barbarossa, Rothbart, genannt) beginnt die glänzendste Epoche des staufischen Hauses; eine Persönlichkeit ersten Ranges und genialster Kraft hatte mit ihm den Thron bestiegen. Ueberzeugt, daß seine Würde die erste der Welt sei, und daß ihm die Oberleitung der gesammten Christenheit gebühre, konnte er den kleinlichen Hader im Innern des Reichs nicht dulden, und es mußte ihm daran liegen, die ganze Macht desselben als eine einheitliche zu beherrschen und nach außen hin zu verwerthen. So machte er dem noch immer fortglimmenden Streit seines Hauses mit den Welfen ein Ende, indem er 1156 Heinrich dem Löwen das Herzogthum Bayern zurückgab, von dem freilich die Mark Oesterreich, die zu einem besondern Herzogthum erhoben wurde, nun ebenso unabhängig ward, wie Albrechts des Bären Nordmark vom Herzogthum Sachsen. Heinrich und Albrecht entfalteten nun nach Norden hin eine überaus ersprießliche und folgenreiche Thätigkeit. Letzterer eroberte Brandenburg (1156), von dem seine Markgrafschaft bald den Namen empfing, erneuerte das Bisthum daselbst und begann die Germanisirung und Kolonisation der Lande zwischen Elbe, Spree und Havel, welche seine Nachfolger mit Geschick und Erfolg bis zur Oder hin und über dieselbe hinaus fortsetzten. Heinrich andererseits unterwarf die Slawen im östlichen Holstein, Pommern und Mecklenburg; eine Reihe neuerrichteter oder wieder hergestellter Bisthümer, wie Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, dienten auch hier gleichmäßig der Verbreitung des Christenthums und der deutschen Nationalität; insbesondere das schnell emporblühende Lübeck, einst ein Sitz wendischer Fürsten, bald der mächtige Mittelpunkt des Ostseehandels, an dem D. erst damals theilzunehmen begann, verdankt Heinrichs Thätigkeit sein Emporkommen. Aber auch Friedrichs unmittelbare Wirksamkeit war namentlich den Vasallenstaaten gegenüber eine überaus erfolgreiche. Polen ward durch einen glänzenden Zug bis nach Posen hin (1157) zur erneuten Anerkennung der Reichsoberhoheit genöthigt; Waldemar von Dänemark suchte bei Friedrich um Bestätigung seiner Krone und um Belehnung nach, Böhmens Herzog Wladislaus empfing aus seinen Händen die Königskrone (1158), und das Land, obgleich von durchweg tschechischer Bevölkerung, hat seitdem in noch engerer staatsrechtlicher Verbindung mit D. gestanden, die bis auf die neueste Zeit fortgedauert hat; weiter wurde auch Schlesien, das von piastischen Fürsten aus dem polnischen Herzogshause beherrscht ward, der deutschen Kolonisation eröffnet; endlich ward auch in Burgund das Ansehen des kaiserlichen Namens hergestellt; seit Heinrich III. war der deutsche Einfluß dort nie so bedeutend gewesen als unter Friedrich I. Den Kampf mit dem Papstthum, der einen so bedeutenden, ja den bedeutendsten Theil seines Lebens ausfüllt, hat Friedrich weder gesucht noch beabsichtigt; er hätte viel lieber in Gemeinschaft mit dem Papst seine Weltherrschaftspläne verwirklicht, auf seinem ersten Römerzug (1154—55), auf dem er die Kaiserkrone erwarb, leistete er dem Papst sogar einen wesentlichen Dienst, indem er die diesem feindliche Bewegung des kühnen Reformators Arnold von Brescia unterdrückte. Aber trotzdem war der Bruch unvermeidlich; auf der schmalen Spitze der obersten Gewalt über die gesammte Christenheit konnten sich eben auf die Dauer unmöglich zwei Mächte selbständig neben einander behaupten; die seit Gregor VII. von den Päpsten erstrebte Obergewalt war mit der Idee des Kaiserthums, wie sie sich Friedrich darstellte, unversöhnlich. Die Kirche fand in dem ausbrechenden Kampf einen starken Rückhalt an den lombardischen Städten, die seit dem Ausgang des 11. Jahrh. namentlich durch den Verkehr mit dem Morgenland zu mächtigen kommunalen Republiken emporgewachsen waren. Als ihnen gegenüber der Kaiser, gestützt auf Bestimmungen des römischen Rechts, dessen Studium eben damals neu aufblühte, die Befugnisse der alten Imperatoren geltend machte, setzten sie sich zur entschiedensten Gegenwehr. Vorübergehend hatte Friedrich Erfolge, deren Höhepunkt die Einnahme und Zerstörung des stolzen Mailand (1162) bezeichnet; allein das Ende war doch, daß er in der entscheidenden Schlacht bei Legnano (1176) der Koalition des Lombardenbundes und des Papstes Alexander III. erlag; in den Friedensschlüssen zu Venedig (1177) und Konstanz (1183) mußte er auf die Durchführung seiner Pläne verzichten, indem er jede unmittelbare Einwirkung auf das Papstthum aufgab und den lombardischen Städten eine ähnliche Selbständigkeit einräumte, wie sie die deutschen Fürsten behaupteten. — Die Niederlage des Kaisers war dadurch herbeigeführt worden, daß im entscheidenden Augenblick, kurz vor der Schlacht von Legnano, Heinrich der Löwe sich zurückgezogen hatte, weil Friedrich die Bedingungen, an die er seine weitere Hülfe knüpfte, nicht erfüllen konnte. Friedrich hatte den Kampf gegen die Fürstenmacht, wie ihn seine Vorgänger geführt hatten, aufgegeben, aber doch nur in der Voraussetzung, daß das Fürstenthum sich dem Kaiserthum unterordne, daß es seine Kräfte dem Reichsinteresse zur Verfügung stelle: in dem Augenblick, wo ein übermächtig gewordener Fürst diese Grundlage der gegenseitigen Beziehungen nicht mehr anerkannte, war seine Niederwerfung nothwendig. Mit Hülfe einiger kleineren, von dem Herzog beleidigten Nachbarfürsten gelang dessen Bezwingung, Heinrich der Löwe verlor seine Reichslehen, und nur seine allodialen Güter, aus denen später die Lande Braunschweig und Lüneburg entstanden sind, verblieben ihm und seinem Geschlecht. Bayern wurde an Friedrichs Freund, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, verliehen, Sachsen wurde getheilt; in dem größern Stück (Engern und Westfalen) erhielt der Erzbischof von Köln die Herzogsrechte, den kleinern Rest bekam Bernhard von Askanien als Herzog von Sachsen. Das Ergebnis war darum überaus folgenreich, weil damit auch das letzte alte Stammesherzogthum zerrissen war. Wie schon früher Franken, so war seit der Thronbesteigung des staufischen Hauses auch Schwaben nicht wieder vergabt worden; Lothringen hatte sich längst in eine Reihe kleinerer Gebiete (Brabant, Limburg, Kleve, Geldern, Luxemburg rc.) aufgelöst; von Bayern waren die Lande des Herzogthums Meran, die Marken, vor allem Oesterreich, abgetrennt, von Böhmen ebenso die reichsunmittelbare Markgrafschaft Mähren abgezweigt — jetzt war auch Sachsen zersplittert. So waren die alten Stammesnationalitäten aufgelöst, die kleineren Fürsten kamen empor, es bildete sich ein neues Schema der Reichsaristokratie. Gerade in der nächstfolgenden Zeit vollzog sich denn auch in Bezug auf die Fürsten eine wichtige Umbildung, die in der Gestaltung eines neuen Reichsfürstenstandes zu Tage tritt. Hatte man früher wohl auch einfache Grafen und Herren zu den Fürsten des Reichs gerechnet, so schieden diese jetzt aus der

Reihe derselben aus; nur die Herzöge, Pfalzgrafen, Mark- und Landgrafen sowie von den Geistlichen die Erzbischöfe und die reichsunmittelbaren Bischöfe und die Inhaber einiger größeren fürstenmäßigen Abteien gehörten dem neuen Stand an, dessen feste Geschlossenheit darin ihren Ausdruck findet, daß jetzt förmliche Erhebungen in den Reichsfürstenstand vorkommen. — Von verhängnisvoller Bedeutung für die weitere Geschichte Deutschlands und des staufischen Hauses war es, daß der Kaiser 1186 seinen Sohn und Erben Heinrich mit Konstanze, der Erbin des normannischen Reichs in Unteritalien und Sicilien, vermählte; was für den Augenblick als ein großer Gewinn erschien, sollte in der Folge überaus verderblich werden, indem es die staufischen Kaiser D. noch mehr entfremdete, sie noch ausschließlicher in die specifisch italienischen Angelegenheiten hineinführte, sie veranlaßte, die unmittelbaren Interessen ihres neuen Erblandes vielfach denen Deutschlands voranzustellen. Erst durch die Erwerbung Siciliens ist die Verbindung Deutschlands mit Italien geradezu unheilvoll geworden. Als Friedrich auf einem Kreuzzug, den er gleichsam um das Werk seines Lebens zu krönen unternommen hatte, 1190 umgekommen war, folgte ihm ohne Widerstand sein ältester Sohn, Heinrich VI. (1190—97), der mit großer Energie, aber auch mit grausamer Härte im Normannenreich seine Erbansprüche durchsetzte und in D. neue Versuche der Welfen, die verlorene Gewalt wiederzugewinnen, erfolgreich bekämpfte. Seine Thätigkeit war vorzugsweise Italien zugewandt, indem er großartige Eroberungspläne nach dem Orient hin verfolgte; für D. hatte er umsoweniger Interesse, seit sein Plan, die Kaiserkrone erblich zu machen, wogegen er die unbedingte Erblichkeit der Lehen auch in weiblicher Linie zugestehen wollte, ein Plan, dessen Durchführung dem Geschick Deutschlands eine ganz andere Wendung gegeben haben würde, an dem Widerstand vornehmlich des Papstes und der geistlichen Fürsten gescheitert war. Trotzdem führte sein früher Tod eine ähnliche Katastrophe herbei, wie einst das unerwartete Abscheiden Otto's II. und Heinrichs III. Denn während die staufische Partei, die Unmöglichkeit erkennend, für Heinrichs VI. dreijährigen Sohn Friedrich die Nachfolge durchzusetzen, die Krone auf dessen Oheim Philipp von Schwaben (1198—1208) übertrug, erhoben die Anhänger der Welfen einen Sohn Heinrichs des Löwen, Otto IV. (1198—1218), zum König, der bis dahin für seinen Oheim, den König von England, die Grafschaft Poitou verwaltet hatte. Wilde Kämpfe zwischen beiden brachen aus, von denen die Fürsten, die wiederholt die Partei wechselten, um dabei mehrfachen Gewinn zu machen, das Papstthum, dessen Anerkennung zu erlangen die beiden Gegner sich in Zugeständnissen fast überboten, und die auswärtigen Mächte, insbesondere Dänemark, das damals die deutsche Lehnshoheit abschüttelte, reichen Vortheil zogen, während das durch Friedrich I. hergestellte Ansehen des Königthums aufs neue sank. Trotzdem Otto von Innocenz III., dem bedeutendsten Papst seit Gregor VII., unterstützt wurde, schien es, als ob der Staufer den Sieg gewinnen sollte, da wurde er 1208 aus Privatrache von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach ermordet. Für kurze Zeit war nun Otto, der sich mit Philipps Tochter Beatrix verlobte und darauf auch von der staufischen Partei anerkannt wurde, Alleinherrscher; 1209 ging er nach Rom und empfing die Kaiserkrone. Allein nun zeigte sich wiederum, daß es sich bei dem Streit zwischen Kaiserthum und Papstthum durchaus nicht um Personen oder Geschlechter handelte, daß vielmehr Principien einander gegenüberstanden, die auch bei der größten persönlichen Nachgiebigkeit nicht auf die Dauer zu versöhnen waren. So viel Zugeständnisse auch Otto vorher dem Papst gemacht hatte: kaum trug er die Kaiserkrone, so gerieth er in einen Konflikt mit Innocenz und fiel selbst in das unteritalische Königreich ein, das Heinrichs VI. Sohn Friedrich unter Vormundschaft des Papstes beherrschte. So kam es dahin, daß Innocenz den Welfen bannte und gegen ihn die Erhebung des Staufers auf den Thron bewirkte. Schon begannen aber auch die auswärtigen Mächte sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen; während Otto England für sich hatte, verband sich Friedrich, der 1212 nach D. kam und schnell die alten Anhänger seiner Partei um sich versammelte, mit Frankreich; eine auf französischem Boden gekämpfte Schlacht bei Bovines (1214), an der Otto theilnahm, entschied auch über das Geschick Deutschlands; der besiegte Kaiser zog sich in seine braunschweigischen Erblande zurück, ohne freilich bis an sein Ende (1218) auf seine Ansprüche zu verzichten, und Friedrich II. (1215—50) war, ohne weitern großen Widerstand zu finden, der anerkannte Beherrscher Deutschlands. Auf der Annahme zweier Bedingungen durch Friedrich beruhte sein gutes Einvernehmen mit dem Papst: er hatte sich verpflichtet, einen Kreuzzug zu unternehmen und versprochen, die für Rom so gefährliche Verbindung Siciliens mit dem Reich durch Abtretung des erstern Königreichs an seinen Sohn Heinrich (VII.) aufzuheben. Allein den Kreuzzug schob der 1221 zu Rom gekrönte Kaiser, erst mit der Befestigung seiner Macht in D. und dann mit der in einer sehr denkwürdigen Weise, nach den Grundsätzen moderner Staatsleitung durchgeführten Reorganisation seiner italienischen Erblande beschäftigt, von Jahr zu Jahr auf, und die Personalunion zwischen Sicilien und dem Reich stellte er dadurch wieder her, daß er 1220 die deutschen Fürsten bewog, Heinrich auch zum Nachfolger und König von D. zu wählen. Als er darauf nach Italien ging, ließ er Heinrich als König unter der Regentschaft erst des Erzbischofs Engelbert von Köln, dann des Herzogs Ludwig von Bayern zurück. Bald genug kam er dann mit dem Papst in neuen Konflikt; als er 1227 den lange versprochenen Kreuzzug endlich antrat, aber von schwerer Krankheit befallen wieder umkehren mußte, wurde er von Gregor IX., der diese Krankheit nur für einen Vorwand hielt, gebannt, und seine Unterthanen vom Eide der Treue losgesprochen. Nun ging Friedrich 1228 wirklich ins heilige Land, und es gelang ihm auch, Jerusalem zu erwerben, allein jetzt galt eben dieser Kreuzzug, da der Kaiser im Bann war, nur als neuer Beweis seiner Ketzerei, und päpstliche Soldaten fielen in die Lande des abwesenden Kaisers ein. Indessen nach seiner Rückkehr aus dem Orient wurde Friedrich mit diesen leicht fertig und erzwang vom Papste den für ihn günstigen Frieden von San Germano (1230). Inzwischen hatte in D. Heinrich, mündig geworden, selbst die Regierung übernommen, dieselbe aber vielfach im Gegensatze zu den Ansichten seines Vaters geführt, so daß es zuletzt zu offenem Bruch und zur Empörung des Sohns kam. Friedrich mußte nach D. ziehen, um sein Ansehen herzustellen; die Regentschaft in D. übernahm der zweite Sohn des Kaisers, Konrad IV., und auf dem glänzenden Reichstag von Mainz (1235) erschien Friedrich wieder in überaus bedeutender Machtstellung. Damals wurde der erste allgemeine Landfrieden in deutscher Sprache verkündet,

ein ständiges kaiserliches Hofgericht eingesetzt, das die oberste Gerichtsbarkeit in D. ausüben sollte, und durch die Erhebung der braunschweigisch-lüneburgischen Lande zum reichslehnbaren Herzogthum der definitive Ausgleich mit den Welfen hergestellt. Als aber dann der Kaiser die Früchte seines Siegs auch in Italien zu ernten suchte, gerieth er erst mit den lombardischen Städten und dann mit dem Papst in neuen Konflikt, in welchem er 1237 bei Cortenuova einen glänzenden Sieg über das Städteheer davontrug, worauf er von Gregor IX. wiederum gebannt wurde. Namentlich seit der dem Kaiser gewachsene Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, wandte sich das Glück; der Papst ging nach Frankreich, um vor Friedrich sicher zu sein; 1245 auf dem Koncil zu Lyon entsetzte er den Kaiser, ließ das Kreuz gegen ihn predigen und zettelte überall Verschwörungen an. Trotz energischster Gegenwehr erlag der Kaiser, 1249 erhielt er durch die Niederlage und Gefangennehmung seines Sohns Enzio einen schweren, nicht zu verwindenden Schlag, im December 1250 starb er zu Fiorentino in Unteritalien. Nun zog sein Sohn **Konrad IV.** (1250—54), der sich bis dahin in D. mit den von der Kurie aufgestellten Gegenkönigen, erst **Heinrich Raspe**, Landgrafen von Thüringen (gest. 1247), dann **Wilhelm**, Grafen von Holland, herumgeschlagen hatte, über die Alpen, um Italien zu retten, starb aber schon nach vier Jahren. Gegen seinen illegitimen Bruder **Manfred**, der Unteritalien und Sicilien behauptete, rief der Papst den französischen Prinzen Karl von Anjou herbei; 1266 bei Benevent verlor Manfred Sieg und Leben. Noch einmal versuchte **Konradin**, Konrads IV. Sohn, das verloren gegangene Erbe wiederzugewinnen, büßte aber den Versuch 1268 auf dem Schafott. Mit ihm erlosch das glänzende Geschlecht der staufischen Herrscher. — Für die Entwickelung der Verfassung des Reichs sind die Regierungen der letzten Staufer in vielen Beziehungen wichtig geworden. Namentlich das **Fürstenthum** hat unter ihnen einen weitern Schritt zur Erlangung der Landeshoheit gemacht; in Urkunden Friedrichs II. wird schon officiell von den Fürsten als den »Landesherren« (domini terrae) gesprochen, fast alle Regierungsrechte innerhalb ihrer Territorien ruhen bereits in ihrer Hand. Aber auch die **Städte** haben in der staufischen Periode weitere, bedeutsame Fortschritte gemacht, indem sich während derselben in ihnen die Rathsverfassung, d. h. die Selbstregierung und Selbstverwaltung, durch eine kommunale Behörde, auf welche viele wichtige staatliche Rechte übergingen, ausbildete. Zeigte sich nun auch infolge der zunehmenden Macht der Städte vielfach bereits ein sehr starker Gegensatz zwischen ihnen und den Fürsten, und stellte sich auch die Reichsgesetzgebung im großen und ganzen zunächst auf die Seite der letzteren, so hat doch darum die weitere Entwickelung der Städte um so weniger einen Stillstand erlitten, als es bereits in dieser Zeit zu Städtebünden kam (1241 zwischen Lübeck und Hamburg, die berühmte Vereinigung, welche der erste Keim des Hansabundes geworden ist), welche ihren einzelnen Theilnehmern Selbständigkeit und gedeihliches Blühen selbst in den schlimmsten Zeiten innerer Fehden ermöglichten. Bezeichnend für die Veränderung, welche in den Verhältnissen Deutschlands vor sich gegangen war, ist es, daß eben in der Zeit Friedrichs II., während der Kaiser mit Italien beschäftigt war, die wichtigsten Vorgänge in D. sich ohne Zuthun oder wenigstens ohne bestimmendes Eingreifen der Centralgewalt vollzogen. So ward der vernichtende Einfall, mit dem die **Mongolen** 1241 nach der Bewältigung ganz Osteuropa's das Reich bedrohten, nicht eigentlich von den Kräften des Reichs abgewiesen; vielmehr waren es eine Reihe schlesischer, mährischer und anderer Fürsten, welche sich ihnen unter Führung des Herzogs Heinrich von Liegnitz entgegenstellten und zwar geschlagen wurden, dennoch aber die Asiaten zum Rückzug veranlaßten. Ebenso erfolgte die Ausbreitung des Reichs nach Norden und Osten, welche eben in diese Zeit fällt, nicht durch den Kaiser. Dieser hatte vielmehr dem mächtigen König Waldemar II. von Dänemark 1212 große Zugeständnisse gemacht, welche demselben die Ausdehnung seiner Herrschaft noch über die Elbe hinaus gegen die Weser ermöglichten. Norddeutsche Fürsten und Städte waren es dagegen, die 1227 in der Schlacht bei **Bornhövede** Waldemar entscheidend besiegten und die Küste der Nord- und Ostsee für D. zurückgewannen, wodurch Holstein bis zur Eider wieder deutsches Land und die Germanisirung Mecklenburgs und Pommerns ermöglicht wurde. Endlich erfolgte auch die für die Folge so wichtige Eroberung und Germanisirung des damals noch heidnischen **Preußen** durch den Orden der Deutschen Ritter unter Führung ihres großen Hochmeisters **Hermann von Salza** (eine der wesentlichsten Erweiterungen des deutschen Kulturgebiets während des ganzen Mittelalters) sowie die Begründung deutscher Kolonien in den heute russischen Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Esthland zwar mit der Billigung, aber ohne jede direkte und materielle Unterstützung von Kaiser und Reich. — Ueberhaupt entfaltete sich, während die Macht des Kaiserthums und des officiellen Reichs sank, in den einzelnen Territorien und Städten und im Volk selbst ein reges und frisches geistiges Leben. Umfassende **Rechtsaufzeichnungen** in deutscher Sprache (so der Sachsen- und später der Schwabenspiegel) wurden von Privatleuten angefertigt, **Literatur** und **Kunst** nahmen einen hohen Aufschwung. Die bedeutendsten höfischen Dichter der ersten Blüteperiode unserer nationalen Literatur (Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, s. d.) gehören der ersten Hälfte des 13. Jahrh. an; von einer wahrhaft künstlerischen Ausbildung der deutschen Sprache kann erst damals die Rede sein, und mehr und mehr geht dieselbe nun auch in den Gebrauch des officiellen Geschäftslebens über. Namentlich aber brachte die Baukunst in derselben Zeit unvergängliche Werke hervor, welche zu den ersten aller Zeiten und aller Völker zählen, so die Münster zu Straßburg und Freiburg, den Dom zu Köln, die herrliche Elisabethkirche zu Marburg u. a.

Die Zeit von Konrads IV. Tode bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg (1254—73) wird als das **große Interregnum** (Zwischenreich) bezeichnet, da D. wohl nominelle aber keine wirklichen Könige besaß. Nach dem Tode Wilhelms von Holland (1256) hatte die welfische Partei **Richard von Cornwales**, den Bruder des Königs von England, die staufische **Alfons X.**, König von Kastilien, gewählt; allein der letztere kam gar nicht, der erstere nur einigemal nach D., und eine wirkliche und eigentliche Macht übte keiner von beiden aus. Während so, bei dem Mangel einer höchsten Obrigkeit, Fehde- und Faustrecht immer mehr überhand nahmen, und dabei jede wirkliche staatliche Ordnung innerhalb des Reichsganzen sich auflöste, hat diese Zeit des Zwischenreichs doch eine wichtige staatsrechtliche Bildung hervor-

gebracht. Schon früher war es geschehen, daß bei den Königswahlen einzelne Fürsten als besonders bevorrechtet hervortraten; in dieser Zeit sonderten sich (wodurch es geschah, steht noch nicht ganz fest) aus der Zahl aller, definitiv sieben Kurfürsten aus, die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, und vier weltliche Fürsten, der König von Böhmen als Erzschenk, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Pfalzgraf vom Rhein als Erztruchseß und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer des Reichs; diesen sieben (oder sechs, da der König von Böhmen als Nichtdeutscher für längere Zeit ausgeschlossen und Bayerns Anspruch auf die siebente Kurstimme bestritten war) stand von nun an das Wahlrecht bei der Kaiserwahl ausschließlich zu. Dabei war in Bezug auf diese Wahl noch eine zweite Veränderung im Laufe der letzten Zeiten eingetreten. Während früher das deutsche Recht insofern eine eigenthümliche Kombination von Wahl- und Erbrecht anerkannt hatte, als man bei der Wahl nicht leicht ohne triftige Gründe von dem regierenden Geschlecht abging und die Zugehörigkeit zu oder Verwandtschaft mit dem letztern einen gewissen Anspruch darauf verlieh, bei der Wahl vorzugsweise berücksichtigt zu werden, bestand jetzt ein solcher Anspruch anerkanntermaßen nicht mehr; die Wahlfürsten waren, an kein Erbfolgerecht mehr gebunden, in der Lage, völlig frei über die Krone zu verfügen. — Als nun nach Richards Tode (1272) die Nothwendigkeit der Neuwahl eines Königs, von dem ja wenigstens dem Namen nach alles Recht im Reich ausging, unabweisbar erschien, entschlossen sich die Wähler, ohne auf Alfons von Kastilien weitere Rücksicht zu nehmen, zu einer solchen zu schreiten; sie erhoben auf die Anregung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern und unter besonderer Mitwirkung des Erzbischofs Werner von Mainz im September 1273 den Grafen Rudolf von Habsburg (1273—91), der einem alten, in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß begüterten, aber im Vergleich mit den Häuptern der Aristokratie des Reichs nicht sehr mächtigen Geschlecht angehörte. Mit Rudolf begann eine durchaus veränderte Politik unserer Kaiser. Auf den Bahnen der Staufer fortzuschreiten, in ihrem Sinn an der Herrschaft über Italien und die Nebenländer festzuhalten und den dann unvermeidlichen Kampf mit dem Papstthum aufzunehmen, war, selbst wenn man es gewollt hätte, so lange unmöglich, als nicht der König in D. eine hinlängliche Macht besaß, auf die er sich stützen konnte. Die alten Reichsgüter, die zur Verfügung des Königs gestanden hatten, waren in den wilden Kämpfen der letzten Jahrzehnte größtentheils verloren gegangen, die alten Reichsrechte in Vergessenheit gerathen, und ihre Wiedergewinnung war bei der gesteigerten Macht der Fürsten, an die sie übergegangen waren, von vornherein aussichtslos. So blieb also dem König, wenn er nicht für immer ohnmächtig sein wollte, nichts weiter übrig, als den letzten Rest von Befugnissen, der ihm geblieben war, in reale Macht umzusetzen, sich und seiner Dynastie eine Hausmacht zu begründen. Diesen Weg sind Rudolf und seine nächsten Nachfolger gegangen. Demgemäß hat Rudolf, wie neuere Forschungen ergeben haben, den Gedanken in Italien einzugreifen und die Kaiserkrone zu erwerben zwar nie ganz aufgegeben, aber er ließ ihn doch zunächst zurücktreten und verstand sich dem Papst gegenüber, um mit ihm in gutem Einvernehmen zu bleiben, zu allen jenen Zugeständnissen, welche die Staufer verweigert hatten: der thatsächliche Zustand in Italien, der die Rechte der Krone in Italien auf ein überaus geringes Maß zurückgeführt erscheinen ließ, wurde nun auch rechtlich anerkannt. In seiner Hauspolitik war Rudolf dann sehr glücklich. Er schuf sich einen Rechtsboden, indem er alle Veränderungen in dem Besitzstande der großen Reichslehen, welche seit der Absetzung Friedrichs II. auf dem Lyoner Koncil von 1245 erfolgt waren, für ungültig erklärte. Davon war zunächst Ottokar von Böhmen betroffen, der nach dem Aussterben des Babenbergischen Herzogshauses (1246) die Lande Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain an sich gebracht hatte und jetzt eine Belehnung durch Rudolf, die er allerdings wahrscheinlich auch nicht erhalten hätte, nachzusuchen ablehnte. In dem Kampf, der sich darüber entspann, verlor Ottokar die entscheidende Schlacht auf dem Marchfeld (1278), in der er fiel; sein unmündiger Sohn, Wenzel, mußte sich mit Böhmen und Mähren begnügen; Oesterreich, Steiermark und Krain verlieh Rudolf mit Zustimmung der Kurfürsten, die jetzt bei allen bedeutenderen reichsrechtlichen Vorgängen erforderlich wurde, seinen Söhnen Albrecht und Rudolf, Kärnthen dem treuen Grafen Meinhard von Tirol. Dies war aber auch der wichtigste Erfolg von Rudolfs Regierung. Denn wenn er auch im südlichen und mittlern D. (um den Norden hat er sich wenig gekümmert) mit rühmlicher Energie den Landfrieden herzustellen bemüht war, und unter denen, welche als handwerksmäßiges Kriegsgewerbe das Raubritterthum pflegten, aufzuräumen begann; wenn er auch hier und da, selbst in Burgund, verlorengegangene Rechte und Besitzungen des Reichs wiederzugewinnen strebte, so hat er doch, namentlich in letzterer Beziehung, nur wenig erreicht. Nicht einmal seinem Sohn Albrecht, der nach dem Tode seiner Brüder der alleinige Erbe aller habsburgischen Besitzungen war, vermochte er die Nachfolge im Reich zu sichern. Vielmehr wählten die Kurfürsten, ihrer alten Politik getreu, eben weil sie Albrechts Macht und die Herbheit seines Charakters fürchteten, auf Veranlassung des Erzbischofs Gerhard von Mainz wiederum einen Dynasten zweiten Ranges, den Grafen Adolf von Nassau (1291—98). Allein als dieser die Wege Rudolfs zu gehen sich anschickte; als er in gieriger und gewaltthätiger Weise und Familienzerwürfnisse im Hause Albrechts des Entarteten gehäßig benutzend, die Lande Thüringen und Meißen für sich zu erwerben strebte; als er dann sogar, was unter der Würde des deutschen Königs erschien, von England Subsidien annahm, um sich am Kriege gegen Frankreich zu betheiligen, wurde er mehr und mehr unpopulär und bei Volk und Fürsten mißliebig. Albrecht von Oesterreich, der Adolf zwar anerkannt hatte, aber doch keineswegs in sehr freundlichen Beziehungen zu ihm stand, trat mit den Kurfürsten in Verbindung; diese schritten dazu, den König förmlich zu entsetzen (wozu ihnen kaum ein Recht zur Seite stand); Albrecht, den sie erwählten, zog gegen Adolf, und in der Schlacht bei Göllheim (2. Juli 1298) fiel Adolf, wahrscheinlich von seinem Gegner eigenhändig getödtet. Nun folgte Albrecht I. (1298—1308), der sich freilich noch weniger als sein Vorgänger dazu hergab, eine bloße Kreatur der Fürsten zu sein. Vielmehr entfaltete er gerade den mächtigen rheinischen Erzbischöfen gegenüber große Energie und nöthigte sie, auf die Hülfe der Städte gestützt, zum Verzicht auf die ihnen einst überlassenen, den Handel schwer belästigenden Rheinzölle — einer der bedeutendsten Erfolge, den das Königthum in dieser

Periode davontrug. Nicht so glücklich war der König, der dem Papst gegenüber sich zu noch demüthigenderen Zugeständnissen verstehen mußte als sein Vater, in seinen Bestrebungen, die habsburgische Hausmacht zu vergrößern. In Holland und in Thüringen, welche Lande er nach einander zu erwerben strebte, hatte er gar kein Gelingen; in Böhmen, wo das Haus der Przemysliden 1306 ausgestorben war, setzte er zwar die Nachfolge seines Sohnes Rudolf durch, aber nach dessen Tode ging 1307 auch diese Krone den Habsburgern wieder verloren und an Herzog Heinrich von Kärnthen über. In der Schweiz endlich, wo das Haus Habsburg gewisse Vogteirechte über die Landsgemeinden von Uri, Schwyz und Unterwalden in Anspruch nahm, gegen welchen Anspruch diese 1308 durch den Schwur auf dem Rütli eine schon längst zwischen ihnen bestehende Eidgenossenschaft zum Schutz ihrer Reichsfreiheit erneuerten (denn der Schwur auf dem Rütli ist historisch, während die Erzählung von Tell und dem Apfelschuß lediglich auf unhistorischer Sage beruht), wollte Albrecht gerade mit Waffengewalt einschreiten, als er 1. Mai 1308 von seinem Neffen Johann von Schwaben (Parricida), dem er seine Erbgüter vorenthielt, ermordet wurde. Nun war von der Wahl eines Habsburgers überall kaum die Rede, vielmehr erhoben die Kurfürsten (zum drittenmal) einen kleinen Dynasten, den Grafen **Heinrich VII. von Luxemburg** (1308—1313) auf den Thron. Als auch dieser zuerst danach strebte, seiner Dynastie eine festere Machtstellung zu verschaffen, war er darin weit glücklicher als seine Vorgänger; es gelang ihm, mit Bewilligung der Kurfürsten, Heinrich von Kärnthen, der noch nicht mit Böhmen belehnt war, aus diesem Lande zu verdrängen und die böhmische Krone auf seinen eigenen Sohn Johann, der sich mit der przemyslidischen Prinzessin Elisabeth vermählte, zu übertragen (1310). Dann aber versuchte Heinrich, eine glänzende, schwungvolle, idealistische Natur, noch einmal die staufische Politik zu erneuern, er zog nach Italien, das seit mehr als einem halben Jahrhundert keinen Kaiser mehr in seinen Grenzen gesehen hatte. Anfangs nicht ohne Erfolg, erhielt er die lombardische Königs- und in Rom auch die Kaiserkrone; als er dann aber, statt sich zu einem Werkzeug der ghibellinischen Partei zu machen, die Gedanken des über allen Parteien stehenden Kaiserthums durchzuführen versuchte, vereinigten sich die alten Gegner der Staufer auch gegen ihn; im Sommer 1313, noch ehe er etwas Entscheidendes hatte durchführen können, starb er. Sein Geschick hatte gezeigt, daß die altkaiserliche Politik ein Anachronismus sei; während er in Italien unerreichbaren Idealen nachjagte, hatte er in D. mancherlei reale Erfolge der Regierung Albrechts wieder aufgeben müssen. Die Festsetzung der Luxemburger im O. des Reichs, also in unmittelbarer Nachbarschaft der Habsburger, hatte einen Gegensatz zwischen beiden geschaffen, der in mancher Beziehung an die Kämpfe der früheren Zeiten zwischen Staufen und Welfen erinnert und wie dieser für längere Zeit die Reichsgeschichte beherrscht. Gleich jetzt führte er zu einer Doppelwahl; die habsburgische Partei, zu der Kurköln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Heinrich von Kärnthen als Prätendent der böhmischen Stimme gehörten, erwählte **Friedrich den Schönen von Oesterreich** (1313—30), den ältesten Sohn Albrechts I., den besonders sein Bruder, der unternehmende und ritterliche Herzog Leopold, unterstützte; die luxemburgische Partei, zu der außer Johann von Böhmen Mainz, Trier, Brandenburg und der andere Zweig des sächsischen Hauses, Sachsen-Lauenburg, gehörten, entschied sich, da Johann nicht durchzubringen gewesen wäre, für den Herzog **Ludwig von Bayern** (1313—47). Der Kampf, der sich entspann, wurde, wie ähnliche in früherer Zeit, das Signal zu neuen Uebergriffen der Fürsten; schon suchte aber auch die französische Politik die Uneinigkeit in D. zu benutzen, um auf Kosten desselben ihr Gebiet, zunächst in Burgund, zu erweitern. Als nun Ludwig in der Schlacht von Mühldorf (28. Sept 1322) seinen Gegner besiegt und gefangen genommen hatte, kam es durch den Trausnitzer und den Münchener Vertrag (beide von 1325) sowie den Ulmer Vertrag von 1326 zu einer ganz eigenthümlichen Doppelregierung, wonach Ludwig seinem Gegner eine Mitregentschaft in D. einräumte, während dieser auf Italien und die Kaiserkrone verzichtete. 1330 starb Friedrich. Aber der weit gefährlichere Feind des Kaisers war die französisch-päpstliche Politik. Bald nach der Versöhnung mit Friedrich war Ludwig, den Papst Johann XXII. geächtet hatte, den aber eine kirchliche Partei selbst, der Franciskaner-Orden, unterstützte, nach Rom gezogen, hatte den Papst als Hochverräther und Ketzer anklagen, zum Tode verurtheilen und sein Bildnis verbrennen lassen; darauf hatte er einen Franciskaner, Nikolaus V., zum Papst ernannt, der ihm die Kaiserkrone aufsetzte (1328). Allein diese Stellung war denn doch nicht zu behaupten, Ludwig mußte Italien wieder räumen, und der Kampf mit den Päpsten, die in Avignon lebend und von Frankreich geschützt, den deutschen Kaiser nicht zu fürchten hatten, dauerte fort. Da war es denn von nicht geringer Wichtigkeit, daß die Kurfürsten (mit Ausnahme Böhmens) 1338 den Anmaßungen der Päpste gegenübertraten und den **Kurverein zu Rense** (15. Juli 1338) stifteten, durch welchen erklärt wurde, die Wahl der Kurfürsten, nicht die Bestätigung des Papstes mache den König. Ludwig ging dann noch einen Schritt weiter; im August 1338 erließ er von Frankfurt aus ein Manifest, durch welches er auch die Kaiserwürde als rechtlich dem erwählten König zustehend und von päpstlicher Verleihung unabhängig erklärte. Es lag unverkennbar ein großer Fortschritt darin, daß so (im Gegensatze zu dem, was in früheren Zeiten geschehen war), die Fürsten sich zusammenthaten und die Einmischung des Papstes in die inneren Angelegenheiten Deutschlands abwiesen; allein eben dieser Schritt beweist zugleich, daß doch das Hauptgewicht in D. nicht mehr bei dem Kaiser, sondern bei den Fürsten war, daß insbesondere auf die Entscheidung der Kurfürsten alles ankam. Die gänzlich veränderte Stellung des Kaiserthums, dessen Träger nicht mehr der wirkliche Beherrscher des Reichs, sondern nur noch das Haupt einer mehr oder weniger selbständigen Oligarchie von Fürsten ist, erhielt so einen bedeutsamen Ausdruck. Ebendarum aber ward Ludwigs Stellung unhaltbar, sobald er nun mit den Fürsten selbst in neuen Konflikt gerieth. Und dieser war die Folge von Ludwigs Bestrebungen seine Hausmacht zu erweitern. Schon 1323 war es ihm gelungen, in dieser Beziehung einen wichtigen Schritt zu thun, indem er seinen ältesten Sohn, Ludwig, mit Brandenburg belehnt hatte, wo das Haus der Askanier 1320 ausgestorben war; sodann hatte er sich selbst in zweiter Ehe mit der Erbin von Holland, Seeland, Friesland und Hennegau vermählt und mit diesen Landen seinen zweiten Sohn belehnt;

1341 erklärte er ferner die in seiner Hand vereinigten Herzogthümer Ober- und Niederbayern für untheilbar. Als so die Wittelsbachische Hausmacht schon bedenklich gesteigert war, ließ sich Ludwig auf einen weitern, äußerst gefährlichen Versuch ein, indem er die Ehe von Johann Heinrich von Luxemburg, dem Sohn Johanns von Böhmen, mit Margaretha Maultasch, der Erbin von Tirol und Kärnthen, eigenmächtig und ohne den erforderlichen päpstlichen Dispens einzuholen, schied und Margaretha mit seinem eigenen Sohn vermählte. Infolge dessen erhob sich in D. allgemeiner Aufstand, während zugleich der Papst den Kaiser aufs neue bannte; zuletzt traten fünf Kurfürsten 1346 zu Rense zusammen, erklärten Ludwig für abgesetzt und stellten Karl von Mähren, den Sohn Johanns von Böhmen, als Gegenkönig auf. Ludwigs Lage war höchst bedenklich; er hatte nur eine Anzahl kleinerer Fürsten und die Mehrzahl der von ihm besonders begünstigten Städte für sich, da starb er 1347, noch ehe der allgemeine Brand zum Ausbruch gekommen war. Auch der nun von der antiluxemburgischen Partei aufgestellte Gegenkönig Günther von Schwarzburg brachte es nie zu wirklicher Macht und starb schon 1349, worauf Karl IV. (1347—78) allgemeine Anerkennung fand. Mit ihm kam das luxemburgische Haus abermals auf den Thron, den es fast ein Jahrhundert (1347—1437) behauptet hat. — Während in der soeben behandelten Periode von 1273—1347 (welche man auch als die Zeit der Kaiser aus verschiedenen Häusern bezeichnet) die officielle Geschichte des Reichs sich fast nur im Süden und Westen desselben abspielte, die Kaiser sich um die Angelegenheiten des Nordens und Ostens wenig kümmerten, hatten sich doch auch hier folgenreiche Vorgänge vollzogen, die in einer allgemeinen Uebersicht der Geschichte Deutschlands nicht wohl übergangen werden dürfen. In Preußen war zu Ende des 13. Jahrh. die Eroberung des Landes durch den Deutschen Orden vollendet; ein souveräner Ritterstaat war hier begründet, der den ganzen langen Küstenstrich vom Peipussee bis zur Mündung der Leba beherrschte und mit deutschem Leben erfüllte. Als der Orden seine letzten Besitzungen im Orient verloren hatte, verlegte er seinen Sitz in dies neue deutsche Land, das bis dahin von außerhalb regiert worden war; schon 1276 war die Ordensburg Marienburg an der Nogat begründet; 1309 siedelte der Hochmeister des Ordens, Siegfried v. Feuchtwangen, in dies herrliche Bauwerk über. Wie hier im Osten sich ohne Zuthun von Kaiser und Reich das deutsche Machtgebiet erweitert hatte, so hatten auch im Norden die Grafen von Holstein auf eigene Hand sich der dänischen Herrschaft zu erwehren gehabt, ja auch sie waren sogar noch über die alten Grenzen hinaus vorgedrungen. Graf Gerhard d. Gr. aus der rendsburgischen Linie hatte zuerst 1326 das zu Dänemark gehörende Herzogthum Schleswig als Lehen empfangen; freilich war dieser Erwerb nicht sofort zu behaupten, aber 60 Jahre später vollzog sich doch die Lostrennung Schleswigs von Dänemark und seine schnelle Germanisirung bewirkende Vereinigung mit Holstein. Endlich hatte hier im N. der Bund der Hansa (s. d.) eine Bedeutung erlangt, die ihm in die allgemeinen europäischen Angelegenheiten einzugreifen gestattete, was freilich ebenso ohne Rücksicht auf das Reich und seine Politik geschah, wie die Centralgewalt des Reichs selbst an dem Emporblühen und Gedeihen des Bundes kaum irgend welchen Antheil hatte. Eben um die Mitte des 14. Jahrh. stand die Hansa auf dem Gipfel ihrer Macht; 1361 war sie in jenen glorreichen Kampf mit Waldemar III. von Dänemark verwickelt worden, der zur wiederholten Einnahme Kopenhagens und zuletzt zum Stralsunder Frieden (1370) führte, in welchem die Herrschaft der Hansa über die Ostsee anerkannt und ihr sogar ein Mitwirkungsrecht bei der Besetzung des dänischen Königthrons eingeräumt wurde. Ist alles, was hier geschah, obwohl zunächst von partikularen Gewalten ausgehend, schließlich und im Laufe der Zeit (zwar bisweilen erst nach Jahrhunderten) doch dem Reichsganzen zu gute gekommen, so läßt sich das von den Kämpfen, die sich im Süden und Westen des Reichs, besonders in der Schweiz, abspielten, nicht in gleichem Maß sagen. Hier hatten im Jahr 1315 die drei Urkantone dem Herzog Leopold von Oesterreich, der die Eroberungspolitik Kaiser Albrechts I. fortsetzte, eine entscheidende Niederlage bei Morgarten beigebracht, die zwar ihre Unabhängigkeit von der habsburgischen Herrschaft fürerst sicherte, aber anderseits auch jene Sonderstellung ermöglichte, welche die schweizerische Eidgenossenschaft von da ab innerhalb des Reichskörpers so lange eingenommen hat, bis sie sich von demselben endlich ganz lossagte (vgl. Schweiz, Geschichte).

Kehren wir zu Kaiser und Reich zurück, so läßt sich Karl IV. noch weniger als seine Vorgänger mit den alten Kaisercharakteren vergleichen; er ist überhaupt kaum mehr im vollen Sinn des Wortes ein mittelalterlicher Herrscher, sondern in vielfacher Beziehung schon ein ganz moderner Realpolitiker. Vor allem für sein Erbland Böhmen ist seine Regierung sehr ersprießlich gewesen; Karlsbad, Karlstein, Karlsberg &c. verdanken ihm ihr Entstehen; 1348 stiftete er die Universität Prag, die erste innerhalb des Deutschen Reichs; 1353 erwarb er für sich einen Theil der Oberpfalz, bald darauf die Lehnshoheit über ganz Schlesien und die Reichsstadt Eger mit ihrem Gebiet (1353), 1363 zu der schon früher mit Böhmen vereinigten Ober- auch die Niederlausitz; endlich 1373 die ganze Mark Brandenburg, die im folgenden Jahr durch die Union von Guben definitiv und, wie der Kaiser dachte, für immer mit der Krone Böhmen verbunden wurde. So vereinigte Karl IV. ein Territorium, das unfern der Donau begann und nahezu bis an die Ostsee reichte, während es in Franken sich bis dicht vor Nürnberg erstreckte, unter seiner unmittelbaren Herrschaft. Kaum war irgend ein Kaiser vor ihm in der Erweiterung seiner Hausmacht so glücklich gewesen. Auch für das Reich suchte übrigens Karl IV., der 1355 in Rom durch einen Kardinal zum Kaiser gekrönt war (wobei er das für die jetzige Stellung des Kaiserthums zum Papstthum bezeichnende Versprechen hatte geben müssen, die Stadt unmittelbar nach vollzogener Krönung wieder zu räumen), eine festere gesetzliche Ordnung wenigstens in einer Hinsicht zu begründen, indem er 1356, nach längeren Verhandlungen mit den Reichsständen, die Goldene Bulle (s. d.), das umfassendste Reichsgesetz seit Karl d. Gr. und das erste geschriebene Reichsgrundgesetz, erließ, welches freilich mehr eine Bestätigung und Legalisirung bestehender Verhältnisse als eine wirkliche Neuorganisation ist. In Bezug auf die Kaiserwahl wurde das ausschließliche Wahlrecht der sieben Kurfürsten anerkannt; als solche wurden Mainz, Trier, Köln, Sachsen-Wittenberg, Pfalz, Böhmen und Brandenburg bestätigt, und damit war den Zweifeln über die Berechtigung zur Führung der Kurstimme, die bis dahin zwischen den verschiedenen Linien der Häuser

Wittelsbach (Pfalz und Bayern) und Sachsen (Sachsen-Wittenberg und -Lauenburg) bestanden hatten, ein Ende gemacht; der Entstehung neuer Streitigkeiten wurde dadurch vorgebeugt, daß die Kurlande, an denen die Kurstimme haftete, fortan für untheilbar und nach dem Rechte der Erstgeburt erblich erklärt wurden. Ueber die Details der Wahl wurde, um Doppelwahlen, wie sie in der letzten Zeit das Reich zerrüttet hatten, zu verhindern, bestimmt, daß die Majorität der Stimmen entscheiden solle; die Wahl sollte zu Frankfurt unter Leitung des Erzbischofs von Mainz, die Krönung zu Aachen durch den Kurfürsten von Köln vollzogen werden. War den Kurlanden schon durch ihre Untheilbarkeit das Uebergewicht über die beliebig theilbaren und daher in immer kleinere Splitter zerfallenden Gebiete der übrigen Fürsten gesichert, so halfen andere umfassende Zugeständnisse diese hervorragende Stellung der Kurfürsten befestigen. Ihnen wurden alle Regalien (Münzen, Zölle, Märkte, Bergwerke, Judenschutz etc.) innerhalb ihrer Gebiete zugesprochen; sie erhielten das wichtige Privilegium de non evocando, d. h. es wurde ihren Unterthanen, den Fall der Rechtsverweigerung ausgenommen, untersagt vor den kaiserlichen und Reichsgerichten Recht zu suchen und gegen Urtheile der kurfürstlichen Tribunale an dieselben zu appelliren. Alljährlich vier Wochen lang sollten die Kurfürsten mit dem Kaiser zur Besprechung wichtiger Reichsangelegenheiten zusammenkommen, eine Bestimmung, die, wenn sie durchgeführt worden wäre, sehr segensreich hätte werden können, die aber überall nicht zur rechten Wirksamkeit gelangt ist. Zunächst zu Gunsten der Kurfürsten war durch die Goldene Bulle die Kleinstaaterei garantirt, und die übrigen Stände suchten auf jede Weise die Vorrechte der Kurfürsten für sich zu erlangen, was ihnen auch theilweise gelang. Ein einheitlicher Staat kann D. nach der Goldenen Bulle nicht mehr genannt werden; die Entwickelung erst zum Bundesstaate, dann zum Staatenbund machte in der Folge immer weitere Fortschritte. Eine der letzten Regierungshandlungen Karls IV. war, daß er bei einem Besuch am französischen Hof 1377 den Dauphin von Frankreich zum Generalvikar des burgundisch-arelatischen Königreichs ernannte und damit die Verbindung des Landes, dessen Krone er sich einige Jahre vorher noch mit Gepränge hatte aufsetzen lassen, mit D. vollends löste, so daß nur einige wenige burgundische Stände, wie Savoyen und Mömpelgard (Montbéliard) dieselbe noch längere Zeit aufrecht erhielten. Nach Karls IV. Tod wurden die luxemburgischen Erblande unter seine Söhne vertheilt; im Reich folgte der älteste derselben, dem Böhmen zugefallen war, der seinem Vater sehr unähnliche Wenzel (1378—1400). Unter ihm kam es zwar auf den Reichstagen von Nürnberg (1383) und Heidelberg (1384) zu Festsetzungen, welche den Landfrieden zu sichern und dem verderblichen Hader unter den Reichsständen ein Ende zu machen bestimmt waren; allein da der König, der sein Erbland Böhmen nur selten verließ und sich ums Reich wenig kümmerte, für die Ausführung dieser Beschlüsse so gut wie nichts that, so brachen bald im Reich, insbesondere im Süden und Westen desselben, aufs neue die heftigsten Fehden aus. Der gewaltige Konflikt zwischen Oesterreich und der schweizerischen Eidgenossenschaft erneuerte sich; durch die Schlachten bei Sempach (1386) und Näfels (1388), in denen die habsburgischen Ritterheere völlig geschlagen wurden, sicherten die Schweizer ihre Selbständigkeit. Von nicht minderer Bedeutung war, was in Schwaben geschah. Hier, wo es infolge der Auflösung des Herzogthums keine größeren Territorialbildungen gab und die Grafen von Würtemberg die mächtigsten Dynasten waren, hatten auf der einen Seite die besonders zahlreichen freien Städte den schwäbischen Städtebund, auf der andern Seite aber auch die Ritter und freien Herren zahlreiche Einigungen und Gesellschaften geschlossen. Alle diese Bünde verzweigten sich dann nach Franken und an den Rhein, und in den Jahren 1387 und 1388 kam es zu einem allgemeinen Kampf des territorialen Fürstenthums gegen die Städte. 1388 besiegte Eberhard der Greiner von Würtemberg die schwäbischen Städte bei Döffingen, bald darauf Ruprecht von der Pfalz die rheinischen bei Worms (November 1388) und 1389 der wetterauische Adel bei Eschborn den Bund der wetterauischen Städte, unter denen Frankfurt a. M. die bedeutendste war. Endlich gingen der Markgraf von Baden gegen die Straßburger, der Landgraf von Thüringen, der Burggraf von Nürnberg und einige Bischöfe gegen die fränkischen Städte (Schweinfurt, Rothenburg u. a.) vor; das Ergebnis war der Sieg des Fürstenthums, der zwar die Städte nicht völlig unterwarf, sondern sie als selbständige Gemeinwesen und gewissermaßen als einen dritten Stand neben Kurfürsten und Fürsten fortbestehen ließ, aber doch ihrer Macht und ihrem Einfluß eine nicht wieder gut zu machende Niederlage beibrachte. Wenzel hatte anfangs die Städte unterstützt, wurde aber 1389 auf dem Reichstag zu Eger genöthigt, sich von ihnen loszusagen und verlor damit die Hauptstütze, die er im Reich noch gehabt hatte. Als er sich dann auch mit Papst Bonifaz IX. überworfen hatte, setzten ihn die vier rheinischen Kurfürsten 1400 ab und erwählten Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) zu seinem Nachfolger. Wenzel freilich erkannte denselben nicht an, aber er that auch wenig gegen ihn, und nachdem ein Zug Ruprechts gegen Böhmen mißlungen war, regierten beide neben einander und gegen einander. Ruprecht brachte den besten Willen und die höchsten Ideen mit, aber er vermochte nur wenig zu erreichen. In Italien besiegt, in D. durch das vom Erzbischof Johann von Mainz 1405 zu Stande gebrachte Marbacher Bündnis überall gehemmt, konnte er nicht einmal hindern, daß die Lande Brabant und Limburg durch Erbfall an das französische Herzogthum Burgund übergingen und damit dem Reich so gut wie ganz verloren waren. Als nun nach Ruprechts Tod (1410) von der einen Partei der Luxemburger, Markgraf Jobst von Mähren, von der andern Seite der Kurfürst Sigismund von Brandenburg, der Bruder Wenzels, erwählt wurde, während dieser selbst mit nichten auf die Krone verzichtete, drohte im Reich, wo es nun drei Kronprätendenten gab, dieselbe Verwirrung auszubrechen wie in der Kirche, in der um dieselbe Zeit drei Päpste, einer zu Rom, der andere zu Avignon, der dritte vom Koncil zu Pisa (1409) ernannt, einander bekämpften und wechselweise in den Bann thaten; es war wohl begreiflich, wenn der Ruf nach einer allgemeinen Reformation von Reich und Kirche an Haupt und Gliedern immer lauter und dringender wurde. In D. gelang es zuerst wenigstens in Betreff des Kaiserthums eine Einigung zu erzielen, denn nachdem Jobst 1411 gestorben und Wenzel mit dem Titel eines römischen Königs und dem ungehinderten Besitz Böhmens abgefunden war, ward Sigismund (1411—37) als alleiniger Kaiser anerkannt, der es für seine Pflicht hielt, als oberster Schirmherr der Kirche dem Schisma innerhalb derselben ein Ende zu machen.

und deshalb den Zusammentritt eines allgemeinen Koncils zu Konstanz (1414) herbeiführte, das zugleich eine Kirchenversammlung und ein allgemeiner europäischer Kongreß zur Lösung aller innerhalb der gesammten Christenheit streitigen Fragen sein sollte. Hier kam es denn in der That dahin, daß, nachdem das Koncil in feierlicher Sitzung erklärt hatte, daß es über dem Papste stehe, die drei einander befehdenden Gegenpäpste beseitigt und ein neuer Papst, Martin V., erwählt wurde (1417). Aber der eigentliche Hauptzweck des Koncils, die verheißene Kirchenreform, kam nicht zu Stande; statt dessen begnügte sich der Papst, mit den einzelnen Nationen besondere Konkordate abzuschließen, welche im großen und ganzen alles beim alten ließen; das mit der deutschen Nation abgeschlossene kam zuerst (21. März 1418) zu Stande, und bald darauf erklärte Martin V. das Koncil für beendet und verließ Konstanz; so war anstatt einer allgemeinen Reformation der Kirche nur eine Restauration des Papstthums herbeigeführt. Auch die Pläne zur Besserung der Reichsverfassung waren damit für jetzt gleichfalls gescheitert. Dagegen waren zwei andere Ereignisse, die sich auf dem Konstanzer Koncil vollzogen, für die Zukunft von nicht geringer Bedeutung. Das eine war die Uebertragung der Mark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, der für bedeutende Geldsummen Sigismunds Gläubiger war; zuerst erfolgte sie in der Form der Verpfändung (1415), dann (1417) wurde Friedrich definitiv mit den Marken und der Kurwürde belehnt; das Haus Hohenzollern war damit aus seiner fränkischen Heimat in die mühsam dem Slawenthum entrissenen nordischen Marken verpflanzt, wo es eine welthistorisch gewordene Mission zu erfüllen begann. Das zweite war die Verurtheilung des kühnen Reformators Johann Huß (s. d.), der in Böhmen auf eigene Hand die lang ersehnte Kirchenbesserung durchzuführen versucht hatte (1415). Infolge davon entstand in Böhmen eine gewaltige Gährung, und als 1419 Wenzel gestorben war, nahm die Bewegung, welche zugleich einen religiösen und einen politischen Charakter trug und sich einerseits als eine Vertretung der reformatorischen Tendenzen der römischen Kirche und ihrer Hierarchie gegenüber, anderseits als eine nationale Opposition des Tschechenthums gegen die fortschreitende Germanisirung des ursprünglich slawischen Landes darstellte, eine feindliche Richtung besonders gegen Sigismund, der die Nachfolge beanspruchte, aber keine Anerkennung fand. In den furchtbaren Hussitenkriegen (s. d.), welche nun ausbrachen, schlugen die Versuche des Kaisers, mit Hülfe des Reichs den Aufstand zu unterdrücken, völlig fehl; alsbald überfluteten die Scharen der fanatischen Böhmen, die nun ihrerseits angriffsweise vorgingen und den Schrecken der seit einem halben Jahrtausend verschollenen Magyarenzüge erneuerten, ganz D. Erst als unter den Hussiten selbst Spaltungen hervorgetreten waren, und die Kirche sich auf dem 1431 zusammengetretenen Baseler Koncil zu Zugeständnissen verstand, war ein Ausgleich möglich, der auf Grund der Prager Kompaktaten (1433) mit der gemäßigten Partei der Hussiten, den Utraquisten oder Kalixtinern abgeschlossen wurde. Als dann von den letzteren die extreme Partei der Taboriten besiegt und aufgerieben war, wurde durch den Iglauer Vertrag (1436) Sigismund als König von Böhmen anerkannt. Während dieser Kriege hatte sich im Innern Deutschlands eine wichtige Veränderung vollzogen; 1422 war mit Albrecht III. die männliche Linie des Hauses Sachsen-Wittenberg ausgestorben und somit das Kurfürstenthum Sachsen vakant geworden. Trotz der Ansprüche, die der andere Zweig desselben Hauses, vertreten durch Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, erhob, verlieh Sigismund 1423 das erledigte Lehen dem Markgrafen Friedrich von Meißen, der ihm in den Hussitenkriegen vielfache Hülfe geleistet hatte, und führte somit eine Vereinigung der thüringisch-meißnischen und der kursächsischen Lande herbei. Auf dem Koncil zu Basel kam es bald zwischen der Reformpartei und dem Papst zu einem heftigen Gegensatz; auf die Beschlüsse, welche das Koncil 1435 faßte, und welche die ganze Machtstellung des Papstthums bedrohten, antwortete der Papst, indem er im Juni 1436 das Koncil auflöste, und als dasselbe eine Anklage gegen ihn beschloß, ein anderes nach Ferrara berief; man war im Anfang eines neuen Schisma's, als am 9. Dec. 1437 Sigismund (der schon 1433 die Kaiserkrone empfangen hatte) kinderlos verstarb. Während seiner Regierung hatte das Deutschthum im O. eine schwere Niederlage erlitten; der Deutsche Orden war mit Wladislaus Jagello von Polen und Litauen in Krieg gerathen, 1410 in der mörderischen Schlacht von Tannenberg gänzlich besiegt worden und hatte sich 1411 durch den Frieden von Thorn zur Abtretung des 1407 eroberten Samogitiens und zur Zahlung einer bedeutenden Kriegskontribution verstehen müssen. Damit begann hier die absteigende Bewegung der Deutschen gegen die Slawen, die mit der völligen Unterwerfung des Ordenslandes unter Polen endete. Im Reich folgte, nachdem das luxemburgische Haus ausgestorben war, nicht, wie im Anfang von Sigismunds Regierung hatte erwartet werden können, der Hohenzoller Friedrich, sondern der Schwiegersohn des Kaisers und Erbe seiner Hausmacht, Herzog Albrecht von Oesterreich. Mit Albrecht II. (1438—39) gelangte also das Haus der Habsburger zum zweitenmal zur Krone, die es bis zum Untergang des Reichs selbst bewahrt hat. Albrecht hatte die besten Absichten und Pläne von großer Tragweite, allein da er schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung starb, ist er nicht zur Bewährung seiner Tüchtigkeit gekommen. Ihm folgte Friedrich III. (1439—43) aus der steiermärkischen Linie der Habsburger, ein König, der für das Reich wenig Interesse hatte und wenig gethan hat, dessen ganze Thätigkeit nur den Interessen der habsburgischen Dynastie gewidmet war, und der für diese allerdings auch sehr bedeutendes erreicht hat. Gleich bei der großen Kirchenfrage trat das hervor. Hier hatten die Kurfürsten noch bei Lebzeiten Albrechts durch die Beschlüsse des Reichstags von Mainz (die sogen. Mainzer Acceptation, März 1439) einen großen Theil der Dekrete des Koncils von Basel anerkannt und somit einen Weg betreten, der, energisch weiter verfolgt, zur Bildung einer nationalen deutschen, gegen die Uebergriffe des Papstthums geschützten Kirche hätte führen können. Dann war (Juni 1439) das Koncil noch weiter gegangen, indem es Eugen IV. absetzte und Amadeus von Savoyen, der den Namen Felix V. annahm, zum Papst erhob; es kam jetzt viel darauf an, welche Stellung König und Reich den streitenden Parteien gegenüber einnehmen würden. Allein Friedrich, von dem schlauen Italiener Aeneas Silvio da Piccolomini geleitet, opferte 1445 die Rechte des Reichs auf, indem er einseitig und ohne Zustimmung desselben das Baseler Koncil preis gab und Eugen IV. anerkannte, wogegen der Papst ihm sehr bedeutende und einträgliche Privatvortheile, unter anderen die einmalige Besetzung von 100 Pfründen

in seinen Erblanden und die Besetzung der sechs nächst gelegenen Bisthümer auf Lebenszeit zugestand. Nun gelang es dem Papst (seit Eugens Tod 1447 Nikolaus V.), auch die gegen ihn geschlossenen Vereinigungen der Fürsten zu sprengen, indem er mit den einzelnen besondere Verträge einging; schließlich kam es Anfang 1448 zu den vom Kaiser »für die deutsche Nation« mit dem Papst abgeschlossenen **Wiener Konkordaten** (fälschlich Aschaffenburger Konkordate genannt), in welchen dem Römischen Stuhl alles das wieder zurückgegeben wurde, was durch die Beschlüsse von Basel hatte abgestellt werden sollen, während die von der Kurie gemachten Koncessionen illusorisch blieben. Als nun auch das Koncil sich aufzulösen und Nikolaus V. anzuerkennen genöthigt war, hatte das so muthvoll begonnene Werk ein schmähliches Ende genommen; der Versuch, auf gesetzlichem Weg der Kirche eine neue Gestalt zu geben, war mißlungen; als dann im folgenden Jahrhundert die Reformation doch sich endlich ihren Weg bahnte, ging sie von ganz anderen Grundlagen aus und nahm deshalb einen ganz andern Verlauf. Wie der Kaiser hier die Interessen des Reichs rücksichtslos seiner eigenen Hauspolitik untergeordnet hatte, so verhielt er sich auch den zerstörenden territorialen Kämpfen, welche D. spalteten, gegenüber fast durchweg unthätig und theilnahmslos. Solcher Fehden gab es aller Orten: in Sachsen wüthete von 1445—1451 ein entsetzlicher Bürgerkrieg zwischen Kurfürst Friedrich dem Friedfertigen und seinem Bruder, Herzog Wilhelm, während dessen die böhmischen Söldner des letztern, Zerbracken genannt, sengend und brennend die niedersächsischen Lande durchzogen; in Westfalen hatte man die sogen. Soester Fehde zwischen dem Erzbischof Dietrich von Köln und der Stadt Soest, in welche eine große Anzahl anderer Reichsstände, wie Münster, Kleve u. a., verwickelt wurden und welche erst 1449 beigelegt ward; in Franken und Schwaben kämpften die Fürsten und Grafen unter Führung des Hohenzollern **Albrecht Achilles** gegen die Städte, vor allen gegen das mächtige Nürnberg; 1450 wurde der Markgraf bei Kloster Pillenreuth von den Städtern entscheidend geschlagen und zum Frieden genöthigt; in Schwaben befehdeten sich die Stadt Eßlingen und der Graf von Würtemberg; in Bayern bemächtigte sich Herzog Heinrich von Landshut 1447 des Ingolstädter Landes, nachdem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt im Kerker gestorben war; in der Pfalz endlich kämpfte Kurfürst Friedrich der Siegreiche, der sich ohne des Kaisers Genehmigung, ja gegen seinen Willen, in den Besitz der Kurwürde und des Kurlandes gesetzt hatte, viele Jahre lang gegen seine Vasallen und Nachbarn. Und der Kaiser selbst, der doch der oberste Wahrer des Friedens sein sollte, hatte das schlimmste Beispiel gegeben: 1443 war der Kampf zwischen dem Haus Habsburg und den schweizer. Eidgenossen aufs neue entbrannt; der Kaiser, der sich zu schwach fühlte, ihn allein zu bestehen, hatte die unter dem Namen der Armagnaken bekannten und berüchtigten französischen Söldner, die sich während der englisch-französischen Kriege durch Sengen und Brennen einen verabscheuten Namen erworben hatten, ins Reich gerufen und 1444 waren sie unter ihrem Dauphin hereingebrochen; schon hörte man das Wort, daß der Rhein, die natürliche Grenze Frankreichs, auch seine politische werden müsse; dann wurden die wilden Scharen zwar in der Schlacht von St. Jakob an der Birs unweit Basel (26. Aug. 1444) zurückgeworfen, aber um so schrecklicher hausten sie noch längere Zeit im Elsaß und im Sundgau. Das Bild dieser inneren Wirren, welche das Reich zerfleischten, wird vervollständigt, wenn wir erwähnen, daß 1458 die Wegnahme der Reichsstadt Donauwörth durch Ludwig den Reichen von Bayern-Landshut, den Sohn jenes Heinrich, und Friedrich von der Pfalz einen allgemeinen Brand entzündete, in welchem die Mehrzahl jener in Süd- und Westdeutschland bestehenden Gegensätze aufging und der erst 1463 beendet wurde, um dann in gelegentlichen Zuckungen auch später aufs neue hervorzubrechen. Es begreift sich, daß unter diesen Umständen auch die auswärtigen Verhältnisse des Reichs wenig erfreulich waren. An die alten Ideen von der Stellung des Kaisers als des Schirmherrn der Christenheit dachte man wenig mehr; man hatte es ruhig geschehen lassen, daß 1453 die **Türken** Konstantinopel eroberten und dem oströmischen Kaiserthum ein Ende machten. In Böhmen und Ungarn erhoben sich unter Georg Podiebrad und Matthias Corvinus noch einmal nationale Tendenzen; beide Staaten nahmen dem Kaiser gegenüber eine thatsächlich unabhängige, zeitweilig sogar feindliche Stellung ein. In **Preußen** vollzog sich die seit lange drohende Katastrophe: der Orden, mit seinen Landständen in Zwist gerathen, konnte den Angriffen der Polen keinen Widerstand mehr leisten, im zweiten Frieden von Thorn (1466) mußte er ganz Westpreußen mit Danzig, Thorn und Elbing an Polen abtreten, Ostpreußen aber von Polen zu Lehen nehmen; so kam es hier zu einem langen und schweren Kampf zwischen deutscher und slawischer Nationalität, in dem die deutsche vorerst in entschiedenem Nachtheil war. Während sich so das Deutsche Reich im ganzen Osten mehr und mehr beschränkt sah, verlor es gleichzeitig auch vollends seine Stellung im Westen am Niederrhein und an der Küste des Atlantischen Meers. Wir haben schon erwähnt, wie das von Philipp dem Kühnen 1363 begründete **neuburgundische Reich**, das in eigenthümlicher Weise romanische und germanische Landestheile verband und gleichsam den letzten Versuch darstellt, das alte karolingische Königreich Lothringen zu erneuern, bereits zu Anfang des 15. Jahrh. die Aussicht auf den Anfall der deutschen Reichslande Brabant und Limburg nebst Antwerpen und Mecheln erworben hatte. Durch eine Reihe glücklicher Umstände waren nun in den ersten Jahrzehnten desselben Jahrhunderts durch Heirath, Kauf oder Erbgang außer diesen Landen noch Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur und Luxemburg mit Burgund vereinigt worden, das vornehmlich durch den Reichthum der an Handel und Industrie kräftig emporblühenden niederländischen Städte eine überaus mächtige Stellung einnahm. Seit 1467 ward es von **Karl dem Kühnen** beherrscht, einem der glänzendsten Fürsten seiner Zeit, der keine Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht ungenutzt vorübergehen ließ. 1467 hatte er Lüttich erobert, 1473 das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen erworben. Mit Friedrich III. hatte er anfangs in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, da er die seiner Herrschaft unterworfenen Lande unter dem Titel eines Königreichs Burgund dauernd zu vereinigen wünschte und dazu der Zustimmung des Reichs bedurfte; dann aber war es zum Bruch zwischen beiden gekommen, und es war ein Glück für D., daß Karl, der sich nun auf die Schweiz warf, in den Schlachten von Granson und Murten (1476) und von Nancy (1477) von den Eidgenossen besiegt wurde und bei Nancy selbst fiel. Die französischen Lehen Karls

wurden nun sofort von Ludwig XI. von Frankreich eingezogen, was nachher zu vielen Kriegen zwischen diesem und D. Veranlassung gegeben hat; die niederländischen Provinzen aber gingen an Karls Tochter Maria über, welche sich noch 1477 mit Kaiser Friedrichs Sohn Maximilian vermählte. So trug aus diesen Vorgängen, welche schließlich zur Absonderung der Niederlande geführt haben, allein das habsburgische Haus den Gewinn davon; für dasselbe war der Erwerb der vereinigten niederländischen Provinzen die Hauptgrundlage der weltgebietenden Stellung, welche es wenig später einnahm. Auch sonst hatte der Kaiser in diesen letzten Jahren viele Erfolge zu verzeichnen. Schon 1486 war es ihm gelungen, seines Sohns Maximilian Wahl zum römischen König durchzusetzen; 1489 hatte er auch Tirol, das letzte Land, das noch von einer habsburgischen Nebenlinie regiert war, erworben und vereinigte somit wieder alle österreichischen Besitzungen in seiner Hand; 1490 war sein gefährlichster Gegner, Matthias Corvinus von Ungarn, gestorben, und mit dessen Nachfolger Ladislaus, der auch König von Böhmen war, schloß Maximilian 1491 den Vertrag von Preßburg, der auch in diesen beiden Reichen die habsburgische Nachfolge in Aussicht stellte. Als dann der Kaiser 1493 gestorben war, übernahm sein Sohn Maximilian I (1493—1519) ohne Widerstand die Regierung. Auf Maximilians auswärtige Politik, die sich im ganzen mehr im habsburgischen Haus- als im deutschen Reichsinteresse bewegte und nicht sehr erfolgreich war, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden; nur zweierlei muß angemerkt werden, einmal, daß Maximilian, der, trotzdem er viel in Italien kämpfte, nie die Kaiserkrone erwarb, der erste deutsche Herrscher war, der sich, auch ohne zum Kaiser gekrönt zu sein, den kaiserlichen Titel beilegte; sodann, daß Maximilian durch die Vermählung seines Sohns Philipp mit der spanischen Infantin Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabella's von Kastilien und Aragonien, für das Haus Habsburg die Aussicht auf die mächtigste Krone der Christenheit, mit welcher auch die neu entdeckte Welt Amerika und die Königreiche Neapel und Sicilien verbunden waren, erhielt und damit jene Kombination anbahnte, welche im 16. Jahrh. für die Geschicke Europa's und Deutschlands bestimmend geworden ist. Besonders wichtig aber ist Maximilians Regierung dadurch geworden, daß während derselben die längst ersehnte und geplante Reform der Reichsverfassung, wenigstens zum Theil, so weit das unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt noch möglich war, zur Ausführung gelangte. Der erste große Schritt geschah auf dem Reichstag von Worms 1495. Hier wurde 7. Aug. 1495 der sogen. ewige Landfriede verkündet, durch welchen anstatt der früheren örtlich und zeitlich beschränkten Landfrieden ein allgemeiner Rechtszustand begründet wurde, indem alle Fehden innerhalb des Reichs für immer bei Strafe der Reichsacht verboten wurden und jedermann zur Austragung von Streitigkeiten auf den Rechtsweg verwiesen ward. Dieser wurde für jedermann durch die gleichzeitig mit dem Landfrieden publicirte Kammergerichtsordnung eröffnet. Das durch dieselbe begründete Reichskammergericht sollte aus einem vom Kaiser aus der Zahl der weltlichen Fürsten, Grafen oder freien Herren (also dem hohen Adel) ernannten Kammerrichter als Vorsitzenden und 16 Urtheilern (später Assessoren genannt) bestehen, welche letzteren zur Hälfte aus dem Ritterstand, zur Hälfte aus gelehrten Juristen, welche die Reichsstände zu präsentiren hatten, zusammengesetzt werden. Maximilian eröffnete 31. Okt. 1495 zu Frankfurt das neue Kammergericht, und die Stände erwiderten das große Zugeständnis, welches ihnen durch die Einräumung eines Einflusses auf die Reichsjustiz, den sie bisher nicht hatten, gemacht war, mit der Bewilligung des »gemeinen Pfennigs«, einer Mischung von Kopf- und Vermögenssteuer, die schon früher in den Hussiten- und Türkenkriegen gelegentlich vorgekommen war. Bald sah man indeß die Nothwendigkeit ein, dem Kammergericht sowohl zur Aufsicht, als zur Ausführung seiner Urtheile einen permanenten Reichsrath an die Seite zu setzen. Man kam daher auf das schon früher in Vorschlag gebrachte Reichsregiment zurück, und Maximilian, von Türken und Franzosen bedrängt und der Hülfe des Reichs dringend bedürftig, gab endlich seine Einwilligung zu der Regimentsordnung, die auf dem Reichstag von Augsburg (2. Juli 1500) beschlossen wurde. Danach erhielt das Reichsregiment, ein bleibender Ausschuß der Stände, aus 20 Beisitzern unter dem Vorsitz des Kaisers bestehend, die wichtigsten Befugnisse hinsichtlich der Aufsicht über das Kammergericht, der Handhabung des Rechts und des Landfriedens und der Entscheidung aller wichtigen Fragen der innern und äußern Politik durch allgemein gültige Beschlüsse. Die Kurfürsten, die geistlichen und weltlichen Fürsten, die Prälaten und Grafen sowie die Reichsstädte stellten ihre Repräsentanten zu demselben, und zwar sollte es aus 6 Vertretern der Kurfürsten (mit Ausnahme Böhmens), aus 12 Vertretern der Fürsten, Grafen und Prälaten und aus 2 Abgeordneten der Städte bestehen; für die Wahl jener 12 wurde das Reich in sechs Kreise getheilt; die städtischen Deputirten sollten abwechselnd von Köln und Straßburg, Augsburg und Ulm, Nürnberg und Frankfurt, Lübeck und Goslar ernannt werden; ein Kurfürst, ein weltlicher und ein geistlicher Fürst, ein Graf und ein Prälat sollten immer in Person anwesend sein. Das Reichsregiment erhielt seinen Sitz zu Nürnberg, wohin auch bald darauf (1501) das Kammergericht verlegt wurde. Alle Mühe jedoch, die man angewandt hatte, um dieses schwierige Werk zu Stande zu bringen, zeigte sich nur zu bald als eine verlorene. Der Kaiser sah in dem Reichsregiment eine Beschränkung seiner Gewalt; die Fürsten und Städte, welche nicht unmittelbar in demselben vertreten waren, glaubten sich dadurch in ihren Rechten beeinträchtigt; hierzu kamen noch Kollisionen der neuen Behörde mit den Befugnissen der allgemeinen Reichsstände und nicht hinlänglich gesicherte Besoldungen der Beisitzer. Daher löste sich schon 1502 das Reichsregiment und bald darauf und aus ähnlichen Gründen auch das Kammergericht wieder auf. Unter diesen Umständen glaubte Maximilian den zunächst für seine Erbstaaten zu Wien errichteten Hofrath (Reichshofrath) auch zu den Reichsangelegenheiten beiziehen zu können. Aber die Kurfürsten widersetzten sich dem. Auf einer Zusammenkunft zu Gelnhausen (30. Juli 1502) verpflichteten sie sich gegen einander, in allen wichtigen Angelegenheiten zusammenzuhalten, sich jährlich viermal zu versammeln und allen eigenmächtigen Neuerungen in der Reichsverfassung zu begegnen. Auf dem Kölner Reichstag von 1505, auf welchem man die Beschlüsse über Reichsregiment und gemeinen Pfennig ausdrücklich aufhob, hielt man doch an dem Kammergericht fest, und damit dasselbe durch säumige oder ganz verweigerte Besoldungsauszahlung nicht von neuem ins Stocken geriethe, so

nahmen auf dem Reichstag zu Konstanz (1507) die Stände einen kleinen Anschlag über sich, woraus später die Kammergerichtsmatrikel entstand. Zugleich wurde hier zur Beaufsichtigung des Gerichts bestimmt, daß seine Amtsführung alljährlich von einem geistlichen und einem weltlichen Fürsten untersucht und den Ständen darüber Bericht erstattet werden sollte. Endlich erhielt diese ganze Organisation auf dem Kölner Reichstag von 1512 ihren Abschluß, woselbst man, um die Ausführung der Kammergerichtsurtheile zu sichern, welche früher durch das Reichsregiment hatten vollstreckt werden sollen, das ganze Reich in 10 Kreise eintheilte, deren jedem ein von den Kreisständen ernannter Hauptmann und einige Räthe vorstehen sollten. Die Kreise waren folgende: 1) der österreichische Kreis (etwa 2025 QM.) umfaßte Oesterreich, Kärnthen, Krain, Steiermark, Tirol, überhaupt alle kaiserlichen Erblande, außerdem aber nur eine kleine Anzahl anderer Reichsstände, wie die Bisthümer Trient und Brixen, die Deutschordens- und Johanniterballeien; 2) der bayrische Kreis (etwa 1020 QM.) begriff außer den herzoglich bayrischen Landen unter dem Hause Wittelsbach mehrere ansehnliche geistliche Territorien, wie das Erzstift Salzburg, die Bisthümer Freising, Regensburg, Passau, von weltlichen Ständen die Landgrafschaft Leuchtenberg und einige Grafschaften und Herrschaften, von Reichsstädten nur Regensburg; das Direktorium führten Bayern und Salzburg; 3) der schwäbische Kreis (etwa 730 QM.) schloß 93 geistliche und weltliche Stände in sich, namentlich die Bisthümer Konstanz und Augsburg, das Herzogthum Würtemberg und die Markgrafschaft Baden und 32 Reichsstädte; das Direktorium war bei Würtemberg und Konstanz; 4) der fränkische Kreis (etwa 500 QM.) begriff vorzüglich die Bisthümer Bamberg, Würzburg und Eichstädt, den Deutschordenssitz Mergentheim, die brandenburgischen Fürstenthümer Baireuth und Ansbach und 5 Reichsstädte, worunter Nürnberg; das Direktorium hatte Bamberg; 5) der oberrheinische Kreis umfaßte außer einer großen Zahl von Gebieten, welche in der Folge an Frankreich fielen, zuletzt noch die Bisthümer Straßburg, Basel, Worms, Speyer, die Abtei Fulda sowie einige kleinere geistliche Gebiete, sodann die jenseit des Rheins liegenden pfälzischen Lande, die hessischen und nassauischen Besitzungen sowie Solms, Isenburg, Leiningen, Wittgenstein, im ganzen über 30 Fürstenthümer und Grafschaften und die 5 Reichsstädte Frankfurt, Worms, Speyer, Friedberg und Wetzlar; das Direktorium führten das Bisthum Worms und Rheinpfalz; 6) der kurrheinische Kreis (mit dem vorigen nicht ganz 1000 QM.) bestand aus den drei geistlichen Kurfürstenthümern Mainz, Trier, Köln, der Kurpfalz, dem Herzogthum Aremberg und einigen anderen Herrschaften; das Direktorium hatte Kurmainz; 7) der burgundische Kreis begriff vier Herzogthümer, acht Graf- und mehrere Herrschaften, die damals sämmtlich im Besitz des Hauses Habsburg waren; 8) der westfälische Kreis (ungefähr 1420 QM.) schloß unter anderen die sechs Bisthümer Münster, Paderborn, Lüttich, Osnabrück, Minden und Verden, die Herzogthümer Kleve, Jülich und Berg, die Grafschaft Ostfriesland und die Reichsstädte Köln, Aachen und Dortmund in sich; das Direktorium war bei Münster und Kleve; 9) der niedersächsische Kreis (1420 QM.) enthielt die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim und Lübeck, die Herzogthümer Braunschweig und Lüneburg, Sachsen-Lauenburg, Holstein, Mecklenburg und einige Herrschaften sowie 6 Reichsstädte (Lübeck, Goslar, Mühlhausen, Nordhausen, Hamburg, Bremen); das Direktorium führten Magdeburg und Braunschweig; 10) der obersächsische Kreis endlich (1950 QM.) umfaßte die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg, das Herzogthum Pommern, die Fürstenthümer Anhalt und Schwarzburg, das Bisthum Kammin, einige Abteien, worunter Quedlinburg, und einige Grafschaften, wie Mansfeld, Stollberg und Reuß; das Direktorium hatte Kursachsen. Im ganzen waren es über 250 Reichsstände, welche jedoch auf den Reichstagen, wo die kleineren Stände keine Viril-, sondern nur Kuriatstimmen hatten, wenig über 100 Stimmen zählten. Bedeutende Reichsländer blieben ganz außerhalb der Kreisverfassung, so das Königreich Böhmen mit Mähren, Schlesien und der Lausitz, ferner die preußischen und livländischen Stände, welche auch das Kammergericht nicht annahmen, die Grafschaft Mömpelgard zwischen dem burgundischen und oberrheinischen Kreis und endlich die Schweiz. Die Eidgenossen nämlich weigerten sich, den ewigen Landfrieden anzunehmen und die Jurisdiktion des Kammergerichts anzuerkennen. Maximilian, ohnedies schon mit ihnen in Privatstreitigkeiten verwickelt, bot gegen die Widerspenstigen zwar die Hülfe des Reichs auf; allein, nicht nachdrücklich genug unterstützt, richtete er nichts gegen sie aus und mußte im Baseler Frieden (1499) sie wenigstens faktisch aus dem Reichsverband entlassen, wiewohl ihre förmliche Trennung erst im Westfälischen Frieden erfolgte.

Die Entwickelung, welche die Reichsverfassung seit der Zeit der Hohenstaufen genommen hatte, erhielt in diesen Neuorganisationen einen Abschluß; nicht mehr als eine einheitliche Monarchie läßt sich das Reich betrachten, vielmehr läßt es sich nur als ein ganz eigenthümliches Staatsgebilde mit einer Art von Bundesverfassung ansehen. Dabei fehlt aber viel, daß die Verfassung ganz klar und bestimmt gewesen wäre, keinen Zweifeln Raum gegeben hätte; vielmehr waren eigentlich nirgends die Befugnisse des Kaisers und der Stände fest gegen einander abgegrenzt; ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten waren vielfach unklar und bestritten. Zweifelhaft war bei vielen Ständen selbst (eine Frage, auf die doch jetzt alles ankam), ob sie reichsunmittelbar oder landesfürstlicher Autorität unterworfen seien. Die Reichsmatrikel, welche darüber hätte entscheiden müssen, war überaus sorglos und leichtfertig abgefaßt; von allen Seiten erhoben sich Reklamationen dagegen, fast jeder der größeren Stände zählte eine Reihe von Grafschaften, Herrschaften, Prälaturen und Städten auf, über welche er landesfürstliche Hoheit beanspruchte, während sie in der Matrikel als reichsfrei bezeichnet waren. Mehr und mehr nahm die Zersplitterung des Reichs in eine Unzahl kleiner und kleinster Gebiete zu: nur in den Kurfürstenthümern war ja die Einheit und Untheilbarkeit der Territorien durch die Goldene Bulle verbürgt; in allen übrigen Fürstenthümern, wo die Erblichkeit längst von keiner Seite mehr bestritten wurde, vollzogen sich häufige Theilungen; es begann das goldene Zeitalter der deutschen Kleinstaaterei. — Innerhalb der neuen Reichsorganisation nahmen die Fürsten, geistliche wie weltliche, unbestritten den ersten Platz ein, und unter ihnen kam wieder den Kurfürsten der Vorrang und der maßgebende Einfluß auf die Reichsangelegenheiten zu, wie sie denn auf den Reichstagen ein eigenes Kollegium bildeten.

Schon aber hatte sich innerhalb der fürstlichen Territorien im kleinen ganz derselbe Vorgang vollzogen, den wir im Reich in größerem Maßstabe beobachtet haben; wie der Kaiser durch die Reichsstände, so wurden die Fürsten in ihren Gebieten durch die »Landstände«, Prälaten, Adel und Städte, deren Steuerbewilligungsrecht sie anerkennen mußten, vielfach beschränkt; in dem Kampf der nach gänzlicher Vollendung ihrer absoluten landesherrlichen Gewalt strebenden Fürsten mit ihren Landständen einerseits und in dem Ringen nach voller Anerkennung ihrer Souveränität gegen die Reichsgewalt anderseits bewegt sich in den nächsten Jahrhunderten zum guten Theil die deutsche Geschichte. Mit den Kurfürsten und Fürsten waren auch die **Städte** als ein drittes Kollegium auf den Reichstagen vertreten, aber schon kam dem Städterath bei weitem nicht mehr dieselbe Bedeutung zu wie den beiden anderen Kollegien; es dauerte sehr lange, bis man ihnen überhaupt ein beschließendes Votum daselbst einräumte, und auch als dies wirklich geschah, blieb ihnen doch wenig mehr übrig, als den Beschlüssen der beiden »oberen« Kollegien lediglich zuzustimmen; sie wurden auf den Reichstagen mehr geduldet, als daß sie wirklichen Einfluß ausübten. Noch herrschte in den Städten ein frisches, reges, geistiges Leben; die Meistersingerkunst, welche im 14. und 15. Jahrh. an die Stelle der höfischen Poesie trat, fand hier, besonders in Süddeutschland, ihre Pflege; neue Erfindungen, vor allen die der Buchdruckerkunst, gingen aus den Städten hervor; die allmählich sich verbreitenden, die ganze Bildung der Welt durch die Wiedererweckung des klassischen Alterthums umgestaltenden humanistischen Studien fanden in vielen derselben, wie in Augsburg, Nürnberg, Straßburg, einen gut bereiteten Boden. Aber den Reichsstädten wird in dieser Beziehung durch die ihnen zur Seite tretenden, immer mehr emporblühenden landesherrlichen Städte eine sehr empfindliche Konkurrenz gemacht; seit die Landesfürsten wetteifernd bestrebt sind, innerhalb ihrer Territorien durch die Errichtung und freigebige Dotirung von Universitäten Centren der neuen Bildung zu schaffen, treten Orte wie Leipzig, Wittenberg, Erfurt, Frankfurt a. O., Heidelberg, Tübingen u. a. in ein höheres Niveau der Bildung ein als die immermehr einem kleinlichen Spießbürgerthum verfallenden »freien Reichsstädte«. Innerhalb derselben brechen bedenkliche Gährungen aus; aller Orten erheben sich die bisher vom Stadtregiment ausgeschlossenen niederen Stände, die Zünfte und Gemeinden gegen die patricischen Geschlechter, bricht wilder Hader aus und hört man von blutigen Gewaltthaten. Vor allem aber darum ist es am Ausgang des Mittelalters mit der glänzendsten Blütezeit der Städte vorbei, weil der Welthandel, den sie bis dahin beherrscht hatten, durch die Entdeckung neuer Welten sich neue Wege bahnte und in andere Hände kam. Selbst die Hansa, welche lange Zeit die Ostsee wie ein hanseatisches Binnenmeer beherrscht hat, vermag ihre gebietende Stellung nicht zu behaupten; die niederländischen Städte, bis dahin eifersüchtig vom Verkehr auf dem Baltischen Meer fern gehalten, erkämpfen sich die Zulassung zu demselben. Damit ist der Hansa die Lebensader unterbunden, im Lauf des nächsten Jahrhunderts fällt der einst so mächtige Bund aus einander. Wie die Städte, so ist auch der **Ritterstand** durch die zunehmende Fürstenmacht überall eingeengt und bedroht. Noch hat er vielfach seine Reichsunmittelbarkeit behauptet; dem landsässigen Adel gegenüber nehmen die freien Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein noch eine höhere Stellung ein oder glauben wenigstens sie beanspruchen zu können. Aber auch sie treten in die Neuzeit mit wesentlich verringerter Machtstellung ein; auf den Reichstagen und im Kammergericht haben sie keine Vertretung, und, was wichtiger ist, ihre militärische Bedeutung ist seit der durch die Erfindung des Schießpulvers veränderten Art der Kriegsführung zu Ende. Noch einmal versuchen sie im Anfang des 16. Jahrh. unter einzelnen hervorragenden Führern ihr verlorenes Ansehen wieder zu erlangen, aber dieser Versuch ist von vornherein aussichtslos und bleibt ohne Erfolg. Von der untersten Schicht der Reichsbevölkerung, dem **Bauernstand**, ist bei der neuen Organisation des Reichs gar nicht die Rede; der Zustand dieser arbeitenden Klasse, die, wenige Reichsdörfer und einige besonders begünstigte Gegenden ausgenommen, überall in das Verhältnis der Hörigkeit und Leibeigenschaft gebracht ist, war ein überaus bedrückter; mit Steuern und Fronen schwer belastet, gerieth sie in immer tieferes Elend. Aber auch innerhalb dieser Klasse brachen Gährungen aus; durch den Dienst als Landsknechte entzog man sich vielfach dem Druck der häuslichen Verhältnisse, dem sich dann die heimgekehrten an den Waffendienst Gewöhnten um so weniger fügen mochten. Besonders in der Nähe der Schweiz, wo man das Beispiel der freien Bauern, die sich der Fürstenmacht siegreich erwehrten, unmittelbar vor Augen hatte, nahm die Erregung mehr und mehr zu; schon zu Ende des 15. Jahrh. hatten sich hier Bauernverbindungen (so der Bund des »Pfeiffer Hänslein« und im Elsaß »der Bundschuh«) gebildet, welche anfangs Abstellung der schreiendsten Uebelstände verlangten, dann aber ihre Forderungen unter dem Einfluß socialistischer, ja selbst kommunistischer Ideen immer mehr steigerten. Kam nun zu alledem, zu dem Gegensatze zwischen Fürstenthum und Kaiserthum, Fürstenthum und Städten sowie des Ritterstands gegen beide, zu den Erregungen innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung noch die immer brennender werdende, immer dringender eine radikale Lösung verlangende kirchliche Frage hinzu, so begreift man die erbitterten Kämpfe, welche in D. den Todeskampf des Mittelalters und die Geburtswehen der Neuzeit ausmachen.

Der plötzliche Tod des Kaisers Maximilian (Januar 1519) war neben der innern Kraft der neuen Lehre der mächtigste Förderer der **Reformation** (s. d.) in D. Denn während des von Wahlintriguen und gegenseitigen Bewerbungen ausgefüllten Zeitraums bis zu dem für die Neuwahl angesetzten Termin machte einerseits die neue Lehre ganz ungehinderte Fortschritte in den niederdeutschen Territorien wie in den freien Reichsstädten Oberdeutschlands; anderseits reichte der Einfluß des Reichsregiments, das unter Leitung Friedrichs des Weisen von Sachsen die öffentlichen Angelegenheiten wahrnahm, nach keiner Richtung hin weit genug, um einen ruhigen, gesicherten Rechtszustand zu erhalten. Eine Reform auf weltlichem wie kirchlichem Gebiet war die Losung in aller Munde, doch über das Wie gingen die Meinungen weit aus einander. Nur so viel stand fest, daß die Neuordnung der deutschen Dinge die volle Kraft eines ganzen Mannes auf lange Jahre hinaus in Anspruch nehmen würde. Den rechten Mann zu finden, war freilich nicht leicht. Bei der Weigerung des alten Kurfürsten Friedrich des Weisen, auf die ihm gemachten Anerbietungen zur eigenen Erringung der Kaiserkrone einzugehen, standen sich nur zwei ernsthafte

Thronbewerber gegenüber, die mächtigsten Fürsten Europa's, deren Einfluß auf die Geschicke Deutschlands in jedem Fall ein bedeutender werden mußte: Franz I. von Frankreich und Karl I. von Spanien, jener stolz und kühn hervortretend, dieser still in sich gekehrt und bescheiden; jener der Freund und Bundesgenosse einer Reihe deutscher Fürsten, dieser beim Beginn seiner Werbung fast ohne Anhang im Reich. Trotz der auf beiden Seiten gleich großen Anstrengungen bei der Bewerbung und dem Kauf der einzelnen Wahlstimmen trug **Karl V.** (1519—56) schließlich den Sieg davon Dank dem Andenken seines Großvaters Maximilian, seiner deutschen Abstammung väterlicherseits und dem vom Vater überkommenen Besitz des burgundischen Reichskreises. Den Ausschlag gab das Ansehen Friedrichs des Weisen, der im letzten Augenblick alles, was für Karl sprach, eindringlichst zusammenfaßte und, indem er ihm selbst seine Stimme gab, auch die noch schwankenden Kurfürsten zu seiner einhelligen Erwählung bewog. In der Karl von den Kurfürsten vorgelegten und von ihm angenommenen Wahlkapitulation (3. Juli 1519), bemerkenswerth als erste formelle Anerkennung, daß auch das Haupt des heiligen römischen Reichs deutscher Nation an gewisse Schranken den Reichsständen gegenüber gebunden sei, war man bestrebt gewesen, sich gegen den überwiegenden Einfluß der Fremden in D. zu wahren. Die Hereinführung fremder Truppen ins Deutsche Reich war hier streng untersagt, das Reichsregiment zu neuer Anerkennung gebracht, auch dem Kaiser die Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der mit den Päpsten abgeschlossenen Konkordate auferlegt. Die Lage des jungen Kaisers war eine ganz besondere. Seine Stellung als Erbfürst der streng katholischen großen spanischen Lande schrieb ihm in politischer wie religiöser Beziehung, dem Papst und Frankreich gegenüber, eine Stellung vor, die dem in D. sich geltend machenden Zug nach politischer und religiöser Reform schnurstracks entgegenlief. Entschied er sich ganz für die eine oder die andere Richtung, so mußte er mit der entgegengesetzten nothwendigerweise in Zwiespalt gerathen. Dahin ging indeß sein Sinn nicht. Ein treuer Sohn der alten Kirche, war er dennoch nicht gemeint, dem Streben des Papstthums nach der obersten Herrschaft über alle weltlichen Mächte folgsam nachzugeben; entschlossen, bei der Herstellung des Kaiserthums zu seiner alten Macht und Herrlichkeit den Frieden zu wahren, war er dennoch nicht gesonnen, allen Ansprüchen der das Regiment bildenden Fürsten, denen er seine Wahl verdankte, Gehör zu schenken. Seine Stellung als Regent des größten Reichs der civilisirten Welt und zugleich als Inhaber der obersten weltlichen Würde auf Erden nährte in ihm die Idee, die beiden ihm entgegenstrebenden Tendenzen erst durch einander zu schwächen, um ihnen dann von der Höhe seiner Macht aus ihre Stellung zu diktiren.

Ein Jahr währte es, ehe der junge Herrscher die heimischen Verhältnisse genügend geordnet hatte, um nach D. kommen zu können. Endlich erschien er auf der von ihm nach Worms berufenen Reichsversammlung (Frühling 1521), auf der weltliche und kirchliche Fragen einer gleich gründlichen Prüfung und Regelung unterworfen werden sollten. Seit langer Zeit war kein Reichstag so vollzählig besucht, so glänzend wie dieser; an keinen knüpften sich größere Hoffnungen der Fürsten und des Volks, und keiner sollte verhängnisvoller werden als gerade dieser. Denn in eben dem Augenblick, in dem der Kaiser sich auf den Weg nach Worms machte, bereitete sich König Franz I. zum Kampf mit ihm zunächst um die Herrschaft in Oberitalien, und Karls Interesse, den Papst Leo X. in jenem Land zu seinem Verbündeten zu haben, bewog ihn zu einem Vertrag mit diesem, in dem er seine Unterstützung in Italien mit der Zusage erkaufte, der Ketzerei in D. ein Ende zu machen. Schürzte er so in Verkennung der Bedeutung, die die Bewegung in D. indeß angenommen, selbst den Knoten zu jenem schwierigen Kampf, den er später mit den Fürsten seines Reichs zu bestehen hatte, so nahm doch zunächst die Erledigung der rein politischen Geschäfte einen schnellen und erfreulichen Fortgang auf dem Reichstag. Die Bestellung des Reichsregiments während seiner Abwesenheit von D., die Reform der Reichsgerichte und ihres Verfahrens, die Kreiseintheilung und die Reichskriegsverfassung, alles Punkte, die seit Maximilians Zeiten ihrer definitiven Erledigung harrten, fanden hier eine schnelle und befriedigende Lösung. Zu gleicher Zeit begannen die Verhandlungen über die kirchlichen Fragen. Luther wurde vor den Reichstag citirt, um dort, bevor man gegen ihn einschritte, die von ihm aufgestellten Lehren selbst zu vertheidigen. Bekannt ist sein Auftreten daselbst und die Wirkung desselben auf die deutsche Nation. Während Karl indeß mit dem **Wormser Edikt**, das die Acht über Luther und die Anhänger und Beschützer seiner Lehre aussprach, die ganze Bewegung tödtlich getroffen zu haben wähnte, breitete sich diese in immer weiteren Kreisen aus. Der Kaiser wandte sich indeß den von ihm seit lange gehegten Plänen, der Vergrößerung seines Besitzes in D. und der Erringung des Uebergewichts in Italien, mit neuem Eifer zu. Zunächst übertrug er die Herrschaft über seine deutschen Erblande seinem Bruder Ferdinand, der bald darauf, nach der Aechtung und Vertreibung des gewaltthätigen Herzogs Ulrich von Würtemberg, dieses vom Kaiser eigenmächtig als Hausgut eingezogene Herzogthum (1522) und nach dem Fall seines Schwagers Ludwig II., des letzten Jagellonenkönigs von Ungarn und Böhmen, im Kampf gegen die Türken (bei Mohacz 1526) auch diese Lande mit Oesterreich vereinte und so ein Gebiet beherrschte, das sich von den transsylvanischen Alpen bis zum Schwarzwald erstreckte. Sodann kehrte der Kaiser in seine spanischen Erblande zurück, um deren Angelegenheiten zu ordnen und sich zum Waffengang mit Franz I. in Italien (1521—26) vorzubereiten. Kaum hatte er D. den Rücken gewandt, als hier die durch den letzten Reichstagsabschied verletzten Elemente das Haupt wieder erhoben. In Sachsen wie im ganzen deutschen Norden hatte Luther viele Anhänger gefunden, doch war seine Lehre von der christlichen Freiheit von Schwärmern mißverstanden und zu destruktiven Ideen umgedeutet worden. Wurde der Reformator dieser auch in Kursachsen selbst durch sein unerschrockenes und selbstvergessenes Auftreten Meister, so wirkten sie doch weiter auf die Reichsritterschaft und die Bauern ein und führten so zu inneren Verwickelungen und Kämpfen, die dem Kaiser in seiner Abneigung gegen die neue Lehre Recht zu geben schienen. Zunächst erhob sich ein Theil der Reichsritterschaft, die durch die Einkreisung und ihre Heranziehung zu den gemeinen Reichslasten sich in ihren alten Privilegien verletzt fühlte, zu einem letzten Kampf gegen die Territorialfürsten. Religiöse und politische Motive spielten dabei durch einander. Trotz Luthers Abmahnung einten sich die alten **Ritterbünde** unter der Führung Franz v. Sickingens und Ulrich v. Huttens zu Schweinfurt und Landau. Sickingen, einer der letzten Repräsentanten mittel-

alterlichen Ritterthums, dachte an eine Einigung von Rittern und freien Städten gegen die Fürsten. Allein dieser Versuch mißlang nicht nur, sondern er führte auch gerade den Bund jener Fürsten herbei, die sich am meisten von den Angriffen der Ritter bedroht sahen, und die, mochten sie auch, wie der Kurfürst von Trier, der von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen, in Fragen der Religion noch so sehr von einander abweichen, doch diesen Tendenzen gegenüber die Solidarität ihrer Interessen deutlich empfanden. Sickingen und die Reichsritter unterlagen, an 30 Burgen wurden gebrochen; Sickingen selbst fiel bei der Vertheidigung seiner Veste Landstuhl (1523). Mit der politischen Rolle der Reichsritterschaft ist es seitdem zu Ende. Die obersächsischen Schwärmer, deren Centrum Zwickau gewesen, hatten sich indeß unter Leitung Thomas Münzers (s. d.) durch Thüringen und weiterhin ausgebreitet. Die von ihnen gepredigten Lehren ergriffen den am meisten unterdrückten Stand, die Bauern, mit elementarer Gewalt. Seit 1524 lebten im Rheingau und in der Pfalz, im Elsaß und in den österreichischen Vorlanden wie in Mitteldeutschland und selbst bis zum fernsten Nordosten, dem Ordensland Preußen, hin die alten Bauernbünde (s. Bauernkrieg) wieder auf. Man wollte dem Evangelium zu Hülfe kommen; die Forderung der Entlastung von Abgaben, der freien Benutzung von Wald, Flur etc. verband sich jetzt mit kommunistischen, schwärmerisch-religiösen Tendenzen. In Schwaben schlug der Schwäbische Bund den Aufstand nieder, in Mitteldeutschland bereitete ihm die unter Kursachsens Führung vereinte Macht mehrerer Fürsten durch die Niederlage bei Frankenhausen (1525) ein blutiges Ende.

Unterdeß machte die Reformation, obgleich officiell zurückgewiesen, unabhängig von Kaiser und Reich immer weitere Fortschritte in den einzelnen Territorien und freien Reichsstädten. Schon auf dem Wormser Reichstag waren dem päpstlichen Legaten, als er auf Ausführung der gegen Luther geschleuderten Acht drängte, die »100 Beschwerden deutscher Nation« über kirchliche Mißbräuche überreicht worden, von deren Abstellung man alle ferneren Schritte abhängig machte. Die zu Nürnberg (1522 und 1524) abgehaltenen Reichstage gingen, ohne einen festen Schluß herbeizuführen, doch mit ähnlichen Forderungen gegen Rom vor, und nur mit Mühe gelang es dem neuen Papst Clemens VII., eine kleine Anzahl streng katholischer Fürsten, die Herzöge von Bayern, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, mehrere süddeutsche Bischöfe, auf dem Konvent zu Regensburg (Sommer 1524) dahin zu einen, daß man der weltlichen Fürstengewalt eine gewisse Freiheit zu kirchlichen Reformen nachzulassen, jeder weitern Ausbreitung der neuen Lehre sich indeß energisch zu widersetzen beschloß. Trotz dieser Bemühungen und trotz der Schrecken des Bauernkriegs traten gerade jetzt die entschiedensten Anhänger Luthers unter den deutschen Fürsten offen zu der von ihm gepredigten Lehre über, so Johann von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen, die Markgrafen von Ansbach und Baireuth, die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, mehrere der braunschweigischen Herzöge, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, endlich auch der bisherige Hochmeister des Deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, der Ostpreußen in ein weltliches, von der Krone Polen abhängiges Herzogthum umwandelte. Die bedeutendsten Reichsstädte, wie Lübeck, Bremen, Hamburg, Magdeburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Straßburg, Nürnberg, waren ihnen theils vorangegangen, theils folgten sie jetzt nach. Und hatte schon der Sieg über Ritter und Bauern die Herrschaft des Landesfürstenthums befestigt, so erweiterte sich dieselbe jetzt auch dadurch, daß ihm die Reform der Landeskirchen in selbständiger Weise zufiel. Ueberall nehmen die Fürsten, nach Kursachsens Vorgang, Kirchenvisitationen vor, auf denen alles beseitigt wird, was der Lehre der Heiligen Schrift widerspricht; die Klöster werden säkularisirt, der öffentliche Gottesdienst, das Schulwesen reorganisirt; das Landesfürstenthum tritt in ein ganz neues Verhältnis zur Kirche und steigert dadurch seine Kraft und Bedeutung überhaupt. Von den Regensburger Beschlüssen und der drohenden Haltung des Kaisers Anfang 1526 beunruhigt, traten nun die meisten der genannten Fürsten auf Betrieb Philipps von Hessen in demselben Jahr zu Torgau zu einem Schutzbündnis zusammen, das den aggressiven Tendenzen der Altgläubigen begegnen und auf dem nächsten Reichstag die officielle Anerkennung der Anhänger der neuen Lehre als Gleichberechtigter erwirken sollte.

Die Entwickelung der inneren deutschen Angelegenheiten ist in dieser Periode aufs engste mit den äußeren Verhältnissen verknüpft: derjenige, der jetzt auf dem Kaiserthron saß, war zugleich als Beherrscher Spaniens, der Neuen Welt, eines Theils von Italien der mächtigste weltliche Fürst der Christenheit. Bei der Bewerbung um die Kaiserkrone hatte ihm als höchstes Ziel die Erlangung des imperium mundi, einer oberhoheitlichen Stellung über alle anderen Staaten, vorgeschwebt. Dazu mußte er sich zuvörderst seines mächtigsten Gegners und Rivalen, Franz' I. von Frankreich, entledigt haben. Heimische Unruhen und der von Franz in Italien entzündete Krieg (1521—26) hielten ihn lange von D. und einer Regelung der religiösen Frage in seinem Sinn fern. Als er dann seinen Gegner bei Pavia (24. Febr. 1525) entscheidend besiegt, gefangen genommen, endlich zu einem für ihn selbst höchst vortheilhaften Frieden (zu Madrid, Januar 1526) gezwungen, ging er daran, die deutschen Angelegenheiten zu regeln. Doch bevor der dazu nach Speyer ausgeschriebene Reichstag (Sommer 1526) noch zusammengetreten war, hatte sich die politische Lage wieder völlig geändert. Franz, der, kaum aus der Haft zu Madrid entlassen, sich durch die Bestimmungen jenes Vertrags für nicht gebunden erachtete, vereitelte nicht nur das geplante gemeinsame Vorgehen gegen die Ketzer, sondern nöthigte den Kaiser durch seine Verbindung mit Papst Clemens VII. (Ligue von Cognac, 22. Mai 1526) zu einem zweiten blutigen Waffengang (1526—29), der, im ganzen für letztern ungünstig, ihn zur Wiederherstellung des Besitzstands seiner Gegner in seiner Integrität wie zur Vertagung seiner Weltherrschaftspläne zwang. Dennoch gab die mit den Gegnern getroffene Abkunft die Basis ab für den jetzt endlich mit gemeinschaftlichen Mitteln vorgesehenen Angriff auf die für immer zu beseitigende Ketzerei.

Für die Entwickelung und Befestigung der Reformation war indeß die ihr gelassene Frist von drei Jahren von großem Vortheil gewesen. Wenngleich der Reichstag von 1526 keine definitive Lösung der kirchlichen Frage gebracht hatte, so war es doch als ein positiver Gewinn für die Anhänger der Reformation zu betrachten, daß ein Artikel des Reichsabschieds erklärte, »in Sachen der Religion und des Wormser Edikts solle jeder Stand so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue«, eine

Bestimmung, die für alle späteren Transaktionen auf diesem Gebiet grundlegend geworden ist. Wenn in diesem Artikel öffentlich anerkannt wird, was seit Jahrhunderten sich vorbereitet hatte, die Existenz einer Reihe selbständiger Territorien, so ist doch nicht die Reformation, wie oft fälschlich behauptet worden ist, als die Ursache dieser Zersplitterung Deutschlands zu betrachten, sondern nur als ein Anlaß zum entschiedenern Hervortreten dieser Thatsache. Je energischer indeß die einzelnen Fürsten in diesen Jahren in ihren Gebieten durchgriffen, um so fühlbarer machten sich bald die Folgen des Friedens von Cambrai. Auf einem neuen zu Speyer abgehaltenen Reichstag (1529) traten die Katholischen mit ganz anderer Entschiedenheit auf als drei Jahre zuvor. Trotz des feierlichen Protestes von 5 Reichsfürsten und 14 Reichsstädten (Protestanten) ging hier ein kaiserlicher Antrag durch, der jede fernere Ausbreitung der Neuerung untersagte und den zur Reformation übergetretenen Ständen bedeutende Beschränkungen auferlegte. Die geduldige Annahme dieser nicht einheitlich gefaßten Beschlüsse wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Aufgabe des eigensten Princips der Reformation, des freien Bekenntnisses der innern Ueberzeugung. Folgerichtig bestand Philipp von Hessen auf der Organisation des gemeinsamen Widerstands aller durch diesen Beschluß Betroffenen; doch scheiterte seine Bemühung an dem Widerstand Luthers, der von einer nöthigenfalls gewaltsamen Durchführung der Ansprüche der Protestanten nichts wissen wollte, wie an der Uneinigkeit zwischen Lutherischen und Zwinglianern oder Reformirten, zu welchen besonders ein großer Theil der Reichsstädte gehörte.

Als Kaiser Karl von einer letzten schweren Sorge, dem Einfall der Türken in die habsburgischen Hauslande mit einem ungeheuren Heer, durch die heldenmüthige Vertheidigung Wiens seitens eines Reichsheers (Oktober 1529) und den sich daran schließenden Rückzug der Ungläubigen befreit und zu Bologna feierlich vom Papst gekrönt worden war (Februar 1530), da endlich erließ er seine Ausschreiben nach D. zum Zusammentritt einer allgemeinen Reichsversammlung, die 18. Juni 1530 zu Augsburg von ihm selbst eröffnet wurde. Noch zu einem letzten Ausgleichsversuch fühlte er sich verpflichtet. Doch als auf eine resultatlos bleibende Unterredung mit den Häuptern der Protestanten die von Melanchthon verfaßte Rechtfertigungsschrift, bekannt unter dem Namen der Augsburgischen Konfession (s. d.), am 25. Juni 1530 dem Kaiser von jenen überreicht wurde, ließ er eine von katholischen Theologen in seinem Auftrag verfaßte »Widerlegung« veröffentlichen und setzte einen Reichstagsbeschluß durch, wonach den Protestanten bis zum 15. April des folgenden Jahrs Bedenkzeit zu ihrer Bekehrung gelassen wurde. Diese drohende Lage begünstigte die erneuten Bemühungen des Landgrafen Philipp zu einem Defensivbund aller Anhänger der Reformation, der auch mit Luthers freilich zögernd gegebener Zustimmung im Frühling 1531 zu Schmalkalden zu Stande kam. Die sich indeß ungünstig gestaltenden politischen Verhältnisse und sein Wunsch, seinen Bruder Ferdinand zum römischen König erwählt zu sehen, machten nun wieder den Kaiser zu augenblicklichem Nachgeben bereiter, und so kam es zum Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens (Juni 1532), der den Anhängern der Augsburgischen Konfession freie Religionsübung bis zum projektirten Zusammentritt einer allgemeinen Kirchenversammlung gestattete und beide Parteien noch einmal zum ruhmvollen Kampf gegen die wieder in Oesterreich eingebrochenen Türken vereinte.

Während Karl sich nach dem Schluß des Reichstags nach Spanien zurückbegeben hatte, um nach großartigen Rüstungen die Barbareskenstaaten an der Nordküste Afrika's siegreich zu bekämpfen, und sein Bruder Ferdinand mit der Abwehr von Türken und Ungarn von seinen Landen vollauf beschäftigt war, vollführte der Protestantismus unter Leitung des thatkräftigen Philipp von Hessen eine That, die den Anhängern der Reformation eine mächtige, seit 15 Jahren verlorene Position im Süden Deutschlands wieder errang. An der Spitze eines mit französischen Hülfsgeldern geworbenen Heers führte dieser den 1519 vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg nebst seinem trefflichen Sohn Christoph in ihr unter dem Druck einer spanischen Truppe seufzendes Erbland zurück, besiegte den Gegner im entscheidenden Treffen bei Laufen (13. Mai 1534) und zwang den König Ferdinand im Frieden von Kadan (29. Juni) zur Wiederabtretung des Landes an Ulrich, der dies nun ganz dem Protestantismus wieder gewonnene Herzogthum bis an seinen Tod friedlich beherrschte. Der Schwäbische Bund, bis dahin die herrschende Macht in Süddeutschland, löste sich, von diesem Schlag tödtlich getroffen, auf. Dem gegenüber war es keine Einbuße für den Protestantismus, wenn die im westfälischen Kreis, besonders im Bisthum Münster, sich mit schwärmerischen Lehren erhebende Sekte der Wiedertäufer (s. d.) durch die vereinte Macht protestantischer und katholischer Fürsten niedergeworfen und vernichtet wurde (1535). Eine neue Stärkung erhielt die Sache der Reformation, als es dem Landgrafen Philipp gelang, in der »Wittenberger Konkordienformel« eine gemeinsame Glaubensformel für die Anhänger des lutherischen und des reformirten Bekenntnisses herzustellen (1536). Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der 1532 seinem Vater Johann gefolgt war, zeigte sich als einen ebenso eifrigen Förderer der neuen Lehre wie jener. Letzterer wandten sich um dieselbe Zeit zu der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg (seit 1535), der Graf Wilhelm von Nassau, der Pfalzgraf Ludwig von Zweibrücken, der Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz, eine Anzahl von Reichsstädten, selbst von Bischöfen des nördlichen D. Herzog Heinrich von Braunschweig, einer der wenigen Fürsten im nördlichen D., die der alten Lehre treu geblieben, und die festeste Stütze des Kaisers in diesen Gegenden, wurde infolge von Angriffen auf die Reichsstädte Goslar und Braunschweig unter Beihülfe Philipps von Hessen aus seinem Land vertrieben (1542). Da der Kaiser eben um diese Zeit in einen dritten Krieg mit Franz I. um das von ihm nach Franz Sforza's Tode als Reichslehen eingezogene Herzogthum Mailand verwickelt war (1535—38), so begnügte man sich seitens der Katholischen mit der Schließung eines neuen Bündnisses zu Nürnberg (10. Juni 1538), dem neben König Ferdinand hauptsächlich Bayern, der Herzog Georg von Sachsen und mehrere Bischöfe beitraten, das indeß, da ihm kein bestimmtes Ziel gesteckt war, völlig resultatlos blieb.

Die politischen Verhältnisse und die damals friedliche Stimmung der Kurie bewirkten ein wenigstens äußerliches Einlenken des Kaisers den ihm nach wie vor gleich sehr verhaßten Protestanten gegenüber. Da mehrere Religionsgespräche zu keinem Resultat führten, begnügte man sich mit der Ausfertigung des

Regensburger Interim und der Aufnahme eines Artikels in den Reichsabschied (29. Juli 1541), der den Protestanten neben der Bestätigung des Nürnberger Religionsfriedens und der Gestattung des freien Beitritts zu ihrem Bekenntnis für jedermann die Abstellung ihrer Beschwerden über die Parteilichkeit des Kammergerichts und die Regelung der religiösen Fragen auf einem künftigen freien Nationalkoncil verhieß. Wich Karl hier, seiner innern Ueberzeugung entgegen, einen Schritt zurück, so erlangte er dadurch von den Ständen des Reichs das werthvolle Zugeständnis zur Aufbringung eines Reichsheers gegen Türken und Franzosen. Denn eben in jenem Augenblick sah sich der Kaiser zu einem neuen Kriege gegen Franz I. (1542—1544) gezwungen, der ihn bis tief in Frankreich hineinführte; dennoch begnügte er sich im Frieden von Crespy, auf den Zustand vor dem Krieg zurückzugehen, um mit des französischen Königs Unterstützung um so erfolgreicher gegen die deutsche Ketzerei vorzugehen, die jetzt der alten Kirche einen besonders schweren Schlag zu versetzen drohte, wenn Hermann von Wied, der Erzbischof von Köln, seinen Vorsatz durchführte, sein Kurfürstenthum zu reformiren und so auch im Kurfürstenkollegium dem Protestantismus die Majorität zu verschaffen. Jetzt oder nie galt es, eine Lösung der Frage auf friedlichem oder gewaltsamem Weg herbeizuführen. So drang denn der Kaiser in den Papst, zur Erfüllung seines lange gegebenen Versprechens eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, die zu Trient, noch auf deutschem Gebiete, doch in einer völlig italienischen Stadt, (December 1545) eröffnet wurde. Vergeblich hatte er freilich auf dem Wormser Reichstag (Mai 1545) die Protestanten zur Beschickung derselben zu bewegen gesucht. Ein freies deutsches Nationalkoncil hatten sie verlangt, nicht eine derartige Versammlung, auf der sie eines Mißerfolgs von vornherein gewiß sein konnten. Als letzten Beweis seiner anscheinenden Friedfertigkeit berief Karl noch einmal einen Reichstag nach Regensburg (Juni 1546), doch hier so wenig wie früher kam es zur Lösung irgend einer der schwebenden Fragen; man verhehlte auch gar nicht mehr, daß man die Friedensstörer mit den Waffen in der Hand zu bewältigen suchen werde. Da, als der Kaiser noch ungerüstet dastand und die Bestimmungen der Wahlkapitulation ihm die Aufbringung genügender Streitkräfte in nächster Zeit unmöglich zu machen schienen, erlitt die Sache der Schmalkaldener Verbündeten, die über ein wohlgerüstetes, zahlreiches Heer verfügten, den härtesten Stoß durch ihre eigene Uneinigkeit, Unentschlossenheit und Saumseligkeit. Sie ließen dem Gegner Zeit, Truppen aus Italien heranzuziehen, ließen sich aus einer Position nach der andern ohne ernsthaften Kampf verdrängen und sich endlich durch den geheimen Bund Karls mit dem Herzog Moritz von Sachsen zur Theilung ihrer schon geschwächten Streitkräfte nöthigen. Dieser hatte, im Einverständnis mit dem Kaiser, die Abwesenheit des Kurfürsten Johann Friedrich dazu benutzt, Kursachsen mit seinen Truppen, angeblich zum Schutz des Landes gegen fremden Ueberfall, zu besetzen, und so den Kurfürsten genöthigt, schleunigst aus Oberdeutschland mit seinem Heer nach Sachsen zurückzukehren, um seinen Vetter wieder aus dem Lande zu treiben. Nachdem sich Karl ganz Oberdeutschland unterworfen hatte (Sommer und Herbst 1546), brach er im Frühling des folgenden Jahrs mit seiner ganzen Heeresmacht gegen Johann Friedrich auf, zersprengte bei Mühlberg (24. April 1547) seine Scharen und nahm ihn selbst gefangen. Sein Land erhielt Herzog Moritz, womit zugleich die Kur von der ernestinischen auf die albertinische Linie des Hauses Wettin überging. Landgraf Philipp unterwarf sich unter Vermittelung des Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachims II. von Brandenburg, der sich während des Kriegs neutral gehalten, unter demüthigenden Bedingungen jetzt ebenfalls dem Kaiser; doch wurde auch er, entgegen den ihm von den beiden vermittelnden Fürsten gemachten Zusicherungen, wie Johann Friedrich in kaiserlicher Haft zurückbehalten. Karl, so zum Herrn von D. geworden, berief auf den September 1547 einen Reichstag nach Augsburg, auf dem die weltliche und kirchliche Verfassung des Reichs neu geordnet werden sollte. Denn da der Papst, bedenklich über des Kaisers große Erfolge, eine Verlegung des Koncils von Trient nach Bologna (1547) veranlaßt hatte, um es von jenem unabhängiger zu machen und seinem eigenen Einfluß allein zu unterwerfen, so war auch Karl nun darauf bedacht, den Protestanten, deren Neutralität, zum Theil direkter Unterstützung er einen großen Theil seiner Erfolge verdankte, das Zustandekommen eines kirchlichen Ausgleichs auf einer für sie annehmbaren Grundlage zu ermöglichen. So kam es hier, bis auf eine definitive Regelung auf dem künftig zu berufenden deutschen Nationalkoncil, zum Augsburger Interim, das den Protestanten zwar Kelch und Priesterehe zugestand und die Macht des Papstes in D. beschränkte, doch die Hierarchie und den Kult der katholischen Kirche auch fernerhin als allein gesetzmäßig beibehielt. Wie vorauszusehen war, wurde dieser Ausgleich sowohl von den Katholiken, wie von den entschiedenen Protestanten von der Hand gewiesen. Zeigte sich Karl hierbei gemäßigt und staatsklug, so wußte er doch die von ihm gewonnene Position trefflich zur Ausdehnung seiner politischen Macht zu verwerthen und die kaiserliche Macht höher zu erheben, als es Jahrhunderte vor ihm der Fall gewesen war. In der Ordnung der Reichsgerichte, des Landfriedens, der Reichskriegskasse traf er vollkommen eigenmächtige Bestimmungen, die sein Gutdünken an die Stelle der bisherigen Verfassungsbestimmungen setzten und ihm gestattet hätten, mit deutschen Geldern sein spanisches Heer dauernd in D. zu unterhalten. Diese Bestrebungen erzeugten indeß in einem Theil der Reichsfürsten Gedanken, die erst eine spätere Zeit in einer für den Kaiser verhängnisvollen Weise zur Reife brachte.

Unterdeß hatte Karl doch wieder auf einem zu Augsburg (Anfang 1551) abgehaltenen Reichstag durch energischen Druck auf die Protestanten diese zum Versprechen bewogen, die auf seinen Wunsch vom Papst Julius III. wieder von Bologna nach Trient verlegte Kirchenversammlung durch ihre Abgesandten zu beschicken. In diesem Augenblick, wo er am Ziel der Wünsche seines Lebens angelangt zu sein schien, mit dem Papst in besserem Einvernehmen stand als seit vielen Jahren, mit Frankreich in Frieden lebte, traf ihn in D. selbst ein Schlag, der alle seine Hoffnungen zu vernichten drohte, der Abfall des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Dieser, dessen Ehrgeiz jetzt gesättigt war, fühlte sich nicht nur durch die wiederholte Weigerung des Kaisers, seinen Schwiegervater Philipp von Hessen aus der Haft zu entlassen, sondern mehr noch durch die Vorwürfe verletzt, die ihm als dem Verräther der Sache des Protestantismus, der deutschen Freiheit wie seiner eigenen nächsten Verwandten von beiden Seiten gemacht wurden. Von Karl zur Achtvollstreckung gegen das widerspenstige Magdeburg,

den letzten Hort des Protestantismus im deutschen Norden, beauftragt (1550), hatte er die Belagerung der Stadt ein Jahr hindurch nur lässig betrieben und sich zugleich in geheime Verabredungen erst mit den Söhnen Philipps von Hessen, dann mit dem entschlossenen Markgrafen Hans von Küstrin, seinem bisherigen Gegner, eingelassen; diese gediehen zu einem Bündnis, das nichts Geringeres bezweckte, als den Kaiser zur Herausgabe der beiden fürstlichen Gefangenen und zur Wiederherstellung der Religionsfreiheit zu zwingen. Mehrere andere Reichsfürsten, unter anderen auch Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, traten dem Bund bei, und dieser letztere Fürst brachte einen geheim gehaltenen Vertrag mit Heinrich II. von Frankreich, dem Bruder und Nachfolger Franz' I., zu Stande, der gegen Ueberlassung eines Stücks deutschen Reichsgebiets, der Bisthümer Metz, Toul und Verdun, Hülfsgelder zur Aufbringung der erforderlichen Kriegsmacht vorschoß. Moritz indeß, der die Zeit vom Fall Magdeburgs (December 1551), das er entgegen dem kaiserlichen Willen mild behandelte, wohl benutzt hatte, brach im Frühling 1552 mit seinen Verbündeten nach Innsbruck auf, wo der Kaiser allein und arglos weilte, brach sich stürmend Bahn durch die für unbezwinglich gehaltene Ehrenberger Klause und zwang den Kaiser zu schleuniger Flucht. König Ferdinand war in diesem Augenblick entweder selbst nicht im Stande, seinem Bruder erfolgreiche Hülfe zu bringen, oder scheute auch bei der ihm wohlbekannten Stimmung der deutschen Fürsten davor zurück. Während aber Moritz den Kaiser zur eiligen Flucht nach Italien zwang, besetzte Heinrich II. die ihm überlassenen Bisthümer Toul und Verdun und die starke Grenzfestung Metz, drangen die Osmanen von neuem siegreich in Ungarn vor und errang der Protestantismus in Oberdeutschland mit Einem Schlag alle die früher innegehabten Positionen wieder. Das Zusammentreffen aller dieser Ereignisse, das Scheitern seiner Lebenspläne nach mehr als dreißigjährigem Kampf brach die Kraft des alternden Kaisers. Während er selbst ein Heer zusammenbrachte, um den Franzosen das von ihnen besetzte Reichsgebiet wieder zu entreißen, überließ er seinem Bruder Ferdinand die Unterhandlung mit den deutschen Fürsten, und dieser brachte zu **Passau** einen Vertrag zu Stande (2. Aug. 1552), der den Protestanten die Freigebung der beiden gefangenen Fürsten und die Herstellung eines definitiven Friedens auf Grund der Gewissensfreiheit auf einem demnächst zu berufenden deutschen Reichstag verhieß. Die Vollendung dieses Werks überließ der durch den mißlungenen Versuch zur Wiedereroberung des festen Metz und den Rückzug seines Heers (Januar 1553) tief verstimmte Kaiser gleichfalls seinem Bruder, während er selbst den Krieg gegen Heinrich von Frankreich mit wechselndem Erfolg fortführte. So kam es denn endlich auf dem 1555 zu Augsburg abgehaltenen Reichstag nach den lebhaftesten Verhandlungen zu einem Abschied (25. Sept.), der die Grundlage für die Stellung beider Religionsparteien zu einander geworden ist. Der **Augsburger Religionsfriede** gewährte den Reichsständen, nicht aber ihren Unterthanen, das Recht, bei ihrem Glauben zu bleiben. Nur so viel erreichten die protestantischen Stände, daß den Unterthanen die der Religion des Landesherrn nicht folgten, nach dem Grundsatz Cujus regio ejus religio das Recht der Auswanderung, den Bleibenden Duldung und Freiheit des Bekenntnisses bis zu endgültigem Ausgleich zugestanden wurde. Anderseits setzten die katholischen Fürsten aus Furcht vor Einbußen, wie sie der Uebertritt eines geistlichen Fürsten wie Hermanns v. Wied gedroht, durch kaiserliche Deklaration den sogen. **geistlichen Vorbehalt** durch, d. h. die Bestimmung, daß die geistlichen Fürsten, die zur neuen Lehre überträten, ihrer Würde und Einkünfte verlustig gehen sollten. Der gleichfalls in den Abschied aufgenommene Protest der protestantischen Stände gegen diesen Vorbehalt war, wie sich später herausstellte, von keiner Wirkung. Ein Nachtheil von unberechenbaren Folgen lag für die Protestanten ferner darin, daß die Friedensbestimmungen nur auf die »Augsburgischen Konfessionsverwandten«, nicht auf Zwinglianer und Calvinisten (Reformirte) zugleich ausgedehnt wurden; auch war dies die Aussaat zu späteren Wirrnissen und Kämpfen. Trotz dieser Einschränkungen und trotz der Unklarheit mancher Bestimmungen, die den Keim zu allen späteren Verwickelungen enthielten, war die hier zum erstenmal zum Ausdruck gelangende Anerkennung zweier rechtlich neben einander bestehenden Kirchen von weittragendstem Einfluß auf die fernere Entwickelung Deutschlands. Gebrochen war der Bann der mittelalterlich-kirchlichen Staatsordnung, der moderne Staat in seinem Recht auf Selbstbestimmung und freie Entwickelung aus sich zum erstenmal zur Anerkennung gebracht, gebrochen aber auch der Bann der Geister; das Recht der freien Forschung, die Grundlage der neuen Lehre wie aller Wissenschaft überhaupt, hatte sich trotz aller Versuche, die von Kaiser und Papst gemeinsam zu seiner Unterdrückung gemacht waren, siegreich durchgekämpft. Die alte Weltordnung zerfiel in Trümmer; eine neue Epoche der Weltgeschichte datirt von diesem Augenblick, und nur wer sich dieser Thatsache anbequemte, blieb bestehen, wer sich ihr hartnäckig widersetzte, unterlag. So gelang es dem zur Versöhnung geneigten König Ferdinand, seine Stellung zu behaupten und zu befestigen. Karl indeß ließ der Abtretung der Niederlande, deren Verbindung mit D., zu dem sie als burgundischer Kreis gehörten, schon 1548 durch seine »pragmatische Sanktion« (s. d.) gelockert, jetzt durch ihren Uebergang an Philipp II. so gut wie ganz gelöst wurde (1555), und Spaniens (1556) an seinen Sohn bald auch die Niederlegung der Kaiserkrone (7. Sept. 1556) folgen und zog sich, die Leitung der deutschen Angelegenheiten seinem Bruder überlassend, in das spanische Kloster San Juste zurück, wo er bald darauf (1558) starb. Wenn nun auch der Sieg der protestantischen Sache als ein unschätzbarer Gewinn für die innere geistige Entwickelung des deutschen Volks zu betrachten ist, so führte er in politischer Hinsicht für das Deutsche Reich eine Lage voller Gefahren nach außen und nach innen herbei. Die entschiedene Niederlage des Kaiserthums mußte jeden neuen Versuch zur Herstellung einer alle Territorialstaaten sich unterwerfenden, einheitlichen obersten Reichsgewalt als vermessen erscheinen lassen, eine um so gefährlichere Lage, als sich eben in diesem Augenblick die Völker an Deutschlands Grenzen zu einheitlichen Staaten zusammenschlossen. Der Religionsfriede selbst, der fortan das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten regeln sollte, gab jeder der beiden Parteien Anlaß zur Unzufriedenheit, zum Streben, die ihr anstößigen Bedingungen darin zu umgehen, und führte nothgedrungen zu beständigen Reibungen, welche die Stimmung mehr und mehr verbitterten und zuletzt nur eine neue Entscheidung durch Waffengewalt übrig zu lassen schienen. Die geringe Berücksichtigung endlich, die den Reformirten in dem

Frieden zu theil ward, führte bei der immer größern Ausdehnung, die gerade das reformirte Bekenntnis in Oberdeutschland gewann, bei dem gänzlichen Mangel gegenseitiger Duldung, der der Zeit eigen war, bei der Erregbarkeit der Gemüther über die kleinlichsten theologischen Abweichungen zu einer innern Entfremdung zwischen Reformirten und Lutheranern, die den Anlaß zu Beschwerden unendlich mehrte, ohne doch den Protestanten durch die Macht geschlossenen Auftretens auf den Reichstagen die Mittel zur Abstellung der ihnen allen gemeinsamen Beschwerden zu lassen.

Unter den zwei ersten Nachfolgern Karls, **Ferdinand I.** (1556—64) und Maximilian II. gab sich dieser erregte Zustand der Gemüther freilich noch nicht in gewaltsamen Ausbrüchen zu erkennen. Ferdinand, der während seiner langjährigen Leitung der deutschen Angelegenheiten noch vor der Erlangung der Kaiserkrone die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Erhaltung des Restes von kaiserlicher Autorität, die Herrschaft über D., die Erhaltung des Reichs in seiner Integrität den Angriffen der Türken und Franzosen gegenüber nur durch einen friedlichen Au gleich mit den Protestanten zu erreichen sei, zeigte sich seit dem Rücktritt seines Bruders geneigt und kundig, die dadurch gebotene mittlere Linie einzuhalten. So gelang es ihm nicht nur, wenngleich erst nach zweijähriger eifriger Werbung, mit Stimmeneinhelligkeit zum Kaiser gewählt zu werden, sondern auch während der Dauer seiner Regierung den Religionsfrieden ungefährdet zu erhalten. Dem Widerspruch des Papstes Paul IV. gegen die den Protestanten eingeräumten Rechte begegnete er mit Festigkeit, und der Papst hatte es seiner eigenen Halsstarrigkeit zuzuschreiben, daß die Annahme des kaiserlichen Titels seitdem ohne Rücksicht auf den römischen Stuhl erfolgte. Pius IV., des fanatischen Paul gemäßigterer Nachfolger, söhnte sich mit dem Kaiser aus und gab sich in Verbinoung mit ihm Mühe, die Protestanten zur Beschickung des von ihm wieder eröffneten Trienter Koncils zu bewegen. Allein trotz der heftigsten Streitigkeiten im Schoß der protestantischen Partei selbst erfolgte doch auf dem **Naumburger Konvent** (1561) einstimmig die Verwerfung jener Anträge. Durch die bestimmte Weigerung der Protestanten, an dem Koncil theilzunehmen, glaubte die päpstliche Partei von jeder Rücksichtnahme auf sie entbunden zu sein, und so wurde durch die Trienter Satzungen eine ewige Scheidewand zwischen Katholicismus und Protestantismus errichtet. Während aber der Kaiser, von den Türken hart bedrängt und zu einem lästigen Tribut für das ihm noch belassene Stück von Ungarn gezwungen (1562), die im fernen Nordosten durch deutsche Kolonisationen dem Deutschthum gewonnenen Ostseeprovinzen Esthland, Livland und Kurland, die von dem moskowitischen Nachbar um eben diese Zeit hart bedrängt wurden, ihrem Geschick, unter die Herrschaft fremder Völker, der Dänen, Schweden und Polen, zu gerathen, überlassen mußte (1561), wußte er dem Eindringen des Protestantismus in seine eigenen Hauslande kein erfolgreiches Hemmnis entgegenzusetzen, und so breitete sich die neue Lehre, gefördert durch die Duldsamkeit seines Sohns nud Nachfolgers **Maximilian II.** (1564—76), welcher der österreichischen Ritterschaft das Recht gewährte, in ihrem Gebiete die alte und die neue Lehre frei predigen zu lassen, nicht nur hier, sondern auch in den ihm gleichfalls beim Tode seines Vaters zugefallenen habsburgischen Kronlanden, Böhmen und Ungarn, mit reißender Schnelligkeit aus. Ferdinands Tod hatte nämlich zu einer Theilung der seit Friedrich III. vereinten Lande geführt, und zwar hatte von den übrigen Gebieten Maximilians zweiter Bruder, Ferdinand, Tirol und die vorderösterreichischen Lande, Karl, der jüngste, Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz erhalten. Wenn Maximilian dem Eindringen des Protestantismus in seine Lande nicht wehren wollte, sein jüngster Bruder dem in die seinen nicht wehren konnte, so daß zuletzt in den gesammten habsburgischen Hauslanden die neue Lehre zur herrschenden wurde: so blieb doch ein Land, Tirol, dem alten Glauben völlig ergeben, während in den südösterreichischen Landen die Reaktion erst in der nächsten Epoche zur Zeit der Blüte der Gegenreformation begann. Unterdeß zogen die Protestanten von der milden Gesinnung des Kaisers Vortheil, um ohne Rücksicht auf den »geistlichen Vorbehalt« eine Reihe von Bisthümern in ihre Hände zu bringen, so daß es in Norddeutschland, abgesehen von Westfalen, nur noch wenige rein katholische Gebiete gab. Doch die Vortheile, die der Protestantismus hier nach außen hin errang, büßte er anderseits durch die überhandnehmende Spannung und Feindseligkeit zwischen den Anhängern der reformirten und Augsburgischen Konfession wie zwischen den letzteren unter einander ein. Besonders machten sich dieselben seit dem Uebertritte des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz zum Calvinismus (1563) geltend, der das mit ihm rivalisirende Kursachsen zu um so engerem Anschluß an das Kaiserhaus trieb. Während sich die beiden (albertinischen und ernestinischen) Linien des sächsischen Hauses in der sogen. Grumbach'schen Fehde (s. **Grumbach**) gegenseitig schwächten und es nur mit Mühe gelang, unter den in sich uneinigen Lutheranern durch die »Konkordienformel« (1577) eine Art von Ausgleichsformel herzustellen, erhob sich die katholische Reaktion, die sogen. **Gegenreformation**, zu dem kräftigsten Stoß gegen den Protestantismus, der beim Tode Maximilians den Höhepunkt seiner Blüte und Ausdehnung erreicht hatte. Maximilians Sohn Rudolf, schon 1575 zum römischen König erwählt, bei des Vaters Tod als **Rudolf II.** (1576—1612) auf den Kaiserthron berufen, war ganz das Gegentheil seines Vaters und Großvaters. Von der Natur mit einem beschränkten, düstern und eigenwilligen Geist ausgestattet, war er, am spanischen Hof aufgewachsen, dem Einfluß der Jesuiten so völlig unterworfen, daß er sich während der Dauer seiner langen Regierung nie mehr von demselben befreien konnte. Unter ihm bilden die kirchlichen Ereignisse mehr noch als unter seinem Vorgänger den eigentlichen Inhalt der deutschen Geschichte, und alles verräth fortan einen so hoch gespannten Grad gegenseitiger Erbitterung unter den Parteien, daß schon hieraus der Mangel jeder Einwirkung des Reichs auf die auswärtigen Verhältnisse, eines Ausbaues der schwerfälligen Reichsverfassung oder irgend eines nennenswerthen Erfolgs erklärlich wird. Die **Jesuiten**, bisher in D. nur geduldet, fangen an, im Bunde mit den bayrischen Fürsten die herrschende Macht im Reich, auf den Reichstagen wie in den Kabinetten der katholischen Fürsten zu werden, und während in D. selbst der Protestantismus aus einer Position nach der andern, zunächst in den habsburgischen Hauslanden selbst, zurückgedrängt wird, erleidet er auch in den benachbarten Gebieten große Einbuße. Trotz des flehentlichen Hülferufs der stammverwandten Niederländer in ihrem verzweifelten Freiheitskampf gegen den Romanismus und Philipp II. erhebt sich kein Arm in D. zu ihrer Unterstützung. So sagen sich die **sieben vereinigten Provinzen**, nachdem sie durch eigene Kraft die

Unabhängigkeit errungen und sich staatlich konstituirt haben, auch von einer fernern politischen Verbindung mit dem Reich los und wollen mit D. überhaupt nichts mehr zu schaffen haben.

Auf dem geistlichen Vorbehalt fußend, gelang es indeß der geeinten katholischen Partei, wenn es sein mußte, auch auf dem Weg der Gewalt und unter Verletzung reichsverfassungsmäßiger Bestimmungen, einen Theil der schon abgefallenen reichen Bisthümer wieder zu gewinnen. Als der Kurfürst von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, nicht nur selbst zum Protestantismus übertrat und sich vermählte, sondern die neue Lehre auch in seinem ganzen Erzbisthum erfolgreich einführte, wurde er mit Waffengewalt durch aus den Niederlanden herbeigerufene spanische Truppen aus dem Erzbisthum vertrieben (1583) und mußte sich nach Straßburg zurückziehen. An seine Stelle trat der den Jesuiten ganz ergebene Prinz Ernst von Bayern, Bischof von Freisingen und Lüttich, der nun mit Hülfe jener nicht nur hier, sondern auch in Münster und Hildesheim die alte Lehre wieder einführte, bald auch als Exekutor eines kaiserlichen Mandats in der freien Reichsstadt Aachen den Protestantismus unterdrückte. Auch in Straßburg, wo sich zwei Gegenbischöfe, ein protestantischer (Johann Georg von Brandenburg) und ein katholischer (ein Herzog von Guise), gegenüber standen, mußte der erstere schließlich zurücktreten (1592). Die eifrigsten Förderer der Gegenreformation waren Ferdinand, Sohn Erzherzogs Karl von Steiermark, und Maximilian, Herzog von Bayern, die, beide aus der Schule der Jesuiten hervorgegangen, klaren Blicks die Herstellung der alten Lehre in ganz D. als ihr Lebensziel verfolgten und, wenn auch später bisweilen durch ihre äußere Stellung zu einer verschiedenen Politik bestimmt, sich doch stets wieder in den kirchlichen Fragen zu gemeinschaftlicher Aktion zusammenfanden. Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte Ferdinand in seinen Erblanden kraft des Grundsatzes »Cujus regio, ejus religio« den Katholicismus wieder hergestellt und dabei eine solche ihres Ziels bewußte Konsequenz kundgethan, daß er bald unter den Mitgliedern seines Hauses eine hervorragende Stellung gewann und sein Einfluß auf den Kaiser, seinen Oheim, sich immermehr geltend machte. In derselben Weise ging Maximilian von Bayern in seinen Gebieten vor und wußte durch geschickte Benutzung der Umstände zugleich auch einen weltlichen Vortheil für sein Haus dabei zu erringen. Als es nämlich in der seinem Gebiet benachbarten schwäbischen Reichsstadt Donauwörth (1605 und 1606) zwischen dem protestantischen Rath und der katholischen Minorität zu Händeln wegen des Verbots öffentlicher Processionen der letztern kam, erwirkte der Herzog den kaiserlichen Achtspruch gegen die Stadt, ließ sich zum Exekutor desselben machen, übertrumpelte die Stadt mit Heeresmacht und führte sie nicht nur dem Katholicismus wieder zu, sondern machte sie auch, dem Recht Hohn sprechend, zu einer bayrischen Landstadt (1607). Dieser Schlag trieb endlich die protestantische Partei zu einem energischen Schritt. Nachdem schon vorher (1603) eine Anzahl meist reformirter Fürsten unter Führung des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu einem Defensivbund zusammengetreten waren, kam es nun bei der immer drohender werdenden Lage, die zu den heftigsten Reibungen auf den Reichstagen führte, zu einer abermaligen Verbindung einer Anzahl reformirter und lutherischer Fürsten, die sich unter dem Namen der Union zur Abwehr weiterer Verletzungen der Reichsverfassung (4. Mai 1608) zusammenthaten. Die Leitung übernahm wiederum der Kurfürst von der Pfalz; Theilnehmer des Bundes waren ferner Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg, die Markgrafen von Ansbach, von Kulmbach, von Baden-Durlach, der Herzog von Würtemberg. Doch litt ihre Verbindung an einem doppelten Gebrechen, das für sie verhängnisvoll werden sollte. Denn nicht nur hielten sich die mächtigsten protestantischen Fürsten des Nordens, Kursachsen, Kurbrandenburg, Hessen, eifersüchtig auf die reformirte Kurpfalz und in der Absicht, jedem Zusammenstoß mit den Waffen in der Hand vorzubeugen, von der Union fern, diese selbst ließ es bei der Vereinigung bewenden, ohne für die Mittel zu einer wirksamen Durchführung ihrer Absichten, die Aufstellung einer bewaffneten Macht, die Sammlung eines Kriegsschatzes, Fürsorge zu treffen. Von ganz anderer Bedeutung war daher die unter der Einwirkung und Führung des Herzogs Maximilian von Bayern gebildete katholische Liga (10. Juli 1609), die nicht nur die Vertheidigung der Reichsgesetze, sondern auch den Schutz der katholischen Religion offen in ihr Programm aufnahm und durch die Errichtung einer Bundeskasse, die Aufstellung eines schlagfertigen Heers unter Führern, die von dem bayrischen Herzog, der Seele der Liga, ganz abhängig waren, sich zur Aufnahme des Kampfs in dem für sie günstigsten Augenblick bereit machte. Dieser Augenblick schien gekommen, als sich mit dem kinderlosen Tode des letzten Herzogs von Jülich-Kleve-Berg (1609) ein Streit um dessen reiche Erbschaft, der jülichsche Erbfolgestreit (s. Jülich), entzündete, da den Katholiken vor allem darum zu thun sein mußte, diese reichen Lande eines bisher katholischen Fürstenhauses, die zudem an der Grenze des Reichs gelegen waren, von sich allein abhängig zu machen. Doch Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, der indeß gleichfalls der Union beigetreten, und der Pfalzgraf von Neuburg ergriffen, ohne auf das Verbot des Kaisers zu achten, Besitz von den Landen und fanden Beistand bei der Union wie bei König Heinrich IV. von Frankreich, der seit lange die Gelegenheit zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten begierig gesucht hatte. Des Königs Ermordung (1610) sowie die drohende Lage im Reich, dann der Tod Friedrichs von der Pfalz und die Furcht des Herzogs Maximilian vor der überhandnehmenden Macht des Hauses Habsburg führten indeß zu einer Verständigung und zu einem vorläufigen Vertrag zwischen den beiden Bewerbern, wonach jeder von ihnen je eine Hälfte der Lande bis zur definitiven Entscheidung der Rechtsfrage verwalten sollte. Trotz mannigfacher Wirrnisse, des Uebertritts des Pfalzgrafen von Neuburg zur katholischen Religion und seines Beitritts zur Liga und des Anschlusses von Kursachsen, das gleichfalls Ansprüche auf die Rheinlande erhob, an die habsburgische Politik, erledigte sich dennoch dieser Streit auf dem Weg des Vertrags (1613) zwischen den Nächstbetheiligten, ohne zu einem ernstlichen Zusammenstoß beider Parteien zu führen. Dieser sollte von einer andern Seite herkommen. In dem habsburgischen Haus hatte die schon früh begonnene Entzweiung der einzelnen Glieder bei der immer stärker hervortretenden Regierungsunfähigkeit Kaiser Rudolfs, die sich zuweilen bis zur Raserei und Trübsinn steigerte, dazu geführt, daß der zweite Bruder, Matthias, dem Kaiser schon 1606 von den übrigen Gliedern des Hauses zum Vormund bestellt, sich zwei Jahre darauf in den Besitz von Oesterreich, Ungarn und Mähren setzte. Rudolf hatte die Böhmen selbst

nur durch die Ertheilung des »Majestätsbriefs« noch für sich gewinnen können, der dem in seiner großen Mehrheit protestantischen Volke Religionsfreiheit im allerweitesten Maßstabe sowie eine völlig unabhängige Verwaltung seiner Kirche gewährte. Eingriffe, die sich der unbeständige Kaiser in die eben ertheilten Privilegien erlaubte, führten zur Berufung des schon zum römischen König erwählten Matthias nach Böhmen, der durch die volle Bestätigung der den Böhmen im Majestätsbrief gewährleisteten Freiheiten jetzt auch die böhmische Königskrone erwarb (1611). Dem Schicksal, auch den Kaiserstuhl mit seinem Bruder theilen zu müssen, zu dessen Wahl die Kurfürsten schon einen Termin angesetzt, entging Rudolf nur durch einen rechtzeitig eintretenden Tod. Matthias' Regierung (1612—19) war ebenso unheilvoll für ihn selbst, wie für seine Lande und das ganze Reich. Auf dem Reichstag zu Regensburg (1613) standen sich beide Religionsparteien mit ihren gegenseitigen Anklagen und Beschwerden drohender als je gegenüber, so daß der Kaiser nicht einmal eine Beihülfe gegen den in Ungarn immer weiter vordringenden Bethlen Gabor von Siebenbürgen erlangen konnte. In seinen Hauslanden erhoben sich die meist protestantischen Stände zu einer Selbständigkeit, die den Zerfall der ganzen habsburgischen Macht befürchten ließ, und da Matthias der Bewegung in keinem Land Meister zu werden vermochte, so sah er sich zuletzt von dem Schicksal ereilt, das er früher selbst seinem Bruder bereitete: die Mitglieder des Erzhauses setzten ihm den glaubenseifrigen Ferdinand von Steiermark zum Vormund (1617), und er sah sich genöthigt, denselben zugleich zum König von Böhmen krönen zu lassen und zum Mitregenten anzunehmen. Bei seinem Tod war ein großer Theil von Oesterreich und Böhmen, durch Ferdinands schreiende Verletzung des Majestätsbriefs empört, in offenem Aufruhr, und D., das bisher wenigstens äußerlich sich eines hohen materiellen Aufschwungs, der Blüte der Künste und Wissenschaften in den freien Städten wie an den Höfen der Fürsten erfreut hatte, ging den Greueln des Dreißigjährigen Kriegs (s. d.) entgegen, der das Reich physisch und geistig an den Rand des Abgrundes zu bringen bestimmt war. Ferdinand II. (1619—37), der in einem Moment, wo die Zukunft der Habsburger in D. auf dem Spiel stand, dennoch kühn und furchtlos und der ihm in der Kindheit beigebrachten Ueberzeugung getreu, den Kampf gegen den innern und äußern Feind, die Herstellung des alten Glaubens in seiner frühern Herrschaft nicht nur in seinen Erblanden, sondern im ganzen Reich sich zur Lebensaufgabe gesetzt, gewann zunächst eine sichere Unterlage für sein ferneres Vorgehen durch die Stimme der Kurfürsten, die ihn nach längerer Berathung zuletzt doch, mit Ausnahme des jungen Friedrich V. von der Pfalz, einhellig zum Kaiser erwählten. Seine Regierung, ganz ausgefüllt von dem greuelvollen Kampf, zeigt zwei Momente, in denen er seinem Ziel, der Erlangung des obersten Dominats über D., unter gleichzeitiger Wiederherstellung des Katholicismus in der frühern Ausdehnung nahe kam. Es sind dies die Jahre 1629 und 1635, in deren erstem er, von den Siegen seines Feldherrn Wallenstein emporgetragen, das Restitutionsedikt, welches alle seit 1552 säkularisirten Stifter wieder herzustellen befahl, erließ, wie das Jahr 1635 den Abschluß des Prager Friedens mit Sachsen, Brandenburg und den meisten norddeutschen Fürsten brachte. Sah sich Ferdinand auch im letztern Frieden den vertragschließenden Mächten gegenüber zu dem Zugeständnis genöthigt, die Bestimmungen des Restitutionsedikts für ihre Gebiete zurückzunehmen, ein Zugeständnis, das im Westfälischen Frieden auf alle protestantischen Fürsten ausgedehnt wurde, so enthielt dieser Friede doch eine Reihe von Bestimmungen, welche die Macht des Kaisers den Landesfürsten gegenüber wieder höher erhoben, als sie seit Ferdinands I. Zeiten gewesen. Nicht nur wurde durch den Ausschluß der reformirten Länder von Frieden und Amnestie der Keim zu ferneren Spaltungen unter den Protestanten selbst von neuem gelegt, sondern die mächtigsten protestantischen Fürsten gingen auch rückhaltslos auf eine Verletzung der Reichsverfassung ein, die ihre wohlerworbenen Rechte zu Gunsten des Kaiserthums in einem bedeutsamen Punkt schmälerte. Das Recht der Fürsten, frei Verträge zu schließen, wurde aufgehoben durch die Erklärung, daß fortan alle Unionen und Verbindungen, ausgenommen der Kurverein, die Erbeinigung des Hauses Oesterreich und die alte Erbverbrüderung der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen, aufgehoben sein sollten. Es sollte fortan nur ein Reichsheer, unterhalten aus den Matrikularbeiträgen der einzelnen Stände und unter alleinigem Befehl des Kaisers, geben, wie dieser sich auch die Neuordnung der deutschen Angelegenheiten auf Grundlage solcher Bestimmungen vorbehielt. Daß der Friede schließlich doch auf andere Bedingungen hin zu Stande kam, daran war weniger des Kaisers Wille, als das Waffenglück der Fremden wie die Eifersucht seines frühern Freundes Maximilian von Bayern schuld. So mußte sich der alternde Kaiser bescheiden, seinem Sohn, dessen Erwählung zum römischen König er (1636) durchsetzte, bei seinem Tod (5. Febr. 1637) neben der Kaiserkrone auch die Aufgabe zur Herstellung des Friedens in D. zu überlassen. Redlich zeigte sich Ferdinand III. (1637—57) bemüht, dieser Aufgabe gerecht zu werden; doch weder vermochte man auf dem nach 27jähriger Unterbrechung wieder nach Regensburg berufenen Reichstag (1640) zur erwünschten Verständigung zu gelangen, noch führten die im nächsten Jahr zu Hamburg gepflogenen Verhandlungen zu einem Resultat. Nach fast sechs Jahre hindurch fortgesetzten Bemühungen gelang es endlich zu Osnabrück (16. Aug.) und zu Münster (17. Sept. 1648), den Frieden zu Stande zu bringen (s. Westfälischer Friede).

Erst nach dem Abschluß des Friedens, in den Jahren der Ausführung seiner Bestimmungen, der Feststellung der neuen Verhältnisse im Reich wie in den einzelnen Territorien, ward man sich der ungeheuren Verluste, die D. durch den Krieg nach jeder Richtung hin erlitten, völlig bewußt. Macht und Ansehen des Kaisers waren jetzt völlig gebrochen; der Einmischung der Nachbarmächte, die vorher nur verstohlen und heimlich eine Einwirkung auf die Verhältnisse im Reich auszuüben gewagt, war fortan durch die Festsetzungen des Friedens Thür und Thor geöffnet; das Reich löste sich, wenn auch noch nicht dem Namen nach, so doch in Wirklichkeit in eine Reihe einzelner, neben- und gegeneinander stehender Gebiete auf, deren jedes seine besondere Politik, seine besonderen Interessen ohne Rücksicht auf die der übrigen verfolgte. Dadurch, daß ausgedehnte und wohlgelegene Stücke deutschen Gebiets, das halbe Pommern mit den Odermündungen, Bremen und Verden mit den Elb- und Wesermündungen, an Schweden abgetreten wurden, daß diesem zugleich die Reichsstandschaft für diese Gebiete zugestanden werden mußte, wurden nicht nur den deutschen Hinterlanden die Lebensadern für

Handel und Verkehr unterbunden, ihnen der Zugang zur Ost- und Nordsee abgeschnitten, sondern Schweden gewann auch zugleich auf lange Zeit hinaus einen maßgebenden Einfluß auf die politische Haltung jener norddeutschen Fürsten, der Lüneburger, der Mecklenburger, indirekt auch der Kurfürsten von Brandenburg, denen es mit überlegener Macht im Rücken saß und die fortan keinen Augenblick die Rücksicht auf den mächtigen und rücksichtslosen Nachbar außer Augen setzen durften. Auch Frankreich, dessen Monarch trotz aller vorherigen tugendhaften Versicherungen seiner Enthaltsamkeit das kostbarste deutsche Grenzland im Westen, das Elsaß, unter seine Oberhoheit gebracht und zugleich mit den Festungen Breisach und Philippsburg den Schlüssel zum südlichen D. in Händen hatte, dehnte fortan, obgleich es die Reichsstandschaft für die abgetretenen Gebiete verschmäht hatte, um desto weniger durch die Satzungen der schwerfälligen Reichsverfassung gehindert zu sein, zumal ihm eine beständige direkte Einwirkung in seiner Eigenschaft als Garant des Westfälischen Friedens ermöglicht war, unter der Herrschaft eines ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Fürsten innerlich geeint und erstarkt, den Bereich seines Einflusses über den ganzen deutschen Westen in einer Weise aus, daß sich hier in den nächsten fünfzig Jahren kaum ein wichtiges Ereignis ohne seine mittel- oder unmittelbare Einwirkung, jedes aber zu seinem Vortheil vollzog. Der burgundische Kreis und die sieben vereinigten Provinzen, die sich stillschweigend vom Reiche völlig abgelöst haben, verbleiben freilich noch, unter spanischer Herrschaft, im Verbande des Reichs; doch während sie zu dessen Lasten nichts beitragen, werden sie durch das gespannte Verhältnis zwischen Frankreich, Spanien und den Niederlanden eine Quelle unaufhörlicher Beunruhigungen für die Fürsten im westlichen D., die fast in alle Kämpfe verwickelt werden, deren Schauplatz gerade jene Lande in den nächsten Zeiten werden. Die Schweiz, die sich faktisch seit Jahrhunderten einer völligen Selbständigkeit erfreute, erhielt das formelle Anerkenntnis ihrer Unabhängigkeit doch erst in diesem Augenblick gewährleistet, ein neues Zeichen für die Ohnmacht des Reichs, die sich rings umher ablösenden Glieder in seinem Verband noch länger schützend zu bewahren. So im Norden, Westen und Süden um werthvolle Stücke verkürzt und den Eingriffen der mächtigsten und kriegstüchtigsten Staaten dieser Zeit wehrlos preis gegeben, hatte das Reich auch aus den in seinem Innern, unter den Reichsgliedern selbst, sich vollziehenden Territorialneugestaltungen keine wirkliche Stärkung zu gewärtigen. Was zunächst die habsburgischen Erblande betrifft, so schlossen sich diese unter der Herrschaft von Kaisern, die von ihrer politischen Stellung nur noch wenig materiellen Gewinn zu ziehen im Stande waren, immer mehr zu dem größten deutschen Territorialstaat zusammen, dessen Interessen ihn vom Reichsmittelpunkt ab-, dem Osten und Süden zuwandten, und für den es sich nur darum handelte, möglichst großen Vortheil aus den daselbst noch vorhandenen Hülfsmitteln zu ziehen, sich desselben als Rückhalt in gefahrvoller Lage zu bedienen, um dafür seinerseits so wenig wie möglich zu den gemeinsamen Lasten, zur Vertheidigung des Landes gegen die sich immer drohender gestaltenden Uebergriffe der Nachbarn, zu seiner innern Wiederherstellung und Erstarkung beizutragen. Eine positive Vergrößerung seines Umfangs und seiner Macht war Bayern durch den Anfall der Oberpfalz und die Uebertragung der Kurwürde zu theil geworden; doch indem Karl Ludwig, der Sohn des vertriebenen Friedrich V., die Unterpfalz und die Kurwürde wieder erhielt, erneuerte sich zwischen der katholischen und der reformirten Linie des Hauses Wittelsbach der alte Haber und das Mißtrauen, die das auf die Uebermacht der Habsburger, seiner östlichen Nachbarn, von jeher eifersüchtige Land zu keiner innern Ruhe und gedeihlichen Entwickelung kommen ließen. Kursachsen, das, um die Oberlausitz, den Preis für den Prager Frieden, vergrößert, bald unter der die materiellen Interessen trefflich fördernden Herrschaft des Kurfürsten August einen neuen Aufschwung nahm und sich am ersten von sämmtlichen deutschen Landen von den Verwüstungen des Kriegs erholte, büßte doch einen großen Theil seines Ansehens und seines politischen Einflusses durch den unbedingten Anschluß an das Haus Habsburg ein, dessen Interessen es sich in jeder Hinsicht anbequemte, ohne doch den davon gehofften Gewinn zu erzielen, und wurde so bald von dem mißtrauisch beobachteten und niedergehaltenen östlichen Nachbarland Brandenburg überflügelt. Dieses, durch schwedische Beutegier um den besten Theil des ihm kraft Erbrechts zugefallenen Pommern gebracht, hatte freilich einen beträchtlichen Zuwachs durch den Anfall der Bisthümer Halberstadt, Minden, Kammin und Magdeburg erhalten; seine vom Niemen bis zum Rhein sich weithin dehnenden, vielfach unterbrochenen Territorien wurden indeß nur unter der Hand eines Regenten ersten Ranges, Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, vor der ihm oftmals von den fremden Nachbarn, Schweden und Frankreich, angedrohten, Kursachsen und den Habsburgern erwünschten Zerstückelung bewahrt.

Schwieriger noch als in politischer war in kirchlicher Beziehung das auch hier aufgestellte Princip der Restitution in den Zustand beim Beginn des Kriegs durchzuführen. Zunächst freilich war es als ein großer positiver Gewinn für die Erhaltung religiösen Friedens und innerer Einigkeit zu betrachten, daß die Friedensbestimmungen diesmal nicht nur Katholiken und Lutheraner, sondern auch Reformirte umfaßten, daß in allen religiösen Fragen fortan völlige Gleichberechtigung zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse gelten, Streitigkeiten auf diesem Gebiet nicht mehr durch die Stimmenmehrheit der Reichstage, sondern durch gütlichen Ausgleich erfolgen, endlich auf allen Reichsdeputationstagen, im Reichskammergericht, in allen Kommissionen Katholiken und Protestanten die gleiche Stimmenzahl zukommen sollte. Doch die Bestimmung des Jahrs 1624 als Normaljahr für die gegenseitigen Restitutionen blieb zum großen Theil, vornehmlich in den habsburgischen Hauslanden, in Bayern, in vielen geistlichen Territorien, eine leere Formel; die Aufhebung des alten verderblichen Grundsatzes »Cujus regio, ejus religio« hinderte nicht die zwangsweise Vertreibung von protestantischen Unterthanen katholischer, unter Umständen auch katholischer Unterthanen reformirter Landesfürsten aus der alten Heimat. Im großen und ganzen weist trotzdem die Zeit nach dem Krieg in der allgemeinen politischen und kirchlichen Denkweise einen großen Fortschritt gegen die vorige Epoche auf. Wie schon die zweite Hälfte des langen Kriegs selbst mehr den Charakter eines politischen als eines Religionskampfs trägt, wie zuletzt bei der Festsetzung der Friedensbestimmungen das politische Interesse fast überall den Ausschlag gibt und seit dieser Zeit religiöse Momente in der Politik im allgemeinen vor den weltlichen und nationalen zurückzuweichen beginnen, so zeigt sich

auch im Reich in den einzelnen Territorien eine Abstumpfung der überspannten religiösen Feinfühligkeit, und trotz der unendlichen Streitigkeiten der Theologen innerhalb der einzelnen Bekenntnisse gewöhnt man sich doch in politischer Beziehung an den Gedanken gegenseitiger Duldung mehr und mehr.

Wenn schon die Errungenschaften auf kirchlichem Gebiete das schließliche Ueberwiegen des protestantisch-reichsständischen Elements zu erkennen geben, so leuchtet dessen Sieg noch weit mehr aus den Bestimmungen heraus, die sich auf die Umgestaltung der Reichsverfassung beziehen. Das Westfälische Friedensinstrument ist in dieser Beziehung als der Ausdruck für die endgültige Umgestaltung des einheitlichen heiligen römischen Reichs deutscher Nation in eine aristokratische Fürsten- und Städterepublik zu betrachten. Dem Kaiser verbleibt, abgesehen von einigen Ehrenrechten, kaum mehr die geringste direkte Machtbefugnis. Der Schwerpunkt der Reichsverwaltung, Gesetzgebung, Kriegsverfassung, Steuerverwilligung ꝛc., fällt fortan in den Reichstag, dessen Organisation eine schnelle, energische und einheitliche Regierung unmöglich machte. Der Reichstag selbst zerfällt in drei Kurien, die der Kurfürsten, der Fürsten und Städte; zur ersten gehören 8, zur zweiten 100 (36 geistliche und 62 weltliche), zur dritten 52 theils Viril-, theils Kuriatstimmen, und zur Entscheidung selbst unbedeutender Fragen ist Stimmeneinhelligkeit der drei Kurien erforderlich. Eine derartige Verfassung machte es bei den bestehenden inneren Mißverhältnissen und Reibungen von vornherein unmöglich, sowohl für ein energisches Reichsoberhaupt, hier schnell und selbständig vorzugehen, als für die Versammlung selbst, eine straffe, wohlkontrollirte Verwaltung, eine gesunde nationale Politik durchzuführen. Daraus ergab sich von selbst bei allen stärkeren, allein existenzfähigen Mitgliedern des Reichs die Tendenz, sich aus dem Reichsverband für alle Fragen, die ihr Sonderinteresse betrafen, möglichst herauszulösen und, so oft es anging, auf eigene Hand vorzugehen. Diesem Bestreben wurde durch die Zugeständnisse, die das Landesfürstenthum im Frieden errang, der bedeutendste Vorschub geleistet. Neben der so gut wie völlig unabhängigen Justiz- und Kriegshoheit wird ihnen fortan auch das Recht zur Abschließung von Bündnissen und Verträgen mit der wirkungslosen Klausel, daß diese nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürfen, eingeräumt. Wenn ihnen so in ihrer äußern und innern Politik freie Hand gelassen war, so gewöhnten sie sich bald, einen so freien Gebrauch davon zu machen, daß die Reichsverfassung als völlig illusorisch, als der Zielpunkt des allgemeinen Hohns und Widerwillens sich erwies.

Es bedurfte aber in der That der zusammengefaßten Energie jedes einzelnen Landesherrn, wenn der unermeßliche Schaden, der dem Reich wie den Einzelnen durch den Krieg in jeder Hinsicht bereitet worden war, vorerst auch nur einigermaßen ausgeglichen werden sollte. Die Bevölkerung war decimirt worden; in manchen Gegenden fanden sich meilenlange Einöden ohne Haus, ohne Feld, ohne die Spur eines menschlichen Wesens. In Böhmen, das beim Beginn des Kriegs reichlich 4 Mill. Einw. gezählt, fanden sich deren am Schluß kaum eine Million, in Würtemberg von 400,000 Bewohnern kaum noch 1/10; das reiche Augsburg hatte von seinen 80,000 Seelen nur noch etwas über 1/6, viele andere Reichsstädte wiesen eine noch größere Einbuße auf. Das Sinken des allgemeinen Wohlstands und in Verbindung damit des Gewerbfleißes, des Ackerbaues, der Forst- und Feldkultur im allgemeinen entsprach diesen Verhältnissen, da bei dem entsetzlichen Zustande der öffentlichen Sicherheit niemand zuletzt mehr den Muth gefunden hatte, Hand ans Werk zu legen. Der Handelsverkehr hatte den ehemals blühenden südwestdeutschen Reichsstädten den Rücken gewandt und andere Bahnen aufgesucht, die Hansa war mit ihrem Abschluß von den deutschen Meeren völlig zu Grunde gegangen; auch unter den günstigsten Bedingungen fand sich unmittelbar nach dem Krieg nicht eine genügende Zahl von Ansiedlern, um die zu Einöden gewordenen Landstriche West- und Norddeutschlands von neuem zu bebauen. Noch verderblicher fast als auf die materielle Kultur hatte der Krieg auf die geistige und sittliche eingewirkt. Die Stätten der Kunst und Gelehrsamkeit waren mit der Einäscherung der reichsten Städte verschwunden, und lange währte es, bis hochsinnige Fürsten dahin gelangten, diesen an ihren Höfen ein neues Asyl bieten zu können, und das natürliche sittliche Gefühl, das vorher so stark und allgemein sich im Volke geäußert, war auf das äußerste abgestumpft, ja kaum mehr bemerkbar. Auch nach dem Friedensschluß kam das zerrüttete und ausgesogene Land noch nicht so bald zur Ruhe und innern Sammlung. Noch hielten die beiden »Friedensgaranten« Frankreich und Schweden ihre Truppen auf deutschem Grund und Boden in den von ihnen besetzten festen Plätzen und zwangen das Land zum kostbaren Unterhalt derselben. Erst wenn die Bestimmungen der Friedensschlüsse gänzlich ausgeführt, vor allem die den Schweden zugesprochene höchst beträchtliche Kriegskostenentschädigung gezahlt sein würde, waren sie gehalten, das deutsche Gebiet zu räumen. Ehe der dazu speciell nach Nürnberg berufene Reichsdeputationstag seine schwierige Aufgabe gelöst, verging Jahr und Tag, und erst nach dem Zustandekommen des Nürnberger Exekutionsrecesses (20. Juni 1650) wurden die fremden Truppen aus dem Lande gezogen; aber auch dann währte es noch drei volle Jahre, bis das letzte schwedische Regiment einige noch immer pfandweise besetzt gehaltenen Festungen geräumt hatte. Die Ausgleichung der noch zwischen den einzelnen Reichsständen unerledigt gebliebenen Punkte, die Neuordnung der Reichsverfassung war einem vom Kaiser demnächst zu berufenden Reichstag vorbehalten worden. Als dieser endlich nach manchen Vorverhandlungen zu Regensburg (30. Juni 1653) eröffnet worden war, kam es erst zu langwierigen Verhandlungen über die Zulassung der von Ferdinand III. eigenmächtig zur Verstärkung seines Einflusses im Fürstenkolleg neu kreirten Reichsfürsten sowie über die Herstellung der Parität im Kurfürstenkolleg (durch die Einführung des mit der achten Kur ausgestatteten reformirten Pfalzgrafen Karl Ludwig). Bald jedoch wurde der Reichstag vom Kaiser, der sein wichtigstes Anliegen, die Durchsetzung der Wahl seines hoffnungsvollen Sohnes Ferdinand IV. zum römischen König (1654), glücklich erreicht hatte, geschlossen, nachdem mit Mühe einige Verordnungen betreffs der Wiederherstellung und Verbesserung der Reichsjustiz getroffen, alle übrigen Verfassungsfragen und Beschwerden, die Neuordnung der Reichskriegs- wie der Reichssteuerverfassung, die Regelung der Verhältnisse zu den noch im Krieg befindlichen Nachbarmächten, Frankreich und Spanien, in dem sogen. »jüngsten Reichsabschied« (17. Mai 1654) offen gelassen waren. Kaiser Ferdinands Vorausberechnungen erlitten einen argen Schlag durch den unerwarteten Tod des jungen römischen Königs

(9. Juli 1654), der den alternden Fürsten noch einmal nöthigte, alle Mittel der Intriguen anzuwenden, um seinem zweiten Sohn, dem ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmten Leopold die Krone zuzuwenden. Allein der Kaiser starb (2. April 1657), ehe er sein Ziel erreicht hatte, und schon war Frankreichs Einfluß so stark, daß der kühn emporstrebende Ludwig XIV. selbst die Hand nach der Krone ausstrecken durfte. Nur der Uneigennützigkeit und Weisheit einiger Kurfürsten, in erster Reihe Friedrich Wilhelms von Brandenburg, war es zu danken, wenn die Stimmen, besonders auch der drei geistlichen von Ludwig durch Bestechung gewonnenen Kurfürsten, trotz des sich auf der Frankfurter Wahlversammlung in hohem Maße fühlbar machenden Einflusses der französischen Gesandten, dennoch schließlich Leopold, als dem in jenem Augenblick allein möglichen Kandidaten, zufielen (18. Juli 1658), wobei auch das Motiv zur Geltung kam, daß nur auf diese Weise das wirklich deutsche Gebiet in den habsburgischen Hauslanden dem Reichsverband erhalten bleiben könne. Doch benutzten die Kurfürsten die Gelegenheit, den neuen Kaiser durch eine noch schärfere Wahlkapitulation als seine Vorgänger zu binden, ihm jedes eigenmächtige Vorgehen, wie es die Regierung seines Vaters in reichem Maße aufwies, unmöglich zu machen. Danach sollte der Kaiser keine Regierungsmaßregel, keine Belehnung, keine Verleihung eines Privilegs ohne die Zustimmung der Reichsstände vornehmen dürfen, und die Kurfürsten, die innerhalb ihrer Territorien völlig souverän schalteten, nachdem ihnen hier auch ihren Landständen gegenüber bei der Wahrung ihrer landeshoheitlichen Gerechtsame völlig freie Hand gelassen war, konstituirten sich damit als die natürlichen Wächter dieser Kapitulation. Wenn so von einer direkten kaiserlichen Gewalt kaum noch die Rede war, der Einfluß des Kaisers sich fast nur noch indirekt auf hundert Neben- und Schleichwegen, dort indeß oft noch mit überraschender Wirkung, geltend machte, so mochte fortan auch der letztere von einem ernstlichen Versuch, mit den Reichsständen auf dieser Basis noch fernerhin zu berathen und zu recessiren, nichts mehr hören. Nachdem er noch einmal im Jahr nach seiner Wahl auf dem Reichstag 1659 persönlich erschienen war, begnügte er sich, fürderhin durch seine Gesandten sich dort vertreten zu lassen, und Fürsten und Städte folgten seinem Beispiel. So kam 1663 jener »immerwährende Reichstag« zu Regensburg zusammen, aus dem mit dem Schwinden des persönlichen Verkehrs der Fürsten, mit dem Vordrängen einer Art von Diplomaten, die auf die Form allen, auf das Wesen gar keinen Werth zu legen pflegten, mit der Einführung eines Geschäftsgangs, wie er an Schwerfälligkeit nie wieder übertroffen worden ist, zuletzt alles wirkliche Leben verschwand, und der bis zum Augenblick seiner Auflösung auch nicht Eine Entscheidung von weittragender Bedeutung getroffen hat.

Leopold I. (1658—1705) war nicht der Mann, dessen D. in diesem kritischen Augenblick bedurfte, um, innerlich gebrochen und zertheilt wie es war, sich nicht noch weiter von den mächtig emporstrebenden Nachbarvölkern überflügeln zu lassen. Im Osten von Türken und Ungarn unaufhörlich bedroht, im Westen durch die Kämpfe der spanischen Linie seines Hauses mit Frankreich in Mitleidenschaft gezogen, im Innern seiner Staaten um die Herstellung des gänzlich zerrütteten Wohlstandes eifrig, wenn auch wenig erfolgreich, bemüht, war er bei seiner natürlichen Indolenz und Schwerfälligkeit, bei seiner Sympathie mit der Sache des Katholicismus, wo er diesen mit protestantischen Mächten in Konflikt gerathen sah, wenig geeignet, einem Regenten wie Ludwig XIV. die Spitze zu bieten. Dieser hatte, nachdem sein Staat unter der Leitung ausgezeichneter Minister in sich geeint und zu großem Wohlstand gediehen war, sein Auge auf die Erweiterung und Abrundung desselben nach Osten und Süden gewandt und schon, aus einem ersten langwierigen Kampf mit Spanien (1659) als Sieger hervorgegangen, einen Theil der ersehnten Beute, ein Stück Flanderns, erworben; nun mochte er nicht eher ruhen, als bis er den gefährlichen Gegner aus seiner Nachbarschaft ganz verdrängt, womöglich seine eigene Herrschaft bis an den Rhein ausgedehnt hätte, Ansprüche, die sich schon damals, selbst in vielgelesenen Schriften, der Welt kund thaten. Daß mit einem solchen Nachbar auf die Dauer die Ruhe zu erhalten unmöglich sei, mußte jedem schärfer Blickenden klar sein; dennoch suchte Kaiser Leopold dem Konflikt mit dem König so lange und länger, als es die Würde seiner Stellung und des Reichs gestattete, aus dem Wege zu gehen. So sah er ruhig zu, wie Frankreich den ihm nach dem Erwerb der Oberhoheit über das Elsaß doppelt unbequemen Herzog von Lothringen aus seinem Gebiet verjagte und ihm nur unter der Bedingung engster Abhängigkeit die Rückkehr in sein Land gestattete; wie es, auf Rechtsansprüche mehr als zweifelhafter Natur gestützt, die spanischen Niederlande von neuem mit Krieg überzog und, nur durch die Intervention der Seemächte (Holland und England) zurückgehalten, dieselben sich nicht schon damals völlig einverleibte (1668). Erst als Ludwig nicht nur die Republik Holland mit dem Untergang bedroht (1672), sondern auch die Neutralität deutschen Reichsgebiets bei seinen Durchzügen gröblich verletzt hatte, ja schon Anstalten machte, auch die rechtsrheinischen Lande mit seinen Truppen zu überziehen, ermannte sich Leopold und schloß (1674) mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der schon zwei Jahre vorher den Holländern thatkräftigen Beistand geleistet, mit Spanien und Holland einen Schutz- und Trutzbund gegen Frankreich, worauf selbst der deutsche Reichstag zu einer Kriegserklärung bewogen wurde, obgleich deutsche und gerade geistliche Fürsten, wie Kurköln und Münster, seit dem Anfang des Kriegs auf Seiten Ludwigs standen und ihm Hülfsheere zuführten. Und dieses Schauspiel erneuert sich seitdem bis zum Ende der langen Regierung des französischen Königs. Durch geschickte Unterhandlungen und glänzende Bestechungen weiß er stets einen Theil der deutschen Fürsten für seine Sache zu gewinnen, und so sehen wir fortan Deutsche die Deutschen bekämpfen, nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert und im Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, um die Entscheidung eines großen Princips, einer wirklichen Existenzfrage herbeizuführen, sondern im Sold und im Interesse eines fremden Fürsten, des gefährlichsten Feindes, den D. gehabt, ohne daß die Schmach dieser Handlungen ihnen je klar vor Augen getreten wäre. Der Krieg selbst, der von nun an fast ununterbrochen fünf Jahre lang (bis Ende 1678) die Rheinlande von Basel bis zur holländischen Grenze verwüstete — denn alljährlich waren Ludwigs Heere die ersten auf dem Platz, und seine Feldherren Condé und Turenne gingen bereitwillig auf die ihnen vom König und seinem Minister Louvois vorgezeichnete Taktik der möglichsten Verwüstung der ganzen deutschen Westgrenze ein —, wurde mit wechselndem Erfolg geführt, besonders

seitdem die Verbündeten durch innere Uneinigkeit geschwächt und durch die geschickte Strategie Turenne's aus dem Elsaß verdrängt worden waren (Winter 1674) und seitdem der Kurfürst von Brandenburg durch einen Einfall der mit Ludwig verbündeten Schweden in seine Kurlande genöthigt worden war, sein beträchtliches Kontingent nach Brandenburg zurückzuführen. Zwar gelang es den kaiserlichen Feldherren Montecuculi und dem Herzog von Lothringen, besonders nach Turenne's Tod (1675), noch manche Vortheile am Oberrhein davonzutragen, auch die mit Ludwig verbündeten geistlichen Fürsten der deutschen Sache wieder zu gewinnen; neue Vortheile der Franzosen am Niederrhein, eine erste schreckliche Verwüstung der Pfalz (1677), die allgemeine Erschöpfung, der besondere Vertrag Hollands endlich mit Frankreich ohne Rücksicht auf seine Verbündeten im Frieden von Nimwegen (1678) nöthigten auch Kaiser und Reich, die unvortheilhaften Bedingungen Ludwigs (1679) anzunehmen, das wichtige Freiburg i. Br. gegen die Rückgabe Philippsburgs aufzugeben und den Herzog von Lothringen abermals der Gnade Frankreichs zu überlassen. Das Schmählichste aber war, daß der Kurfürst von Brandenburg, der indeß den Ruf schwedischer Unbezwinglichkeit bei Fehrbellin in einem glänzenden Reitertreffen (28. Juni 1675) zu Schanden gemacht, die schwedischen Heere aus Pommern und Rügen verjagt, endlich eine letzte in Preußen eingefallene Schar bis tief in die Ostseeprovinzen hinein zurückgetrieben hatte (1677—79), von dem auf seinen Ruhm und seine Machtvergrößerung schon lange eifersüchtigen Leopold um die Früchte seiner Siege durch das Ludwig im Frieden gemachte Zugeständnis gebracht wurde: daß Schweden, Frankreichs Verbündeter, in seinen Besitzstand vor dem Krieg, auch in das inzwischen vom Herzog von Braunschweig-Lüneburg eroberte Bremen-Verden, restituirt werde. Ein kleiner Strich an den Ufern der Oder war alles, was Friedrich Wilhelm zugestanden wurde; im übrigen blieben die deutschen Besitzungen Schwedens ein Pfahl im Fleische Deutschlands, der werthvollste Stützpunkt Ludwigs für die ferner von ihm geplanten Eroberungen. Denn nachdem der französische König die innere Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands, die Eifersucht des Kaisers gegen die mächtigeren Reichsfürsten, wie Brandenburg und Bayern, die Bestechlichkeit eines großen Theils der letzteren zur Genüge erkannt und gewürdigt hatte, ging er dreisten Schritts auf der Bahn der Gewalt und des Verraths weiter. Die vier von ihm (zu Metz, Tournay, Breisach und Besançon) eingesetzten sogen. »Reunionskammern« erhielten den Auftrag, alles, was von den Frankreich in Lothringen, Elsaß und Oberdeutschland abgetretenen Gebieten einst abgehangen, zu verzeichnen und als Frankreich zustehend zu reklamiren. Ohne sich an den ohnmächtigen Hülferuf der kleinen Reichsfürsten und freien Städte des Elsaß und der Pfalz zu kehren, zog Ludwig diese Gebiete mit Waffengewalt ein, und endlich fiel durch Verrath eines deutschen geistlichen Fürsten, des Straßburger Bischofs Egon v. Fürstenberg, eines französischen Söldlings, auch das altehrwürdige Straßburg (30. Sept. 1681), und der Protest seiner Bürgerschaft verhallte, wenn auch nicht ungehört, so doch wirkungslos. Denn wenn man auch im Reich eifrig zu rüsten begann, wenn auch Ludwig mit scheinbarer Nachgiebigkeit seine Gesandten nach Frankfurt zum friedlichen Ausgleich der gegenseitigen Ansprüche sandte (1682), so wußte er doch des Kaisers Arm durch den von ihm im Rücken erregten Aufstand der Ungarn unter Emmerich Tököli sowie durch die Aufreizung des türkischen Großherrn, seines Verbündeten, zur Vorbereitung eines Einfalls in die kaiserlichen Erblande zu lähmen, und da auch Brandenburg und Bayern, von der voraussichtlichen Erfolglosigkeit eines neuen Reichskriegs ohne irgend welche Verbündeten in diesem Augenblick überzeugt, zu Frankfurt für Annahme der von Ludwig auf Grund des bestehenden Besitzstands und mit dem Versprechen keiner weitern Reunion angebotenen Bedingungen stimmten, kam es hier zu einem wenig ehrenhaften Vergleich, der Frankreich ohne Kämpfe und Siege von neuem als Sieger über das zerrissene Deutsche Reich hervorgehen ließ. Das war nun einmal das Verhängnis Deutschlands in diesem Zeitraum, daß der französische König, im Bunde mit Schweden und Türken, die er jeden Augenblick gegen Norddeutschland und Oesterreich hervorbrechen lassen konnte, sich als unumschränkter Herr der Geschicke Deutschlands betrachten und danach seine Maßregeln treffen konnte. Nur die geeinte Macht ganz Deutschlands unter der Führung eines Kaisers, der das Interesse des Reichs seinen Hausinteressen vorangesetzt hätte, wäre im Stande gewesen, den Fortschritten Ludwigs ein entschiedenes Halt zu gebieten. Da dies nicht sein konnte, so löste sich jetzt das Reich in der That in eine Anzahl von Staaten und Staatenassociationen auf, die alle nur ihre Interessen verfolgten, die traurige Frucht der im Westfälischen Frieden gestreuten Saat.

Schon seit den sechziger Jahren hatte Sultan Mohammed seine Angriffe auf die habsburgischen Lande begonnen, wobei ihm die mit der österreichischen Herrschaft unzufriedene Stimmung der Ungarn trefflich entgegenkam. Wenn es auch damals (1664) nach einigen Erfolgen der kaiserlichen Waffen unter Montecuculi und einem mehr scheinbaren als wirklichen Beistand Frankreichs zu einem 20jährigen Waffenstillstand gekommen war, so hatte Ludwig den Sultan doch unaufhörlich zu neuen Angriffen gereizt. Die beste Handhabe gewährte ein neuer seit 1678 in Ungarn wüthender Aufstand, der fast das ganze Land der kaiserlichen Herrschaft entzogen hatte. Endlich (Frühling 1683) waren die ungeheuren türkischen Rüstungen beendet, und der Großwessir Kara Mustapha drang nach schneller Ueberwindung aller österreichischen Heerhaufen in Ungarn mit einem Heer von 200,000 Mann geübter Truppen gegen die Reichshauptstadt Wien vor (14. Juli 1683), in welche der kaiserliche Generalissimus, Herzog Karl von Lothringen, noch im letzten Augenblick eine freilich nur schwache Besatzung von 12,000 Mann zu werfen gewußt hatte. Doch an dem Muth und der Opferwilligkeit der Bewohner Wiens, mit dessen Vertheidigung der wackere Rüdiger v. Starhemberg betraut war, wie an der bereiten Hülfsleistung deutscher Fürsten und des polnischen Königs Johann Sobieski scheiterten die Pläne des Großherrn und Ludwigs zu gleicher Zeit. Nach zweimonatlicher, trotz aller Drangsale heldenmüthig ausgehaltener Belagerung sahen die Wiener (12. Sept.) das unter der Führung Lothringens und Sobieski's stehende Entsatzheer von 46,000 Mann vom Kahlenberg her in Schlachtordnung zum Entscheidungskampf mit dem auch jetzt noch weit überlegenen Feind herabsteigen. Der Abend desselben Tags sah die Feinde in voller Auflösung und Flucht der Heimat zueilen, Wien von der größten Gefahr, in der es je geschwebt, befreit, das christliche Abendland von der Furcht einer neuen Ueberflutung durch den Islam für immer erlöst. Nie wieder seit jenem Tage sah ein türkisches Heer die

Zinnen Wiens. In kühnem, siegesmuthigem Anlaufe verfolgte das verbündete kaiserliche und Reichsheer seinen glänzenden Sieg. Die Türken wurden nach dem Fall der Hauptstadt Buda-Pest (1686) und nach der Dämpfung des ungarischen Aufstandes aus dem größten Theil des Landes durch die kaiserlichen Feldherren Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen herausgeworfen, und nachdem dieser letztere den Reichsfeind noch einmal bei Zenta (1697) in einer Entscheidungsschlacht aufs Haupt geschlagen, kam es zu einem neuen 25jährigen Waffenstillstand mit demselben (zu Karlowitz 1699) unter den günstigsten Bedingungen für den Kaiser, dem Ungarn fortan als Erbreich gehorsamte.

Doch bevor es zu diesen glänzenden Ergebnissen hier an der Südostgrenze des Reichs gedieh, neben den Ruhmesthaten des Großen Kurfürsten dem einzigen Lichtblick in Deutschlands Geschichte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., hatten Kaiser und Reich noch einmal einen Kampf schwerster Art mit ihrem gefährlichsten Feinde, dem Franzosenkönig, zu bestehen. Nur für so lange, bis er seine Kräfte zu neuem entscheidenden Schlage gesammelt, hatte er die Waffen ruhen lassen. Durch den Mißerfolg des Sultans bitter enttäuscht, die Abmachungen des Jahrs 1684, die ihn im Besitz der Reunionen für die nächsten 20 Jahre bestätigten, als Einschläferungsmittel für Kaiser und Reich betrachtend, sann er unaufhörlich auf neue Vorwände, den Krieg zur Durchführung seiner Eroberungsgelüste zu erneuern. Einen solchen gewährte ihm das Aussterben der Pfalz-Simmernschen Linie der Wittelsbacher mit dem Tode des Kurfürsten Karl (1685), indem er für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte, die Schwester des verstorbenen Fürsten, nicht nur auf die bewegliche Hinterlassenschaft, sondern auch auf die Allodialgüter des pfälzischen Hauses Ansprüche erhob. Zur Abwehr solcher Uebergriffe traten der Kaiser, Bayern, andere deutsche Stände und auch Spanien und Schweden zur Liga von Augsburg (9. Juli 1686) zusammen. Friedrich Wilhelm von Brandenburg schloß mit Leopold ein besonderes geheimes Schutzbündnis. Doch Ludwig benutzte, hierdurch nicht geschreckt und in der Absicht, seinen Gegnern durch die Besetzung der wichtigsten Rheinpositionen zuvorzukommen, die Erledigung des erzbischöflichen Stuhls von Köln, um dem von ihm aufgestellten Kandidaten, dem Koadjutor Wilhelm v. Fürstenberg, gleich seinem Bruder Egon, dem Verräther von Straßburg, einer seiner Kreaturen, durch alle Mittel der Bestechung und Wahlbeeinflussung den Besitz des Kurfürstenthums zu verschaffen. Wirklich gelang es ihm, ihn mit 13 Stimmen des Domkapitels wählen zu lassen, während der vom Kaiser und Papst aufgestellte Gegenkandidat, Prinz Joseph Clemens von Bayern, nur 9 Stimmen auf sich vereinte. Als der Papst Fürstenbergs Wahl als unrechtmäßig annullirte und auch das Reich sich für die Anerkennung von Joseph Clemens entschied, säumte Ludwig nicht länger, sondern erließ eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiser (1688), in der er sich nicht scheute, sich als den Schützer der deutschen Verfassung jenem gegenüber zu bezeichnen, und eröffnete in demselben Augenblick die Feindseligkeiten mit einem Akt kalter, wohlüberlegter Grausamkeit, der seinen Namen für alle Zeiten brandmarkt. Um dem Gegner die reiche, wohlgelegene Pfalz nicht als Stützpunkt für seine Operationen zu belassen, ließ er dort schnell ein Heer einrücken und das ganze gesegnete Land durch Feuer und Schwert in eine Einöde verwandeln. Damals sanken Mannheim, Kreuznach, Oppenheim, Frankenthal, Baden, Bruchsal, Offenburg in Trümmer, Heidelberg mit seinem altberühmten Schloß und die alten Kaiserpfalzen Worms und Speyer wurden eingeäschert; dann zog sich die Vernichtung über die Ortschaften des trierschen, kölnischen, jülichschen Gebiets bis zum Niederrhein. Da erhob sich Ein Ruf des Entsetzens und der Entrüstung in ganz D. und weit über seine Grenzen hinaus. Unter der Mitwirkung Wilhelms von Oranien, Erbstatthalters der Niederlande, der eben nach der Vertreibung Jakobs II. den englischen Thron als König Wilhelm III. bestiegen hatte, kam nicht nur eine große Allianz zwischen den Seemächten, Spanien, Savoyen und dem Kaiser zu Stande, sondern das Reich wurde auch seinerseits zur Erklärung des Kriegs an Ludwig (Februar 1689) bestimmt, und die deutschen Reichstruppen, zunächst unter Führung des Herzogs von Lothringen, vereinigten sich mit denen der großen Allianz zu gemeinsamer Operation gegen die französischen Heere. Der 8 Jahre hindurch währende Krieg wurde mit wechselndem Erfolge geführt. Dank der Einheitlichkeit des Willens und Befehls auf französischer Seite wie der trefflichen Kriegführung des französischen Marschalls, Herzogs von Luxemburg, gelang es Ludwig, im ganzen die Oberhand zu behalten, trotz einzelner Erfolge der Alliirten in den Niederlanden sowie des Reichsfeldherrn, Markgrafen Ludwig von Baden, am Oberrhein, der 1693 sogar eine glückliche Diversion nach Frankreich hinein machte und das Elsaß eine Zeitlang besetzt hielt, bis er sich durch die geringe Folgsamkeit deutscher Heereskontingente wieder genöthigt sah, auf dem rechtsrheinischen Ufer eine feste Position einzunehmen, um fortan wenigstens den südwestlichen Theil Deutschlands vor neuen Einfällen und Verheerungen der Franzosen zu schützen. Die mannigfach divergirenden Interessen der Alliirten sowie die finanzielle Erschöpfung Ludwigs, der zudem seinen Blick schon auf neue große Erwerbungen richtete, ließen endlich allen Betheiligten den Beginn von Friedensunterhandlungen erwünscht erscheinen. So kam es unter schwedischer Vermittelung nach längeren Verhandlungen zum Frieden von Ryswijk (1697), in dem sich Ludwig dem Reiche gegenüber zu manchen Zugeständnissen bereit finden ließ. Unter Zurücknahme der Dekrete seiner Reunionskammern gab er alles, was er seit 1680 eingezogen und im Krieg besetzt hatte, bis auf Straßburg und das Elsaß wieder heraus; auch der Herzog von Lothringen wurde, freilich unter Bedingungen, die ihn zum Vasallen Frankreichs stempelten, in seine Lande restituirt; dagegen setzte Ludwig trotz des Protestes der Mehrzahl der protestantischen Reichsdeputirten die Aufnahme der sogen. »Ryswijker Klausel« ins Friedensinstrument durch, wodurch alle in der Pfalz seit 1688 rekatholisirten Ortschaften (1922 Städte, Flecken und Dörfer) dem Katholicismus fernerhin angehören sollten, eine Bestimmung, die von den katholischen Kurfürsten aus der Pfalz-Neuburgischen Linie (Philipp Wilhelm und Johann Wilhelm), den Nachfolgern der reformirten Kurfürsten aus der Simmernschen Linie, mit größter Entschiedenheit aufrecht erhalten wurde.

Je hartnäckiger Kaiser Leopold auf der Ausübung seiner kaiserlichen Oberhoheitsrechte in Friedenszeiten bestand, um so nachgiebiger zeigte er sich dafür öfters in Augenblicken der Bedrängnis. So hatte er, entgegen den Bestimmungen der Reichsverfassung und Wahlkapitulation, dem Herzog Ernst August von Hannover für die Zusage beträchtlicher Hülfsvölker erst in dem Türken-, später im Franzosenkrieg die

Kurwürde zugesagt. Durch die Gährung im Fürstenrath, der die Stimme eines seiner mächtigsten Glieder nicht missen mochte, sah sich Leopold indeß genöthigt, mit der Einführung des 1692 mit dieser Würde belehnten Fürsten noch zu zögern. Erst dessen Sohn Georg Ludwig erreichte Anfang des 18. Jahrh. die Anerkennung dieser neunten Kur seitens der Kurfürsten und Fürsten und damit seine Einführung ins Kurfürstenkollegium (1705). Auch ein anderes deutsches Haus errang um diese Zeit eine Auszeichnung, die es über die Mitstände zu erheben schien, ohne ihm doch wirklichen Vortheil zu bringen, noch überhaupt zum Segen zu gereichen. Der ehrgeizige Kurfürst August II. von Sachsen verschmähte es nicht, durch seinen Uebertritt zum Katholicismus und großartige Wahlbestechungen die polnische Krone (als August II., 1697) zu erwerben. So kamen Polen und Kursachsen in Personalunion, ein Verhältnis, das für letzteres die Quelle vieler Ruhestörungen und großer Opfer an Geld und Menschenleben wurde, ohne ihm den mindesten Vortheil zu bieten.

Noch hatte sich D. von den Schlägen des letzten Kriegs nicht erholt, als es durch das Kaiserhaus und dessen besondere Interessen schon in einen neuen, noch langwierigern und blutigern Krieg, den spanischen Erbfolgekrieg (1701—1714, s. Erbfolgekriege) verwickelt ward. Seit 1660 hatte die spanische Linie der Habsburger auf zwei Augen, König Karl II., gestanden. Dem Todesfall dieses trübsinnigen, ewig kränkelnden Monarchen wurde von ganz Europa mit höchster Spannung entgegengesehen, in erster Reihe von der deutschen Linie des Hauses, die den Gedanken an eine dereinstige Wiedervereinigung der Linien nie aufgegeben hatte, zumal seit dem Tode des nächstberechtigten Thronerben, des bayrischen Kurprinzen Joseph Ferdinand, der als Knabe (1699) noch vor dem Heimgange Karls II. vom Tode dahingerafft wurde. Als es Ludwig XIV., trotz des nächsten Anrechts Leopolds I. und seiner männlichen Nachkommenschaft, durch die Mittel geschickter Diplomatie und großartiger Bestechungen gelungen war, beim Tode des Königs Karl II. (1. Nov. 1700) ein Testament zu erwirken, das seinen Enkel Philipp von Anjou zum Universalerben der spanischen Monarchie einsetzte, war der Krieg zwischen Frankreich und Leopold unvermeidlich. Dieser Kampf mußte zu einem europäischen werden, da auch die Seemächte, die ihren Versuch zu einem gütlichen Austrag der Frage durch eine Theilung der Erbschaft unter die beiden Bewerber scheitern sahen, die ganze Erbschaft, die neben Spanien und den reichsten Staaten Italiens die spanischen Niederlande und die Neue Welt umfaßte, nicht unter die Herrschaft eines französischen Prinzen, d. h. unter den ausschließlichen Einfluß Ludwigs, gerathen lassen durften. Bald stand sich Europa in zwei feindlichen Heerlagern gegenüber, auf der einen Seite Frankreich und Spanien, auf der andern Kaiser Leopold und die Seemächte (Herbst 1701). Von der größten Bedeutung für den Kaiser war die Stellung, die das Reich und die mächtigeren Reichsfürsten zu dieser Frage nehmen würden. Lag es nun auch durchaus nicht im Interesse des erstern, daß die Hausmacht seiner Kaiser in einer Weise vergrößert würde, die unter einem entschlossenen und durchgreifenden Herrn noch einmal die alten Universalherrschaftspläne hätte aufleben lassen können, so gelang es Leopold dennoch, zunächst die kriegstüchtigsten Reichsfürsten durch das Zugeständnis besonderer Wünsche und Vortheile, sodann, nachdem der Krieg, wie vorauszusehen gewesen, auch die Reichsgrenze rücksichtslos überschritten, das gesammte Deutsche Reich mit sich in den Kampf zu ziehen (30. Sept. 1702). Doch ein Theil der Reichsfürsten stellte hier, wie bei allen großen Entscheidungen der beiden letzten Jahrhunderte, seine besonderen Interessen der Wohlfahrt des Reichs voran, und so standen auch hier wieder Deutsche gegen Deutsche in den Waffen, und alle Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der deutschen Stämme diente zuletzt doch wieder nur dazu, fremde Interessen auf Kosten des eigenen Vortheils zu fördern. Schon lange nämlich stand der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, ein ehrgeiziger, unternehmungslustiger Fürst, auferzogen in der alten Eifersucht des Hauses Wittelsbach gegen die Habsburger, in geheimer Verbindung mit Ludwig XIV., der ihn bei Ausbruch des Kriegs zum Statthalter der Niederlande gemacht und im Fall des glücklichen Ausgangs ihm eine beträchtliche Vergrößerung seines Landes auf Kosten Oesterreichs zugesagt hatte. Max Emanuel zeigte sich nicht nur als eifrigsten Verbündeten des französischen Königs, dem er seine eigene Truppenmacht und die Bundesgenossenschaft seines Bruders Joseph Clemens, Erzbischofs von Köln und Bischofs von Lüttich, zugebracht hatte, sondern auch als einen seiner talentvollsten und kühnsten Feldherren, der in einem kritischen Augenblick (Winter 1702—1703) den ganzen Krieg zu Gunsten Frankreichs zu entscheiden drohte. Für französisches Gold hatte auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, seit lange ein Söldling des Hofs von Versailles, große Rüstungen betrieben und ein Hülfskorps von 12,000 Mann zusammengebracht, gewärtig des Winks, der es dem mächtigen Verbündeten zuführen sollte. Dagegen hatte die Mehrzahl der großen Reichsfürsten dem Kaiser die Zuführung beträchtlicher Kontingente zugesagt. Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, der des Kaisers guter Dienste behufs endgültiger Anerkennung seiner neuen Kur bedurfte, nahm die Ueberrumpelung des Braunschweiger Vetters auf sich und wußte sie so geschickt durchzuführen, daß er denselben zwang, seine ganze Truppenmacht der Verwendung in kaiserlichem Dienst zu überlassen. Der Kurfürst von der Pfalz, der natürliche Gegner seiner bayrischen Vettern und dem Kaiser, der sich in zweiter Ehe mit seiner Tochter vermählt hatte, doppelt nahestehend, übernahm den Schutz seiner Lande am Ober- und Niederrhein, die hier die Westgrenze Deutschlands bildeten, in habsburgischem und im Reichsinteresse; Sachsen, zur Förderung seiner polnischen Pläne gleichfalls auf des Kaisers Beistand angewiesen, führte diesem ein schlagfertiges Kontingent zu. Von dem größten Werth für den Kaiser war indeß das geheime Schutzbündnis, das der eben (18. Jan. 1701) auf den Königsthron gestiegene Friedrich I. von Brandenburg-Preußen mit ihm abschloß als Dank für seine Anerkennung dieses vom Kurfürsten selbständig gethanen Schritts. Friedrich III., Sohn und Nachfolger des Großen Kurfürsten, hatte sich seit dem Beginn seiner Regierung die Begründung eines eigenen Königthums zum Ziel gesteckt. Da indeß die Existenz eines besondern Königs neben dem Kaiser, abgesehen von dem römischen König, dem Geiste der deutschen Reichsverfassung widersprach, so suchte er sein Ziel dadurch zu erreichen, daß er sein Königthum nicht auf ein Reichsland, sondern auf das von Kaiser und Reich unabhängige, ihm allein und unmittelbar untergebene Herzogthum Preußen begründete. Dennoch

bemühte er sich jahrelang vergeblich um die kaiserliche Zustimmung. Erst die drohende Lage des Jahrs 1700, das Versprechen, den Kaiser mit einem seine Pflichten als Reichsstand weit überflügelnden Heer zu unterstützen, entrangen diesem die zögernde Zustimmung. Der Krieg begann auf drei Punkten zu gleicher Zeit. In Italien, in den spanischen Niederlanden, die beide von französischen Heeren sofort nach Karls II. Tode besetzt worden waren, und im südwestlichen D., wo der Reichsfeldherr, Markgraf Ludwig von Baden, erfolgreich gegen die Franzosen kämpfte, während Ludwigs Verbündeter, Max Emanuel von Bayern, erst Schwaben, dann Tirol mit seinem Heer überzog und einen vergeblichen Versuch machte, von hier aus (Winter 1703) dem in Italien befehligenden französischen Marschall Vendôme die Hand zu reichen. Das folgende Jahr führte einen völligen Umschwung herbei. Der von den Truppen des Kaisers, des Reichs und der Seemächte unter Eugen von Savoyen und Marlborough über Bayern und Franzosen erfochtene große Sieg von Höchstädt (13. Aug. 1704) nöthigte die Franzosen, über den Rhein zurückzuweichen und gab Bayern in die Hand der Verbündeten. Während der Kurfürst nach den spanischen Niederlanden flüchtete, um dort an der Spitze französischer Heere den Krieg fortzuführen, wurde sein ganzes Land von den Kaiserlichen besetzt und derartig bedrückt, daß das bayrische Landvolk sich im folgenden Jahr wider seine Bedränger erhob und sie im furchtbaren Bruderkampf zum Weichen nöthigte. Die Reihe glänzender Siege der Verbündeten über Ludwig in den Jahren 1706—1711 brachten dem Reich selbst, dessen Interessen von niemandem thatkräftig vertreten wurden, keinen eigentlichen Gewinn. Im Gegentheil benutzte der junge thatkräftige Joseph I. (1705—1711), der, schon 1690 zum römischen König erwählt, seinem Vater, Kaiser Leopold I., 1705 auch auf dem Kaiserthron folgte, seine Machtstellung zum rücksichtslosesten Vorgehen gegen die beiden bayrischen Fürsten, die den Vernichtungskampf gegen sein Haus tollkühn aufgenommen hatten. Ohne die verfassungsmäßige Gutheißung des Reichstags und nur auf die Zustimmung der Kurfürsten gestützt, erklärte er Max Emanuel und Joseph Clemens in die Acht (29. April 1706) und ihr Land für verwirkt. Erst 1709 begann das Reichsfürstenkollegium, über die überhandnehmende Willkür des Kaisers und der Kurfürsten besorgt, sich gegen diese Schritte zu wenden und erreichte die Wiederaufnahme der schon lange fallen gelassenen Unterhandlungen über die beständige Wahlkapitulation sowie über das Recht zur römischen Königswahl und zur Achtserklärung über deutsche Fürsten auf dem Reichstag dieses Jahrs. Doch erst bei dem großen Umschwung der europäischen Politik, den der Sturz Marlboroughs und der Tod des kühnen und entschlossenen Selbstherrschers Joseph 1711 herbeiführte, gelang es den Fürsten auf dem Reichstag von 1711, bei Gelegenheit der Wahl des Erzherzogs Karl, Josephs zweiten Bruders, zum deutschen Kaiser in allen drei Punkten siegreich durchzudringen. Nicht nur sollte ihnen fortan ihre verfassungsmäßige Mitwirkung bei der Erwählung eines römischen Königs gewahrt bleiben, auch dem überwiegenden Einfluß der Kurfürsten bei der Feststellung der Wahlkapitulation eines neu erwählten Kaisers wurden durch die Annahme einer beständigen Wahlkapitulation engere, freilich, wie die Folge lehrte, nicht streng beobachtete Schranken gezogen; die Achtserklärung gegen deutsche Fürsten endlich sollte fortan Sache des Reichs sein, dem Kaiser nur die Exekution des Reichstagsspruchs obliegen. Die Fortführung des Kriegs gegen Frankreich hatte indeß mit der Erwählung Karls VI. zum deutschen Kaiser ihr eigentliches Ziel verloren, da den Seemächten, den eigentlichen Förderern aller bisherigen Kriegsunternehmungen, eine Vereinigung Spaniens und Italiens mit Oesterreich in der Hand des nunmehrigen deutschen Kaisers ebensowenig genehm sein konnte wie die innige Verbindung der drei romanischen Lande unter Ludwigs XIV. vorherrschendem Einfluß. So kam es, eben als der französische König, auf allen Punkten überwunden, durch die äußerste Erschöpfung seines Landes zur Annahme des nachtheiligsten Friedens bereit gewesen wäre, zu separaten Unterhandlungen zwischen Frankreich und den Seemächten, die nach zweijähriger Dauer zum Frieden von Utrecht (11. April 1713) führten. Dieser Friede, der das Haus Bourbon im Besitz Spaniens ließ, den Seemächten vortheilhafte Bedingungen gewährte, und dem auch die kräftigsten Verbündeten des Kaisers, Preußen und Savoyen, wegen der ihnen zugestandenen Gebietserweiterungen beitraten, nöthigte Kaiser und Reich (durch die ihnen gemachte Zumuthung nicht nur der völligen Restitution Max Emanuels von Bayern in seinen alten Besitz, sondern auch der Vergrößerung seines Gebiets durch mehrere deutsche Lande) zur Verwerfung der Bedingungen und zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf eigene Hand. Zwar hatte das Reich seit dem Tode Ludwigs von Baden (1707) nur mit geringem Erfolg die französischen Heere am Oberrhein bekämpft, und vergeblich hatte Prinz Eugen von Savoyen in einer Versammlung zu Mainz die deutschen Fürsten zur Einberufung des Heerbanns zu bewegen gesucht. An der Spitze eines unbeträchtlichen Heers, das aus kaiserlichen und hauptsächlich aus den südwestlichen Kreisen aufgebrachten buntscheckigen Reichstruppen zusammengesetzt war, der unter Villars' Leitung ins Feld geführten gesammelten französischen Truppenmacht gegenüber gestellt, vermochte er nicht einmal die Ufer des Oberrheins zu vertheidigen und mußte die schon zurückeroberten Festungen Landau, Freiburg und Breisach wieder in die Hände der Franzosen fallen lassen. So drängte er denn trotz des Wiedergewinns von Landau selbst zum Frieden, der dann unter seiner Vermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser zu Rastadt (6. März 1714) und mit dem Reich zu Baden (7. Sept. 1714) so ziemlich auf Grund der Abmachungen des Utrechter Friedens zu Stande kam. Oesterreich erhielt aus der spanischen Erbschaft die italienischen Besitzungen Spaniens und die spanischen Niederlande, während das Reich zwar die von Frankreich eroberten rechtsrheinischen Festungen zurückerhielt, doch außer dem Elsaß nun auch Landau an Frankreich endgültig abtreten und die Ryswijker Klausel trotz des ohnmächtigen Protestes der protestantischen Reichsstände von neuem bestätigen mußte. So ging D. aus diesem wie aus den vorhergehenden Kriegen gegen Ludwig an Gebiet, Macht und Ansehen von neuem geschädigt und gemindert hervor, während das Haus Habsburg allein einen positiven Gewinn aus dem langwierigen Kampf davontrug. Und in demselben Augenblick, wo hier im Südwesten des Reichs deutsches Gut und Blut für eine das deutsche Volk wenig berührende Sache hingeopfert wurde, sah sich das Land infolge der für seine Wohlfahrt höchst unvortheilhaften Verbindung der mächtigsten seiner

Fürsten mit außerdeutschen Territorien in einen andern ebenso gewaltigen und noch langwierigern Krieg verwickelt, der seine Interessen noch weniger berührte als jener erstere. Der *große nordische Krieg* (1700—1721), der nicht nur das dabei durch jeinen Fürsten, König August II. von Polen, direkt verwickelte Kursachsen, sondern auch das Deutsche Reich berührte, weil die meisten der dabei betheiligten Mächte zugleich Reichsstände waren, hatte trotz des kriegerischen Genies *Karls* XII. für die Krone Schweden, den zunächst angegriffenen, dann seinerseits angreifenden Theil, nur die Folge, daß sie den größten Theil ihrer im Dreißigjährigen Krieg erworbenen Besitzungen an Hannover und Preußen verlor und seitdem den Einfluß, den sie durch ihre Theilnahme an jenem Krieg auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten gewonnen, nie wieder erringen konnte. Das Deutsche Reich aber gewann hierbei nichts. Willenlos folgte es den entgegengesetzten Bestrebungen der Kabinetspolitik der europäischen Mächte, die in ihrer Mehrheit an dem deutschen Reichsboden zugleich Antheil hatten.

Dadurch, daß die mächtigeren Reichsstände, wie Kursachsen, Brandenburg und zuletzt Hannover (1714), auswärtige Königsthrone bestiegen und infolge davon neben ihrem Platz im Reich auch noch eine mehr oder minder bedeutende Stellung im europäischen Staatensystem einnahmen, wurden sie veranlaßt, ihr Verhältnis zu ersterem als ein untergeordnetes zu betrachten und dasselbe, wo es ihren Privatabsichten im Weg stand, bei Seite zu setzen. So bereitete sich hier langsam eine innere Auflösung der alten Reichsformen vor, die indeß noch geraumer Zeit bis zu ihrer Manifestation bedurfte. Befördert wurde dieser Zustand durch die Politik der Kaiser aus dem Hause Habsburg, die seit den Zeiten Leopolds, von großen politischen Kombinationen emporgetragen, die inneren Zustände des Reichs, unbekümmert um dessen Wohl und Wehe, ihrer natürlichen Entwickelung überließen und sich nur noch darauf bedacht zeigten, seine Mittel zum Besten ihrer weitaussehenden Pläne zu verwerthen. Mehr noch als unter seinen beiden Vorgängern war dies unter Kaiser *Karl* VI. (1711—1740), einer kühlen, nüchternen, sein Hausinteresse allein berücksichtigenden Natur, der Fall, der, wenn auch das Reich in den letzten 20 Jahren seiner Regierung sich verhältnismäßiger Ruhe erfreute, dank dem von den Seemächten eifrig gehüteten europäischen Gleichgewicht, doch D. in viele Händel rein dynastischer Natur mit hineinzog und so demselben neue Einbußen an Land und Leuten zuzog. Zwar gewann Karl VI., und D. mit ihm, noch einmal Ehre und Ruhm in den *Türkenkriegen*, zu deren Wiederaufnahme er von dem Prinzen Eugen im rechten Augenblick gedrängt worden war (1714—1718), und die nach glorreichen Siegen zum Gewinn ganz Ungarns, Serbiens und Bosniens im Frieden von Passarowitz (1718) führten; seitdem aber verfolgte er nur noch ein Ziel, das ihm seit dem Anfang seiner Regierung als Lebensaufgabe vorschwebte, die Durchsetzung der Erbfolge für seine älteste Tochter *Maria Theresia*. Auch die deutsche Linie des Hauses Habsburg stand, gleich der spanischen kurz vorher, seit 1711 auf zwei Augen; eine Zerstückelung des weiten habsburgischen Hausgebiets war bei den verschiedenartigen Ansprüchen, die dann zur Geltung gelangten, leicht vorauszusehen. Diesem Fall suchte der Kaiser durch eine neue Thronfolgeordnung vorzubeugen, die, von ihm unter dem Namen der *pragmatischen Sanktion* schon 1713 erlassen, das Recht der weiblichen Erbfolge für seine Lande aussprach. Ohne große Mühe gelang es, in den Erb- und Kronlanden selbst die Anerkennung durchzusetzen; mit weit mehr Schwierigkeit war dies den Reichsfürsten und den europäischen Großmächten gegenüber verknüpft, die zum Theil selbst Ansprüche auf einzelne Gebiete erhoben, und ohne deren förmliche Anerkennung seiner Sanktion Karl die Durchführung seiner Pläne für unmöglich hielt. Zur Erreichung dieser Anerkennung scheute er nun keine Mittel noch Versprechen. Spanien wurde durch Abtretungen in Italien, die Seemächte durch Vortheile handelspolitischer Natur, Rußland durch das Einlenken in seine politischen Bahnen gewonnen. Von den mächtigen Reichsfürsten blieb nur Bayern, getreu seiner alten Politik und eifersüchtig über die Rechte wachend, die seinem Fürsten aus der Vermählung mit Josephs I. Tochter erwuchsen, hartnäckig bei der Ablehnung; Preußens König dagegen wurde durch die Anerkennung seiner Ansprüche auf Jülich-Berg, dessen Fürstenhaus zu erlöschen drohte, und das erst spröde Kursachsen durch die Unterstützung der Bewerbung seines Kurfürsten August III. um den polnischen Königsthron (1733), der ihm von dem früher vertriebenen, unter Frankreichs Schutz befindlichen Stanislaus Leszczynski streitig gemacht wurde, gewonnen. Selbst vor einem Krieg scheute Karl dabei nicht zurück; denn als August III. mit russischer Unterstützung Ende 1733 seinen Gegner aus Polen herausgedrängt hatte, erklärte Ludwig XV., der Schwiegersohn des vertriebenen Polenkönigs, im Bund mit Spanien und Sardinien, die nach Erweiterung ihres Gebiets in Italien lüstern waren, Karl VI. den Krieg (*polnischer Erbfolgekrieg*, s. Erbfolgekriege), in den infelge der von den Franzosen auf dem Reichsgebiet ausgeübten Gewaltthätigkeiten, wie so oft schon, auch diesmal wieder das Reich mit verwickelt wurde (1734). Auch jetzt standen neben Bayern und Pfalz die geistlichen Kurfürsten am Rhein auf Frankreichs Seite wider den Kaiser; doch kam es, da der Krieg auf beiden Seiten gleich lässig geführt wurde und der gealterte Eugen sich zu keinem entscheidenden Schlag mehr aufraffte, nach zwei unentschiedenen Feldzügen und langwierigen Unterhandlungen endlich zum *Frieden von Wien* (1738), der zwar den eigentlichen Urheber des Kampfs, August III., in dem Besitz des polnischen Throns beließ und dem Kaiser die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Anerkennung der pragmatischen Sanktion seitens Frankreichs, brachte, in materieller Beziehung aber ebenso unvortheilhaft für das Haus Habsburg, das zu beträchtlichen Abtretungen in Italien genöthigt wurde, wie für das Reich war, da hier vom Kaiser ein altes deutsches Reichsland, Lothringen, förmlich und für immer an Stanislaus Leszczynski abgetreten wurde, nach dessen Tod (1766) es Frankreich zufallen sollte. Der letzte deutsche Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Gemahl von Karls Tochter Maria Theresia, wurde durch das Großherzogthum Toscana entschädigt. Eine noch größere Niederlage als hier erlitt die Kriegspolitik des Kaisers in einem neuen Türkenkrieg (1736—39), in den er nach Eugens Tod (1736) durch Rußland mit verwickelt wurde, und der nach mehreren blutigen Niederlagen im Frieden zu Belgrad (18. Sept. 1739) zur Aufgabe aller Vortheile des Passarowitzer Friedens führte. So sah sich Karl am Ende seiner Tage allerseits im Nachtheil; ein großer Theil der im Beginn

seiner Regierung gemachten glänzenden Erwerbungen war wieder verloren, seine Erblande aufs äußerste erschöpft, und der einzige Erfolg, dessen er sich rühmen konnte, die Durchsetzung der pragmatischen Sanktion, sollte sich, sobald er die Augen schloß, als mehr denn zweifelhaft erweisen, was bei der Entwickelung, welche die deutschen Dinge seit Beginn des Jahrhunderts genommen, freilich unschwer vorauszusehen gewesen war. Wenn Karl VI. trotz der geringen direkten Vortheile, die das Kaiserthum dem Haus Habsburg seit dem Westfälischen Frieden einbrachte, dennoch die ganze Zeit seiner Regierung auf der innigsten Verbindung mit dem Reich bestanden hatte und dasselbe Verhältnis auf seine Nachfolgerin zu vererben sich bemüht zeigte, so ist es klar, daß den Kaiser dabei Motive besonderer und für ihn hochwichtiger Natur geleitet haben müssen. Und betrachtet man die habsburgischen Interessen in diesem Zeitraum näher, so erkennt man, daß auch das Reich in der That in hohem Maß an der erfolgreichen Verfechtung derselben sowohl gegen den östlichen Nationalfeind, die Türken, wie gegen das überwältigende Uebergewicht Frankreichs im Westen betheiligt war. Freilich war an eine Wiederaufnahme der Pläne Karls V. und Ferdinands II. im Zeitalter Leopolds I. und Karls VI. und bei Wahlkapitulationen, wie die von 1658 und von 1711 waren, nicht mehr zu denken. Doch begnügten sich die Kaiser dieser Zeit gern mit der Bewahrung des indirekten und immerhin noch hochbedeutsamen Einflusses, der ihnen wenigstens auf die Leitung der Reichsangelegenheiten als solcher und auf die kleineren Reichsstände belassen war.

Auch in dieser Epoche ist die Geschichte der deutschen Reichsverfassung noch nicht völlig verarmt an Neuerungen wohlthätiger Natur; doch je mehr die größeren Reichsfürsten unter dem Einfluß der ihnen zufallenden außerdeutschen Lande dem Reich selbst entwachsen, umsomehr verkümmern diese Versuche und führen zuletzt oft zu Nothbehelfen der mißlichsten Art. Die überhandnehmende Gewaltthätigkeit Ludwigs XIV., das empörende Verfahren der Reunionskammern hatte endlich den deutschen Reichstag bewogen, die Revision der seit 1521 unverändert bestehenden Reichskriegsverfassung von neuem in die Hand zu nehmen, und so brachte man denn (30. Aug. 1681) einen Reichsschluß zu Stande, der diese Verfassung so ordnete, wie sie bis zum Ende des 18. Jahrh. blieb. Zu Grunde gelegt war diesmal nicht die territoriale Gestaltung des Reichs, sondern seine Kreisverfassung. Jeder der zehn Reichskreise, Oesterreich und Burgund nicht ausgenommen, war zur Stellung eines festen Kontingents zum Reichsheer, das aus 40,000 Mann bestehen sollte, und bei einer eventuellen Erhöhung der Heeresmacht auf die doppelte oder dreifache Truppenzahl zu entsprechender Erhöhung seines Kontingents verpflichtet. Der Unterhalt dieses Reichsheers sollte aus einer gemeinsamen Reichskriegskasse bestritten werden. Leider that die Erfahrung bald kund, daß bei den schwerfälligen Formen der Reichsverfassung mit diesen verfassungsmäßigen Bestimmungen wenig geholfen sei; nur die zwingende Noth brachte die einzelnen Kreise und Territorien zur schleunigen und vollzähligen Aufstellung ihrer Kontingente, und so trat an Stelle der Reichskriegsverfassung, zumal in den französischen Raubkriegen, meist eine Verbindung der zunächst bedrohten Stände oder Kreise, eine sogen. Association, die ohne Rücksicht auf die Reichstagsbeschlüsse der Zukunft ihre vereinte Kraft gegen den Reichsfeind wandte. Wenn so die neuen Verfassungseinrichtungen, Reichskriegsverfassung und Matrikel, Association der Kreise und Territorien, die Feststellung der beständigen Wahlkapitulation (1711), dem Reiche keine neue Lebenskraft und Frische einzuflößen im Stande waren, so verfielen auch die übrigen gemeinsamen Reichsinstitute mehr und mehr. Das Reichskammergericht, einst das Symbol der Reichseinheit und die Errungenschaft langjähriger Bemühungen, versank, seitdem es von Speyer, wo es seit 1530 bis zur Einäscherung der Stadt durch Ludwigs XIV. Söldnerscharen geweilt, nach Wetzlar verlegt worden war (1693), mehr und mehr in steifes Formelwesen, und was schlimmer war, es wurde für Bestechung und allerhand schädliche Beeinflussung zugänglich. Ohne die größten Opfer an Geld und Mühe war ein Ausspruch des Gerichts überhaupt nicht mehr zu erlangen, und seit den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs lagerten hier die Akten mehrerer tausend unerledigten Processe. Der Reichshofrath zu Wien, der sich allmählich seit der Einrichtung des Reichskammergerichts durch kaiserliche Willkür aus einem privaten Hofrath zu einem mit dem obersten Reichsgericht konkurrirenden Gerichtshof herausgebildet hatte, stand in noch schlimmerem Ruf betreffs der Bestechlichkeit und Parteilichkeit seiner ganz von der Hofburg beeinflußten Mitglieder. Und daß jener immerwährende Reichstag, der seit 1664 zu Regensburg tagte, mit seinen Gesandten, die in jeder wichtigen und drängenden Sache erst Instruktionen von ihren Auftraggebern einholen zu müssen vorgaben, keinen besonders wohlthätigen Einfluß auf den Gang der Reichsgeschichte im Zeitalter Ludwigs XIV. und Solimans IV. auszuüben im Stande war, erhellt aus der Geschichte dieser Tage zur Genüge.

Ein anderes Leben und frischere Bewegung erfüllt die Lande der einzelnen mächtig emporstrebenden Reichsstände dieser Zeit, deren Thaten und Erfolge dieser Epoche deutscher Geschichte noch einigen Glanz und Ruhm verleihen und so dafür schadlos halten müssen, daß unter dem Emporstreben jener das Reich als solches machtlos zerfällt. Trotz aller Bemühungen der Kaiser, die bestehende Reichsverfassung, wie sie aus dem Westfälischen Frieden hervorgegangen war, unverändert zu erhalten, selbst wirkliche Verbesserungen derselben, wenn sie ihrem privaten Vortheil widersprachen, zu hemmen, vermochten sie die lebendigen Kräfte der einzelnen Reichsglieder doch nicht gewaltsam zu unterdrücken. Und hier tritt vor allem das junge brandenburgisch-preußische Staatswesen wieder rühmlich hervor, das, von dem Großen Kurfürsten in die Bahnen einer kühnen, doch stets kaisertreuen Politik geleitet, von Friedrich I. mit dem Glanz der Königskrone ausgestattet (18. Jan. 1701), auch unter diesem ersten König wie unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm I. (1713—40) sich gleich sehr durch seinen innern Aufschwung wie das treue Stehen zu Kaiser und Reich in allen Nöthen und Gefahren auszeichnete. Hatte schon Friedrich I. weit über seine Reichspflicht hinaus Kaiser und Reich in ihren Kriegen die tapfersten und zahlreichsten Kontingente zugeführt, so war dies nicht minder bei Friedrich Wilhelm I. der Fall, der, obgleich er in allen seinen wohlberechtigten Forderungen (auf Ostfriesland, Jülich-Berg &c.) sich mit leeren Versprechungen abgespeist sah, dennoch ohne Schwanken zum Kaiser stand, auch noch in jenem letzten unglücklichen Reichskriege gegen Frankreich (1733—34), in dem er den Kronprinzen unter Eugens Leitung seine Schule

machen ließ. Die innere Politik des Königs überbot dabei in ihren Erfolgen seine äußere und Reichspolitik um ebensoviel, als er sich hier freier, entschiedener und unabhängiger als dort bewegen konnte. In Glaubenssachen tolerant, öffnete er sein Land allen ihres Glaubens wegen Bedrängten und führte ihm dadurch gleichzeitig eine Masse frischer, entwickelungsfähiger Elemente zu. So sehr die Bedingungen seines Staats sich auch von denen der Habsburger und des Reichs unterscheiden mochten, so war er doch gleich seinen Vorgängern keinen Augenblick zweifelhaft, daß eine rücksichtslose Verfolgung der Sonderinteressen seitens des deutschen Reichsfürstenstands zu einer völligen Auflösung des Reichsverbands, zur Herstellung eines unbedingten Einflusses nicht nur Frankreichs, sondern auch des östlichen Nachbars, Rußlands, führen müsse, das seit dem Zeitalter Peters d. Gr. gierig nach jeder Gelegenheit haschte, seinen schon damals großen Einfluß auf die kleineren Fürsten des Nordens nach Möglichkeit zu steigern. Ganz das Gegenbild seiner Politik bietet die der meisten anderen Reichsfürsten der Zeit. Kursachsen, das seit der Erlangung der polnischen Krone durch August II. seine ganze Politik auf die Erhaltung dieses Danaergeschenks richtete, berücksichtigte die Reichsinteressen nur noch insofern, als diese jener Politik dienlich waren, in jedem Augenblick bereit, dem Kaiser den Rücken zu kehren und sich dem zuzuwenden, der ihm für diese seine Absichten förderlicher zu sein schien. Zudem war auch das sächsische Fürstenhaus, August II. und mehr noch sein Sohn August III., der von seinem Günstling, dem sittenlosen, aber allmächtigen Minister Brühl, gänzlich gelenkt wurde, in einen Zustand tiefster Entartung gerathen. Obgleich der französischen Politik in ihren Zielen entgegengesetzt, ließen diese Fürsten doch französischer Ueberkultur und Sittenlosigkeit, Verschwendung und Frivolität an ihrem Hof den freiesten Spielraum, und die Blüte des Volkswohlstands, der hohen Entwickelung von Handel und Industrie, deren sich Sachsen seit den Zeiten Augusts I. erfreute, wurde innerlich gelähmt durch die hohen Auflagen, mit denen das Land zur Bestreitung der sinnlosen Verschwendung und einer kostspieligen Kabinetspolitik belastet wurde. Wenn der König von Preußen bei der Ausbildung seines centralistischen Staats, dessen Seele und Triebkraft er allein sein zu müssen vermeinte, auch den letzten Rest ständischer Selbständigkeit und Mitregierung in reinster Absicht gebrochen hatte, so war dasselbe in Sachsen und den übrigen Reichsterritorien durchgeführt, aber mehr, um nach dem Vorbild Ludwigs XIV. den Widerstand gegen jede Laune und Willkür des Fürsten zu hindern, als die nothwendige Koncentration aller staatlichen Kräfte zur Durchführung einer gesunden innern und äußern Politik zu ermöglichen. Die Kurfürsten von Hannover, seit 1708 in ihrer neuen Würde allgemein anerkannt, waren seit der Berufung Georgs I. auf den englischen Thron den deutschen Interessen mehr und mehr entfremdet worden und suchten sich, in ihrem Königreich durch eine strenge Verfassung gebunden, dafür in ihren Erblanden durch die Durchführung eines unbeschränkten Absolutismus schadlos zu halten. Die süd- und westdeutschen Kurfürsten, die Wittelsbacher in Bayern und der Pfalz, denen seit dem Anfang des 18. Jahrh. auch Kurköln gleichsam als erbliche Hausdomäne bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts zugefallen war, hatten neben Kurmainz und Kurtrier die Macht Frankreichs, zu strafen und zu lohnen, zu sehr empfunden, um sich nicht französischem Einfluß völlig zuzuneigen, zumal die Wittelsbacher, deren uralte Rivalität gegen das Haus Habsburg keinen Augenblick eingeschlummert war. Und mit dem französischen Einfluß war hier an der Reichsgrenze noch mehr als in den anderen Gebieten die Sucht, es dem französischen Hof an Glanz und Verschwendung, an Ausübung einer unumschränkten Gewalt gleichzuthun, erwacht, die dies Zeitalter deutscher Geschichte zu einer Periode voller Verächtlichkeit und Elend machte. Man suchte den französischen Hof womöglich noch zu überbieten, und je geringer die wirkliche Macht eines jeden war, umsomehr suchte er durch das äußere Trugbild eines leeren Pomps sich und andere darüber zu täuschen. Wie die drei geistlichen Kurfürsten, so hatten auch die zahlreichen anderen geistlichen Fürsten, die Bischöfe und Aebte Schwabens, Bayerns, Westfalens, ihren frühern volksthümlichen Charakter mehr und mehr eingebüßt, waren immer mehr zu wirklichen Fürsten geworden, zumal seit der Reichsadel die Sitze der Domkapitel, der Reichsfürstenstand die bischöflichen Stühle mehr und mehr als einen ihm recht eigentlich zustehenden Besitz anzusehen sich gewöhnt hatte.

Das Jahr 1740 ist einer der Wendepunkte der neuern deutschen Geschichte. Wenn bis dahin trotz des Widerstrebens der einzelnen aus dem Reich herauswachsenden deutschen Mächte dieses noch immer als das gemeinsame Band, das Kaiser und Stände zusammenknüpfte, betrachtet worden war, wenn das mit dem Westfälischen Friedensschluß anhebende Jahrhundert noch eine gewisse kontinuirliche Entwickelung der Reichsverfassung, wenigstens das Scheinleben der gemeinsamen Reichsinstitutionen noch erhalten hatte, so wurde alles dies mit dem Augenblick des Todes Karls VI. mit einem Schlag anders. Neue Persönlichkeiten erscheinen auf der Bühne der Geschichte, die, durchaus frei von jeder schwärmerischen Romantik für Altes und Ueberlebtes, die Wucht des Schwerts, der rauhen Thatsache in die Wagschale werfen, und während in dem vorhergehenden Zeitraum die Kriege von Kaiser und Reich gegen die gemeinsamen Reichsfeinde in den Vordergrund traten, wird der hauptsächliche Inhalt der deutschen Geschichte der nächsten vierzig Jahre von dem Kampf erfüllt, den die Glieder des Reichs unter sich und mit dem nicht mehr allgemein anerkannten Oberhaupt ausfechten. Daß aber die Dinge diese Entwickelung nehmen mußten, lag ebenso, wie es im Anfang des 16. Jahrh. zu einer Scheidung in zwei große feindlich einander gegenüberstehende Religionsparteien und in dem des folgenden zu ihrem Zusammenprall kommen mußte, in der Natur der Reichsverfassung selbst begründet, die seit der letzten Niederlage des Kaiserthums im Dreißigjährigen Krieg auf eine Sprengung der Fesseln, welche die in der Sache völlig unabhängigen Reichsfürsten dem Namen nach an den Kaiser ketteten, nothwendig hindrängte. Und dieser Augenblick schien gleichsam prädestinirt für diese Entwickelung nicht nur durch die Lage der Dinge selbst, das Aussterben der männlichen Linie des Hauses Habsburg mit Karl VI. (20. Okt. 1740), sondern mehr noch durch die Persönlichkeiten, die jetzt die beiden mächtigsten Throne Deutschlands bestiegen, vor allen die Person dessen, der dem ganzen Zeitalter den Namen verlieh, Friedrichs II. von Preußen, der 31. Mai 1740 seinem Vater auf dem Thron gefolgt war. Sein unruhig emporstrebender Geist trieb ihn von dem Augenblick seiner Thronbesteigung

an, alle die Ansprüche, die ihm von seinen Vorfahren überkommen waren, und mehr als sie geltend zu machen. Diese preußischen Ansprüche erstreckten sich aber nach allen Seiten hin. Kraft des Vertrags von 1666 war Preußen der nächstberechtigte Erbe der jülich-bergischen Lande, dessen dem Haus Wittelsbach entstammende Herrscherlinie dem Erlöschen nahe war; in gleichem Verhältnis stand Preußen zum Fürstenthum Ostfriesland; endlich hielt Friedrich die Rechte, die ihm auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau nach dem Aussterben der Piasten (1675) und auf Jägerndorf nach dem Tode des hohenzollernschen Markgrafen Johann Georg (1624) zukamen, aufrecht, um sie im geeigneten Augenblick zur Geltung zu bringen. Eben war es ihm gelungen, durch private Abmachung mit zweien der Großmächte, England und Rußland, seine Aussichten auf die Erwerbung der beiden niederrheinischen Lande zu stärken, als ihm durch den Tod Karls VI. schon die Gelegenheit zur Durchführung seiner höher fliegenden Pläne geboten wurde. Seine Ansprüche auf die vier schlesischen Fürstenthümer waren, wenn auch stets von österreichischer Seite bestritten, so doch nicht ganz unberechtigt; das aber stand schon seit dem ersten Augenblick in der Seele des jungen Monarchen fest, sich, wenn ihm nicht die sofortige Anerkennung derselben seitens Karls VI. Tochter Maria Theresia gewährt, es vielmehr zur Entscheidung mit den Waffen kommen würde, nicht mehr damit zu begnügen, sondern mindestens den größern Theil von Schlesien seinem Staat einzuverleiben. Unterdeß waren der jungen Erzherzogin bei ihrem Regierungsantritt von anderer Seite noch ernstere Schwierigkeiten bereitet worden, die, von Frankreichs Staatsmännern genährt, auf nichts Geringeres als die gänzliche Vernichtung des habsburgischen Kaiserthums und der alten Hausmacht abzielten. Gleich nach Karls Tode hatte Karl Albert, Kurfürst von Bayern, gestützt auf seine Abstammung von Anna, der zweiten Tochter Kaiser Ferdinands I., Ansprüche auf die gesammten Hauslande gemacht, da Anna's Nachkommen, nach einer freilich fälschlichen Auslegung des kaiserlichen Testaments, jetzt die nächstberechtigten Erbfolger seien. Auf eine Weigerung der in ihren Rechten gekränkten Maria Theresia kam es zum Abschluß einer antiösterreichischen Koalition, die, wie sie von Friedrich d. Gr. gefördert wurde, so auch ihm seinerseits in der Ausführung seiner Pläne den größten Vorschub leistete. Doch auch die junge thatkräftige und in ihren theuersten Interessen bedrohte Erzherzogin war dem allen gegenüber nicht unthätig geblieben. Gleich nach ihres Vaters Tode hatte sie, gestützt auf die pragmatische Sanktion, von allen seinen Landen Besitz ergriffen und rechnete auch darauf, ihrem Gemahl Franz Stephan von Toscana die Kaiserkrone verschaffen zu können. Der Stimmen von Mainz und Trier sowie von Sachsen und Hannover, welche die Sanktion anerkannt hatten, glaubte sie so gut wie sicher zu sein; kam hierzu die Stimme von Böhmen, die von ihrem inzwischen (21. Nov. 1740) zum Mitregenten angenommenen Gemahl geführt werden sollte, so hatte sie die Majorität im Kurfürstenkollegium. Doch schon wenige Wochen darauf (Mitte December 1740) hatte Friedrich II. mit einem Heer von 30,000 Mann die schlesische Grenze überschritten, und da sein gleichzeitig mit Friedens- und Bündnisbedingungen (der Ueberlassung der schlesischen Fürstenthümer und dagegen der Unterstützung Maria Theresia's zur Erhaltung ihrer übrigen Lande und zur Wahl ihres Gemahls) nach Wien geschickter Gesandter, Graf Gotter, wie vorauszusehen gewesen, aufs entschiedenste von der entrüsteten jungen Fürstin abgewiesen worden war, besetzte der König in drei Monaten ganz Niederschlesien nebst den Festungen und erfocht 10. April 1741 den glänzenden Sieg bei Mollwitz, der den Ruhm seines Namens durch ganz Europa verbreitete. Jetzt nahmen auch die Bestrebungen Karl Alberts unter der Anreizung Frankreichs eine immer drohendere Gestalt an. Der Vertrag von Nymphenburg (22. Mai 1741) sicherte dem Kurfürsten die Unterstützung durch ein französisches Hülfsheer zur Durchführung seines Angriffs auf die von ihm beanspruchten Lande und zur Erlangung der Kaiserwürde, wogegen Frankreich die von diesem dabei am Rhein etwa zu machenden Eroberungen überlassen werden sollten; bald traten auch Spanien und Sardinien, die auf Oesterreichs italienische Besitzungen die Blicke richteten, Kurpfalz und Kurköln, des bayrischen Kurfürsten Verwandte, Kursachsen, das Ansprüche auf Böhmen erhob, dem Bündnis bei, und Friedrich II. traf mit Frankreich ein geheimes Abkommen, wonach er gegen die Garantirung Niederschlesiens auf die Erwerbung von Berg verzichtete und Karl Albert seine Stimme bei der Kaiserwahl zusagte. Noch im Sommer überschritten zwei französische Heere, von den rheinischen Kurfürsten unterstützt, den Rhein; das eine wandte sich gegen Hannover und zwang so Maria Theresia's letzten Beistand, Georg II. von England-Hannover, auf die Wahrung seines eigenen Landes bedacht zu sein; das andere führte Karl Albert durch das Erzherzogthum Oesterreich nach Böhmen, wo ihm noch im December d. J. als König gehuldigt wurde. Doch in eben dem Augenblick hatte Maria Theresia den Gipfel der Gefahr bereits überschritten. Von allen Verbündeten verlassen, halb Europa gegen sich in Waffen, ihre Erblande bei dem Mangel eines schlagfertigen Heers dem eindringenden Feinde des Reichs und ihres Hauses wehrlos preis zu geben gezwungen, hatte sie sich im Herbst 1741 nach Ungarn begeben und durch ihre edle und würdevolle Haltung den Reichstag zu Preßburg nicht nur zur begeisterten Anerkennung ihrer Königswürde, sondern auch zu hingebungsvollem Beistand hingerissen. Um einen Kern ungarischer Edelleute sammelte sich ein stattliches österreichisches Heer, das nicht nur in kurzer Frist ganz Oberösterreich befreite, sondern auch in Bayern eindrang und am Tage der Krönung Karl Alberts zum deutschen Kaiser (24. Jan. 1742) in die Hauptstadt seines Landes, München, einrückte. Unterdeß hatte Friedrich II., durch das siegreiche Vordringen der österreichischen Waffen beunruhigt, einen mit Maria Theresia abgeschlossenen geheimen Traktat (5. Okt. 1741), der ihm Niederschlesien zugestand, angeblich wegen Verletzung des ausbedungenen Geheimnisses, wieder aufgehoben und Böhmen feindlich überzogen. Zum zweitenmal über seine Feinde siegreich (bei Tschaslau und Chotusitz, 17. Mai 1742), nöthigte er Maria Theresia zu neuen Unterhandlungen, deren Ergebnis, der **Friede zu Breslau** (28. Juli 1742), ihm ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz, ausgenommen Troppau und Jägerndorf, zubrachte, ein Gebiet von 600 QMeilen und 1½ Mill. Einwohnern, das seinen Staat fast um ein Drittel vergrößerte und mit demselben um so leichter verschmolz, als der König den Landständen die Erhaltung ihrer alten Freiheiten und Rechte verhieß.

Seitdem wurde der **österreichische Erbfolge**-

krieg (1741—48, s. *Erbfolgekriege*) von Maria Theresia mit doppelter Wucht und dem glücklichsten Erfolg fortgeführt. Nachdem die Franzosen aus Prag und ganz Böhmen herausgeworfen, zugleich auch im Reich bei Dettingen 1743 von einem deutschen Hülfsheer entscheidend geschlagen und über den Rhein zurückgeworfen waren, Bayern zum zweitenmal von den Oesterreichern besetzt, endlich zwischen Kursachsen und Oesterreich ein freundschaftliches Verständnis angebahnt war, saß der unfähige Kaiser Karl VII., von allen verlassen, als französischer Söldling zu Frankfurt. Als es endlich der Königin gelungen war, mit den Seemächten und Sardinien ein neues Bündnis, dem bald auch Sachsen beitrat, auf Grund ihres bisherigen Besitzstands zu schließen, schloß Friedrich mit dem Kaiser, Kurpfalz und Schweden, dessen König Landgraf von Hessen-Kassel war, die *Frankfurter Union* (22. Mai 1744) und fiel, nachdem er mit Frankreich, Karls Verbündetem, einen neuen Feldzugsplan vereinbart, mit 80,000 Mann sogen. kaiserlicher Hülfstruppen, angeblich zu Karls Unterstützung, in Wahrheit, um Schlesien in den habsburgischen Erblanden noch einmal zu erobern, im August 1744 in Böhmen ein (*zweiter Schlesischer Krieg*, 1744—45), dessen Landeshauptstadt er sich bemächtigte, während ein französisches Heer den Oberrhein überschritt und den Breisgau besetzte. Durch Mangel an Zufuhren und die drohenden Bewegungen eines beträchtlichen kaiserlichen Heers zur Aufgabe Böhmens genötigt und durch den Tod Karls VII. (20. Jan. 1745), dessen Sohn *Maximilian Joseph* im *Frieden zu Füßen* (22. April 1745) unter Anerkennung der pragmatischen Sanktion sein Land zurückerhielt, um die Unterstützung seines einzig thätigen Bundesgenossen, Frankreichs, gebracht, verdankte es Friedrich, der vereinten Macht Oesterreichs und Sachsens gegenüber, seiner Standhaftigkeit und den wiederholten glänzenden Siegen über die Feinde bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745), Soor (30. Sept.) und Kesselsdorf (15. Dec.) allein, daß ihm im *Frieden von Dresden* (25. Dec. 1745) dennoch ganz Schlesien belassen werden mußte, wogegen er die Gültigkeit der Kaiserwahl anerkannte, die (13. Sept. 1745) auf Franz Stephan gefallen war, der als *Franz I.* (1745—65) den Thron bestieg. Nachdem der Erbfolgekrieg in den Niederlanden und Italien zwischen Frankreich, Spanien, Sardinien einer- und Oesterreich anderseits noch drei Jahre, im ganzen zum Nachtheil für das letztere geführt worden war, kam es zum *Frieden von Aachen* (18. Okt. 1748), in dem Frankreich die pragmatische Sanktion anerkannte und die Niederlande an Oesterreich zurückgab, das seinerseits die italienischen Herzogthümer Parma und Piacenza an Spanien überließ. So ging als der einzige wahrhafte Gewinner aus dem blutigen Kampfspiel Friedrich II. hervor, dem inzwischen auch durch das Aussterben der ostfriesischen Fürstenfamilie der Cirksena dieses durch seine Lage an der Nordsee für die Entwickelung des Handels und der Marine wohlgelegene Land zugefallen war (1744). Das Deutsche Reich als solches kam seit dieser Zeit so gut wie gar nicht mehr in Betracht. Fremde Heere hatten Deutschlands Gaue überzogen, ohne daß dem von irgend einem Stande des Reichs Widerstand entgegengesetzt wurde; kamen doch die Franzosen als Verbündete des rechtmäßig erwählten Kaisers und als Feinde des letzten Sprossen des alten Kaiserhauses ins Land; zwei Kaiser waren gewählt worden, bei deren Wahl die politischen Interessen allein den Ausschlag gegeben hatten, und wie konnte von einer Einwirkung von Reich und Reichstag auf die Entwickelung der deutschen Geschicke noch länger die Rede sein in einer Zeit, in der die mächtigsten Reichsfürsten mit dem Schwert in der Hand als die erbittertsten Feinde einander gegenüber standen. Denn auch der Dresdener Friede hatte freilich einen äußern Ausgleich, doch keine innere Versöhnung zwischen den beiden Antagonisten Oesterreich und Preußen gebracht; nie konnte die stolze und empfindliche Maria Theresia den Verlust ihres Kronlandes Schlesien, den Machtzuwachs, den ihr Gegner dadurch erhielt, verschmerzen, und seit dem ersten Augenblick nach Abschluß des Friedens betrieb man auf beiden Seiten die Heilung der Wunden, die der Krieg den Ländern geschlagen, die Erhöhung ihres Wohlstandes und ihrer Leistungsfähigkeit mehr in dem Gedanken, für einen dritten Waffengang vorbereitet zu sein, als in dem Gefühl, die beherrschten Unterthanen die Segnungen des Friedens in Ruhe genießen zu lassen. Schon 1746 hatten Oesterreich und Rußland einen Vertrag abgeschlossen, dessen geheimer Artikel sich ganz bestimmt gegen Friedrich richtete und ihn mit einem gemeinsamen Krieg bis zur Wiederabtretung der eroberten Provinz für den Fall bedrohte, daß der König einen dieser Staaten oder das von Rußland abhängige Polen angriffe. Seitdem hatte Maria Theresia nicht geruht, den Knoten gegen Friedrich zu schürzen. Nicht nur war der gegen den Preußenkönig erbitterte allmächtige sächsische Minister Brühl in die antipreußischen Pläne mit hineingezogen worden, die um die Mitte der fünfziger Jahre zwischen England und Frankreich eintretenden Verwickelungen hatten zugleich einen Umschwung in der bisherigen Haltung der europäischen Staaten zu einander herbeigeführt, als dessen Resultat eine Annäherung, zuletzt ein Bund zwischen Oesterreich und Frankreich, den jahrhundertelangen Gegnern, sich ergab, während England, dessen König für die Erhaltung seines Hauslandes Hannover gegen französische Uebergriffe besorgt war, sich dem zuerst bekämpften Preußen jetzt bei der gänzlich umgeschlagenen Stimmung des englischen Volks mit wahrer Begeisterung zuwandte. So stand Friedrich beim Ausbruch des *Siebenjährigen Kriegs* (1756—63, s. d.) einer Koalition von halb Europa, Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden, dem Reich, gegenüber, während sein mächtigster Verbündeter, England, ihn fast nur mit Subsidien, doch nicht mit einem Heer zu unterstützen vermochte. Dennoch zögerte der König, als der Augenblick gekommen war, der über sein und seines Landes Geschick entscheiden sollte, nicht, zur Klärung der immer bedrohlicher werdenden Situation selbst den ersten Schritt zu thun. Ein kühner Einfall in Sachsen (1756) machte ihn nicht nur zum Herrn dieses Landes, sondern setzte ihn auch in die Lage, der ganzen Welt die gegen ihn gesponnenen Ränke klar vor Augen zu legen, und trotz der Komödie im Reichshofrathe, der ihn auf Betreiben der Kaiserin des Landfriedensbruchs für schuldig befand, wie des Reichstagsbeschlusses, der ein Reichsexekutionsheer (freilich ein wenig furchtbares) gegen ihn aufstellte, erkannte jeder Unparteiische in D. wie in Europa die Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Beschwerden an, jubelte jedes patriotisch gesinnte Gemüth den ersten Heldenthaten des Königs zu, als er das mit den Franzosen vereinte buntscheckige, aus den verschiedensten Kontingenten zusammengewürfelte, schlecht geführte und schlecht verpflegte

Reichsexekutionsheer mit einem kühnen Schlag bei Roßbach in Thüringen in alle vier Winde zerstreute (5. Nov. 1757). Es gab keinen bittern Hohn auf den Zustand des Reichs wie seiner Verfassung als dieses Heer und die Sache, für die es hier kämpfte unter einem fadenscheinigen Vorwand, als Stütze von Plänen, welche die Vernichtung des preußischen Königs, die Zerstückelung des deutschen Staats der Zukunft bezweckten. Obgleich von allen deutschen Ständen außer Hannover nur noch Hessen-Kassel, Braunschweig, Gotha und Schaumburg-Lippe auf Friedrichs Seite standen, die freilich einheitlich organisirt unter der Führung des erprobten Herzogs Ferdinand von Braunschweig die alte deutsche Waffenehre gegen Frankreich im Nordwesten Deutschlands glücklich wahrten, so gelang es dem König nach Jahren schwerster Bedrängnis dennoch, infolge eines günstigen Separatschlusses mit Rußland und Schweden (1762) im Hubertsburger Frieden (15. Febr. 1763) von Kaiser und Reich in seinem bisherigen Besitzstand anerkannt zu werden.

Wieder war ein langer Krieg, aus dynastischen Interessen emporgekeimt, auf deutschem Grund und Boden ausgekämpft worden, und furchtbar hatten davon alle die Gebiete gelitten, in denen er gehaust hatte. Während das eigentliche Oesterreich und Oberdeutschland mehr davon verschont blieben, waren gerade die reichsten und bestangebauten Regionen Mittel- und Norddeutschlands aufs entsetzlichste davon mitgenommen worden. Das ehemals blühende Sachsen glich an vielen Punkten einer Einöde und war durch die unaufhörlichen Requisitionen der preußischen Heere bis auf das Mark ausgesogen; Thüringen, Westfalen, Hannover hatten gleichfalls viel eingebüßt; mehr als sie alle waren aber die eigentlich preußischen Lande erschöpft, und es gehörte der Heldengeist eines Friedrich dazu, nach geschlossenem Frieden die dem Lande durch die verheerenden Einfälle, durch die Erschöpfung an Leuten und Gütern beigebrachten Wunden wieder zu heilen. Auch in moralischer Hinsicht waren die Folgen des Kriegs für das deutsche Volk in mannigfacher Hinsicht schädlich genug. Die Verbitterung zwischen den einzelnen Stämmen, Oesterreichern, Sachsen und Oberdeutschen auf der einen, Preußen und Niederdeutschen auf der andern Seite, war höher denn je gestiegen; das Ansehen der gemeinsamen Reichseinrichtungen, des Reichstags, des Reichsheers, des Reichshofraths, hatte durch Friedrichs Auftreten den letzten Stoß erhalten; nie war die innere Auflösung des Reichs, sein Zerfall in eine Reihe von Staaten mit völlig gesonderten Interessen klarer als hier zu Tage getreten.

Doch größer noch als der materielle und sittliche Verlust war der Gewinn, den der im letzten Jahrhundert verächtlich gewordene deutsche Name aus den Heldenthaten des Preußenkönigs und seiner deutschen Verbündeten zog. Zum erstenmal seit langen Jahren hatte das deutsche Volk wieder einen nationalen Helden, an dessen Thaten es sich erwärmen konnte, dessen Ruhm die Ehre deutscher Kraft und Heldenmüthigkeit weit über die Grenzen Europa's hinaus verbreitete; zum erstenmal hatte sich im deutschen Norden und Westen eine Waffengemeinschaft wieder gebildet, die den Kern für eine neue Zusammenfassung der deutschen Kraft abgeben konnte. Zu gleicher Zeit aber hatte sich das schwankende Machtverhältnis zwischen dem nordischen Königreich und dem alten Kaiserstaat geklärt. Aus dem Siebenjährigen Kriege ging Preußen als Großmacht, als ein in D. Oesterreich ebenbürtiger Staat hervor, und wenn dieses seinen alten Einfluß auf Oberdeutschland auch bewahrte, so mußte es widerwillig, doch stillschweigend, die wachsende Machtsphäre des jungen Rivalen im deutschen Norden anerkennen.

Mit dem Hubertsburger Frieden beginnt eine Periode innerer Sammlung und emsigsten Wiederaufbaues in den beiden deutschen Großstaaten wie in einem Theil der kleineren Länder, die fortan ihrem Beispiel und Vorbild folgen. Friedrich d. Gr. richtete zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Herstellung der geschwächten Heereskraft, des Lebensnervs seines Staats, und zwar mit solchem Erfolg, daß er bei seinem Tod ein mehr als doppelt so großes Heer, als er von seinem Vater überkommen, seinem Nachfolger überweisen konnte. Die Ertragsfähigkeit des Grundes und Bodens wurde durch die Heranziehung trefflicher Kolonisten, durch die sorgsame Aufmunterung und Unterstützung des Bauernstands, dem der König durch seine Musterwirtschaften mit gutem Beispiel voranging, wieder gehoben; Handel und Verkehr, bei denen Friedrich dem schon von seinem Vorgänger überkommenen Merkantilsystem, nicht eben zum Vortheil der Sache, treu blieb, wurden dennoch durch die Einführung neuer Industriezweige und die Anerkennung jeder vorzüglichen Leistung gefördert. Ebenso sehr wie für die Hebung der materiellen zeigte sich der König für die der geistigen und sittlichen Interessen seines Volks besorgt. Wissenschaften und Künste wurden, freilich in einer durch das Vorherrschen des französischen Geschmacks bedingten Weise, gepflegt; in Duldsamkeit gegen Andersgläubige that es kein Land Europa's Preußen zuvor, und eine der schönsten Thaten des Königs ist seine Reform des Justizwesens, deren wohlthätiger Einwirkung sich kein deutscher Staat entziehen konnte. Freilich wurde dies alles durch den König und das von ihm geschulte und überwachte Beamtenheer erreicht. Wir befinden uns hier in der Blütezeit jener Periode des »aufgeklärten Despotismus«, der »alles für das Volk, nichts durch das Volk« erreichen will. Auch Friedrich d. Gr. hielt seine Unterthanen noch nicht für reif, an der eigenen Entwickelung selbstthätig theilzunehmen, und konnte so am Schlusse seiner langen, segensreichen Regierung dennoch, als die Folgen des Systems sich zu rächen begannen, zu dem Ausspruche genöthigt werden, daß er es müde sei, über Sklaven zu herrschen. Doch auch diese Periode mußte durchgemacht sein, bevor sein Volk, durch schwere Schicksalsschläge geprüft, sich unter opferwilliger Hingabe für den selbständigen innern Wiederaufbau bereiten konnte. Und der Einfluß dieser neuen straffen preußischen Art äußerte sich bald auch auf eine Reihe deutscher Staaten zweiten und dritten Ranges. Wenngleich einzelne Staaten, wie Sachsen, Kurpfalz, Würtemberg, Mecklenburg, einzelne geistliche Fürsten, sich dem verderblichen französischen Einfluß mit seinem Prunk und seiner Sittenlosigkeit, seiner Willkür und Aufsaugung der Volkskraft sich noch nicht entziehen konnten, so zeigten doch andere Fürsten, in erster Reihe die direkter unter preußischem Einfluß stehenden, wie Braunschweig, die thüringischen Staaten, dann Baden, Bayern, auch geistliche Fürsten, wie Kurköln und Kurmainz, den redlichen Willen, durch die Rückkehr zur alten Einfachheit, durch die Hebung des materiellen Wohlstandes ihrer Lande, durch ein wahrhaft patriarchalisches Regiment diese mit dem Absolutismus der Regierungsweise wieder auszusöhnen. Es begann eine bessere Zeit für D., in der sich auch der nationale Genius freier zu regen begann und seinerseits durch Musterschöpfungen

auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Literatur und Kunst auf den Geist des Volks erhebend und läuternd einzuwirken begann. Vielleicht die wohlthätigsten Folgen übte der seit dem Anfang des Jahrhunderts immer lebhafter sich aussprechende Dualismus zwischen Preußen und dem alten Kaiserstaat Oesterreich auf diesen selbst. Maria Theresia, eine kräftig angelegte und mit den besten Absichten für die Wohlfahrt ihrer der Verkommenheit zueilenden Völker beseelte Herrscherin, nahm, durch die schweren Schicksalsschläge der ersten Jahre geläutert, durch das Aufstreben des nördlichen Nachbars beständig angefeuert, seit dem Beginn ihrer Regierung die Zügel des Regiments selbst in die Hand und erwarb sich durch ihr Wirken ein dankbares Andenken in dem Herzen ihres Volks. An Stelle der frühern lockern Verbindung der einzelnen österreichischen Kronlande mit ihren noch jetzt zum Theil autonomen Ständen, ihrer gesonderten Verwaltung, den hohen Bevorrechtigungen von Adel und Klerus dem kleinen Bürger und Landmann gegenüber, welche die ganzen Kosten des überaus kostspieligen Regiments allein zu tragen hatten, trat eine centralistisch-durchgebildete, einheitliche Verwaltung, zu deren höchsten Stellen fortan jedem Talent freier Zutritt eröffnet wurde, eine gerechtere Vertheilung der Abgaben und Lasten, die Milderung der Leibeigenschaft und der Frondienste, eine Reform der beispiellos verderbten und langwierigen Justiz, endlich eine Reorganisation der Heeresverfassung, die an Stelle der bunten, wenig geordneten Heerhaufen, aus denen die Heere Leopolds I. und Karls VI. bestanden hatten, eine fest gegliederte, wohl geübte und ausgerüstete, einheitlich befehligte Armee von nahe 300,000 Mann schuf, mehr als das Doppelte von dem, worüber Karl VI. in seinen besten Jahren verfügt hatte. Auch in ihren Beziehungen zum Reich wußte die junge Selbstherrscherin, nachdem sie die ersten Angriffe ihrer geeinten Gegner siegreich zurückgeschlagen, jenes Uebergewicht herzustellen, das den Besitz der Kaiserkrone den letzten Habsburgern für die Förderung ihrer Hausinteressen so werthvoll gemacht hatte. So hatte sie nach Karls VII. Tod ihrem Gemahl Franz Stephan die Kaiserkrone zu verschaffen und damit den Uebergang des Kaiserthums vom Haus Habsburg auf das Haus Lothringen zu bewerkstelligen gewußt; so hatte sie trotz des Fehlschlagens ihrer übrigen Pläne im Siebenjährigen Krieg doch das eine Ziel fest im Auge behalten und glücklich hinausgeführt, ihrem Sohn Joseph mit Stimmeneinhelligkeit erst die römische Königswürde (1764), dann, nach Franz' I. Tod, 1765 auch die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen. Dennoch gewährte sie diesem, als Kaiser Joseph II. (1765—90) genannt, durchaus keinen Einfluß auf die Leitung der inneren Staatsangelegenheiten, die sie vielmehr, unterstützt von dem Rath ihres scharfsinnigen Reichskanzlers, des Fürsten Kaunitz, mit unermüdlichem Eifer selbst bearbeitete.

Während die beiden deutschen Großstaaten so wechselseitig bemüht waren, sich auf dem Felde friedlicher Eroberungen innerhalb ihrer Lande gegenseitig den Rang abzulaufen, gelang es doch nicht mehr, ein Verhältnis des Vertrauens, gegenseitigen guten Willens zur Erhaltung der bestehenden deutschen Zustände zwischen ihnen dauernd herzustellen. In der ungünstigern Lage befand sich dabei Preußen, denn während Oesterreich, im festen Besitz der Kaiserwürde auch schon für die nächste Generation, noch immer (mit Recht oder Unrecht) von den kleineren Reichsständen, vor allem den geistlichen Fürsten, als der Hort ihrer Unabhängigkeit betrachtet wurde, an Frankreich, mit dem es sich eben durch die Bande der Verschwägerung neu vereinte, einen dauernden Verbündeten behielt und auch zu Rußland infolge gemeinsamer Interessen gegenüber dem Türkenreich neue Punkte der Beziehung fand, stand Friedrich d. Gr. nicht nur isolirt und beargwöhnt da, als Beherrscher eines Landes, dessen im Krieg erlittene Wunden noch lange nicht verharscht waren, er fühlte sich auch auf allen Grenzen seines weitgedehnten, zerstückelten Gebiets dem mißtrauischen, gierig lauernden Blick der europäischen Großmächte, Oesterreichs wie Rußlands und Frankreichs, ausgesetzt. Unter diesen Umständen sah er sich genöthigt, sich auf eine Politik einzulassen, die, zunächst bestimmt, ihn aus seiner Isolirung zu reißen, damit sich die Ostmächte nicht einseitig auf Kosten eines dritten Nachbars vergrößerten, endlich zur Theilung Polens führte. Seit 1764 mit Katharina von Rußland durch ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis verbunden, sah er die Absorption der alten Republik Polen durch Rußland unvermeidlich werden, wenn es ihm nicht gelang, Oesterreichs Mißtrauen gegen seine Politik zu beseitigen und gemeinsam mit jenem den russischen Tendenzen eine Schranke entgegenzustellen. So kam es zu Annäherungen zwischen den beiden deutschen Staaten, die nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten endlich zu einer persönlichen Zusammenkunft Friedrichs mit dem jungen Kaiser Joseph II., der ihn hoch bewunderte und dessen Einfluß auf die Richtung der österreichischen Politik eben fühlbar zu werden begann, erst zu Neisse (1769), dann zu Mährisch-Neustadt (1771) und hier zu einer gegenseitigen Verständigung über die innere und auswärtige Politik führten. Doch durch das vorschnelle Vorgehen Oesterreichs, das aus Furcht, bei der Auflösung Polens leer auszugehen, sich auf wenig begründete Ansprüche hin zuerst eines Stücks polnischen Gebiets, des Zipser Komitats, bemächtigte (1770), wurde die befürchtete Auflösung Polens nur noch beschleunigt. Es kam zur ersten Theilung (1772), in der Rußland den Löwenantheil davon trug, während Oesterreich die Nachbarprovinzen Galizien und Lodomerien, über 1500 QMeilen, Preußen das kleinste, aber für seine innere Konsolidation hochwichtige Gebiet von Westpreußen und Ermland (631 QMeilen), doch mit Ausschluß der Weichselstädte Thorn und Danzig, zufiel. Unterdeß war dem ersten freundschaftlichen Verständnis zwischen Friedrich und dem jungen Kaiser bald wieder die Spannung gefolgt, die aus ihren entgegengesetzten Bestrebungen mit innerer Nothwendigkeit entsprang. Joseph II. hatte, von einem wirksamen Einfluß auf die Verwaltung Oesterreichs selbst durch seine Mutter fern gehalten, seine Thätigkeit mit dem ihm eigenen übereilten Feuereifer den Reichsangelegenheiten, zunächst einer Reform der Reichsverfassung, zugewandt, um der inhaltslos gewordenen Kaiserwürde hier neues Leben einzuhauchen. Als er indeß seine in gutem Glauben unternommenen Versuche zur Reform der Reichsjustiz durch Abstellung der Mißbräuche in der Praxis des Reichshofraths, eine langwierige, aber fruchtlose Visitation des Reichskammergerichts scheitern sah, wandte er sich völlig davon ab, um nach Friedrichs Vorbilde durch neue Erwerbungen von Land und Leuten die habsburgischen Kronlande zu arrondiren und den Verlust Schlesiens auszugleichen. Den alten Plänen Habsburgs auf die Einziehung

Bayerns schien der Tod Maximilian Josephs, des letzten Sprossen der wittelsbachischen Kurlinie (1777), eine treffliche Handhabe zu bieten, zumal der nächstberechtigte Nachfolger, **Karl Theodor** von Jülich-Berg aus der sulzbachischen Linie des Hauses, ein verschwenderischer und nur auf Wohlleben bedachter Fürst, welcher der legitimen Nachkommenschaft entbehrte, dem Antrag, sein Land gegen die Abtretung gewisser Gebietsstücke und die Zusicherung einer hohen Leibrente aufzugeben, ein geneigtes Ohr lieh. Die schon seit 1770 wieder eingetretene Spannung zwischen Preußen und Oesterreich wurde dadurch akut. Friedrich, der durch geschickte Unterhandlungen den präsumtiven Nachfolger Karl Theodors, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, zu einem energischen Protest gegen die österreichischen Vergrößerungspläne bewogen, stellte sich jetzt plötzlich als Wahrer der deutschen Reichsverfassung auf, als deren gefährlichster Feind der junge Kaiser jetzt selbst erschien. So kam es zum sogen. **bayrischen Erbfolgekrieg** (1778—79, s. **Erbfolgekriege**). Als Verbündeter Herzog Karls rückte der König mit einem Heer von 80,000 Mann in Böhmen ein und durchkreuzte durch diese militärische Demonstration im großartigsten Stil Josephs Pläne mit Erfolg. Unter der Vermittelung des von Friedrich mit in den Handel gezogenen Rußland, das die Gelegenheit zur Einmischung in die inneren deutschen Angelegenheiten begierig ergriff und seinen Einfluß auf dieselben als neu aufgenommener Garant der durch den Westfälischen Frieden herbeigeführten Umgestaltung Deutschlands an Stelle der mehr zurücktretenden Kronen Frankreich und Schweden seitdem trefflich auszudehnen und auszubeuten verstand, kam es mit der friedenssehnsüchtigen Maria Theresia zum **Teschener Frieden** (1779), der Oesterreich eine zwar nur kleine, aber von den Bayern mit dem größten Widerwillen ertragene Vergrößerung durch das bayrische Innviertel, einen Bezirk von 50 Q.Meilen, zusprach, im übrigen seine Pläne vereitelte, Rußland fortan in allen inneren Angelegenheiten des Reichs freies Spiel ließ und das Mißtrauen und die Eifersucht der beiden deutschen Großmächte mehr als je steigerte.

Der in diesem Augenblick eintretende Tod Maria Theresia's (29. Nov. 1780) rief Joseph II. auf den Thron seiner Mutter und schien seinem fieberhaften Verbesserungstrieb einen neuen Wirkungskreis zu erschließen. Trotz der 40jährigen Bemühungen der letzten Kaiserin um die Hebung ihres Landes, die Umbildung des mittelalterlichen Staatswesens zu einem modernen Einheitsstaat mit centralisirter Regierungsgewalt fand Joseph hier genug zu thun. Alle Neuerungsversuche der Kaiserin waren durch den passiven Widerstand, der ihr von Seiten der Stände und Korporationen wie Einzelner entgegengesetzt wurde, durch die eingewurzelte Korruption der herrschenden Klassen auf halbem Weg stehen geblieben; Joseph zeigte sich entschlossen, nach Friedrichs Vorbild mit eisernem Arm hier durchzugreifen; doch seine Ungeduld, die, jeder langsamen Entwickelung abhold, auf der Stelle Erfolge sehen wollte, hundert Reformen zu gleicher Zeit in Angriff nahm ohne die mindeste Berücksichtigung des Bestehenden, die Gewaltsamkeit endlich dieser »Revolution vom Thron herab« brachten ihn schließlich um die besten Erfolge seiner Bemühungen. Schon seine ersten Anstrengungen, die Leibeigenschaft nicht nur dem Namen nach, sondern auch thatsächlich aufzuheben, hatten nur geringen Erfolg und verwickelten ihn zugleich in einen erbitterten Kampf mit dem einflußreichsten Stand seines Staats, der über den reichsten Grundbesitz und eine große Zahl Leibeigener gebot, dem katholischen Klerus, dem »gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat« nach Josephs Ausdruck. Da dieser sich des Kaisers Versuchen widersetzte, so sollte zugleich seine ganze Macht gebrochen, sein Zusammenhang mit Rom aufgehoben, er selbst der Staatsgewalt untergeordnet werden. Indem der Kaiser sich jedoch nicht nur auf die Feststellung dieser staatlichen Obergewalt, die Aufhebung einer Unzahl unnützer Klöster und Orden, die Neuordnung des Unterrichts beschränkte, sondern auch in die inneren Angelegenheiten der Kirche sich empfindliche Eingriffe erlaubte, wandte sich nicht nur Rom und der Klerus, sondern auch die Stimmung des Volks gegen sein ganzes Vorgehen auf diesem Gebiet. Dadurch, daß er dann die alten Vorrechte des Adels durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Steuerfreiheit und alter Privilegien, der Justizexemtionen ꝛc. in ihrem Kern antastete, machte er auch diesen Stand zum entschiedensten Gegner seiner in überstürzender Hast in einer Unmasse von Verordnungen und Edikten sich kundgebenden Reformen. Indem so das Alte gewaltsam unterdrückt wurde, während das Neue nicht die hinreichende Zeit zur Reife erhielt, mancher Widerspruch in der Gesetzgebung, die Aufhebung mancher eben durchgeführten Neuerung, die sich nicht bewährte, auch die Festigung des wirklich Vortheilhaften schädigte, entstand ein Zustand allgemeiner Verwirrung und Auflösung, der den Kaiser, da er ihrer nicht Herr zu werden vermochte, mit Unmuth und Ueberdruß erfüllte.

Zu gleicher Zeit nahm Joseph seine Versuche, die Macht des Kaiserthums im Reich zu erweitern, nachdem sie auf dem Weg einer Reform der Reichsverfassung gescheitert waren, unter anderer Form wieder auf. Unter seinem jüngsten Bruder **Maximilian** suchte er eine Reihe der reichsten deutschen Bisthümer, Köln, Münster, Paderborn, Hildesheim, Lüttich, zu vereinen, und es gelang ihm dies wenigstens mit den beiden ersten. Verjährte kaiserliche Vorrechte, Ansprüche auf ehemalige kaiserliche Vogteigebiete wurden wieder hervorgesucht und zum Theil gewaltsam durchgesetzt; eine Reihe Stimmen am Reichstag wurden dem kaiserlichen Einfluß gewonnen, endlich der Versuch gemacht, den vom Erzbisthum Salzburg und dem Bisthum Passau abhängigen österreichischen Bisthümern volle Selbständigkeit zu vindiciren. Und wie diese Eigenmächtigkeiten die geistlichen, so erregten neue Anknüpfungen mit dem Kurfürsten Karl Theodor über einen Austausch Bayerns gegen die österreichischen Niederlande auch die weltlichen Reichsfürsten im Innersten und brachten zuletzt eine allgemeine Gährung gegen den Kaiser zu Wege, die ihren beredten Ausdruck in der Gründung des **Fürstenbundes** (1785), der letzten That Friedrichs d. Gr., fand. Von dem den Reichsständen im Westfälischen Frieden zugestandenen freien Bündnisrecht war seit jener Zeit der mannigfachste Gebrauch gemacht worden; beruhten doch die Associationen einzelner Stände und Kreise schon im Kriege gegen Ludwig XIV. zunächst hierauf. Durch die Kämpfe der beiden deutschen Großmächte unter einander waren dann die um ihre Unabhängigkeit besorgten kleineren Stände zur Eingehung von Verbindungen unter sich mannigfach angeregt worden, und die auf Bayerns Erwerb gerichteten Pläne Josephs hatten die hier gepflogenen Unterhandlungen und Einigungsentwürfe stets im Fluß erhalten. Josephs Eingriffe in die Gerechtsame deutscher

geistlichen Fürsten, wie sie durch die Reichsverfassung garantirt waren, sein überhandnehmender Einfluß am Reichstag, sein Versuch, dem Reichshofrath immer ausschließlicher die Stellung eines obersten Reichsgerichts zu verleihen, die immer greifbarere Gestalt annehmenden Pläne auf den Erwerb Bayerns brachten die verschiedenen Bemühungen der geistlichen Fürsten unter der Führung von Kurmainz und Würzburg und der weltlichen unter Vermittelung der Herzöge von Braunschweig, Weimar, Dessau, Baden und Pfalz-Zweibrücken (1783—85) endlich zu einer Art Einigung unter Preußens Führung. Indem Friedrich d. Gr., auch seinerseits durch die immer drohender werdenden Pläne Josephs nicht nur in seiner europäischen, sondern auch in seiner Stellung im Reich bedroht, für den von ihm aufgestellten Entwurf zunächst die Zustimmung Hannovers und Sachsens, dann die Karl Theodors von Pfalz-Zweibrücken, des Kurerzkanzlers von Mainz, denen die thüringischen, die anhaltinischen Fürsten, Braunschweig, Baden, Hessen-Kassel, Mecklenburg sich zugesellten, gewann, kam hier zum erstenmal ein Bündnis zu Stande, das den größten Theil Deutschlands unter Preußens Führung gegen die die Reichsverfassung bedrohenden Pläne des Kaisers aus dem Haus Oesterreich zu Schutz und Trutz verband. Man vereinte sich zur Aufrechthaltung des bisherigen Reichssystems, zum Zusammenhalten auf dem Reichstag, zur Abwehr jedes willkürlichen Eingriffs, zum Schutz der Reichsgerichte, zur Erhaltung der Reichskreise in ihren hergebrachten Rechten, zur Bewahrung jedes Reichsstandes in seinem Besitzstand. Indem die mächtigsten Fürsten sich endlich für den Fall des Bruchs einer der hier aufgestellten Bedingungen seitens des Kaisers zur Aufstellung eines gemeinsamen Heers verpflichteten, wurde der Ausbruch eines Reichskriegs gegen den Kaiser nur durch das Zurückweichen des letztern vor der Koalition, die ihn überrumpelt hatte, vermieden. Doch mit diesem Zurückweichen des Kaisers war die im Grunde doch nur für einen bestimmten Fall eingegangene Einigung für die meisten Fürsten, die daran theilgenommen, gegenstandslos geworden, und so löste sich der Bund schon ein Jahr nach Friedrichs Tod, ohne weitere Erfolge zu erzielen, wieder auf.

Um dieselbe Zeit machte sich die in den geistlichen Fürsten einmal angeregte Tendenz nach Wahrung und Ausdehnung ihrer politischen Selbständigkeit noch nach einer andern Richtung hin geltend. Die Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Bayern, die Erweiterung der Rechte des Nuntius am Rhein, beide mit der Vollmacht, in das Kirchenregiment der Bischöfe einzugreifen, veranlaßten unter kaiserlicher Billigung den Zusammentritt von Gesandten der vier deutschen Erzbischöfe zu Ems und die Aufstellung der sogen. **Emser Punktation** (August 1786). Darin stellten die geistlichen Fürsten die Ausdehnung der bischöflichen Gewalt, besonders die Erweiterung ihres Dispensationsrechts, die Regelung des Instanzenzugs und die Beseitigung der Rekurse nach Rom, endlich die Herabsetzung der vom Papst ihnen auferlegten Steuern als ihre Forderungen gegen Rom auf und fanden auch zunächst bei der praktischen Durchführung dieser Forderungen die kaiserliche Unterstützung durch einen ihnen günstigen Reichshofrathsbescheid (1787). Doch die Energie, mit welcher der Papst dagegen vorging, die Selbstsucht der Erzbischöfe selbst, welche die große Zahl der Bischöfe von den ihnen erwünschten Rechten auszuschließen suchten, die unfreundliche Aufnahme der Punktation seitens Preußens, dem mit einer Erweiterung der Macht der geistlichen Fürsten wenig gedient war, nöthigten diese bald wieder zum Verzicht auf die eben erzielten Resultate.

Nicht lange vorher war Friedrich d. Gr. aus dem Leben geschieden (17. Aug. 1786) und hatte seinem Nachfolger den Ausbau seines politischen Systems überlassen müssen. Die verwickelte Maschinerie seiner Staatsverwaltung war nur mit dem Aufgebot aller Kräfte im Gang erhalten worden und verbarg seinem scharfen Blick die Schäden nicht, die hier und da schon offener zu Tage traten. Zwar hatte er seinen Staat um ein Drittel seines Umfangs erweitert, die Bevölkerung desselben war von 2½ auf 6 Mill. gestiegen, Heer und Staatseinkünfte hatten sich verdoppelt, selbst ein bedeutender Staatsschatz war zurückgelegt; doch all' dieses war nur durch das beständige persönliche Eingreifen des Königs, durch die unermüdliche Erfüllung seiner Pflicht als »erster Diener des Staats« ermöglicht worden, und mehr noch als die wirkliche Schwäche des durch den Abgang der erprobtesten Officiere geschädigten Heers, der weiten und wenig gedeckten Ostgrenze des Landes erforderte der in den höheren Klassen, im Beamten- und Officierstand, gerade damals überhandnehmende Dünkel von der eigenen Vortrefflichkeit die Hand eines ebenso energischen, einfachen, pflichterfüllten und selbständigen Monarchen, wie sein Vorgänger gewesen. Diesen Erfordernissen entsprach indeß wenig der weiche, unselbständige Charakter des neuen Regenten, **Friedrich Wilhelms II.** (1786—97), der bei seinem Hang zur Schwelgerei und dabei zugleich einer mystischen Religiosität von unedlen Günstlingen (Bischofswerder, Wöllner) nach seinen ersten, mit Jubel aufgenommenen Reformen, wie der Aufhebung der verhaßten Regie, der Unterstützung der Landwirtschaft und der Gewerbe, der Neuorganisation der militärischen Angelegenheiten und des Schuldepartements, letzteres unter Leitung des trefflichen Ministers Zedlitz, bald zum Erlaß des berüchtigten **Religionsedikts** (von 1788), das eine starre Orthodoxie in Kirche und Schule einzuführen bestimmt war, zur Wiedereinführung der Censur gegen die unbequem werdenden Erzeugnisse der Presse, endlich zur Ueberlassung der gesammten innern Staatsleitung an die beiden Günstlinge und ihre Kreaturen geführt wurde. Die auswärtige Politik, die vorerst noch in den Händen von Friedrichs d. Gr. bewährtem Kabinetsminister **Hertzberg** ruhte, gerieth doch bald gleichfalls in die unerfreulichsten Konflikte, seitdem nicht mehr die Staatsraison, sondern Gemüthsaufwallungen des Königs und die Neigung des Ministers zu ausschweifenden politischen Kombinationen ihre Richtung bestimmten. So kam es 1787 zu einem freilich wenig blutigen Zusammenstoß mit Holland, das eben, von Frankreich aufgestachelt, nur mit Mühe einem ernstlichen Kampf mit Joseph II. betreffs der von diesem widerrechtlich beanspruchten Oeffnung der Scheldemündung entgangen war, wegen einer persönlichen Unbill, die des Erbstatthalters Wilhelm V. Gemahlin die Schwester des Königs, von der jenem feindlich gesinnten Partei der Patrioten erlitten hatte. Die widerstandslose Besetzung Hollands hatte zwar zur Befestigung der Macht des Erbstatthalters, dann zu einem Bund Preußens mit den beiden Seemächten geführt; doch erwies sich dieser in den politischen Komplikationen der nächsten Jahre eher schädlich als vortheilhaft, während die in Holland leicht gewonnenen Lorbeeren König und Heer über die eigene Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit in immer stärkern Wahn wiegten.

Um eben diese Zeit hatte nämlich die orientalische Frage zum erstenmal eine ganz Europa mit Krieg bedrohende Gestalt angenommen. Während Polen unter Rußlands Oberhoheit ein kümmerliches Dasein fristete, hatte sich die Eroberungspolitik der russischen Selbstherrscherin Katharina II. auch in bedrohlichster Weise gegen die Türken gewandt. In den 1787 von ihr eröffneten Krieg hatte sie Kaiser Joseph, der ihre Bundesgenossenschaft der Uebernahme eines in seinen Folgen unabsehbaren Kampfs werth hielt, mit hineingezogen, und die Pforte hatte, von zwei übermächtigen Gegnern bedroht, an dem von der Hertzberg'schen Politik geleiteten Preußen, das sich im geheimen mit Polen verständigt, eine Stütze gefunden. Während Hertzberg bemüht war, seinem Könige, gestärkt durch den Bund mit den Seemächten, die das Ueberhandnehmen der russischen Macht im Orient nicht ruhig mit ansehen konnten, und mit Schweden, die Rolle eines »Schiedsrichters von Europa« beizulegen, nicht ohne den Nebengedanken eigener Vortheile — er plante eine Abtretung von Thorn, Danzig und einigen polnischen Grenzgebieten an Preußen, wofür Polen Galizien von Oesterreich zurückerhalten und dies letztere durch die den Türken entrissenen Donaufürstenthümer entschädigt werden sollte —, wurden seine Pläne durch den Gang der Kriegsereignisse völlig durchkreuzt. Ebenso glücklich wie die russischen Waffen gegen die Türkei, ebenso unglücklich waren die österreichischen nach den ersten, wenig nachhaltigen Erfolgen. Als daher Joseph II., der selbst die Führung seiner von den Türken zurückgedrängten, durch Mangel und Krankheit decimirten Truppen übernommen hatte, von einem Fieber in Ungarn in der Blüte seiner Jahre 1790 dahingerafft wurde und der Krieg sich hier unentschieden hinzog, ward die Situation so völlig geändert, daß Preußen, auf dem zwischen seinen und österreichischen Gesandten stattfindenden Kongreß zu Reichenbach, dem auch Vertreter der Seemächte beiwohnten, von diesen letzteren gleichfalls im Stiche gelassen und von der überlegenen Diplomatie des Gegners überwunden, im Reichenbacher Vertrag (27. Juli 1790) seinerseits auf jede Erweiterung seines Gebiets gegen eine gleiche Zusage Oesterreichs verzichten mußte, ein Mißerfolg, der bald darauf den Sturz des Ministers Hertzberg (1791) herbeiführte.

Unterdeß hatten auch die Verhältnisse des von Joseph II. beherrschten Oesterreich eine völlig andere Gestalt angenommen. Hatte der Kaiser durch seine übereilten Reformen schon seine Hauslande im Innersten erregt und die Gemüther eines großen Theils seiner Unterthanen sich entfremdet, so war dies in noch viel höherem Maß in den erst später hinzu erworbenen Landen, den Niederlanden und Ungarn, der Fall. Eingriffe in manche dem Herzen des Volks theure Einrichtung und sein radikales Vorgehen gegen die katholische Geistlichkeit verbitterten die Stimmung der Niederländer, die Centralisation der Verwaltung unter Bevorzugung der deutschen Elemente und die strenge Durchführung der Aufhebung der Leibeigenschaft die Magyaren gegen ihn, und als er sich in den unglücklichen Krieg gegen die Türken eingelassen, ergriffen diese Völker die Gelegenheit, um, dort mit der geheimen Unterstützung Preußens und Englands, hier der der Türken, mit denen sie von jeher Beziehungen unterhalten, sich in hellem Aufruhr gegen den Kaiser zu erheben. In diesem Augenblick (20. Febr. 1790) erlag Joseph, mit den Rüstungen des Türkenfeldzugs beschäftigt, dem Einfluß des Klima's, den Strapazen des Feldzugs und mehr noch dem Gram über das Scheitern aller seiner Pläne im Innern und nach außen, geistig und körperlich gebrochen. Seit dem Beginn seiner Regierung mit den wohlwollendsten Absichten für alle seine Lande und Unterthanen erfüllt, sah er sich zuletzt ausnahmslos von allen zurückgestoßen und gehemmt und eine der werthvollsten Erwerbungen seines Hauses, die Niederlande, im Begriff, sich vom Haus Habsburg wieder loszureißen. So hatte er nach eigenem Geständnis das Unglück, alle seine Pläne scheitern zu sehen. Ganz dem Kaiser entgegengesetzt war sein Bruder Leopold, bisher Großherzog von Toscana, der, zur Regierung der habsburgischen Lande berufen, bald auch als Leopold II. den deutschen Kaiserthron bestieg (30. Sept. 1790), aber denselben nur zwei Jahre (1790—92), bis zu seinem gleichfalls frühzeitigen Tode, innehatte. Leopold, eine feine, geschmeidige Diplomatennatur, wußte durch sein ausgleichendes, beruhigendes Regiment nicht nur das gestörte Gleichgewicht im Innern Oesterreichs allmählich wieder herzustellen, sondern auch die nach außen hin erlittenen Einbußen, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder einzubringen. Wie er indeß Preußen im Vertrag von Reichenbach diplomatisch überwand, so wußte er auch seinen Einfluß auf das Reich und die einzelnen Reichsstände bei dem von Frankreich her drohenden Ungewitter wieder geschickt zu erweitern.

Trotz des auch durch den Hubertsburger Frieden innerlich nicht ausgeglichenen Konflikts, der sich zwischen den beiden deutschen Großmächten, den Vertretern entgegengesetzter staatlicher und religiöser Principien, erhoben hatte und sich als ein Ferment zur innern Entwickelung, zur Herausbildung eines neuen Zustandes erhielt, war die 30jährige Friedensepoche, die dem Siebenjährigen Krieg folgte, eine Zeit reichster innerer Entwickelung für die deutschen Staaten und die ganze deutsche Nation. Wie auf Oesterreich, so hatte auch auf fast alle Staaten zweiten und dritten Ranges, geistliche wie weltliche, das Vorbild Preußens mächtig eingewirkt. Es hatte das Zeitalter der Aufklärung begonnen, in politischer, geistiger und sittlicher Beziehung und nicht in jener abgeflachten und auf der Oberfläche hängen bleibenden Form, wie sie Frankreich hervorbrachte und auch in D. einzubürgern versuchte, sondern in einer fundamentalen, Gemüth und Charakter der ganzen Nation tief ergreifenden Weise, die zuletzt nicht nur zur politischen Reform, sondern auch zur Erneuerung des geistigen und sittlichen Lebens der Nation führte, und als deren köstlichste Blüte die zweite klassische Periode der deutschen Literatur zu betrachten ist. Die Grundsätze, daß der Fürst der erste Diener des Staats, daß die Wohlfahrt der Unterthanen sein höchstes Ziel, daß jeder derselben vor dem Gesetz gleich sei, jeder einen Anspruch auf die Heranbildung zu einem selbständigen und selbstbewußten Mitgliede der Staatsgemeinschaft habe, hatten auch die übrigen Fürsten Deutschlands gewonnen, und es begann, abgesehen von manchen unrühmlichen Ausnahmen, ein Wettstreit zwischen weltlichen und geistlichen Fürsten, im Sinn dieses »aufgeklärten Despotismus« und unter der Einwirkung einer immer mehr sich läuternden populären Literatur im besten Sinn dieses Worts ihre Völker zu beglücken, ihre Länder zum Mittelpunkte der neuen geistigen Bewegung, zum Sammelpunkte der Leuchten der Wissenschaft und Poesie zu machen. Nachdem die deutsche Nation fast drei Jahrhunderte zuvor schon einmal auf die Entwickelung des allgemeinen Geistes mächtig eingewirkt, dann, durch

innere Kämpfe zerrissen, zurückgesunken war in eine rein passive Aufnahme der großen geistigen Fortschritte der romanischen Nationen, zeigte sich seit dem Beginn des 18. Jahrh. unter der Einwirkung der englisch-protestantischen nationalen Entwickelung eine Rückweisung des fremden, besonders des französischen Einflusses, eine Rückkehr zu den Werken des klassischen Alterthums, zu den Ueberlieferungen der eigenen Vergangenheit, ein Sichversenken des nationalen Geistes in sich selbst zur Herausbildung einer tiefern, selbständigen Auffassung des Menschen und der Natur, der glückliche Versuch zur Reproduktion der neuen Ideen und Empfindungen in klarer, schöner und schwungvoller Sprache. Im Schoß des Protestantismus erhob sich eine Schule, die den festgestellten Lehrbegriff an der Hand der ursprünglichen Zeugnisse kritisch zu sichten und festzustellen bemüht war, und sobald dies gelungen war, trat der streng konfessionelle Standpunkt zurück, um ganz der freien Forschung Raum zu lassen und in positiver Weise, entgegen der negirenden Art des benachbarten Frankreich, dem Ziel einer universalen Verständigung zuzueilen. Und dieser Bewegung im Schoß des Protestantismus trat eine von ähnlichen Voraussetzungen ausgehende im Katholicismus gegenüber, die, gleichfalls an der Hand einer verständigen und eindringenden Kritik, das ursprüngliche Wesen der Kirche in seiner Reinheit herzustellen bemüht war, den Gegner dieses Strebens in ganz Europa, den Orden der Jesuiten, glücklich beseitigte, aber schließlich ihren Versuch der Wiederaufrichtung einer deutschen Nationalkirche an selbstischen Rücksichten scheitern sah.

Doch während sich einzelne deutsche Staaten zu Wohlstand und Blüte unter der Leitung wohlwollend gesinnter Fürsten erhoben, erweckte der immer sichtbarer hervortretende Verfall der deutschen Reichsverfassung, wie er durch die Bildung des auch nur kurze Zeit wirksamen Fürstenbunds sich dokumentirt hatte, in den kleineren und kleinsten Staaten immer mehr Besorgnisse vor einer Zukunft, in der sie der Stütze und des Schutzes eines mächtigen Reichsoberhaupts, einer kräftigen und wirksamen Reichsverfassung würden entbehren müssen. Doch vergeblich wurden die Federn angesetzt, um neue Projekte für die Reform dieser Reichsverfassung zu entwerfen; sie blieben ein todtes Stück Papier, so lange die wirklichen Verhältnisse, die eine einheitliche Konsolidation unmöglich machten, unverändert bestehen blieben. Das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, das sich aller Orten über diesen Zustand kundgab, erhielt einen sehr drohenden Untergrund mit dem Augenblick, wo die Flammen der französischen Revolution (1789) hoch emporschlugen und diese, im Sturm sich ausdehnend, bald auch die vielfach in französisches Gebiet hineingreifenden deutschen Stücke Landes zu ergreifen drohten. Wenn auch der erste Eindruck der Revolution nicht nur bei der großen Menge des Volks und seiner Denker und Dichter, sondern auch bei vielen wirklichen Staatsmännern kein ungünstiger gewesen war, so begann doch ein Rückschlag der Stimmung schon mit jenem Augenblick, wo die bisher am meisten vernachlässigten oder Frankreich zunächst gelegenen Bevölkerungen die dort vorgebrachten Beschwerden zu ihren eigenen zu machen begannen. Wenngleich die letzte Epoche die freiwillige Abschaffung einer Menge von Mißbräuchen früherer Zeit gebracht hatte, so waren dennoch manche Beschwerden, wie ungleiche Steuerbelastung, der Fortbestand manches feudalen Vorrechts, der Mangel einer unparteiischen Justiz, ebenso allgemein wie meist auch wohlbegründet. Gegen diese Mängel richtete sich die öffentliche Stimme, und die meisten Fürsten zeigten sich zuerst um so geneigter zur Remedur, als sie nicht nur von Westen bedroht waren, sondern auch das Interregnum zwischen Josephs II. Tod und Leopolds Wahl (Februar bis September 1790) sie auf ihre eigene Kraft stellte und vom Reich wenig Hülfe zu erwarten war. So legte denn die für den neuen Kaiser entworfene Wahlkapitulation neben einer noch engern Beschränkung seiner kaiserlichen Rechte zu Gunsten der Kurfürsten demselben in vorderster Reihe auch die Sorge zur Abwehr der Beeinträchtigungen auf, welche die neue Ordnung der Dinge in Frankreich den deutschen Reichsständen auferlegt hatte. Eine Reihe von Reichsständen, die in Elsaß, Lothringen, der Freigrafschaft Burgund noch ein freilich weit zerstreutes und zerstücktes Reichsgebiet besaßen, waren durch die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung, die, in die Fußstapfen der Könige tretend, die französische Oberhoheit über alle Enklaven der drei genannten Provinzen ausgedehnt wissen wollte und demgemäß die Aufhebung der Leibeigenschaft und aller Feudalrechte, des geistlichen Zehnten, der geistlichen Gerichtsbarkeit u. a. gleichwie im eigenen Land, auch hier rücksichtslos proklamirte, ernstlich geschädigt. Es waren dies in erster Reihe die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Bischöfe von Straßburg, Speyer und Basel, dann die Herzöge von Würtemberg, die Mömpelgard, von Pfalz-Zweibrücken, welche die Aemter Lützelstein, Bischweiler, Gutenberg, Sulz, Hagenbach, Kleeburg, Rappoltstein besaßen, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Markgraf von Baden, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, endlich die große Zahl der elsässischen Abteien, Stifter und Reichsritter, die jede Entschädigung durch französische Assignaten oder Nationalgüter entschieden von der Hand wiesen und ihre Beschwerden vor den Reichstag brachten. Die Berathungen währten hier vom 26. April 1791 bis in den August hinein, und der vorsichtige und zurückhaltende Leopold verzögerte die kaiserliche Ratifikation des einhellig zu Stande gekommenen Reichsgutachtens noch bis zum 10. Dec. d. J. Doch während man die Unterdrückung der nicht besonders gefährlichen Unruhen in den Bisthümern Speyer und Lüttich (1790—1791) mit unverständiger Heftigkeit und nur mit dem Aufgebot bedeutender Mittel durchsetzte, geschah von den am meisten durch die Propaganda der Revolution bedrohten geistlichen und weltlichen Fürsten des Westens kein ernstlicher Schritt zur Vertheidigung ihrer Grenzen, was freilich bei dem gänzlichen Verfall ihrer Wehrverfassung nur mit den größten Anstrengungen zu ermöglichen gewesen wäre. Im Gegentheil gab man durch die Aufnahme der französischen Emigranten, die zu Trier, Worms und Mainz ihr Hauptquartier aufschlugen und mit völligster Ungenirtheit sich wie die Herren dieser Striche, die geistlichen Fürsten wie ihre Vasallen betrachteten, Frankreich zunächst gegründeten Anlaß zu Beschwerden und später einen gelegenen Vorwand, seinerseits dem Reich den Krieg zu erklären. Während der Kaiser sich durch seine Verschwägerung mit König Ludwig XVI. nie auch nur einen Moment zu einem von Gemüthsaufwallungen allein diktirten Schritt hinreißen ließ und so auch dem Verlangen des Reichstags, die deutschen Beschwerden an Frankreich zu übermitteln, mit dem Vorwand auszuweichen wußte, daß bei der Gefangennahme König Ludwigs keine anerkannte

Gewalt in Frankreich existire, an die man sich in diesem Fall wenden könne, war König Friedrich Wilhelm II., in seinen persönlichen Gefühlen durch die Ludwig XVI. angethane Unbill aufs tiefste verletzt, seinerseits derjenige, der dem Kaiser Anerbietungen zu einem gemeinsamen energischen Vorgehen gegen das revolutionirte Land machte. Doch Leopold, durch den vereitelten Fluchtversuch Ludwigs XVI. (Juni 1791) und seine seitdem immer mißlicher werdende Lage zu einem Schritt vor den Augen Europa's gedrängt, begnügte sich mit dem Erlaß einer Cirkularnote an die europäischen Höfe, die sie aufforderte, die Sache des französischen Königs als ihre eigene zu betrachten und demselben mittels energischer Maßregeln zu Hülfe zu kommen. Auch die durch den König von Preußen veranlaßte Zusammenkunft beider deutschen Monarchen zu Pillnitz (27. Aug.) führte zu keinen bindenden Beschlüssen. Leopold wußte vielmehr die offensiven Bestrebungen Friedrich Wilhelms in eine defensive Bahn hinüberzuleiten. Mit größter Genugthuung vernahm er daher die Nachricht von der Annahme der neuen Verfassung seitens Ludwigs XVI. (September) und hoffte nach einer innern Aussöhnung zwischen König und Volk in Frankreich auch auf eine friedliche Ausgleichung der deutschen Beschwerden gegen jenes. Diese Hoffnungen wurden indeß durch die immer feindseliger werdende Haltung der französischen Nationalversammlung vereitelt, die, von den Girondisten erregt, ihrerseits zur Kriegserklärung hindrängte und zunächst die Auflösung der Emigrantenkorps am Rhein in drohendem Ton forderte (1. März 1792). Leopold ging hierauf auf die preußischen Erbietungen, wenn auch nicht in ihrem vollen Umfang, ein, und so kam es in Berlin zu einer Allianz beider Mächte zu gegenseitiger Vertheidigung und zur Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung in ihrer Integrität (7. Febr. 1792). Leopolds unerwarteter Tod (1. März 1792) beschleunigte den Ausbruch des Kriegs; denn der jugendliche Franz II. (1792—1806), welcher dem Vater in den Erblanden sogleich, auf dem Kaiserthron durch einhellige Wahl der Kurfürsten 5. Juli folgte, lieh den Einflüsterungen der Emigranten bereitwilligeres Gehör. Indeß kam ihm das in Frankreich ans Ruder gelangte girondistische Ministerium mit der Kriegserklärung (20. April) zuvor. Die Erklärung richtete sich nur gegen den Kaiser, nicht gegen König Friedrich Wilhelm II., von dem man in Frankreich unter gänzlicher Verkennung der wahren Sachlage hoffte, daß er neutral bleiben würde. Dagegen griffen jetzt beide Monarchen zu den Waffen, und ein Mißerfolg wäre bei der völlig mangelnden Organisation der französischen Streitkräfte kaum denkbar gewesen, wenn nicht die den Deutschen seit Jahrhunderten anhaftenden Fehler, innere Zwietracht und Unentschlossenheit, den Franzosen zuletzt doch wider Erwarten den Sieg in die Hände gegeben hätten. Da die kleineren Reichsfürsten, trotzdem sie am meisten bedroht waren, fast gar keine Anstalten zur Vertheidigung gemacht, der Kurfürst von Bayern und der Pfalz sogar um die Neutralität während des Kriegs sich bemühte, so fiel Oesterreich und Preußen allein die ganze Aufgabe zu. Der Operationsplan war der, daß ein aus beiderseitigen Truppen gebildetes Heer unter Führung des Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig vom Niederrhein her durch das nördliche Frankreich gegen die Hauptstadt vordringen, ein zweites österreichisches Heer von Süden aus ins Elsaß einbrechen und mehrere besondere Emigrantenkorps die Verbindung zwischen beiden Heeren aufrecht erhalten sollten. Die verschiedene Auffassung der Kriegführung seitens Friedrich Wilhelms II., der persönlich das Hauptheer begleitete, und Karl Ferdinands, die Widerwilligkeit, mit der letzterer in Frankreich selbst vorging, waren ein schlimmes Vorzeichen für die spätere Zeit, während das von einem Emigrirten entworfene, vom Herzog von Braunschweig unterzeichnete Kriegsmanifest durch seine unklug drohende Sprache die Franzosen ihrerseits zu heldenmüthiger Vertheidigung des Vaterlands gegen die fremde Invasion begeisterte und ihnen so die mangelnde Truppenzahl, Taktik und Ausrüstung einigermaßen ersetzte. Nach mehreren glücklichen Erfolgen, der Einnahme von Longwy und Verdun (23. Aug. und 2. Sept. 1792), kam es zunächst zu einigen unentschiedenen Treffen mit den Franzosen unter Dumouriez beim Versuch, die Argonnenpässe zu überschreiten, dann nach ihrer Umgehung zum Zusammentreffen mit General Kellermann bei Valmy in der Ebene der Champagne (20. Sept.); doch erfolgte hier nicht die erwartete Entscheidungsschlacht, sondern nach erfolgloser gegenseitiger Kanonade trat Karl Ferdinand aus einer persönlichen, nie aufgeklärten Mißstimmung plötzlich den Rückzug an, verfolgt und belästigt von den seit jenem Augenblick immer kühner auftretenden Franzosen. Während Dumouriez die zur Deckung der Niederlande zurückbleibenden Oesterreicher in mehreren Gefechten zurückdrängte und endlich durch die Schlacht bei Jemappes (6. Nov. 1792) zur Aufgebung dieses Landes nöthigte, drang der französische General Custine über den Rhein, nahm mit einem Handstreich die Städte Worms und Speyer und rückte dann gegen Mainz vor, das, von den kurfürstlichen Truppen und einem österreichischen Hülfskorps besetzt, sich auf die Bedingung freien Abzugs für die Garnison fast widerstandslos ergab (21. Okt. 1792). Frankfurt folgte seinem Beispiel und wurde auf das härteste gebrandschatzt, doch noch vor Ablauf des Jahrs von einem Korps Preußen, deren König sein Hauptquartier zu Koblenz aufgeschlagen und dadurch den weiteren Fortschritten der Franzosen Einhalt gethan hatte, und Hessen wieder besetzt. Der Eindruck, den das kühne Vordringen Custine's, der widerstandslose Fall des starken Mainz, die Fortschritte der revolutionären Propaganda in den Rheinlanden auf Fürsten und Reich machten, ist unbeschreiblich: der Bischof von Speyer gab sein Stift den Feinden preis und suchte sich persönlich in Sicherheit zu bringen; der von Trier floh zum Kurfürsten von Köln, der selbst an einen ähnlichen Schritt dachte; der von Mainz hatte beim ersten Nahen Custine's seinem Kurfürstenthum den Rücken gewandt; die fränkischen Bischöfe erbaten Schutzbriefe von ihm; die Reichsgesandten zu Regensburg mieteten Schiffe, die Donau hinab zu fliehen; Kurpfalz warb um die Gunst der Franzosen; überall zeigte sich Auflösung, feige Flucht, Zittern und Furcht bis in das Herz Deutschlands hinein. Klarer als irgend etwas enthüllte die kopflose Desertion der eben noch so hochmüthigen und herausfordernden geistlichen und weltlichen Fürsten des Rheins, auf die erste Nachricht der andringenden Gefahr, die Haltlosigkeit der dortigen politischen Zustände. Jeder Klarsehende erkannte schon damals, daß es mit ihrer Herrschaft bei der veränderten Weltlage für immer vorbei sei, und wenn es hier, dank den Waffen der deutschen Großmächte, noch einmal für kurze Zeit zu einer Restauration des Alten kam, so zeigte doch die Wiederholung jener ersten Vorgänge, daß es mit der

Freiheit und Verfassung des alten Deutschen Reichs vorbei sei.

Doch schlimmer noch als die ersten, vorläufig wenig dauerhaften Erfolge der Franzosen am Ober- und Mittelrhein war das Hervorkeimen des alten bösen Haders zwischen Oesterreich und Preußen, gezeitigt durch den Mißerfolg der Kampagne dieses Jahrs. So selbstlos der erste Entschluß Friedrich Wilhelms II., für die unglückliche französische Königsfamilie mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht einzutreten, auch gewesen war, bald trat bei dem ersten ungehinderten Vordringen der Alliirten über die Reichsgrenze Oesterreich, getreu dem alten Princip, bei jeglicher Betheiligung an einer öffentlichen Angelegenheit Deutschlands einen Privatvortheil herauszuschlagen, und noch befangen in den Tendenzen der Josephinischen Politik, in dem Getriebe der diplomatischen Intriguen, die dieses Zeitalter charakterisiren, gegen den Verbündeten mit der Forderung hervor, als Entschädigung für das Aufgebot an Mitteln und Streitkräften im Feldzug ihm den Austausch Bayerns gegen Belgien nachzulassen. Preußen zeigte sich jetzt, entgegen dem System der Politik Friedrichs d. Gr., dem Eingehen auf diesen alten Lieblingswunsch Oesterreichs gefügiger gegen des letztern Einwilligung in seine eigene Arrondirung nach Polen hin. Allein die bald noch von Oesterreich aufgestellte Forderung der Abtretung der eben an Preußen zurückgefallenen hohenzollernschen Stammlande Ansbach und Baireuth, die von Preußen entschieden zurückgewiesen wurde, machte diesen diplomatischen Verhandlungen ein Ende, und der unglückliche Ausgang des Feldzugs steigerte die Spannung beider durch gegenseitige Vorwürfe und Anschuldigungen. Trotz der hierdurch erzeugten Friedensstimmung bewirkte doch die Hinrichtung Ludwigs XVI. und die maßlose Uebertreibung der revolutionären Ideen, die, nach Custine's Vordringen am Rhein auch dorthin verbreitet, erst zur Einführung eines »Konvents« in Mainz nach dem Muster des Pariser, dann zur Umbildung der eroberten Gebiete zu einem besondern, unter Frankreichs Schutz stehenden Freistaat, endlich zu dessen Einverleibung in die Mutterrepublik geführt hatten (18. März 1793), eine neue Vereinigung beider Mächte gegen Frankreich, die sich durch des englischen Ministers Pitt Bemühungen zu einer ersten Koalition gegen Frankreich erweiterte, und der England, Holland, Sardinien, Neapel und Spanien nach einander beitraten. Endlich nahm auch der deutsche Reichstag, durch das Wiedervordringen der deutschen Heere Ende 1792 einigermaßen beruhigt, die seit Monaten unterbrochenen Verhandlungen über die Beschwerden gegen Frankreich wieder auf und kam nach abermaligen monatelangen Verhandlungen zu dem gewichtigen Beschluß, daß der von diesem Lande dem Reich aufgedrungene Krieg für einen Reichskrieg zu erklären sei (22. März 1793). Hier, wie so oft vorher, blieb es beim Beschluß, indem die Bildung eines Reichsheers theils an dem Unvermögen, theils, wie bei Kurpfalz, geradezu an dem bösen Willen der einzelnen Stände scheiterte, so daß die wenigen schlagfertigen Reichskontingente, wie die von Hannover, von Hessen-Kassel, von Braunschweig, den Heeren der beiden Großmächte zugewiesen werden mußten. Zu derselben Zeit hatten die Oesterreicher unter der Leitung des Prinzen von Koburg den Kampf in den Niederlanden gegen Dumouriez mit dem glücklichsten Erfolg fortgesetzt und durch die Siege von Neerwinden (18. März 1793) und Löwen (22. März) diesen zur Räumung Belgiens genöthigt. Dumouriez' Versuch, eine Kontrerevolution zum Sturz des Konvents zu Stande zu bringen, scheiterte an der Treue seiner Truppen und zwang ihn selbst zur Flucht zu den Oesterreichern. Das vereinigte Koalitionsheer in den Niederlanden ging indeß bald der eben gemachten Eroberungen wieder durch die Uneinigkeit und das gegenseitige Mißtrauen seiner Führer verlustig. Der Befehlshaber des englisch-holländischen Kontingents, der Herzog von York, trennte sich von dem Hauptheer und wurde von Houchard bei Hondscote geschlagen (8. Sept. 1793). Koburg selbst überließ nach einem unentschiedenen Treffen bei Wattignies (16. Okt.) seinem Gegner Jourdan das Schlachtfeld, und obgleich die Niederlande am Ende des Feldzugs von den Verbündeten behauptet wurden, so hatte doch die junge französische Republik durch den erfolgreichen Widerstand gegen die Heere der Koalition hier wie am Oberrhein, wo das preußisch-österreichische Heer unter dem Herzog von Braunschweig und Wurmser nach der Wiedereinnahme von Mainz (Juli 1793) zwar die Weißenburger Linien durchbrochen und das Unterelsaß besetzt hatte, doch durch die Uneinigkeit der beiden Führer schließlich zur Wiederaufgabe dieser Positionen genöthigt worden war, unendlich an Siegeszuversicht und innerer Kraft gewonnen, während der immer deutlicher hervortretende Zwiespalt zwischen den Gliedern der Koalition auch für die Zukunft nichts Gutes ahnen ließ.

Die alte Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen hatte indeß neue Nahrung durch die Vorgänge im Osten erhalten, wo Friedrich Wilhelm II., durch Katharina's drohende Pläne gegen Polen gezwungen, mit der Zarin einen zweiten Vertrag über eine neue Theilung Polens abgeschlossen hatte (23. Jan. 1793), der ihm neben Thorn und Danzig auch die Palatinate von Posen, Gnesen, Kalisch und Kujavien, unter dem Namen von Südpreußen, ein Gebiet von 1000 □Meilen mit einer theilweise deutschen Bevölkerung von einer Million Einwohnern, überwies, dessen Preußen sich freilich erst mit Waffengewalt bemächtigen mußte. Die Erbitterung Oesterreichs, dem ein Zutritt zum Vertrag beider Mächte und der bayrisch-belgische Ländertausch, dagegen kein Zuwachs an polnischem Gebiet in Aussicht gestellt war, wuchs über diese geheime Abmachung ins Unendliche, zumal der jetzt die österreichische Politik leitende Minister Thugut der entschiedenste und mißtrauischste Gegner Preußens war und seitdem unaufhörlich mit Rußland gegen Preußen intriguirte. Diese Verwickelungen, die schon auf den Fortgang des Feldzugs von 1793 von störendem Einfluß gewesen, wirkten in dem des folgenden Jahrs noch weit verderblicher. Nur höchst widerwillig ließ sich der finanziell völlig erschöpfte König von Preußen zur Fortführung des Kampfs bewegen, und nur gegen die bedeutendsten Subsidienzahlungen Englands stellte er noch einmal ein Heer von 50,000 Mann unter der Führung des Feldmarschalls v. Möllendorf ins Feld, welches zwar mehrere erfolgreiche Treffen mit den Franzosen bei Kaiserslautern (23. Mai und 18.—20. Sept.) bestand, jedoch das von England geforderte Abrücken nach Flandern zur Unterstützung des dortigen von Jourdan schwer bedrängten Koalitionsheers entschieden verweigerte und so indirekt den Fortschritt der französischen Waffen auf der ganzen Rheinlinie mit verschuldete. Denn nachdem der Prinz von Koburg bei Fleurus (26. Juni) eine Niederlage erlitten, welche die Räumung Belgiens zur Folge hatte, legte

dieser Feldherr sein undankbares und auf allen Seiten behindertes Oberkommando nieder, und der Rückzug seines Nachfolgers, Generals Clerfayt, über den Rhein führte auch die Aufgebung der preußischen Positionen am linken Ufer des Oberrheins und das Vordringen der Franzosen bis an diesen Fluß in seiner ganzen Ausdehnung von der Schweiz bis zu den Niederlanden herbei. Eine Folge davon war die Ueberflutung des in eine »Batavische Republik« umgewandelten Holland durch die Franzosen (Anfang 1795) und die Auflösung der Koalition, da Preußen jetzt, durch die drohenden Vorgänge in Polen beunruhigt, separate Unterhandlungen mit der französischen Republik begann. Zu derselben Zeit nämlich, wo die Heere der Koalition am Rhein gegen Frankreich kämpften, hatten die Polen sich gegen die Uebergriffe Katharina's unter der Führung Kosciuszko's erhoben (1794) und waren nur durch die vereinten energischen Anstrengungen des russischen Feldmarschalls Suworow und der Preußen, an deren Spitze sich Friedrich Wilhelm II. selbst gestellt, gewaltsam zurückgeschlagen worden. Doch während Preußen hier die größten Anstrengungen gemacht hatte, Oesterreich dem Kampf ganz fern geblieben war, kam es dennoch in den gemeinsamen Konferenzen, die zwischen den Bevollmächtigten der drei Mächte im December d. J. zu St. Petersburg statthatten, infolge der entschiedenen Bevorzugung Oesterreichs durch Katharina erst zu einem feierlichen Protest des preußischen Unterhändlers, dann zu einem privaten Abkommen zwischen Rußland und Oesterreich (3. Jan. 1795), laut welchem Katharina die größere Hälfte des Restes von Polen, mehr als 2000 QMeilen, Oesterreich und Preußen je halb so viel, letzteres die ihm benachbarten Gebiete mit der Hauptstadt Warschau, erhalten sollte für den Fall, daß es sich dieser Uebereinkunft füge. Durch diese besonderen Abmachungen erbittert, durch die Friedensschlüsse Toscana's und Spaniens mit der französischen Republik in seinem Gewissen erleichtert, wurde der noch schwankende Friedrich Wilhelm II. endlich von seinen leitenden Ministern Lucchesini, Haugwitz und General Manstein zur Anknüpfung zunächst geheimer Unterhandlungen mit dem französischen Bevollmächtigten zu Basel bestimmt, die, nachdem auch ein am Reichstag von Kurmainz (20. Okt.) eingebrachter Antrag auf Anknüpfung von Friedensunterhandlungen mit Frankreich gegen die Stimmen von Oesterreich und Hannover zum Beschluß erhoben war, offener zwischen dem französischen Gesandten in der Schweiz, Barthélemy, und dem Grafen Goltz, später Hardenberg, geführt wurden und (5. April 1795) zum Frieden von Basel führten. Preußen trat in demselben seine eigenen linksrheinischen Besitzungen an Frankreich ab unter der Zusicherung, wenn dieses im allgemeinen Frieden den Rhein überhaupt als Grenze erhalte, auf dessen rechtem Ufer aus den zu säkularisirenden geistlichen Gebieten entschädigt zu werden. Seine Friedensvermittelung ward für alle diejenigen Reichsstände angenommen, die, wie Kursachsen, Kurmainz, Pfalz-Bayern und Hessen, dieselbe bereits angerufen hatten oder innerhalb der nächsten drei Monate noch anrufen würden. Um die Preußen befreundeten Fürsten Norddeutschlands vor der fernern Ueberflutung durch den Krieg zu wahren, ward durch eine besondere Konvention vom 17. Mai eine Demarkationslinie zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte Deutschlands gezogen, die allen zur erstern gehörigen Ständen Neutralität auswirkte, sobald sie ihr Kontingent von dem Reichsheer zurückzögen. Dieser Friede, von seinen Urhebern als ein Werk höchster Staatsklugheit betrachtet und in gewisser Hinsicht eine Nothwendigkeit für das erschöpfte Preußen, erwies sich erst später als das, was er war, als ein fauler Friede von verhängnisvoller Wirkung. Noch wäre es bei einer Verständigung zwischen den beiden leitenden Mächten, zumal Frankreich in diesem Augenblick durch innere Faktionen und Aufstände zerrissen wurde, möglich gewesen, letzteres in seine Schranken zurückzuweisen und auch Rußland im Osten ein Halt zu gebieten. Der Baseler Friede besiegelte den Zerfall der beiden Vormächte, den Einfluß Frankreichs auf den ganzen deutschen Westen, der ihm fortan die Elemente zur Bildung des Rheinbundes zu liefern bestimmt war, und führte Preußen von einem falschen Schritt zum andern, bis es endlich von der Katastrophe ereilt wurde.

Während dieser Vorgänge im Osten und der Verhandlungen zu Basel hatten die Waffen am Rhein geruht. Im Herbst 1795 standen wieder zwei französische Heere, eins am Mittel- und Niederrhein unter Jourdan, das andere am Oberrhein unter Pichegru, zwei österreichischen unter Clerfayt und Wurmser gegenüber. Wenn es den Franzosen wie gewöhnlich gelang, den Feldzug mit einem Angriff ihrerseits zu eröffnen, durch die zweideutige Haltung Karl Theodors von Pfalz-Bayern unterstützt, sich der starken Rheinübergänge Mannheim und Düsseldorf zu bemächtigen und von hier weiter vorzudringen, so nahm der Feldzug gegen Ende des Jahrs eine für Oesterreich vortheilhafte Wendung: die Franzosen wurden über den Rhein zurückgedrängt, Mainz entsetzt (Oktober 1795). Doch eben im Vordringen begriffen, wurden die österreichischen Generäle durch einen in diesem Augenblick mit Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand aufgehalten, eine Maßregel, die, nur durch die geringe Unterstützung erklärlich, die Oesterreich seitens seiner Verbündeten, England und Rußland, zu theil ward, auf jeden Fall ein Fehler war, da sie dem erschöpften Frankreich Zeit ließ, neue Kräfte zu einem noch gewaltigern Stoß gegen seinen vornehmlichsten Gegner zu sammeln. Der Angriff des nächsten Jahrs, 1796, sollte nach dem Plan des neuen französischen Obergenerals, des jungen Bonaparte, von dem zunächst zu unterwerfenden Oberitalien ausgehen und, während die österreichische Hauptmacht hier beschäftigt wäre, ein zweites Heer über den Oberrhein in das Herz der österreichischen Lande vordringen. Durch Bonaparte's Siege bei Montenotte, Dego und Millesimo (11.—14. April 1796) wurde die Verbindung der sardinischen und österreichischen Streitkräfte zerrissen und Sardinien zum Waffenstillstand gezwungen (28. April), durch den kühnen Angriff bei Lodi (10. Mai) das Schicksal der Lombardei entschieden. Nur das starke Mantua blieb noch in der Hand der Oesterreicher. In D. bekämpften die Oesterreicher unter dem Erzherzog Karl Jourdan und Moreau mit wechselndem Erfolg. Während die kleineren Fürsten und die Stände des schwäbischen und fränkischen Kreises beim Nahen der französischen Heere jeden Gedanken an Selbstvertheidigung weit von sich wiesen, Bayern, Würtemberg und Baden zum Frieden (7. u. 22. Aug.) und zur Abtretung ihrer am linken Rheinufer gelegenen Besitzungen gegen die Zusage eventueller Entschädigung aus säkularisirtem rechtsrheinischen Gebiet genöthigt wurden (Preußen war zu derselben Zeit im Vertrag von Berlin [5. Aug.] ganz auf die französischen Säkularisationspläne eingegangen), war Karl nach einem ersten Erfolg bei Wetzlar zwar nach

Bayern zurückgedrängt worden; doch sammelte er seine Streitkräfte wieder zu einem glücklichen Schlage gegen den Feind bei Würzburg (3. Sept.), wodurch dieser zu einem von dem durch unmenschliche Bedrückungen empörten Landvolk des fränkischen, schwäbischen und bayrischen Kreises auf allen Seiten beunruhigten und gefährdeten Rückzug und zur Aufgebung aller seiner rechtsrheinischen Eroberungen bis auf Neuwied, Düsseldorf, Kehl und Hüningen genöthigt wurde. Da aber alle Versuche, das belagerte Mantua zu entsetzen und Bonaparte's Vordringen zu hindern, durch dessen Siege bei Arcole (17. Nov. 1796) und bei Rivoli (14. Jan. 1797) vergeblich gemacht wurden, hinderte den Sieger nichts mehr, von Italien aus in das Herz der österreichischen Erblande einzudringen, indem er die Trümmer des österreichischen Heers, an dessen Spitze Erzherzog Karl vom Rhein nach Steiermark gerufen worden war, vor sich her trieb und geraden Wegs auf die Landeshauptstadt Wien vorrückte durch eine empörte Bevölkerung hindurch, die indeß vergeblich auf ein Signal zur Erhebung gegen den Nationalfeind von der Hofburg her wartete. Denn schon hatte man sich hier, an Rettung verzweifelnd, zur Annahme der von Bonaparte schon früher angebotenen Friedensbedingungen entschlossen (Präliminarfriede von Leoben, 18. April 1797), und nach sechsmonatlichen Verhandlungen kam zu Campo Formio (17. Okt.) ein Definitivfriede zu Stande. Darin verzichtete Oesterreich auf die Niederlande zu Gunsten Frankreichs und auf Mailand, das der Cisalpinischen Republik einverleibt wurde, und wurde durch Venetien, Istrien und Dalmatien entschädigt. Die zu Leoben noch zum Schein garantirte Unverletzlichkeit des deutschen Reichsgebiets wurde vom Kaiser selbst in einem geheimen Artikel preis gegeben, indem er in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und die Entschädigung der deutschen Fürsten durch säkularisirtes Gebiet auf dem rechten Rheinufer willigte. Für sich selbst erhob Franz auf das Erzbisthum Salzburg und einen Theil Bayerns Anspruch. So hatte denn auch Oesterreich, dem Vorgang Preußens folgend, die Geschicke Deutschlands der Willkür eines rauhen, feindlich gesinnten Siegers preis gegeben. Seinem eigenen Vortheil, den es auch nach fünfjährigen, im ganzen unglücklichen Kämpfen, dennoch schließlich herbeizuführen wußte, opferte es die oftmals und auch jetzt noch vor der Oeffentlichkeit garantirte Integrität des Reichs; indem es sich selbst die besten Stücke der Beute vorbehielt, ließ es zu, daß das Reich als solches als das Entschädigungsobjekt für alle Verlierenden hingestellt, seine Länder und Völker nach diplomatischer Willkür vertheilt wurden. Während sich die öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands so immer bedrohlicher gestalteten, saß auf dem Kaiserthron ein Fürst, der, wenn auch mit natürlichem Verstand und konsequentem Sinn ausgestattet, doch weit weniger als seine beiden Vorgänger zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten befähigt war und auch in Oesterreich, an Stelle der von Maria Theresia und Joseph vertretenen Tendenzen, wieder auf die Traditionen der Zeit vor 1740 zurückgriff. Alle hervorragenderen Talente, an denen das Land eben nicht reich war, wie Clerfayt und Erzherzog Karl, wurden in ihrem kühnern Vorgehen gehindert und dadurch bisweilen gar zum Rücktritt genöthigt; die bare Mittelmäßigkeit, gestützt und gefördert durch die Intrigue und persönliche Verbindungen, nahm mehr wie je die obersten Stellen ein, und der Charakter, das Talent des Ministers Thugut, des einzigen Mannes von hervorragenden Anlagen, entsprach zu sehr der kleinlichen und eigennützigen Gesinnungsart Franz' II., war zu sehr von persönlichen Voreingenommenheiten und der höchst gesteigerten Herrschsucht einer durch und durch skeptischen Gesinnung angekränkelt, um sich nur einen Augenblick zu einer gesunden, selbstlosen und nationalen Politik erheben zu können.

Eben um diese Zeit, einige Wochen nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio, trat in Preußen durch den Tod Friedrich Wilhelms II. und die Thronbesteigung seines Sohns Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) eine Veränderung bedeutsamer Art ein, deren Wirkung sich jedoch erst in einer spätern Epoche äußerte. Die elfjährige Regierungsepoche des letzten Königs bildet keinen erfreulichen Abschnitt, weder der innern preußischen Geschichte, noch seiner deutschen und auswärtigen Politik. Trotz der bedeutenden Vergrößerung des Staats im Osten, der Arrondirung &c. der Provinzen Preußen und Schlesien durch die aus polnischen Stücken gebildete Provinz »Neuostpreußen« erwuchs doch dem Staat hieraus kein wirklicher Gewinn; im Gegentheil war die Korruption, die infolge der Gutmüthigkeit des Königs gegenüber den Kreaturen, die dieselbe auszubeuten wußten, um sich hier am Krongut zu bereichern, die gewissenlose Verwaltung, die von den durch diese Korruption zum Theil angesteckten Beamten zum erstenmal nach dieser Richtung hin Unehre auf den preußischen Namen brachten, ein nicht so bald zu verwindender sittlicher Schaden. Trotz des bedeutenden Zuwachses hatten sich die Einkünfte des Staats infolge einer wenig sorgsamen Verwaltung und Kontrolle nicht vermehrt, die Ausgaben durch die erschöpfenden Kriege gegen Frankreich und Polen bedeutend gesteigert, so daß sich der König gegen Schluß seiner Regierung zur Wiedereinführung mancher drückenden fiskalischen Auflage genöthigt sah, die er am Beginn derselben aufgehoben hatte. Mit der von außen her eindringenden Korruption waren die alte Einfachheit und Sittenstrenge durch Genußsucht und Frivolität verdrängt worden, in dem Heer nahm trotz der immer sichtbarer hervortretenden Gebrechen Uebermuth und Hoffart überhand, die strenge Gewissenhaftigkeit des alten Beamtenthums machte einer verderblichen Laxheit der Principien Platz, an Stelle der alten glaubensstarken Frömmigkeit war die von Wöllner groß gezogene Frömmelei und Gesinnungslosigkeit getreten, und diese immer tiefer fressenden Schäden erfuhren keine radikale Heilung durch die ebenso wohlwollende, pflichteifrige und sittenreine als wenig durchgreifende, langsame und scheue Natur des jungen Königs, der, mit allen Tugenden eines guten Hausvaters und trefflichen Menschen geschmückt, dennoch der Rolle eines Regenerators seines dem Untergang zueilenden Landes nicht gewachsen war. Während auch hier die Erhaltung des Friedens zum obersten Princip gemacht wurde, konnte der Machtspruch des Fremden um so ungehinderter sich den Kleinen und Kleinsten gegenüber vernehmen lassen, die eben zum Kongreß von Rastadt (November 1797) berufen waren, um dort ihr Geschick aus dem Munde der französischen mit Oesterreich einverstandenen Bevollmächtigten zu vernehmen, deren eigentlicher Herr und Meister schon damals der noch hinter der Scene zurückbleibende Napoleon Bonaparte war. Der Friedenskongreß selbst, der 9. Dec. 1797 eröffnet wurde, und auf dem eine aus den Gesandten von 10 Reichsständen

gebildete Reichsdeputation das Reich vertreten sollte, während Oesterreich und Preußen ihre besonderen Bevollmächtigten dort hatten, bot mehr das Bild eines großen Marktes, auf dem Stücke von Ländern und Völkern für gute Angebote und Gegenleistungen nach Gunst und Willkür verhandelt wurden, als den einer diplomatischen Verhandlung, und trotz der allertiefsten Erniedrigung und Demüthigung der kleinen Reichsstände vor den französischen Bevollmächtigten erreichten jene ihr Ziel doch nicht. Nachdem schon im Anfang des Kongresses, entgegen den Instruktionen der Reichsdeputation, die Abtretung des linken Rheinufers von Frankreich und als Ergänzung hierzu die Entschädigung der hierdurch betroffenen Stände aus säkularisirtem rechtsrheinischen Gebiet hatte zugestanden werden müssen (4. April 1798), spannten die Franzosen ihre Forderungen immer höher und erzwangen deren Zugeständnis durch die Uebergabe eines Ultimatums (9. Dec.). Schon besetzten sie auch die festen Punkte am rechten Rheinufer, Kehl, Mannheim, Kastell, und verlangten die Schleifung des Ehrenbreitsteins, als die Verhandlungen hier durch einen neuen Umschwung der Politik Oesterreichs, das indeß, als es erkannte, daß es auch seinerseits um die geplanten Erwerbungen in D. gebracht werden sollte (seit dem Sommer 1798), mit Rußland und England in neue Unterhandlungen getreten war und mit jenem eine zweite Koalition gegen Frankreich gebildet hatte, abgebrochen wurden und der Kongreß selbst durch den berüchtigten Mordanfall auf die französischen Gesandten bei deren Aufbruch (28. April 1799) eine traurige Berühmtheit erhielt.

Der Frühling von 1799 sah die Heere von halb Europa wider die den ganzen Westen beherrschende Macht Frankreichs heranziehen. Zu den drei Großmächten hatten sich die durch Bonaparte's ägyptische Expedition verletzte Türkei und Neapel gesellt, dessen Königin Karoline, eine österreichische Erzherzogin von Geburt, den siegreichen französischen Obergeneral mit dem glühendsten persönlichen Haß verfolgte. Auch die Majorität des deutschen Reichstags erklärte sich für den Krieg, an dem sich jedoch Preußen und die innerhalb der Demarkationslinie liegenden Stände nicht betheiligten. D. selbst wurde in dem ersten Jahr des wieder erneuten Kriegs von demselben nicht zu hart mitgenommen. Während in Oberitalien und der Schweiz zwischen Oesterreichern und Russen einer=, den Franzosen anderseits mit der größten Erbitterung gekämpft wurde, die englischen und französischen Flotten ihre Kräfte auf dem Mittelmeer maßen und Bonaparte seine Waffen bis nach Aegypten und Syrien hintrug, war das im Frühling 1799 unter Jourdans Leitung über den Oberrhein nach D. hineingesandte französische Heer schon im März vom Erzherzog Karl durch das siegreiche Treffen bei Stockach zum Weichen genöthigt und hier seitdem das ganze Jahr hindurch die Ueberlegenheit der deutschen Waffen behauptet worden. Der Feldzug des nächsten Jahrs ließ sich indeß nach jeder Richtung hin ungünstiger an. Innere Zwistigkeiten zwischen dem österreichischen und russischen Befehlshaber und der schließliche Mißerfolg der russischen Waffen führten zur Rückberufung des russischen Feldherrn Suworow durch Kaiser Paul I. Bonaparte hatte sich, von Aegypten zurückgekehrt, durch einen kühnen Handstreich unter dem Namen des Ersten Konsuls der faktischen Regierungsgewalt in Frankreich in absolutester Weise bemächtigt (18. Brumaire [9. Nov.] 1799) und bot, nachdem ein erstes von ihm dem verbündeten Oesterreich und England zum Schein gemachtes Friedensangebot von jenen zurückgewiesen war, alle Kräfte seines erweiterten Landes zur Führung eines Entscheidungskriegs zu Land und zu Wasser auf, während es ihm gleichzeitig gelang, durch preußische Vermittelung ein freundliches Verhältniß zu Paul I. von Rußland anzubahnen; in Oesterreich endlich war an Stelle des wackern Erzherzogs Karl, der, durch die Eingriffe des Hofkriegsraths verletzt, den Oberbefehl niedergelegt hatte, General Kray an die Spitze eines Heers von 100,000 Mann gestellt worden, das indeß durch seine weite Aufstellung von den Quellen des Rheins bis nach Mainz hin seine eigene Widerstandskraft beeinträchtigte, ohne zur genügenden Deckung der weiten Vertheidigungslinie befähigt zu sein. So gelang es dem gewandten Moreau, die Oesterreicher in mehreren Treffen im Schwäbischen zu besiegen, bis nach dem Inn zurückzutreiben und zum Waffenstillstand von Parsdorf (15. Juli) zu nöthigen. Nach Vollendung neuer Rüstungen nahmen die Oesterreicher den Kampf unter Führung des jungen Erzherzogs Johann wieder auf, der nach einem siegreichen Scharmützel von seinem Gegner Moreau in der Entscheidungsschlacht von Hohenlinden (3. Dec. 1800) besiegt und zu ungeordneter Flucht genöthigt wurde. Erzherzog Karl, im Augenblick der Verzweiflung herbeigerufen, sah kein anderes Mittel der Rettung, als mit dem bis auf wenige Tagemärsche von Wien vorgedrungenen Gegner auf das schleunigste einen Waffenstillstand zu schließen (25. Dec.). Da schon vorher durch den glänzenden Sieg Bonaparte's bei Marengo (14. Juni) über die Oesterreicher unter Melas auch Oberitalien verloren war, wo der Erste Konsul seitdem unbedingt schaltete, so sah Franz II. sich jetzt endlich zum Eingehen auf die ihm mehrmals gemachten Friedensanträge genöthigt. Bonaparte, mit Paul I. jetzt im besten Einverständnis, konnte dem Kaiser und Reich jetzt den Frieden diktiren, der zu Lüneville nach mehrwöchentlichen Vorverhandlungen zwischen dem österreichischen Gesandten Cobenzl und Joseph Bonaparte, dem Bruder des Konsuls, 9. Febr. 1801 auf Grundlage der Bedingungen von Campo Formio und Rastadt zu Stande kam, und zwar wurde derselbe seitens Cobenzls auf Bonaparte's Verlangen im Namen nicht nur des Kaisers, sondern auch des willenlosen Deutschen Reichs geschlossen und unterzeichnet. Wie fortan Oesterreichs Grenze in Italien die Etsch, so sollte die Frankreichs gegen D. der Rhein sein. Die linksrheinischen Fürsten sollten aus dem säkularisirten Gebiet am rechten Rheinufer entschädigt werden, und auch fremden Fürsten, die durch die Abtretungen ihr Land verloren, wie dem Erbstatthalter von Oranien, den Herzögen von Modena und Toscana, Gliedern des habsburgischen Fürstenstamms, sollte aus deutschem bisher geistlichen Gute das Verlorene wieder erstattet werden. Zu einer so einschneidenden Umwälzung der bestehenden Reichsverfassung, die das Reich zugleich um ein Gebiet von 1150 □Meilen mit einer Bevölkerung von drei bis vier Millionen schmälerte, bedurfte es wenigstens officiell der Bestätigung durch den alten schwerfälligen Reichstag, während demselben in Wirklichkeit nur die Rolle zugewiesen wurde, die zwischen Frankreich und Rußland vorher vereinbarte Neugestaltung pure und bedingungslos zu acceptiren. Während Napoleon und Paul I. sich in einem Vertrag vom Oktober 1801 dahin geeinigt hatten, Oesterreich und Preußen

möglichst wenig gewinnen und sich gegenseitig hemmen zu lassen, dagegen die südwestdeutschen Staaten, Bayern, Würtemberg, Baden, als den Kern einer zukünftigen dritten Staatengruppe in erster Reihe zu begünstigen, brachte es die der Form wegen eingesetzte Reichsdeputation, welche aus Mainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Pfalz-Bayern, Würtemberg, Hessen-Kassel und dem Hoch- und Deutschmeister bestand, das ganze Jahr 1802 hindurch zu keiner Förderung der Angelegenheit. Der eigentliche von Rußland und Frankreich gemeinsam entworfene Entschädigungsplan gelangte 1803 an den Reichstag und wurde mit geringen Aenderungen von der Reichsdeputation (25. Febr. 1803) angenommen. Die ganze Einbuße wurde von den geistlichen Reichsständen getragen, deren politische Existenz schon durch diesen Schluß so gut wie vernichtet wurde. Alle geistlichen Stände erloschen bis auf zwei, den Kurerzkanzler und den Hoch- und Deutschmeister, und auch der erstere, das geistliche Haupt Deutschlands, wurde in seiner Machtbefugnis und der Ausdehnung seines Gebiets beschränkt. Statt des ursprünglichen Kurfürstenthums erhielt er Regensburg, auf dessen Domkirche der erzbischöfliche Stuhl übertragen wurde, Wetzlar und Aschaffenburg; nur bezüglich seiner geistlichen Befugnis erhielt er einen Machtzuwachs, indem die Sprengel der aufgehobenen anderen geistlichen Kurfürstenthümer seiner Gerichtsbarkeit und Aufsicht unterstellt wurden und er selbst damit für ewige Zeiten die Würde »eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitanerzbischofs und Primas von D.« vereinigen sollte. Von allen freien Reichsstädten wahrten nur noch sechs ihre Unabhängigkeit: Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg, die sich innerhalb ihres Gebiets völliger Selbständigkeit und daneben des Zugeständnisses der Neutralität in allen künftigen Reichskriegen erfreuten. Bei der Vertheilung der Entschädigungen erhielten dagegen nur die größeren Fürsten einen wirklichen Machtzuwachs und unter diesen wieder diejenigen am meisten, die, gleich Preußen, durch frühzeitigen Friedensschluß und seitherige Neutralität den französischen Eroberungsplänen den größten Vorschub geleistet oder, wie Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen, dazu erkoren waren, als »dritte Partei« in künftigen Verwickelungen den beiden Großmächten das Gleichgewicht zu halten; die Dynastien der letztgenannten Länder wurden außerdem begünstigt wegen ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu Kaiser Alexander I. von Rußland. Oesterreich erhielt gegen Abtretung des Breisgaus und der Ortenau an den Herzog von Modena die reichen und wohlgelegenen Bisthümer Trient und Brixen und für den Herzog von Toscana das bisherige Erzbistum Salzburg; Preußen anstatt des linksrheinischen Theils von Kleve, Meurs und Geldern, eines Gebiets von 48 QMeilen mit 127,000 Einw., Münster, Hildesheim, Paderborn, Erfurt mit dem Eichsfeld und eine Anzahl thüringischer Reichsstädte und westfälischer Abteien, zusammen ein Gebiet von 230 QMeilen mit mehr als einer halben Million Einwohnern. Bayern wurde für den Verlust des Fürstenthums Zweibrücken und der Rheinpfalz durch den Anfall der reichen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg und Passau und fast sämmtlicher fränkischen und schwäbischen Reichsstädte entschädigt und erwuchs erst jetzt zu einem wohlarrondirten, innerlich zusammenhängenden Staat, der fortan einen festen Damm gegen die altösterreichischen auf Beherrschung Süddeutschlands gerichteten Pläne bilden konnte. Würtemberg bekam für Mömpelgard alle jene Reichsstifter und Städte, die sein bisheriges Gebiet zersetzt hatten; Baden erhielt für einen Verlust von 8 QMeilen eine Entschädigung von 60 mit mehr als einer Viertelmillion Einwohnern und bildete fortan ein freilich nicht ganz zusammenhängendes deutsches Grenzland von der Neckarmündung bis zur Schweizergrenze. Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt, zumal das letztere, empfingen gegen die Abtretung wenig ausgedehnter Gebiete fast alle die Landschaften, die ihren Bestand in neuerer Zeit ausmachten. Im Zusammenhang mit dieser Entschädigung an Land und Leuten stand die Bildung neuer Reichswürden und Stimmen. In das Kurfürstenkollegium kamen zu den bisherigen fünf weltlichen Stimmen von Böhmen, Brandenburg, Bayern, Sachsen und Hannover vier neukreirte Mitglieder: Würzburg, Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel, denen sich der Kurerzkanzler als zehnter zugesellte. Eine noch gründlichere Umgestaltung als das Kurfürstenkollegium erfuhr der Fürstenrath, und war dort schon durch alle Künste der Servilität und Bestechung bei den Machthabern zu Paris die neue Gestaltung herbeigeführt, so war dies in ungleich höherem Maß bei dem letztern der Fall. Ganz ungescheut sprach man von dem Kauf der einzelnen Stimmen zu Paris, und obgleich der deutsche Kaiser gegen die bezüglichen Bestimmungen der Reichsdeputation sein Veto einlegte und dieselben nie in dieser Weise in Wirksamkeit traten, zeigte der neue Fürstenrath doch durch den Uebergang geistlicher Gebiete und der daran haftenden Stimmen auf protestantische Fürsten eine bedeutende protestantische Majorität und damit eine geschlossene Opposition gegen den kaiserlichen Einfluß. Statt der bisherigen 55 katholischen und 45 protestantischen Stimmen standen hier fortan nach dem Wegfall von 18 Stimmen 52 protestantische 30 katholischen gegenüber, die unter der Führung Preußens und Bayerns fortan stets der Majorität gegen Oesterreich so gut wie sicher waren. Die katholischen Diöcesen sollten noch einstweilen fortbestehen und eine neue Diöcesaneintheilung mit genügend dotirten bischöflichen Sitzen und Kapiteln künftig auf reichsgesetzliche Art stattfinden; aber die Bischöfe selbst waren nicht mehr Landesherren, sondern auf Besoldung gesetzt und behielten ihren bisherigen Rang nur noch für ihre Personen. Der stiftsfähige Adel verlor durch die Aufhebung der Stifter und Klöster die bisherigen Aussichten auf Versorgung. Auch auf Erhaltung des Reichskammergerichts, der dritten noch neben Kaiser und Reichstag übrig bleibenden gemeinsamen Institution, wurde Bedacht genommen, indem die Kammerziele von den Ländern, die ihre Herrscher gewechselt, nach altem Verhältnis fortbezahlt werden sollten.

Das »heilige römische Reich deutscher Nation« war mit diesem Reichsdeputationshauptschluß, wenn es auch dem Namen nach noch drei Jahre kümmerlich fortbestand, dennoch faktisch so gut wie aufgelöst. Die Grundlagen seines Daseins, die innerliche Verquickung des weltlichen mit dem geistlichen Fürstenthum, der Bestand einer weit verzweigten und durch ihre Verbindungen und ihr Stimmrecht einflußreichen souveränen Reichsaristokratie, die überwiegende Stellung des Kaisers, der als Schirmvogt der römischen Kirche seine Ansprüche universaler Natur auf eine ergebene katholische Mehrheit im Kurfürstenkollegium und Fürstenrathe der Reichsversammlung zu stützen gewohnt war, waren gebrochen, und wenn auch das Wort selbst erst später ausgesprochen wurde, so machte sich doch in allen

folgenden Ereignissen im innern staatlichen Leben wie in der äußern Politik der fortan so gut wie souveränen Staaten diese Thatsache kenntlich. Doch mochte auch diese Umgestaltung um theuren Preis erkauft und in der für das Reich erniedrigendsten Weise vor sich gegangen sein, der Rückschlag der Principien von 1789, wie er sich in dieser ebenso fundamentalen wie gewaltsamen Umformung zu erkennen gab, hatte doch auch seine segensreichen Folgen, insofern er an Stelle der ausgelebten Formen des alten Reichsverbands mit seiner Unzahl von kleinen und kleinsten Städtchen eine Reihe selbständiger Staaten setzte, die den Forderungen modernen staatlichen Lebens gerecht zu werden vermochten. Daher findet sich bei allen einsichtigen Beurtheilern dieser Zeit schon damals wie später neben den Klagen über das tiefe Sinken und den Verfall des Reichs als solchen doch wieder ein Gefühl von Zuversicht und Hoffnung auf den Anbruch einer neuen, bessern Zeit ausgesprochen. Das Streben der Fürsten nach unbedingter Souveränität tritt von jetzt an ganz unverhohlen hervor. Bayern machte den Anfang mit Unterdrückung der Reichsritterschaft, und die meisten übrigen Fürsten folgten seinem Beispiel. Zugleich schlossen sich die von Bonaparte in ihrer neuen Machtstellung geschaffenen Fürsten des südwestlichen D. immer enger an diesen ihren Herrn und Meister an, der indeß Titel und Würde eines Ersten Konsuls mit der eines Kaisers »von Gottes Gnaden« vertauscht hatte (18. Mai 1804). Franz II., der die kommende Auflösung des alten Deutschen Reichs voraussah, nahm seinerseits, um nicht hinter Frankreich und Rußland zurückzubleiben, bald darauf (18. Aug.) den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich (als Franz I.) an. Bei der innern Erschöpfung Oesterreichs, der schwankenden Haltung Preußens und der Widerstandsunfähigkeit der übrigen deutschen Staaten wuchs indeß Napoleons Uebermuth und seine Willkür dem Reich gegenüber ins Schrankenlose. Bei dem Wiederausbruch des Kriegs mit England (1803) ließ er Hannover, trotz der bisher in allen Kriegen mit England respektirten Neutralität des deutschen Reichslandes, durch seine Truppen besetzen, und ein direktes Attentat auf die Freiheit des deutschen Bodens durch die Entführung des Herzogs von Enghien von Ettenheim im Badischen nach Paris (15. März 1804) rief zwar einen Protest Englands und Schwedens als deutscher Reichsstände und Rußlands als Vermittlers und Garanten der deutschen Verfassung, doch kein Lebenszeichen der deutschen Großmächte noch Badens selbst hervor. Napoleon konnte in diesem Augenblick in D. alles wagen, ohne irgend einen Widerspruch, geschweige Widerstand zu gewärtigen.

Und selbst als Franz I. der unter Pitts Einfluß gegen Frankreich gebildeten dritten Koalition Englands, Rußlands, Schwedens und Neapels beitrat (1805), fand er nicht nur keinen Beistand an den deutschen Fürsten, sondern den mächtigsten derselben, den König von Preußen, in der Stimmung einer kurzsichtigen Neutralität, die westlichen, wie Bayern, Würtemberg, Baden, als Verbündete des Franzosenkaisers. Die Besetzung Bayerns durch österreichische Truppen unter Führung des Erzherzogs Ferdinand und seines Generalstabschefs Mack (8. Sept.), die über ein Heer von kaum 70,000 Mann statt der vertragsmäßigen 200,000 geboten, hielt das dreifach stärkere, von den erprobtesten Generälen geführte französische Heer nur wenige Tage auf. Nach mehreren unglücklichen Gefechten der Oesterreicher und der kopflosen Kapitulation Macks zu Ulm (17. Okt. 1805) mit seinem ganzen Heer standen die österreichischen Erblande dem Sieger zum drittenmal offen, und weder die in Berlin durch die Verletzung der Neutralität der fränkischen Lande herbeigeführte Mobilmachung des Heers, die sich freilich auf die Nachricht von der Ulmer Kapitulation in eine bewaffnete Neutralität verwandelte, noch die Besetzung Hannovers durch preußische Truppen, noch endlich das Einrücken eines russischen Hülfsheers in Oesterreich unter Kutusow konnten das energische Vorgehen Napoleons hindern, der 13. Nov. als Sieger in Wien einzog, während Kaiser Franz I. mit seinem Hof nach Ungarn flüchtete. Noch einmal freilich schien eine gefährliche Kombination dem Franzosenkaiser entgegenzutreten, indem es Kaiser Alexander I. von Rußland bei seiner Durchreise durch Preußen gelang, den ihm persönlich nahe stehenden König Friedrich Wilhelm III. zum Vertrag von Potsdam (3. Nov.) mit fortzureißen, durch welchen sich Preußen verpflichtete, zwischen den Verbündeten und Frankreich zu interveniren und von Napoleon die Rückkehr zu den früheren Verträgen zu fordern, widrigenfalls sein Heer von 180,000 Mann zu den Verbündeten stoßen zu lassen. Graf Haugwitz, noch immer der Leiter der preußischen Politik, ein ebenso gewandter wie wenig charakterfester Diplomat, erhielt den Auftrag, daraufhin mit Napoleon persönlich zu unterhandeln. Doch eben im Begriff, mit seiner gesammten Streitmacht den entscheidenden Schlag gegen das in Mähren vereinte österreichisch-russische Heer zu führen, wußte Napoleon den eingeschüchterten preußischen Minister durch eine Mischung von Drohungen und Versprechungen hinzuhalten, bis die Würfel geworfen und Franz II. und Alexander die entscheidende »Dreikaiserschlacht« bei Austerlitz (2. Dec.) verloren hatten, der erstere auch gleich darauf zur Annahme eines Waffenstillstands unter den ungünstigsten Bedingungen genöthigt worden war. Haugwitz wurde dadurch zum Abschluß des seinen Instruktionen schnurstracks entgegenlaufenden Vertrags von Schönbrunn (15. Dec.) veranlaßt, durch den Preußen in ein neues Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich trat und gegen die Abtretung Ansbachs an Bayern, Neuenburgs an Frankreich, des rechtsrheinischen Kleve und der Festung Wesel an Joachim Murat, Großherzog von Berg, den Besitz Hannovers erhielt. Der inzwischen zu Preßburg (25. Dec.) zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande gekommene Friede nöthigte den preußischen nunmehr völlig isolirten König zur Annahme dieses Vertrags wie des Danaergeschenks von Hannover, durch das er sich jetzt auch England tödlich verfeindete, und zur Ratifikation des Abkommens im Vertrag von Paris (15. Febr. 1806). Der Preßburger Friede legte dem völlig erschöpften Oesterreich die härtesten Bedingungen, den freiwilligen Verzicht auf die zu Campo Formio und Lüneville zu Stande gekommene Neugestaltung der Besitzverhältnisse auf. Nicht nur sah es sich zur Abtretung Venetiens an das Königreich Italien, Frankreichs Vasallenstaat, Tirols und Vorarlbergs an den bayrischen Rivalen, der zuerst die deutsche Sache im Stiche gelassen, ferner der Reste des Breisgaus an Würtemberg und Baden genöthigt, wofür es eine geringe Entschädigung an Salzburg erhielt, das der kürzlich damit ausgestattete Großherzog von Toscana gegen Würzburg vertauschen mußte, Kaiser Franz mußte sich zugleich zur Anerkennung der vollen Souveränität der neuen Könige von Napoleons Gnaden von Bayern und Würtemberg wie des nunmehrigen Großherzogs von Baden verstehen, deren Austritt aus dem alten

Reichsverbande damit, wenn auch noch nicht förmlich, so doch thatsächlich proklamirt war. Der Preßburger Friede und der Vertrag von Schönbrunn beendeten das Werk, das in Basel und Campo Formio begonnen war: die **Auflösung des Deutschen Reichs** in drei Theile, von denen zwei sich als selbständige Staaten nach wie vor innerlich entzweit und widerstrebend gegenüber standen, der dritte das Vasallengebiet des allmächtigen Imperators bildete, das nur der Formel seiner festen Konstituirung zu einem solchen aus seinem Mund entgegensah. Dieses Wort ließ nicht lange auf sich warten. Der von Napoleon erdachte, von seinem Minister Talleyrand ins Werk gesetzte Plan zur Bildung des **Rheinbundes** (12. Juli 1806) zerriß das letzte lose Band, das bisher noch die Fürsten des Südens und Westens mit dem Reich verknüpft hatte. Sechzehn deutsche Fürsten, an ihrer Spitze die Könige von Bayern und Würtemberg, der Reichserzkanzler Dalberg und der Großherzog von Baden, sagten sich damit förmlich und feierlich vom alten Reich los und schlossen einen Bundesvertrag unter sich zur Wahrung des innern und äußern Friedens Süddeutschlands, für welchen die deutsche Reichsverfassung keine Bürgschaft mehr biete. Gleichzeitig vertauschten auch die Mitglieder, deren Titel sich noch auf ihr bisheriges Verhältnis zum Reich bezogen, dieselben gegen neue, zeitgemäßere: der Reichserzkanzler nahm den eines Fürst-Primas, Baden, Berg und Hessen-Darmstadt den großherzoglichen, Nassau den herzoglichen Titel an. Die übrigen bisher noch unabhängig gebliebenen Reichsstände des Südwestens wurden mediatisirt, d. h. der Souveränität der verbündeten Fürsten, die ihr Gebiet umschlossen, unterworfen; der Bund erhielt seinen Mittelpunkt in der Bundesversammlung zu **Frankfurt** ohne Rücksicht auf die noch 1803 garantirte Reichsfreiheit dieser Stadt. Die Versammlung selbst setzte sich aus zwei Kollegien, dem der Könige und der Fürsten, zusammen und tagte unter der Leitung des Reichserzkanzlers Karl Theodor v. Dalberg. Alle übrigen Bestimmungen des Vertrags waren darauf berechnet, die Bundesglieder zu blinden Werkzeugen ihres **Protektors**, des Kaisers Napoleon, zu machen. Sie mußten in eine Allianz mit Frankreich treten und sich verpflichten, an allen Kriegen desselben mit einem Kontingent von fest normirter Höhe theilzunehmen. Die officielle Anzeige von dem Abschluß des Bundes, welche dem Reichstag (1. Aug. 1806) gemacht wurde, zog die **Auflösung des Deutschen Reichs** nach sich. Zehn Tage darauf übergab der kaiserliche Gesandte daselbst eine Erklärung Franz' I. vom 6. Aug., worin er das Band, das ihn bisher mit dem Deutschen Reich verknüpft hatte, als gelöst bezeichnete und, da er nunmehr außer Stande sei, die Kaiserwürde länger zum Vortheil und der Würde desselben fortzuführen, dieselbe niederlegte. Darauf hin ging der Reichstag aus einander, und das Deutsche Reich hatte nach mehr als tausendjährigem Bestand sein Ende erreicht, unbetrauert von deutschen Fürsten und Völkern, denn lange hatte es sich überlebt, und die Worte in der letzten kaiserlichen Proklamation enthielten nur eine bittere Wahrheit. Doch wenn das Alte und Abgestorbene auch seinem Geschick erlag, Ein Gefühl hinterließ es doch unauslöschbar im Volksgemüth: das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, die in einer spätern, glücklichern Zeit auf anderem Weg und in zeitgemäßerer Weise doch noch einst wieder errungen werden mochte.

Das erste Zeichen, wie der Franzosenkaiser gemeint war, die Souveränität seiner Alliirten vom Rheinbund zu achten, bestand darin, daß er sein Heer fast in seiner ganzen Zusammensetzung das Jahr 1806 hindurch in Süddeutschland lagern ließ; noch handgreiflicher wurde ihnen ihre Freiheit durch die Wegführung des schuldlosen Nürnberger Buchhändlers Palm vor ein französisches Kriegsgericht und seine rechtswidrige Erschießung (26. Aug.) klar gemacht. Der einzige Gegner Napoleons, dessen Vernichtung den Untergang deutscher Freiheit besiegeln sollte, war Preußen. Zwar hatte der Kaiser den unentschlossenen König Friedrich Wilhelm durch scheinbare Beweise der Freundschaft jahrelang in der faulsten Neutralität hingehalten und noch nach dem Abschluß des Rheinbundes durch die Einladung zur Bildung eines **norddeutschen Bundes** zu ködern gewußt, von dessen Undurchführbarkeit er selbst am meisten überzeugt war; insgeheim aber arbeitete er gleichzeitig mit aller Kraft auf eine immer größere Isolirung dieses Staats hin, der den einzig möglichen Augenblick zu seiner Erhebung im letzten Jahr kurzsichtig versäumt hatte, und verfuhr gegen denselben zugleich durch die Zurückforderung Hannovers und die Begünstigung des Großherzogs von Berg in seinen Grenzstreitigkeiten mit Preußen so herausfordernd, daß der Krieg unvermeidlich wurde. Der König forderte, trotz der eigenen trüben Ahnungen von Stimmen aus der Mitte des Volks, vor allem aus der sich unbesieglich dünkenden Armee, vorwärts gedrängt, nachdem ihm eine Aussöhnung mit England gelungen, russische Unterstützung in Aussicht gestellt war, die Entfernung der französischen Truppen aus D., die Einstellung aller gegen die Herstellung des norddeutschen Bundes gerichteten Ränke und die unparteiische Grenzregelung mit dem Großherzog von Berg (1. Okt. 1806). Diese Forderungen, denen die Mobilmachung des Heers Nachdruck verleihen sollte, wurden von Napoleon verworfen, worauf der Krieg seinen Anfang nahm. Schnell ward derselbe zur Entscheidung gebracht. Das preußische Heer, unter der Führung des greisen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, dessen Name eben nicht zu großen Hoffnungen berechtigte, sah sich bei **Jena** und **Auerstädt** (14. Okt.), ehe es zur rechten Aufstellung gelangt war, vom Feind überrascht und bald so völlig geschlagen, daß sein Rückzug in wilde Flucht ausartete und die Trümmer desselben erst an der Oder Halt machten, um sich mit den bis dort vorgerückten russischen Hülfsvölkern zu vereinigen. Zwölf Stunden hatten über das Schicksal der Monarchie Friedrichs d. Gr. entschieden; denn diese eine Niederlage genügte, um das ganze Land den Franzosen auf unblutige Weise in die Hände zu spielen. Schmachvoll ergaben sich fast sämmtliche preußische Festungen, ohne Widerstand zu versuchen. Spandau, Küstrin, Stettin, Magdeburg wie die westfälischen und schlesischen Festungen öffneten dem Feinde die Thore — nur Kolberg, Graudenz, Kosel und Glatz hielten rühmlich Stand —, und während der stolze Sieger seinen prunkenden Einzug in die Landeshauptstadt hielt, sammelte der nach Königsberg geflüchtete König den Rest seiner Truppen in Ostpreußen, wo es (7. und 8. Febr. 1807) zu der blutigen, aber zweifelhaften Schlacht von Preußisch-Eylau kam. Zwar wurden die demüthigenden Friedensbedingungen Napoleons noch einmal zurückgewiesen, die Waffengemeinschaft mit Rußland zum Kampf auf Tod und Leben gegen den Imperator zu Bartenstein (25. April 1807) erneuert. Da indeß England, neben Schweden, der einzige Staat blieb, der sich dem neuen Bund anschloß, und seinerseits keine

bedeutende Landmacht in die Wage werfen konnte, die Schlacht von Friedland (14. Juni) überdies wieder zu Gunsten Frankreichs entschied, so mußte Preußen, gedrängt von dem in seinen Stimmungen veränderlichen Alexander I., den Napoleon indeß mit sich auszusöhnen gewußt, sich zum Frieden von Tilsit (7. Juli) bequemen, der ihm seine Besitzungen zwischen Rhein und Elbe und seine polnischen Erwerbungen, die Hälfte seines Gebiets und seiner Bevölkerung, nahm, es so aus der Reihe der Großmächte wieder entfernte und etwa auf den Rang und die Stellung zurückführte, die es zur Zeit des Großen Kurfürsten eingenommen hatte. Von den 5570 □Meilen mit gegen 10 Mill. Einwohnern behielt es 2877 mit nicht vollen 5 Mill. Trotz seiner innern Erschöpfung mußte es die ungeheuersten Lieferungen für die französischen Heere aufbringen, so daß die materielle Einbuße bis zum Schluß dieses Jahrs auf mehr als eine Milliarde Franken berechnet wird, und damit der Hohn der Demüthigung nicht fehle, erklärte Napoleon im Friedensinstrument, daß er diese Bedingungen dem König »aus Achtung für seinen Bundesgenossen, Alexander I., den Herrscher aller Reußen«, zugestehe. Die deutschen Verbündeten Preußens ereilte zum Theil ein noch härteres Geschick: der Kurfürst von Hessen und der Herzog von Braunschweig wurden als unversöhnliche Feinde Frankreichs ihrer Lande beraubt und aus diesen wie aus dem südlichen Theil des gleichfalls eingezogenen Königreichs Hannover das neue Königreich Westfalen als Vasallenstaat Frankreichs unter Napoleons Bruder Hieronymus (Jérôme) begründet. Die Preußen entrissenen Provinzen dienten zur Vergrößerung der französischen Bundesgenossen: Ostfriesland fiel an Holland, Münster und die Grafschaft Mark an den Großherzog Joachim Murat von Berg, die fränkischen Markgrafschaften an Bayern, die polnischen Gebiete endlich an den Kurfürsten von Sachsen, der, Preußens widerwilliger und eifersüchtiger Bundesgenosse, schon im Frieden zu Posen (11. Dec. 1806) zu Frankreich übergetreten und dem Rheinbund beigetreten war und jetzt zum König erhoben ward. Sachsen nebst dem Großherzogthum Warschau, wozu die polnischen Gebiete von Napoleon gemacht worden waren, war bestimmt, gegen eine Wiedererhebung des verhaßten Preußen als festeste Stütze Napoleons in Norddeutschland zu dienen. Nur mit Karl August von Weimar, der bis zuletzt als General in dem preußischen Heere rühmlich gekämpft, machte Napoleon eine Ausnahme: die hochehrenwerthe Persönlichkeit und das furchtlose Auftreten des trefflichen Fürsten wahrten ihm die ungeschmälerte Erhaltung seines Stammlandes. Von den sämmtlichen ehemals polnischen Gebieten behielt Preußen nur die Provinz Westpreußen, doch mit Ausnahme von Danzig, das, zur Freistadt erklärt, fortan zum Hauptwaffenplatz für Frankreich umgeschaffen wurde; die drei Hansestädte endlich behielten ihre Freiheit, doch unter französischer Oberhoheit.

So tief Preußens Fall gewesen, so verlor es dennoch nicht den Glauben an seine Zukunft. Auf die kleinsten Mittel beschränkt, dem Auge eines wachsamen und argwöhnischen Siegers ausgesetzt, begann es, Dank dem gesunden Trieb seiner Bevölkerung und mehr noch der geistigen Größe jener hochgesinnten deutschen Männer, die nach Preußen als dem letzten Hort deutscher Freiheit ihre Zuflucht genommen und deren Ansicht jetzt endlich auch beim König zu der ihr gebührenden Anerkennung gelangte, eine Regeneration seiner zerfallenden Institutionen. Eine »Immediatkommission«, die unter Leitung Steins die hervorragendsten organisatorischen Talente der Zeit in sich vereinte, war mit der Beseitigung des alten Feudalstaats durch Aufhebung der Reste von Hörigkeit, Fronen und bäuerlicher Unterthänigkeit, Herstellung einer neuen, auf Selbstverwaltung begründeten Städteordnung, Vorbereitung einer Theilnahme aller Klassen des Volks an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, Erneuerung des Jugendunterrichts und der Erziehung, und eine »Organisationskommission«, in der sich Scharnhorst, Gneisenau, Grolman zusammenfanden, mit einer gänzlichen Umgestaltung der Heeresverfassung erfolgreich beschäftigt, trotzdem die Annahme des dem König von Napoleon oktroyirten Vertrags vom 8. Sept. 1808 Preußen in eine drückende Abhängigkeit von Frankreich brachte, seine Heeresmacht auf ein Minimum (42,000 Mann) für die nächsten 10 Jahre reducirte und endlich zur Demission des Napoleon persönlich im höchsten Maß verhaßten Urhebers der ganzen Bewegung, des edlen Stein, führte. Während hier ein ganzes Volk in treuer Liebe und Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus, in ernstester Sammlung und mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte an seiner Wiedergeburt arbeitete und den Staat der Zukunft vorbereitete, lag der ganze jetzt im Rheinbund geeinte Rest Deutschlands, mit Ausnahme des sich grollend zurückhaltenden Oesterreich, besiegt zu den Füßen des Franzosenkaisers. Seinen Geboten mußte überall unbedingte Folge geleistet werden; sobald sein Ruf zu den Waffen ertönte, hatten fortan die rheinbündischen Kontingente auf dem Sammelplatze zu erscheinen, sei es, daß es gegen Spanier und Italiener oder gegen die eigenen Stammesgenossen in Preußen und Oesterreich galt; in seine Kassen flossen die auch von den Verbündeten öfters eingeforderten Auflagen, seinem Schatz waren die Einkünfte eines großen Theils der fürstlichen Domänen in den eingezogenen und wieder vergabten Gebieten vorbehalten. Freilich brachte sein Auftreten, das gleich einem eisernen Besen allen Kehricht der alten Zeit neben dem historisch Ehrwürdigen und Erhaltenswerthen wegfegte, auch manche gesunde Neuerung mit sich. Nach französischem Muster wurde von Bayern, Würtemberg, Baden und den anderen größeren Staaten die Finanz-, die Justizverwaltung unter allgemeiner Einführung des Code Napoléon, dann die Militärverfassung reformirt, die alten ständischen Unterschiede beseitigt, dem Talent die Stelle erreichbar, die bisher der hohen Geburt allein zugänglich gewesen, wurden deutsche Reichstruppen unter den siegreichen Fahnen des Imperators sich ihrer Wehrhaftigkeit zum erstenmal nach langer Zeit wieder bewußt; doch zu gleicher Zeit entartete der alte deutsche Volksgeist unter dem absoluten Regiment eines wälschen, von krassester Selbstsucht getriebenen Despoten in Fürsten und Volk mehr und mehr, indem an die Stelle aller eigenen Achtung und der sittlichen Kräfte als Triebfedern zu allem Handeln das Hinschauen auf das Treiben des Allmächtigen als einzig nachahmenswerthes Vorbild erschien, und diese Entartung der alten Gesinnung that sich in der triumphirenden Freude, mit der man in Dresden, in München, in Stuttgart die erschütternden Schicksalsschläge, die über Preußen ergingen, aufnahm, in traurigster Weise kund. Als ein wahres Muster für die Rheinbundstaaten war das Königreich Westfalen von Napoleon geschaffen und dann nach seiner Vorschrift innerlich konstituirt worden; doch indem er seinen Bruder, den ebenso gutmüthigen

als leichtsinnigen und charakterlosen Hieronymus, hier auf den Thron setzte, der seinerseits bald die meisten hohen Chargen des Hofs und der Verwaltung mit den Kreaturen seiner saubern Umgebung besetzt hatte, ließ er sich hier ein System der Korruption, der Frivolität und des tollen Schwärmens entwickeln, das seinen Stachel nicht nur tief in die Seele der ihm unterworfenen zusammengekoppelten deutschen Volksstämme senkte, sondern die ganze Nation mit dem Gefühl bittersten Unmuths, tiefster Erniedrigung erfüllte, und von dem sich auch die rheinbündischen Fürsten, der wohlwollende Max Joseph von Bayern, der edle Karl Friedrich von Baden, der starre Friedrich I. von Würtemberg, der dem neugebackenen König Jérôme seine Tochter Katharina zur Gemahlin hatte geben müssen, mit Ekel abwandten. Seinen Glanzpunkt hatte das neue Napoleonische Regiment auf dem Kongreß zu Erfurt, wo Napoleon im Oktober 1808 mit dem für seine Weltherrschaftspläne nun ganz gewonnenen Kaiser Alexander von Rußland zusammentraf, um ihn noch einmal in der gemeinsamen Verbindung, die auf einer Herrschaft Frankreichs im Westen wie Rußlands im Osten Europa's beruhen sollte, zu bestärken. Dort strömten alle jene Könige, Großherzöge und Fürsten von Napoleons Gnaden zusammen, um ihm in wetteifernder Hast ihre Huldigungen darzubringen und neue Vergünstigungen zu erwirken. Doch in eben diesem Augenblick höchster Erhebung des Fremden und tiefster Erniedrigung des deutschen Volks, das jenen im Herzen seines Landes in einer ihm unterworfenen Stadt seine Befehle ertheilen sah, stiegen bereits die ersten Wolken am Horizont auf, die einen Umschlag wenigstens dunkel ankündeten. Eben in diesem Jahr hatte Napoleon die Bourbonen vom spanischen Thron gestürzt und seinen Bruder Joseph auf denselben erhoben; doch dagegen hatte die Masse des spanischen Volks sich zum kleinen Kriege gegen den verhaßten Eindringling erhoben, und die Legionen des Rheinbundes mußten nach Spanien gesendet werden, um die Lücken in den Reihen der zusammenschmelzenden französischen Heere wieder auszufüllen.

Wie in Preußen eine Zeit der Umkehr und Sammlung begonnen hatte, gefördert durch die bedeutendsten Staatsmänner und Strategen, wie das Volk sich wieder aufrichtete an dem leuchtenden Beispiel seiner edelsten Forscher, Denker und Dichter, der Männer, die, wie Wilhelm v. Humboldt, Schön, Fichte, Arndt, Jahn, in einer einzigen Idee damals aufgingen, so hatte auch in Oesterreich unter der Leitung eines wahrhaft groß und vaterländisch gesinnten Staatsmanns das Volk Zeit gefunden zur Sammlung, zur Vorbereitung für jenen großen Umschwung, der jetzt, von den oberen Kreisen herab durch den die bedeutendsten Männer umfassenden Tugendbund gefördert, ein Erwachen, eine neue Erhebung bereitete. Graf Stadion, ein Mann aus altem deutschen Adel, war nach der Katastrophe von Austerlitz hier an die Spitze des Staats berufen worden und hatte durch seine wohldurchdachten und energisch durchgeführten Reformen, die an die Ideen Josephs II. anknüpften und in besonnener Weise dessen Absichten für Oesterreich verwirklichten, das nicht so schwer wie Preußen betroffene Land zu neuem Wohlstand, zur Entwickelung aller bisher gefesselten Kräfte des Bürger- und Bauernstands geführt. Neben ihm hatte Erzherzog Karl, dem gleich Scharnhorst in Preußen die schwere Aufgabe der Heeresreorganisation zugefallen war, seit dem Beginn des Jahrs 1806 mit ausdauerndster Energie auf Abstellung der alten Mißbräuche, besonders der obersten Kriegsverfassung, hingearbeitet und durch die Einrichtung einer Landmiliz, ähnlich der preußischen Landwehr, das Heeresaufgebot auf die Höhe von 500,000 Streitern gebracht, fast das Dreifache der Zahl, die Oesterreich bisher zu gleicher Zeit unter den Fahnen gehabt hatte. Die drohenden Rüstungen Oesterreichs scheuchten die Rheinbundsfürsten Max Joseph von Bayern und Friedrich von Würtemberg aus der alten Ruhe auf. Napoleon, der schon Anfang 1809 aus Spanien nach Paris zur Vollendung neuer Rüstungen herbeigeeilt war, drang mit gewohnter Schnelligkeit mit einem französischen, doch erst durch die Rheinbundskontingente dem Gegner gewachsenen Heer Anfang April 1809 nach Bayern vor, wo Erzherzog Karl Mitte des Monats in München einzog, während gleichzeitig in ganz Tirol ein Volksaufstand zur Abwerfung des verhaßten bayrischen Jochs ausbrach. Doch in einer Reihe blutiger Gefechte bei und um Regensburg (19.—22. April) von Napoleon geschlagen, mußte Karl sich nach Böhmen zurückziehen, während Napoleon geraden Wegs auf die Kaiserstadt hineilte und hier, trotz der Siege der Erzherzöge Ferdinand in Warschau und Johann in Italien über Eugen Beauharnais, am 13. Mai seinen siegreichen Einzug hielt. Doch bald hatte Erzherzog Karl sein Heer wieder reorganisirt und zog von neuem den Franzosen zum Entscheidungskampf entgegen. Bei Aspern und Eßlingen, am Donauübergang, Wien gegenüber, trafen beide Heere (21. und 22. Mai) auf einander, und trotz der glänzendsten Tapferkeit wurden die in ungünstiger Stellung angreifenden Franzosen hier zum erstenmal entschieden geschlagen. Mehr als einen Monat bedurfte der nach Wien zurückkehrende Franzosenkaiser, um sein Heer wieder kampfbereit zu machen; leider war auch Karl zu sehr geschwächt, um seinen Sieg energisch verfolgen zu können, und da Erzherzog Johann, den er zu seiner Verstärkung heranzuziehen gesucht, von Eugen Beauharnais an der Raab (14. Juni) geschlagen wurde, sah er sich in einer zweiten Entscheidungsschlacht, bei Wagram unterhalb Aspern (5. und 6. Juli), auf sich allein angewiesen. Lange schwankte der mit der höchsten Erbitterung geführte Kampf, endlich mußte Karl weichen; er ließ sich auf Unterhandlungen mit Napoleon ein, die zum Waffenstillstand von Znaim (12. Juli), dann zum Abschluß des für Oesterreich überaus ungünstigen Wiener Friedens (14. Okt.) führten. Oesterreich trat darin seine Küstenlande Görz, Triest nebst Villach, Fiume, Istrien und das Land bis zur Sau an Frankreich, Salzburg, Berchtesgaden, das Inn- und Hausruckviertel an den Rheinbund ab, und seiner feierlichen Zusage, das treue tiroler Volk in seinen Frieden mit einzuschließen, erinnerte Franz II. sich jetzt nicht mehr; die Tiroler, die dreimal auf eigene Hand den überlegenen Feind aus dem Land geworfen, wurden jetzt durch überlegene Scharen von Bayern und Franzosen den ersteren von neuem gewaltsam unterworfen; der Führer des Aufstandes, Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer, büßte seine Treue mit dem Leben (10. Febr. 1810 zu Mantua). Der König von Sachsen wurde mit Westgalizien entschädigt, während Alexander I. für seine schwankende Neutralität sich den östlichen Theil des Landes zuertheilen ließ. Kaiser Franz, um ein Viertel seines Gebiets, jahrhundertelangen Besitz, von neuem geschwächt, zugleich von dem gewaltthätigen Franzosenkaiser mit allem Aeußersten bedroht, fügte sich jetzt auch den seit

Monaten angeknüpften Werbungen Napoleons um die Hand der Erzherzogin Marie Luise. Diese Verbindung schien die beiden Kaiser einander nähern zu müssen, hatte jedoch in der Folge so gut wie gar keinen Einfluß auf die Entwickelung der beiderseitigen Politik.

Während des österreichischen Kriegs waren mehrere Versuche gemacht worden, die Unzufriedenheit des deutschen Volks mit dem französischen Regiment zu einem allgemeinen Aufstand zu entflammen. Allein solche vereinzelte Unternehmungen mußten scheitern: so der vom Obersten Dörnberg geleitete Aufstand des Landvolks im kurhessischen Theil des Königreichs Westfalen (April 1809), so der kühne Reiterstreifzug des Majors v. Schill (s. d.) von Berlin aus durch Norddeutschland. Der nicht weniger erfolglose Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig hinterließ mindestens einen großen moralischen Eindruck. Mehr noch als diese vereinzelten Unternehmungen, die den Geist des Volks in Spannung erhielten, bedeutete es, daß das zertheilte und mißhandelte Preußen trotz der argwöhnischen Ueberwachung durch die Napoleonischen Kreaturen, trotz der Entfernung des geächteten Stein (November 1808), trotz drückendster Kontributionen und Militärreduktionen seine innere Regeneration unter Scharnhorst und Hardenberg langsam und unbemerkt, aber stetig fortführte. Der zum Staatskanzler erhobene Hardenberg, schon früher einer der Gehülfen Steins bei seinem Reformwerk, übernahm (6. Juni 1810) nach der Entlassung des den neuen Aufgaben nicht gewachsenen Altenstein, Steins Nachfolger, die obere Leitung der Staatsgeschäfte, und während Oesterreich nach dem Abgang Stadions unter der Führung des geschmeidigen Metternich auf der eben betretenen Bahn wieder Halt machte, führte Hardenberg in Preußen trotz des Widerstands der privilegirten Klassen im Stein'schen Geist und nach Anleitung und Rath desselben sein Gesetzgebungswerk durch (Oktober und November 1810), das auf persönliche Freiheit jedes Einzelnen, auf gleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten, auf Freigebung von Handel und Verkehr, auf Neuordnung des gesammten Finanzwesens auf der Grundlage indirekter Steuern begründet war, und zu dessen Vollendung ein vorberathender Staatsrath und gesetzgebende Reichsstände eingerichtet werden sollten. Wenn auch manche Stimme vor Ueberstürzung warnte, manche Einrichtung in der That nur durch die Noth des Augenblicks gerechtfertigt schien, die vom Staatskanzler mehrfach einberufenen Notabelnversammlungen, eine Vorbereitung für die zukünftigen Reichsstände, nicht durchweg auf seine Pläne eingingen, so hielt doch der indeß durch Napoleons dringende Mahnung Ende 1809 von Königsberg nach Berlin zurückberufene Monarch seinen Kanzler aufrecht, und trotz aller Anfechtungen bereitete sich hier eine neue Zeit auf gesunder Grundlage vor.

Anders im Rheinbund, wo sich Napoleon nach der endgültigen Niederwerfung Oesterreichs jetzt völlig als Herr und Meister fühlte und, durch die unaufhörlich wachsenden Bedürfnisse des spanischen und englischen Kriegs genöthigt, immer größere Erpressungen und Aushebungen ungescheut vornahm. Mit der äußersten Willkür griff er in die Territorialverhältnisse Deutschlands ein, das von ihm wie eine völlig willenlose große französische Dependenz behandelt wurde. Zuerst wurde (14. Jan. 1810) der Rest der hannöverschen Lande, mit Ausnahme des lauenburgischen Gebiets jenseit der Elbe, dem Königreich Westfalen einverleibt; dann (1. März) erhielt der Staat des Fürst-Primas Dalberg, der sich immermehr in die Rolle eines französischen Präfekten schickte, Zuwachs und den Namen eines Großherzogthums Frankfurt; das Großherzogthum Berg wurde nach Murats Verpflanzung auf den Thron von Neapel so gut wie eine französische Provinz, und endlich wurden (10. Dec.) alle deutschen Küstenländer bis an die Ostsee, zur wirksamern Durchführung der Kontinentalsperre gegen England, als die Departements der Oberems, der Weser- und Elbmündungen dem französischen Reich einverleibt. Zugleich nahmen die Auflagen an Geld und Gut, denen sich die Rheinbundsfürsten fügen mußten, eine derartige Ausdehnung an, daß der völlige Ruin der reichen Lande des Südens und Westens über kurz oder lang zu gewärtigen war. Wenn dies die Lage der von Napoleon vergrößerten und begünstigten Lande war, so läßt sich leicht danach die solcher ermessen, die, gleich den norddeutschen, den westfälischen Landen, den früheren freien Städten, fortan nur als französische Depots für Konskriptionen und die Erpressung möglichst hoher Geldsummen betrachtet wurden. Und zu diesem materiellen Elend gesellte sich das Joch geistiger Knechtschaft, das jeden Ausbruch nationalen Gefühls in Wort und Schrift zum Verbrechen stempelte, in einem vollendeten Spionirsystem, der Knebelung der Presse durch die strengste Censur, die selbst den Rheinbundstaaten nur die Herausgabe eines einzigen officiellen Journals nach Art des Pariser Moniteur für den ganzen Umfang ihrer Lande nachließ, in der frechen Verletzung des Briefgeheimnisses wie der persönlichen Freiheit seinen Ausdruck fand. So blickte das deutsche Volk sehnsüchtig dem Tage der Erlösung entgegen, deren Möglichkeit sich aus dem Zwiespalt zu ergeben schien, der seit 1811 die beiden bisher verbündeten Machthaber Europa's zu entzweien begann. Die Mediatisirung seines Verwandten, des Herzogs von Oldenburg, die Ausdehnung französischen Einflusses über das dem König von Sachsen verliehene Großherzogthum Warschau erfüllten Kaiser Alexander I. von Rußland mit steigender Besorgnis; der lästige Zwang, der auch seinem Lande durch die unerbittliche Durchführung der Kontinentalsperre auferlegt ward, verbitterte ihn gegen Napoleon, dessen überhandnehmende Anmaßung ihm den Entscheidungskrieg immer unvermeidlicher erscheinen, seine Rüstungen beschleunigen sowie Verbindungen mit Schweden und England, als den Keim der fünften Koalition gegen Frankreich, eingeben ließ. Das Jahr 1812 brachte die Kriegserklärung Napoleons gegen Rußland, zugleich die nothgedrungenen Bündnisverträge Preußens (24. Febr.) und Oesterreichs (14. März) mit Frankreich, die beide Staaten zur Stellung eines Heereskontingents von 20,000, resp. 30,000 Mann verpflichteten. Doch schon während die Napoleonischen Legionen im Frühling dieses Jahrs, verstärkt durch die Rheinbunds- und anderen deutschen Truppen, sich den Grenzen Rußlands zuwälzten, ging ein Hoffnungsstrahl durch die Gemüther der Deutschen, gestützt auf das Gefühl von der Schwierigkeit, vielleicht Undurchführbarkeit der Napoleonischen Riesenpläne. Der unglückliche Ausgang des russischen Feldzugs, der Napoleons Macht brach und den Nationen Europa's wie ein Gottesgericht erschien, gab das Signal zur allgemeinen Erhebung. Wenngleich Friedrich Wilhelm III. den Abschluß der **Konvention von Tauroggen** (30. Dec. 1812) durch General York, ein

Privatabkommen mit den russischen Feldherren zur Außergefechtstellung der preußischen Truppen, officiell desavouirte, so billigte er diesen, freilich von ihm als etwas voreilig betrachteten Schritt doch innerlich, und schon zwei Monate darauf (27. und 28. Febr.) kam es zum offenen Bündnis des preußischen Monarchen mit dem Zaren auf der persönlichen Zusammenkunft von Kalisch, der 16. März die preußische Kriegserklärung an Napoleon, 17. März Friedrich Wilhelms Aufruf »An mein Volk« folgte. Da erhob sich nicht nur das preußische Volk mit Begeisterung zur Verjagung des Fremden vom deutschen Boden, ganz D. war einmüthig in dem Ruf nach Theilnahme an dem Befreiungskampfe von einem Joch, das allen unerträglich geworden war. Doch die Rheinbundsfürsten hielten sich, zum Theil aus innerer Neigung, wie Sachsen und Würtemberg, zum Theil durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, noch auf Seiten Napoleons, während Oesterreich unter Metternichs Leitung sich vorerst nur zu bewaffneter Neutralität bereitete. Doch obgleich die ersten Schlachten der vereinten Preußen und Russen gegen das französisch-rheinbündische Heer bei Lützen (2. Mai) und Bautzen (20. und 21. Mai) mit einem Rückzug der Verbündeten endeten, gelang es ihnen doch noch vor Ablauf des beiden Theilen erwünschten sechswöchentlichen Waffenstillstands von Poischwitz (4. Juni), Oesterreich und Schweden zu ihrer Koalition hinüberzuziehen, und in demselben Grad, wie der Stern des französischen Eroberers zu erbleichen begann, mehrte sich auch der Abfall auf Seiten seiner rheinbündlerischen Verbündeten. Den Siegen der Verbündeten bei Großbeeren (23. Aug.), an der Katzbach (26. Aug.), bei Kulm (30. Aug.) und Dennewitz (6. Sept.) folgte die Völkerschlacht bei Leipzig (16.—18. Okt.), die nach langem blutigen Ringen den Krieg zu Gunsten der Alliirten entschied (s. Deutscher Befreiungskrieg). Napoleon mußte eilig das linke Rheinufer zu gewinnen suchen, ehe ihm die jetzt gegen ihn gesammelten Heere der Rheinbundsfürsten den Rückzug abschnitten. Denn Bayern, das sich noch vor der Katastrophe von Leipzig durch den Vertrag von Ried (8. Okt.) vom Rheinbund losgesagt und dadurch seinen Besitzstand bis auf Tirol gerettet hatte, sandte seine durch ein österreichisches Korps verstärkten Truppen unter der Leitung seines Generals Wrede den zurückziehenden französischen Heerestrümmern entgegen; der Zusammenstoß erfolgte zu Hanau (30. Okt.), doch gelang es den Franzosen, sich durchzuschlagen und den Rhein ungefährdet zu überschreiten. Die nächste Folge war die Auflösung des Rheinbundes. Mit Ausnahme der Könige von Sachsen und Westfalen, der Großherzöge von Berg und Frankfurt und einiger Kleinfürsten traten alle bisherigen Mitglieder desselben der Allianz gegen Frankreich bei und zwar unter milden Bedingungen. Unter dem Einfluß Oesterreichs und gegen den Willen Steins wurde allen ihr Besitzstand und ihre Souveränität gewährleistet mit der einzigen Bedingung, daß sie sich den durch die künftige Verfassung Deutschlands nothwendig werdenden Veränderungen unterwerfen sollten. Die seit 1806 vertriebenen Fürsten, der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Braunschweig sowie der Herzog von Oldenburg, nahmen von ihren Landen wieder Besitz. Hannover wurde für den König von England besetzt; die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen und Frankfurt erlangten ihre alte Verfassung und Selbständigkeit wieder. Die neu gewonnenen Länder wurden einer Centralverwaltung unter Steins Leitung unterstellt. Durch das Frankfurter Manifest (December) wurde die Fortsetzung des Kriegs verkündet, und mit dem Anfang des Jahrs 1814 drangen die Verbündeten von Norden und Osten in Frankreich selbst ein. Die Siege von Laon (10. März) und La Fère Champenoise (25. März) bahnten ihnen den Weg nach Paris, welches sich, ohne Widerstand zu leisten, ergab (30. März). Nach Napoleons erzwungener Abdankung und Verweisung auf die Insel Elba wurde der erste Pariser Friede (30. Mai) geschlossen, der Frankreich mit unverdienter Großmuth die Grenzen von 1792 ließ. Ehe aber der 1. Nov. eröffnete Wiener Kongreß alle obschwebenden Fragen erledigen konnte, rief Napoleons Rückkehr von Elba (1. März 1815) Fürsten und Völker von neuem unter die Waffen, und nach dem Sieg Napoleons bei Ligny über Blücher (16. Juni) und dem unentschiedenen Treffen von Quatrebras machte die Schlacht von Waterloo (18. Juni) der Macht Napoleons für immer ein Ende. Aber auch der zweite Pariser Friede (20. Nov. 1815) war für Frankreich noch günstig genug. Der von Oesterreich unterstützte Antrag Preußens, Lothringen und Elsaß in diesem einzig günstigen Augenblick mit D. wieder zu vereinen, scheiterte an dem Widerspruch Rußlands und Englands, und Frankreich wurde so auf die Grenzen von 1790 beschränkt: Savoyen und Nizza kamen wieder an Italien, D. aber erhielt nur Saarbrücken und Saarlouis, die an Preußen fielen, und Landau, das an Bayern kam.

Der im ersten Pariser Frieden zur Erledigung aller schwebenden Fragen in Aussicht genommene Kongreß trat statt 1. Sept. erst 1. Nov. 1814 zu Wien zusammen. Seine Aufgaben waren zahlreich und mannigfaltig; für D. waren zwei Fragen: die künftige territoriale Gestaltung und die Verfassung, von besonderer Bedeutung. Was die erstere betrifft, so trat alsbald die sächsische Frage in den Vordergrund; es handelte sich darum, ob Sachsen, dessen König Friedrich August zu den eifrigsten und zähesten Anhängern Napoleons gehört hatte, ein selbständiger Staat bleiben oder Preußen als Entschädigungsobjekt einverleibt werden sollte. Anfangs war die allgemeine Stimmung der Einverleibung günstig; 28. Sept. 1814 wurde, noch vor der förmlichen Eröffnung des Kongresses, in einer Privatkonferenz, welcher Stein, der seit seiner Vertreibung aus D. nach Rußland gegangen und zum Kaiser Alexander in ein persönliches Vertrauensverhältnis getreten war, der russische Vertreter Nesselrode und die beiden preußischen, Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, beiwohnten, im Einverständnis mit England und Oesterreich die Besitznahme des Landes durch Preußen beschlossen, und es erfolgte in der That die Uebernahme der Verwaltung aus den Händen des bisherigen Generalgouverneurs, des Russen Repnin, durch den preußischen Minister v. Reck. König Friedrich August sollte am Rhein entschädigt werden. Allein bald gab sich eine Abneigung gegen die definitive Vollziehung dieses Abkommens kund: einerseits schienen Sachsen und sein König im Verhältnis zu den übrigen Rheinbundsfürsten zu hart und gewaltthätig behandelt zu sein, anderseits gönnte man Preußen diese Vergrößerung und Abrundung nicht. Diese hauptsächlich unter den deutschen Fürsten gegen Preußen herrschende Mißstimmung wurde verschärft und auch England zu derselben hinübergezogen durch die enge Verbindung, in welche die sächsische Frage durch Friedrich Wilhelm III. persönlich, entgegen dem entschiedenen Meinungsausdruck Steins und der

mildern Opposition Hardenbergs, mit der polnischen gebracht wurde. Während eine gesunde Politik Preußen den entschiedensten Widerstand gegen Alexanders I. Plan auf Einverleibung des gesammten Großherzogthums Warschau vorschrieb, die Preußens wie Oesterreichs Ostgrenze dem mächtigen Nachbar schutzlos bloßlegte, gingen Preußen und Rußland in dieser Frage Hand in Hand vor, und so entfremdete sich ersteres nicht nur Oesterreich, sondern in noch höherem Maß das wohlwollender gesinnte England. So kam es unter der Einwirkung der finessirenden Politik Metternichs und des beim Streite der anderen immer übermüthiger auftretenden und toller hetzenden französischen Vertreters Talleyrand zu immer größerer Verwickelung der Frage, die zuletzt eine für Preußen geradezu drohende Gestalt gewann. Am 3. Jan. 1815 schlossen Oesterreich, England und Frankreich eine Allianz zur eventuell gewaltsamen Hinderung des russisch-preußischen Plans, während Rußland seinerseits sich inzwischen hinter dem Rücken Preußens, wenigstens bezüglich dessen Entschädigung, der Metternich'schen Politik genähert und so Preußen völlig isolirt auf dem Plan gelassen hatte. Durch die Vermittelung des englischen Ministers Castlereagh wurde indeß die ganze Angelegenheit noch friedlich beigelegt; Preußen erhielt die nördliche, größere, aber dünner bevölkerte Hälfte Sachsens (mit Torgau und Wittenberg). Die andere Hälfte erhielt Friedrich August als selbständiges Königreich zurück. Dafür bekam ersteres am Rhein die ihm vormals dort angehörigen Besitzungen, die oranischen Lande am rechten Ufer des Flusses, die Herzogthümer Berg, Westfalen, die Gebiete der ehemaligen geistlichen Kurfürsten nebst mehreren Stiftern, Gebiete, aus denen die Provinzen Westfalen und Rheinland gebildet wurden, endlich von Polen Westpreußen, den Netzedistrikt, Thorn und den Theil von Polen, der die Lücke zwischen Schlesien und Preußen ausfüllte (das Großherzogthum Posen). Dagegen trat es Ansbach und Baireuth an Bayern, Ostfriesland und Hildesheim an Hannover ab. Wenn Preußen so zur Verstimmung seiner Staatsmänner und Patrioten auch keineswegs durch das reiche und benachbarte Land, auf das es von vornherein fast leidenschaftlich sein Augenmerk gerichtet hatte, entschädigt ward und statt dessen einzelne polnische Grenzstriche und das vom Rumpf der Monarchie ganz abgelöste Westgebiet eintauschte, so ist dennoch diese Modifikation, vom allgemein deutschen Gesichtspunkt aus betrachtet, als eine der wohlthätigsten Fügungen der Geschichte zu betrachten. Statt durch die beiden mächtigen Nachbarn im Osten und Westen, durch die norddeutschen Mittelstaaten, die sich wie ein Keil zwischen das Ost- und Westgebiet geschoben, geschwächt und lahm gelegt zu werden, erhielt und wahrte hier fortan der preußische Staat die Aufgabe, ein Schützer des Reichs gegen alle unberechtigten Ansprüche Frankreichs und Rußlands zu sein, und durch die Zertheilung des Landes in zwei zusammenhanglose Hälften wurde es mit innerer Naturnothwendigkeit auf die Bahn gedrängt, diesem für eine gesunde Entwickelung überaus hinderlichen Zustand auf eine oder die andere Weise über kurz oder lang ein Ende zu machen. Was die sonstigen territorialen Bestimmungen betrifft, so wußte sich zwar Oesterreich, das die an Bayern verlorenen Besitzungen zurückerhielt, dagegen seine Lande am Oberrhein und Bodensee an die südwestlichen Staaten abtrat, nach Italien zu trefflich abzurunden; doch entfremdete es sich dadurch den deutschen Interessen noch mehr als zuvor und wandte seine Politik fortan auf eine möglichst vollständige Beherrschung Italiens. Bayern erhielt die Rheinpfalz und Würzburg, letzteres vom Großherzog von Toscana, der wieder in sein Land zurückkehrte; Würtemberg und Baden blieben, abgesehen von den Vergrößerungen aus den österreichischen Vorlanden, gleich Hessen-Darmstadt und Nassau in den von Napoleon geschaffenen Grenzen; das zu Holland gehörige Luxemburg sollte gleich dem von Dänemark abhängigen Holstein einen Theil des deutschen Bundesgebiets bilden. So entstand ein Bund von 38 Staaten; die schwierige Frage war aber, welche Verfassung diesem Bund zu Grunde gelegt werden sollte. Zur Klärung dieser Frage verfaßte Stein im März 1814 eine Denkschrift, zunächst für den Kaiser Alexander bestimmt, von dem er noch ein erfolgreiches Eintreten für die deutsche Sache erwartete; er verzichtete darin auf die Wiederherstellung des Kaiserthums und schlug dafür ein aus Oesterreich, Preußen, Bayern und Hannover bestehendes Direktorium als Exekutiv- und Kontrollorgan vor, unter dessen Leitung die aus Vertretern der Fürsten und aus Abgeordneten der Landstände bestehende Bundesversammlung, die Bundesgesetzgebung, die Beschlußfassung über gemeinsame Auflagen und die Austrägalentscheidung von Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Bundesgliedern stehen sollte; dabei waren landständische Verfassungen, persönliche und Preßfreiheit und ähnliches in Aussicht genommen. Nachdem auch ein Artikel des ersten Pariser Friedens eine föderative Verfassung Deutschlands in Aussicht gestellt hatte, folgte (Juli 1814) ein aus 41 Artikeln bestehendes neues Verfassungsprogramm, ausgehend von Stein, Hardenberg und dem Grafen Solms-Laubach, das in seinen Forderungen auf Herstellung einer festen Centralgewalt und Bewilligung freiheitlicher Zugeständnisse an die Unterthanen der Bundesstaaten bereits hinter dem ersten Entwurf zurückblieb; zwar war auch hier noch auf die Einrichtung eines obersten Bundesgerichts, einer festen Kriegsverfassung, die einheitliche Gestaltung des Münz- und Zollwesens wie der öffentlichen Verkehrsanstalten Rücksicht genommen, doch fehlte die Betheiligung des landständischen Elements an der Bundesversammlung. An der Spitze sollte ein aus Oesterreich und Preußen bestehendes Direktorium stehen; D. sollte in sieben Kreise mit je 1—2 Kreisobersten, wozu in erster Reihe die ehemaligen Kurfürsten herangezogen werden sollten, getheilt werden; Direktorium, Kreisoberste und der Rath der Fürsten und Stände (d. h. der ehemaligen Reichsunmittelbaren) sollten die Bundesverfassung bilden. Auch die territoriale Gestaltung des Bundes wie die Einrichtung der Exekutivgewalt gab zu mancherlei gerechten Bedenken Anlaß. Oesterreich und Preußen, die nur mit dem kleinern Theil ihrer Lande dem Bund beitreten sollten, war doch zugleich die alleinige Leitung des Ganzen vorbehalten; die projektirte Aufnahme der gesammten Niederlande und das feste Bundesverhältnis zur Schweiz drohten die einheitlich-nationale Gestaltung des Bundes zu beeinträchtigen, das den Kreisobersten den kleineren Staaten gegenüber eingeräumte Uebergewicht die letzteren dem ganzen Plane zu entfremden. Den allergrößten Widerstand setzten indeß die Mittelstaaten, Bayern, Würtemberg, Hannover, die auch nicht den mindesten Theil ihrer neuen Souveränität aufzugeben gewillt waren, dem Entwurf entgegen, der ihnen, sollte er zur Annahme gelangen, weit größere Zugeständnisse machen mußte. So kam denn auf Grund jenes zweiten ein von Hardenberg ausgearbeiteter dritter Entwurf zu Stande,

der die 41 Artikel jenes in 12 zusammenzog und (16. Okt.) dem aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg gebildeten Verfassungsausschuß zur Berathung übergeben wurde. Als Zweck des neuen Bundes war hier die Erhaltung der äußern Ruhe und Unabhängigkeit und im Innern die Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Klasse des Volks hingestellt. Oesterreich und Preußen sollten mit ihren ganzen Ländern dem Bunde beitreten, dessen Gebiet in fünf Kreise unter Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Würtemberg getheilt werden sollte; diese bildeten einen besondern Rath, während die übrigen Stände in einem zweiten vereint waren. Das Direktorium, dem eine bloß formelle Leitung der Geschäfte zustehen sollte, stand Oesterreich allein zu. Trotz der Nachgiebigkeit Preußens gegen die in diesem Entwurf immer unverhohlener hervortretende Sucht Oesterreichs nach einer dominirenden Stellung kam der Entwurf infolge der lebhaften Opposition Bayerns und Würtembergs dennoch im Ausschuß nicht über die Vorberathung hinaus, so daß Stein, an dem Zustandekommen einer auf freier Berathung begründeten Verfassung überhaupt verzweifelnd, sogar den Kaiser Alexander um Intervention bat und dieser (11. Nov.) die Annahme der 12 Artikel als nothwendig empfahl. Zuletzt löste sich der Ausschuß auf (Mitte November), und die ganze Frage trat in ein Stadium des Stillstandes. Dies benutzten die kleineren Staaten, 32 an der Zahl, um eine Theilnahme an den Berathungen zu fordern und, da ihnen diese nicht zugestanden ward, ihrerseits mit einem Programm hervorzutreten, das Erhaltung der Einheit durch die nothwendig werdende Beschränkung der Souveränität der Einzelnen, Stärkung der Freiheit durch Einrichtung landständischer Verfassungen mit dem Rechte der Steuerverwilligung, Mitwirkung der Landstände bei der Gesetzgebung und allgemeine Staatskontrolle, endlich die Wiederherstellung des Kaiserthums verlangte. Gegen diese letzte Forderung erklärten sich indeß Preußen und Oesterreich sofort (Denkschrift des Grafen Münster vom 25. Nov.), da das Kaiserthum voraussichtlich ein bloßer Name bleiben würde, während Stein und Rußland sich der Wiederherstellung günstig zeigten. Nach verschiedenen Besprechungen wurde in einer Denkschrift W. v. Humboldts vom 3. März 1815 die Herstellung des Kaiserthums für unthunlich erklärt, und da die größeren Staaten kein lebhaftes Interesse für dieselbe zeigten, Bayern und Würtemberg aber aufs entschiedenste widerstrebten, so wurde der Plan aufgegeben. Dagegen wurden die kleineren Staaten jetzt wirklich zur Theilnahme an den Berathungen zugezogen (Anfang Februar) und Humboldt legte (10. Febr.) zwei Verfassungsentwürfe vor, die sich hauptsächlich durch die Aufnahme, resp. Ablehnung der Kreiseintheilung unterschieden. Die fünf Könige blieben darin die oberste Bundesbehörde, hinsichtlich der einzelnen Punkte waren die freisinnigeren Vorschläge von früher möglichst festgehalten; als besonders wichtig wurde bezeichnet: eine starke Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und die Einführung landständischer Verfassungen. Nun aber brachte die Rückkehr Napoleons von Elba eine Störung in die Verhandlungen, welche jetzt den Charakter der Eil-, ja Leichtfertigkeit annahmen, wobei man sich schließlich mit dem Unvollkommensten begnügte, alle Weiterentwickelung aber den Berathungen der ersten Bundesversammlung selbst überließ. Auf die preußischen Vorschläge (Humboldts) folgte ein österreichischer, welcher wichtige Punkte (wie Bundesgericht, landständische Verfassung, Preßfreiheit u. dgl.) theils gar nicht, theils ganz ungenügend berührte. Dieses Programm wurde, dank der Nachgiebigkeit des preußischen und des hannöverschen Vertreters, des Grafen Münster, mit dem preußischen so verschmolzen, daß von letzterem wenig Eigenthümliches mehr übrig blieb, das Bundesgericht in letzter Stunde auf Bayerns Drängen ganz aufgegeben. So entstand nach vierwöchentlicher Berathung die *Kongreßakte*, die 9. Juni 1815 ihren Abschluß erhielt, am 10. unterzeichnet wurde. Nur Baden und Würtemberg fehlten noch, beide traten erst später (Baden 26. Juli, Würtemberg 1. Sept.) bei. »Die Akte«, erklärte gleich damals Graf Münster, »könne die Erwartungen der Nation nur zum Theil befriedigen, da sie mehrere wichtige Punkte unerledigt lasse. Da indeß diese besseren Bestimmungen für den Augenblick nicht zu erlangen seien, scheine es besser, einen unvollkommenen Bund zu schließen als gar keinen. Derselbe schließe keine Verbesserung ganz aus, und diese zu fördern, werde Hannover immer bemüht sein«, Worte, charakteristisch für die damalige Stimmung selbst der großen Mehrzahl deutscher Staatsmänner, denen freilich die späteren Handlungen weder in Hannover, noch in den meisten anderen Staaten entsprachen.

Die *Bundesakte* selbst zerfällt in zwei Theile, von denen der erste (Art. 1—11) allgemeine, der zweite (Art. 12—20) besondere Bestimmungen enthält. Die ersteren sind der Hauptsache nach folgende: Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluß des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, beide für ihre gesammten, vormals zum Deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, ferner der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für Luxemburg, vereinigen sich zu einem beständigen Bund, welcher der *Deutsche Bund* heißen soll (Art. 1). Zweck desselben ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten (Art. 2). Allen Bundesgliedern werden als solchen gleiche Rechte zugesichert, wogegen sich alle gleichmäßig verpflichten, die Bundesakte unverbrüchlich zu halten (Art. 3). Die Angelegenheiten des Bundes besorgt die Bundesversammlung, in welcher die größeren Staaten Viril-, die kleineren Kuriat- oder Gesammtstimmen haben, und zwar folgendermaßen: Virilstimmen haben: 1) Oesterreich, 2) Preußen, 3) Bayern, 4) Sachsen, 5) Hannover, 6) Würtemberg, 7) Baden, 8) Kurhessen, 9) Großherzogthum Hessen, 10) Holstein, 11) Luxemburg; Gesammtstimmen: 12) die großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser, 13) Braunschweig und Nassau, 14) Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, 15) Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg, 16) Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe-Detmold, Waldeck und Hessen-Homburg, 17) die vier freien Städte Lübeck, Bremen, Hamburg und Frankfurt (Art. 4). Oesterreich führt den Vorsitz, doch ist jedes Bundesglied befugt, Vorschläge zu machen, die der Vorsitzende innerhalb einer zu bestimmenden Frist zur Berathung zu übergeben hat (Art. 5). Wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf organische Bundeseinrichtungen u. dgl. ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum aus 69 unter die einzelnen Staaten nach ihrer Größe vertheilten Stimmen um (Art. 6). Ob ein Gegenstand für das Plenum geeignet sei, wird in der engern Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden.

Diese bereitet auch die der Entscheidung des Plenums zu unterbreitenden Beschlußentwürfe vor. Mehrheit der Stimmen entscheidet in beiden Versammlungen, jedoch in der Art, daß in der engern die absolute, im Plenum aber nur die Mehrheit von zwei Drittheilen entscheidet. Bei Stimmengleichheit in der engern Versammlung gibt der Vorsitzende den Ausschlag. Wo es jedoch auf Annahme oder Abänderung der Grundsätze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf Jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, ist in beiden Versammlungen Stimmeneinhelligkeit erforderlich (Art. 7). Die Bundesversammlung hat ihren Sitz zu Frankfurt a. M., sie sollte 1. September 1815 eröffnet werden (Art. 9). Ihr erstes Geschäft sollte die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und inneren Verhältnisse sein (Art. 10). Alle Mitglieder des Bundes garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen, in dem Bund begriffenen Besitzungen. Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feind eingehen. Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet sind. Auch machen sie sich verbindlich, ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung anzubringen, die einen Vermittelungsversuch zu machen und, wenn dieser fehlschlägt, die richterliche Entscheidung durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken hat, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben (Art. 11). Der Art. 12. handelt speciell von den gemeinsamen Gerichten der kleineren Staaten. Hinsichtlich der landständischen Verfassungen hieß es Art. 13: »In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden«. Die Interessen und Privilegien des hohen Adels sind dagegen in einem langen Artikel mit möglichster Bestimmtheit und Sorgfalt gewahrt (Art. 14). Nicht weniger ausführlich wurde auch die Fortdauer der auf den Rheinschifffahrtsoktroi angewiesenen direkten und subsidiarischen Renten, der durch den Reichsdeputationshauptschluß getroffenen Verfügungen in Betreff des Schuldenwesens und der den Mitgliedern der ehemaligen Dom- und freien Reichsstifter und des Deutschen Ordens ausgesetzten oder auszusetzenden Pensionen garantirt (Art. 15). Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien soll in den Ländern und Gebieten des Deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen können (§. 16). Die verbündeten Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern: Grundeigenthum außerhalb des Staats, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staat mehr Abgaben und Lasten unterworfen zu sein als dessen eigene Unterthanen; die Freizügigkeit innerhalb der deutschen Staaten; das Recht, in Civil- und Militärdienste eines andern Staats zu treten &c. Ein weiteres Recht wurde in folgender Fassung zugesichert: »Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen« (Art. 18). Ebenso behielten sich die Bundesglieder vor, bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten in Berathung zu treten (Art. 19). Wie unbefriedigend diese Verfassung auch den edelsten Patrioten, selbst erleuchteten, praktischen Staatsmännern erscheinen, wie laut sich auch die Klagen der Nation über diesen Abschluß erheben mochten: das Eine war unbestreitbar, daß damit, trotz aller Einschnürung und Beschränkung, die von österreichischer Seite im letzten Augenblick noch hinzugethan war, gegen die letzte Zeit vor dem Zusammensturz des alten Reichs dennoch ein Fortschritt gemacht, ein größerer aber durch die bestehenden Verhältnisse so gut wie unmöglich gemacht war. Wohl war ein Mann wie Stein bis zum letzten Augenblick für die Herstellung des Kaiserthums, die Einrichtung einer straffen Centralgewalt, die Verzichtleistung auf einen Theil der Souveränitätsrechte von Seiten der einzelnen Staaten zu Gunsten eines einheitlichen, mächtigen Reichs eingetreten; doch alle diese Forderungen ergaben sich als undurchführbar, sobald man Hand ans Werk legte. Nie würde sich Preußen einer energischen kaiserlichen Autorität in den Händen des österreichischen Herrschers freiwillig unterworfen haben, und an eine Unterordnung Oesterreichs unter Preußen war damals ebensowenig zu denken. Eine wirklich einheitliche Zusammenfassung hätte schon damals nothwendig eine Zerreißung Deutschlands in zwei Hälften, eine nördliche unter preußischer, eine südliche unter österreichischer Führung, zur Folge gehabt. Jeder nachhaltigen Ausübung einer oberhoheitlichen Gewalt, die einen Eingriff in die Souveränitätsrechte der Einzelnen herbeigeführt hätte, widerstrebten in Wirklichkeit nicht nur Bayern und Würtemberg, sondern eben so sehr Sachsen und Hannover, und will man sich keiner Selbsttäuschung hingeben, so muß man gestehen, daß sie dabei die große Masse ihres Volks hinter sich hatten. Nur die hochgesinnten Männer, erfüllt von einem Patriotismus, der über die Pfähle des engern Vaterlands hinausging, erhoben sich damals zur Idee eines einigen D., das von einer an Macht alle überragenden Spitze geleitet werde. Nicht an die Macht und Herrlichkeit des alten deutschen Kaiserthums zur Zeit seiner glorreichsten Repräsentanten darf man zurückdenken, wenn man sich die Umstände, die bei der Neubildung Deutschlands geltend waren, in die Erinnerung zurückruft; es war das hundertfach zerrissene, dem Einfluß der Fremden schutzlos preis gegebene Reich, wie es aus dem Dreißigjährigen Krieg hervorgegangen war, das sich nach einer Operation auf Tod und Leben doch noch einmal, wenn auch eben nicht in vielversprechender Form, zu einem neuen Staatenbund zusammenschloß, um mit gemeinsamer Kraft den Frieden nach außen und innen zu wahren, und die Resultate der letzten Periode des Kampfs und Siegs, die Vertreibung der Fremden vom Boden des Reichs, die Herstellung des letztern in den Grenzen, die es beim Ausbruch der Revolution gehabt, die Erneuerung und Erhebung des Volksgeistes, die Sicherstellung einer freiheitlichen innern Verfassung, die, in wie unbestimmter Form sie auch erscheinen mochte, dennoch mit zwingender Kraft auf die Regenten der einzelnen Länder zurückwirkte, waren ein nicht zu unterschätzender Gewinn. Freilich war die Einrichtung des Reichs eine solche, daß es sich nur mit der höchsten Langsamkeit fortbewegen konnte, daß die verheißene Ausbildung der Verfassung in ihren einzelnen Bestimmungen dadurch fast unmöglich gemacht wurde; doch war der deutschen Nation dadurch eine Zeit der Vorbereitung des Uebergangs

zu einer andern Gestaltung gegeben, deren sie damals noch nicht fähig war. Daß es wenigstens einzelnen Regenten um eine Fortbildung in diesem Sinn zu thun war, geht aus der von Friedrich Wilhelm III. 22. Mai 1815 erlassenen »Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks« hervor, deren § 4 die Rechte der Stände auf »alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen«, ausdehnt, wie aus den Erklärungen einer Reihe von Kongreßgesandten bei der Unterzeichnung der Bundesakte selbst. Erst dem folgenden Jahrzehnt war es vorbehalten, bei dem gänzlichen Umschlag der Stimmung in den maßgebenden Kreisen der Kabinette und der Diplomatie diese berechtigten Erwartungen auf ein Minimum herabzumindern. Daß es den Monarchen der beiden deutschen Großstaaten im Augenblick der Befreiung Ernst war mit einem gerechten, versittlichenden Regiment, geht aus ihrer Zustimmung zu den freilich exaltirten Plänen Alexanders I. hervor, die noch vor Abschluß des zweiten Pariser Friedens zur Unterzeichnung der »Heiligen Allianz« seitens der drei Herrscher zu Paris führten (26. Sept. 1815). Sie sprachen darin ihren unerschütterlichen Entschluß aus, nach den Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens zu regieren und sich in Fällen der Gefahr gegenseitig zu unterstützen; doch wenn auch die Absichten eines Königs wie Friedrich Wilhelm III. dabei die besten gewesen sein mögen, die Ansichten über die beste Art des Regiments gingen bei Herrschern und Beherrschten schnurstracks auseinander. D. hatte gleich den meisten anderen Staaten Europa's in den letzten 25 Jahren eine Periode durchgemacht, die nicht nur alle früheren staatlichen Verhältnisse auf das äußerste verwirrt und durcheinander geworfen, sondern auch die materiellen Kräfte eines jeden Staats aufs äußerste erschöpft hatte. Erzeugte dies schon in dem Geiste der Regierenden ein sehr begreifliches Gefühl nach Ruhe und Frieden, um die geschlagenen Wunden langsam wieder auszuheilen, den zerrütteten Wohlstand und die decimirte Bevölkerung wieder zu kräftigen und zu heben: so trat dies Bedürfnis bei den süd- und westdeutschen Staaten und mehr als bei allen bei Preußen in um so energischerer Weise zu Tage, als der Hinzutritt neuer Gebiete und Bevölkerungen das ruhige, langsame Verwachsen derselben mit den alten Landestheilen erheischte und dies sich sicher nur auf dem Weg einer ebenso wohlbedachten wie kontinuirlichen Verwaltungsgesetzgebung erreichen ließ. Alle anderen Aufgaben politischer Natur, vor allem die freiheitliche Entwickelung der Landesverfassungen, wie sie in der Bundesakte vorgesehen war, mußten in den Augen der Regierenden vor dieser ersten und nothwendigsten Aufgabe zurücktreten.

Anders bei einem Theil des deutschen Volks, das im Rausch über die Befreiung vom schwer lastenden Joch der Fremden, über die Heldenthaten, die ihm seine Kraft und Wehrtüchtigkeit glänzender als seit Jahrhunderten wieder offenbart, und im Bewußtsein, sich damit ein Anrecht auf Theilnahme an der Regelung der eigenen Geschicke errungen zu haben, jetzt in erster Reihe der Erfüllung des ihm darauf hin verpfändeten Fürstenworts entgegen sah. Genährt wurde dieses Gefühl von den geistigen Leitern der Nation, ihren Denkern und Dichtern, die, wenn sie selbst auch keine völlig klare Vorstellung von der Form hatten, die ihre Wünsche nach einer nationalen und freiheitlichen Entwickelung in der Wirklichkeit annehmen mußten, um wirksam zu werden, dennoch das Feuer einer schwärmerischen Begeisterung und Sehnsucht danach im Herzen des Volks nährten. Gerade die letzten Jahrzehnte nationaler Unterdrückung und Unselbständigkeit hatten das deutsche Volk sich in den reifsten Erzeugnissen seiner Nationalliteratur als ein einheitliches, großes Ganzes wiederfinden lassen, und wie die Dichter und Sänger der Freiheitskriege das Volk aus seinem Schlaf aufgerüttelt und zu seiner einheitlichen Erhebung wirksam beigetragen, so wirkten ihre Worte von der Größe und Stärke eines brüderlich gesinnten, einheitlichen und freien D. auf das Gemüth des Volks nach, auch lange nachdem sie zuerst erklungen waren. Diese idealistische, und darum formlose Begeisterung fand darin ihr charakteristisches Gepräge, daß es in den nächsten Jahren vorzüglich Männer der Wissenschaft und die Jugend waren, die auf diesem Weg den Fortschritt ihrer Nation zu finden hofften. Die Worte eines Arndt, Jahn, Görres, die, erfüllt von einem hohen Freiheitsideal, mit Wort und That an der Bewegung der letzten Jahre hervorragenden Antheil genommen, zündeten bei dem Theil des Volks, der ihren Worten gelauscht, zum Theil mit dem Schwert in der Hand an der Befreiung des Vaterlands Antheil genommen, der studirenden Jugend, während das Geschlecht der gereiften Männer, dem die neue Aufgabe in erster Reihe zugefallen wäre, aufging in der Sorge für die Bedürfnisse des ersten Augenblicks, die sich nach den Jahren der Drangsal und des äußersten Kraftaufgebots in einer gänzlichen Erschöpfung dringender als je fühlbar machte. Auf dieser Grundlage bildete sich noch 1815 zu Jena jene große studentische Verbindung, die, bekannt unter dem Namen der deutschen Burschenschaft, laut ihrem Statut begründet »auf dem Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit deutschen Volks«, die gesammte Jugend des Volks zu wahrhaft deutschem Leben und deutscher Sitte heranbilden und so die Einheit der Nation an ihrem Theil mit bereiten helfen sollte. Je argwöhnischer und verfolgungssüchtiger die deutschen Regierungen sich diesem ihnen unbequemen Treiben entgegenstellten (Beispiele davon sind das in Preußen Anfang 1816 erfolgende Verbot des Görresschen »Deutschen Merkur«, des mächtigsten Verbreiters dieser Gesinnung, und die Aufhebung des »Tugendbunds«), umsomehr fühlte sich die deutsche Jugend zur öffentlichen Vertretung ihrer Ansichten angefeuert. Es folgte das denkwürdige Wartburgfest (18. Okt. 1817), welches, das Andenken an die größte deutsche Geistes- und Heldenthat der Neuzeit vereinend, durch eine harmlose Ausschreitung (die Verbrennung einiger mißliebigen Schriften derer, die sich gleich dem russischen Staatsrath v. Kotzebue und dem preußischen Geheimenrath v. Kamptz zu feilen Denuncianten dieser geistigen Erhebung den Regierungen gegenüber angeboten) den Regierungen die Handhabe bot zur gewaltsamen Repression dieses an sich völlig ungefährlichen, in seinen Folgen verkannten jugendlichunbedachten Schritts. Eine Spielerei ward zur staatsgefährlichen Verschwörung aufgebauscht, und der treffliche Karl August von Sachsen-Weimar, auf dessen Gebiete die Feier stattgefunden, sah sich durch die persönlich herbeieilenden Vertreter der beiden deutschen Großmächte, den Staatskanzler Hardenberg und den Grafen Zichy, mit Vorwürfen überschüttet und zur Wiedereinführung der eben aufgehobenen Censur in seinen Staaten genöthigt. Hierdurch sowie durch

den Zusammentritt des Aachener Kongresses (September 1818), der auf der Grundlage eines von einem andern russischen Spion, dem walachischen Bojaren Alexander Stourdza, verfaßten Mémoire »Ueber den gegenwärtigen Zustand Deutschlands« sich über Maßregeln zur Ausrottung des neuen revolutionären Geistes verständigen sollte, aufs äußerste gereizt, verirrten sich einige jugendlich-fanatische Schwärmer bis zum Verbrechen. Die Ermordung Kotzebue's durch K. L. Sand (1819), das Attentat Löhnings auf den nassauischen Staatsrath v. Ibell (1820) schienen die Befürchtungen der Regierungen zu rechtfertigen und öffneten der Reaktion Thür und Thor. 1819 wurden die Turnplätze geschlossen; Männer wie Arndt, Jahn, Welcker u. a. wurden verhaftet oder ihres Amts entlassen, 6. Aug. 1819 die Karlsbader Ministerkonferenzen eröffnet, deren Beschlüsse besonders gegen die Presse, die Burschenschaft, das Turnwesen, die Freiheit der Universitäten, überhaupt gegen das »Demagogenwesen« gerichtet waren. Zur Durchführung derselben ward eine »Centraluntersuchungskommission« zu Mainz eingesetzt, die aber trotz jahrelanger Bemühungen nichts anderes erreichte, als daß eine Anzahl meist schuldloser junger Leute eine Reihe von Jahren in den Kasematten der preußischen Festungen schmachten mußte, und deren Mitglieder unter Umständen wohl ihr eigenes nichtsnutziges Thun ironisirten.

Während so eine von den deutschen »Vormächten« ausgehende Reaktion ganz D. zu überfluten drohte, waren dennoch einige der mittleren und kleineren deutschen Staaten der Zusage des Art. 13 der deutschen Bundesakte durch Einrichtung landständischer Versammlungen gerecht geworden. Allen voran ging hierbei Sachsen-Weimar, wo schon im Frühling 1816 eine konstituirende Versammlung berufen wurde, die eine auf freisinnigen Grundlagen basirte Verfassung ausarbeiten ließ, wonach eine ständisch gegliederte, mit den wichtigsten konstitutionellen Rechten ausgestattete Landesvertretung ins Leben gerufen ward. Diesem Beispiel folgte zunächst (1818) Baden. Hier wurde die Umgestaltung durch die Successionsschwierigkeiten, indem die Regierung des Landes, entgegen den bayrischen Ansprüchen, an eine Nebenlinie des zähringischen Hauses, die Grafen von Hochberg, fallen sollte, befördert, da der regierende Großherzog Karl Ludwig sich für diesen Fall die Unterstützung seines Landes im voraus sichern wollte. So kam hier eine Verfassung zu Stande, die mit ihrem Zweikammersystem, ihrem durchgeführten Steuerbewilligungsrecht der Stände, ihrer Einführung gleicher politischen Rechte und Pflichten für alle Staatsbürger auf lange Zeit das Muster für die Konstitutionen der anderen Länder ward, und deren zwar auf kleinen Raum beschränktes, doch reges und freies parlamentarisches Leben anregend und befruchtend auf den Geist der Bevölkerung von Gesammtdeutschland einwirkte. Bayerns König, Max Joseph, fühlte sich theils aus Eifersucht gegen das jetzt reaktionären Tendenzen hingegebene Preußen, theils angespornt durch den Vorgang seiner Nachbarlande, kurze Zeit darauf bewogen, seinen Minister Montgelas, der 17 Jahre hindurch das Land ebenso energisch wie absolut und centralistisch regiert hatte, zu entlassen (Februar 1817) und dem Lande (Mai 1818) eine wenn auch nicht ganz so freisinnige Verfassung wie die Badens zu geben. Mit größeren Schwierigkeiten war die Einführung einer Verfassung in Würtemberg verknüpft, dessen freisinniger Monarch Wilhelm I. (seit 30. Okt. 1816) gleich nach seinem Regierungsantritt einen von seinem trefflichen Minister Wangenheim ausgearbeiteten Verfassungsentwurf den Ständen vorlegen ließ, doch auf deren hartnäckige Opposition stieß, die von ihren altständischen Einrichtungen nicht lassen wollten. Erst nach mehrjährigen Verhandlungen (1819) kam es zum Ausgleich und zur Einführung einer Verfassung, die gleichfalls unter den damals überhandnehmenden Rückschrittstendenzen schon manches eingebüßt hatte. In demselben Jahr gelangte Hannover zu einer neuen Verfassung, die freilich den überwiegenden Einfluß des altadligen Elements nicht beseitigte. Während die anderen kleineren Staaten diesem Beispiel in mehr oder minder freisinniger Weise folgten, machte gerade einer der Fürsten, die durch das harte Geschick des letzten Jahrzehnts am meisten hätten bekehrt sein sollen, eine unrühmliche Ausnahme: der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen hob in seinem Lande, das als ein Theil des Königreichs Westfalen doch neben den Schäden auch an allen Vorzügen des Napoleonischen Verwaltungswesens theilgenommen, nicht nur sämmtliche wohlthätigen Neuerungen ohne Rücksicht auf das Bestehende auf, sondern führte auch die alte ständische Verfassung mit ihren Vorurtheilen und Schranken wieder ein und gerieth auch hierbei mit seinen Ständen, die wenigstens auf volle Wiederherstellung ihrer alten Rechte drangen, in die ärgerlichsten Händel, die später unter seinem Sohn zu gewaltsamen Ausbrüchen führten.

Oesterreich, gleich den übrigen Staaten durch den Art. 13 verbunden, wenn auch wenig gebunden, berücksichtigte diese Verpflichtung wenigstens insoweit, daß es seinen einzelnen Ländern ihre altständischen Verfassungen dem Wortlaut nach wiedergab; von einer wirklichen Neubelebung dieser abgelebten Formen war natürlich nicht die Rede, und wäre diese freilich an sich kaum zu bewältigende Aufgabe auch zu erreichen gewesen, so war sicherlich der, welcher jetzt das Staatsruder lenkte, der letzte, sich zu solchen Versuchen herzugeben. Dieser »Staatsmann«, der den früh gealterten, unfähigen Kaiser Franz I. bis zu dessen Tode (1835) und ebenso seinen Nachfolger Ferdinand I. völlig beherrschte, war Fürst Clemens Lothar Metternich, der, aus altem rheinischen Adel entstammend, schon früh in Oesterreich noch unter Kaunitz zu hohen Stellen emporgestiegen war, dann durch seine gewandten diplomatischen Verhandlungen mit Napoleon (1813) sich ein Verdienst um Oesterreich erworben hatte und seitdem nicht nur diesen Staat, sondern ganz D. und Italien länger als drei Decennien unter das Joch seines »Systems« beugte. Dies System bestand darin, den Völkern in politischer Beziehung nicht das geringste Zugeständnis zu machen und sie dafür durch einige Pflege der materiellen Interessen nothdürftig zu entschädigen, im übrigen durch eine geschickt bewerkstelligte Koalition aller sogen. konservativen, in Wahrheit reaktionären Interessen Europa's alles, so lange es irgend anging, beim Alten zu lassen. Als Mittel dazu diente ihm ein Willkürregiment im Innern und das überall hindringende Spionirsystem seiner Kreaturen, verbunden mit dem bewußten Hinarbeiten auf die Schwächung der Völker durch rückhaltlose Hingabe an Genuß und materielles Wohlleben. Um jedoch den aus den verschiedenartigsten Gebieten gebildeten Kaiserstaat vor aller revolutionären Ansteckung zu bewahren und zugleich seinen Einfluß über ganz D. auszudehnen, handelte es sich für Metternich in erster Reihe darum, den eifersüchtig beobachteten norddeutschen Nachbarstaat Preußen

in das Fahrwasser seiner Politik mit hineinzuziehen, und dank seiner geschickten Benutzung jener harmlosen Unruhe, die sich der Gemüther bemächtigt und zu einzelnen ungefährlichen Ausbrüchen geführt hatte, wußte er in der That das Gemüth des Preußenkönigs völlig zu umgarnen und seinen ursprünglichen Absichten mehr und mehr zu entfremden. König Friedrich Wilhelm III. hatte jenen unter dem Einfluß Steins und W. v. Humboldts (22. Mai 1815) publicirten Erlaß, der eine Repräsentativverfassung zusagte, nicht vergessen. Allein die ersten Jahre nach dem Krieg brachten seinem Staate die näher liegende und dringlichere Aufgabe der Einrichtung einer neuen, festen Verwaltung für sein fast zur Hälfte aus neuen Bestandtheilen zusammengesetztes Land. Erst wenn diese eingerichtet, die sich noch spröde einander gegenüber stehenden Stämme mit einander verwachsen waren, war die Einführung einer wirklich freien Verfassung mit Erfolg möglich. Die Ereignisse der Jahre 1817—19 machten den an sich überaus vorsichtigen und bedenklichen Monarchen noch scheuer, der Einfluß Metternichs bezwang seinen Geist, statt ihn zu energischem Handeln zu treiben, mehr und mehr, und so gerieth das Verfassungswerk in ein immer langsameres Tempo und nahm zuletzt eine Gestalt an, die weder die einen noch die anderen befriedigte. In ruhiger, gründlichster Erwägung sollte die ganze Frage vorgenommen werden; zu dem Zweck wurde im Frühling 1817 aus der 1808 wieder hergestellten Behörde zur Vorberathung der Gesetze, dem Staatsrath, eine Kommission zur Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde ernannt. Unter dem Eindruck der politischen Attentate litt aber die Entwickelung dieser Angelegenheit. Daß der König trotz alledem an seinem Wort mit Zähigkeit festhielt, bewies eine Verordnung von 1820, wonach Anleihen, die durch die Bedürfnisse des Staats erheischt würden, nur mit reichsständischer Bewilligung aufgenommen werden sollten; doch erst 1823 wurden Provinzialstände einberufen, aus deren Wahl die Reichsstände hervorgehen sollten, und ehe dies eintrat, schied der König aus dem Leben, noch bis zuletzt in der festen Ueberzeugung, daß sein Volk für eine wirklich konstitutionelle Verfassung noch nicht reif sei.

Der Bundestag, der durch sein unthätiges Zuschauen bei allen Angelegenheiten, in denen er handelnd hätte auftreten müssen, den Hohn und die Verachtung aller selbständigen Geister auf sich geladen hatte, ermannte sich, wenn es sich um die Bestätigung von ultrareaktionären Maßregeln handelte, zu erstaunlicher Energie. In einer einzigen Sitzung (20. Sept. 1819) wurden sämmtliche Maßregeln bestätigt, welche die Verfassung des Bundes und die Rechte der Einzelnen auf gleiche Weise änderten. Der Bundestag setzte eine Exekutivordnung fest für die Ausführung von Bundesbeschlüssen, welche die Sicherung der öffentlichen Ordnung bezweckten, verfügte die Ueberwachung sämmtlicher Universitäten und führte eine strenge Censur vorerst auf fünf Jahre ein, wie er auch die oben erwähnte Mainzer Centraluntersuchungskommission einsetzte. Die Herbstkonferenzen der deutschen Minister in Wien und die daraus hervorgehende, 8. Juli 1820 publicirte Wiener Schlußakte, eine Ergänzung der Bundesakte, vollendete das Werk der Metternichschen Reform. Hier erschienen die Bundesstaaten nicht mehr als ein Bund von Stämmen desselben Volks, sondern als ein völkerrechtlicher Verein souveräner deutscher Fürsten zur Erhaltung innerer und äußerer Ruhe; die Einwirkung des Bundestags auf die gemeinsamen Fragen wie auf die inneren Einrichtungen der einzelnen Staaten wurde fester bestimmt und damit immermehr gegen die Selbständigkeit der kleineren gerichtet. Die besondere Berücksichtigung, welche das im Art. 13. der Bundesakte gegebene Versprechen der Einrichtung landständischer Verfassungen in einem der Artikel der Schlußakte fand, erwies sich als trügerisch, wenn man die folgenden Artikel hinzunahm, welche die Wirksamkeit jener Verfassungen in der Weise beschränkten, daß in dem Staatsoberhaupt, in seiner Eigenschaft als Souverän, die gesammte Staatsgewalt vereinigt bleiben müsse und dasselbe nur hinsichtlich der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sei, sowie daß keiner der Fürsten durch diese Verfassungen an der Erfüllung seiner bundesmäßigen Pflichten behindert werden dürfe. So wurde die Bundesversammlung, in welcher jetzt Oesterreich die entscheidende Stimme führte, zur obersten Wächterin deutschen Staats- und Rechtslebens bestellt, mit weitgehender und unter den Händen eines geschickten Diplomaten auch bald sich fühlbar machender Machtbefugnis; die einzelnen Regierungen aber waren, so lange das Einverständnis zwischen beiden Großmächten aufrecht erhalten blieb, außer Stand, ihre auf dem Wiener Kongreß so ängstlich gehütete Souveränität unversehrt zu behaupten. Der Versuch des den Forderungen der Zeit zugänglichen Königs Wilhelm von Württemberg, sich dem Einfluß der Großmächte zu entziehen und den Karlsbader Beschlüssen gegenüber eine freisinnige Richtung zu verfolgen, führte zur Abberufung der Gesandten der Heiligen Allianz vom Stuttgarter Hof, und auch in Bayern kam man unter König Ludwig I. immermehr auf das alte, auf den Klerus sich stützende Regierungssystem zurück. Im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts konnte das System Metternich den Triumph feiern, fast in allen Staaten Deutschlands den alten Absolutismus in moderner Form wieder hergestellt zu sehen, und wenn man ruhige bürgerliche Zustände, die Erhaltung des Friedens nach außen hin als das Ziel aller Regierungskunst betrachtete, so schien jetzt alles aufs beste eingerichtet zu sein. So verkümmerte das von Stein und W. v. Humboldt 1814 mit kühnem Anlauf in Angriff genommene deutsche Verfassungswerk, trotz des guten Willens einzelner aufgeklärter Fürsten und ihrer Minister, auf das kläglichste; jede Spur eines Widerstands war bald gebrochen. Die der Nation zugesagte Theilnahme an der Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten in der Bundesversammlung und in der Verfassung der Einzelstaaten machte einem absolutistisch-bevormundenden Regiment Platz, das unter der Devise von Erhaltung der Religion, der Legitimität und der Volkswohlfahrt die Völker geistig und physisch niederdrückte und jede Regung eines freiern Geistes als Empörung gegen die ihm heiligen Symbole seiner Macht verketzerte. Doch gerade die Ueberspannung dieser reaktionären Bestrebungen rief den nie ganz schlummernden Widerstand aller deutschen Fürsten und Völker, die noch einen Funken von Unabhängigkeitsgefühl und nationaler Gesinnung bewahrt hatten, von neuem wach. War es Metternich auch gelungen, Oesterreich von jeder Zuströmung eines freiern Geistes gleichsam hermetisch abzuschließen, so tagten doch in den süd- und westdeutschen Staaten die Kammern fort und sorgten meist im Einverständnis mit ihren Fürsten für eine freiheitliche Verwaltung; war das Uebergewicht Oesterreichs

am Bundestag auch unbestreitbar durch die ihm von seinen Trabanten dort stets gesicherte Majorität, so begegnete diesem Vorgehen dennoch stets bald ausgesprochen, bald im Stillen der Widerstand der Fürsten zweiten Ranges, die durchaus nicht gewillt waren, ihre theuer erkaufte Souveränität auch nur in einem einzigen wesentlichen Punkte durch die Bundesversammlung beschränken zu lassen. Es bedurfte nur eines äußern Anstoßes, um diese Elemente der Opposition, die immermehr ein nationales Gepräge, wenn auch vorerst ohne festes Programm, annahmen, zur Geltung zu bringen, und diesen Anstoß bot die Pariser Julirevolution von 1830. Die glühenden Reden auf der Tribüne des französischen Parlaments, denen man schon vorher mit reger Theilnahme in D. gelauscht, fanden, wie in den Kammern, so auch fast an allen größeren Orten des westlichen D. ihren Widerhall. Es bemächtigte sich eine oft plan- und ziellose Aufregung der Gemüther, die indeß wenigstens in den schlechtestregierten Landen zu einem gewaltsamen Umschwung und Thronwechsel führte. In erster Reihe standen hier Braunschweig und Kurhessen. Für den gewaltsam herbeigeführten Regierungswechsel in Braunschweig (s. d.) erklärte sich sogar der Bundestag, das erste und letzte Beispiel seiner Zustimmung zu einer spontanen Volkserhebung, und schon im Oktober 1832 wurde eine neue, freisinnigere Verfassung für das Land proklamirt. Ein ähnliches Mißregiment, wie hier, rief endlich auch in Kurhessen, wo man bis dahin geduldig selbst das immer tiefere Sinken des materiellen Wohlstandes infolge der Aufrechterhaltung unsinniger Zollschranken und kleinlichster Plackereien ertragen, einen Aufstand gegen den seinem Vater ähnlichen Kurfürsten Wilhelm II. (15. Sept. 1830) hervor. Je hartnäckiger dieser früher jeder freiern Regung widersprochen, um so eiliger gab er jetzt der unwiderstehlich werdenden Volksstimme Gehör. Die seit 14 Jahren nicht mehr berufenen Landstände wurden auf den 16. Okt. einberufen und brachten eine Verfassung zu Stande (9. Jan. 1831), die an freisinnigen Bestimmungen selbst die badische übertraf. Auch in den Hauptorten Sachsens, zu Dresden, Leipzig, Chemnitz, Bautzen, entstanden Unruhen, die den bejahrten König Anton bewogen, seinen kräftigen und wohlmeinenden Neffen Friedrich August zum Mitregenten anzunehmen, ein freisinniges Ministerium (Lindenau) zu berufen und die Wege der Reform einzuschlagen. In Hannover endlich, wohin sich aus dem Nachbarland Braunschweig die Aufregung über das eigensüchtige Gebaren des Adels, der hier das eigentliche Regiment führte, verbreitet hatte, wurde das dem Adel überaus günstige Staatsgrundgesetz von 1819 mit einer freisinnigen Verfassung vertauscht (1833). In den süddeutschen Staaten, die sich einer kontinuirlichen Entwickelung erfreuten, bedurfte es eines solchen gewaltsamen Umschwungs nicht. Doch drängte gerade hier das Schauspiel der freiheitlichen Aufraffung des Nachbarvolks, das in einem unwiderruflichen Akt seine eigene Willensmeinung bethätigte, die leitenden Geister auf gleiche Ziele hin. Das sprechendste Zeugnis hierfür war der von dem Wortführer der badischen Liberalen, K. Th. Welcker, in der Kammer eingebrachte Antrag, daß die Regierung sich beim Bundestag für die Schaffung einer deutschen Nationalrepräsentation verwende (1831). Wenngleich die Regierung selbst einer Debatte über denselben aus dem Wege ging, so wußte Welcker doch das rechte Wort bei der Verweisung desselben auf den nächsten Landtag auszusprechen. »Der Antrag«, verkündete er als Kammerpräsident, »geht also nicht an die Abtheilungen der Kammer, aber er geht an die Abtheilungen des deutschen Volks; Berichterstatter wird die freie Presse sein, und das große Parlament der öffentlichen Meinung wird über ihn zu Gericht sitzen.« In ähnlicher Weise schlug ein Mitglied des hessen-darmstädtischen Landtags (Schulz) vor, mit Beibehaltung der bestehenden Eintheilung Deutschlands der Bundesversammlung eine Zweite Kammer von Volksrepräsentanten beizugesellen, freilich mit demselben Erfolg wie Welcker. Alles, was durch diese und ähnliche Anträge erreicht wurde, war die gesteigerte Unruhe der Regierungen, besonders der beiden Großmächte, über die immer drohendere Gestalt annehmende Volksbewegung und ein neuer Erfolg der Metternich'schen Politik am Bundestag, der noch einmal auf ein halbes Menschenalter hinaus die freiheitliche Volksbewegung durch Polizeimaßregeln in Fesseln zu schlagen wußte. Schon durch einen Bundesbeschluß vom 2. März 1832 waren die liberalen Zeitungen Süddeutschlands, die das Feuer der Bewegung schürten, unterdrückt worden. Als nun gar von den Leitern des darauf hin in Rheinbayern gestifteten Preßvereins eine allgemeine Versammlung nach Schloß Hambach bei Neustadt a. d. Haardt zum 24. Mai 1832 berufen und hier unter dem Zusammenströmen von tausenden nicht nur deutscher freiheitlich gesinnten Männer, sondern auch exaltirter Franzosen und Polen das sogen. Hambacher Fest mit allen Ausschreitungen revolutionärer Volksversammlungen gefeiert wurde, hatte Metternich gerade das, was er wünschte und brauchte, einen berechtigten Vorwand zum Einschreiten von Bundeswegen. Fürst Wrede rückte mit Truppen in die Pfalz ein; die Preßvereine wurden aufgehoben, die Festredner (Wirth, Siebenpfeiffer u. a.), so weit sie nicht entflohen waren, verhaftet. Der Bundestag aber antwortete auf jene Vorgänge durch die Beschlüsse vom 28. Juni und 5. Juli, durch welche den Landständen, den Volksvereinen und der Presse jede Möglichkeit, dem Gesammtwillen der Fürsten zu opponiren, entzogen wurde. Die Regierungen wurden darin verpflichtet, nichts zu dulden, was den Beschlüssen des Bundestags zuwiderlaufe, und der Bund selbst behielt sich das Recht vor, gegen revolutionäre Bewegungen unaufgefordert mit bewaffneter Macht einzuschreiten. Steuern, zur Deckung von Bundeskosten bestimmt, sollten die Landstände gar nicht verweigern dürfen; alle Vereinigungen politischen Charakters und alle Volksversammlungen wurden verboten, der Rest der noch bestehenden liberalen Zeitungen unterdrückt. Doch fast schien es, als ob die freiheitlichen Elemente selbst es darauf angelegt hätten, ihre Sache durch unsinnige Versuche, so viel es überhaupt möglich war, zu kompromittiren. Ein gerade um diese Zeit (3. April 1833) von einer Anzahl unreifer Studenten und einigen wenigen unklugen Anhängern ihrer Ideen auf die Bundesversammlung versuchter Handstreich (das sogen. Frankfurter Attentat, das im Augenblick seines Entstehens schon mißlungen) führte unter Metternichs Antrieb zu neuen Ministerkonferenzen zu Wien (1833—34), die trotz des Widerspruchs mehrerer Vertreter der Mittelstaaten zuletzt zur Annahme einer Reihe von Beschlüssen führten, welche die von 1819 an Härte und Planmäßigkeit noch übertrafen und das 1832 von der Bundesversammlung begonnene Werk vervollständigten. Darin wurde den Ständeversammlungen das Steuerverweigerungsrecht jetzt

überhaupt abgesprochen, die Censur auf die Veröffentlichung der ständischen Versammlungen ausgedehnt, letztere allein auf die Berathung innerer Landesangelegenheiten beschränkt, die Universitäten einer noch strengern Kontrolle als bisher unterworfen, endlich zur Ausrottung des Demagogenthums eine neue Centraluntersuchungskommission zu Frankfurt eingesetzt. Man wollte einer neuen, großen Verschwörung auf die Spur gekommen sein; Jordan und Weidig sind die berühmtesten Opfer dieses Systems. Den Handwerksgesellen wurde das Wandern in die Schweiz, nach Frankreich und Belgien verboten, damit sie nicht von dort den Liberalismus nach D. importirten. Bald wirkte diese rückläufige Bewegung auch auf die Regierungen der Einzelstaaten zurück, und mit den liberalen Errungenschaften der Jahre 1830—32 gingen jetzt auch zum Theil die früher gewonnenen Positionen wieder verloren. Die kurhessische Kammer, die auf ein wahrhaft konstitutionelles Regiment hindrängte, wurde bald zum Schweigen gebracht, in Baden mußte die liberale Preßgesetzgebung aufgehoben werden; die dortigen Vorkämpfer des Liberalismus, Rotteck und Welcker, wurden ihrer Professuren an der Universität Freiburg entsetzt. Den schamlosesten Rechtsbruch erlaubte sich jedoch der neue König Ernst August von Hannover bei seiner Thronbesteigung 1837. Schon vorher hatte er als Kronprinz ausgesprochen, daß er die freisinnige Verfassung von 1833, die zugleich auch die Domänen für Staatsgut erklärte und damit ihren reichen Ertrag der Willkür des Regenten entzog, nicht anerkenne. Jetzt erklärte er sich durch jene Verfassung, die ohne seine Zustimmung proklamirt sei, für nicht gebunden und hob sie durch einen Federstrich wieder auf, indem er eine neue, den »wahren Bedürfnissen des Landes« entsprechende Verfassung mit Berathung der Stände von 1819 herzustellen verhieß. Während ein Theil der deutschen Kammern und selbst einzelne Regierungen lebhaft gegen den König Partei ergriffen, leistete die große Mehrheit des hannöverschen Volks selbst dem Ruf des Königs, ihre Vertreter auf Grund des Gesetzes von 1819 zu einer neuen Kammer zu senden, geduldig Folge. Der Protest der sieben Göttinger Professoren hatte deren Amtsentsetzung und Landesverweisung zur Folge, und die ganze Angelegenheit fand zwei Jahre darauf das leicht vorauszusehende Ende. Auf eine zweimalige Eingabe der Kammermehrheit an den Bundestag zum Einschreiten gegen diese Verletzung des Art. 56 der Wiener Schlußakte (»landständische Verfassungen können nur auf verfassungsmäßigem Wege geändert werden«) erklärte die hohe Versammlung, trotz einer beredten Fürsprache des bayrischen Gesandten, 5. Sept. 1839 mit 9 gegen 8 Stimmen (Hannovers eigene Stimme gab dabei den Ausschlag), daß »eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einmischung in diese innere Verfassungsangelegenheit nicht bestehe«. Damit hatte Ernst August sein Spiel gewonnen. Die 19. März des folgenden Jahrs (1840) zusammentretende willfährige Kammer genehmigte die neue Verfassung, die den Zustand von 1819 wieder herstellte.

Allein so wenig auch in diesem Augenblick von den Lenkern Deutschlands für die freiheitliche Entwickelung des Staatslebens zu hoffen war, zumal der dem starrsten Konservatismus huldigende Kaiser Nikolaus von Rußland, der mit einer Reihe von deutschen Höfen durch verwandtschaftliche Bande verknüpft war, seit 1830 eine Art Protektorat über die deutschen Fürsten im Sinn der Heiligen Allianz auszuüben bestrebt war, so ging doch der Umschwung zum Bessern nach einer andern Richtung, der nationalen Einigung, von eben dem Staat aus, der seine Souveränität in Dingen äußerer Politik in die Hände Metternichs niedergelegt hatte, von Preußen. Wirksamer als die geringe Befugnis der nur berathenden Provinzialstände war hier die Ausdehnung einer trefflichen, einheitlichen und, wenn auch büreaukratisch gefärbten, so doch straff durchgreifenden Verwaltung nicht nur für die zahlreichen neu hinzugekommenen Territorien, sondern auch als ein natürlicher Sporn für die benachbarten Regierungen. Hier griff alles streng und genau in einander, jeder Beschwerde stand der Zugang zum königlichen Ohr offen, und die durch den Krieg dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel geschlagenen Wunden begannen hier, gleichzeitig unter der Einwirkung einer andern vortrefflichen Maßregel, verhältnismäßig schnell zu vernarben. Zur innern Ausgleichung der provinziellen und Standesgegensätze trug die seit den Freiheitskriegen bestehen gebliebene allgemeine Wehrpflicht mit Landwehr und Landsturm, die hier zuerst ein wahrhaftes Volksheer geschaffen, mächtig bei, und zugleich verlieh sie dem ganzen deutschen Norden, der trotz der Vertreibung des »Erbfeindes« vom deutschen Boden dennoch mit steter Besorgnis auf seine West- wie Ostgrenze blickte, ein Gefühl von Sicherheit, das Preußen als den Hort Deutschlands erscheinen ließ. Neben der Pflege der materiellen Kraft wurde dies Land seiner alten Aufgabe, auch eine Kulturstätte der geistigen Entwickelung zu sein, unter Friedrich Wilhelm III. nicht untreu. Wie schon die Begründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (1810) mit dem Aufraffen aus tiefster Erniedrigung zusammenfiel, so charakterisirte die in den ersten Jahren nach den Neuerwerbungen (1818) für die Rheinlande begründete Universität Bonn die Richtung, auf der die neuen Gebiete dem alten Staatswesen gewonnen werden sollten. Eine von wahrhaft liberalen Grundsätzen getragene Reformgesetzgebung auf dem Gebiete des gesammten Schul- und Unterrichtswesens, das Verdienst des 1817 neu begründeten Ministeriums für geistliche und Unterrichtsangelegenheiten unter Leitung Altensteins (1817–40), brachte neuen, frischen Lebenshauch in die eben heranwachsende Generation und erfüllte sie eben mit jenem Idealismus, den die damaligen Machthaber sich vergeblich mühten als Keim aller revolutionären Umtriebe aus der Welt zu schaffen. Hand in Hand damit ging das Reformwerk auf kirchlichem Gebiete, das, des Königs eigenster Initiative entsprungen, in der Union der beiden evangelischen Bekenntnisse (1817) seinen entsprechenden Ausdruck fand und den alten Hader auf diesem Gebiet möglichst zurückdrängte. Duldsamkeit gegen andere Bekenntnisse, vor allem gegen die eines hohen Grades von Selbständigkeit sich erfreuende katholische Kirche, führte jedoch nicht zu schwächlicher Nachgiebigkeit gegen hierarchische Uebergriffe, und die an den Streit über die gemischten Ehen anknüpfenden kirchlichen Wirren, die seit 1837 zu strengen Maßregeln gegen die Erzbischöfe von Köln und Posen-Gnesen führten, bewiesen, daß der Staat seine Prärogative durchaus nicht aufzugeben gewillt war. Das größte Verdienst erwarb sich indeß dies Preußen Friedrich Wilhelms III. durch seine ebenso weise wie energische Handelspolitik, die im deutschen Zollverein die Grundlage zu einem neuen einheitlichen Reich legte. Der innere Verkehr Deutschlands war nicht nur

durch die Zollschranken, die jedes der 38 deutschen Gebiete von dem andern trennten, sondern auch durch eine Unzahl von Binnenzöllen zwischen den einzelnen Provinzen eines jeden Staats auf das schwerste gehemmt, und als nun zu der durch die Freiheitskriege herbeigeführten Erschöpfung und Verarmung des Landes 1816 gänzlicher Mißwachs hinzutrat, entstand eine Theurung, die bald, hauptsächlich infolge jener unsinnigen Wirtschaftspolitik zu einer furchtbaren Hungersnoth anwuchs. Schon auf den letzten Wiener Ministerkonferenzen war durch eine von Baden eingegebene Denkschrift, welche die Einigung Deutschlands mit Ausnahme Oesterreichs zu einem einzigen Zollverband anempfahl, eine Abhülfe versucht, doch weder hier noch von dem Bundestage trotz mehrfacher Anregung das Werk selbst in die Hand genommen worden. Da begann Preußen auf eigene Hand vorzugehen. Schon im Sommer 1816 fielen die Wasser- und Binnenzölle im Lande selbst, zwei Jahre darauf (1818) wurde dann das Princip der Handelsfreiheit proklamirt, und bald folgte (1821) ein Vertrag zwischen sämmtlichen Elbuferstaaten zur Freigebung der Schiffahrt auf diesem Strom. Auf dieser Grundlage ging Preußen nun zunächst auf dem Wege privater Uebereinkunft mit den Nachbarstaaten weiter vor. Dem preußisch-thüringischen Zollverband schloß sich 1828 Hessen-Darmstadt an, 1829 kam eine Vereinigung zwischen diesem und dem von Würtemberg und Bayern unter sich gebildeten süddeutschen Verband zu Wege, nachdem das anfängliche Sträuben der süddeutschen Regierungen und Bevölkerungen durch die Ueberzeugung von den wesentlichen Vorzügen dieses Systems glücklich beseitigt war. Bis zum Jahr 1838 waren fast sämmtliche deutschen Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, in einem einzigen allgemeinen deutschen Zollverein unter Preußens Vorstandschaft vereinigt, und die Vortheile der Einigung auf materiellem Gebiet verfehlten nicht, diejenigen der politischen Vereinigung noch handgreiflicher zu machen, als es alle Reden und Versuche national gesinnter Politiker vermochten. Preußen that damit, wenn auch selbst noch nicht in voller, klarer Erkenntnis seiner Tragweite, den ersten Schritt zur Uebernahme der Führerschaft in D., die ihm später ebenso sehr durch die Lage der Verhältnisse selbst als durch eigenes Zuthun zufallen sollte. Große Erwartungen knüpften sich nach diesen Vorgängen an die Thronbesteigung *Friedrich Wilhelms IV.* (7. Juni 1840), der schon früher mannigfache Beweise von hohem Geist und reinem Willen abgelegt hatte. Leider erfüllten sich diese Erwartungen nur zum geringen Theil. Zwar begann der neue Fürst sein Regiment mit dem Erlaß einer allgemeinen politischen Amnestie (infolge deren Arndt wieder in seine Bonner Professur eingesetzt und Jahn frei gelassen wurde), der Milderung der Censureinrichtungen und einigen anderen Verbesserungen; allein in der wichtigsten, der Verfassungsfrage, geschah nichts, was die an verschiedenen Orten, in Reden, Broschüren rc. laut werdenden Wünsche des Volks befriedigte. Der König, der einen überspannten Begriff vom Königthum von Gottes Gnaden hatte, wies mit Unwillen alle Petitionen um eine allgemeine Landesvertretung von der Hand. Ganz aus freien Stücken, aus königlicher Huld wollte er seinem Land eine Vertretung geben, wie sie sich mit seinen mittelalterlich-ständischen Staatsansichten vertrug. Diese erhielten Ausdruck in dem Patent vom 3. Febr. 1847, das die bisher bestandenen Provinziallandtage zu einem »vereinigten Landtag« einberief, der zwar erweiterte Rechte, doch nicht die vollen konstitutionellen Befugnisse, das Recht der Steuerbewilligung, Gesetzgebungsinitiative rc. erhalten sollte (s. *Preußen*, Geschichte). Die überschwängliche, unklare Rede, mit der der König diesen Landtag (3. April) eröffnete, die auf der einen Seite alle wichtigsten Fragen der Politik in ihren Bereich hineinzog, während sie anderseits dem Landtage jede Befugnis zu ihrer Diskutirung einfach absprach, zeigte deutlich, daß der König sich selbst über den Wirkungskreis desselben nicht klar geworden, zu wesentlichen Zugeständnissen aber keineswegs geneigt sei. Wie hier halb widerwillig ein kleiner Schritt vorwärts, so wurde gleichzeitig auf anderen Gebieten, vorzüglich dem der Schule und Kirche, ein großer rückwärts gethan. Altensteins Nachfolger, der dem König sinnesverwandte Eichhorn, führte im Interesse des »christlichen Staats« auf dem Gebiete des evangelischen Kirchen- und Unterrichtswesens ein büreaukratisch-polizeiliches System ein, welches die Gegenströmung der Freien Gemeinden (Rupp in Königsberg, Wislicenus in Halle u. a.) nur befördern konnte, während der katholischen Kirche alle erdenklichen Zugeständnisse gemacht wurden, so daß sie schon damals ein für die Freiheit der anderen Konfessionen bedenkliches Uebergewicht erhielt. Auch in den meisten anderen deutschen Staaten herrschte dasselbe dem Geiste der Zeit mehr und mehr widersprechende System: in Baden unter Blittersdorf, in Bayern unter Abel, in Kurhessen unter Hassenpflug rc. Wenn die von unten heraufdrängende geistige Spannung auf diese Art sich nicht einmal hinreichend stark erwies, um an den den freieren Richtungen zugänglicheren Höfen zu wahrhaft zeitgemäßen Reformen Anlaß zu geben, so war dies in dem *Oesterreich* der dreißiger und vierziger Jahre unter der Hand des anscheinend unerschütterlich feststehenden Metternich noch ungleich mehr der Fall. Ueber dem ganzen Kaiserstaat herrschte Ruhe, aber die Ruhe des Grabes, die jeder wohlthätigen Neuerung, jeder Regung des Unabhängigkeitsgefühls der einzelnen Völker und ihrer Vertretungen einen unübersteiglichen Damm entgegenstellte und auch durch den 1835 eintretenden Regierungswechsel, die Thronbesteigung des Kaisers *Ferdinand I.*, einer schwachen, schwankenden und unselbständigen Natur, durchaus nicht geändert wurde. Das Metternich'sche System, von seiner eigenen Unhaltbarkeit auf die Dauer überzeugt, suchte den bestehenden Zustand zu erhalten, so lange es eben ging, und verurtheilte nicht nur Oesterreich, sondern den ganzen Deutschen Bund durch seine fortdauernde Beherrschung des Bundestags zu völliger Stagnation. Kaum je hat sich eine öffentliche Institution so schnell um allen Kredit gebracht, so völlig überlebt, wie dies bei dem deutschen Bundestag durch seine systematische Opposition gegen jede wohlthätige Neuerung der Fall war. In den ersten drei Jahrzehnten seines Bestehens hatte er nicht nur jede berechtigte Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, unberücksichtigt gelassen, sondern auch in allen internationalen Verwickelungen, selbst kleinen Mächten gegenüber, wie Holland in der Frage der deutschen Rheinschiffahrt und Belgien bei seinem Streit mit Holland über Luxemburg, schwachmüthig nachgegeben. Noch schmählicher als in der hannöverschen Verfassungsfrage hatte er sich den mehrmaligen Petitionen der *schleswig-holsteinischen* Stände gegenüber bewiesen, welche die Unterdrückung ihrer altgarantirten Privilegien seitens der Krone Dänemark, der sie durch Personalunion verbunden waren, mit Recht als den

ersten Versuch zur Untergrabung ihrer Unabhängigkeit betrachteten und sich, da auf Bundeshülfe wenig zu rechnen war, allein mannhaft dagegen erhoben. Die Frage, die der »offene Brief« Christians VIII. (8. Juli 1846) zu einer brennenden machte, wurde von der Bundesversammlung wiederum in so schwächlicher Weise erledigt, daß das nationale Selbstgefühl dadurch aufs tiefste erregt ward. Doch bevor es hier zu entschiedenem Durchbruch kam, hatte schon eine Reihe anderer Ereignisse erweckend auf das erstarrende Volksbewußtsein eingewirkt. Eine europäische Komplikation, welche die Empörung des Pascha's von Aegypten gegen den Sultan 1840 herbeiführte, und in der die Großmächte gegen Frankreich Partei ergriffen, schien dieses unter der Leitung von Thiers zur Wiederbelebung seiner Rheingrenzgelüste verwerthen zu wollen. Da that sich die öffentliche Entrüstung des gesammten Volks in so einmüthiger und entschiedener Weise diesem Versuche gegenüber kund, daß derselbe nicht nur fallen gelassen wurde, sondern auch seinerseits erfrischend und belebend auf den nationalen Sinn einwirkte. Die gleichzeitige Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., der mit dem Beginn seiner Regierung eine Reihe von Reformvorschlägen zur Besserung der gesammtdeutschen Verhältnisse mit auf den Thron brachte, nährte diese Stimmung, die in einer damals aufkommenden literarischen Richtung, dem »jungen D.«, das mit den scharfen Waffen der Kritik und der Satire die Schäden des Bestehenden schonungslos aufdeckte, freilich ohne noch positiv Besseres an seine Stelle setzen zu können, ihren entsprechenden Ausdruck in der Oeffentlichkeit fand; die Zuspitzung der schleswig-holsteinischen Frage endlich schien eine Lösung einer oder der andern Art nothwendig herbeiführen zu müssen. Schon im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts hatten sich Streitigkeiten zwischen den Ständen der Herzogthümer und dem dänischen König über die ersteren zustehenden ständischen Rechte erhoben. Im Anfang des folgenden Jahrzehnts verlangte die »deutsche Partei«, die sich hier inzwischen gebildet hatte, daß bei dem Erlaß einer neuen Verfassung dieselben Bestimmungen für beide durch Landesverträge auf ewig vereinten Herzogthümer gelten müßten, und daß den Ständen größere Rechte eingeräumt werden sollten. Inzwischen hatte die »eiderdänische« Partei, die eine Inkorporation zunächst Schleswigs in Dänemark anstrebte, unter Friedrich VI. und Christian VIII. neue, größere Fortschritte gemacht, und das Geschick dieses Herzogthums erschien immer ungewisser bei dem voraussichtlich nicht mehr fernen Eintritt einer neuen Succesionslinie in Dänemark, wo laut dem Königsgesetz von 1660 die weibliche Linie des regierenden Zweigs erbfolgeberechtigt war, während auf Holstein die jüngere männliche Linie des Hauses Oldenburg (Schleswig-Holstein-Augustenburg) das nächste Anrecht besaß. Da dies Land jedoch mit Schleswig untrennbar vereint war, so suchten beide Herzogthümer bei Zeiten (1842) durch den Antrag auf Vereinigung ihrer Ständeversammlungen ihre Zusammengehörigkeit zu sichern, wogegen die dänische Partei auf eine königliche Erklärung hindrängte, daß beide Lande gleich dem Königreich der Erbfolgeordnung des Königsgesetzes unterworfen seien. Der König lieh dem Drängen dieser Partei willig Gehör und antwortete auf die neue Rechtswahrung der holsteinischen Stände mit jenem »offenen Brief«, der seine Absicht kundthat, die Unverletzlichkeit des dänischen Gesammtstaats, wie er damals bestand, auch für die Zukunft zur Anerkennung zu bringen. Das ganze Land, Volk und Ständeversammlungen, protestirten gegen diese offene Rechtsverletzung und konnten nur noch durch militärische Exekution niedergehalten werden, und das gesammte deutsche Volk stimmte in diesen Protest laut mit ein und verlangte ein energisches Einstehen für die Rechte des Bruderstamms. Doch es fehlte dieser sich laut vernehmbar machenden Stimme an dem Organ, das dem Volkswillen Genüge hätte leisten können, und das einzige gemeinsame deutsche Organ, die Frankfurter Bundesversammlung, nahm eine Stellung zu dieser Frage, die, wie sie ihre völlige Ohnmacht enthüllte, so anderseits dem deutschen Volk endlich die Augen darüber öffnen mußte, daß D. bei einer solchen Leitung seiner schleunigen Auflösung entgegengehe. Auf die Beschwerde der holsteinischen Stände und ihre Bitte um Einschreiten von Bundeswegen fand sich der Bundestag zu keiner andern Erklärung gemüßigt, als daß er (17. Sept. 1846) »den patriotischen Gesinnungen, welche sich bei diesem Anlaß in den deutschen Bundesstaaten kundgegeben, bereitwillig Anerkennung zollte«, im übrigen die holsteinischen Stände auf die Erklärung des dänischen Königs verwies, der die Rechte aller zu beachten versprochen habe. Während dann die Bevölkerung der Herzogthümer, von dem Stammland verlassen, allein zur Wahrung ihres Rechts zu den Waffen griff, erfolgte jene gewaltsame Explosion in dem westlichen Nachbarlande (die französische Februarrevolution), die alle gährenden und unzufriedenen Elemente Deutschlands in gewaltsame Bewegung setzte und der bestehenden Verfassung für eine Zeitlang ein Ende bereitete.

Freilich stand ein Theil der Regierungen nicht mehr ganz auf dem engen Standpunkte, den die Mehrheit des Bundestags unter Metternichs Leitung bis zum letzten Augenblick bewahrte. Wir sahen, daß Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zur Besserung der preußischen Landesverfassung in dem Sinn, wie er sie auffaßte, gern geneigt war. Auch für die Reform der Bundesverfassung hatte er schon 1840, freilich vergebliche, Schritte gethan. Schon damals ließ er durch v. Radowitz in Wien seine Ueberzeugung davon aussprechen, »daß eine tiefgehende Aufrichtung des Bundes nöthig sei. Die Nation erwarte und verlange mit Recht, daß ihre gemeinsamen Interessen, ihre unabweisbaren Bedürfnisse volle Befriedigung fänden«, und mit demselben Erfolg wiederholte er dort ähnliche Erklärungen 1845. Als er hier nichts ausrichtete, wandte er sein Auge auf den Bundestag, bei dem er indeß infolge des überwiegenden österreichischen Einflusses ebensowenig auszurichten vermochte. Dabei half es dann nicht viel, daß man in einzelnen Staaten sich zu Zugeständnissen bereiter zeigte. So lenkte man (Ende 1846) in Baden wieder in ein liberales, parlamentarisches Regierungssystem ein; in Bayern erfolgte (Februar 1847) der Sturz des reaktionären Ministeriums Abel, freilich nicht durch die Landesvertretung, sondern durch die den König Ludwig beherrschende spanische Tänzerin Lola Montez; doch die Wirkung blieb dieselbe, es kam damit ein liberales Ministerium (Wallerstein) wieder ans Ruder. Im Schoß der Bundesversammlung selbst wagten sich jetzt endlich Reformvorschläge hervor, darauf berechnet, Oesterreichs sich allmählich minderndes Ansehen und Gewicht in den deutschen Dingen wieder herzustellen. Doch eins und das andere blieb für jetzt ohne Folge. Da fiel endlich die Nachricht von der Februarrevolution wie ein Funke in den seit lange aufgehäuften Zündstoff der allgemeinen Erregung,

und wie er in einem Theil der Regierungen schon ein nicht grundsätzlich entgegenstehendes Element vorfand, so fügten sich auch bald alle anderen, bis auf Oesterreich, mit schneller Entschlossenheit in das Unvermeidliche, und die Revolution hatte denkwürdigerweise fast schon so gut wie ganz auf unblutige Weise ihren Abschluß gefunden, als Unverstand, Mißverständnis und starrer Eigensinn noch einmal an einzelnen Orten zur gewaltsamen Katastrophe führte. Unmittelbar auf die erste Nachricht von der Pariser Revolution hatten sich aller Orten in D. Stimmen erhoben, die auf eine schleunige Umgestaltung der inneren und allgemein deutschen Zustände drangen. Wie schon Bassermann wenige Wochen vor der Revolution in der badischen, so stellte jetzt (27. Febr.) Heinrich v. Gagern in der darmstädtischen Kammer in Anlehnung an die Entwürfe von 1814 den Antrag auf Schaffung einer deutschen Centralgewalt mit Volksrepräsentation und schärferer Ausprägung des bundesstaatlichen Elements in der deutschen Verfassung. Und sobald in fast sämmtlichen Einzelstaaten die Umwälzung durch die von Seiten der Regierungen den Volksvertretungen gemachten Zugeständnisse, die Ersetzung der reaktionären Minister durch solche aus den Reihen der Kammeropposition ihr Ziel gefunden, wandte sich die allgemeine Sorge dieser letzten und schwierigsten Frage, der Neugestaltung Deutschlands und seiner Verfassung, mit vorwiegendem Interesse zu. Bereits 5. März faßte eine zu Heidelberg aus eigenem Antrieb zusammengetretene Versammlung von 51 angesehenen deutschen Männern, meist Mitgliedern süddeutscher Kammern, den Beschluß, die deutschen Regierungen auf das dringendste anzugehen, sobald als möglich eine Vertretung der deutschen Nation ins Leben zu rufen. Zugleich wurde eine »Siebenerkommission« (bestehend aus Binding, H. v. Gagern, Itzstein, Römer, Stedtmann, Willich und Welcker) beauftragt, Vorschläge über eine angemessene Nationalvertretung vorzubereiten und die Grundlagen für eine neue deutsche Verfassung zu berathen, und schon 12. März forderte diese die früheren oder augenblicklichen Ständemitglieder und Theilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen deutschen Landen auf, 30. März sich zu einer Vorberathung in Frankfurt a. M. zu versammeln. Gleichzeitig mit diesen Beschlüssen ging die Umwandlung der Ministerien und die Erweiterung der Volksrechte vor sich, und allenthalben ertönte der Ruf nach Volksbewaffnung, freier Association, freier Presse, Geschwornengerichten und Nationalvertretung am Bunde. Römer trat in Würtemberg ins Ministerium, v. Gagern in Darmstadt, Stüve in Hannover. Ludwig I. von Bayern wich (20. März) dem Sturm der Volksentrüstung und dankte zu Gunsten seines Sohns Maximilian II. ab, der seine Regierung gleichfalls mit der Einberufung eines liberalen Ministeriums eröffnete, sich selbst allen Wünschen des Volks geneigt zeigte. Dieser Bewegung der Völker und Regierungen konnte der Bundestag nicht unthätig zuschauen; auch er band die liberale Maske vor, erließ 1. März eine Ansprache an das deutsche Volk, worin ein gesetzlicher Fortschritt verheißen, Preßfreiheit zugestanden wurde, und auf Grund eines 10. März gefaßten Beschlusses auf Revision der Bundesverfassung unter Zuziehung von Männern des öffentlichen Vertrauens, die von den Regierungen nach Frankfurt entsandt werden sollten, traten neben die 17 Stimmen des Bundesraths 17 dieser Vertrauensmänner (darunter Schmerling für Oesterreich, Dahlmann für Preußen, Uhland für Würtemberg, Bassermann für Baden, Droysen für Holstein). Eine entschiedene Förderung dieser Bestrebungen war von Preußen zu erwarten, dessen Monarch um eben diese Zeit (18. März), freilich unter dem Druck der auf ihn eindrängenden Ereignisse, den Vereinigten Landtag auf 2. April nach Berlin einberufen und in dem Ausschreiben ein verheißungsvolles Programm für die Zukunft entwickelt hatte. D. sollte aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat mit Nationalrepräsentation, gemeinsamer Heeresverfassung, deutscher Flotte und Bundesgericht verwandelt werden; ein allgemeines deutsches Heimatsrecht mit Freizügigkeit, ein auf ganz D. ausgedehnter Zollverein, gleiche Münze, gleiches Maß und Gewicht und Preßfreiheit waren dabei vorgesehen. Doch eben in dem Augenblick, als der mächtigste wirklich deutsche Staat bereit schien, die Durchführung des nationalen Programms energisch in die Hand zu nehmen, trat eine, sei es auf Absichtlichkeit oder Mißverständnis beruhende Erhebung der Volksmassen gegen die Garnison der Residenz ein, die, mit dem Sieg, doch der Abberufung des Militärs endend, den König innerlich trotz aller nachherigen erzwungenen Erklärungen der Volkssache für immer entfremdete und so der Durchführung der nationalen Ideen für damals eine unüberwindliche Schranke entgegenstellte. Freilich berief der König noch an demselben Tag ein freisinniges Ministerium (Auerswald-Schwerin-Arnim) und proklamirte bei einem Umzug durch die Stadt das Aufgehen Preußens in D., freilich erließ er eine dahin zielende Proklamation an Oesterreich, wo indeß (15. März) in blutigem Straßenkampf der Sturz des Metternichschen Systems und das Zugeständnis liberaler Einrichtungen erzwungen worden war. Allein innerlich folgten die Regenten beider Großstaaten nur passiv den Volksimpulsen; von diesem Augenblick an war die große deutsche Bewegung sich selbst überlassen, und es kam darauf an, zu zeigen, ob die Masse der Nation, vertreten durch eine Anzahl ihrer besten Patrioten und im Einverständnis mit den Regierungen der kleineren Staaten, durch eine gesunde Fortentwickelung der Bewegung im Stande sein würde, den eben aufkeimenden Widerstand in dem Herzen des Monarchen, dessen volle Mitwirkung zur Erreichung eines positiven Ergebnisses unerläßlich war, zu überwinden. Die Leitung der Bewegung ging indeß auf das 30. März in Frankfurt unter Mittermaiers Vorsitz zusammentretende Vorparlament über. Dasselbe bestand aus etwas über 500 Mitgliedern, darunter 141 Preußen, 84 Darmstädtern, 72 Badensern, doch nur 2 Oesterreichern. Die Vorstellungen dieser Versammlung über die Neugestaltung Deutschlands wichen mannigfach von einander ab und waren zum Theil ebenso unklar wie phantastisch. Ueber das von der Siebenerkommission vorgelegte Programm, das entsprechend den preußischen Verheißungen ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern, ein Fürstenhaus, ein Volkshaus, Einheit des Heerwesens, der diplomatischen Vertretung, der Rechtspflege &c., Berufung einer konstituirenden Nationalversammlung verlangte, kam es zu keiner ordentlichen Berathung; dagegen wurden in den vier Tagen seines Beisammenseins die weittragendsten, zum Theil unausführbaren Resolutionen angenommen: die Aufnahme Schleswigs, Ost- und Westpreußens in den Deutschen Bund, die Sühnung des bei den Theilungen Polens begangenen Unrechts, die Festsetzung eines freisinnigen Wahlmodus zum Parlament.

Eine deutsche Nationalversammlung, hervorgegangen aus direkten Wahlen und ohne Rücksicht auf Census, Stand und Konfession, sollte im Mai zu Frankfurt zur Berathung der Reichsverfassung zusammentreten, ein Ausschuß von 50 Männern indeß die nöthigen Vorbereitungen dafür treffen. Schon während des Tagens des Vorparlaments hatte die extreme Linke unter Führung von Hecker und Struve eine heftige Debatte über die Frage: ob Monarchie oder Republik, herbeigeführt, und als dieselbe sich nicht nur hierbei völlig geschlagen, sondern auch bei der Wahl des Fünfzigerausschusses gänzlich übergangen sah, sagte sie sich von der Mitwirkung an einer gesetzmäßigen Fortentwickelung los, und die Führer der Partei suchten auf gewaltsamem Weg, durch eine Schilderhebung im badischen Oberland, ihr Ziel zu erreichen. Leicht wurde indeß der Aufstand (bei Kandern, 20. April) niedergeschlagen, und nun schien der ruhigen Entwickelung der Thätigkeit des Ausschusses nichts mehr im Wege zu stehen, umsomehr als der letzte Beschluß des Vorparlaments vom Bundestag und sämmtlichen deutschen Regierungen anerkannt und zur Ausführung gebracht wurde. Der Fünfzigerausschuß trat darauf 7. April, in steter Fühlung mit den 17 am 30. März zusammengekommenen Vertrauensmännern, im Saale der Frankfurter Gesetzgebenden Versammlung zu seiner ersten Sitzung zusammen. Seine nächste Aufgabe war die schleunige Vorbereitung der Wahlen für die konstituirende Nationalversammlung, wobei auf je 5000 Einwohner ein Vertreter kommen sollte. Doch waren die übrigen Resultate seiner Thätigkeit unerheblich, da er an manchen ferner liegenden Dingen seine Kraft verschwendete und dabei die nächsten Aufgaben vernachlässigte. Das Wichtigste, die Herstellung eines provisorischen Exekutivorgans zur Verständigung mit den Regierungen, ohne die schließlich doch kein Resultat zu erreichen war, kam überhaupt nicht zu Stande, und der von einer Kommission der Siebenzehner, bestehend aus Dahlmann, Albrecht und Droysen, ausgearbeitete Verfassungsentwurf, der auf Grundlage der früheren Resolutionen ein erbliches, unverantwortliches Reichsoberhaupt, verantwortliche Minister, Einheit in Wehr- und Rechtsverfassung, Diplomatie und Verwaltung verlangte, wurde von der Bundesversammlung bei Seite geschoben. Wenn so auch bis zum Zusammentritte der eigentlichen konstituirenden Versammlung nichts Positives geschaffen war, so konnte die Nation bei der bis jetzt noch scheinbar überall vorhandenen Uebereinstimmung zwischen dem deutlich ausgesprochenen Volkswillen und den Tendenzen der meisten Regierungen guten Muths der Wirksamkeit jener Versammlung entgegensehen, der das schwierigste Werk, das überhaupt zu lösen, übertragen war. Die Eröffnung der Nationalversammlung, anfangs auf 1. Mai festgesetzt, erfolgte 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Von der Gesammtzahl der gewählten Abgeordneten (586, darunter mehr als 100 »Gelehrte«) war freilich erst nur die größere Hälfte, 3—400, anwesend, und diese wählten mit 305 Stimmen Heinrich v. Gagern zum Präsidenten, Soiron zum Vicepräsidenten. Ueber das zu erreichende Ziel, die Herstellung eines fest geeinten, starken D. mit freier Verfassung, waren alle einig; über die Mittel und Wege, auf denen dies Ziel zu erreichen sei, gingen jedoch die Ansichten sehr auseinander. Vorzüglich traten dabei zwei Ansichten hervor, von denen die eine, republikanische, auf die Beseitigung aller bestehenden Staatsgewalten zu Gunsten einer souveränen Nationalversammlung, die andere, monarchische, in richtiger Würdigung der bestehenden Verhältnisse und der Stimmungen und Bedürfnisse des deutschen Volks, auf die Schaffung eines freiheitlich organisirten Bundesstaats unter Führung des Königs von Preußen hinarbeitete. Jene erste, kleinere Partei hatte die Entschiedenheit des Auftretens und das klare Bewußtsein über die Art ihres Vorgehens voraus; letztere, die bei weitem zahlreichere, war durch das schwankende Auftreten Friedrich Wilhelms IV. in den Märztagen, durch das geringe Vertrauen des deutschen Volks zu seiner Persönlichkeit wie durch die sich mannigfach abschattirenden Parteien, die sich mit großdeutschen, österreichischen, reaktionären oder ultramontanen Plänen trugen, in ihrem Vorgehen von vornherein behindert und in sich wenig zuversichtlich. Der Gang der Ereignisse selbst mußte lehren, ob eine von beiden Parteien im Stande sein würde, durch planmäßiges, von den wirklichen Verhältnissen unterstütztes Vorgehen ein lebensfähiges Werk zu schaffen.

Zum Prüfstein hierfür sollte die Stellung werden, welche die Versammlung den bestehenden Regierungen, zumal der preußischen und österreichischen, gegenüber, die bisher gewissermaßen neutral der Entwickelung der Bewegung zugeschaut, einnehmen würde. Nach der principiellen Auffassung des Vorparlaments war die Versammlung souverän, lediglich aus dem Volkswillen hervorgegangen, die Mitwirkung der Regierungen bei der Schaffung der neuen Reichsverfassung ausgeschlossen. Anderseits mußte man in letzter Instanz doch mit ihnen betreffs der Anerkennung dieser neu herzustellenden Verfassung wie der sonstigen von der Versammlung emanirenden Verordnungen und Beschlüsse rechnen. Dazu fehlte es, nach der Zurückstellung der ersten Entwürfe, an einem allgemein als Grundlage anerkannten Verfassungsentwurf und mehr noch an dem Exekutiv- und Vermittelungsorgan zwischen Versammlung und Regierungen. Die geringen Hoffnungen auf eine nationale Haltung der preußischen Regierung lähmten von vornherein die Anhänger der preußischen Spitze; die österreichische Regierung hatte gar schon 9. April die unumwundene Erklärung abgegeben, daß sie sich an die künftigen Beschlüsse der Versammlung nur insofern für gebunden erachte, als sie mit dem Landesinteresse im Einklang wären. Den ersten Anlaß zur Erörterung des Verhältnisses zwischen Parlament und Regierungen bot die Einberufung einer konstituirenden Versammlung in Preußen auf den 22. Mai und die Frage, ob man gleichzeitig Mitglied dieser beiden Versammlungen sein könne. Die Annahme eines dahin zielenden Antrags (Raveaux' von Köln) und eines noch weiter gehenden von Wernher, der den Bestimmungen der künftigen deutschen Verfassung den Vorrang vor widersprechenden Bestimmungen einzelner Landesverfassungen principiell vindicirte (27. Mai), schien von dem Weg der Verständigung, zumal mit der preußischen Regierung, mehr und mehr abzulenken. Es war dies als ein Erfolg des sich eben damals bildenden linken Centrums zu betrachten, wie denn gerade die verschiedene Stellung zu diesem Punkt zum Unterscheidungsmerkmal der einzelnen Parteien wurde. Anfang Juni hatten sich diese bereits klar entwickelt. Die äußerste Rechte, der Sammelpunkt der Konservativen, versammelte sich im Steinernen Hause (seit Ende September im Café Milani, daher Partei Milani genannt) unter der Führung von Radowitz und Vincke; ihre bekanntesten Mitglieder

waren: Graf Schwerin, Merck aus Hamburg, Grävell aus Frankfurt a. M., Detmold aus Hannover, der bayrische Minister v. Beisler, v. Lasaulx aus München. Diese Partei verlangte die Vereinbarung einer Verfassung mit den Einzelregierungen und die Beschränkung der Versammlung auf diese eine Aufgabe. Das rechte Centrum (Kasinopartei), das als die zahlreichste Partei oft in der Versammlung den Ausschlag gab, hielt im allgemeinen an dem Princip des Wernher'schen Antrags, doch mit Berücksichtigung der »Stammeseigenthümlichkeiten«, fest. Seine hervorragendsten Mitglieder waren: Bassermann, Mathy, später Soiron, Beckerath, G. Beseler, Dahlmann, Droysen, Duncker, Heckscher, Hergenhahn, Lette, Simson, Welcker, Waitz, Zachariä, Zittel; auch Schmerling trat ihm bei. Das linke Centrum (Partei des Würtemberger Hofs) zählte Biedermann, Fallati, Giskra, Laue, Mittermaier, R. v. Mohl, Riesser, Tellkampf, Wernher, Wydenbrugk, Wurm zu seinen hervorragenden Mitgliedern. Von ihm zweigte sich bald die gemäßigte Linke unter Führung von Raveaux und Heinrich Simon ab. Beide Parteien stimmten darin überein, daß das Parlament, wenn auch mit Berücksichtigung der Ansichten der Regierungen, so doch selbständig die Verfassung herstellen, und daß die Souveränität der Einzelstaaten, soweit es die Begründung des Bundesstaats erheische, beschränkt werden müsse. Die Linke endlich (Partei des Deutschen Hofs) gab sich von vornherein als eine Partei der Aktion ohne jede Berücksichtigung der bestehenden politischen Verhältnisse kund, wenngleich sie erst Ende Oktober mit einem festen Programm hervortrat. Dies forderte Volkssouveränität mit allgemeinem Wahlrecht; ausschließliche Ueberlassung der gesetzgebenden Gewalt an die Volksvertretung; eine verantwortliche, auf bestimmte Zeit gewählte Vollziehungsbehörde und Berechtigung jedes Einzelstaats, sich nach eigener Wahl als demokratischer Freistaat oder als »demokratische Monarchie« zu konstituiren; einheitliche Heeres-, Rechts-, Unterrichts-, Steuerverfassung; Gleichberechtigung der Nationalitäten ꝛc. Robert Blum und nach seinem Tod K. Vogt aus Gießen waren ihre Führer, ihre bedeutendsten Mitglieder v. Itzstein, Rösler, Wigard, Kolb, Löwe, Roßmäßler, Eisenstuck. Ende Juni sonderte sich von ihr eine äußerste Linke ab, die das Programm der französischen Revolution von 1789 zu ihrer Grundlage machte, und als deren Führer erst Arnold Ruge, nach seinem Rücktritt L. Simon aus Trier hervortraten. Namhaft sind neben diesen Berger, Brentano, Fröbel, Schaffrath, v. Trützschler, Wesendonck, Zimmermann, Zitz.

Bald machte sich das Bedürfnis nach einer provisorischen Exekutive, einer Centralgewalt, geltend. Nach der Ablehnung eines Antrags Dahlmanns auf Ernennung von drei Vertrauensmännern gemeinsam durch Parlament und Regierungen wurde auf Gagerns Betrieb (»ich thue einen kühnen Griff und sage, wir müssen die Centralgewalt selbst schaffen«) Erzherzog Johann von Oesterreich (29. Juni) zum Reichsverweser gewählt (mit 436 gegen 110 Stimmen), also eine monarchische Spitze, doch von der Versammlung allein erwählt. Der Erzherzog, der als Habsburger der Zustimmung Oesterreichs ziemlich sicher, als populärer Mann bei der Masse des Volks beliebt und auch den Politikern von Fach und den Anhängern der preußischen Spitze genehm war, nahm die ihm angetragene Würde an, kam 11. Juli nach Frankfurt, gab am folgenden Tag in der Nationalversammlung seine Bereitwilligkeit dazu kund, löste, gemäß einem Beschluß der Versammlung, den Bundestag auf und bildete ein »Reichsministerium«, das sich unter dem Vorsitz des Fürsten von Leiningen aus Schmerling für Inneres, anfangs auch für Aeußeres, dem preußischen General v. Peucker für Kriegswesen, dem Hamburger Advokaten Heckscher für die Justiz zusammensetzte, wozu bald der Rheinpreuße Beckerath für Finanzen und der Bremer Senator Duckwitz für Handel traten.

Während Oesterreich sich durch den seinen Interessen ganz ergebenen Schmerling, die Seele des Ministeriums und der Centralgewalt, einen überwiegenden Einfluß auf den Gang der Dinge wahrte, gewillt, denselben nur so lange anzuerkennen, als dieser Einfluß ungemindert blieb, traten zwischen der Centralgewalt und den anderen Regierungen, sobald die erstere Miene machte, eine wirkliche oberhoheitliche Gewalt auszuüben, bald Mißhelligkeiten ein, die nach und nach zur völligen Ignorirung ihrer Gewalten, zuletzt zu ihrer Auflösung führten. Diese Entwickelung wurde durch die Abweisung eines preußischen Antrags (vom 17. Juli) beschleunigt, der, um die Reichs- mit den Einzelregierungen in organische Verbindung zu setzen, die zu der Centralgewalt auf deren Aufforderung hin nach Frankfurt gesandten Bevollmächtigten der einzelnen Staaten zu einem Rath hatte vereinigen wollen, in dem Preußen und Oesterreich und die anderen Länder je nach ihrer Größe vertreten sein sollten. Schon 9. Juli hatte sich der König von Hannover gegen die Centralgewalt erklärt und war nur durch einen mit großer Mehrheit erfolgenden Parlamentsbeschluß zur Abgabe befriedigender Erklärungen vermocht worden.

Noch deutlicher trat jener Mißstand hervor, als der Reichskriegsminister an die Kriegsministerien der einzelnen Staaten die Aufforderung zur Abhaltung einer allgemeinen Parade der Landestruppen, verbunden mit der Huldigung für den Reichsverweser, auf den 6. Aug. ergehen ließ. Die kleineren Staaten leisteten willig Folge; auch die mittleren kamen der Aufforderung nach, doch wußten sie zugleich dabei ihre eigene Souveränität in demonstrativer Weise zur Geltung zu bringen. Oesterreich ließ die Aufforderung ganz unbeachtet; der König von Preußen endlich sprach zwar in einem Armeebefehl vom 29. Juli seine Zustimmung zur Wahl des Reichsverwesers aus, doch unterließ er die Huldigung in richtigem Gefühl dessen, was ihm seine eigene Würde und die Stellung seines Staats in D. vorschrieb. Doch gab man in Frankfurt die Hoffnung auf Erfolg noch keineswegs auf, und so war zuletzt auch denen, die das Heil Deutschlands allein in geschlossenem Vorgehen aller anderen unter Preußens Führung und dem Ausschluß Oesterreichs sahen, um Zeit zu gewinnen, der Ausweg nicht unwillkommen, zunächst die Lösung der Verfassungsfrage in die Hand zu nehmen. Zuerst schritt man zur Berathung des ersten Theils derselben, des von Dahlmann, R. v. Mohl und Mühlfeld ausgearbeiteten Entwurfs der »Grundrechte des deutschen Volks«. Die Berathung, die sich bis zum Ende des Jahrs hinzog, machte das Volk mit der geringen Förderung der großen Frage unzufrieden und bereitete so der Linken eine immer breitere Basis für die Vornahme ihrer Operationen. Während sich hier zu Frankfurt innere Stürme vorbereiteten, die gelegentlich in heftigen Debatten zum Durchbruch kamen, und die um diese Zeit (15. Aug.) stattfindende Dombaufeier zu Köln, die den König von Preußen und den Reichsverweser persönlich in gutem Einvernehmen und freundlichem

Verkehr zeigte, dennoch, trotz der besten Versicherungen, keine eigentliche innere Annäherung zwischen der Centralgewalt und dem preußischen Staat, seinem König und Volk, zu Wege brachte, gestaltete sich auch die äußere Politik immer ungünstiger für die Centralgewalt. Machtlos, wie sie und das Parlament von vornherein dem Ausland erschienen waren, hatten es beide ebensowenig zu einer förmlichen Anerkennung ihrer Bevollmächtigten an den Höfen der Großmächte wie zu der der deutschen Kriegs- und Handelsflagge gebracht; hinsichtlich der Heeresverfassung endlich hatten Oesterreich und Preußen auf ihre Verfügungen keine Rücksicht genommen. Da trat die schleswig-holsteinische Frage an das Parlament heran mit der moralischen Verpflichtung, für diese gemeinsame Angelegenheit der deutschen Nation entscheidend einzutreten. Doch bald stellte es sich heraus, daß ihm der beste Wille, aber keine Macht und Mittel zur Durchführung dieser Aufgabe zu Gebote standen. Zwar war König Friedrich Wilhelm IV., vom Bundestag mit der Aufgabe betraut, die Unabhängigkeit der Herzogthümer, besonders des mit der Inkorporation in Dänemark bedrohten Schleswig, mit den Waffen zu schützen, diesem Auftrag durch Entsendung eines Heers unter Wrangel nachgekommen und dieser siegreich bis nach Jütland vorgedrungen; doch sah er sich theils durch den Druck der nordischen Mächte, theils durch den seiner eigenen Regierung, da der Kampf bei dem Mangel einer deutschen Flotte sehr zu Ungunsten Deutschlands, besonders seiner Meeresküste, fortgesetzt wurde, zum Rückzug nach Schleswig-Holstein genöthigt. Schon vorher indeß (2. Juni) hatten die zehn Vertreter der beiden Herzogthümer, Dahlmann an ihrer Spitze, im Parlament den Antrag gestellt, dasselbe möge erklären, daß die schleswigsche Angelegenheit zum Bereich seiner Wirksamkeit gehöre, und daß beim Friedensschluß das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands gewahrt werden müsse. Bei der Abstimmung wurde der Ausschußantrag mit der von Waitz vorgeschlagenen Ergänzung (»die Nationalversammlung verlangt, daß energische Maßregeln getroffen werden, um den Krieg zu Ende zu führen«) angenommen. Diese freilich patriotische, doch wenig politische Erklärung, da hier eine Resolution, wo die Kraft der Bajonnette allein etwas ausrichten konnte, nichts wirkte, sollte in ihrer fernern Entwickelung für die Existenz der Versammlung selbst verhängnisvoll werden. Zwar entsprach zunächst das kräftige Vorgehen der preußischen Truppen und die Erklärung Preußens, daß auch Schleswig in den Deutschen Bund solle aufgenommen werden, diesen Beschlüssen. Die englischen und russischen Erklärungen zu Gunsten Dänemarks lähmten indeß bald das Auftreten Preußens, Unterhandlungen wurden eingeleitet, und der 2. Juli abgeschlossene Präliminarfriede überlieferte beide Herzogthümer der Krone Dänemark so gut wie bedingungslos. Denn während noch auf ein Gebot des Reichsverwesers vom 1. Aug. hin ein beträchtliches süddeutsches Heer als Verstärkung nach dem Norden marschirte und aller Orten Sammlungen für die Begründung einer deutschen Flotte, ohne die eine definitive Demüthigung des Inselkönigreichs kaum möglich war, veranstaltet wurden, schloß Preußen, das sich ans Reichsministerium um Vollmacht für die Friedensunterhandlungen gewandt hatte, schließlich doch, ohne die Genehmigung der Reichsregierung vorzubehalten und ohne Berücksichtigung des Parlamentsabgeordneten Max v. Gagern, den Waffenstillstand von Malmö (26. Aug. 1848), der alle Beschlüsse der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein für ungültig erklärte und eine halb von Dänemark, halb von Preußen ernannte gemeinschaftliche Regierung für dieselben einsetzte, an deren Spitze der den Bewohnern verhaßte Graf Moltke trat; überdies sollten die schleswigschen Truppen von den holsteinischen getrennt werden. Der Stillstand war auf sieben Monate abgeschlossen, England übernahm die Garantie für die Ausführung; von der Centralgewalt wurde gar keine Notiz genommen. Somit war die Existenzfrage für diese gestellt; vermochte sie ihr Ansehen hier nicht wieder herzustellen, so war es mit demselben für immer vorbei.

Am 5. Sept. begannen die Verhandlungen über den Waffenstillstand in der Versammlung. Dahlmann beantragte die Einstellung der zu seiner Ausführung ergriffenen Maßregeln und prophezeite aus einem Aufgeben der Sache Schleswig-Holsteins den Untergang der Versammlung selbst. Darauf wurde der von Mitgliedern der Rechten gestellte Antrag auf Annahme des Waffenstillstands, für den selbst der Reichskriegsminister Peucker, Schmerling u. a. eintraten, mit geringer Majorität verworfen, worauf das Ministerium seine Entlassung einreichte. Dieselbe wurde angenommen und Dahlmann vom Reichsverweser mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt; doch weder ihm noch dem Staatsrath Hermann, der nach ihm damit betraut wurde, gelang es, dieselbe zu Stande zu bringen. In diesem schwankenden Zustand wurde die Verhandlung über den Waffenstillstand wieder aufgenommen (14. Sept.), doch jetzt der Antrag der Ausschußmehrheit auf Nichtgenehmigung desselben und Ergreifung kriegerischer Maßregeln, wofern die dänische Regierung sich nicht bereit finden ließ, die Verhandlungen mit der Centralgewalt von neuem zu beginnen, verworfen, dagegen ein Vermittelungsantrag auf Annahme des Stillstandes und seine Ausführung mit den unter den jeweiligen Umständen nothwendig erscheinenden Modifikationen mit geringer Majorität angenommen. So war also der Sistirungsbeschluß vom 5. Sept. wieder zurückgenommen (16. Sept.). Die Kunde hiervon brachte die größte Aufregung unter den seit mehreren Tagen in Frankfurt zusammengeströmten anarchischen Volksmassen hervor, die von der Partei der äußersten Linken zu offenem Aufruhr aufgestachelt wurden. In den Centren dieser Bewegung, den demokratischen Vereinen zu Frankfurt, wurde noch an demselben Tag der Beschluß gefaßt, am nächsten Tag (17. Sept.), einem Sonntag, eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide, einem Anger vor den Thoren der Stadt, zu halten. Ein Antrag Reinganums, eine Zuschrift an das Parlament zu richten, worin die Abstimmung vom 16. mißbilligt wurde, ward hier als ungenügend verworfen, dagegen eine Eingabe beschlossen, worin die 258 Abgeordneten, die für den Antrag gestimmt hatten, als Verräther des Volks, der deutschen Freiheit und Ehre erklärt wurden. Der Senat von Frankfurt, dem die Bewegung über den Kopf wuchs, erklärte in einem Schreiben an Schmerling, daß er die Sorge für die Sicherheit des Parlaments fortan dem Reichsministerium überlassen müsse, requirirte aber gleichzeitig zwei Bataillone Oesterreicher und Preußen aus der Bundesfestung Mainz. Schmerling erklärte in der Sitzung vom 18. Sept. die Bereitwilligkeit des bisherigen Ministeriums, für die Sicherheit der Versammlung Sorge zu tragen; doch kam es schon während der Sitzung zu einem Zusammenstoß zwischen dem Militär und den Volksmassen, die

gewaltsam in die Paulskirche einzudringen versuchten. In mehreren Straßen waren zugleich Barrikaden gebaut worden, die indeß vom Militär ohne Schwierigkeit in den Nachmittagsstunden genommen wurden. Die Massen stoben aus einander, nachdem noch kurz zuvor einige Opfer ihrer Wuth gefallen waren: zwei Abgeordnete, General Auerswald und Fürst Lichnowsky, die vor den Thoren der Stadt überfallen und auf schmachvolle Weise ermordet wurden. Die Häupter der äußersten Linken schritten hierauf zum Aeußersten vor, zu offener Schilderhebung an allen den Orten, wo seit längerer Zeit der Zündstoff für den Aufruhr aufgesammelt war; doch überall mit demselben leicht vorauszusehenden Mißerfolg. Struve's Versuch, von Basel aus ins Badische einzufallen und dort die Republik zu proklamiren, wurde durch die Niederlage, die ihm die badischen Truppen (24. Sept. bei Stauffen) beibrachten, vereitelt, er selbst gefangen genommen; Hecker hatte sich schon vorher nach Nordamerika gerettet. Aehnliche Unternehmungen in Sigmaringen, in Würtemberg, in Sachsen hatten denselben Ausgang.

Ihre nächste Aufgabe, die Wiederherstellung der Ruhe, war so der Reichsgewalt durch ihr schnelles, energisches Auftreten gelungen. Am Tag des Gefechts von Stauffen trat das vorige Reichsministerium wieder in Funktion und erzielte nach dieser Richtung hin wenigstens ein völliges Einverständnis mit den Regierungen der Einzelstaaten. Im übrigen öffneten die Ereignisse dieser Wochen allen Einsichtigen in der Versammlung mehr und mehr die Augen über ihr wirkliches Können wie über die Frage, die zunächst ihrer Lösung harrte und ohne die ein weiteres Tagen zu keinen Ergebnissen führen konnte. Während die Minoritätspartei der Linken immer negativer in ihren Forderungen und Anträgen wurde, sammelte sich eine kompakte Masse auf der Rechten zunächst zur Herstellung eines wirklichen Verständnisses mit den beiden Großmächten, resp. mit der, auf die allein alle Hoffnungen ferner gesetzt wurden, mit Preußen, um nach Herstellung desselben die von ihrer Entscheidung allein noch abhängige Frage der künftigen Reichsverfassung wieder vorzunehmen. Der Gang, den die innere Politik Oesterreichs und Preußens indeß nahm, kam diesen Hoffnungen freilich wenig entgegen. In beiden Ländern hatte ein durch Volksbewegungen und innere Unruhen genährter Rückschlag begonnen, der die vorwärts drängenden Elemente gewaltsam niederhielt. In Wien hatte die Demokratie sich Anfang Oktober der Herrschaft bemächtigt, doch der General Windischgrätz und der Banus Jellacic eroberten die Stadt 31. Okt. und machten der Revolution ein blutiges Ende. Auch die Souveränität der Nationalversammlung erlitt hierbei einen harten Schlag. Zwei der nach Wien entsandten Abgeordneten, Fröbel und Robert Blum, beide der Linken angehörig, die einen thätigen Antheil am Aufstand genommen hatten, wurden ergriffen und ohne Rücksicht auf ihre Eigenschaft als Mitglieder des Parlaments zum Tode verurtheilt, der letztere in der That dem Blei der Soldaten überliefert (9. Nov.), ohne daß die Regierung das Parlament hiervon auch nur in Kenntnis setzte. In Berlin hatten die auch dort stattfindenden Unruhen (15. Juni Zeughaussturm, 30. Okt. Belagerung der Nationalversammlung im Schauspielhaus durch revolutionäre Massen) den König der Sache des Parlaments immermehr entfremdet. Ein neues, konservatives Ministerium Brandenburg wurde berufen (1. Nov.), die Nationalversammlung selbst durch königliches Patent (8. Nov.) nach Brandenburg verlegt, auch diese 5. Dec. geschlossen und dem Land eine den wirklichen Verhältnissen entsprechende, ziemlich freisinnige Verfassung vom König oktroyirt, die durch die nächsten Kammern revidirt werden sollte. So war das demokratische Princip aller Orten erlegen; es galt jetzt in Frankfurt zu retten, was noch zu retten war. So nahm denn hier die Berathung der Reichsverfassung, die während der Zeiten der Anarchie geschlummert, von neuem ihren Anfang, und nachdem die Debatten über die Grundrechte ein vorläufiges Ende genommen (20. Okt.), begann die Verhandlung über den Entwurf, den der Verfassungsausschuß 8. Okt. der Versammlung vorgelegt hatte. Derselbe wurde in den Hauptpunkten, welche die Herstellung einer kräftigen einheitlichen Gewalt bezweckten, angenommen: die Reichsgewalt erhielt darin die ausschließliche Vertretung Deutschlands nach außen, die Verfügung über die ganze Heeresmacht, die Ernennung aller höchsten Civil- und Militärchargen, das Recht der Gesetzgebung auf allen Gebieten der materiellen Entwickelung, des Handels und Verkehrs; endlich enthielt der Entwurf die Bestimmung, daß jeder deutsche Staat, der mit nichtdeutschen Territorien verbunden sei, dieselben nur in Personalunion besitzen dürfe, eine Bestimmung, die, offen gegen Oesterreich gerichtet, dessen Ausscheiden aus D. im Fall der Annahme ebenso nothwendig zur Folge haben mußte, wie die Stellung des fast ganz aus deutschen Elementen zusammengesetzten Preußen an die Spitze der Exekutive, ein Ziel, auf das fortan alle Gemäßigten als letzten Rettungsanker hindrängten. Das Verhältnis zu Oesterreich trat indeß in ein neues Stadium durch Schwarzenbergs von Kremsier aus (27. Nov.) abgegebene Erklärung, daß die Stellung Oesterreichs zu D. erst dann fest geordnet werden könne, wenn beide zu neuen, festen Formen gelangt wären, bis dahin aber Oesterreich seinen Bundespflichten treulich nachkommen werde; damit wäre der Interimszustand verewigt worden, ohne daß Oesterreich seine Stellung in D. geschmälert wissen wollte. Daher richtete Römer aus Würtemberg (5. Dec.) an das Reichsministerium die Frage, was geschehen sei, um die Stellung und Rechte der Centralgewalt und der Nationalversammlung zu wahren; zugleich wurde der Austritt der österreichischen Abgeordneten aus dem Parlament als Konsequenz der Sonderstellung Oesterreichs aufgestellt. Schmerling suchte zwar auch jetzt noch seine bisherige vermittelnde Stellung zu behaupten, trat jedoch schließlich vom Präsidium des Reichsministeriums zurück (17. Dec.), das nun H. v. Gagern übernahm; Präsident der Nationalversammlung ward der bisherige Vicepräsident Simson (Königsberg).

Mit allzu großer Offenheit trat Gagern sofort (18. Dec.) mit seinem Programm vor die Versammlung, das die Trennung Oesterreichs von D. und Regelung der Verhältnisse beider zu einander durch eine zu vereinbarende Bundesakte als den einzigen Weg zur Rettung des Bundesstaats bezeichnete. Damit trieb er zunächst nur die Oesterreicher, die Großdeutschen, die Radikalen und Ultramontanen, die alle vom Ausschluß Oesterreichs mit seinen 8 Mill. Deutschen nichts wissen wollten, zur Bildung einer kompakten Opposition und erreichte nur mit geringer Majorität die Ueberweisung seines Antrags an einen Ausschuß zur Vorberathung. Einen offenen Protest dagegen enthielt Oesterreichs Erklärung vom 28. Dec.,

worin eine Unterhandlung nach der von Gagern angedeuteten Richtung zurückgewiesen und die Verständigung mit allen deutschen Regierungen, als deren erste sich Oesterreich selbst bezeichnete, über das Verfassungswerk als wesentlich ausgesprochen wurde. Gagern hielt in einer neuen Erklärung sein Programm aufrecht, erklärte die Verständigung mit den einzelnen deutschen Regierungen für zweckmäßig und erbat zugleich die Ermächtigung des Parlaments zu Unterhandlungen mit Oesterreich. Nach eingehender und heftiger Debatte (11.—13. Jan. 1849) wurde ihm die Ermächtigung dazu mit 261 gegen die 224 Stimmen der vereinten Oesterreicher, Großdeutschen und Extremen ertheilt. Die Spannung zwischen den Parteien wurde dadurch derart gesteigert, daß, während hervorragende Mitglieder der »kleindeutschen« Majorität sich feierlich gegen ein längeres Warten auf Oesterreich verwahrten, 60 österreichische Abgeordnete gegen jeden Beschluß der Versammlung, der einen Ausschluß Oesterreichs, eine Theilung Deutschlands herbeiführe, von vornherein protestirten. Gagern erzielte einen weitern Erfolg bei der Debatte über den folgenden Verfassungsparagraphen, der das Reichsoberhaupt betraf. Der Antrag, daß die Würde des Reichsoberhaupts einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen werde, wurde (19. Jan.) mit einer ähnlichen Majorität wie der vorhergehende (258 gegen 211 Stimmen) angenommen und die Erblichkeit der Würde zwar verworfen, jedoch die Führung des Titels »Kaiser von D.« mit 214 gegen 205 Stimmen angenommen (25. Jan.) und darauf die erste Lesung des Verfassungsentwurfs (30. Jan.) beendet.

Einer gegen dies Ergebnis protestirenden Note Oesterreichs (4. Febr.), die zur Bildung des »großdeutschen Klubs« aus Oesterreichern, Ultramontanen und Radikalen führte, und dem Einspruch mehrerer Mittelstaaten gegen Eingriffe der Centralgewalt in ihre Souveränität folgte die Oktroyirung der österreichischen Verfassung vom 7. März, die ganz Oesterreich mit Ungarn und Italien für eine untheilbare konstitutionelle Monarchie erklärte und damit jeden Weg zur Verständigung zwischen Oesterreich und der Centralgewalt abschnitt. Eine direkte Folge davon war der Antrag Welckers (12. März), der, bisher entschiedener Gegner der erbkaiserlichen Partei, jetzt selbst beantragte, die zweite und dritte Lesung der Verfassung auszusetzen, eine Revision derselben einer künftigen Versammlung zu überlassen und, unter Uebertragung der erblichen Kaiserwürde auf den König von Preußen, die Aufgabe der Versammlung als gelöst zu erklären. Noch einmal unterlagen die »Kleindeutschen« der Koalition der Großdeutschen, und der Antrag wurde nach viertägiger Debatte (17.—21. März) mit 283 gegen 252 Stimmen abgelehnt. Zwar kündigte Gagern darauf hin den Rücktritt des Ministeriums, zugleich aber auch seine interimistische Fortführung der Geschäfte an, und trotz dieser Niederlage gelang es der erbkaiserlichen Partei mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, noch einmal durchzubringen und in den folgenden acht Tagen die Aufgabe der Versammlung zu dem einzig noch möglichen Abschluß zu bringen. Indem man der Linken bei der zweiten Lesung der Verfassung, die 23. März begann, einige Zugeständnisse machte, so vor allem die Abschwächung der Gewalt des Reichsoberhaupts durch Verwandlung seines absoluten in ein dreimaliges suspensives Veto, gelang es, die Erblichkeit der Kaiserwürde mit 267 gegen 263 Stimmen (27. März) durchzubringen, worauf 28. März, dem Tag der Kaiserwahl, von 538 Anwesenden 290 ihre Stimmen auf den König von Preußen vereinigten (der Rest, 248, enthielt sich der Stimmenabgabe). Unter Glockengeläute und Kanonendonner wurde die Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum erblichen Kaiser von D. proklamirt. Hiermit war die Reichsverfassung abgeschlossen, ihre Publikation erfolgte 29. März.

Die Einbuße der einzelstaatlichen Souveränität bezog sich in erster Reihe auf die Unterordnung ihrer Heeresmacht unter die Anordnungen der Centralgewalt, auf die Aufgebung einer besondern gesandtschaftlichen Vertretung und die Unterwerfung unter die gesetzgebende Gewalt der Faktoren des Reichsregiments. Dem Kaiser war das Recht zu Kriegserklärung und Friedensschluß, Berufung und Schließung des Reichstags und Sanktion der Reichsgesetze vorbehalten. Er regiert vermittels verantwortlicher Minister. Der Reichstag zerfällt in ein Staaten- und ein Volkshaus. Ersteres wird von 129 Vertretern der Einzelstaaten gebildet, die halb von den Regierungen ernannt, halb von den einzelnen Volksvertretungen gewählt werden. Das Volkshaus wird durch direkte allgemeine Wahlen gebildet; auf je 100,000 Seelen kommt ein Abgeordneter, welcher gleich den Vertretern im Staatenhaus das 30. Jahr überschritten haben muß. Das aktive Wahlrecht ist an ein Alter von 25 Jahren geknüpft. Beide Häuser treten alljährlich zu einer Session zusammen. Die sehr weit ausgedehnten Grundrechte des deutschen Volks bildeten den sechsten Abschnitt der Verfassung. Volle Freizügigkeit und Preßfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Gleichheit der bürgerlichen Rechte ohne Rücksicht auf Stand und Glauben, Freiheit der Wissenschaft, Unentgeltlichkeit des Volksunterrichts, fast gänzlich unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht, Aufhebung des Instituts der Staatskirchen, desgleichen von Adel und Titeln waren hier als Grundgesetze proklamirt. Ob sich dies alles mit den bestehenden Einrichtungen würde vereinbaren, ob die ganze Verfassung überhaupt sich als lebensfähig erweisen würde, war eine offene Frage, deren Lösung in erster Reihe von der Aufnahme der Verfassung bei dem abhing, auf dessen thätige und freudige Mitwirkung dabei in erster Reihe gerechnet war, bei Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Noch am Tage der Wahl war eine Deputation ernannt worden (darin Arndt, Dahlmann, Mittermaier, Rümelin, Fr. v. Raumer), die unter der Führung des Präsidenten Simson dem König zu Berlin vom Resultat der Wahl Kunde geben und ihn um Annahme der Kaiserkrone ersuchen sollte. Zugleich (29. März) legte der Reichsverweser seine Würde nieder und ließ sich nur mit Mühe zur vorläufigen Fortführung derselben und zu einer schriftlichen Erklärung bewegen, daß er seine Würde niederlegen werde, sobald dies ohne Nachtheil für die Ruhe und Sicherheit Deutschlands geschehen könne; Schmerling trat von seiner Stellung als österreichischer Bevollmächtigter bei der Centralgewalt zurück, und auch die Höfe der Mittelstaaten zeigten eine immer unverhohlenere Abneigung gegen den neu geschaffenen Zustand. Dessenungeachtet trat die Kaiserdeputation ihre Reise nach Berlin an. Allein obgleich die beiden preußischen Kammern (die Erste freilich mit bedeutenden Einschränkungen) dem König die Annahme der Wahl empfahlen, lautete dessen Antwort entschieden ablehnend. Zwar empfing er die Deputation 3. April

in feierlichster Weise, umgeben von sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses, den Ministern und einem zahlreichen Hofstaat, sprach ihr seinen Dank für das ihm geschenkte Vertrauen aus, hielt aber zugleich entschieden an seiner frühern Erklärung fest: daß er ohne das Einverständnis der Fürsten und freien Städte Deutschlands die Wahl nicht annehmen könne, eine Milderung der Form der Ablehnung, da die Erfüllung dieser Forderung außer dem Bereich der Möglichkeit lag. Niedergeschlagen kehrte die Deputation nach Frankfurt zurück. Wenngleich ein ähnliches Gefühl die ganze Partei und ihre zahlreichen Anhänger erfüllte, so hat der Verlauf der spätern Entwickelung doch bewiesen, daß diese Entscheidung nicht verhängnisvoll, sondern glücklich für die künftige Entwickelung Deutschlands war. Weder war damals die Stimmung der größeren Fürsten derart, daß auf eine gedeihliche Wirksamkeit des neuen Regiments zu rechnen war, noch selbst die kleindeutsche Partei gereift genug, um alle Konsequenzen, die sich aus dem ersten Schritt ergaben, freudig auf sich zu nehmen, noch endlich Friedrich Wilhelm IV. der Mann, den schwierigen Uebergang vom Alten zum Neuen in ebenso geschickter als energischer Weise zu bewerkstelligen. Die Zukunft hat gelehrt, daß diese Revolution auf friedlichem Weg allein nicht durchzuführen sei, daß sie nicht von unten, sondern von oben beginnen mußte, daß endlich die gründliche Auseinandersetzung zwischen den beiden rivalisirenden Großmächten Oesterreich und Preußen die erste Vorbedingung für die Schaffung eines freien, einheitlichen Reichs sei. Dennoch gab man die Sache in Frankfurt noch keineswegs verloren. Am 11. April, bei Wiederaufnahme der Sitzungen, wurde mit 276 gegen 159 Stimmen ein Dreißigerausschuß gewählt, welcher die zur Durchführung der Verfassung nöthigen Maßregeln berathen sollte. Unter den Gewählten befanden sich Waitz, Wurm, Wydenbrugk, Droysen, Wernher, Kierulf, Vogt, Fröbel, Simon aus Trier ꝛc., Männer von den verschiedensten Parteien, denen es oblag, Mittel zur Besiegung des Widerstands der größeren Regierungen ausfindig zu machen. Schon vor dem Beginn ihrer Berathungen hatte die österreichische Regierung ihre Abgeordneten zurückberufen, was unter geschickter Benutzung der Verhältnisse einen schließlichen Erfolg eher begünstigt hätte; denn wenn auch die Stimmung der größeren Fürsten der der österreichischen Regierung, die auf eine Herstellung des alten Zustandes hinarbeitete, entgegenkam, so ließ sich doch Gagern dadurch nicht beirren, jetzt seinerseits auf Grund einer preußischen Note vom 4. April, welche die Bildung des neuen Bundesstaats von der Uebereinstimmung der Regierungen abhängig machte, diese durch freie Konferenzen mit den Bevollmächtigten bei der Reichsgewalt anzubahnen. Widerstrebten nun auch die Vertreter von Bayern, Würtemberg und Sachsen, indem sie vorgaben, nicht instruirt zu sein (Hannovers Vertreter war gerade abwesend), so übergaben doch sämmtliche kleineren Staaten (28 an der Zahl) 14. April dem preußischen Bevollmächtigten eine Note, in der sie der Wahl des Kaisers und der Reichsverfassung zustimmten. Auch König Wilhelm I. von Würtemberg, der zuerst mit Heftigkeit die Unterwerfung unter einen Hohenzollern zurückgewiesen hatte, wurde durch sein Ministerium im Hinblick auf die hoch gestiegene Volkserbitterung zu einer bedingten Anerkennung bewogen (24. April); in Bayern, Sachsen und Hannover drängte die Stimmung des Volks nach derselben Richtung, und noch jetzt wäre der Erfolg erreichbar gewesen, wenn Preußen, dessen Kammermehrheit eben durch Annahme eines Antrags Rodbertus' (21. April) die Rechtsbeständigkeit der deutschen Verfassung anerkannt und so dem König einen festen Rückhalt geschaffen hatte, entschieden für die Sache der Einheit eingetreten wäre.

Statt dessen löste der König die Kammer auf (27. April) und verwandelte in einer an die Centralgewalt gerichteten Note vom 28. April seine bedingte Ablehnung in eine unbedingte, zugleich mit der Erklärung, daß, wenn der Reichsversammlung die Verständigung nicht gelänge, dies seitens der Regierungen unter einander geschehen und zur Oktroyirung einer deutschen Verfassung führen würde. Diese Erklärung führte die Frankfurter Versammlung, welche die gefaßten Beschlüsse auch ohne und gegen den König von Preußen durchführen zu können und zu müssen vermeinte, auf eine immer abschüssigere Bahn. Ein hier 4. Mai mit verschwindender Majorität gefaßter Beschluß, die Reichsverfassung auf jeden Fall zur Geltung zu bringen, gab dem extremen Element das Uebergewicht, und bald trat dieses in eine noch engere Beziehung als bisher zu den immer mehr erbitterten Bevölkerungen, die sich, als sie sich um die Früchte aller Mühen und Arbeiten des letzten Jahrs gebracht sahen, schon in Volksvereinen und auf anderen Wegen zu organisiren begonnen hatten. Die Bewegung begann in der bayrischen Rheinpfalz auf eine Aufforderung der pfälzischen Abgeordneten in Frankfurt hin, die ein einmüthiges Eintreten der gesammten Bevölkerung für die Reichsverfassung provocirten. Schon wurde auf einer großen Volksversammlung in Kaiserslautern (2. und 3. Mai) ein »Landesvertheidigungsausschuß« eingesetzt, der in Permanenz verbleiben sollte, bis die gefahrdrohende Lage des Vaterlands vorüber sei. Regierung und Behörden der Pfalz wurden aufgefordert, sich für die Verfassung auszusprechen, widrigenfalls mit Steuerverweigerung gedroht, die Bevölkerung zur Selbstbewaffnung aufgefordert. Der vom Reichsministerium nach der Pfalz entsandte Abgeordnete Eisenstuck, Vicepräsident der Nationalversammlung, erkannte in Ueberschreitung seiner Vollmacht den Landesausschuß an und wurde darauf hin von Gagern zurückberufen. Trotzdem verbreitete sich die Bewegung in immer weitere Kreise und ergriff jetzt auch das hocherregte Baden: infolge eines 11. Mai in Rastadt ausbrechenden Militäraufstands sah sich der Großherzog, der sich unumwunden für die Verfassung ausgesprochen, zum Verlassen seines Landes genöthigt, das von einem republikanischen Landesausschuß fortan regiert wurde. Zu gleicher Zeit erhob sich die Bevölkerung Dresdens, gereizt durch die Zurückhaltung des Königs und die Einsetzung eines konservativen Ministeriums, in offenem Aufruhr. Der König flüchtete auf den Königstein, doch wurde der Aufstand mit Hülfe preußischen Militärs bald im ganzen Land unterdrückt. In Preußen kam es in den Provinzen Schlesien, Rheinland und Westfalen erst zu freimüthigem Eintreten selbst höchst gemäßigter Männer für die Reichsverfassung, bald auch zu Erhebungen und Widersetzlichkeiten der Landwehr in einer Anzahl größerer Städte. Doch wurde auch hier die Bewegung aller Orten schnell unterdrückt. Auch in Würtemberg war die Bewegung dem Aufstand nahe; man schien nur die Uebersiedelung des Frankfurter Parlaments nach Stuttgart abwarten zu wollen kraft eines Beschlusses, der von dem noch zurückgebliebenen Theil der

Abgeordneten dort 27. Mai gefaßt worden war. Die Physiognomie des Parlaments und seine Stellung zur deutschen Frage hatte sich indeß im Lauf des Monats Mai infolge dieser Ereignisse gänzlich verändert. Nach stürmischen Debatten über die letzten Vorgänge, in denen die Linke immer entschiedener zu gewaltsamem Vorgehen drängte, die Rechte sich durch die Abreise einer Zahl ihrer Mitglieder lichtete, legte das Ministerium Gagern (10. Mai) seine Funktionen nieder, während die Annahme eines Antrags Redens (von der Linken), dem Rechtsbruch, dessen sich Preußen durch sein gewaltsames Einschreiten in Sachsen schuldig gemacht habe, energisch entgegenzutreten, die Abberufung der preußischen Abgeordneten (14. Mai) zur Folge hatte, ein Vorgang, dem Sachsen und Hannover folgten, während Gagern mit 90 anderen Mitgliedern der erbkaiserlichen Partei gleichzeitig seinen Austritt aus der Versammlung ankündete. Zu Frankfurt, wo indeß die Versammlung beschlossen hatte, schon mit 100 Mitgliedern beschlußfähig zu sein, hatte inzwischen der Reichsverweser, der ganz in die Geleise der österreichischen Politik einzulenken verstand, um so ein Endergebnis überhaupt unmöglich zu machen, nach Gagerns Abgang ein seinen Zielen entsprechendes Ministerium Grävell gebildet, das dem entschiedensten Mißtrauen seitens des Parlaments begegnete. Hierdurch nicht geschreckt, erklärte der Verweser, auf seinem Posten ausharren zu wollen, während der Rest des Parlaments über Maßregeln verhandelte, die gegenüber dem Reichsverweser, den Regierungen und der Volksbewegung zu ergreifen seien. Ohne irgend ein nennenswerthes Ergebnis verlegte indeß die Versammlung auf einen Antrag Karl Vogts vom 30. Mai ihren Sitz nach Stuttgart (4. Juni). Dort trat die noch 104 Mitglieder zählende Versammlung unter Dr. Löwe's Vorsitz 6. Juni zu ihrer ersten Sitzung im Ständesaal zusammen, den ihr das Ministerium Römer, noch unschlüssig über die ihr gegenüber zu beobachtende Haltung wie ihre künftigen Beschlüsse, vorläufig eingeräumt hatte. Auf den Antrag des Dreißigerausschusses faßte die Versammlung die Resolution: die von den Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover verkündeten Wahlgesetze seien als Hochverrath gegen das souveräne deutsche Volk zu betrachten, und wählte darauf bis zur Einsetzung eines Reichsstatthalters fünf Reichsregenten: Ravaux und Becher für das Kriegswesen, K. Vogt für Auswärtiges, Simon von Breslau und Schüler von Zweibrücken für Finanzen, Justiz und Inneres. Der Reichsverweser wurde darauf (16. Juni) für abgesetzt erklärt, die Bewegungen in Baden und der Pfalz unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt. Allein als die Versammlung vom Ministerium Römer Truppen zur Durchführung ihrer Beschlüsse begehrte, schlug dieses nicht nur dies Ansinnen ab, sondern forderte auch (17. Juni) in der Erkenntnis der völligen Hoffnungslosigkeit der Sache und der Gefahr für das eigene Land den Präsidenten Löwe auf, auf Verlegung von Parlament und Regentschaft in ein anderes Land hinzuwirken, widrigenfalls Gewalt angewendet werden würde. Dies Schreiben blieb ohne Antwort; als sich aber die Mitglieder des Rumpfparlaments unter der Führung ihrer drei Präsidenten Löwe, des Würtembergers Schott und Ludwig Uhlands, der es für seine Ehrenpflicht hielt, bis zum Ende auszuharren, am Nachmittag des folgenden Tags (18. Juni) in feierlichem Zug in ihr neues Sitzungslokal, das Fritz'sche Reithaus, begaben, fanden sie dort Militär aufgestellt, sich selbst zum Auseinandergehen aufgefordert. Löwe wollte erwidern, doch seine Stimme wurde vom Trommelwirbel übertönt und die Abgeordneten sammt dem haufenweise herbeigeströmten Volk vom Militär zerstreut. Ihrem feierlichen Protest und der Aufforderung der Regentschaft, den badischen Aufstand zu unterstützen, folgte noch an demselben Tag eine Ansprache Römers an das Volk, worin er den gethanen Schritt rechtfertigte und sich für eine richtige Beurtheilung desselben auf das ruhigere Urtheil der Zukunft berief. So endete dieses Parlament, auf welches das deutsche Volk die höchsten Hoffnungen gesetzt hatte. Doch wenn auch der materielle Gewinn ein geringer schien, wenn auch mit diesem Augenblick eine Periode der Reaktion begann, welche die der vorhergehenden 30 Jahre noch übertraf, Ein großes Verdienst hatte es dennoch gehabt: das Volk zu belehren, daß dieser Weg zur Herstellung der deutschen Einheit nicht der richtige gewesen sei. Anderseits aber hatte das Parlament in den zahlreichen vortrefflichen Verfassungsbestimmungen über die innere Einrichtung des zu errichtenden Bundesstaats und die Stellung seines Oberhaupts zu den Einzelfürsten ein Muster aufgestellt, auf das die Zukunft mit Glück zurückgreifen konnte. Die Bewegung, die das ganze Volk aus seinem Schlummer aufgerüttelt hatte, war eine tiefgehende, reine und heilige gewesen; wenn die Besten der Nation ihr Streben von Erfolg nicht gekrönt sahen, so konnten sie sich mit dem innern Bewußtsein beruhigen, daß ihr Mißerfolg nicht selbstverschuldet gewesen, sondern aus der Lage der deutschen Dinge selbst entsprungen sei.

Kaum hatte indeß der König von Preußen den günstigsten Augenblick zur Herstellung der deutschen Einheit nutzlos verstreichen lassen, als er, seiner früheren Verheißungen eingedenk, jene Aufgabe noch einmal auf eigene Hand, durch die Verständigung mit den einzelnen Regierungen, die er sich zum guten Theil eben in diesem Augenblick durch die ihnen gesandte militärische Hülfe verpflichtet hatte, zu lösen unternahm. Eine Proklamation an das Volk kündete (15. Mai) an, daß die zu vereinbarende Verfassung eine einheitliche Exekutive und freiheitliche Institutionen, gesichert durch eine gesetzgebende Volksvertretung, herzustellen bestimmt sei. Die Reichsverfassung sollte ihr zu Grunde gelegt, mit Oesterreich ein besonderes Bundesverhältnis vereinbart werden. Die zu Berlin zwischen den Bevollmächtigten der größeren Staaten (Würtemberg und Baden waren überhaupt nicht vertreten) gepflogenen Verhandlungen führten nach dem Rücktritt Bayerns zum Abschluß des »Dreikönigsbündnisses« zwischen Preußen, Sachsen und Hannover auf ein Jahr (26. Mai 1849), indem diese drei Staaten, Sachsen und Hannover unter dem Vorbehalt des Zutritts der übrigen Regierungen, sich dabei zur Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und gegenseitigen Hülfeleistung der einzelnen Staaten und zur Herstellung einer Reichsverfassung verbanden. Der dem Bund zu Grunde gelegte Verfassungsentwurf behielt die Würde des Reichsoberhaupts Preußen vor, doch mit Abschwächung seiner Befugnisse zu Gunsten der Souveränität der Einzelstaaten. Der Reichstag sollte aus Staatenhaus und Volkshaus (letzteres aus indirekten Wahlen hervorgehend) bestehen, die Grundrechte größtentheils in die neue Verfassung hinübergenommen werden. Da Bayern und Würtemberg von vornherein diesem Bestreben gegenüber die feindlichste Haltung einnahmen

so konnte trotz der Zustimmung der Mehrzahl der Kleinstaaten und der moralischen Unterstützung, welche die Sache durch die Zustimmung der erbkaiserlichen Partei erhielt, welche sich auf einer Zusammenkunft zu Gotha (26. Juni) mit 130 von 148 Stimmen für die neue Verfassung erklärte, im glücklichsten Fall auf eine engere »Union« der nord- und mitteldeutschen Staaten unter Preußens Führung gerechnet werden. Doch auch diese Hoffnung ward bald zu Schanden, als Sachsen und Hannover, die von vornherein ein jedem Einsichtigen bemerkbares falsches Spiel gespielt, mit Berufung auf die Weigerung der süddeutschen Staaten ihren Austritt aus dem zur Wahrnehmung der gemeinsamen Angelegenheiten begründeten, von Vertretern der Regierungen zusammengesetzten Verwaltungsrath erklärten, eben als dieser (19. Okt.) den ersten Schritt zur Verwirklichung des Bundesgedankens durch Ausschreibung der Wahlen für das Volkshaus auf 15. Jan. 1850 that. Trotzdem berief der Verwaltungsrath nach längeren Schwankungen den künftigen Reichstag auf 20. März nach Erfurt. Ende 1849 legte endlich auch der Reichsverweser, der mehrmalige Aufforderungen Preußens unbeachtet gelassen, nachdem Oesterreich den Aufruhr im eigenen Haus bewältigt und in D. wieder festen Fuß gefaßt hatte, sein Amt nieder. Oesterreich hatte nämlich, indem es fortan ebenso eifrig, doch viel konsequenter als sein nördlicher Rival, auf Reform, auf die Wiederherstellung des alten Bundestags und der alten Verfassung sein Augenmerk richtete, Preußen zum Eingehen auf das sogen. Interim (30. Sept. 1849) bewogen, einen Vertrag zur Einsetzung einer provisorischen Bundesgewalt, die durch Bevollmächtigte beider Staaten bis 1. Mai 1850 zu Frankfurt ausgeübt werden sollte. Darin war den beiden preußischen Vertretern, Böttcher und Radowitz, die Verwaltung der inneren und auswärtigen Angelegenheiten, den österreichischen, Schönhals und Kübeck, Krieg und Finanzen zugewiesen. In die Hände dieser vier Vertreter legte dann der Reichsverweser (20. Dec. 1849) sein Amt nieder. Wie Oesterreich das Interim verstand, zeigte sich in seinem Protest gegen die Einberufung des Reichstags nach Erfurt (28. Nov.). Der Rückzug Hannovers bewirkte die Abberufung des preußischen Gesandten vom dortigen Hof; der Abfall Sachsens und der Abschluß des »Vierkönigsbündnisses« (zwischen Bayern, Würtemberg, Sachsen und Hannover), das einen neuen Verfassungsentwurf mit einer Volksvertretung von 300 aus den Kammern der Einzelstaaten hervorgehenden Mitgliedern in Aussicht stellte, und dem auch Oesterreich, wenn ihm der Eintritt mit seinen gesammten Ländern ermöglicht würde, beitreten zu wollen verhieß, sollten die Erfurter Versammlung von vornherein matt setzen. Am deutlichsten charakterisirte sich die jetzige Stimmung der Mittelstaaten in der Thronrede des Königs von Würtemberg 15. März 1850, der die föderative Einigung als die einzig mögliche bezeichnete und die preußische Unionspolitik aufs heftigste angriff. Hatte dies die Abberufung des preußischen Gesandten von Stuttgart zur Folge, und wurde auch das Erfurter Parlament 20. März mit einer entschieden unionistischen Rede des Generals v. Radowitz eröffnet, so hatten doch zu gleicher Zeit die reaktionären Tendenzen, denen mit baldiger Auflösung des Reichstags und der Rückkehr zur Vergangenheit am meisten gedient war, auch am Berliner Hof die Oberhand gewonnen. Nahm nun auch der Erfurter Reichstag die ihm vorgelegte Verfassung in Bausch und Bogen an (17. April), so gelang es diesen Elementen doch, eine Vertagung desselben (29. April) zu bewirken, die gleichbedeutend war mit seiner Auflösung. So schienen äußere und innere Verhältnisse die preußische Regierung immer mehr in die von Oesterreich vorgezeichneten Bahnen hineinzutreiben. Jetzt schien letzterem der Zeitpunkt gekommen, mit seinem Plan auf Herstellung des alten Bundestags offen hervorzutreten. Zu diesem Zweck lud es zur Beschickung einer Gesandtenkonferenz sämmtlicher ehemaligen Bundesstaaten auf 10. Mai nach Frankfurt ein. Wenn auch nur die vier Könige sowie die von Dänemark und Holland für Holstein und Luxemburg und beide Hessen dieser Einladung folgten, alle anderen Kleinstaaten der preußischen Unionspolitik treu blieben, so zersprengte doch Preußen selbst diesen engern Bund, indem es die in demonstrativer Weise auf 9. Mai nach Berlin eingeladenen Unionsfürsten mit leeren Verhandlungen den Sommer hindurch hinhielt und ihnen einen Rücktritt von der Union frei stellte. Einer nach dem andern benutzte diese Freiheit, um sich zu dem Frankfurter Kongreß in Beziehungen zu setzen, und Preußen sah sich zuletzt fast isolirt. Trotz seines Protestes gegen die österreichische Auffassung, welche die zu Frankfurt zusammengekommene Bevollmächtigtenversammlung als die natürliche Fortsetzung des nur suspendirt gewesenen Bundestags betrachtete und dies 1. Sept. 1850 bei der Eröffnung der Sitzungen offen erklärt hatte, verfolgte der neue Bundestag seine Arbeiten, faßte Beschlüsse in der kurhessischen Angelegenheit (s. Hessen, Geschichte) und ratificirte den Frieden mit Dänemark (26. Okt.); ja, man begann sofort zu verhandeln, wie die Exekution gegen das zum zweitenmal Dänemark preis gegebene Schleswig-Holstein, das sich im Verzweiflungskampf auf eigene Hand tapfer, aber erfolglos zu wehren versucht hatte, von Bundeswegen vollstreckt werden könne. War man zum rücksichtslosen Vorgehen entschlossen, so suchte Preußen eine Verständigung durch die Vermittelung seines hochmüthigen russischen Nachbars. Die Konferenzen zu Warschau (26.—28. Okt. 1850) zwischen dem Grafen Brandenburg, Fürsten Schwarzenberg und den russischen Diplomaten unter persönlichem Vorsitz des Kaisers Nikolaus, der entschieden auf Oesterreichs Seite stand, führten zur völligen Demüthigung Preußens, das mit allen seinen Forderungen abgewiesen wurde. Krank und innerlich gebrochen kehrte der preußische Vertreter, ein Mann von Ehrgefühl und Thatkraft, nach Berlin zurück und verschied dort nach wenigen Tagen (6. Nov.), noch in den letzten Stunden in hitzigen Fieberphantasien hin- und hergeworfen, in denen er die verletzte Ehre seines Fürsten und Staats blutig zu rächen begehrte. In demselben Augenblick schien die kurhessische Frage einen schweren Konflikt zwischen beiden Theilen herbeiführen zu müssen. Der Kurfürst und sein neu berufener Minister, Hassenpflug, ein echter Vertreter der jetzt nach dem Sturz der Märzministerien an allen Höfen ihr Haupt siegreich erhebenden Reaktion, fühlten sich kaum wieder im Besitz ihrer Macht, als sie ihren Sturmlauf auf die ihnen abgezwungene Verfassung von 1831 begannen. Die Ständeversammlung hatte die Finanzvorlagen des Ministeriums nicht genehmigt und war darauf aufgelöst worden. Trotzdem hatte jenes nicht verfassungsmäßig bewilligte Steuern ausgeschrieben, und als deren Zahlung verweigert wurde und das ganze Land sich einmüthig gegen ihn erhob, entwich der Kurfürst (12. Sept.) mit seinem Minister nach Frankfurt und erbat hier die

Hülfe des Bundes. Demgemäß überschritt ein Bundesheer unter dem Fürsten Thurn und Taxis, aus Oesterreichern und Bayern bestehend, 1. Nov. die kurhessische Grenze. Zugleich aber rückten von der andern Seite preußische Truppen unter Gröben und Radziwil in Hanau ein (3. Nov.), um die ihnen vertragsmäßig zustehenden Etappenstraßen zu besetzen; doch während die Stimmung des preußischen Volks und Heers gewaltsam zur Entscheidung drängte, lenkte der König im letzten Augenblick trotz der Demüthigung von Warschau wiederum ein; Radowitz, der letzte Vertreter einer ehrenhaften und entschiedenen Politik, mußte seine Entlassung nehmen (3. Nov.), und an seine Stelle trat O. v. Manteuffel, der Mann des Friedens um jeden Preis. Dieser erbot sich noch an demselben Tag Schwarzenberg gegenüber zur Befolgung der Bundesbeschlüsse betreffs Kurhessens und Schleswig-Holsteins und verlangte nur noch freie Verhandlung über die Verfassungsfrage. Schwarzenberg begnügte sich damit nicht mehr, sondern forderte die sofortige Anerkennung des Bundestags und die Aufhebung der Union — also bedingungslose Unterwerfung. Bei der immer drohender werdenden Haltung Oesterreichs wurde jetzt auch das preußische Heer mit Einschluß der Landwehr mobil gemacht (6. Nov.) und an Gröben die Weisung ertheilt, sich fortan nur durch militärische Rücksichten bestimmen zu lassen. Da gleichzeitig die Bundestruppen vorrückten, so kam es bei Bronzell bei Fulda zu einer Plänkelei (8. Nov.), die indeß durch den gleichzeitig damit begonnenen Rückzug der Preußen sich auf das Wechseln einiger Schüsse beschränkte. Noch immer schwankte man in Berlin unschlüssig hin und her. Die Rüstungen wurden im ausgedehntesten Maße betrieben, 14 Mill. Thlr. für die Bedürfnisse des Heers angewiesen. Als aber schon alles bereit stand, lenkte die Regierung wiederum ein, befahl Gröben, sich jenseit einer Demarkationslinie zurückzuziehen, deutete dem Fürstenkollegium der Union die Aufgebung seiner bisherigen Politik an und unterzog sich endlich, dem österreichischen Ultimatum vom 25. Nov., das die Zurückziehung der Truppen aus Kurhessen binnen 48 Stunden forderte, weichend, freiwillig der tiefsten Demüthigung. Die nun folgenden Olmützer Punktationen (29. Nov.) waren gleichbedeutend mit einem politischen Selbstmord Preußens. Dasselbe verzichtete auf sein Unionsrecht, auf die mit einer Anzahl Kleinstaaten abgeschlossenen Militärkonventionen, sagte die Räumung von Kurhessen und Baden sowie seine Unterstützung bei der Rückführung der schleswig-holsteinischen Armee über die Eider zu. So konnte Schwarzenberg in einer Depesche vom 7. Dec. triumphirend den europäischen Mächten den schimpflichen Fall einer Macht verkünden, die mit einem starken, schlagbereiten Heer, geordneten Finanzen und einem zur Entscheidung drängenden Volk vor einem aller Orten geschlagenen, innerlich zerrütteten Gegner, ohne das Schwert zu ziehen, die Waffen gestreckt hatte. Jetzt nahmen die Bundesexekution in Kurhessen und die Pacifirung der Elbherzogthümer ihren ungestörten Fortgang. Ende November kehrte der Kurfürst von Hessen in sein Land zurück und schaltete nach Beseitigung der Verfassung von 1831 nach Willkür und Laune. Am 6. Jan. 1851 trafen die österreichisch-preußischen Kommissäre in Kiel ein und nöthigten die Regierung, die seit dem Unglückstag von Idstedt das Selbstvertrauen verloren hatte, zur Auflösung der Landesversammlung und des Heers; endlich legte jene selbst ihre Gewalt nieder, und Schleswig wurde wehrlos den Dänen wieder überliefert (11. Jan.). Unterdeß waren (23. Dec. 1850) zu Dresden die freien Ministerkonferenzen eröffnet worden, auf denen die Verfassungsfrage nach Oesterreichs Vorschlag endgültig erledigt werden sollte. Monatelange Verhandlungen (bis zum Mai 1851) führten bei dem energischen Meinungsausdruck Oesterreichs, das auch nicht die geringste Koncession zu machen gewillt war, zu nichts anderem als zu einer starken Protokollensammlung, welche schließlich als »schätzbares Material« dem Archiv des Bundestags überwiesen wurde. Schon Ende März hatte indeß Preußen die Staaten der Union aufgefordert, den Bundestag zu Frankfurt wieder zu beschicken, und hatte selbst seinen Gesandten v. Rochow dorthin beordert. Beim Schluß der Konferenzen saß der alte Bundestag mit seinen alten Befugnissen und nur mit einer noch entschiedener nach rückwärts gerichteten Stimmung wieder zu Frankfurt zusammen. Nun begann eine Periode der Reaktion, in der von Frankfurt aus alles geschah, was irgend den Interessen oder Absichten Oesterreichs entsprach. Dessen innere und äußere Politik wurde für die nächsten Jahre allein maßgebend für die gesammte deutsche Politik. Gleichzeitig begannen in den Einzelstaaten die Durchführung der Reaktionsmaßregeln. Mit den Einheits- und Freiheitsbewegungen sollte nun für immer aufgeräumt werden. Trotzdem war die Macht der Verhältnisse auf die Dauer stärker als der vom Kaiserstaat künstlich geübte Druck. Der natürliche Dualismus der beiden deutschen Großmächte empfing aus der schmählichen Niederlage Preußens einen neuen Stachel; auch die Mittelstaaten suchten sich der drückenden Abhängigkeit von Oesterreich zu entziehen, und damals, wie schon früher, trat Bayern mit dem Plan einer deutschen Trias auf, wonach sich eine Vereinigung der kleineren Staaten als dritte Macht neben Oesterreich und Preußen stellen sollte. Einig war man zunächst nur in der Unterdrückung der liberalen Bewegung. Ruhe, Ordnung, Sicherheit, gesetzlicher Fortschritt waren die Schlagworte für den sogen. »Reaktionsausschuß«, welcher 10. Juli 1851 eingesetzt wurde. Seine Aufgabe sollte sein, die bestehenden Verfassungen zu revidiren, alles Staatsgefährliche daraus zu entfernen; im Nothfall sollte der Bundestag selbst interveniren. Fast sämmtliche Regierungen kamen ihm bereitwilligst entgegen; man begann mit der Wiederaufhebung der Grundrechte und säuberte dann die Verfassungen von den unter dem Drucke der Revolutionsjahre zugestandenen freiheitlichen Bestimmungen. Ein Bundestagsbeschluß vom 27. März 1852 erklärte die kurhessische Verfassung von 1831 als mit den Grundgesetzen des Bundes unvereinbar. Darauf suchte der Kurfürst im Einverständnis mit dem Bundestag eine revidirte Verfassung einzuführen, die indeß selbst bei den konservativen Elementen der Stände auf solchen Widerstand stieß, daß sie nie zu förmlicher Durchführung gelangte. Schmachvoller noch war die Behandlung Schleswig-Holsteins. Nachdem das Land durch die österreichischen und preußischen Kommissäre mit Hülfe von Bundestruppen »pacificirt« worden war, wurde der dänischen Regierung völlig freies Spiel gelassen. Nach einer Uebereinkunft zwischen den beiden deutschen Großstaaten und Dänemark (December 1851) sollte die dänische Monarchie in ihrem bisherigen Gesammtbestande, Holstein in seinem bisherigen Verhältnis zu D. mit seiner besondern Verfassung, Schleswig endlich als ein besonderer Theil der dänischen

Gesammtmonarchie mit eigener Verfassung und Verwaltung erhalten bleiben. Doch im Augenblick, wo dieser Vertrag vom Bundestag bestätigt wurde (Anfang Juni 1852), war über das Schicksal der beiden Herzogthümer schon von anderer Seite her entschieden worden. Die Londoner Konferenzen zwischen den Gesandten der vier europäischen Großmächte führten zur Unterzeichnung des Londoner Protokolls (8. Mai 1852) seitens Englands, Frankreichs, Rußlands, Oesterreichs, Schwedens, denen sich anzuschließen später auch Preußen gestattet wurde. Darin garantirten die Großmächte mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Erhaltung der gesammtdänischen Monarchie für das europäische Gleichgewicht dem König Friedrich VII. die Integrität seines Gebiets, stimmten der von ihm, unter Nichtberücksichtigung der Augustenburgischen Ansprüche auf die Herzogthümer, gemachten Erbfolgeordnung bei, welche die Thronfolge im Gesammtstaat dem Prinzen Christian von Glücksburg zusprach, und erkannten die fernere Verbindung Holsteins und Lauenburgs mit dem Deutschen Bund an. Schleswig wurde allen alten Verträgen und der jüngsten Uebereinkunft zuwider der Inkorporation in Dänemark preis gegeben. Der Bundestag, dem nachträglich auch seinerseits das Protokoll zur Beistimmung vorgelegt wurde, nahm es wider Erwarten nicht an, bewogen durch den Widerspruch einiger Staaten, die sich theils durch das isolirte Vorgehen Oesterreichs, theils durch die Zurücksetzung der augustenburgischen Linie verletzt fühlten. Gleichzeitig mit der schleswig-holsteinischen Frage beschäftigte noch eine andere Angelegenheit den Bundestag, die einen womöglich noch unrühmlichern Ausgang nahm: die Frage, was mit der aus dem Flottenfonds gebildeten deutschen Flotte angefangen werden sollte. Nachdem ein Versuch, dieselbe in ihrer Integrität an einen zu bildenden Flottenverein der deutschen Nordseestaaten zu überlassen, kläglich gescheitert war, wurde (2. April 1852) ihre Veräußerung beschlossen. So kamen diese Schiffe, das letzte sichtbare Zeichen deutschen Opfermuths in den Jahren der Erhebung, einzeln unter den Hammer des mit ihrer Versteigerung beauftragten oldenburgischen Staatsraths Hannibal Fischer.

Nachdem die deutsche Sache so nach jeder Richtung hin gründlich bankerott gemacht hatte, die Begeisterung der letzten Jahre in dumpfe Apathie und Abspannung umgeschlagen war, steckte sich der österreichische Ehrgeiz als letztes Ziel, den politisch überwundenen und in seinem Einfluß so gut wie vernichteten norddeutschen Nachbar noch auf dem letzten Feld seiner Erfolge, dem der wirtschaftlichen Politik, lahm zu legen. Schon vorher hatte Oesterreich sich mehrmals vergeblich mit seinem Gesammtstaat in den Zollverein hineinzudrängen oder ihn zu sprengen gesucht. Im Mai 1850 hatte es diese Versuche wieder aufgenommen und sich von neuem, unterstützt von seinen Schleppträgern unter den deutschen Fürsten, zum Eintritt in den Zollverein erboten. Sämmtliche Mittelstaaten, mit Ausnahme Hannovers, einigten sich auf einer Konferenz zu Darmstadt (1852) dahin, diesem Versuch entgegenzukommen, der bei der nothwendigen Erneuerung der Verträge im Jahre 1854 den ganzen Zollverein zu sprengen, mindestens in ein preußisches und in ein österreichisches Zollgebiet zu theilen drohte. Preußen indeß blieb fest, schloß mit Hannover und Oldenburg, den bisher dem Zollverein nicht beigetretenen Staaten, besondere Verträge ab und lud alle übrigen Zollvereinsstaaten auf April 1852 zu Konferenzen über die Erneuerung der Verträge ein. Nach längeren Verhandlungen gab Oesterreich seinen Plan auf und schloß mit Preußen und sämmtlichen anderen Zollvereinsstaaten einen Handels- und Schiffahrtsvertrag (19. Febr. 1853), auf dessen Grundlage später eine engere Annäherung herbeigeführt werden sollte. Wenn Preußen so die letzte Position, die ihm in D. geblieben war, siegreich gegen Oesterreich und seine Partisane vertheidigt hatte, so war es bei der auch im Berliner Kabinet zum Durchbruch gekommenen Richtung nicht nur bereit, den von dorther gegen jede Regung der Freiheit begonnenen Kampf gewähren zu lassen, sondern ging selbst darin mit größter Entschiedenheit den anderen deutschen Staaten voran. Die deutsche Geschichte der Jahre 1850—58 charakterisirt sich als ein ebenso hartnäckiger wie zuletzt erfolgloser Kampf politischer und kirchlicher Reaktion gegen den durch die Bewegung des Jahrs 1848 zum furchtlosen Fortschreiten auf der Bahn der Wissenschaft und freien Forschung wie der praktischen That ermunterten deutschen Volksgeist. In allen auf dies eine Ziel gerichteten Bestrebungen waren die einzelnen Staaten wie der Bund mit einander einig in allen übrigen, die sich auf die äußere und innere Politik bezogen, befehdeten und lähmten sie einander gegenseitig. Dennoch zeigte sich jene Einigkeit nicht genügend, um das unmögliche Werk in jener ganzen Ausdehnung, wie es von den Leitern der Bewegung geplant war, zu vollbringen. Der ins Verborgene flüchtende Geist der Freiheit und Unabhängigkeit wirkte zwar auf einem enger beschränkten Gebiet, doch hier mit um so größerer Intensität, und sobald diese Bande nur an einem einzigen Punkt gelöst wurden, warf er sie bald überall mit um so größerer Entschiedenheit ab. Wie wenig erfolgreich jene Bemühungen waren, zeigte sich gleich an dem ersten wichtigen Repressionsgesetz, das der neue Bund zu Stande brachte, dem Bundespreßgesetz vom 6. Juli 1854. Dieses legte, ganz im Geist des Metternichschen Systems, nicht nur die strengste Censur auf alle Erzeugnisse der Presse, vor allem der periodischen Literatur, sondern räumte auch den Einzelregierungen die unbeschränkte Einwirkung auf dieselbe durch das ihnen zugesprochene Privileg ein, Koncessionen für alle mit der Presse in Verbindung stehenden Gewerbe nach Willkür zu ertheilen. Doch im Verhältnis mit dem von oben herab geübten Druck nahm der Gegendruck von unten zu. Was nicht offen gesagt und geschrieben werden durfte, wurde heimlich gesagt und geschrieben und verbreitete sich in tausenden von Exemplaren, begünstigt durch die Kleinheit der Territorien, von einem Staat und Stäätchen zum andern. Die Tagespresse, die bald das Geheimnis ablernte, hinter einer selbst dem strengen Censor nicht anstößigen Form ihre wahren Ansichten zur Geltung zu bringen, erfüllte ihren Beruf zum großen Theil in einer würdigen und achtungswerthen Weise, und selbst die Reaktion auf kirchlichem Gebiete, die in Oesterreich, Würtemberg und Baden zum Abschluß von Konkordaten mit der Kurie führte, die, gleich dem bayrischen, die katholische Kirche zu einem Staat im Staat und zwar zu einem die Erziehung, den Jugendunterricht, das äußerlich-religiöse Leben der Individuen beherrschenden machten, in den übrigen deutschen Staaten, Preußen voran, der katholische Kirche völlige Unabhängigkeit vom Staat einräumten und daneben einen starren, buchstabengläubigen, oft heuchlerischen Protestantismus zur Herrschaft brachten, konnte wohl

mit ihrem Bekenntnis- und Kirchenzwang eine äußerliche Unterwerfung herbeiführen, doch hatte sie glücklicherweise nicht die Zeit, die beginnende sittliche Schädigung des Volksgeistes tiefer einwurzeln zu lassen. Nie zeigte sich eine seltsamere Verquickung von pietistischem Zelotenthum, reaktionärer Politik und zügellosem Cynismus der Gesinnung als in den Kabinetten und der vornehmen Gesellschaft dieser Jahre, doch die große Masse des Volks wandte sich mit gesundem Sinn von den Principien, die das Regime Bach in Oesterreich, *Eichhorn* in Preußen, *Dalwigk* in Hessen, *von der Pfordten* in Bayern ꝛc. zu verbreiten suchte, theils zu aufrichtiger, einfacher und werkthätiger Frömmigkeit, theils zu furchtloser Verfolgung der täglich neu von der Wissenschaft gefundenen Resultate ab. Mehrten sich auch die Klöster, Orden und Brüderschaften in katholischen und protestantischen Landen in schreckenerregender Weise, rückten auch fast ausschließlich Vertreter des »christlich-konservativen« Princips in die höchsten Stellen und Aemter ein, die Hoffnung auf die nationale Wiedergeburt, die man als eine Art Naturnothwendigkeit betrachtete, versiegte nie ganz, und das Auge der Patrioten lenkte sich dabei unwillkürlich doch stets wieder auf den Staat, der trotz seiner durch eigene Verschuldung herbeigeführten äußersten Demüthigung das Banner der nationalen Einheit wenigstens auf dem einen Gebiete der materiellen Interessen noch emporhielt — auf Preußen. Unterdeß erhielt dieses Land schon bald nach seinem tiefsten Fall Gelegenheit, zu beweisen, daß es noch nicht gänzlich auf eine von Oesterreich und dem Bundestag unabhängige Politik verzichtet habe, und zwar bei Gelegenheit der orientalischen Frage, die zum *Krimkrieg* (1854—1856) führte. Die öffentliche Meinung in D. nahm entschieden gegen Rußland Partei, dessen Kaiser Nikolaus seit 30 Jahren einen unbeschränkten Einfluß auf die deutschen Höfe ausübte und ihnen den stärksten Rückhalt für ihre absolutistischen Gelüste bot. Preußen indeß, das gegen den mächtigen Nachbar nicht feindlich aufzutreten wagte, entschied sich, entgegen der österreichischen Politik, die zu einer bewaffneten Neutralität des Bundes hindrängte, für die Aufrechterhaltung einer strikten Neutralität, während die Mittelstaaten, unter Bayerns Führung, einen schwächlichen Anlauf zu einer selbständigen Politik der dritten Macht nahmen. Dennoch hoffte Oesterreich, auf die öffentliche Stimmung gestützt, leicht mit seiner Politik beim Bunde durchdringen zu können, als es beim Bundestage (14. März 1854) beantragte, der Bund solle in dieser Frage eine aktive Haltung einnehmen. Preußen lehnte diese Aufforderung entschieden ab und brachte damit den Antrag zu Falle, schloß dagegen (20. April) mit Oesterreich einen Vertrag zu gegenseitigem Schutz und zur Abwehr etwaiger Angriffe. Die von den Mittelstaaten (Ende Mai) abgehaltenen *Bamberger Konferenzen* führten zu einer Vorlage dieses Vertrags beim Bunde, dessen Mitglieder ihm dann auch, bis auf Mecklenburg, beitraten. Neue zwischen den beiden Großstaaten ausbrechende Mißhelligkeiten über einen österreichisch-türkischen Vertrag, worin Oesterreich sich zur eventuell gewaltsamen Vertreibung der Russen aus den Donaufürstenthümern verpflichtete, wurden noch einmal ausgeglichen und führten zu einem Zusatzartikel zum Aprilvertrag, worin die sogen. »vier Punkte« (deren hauptsächlichster die europäische Garantie der Donaufürstenthümer war) als geeignete Grundlage für die Friedensunterhandlungen bezeichnet wurden und Preußen Oesterreich für den Fall, daß es in den Donaufürstenthümern angegriffen würde, Hülfe zusagte. Auch diesem Artikel trat der Bund (9. Dec.) bei. Indeß arbeitete Preußen der österreichischen Politik, die jetzt auf ein förmliches Bündnis mit den Westmächten hindrängte, entschieden entgegen und nahm, als Oesterreich dies Bündnis wirklich abschloß, eine rein vermittelnde Stellung. Die Folge davon war, daß es zum Pariser Kongreß (1856) erst zugezogen wurde, nachdem hier die Hauptentscheidung getroffen war. Vom Deutschen Bund war hierbei weiter gar nicht die Rede. Er verschwand in dem Nichts, zu dem ihn seine offen hervortretende Machtlosigkeit verurtheilte. Die moralischen Folgen des Kriegs für D. waren eine langjährige Spannung zwischen Rußland und Oesterreich, das gute Einvernehmen Preußens mit dem erstern und dabei doch die Befreiung Deutschlands von dem schwer lastenden Einfluß des geschwächten Zarenreichs, dessen neuer freisinniger und hochherziger Beherrscher, Alexander II., fortan seine ganze Aufmerksamkeit auf die Regeneration seines zum erstenmal der europäischen Kultur sich wahrhaft öffnenden Reichs richtete.

Sah der Bund seine Thätigkeit in der äußern Politik hier lahm gelegt, so bemühte er sich um so mehr, den reaktionären Bestrebungen der kleineren deutschen Staaten hülfreiche Hand zu bieten. So in Kurhessen, dessen Fürst trotz aller früheren Vorkommnisse entschieden auf der eingeschlagenen Bahn des chronischen Verfassungsbruchs beharrte, so in Würtemberg, so endlich in Hannover, wo das reaktionäre Ministerium Borries in seinem Versuch eines neuen Verfassungsbruchs und der Herstellung der Zustände von 1840 eifrigst unterstützt wurde (1856). Während hier wie in Oesterreich der offene Verfassungsbruch mit eiteln Floskeln beschönigt wurde, gelang es dem preußischen Ministerium Manteuffel-Westphalen und dem bayrischen von der Pfordten, dasselbe Resultat auch ohne offenen Bruch zu erreichen, durch das beliebte Mittel der Revisionen und Interpretationen alle freisinnigen Verfassungsbestimmungen auszumerzen oder in ihrem Sinn umzudeuten. Die einzige Seite, die in diesen Jahren einen erfreulichern Anblick gewährt, ist die Vertretung der materiellen Interessen, deren Hebung allen Bundesstaaten gleich sehr am Herzen liegen mußte. Ein Antrag Bayerns (1856) auf Herbeiführung einer allgemeinen deutschen Handelsgesetzgebung auf Grundlage des Zollvereins und des österreichisch-deutschen Handelsvertrags von 1853 führte zur Annahme eines in gemeinsamen Konferenzen vereinbarten Entwurfs durch den Bundestag (1861). In ähnlicher Weise wurden Münz- und Postverträge zwischen Oesterreich und den deutschen Staaten abgeschlossen. Entschiedener noch wirkten auf die Einigung auf diesem Gebiete die seitdem aus der freien Initiative einzelner Berufsklassen hervorgehenden Organisationen, Verbände und Kongresse. So trat 1858 der erste volkswirtschaftliche Kongreß in Gotha zusammen, der die wichtigsten Fragen auf diesem Gebiet, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Herabsetzung und Vereinfachung des Zolltarifs, eingehend erörterte und so indirekt eine wohlthätige Einwirkung auf die Gesetzgebung der Einzelstaaten auf diesem Gebiet ausübte.

Während hier der erste Schimmer einer bessern Zeit sich zeigte, bereitete sich auch auf politischem Gebiet, zunächst in Preußen, ein Umschwung vor, dessen Wirkungen sich indeß bald über ganz D. hin fühlbar

machten. So lange hier Friedrich Wilhelm IV. regierte, war von daher nichts zu hoffen gewesen, da völlig reaktionäre Kammern dem Ministerium Manteuffel bereitwilligst entgegenkamen. Als der König indeß in unheilbare Krankheit verfiel und der Prinz von Preußen erst (23. Okt. 1857) zu seinem Stellvertreter, nach Jahresfrist aber, der Verfassung gemäß, durch einen königlichen Erlaß vom 7. Okt. 1858 zum Regenten ernannt worden war, begann eine »neue Aera«, die durch die sofortige Berufung eines freisinnigen Ministeriums Auerswald-Schwerin-Bethmann-Hollweg unter der Präsidentschaft des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, desselben, der schon 1857 sein Land an Preußen abgetreten hatte, eingeleitet wurde. Zugleich richtete der Regent von vornherein in klarer Erkenntnis dessen, was noth that, sein besonderes Augenmerk auf die Verbesserung der Heeresverfassung behufs Herstellung einer größern Schlagfertigkeit der Armee. Ganz D. blickte auf Preußen und erwartete von hieraus fortan das kräftigste Eintreten für alle nationalen Interessen. Daher fühlte sich die öffentliche Meinung, wenigstens außerhalb Preußens, einigermaßen durch des Regenten Haltung in dem bald darauf ausbrechenden österreichisch-piemontesisch-französischen Krieg (1859) enttäuscht. Oesterreich, das den geheimen von Frankreich geförderten Wühlereien Sardiniens in der Lombardei durch Stellung eines Ultimatums geantwortet hatte, zählte bei dem erschöpften Zustand seiner Finanzen auf eine thätige Beihülfe Deutschlands. Hierin kam ihm die Stimmung besonders des südlichen und westlichen D. entgegen, das in der Erkenntnis, daß der im Pariser Frieden zu hohem Ansehen gestiegene abenteuernde Kaiser Napoleon III. hinter dem König von Italien stecke, den »Rhein am Po« vertheidigen zu müssen meinte. In diesem Sinn sprachen sich (Februar 1859) die Kammern von Bayern, Würtemberg, Hannover und Nassau aus. Oesterreich seinerseits suchte einen Bundesbeschluß zu seinen Gunsten zu erwirken, wobei ihm die Presse bereitwillig zur Hand ging. In Preußen huldigte man aber einer andern Ansicht: man hielt sich nicht für verbunden, für Oesterreichs italienische Besitzungen mit den Waffen in der Hand einzustehen, hielt vielmehr die Gelegenheit für günstig, die ihm gegenüber früher eingebüßte Position wieder zu erringen, zum mindesten Garantien für Oesterreichs künftige Haltung zu erlangen. Um auf alle Fälle gerüstet zu sein, beantragte Preußen indeß (23. April) Marschbereitschaft der Bundeskontingente und Armirung der Bundesfestungen; dagegen wurde der weiter gehende Antrag Hannovers (vom 13. Mai) auf Aufstellung eines Beobachtungsheers am Rhein von Preußen abgelehnt. Obgleich es sich zum Einstehen für wirklich deutsche Interessen bereit zeigte und sich zu dem Zweck einen Kredit von 40 Mill. Thlr. von der Kammer bewilligen ließ, auch (25. Juni) beim Bunde die Mobilmachung der übrigen Kontingente gleich dem seinigen beantragte, lenkte das österreichische Kabinet, an dessen Spitze inzwischen (16. Mai) Graf Rechberg getreten war, in der Meinung, in D. mehr als in Italien zu verlieren, seinen Feinden gegenüber schnell ein und schloß nach dem Verlust der Schlachten von Magenta und Solferino den Frieden von Villafranca (11. Juli), durch den es zwar die Lombardei aufgab, dafür aber die preußischen Absichten auf Ergreifung der Führerschaft in D. gründlich vereitelt zu haben hoffte. Kaiser Franz Joseph erließ ein Manifest, worin er die Schuld für den unglücklichen Ausgang des Kriegs allein dem Abfall seines »ältesten und natürlichen Bundesgenossen« aufzubürden suchte, und Preußen antwortete mit Gegenrekriminationen, die es deutlich aussprachen, daß es ein ferneres Zusammengehen mit Oesterreich in D. unter diesen Umständen für unersprießlich erachte. Als wohlthätige Folge des Kriegs für D. war die immer weiter greifende Ueberzeugung zu betrachten, daß die augenblickliche politische Verfassung des Bundes das Land in einem über kurz oder lang zu erwartenden Nationalkriege gegen Frankreich aufs äußerste gefährde und hier eine Reform dringend geboten sei. Anderseits führte der durch den Krieg in Oesterreich bewirkte Umschwung und die Rückkehr zum konstitutionellen Regiment wie die Förderung der Sache des Liberalismus in Preußen durch das Ministerium der neuen Aera auch in den Kabinetten der kleineren Staaten fast überall zu einem Einlenken in die von den Großmächten vorgezeichneten Bahnen.

Von der politischen Konjunktur begünstigt, wagten es die nationalen und liberalen Elemente der Nation zum erstenmal nach zehnjährigem Druck wieder, mit einem neuen Schritt aus eigener Initiative an die Oeffentlichkeit zu treten. Auf Betrieb des liberalen hannöverschen Abgeordneten v. Bennigsen trat im August 1859 ein kleiner Kreis liberaler Männer in Eisenach zusammen mit dem Zweck, auf dem Wege gesetzmäßiger Agitation eine Reform des Bundes, die Herstellung einer Centralgewalt und eines Reichsparlaments durch preußische Initiative zu erstreben; bald breitete sich dieser Verein als »Nationalverein« über alle Theile Deutschlands, besonders Preußens, aus und zählte zuletzt über 20,000 Mitglieder. In Bayern und Würtemberg freilich stemmte sich die dort besonders starke großdeutsche Partei, die auch jetzt auf einen Ausschluß Oesterreichs aus D. nicht einzugehen gemeint war und sich in einem »Reformverein« zusammenfand, seinen Tendenzen entgegen. Dennoch war die moralische Einwirkung, die der Nationalverein auch auf die Haltung der deutschen Kabinette übte, nicht unbeträchtlich und verstärkte den Eindruck, den die sich eben vollziehende Regeneration und Konsolidation Italiens auf nationaler und freiheitlicher Grundlage, der immer lauter werdende Ruf nach Reform in ganz D. schon hervorgebracht hatte. Der Staat indeß, auf den am meisten dabei ankam, Preußen, erachtete den Augenblick der Aktion noch nicht für gekommen und hielt sich vorsichtig fern davon, den nationalen Bestrebungen direkt Vorschub zu leisten, ohne ihnen indeß ein Hemmnis in den Weg zu legen. Um so besorgter und unruhiger wurden Oesterreich und die Mittelstaaten, und es gingen jetzt von dieser Seite eine Anzahl von Reformversuchen und Anträgen beim Bundestage ein, von denen Preußen, das den wahren Zweck derselben, die Einschränkung der Bewegung in die engen von den betreffenden Kabinetten ihr vorgezeichneten Bahnen, klar durchschaute, sich kühl zurückhielt. So führte denn weder ein auf den Würzburger Konferenzen zwischen den Ministern mehrerer Mittelstaaten (Spätherbst 1860) vereinbarter Entwurf zur Einsetzung eines Bundesgerichts und Verbesserung der Reichskriegsverfassung, noch ein Antrag Hannovers zur Begründung einer Flotte bei der neu wachsenden Rivalität Oesterreichs und Preußens zu irgend welchem Resultat. Auch eine Zusammenkunft der deutschen Fürsten zu Baden (15.—17. Juni 1860), auf der auch Napoleon III. erschien, führte zu keiner größern Annäherung der großdeutsch gesinnten Fürsten an Preußen, obwohl der Verdacht, daß dieses sich im Einverständnis mit

Frankreich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern suche, durch die Haltung des Prinz-Regenten glänzend widerlegt wurde. In den folgenden Jahren sah sich Preußen durch den um diese Zeit sich zuspitzenden Konflikt zwischen Regierung und Kammer in der Militärfrage genötigt, in seiner deutschen Politik eine abwartende, reservirte Stellung einzunehmen, indem der beste Theil seiner Kraft sich in den inneren wenig erfreulichen, aber fast unumgänglichen Kämpfen verzehrte. Der Prinz-Regent, fest entschlossen, in der deutschen Verfassungsfrage Preußen die ihm gebührende Stellung zu wahren, erstrebte seit dem Beginn seines Regiments, in klarer Erkenntnis der nothwendigen Vorbedingung für dieses Ziel, die Reform der preußischen Heeresverfassung, die ihn seit längerer Zeit unausgesetzt beschäftigte, und zwar im Geist jenes Gesetzes vom September 1814, das durch die Einrichtung der Landwehr als Theil des stehenden Heers ein wirklich volksthümliches Heerwesen begründet hatte, sich indeß bei der veränderten äußern und innern Stellung des Staats sowohl als ungenügend, wie als verbesserungsbedürftig zeigte. An die Stelle der bisherigen Landwehrverfassung, die alle wehrpflichtigen Männer 19 Jahre im Heeresverband hielt, sollte eine neue treten, die den Dienst in der Linie zwar um zwei Jahre verlängerte, den in der Landwehr dagegen um fünf Jahre verkürzte; zugleich sollte in strengerer Durchführung des Princips der allgemeinen Wehrpflicht das Jahreskontingent an Rekruten um die Hälfte, der Friedenspräsenzstand des Heers um nahezu die Hälfte (von 150,000 auf 213,000 Mann) erhöht werden. Dieser Plan, der große finanzielle Opfer erheischte, indeß neben der bedeutenden Erhöhung der Wehrkraft auch den nicht zu verachtenden Vorzug einer frühern Entlassung der Männer in den Jahren der Reife und Vollkraft aus dem Heerverband ins bürgerliche Leben zurück hatte, stieß auf den Widerstand beider preußischen Kammern, besonders der Zweiten, die sich trotz ihres Hindrängens auf eine kräftige nationale Politik nicht davon überzeugen konnte, daß der ihr vorgelegte Plan vor ihrem eigenen, der sich hauptsächlich auf Verkürzung der Dienstzeit in der Linie auf zwei Jahre und Beibehaltung der bisherigen Einrichtung der Landwehr begründete, den Vorzug verdiene. Das unglückselige Auskunftsmittel, das erhöhte Militärbudget für die nächsten Jahre, welche die praktische Durchführung der Reorganisation brachten, als Extraordinarium zu bewilligen, verlängerte und verbitterte den Konflikt, statt ihn zu heben, da Regierung und Kammer von dem einmal genommenen Standpunkt nicht wankten und nicht wichen. Die Begründung der deutschen Fortschrittspartei, einer entschiedenen Oppositionspartei, die eine große Anzahl meist sehr berechtigter liberalen Forderungen mit der abweichenden Haltung in dieser einen ausschlaggebenden Frage dem Kabinet gegenüber vereinte und so die Umwandlung des bisherigen altliberalen Ministeriums Schwerin-Auerswald in ein konservatives Roon-von der Heydt-Jagow herbeiführte, schärfte den Konflikt noch mehr und stellte Kammer und Regierung, an deren Spitze bald (8. Okt. 1862) der eben (16. Sept.) zum Minister des Auswärtigen ernannte bisherige Gesandte zu Paris, O. v. Bismarck-Schönhausen, gestellt wurde, als unversöhnliche Gegner einander gegenüber, bis dann endlich die politischen Ereignisse des Jahrs 1863 den Konflikt zwar nicht beseitigten, doch die Aufmerksamkeit von den inneren Zuständen wieder mehr der äußern Konjunktur zuwandten und die auf diesem Gebiet aufkeimenden Erfolge als beste Rechtfertigung der vielbestrittenen Reorganisation einen ebenso unverhofften als glücklichen Weg zur Versöhnung anbahnten.

Dagegen genügte schon das bloße Auftreten einer so ehrenhaften und offenen Persönlichkeit wie die des Prinz-Regenten, der indeß bei dem (2. Jan. 1861) eingetretenen Tod seines Bruders als König Wilhelm I. den preußischen Thron bestiegen hatte, um nicht allein ein Anbequemen Oesterreichs und der Mittelstaaten an eine liberalere Strömung im Innern, sondern zugleich auch neue krampfhafte Versuche zur Reform der deutschen Verfassung in ihrem Sinn hervorzurufen. Der König von Bayern entließ sein unpopuläres Ministerium v. d. Pfordten und lenkte in die Bahnen eines besonnenen Fortschritts ein; in Würtemberg nahm die Regierung auf Verlangen der Stände (März 1861) das Konkordat zurück und zeigte sich zu Zugeständnissen nach jeder Richtung hin bereit. Das von Herrn v. Beust gelenkte Sachsen schlug wenigstens äußerlich dieselben Pfade ein, und Baden entwickelte unter der Herrschaft seines neuen trefflichen Großherzogs Friedrich (seit 1856), der zunächst das Konkordat wieder aufhob und ein groß und frei gesinntes Ministerium (Lamey-Roggenbach) berief (1860), eine ebenso entschiedene wie erfolgreiche Energie, ein gesundes Verfassungsleben herzustellen und auf dem Weg nationaler Politik allen Mittelstaaten als Muster voranzugehen. Nur zwei dieser letzteren stemmten sich hartnäckig gegen jede Koncession an den Zeitgeist: das Welfenhaus in Hannover, dessen Haupt, der blinde König Georg V., seinen Stolz in die Durchkreuzung der preußischen Wünsche und Pläne setzte, und der Kurfürst von Hessen, der sich nach wie vor in einem alle Schranken des Rechts und der Verfassung verletzenden Despotismus gefiel. Wenn Preußen den erstern ruhig gewähren lassen mußte, so zeigte es durch sein Auftreten dem letztern gegenüber, daß es trotz seines innern Konflikts keineswegs gemeint sei, die Herstellung eines verfassungsgemäßen Regiments und die Fortführung seiner nationalen Politik außer Augen zu setzen. Die in Kurhessen seit zehn Jahren herrschende Verfassungskrise wurde durch das entschiedene Einschreiten Preußens, das seiner Forderung auf Sistirung dieses Zustandes durch die Koncentrirung zweier Armeekorps an der hessischen Grenze (November 1862) Nachdruck gab — dies der erste Erfolg der Bismarck'schen Politik — beendet, und der Bundestag, Oesterreich voran, wußte nichts anderes zu thun, als nachträglich seine zögernde Zustimmung zu diesem keineswegs unanfechtbaren Vorgehen zu geben.

Wie tief indeß der alte Widerwille des Partikularismus gegen die preußische Führung eingewurzelt war, ergab sich am deutlichsten aus dem negativen Verhalten der Mittelstaaten allen preußischen Anträgen beim Bundestag auf Reformen gegenüber. So scheiterte ein Antrag auf Reform der Heeresverfassung (Mai 1861), so ein zweiter, der auf die Begründung einer deutschen Flotte hinauslief, letzterer besonders an der Haltung Hannovers, das mit einem ähnlichen Antrag auf Schaffung einer Flotte der Nordseestaaten kurz zuvor durchgefallen war. Wenn Preußen anderseits allen Versuchen Oesterreichs und der Mittelstaaten, durch Scheinreformen der wirklichen und einzig möglichen vorzubeugen, sein beharrliches und entschiedenes Veto entgegensetzte, so mußte zuletzt handgreiflich werden, daß eine Verständigung

zwischen den principiell getrennten Gegnern überhaupt in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre. Dies erwies sich zunächst bei dem von Beust ausgehenden und an die alten Triasgedanken anknüpfenden **Bundesreformprojekt** vom 15. Okt. 1861. Dasselbe suchte den größeren Mittelstaaten eine Theilnahme am Direktorium und der Exekutive des Bundes zu verschaffen, indem es zugleich neben dem Staatenhaus ein Volkshaus, bestehend aus Delegirten der einzelnen Kammern, doch mit nur berathender Stimme ausgestattet, einrichten wollte. Oesterreich antwortete hierauf mit der Versicherung, nie seine Präsidialrechte im Bundesrath aufgeben zu wollen. Der preußische Minister, Graf Bernstorff, dagegen wies nicht nur in einer Note vom 20. Dec. das Projekt als ungenügend zurück, sondern kam seinerseits auf den nie ganz aufgegebenen Gedanken eines engern Bundes im Staatenbund zurück. Dagegen protestirten wieder Oesterreich und die Mittelstaaten in den sogen. »identischen Noten« (vom 2. Febr. 1862) als vertragswidrig, und nur die mit Preußen seit 1860 innerlich einige badische Regierung erklärte ihre Zustimmung. Preußen, durch seine inneren Verhältnisse von einer energischen Verfolgung solcher Pläne zurückgehalten, sah fortan der Entwickelung der deutschen Frage, an deren Lösung jetzt, im letzten Augenblick, Kaiser Franz Joseph von Oesterreich persönlich herantrat, als unthätiger, aber aufmerksamer Beobachter zu. Schmerling, der damalige Leiter der österreichischen Politik, hatte in dem Gefühl, daß hier etwas geschehen müsse, wenn Oesterreich länger an der Spitze Deutschlands bleiben wolle, ein sehr geschicktes Programm mit einer Reihe wirklich verdienstvoller Neuerungen aufgestellt, das nur den einen Fehler hatte, den Krebsschaden der deutschen Verfassung, den Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen, unbeseitigt zu lassen. Zugleich waren die größten Anstrengungen gemacht, alle Großdeutschen, Partikularisten ꝛc. dem Plan von vornherein günstig zu stimmen.

Am 17. Aug. 1863 trat der **deutsche Fürstentag**, unter Vorsitz des Kaisers von Oesterreich, zu Frankfurt zusammen. Was bisher den Männern des Volks und den Kabinetten mißlungen war, sollte hier durch den persönlichen Meinungsaustausch der Fürsten in Person zu Stande gebracht werden. Außer dem König von Preußen, der selbst eine persönliche Einladung Franz Josephs im Bad Gastein (2. Aug.) ablehnend beantwortet hatte, und einigen kleinen norddeutschen Regierungen, die Preußen fest anhingen, waren alle Fürsten erschienen. Doch der von Schmerling vorgelegte Entwurf der Reformakte, der in der Versammlung unter der persönlichen Leitung des Kaisers zur geheimen Diskussion kam, zeigte klar, daß die leitende Stellung Oesterreichs, sein Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands dadurch eine möglichst geringe Einbuße erlitten hätte. Es sollte ein Direktorium aus Oesterreich, Preußen, Bayern und zwei anderen Staaten gebildet werden, diesem ein Fürstenrath zur Seite treten und hier wie dort Oesterreich zur formellen Erledigung der Geschäfte den Vorsitz führen. Das Direktorium erhielt eine weite Machtbefugnis für das Auswärtige, Krieg und Frieden, Gesetzgebung und Sorge für die innere Sicherheit. Auch eine Art Volksvertretung sollte durch eine Bundesdelegirtenversammlung von 300 Mitgliedern und dreijähriger Dauer mit berathender und beschließender Stimme in den Gesetzgebungsfragen geschaffen werden. Nach dem Schluß einer jeden Session sollte dann der Fürstenrath zusammentreten, um über die vom Direktorium vorgelegten Ergebnisse derselben zu berathen. Zugleich sollte ein Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten unter den einzelnen Staaten gebildet werden. Von den Fürsten betheiligten sich vorzüglich Baden und Weimar an der Einbringung von Reformvorschlägen. Doch zeigte eine noch schließlich aufgenommene Aenderung, welche die Unterstützung Oesterreichs durch D. in allen durch seinen außerdeutschen Besitz verursachten Kriegen zur Folge gehabt haben würde, worauf das ganze Projekt hinauslief. Schon von vornherein war es indeß durch die Zurückhaltung Preußens zur Resultatlosigkeit verurtheilt gewesen. Kam bei diesen Bestrebungen wenigstens das Eine zum klaren Ausdruck, daß Fürsten und Völker Deutschlands gleich sehr von der Nothwendigkeit der Reform überzeugt waren, so zeigte Preußen zugleich, daß es trotz seiner inneren Wirren dennoch in der nationalen Politik die richtige Bahn einzuhalten wisse, und zunächst wieder, wie nach 1848, auf wirtschaftlichem Gebiet. Am 29. März 1862 schloß es für sich und den Zollverein einen von der Kammer gern genehmigten Handelsvertrag mit Napoleon III., der das Princip des Freihandels mit Erfolg in Europa zu verbreiten beflissen war. Preußen war zu diesem Schritt, als geschäftsführender Vertreter des Zollvereins, vollauf berechtigt. Dennoch stieß derselbe auf die heftige Opposition Oesterreichs, dem er bei den in diesem Land auch ferner aufrecht erhaltenen Binnenzöllen die durch die Zolleinigung errungenen Vortheile mittelbar wieder zu entziehen drohte, und mehrerer süddeutschen Staaten, die darin gleichfalls eine Schädigung ihrer heimischen Industrie erkennen wollten. Doch Preußen blieb fest. Allen Forderungen Oesterreichs gegenüber erklärte es, auf neue Unterhandlungen erst dann eingehen zu können, wenn alle Zollvereinsstaaten dem neuen Vertrag beigetreten wären. Dieser Druck wirkte. Zwar erklärten zunächst nur Sachsen und einige kleinere Staaten freiwillig und unbedingt ihren Beitritt; doch schon nach Jahresfrist boten die süddeutschen Staaten, die mit dem Anlauf zu einer wirtschaftlichen Sonderbundspolitik kläglich Fiasko gemacht, ihren Wiedereintritt in den Zollverein, und Mitte Oktober 1864 war hier wieder alles unter preußischer Führung vereint.

Ein nicht ganz so wirksames Mittel, aber doch auch geeignet, das lebendig angeregte Nationalgefühl noch zu kräftigen, bot die Strömung des Tags, sich in großen Vereinigungen mit politischer, wissenschaftlicher, wirtschaftlicher oder auch socialer Basis periodisch zu versammeln und auf die Entfernung der Schranken, die die Nation noch geistig von einander trennten, bedacht zu sein. Dem Vorbilde, das am Ende der fünfziger Jahre erst der Kongreß der Volkswirte, dann der Nationalverein gegeben, folgten bald die verschiedensten Stände und Berufsklassen, und alljährlich tagten eine Reihe von großen Verbänden abwechselnd in den Städten Nord- und Süddeutschlands und führten bei dem durch die Entwickelung der Eisenbahnen erleichterten Verkehr zum Zusammentreffen von Männern von verschiedenen Stämmen, Gesinnungen und Stimmungen, die sich dennoch alle in der einen Idee nationaler Zusammengehörigkeit zusammenfanden. Charakteristisch für die Entwickelung der deutschen Dinge ist die auch auf diesem Gebiet hervortretende Erscheinung, daß diese Versammlungen sich bald in hervorragendem Maß auch dem praktisch-politischen Gebiet zuwandten. So traten 28. Sept. 1862 zum erstenmal 200 deutsche Abgeordnete, Mitglieder der verschiedenen Kammern, doch

ohne Theilnahme der Oesterreicher, zu einem deutschen Abgeordnetentag zusammen mit dem Zweck, eine Verständigung über die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur freiheitlichen und einheitlichen Gestaltung Deutschlands herbeizuführen. Hier wurde unter allgemeiner Zustimmung eine jährliche Wiederholung der Versammlung beschlossen, und so tagte diese Vereinigung September 1863 fast gleichzeitig mit der Fürstenversammlung zu Frankfurt und unterwarf das österreichische Reformprogramm einer eingehenden, oft scharfen Kritik.

Während so der Gedanke der Einigung immer tiefere Wurzel in den Gemüthern schlug und doch die feindselige Stellung zwischen den beiden Großstaaten, die eifersüchtige Zurückhaltung der Mittelstaaten, die parlamentarischen Mißstände im Innern Preußens, die nach mehrmaliger Kammerauflösung zu einem budgetlosen Regiment führten, jede Aussicht auf seine nahe Verwirklichung zu vereiteln schien, trat eine alte Frage von neuem auf die Tagesordnung, die, bestimmt, alle diese Hindernisse siegreich zu überwinden, im ersten Augenblick D. nur noch mehr zu zerreißen, seine Stämme gegen einander unter die Waffen zu führen geeignet schien, die schleswig-holsteinische Frage. Da die dänische Regierung, geleitet von dem Vertreter der dänischen Gesammtstaatsidee, dem Minister Hall, ihren Plan einer förmlichen Einverleibung Schleswigs im Vertrauen auf die Hülfe der garantirenden Mächte von 1852 trotz mehrmaliger Proteste des Bundestags nicht aufgab, so war endlich von der Frankfurter Versammlung (1. Okt. 1863) die Exekution des Bundesbeschlusses Sachsen und Hannover übertragen worden. Als kurz darauf (15. Nov.) König Friedrich VII. starb, erhob sich ein Streit über die Erbfolge in den Herzogthümern zwischen dem nächstberechtigten Prinzen Friedrich von Augustenburg und dem durch das Londoner Protokoll von 1852 zum Thronfolger des Gesammtstaats designirten Prinzen Christian von Glücksburg, der jetzt als Christian IX. den dänischen Thron bestieg und sich dabei genöthigt sah, die Inkorporation Schleswigs zu bestätigen. Prinz Friedrich, der sich alsbald in die Herzogthümer begeben und als Herzog Friedrich VIII. hatte proklamiren lassen, fand nicht nur hier, sondern in ganz D. die lebhafteste Sympathie, und die Volksvertretung mehrerer Staaten drängte auf seine förmliche Anerkennung, während Sachsen beim Bundestag die Lossagung vom Londoner Protokoll beantragte (28. Nov.); Oesterreich und Preußen indeß, die sich durch das Londoner Protokoll für gebunden erachteten, und ohne deren Mitwirkung der Bundestag ohnmächtig war, setzten hier (7. Dec.) statt der von Sachsen beantragten Okkupation zu Gunsten Friedrichs VIII. die Wiederaufnahme der früher beschlossenen Exekution durch. Die dem dänischen König abgezwungene Inkorporationserklärung in Betreff Schleswigs entband indeß die beiden Großmächte von den eingegangenen Verpflichtungen, da das Londoner Protokoll dadurch hinfällig erschien. Dennoch änderten sie ihr Verhalten der immer wachsenden Volksbewegung gegenüber deshalb noch nicht. Denn inzwischen hatte sich eine zu Frankfurt 21. Dec. abgehaltene Abgeordnetenversammlung, auf der sich über 500 Volksvertreter einfanden, für die gänzliche Ablösung beider Herzogthümer von Dänemark und die Anerkennung Herzog Friedrichs ausgesprochen und einen ständigen Agitationsausschuß von 36 Mitgliedern niedergesetzt. Ein Gleiches forderten die Tags darauf zu Hamburg vereinigten holsteinischen Ständemitglieder vom Bund, worauf die hannöversch-sächsischen Exekutionstruppen in der That die holsteinische Grenze überschritten und Friedrich VIII., der inzwischen in Kiel eingetroffen war, in ganz Holstein anerkannt wurde. Indeß verständigten sich jetzt die beiden deutschen Großmächte, die beide ihr besonderes Interesse auch in dieser Frage verfolgten, über ein gemeinsames Vorgehen. Sie erklärten im Bundestag, der auf ihren Antrag, die Exekution auch auf Schleswig auszudehnen (14. Jan. 1864), nicht einging, daß sie fortan die Geltendmachung der deutschen Rechte in ihre eigene Hand nähmen. Trotz des Protestes der Bundestagsmajorität ließen sie auf eine vergeblich gebliebene Aufforderung an Dänemark zur Aufhebung der Novemberverfassung für Schleswig ohne Verständigung mit den Exekutionskommissären ihre Truppen den Marsch durch Holstein antreten. Der Bund mußte dies geschehen lassen und zusehen, wie die Exekutionstruppen bei Seite geschoben wurden; in D. aber war die Erbitterung über das Vorgehen der »Vormächte« groß. Die preußische Kammer erklärte, einer solchen Politik mit allen gesetzlichen Mitteln entgegentreten zu wollen; der Sechsunddreißigerausschuß forderte geradezu zum Kriege gegen Oesterreich und Preußen auf, welche die Herzogthümer den Dänen wieder ausliefern wollten. Daß die Bismarck'sche Politik durch dies energische Vorgehen einer europäischen Verwickelung vorbeugte, die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen vorbereiten, daneben aber Oesterreich in Konflikt mit den Mittelstaaten setzen wollte, ahnte man nicht.

Indessen rückten 25,000 Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl und 20,000 Oesterreicher unter dem Feldmarschallleutnant v. Gablenz in Holstein vor; Oberbefehlshaber der Truppen war der preußische Feldmarschall Wrangel, der hier schon 1848 die preußischen Truppen zum Siege geführt hatte. Die ersten, die zum Schlagen kamen, waren die Oesterreicher; die glücklichen Gefechte bei Jagel, Oberselk und am Königsberg (3. Febr. 1864) führten sie bis zum Danewerk, das vom dänischen General de Meza wegen ungenügender Besatzung ohne Schwertstreich geräumt werden mußte. Der Verlust des Treffens bei Oeversee (6. Febr.) nöthigte die Dänen zum Rückzug hinter die Düppeler Schanzen und nach der Insel Alsen. Mit demselben Erfolg drangen die Preußen östlich davon vor. Sie besetzten Eckernförde, überschritten nach der Beschießung von Missunde (2. Febr.) die Schlei und rückten gemeinsam mit den Oesterreichern weiter nördlich vor. Flensburg wurde besetzt (17. Febr.), und von hier aus verkündete Wrangel den Einwohnern Schleswigs die Einsetzung des Grafen Revertera und des Freiherrn v. Zedlitz als österreichisch-preußischer Civilkommissäre. Während ganz Schleswig besetzt, die Verwaltung neu geordnet und die Dänen auf die feste Stellung bei Düppel und auf Alsen beschränkt wurden, trat ein Stillstand in den Operationen durch die Herbeischaffung einer größern Anzahl von Geschützen groben Kalibers ein, die zur Beschießung der letzteren Positionen nothwendig waren. Dies benutzten einerseits die deutschen Kammern, der Sechsunddreißigerausschuß, die Vereine, um abermals ein Eintreten der Regierungen für Herzog Friedrich zu verlangen, und die Regierungen der Mittelstaaten suchten ihrerseits durch Vereinbarungen auf den Würzburger Konferenzen (18. Febr.) der Sache eine andere Wendung beim Bund zu geben. Beides ohne Erfolg. Gleich erfolglos blieb ein Versuch des wenig gerüsteten England, eine gemeinsame Intervention der Garantiemächte herbeizuführen.

Napoleon III. ging nicht darauf ein, Rußland war mit der Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1863 noch vollauf beschäftigt; Schweden war zwar bereitwillig, doch allein zu schwach zum erfolgreichen Dazwischentreten. Zwar erreichte England die Anberaumung einer neuen Londoner Konferenz auf den 12. April, auf der auch Herr v. Beust als Vertreter des Deutschen Bundes erscheinen sollte; allein noch vor ihrem Zusammentritt hatten die Preußen die Düppeler Schanzen erstürmt (18. April), worauf sie Fridericia besetzten und so einen neuen Status quo schufen. Die Londoner Konferenz vermittelte zunächst zwar einen Waffenstillstand, doch da Dänemark die Annahme der von den deutschen Mächten gestellten Bedingungen auf bloße Personalunion der Herzogthümer nicht annahm, so sagten die beiden Großmächte sich förmlich vom Londoner Protokoll los, forderten gänzliche Trennung der Herzogthümer von Dänemark und die Einsetzung des Herzogs Friedrich, und als auch diese Forderungen gleich anderen Vorschlägen zu keinem Resultat führten, löste sich die Konferenz auf (25. Juni), und der Krieg begann von neuem. Die Preußen überschritten unter der Führung Herwarth v. Bittenfelds den Sund bei Alsen (29. Juni), drängten die Dänen auf der Insel selbst zurück und zwangen sie, sich nach Fünen hinüber zu retten. Gleichzeitig drangen die Verbündeten gemeinsam bis zur Nordspitze von Jütland vor und trafen bereits Anstalten, auf die Inseln hinüberzugehen und das Land in seinem Herzen anzugreifen, als endlich die Stimmung in Kopenhagen umschlug und ein friedlich gesinntes Ministerium Bluhme, welches das kriegerische Monrads ersetzte, eine Waffenruhe für die Zeit vom 20.—31. Juli mit den Siegern vereinbarte. Die zu Wien geführten Unterhandlungen führten bereits 1. Aug. zum Abschluß von Friedenspräliminarien und eines dreimonatlichen Waffenstillstands. Am 30. Okt. kam der definitive Friede zu Wien zu Stande, in welchem Dänemark beide Herzogthümer nebst Lauenburg gemeinsam an Oesterreich und Preußen abtrat, die Grenze in Nordschleswig aber künftiger Regelung vorbehalten ward; die Herzogthümer übernahmen eine Quote der dänischen Staatsschuld (29 Mill. Reichsthaler) und sollten den beiden Mächten für die Erstattung der Kriegskosten haften. Absichtlich hatte die preußische Politik die befreiten Lande so belastet, um hier die Bildung eines selbständigen Staatswesens zu erschweren. Allmählich traten die preußischen Absichten, die auf eine ungetheilte Annexion Schleswig-Holsteins zielten, klarer hervor, wenngleich der Staatsmann, der die preußische Politik lenkte, bei den ungemein großen Schwierigkeiten, die dieser harten, aber für die künftige Einigung nothwendigen Maßregel entgegenstanden, sich bemühte, keinen seiner natürlichen Gegner gewaltsam zu provociren. Alles war seinem Plan feindlich: die Stimmung in den Herzogthümern selbst sowie der großen Masse des deutschen Volks, das, von den Leitern der öffentlichen Meinung bearbeitet, die Herstellung des Augustenburgers wünschte, die große Mehrheit der Mittel- und Kleinstaaten wie nicht minder Oesterreich und das Ausland, die alle gleich sehr einen Machtzuwachs Preußens und eine gewaltsame Annexion der Herzogthümer perhorrescirten. Dagegen fand sich auf keiner Seite ein Beistand noch Stütze. Sollte es hier zum Bruch kommen, und die Bismarck'sche Politik sah jetzt schon diesem Ausgang furchtlos entgegen, so stand Preußen zunächst seinen Gegnern völlig isolirt gegenüber. Wenn der preußische Staatsmann so nicht davor zurückschreckte, aus der Frage der Annexion eventuell eine Existenzfrage für seinen Staat zu machen, so ging er doch zunächst mit der äußersten Vorsicht vor. Zunächst freilich wußte er die Opposition der schwächeren seiner Gegner, des Bundestags und der Mittelstaaten, bald durch gewandtes Ausweichen, bald durch rücksichtsloses Vorgehen zu entkräften. Die noch in Holstein befindlichen sächsischen und hannöverschen Truppen, welche mit den Preußen in allerhand Händel geriethen, da sie durch die klägliche Rolle, die man sie hier hatte spielen lassen, doppelt reizbar geworden waren, wurden Ende Juli, auf eine kurze Mittheilung des Prinzen Friedrich Karl an den sächsischen General Hacke hin, zum Abzug aus Rendsburg genöthigt; die Proteste der sächsischen und würtembergischen Kammer verhallten wirkungslos; die Mittelstaaten ihrerseits wurden durch die gerade in diesem Augenblick auf sie geübte Pression zum Bei- oder Rücktritt vom Zollverein an einer energischen Opposition behindert; so blieben an gegensätzlichen Elementen in D. für den Augenblick nur Oesterreich und der Herzog Friedrich von Augustenburg, dessen Ansprüche Preußen noch auf der Londoner Konferenz als die besten anerkannt hatte, und hinter dem die Bevölkerung der Herzogthümer in ihrer großen Mehrheit stand. Der »Erbprinz« beharrte fest auf seinem Recht und wollte in einer persönlichen Unterredung mit dem preußischen Ministerpräsidenten (der die Hoffnung, ihn durch seine Argumente umzustimmen, noch nicht aufgegeben hatte oder sich wenigstens diesen Anschein gab) von einer freilich an Annexion grenzenden Verbindung der unter seine Regierung zu stellenden Herzogthümer mit Preußen nichts wissen. Zwar sprach sich die Versammlung der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritter unter dem Einfluß der Partei, die auch früher für die Erhaltung des dänischen Gesammtstaats und gegen die Sonderstellung der Herzogthümer eingetreten war, für einen möglichst engen Anschluß an Preußen aus (8. Aug.); aber ein Städtetag, der zu Neumünster (24. Aug.) gehalten wurde, wollte diesen Anschluß doch modificirt wissen, und als der hohe Adel unter Führung des Barons Karl v. Scheel-Plessen direkt eine Adresse an den König von Preußen richtete, in welcher um möglichst enge Verbindung mit diesem Land gebeten wurde, hielt eine Gegenadresse, die mehr als 6000 Unterschriften fand, an dem Erbrechte des Herzogs und der Zustimmung der Landesvertretung entschieden fest. Der Stand der Sache wurde auch nicht wesentlich geändert, als Oesterreich und Preußen (November 1864) die Räumung der Herzogthümer seitens der Bundestruppen beim Bundestag beantragten. Schon hatte Hannover nachgegeben, und auch Sachsen mußte sich der Majorität der Versammlung fügen, die (15. Dec.) erklärte, daß die Bundesexekution als beendet zu betrachten sei; die hannöverschen und sächsischen Truppen zogen vollends ab, und die Bundeskommissäre übergaben die Verwaltung des Landes an Oesterreich und Preußen, die an die Spitze derselben zwei Civilkommissäre (v. Zedlitz und v. Halbhuber) stellten. Darauf kehrten auch die preußischen Truppen in die Heimat zurück.

Der wirksamste Verbündete Bismarcks hätte in diesem Augenblick die preußische Volksvertretung sein können und sein müssen, wenn sie sich zu der staatsmännischen Auffassung dieser Frage hätte aufschwingen und einsehen können, daß der Anfang zu der von ganz D. sehnlich gewünschten deutschen Einheit das Aufgehen der Herzogthümer in Preußen sei, das in dieser hochwichtigen Position unmöglich einen neuen

Kleinfürsten als Schildträger Oesterreichs und der großdeutschen Ideen dulden konnte. Statt dessen schärfte sich gerade damals der Verfassungskonflikt auf das äußerste. So wurde selbst die auswärtige Politik Bismarcks trotz ihrer großen Erfolge, trotzdem sich hier zum erstenmal die Heeresorganisation glänzend bewährt und der deutsche Name durch Preußens Thaten wieder Achtung bei den Nationen Europa's erworben hatte, aufs äußerste gemißbilligt, der günstigste Augenblick zur Erledigung der Militärfrage vorüber gelassen, ja die bald darauf erfolgende Besitznahme des Herzogthums Lauenburg wegen der noch fehlenden Zustimmung der Landesvertretung trotz der schon umschlagenden Volksstimmung für ungültig erklärt. Bismarck indeß, der immer klarer erkannte, daß die Einigung Deutschlands nur durch eine entschieden egoistische preußische Politik erreichbar und daß mit dieser Frage zugleich die deutsche Frage unlösbar verknüpft sei, insofern sie den Anlaß bot, sich mit Oesterreich definitiv auseinanderzusetzen, ging unbeirrt durch die inneren und äußeren Schwierigkeiten, allein gestützt auf seine eigene Ueberzeugung und die Zustimmung des Königs, entschieden auf der Bahn, die er sich vorgezeichnet, weiter vor. War die Opposition der Mittelstaaten allein unwirksam, weil machtlos, so konnte sie doch verhängnisvoll werden, sobald diese sich mit Oesterreich zusammenschlossen, das eben (Ende Oktober 1864) mit der Ersetzung des Ministeriums Rechberg durch ein entschieden militärisch gesinntes, Mensdorff-Pouilly, seinen Entschluß andeutete, die in Schleswig-Holstein gewonnene Stellung auch seinerseits, wenn es sein mußte, bis zum Aeußersten zu vertheidigen, vor allem für seine eigenen deutschen Interessen auszubeuten. Hier galt es, durch eine geschickte Politik zunächst die beiden feindlich gesinnten Elemente getrennt zu erhalten, sodann Oesterreich selbst zu überrumpeln. Unverdrossen ging Graf Bismarck auf dieser Bahn weiter vor. Zunächst gelang es ihm, die Sache des Augustenburgers durch einige geschickte Schachzüge weiter zu komplicieren. Er begünstigte die Ansprüche, die der Herzog von Oldenburg denen jenes gegenüber aufstellte, und holte zugleich das Gutachten der preußischen Kronjuristen über die Sachlage ein. Diese sprachen sich dahin aus, daß eine frühere Verzichtleistung des Vaters des Herzogs Friedrich noch zu Recht bestehe und sich auch auf dessen Descendenten erstrecke, daß daher der König von Dänemark, als nächstberechtigter Erbe, den Besitz der Herzogthümer rechtmäßig angetreten und daher auch zu ihrer Abtretung im Wiener Frieden berechtigt gewesen sei, und daß diese jetzt nach dem Rechte der Eroberung Preußen und Oesterreich gemeinsam gehörten. Darauf hin entsandte Bismarck eine neue Note nach Wien (22. Febr. 1865), in der er noch einmal mit scheinbarer Nachgiebigkeit die Forderungen formulirte, von deren vorheriger Genehmigung Preußen die Konstituirung eines selbständigen Schleswig-Holstein unter Herzog Friedrich abhängig mache: volle Militär- und Seehoheit über den Staat, die Abtretung militärisch und maritim wichtiger Punkte an Preußen, das Aufgehen in das Zollsystem Preußens und Ueberlassung des Post- und Telegraphenwesens an dasselbe. Doch nicht nur Herzog Friedrich, sondern auch das österreichische Kabinet widersprachen dem, und der Bundestag erklärte (6. April 1865) mit 9 gegen 6 Stimmen, daß dem Herzog die Verwaltung Holsteins überlassen werden solle, was Bismarck mit Rücksicht auf dessen zweifelhafte Erbansprüche nicht zugab. Er selbst suchte fortan durch thatsächliches Vorgehen die preußischen Ansprüche zu sichern, anderseits der öffentlichen Meinung jeden Zweifel an seinen wirklichen Absichten zu nehmen. Eine königliche Kabinetsordre vom 24. März verfügte die Verlegung der preußischen Flottenstation von Danzig nach Kiel, und 5. April begehrte die Regierung vom Landtag einen Kredit von 6 Mill. Thlr. zur Befestigung des Kieler Hafens mit der offenen Erklärung, daß sie entschlossen sei, im Besitz dieses Hafens zu bleiben. Das preußische Abgeordnetenhaus verweigerte indeß der Regierung den Kredit und bereitete ihr immer neue Schwierigkeiten, indem es nicht nur das wieder eingebrachte Militärgesetz von neuem verwarf (Anfang Mai), sondern auch die Regierung für die aus dem Staatsschatze zur Bestreitung der Kriegskosten entnommenen Gelder verantwortlich machte (13. Juni). Dennoch ergriff Preußen von Kiel Besitz, verlangte die Entfernung Herzog Friedrichs aus den Herzogthümern und schritt gegen die dortige, zum Theil scharf oppositionelle Presse so energisch ein, daß daraus zuletzt ein förmlicher Kriegszustand zwischen dem preußischen und dem nachgiebigern österreichischen Civilkommissär entstand. So schien zuletzt nur die gewaltsame Lösung der Frage übrig zu bleiben, der Bismarck seit längerer Zeit klar, ruhig und entschlossen entgegensah. Doch wurde der Krieg von Oesterreich, das sich nicht schlagfertig fühlte, damals noch verschoben. Auf einer persönlichen Zusammenkunft der beiden deutschen Monarchen zu Salzburg kam es zu einer Verständigung, die bald darauf (14. Aug.) zum Abschluß der *Gasteiner Konvention* zwischen den beiderseitigen Ministern, den Grafen Bismarck und Blohme, führte. Hiernach wurde das bisherige Condominium getheilt, Holstein an Oesterreich, Schleswig an Preußen zu selbständiger Verwaltung überlassen. Ferner überließ Oesterreich an Preußen das Herzogthum Lauenburg gegen Zahlung von 2½ Mill. dänischer Reichsthaler, und zugleich erhielt Preußen den Kieler Hafen, das Mitbesatzungsrecht in der Festung Rendsburg, Militärstraßen, Telegraphen-, Post- und Eisenbahnrouten durch Holstein. So war die Entscheidung vertagt, nicht aufgehoben; denn darüber, daß dieses Provisorium nicht von langem Bestand sein würde, täuschte sich niemand, die beiden Vertragsmächte am allerwenigsten. Der reelle Vortheil der Konvention (und das fühlte auch Oesterreich bald heraus) lag übrigens auf der Seite Preußens allein, das nun in Schleswig, wohin General Manteuffel als Generalgouverneur gesandt wurde, festen Fuß faßte, während der österreichische Gouverneur in Holstein, Feldmarschall v. Gablenz, bei der Entlegenheit der österreichischen Lande sich mit seinem schwachen Truppenkorps, von beiden Seiten von der überwältigenden preußischen Macht umringt, völlig isolirt und machtlos fühlen mußte. Bald erwies sich dies Nebeneinanderbestehen einer österreichischen und preußischen Regierung in den Herzogthümern auch in der Praxis als einen auf die Dauer unhaltbaren Zustand. Während in Schleswig alle Anhänger Friedrichs VIII. aus ihren Stellen entfernt und gegen die Presse und die augustenburgischen Demonstrationen energisch eingeschritten wurde, gab sich Gablenz in Holstein die Miene eines Begünstigers der liberalen und selbständigen Entwickelung des Landes und bewilligte selbst die Einberufung einer Notabelnversammlung zur Berathung des Budgets. Als Bismarck sich hierüber in Wien beschwerte, wies Graf Mensdorff seine Vorwürfe schneidig zurück, verbat sich alle fremde

Einmischung in die holsteinischen Angelegenheiten und stellte die Fortdauer der Allianz mit Preußen überhaupt in Frage. So mußte in Berlin die Kriegsfrage bestimmter ins Auge gefaßt und bei der Isolirung Preußens auf die Gewinnung eines Bundesgenossen Bedacht genommen werden. Von dem ruhm- und beutegierigen französischen Kaiser war im günstigsten Fall (Bismarck glaubte sich dessen bei der Zusammenkunft mit jenem zu Biarritz Oktober 1865 versichert zu haben) eine zweideutige Neutralität zu erwarten; der einzige Staat, den seine Politik Preußen entgegenführte und der eben erst mit ihm einen Handelsvertrag (December 1865) abgeschlossen hatte, war Italien, für dessen Konsolidation die Erwerbung Veneriens von ähnlicher Bedeutung war wie die der Herzogthümer für die Einigung Deutschlands durch Preußen. So erschien denn (Anfang März 1866) der italienische General Govone in Berlin, angeblich um die militärischen Einrichtungen Preußens kennen zu lernen, in Wahrheit die eventuelle Allianz wider Oesterreich einzuleiten, und hier wurde dann (im Einverständnis mit Napoleon, der im Stillen sein Doppelspiel weiter fortsetzte, um desto besser im Trüben fischen zu können) 8. April 1866 ein Vertrag abgeschlossen, in dem sich Italien zur Unterstützung Preußens verpflichtete, wenn dieses wegen der von ihm beabsichtigten Bundesreformen in den nächsten drei Monaten in Krieg verwickelt würde, es selbst aber als Preis des Vertrags Venetien erhalten sollte. Kein Theil sollte ohne Zustimmung des andern Frieden schließen dürfen. Eine Abtretung deutschen Gebiets an Napoleon, die Govone daneben womöglich stipuliren sollte, wußte Bismarck durch geschickte Wendung ins Ungewisse hineinzulaviren. Schon Tags darauf (9. April) stellte dagegen Preußen beim Bundestag den von Bismarck lange vorher bedachten Antrag auf Reform der Bundesverfassung. Eine aus allgemeinen, direkten Wahlen des ganzen Volks hervorgehende Versammlung sollte auf einen zu bestimmenden Tag zur Entgegennahme und Berathung der von den Regierungen aufzustellenden Reformprojekte einberufen werden; letztere sollten bis zum Zusammentritte der Nationalvertretung unter den Regierungen privatim vereinbart werden. Während Bismarck so den größten Theil der Regierungen in eine völlig unerwartete Lage versetzte, das deutsche Volk in seiner Mehrheit sich über diesen scheinbaren Systemwechsel noch nicht klar zu werden vermochte und nur die Einsichtigsten Ziel und Zweck der bisherigen Bismarck'schen Politik zu ahnen begannen, hatte das Verhältnis zu Oesterreich einen immer bedrohlichern Charakter angenommen. Am 28. Febr. war im Berliner Kabinet unter Zuziehung der hervorragendsten Generäle, des Generalstabschefs von Moltke und des schleswigschen Generalgouverneurs von Manteuffel die Kriegsfrage erörtert worden. Die Antwort des Wiener Hofs war die Zusammenberufung eines Marschallraths 7. März. Für Preußen bedurfte es infolge seiner Heeresverfassung fürs erste noch keinerlei Rüstungen, während Oesterreich bei der Dislokation der einzelnen Heeresabtheilungen in den weit von einander gelegenen Ländern schon jetzt zu größerer Koncentration, besserer Ausrüstung und Vervollständigung derselben genöthigt war. Die demonstrativ geräuschvollen Anordnungen dazu boten der preußischen officiösen Presse die Gelegenheit zu der formell ganz richtigen Klage über die Herausforderung und Bedrohung Preußens durch Oesterreich. Dieses war inzwischen, da es sich von zwei Seiten, Preußen und Italien, her bedroht sah, gleicherweise in Unterhandlungen zur Gewinnung von Bundesgenossen eingetreten, und zwar zunächst mit denen, deren Stellung ebenso sehr wie seine eigene durch den preußischen Machtzuwachs bedroht schien, den deutschen Mittelstaaten. Eine vertrauliche Depesche an die ihr näher stehenden Regierungen hatte mit Bezug auf die preußischen Rüstungen Anträge zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage beim Bund angekündigt und die Mobilisirung der mittel- und kleinstaatlichen Bundesarmeekorps angeregt. Bismarcks Gegenzug war die Sendung einer Cirkularnote an sämmtliche deutschen Regierungen (24. März) mit der offenen Anfrage, in wie weit Preußen im Fall eines österreichischen Angriffs auf die einzelnen Regierungen zählen könne. Die Antworten lauteten theils ausweichend, theils direkt ablehnend. Nach einigen resultatlos zwischen Wien und Berlin gewechselten Noten über gegenseitige Abrüstung, die daran scheiterten, daß keiner von beiden den Anfang machen wollte, erfolgte der Abschluß der italienischen Allianz, die Einbringung des Antrags auf Bundesreform seitens Preußens beim Bundestag. Hier wurde 26. April ein Ausschuß zur Berathung desselben niedergesetzt, der sich 11. Mai konstituirte und den Vertreter Bayerns mit dem Referat im Plenum betraute. Als Oesterreich infolge hiervon noch einmal seine Anträge auf Abrüstung erneuerte, und zwar mit der Beschränkung, daß dieselbe sich nur auf D. beziehen sollte, während es jetzt auch Preußen seine Absicht, die schleswig-holsteinische Frage dem Bund zur Erledigung zu überweisen, ankündete, ließ sich das preußische Kabinet überhaupt nicht mehr auf eine ausführliche Erörterung dieser theils unmöglichen, theils, wie die letztere, vertragswidrigen Forderungen ein, sondern erließ die Ordre zur Mobilmachung, die hier 4. Mai begann, worauf Oesterreich mit einer gleichen vom 6. Mai antwortete.

Unterdeß entwickelten sich auch die Dinge in den Regierungen und der Bevölkerung der meisten Mittel- und Kleinstaaten keineswegs zu Gunsten der Bismarck'schen Politik. Hatte dieser von seinem Antrag vom 9. April einen Umschwung der öffentlichen Meinung erwartet, so war das Resultat keineswegs das erwartete; bezweckte er dadurch nur, die ins Stocken gerathene Kriegspolitik wieder in Fluß zu bringen, so hatte er sich keineswegs getäuscht. In allen Schichten des Volks erhitzten sich die Leidenschaften und nahmen zum überwiegenden Theil einen feindseligen Ausdruck gegen dieses Preußen an, das in seinem Innern, den Kammern gegenüber, willkürlich vorgehend, jetzt die deutsche Verfassung auf breitester demokratischer Grundlage zu reformiren sich anmaßte, ohne dabei den Bruderkrieg Deutscher wider Deutsche zu scheuen. Nicht belehrt durch den unglücklichen Ausgang der Erhebung von 1848, die deutlicher als alles gezeigt hatte, daß freiheitliche Ideen ohne den Rückhalt der Macht eben nur Ideen bleiben, erhob die große Masse der liberalen Bierhauspolitiker nach wie vor den Ruf nach Freiheit und Freiheit allein, der die nationale Einheit schon ganz von selbst auf dem Weg der »moralischen Eroberungen« nachfolgen werde. Nur den Tieferblickenden und denen, welche aus der Geschichte das Werden der Staaten kannten, stand die Ueberzeugung fest, daß die deutsche Freiheit eine richtig benutzte staatliche Koncentration und äußere Macht zur Voraussetzung habe. Für die große Masse des deutschen Volks war Preußen in Bismarcks Hand nichts weiter als die Ausprägung des Militärabsolutismus und eines beschränkten Junkerregiments, das

die königliche Macht nur zur Verfolgung von Standesinteressen unterstützte. Dieser Stimmung des Volks kam die langjährige Antipathie der mittelstaatlichen Regierungen gegen das straffe preußische Regiment offen entgegen. Die Regierungen von Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hessen-Darmstadt, Nassau waren von vornherein für Oesterreich; Hannover und Kurhessen, die im Bereich der preußischen Machtsphäre lagen, warteten nur den Augenblick der Entscheidung ab, um sich gleichfalls für dasselbe auszusprechen, und umgekehrt wurde Baden durch lokale Verhältnisse auf der Seite der Südstaaten festgehalten; nur auf eine geringe Zahl norddeutscher Kleinstaaten, die mit ihm durch Militärkonventionen, materielle oder dynastische Interessen verbunden waren, konnte Preußen rechnen, während im Süden schon im Mai die Rüstungen gegen dasselbe begannen, nachdem sich der Beschluß einer mittelstaatlichen Konferenz zu Bamberg (14. Mai), auf gegenseitige Abrüstung hinzuwirken, als ebenso resultatlos erwiesen hatte wie alle früheren Beschlüsse, die von dieser Seite her kamen. Bedenklicher konnte erscheinen, daß in Preußen selbst ein großer Theil des Volks der Kriegspolitik des leitenden Ministers abgeneigt erschien; zahlreiche Petitionen von Städten und Handelskammern um Erhaltung des Friedens liefen in diesem Augenblick in Berlin ein; doch als die Regierung das Abgeordnetenhaus 9. Mai auflöste, erwiesen die regierungsfreundlicheren Wahlen dennoch, daß man auch hier den Krieg als eine Nothwendigkeit zu empfinden begann. Bis zur Mitte Mai war die Mobilmachung des Heers, die Landwehr eingeschlossen, beendet; ähnlich in Oesterreich, wo schon 18. Mai Feldzeugmeister Benedek einen den Krieg bereits in Aussicht stellenden Heeresbefehl erließ. Auch in Italien wurden 29. April alle Dienstpflichtigen einberufen. Während so in D. selbst der Krieg schon als ausgemacht galt, machten die auswärtigen Mächte einen letzten Versuch zur Intervention. Schon 4. Mai hatte Napoleon auf eine Einladung des Kaisers Franz Joseph hin dem italienischen Kabinet in vertraulicher Weise die Abtretung Venetiens gegen seinen Rücktritt vom preußischen Bündnis angeboten; Italien ging hierauf nicht ein, zumal der Vollzug der Abtretung von der Eroberung Schlesiens abhängig gemacht wurde. Sodann erging 28. Mai von den Kabinetten von Paris, London und St. Petersburg eine Einladung zu einer gemeinsamen Konferenz nach Berlin, Wien, Florenz und Frankfurt. Preußen, der Bund und Italien nahmen an; Oesterreich dagegen knüpfte seine Annahme an die Bedingung, daß es sich auf der Konferenz um keine Territorialveränderung, vor allem nicht um die Abtretung Venetiens, handeln dürfe.

Den entscheidenden Schritt that Oesterreich, indem es 1. Juni die Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bundestag anheim gab mit der Erklärung, daß der österreichische Statthalter in Holstein Specialvollmachten zur Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung erhalten habe. Graf Bismarck erklärte diesen Schritt in einer Depesche vom 4. Juni als offenen Bruch der Gasteiner Konvention und als eine Herausforderung Preußens, und als General Gablenz die holsteinischen Stände wirklich 5. Juni nach Itzehoe einberief, trat General Manteuffel dem thatsächlich entgegen und ließ 7. Juni seine Truppen in Holstein einrücken. Die Versammlung mußte unterbleiben, Gablenz verließ das Land mit seinen Truppen, der preußischen Uebermacht weichend, Herzog Friedrich folgte ihm, und der Freiherr Karl v. Scheel-Plessen wurde zum Oberpräsidenten der beiden Herzogthümer ernannt. Dafür stellte nun Oesterreich beim Bund 11. Juni unter Berufung auf Art. 19 der Wiener Schlußakte den Antrag, sämmtliche Bundesarmeekorps innerhalb 14 Tagen zu mobilisiren und einen Bundesfeldherrn nach Maßgabe der Bundeskriegsverfassung zu ernennen. Obgleich Preußen ein so rasches Vorgehen für bundeswidrig erklärte, wurde doch schon 14. Juni über den Antrag abgestimmt und derselbe mit 9 gegen 6 Stimmen (außer Preußen denen von Oldenburg, Mecklenburg, den thüringischen Staaten, den freien Städten außer Frankfurt und von Luxemburg) angenommen. Der preußische Gesandte, Herr v. Savigny, beantwortete die Abstimmung damit, daß, da seine Regierung eine Kriegserklärung darin erkenne, Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und daher nicht mehr für verbindlich ansehe, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln werde. Zugleich legte er die Grundzüge eines neuen, »den Zeitverhältnissen entsprechenden« Bundesvertrags auf den Tisch der Versammlung, indem er bemerkte, daß Preußen auf seiner Grundlage einen neuen Bund mit den deutschen Regierungen zu schließen bereit sei. Die Würfel waren gefallen. Doch obgleich Oesterreich und seine Verbündeten monatelang Zeit gehabt hatten, sich auf diesen Fall vorzubereiten, waren sie im entscheidenden Augenblick dennoch nicht schlagfertig, und je größer die Illusionen gewesen waren, die man sich auf dieser Seite gemacht hatte (schon war eine Zerstückelung Preußens geplant und im Geiste durchgeführt), um so tiefer sollte der Fall, um so erschütternder die Wendung für die sein, die an einem unbedingt siegreichen Ausgange keinen Augenblick zweifelten.

Um für seine Operationen freie Hand zu bekommen, stellte Preußen an Sachsen, Hannover und Kurhessen 15. Juni die Forderung, ihre Truppen auf den Friedensstand zurückzubringen und mit ihm auf Grundlage des Entwurfs vom 10. Juni einen neuen Bund zu schließen, wogegen den Fürsten ihr Gebiet und ihre Souveränität gewährt werden sollten. Alle drei antworteten ablehnend. Dagegen fügten sich fast alle kleinen norddeutschen Staaten Preußens Forderung, ihre Truppen zu seinem Heer stoßen zu lassen. Das königlich sächsische Heer vereinigte sich indeß, nahezu 23,000 Mann stark, mit den Oesterreichern in Böhmen; die Kontingente von Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau wurden unter den Oberbefehl des 70jährigen Prinzen Karl von Bayern gestellt, unter welchem Prinz Alexander von Hessen die Truppen der letzten drei Staaten als 8. Bundesarmeekorps befehligte. Alle diese Truppen waren in sehr mangelhafter Kriegsverfassung und keineswegs für den Krieg begeistert; überdies war ihre Kombination mit dem österreichischen Hauptheer, die dessen Operationsfähigkeit wenigstens erhöht hätte, am Partikularismus dieser Staaten gescheitert. Der Krieg (s. Preußisch-deutscher Krieg) nahm einen ungemein raschen Verlauf. Preußen okkupirte zunächst die norddeutschen Mittelstaaten, Sachsen und Kurhessen ohne Schwertstreich, Hannover nach dem blutigen Gefecht bei Langensalza (27. Juni), infolge dessen das ganze hannöversche Heer sich kriegsgefangen ergeben mußte. Alle übrigen nord- und mitteldeutschen Staaten, außer Sachsen-Meiningen, Reuß ä. L., Nassau, Hessen-Darmstadt und Frankfurt, riefen ihre Gesandten vom Bundestag ab und schlossen sich nach und nach an Preußen

an. Nach der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz (3. Juli) drangen die preußischen Truppen auf allen Punkten siegreich vor. Gleichzeitig begannen die diplomatischen Unterhandlungen und Verwickelungen, indem Kaiser Franz Joseph die Intervention Napoleons III., worauf dieser von Anfang an spekulirt hatte, anrief. Entsprechend einem schon früher ausgesprochenen Gedanken Napoleons, trat Franz Joseph 4. Juli Venetien dem Kaiser von Frankreich ab. Allein Victor Emanuel erklärte, ohne Zustimmung des Königs von Preußen dies Land aus der Hand Napoleons nicht annehmen zu können, und von preußischer Seite wurden Garantien verlangt, ehe die Unterhandlungen beginnen konnten, einstweilen aber die Kriegsoperationen fortgesetzt. Graf Bismarck verlangte vor allem Oesterreichs Austritt aus dem Deutschen Bund. Darauf hin erfolgte 11. Juli das Zugeständnis dieser Forderung seitens Napoleons, doch, woran ihm selbst zunächst am meisten lag, mit der Forderung, daß Preußen sich auf einen norddeutschen Bund (bis zum Main) beschränke. Oesterreich indeß wollte sich dem noch nicht bequemen, es stellte den bisherigen Führer in Italien, Erzherzog Albrecht, der mit seinem Heer nach Oesterreich zur Verstärkung gezogen war, an Stelle des bisherigen, überall unterlegenen Oberbefehlshabers Benedek, was bei der Unthätigkeit des italienischen Heers nach der Niederlage bei Custozza, vollends nach dem Seesieg des österreichischen Admirals Tegetthof über den italienischen, Persano, bei Lissa (20. Juli) ohne Gefahr geschehen konnte, und willigte erst nach weiteren unglücklichen Gefechten auf das Drängen der französischen Gesandten Benedetti und Gramont in jene Forderungen ein. So wurde denn in Nikolsburg zuerst eine fünftägige Waffenruhe vereinbart (20. Juli), der ein Waffenstillstand auf vier Wochen folgte. Am 21. Juli erschienen hier die österreichischen Unterhändler, der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Karolyi, Graf Degenfeld und Baron Brenner. Die Unterhandlungen, bei denen Oesterreichs deutsche Verbündete trotz des 14. Juni zu Olmütz mit Bayern abgeschlossenen Vertrags dem Sieger preis gegeben wurden, begannen 23. Juli und waren schon am 26. beendet. Die hauptsächlichsten Punkte der **Nikolsburger Friedenspräliminarien** waren folgende: die österreichische Monarchie bleibt (abgesehen von Venetien) ungeschmälert, dagegen erkennt der Kaiser von Oesterreich die Auflösung des Deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zur Neugestaltung Deutschlands durch Preußen ohne Oesterreich; er verspricht nicht nur, das engere Bundesverhältnis anzuerkennen, das Preußen mit den Staaten nördlich vom Main begründen wird, sondern ist auch damit einverstanden, daß die südlich vom Main belegenen Staaten zu einem Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt. Seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein tritt er an Preußen ab, doch sollen die nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie es in freier Abstimmung wünschen, an Dänemark abgetreten werden; endlich zahlt Oesterreich 20 Mill. Thlr. Kriegskosten an Preußen. Das Königreich Sachsen bleibt in seinem Bestand erhalten, tritt aber in den Norddeutschen Bund ein. — Diese Präliminarien wurden im **Prager Frieden** (20. Aug.) bestätigt mit dem Zusatz, daß der süddeutsche Bund eine unabhängige internationale Existenz haben solle. Vergeblich versuchte Napoleon während der Verhandlungen und zuletzt noch 6. Aug. durch eine drohende Erklärung Benedetti's an Bismarck, eine Kompensation (Rheinbayern, Rheinhessen oder Mainz) zu erlangen; seine Forderungen wurden von Preußen, selbst auf die Gefahr eines neuen Kriegs hin, entschieden zurückgewiesen. Ebenso schnell wurde der Krieg auf dem westlichen Kriegsschauplatz beendet. Die preußische Mainarmee unter Vogel von Falckenstein drängte die Bayern in einer Reihe von Gefechten (bei Hünfeld, Dermbach, Kissingen, Hammelburg 4.—10. Juli) über Saale und Main zurück, und nachdem auch die Hessen bei Laufach 13. Juli zurückgeworfen und Aschaffenburg genommen worden, wurde Frankfurt (16. Juli) von dem preußischen Feldherrn besetzt. Der Rumpf des Bundestags war schon 14. Juli nach Augsburg in die »Drei Mohren« übergesiedelt. Zugleich rückte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin an der Spitze eines preußischen Korps von Sachsen her in Bayern ein und besetzte 31. Juli Nürnberg. Nachdem Manteuffel, der Nachfolger Vogel v. Falckensteins im Kommando, seine Truppen verstärkt hatte, rückte er auch seinerseits 20. Juli von neuem vor; Göben besetzte Darmstadt und drängte die schon 23. Juli bei Hundheim geschlagenen Badenser und Würtemberger nach den Gefechten bei Werbach und Tauberbischofsheim über die Tauber zurück. Zwar vereinigten sich jetzt die Reste des 7. und 8. Armeekorps; doch wurden auch diese (24.—27. Juli) in mehreren Gefechten geschlagen, bei Würzburg über den Main gedrängt und die Festung Marienberg schon beschossen, als hier die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstands eintraf. Inzwischen waren die Preußen mit Erfolg bemüht gewesen, die Demarkationslinie so weit als möglich nach Süden hinabzurücken; das nördliche Baden und Würtemberg wurden noch im letzten Augenblick besetzt.

Die süddeutschen Staaten sahen sich, von Oesterreich im Stiche gelassen, genöthigt, ihren Frieden einzeln mit dem Sieger zu machen. Da Bayern einen bedeutenden Gebietsverlust befürchtete, trug es auch seinerseits keine Scheu, die Intervention Napoleons anzurufen; seinem Beispiel folgten Würtemberg und Hessen, ohne daß dies indeß weitere Folgen hatte. Die **Friedensverträge** mit Würtemberg (13. Aug.), Baden (17. Aug.) und Bayern (22. Aug.) bedingten eine Kriegskontribution von 8. resp. 6 und 30 Mill. Gulden aus. Das letztere Land trat zugleich einen kleinen Distrikt im Spessart, Hessen im Frieden vom 3. Sept. die Grafschaft Homburg und einige Grenzbezirke an Preußen ab, zahlte 3 Mill. Gulden und trat mit Oberhessen in den Norddeutschen Bund. Zugleich schlossen Bayern, Baden und Würtemberg ein vorerst geheimes **Schutz- und Trutzbündnis** mit Preußen, worin sie sich für den Fall eines Defensivkriegs unter Wahrung ihrer Integrität verpflichteten, ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen. Diese Allianz war die Bedingung für die günstigen Friedensbedingungen, die ihnen zugestanden wurden; die Geneigtheit der Südstaaten aber zu diesem Schritt entsprang vornehmlich aus den ihnen von Bismarck gemachten Enthüllungen über Napoleons Rheingelüste; in Baden war zudem schon 28. Juli mit Mathy ein entschieden preußisch gesinntes Ministerium ans Ruder gelangt. Hessen-Darmstadt trat dieser Allianz später gleichfalls bei und stellte durch eine Militärkonvention vom 7. April 1867 seine Truppen nebst der Festung Mainz unter preußisches Kommando. Der Rumpfbundestag zu Augsburg endlich

wurde 24. Aug. durch den österreichischen Gesandten v. Kübeck aufgelöst.

Gleichzeitig hiermit trat der im Juli neu gewählte preußische Landtag 5. Aug. zusammen. Die Thronrede, mit der er eröffnet wurde, kündigte die Begründung eines neuen Bundes auf der Grundlage des letzten Programms, die Einberufung einer Volksvertretung der Bundesstaaten und das Verlangen der Indemnität für die bisherige budgetlose Verwaltung an. Dieses offene und volle Entgegenkommen der Regierung im Augenblick des höchsten Erfolgs fand eine entsprechende Aufnahme bei der über diesen Ausgang des Konflikts erfreuten Abgeordnetenkammer. Das Indemnitätsgesetz ward 3. Sept. mit großer Majorität genehmigt; 17. Aug. verlas Graf Bismarck eine königliche Botschaft, nach welcher Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M., gleich einem Fünftel des bisherigen Besitzstands mit fast 6 Mill. Einwohnern, der preußischen Monarchie einverleibt werden sollten. Auch diesem Plan gab die Kammer ihre fast einstimmige Zustimmung. Durch ein Patent vom 12. Jan. 1867 wurde dann auch Schleswig-Holstein mit Ausschluß eines kleinen, an Oldenburg abgetretenen Bezirks der Monarchie einverleibt. Für alle diese Länder sollte die preußische Diktatur ein Jahr währen, 1. Okt. 1867 die preußische Verfassung in Kraft treten. Mit den im Krieg verbündeten Staaten wurde eine Offensiv- und Defensivallianz abgeschlossen, der auch Reuß ä. L. und Sachsen-Meiningen trotz ihres Sträubens beitreten mußten. Mit Sachsen wurde, nach der 16. Aug. erfolgten Entlassung Beusts, des Hauptbeförderers der thätigen Antheilnahme des Landes am Krieg, 21. Okt. Friede geschlossen. Es zahlte 10 Mill. Thlr. und trat dem Norddeutschen Bund bei. Die Organisirung dieses letztern war die nächste Aufgabe. Hierzu wurden die Bevollmächtigten der nördlich vom Main belegenen Staaten auf den 15. Dec. 1866 nach Berlin berufen und ihnen hier das Projekt einer Verfassung für den Norddeutschen Bund vorgelegt. Der aus ihren Berathungen hervorgehende Entwurf ging an den 24. Febr. 1867 zu Berlin eröffneten konstituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes und wurde von diesem mit geringen Aenderungen (16. April) angenommen, worauf am folgenden Tag der Reichstag geschlossen wurde. Die neue Bundesverfassung enthält die konsequente Durchführung jenes frühern Entwurfs, den der preußische Bundestagsgesandte am letzten Lebenstag des alten Bundes auf den Tisch jener Versammlung niedergelegt hatte. Das Präsidium des Bundes, das der Krone Preußen zusteht, hat das Recht, Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge selbständig zu schließen, die diplomatische Vertretung, die Ernennung des Haupts der Exekutive, des Bundeskanzlers, die Berufung der gesetzgebenden und berathenden Faktoren: Bundesrath und Reichstag. Jener setzt sich aus einer nach der Größe der einzelnen Staaten bemessenen Zahl von Bundesbevollmächtigten mit dem Rechte der Vorberathung und der Gesetzesinitiative zusammen; der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehende Reichstag hat die Rechte und Stellung der Volksvertretung eines konstitutionellen Staatswesens. Die Bundesgesetzgebung beschränkt sich auf die bisher vom Zollverein vertretenen Gebiete sammt dem eines großen Theils der Finanz- und Rechtsverfassung, läßt jedoch die Fragen der innern Verwaltung der Einzelstaaten, so weit sie hiermit nicht kollidiren, unberührt. Bundesgesetze gehen indeß den Landesgesetzen voraus. Eine völlig unbeschränkte Freizügigkeit hebt den bisher bestehenden Indigenat der Einzelstaaten auf und gestaltet die Bundesstaaten in allen Fragen des Verkehrslebens rc. zu einem einzigen Gemeinwesen um. Heeres- und Flottenverfassung endlich sind einheitlich geordnet mit gemeinsamen Instituten, der König von Preußen ist der Bundesoberfeldherr in allen Kriegsfällen. Diese Verfassung, die mit einem einzigen Zug mehr gewährte, als wonach die Bewegung der letzten fünfzig Jahre mühselig und vergeblich gerungen, hatte zugleich die erfreuliche Folge, die lange Spannung zwischen Regierungen und Volk, resp. Volksvertretungen so gut wie völlig zu beseitigen. Von beiden Seiten ging man ohne Hinterhalt und freudig auf die neuen Lebensbedingungen ein, und die in diesem Augenblick sich bildende, bald ausschlaggebende »nationalliberale« Partei, die einen besonnenen Ausbau der eben zu Stande gekommenen Verfassung und ihre Ausdehnung auf Gesammtdeutschland im Einverständnis mit den Bundesregierungen erstrebte, zeigte sich bald als eine ebenso kräftige wie unabhängige Stütze des jungen Bundes.

Noch aber fehlte Eins zur Vollendung des Baues: die Vereinigung mit den vier Staaten Bayern, Würtemberg, Baden, Südhessen, die südlich vom Main gelegen waren, und mit denen zwar durch das Schutz- und Trutzbündnis ein Einigungsmoment für die außerordentlichen Fälle drohender Gefahr, doch noch kein Band, das sie auch im Frieden fest mit dem Norden verknüpfte, gefunden war. Wenn die Herbeiführung dieser Einigung die dringendste Aufgabe des Nordbundes war, so stellte sich sein eifrigster Gegner, der Kaiser der Franzosen, die entgegengesetzte, dieser Einigung möglichst viel Schwierigkeiten in den Weg zu legen, es sei denn, daß man gewillt war, seine Zustimmung durch Abtretung von Land und Leuten an ihn zu erkaufen, wodurch das über die letzten Erfolge Deutschlands tief erregte französische Nationalgefühl mit der schwächlichen Politik seines Herrschers wieder ausgesöhnt worden wäre. Eine günstige Gelegenheit dazu schien ihm die in diesem Augenblick auftauchende Luxemburger Frage zu bieten. Bei der Auflösung des alten und der Bildung des Norddeutschen Bundes, zu dem das mit dem Königreich der Niederlande durch Personalunion verbundene Großherzogthum Luxemburg nicht hinzugezogen worden war, war dieses letztere in eine schwer definirbare, halb internationale Stellung D. gegenüber gerathen, indem die Landeshauptstadt und frühere Bundesfestung Luxemburg, ein strategisch wichtiger Waffenplatz, vorerst ihre preußische Besatzung behielt und das Land, den früheren Verträgen nach, noch immer zum Zollverein gehörte. Napoleon III. schloß nun, auf ein Angebot des geldbedürftigen Königs der Niederlande hin, mit diesem (22. März 1867) einen Vertrag, der Luxemburg für eine bestimmte Geldsumme an Frankreich überließ. Als der König der Niederlande wenige Tage darauf dem preußischen Gesandten im Haag hiervon Kunde gab, erklärte dieser, daß Preußen diesem Vertrag seine Zustimmung nicht ertheilen könne. Eine gleiche Abweisung ward Napoleon bei den direkten Unterhandlungen zu theil, die er mit dem preußischen Kabinet angeknüpft und in denen er sich erboten hatte, gegen das Zugeständnis dieser Cession einer engern Vereinigung des deutschen Südens mit dem Norden zuzustimmen. Die in Frankreich bei der Kunde der Ablehnung laut werdenden Kriegsdrohungen wurden durch die jetzt (19. März) im rechten Augenblick von Bayern ausgehende Veröffentlichung

des Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen beantwortet; dennoch zog es Graf Bismarck vor, bei der noch jungen Entwickelung des neuen Bundes aus dieser Frage womöglich keinen Kriegsfall zu machen, und auch Napoleon, der eben in diesem Augenblick eine dringend nothwendige Reform der französischen Heeresverfassung in Angriff nahm, war gern bereit, wenn es mit Ehren anging, sich friedlich aus der Sache zu ziehen. So erfolgte denn auf eine Interpellation Bennigsens im Reichstag (1. April 1867) eine diplomatisch gehaltene Antwort Bismarcks, und der Vermittelung Oesterreichs und Rußlands gelang es, auf der Londoner Konferenz (7.—11. Mai) eine friedliche Lösung der Frage herbeizuführen: Luxemburg, das in seinem bisherigen Verband mit den Niederlanden blieb, ward als neutrales Land unter die Garantie der Großmächte gestellt; die Festung sollte von den Preußen geräumt, vom König von Holland geschleift werden, das Land im übrigen im Zollvereinsverband verbleiben. So war D. mit Ehren aus diesem lästigen Handel hervorgegangen, der indeß deutlich bewiesen hatte, daß eine Trennung des Südens vom Norden auf die Dauer unmöglich sei. Zugleich aber war damit der öffentlichen Stimmung eine geeignete Gelegenheit geboten, sich rückhaltlos über das, was allen Patrioten nothwendig und gut erschien, auszusprechen. Im Süden wie im Norden hatten nationale und patriotisch gesinnte Männer klar ihre Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Einigungswerks ausgesprochen, das freilich dort an Ultramontanen, Partikularisten und Demokraten, die sich in den Einzelstaaten eben damals zur sogen. »Volkspartei« organisirten, hier an der erbitterten Opposition einiger der annektirten Provinzen, Schleswig-Holstein, Hannover, Frankfurt, sowie an einem Theil der reaktionären Partei Altpreußens, die ihren beschränkten Standpunkt trotz der Lehren des Jahres 1866 nicht aufgab, hartnäckige Gegner fand. Um so mehr war dem Lenker der deutschen Bewegung Vorsicht geboten.

Einen Maßstab für den damaligen Stand der Dinge im Süden boten die Verhandlungen der süddeutschen Kammern über den **Zollvertrag** und die **Allianzverträge**. Der erstere war nach Vorverhandlungen der süddeutschen Minister des Auswärtigen mit Graf Bismarck zu Berlin (Anfang Juni 1867) von den vier süddeutschen Staaten 8. Juli d. J. mit Preußen abgeschlossen worden. Er sollte 1. Jan. 1868 in Kraft treten, ein **Zollbundesrath** gebildet werden und im Lauf des Jahrs 1868 in Berlin ein aus Vertretern aller deutschen Staaten zusammengesetztes **Zollparlament** zusammentreten, für dessen Wahl wie gesetzgebende Thätigkeit die betreffenden Bestimmungen der Bundesverfassung maßgebend sein sollten, ebenso wie im **Zollbundesrath** jeder Staat nach seiner Größe vertreten sein sollte.

In Baden, das seit dem Jahr 1866 eine entschieden nationale Politik befolgte und seinerseits zu einer möglichst innigen Verbindung mit dem Nordbund hindrängte, wurden beide Verträge von den Kammern, die im vollsten Einklang mit der Regierungspolitik lebten, ohne jeden Anstand angenommen (18.—23. Okt. 1867); am meisten sperrte sich Würtemberg, dessen zum großen Theil starr partikularistisch gesinnte Kammern sich erst nach der Annahme des Zollvertrags in den beiden bayrischen Kammern ihrerseits zunächst zu der der Bündnisverträge, dann folgenden Tags auch zu der des Zollvertrags verstanden. Was indeß die weiter gehende Frage eines Eintritts in den Norddeutschen Bund betraf, so erklärte sich nicht nur Herr v. Varnbüler, der würtembergische Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen, die Seele der bisherigen Politik seines Landes, sondern auch der völlig auf dem Boden der neuen Verträge stehende neue bayrische Ministerpräsident, Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, der Nachfolger v. d. Pfordtens, zuerst entschieden ablehnend, und als der badische Ministerpräsident Mathy, der nicht länger nur die Lasten des neuen Verhältnisses tragen wollte, ohne irgend einen seiner Vortheile zu genießen, sich direkt an den Grafen Bismarck um Aufnahme Badens in den Bund wandte, erhielt er von diesem, der von einer Aufnahme Badens allein nur neue Aufregung in Frankreich voraussah, anderseits einen gleichzeitigen Eintritt der beiden größeren Südstaaten in jenem Augenblick bei der Stimmung eines Theils der Bevölkerung für noch nicht erreichbar ansah, eine ablehnende Antwort. Dagegen wurde jetzt wenigstens die Heeresverfassung in diesen Staaten der des Bundes mehr und mehr angeglichen. Am meisten wieder in Baden, wo 25. Febr. 1868 der preußische General v. Beyer das Kriegsministerium übernahm und die Kammern die ihnen zugemutheten großen Kreditforderungen mit größter Bereitwilligkeit bewilligten. Auch in Würtemberg suchte der neue Kriegsminister v. Wagner, ein tüchtiger Fachmann, trotz des ebenso zähen als beschränkten Widerstands der Volkspartei in der Zweiten Kammer, die Reorganisation des Heers soviel als thunlich durchzuführen. In Bayern hielt man im Heerwesen wie in den Verkehrseinrichtungen möglichst am Bestehenden fest. Das Projekt des Südbundes hatte sich von vornherein als eine Unmöglichkeit erwiesen; doch mochte man vorerst, abgesehen von Baden, auch über den Standpunkt der bisherigen Verträge dem Nordbund gegenüber nicht hinausgehen. Zu dieser Zurückhaltung mochte auch die von allen inneren Reichsfeinden lebhaft begrüßte Zusammenkunft de Kaiser von Oesterreich und Frankreich zu Salzburg (18.—23. Aug. 1868) beitragen, die, obwohl ohne positives Ergebnis, doch eine Annäherung beider Mächte der preußischen Politik gegenüber herbeiführte. Welches die Ziele dieser letztern und die von ihr dabei einzuhaltende Bahn waren, darüber ließ der preußische Staatsmann keinen Zweifel, als er in einer Cirkulardepesche vom 7. Sept. als Programm seiner Politik aufstellte: den Wünschen der süddeutschen Staaten betreffs engern Anschlusses an den Bund bereitwillig entgegenzukommen, ohne sie dazu zu drängen; auf jeden Fall die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten unabhängig von fremdem Einfluß nach Maßgabe des nationalen Interesses allein und ausschließlich zu regeln.

Im Frühjahr 1868 sollte das **erste Zollparlament** zusammentreten; alle Freunde der deutschen Einheit setzten die Hoffnung auf dasselbe, daß es sich als eine Brücke über den Main erweisen würde, während ihre Gegner jede politische Kompetenz von demselben fern zu halten bestrebt waren. Die Wahlen verliefen in Süddeutschland unter ungeheurer Aufregung; den Schlagworten der Gegner der Einigung gelang es dabei, die Majorität zu erlangen. Selbst in Baden hatten die rührigen Ultramontanen und Partikularisten fast die Hälfte der Sitze für sich erobert; in Bayern war die größere Hälfte der Gewählten, in Würtemberg gar, infolge der Koalition der Regierung mit Demokraten und Ultramontanen, alle Abgeordneten antinational.

Am 27. März 1868, vier Tage nach dem ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes, wurde das Zollparlament mit einer Thronrede eröffnet, in der König Wilhelm auf die Macht des nationalen Gedankens hinwies, der alle Sonderinteressen weichen müßten. Simson, der Präsident des Reichstags, wurde dank der kompakt geschlossenen bundesfreundlichen Majorität der Nordstaaten auch Vorsitzender dieser Versammlung. Zu einem entschiedenen Meinungsaustausch kam es schon bei der Prüfung der bayrischen und würtembergischen Wahlen, wovon die letzteren in der That alle der Pression der Regierung entsprungen waren, ohne daß doch die formelle Ungültigkeit einzelner nachzuweisen war. Zum offenen Kampf und zum Messen der gegenseitigen Kräfte lud ein Antrag des hessischen Abgeordneten Metz ein, welcher die Kompetenzerweiterung des Zollparlaments verlangte (7. Mai). Mit 186 gegen 150 Stimmen wurde der Uebergang zur Tagesordnung beschlossen, ein Resultat, das durch den Bund der altpreußischen Feudalen mit den süddeutschen Partikularisten erzielt wurde. Da man sich so von rein politischen Erörterungen abzusehen veranlaßt sah, die eigentlichen Berathungsgegenstände aber bei einer schleppenden Debatte nur langsam vorrückten, so beschränkte sich das Ergebnis dieser ersten Session auf den Abschluß von Handelsverträgen mit Oesterreich und einigen auswärtigen Mächten, die Aufnahme Mecklenburgs in den Zollverein und die Beschlußfassung über einige gemeinsamen Steuern. Der triumphirenden Haltung der Antinationalen gegenüber betonte der König in der Schlußrede (23. Mai) mit Recht, »daß man in den Vordergrund stelle, was uns eint, und zurücktreten lasse, was uns trennen könnte«. Alle Erwartungen, die über das dem Parlament eng genug gesteckte Ziel hinausgingen, waren daher getäuscht, und triumphirend dokumentirte dies einer der Führer der »süddeutschen Fraktion«, der würtembergische Professor Schäffle (später österreichischer Minister), in seinem Rechenschaftsbericht. Dasjenige Land, das den Gang der an sich wenig interessirenden Verhandlungen dennoch mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte, war Frankreich, und eifersüchtig rekriminirte man gegen jedes Wort, das auf die deutsche Einheit Bezug nahm. Noch schärfer beachtete man die Haltung des norddeutschen Reichstags und konnte trotz aller geheimen Wühlereien sich dem Eindruck der mächtig fortschreitenden Einheitsbewegung nicht verschließen. Man registrirte vorläufig alle diese Eindrücke, um im geeigneten Augenblick nach Abschluß der Heeresorganisation, »Revanche für Sadowa« zu fordern. Preußens Stellung befestigte sich indeß mehr und mehr durch sein gutes Einvernehmen mit Rußland, dessen Kaiser, Alexander II., durch persönliche Freundschaft mit dem preußischen König verbunden, ihm ein neues Pfand seiner treuen Anhänglichkeit und friedfertigen Gesinnung durch einen persönlichen Besuch zu Berlin (27.—29. Sept. 1868) gab. Dagegen wollten die von Frankreich genährten Agitationen welfischer und kurhessischer Agenten im In- und Ausland wenig bedeuten, indem sie nur dazu führten, das Vermögen der depossedirten Fürsten mit Genehmigung des Reichstags mit Beschlag zu belegen.

Während die Erhebung Preußens und Deutschlands mit ihm infolge der Klärung der politischen Lage, der Befreiung von vielen alten hinderlichen Verkehrs- und Entwickelungsschranken in materieller Richtung in diesen Jahren einen gewaltigen Aufschwung nahm, die Freizügigkeit, die Handelsfreiheit, das freie Vereins- und Versammlungsrecht aller Orten das Gefühl frischen, rüstig schaffenden Lebens verbreiteten, nahm auch die Arbeit an der freiheitlichen und nationalen Entwickelung in den gesetzgebenden Versammlungen ihren ungestörten Fortgang. Die Reichstagssession von 1869 führte zur Einrichtung eines Bundesoberhandelsgerichts zu Leipzig, zu einem Gesetz über die Gleichberechtigung aller Konfessionen, zu einem Vertrag mit Baden über die militärische Freizügigkeit; andere Reformen, die Einführung der Ministerverantwortlichkeit, die Ausdehnung der Bundesgesetzgebung auf das gesammte bürgerliche Recht und die Gerichtsverfassung, scheiterten noch an dem Widerstande des Bundesraths. Die Verhandlungen des im Juni d. J. tagenden zweiten Zollparlaments waren ohne weitere politische Bedeutung. Rein geschäftliche Fragen über Tarifrevisionen, die Einführung neuer indirekter Reichssteuern und die Zustimmung zu Handelsverträgen mit der Schweiz und Japan machten für diesmal seine ganze Thätigkeit aus; die Verhandlungen selbst zeugten im Vergleich zum Vorjahr von einer ruhigern Stimmung der Geister, wenigstens in Bezug auf diese rein wirtschaftlichen Fragen.

Der Reichstag des folgenden, ereignisreichen Jahrs 1870, der 14. Febr. eröffnet wurde, erledigte die ihm gemachten Vorlagen (unter anderen ein Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und die Subvention für den Bau der Gotthardbahn) leicht und glücklich; nur eine Frage von politischer Tragweite, die hier zur Erörterung kam, eine Interpellation des Abgeordneten Lasker an den Bundeskanzler betreffs der Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund, blieb ohne den gehofften Erfolg, und die Art ihrer Beantwortung durch den Bundeskanzler deutete zugleich darauf hin, daß der politische Horizont nicht völlig wolkenlos sei. Der Kanzler erwiderte, daß eine Pression auf die beiden anderen größeren süddeutschen Staaten durch die Aufnahme Badens allein in jenem Augenblick durchaus unthunlich sei; es sei nicht gut, den Milchtopf abzusahnen und das übrige sauer werden zu lassen, eine Aeußerung, die nicht nur die immer noch widerwillige Stimmung jener beiden Staaten, sondern die gesammte politische Lage Europa's, zunächst Deutschlands zu Frankreich, zu berücksichtigen schien. Auch in dem gleichzeitig mit dem Reichstage tagenden dritten Zollparlament kam es bei einem Antrag Bambergers, die Münzreform zu einer Zollvereinsangelegenheit, d. h. zu einer Sache ganz Deutschlands, zu machen, zu unliebsamen Erörterungen mit der »süddeutschen Fraktion«, die bewiesen, daß auf ein freiwilliges Entgegenkommen der Bayern, Würtemberger und Hessen über den Buchstaben der Zoll- und Schutzverträge hinaus vorerst nicht zu rechnen sei. Im Gegentheil sammelten, während der Reichstag und das Zollparlament rüstig und erfolgreich auf der gegebenen Grundlage fortarbeiteten, im Süden Deutschlands alle Gegner der Entwickelung von 1866 noch einmal ihre Kräfte, um den nationalen Bestrebungen, die sich auch in den Regierungen dieser Lande immermehr geltend machten, den Boden unter den Füßen zu entziehen. So gelang es den bayrischen Klerikalen und Partikularisten, die sich in der Partei der »Patrioten« zusammengefunden hatten, dem frei und national gesinnten Ministerium Hohenlohe nicht nur in der deutschen Frage alle möglichen Hindernisse zu bereiten, sondern ihm auch bei den im Frühling und im Winter 1869 vorgenommenen

zweimaligen Kammerwahlen eine geschlossene Kammeropposition entgegenzustellen, die das Ministerium, nachdem es ein Jahr lang dem Sturme muthig standgehalten, (Frühling 1870) zur Demission nöthigte, worauf vom König der klerikale Gesandte zu Wien, Graf Bray-Steinburg, (7. März 1870) mit der Neubildung des Ministeriums betraut ward. Am rabiatesten geberdeten sich dieselben antinationalen Elemente in Würtemberg, wo die »Volkspartei« durch ihre Verbindung mit dem Ultramontanismus in der Kammer wie im ganzen Lande dominirte. Der heftigste Sturm dieser Partei richtete sich gegen das neue der Kammer zur Annahme vorgelegte Kriegsdienstgesetz, das nach preußischem Muster entworfen war. Eine mit 150,000 Unterschriften versehene Adresse gegen dies Gesetz wurde der Kammer überreicht, und diese setzte (März 1870) ihren Willen, betreffend den Sturz des Verfassers des Gesetzes, des Kriegsministers v. Wagner, durch; doch die neu eintretenden Minister (v. Suckow für Krieg, Scheuerlen für Inneres) traten der sich überhebenden Anmaßung der Volkspartei noch weit entschiedener als das letzte Ministerium gegenüber, ohne indeß eine preußenfreundlichere Stimmung als jenes mitzubringen. Die einzige Regierung, die nach wie vor nicht nur in bundestreuer, sondern in echt nationaler Gesinnung mit allen norddeutschen Kabinetten wetteiferte, war die badische; doch so erfreulich diese Haltung an sich war, so gewährte sie doch kaum genügende Sicherheit für den Fall, dem alle national Gesinnten mit ebensoviel Besorgnis wie Gewißheit über kurz oder lang entgegensahen, den Zusammenstoß mit Frankreich, dessen Bevölkerung von Tag zu Tag eine gereiztere Stimmung verrieth. Dieser Fall trat in einem Augenblick ein, wo alles ruhig schien, bei einem Anlaß, bei dem niemand etwas Derartiges erwartet hatte, der Kandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern um die spanische Königskrone. Der seit dem Jahr 1868 durch die Vertreibung der Königin Isabella erledigte spanische Königsthron war im Frühling 1870 von dem leitenden Staatsmann Spaniens, dem Marschall Prim, dem Prinzen Leopold angetragen worden. Doch sobald die Kunde von der Annahme dieses Antrags durch den letztern und der Genehmigung dieses Schritts seitens König Wilhelms als des Familienhaupts des Hauses Hohenzollern nach Paris gedrungen war, bemächtigte sich des von Chauvinisten und Ultramontanen unaufhörlich gereizten und verhetzten französischen Volks eine fieberhafte Erregung, die den dem Volksdruck weichenden Kaiser wie sein principienloses Ministerium Ollivier-Gramont unaufhaltsam zum Krieg hintrieb. Auch der im letzten Augenblick (11. Juli) erfolgende Rücktritt des Prinzen Leopold vermochte das erregte französische Volksgefühl nicht zu beruhigen. Dem Druck seiner chauvinistischen Kammer nachgebend, ließ sich Napoleon verleiten, durch seinen Berliner Gesandten Benedetti das freche Ansinnen an den gerade im Bad Ems zum Kurgebrauch weilenden König Wilhelm zu stellen, daß er eine schriftliche Erklärung abgebe, wonach man auf diese Kandidatur seitens des Prinzen Leopold nie wieder zurückkommen wolle (13. Juli). Wenige Tage, nachdem dies Ansinnen die verdiente Abfertigung erfahren, erfolgte die französische Kriegserklärung an Preußen (19. Juli). Doch die Faktoren, auf die man dabei in Frankreich gerechnet, erwiesen sich bald als trügerisch. Nicht nur war das französische Heer, dessen volle Kriegsbereitschaft der französische Kriegsminister in dem Gesetzgebenden Körper in prahlerischen Worten proklamirt hatte, durchaus unvorbereitet, sondern die süddeutschen Staaten, auf deren Abneigung gegen Preußen und den Bund man in erster Reihe zu Paris gerechnet hatte, erwiesen sich von dem Augenblick der Kriegserklärung an als die treuesten Bundesgenossen des Bundes. Des Volkes Stimme rief trotz der Bemühungen einiger bis zum Vaterlandsverrath verblendeten süddeutschen Fanatiker die Regierungen laut auf zum Festhalten an den eingegangenen Verträgen, zur Theilnahme an dem Kriege gegen den Nationalfeind, dessen Ausgang für immer über die Geschicke Deutschlands entscheiden sollte. Unter dem begeisterten Zuruf von ganz D., dessen Einheit gerade durch die kecke Herausforderung zum erstenmal nach Jahrhunderten wieder zur Thatsache geworden war, zogen die deutschen Heere über den Rhein, und es begann ein Krieg (s. Deutsch-französischer Krieg), wie ihn die Weltgeschichte kaum wieder aufzuweisen hat. Die deutschen Heere schritten von Sieg zu Sieg, und Frankreich hatte Niederlage auf Niederlage zu verzeichnen, eine immer gewaltiger als die andere. Zwei große französische Heere (das eine unter dem Marschall Mac Mahon zu Sedan, das andere unter Bazaine vor den Mauern von Metz) geriethen nach entscheidenden Niederlagen in Kriegsgefangenschaft, die Landeshauptstadt Paris wurde cernirt, das nördliche Drittel Frankreichs besetzt, Paris selbst nach viermonatlicher Belagerung (Ende Januar 1871) zur Ergebung gezwungen. Mit dem Fall der Hauptstadt nahm der Kampf ein Ende, und das besiegte Frankreich mußte die ihm vom Sieger vorgeschriebenen Friedensbedingungen, deren vorzüglichste die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit Metz war, annehmen.

Wie das deutsche Volk seit dem Ausbruch des Kriegs sich wieder nach langer Trennung und Spaltung als Ein Volk von Brüdern fühlen gelernt und an den Heldenthaten seiner wehrhaften Männer sich zu hohem und stolzem Nationalgefühl aufgerichtet hatte, so zeigte es sich auch von Anfang an fest entschlossen, seine großen Erfolge zur Herstellung eines einheitlichen, starken und großen Reichs zu benutzen. Schon nach den ersten großen Siegen der deutschen Heere hatte die Stimme des Volks laut eine Einigung von ganz D. gefordert; diese Forderung war dann im Verlauf des Kriegs mit einer solchen Entschiedenheit und Einstimmigkeit erneuert worden, daß die Regierungen der süddeutschen Staaten ihr die Gewährung nicht zu versagen wagten. War doch eben durch diesen Krieg klarer als je erwiesen worden, daß nur auf der Einigung aller Stämme die Sicherheit Deutschlands, in erster Reihe Süddeutschlands, für die Dauer begründet sei, und durch die Besiegung Frankreichs die Rücksichtnahme auf diesen Nachbar beseitigt, die sich bisher wie ein Bleigewicht allen auf die Einheit Deutschlands gerichteten Bestrebungen angehängt hatte. Die Hauptschwierigkeit lag indeß in der Frage begründet, ob es möglich sein würde, die Einheit unter genügender Berücksichtigung der Ansprüche der süddeutschen Staaten auf ein reichliches Maß innerer Selbständigkeit herzustellen. Nachdem zuerst Baden (2. Sept. 1870) die Frage nach einer festern Einigung bei der Regierung des Norddeutschen Bundes angeregt und dann auch Bayern den Wunsch entsprechender Verhandlungen kundgegeben hatte, begab sich der Präsident des Bundeskanzleramts, Delbrück, im Auftrag des Grafen Bismarck von Ferrières, dem preußischen Hauptquartier, nach

München (21. Sept.), um die Vorschläge der süddeutschen Regierungen entgegenzunehmen. In den hier stattfindenden Konferenzen, an denen auch der würtembergische Justizminister Mittnacht theilnahm, machte indeß Bayern derartige Forderungen, daß eine Verständigung unmöglich erschien. Darauf hin lud Graf Bismarck die drei anderen süddeutschen Staaten ein, Bevollmächtigte zu Unterhandlungen nach Versailles zu senden, an denen theilzunehmen Bayern freigestellt wurde. Hier kamen im Lauf des Oktober je zwei Vertreter der vier Staaten mit den Bevollmächtigten des Bundes, den Ministern Delbrück, Roon und Friesen, zu Konferenzen zusammen, die bald zu befriedigendem Abschluß führten, zuerst mit Baden und Hessen (15. Nov.), welche die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit geringen Aenderungen (auf Verwaltung von Post und Eisenbahnen und Besteuerung bezüglich) annahmen. Ein Separatprotokoll regelte die Militärverhältnisse Hessens, eine Konvention vom 25. Nov. die Badens, dessen Kontingent ein unmittelbarer Bestandtheil des deutschen, beziehungsweise des preußischen Heers wurde. Die Annahme des Vertrags erfolgte in den badischen Kammern 16. und 19. Dec., in den hessischen 20. und 29. Dec. fast einstimmig. Am 23. Nov. ward der Vertrag mit Bayern unterzeichnet, in welchem letzterem sehr erhebliche Sonderrechte zugestanden wurden. Es behielt sein besonderes Gesandtschaftsrecht, die Verwaltung seines Heerwesens, eigene Post, Eisenbahnen und Telegraphen, besondere Besteuerung von Bier und Branntwein und besondere Bestimmungen hinsichtlich des Heimats- und Niederlassungsrechts. Außerdem bekam Bayern in dem Ausschuß des Bundesraths für das Landheer und die Festungen einen ständigen Sitz; im Bundesrath sollte aus den Bevollmächtigten der Königreiche Bayern, Sachsen und Würtemberg unter dem Vorsitz Bayerns ein Ausschuß für die auswärtigen Angelegenheiten gebildet werden mit der Bestimmung, daß ein Veto von 14 Stimmen (so viel hatte eben dieser vereinigte Ausschuß) hinreichen sollte, um jede Verfassungsänderung zu verhindern. Obgleich dieser Vertrag der nationalen Partei das Maß berechtigter Eigenthümlichkeit weit zu überschreiten schien, fand er doch in der bayrischen Kammer lebhaften Widerspruch und wurde erst 21. Jan. 1871 mit 102 gegen 48 Stimmen angenommen; die Reichsrathskammer hatte ihn 30. Dec. mit allen gegen 3 Stimmen genehmigt. Zuletzt wurde 25. Nov. 1870 der Vertrag mit Würtemberg abgeschlossen. Die Bestimmungen dieses Vertrags schlossen sich im wesentlichen dem Vertrag mit Baden an, nur mit der Ausnahme, daß hinsichtlich des Post- und Telegraphenwesens der interne Verkehr und der Verkehr mit dem Würtemberg benachbarten Auslande der würtembergischen Regierung zur Regelung überlassen bleiben sollte. Zugleich ward zwischen Preußen und Würtemberg eine Militärkonvention abgeschlossen, nach welcher die würtembergischen Truppen als Theil des deutschen Bundesheers ein in sich geschlossenes Armeekorps bilden sollten. Die neu gewählte würtembergische Kammer genehmigte den Vertrag 23. Dec. mit 74 gegen 14 Stimmen, die Erste Kammer am 29. mit 26 gegen 3 Stimmen (die näheren Bestimmungen s. Würtemberg). Die Ratifikationen der Verträge mit Baden, Hessen und Würtemberg wurden 30. Dec. 1870, die des Vertrags mit Bayern 29. Jan. 1871 in Berlin ausgetauscht, nachdem der 24. Nov. in Berlin zusammengetretene norddeutsche Reichstag dieselben 9. Dec. 1870 genehmigt hatte. Unterdessen war auch vom König von Bayern die Anregung ausgegangen, dem Oberhaupte des neuen Deutschen Bundes den Titel eines deutschen Kaisers zu verleihen. Der norddeutsche Reichstag richtete eine im gleichen Sinn abgefaßte Adresse an den König, welche 18. Dec. von einer aus 30 Abgeordneten mit dem Präsidenten Simson an der Spitze bestehenden Deputation zu Versailles überreicht wurde. Demgemäß nahm 18. Jan. 1871 König Wilhelm I. von Preußen im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles auf Antrag der Fürsten und freien Städte Deutschlands die erbliche Würde eines deutschen Kaisers an. So ward nach glorreichen Siegen über den Erbfeind das Deutsche Reich 65 Jahre nach seiner Auflösung wieder hergestellt. Trotz der kriegerischen Begeisterung fand es aber die allgemeinste Zustimmung, als die erste kaiserliche Proklamation an das deutsche Volk den friedlichen Charakter des neuen Kaiserthums kundgab. Diese Proklamation lautete: »An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reichs führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volks, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volk vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Gegeben Hauptquartier Versailles, 17. Jan. 1871. Wilhelm.«

Die Annahme der deutschen Kaiserwürde hatte zugleich die Umwandlung der Bezeichnung »Deutscher Bund« in den Namen »Deutsches Reich« zur Folge. Diese großartigen Erfolge hatte D. nicht zum geringsten Theil dem Umstand zu verdanken, daß es den Krieg allein geführt hatte und bei dem Friedensschluß fremde Intervention fern hielt. An Neigung zur Einmischung hatte es zu verschiedenen Zeiten nicht gefehlt. Von den europäischen Großmächten war nur Rußland, resp. der Kaiser Alexander II. für die deutsche Sache wohlwollend gesinnt, und die Haltung Rußlands trug viel dazu bei, im Anfang Deutschlands Gegner zurückzuhalten. Italien und Oesterreich waren mit ihren Sympathien auf

französischer Seite, und eine Niederlage der Deutschen hätte wahrscheinlich eine offene Betheiligung dieser Mächte am Krieg zur Folge gehabt; man hielt es daher auch deutscherseits für nothwendig, für jeden Fall besondere Armeekorps in Schlesien und am Rhein aufzustellen. Aehnlich war das Verhalten Dänemarks. Doch wurden alle solche Pläne durch die raschen Siege der deutschen Heere in den Hintergrund gedrängt. Was England betrifft, so zeigte sich zwar dort anfänglich eine große Entrüstung über Frankreich wegen seiner den Krieg provocirenden Politik; allein später wurden den Franzosen nicht bloß Waffen und sonstiges Kriegsmaterial von den Engländern zugeführt, wogegen die englische Regierung erst auf eine Interpellation Bismarcks (unzureichende) Maßregeln ergriff, sondern die englische Regierung (Lord Granville) suchte auch wiederholt durch ihre Gesandten in Paris und Berlin, Lord Lyons und Lord Loftus, zu Gunsten Frankreichs zu interveniren, fand aber bei der entschiedenen Ablehnung solcher Versuche von deutscher Seite für gut, nicht weiter zu gehen. Gegen Rußland aber bezeugte die deutsche Regierung ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie das Verlangen Rußlands, eine Aenderung des Pariser Friedens von 1856 vorzunehmen, unterstützte. Rußland verlangte eine Aufhebung des Artikels, worin die Zahl und Größe der Kriegsschiffe bestimmt war, welche es auf dem Schwarzen Meer sollte halten dürfen. Durch Vermittelung Bismarcks kam eine »Pontuskonferenz« zu London zu Stande, auf welcher 13. März 1871 die russischen Forderungen zugestanden wurden. Frankreich war bei den Berathungen der Konferenz nicht vertreten, da J. Favre (trotz englischer Unterstützung) von Bismarck keinen Geleitschein zur Reise von Paris nach London erhielt und der französische Bevollmächtigte, Herzog von Broglie, erst in der letzten Sitzung erschien und den schon gefaßten Beschlüssen der anderen Mächte einfach beitrat.

Nachdem Kaiser Wilhelm 17. März 1871 wieder in Berlin angekommen war, wurde 21. März der erste deutsche Reichstag eröffnet. Die Wahlen waren weit nationaler ausgefallen als beim Zollparlament; doch zählte man unter den 382 Abgeordneten gegen 60 Klerikale, welche bald eine entschiedene Stellung einnahmen und sich als katholische »Centrumspartei« konsolidirten. Die Thronrede des Kaisers konstatirte die Erreichung des seit langer Zeit Erstrebten: die Einheit Deutschlands, die Sicherheit der Grenzen, die Unabhängigkeit der nationalen Rechtsentwickelung. Zum Präsidenten wurde Simson erwählt, zum ersten Vicepräsidenten Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst. Die von Lasker verfaßte Adresse wurde trotz des Widerspruchs der Klerikalen mit großer Majorität angenommen; ein Antrag Reichenspergers vom 1. April, welcher insbesondere Preßfreiheit, Vereinsrecht (für die religiösen Orden!) und volle Selbständigkeit der Kirche verlangte, wurde 4. April mit 223 gegen 54 Stimmen verworfen. Die Diätenlosigkeit wurde festgehalten und die deutsche Reichsverfassung 14. April mit allen gegen 7 Stimmen angenommen. Die weiteren Verhandlungen bezogen sich auf Gründung eines Unterstützungsfonds von 4 Mill. Thlr. für bedürftige Reservisten und Landwehrleute, auf den 240 Mill. Thlr. betragenden Invalidenfonds, auf Dotation verdienter Generäle und Staatsmänner, auf Einführung einiger norddeutschen Bundesgesetze in Bayern &c. Von besonderer Bedeutung war die Debatte über die Stellung von Elsaß-Lothringen. Die Regierung legte ein Gesetz vor, wonach diese Provinzen für immer mit dem Deutschen Reich vereinigt werden, die Verfassung des Deutschen Reichs aber erst 1. Jan. 1874 daselbst in Wirksamkeit treten sollte; bis dahin sollte in Elsaß-Lothringen als unmittelbarem Reichsland die Gesetzgebung vom Kaiser mit Beihülfe des Bundesraths ausgeübt werden. Zwar hätten viele eine Vereinigung der Provinzen mit Preußen gewünscht, indessen wurde das Gesetz 3. Juni mit einigen Modifikationen (1. Jan. 1873 statt 1874) mit großer Mehrheit angenommen. Der Reichstag wurde 15. Juni geschlossen, am 16. fand der feierliche Einzug der Truppen in Berlin statt; ähnliche Einzugsfeierlichkeiten wurden 29. Juni in Stuttgart, 11. Juli in Dresden, 16. Juli in München veranstaltet.

Die Herbstsession des Reichstags begann 16. Okt. Die Hauptpunkte, die zur Berathung kamen, waren die Gründung eines Reichskriegsschatzes von 40 Mill. Thlr. (angenommen 6. Nov.), der Militäretat, für welchen ein jährliches Pauschquantum von 90,373,275 Thlr. (225 Thlr. für einen Soldaten) auf drei Jahre genehmigt wurde, die Subvention der St. Gotthardsbahn im Betrag von 10 Mill. Franken; ferner das Gesetz über die Reichsgoldmünze, wobei beschlossen wurde, daß die Mark à 100 Pf. (= 1/3 Thlr.) die Einheit bilden und Goldmünzen zu 10 und 20 Mark mit dem Bilde des betreffenden Landesherrn und dem Reichsadler geprägt werden sollten. Weiter ausgeführt wurde dies Gesetz durch das 24. Juni 1873 angenommene Münzgesetz (s. unten). Noch nicht erledigt wurde der Antrag Laskers, die Kompetenz des Reichs auf das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren inkl. die Gerichtsorganisation auszudehnen, der zwar im Reichstag, vom Centrum und der äußersten Rechten bekämpft, 15. Nov. angenommen, aber von der Majorität der Bundesrathskommission (Bayern, Sachsen, Würtemberg, Braunschweig gegen Preußen und Baden) abgelehnt wurde. Die Debatte hierüber führte zu der weitern Frage, ob die Aufgebung eines Reservatrechts des einzelnen Staats von der Zustimmung der betreffenden Landesvertretung abhängig sei oder nicht. Ersteres wurde im würtembergischen Landtag 7. Dec. von der demokratisch-ultramontanen Partei, im bayrischen 13. Dec. von den Patrioten verlangt. Die Frage wurde in dieser Session nicht erledigt und kam daher in der nächsten wieder zur Berathung. — Die Schatten des kirchlichen Streits, welchen das Infallibilitätsdogma erregte, wurden bereits in den Reichstag hineingeworfen, als der bayrische Minister v. Lutz den (vom Bundesrath genehmigten) Antrag einbrachte: »Ein Geistlicher oder anderer Religionsdiener, der in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufs öffentlich oder in einer Kirche Angelegenheiten des Staats in einer Weise, welche den öffentlichen Frieden zu stören geeignet scheint, zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht, wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft«. Die klerikalen Stimmführer (Windthorst, Reichensperger, Mallinckrodt u. a.) erhoben sich voll Entrüstung gegen diesen »freiheitsfeindlichen, das Recht der katholischen Kirche schädigenden« Antrag; dennoch wurde derselbe (mit dem Zusatz: »oder Festungshaft«) 28. Nov. angenommen. Wenn durch diesen »Kanzelparagraph« zunächst die bayrische Regierung eine Waffe gegen die Aufhetzereien der ultramontanen Geistlichen zu gewinnen suchte, so hatte sie dazu sehr triftige Gründe, da der bayrische Klerus gegen den Altkatholicismus,

der an Döllinger in München seinen Führer hatte, und gegen die Regierung, die das Infallibilitätsdogma nicht anerkannte, aufs feindseligste auftrat und so den kirchlichen Streit entzündete. Indessen schritt die bayrische Regierung doch nicht entschieden gegen die widerspenstigen Bischöfe ein, obgleich 21. Aug. an Stelle des Grafen Bray, welcher jedes energische Vorgehen gegen die Bischöfe von sich wies, der antiklerikale Graf Hegnenberg-Dux Ministerpräsident geworden war. Der Reichstag wurde 1. Dec. geschlossen. Ein Schritt weiter zur Einheit war die Aufhebung der meisten Gesandtschaftsposten von Seiten der kleineren Staaten: Baden hob alle seine Gesandtschaften auf, Bayern, Würtemberg und Sachsen wenigstens den größern Theil. In Hessen trat ferner 6. April der Minister Dalwigk zurück, der Hauptgegner der deutschen Einheit; eine gründliche Aenderung der hessischen Politik erfolgte aber erst im September 1872 mit Berufung des Ministeriums Hofmann. Im Jahr 1872 nahm der kirchliche Streit einen noch akutern Charakter an. Es war namentlich Preußen, wo infolge lange geübter, kurzsichtiger Indulgenz gegen die katholische Kirche und den Episkopat letzterer eigentlich systematisch zu Uebergriffen herangezogen worden war. Diese Uebergriffe mußten mit der Fixirung der Infallibilität für den Staat höchst gefährlich, die Zurückweisung derselben eine Lebensfrage für den Staat werden. Daher wurde der preußischen Kammer schon 14. Dec. 1871 ein Gesetz vorgelegt, wonach die Aufsicht über alle öffentlichen und privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staat zustehen sollte, und dieses Gesetz, welches nach der Entlassung des Herrn v. Mühler der neue Kultusminister Falk vertrat, wurde vom Abgeordneten- und Herrenhaus 13. Febr. und 8. März 1872 angenommen. Allein wenn gründlich geholfen werden sollte, so mußte der *Reichstag* die Sache in die Hand nehmen. Die Reichsregierung suchte zwar immer noch auf verträglichen Fuß mit der römischen Kurie sich zu stellen und einen modus vivendi zu ermöglichen, indem Bismarck März 1872 dem Papst den Vorschlag machte, den (eifrig katholischen, aber freilich jesuitenfeindlichen) Kardinal Hohenlohe, einen Bruder des frühern bayrischen Ministers, als Gesandten des Deutschen Reichs bei der römischen Kurie zu beglaubigen. Die brüske Art, mit welcher Pius IX. diesen Vorschlag ablehnte, war ein deutlicher Beweis, daß zwischen den Anschauungen der Reichsregierung und der Kurie eine unausfüllbare Kluft bestehe. In dem Reichstag, der 8. April eröffnet worden war, kam nun zuerst die Frage zur Berathung, ob im Etat ein Posten für die römische Gesandtschaft bleiben sollte; auf den Wunsch Bismarcks wurde derselbe belassen. Zum förmlichen Kampf der Parteien über die klerikalen Fragen kam es aber bei der Berathung des *Jesuitengesetzes*, 15. und 16. Mai. Es lagen zwei Anträge vor: der eine von Gneist, der andere von Wagener-Marquardsen, beide auf Beschränkung, resp. Verbietung staatsgefährlicher Orden, besonders des Jesuitenordens, gerichtet. Nach hitziger Debatte wurde der schärfere und präcisere Antrag von Wagener-Marquardsen mit 205 gegen 84 Stimmen angenommen. Da nun aber der Bundesrath dem Gesetzentwurf eine abschwächende Fassung gab, wodurch an Stelle eines förmlichen gesetzlichen Gebots nur die Möglichkeit von polizeilichen Maßregeln getreten wäre, so erfolgten weitere Fraktionsberathungen, aus welchen eine neue Formulirung (durch Meyer von Thorn) hervorging, folgenden Inhalts: »Die Jesuiten und verwandte Orden und Kongregationen sind vom Deutschen Reich ausgeschlossen, die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt. Die bestehenden Niederlassungen sind spätestens binnen sechs Monaten aufzulösen. Die Mitglieder der bestehenden Niederlassungen können, wenn sie Ausländer sind, ausgewiesen, wenn Inländer, auf bestimmte Bezirke beschränkt werden«. Dieser Entwurf wurde 19. Juni mit 181 gegen 93 Stimmen vom Reichstag und 25. Juni einstimmig vom Bundesrath angenommen und 4. Juli als Gesetz proklamirt. In einigen deutschen Staaten, wie Bayern, Sachsen, Würtemberg, Baden, war den Jesuiten schon vorher der Aufenthalt untersagt; dagegen hatten sie sich besonders in Preußen seit 50 Jahren bedeutend vermehrt, vor allem in der Rheinprovinz, in Westfalen und Posen; auch in Elsaß-Lothringen war ihre Zahl nicht unbedeutend. So wurden denn überall die Ordenshäuser im Lauf des Sommers geschlossen (die wichtigsten zu Maria Laach, Essen, Schrimm, Posen u. a.), wobei es hier und dort zu Tumulten und Requisition von Militär kam; namentlich bezeugte auch der rheinische und westfälische Adel lebhafte Sympathien für den heil. Vater. Dieselbe Maßregel traf durch Beschluß des Bundesraths vom 13. Mai 1873 auch die den Jesuiten verwandten Orden der Redemptoristen, Lazaristen, Priester vom Heiligen Geist und die Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu. Die Bischöfe waren natürlich mit diesen Beschlüssen und Maßregeln sehr unzufrieden, sie hielten 18.—20. Sept. 1872 in Fulda eine Konferenz unter dem Präsidium des Erzbischofs von Köln, aus welcher eine »Denkschrift der am Grab des heil. Bonifacius versammelten Erzbischöfe und Bischöfe über die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche im Deutschen Reich« hervorging, mit welcher der deutsche Episkopat der Reichsregierung förmlich den Krieg erklärte; denn mit den hier aufgestellten Grundsätzen von Selbständigkeit und Freiheit der Kirche vertrug sich die Souveränität des Staats schlechterdings nicht. Uebrigens war die Denkschrift auch von gemäßigten Bischöfen, wie Hefele von Rottenburg, unterzeichnet. Der Streit mußte infolge davon immer größere Dimensionen annehmen, und es trug dazu auch die Ausbreitung des *Altkatholicismus* bei, gegen welchen die Bischöfe in einer Weise auftraten, daß der Staat auch dem nicht ruhig zusehen konnte. So kam es in Preußen zu Konflikten mit mehreren Bischöfen, wie Krementz in Frauenburg, Ledochowski in Posen u. a., Konflikte, welche im folgenden Jahr infolge der Maigesetze von 1873 noch gesteigert wurden. Der Papst selbst äußerte sich in einer Ansprache vom 25. Juni voll Entrüstung über die deutsche Regierung. Seine Rede konstatirte den unversöhnlichen Gegensatz der katholischen Kirche gegen den Rechtsstaat und schloß mit den prophetischen Worten: »Irgend ein Stein wird vom Berg fallen und die Ferse des Kolosses zertrümmern!« Noch stärker war eine päpstliche Allokution vom 23. Dec., infolge deren der Vertreter Preußens bei der Kurie, Legationssekretär Stumm, auf Urlaub ging. Der »Kulturkampf« des im Deutschen Reich sich konsolidirenden modernen Rechtsstaats gegen die Uebergriffe der katholischen Hierarchie, nicht gegen Glauben und Bestehen der katholischen Kirche, bildete von jetzt an einen Angelpunkt der weitern Entwickelung. — Gegenüber diesem Gegenstand erschienen die übrigen Debatten und Beschlüsse des Reichstags, wenn auch an sich von Bedeutung, weniger wichtig. Die Verhandlungen betrafen noch: den Antrag von Elben, daß ein gleichzeitiges Tagen von Reichstag und Landtagen vermieden werden solle, Post- und Handelsverträge, Aufstellung

eines Flottenetats, Vertheilung und Verwendung der französischen Kriegskontribution, Salz- und Brausteuer, Verlängerung der »Diktatur« in Elsaß-Lothringen bis 1. Jan. 1874, Uebernahme der Verwaltung der luxemburgischen Eisenbahnen von Seiten des Deutschen Reichs, die Redaktion des Militärstrafgesetzbuchs, den (schon im vorigen Jahr eingebrachten) Lasker'schen Antrag, betreffend die Ausdehnung der Kompetenz des Reichs auf die Justizgesetzgebung: letzterer Antrag wurde auch diesmal im Reichstag angenommen, vom Bundesrath aber noch nicht definitiv erledigt.

Die Stellung, welche die einzelnen süddeutschen Staaten zum Reich einnahmen, spiegelte sich am deutlichsten in den Verhandlungen ihrer Landtage. Am weitesten war Baden in der Konformität mit Preußen vorgeschritten; in manchen Punkten, wie Einführung der obligatorischen Civilehe, war es längst weiter gegangen. In Hessen vollzog sich im September 1872 ein Umschwung durch den Eintritt des nationalen Ministeriums Hofmann. In der würtembergischen Kammer kam der Antrag der demokratischen Partei hinsichtlich der Reservatrechte (»daß jede einzelne Aenderung der Bestimmungen des Vertrags vom 25. Nov. 1870 der Zustimmung des Landtags bedürfe«) 7. und 8. Febr. 1872 zur Debatte, wurde aber infolge des entschiedenen Eintretens des Ministers Mittnacht für die Ansicht der Reichsregierung und der würtembergischen Regierung mit 60 gegen 29 Stimmen abgelehnt. Von den würtembergischen Gesandtschaften verblieben indessen (außer Berlin und Petersburg) noch die in Wien und München, hatten aber in der Kammer schwache Majoritäten für sich, die von Wien sogar nur eine Mehrheit von einer Stimme. Auch in der bayrischen Kammer kam der (von Schüttinger gestellte) Antrag über die Reservatrechte zur Berathung, wurde aber 9. Febr. mit 75 gegen 73 Stimmen abgelehnt. Eine eigenthümliche Episode im politischen Leben Bayerns trat im Juni 1872 mit dem Tode des zwar ursprünglich großdeutschen, aber reichstreuen Ministerpräsidenten Grafen Hegnenberg-Dux ein, indem jetzt König Ludwig den partikularistischen Gesandten in Stuttgart, Herrn v. Gasser, einen Hauptgegner des Reichs und Freund der Ultramontanen, mit der Neubildung eines Ministeriums beauftragte. Zum Glück gelang es demselben trotz siebenwöchigen Suchens nicht, die nöthigen Kabinetsmitglieder aufzufinden, und so wurde 24. Sept. der bisherige Finanzminister v. Pfretzschner zum Minister des Aeußern und Vorsitzenden des Ministerraths ernannt. Dieser Versuch einer reichsfeindlichen Wendung war um so auffallender, als gerade damals, 5.—12. Sept., in Berlin die Dreikaiserzusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm, Alexander II. und Franz Joseph stattfand, welche, wenn auch keine förmlichen Allianzen geschlossen wurden, doch bekundete, daß die Beherrscher der drei mächtigen Reiche in den großen Fragen der Politik einig seien, und daß Rußland und Oesterreich die Errichtung eines Deutschen Reichs und Kaiserthums, Deutschlands Ansprüche auf eine große geschichtliche Zukunft und den Gang der deutschen Reichspolitik guthießen, eine Thatsache, welche unwillkürlich ihre Spitze gegen das kriegslustige Frankreich richtete.

Am 12. März 1873 eröffnete der Reichstag seine vierte Session. Die Thronrede kündigte verschiedene Vorlagen an, welche die äußere Machtstellung und Sicherheit des Reichs und die Bedürfnisse des allgemeinen Verkehrs betrafen, und wies, etwaigen Revanchegelüsten Frankreichs gegenüber, auf die freundschaftlichen Beziehungen zu den Herrschern der mächtigen Nachbarreiche Deutschlands hin. Die Stärke der verschiedenen Fraktionen im Reichstag war folgende: die nationalliberale Partei zählte 115, die deutsche Reichspartei 34, die liberale Reichspartei 30, die Konservativen 50, die Fortschrittspartei 45, das Centrum 66, die Polen 13 Vertreter; 23 weitere Mitglieder hatten sich keiner Fraktion angeschlossen. Zum Präsidenten wurde Simson, zu Vicepräsidenten Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst und v. Bennigsen gewählt. Von den aus dem Schoß des Reichstags hervorgegangenen Anträgen und Gesetzentwürfen sind folgende zu erwähnen: Der Lasker'sche Antrag auf Ausdehnung der Reichstagskompetenz auf das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren wurde 3. April mit großer Mehrheit angenommen und vom Staatsminister Delbrück die Zustimmung des Bundesraths und die Ausarbeitung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs in sichere Aussicht gestellt. Der von Elben gestellte Antrag auf Errichtung eines Reichseisenbahnamts als einer ständigen Centralbehörde wurde 16. Juni angenommen, worauf der Etat dieses neuen Amts sofort fixirt und zur Genehmigung vorgelegt, Geheimrath Scheele zum Präsidenten ernannt wurde und 16. Sept. das Reichseisenbahnamt seine Funktionen antrat. Der von Schulze gestellte Antrag auf Verwilligung von Diäten an die Reichstagsabgeordneten wurde 30. April mit 145 gegen 85 Stimmen angenommen, der Antrag auf Einführung der obligatorischen Civilehe und der Civilstandsregister (Völk und Hinschius) sowie der von Biedermann und Genossen vorgelegte Preßgesetzentwurf und das von Windthorst beantragte Nothpreßgesetz brachten es zu keiner Schlußberathung. Diesen Anträgen gegenüber stehen folgende von der Reichsregierung eingebrachte Vorlagen: der Postvertrag zwischen D. und Italien wurde 28. Mai, ein Zusatz zu dem Postvertrag mit Schweden 6. Juni, der Handelsvertrag mit Persien 21. Juni, eine Abänderung des Vereinszolltarifs, wodurch die Eingangszölle von Eisen und Stahl ꝛc. theils ganz aufgehoben, theils vorderhand ermäßigt und ihre gänzliche Aufhebung auf 1. Jan. 1877 festgesetzt wurde, wurde 25. Juni angenommen. Das 24. Juni angenommene Münzgesetz bestimmte die definitive Einführung der Mark als Rechnungseinheit, die Ausprägung eines goldenen und eines silbernen 5-Markstücks und eines 2-Markstücks (neben den goldenen 10- und 20-Markstücken und dem 1-Markstück), die Einziehung der umlaufenden groben Landessilbermünzen gleichzeitig mit der Ausgabe der Reichssilbermünzen, die Einziehung sämmtlicher bisherigen Banknoten bis 1. Jan. 1876 und Fixirung des niedrigsten Betrags für neue auf 100 Mark, die Einziehung des bisherigen Staatspapiergelds spätestens bis 1. Jan. 1876 und die Ausgabe von Reichspapiergeld, worüber in der nächsten Session ein besonderes Gesetz vorgelegt werden sollte. Das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Reichsbeamten wurde 27. März, das über die Kriegsleistungen 4. Juni, das über das Reichseigenthum, dessen wichtigster Theil die Reichsfestungen sind, 3. Mai angenommen. Von den durch das Gesetz vom 8. Juli 1872 aus der französischen Kriegskostenentschädigung reservirten 1¼ Milliarden Franken (400 Mill. Thlr.) wurden 187 Mill. für den Invalidenfonds, 72 Mill. zur Umgestaltung der deutschen Festungen und weitere Millionen für Erweiterung oder Errichtung militärischer Dienstgebäude, für Erweiterung der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, für außerordentliche

Ausgaben in der Marineverwaltung votirt, bei welch letzterem Posten ein neuer Flottengründungsplan für die Jahre 1873—82 vorgelegt wurde. Die mit Frankreich abgeschlossenen Specialkonventionen vom 29. Juni 1872 und 15. März 1873 wurden 24. März unter Anerkennung der staatsmännischen Umsicht und Geschicklichkeit des Reichskanzlers genehmigt. Letztere Konvention bestimmte, daß bis zum 5. Sept. 1873 von Frankreich die ganze Kriegsentschädigung bezahlt, demgemäß 1. Juli mit der Räumung der von den deutschen Truppen noch besetzten 4 Departements und der Festung Belfort begonnen, bis zur Zahlung der letzten Viertelmilliarde die Stadt Verdun besetzt und zugleich mit dieser Zahlung Verdun und das französische Gebiet binnen 14 Tagen geräumt werden sollte. Das Gesetz über Einführung der Reichsverfassung in Elsaß-Lothringen, welches 18. Juni angenommen wurde, hob die dortige Diktatur auf (vom 1. Jan. 1874 an) und bestimmte, daß die Reichslande 15 Abgeordnete in den Reichstag zu wählen hätten. Sowohl dieses Gesetz, als auch die Berathung der Jahresübersicht über Gesetzgebung und Verwaltung in Elsaß-Lothringen gab den Klerikalen und Demokraten willkommene Gelegenheit zu ungerechtfertigten Klagen über Verkümmerung der religiösen und politischen Freiheiten in den Reichslanden. Der Schluß des Reichstags erfolgte 25. Juni.

In dem unmittelbar unter der Leitung des Reichskanzlers stehenden Reichsland Elsaß-Lothringen wurde die antideutsche Stimmung der Bewohner durch klerikale und französische Agitationen fortwährend angefacht. Die Reichsregierung verfolgte ihr Ziel mit Umsicht und Energie. Der Generalvikar Rapp in Straßburg, Gründer und Leiter eines die Regierung bekämpfenden Centralkomité's, wurde 17. März aus Elsaß-Lothringen ausgewiesen, der Bürgermeister Lauth von Straßburg, welcher officiell für die Rückkehr der Franzosen sich aussprach, 7. April seines Amts entsetzt, der dagegen protestirende Gemeinderath auf zwei Jahre suspendirt und Polizeidirektor Back mit den Rechten und Pflichten des Bürgermeisters und des Gemeinderaths ausgestattet. Auf dem Gebiete des Schulwesens wurde bestimmt, daß die Aufsicht und Leitung desselben den staatlichen Behörden zukomme, daß über Prüfung und Anstellung der Lehrer, über Organisation und Lehrplan die Regierung zu entscheiden habe, daß die den staatlichen Anordnungen nicht entsprechenden Schulen zu schließen seien, und daß vom 1. Okt. an in allen deutsch redenden Gemeinden nur die deutsche Sprache in den Elementarschulen gelehrt werden dürfe. Bei den Wahlen in die Bezirks- und die Kreisräthe 21. und 22. Juni wünschten die Klerikalen und Franzosenfreunde lauter Protestmänner gewählt oder keine Wahl zu Stande kommen zu sehen. Das Resultat fiel für die Regierung, besonders im Unterelsaß, günstiger aus. Allmählich bildete sich im Gegensatze zu diesen antideutschen Parteien eine dritte, welche sich die »elsässische« Partei nannte und das neu gegründete »Elsässer Journal« zu ihrem Organ hatte. Diese Politiker wollten, unter Anerkennung der Thatsachen, Elsässer bleiben, auf ihren elsässischen Partikularismus sich zurückziehen und für die politische Entwickelung und die industriellen Interessen der engern Heimat ausschließlich arbeiten. Die Führer dieser Partei, welche in Straßburg ihren Sitz hatte, waren Schneegans, Bergmann, Klein, North. Von den reichsländischen Festungen wurden Pfalzburg und Schlettstadt geschleift, Straßburg, Metz, Diedenhofen, Bitsch, Neubreisach als Festungen beibehalten und nach den neueren Erfahrungen im Kriegswesen umgebaut. Die militärische Sicherstellung der Reichslande wurde um so energischer betrieben, je rascher nach der neuen Konvention das Ende der Okkupation herankam. Am 5. Sept. erfolgte die letzte Kriegskostenzahlung, 8. Sept. wurde mit der Räumung Verduns begonnen, und 16. Sept. überschritt der letzte deutsche Soldat die französische Grenze.

Das Vorgehen der preußischen Regierung im Kampf mit den Klerikalen, welches vorzugsweise durch die dem preußischen Landtag vorgelegten und im Mai publicirten vier Kirchengesetze gekennzeichnet wurde, hatte den größten Einfluß auf die kirchlich-politischen Verhältnisse des Deutschen Reichs, das auf der ganzen Linie Front machte gegen die mit dem modernen Staatsrecht im Widerspruch stehenden Herrschaftsansprüche des Vatikans. Die dem Jesuitenorden verwandten Kongregationen der Redemptoristen, der Lazaristen, der Priester vom Heiligen Geist und die Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu wurden, auf den Beschluß des Bundesraths hin, 20. Mai vom Reichskanzler aufgelöst. Papst Pius IX. wandte sich, um der Kurie eine günstigere Stellung in D. zu verschaffen, an den Kaiser selbst mit einem Schreiben vom 7. Aug. Des Kaisers Antwort vom 3. Sept. bezeichnete als Anstifter des Streits die katholische Geistlichkeit, welche der weltlichen Obrigkeit den verfassungsmäßigen Gehorsam verweigere. Die Veröffentlichung dieses Briefwechsels veranlaßte von allen Seiten aus D. und aus anderen Ländern die Erlassung von zustimmenden und dankenden Adressen an den Kaiser. An die Zusammenkunft, welche letzterer mit dem Kaiser Alexander von Rußland in Ems und mit Kaiser Franz Joseph von Oesterreich bei der Weltausstellung in Wien hatte, reihte sich der für die politische Situation Europa's bedeutsame Besuch des Königs Victor Emanuel von Italien in Berlin, welcher, von zwei Ministern begleitet, vom 22.—26. Sept. dort verweilte. In der Bundesrathssitzung vom 12. Dec. wurde der vom Reichstag angenommene Lasker'sche Antrag mit 54 gegen 4 Stimmen angenommen und der Ausschuß für Justizwesen aufgefordert, die nöthigen Einleitungen zur Einsetzung einer Kommission und zur Aufstellung eines Entwurfs zu treffen. Eine Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 22. Dec. theilte mit, daß die Reichstagsabgeordneten von nun an für die Dauer einer Session freie Eisenbahnfahrt hätten. Die altkatholische Bewegung war im Wachsen. Die Altkatholikenversammlung in Köln vom 4. Juni wählte den Professor Reinkens zum Bischof. Vom jansenistischen Bischof Heykamp in Rotterdam 11. Aug. zum Bischof geweiht, leistete Reinkens 7. Okt. in die Hand des preußischen Kultusministers Falk den neu formulirten Bischofseid und wurde sofort von der preußischen Regierung als katholischer Bischof anerkannt, welchem Beispiel die Regierungen von Baden und Hessen-Darmstadt folgten. Im Personalstande des preußischen Ministeriums gingen folgende Veränderungen vor: Feldmarschall Roon wurde, an Stelle des freiwillig zurücktretenden Fürsten Bismarck, 1. Jan. Präsident des Ministeriums und General Kameke ihm als zweiter Kriegsminister beigegeben. Der bisherige mecklenburgische Minister Freiherr v. Bülow wurde 9. Okt. zum Staatssekretär des auswärtigen Amts mit dem Titel und Rang eines preußischen Staatsministers ernannt. Am 9. Nov. wurde Graf Roon auf seine Bitte von seiner Stellung als

Präsident und als Kriegsminister entbunden, Fürst Bismarck wieder zum Präsidenten des Ministeriums, Finanzminister Camphausen zum Vicepräsidenten, Kameke zum Kriegsminister ernannt. Ebenso wurden die Minister des Handels und des Ackerbaues, Graf Itzenplitz und Graf Königsmarck, 13. Mai und 8. Dec. auf ihr Ansuchen entlassen und Unterstaatssekretär Achenbach und Dr. Friedenthal zu ihren Nachfolgern ernannt. Bei den preußischen Landtagswahlen vom 4. Nov. verlor die konservative Partei 59 Sitze, während die Klerikalen und noch mehr die Nationalliberalen an Terrain gewannen. Von den Verhandlungen der Einzellandtage ist zu erwähnen die Vorlage eines Gesetzentwurfs über obligatorische Civilehe im preußischen Abgeordnetenhaus 17. Dec., die Zustimmung der bayrischen Kammern 8. Nov. und 1. Dec. und der würtembergischen Zweiten Kammer 30. Jan. zur Annahme des Lasker'schen Antrags im Bundesrath, die Abstimmung der würtembergischen Zweiten Kammer über die Gesandtschaften 20. Nov., wodurch, außer den Gesandtschaftsposten in Berlin und Petersburg, auch die in München und Wien beibehalten wurden, die Anträge auf Vorlegung liberaler Kirchen- und Schulgesetze in der hessischen Zweiten Kammer. Der Grundsatz, daß zu Aenderungen der deutschen Reichsverfassung mit Einschluß der Kompetenzerweiterungen und zum etwaigen Verzicht auf Reservatrechte nicht ein zustimmender Beschluß der Einzellandtage erforderlich sei, sondern nur die Zustimmung von Bundesrath und Reichstag, unter ausdrücklicher Genehmigung des berechtigten Bundesstaats, d. h. der Bevollmächtigten derselben im Bundesrath, hatte sich in der Theorie und Praxis der Einzelregierungen fest eingebürgert, und es fand Tadel, daß die sächsische Regierung, bevor sie im Bundesrath ihre Zustimmung zum Lasker'schen Antrag abgab, 5. und 20. Nov. beim Landtag die förmliche Ermächtigung hierzu nachsuchte. Dem 29. Okt. verstorbenen König Johann von Sachsen folgte auf dem Thron der älteste Sohn, **Albert**, an dessen Stelle zum kommandirenden General des 12. (sächsischen) Armeekorps der jüngere Sohn, Prinz Georg, 9. Nov. vom Kaiser ernannt wurde.

Das Jahr 1874 begann mit einer sehr lebhaften Agitation für die Reichstagswahlen, welche 10. Jan. und in Elsaß-Lothringen 1. Febr. stattfanden. Auch hier erreichten die Klerikalen, meist auf Kosten der Konservativen, günstige Erfolge, besonders in Bayern und in den preußischen Regierungsbezirken Köln, Münster, Aachen, Oppeln; die Socialdemokraten siegten in 9 Wahlbezirken, darunter in 6 sächsischen; doch standen den 101 Klerikalen 155 Nationalliberale, den 135 reichsfeindlichen 240 reichsfreundliche Abgeordnete gegenüber, wobei die Fortschrittspartei zu letzteren gezählt ist; die auf 22 Mitglieder herabgesunkene konservative Partei ist hierbei außer Rechnung gelassen. In Elsaß-Lothringen wurden 10 Klerikale, darunter die Bischöfe von Straßburg und Metz, und 5 Protestmänner gewählt. Der Reichstag wurde 5. Febr. im Auftrag des Kaisers vom Fürsten Bismarck mit einer Thronrede eröffnet, welche als Vorlagen das Militärgesetz, das Preßgesetz, eine Novelle zur Gewerbeordnung u. a. anführte. Zum ersten Präsidenten wurde 9. Febr. Forckenbeck, Oberbürgermeister von Breslau, zum ersten Vicepräsidenten Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, zum zweiten Professor Hänel von Kiel gewählt. Die 15 elsaß-lothringischen Abgeordneten traten 16. Febr. alle mit einander in den Reichstag und brachten sofort zwei allgemeines Aufsehen erregende Anträge ein. Der eine, von Teutsch und Genossen eingebracht, verlangte, daß die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen nachträglich speciell befragt werde, ob sie die Einverleibung in das Deutsche Reich gutheiße oder nicht. Dieser Antrag, welcher 18. Febr. zur Verhandlung kam und durch die Erklärung des Bischofs von Straßburg, daß die katholischen Elsaß-Lothringer den Frankfurter Frieden anerkennen, viel von seiner Bedeutung verlor, wurde ohne alle Diskussion mit allen gegen 23 Stimmen abgelehnt. Der zweite von Gerber und Genossen gestellte Antrag forderte die Aufhebung des Gesetzes, wodurch der Oberpräsident bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit mit einer Art Diktatur bekleidet und zur Requisition von Militär ermächtigt war. Dieser Antrag kam 3. März zur Verhandlung und wurde mit 196 gegen 138 Stimmen abgelehnt, nachdem Fürst Bismarck in längerer Rede die reichsländischen Verhältnisse beleuchtet und Bundeskommissär Herzog als Zweck des Antrags bezeichnet hatte, daß der französischen und klerikalen Partei in Elsaß-Lothringen ihr Kampf mit dem Deutschen Reich erleichtert werden sollte. Der Postvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Brasilien wurde 13. Febr., der Auslieferungsvertrag mit der Schweiz 16. Febr., das Gesetz über Entschädigung der Privateisenbahnen wegen der freien Fahrt der Reichstagsabgeordneten 16. Febr., der Antrag auf Gewährung von Diäten für die Reichstagsabgeordneten 18. Febr., das Gesetz über Beschränkung der Gerichtsbarkeit der deutschen Konsuln in Aegypten 16. März, das Gesetz über eine Strandungsordnung 16. März, das Gesetz über Impfzwang, welches die Klerikalen und Socialdemokraten als Eingriff in die persönliche Freiheit bekämpften, und der Antrag auf Errichtung eines Reichsgesundheitsamts 16. März, das Gesetz über die Ausgabe von Reichskassenscheinen (zum Gesammtbetrag von 120 Mill. Mark in Abschnitten zu 5, 20 und 50 Mark), welche an die Stelle des bis zum 1. Jan. 1876 einzuziehenden Landespapiergelds treten sollten, 22. April angenommen. Das Gesetz über Abänderung einiger Bestimmungen der Gewerbeordnung wurde bei der ersten Beratbung 19. Febr. von Mitgliedern der socialdemokratischen Partei aufs leidenschaftlichste bekämpft, besonders die Bestimmungen über kriminalrechtliche Bestrafung des Vertragsbruchs. Das an eine Kommission gewiesene Gesetz kam nicht mehr zu weiterer Berathung. Das Preßgesetz, von der Kommission, an welche es nach der ersten Berathung verwiesen wurde, vielfach modificirt, wurde, trotz heftiger Angriffe der Klerikalen und Socialdemokraten, besonders auf die Bestimmungen über Verantwortlichkeit und Beschlagnahme, 24. April mit großer Mehrheit angenommen, aber der Antrag Gerbers, dasselbe sofort auch in Elsaß-Lothringen einzuführen, abgelehnt. Der Antrag der Abgeordneten Völk und Hinschius auf Einführung der obligatorischen Civilehe und der Civilstandsregister, von den Antragstellern und von den Abgeordneten Schulte und Baumgarten aufs glänzendste vertheidigt, von den Klerikalen lebhaft bekämpft, wurde 28. März angenommen sammt dem Saucken'schen Antrag, daß die Gemeindebeamten zur Uebernahme des Amts eines Standesbeamten verpflichtet seien, und daß Geistlichen ein solches nicht übertragen werden dürfe. Noch heftigere Angriffe seitens der Klerikalen erlitt das Gesetz über »Verhinderung unbefugter Ausübung von Kirchenämtern«, für welches Vergehen Internirung, Verlust der Staatsangehörigkeit und Ausweisung aus dem Bundesgebiet festgesetzt wurde.

Dieses Gesetz, zunächst für diejenigen preußischen Geistlichen, welche sich den Maigesetzen nicht unterwerfen wollten, bestimmt, wurde, durch die Kommission in wesentlichen Punkten modificirt, theilweise verschärft, 25. April mit 214 gegen 108 Stimmen angenommen.

Die wichtigste Vorlage der Session war das Reichsmilitärgesetz, welches in seinem ersten Paragraph bestimmte, daß die Friedenspräsenzstärke des Heers an Unterofficieren und Mannschaften bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung 401,659 Mann betragen solle. Gleich gegen diese erste Bestimmung richteten sich die heftigsten Angriffe nicht bloß der reichsfeindlichen Parteien, sondern auch der zu demokratischer und parlamentarischer Opposition geneigten Mitglieder der Fortschrittspartei und des linken Flügels der Nationalliberalen (Lasker). Die Socialdemokraten verlangten einjährige, die Klerikalen zweijährige Dienstzeit; die anderen verwarfen die Festsetzung der Friedenspräsenzstärke, sahen darin eine Verkümmerung des Budgetrechts und verlangten für den Reichstag das Recht der Festsetzung der Friedenspräsenzstärke durch das jährliche Etatgesetz. Bei der ersten Berathung 16. Febr. trat Moltke mit einer die militärischen Verhältnisse der anderen Staaten, besonders Frankreichs, genau darlegenden, die politische Situation hervorhebenden Rede für die Regierungsvorlage ein, welche sodann an eine Kommission gewiesen wurde und erst nach zwei Monaten wieder daraus hervorging. Ganz D. interessirte sich für diese Kommissionsberathungen und drückte seine Theilnahme durch Versammlungen, Adressen und Weisungen an die Reichstagsabgeordneten aus. Die meisten dieser Stimmen verlangten im Interesse der Sicherheit und Integrität des Deutschen Reichs die Annahme des Regierungsentwurfs. Die Erkrankung des Reichskanzlers war der raschen Herbeiführung einer günstigen Wendung hinderlich. Endlich kam zwischen der Regierung und der Kommissionsmehrheit ein Kompromiß zu Stande, wonach die geforderte Friedenspräsenzstärke auf sieben Jahre unanfechtbar festgesetzt sein sollte. Bei der zweiten Berathung (13.—17. April) wurde dieser Kompromißvorschlag, von Bennigsen, Kameke, Moltke, Voigts-Rhetz u. a. vertheidigt, von den Klerikalen, Socialdemokraten und einem Theil der Fortschrittspartei bekämpft, mit 224 gegen 148 und das ganze Gesetz nach der dritten Berathung 20. April mit 214 gegen 123 Stimmen angenommen. In der Fortschrittspartei entstand infolge dieser Debatte eine unheilbare Spaltung; in der nationalliberalen Partei wurden die Divergenzen und Mißhelligkeiten wieder ausgeglichen. Der siebenjährige eiserne Bestand wurde nicht mit Unrecht mit dem Mac Mahon'schen Septennat in Verbindung gebracht. Der Schluß des Reichstags erfolgte 26. April durch eine vom Kaiser gehaltene Thronrede.

Von denjenigen Berathungen der Einzellandtage, welche von wesentlichem Einfluß auf die Verhältnisse des Deutschen Reichs sind, sind hervorzuheben das Gesetz über die obligatorische Civilehe, welches 15. Jan. 1874 vom preußischen Abgeordnetenhaus und 20. Febr. vom Herrenhaus angenommen wurde, die »Deklaration und Ergänzung des Gesetzes über Vorbildung und Anstellung von Geistlichen« und der Gesetzentwurf über die Verwaltung erledigter katholischen Bisthümer, durch welche zwei Vorlagen den verschiedenen Interpretationen des Gesetzes vorgebeugt und der Oberpräsident ermächtigt werden sollte, nach Erledigung eines Bisthums oder eines andern geistlichen Amts unter gewissen Umständen die Beschlagnahme des Vermögens der Stelle zu verfügen, wozu noch durch Amendement die Bestimmung kam, daß, falls der Kirchenpatron für Stellvertretung oder Neubesetzung erledigter geistlicher Stellen nicht in bestimmter Frist Sorge trage, das Wahlrecht auf die Pfarrgemeinde übergehen solle. Beide Gesetze wurden unter heftigem Widerstande der Klerikalen im Abgeordnetenhaus 9. Mai, vom Herrenhaus 16. Mai angenommen. Der Schluß des Landtags erfolgte 21. Mai.

Der Haß der Klerikalen gegen die Reichsregierung, durch die Verhaftung, beziehungsweise Absetzung von renitenten Bischöfen noch mehr angefacht, fand einen sehr drastischen Ausdruck in dem Mordversuch, welchen 13. Juli der Magdeburger Böttchergeselle Kullmann in dem Badeort Kissingen auf den Fürsten Bismarck machte. Der Thäter wurde verhaftet und von dem Schwurgericht zu Würzburg 30. Okt. zu vierzehnjähriger Zuchthausstrafe, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf zehn Jahre und Stellung unter Polizeiaufsicht verurtheilt. — Die Beziehungen des Deutschen Reichs zu anderen Staaten waren meist freundlich. Der von den spanischen Karlisten an dem deutschen Hauptmann Schmidt begangene Mord hatte die Absendung zweier deutschen Kriegsschiffe nach der Nordküste Spaniens und die Anerkennung der Regierung Serrano's seitens der deutschen Reichsregierung zur Folge, welchem Beispiel, außer Rußland, alle anderen europäischen Staaten folgten. Auf die gegen D. feindselig auftretenden Hirtenbriefe der französischen Bischöfe antwortete der Reichskanzler mit einem Schreiben an die französische Regierung, die sich dadurch zu strengerer Behandlung der klerikalen Presse und zu mäßigenden Rathschlägen an die Bischöfe genöthigt sah. Principielle Verschiedenheiten in den politischen Anschauungen zwischen dem Reichskanzler und dem deutschen Botschafter in Paris, dem Grafen Arnim, veranlaßten die Abberufung des letztern (sein Nachfolger war Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst), und als sich herausstellte, daß derselbe wichtige, dem Gesandtschaftsarchiv in Paris angehörige diplomatische Aktenstücke sich angeeignet hatte, und diese nicht herausgegeben wurden, wurde Arnim 4. Okt. verhaftet, aus Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse bald darauf wieder freigelassen, jedoch vor das Kriminalgericht gestellt. Dieser Arnim'sche Proceß, wodurch einer der höchsten Staatsbeamten nicht der disciplinarischen Ahndung, sondern den Paragraphen des Staatsgesetzbuchs verfiel, erregte europäisches Interesse, das sich im Verlauf der Gerichtsverhandlungen, infolge der durch die Verlesung der Aktenstücke herbeigeführten diplomatischen Enthüllungen, dem Angeklagten ganz entzog und dem durch seine staatsmännischen Depeschen in neuem Ruhm strahlenden Reichskanzler zuwandte. Der Proceß endigte 19. Dec. mit der Verurtheilung des Grafen Arnim zu dreimonatlicher Gefängnishaft, gegen welches Urtheil beide Theile, der Angeklagte und der Staatsanwalt, Berufung einlegten.

Die zweite Session des Reichstags wurde 29. Okt. 1874 vom Kaiser eröffnet. Bei der Präsidentenwahl wurde 31. Okt. zum ersten Präsidenten Forckenbeck, zum ersten Vicepräsidenten Freiherr v. Stauffenberg, zum zweiten Vicepräsidenten Hänel gewählt. Die Hauptaufgabe des Reichstags war die Feststellung des Reichshaushaltsetats für das Jahr 1875. Bis 18. Dec. war der ganze Etat durchberathen und angenommen. Darunter befand sich, nach Ablauf der Zeit des Pauschquantums, zum erstenmal

die Berathung des Militäretats. Daran reihte sich die Berathung des Marineetats sammt der Marineanleihe und des Gesetzes über Errichtung der deutschen Seewarte in Hamburg (18. Dec.). Bei der Forderung für das neue Reichsjustizamt (1. Dec.) sprach sich Bismarck über die Entwickelung des Reichs nach der Richtung der höheren Reichsämter aus und stellte die Errichtung von förmlichen Reichsministerien in Aussicht. Die Berathung des Etats für den Bundesrath (4. Dec.) benutzte der bayrische Abgeordnete Jörg zu einem Angriff auf Bismarcks auswärtige Politik und zur Erwähnung des Kullmann'schen Attentats, was den heftigsten Sturm, der je im Reichstag vorgekommen, veranlaßte und Bismarck zu einer geharnischten Entgegnung aufrief, die mit den die Situation vollständig bezeichnenden Worten schloß: »Verstoßen Sie den Mann, wie Sie wollen! Er hängt sich doch an Ihre Rockschöße«. Bei der Berathung über die Gesandtschaften (5. Dec.) entspann sich zwischen Bismarck und den Klerikalen eine heftige Debatte darüber, daß Bismarck die Exigenz für die Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl zurückgezogen, diesen Posten also aufgehoben hatte, und Bismarck führte dabei die Aeußerung des frühern Nuntius in München, Meglia, an, daß der Kirche nur noch die Revolution helfen könne. Bei der dritten Berathung des Etats des auswärtigen Amts (18. Dec.) beantragte Windthorst die Streichung der geheimen Fonds; aber Bennigsen wußte diesen Antrag zu einem großartigen Vertrauensvotum für Bismarck zu benutzen, wodurch Verstimmungen über das Votum des Reichstags (12. und 17. Dec.), gelegentlich der Verhaftung des klerikalen Abgeordneten Majunke, beseitigt wurden und die Gerüchte über den Rücktritt des Reichskanzlers sich wieder verloren. Der Antrag, die socialdemokratischen Abgeordneten Bebel, Most und Hasenclever für die Dauer der Reichstagssession aus ihrer Strafhaft zu entlassen, wurde 21. Nov. abgelehnt. Die Postverträge mit Chile und Peru wurden 4. Nov., der Berner Postvertrag 30. Nov., der sogen. Mecklenburger Antrag (auf Einführung einer wahrhaften Volksvertretung in allen Bundesstaaten) 9. Dec. genehmigt, der Antrag Winterers auf Aufhebung des Unterrichtsgesetzes für Elsaß-Lothringen 17. Dec. abgelehnt, der Landeshaushaltsetat für Elsaß-Lothringen 19. Dec. genehmigt. Bei letzterer Berathung kam die kaiserliche Verordnung vom 29. Okt., wonach aus den elsaß-lothringischen Bezirkstagen ein Landesausschuß mit beschränkter berathender Vollmacht gebildet werden sollte, zur Sprache, und von den elsässischen Abgeordneten, welche hierin wieder von den Klerikalen unterstützt wurden, wurde die Errichtung eines Provinziallandtags für Elsaß-Lothringen verlangt, von Bismarck die Gründe, welche dies vorderhand unmöglich machen, 30. Nov. dargelegt.

Nach einer Pause vom 20. Dec. 1874 bis 6. Jan. 1875 trat der Reichstag 7. Jan. wieder zusammen. Die Konvention mit Rußland über die Regulirung von Hinterlassenschaften wurde 7. Jan., der Konsularvertrag mit Rußland 9. Jan., ein Auslieferungsvertrag mit Belgien 22. Jan., der Antrag auf Gewährung von Diäten an die Reichstagsabgeordneten 20. Jan., das Gesetz über Maßregeln gegen die Reblauskrankheit 29. Jan., das Gesetz über die provisorische Kontrolle des Reichs- und des elsaß-lothringischen Landeshaushalts durch die preußische Oberrechnungskammer 29. Jan., das Gesetz über die Erweiterung der Umwallung Straßburgs 29. Jan., das Gesetz über Einführung von Reichsgesetzen (Gesetz über Reichsmünze, Maß- und Gewichtsordnung, Stempelpflichtigkeit der Rechnungen und Quittungen, Eheschließung im Ausland, Invaliden, Posttarwesen, Ausdehnung der Reichskompetenz auf das bürgerliche Recht) 14. Jan. genehmigt. Die 24. Nov. 1874 vorgelegten Justizgesetzentwürfe (Gerichtsorganisation, Civilproceßordnung, Strafproceßordnung und die drei Einführungsgesetze) wurden nach der ersten Berathung einer ständigen Kommission von 28 Mitgliedern übergeben, deren Wahl 18. Jan. erfolgte, worauf die Kommission, die den Abgeordneten Miquel zu ihrem Vorsitzenden wählte, ihre Thätigkeit begann. Von Gesetzen, welche das Militärwesen betreffen, sind zu erwähnen das Landsturmgesetz, das Gesetz betreffend die Ausübung der militärischen Kontrolle über Personen des Beurlaubtenstands, das Gesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden und das Gesetz über Einführung des deutschen Quartiergesetzes in Bayern und Würtemberg, wovon das erste und zweite 22. Jan., das dritte und vierte 29. Jan. angenommen wurden. In wirtschaftlicher Beziehung war das 30. Jan. angenommene Bankgesetz, welches sich würdig an die Gesetze über Reichsmünzen und Reichspapiergeld anreihte und die Reichsbank zum Mittelpunkte des deutschen Bankwesens machte, bei weitem das bedeutendste. Am eingreifendsten in die kirchlich-politischen Verhältnisse und epochemachend in der neuern Geschichte ist die nach harten Kämpfen mit den Klerikalen 25. Jan. erfolgte Annahme des Gesetzes über Einführung der obligatorischen Civilehe und Beurkundung des Personenstands, das vom 1. Jan. 1876 im ganzen Deutschen Reich eingeführt sein muß, in Ländern, wo, wie in Bayern, eine frühere Einführung wünschenswerth ist, auch früher eingeführt werden kann. Besonders wichtig ist die Bestimmung des Gesetzes, wonach es jedem katholischen Geistlichen und jedem Ordensmitglied freisteht, eine rechtsgültige Ehe einzugehen. Der Schluß des Reichstags erfolgte 30. Jan.

Literatur zur Geschichte. Ausführliche Bearbeitungen der ganzen deutschen Geschichte sind: Häberlin, Umständliche deutsche Reichsgeschichte (Halle 1767—86, 21 Bde.); M. J. Schmidt, Geschichte der Deutschen (fortgesetzt von Milbiller bis 1806 und von Dresch bis 1816, im ganzen 28 Bde., Ulm 1785—1830); Heinrich, Deutsche Reichsgeschichte (Leipz. 1787—1805, 9 Bde.); Luden, Geschichte des Teutschen Volks (bis 1237, Gotha 1825—37, 12 Bde.); K. A. Menzel, Geschichte der Teutschen (bis Maximilian I., Bresl. 1815 bis 1823, 8 Bde.); Derselbe, Neuere Geschichte der Teutschen, von der Reformation bis zur Bundesakte (das. 1826—35, 6 Bde.; neue Ausg., das. 1854—56); Pfister, Geschichte der Deutschen, nach den Quellen (Hamb. 1829—35, 5 Bde.; Bd. [illegible] von Bülau, 1842); Wirth, Geschichte der Deutschen (bis 1806, Enniskofen 1842—45, 4 Bde.; 4. Aufl., Stuttg. 1860—64); Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs (Halle 1854—67, 5 Bde.); Sugenheim, Geschichte des deutschen Volks und seiner Kultur (Leipz. 1866, Bd. 1—3). Auf die Verfassungsgeschichte bezüglich sind: Pütter, Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs (3. Aufl., Götting. 1798 ff., 3 Bde.); Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (5. Aufl., das. 1843—44, 4 Bde.); G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (Kiel 1844—74, Bd.

1—5, bis jetzt bis etwa 1100); kürzer: Walter, Deutsche Rechtsgeschichte (2. Aufl., Bonn 1857). Die älteste Zeit behandeln: Barth, Deutschlands Urgeschichte (Hof 1818—20; umgearbeitet, Erlang. 1840—46, 5 Bde.); v. Wietersheim, Zur Vorgeschichte deutscher Nation (Leipz. 1852); Derselbe, Geschichte der Völkerwanderung (das. 1859—62, 4 Bde.); Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung (Weim. 1862—64, 2 Bde.); die Zeit der Merowinger und Karolinger: Mannert, Geschichte der alten Deutschen, besonders der Franken (Stuttg. 1829—32, 2 Bde.); Pertz, Geschichte der merowingischen Hausmeier (Hannov. 1819); Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger (Freiburg 1848, 2 Bde.); E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs (Berl. 1862—65, 2 Bde.); Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (das. 1866); Hahn, Jahrbücher des fränkischen Reichs, 741—752 (das. 1863); Oelsner, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Pipin, 751—768 (Leipz. 1870); Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Karl d. Gr. (das. 1866, Bd. 1); Simson, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen (das. 1874, Bd. 1); die Zeit der sächsischen Dynastie: »Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem sächsischen Haus«, herausgegeben von L. Ranke (das. 1837—40, 3 Bde.); Waitz, Heinrich I. (das. 1863); Hirsch, Heinrich II. (Berl. u. Leipz. 1862—75, 3 Bde.; Bd. 3 von Breßlau); die Zeit der fränkischen Kaiser: Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (Leipz. 1827, 2 Bde.); Steindorff, Heinrich III. (das. 1875, Bd. 1); Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter den Kaisern Heinrich V. und Lothar III. (das. 1841—42, 2 Bde); die Zeit der Hohenstaufen: F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit (das. 1824, 6 Bde.; 4. Aufl. 1872—73); Jaffé, Geschichte des Deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen (Berl. 1843); Derselbe, Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III. (Hannov. 1845); H. Prutz, Geschichte Kaiser Friedrichs I. (Danzig 1871—74, 3 Bde.); Toeche, Kaiser Heinrich VI. (Leipz. 1867); Abel, König Philipp der Hohenstaufe (Berl. 1852); Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. (Leipz. 1874); Derselbe, Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche (Bd. 1, Berl. 1863; Bd. 2, Reval 1865); Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. (Götting. 1859—65, 4 Bde.); Derselbe, Die letzten Hohenstaufen (das. 1871); die Zeit des Interregnums bis zur Goldenen Bulle: Olenschlager, Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts (Frankf. a. M. 1755); O. Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert (Wien 1864—67, 2 Bde.); Dönniges, Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert (Berl. 1841); Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde (das. 1845—62, Bd. 1—3 u. 5); Pelzel, Kaiser Karl IV. (Prag 1780, 2 Bde.); Derselbe, Lebensgeschichte des Königs Wenceslaus (das. 1788, 2 Bde.); Aschbach, Geschichte Kaiser Sigismunds (Hamb. 1838—45, 4 Bde.); die Kaiserzeit überhaupt: Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit (Braunschw. 1855 ff., Bd. 1—4, wiederholt aufgelegt); Souchay, Geschichte der deutschen Monarchen (Frankf. 1861—62, 4 Bde.); das Reformationszeitalter und den Dreißigjährigen Krieg (s. d., Literatur): Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Berl. 1839—40; 5. Aufl., Leipz. 1873, 6 Bde.); Zimmermann, Geschichte des großen Bauernkriegs (Stuttg. 1843, 2. Aufl. 1856—57, 2 Bde.); Hagen, Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter (Frankf. 1844, 3 Bde.); Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwickelung ꝛc. (Regensb. 1846—48, 3 Bde.); Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten (Düsseld. 1865); Ranke, Zur deutschen Geschichte vom Religionskrieg bis zum Dreißigjährigen Krieg (Leipz. 1869); Bucholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. (Wien 1831—38, 9 Bde.); Gindely, Rudolf II. und seine Zeit (Prag 1862—65, 2 Bde.); Ritter, Geschichte der deutschen Union (Schaffh. 1867—73, 2 Bde.); Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. (das. 1850—64, 11 Bde.); Ranke, Geschichte Wallensteins (Leipz. 1869, 3. Aufl. 1871); Koch, Geschichte des Deutschen Reichs unter Ferdinand III. (Wien 1865—66, 2 Bde.); die Zeit nach dem Westfälischen Frieden: Hauser, D. nach dem Dreißigjährigen Krieg (Leipz. 1862); Förster, Die Höfe und Kabinette Europa's im 18. Jahrhundert (Potsd. 1836—39, 3 Bde.); Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre (Wien 1863—65, 3 Bde.); die Literatur über Friedrich d. Gr. und Preußen, s. d.; Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund 1780—90 (Leipz. 1871, 2 Bde.); Biedermann, D. im 18. Jahrhundert (das. 1854—67, Bd. 1, 2); Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes (3. Aufl., Berl. 1869, 3 Bde.); Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (Hamb. u. Gotha 1845); Derselbe, Politische Zustände und Personen in D. zur Zeit der französischen Herrschaft (Gotha 1862—69, 2 Bde.); A. Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs d. Gr. (Berl. 1851); Derselbe, Preußens deutsche Politik (3. Aufl., Leipz. 1867); Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein (Berl. 1849—55, 6 Bde.); Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege (3. Aufl., das. 1864, 3 Bde.); Derselbe, Geschichte des Jahrs 1815 (das. 1865, 2 Bde.); Kaltenborn, Geschichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen 1806—1856 (das. 1857, 2 Bde.); Ilse, Geschichte der deutschen Bundesversammlung (Marb. 1860—62, 3 Bde., unvollendet); Derselbe, Geschichte der politischen Untersuchungen (Frankf. 1860); Weber, Der deutsche Zollverein, seine Entstehung und Entwickelung (2. Aufl., Leipz. 1871); die Literatur über den Preußisch-deutschen Krieg, s. d.; Haym, Die deutsche Nationalversammlung (Berl. 1850); Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang (Leipz. 1853); Derselbe, Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71 (das. 1872—73, 2 Bde.); Wehrenpfennig, Geschichte der deutschen Politik unter dem Einfluß des italienischen Kriegs (das. 1860); Hahn, Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik (das. 1868); Derselbe, Die deutsche Politik seit 1867 (das. 1871); E. Arnd, Geschichte der Jahre 1867—71 (das. 1872—73, 2 Bde.); W. Menzel, Die wichtigsten Weltbegebenheiten 1866—71 (Stuttg. 1872, 2 Bde.); W. Zimmermann, Geschichte der Jahre 1860—1871 (das. 1872); W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart, in jährlichen Bänden (Berl., seit 1867); über den Krieg von 1870, s. Deutsch-französischer Krieg.

Kürzere Lehrbücher sind: Pütter, Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie (2. Aufl., Götting. 1772); Heinrich, Handbuch der deutschen

Reichsgeschichte (Leipz. 1800, 2 Bde.; fortgesetzt von Pölitz bis 1819); Posselt, Geschichte der Deutschen für alle Stände (fortgesetzt von Pölitz, das. 1789—1805, 4 Bde., 1820, 1821); Mertens, Geschichte der Deutschen (Freiburg 1810, 2 Bde.); Kohlrausch, Deutsche Geschichte (für Schulen, 1816; 15. Aufl., Hannov. 1866); Böttiger, Geschichte des deutschen Volks (3. Aufl., Stuttg. 1845); Rauschnick, Hauschronik der Deutschen (Leipz. 1828—29, 3 Abtheilgn.); W. Menzel, Geschichte der Deutschen (5. Aufl., Stuttg. 1855, 5 Bde.); Söltl, Geschichte der Deutschen (Freiburg 1835—36, 4 Bde.); Duller, Geschichte des deutschen Volks (Leipz. 1840, 5. Aufl., bearbeitet von W. Pierson, Berl. 1874, 2 Bde.); Derselbe, Vaterländische Geschichte, fortgesetzt von Hagen (Frankf. 1852—57, 4 Bde.); J. Krebs, Deutsche Geschichte (Münster 1853—58, 3 Bde.); Mayer, Deutsche Geschichte für das deutsche Volk (Leipz. 1857—58, 2 Bde.); Rückert, Deutsche Geschichte (3. Aufl., bis zur Neugründung des Deutschen Reichs, das. 1873); D. Müller, Geschichte des deutschen Volks (5. Aufl., Berl. 1874).

Kulturgeschichtliche Werke sind außer den schon genannten noch: W. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität (Braunschw. 1860—62, 3 Bde.); K. v. Raumer, Vom deutschen Geist (2. Aufl., Erlang. 1850); Hegewisch, Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis zu Maximilian I. (Hamb. 1788); Herzog, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Kultur der Deutschen Nation (Frankf. 1795, nur bis zum Ausgang der Karolinger); Scherr, Geschichte deutscher Kultur und Sitte (Leipz. 1854, 5. Aufl. 1873); G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit (8. Aufl., das. 1874, 4 Bde.); K. Braun, Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei (das. 1869, 2 Bde.; neue Folge, Berl. 1870, 2 Bde.). Die Frage über die Bedeutung des alten deutschen Kaiserthums behandeln: J. Ficker, Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen (2. Aufl., Innsbr. 1862); Derselbe, Deutsches Königthum und Kaiserthum (das. 1862); v. Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (Düsseld. 1862); v. Wydenbrugk, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (Münch. 1862). — Einzelne Verhältnisse stellen noch dar: Montag, Geschichte der deutschen staatsbürgerlichen Freiheit (Bamb. 1812, 2 Bde.); Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände (2. Bearbeitung, Berl. 1830); Ficker, Vom Reichsfürstenstand (Innsbr. 1861, unvollendet); Nitzsch, Ministerialität und Bürgerthum im 11. und 12. Jahrhundert (Leipz. 1859); Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter (Frankf. 1868); Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit (Berl. 1818); Stobbe, Die Juden in D. während des Mittelalters (Braunschw. 1866); Unger, Geschichte der deutschen Landstände (Hannov. 1844, 2 Bde.); Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters (Bonn 1825—29, 4 Bde.); Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte (Hamb. u. Gotha 1854, 2 Bde.); v. Maurer, Geschichte der Städteverfassung in D. (Münch. 1869—71, 5 Bde.); Heusler, Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung (Weim. 1872); Stenzel, Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands, vorzüglich im Mittelalter (Berl. 1820); Barthold, Geschichte der Kriegsverfassung und des Kriegswesens der Deutschen (Leipz. 1855, 2 Bde.); v. Peucker, Das deutsche Kriegswesen der Urzeiten (Berl. 1860—64, 3 Bde.); Fischer, Geschichte des deutschen Handels, der Schiffahrt, Erfindungen, Künste und Gewerbe (Hannov. 1791—97, 4 Bde.); Falke, Geschichte des deutschen Handels (Leipz. 1860, 2 Bde.); Anton, Geschichte der teutschen Landwirtschaft bis 1500 (Görlitz 1799—1802, 3 Bde.); Langethal, Geschichte der teutschen Landwirtschaft (Jena 1847—56, 4 Thle.); S. Hirsch, Das Handwerk und die Zünfte, vornehmlich in D. (Berl. 1854); Mascher, Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart (Potsd. 1866); Gmelin, Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues (Halle 1783).

Deutsch-Lothringen, Departement des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen (s. d.), besteht aus 8 Kreisen: Saargemünd, Forbach, Bolchen, Diedenhofen, Stadtkreis Metz, Landkreis Metz, Château-Salins, Saarburg, mit 750 Gemeinden und umfaßt 6215 QKilom. (112,87 QM.) mit (1871) 490,308 Einw.; davon sind 23,883 Evangelische und 8646 Juden und etwa 180,000 Einw. französischen Sprachstamms. Der amtlich eingeführte neue Name ist: Bezirk Lothringen. Vgl. Lang, Der Regierungsbezirk Lothringen (Metz 1874); Huhn, D., Landes-, Volks- und Ortskunde (Stuttg. 1875).

Deutschmeister, s. Deutscher Orden.

Deutsch-Oravicza (spr. -wiza, ungar. Oravicza-bánya), Stadt im ungar. Komitat Krasso (Banat), an der Banater Montaneisenbahn, Sitz einer Berghauptmannschaft, mit Gold-, Silber- und Kupferbergwerken, einem Kupferhammer, Steinkohlengruben, vorzüglichen Ziegelbrennereien und (1869) 4310 Einw.

Deutsch-Szaszka (spr. -ßaßka, ungar. Szászka-bánya), Flecken im ungar. Komitat Krasso (Banat), an der Nera, mit Silber-, Kupfer- und Eisensteinbergbau, mehreren Kupferschmelzhütten, einer Eisenhütte und (1869) 2728 Einw.

Deutsch-Wartenberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz, Kreis Grünberg, an der Ochel, mit 900 vorwiegend kathol. Einwohnern. Schloß und Herrschaft D. gehören dem Herzog von Dino.

Deutz, Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Köln, rechts am Rhein, Köln gegenüber und mit dieser Stadt durch eine Schiff- und eine 1859 eröffnete Gitterbrücke verbunden, ist befestigt und als Brückenkopf in die Befestigungswerke von Köln gezogen, hat einen Bahnhof der Köln-Mindener und einen der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, eine evangelische und eine kathol. Kirche, eine höhere Stadtschule, eine Kürassierkaserne, bedeutende Artilleriewerkstätten, eine große Eisenbahnwägenfabrik (mit 800 Arbeitern), eine Gummifäden-, eine Gasmotorenfabrik und einige Eisengießereien. Der Hafen dient nur zu militärischen Zwecken. Die Einwohner, 1871 mit Einschluß des Militärs (rheinisches Kürassierregiment Nr. 8, westfälisches Pionierbataillon Nr. 7, Artillerie) 12,063 an der Zahl (darunter in der Civilbevölkerung 2044 Evangelische und 212 Juden), sind zu einem nicht geringen Theil Beamte der verschiedenen Behörden in Köln. D. hieß im Alterthum Duitium. Kaiser Konstantin d. Gr. baute hier zu Anfang des 4. Jahrh. zur Vertheidigung der von ihm angelegten steinernen Rheinbrücke ein Kastell, das in den Urkunden unter dem Namen Monumentum Dutiense vorkommt und 957 (964) nebst der Brücke zerstört ward. Nachdem der Erzbischof Konrad von Hochstetten (1238—61) die Stadt mit einer Mauer umgeben, ward dieselbe mehrmals, zuletzt 1583 von den französischen Söldnern des Erzbischofs Gebhard verwüstet. Der Kurfürst Ferdinand, ein bayrischer Prinz, befestigte die Stadt 1632 von

neuem, worauf die Schweden dieselbe eroberten und die Festungswerke zerstörten, welche aber schon 1642 wieder hergestellt wurden. Im Jahr 1673 bemächtigten sich die Kaiserlichen der Stadt, deren Festungswerke nach dem Nimwegener Frieden abermals geschleift wurden. Zur Zeit der französischen Herrschaft hob sich D. sehr durch Schleichhandel. Seit 1816 ist es von der preußischen Regierung wieder befestigt worden. Unmittelbar bei D. liegt der mächtig aufblühende Ort Kalk (s. d.).

Deutzia *Thunb.* (Deutzie), Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, kleine Sträucher, in Japan und China, mit schlaffen Zweigen, ganzen, feingezähnten und mit sternförmigen Haaren bedeckten, gegenständigen Blättern und weißen, meist geruchlosen Blüten in endständigen Trauben oder doldentraubenförmigen Rispen. *D. crenata S. et Z.* (fälschlich als gracilis in den Gärten bezeichnet), ein prächtiger Strauch mit graugrünen, 5—8 Centim. langen Blättern, blüht ungemein reichlich in 8 und mehr Centimeter langen Trauben. *D. gracilis S. et Z.*, ein niedriger, buschiger Strauch mit grünen, bis 5 Centim. langen Blättern, blüht ebenfalls reichlich in meist verästelten Trauben. Beide Arten werden in Gärten kultivirt, die letztere auch vielfach getrieben.

Deux (franz., spr. dö), zwei; d. à d., je zwei; à d. mains, für beide Hände passend, zum Doppelgebrauch; entre d., zwischen beidem; mitten inne stehend, befindlich; ein Entre-d., Mittelstück, Zwischenwand.

Deux-Sèvres (spr. dö-ßähwr), franz. Departement, s. Sèvres.

Deva, 1) Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, unfern der Mündung des Flusses D. in den Biscayischen Meerbusen, mit etwa 1200 Einw., kleinem Hafen und sehr besuchten Seebädern. — 2) (deutsch Dimrich oder Schloßberg) Marktflecken in Siebenbürgen, Vorort des Komitats Hunyád, an der Marosch, hat einen Franciskanerkonvent (seit 1710), ein großes Militärverpflegungsmagazin, ein Spital, starken Wein- und Obstbau, ein ergiebiges Kupferbergwerk und (1869) 3277 ungarisch-romanische Einwohner. Dabei auf einem steilen Trachytberg die Ruinen eines alten, 1849 zerstörten festen Schlosses, wahrscheinlich römischen Ursprungs. D. hieß im Alterthum Dacopolis, lag in Dacien und war schon früh berühmt. König Decebalus soll hier begraben sein. Hier besiegte Johann Török 1555 die Türken. Ehemals war D. eine Festung, von welcher noch viele Schanzen in der Umgegend übrig sind.

Devalisiren (franz.), einem sein Felleisen (franz. valise) nehmen, einen Reisenden seines Gepäcks berauben.

Devalviren (lat.), Geld ꝛc. im Werth herabsetzen; Devalvation, die Herabsetzung des Nennwerths einer bestimmten Münzsorte durch die Staatsgewalt. Daher Devalvationstabellen, Tabellen mit der Angabe des wirklichen (Metall-)Werths der Münzen nach dem geltenden Münzfuß.

Devanagari (sanskr., »göttliche Stadtschrift«), Benennung der gangbaren Sanskritschrift. Diese entstand selbständig, ohne Nachbildung eines andern Alphabets zu sein, in Indien, wo Schrift vor 450 v. Chr. noch nicht in Gebrauch gewesen sein wird, hat hier viele Stadien durchlaufen und ist die Grundlage derjenigen neuindischen Sprachen geworden, die das Sanskrit zur Unterlage haben. Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1867), der A. Weber widerlegt, welcher das D. von einem semitischen Alphabet ableiten wollte.

Devancier (franz., spr. döwangßjeh), Vorgänger, Vorfahr; devanciren, einem vorangehen, ihn überholen.

Devantière (franz., f., spr. döwangtjähr), Art Reitrock für Frauen.

Devaporation (lat.), Verdichtung des Wasserdampfs, Verwandlung desselben in Wasser.

Devastiren (lat.), verwüsten, verheeren; Devastation, Verwüstung; Devastator, Verwüster, Zerstörer.

Devaux (spr. döwoh), Paul Louis Isidor, belg. Staatsmann, geb. 20. April 1801 zu Brügge, betrat 1820 die advokatorische Laufbahn und nahm seitdem den lebhaftesten Antheil an den auf die politische Befreiung Belgiens gerichteten Bestrebungen. Als Mitredakteur des Oppositionsblatts »Politique« vertrat er die Idee der Union zwischen den Liberalen und den Katholiken, die, nachdem sie erfolgt war, vorzugsweise den Sturz des Hauses Oranien herbeiführte. Während der Revolution selbst vertrat er im Kongreß den republikanischen Tendenzen gegenüber die konstitutionelle Monarchie als das einzige Mittel zur festen Organisation Belgiens und entwarf mit Nothomb die Verfassung. Im zweiten Ministerium des Regenten Surlet de Chokier war er März 1831 Staatsminister ohne Portefeuille, brachte die Ernennung des Prinzen Leopold zum König der Belgier vorzüglich mit in Anregung und wirkte im Juni 1831 als Kommissär bei der Londoner Konferenz wesentlich mit zur Beseitigung der Schwierigkeiten, welche sich der Annahme der Krone von Seiten des Prinzen entgegenstellten. Nach der Erhebung desselben zum König der Belgier zog er sich von den Staatsgeschäften zurück und blieb nur noch Mitglied der Kammer der Abgeordneten. Im Jahr 1839, als es sich um die definitive Annahme der 23 Artikel handelte, erklärte sich D. im Nationalinteresse für die Annahme derselben. Gleichzeitig mit dem Aufkommen des Ministeriums Lebeau-Rogier 1840 gründete er die für den Liberalismus tonangebende »Revue nationale«. 1863 unterlag er bei den Wahlen dem katholischen Gegner und zog sich seitdem ganz vom politischen Schauplatze zurück. Seit 1846 ist er Mitglied der belgischen Akademie. In jüngster Zeit erschien von ihm: »Études politiques sur l'histoire ancienne et moderne et sur l'influence de l'état de guerre et de l'état de paix« (Par. 1875).

Developpable Fläche, abwickelbare Fläche, eine krumme Fläche, welche sich ohne Brüche und Falten in eine Ebene ausbreiten läßt, z. B. die krumme Fläche des Cylinders oder Kegels; dann überhaupt eine krumme Fläche, welche durch die Bewegung einer geraden Linie entsteht, deren zwei nächste Lagen sich immer in Einer Ebene befinden, also sich entweder schneiden, oder parallel sind. In solchen Flächen lassen sich immer nach gewissen Richtungen gerade Linien ziehen, was bei anderen krummen Flächen unmöglich ist.

Developpiren (franz.), abwickeln; entfalten, enthüllen; das Netz eines Körpers zeichnen; Developpement (spr. dew'loppmäng), Entwickelung, Entfaltung, Erklärung, Auseinandersetzung; in der Baukunst Specialriß über den Grund oder ein einzelnes Stock eines Gebäudes; im Militärwesen Aufmarsch aus der Kolonne.

Deventer (spr. dehwenter), Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, am Einfluß des Schipbeek in die Yssel, alterthümlich gebaut, mit ziemlich verfallenen Festungswerken, hat eine Kathedrale, 5 andere Kirchen, ein schönes Stadthaus (mit hübschen Gemälden von Terburg), eine höhere Bürgerschule, eine

Eisengießerei, eine königliche Teppichfabrik (mit 350 Arbeitern), verschiedene andere Fabriken, eine Armenanstalt, welche 500 Frauen und Mädchen Arbeit gibt, berühmte Honigkuchenbäckereien (Deventerkuchen), bedeutenden Handel und (1868) 17,521 Einw. D. ist der Geburtsort von J. Gronov, Gerrit Groote, dem Geschichtschreiber E. van Reyd und dem Staatsmann R. J. Schimmelpenninck sowie Sterbeort von Thomas a Kempis. D., ehedem Daventria genannt, reicht mit seinem Ursprung bis ins 6. Jahrh. zurück und wird schon im 8. Jahrh. als bedeutender Handelsort erwähnt. Im Jahr 882 verwüsteten die Normannen die Stadt; 1334 wurde sie durch Feuer fast ganz zerstört. Später erhob sie sich zur freien Reichs- und Hansestadt, über welche die Bischöfe von Utrecht Hoheitsrechte ausübten, bis dieselben 1528 Kaiser Karl V. als Herzog von Brabant übertragen wurden. Unter König Philipp II. wurde hier 1559 ein Bisthum errichtet; der letzte Bischof war Gisbert Cöverinr, der 1591 abgesetzt ward, als der Prinz Moritz von Oranien D. den Spaniern wieder entriß, in deren Hände es 1589 durch Verrath des englischen Kommandanten Stanley gefallen war. Seitdem blieb D. als Hauptstadt von Oberyssel mit den niederländischen freien Provinzen verbunden. Von 1672—74 wurde es von dem Bischof von Münster, B. v. Galen, besetzt gehalten. 1813—14 wurde es von den Franzosen gegen die Verbündeten behauptet und erst nach dem Sturz Napoleons frei gegeben.

Deveny, ungar. Stadt, s. Theben.

Devéria, 1) Achille, franz. Maler und Lithograph, geb. 1800 zu Paris, machte sich zuerst bekannt durch Lithographien von Porträts, besonders von Sängerinnen und Schauspielerinnen, von denen er mit Grévedon seit 1830 eine Sammlung herausgab, der hierauf eine historische Frauengallerie folgte. Später malte er religiöse Bilder, deren süßliche Eleganz und schwächliches Gefühl unangenehm wirkt; trotzdem waren sie seiner Zeit als Andachtsbilder für Privatkapellen, Oratorien und Boudoirs sehr gesucht. Er starb zu Paris 1857.

2) Eugène, namhafter Maler, Bruder des vorigen, geb. 1805 zu Paris, lernte bei Girodet und trat zuerst im Salon 1824 hervor. Er schloß sich durchaus der romantischen Schule an und errang, nachdem er sich durch einige Genre- und Kirchenbilder schon vortheilhaft bekannt gemacht hatte, durch das Gemälde Heinrichs IV. Geburt (in der Gallerie des Luxembourg) seinen ersten Haupttriumph; man fand darin ein großes Kompositionstalent, individualisirte Köpfe, fleißige Ausführung und klare Farbe und betrachtete D. seitdem als einen der Führer der Romantiker. 1836 zog er sich nach Pau zurück und wurde protestantischer Pfarrer, wandte sich aber bald wieder der Kunst zu und malte nun unter anderem die Schlacht an der Marsaille (im Versailler Museum), die Enthüllung der Statue Heinrichs IV. zu Pau (1846), den Tod der Johanna Seymour (1847), die vier Heinriche (1857), Halt spanischer Kaufleute (1859), Empfang des Columbus durch Ferdinand und Isabella (1861) und andere Werke, in denen man dieselben Vorzüge wie in Heinrichs IV. Geburt erblickte. Bei der Restauration des Louvre malte er in einen Plafond: Ludwig XIV., mit Puget eine Statue zu Versailles besehend. Er lieferte auch religiöse Darstellungen, so die Gemälde in der Kapelle Ste. Geneviève in Notre Dame de Lorette zu Paris; auch hier rühmt man sorgfältige Behandlung und glänzendes Kolorit, vermißt aber mehr oder minder die religiöse Weihe. Geschätzt war D. auch als Porträtist; unter anderen malte er die Bildnisse der Marschälle Brissac und Crèvecoeur für Versailles. Sein Bruder Achille lithographirte mehrere seiner Werke und machte dadurch dieselben den weitesten Kreisen zugänglich.

Deverra, bei den alten Römern eins der drei symbolischen Wesen, deren Einfluß man für Wöchnerinnen gegen die Macht des Silvanus geltend zu machen suchte. Drei Männer gingen um das Haus, deren einer mit einem Beil an die Schwellen der Vorder- wie der Hinterthür schlug, während der zweite mit einer Mörserkeule darauf stieß und der dritte sie mit einem Besen fegte. Dies sollten Zeichen der Kultur sein, weil man mit dem Beil die Bäume fällt, zur Mehlbereitung die Mörserkeule braucht und die Früchte mit dem Besen zusammenkehrt. Silvan scheute sich vor diesen Zeichen, wie bei uns die Bergriesen vor dem Pflüger im Thal. Die Götterwesen, welche man durch jene Ceremonien bezeichnete, hießen außer D. (von deverrere, »ausfegen«) Intercidōna (von intercidere, »entzwei schlagen«) und Pilumnus (von pilum, »Mörserkeule«).

Deversiren (franz.), eine schiefe Richtung haben oder annehmen, sich neigen, senken; Deversorium (lat.), Einkehr, Wirtshaus, Herberge.

Devestiren (lat.), entkleiden, namentlich der Investitur, einen seines Lehens berauben; daher Devestitūr, Entziehung des Lehens.

Devex (lat.), abwärts geneigt, abschüssig; Devexität, Abschüssigkeit, Abhang.

Devexa *Illig.* (Abschüssige), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Paarzeher mit abschüssigem Rücken und stets mit Haut überzogenen Stirnzapfen ohne Geweihe, welche, bei beiden Geschlechtern vorhanden, nicht abgeworfen werden. Hierher gehört nur die Giraffe (s. d.), der einzige lebende Repräsentant ihrer Gattung.

Deviation (lat.), Abweichung eines Körpers von seiner Bahn oder Richtung, insbesondere bei Schiffen Abweichung vom vorgeschriebenen Weg. Pflicht des Schiffers ist es, seine Reise auf dem geraden Weg zu vollenden. Nur Gedinge des Vertrags oder Nothfälle können ihn von der Erfüllung dieser Pflicht entbinden, und selbst dann darf das Verlassen des direkten, geraden Wegs nicht weiter ausgedehnt werden, als die Noth oder das Gebot der Menschlichkeit erfordert oder der Kontrakt gestattet. Jede andere Abweichung von der Reise verpflichtet den Schiffer zum Schadenersatz. Die Assekuradeure kommen, wenn die D. ohne Wissen des Versicherten geschah, so weit dafür auf, als sie für Fehler des Schiffers haften; wo die D. mit Wissen und Willen des Assekurirten vorgenommen wurde, betrachten sie dieselbe als eine Verletzung des Kontrakts, die sie von jeder Verpflichtung entbindet. S. auch Bodmerei. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, §§ 693, 694, 818. In der Schießkunst ist D. s. v. w. Seitenabweichung. Auch bezeichnet man damit die Ablenkung der Magnetnadel auf einem Schiff durch das auf demselben befindliche Eisen.

Deviiren (lat.), vom rechten Weg abkommen, abweichen.

Deville (spr. döwil), 1) Jean Achille, franz. Alterthumsforscher, geb. 1789 zu Paris, trat zuerst mit einer metrischen Uebersetzung von Virgils »Bucolica« (1813) an die Oeffentlichkeit und widmete sich dann ausschließlich archäologischen Studien. Seit 1827 in Rouen als Steuerbeamter angestellt, wurde er in der Folge Direktor des dortigen Museums für

Alterthümer, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und Korrespondent der Akademie der Inschriften (1831—43). Seine Hauptwerke sind: »Essai historique et descriptif de l'abbaye de Saint-Georges de Bocherville« (Rouen 1827); »Histoire du château Gaillard« (1829); »Tombeaux de la cathédrale de Rouen« (1833, 2. Ausg. 1837); »Histoire du château et des sires de Tancarville« (1834); »Histoire du château d'Arques« (1839); »Revue des architectes de la cathédrale de Rouen jusqu'à la fin du 16. siècle« (1848); ferner: »Chants bucoliques« (1856); »Considérations sur Alésia des Commentaires de César« (1859); »Essai sur l'exile d'Ovide« (1859). Unter seinen zahlreichen »Dissertations« und »Mémoires« biographischen und geschichtlichen Inhalts verdienen die über Corneille und das Herz Ludwigs des Heiligen Auszeichnung.

2) Chemiker, s. Saint-Claire Deville.

Devils Bridge (spr. dewwls briddsch, »Teufelsbrücke«), alte Brücke an der Straße von Llanidloes nach Aberystwith im engl. Fürstenthum Wales, führt in malerischer Schlucht über den Fluß Mynach, der hier Wasserfälle bildet, und soll theilweise zur Zeit des Wilhelm Rufus von Mönchen der benachbarten Florida-Abtei gebaut worden sein.

Devirginiren (lat.), entjungfern, schwächen; Devirgination, Entjungferung.

Devisen (v. mittellat. divisa), in der Heraldik Motto's, Wahlsprüche. Man unterscheidet zwei Arten derselben, nämlich Figuren mit einer bestimmten Bezeichnung, die an untergeordneten Stellen der Wappen angebracht werden (engl. badge), wie z. B. in England die weiße und die rothe Rose der Häuser York und Lancaster u. a., und Wortdevisen oder Wahlsprüche. Letztere werden meistens auf fliegenden Bändern unter oder über dem Wappenschild angebracht und bestehen größtentheils in kurzen, vielsagenden Kernsprüchen, die in Beziehung zu einer That, Begebenheit 2c. stehen, z. B. Suum cuique (Preußen), Viribus unitis (Oesterreich), Dieu et mon droit (England), In my defense (Schottland) oder C'est mon plaisir (Larochefoucauld), Vendée, Bordeaux, Vendée (Larochejaquelein), Che sara sara (Bedford), Ich dien' (Prinz von Wales) 2c. Von der Devise ist das Cry de guerre (Schlachtruf) zu unterscheiden, welches ebenfalls auf fliegenden Zetteln mitunter sich bei Wappen angebracht findet. Dasselbe bezeichnet das im Mittelalter übliche Feldgeschrei, an welchem die kämpfenden Parteien sich erkannten. Hierzu ist zu zählen das bekannte: Hie Welf! Hie Waiblingen! woraus später die Parteibenennungen Guelfen und Ghibellinen entstanden, ferner das Montjoie Saint-Denis (Frankreich), Haro Haro (Normannen) und selbst das türkische Allah il Allah. Bei deutschen Wappen kommen D. seltener und fast nur bei solchen des hohen und höchsten Adels vor. Häufiger werden dieselben bei französischen und am meisten bei englischen (bei letzteren nahezu an sämmtlichen) Wappen angetroffen. Bei Festen aller Art pflegte man früher D. an Triumphbögen, auf Fahnen, Schiffen 2c. anzubringen. (Vgl. v. Radowitz, Die D. und Motto's des spätern Mittelalters, Stuttg. 1850.) In der Konditorei sind D. kleine allegorische oder symbolische Figürchen von gewöhnlichem Teig, in denen Zettel mit D. enthalten sind. In der kaufmännischen Korrespondenz ist D. s. v. w. Wechsel.

Devitrificiren (neulat.), entglasen; Devitrifikation, Entglasung, Umwandlung glasiger Massen in krystallinische.

Devizes (spr. diweises), alte, wohlhabende Stadt in der engl. Grafschaft Wilts, auf der Höhe zwischen den Quellen beider Avon, 131 Meter ü. M., am Kennetkanal gelegen, hat ein neues Rathhaus, 6 Kirchen, eine in Ruinen liegende Veste Heinrichs I., eine Schnupftabak- und mehrere Seidenfabriken, Wollmanufaktur (Tuch und Kasimir), die früher sehr ansehnlich war, Malzdörren, bedeutenden Getreidehandel und (1871) 6839 Einw.

Devoiliren (franz., spr. dewoal-), entschleiern, enthüllen.

Devoir (franz., m., spr. dewoahr), Schuldigkeit, Pflicht.

Devol (»Teufel«), Fluß im SW. der europäischen Türkei, kommt vom Grammosberg, welcher in der nördlichen Fortsetzung der Pinduskette liegt, durchfließt, durch einen Abfluß des langgestreckten Wentroksees verstärkt, den Swirinasee, dann ein noch völlig unbekanntes Bergland südöstlich von Elbassan, vereinigt sich etwa 40 Kilom. vor seiner Mündung mit dem Usumi oder Ljumi-Beratit, nimmt nun den Namen Semeni an und mündet zwischen Valona und Durazzo in das Adriatische Meer. Bis heute gehört sein Gebiet zu den unbekanntesten Theilen Europa's.

Devolution (lat.), eigentlich Wegwälzung, Ueberwälzung, hat in der Rechtswissenschaft verschiedene Bedeutungen. Namentlich bezeichnet es Heimfall oder Vererbung eines Vermögensobjekts an einen andern Besitzer; im besondern Sinn bezeichnet Devolutionsrecht das Rechtsverhältnis, nach welchem das Vermögen eines verstorbenen Ehegatten dem Eigenthum nach den Kindern zufällt, so daß dem überlebenden Ehegatten nur der Nießbrauch verbleibt. Devolutiveffekt hat ein Rechtsmittel, wenn durch dessen Einwendung die Rechtssache an einen höhern Richter (vom judex a quo an den judex ad quem) gebracht (devolvirt) wird, wie namentlich die Appellation (Instanzenzug). Devolutionsrecht ist das in der hierarchischen Ordnung unmittelbar begründete allgemeine Recht, vermöge dessen der höhere Kirchenobere dann thätig werden darf, sobald der ihm unmittelbar Untergeordnete seiner Pflicht entweder nicht, oder doch nicht in der gesetzlichen Weise genügt. Unter den Verhältnissen, in denen das Devolutionsrecht in Ausübung kommen kann, ist schon durch das dritte Koncil vom Lateran (1179) die Verleihung der Kirchenämter besonders hervorgehoben. Hier gilt die allgemeine Regel, daß, sobald der zur Provision Berechtigte die Besetzung des Amts nicht den kanonisch-rechtlichen Satzungen gemäß, also namentlich nicht innerhalb der vorgeschriebenen Frist vornimmt, sein Recht sofort und ohne daß es noch einer besondern Erinnerung bedarf, für diesmal verloren geht, immer jedoch unter der Voraussetzung eines wirklichen Verschuldens, weshalb z. B. dieser Verlust dann nicht eintritt, sobald dem Berechtigten irgend ein faktisches oder rechtliches Hindernis entgegenstand. So devolvirt z. B. das Besetzungsrecht vom Kapitel an den Bischof, von diesem an den Erzbischof und von dem letztern an den Papst selbst. In der evangelischen Kirche kann das Devolutionsrecht im wahren Sinn nur dann vorkommen, wenn der Patron entweder die Präsentationsfrist versäumt, oder simonisch oder einen Unfähigen präsentirt. Wo jedoch noch protestantische Stifter mit alter Verfassung bestehen, wird auch die Verleihung an den Landesherrn devolvirt, sobald das Kapitel sie nicht innerhalb der geordneten Frist vollzogen hat. Eine Art Devolutionsrecht ist durch die neuen preußischen Kirchengesetze geschaffen, indem nach § 5 ff. des Gesetzes über die Verwaltung erledigter Bisthümer vom 20. Mai

Devonische

Säulenstücke von
Cupressocrinus crassus (Entrochiten),
von der Fläche gesehen.

Arges ar

Cypridinenschiefer
von Weilburg.

Cephalaspis Lyellii.

Spiri

Goniatites costulatus.

Haplocrin
Von unten, vo

Pterichthys cornutus.

Stringocephalus Burtini,
von der Bauchschale aus.

Derselbe
von der Seite.

Cupressocrinus crassus.

e Formation.

…s armatus.

Pentremites Schulzi.

Macrocheilus subcostatus.

Acanthodes, restaurirt.

…pirifer speciosus.

…crinus mespiliformis.
…n, von der Seite und von oben.

Clymenia Sedgwickii.

Murchisonia bigranulosa.

Telerpeton Elginense.

Calceola sandalina.
a Die beiden Schalen von unten in ihrer gegenseitigen Lage; b die grosse Schale nach abgenommenem Deckel.

1874 die Verwaltungsbefugnisse eines abgesetzten Bischofs auf den königlichen Kommissär übergeben und nach Art. 8 des Gesetzes vom 21. Mai 1874 (Deklaration und Ergänzung des Gesetzes vom 11. Mai 1873, die Vorbildung und Anstellung von Geistlichen betreffend) das Recht zur Besetzung einer erledigten Pfarrei ꝛc. auf die Pfarrgemeinde übergeht, wenn der zur Präsentation oder Nomination Berechtigte innerhalb zweier Monate von der ergangenen Aufforderung an nicht für die Stellvertretung sorgt.

Devolutionskrieg, der Krieg, durch welchen Ludwig XIV. von Frankreich 1667 die spanischen Niederlande sich anzueignen suchte. Er stützte sich dabei auf das sogen. Devolutionsrecht, nach welchem beim Tode des einen Ehegatten das Gesammtvermögen auf die Kinder überging, die Nutznießung aber dem überlebenden Theil verblieb. Hiernach machte Ludwig XIV. nach dem Tod seines Schwiegervaters, Philipps IV. von Spanien, im Namen seiner Gemahlin Anspruch auf die spanischen Niederlande. Er besetzte 1667 die Freigrafschaft Burgund, begnügte sich aber, als England, Holland und Schweden die Tripelallianz gegen ihn schlossen, im Frieden von Aachen (2. Mai 1668) mit dem schon eroberten Theil von Flandern und den Städten Lille, Charleroi, Tournai, Douai ꝛc.

Devolutionsrecht, s. Devolution.

Devolvable Fläche, s. v. w. developpable Fläche.

Devolviren (lat.), abwälzen, etwas von einer Person auf eine andere; namentlich eine Rechtssache vor ein höheres Forum bringen; s. Devolution.

Devomiren (lat.), wegspeien, wieder ausbrechen.

Devon (Devonshire, spr. déwnschir), Grafschaft im südwestlichen England, zwischen dem Kanal von Bristol und dem Englischen Kanal gelegen, östlich von den Grafschaften Dorset und Somerset, westlich von Cornwall begrenzt, umfaßt einen Flächenraum von 6698 QKilom. (121,6 QM.) mit (1871) 601,374 Einw., von welchen 52,9 Proc. in Städten wohnen. Die Küsten sind im allgemeinen steil, und die Oberfläche des Bodens ist sehr mannigfaltig gestaltet. Im westlichen Theil nimmt das aus Granit bestehende wüste Tafelland Dartmoor Forest mit seinen Sümpfen und Moorstrecken eine Oberfläche von 330 QKilom. ein und erreicht im Yeo Tor eine Höhe von 625 Meter. Im N. erstreckt sich von Somerset aus der aus devonischem Kalkstein bestehende Exmoor in die Grafschaft, und im O. steigen die Black Downs zu einer Höhe von 220 Meter an. Mit Ausnahme der genannten Landstriche, welche sich nur zur Weide eignen, ist das Land fruchtbar, namentlich in den Thälern. Die Mehrzahl der zahlreichen Flüsse ergießt sich nach S. in den Englischen Kanal (so Tamer, Avon, Dart, Teign, Ex); nur Taw und Torridge fließen in nordwestlicher Richtung in die große, aber seichte Barnstapler Bai. Die Südküste ist reich an guten Häfen, darunter vornehmlich der Plymouthsund (s. d.). Das Klima ist mild und feucht und günstiger für Viehzucht als für Ackerbau. Etwa 40 Proc. der Oberfläche bestehen aus Ackerland, 24 aus Weideland, 1,6 aus Obst- und Gemüsegärten und 4 aus Wald. Die Landschaft South Hams im westlichen Theil der Grafschaft zeichnet sich namentlich durch ihren Obstbau aus und gilt als Garten Devons (viel Cider wird gekeltert). Die Viehzucht ist sehr ausgedehnt und liefert Butter, Rahm und Käse vorzüglicher Qualität. Im Jahr 1872 gab es 195,541 Rinder, 861,751 Schafe, 109,485 Schweine und 46,149 Ackerbau- und Zuchtpferde. Der Fischfang (Makrelen, Lachse, Häringe) beschäftigte 1634 Menschen. An Mineralien ist die Grafschaft reich, und Kohlen, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Silber und Manganerz werden von 2820 Bergleuten ausgebeutet. Auch Bausteine (Marmor), Schiefer und besonders Porzellanerde und Töpferthon werden gewonnen. Die Industrie ist ziemlich entwickelt. Im Jahr 1871 beschäftigte der Schiffbau 2032 Menschen, die Spitzenklöppelei 4658 (namentlich Frauen), die Fabrikation von Handschuhen 2509, die Fabrikation wollener Waaren 1297, diejenige seidener Waaren 397 und der Maschinenbau 887 Menschen. Hauptstadt ist Exeter.

Devon, Graf von, s. Devonshire.

Devonische Formation (engl. Devonian system, jüngeres Uebergangsgebirge), seit 1839 als selbständige Schichtenfolge zwischen dem silurischen System und der Steinkohlenformation erkannt. Der Alte rothe Sandstein (old red sandstone), welcher in Wales und Schottland zwischen dem Silur und dem Steinkohlengebirge ein mächtiges Zwischenglied bildet, wurde bis dahin als das unterste Glied der Steinkohlengruppe betrachtet. Durch die Untersuchungen von Sedgwick und Murchison stellte sich heraus, daß das Old red als äquivalent anzusehen sei mit den mächtigen Schieferschichten in Cornwall und Devonshire, welche schon de la Beche mit der deutschen Grauwacke zusammengestellt hatte. Die Arbeiten von Dechens und F. Römers führten zu einer genauern Kenntnis und Klassifikation der deutschen Grauwackeformation, und bald wurden in Belgien, Rußland und Nordamerika analoge Schichtenfolgen nachgewiesen. Der von Sedgwick und Murchison zuerst eingeführte Name ward auch für die nicht englischen Vorkommnisse der gebräuchliche. Das Old red nimmt jetzt in dem devonischen System nur eine untergeordnete, aber insofern eine eigenthümliche Stellung ein, als seine Analogie mit bestimmten Schichten in Devonshire oder in Deutschland nicht erwiesen ist. Am nächsten kommt ihm eine Abtheilung des russischen Devongebirges; indessen wird die Beurtheilung der englischen Schichten wegen der Armut an organischen Resten sehr erschwert, und es bleibt ihre Stellung daher noch immer einigermaßen zweifelhaft. Das Old red ist eine an 3000 Meter mächtige Konglomerat- und Sandsteinbildung, nach ihrer röthlichen, durch Eisenoxyd bedingten Färbung benannt. Einzelne Schichten sind außerordentlich reich an Fischresten, die meist sonderbar gestalteten Ganoïden und Knorpelfischen, Cephalaspis, Holoptychius, Pterichthys, Acanthodes u. a., angehören. Auch das älteste Reptil (Telerpeton Elginense, s. Tafel) ist bei Elgin in Schottland im Old red gefunden worden; im übrigen sind die Schichten sehr arm an Petrefakten, namentlich fehlen die Korallen und Mollusken, die in devonischen Schichten anderer Länder so zahlreich vertreten sind. In Belgien und Deutschland lassen sich sehr gut drei Abtheilungen der devonischen Formation unterscheiden, denen sich auch die Kalk- und Schieferschichten, welche im Staat New York dieser Formation angehören, leicht unterordnen lassen. In Devonshire ist nur die obere und die mittlere Abtheilung des deutschen Devongebirges vertreten. Die untere Abtheilung ist in Deutschland vorzüglich in der ältern rheinischen Grauwacke (Grauwacke von Koblenz, Spiriferensandstein der Gebrüder Sandberger) entwickelt, die auf den versteinerungslosen, zum Theil metamorphischen Schiefern der Ardennen (Terrain Ardennais Dumonts) aufruht. Die mittlere Abtheilung zeigt mehr Kalkstein- und Mergelschichten. Ihr gehört auf der rechten Rheinseite der sogen. Lenneschiefer und der Kalk von Paffrath bei Bensberg an, auf der linken

Rheinseite der Eifelkalk, welcher bei Gerolstein, Prüm u. a. O. in der Eifel in mächtigen Schichten der ältern Grauwacke aufgelagert ist und den charakteristischen Pentremites Schulzi (s. Tafel) sowie Spirifer speciosus (s. Tafel) enthält. Die obere Abtheilung der devonischen Formation ist namentlich in Westfalen als eine wenig wichtige, aber gut charakterisirte Schichtenfolge zwischen dem Lenneschiefer und dem untern Kohlengebirge eingelagert. Sie zeigt dort eine eigenthümliche petrographische Beschaffenheit, da Thonschiefer mit dünnen Kalkflasern vielfach durchzogen sind (Flinz), und wenn der Kalk mehr oder weniger ausgewaschen ist, so entstehen viele rundliche und längliche Hohlräume, die dem Gestein ein fremdartiges Ansehen geben (Kramenzelstein). In der Eifel ist die obere Abtheilung des Devon nur in den Mergelschichten von Büdesheim vertreten; in Nassau und am Harz finden sich in äquivalenten Schichten zahllose Schalen kleiner Muschelkrebse, Cypridina, die zu der Benennung Cypridinenschiefer Veranlassung gegeben haben. In Belgien entsprechen die Goniatitenschiefer von Chimay den Büdesheimer Schichten der Eifel; in größerer Ausbreitung ist dort jedoch die oberste Abtheilung des Systems durch Schieferschichten vertreten, die nach dem zahlreichen Vorkommen von Spirifer Verneuilii nicht selten als Verneuilschiefer aufgeführt werden. Die Dreitheilung der devonischen Formation spricht sich auch deutlich in den organischen Resten aus, wenngleich ein inniger Zusammenhang sowohl mit dem unterliegenden Silur, als auch der drei Abtheilungen unter einander nicht zu verkennen ist. Eigentliche Leitfossilien gibt es verhältnismäßig nur wenige, und diese nehmen wie gewöhnlich in der allgemeinen Entwickelungsreihe der Organismen eine eigenthümliche, abnorme Stellung ein. Für das Unterdevon ist die sonderbare Koralle (Pleurodictyum problematicum) ein sehr bezeichnendes Fossil; die Kalkschichten des Mitteldevon beherbergen eine sehr reichliche Fauna; unter den zahlreichen Korallen ist die eigenthümliche Deckelkoralle, Calceola sandalina (s. Tafel), als Leitfossil zu nennen; groß ist die Zahl der Krinoideen, von denen noch Cupressocrinus crassus und Hoplocrinus mespiliformis (s. Tafel) zu erwähnen sind; von Trilobiten finden sich nur solche Geschlechter, die auch schon im Silur vertreten sind; einzelne, wie Phacops latifrons mit den großen Facettenaugen, sind aber im Eifelkalk in großer Individuenzahl zu finden. Sehr bizarr ist Arges armatus aus der Eifel (s. Tafel). Unter den Mollusken nehmen die Brachiopoden für die Charakteristik der Systeme den ersten Platz ein, aber gerade hier tritt auch eine große Uebereinstimmung mit der Silurformation hervor. Als abnorme, dem Devon ganz eigenthümliche Gebilde sind anzuführen: Stringocephalus Burtini (s. Tafel) und Uncites gryphus. Von den Schnecken zeigt unsere Tafel Macrocheilus subcostatus und Murchisonia bigranulosa. In gewissen Schichten (Wissenbacher Schiefer) sind Orthoceratiten zahlreich vertreten; für das Oberdevon sind aber aufgerollte Cephalopoden sehr bezeichnend, namentlich die Klymenien (s. Tafel), zu den Nautileen gehörig, und die artenreiche Gattung Goniatites (s. Tafel), die den eigentlichen Ammoniten schon sehr nahe steht. — Die d. F. bildet in Deutschland in mehreren ziemlich ausgestreckten Gebieten das oberflächliche Gebirge. Außer im rheinisch-westfälischen Grauwackengebirge, das von Belgien und Luxemburg durch Rheinpreußen bis Nassau und Westfalen eine von SW. nach NO. gestreckte elliptische Masse bildet, deren eigentliche Mächtigkeit wegen der unregelmäßigen Lagerung sehr schwierig zu ermitteln ist, finden wir die Formation noch im Harz, namentlich zwischen Goslar und Klausthal, und in Thüringen in kleineren Gebieten; die Kalke von Saalfeld sind dem Oberdevon zuzurechnen. Ebendahin gehören auch gewisse Schichten des Fichtelgebirges. Auch in Schlesien sind ein paar vereinzelte Reste devonischen Kalks übrig geblieben, während in Oesterreichisch-Schlesien und Mähren eine mehr zusammenhängende Zone der Gesammtformation auftritt, worin alle drei Abtheilungen vertreten sind. Der Vorkommnisse in Großbritannien, wo also die ihrem Alter nach noch etwas zweifelhafte, wahrscheinlich aber dem jüngern Devon angehörige Formation des Old red in Wales und Schottland von der devonischen Formation in Devonshire und Cornwall zu unterscheiden ist, wurde oben bereits Erwähnung gethan. In Frankreich ist in der Bretagne und der Normandie namentlich das Unterdevon in einzelnen mächtigen Schollen erhalten geblieben; auch ein großer Theil der spanischen Provinz Asturien und im SO. unseres Welttheils die Umgegend von Konstantinopel gehören derselben Formation an. In Rußland tritt die d. F. in ungestörter, beinahe flacher Lagerung auf einem Flächenraum von 385,000 QKilom. (7000 QM.) an die Oberfläche. Sie bildet eine nördliche Zone, die sich von Kurland bis Archangel erstreckt, und eine mehr südliche, die von Kurland südöstlich bis Tula verläuft und die centrale Wasserscheide Rußlands darstellt. Weiter nach O. wird sie von jüngeren Formationen überlagert, kommt aber am Westrande des Ural als schmales Band wieder zum Vorschein. In den obersten Schichten des russischen Devon findet sich ein ähnlicher Reichthum an Fischresten, zum Theil auch derselben Arten wie im Old red Englands. Dieselbe Analogie tritt auch in Nordamerika hervor, wo in den Staaten New York, Virginia, Ohio und Kentucky ein großer Theil der Oberfläche von der devonischen Formation eingenommen wird, welche die mächtigen Mulden der Steinkohlenformation umsäumt und unterlagert. Die Trennung des untern von dem mittlern Devon ist in Nordamerika nicht durchzuführen. — Als eine der ältesten Sedimentbildungen finden wir die d. F. natürlich vielfach von Eruptivgesteinen durchbrochen. In Cornwall sind es Granite und Porphyre, am Rhein sowohl ältere Grünsteine, als auch die jüngeren Trachyte und Basalte, welche in mehr oder weniger mächtigen Rücken, Kuppen und Gängen aus dem Devon hervortreten; auch die eigentlichen Vulkane der Eifel sind größtentheils im Devongebirge aufgeschüttet. In einem innigern Zusammenhang mit der Formation stehen namentlich gewisse Grünsteine (Schalsteine), wie sie, mit Kalk, Phosphorit und Eisensteinen vergesellschaftet, besonders in Nassau den Devonschichten eingelagert sind und den Tuffen analoge Bildungen aus der Periode der devonischen Formation darstellen. Das rheinische wie das englische Devon ist reich an verschiedenen Erzlagerstätten. Außer zahlreichen Eisensteingängen sind im Siegener Land und in Nassau auch viele Bleiglanz-, Kupferkies- und Nickelerzgänge, in Cornwall Kupfer- und Zinnerzgänge in dieser Formation bekannt. S. Tafel »Devonische Formation«.

Devonisches Gebirge, s. Devonische Formation.

Devonport (spr. déwnpört), Schwesterstadt von Plymouth, von welchem es durch den sogen. Stone-house Lake getrennt wird, besitzt ein am Hamoaze genannten Arm des Plymouthsundes gelegenes Seearsenal, welches 185 Hektar bedeckt und die Mittel bietet, ganze

Kriegsflotten auszurüsten, und zählt (1871) 64,037 Einw. (s. Plymouth).

Devonshire, engl. Grafschaft, s. Devon.

Devonshire (spr. dewnschir, Graf von Devon oder D.), seit König Heinrich I. Name mehrerer engl. Geschlechter, besonders der Familie Courtenay, aus der mehrere Glieder unter Heinrich VIII. und den folgenden Regierungen eine hervorragende Stellung einnahmen. Nach dem Tode des letzten Grafen aus dieser Familie 1556 ging der Titel an das Haus Cavendish über, wurde aber 1831 durch Beschluß des Oberhauses für einen noch existirenden Nebenzweig der Familie Courtenay erneuert. Von den Grafen und Herzögen von D. aus dem Hause Cavendish sind folgende hervorzuheben: William, Baron Cavendish von Hardwick (gest. 3. März 1625), erhielt 1618 von König Jakob I. den Titel eines Grafen von D. William, vierter Graf von D., wurde für seine Parteinahme für König Wilhelm III. 1694 zum Marquis von Hartington und zum Herzog von D. erhoben. Er starb als Oberhofmeister der Königin Anna 1707. Ihm folgte sein ältester Sohn William als zweiter Herzog von D. sowie in der Hofwürde, die seitdem in der Familie fast erblich ist. Derselbe starb 1729 und hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, Charles, der Vater des als Chemiker und Gelehrter berühmten Henry Cavendish ist. Der älteste, William, dritter Herzog von D., geb. 1698, war 1736—45 Vicekönig von Irland, dann Präsident des Stadthospitals zu London und Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und starb 5. Dec. 1755. Sein ältester Sohn, William, vierter Herzog von D., geb. 1720, wurde 1755 Vicekönig von Irland, 1756 erster Kommissarius der Schatzkammer und Lordleutnant von Derbyshire und 1757 Oberkammerherr und Ritter des Hosenbandordens. Unter Bute's Ministerium legte er die Oberkammerherrnstelle nieder und starb 28. Sept. 1764 zu Spaa. Sein ältester Sohn, William, fünfter Herzog von D., geb. 1748, wurde 1766 Großschatzmeister von Irland und stand, wie seine ganze Familie, auf Seiten der Opposition gegen die Politik des Hofs in Bezug auf Irland. Er starb 29. Juli 1811. Seine erste Gemahlin, Georgiana Cavendish, Herzogin von D., die Tochter des Grafen John Spencer, geb. 9. Juni 1757, glänzte ebenso sehr durch Schönheit und Liebenswürdigkeit als durch Geist und poetisches Talent und betheiligte sich lebhaft an den politischen Angelegenheiten. Sie starb 30. März 1806. Seine zweite Gemahlin, Elisabeth Herwey, Tochter des vierten Grafen von Bristol, geboren um 1759, zuerst mit einem gewissen Foster verheirathet, gewann seit ihrer Vermählung mit dem Herzog von D. großen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten und wandte sich nach dem Tod ihres Gemahls 1815 nach Rom, wo ihr Haus bald der Sammelplatz vieler ausgezeichneten Künstler und Gelehrten ward. Auf ihre Veranlassung wurden auf dem Forum romanum die Säulen des Phokas aufgedeckt und erschienen Annibale Caro's Uebersetzung der »Aeneide« des Virgil mit ausgezeichneten Kupferstichen in 150 Exemplaren (1818, 2 Bde.) sowie die Illustrationen der fünften Satire des Horaz (Parma 1818) und ein Gedicht ihrer Freundin Georgiana (Rom 1816) im Druck. Sie starb 30. März 1824, mit Illustrationen zum Dante beschäftigt. William Spencer Cavendish, sechster Herzog von D., Peer von England, Lord-Lieutenant von Derbyshire, geb. 21. Mai 1790, ward Mitglied des Geheimen Raths, erwarb sich 1826 als Krönungsbotschafter in Moskau die persönliche Freundschaft des Kaisers Nikolaus und bekleidete vom Mai 1827 bis Februar 1828 am Hof Georgs IV. und zum zweitenmal vom November 1830 bis December 1834 unter Wilhelm IV. das Amt eines Lord-Oberkammerherrn. Er bewies sich als freigebiger Beschützer der Kunst und Literatur, verfaßte auch selbst eine Beschreibung seiner alten Familiensitze unter dem Titel »Handbook of Chatsworth and Hardwick« (1846). Nachdem er 18. Jan. 1858 unverheirathet gestorben, folgte ihm als siebenter Herzog von D. sein Vetter William Cavendish, Graf von Burlington, der Enkel Lord George Cavendishs, eines jüngern Sohns des vierten Herzogs von D., der 7. Sept. 1831 die Grafenwürde erhalten hatte. Derselbe, geb. 27. April 1808, studirte zu Cambridge, vertrat die dortige Universität 1829—30 im Unterhaus und war nachher Parlamentsmitglied für Nordderbyshire, bis er 1834 bei dem Tod seines Großvaters seinen Sitz im Oberhaus einnahm. Von der Universität London, zu deren Gründung er beigetragen, 1836 zum Kanzler erwählt, nahm er diese Stellung bis 1856 ein. Zwei Jahre später wurde er zum Lord-Lieutenant von Derbyshire ernannt; 1862, nach dem Tode des Prinzen Albert, erhielt er das Kanzleramt der Universität Cambridge. Sein ältester Sohn ist Spencer Compton Cavendish, Marquis von Hartington.

Devoriren (lat.), verschlingen; Devoration, das Verschlingen, Verschlucken.

Devöt (lat.), ergeben, ehrfurchtsvoll; andächtig, fromm; daher Devote, Gottergebene, Nonne, meist verächtlich: Betschwester, Scheinheilige.

Devotio (lat.), bei den alten Römern heiliger Gebrauch, kraft dessen sich jemand zum Wohl des Vaterlands durch einen freiwilligen Versöhnungstod nach vorhergegangenen Feierlichkeiten und prächtig angethan den unterirdischen Göttern weihte, wie z. B. Curtius, die Decier u. a. Zuweilen war die D. mit Exsecratio (wobei durch die Priester über Personen oder Städte feierliche Verwünschungen ausgesprochen wurden) oder mit Evocatio (Aufforderung an den Schutzgott der Stadt, dieselbe zu verlassen) verbunden. Jetzt bezeichnet D. (Devotion) in der Kirchensprache die hingebende Verehrung Gottes und der Heiligen, dann Andacht (daher D. domestica, Hausandacht, Hausgottesdienst), auch Gelübde; endlich Unterwürfigkeit Höhergestellten gegenüber.

Dévouement (das, franz. m., spr. dewumäng), s. v. w. Devotion, Ergebenheit; Aufopferung.

Devrient (spr. dewriäng), Name einer berühmten deutschen Schauspielerfamilie, die folgende Glieder zählt: 1) Ludwig, der genialste seines Namens, geb. 15. Dec. 1784 als Sohn eines Seidenhändlers zu Berlin, ward gegen seine Neigung für den Kaufmannsstand bestimmt, entzog sich aber der väterlichen Gewalt durch heimliche Flucht und betrat 18. Mai 1802 in Gera zum erstenmal die Bühne unter dem Namen Herzberg als Bote in der »Braut von Messina«. Nachdem er mit jener Truppe in mehreren Städten umhergezogen, fand er in Dessau ein festes Engagement, und hier war es, wo sich sein künstlerischer Genius entwickelte. Leider verfiel D. aber auch schon damals in eine ungeregelte Lebensweise und dadurch in zerrüttete Verhältnisse, die seine Studien ganz hemmten und ihm nicht gestatteten, alle in ihm schlummernden Gaben durch sorgfältige Pflege zu entfalten. Seine 1807 eingegangene Ehe mit Margarethe Neefe, der Tochter des bekannten Kapellmeisters in Dessau, unterbrach seine regellose Lebensweise nur auf kurze Zeit, da sie nach kaum einjähriger

Dauer durch den Tod der Gattin wieder gelöst wurde. Devrients Schulden stiegen, häufige Reisen mit dem Theater von Dessau nach Leipzig verbesserten seine Lage nicht, und zu Anfang von 1809 sah er sich endlich genöthigt, die Dessauer Truppe heimlich zu verlassen. Er ging zuerst nach Breslau, ward dann (1815) durch die Vermittelung Ifflands nach Berlin berufen, wo er bald der gefeierte Liebling des Publikums wurde und bis an sein Ende blieb. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke, dem er sich in Gesellschaft unterhaltender und geistvoller Genossen (darunter namentlich der Humorist E. T. A. Hoffmann) die Nacht hindurch hingab, zehrten vor der Zeit seine Kräfte auf; er starb 30. Dec. 1832. Die eigenthümlichen Vorzüge Devrients als darstellenden Künstlers waren geniale Charakteristik und angeborner, echt poetischer Humor, worin er unter allen deutschen Komikern obenan stand. Er schaffte aus sich, mit gänzlicher Umänderung der Maske und des Redetons, täglich neue und gänzlich von einander verschiedene Menschen und stattete dieselben mit Leben und Originalität aus. Dabei bediente er sich nie greller Mittel; sein komisches Produciren war vielmehr leicht, ohne scheinbare Absicht und traf deshalb mit den Bildern der Natur, in der vollendeten reinsten Objektivität, wieder zusammen. Gleich groß stand aber D. als tragischer Künstler da. Franz Moor, Lear, Talbot, Richard III., Shylock, Mercutio, Schewa, Kocke, der Mohr in »Fiesco«, Lorenz Kindlein waren seine Hauptrollen, von denen er mehrere gleichsam neu geschaffen hat, und eine Menge kleiner Charakterrollen erhielten durch ihn erst Leben und Bedeutung. Seine ganze Auffassungsweise, seine Mimik und Deklamation waren aber mehr charakteristisch ergreifend als in idealem Sinn schön zu nennen. Er erlebte gleichsam das, was er darstellte, und zwang auch das Publikum, das Dargestellte mit zu erleben. Man hat ihn mit Recht eine dämonische Künstlernatur genannt; denn seine ganze äußere Erscheinung, seine Geberden und Gesten, sein Organ übten die frappanteste Wirkung auf den Zuschauer aus. Näheres über Devrients Persönlichkeit und Lebensweise theilt Holtei im 2. Band seines Romans »Die Vagabunden« mit. Novellistisch behandelten ihn H. Smidt in den »Devrient-Novellen« (2. Aufl., Berl. 1857) und R. Springer in dem Roman »D. und Hoffmann, oder Schauspieler und Serapionsbrüder« (das. 1873). Vgl. auch Z. Funck, Aus dem Leben zweier Schauspieler: Ifflands und Devrients (Leipz. 1838), und Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst (Bd. 5, Leipz. 1874).

2) Karl August, der älteste der drei berühmten Brüder dieses Namens, Neffen des vorigen und Söhne eines Berliner Kaufmanns, der sie sämmtlich ebenfalls für das kaufmännische Geschäft bestimmt hatte, war 5. Aug. 1798 zu Berlin geboren. Er entzog sich dem Kontorzwang, indem er als Freiwilliger in Colombs Husarenregiment trat, mit dem er auch die Schlacht bei Waterloo mitmachte. Dann widmete er sich ebenfalls der Bühne und debütirte im Herbst 1819 in Braunschweig. Talent, Eifer und Glück machten ihn in kurzem zum Liebling des Braunschweiger Publikums. Im Jahr 1822 an das Dresdener Hoftheater für die Rollen erster Helden und Liebhaber gerufen, verheirathete er sich hier 1823 mit der nachmals so berühmt gewordenen Wilhelmine Schröder (s. Schröder-Devrient); doch ward die Ehe schon 1828 nach vielen Mißhelligkeiten wieder gelöst. Nach Vollendung einer großen Kunstreise trat D. 1836 ein Engagement in Karlsruhe an, von wo er 1839 nach Hannover übersiedelte. Er starb 3. Aug. 1872 zu Lauterberg am Harz. Von den drei Brüdern war Karl der begabteste; aber er hat sein Talent weder koncentrirt, noch durch ausdauernde Willenskraft ausgebildet. Daher glückten ihm oft Theile einer Darstellung ganz ungemein, während sich der Rest verflachte oder verflüchtigte. Früher spielte er jugendliche Helden und Liebhaber; in der letzten Zeit hatte er sich mehr den älteren Charakterrollen (Lear, Wallenstein) zugewandt. — Sein Sohn Friedrich, ebenfalls ein geachteter Schauspieler, war 1848—52 am Wiener Burgtheater beschäftigt und erhielt später, nach häufig gewechseltem Aufenthalt, eine Anstellung am deutschen Theater in St. Petersburg, wo er 19. Nov. 1871 starb.

3) Philipp Eduard, der zweite der Brüder D., geb. 11. Aug. 1801 zu Berlin, eröffnete seinen Brüdern die Künstlerlaufbahn, indem er diese zuerst, und zwar als Sänger, betrat und seine Eltern mit ihr versöhnte. Auch er entfaltete seine künstlerische Begabung, wenn auch nur für kurze Zeit, zu Dresden. Seit 1819 gehörte er der Berliner Bühne an, wo ihm seine schöne Baritonstimme und gründliche, unter Zelter erworbene musikalische Bildung eine Stelle bei der königlichen Oper verschafften. Später wandte er sich wegen Heiserkeit dem recitirenden Fach zu, worin er sich bald durch Studium und Streben, weniger aber durch das Feuer der Begeisterung auszeichnete. Mit Sicherheit beherrschte er das Fach des Charakteristischen und Burleskkomischen; auch bewegte er sich vortrefflich in Rollen, wo sich jene moderne Gefühlsthätigkeit, welche durch konventionellen Brauch auf ein gewisses anständiges Maß beschränkt ist, äußern darf. Im Jahr 1844 übernahm D. die Oberregie des Hoftheaters in Dresden, und im Herbst 1852 erhielt er einen Ruf als Direktor des Hoftheaters nach Karlsruhe, wo er später zum Generaldirektor ernannt wurde. Er hatte dort die Reorganisation des äußerlich wie innerlich zerstörten Hoftheaters vorzunehmen, und es gelang ihm, in einer mehr als 17jährigen Führung den Beweis von der Ausführbarkeit alles dessen zu liefern, was er in seinen dramaturgischen Schriften als Aufgabe der Schauspielkunst hingestellt hatte. Er nahm alle deutschen klassischen und 20 Shakespeare'sche Stücke zu regelmäßiger Wiederkehr ins Repertoir auf, um den Künstlern wie dem Publikum das Beste als steten Maßstab zu erhalten. Den deutschen Autoren erwies er sich förderlich und nahm französische Stücke und italienische Opern nur in strenger Auswahl an. Von deutschen Komponisten hielt er, mit Glucks fünf Opern beginnend, alles Bedeutende auf dem Repertoir. Die korrekte und lebendige Totalwirkung der Darstellungen sicherte er durch unermüdliche Sorgfalt und lehrhaften Einfluß, wobei ihm seine schon in Berlin, Dresden, Karlsruhe und Mannheim bewährte Kunst des dramatischen Vorlesens zu Hülfe kam. Nachdem er 1869 sein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert, legte er die Direktion aus Gesundheitsrücksichten Anfang 1870 nieder. D. hat sich auch als Schriftsteller für die Bühne bedeutende Verdienste erworben. Seine frühesten Arbeiten waren drei Operntexte: »Hans Heiling«, »Die Kirmeß«, »Der Zigeuner«, die von 1833—43 entstanden und denen fünf Bühnenstücke: »Das graue Männlein«, »Die Gunst des Augenblicks«, »Verirrungen«, »Treue Liebe« und »Wer bin ich?« (Leipz. 1846) nachfolgten. Dazu veröffentlichte er an dramaturgischen Schriften: »Briefe aus Paris« (Berl. 1840), »Ueber Theaterschule« (das. 1840) und die Reform-

schrift: »Das Nationaltheater des neuen Deutschland« (das. 1849) sowie ein Schriftchen über das Passionsspiel von Oberammergau (das. 1851). Sein Hauptwerk ist aber die auf fleißigen Studien und gründlicher Kenntnis des Bühnenwesens beruhende »Geschichte der deutschen Schauspielkunst« (Leipz. 1848—74, 5 Bde.). Ferner ließ er »Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich« (2. Aufl., Leipz. 1872) erscheinen und übernahm in Gemeinschaft mit seinem Sohn Otto D. die Herausgabe eines »Bühnen- und Familien-Shakespeare« (das. 1873 ff.). Er schrieb auch Erinnerungen an seine Karlsruher Direktionsthätigkeit. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien 1846—74, 11 Bde. — Sein erwähnter jüngster Sohn, Otto D., geb. 3. Okt. 1838 in Berlin, betrat 1855 in Karlsruhe die Bühne, brachte mehrere Uebungsjahre in Stuttgart, Berlin und Leipzig zu und trat 1863 wieder beim Karlsruher Hoftheater ein, das er 1873 verließ, einem Ruf an das Weimarische Hoftheater als Charakterspieler und Regisseur folgend. Als Schriftsteller hat er sich durch »Zwei Shakespeare-Vorträge« (Karlsr. 1868), durch die Trauerspiele: »Zwei Könige« (das. 1867), »Tiberius Gracchus« (das. 1871), das phantastische Volksschauspiel »Kaiser Rothbart« (das. 1871) und das Festspiel »Was wir bieten« (Weim. 1873) bekannt gemacht.

4) Gustav Emil, der jüngste und berühmteste der drei Brüder, geb. 4. Sept. 1803, mußte erst als Lehrling in die chemische Fabrik eines Oheims zu Zwickau treten, wandte sich aber bald ebenfalls dem Theater zu und debütirte 1821 in Braunschweig als Raoul in der »Jungfrau von Orléans«. Ausgestattet mit angenehmem Aeußern und wohlklingendem Organ, trat er bald auch in der Oper auf. Erst nachdem er in Leipzig 1823 ein Engagement gefunden, widmete er sich ausschließlich dem Schauspiel. Als 1828 Hofrath Küstner die Direktion des Leipziger Theaters niederlegte, siedelte D. mit den bedeutendsten Mitgliedern desselben nach Magdeburg über, von wo er 1829 einem Ruf nach Hamburg folgte. Hier vollendete er seine dramatische Bildung und fand 1831 in Dresden an der Hofbühne eine dauernde Stellung, von der er nach 37jähriger ruhmvoller Thätigkeit 1. Mai 1868 zurücktrat, um sich, nach seinen eigenen Worten, als Künstler nicht selbst überleben zu müssen. Er wurde auf Verfügung des Königs von da ab als außerordentliches Ehrenmitglied in der Namenliste der Hofschauspieler fortgeführt und erhielt vom König persönlich das Ritterkreuz des sächsischen Civilverdienstordens überreicht, das bis dahin noch kein Bühnenkünstler erhalten hatte. Auch an sonstigen äußeren Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen fehlte es D. nicht. Unter seinen zahllosen und vielfach wiederholten Gastspielen in allen größeren Städten Deutschlands, die vorzugsweise in die Periode von 1839—52 fallen, seien nur einige hervorgehoben. Bei den Mustervorstellungen unter Dingelstedt in München lieferte er den Beweis, daß die wahre Meisterschaft sich am glänzendsten zeigt, wenn es der Künstler nicht verschmäht, selbst in untergeordneten Rollen den Forderungen des Zusammenspiels zu entsprechen. In Peterhof spielte er vor dem Kaiser und dem ganzen Hofe. Zur Feier der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals und des 100jährigen Geburtstags Karl Augusts wurde er 1857 eigens nach Weimar berufen. Die herrlichste Anerkennung aber verschaffte er der deutschen Schauspielkunst bei seinem Gastspiel in London; seine Leistungen, besonders seine Auffassung des Hamlet, wurden noch über die von Kemble und Edmund Kean gestellt. Noch im besten Wohlsein raffte ihn eine heftige Erkältung 7. Aug. 1872 plötzlich dahin. Als Schauspieler zeichnete sich D. durch Wärme und Leben, Wahrheit in der Darstellung, Phantasie in der Auffassung der Charaktere und feinen Geschmack bei der idealistischen Ausschmückung derselben aus. Sein Spiel zeigte den denkenden Künstler in allen Nüancirungen, nirgends erblickte man Uebertreibung oder Manier. Namentlich war er Meister im Gebrauch des Sprachorgans. Die am meisten für ihn geeigneten Rollen waren die ideal gehaltenen weichen Charaktere, wie Hamlet, Uriel Acosta, Tasso, Correggio und vor allen Posa; außer diesen Orest, Enzio, Gaston im Trauerspiel, der Spieler, Philipp Brock &c. im Schauspiel, Don Cäsar (»Donna Diana«), Bolingbroke, Gluthen, Richard Wanderer &c. im Lustspiel. Vgl. Kneschke, Emil D. (Dresd. 1868). — Seine Gattin Dorothea (Doris), geborne Böhler, geb. 1805 zu Kassel, betrat 1816 in Prag in Kinderrollen die Bühne und begab sich 1818 nach Leipzig, wo sie sich bald zu einem der besten Mitglieder der Leipziger Gesellschaft ausbildete. Nach ihrer Vermählung mit Emil D. folgte sie diesem nach Magdeburg und Hamburg und fand dann in Dresden neben ihm ihren Wirkungskreis, wurde aber 1842 von ihm geschieden und verließ die Bühne. Naive Rollen und sentimentale Charaktere gelangen ihr am besten; vorzüglich aber glänzte sie im Lustspiel durch die Wahrheit und Natürlichkeit ihrer Darstellungen.

Dew, bei den Parsen Namen der Geister des bösen Princips, von Ahriman geschaffen, um den Lichtgeistern des Ormazd entgegenzuwirken und die heilsamen Schöpfungen derselben zu zerstören. An ihrer Spitze stehen 7 Erzdews, deren Aufgabe es ist, die 7 Amschaspands (s. d.) des Ormazd zu bekämpfen. Sie sind gleich mächtig wie diese und haben die Drudsch (Darudsch) zu Dienerinnen &c. Vgl. Peri.

Dewedaschies (Devadaschi), s. v. w. Bajaderen.

Dewĕta, s. Gandharwa.

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht, deutscher protest. Theolog, geb. 14. Jan. 1780 zu Ulla bei Weimar, bezog 1799 die Universität Jena, ward 1805 akademischer Docent daselbst, 1807 außerordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg, 1809 ebendaselbst ordentlicher Professor der Theologie und als solcher 1810 an die neu gestiftete Universität Berlin berufen. Hier sah sich der freiheitliebende Mann nach Sands blutiger That veranlaßt, der ihm befreundeten gebeugten Mutter desselben in einem Trostschreiben vom 31. März 1819 seine Theilnahme zu bezeugen. »So wie die That geschehen ist«, sagte er darin, »mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. Die That ist, allgemein betrachtet, unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel.« Am 28. Aug. 1819 auf außerordentlichen königlichen Befehl vor dem akademischen Senat unter Vorlegung einer Abschrift seines Briefs befragt, ob er sich zu diesem Brief bekenne, bat er um die Vorlegung seiner eigenen Handschrift und zugleich um eine förmliche Untersuchung vor einem Gericht sachkundiger Männer. Vom Ministerium jedoch ohne weiteres seines Lehramts enthoben, lehnte er ein ihm angebotenes Quartalgehalt ab und zog sich in seine Heimat zurück, wo er das ihm widerfahrene Unrecht

in seiner Schrift »Aktensammlung über die Entlassung des Professors D. vom theologischen Lehramt in Berlin« (Leipz. 1820) dem öffentlichen Urtheil vorlegte. Während seines Aufenthalts in Weimar vollendete er die Herausgabe seiner »Christlichen Sittenlehre« (Berl. 1819—21, 3 Bde.) sowie der »Briefe, Sendschreiben und Bedenken Luthers« (das. 1825—28, 5 Bde.) und schrieb das vielgelesene Werk »Theodor, oder des Zweiflers Weihe« (das. 1822, 2 Bde.; 2. Aufl. 1828), das im Gewand einer Biographie auf geistreiche Weise seine damaligen religiösen Ueberzeugungen darlegt. Da er, von der Gemeinde der Katharinenkirche zu Braunschweig zum Prediger erwählt, die landesherrliche Bestätigung in diesem Amt nicht erlangte, so folgte er 1822 einem Ruf als Professor der Theologie an die Universität zu Basel. Im Jahr 1829 ernannte ihn der Große Rath zum Mitgliede des Erziehungsraths und beschenkte ihn mit dem Bürgerrechte der Stadt Basel. Er starb 16. Juni 1849 zu Basel. Seinen literarischen Ruf gründete er durch seine »Beiträge zur Einleitung in das Alte Testament« (Halle 1806—1807, 2 Bde.), das »Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie« (Leipz. 1814, 4. Aufl. 1864), vor allem aber durch das kompendiöse und vielgebrauchte »Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel Alten und Neuen Testaments« (Berl. 1817 u. 1826), dessen alttestamentlicher Theil bis jetzt (1869) 8, der neutestamentliche 6 Auflagen (1860) erlebt hat. Mit nicht minder allgemeinem Beifall ward seine mit Augusti unternommene Uebersetzung der »Heiligen Schrift« (Heidelb. 1809—1812, 6 Bde.; 4. Aufl. 1858, 3 Bde.) aufgenommen. Gleichfalls weiteste Verbreitung unter den Studirenden der Theologie haben seine Kommentare gefunden, besonders der »Kommentar über die Psalmen« (Heidelb. 1829, 5. Aufl. 1856), sein »Kurzgefaßtes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament« (Leipz. 1836 ff., in seinen einzelnen Theilen fortwährend neu aufgelegt), während man Aehnliches von den Versuchen einer systematischen Darlegung seines dogmatischen und ethischen Standpunkts, wobei er von der Philosophie seines Freundes Fries ausging, nicht sagen kann.

De Witte, Johann, russ. Ingenieurgeneral und berühmter Architekt, geb. 17. (29.) Okt. 1790 zu Riga, erhielt seine Ausbildung in der Ingenieurschule und der Akademie der Künste zu Petersburg, nahm darauf Militärdienste und betheiligte sich am Krieg von 1812. Nach erfolgtem Frieden lebte er abwechselnd in Petersburg und Moskau. Seine wichtigsten Bauwerke sind: das prächtige kaiserliche Militärhospital in Riga, der Umbau des dortigen Schlosses und die geschmackvolle lutherische Kirche in Windau. Sein größtes Verdienst um die russischen Ostseeprovinzen hat er sich durch Errichtung des schön gelegenen und vielbesuchten Badeorts Kemmern erworben. Die dortigen sowohl wie alle übrigen Bauten De Witte's zeichnen sich durch einen leichten, gefälligen und doch die klimatischen Verhältnisse Rußlands berücksichtigenden Stil aus. D. starb zu Charkow im August 1854.

Dewittsland (auch Neuholland), älterer, jetzt außer Gebrauch gekommener Name der Nordwestküste von Australien, nach dem Seefahrer Willem de Witt, der mit Tasman 1644 die Küste zuerst besuchte.

Dewsbury (spr. djuhsbörĭ), Stadt im westlichen Theil der engl. Grafschaft York, am Calder, mit (1871) 24,764 Einw., zahlreichen Kirchen, einer lateinischen Schule, einem Handwerkerinstitut, Gerichtshof und Rathhaus, eine gewerbthätige Stadt, einer der Hauptsitze der Wollindustrie, liefert außerdem Eisenwaaren und Leder. D., dessen Name von Diusburg (»Gottesstadt«) hergeleitet wird, ist eine der ältesten Städte der Angelsachsen, und der erste Bischof von York, Paulinus, predigte hier 627.

Dexiographie (griech.), das Schreiben von der Linken zur Rechten; dexiographisch, so geschrieben.

Dexippos, 1) Publius Herennius, Staatsmann, Feldherr, Rhetor und Geschichtschreiber im 3. Jahrh. n. Chr. bis um 280, Inhaber der höchsten Ehrenstellen zu Athen, erfocht 269 einen Sieg über die Athen bedrohenden Gothen. Von seinen Schriften, unter denen besonders ein Abriß der ganzen Geschichte bis auf seine Zeit und die »Scythica«, eine Beschreibung des skythischen Kriegs, geschätzt waren, sind nur noch Fragmente vorhanden, vollständig herausgegeben von Mai im 2. Bande der »Scriptorum veterum nova collectio« (Rom 1825—27) und von Niebuhr im »Corpus Scriptorum Byzantinorum«, Bd. 1 (Bonn 1829).

2) D. der Peripatetiker, peripatetischer griech. Philosoph um 335 n. Chr.; obgleich als Schüler des Jamblichos der neuplatonischen Philosophie zugeneigt, suchte er vornehmlich die Einwürfe Plotins (Ennead., 6, 1) gegen des Aristoteles Kategorienlehre zu widerlegen. Ein Dialog von ihm ist nur lateinisch herausgegeben (»Dexippi quaestionum in categorias libri III«) von J. B. Felicianus (Par. 1549) sowie mit des Porphyrius Kommentar über die Kategorien (Vened. 1546 und 1566).

Dextĕra (dextra, nämlich manus, lat.), die Rechte, rechte Hand, Symbol der Treue, der Kraft und Geschicklichkeit; daher Dexterität, Geschicklichkeit, Fertigkeit; Treue, Aufrichtigkeit.

Dextrāle (lat., n.), Armband, besonders am rechten Arm; Manschette, Handkrause.

Dextri (Dextri, lat.), um Kirchen, Klöster 2c. ein mit Kreuzen in Form eines X (Dex) abgesteckter Platz von 30 oder mehreren Schritten, innerhalb dessen das Asylrecht galt.

Dextrin (Dextringummi, Stärkegummi, Amidongummi, geröstete Stärke, Gommeline, Leiogomme [fälschlich Leiocom], künstliches Gummi, Dampfgummi) $C_6H_{10}O_5$, ein zur Gruppe der Kohlehydrate gehörender Körper, von gleicher procentischer Zusammensetzung mit Stärkmehl, Holzfaser (Cellulose) und Gummi, findet sich gelöst im Saft vieler Pflanzen und zwar besonders in denjenigen Pflanzentheilen, in welchen neue Zellen gebildet werden, so daß man es als den eigentlichen bildungsfähigen Pflanzenbestandtheil, aus welchem zunächst die Zellhaut sich bildet, betrachten kann. Die Getreidearten enthalten etwa 4—6 Proc. D., aber beim Keimen steigt diese Menge um die Hälfte und mehr. Im Thierreich ist D. im Blut und Fleisch, in der Milz und Leber, aber überall nur in geringer Menge nachgewiesen worden. Wie sich das D. im Organismus bildet, weiß man nicht; aber sehr leicht kann es künstlich dargestellt werden. Stärkmehl verwandelt sich schon beim Erhitzen auf 160—200° großentheils in D., und wir finden dasselbe daher allgemein in der Brodrinde. Noch leichter erfolgt die Umwandlung, wenn die Stärke vor dem Erhitzen mit sehr wenig verdünnter Salpetersäure befeuchtet worden war, oder wenn man sie mit verdünnter Säure kocht. Ebenso leicht bildet es sich bei Einwirkung der im Malz enthaltenen Diastase (s. d.) auf Stärkmehl; es entsteht

daher in großer Menge beim Einmaischen in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei und ist auch ein Bestandtheil des fertigen Biers. Reines D. gleicht im Aeußern dem arabischen Gummi, es krystallisirt nicht, ist farblos, meist aber etwas gelblich, geruch- und geschmacklos, leicht löslich in kaltem Wasser, aber nicht in Alkohol, und verdankt seinen Namen der Eigenschaft, die Ebene des polarisirten Lichts nach rechts (dexter) abzulenken, während arabisches Gummi sie nach links ablenkt. Sehr charakteristisch ist die schwach amarantrothe Färbung, welche es durch Jod erleidet. Wirken die verdünnten Säuren oder die Diastase, welchen es seine Entstehung verdankt, noch länger auf D. ein, so verwandelt es sich in Traubenzucker, und auf dieser Umwandlung beruht die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Auch bei der Stärkezuckerfabrikation ist das D. Zwischenprodukt. Beim Kochen mit Salpetersäure verwandelt es sich in Oxalsäure, während Gummi bei gleicher Behandlung Schleimsäure liefert. Große Mengen D. werden für technische Zwecke dargestellt. Man erhitzt Stärkmehl auf 160—180°, jedenfalls nicht über 200°, in schräg liegenden, rotirenden eisernen Cylindern oder, in nicht zu dicker Schicht ausgebreitet, in flachen eisernen Kästen in einem Ofen, durch welchen ein heißer Luftstrom geleitet wird. Das auf diese Weise erhaltene Röstgummi ist bräunlichgelb und deshalb für manche Zwecke nicht recht geeignet. Ein ganz weißes, in Wasser vollkommen lösliches D. erhält man dagegen, wenn man 2 Kilogr. Salpetersäure von 1,4 spec. Gew. mit 300 Liter Wasser verdünnt, in diese verdünnte Säure 1000 Kilogr. Stärke rührt, die Masse zu Kuchen formt und diese erst an der Luft, dann bei 80° trocknet. Hierauf wird die Masse gemahlen, gesiebt und etwa 1—1½ Stunde auf 100—110° erhitzt. Das Präparat ist äußerlich von Stärkmehl nicht zu unterscheiden und vollkommen frei von Salpetersäure. Soll das D. auf nassem Weg mit verdünnter Säure dargestellt werden, so muß man vorsichtig den Zeitpunkt abpassen, wo der letzte Rest des Stärkmehls in D. verwandelt ist; denn bei weiterer Einwirkung der Säure wird das D. nun sehr schnell zuckerreich. So lange noch unzersetztes Stärkmehl vorhanden ist, wird eine erkaltete Probe durch Jodtinktur tief blau gefärbt, während D., wie oben erwähnt, nur eine schwach amarantrothe Färbung erzeugt. Früher benutzte man zur Dextrinbildung auf nassem Weg verdünnte Schwefelsäure. Statt der Salpetersäure kann man auch Salzsäure anwenden. Die Pharmacopoea germanica läßt D. mit Oxalsäure bereiten. 300 Gramm Kartoffelstärkmehl werden mit 1,5 Liter Wasser und 8 Gramm Oxalsäure unter Umrühren so lange im Wasserbad erwärmt, bis die Jodlösung eine Probe nicht mehr bläut. Dann wird die Lösung mit gefälltem kohlensauren Kalk neutralisirt, kalt gestellt und nach zwei Tagen filtrirt. Das Filtrat verdampft man im Wasserbad, und den Rückstand trocknet man im Trockenraum völlig aus. Man gewinnt etwa 220 Gr. wenig Zucker enthaltendes, säurefreies D. In einigen Fabriken verwendet man auch ganzes Getreide zur Dextrinfabrikation, erhitzt dasselbe mit 1,5 Volumen Wasser und 1—2 Gewichtsprocent Schwefelsäure im dampfdicht schließenden Apparat 2—3 Stunden lang durch Hochdruck auf 107—149°, neutralisirt die abgelassene Flüssigkeit mit Kreide, läßt absetzen und verdampft die klare Lösung zur Trockne. Einen Dextrinsyrup (Gummisyrup) bereitet man durch Erhitzen von Stärkmehl mit 4 Theilen Wasser auf 60°, worauf man 2 Proc. vom Gewichte des Stärkmehls geschrotenes Malz zusetzt. Man erhält die Temperatur auf 60—70°, bis Jod eine Probe nicht mehr bläut, kocht dann auf, um die weitere Wirkung der Diastase des Malzes zu hemmen, läßt absetzen und verdampft die Lösung bis zur Konsistenz eines starken Sirups. Diese Methode würde mehr Eingang finden, wenn das gebildete D. nicht sehr zuckerreich und der Uebergang von Kleber in die Dextrinlösung zu vermeiden oder eine Abscheidung des gelösten Klebers möglich wäre. Der unreine Sirup geht leicht in Gährung über, und der Zuckergehalt ist überdies für viele Zwecke nachtheilig. Das D. des Handels enthält etwa 60—72 Proc. reines D., 2—9 Proc. Zucker, 13—20 Proc. Unlösliches und 6—14 Proc. Wasser. Man benutzt das D. wegen seiner Billigkeit zum Verdicken von Beizen und Farben im Zeugdruck und kann dazu häufig ein durch Rösten von wenig reinem Stärkmehl oder feinem Mehl erhaltenes Präparat verwenden. Vor dem sonst gebräuchlichen Gummi zeichnet es sich dadurch aus, daß es mit den in den Kattundruckereien verwendeten Salzen nicht gerinnt. Es dient ferner zum Appretiren und Steifen von Zeugen, als Kettenschlichte, zum Glasiren von Karten, zur Fabrikation von Papier für Pastell- und Gouachemalerei, von buntem Papier, zum Tapetendruck, zur Filzbereitung, zur Anfertigung von Buchdruckerwalzen und Tupfballen, als Mundleim (es klebt weniger gut als arabisches Gummi) und zur Bereitung der Tinte. In der Chirurgie benutzt man es als Verbandmittel und in der Pharmacie als Zusatz zu Pflanzenextrakten, um diese in Pulverform dispensiren zu können, und zur Darstellung einer Art von englischem Pflaster. Es wird auch zu feinerem Backwerk benutzt und kann zu 33—45 Proc. in Brod eingebacken werden, ohne daß es den Konsumenten auffällt; das Brod geht dabei gut auf, ist sehr leicht und hält sich lange frisch. Das D. hat denselben Nahrungswerth wie Stärkmehl, ist aber leichter verdaulich; dagegen drückt ein Dextrinzusatz den Klebergehalt des Brodes herab und mindert also dessen Nährkraft.

Dextrose, s. v. w. Traubenzucker.

Dey (türk.), s. v. w. Dei.

Dezobry (spr. des-), Charles Louis, franz. Historiker und Archäolog, geb. 1798 zu St. Denis, gründete 1829 eine Verlagsbuchhandlung klassischer, d. h. griechischer, lateinischer und französischer, zunächst für das Universitätsstudium berechneter Werke und Schriftsteller und veröffentlichte 1835 seine interessante und gehaltvolle, ein Pendant zu Barthélemy's berühmtem Werk (»Voyage d'Anacharsis«) bildende Studie: »Rome au siècle d'Auguste, ou voyage d'un Gaulois à Rome« (1835, 4. Aufl. 1874, 4 Bde.). Außerdem schrieb er: »La mauvaise récolte, ou les suites de l'ignorance« (1848), eine mit Unterhaltungen über den Ackerbau Frankreichs vermischte Erzählung; das geschätzte Werk: »Histoire romaine en peintures« (1848); »L'usage et de l'utilité des éditions classiques« (1856); »Dictionnaire pratique et critique de l'art épistolaire français« (1865); »Traité élémentaire de versification française« (1866). Auch war er Mitarbeiter und Herausgeber des durch seine Genauigkeit ausgezeichneten »Dictionnaire général de biographie et d'histoire« (mit Bachelet 1857, 5. Aufl. 1869) und des »Dictionnaire général des lettres, des beaux arts et des sciences morales et politiques« (1862). D. starb 1870.

Dhaka, s. Dakka.

Dhar, britisch-indischer Schutzstaat in Centralindien, 5396 Kilom. (98 QM.) groß mit 125,000

Einw.; seine Verwaltung gehört zu den schlechtesten unter den indischen Reichen.

Dharwar (Darvar), Hauptstadt des gleichnamigen, durch seine Baumwollproduktion ausgezeichneten Distrikts in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bombay, der 15,692 QKilom. (285 QM.) mit 782,465 Einw. umfaßt, liegt 737 Meter ü. M., 110 Kilom. von der Küste entfernt und ist damit durch die von Bellari ausgehende Eisenbahn verbunden. D. ist Sitz verschiedener Bildungsstationen, einer katholischen und einer evangelischen Mission sowie einer ansehnlichen europäischen Bevölkerung und hat infolge des bedeutenden Exports der unter dem Namen D. gehenden Baumwolle einen großen Aufschwung genommen.

Dhawalagiri (Dholagiri, sanskritisch »weißer Berg«), Berg in Nepal, nordwestlich von der Hauptstadt Khatmandu, unter 28° 41,8' nördl. Br. und 83° 28,7' östl. L. v. Gr. gelegen, wurde lange Zeit für den höchsten Gipfel des Himalaya gehalten, steht aber nach neueren Messungen anderen Gipfeln jenes Gebirges an Höhe nach. Seine Höhe beträgt 8154 Meter.

Dhiolof, Volk, s. Dscholof.

Dhlb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für A. G. Dahlbom (s. d.)

Dholpur, britischer Schutzstaat in Radschputana (s. d.).

Dhor el Chadib, der höchste Gipfel des Libanon, etwa 7 Kilom. vom Meer unter 34° 18' nördl. Br. gelegen, 3063 Meter hoch.

Dhra, Längenmaß in Marokko, = 0,571 Meter.

Dia (griech. Präposition), durch, hindurch, auseinander (oft in Zusammensetzungen vorkommend).

Dia (Standia), kleine türkische Insel an der Nordküste von Kandia, der Hafenstadt Kandia gegenüber, mit mehreren Häfen. Sie hatte im Alterthum denselben Namen.

Diabās, die dunkeln mikrokrystallinischen Grünsteine, welche im wesentlichen aus einem basischen triklinen Feldspat (wohl meist Labrador) und Augit bestehen. Der Name D. wurde ursprünglich von A. Brongniart für diejenigen Gesteine aufgestellt, welche man jetzt als Diorit (s. d.) bezeichnet; gegenwärtig unterscheidet man die hornblendeführenden Grünsteine als Diorite von den augitführenden und wendet auf letztere allein die Bezeichnung D. an. Das Gestein steht also in seiner mineralischen Natur den Feldspatbasalten sehr nahe (s. Basalt), ist jedoch meist nur schwierig und unsicher in seinen Bestandtheilen zu deuten. Gewöhnlich haben diese älteren basischen Gesteine schon eingreifende molekulare Veränderungen erlitten, und die ursprüngliche Natur der Bestandtheile ist dann oft nicht mit Sicherheit festzustellen. Der Augit ist gewöhnlich mehr oder weniger zu chloritartigen Mineralien umgewandelt, die dem Gestein die grünliche Farbe geben. Sie werden am besten unter der allgemeinen Bezeichnung Viridit zusammengefaßt. Außer den genannten Silikaten bildet Magneteisen einen regelmäßigen Bestandtheil. In mikroskopischen Nädelchen findet sich meist Apatit, auch Quarz ist dem D. nicht ganz fremd. — Zuweilen tritt der Feldspat oder der Augit in größeren Krystallen hervor, wodurch das Gestein eine porphyrartige Struktur erhält (Diabasporphyr, Augitporphyr). Uebrigens bildet in dem D. nicht ein unvollkommen individualisirtes, glasiges oder felsitisches Magma die mikroskopische Grundmasse, und hierin liegt ein Gegensatz dieses Gesteins zu den meisten Melaphyren, wenngleich die Bestimmung oft zweifelhaft bleibt und jedenfalls eine innige Verwandtschaft zwischen beiden besteht. Wie der Melaphyr, so ist auch der eigentliche D. nicht selten zu einem Mandelstein umgewandelt (Diabasmandelstein), indem durch Zersetzung und Auflösung der Augite Hohlräume entstanden, die dann entweder mit chloritartigen Umwandlungsprodukten, oder auch mit Kalkspat, als dem Zersetzungsprodukt des Kalkfeldspats, ausgefüllt sind. Der D. gehört zu den eruptiven Gesteinen; er bildet Gänge und Decken, namentlich in den älteren Sedimentformationen bis zur Kohlenformation einschließlich. In Deutschland findet sich das Gestein am Harz, in Sachsen und in Nassau, aber nicht in ausgedehnten Massen; viel bedeutender sind die Decken und Gänge von D. in Schottland und Skandinavien, wo wahrscheinlich die meisten der älteren Trappgesteine dem D. zuzurechnen sind.

Diabăsis (Diabāse, griech., f.), Durch-, Uebergang.

Diabētes (griech., m.), Harnruhr (s. d.); Doppelheber, Vexirbecher.

Diable (franz., spr. djabl), Teufel; **Diablerie,** Teufelei, Hexerei, Teufelsstreich; **Diablesse,** Teufelsweib; **Diablotin,** Teufelchen, Art Chokoladenplätzchen.

Diablerets (spr. djablǟrä, »Teufelsberge«), steile, zerrissene Kalksteinwände und Felshörner, welche mit dem Oldenhorn der Berner Alpen zusammenhängen, 3251 Meter hoch. Zu verschiedenen Zeiten, namentlich 1714 und 1749, haben sich gewaltige Felsmassen an den höheren Theilen abgelöst und, thalwärts stürzend, schöne Alpen sammt zahlreichen Hütten überschüttet (s. Derborence). Die Alpenbewohner glaubten den Berg von Teufeln bewohnt und ließen wiederholt den »Eingang der Hölle« beschwören.

Diabŏle (griech., f.), falsche Beschuldigung, Verleumdung.

Diabŏlos (griech., eigentlich »Widersacher«), Teufel; daher diabolisch, s. v. w. teuflisch; Diabolismus, Teufelswerk, Teufelsherrschaft; Diabologie, Lehre vom Teufel; Diabolōg, Anhänger derselben.

Diabrōsis (griech., f.), Durchfressung, daher in der Heilkunde eine Blutung per diabrosin, s. v. w. Blutung aus einem durch ein Geschwür angefressenen Gefäß.

Diachenium (griech., Doppelachenium), in der Botanik eine Form von Spaltfrüchten, bei denen die beiden Theile, in welche die Frucht zerfällt, Achenien sind (s. Frucht).

Diachorēsis (f., Diachorēma, n., griech.), Darmausleerung, Stuhlgang. Daher diachoretische Mittel, die Ausleerung befördernde Mittel.

Diachylonpflaster (griech., »aus Pflanzensäften bereitet«, im Volksmund Diakel oder Diakonuspflaster), s. Bleipflaster.

Diacŏnus, s. Diakon.

Diadelphus (griech.), in der botanischen Terminologie s. v. w. zweibrüderig, besonders diadelpha stamina, zweibrüderige, d. h. in zwei Bündel verwachsene Staubfäden. Daher **Diadelphia,** 17. Klasse des Linné'schen Systems, diejenigen Pflanzen enthaltend, deren Blüten zweibrüderig sind.

Diadēm (griech.), Band zum Zusammenhalten des Haupthaars, Stirnband, Kopfbinde; im Alterthum Zeichen der Würde königlicher und anderer angesehenen Personen. Bei den Hebräern Nefer genannt, schmückte es die Könige und Hohenpriester in der Form einer goldenen emporragenden Stirnplatte, die an der eigentlichen Kopfbedeckung angeheftet war, wohl auch durch Perlenschnüre oder goldene Kettchen

gehalten wurde, die um die Schläfe gingen und hinten zusammengeknüpft waren. Das D. der Perserkönige sowie der Königinnen war ein blau-weißes, breites Band, mit dem sie die Mütze umwickelten. Von den Persern ging es auf Alexander d. Gr. und seine Nachfolger über. Die Griechen schmückten damit schon früher mehrere Götter, namentlich den Zeus, die Here und Aphrodite. Bei den Römern soll schon Ancus Martius das D. den Tuskern entlehnt haben; doch war es in den Zeiten der Republik verhaßt, und noch Cäsar scheute den Widerwillen des Volks vor demselben. Welcher Kaiser das eigentliche D. als Würdezeichen eingeführt hat, ist ungewiß. Nach Jornandes trug es Aurelian zuerst. Allgemein wurde sein Gebrauch, auch unter den nichtrömischen Fürsten Europa's, erst seit Konstantin d. Gr., bis es später die Kronen verdrängten oder nur eine geringe Andeutung übrig ließen. Die Damendiademe des Mittelalters und der Gegenwart, Kopfreife, die sich in der Mitte zu einer kleinen Spitze erheben, stammen aus dem Orient.

Diadŏche (Diaderis, griech., f.), Nachfolge; Umwandlung einer Krankheit in eine andere.

Diadŏchen (griech., »Nachfolger«), die Feldherren Alexanders d. Gr., welche seit seinem Tod 323 v. Chr. um die von ihm beherrschten Länder langjährige Kriege führten. Die bedeutendsten darunter waren Antigonos und sein Sohn Demetrios Poliorketes, Antipater und sein Sohn Kassander, Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos, Eumenes. Die Zeit dieser Kämpfe, welche durch die Schlacht bei Ipsos 301 einen gewissen Abschluß erhielten, heißt die Diadochenzeit. Es entwickelte sich damals ein neues, auf griechischer Bildung beruhendes System von Staaten, welche man als hellenistische zu bezeichnen pflegt. Die wichtigsten waren Aegypten unter den Ptolemäern, Syrien unter den Seleukiden und Makedonien unter den Nachkommen des Antigonos Gonatas, zu denen 282 v. Chr. noch das Reich von Pergamum unter den Attaliden kam. Alle diese Reiche wurden später dem römischen Reich einverleibt. Vgl. Droysen, Geschichte des Hellenismus (Hamb. 1836—43, 2 Bde.).

Diadochit, s. v. w. Phosphoreisensinter.

Diadŏsis (griech., f.), die Vertheilung der Nahrungsstoffe im Körper; das Nachlassen einer Krankheit.

Diadumĕnos, gefeierte Statue des Polyklet, ein junger Gymnast, der sich selbst die Siegerbinde umwindet. Man nimmt mit Wahrscheinlichkeit an, daß dieser von Plinius als »weicher Jüngling« bezeichnete, also zarte, feine, elegante Jüngling das Gegenstück bildete zu dem nicht weniger berühmten Doryphoros desselben Künstlers, welcher einen kräftig gebauten Lanzenträger darstellte. Für eine Nachbildung des erstern hält man eine früher im Farnesischen Besitz befindliche Statue des Britischen Museums, für eine des letztern eine Statue aus Herculaneum im Museum zu Neapel.

Diärĕsis (griech., f., »Trennung, Zerreißung«), ein grammatikalischer Ausdruck in Beziehung auf unmittelbar aneinander stoßende Selbstlaute, die nicht als Diphthong, sondern getrennt ausgesprochen werden sollen. Als Zeichen dafür dienen die Puncta diaereseos (griech. trema), zwei über den zweiten Vokal gesetzte Punkte, z. B. aër (Luft), Benzoë ꝛc. Unverkennbar ist dieser Zustand der Nichtzusammenziehung der Vokale der ursprüngliche. Griff dann ein Schriftsteller oder Dichter, der etwa homerisch schreiben wollte, auf eine Form wie aoide (Sang) zurück, aus der im Volksmunde durch Synäresis (»Zusammenziehung«) längst ode geworden war, so sprachen die Grammatiker mit Recht ebenfalls von D. Denselben Archaismus finden wir bei den Römern, wenn z. B. Virgil seinen Vortrag durch längst verschollene Formen, wie aulaï (gewöhnlich aulae), zu heben sucht. Im übrigen nennt man es in der lateinischen Grammatik auch D. (oder Dialysis), wenn ein Dichter sich eine Silbe mehr schafft durch selbstlautartige Aussprache von Hauchlauten, z. B. silüae (gewöhnlich silvae). In der Rhetorik ist D. (»Theilung«) s. v. w. Partitio.

Diät (griech.), im weitern Sinn die »Lebensweise« des Menschen überhaupt, sowohl in physischer als psychischer Beziehung; im engern Sinn aber bloß von der Wahl der Nahrungsmittel gebraucht. Die Wissenschaft, welche sich mit der Betrachtung der Nahrungsmittel beschäftigt, die Diätetik, ein wichtiger Theil der Gesundheitslehre, handelt von der Abstammung und den Bestandtheilen unserer Nahrungsmittel, Getränke und Gewürze, ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften, den Veränderungen, welche sie bei der Zubereitung und bei der Verdauung erleiden, sowie auch von ihren physiologischen und chemischen Wirkungen im menschlichen und thierischen Körper und der zweckmäßigsten Art ihres Gebrauchs. In der Lehre von der Heilung der Krankheiten ist eine vernünftige Regulirung der D. einer der wesentlichsten und wichtigsten Punkte, und von ihr läßt sich oft weit mehr erwarten als von Arzneimitteln. Besonders bei chronischen Krankheiten kommt derselben oft eine viel höhere Bedeutung zu als den Arzneistoffen, und ohne die richtige D. kann selbst das zweckmäßigste Heilverfahren nichts ausrichten, während viele Krankheiten durch Umänderung der Lebensweise allein geheilt zu werden vermögen. Man unterscheidet zwei Hauptformen der D., nämlich die animalische und die vegetabilische D. Zur erstern gehören alle Arten von Fleisch, Eier und Milch (sowie gewisse Fette), also Stoffe, welche reich an Eiweiß (Stickstoff) und Fett sind; zur letztern vorzugsweise die stärkmehlhaltigen Stoffe: Brod, Mehl, frische und getrocknete Gemüse, Obst und von den gewöhnlichen Getränken namentlich Wein und Bier. Die vegetabilische D. umfaßt also stickstofffreie oder doch stickstoffarme Substanzen. Aber nur in seltenen Fällen (abgesehen etwa von der Milchdiät der Säuglinge) wird eine ausschließlich animalische oder ausschließlich vegetabilische D. befolgt werden; vielmehr wird der Mensch durch sein natürliches Bedürfnis fast immer auf eine gemischte D. sich hingewiesen sehen. Vom ärztlichen Standpunkt aus verdienen besondere Erwähnung die entzündungswidrige (Fieberdiät) und die restaurirende oder kräftigende D. Zur entzündungswidrigen D. gehören alle säuerlichen und süßlichen Pflanzenfrüchte, welche reich an Wasser, Zucker, Pflanzensäuren und deren Salzen sind, auch getrocknetes Obst und Weißbrod, als Getränk Wasser und überhaupt indifferente schleimige, auch angesäuerte Flüssigkeiten (Limonade). Namentlich bei Kranken mit entzündlichen Leiden und fieberhaften Zuständen wird die D. aus diesen Stoffen verordnet, und sie bildet einen wesentlichen Theil des sogen. antiphlogistischen Heilverfahrens. Diese kühlenden, reizlosen, wenig Nahrung zuführenden Stoffe werden aber auch noch bei anderen Krankheitszuständen verordnet, wie bei Blutüberfüllung einzelner Organe, besonders des Gehirns, bei Neigung zu Hämorrhoidalleiden und anderen Blutflüssen, wenn dieselben den Charakter der Wallung an sich tragen, bei Fettleibigkeit, bei Gicht

und Steinbeschwerden rc. Für Säuglinge und kleine Kinder paßt diese D. ebensowenig wie für Greise, desgleichen nicht bei Schwächezuständen und Ernährungsstörungen, bei welchen eine Neigung zur Blutleere vorhanden ist. Zur restaurirenden oder roborirenden D. gehören alle Fleischsorten; doch waltet unter diesen ein wesentlicher Unterschied ob. Das sogen. weiße Fleisch, welches von jungen Thieren, von Geflügel, Fischen und Kaltblütern herrührt, ist weniger reizend, aber im ganzen auch weniger nahrhaft als das rothe Fleisch der Ochsen, des Wildbrets, auch der gemästeten Vogelarten: Gänse, Enten, Rebhühner, Krammetsvögel rc. Zur roborirenden D. gehören ferner die Eier, Milch, Brod, Chokolade, Fleischbrühe, Wein und gutes, kräftiges Bier. Besonders sind es die süßen Weine und unter ihnen der Ungarwein, welche mit großem Erfolg bei Schwächezuständen in Anwendung gebracht werden. Die roborirende D. eignet sich vorzüglich für geschwächte, blutarme und in der Ernährung heruntergekommene Leute. Wo der Körper durch Säfteverluste, welcher Art sie auch sein mögen, an seiner Fülle und Kraft verloren hat, da kann demselben nur durch die genannten Stoffe wieder aufgeholfen werden, und mehr als bei irgend anderen Zuständen müssen hier die eigentlichen Arzneimittel in den Hintergrund treten.

Diäten (richtiger: Diëten, v. lat. dies, »Tagegelder«), Vergütungen, welche an Beamte für Geschäftsreisen, an Anwälte bei auswärtigen Geschäften, an Abgeordnete während der Sitzungsperiode zur Entschädigung für den hierdurch erwachsenden besondern Aufwand gezahlt werden; daher Diät s. v. w. Sitzungsperiode einer Ständeversammlung; Diätarius, Diätar, der zeitweilig bei einer Behörde unter Verwilligung von D. Angestellte. Die Frage, ob den Mitgliedern ständischer Körperschaften als solchen während der Legislaturperiode D. zu zahlen seien oder nicht, ist der Gegenstand lebhaften Streits geworden, namentlich seitdem man bei der Errichtung des Norddeutschen Bundes, abweichend von der bisherigen deutschen Gewohnheit, das Princip der Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten adoptirt hat. Man macht nämlich auf der einen Seite für die Nichtzahlung von D. den Umstand geltend, daß die Stellung des Abgeordneten, der keine D. beziehe, also ein reines Ehrenamt bekleide, eine würdigere und angesehenere sei als im umgekehrten Fall, wo man durch die Zahlung von D. manches unlautere Mitglied in die Kammer ziehe; ja, John Stuart Mill nennt die D. geradezu »ein immerwährendes Zugpflaster, auf die übelsten Seiten der menschlichen Natur gelegt«. Schwächer ist der weiter für die Nichtverwilligung von D. geltend gemachte Grund, daß nämlich die Sessionen der Ständeversammlungen kürzer und der Geschäftsgang ein rascherer sei, wenn die Abgeordneten lediglich auf ihre eigenen Mittel angewiesen würden. Namentlich aber wird an der Diätenlosigkeit von den deutschen Bundesregierungen und vorzugsweise von dem Fürsten Bismarck um deswillen festgehalten, weil man darin ein konservatives Gegengewicht gegen das allgemeine Wahlrecht zu erblicken glaubt, da allerdings die Wahlen regelmäßig konservativer ausfallen werden, wenn keine D. bezahlt und die Abgeordneten also vorzugsweise aus der besitzenden Klasse gewählt werden, deren Angehörige erfahrungsmäßig konservativer sind als diejenigen, die nichts zu verlieren haben. Man beruft sich endlich auf das Beispiel Englands, wo seit der zweiten Revolution die Mitglieder des Parlaments keine D. beziehen; doch ist dieser Vergleich bei der Verschiedenheit des politischen Lebens und der volkswirtschaftlichen Zustände Englands und der unserigen wenig zutreffend, auch hat die in Frankreich wiederholt versuchte Nachahmung jenes englischen Princips keinen Erfolg gehabt. Dabei ist auch das Wort Dahlmanns wohl zu beherzigen, »daß nur die D. dem Volk verbürgen, daß seine Wahlkammer dem bürgerlichen Verdienst auch ohne das Geleit des Reichthums offen stehe«. Gleichwohl haben die verbündeten Regierungen an dem § 32 der nunmehrigen deutschen Reichsverfassung (»Die Mitglieder des Reichstags dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen«) mit Entschiedenheit festgehalten, obgleich der neuerdings von Schulze-Delitzsch eingebrachte Gesetzentwurf zur Zahlung von D. und Reisekosten an die Reichstagsabgeordneten vom Reichstag angenommen worden ist, nachdem ein gleicher Antrag des Abgeordneten Waldeck in der Legislaturperiode von 1868 und 1869 abgeworfen worden war. Den Mitgliedern der deutschen Speciallandtage dagegen, wenigstens wo das Zweikammersystem besteht, den Mitgliedern der zweiten Kammern, werden allenthalben D. bezahlt, die allerdings und mit Recht nach einem niedrigen Satz bemessen sind, da die Stellung eines Abgeordneten nicht als ein lukratives Geschäft erscheinen soll; so namentlich in Preußen (Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850, Art. 68) und in Bayern (Wahlgesetz vom 4. Juni 1848, Art. 30). Dagegen ist man in Nordamerika, ähnlich wie in Frankreich unter dem Kaiserreich, in das dem englischen Princip entgegengesetzte Extrem verfallen, indem dort statt mäßiger Tagegelder an die Abgeordneten ein Fixum für die Legislaturperiode bezahlt wird, welches 5000 Dollars beträgt, abgesehen von den nebenbei noch verwilligten und ebenfalls unverhältnismäßig hoch gegriffenen Reisekosten.

Diätetik (griech., f.), Gesundheitslehre, s. Diät; Diätetiker, Gesundheitslehrer, Freund einer geordneten, mäßigen Lebensweise; diätetisch, der D. gemäß, gesundheitsmäßig.

Diaglyphisch (griech.), vertieft gestochen, gemeißelt; daher Diaglypten (Diaglyphen), in die Fläche einwärts gearbeitete Figuren, im Gegensatze zu den Anaglypten.

Diagnōse (Diagnōsis, griech., f.), das Erkennen und Unterscheiden der Krankheiten, eine wichtige und häufig recht schwierige Aufgabe des Arztes. Die Kunst, eine D. zu stellen, heißt Diagnostik; sie setzt eine genaue Kenntnis der Krankheitszeichen oder der Symptome voraus. Die Aufgabe der Diagnostik besteht darin, aus den vorhandenen und durch kunstgemäße Untersuchungsmethoden auffindbaren Symptomen sich ein möglichst genaues Bild des jeweiligen Zustandes des Körpers wie aller seiner Organe zu machen. Man nennt dies eine anatomische D. Im Gegensatz hierzu steht die symptomatische D., bei welcher man sich darauf beschränkt, einzelne hervorragende Symptome (z. B. Fieber, Wassersucht, Gelbsucht u. dgl.) zu konstatiren, ohne auf die Ursache derselben, also auf die anatomischen Veränderungen der Organe, einzugehen, durch welche jene Symptome erst hervorgerufen werden. Der wissenschaftliche Arzt wird sich stets bemühen, eine anatomische D. zu stellen; aber bei der Beschränktheit des ärztlichen Wissens und Könnens wird er sich auch manchmal bei der symptomatischen D. beruhigen müssen. Eine vollständige D. darf nicht bloß das hauptsächlich erkrankte Organ ins Auge fassen, sondern muß den Zustand sämmtlicher Organe im kranken Körper berücksichtigen. Um zu einem diagnostischen Urtheil zu gelangen, gibt es drei Wege,

welche jedoch von sehr verschiedenem Werth sind. Der erste Weg ist die D. par distance, d. h. die Erkennung der Krankheiten auf den ersten Blick. Dieser Weg steht nur dem geübten und erfahrenen Arzt offen, doch wird derselbe häufig zur D. nicht ausreichen. Der erfahrene Arzt kann bei Kranken aus der Gesichtsfarbe, dem Ausdruck der Mienen, aus der Haltung, der Lage und dem Gang des Kranken, aus seiner Art zu athmen und zu sprechen ꝛc. oft treffende Schlüsse auf eine bestimmte Krankheit oder doch wenigstens auf den Grad ihrer Entwickelung machen. Der zweite Weg, zur D. zu gelangen, ist das Krankenexamen oder die Anamnese. Unter *Anamnese* (s. d.) versteht man die Mittheilungen, welche der Kranke selbst über seinen Zustand macht. Auch dieser Weg ist unsicher und lückenhaft, weil der Kranke meist nur über seine subjektiven Empfindungen wird Auskunft geben können. Gleichwohl darf das Krankenexamen niemals unterlassen werden. Der dritte und bei weitem sicherste Weg, den daher der gewissenhafte Arzt nie verabsäumen wird, ist die *objektive Untersuchung* der Kranken. Der Arzt muß hierzu alle seine Sinne benutzen und diese oft noch durch allerhand Hülfsmittel und Instrumente unterstützen, um sich von den krankhaften Veränderungen zu überzeugen, welche in dem Organismus des Patienten eingetreten sind, und zwar muß sich diese Untersuchung auf alle Theile des Körpers beziehen. Die Kunst des Arztes besteht hauptsächlich in der Fertigkeit der Untersuchung und in der Benutzung seiner Sinne sowie in der Anwendung aller möglichen Untersuchungsmittel, welche in der Neuzeit eine so große Vervollkommnung erfahren haben. Diese Untersuchungsmittel sind theils physikalische, theils chemische. Letztere dienen vorzugsweise zur Untersuchung der Sekrete und Säfte des Körpers. Zu den physikalischen Untersuchungsmitteln gehört das Beklopfen und Behorchen (Perkussion und Auskultation), das Messen und Wägen, das Thermometer, das Mikroskop, die verschiedenen Spekula (Augen- und Ohrenspiegel, Kehlkopf-, Mastdarm-, Mutterspiegel, Endoskop ꝛc.). Auch die Anwendung des Katheters, der Sonden, des Explorativtrokarts ꝛc. gehört hierher. Die Benutzung dieser Mittel zur Erkennung der Krankheiten wird gewöhnlich als *physikalische Diagnostik* bezeichnet. Zweckmäßiger ist es, die letztere Bezeichnung auf diejenigen Untersuchungsarten zu beschränken, wobei man nicht nur eine bestimmte Erscheinung als solche konstatirt, sondern zugleich auch ein Maß für die Größe derselben erhält, wie dies z. B. bei der Thermometrie, der Wägung und Messung ꝛc. der Fall ist. Hat der Arzt alle Erscheinungen der Krankheit festgestellt, so bedarf es noch komplicirter logischer Operationen, um auf Grund des symptomatischen Materials zur eigentlichen D. zu gelangen. Als *Differentialdiagnose* bezeichnet man die Unterscheidung solcher Krankheiten von einander, welche ähnliche Symptome haben, oder welchen gewisse Symptomengruppen gemeinsam zukommen. — In der Systematik des Pflanzen- und Thierreichs bezeichnet D. die Gesammtheit derjenigen Merkmale der Gattungen und Arten, welche eben hinreichen, um die letzteren von den übrigen Arten der Gattung, beziehentlich die Gattung von den übrigen Gattungen der Familie zu unterscheiden. In der Beschreibung pflegt man daher die D. entweder voran zu stellen oder durch besondern Druck auszuzeichnen. Zur bloßen Bestimmung der Gattungen und Arten ist daher ihre D. hinreichend. — *Diagnosiren* (*diagnosticiren*), etwas, besonders eine Krankheit, aus den Merkmalen erkennen, die D. stellen; *diagnostisch*, die Unterscheidung und Erkennung begründend.

Diagomĕter (griech., n.), Werkzeug zum Messen der elektrischen Leitungsfähigkeit von Körpern.

Diagonāle (griech., *Diagonallinie*), diejenige gerade Linie, welche in einer geradlinigen Figur zwei gegenüberstehende Ecken mit einander verbindet. Durch die D. wird jedes Viereck in zwei Dreiecke, das Parallelogramm in zwei kongruente Dreiecke, das Rechteck in zwei kongruente rechtwinklige Dreiecke, das Quadrat in zwei kongruente gleichschenklige und rechtwinklige Dreiecke zerlegt. In jeder geradlinigen Figur lassen sich von einem oder von mehreren Punkten aus so viel einander nicht schneidende Diagonalen ziehen, als die Figur Ecken oder Seiten hat, weniger 3, im n-Eck also n—3 Diagonalen, durch welche das n-Eck in n—2 Dreiecke zerlegt wird. Die Anzahl sämmtlicher Diagonalen, die im n-Eck gezogen werden können, ergibt sich aber, wenn man von der Zahl der Ecken 3 abzieht, den Rest mit der Zahl der Ecken multiplicirt und das Produkt durch 2 dividirt, also nach der Formel $\frac{(n-3)n}{2}$. Bei eckigen Körpern oder Polyëdern ist D. eine solche gerade Linie, welche zwei Ecken verbindet, aber weder mit einer Kante, noch mit der D. einer Seitenfläche zusammenfällt. *Diagonāl*, in der Richtung der D.

Diagonalkraft, die Resultirende zweier Kräfte; s. *Parallelogramm der Kräfte*.

Diagonalmaschine, im physikalischen Apparat eine Vorrichtung zum Nachweis des Parallelogramms der Kräfte (s. d.).

Diagonals, dichte, wollene, geköperte Gewebe mit schräg verlaufender feiner Streifung, zu Herrenkleidern und Damenmänteln.

Diagŏras, 1) berühmter Sieger in den gymnischen Wettkämpfen, aus Rhodos, Zeitgenosse Pindars, der ihm die 7. Olympionike widmete. Er hatte als Hauptkämpfer in allen vier großen heiligen Spielen (den olympischen, nemeischen, isthmischen und pythischen) wiederholt den Preis errungen und durch sein Beispiel auch seine Söhne und Enkel zu gleichen Siegen begeistert. Nach den Siegen zweier seiner Söhne zu Olympia von ihnen auf den Schultern durch das versammelte Volk getragen und von diesem als der glücklichste aller Sterblichen begrüßt, soll er der Freude hierüber unterlegen sein. Seine Statue von Kallikles stand zu Olympia.

2) *D. der Melier* oder *Atheist*, griech. Sophist in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr., von der Insel Melos gebürtig, Schüler des Demokritos von Abdera. In jüngeren Jahren sehr fromm und Verfasser gottesdienstlicher Gesänge, ging er, in seinen gläubigen Erwartungen getäuscht, zu völligem Unglauben über und regte zu Athen, wohin er sich 425 begab, durch beißenden Spott über die eleusinischen Mysterien sowie durch offene Leugnung der Existenz der Götter den Unwillen des Volks in solchem Grade gegen sich auf, daß er um 415 zuerst nach Pellene in Achaja, dann nach Korinth fliehen mußte, wo er gestorben sein soll. Seine »Phrygioi logoi« waren wahrscheinlich eine schonungslose Kritik der Mythen der in Griechenlands Kulte aufgenommenen phrygischen Gottheiten sowie der orphischen, eleusinischen und samothrakischen Mysterien.

Diagrámm (griech., n.), Entwurf, Abriß; Linienzeichnung, besonders die zum Beweisen eines Lehrsatzes oder zur Erläuterung und Lösung einer Aufgabe angewandte Figur; auch s. v. w. Pentagramm (s. d.);

in der Musik die für die Notenschrift als Grundlage dienenden Linien.

Diagráph (griech., n.), Werkzeug zum Zweck perspektivischer Aufnahme.

Diakaustis (griech., f.), das Durchbrennen; durchdringende Hitze; Diakaustike (diakaustische Linie oder Fläche), s. v. w. Brennlinie, Brennfläche.

Diakleròsis (griech., f.), Verloosung, Wahl durch das Loos.

Diaklysis (griech., f.), das Ausspülen des Mundes; Diaklysma (n.), Mundspül-, Gurgelwasser.

Diakōn (Diakŏnus, griech., »Diener«), im allgemeinen jeder, welcher Dienste leistet, besonders kirchliche, daher schon im Neuen Testament Name für eine den Bischöfen und Presbytern untergeordnete Klasse von Gemeindebeamten (Phil. 1, 1; 1. Tim. 3, 8—13), deren Obliegenheiten (Aufrechterhaltung der Ordnung beim Gottesdienst, Hülfe bei der Austheilung des Abendmahls) zuerst Justinus Martyr um 160 beschreibt. Weil man ihre apostolische Einsetzung Apostelgesch. 6, 1—6 dargestellt glaubte, überwies man ihnen auch die Sorge für Arme und Kranke und beschränkte ihre Zahl in jeder Gemeinde in der Regel auf sieben. Später erweiterten sich ihre Befugnisse; sie durften namentlich auch predigen und wurden den alttestamentlichen Leviten gleich gestellt, wie die Presbyter den Priestern, der Bischof dem Hohenpriester. So stellt der Diakonat in der katholischen Kirche den dritten Ordo dar, den Abschluß der zum Cölibat verpflichteten ordines majores. In der griechischen Kirche besteht für den D. diese Verpflichtung nicht; in der lutherischen ist D. (»Helfer«) bloßer Titel für einen Hülfsgeistlichen oder zweiten und dritten Pfarrer an einer Gemeinde. In der reformirten Kirche wurde das Amt der Diakonen als nothwendiger Bestandtheil der Kirchenverfassung betrachtet und wieder seinem ursprünglichen Sinn genähert. Im Anschluß hieran hat es neuerdings den Namen für eine eigenthümliche evangelisch-kirchliche Berufsthätigkeit geliefert, welche im Dienst der sogen. Innern Mission (s. d.) steht. Diakonāt, Amt, Würde, Amtswohnung des Diakonen; diakoniren, als D. fungiren, namentlich den Altardienst versehen.

Diakonissinnen (Diakonissen, Diaconissae, griech., »Dienerinnen«), im engern Sinn Frauen, welche für ihr Geschlecht das waren, was die Diakonen (s. d.) ursprünglich für die ganze Gemeinde, nämlich Armen- und Krankenpflegerinnen. Ist auch der Name Diakonissa nachapostolischen Ursprungs (ein erster Anklang findet sich Röm. 16, 2), so wird doch schon Tit. 2, 3; 1. Tim. 3, 11; 5, 9 ff. ein dem Gemeindedienst gewidmetes Wittweninstitut beschrieben. Später wurden die D. förmlich ordinirt, und es war ihnen der Unterricht der weiblichen Katechumenen, das Aus- und Ankleiden der weiblichen Täuflinge, der Besuch der Kranken, die Aufsicht über die Frauen in der Kirche überhaupt und ähnliche Geschäfte übertragen. Allmählich verschwinden sie und werden im Occident seit dem 9., im Orient seit dem 12. Jahrh. nur selten erwähnt, bis die katholische Kirche zuletzt die Anstellung von Frauen für den Kirchendienst am Altar förmlich verbot. Gleichwohl hat sich der Name D. in der katholischen Kirche als ehrendes Prädikat für Vorsteherinnen weiblicher Klöster hier und da erhalten und ist auch in der evangelischen Kirche für eine neue kirchliche Berufsthätigkeit gangbar geworden. Ein Einblick in die innere Einrichtung und die Wirksamkeit der vielen in neuerer Zeit entstandenen Diakonissenhäuser führt nicht auf das der alten Kirche angehörige Institut der Diakonissen zurück, sondern man suchte die segensreiche Wirksamkeit katholischer Orden, vor allem der Barmherzigen Schwestern, auf protestantischen Boden zu verpflanzen, um zugleich auch der Verweltlichung der Hospitäler und Zufluchtsstätten für Arme und Verwahrloste vorzubeugen und kirchlich gesinnte Lehr- und Pflegekräfte in jene Arbeitsstellen einzuführen. Das Vorbild aller Diakonissenanstalten innerhalb und außerhalb Deutschlands ist die vom Pfarrer Theodor Fliedner (gest. 1864) in Kaiserswerth am Rhein Oktober 1836 gegründete. Die »Schwestern« erhalten nach einer halbjährigen Probezeit eine Anstellung je auf fünf Jahre; so lange dauert die Verpflichtung. Stets bleiben sie in enger Verbindung mit der Anstalt, welche über ihre Stellung und Sendung verfügt. Ursprünglich und hauptsächlich zur Krankenpflege bestimmt, hat die Anstalt auch die Kindererziehung, die Pflege der Gemüthskranken und die Rettung gefallener weiblicher Personen in den Bereich ihrer Wirksamkeit gezogen. Bereits existiren weit über 100 Stationen, und selbst in Konstantinopel und Smyrna, in Alexandria, Beirut und Jerusalem sind Kranken- und Waisenhäuser von Kaiserswerth aus gegründet worden. Angeregt durch diesen Vorgang entstanden ähnliche Diakonissenhäuser in London (1840 u. 1848), Paris (1841, 1870: 62 Schwestern), Straßburg (1842, 1871: 110 Schwestern), Echellens im Waadtland (1842), Dresden (1842, 1871: 140 Schwestern), Utrecht und Gröningen (1844), Pittsburg in Amerika (1844), Berlin (1847, »Bethanien« hatte 1871: 31 auswärtige Arbeitsfelder), Amsterdam (1848), Breslau (1871: 110 Schwestern) und Königsberg (1850), Karlsruhe, Stettin und Stockholm (1851, 1871: 108 Schwestern), Riehen bei Basel (1852), Stuttgart und Neudettelsau bei Nürnberg (1854, 1871: 75 Stationen), Haag (1865) und anderwärts; die jüngsten deutschen Diakonissenhäuser sind die zu Darmstadt, Speyer, Bielefeld, Braunschweig und Neu-Torney zu Stettin. Im Jahr 1871 gab es 48 Diakonissen-Mutterhäuser (mit 2657 Schwestern in 648 Arbeitsstationen außerhalb der Mutterhäuser), davon 30 innerhalb des Deutschen Reichs; 1871 sind ca. 900,000 Thaler aus freiwilligen Liebesgaben im direkten Dienst dieser Anstalten verwendet worden. Auch gehören hierher die Schwestern der Barmherzigkeit (sisters of mercy) in Davenport und Plymouth und das Haus der Barmherzigkeit in Clever bei Windsor. Im überwiegend protestantischen Preußen gibt es mehr katholische Barmherzige Schwestern als in der ganzen protestantischen Kirche D.; die Arbeitsfelder der ersteren allein in Preußen sind zahlreicher als die der D. in der ganzen Welt zusammengenommen.

Diakŏpe (griech., f.), Wunde, besonders eine durchdringende Hiebwunde, namentlich in den Schädelknochen; Längsbruch eines Knochens; in der Rhetorik eine Figur, bestehend in der Einschaltung eines Hauptworts zwischen zwei sich wiederholenden Zeitwörtern, z. B.: »Spinne, Lenore, spinne!«

Diakovár, s. Djakovo.

Diakrīse (Diakrisis, griech., f.), Beurtheilung und Unterscheidung, namentlich von Krankheiten; vgl. Diagnose.

Diakritische Zeichen, Schriftzeichen, welche einestheils die richtige Aussprache der Wörter (wie z. B. im Hebräischen der Punkt, welcher das Sin vom Schin unterscheidet), anderntheils das Verständnis

erleichtern sollen, wie die Interpunktionszeichen, Klammern ꝛc.

Diaktinismus, die Durchdringbarkeit der Körper für chemisch wirksame (aktinische) Lichtstrahlen; ist sehr verschieden von dem Grad der Durchsichtigkeit und am vollkommensten bei Wasser und Eis, Bergkrystall, farblosem Flußspat und Steinsalz.

Diakústik (griech.), die Lehre von der Fortpflanzung des Schalles, Theil der Akustik (s. d.).

Dialékt (griech., »Mundart«), eigenthümliche Gestaltung einer Sprache, wie sie in irgend einem Theil eines Landes gesprochen wird, jedoch mit Beibehaltung des Grundcharakters. Jede weiter verbreitete Sprache hat ihre Dialekte, die mehr oder weniger von einander abweichen. Der Unterschied derselben besteht theils in der Vorliebe für bestimmte Selbstlaute (auch Mitlaute), theils in einzelnen Ausdrücken und Wendungen. Wie viele Dialekte ein Beweis von der Bildsamkeit einer Sprache sind, so ist es ein großer Irrthum, die einzelnen Dialekte als falsche Sprachweisen zu verwerfen. Ein D. ist vielfach alterthümlicher, immer aber und unbedingt eigenthümlicher als die Schriftsprache, welche den Vorzug der für Gebildete wenigstens unmittelbaren Allgemeinverständlichkeit erstrebt und im ganzen auch erreicht, und er empfiehlt sich der emsigen Durchforschung des Gelehrten (J. Grimm, A. Schmeller, K. Weinhold) wie der künstlerischen Handhabung von Seiten des Dichters (R. Burns, Jasmin, Hebel, F. Reuter). Im höchsten Maß ist dies letztere bei den alten Griechen geschehen; bei ihnen war ein jeder der Hauptdialekte Gemeinsprache für einen oder einige Zweige des Schriftwesens, bis endlich alles attisch reden und im ganzen auch schreiben wollte. Ueber die Dialekte im Deutschen s. Deutsche Sprache. Für den Schauspieler ist reine, nichts von D. verrathende Aussprache der Schriftsprache unerläßliches Erforderniß, doch gereicht ihm die Fertigkeit, willkürlich einen bestimmten D. zu sprechen, zum Vorzug, da es z. B. komische Rollen gibt, deren Wirkung fast lediglich auf dem D. beruht.

Dialektik (griech.), eigentlich die Kunst der Unterredung und Gesprächsführung; in dem Sprachgebrauch der Philosophie anfangs die Kunst eines regelmäßigen wissenschaftlichen Verfahrens mit Begriffen, also s. v. w. Logik. Allmählich bildete sich aber der Sprachgebrauch dahin um, daß man unter D. die Kunst des logischen Scheins, die Fertigkeit, den Gegner durch die falsche Anwendung logischer Formen, versteckte Fehlschlüsse ꝛc. zu täuschen, verstand. So wurde die D. von den Sophisten geübt. Der Erfinder der D. als Unterredungskunst soll Zeno sein. Nach ihm haben sie Platon und Aristoteles, jeder nach eigner Ansicht, bestimmt; jenem ist sie die Methode des höchsten spekulativen Denkens, welches seinen Gegenstand in reinen Begriffen vollständig durchdringt; diesem die Kunst, einen Gegenstand durch Denken von allen Seiten zu betrachten, in welchem Sinne sie vorzüglich bei den Scholastikern gelehrt wurde. In der neuern Philosophie, namentlich bei Hegel, hat der Begriff der D. und des Dialektischen eine seinem ursprünglichen Sinn analoge, doch ganz eigenthümlich gestaltete Bedeutung erhalten. Die D. ist hier nämlich geradezu der Ausdruck für die allein wissenschaftliche, dem Gegenstande der Erkenntnis selbst immanente Methode, deren Wesen darauf beruht, daß nicht bei den abstrakten Bestimmungen der Begriffe stehen geblieben, sondern über diese hinausgegangen und dadurch der wahrhaft wissenschaftliche Fortschritt gewonnen wird. D. ist die Aufzeigung der dem Gegenstand selbst innewohnenden Widersprüche, kraft deren alles Endliche in sein eigenes Gegentheil umschlägt, um sich aus dieser Diremtion zu einer höhern, reichern Einheit wieder zusammenzufassen. Das Dialektische steht also in der Mitte zwischen dem abstrakt Verständigen, welches an der festen Bestimmtheit der Begriffe festhält, und dem wahrhaft spekulativen Denken, welches die Einheit des Entgegengesetzten als das Affirmative, das in ihrer Auflösung und ihrem Uebergehen enthalten ist, auffaßt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man jetzt unter D. in guter Bedeutung die angewandte Logik, in übler die sophistische Disputirkunst.

Dialemma (Dialimma, griech., n.), bei Wechselfiebern die fieberfreie Zwischenzeit.

Diallāg, augitartiges Mineral, aus der Klasse der wasserfreien Amphoterolithe (s. Augit), enthält Kalkerde, Magnesia und Eisenoxydul ungefähr in gleichem Verhältnis $(CaMgFeMn)SiO_3$. Wohl ausgebildete Krystalle kennt man nicht, jedoch ist das System monoklinisch (nach Des Cloizeaux rhombisch), und zuweilen tritt auch eine Spaltbarkeit nach dem Winkel der Augitsäule hervor. Ausgezeichnet ist das Mineral aber durch die sehr vollkommene Spaltbarkeit nach der Querfläche, die übrigens wohl richtiger als eine durch molekulare Umwandlung bedingte Ablösung zu deuten ist. Der D. zeigt grünliche, meist etwas metallisch glänzende Farben. Er bildet mit Labrador das Gabbrogestein; eine schön grüne Varietät, der Smaragdit, bildet mit Granat das schöne Eklogitgestein bei Hof im Fichtelgebirge und an mehreren Punkten des Erzgebirges.

Diallēle (griech., f.), Kreisbeweis, der sogen. Zirkel im Demonstriren, wobei der zu beweisende Satz zugleich als Beweisgrund gebraucht wird.

Dialōg (griech., m., »Unterredung«), Zwiegespräch, gegenseitige mündliche Mittheilung verschiedener, auch einander widerstreitender Ansichten über einen Gegenstand; auch ein Schriftwerk oder Theil desselben in der Form einer solchen Ueberredung. Der D. eignet sich vorzüglich zur Untersuchung des Wesens von Begriffen und einzelnen Gegenständen durch das Interesse, welches die der dramatischen Handlung ähnliche fortschreitende Bewegung der Erörterung gewährt. Damit dies Interesse nicht gestört werde, muß der Darsteller jede Ansicht in ihrer ganzen Kraft und naturgemäß durch die Personen, welche den D. führen, entwickeln und seine Ansicht als ein nothwendiges Ergebnis aus dem Gespräch selbst hervorgehen lassen. Der Stil des Dialogs darf nichts Gesuchtes oder künstlich Rhetorisches haben, was nicht aus dem Charakter der sprechenden Person hervorgeht, und muß darum die Natürlichkeit, die Kürze und die lebhaften Wendungen eines gebildeten Gesprächs nachahmen, ohne sich weder in die Zerrissenheit unablässig sich durchkreuzender Fragen und Antworten, noch in die Breite ausgedehnter Reden zu verirren. Man unterscheidet den poetischen D. vom prosaischen. Den poetischen D. nennt man auch dramatischen, jedoch nicht in Beziehung auf die gebundene Rede, sondern auf den Inhalt, insofern sein Gegenstand die Entwickelung einer Handlung ist; denn die Worte führen zu Entschlüssen und diese zur That. Die Aufmerksamkeit bleibt daher auf den Ausgang gerichtet, welcher durch das Vorhergegangene gehörig vorbereitet sein muß. Zum prosaischen D. rechnet man zuvörderst die theoretische Gesprächsform, deren Gegenstand eine wissenschaftliche

Erörterung ist, und welcher sich der sokratische oder philosophische D. mit der ausschließlichen Richtung anknüpft, bestimmte Vorstellungen und Ansichten durch angemessene Fragen hervorzurufen und zur vollen Klarheit selbständig zu entwickeln. Der konversatorische D. dagegen bezweckt bloß Unterhaltung für den Augenblick und gesellige Mittheilung, wie sich endlich der Charakterdialog nur mit der Schilderung und Veranschaulichung der vorgeführten Personen durch deren eigene Rede beschäftigt. Den philosophischen D. bearbeiteten von den Neueren unter den Deutschen Lessing (»Ernst und Falk«), M. Mendelssohn (»Phädon«), Engel, Herder, Klinger, Jacobi, Schelling (»Clara, oder der Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt«), Solger, Fries (»Julius und Evagoras«), Melchior Meyr (»Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit«, »Gespräche mit einem Grobian«) u. a. Im komischen und satirischen D. ahmte Wieland den Satiriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca (in seinem Buch »De vera sapientia«), Macchiavelli, Gelli, Algarotti und Gasp. Gozzi ausgezeichnet; bei den Franzosen Malebranche, Fénelon und Fontenelle, die den Lucian nachahmten. Unter den Engländern folgten G. Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, Jakob Harris dem Cicero. In der dramatischen Poesie ist der D. dem Monolog (s. d.) entgegengestellt; im Singspiel bildet er den Gegensatz von Gesangstücken, also die Redepartien.

Dialȳse (Dialysis, griech., f.), Auflösung, das zum Tod führende Schwinden der Kräfte; in der Grammatik und Rhetorik s. v. w. Diäresis und Asyndeton; in der Chemie ein von Graham entdecktes analytisches Verfahren, s. Diffusion; dialysiren, auflösen; dialytisch, auflösend, eine D. bewirkend; dialytisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Diamagnetismus, s. Magnetismus.

Diamánt (Demant, griech. u. lat. adamas), Mineral aus der Klasse der Metalloide, krystallisirt tesseral, meist in krummflächigen, oft mehr oder weniger der Kugelform genäherten Krystallen und findet sich lose oder einzeln eingewachsen, selten derb in feinkörnigen, porösen, braunschwarzen Aggregaten (Karbonat). Er ist sehr spröd, auf dem Bruch muschelig, nach den Flächen des Oktaëders ausgezeichnet spaltbar, vom spec. Gew. 3,5—3,6 und in seiner großen Härte (10) nur dem krystallisirten Bor vergleichbar. Er ist farblos und wasserhell, doch auch sehr oft gefärbt, grau, gelb, braun, schwarz, roth, grün, blau; im allgemeinen herrschen lichtere Farben vor. Vollkommen durchsichtig, bei dunkler Farbe durchscheinend, besitzt er den eigenthümlich lebhaften, nach ihm benannten Diamantglanz und ein außerordentliches Lichtbrechungsvermögen und zeigt deshalb, wenn er geschliffen ist, ein ausgezeichnetes Farbenspiel. Der D. leitet die Elektricität nicht, wird durch Reiben positiv elektrisch und durch Bestrahlung stark phosphorescirend. Erhitzt man ihn unter Abschluß der Luft bis zur Schmelztemperatur des Stabeisens, so wird er schwarz, indem er sich oberflächlich in Graphit verwandelt; bei Zutritt der Luft erhitzt, geht er unmittelbar in den gasförmigen Zustand über, indem er zu Kohlensäure verbrennt. Er besteht also nur aus Kohlenstoff wie Graphit und Holzkohle und hinterläßt nur eine geringe Menge unverbrennlicher Substanz. Von hohem Interesse sind die Einschlüsse, welche in vielen Diamanten beobachtet wurden und zum Theil in seiner Asche sich wiederfinden. Man hat harte dendritische Formen, Schuppen und Splitter von gelber, brauner bis schwarzer Farbe, Quarzsplitter und in diesen nach dem Verbrennen des Diamants ein feines braunes und schwarzes Netzwerk mit sechsseitigen Maschen aufgefunden. Noch wichtiger sind aber runde, grüne Bildungen, welche in Diamanten der Berliner Sammlung entdeckt wurden und auf ein Haar gewissen niederen Algen gleichen. Diese Formen kommen zu häufig vor, als daß man sie ohne weiteres in das Gebiet der zufälligen Bildungen verweisen könnte, sie scheinen anzudeuten, daß der D. auf nassem Weg aus organischer Substanz entstanden sei, vielleicht aus einem Kohlenwasserstoff, welcher bei langsamer Verwesung an der Luft seinen Wasserstoff verlor und endlich den Kohlenstoff krystallisirt abschied. In ähnlicher Weise entsteht, wie wir sicher wissen, Schwefel aus Schwefelwasserstoff; aber alle Bemühungen, D. künstlich darzustellen, sind bis jetzt völlig vergeblich gewesen. Man hat namentlich mit Hülfe des galvanischen Stroms Kohlenstoff zu verflüchtigen gesucht, indem man hoffte, daß der Dampf desselben sich dann krystallinisch verdichten würde. Man hat dabei auch mehrmals Substanzen erhalten, die in ihrem Aeußern und selbst in gewissen Eigenschaften dem D. nahe standen, aber niemals Diamanten waren. Sind die Einschlüsse, deren Formen so lebhaft an vegetabilische Gebilde erinnern, wirklich organischer Natur, dann würde freilich auch die künstliche Erzeugung des Diamanten auf ganz anderen Wegen zu suchen sein, aber in den Mineralien finden sich so häufig mikroskopische Bildungen scheinbar organischer Natur unter Verhältnissen, wo die organische Beschaffenheit thatsächlich ausgeschlossen ist, daß auch in Bezug auf jene Vorkommnisse im D. durchaus noch nicht alle Zweifel als beseitigt gelten können. Der D. findet sich besonders im aufgeschwemmten Land und im Flußsand, im tertiären Diamantensandstein, an ursprünglicher Lagerstätte im Itakolumit, einem glimmerhaltigen Quarzgestein, das mit Hornblendeschiefern in inniger Verbindung steht. Danach scheint das Urgebirge die Bildungsstätte der Diamanten zu sein. Edle Metalle und Steine, wie Gold, Euklas, Topas, Chrysoberyll, Andalusit, Turmalin, Amethyst, Anatas, Rutil, Granat, Diaspor, Zirkon, Zinnstein, Tantalit sind häufige Begleiter. Der älteste Fundort des Diamants ist Ostindien. Ritter unterscheidet fünf Gruppen von Diamantgruben auf der Hochebene Dekans. Die südlichste ist die von Cuddapah am Pennarfluß, wo abgerollte Diamanten in einem Lager von Rollsteinen und Lehm liegen und in kleinen, 4—5 Meter tiefen Gruben gewonnen werden. Die zweite, die Nandialgruppe auf der Westseite der Nalla-Malla-Berge, begreift die Gruben zwischen Pennar und Kistnah bei Banganpally, wo die 30 Centim. mächtige diamantenführende Schicht zwischen Bänken von Urgesteinsgeröllen lagert und wo die schönsten, völlig auskrystallisirten Diamanten gefunden werden; die dritte oder Elloragruppe, am untern Kistnah, umfaßt die früher berühmtesten und reichsten Gruben von Golkonda. Als Tavernier die Gruben von Gani (Coulour) 1669 besuchte, arbeiteten in ihnen 60,000 Menschen an der Ausbeutung eines harten eisenschüssigen Sandsteins, und zu Golkonda war die Niederlage der reichen Ausbeute. Die vierte Gruppe von Sumbhulpur am mittlern Mahanadyfluß gehört den neueren Stromalluvionen an; man sammelt hier die Diamanten hauptsächlich im Schlammbett der Nebenflüsse auf der nördlichen Seite. Die fünfte, nördlichste Gruppe liegt um das schon dem Ptolemäos bekannte Pannah in Bundelkund, zwischen Sonar und dem Sonefluß, auf der Höhe des Sandsteinplateau's.

Die Lagerstätte ist ein unfruchtbares, eisenschüssiges Kieselkonglomerat, in dem die Gruben meist kaum 2, selten 5 Meter niedergeben; auch hier finden sich außerdem Diamanten verschwemmt in den Alluvionen der Flüsse. Dem Kaiser Akbar sollen die Gruben eine jährliche Revenue von 8 Lak Rupien eingetragen haben, und noch unter der Maharattenherrschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts brachten sie jährlich 4 Lak Rupien ein. Gegenwärtig liegt der größte Theil der Diamantgruben Vorderindiens unbenutzt, da die Arbeit, trotz der billigen Löhne in Indien, seit der bedeutenden Diamantenausfuhr aus Brasilien nicht mehr lohnend genug ist. Madras ist der Stapelplatz für den indischen Diamantenhandel und der Sitz indischer Diamantenschleiferei. Uebrigens sind die indischen Diamanten bis jetzt noch immer die schönsten geblieben. Von den Dayaks auf Borneo werden in dem Schuttland von Landak 8 Meilen nördlich vom Aequator an der Westküste und an der Westseite des Ratoosgebirges bis Bandscher Masin und der Südostecke der Insel Diamantgruben betrieben. In letzterer Gegend liegen sie über Serpentin in einem, aus Diorit-, Serpentin- und Quarzgeschieben und Mergel mit lebenden Meereskonchylien bestehenden, 2 Meter mächtigen Seifengebirge in Begleitung von Magneteisen, Gold und Platin. 9—12 Meter Dammerde bedeckt das Lager. Aus diesen Gruben stammt der 367 Karat schwere D. des Sultans von Matan. Interessant ist das durch A. v. Humboldt veranlaßte Auffinden des Diamanten zugleich mit Platin in den Goldwäschen von Adolphskoy und Krestowosdwischenskoy bei Bissersk, bei Werkh-Uralsk und anderen Orten an der Ostseite des Urals. Gewonnen werden sie aber bei ihrer Seltenheit hier nicht. Die meisten Diamanten bringt Brasilien auf den Markt. Dort hatten die Neger beim Goldwaschen im nördlichen Minas Geraes glänzende Steine aufgefunden, die aber so wenig werth gehalten wurden, daß man sie als Spielmarken benutzte, bis sie 1782 L. Bernardo da Silva Lobo nach Lissabon brachte, wo sie zufällig dem holländischen Konsul unter die Augen kamen und von ihm als Diamanten erkannt wurden.

Ueber das Vorkommen der Diamanten in Brasilien hat Tschudi wichtige Mittheilungen gemacht. In den Goldgruben nennt man Formação das goldhaltige Gestein, und diesen Ausdruck hat man nach Entdeckung der Diamanten auch für gewisse Geschiebe, Gesteine und Mineralien, in deren Verbindung Diamanten vorkommen, gebraucht. Die Formação ist nach den verschiedenen Hauptfundorten der Diamanten eine verschiedene. In den Lagern von Grão Magor z. B. ist sie Itakolumit, in dem Stromgebiet des Jequitinhonha meist Hornstein und quarziges Geschiebe, in São João der sogen. Barro, ein pulveriges Gestein, welches sich etwas fettig anfühlt, begierig Wasser aufsaugt und dann schmierig wird. Die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens von Diamanten in der Formação wird gesteigert, wenn sich darunter gewisse Mineralien, wie Anatas, Cyanit, Chrysolith, Jaspis, Chalcedon, Turmalin rc., ferner Quarzkieselschiefer, Eisenglanz und Brauneisenstein finden. Alle diese Mineralien zeigen fast immer eine durch Rollen abgeschliffene Oberfläche und sind bisweilen durch Brauneisenstein zu konglomeratartigen Brocken zusammengeklebt. Abweichend von diesen Verhältnissen in den Flußbetten findet sich der D. in den Lavras do Campo auf den Hochebenen zwischen Trümmergestein von eckiger Form und rauher Oberfläche. Er wird an diesen letzteren Lokalitäten nur wenig und nur von kleineren Unternehmern gewonnen, deren Arbeit durch Wassermangel sehr beeinträchtigt wird. Die großartigsten Verhältnisse zeigt dagegen das Diamantlager von São João do Barro. Hier findet sich der D. in der 2—3 Meter mächtigen Schicht des Barro, und sein Vorkommen wird angezeigt durch Stücke von Itabirit mit schiefrigem Gefüge. Nur äußerst selten findet man in diesem einen D. festsitzen. Tschudi hält den Barro für gänzlich verwitterten Talkquarzschiefer. Die Gewinnung geschieht durch Neger unter strenger Aufsicht und zwar vermittels eines wiederholten Schlämm- und Waschprocesses. Es werden in dieser »Lavra« während der Waschzeit (Regenmonate) täglich 35—70 Karat gewonnen, die durchschnittlich 100—200 Diamanten ausmachen, während der ganzen Saison als Maximum bis 4000 Karat. Die Unternehmer von São João do Barro machen aber ebensowenig wie die meisten Besitzer anderer Diamantwäschereien ein gewinnreiches Geschäft, da die Regieunkosten zu groß sind. Der Producent muß sich mit einem sehr kleinen Gewinn begnügen, während der Händler, in dessen Hände der Artikel übergeht, zum steinreichen Mann wird. Die Farbe der brasilianischen Diamanten variirt außerordentlich, 40 Proc. mögen farblos sein, 30 Proc. nur einen leichten Anflug einer Färbung zeigen und wohl ebensoviel eine bestimmt ausgedrückte Farbe haben. Nächst den farblosen kommen die mattweißlichen und grünlichen am häufigsten vor. Diese Farbentöne verschwinden aber beim Schleifen, und die Steine zeichnen sich dann durch besonders reines Wasser aus. Von den intensiv gefärbten Diamanten erhalten manche durch das Schleifen eine ganz andere Färbung, als sie roh hatten. Der französischen Akademie wurde ein farbloser D. gezeigt, welcher jedesmal beim Erwärmen rosenroth wurde, beim Erkalten aber wieder vollkommen erblaßte. Lichte Farbentöne kommen weit häufiger vor als dunkle, tief gefärbte sind sehr selten.

Die überwiegende Mehrzahl der in Brasilien gefundenen Diamanten wiegt unter bis zu 1 Grän, häufig sind noch die von 1 Grän bis zu ¼ Karat. Steine von 1—5 oder 6 Karat sind schon weniger häufig, von höherem Gewicht bis zu 1 Oitava gehören sie durchaus noch nicht zu den Seltenheiten, aber von 2 Oitavas (35 Karat) Gewicht werden sie nur sehr selten gefunden. Der größte brasilianische D. wiegt 125 Karat. Auch auf Sumatra und in Südaustralien, in Kalifornien und Arizona sind Diamanten gefunden worden; die wichtigste Entdeckung betrifft aber das Vorkommen in Südafrika, 2 Stunden von Potchoffstrom, an der Vaal entlang bis zu ihrer Verbindung mit dem Orangefluß sowie von dort bis 10 Stunden unterhalb Hope Town. Der D. findet sich hier in alluvialem Kies und stammt wahrscheinlich aus einem Gestein, welches früher das gegenwärtige Felsensystem bedeckte. Es wurden hier große Steine von mehr als 100 Karat gefunden, aber die Kapdiamanten halten in qualitativer Hinsicht keinen Vergleich mit den brasilianischen aus.

Die Aufsuchung der Diamanten (Diamantwäscherei) ist eine sehr kostspielige Arbeit, die in Ländern, wo die Taglöhne theuer sind, unausführbar sein würde. Die Kleinheit der Diamanten macht nämlich in Verbindung mit ihrer Seltenheit das Auswaschen und sorgfältige Durchsuchen einer Menge Erde nothwendig, und außerdem werden trotz der genauesten Aufsicht viele Edelsteine von den Arbeitern entwendet. In Indien wäscht man die diamantführende Erde, um den Sand und Thon wegzuspülen, dann bringt man den Rückstand, welcher hauptsächlich

aus kleinen Kieselsteinen und Eisensteinen besteht, auf eine festgestampfte Tenne, läßt ihn trocknen und dann die darin befindlichen Diamanten durch nackte Arbeiter unter schärfster Aufsicht aussuchen. In Brasilien wird die Diamanterde auf eine große Waschtafel gebracht, welche in verschiedene Abtheilungen und Fächer getheilt ist. Diese Tafel ist gegen den Horizont geneigt, und an dem obern Theil jeder Abtheilung befindet sich ein Neger, welcher die Masse in Portionen darauf bringt. Ein Wasserstrom, welcher beliebig in diese Abtheilungen geführt werden kann, führt den Sand und Thon mit fort und läßt den Grus und die Diamanten zurück, welche dann mit den Händen ausgesucht werden. Zu jeder solchen Wäsche braucht man 20 Neger und einige Aufseher, welche auf erhöhten Bänken am obern Ende der Tafel sitzen. Sobald ein Neger einen D. findet, so schlägt er in die Hände; der Aufseher kommt dann, nimmt denselben und legt ihn in einen Napf, welcher in der Mitte der Wäsche steht. Im Alterthum wurden die Diamanten in ihrer natürlichen Form gefaßt und Spitzsteine genannt; seitdem aber Ludwig van Berquem 1456 die Kunst entdeckte, sie auf rotirenden Scheiben mit ihrem eigenen Pulver (Diamantbord) zu schleifen, ihnen künstliche Flächen zu geben, durch welche ihre optischen Eigenschaften erst zu voller Geltung gelangen, sind die Diamanten erst recht im Werth gestiegen. Man schleift sie zu Brillanten, Rosetten, Tafelsteinen (s. Edelsteine) und benutzt die größeren für sich als Schmucksteine, die kleinsten zum Karmesiren, Einfassen anderer Edelsteine. Der Werth der Diamanten richtet sich nach der Farbe, der Reinheit, dem Schnitt und dem Gewicht. Am höchsten im Preis stehen die farblosen, niedriger die rothen, gelben, grünen, blauen; am niedrigsten die schwärzlichen, bräunlichen, stahlfarbigen und unrein bläulichen. Der D. soll nach den Ausdrücken der Juweliere frei sein von Asche, grünen Stellen, rostigen und knotigen Flecken, Adern, Sprüngen, Rissen, Federn, Wolken, Sand, Körnern, glasigen, matten, eisigen oder gelben Flecken (Stroh). In Bezug auf Durchsichtigkeit und Klarheit theilt man die Diamanten in drei Klassen und nennt vom ersten Wasser die vollkommen wasserhellen, ohne allen Fehler, vom zweiten Wasser die zwar wasserhellen, jedoch hier und da trübe Stellen, Wolken oder Federn darbietenden, vom dritten Wasser (couleurte) die grauen, braunen, gelben, grünen, blauen oder schwärzlichen, oder die zwar wasserhellen, aber sonst beträchtlich fehlerhaften. Steine von bedeutender Größe heißen Parangons oder Nonpareils, auch Solitärs, die kleinen Salzkörner. Ungeschliffene Steine, die unter 1 Karat wiegen, verkaufen sich zu etwa 12 Thlr. das Karat. Die Preise schwerer Steine findet man, indem man das Quadrat des Gewichts in Karaten ausgedrückt mit 12 multiplicirt. Solche Preise beziehen sich aber nur auf rohe Steine; nach dem Schleifen variiren dieselben nach Gewicht, Form und Färbung sehr stark. Ganz kleine, zu Brillanten geschliffene Steine werden zu etwa 45 Thlr. per Karat geschätzt, Steine von 1 Karat zu 80 Thlr. und bei größeren Steinen bestimmt sich dann wieder der Werth nach obiger Angabe, so daß ein Stein von 5 Karat 2000 Thlr. kosten würde. Bei Steinen über 10 Karat läßt auch diese Regel im Stich, und die Preise steigen in noch viel rascherem Verhältnis. Betrügereien im Diamantenhandel sind verhältnismäßig leicht zu entdecken. Es werden Doubletten und andere farblose Edelsteine (s. d.) untergeschoben, welche aber sämmtlich dem Diamanten an Härte weit nachstehen. Die größten Effekte erreicht man mit künstlichen Diamanten, dem bleireichen Straß (s. Edelsteine), welcher wenigstens bei künstlicher Beleuchtung an Glanz und Farbenspiel dem D. nahe kommt, aber sehr weich ist und bei häufigem Gebrauch bald von seiner Schönheit verliert.

Die technische Benutzung des Diamanten wird eine immer ausgedehntere. Der Glaser beschneidet bekanntlich mit den keilförmig gebogenen Krystallkanten des Diamanten das Glas; in der Lithographie ist er jetzt zu einem der wichtigsten Stoffe geworden, denn die feine englische Schrift auf Visiten- und Adreßkarten, wie auf Wechseln, Rechnungen ꝛc. wird mit einem scharfen spitzen Diamanten in Stein gravirt. Auch die Kupfer- und Stahlstecher gebrauchen in ihrer Maschine den Diamanten, um damit die feinen Luftlinien auf der Platte zu ziehen. In den Achatschleifereien werden die Löcher in die Steine mit Diamantstücken gebohrt, auch andere harte Steine und Porzellan bearbeitet man in dieser Weise. Festes Gestein bohrt man mit einem Röhrenbohrer, welcher vorn mit Diamanten besetzt ist. Eine andere Verwendung findet der D. zum Abdrehen harter Stahlzapfen an astronomischen Instrumenten, wobei der Stahl mittels eines scharfkantigen Diamanten seine genauere Nachdrehung erhält, nachdem er mittels des Drehstahls vorher rund abgedreht worden. Die feinen Theilungen auf glatten Silber- und Messingrädern und auf Glas zu den Messungen bei mikroskopischen Untersuchungen werden ebenfalls mit spitzen Diamanten gemacht. Die schwarzen amorphen Diamanten aus La Chapada in der Provinz Bahia bilden derbe, feinkörnige, poröse Aggregate, zuweilen von 0,5—1 Kilogr. Schwere, kommen als Karbonat oder Karbon in den Handel und dienen zum Bohren und Schleifen anderer harter Steine. Die Diamantschleiferei wird fast ausschließlich in Amsterdam ausgeführt, es bestehen dort fünf großartige Etablissements mit 872 Mühlen und 3000 Arbeitern (fast nur Juden). Die Bruttomasse roher Diamanten, welche jährlich in Amsterdam verarbeitet wird, berechnet man auf 250—300,000 Karat und den Umsatz des ganzen dortigen Juwelengeschäfts auf 20—25 Mill. Gulden.

Die Kenntnis des Diamanten reicht hoch in das Alterthum hinauf. Schon in der Bibel wird er unter dem Namen Schamir bei Jeremias als Gravirgriffel, bei Ezechiel und Zacharias als Bild der israelitischen Hartnäckigkeit angeführt. Adamas (der Unbezwingliche) hieß der D. bei Griechen und Römern. Plinius führt ihn als das Werthvollste nicht allein unter den Edelsteinen, sondern unter allen menschlichen Gütern auf. Der D. zeige vor allem die Erscheinung der Antipathie und Sympathie. Der unbezwingliche D., welcher zwei der heftigsten Dinge in der Natur, Eisen und Feuer, nicht achte, werde durch Bocksblut gesprengt. In frischem warmen Blut macerirt, lasse er sich auf dem Amboß zu Theilchen zersprengen, welche mit den Augen kaum wahrnehmbar seien, die aber der Steinschneider in Eisen fasse und mit der er in jede Materie, so hart sie auch sei, gravire. Mit dem Magnet liege er in solchem Streit, daß er ihm selbst das Eisen entreiße. Er entkräfte das Gift, vertreibe den Wahnsinn ꝛc. Größere Verbreitung nach dem Westen haben die Diamanten erst seit den Einfällen der Ghaznaviden nach Indien gefunden und bis 1728 kamen sämmtliche Diamanten von dort. Viele der durch Schönheit oder Größe ausgezeichneten Diamanten haben ihre Geschichte. Der ursprünglich größte und der berühmteste unter allen Diamanten ist der

Diamanten.

Die grössten Diamanten.

1. Orlow, im russ. Kaiserscepter, 194¾ Karat. — 2. Regent oder Pitt, im franz. Kronschatz, 136¾ K. — 3. 11. Grossherzog von Toscana, im Schatz des österreich. Kaisers, 139½ K. — 4. 12. Stern des Südens, aus Brasilien, im Besitz von Halphen, 125 K. — 5. Gelber Florentiner, österr. — 6. Le Sancy, im Besitz des Fürsten P. Demidow, 53½ K. — 7. Grüner Diamant, im Grünen Gewölbe zu Dresden, 40 K. — 8. Kohinur, im engl. Kronschatz, alte Form, 186 K.; 10. neue Form, 106$^{1}/_{16}$ K. — 9. Blauer Diamant, im Besitz von Hope in Amsterdam, 44 K.

Meyers Konv. Lexikon 3. Aufl. Bibliographisches Institut in Leipzig.

Kohinur, d. h. Lichtberg. Die Sage der Inder läßt ihn schon vor 5000 Jahren von dem Helden Karna, den das Epos Mahabharata besingt, im Krieg getragen werden. Geschichtlich tritt er übrigens erst auf, seit ihn der furchtbare Herrscher von Malwa, Alaed din Khilji, zu Anfang des 14. Jahrh. auf seinen Raubzügen nach Nordkarnatik erbeutete und nach Delhi mitnahm. Sein Werth war so groß, daß Sultan Babur bei der Eroberung Agra's mit der Auslieferung dieses einzigen Diamanten, der damals 672, nach anderen 793 Karat gewogen haben soll, statt alles andern Tributs zufrieden war. Als der Großmogul ihn 1665 Tavernier zeigte, wog er, durch das Ungeschick eines venetianischen Steinschleifers zertheilt, nur noch 280 Karat. Nicht unwahrscheinlich ist der 86 Karat schwere D., den ein armer unwissender Einwohner von Coocha in Chorassan als Feuerstein benutzt haben soll, und der, bei Eroberung dieser Stadt erkannt, in den Besitz Abbas Mirza's fiel, der ihn dem Kaiser Nikolaus schenkte, eins der von ihm abgesprengten Stücke. Den Kohinur entführte Nadir Schach 1739 bei der furchtbaren Plünderung Dehli's nach Afghanistan, von wo er in den Besitz des Maharadscha Rundschit Sing und nach dem Untergang des Reichs der Sikh in den der ostindischen Kompagnie kam, die ihn 1850 dem englischen Kronschatz übergab. Durch Schleifen in Brillantform hat sich gegenwärtig sein Gewicht bis 106¹/₁₆ Karat verringert. Der größte, gegenwärtig genauer bekannte D. ist der D. an der Spitze des russischen Kaiserscepters, der Orlow, von 194³/₄ Karat, von unvortheilhaftem Schliff, aber von ausgezeichnetstem Wasser. Sein größter Durchmesser beträgt 3,378 Centim., seine Höhe 2,18 Centim. Er stammt aus dem Thronsessel Nadir Schachs und wurde nach dessen Ermordung für 50,000 Piaster durch einen armenischen Kaufmann angekauft, von dem er 1772 für 450,000 Silberrubel und einen russischen Adelsbrief in den Besitz der Kaiserin Katharina II. überging. Der größte aller bekannten Diamanten aber ist im Besitz des Sultans von Matan auf Borneo; er ist vom reinsten Wasser, wiegt 367 Karat und hat eine eiförmige Gestalt mit einer einspringenden Höhlung am spitzern Ende. Man fand ihn um 1740 bei Landak; er gilt seitdem als der Talisman des Radscha und seiner Dynastie. Zu den schönsten Diamanten gehören noch der »Großherzog von Toscana« von 139¹/₂ Karat, dessen Farbe etwas gelblich ist. Er soll aus der Kriegsbeute der Schlacht von Nancy stammen und von einem Soldaten für einen Kronenthaler verkauft worden sein. Ebenso stammt der durch seine Schicksale merkwürdige »Sancy« aus dem Kronschatz Karls des Kühnen von Burgund. Im Jahr 1489 kam er an Anton, König von Portugal, der ihn aus Geldnoth für 100,000 Franken an einen Franzosen verkaufte, durch den er an Sancy kam, von welchem er den Namen erhalten hat. Als Sancy nach Solothurn als Gesandter ging, erhielt er von Heinrich III. den Befehl, ihm als Pfand jenen Diamanten zu schicken. Der Diener, welcher ihn überbringen sollte, wurde aber unterwegs angefallen und ermordet, nachdem er den Diamanten verschluckt hatte. Sancy ließ den Leichnam öffnen und fand den Edelstein im Magen. Jakob II. besaß denselben, als er 1688 nach Frankreich kam. Später war er im Besitz Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., der ihn bei seiner Krönung trug. Im Jahr 1835 wurde er für ¹/₂ Million Rubel von dem Oberjägermeister des Kaisers von Rußland, Fürst Paul Demidow, erkauft. Er ist rundlich birnförmig, vom reinsten Wasser und wiegt 53¹/₂ Karat. Der regelmäßigste und schönste, wenn auch nicht am besten geschliffene, war aber vor dem Schleifen des Kohinur der »Regent« oder »Pitt« aus dem französischen Kronschatz, ein Brillant vom reinsten Wasser, so genannt, weil er durch den Engländer Pitt dem Herzog von Orléans als damaligen Prinzregenten von Frankreich verkauft wurde. Zur Zeit der französischen Revolution war er zu Berlin beim Kaufmann Treskow verpfändet; am Degenknopf Napoleons I. befestigt, fiel er nach der Schlacht von Waterloo in die Hände der Preußen. Er wiegt 136³/₄ Karat. Einen schönen blauen Diamanten von 44 Karat besitzt der Bankier Hope in Amsterdam. S. Tafel »Diamanten«.

Diamant, in der Buchdruckerkunst die kleinste der üblichen Schriftarten (s. d.); ihr Kegel hält vier typographische Punkte (Halbpetit); im Befestigungswesen ist D. ein kleiner Absonderungsgraben am Fuß der Eskarpe vor Poternen, die auf die Grabensohle führen, zur bessern Sicherung des Thoreingangs dienend, oder vor Reduits, Blockhäusern und Pallisadirungen, um dem Feinde die Annäherung an die Schießscharten und deren Benutzung von außen zu verwehren. Vor Mauerbauten wird er mit dünner Mauerbekleidung und schmaler Sohle angelegt, bei Anlagen in Erde als sogen. Spitzgraben (vgl. Graben).

Diamantbord, s. Diamant.

Diamante, Juan Bautista, volksmäßiger span. Theaterdichter, blühte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. und starb gegen Ende desselben in asketischer Zurückgezogenheit. Dramatische Werke von ihm erschienen zu Madrid 1670 und 1674 in 2 Quartbänden und in Einzeldrucken. Er nahm, wie Lope de Vega, seine Stoffe aus dem Volksleben, der Volkssage und der Geschichte Spaniens und bearbeitete sie im volksmäßigen Ton. Zweien seiner am berühmtesten gewordenen Stücke liegen Sagen aus dem Leben des Cid zu Grunde, wovon das eine »El hijo Conrador de on padre« in ganzen Scenen mit Corneille's »Cid« wörtlich übereinstimmt, daß nothwendig einer des andern Uebersetzer gewesen sein muß. Die französischen Kritiker erklärten sich begreiflicherweise zu Gunsten Corneille's, während neuerlich Schack aus gewichtigen inneren Gründen Corneille für den Nachtreter des Spaniers erklärte. D. dichtete auch geistliche Schauspiele und Singspiele (Zarzuelas); unter letzteren gilt »Alpheo y Arethusa« für das beste.

Diamantina, Stadt in der brasil. Provinz Minas Geraes, an einem Zufluß des Rio Jequitinhonha, Mittelpunkt eines reichen Diamantendistrikts, wurde um 1730 nach Auffindung der ersten Diamanten in der Gegend von einigen Abenteurern unter dem Namen Tejuco (»Lehnstadt«) gegründet, 1831 zur Villa erhoben und zählt gegenwärtig etwa 6000 Einw., darunter reiche Diamantenhändler. Sie ist seit 1853 Sitz eines Bischofs sowie einer höhern weiblichen Erziehungsanstalt, und soll sich nach v. Tschudi auch durch industrielle Thätigkeit (geschickte Goldarbeiter) und Intelligenz auszeichnen.

Diamantino, Stadt, s. Mato Grosso.

Diamantspat, s. Korund.

Diamantvogel, s. Astrilds.

Diamastigōsis (griech., f.), die jährliche Geiselung der spartanischen Knaben oder Epheben am Altar der Artemis Orthia, eingeführt von Lykurg statt der im Dienste der Göttin früher gebräuchlichen Menschenopfer, zugleich als Mittel der Abhärtung und der Gewöhnung an standhafte Ertragung des Schmerzes. Wer die meisten und stärksten Hiebe ohne das geringste Zeichen des Schmerzes aushielt, wurde mit dem

Siegeskranz geschmückt, wer den Streichen erlag, mit dem Siegeskranz öffentlich begraben.

Diamer (Nanga Parbat), zweithöchster Gipfel des Karakorumgebirges in der kaschmirschen Provinz Hasora (Astor), unter 35° 14' nördl. Br., 74° 34' östl. L. v. Gr., ist 8134 Meter hoch.

Diamĕter (griech., m.), Durchmesser (s. d.); diametralisch (diametrisch, diametrāl), in der Richtung des Durchmessers, auf den D. bezüglich; daher diametral (d. h. gerade, schnurstracks) entgegengesetzt ꝛc.

Diametrālzahl, das Produkt p zweier Zahlen m und n, sobald m^2+n^2 wieder ein Quadrat q^2 bildet; also $p=mn$ und $q^2=m^2+n^2$. Ein solches Produkt drückt den Inhalt eines Rechtecks aus, dessen Diagonale (Diameter) zu den Seiten ein rationales Verhältnis hat.

Diamorphōse (griech.), Ausbildung, Gestaltung zu einer bestimmten Form.

Diamōrum (v. griech. dia moron, »aus Maulbeeren«), Maulbeerdicksaft.

Diāna, s. Artemis.

Diāna, in der alten Chemie s. v. w. Silber; auf französischen und spanischen Kriegsschiffen die Tagewache; D. schlagen, in der Seemannssprache allgemein das Reveilleschlagen am Lande.

Dianassologie (griech.), die »Lehre vom Ausstopfen« der Thierkörper.

Diandrae, Ordnung des natürlichen Pflanzensystems unter den Gamopetalen, charakterisirt durch zwei- oder viergliederige Blütenblattkreise, insbesondere durch zwei Staubgefäße, welche rechts und links stehen und durch einen zweifächerigen Fruchtknoten, welcher aus zwei nach vorn und hinten fallenden Karpellen besteht. Die Ordnung enthält die beiden Familien der Oleaceen und Jasmineen.

Diandrus (griech.), zweimännig, in der Botanik Blüten mit zwei freien Staubgefäßen, davon Diandria die zweite Klasse des Linné'schen Pflanzensystems, Pflanzen mit zweimännigen Blüten umfassend, und in mehreren Linné'schen Pflanzenklassen, z. B. in der Monoecia, Dioecia, Bezeichnung der Ordnung.

Diane, 1) D. von Poitiers, die Geliebte König Heinrichs II. von Frankreich, geb. 3. Sept. 1499, die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von St. Vallier, hatte sich, 13 Jahre alt, mit Ludwig von Breze, Großseneschall der Normandie, vermählt, ward 1531 Wittwe und benutzte nun ihre Reize, um den weit jüngern Dauphin Heinrich an sich zu fesseln, nach dessen Thronbesteigung sie einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung ausübte. Sie brachte die Geschäfte in die Hände des Connétable Montmorency, des Marschalls St. André und des Kardinals Karl von Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter vermählte. Sie selbst ward 1548 zur Herzogin von Valentinois erhoben. Als die gestürzte Partei Unruhen wider den Steuerdruck und für die Kirchenverbesserung veranlaßte, nahm D. persönlich an der Ketzerverfolgung theil und legte dabei einen wilden Fanatismus an den Tag. Nach dem Tode des Königs (1559) mußte sie den Hof verlassen und lebte fortan auf ihrem Schloß Anet zurückgezogen, aber fürstlich, mit Kapellenbau und milden Stiftungen beschäftigt. Sie starb 22. April 1566. G. Guiffrey veröffentlichte »Lettres inédites de D. de Poitiers« (Par. 1865). Vgl. Capefigue, D. de Poitiers (das. 1860).

2) D. von Frankreich, Herzogin von Angoulême, geb. 1538, natürliche Tochter Heinrichs II. und der Piemonteserin Philippine Duc, vermählte sich, nach einer sehr sorgfältigen Erziehung legitimirt, mit Horazio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohn Ludwigs, Herzogs von Parma und Piacenza, später mit Franz von Montmorency, dem ältesten Sohn des Connétable. Während der bürgerlichen Kriege bewies sie ebensoviel Klugheit als Festigkeit. Ihren Gatten wußte sie von den Greueln der Bartholomäusnacht, zu deren Opfer ihn die ränkesüchtige Katharina erkoren, fern zu halten, und zwischen ihrem Bruder Heinrich III. und dem König von Navarra (1588) eine Aussöhnung zu bewirken. Auch Heinrich IV. zog sie oft zu Rathe. Nachdem D. noch die Erziehung des nachmaligen Königs Ludwig XIII. geleitet, zog sie sich vom Hofe zurück und starb ohne Nachkommenschaft 1619.

Dianenamsel, s. Drossel.

Dianenbaum (arbor Dianae), ältere Benennung für die baumartigen Krystallisationen des Silbers bei Fällung aus seinen Lösungen; s. Silber.

Dianenorden, ein Jagdorden von Silber oder Gold in der Form unserer heutigen Medaillen, der im Mittelalter bei den sogen. Dianenfesten Rittern oder Frauen, die sich bei den Hirschjagden oder Reiherbeizen ausgezeichnet hatten, verliehen wurde. Auf der einen Seite steht Diana hochgeschürzt, mit in Knoten geknüpftem Haar, über der Stirn eine flachstehende Mondsichel, auf der Schulter den Köcher, in der linken Hand den Bogen nebst Speer und in der rechten einen Pfeil. Die Kehrseite zeigt einen Kapitalhirsch mit dem Todespfeil im Körper, auf ihm der Edelfalke. Die Frauen trugen die Dekoration an einem grünen, weiß und schwarz gerandeten Bande, das eine Rosenschleife bildete, an der linken Brust, die Ritter hingegen an einem einfachen grünen Band um den Hals. Die Ritterschaft in Westfalen stiftete den ersten deutschen Dianenbund mit strengen Gesetzen der Ritterlichkeit und Sittlichkeit. Ein zweiter Dianenbund bestand unter der Ritterschaft des Harzes, dessen Großmeister Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig war. Die Ordensverleihung geschah durch den Großmeister mit dem Ceremoniell des Ritterschlags mit dem Hirschfängerblatt. Der Verfall des Ritterwesens hatte auch das Ende dieser Dianenbündnisse zur Folge, und mit ihnen sind die Insignien verschwunden. In der Normandie gab es zur Zeit des Ritterthums eine Verbrüderung von ehelosen Jägern (Dianenpriester), welche wie in einem Jägerhof zusammen lebten, verschiedene Chargen bekleideten und gewissen Gesetzen gehorchten. Mitte des 18. Jahrh. finden sich ähnliche Vereinigungen unter dem schwäbischen Adel und in Neapel. Als frianlische Zunge kam der Orden auch nach Oesterreich. Großmeister war der König von Neapel, deputirter Großmeister zu Görz ein österreichischer Prinz. Die Statuten wurden geheimgehalten. Das Ordenszeichen war ein kleines goldenes Jagdhorn an einem grau und grün gestreiften Band, die Ordenstracht ebenfalls grau mit grünem Kragen. Der Orden ging mit Murat ein.

Dianōa (griech., f.), Denkkraft, Denkvermögen, Verstand, Verstandeserkenntnis; Dianōologie, Denklehre (bei Schopenhauer).

Dianthus *L.* (Nelke), Pflanzengattung aus der Familie der Sileneen, ein- und zweijährige oder ausdauernde, meist in Mittel- und Südeuropa sowie im östlichen Asien einheimische Gewächse mit gegliedertem Stengel, lanzettlinealischen Blättern, schönen, häufig wohlriechenden Blüten und walzenförmigen, einfächerigen, vielsamigen Kapseln. Von den zahlreichen Arten wird am häufigsten kultivirt: D. caryophyllus

L. (Gartennelke, Grasblume), welche im südlichen Europa auf Felsen und altem Gemäuer wild wächst und im mittlern Europa hier und da verwildert vorkommt. Sie hat einzeln stehende, sehr angenehm und gewürzhaft riechende Blüten und treibt zahlreiche niederliegende, sehr ästige, verlängerte Stämmchen. Die zahlreichen Varietäten gehören zu den beliebtesten Florblumen. Die Blumisten unterscheiden 1) nach dem Bau der Blumen: Nelkenbau, die gewöhnliche flache Lage der Blätter; Ranunkelbau, wenn sich die einzelnen Blätter, wie bei den Ranunkeln, zurücklegen; Rosenbau, wenn die Blätter sich auf- und einwärts krümmen; Kugelbau, wenn die gefüllte Blume oben eine Halbkugel bildet; Pyramiden- oder Kegelbau, ein mehr erhöhter Halbkugelbau; Triangelbau, wenn die Blätter sich mit scharfem Winkel aufwärts krümmen; und gemischten Bau, wenn sich mehrere dieser Formen vereinigen; 2) nach der Grundfarbe und Zeichnung: einfarbige, in allen Hauptfarben; Salamander, bei denen die Zeichnungsfarbe über das ganze Blatt punktirt erscheint; Feuerfaren, mit zwei in einander vertuschten Zeichnungsfarben und weißer Unterfläche der Blätter; Flameusen, mit nur einer, nach der Basis des Blattes zu vertuschten Zeichnungsfarbe und farbloser Unterfläche; Pikotten (in mehreren Sorten), mit auf weißem oder gelbem Grund in feinen Strichen vom obern Rand des Blattes aus verbreiteter Zeichnungsfarbe; Pikott-Bizarden oder Pikott-Pikotten (in mehreren Sorten), mit zwei oder mehreren Zeichnungsfarben auf weißem oder gelbem Grund; Bandblumen, wo die Zeichnung durch das ganze Blatt bis in den Nagel läuft und breite Bandstreifen bildet (Doubletten, mit einer Zeichnungsfarbe, und Bizarden, mit mehreren Zeichnungsfarben); Konkordien, mit farbigem Grund und derselben, nur dunklern oder hellern Zeichnungsfarbe. Auch hat man eine ziegelschuppige Spielart. Die Blumen einer guten, gefüllten Nelke müssen groß, in der Mitte erhaben sein, die Blätter derselben sich regelmäßig nach allen Seiten ausbreiten und gleichmäßig aufliegen; die Zeichnungsfarbe muß auf reinem Grund gleichförmig, regelmäßig, rein und abstechend, die Füllung stark, geregelt, ohne daß der Kelch platzt, der Stengel weder zu hoch, noch zu niedrig, auch nicht zu schwach sein. Die Nelke wird auf Beeten und Rabatten in nahrhaftem, lockerem, mäßig feuchtem Boden, oder, und zwar besonders die besten Sorten, in Töpfen kultivirt. Letztere Methode ist mühsamer und kostspieliger, hat aber den Vortheil, daß man die Nelke in der Florzeit an beliebige Orte hinstellen und sie leichter gegen Beschädigungen schützen kann. Man überwintert sie frostfrei und vermehrt sie von Mai bis August durch Absenker. Neue Varietäten gewinnt man aus Samen, der durch natürliche oder künstliche Befruchtung erzielt wird. Als besondere Varietäten verdienen noch bemerkt zu werden: die Baumnelke, welche sich durch einen höhern, strauchartigern und stärkern Stengel, breitere Blätter und große, dunkelbraunrothe oder dunkelrothe und weißbunte, sehr wohlriechende Blumen auszeichnet, und die Remontantnelke, welche mehrmals im Jahr blüht. Vgl. System der Gartennelke, gestützt auf das Weißmantel'sche Nelkensystem (Berl. 1827). Die Bartnelke (Büschelnelke, D. barbatus *L.*), in Deutschland und Südfrankreich, ist eine sehr schöne Zierpflanze mit 30—60 Centim. hohem Stengel, lanzettförmigen, gerippten Blättern und zahlreichen Blumen in dichten Endbüscheln, wird gleichfalls in vielen Varietäten kultivirt. D. chinensis *L.* (Chinesernelke), ein Sommergewächs oder zweijährig, in China, hat einen 30 Centim. hohen, aufrechten, mit mehreren einzelnen, sehr schönen Blumen gekrönten Stengel und linienlanzettförmige Blätter. Die prachtvollen, mit allen Nüancen von Roth, Purpur, Schwarz und Weiß außerordentlich zierlich gezeichneten, sowohl einfachen als gefüllten, bis 5 Centim. im Durchmesser haltenden Blumen machen sie zu einer sehr geschätzten Zierpflanze. D. plumarius *L.* (Feder- oder Pinksnelke), ausdauernd, in Südeuropa auf beschatteten Triften, hat aufwärts gebogene oder aufrechte, bis 30 Centim. hohe, knotige, wenigblumige Stengel, schmale, linienförmige, scharfrandige, grau bereifte Blätter und sehr wohlriechende, ursprünglich weiße oder blaßrothe Blüten, in gefüllten, farbigen Spielarten wechselnd, wird häufig zum Einfassen der Beete benutzt. Unter den bei uns wild wachsenden Arten sind besonders erwähnenswerth: D. deltoides *L.* (deltafleckige oder Heidenelke), mit einzelnen rosen- oder purpurrothen Blumen mit gezacktem dunklern Ring und weißen Punkten, auf trockenen Grasplätzen, Rainen; D. Carthusianorum *L.* (Karthäuser- oder Blutnelke), mit karminrothen, in Köpfchen gehäuften Blüten mit scharf kerbzähniger, gebarteter Platte, auf trockenen Hügeln, Wegrändern, Felsen; D. superbus *L.* (Prachtnelke), mit zu zwei und mehr stehenden, blaßlilla oder blaßrosenrothen, am Grunde der Platte mit grünlichem Fleck gezeichneten Blüten und fiederspaltig-vieltheiligen Blumenblättern, an Waldrändern, auf trockenen Wiesen, als Zierpflanze zu empfehlen.

Diantre (franz., spr. djängtr, euphemistisch für diable), Teufel, Deiker, Deixel; besonders als Ausruf, etwa s. v. w. potztausend!

Dianūcum (griech.-lat.), Nußdicksaft.

Diapalma (griech., n.), zusammenziehendes Pflaster aus Baumöl, Blei und Zink.

Diapasma (griech., n.), wohlriechendes Streupulver, Kräuterpulver.

Diapāson (griech., n., »durch alle Saiten«), bei den Griechen und den Musikern des Mittelalters die Oktav, als alle Töne des Systems, sowohl die diatonischen als chromatischen und enharmonischen umfassend; auch der Tonumfang der Instrumente und Singstimmen ganz im allgemeinen. D. cum diapente (Oktav und Quint), die reine Duodecime; D. cum diatessaron (Oktav und Quart), die reine Undecime; disdiapason, Doppeloktav. Bei französischen Instrumentmachern ist D. Bezeichnung gewisser Tafeln, auf denen die Theile und Mensuren der Instrumente verzeichnet sind, daher D. normal (auch bloß D.), die Normaloktav in Ansehung der absoluten Tonhöhe, resp. Stimmton, Kammerton; endlich Stimmgabel.

Diapedēsis (griech., f.), das Durchsickern rother Blutkörperchen durch die unverletzte Wand kleinster Blutgefäße, ist ein Vorkommnis, dessen Existenz längst vorausgesetzt, aber erst vor kurzem positiv erwiesen worden ist. Die D. scheint nur dann einzutreten, wenn die Wandungen der Blutgefäße ihre vollkommene Integrität eingebüßt haben und wenn sich das Blut innerhalb der Gefäße unter einem die Norm überschreitenden Druck befindet. Eine Blutung per diapedesin erfolgt besonders dann, wenn der Abfluß des venösen Bluts aus einer Gefäßprovinz gehemmt ist und ein höherer Grad von Blutstockung eingetreten ist. Die Menge des unter solchen Umständen aus den Gefäßen austretenden Bluts ist zuweilen eine sehr bedeutende.

Diapente (Dioxia, griech., f.), bei den Griechen und den Musikern des Mittelalters die reine Quinte. D. cum semitonio, die kleine Sext; D. cum tono, die große Sext; D. cum ditono, die große Septime 2c.

Diaphān (griech.), durchscheinend, durchsichtig. Daher Diaphanbilder, Glasplatten, die mittels eines durchsichtigen Firnisses (Diaphanlack) mit einem buntfarbigen Bild, welches der Firnis durchscheinend macht, beklebt werden; auch s. v. w. Lithophanien. Diaphangeschirr, gläsernes, mit Blattgold belegtes oder bemaltes und darüber verglastes Geschirr. Diaphanität, Durchsichtigkeit.

Diaphanomēter (griech.), von Saussure angegebener Apparat zur Messung der zu verschiedenen Zeiten ungleichen Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Auf einer weißen Scheibe von 2 Meter Durchmesser ist ein schwarzer Kreis von 0,6 Meter Durchmesser gezeichnet, auf einer zweiten weißen Scheibe von 0,2 Meter ein Kreis von 0,06 Meter Durchmesser. Stellt man beide Scheiben neben einander, so daß sie gleich stark beleuchtet erscheinen, und entfernt sich von ihnen, so verschwindet zuerst der kleine, dann der große Kreis. Absorbirte die Luft kein Licht, so müßten die Entfernungen, in welchen die Kreise verschwinden, in demselben Verhältnis stehen, wie ihr Durchmesser. Oder man müßte den großen Kreis in zehnfacher Entfernung ebenso deutlich sehen, wie den kleinen in einfacher. Dies findet aber nicht statt, sondern der große Kreis verschwindet früher oder erscheint in zehnfacher Entfernung undeutlicher. Wild hat neuerdings darauf aufmerksam gemacht, daß das Saussure'sche D. wegen der für verschiedene Entfernungen verschiedenen Oeffnung der Pupille des Auges keine zuverlässigen Resultate geben kann. Genauere Messungen haben de la Rive und Wild mittels eigenthümlich konstruirter Apparate angestellt.

Diaphanorāma (griech., n.), eine Art Diorama, gibt eine perspektivische Darstellung gemalter Landschaften mit künstlerischer Beleuchtung.

Diaphōnicum (griech.-lat.), Dattelbicksaft.

Diaphōnie (Diaphonēsis, griech.), Mißklang, Mißhelligkeit; in der Musik der alten Griechen s. v. w. Dissonanz, dissonirendes Intervall; später eine den ersten Anfängen mehrstimmiger Setzart angehörende Verbindung gleichzeitiger Töne oder Melodien, welche dadurch entstand, daß jedem Ton eines Gesangs (Mittelstimme) unterhalb die Quart und oberhalb die Quinte (also die Oktav der Quart) beigegeben ward.

Diaphōra (griech., f., »Unterschied, Verschiedenheit«), in der Rhetorik die Andeutung oder Darlegung des Unterschieds oder der Unähnlichkeit zweier Dinge (dissimilitudo), dann die Wiederholung eines Wortes in verschiedener, besonders in verstärkter Bedeutung, z. B.: »Jeden Menschen, wenn er nur ein Mensch ist, muß dieses rühren«.

Diaphorēsis (griech., f.), die Hautausdünstung, das Schwitzen, s. Ausdünstung und Schweiß.

Diaphoretika (griech., diaphoretische Mittel, lat. Sudorifera), schweißtreibende Mittel. Das sicherste Mittel, die Hautabsonderung zu befördern und Schweiß hervorzurufen, besteht, wenn man von starken und anstrengenden Körperbewegungen absehen will, darin, daß der Körper in schlechte Wärmeleiter (Betten, Decken) eingehüllt wird, und daß man reichliches warmes Getränk zu sich nimmt. Letzterem setzt man aber meist gewisse Stoffe zu, welchen man eine schweißtreibende Wirkung beimißt. Diese Stoffe theilt man gewöhnlich in zwei Klassen, nämlich in die milderen D., wie Flieder, Lindenblüten, grüner Thee, Kamillen, die Antimonialien, Goldschwefel und Brechweinstein, essigsaures Ammoniak, Salmiak, Ipecacuanha, Digitalis und Opium, und in die reizenden D.: spirituose Stoffe, Naphta, Aether, Moschus, Bibergeil, Kampher, Sassafras, Sassaparilla, Senega, Mezereum, Guajak, ätherische Oele, Balsame, Harze, Benzoësäure. Bei entzündlichen Zuständen passen letztere Mittel durchaus nicht, sondern nur die D. der ersten Klasse, während die letzteren mehr bei rein nervösen, krampfhaften, namentlich mehr fieberlosen Zuständen an ihrem Platz sind. Zu den am stärksten Schweiß hervorrufenden Heilmitteln gehört das russische Dampfbad, das besonders im Anfang gewisser, meist einer Erkältung zugeschriebener Zustände recht ersprießliche Dienste leistet. Beim Schnupfen, bei Muskel- und Gelenkrheumatismus, bei Zahnweh, bei dem sogen. rheumatischen Kopfweh 2c. vermag es oft sehr rasch die örtlichen Beschwerden zu beseitigen oder wenigstens zu mildern. Bei Zuständen allgemeiner Schwäche darf das Dampfbad nicht angewendet werden; ebenso müssen ältere Personen und solche, welche Neigung zu Herzklopfen oder zu Blutandrang nach dem Kopf haben, das Dampfbad nur sehr vorsichtig gebrauchen. Dagegen dürfte das Dampfbad für Kinder ein vortreffliches Mittel sein bei Krankheiten der Respirationsorgane; namentlich beim Kroup ist es schon häufig mit gutem Erfolg in Anwendung gekommen. Nur muß dabei sorgfältig verhütet werden, daß die Temperatur des Zimmers zu hoch steige.

Diaphragma (griech., n.), das Zwerchfell; in der Optik s. v. w. Blendung.

Diaphthōra (griech., f.), Verderbnis, Fäulnis, Absterben.

Diaphȳsis (griech., f.), der Zwischenwuchs, in der Anatomie das Mittelstück der langen röhrenförmigen Knochen im Gegensatze zu den beiden Gelenkenden (epiphyses s. apophyses). Jenes wird auch Körper des Knochens genannt und ist der mittlere, mehr oder weniger lang ausgezogene, rundliche Theil des Röhrenknochens. Die D. besteht aus einer Rinde von kompaktem Knochengewebe und besitzt in ihrem Innern eine mit Fett- oder Markmasse ausgefüllte Höhle, den sogen. Markkanal. Vgl. Knochen.

Diaplāse (Diaplāsis, griech., f.), die Einrichtung eines verrenkten oder gebrochenen Glieds.

Diaplasma (griech., n.), Breiumschlag, Bähung des Körpers.

Diapnōē (griech., f.), Hautausdünstung, leichte Transspiration; Diapnōika, gelinde schweißtreibende Mittel.

Diaporēsis (griech., f.), Verlegenheit, Unentschlossenheit, Zweifel, namentlich als rednerische Figur, z. B.: wo soll ich Worte finden? 2c.

Diapsalma (griech., n.), Zwischengesang, mit dem der Chor in der Liturgie in den Gesang des Geistlichen einfällt.

Diapsephīsis (griech., f.), im alten Athen die allgemeine Abstimmung eines Demos über die Rechtmäßigkeit des Bürgerrechts derer, die als Eindringlinge bezeichnet worden waren. Es wurde jedes eingeschriebene Gemeindeglied verlesen und dabei gefragt, ob der genannte ein echter Bürger sei oder nicht. Nachdem sich gegen etwa laut gewordene Bedenken der Angegriffene vertheidigt, ward durch die Abstimmung entschieden. War sie dem betreffenden ungünstig, so wurde er aus dem Bürgerverband ausgestoßen und in den Stand der Schutzverwandten verwiesen. Machte er von dem ihm zustehenden Recht der Appellation an einen ordentlichen Gerichtshof

Gebrauch, und bestätigte dieser das Resultat jener Abstimmung, so ward er als Sklave verkauft. Die älteste bekannte D. fällt ins Jahr 445 v. Chr., wobei von sämmtlichen Demen nicht weniger als 4760 ausgestoßen wurden.

Diaptōse (Diaptōsis, griech., f.), Irrthum; in der Heilkunde Zwischenfall.

Diapyēma (Diapyēm, n., Diapyēsis, f., griech.), Vereiterung, Eitergeschwür, besonders in den Lungen; Diapytika, Eiterung befördernde Mittel.

Diarbekir (Diarbekr), Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks in der asiatischen Türkei, am rechten oder westlichen Ufer des Tigris (Didschla oder Schatt) unter 37° 55' nördl. Br. gelegen, Residenz des Pascha's, Sitz eines chaldäischen und jakobitischen Patriarchen und eines griechischen Bischofs. Der Ort ist von einer hohen und starken, mit 72 Thürmen besetzten Mauer aus Basalt umgeben und wird durch eine auf einem hohen Basaltfelsen gelegene Citadelle (Itsch Kale) vertheidigt. Die mit flachen Dächern versehenen Häuser, etwa 4400 an der Zahl, steigen terrassenartig hinter einander auf. Man zählt darunter 16 Moscheen, darunter mehrere alte und berühmte; außerdem Bäder, Karawanserais, Bazare. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 15—20,000 belaufen; andere nehmen 60,000 und mehr an; ja vor der Pest von 1757 soll sie 2—400,000 betragen haben. Bei weitem die Mehrzahl sind Osmanen; nächst ihnen sind die Armenier am zahlreichsten (ungefähr 1500 Familien); der Rest besteht aus Katholiken (350 Familien), syrischen Christen, Griechen und Juden. D. trieb früher schwunghaften Handel und unterhielt bedeutende Baumwollweberei; auch jetzt, obschon so sehr gesunken, hat es noch ansehnlichen Handel, während das Hauptgewerbe Seidenweberei ist. Im Alterthum hieß die Stadt Amida und noch jetzt nennen die Türken sie officiell Kara Amid (»Schwarz-Amid«, wegen der dunkeln Farbe der Mauern). Kaiser Constantius umgab sie mit Wällen und Thürmen, aber der persische König Sapor eroberte sie 359. Justinian eroberte sie wieder und befestigte sie von neuem. Eine zweite Belagerung durch die Perser brachte sie von neuem in die Gewalt derselben, und von diesen kam sie um 640 in die Hände der Araber vom Stamm Bekr, von welchem die Umgegend das Land Bekrs (D.) genannt wurde, ein Name, welchen man später auf die Stadt übertrug. Im Jahr 958 ward sie von den Byzantinern nochmals erobert, und 1001—1085 stand sie unter der unabhängigen Herrschaft einer Kurdendynastie, die Söhne Merwans genannt, die von dem Turkomanen Ortok gestürzt und durch dessen Dynastie ersetzt ward, aus welcher von 1085—1408 21 Fürsten über D. herrschten. Nach der Plünderung der Stadt durch Timur (1394) folgte eine zweite Herrschaft von Turkomanen, bis Schah Ismail, der Gründer der Dynastie der Sophis in Persien, 1502 auf den Trümmern ihres Throns den seinigen errichtete. Im Jahr 1515 wurde die Stadt von dem türkischen Sultan Selim I. im Krieg gegen Schah Ismail erobert und dem osmanischen Reich einverleibt.

Diarchīe (griech.), Zweiherrschaft, Herrschaft von zwei Regenten zu gleicher Zeit, entweder als Nebenregenten, wie die beiden Könige in Sparta, oder als Gegenregenten, z. B. Gegenkaiser, Gegenpäpste.

Diarium (lat.), Tagebuch, Kladde; Diaria (nämlich febris), tägliches (Quotidian-) Fieber.

Diarrhöe (griech., f., Durchfall, Abweichen), häufige Entleerung dünnflüssiger Massen aus dem Darmkanal. Die nächste Ursache der D. liegt stets in einer abnorm schnellen, häufig geradezu stürmischen Bewegung des Darmkanals, wobei derselbe seinen Inhalt nach dem untern Darmende hintreibt und zur Entleerung bringt, bevor die wässerigen Bestandtheile des Darminhalts von der Darmwand aufgesaugt werden können. Solche beschleunigte Darmbewegung beruht auf gesteigerter Thätigkeit der Nerven der Darmmuskulatur und diese wiederum wird gewöhnlich reflektorisch ausgelöst durch die verschiedenartigsten anatomischen Läsionen der Darmschleimhaut und des Bauchfellüberzugs der Därme. Seltener beruht die der D. zu Grund liegende stürmische Darmbewegung auf centralen, im Gehirn gelegenen Ursachen, z. B. auf starken Gemüthsbewegungen, Furcht, Schreck u. dgl. Auch die vermehrte Absonderung wässeriger Massen aus den Gefäßen der Darmschleimhaut kommt bei der Entstehung der D. in Betracht. Die D. darf demnach nicht als eine selbständige Krankheit betrachtet werden, sondern sie ist nur ein Symptom sehr verschiedenartiger Krankheiten, besonders aber des Darmkatarrhs, der Bauchfellentzündung, des Unterleibstyphus, der Cholera, Ruhr, der Darmgeschwüre 2c. Von den der D. zu Grunde liegenden Ursachen und anatomischen Störungen hängt demnach auch ihre Dauer und ihr mehr oder minder schädlicher Einfluß auf den Organismus sowie die Beschaffenheit der Darmentleerungen selbst ab. Was diese letztere anbelangt, so unterscheidet man: die fäkale D., wobei die Ausleerungen annähernd normal gefärbt sind und den specifischen Kothgeruch besitzen; ferner die wässerige D., wobei die Ausleerungen dünnflüssig, beinahe farblos und geruchlos sind; schleimige und eitrige D. findet man bei entzündlichen Krankheiten und Geschwüren des Dickdarms. In den höheren Graden der Ruhr, bei welcher die Darmschleimhaut brandig zerstört wird, sowie bei anderen Verschwärungsprocessen im Darm nehmen die diarrhoischen Stuhlentleerungen den jauchigen Charakter an, d. h. sie sind mißfarbig und verbreiten einen intensiven Fäulnisgestank. Blutige D. endlich kommt vor bei der sogen. rothen Ruhr, bei Darmgeschwüren, namentlich beim Unterleibstyphus und anderen schweren, mit Blutzersetzung einhergehenden Krankheiten. Obschon die D. in der Mehrzahl der Fälle kein gefahrdrohendes Symptom ist, so darf sie doch niemals als ganz gleichgültig betrachtet werden. Namentlich bei kleinen Kindern muß jede D. mit mißtrauischem Auge angesehen werden. Ebenso erheischt jede D., wobei der fäkulente Charakter der Stuhlausleerungen verloren gegangen ist, die Hülfe des Arztes. Leichte Diarrhöen üben keinen bedeutenden Einfluß auf das Körperbefinden aus, doch ist ein gewisser Grad von Mattigkeit fast immer vorhanden, welche bei heftigeren Graden sehr stark werden und sich bis zu tödtlicher Schwäche steigern kann. Dann sind auch die übrigen Erscheinungen bedeutender, vollkommener Appetitmangel, heftiger Durst, Kälte und Blässe der Haut, blaue Färbung der letztern, kleiner Puls, kalter Athem, Krämpfe der Waden, allgemeine Krämpfe, namentlich bei kleinen Kindern, Stimmlosigkeit 2c. gesellen sich hinzu und sind die Folge der überaus rapiden Verarmung des Bluts an Wasser und Eiweiß. Der Verlauf der D. ist entweder akut, kurzdauernd, wie nach Diätfehlern, Erkältungen, Gemüthsbewegungen, bei Sommerdurchfällen, oder chronisch, bei chronischem Darmkatarrh, bei der Schwindsucht, überhaupt bei tieferen Gewebszerstörungen der Darmschleimhaut. Diese können jahrelang mit zeitweiligen Unterbrechungen andauern. Chronische D. führt zur

Abmagerung und Erschöpfung des Kranken und zieht nicht selten dadurch den Tod herbei oder beschleunigt wenigstens den Eintritt desselben. Bei kleinen Kindern und alten, geschwächten Personen hat die akute D. häufig denselben Erfolg.

Was die Behandlung der D. anlangt, so ist es für solche Personen, welche zur D. geneigt sind, sowie überhaupt in Zeiten, wo Diarrhöen herrschen, von Wichtigkeit, die Lebensweise streng zu reguliren und sich vor Erkältungen zu hüten. Gegen letztere ist das Warmhalten des Unterleibs durch flanellene Leibbinden ein sehr vortreffliches Mittel. Ist aber D. vorhanden, so ist die Diät die Hauptsache. Dieselbe muß möglichst einfach und leicht verdaulich sein. Man halte sich an Sago-, Reis- oder Gerstensuppen, mit oder ohne Fleischbrühe, die von Fett befreit ist. Kalte Getränke, namentlich Bier und Aepfelwein ꝛc. sind zu vermeiden, jedenfalls nicht in größeren Mengen gestattet. Nur bei sehr bedeutenden Ausleerungen, wobei die Flüssigkeitsmenge des Bluts sehr vermindert und infolge davon ein gesteigertes Bedürfnis zur Wasseraufnahme vorhanden ist, muß dem Verlangen nach Getränk, selbst nach kaltem, nachgegeben werden. Bei der chronischen Form der D. muß die Wahl der Speisen mit großer Umsicht geschehen. Im allgemeinen sind saure, leicht gährende, blähende, fette, schwerverdauliche, viel unverdaulichen Rückstand hinterlassende Nahrungsmittel, namentlich aber die frühen Obstsorten, ferner Gurken, Melonen, manche Gemüse, hartes Fleisch, oft auch die Milch, zu meiden. Je nach dem Kräftezustand sind dagegen Eier, Fleischbrühe, Hühnerfleisch, auch alter Wein, namentlich Rothwein, erlaubt. Ueber die Diät bei der D. kleiner Kinder s. Cholera und Darmentzündung. In den meisten Fällen vermag man schon durch ein nach den vorgenannten diätetischen Vorschriften eingerichtetes Verfahren die D. zu heilen. Reicht dieses aber nicht aus, so müssen Arzneimittel in Anwendung gebracht werden. Am sichersten wirken die Opiate, welche namentlich bei der akuten D. am Platz sind. Leider dürfen sie bei kleinen Kindern gar nicht oder doch nur in minimalen Dosen und mit der äußersten Vorsicht angewendet werden. Bei chronischer D. sowie bei der D. kleiner Kinder kommen die adstringirenden Mittel gegen D. zur Anwendung: verschiedene Metallsalze, der Alaun, die Gerbsäure und die gerbsäurehaltigen Mittel, Kolumbo, Cascarilla, Ratanhia, der Eichelkaffee. Diese Adstringentien können bei Dickdarmerkrankungen auch in der Form des Klystiers unmittelbar auf die kranke Schleimhaut gebracht werden. Die D., welche auf chronischem Darmkatarrh beruht, wird nicht selten durch gewisse Brunnenkuren (Karlsbad, Homburg, Kissingen ꝛc.) beseitigt, wenn schon alle narkotischen und adstringirenden Mittel erfolglos geblieben sind.

Diarthrōse (griech., f.), ein Gelenk, welches Bewegung nach jeder beliebigen Richtung hin gestattet, z. B. das Arm- und Hüftgelenk. Vgl. Gelenk.

Dias, 1) Bartholomeu, einer der namhaftesten Seefahrer des 15. Jahrh., stammte aus der Provinz Algarve in Portugal. Am Hofe König Johanns II. erzogen und durch Studien und den Umgang mit ausgezeichneten Männern der Wissenschaft, besonders mit dem deutschen Kosmographen Martin Behaim, zu einem vorzüglichen Nautiker herangebildet, erhielt er im August 1486 den Auftrag, mit zwei kleinen Schiffen und einem Proviantschiff längs der Küste hinzusegeln, um die Staaten des fabelhaften Priesterkönigs Johannes aufzusuchen. Er erreichte bald die Grenze des bekannten Gebiets, ging 890 Kilom. jenseits derselben bei Sierra Parda unter 25° 50' südl. Br. ans Land und ergriff von ihm durch Aufstellen eines Wappenpfeilers Besitz. Durch einen Sturm aufs hohe Meer geworfen, wurde er dann drei Tage lang gegen Süden getrieben, bis er an dem kalten Wasser merkte, daß er schon die Südspitze Afrika's hinter sich habe, worauf er umkehrte und die heutige Algoabai erreichte, welche er Angra dos vaqueiros (»Kuhhirtenbai«) nannte, weil er an der Küste viele Herden mit Hirten wahrgenommen. Seine Fahrt gegen Osten fortsetzend, gelangte er zu einer kleinen Insel, die er El pennol de la Cruz oder Santa Cruz nannte, weil man hier das zweite Kreuz mit Portugals Wappen errichtete. So stürmisch auch seine Mannschaft die Heimkehr verlangte, wußte D. dennoch die Weiterfahrt, wenn auch nur auf drei Tage, durchzusetzen und gelangte bald an die Mündung eines großen Flusses, den er Rio del Infante (heute Buschmännerfluß) nannte. Kummervoll trat D. die Rückfahrt an, und jetzt erst entdeckte er das Vorgebirge, das er Cabo tormentoso (das »stürmische«) nannte, welchen Namen der König später in Cabo de buena esperanza (»Kap der Guten Hoffnung«) abänderte. Nachdem D. noch die Buchten und Landungsplätze der Nachbarschaft untersucht hatte, kam er im December 1487 mit durchlöcherten Schiffen wieder in Lissabon an. Anfangs mit Ehren überhäuft, wurde er dennoch bei der neuen Entdeckungsexpedition 1497 Vasco de Gama untergeordnet. Als ihn derselbe bei dem Vorgebirge Mina nach Portugal zurückschickte, schloß sich D. der Fahrt des Entdeckers von Brasilien, Cabral, an, fand aber 29. Mai 1500 mit 4 Schiffen von der Flotte in der Nähe des Kaps der Guten Hoffnung seinen Untergang.

2) Antonio Gonçalves, brasil. Dichter, geb. 10. Aug. 1823 zu Carias in der Provinz Maranhao, kam jung nach Portugal, studirte hier zu Coimbra Philosophie und Rechtswissenschaft und wirkte später als Staatsanwalt (procurator publico) zu Maranhao, siedelte aber bald nach Rio de Janeiro über, wo er sich an verschiedenen Journalen literarisch, besonders im Interesse des Theaters, betheiligte und auch ein Drama: »Léonor de Mendoça« (1847) veröffentlichte, dessen Stoff er der portugiesischen Geschichte entnahm. Seinen Ruf als Dichter begründeten die »Primeiros cantos« (Rio de Janeiro 1846), deren Originalität, Anmuth und Leichtigkeit neben dem lokalen Gepräge, das viele derselben an sich trugen, zahlreiche Nachahmungen hervorriefen und wesentlich dazu beitrugen, der jungen literarischen Entwickelung Brasiliens einen neuen Impuls und eine mehr nationale Richtung zu verleihen. Bald folgten »Segundos cantos« (das. 1848), unter welchen besonders mehrere Balladen, der »Gesang von Tabira« und die »Ode an die Bewohner von Pernambuca« Beifall fanden, und zwei Jahre später die »Ultimos cantos« (das. 1850). D. war inzwischen in Anerkennung seiner Verdienste zum Professor der Geschichte am Kolleg Pedro's II. zu Rio de Janeiro ernannt worden, erhielt 1851 eine Stelle im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und ward 1855 mit einer wissenschaftlichen Mission nach Europa beauftragt, von der er erst 1858 nach Brasilien zurückkehrte. Bald darauf nahm er als Historiker und Ethnograph theil an der gelehrten Expedition, welche die Regierung zur Erforschung der Provinz Ceara und der Uferlandschaften des Amazonenstroms abschickte, fühlte sich aber von der Anstrengung der Reise so angegriffen, daß er 1862 zu seiner Erholung eine

zweite Reise nach Europa unternahm, wo er in Dresden und Teplitz, später in Lissabon, in Savoyen, zuletzt in Ems und Paris seinen Aufenthalt nahm. Im September 1864 schiffte er sich wieder nach Brasilien ein, starb aber unterwegs, kurz zuvor, als das Schiff angesichts der Küste von Maranhao Schiffbruch litt. Eine Gesammtausgabe seiner lyrischen Dichtungen, von D. selbst während seines Aufenthalts in Deutschland besorgt, erschien unter dem Titel »Cantos« (1857, 4. Aufl., Leipz. 1865, 2 Bde.). Von sonstigen Werken sind noch die Dramen »Boabdil«, »Beatrice Cenci« und »Patkul«, das (unvollendete) Epos »Os Tymbiras« (Leipz. 1857), das die Kämpfe zweier Indianerstämme, der Tymbira und Gamalla, besingt, und das »Diccionario da lingua Tupy« (das. 1858) zu erwähnen.

Diasenna (griech.-arab., n.), Abführmittel von Sennesblättern.

Diaskeuăse (griech., f.), Anordnung, Umarbeitung, Redaktion eines Schriftwerks; daher Diaskeuasten, im Alterthum Name derjenigen Gelehrten, welche die Anordnung der Homerischen Gesänge, wie sie seit Pisistratos bestand, einer neuen Revision unterwarfen, einzelne Stücke auch wohl überarbeiteten und ergänzten, bis jene Gesänge endlich durch die alexandrinischen Grammatiker diejenige Gestalt erhielten, in der wir sie besitzen.

Diasóstik (griech., f.), Gesundheitspflege, s. v. w. Diätetik.

Diaspasma (griech., n., »Trennung«), in der Musik Ruhepunkt oder Pause zwischen zwei Versen eines Gesangs oder nach einem Abschnitte des Stücks.

Diaspōr, Mineral aus der Klasse der Erden, krystallisirt rhombisch, in breiten Säulen; häufiger aber findet er sich derb, dünnschalig, breitstengelig, auch fajerig, blätterig. Er hat Feldspathärte (6) und ein specifisches Gewicht von 3,3—3,4. Die Farbe ist gelblich- und grünlichweiß, auch violblaugrau, die Oberfläche mit einer dünnen Rinde von Brauneisenocker bedeckt. Dabei ist er durchsichtig bis durchscheinend, auf den vollkommenen Theilungsflächen mit Perlmutterglanz, auf dem Querbruch mit Fettglanz. Er besteht aus Thonerdehydrat Al_2O_3,H_2O und findet sich als Begleiter des Smirgels und Korunds bei Ephesus, auf Naxos, bei Schemnitz, am Ural und im Dolomit des St. Gotthard.

Diaspŏra (griech., f., »Zerstreuung«) nannte man die Gesammtheit der seit dem babylonischen Exil außerhalb Palästina's unter den heidnischen Völkern, namentlich in Aegypten und Kleinasien, lebenden Juden (Joh. 7, 35); wie auf die dort zerstreut lebenden Judenchristen (Jak. 1, 1; 1. Petr. 1, 1), so wurde der Ausdruck später auch auf die nicht in Herrnhut wohnenden Mitglieder der Brüdergemeinde, in neuester Zeit auf die in katholischen Landestheilen zerstreut lebenden Evangelischen oder allgemein auf Glaubensgenossen, die mitten unter einer Bevölkerung von anderen Konfessionen wohnen, angewandt.

Diastăse (f., auch Diastās, n. oder m., griech.), ein bei der Keimung sich bildender Eiweißkörper, findet sich in keimenden Gersten- und Weizenkörnern in der Nähe des Keims, aber nicht in den Würzelchen, ebenso in keimenden Kartoffeln an den Ansatzpunkten der Keime, aber nicht in letzteren selbst. Aus dem wässerigen Auszug von Malz, der durch Erhitzen auf 75° vom Eiweiß befreit und dann filtrirt ist, fällt Alkohol D. als farblose, gummiartige, leicht lösliche Masse. Dies Präparat ist aber kaum als eine reine chemische Verbindung zu betrachten, sondern als ein Eiweißkörper (vielleicht auch als ein Gemisch von mehreren Eiweißkörpern), der sich in einem bestimmten Zustande der Zersetzung befindet und fermentartig wirkt. Ein Theil dieses Körpers verwandelt 2000 Theilchen Stärkmehl in Dextrin und Zucker. Ein in neuerer Zeit dargestelltes Präparat, das Maltin, soll sogar 100,000 Theile Stärkmehl umwandeln, und vielleicht ist D. ein unreines Maltin. Beide Stoffe wirken am schnellsten zwischen 60—75°, verlieren aber diese Fähigkeit bei stärkerem Erhitzen, bei längerem Aufbewahren, durch Alaun, Arsenik, manche Metallsalze, Alkalien und Mineralsäuren. Ganz trockene D. erträgt eine Temperatur von 100°, ohne sich zu verändern. D. ist der wirksame Bestandtheil des Malzes und übt ihre Wirkung beim Maischproceß.

Diastăsis (griech., f.), das Auseinanderweichen, namentlich von Knochen.

Diastēma (griech., n., »Zwischenraum«), in der Musik der Griechen s. v. w. Intervall. D. antiphonum, die Oktav; d. diaphonum, dissonirendes Intervall ꝛc. Diastematisch (»mit Zwischenräumen«), ausgehalten, lange anhaltend.

Diastimēter (griech., n., Engymeter), ein von Romershausen erfundenes Meßinstrument, womit man von einem einzigen Standpunkt aus Entfernungen bestimmen kann. Es hat die Form eines Taschenfernrohrs ohne Gläser; an der Stelle des Objektivglases sind vier Pferdehaare in verschiedenen Abständen parallel ausgespannt, zwischen welche der zu messende Gegenstand gebracht wird, wodurch sich dann bei bekannter Entfernung seine Größe, bei bekannter Größe seine Entfernung leicht finden läßt. Vgl. Distanzmesser.

Diastŏle (griech., f.), die durch die Kraft des metrischen Accents bewirkte Dehnung einer kurzen Silbe zu Anfang eines Worts; in der griechischen Grammatik ein Komma, welches enklitisch zusammenhängende Wörter bezeichnet, um der Verwechselung derselben mit einem gleichlautenden vorzubeugen, z. B. hò, te (»und was«) zum Unterschied von hóte (»wann«). Neuerlich zieht man einfache Trennung (ho te) vor. In der Physiologie ist D. Erweiterung der Herzkammern. Die D. folgt auf die Systole, d. h. auf die aktive Zusammenziehung des Herzkammermuskels, wodurch das Blut aus der rechten Herzkammer in die Lungenschlagader und aus der linken Herzkammer in die große Körperschlagader getrieben wird. Während der D. aber befindet sich der Herzkammermuskel im Zustande der Erschlaffung, und daher strömt während dieser Periode das Blut aus den Vorhöfen in die Herzkammern hinüber (s. Herz und Puls).

Diastŏlik (griech., f.), bei den älteren Musiktheoretikern die Lehre von den Ab- und Einschnitten und wiederum von den Verbindungen der musikalischen Perioden; wird zuerst von Zarlino in seinem zu Venedig 1589 erschienenen theoretischen Werke gebraucht.

Diastremma (n., Diastrŏphe, f., griech.), Verrenkung, insbesondere Verziehung der gelähmten Gesichtsmuskeln nach der gesunden Seite hin.

Diastȳlon (von diastylos, griech., »weitsäulig«), eine Halle mit weit von einander abstehenden Säulen, insbesondere eine solche, bei welcher die Zwischenräume zwischen den Säulen dreimal so weit waren, als der Durchmesser der letzteren betrug.

Diasyrm (Diasyrmos, griech., m.) das Durchziehen, Durchhecheln; rhetorische Figur der Verkleinerung im Gegensatze zur Hyperbel.

Diatessăron (griech., n.), bei den Griechen und

den Musikern des Mittelalters Name der reinen Quarte.

Diathēke (griech., f.), Bund, s. v. w. Testament (Altes und Neues).

Diathermān (griech.), Bezeichnung, die in Beziehung auf die Wärmestrahlen dasselbe ausdrückt, was durchsichtig (diaphan) in Beziehung auf die Lichtstrahlen besagt. Diathermanität oder Diathermansie bezeichnet danach die Wärmedurchlässigkeit eines Körpers. Melloni hat sich zuerst mit diesem Gegenstand eingehend beschäftigt und gefunden, daß mit Ausnahme des Steinsalzes die Diathermanität der von ihm untersuchten Körper mit der Beschaffenheit der strahlenden Wärme sich ändert. So ließ eine 2,6 Millim. dicke Platte von Flußspat 72 Proc. der Wärme einer Locatelli'schen Lampe, 69 Proc. der Wärme von weißglühendem Platin, 42 Proc. derjenigen einer auf 400° C. erhitzten Kupfermasse und endlich nur 33 Proc. der Wärme einer auf 100° C. erhitzten Kupfermasse durch. Melloni hat ferner den Durchgang der Wärme durch 19 verschiedene Flüssigkeiten untersucht und gefunden, daß Schwefelkohlenstoff die meiste Wärme (63 Proc. der ganzen), destillirtes Wasser und Eiweiß die wenigste (11 Proc.) durchlassen. Durchsichtigkeit ist kein Maßstab für Diathermanität; denn vollkommen undurchsichtige Körper können beträchtlich d. sein, und gleich gut durchsichtige Körper lassen sehr ungleiche Mengen Wärme hindurch.

Diathēse (Diathĕsis, griech., f.), Anordnung, besonders körperliche Anlage oder Disposition, z. B. zu einer Krankheit. Worin die D. zu einer Krankheit liegt, worin also das Wesen der D. besteht, vermag man nur in den wenigsten Fällen mit einiger Sicherheit anzugeben. Sehr oft ist die von den Aerzten angenommene D. etwas rein Hypothetisches, ein Postulat des medicinischen Denkens, an welchem wir festhalten, weil es uns an positiven Erklärungsgründen für die betreffende Krankheit fehlt. In anderen Fällen ist in Wahrheit eine D. für gewisse Krankheiten vorhanden und beruht dann entweder auf einer fehlerhaften Mischung des Bluts (s. Dyskrasie), oder auf einem eigenthümlichen Verhalten, einer gewissen Schwäche der Gewebe des Organismus, infolge deren geringfügige Ursachen schon eine Erkrankung dieser Gewebe hervorrufen, welche bei Leuten mit gesunder Konstitution hierzu nicht ausreichen würden. Vgl. Anlage.

Diatit, ein Kitt aus gleichen Theilen Gummilack und fein vertheilter Kieselsäure (Infusorienmehl).

Diatōm (griech.), in der Mineralogie s. v. w. nach einer Richtung hin leicht theilbar, z. B. diatomer Schillerspat, diatomer Kuphonspat.

Diatomeen (Diatomaceen), eine Ordnung aus der Klasse der Algen (s. d.).

Diatōnisch (griech.), eigentlich was »durch die Töne« oder »von Ton zu Ton« geht, in der Musik jede Fortschreitung durch ganze und große halbe Töne, von welcher mithin alle Intervalle, welche kleiner sind als der große halbe Ton (auch der kleine halbe Ton, welcher, durch chromatische Erhöhung oder Erniedrigung derselben Tonstufe entstanden, mit seinem diatonischen Ton auf gleicher Stufe liegt), ausgeschlossen sind. Eine diatonische Fortschreitung ist z. B. c, d, e, f, g oder cis, d, e, fis, aber nicht: f, fis, g, a 2c. Daher diatonisches Klanggeschlecht, bei den Griechen diejenige Anordnung ihres Tetrachords, welche einen großen Halbton und zwei ganze Töne (z. B. h, c, d, e), und zwar in den verschiedenen Tonarten in abwechselnder Reihenfolge nach einander erscheinen ließ. Den betreffenden halben Ton nennt man den diatonischen Halbton. Dieses Klanggeschlecht ist das einzige, welches ohne Aenderung seiner Natur von unserer modernen Musik beibehalten ist, während die beiden anderen, das chromatische und enharmonische Klanggeschlecht der Griechen, ihrem Wesen nach von unserer Chromatik und Enharmonik ganz verschieden sind. Unsere Dur- und Molltonleiter (diatonische Tonleiter) stellt das diatonische Klanggeschlecht dar in stufenweiser Fortschreitung vom Grundton zur Oktave aufwärts und zu ihm zurück; sie bewegt sich durch die sieben wesentlichen Töne der Oktave, nämlich durch fünf ganze und zwei große halbe Töne, welche letzteren in der diatonischen Durtonleiter von der dritten mit der vierten und von der siebenten mit der achten Stufe (c d e͡f g a h͡c), in der diatonischen Molltonleiter von der zweiten mit der dritten und von der fünften mit der sechsten Stufe (a h͡c d e͡f g a) gebildet werden. Diatonisch-chromatische Tonleiter nennt man dagegen diejenige Tonleiter, welche nur in (großen und kleinen) Halbtönen fortschreitet: c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, ais, h, c.

Diatrēsis (griech., f.), Durchbohrung, Perforation.

Diatrībe (griech., f.), gelehrte Unterhaltung, Disputation, Vorlesung, auch eine gelehrte Schrift; insondere aber eine Streit- oder Schmähschrift.

Diatrimma (griech., n.), das Wundsein, durch Reibung beim Gehen oder Reiten, Wolf, Fratt.

Diatypōsis (griech., f.), in der Rhetorik die Veranschaulichung eines Gegenstands durch Vorbilder.

Diaulos (griech., m.), Wettlauf, wobei die Bahn zweimal durchlaufen ward.

Diavoletti (Diavolīni, ital., spr. -wo-, »Teufelchen«), überzuckerte Gewürzkörner (als Aphrodisiaca).

Diavŏlo (ital., spr. -wo-), Teufel.

Diaz, 1) Bartholomeu, s. Dias 1).

2) Miguel, aus Aragonien, Begleiter des Columbus auf dessen zweiter Entdeckungsreise. Er erhielt 1495 den Auftrag, die Goldminen von Hispaniola zu untersuchen, bekam von der Kazikin eines Stammes Eingeborner Kunde von den reichen Goldminen am Fluß Hayna sowie die Einladung zur Niederlassung daselbst. D. benachrichtigte Bartolomeo Colombo hiervon und veranlaßte so die Gründung der Stadt San Domingo, wurde Burgvogt derselben, fiel aber, als er 1500 dem als Statthalter nach der Insel gesandten Bobadilla die Uebergabe des Forts verweigerte, in Ungnade und theilte das Schicksal Colombo's. Diego Colombo stellte ihn 1509 zwar wieder als Leutnant des Gouverneurs von Portorico an, doch ward er bald als Gefangener nach Spanien abgeführt. Im Begriff, auf seinen frühern Posten in Westindien zurückzukehren, starb er 1512.

3) Porfirio, mexikan. General, war bei dem Sturz des Kaisers Maximilian von Mexiko betheiligt, befehligte einen der republikanischen Heerhaufen, welche von Norden her gegen die Hauptstadt vordrangen, belagerte Puebla, während Maximilian in Queretaro sich befand, schlug den kaiserlichen General Marquez, welcher von Mexiko aus zum Entsatz herbeieilte, und erstürmte 5. April 1867 Puebla. Dann zog er vor Mexiko, wo er einen hartnäckigen Widerstand fand, so daß es ihm erst nach zweimonatlicher Belagerung und nachdem Marquez mit seinen Anhängern daraus entflohen war, gelang, die Stadt 21. Juni zur Kapitulation zu zwingen. Der ehrgeizige Sieger strebte nach der

Präsidentschaft, trat 1871 als Rival des langjährigen Präsidenten Juarez auf, und als dieser im Juli 1872 starb, trat D. an die Spitze eines militärischen Aufstandes, fand jedoch wenig Anhang und sah sich zuletzt, als die meisten revolutionären Führer die von dem interimistischen Präsidenten Lerdo erlassene Generalamnestie annahmen, genöthigt, 23. Okt. 1872 diesem seine Unterwerfung anzuzeigen und sich darein zu fügen, daß nicht er, sondern Lerdo 27. Okt. zum definitiven Präsidenten gewählt wurde.

Diaz de la Peña (spr. pénja), Narcisse, ausgezeichneter franz. Maler, geb. 1809 zu Bordeaux, trat zuerst im Salon 1831 mit landschaftlichen Skizzen auf, kam aber erst seit 1840 in sein eigentliches Fahrwasser. Er pflegt seine Stoffe der Phantasiewelt zu entlehnen und denselben durch eine zarte, wenn auch verschwommene Behandlung, eine duftige Farbe und ein zartes Helldunkel großen Reiz zu verleihen. Nymphen, Zigeuner, badende Mädchen u. dgl. bilden die Hauptvorwürfe seines Pinsels; man riß sich um seine Bilder.

Diazeuxis (griech., f., lat. disjunctio, »Trennung«), in der altgriech. Musik die Trennung zweier aufeinander folgenden unverbundenen Tetrachorde durch einen zwischen diesen vorhandenen Ton. So befand sich zwischen den beiden Tetrachorden e f g h und ā c d e noch der Ton b.

Diazōma (griech., n.), Umgürtung, Gurt; in der Baukunst gürtelförmiger Zwischenraum; Gang zwischen zwei Sitzreihen im Amphitheater.

Dibbeln (engl.), das Stecken der Samenkörner mit der Hand, s. Drillen; Dibbelmaschine, s. Säemaschine.

Dibdin, 1) Charles, engl. Dichter, Komponist und Schauspieler, geb. 1745 in Southampton, errichtete noch jung ein kleines Theater, auf dem er zu gleicher Zeit der einzige Dichter, Tonsetzer und Schauspieler war, bis ihm später durch einen Aktienverein das unter dem Namen Cirkus bekannte Theater in London erbaut wurde, wo er ebenfalls nur selbstgedichtete und selbstkomponirte kleine Scenen zur Aufführung brachte. Während des Kriegs mit Frankreich dichtete er patriotische Lieder, die ihm ein Jahrgehalt von 200 Pfd. Sterl. eintrugen. Er starb 25. Juli 1814. D. schrieb an 50 dramatische Stücke und eine sehr große Anzahl Lieder, unter denen seine »Seemannslieder« (Sea songs) am populärsten wurden, außerdem mehrere Romane und eine »History of the english stage« (1793, 5 Bde.), deren Werth jedoch gering ist. Seine »Songs« erschienen 1863 in neuer Ausgabe. — Sein Sohn Thomas D., geb. 1771, gest. 16. Sept. 1841, war ebenfalls Schauspieler und Verfasser zahlreicher Lustspiele, Schauspiele ꝛc. nebst einer Unzahl von Gesängen. Er schrieb auch »The metrical history of England« (1813, 2 Bde.) und veröffentlichte interessante »Reminiscences« (1828, 2 Bde.).

2) Thomas Frognall, namhafter engl. Bibliograph, Neffe des vorigen, geb. 1775 zu Kalkutta, besuchte erst die Schule zu Eton, widmete sich dann zu Cambridge der Theologie und Bibliographie, ward, bereits als Geistlicher ordinirt, von dem Grafen Spencer als Bibliothekar nach Althorp berufen und starb 18. Nov. 1847 als königlicher Kaplan zu Kensington. Seine geschätztesten Werke sind die »Introduction to the Greek and Latin classics« (Glocester 1803—1809, 3 Bde.; 4. Aufl., Lond. 1827, 2 Bde.), die über 112 alte Schriftsteller bibliographische Angaben enthält, und »The Bibliomania« (das. 1809) ein äußerst ergötzliches und belehrendes Buch, das 1842 in dritter vermehrter Auflage, mit dem Titelzusatz: »a bibliographical romance« erschien. Gleichzeitig gab er Robinsons englische Uebersetzung von Thom. Morus' satirisch-didaktischer Schrift »Utopia« (Lond. 1809, 3 Bde.) mit Anmerkungen und Holzschnitten heraus. Aufsehen erregten seine reich ausgestatteten »Typographical antiquities of Great Britain« (Lond. 1810—19, 4 Bde.) sowie seine mit Holzschnitten und Facsimile's gezierte »Bibliotheca Spenceriana« (das. 1814—15, 4 Bde.), die durch die »Aedes Althorpianae« (das. 1821), ein Verzeichnis der im Schloß Althorp befindlichen Kunstschätze, ergänzt wurde. Auch sein »Bibliographical Decameron« (Lond. 1817, 3 Bde.), ein Meisterwerk der Buchdruckerkunst, ist reich an interessanten bibliographischen Anekdoten, wenn auch nicht stichhaltig vor der strengern Kritik. Zuletzt veröffentlichte er »Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany« (Lond. 1821, 3 Bde.; 3. Aufl. 1838), das Ergebnis neun Monate langer Untersuchungen auf den Bibliotheken des Kontinents, und »Bibliographical etc. tour in the northern counties of England and Scotland« (das. 1838, 2 Bde.), beides typographische Prachtwerke, das letztere jedoch an Gehalt und Interesse dem erstern weit nachstehend. Noch vorher waren seine reichhaltigen »Reminiscences of a literary life« (1836, 2 Bde.) erschienen.

Dibio (Diviodunum), Stadt, s. Dijon.

Dibrăchys (griech., m.), ein aus zwei kurzen Silben bestehender Versfuß (◡ ◡).

Dic cur hic (lat.), »sage, weshalb du hier bist«, sprichwörtlicher Ausdruck für: Denke an den Zweck deines Hierseins.

Dicentarius (mittellat.), Schwätzer; Dicentien, unnütze Worte, Geschwätz.

Dicentra *Dec.* (Dielytra *Borkh.*, fälschlich Diclytra, hängendes Herz, Jungfernherz), Pflanzengattung aus der Familie der Fumariaceen, perennirende Kräuter mit handförmig getheilten und geschlitzten Blättern und schönen Blütentrauben. D. spectabilis *Dec.*, aus Nordchina und Sibirien, mit prachtvollen, rosenrothen, hängenden Blüten, hält bei uns im Freien aus und läßt sich auch treiben. Auch die dunkelrosarothe D. eximia *Dec.* und D. formosa *Dec.*, beide aus Nordamerika, halten im Freien aus, während die gelbe D. chrysantha *Stock* aus Kalifornien frostfrei überwintert werden muß.

Dicephalium (griech.), Doppelkopf, Mißgeburt mit zwei Köpfen; dicephalisch, zweiköpfig.

Diceras, s. Mollusken.

Dicey (spr. deißi), Edward, engl. Journalist und Essayist, geboren im Mai 1832 zu Claybrook-Hall in Leicestershire, erhielt seine Bildung am Trinity-College zu Cambridge und wurde daselbst 1854 Baccalaureus. Er schrieb Beiträge für die »Forthnightly Review«, für St. Pauls und Macmillans »Magazine« sowie für andere Journale und Zeitungen, besonders auch für den »Daily Telegraph«, dessen Specialkorrespondent er in verschiedenen Theilen des Kontinents gewesen. Während er noch auf einer Orientreise abwesend war, übertrug man ihm die Redaktion der »Daily News«, die er denn auch 1870 etwa drei Monate lang führte, dann aber infolge eines Zerwürfnisses mit dem Eigenthümer wieder aufgab. Gleich darauf übernahm er die Redaktion des »Observer«, die er noch gegenwärtig inne hat. D. ist Verfasser von »Cavour, a memoir« (1861); »Rome in 1860« (1861); »Six months in the Federal States« (1863, 2 Bde.); »The Schleswig-Holstein war« (1864, 2 Bde.); »The battle-fields of

1866« (1866); »A month in Russia during the marriage of the Czarewitch« (1867) und »The morning land, travels in Turkey, the Holy Land and Egypt« (1870, 2 Bde.).

Dichogămen (griech.), diejenigen Pflanzen, in deren Zwitterblüten die beiderlei Geschlechtsorgane nicht gleichzeitig geschlechtsreif werden. Bei den protandrischen Blüten geben bereits die Staubgefäße ihren Blütenstaub von sich, ehe die Narben derselben Blüte empfängnisfähig sind; bei den protogynischen Blüten sind dagegen die Narben bereits empfängnisfähig, wenn die Antheren noch geschlossen sind. Zu den protandrischen Blüten gehören z. B. die Gattungen **Epilobium, Geranium, Pelargonium, Malva, Impatiens** und die Familien der Umbelliferen, Kompositen, Kampanulaceen, Lobeliaceen, zu den protogynischen z. B. die Gattungen **Luzula, Anthoxanthum, Alopecurus, Parietaria, Helleborus, Plantago** u. a. In beiden Fällen ist eine Selbstbestäubung, d. h. eine Bestäubung der Narben mit dem Pollen derselben Blüte, nicht möglich; nur Kreuzung verschiedener Blüten kann Erfolg haben. Diese Kreuzungen werden durch die die Blüten besuchenden Insekten besorgt (vgl. Blüte).

Dichord (Dichordion, griech., n., »Zweisaiter«), ein zweisaitiges Instrument der alten Aegypter und Assyrer, das, aus einem schmalen Schallkasten mit langem Hals bestehend, viel Aehnlichkeit mit dem in Neapel gebräuchlichen Colascione hatte. Burney, der eine Abbildung davon auf einem ägyptischen Obelisk fand, vermuthete, daß es nach Art der Geigen behandelt worden sei.

Dichorēus (Ditrochäus), viersilbiger Versfuß (doppelter Choreus), zusammengesetzt aus zwei Trochäen (— ⏑ — ⏑), bisweilen auch mit Auflösung der Längen in Kürzen.

Dichotomie (griech.), Theilung der Einheit in zwei Theile, jedes Theils dann wieder in zwei 2c.; in der Botanik gabelartige Verzweigung eines Pflanzentheils, insbesondere der Stengel und Wurzeln; im strengen Sinne nur diejenige gabelartige Verzweigung, welche zu Stande kommt, wenn die Fortbildung eines Stengels oder einer Wurzel durch den Vegetationspunkt an ihrer Spitze in der bisherigen Richtung aufhört und dafür in zwei seitlichen Richtungen weiter geht, nicht aber diejenige, welche entsteht, wenn ein rückwärts vom Scheitel des Stengels erzeugter Seitenzweig frühzeitig die Stärke des erstern annimmt und diesen so weit zur Seite drängt, daß beide eine gabelartige Theilung zu bilden scheinen. Vgl. Stamm.

Dichroïsmus (Pleochroismus, griech.), die Eigenschaft vieler ungleichariger Krystalle, im durchfallenden Licht nach zwei oder mehreren Richtungen verschiedene Farben zu zeigen. Das Absorptionsvermögen für die verschiedenen Lichtstrahlen ist aber in diesen Krystallen je nach den Richtungen ein verschiedenes. In Krystallen des quadratischen und hexagonalen Systems treten zwei Farbenrichtungen hervor, indem sie in der Richtung der Hauptaxe anders erscheinen als rechtwinklig dagegen; bei den rhombischen und klinoëdrischen Krystallen kann man drei oder auch mehr verschiedene Farbenrichtungen unterscheiden. Die regulären Krystalle zeigen keinen D. Wiewohl die Eigenschaft an den ungleichachsigen Krystallen, so weit die Färbung für die betreffende Mineralverbindung ursprünglich und wesentlich ist, eine allgemein verbreitete zu sein scheint, so tritt sie doch an einzelnen Mineralien, wie an manchen Turmalinen, am Pennin, am Axinit, und vor allen am Dichroit, der hiervon seinen Namen hat, besonders deutlich hervor. Mit Hülfe der von Haidinger erfundenen dichroskopischen Lupe kann man auch geringe Farbenunterschiede noch deutlich erkennbar machen. Zur Erkennung der echten farbigen Edelsteine bietet das Instrument und der D. überhaupt ein praktisches Hülfsmittel.

Dichroit (Cordierit, Jolith), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Amphoterolithe, krystallisirt rhombisch in meist undeutlich ausgebildeten, aber bisweilen ziemlich großen, kurzsäulenförmigen Krystallen auch derb und eingesprengt, ist farblos, bläulich bis schwärzlichblau, auch gelblich bis braun, durchsichtig bis durchscheinend, glasglänzend und mit ausgezeichnetem Dichroïsmus (in der Hauptaxe der Krystalle dunkelblau, in der Querrichtung gegen dieselbe gelblichgrau). Er besteht aus einem Thonerde-Magnesiasilikat $2MgAl_2Si_2O_8,MgAl_2Si_4O_{12}$, enthält oft 4 bis 12 Proc. Eisenoxyd und ist infolge beginnender Zersetzung meist wasserhaltig. Schön krystallisirt findet er sich bei Bodenmais in Bayern, Arendal in Norwegen, Granada und Haddam in Connecticut; meist kommt er eingewachsen in Granit und Gneis vor (Cordieritgneis von Lunzenau und Rochsburg). Besonders schöner, klarer D. findet sich in Geschieben auf Ceylon und in Spanien; der blaßhellblaue kommt als Wassersapphir, der schwärzlichbraune als Luchsstein in den Handel und wird als Schmuckstein verarbeitet. D. ist der Anfangspunkt einer ganzen Reihe von Uebergängen, welche mit Glimmer schließt. Durch Aufnahme von Wasser und Verdrängung von Kieselsäure bilden sich aus dem D. Praseolith, Esmarkit, Aspasiolith, Bonsdorffit, durch Aufnahme von Wasser und Kali und Verdrängung von Magnesia: Fahlunit, Weissit, Gigantolith, Pinit; durch Aufnahme von Kali und Wiederausstoßung von Wasser entsteht endlich Kaliglimmer.

Dichromatisch (griech.), zweifarbig.

Dichterische Freiheiten (poetische Licenzen), Abweichungen von der gewöhnlichen Sprachregel, die sich der Dichter des Versmaßes oder des Reims wegen bisweilen erlaubt.

Dichtigkeit, das Verhältnis des Gewichts der Körper zu ihrem Volumen oder die verhältnismäßige Menge des raumerfüllenden Stoffs in Beziehung auf die Größe des Raums. Die D. irgend eines festen oder flüssigen Körpers, bezogen auf die D. des Wassers im Zustande seiner größten D., oder eines gasförmigen Körpers, bezogen auf die D. der Luft oder des Wasserstoffgases, gibt das specifische Gewicht. Die D. oder das specifische Gewicht eines Körpers ist demnach die Zahl, welche angibt, wie vielmal so schwer ein Körper ist als ein gleiches Volumen Wasser (resp. Luft oder Wasserstoff). Die D. der Körper ändert sich durch mechanischen Druck, Temperaturveränderungen, Krystallisation 2c. Näheres s. Specifisches Gewicht. Ein Dichtigkeitsmaximum zeigt sich als seltene Ausnahme bei wenigen Körpern, welche bei gewissen Temperaturen dem allgemeinen Gesetz, daß Wärme die Körper ausdehnt, nicht gehorchen. Wasser zeigt ein Dichtigkeitsmaximum bei +4° C. und dehnt sich sowohl beim Erkalten unter, als beim Erwärmen über diese Temperatur aus.

Dichtigkeitsmesser, s. Specifisches Gewicht.

Dichtkunst, s. Poesie.

Dicis causa (dicis gratia, lat.), zum Schein, nur um die Formalien zu beobachten, ohne den Willen zu haben, etwas zu machen oder zu halten.

Dickbauch (grüner D.), s. Blattkäfer.

Dickblatt, Pflanzengattung, s. v. w. Sedum Telephium *L.*

Dickdarm, s. Darm.

Dicke, s. Dimension.

Dickens, Charles, pseudonym Boz, berühmter engl. Schriftsteller, nebst Thackeray der Gründer der Londoner Romanschule, wurde 7. Febr. 1812 zu Landport bei Portsmouth, wo sein Vater bei der Marine angestellt war, geboren und kam in seinem zweiten Jahr nach London, in seinem achten nach Chatham, später wieder nach London. Er zeichnete sich schon früh durch eifriges Lesen der vaterländischen Novellisten und Dramatiker aus. Wenig bemittelt, trat er in London in die Dienste eines Advokaten, wo er Gelegenheit hatte, das englische Volksleben zu studiren, trieb zugleich im Britischen Museum literarische Studien und wußte sich als Reporter (d. i. als Nachschreiber der öffentlichen und Parlamentsverhandlungen für die Zeitungen) so auszuzeichnen, daß er zur Mitredaktion des »Parlamentsspiegels« und später zur Mitarbeit am »Morning Chronicle« gezogen wurde. In letzterer Zeitschrift veröffentlichte er zuerst die kurzen Skizzen von dem bunten Treiben der niederen Stände der Hauptstadt, die er bald darauf gesammelt als »Sketches of London« (1836—37, 2 Bde.) mit Zeichnungen von Cruikshank herausgab. Seinen Ruhm aber gründete er durch seine »Pickwick papers« (1837—38), die in wöchentlichen Heften mit Federzeichnungen von Cruikshank und Phiz erschienen und von allen Schichten der Gesellschaft mit gleichem Enthusiasmus begrüßt wurden. Das Buch enthält leicht zusammengehaltene Skizzen und lustige Abenteuer einiger Gentlemen des Pickwickklubs, welche auf einer Reise durch England die Sitten der verschiedenen Gesellschaftsklassen beobachten, und es offenbart sich darin eine in komischen Erfindungen und Situationen so reiche Phantasie, so viel harmloser und liebenswürdiger Humor, sorgloser Jugendleichtsinn und Freude an der Thorheit, nebst so viel Menschenkenntnis und Reife des Urtheils, daß das Werk den Erfolg verdiente, wenn auch immerhin die Figuren desselben nicht selten an die Karikatur streifen. Dickens' folgende Romane kommen, obwohl an künstlicher Ausbildung und ergreifender Wirkung jenen ersten Roman meist übertreffend, demselben doch nicht gleich in der Naivität des Humors, in der Absichtslosigkeit und gutmüthigen Lust, womit der Dichter dort die Schwächen und Thorheiten geißelt. Wir nennen davon: »Memoirs of Clown Grimaldi«; »Oliver Twist«, eine Erzählung aus den unteren Volksschichten, mit kräftigen Pinselstrichen ausgeführt; »Nicholas Nickleby« (1839); »Master Humphrey's clock« (1840), eine Reihe verschiedener Erzählungen, in denen die Zeichnung von Leidenschaften, interessante Abenteuer, die Schilderung des oft hoffnungslosen Elends in den großen Fabrikstädten besonders ansprechen; »Barnaby Rudge« (1841) und »Martin Chuzzlewit« (1843—44), letzteres ein frisches und erfindungreiches Werk, das eine Parallele zwischen den heimlichen Ränken Englands und dem offenen, schamlosen Betrugssystem Amerika's zum Grundgedanken hat. Das Gebiet des Märchens betrat D. mit seinen Weihnachtsgaben: »A Christmas Carol«, »Chimes« (1844), »The Cricket on the Hearth« (1845), »Battle of life« (1846) u. a., welchen reizenden Dichtungen, in denen hauptsächlich sociale Fragen verhandelt werden, wieder eine Reihe größerer Romane, darunter ohne Zweifel seine besten, nachfolgte. Zu letzteren gehören: »Dombey and son« (1847) und »David Copperfield« (1849—50), das erstere ein Spiegel des bürgerlichen Lebens, dessen Bilder das Herz wie eine Tragödie erschüttern und durch hochkomische Scenen wieder erheitern, letzteres durch treffliche Charakterzeichnung und einen wahrscheinlichern und besser ausgeführten Plan vor den anderen Werken ausgezeichnet. Auch »Bleakhouse« (1852) zählt zu den besseren. Dagegen sind »Hard times« (1853), »Little Dorrit« (1855), »Tale of two cities« (1859), »Great expectations« (1861), »Our mutual friend« (1864) und sein letzter unvollendeter Roman »The mystery of Edwin Drood«, sämmtlich zunächst für die von ihm gegründeten Zeitschriften geschrieben, mehr und minder schwächere Produkte. D. hatte 1842 eine Reise nach Nordamerika, zwei Jahre später eine nach Italien unternommen, wo er ein Jahr lang verweilte. Nach seiner Rückkehr gründete er 1845 die Zeitschrift »Daily News«, in der er zuerst seine »Pictures of Italy« veröffentlichte, zog sich aber nach kurzer Zeit von der Redaktion des Blattes zurück und begann 1850 die Herausgabe einer Wochenschrift: »Household words«, die Unterhaltung mit Belehrung verbinden sollte und, seit 1860 unter dem Titel »All the year round« erscheinend, eine ungemeine Verbreitung fand. Ein Supplement dazu bildete das monatlich erscheinende »Household narrative of current events«, eine Uebersicht der Zeitgeschichte. Weniger Theilnahme als seine Romane fanden seine »American notes« (1842), die Frucht seiner oben erwähnten Reise, worin er sich wenig vortheilhaft über die Amerikaner und viele ihrer Institutionen äußerte. Sein Werk »A childs history of England« (Lond. 1852, Bd. 1) ist eine für Kinder geschriebene Geschichte Englands. In den von der »Literary guild«, einer Anstalt zum Besten altersschwacher Literaten, in den vornehmsten Städten Englands gegebenen theatralischen Darstellungen entwickelte D. auch ein bedeutendes dramatisches Talent; ebenso erntete er durch die öffentlichen Vorlesungen seiner Werke, die er in den Hauptstädten Englands, 1868 auch auf einer zweiten Reise in Nordamerika hielt, außerordentlichen Beifall. Indessen erschöpfte er sich durch seine unermüdlichen Anstrengungen derart, daß seine Gesundheit litt und er bereits 9. Juni 1870 an Apoplexie starb. Seine Werke erschienen gesammelt zuletzt als »Library edition« (1866 ff., 30 Bde.), als »Charles Dickens edition« (1867 ff., 19 Bde.) und sämmtlich in Tauchnitz' »Collection of British authors«; seine öffentlichen Vorträge erschienen 1871 unter dem Titel »Speeches, literary and social« in verschiedenen Ausgaben. Von Gesammtausgaben deutscher Uebersetzungen sind zu erwähnen: die Weber'sche (von Roberts, Scott u. a., Leipz. 1842—70, 125 Bde., illustrirt), die Hoffmann'sche (von Kolb, Zoller u. a., Stuttg. 1855 ff., 25 Bde.), von Seybt (neue Ausg. Leipz. 1862, 24 Bde.). D. ist Realist; er schildert das Leben, die Charaktere der Weltstadt von den Prachtgemächern der Aristokratie bis zur geringsten Dachstube oder den dumpfen Kellern, wo die Armut und das Verbrechen wohnen, mit Humor, Satire und Gefühl, meist in der Absicht, zu bessern und herrschende Mißbräuche zu beseitigen. Diese Tendenz ist aber auch das einzige Ideale an seinen Werken. Dem Mittelstande, der ihm seine Abnehmer stellte, zu gefallen, zeichnete er nicht selten Karikaturen und weinerliche Skizzen, ja manches Abstoßende, das ästhetische Gefühl Beleidigende, ohne alle andere Ursache, als um die Nerven aufzuregen. Gleich anfangs hat sich D. das Reich, das er beherrschen wollte, eng begrenzt

Das Londoner Leben der mittleren und unteren Stände ist seine Sphäre. Einen Pächter, eine ältliche Dame, einen Kaufmann kann er malen; will er höher hinauf und Bilder aus den höheren Ständen oder aus der Geschichte liefern, so mißlingt es ihm. Im Drolligen ist er zu Hause; sein Pathos reicht aus, wahr und ergreifend den Tod eines Kindes zu schildern, aber nicht, um eine tiefe Leidenschaft zu beschreiben, geschweige zum Ausdruck zu bringen. Seine Liebesscenen sind oft bis zum Abgeschmackten sentimental, seine Verbrecher unwahre Ungeheuer, deren Charakter zu motiviren gar nicht versucht wird. Seine Figuren baut er sich auf aus einigen Eigenthümlichkeiten, Charakterzügen oder Phrasen, durch die sie sich von anderen unterscheiden. Von Frauengestalten weiß er alte Damen und Dienstboten gut zu schildern; seine Liebhaberinnen sind unbedeutend und unnatürlich. Dagegen gelingt ihm die Zeichnung von Kindern immer meisterhaft. D. war eben ein sehr scharfer Beobachter mit viel Sinn für das Humoristische, aber mit wenig Sinn für das Schöne und Anmuthige; im Gegentheil hatte das Häßliche oft Anziehungskraft für ihn. Ein weiterer Fehler seiner Romane ist ihr Mangel an einem einheitlichen Plan, wahrscheinlich eine Folge davon, daß sie in Lieferungen erschienen, ohne daß sie der Verfasser harmonisch zum Abschluß gebracht hatte. Daher das Gedränge am Ende, wenn über Hals und Kopf abgeschlossen werden muß. Aber trotz allen Mängeln werden D.' Werke stets Leser finden um ihres glücklichen Humors, ihrer Phantasie und der überall durchblickenden Menschenliebe, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Armen und Verlassenen lenkte, um der Wahrheit der Beobachtungen und der originellen, kräftigen Zeichnung willen, durch die sie sich sämmtlich auszeichnen, und nicht minder, weil auch die Frauenwelt sie ohne Anstand in die Hand nehmen kann, trotzdem der Dichter den Leser so häufig in die Höhlen des Verbrechens führt. Vgl. J. Forster, The life of Charles D. (Lond. 1871—74, 3 Bde., wovon Bd. 1 in 14 Auflagen erschien, auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«; deutsch von F. Althaus, Berl. 1872 ff.); Julian Schmidt, in Westermanns »Monatsheften«, Bd. 28, 1870.

Dicke Tonne, Münze; s. Dickthaler.

Dickfuß (Triel, Steinpardel, Eulenkopf, Oedicnemus crepitans *Temm.*), ein Vogel aus der Familie der Regenpfeifer und der Ordnung der Wadvögel, ist 40 Centim. lang, 78 Centim. breit, hat einen mittellangen, dünnen Hals, einen dicken großäugigen Kopf, einen am Spitzentheil gewölbten, seitlich komprimirten Schnabel, der etwas länger als der Kopf ist, hohe, an den Fersen verdickte Läufe, dreizehige Füße, mittellange Flügel, in denen die zweite Schwinge die längste ist, und einen mittellangen, fast keilförmigen Schwanz. Er ist oben lerchenfarben, auf der Unterseite gelblichweiß, auf den Oberflügeln mit einem gelblichweißen Streifen; der Schnabel ist gelb, an der Spitze schwarz, die Füße sind strohgelb. Er bewohnt wüste und steppenartige Gegenden in Südeuropa, Nordafrika und Westasien, erscheint aber hier und da auch bei uns regelmäßig im Sommer; in Aegypten findet er sich häufig auf den platten Dächern der Moscheen. Er ist ungemein wachsam und scheu, am Tag träge und ruhig, aber in der Nacht sehr lebhaft. Er lebt von Weichthieren aller Art, Mäusen, Eidechsen, Fröschen und brütet im Sand 2—3 Eier aus.

Dickfußpilz, s. v. w. Boletus (s. d.).

Dickgroschen, ehemalige königlich böhm. Münzen, 23—45 Gramm schwer, sind mehr Denkmünzen als zum Gebrauch bestimmt gewesen; sie sind der Anfang der Thaler und verloren ihren Namen durch diese.

Dickhäuter (Vielhufer, Pachydermata, Multungula), Ordnung der Säugethiere, umfaßt Thiere von plumper, massiger Körperform mit dicker, fast nackter oder dicht beborsteter Haut, schmelzfaltigen oder zusammengesetzten Backzähnen, 3—5 von ebenso vielen Hufen umschlossenen Zehen und getrennten Mittelfußknochen. Diese Ordnung, zu welcher man die Flußpferde, Nashörner, Schweine, Tapire und Elefanten rechnete, ist von der neuern Zoologie mit Rücksicht auf den innern Bau und die Entwickelung der Thiere aufgelöst worden; aus den Elefanten ist die Ordnung der Rüsselthiere (Proboscidea *Illig.*) gebildet worden, die Flußpferde und Schweine sind mit den Wiederkäuern zu der Ordnung der paarzehigen Säugethiere (Artiodactyla *Owen*), und die Nashörner und Tapire mit den Pferden zu der Ordnung der unpaarzehigen Säugethiere (Perissodactyla *Owen*) vereinigt worden.

Dickinson, 1) William Howship, bedeutender engl. Arzt und medicinischer Schriftsteller, geb. 9. Juni 1832 in Brigthon, erhielt seine Ausbildung am Cajus-College zu Cambridge und dem St. George's Hospital zu London, ward 1861 Kurator des pathologischen Museums an letzterem, dann Hülfsarzt und Docent daselbst und in demselben Jahr noch Hülfsarzt an dem Hospital für Kinder, an dem er 1869 zum wirklichen Arzt aufrückte. Vorher schon war er Examinator in Medicin an der Universität Cambridge und Ehrensekretär der Pathological Society geworden. Unter seinen Schriften über Pathologie, Physiologie und praktische Medicin sind als die bedeutendsten hervorzuheben: »On the action of Digitalis upon the Uterus etc.« (1855); »On the pathology of the kidney, distinguishing disease of the intertubular structures from that of the tubes etc.« (1859—61); »On the function of the Cerebellum« (1865); »On the nature of the so-called Amyloid or lardaceous degenerations etc.« (1867); »On the nature of the enlargement of the Viscera, which occurs in rickets etc.« (1869); »On the pathology and treatment of albuminuria« (1869).

2) Anna Elizabeth, vielgenannte nordamerikan. Rednerin, geb. 28. Okt. 1842 in Philadelphia aus einer orthodoxen Quäkerfamilie, entwickelte frühzeitig einen sehr selbständigen Charakter, erhielt dabei eine vielseitige Bildung und sprach 1860 (18 Jahre alt) in Philadelphia zum erstenmal öffentlich für die Frauenrechte mit einer Beredsamkeit, die allgemein in Erstaunen setzte. Nachmals nahm sie eine Stelle als Lehrerin in einer öffentlichen Schule an, trat während dieser Zeit wiederholt als Rednerin (auch gegen die Sklaverei) auf und erhielt nach einiger Zeit einen Posten in der Münze der Vereinigten Staaten, den sie jedoch im September 1861 infolge einer geharnischten Rede, welche sie nach der Schlacht bei Balls Bluff gegen Mac Clellan hielt, wieder verlor. Auf W. L. Garrisons Einladung begab sie sich nach Boston, wo sie mit dem größten Erfolg sprach. Ihre Rede über »the national Crisis«, als der Süden im Kampf die Oberhand zu gewinnen schien, verschaffte ihr einen nationalen Ruf. Auch um das Hospitalwesen, das sie überall studirte, machte sie sich verdient. Im Jahr 1862 hielt sie in allen Hauptstädten New Hampshire's auf Veranlassung des republikanischen Staatskomité's wie später auch in Connecticut einen Redecyklus, dessen Wirkung zum großen Theil der Sieg der republikanischen Partei war. Auch in New

York sowie in Washington, wo der Kongreß ihr die Repräsentantenhalle einräumte, erntete sie lebhaften Beifall. Nach dem Kriege sprach sie besonders für Einführung des Negerstimmrechts (1866) und seitdem wieder vorzugsweise für die Frauenrechte. Als Schriftstellerin ist D. minder bedeutend; ihre Novelle »What answer?« (1868) ging fast spurlos vorüber.

Dickkopf, s. v. w. Schwammspinner (Liparis dispar).

Dickmünzen (Dickpfennige, mittellat. grossi, sc. denarii, wovon unser »Groschen«), die ersten starken Silbermünzen, die seit dem 13. Jahrh. nach den Brakteaten entstanden; ihr Werth war sehr verschieden. Der Name bezog sich auf die Gestalt.

Dickpflanzen, s. v. w. Krassulaceen (s. d.).

Dickthaler (dicke Tonne, entstanden aus Ducaton, s. d.), alte spanische Thaler. Auch die französischen Laubthaler sowie die französischen, brabanter und deutschen Kronenthaler nannte man hier und da, so namentlich in Hessen, Waldeck, Westfalen, sehr unpassend D. oder in den meisten Fällen »dicke Tonne«.

Diclinus (lat., »zweibettig«), in der Botanik diejenigen Pflanzen, deren Blüten getrennten Geschlechts, eingeschlechtig, sind, d. h. deren Staubgefäße und Griffel in besonderen Blüten stehen (vgl. Blüte). Sie bilden die Diclinia, eine Hauptabtheilung des Linné'schen Systems, die Klassen Monoecia, Dioecia und Polygamia umfassend.

Diclytra, s. Dicentra.

Dicta, s. Dictum.

Dictamnus *L.* (Diptam), Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, ausdauernde Kräuter mit abwechselnden Blättern, gipfelständigen Blüten und aus fünf zusammengedrückten, wenigsamigen Theilfrüchtchen bestehenden Kapseln. D. albus *L.*, ein 60—90 Centim. hohes Kraut mit gefiederten Blättern und einer großen Traube rother oder weißer Blüten, wächst in Mitteleuropa und Italien und wird als Zierpflanze kultivirt. Die ganze Pflanze riecht stark gewürzhaft und enthält viel ätherisches Oel, das in warmen, trockenen Sommerabenden einen Dunstkreis um die Blüten bildet, welcher durch Lichtflammen sich nach der Beobachtung von Linné's Tochter entzünden lassen soll. Die bittere, stark riechende Wurzel war früher als Radix Dictamni, weiße Diptamwurzel, Spechtwurzel, Eschen- oder Aschwurzel, offizinell und wurde bei Verdauungsschwäche, gegen Würmer, unterdrückte Menstruation ꝛc. benutzt.

Dictando (lat.), diktirend.

Dictatūra (lat., Diktatür), das Amt eines Diktators (s. d.); in der ehemaligen deutschen Reichsverfassung die vom Reichsobermarschall den Kanzlisten der einzelnen Komitialgesandtschaften mit der Aufschrift Dictatum etc. übergebene Schrift, welche alles enthielt, was zur Kunde des Reichs gelangen sollte, und daher einen Theil der Reichsakten ausmachte.

Dicterium (lat.), Witzwort, beißende Scherzrede.

Dictionarium (lat., franz. Dictionnaire, engl. Dictionary), Wörterbuch; Dictionnaire de poche, Taschenwörterbuch.

Dictum (lat., Mehrzahl dicta), Spruch, Ausspruch, Wort; d. biblicum, Bibelspruch; d. classicum, Hauptstelle, Hauptspruch; dicta probantia, Beweissprüche, Beweisstellen, besonders biblische, worauf sich ein Glaubenssatz gründet oder woraus er hergeleitet wird; dicta septem sapientium, die Sprüche der sieben Weisen; dicta testium, Zeugenaussagen; dictus, der Genannte, Vorbenannte; dictus annus, dies, das genannte (besagte) Jahr, der genannte Tag; dicto anno, die, im genannten Jahr, Tag, abgekürzt: d. a., d. d.; dicta sponsa, die versprochene, verlobte Braut. D. de omni (D. de exemplo) et nullo (D. de diverso), logischer Grundsatz: was der Gattung zukommt oder widerspricht, kommt zu oder widerspricht auch allen Arten und Individuen derselben; Beispiel: Bäume sind Pflanzen, Pflanzen haben Wurzeln, folglich haben die Bäume auch Wurzeln; dasselbe liegt der kategorischen Schlußart zu Grunde (vgl. Schluß). D. de reciproco, logischer Grundsatz: wenn Etwas dies oder jenes Ding ist oder nicht ist, so gibt es auch dies oder jenes Ding, welches die Eigenschaft von jenem Etwas hat und umgekehrt; Beispiel: wenn die Bäume zu den Pflanzen gehören, so gibt es auch einige Pflanzen, welche Bäume sind, oder: wenn kein Baum ohne einen Stamm ist, so ist auch eine Pflanze, die keinen Stamm hat, kein Baum; dasselbe liegt allen Umkehrungsschlüssen (vgl. Konversion) zu Grunde. D. factum, gesagt, gethan; wie gesagt, so geschehen.

Dicypellium *Nees*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen, mit der einzigen Art: D. caryophyllatum *Nees* (Persea caryophyllata *Mart.*), einem schönen Baum in Brasilien mit länglichen, langzugespitzten, kahlen Blättern, fünf- bis sechsblütigen, purpurrothen Trugdolden und elliptischer, oben genabelter Beere. Die Rinde dieses Baums kommt als Nelkenzimmet, Cassia caryophyllata, nach Europa (s. Nelkenzimmet).

Didaktik (griech., f.), der eine Haupttheil der Erziehungslehre, der Unterricht als mittelbare Erziehung, eben deswegen zum Unterschied von anderen Arten desselben »erziehlicher« Unterricht zu nennen, hat in dem Gedankenkreis des Zöglings das Objekt seiner Thätigkeit, und Bildung, ethische und religiöse wie theoretische, ist sein Grundbegriff. Da nun der Charakter einer jeden geistigen Mittheilung ebensowohl durch den Inhalt des Mitgetheilten, wie durch die Art der dabei vorkommenden geistigen Bewegungen bestimmt wird, so hat die D. zu handeln 1) von der Materie, 2) von der Form des Unterrichts. Principien für diese beiden Untersuchungen sind selbstverständlich Lehnsätze (Lemmata) aus der Psychologie. In Bezug auf die Bestimmung desjenigen, was in den Kreis des erziehlichen Unterrichts gehört, wägt und prüft die D. den in den einzelnen Wissenschaften niedergelegten Gedankenstoff, und indem sie denselben unter die natürlichen Klassenbegriffe subsumirt, bestimmt sie die relative pädagogische Bedeutung desselben. Die Untersuchungen über die beste Form des Unterrichts betreffen erst die Disposition, d. h. die Grundsätze, nach denen der Lehrstoff am besten geordnet wird (Lehrplan, Lehrstufen, Koncentration), und dann die Methode sowohl im allgemeinen, als im besondern. Dieser Theil der D. wird auch unter dem Namen Methodik besonders behandelt. Didaktisch, belehrend, lehrhaft, auf einen Lehrzweck gerichtet; Didaktiker, ein der D. Kundiger.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didam, Dorf in der niederländ. Provinz Geldern, mit 3400 fast durchaus römisch-katholischen Einwohnern, die Ackerbau und Handel treiben. Dabei sonst der Meursethurm, worin angeblich Drusus' Asche aufbewahrt war.

Didaskalia (griech.), Belehrung, Unterweisung, Unterricht, besonders die Unterweisung und Anleitung, welche die dramatischen Dichter Athens den zur Aufführung ihrer Stücke bestimmten Personen rücksichtlich des Vortrags ꝛc. ertheilten; auch die

Aufführung selbst oder auch der scenische Wettkampf, insofern sich auf dem athenischen Theater drei dramatische Dichter mit ihren Stücken um den Preis zu bewerben pflegten; dann eine Tafel, worauf ein solcher Wettkampf, die kämpfenden Dichter, ihre Stücke, der Sieger nebst dem gerade regierenden Archon, vielleicht auch die Namen des Choragen und der vorzüglichsten Schauspieler verzeichnet waren. Später machte man davon Abschriften, sammelte die Verzeichnisse der tragischen und komischen Wettkämpfe und legte sie in besonderen Schriften nieder, weshalb eine solche Schrift mit zugefügten Bemerkungen, Erläuterungen und Untersuchungen über die verzeichneten Stücke und ihre Aufführung ebenfalls D. genannt wird. Dergleichen Schriften gab es von Aristoteles, Dikäarchos, Kallimachos, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Karystios u. a., von denen sich aber keine erhalten hat; doch sind ihnen die spärlichen Angaben der späteren Grammatiker und Scholiasten in den Argumenten zu den einzelnen Tragödien und Komödien entnommen. Auch bei den Römern gab es ähnliche Verzeichnisse dramatischer Aufführungen, z. B. von Attius.

Diday (spr. -dä), François, schweizer. Landschaftsmaler, geb. 1812 in Genf, bildete sich in Paris und ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder. Hauptwerke von ihm sind: die Mühle zu Montreux, der Sturm (1831), die Sennhütte auf einer Alp im Meyringer Thal, Heimkehr einer Fischerbarke auf dem Genfer See im Sturm, alle durch großartige Auffassung, Wahrheit der Darstellung und treffliches Kolorit ausgezeichnet.

Didekaëder (griech., n.), Krystallform, ein achtseitiges, an den Enden mit vier Flächen versehenes Prisma, z. B. Topas.

Didelphys (griech., »doppelte Gebärmutter«), Gattung der Beutelratten (s. d.).

Diderot (spr. did'ro), Denis, die Seele der französischen Encyklopädisten und einer der einflußreichsten Schriftsteller der revolutionären Aufklärungsperiode des 18. Jahrh., geb. 5. Okt. 1713 zu Langres in der Champagne als Sohn eines wohlhabenden Messerschmieds. Von den Jesuiten erzogen, soll er in seiner Jugend Neigung zum geistlichen Stand gefaßt haben; auf den Wunsch seines Vaters widmete er sich aber den Rechtsstudien. In Paris lernte er Philosophie, Mathematik und Physik, die schönen Wissenschaften und die tonangebenden Schöngeister der Zeit kennen, verlor, weil er seine Berufsstudien vernachlässigte, die Unterstützung seitens seines Vaters und wurde Schriftsteller. Unter den Schriftstellern seiner Nation hatte der Skeptiker Bayle den größten Einfluß auf ihn ausgeübt; in den Schriften der englischen Sensualisten und Freidenker begegnete ihm ein verwandtes Element. Er begann mit Uebersetzungen; 1745 erschien seine freie Reproduktion von Shaftesbury's »Inquiry concerning virtue and merit« unter dem Titel: »Principes de la philosophie morale, ou Essai sur le mérite et la vertu« (deutsch, Leipz. 1780). Seine Neigung zur Opposition verrieth sich hier in dem Umstande, daß er dem Verkünder der natürlichen Vernunftreligion gegenüber auf die Seite der Offenbarung trat und deren Möglichkeit vertheidigte. Der in Frankreich herrschenden Gläubigkeit gegenüber kehrte er schon in den »Pensées philosophiques« (Haag 1746) und noch mehr in der 1747 geschriebenen, aber vor dem Druck mit Beschlag belegten »Promenade d'un sceptique« die entgegengesetzte Seite heraus. Erstere Schrift, in welcher das Parlament einen Angriff auf das Christenthum erblickte, wurde auf dessen Befehl vom Scharfrichter verbrannt und erregte eben darum außerordentliches Aufsehen. Letztere ist erst lange nach Diderots Tod in dem 4. Band seiner »Mémoires, correspondance et ouvrages inédits« (Par. 1830) veröffentlicht worden. Der Zweifel, den er darin dem »Theismus« vom deistischen Standpunkt aus entgegensetzt, macht schon in den rasch darauf gefolgten Schriften »Introduction aux grands principes, ou Réception d'un philosophe«, »Lettre sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voient« (Lond. 1749) und »Lettre sur les sourds et muets« (1751) dem Zweifel am Deismus selber Platz, der indeß in dem von 1751 ab publicirten Hauptwerk Diderots, der »Encyclopédie, ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers etc.« (Par. 1751—65, 17 Bde. und 2 Bde. Kupferstiche; Nachdruck z. B. Genf 1781, 37 Bde.) äußerlich noch festgehalten wird. Die Idee eines Nachschlagebuchs in alphabetischer Ordnung, die er in Gemeinschaft mit Eidous und Toussaint, obgleich in unzureichender Weise, für die medicinischen Wissenschaften zu verwirklichen versucht hatte (»Dictionnaire universel de médecine«, Par. 1746, 6 Bde.), entsprach ganz der unsystematischen, aber universellen Natur seiner Geistesrichtung. Die meisterhafte Einleitung in die Encyklopädie, welche nach Bacons Vorbild eine systematische Uebersicht aller Wissenschaften enthält, hat daher nicht er, sondern d'Alembert verfaßt; dagegen rühren nicht bloß fast sämmtliche philosophische und ästhetische, sondern sämmtliche auf Technik und Gewerbe bezügliche, ja selbst viele physikalische und chemische Artikel der Encyklopädie von D. her, dessen schlagfertige Polyhistorie ihm erlaubte, überall einzuspringen, wo das Werk von einem der zahlreichen Mitarbeiter, zu denen außer dem zweiten Vater desselben, d'Alembert, die klangvollsten Namen und geistreichsten Köpfe Frankreichs, wie Daubenton, Marmontel, Rousseau, Leblond, Lemonnier u. a., zählten, im Stiche gelassen wurde. Daß er selbst aus einer Familie des Gewerbstands hervorgegangen war, trug nicht wenig dazu bei, ihn zu einem begeisterten Lobredner der Industrie und der technischen Künste zu machen, in deren Fortschritt D. jenen des Menschengeschlechts und den Vorboten künftiger Herrschaft des dritten (bürgerlichen) Standes sah. Wie neben Wissenschaft und Kunst das Gewerbe, so suchte er innerhalb jener beiden selbst das oppositionelle Element zu begünstigen, indem er der durch Stand und Kaste privilegirten Gelehrsamkeit und Kunstübung die freie, der Theologie die Naturwissenschaft, dem akademischen Regelzwang die Nachahmung der Natur, dem pedantischen Schäferroman und dem antikisirenden Königs- und Heldentrauerspiel nach dem Vorbilde der Engländer den Familienroman und das bürgerliche Drama entgegenstellte. Von der Ersetzung der Theologie und theologisirenden Metaphysik durch eine auf rationale Begründung der Physik gebaute Wissenschaft von der Natur hat er selbst durch seine »Interprétation de la nature« (Par. 1754), noch mehr durch die erst nach seinem Tode (gleichfalls im 4. Bande der obigen »Mémoires etc.«) erschienenen, philosophisch am gründlichsten durchgebildeten Schriften: »Entretien entre d'Alembert et D.« und »Le rêve de d'Alembert« (1769) Proben gegeben. Seine theoretischen Ansichten über die Kunst, die in dem von Goethe mit Recht beanstandeten Paradoxon gipfeln, daß die Natur nichts »Inkorrektes« hervorbringe und daher nicht die sogen. »schöne«, sondern die wirkliche Natur

das wahre Vorbild der Kunst sei, hat er in seinen geistvollen Berichten über die Ausstellungen der Pariser Akademie und in dem nach seinem Tod erschienenen »Essai sur la peinture« (übersetzt von Goethe in den »Sämmtlichen Werken«, Bd. 29, und von Kramer, Riga 1797) sowie in den Vorreden zu seinen Dramen niedergelegt. Praktisch bewährt hat er dieselben in seinen Dramen, welche, wie jene des ihm in vielen Punkten verwandten Lessing, weniger freie Dichtungen als Musterbeispiele seiner ästhetischen Theorie vorstellen sollten, und deren Stoffe (»Fils naturel«, 1757, und »Père de famille«, 1758, beide als »Théâtre de D.« gedruckt, Par. 1758, Amsterd. 1771; deutsch von Lessing, Berl. 1781, 2 Bde.; der »Hausvater«, nachgeahmt von Gemmingen) wie jene seines berüchtigten, nach seinem Tod erschienenen Romans »La Religieuse« (deutsch von Kramer, Riga 1797; von Mecklenburg, Berl. 1866) und seines meisterhaften, erst 1821 veröffentlichten Charaktergemäldes »Le petit neveu de Rameau«, das Goethe aus dem Manuskript übersetzte (Leipz. 1805), der unmittelbaren Gegenwart entlehnt und die daher auch gegen das Herkommen nicht im pathetischen Heldenvers, sondern in der schlichten Prosa des Alltagslebens geschrieben waren. Andere Schriften Diderots, wie der witzige, aber unsaubere Roman: »Les bijoux indiscrets« (1748), der parodistische Roman: »Jacques le fataliste« (deutsch von Mylius, Berl. 1792, 2 Bde.) und der 1772 verfaßte demokratische Dithyrambus: »Abdication d'un roi de la fève«, sind satirischer Gattung. An der Abfassung des berühmten »Système de la nature« (Lond. 1770) durch den Baron Holbach (s. d.), zu dessen nächstem Freundeskreis D. gehörte, hat er den größten Antheil gehabt; viele Stellen in demselben sind wörtlich seinen damals noch ungedruckten Schriften entnommen. Der Brief über die Blinden hatte dem kühnen Schriftsteller den Haß der Mätresse des damals allvermögenden Polizeiministers d'Argenson, Madame de Saint-Maure, und infolge desselben 100 Tage Haft im Schloß von Vincennes zugezogen. Die Encyklopädie trug ihm zwar nur geringen materiellen Gewinn, aber die Freundschaft der Kaiserin Katharina II. von Rußland ein, die ihn nach Petersburg einlud, seine daselbst noch befindliche Bibliothek für die Summe von 15,000 (erhöht auf 50,000) Livres abkaufte und mit ihm einen Winter hindurch in vertraulichem Umgang lebte, bis dem freimüthigen Gesellschafter die Hofluft zu schwül und das nordische Klima zu rauh wurde. Nach Paris zurückgekehrt und bis an sein Lebensende unermüdlich thätig und unerschöpflich geistesfrisch, starb er am Vorabend der großen politischen und socialen Revolution, zu deren Herbeiführung er durch seine zersetzende Kritik unter den Vordersten beigetragen hat, 30. (nach anderen 31.) Juli 1784. D. war, nach Goethe's Urtheil, ein Schriftsteller, der mehr die Absicht hatte, die Freunde des Alten zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Gebäude zu errichten. Nach allen Richtungen anregend, ist er nach keiner erschöpfend; er selbst hat von sich gesagt, daß er nur »Seiten« schreiben könne. Ohne in Journale zu schreiben, war er der erste Journalist seiner Zeit, ein Virtuos des Worts in Rede und Schrift, der die Lebendigkeit des Gesprächs, in welchem er Meister war, in seine Schriftstellerei übertrug und daher die Form des Briefs oder des Dialogs jeder andern vorzog. Fast alle seine Schriften sind Gelegenheitsschriften, entweder an bestimmte Personen gerichtet, oder durch solche veranlaßt, selbst seine philosophischen. Sein Stil gewinnt dadurch einen Zauber, den Goethe »hinreißend« nennt; auch seine tiefsinnigsten metaphysischen Abhandlungen, wie sein »Gespräch mit d'Alembert« und des letztern »Traum«, hat er durch Klarheit und Schwung zu rhetorischen Kunstwerken geformt. Die positive Seite seiner Kritik ist schwächer als die negative; obwohl von aufrichtiger Wahrheitsliebe beseelt, ist er sich seiner advokatorischen Beredsamkeit zu sehr bewußt, um nicht an der Vertheidigung von Paradoxien Vergnügen zu finden. Immer zum Widerspruch aufgelegt, hat er sich (auch wie Lessing) in »Rettungen« gefallen und z. B. dem Seneca eine solche zu theil werden lassen. Als Philosoph hat er eine Reihe von Metamorphosen durchgemacht, die ihn vom Theismus zum Deismus, von diesem zum Materialismus, aber auch wieder über diesen hinaus führten. Wenigstens legt er in jenen Schriften, welche, wie sein »Gespräch mit d'Alembert« und dessen »Traum«, den reifsten Ausdruck seiner metaphysischen Ueberzeugungen darbieten, aller Materie Empfindung bei und verklärt sie dadurch selbst zu geistiger Natur. An die Stelle der Monaden des Leibniz setzt er Atome, in welchen, wie in jenen schlummernde Vorstellungen, so gebundene Empfindungen liegen. Dieselben werden bewußt im animalischen Organismus; aus den Empfindungen aber erwächst das Denken. Sein vorgeblicher Atheismus beschränkt sich auf die Bemerkung gegen die Annahme eines persönlichen Gottes: dieselbe bedenke nicht, daß das große musikalische Instrument, welches wir Welt nennen, sich selbst spiele. Dagegen erkennt er in dem Naturgesetz und in der Wahrheit, Schönheit und Güte die Gottheit. Wie der Empfindungslosigkeit des Stoffs im theoretischen, so macht er dem Egoismus im praktischen Materialismus Opposition. Zwar wird nichts Großes ohne Leidenschaft ausgeführt; diese aber soll den Charakter der Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit besitzen, nicht auf das eigene, sondern auf das allgemeine Wohl gerichtet sein. Als Mensch zeichnete sich D. durch natürliche Herzensgüte, Freimuth und Liebenswürdigkeit aus; sein Briefwechsel mit Grimm und mit der gefühl- und geistvollen Sophie Voland zeigen, welcher Ausdauer und Hingebung seine Freundschaft fähig war. Jenen enthält die »Correspondance littéraire, philosophique et critique de Grimm et D.« (Par. 1813, 2. Ausg., das. 1829, 16 Bde.), diesen die oben erwähnten »Mémoires etc.« (das. 1830—32, 4 Bde.; neue Ausg. 1841). Seine einzige Tochter, Madame de Vandeul, hat »Mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de D.« (deutsch in Schellings »Zeitschrift für Deutsche«, Bd. 1, 1813) herausgegeben. Diderots philosophische Werke sind (Lond. [Amsterd.] 1773) in 5 Bänden, seine sämmtlichen Schriften (durch Naigeon) in 15 Bdn. (Par. 1798, neue Ausg. 1800), in 6 Bdn. (das. 1818, Suppl. 1819) und in 22 Bdn. (das. 1821) erschienen; eine Auswahl in 2 Bdn. mit Biographie von Génin veranstaltete Didot (das. 1847). Vgl. die sorgfältige und gerechte Darstellung und Beurtheilung bei Rosenkranz, Diderots Leben und Werke (Leipz. 1866, 2 Bde.), sowie das »köstliche« Porträt Diderots von Sainte-Beuve (»Portraits et critiques littéraires«; deutsch von Rosenkranz in dessen »Studien«, Berl. 1844).

Didius, Julianus, vollständig Marcus D.

Salvius Julianus, römischer Kaiser 193 n. Chr., Sohn des Petronius Didius Severus, Urenkel des berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmanns Salvius Julianus, geb. 132 n. Chr., erzogen von des Marcus Aurelius Mutter, Domitia Lucilla, ward durch den Einfluß derselben nach einander Quästor, Aedil, Prätor und Statthalter von Belgien, 179 Konsul, worauf er mehrere Provinzen verwaltete. Nach des Pertinax Ermordung erkaufte er von den Prätorianern zu Rom um ca. 60 Mill. Mark die Kaiserkrone, allein das Volk und selbst die Heere in den Provinzen lehnten sich gegen ihn auf; Clodius Albinus in Britannien, Pescennius Niger in Syrien und Septimius Severus in Pannonien traten fast gleichzeitig als Gegenkaiser auf, und D. ward, nachdem Severus seinen Einzug in Rom gehalten und die Prätorianer abgedankt hatte, auf Befehl des Senats nach einer Regierung von 66 Tagen getödtet.

Dido, auch Elissa genannt, die Gründerin Karthago's, war nach der Sage die Tochter des tyrischen Königs Mutgo (Belus oder Agenor), nach dessen Tod sie ihren Oheim Acerbas (bei Virgil Sichäus), einen Priester des Herkules, heirathete. Ihr Bruder, der König Pygmalion, ließ aus Habsucht denselben heimlich ermorden. D., durch ein Traumgesicht von der Unthat benachrichtigt, bat den Pygmalion um Schiffe, angeblich, um von Alttyrus zu ihm nach Neutyrus überzusiedeln, segelte aber mit den Schätzen des Sichäus nach Afrika, wo ihr die Eingebornen ein Stück Land überwiesen. Die Sage, daß D. ursprünglich von dem numidischen König Hiarbas nur so viel Land erkauft habe, als mit einer Stierhaut belegt werden könne, daß dieselbe aber von ihr in dünne Riemen zerschnitten und um einen großen Raum gezogen worden sei, ist unstreitig erst aus Bozrah, dem von den Griechen in Byrsa (Rindshaut) umgestalteten phönikischen Namen der Burg, entstanden. Durch den Anschluß vieler Nachbarn und früherer phönikischen Niederlassungen in Libyen erweiterte sich die neue Kolonie bald so, daß D. noch zur Gründung einer förmlichen Stadt schreiten konnte, um 800 v. Chr., nach anderen schon im 11. Jahrh. v. Chr. Dieselbe wurde zuerst Tyrus (Zor), dann Karthada, Karchedon oder Karthago, »Stadt«, genannt. Nach einiger Zeit forderte Hiarbas die Hand der D., im Weigerungsfall mit Krieg drohend. D. willigte scheinbar ein, erbat sich aber eine Frist von drei Monaten. Nach Verlauf derselben errichtete sie einen Scheiterhaufen, schlachtete, als ob sie den Geist des verstorbenen Gatten versöhnen wollte, viele Opferthiere, bestieg den Holzstoß und stieß sich mit dem Ruf, daß sie jetzt zu ihrem Gatten gehen werde, ein Schwert in die Brust. Die Karthager verehrten sie fortan als Göttin. Virgil hat die Sage von D. mit poetischer Freiheit behandelt. Nach ihm verläßt sie Tyrus mit ihrer Schwester Anna, nimmt während des Aufbaues der neuen Stadt den nach Libyen verschlagenen Aeneas auf, entbrennt in heftiger Liebe zu ihm und gibt sich auf dem Scheiterhaufen den Tod, da der Geliebte auf Jupiters Befehl hat scheiden müssen.

Didodekaëder (griech., n.), Krystallform von 24 gleichen und ähnlichen, ungleichschenklig-triangulären Flächen umschlossen, welche eine doppelt-zwölfseitige Pyramide bilden. Die Flächen der einen sind auf die Flächen der anderen aufgesetzt. Von den 24 Endkanten sind 12 stumpfer als die anderen; 12 Seitenkanten liegen in Einer Ebene und sind einander gleich.

Didot (spr. -do), berühmte franz. Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie. Ihr Ahnherr war François D., geb. 1689, der sein Geschäft 1713 zu Paris begründete und 2. Nov. 1757 starb. Sein ältester Sohn, François Ambroise, geboren im Januar 1730, erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit Einem Zug, druckte zuerst auf Velinpapier, das er erfand, goß schöne Antiquatypen (Didot'sche Lettern) und veranstaltete auch auf Ludwigs XVI. Befehl eine Sammlung von Klassikern zum Unterricht für den Dauphin (in usum Delphini). Unter den aus seinen Pressen hervorgegangenen Werken, zum Theil typographischen Raritäten, sind hervorzuheben: Tasso's »Gerusalemme liberata« (1784—86, 2 Bde.) und Bitaubé's französische Uebersetzung des Homer (1787—1788, 12 Bde.). Er starb 10. Juli 1804. Sein Bruder Pierre François D., geb. 1732, hat sich ebenfalls um Vervollkommnung der Buchdruckerkunst, insbesondere der Schriftgießerei, sowie um Verbesserung der Papierfabrikation in seiner Papierfabrik zu Essonne verdient gemacht. Er starb 7. Dec. 1795. Pierre D., der Aeltere, Sohn von François Ambroise, geboren im Januar 1760, übernahm 1789 die Buchdruckerei seines Vaters und lieferte Prachtausgaben vieler klassischen Schriftsteller in Folio. Unter anderen druckte er auch Boileau's »Oeuvres« (1815, 3 Bde.) und Voltaire's »Henriade« (1819) mit ganz neu erfundenen Schriftarten. Nicht geringere Sorgfalt als auf typographische Schönheit verwandte er auf die Korrektheit und Reinheit des Textes und auf Gleichheit der Orthographie. Er starb 31. Dec. 1853. Als Literator machte er sich besonders durch seinen »Essai de fables nouvelles« (1786), durch metrische Uebersetzung des ersten Buches der Horazischen Oden (1796) und eines Fragments der Aeneis bekannt. Sein Sohn Jules ließ ebenfalls eine Reihe großer und prachtvoll ausgestatteter Werke erscheinen. Firmin, Bruder des Pierre D., geb. 1764, erhielt 1789 von seinem Vater die Schriftgießerei und lieferte die Lettern zu den Prachtausgaben seines Bruders. Er ist Erfinder einer neuen Schreibschrift und eines neuen Verfahrens im Stereotypendruck. Im Jahr 1827 trat er sein Geschäft seinem Sohn ab und widmete sich dem öffentlichen Leben. Als Deputirter war er unter den 221, die 1830 gegen die Juliordonnanzen protestirten. Er starb 24. April 1836. Er übersetzte mehreres aus dem Griechischen und Lateinischen und schrieb die Tragödien »La reine de Portugal« und »La mort de Hannibal«. D. Saint-Leger, Sohn des Pierre François D., erfand das Papier ohne Ende. Ambroise Firmin, Sohn Firmin Didots, geb. 20. Dec. 1790, studirte besonders die alten Sprachen, bereiste den Orient, war dann Gesandtschaftsattaché in Konstantinopel und trat später in das Geschäft seines Vaters, das er 1827 mit seinem Bruder Hyacinth Firmin, geb. 11. März 1794, übernahm. Er besorgte die Herausgabe vieler trefflichen Werke von Champollion, Jacquemont ꝛc., die neue Ausgabe des »Dictionnaire de l'Académie française« und eine neu revidirte Ausgabe des »Thesaurus linguae graecae« von Henricus Stephanus. Er selbst schrieb »Notes d'un voyage dans le Levant en 1816 et 1817« und machte sich einen Namen durch Uebersetzungen des Anakreon, Thukydides und durch gediegene bibliographische und andere Arbeiten, von denen wir erwähnen: »Essai typographique et bibliographique sur l'histoire de la gravure sur bois« (1863), »Etudes sur la vie et les travaux de Jean Sire de Joinville« (1871), »Études sur Jean Cousin« (1872); »Alde Manuce et l'hellénisme à Venise« (1875); auch schrieb er mehreres

über französische Orthographie. Im Jahr 1873 wurde er Mitglied der Akademie. Die bedeutendsten der neueren Unternehmungen des Didot'schen Geschäfts, das noch unter der Firma Firmin D. frères, fils & Cie. blüht, sind: die »Bibliothèque française«, »Collection des classiques français«, »Bibliothèque des auteurs grecs«, die neuen Ausgaben des »Thesaurus graecae linguae« von Stephanus, das »Glossarium mediae et infimae latinitatis« von Dufresne, die »Nouvelle biographie générale« (1851 f.) u. a. Zwei Papierfabriken, welche 600 Arbeiter beschäftigen, sind in neuerer Zeit hinzugekommen. Alfred und Paul D., die Söhne der beiden Letztgenannten, setzen mit vereinten Kräften das vielverzweigte Geschäft fort. Vgl. Werdet, Études bibliographiques sur la famille des D. (Par. 1864); Brunet, Firmin D. et sa famille (das. 1871).

Didrachme, Doppeldrachme.

Didron (spr. -óng), Adolphe Napoléon, franz. Archäolog, geb. 13. März 1806 zu Hautvillers (Departement Marne), wurde zunächst durch den baulichen Charakter seiner heimatlichen Umgebung, in höherem und entscheidendem Grad aber durch die Lektüre von V. Hugo's berühmtem Roman »Notre-Dame de Paris« zu archäologischen Studien bestimmt, die sich hauptsächlich auf die religiöse Kunst des Mittelalters und die christliche Symbolik erstreckten. Er durchreiste zu gelehrten Zwecken Griechenland und die Türkei, später Deutschland und England (1846), Spanien (1848) und Italien (1854), und diese Reisen waren nicht ohne kostbare Ausbeute für seine Wissenschaft. Ein Hauptverdienst Didrons besteht in der Gründung der von ihm bis an seinen Tod geleiteten »Annales archéologiques« (1844), von denen jährlich ein Band erschien, und die für Frankreich das Hauptorgan für Kunstarchäologie des Mittelalters wurden. Auch das »Bulletin archéologique« (1840—1847, 4 Bde.) verdankt hauptsächlich ihm sein Bestehen. D. schrieb ferner: »Histoire de Dieu, iconographie des personnes divines« (1844), von welchem, wenn auch sonderbar betitelten, gleichwohl geistvollen und gelehrten Werk nur der erste Band erschienen ist; »Iconographie chrétienne grecque et latine« (mit Durand, 1845); »Iconographie des chapitaux du palais ducal de Venise« (mit Burges, 1857); »Manuel des œuvres de bronze et d'orfévrerie du moyen-âge« (1859); »Verrières de la Rédemption à Notre-Dame de Châlons-sur-Marne« (1863) u. a. D. hatte 1845 eine besondere Buchhandlung für Archäologie gegründet, ebenso 1849 eine Anstalt für Glasmalerei und 1858 eine Fabrik für Bronzewaaren im Stil des Mittelalters. Er starb 13. Nov. 1867 zu Paris.

Diduciren (lat.), auseinander ziehen, dehnen, zertheilen, trennen; Diduktion, das Ausdehnen, Trennung, Sonderung.

Didym (v. griech. didymos, Zwillingsbruder), zu den Erdmetallen gehörendes Metall, kommt neben Cerium und Lanthan besonders im Cerit von Riddarhytta in Schweden vor, ist stahlgrau, hämmerbar, aber an der Luft wenig beständig und bildet rosenrothe oder violette, süß schmeckende Salze.

Didyma, im Alterthum ein ionischer Ort im Gebiet von Miletos, 18—20 Stadien vom Meer und dem Hafen Panormos, wohin eine auf beiden Seiten mit Sphinxen und sitzenden Statuen geschmückte Straße führte. Hier war ein uraltes Heiligthum und Orakel des Apollon, welcher davon den Beinamen Didymeus führte, das berühmteste nach dem delphischen, von Kreta aus gegründet, Sitz des Priestergeschlechts der Branchiden. Die Perser plünderten und zerstörten den Tempel 494 v. Chr. Der bald darauf von den Milesiern wieder angefangene, aber nie ganz vollendete Neubau wird rücksichtlich seiner Größe und Pracht den Tempeln zu Eleusis und Ephesos an die Seite gesetzt. Von ihm stehen nur noch zwei 19 Meter hohe Säulen mit dem Architrav, alles übrige ist ein wüster Trümmerhaufen. Die Hauptstatue, ein kolossaler eherner Apollon, von Komachos aus Sikyon gearbeitet, wurde später durch Xerxes nach Ekbatana gebracht, durch Seleukos Nikator aber wieder zurückgeschickt. Das Asylrecht des Tempels achteten auch die Römer. Noch zur Zeit des Kaisers Julianus ertheilte man hier Orakel. Die Ruinen der Stadt finden sich beim heutigen Jeronda. Die nach dem Hafen führende »heilige Straße« hat in der Neuzeit Newton untersucht, der einige der Sitzbilder nach England brachte.

Didymi (griech.), Zwillinge; didymisch, gezwillingt, doppelt.

Didymos, 1) berühmter griech. Grammatiker, geb. 63 v. Chr. zu Alexandria, Schüler des Aristarchos, wegen seines eisernen Fleißes und seiner großen schriftstellerischen Thätigkeit (er soll 3500 Schriften verfaßt haben) Chalkenteros (der »Unermüdliche«) genannt, war besonders als Kritiker und Kommentator Homers ausgezeichnet. Ein Theil seiner hierher gehörigen Studien ist uns in den sogen. »Kleineren Scholien Homers« aufbewahrt. Auch kommentirte er den Bakchylides und Pindar, die Dramen des Sophokles, Euripides, Aristophanes, Menander und anderer Dichter, die attischen Redner Demosthenes, Isäos &c. Das Beste in den vorhandenen Scholien zu Pindar und Sophokles ist sein Werk. Die Fragmente seiner Schriften wurden herausgegeben von M. Schmidt (Leipz. 1854).

2) D. der Blinde, Kirchenlehrer, die letzte glänzende Erscheinung an der Katechetenschule zu Alexandria, welcher er 50 Jahre lang vorstand, geb. 309, gest. 395. Trotz seiner frühen Erblindung einer der ersten Gelehrten seiner Zeit, schloß er sich im arianischen Streite der rechtgläubigen Partei an, was indessen nicht verhinderte, daß ihn spätere Synoden als Origenisten, Anhänger der Lehre von der Präexistenz der Seelen und Gegner der Ewigkeit der Höllenstrafen verdammten. Eben deshalb sind seine Schriften in der Kirche zurückgetreten und wurden die vornehmsten derselben erst wieder von Mingarelli (Bologna 1769) und Lücke (Götting. 1829 u. 1830) ans Licht gezogen.

Didynama stamina (lat.), zweiherrige, zweimächtige Staubgefäße, in Zwitterblüten mit vier Staubgefäßen, von denen aber zwei länger und zwei kürzer sind, wie dies bei der Mehrzahl der Labiaten der Fall ist. Die Pflanzen mit solchen Blüten bilden die 14. Klasse des Linné'schen Systems, Didynamia.

Die (spr. dih), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Drôme, am Zusammenfluß der Drôme und der Mérosse in weiter und fruchtbarer Ebene gelegen, Sitz eines Obertribunals, ist sehr alterthümlich gebaut, mit einer historisch denkwürdigen Kathedrale, zahlreichen Ueberresten aus der Römerzeit (Porte Pierre, Pont St. Marcel u. a.) und (1876) 3876 Einw., welche Fabriken für Seiden- und Wollwaaren, Papier und Leder, Handel mit Muskatwein (Clairette de D.), Holz und Seide betreiben. In der Umgegend (z. B. bei Romeyer) finden sich Mineralquellen, einige Stunden davon der sogen. Unersteigliche

Berg (Montagne inaccessible oder Mont Aiguille), welcher die Form einer umgestürzten Pyramide hat und zu den sieben Wundern der Dauphiné gerechnet wird. Im Alterthum war D. eine Stadt der Vokontier in Gallia transalpina und hieß Dea (Dia) Vocontiorum; bereits im 4. Jahrh. war es Bischofssitz. Nach und nach wurde die Stadt burgundisches und fränkisches Besitzthum und kam endlich unter die deutschen Kaiser. Im 11. Jahrh. hatte sie ihre eigenen Grafen; 1178 wurde sie von Kaiser Friedrich I. dem dortigen Bischof geschenkt, 1275 aber das Bisthum mit dem zu Valence vereinigt, bis es 1697 wieder als eigenes hergestellt wurde. Während der Religionskriege im 16. Jahrh. hatte D. viel zu leiden. Seit der französischen Revolution ist dem Bischof die Herrschaft über die Stadt entzogen. Vgl. Martin, Antiquités de la ville de D. (1818).

Dieb, s. Diebstahl.

Diebitsch-Sabalkanski, Hans Karl Friedrich Anton von Diebitsch und Narden, Graf von, russ. Feldmarschall, geb. 13. Mai 1785 zu Großleippe in Schlesien als Sohn Hans Ehrenfrieds von D., russischen Generalmajors und Inspektors der Waffenfabriken zu Tula, erhielt seine Bildung in dem Kadettenhaus zu Berlin und trat 1801 als Fähnrich in das russisch-semenow'sche Gardegrenadierregiment. Wegen seiner bei Austerlitz, Eylau und Friedland bewiesenen Tapferkeit zum Hauptmann befördert, kam er 1812 als Generalquartiermeister zum Wittgenstein'schen Korps, ward zur Belohnung für seine kühne Vertheidigung einer Brücke bei der Wiedereinnahme von Polocz! Generalmajor und zog als solcher mit York, den er in geheimer Unterredung zum Abfall von Napoleon bewog, in Berlin ein. Nach der Schlacht bei Lützen zu Barclay de Tolly's Armeekorps versetzt, war er bei Abschluß des geheimen Vertrags zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen und England, der 14. Juni 1813 zu Reichenbach zu Stande kam, betheiligt. Große Tapferkeit bewies er in den Schlachten bei Dresden und Leipzig und ward nach letzterer zum Generalleutnant erhoben. Als im Feldzug von 1814 Schwarzenberg beim Vorrücken auf Paris zurückgedrängt wurde, sprach sich D. entschieden gegen den schon beschlossenen Rückzug aus. Bei Napoleons Rückkehr von Elba wurde er zum Kongreß nach Wien berufen und von da als Chef des Generalstabs zum 1. Armeekorps gesandt. Nach dem Frieden ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generaladjutanten und 1822 zum Chef des großen Generalstabs. In dem im Frühling 1828 begonnenen Feldzuge gegen die Türken erwarb er sich durch die freilich nur durch Verrath des türkischen Kommandanten erfolgte Einnahme von Varna den St. Andreasorden sowie als Oberbefehlshaber seit dem Februar 1829 für den durch die blutige Schlacht bei Kaletschwa erzwungenen Uebergang über den Balkan, dem nach wenigen Tagen der Einmarsch in Adrianopel folgte, den Ehrennamen Sabalkanski, »Ueberschreiter des Balkan«. Zum Feldmarschall ernannt, kehrte D. nach beendetem Krieg nach Petersburg zurück und hielt sich dann längere Zeit in Berlin auf. Beim polnischen Aufstand überschritt er in der ersten Woche des Februar 1831 die polnische Grenze mit 118,000 Mann, ließ seine Truppen in verschiedenen Abtheilungen die Richtung nach Warschau einschlagen und griff nach einigen unbedeutenden Gefechten 25. Febr. die Polen bei Grochow an. Er erlitt große Verluste, aber die Polen mußten in der Nacht bis Praga sich zurückziehen. D., dem das Wagstück einer Bestürmung Praga's und Warschau's zu gefährlich schien, trat, zur Erholung und Verstärkung seiner Truppen, gleichfalls den Rückzug an und schlug 26. Mai den Angriff der Polen unter Skrzynecki bei Ostrolenka zurück. Wenige Tage darauf, 10. Juni 1831, erlag er in Kleczewo bei Pultusk der Cholera. Vgl. Belmont (pseudonym für Schümberg), Graf D. (Dresd. 1830).

Diebsinseln, s. Ladronen.

Diebssprache, s. Kochemer Sprache.

Diebstahl (Entwendung, Furtum), die Wegnahme einer fremden beweglichen Sache in der Absicht, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen. (Vgl. Deutsches Reichsstrafgesetzbuch, § 242.) Hiernach gehören zum Begriff eines Diebstahls folgende einzelne Requisite. Was I. den Gegenstand des Verbrechens anbelangt, so ist ein D. 1) nur möglich an einer Sache, d. i. an einem unpersönlichen, körperlichen Gegenstand. Hieraus folgt, daß die widerrechtliche Aneignung von Gedanken und sonstigen Geistesprodukten, der sogen. literarische D., kein D. im strafrechtlichen Sinn ist. 2) Die Sache muß eine bewegliche sein, sei es auch, daß sie erst zum Zweck des Stehlens beweglich gemacht, daß z. B. ein in eine Wand eingemauerter Spiegel herausgerissen und nun entwendet wurde. Da hiernach an einer unbeweglichen Sache ein D. nicht möglich ist, so fällt namentlich auch das Abgraben oder Abpflügen eines Grundstücks nicht unter den Begriff eines Diebstahls und wird daher im deutschen Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 1) als besondere Uebertretung behandelt und bestraft. 3) Die Sache muß eine fremde, also einer dritten Person zugehörig sein; an seiner eigenen Sache kann man keinen D. begehen. Aus ebendemselben Grund kann auch an einer herrenlosen, in niemandes Eigenthum stehenden Sache ein D. nicht begangen werden. So ist z. B. das Wild, welches sich nicht in einem besondern Gehege, der Fisch, welcher sich nicht in einem abgeschlossenen Behälter, sondern im offenen Wasser befindet, in niemandes Eigenthum, und eben darum fällt das unbefugte Jagen, Fischen oder Krebsen, der sogen. Wild- und Fischdiebstahl, nicht unter den Begriff des eigentlichen Diebstahls, sondern unter besondere Strafbestimmungen. (Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, §§ 292, 296, 370, Ziff. 4.) Auch der Leichnam eines Menschen steht in niemandes Eigenthum, und eben darum ist auch der sogen. Leichenraub kein D., sondern ein besonderes Vergehen. (Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 168.) 4) Die betreffende Sache muß sich im Gewahrsam eines andern befinden. Hierin liegt der Unterschied zwischen dem modernen Begriff des Diebstahls und dem Furtum des römischen Rechts. Zu dem letztern rechnete man nämlich einmal das Furtum ipsius rei, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen fremden Sache aus fremdem Gewahrsam, also unsern heutigen D., sodann aber auch das Furtum usus, die vorübergehende widerrechtliche Benutzung einer solchen Sache, und das Furtum possessionis, die Unterschlagung einer Sache mit der Absicht, die bisherige bloße Innehabung derselben in Eigenthumsbesitz umzuwandeln. Das deutsche Recht aber verlangte von jeher zum Begriff eines Diebstahls die Wegnahme der Sache aus fremdem Besitz, aus fremder Gewere, und eben darum ist die Handlung desjenigen, der eine fremde bewegliche Sache, die er im Besitz oder im Gewahrsam hat, sich rechtswidrig zueignet, kein D., sondern das besondere Vergehen der Unterschlagung oder Veruntreuung

(Deutsches Strafgesetzbuch, § 246). Aus demselben Grund ist auch der sogen. Funddiebstahl, die rechtswidrige Zueignung einer beweglichen Sache, welche der Eigenthümer aus seinem Besitz verloren hat, kein D., sondern wird nach dem deutschen Strafgesetzbuch als ein Fall der Unterschlagung bestraft. Ebenso kann man auch die widerrechtliche Zueignung verschossener Munition nicht als D. bestrafen, und eben deshalb enthält das Strafgesetzbuch des Deutschen Reichs (§ 291) hierfür eine besondere Strafandrohung.

II. In Ansehung des äußern Thatbestands des Diebstahls ist 1) die Wegnahme der fremden beweglichen Sache aus dem Gewahrsam eines andern erforderlich; so lange die Sache noch nicht weggenommen ist, kann es sich höchstens um den Versuch eines Diebstahls handeln. Nach dem frühern gemeinen deutschen Strafrecht war die Entscheidung der Frage, wann ein D. vollendet sei, bestritten. Die sogen. Kontrektationstheorie bezeichnete die bloße Berührung der Sache durch den Dieb als zur Vollendung des Diebstahls genügend, während die sogen. Ablations- oder Bergungstheorie dazu verlangte, daß der Dieb die Sache weggenommen und auch bereits in Gewahrsam gebracht habe; die sogen. Apprehensionstheorie endlich faßte die Besitzergreifung, die Wegnahme der Sache, als das entscheidende Moment auf. Die moderne Gesetzgebung und so auch das neue deutsche Strafgesetzbuch hat sich der letztern Ansicht angeschlossen und betrachtet den D. mit der Wegnahme der Sache als vollendet. 2) Diese Wegnahme muß aber ohne Anwendung von Gewalt gegen eine Person geschehen (vgl. Raub).

III. Zum subjektiven Thatbestande des Diebstahls gehört Folgendes: 1) Der Dieb muß die Absicht haben, sich die Sache rechtswidrig zuzueignen; es gibt keinen D. aus Fahrlässigkeit. 2) Der Dieb muß die rechtswidrige Zueignung einer fremden Sache beabsichtigen, d. h. er muß das Bewußtsein von der Rechtswidrigkeit seiner Handlungsweise haben; daher schließt die Einwilligung des (wirklichen oder vermeintlichen) Eigenthümers der fraglichen Sache in deren Wegnahme sowie die irrige Annahme, daß man selbst der Eigenthümer sei, das Vorhandensein eines Diebstahls aus. 3) Die Zueignung der Sache muß es sein, worauf die widerrechtliche Absicht des Diebes gerichtet ist; er muß die Sache sich zu eigen machen, ganz in seine Gewalt bringen wollen. Daher begeht derjenige keinen D., der eine fremde bewegliche Sache dem Pfandgläubiger zu Gunsten des Eigenthümers wegnimmt, um sie dem letztern, der sie jenem verpfändet hatte, zurück zu verschaffen, und eben deshalb wird eine derartige Handlungsweise von dem deutschen Strafgesetzbuch nicht als D., sondern als strafbarer Eigennutz (§ 289) bestraft. Aus demselben Grund ist der sogen. Futterdiebstahl, d. i. Wegnahme von Getreide oder anderer zur Fütterung des Viehs bestimmter oder geeigneter Gegenstände wider Willen des Eigenthümers, um dessen Vieh damit zu füttern, kein eigentlicher D., sondern eine in unserem Strafgesetzbuch (§ 370, Ziff. 6) mit besonderer Strafe bedrohte Uebertretung. Dagegen ist das Vorhandensein einer gewinnsüchtigen Absicht, das Streben, sich durch den D. einen Vermögensvortheil zu verschaffen (der sogen. Animus lucri faciendi), nach dem deutschen Strafgesetzbuch zum Begriff des Diebstahls nicht erforderlich, während dies Motiv nach dem österreichischen Strafgesetzbuch ebenso wie in verschiedenen früheren deutschen Partikularstrafgesetzgebungen zum Thatbestande des Diebstahls gehört. Ebensowenig ist es zum Thatbestande des Diebstahls erforderlich, daß die unentgeltliche Wegnahme der Sache beabsichtigt wird.

Was ferner die verschiedenen Eintheilungen des Diebstahls anbelangt, so sind die früher üblichen Unterscheidungen zwischen offenem und heimlichem D. (Furtum manifestum und nec manifestum) und zwischen großem und kleinem D. (Furtum magnum und parvum), je nachdem der Dieb bei seiner That betreten oder »beschrieen« worden war oder nicht, und je nachdem der Werth des Objekts fünf Goldgulden oder darüber betrug oder nicht, unpraktisch; namentlich ist der Werth des Objekts heutzutage nur ein Strafausmessungsgrund. Dagegen kann man noch jetzt zwischen gemeinem und privilegirtem D. unterscheiden, indem dann unter letzterem der durch eine mildere Behandlungsweise ausgezeichnete zu verstehen ist. In diese Kategorie gehört aber namentlich der sogen. Haus- oder Familiendiebstahl. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 247) tritt nämlich in Ansehung eines Diebstahls, der gegen Verwandte absteigender Linie, gegen Verschwägerte in auf- und absteigender Linie, Adoptiv- und Pflegeeltern und Kinder, Geschwister oder Verlobte, oder gegen Vormünder, Erzieher oder solche Personen, in deren Lohn oder Kost der Dieb sich befindet, begangen wurde, die strafrechtliche Verfolgung nur auf Antrag des Bestohlenen ein, und Diebstähle, von Verwandten aufsteigender Linie gegen Verwandte absteigender Linie oder von einem Ehegatten gegen den andern begangen, bleiben straflos. Auch der sogen. Mundraub gehört hierher, d. h. die Entwendung von Nahrungs- oder Genußmitteln von unbedeutendem Werth oder von geringer Menge zum alsbaldigen Verbrauch, welche von der modernen Strafgesetzgebung und so auch von unserem deutschen Strafgesetzbuch nicht als eigentlicher D., sondern als eine bloße Uebertretung mit Geldstrafe oder Haft belegt wird. (Vgl. Deutsches Strafgesetzbuch, § 370, Ziff. 3.) Zu dem privilegirten D. ist auch der sogen. Forst- oder Holzdiebstahl, d. h. die Entwendung von Holz oder sonstigen Waldprodukten aus Forsten oder unter Forstschutz stehenden Orten, und der sogen. Felddiebstahl, die Entwendung von Bodenerzeugnissen vom Feld, zu rechnen. Derartige Entwendungen werden nämlich bei Geringfügigkeit der entwendeten Forst- oder Feldprodukte nach den Forststrafgesetzbüchern und Feldpolizeiordnungen der einzelnen deutschen Staaten mit viel geringerer Strafe als der gemeine D. belegt, und zwar sind diese Strafbestimmungen nach dem Einführungsgesetz zum norddeutschen, jetzt deutschen Strafgesetzbuch vom 31. Mai 1870 (§ 2) neben dem letztern in Kraft geblieben. Eine weitere wichtige Eintheilung ist die in einfachen und ausgezeichneten oder schweren D., welch letzterer dann vorliegt, wenn ein D. unter besonders erschwerenden Umständen verübt wurde und eben deshalb als besonders strafwürdig erscheint. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 243) wird ein D. als schwerer bestraft, wenn er mittels Einbruchs oder Einsteigens in ein Gebäude oder einen umschlossenen Raum, oder mittels Erbrechens von Behältnissen, oder mittels Anwendung falscher Schlüssel oder anderer zur ordnungsmäßigen Eröffnung von Behältnissen oder Thüren nicht bestimmten Werkzeuge verübt wurde; ferner, wenn aus einem zum Gottesdienst bestimmten Gebäude dem Gottesdienst gewidmete Gegenstände gestohlen werden; wenn auf einem öffentlichen Weg, einer Eisenbahn, in einem Postgebäude oder an einem

andern öffentlichen Ort Gegenstände der Beförderung mittels Abschneidens oder Ablösens der Befestigungs- oder Verwahrungsmittel, oder durch Anwendung falscher Schlüssel oder anderer zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmten Werkzeuge entwendet werden; wenn der Dieb bei Begehung des Diebstahls Waffen bei sich führte; wenn der D. von mehreren ausgeführt wurde, welche sich zur fortgesetzten Begehung von Raub oder D. verbunden haben; endlich, wenn der D. zur Nachtzeit in einem bewohnten Gebäude, in welches sich der Thäter in diebischer Absicht eingeschlichen oder in dem er sich verborgen hatte, verübt worden ist. Was die Bestrafung des Diebstahls anbelangt, so hat die fortschreitende Entwickelung der Humanität und der Volksbildung allmählich zu einer mildern Behandlungsweise dieses Delikts geführt und die außerordentlich strengen Strafbestimmungen des gemeinen deutschen Strafrechts nach und nach beseitigt. Die Normalstrafe für den D. ist jetzt Freiheitsstrafe, neben welcher die französische Gesetzgebung fakultativ, die belgische obligatorisch auch Geldstrafe statuirt. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch wird der einfache D. mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft, so daß also die Minimalstrafe 1 Tag Gefängnis ist. Der schwere oder ausgezeichnete D. dagegen wird mit Zuchthaus von 1 bis zu 10 Jahren bestraft. Als besonderer Straferhöhungsgrund gilt beim D. der wiederholte Rückfall, da derselbe von einem besonders eingewurzeltem Hang zum Stehlen zeugt und deshalb eine besonders strenge strafrechtliche Reaktion erheischt. Die frühere deutsche Partikularstrafgesetzgebung verlangte jedoch hierzu den Nachweis einer unbezwinglichen Gewohnheit (sogen. Gewohnheitsdiebstahl). Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 244) läßt eine strengere Bestrafung schon beim dritten D. eintreten. Es bestraft denjenigen, welcher im Inland als Dieb, Räuber oder gleich einem solchen oder als Hehler bestraft worden ist, darauf abermals eine dieser Handlungen begangen hat und wegen derselben bestraft worden ist, wenn er nun wiederum einen einfachen D. begeht, mit Zuchthaus bis zu 10 und, wenn er einen schweren D. begeht, mit Zuchthaus von 2 bis 15 Jahren. Beim Vorhandensein mildernder Umstände kann jedoch auch beim dritten ebenso wie beim schweren D. auf Gefängnis, jedoch nicht unter 3 Monaten, erkannt werden. Uebrigens ist es nach § 248 zulässig, neben der wegen Diebstahls erkannten Gefängnisstrafe auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und neben der wegen Diebstahls erkannten Zuchthausstrafe auf Zulässigkeit von Polizeiaufsicht mit zu erkennen.

Dieburg, Kreishauptstadt in der hess. Provinz Starkenburg, nordöstlich von Darmstadt, an der Gersprenz und an der nach Aschaffenburg führenden Eisenbahn, in einer weiten Ebene nördlich vor dem Odenwald gelegen, hat zwei freiherrliche Schlösser, eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein schönes Stadthaus, eine Strafarbeitsanstalt für Arbeitsscheue und (1871) 3736 Einw. (darunter 300 Evangelische und 150 Juden), welche Blechwaarenfabrikation, Roth- und Weißgerberei, Leinweberei und Töpferei betreiben; in der ehemaligen Burg Stockau befindet sich jetzt eine bedeutende Stärkmehlfabrik. D. ist römischen Ursprungs, wie die aufgefundenen Münzen, Aschenurnen u. dgl. und ein in der Altstadt entdecktes römisches Bad beweisen. Gegen Ende des 13. Jahrh. kam es an das Erzstift Mainz und 1802 an Hessen.

Dieckhoff, August Wilhelm, deutscher protest. Theolog, geb. 5. Febr. 1823 zu Göttingen, wirkte hier seit 1854 als Professor der Theologie und ward 1861 als Professor der Kirchengeschichte und Mitdirektor des homiletisch-katechetischen Seminars nach Rostock berufen. Außer einigen Schriften zur Geschichte der Waldenser veröffentlichte er »Die evangelische Abendmahlslehre im Reformationszeitalter« (Bd. 1, Götting. 1854), und »Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt« (Berl. 1865) sowie in den letzten Jahren einige Broschüren über kirchenpolitische Zeitfragen (»Schrift und Tradition. Widerlegung der römischen Lehre vom unfehlbaren Lehramt«, Rost. 1870; über Civilehe u. dgl.). Mit Kliefoth gab er 1860—64 zu Schwerin die strenglutherische »Theologische Zeitschrift« heraus.

Diede, Charlotte, geboren um 1770, lernte 1788 Wilhelm von Humboldt in Pyrmont kennen und suchte, als sie, nach einer unglücklichen Ehe in Braunschweig lebend, infolge der Kriegsereignisse von 1813 um ihr Vermögen gekommen war, dessen Rath nach. Infolge davon entspann sich zwischen beiden ein Briefwechsel, der bis zu Humboldts Tode dauerte. Des letztern Briefe wurden nach Charlottens Tod von Frau von Lützow (Therese von Bacharach) unter dem Titel »Briefe an eine Freundin« (Leipz. 1847, 6. Aufl. 1856, 2 Bde.; Ausg. in 1 Bd., 3. Aufl. 1870) veröffentlicht und fanden bei ihrem Reichthum an feinsten Beobachtungen, großen und tiefen Gedanken ungemeinen Beifall. Vgl. Humboldt 1).

Diedenhofen (franz. Thionville), Kreisstadt und Festung im Bezirk Lothringen des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen, an dem linken Ufer der Mosel, 28 Kilom. unterhalb Metz gelegen, hat 3 Thore, 1 kathol. Kirche, 1 evangel. Bethaus, eine Getreidehalle und (1871) mit Militär (2 Bataillone des 4. rheinischen Infanterieregiments, 1. pommersches Ulanenregiment Nr. 4, Artillerie) 7207, ohne dasselbe 5328 Einw., darunter 291 Evangelische und 187 Juden. Die Industrie ist nicht erheblich, dagegen sind der Wein-, Obst- und Gemüsebau sowie die Gemüse- und Fruchtmärkte bedeutend. D., ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt (Eisenbahnen nach Metz, Luxemburg, Sedan; nach Trier im Bau), ist eine Festung nach altem System, mit einem Brückenkopf auf der rechten Moselseite. Die Werke können von den 1500—3000 Meter entfernten Höhen eingesehen werden, weshalb bald nach der deutschen Besitznahme ein Gürtel von detachirten Forts angelegt werden sollte. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, und die Festungswerke von D. haben heute nur noch den Zweck, einen ersten feindlichen Anprall auszuhalten. D. ist eine sehr alte Stadt, deren schon zur Zeit der Merowinger Erwähnung geschieht, und in der Karl d. Gr. 805 eine Reichsversammlung abhielt. 870 kam es in dem Vertrag von Mersen an Deutschland, und im 13. Jahrh. ward es von den Grafen von Luxemburg befestigt. 1643 eroberte es der Prinz von Condé, und 1683 fiel es an Frankreich und wurde durch Vauban neu befestigt. 1792, 1814 und 1815 ward D. von den Verbündeten vergeblich belagert. In dem deutsch-französischen Krieg von 1870 war es in der ersten Zeit nur schwach besetzt und wäre beinahe vor den Augustschlachten bei Metz überrumpelt worden. Nach der Kapitulation von Metz ward der General v. Kameke mit der 14. preußischen Infanteriedivision zur Eroberung von D. von Metz aus entsandt. Derselbe marschirte 9. und 10. Nov. 1870 von Metz ab und cernirte die Festung, die nach einem heftigen Bombardement 22.—24. Nov., wodurch ein großer Theil der Stadt zerstört wurde, kapituliren

mußte. Am 25. Nov. ward D. von den Deutschen besetzt; 120 Officiere und etwa 4000 Mann wurden kriegsgefangen, 200 Geschütze und vieles Kriegsmaterial erbeutet.

Diefenbach, Lorenz, deutscher Sprachforscher, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim im Großherzogthum Hessen, wurde auf dem Pädagogium zu Gießen gebildet, studirte 1821—23 daselbst Theologie und Philosophie und lebte dann zu Frankfurt a. M., vorzüglich mit neueren Sprachen und Musik beschäftigt. Hierauf fungirte er eine Reihe von Jahren als Pfarrer und Bibliothekar zu Solms-Laubach und hielt sich später an verschiedenen Orten Deutschlands auf. Im Jahr 1845 trat er zu Offenbach der von ihm hier mitbegründeten deutschkatholischen Gemeinde bei, wurde 1848 von genannter Stadt zum Abgeordneten in das Vorparlament zu Frankfurt a. M. gewählt und wohnte dem Parlament als Rath des Reichsministeriumspräsidenten, Fürsten Leiningen, in der Diplomatenloge bei. Er behielt für die Zukunft seinen Wohnsitz in Frankfurt, wo er Vorlesungen an der Handelsakademie hielt und sich ganz der literarischen Thätigkeit widmete. Seit 1865 ist er daselbst als Stadtbibliothekar angestellt, nachdem er einen Ruf an die Universität zu Gießen ausgeschlagen. Außer zahlreichen wissenschaftlichen, literarischen, kritischen und politischen Aufsätzen, religiösen Gelegenheitsschriften und »Gedichten« (Gießen 1840—41) veröffentlichte D. eine Reihe wissenschaftlicher Werke, als: »Ueber die romanischen Schriftsprachen« (das. 1837); »Ueber Leben, Geschichte und Sprache« (das. 1835); »Mittheilungen über eine noch ungedruckte mittelhochdeutsche Bearbeitung der Sage von Barlaam und Josaphat« (das. 1836); »Celtica« (Stuttg. 1839—40, 3 Bde.); »Mittellateinisch-hochdeutsch-böhmisches Wörterbuch« (Frankfurt a. M. 1846); »Pragmatische deutsche Sprachlehre« (das. 1847, 2. Aufl. 1851); »Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache oder Lexicon comparativum linguarum indogermanicarum« (das. 1846—51, 2 Bde.); »Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis« (das. 1857), das eine Ergänzung zu Ducange's bekanntem Werk bildet und im »Novum Glossarium latino-germanicum« (das. 1867) eine Fortsetzung erhielt; »Origines Europaeae. Die alten Völker Europa's mit ihren Sippen« (das. 1861); »Vorschule der Völkerkunde« (das. 1864) und »Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch« (in Gemeinschaft mit E. Wülcker, das. 1874 ff., 2 Bde.). Hierzu kommen noch die Romane: »Die Aristokraten« (Frankf. 1843), »Ein Pilger und seine Genossen« (das. 1851), »Eschenburg und Eschenhof« (das. 1852), »Arbeit macht frei« (Brem. 1873); ferner die Novellen (außer zwei früheren Sammlungen von 1856 und 1865): »Die Pfarrerskinder« (Frankf. 1867) und »Margarethe« (Berl. 1868). D. ist Mitglied mehrerer Akademien (so der Berliner), auch Kandidat der Pariser, welche mehrere seiner sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden Werke mit dem Preis bedachte.

Dieffenbach, 1) Johann Friedrich, berühmter Chirurg, geb. 1. Febr. 1794 zu Königsberg in Preußen, studirte in Rostock und in Greifswald Theologie, diente 1813—15 als freiwilliger reitender Jäger unter den mecklenburgischen Truppen und wandte sich bald nach seiner Heimkehr der Heilkunst, besonders dem chirurgischen Theil derselben zu. Längere Zeit durch Walthers Vorträge an Wien gefesselt, begleitete er von hier 1821 eine blinde Dame als Arzt nach Frankreich, promovirte 1822 zu Würzburg, durch seine Inauguralschrift »Ueber die Transplantation thierischer Stoffe« allgemeines Aufsehen erregend, und begab sich sodann nach Berlin, wo sein operatives Talent überraschend schnelle Anerkennung fand. Schon 1830 wurde er zum dirigirenden Wundarzt einer chirurgischen Abtheilung des Charitékrankenhauses und zugleich zum Mitgliede der medicinischen Oberexaminationskommission ernannt und erhielt 1832 auch die Professur der operativen Medicin an der Universität. Er starb 11. Nov. 1847. Unter den verschiedenen Zweigen der Operativchirurgie hat namentlich die anbildende Chirurgie dem Scharfsinn Dieffenbachs ihre höchste Ausbildung zu verdanken. In der Rhinoplastik, Blepharoplastik, Ceratoplastik &c. sowie für viele andere Operationen hat er Verbesserungen und zum Theil ganz neue Methoden angegeben und sich namentlich ein großes Verdienst um Vereinfachung der chirurgischen Technik und damit um die leidende Menschheit erworben. D. war nur ein Mann der Praxis; seine akademischen Vorträge waren ohne streng wissenschaftliche Haltung und, wie auch seine Schriften, durchaus kunstlos. Gleichwohl bleiben auch letztere für den Fachmann von unbestrittenem Werth, namentlich seine Fortsetzung des Scheel'schen Werks »Die Transfusion des Bluts und die Einspritzung der Arzneien in die Adern« (Berl. 1827) sowie die »Chirurgischen Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers« (das. 1829—34, 4 Bde.). Resultate einer Reise nach Paris von 1836 sind seine vortrefflichen Aufsätze über französische Wundärzte und Chirurgie in Caspers »Wochenschrift«. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu nennen: »Ueber die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln« (Berl. 1841); »Die Heilung des Stotterns« (das. 1841); »Ueber das Schielen« (das. 1842); »Die operative Chirurgie« (Leipz. 1844—49, 2 Bde.) und »Der Aether gegen den Schmerz« (Berl. 1847). Seine »Vorträge in der chirurgischen Klinik« wurden von K. Th. Meier (Berl. 1840) und französisch von Phillips (das. 1840) herausgegeben. Vgl. Breuning, Dieffenbachs chirurgische Leistungen in Wien (Wien 1841).

2) Ernst, Verwandter des vorigen, geb. 7. Jan. 1811 zu Gießen, widmete sich medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien und betheiligte sich 1839 an einer Expedition nach Neuseeland, um dessen Kolonisirung er sich große Verdienste erwarb. Die Veröffentlichung der Resultate seiner Forschungen über Geognosie, Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie in »New-Zealand and its native population« (Lond. 1841) und »Travels in New-Zealand« (das. 1843, 2 Bde.) trug ihm nach seiner Rückkehr 1850 eine außerordentliche Professur für Geologie zu Gießen ein, wo er 1. Okt. 1855 starb. Er lieferte auch eine deutsche Bearbeitung von De la Beche's »Vorschule der Geologie« (Braunschw. 1853) und Darwins »Naturwissenschaftlichen Reisen« (das. 1844, 2 Bde.).

Dieffenbachia *Schott.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, krautartige Gewächse mit 1—2,5 Meter langem, liegendem oder aufgerichtetem Stengel, großen, oblongen, einfach grünen oder weiß und gelb gefleckten Blättern und einer grünen oder gelben Blütenscheide, welche bis zur Fruchtreife frisch bleibt. Mehrere Arten, besonders D. seguina *Schott* in Westindien und deren Abart D. seguina picta (s. Tafel »Blattpflanzen I«), werden bei uns in Warmhäusern und als Zimmerpflanzen kultivirt. Die Pflanze ist ungemein scharf, und ihr Saft bewirkt eine solche Schwellung der inneren Mundtheile, daß man auf

mehrere Tage die Sprache verliert, wenn man den saftigen Stengel anbeißt. Daher heißt die Pflanze in ihrer Heimat Dumb-Cane.

Diège (spr. djähsch), Fluß im franz. Departement Corrèze, entspringt in den Bergen von Mille Vaches, fließt in südöstlicher Richtung an Ussel vorüber und mündet unterhalb Bort im Departement Corrèze in die Dordogne. Länge etwa 50 Kilom.

Diegēsis (griech., f.), in der Rhetorik die vollständige Erzählung einer Sache von Anfang bis zum Ende; daher diegetisch, s. v. w. erzählend.

Diego Garcia, die Hauptinsel des Chagos-Archipels (s. d.) im Indischen Ocean.

Die hodierno (lat.), am heutigen Tage.

Diekirch, Hauptort eines Distrikts im Großherzogthum Luxemburg, an der Sure, mit Progymnasium, Tuch- und Lederhandel und 3500 Einw.

Diel, August Friedrich Adrian, geb. 4. Febr. 1756 zu Gladenbach, studirte in Gießen und Straßburg Medicin, ward 1782 Physikus zu Gladenbach, 1790 in Dietz und war dann bis 1830 Brunnenarzt in Ems. Er starb 21. April 1839. D. war einer der verdientesten Pomologen Deutschlands, und seine Schriften sind noch jetzt von hoher Bedeutung. Als die wichtigsten sind zu nennen: »Versuch einer systematischen Beschreibung aller Obstsorten in Deutschland« (Frankf. a. M. 1799—1821, 26 Hefte), wozu die »Systematische Beschreibung der in Deutschland vorhandenen Kernobstsorten« (Stuttg. 1821—32, 6 Bdchn.) eine Fortsetzung bildet, und »Systematisches Verzeichnis der vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen Obstsorten« (Frankf. 1818; 1. und 2. Fortsetzung, Leipz. 1829—33).

Diele, s. v. w. Bret, besonders ein zum Belegen von Fußböden verwendetes. In weiterem Sinn auch ein mit Bretern bedeckter (gedielter) Fußboden, in Norddeutschland s. v. w. Flur, Hausflur, Tenne.

Dielenkopf (mutulus), plattenförmige Verzierung an der untern Seite der steinernen Hängeplatte der dorischen Säulenordnung, welche dem hervorragenden Ende (Kopf) einer Diele gleicht, an welche zuweilen kleine Cylinder, sogen. Tropfen, gemeißelt sind, die an deren Unterfläche hängen und von manchen für Symbole der vom Dach herabkommenden Regentropfen gehalten werden.

Dielenkopf

Dielmann, 1) Jakob Friedrich, namhafter Genre- und Landschaftsmaler, geb. 1809 in Frankfurt a. M. (Sachsenhausen), war Schüler Prestels und des Lithographen Vogel und besuchte dann die Düsseldorfer Akademie. Bei angebornem Talent und fleißigem Studium wie in anregendem Umgang mit Künstlern, wie Lessing, Achenbach, Bendemann, Becker, Pose u. a., machte er sich rasch einen Namen in der damals aufkeimenden neuern Genremalerei. Er blieb bis 1842 in Düsseldorf und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er seinen bleibenden Wohnsitz aufschlug. Seiner damaligen Richtung, die der von Jakob Becker verwandt ist und sich stets in ruhigen Kreisen bewegte, entstammen eine Reihe von Darstellungen aus dem Volks- und Naturleben, welche sich theilweise in zahllosen Kopien verbreiteten und den Künstler rasch populär machten. Dahin ist vor allem seine hessische Dorfschmiede zu zählen, ferner: die Großmutter und ihre Enkel, der Pfarrherr mit den Kindern, der Dorfbarbier, das Kirchweihfest, die Procession, die Kinder vor der Kirchthür, das Bauernmädchen unter der Thür u. a. Seine Hauptmotive entnahm er vorzugsweise aus dem durch malerische Trachten berühmten Schwalbengrund. Seine Darstellungen sind anmuthsvoll und, weil mitten aus dem Leben gegriffen, wahr. In neuerer Zeit hat D. sein Talent mehr der Darstellung von Lokalitäten mit Staffage gewidmet; auch in der Färbung, die bei ihm immer warm und lebendig war, scheint er einer geänderten Anschauung zu folgen, indem er viel mehr Licht gibt und alle tiefen Schatten, namentlich aber die farblosen, vermeidet. In Aquarellen hat D. Vorzügliches geleistet und kann sich hierin den Besten seiner Zeit an die Seite stellen. Bei Kruthoffer in Frankfurt a. M. erschien ein Dielmann-Album, welches eine Anzahl Bilder dieses Künstlers in Farbendruck wiedergibt.

2) Johann, Bildhauer, geb. 1819 in Frankfurt a. M., erhielt seinen ersten Unterricht von dem Bildhauer Professor Zwerger und ging später nach München, wo er Schüler Schwanthalers wurde. Er beschäftigt sich meist mit dekorativen Arbeiten, mit Ausschmückung von Lokalitäten, Sälen, Plafonds etc., mit sinnreichen Kompositionen in Haut- und Basrelief. Auch in weiteren Kreisen bekannt machte ihn die bei dem 1859 stattgefundenen großen Schillerfest aufgestellte Statue des Dichters, die, neu modellirt und in München gegossen, seit 1864 in Frankfurt auf dem frühern Parade-, jetzt Schillerplatz aufgestellt ist.

Dielytra, s. Dicentra.

Diemel, Nebenfluß der Weser, entspringt am Kahlen Pön, südlich vom Dorf Usseln in Waldeck, hart an der Grenze von Westfalen, durchströmt ein enges, gewundenes Thal und mündet nach bedeutendem Fall und nach 80 Kilom. langem Lauf, nicht schiffbar, bei Karlshafen im preußischen Regierungsbezirk Kassel.

Diemen, Anton van, Generalgouverneur der holländischen Niederlassungen in Ostindien, geb. 1593 zu Kuylenburg, ging nach Indien und stieg rasch bis zur Würde eines ordentlichen Raths. Im Jahr 1631 führte er als Admiral die indische Flotte nach Holland, kehrte als erster Rath und Generaldirektor nach Indien zurück und wurde 1. Jan. 1636 zum Generalgouverneur ernannt. Als solcher schloß er einen vortheilhaften Vertrag mit dem König von Ternate, führte einen glücklichen Krieg gegen den Beherrscher von Amboina, bemächtigte sich der portugiesischen Niederlassungen zu Ceylon und Malakka, nöthigte den Vicekönig von Goa und den König von Fars zum Frieden und ward der Begründer des holländischen Handels in Tunkin. Er veranlaßte auch die Entdeckung von Neuseeland und die Eroberung jenes Theils von Neuholland, der seitdem seinen Namen (Vandiemensland) trägt. Nicht weniger Aufmerksamkeit richtete er auf die innere Verwaltung. Er starb 1645.

Diemermeer (Watergraafsmeer), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, 1 Kilom. von Amsterdam, mit einer vortrefflichen Schule für das theoretische und praktische Studium des Garten- und Blumenbaues.

Diem perdidi (lat.), ich habe einen Tag verloren! nach Sueton (»Leben des Titus«, Kap. 8) Ausruf des Kaisers Titus, als es ihm einst am Abend einfiel, an jenem Tage noch keinem etwas Gutes gethan zu haben.

Diemtiger Thal, s. Kander.

Dienende Brüder, bei den geistlichen Ritterorden nichtadlige Brüder, die als gemeine Soldaten dienten; in Klöstern s. v. w. Laienbrüder oder Donaten, in den Nonnenklöstern durch dienende Schwestern vertreten; bei den Freimaurern diejenigen Mitglieder des Bundes, welche die Aufwartung in der Loge und andere Dienste verrichten.

Dienger, Joseph, verdienter Mathematiker, geb. 5. Nov. 1818 zu Hausen bei Breisach, zeigte früh große Neigung zum Lehrfach und ward, noch nicht 20 Jahre alt, als Lehrer an die katholische Kantonsschule zu Disentis berufen. Zu seiner weitern Ausbildung verließ er jedoch nach drei Jahren diese Stelle, ging nach Genf und später nach Karlsruhe, um auf dem dortigen Polytechnikum seine mathematische Ausbildung zu vollenden. Darauf zum Lehrer an der höhern Bürgerschule zu Ladenburg, später zu Sinsheim ernannt, ward er 1849 Vorstand der höhern Bürgerschule zu Ettenheim und folgte 1850 einem Ruf als Professor der Mathematik an das Polytechnikum zu Karlsruhe, woselbst er 18 Jahre thätig war, bis ihn Krankheit zwang, 1868 seine Lehrthätigkeit aufzugeben. D. ist als mathematischer Schriftsteller sehr fruchtbar gewesen, von seinen Werken sind zu nennen: »Grundzüge der algebraischen Analysis« (Karlsr. 1851); »Handbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie« (Stuttg. 1863, 3. Aufl. 1867); »Handbuch der Differential- und Integralrechnung« (das. 1857, Bd. 1 und 2; 3. Aufl. 1867; Bd. 3, 1862); »Ausgleichung der Beobachtungsfehler nach der Methode der kleinsten Quadratsummen« (Braunschw. 1857); »Studien zur analytischen Mechanik« (Stuttg. 1863); »Theorie und Auflösung der höheren Gleichungen« (das. 1866); »Grundriß der Variationsrechnung« (Braunschw. 1867). Viele mathematische Abhandlungen Diengers erschienen in Crelle's »Journal« und Grunerts »Archiv«, einiges auch in Terquem und Gérons »Nouvelles Annales de Mathématique«.

Dienstablösung, s. Ablösung.

Dienstadel (Beamtenadel), Adel, der durch Verwaltung gewisser Aemter und Würden erlangt wird; vgl. Adel.

Dienstag (Dinstag, lat. Dies Martis, franz. Mardi, engl. Tuesday), der dritte Tag der Woche, ist nach dem Kriegs- oder Schwertgott benannt, welcher altnordisch Tyr, althochdeutsch Ziu, bei den Bayern Eor oder Eru hieß, und führt daher in Schwaben noch jetzt den Namen Ziestag oder Zistig (aus dem althochd. Ziuwestac) und in Bayern die Bezeichnung Ertag, Eretag, Erchtag oder Irtag. Der fette oder feiste D. (franz. mardi gras) ist der Fastnachtsdienstag (s. d.), der gelbe, schiefe oder Schellendienstag der D. vor Ostern, bei den romanischen Völkern der heilige, bei den Magyaren der große D. genannt.

Dienstalter, s. Anciennität.

Dienstalterszeichen, s. Dienstauszeichnung.

Dienstauszeichnung, militärische, in Preußen Ehrenzeichen für Unterofficiere und Mannschaften, in drei Klassen für 9-, 15- und 21jährige Dienstzeit verliehen, besteht aus einer stählernen, silbernen oder goldenen Schnalle mit dem Namenszug F. W. III. auf blauem, schwarz, resp. weiß und gelb gerändertem Band. Das Dienstauszeichnungskreuz für Officiere nach 25jähriger tadelloser Dienstzeit, wie obige Auszeichnung 1825 gestiftet, ist ein goldenes Kreuz an blauem Band im Mittelschild mit dem Namenszug F. W. III. und auf der Rückseite XXV. Aehnliche Dienstkreuze und Auszeichnungen bestehen in den kleineren deutschen Staaten, in Bayern ein Dienstalterszeichen für 24jährige aktive Dienstzeit. Die Landwehrdienstauszeichnung in Preußen, 1842 gestiftet, 1868 neu eingerichtet, zerfällt in zwei Klassen: die erste ein silbernes Kreuz, ähnlich dem eben beschriebenen goldenen, für Officiere und Aerzte des Beurlaubtenstands, die freiwillig 5 Jahre über die gesetzliche Dienstzeit (also bis zum 40. Jahr) im Reserve- und Landwehrverhältnis geblieben sind; die zweite ein blaues Band, auf dem der Namenszug F. W. IV. in gelber Seide gestickt ist, für Officiere, Aerzte und Mannschaften, welche ihre Dienstpflicht in Reserve und Landwehr vorwurfsfrei erfüllt und in dieser Zeit einen Feldzug mitgemacht haben oder bei außergewöhnlichen Veranlassungen mindestens drei Monate zum aktiven Dienst eingezogen waren.

Dienstbarkeit, s. Fronen und Servitut.

Dienstbote, s. Gesinde.

Dienste (Dienstleistungen) spielen eine große Rolle in den wirtschaftlichen Vorgängen des Lebens. Je nachdem die Dienstleistungen höhere Ausbildung des Menschen erfordern oder nicht, unterscheidet man höhere und gemeine. Unter letzteren lassen sich unterscheiden: D. in Bezug auf persönlichen und häuslichen Komfort; D. in Bezug auf Produktion und Verkehr; D. für Staat, Kirche und Korporationen. Die gemeinen D. können, da sie verhältnismäßig wenig Kapital und Kenntnisse zur Voraussetzung haben, in vielen verschiedenen Zweigen der menschlichen Thätigkeit zur Geltung kommen. Die höheren D. bedürfen meistens langandauernder Vorbildung und gestatten einen Berufswechsel nur selten. So die D. der Beamten, Officiere, Aerzte, Geistlichen, Lehrer. Eigenthümlich ist ihnen wie den niederen Diensten die Kollektivbelohnung. Bei den Diensten wird nämlich in der Regel nicht jede Leistung eigens geschätzt und bezahlt, sondern die ganze Summe der D. fortlaufend zusammengefaßt und mit einem Kollektivlohn bezahlt. Dies ist nothwendig, weil der Werth jeder einzelnen Leistung nur schwer zu schätzen ist, und weil dieselben stets wechselnde Anspannungen erfahren; dagegen liegt es im Interesse der Dienstleistenden, trotz wechselnder Intensität ihrer Leistungen über ein im voraus und für längere Zeit feststehendes Einkommen zu verfügen. Man hat viel darüber gestritten, ob die D. produktiv oder unproduktiv zu nennen seien. Obgleich selbst Adam Smith die »ernsten und wichtigen« D. des Staatsmanns, Geistlichen, Arztes rc. wie die »frivolen« des Opernsängers, Balletttänzers, Possenreißers rc. für unproduktiv erklärte, so steht doch fest, daß dem nicht so ist. Es ist kein Merkmal für die Produktivität einer Arbeit, ob sie sich in einer käuflichen Waare fixiren und verkörpern läßt oder nicht. Mit Recht macht daher Garnier darauf aufmerksam, wie auffallend es ist, daß die Arbeit des Violinfabrikanten produktiv, diejenige des Violinspielers aber unproduktiv heißen soll, obschon das Produkt des erstern keinen andern Zweck hat als den, vom letztern gespielt zu werden. Auch List macht sich darüber lustig, daß derjenige, welcher Schweine erzieht, produktiv arbeiten soll, derjenige, welcher Menschen erzieht, aber unproduktiv. »Den Flurschützen, welcher die Krähen vom Acker verjagt, nennt jeder produktiv; warum nicht auch den Soldaten, welcher viel schlimmere Krähen vom ganzen Land abhält?« (M'Culloch). Vgl. W. Roscher, Die Grundlagen der Nationalökonomie, Bd. 1 (10. Aufl., Stuttg. 1873).

Dienstgefolge, s. Geleit.

Dienstgratial (n.), in Oesterreich die Abfindungssumme für invalide Militärpersonen vom Feldwebel abwärts, welche auf Invalidenversorgung Verzicht leisten, oder für die Witwen solcher verheiratheten und im Dienst sterbenden Personen.

Dienstkreuz, in Oesterreich 1849 gestiftet, ein dem Maria-Theresia-Orden ähnliches Kreuz von Kanonenmetall für die Mannschaften von 8 und 16 Dienstjahren mit der betreffenden römischen Ziffer im Mittelschild, letzteres bei 16 Jahren in Silber; für Officiere nach 25 Dienstjahren mit silbernem Mittelschild, auf dem der k. k. Adler, nach 50 Dienstjahren mit ebensolchem goldenen Mittelschild. Vgl. auch Dienstauszeichnung.

Dienstmann, s. Ministeriales; dann s. v. w. Fröner, Zinsbauer.

Dienstmannsinstitute, Geschäfte, welche den Zweck haben, dem Publikum beständig Leute zur Disposition zu stellen, die gegen mäßige Entschädigung Botengänge machen, kleinere Lasten transportiren und in und außer dem Haus Arbeiten verrichten, zu denen besondere Geschicklichkeiten nicht erforderlich sind. Die Organisation der D. ist verschieden; im allgemeinen lassen sich aber drei Arten unterscheiden, von denen aber nur eine sich bewährt hat. Ein Kapitalist wirbt eine bestimmte Anzahl von Arbeitern, uniformirt dieselben, versieht jeden einzelnen mit einer Nummer und mit gleichnumerirten Marken, die dem Auftraggebenden als Quittung und Garantieschein übergeben werden. Der Dienstmann erhält seinen bestimmten täglichen Lohn und liefert den ganzen Erwerb abends an den Unternehmer ab. Letzterer ist hierbei vollständig von der Ehrlichkeit seiner Arbeiter abhängig, und da er für etwa vorkommende Benachtheiligungen des Publikums seitens seiner Arbeiter zu haften hat, so ist seine Stellung mißlich. Man gibt deshalb einer andern Einrichtung den Vorzug, bei welcher der Dienstmann abends nur eine bestimmte Summe abzuliefern hat und den Ueberschuß für sich behält. Diese Organisation erscheint am lebensfähigsten, während sich eine dritte, nach dem Princip der Selbsthülfe völlig auf Gegenseitigkeit beruhende noch in keinem Fall bewährt hat. Uebrigens stehen alle D. unter Aufsicht der Ortspolizeibehörde, welche nach der neuen deutschen Gewerbeordnung (§§ 37, 76) das Gewerbe derselben regelt und die Taxen festzusetzen hat. Das erste Dienstmannsinstitut wurde 1858 von Eduard Berger in Bromberg ins Leben gerufen.

Dienstmiete, s. Miete.

Dienten, Dorf im österreich. Herzogthum Salzburg, im Pinzgau, mit Eisenwerk und 200 Einw. Danach ist benannt die Dientener Gruppe, in der sich der gletschertragende Hochgebirgsstock des Ewigen Schneebergs bis 2938 Meter und das breite, 2440 Meter hohe Felsenplateau des Steinernen Meers (mit der 2728 Meter hohen Schönfeldspitze) erheben, beides Kalkmassen, die auf der Grauwacke liegen.

Diepenbeek, Abraham van, namhafter niederländ. Maler, geb. zu Herzogenbusch, lernte zuerst die Glasmalerei, dann aber die Oelmalerei bei Rubens und malte 1635 bereits für die Frauenkirche von Antwerpen vier Bildnisse von Almosenieren auf Glas, erwarb 1636 das Bürgerrecht daselbst und trat 1638 in die St. Lukasgilde. Er starb daselbst 1675. Von seinen Glasgemälden sind noch verschiedene Reste erhalten, z. B. die Fenstermalereien in der Kapelle der heiligen Jungfrau in der Kollegiatkirche zu St. Jakob in Antwerpen, die Fenster in der Kirche der Minimen daselbst, die Chorfenster der Dominikanerkirche sowie viele andere in der Karmeliterkirche, in der Kapelle der Armen, in der Hauptkirche &c. Man sieht aus denselben, wie sehr die Technik damals schon gesunken war. Mehr Anerkennung verdient D. als Oelmaler. Er wandelt vollständig in Rubens' Fußstapfen; es sind ganz die überschwellenden Formen, das helle, kräftige Kolorit, die lebendige Komposition desselben, doch ohne dessen volle Meisterschaft. Werke von D. besitzt das Museum von Antwerpen (Verzückung des heil. Bonaventura), Paris (Clölia, die Tiber durchschwimmend, und Porträts), Berlin (Clölia, Vermählung der heil. Katharina), Dresden (Neptun und Amphitrite), München (Abraham, die drei Engel bewirtend, u.a.) &c. Die Kupferstecher seiner Zeit beeiferten sich, nach ihm zu stechen. Seine Zeichnungen aus dem Kabinet Favereau erschienen gestochen in 59 Blättern, mit dem Titel als: »Tableaux du Temple des Muses, gravés — par les meilleurs maîtres —, composés par Mr. Michel de Marolles«, Paris 1655, Fol. Später erschienen noch mehrere Ausgaben.

Diepenbrock, Melchior, Freiherr von, Fürstbischof von Breslau, geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, wo sein Vater Hofkammerrath war, besuchte das französische Lyceum in Bonn, machte im 13. preußischen Landwehrregiment den Feldzug von 1814 mit, studirte dann seit 1818 zu Landshut Cameralia, hierauf in Mainz und Münster Theologie und wurde 1823 zum Priester geweiht. Sein väterlicher Freund Sailer, welcher indeß Bischof von Regensburg geworden war, ernannte ihn zu seinem Sekretär und beförderte ihn hier stufenweise zum Kanonikus, Domprediger und Domdechanten und bischöflichen Generalvikar. Im Jahr 1845 ward er in den Freiherrenstand erhoben und zum Fürstbischof von Breslau erwählt, eine Stellung, welche durch die kirchlichen Zustände jener Provinz und namentlich durch die fast unmittelbar vorausgegangene Stiftung der deutschkatholischen Kirche in vielfacher Beziehung äußerst schwierig geworden war, die er jedoch trefflich ausfüllte. Im Jahr 1848 ward er zum Frankfurter Parlament abgeordnet, 1849 provisorisch zum apostolischen Delegaten für die preußische Armee und 1850 zum Kardinal ernannt. Er starb 20. Jan. 1853 auf seiner Residenz zu Johannisberg in Oesterreichisch-Schlesien. Als Dichter geistlicher Lieder trat D. zuerst in der von E. v. Schenk herausgegebenen »Charitas« auf. Größeres Verdienst erwarb er sich durch die schöne Sammlung: »Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten« (Sulzbach 1829, 4. Aufl. 1862), denen »Erinnerungen an den jungen Grafen von Stolberg« und »Heinrich Suso's Leben und Schriften« (2. Aufl., das. 1837) folgten. Seine »Predigten« (Regensb. 1841—43) sowie »Sämmtliche Hirtenbriefe« (Münster 1853) zählen zu dem Besten, was die katholische Literatur auf diesem Feld in der neuern Zeit lieferte. Vgl. »Melchior von D., ein Lebensbild« (von seinem Nachfolger, Fürstbischof H. Förster, Bresl. 1859).

Diepholz, Grafschaft (jetzt Amt) in der preuß. Landdrostei Hannover, 628 QKilom. (11,40 QM.) groß, bildet eine Spitze zwischen Oldenburg und der preuß. Provinz Westfalen, ist völlig eben, besteht etwa zum dritten Theil aus Moor (Diepholzer Moor), Bruch und Heide, wird bewässert von der Hunte und deren Zuflüssen, im S. vom Dümmersee und hat (1871) 20,822 Einw. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht, außerdem Flachsbau, Garnspinnerei und Leinweberei. Viele der ärmeren Bewohner der Grafschaft suchen während des Sommers in

Holland durch Torfstechen, Moorgraben und Heumachen ihren Unterhalt (Hollandgehen). Der gleichnamige **Flecken**, der Hauptort der Grafschaft, an der Hunte (hier Lohne genannt) und an der Strecke Venloo-Hamburg der Köln-Mindener Eisenbahn, hat ein Schloß und mit der Vorstadt Willenberg 2480 Einw., die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Tuch- und Wollzeugfabrikation beschäftigen. Die Grafschaft D. ist alt, schon 1119 war ein Graf von D. Bischof von Osnabrück. Die Grafen von D. wohnten zuerst in Kornau und wählten erst 1356 D. zu ihrer Residenz. Zur Grafschaft D. gehörten außer D. noch Lemförde (s. d.) und Auburg, welches der Wittwensitz der Gräfinnen von D. war. Nach dem Aussterben der Grafen 1585 kam D. an die braunschweig-lüneburgische Linie Celle, 1679 an Kalenberg. Das Schloß wurde 1637 von den Schweden zerstört, aber 1651 wieder aufgebaut. In den Jahren 1806—1810 machte die Grafschaft D. einen Theil des westfälischen Departements Aller und später der französischen Departements Wesermündungen und Oberems aus. 1814 kam es an Hannover. S. Karte »Hannover 2c.«

Dieppe (spr. djepp), Arrondissementshauptstadt und Kriegsplatz dritter Klasse im franz. Departement Niederseine, an der Mündung des Flüßchens Arques in den Kanal, Station der Westbahn, besteht aus der eigentlichen Stadt und der durch den Arques von ihr getrennten Fischervorstadt **Pollet**, wozu noch die Vorstadt **Barre** am Abhang eines Hügels im SO. kommt. D. hat regelmäßige Straßen, einen trefflichen, sehr sichern Hafen mit enger Einfahrt und von fast 10 Meter Wassertiefe, der 200 Schiffe von 60—600 Tonnen Gehalt zu fassen vermag und neuerdings vergrößert werden soll, ein befestigtes Schloß (von 1433), das durch Mauern, die von seiner Höhe herabführen, mit dem Hafen und der Stadt in unmittelbare Verbindung gebracht ist und gegenwärtig als Kaserne dient, schöne gothische Kirchen (St. Remy und St. Jacques), ein Stadthaus mit Bibliothek (8000 Bde.) und Museum, ein Theater (1826 erbaut), eine Börse, berühmte Seebäder (mit einem 1857 neu erbauten Etablissement), ein Krankenhaus, einen Appellhof, ein Handelstribunal, eine Schifffahrtsschule, ein Collège, eine Spitzen- und Webschule und (1872) 21,215 Einw., die Schiffbau, Schiffahrt, Fischfang (Häringe, Makrelen und Stockfische; zwei reiche Austernparks liefern Paris jährlich an 12 Mill. Austern), Fabriken für Tabak (1 Mill. Kilogr. jährlich), Horn- und künstliche Elfenbeinwaaren, Spitzen, Zucker, Pfeifen, Fischangeln, Bürsten 2c., Alaunsiederei, Zuckerraffinerie, Bierbrauerei und bedeutenden Handel (besonders mit England und Norwegen) betreiben. Der Werth der Ausfuhr beläuft sich auf ca. 30 Mill., jener der Einfuhr auf mehr als 42 Mill. Franken. Von D. gehen regelmäßig Dampfboote nach New Haven und Grimsby in England. D. (wahrscheinlich von deep, »tief«) war anfangs ein Dorf, von wo Wilhelm der Eroberer 1066 nach England übersetzte; aus der Verschmelzung des alten Dorfs mit Bouteilles und Beotheville entstand die Stadt D., die schon damals dem Erzbischof von Rouen gehörte, der sie von König Richard von England als Entschädigung für den Verlust von Andely erhielt. Der franz. König Philipp August belagerte in seinem Streit mit Richard Löwenherz die Stadt und verbrannte alle Schiffe. Später entriß Karl VII. D. den Engländern, worauf Talbot es belagerte, aber durch den tapfern Dunois zum Weichen gebracht ward. Seit der Mitte des 14. Jahrh. war D. als See- und Handelsplatz berühmt und mächtig. Von hier aus wurde die Westküste Afrika's ein Jahrhundert vor Vasco de Gama beschifft, auch nach Kanada von hier aus zuerst gefahren und dasselbe für die Franzosen in Besitz genommen. In den Hugenottenkriegen diente D. den Protestanten als festes Bollwerk. Die Blüte Dieppe's litt durch Aufhebung des Edikts von Nantes und wurde durch das Bombardement der Engländer und Holländer, deren Flotte 1690 auf der Höhe von D. von Tourville geschlagen worden war, 22. und 23. Juli 1694 völlig vernichtet. 3000 Bomben und 4000 Kugeln wurden während desselben in die Stadt geworfen und diese bis auf das Schloß und 2 Kirchen in Asche gelegt. Nach dem Ryswijker Frieden mußten die Einwohner ihre Häuser wieder aufbauen, und zwar auf königlichen Befehl nach einem und demselben Stil, wodurch die Stadt ihre jetzige regelmäßige Gestalt erhielt; aber den hohen Unternehmungsgeist ihrer Bürger, welcher mit den Hugenotten ausgewandert war, konnte man nicht wieder hervorrufen. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 wurde D. von General v. Manteuffel 9. Dec. 1870 durch eine mobile Kolonne besetzt, um den Import von Waffen und sonstigem Kriegsbedarf zu verhindern und den Widerstand und die Angriffe der französischen Nordarmee zu verkürzen und lahm zu legen. D. behielt deutsche Besatzung bis zur vertragsmäßigen Räumung des Departements infolge der Zahlung der ersten halben Milliarde Kriegskontribution. Vgl. **Vitet**, Histoire de D. (2. Ausg. 1844, 2 Bde.); **Asseline**, Les antiquités et chroniques de la ville de D. (1874, 2 Bde.).

Diepraam, **Abraham**, niederländ. Maler des 17. Jahrh., lernte zuerst bei dem Glasmaler Stoop, dann bei dem Genremaler H. M. Zorg und bildete sich auch nach Brouwers Gemälden. 1648 trat er in die Malergilde von Dordrecht, wo er geraume Zeit wohnte. Leider verfiel er mehr und mehr dem Trunk und starb im Spital zu Rotterdam. Seine Gemälde in seiner frühern Zeit sind im Sinne Molenaers und Zorgs geistreich und sprechend, wenn sie auch Brouwer, Ostade und Teniers nicht erreichen.

Dierdorf, Marktflecken im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, am Holzbach, hat ein Schloß des Fürsten von Wied, eine katholische und eine evangel. Pfarrkirche, Synagoge und (1871) 1460 Einw., die Acker- und Hopfenbau, auch Gerberei und Ziegelbrennerei treiben. Seit 1692 Residenz der Wied-Runkel'schen Linie, kam D. nach dem Aussterben derselben 1821 an den Fürsten von Wied-Neuwied. In der Nähe schlug Ney 18. April 1797 die Oesterreicher.

Diergardt, **Friedrich**, **Freiherr von**, deutscher Industrieller, geb. 25. März 1795 in Mörs in der Grafschaft Mark als Sohn des Konsistorialpräsidenten und Pfarrers Johann Heinrich D., trat als Lehrling in das Seidenmanufakturgeschäft des Kommerzienraths Deussen zu Süchteln, errichtete 1813 mit seinem Schwager Käntzler in St. Tönis bei Krefeld eine Sammet- und Sammetbandfabrik, welche aber bald nach Süchteln und 1816 nach Viersen verlegt wurde. Hier blühte das Geschäft mächtig auf und erreichte unter Diergardts Leitung (Käntzler starb früh) eine große Bedeutung für die rheinpreußische Industrie. In 43 Städten und Dörfern der Regierungsbezirke Düsseldorf und Aachen finden sich Werkstätten Diergardts. In Viersen werden etwa 3000 Arbeiter beschäftigt. Die Weber arbeiten in ihren eigenen Wohnungen; nur das

eigentliche Fertigmachen der Arbeit, deren Appretur, Aufmachung und Verpackung wird im eigenen Lokal besorgt. In einem besondern geschlossenen Etablissement werden doppelt gewebte (St. Etienner) Sammetbänder hergestellt. Die Fabrikate wetteiferten bald erfolgreich mit den französischen und englischen, übertrafen sie in manchen Qualitäten und verdrängten sie vielfach im Welthandel vom Markte. D. entfaltete eine gleich große Thatkraft und Einsicht als Fabrikant wie als Kaufmann, durch rechtzeitige Eröffnung neuer Absatzwege wußte er stets zeitweiligen Stockungen im Geschäftsbetrieb abzuhelfen, wesentlich durch seine Initiative trat die große Spinnerei und Weberei zu München-Gladbach, in ihrer Art wohl das größte Etablissement des Zollvereins, ins Leben; er beförderte durch seinen Einfluß den Ausbau des Eisenbahnnetzes, betheiligte sich an einer großen Zahl industrieller Unternehmungen, fungirte als Abgeordneter der rheinischen Ritterschaft auf den Provinziallandtagen, war Mitglied des ersten vereinigten preußischen Landtags und des Abgeordnetenhauses bis 1860, wo er in den Freiherrenstand erhoben und als lebenslängliches Mitglied ins Herrenhaus berufen wurde. Er gründete das Gladbacher Gewerbegericht und präsidirte demselben 25 Jahre; auch verdanken ihm mehrere wohlthätige Institute in Mörs, Düren und Viersen ihre Entstehung, und namentlich sorgte er lebhaft für das Wohl seiner Arbeiter. Er starb 3. Mai 1869.

Dieringer, Franz Xaver, katholischer Theolog, geb. 22. Aug. 1811 zu Rangendingen in Hohenzollern-Hechingen, ward 1835 zu Freiburg i. Br. zum Priester geweiht und am Seminar daselbst als Lehrer der Homiletik angestellt. Nach einem Zwischenaufenthalt in Speyer (1840—43) ward er als ordentlicher Professor an die katholisch-theologische Fakultät zu Bonn berufen, wo er später Universitätsprediger und Direktor des von ihm gegründeten homiletisch-katechetischen Seminars ward. Seine Hauptschriften sind das »System der göttlichen Thaten des Christenthums« (Mainz 1841, 2. Aufl. 1857) und das »Lehrbuch der katholischen Dogmatik« (das. 1847, 5. Aufl. 1865). Nach Ausbruch der vatikanischen Konzilswirren entsagte D., welcher mit der päpstlichen Politik nicht einverstanden, aber auch nicht Willens war, zu den Altkatholiken überzugehen, sowohl seinem Kanonikat, als auch seinem akademischen Lehrstuhl und zog sich auf eine Dorfpfarrei in seiner engern Heimat zurück.

Diersdorf (Ober- und Nieder-Diersdorf), zwei benachbarte Dörfer im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Nimptsch, mit 500 und 340 Einw., einem Schloß des Grafen v. Pfeil (1860 erbaut), schönem Garten, Zündwaarenfabrikation und ziemlich stark besuchtem Mineralbad.

Diersheim, Dorf im bad. Kreis Offenburg, am Rhein, mit 840 Einw., war 20. und 21. April 1797 der Schauplatz blutiger Gefechte zwischen den Oesterreichern und den Franzosen unter Moreau.

Diervilla *Mill.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kaprifoliaceen, Sträucher mit zahlreichen, einfachen Stengeln, länglichen oder elliptischen und gesägten Blättern, winkel- oder endständigen Blütenständen, gelben Blüten und hautartigen Kapseln. D. Lonicera *Mill.*, D. canadensis *Willd.*, ein 30—90 Centim. hoher Strauch mit einfachen, scheinbar vierkantigen Aesten, 8 Centim. langen Blättern und 2 Centim. langen Blüten, aus Nordamerika, wird bei uns in Gärten kultivirt. Die Aeste, Diervillenstengel, amerikanische Zaunkirschstengel, wurden früher als harntreibendes und blutreinigendes Mittel angewendet. Die ostasiatischen Arten bilden die Gattung Weigela *Thunb.*

Dies (lat.), der Tag, in der Rechtssprache der Zeitpunkt, Termin, Tagfahrt. Ex die in diem (terminus a quo), Anfangstermin, mit welchem ein Recht oder Rechtsverhältnis beginnen soll; ad diem (terminus ad quem), Endtermin, mit dem dasselbe aufhören soll; D. absolutionis, der Gründonnerstag (s. d.), weil an ihm die Lossprechung von Kirchenstrafen stattfand; D. adoratus, Karfreitag (s. d.), von der an ihm üblichen Verehrung des Kreuzes; D. aegyptiaci, Unglückstage; D. architriclinii, der zweite Sonntag nach Epiphania, wegen des Evangeliums von der Hochzeit zu Kana; D. caniculares oder canini, die Hundstage; D. cinerum, Aschermittwoch; D. competentium, der Gründonnerstag, an welchem in den ältesten Zeiten der Kirche die Katechumenen (competentes, i. e. qui petunt baptismum), die zu Ostern getauft werden sollten, das Glaubensbekenntnis hersagen mußten, das ihnen am Palmsonntag übergeben worden war; D. consecrati, Gott geweihte Tage, besonders die Weihnachtsfeiertage; D. criticus, ein entscheidender Tag, bei fieberhaften, typisch verlaufenden Krankheiten derjenige Tag, an welchem erfahrungsgemäß die Fieberhöhe abgeschlossen wird und die Körpertemperatur auf den Normalpunkt (37° C.) zurückgeht; D. depositionis, Sterbetag eines Bekenners (s. Heilige), Begräbnistag eines Heiligen; D. emortualis, Todestag; D. exemptus, geschäftsfreier Tag; D. fastus, bei den Römern jeder Tag, an welchem von früh bis abends Gericht gehalten werden durfte, Gerichtstag; D. faustus, Glückstag; D. felicissimus, der Ostertag; D. feriales oder feriati, Feier-, Festtage, an denen die alten Römer den Göttern opferten oder Spiele hielten, aber alle Rechts- und Staatsgeschäfte ruhen ließen; D. fixarum, Sterntag (s. Tag); D. florum, Palmsonntag; D. focorum, der Sonntag Invocavit oder Funkensonntag (s. d.); D. incarnationis, Mariä Verkündigung (25. März); D. indulgentiae, der Gründonnerstag (s. d.); D. intercalaris s. intercalarius, Schalttag; D. intercisus, bei den alten Römern der Tag, an welchem nur während einiger Stunden Gericht gehalten werden durfte; D. intrantes et exeuntes, die ersten und letzten Tage jedes Monats; D. Jovis, Donnerstag; D. legalis, der bürgerliche Tag von 24 Stunden; D. lunae, Montag; D. magnus, der Ostertag; D. Martis, Dienstag; D. Mercurii, Mittwoch; D. natalis, Geburtstag, besonders der Todestag eines Märtyrers, häufig auch der Gründungstag einer Stadt oder Stiftung sowie der Tag der Thronbesteigung eines Fürsten oder der Erhebung eines Geistlichen zum Bischof oder Papst; D. naturalis, der natürliche Tag vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne; D. nefastus, Tag, an dem bei den alten Römern kein Gericht gehalten werden durfte, Unglückstag (auch D. ater); D. non (i. e. non juridici), in England die Tage, an welchen die Gerichtshöfe während ihrer Sitzungszeiten geschlossen sind; D. pingues, in Deutschland die drei Tage vor Aschermittwoch; D. professus, Tag, an welchem bei den alten Römern Geschäfte vorgenommen werden durften; D. ramorum (palmarum), Palmsonntag; D. reconciliationis, der Gründonnerstag (vgl. D. absolutionis); D. sabbati, Samstag bei Juden und Christen; D. salutaris, Karfreitag; D. sancti, die Tage der Fastenzeit, in romanischen Ländern vornehmlich die der letzten Woche vor Ostern;

D. Saturni, Sonnabend; D. saxonicus, s. v. w. sächsische Frist; D. solis, Sonntag; D. solutionis, Verfalltag; D. spiritus, Tag des (Heiligen) Geistes, als festes Datum 15. Mai, sonst Pfingsttag; D. stationarii, Mittwoch und Freitag als stehende Fasttage; D. strenarum, Neujahrstag; D. suprema, der Jüngste Tag; D. Veneris (Freyae), Freitag; D. veri, Sonnentage (s. Tag); D. viridium, der Gründonnerstag.

Dies cedens oder Dies cedit, in der Rechtssprache, namentlich im Erbrecht, die Bezeichnung des Zeitpunkts, mit welchem ein Recht erworben wird oder überhaupt zur Existenz gelangt, im Gegensatze zu dem Zeitpunkte (dies veniens oder dies venit), mit welchem jenes Recht geltend gemacht werden kann; z. B. ein Erblasser vermacht seine Habe dem A., verordnet aber, daß nach dem Tode des A. die Hälfte davon dem B. zufallen soll. Hier ist für den B. der dies cedens des Legats der Tod des Erblassers, das Vermächtnis ist ihm mit diesem Moment erworben. Die Geltendmachung, die Verwirklichung dieses Rechts, der Dies veniens legati, aber ist hinausgerückt bis zu dem Zeitpunkt, zu welchem der Erbe A. mit Tod abgehen wird.

Dies diem docet, lat. Sprichwort: ein Tag lehrt den andern.

Dièse (spr. djähs'), franz. Name des musikalischen Erhöhungszeichens (♯), wird zur Bezeichnung der erhöhten oder abgeleiteten Töne den Namen der ursprünglichen angehängt, z. B. ut dièse = cis, fa dièse = fis.

Dies interpellat pro homine, Rechtsregel: der Tag, d. h. die Zeit, mahnt an Stelle des Menschen. Es wird nämlich von vielen Rechtslehrern behauptet, daß die Folgen des Verzugs (mora) ohne besondere Mahnung von Seiten des Gläubigers (interpellatio) von selbst eintreten, wenn im Vertrag für die Erfüllung der Verbindlichkeit eine bestimmte Zeit festgesetzt und diese verstrichen ist; andere Rechtslehrer verlangen auch in diesem Fall wenigstens dann die Mahnung, wenn nicht noch ausdrücklich verabredet worden ist, daß der Eintritt des Tags die Wirkung der Verzugsetzung haben solle. Letztere Ansicht ist im französischen Recht (Code civil, Art. 1139) angenommen.

Dies irae, dies illa (lat.), berühmter, nach den Anfangsworten benannter lateinischer Hymnus auf das Weltgericht, dem die prophetische Stelle Zephanja 1, 14—18, besonders V. 15, nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata zu Grunde liegt; stammt aus dem 13. Jahrh. und hat, nach ziemlich sicherer Annahme, den Franciskaner Thomas von Celano (s. d.) zum Verfasser.

Diësis (griech., f.), bei den Griechen jede Theilung der Töne, besonders aber die Hälfte, der dritte und der vierte Theil eines ganzen Tons. Letzterer hieß die enharmonische D., der dritte Theil die chromatische D. und die Hälfte eines ganzen Tons die große D. In der modernen Musiktheorie versteht man unter D. ein kleines Intervall, welches nur bei der mathematischen Berechnung der Intervalle und zwar in dem Verhältnis von 128 : 125 vorkommt. Es ist dieses einmal der Unterschied zwischen dem großen und kleinen halben Ton (z. B. c—des und c—cis) oder der zwischen den sogen. enharmonischen Tönen (z. B. dis — es, fis — ges); denn wenn man von dem großen halben Ton (16 : 15) den kleinen halben Ton (24 : 25) abzieht, so bleibt für den enharmonischen Ton die D. als Rest. Dann ist die D. auch der Unterschied zwischen dem großen und kleinen Limma; denn wenn man auch hier dieses (125 : 135) von jenem (27 : 25) abzieht, so bleibt die D. übrig.

Diëspiter (lat., »Vater des Tags, des Lichts«), s. v. w. Jupiter (s. Zeus).

Dießbacher Blau, s. v. w. Berlinerblau.

Diessen (Bayerdießen), Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, am Ammersee, Sitz eines Landgerichts, mit ehemaligem Chorherrenstift und (1871) 1176 Einw., die Fischerei, Bierbrauerei und Hopfenbau treiben. D. hatte im Mittelalter seine eigenen Grafen aus dem Haus Andechs.

Dießenhofen, Landstädtchen im schweizer. Kanton Thurgau, mit (1870) 1443 Einw., eine Station der Dampfboote auf der Rheinstrecke Stein-Schaffhausen. Der Ort hat einige Industrie, beträchtliche Viehmärkte und starke Schweinezucht. Nach Aussterben der kyburgischen Grafen kam D. an Oesterreich, bildete seit 1460 eine kleine Republik unter dem Schutz der acht alten Orte und Schaffhausens und wurde 1798 mit dem Kanton Thurgau vereinigt. In der Nähe von D. fanden 1799 mehrere Gefechte zwischen den Franzosen unter Moreau und den verbündeten Oesterreichern und Russen statt, infolge deren sich die Franzosen zum Rückzug über den Rhein genöthigt sahen.

Diest, Stadt in der belg. Provinz Südbrabant, auf beiden Seiten der Demer, hat eine Zeichenakademie und (1866) 7561 Einw., welche Strumpf- und Wollzeugfabriken, bedeutende Bierbrauereien und Brennereien unterhalten. Die Stadt, ehedem volkreicher als jetzt, war nach dem Aussterben der Herren von D. nach einander im Besitz mehrerer nassauischen Linien. Philipp Wilhelm, des Prinzen von Oranien ältester Sohn, ist in der Kirche St. Sulpice daselbst begraben.

Diesterweg, 1) Wilhelm Adolf, gelehrter Mathematiker, geb. 27. Nov. 1782 zu Siegen in der Rheinprovinz, studirte Theologie, widmete sich aber später ganz den mathematischen Wissenschaften, habilitirte sich 1809 in Heidelberg und folgte noch in demselben Jahr einem Ruf nach Mannheim als Professor der Mathematik und Physik am Lyceum. Seit 1819 ordentlicher Professor der Mathematik in Bonn, später Direktor der wissenschaftlichen Prüfungskommission, starb er daselbst 13. Juni 1835. Seine wichtigsten Schriften sind: »Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie« (Bonn 1824); »Trigonometrische Formeln« (das. 1822); »Beiträge zur Lehre von den positiven und negativen Größen« (das. 1831); »Zur geometrischen Analysis« (das. 1834); Uebersetzungen der mathematischen Werke des Apollonios von Perga, als: »De sectione rationis« (Berl. 1824), »De sectione determinata« (Mainz 1822), »De inclinationibus« (Berl. 1823), »De sectione spatii« (Elberf. 1827); endlich die nach der Methode der Griechen bearbeiteten geometrischen Aufgaben (2 Sammlungen, Berl. 1825, Elberf. 1828).

2) Friedrich Adolf Wilhelm, Hauptvertreter der deutschen Volksschulpädagogik der Neuzeit, Bruder des vorigen, geb. 29. Okt. 1790 in Siegen, besuchte die Universitäten Herborn und Tübingen, um Mathematik, Philosophie und Geschichte zu studiren, ward 1811 Hauslehrer in Mannheim, im nächsten Jahr Lehrer an der Sekundärschule in Worms, 1812 an der Musterschule in Frankfurt, 1818 zweiter Rektor an der lateinischen Schule in Elberfeld, wo er mit dem von ihm hochverehrten Wilberg in engern Verkehr trat. Nachdem er einen Ruf als Mathematikus an das Gymnasium zu Hamm ausgeschlagen, fand er 1820 sein eigentlichstes Arbeitsfeld in Mörs, wo er das Schul-

lehrerseminar eröffnete. Mit der ganzen Zähigkeit seiner gesunden Natur widmete er sich der jungen Anstalt, überwand bald die nicht geringen Hindernisse, die sich seiner Wirksamkeit entgegenstellten, und erlebte die Freude, in kurzer Zeit ein frisches pädagogisches Leben in Lehrerkreisen erstehen zu sehen. Unermüdlich thätig, allseitig empfänglich und für die Sache der Erziehung voll Begeisterung, setzte er alle Hebel für dieselbe in Bewegung, entweder indem er die Seminarien der östlichen Provinzen besuchte, oder auf dem Gebiete der Elementarmethodik schriftstellerisch thätig war, oder in der 1827 von ihm gegründeten Zeitschrift »Rheinische Blätter« die Interessen der Schule und des Lehrerstands verfocht. Ueberall zeigt sich der redliche, unerschrockene, gewandte Schulmann. Als es sich im Jahr 1832 um die Gründung eines Seminars für Stadtschulen in Berlin handelte, ward D. zum Direktor desselben ausersehen. Am 15. Mai trat er sein Amt an, und es bedurfte nicht langer Zeit, um auch hier die Erfolge seiner Thätigkeit in dem Gedeihen des Seminars deutlich zur Anschauung zu bringen. Gleichwohl sollte es ihm nicht vergönnt sein, ungestört weiter zu arbeiten. Sein »Wegweiser«, welcher 1834 erschien (s. unten) und der »Bildung und Fortbildung der Lehrer der Volksschule im weitern Sinn des Worts« dienen sollte, gab zunächst Veranlassung zu einer heftigen literarischen Fehde. In solche verwickelte ihn dann der Kampf für die Emancipation der Schule von der Kirche, gegen einzelne Richtungen auf dem praktischen Gebiete des Unterrichts, wie z. B. gegen den wechselseitigen Unterricht und die jetzige Weise des Universitätsunterrichts. Eine Menge von kleineren Schriften, Abhandlungen verschiedenen Inhalts etc., von Wiederholungen nicht ganz frei, zeigte seine stete Schlagfertigkeit. Im Jahr 1840 begannen seine Verwickelungen mit der Regierung, welche damit endigten, daß er 1847 außer Aktivität gesetzt und 1850 definitiv quiescirt ward. Religiöse und politische »Ketzereien« gaben den Vorwand zu einer Maßregel, welche, von allen Einsichtsvollen verurtheilt, doch nur die Einleitung bildete zu einer rückläufigen Bewegung des gesammten Volksschulwesens in Preußen. Von nun an trat D. nur noch als Schriftsteller für seine Ideen auf und schuf sich neben den »Rheinischen Blättern«, dazu im »Pädagogischen Jahrbuch« seit 1851 ein neues Organ. Im Jahr 1858 von der Stadt Berlin in das Abgeordnetenhaus gewählt, bekämpfte er hier wie in Flugschriften und Journalartikeln die 1854 erlassenen drei Schulregulative. Er starb 7. Juli 1866. D. gehört unter die seltenen Männer, welche, ohne besondere wissenschaftliche Tiefe oder originale Schöpferkraft, durch praktisches Geschick, stete Rührigkeit und wahrhaft ansteckenden Eifer sich in ihrer Zeit eine Führerschaft erringen und daher von den einen ebenso bewundert und gelobt wie von den anderen gehaßt und geschmäht werden. Ein Bild der mannigfaltigen rastlosen Thätigkeit Diesterwegs liegt in seinen zahlreichen Schriften vor; wir nennen außer den schon angeführten: »Leitfaden für den Unterricht in der Formlehre« (4. Aufl., Leipz. 1845); »Das pädagogische Deutschland« (Berl. 1836); »Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer« (Essen 1834, 2 Bde., 4. Aufl. 1850; 5. Aufl. in neuer Bearbeitung herausgeg. von dem Kuratorium der Diesterweg-Stiftung, das. 1873 ff.); »Pädagogische Reise nach den dänischen Staaten« (Berl. 1837); »Beiträge zur Lösung der Lebensfrage der Civilisation« (Essen 1836—38, 4 Hefte); »Streitfragen auf dem Gebiete der Pädagogik« (das. 1837 f., 2 Hefte); »Raumlehre« (2. Aufl., Bonn 1843); »Schullesebuch« (Bielef., Thl. 1, 11. Aufl. 1850; Thl. 2, 4. Aufl. 1854); »Lehrbuch der mathematischen Geographie und populären Himmelskunde« (Berl. 1840; 8. Aufl. als »Populäre Himmelskunde und astronomische Geographie« herausgeg. von Strübing 1868); »Unterricht in der Kleinkinderschule« (5. Aufl. 1852); »Lehrgang für den Unterricht in der deutschen Sprache« (Bielef., Thl. 1, 6. Aufl. 1853; Thl. 2 u. 3, 4. Aufl. 1848); »Pädagogisches Jahrbuch« (Frankf. 1851—1861); »Die drei preußischen Regulative« (das. 1855); »Pädagogisches Wollen und Sollen« (Leipz. 1856; 2. Aufl., Frankf. 1875); mit Heuser: »Methodisches Handbuch für den Gesammtunterricht im Rechnen«; »Praktisches Rechenbuch« (oft aufgelegt). Vgl. Langenberg, D., sein Leben und seine Schriften (Frankf. 1867); Derselbe, Diesterwegs Selbstbeurtheilungen, aus seinen Schriften gesammelt (Mörs 1873).

Dietendorf, zwei Dörfer im gothaischen Amt Ichtershausen: Alt- und Neudietendorf. Letzteres, auch Neugottern oder Gnadenthal genannt, an der Apfelstädt, ist eine 1742 vom Grafen von Promnitz gegründete Herrnhuterkolonie, mit Rittergut, Fabriken für Strumpfwaaren, Siegellack, Fischbein, Zinnober, Likör etc., großer Bierbrauerei, Weißgerberei und 660 Einw., ist Station der Thüring. Eisenbahn, von der hier eine Zweigbahn nach Arnstadt abgeht.

Dieter, Christian Ludwig, Violinvirtuos und Komponist, geb. 13. Juni 1757 zu Ludwigsburg, erhielt seine Bildung in der Karlsschule zu Stuttgart und war im Violinspiel Celestini's Schüler. Im Jahr 1771 als erster Violinist in der Hofkapelle zu Stuttgart angestellt, ward er später Kammermusikus und starb 1822 daselbst. Er komponirte mehrere ihrer Zeit beliebte Operetten, wie »Der Irrwisch«, »Das Freischießen«, »Die Dorfdeputirten« etc., auch komische Opern, wie »Belmont und Konstanze«, »Des Teufels Lustschloß«, sowie vieles für Instrumente und Gesang.

Dieterich, Johann Friedrich, deutscher Historienmaler, geb. 1787 zu Biberach, bildete sich zu Stuttgart unter Seele und seit 1820 in Rom. Seit 1833 Professor an der Kunstschule zu Stuttgart, starb er daselbst 17. Jan. 1846. Sein erstes größeres Werk war der Einzug Abrahams in das gelobte Land, 1820; obwohl D. zum Overbeck'schen Kreis gehörte und von Cornelius empfohlen ward, gelang es ihm doch lange nicht, sich den Fesseln des Mengs'schen Eklekticismus zu entwinden, wie sein Christus zu Emmaus im Stuttgarter Museum zeigt. Von ihm sind die Zeichnungen zu den Basreliefs der Giebelfelder an dem neuen Landhaus auf dem Rosenstein, die Distelbarth in Stein ausführte, wie auch die schönen Fresken in der Villa Rosenstein bei Stuttgart, welche die Erziehung des Bacchus, den Brautzug des Gottes und dessen Kämpfe darstellen. Weniger gelungen sind seine religiösen Bilder, wie St. Martin, ein großes Altarbild in der Kirche zu Schemmerg, die Fresken zu Bulach und die Auferstehung Christi in der katholischen Kirche zu Stuttgart. Außerdem lieferte er viele kleinere Bilder. Seine Porträts verbinden mit individueller Wahrheit eine treffliche Färbung. Seine Höhe aus der römischen Zeit erreichte er jedoch später nicht wieder.

Dieterichs, Joachim Friedrich Christian, deutscher Thierarzt und Veterinärschriftsteller, geb. 1. März 1792 zu Stendal, erlernte die Schmiedeprofession, trat 1813 als Militäreleve in die Thierarzneischule zu Berlin, ward 1817 Oberthierarzt, ging 1818 auf Staatskosten nach Frankreich, um die dortigen Veterinärschulen und Züchtungsanstalten, besonders die edeln Schäfereien, einzusehen, wirkte bis 1823 als

Lehrer an der Thierarzneischule zu Berlin, trat sodann als praktischer Thierarzt auf und ward 1830 Lehrer und 1841 Professor an der allgemeinen Kriegsschule. Er starb 28. Febr. 1858 in Berlin. Seine namhaftesten Schriften sind: »Handbuch der Veterinärchirurgie« (Berl. 1822, 7. Aufl. 1856); »Ueber Gestüt- und Züchtungskunde« (das. 1824); »Katechismus der Pferdezucht« (das. 1825); »Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie für Thierärzte und Landwirte« (das. 1828, 3. Aufl. 1851); »Handbuch der praktischen Pferdekenntnis« (das. 1834, 3. Aufl. 1845).

Dieterici, 1) Karl Friedrich Wilhelm, verdienter deutscher Statistiker und Nationalökonom, geb. 23. Aug. 1790 zu Berlin, studirte seit 1809 zu Königsberg und Berlin die Rechte und Geschichte, machte als Ingenieur-Geograph im Hauptquartier Blüchers die Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde nach mehrfach anderer Verwendung im Staatsdienst Professor für die Staatswissenschaften an der Universität sowie 1844 Direktor des statistischen Büreau's. Er starb 30. Juli 1859. Seine Hauptschriften sind: »De via et ratione oeconomiam politicam docendi« (Berl. 1835); »Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preußischen Staat und im deutschen Zollverband« (das. 1828; mit 5 Fortsetzungen: 1832, 1844, 1848, 1851, 1857); »Der Volkswohlstand im preuß. Staat in Vergleichungen aus den Jahren vor 1806 und von 1828—32« (das. 1846); »Ueber Auswanderungen und Einwanderungen« (das. 1847). Als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (seit 1847) lieferte D. mehrere Erörterungen nationalökonomischer Fragen in den »Abhandlungen« derselben und veröffentlichte zahlreiche Monographien statistischen Inhalts. Sein »Handbuch der Statistik des preußischen Staats« (Berl. 1858—61) wurde von seinem Sohn Karl D. beendet.

2) Friedrich Heinrich, Orientalist, Sohn des vorigen, geb. 6. Juli 1821, studirte zu Berlin, Halle und Leipzig orientalische Sprachen, besonders das Arabische, habilitirte sich 1846 in Berlin, gab das Buch »Mutanabbi und Seifuddaula« (Leipz. 1847) heraus und bereiste von 1847 an den Orient, namentlich Aegypten, das peträische Arabien und Palästina. Im Oktober 1850 ward er außerordentlicher Professor der arabischen Literatur an der Universität zu Berlin, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet. D. schrieb: »Reisebilder aus dem Morgenland« (Berl. 1853), gab ferner »Alfijjah, carmen didacticum grammaticum auctore Ibn Malik cum comment. Ibn Akil« (Leipz. 1851) nebst Uebersetzung (Berl. 1853) heraus, welchem die »Carmina Mutanabbii« (das. 1860) folgten. Auch stellte er eine »Chrestomathie Ottomane« (Berl. 1854) zusammen und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Philosophie der Araber (im 10. Jahrh.), wie solche in den Schriften der »Lauteren Brüder« enthalten ist. Die Früchte dieser Beschäftigung sind: eine Uebertragung des Märchens »Mensch und Thier« (Berl. 1858), in welchem die allgemeine Geistesrichtung jener Schule geschildert ist; ein Buch über deren »Naturanschauung und Naturphilosophie« (Pos. 1861); eine Darstellung ihrer »Propädeutik« (Berl. 1865); ferner: »Die Logik und Psychologie der Araber« (Leipz. 1868), die »Anthropologie der Araber« (das. 1871) und endlich ihre »Lehre von der Weltseele« (das. 1873).

Dietēris (griech., f.), Zeit von zwei Jahren, daher dietērisch, zweijährig.

Dietfurt, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bezirksamt Hemau, am Ludwigskanal, mit Franciskanerkloster, Waffenhammer, Kunstmühle und (1871) 1115 Einw. Hier siegten 4. März 1703 die Oesterreicher über die Bayern.

Dietharz, Dorf im Herzogthum Sachsen-Gotha, östlich von Tambach im Thüringer Wald, mit Glashütte und 650 Einw. Hier beginnt der prächtige nach dem Oberhof sich hinziehende Schmalwasser- oder Dietharzer Grund mit dem 90 Meter hohen, überhängenden Porphyrfelsen Falkenstein.

Diether, in der deutschen Heldensage des Königs Amelung ältester Sohn, Ermrichs und Dietmars Bruder, erhielt bei der Theilung der Länder seines Vaters Breisach und das Bayerland und hinterließ drei Söhne, die unter dem Namen der Harlungen durch ihr tragisches Ende bekannt sind. — Sein Neffe, D. der Junge, Sohn des Königs Dietmar, jüngerer Bruder Dietrichs von Bern, ward von Hildebrand erzogen, mit seinem Bruder Dietrich von seinem Vatersbruder Ermrich vertrieben und Pflegling von Etzels Gemahlin Erka (Helche). Mit deren Söhnen Erp und Ortwin zur Eroberung des Amelungenreichs ausziehend, gelobte er beim Abschied ihrer Mutter, sie gesund heimzuführen oder sie nicht zu überleben. Nach der Wilkina-Saga fielen Erp und sein Geselle Helfrich im Kampf gegen Wittich und Runga, und während D. hierauf mit Runga kämpfte, war auch Ortwin durch Wittich gefallen. Da warf sich D. auf Wittich und zwang ihn, um sein Leben zu retten, D. zu erschlagen. Nach der andern Heldensage läßt Dietrich seinen Bruder D. und Etzels Söhne, um sie nicht dem Kampf auszusetzen, unter Ilsans Pflege in Bern zurück, gibt Etzels Söhne in Diethers Hut und verbietet ihnen, aus der Stadt zu reiten. Trotzdem aber reiten sie aus derselben, verirren sich in die Gegend von Ravenna und fallen dort von Wittichs Hand. Nach der Sage in dem Gedicht »Dietrichs Ahnen und Flucht« erlebte D., bei Etzel zurückbleibend, die Wiedereroberung Ravenna's und Mailands durch seinen Bruder Dietrich.

Dietlieb (D. von Steiermark), in der deutschen Heldensage einer der zwölf Recken Dietrichs von Bern, nach der Wilkina-Saga Sohn des mächtigen Biterolf auf Skane (Schonen) in Dänemark, nach dem deutschen Heldengedicht, das seinen Namen trägt (»Biterolf und Dietlieb«), Sohn Königs Biterolf von Tolet (Toledo) und der Dietlind. Zum Jüngling erwachsen, verließ er heimlich seine Mutter, um den Vater aufzusuchen, der vor langen Jahren zum König Etzel gezogen war. Auf der Fahrt ließ ihn König Gunther durch Hagen um seinen Namen fragen. D. verweigerte die Antwort, ward deshalb angegriffen, verwundete König Gunther, Gernot und Hagen, mischte sich dann bei einer Heerfahrt nach Polen unter Etzels Mannen und gerieth hier in der Verwirrung des Kampfs mit seinem ihm noch unbekannten Vater zusammen. Nach schrecklichem Kampfe folgte die freudige Entdeckung, und beide zogen nun mit Etzels Recken gegen König Gunther, den D. auch vor Worms überwand. König Etzel aber gab dem Sieger und seinem Vater Steiermark zu eigen. Auch in dem Gedicht »Dietrichs Ahnen und Flucht« spielt D. eine große Rolle: er kämpfte in der Ravennaschlacht und war der Anführer der zweiten Heerfahrt zur Wiedereroberung Ravenna's. In allen Sagen erscheint er als Jüngling.

Dietmar (Dithmar, eigentlich Thietmar), Bischof von Merseburg, Geschichtschreiber der Zeit der sächsischen Kaiser, geb. 976 als Sohn des Grafen Siegfried von Walbek, im kaiserlichen Stift zu Quedlinburg, im Kloster Bergen und in Magdeburg

gebildet, wurde 1002 Probst des von seinem Großvater gestifteten Klosters Walbek, 1009 Bischof von Merseburg und starb 1. Dec. 1019. Er schrieb eine Chronik in 8 Büchern, welche die Geschichte von 908—1018 umfaßt und an die Geschichte Merseburgs, Sachsens und der Wendenlande werthvolle Mittheilungen zur Reichsgeschichte anschließt. In den ersten Büchern beruht Dietmars Chronik ganz auf älteren Werken; vom Beginn der Regierung Otto's III. an aber erhalten seine Mittheilungen einen selbständigen Werth und werden immer reichhaltiger, was sich aus seiner nahen, auch verwandtschaftlichen Verbindung mit dem sächsischen Kaiserhaus erklärt. D. ist in der Geschichte seiner Zeit gut unterrichtet, wahrheitsliebend und anschaulich in der Darstellung; namentlich sind die drei letzten Bücher (1014—18) fast wie ein Tagebuch. Weniger gut ist sein lateinischer Stil. Die einzige zuverlässige Ausgabe ist die von Lappenberg in den »Monumenta Germaniae historica«, Script. III, 723 ff., die beste Uebersetzung die von Laurent (Berl. 1848). Vgl. Usinger, Ein deutscher Bischof, in Westermanns »Monatsheften« 1866.

Dietmar von Aist, deutscher Minnesänger, aus einem österreichischen Adelsgeschlecht (Agasta, Agist, Eist) entsprossen, dessen Stammburg zwischen Ried und Wartberg auf einem Berge stand, der noch jetzt den Namen Altaist trägt; er kommt in österreichischen und salzburgischen Urkunden von 1143—71 vor. Seine Gedichte sind volksthümlich in Form und Anschauung, innig und tief, oft nur assonirend. Erhalten ist davon wenig (kritisch bearbeitet in »Des Minnesangs Frühling« von Lachmann und Haupt). Vgl. Pfeiffer, Germania (Bd. 2 u. 4).

Dietrich, ein starker Draht, an einem Ende hakenförmig gebogen, um Schlösser zu öffnen. Der Schlosser hat seine verschiedenen Dietriche, das Sperrzeug, an einem Bunde.

Dietrich, 1) (Theoderich), Markgraf von Nordsachsen unter Kaiser Otto d. Gr., übernahm, durch einen allgemeinen Aufstand der wendischen Provinzen seines Landes sowie durch kaiserliche Ungnade der Markgrafenwürde verlustig gegangen, eine Pfründe bei dem Erzstift zu Magdeburg und starb daselbst 985.

2) D. der Bedrängte, Markgraf von Meißen, jüngster Sohn des Markgrafen Otto des Reichen und Hedwigs, einer Tochter des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg, wurde mit seinem ältern Bruder, Albrecht dem Stolzen, dadurch entzweit, daß seine Mutter den Vater überredete, die Erbfolge dahin abzuändern, daß D. die Markgrafschaft Meißen, Albrecht dagegen, wiewohl der ältere Sohn, die Grafschaft Weißenfels erhalte. Albrecht aber zwang den Vater, die ursprünglich beabsichtigte Erbfolgeordnung wieder herzustellen, und folgte ihm 1190 wirklich in Meißen. D., von seinem Schwiegervater, dem Landgrafen Hermann I. von Thüringen, dessen häßliche Tochter Jutta er geheirathet hatte, unterstützt, schlug zwar 1194 seinen Bruder von Weißenfels zurück, unternahm jedoch nichts gegen dessen Land, sondern trat 1195 eine Wallfahrt nach Palästina an. Nach Albrechts Tod 1195 gedachte Kaiser Heinrich VI. Meißen mit seinen reichen Bergwerken in Besitz zu nehmen, doch kam D. durch des Kaisers Tod (1197) in den Besitz seines Erbes. In dem Kampf der Gegenkönige Philipp und Otto von Braunschweig stand D. auf Philipps Seite und blieb auch nach dessen Ermordung auf der Seite der Hohenstaufen. In gefährliche Streitigkeiten gerieth er mit der Stadt Leipzig und dem meißnischen Adel. Nach fruchtloser Belagerung Leipzigs verstand er sich 1217 zu einem Vergleich, bemächtigte sich aber der Stadt durch List, ließ die Stadtmauern schleifen und innerhalb derselben drei Schlösser anlegen, die er mit zahlreichen Besatzungen versah. Er starb 17. Febr. 1221, vielleicht auf Anstiften der Leipziger und des unzufriedenen Adels von seinem Leibarzt vergiftet. Ihm folgte sein jüngster Sohn, Heinrich der Erlauchte, in der Regierung.

3) D. der Jüngere, s. Diezmann.

4) D., Fürst von Anhalt-Dessau, dritter Sohn des Fürsten Leopold I., geb. 1702, trat 1716 als Oberstleutnant in holländische, 1718 in preußische Kriegsdienste. Er zeichnete sich im ersten und zweiten Schlesischen Krieg mehrfach aus und ward nach der Schlacht von Hohenfriedberg zum General der Infanterie, 1747 zum Generalfeldmarschall ernannt, nahm aber krankheitshalber 1750 seine Entlassung. Nach dem Tod seines Bruders Leopold Maximilian führte er 1751—58 die Regierung des Landes und die Vormundschaft über seine Neffen und Nichten. E. starb unvermählt 2. Dec. 1769.

5) D. Kagelwit, Erzbischof von Magdeburg, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. in Stendal geboren als Sohn eines Tuchhändlers, trat in den Cistercienserorden, ward Schaffner in dem Kloster Lehnin in der Mittelmark Brandenburg, dann Vogt des Bischofs Ludwig, von Kaiser Karl IV., dem er namentlich bei der Erwerbung der Kurmark Brandenburg treffliche Dienste leistete, zum Bischof von Minden, Propst von Wyscherad, Kanzler von Böhmen und schließlich zum Erzbischof von Magdeburg erhoben. Er verwandte als solcher seine aus Böhmen mitgebrachten Schätze dazu, die verpfändeten magdeburgischen Festungen und Schlösser wieder an das Erzstift zu bringen und kostspielige Bauten zu unternehmen, und wehrte dem Faustrecht, erlitt aber auf einem zu diesem Zweck unternommenen Zuge gegen den Bischof Gerhard von Hildesheim 1367 bei Dinkeler eine Niederlage. Er starb 16. Sept. 1368.

Dietrich, 1) Veit (Vitus Theodorus), namhafter Beförderer der Reformation, geb. 1506 zu Nürnberg, bezog 1523 die Universität Wittenberg und war 1527—30 Luthers Amanuensis und steter Begleiter, weshalb seine Mittheilungen über des Reformators Leben von besonders hohem Werth sind. Auch mit Melanchthon und anderen reformatorischen Männern jener Zeit korrespondirte er fleißig. Er wurde 1536 auf Melanchthons Fürsprache Prediger an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, wo er, fast an allen bedeutenderen Streitfragen und Disputationen, welche der weitere Verlauf der Reformation mit sich brachte, theilnehmend, bis an sein Ende, 22. März 1549, wirkte. In den von Nürnberg käuflich erworbenen pfälzischen Aemtern führte er die Reformation ein und gab der Stadt und der dazu gehörigen Landschaft die erste Agende, welche bei der Ausarbeitung der neuen Agende für die bayrisch-lutherische Kirche wieder benutzt wurde. Durch Herausgabe von erbaulichen und exegetischen Schriften Luthers, die er zum Theil ins Deutsche übersetzte, hat er viel zur Verbreitung der reformatorischen Grundsätze beigetragen.

2) Adam, genannt der Ziegenhainer Botanikus, geb. 1. Nov. 1711 zu Ziegenhain bei Jena, ein gewöhnlicher Bauer daselbst, erlangte durch Aufsuchen und Untersuchen der Pflanzen einen Ruf, der selbst Linné veranlaßte, mit ihm in Korrespondenz zu treten. Er starb 10. Juli 1782. Sein Enkel Friedrich Gottlieb, geb. 9. März 1768 zu Ziegenhain, war

Hofgärtner zu Weimar, dann Gartendirektor zu Eisenach und Wilhelmsthal, erhielt 1823 den Titel eines Professors der Botanik; starb 2. Jan. 1850 zu Eisenach. Er schrieb: »Oekonomisch-botanisches Gartenjournal« (Eisenach 1795—1804, 6 Bde.); »Lexikon der Gärtnerei und Botanik« (Berl. 1802—1810, 10 Bde., 2. Aufl. 1820—21; Nachträge, 10 Bde., 1815—21; neuer Nachtrag, 10 Bde., Ulm 1825—1840); »Handbuch der botanischen Lustgärtnerei &c.« (Hamb. 1826, 1827, 2 Thle.) u. a. m. Dessen Brudersohn David, Kustos am Universitäts-Herbarium zu Jena, geb. 1800 zu Ziegenhain, machte sich durch eine Reihe botanischer Kupferwerke bekannt, z. B.: »Deutschlands Giftpflanzen« (Jena 1826); »Forstflora« (das. 1828—33; 4. Aufl., Leipz. 1867); »Flora universalis«, mit 4760 kolorirten Abbildungen in 476 Heften (Jena 1831—56; neue Folge, Leipz. 1849—55; neue Serie, Jena 1861 ff.); »Deutschlands Flora« (das. 1833—42, 3 Bde. mit 711 kolorirten Tafeln); »Synopsis plantarum etc.« (Weim. 1839—52, 5 Bde.); »Deutschlands ökonomische Flora« (das. 1841—43, 3 Bde.); »Encyklopädie der Pflanzen« (Jena 1841—55, 2 Bde.) u. a. m.

3) (Dietrici) Christian Wilhelm Ernst, Historien-, Genre- und Landschaftsmaler und Kupferstecher, geb. 30. Okt. 1712 zu Weimar, bildete sich hier und in Dresden, besonders unter dem Landschaftsmaler A. Thiele. Erst auf die Nachahmung der Niederländer sich werfend, gelang es ihm, sich in die Art des Vortrags verschiedener Meister hineinzuarbeiten, so daß es ihm möglich war, nach eigener oder nach Neigung der Besteller Gemälde im Geschmack Rembrandts, Ostade's, Poelemburgs, Berchems, Watteau's &c. zu liefern, die freilich stark hinter den Vorbildern zurückstehen. Am besten und selbständigsten ist er noch in der Landschaft. Mit Unterstützung des Königs von Sachsen ging er 1742 nach Italien, um, da die Neigung des Hofs der italienischen Richtung vor der niederländischen den Vorzug gab, auch den italienischen Meistern und besonders der Bologneser Schule ihre Hand abzulernen. Doch war hierin sein Erfolg geringer als bei den Niederländern, und er hätte nicht nöthig gehabt, seinen deutschen Namen in den italienischen (Dietrici) umzuwandeln. Nach seiner Heimkehr zum Professor an der Dresdener Akademie ernannt, starb er daselbst 24. April 1774. Die Dresdener Gallerie hat 34 Gemälde von ihm, außerdem besitzt das königliche Kupferstichkabinet mehrere hundert Handzeichnungen von ihm. Eine Sammlung von Handzeichnungen, Studien und Skizzen, von Ch. Otto in Kreidemanier auf Stein gezeichnet, erschien Leipzig 1810, 5 Hefte; 21 Blätter nach Gemälden und Originalzeichnungen Dietrichs sind in A. Zinggs Zeichenbuch enthalten. Auch als Kupferstecher und Aetzer hat D. einen rühmlichen Namen, und er hat darin eigentlich Besseres geleistet als im Malen; seine Blätter belaufen sich auf mehr als 200. Nach seinem Tod gaben die Erben die noch vorhandenen Platten, 82 Stück, auf 35 Bogen heraus, als »Oeuvres de C. W. E. D.« Vgl. Link, Monographie der von D. radirten, geschabten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen (Berl. 1846).

4) Anton, Historienmaler, geb. 1833 zu Meißen, kam früh auf die Kunstakademie nach Dresden und trat hierauf in das Atelier Schnorrs von Carolsfeld. Unter dessen Leitung verfertigte er den großen Karton: Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars von Böhmen, welcher ihm auf der Dresdener Kunstausstellung das große akademische Reisestipendium eintrug. Letzteres ermöglichte dem Künstler zunächst einen Studienaufenthalt in Düsseldorf, wo er ein größeres Bild: Faust bei Gretchen im Kerker, ausführte. Später, 1861, bereiste er Italien. Nach Dresden zurückgekehrt, zeichnete er einen Cyklus von Darstellungen aus dem Leben Otto's d. Gr., welche trefflichen Kompositionen durch die Photographie Vervielfältigung fanden. Bald darauf erhielt er den Auftrag, die Aula der Kreuzschule zu Dresden mit Fresken zu schmücken. Er wählte hierzu auf die Zwecke eines Gymnasiums bezügliche Motive aus der Kulturgeschichte und wußte letztere in wohldurchdachter und wirkungsvoller Weise zur Ausführung zu bringen. Gegenwärtig ist D. mit einem ähnlichen Werk, der malerischen Ausschmückung des Gymnasiums zu Zittau, im Auftrag der Verwaltung des sächsischen Fonds für öffentliche Kunstzwecke beschäftigt.

Dietrichs Ahnen und Flucht, ein Gedicht der deutschen Heldensage, dem ostgothischen Sagenkreis angehörend, dessen Inhalt folgender ist. Ermenrich, der seines Bruders Diether Söhne getödtet hat, sucht auch seines Bruders Dietmar Sohn Dietrich zu fangen, der ihn jedoch besiegt. Später werden Dietrichs Leute von Ermenrich gefangen; nur Dietlieb von Steier entkommt und bringt Kunde an Dietrich, der, um die Gefangenen zu lösen, Land und Gut hingibt und nach Hunnenland zieht. Mit einem Heer zurückkehrend, schlägt er dann den Oheim Ermenrich vor Mailand und vertreibt ihn, worauf er heimzieht und Herrat, die Schwester von Etzels Frau (Helche), freit. Da Raben (Ravenna) durch Wittichs Verrath wieder verloren geht und Ermenrich grausam haust, zieht Dietrich von neuem gegen ihn aus und schlägt ihn bei Raben, worauf er als Sieger in Mailand einzieht. Das Gedicht (abgedruckt in Hagens und Primissers »Heldenbuch«, Bd. 2) ist in Reimpaaren abgefaßt und enthält besonders lebendige Schlachtschilderungen. Als Verfasser nennt sich ein Heinrich der Vogler. Sprache, Reim und Darstellung deuten auf das 14. Jahrh. Vgl. Dietrich von Bern.

Dietrichson, Lorentz N. Segelcke, namhafter norweg. Literarhistoriker, geb. 1. Jan. 1834 in Bergen, studirte Theologie und machte sich durch witzige Studentenlieder, welche unter dem Pseudonym Jörgen Latiner erschienen, wie durch sein Gedicht »Olaf Liljekrands« (Christ. 1858) bekannt. Er besuchte die Bibliotheken Schwedens, und die erste Frucht dieser literarischen Reise war die Abhandlung: »Om Läredigtet i Nordens poetiske Literatur«, die ihm einen Docentenposten in Upsala eintrug. Große Reisen, zweimal nach Deutschland, nach Finnland, Dänemark, Italien, Ungarn und dem Orient, befähigten ihn zum Bahnbrecher in der Literaturgeschichte und Aesthetik Skandinaviens. 1866 erhielt er eine Anstellung als Konservator des Nationalmuseums in Stockholm, wo er Vorlesungen über Aesthetik für größere Kreise hielt. 1867 wurde er Professor an der Kunstakademie in Stockholm. Dabei war er literarisch ungemein thätig; wir heben nur hervor: »Indledning i studiet af Sveriges Literatur i vort Aarhundrede« (Kopenh. 1862); »J. L. Runeberg, ett skaldeporträtt« (Stockh. 1864); »Omrids af den norske Poesies Historie« (Kopenh. 1866—69, 2 Bde.); »Det sköna verld. Estetikens och konsthistoriens hufvudläror« (Stockh. 1860—70); »Från min vandringstid« (das. 1873). Außerdem schrieb er zahlreiche kritische und kunsthistorische Aufsätze in norwegische, schwedische und deutsche Zeitschriften. Sein Drama:

»Das Madonnabild«, in gereimten Versen, wurde 1870 mit Beifall in Stockholm aufgeführt. Seit Januar 1875 gibt er eine »Tidskrift för Konst og Konstindustri« in Stockholm heraus. D. ist seit 1862 mit der norwegischen Malerin Bonnevie verheirathet, die ihn auf seinen Reisen begleitete.

Dietrichstein, altes gräfliches, in der Hauptlinie fürstliches Haus, stammt aus Kärnthen und besitzt Güter in Innerösterreich, Mähren und Böhmen. Zu Ende des 15. Jahrh. zerfiel die Familie in zwei Linien, die Weichselstätt-Rabensteinische und die Hollenburg-Finkensteinische. Stammvater des Hauses ist Reingart I. (starb 1004). Sonst sind zu nennen:

1) Pankraz von, vertheidigte 1483 seine Stammburg lange gegen das siegreiche Heer des ungarischen Königs Matthias Corvinus und übergab sie erst gegen das Versprechen, daß keine Feindseligkeit darin verübt werden solle; trotz des Vertrags wurde aber die Veste gänzlich geschleift. Kaiser Maximilian I. verlieh ihm 1506 für sein ganzes Geschlecht das Erbmundschenkenamt in Kärnthen. Er starb 4. Sept. 1508.

2) Sigismund, des vorigen Sohn, geb. 1484, kam früh an den Hof Maximilians I., dessen Liebling er wurde, kämpfte 1514 gegen die Venetianer und 1515 gegen die aufrührerischen Bauern bei Rain, 1525 in Steiermark, eroberte Schladming mit Sturm, erlitt aber vor dieser Stadt 3. Juli eine Niederlage und fiel selbst in Gefangenschaft, ward jedoch wegen seiner Bemühungen um Herstellung des Friedens bald wieder frei gegeben. Er starb zu Graz 20. Mai 1540 und wurde in der Burgkirche zu Wienerisch-Neustadt zu den Füßen Maximilians I. bestattet. Seine Söhne Sigmund Georg, welcher Protestant wurde, und Adam theilten den Hollenburgischen Stamm in zwei Aeste, den österreichischen, welcher 1651 in den Reichsgrafenstand und 1684 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde und 1825 im Mannsstamm erlosch, und den Nikolsburger oder fürstlichen Ast.

3) Adam, des vorigen Sohn, geb. 1527 zu Graz, kam noch jung als Truchseß an Kaiser Ferdinands I. Hof und war schon 1548 Mundschenk des Erzherzogs Maximilian, der ihn mit mehreren ehrenvollen Sendungen beauftragte. Er wirkte zum Abschluß des Passauer Vertrags und des Religionsfriedens zu Augsburg mit, bemühte sich als Gesandter Maximilians II. vergeblich, 1561 vom Papst Pius V. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Priesterehe und die Aufhebung der Ordensgelübde der Malteserritter zu erlangen, und beseitigte als Gesandter am spanischen Hof seit 1563 die zwischen dem Kaiser und Philipp II. vornehmlich wegen der den österreichischen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländischen Unruhen entstandene Mißstimmung. 1572 erwirkte er als kaiserlicher Kommissär von den Ständen Ungarns noch die Krönung seines Zöglings Rudolfs II. Seine letzten Jahre verlebte er auf seinem Schloß Nikolsburg unter wissenschaftlichen Beschäftigungen. Er starb 5. Febr. 1590.

4) Franz, des vorigen Sohn, geb. 22. Aug. 1570 zu Madrid, war Schüler des Collegium germanicum zu Rom, wurde des Papstes Kämmerer und rasch hinter einander Domherr zu Olmütz und Breslau, 1598 Kardinal, Inhaber der Propstei Leitmeritz und Bischof von Olmütz. Von Kaiser Rudolf II. zum Kardinal-Protektor seiner Erbkönigreiche, zum Statthalter in Oesterreich und zum Präsidenten des kaiserlichen Staatsraths ernannt, wußte er den Ausbruch eines Bruderkriegs und jede auswärtige Einmischung zu verhüten, bewog Rudolf, auf Oesterreich, Mähren und Ungarn zu Matthias' Gunsten zu verzichten, überlieferte letzterem die ungarische Krone und krönte ihn 1608. Früher schon hatte er Mähren zweimal von den Horden des ungarischen Rebellen Bocskay gereinigt. Seit 1610 Direktor in Matthias' Staatsrath, verweigerte er trotz des Majestätsbriefs in Mähren den Protestanten freien Gottesdienst. Nach der Schlacht am Weißen Berg sicherte sein Einfluß den mährischen Rebellen, mit Ausnahme einiger Haupträdelsführer, das Leben. Im Jahr 1622 schloß er in Nikolsburg mit Bethlen Gabor den Frieden, durch welchen Ferdinand von einem seiner gefährlichsten Gegner befreit wurde. Während Ferdinand II. seinen letzten deutschen Reichstag eröffnete, verwaltete D. sammt Mähren auch Oesterreich. Er starb 19. Sept. 1636. Er beförderte die Gelehrsamkeit durch Anlegung von Bibliotheken und Buchdruckereien, führte die Piaristen in Mähren ein, erbaute Kirchen und schrieb selbst Predigten und einige Streitschriften. Ihm verdankt seine Familie die Fürstenwürde und bedeutende Vermehrung des Grundbesitzes durch den Kaiser Ferdinand II., besonders zum Lohn für die Unterdrückung des Protestantismus.

5) Franz Joseph von, Fürst, k. k. Kämmerer und Wirklicher Geheimerath, geb. 28. April 1767, diente in der österreichischen Armee als Generalmajor und schloß 1800 mit Moreau den Parsdorfer Waffenstillstand. Im Jahr 1809 ward er Oberhofmeister des Erzherzogs Franz, nachherigen Herzogs von Modena, fungirte dann als Hofkommissär in dem vom Feind besetzten Theil Galiziens bis zum Wiener Frieden; starb 10. Juli 1854.

6) Moritz Joseph Johann, des vorigen Bruder, geb. 19. Febr. 1775 zu Wien, trat 1791 in den österreichischen Militärdienst, ward Adjutant des Generals Mack 1798 in Neapel, wo er mit seinem Chef in französische Gefangenschaft gerieth, und 1805 in Ulm, wurde 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt und später Leiter der Hofbühne und kaiserlichen Bibliothek, 1845 Oberstkämmerer und trat 1848 in Ruhestand. Er starb 27. Aug. 1864, nachdem sein Sohn Moritz schon 1852 gestorben war, als der letzte Sprosse des uralten Geschlechts. Vgl. Weidmann, Moritz Graf von D., sein Leben und Wirken, aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt (Wien 1867). — Die Weichselstättische, gräfliche Familie starb ebenfalls in ihren zwei Linien 1859 und 1861 aus. Dagegen wurde der fürstliche Titel mit sämmtlichen Rechten 1869 übergetragen auf den Grafen Mensdorff-Pouilly (s. d.), den Gemahl der Gräfin Alexandrine von D., welcher sich nun Fürst D.-Nikolsburg nannte.

Dietrich von Bern, einer der Haupthelden der deutschen Heldensage, stammte aus dem Geschlechte der Amelungen und bildet namentlich den Mittelpunkt des ostgothischen Sagenkreises. Er ist von einem Geiste gezeugt, daher Feuer aus seinem Munde schießt, sobald er zornig wird. Schon als Jüngling kämpfte er mit dem Riesen Sigenot und mit dem Recken Ecke, später im Rosengarten bei Worms auch mit Siegfried. Vor Ermenrich, seines Vaters Bruder, mußte er aus seinem Reich in Italien nach Ungarn fliehen, wo er von Etzel, dem König der Hunnen, gastlich aufgenommen wurde. Ein Kriegszug gegen Ermenrich, zu dem ihm Etzel ein stattliches Heer mitgegeben, mißglückt, und er muß wieder zu den Hunnen zurückkehren. Später rückt er mit einem neuen Heer nach Italien, erobert nach einer gewaltigen Schlacht die

Stadt Raben (Ravenna), vertreibt Ermenrich und nimmt sein Reich wieder in Besitz. Im Lauf der Zeit sammelte sich um diesen Helden ein großer Sagenkreis, dem die Dichter des Mittelalters mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnten. Offenbar liegen der Gestalt Dietrichs alte mythologische Vorstellungen zu Grunde: wie man in Siegfried den Drachentödter Freyr wiedererkennt, so mag D. als Vermenschlichung des Donnergottes Thor anzusehen sein, der noch am glühenden Athem erkenntlich ist. Später übertrug sich die Sage von dem verdrängten Gott auf die historische Person *Theoderichs* d. Gr., der seinen Sitz in Verona hatte, das im Mittelalter Bern hieß. Demgemäß ist auch in einigen der auf D. bezüglichen Gedichte (»König Laurin«, »Sigenot«, »Eckenlied«, »Alpharts Tod«, »Dietrichs Ahnen und Flucht«, »Rabenschlacht« ꝛc.) das historische Element vorwiegend, in anderen, nämlich in denen, in welchen D. in mannigfache Verbindung mit Sagen von Zwergen, Riesen und Drachen gebracht wird (z. B. »Dietrich und seine Gesellen«) das mythologische. Vgl. *Uhland*, D. (in »Germania« I, S. 304); *Raßmann*, Die deutsche Heldensage (Hannov. 1857—59); *K. Meyer*, Die Dietrichssage in ihrer geschichtlichen Entwickelung (Bas. 1868).

Dietrich von Riem, d. i. Nieheim in Westfalen, wo er geboren war, auf der Schule zu Korvey gebildet, war 1378—1410 Sekretär der päpstlichen Kanzlei, dann ernannter Bischof von Verden, später von Cambrai. Auf dem Kostnitzer Koncil genoß er großes Ansehen. Er starb 1417 zu Kostnitz. Er schrieb: »De Schismate libri III«, die Geschichte der Päpste Urban VI. und Clemens VII., 1378—1410 (Nürnb. 1532, 1592 u. öfter; in den späteren Drucken unter Hinzufügung eines weitern Buches, »Historia sui temporis libri IV« betitelt), die vom römischen Stuhl verboten wurde; »Historia de vita Joannis XXIII.« (zuerst Frankf. 1628, dann in »Rer. Germ. Hist.«, Bd. 1, und von Hardt, »Concilium Constantiense«, Bd. 2, das. 1700, herausgegeben) u. a. m., namentlich »De necessitate reformationis ecclesiae in capite et in membris«, unter dem falschen Autornamen Petrus de Alliaco, bei Hardt, a. a. O., Bd. 7, während die ihm zugeschriebenen »Vitae Pontificum Romanorum a Nicolao IV. usque ad Urbanum V. et inde ab Anonymo usque ad annum 1418 continuatae additis Imperatorum gestis«, als »Continuatio Chronici Martini Poloni« (von Eccardus in »Corp. Hist. Med. Aev.«, Bd. 1, herausgegeben), vermuthlich ältern Ursprungs sind.

Dietrici, Maler, s. *Dietrich* 3).

Dietsch, *Heinrich Rudolf*, Philolog, geb. 16. März 1814 zu Mylau im Voigtland, studirte 1832—36 unter Gottfried Hermann in Leipzig, wurde 1836 Lehrer an der lateinischen Hauptschule in Halle, 1837 am Gymnasium zu Hildburghausen, 1840 Oberlehrer an der Landesschule in Grimma, 1861 Direktor in Plauen und 1866 Rektor und erster Professor in Grimma. Seit 1872 lebt er zurückgezogen bei Leipzig. Eine besonders verdienstliche Thätigkeit entfaltete er auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur; sein »Lehrbuch der Geschichte« (Leipz. 1847—51) und sein »Grundriß der Geschichte« (das. 1854, 3 Bde.) fanden an vielen Gymnasien Aufnahme und sind in den einzelnen Theilen oft aufgelegt worden. Unter seinen kritischen Ausgaben von Klassikern ist besonders die des Sallust (Leipz. 1859, 2 Bde.; mit Kommentar, das. 1864 ff., 2 Bde.) hervorzuheben. Auch in die »Jahrbücher für Philologie und Pädagogik«, an deren Leitung er 1847—62 theilnahm, lieferte er gehaltvolle Aufsätze.

Dietz, Hauptort des Unterlahnkreises im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, auf beiden Seiten der Lahn, über die eine steinerne Brücke führt, und an der nassauischen Staatsbahn, hat ein auf einem Felsen stehendes Schloß (einst Residenz der Grafen von D., jetzt Zucht- und Arbeitshaus), 2 evangel. Kirchen, eine kathol. Kirche, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule, bedeutende Kalk- und Marmorbrüche, wichtige Kalkbrennerei, starke Gerberei, eine Maschinenfabrik, eine berühmte Obstbaumschule, Kornhandel, Schiffahrt und (1871) mit Militär (1 Bataillon des 3. rheinischen Infanterieregiments Nr. 29) 4166 Einw., darunter 1011 Katholiken und 121 Juden. Zu D. gehört das Schloß *Oranienstein*, auf einem Felsen an der Lahn, mit schönen Gartenanlagen (ursprünglich ein Benediktinernonnenkloster, jetzt Kadettenanstalt). In der fruchtbaren und anmuthigen Umgegend wird bedeutender Bergbau auf Eisenstein und Manganerze getrieben; auch liegen in der Nähe die Schloßruine *Ardeck*, das Dorf *Fachingen* mit berühmtem Sauerbrunnen und Schloß *Schaumburg* (ehemals Besitz des 1867 gestorbenen Erzherzogs Stephan) mit Bibliothek und Mineraliensammlung. D. kommt unter dem Namen *Theodissa* schon zur Zeit Karls d. Gr. vor, der es 790 dem Kloster Prüm schenkte. Im 11. Jahrh. erscheint es im Besitz eigener Grafen. Als diese 1388 ausstarben, kam die Grafschaft D. durch Verheirathung zum Theil an Nassau (ganz erst 1530 und 1557), das sich nun in einer seiner Linien *Nassau-D.* nannte. Diese Linie, später in den Fürstenstand erhoben, erlangte mit Wilhelm IV. die Erbstatthalterschaft in Holland und trägt gegenwärtig die niederländische Königskrone, wogegen das *Fürstenthum D.*, das in den drei Aemtern D., Dauborn und Marienburg 13 Kirchspiele mit 69 Ortschaften und Höfen enthielt, bei dem Herzogthum Nassau verblieb. Von 1607—1742 war hier der Sitz der Regierung. 1806 kam das Fürstenthum D. an das Herzogthum Nassau und 1866 mit diesem an Preußen.

Dietz, 1) *Feodor*, namhafter Historien- und Schlachtenmaler, geb. 1813 zu Neunstetten in Baden, machte bei dem Thiermaler R. Kuntz seine ersten Studien, und nachdem er von seinen Fortschritten wie von seiner etwas stürmischen Richtung in seinem Damas, der sich bei Quiberon mit seinem Pferd ins Meer stürzt, eine Probe abgelegt, besuchte er seit 1831 die Akademie in München, wo er unter Ph. Foltz im Königsbau enkaustische Wandgemälde zu Bürgers Gedichten fertigte. Sein Tod Max Piccolomini's (1835) und darauf Pappenheims Tod und Gustav Adolf bei Lützen erregten großes Aufsehen und veranlaßten die Bestellung des Bildes: Markgraf Ludwigs von Baden Sieg über die Türken (Karlsruher Kunsthalle) durch den Großherzog Leopold. Nach Vollendung dieses Bildes begab er sich 1837, angezogen von Horace Vernets Ruf, nach Paris, kehrte jedoch, zum badischen Hofmaler ernannt, bald nach München zurück, wo er die drei in der Karlsruher Kunsthalle befindlichen Bilder malte: die badische Reiterei an der Beresina, die badischen Leibgrenadiere, den Montmartre stürmend, und die Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen, sowie das im Stuttgarter Museum befindliche: vor Leipzigs Thoren. Voll Interesse für den Krieg, nahm er 1848 an dem schleswig-holsteinischen Feldzug theil und malte für den Herzog von Koburg das große Bild: der Strand-

kampf von Eckernförde gegen das dänische Linienschiff Christian VIII. Seine 1853 gemalte nächtliche Heerschau Napoleons nach Zedlitz' Gedicht kam in Napoleons III. Besitz und fand selbst in Paris großen Beifall; noch größern in Deutschland sein 1856 vollendetes Gemälde: die Zerstörung Heidelbergs durch Melac (Kunsthalle zu Karlsruhe), welches seine späteren Werke nicht mehr erreichten. Zu derselben Zeit entstand auch der Sturm auf Belgrad für das Maximilianeum zu München. Im Jahr 1862 ward D. zum Professor der Historienmalerei an der Kunstschule zu Karlsruhe ernannt, vollendete aber vor seiner Abreise von München noch die Gemälde: der Entsatz Wiens 1668 durch die Bayern, an der Façade des Maximilianeums, und Kronprinz Ludwig in der Schlacht bei Abensberg, im bayrischen Nationalmuseum. Nach seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe entstand sein Uebergang Blüchers über den Rhein bei Kaub und Blücher nach der Schlacht bei Rothière auf dem Marsch nach Paris, zwei Bilder voll echt patriotischen Geistes, aber keineswegs zu seinen hervorragenden Arbeiten gehörig. Der Krieg von 1866 rief D. als Mitglied der Genfer Konvention und Vertrauensmann des badischen Frauenvereins ins Feld. Als Delegirter des Karlsruher Hülfsvereins ging er nach dem Ausbruch des Kriegs 1870 nach Frankreich und stürzte 18. Dec. bei Gray, vom Herzschlage getroffen, todt vom Pferd. Durch seine Arbeiten geht ein kräftiger Zug kühner, schöpferischer Kraft, energischer Komposition, origineller Phantasie und patriotischen Sinns; leider aber ist seine Farbe häufig von unangenehmer Trübe und Stumpfheit. München verdankt zum großen Theil D. das Zustandekommen der historischen Ausstellung 1858, und er zählt auch zu den Gründern der Deutschen Kunstgenossenschaft, in deren Versammlungen er siebenmal den Vorsitz führte. D. war auch vielfach schriftstellerisch thätig und berichtete in den letzten Wochen seines Lebens noch in der »Allgemeinen Zeitung« vom Kriegsschauplatz.

2) **Wilhelm**, tüchtiger Genre- und Schlachtenmaler, geb. 17. Jan. 1839 zu Baireuth, besuchte die Gewerbschule seiner Vaterstadt und bezog im Herbst 1853 die Münchener Kunstakademie, deren Schüler er etwas über dritthalb Jahre war, während welcher Zeit er lediglich vier Wochen unter Piloty's Leitung arbeitete. D. ward in weiteren Kreisen zuerst durch seine Illustrationen zu Schillers »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs« und zahlreiche Arbeiten in den Münchener »Fliegenden Blättern« bekannt, welche fast ausschließlich Scenen aus dem Leben jener Zeit behandeln, deren Eigenthümlichkeiten er wie wenige kennt. Im Jahr 1871 ward D. Lehrer an der Malschule der Münchener Akademie und bald darauf Professor an derselben, als welcher er bereits zahlreiche tüchtige Schüler gebildet hat. D. ist es nicht darum zu thun, eine einzelne Scene um ihrer selbst oder bloß ihrer äußern Erscheinung wegen zu malen; er führt dem Beschauer auch in seinen kleinsten Bildern ein Stück Kulturgeschichte vor, was ihm durch ein eingehendes Studium früherer Zeiten, namentlich des 17. Jahrh., wesentlich erleichtert wird. Er lehnt sich nur da, wo es, wie bei Illustrationen, in der Natur der Sache liegt, an gegebene Stoffe an, erfindet sie vielmehr in der Regel frei aus sich selbst. Seine meist leicht hingeworfenen Scenen aus dem Kriegs- und Volksleben sind voll innern Lebens und von überaus charakteristischer Zeichnung. Dabei hat er in seinen Zeichnungen nicht den satten, farbigen Vortrag der Franzosen und einiger Engländer, sondern sein Stift bewegt sich in leichter, flotter Radirmanier mit offener, klarer Behandlung des Schattens. In seinen Bildern spricht sich die gleiche sichere und leichte Führung des Pinsels aus. Auch seine Farbe ist mannigfaltig und natürlich.

Dietzel, Karl August, namhafter Volkswirt und Politiker der Gegenwart, geb. 7. Jan. 1829 zu Hanau, studirte, nachdem er mehrere Jahre dem Geschäftsleben angehört hatte, in Heidelberg und Marburg von Ostern 1850 ab Literatur, Geschichte, Jurisprudenz und Nationalökonomie und promovirte 1853 in letzterer Wissenschaft. Er habilitirte sich 1856 in Heidelberg als Privatdocent und siedelte als solcher 1859 nach Bonn über, indem er gleichzeitig das Sekretariat des Centralvereins der Aktiengesellschaften in Köln übernahm. Nachdem er seit 1863 als außerordentlicher Professor in Heidelberg und 1864—65 zugleich am Polytechnikum in Karlsruhe thätig gewesen, folgte er 1867 einem Ruf als ordentlicher Professor nach Marburg. 1869—70 versah er die Professur für Nationalökonomie an der Gewerbeakademie in Berlin. 1868 in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, war er in demselben als entschiedener Anhänger der nationalen Entwickelung Deutschlands unter Preußens Führung bis 1873 thätig. D. schrieb: »Das System der Staatsanleihen« (Heidelb. 1855), in welchem Werk er eine neue Auffassung des Staatskredits und der Kreditwirtschaft vertritt; »Die Besteuerung der Aktiengesellschaften in Verbindung mit der Gemeindebesteuerung« (Köln 1859), worin er Reformen in der Gewerbe- und Kommunalsteuergesetzgebung anbahnte; »Die Volkswirtschaft und ihr Verhältnis zu Gesellschaft und Staat« (Frankf. 1864); »Die Volkswirtschaftslehre als Wissenschaft« (»Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft«, 1866 u. 1868), worin er auf eine strengere wissenschaftliche Behandlung der Volkswirtschaft hinarbeitete; »Straßburg als deutsche Reichsuniversität« (Frankf. 1871), worin er die Zusammenfassung des juristischen und staatswissenschaftlichen Studiums vertrat. Er bekämpfte (1874) in der periodischen Literatur die kathedersocialistische Richtung.

Dieu (franz., spr. djöh), Gott; mon D.! mein Gott! grand D.! großer Gott! par D.! bei Gott! D. et mon droit, Gott und mein Recht (Wahlspruch der englischen Krone).

Dieu (spr. djöh, auch Ile d'Yeu, lat. Oya insula), kleine Insel im Atlantischen Ocean an der Küste des franz. Departements Vendée, zum Arrondissement Sables d'Olonne gehörig, mit 3000 Einw., meist Fischern und Seeleuten. Sie ist ein Kriegsplatz zweiter Klasse, mit Batterien und vier Leuchtthürmen versehen, und enthält ein altes Felsenschloß und zahlreiche sogen. Druidendenkmäler. An der Nordküste liegt der Hafen Port Breton, der Schiffe von 150—200 Tonnen Gehalt aufnehmen kann.

Dieu (spr. djöh), Jean de, s. v. w. Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Dieulefit (spr. djöhlöfih), Stadt im franz. Departement Drôme, Arrondissement Montélimart, am Jabron, ansehnlicher Fabrikort mit berühmten Töpfereien, Tuchfabrikation, Seiden- und Baumwollspinnerei, Färberei, Trüffelbereitung, 2 kalten Mineralquellen (mit Badeeinrichtung), zahlreichen Jahrmärkten und (1872) 4028 Einw.

Dieuze (spr. djöhs'), Kantonsstadt in Deutsch-Lothringen, Kreis Château Salins, an der Seille, durch Zweigbahn mit der Linie Straßburg-Nancy und

durch den Salinenkanal (40 Kilom. lang) mit der Saar bei Saaralben verbunden, hat ein sehr altes und bedeutendes Salzwerk, das 19 QKilom. bedeckt, Fabrikation von chemischen Produkten und landwirtschaftlichen Geräthen und (1871) 2784 Einw. Das Steinsalzlager wurde bereits im 11. Jahrh. ausgebeutet und verlieh dem Ort Bedeutung; seit 1842 befinden sich die Werke im Privatbesitz. Südöstlich bei D. liegt auf einer Halbinsel im Linder Weiher die Gemeinde Tarquimpol, an der Stelle der alten Römerstadt Decem Pagi, von der noch zahlreiche Alterthümer gefunden werden.

Diez, 1) Friedrich Christian, Begründer der romanischen Philologie, geb. 25. März 1794 zu Gießen, studirte hier klassische Philologie, nahm 1813 in einem hessischen Freikorps an dem Feldzug nach Frankreich theil und widmete sich nach seiner Rückkehr der Jurisprudenz, vertauschte diese aber 1816 mit dem Studium der neueren Sprachen und Literaturen, das er in Göttingen fortsetzte. Nachdem er 1819 eine Hauslehrerstelle in Utrecht bekleidet hatte, habilitirte er sich 1822 in Bonn und erhielt hier 1830 eine ordentliche Professur der romanischen Sprachen, die er noch gegenwärtig bekleidet. Als Schriftsteller trat D. zuerst mit seinen »Altspanischen Romanzen« (Berl. 1821) und den »Beiträgen zur Kenntnis der romanischen Poesie« (das. 1825) auf; darauf folgten die Werke: »Die Poesie der Troubadours« (Zwickau 1826) und »Leben und Werke der Troubadours« (das. 1829, mit zahlreichen Uebersetzungen), worin zum erstenmal eine umfassende und wissenschaftliche Darstellung des Wesens und der Entwickelung der provençalischen Lyrik im Mittelalter gegeben wird, und später als seine Hauptwerke: »Die Grammatik der romanischen Sprachen« (Bonn 1836—38, 3 Bde.; 3. Aufl., das. 1870—72) und das »Etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen« (das. 1853, 2 Bde.; 3. Aufl. 1870). Beide Werke behandeln diese Sprachen zum erstenmal vom vergleichenden historischen Standpunkt aus und sind dadurch für die romanische Philologie ebenso epochemachend geworden wie die Werke der Gebrüder Grimm für die germanistische. D. gab außerdem heraus: »Altromanische Sprachdenkmale« (Bonn 1846) und »Zwei altromanische Gedichte« (das. 1852); »Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie« (das. 1863); »Altromanische Glossare, berichtigt und erklärt« (das. 1865).

2) Katharina, Dichterin, geb. 2. Dec. 1809 in dem westfälischen Dorf Netphen an der Sieg, fand nach dem Tod ihrer Eltern bei ihrer Schwester Elisabeth, verehelichten Grube, in Düsseldorf eine zweite Heimat und bei andauernder Kränklichkeit liebevolle Pflege, lebte 1846—48 in Berlin und seitdem wieder in Düsseldorf und wurde 1864 von der verstorbenen Königin-Wittwe Elisabeth zur Ehrenstiftsdame des adligen Stifts Kuppel ernannt. D. gab zuerst gemeinschaftlich mit der genannten Schwester einen »Liederkranz« (1842) und »Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rhein« (1847) heraus, in denen sich echt weibliche Sinnigkeit und Zartheit der Empfindung ausspricht. Bekannter ward sie durch ihre größeren epischen Dichtungen, die nur zu oft in Reflexionen und lyrische Ergüsse abschweifen: »Die heil. Elisabeth von Ungarn« (Essen 1845), »Dichtungen nach dem Alten Testament« (Berl. 1852), »Joseph, Gedicht nach dem Alten Testament« (das. 1855) und »Agnes Bernauer« (das. 1857). Poetische Charakteristiken in Sonettenform gab sie in »Biblische Frauen« (Berl. 1864). In Prosa schrieb sie neben zahlreichen anderen kleineren Volks- und Jugendschriften (gesammelt, Stuttg. 1873, 8 Bdchn.): »Frühlingsmärchen« (Berl. 1851) und »Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese« (das. 1854), die an die ähnlichen Versuche von Gustav zu Putlitz anklingen, sowie die idyllischen Erzählungen »Onkel Martin« (Stuttg., 2. Aufl. 1871) und »Thoms. Aus dem Dorfleben« (das. 1860), die Romane »Editha« (Berl. 1867, 2 Bde.) und »Heinrich Heine's erste Liebe« (das. 1870). Ihre letzte Dichtung ist das Trauerspiel »Jephtha's Tochter« (Berl. 1874).

Diezeugménon (griech., n., lat. Disjunctum, das »Getrennte«), rhetorische Figur, bei der von mehreren aufeinander folgenden und sich entsprechenden Sätzen jeder sein eigenes Zeitwort hat, z. B.: »die Bäume blühen, die Wiesen grünen, die Höhen prangen im Frühlingsschmuck«. Das Gegentheil ist Antizeugmenon.

Diezmann (Dietrich III., der Jüngere), Landgraf von Thüringen, Sohn Albrechts des Unartigen und Margaretha's, der Tochter Kaiser Friedrichs II., um 1260 geboren, ward, nachdem seine Mutter 1270 infolge der Zuneigung ihres Gatten zu Kunigunde von Eisenberg von der Wartburg hatte fliehen müssen, nebst seinem Bruder, Friedrich dem Gebissenen, am Hof seines Oheims, Dietrichs von Landsberg, erzogen und bekriegte, herangewachsen, in Verbindung mit seinen Brüdern, Heinrich und Friedrich dem Gebissenen, seinen Vater, weil dieser den von ihm mit Kunigunde von Eisenberg erzeugten Albrecht oder Apitz begünstigte. Er gelangte zunächst in den Besitz des Pleißnerlands, erhielt nach Heinrichs des Erlauchten Tode (1288) die Lausitz und nach dem Tode Friedrich Tutta's (1291) das Osterland. Durch den deutschen König Adolf von Nassau seines Erbes beraubt, gewann er es nach dessen Sturz wieder. Als König Albrecht mit einem bedeutenden Heer ins Osterland einfiel, brachten ihm D. und Friedrich, die an der Spitze von bewaffneten Bürgern und Bauern und einigen braunschweigischen Reiterhaufen standen, bei Lucka 31. Mai 1307 eine vollständige Niederlage bei. D. kehrte sodann nach Leipzig zurück und starb daselbst (wahrscheinlich 10. Dec.) 1307. Nach einer spätern Sage wurde er am Christtag desselben Jahrs durch einen gewissen Philipp von Nassau in der Thomaskirche ermordet. Friedrich August von Sachsen errichtete ihm 1841 ein von Rietschel in Dresden in Sandstein gearbeitetes Denkmal.

Diezmann, Joh. August, Schriftsteller, geb. 1805 in Gazen bei Pegau, widmete sich 1824—28 in Leipzig dem Studium der Medicin und Naturwissenschaft, sodann aber ausschließlich der Literatur und lebte seitdem in Leipzig. Er gründete 1830 die Zeitschrift »Blätter aus der Gegenwart«, redigirte mit Vitale den »Courrier du beau monde« (Leipz. 1832—36), übernahm 1834 die Redaktion der »Allgemeinen Modenzeitung« und war seit 1854 eine Zeitlang Mitredakteur der »Gartenlaube«. Er starb 25. Juli 1869 in Schloß-Chemnitz. D. hat zunächst als gewandter Uebersetzer eine große Thätigkeit entwickelt; er übertrug namentlich viele englische und französische Werke, z. B. von Marryat, Boz, Russel, George Sand u. a., ferner: »Naturgeschichtliches Kabinet des Thierreichs, nach Jardine« (Pest 1836—42, 10 Bde.); »Malerische Reise um die Welt von Dumont d'Urville« (Leipz. 1834—37, 2 Bde.); »Malerische Reise in Nord- und Südamerika von d'Orbigny« (das. 1837—39) u. a. An selbständigen Werken veröffentlichte er: »Die berühmtesten Staatsmänner und Diplomaten unserer Zeit« (Leipz.

1833, 3 Hefte); mehrere schätzbare Beiträge zur Goethe- und Schiller-Literatur, wie: »Aus Weimars Glanzzeit« (das. 1855), »Goethe und die lustige Zeit in Weimar« (das. 1857), worin er die ersten zehn Jahre von des Dichters Aufenthalt in der nächsten Umgebung des Herzogs Karl August schildert; »Goethe-Schiller-Museum« (das. 1858); »Weimar-Album, Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof« (das. 1860); »Friedrich v. Schillers Denkwürdigkeiten« (das. 1862) und »Goethe's Liebschaften« (das. 1868); endlich die Romane »Leichtes Blut« (Jena 1864, 3 Bde.) und »Frauenschuld« (das. 1866, 2 Bde). Außerdem gab er heraus »Vollständiges Taschenwörterbuch der vier Hauptsprachen Europa's« (Leipz. 1832—1844, 4 Thle.); »Nouveau dictionnaire portatif français-allemand« (das. 1836); »Dictionnaire supplémentaire contenant les mots nouveaux etc. de la langue française« (das. 1851) und »Englisch-technologisches Lesebuch« (das. 1853, 2. Aufl. 1863).

Diffalco (ital., m.), im Handel Abzug vom Hauptbetrag.

Diffamation (lat., Defamation), Verbreitung einer übeln Nachrede gegen jemanden, insbesondere die gegen andere ausgesprochene Berühmung, an einen Dritten eine Forderung zu haben, auf welche hin dieser Dritte (Diffamat) berechtigt ist, den sich Berühmenden (Diffamanten) zur Anstellung einer Klage (Diffamationsklage, s. Provokationsproceß) gerichtlich zu veranlassen; diffamatorisch, ehrenrührig, verleumderisch; diffamiren, verleumden, in übles Gerede bringen; Diffamie, ehrenrührige Aeußerung, Beschimpfung.

Differént, s. Differiren.

Differential-..., in Verbindung mit einem Hauptwort bei Maschinen oft angewendet, so z. B. D.-Dynamometer, -Manometer, -Anemometer (Windmesser), -Getriebe, -Haspel, -Regulator, -Schraube rc. Die Bedeutung des D. bei diesen Vorrichtungen ist im allgemeinen die, daß eine starke Hauptbewegung durch eine entgegen gerichtete Bewegung geschwächt wird, so daß die nunmehr bleibende Differenz nur einen Bruchtheil der direkten Bewegung darstellt. Zumeist sind es rotirende Wellen oder konische glatte und gezahnte Räder, welche, sich in entgegengesetztem Sinn bewegend, auf ein mittleres, dazwischen gelegtes Rad einwirken und dasselbe im Verhältnis des Unterschieds ihrer Bewegungen drehen, wodurch ein gewünschter Effekt erzielt wird. Zuweilen wird jedoch durch entgegengesetzten Druck von Flüssigkeiten auch eine geradlinige Bewegung vermindert, wie beim Dynamometer und Anemometer. Einige dieser Apparate sind näher unter den betreffenden Hauptwörtern erläutert.

Differentialbeobachtungen, diejenige Art der astronomischen Beobachtung, bei welcher man den scheinbaren Ort eines Sterns nicht unmittelbar mißt, sondern beobachtet, um wie viel er von dem eines andern nicht gar fern stehenden Sterns, der genau bekannt sein muß, verschieden ist. Bisweilen unterscheidet man zwischen D. und Differenzbeobachtungen und versteht unter letzteren solche, bei denen die beiden zu vergleichenden Sterne so nahe aneinander stehen, daß sie beide zu gleicher Zeit oder wenigstens, ohne daß das Fernrohr verrückt zu werden braucht, in das Sehfeld treten.

Differentialrechnung, s. Differenzenrechnung.

Differentialschiffahrtsabgaben, s. Schiffahrtsabgaben.

Differentialtarife, s. Tarife.

Differentialzölle, s. Zölle.

Differentiiren, das Differential einer Funktion bestimmen (s. Differenzenrechnung u. Differentialrechnung); trennen, sondern (durch Hervorhebung der Differenz).

Differentismus, s. v. w. Determinismus; Differentist, s. v. w. Determinist.

Differenz (lat.), Unterschied, in der Mathematik derjenige Theil, um welchen eine Größe vermehrt oder vermindert werden muß, um einer andern gleich zu werden. Hat man eine Reihe Zahlen und zieht immer zwei aufeinander folgende von einander ab, so erhält man aus den Differenzen eine neue Reihe: die erste Differenzenreihe; aus dieser läßt sich dann auf gleiche Weise eine zweite, aus dieser eine dritte rc. ableiten. Die Zahlenreihe 4, 7, 11, 18, 31, 54, 92, 151 gibt z. B. als erste Differenzenreihe 3, 4, 7, 13, 23, 38, 59; als zweite: 1, 3, 6, 10, 15, 21; als dritte: 2, 3, 4, 5, 6. — D. ist auch s. v. w. Uneinigkeit, Zwist.

Differenzenrechnung und **Differentialrechnung.** Man unterscheidet in der Mathematik bekannte und unbekannte Größen, trennt aber wieder beständig bekannte und beständig unbekannte von veränderlich bekannten und veränderlich unbekannten (variabeln). Die beständig bekannten sowie die beständig unbekannten fallen als konstante Größen der Betrachtungsweise der Arithmetik und Algebra, die veränderlich bekannten sowie die veränderlich unbekannten vorzugsweise der höhern Analysis anheim. Soll x aus der Gleichung $ax + b = c$ berechnet werden, so wird hierbei vorausgesetzt, daß a, b, c ebenso wie x durch die ganze Rechnung hindurch als unveränderlich anzusehen sind. Soll aber ein anderes Mal eine Regel ausfindig gemacht werden, nach welcher für jedes beliebige auf Zinsen ausgeliehene Kapital (a) der nach einer gegebenen Anzahl (n) von Jahren geänderte Werth (c) des Kapitals herausgefunden werden kann, so hat man es hier durch den ganzen Verlauf der Rechnung hindurch mit veränderlichen Größen zu thun. Die Aufgabe der Differenzenrechnung ist nun, das Gesetz zu finden, nach dem sich die Veränderungen mit einander in Verbindung stehender Größen bestimmen lassen, wenn das Wachsen oder Abnehmen sprungweise geschieht; die Aufgabe der Differentialrechnung hingegen ist die Auffindung der Gesetze, nach denen sich die Veränderungen stetig ab- oder zunehmender, mit einander in Verbindung stehender Größen bestimmen lassen. Die Differenzenrechnung ist demnach wesentlich von der Differentialrechnung verschieden, indem dort immer endliche Größenveränderungen den Gegenstand der Untersuchung bilden, während hier verschwindend kleine Aenderungen, deren Zeichen für die Variabeln x, y, z .... dann dx, dy, dz .... sind, auftreten und der Rechnung einen ganz eigenthümlichen Charakter geben.

Besonders für die Anfänger in der höhern Mathematik hat die Einführung des Differentials oder des unendlich kleinen Zuwachses einer Größe etwas Eigenthümliches. Man muß sich aber stets erinnern, daß es sich in der höhern Analysis niemals um das Unendlichkleine in seinem numerischen Verhältnis zum Endlichen handelt, da dieses nicht angebbar ist. In dieser Beziehung ist festzuhalten, daß das Differential nicht Null ist an und für sich, wohl aber im Vergleich mit jeder andern noch so kleinen Zahl. Verglichen mit einer Zahl, verschwindet es und wird gewissermaßen erst dann wieder sichtbar, wenn man es gegen Null hält. Vergleicht man dagegen zwei unendlich kleine Größen dx und dy mit einander, so können diese in

jedem beliebigen endlichen Verhältnis mit einander stehen, während jede für sich gegen jede endliche Größe verschwindet. Die Verhältnisse der Differentiale zu einander sind es nun, mit denen die höhere Analysis operirt, und wobei ihr der Umstand zu statten kommt, daß die höheren Potenzen eines Differentials gegen die niedrigeren zu vernachlässigen sind. Es ist dies, wie leicht ersichtlich, nur eine Konsequenz des Schlusses, daß jede Größe, welche mit einem Differential multiplicirt wird, gegen jede angebbare Größe verschwindet. Ebenso verliert sich ein Produkt unendlich kleiner Faktoren im Vergleich mit einem dieser Faktoren als unendlich Kleines von höherer Potenz gegen unendlich Kleines von niederer Potenz, also $dx \times dy$ gegen dx oder dy. Wenn man daher die Gesetze der unendlich kleinen Veränderungen von Variabeln bestimmen will, so darf man, wie ungleichförmig auch sich die Größen selbst ändern mögen, ihre unendlich kleinen Veränderungen doch immer als gleichförmig erfolgend ansehen, oder dx wird durch eine ganze Rechnung hindurch als konstant zu betrachten sein. In Rechnungen, wo Differentiale von Differentialen auftreten, wo also höhere Differentiale vorkommen, wo sich Gleichungen zwischen Differentialgrößen unabhängig vom Verhältnis einer Funktion zu ihrer Hauptgröße darbieten, müssen alle Glieder der Gleichung gleiche Höhe der Potenzen ihrer Differentialgrößen haben, indem die höheren gegen die niedrigeren, wie gesagt, verschwinden.

Die Erfindung der Differentialrechnung fällt in das letzte Drittel des 17. Jahrh. und wurde von Leibniz und Newton zu gleicher Zeit gemacht. Ersterer machte seine Erfindung öffentlich in dem Oktoberheft der »Acta Eruditorum« 1684 bekannt. Newtons Erfindung trat erst 1711, obwohl er früher schon in seiner Fluxionenrechnung denselben Gedanken wie Leibniz in Anwendung gebracht hatte, unter dem Titel »Methodus differentialis« ans Licht. Außerdem machten sich um die weitere Ausbildung der Differentialrechnung noch verdient die Brüder Bernoulli, Euler, Kästner, Lagrange, Cauchy, Lacroix u. a.

Differenzenreihe, s. Differenz.

Differenzgeschäfte, Zeitgeschäfte an der Börse, die nicht auf wirkliche Lieferung von Waaren oder Effekten, sondern nur auf die Herauszahlung der Preis- oder Kursdifferenzen gerichtet sind. Sie werden Hazardspielen und Wetten gleich erachtet und stehen deshalb nicht unter dem Schutz der Gesetze. Um ihnen diesen Schutz zu gewähren, werden sie jetzt meist in Form von Prämiengeschäften abgeschlossen. Vgl. Börse.

Differiren (lat.), verschieden sein, einen Unterschied zeigen, abweichen; different, verschieden, unterschieden, ungleich.

Diffession (lat.), die »Ableugnung« der Echtheit einer Privaturkunde. Nach gemeinem Civilproceßrecht konnte derjenige, welcher sich auf die Urkunde berief, von der Partei, welche deren Echtheit bestritt, wenn letztere nicht durch andere Beweismittel, z. B. Zeugen, Schriftvergleichung, bewiesen werden wollte oder konnte, die eidliche Ableugnung, den sogen. Diffessionseid, fordern. Dieser Eid hatte manche Eigenthümlichkeiten an sich, wodurch er sich von dem Haupt- und von dem Nothеid unterschied. Nach der neuern Gesetzgebung (französisches Recht: Art. 1323, Code civ., und Art. 193 ff., Code de proc. civ., und Art. 386 des Entwurfs einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung) wird die Echtheit durch die gewöhnlichen Beweismittel dargethan und tritt daher an die Stelle des besondern Diffessionseids der zugeschobene Haupteid.

Difficil (lat.), schwierig, schwer zu behandeln. Difficile est satiram non scribere, von Juvenal, Sat. I, 30, herrührendes Wort: »schwer ist es (bei Bemerkung irgend einer auffallenden Verkehrtheit oder Thorheit), nicht eine Satire (dagegen) zu schreiben«, d. i. dieselbe nicht zu geißeln.

Diffidiren (lat.), mißtrauen; Diffidenz, Mißtrauen; Diffidation (mittellat.), Fehdeankündigung, Herausforderung.

Difficultät (lat.), Schwierigkeit.

Diffindiren (lat.), zerspalten; eine Verhandlung unterbrechen und verschieben; Diffision, Aufschiebung.

Diffitiren (lat.), ableugnen, abschwören, vgl. Diffession.

Diffluiren (lat.), zerfließen; diffluént, zerfließend; Diffluenz, das Zerfließen.

Difform (lat.), mißgestaltet; difformiren, verunstalten; Difformität, Mißgestalt, Häßlichkeit.

Diffraktion, s. v. w. Beugung des Lichts.

Diffundiren (lat.), nach allen Seiten hin zerstreuen, ausgießen; vergeuden, verschwenden (Geld und Gut); diffus, zerstreut, weitschweifig; Diffusibel, der Diffusion (s. d.) fähig.

Diffusion (lat.), die gegenseitige Durchdringung von Gasen oder Flüssigkeiten, die nicht chemisch auf einander einwirken. Füllt man eine Flasche mitengem Hals mit einem Gas, welches selbst schwerer sein kann als die Luft, und läßt man die Flasche unverschlossen im Zimmer stehen, so entweicht allmählich das fremdartige Gas aus der Flasche, steigt trotz seiner größern Schwere in die Höhe, indem Luft in die Flasche dringt, und verbreitet sich gleichmäßig in dem abgeschlossenen Raum. Die Gesammtmenge der Luft außerhalb und innerhalb der Flasche ist schließlich ganz gleichmäßig gemischt. Dasselbe findet statt bei festen Körpern und Flüssigkeiten, welche schon bei gewöhnlicher Temperatur sich verflüchtigen. Der Raum in der Flasche über der Flüssigkeit füllt sich mit Dämpfen, diese diffundiren mit der Luft, es bilden sich neue Dämpfe, und so geht es fort, bis der flüchtige Körper verschwunden ist. Man kann also ganz allgemein sagen: wenn man in einen und denselben Raum verschiedene Gase bringt, welche keine chemische Wirkung auf einander ausüben, so verbreitet sich jedes gleichförmig durch den ganzen Raum. Flüssigkeiten strömen ebenso wie Gase in einander über: man braucht nur auf koncentrirte Schwefelsäure langsam und vorsichtig Wasser fließen zu lassen, so daß beide Flüssigkeiten in scharfer Schicht von einander geschieden sind, so findet allmählich eine Verbreitung der Schwefelsäure im Wasser statt. Trotz ihres größern specifischen Gewichts steigt die Schwefelsäure im Wasser auf, und nach längerer Zeit ist die Mischung gleichmäßig. Wird ein Gas, dessen Volumen v und dessen Spannung p ist, mit einem andern Gas vom Volumen v' und der Spannung p' zusammengebracht in einem Raum V, welcher kein anderes Gas enthält, so wird, nachdem die D. vollendet ist, eine resultirende Spannung $P = \frac{vp + v'p'}{V}$ vorhanden sein, indem jedes Gas sich so ausgebreitet hat, als wenn das andere nicht vorhanden wäre. Deshalb lautet das von Dalton ausgesprochene Gesetz: ein Gas verhält sich gegen das andere wie ein leerer Raum.

Auch wenn die Gase nicht durch eine Oeffnung zu einander übertreten, sondern durch eine poröse Scheidewand getrennt sind, findet D. statt, selbst wenn der Druck auf beiden Seiten gleich ist und gleich bleibt.

verschiedene Gase durchströmen aber solche Scheidewände mit ungleicher Geschwindigkeit, und daher sind die bei einem Diffusionsproceß in entgegengesetzter Richtung durch die Scheidewand gehenden Volumina im allgemeinen nicht gleich; die Gasmenge auf der einen Seite der Scheidewand nimmt zu oder ab. Verkittet man das eine Ende eines langen Glasrohrs mit der Oeffnung eines nicht glasirten porösen Thongefäßes, füllt diesen Apparat mit Wasserstoffgas und stellt ihn dann schnell mit der offenen Mündung des Glasrohrs in ein Gefäß mit Wasser, so diffundirt Wasserstoff durch das Thongefäß nach außen, und atmosphärische Luft tritt dafür in das Gefäß hinein. Aber das Wasserstoffgas tritt sehr viel schneller aus, und es entsteht mithin in dem Thongefäß eine Luftverdünnung, die so stark ist, daß das Wasser durch den Druck der äußern Luft wohl 1 Meter hoch in dem Glasrohr steigt. Aus vielfachen Versuchen mit verschiedenartigen Gasen hat man nun erkannt, daß, wenn zwei Gase, welche keine chemische Wirkung auf einander äußern, durch eine poröse Scheidewand getrennt sind, Volumina von jedem durch diese Wand dringen, welche sich umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus der Dichte der beiden Gase verhalten, falls nämlich der Druck der Gase während dieses Austausches gleich erhalten wird. Für 1 Volumen Luft, welches in das Rohr eintritt, treten z. B. 3,83 Volumina Wasserstoff aus; dies Gas ist aber 14,5mal leichter als atmosphärische Luft, und 3,83 ist die Quadratwurzel von 14,5. Die Diffusionsgesetze sind von hoher Bedeutung im Haushalte der Natur. Sie bewirken, daß überall, wo ein schädliches Gas erzeugt wird, alsbald ein Ausströmen desselben gegen die Luft eingeleitet wird. Man kann annehmen, daß sich das austretende fremdartige Gas in der atmosphärischen Luft sofort vollständig zerstreut, und da die D. stets nur dann aufhört, wenn auf beiden Seiten der trennenden Scheidewand vollständiges Gleichgewicht hergestellt ist, so muß das fremdartige Gas zuletzt bis auf die geringste Spur verschwinden. Auch wenn umgekehrt aus einem Gasgemisch ein Bestandtheil verbraucht wird, z. B. aus der Luft der Sauerstoff, so tritt durch D. alsbald ein Zuströmen von Sauerstoff ein und dauert fort, bis wieder die normale Mischung erreicht ist. Im Athmungsproceß spielen diese Verhältnisse eine große Rolle.

Ganz anders und keineswegs so einfach wie bei den Gasen verläuft die D. bei den Flüssigkeiten. Hier ist nicht die Dichtigkeit allein maßgebend, sondern die Natur der in Frage kommenden Körper bestimmt das Maß der D., ohne daß chemische Verwandtschaft dabei thätig wäre. Sind zwei Flüssigkeiten aufeinander geschichtet, so findet allmählich gegenseitige Durchdringung statt, und das Resultat dieses Vorgangs ist gleichmäßige Mischung beider Flüssigkeiten. Die Schnelligkeit, mit welcher hier die D. verläuft, ist für dieselben Stoffe abhängig von dem Koncentrationsunterschied, also von dem Dichtigkeitsunterschied beider Flüssigkeiten. Eine Salzlösung diffundirt gegen Wasser um so schneller, je koncentrirter sie ist, und sind beide Flüssigkeiten durch ein enges Rohr getrennt, so ist die Abnahme der Schnelligkeit, mit welcher die D. erfolgt, für Röhren von gleicher Weite ihrer Länge proportional. Flüssigkeiten von gleicher Dichtigkeit und gleicher Temperatur diffundiren indeß gegen dieselbe andere Flüssigkeit, z. B. gegen Wasser, mit sehr ungleicher Schnelligkeit. Temperaturerhöhung steigert die Schnelligkeit, mit welcher die D. erfolgt, oft sehr bedeutend. Graham gibt an, daß Schwefelsäure von 1,3 spec. Gew. um mehr als die Hälfte stärker als Chlornatrium und fast sechsmal so stark als schwefelsaures Kupferoxyd in Wasser diffundirt. Tritt hier schon die Natur der Stoffe entscheidend auf, so macht sich dies noch bemerkbarer, wenn man Lösungen verschiedener Körper mit einander gemischt gegen Wasser diffundiren läßt. Die einzelnen Bestandtheile der Mischung diffundiren dann ganz anders, als sie es aus einer unvermischten Lösung unter sonst gleichen Verhältnissen thun, und in der Regel wird die D. desjenigen Salzes, welches an und für sich das geringste Diffusionsvermögen besitzt, noch weiter vermindert.

Auch diese Erscheinungen hat man derart näher zu erforschen versucht, daß man die zu prüfenden Flüssigkeiten durch eine poröse Scheidewand von einander trennte; die Verhältnisse werden dann aber sofort andere, weil die Beziehungen der Scheidewand zu den fraglichen Flüssigkeiten den Verlauf der D. mannigfach abändern. Trennt man z. B. Wasser und Weingeist von einander durch eine thierische Membran, so nimmt das Volumen des Weingeistes zu, d. h. es diffundirt das Wasser schneller in den Weingeist als umgekehrt, während eine geringe Quantität Weingeist allerdings auch zum Wasser übertritt. Wendet man dagegen eine Kautschuklamelle an, so nimmt das Volumen des Wassers zu, der Weingeist diffundirt nun schneller in das Wasser. Offenbar hängt dies damit zusammen, daß thierische Membran, Blase, besser vom Wasser, Kautschuk besser vom Alkohol befeuchtet und durchdrungen wird. Wie bei den Gasen, so kann auch hier die D. gegen das specifische Gewicht stattfinden, und da sich der hydrostatische Druck durch die Scheidewand nicht fortpflanzt, so ist es nicht auffallend, daß z. B. in zwei durch eine Scheidewand getrennten, kommunicirenden Röhren das hydrostatische Gleichgewicht aufgehoben ist und in dem erwähnten Fall das einemal der Alkohol, das anderemal das Wasser in dem einen Schenkel sich höher stellt als in dem andern. Das Diffusionsbestreben ist sogar so mächtig, daß selbst ein bedeutender Druck durch dasselbe überwunden werden kann. Die D. verschiedenartiger, durch eine poröse Scheidewand getrennter Flüssigkeiten hat man **Diosmose**, **Endosmose** und **Exosmose** genannt. Senkt man eine kurze Glasröhre, welche an einem Ende mit Blase bespannt ist und eine abgewogene Menge Kochsalz enthält, mit dem verschlossenen Ende in Wasser, so tritt allmählich etwas Wasser ein, löst das Kochsalz, und nun beginnt die Endosmose und Exosmose, d. h. es tritt beständig Wasser ein, während Kochsalz in das umgebende Wasser austritt. Erneuert man letzteres wiederholt, so verläßt endlich auch die letzte Spur des Kochsalzes das Rohr, und dies enthält nun eine Menge reines Wasser, welche, wenn man den Versuch unter denselben Verhältnissen wiederholt, stets gleich groß ist. Bei Anwendung verschiedener Salze erhält man dagegen ungleiche Mengen; die Zahl, welche angibt, wie viele Gewichtstheile Wasser gegen ein Gewichtstheil einer bestimmten Substanz durch die Membran hindurchgehen, nennt man das **endosmotische Aequivalent** derselben. Dasselbe beträgt für:

Kochsalz	4,3	Kalihydrat	215
Glaubersalz	11,6	Schwefelsäure . . .	0,39
Schwefelsaures Kali . .	12	Saures schwefelsaures Kali	2,3
Schwefelsaure Magnesia .	11,7	Alkohol	4,2
Schwefelsaures Kupferoxyd	9,5	Zucker	7,1.

Das endosmotische Aequivalent ist aber vom Koncentrationsgrade der Lösungen abhängig und wächst im allgemeinen mit der Temperatur.

Die angegebenen Erscheinungen erklären sich leicht, wenn man in Erwägung zieht, daß die thierische Blase sehr ungleiche Mengen verschiedener Flüssigkeiten zu absorbiren vermag. So nehmen z. B. 100 Theile trockene Ochsenblase in 24 Stunden 268 Th. Wasser, aber nur 133 Th. Kochsalzlösung (1,204 spec. Gew.) und 38 Th. Weingeist (84 Proc.) auf. Streut man auf eine mit Wasser gesättigte Blase Kochsalz, so entsteht eine koncentrirte Kochsalzlösung, von welcher aber die Blase nicht so viel absorbirt zu halten vermag; es wird dieselbe deshalb theilweise in Tropfen abfließen, die Blase wird wasserärmer, und steht sie nun auf der andern Seite mit reinem Wasser in Berührung, so wird sie von diesem wieder aufnehmen, und der Vorgang wiederholt sich; zugleich war aber etwas Kochsalz in die Blase gedrungen und trat, da die Blase zu reinem Wasser größere Anziehungskraft besitzt als zu Kochsalz, an der Seite, welche mit reinem Wasser in Berührung war, wieder aus. Es kommt hinzu, daß das Wasser zu dem Salz eine, wenn auch nur schwache, chemische Verwandtschaft besitzt. Auf diese Weise erklären sich die endosmotischen Erscheinungen hinlänglich. Wie Kochsalz, so verhält sich auch Alkohol, mit einer mit Wasser gesättigten Blase in Berührung entzieht er derselben Wasser; trockene Luft wirkt aber ebenso, und um sich zu überzeugen, mit welcher Kraft durchfeuchtete Blase, wenn ihr auf der einen Seite Wasser entzogen wird, es auf der andern wieder aufnimmt, braucht man nur ein an beiden Seiten offenes und einmal spitzwinklig gebogenes Rohr an einem Ende mit Blase zu verbinden, mit Wasser zu füllen und mit dem offenen Schenkel senkrecht in ein Gefäß mit Quecksilber zu stellen. An dem abwärts gerichteten, mit Blase verbundenen Schenkel verdunstet das Wasser, und das Quecksilber steigt infolge dessen bei einer Ochsenblase um 31 Centim. Die diosmotischen Vorgänge sind von der größten Bedeutung für die Bewegung der Säfte im thierischen Körper und in der Pflanze. Bei den an beiden Seiten von Flüssigkeit bespülten Gefäßwandungen der Thiere und Pflanzen wird das endosmotische Aequivalent der Stoffe einerseits und die besondere Struktur der Membran andererseits entscheidend für die Aufnahme gewisser Nahrungsstoffe, und wenn wir erfahren, daß die Membranen verschiedener Organe in ihrer Struktur sehr wesentlich von einander abweichen, so daß dadurch das endosmotische Verhalten abgeändert wird, so ist der hervorragende Reichthum verschiedener Organe an verschiedenen Stoffen nicht mehr auffällig. Vergleicht man das Diffusionsvermögen verschiedenartiger Substanzen, so fällt alsbald auf, daß alle vorzugsweise krystallisirbaren Körper (**Krystalloïde**) bei weitem leichter diffundiren als die vorzugsweise unkrystallisirbaren (**Kolloïde**). Zu den ersteren gehören Salze, Mineralsäuren, Rohrzucker, zu den letzteren Gummi, Eiweiß und Karamel, und wenn man ohne Scheidewand arbeitet, so ergeben sich z. B. die Zeiten gleicher D.

für Salzsäure	1	für Bittersalz	7
„ Chlornatrium	2,33	„ Eiweiß	49
„ Zucker	7	„ Karamel	98.

Diese Ungleichheit des Diffusionsvermögens wird noch gesteigert, wenn zwei verschiedene Körper in derselben Lösung sich befinden. Unterwirft man eine solche Mischung der D. und wiederholt dies mit den ersten Diffusionsprodukten, so kann man eine ziemlich scharfe Trennung erreichen, und zwar sowohl zweier Krystalloïde von einander, wie auch eines Krystalloïds von einem Kolloïd. Hierauf beruht ein analytisches Verfahren, welches die schönsten Resultate ergibt und namentlich die Trennung von Körpern gestattet, welche bisher auf keine Weise vollständig von einander geschieden werden konnten. Zur Ausführung dieses Verfahrens, welches von dem Entdecker Graham **Dialyse** genannt worden ist, spannt man feuchtes Pergamentpapier über einen Ring von Gutta Pertscha, der 13 Centim. Höhe und 21—26 Centim. Durchmesser besitzt, läßt diesen Dialysator auf Wasser schwimmen und füllt ihn mit der zu zerlegenden Mischung. Alsbald treten dann die in der Mischung enthaltenen Krystalloïde aus dem Gefäß aus, während die Kolloïde zurückbleiben. Auf diese Weise gelang es, Alkaloïde aus sehr gemischten Flüssigkeiten rein abzuscheiden und zur Krystallisation zu bringen. Geringe Mengen giftiger (krystallisirbarer) Substanzen konnten aus Mageninhalt rc. abgeschieden und genau untersucht werden; manche Körper, wie Kieselsäure, Thonerdehydrat, Eisenoxydhydrat, Molybdänsäure, lernte man in ganz neuen Zuständen kennen, indem es gelang, durch Dialyse Lösungen derselben herzustellen, die bisher noch niemals erhalten worden waren. Die Eigenschaften dieser Lösungen gaben dann Aufklärung über manche bis dahin räthselhafte Erscheinungen in der Natur. Auch für die Technik hat man die D. zu verwerthen gesucht, und das in der Zuckerfabrikation jetzt übliche Saftgewinnungsverfahren beruht mit seinen Vorzügen im wesentlichen auf diesen Diffusionsverhältnissen. — D. bezeichnet auch Weitläufigkeit, Weitschweifigkeit im Sprechen und Schreiben.

Diffusion der Steuern, s. Steuern.

Digamie (griech.), die zweite Verehelichung; auch s. v. w. Bigamie.

Digardschi (Dschigatzi, Schigatze), Hauptort des südwestlichen Tibet, am Penanangfluß, dessen Lage 1872 durch einen Indier, Mitglied des topographischen Vermessungsbüreau's, zu 29° 17′ nördl. Br., 88° 40′ östl. L. v. Gr. bestimmt ward. Die Stadt hat 3352 Meter Meereshöhe und liegt in einem gut kultivirten Thal. In der Nähe ist das berühmte Kloster Taschi Lhunpo (s. d.), der Sitz des zweithöchsten buddhistischen Würdenträgers.

Digby, Hafenstadt an der Fundybai, in der brit. Provinz Neuschottland, westlich von Halifax, mit 1000 Einw., besaß 1872: 175 Schiffe mit 18,583 Tonnen Gehalt und treibt bedeutende Fischerei.

Digeon (spr. dischóng), Alexandre Elisabeth Michel, Vicomte, franz. General, geb. 26. Juni 1771 zu Paris, nahm beim Ausbruch der Revolution Kriegsdienste, ward 1807 Brigadegeneral, that sich 1808 in Spanien hervor, erhielt 1812 den Oberbefehl in den Provinzen Cordova und Jaen und bezeichnete seine Verwaltung durch weise und humane Maßregeln. Im März 1813 zum Divisionsgeneral befördert, erhielt er auch den Oberbefehl über die ganze Kavallerie und die 1. Infanteriedivision der unter Marschall Suchet stehenden Armee. Im Februar 1814 bei der Armee von Lyon stehend, kommandirte er die Arrièregarde des Korps von Augereau. Nach der Restauration ernannte ihn der König zum Ludwigsritter und zum Generalinspektor der Kavallerie, 1816 zum Vicomte und bald darauf zum Pair von Frankreich. 1823 ward er interimistischer Kriegsminister, kommandirte 1824 die Okkupationsarmee in Spanien, unterdrückte einen Aufstand zu Tarifa, kam 1825 nach Frankreich zurück und starb 2. Aug. 1826 auf seinem Landgut Ronqueur bei Paris.

Digeriren (lat., »zertheilen, auflösen«), eine feste Substanz der Einwirkung einer Flüssigkeit bei einer

mäßigen Wärme von ca. 40° aussetzen, um sie dadurch zu erweichen, zu extrahiren oder aufzulösen. Man digerirt besonders härtere Pflanzentheile zur Darstellung von Elixiren, Essenzen, Tinkturen und bedient sich dazu einer weithalsigen Flasche oder eines Kolbens, welcher höchstens zu ²/₃ gefüllt wird, um bequem und stark schütteln zu können, verbindet die Mündung des Gefäßes mit feuchter Blase und durchsticht diese ein- bis zweimal mit einer Nadel. Bei Anwendung von Aether, Schwefelkohlenstoff oder Benzin, überhaupt sehr flüchtiger Flüssigkeiten, muß die Temperatur eine entsprechend niedrigere sein, so daß niemals der Siedepunkt der Flüssigkeit erreicht wird; auch kann man, um Verluste zu vermeiden, vortheilhaft mit dem Gefäß einen umgekehrten Kühlapparat verbinden, damit die entweichenden Dämpfe sich in demselben wieder verdichten und in die Flasche oder den Kolben zurückfließen.

Digesten, s. v. w. Pandekten, s. Corpus juris.

Digestion (lat.), in der Technik der Proceß des Digerirens, in der Medicin s. v. w. Verdauung; digestibel, verdaulich.

Digestiva (lat., sc. remedia, Digestivmittel); die Verdauung und die Darmausleerung befördernde Mittel. Die als D. verwendeten Stoffe wirken auf die Verdauung sehr verschieden ein, indem z. B. einige derselben die im Magen überschüssig vorhandene Säure neutralisiren, andere die fehlende Magensäure ersetzen u. s. f. Eins der besten Digestivmittel ist das Kochsalz, welches daher auch in keiner Speise fehlen darf. Auch die Gewürze sind, in geringer Menge genossen, bei träger Verdauung als Digestivmittel anzusehen. Nächstdem wirken schon das Wasser und Getränke überhaupt befördernd auf die Verdauung und die Auflösung der Speisen. Als arzneiliche Stoffe sind zu nennen kleine Gaben von Rhabarber, Tamarinden, Glaubersalz, das Chlorkalium (vorzugsweise sal digestivum schon von Alters her genannt), das Bittersalz, die Magnesia und die kohlensauren und doppelt-kohlensauren Salze, welche letzteren, zu Brausemischungen verwendet, vortreffliche Mittel abgeben, um der Verdauung aufzuhelfen, wo dieselbe durch abnorme Säurebildung gestört erscheint. Diese arzneilichen Stoffe haben dann auch alle eine gelind eröffnende Wirkung. Sie befördern dadurch die Ausleerung der unaufgelösten und unauflöslichen Nahrungsstoffe und verhüten auf diese Weise die Ansammlung derselben im Nahrungsschlauch, wodurch sie leicht in Gährung gerathen und Unbequemlichkeit, Blähungen ꝛc. erregen.

Digestivsalz, älterer Name für Chlorkalium.

Digestor (lat., »Auflöser, Zertheiler«, Papinischer Topf, Dampfkochtopf, Autoclave), Kochtopf, welcher durch einen aufgeschliffenen Deckel luftdicht verschlossen werden kann, so daß darin beim Kochen eine hohe Dampfspannung und entsprechend hohe Temperatur entsteht, unter deren Einfluß Speisen schneller gar werden. Der Deckel wird mit Bügel und Schraube befestigt, ein Ventil sichert vor Explosion, und ein Hahn dient zum Abblasen des gespannten Dampfs, wenn man den Topf öffnen will. Der D. ist für Haushaltungen sehr empfehlenswerth, denn er ermöglicht eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Brennmaterial und liefert kräftigere und schmackhaftere Speisen. Fleisch und Gemüse, welches im offenen Kochtopf nicht weich wird, erlangt im D. in kurzer Zeit große Zartheit, und man muß vorsichtig sein, daß es nicht durch zu langes Kochen völlig zerfällt. Beim Gebrauch des Digestors ist auch zu berücksichtigen, daß während des Kochens kein Wasser verdampft, so daß man davon beim Aufsetzen der Speisen viel weniger nehmen muß als beim Gebrauch gewöhnlicher Töpfe. In der Technik benutzt man Digestoren häufig zur Ausführung chemischer Processe, welche nur unter hohem Druck und bei hoher Temperatur verlaufen.

Diggen (v. engl. to dig), graben, namentlich in den Goldfeldern, nach Gold; daher Digger, Goldgräber.

Digitāl (lat.), die Finger oder Zehen betreffend.

Digitalin. Die Bemühungen, aus Fingerhut (Digitalis purpurea *L.*) den wirksamen Stoff als chemisch reine Verbindung abzuscheiden, haben bisher zu keinem ganz befriedigenden Resultat geführt. Nach den neuesten Untersuchungen unterscheidet man ein D., Digitaleïn und eine dritte Substanz. Das D. bildet farb- und geruchlose Nadeln, schmeckt intensiv und anhaltend bitter, ist löslich in Alkohol, kaum in Wasser, nicht in Aether und gehört wahrscheinlich zu den Glykosiden. Das Digitaleïn ist farblos, amorph, leicht löslich in Wasser, schmeckt bitter. Im Handel kommen als D. verschiedene Präparate vor, welche äußerst energisch wirken, aber wegen der darüber herrschenden Unsicherheit nicht officinell sind.

Digitālis *L.* (Fingerhut), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, staudenartige Kräuter mit behaarten Blättern, einseitigen Blütentrauben, röhrig-glockenförmigen Blüten und zugespitzten, zweifächerigen, vielsamigen Kapseln. D. purpurea *L.* (rother Fingerhut), mit mehr als 1 Meter hohem Stengel, bodenständigen, stumpf-eiförmigen, gekerbten, rauhhaarigen Blättern und schönen purpurrothen, innen behaarten, mit rothen Tropfen gefleckten Blüten, ist zweijährig, wächst in Gebirgswäldern durch den größten Theil Europa's, den Nordosten und äußersten Süden ausgenommen. Die ganze Pflanze ist stark giftig. Die widrig, etwas narkotisch riechenden, ekelhaft scharf und bitter schmeckenden Blätter sind officinell und müssen von wild wachsenden blühenden Pflanzen gesammelt werden. Sie enthalten als wirksamen Stoff Digitalin (s. d.). Sie mindern den Blutumlauf und daher die Pulsfrequenz und Körperwärme, wirken deprimirend auf die Nerven der Geschlechtsorgane und vermehren die Harnabsonderung; in größeren Dosen wirken sie als Gift. Man benutzt sie bei entzündlichen Herzleiden, Hypertrophie und Erweiterung des Herzens, Schlagadergeschwülsten, Entzündungen der Hirnhäute und Brustorgane, Fiebern, Blutungen, Tuberkulose, wassersüchtigen Leiden, Reizungszuständen der Geschlechtsorgane, krampfhaften Neuralgien, Wahnsinn ꝛc. Sie wurden zuerst 1775 durch Withering in Birmingham in den Arzneischatz eingeführt. In Gärten kultivirt man den rothen Fingerhut als Zierpflanze, ebenso D. grandiflora *Lam.*, mit großen, gelben, innen braungeäderten und gefleckten Blüten, aus Mittel- und Südeuropa; D. aurea *Lindl.*, mit goldgelben, innen buntnetzadrigen Blüten, aus Syrien und Griechenland; die sehr heftig wirkende D. ferruginea *L.*, mit prachtvollen, rostfarbigen, inwendig gelblichen Blüten aus Südeuropa ꝛc. Ein prächtiger, immergrüner Strauch auf Madeira ist D. sceptrum *L.*, mit geradem Stamm und steifhaarigen Aesten und sehr schönen, herabhängenden, am Ende der Aeste eine eiförmige Aehre bildenden, gelblich rostfarbigen Blumen. S. Tafel »Giftpflanzen«. Vgl. Lindley, Digitalium Monographia (Lond. 1821).

Digitigrāda (lat.), Säugethiere, die nur mit den Zehen auftreten, Zehengänger.

Digĭtus (lat.), Finger, Zehe; römisches Maß, einen Daumen oder guten Finger breit, = 2—2,6 Centim.

Diglyph (griech., m.), Zweischlitz, Theil des dorischen Frieses.

Dignand (Dignandus, lat., m.), die auf eine Potenz (Dignität) zu erhebende Zahl.

Dignano (spr. dinjá-), Stadt in der österreich. Markgrafschaft Istrien, Bezirkshauptmannschaft Pola, auf einem Hügel an der Straße von Pola nach Rovigno gelegen, hat eine sehenswerthe Dechantkirche mit Gemälden von Tintoretto, Paul Veronese ꝛc. und (1869) 6405 Einw., welche Getreide-, Obst-, Wein- und Olivenbau und starken Holzhandel treiben. In der Nähe wächst der sogen. Rosenwein.

Digne (spr. dinj, bei den Alten Dinia oder Dignis), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Niederalpen an der Bleonne, zwischen hohen Waldbergen gelegen, mit steilen, krummen Straßen und alten bethürmten Mauern, ist Sitz eines Bischofs, hat eine neuerlich restaurirte Kathedrale, ein Seminar, Collége, eine öffentliche Bibliothek, Tuch- und Hutfabrikation, Handel mit getrockneten Früchten (Dignepflaumen, mit ausgenommenen Kernen) und (1872) 7142 Einw. In der Nähe sehr besuchte Schwefelthermen (von 25—46° C.) und eine denkwürdige alte Kirche, deren Ursprung auf Karl d. Gr. zurückgeführt wird. Von D. aus erließ Napoleon I. seine Proklamation vom 4. März 1815.

Dignität (lat.), die mit einem Amt oder einer Ehrenstelle verbundene Auszeichnung, besonders auf kirchlichem Gebiet. Im weitern Sinn wird eine D. jedem Inhaber eines Kirchenamts, welches mit irgend einer Präeminenz versehen ist, beigelegt; im engern Sinn gehört zu einer D. ein Kirchenamt mit einer äußern Jurisdiktion, die im eigenen Namen verwaltet wird (jurisdictio propria), mag dieselbe nun ein ursprünglich selbständiges Recht (jurisdictio ordinaria) oder ein erst übertragenes (j. delegata) sein. Im Besitz einer D. befinden sich also 1) alle dignitates pontificales, praelaturae sensu proprio, welche ursprünglich diese Präeminenz hatten, alle Bischöfe mit eigener Diöcese; 2) alle dignitates majores, praelaturae secundariae, denen erst durch besondere Verleihung die D. später zu theil geworden ist, also die Kardinäle, die päpstlichen Legaten und Nuntien, die Vorsteher von Stiftern, Klöstern, Ritterorden; 3) dignitates, praelaturae honorariae, personatus, denen die Jurisdiktion fehlt, z. B. die Pröpste und Dekane in den Kapiteln. Die Rechte der Dignitarien sind theils verschiedene kirchliche Ehren, theils bürgerliche Vorzüge, wie ein bestimmter Rang im Verhältnis zu den Staatsdienern und besonders Zuziehung zu den Ständeversammlungen u. dgl. In der evangelischen Kirche nehmen zwar die Bischöfe, Prälaten ꝛc. eine ähnliche Stellung ein, entbehren aber, außer in England und Schweden, der äußern Gerichtsbarkeit. In der Mathematik ist D. s. v. w. Potenz.

Dignitär (lat.), Würdenträger, insbesondere Inhaber bestimmter Hof- und Kirchenwürden, s. Dignität.

Digrediren (lat.), weggehen, abweichen; abschweifen (in der Rede); Digression, Abschweifung; in der Astronomie s. v. w. Ausweichung (s. Elongation).

Digynus (griech.), zweiweibig, in der Botanik Blüten (flores digyni) mit zwei Griffeln oder Staubwegen. Daher Digynia in dem Linné'schen System Bezeichnung der zweiten Ordnung in den 12 ersten Klassen, weil diese Ordnungen die Gattungen mit zweiweibigen Blüten enthalten.

Dihexaëder (Bipyramidaldodekaëder), hexagonale Pyramide, Grundform des drei- und einarigen Krystallsystems, besteht aus zwei sechsseitigen Pyramiden, welche mit der Basis aneinander liegen, zeigt 12 gleichschenklige Dreiecke, mit zweierlei Kanten, Ecken und Axen. 6 Grundkanten und 12 Endkanten, 6 vierflächige Grundecken und 2 sechsflächige Endecken, besitzt 3 gleiche Horizontalaxen, die sich unter je 60° schneiden und die Grundecken verbinden, und 1 Hauptaxe, die, senkrecht auf vorigen, die beiden Endecken verbindet. Die gemeinsame Basis der beiden in ihr zusammenstoßenden sechsseitigen Pyramiden ist ein regelmäßiges Sechseck. Die Form tritt selten selbständig auf, wie am Quarz im Porphyr von Vöröspatak in Ungarn, häufiger mit vertikaler Säule verbunden, so bei Bergkrystall und Quarz, in Verbindung mit der sechsseitigen Säule und gerade angesetzter Endfläche, also mit abgestumpften Grundkanten und Endecken am Apatit, Buntbleierz, Korund und Smaragd.

Dii (lat.), Götter; D. majorum gentium, die höheren Götter, auch s. v. w. Vornehmere; D. minorum gentium, die unteren Götter, auch geringere Leute; Diis manibus sacrum, gewöhnlich abbrevirt D. M. S., auf Todtendenkmälern Aufschrift, dem Andenken Verewigter gewidmet.

Diipolia (Dipolia, Buphonia), bei den alten Griechen ein Fest des Zeus Polieus, das alljährlich im Monat Skirophorion (Juni) auf der Burg zu Athen durch ein Stieropfer gefeiert wurde. Der Tödter des Stiers (Buphonos) entlief, sobald er sein Werk verrichtet hatte; ein anderer zerlegte das Thier und bereitete das Mahl. Dann hielt man über die Theilnehmer an der Schlächterei Gericht, fand aber zuletzt nur das gebrauchte Beil schuldig und warf es zur Sühne ins Meer. Die Haut des Stiers wurde ausgestopft und das so wieder hergestellte Thier an einen Pflug gespannt. Das Opfer stellte die Heiligkeit des Ackerstiers symbolisch dar.

Dijon (spr. dischóng), Hauptstadt des franz. Departements Côte d'Or, die alte Metropole von Burgund, liegt weit ausgebreitet in einer fruchtbaren Ebene, am Zusammenfluß der Ouche und des Suzon, Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, umgeben von grünen Hügeln und von Kirchen und Thürmen überragt, die sich festungsartig gruppiren. Die Stadt ist schön gebaut und hat 15 große Plätze, breite Straßen mit vielen ansehnlichen Häusern und schöne, mit Bäumen besetzte Wälle. Von den ehemaligen Befestigungen ist nur das von Ludwig XI. erbaute gothische Schloß mit gewaltigen Thürmen übrig, das jetzt als Gensdarmeriekaserne dient (früher Staatsgefängnis, wo unter anderen Mirabeau, Toussaint l'Ouverture und der österreichische General Mack gefangen saßen). Unter den übrigen Gebäuden zeichnen sich aus: der alte, sehr weitläufige Palast der Herzöge von Burgund am Königsplatz (1592 abgebrannt, später wieder aufgebaut, jetzt Stadthaus, mit einer Bibliothek von 70,000 Bänden und 900 Manuskripten; ferner die Kathedrale, ein kühner gothischer Bau (1280 neu aufgeführt, seitdem oft restaurirt) mit 95 Meter hohem Thurm; die Kirchen Notre Dame (1331—1445 erbaut, mit einer ehedem berühmten schwarzen Madonnenstatue), St. Michel, St. Etienne, Ste. Jeanne (alte Basilika), Ste. Anne; das Schauspielhaus und mehrere Hospitäler. Von der 1379 von Philipp dem Kühnen gegründeten prachtvollen Kartause sind außer den Herzogsgräbern nur noch zwei Thore, ein achteckiger Thurm und der merkwürdige sogen. »Moses- oder Prophetenbrunnen« (1396—1399 erbaut), mit den Statuen von Moses, David, Jeremias, Zacharia, Daniel und Jesaias, vorhanden

(s. Tafel »Bildhauerkunst IV«, Fig. 7). D. ist Sitz eines Bischofs und einer Akademie (für die Departements Côte d'Or, Aube, Obermarne, Nièvre, Yonne) und hat zahlreiche wissenschaftliche Institute, namentlich drei Fakultäten (eine für die Rechte, eine für die mathematischen und Naturwissenschaften und eine für Literatur), ein Priesterseminar, ein Lyceum, eine Gelehrtengesellschaft, eine Schule der schönen Künste, eine Musikschule (Zweiganstalt des Pariser Konservatoriums), mehrere Museen, einen botanischen Garten, ein naturhistorisches Kabinet, das kostbare und wichtige Archiv von Burgund rc. In industrieller Hinsicht ist besonders Bierbrauerei, Fabrikation von Tuchen, Wolldecken, Leinwand, Pariser Spitzen, Chemikalien, Senf, Lichtern, Phosphor rc., ferner Destillation, Eisen- und Schriftgießerei, Töpferei rc. namhaft zu machen. Bedeutend sind auch die Blumenzucht und der Wein- und Produktenhandel, dessen Werth sich jährlich auf etwa 70 Mill. Franken beläuft. Die Zahl der Bewohner beträgt (1872) 42,573. Innerhalb der Stadt liegt der Lustgarten Arquebuse und außerhalb derselben der sogen. Cours, ein prächtiger Spaziergang mit vier Reihen Bäumen, der nach einem schönen Park führt. D. ist der Geburtsort Philipps des Guten, Johanns ohne Furcht, Bossuets, Crébillons, Rameau's, Guyton-Morveau's u. a., deren Geburts- oder Wohnhäuser neuerdings durch Marmortafeln bezeichnet wurden. In der Nähe das Dorf Fontaine le Dijon, Geburtsort des heil. Bernhard, dem 1847 eine Statue mit hübschen Reliefs errichtet ward. Die Umgegend von D., Beaune, Nuits, Auxonne und St. Jean de Losne, hieß sonst le Dijonnais (70 Kilom. lang und 37 Kilom. breit). D. hieß bei den Römern Dibio, auch Diviodunum, war damals ein befestigter Ort der Lingones in Gallia belgica und wurde später (500) durch die Schlacht zwischen den Franken unter Chlodwig und den Burgundern unter Gundobald, in welcher die letzteren besiegt wurden, historisch merkwürdig. Später kam es unter den Bischof von Langres, von welchem es die Grafen von D. zu Lehen hatten, und nach dem Tode des letzten derselben (1007) an die Herzöge von Burgund, die es zu ihrer Residenz erhoben. Hier wurden drei Kirchenversammlungen (concilia divonensia), 1077, 1116 und 1199, gehalten. Herzog Hugo III. erhob D. 1187 zur Stadt. Nach Karls des Kühnen Tod (1477) kam sie mit Burgund an Frankreich, und König Ludwig XI. errichtete hier das Parlament für Burgund. — D. war durch seine Lage am Ostabhang des Gebirgszugs der Côte d'Or und am Zweigpunkte der wichtigen Eisenbahnen Paris-Lyon und Paris-Besançon von Wichtigkeit während der Operationen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz 1870—71. Zuerst kam D. Ende Oktober 1870 ernstlich in Frage. General v. Werder entsandte Ende Oktober die 2. und 3. badische Brigade unter Generalleutnant v. Beyer auf D., um die anscheinend nicht vom Feind besetzte Stadt in Besitz zu nehmen. Aber schon auf dem Marsch dahin stieß die Brigade Prinz Wilhelm auf Widerstand, welcher zu einem hartnäckigen Gefecht in unmittelbarer Nähe von D. führte. Linienmarschbataillone und Mobilgarden waren auf Verlangen eines Theils der Einwohnerschaft von D. noch im letzten Augenblick bei Annäherung der Deutschen aus der Umgegend zusammengekommen. Der Kommandant dieser Truppen, Oberst Fauconnay, besetzte die mit Mauern eingefaßten Weinberge der Vorstädte sowie den alterthümlichen Wall mit nassem Graben und brückenartigen Zugängen. Der Kampf, der sehr heftig war, wurde abends von General Beyer abgebrochen; in der folgenden Nacht vom 30. auf den 31. Okt. räumte der Feind die Stadt, welche in der Frühe des 31. von den Deutschen besetzt wurde. Der Verlust der badischen Truppen betrug 32 Todte und 213 Verwundete, der der Franzosen 160 Todte und gegen 300 Verwundete. Der Besitz der Stadt war von Wichtigkeit, weil dadurch dem Feind ein Mittel- und Stützpunkt für seine Truppenbildungen und Operationen entzogen war. Die Stadt blieb in deutscher Hand bis zum Anmarsch der Armee Bourbaki's, als Hauptquartier des Generals v. Werder. Am 27. Dec. ward sie vor der drohenden Annäherung Bourbaki's geräumt, und 28. Dec. zogen die Scharen Garibaldi's ein. Garibaldi hatte den Auftrag, D. zu behaupten, den Rücken der Bourbaki'schen Armee frei zu halten und den Feind durch fortwährende Angriffe zu beunruhigen. Garibaldi erfüllte diese Aufgabe jedoch nicht. Er wurde durch detachirte Korps der Armee Manteuffels im Schach gehalten, behauptete zwar D. gegen die Angriffe des numerisch weit schwächern Generals Kettler 21. und 23. Jan. 1871, mußte aber, als Ende Januar General Hann v. Weyhern anrückte, in der Nacht des 31. Jan. D. räumen, worauf die Deutschen 1. Febr. einzogen. Am 10. Febr. verlegte Manteuffel sein Hauptquartier nach D. Vgl. Maillard de Chambure, D. ancien et moderne (1840).

Dijudiciren (lat.), beurtheilend entscheiden; Dijudikation, Aburtheilung, Entscheidung.

Dikacität (lat.), Geschwätzigkeit; beißende Witzelei, Stichelei.

Dikäarchie (griech.), Herrschaft des Rechts, Rechtsstaat.

Dikäarchos, peripatetischer Philosoph aus Messina in Sicilien, Schüler des Aristoteles, Freund des Theophrastos, lebte um 320 v. Chr., meist im Peloponnes. Er stellte Höhenmessungen an, entwarf Erdtafeln und Landkarten und verfaßte eine historisch-geographische Beschreibung Griechenlands nach seinen natürlichen, politischen und sittlichen Verhältnissen, mit eingelegten Dichterstellen, wovon noch zwei Fragmente übrig sind. Eine ihm beigelegte jambische Beschreibung Griechenlands, von der noch 150 Verse existiren, wird für unecht gehalten. Von seinen übrigen, namentlich philosophischen Werken, die Cicero hochschätzte, besitzen wir wenig mehr als die Titel. Fragmente, herausgegeben von Fuhr (Darmst. 1841).

Dikäokratie (griech.), s. v. w. Dikäarchie.

Dikäologie (griech.), Rechtslehre.

Dikäopolitik (griech.), auf das Recht gegründete Staatsklugheit.

Dikafett (Adika), aus den Samen von Irwingia Barteri *Hook.* (Burseraceen) in Gabon gewonnen, kommt erst seit kurzer Zeit in den Handel. Die Eingebornen bereiten aus den Samen eine chokoladenähnliche Masse (Dikabrod, Chocolat du Gabon), welche als Genußmittel dient und 65 Proc. Fett enthält. Dies ist der Kakaobutter ähnlich, anfangs fast weiß, von angenehm kakaoartigem Geruch, wird bei längerem Liegen ziemlich stark gelb und riecht dann ranzig, schmeckt mild, schmilzt bei 40°, ist verseifbar, dient zur Kerzenfabrikation und kann auch als Surrogat der Kakaobutter benutzt werden.

Dikasterium (griech.), Gerichtshof, besonders Spruchgericht, ein Richterkollegium, welches keine bestimmte Gerichtsbarkeit über einen gewissen Bezirk hat, sondern bloß im Auftrag und auf Ersuchen anderer Gerichte oder von Privatpersonen rechtliche Entscheidung gibt. In Deutschland bestanden als Dikasterien

früher zahlreiche Schöffenstühle und Juristenfakultäten. Dikasterialtafel, in Ungarn eine Gerichtsstelle, an welche vom Komitat appellirt wird.

Dike (»Rechtsspruch«), eine der Horen (s. d.), die Tochter des Zeus und der Themis, zeigt nach Hesiod ihrem Vater alle Unthaten der Menschen, namentlich Rechtsverletzungen von Seiten der Könige, an und verfolgt selbst die Missethäter, obschon in Nebel gehüllt und mit Thränen in den Augen. Bei den Tragikern ist D. oft nur die Personifikation des Rechts und erscheint auch wohl bewaffnet mit einem Netz oder mit einer Keule oder mit einem Schwert, stets als unbeugsames, streng strafendes Wesen, häufig zusammengestellt mit der Rachegöttin. Aeschylos schildert, wie sie das von der Aesa (»Schicksal«) geschärfte Schwert in des Frevlers Brust stößt, und wie sie, wenn auch spät, doch sicher mit der Pöne (»Vergeltung«) in des Missethäters Wohnung bringt. Sinnig nennt Pindar als Tochter der D. die Hesychia (»Ruhe, Sicherheit«). In der Folgezeit ward sie mit Asträa (s. d.) identificirt und auch als Belohnerin des Guten verehrt. An dem berühmten Kasten des Kypselos war D. abgebildet als ein schönes weibliches Wesen, das ein anderes häßliches, die Adikia (»Ungerechtigkeit«), würgend fortzieht und schlägt.

Dikilitasch (»Einzelberg«), eine Anhöhe in Bulgarien, die sich westlich von Tirnowa auf einer baumlosen Ebene erhebt und wegen der Trümmer eines alten monumentalen Prachtbaues, die sie trägt, im Land in hohem Ansehen steht. Der Bau stammt ohne Zweifel aus Römerzeiten her, harrt aber noch seiner Erklärung.

Diklinisch (griech.), s. Diclinus.

Dikōlon (griech.), in der Poetik eine aus zweierlei Versen bestehende Strophe. Nach der Zahl der Verse, die eine Strophe hat, unterscheidet man: D. distrophon, wenn die Strophe aus zwei Versen (wie z. B. das Distichon aus Hexameter und Pentameter), und D. tetrastrophon, wenn sie aus vier Versen (wie z. B. die sapphische Strophe) besteht. In der Rhetorik versteht man unter D. eine zweigliedrige Periode.

Dikotyledōnen (Dicotyledōnes, Dikotylen, zweisamenlappige Pflanzen, Blattkeimer), eine zuerst von Jussieu aufgestellte, den Gegensatz zu den Monokotyledonen (s. d.) bildende Abtheilung der Phanerogamen. Der wichtigste und für die meisten zutreffende Charakter der D. besteht darin, daß der in ihren Samen vorhandene und beim Aufkeimen hervortretende Keimling mit zwei einander entgegengesetzten Samenlappen (Kotyledonen) versehen ist, während bei sämmtlichen Monokotyledonen, so weit sie einen vollkommen ausgebildeten Keimling besitzen, nur ein meist scheidenartig das Stengelchen umfassender Samenlappen vorhanden ist. Nur bei den wenigen Phanerogamen, die überhaupt keinen vollständig ausgebildeten Keimling haben, treten diese Unterschiede nicht hervor. Wie unter den Monokotyledonen, gibt es auch bei den D. einige Pflanzen mit unvollkommenem Keimling; dahin gehören einige chlorophyllfreie, humusbewohnende oder schmarotzende Pflanzen mit sehr kleinen Samen; so besteht bei der Monotropa der Keimling nur aus zwei Zellen, bei den chlorophyllhaltigen Pyrola-Arten aus einem wenigzelligen, ungegliederten Körper; bei den Orobancheen, Balanophoren, Rafflesiaceen ist der Keimling ein rundliches, zelliges Körperchen, an welchem ebenfalls keine Organe differentiirt sind; bei den Kuskuteen ist der Keimling lang, fadenförmig und ohne Kotyledonen. In solchen Fällen charakterisiren sich die Pflanzen als D. durch andere, sogleich zu besprechenden Merkmale oder durch die Verwandtschaft mit anderen Pflanzen. Außerdem gibt es nur wenige, meist bloß scheinbare Ausnahmen: Ranunculus Ficaria und einige Arten von Corydalis haben nur einen Samenlappen am Keimling, bei Trapa natans ist der eine Samenlappen weit kleiner als der andere. Wo drei Kotyledonen vorkommen, handelt es sich um eine Monstrosität, die ihr Analogon in vielen anderen ähnlichen monströsen Vermehrungen der Glieder von Blattquirlen findet. Die Merkmale, an welchen man erwachsene Pflanzen als D. erkennt, haben nur die Bedeutung besonders hervorstechender Charakterzüge dieser Abtheilung des Gewächsreichs und sind viel häufigeren Ausnahmen unterworfen als die Verhältnisse der Kotyledonen; aber sie bieten doch vielfach sehr gute Unterscheidungsmerkmale dar: während bei fast sämmtlichen Monokotyledonen das Würzelchen des Keimlings sich nicht weiter entwickelt, sondern im Umkreis desselben eine Anzahl Seitenwurzeln hervortreten, welche nebst anderen an höheren Theilen des Stengels erzeugten Seitenwurzeln das ganze Wurzelsystem bilden, wächst bei den D. in der Regel das Würzelchen zu einer abwärts gerichteten sogen. Haupt- oder Pfahlwurzel weiter, aus welcher, so lange sie fortwächst, Seitenwurzeln in schiefer oder wagrechter Richtung hervortreten. Bei den zahlreichen dikotyledonen Kräutern indessen, welche ausläuferartige Rhizome bilden, stirbt die Pfahlwurzel frühzeitig ab, und die zu den Rhizomen ausgebildeten unterirdischen Stengeltheile sind dann nur mit Seitenwurzeln versehen. Während die Blätter der meisten Monokotyledonen wechselständig sind, haben diejenigen der D. außer wechselständiger auch gegen- und quirlständige Stellung. Die Blätter der Monokotyledonen sind nur selten getheilt, meist sogar ganzrandig, haben vorwiegend langgestreckte Gestalt und parallelen oder bogenförmigen Verlauf der Nerven, wogegen diejenigen der D. oft in Stiel und Blattfläche differentiirt sind und letztere sehr häufig verschiedenartig getheilt ist oder doch oft gezähnte oder gesägte Ränder hat. Besonders charakteristisch aber ist ihre Nervatur, bei welcher ein oder mehrere Hauptnerven vorhanden sind, von welchen die Seitennerven in scharfen Winkeln abgehen (vgl. Blatt), um sich in gleicher Weise weiter zu verzweigen und endlich in ein kleinmaschiges Netzwerk von Nerven sich aufzulösen. Bei manchen D. fällt dieses Merkmal der Nervatur weg, wenn nämlich die Blätter entweder ganz fehlschlagen, oder dick und fleischig oder schmal, pfriemenförmig werden und dann nur von einem einzigen ungetheilten Nerven durchzogen sind. Auch wirklich parallelnervige Blätter kommen bei D. vor. Im Gegensatze zu den Monokotyledonen erzeugen die Laubblätter der D. häufig achselständige Knospen, und ihre Stengel bilden daher in vielen Fällen Zweige. Eine Haupteigenthümlichkeit der D. liegt ferner im anatomischen Bau ihres Stammes. Die Fibrovasalstränge desselben erscheinen auf dem Querschnitte des Stammes in einem einfachen Kreis angeordnet, welcher Rinde und Mark scheidet, während bei den Monokotyledonen die Fibrovasalstränge auf dem Stammquerschnitt im Mark zerstreut stehen, weil hier die einzelnen Stränge, die in verschiedener Höhe an der Grenze zwischen Mark und Rinde entspringen, schief nach innen im Mark emporsteigen, in der Mitte desselben bogenförmig wieder nach außen gehen und dann in ein Blatt austreten. Bei den D. stehen daher auch die Kambiumtheile der einzelnen Fibrovasalstränge in einem Kreis und können sich zu einer

vollständig ringförmigen Schicht abschließen, dem sogen. Kambiumring. Durch letztern wird bei den Holzpflanzen die alljährliche Verdickung des Stammes bewirkt, indem sich zwischen dem Bast- und dem Holztheil der Fibrovasalstränge aus dem Kambiumring alljährlich eine neue Schicht von Holz und Bast erzeugt. Wegen dieses eigenthümlichen Dickewachsthums der Stämme nannte Decandolle die D. Exogenae, weil ihr Holz nach außen hin durch Dickewachsthum zunimmt. Auch hinsichtlich dieser Verhältnisse gibt es mannigfache Abweichungen unter den D. Dahin gehören zunächst einige einfach gebaute Wasserpflanzen, deren Stengel, wie bei manchen monokotyledonen Wasserpflanzen, von einem einzigen centralen Fibrovasalstrang durchzogen wird. Ferner besitzen eine Anzahl D. außer einem Ring von Fibrovasalsträngen auch noch im Mark zerstreut stehende Stränge; am nächsten kommen den Monokotyledonen in dieser Hinsicht die Nymphäaceen, in deren Stamm zahlreiche regellos zerstreut stehende, unter sich anastomosirende Fibrovasalstränge vorhanden sind. Bei den Blüten der Monokotyledonen sind mit wenigen Ausnahmen die einzelnen Blütenblattkreise dreigliedrig, bei den D. treten dagegen viel mannigfaltigere Verhältnisse auf; am häufigsten sind Kelch und Blume, vielfach auch die Staubgefäße und Fruchtblattkreise fünfgliedrig, doch kommen bisweilen viergliedrige, auch zwei- und selbst dreigliedrige Blütenblattkreise vor, aber viel seltener als die fünfgliedrigen; in manchen Fällen sind auch die Blütenblätter nicht in Kreisen, sondern in Spiralen gestellt, und diese bestehen dann meist aus einer größern, oft unbegrenzten Anzahl von Gliedern. Wegen ihrer zusammengesetzteren Gestaltverhältnisse gelten daher die D. für eine höhere Stufe im Pflanzensystem als die Monokotyledonen und somit überhaupt für die vollkommensten Gewächse.

Diktāt (lat., n.), etwas zum Nachschreiben Vorgesagtes und Nachgeschriebenes; auch s. v. w. diktatorischer Befehl.

Diktator (lat., Magister populi), eine außerordentliche, in Zeiten der Noth oder für besondere Geschäfte ernannte und vorübergehend mit der höchsten Gewalt bekleidete Magistratsperson der römischen Republik. Die Einführung dieses Amts fällt ins Jahr 498 v. Chr., als die Römer in einen gefährlichen Krieg mit den Latinern verwickelt waren. Der erste D. war T. Lartius. Das neue (übrigens von den Latinern entlehnte) Amt hatte den Zweck, die Einheit und Kraft der Regierung zunächst gegen äußere Feinde, bald aber auch gegen innere Unruhen zu stärken und somit für Fälle besonderer Gefahr die königliche Gewalt zu ersetzen. Deswegen waren dem D. alle übrigen Magistrate mit Ausnahme der Volkstribunen untergeordnet, deswegen war er frei von der Berufung an das Volk und von der Rechenschaftspflicht; so wenigstens in der ältern Zeit, denn in der Folge scheint beides auch für den D. Geltung gewonnen zu haben. Er wurde, nachdem der Senat die Einsetzung beschlossen, von einem der Konsuln oder einem Konsulartribunen ernannt, der dieses Geschäft unter Beobachtung der Auspicien in der Stille der Nacht vollziehen mußte; er selbst setzte sich dann einen Magister equitum als Reiterobersten und zweiten Befehlshaber an die Seite. Als Zeichen seiner außerordentlichen Gewalt schritten ihm 24 Liktoren voran, während den Konsuln nur je 12 gestattet waren, und zwar führten diese Liktoren, da ihm das Recht über Leben und Tod zustand, in ihren Ruthenbündeln auch die Beile, deren Führung den Konsuln seit dem ersten Jahr der Republik verboten war. Außer für Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt in gefährlichen Kriegen oder bürgerlichen Unruhen wurden zuweilen auch für einzelne, selbst unbedeutende Geschäfte Diktatoren gewählt, als: die Einschlagung des Jahresnagels in den kapitolinischen Jupiterstempel, die Haltung der Komitien in Abwesenheit der Konsuln, die Vollziehung des Census und namentlich die Ergänzung des Senats, die Leitung öffentlicher Spiele, Anstellung außerordentlicher Kriminaluntersuchungen, Aushebung rc. Auch die Diktatur war anfangs gleich den übrigen höheren Magistraten ein auf die Patricier beschränktes Amt; im Jahr 356 wurde aber der Plebejer C. Martius Rutilus zum D. ernannt und damit auch dieses Amt den Plebejern zugänglich gemacht. Da übrigens seit der Gleichstellung der Patricier und Plebejer die inneren Streitigkeiten eine lange Zeit ruhten und nach dem zweiten Punischen Krieg in Italien, welches die Diktatoren nicht verlassen durften, keine bedeutenden Kriege mehr zu führen waren, so wurde die Anwendung der Diktatur immer seltener und hörte endlich mit dem zweiten Punischen Krieg völlig auf. Der letzte D. in dem ursprünglichen Sinn wurde im Jahr 202 gewählt. Die Diktaturen des Sulla und Julius Cäsar waren ungesetzlich und dienten nur als Namen für die von ihnen geübte Alleinherrschaft. Im Jahr 44 wurde die Diktatur durch ein Gesetz des M. Antonius völlig abgeschafft; später wurde sie dem Oktavian wiederholt vom Volk angeboten, aber beharrlich von ihm abgelehnt.

Diktatūr, Diktatorschaft, s. Dictatura; beim vormaligen deutschen Bundestag die amtliche Mittheilung der Eingaben, Verhandlungen, Protokolle rc.

Dikte, im Alterthum Name eines Gebirges im östlichen Theil der Insel Kreta. Ursprünglich haftete derselbe an dem mächtigen, 1680 Meter hohen Gebirgsstock über Lyttos, den heutigen Lasithibergen, die als Geburtsstätte des Zeus galten; später wurde er über die östlicheren, 200 Meter niedrigeren Gebirge, welche die Ostspitze Kreta's bis zum Stanosvorgebirge (jetzt Kav Salmone) durchziehen, ausgedehnt.

Diktion (lat.), Schreibart, Ausdrucksweise.

Diktiren (lat.), einem etwas Nachzuschreibendes vorsagen; einem eine Strafe zuerkennen, auflegen.

Diktys, aus Knossos auf Kreta, Gefährte des Idomeneus im Trojanischen Krieg und angeblich Verfasser eines hierauf bezüglichen Tagebuchs, das der Sage nach, in phönikischen Buchstaben auf Palmblätter geschrieben, mit ihm in seiner Geburtsstadt begraben ward. Dort soll es zur Zeit des Kaisers Nero in einer bleiernen Kapsel von Hirten aufgefunden und von dem Herrn derselben, Praxis oder Eupraxides, an Nero abgeliefert worden sein. Das Werk, wahrscheinlich von dem genannten Praxis selbst verfaßt, erregte bedeutendes Aufsehen und wurde im 4. Jahrh. von einem gewissen Q. Septimius ins Lateinische übersetzt: »Dictys Cretensis Ephemeris belli Trojani«, bis es im 15. Jahrh. plötzlich wieder verschwand. Die noch erhaltene lateinische Uebersetzung enthält in künstlicher, alterthümlicher Sprache die Erzählung des Raubes der Helena und der trojanischen Ereignisse bis zum Tode des Odysseus; manches darin weist auf unbekannte Quellen hin, weicht von Homer ab und liefert nicht unwesentliche Beiträge zur Kenntnis des trojanischen Sagenkreises. Für die Mythographen des Mittelalters war die Schrift eine Hauptquelle, ebenso für die deutschen Dichter, welche die trojanischen Helden besangen. Herausgegeben wurde sie in neuerer Zeit von Dederich (Bonn 1832 u. 1837) und Meister (Leipz.

1872); die älteste deutsche Uebersetzung derselben ist von M. Tatius (Augsb. 1540). Vgl. Körting, D. und Dares; ein Beitrag zur Geschichte der Trojasage (Halle 1874).

Dilaceriren (lat.), zerreißen, zerfleischen; Dilaceration, Zerreißung, Zerfleischung.

Dilapidiren (lat.), verschleudern, verschwenden; Dilapidation, Verschleuderung.

Dilatābel (lat.), dehnbar; literae dilatabiles, im hebräischen Alphabet Buchstaben, welche behufs Ausfüllung der Zeilen eine größere Raumausdehnung annehmen können. Dilatabilität, Dehnbarkeit.

Dilatation (lat.), Erweiterung, chirurgische Operation, s. Dilatatorium.

Dilatatorium (lat.), Ausdehnungs- oder Erweiterungsgeräth, ein Instrument oder eine Vorrichtung, die in der Chirurgie häufig angewendet wird, um auf unblutigem Weg Hohlgänge oder Wundöffnungen entweder offen zu erhalten, wenn sie sich schließen wollen, oder um erweiternd auf widernatürlich verengte oder sich verengende Kanäle zu wirken und deren Verengerung oder Verschließung vorzubeugen. Man bedient sich zu diesem Zweck theils metallener und anderer Instrumente, welche durch Druck gegen die Wandungen der sich verengenden Kanäle wirken (sogen. passive Dilatatorien), theils gewisser Körper, welche in wasserfreiem, ausgetrocknetem Zustand in den verengten Kanal eingelegt werden und nunmehr durch Aufnahme von Feuchtigkeit aus den Geweben aufquellen und so allmählich den Kanal, in welchem sie liegen, erweitern. In letzterer Weise (als aktive Dilatatorien) benutzt man den Preßschwamm, die Darmsaiten und neuerdings ganz besonders die stark hygroskopischen Stengel einer Alge, der Laminaria digitata.

Dilatio (lat.), Aufschub, Frist, besonders Vertagung eines Processes, vom Richter wegen fehlender Zeugen, Beweise &c. bewilligt. D. ad excipiendum, Frist der Einrede; d. citatoria, Ladungsfrist; d. conventionalis, Frist, über die sich die Parteien einigen; d. definitoria, Entscheidungsfrist; d. dijudicatoria, Frist zur Urtheilsvollziehung; d. dilatoria, unnöthige Verzögerung; d. judicialis, vom Richter gesetzte Frist; d. legalis, gesetzliche Frist; d. peremtoria, letzte Frist; d. praeparatoria, Frist zur Vorbereitung; d. probatoria, Beweisfrist. Dilatorium, Fristbefehl, Aufschubsverordnung; dilatorisch, aufschiebend, verzögernd; dilatorische Frist, s. Frist.

Dilatomēter, s. Alkoholometrie.

Dilatorium (lat.), s. Dilatio.

Dilektion (lat.), Liebe, Zuneigung; Eure D., s. v. w. Euer Liebden.

Dilem, prachtvoll bewaldete Berglandschaft in der pers. Provinz Gilan, vom Nordabhang des Elbursgebirges bis zum Kaspischen Meere reichend, mit der Stadt Lahidjan.

Dilemma (griech.), Doppelsatz, s. Schluß.

Dilettant (v. ital. dilettare, lieben), derjenige, welcher irgend eine Kunst oder Wissenschaft weder um ihrer selbst, noch um einer Pflicht oder um äußern Vortheils willen, sondern ausschließlich zu seinem Vergnügen betreibt. Ersterer Umstand unterscheidet ihn vom eigentlichen Künstler und Forscher, der zweite vom Berufs-, der dritte vom Erwerbsmenschen. Da ihm sein Vergnügen die Hauptsache ist, so hört seine Beschäftigung mit der Sache dort auf, wo sie Ernst heischt und Opfer verursacht. Ueberwindet er diese aus Liebe zur Sache (nicht zu sich), so geht der D. in den Künstler und Forscher über. Dilettantismus, die Art, wie der D. Kunst und Wissenschaft behandelt, d. h. beiden die (ihm) angenehme Seite abgewinnt. Dilettantiren, etwas als Liebhaberei treiben.

Dili (Dehli), Stadt im portug. Theil der ostindischen Insel Timor, an der Nordwestküste, Sitz des portugiesischen Statthalters, der unter dem Generalgouverneur zu Goa steht, mit einem Fort, mehreren Kirchen, Hafen, Handel und 2500 Einw.

Diligence (franz., spr. -schängs), Fleiß, Emsigkeit, Schnelligkeit; Art Eilwagen (s. Post).

Diligentia (lat., Diligenz), Fleiß, Sorgfalt. In der Rechtssprache die Sorgfalt, welche jemand anwenden muß, um von einem andern Schaden abzuwenden, also Gegensatz von Negligentia und Desidia. D. quam quis in suis (sc. adhibet), so viel Achtsamkeit, als man dem eigenen Vermögen zuwendet. Diligenzeid, Eid darüber, daß die D. angewendet worden, kommt partikularrechtlich besonders bei Verschollenheitserklärungen und im Desertionsproceß vor und geht darauf hinaus, daß man von dem Abwesenden innerhalb einer gewissen Zeit keine Nachricht erhalten und von dessen Leben und Aufenthalt keine Kenntnis habe. Diligenzschein ist der Schein darüber, daß die D. angewendet worden ist.

Dilke, 1) Charles Wentworth, engl. Publicist und Kritiker, geb. 8. Dec. 1789, war Mitarbeiter an der »Westminster Review« und »Retrospective Review« und schrieb mehrere Werke über das Drama und die Literargeschichte Englands; auch gab er eine Sammlung älterer engl. Theaterstücke (1814) heraus. Ende 1830 übernahm er die Leitung des »Athenaeum«, eines literarischen Journals, das durch ihn das erste Organ dieser Art in der englischen Presse wurde. Seine Schriften über Junius, Burke, Pope zeugen von bedeutender Forschung und kritischer Schärfe. Obwohl noch Eigenthümer dieses Blatts, gab er die eigentliche Redaktion doch 1846 auf, um sich an der der »Daily News« zu betheiligen, wovon er sich indessen 1848 gleichfalls zurückzog. Er starb 10. Aug. 1864 in der Nähe von Farnham.

2) Sir Charles Wentworth, Sohn des vorigen, bekannt durch seine Gemeinnützigkeit, geb. 18. Febr. 1810 in London, studirte zu Cambridge die Rechte. Er war ein thätiges Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, doch ist er hauptsächlich bekannt als einer der Urheber der Londoner Industrieausstellungen von 1852 und 1862. Seit 1830 leitete er das »Athenaeum«, gehörte 1846 zu den Gründern der »Daily News« und bewirkte als Mitglied der Society of arts 1847 die erste Ausstellung britischer Fabrikate in den Sälen der Gesellschaft, was zur Verwirklichung des Gedankens einer Weltindustrieausstellung führte. Er starb 10. Mai 1869 in Petersburg.

3) Sir Charles Wentworth, Sohn des vorigen, geb. 4. Sept. 1843 zu Chelsea, erhielt seine Bildung in Trinity-Hall zu Cambridge, wurde Advokat am Middle Temple und begann dann eine große Tour um die Welt. Er ging zunächst nach Kanada und den Vereinigten Staaten, traf im August 1866 zu St. Louis mit Hepworth Dixon zusammen, in dessen Begleitung er die Reise über die Große Ebene, die Rocky Mountains und den Mormonendistrikt machte, und setzte dann seine Reise allein über Nevada und Kalifornien, wo er längere Zeit in San Francisco verweilte, nach Panamá, von da weiter nach Neuseeland, Tasmania und Australien fort, überall sich gründlich über die gegenwärtige Lage und die kommerciellen Aussichten der englischen Kolonien zu unterrichten bemüht. Ueber

Ceylon kam er nach Madras und Kalkutta, Oberindien und Lahore und kehrte dann über den Indus, Bombay und Aegypten nach England zurück. Als wissenschaftliches Resultat dieser Reise veröffentlichte er: »Greater Britain; a record of travel in English-speaking countries during 1866—67« (1868, 2 Bde.), ein vorzügliches Werk, das besonders den Einfluß der Rassen auf das Gouvernement und den der klimatischen Bedingungen auf die Rassen selbst in scharfsinniger Weise untersucht und nicht nur während des ersten Jahrs vier Auflagen in England selbst erlebte, sondern auch gleichzeitig in Amerika zweimal nachgedruckt wurde. Diesem großen literarischen Erfolg verdankte es D., daß er 1868 von Chelsea zum Parlamentsmitglied gewählt wurde, der jüngste Repräsentant einer Stadt, der jemals im englischen Unterhaus gesessen. Er sprach dort hauptsächlich über indische und koloniale Angelegenheiten. Auch ist er seinem Vater und Großvater als Eigenthümer des »Athenaeum« gefolgt.

Dill, Pflanze, s. Anethum.

Dill, Nebenfluß der Lahn, entspringt auf dem Westerwald, durchfließt den nach ihm benannten Dillkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden und mündet nach 68 Kilom. langem Lauf bei Wetzlar.

Dillenburg, Stadt im Dillkreis des preuß. Regierungsbezirks Wiesbaden, in anmuthiger Lage an der Dill und an der Linie Deutz-Gießen der Köln-Mindener Eisenbahn, im Bereich des Westerwalds, hat ein Kreisgericht, ein Assisengebäude, eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein Gymnasium, eine Bergschule, ein Schullehrerseminar, starken Eisenerzbau, zwei Eisenhütten, eine Kupferhütte, eine Dampfmühle, Tabak- und Cigarrenfabrikation, das hessisch-nassauische Landesgestüt, bedeutenden Verkehr und (1871) 3319 Einw. (darunter 304 Katholiken). D. verdankt seinen Ursprung der alten, jetzt in Trümmern liegenden Bergveste D. auf einer Anhöhe über der Stadt, welche Graf Heinrich der Reiche von Nassau vor 1255 anlegte, erhielt 1344 Stadtrechte, 1597 volle bürgerliche Freiheit und war später Residenz einer besondern, danach sich nennenden Linie des Hauses Nassau. Nach dem Aussterben derselben (1739) fiel D. an Nassau-Dietz. Im Jahr 1760 wurde das Schloß von den Franzosen zerstört. 1806 durch Napoleon zum Großherzogthum Berg geschlagen, war D. der Hauptort des Siegdepartements, kam 1814 an Preußen, 1815 wieder an Nassau und 1866 abermals an Preußen. Das ehemalige Bergschloß ist die Geburtsstätte des Prinzen Wilhelm von Oranien (1533), zu dessen Andenken der 45 Meter hohe Wilhelmsthurm errichtet worden ist, und seines Sohns Moritz (1567).

Dillenia *L.* (Rosenapfel), Pflanzengattung aus der Familie der Dilleniaceen, große Bäume mit länglich fiederrippigen Blättern ohne Nebenblätter, meist einzeln stehenden, großen, gelben, lederartigen Blüten und eßbaren Früchten, sämmtlich in Ostindien und auf den umliegenden Inseln einheimisch. D. elliptica *Thunb.*, auf Celebes und den benachbarten Inseln, trägt orangengroße, mit einem schleimigen, safrangelben Saft erfüllte Früchte, welche säuerlich-süß schmecken und sowohl roh als auf verschiedene Weise zubereitet genossen werden. D. speciosa *Thunb.* (D. indica *L.*), ein Baum von 12—16 Meter Höhe, in Ostindien, auf Ceylon und Java, trägt runde, 16 Centim. im Durchmesser haltende Beerenfrüchte, welche sehr sauer schmecken und wie Citronen zu Saucen und kühlenden Fruchtsäften verwendet werden. Die scharfe Wurzelrinde wird äußerlich bei Gicht und ödematösen Geschwülsten gebraucht. Bei uns wird diese Art in Warmhäusern kultivirt.

Dilleniaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Polykarpen, Bäume, Sträucher und Halbsträucher, oft mit kletternden Stengeln, selten krautartig, mit meist wechselständigen, sehr selten gegenständigen, gewöhnlich lederartigen, ganzrandigen oder gezähnten oder gesägten, fiedernervigen Blättern, deren Stiel am Grunde den Zweig umfaßt und bisweilen nach Abfallen des Blatts stehen bleibt. Nebenblätter fehlen meist. Die Blüten sind zwitterig oder durch Fehlschlagen eingeschlechtig, meist regelmäßig, einzeln endständig oder zu Trauben oder Rispen vereinigt. Der Kelch besteht meist aus fünf in der Knospe sich dachig deckenden, meist stehenbleibenden Blättern; mit ihnen abwechselnd finden sich ebenso viele auf dem Blütenboden eingefügte, in der Knospe ebenfalls dachig sich deckende, hinfällige, meist gelbe Blumenblätter. Die Staubgefäße stehen meist in großer Zahl um das Pistill, bisweilen auch nur an einer Seite, sind frei oder verwachsen in ein oder mehrere Bündel und haben kurze, an der Spitze oder am Grunde breitere Staubfäden und nach einwärts oder auch nach auswärts gewendete, zweifächerige Antheren, welche bisweilen von einem Konnektiv getrennt und überragt werden und mit Längsspalten oder auch mit einem Loch an der Spitze aufspringen. In der Mitte der Blüte stehen mehrere in einen Quirl geordnete, einfächerige, aus je einem Karpell gebildete Fruchtknoten, die entweder frei oder bisweilen etwas verwachsen sind und je einen endständigen, einfachen, stehenbleibenden Griffel mit einfacher Narbe besitzen; jeder enthält entweder eine einzige grundständige Samenknospe, oder mehrere solche in zwei Reihen an der Bauchnaht. Sie werden bei der Reife beeren- oder kapselartig und öffnen sich im letztern Fall an der Bauchnaht; sie enthalten einen oder mehrere Samen, die eine lederartige Schale und außerdem meist einen häutigen oder saftigen, becherförmigen und wimperartig zerschlitzten Samenmantel besitzen. Der sehr kleine, gerade Keimling liegt im Grund eines fleischigen Endosperms. Diese den Magnoliaceen nahe verwandte Familie, von welcher man etwa 150 Arten kennt, gehört der tropischen und gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel, und zwar Amerika und Asien und vorzüglich Neuholland, in wenigen Arten Afrika an. Alle haben adstringirende Eigenschaften, weshalb manche in ihrer Heimat als Arzneimittel dienen; einige wenige haben auch wohlschmeckende, beerenartige Früchte.

Dillenius, Joh. Jakob, Botaniker, geb. 1687 zu Darmstadt, brach als akademischer Lehrer zu Gießen durch seine gediegenen Abhandlungen Bahn zu genauerer Beobachtung und besserer Anordnung der untersten Pflanzenfamilien, ging 1721 mit einem reichen Engländer, Namens Will. Sherard, nach England, ward Professor der Botanik in Oxford und starb daselbst 2. April 1747. Er stand mit seinen berühmten Zeitgenossen Haller und Linné in regem wissenschaftlichen Verkehr und veröffentlichte einen »Catalogus plantarum circa Gissam nascentium etc.« (Frankf. a. M. 1719, mit trefflichen Abbildungen), einen »Hortus elthamensis« (Lond. 1732, 2 Bde., Prachtwerk mit 324 Kupfertafeln) und eine »Historia muscorum« (Oxf. 1741; mit 85 Kupfertafeln, Edinb. 1811). Das letztere berühmte Werk ist das Hauptverdienst D.', denn es enthält die erste genauere Beschreibung der Laubmoose.

Dillens, Adolf, belg. Maler, geb. 2. Jan. 1821 zu Gent, Schüler seines Bruders Hendrik, eines ebenfalls

nicht ungeschickten Malers, versuchte sich anfangs im historischen Genre. Entscheidend war für ihn ein Besuch in Zeeland, dessen Sitten, Kostüme 2c. er seitdem mit Vorliebe darstellt. Doch malt er auch noch andere Genrescenen, Historienbilder, ist ein tüchtiger Aquarellist und hat zugleich eine Anzahl vortrefflicher Radirungen geliefert.

Dillingen, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, in freundlicher Gegend an der Donau und der obern bayrischen Donauthalbahn, zwischen Ulm und Donauwörth, ist Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat ein altes Schloß (ehemals Residenz der Bischöfe von Augsburg, jetzt Amtssitz), ein Kapuziner- und ein Franciskanernonnenkloster, 6 Kirchen, ein Lyceum (s. unten), ein Gymnasium, Priester- und bischöfliches Knabenseminar, eine gewerbliche Fortbildungsschule, höhere Töchterschule, Taubstummenanstalt, mehrere Spitäler, 2 Kasernen und (1871) mit Einschluß des Militärs (2. Chevau-légers-Regiment) 4894 Einw. (darunter 220 Protestanten), welche mannigfache Gewerbe betreiben. In der Nähe eine bedeutende Flachs-, Hanf- und Werchspinnerei. Die ehemalige Universität von D., welche, 21. Mai 1554 vom Bischof von Augsburg, Otto von Truchseß-Waldburg, gestiftet, 1564 in die Hände der Jesuiten kam und ein hauptsächlicher Sitz der Polemik gegen den Protestantismus war, wurde 1804 aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt. In der Nähe der 2200 Meter lange, 10 Meter breite **Karolinenkanal**, welcher die Donaufahrt zwischen Lauingen und D. abkürzt. Im Mittelalter residirten in D. Grafen. 955 wurde Hugobald, Herr von Wiffislingen, von Kaiser Otto I. mit der Grafschaft D. und Kyburg belehnt. Graf Hartmann von D. setzte 1258 seinen gleichnamigen Sohn, Bischof von Augsburg, zum Erben seiner Güter ein, welcher sie bei seinem Tode dem Hochstift vermachte. Seitdem war D. Residenz der Bischöfe von Augsburg. In den Jahren 1632 und 1648 ward es von den Schweden, 1702 von den Oesterreichern, 18. Juni 1808 von den Franzosen eingenommen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 kam es mit dem Gebiete des Hochstifts an Bayern. Bei D. endete 10. Okt. 1805 das **Gefecht von Wertingen**, indem Murat die Oesterreicher in die dortigen Sümpfe drängte.

Dillis, Georg von, namhafter Landschaftsmaler, geb. 26. Dec. 1759 zu Grüngiebing in Oberbayern, studirte erst Theologie und ward 1782 Priester, widmete sich aber dann der Malerei auf der Münchener Malerakademie, bereiste 1788 als Zeichner und Reisebegleiter des Grafen Preysing die Schweiz und die Rheingegenden und wurde 1790 Gallerieinspektor zu München. Von hier aus begleitete er später Gilbert Elliot nach Italien, lebte während der Kriegsstürme eine Zeitlang in Ansbach, besuchte 1805 nochmals Italien und begleitete 1806 den Kronprinzen Ludwig nach Paris sowie auf einer Reise durch die Schweiz, das südliche Frankreich und Spanien, auf welcher er viele werthvolle landschaftliche Skizzen für des Kronprinzen Portefeuille zeichnete. Die nächsten Jahre führten ihn zum Zweck der Ankäufe von Kunstwerken, worunter die Erwerbungen des Raffael'schen Altoviti für die Pinakothek und der Bevilacqua-Sammlung für die Glyptothek hervorragen, noch dreimal nach Italien. In den Jahren 1817 und 1818 begleitete er den Kronprinzen nach Sicilien, wo er viele griechische Denkmäler zeichnete. Nach Mannlichs Tod 1822 erhielt er die Stelle eines Direktors der königlichen Centralgallerie, besorgte die Auswahl der Gemälde für die Pinakothek wie schon früher die Einrichtung der St. Moritzkapelle zu Nürnberg. Er starb zu München 28. Sept. 1841. Seine Landschaften haben hohen Kunstwerth, desgleichen auch seine Kupferätzungen. Auch hat man kleine Porträts und Federzeichnungen von ihm. Sein Bruder **Cantius**, geb. 1779 zu Grüngiebing, in Italien gebildet, ebenfalls ein namhafter Landschaftsmaler, gefiel sich besonders in Schilderungen abgeschlossener Naturgegenden und wußte seinen Bildern Wahrheit und Leben zu verleihen. Seine Behandlung ist breit und geistreich, etwas skizzenhaft. Er lieferte auch schöne radirte Blätter und Kopien nach Blättern von A. v. Everdingen.

Dilln, freies Bergstädtchen im ungar. Komitat Honth, 4 Kilom. nordöstlich von Schemnitz, mit dem es eine Gemeinde bildet, hat Bergbau auf Gold und Blei, der jetzt aber lange nicht mehr so bedeutend ist wie früher, mehrere Stampf- und Goldwaschmühlen und 1500 Einw.

Dillmann, Christian Friedrich August, protestant. Theolog und berühmter Orientalist, geb. 25. April 1823 zu Illingen in Würtemberg, widmete sich schon als Student der Theologie zu Tübingen, von Ewald angeregt, orientalischen Studien; nach einer wissenschaftlichen Reise ward er 1848 ebendaselbst Repetent, 1852 Privatdocent, 1853 außerordentlicher Professor. In gleicher Eigenschaft ging er 1854 als Nachfolger Olshausens nach Kiel, wo er 1860 ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen wurde. Als Professor der alttestamentlichen Exegese wurde er 1864 an Knobels Stelle nach Gießen, 1869 als Nachfolger Hengstenbergs nach Berlin berufen. D. ist dermalen die erste Autorität auf dem Gebiete der äthiopischen Sprache und Literatur. Er gab heraus das »Buch Henoch«, äthiopisch (Leipz. 1851) und deutsch mit Kommentar (das. 1853); das »Buch der Jubiläen«, erst deutsch (in Ewalds »Jahrbüchern der biblischen Wissenschaft«, Bd. 2 und 3, Götting. 1849—51), dann äthiopisch (Leipz. 1859); das »Buch Adam«, deutsch (in Ewalds »Jahrbüchern«, Bd. 5, Götting. 1853), und die alte äthiopische Uebersetzung des Alten Testaments: »Biblia Veteris Testamenti Aethiopica« (Bd. 1, Leipz. 1853; Bd. 2, das. 1861—72); außerdem eine »Grammatik der äthiopischen Sprache« (das. 1857), ein »Lexicon linguae aethiopicae« (das. 1865) und eine Chrestomathie (das. 1866). Als Theolog hat er sich bekannt gemacht durch seine Schriften »Ueber den Ursprung der alttestamentlichen Religion« (Gieß. 1865) und »Ueber die Propheten des Alten Bundes nach ihrer politischen Wirksamkeit« (das. 1868), die Neubearbeitung des Kommentars zu Hiob von Hirzel (3. Aufl., Leipz. 1869) und des Kommentars zur Genesis von Knobel (3. Aufl., das. 1875); außerdem durch zahlreiche Artikel in den »Jahrbüchern für deutsche Theologie«, in Herzogs »Realencyklopädie« und in Schenkels »Bibellexikon«.

Dillöl, s. Anethum.

Dilman (Dilmegan), Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschan, etwa 15 Kilom. vom Nordende des Urumiasees entfernt, ist als Sitz der Behörden Hauptort der Landschaft Salmas und zählt angeblich 15,000 Einw.

Dilogie (griech.), Zweideutigkeit, Doppelsinn; dilogisch, zweideutig.

Dilsberg, Gemeinde im bad. Kreis und Amtsbezirk Heidelberg, am Neckar, auf stumpfem Kegelberge gelegen, mit den Trümmern eines alten Bergschlosses und 794 Einw., die besonders in den nahen Steinbrüchen beschäftigt werden. Der Ort war früher

Hauptort der Grafschaft D. Die Burg diente später als kleine Festung und wurde 1622 vergeblich von Tilly belagert, fiel dagegen 1633 in die Hände der Schweden. Noch 1799 wurde sie gegen die Franzosen von einem Haufen Invaliden und odenwälder Bauern glücklich vertheidigt. D. war lange Staatsgefängnis.

Dilucida intervalla (lat.), die lichten, vernünftigen Augenblicke eines Irrsinnigen.

Dilucidation (lat.), Erläuterung, Erörterung; dilucidiren, ins Licht setzen, aufklären.

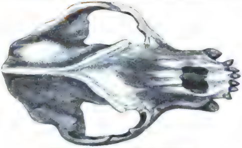
Diludium (lat.), »Zwischenspiel«, besonders das auf der Orgel zwischen den einzelnen Verszeilen der Choräle.

Diluëndo (ital.), musikalische Bezeichnung, nach und nach verhallend.

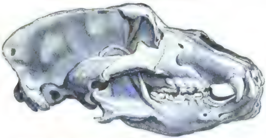
Diluëntia (lat., sc. remedia), verdünnende Mittel, nämlich solche, welche die Eigenschaft besitzen, die Körpersäfte zu verdünnen oder flüssiger zu machen. Vorzugsweise muß das Wasser hierher gerechnet werden, das entweder in größerer Menge, mit oder ohne Zusatz von lösenden Salzen und säuerlichen oder schleimigen Stoffen ꝛc. getrunken, oder in Klystierform applicirt wird und so, namentlich mit Zusätzen von Kochsalz, Soda und dergleichen Substanzen, verflüssigend auf den Inhalt des Mastdarms und des untern Theils des Dickdarms wirkt.

Diluiren (lat.), auflösen, verdünnen; wegwaschen, vertilgen; widerlegen; Dilution, Verdünnung, Auflösung.

Diluvium (lat., Diluvial-, ältere Alluvial-, pleistocäne, quarternäre, quartäre Bildungen), das alte Schwemmland, eine ebenso weitverbreitete als für den Menschen wichtige Bildung, da sie vor allem den fruchtbaren Boden der Tiefländer (auch der Prairien Nord- und Südamerika's), vieler Hochebenen, Thalböden und Thalränder bildet. Der Annahme, daß sie das Produkt einer der letzten großen Ueberschwemmungen der festen Erde sei, die man mit der Sintflut der Bibel und mit den in den Sagen vieler Völker erwähnten Fluten, wie der ägyptischen und deukalionischen bei den Griechen, in Verbindung brachte, verdanken diese Bildungen den Namen D. (große Ueberschwemmung, Sintflut). Schwierig, ja bei der großen Uebereinstimmung in der Mineralsubstanz oft unmöglich ist die Scheidung des Diluviums von den jüngsten Tertiärbildungen darunter wie von den Alluvialbildungen der Gegenwart darüber. Theoretisch läßt sich der Gegensatz zum Alluvium derart fixiren, daß man diejenigen Ablagerungen zum D. rechnet, welche ihrer Lagerung und ihren Bestandtheilen nach nicht mehr auf die heutigen Gewässer auch in ihrer freiesten Ausbreitung zurückgeführt werden können, während die darin begrabenen organischen Reste mit der heutigen Flora und Fauna schon eine durchgreifende Uebereinstimmung der Geschlechter zeigen. Im Binnenland zusammengesetzt aus den Gliedern des aufgeschwemmten Landes: Lehm, Löß, Lehmmergel, Mergel, Sand, Kies, Geröllen, lokalen Süßwasserkalken, Raseneisensteinen, altem Torf, schließt es sich ganz an die Alluvionen unserer Flüsse und Seen und unsere gegenwärtigen Quellbildungen an. Außerdem gehören zu den diluvialen Bildungen des Festlandes Ausfüllungen von Höhlen und Felsklüften (Knochenbreccien). In den Gebieten älterer und noch fortgehender vulkanischer Thätigkeit lagern sich vulkanische Asche, Schlamm, Rapilli und alte Lavaströme dazwischen; an der Küste sind es Muschel- und Geröllablagerungen des Strandes, versunkene Wälder und Moore, in den Mündungsländern alte Deltabildungen (Mississippi-Land), Marschboden (Elbniederungen bis zur Magdeburger Börde). Ein eigenthümliches und mächtiges Glied bildet das erratische oder nordische D., welches sich über den ganzen Norden der Erde, tief nach Sibirien, dem europäischen Rußland, Polen, Deutschland, Holland, Ostengland, über Nordamerika bis New York und bis zum Ohio, über Patagonien und in und um die Alpen verbreitet findet, die Geisberge der Schweiz, die Grauköpfe (grey heads) Nordamerika's und das Diluvialeis des gefrorenen Bodens im Norden der Erde (s. Erratische Formation, Eiszeit). In Holland und in der norddeutschen Ebene trifft das nordische D. zusammen mit den von Süden, Westen und Osten in den deutschen Stromgebieten herbeigeschwemmten Massen. Bald sind die Ablagerungen von einander getrennt, so daß man die einen bestimmt als nordisches, die anderen als Rhein-, Maas-, Elbdiluvium ꝛc. charakterisiren kann; bald aber sind die Erosionsprodukte von Norden und Süden, Westen und Osten derart mit einander vermengt, daß eine Trennung der Massen nach den Gegenden der Herkunft nicht mehr durchzuführen ist und man dieselben eben nur als gemengtes D. bezeichnen kann. In den Stromgebieten der Binnenländer bilden die Lehme und Lehmmergel, welche gewöhnlich unter der Bezeichnung Lößbildungen zusammengefaßt werden, ein wichtiges und stellenweise sehr mächtiges, aber in seiner Entstehungsweise noch ziemlich zweifelhaftes Glied des Diluviums (s. Löß). In Rußland ist der sogen. Tschernosem, eine humushaltige, aber ziemlich kalkfreie Schwarzerde, wahrscheinlich als eine dem Löß analoge Diluvialbildung anzusehen. In vielen Fällen leisten die Niveauverhältnisse, indem das D. auf Höhen lagert, die sich oft mehrere hundert Fuß hoch über das Niveau erheben, welches die Gewässer gegenwärtig erreichen können, zur Erkennung des Diluviums gute Dienste. In den Thälern erscheint es nicht selten selbst terrassenbildend oder auch auf Terrassen an den Thalseiten gelagert. Wo Hebungen auch in der Neuzeit stattgefunden haben, wie in Italien, Skandinavien, an der Küste Südamerika's, reicht aber auch dies Kriterium für die Bestimmung, ob eine Anschwemmung alluvial, diluvial oder tertiär sei, nicht aus, und es bleiben nur die organischen Reste für die Entscheidung übrig. Unter diesen sind die der Säugethiere vor allen wichtig, da sie meist ganz entschieden ausgestorbenen Arten, wenn auch lebenden Geschlechtern angehören, während der größte Theil der Konchylien noch in der Jetztzeit lebt, die Meereskonchylien freilich zum Theil nur noch in kälteren Meeren (glaciale Fauna). Die Flora entspricht meist der Flora der Gegend, wo das D. auftritt, wenn sich auch Unterschiede bemerklich machen und im Kannstadter Kalktuff mit dem Mammuth auch eine von der Erde verschwundene Eichenart sich zusammenfand. In der Schweiz finden sich unter oder zwischen den glacialen Geröllen auch Schichten einer festen, schieferigen diluvialen Kohle (Schieferkohle, über ihre Bedeutung für die Bestimmung der Glacialperiode vgl. Eiszeit), deren Bestandtheile uns ein sehr vollständiges Bild von der damaligen Flora jener Gegenden geben, und diese Flora stimmt im wesentlichen mit der heutigen überein. Wir finden die Kiefer, Fichte, Birke, Esche, Erle, Weide, den Taxus, Bergahorn, Schilf, Binsen, Seerosen, die heutigen Equiseten und dazwischen viele Reste der diluvialen Thierwelt (s. Tafel »Diluvium«). In der Diluvialzeit lebten das mit dichtem Wollhaar

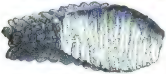


Schädel des Höhlenbären, von oben.

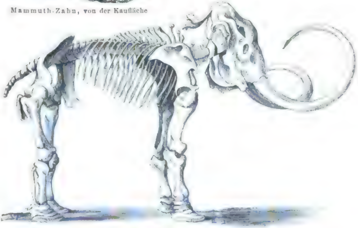


Schädel des Höhlenbären (Ursus spelaeus), von der Seite.

Skelett des Riesenhir



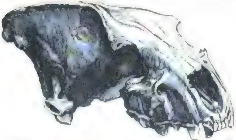
Mammuth-Zahn, von der Kaufläche



Skelett des Mammuth (Elephas primigenius).

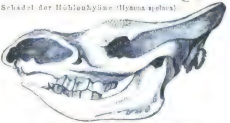
Digitized by Google

uvium.

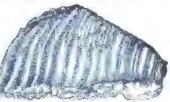


Schädel der Höhlenhyäne (Hyaena spelaea).

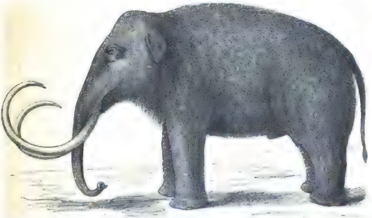
hirsches (Megaceros hibernicus), restaurirt.



Schädel von Rhinoceros tichorhinus.



Mammuth-Zahn, von der Seite.



Mammuth (Elephas primigenius), restaurirt.

Digitized by Google

für ein kälteres Klima geschaffene Mammuth (**Elephas primigenius**) und eigenthümliche Nashörner (**Rhinoceros tichorrhinus**), deren Leiber uns noch in dem gefrorenen Boden Sibiriens erhalten sind; in Nordamerika die Mastodonten, mit ihnen überall das später vom amerikanischen Kontinent verschwundene und erst durch die Europäer wieder eingeführte Pferd, das fossile Schwein, der Urstier, viele Hirsche, worunter der irische Riesenhirsch (**Megaceros hibernicus**), ein Biber, zahlreiche Katzen, worunter der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne (**Hyaena spelaea**), der Höhlenvielfraß, auch die mächtigen Höhlenbären (**Ursus spelaeus**). In den Knochenbreccien Sardiniens und Südfrankreichs sind zahlreiche kleinere Thiere, darunter das nordische Schoberthier (**Lagomys**), eingeschlossen. Auch andere nordischen Nagethiere kamen vor und mit ihnen der Moschusochs (**Bos moschatus**) des borealen Amerika, dessen Schädel man aus den Kiesgruben des Kreuzbergs bei Berlin, des Themsethals bei London ꝛc. ausgegraben hat, und das damals bis nach Bayern (Muggendorf) und Schwaben (Schussenried) reichende Renthier. Sie sind außer manchen kleinen Thieren, die keine Unterschiede von denen der Gegenwart zeigen, die einzigen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, wenn sie auch, ähnlich wie die Muscheln der Meere, später den wärmeren Wasser- und Luftströmungen nach den borealen Gegenden der Erde entwichen sind. Die Knochen dieser Thiere kennt man im Schutt- und Eisland Sibiriens und Nordamerika's, in den Kies- und Lehmgruben Europa's, hier und da in Kalktuffen (Tonna bei Gotha, Weimar, Kannstadt in Schwaben), in Torfmooren (Irland, Nordamerika) und namentlich in den sogen. **Knochenhöhlen**, die sich als ältere Klüfte oder Grotten vorzüglich in Kalkformationen am Gehänge der Thäler finden. Sie dienten den Thieren und auch wohl den Menschen der Diluvialzeit zur Wohnung, und die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten, Werkzeuge ꝛc. häuften sich darin an und wurden durch periodische Ueberschwemmungen in Sedimentschichten begraben oder auch durch den Kalktuff, der sich aus den Sickerwässern abschied, inkrustirt und cementirt. Von ganz anderen Thieren als Europa war aber Neuholland bewohnt, wo man in den Höhlen sowohl wie in den Diggings des goldführenden Schuttlandes zum Theil riesige fossile Beutelthiere aufgefunden hat. Auf Neuseeland wohnten in jener Zeit riesige Vögel (Moa). Auch die Fauna Südamerika's schloß sich durch ihre großen Edentaten und huftragenden Nager an die gegenwärtige Säugethiergestaltung in Südamerika an, doch lebten mit ihnen zusammen Pferd und Mastodon. Daß auch schon **der Mensch** mit den oben genannten Thieren zur Diluvialzeit die Erde bewohnte und selbst schon einen gewissen, wiewohl sehr niedrigen Grad von Kultur und Kunstsinn erreicht hatte, darf nach den neueren Funden in französischen und deutschen Höhlen und anderen diluvialen Ablagerungen nicht mehr bezweifelt werden. Wenn wir in vielen und selbst in den mächtigsten und meisten diluvialen Sedimenten keine menschlichen Ueberreste finden, so erklärt sich dies aus der Natur dieser Ablagerungen von selbst. Der Löß z. B. ist überhaupt merkwürdig arm an organischen Resten, und von den Gletschern und Eisbergen, welche die erratischen Massen ablagerten, hat der Mensch sich naturgemäß fern gehalten. Man darf jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß uns absolute Zeitbestimmungen durch derartige paläontologische Wahrzeichen nicht gegeben sind, so daß man über den Zeitraum, welcher seit jenen Ablagerungen verflossen, sehr verschiedener Meinung sein kann, und überdies durchaus nicht anzunehmen ist, daß die diluvialen Ablagerungen, z. B. die Höhlenausfüllungen, in den verschiedenen Gegenden zu gleicher Zeit oder auch nur in nahe zusammenliegenden Zeitpunkten erfolgt seien. Die Diluvialzeit umfaßt ohne Zweifel, wie jede andere geologische Periode, einen sehr langen Zeitraum und liegt hinter unserer sogen. **historischen Zeit** jedenfalls sehr weit zurück. Wie weit, darüber haben wir bis jetzt keine sicheren Anhaltepunkte, und ob manche Fundstätten ältester menschlicher Kultur, wie die **Küchenabfälle** Dänemarks und die verschiedenen **Pfahlbauten**, noch in die Diluvialzeit hinaufreichen, dies ist, namentlich was die Pfahlbauten betrifft, sehr zweifelhaft. Unter den echt diluvialen Menschenresten sind namentlich die Feuersteingeräthe und bearbeiteten Knochen, zum Theil mit Verzierungen und mit Abbildungen diluvialer Thiere versehen, zu erwähnen, die in den Höhlen des Somme- und Oisethals und bei Perigord an der Dordogne entdeckt wurden. Auch unter den diluvialen Schichten bei Schussenried in Schwaben hat man eine sogen. **Kulturschicht** mit Produkten menschlicher Kunstfertigkeit gefunden. (Vgl. **Küchenabfälle**, **Pfahlbauten**.) S. Tafel »Diluvium«.

Dimachä (griech., Dimachi, »Doppelstreiter«), makedonische Soldaten, welche sowohl zu Pferd als zu Fuß fochten und in der Bewaffnung die Mitte zwischen Schwer- und Leichtbewaffneten hielten; erst im Heer Alexanders d. Gr. erwähnt, wo sie ein Korps von 300 Mann bildeten.

Dimanche (franz., spr. -mängsch), Sonntag.

Dime, eigentlich **Zehnt**, Silbermünze der Vereinigten Staaten von Nordamerika, = 1/10 Doll. = 10 Cents = 0,403 Mark Silberwerth.

Dimension (lat.), Ausdehnung im Raum. Der Raum hat drei Dimensionen, d. h. er läßt sich nach drei Richtungen ausmessen, nach Länge, Breite, Höhe (Tiefe oder Dicke). Diese Dimensionen kommen nun auch den geometrischen Größen sämmtlich oder theilweise zu. Die Linie hat nur eine D., die Länge; die Fläche hat zwei Dimensionen, Länge und Breite; der Körper aber hat alle drei Dimensionen. In der Algebra und Analysis ist die D. einer ganzen Buchstabengröße die Anzahl ihrer Buchstabenfaktoren, z. B. abcd hat 4 Dimensionen. Die D. eines Bruchs ist gleich dem Unterschiede der D. des Zählers und des Nenners. In der Malerei heißt D. das Verhältnis der Größe der dargestellten Gegenstände oder der Theile derselben unter sich. Ueber die Dimensionen des menschlichen Körpers s. Mensch.

Dimĕter (griech.), aus zwei Versfüßen bestehender Vers.

Dimidiren (lat.), halbiren; **Dimidiation**, Halbirung; **Dimidium**, die Hälfte.

Dimikation (lat.), Kampf, Gefecht, Streit.

Diminuéndo (ital., abbr. dim.), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. decrescendo, abnehmend an Klangstärke. Sehr häufig steht an Stelle des Worts das gleichbedeutende Zeichen >.

Diminuiren (lat., **deminuiren**), verringern, vermindern, verkleinern. **Diminution**, Verkleinerung, in der Musik die Nachahmung einer Melodie in Noten von halbem Werth; kommt besonders in kontrapunktischen Sätzen, im Kanon und in der Fuge, aber auch in gut gearbeiteten Tonstücken freien Stils vor. Der Gegensatz von D. ist Augmentation (s. d.).

Diminutio capitis, s. Capitis deminutio.

Diminutivsilben (lat.), »Verkleinerungssilben«, in der Grammatik diejenigen Endsilben eines Worts, wodurch die Bedeutung des Begriffs verringert, die Sache dem äußern Umfang oder dem innern Werth nach verkleinert wird (im Gegensatze zur Augmentativform), z. B. lateinisch puer, puerulus. Die deutsche Sprache hat zwei Verkleinerungssilben: »chen«, ursprünglich niederdeutsch, doch jetzt in der hochdeutschen Schriftsprache vorherrschend (z. B. Knabe, Knäbchen), und »lein«, die oberdeutsche Form, welche sich oft in »el« abschwächt (z. B. Knäblein, Mündel von Mund). Ein so verkleinertes Wort heißt Diminutivum. Seltener kommt diese Form beim Verbum vor (z. B. liebeln), und in den verschiedenen Sprachen sehen wir sie in sehr verschiedenem Maß vertreten: im Sanskrit weniger als im Deutschen, im Griechischen mehr als im Lateinischen, im Arabischen mehr als im Hebräischen; im allgemeinen gewiß auch minder in der Schriftsprache als in der mündlichen Darstellung, mehr in Briefen als in Abhandlungen, endlich im ganzen mehr in der Prosa als in der Dichtung. Als eine Vorstufe der Diminution läßt es sich bezeichnen, wenn bei Homer Gliedmaßen, nächste Verwandte, Heimat ꝛc. beständig (nämlich gelegentlich auch im Widerspruch mit dem Sinn des Satzes) das Beiwort »lieb« erhalten, oder wenn wir sagen: das liebe Geld, das liebe Brod ꝛc.

Dimission (lat.), Loslassung, Freigebung, Abschied, Abdankung; daher Dimissionsdekret, Entlassungsdekret. Dimissionär, einer, der seinen Abschied genommen hat.

Dimissorialien (lat., literae dimissoriales), Urkunden, welche bezeugen, daß ein Geistlicher ein seiner Jurisdiktion bezüglich der Parochialpflicht unterworfenes Mitglied der Kirche behufs des Uebertritts in eine andere Kirchengemeinde oder zur Vollziehung einer kirchlichen Handlung durch einen andern Geistlichen entlassen hat. Schon das vortridentinische Kirchenrecht bestimmte, daß ohne D. weder fremde Geistliche zur Vollziehung geistlicher Handlungen zugelassen, noch fremde Parochianen in eine andere Gemeinde aufgenommen werden sollten. Wurde z. B. ein Bischof an der Vollziehung der Ordination eines Klerikers für ein Amt in seiner Diöcese verhindert, so übertrug er sein Recht durch eine Litera dimissoria an einen andern geistlichen Obern. Auch die evangelische Kirche hält den Grundsatz fest, daß ein Pfarrkind eine geistliche Amtshandlung von einem andern Geistlichen als dem, zu dessen Parochie es gehört, nur nach Erlangung eines Dimissoriums von demselben vollziehen lassen darf, daher man mit D. vorzugsweise die Urkunde bezeichnet, wodurch der zur Entgegennahme des ehelichen Konsenses berechtigte Pfarrer diese seine Befugnis unter Attestirung des Aufgebots einem andern Pfarrer überträgt.

Dimittiren (lat.), entlassen, verabschieden, besonders bei Kaufleuten s. v. w. einen Lehrling nach bestandener Lehrzeit unter die Zahl der Gehülfen aufnehmen; Dimittend, ein zu Entlassender, namentlich ein von der Schule zur Universität zu Entlassender, Abiturient.

Dimity (Wallis), dicht geköperte Baumwollgewebe, glatt, fein gerippt oder gestreift, und zwar erscheinen die Streifen auf der rechten Seite etwas erhaben, weil zur Kette stärkere Fäden genommen werden als zum Einschlag. Diese Zeuge, welche die feinste Sorte des Barchents bilden, kommen weiß, farbig gestreift, auch bunt gefärbt vor. Geschnürter Wallis besitzt feine Streifen, die nur drei Kettenfäden enthalten. Man verwendet den D. vornehmlich zu Negligé- und Unterkleidern.

Dimorphie (Dimorphismus, griech., »Zweigestaltigkeit«), die von Mitscherlich zuerst beobachtete Eigenschaft gewisser Substanzen, in zwei nicht auf einander zurückführbaren Krystallformen auftreten zu können. Die meisten krystallisirbaren Körper können zwar mehr als eine Gestalt annehmen, einige sogar sehr viele; allein alle diese Gestalten können gewöhnlich ohne Mühe aus einer einzigen Gestalt abgeleitet werden, welche man eben deshalb Primitivform, Grund-, Kern-, Stammform oder Grundgestalt genannt hat. Die zahlreichen Formen des Kalkspats gehören sämmtlich dem hexagonalen Krystallsystem an und sind von demselben Rhomboëder ableitbar. Der Aragonit aber, welcher genau dieselbe chemische Zusammensetzung hat wie der Kalkspat, nämlich auch aus kohlensaurem Kalk besteht, krystallisirt in Formen des rhombischen Systems, und deshalb ist der kohlensaure Kalk dimorph. Andere dimorphe Substanzen sind z. B. Kohlenstoff, Schwefel, Quecksilberjodid, schwefelsaures Nickeloxyd, schwefelsaures Zinkoxyd, schwefelsaure Magnesia, Zweifach-Schwefeleisen, Schwefelkupfer, Kupferoxydul, Granat (und Vesuvian). Titansäure ist trimorph, sie findet sich als rhombischer Brookit, als Rutil und Anatas, deren Formen zwar beide quadratisch, aber nach krystallographischen Gesetzen nicht auf einander beziehbar sind. Dimorphe Körper zeigen in beiden Formen gewöhnlich abweichende physikalische und chemische Eigenschaften. Rhombischer Schwefel ist heller als monoklinometrischer, quadratisches Jodquecksilber ist scharlachroth, rhombisches citronengelb; auch im specifischen Gewicht, in der Härte, den optischen Eigenschaften, der Löslichkeit ꝛc. zeigen sich Verschiedenheiten. Die Entstehung der einen oder der andern Krystallform dimorpher Substanzen hängt wesentlich von der Wärme ab; geschmolzener Schwefel erstarrt monoklinometrisch, krystallisirt aber aus Lösungen bei gewöhnlicher Temperatur rhombisch. Eine Lösung von kohlensaurem Kalk gibt bei 100° Aragonit, bei gewöhnlicher Temperatur Kalkspat ꝛc. Aber auch Beimischungen fremder Körper bestimmen die Entstehung der einen oder der andern Form. Arsenige Säure krystallisirt aus saurer oder neutraler Lösung in Oktaëdern, aus alkalischer in rhombischen Formen. Kohlensaurer Strontian bedingt in Lösungen von kohlensaurem Kalk die Entstehung von Aragonit. Die einzelnen Formen dimorpher Substanzen scheinen vorzugsweise bestimmten Temperaturgrenzen zu entsprechen und gehen durch Wärmewirkung in einander über. Monoklinometrischer Schwefel wird bei gewöhnlicher Temperatur undurchsichtig und verwandelt sich in ein Aggregat rhombischer Krystalle. Aragonit zerfällt beim Erhitzen in Kalkspatkrystalle. Diese Umwandlung wird beschleunigt durch Erschütterung, Berührung, Licht und erfolgt auch durch den Einfluß anderer Körper (monoklinometrischer Schwefel wird augenblicklich rhombisch, wenn er mit gesättigter Lösung von Schwefel in Schwefelkohlenstoff in Berührung gebracht wird). Bei dem Uebergang der einen Form in die andere bemerkt man gewöhnlich lebhafte Wärmeentwickelung, die um so bemerkbarer ist, je plötzlicher die Umänderung statt findet; manchmal wird dagegen auch Wärme gebunden. Die Beständigkeit der einzelnen Krystallformen, in denen ein Körper auftreten kann, ist oft sehr verschieden, und beim Salpeter, welcher aus derselben Lösung in rhombischen und rhomboëdrischen Krystallen anschießt, ist die letztere Form so unbeständig, daß alle rhomboëdrischen

Krystalle, noch ehe die Krystallisation vollendet ist, sich wieder auflösen oder sich sofort in rhombische Krystalle verwandeln, falls sie mit einem solchen in Berührung kommen. — In der **Botanik** ist Dimorphismus die Erscheinung, daß es von einer und derselben Pflanzenart zweierlei Individuen gibt, die sich in gewissen Charakteren der Blüte unterscheiden, indem bei den einen alle Blüten lange Griffel und tief stehende Antheren, bei den anderen kurze Griffel und hoch stehende Antheren haben, wie es z. B. bei den Arten von Primula und Linum, desgleichen bei vielen Borragineen der Fall ist. Man nennt daher dieses Verhältnis auch **Heterostylie** und unterscheidet beide Blütenformen als »langgriffelige« und »kurzgriffelige«; dieselben haben hinsichtlich des Erfolgs der gegenseitigen Befruchtung eine besondere Bedeutung (vgl. Blüte).

Dimotion (lat.), Fortschaffung, Entfernung.

Dimoviren (lat.), fortschaffen, entfernen.

Dina, Giacomo, ital. Publicist, geb. 24. April 1824 in Turin, machte hier seine Studien und trat im Beginn des Revolutionsjahrs 1848 als Mitarbeiter in die Redaktion der »Opinione« ein, welche als Hauptorgan des Grafen Cavour mit unermüdlichem Eifer und vor allen Dingen mit kluger Mäßigung an der Neugestaltung Italiens, zuerst in dem engen Piemont, dann im neuen Königreich, den regsten Antheil nahm. Dina's gewandte und maßvolle Feder erwarb ihm das unbedingte Vertrauen der Regierung sowie der Majorität im Parlament. Schon 1852 wurde ihm die Leitung des officiösen Organs übertragen, welche er aber nie engherzig handhabte. In den drei letzten Legislaturen saß er als Deputirter im Abgeordnetenhaus, wo er selbstverständlich seinen Sitz auf der Rechten hatte; auch 1874 wurde er wieder gewählt. Seiner Umsicht verdankt die »Opinione« ihre große Verbreitung, welche die aller anderen Journale Italiens bei weitem übersteigt. Von Turin folgte D. der Regierung nach Florenz, von dort nach Rom, wo sein Salon häufig der Sammelplatz seiner Partei ist.

Dinadschpur, ein Distrikt der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, in der Division Radschahi, umfaßt 10,680 QKilom. (194 QM.) mit 1,501,924 Einw., die zu einem Drittel aus halbhinduisirten Aboriginern, im übrigen aus Muselmanen (53 Proc.) und Hindu bestehen. Das Klima ist sehr ungesund, der Distrikt berüchtigt wegen der verderblichen Fieberluft. Die **Hauptstadt** gleichen Namens zählt nur 13,042 Einw. Die Ende 1873 aus Anlaß der schlechten Ernte in Bengalen in Angriff genommene Bengal-Nordbahn durchschneidet D.

Dinan (spr. -nāng), Arrondissementsstadt im franz. Departement Côtes du Nord, links an der Rance, über welche ein prächtiger Viadukt von 250 Meter Länge und 40 Meter Höhe mit 10 Bögen führt, und an der Mündung des Kanals, welcher die Ille und die Rance mit einander verbindet. Auf einem kegelförmigen Hügel stehen die Ueberreste eines alten Schlosses der Herzöge von Bretagne (jetzt in ein Gefängnis umgewandelt) mit ungeheuer dicken und hohen Mauern und zwei Thürmen, dessen Demolirung und Wiederaufbau mehrmals Gegenstand von Friedenstraktaten zwischen England und Frankreich war. Der Platz Bertrand du Gueselins, auf welchem dieser 1359 mit dem englischen Ritter Contorbie kämpfte, ist seit 1823 mit einem (schlechten) Standbilde des Helden geziert, während sein Herz in der Kirche St. Sauveur beigesetzt ist. Die Stadt ist noch zum Theil mit Mauern umgeben, hat mehrere merkwürdige Kirchen (St. Sauveur, St. Malo), ein Collège, eine kleine Bibliothek, Fabriken für Leinwand, Leder, Rübenzucker, Fayencewaaren, Salzraffinerien, Kalköfen, Flachsbau ꝛc. und (1872) 7692 Einw. Der Hafen von D. nimmt Schiffe von 150 Tonnen auf. Zur Ausfuhr kommen besonders Cerealien, Mehl, Leinwand, Holz ꝛc. Eine Viertelstunde von der Stadt entspringt in einem reizenden Thal eine vor Zeiten berühmte eisenhaltige Mineralquelle (mit Badeanstalt); 11 Kilom. entfernt, auf den seit 1802 aufgegrabenen Ruinen des Hauptorts der alten Curiosolitä, liegt der Ort Corseul mit 3225 Einw., in dessen Umgebung römische Münzen, Geräthschaften, Trümmer eines Marstempels ꝛc. sich finden. In D. wurden im Mittelalter meist die Landtage der Bretagne abgehalten. Seit 1280 gehörte der Ort den Herzögen der Bretagne, 1598 wurde er vom Marschall Brissac für Heinrich IV. von Frankreich erobert.

Dinanderie (franz., spr. dinangdrih), Messinggeschirr von der belgischen Stadt Dinant.

Dinant (spr. -nāng), Stadt in der belg. Provinz Namur, rechts an der Maas und an der Eisenbahn von Namur nach Givet, hat, da sie malerisch zwischen terrassirten steilen Felsen und der Maas eingeklemmt liegt, nur eine einzige schmale Straße, die sich nur einmal zu einem kleinen Marktplatz erweitert. Jedes Haus hat seinen Garten auf einer Anhöhe, so daß man von da auf die Dächer sieht. Auf der Höhe der Felsen liegen Festungswerke. Die Stadt hat 11 Kirchen (darunter die gothische Liebfrauenkirche aus dem 13. Jahrh., mit 68 Meter hohem Thurm), ein Gymnasium, mehrere Hospitäler, nicht unbedeutende Industrie (Papier, Leder, Messer, Eisen- und ehemals berühmte Kupferwaaren, Hüte, Baumwollwaaren), lebhaften Handel und (1866) 6428 Einw. In Ruf stehen die »Conques de D.«, eine Art Lebkuchen aus Spelzmehl und Honig, von verschiedenster Form. Die Umgebungen sind reich an malerischen Ansichten und mit Landhäusern besäet. Unter den sonderbar gestalteten Felsen zeichnet sich der »Roche Bayard« aus. D., eine der ältesten Städte Belgiens, wurde 981 durch Otto III. der Kirche zu Tongern gegeben, 1466 von Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund und 1554 von den Franzosen unter dem Herzog von Nevers im Sturm und wieder 1675 von ihnen erobert, dann 1703 nebst dem nahen Bouvignes geschleift und 24. Mai 1794 von Jourdan abermals genommen und wieder geschleift. Die jetzigen Festungswerke wurden seit 1815 errichtet.

Dinapur, Stadt in der Provinz Behar der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, etwa 14 Kilom. oberhalb Patna an der von Kalkutta heraufführenden Eisenbahn gelegen, besteht aus einer indischen Stadt von 27,914 Einw. (zu 75 Proc. Hindu) und der daran sich anschließenden englischen Garnisonstadt mit 14,170 Einw. und trefflich gebauten Kasernen (für zwei Regimenter Infanterie und eine Batterie).

Dinār, früher arabische Goldmünze, nach dem byzantinischen Denarius 685 zuerst von Abdalmalek, später auch in Indien geprägt; auch persische Rechnungsmünze.

Dinara, Bergkuppe in Dalmatien, nordwestlich von Macarsca, 1811 Meter hoch, gehört dem Gebirgszug an, welcher als Verbindungsglied zwischen dem Balkansystem und den Julischen Alpen dient und an den Küsten des Adriatischen Meers 600 Kilom. weit gegen SO. (vom Berge Kleck östlich von Fiume bis zur Narentamündung) sich ausdehnt, mit einer

Breite von 37 Kilom. und einer mittlern Kammhöhe von 700 Meter. Dieser Gebirgszug führt den Namen der Dalmatischen oder, nach dem Berg D., Dinarischen Alpen. Der Hauptarm desselben streicht auf der Grenze Dalmatiens gegen die Türkei und wird von steilen, klippigen Nebenketten begleitet. Ein östlicher Seitenzug scheidet Bosnien von Serbien, ein westlicher bildet das dalmatische Küstenland. Letzterer wird im N. häufig durch Querriegel mit der Hauptkette verbunden und fällt nach dem Adriatischen Meer durchgängig sehr steil ab, um sich in scherenartig zerrissenen Klippeninseln fortzusetzen. Nachdem dieser Arm dann weiter gegen S. so weit an die Hauptkette zurückgetreten ist, um der Narentaebene (der sogen. Herzegowina) eine gewisse Ausdehnung zu vergönnen, vereinigt er sich oberhalb Cattaro mit den eigentlichen Dinarischen Alpen zu dem Gebirgsstock von Montenegro. Die höchste Erhebung in diesem Küstengebirge ist der 1900 Meter hohe Orien. Das ganze dinarische Alpenland ist ein überaus zerrissenes Kalkgebirgsland mit vielen Höhlen, Steinwüsten und wenig fruchtbaren Thälern. Die gießbachartigen Flüsse sind bald dünne Wasserstreifen, bald reißende Ströme, welche die überfluteten Ebenen mit Geschieben bedecken.

Dinárchos, berühmter attischer Redner, glücklicher Nachahmer des Demosthenes, geb. 361 v. Chr. zu Korinth, war ein Schüler Theophrasts zu Athen und blühte daselbst unter der Verwaltung des Demetrios Phalereus, obwohl er als Fremder nicht selbst die Rednerbühne betreten durfte, sondern gegen Bezahlung meist nur für andere arbeitete. Nach der Vertreibung des Demetrios als Freund der makedonischen Herrschaft verbannt, begab er sich 307 nach Chalkis auf Euböa und kehrte erst 292 nach Athen zurück. Nach Antipaters Tode ließ Polysperchon den 70jährigen Greis ermorden. Von seinen 64 Reden haben sich nur drei vollständig erhalten, die sich auf den Proceß des Harpalos beziehen und gegen Philokles, Demosthenes (die Echtheit dieser wird bezweifelt) und Aristogiton gerichtet sind. Sie finden sich in den »Rhetores graeci« von Aldus (1513) und in den neueren Sammlungen von Reiske, Bekker, Sauppe und Baiter. Besondere Ausgaben lieferten K. A. Schmidt (Leipz. 1826), Mätzner (Berl. 1842) und Blaß (Leipz. 1871), einen guten Kommentar Wurm (Nürnb. 1828).

Dinasſteine, s. Mauersteine.

Dindorf, Karl Wilhelm, namhafter Philolog, geb. 2. Jan. 1802 zu Leipzig, besuchte die Thomasschule und seit 1817 die Universität seiner Vaterstadt, ward 1827 nach Berlin berufen, ging aber schon im nächsten Jahr als außerordentlicher Professor der Literaturgeschichte nach Leipzig zurück. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann D. 1819 mit Fortsetzung der von D. Beck begonnenen Kommentarien- und Scholienbände der Invernizzi'schen Ausgabe des Aristophanes, der bald eine vorzüglich für den akademischen Gebrauch berechnete Bearbeitung desselben Dichters (Leipz. 1820—28) folgte. Seiner akademischen Thätigkeit entsagte er 1833, um sich mit seinem Bruder Ludwig D. und mit Hase dem in Paris begonnenen Unternehmen einer neuen kritischen, dem vorgerückten Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Bearbeitung von Stephanus' »Thesaurus linguae graecae« ungestörter widmen zu können. Außerdem veranstaltete er Ausgaben des Aristides, Athenäos, Themistios, Prokopios und Synkellos, bearbeitete den Sophokles, den Homer, die Redner u. a. für die Teubner'sche Ausgabe der griechischen Klassiker, die »Grammatici graeci« (Leipz. 1823), die »Poetae scenici graeci« mit den Fragmenten (das. 1830, 5. Aufl. 1866), von denen ein Abdruck in 6 Bänden (Orf. 1832—35) mit wesentlichen Veränderungen im Text und in den Fragmenten des Aristophanes erschien; ferner den Kommentar zu den drei griechischen Tragikern und zu Aristophanes (das. 1836—42, 7 Bde.), ein Meisterwerk der Kritik und des Gelehrtenfleißes; das metrische Werk: »Metra Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis« (das. 1842) und »Scholia graeca in Euripidis tragoedias« (Orf. u. Leipz. 1863); endlich die vorzügliche Ausgabe des Demosthenes (Orf. 1846—51, 9 Bde.), die des Sophokles, Aristophanes und Lukian in der Didot'schen »Bibliothèque des classiques grecs« und das »Lexicon Aeschyleum« (Leipz. 1874). — Sein Bruder Ludwig August, ebenfalls Philolog, geb. 3. Jan. 1805 zu Leipzig und als Privatgelehrter daselbst 1871 gestorben, gab außer dem »Chronicon paschale« von Joannes Malalas besonders den Xenophon mehreremal heraus, hat theil an der Pariser Ausgabe des »Thesaurus« von Stephanus und besorgte die Herausgabe mehrerer griechischen Klassiker bei Teubner, besonders des Hesiod und Euripides, sowie der Historiker Diodorus Siculus, Dio Cassius, Polybios, Zonaras.

Dindýmos (Dindymon), im Alterthum das Gebirge der Halbinsel von Kyzikos (jetzt Kapudagh), mit einem der Sage nach von den Argonauten gegründeten Heiligthum der Kybele.

Diner (spr. -neh, Diné, das, franz. m.), das Mittagsessen, die Hauptmahlzeit des Tags; auch ein Gastmahl zu Mittag, daher diniren, zu Mittag speisen. Diners du Vaudeville, die berühmt gewordenen monatlichen Versammlungen der Gründer des Theaters le Vaudeville in Paris, bei welchen Liederstoffe aufgeschrieben wurden, von denen jeder Theilnehmer durch das Loos einen zog und bis zur nächsten Versammlung bearbeitet haben mußte. Als sich 1814 die Gesellschaft auflöste, bildete sich in der Folge eine ähnliche, welche den Namen Réunions du caveau moderne, »Versammlungen im neuen Keller«, annahm und sich später in die der Soupers de Momus, »Momus-Abendschmäuse«, verwandelte.

Dinéro (port. Dinheiro), früher Rechnungsmünze von verschiedenem Werth und Probirgewicht in Spanien, Portugal und Brasilien, = ¹/₁₂ Marco, jetzt metrisch. In Peru Silbermünze à 10 Cent oder 0,1 Peso = 0,4 Mark.

Ding, alles, was sich denken läßt oder Gegenstand des Bewußtseins werden kann, also auch der reine Begriff; im engern Sinn ein Begriff, dem Realität, Wirklichkeit zukommt, dann auch das Wirkliche in seiner Unabhängigkeit vom Denken. In diesem Sinn fragt die Metaphysik, was die Dinge »an sich« sind, und beantwortet diese Frage auf die verschiedenste Weise. Im juristischen Sinn ist D. s. v. w. Sache.

Ding (isländ. Thing), Volksversammlung der alten germanischen und skandinavischen Völker, in der berathen oder das Recht gepflegt wurde. Echtes D. nannte man eine Hauptversammlung, zu welcher sich alle Dingpflichtigen, d. h. alle Freien, einfinden mußten, während beim Nachding nur die Betheiligten erschienen. Ungebotenes D. war die regelmäßige Versammlung, welche fast allenthalben dreimal des Jahrs (die Hauptversammlung fiel in den Herbst: Herbstding) nach vorher-

gegangener Auslegung, d. h. Ladung, gehegt, d. h. gehalten wurde; außerdem fanden noch außerordentliche Dinge statt, zuweilen auch Botdinge genannt, obwohl dieser Ausdruck gewöhnlich s. v. w. Bußding, d. h. eine solche Versammlung, welche bei Strafe besucht werden mußte, bedeutet. Der Dingplatz, die Dingstätte, war in den ältesten Zeiten ein ehemaliger Opferplatz unter freiem Himmel, auf einem Hügel oder unter heiligen Bäumen. Die Fürsten hatten ihren Platz auf einem Stein (Dingstein); ihn umstanden die Männer, mit Helm und Schwert bewehrt, die Schilde wurden an Bäumen aufgehängt. Die Richter erhielten einen freien Trunk (Bot-, Boten-, Bodenwein). Im Mittelalter war das D. nur noch Gericht. Der Ort, wo es gehalten wurde, hieß Dingstuhl (Dingbank, Dingstatt, Dingstelle) und war gewöhnlich durch Rolandssäulen ausgezeichnet. Nach den verschiedenen Distrikten, für welche das D. zusammentrat, hieß es Landding, Goding (Gauding), Burgding. Eine Gerichtsstelle für Erbzinsverhältnisse hieß Dinghof (Hubengericht), der Herr eines solchen Dinghofsherr (Dinggraf), der unter Beisitz der Dinghofsleute (Hubner), d. i. Besitzer von Erbgütern (Dinggüter), selbst Gericht hielt oder durch einen Beamten (Dingvogt) halten ließ. Der einem Dingstuhl Unterworfene hieß dingstellig, dingpflichtig, die vor denselben gehörige Klage dingstellige Sache oder Klage, ein dem Gericht Entflohener dingflüchtig. Den Dingstühlen stand Unverletzlichkeit (Dingfriede) zu.

Dingelstedt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Heiligenstadt, am Ursprung der Unstrut und an der Linie Gotha-Leinefelde der Thüringischen Eisenbahn, in der traurigsten Gegend des Eichsfeldes gelegen, hat eine Pfarrkirche, Weberei und (1871) 3055 Einw. (darunter 92 Evangelische).

Dingelstedt, Franz von, deutscher Dichter und Schriftsteller, geb. 30. Juni 1814 zu Halsdorf in Oberhessen, besuchte das Gymnasium zu Rinteln, studirte 1831—35 auf der Universität zu Marburg Theologie und Philologie und trat nach Vollendung seiner Studien als Lehrer in das Erziehungsinstitut für junge Engländer zu Ricklingen bei Hannover, wurde aber schon 1836 an das Lyceum zu Kassel berufen, von wo er nach zwei Jahren wegen Veröffentlichung einiger mißliebigen Gedichte an das Gymnasium zu Fulda versetzt wurde. Hier erregte er durch seine freien Ansichten und sein ziemlich ungebundenes Leben höhern Orts vielfachen Anstoß; dafür aber erweckte er allgemeine Sympathie durch sein »Jordanslied«, eine poetische Bittschrift an den Regenten für den unglücklichen Jordan, und begründete hierdurch seinen literarischen Ruf. Die jährlichen Ferienreisen gaben D. Stoff zu seinem »Wanderbuch« (Leipz. 1839—43, 2 Bde.), worin er in Heine'scher Weise die Oberfläche der Verhältnisse leicht und scherzend berührt und zwischen die mit flüchtigem Griffel entworfenen Reiseschilderungen novellenartige Skizzen stellt. Die durch Herwegh damals zu so hohem Ansehen gekommene politische Poesie konnte ein so empfängliches Talent, wie das Dingelstedts, nicht unangeregt lassen. Er schrieb seine »Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters« (Hamb. 1841, neue Aufl. 1842), die neben der feinsten Ironie, den launigsten Einfällen und dem trefflichsten Humor einen poetischen Duft athmen, der sie hoch über alle ähnlichen durch die »Gedichte eines Lebendigen« hervorgerufenen Erscheinungen stellt, die aber freilich nicht geeignet waren, ihn bei der hessischen Regierung beliebt zu machen. Obschon ihn dieselbe nicht weiter darob behelligte, fühlte er sich unter dem Hassenpflug'schen Regiment doch nicht wohl, und da er sich zudem nach größeren Verhältnissen sehnte, nahm er 1841 seine Entlassung. Er ließ sich zunächst in Augsburg nieder, wo er sich bei der Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« betheiligte, und bereiste als deren Korrespondent Frankreich, England, Belgien und Holland. Von Wien aus, wo er sich auch eine Zeitlang aufhielt, beabsichtigte er nach dem Orient zu gehen, gab jedoch diesen Plan auf, als ihm 1843 der König von Würtemberg die Leitung seiner Privatbibliothek übertrug; zugleich wurde er zum Hofrath, in der Folge zum Legationsrath ernannt. Drei Jahre später trat D. in die Stellung eines Dramaturgen des Stuttgarter Hoftheaters. Infolge der glänzenden Aufnahme, welche sein Trauerspiel »Das Haus des Barneveldt« (namentlich im ersten und letzten Akt eine der vorzüglichsten Tragödien der Neuzeit) in München fand, wurde er 1850 zum Intendanten des Hoftheaters daselbst ernannt und erregte hier besonders 1854 Aufsehen durch das von ihm veranstaltete Gesammtgastspiel der hervorragendsten deutschen Schauspieler in 12 klassischen Dramen. Zugleich nahm er in der wissenschaftlichen und poetischen Tafelrunde, welche König Max II. um sich versammelte, einen der ersten Plätze ein. Nachdem er 1856 plötzlich entlassen worden, folgte er das Jahr darauf einem Ruf nach Weimar, wo er als Generalintendant mit der Leitung der dortigen Hofbühne betraut ward. Während seiner Wirksamkeit in dieser Stadt suchte D. vorzugsweise durch Aufführung Shakespeare'scher Dramen zu glänzen und brachte unter anderem den Cyklus der sogen. »Historien« (nach eigener freier Bearbeitung) zum erstenmal vollständig auf die Bühne. Nach 10jähriger Wirksamkeit verließ er im Herbst 1867 auch Weimar, um (inzwischen vom König von Bayern geadelt) die ihm angetragene Direktion des Hofoperntheaters in Wien zu übernehmen, die er 1872 (als Nachfolger Laube's) mit der Direktion des Wiener Hofburgtheaters vertauschte. Dingelstedts »Gedichte« (Stuttg. 1845, 2. Aufl. 1858) schildern besonders die Liebe mit den zartesten Zügen und den brennendsten Farben, ragen übrigens durch energisch plastische und im Detail scharf realistische Lebensbilder hervor. In vielen Gedichten zeigt sich eine Mischung von sprödem Ernst und frivoler Ironie, welche dem Leser den Eindruck ungelöster Dissonanzen hinterläßt. Als Novellendichter steht D. vielleicht am höchsten in dem sentimentalen Roman »Unter der Erde« (Leipz. 1840, 2 Bde.), der sich durch besonders lebendige Schilderung und warmes Gefühl auszeichnet. Unter den übrigen Novellen, die in verschiedenen Sammlungen erschienen, als: »Licht und Schatten in der Liebe« (Kass. 1838), »Heptameron« (Magdeb. 1841, 2 Bde.), »Novellenbuch« (Leipz. 1855), findet sich viel Mattes, Farbloses und sentimental Verzeichnetes; nur die eigentlichen Salonnovellen haben fashionablen Schwung und bieten fesselnde psychologische Entwickelungen dar. Von hervorragender Bedeutung ist die Novelle »Deutsche Nächte in Paris« aus den »Sieben friedlichen Erzählungen« (Stuttg. 1844, 2 Bde.). Die Gedichtsammlung »Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte« (Stuttg. 1851) schließt sich an die Nachtwächterlieder an, bekundete aber keinen dichterischen Fortschritt; sie ließ den kecken Freimuth der

Nachtwächterlieder sehr vermissen und verleugnete in gewissen Liedern den Einfluß einer bedenklichen Hofatmosphäre keineswegs. Als selbständige Frucht seiner Reisen erschien: »Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland« (Leipz. 1847). Ferner schrieb er: »Frauenspiegel« (Nürnb. 1838); »Das Weserthal« (Kass. 1841, mit 25 Stahlstichen); »Studien und Kopien nach Shakespeare« (Pest 1858) und »Die Amazone« (Stuttg. 1868, 2. Aufl. 1869), wieder ein psychologisches Gemälde aus der feinen Welt voll Esprit, Lebenswahrheit und Humor und nicht ohne den Untergrund echter Empfindung und wahrer Leidenschaft. Außerdem veröffentlichte er die oben erwähnte Bühnenbearbeitung der Shakespeare'schen »Historien« (Berl. 1867) und werthvolle Uebersetzungen mehrerer anderen Stücke Shakespeare's (»Der Sturm«, »Was ihr wollt«, »Wie es euch gefällt«, »Die Komödie der Irrungen«) für die Hildburghäuser Shakespeare-Ausgabe sowie eine Uebertragung von Beaumarchais' Lustspiel »Figaro's Hochzeit« (Hildburgh. 1865).

Dingle (spr. dingl), Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Kerry, an der Nordseite der Dinglebai, mit einem Hafen und (1871) 2251 Einw., die Küstenhandel mit Vieh, Getreide und Leinwand (box and trap) treiben. D. ist die westlichste Hafenstadt Europa's und war einst voll von spanischen Kaufleuten, hat daher auch noch viele Häuser in spanischem Stil. Auch der Name der nahen Insel Valentia rührt von den Spaniern her, welche Cromwell vertrieb.

Dingler, Johann Gottfried, bekannter Technolog, geb. 2. Jan. 1776 in Zweibrücken, war 1793—1795 Feldapotheker in der preußischen Armee, übernahm 1800 eine Apotheke in Augsburg, gründete hier 1806 eine chemische Fabrik und erwarb sich große Verdienste um die Vervollkommnung der Färbekunst und des Zeugdrucks. Zugleich war er Lehrer der Chemie und Physik. Er starb 9. Mai 1855. Er gab heraus: »Magazin für die Druck-, Färbe- und Bleichkunst« (Augsb. 1818—20, 3 Bde.); »Journal für Kitz-, Kattun- und Indiennedruckerei ꝛc.« (das. 1806 f., 2 Bde.); mit Juch und Kurrer: »Neues Journal für Druck-, Färbe- und Bleichkunst« (das. 1815—18, 4 Bde. mit Kupfern und Mustern); »Neues englisches Färbebuch« von E. Bancroft (Nürnb. 1817—18, 2 Bde.); »Grundriß der Färberei« von J. B. Vitalis (Stuttg. u. Tübing. 1824). 1820 gründete er das »Polytechnische Journal« nach neuem, umfassendem Plan und redigirte dasselbe bis 1840. Sein Sohn Emil Maximilian, geb. 10. März 1806 in Augsburg, studirte seit 1822 in Landshut, Erfurt, Berlin und Göttingen Chemie, trat 1826 in das Geschäft seines Vaters, machte dann eine größere Reise durch Frankreich, Belgien, England, Deutschland und betheiligte sich seit 1831 an der Redaktion des »Polytechnischen Journals«, welche er von 1840—74 allein und mit so großem Erfolg führte, daß er als einer der hervorragendsten Förderer der Industrie zu betrachten ist. Er starb 9. Okt. 1874.

Dingliche Klage (Actio in rem), im weitern Sinn im Gegensatze zur Klage aus einer Obligation eine jede Klage, bei welcher der Beklagte nicht schon durch das Rechtsverhältnis gegeben ist, sondern sich durch die Verletzung bestimmt, die hier nicht bloß einer bestimmten Person möglich ist. Obligationen können nämlich nur gegen eine durch das Rechtsverhältnis selbst schon gegebene Person (den Schuldner) geltend gemacht werden; die Klagen aus Obligationen heißen daher persönliche, Actiones personales, Actiones in personam. Bei allen anderen Rechten ist der Beklagte nicht schon durch das Rechtsverhältnis gegeben, er bestimmt sich erst durch die Verletzung; diese Klagen heißen daher Actiones in rem. Dahin gehören z. B. die sogen. Präjudicialklagen, solche, welche sich auf die Rechtsfähigkeit oder den Familienstand einer Person beziehen, z. B. die Klage auf Anerkennung der ehelichen Geburt. Auch manche persönlichen Klagen haben den Charakter der dinglichen erhalten, so daß sie nicht auf einen bestimmten Beklagten beschränkt sind, sondern daß die Eigenschaft, Beklagter zu sein, an einen dem Wechsel unterworfenen Grund (Besitz, Eigenthum einer Sache) geknüpft ist, so z. B. die Actio quod metus causa, mit welcher ich das mir von A. Abgedrungene nicht nur von A., sondern auch von jedem, der in Besitz des abgedrungenen Gegenstands gelangt ist, ausklagen kann; die Actio ad exhibendum, mit welcher auf Vorzeigung und Herausgabe eines Gegenstands, besonders einer Urkunde, geklagt wird; die Actio aquae pluviae arcendae, welche ich, wenn ich aus einer auf einem benachbarten Grundstück gemachten Vorrichtung durch Regenwasser Nachtheil für mein Grundstück befürchte, gegen jeden Besitzer des Grundstücks oder der Vorrichtung anstellen kann; die Noxalklage, welche bei einem durch ein Thier erlittenen Schaden gegen jeden Besitzer des Thiers anzustellen ist ꝛc. Man nennt daher diese Klagen Actiones personales in rem scriptae. Im engern und eigentlichen Sinn aber versteht man unter dinglichen Klagen die Rechtsmittel, welche auf Geltendmachung eines Rechts an einer Sache, also eines dinglichen Rechts, gerichtet sind und gegen jeden angestellt werden können, der sich einer Störung des Rechts schuldig macht; dahin gehören die Eigenthumsklage (rei vindicatio oder actio publiciana) zum Schutz des bestrittenen Eigenthums oder Besitzes selbst, die Negatorienklage bei einzelnen Eingriffen in das Eigenthumsrecht, z. B. Servitutenanmaßung, die Konfessorienklage zum Schutz eines Servitutrechts, die hypothekarische Klage, die Actio in rem pigneraticia, Actio in rem de superficie, Actio in rem emphyteuticaria. Hervorzuheben ist noch der Unterschied zwischen der Actio in rem specialis, welche aus einem Recht an einem Gegenstand angestellt wird, im Gegensatze zur dinglichen Universalklage (actio in rem de universitate), d. i. der Klage auf einen ganzen Vermögenskomplex, als welche heutzutage nur die Erbschaftsklage (hereditatis petitio) vorkommt.

Dingliches Recht (Sachenrecht, Jus in re, Jus in rem), im allgemeinen jedes Recht, dessen Inhalt die rechtliche Unterwerfung einer Sache ist. Im Gegensatz hierzu stehen die persönlichen Rechte (Jura in personam, obligatorische Rechte). Die Zahl der dinglichen Rechte ist im römischen Rechtssystem eine genau bestimmte: Eigenthum, Emphyteusis, Superficies, Pfandrecht, Servituten. Das deutsche Privatrecht hat noch das Lehnsrecht und das Recht der bäuerlichen Leihe hinzugefügt; auch die deutschrechtlichen Reallasten und das Bannrecht haben einen sachenrechtlichen Charakter. Das Gemeinschaftliche aller dinglichen Rechte ist die rechtliche (im Gegensatze zu Besitz) Macht über eine Sache. Daraus folgt, daß sie ihre Richtung nicht, wie dies bei den Obligationen der Fall ist, gegen eine bestimmte Person haben und die aus ihnen entspringenden Klagen dingliche, nicht persönliche sind. Jene Macht über die Sache aber, die das dingliche Recht gewährt, läßt sich als eine totale und als eine partielle denken. Die erste ist das Eigenthum (dominium).

Die zweite ist die auf eine gewisse Seite oder Eigenschaft der Sache beschränkte Macht; sie läßt neben sich ein fremdes Eigenthum zu, ist also ein Recht an einer fremden Sache, Jus in re aliena, und stellt sich insofern als eine Beschränkung des Eigenthums dar. Letzteres ist im Gegensatze zu den übrigen dinglichen Rechten (Jura in re, sc. aliena) die unbeschränkte und ausschließliche Herrschaft über eine Sache, die vollste Macht, die Totalität aller dinglichen Rechte; daher müssen wir uns jedes andere dingliche Recht denken als gebildet aus Elementen des Eigenthums, die, von diesem abgesondert, einem Nichteigenthümer gegeben und eben dadurch zu besonderen Rechten gestaltet sind; z. B. das Recht, ein Grundstück zu nießbrauchen oder zu begehen, stellt sich in der Person des Eigenthümers nicht als ein besonderes Recht dar; wird aber dies Recht vom Eigenthümer einem Dritten eingeräumt, so wird es ein besonderes, Servitutrecht. Dem Eigenthum am nächsten stehen durch ihren Inhalt die Superficies und Emphyteusis sowie das deutsche Lehnsrecht (die man deshalb früher sogar für Arten des Eigenthums selbst gehalten hat); ihnen schließt sich zunächst das Pfandrecht an, am fernsten stehen dem Eigenthum die Servituten. Dies gibt sich auch in der Klage zu erkennen, die bei jenen Rechten wie bei dem Eigenthum eine Vindikation der Sache selbst, Actio in rem corporalem, bei den Servituten aber eine Actio in rem incorporalem, eine Vindicatio servitutis, Petitio juris ist. Näheres über die einzelnen dinglichen Rechte s. in den diese betreffenden Artikeln.

Dingo, s. v. w. neuholländischer Hund, s. Hund.

Dingolfing (Dingolfingen), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, rechts an der Isar, nordöstlich von Landshut, Sitz eines Bezirksamts, mit 3 Kirchen (darunter die neu erbaute Franciskanerklosterkirche), einem Krankenhaus, vorzüglichem Feldbau, starker Viehzucht und (1871) 3100 kathol. Einwohnern. D. besteht aus der obern und untern Stadt, von denen erstere auf einem nach allen Seiten stark abfallenden Hügel liegt und an Stelle einer römischen Niederlassung erbaut ward. Sie war früher größer und volkreicher und wurde im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden und im österreichischen Erbfolgekrieg 1743 niedergebrannt. Oberhalb der Stadt eine aus Backsteinen erbaute hohe Brücke, welche über einer tiefen Kluft zwei Berghöhen verbindet.

Dingwall, Stadt in der schott. Grafschaft Roß, nördlich von Inverneß, an der Mündung des Conan in den Cromartyfirth, hat neben der Kirche einen 18 Meter hohen Obelisk (Grabdenkmal der Grafen von Cromarty), einen vortrefflichen Hafen und (1871) 2125 Einw., die Lachsfang und Handel treiben. In der Nähe Trümmer der glasartigen Festungswerke Knock, Farril, Naphian, wahrscheinlich durch Kunst (durch heftiges Feuer neben kieselartigen Wällen) hervorgebracht.

Dinheiro (spr. dinjëiru), s. Dinero.

Diniz da Cruz (spr. -nis da krus), Antonio, portug. Dichter, geb. 1730 zu Castello de Vida in der Provinz Alemtejo, studirte zu Evora und Coimbra besonders die griechischen und lateinischen Klassiker. Um den schlechten Literaturgeschmack seiner Zeit auf die reinen Muster des 16. Jahrh. zurückzuführen, errichtete er eine literarische Gesellschaft unter dem Namen »Arcadia«, deren Mitglieder eine ganz neue Poetik einführten, die den Bilderprunk, den Schwulst und den Neologismus der Sprache, wie er sich seit der Mitte des 17. Jahrh. so breit gemacht, verbannte. Einer Ode an den König Joseph nach dem gegen denselben gerichteten Attentat (1759) folgte eine ganze Sammlung von Heroïden zur Verherrlichung von Portugals großen Feldherren und Staatsmännern; daneben dichtete D. Liebeslieder, Episteln, Dithyramben, Sonette und Idyllen. Sein komisches Heldengedicht, »Der Weihwedel«, zeichnete sich durch reine Diktion, schöne Verse und feine Ironie aus. D. starb gegen Ende des 18. Jahrh. zu Rio de Janeiro, als Mitglied des obersten Raths der Kolonien und der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon. Nach seinem Tod erschien eine Sammlung seiner »Oden« zu Coimbra, und zwei Bände vermischter »Gedichte« zu Lissabon.

Dinka (richtiger Denga, Singular Dengâwi), Negervolk am Weißen Nil, zwischen dem 9. und 11.° nördl. Br. hausend, schließt sich physisch und sprachlich den Fundjvölkern an und ist durch außerordentliche Magerkeit, Mangel jeglicher Fettpolster ausgezeichnet, so daß ihre Erscheinung als »spinnenartig« charakterisirt wird. Männer wie Frauen gehen fast ganz nackt, bis auf die üblichen Negerzieraten. Die Waffen bestehen in Lanzen und Keulen, bei den südlichen Stämmen auch in Bogen und vergifteten Pfeilen. Die D. bewohnen Strohhütten (Tokuls), schlafen nachts zum Schutz gegen Kälte und Stechmücken in der Asche und waschen sich mit Rinderharn, der auch zum Reinigen der Eßgeschirre und zum Salzen der Milch verwendet wird. Als Nahrung dient Brei von Sorghum und Sesam mit Milch, Wildbret, Fische, Knollengewächse. Die D. sind weniger Ackerbauer als Viehzüchter und bestellen nur wenige Felder mit Durrah, Zwiebeln, Sesam, Tabak, Bohnen; dagegen halten sie zahlreiche Rinder-, Schaf- und Ziegenherden. Sie huldigen der Vielweiberei und kaufen ihre Frauen für Rinder. Sie sind durchweg Heiden und ihre religiösen Ansichten sehr roh, doch glauben sie an einen Weltschöpfer (Deŏ-Deth). Ein gemeinsames Oberhaupt haben sie nicht, und selbst der Dorfhäuptling besitzt nur geringe Macht. Ihre Sprache ist sehr vokalreich und mit der ihrer Nachbarn, der Fundj, wie der Schilluk nahe verwandt. S. Karte »Aegypten ꝛc.« Vgl. R. Hartmann, Naturgeschichtlich-medicinische Skizze der Nilländer (Berl. 1865).

Dinkel (Dinkelweizen), Getreideart, s. Spelz.

Dinkel, Nebenfluß der Vechte, entspringt im westfälischen Kreis Kösfeld, durchfließt den Kreis Ahaus und mündet nach 75 Kilom. langem Lauf bei Neuenhaus.

Dinkelsbühl, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Wörnitz, südwestlich von Ansbach gelegen, im fruchtbaren Virngrund, mit Mauern und Thürmen umgeben, Sitz eines Bezirksamts und eines Stadt- und Landgerichts sowie eines Handelsgremiums, hat eine im gothischen Stil erbaute katholische und 2 evangel. Kirchen, eine lateinische und eine Gewerbschule, viele Stiftungen und (1871) 5212 Einw. (darunter 1579 Katholiken), deren Beschäftigung in Ackerbau und Viehzucht, Strumpf-, Hut-, Wollfabrikation, Gerberei, sehr schwunghaft betriebener Bürsten- und Pinselfabrikation, Färberei, Bierbrauerei und Verfertigung von Lebkuchen besteht. Früher war hier ein Amt des Deutschordens, ein Kapuziner- und ein Karmeliterkloster mit dem Grab des sogen. Dinkelbauers. D., einer der ältesten schwäbischen Orte, war anfangs ein Bauernhof; von würzburgischen Mönchen ward das Karmeliterkloster erbaut, um das sich gegen das 10. Jahrh. schon ein Flecken gebildet hatte, der 928 ummauert und 1126 mit Doppelmauern umgeben wurde. Im Jahr 1305

erhielt D. vom Kaiser Albrecht gleiche Rechte mit Ulm, und 1351 wurde es zur Reichsstadt erhoben. Im Jahr 1387 empörten sich die Bürger gegen den harten aus 30 Patriciern bestehenden Rath, worauf 12 Bürger aus den 6 Zünften zu Rathsherren und von ihnen ein Bürgermeister gewählt wurde. Im Jahr 1524 wurde die Reformation eingeführt. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte D. durch die Schweden wie durch die kaiserlichen Truppen viel zu leiden, und auch religiöse Parteikämpfe untergruben lange Zeit Ruhe und Wohlstand der Stadt, bis endlich durch den Kaiser Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken erfolgte. Im Jahr 1802 verlor die Stadt die Reichsunmittelbarkeit und kam an Kurbayern, 1804 an das preußische Fürstenthum Ansbach, 1806 mit diesem an Frankreich und dann wieder an Bayern. D. ist Geburtsort des Jugendschriftstellers Chr. v. Schmid (gest. 1854), dem 1859 auf dem Markte daselbst ein schönes ehernes Standbild errichtet wurde.

Dinkholder Brunnen, s. Braubach.

Dinklage, Gemeinde im oldenburg. Amt Damme, mit (1871) 3314 kathol. Einwohnern. Das gleichnamige Kirchdorf ist Sitz eines Amtsgerichts und hat eine kathol. Kirche und 700 Einw. Die Burg D. gehörte ehemals dem Bisthum Münster und ist heute im Besitz der Grafen von Galen. Die Bewohner treiben Ackerbau und Schweinezucht (besonders Schweinemast); auch ist daselbst eine mechanische Baumwollweberei.

Dino (lat. Dinus), Rechtsgelehrter des 13. Jahrh., geboren zu Mugello, lehrte zu Bologna und gab im Auftrag des Papstes Bonifacius VIII. gemeinschaftlich mit Richard von Siena die Kompilation des 6. Buches der Dekretalen heraus. Dumoulin gab Noten dazu (Vened. 1585, Köln 1594, Lyon 1612 u. öfter).

Dino Compagni (spr. -pánji), Florentiner aus dem Anfang des 14. Jahrh., hochberühmt und gefeiert als Verfasser einer florentinischen Geschichte der Jahre 1280—1312, die er als Zeitgenosse aus unmittelbarster Anschauung geschrieben haben soll. Dino's »Cronaca« (oder Historia fiorentina) wird von den Italienern zu den hervorragendsten Meisterwerken ihrer gesammten Literatur gerechnet. In der Geschichtschreibung des ausgehenden Mittelalters hat man sie lange Zeit ganz allgemein zu den lautersten Quellenschriften gezählt, so z. B. Dönniges (»Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrh.«, Berl. 1841, mit einer trefflichen Uebersetzung des ganzen Werks), Gervinus (»Geschichte der florentinischen Historiographie«, Frankf. 1833) und Hillebrand (»Dino Compagni. Étude historique et littéraire«, Par. 1862). Erst neuerdings ist die bisher unbestrittene Thatsache, daß das vorliegende Werk ein Produkt eines gleichzeitigen Autors sei, angefochten worden durch P. Scheffer-Boichorst (»Florentiner Studien«, Leipz. 1874). Nach dieser Ansicht ist die dem D., einem nach Ausweis der Urkunden in die Händel und Parteikämpfe seiner Vaterstadt vielfach verflochtenen Zeitgenossen Dante's, zugeschriebene Geschichte erst im 17. Jahrh. verfaßt worden, und zwar auf Grundlage der alten Ueberlieferung, besonders aber der Chronik des Villani. Die von Scheffer-Boichorst geltend gemachten Gründe für seine Ansicht verdienen sorgfältige Beachtung und müssen die stärksten Zweifel an der bisherigen Annahme erregen.

Dinokrates (noch sechs andere Formen seines Namens finden sich), Architekt aus Makedonien, trug, bereits bekannt durch den Wiederaufbau des von Herostratos niedergebrannten Dianentempels zu Ephesos, Alexander d. Gr. den Plan vor, den Berg Athos zu einer menschlichen Gestalt umzubilden, in der linken Hand mit einer Stadt, in der rechten mit einer großen Schale, worin sich das Wasser aller Flüsse des Bergs sammeln und dann dem Meer zuströmen sollte. Der Plan kam übrigens nicht zur Ausführung. Berühmt ist D.' Stadtanlage von Alexandria und die Errichtung des Scheiterhaufens des Hephästion. Später soll D. noch den Tempel der Arsinoë, der Gemahlin des Ptolemäos Philadelphos, mit Magnetstein zu wölben angefangen haben, damit ihr aus Eisen gefertigtes Bild in der Luft zu schweben schiene; angeblich verhinderte aber sein Tod die Ausführung dieses Werks.

Dinomé, Sylvain Emery Achille, franz. geographischer Schriftsteller, geb. 5. Okt. 1787 in Orléans, war anfangs Geistlicher zu Blois, gab aber 1844 sein Amt auf und zog sich nach seiner Vaterstadt zurück, um sich ganz der Geographie zu widmen. Durch H. Barths Reisen veranlaßt, erlernte er noch im 70. Jahr die deutsche Sprache und verfolgte seitdem besonders die afrikanischen Reisen mit größter Aufmerksamkeit. Als einer der eifrigsten Mitarbeiter der »Annales des Voyages«, in die er Auszüge und Uebersetzungen fast aller neueren Afrikareisenden lieferte, war er es namentlich, welcher unter den Franzosen die großartigen neueren Entdeckungen der Deutschen und Engländer in Afrika bekannt machte. Er war mit der Bearbeitung von Schweinfurths Reise zu den Niam-Niam beschäftigt, als ihn 21. Jan. 1871 der Tod ereilte. Ein vollständiges Verzeichnis seiner geographischen Arbeiten gibt A. Malte-Brun in den »Annales des Voyages« (1870).

Dinornis *Owen*, Gattung riesiger ausgestorbener Vögel, welche einst auf Neuseeland lebten und mit anderen gleichfalls ausgestorbenen neuseeländischen Vögeln zur Familie der Dinornithiden vereinigt und zu den Straußen und Kasuaren in die Ordnung Brevipennes *Dum.* gestellt sind. Die Dinornisarten erreichten eine Höhe von 3,8 Meter, hatten einen kleinen, flachen Schädel, einen kräftigen, kurzen Schnabel, langen Hals, ganz verkümmerte Flügel, dreizehige, sehr hohe, massive Füße und mit Mark gefüllte Knochen. Sie lebten noch zur Zeit des Menschen, und die Heldengesänge der Neuseeländer berichten von den Kämpfen ihrer Vorfahren mit den Moas, welche bei dem auf den Inseln herrschenden gänzlichen Mangel an Säugethieren den vor 600 Jahren von den Samoainseln vertriebenen Maori die hauptsächlichste Fleischnahrung boten. Das Anwachsen der Maori zu einem zahlreichen Volk und die große Menge von Knochen und Eischalen der Moas beweisen, daß diese letzteren einst sehr häufig gewesen sein müssen. Mit ihren Federn schmückten die Neuseeländer sich und ihre Waffen, und die Eier wurden auf die Gräber gelegt, um die Verstorbenen auf der Reise nach den schattigen Ufern zu laben.

Dinotherium *Kaup*, ein kolossales Säugethier der mittlern Tertiärzeit, welches, so weit die erhaltenen Reste einen sichern Schluß gestatten, zur Ordnung der Rüsselthiere (Proboscidea *Illig.*) gehörte (früher häufig aber auch zu den Sirenen gestellt wurde). Es ist ausgezeichnet durch die äußerst kräftigen, dicken, hakenförmig nach abwärts gerichteten Stoßzähne im Unterkiefer und die großen, mit je zwei oder drei Querwülsten versehenen Backzähne. Der Bau der Nase, der die Nasenbeine fehlen, spricht dafür, daß das Thier einen großen Rüssel besaß. Vielleicht war es, ähnlich wie das Nilpferd, ein Flußbewohner, der mit

seinen großen Stoßzähnen seine Nahrung, vielleicht Wurzeln und Wurzelstöcke, aus dem Boden riß und sich mit Hülfe seiner Zähne vielleicht auch auf die Ufer hinaufhalf. Der größte von Kaup und von Klippstein zu Eppelsheim am Rhein (im Mainzer Becken) ausgegrabene, in Darmstadt aufgestellte Schädel ist 1,1 Meter lang und 66 Centim. breit. Der Eppelsheimer Knochensand, das miocäne Tertiärgebirge des Wiener Beckens, die Faluns der Touraine, der Süßwasserkalk von Simorre am Nordfuß der Pyrenäen, die Lehme und Thone am Fuß des Pentelikon sind Hauptfundorte des Dinotheriums; man kennt dasselbe aber auch in dem Braunkohlengebirge von Steiermark, im Süßwasserkalk von Georgengemünd an der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Gunzenhausen, in Tertiärbildungen des Jura von Schwaben und der Schweiz (Delsberg, La Chaux de Fonds) und an vielen anderen Orten, meist jedoch nur die leicht kenntlichen Backzähne. Es bildet einen wichtigen Horizont für die Altersbestimmung des miocänen Tertiärgebirges. Vielfach findet man es zusammen mit eigenthümlichen Mastodonten, Nashörnern, Acerotherien (hornlosen Nashörnern), pferdeähnlichen Hippotherien, muntjakähnlichen Hirschen und anderen eigenthümlichen Wiederkäuern, aber auch mit mächtigen Katzen. Außer dem weit verbreiteten D. giganteum hat man noch zwei andere Arten, D. bavaricum und Cuvieri, unterschieden. S. Tafel »Tertiärformation«.

Dinslaken, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Duisburg, an der Mönne und an der Strecke Oberhausen-Emmerich der Köln-Mindener Eisenbahn, mit einer evangelischen und einer kathol. Kirche, Synagoge, Maschinenfabrik, Eisengießerei, Walzwerk, Filzfabrikation, Lohgerberei, Blutegelzucht, bedeutenden Viehmärkten und (1871) 2260 Einw. (darunter 882 Katholiken und 143 Juden).

Dinte (Tinte), jede zum Schreiben mit der Feder bereitete Mischung. Die gewöhnliche Schreibdinte muß dünnflüssig sein, ohne jedoch zu leicht aus der Feder zu fließen oder zu tropfen, darf bei längerem Stehen keinen Bodensatz bilden und nicht dickflüssig, gallertartig werden. Auf der Feder muß sie zu einem firnisartigen Ueberzug, nicht zu einer bröckeligen Masse eintrocknen. Sie darf das Papier nicht mürbe machen, mit dem Alter nicht vergilben, auch die Feder nicht angreifen und daher, da jetzt allgemein mit Stahlfedern geschrieben wird, weder sehr sauer, noch kupferhaltig sein. Gute D. darf nicht schimmeln; es ist aber verwerflich, zur Erreichung dieses Zwecks die D. zu vergiften, z. B. mit Sublimat, wie häufig empfohlen wird. Eine geringe Menge von völlig unschädlichem Holzessig leistet genau dasselbe, auch einige Gewürznelken thun gute Dienste, und D., die nur Spuren von Karbolsäure enthält (z. B. die Anilindinte), schimmelt niemals. Auf die Dauerhaftigkeit der D. hat aber auch die Konstruktion des Dintenfasses großen Einfluß. Die D. verdirbt nur bei Berührung mit der freien Luft, welche in offenen Dintenfässern nicht zu vermeiden ist, weshalb die sogen. artesischen Dintenfässer besonders zu empfehlen sind; sie enthalten einen Trichter, in welchen stets nur eine sehr geringe Menge D. eintritt, während der Vorrath, von der Luft vollständig abgeschlossen, sich stets unverändert erhält. Diese Dintenfässer kommen jetzt in mannigfach modificirter Konstruktion überall im Handel vor. Größere Vorräthe von D. bewahrt man in gut verschlossenen Gefäßen an einem kühlen Ort auf. Die Galläpfeldinten werden aus Galläpfeln und nicht kalcinirtem Eisenvitriol bereitet. Sie enthalten gerbsaures Eisenoxydul und Eisenoxyd, sind in beständiger Umsetzung begriffen und weisen zuletzt nur gerbsaures Eisenoxyd neben gallussaurem Eisenoxyd suspendirt auf; ist die Zersetzung beendet, so ist die D. in kurzer Zeit unbrauchbar; freie Schwefelsäure verzögert die vollständige Zersetzung. Zur Bereitung guter Galläpfeldinte kocht man 8 Theile Galläpfelpulver mit 20 Th. Wasser, gießt durch Leinwand, kocht den Rückstand zum zweitenmal mit 30 Th. Wasser, gießt wieder durch Leinwand und vereinigt beide Flüssigkeiten, mit welchen man nach dem Erkalten eine Lösung von 4 Th. Eisenvitriol in 30 Th. Wasser vermischt. Schließlich setzt man noch 4 Th. arabisches Gummi, in 12 Th. Wasser gelöst, hinzu, läßt 8 Tage lang ruhig stehen und füllt die D. klar auf Flaschen. Chromdinte ist sehr empfehlenswerth wegen ihrer Billigkeit und schönen Farbe. Zu ihrer Bereitung löst man 45 Gramm zerstoßenes käufliches Blauholzextrakt in 2 Kilogr. heißem Regenwasser und setzt 3,75 Gr. gelbes chromsaures Kali, in wenig Wasser gelöst, zu. Die D. wird in kurzer Zeit schön blauschwarz, gelatinirt aber leicht, wenn man nicht eine sehr kleine Menge Sublimat zusetzt. Diese D. dringt nicht tief in das Papier ein und ist nicht ganz so dauerhaft wie Galläpfeldinte, greift aber Stahlfedern durchaus nicht an und fließt leicht aus der Feder. Mit Galläpfeldinte darf sie nicht in Berührung kommen. Alizarindinte, zuerst von Leonhardi in Dresden in den Handel gebracht, enthält die Eisenverbindung der gewöhnlichen D. in Säure gelöst und, um diese wenig intensiv gefärbte Lösung zum Schreiben tauglicher zu machen, Indigolösung; sie erscheint bläulichgrün und dunkelt sehr schön nach, indem die Säure durch Ammoniak der Luft oder durch die mineralischen Bestandtheile des Papiers neutralisirt wird, worauf sich die schwarze Eisenverbindung ausscheidet. Dies geschieht um so langsamer, je saurer die D. ist. Wenig saure D. greift zwar die Stahlfedern nur in geringem Grad an, verdirbt dafür aber um so schneller unter Bildung eines blauschwarzen Niederschlags. Diese D. ist jedenfalls die beste aller jetzt bekannten Dinten; sie fließt gut, dringt in das Papier ein, ohne zu löschen, und hält sich sehr lange. Leonhardi bereitete die D. folgendermaßen: 42 Th. Galläpfel und 3 Th. holländischer Krapp werden mit so viel Wasser ausgezogen, daß der filtrirte Auszug 120 Th. beträgt; in diesem löst man 5 1/5 Eisenvitriol und setzt 1 1/5 Indigokomposition (1 Th. Indigo, 4—5 Th. rauchende Schwefelsäure, nach erfolgter Lösung mit Wasser verdünnt) und 2 Th. holzessigsaure Eisenoxydlösung hinzu. Statt letzterer kann man auch Holzessig anwenden. Wird diese D. eingetrocknet und zu Tafeln geformt, so erhält man Leonhardi's Tafeldinte, die durch Wiederauflösen in Wasser sogleich eine gute D. liefert. Nach Reinige bereitet man Alizarindinte, indem man 270 Gramm Galläpfel, mit 1,5 Kilogr. Wasser übergossen, 48 Stunden stehen läßt, durch Leinwand gießt, in 1,4 Kilogr. der erhaltenen Flüssigkeit 100 Gr. Eisenvitriol löst und 3,9—4,3 Gr. oder so viel Oxalsäure zusetzt, daß die Flüssigkeit graugelb wird, worauf man noch so viel Indigokomposition hinzufügt, daß die D. satt blaugrün wird.

Die genannten Dinten eignen sich vortrefflich zum Schreiben. Zum Kopiren kann man die Alizarindinte ohne weiteres anwenden, und auch aus guter Galläpfeldinte erhält man eine brauchbare Kopirdinte, wenn man 10 Theile derselben mit 3 Th.

Glycerin und 3 Th. geklärtem Honig vermischt. Eine zum Kopiren taugliche Chromdinte bereitet Ott, indem er 0,25 Kilogr. Blauholzextrakt mit 30 Gr. Alaun, 3,75 Gr. Eisenvitriol, 3,75 Kupfervitriol, 15 Gr. Zucker und 1 Kilogr. Wasser kocht, durch Leinwand gießt und 3,75 Gr. gelbes chromsaures Kali, in etwas Wasser gelöst, hinzufügt. Zuletzt setzt man noch je 30 Gr. Indigokomposition und Glycerin zu.

Unauslöschliche Dinten sind in großer Zahl vorgeschlagen worden, doch scheint das Problem, eine Schrift in jeder Weise vor Zerstörung zu schützen, noch nicht vollkommen gelöst zu sein und wird wahrscheinlich auch nicht gelöst werden, wenn man nicht neben einer besondern D. ein zu derselben passendes Papier von bestimmter Zusammensetzung anwendet. Empfehlenswerth ist ein Galläpfelauszug mit einer sehr geringen Menge von vanadinsaurem Ammoniak. Wäre letzteres Salz billiger, so würde diese Mischung überhaupt die beste D. sein; denn sie ist trefflich schwarz und läßt sich durch Säuren und Alkalien nicht zerstören. Die Schriftzüge werden durch dieselben blau und matt, bleiben aber immer leserlich. *Schellackdinte* widersteht ebenfalls sehr gut den gewöhnlichen Reagentien. Man bereitet sie, indem man 60 Gr. Schellack und 30 Gr. Borax mit 540 Gr. destillirtem Wasser unter bisweiligem Umrühren in einem bedeckten zinnernen Gefäß zu einer gleichartigen Mischung verkocht, nach dem Erkalten filtrirt und 30 Gr. dick aufgelöstes arabisches Gummi sowie eine beliebige Menge Indigopulver und Kienruß hinzusetzt. Man erhitzt abermals in einem bedeckten Gefäß zum Sieden, rührt tüchtig durch, läßt unter Rühren erkalten, dann klar absetzen und gießt vom Bodensatz ab; diese D. kann aber durch Alkalien entfernt werden. Vielfach hat man versucht, unvertilgbare Schriftzüge durch Verkohlung des Papiers hervorzubringen, da Kohle allen Lösungsmitteln widersteht. Neuere Untersuchungen über das Schreiben mit galvanisch glühendem Draht haben kein verwerthbares Resultat geliefert; besser noch gelang das Schreiben mit Schwefelsäure, obwohl das direkte Auftragen von koncentrirter Säure mittels enger Glasröhren ebenfalls noch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Kind schreibt vor, 1 Th. Honig, 2 Th. Schwefelsäure und 14 Th. Wasser zu mischen, die Flüssigkeit mit Indigo genügend zu färben und die mit Gänsekielen aufgetragenen Schriftzüge mit einem heißen Plätteisen zu überfahren. Dadurch verkohlt die Schwefelsäure den Honig und auch oberflächlich das Papier, so daß in der That unauslöschliche Schriftzüge entstehen. Wenn unauslöschliche D. nur zu dem Zweck angewandt wird, Dokumente vor Verfälschung zu schützen, so genügen eigentlich schon viele Dinten. Die meisten Papiere sind mit Ultramarin gebläut, dies wird durch Säure zerstört; aus blauem Papier, worauf mit gewöhnlicher D. geschrieben, würden also unmöglich durch Säure Schriftzüge zu entfernen sein, ohne daß das Papier weiß werden würde; dagegen kann mit Eau de Javelle unbeschadet darauf gearbeitet werden. Sehr stark eisenhaltige D. hinterläßt dann aber braune Schriftzüge von Eisenoxyd und sehr saure D. weiße Schriftzüge, da diese das Ultramarin zerstört haben. Auf Papier, welches mit Ultramarin und Chromgelb grün gefärbt ist, genügt jede D. als unauslöschliche; denn jedes Reagens, das man anwenden wollte, um die Schriftzüge zu entfernen, würde das Ultramarin oder das Chromgelb zerstören und so das Papier gelb oder blau machen. Alizarindinte eignet sich am wenigsten zu Dokumenten. Ausgezeichnet ist die D., mit welcher die Nummern in die preußischen Staatspapiere eingeschrieben werden. Dieselbe ist schwach angesäuerte Galläpfeldinte und enthält noch salpetersaures Silberoxyd und chinesische Tusche. Es ist unmöglich, auf dem oben genannten grünen Papier mit dieser D. Geschriebenes unbemerkbar zu vertilgen. Ist auf weißem Papier Geschriebenes ausgelöscht worden, so gelingt es oft, die Schriftzüge wieder hervorzurufen, wenn man das Papier in ganz schwache Salzsäure taucht und dann in eine koncentrirte Lösung von gelbem Blutlaugensalz legt. Enthielt die D. auch nur wenig Eisen, so erscheinen die Schriftzüge blau.

Von den *rothen Dinten* ist die einfachste eine Lösung von Anilinroth in Wasser, doch verbleicht diese D. etwas am Licht. *Karmindinte* erhält man durch Auflösen von 0,75 Gr. Karmin in 90 Gr. Ammoniakflüssigkeit, indem man die Mischung 12—24 Stunden stehen läßt und dann etwa 5 Minuten gelind erwärmt. Die Lösung wird mit 75—90 Gr. Wasser verdünnt und mit 1,12 Gr. arabischem Gummi vermischt. *Kochenilledinte* bereitet Hänle, indem er 22,5 Gr. feines Kochenillepulver mit 45 Gr. Soda und 540 Gr. destillirtem Wasser in einem Porzellanmörser unter wiederholtem Durchreiben stehen läßt, dann 30 Gr. gereinigten Weinstein und 15 Gr. Alaunpulver zusetzt, erwärmt und in der erkalteten Flüssigkeit 30 Gr. arabisches Gummi löst. Nach Zusatz von 30 Gr. Weingeist wird filtrirt und der Rückstand auf dem Filter so lange ausgewaschen, bis das Filtrat 540 Gr. wiegt. Diese D. muß in kleinen Gläsern aufbewahrt werden. *Krappdinte* ist eine verdünnte Lösung von Krapplack in koncentrirtem Essig. *Rothholzdinte* ist sehr billig, aber auch leicht vergänglich. Man erhält sie, wenn man 120 Gramm Fernambukholz mit 500 Gr. verdünnter Essigsäure und ebensoviel Wasser auf 720 Gr. einkocht, 30 Gr. Alaun zusetzt, auf 500 Gr. einkocht und 30 Gr. arabisches Gummi zusetzt. Gibt man zu der erkalteten Flüssigkeit 3,75 Gr. Zinnsalz, so wird die D. viel schöner, aber auch giftig. Die rothe D. der Alten war *Zinnoberdinte*, welche man durch Zusammenreiben von 5,6 Gr. feinem, auf nassem Weg bereitetem Zinnober mit 3,75 Gr. arabischem Gummi und Verdünnen mit 30 Gr. Wasser erhält. Die D. muß in einem größern Glas aufbewahrt und vor dem Schreiben gut durchgeschüttelt werden.

Blaue D. erhält man leicht durch Auflösen von Indigkarmin in Wasser. Die D. wird mit etwas Gummi verdickt und ein Tropfen Benzin zugesetzt. *Berliner Blaudinte* bereitet man auf folgende Weise: 30 Gramm Eisenchloridlösung (1,535—1,540 spec. Gew.) und 1,5 Kilogr. destillirtes Wasser einerseits und 90 Gr. gelbes Blutlaugensalz in 1,5 Kilogr. Wasser gelöst anderseits werden mit einander gemischt, der sich bildende Niederschlag wird ausgewaschen, bis er anfängt sich zu lösen, und dann in 4,5 Kilogr. Wasser gelöst. Diese D. hält sich sehr gut und greift die Stahlfedern nicht an, was die durch Auflösen von Berlinerblau in Oxalsäure bereitete D. in hohem Grade thut. *Kupferdinte* ist hellblau, intensiv und feurig, fließt auch gut, ist aber sehr giftig. Man erhält sie, wenn man 2 Th. Grünspan und 1 Th. Weinstein mit 8 Th. Wasser digerirt, dekantirt, den Rückstand abermals mit Wasser digerirt und beide Flüssigkeiten unter einer Glocke über Schwefelsäure verdunsten läßt.

Grüne Dinten sind Mischungen von Berlinerblau und Gummigutti oder von Indigkarmin und

Pikrinsäure. Grüne Chromdinte bereitet Duflos aus 132 Th. rothem chromsauren Kali, 228 Th. Wasser, 76 Th. Schwefelsäure. Zu der Lösung setzt er vorsichtig eine erkaltete Mischung von 46 Th. Alkohol und 122 Th. Schwefelsäure.

Gelbe D. ist Gummiguttilösung oder eine Abkochung von 25 Th. Gelbbeeren mit 3 Th. Alaun, 100 Th. Wasser und 4 Th. arabischem Gummi. **Gold- und Silberdinte** ist eine Mischung von Gummilösung mit Blattgold oder Blattsilber, welches auf einer Porphyrplatte mit Honig zerrieben, ausgewaschen und getrocknet wurde.

Sympathetische Dinten lassen sich in größter Menge erfinden, sind aber nur Spielereien, da alle mit sympathetischer D. ausgeführten Schriftzüge sichtbar werden, wenn man das Papier stark erhitzt oder mit Kohlenpulver reibt oder mit verschiedenen Reagentien prüft. Die beliebtesten Mischungen sind folgende: **Verdünnte Kobaltchlorürlösung**; die Schriftzüge werden beim Erwärmen blau und verschwinden beim Erkalten wieder. **Bleisalz- und Quecksilbersalzlösungen** geben unsichtbare Schriftzüge, die durch Schwefelwasserstoff braun oder schwarz werden. **Kupfervitriolschriftzüge** werden durch Ammoniak schön blau. **Verdünnte Blutlaugensalzlösung** eignet sich sehr gut als sympathetische D. auf eisenfreiem Papier. Die Schriftzüge werden durch Eisenoxydsalze blau.

D. zum Zeichnen der Wäsche muß bei wiederholten Einwirkung von Seife, Alkalien, Chlor und Säuren widerstehen. Am häufigsten wendet man Silbermischungen an, die recht dauerhafte Schriftzüge liefern, zuletzt aber auch braun werden und verblassen. Zur Bereitung löst man z. B. 11 Th. Höllenstein in 23 Th. Ammoniakflüssigkeit, außerdem 22 Th. Soda, 50 Th. arabisches Gummi, 2 Th. Saftgrün in 13 Th. destillirtem Wasser und vermischt beide Lösungen nach dem Erkalten. Die Schriftzüge werden mit einem Plätteisen erwärmt, bis sie vollständig schwarz geworden sind. Der in den sogen. Elefantenläusen (Anacardia) enthaltene Stoff ist auch als D. für Wäsche empfohlen worden, und zahlreiche Erfahrungen lassen ihn noch vortheilhafter als die Silberdinten erscheinen. Man extrahirt die Schalen der Elefantenläuse mit einem Gemisch von Aether und Weingeist und läßt das Filtrat verdunsten, bis es die zum Schreiben geeignete Konsistenz hat. Die Schriftzüge werden nach dem Trocknen mit Kalkwasser befeuchtet und erscheinen dann tief braunschwarz. Sehr praktisch ist Anilinschwarz, zu dessen Herstellung man ein grünlichgraues Pulver kauft, welches sich, feucht auf die Wäsche aufgetragen, beim Erwärmen in den sehr echten Farbstoff verwandelt. Rothe Schriftzüge erhält man, wenn man 8 Th. kohlensaures Natron und ebensoviel Gummi arabicum in 24 Th. destillirtem Wasser löst, mit dieser Flüssigkeit die Wäsche befeuchtet, auf der getrockneten und geplätteten Stelle mit einer Lösung von 1 Th. Platinchlorid in 16 Th. destillirtem Wasser schreibt und die getrockneten Schriftzüge mit einer Lösung von 1 Th. Zinnchlorür in 12 Th. destillirtem Wasser sorgfältig nachzieht. Für die Waaren, welche der chemischen Bleiche unterworfen werden sollen, wendet man eine innige Mischung von 1 Th. Eisenvitriol und 8 Th. Zinnober mit Leinölfirnis an.

Man hat auch **D. zum Schreiben auf Metall.** Auf Weißblech schreibt man mit einer Lösung von 1 Th. Kupfer in 10 Th. Salpetersäure und 10 Th. Wasser. Pflanzenetiketten schreibt man auf blank gescheuertes Zinkblech mit einer Lösung von gleichen Theilen essigsaurem Kupferoxyd und Salmiak in destillirtem Wasser. Die Schriftzüge werden bald tiefschwarz und haften sehr fest. D. zur Bezeichnung kupferner und silberner Geräthe bereitet man durch Kochen von Schwefelantimon (Spießglanz) mit starker Aetzkalilauge.

Ueber **lithographische Zeichen- oder Schreibdinte** s. Lithographie.

Dintel, Fluß in der niederländ. Provinz Nordbrabant, entsteht bei Breda aus der Vereinigung der Mark und der Aa oder Weereis und mündet schiffbar bei Dinteloord in das Volkerak, einen Arm der Maas.

Dintenfisch, s. Sepia.

Dinter, Gustav Friedrich, namhafter Pädagog der neuern Zeit, geb. 29. Febr. 1760 zu Borna, besuchte die Fürstenschule zu Grimma, studirte seit 1779 zu Leipzig Theologie und Philosophie, ward 1787 Pfarrer zu Kitscher bei Borna und 1797 Direktor des Schullehrerseminars Friedrichstadt-Dresden, 1807 Pfarrer zu Görnitz bei Borna, wo er aus Liebe zum Lehramt ein Progymnasium zur Vorbildung künftiger Kaufleute, Lehrer, Oekonomen und Gymnasiasten eröffnete. Im Jahr 1816 wurde er als Konsistorial- und Schulrath für die Provinz Ostpreußen nach Königsberg berufen und hier ein Jahr später auch zum außerordentlichen, 1822 aber zum ordentlichen Professor der Pädagogik und Theologie ernannt. Er starb 29. Mai 1831 zu Königsberg. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten, welche großentheils dem pädagogischen und katechetischen Fach angehören, hat seine »Schullehrerbibel« (das A. T., 1.—5. Thl., Neustadt a. d. O. 1826—28, 2. in Dinters Geist überarbeitete Aufl. 1835—37, 5 Thle.; das N. T., 1.—4. Thl., das. 1824—30, 4 Thle.) das meiste Aufsehen gemacht und die weiteste Verbreitung gefunden. Von der alten rationalistischen (Semler'schen) Unterscheidung zwischen Religion und Theologie ausgehend, suchte D. in der Bibel nur das, was nach ihm unmittelbar zur Religion gehörte, und wies jedes tiefere Eingehen in die Geheimnisse des religiösen Lebens als unfruchtbaren Mysticismus von der Hand. Der Streit über den Werth dieser von Rationalisten warm empfohlenen, von den Orthodoxen hart angegriffenen Schullehrerbibel rief eine ganze Anzahl Schriften hervor. Dinters Selbstbiographie (»Dinters Leben, von ihm selbst geschrieben, ein Lehrbuch für Eltern, Pfarrer und Erzieher«, Neustadt a. d. O. 1829; 3. Aufl., Plauen 1860) zeigt in ihm einen geistig regen, praktischen, die socialen wie sittlichen Bedürfnisse des Volks mit Einsicht und Wohlwollen erwägenden und eminent praktischen Mann, der mit Klugheit und Klarheit erreichbare Ziele verfolgt. Fußend auf der philanthropinistischen Weisheit Campe's schrieb er hausbackene Bücher über Erziehung und Schule mit großem Verständnis seiner Zeit und in geschickter Handhabung der für viele brauchbaren Form. Als Pädagog wandte er die Methoden von Pestalozzi und Lancaster mit Freiheit erfolgreich an und erwarb sich in Schrift und Wort den weitverbreiteten Ruf eines Meisters in der katechetischen Kunst. Noch sind von seinen Schriften zu nennen: »Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik« (Neust. 1802; 13. Aufl., Plauen 1862); »Die vorzüglichsten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeisterklugheit« (Neust. 1806, 7. Aufl. 1836); »Kleine Reden an künftige Volksschullehrer« (das. 1803—1805, 4 Bde.; 3. Aufl. 1837—38); »Predigten zum Vorlesen in Landkirchen« (das. 1809,

2 Bde.; 5. Aufl. 1844); »Anweisung zum Gebrauche der Bibel in Volksschulen« (das. 1814—15, 3 Bde.; 2. Aufl. 1822 ff.); »Malwina, ein Buch für Mütter« (das. 1818, 5. Aufl. 1860); »Unterredungen über die Hauptstücke des lutherischen Katechismus« (über die vier letzten, das. 1806—1818, 4 Bde., 4. Aufl. 1830; über die beiden ersten, 1819—23, 9 Bde., 2. Aufl. 1824—26); »Religionsgeschichte« (3. Aufl., das. 1836). Sein letztes Werk: »Die Bibel als Erbauungsbuch«, das er nur bis zum 55. Psalm ausarbeitete, ward von Brockmann und Fischer fortgesetzt (Neust. 1831—33, 5 Bde.). Seine »Sämmtlichen Schriften« hat Wilhelm herausgegeben (Neustadt a. d. O. 1840—51, 43 Bde.; 12 Bde. exegetische, 16 Bde. katechetische, 9 Bde. pädagogische und 5 Bde. asketische Schriften). Dinters Verhältnis zu seinen Schulen, früheren Schülern und den ihm unterstellten Lehrern war ein höchst originelles und von idealem Gehalt. Von seinem Fortleben im Andenken seiner Zeitgenossen gibt es viele und laut redende Beweise. Bei der Eröffnung des Schullehrerseminars zu Grimma wurde eine zur Errichtung eines Denkmals für D. bestimmte Summe unter dem Namen Dinterianum zur Begründung von Freistellen angelegt. König Friedrich August III. von Sachsen ließ auf Dinters Wirken eine eigene Medaille prägen. In Königsberg gründete man eine Kleinkinderschule unter dem Namen »Dinter-Schule«, wie auch ein daselbst gestifteter »Dinter-Verein« Dinters Todestag alljährlich festlich begeht. Ein steinernes Denkmal setzte ihm 1. Sept. 1844 die Gemeinde Görnitz auf dem »Dinter-Berg« bei dem eingepfarrten Hartmannsdorf.

Dinumeriren (lat.), auf- herzählen; Dinumeration, Aufzählung.

Dinur, s. Nehar dinûr.

Dinxperlo, Städtchen in der niederländ. Provinz Geldern, mit (1867) 2388 Einw., die Bienenzucht und Hanfhandel treiben.

Dinzeltag, in Bayern und Tirol der Tag, an welchem ehemals eine Zunftgenossenschaft ihre feierliche Zusammenkunft hielt und die Angelegenheiten der Zunft besprach. Mahl und Tanz beschlossen den Tag.

Dinzio, einer der zahlreichen Söhne Attila's, wurde nach seines Vaters Tod 453 von dem Gepidenkönig Ardarich am Fluß Netad in Pannonien geschlagen, wobei der älteste Prinz Ellak den Tod fand, und stiftete nun mit den noch lebenden Brüdern ein Reich am Schwarzen Meer, von wo aus er gegen Ostgothen und Römer häufige Kriege führte. Er wurde 469 in Thracien von dem römischen Magister militum Anagastus erschlagen und sein Haupt während der circensischen Spiele in Konstantinopel zur Schau ausgestellt.

Dio (ital.), Gott; per D., bei Gott.

Dio Cäsarea (Sepphoris), Flecken im alten Galiläa, ward von Herodes d. Gr. stark befestigt und zum Hauptort in Galiläa erhoben. Hier war eins der fünf Synedrien der Juden, nach der Zerstörung Jerusalems sogar eine Zeitlang das Große Sanhedrin. Im 4. Jahrh. ward die Stadt infolge eines Aufstandes durch den Kaiser Constantius Gallus Cäsar zerstört. Die Stätte, heute noch Sephurieh geheißen, spielte als beliebter Lagerplatz mit frischer Quelle noch in den Kreuzzügen eine Rolle.

Dio Cassius (Cassius Dio), griech. Geschichtschreiber, geboren um 155 n. Chr. zu Nicäa in Bithynien aus angesehener Familie, ward zu Athen in der Rhetorschule sorgfältig gebildet, erhielt das römische Bürgerrecht und bekleidete unter Kaiser Commodus und dessen Nachfolgern mehrere der höchsten Staatsämter, war Senator, 218—221 Prokonsul in Pergamus und Smyrna, 222 Konsul, dann wieder Prokonsul in Afrika, Dalmatien und Pannonien. Nach seinem zweiten Konsulat 229 zog er sich, den Prätorianern durch seine Strenge so verhaßt, daß sie seinen Tod verlangten, in seine Vaterstadt zurück und nahm seine schon früher begonnenen literarischen Arbeiten wieder auf, starb aber wahrscheinlich bald danach. D. schrieb eine »Römische Geschichte« von Gründung der Stadt bis zu seinem Konsulat 229. In den Jahren 201—211 war er mit der Materialiensammlung, 211—222 mit der Ausarbeitung beschäftigt. Von den 80 Büchern des Werks sind nur Buch 37—54, die Zeit vom Mithridatischen Krieg bis auf Agrippa's Tod behandelnd, vollständig erhalten; von Buch 55—60 haben wir beträchtliche Fragmente, von Buch 61—80 nur die im 11. Jahrh. von dem byzantinischen Mönch Joannes Xiphilinos u. a. gemachten Auszüge. Trotz der hohlen Rhetorik des Stils und des Mangels an höheren Gesichtspunkten ist D. C.' Werk für uns von hohem Werth, namentlich für die Kenntnis der Verfassung, der Rechtspflege, des Kriegswesens etc., in deren Darstellung D. praktisches Verständnis zeigt. In seinem Glauben an Wunder und Träume, in seiner Schmeichelei gegen mächtige Zeitgenossen sowie in dem schwerfälligen Schwulst der Darstellung ist D. ganz ein Kind seiner Zeit. Die erste Ausgabe von Buch 35—60 gab Rob. Stephanus (Par. 1548), eine andere dessen Sohn Heinrich Stephanus (Genf 1591, mit der lateinischen Uebersetzung des Xylander), eine dritte Leunclav (Frankf. 1592 u. Hanau 1606, nebst den Auszügen von Xiphilinos aus Buch 61—80). Eine weit vollständigere Ausgabe ist die von Fabricius und Reimarus (Hamb. 1751—52, 2 Bde.). Sie enthält die Fragmente der früheren Bücher aus der Sammlung des Ursinus und Valesius und eine sehr vollständige Abhandlung über die früheren Ausgaben und das Leben des D. Neue Ausgaben lieferten Sturz (Leipz. 1824—36, 9 Bde.), J. Bekker (das. 1849, 2 Bde.) und Dindorf (das. 1863—65, 5 Bde.); deutsche Uebersetzungen Penzel (das. 1786—1818, [illegible] Bde.), Lorentz (Jena 1826, 4 Bde.) und Tafel (Stuttg. 1831—44, 16 Bdchn.). Vgl. Wilmans, De fontibus et auctoritate Dionis Cassii (Berl. 1835).

Dioch, s. Webervögel.

Dio Chrysostomus, s. Chrysostomus.

Diocletianus, Gajus Aurelius Valerius, mit dem Beinamen Jovius, röm. Kaiser von 284—305 n. Chr., geboren 239 zu Dioclea in Dalmatien, von niedrigster Herkunft, schwang sich unter Probus vom gemeinen Soldaten zum Anführer in Mysien empor, ward dann Konsul, 284 Comes domesticorum und nach Numerians Ermordung 17. Sept. vom Heer zu Chalkedon zum Kaiser ausgerufen. Er ernannte, nachdem er 285 durch den Tod seines Gegners Carinus Herr des ganzen römischen Reichs geworden war, den Maximianus, einen erprobten Feldherrn, zum Mitregenten, zuerst mit dem Titel Cäsar, dann 286 als Augustus, und schritt in der Theilung der Reichsgewalt 292 noch weiter vor, indem er Galerius und Constantius Chlorus zu Cäsaren erhob. Durch die vereinte, überall von D. geleitete Thätigkeit dieser vier Fürsten wurde das durch die vorausgehenden langen inneren Kämpfe erschütterte Ansehen des Reichs nach allen Seiten wieder hergestellt. In Gallien wurden durch Maximian 285 die Bagauden, d. h. die gegen ihre einheimischen Bedränger und damit zugleich

gegen die römische Herrschaft aufgestandenen Bauern, wieder unterworfen und die Einfälle der Burgunder, Alemannen und anderer deutschen Völker zurückgeschlagen; durch Constantius wurde 296 Britannien, wo sich 287 Carausius und nach dessen Ermordung Allectus als Kaiser aufgeworfen hatte, wieder mit dem Reich vereinigt; D. selbst unterwarf 297 das abgefallene Aegypten, und in demselben Jahr gewann Galerius einen großen Sieg über den Perserkönig Narses, der zur Folge hatte, daß mehrere Provinzen am obern Lauf des Tigris an das römische Reich abgetreten wurden, daß Armenien an den von den Persern vertriebenen König Tiridates zurückgegeben wurde und damit wieder unter den Einfluß der Römer zurückkehrte, und daß auch an dieser Grenze Friede und Sicherheit auf die Dauer von 40 Jahren gesichert wurde. Außer durch diese glücklichen Kriege und durch die friedliche Theilung des Reichs ist des D. Regierung noch durch zweierlei merkwürdig. Durch ihn hörte Rom auf, der Wohnsitz der Kaiser und der Mittelpunkt des Reichs zu sein, indem D. die Stadt Nicomedia in Bithynien, Maximian aber Mailand zu seiner Residenz wählte. Hiermit wurde der letzte Rest des Einflusses vernichtet, den Rom noch immer durch seinen Senat, durch seine aus der Zeit der Republik stammenden Beamten, durch seine republikanischen Erinnerungen und durch seine Prätorianer geübt hatte. Die zweite Maßregel von Wichtigkeit bestand darin, daß er den Anfang machte, sich mit einem Hof und einem dem Orient nachgebildeten Ceremonienwesen zu umgeben; er legte das königliche Diadem an, ließ sich »Herr« (Dominus) nennen, zog sich von jedem vertraulichen Verkehr mit seinen Untergebenen zurück, forderte von ihnen erniedrigende Formen der Verehrung und legte so den Grund zu dem sogen. Byzantinerthum, welches bald nachher von Konstantin d. Gr. vollständig ausgebildet wurde: alles, um die in der Achtung gesunkene Kaiserwürde mit einem neuen Glanze zu umgeben und sie dadurch in den Augen der Welt zu heben. Seine für das alternde Reich überaus wohlthätige Regierung ist von christlichen Schriftstellern deswegen schwer verunglimpft worden, weil er seit 303, ungewiß aus welcher Veranlassung, eine blutige, besonders von Galerius mit großer Grausamkeit geübte Verfolgung über die Christen verhängte. Nachdem er die Herrschaft 20 Jahre lang geführt hatte, legte er sie 305 freiwillig nieder und nöthigte auch den Maximian ein Gleiches zu thun. Er zog sich darauf in die Gegend von Salona in Dalmatien in einen von ihm vorher zu diesem Zweck gebauten Palast zurück, wo er 313 (nach anderen 307 oder 316) starb. Vgl. A. Vogel, Der Kaiser D. (Gotha 1857); Burckhardt, Die Zeit Konstantins d. Gr. (Basel 1853); Th. Bernhardt, Geschichte Roms von Valerian bis zu Diokletians Tod (Berl. 1867, Bd. 1); Th. Preuß, Kaiser D. und seine Zeit (Leipz. 1869).

Diodāti, Johannes, namhafter Theolog der reformirten Kirche, geb. 6. Juni 1576 zu Genf, wurde 1597 Professor der hebräischen Sprache, 1608 Pfarrer zu Genf und 1609 nach Beza's Tode Professor der Theologie. Seine Versuche, seine Bekanntschaft mit Sarpi und P. Fulgentio zur Einführung der Reformation in Venedig zu benutzen, scheiterten an des erstern vorsichtiger Klugheit. Seit 1645 zurückgezogen lebend, starb er 3. Okt. 1649 zu Genf. Seine italienische Uebersetzung der Bibel (1603, Genf 1641) hat seinen Namen am bekanntesten gemacht.

Diodōros, 1) griech. Philosoph aus Jasos in Karien mit dem Beinamen Kronos, lebte zu Anfang des 4. Jahrh. v. Chr., gehörte der megarischen Schule an und galt, als angeblicher Erfinder der unter dem Namen »der verhüllte« und »der gehörnte« bekannten Trugschlüsse (die andere seinem Lehrer, dem Eubulides von Milet, zuschreiben), für einen der berühmtesten Dialektiker seiner Zeit. Auch seine Töchter waren ihrer dialektischen Kunst wegen berühmt, so daß ihres Vaters Schüler Philo ein eigenes Werk über sie verfaßte. Sein Tod war seines Lebens würdig: derselbe wurde durch Gram herbeigeführt, als er ein ihm von dem Megarenser Stilpon vorgelegtes Problem nicht zu lösen vermochte. In der Physik bestritt er die Möglichkeit der Bewegung sowie des leeren Raums; auch lehrte er, daß nur das Nothwendige wirklich und nur das Wirkliche möglich sei.

2) D. (Siculus), berühmter röm. Geschichtschreiber, der in griechischer Sprache schrieb, war aus Argyrion in Sicilien (daher Siculus, Sikeliōtēs genannt) gebürtig, machte ausgedehnte Reisen und lebte dann in Rom, wo er zur Zeit Cäsars und Augustus' seine »Historische Bibliothek«, eine ethnographisch geordnete Universalgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 60 v. Chr. in 40 Büchern, schrieb. Nur 15 Bücher (1—5 ägyptische, äthiopische, asiatische, griechische Urgeschichte und 11—20 vom zweiten Perserkrieg bis Alexander d. Gr.) sind erhalten, außerdem bedeutende Bruchstücke in den byzantinischen Historikern, in den Excerptensammlungen des Konstantin Porphyrogenneta und in den von Angelo Mai herausgegebenen vatikanischen Fragmenten. Der Werth der flach moralisirenden Darstellung, die ebenso philosophische wie politische Einsicht vermissen läßt, liegt nur in den zahlreichen Auszügen aus uns verlorenen älteren Historikern, wie Ephorus, Ktesias u. a., wobei aber D. völligen Mangel an Kritik und Unfähigkeit, den ungleichartigen Stoff zu beherrschen und zu verarbeiten, zeigt. Der Stil ist einfach und klar, zwischen gesuchtem Atticismus und vulgärer Ausdrucksweise die Mitte haltend. Zuerst wurde das Werk von Buch 16—20 zu Basel 1539 von Opsopöus herausgegeben, hierauf Buch 1—5 und 11—20 nebst Fragmenten von H. Stephanus (Par. 1559), sodann sehr verbessert und mit lateinischer Uebersetzung von Rhodomann (Hanau 1604), nachher mit einem wichtigen Kommentar von Wesseling (Amsterd. 1746, 2 Bde.), von L. Dindorf (Leipz. 1828—31, 5 Bde.; Par. 1842—44, 2 Bde.; Leipz. 1867—68, 5 Bde.) und von J. Bekker (das. 1853—54, 4 Bde.). Deutsche Uebersetzungen lieferten Stroth und Kaltwasser (Frankf. 1782—87, 6 Bde.), Wurm (Stuttg. 1826—42, 19 Bdchn.) und Wahrmund (das. 1869, 6 Bde.). Die von A. Mai aufgefundenen vatikanischen Fragmente gaben L. Dindorf (Leipz. 1828) und Müller (Par. 1848) heraus.

3) D., Begründer der sogen. antiochenischen Schule, war zuerst Presbyter in seiner Vaterstadt Antiochia, dann Bischof in Tarsus, wo er um 394 starb, als Hauptvertreter der damaligen Orthodoxie hochverehrt. Nichtsdestoweniger glaubte man später in ihm den moralischen Urheber des Nestorianismus entdeckt zu haben, was die Verdammung und den Untergang der meisten seiner Schriften zur Folge hatte. Sein Hauptverdienst ist, im Gegensatze zu der willkürlichen alexandrinischen Allegorik eine grammatische Erklärung der Bibel hervorgerufen zu haben.

Diöcese (Diöcēs, f., griech. dioikēsis), ursprünglich ein Distrikt, der zu einer Provinz geschlagen und vom Statthalter der letztern mit verwaltet wird, besonders in Kleinasien; seit Konstantin d. Gr. Unterabtheilung der Präfektur. Wie an der Spitze der

letztern ein Präfekt stand, so verwaltete die D. meist ein Vicarius (mitunter auch ein Prokonsul oder Comes). In der kirchlichen Sprache hieß D. der Jurisdiktionsbezirk eines Erzbischofs, später auch eines Bischofs. Eine geschichtliche Darstellung der alten »Diöcesan- und Gaugrenzen Norddeutschlands« lieferte neuerlich H. Böttger (Hannov. 1874). In der protestantischen Kirche ist D. der Bezirk, über welchen ein Superintendent oder Dekan die kirchliche Aufsicht führt. Die zu einer D. gehörigen Gemeinden oder Geistlichen heißen Diöcesanen; der Vorsteher einer D. (Ephorus, Superintendent, Dekan) führt vorzugsweise den Titel Diöcesan. Die ganze Einrichtung wird als Diöcesanverfassung bezeichnet.

Diöcia und **Diöcisch** (griech.), s. Dioicus.

Diogĕnes, 1) D. von Apollonia auf Kreta, auch D. von Smyrna und der Physiker genannt, ionischer Philosoph um 450 v. Chr., sah, wie vor ihm Anaximenes (s. d.), die (atmosphärische, hylozoistisch zugleich als beseelt gedachte) Luft als das Urwesen an, aus welchem und durch welches mittels Verdünnung und Verdichtung alles Besondere und Einzelne entstanden sei. Die Fragmente seiner Schrift hat Panzerbieter (Leipz. 1830) gesammelt.

2) D. von Sinope, der »Hund«, von Platon der »rasende Sokrates« genannt, berühmter Kyniker, eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Alterthums, der Sammelpunkt vieler Anekdoten und Kernsprüche, die, wenn auch theilweise spätern Ursprungs, doch hinlänglich für die derbe, oft bizarre Genialität des Mannes sprechen. Geboren zu Sinope am Pontus um 412, nach anderen 414 v. Chr., floh er wegen Münzfälscherei nach Athen, wo Antisthenes sein Lehrer ward. Gar bald übertraf er aber denselben in der praktischen Durchführung des Grundsatzes, »daß es göttlich sei, nichts zu bedürfen«, sofern er, sich seinen Leibesunterhalt erbettelnd, auf jede Lebensannehmlichkeit verzichtete. Seine Wohnung war ein Faß, seine ganze Habe ein Mantel, ein Brodsack, ein Stecken und ein hölzerner Becher, und auch diesen warf er weg, als er einen Knaben einst aus der hohlen Hand trinken sah. Zugleich aber erstreckte sich seine Verachtung auch auf die herkömmliche Sitte, so daß es für ihn kaum noch eine Schranke des Anstandes gab. Völlige Unabhängigkeit des Menschen von der Außenwelt und allen konventionellen Verhältnissen war ihm die Bedingung der wahren Tugend. Diesem Grundsatz wollte er auch die Wissenschaft, das Staatswesen und selbst die Religion untergeordnet sehen. Er verhöhnte die Grammatiker, welche des Ulysses Irrfahrten untersuchten, um ihre eigenen Irrthümer aber sich nicht kümmerten; die Musiker, welche viel Zeit auf die Stimmung ihrer Instrumente verwendeten, aber die Harmonie ihrer Affekte außer Acht ließen; die Redner, weil sie sich der Wohlredenheit, nicht aber löblicher Thaten befleißigten. Dem Platon, der einst den Menschen ein zweifüßiges Thier ohne Federn genannt hatte, führte er einen gerupften Hahn vor, den Schülern des Philosophen zur Warnung vor unpraktischer Spekulation zurufend: »Sehet hier den Platonischen Menschen«. Schon ziemlich vorgerückt in Jahren, ward D. auf einer Fahrt nach Aegina von Seeräubern ergriffen und nach Kreta geschleppt, um daselbst als Sklave verkauft zu werden. »Wer braucht einen Herrn?« rief er auf dem Markt, sich selbst ausbietend; »wer mich kauft, muß bereit sein, mir zu gehorchen, wie große Herren ihren Aerzten.« Xeniades, ein Korinther, verstand sich dazu, stellte ihn als Erzieher seiner Söhne an und gab ihm dann die Freiheit. Von da an lebte D. wieder in der alten Weise bald zu Korinth, bald zu Athen. In ersterer Stadt suchte ihn auch Alexander d. Gr. auf. Angenehm unterhalten durch die Erscheinung und die geistreichen Antworten des alten eben sich sonnenden Philosophen, befahl ihm der König, sich irgend eine Gnade auszubitten. »Geh mir aus der Sonne«, entgegnete D. schnell, und Alexander, bei Seite tretend, sagte: »Wäre ich nicht Alexander, so möchte ich wohl D. sein«. Auch wird berichtet, daß D. einst am hellen Tage mit einer brennenden Laterne auf dem Markt mitten unter die Leute gegangen sei und auf die Frage: was er suche, geantwortet habe: »ich suche Menschen«. Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu Menschen nach seinem Sinn zu finden, daher sagte er, Menschen habe er nirgends, aber doch Kinder in Sparta gesehen. Er starb zu Korinth 323, nach anderen 324 und erhielt hier sowie auch in Sinope eine Bildsäule. Daß D. eine große schriftstellerische Thätigkeit entwickelt habe, läßt sein Charakter kaum glauben; dennoch werden ihm, freilich nicht ohne Widerspruch, viele Werke zugeschrieben, selbst sieben Tragödien. Erhalten haben sich unter seinem Namen nur 51 entschieden unechte Briefe, herausgegeben theils (27) in der Briefsammlung des Aldus Manutius (Vened. 1499), theils (2 nebst den vorigen) von E. Lubinus (1601), theils endlich (22) von Boissonade in »Notices et extraits des manuscrits etc.« (Bd. X, Thl. II, S. 122).

3) D. von Babylon, stoischer Philosoph aus Seleukia am Tigris, Schüler des Chrysippos, ward, als Haupt dieser Schule in hohem Ansehen stehend, mit dem Akademiker Karneades und dem Peripatetiker Kritolaos 155 v. Chr. nach Rom gesandt und vermittelte hier mit seinen Genossen die Bekanntschaft der Römer mit griechischer Philosophie. Sein Hauptfach war die Dialektik, in der Karneades sein Schüler war. Seine zahlreichen, verschiedene Fächer betreffenden Schriften sind sämmtlich verloren gegangen.

4) D., Literat aus Laërte in Kilikien, daher Laërtius genannt, lebte zu Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., nach anderen in der Mitte des 3. Jahrh. oder gar erst im Zeitalter Konstantins, schrieb, außer einer nur noch bruchstückweise vorhandenen Sammlung von Epigrammen und kleineren Dichtungen, »De vitis, dogmatibus et apophthegmatibus clarorum virorum«, eine Art Geschichte der Philosophie in 10 Büchern, die nach einer Einleitung über den Ursprung der Philosophie die meisten Jonier, die Sokratiker, Akademiker, Peripatetiker, Kyniker und die Stoiker bis Chrysippos, dann den Pythagoras, Empedokles, Herakleitos, die Eleaten und Atomistiker und zuletzt mit besonderer Ausführlichkeit den Epikureismus behandelt und, wenn auch den Charakter einer geist-, kritik- und ordnungslosen Kompilation an sich tragend, doch bei dem Verlust so vieler anderen hierher gehörigen Werke als die freilich mit großer Vorsicht zu benutzende Hauptquelle für die Geschichte der alten Philosophie von großem Werth ist. Die bemerkenswerthesten Ausgaben sind von H. Stephanus (Par. 1594, 1615 u. 1616, mit den Noten des Is. Casaubonus), von Pearson (Lond. 1664, mit dem noch jetzt wichtigen, schon 1622 zu Paris besonders gedruckten Kommentar Menage's), von Meibom (Amsterd. 1692, 2 Bde.), von Longolius (Hof 1793, 2 Bde., mit lateinischer Uebersetzung), von Hübner (Leipz. 1828—31, 2 Bde.) und von Cobet (Par. 1850). Uebersetzt ward das Werk ins Lateinische von Ambrosius Traversari (1475; wieder abgedruckt zu Brescia 1485, zu Venedig 1493, zu Antwerpen 1566), ins

Deutsche von Snell (Gieß. 1806, 2 Bde.) und Borheck (Leipz. 1809, 2 Bde.). Vgl. Klippel, De Diogenis L. vita, scriptis atque auctoritate (Nordhaus. 1831).

5) D. Romanus, byzantinischer Kaiser, s. Romanus.

Diogenianos, griech. Grammatiker und Geograph aus Heraklea in Pontos, um 200, Zeitgenosse des Kaisers Hadrian, schrieb ein alphabetisches Wörterbuch in fünf Büchern, das dem des Hesychios zu Grunde liegt, eine Sammlung kleiner Gedichte, Abhandlungen über Flüsse, Seen, Berge ꝛc., eine Zusammenstellung aller »Städte der Erde« und eine Sprichwörtersammlung. Von letzterer besitzen wir noch einen Auszug, der in [illegible] Centurien 775 Sprichwörter enthält, herausgegeben von Th. Gaisford (»Paroemiographi Graeci«, Bd. 1, Orf. 1836), Leutsch und Schneidewin (»Corpus Paroemiographorum Graecorum«, Bd. 1, Götting. 1839).

Diogo Bernardes, portug. Dichter des 16. Jahrh., zu Ponte da Lima geboren, hatte »die Traurigkeit als Begleiterin seines Lebens«. Weichheit und Melancholie sind daher der durchgehende Ton seiner Poesie, und besonders zeichnete er sich in der Idylle aus. Die Portugiesen nennen ihn ihren Theokrit. Bei Hofe stand er in einem gewissen Ansehen, doch scheinen seine Beschützer wenig zur Verbesserung seines Schicksals gethan zu haben. In der Schlacht bei Alcaçar gefangen, erhielt er nach seiner Rückkehr mit Mühe ein kleines Amt, das er bis zu seinem Tode 1596 verwaltete. Eine Sammlung seiner Eklogen und Episteln erschien unter dem Titel »O Lyma« (Lissab. 1596 u. öfter). Ferner hat man von ihm: »Flores do Lyma« (Lissab. 1597), »Rimas portuguezas et castelhanas« (das. 1601), »Rimas votas« (das. 1616).

Dioïcus (griech., diöcisch), zweihäusig, in der Botanik diejenigen Pflanzen mit eingeschlechtigen (diklinischen) Blüten, bei welchen männliche und weibliche Blüten auf verschiedene Individuen vertheilt sind, so daß letztere selbst als männliche und weibliche zu unterscheiden sind, im Gegensatze zu den einhäusigen (monöcischen), wo beiderlei Blüten auf demselben Individuen sich finden (vgl. Blüte). Die Pflanzen mit dergleichen Blüten bilden die 22. Klasse des Linné'schen Pflanzensystems, Dioecia, welche nach der Zahl und der Stellung der Staubgefäße wieder in 7 Ordnungen zerfällt. Dioecia ist bei Linné auch der Name einer Ordnung der Klasse Polygamia (s. d.).

Diois (spr. di-oa), kleine franz. Landschaft, in der obern Dauphiné, umfaßt die Umgegend von Die.

Diokles, 1) Syrakusaner, veranlaßte im Peloponnesischen Krieg die grausame Behandlung der gefangenen Athener, arbeitete dann ein Gesetzbuch aus und begründete die demokratische Verfassung in Syrakus. Unter anderem ordnete er (413) an, daß die Staatsämter nach dem Loos vergeben werden sollten. Nach einem unglücklichen Kampf der Syrakusaner gegen die Karthager gestürzt, ging er ins Exil, aus welchem er indeß bald zurückgekehrt zu sein scheint. Er soll eines freiwilligen Todes gestorben sein, weil er gegen das von ihm selbst gegebene Gesetz mit dem Schwert bewaffnet in der Volksversammlung erschienen sein soll.

2) Karystios, berühmter Arzt aus Karystos auf Euböa, um 350 v. Chr., philosophischer Begründer und Erweiterer des Hippokratischen Systems, zugleich tüchtiger Praktiker und Anatom, wird von Galenus u. a. oft angeführt. Von seinen Schriften sind nur noch Bruchstücke vorhanden, gesammelt von Fränckel (Berl. 1840) und in K. G. Kühns »De medicis nonnullis in Coelio Aureliano occurentibus« (Leipz. 1820). Ein Brief mit D.' Namen an den König Antigonus (Gonatas) über die Bewahrung der Gesundheit ist unecht.

Diokletian, s. Diocletianus.

Dioktaëder (griech., n.) Krystallform, doppelt-achtseitige Pyramide mit abwechselnd stumpferen und schärferen Endkanten, wobei die Flächen der einen auf die der anderen aufgesetzt sind. Eine durch die Seitenkanten gelegte Ebene ist ein symmetrisches quadratisches Oktogon. Die Flächen, alle 16 einander gleich, sind ungleichseitige Dreiecke. Man gewahrt 8 schärfere und 8 stumpfere Endkanten sowie 8 gleiche Seitenkanten.

Diomedēa, der Albatros.

Diomedēae insulae, s. Tremiti.

Diomēdes, Name zweier Heroen der Griechen: 1) Sohn des Ares und der Kyrene, König der wilden und kriegerischen Bistonen in Thrakien, berüchtigt durch seine Pferde: Podargos, Xanthos, Lampon und Dinos, welche von ihm mit dem Fleisch der an die Küste verschlagenen Fremden gefüttert wurden. Herakles raubte dieselben auf Befehl des Eurystheus und warf ihnen den D. selbst als Futter vor. Eurystheus weihte sie der Here, und ihre Nachzucht soll bis zur Zeit Alexanders d. Gr. gewährt haben.

2) Sohn des Tydeus und der Deipyle und durch diese Enkel des Königs Adrastos in Argos, Theilnehmer am Epigonenzuge gegen Theben, dann einer der gefeiertsten Helden vor Troja, wohin er mit 80 Schiffen gekommen war. Aphrodite, den Aeneas schützend, und selbst Ares werden von ihm verwundet, und dem Hektor wird er mehrmals gefährlich. Bei den Leichenspielen des Patroklos trägt D. einen Preis davon. Athene liebt ihn, der oft allein im allgemeinen Verzagen noch Rath weiß. Die nachhomerische Sage läßt ihn noch das Palladion in Troja rauben; als ihn sein Gehülfe Odysseus auf dem Rückweg ins Lager meuchlings ermorden wollte, fesselte er denselben. Bei seiner Landung in Attika verlor er das Palladion, und sein Weib Aegialea, unterdessen auf Antrieb der Aphrodite zur Ehebrecherin geworden, erzwang mit Waffengewalt seine Flucht. D. ging zuerst nach Aetolien, wo er seinen Großvater, den vertriebenen König Oeneus, wieder einsetzte, stand sodann, nach Italien verschlagen, dem König Daunus in Apulien gegen die Messapier bei und erhielt dessen Tochter Euippe zur Gemahlin nebst der Herrschaft über die apulische Ebene (Campi Diomedei), wo mehrere Städte, z. B. Benevent, Argyripa (Argos Hippium), Brundusium ꝛc., von ihm angelegt wurden. Er starb in Daunien oder zu Argos, wohin er zurückgekehrt war; nach anderer Angabe verschwand er auf einer der nach ihm benannten, im Adriatischen Meer gelegenen Diomedeischen Inseln (s. Tremiti), wo auch sein Grabmal sein sollte und wo nach der Sage seine trauernden Gefährten in fleischfressende Raubvögel (Diomedeische Vögel) verwandelt wurden. Infolge dieser Sage hat Linné den Albatros Diomedea genannt, was dann wiederum Anlaß gab, eine Inselgruppe zwischen dem Prince-of-Wales-Kap und dem Ostkap (der Nordgrenze der jährlichen Wanderung dieses Vogels) Diomedesinseln zu nennen. Man verehrte D. als Heros in vielen Städten Italiens, besonders in Argyripa, Metapontum und über Ancona hinaus bis an die Pomündung, wo vermuthlich der Dienst einer rosselenkenden, seeherrschenden Gottheit den griechischen und gräcisirenden Sagen von D. und seinem Palladion entgegenkam. In Argos wurde an dem Feste der Athene mit dem Palladion der Schild des D. in feierlichem Zug

einhergetragen und sein Bild im Inachos gewaschen; er war in Griechenland überhaupt ein mit Athene eng verknüpftes Wesen. Auf mehreren Gemmen des Alterthums erscheint D. nackt mit dem Palladion in der Hand. Julius Antonius besang D.' Rückkehr von Troja in 12 Büchern (Diomedea).

Diomedes, lat. Grammatiker, um die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr., Zeitgenosse und gleichsam Doppelgänger von Charisios, mit dem er vielfach wörtlich übereinstimmt. Seine »Artis grammaticae libri III« (de oratione; de partibus orationis; de vario rhetorum genere) wurde am besten herausgegeben von Keil in den »Grammatici latini«, Bd. 1 (Leipz. 1857).

Dion, berühmter Syrakusaner, Schüler und Freund Platons, Sohn des Hipparinos, Schwager und Schwiegersohn des ältern Dionysios, dem er sowohl im Feld, als im Kabinet wichtige Dienste leistete. Von dem jüngern Dionysios, den er vergeblich der Willkürherrschaft und Schwelgerei zu entwöhnen suchte, angeblich wegen verrätherischer Verbindung mit den Karthagern 366 verbannt, lebte er, überall mit Hochachtung aufgenommen, in verschiedenen Städten Griechenlands. Seine Zurückberufung machte Dionysios nach langen Verhandlungen von der Rückkehr Platons nach Syrakus abhängig, doch brachte dieser 361 dem Freunde das Opfer vergeblich. Inzwischen hatte Dionysios Dions Güter eingezogen, dessen Gemahlin Arete zur Verheirathung mit dem Höfling Timokrates genöthigt und seinen Sohn Aretäos zu den schändlichsten Ausschweifungen verführen lassen. D. landete daher 357 mit 800 Peloponnesiern, verstärkte sich durch Agrigentiner, Gelaer, Kamariner u. a. und erschien vor Syrakus, dessen Bürger ihm und seinem Bruder Megakles sogleich die oberste Feldherrnwürde übertrugen. Des Dionysios Versuche zur Erhaltung seiner Herrschaft endeten mit seiner Flucht. Als sich D. bald darauf dem von dem Volksführer Herakleides gemachten Vorschlag einer allgemeinen Gütertheilung widersetzte, ward er als ein Feind der Freiheit mit seinen treu gebliebenen Söldnern gewaltsam vertrieben und zog sich nach Leontini zurück. Wegen der Uebergriffe und Gewaltthaten der Burgbesatzung unter des Dionysios Sohn Apollokrates bald wieder zurückgerufen, stellte er die Ruhe wieder her und erzwang die Uebergabe der Burg. Von neuem an die Spitze des Staats gestellt, bewies er gegen seine politischen Gegner große Mäßigung. Als Herakleides dennoch seine früheren Umtriebe und Verdächtigungen beim großen Haufen fortsetzte, gab D. die schon mehrmals von ihm verlangte Erlaubnis zur Ermordung des Demagogen. Aber die Reue über diese That sowie der Kummer über den Selbstmord seines entarteten Sohns beugten seinen Geist nieder und machten ihn schroff gegen seine Umgebungen. Einer seiner bevorzugtesten Gefährten, der Athener Kallippos (Plutarch) oder Kallikrates (Cornelius Nepos), benutzte dies, um eine Verschwörung anzuzetteln, in deren Folge D. 353 ermordet wurde. Wir besitzen noch zwei Biographien Dions von Plutarch und Cornelius Nepos.

Dionaea *L.* (Fliegenklappe, Venusfliegenfalle), Pflanzengattung aus der Familie der Droseraceen, mit der einzigen Art D. muscipula *L.* (D. corymbosa *Rafin.*), in Florida und Carolina in Sümpfen, ein kleines, ausdauerndes Gewächs mit wurzelständigen Blättern, die von einem breitgeflügelten Blattstiel getragen werden und aus einer gliedrig eingelenkten, zweilappigen, in der Mitte gerinnten, an den rundlichen Rändern steif bewimperten Platte bestehen. Sie liegen im Zustande der Ruhe offen ausgebreitet; geräth aber ein Insekt auf das Blatt, so schließt es sich infolge seiner Reizempfänglichkeit und bleibt so lange geschlossen, als der Reiz anhält, um sich dann langsam wieder zu öffnen. Gewöhnlich geschieht dies erst, wenn das Insekt abgestorben ist, woraus die Ansicht abgeleitet worden ist, daß die Pflanze von Insekten lebe. Zwischen den Blättern erheben sich 1 oder 2 Schäfte, 15—20 Centim. hoch, mit 6—8 weißen Blumen. Bei uns kultivirt man dies Gewächs in Warmhäusern auf feuchtem Moos unter einer Glasglocke.

Dione, nach griech. Mythe Tochter des Okeanos und der Thetis oder des Uranos und der Ge, eine bei den alten Pelasgern in hohem Ansehen stehende Göttin der feuchten Natur, in der Ilias durch Zeus Mutter der Aphrodite, welche daher Dioneia, sogar auch D. selbst heißt. D. ward zu Dodona (s. d.) als die eigentliche Gemahlin des Zeus verehrt (an Stelle der Here) und repräsentirte in weiblicher Gestalt ursprünglich dieselbe Idee wie der dodonäische Zeus. Als dann das Orakel zu Dodona vor anderen in den Schatten trat, ward auch D. durch Here ganz von Zeus' Seite verdrängt und galt schließlich nur noch für eine dodonäische Nymphe.

Dionysien, s. Dionysos.

Dionysios, 1) D. I., der Aeltere, Tyrann von Syrakus, Sohn des Hermokrates, geb. 431 v. Chr., war in seiner Jugend Schreiber, nahm dann am Feldzug der Syrakusaner gegen die Karthager theil, als diese Agrigent bedrängten, und gewann durch demagogische Anklage der Feldherren die Gunst des Volks. Durch dasselbe mit anderen an die Spitze der Republik gestellt, trachtete er nach unumschränkter Herrschaft. Eine Expedition nach Gela zu Beschützung dieser Stadt gegen die Karthager benutzte er, um mit dem geraubten Vermögen der Bürger derselben die Söldner für sich zu gewinnen, ließ sich hierauf, weil sein Leben bedroht sei, eine Leibwache von 1000 Mann geben und trat, hierauf gestützt, 406 offen als Gewaltherrscher hervor. Als er zur Befestigung seiner Gewalt mit den Karthagern Frieden schloß und dabei Gela und Camarina abtrat, brach in Syrakus ein Aufstand aus, welchen D. aber zu seinem Vortheil benutzte: er überfiel die Stadt, vertrieb die Unzufriedenen, ließ die Burg auf der Insel Ortygia 404 anlegen, vertheilte Ländereien an seine Anhänger in Syrakus und vermehrte die Zahl seiner Söldner. Als er darauf Herbessos belagerte, entstand im Heer eine neue Empörung, und D. mußte sich aufs schleunigste in die Burg zu Syrakus retten. Doch gelang es ihm, mit Hülfe kampanischer Söldner sich von neuem zum Herrn der Stadt zu machen. Auch Catana, Naxos, Leontini fielen bald nachher in seine Gewalt und erfuhren zum Theil eine sehr strenge Behandlung. Im neuen Krieg mit Karthago war er anfangs glücklich, wurde aber 396 von dem karthagischen Feldherrn Himilko in Syrakus eingeschlossen und hart bedrängt, bis das feindliche Heer durch eine Seuche heimgesucht wurde, worauf D. ihm eine Niederlage beibrachte. Auch nach Unteritalien trug D. seine siegreichen Waffen und unterwarf sich mehrere Städte Großgriechenlands, besonders auch 387 Rhegium, das er mit barbarischer Grausamkeit behandelte. Um die erlangten Vortheile gehörig benutzen zu können, gründete er auf der Ostküste Italiens eine Anzahl Städte. Die Besitznahme einiger Städte im Innern Siciliens verwickelte ihn in einen neuen Krieg mit Karthago. Nach zwei glücklichen Treffen erlitt er eine totale Niederlage (383). Die Karthager benutzten indeß ihren Vortheil nicht,

sondern gingen einen Frieden ein, durch den sie die Stadt Selinus und das Land von Agrigent bis zum Fluß Halykos sowie 1000 Talente erhielten. Eine von D. 373 den Spartanern nach Kerkyra zu Hülfe gesandte Flotte von 9 Schiffen fiel den Athenern in die Hände. Nichtsdestoweniger sandte D. vier Jahre später den durch den Böotischen Krieg hart bedrängten Spartanern wieder ein Hülfsheer von 2000 gallischen und spanischen Söldnern, mußte dieselben aber wegen eines neuen Kriegs gegen Karthago wieder zurückrufen. Mitten im Verlauf dieses für seine Waffen wiederum nicht günstigen Kampfs ereilte ihn der Tod 367, nachdem er 38 Jahre über Syrakus geherrscht und in der Behauptung seiner Herrschaft große Energie, Beharrlichkeit, List und Grausamkeit entfaltet hatte. Sprichwörtlich ist die durch das Schwert des Damokles bezeichnete Furcht des D. vor Nachstellungen geworden. Vor seinen eigenen Angehörigen fürchtete er sich; er soll sich von seinen Töchtern das Barthaar mit glühenden Nußschalen haben absengen lassen, um sich vor dem Barbiermesser zu sichern, und sich in seinem Schlafzimmer wie in einer Festung verschanzt haben. Neben der Herrschsucht tritt in seinem Charakter besonders die Habsucht hervor, welche ihn selbst zur Beraubung von Tempeln trieb. Er besaß auch die Eitelkeit, als Dichter glänzen zu wollen, erntete aber bei den olympischen Spielen 388 durch seine Gesänge nur Hohn und Spott. Nur ein Trauerspiel fand bei den durch Geschenke gewonnenen Athenern Beifall und erhielt den Preis 367, was ihn in einen solchen Freudentaumel versetzte, daß er infolge der angestellten Trinkgelage in eine tödtliche Krankheit verfiel. Der von ihm sonst hochgeschätzte Dichter Philoxenos mußte für sein freimüthiges Urtheil über des D. poetische Produktionen mit harter Kerkerhaft büßen. Den Philosophen Platon nahm er aufs ehrenvollste auf, ließ ihn später aber, durch ein freimüthiges Wort desselben beleidigt, als Sklaven um 20 Minen verkaufen.

2) **D. II.**, Sohn des vorigen, erhielt absichtlich eine schlechte Erziehung, da der tyrannische Vater fürchtete, der Jüngling möchte vor der Zeit nach der Herrschaft streben. Erst nach seinem Regierungsantritt suchte ihm sein Schwager Dion für wissenschaftliche Studien Interesse einzuflößen, was ihm besonders durch die Berufung Platons gelang. Bald aber erhielten Philistos und Aristippos, Männer von unedler Denkart, Einfluß auf den jungen Herrscher; Dion wurde verbannt, und Platon verließ 365 Sicilien wieder. Zwar ließ sich derselbe durch D.' Drängen bewegen, 361 nochmals nach Syrakus zu kommen; doch war sein Aufenthalt nur ein kurzer. Als Regent und Krieger zeigte D. anfänglich Geschick und guten Willen, auch stand das Glück ihm zur Seite. Der Krieg gegen die Lukaner endigte mit einem für ihn vortheilhaften Frieden. D. befestigte hierauf mehrere Punkte am Adriatischen Meer und besiegte die illyrischen Seeräuber. Aber 357 bemächtigte sich Dion der Stadt Syrakus, und D. sah sich genöthigt, in Lokri, der Vaterstadt seiner Mutter, Sicherheit zu suchen. Die freundliche Aufnahme, die er dort fand, mißbrauchte er, um sich zum Herrn der Stadt aufzuwerfen, und die ärgsten Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger, namentlich gegen edle Jungfrauen, auszuüben. Der Tod des Dion (s. d.) und die darauf in Syrakus ausgebrochenen Unruhen veranlaßten ihn, nach zehnjährigem Exil 346 einen Angriff auf jene Stadt zu versuchen. Das Unternehmen gelang, und nachdem er seinen Stiefbruder Nysäos, der sich der Herrschaft bemächtigt hatte, vertrieben, kam aufs neue die höchste Gewalt in seine Hand. Die unerhörte Strenge, mit welcher er nun verfuhr, trieb viele Bürger zur Flucht; bald aber kehrten dieselben unter Timoleon von Korinth 343 zurück, und ihre Schar wuchs bald zum mächtigen Heer heran, dem D. sich und seine Schätze überliefern mußte. Timoleon sandte ihn nach Korinth, wo er fortan als Privatmann lebte. Auch hier seinem Hang zu einem verschwenderischen, unordentlichen Leben fröhnend, soll er zuletzt theils durch Betteln, theils durch den Unterricht der Kinder sein Leben gefristet haben. Nach anderen Nachrichten trug er sein Unglück mit großer Mäßigung.

3) **D. der Perieget**, griech. Geograph des 3. Jahrh. n. Chr., von unbekannter Herkunft, beschrieb in korrekten Hexametern die Hauptmeere und die merkwürdigeren Küstenländer und Inseln der damals bekannten Welt, größtentheils dem Eratosthenes folgend. Sein Gedicht (»Periegesis«) war noch im Mittelalter ein geschätztes, häufig kommentirtes und übersetztes Lehrbuch. Neuere Ausgaben besorgten Passow (Leipz. 1825), Bernhardy (das. 1828) und Wescher (»De Bospori navigatione quae supersunt«, Par. 1874). Eine Uebersetzung findet sich in Bredows »Nachgelassenen Schriften« (Bresl. 1826).

4) **D. aus Halikarnassos**, römischer, griechisch schreibender Historiker, vermuthlich aus Halikarnaß gebürtig, von wo er 30 v. Chr. nach Rom kam, wo er mit vielen angesehenen Männern verkehrte und als Rhetor lehrte und schrieb, hauptsächlich aber sein großes historisches Werk förderte, welches er um 8 v. Chr. vollendete. Er starb wahrscheinlich bald danach. Seine kritischen Schriften lassen D. als scharfsinnigen Kritiker und feinfühlenden Aesthetiker erkennen. Hohen Ruhm aber verdankt D. seinem historischen Werk, der »Römischen Archäologie«, welche in 20 Büchern die römische Geschichte vom Anfang derselben bis auf den Anfang der Punischen Kriege, von wo an Polybius seine Geschichte begonnen hatte, umfaßte. Nur die neun ersten Bücher sind vollständig, das 10. und 11. größtentheils, von den übrigen nur Bruchstücke erhalten (herausgeg. von A. Mai aus ambrosianischen Handschriften, Mail. 1816, deren Echtheit jedoch von Niebuhr bestritten ward). D. wollte durch dies Werk die Griechen, welche sehr falsche Meinungen über die Geschichte der Römer hatten, eines Bessern belehren und mit ihrer Unterwerfung unter römische Herrschaft versöhnen. Er hat seine Quellen mit Sorgfalt benutzt, bekundet sittlichen Ernst, reifes Urtheil, Selbständigkeit, Streben nach Wahrheit und frommen Sinn. Seine Schreibweise ist ebenso würdevoll als anziehend, doch stört zuweilen ein Streben nach Originalität. Die »Römische Archäologie« erschien 1546 zu Paris und 1547 nebst den rhetorischen Schriften des D. von R. Stephanus. Eine vielfach verbesserte Gesammtausgabe lieferte Sylburg (Frankf. 1586, mit verbesserter lateinischer Uebersetzung). Neue Revisionen gaben Reiske (Leipz. 1774—1776, 6 Bde.), wovon der Tauchnitz'sche Text (das. 1823, 6 Thle.) ein Abdruck ist, und Kießling (das. 1860—70, 4 Bde.). Eine deutsche Uebersetzung der »Archäologie« lieferten Schaller und Christian (Stuttg. 1827—50, 12 Bdchn.). Von den übrigen rhetorischen und ästhetisch-kritischen Schriften des D. ward die »Censura veterum scriptorum« von Krüger (in »Dionysii historiographica«, Halle 1823), die »Ars rhetorica«, in ihrer gegenwärtigen Fassung wahrscheinlich aus dem 3. Jahrh. n. Chr. herrührend, von Schott (Jena 1804) und die Schrift »De compositione verborum« von Göller (das. 1815) und von Hanow

(Leipz. 1868), die Fragmente von Müller (Par. 1848) herausgegeben. Vgl. Weismann, De Dionysio Halic. vita et scriptis (Rinteln 1837); Lors, De Dion. H. etc. (Trier 1840); Jacoby, Die Sprache des D. (Aarau 1874).

5) D. Areopagita, Beisitzer des Areopaggerichts zu Athen, wird Apostelgesch. 17, 34 als vom Apostel Paulus zu Athen für das Christenthum gewonnen genannt und soll nach der Tradition als Bischof zu Athen hingerichtet worden sein. Der heilige D. von Paris, welcher nach seiner Enthauptung mit dem Kopf in der Hand noch bis zu dem nach ihm genannten St. Denis gegangen sein soll und 9. Okt. in Frankreich verehrt wird, ist eine ganz andere Person und gehört wahrscheinlich dem 3. Jahrh. an. Berühmt wurde der Name des Areopagiten durch eine Anzahl ihm zugeschriebener Schriften, welche dem Gebiete der spekulativen christlichen Mystik angehören und nicht lange vor ihrer ersten Erwähnung im Jahr 532 entstanden sein können. Dieselben stellen eine vollständige Uebersetzung der christlichen Dogmatik in die neuplatonische Spekulation dar und leiten die vollkommene Gnosis, die sie versprechen, unmittelbar aus der mystischen Erfahrung von der im Innern sich vollziehenden Einigung mit dem Göttlichen ab. Im Abendland wurden dieselben durch Joh. Scotus Erigena, der ihnen vieles entlehnte, ins Lateinische übersetzt. Mit der abendländischen Mystik, deren Grundlage sie bilden, mischte sich seitdem pantheistische Sympathie. Die beste Ausgabe der Werke des D. lieferte zugleich mit den Erklärungen des Maximus, Pachymeres und anderem Apparat Balthasar Corderius (Par. 1615, Antwerp. 1636 u. öfter, 2 Thle.); ein Abdruck der Opera D. A. ad rec. Corderii erschien Brixen 1854. Eine deutsche Uebersetzung mit Abhandlung lieferte Engelhardt (Sulzb. 1823, 2 Thle.). Vgl. Vogt, Neoplatonismus und Christenthum; Untersuchungen über die angeblichen Schriften des D. A. (Berl. 1826); Hipler, D. der Areopagite (Regensb. 1861).

6) D. der Große (D. von Alexandria), der bedeutendste Schüler des Origenes, seit 232 Vorsteher der Katechetenschule zu Alexandria und hierauf seit 248 Bischof daselbst, wurde in den Christenverfolgungen unter Decius und Valerian mehrmals verbannt, starb 264 n. Chr. Er war nach der praktischen Seite hin mehr begabt als sein Lehrer, den er durch Schrift und Wort vertheidigte, wie er auch die Chiliasten und Sabellianer bekämpfte. Er sprach die Apokalypse dem Apostel Johannes ab und wurde in der Dogmatik Vorgänger des Arius. Vgl. Dittrich, D. der Große von Alexandria (Freiburg 1867); Förster, in der »Zeitschrift für historische Theologie« 1871, Heft 1.

Dionysische Zeitrechnung, s. Aera; vgl. Dionysius Exiguus.

Dionysius (Diniz, der Gerechte), König von Portugal, Sohn König Alfons' III. und der Beatrix von Aragonien, geb. 9. Okt. 1261, gelangte 16. Febr. 1279 zur Regierung. Als er dieselbe mit dem Widerruf aller von seinem Vater der Geistlichkeit bewilligten Zugeständnisse eröffnete und auch dem Papst den jährlichen Lehnszins verweigerte, belegte Papst Martin V. ihn mit dem Bann und das Reich mit dem Interdikt; D. ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern und setzte es bei dem 1289 mit dem Papst geschlossenen Konkordat durch, daß ein Amortisationsgesetz den Portugiesen verbot, Grundstücke auf irgend eine Weise der Todten Hand zu übergeben. Bei der Aufhebung des Templerordens nahm er die großen Besitzungen desselben in seine Hand und überwies sie dem neu gebildeten Christusorden. Daneben verbesserte er die Rechtspflege, begünstigte den Ackerbau, die Wissenschaften und schönen Künste, und hob den Bürgerstand durch freie Städteordnungen. Im Jahr 1290 stiftete er die Universität Lissabon, die er 1308 nach Coimbra verlegte. Seine Regierung erhob so den Staat auf eine hohe Stufe des Wohlstandes und der Macht. In seinen letzten Lebensjahren entstand ein langer Streit zwischen seinen beiden Söhnen, indem der rechtmäßige Thronerbe Alfonso mit der angeblichen Bevorzugung des Alfonso Sanchez, eines natürlichen Sohns des Königs, unzufrieden war. Der Krieg, der infolge dessen zwischen Vater und Sohn entstand, wurde erst kurz vor dem Tode des D., besonders durch die Bemühungen der Königin Isabella, beigelegt. D. starb 7. Jan. 1325 und hinterließ den Ruhm des Begründers der Größe Portugals.

Dionysius Exiguus, der »Kleine« oder »Geringe«, wie er sich aus Bescheidenheit selbst nannte, Abt eines römischen Klosters 530 n. Chr., starb daselbst um 556, gilt als Urheber der Dionysischen Jahresrechnung (s. Aera), die aber schon 465 von Victorin oder Victorius aus Aquitanien aufgestellt war, während D. nur den Anfang des Jahrs vom Karfreitag auf den ersten Weihnachtstag verlegte. Wichtiger ist D. als erster namhafter Urheber einer den päpstlichen Primat begünstigenden Sammlung von Kirchengesetzen, die er um 526 aus 50 sogen. Kanonen der Apostel, aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Koncilienbeschlüssen und den Dekretalen der römischen Bischöfe von Siricius bis Anastasius II. zusammenstellte. D. war ein gewandter Schriftsteller und genauer Kenner der griechischen Sprache, aus welcher er vieles übersetzte.

Dionysos (Bakchos, lat. Bacchus oder Liber, in den Mysterien Jakchos), nach der Mythologie der Alten der Gott des Natursegens, mit dem Phallos als Symbol, mit Nymphen rc. als Begleitung, dessen Wesen und Dienst in allem, was dem Wein gebührt und was dem Wein verdankt wird (die Rose ist ihm mit Venus gemein), seinen Halt und Mittelpunkt fand und von erheblichem Einfluß auf die Bildung der Griechen war. Erster Pflanzer des Weinstocks und Weinbereiter (Lenäos, »Kelterer«), schafft D. als »Sorgenbrecher« (Lyäos) Lebensgenuß, fördert Liebe und Gesang, überhaupt gesellige Bildung und ist daher dem Eros wie den Horen, Grazien und Musen sammt Apollon nahe verwandt; ja keines Gottes Dienst verdankten Künste verschiedener Art, redende wie bildende, so greifbar viel, daneben auch die, wie die Früchte in Feld und Garten, nur im Frieden gedeihende staatliche Ordnung. Insofern dem Wein aber auch eine mächtig aufregende, begeisternde, berauschende Kraft innewohnt, ist D. ferner theils Orakel- und Heilgott, theils Urheber wilder Lust. Neben den Weinpflanzungen hat er die Obhut über die Bäume überhaupt, besonders über die kultivirten und veredelten. Er lehrt die Bereitung des Honigs, gibt Milch, Oel und Korn. Dieses ganze elementare Schaffen aber macht ihn, wie die Demeter oder vielmehr deren Tochter Persephone, zum halbchthonischen Wesen, da er, entsprechend der von ihm in Wald und Flur vertretenen schaffenden Kraft der Natur, von rauhen Stürmen des Winters in Schlaf und Tod versenkt, dann wieder zu neuem Leben erweckt wird. So erscheint er besonders in den eleusinischen Mysterien als Beisitzer der Göttinnen Demeter und Persephone, dann in den Mythen und Mysterien der Orphiker. Er heißt hier D. Zagreus (der »Zerrissene«) und ist der

Träger der orphischen Hoffnungen auf ein geläutertes Dasein nach diesem Leben, ja auf ein allgemeines erneutes goldenes Zeitalter. Sein Vater ist Zeus in Gestalt eines Drachen, des mysteriösen Symbols der Unterwelt; seine Mutter Kora-Persephone, bevor dieselbe in das Schattenreich entführt ward. Zeus hat ihn zum König bestimmt und setzt ihn auf den Himmelsthron; aber die Titanen, von der eifersüchtigen Here angestiftet, überfallen ihn, während er mit buntem Spielwerk beschäftigt ist, tödten, zerreißen und verzehren ihn. Pallas rettet das noch zuckende Herz, den Sitz des Lebens und des Geistes; Zeus verschlingt dasselbe und erzeugt daraus den Sohn zum zweitenmal. Auch rächt er den Mord, indem er die Titanen mit seinen Blitzen niederschmettert. Da aus ihrer Asche die Menschen hervorgehen, so ist auch in diesen D. vorhanden, aber als ein auf frevle Weise zerrissener Gott. Hier ist der Punkt, an den sich die tiefere Auffassung des Dionysosdienstes anknüpft, aber freilich auch die leidenschaftlichere, wie sie besonders in den trieterischen Festen sich kundgibt, die nach allen zwei Mittwintern einmal stattfanden und zu denen besonders Frauen (Mänaden, Thyiaden) auf den schneebedeckten Bergen (Kithäron, Parnaß) schwärmten, mit Fackeln unter allerlei heiligem Unfug die Mitleidenschaft mit dem »Zerrissenen« ausdrückend, mit Rehkalbfell, Thyrsos und Handpauken, unter Lärm und Tanz. Ziemlich alt sind auch diese mehr ans Orientalische streifenden Orgien, die in voller Wildheit nur außerhalb Attika im Schwang waren, doch immerhin jünger und erst allmählich aufgekommen im Vergleich mit dem Dienst, bei dem dem Gott einfach die Winzer zujubelten. Dieser D. war der Sohn der Semele, einer Tochter des Kadmos, welche auch den Namen Thyone (die »Rasende«) führt. Als dieselbe vom Blitz erschlagen worden war, entriß der Vater die sechsmonatliche Frucht dem Schoß der Mutter und barg sie bis zur völligen Reife in seiner Hüfte. Dieser Zug, überraschend beim indischen Soma wiederkehrend, muß wohl auf die regenschwangere, fruchtbare Wetterwolke (den Sitz der zeugenden Manneskraft des Himmelsgottes) bezogen werden, wie denn jener Blitz verständlich genug von dem Feuer der schaffenden Naturkraft redet. Aus der Hüfte des Vaters als ein unsterblicher Gott hervorgegangen, wurde D. von Hermes den Nymphen oder den Hyaden oder den Horen auf dem Waldgebirge Nyse zur Erziehung übergeben. Sein demokratisches Wesen (s. unten) bezeugen die Kämpfe mit Königen, z. B. mit dem thrakischen Lykurgos. Erschreckt floh vor diesem der seiner Götterwürde noch unbewußte Knabe ins Meer, wo ihn Thetis liebreich aufnahm; Lykurgos aber erblindete. Schrecklicher noch erwies sich die Macht des D. an dem thebanischen König Pentheus, welcher der Verehrung des Gottes sich widersetzte und diesen selbst in den Kerker warf; von seiner Mutter und deren Schwestern, die ihn in wildem Taumel für einen Löwen oder Eber ansahen, wurde Pentheus auf dem Kithäron zerrissen. Eine schöne und erhabene, wiewohl spätere Dichtung ist die von dem dreijährigen Zug des D. durch Syrien, Aegypten und Indien bis an den Ganges mit einem Heer schwärmender Männer, Weiber und niederer Naturgottheiten, auf einem von Löwen und Tigern gezogenen Wagen; überall bändigt er die rohen Naturkräfte, lehrt er die besiegten Völker den Weinbau und höhern Lebensgenuß, verpflanzt er unter sie hellenische Kultur. Auf Naxos nahm er Ariadne zur Gattin. Sie zeigt sich D. verwandt: wie er der qualvoll Verstorbene und der jubelnden Welt Wiedererweckte, so ist sie die (von Theseus) verlassene Trauernde, die an des D. Seite nun ein höheres Glück genießt.

Der Ursprung des **Dionysosdienstes** ist zunächst im Norden Griechenlands, in Makedonien und Thrakien zu suchen. Durch die Thraker gelangte er frühzeitig nach Phokis und Böotien, wo Theben für des Gottes Geburtsort galt. Besonders empfänglich zeigten sich für den Bakchosdienst Aeolier und Jonier (auch in Attika, doch hier ohne den wilden Charakter), minder Achäer und Dorer. Was sich in Attika als ältester Dionysosdienst vorfand, feierte einfach in ländlicher Fröhlichkeit den Gott der Weinlese. Was Eleutherä dann beisteuerte, war schon mit Verehrung des Apollon verbunden, und von Eleusis aus kam durch den Verein mit Demeter ein mystisches Element dazu. Von Megara aus besonders kam die Dionysosverehrung auch nach Sicilien und Italien, in Rom finden wir sie mindestens seit 496 v. Chr. Mit Alexanders Zügen breitete sie sich zuletzt in Asien bis an den Ganges und über Aegypten aus, jedoch nicht ohne mit dem Dienst verwandter Götter zu verschmelzen. Der ausschweifendste Orgiasmus in Freude und Schmerz gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Bakchosreligion. Geopfert wurden besonders Böcke und Stiere: Böcke, wenn nicht als Feinde des Weinstocks, so doch das Sinnliche im D. andeutend, Stiere, weil D. selbst als Stier (Symbol der Zeugungskraft) gedacht wurde, hierin dem Osiris vergleichbar, dem D. auch in der Jahreszeit gleicht, in welche beider Hauptfeste fallen, sowie in seinem halbchthonischen Wesen. Bei den fröhlichen Festen war stets der Phallos (s. d.), bei der trieterischen Winterfeier dagegen die mystische Kiste (Getreideschwinge als Wiege des Wiedergebornen), aus Rohr geflochten und mit der Schlange (aus feuchtem Grund) und allerlei geheimnisvollen Heiligthümern versehen, das Symbol des Gottes. Unter den Kultusgesängen ist der charakteristisch dionysische der Dithyrambos (s. d.), an dessen Vorsänger sich der Ursprung des Drama's knüpft. Von den Dionysosfesten (**Dionysien**) waren von fröhlicher und gemäßigt orgiastischer Art die attischen. Bei den **kleinen** oder **ländlichen** Dionysien, welche von Gau zu Gau im Monat Poseideon (December) beim Herannahen der Weinlese mit Processionen, Schmäusen, Gesängen, Schauspielen 2c. gefeiert wurden, war eine besondere Ergötzlichkeit das Schlauchspringen (Askolia). Man opferte einen Bock, verfertigte aus der Haut einen Schlauch, füllte diesen mit Wein, machte ihn außen mit Oel schlüpfrig und versuchte dann mit einem Bein darauf zu hüpfen. Wer herunterfiel, wurde ausgelacht, wer sich oben zu halten wußte, als Sieger begrüßt. Die **Haloën** (das Tonnenfest) wurden ebenfalls im Monat Poseideon (Januar) nach beendigter Weinlese als ein Dankfest zu Ehren der Demeter und des D. zugleich begangen. Die **Lenäen** (das Kelterfest) wurden in Athen im Monat Gamelion (Januar) gefeiert und verbreiteten sich auch nach den ionischen Kolonien in Kleinasien; aber der Mittelpunkt des Festes wie des Dionysoskultus überhaupt war das sogen. **Lenäon** im Stadtquartier Limnä zu Athen. Man genoß an den Lenäen den ersten Most, hielt einen großen Schmaus, wozu das Fleisch auf Staatskosten geliefert wurde, zog in feierlicher Procession unter allerlei Scherzen und Neckereien durch die Stadt und wohnte den mimischen Aufführungen bei. Um dieselbe Zeit wanderten wohl die Frauen nach dem Parnaß zur trieterischen Feier (s. oben). Die **Anthesterien** wurden 11., 12. und 13. des Monats

Anthesterion (Februar) drei Tage lang als ein Trinkfest gefeiert. Am ersten Tage kosteten Herren und Sklaven durcheinander den neuen Wein; am zweiten trank man beim Schmaus unter Posaunenschall um die Wette; am dritten Tage weihte man dem Hermes als Todtenführer für die in »Deukalions Flut« (eigentlich wohl das Hochwasser des Winters) Umgekommenen Töpfe mit gekochten Hülsenfrüchten und feierte Kore's Auferstehung und Wiedervereinigung mit dem Gott sowie des letztern Vermählung mit des zweiten Archon Gattin (Ariadne); zugleich deutete man das junge Jahr durch Bekränzung dreijähriger Knaben an. Die großen oder städtischen Dionysien wurden im Monat Elaphebolion (März) als Frühlingsfest unter Betheiligung aller Gaue begangen. Man geleitete das alte, von Eleutherä gekommene Bild des Gottes aus dem Lenäon nach einem kleinen Tempel auf dem Kerameikos. Knaben- und Männerchöre ließen den Dithyrambos erschallen; bekränzt mit Weinlaub und in den seltsamsten Verkleidungen jauchzte man dem Gott entgegen, und von allen Seiten strömten Gäste zu, denen Athen nun das Höchste griechischen Genusses bot. Zwei Tage waren dramatischen Spielen gewidmet; neue Komödien, Tragödien, Satyrspiele wurden mit glänzendem Aufwand in Scene gesetzt, und Preisvertheilungen an die Sieger beschlossen das Fest. Das pentaeterische Fest zu Brauron (D. mit Artemis gemein) wurde ebenfalls mit ausgelassenen Lustbarkeiten gefeiert und von den Athenern von Staatswegen durch eine Gesandtschaft beschickt. Die Oschophorien wurden als Vorfeier der Weinlese im Monat Pyanepsion (Oktober) begangen und waren, dem D. und der Athene gewidmet, angeblich von Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta gestiftet. Eine Procession zog vom Heiligthum des D. nach dem der Athene Skiras im Phaleron, dann fanden Wettläufe der Epheben statt. Einen ganz andern Charakter als die bisher genannten Feste hatten die Trieterien oder Mänadenfeste (s. oben). Ihren Ursprung führt die Sage auf den thrakischen Orpheus zurück, in Kleinasien verschmolzen die gleichartigen Mysterien der Kybele mit ihnen. In Griechenland fand dieser Kult, theilweise schon mit phrygischer Färbung, vornehmlich in Böotien und Phokis Beifall; aber auch im Peloponnes (zu Paträ mit seinem noch jetzt bedeutenden Korinthenhandel, zu Taygetos mit seinem reichen Weinbau) und auf den Inseln war man demselben eifrig ergeben. Noch zu erwähnen sind endlich die bakchischen Religionsvereine, welche als geschlossene Gesellschaften mit eigenthümlichen Gebräuchen und Lehren zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs in Athen auftraten, hier durch die verführerische Mysterienform bald großen Anklang fanden und sich dann, besonders zur Zeit Alexanders d. Gr., weiter verbreiteten. Sie fußten vornehmlich in der oben angeführten orphischen Mystik, enthielten sich der Fleischspeisen und hatten besondere Sühngebräuche und heilige Schriften. Ihre Verwandtschaft mit den kleinasiatischen Korporationen der Kybelediener ist unverkennbar. Auch Schwärmerei und fleischliche Ausschweifungen blieben ihnen nicht fremd; namentlich machten sich diese in Italien geltend, wo die orphisch-bakchische Mystik vorzüglich in Lukanien, Apulien und Etrurien Eingang gefunden hatte. Von Etrurien verbreitete sich letztere nach Latium und Rom, wo man bis dahin nur die den städtischen Dionysien Athens entsprechenden Liberalien zu Ehren des »Vater Liber«, eines alten Feldgottes, gefeiert hatte (17. März). Jetzt kamen die berüchtigten Bacchanalien in Aufnahme, ein Gemisch der wild orgiastischen und mysteriösen Bacchusfeier. In der Nähe Roms war der Hain der Stimula (d. i. der Semele) der Mittelpunkt, wo sich die Theilnehmer zur nächtlichen Feier versammelten. Die Aufnahme geschah nach zehntägiger Kasteiung und vorhergehenden Waschungen. Anfangs wurden bloß Frauen zugelassen, später ließ man Jünglinge zu und verübte in den nächtlichen Orgien die größten Unsittlichkeiten. Lange blieb dies verborgen, weil jeder, von dem man Verrath fürchtete, heimlich aus dem Wege geschafft wurde. Endlich ward durch ein Mädchen, dessen Geliebter gegen ihren Willen in den Bund gezogen war, das Geheimnis verrathen. Im Jahr 186 v. Chr. wurden in ganz Italien die Bacchanalien durch das noch vorhandene Senatus-consultum de bacchanalibus untersagt, Priester und Priesterinnen in Verhaft genommen und zu Tausenden hingerichtet. Freilich wurden dann einheimische Kulte (z. B. der Bona Dea) zu Ausschweifungen gemißbraucht. Der Bacchusdienst als Staatskult dauerte noch unter Valens (366 n. Chr.) fort.

Die ältesten bildlichen Darstellungen des D. bestanden in bloßen Hermen mit dem Symbol der Zeugungskraft. Später entwickelte sich die stattliche Gestalt des alten D. mit der prächtigen Fülle der Haarlocken, welche durch die Mitra zusammengehalten werden, und dem sanft herabfließenden Barthaar, dem blühenden und strotzenden Antlitz und einer fast weiblichen Bekleidung. Diesen Typus repräsentiren am besten die unter dem Namen des Sardanapal bekannte Statue im Vatikan und die schöne Bronzebüste des Museums zu Neapel, welche man früher fälschlich Platon benannte. Im Zeitalter des Praxiteles kam der jugendliche D. auf, bei dem die weich ineinander fließenden Körperformen die halb weibische Natur des Gottes ankündigen und die Züge des Gesichts ein eigenthümliches Gemisch seliger Berauschung und unbestimmter, dunkler Sehnsucht zeigen. Der Körper ist hier in der Regel ganz nackt; in den Händen hält der Gott gewöhnlich den Thyrsos und den Becher, oft auch eine Traube. Seine Stellung ist meist bequem angelehnt oder gelagert, selten thronend; auch ward er wandelnd mit wankenden Schritten, oder auf seinen Lieblingsthieren reitend oder von ihnen gezogen dargestellt, mit einem Satyr als Begleitung sowie der Methe (»Trunkenheit«) als Mundschenkin. Seine sonstigen Attribute sind die Rebe, der üppige, kühlende Epheu, der Lorbeer, die Fichte oder Pinie und der Asphodelos; von Thieren der Löwe, Tiger, Panther, Esel, Delphin und die Schlange. Besondere Hervorhebung unter diesen Attributen verdient der begeisternde Lorbeer, welcher (wie auch manches obige) zeigt, wie dieser Gott, ursprünglich nur Halbgott (bei Homer Felddämon, der nie im Olymp erscheint), mit großem Erfolg sich neben älteren Göttern einnistete, so daß schließlich Apollon sein Heiligthum (in Delphi) und seinen Lorbeer mit ihm theilt. Zu den schönsten Darstellungen des jugendlichen D. zählen die beiden Marmorköpfe des kapitolinischen und des Leidener Museums. Zahlreiche Kunstwerke verherrlichen seine Thaten und Schicksale; besonders häufig finden wir ihn, von seinem Schwarm umgeben, auf Sarkophagreliefs. Vgl. Ribbeck, Anfänge und Entwickelung des Dionysuskultus in Attika (Kiel 1869); Gilbert, Die Festzeit der attischen Dionysien (Götting. 1872).

Diophantus aus Alexandria, gelehrter Mathematiker, lebte wahrscheinlich im 2. Jahrh. n. Chr., nach Abulfaradsch und Montcula aber im 4. Jahrh., ist

Verfasser eines arithmetischen Werks in 13 Büchern, wovon jedoch nur die ersten 6 und eine Abhandlung über die Polygonalzahlen (wahrscheinlich aus dem 7. Buch) erhalten sind. Er gilt auch für den Erfinder der unbestimmten Analysis (daher **Diophantische Analysis**) und war wenigstens der erste, bei dem sich unbestimmte Aufgaben behandelt finden. Zu den beiden ersten Büchern der »Arithmetica« des D. gibt es alte Scholien, die dem Maximus Planudes beigelegt werden. Ausgaben des Werks existiren in lateinischer Uebersetzung von Xylander (Basel 1575), griechisch und mit verbesserter lateinischer Uebersetzung nebst Kommentar von Bachet de Méziriac (Par. 1621; vermehrter Abdruck von Fermat, Toulouse 1670), eine deutsche Uebersetzung von Schulz (Berl. 1822). Die Schrift »De numeris polygonis« übersetzte außerdem auch Poselger (Leipz. 1810).

Diopsid, Mineral, s. Augit.

Dioptas (Achirit, Kupfersmaragd), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Metallolithe, krystallisirt rhombisch in aufgewachsenen oder zu Drusen vereinigten Säulen, ist smaragdgrün mit Glasglanz, durchsichtig bis durchscheinend, von der Härte des Apatits und dem spec. Gew. 3,27—3,35. Es besteht aus kieselsaurem Kupferoxyd CuH_2SiO_4 und findet sich im Kalkstein des Bergs Karkalinsk, in den Goldseifen am Oni, an der Quelle der Muroschnaja.

Diopter (griech., f. oder n., Diopterlineal), Lineal aus Messing, mitunter auch von Ebenholz, zum Messen von Winkeln und Richtungen, besteht aus zwei Theilen, dem Okular und dem Objektiv. Das Okular ist der Träger desjenigen Punkts der Absehlinie, welcher bei der Beobachtung dem Auge zunächst liegt, und das Objektiv der Träger des zweiten entferntern Punkts dieser Linie. Beide Theile sind in der Regel durch ein Lineal fest mit einander verbunden; in einzelnen Fällen stehen sie aber auch lose neben einander (Fig. 1). Das Okular hat ein Schauloch

Fig. 1.

Diopter.

oder eine Schauritze a, durch die man nach dem Objektiv hin, welches mit einem Pferdehaar c oder einem feinen Faden versehen ist, visirt. Die beiden Flügel (Okular und Objektiv) sind zum Umschlagen mittels Scharniere an dem Lineal befestigt. Da der Spalt und das Haar eine zur Grundfläche des Lineals senkrechte Visirebene bestimmen sollen, so müssen sie in lothrechter Ebene liegen, wenn das D. auf einer wagrechten Fläche ruht. Ob diese Bedingung erfüllt ist, erkennt man auf folgende Weise. Man verschaffe sich außer einer wagrechten Unterlage für das D., in ziemlich großer Entfernung von dieser, eine lothrechte Richtung durch einen langen Senkel und überschaue, nach entsprechender Drehung des Diopters, durch den Spalt zugleich den Objektivfaden und das Loth. Wird dieses seiner ganzen Länge nach von dem Faden gedeckt, wenn auch das Auge vor der Schauritze bald höher, bald tiefer steht, so ist die Vorrichtung fehlerfrei; findet aber diese Deckung nicht vollständig statt, so ist entweder in dem Objektiv, oder in dem Okular, oder in beiden zugleich ein Fehler vorhanden, und es kommt nun darauf an, diese getrennt zu erkennen und wegzuschaffen. Ob der Faden lothrecht steht, erfährt man dadurch, daß man, nach Verdeckung der übrigen Stellen, nur einen einzigen Punkt der Schauritze bei der vorhergehenden Untersuchung benutzt und zusieht, ob der Faden nicht vom Loth abweicht. Deckt er [illegible], so steht er recht; weicht er aber ab, so wird er durch das Zäpfchen, womit er an dem einen Ende in ein kleines Loth gedrückt und also festgehalten wird, ein wenig zur Seite geschoben, bis die Deckung des Loths stattfindet. Hat auf diese Weise der Faden die richtige Stellung erlangt, so wird zwar jeder Punkt der Schauritze für sich mit dem Faden in einer lothrechten Ebene liegen; aber diese Ebene wird für jeden Punkt eine andere Richtung haben und stets nur durch eine kleine Drehung des Diopters mit dem Loth zur Deckung gebracht werden. Diese Drehung fällt weg, wenn die Schauritze senkrecht steht. Danach läßt sich also auch das Okular untersuchen; etwaige Fehler desselben kann aber nur der Mechaniker verbessern, wenn nicht dafür gesorgt ist, daß die Platte mit der Schauritze ein wenig gedreht werden kann. An dem in Fig. 2

Fig. 2.

Diopter.

abgebildeten D. ist diese Drehung möglich, denn die durch vier helle Stellen angedeuteten Schräubchen gehen durch Schlitze in der Okularplatte, und diese läßt sich folglich nach Lüftung der Schräubchen etwas seitwärts drehen und dann wieder feststellen. Manche D. sind so eingerichtet, daß sich in jedem Flügel Okular und Objektiv zugleich befinden. Solche Einrichtungen geben zwei Visirlinien nach entgegengesetzten, aber parallelen Richtungen. Ueber die mit Dioptern zu erreichende Genauigkeit des Zielens und über die Bedingungen, wovon dieselbe vorzugsweise abhängt, sind umfassende Versuche angestellt, nach welchen die runden Schaulöcher eine größere Schärfe der Visur als Spalten gewähren, und zwar darf der Durchmesser dieser Löcher auf 1,127 Millim. und die Breite der Spalten auf 0,75 Millim. steigen, ohne daß die Genauigkeit des Zielens geringer wird als bei kleinen Oeffnungen, welche man indessen bei Ritzen nicht unter 0,45 Millim. und bei Kreisöffnungen nicht weniger als 0,75 Millim. weit machen darf. Als weitere Ergebnisse der angestellten Versuche sind noch anzuführen, daß die Entfernung der Absehen von einander, so lange sie nur nicht kleiner ist als die deutliche Sehweite von ungefähr 20 Centim., keinen wesentlichen Einfluß auf die Genauigkeit des Zielens hat, und daß die Dicke des Objektivfadens am zweckmäßigsten ist, wenn sie vom Okular aus unter einem Sehwinkel von 1—2 Minuten erscheint. Die D. leiden an einer Unvollkommenheit, welche die Genauigkeit des Zielens sehr vermindert, sich aber nicht beseitigen läßt. Indem nämlich das Auge gleichzeitig auf den nahen Objektivfaden und den entfernten Zielpunkt sehen muß, erzeugen sich die Bilder beider nicht auf einer und derselben Stelle der Netzhaut, sondern hinter einander, wobei das des Fadens weiter zurückliegt. Es kann folglich nur eins derselben, und zwar dasjenige, welches gerade auf der Netzhaut liegt, deutlich gesehen werden, und es findet über die Deckung

der Bilder eine nicht zu unterschätzende Unsicherheit statt.

Dióptrik (früher auch Anaklastik, griech.), derjenige Theil der Optik, welcher von der Brechung des Lichts, insbesondere von der Brechung desselben in Linsengläsern, handelt. Der Araber Alhazen, um 1150, war der erste, der sich mit der D. beschäftigte. Später suchten Peckham, Erzbischof von Canterbury, Roger Baco, Maurolycus (um 1500), Giov. Baſ. Porta (um 1600) und Bacon von Verulam (um 1630) dieselbe zu vervollkommnen, obwohl ohne sonderlichen Erfolg; erst die Erfindung der Brillen zu Anfang des 14. Jahrh., des Fernrohrs (um 1608) und des Mikroskops zu Ende des 16. Jahrh. machten Epoche in der Geschichte derselben. Die eigentliche D., d. i. die Theorie der genannten Instrumente, mußte jedoch so lange unbekannt bleiben, als das Gesetz der Refraktion der Lichtstrahlen noch nicht entdeckt war. Kepler, von dem der Name D. herrührt, Kircher, Scheiner u. a. forschten vergeblich nach diesem Gesetz, bis es Willebrord Snellius in London fand, worauf es Descartes in seiner »Dioptrique« (1639) bekannt machte. Einen neuen Aufschwung nahm die D. durch Newtons »Optics« (Lond. 1704), während gleichzeitig Rob. Boyle, Huyghens, Jak. Gregori, Isaak Barrow, Lahire, Mariotte, Grimaldi und Hooke sie bearbeiteten und Eustachio Divini in Rom und Campani in Bologna das Praktische der Wissenschaft förderten. Euler gab durch seine »Dioptrica« (Petersb. 1769—71, 3 Bde.) der Theorie der D. ihre gegenwärtige wissenschaftliche Gestalt, und Clairaut, d'Alembert, Bouguer, Lambert u. a. arbeiteten auf diesem Grund fort. Vgl. Klügel, Analytische D. (Leipz. 1778, 2 Bde.); Littrow, D. oder Anleitung zur Verfertigung der Fernröhre (Wien 1830); Prechtl, Praktische D. (das. 1828).

Diorāma (griech., n., »Durchscheinbild«), malerische Schaustellung, wobei die nach den verschiedenen Tageszeiten wechselnde Beleuchtung, also die Morgen-, Mittags-, Abend- und Mondbeleuchtung, durch künstliche Lichteffekte nachgeahmt und das Ganze wohl auch durch erscheinende und verschwindende Staffage belebt wird. Eine derartige Schaustellung gab zuerst der französische Maler Daguerre 1832 in Paris. Die Einrichtung ist folgende. Ein möglichst durchsichtiger Stoff, z. B. Percal, ist auf beiden Seiten mit dem nämlichen Objekt, z. B. einer Landschaft, bemalt, und zwar zeigt die eine Seite dasselbe so, wie es bei auffallendem Licht, die andere, wie es bei der Dämmerung oder auch beim Mondschein sich zeigen würde. Dieses Doppelbild wird in einen Rahmen gespannt, welcher einem Fenster gegenüber steht, das durch mehrere Läden verschlossen werden kann, und über welchem ein anderes Fenster befindlich ist, dessen Licht aber durch eine Scheidewand verhindert ist, auf die hintere Seite des Gemäldes zu fallen. Dagegen werden die durch das zweite Fenster hereinfallenden Lichtstrahlen durch einen gehörigen Orts angebrachten Spiegel so reflektirt, daß sie die vordere Seite des Gemäldes beleuchten können. Hat nun der Zuschauer diese eine Zeitlang beschaut, so wird mittels eines Mechanismus ein sich geräuschlos auf zwei Schienen bewegender Schirm in der Weise zwischen den Spiegel und das Gemälde gebracht, daß die durch das obere Fenster hereinfallenden und durch den Spiegel reflektirten Lichtstrahlen die vordere Seite des Gemäldes nicht mehr treffen können. Da nun die das untere Fenster verschließenden Läden gleichzeitig geöffnet werden und infolge davon das Bild bei direkt durchfallendem Licht betrachtet werden kann, so tritt jene Aenderung in der Beleuchtung ein, wobei man dadurch, daß man das letztere Licht durch farbige Gläser gehen läßt, noch einen beliebigen Farbenton, z. B. Morgen- und Abendröthe, hervorbringen kann. Daguerre zeigte z. B. das Innere einer Kirche bei Mitternacht, das sich nach und nach mit Andächtigen füllte, dann das Thal von Goldau erst im Sonnenschein, dann durch ein emporsteigendes Gewitter verdunkelt und endlich den bekannten Bergsturz. Bei dergleichen Schaustellungen erhöht man den Eindruck durch Hervorbringung dem Dargestellten entsprechenden Geräusches, als Glockengeläute, Rollen des Donners, Brausen des Windes &c. Für das D. geeignete Schaustellungen sind z. B. eine Landschaft im Mondschein, wo das Halbdunkel nach und nach der Morgenröthe weicht und die Gegenstände zuletzt bei voller Beleuchtung erscheinen; eine Winterlandschaft, die darauf als Sommerlandschaft sich darstellt; ein Vulkan in Ruhe und dann in Thätigkeit. In Deutschland hat namentlich Gropius in Berlin das D. zu hoher Vollkommenheit gebracht.

Diorismus (griech.), Begriffsbestimmung; dioristisch, begriffsbestimmend.

Diorit (griech.), diejenigen krystallinischen Gesteine, bei denen ein trikliner weißer oder grünlichweißer Feldspat und schwarzgrüne oder schwarze Hornblende als wesentliche Bestandtheile auftreten, wozu sich in geringer Menge Magneteisen, zuweilen auch Quarz und Glimmer gesellen. Durch die Natur des Feldspats unterscheidet sich der D. vom Syenit (Orthoklas und Hornblende); die Hornblende anderseits bedingt den Unterschied von den Gabbro- und Diabasgesteinen (Klinoklas oder Augit). Im weitern Sinn gehören zu dem Diorittypus von den porphyrartigen Gesteinen mit unvollkommen individualisirter Grundmasse sowohl die älteren Oligoklas- und Hornblendeporphyre, als auch unter den jüngeren Eruptivgesteinen die Diorittrachyte (Grünsteintrachyte), der Hornblendeandesit sowie der Quarzandesit oder Dacit. Im engern Sinn muß ein großer Theil der sogen. Grünsteine, auch derjenigen dichten Varietäten, welche man noch vielfach mit dem unsichern Namen Aphanit belegt, als D. bezeichnet werden. Die Diorite sind durchaus krystallinische Gesteine ohne unvollkommen individualisirte Grundmasse; man findet aber nicht selten porphyrartige Varietäten (Dioritporphyr), in denen größere Krystallkörner in einer mikromeren Grundmasse eingebettet liegen. Hinsichtlich der dem D. oft angereihten Ophite s. d. Der Feldspat ist gewöhnlich molekular getrübt, mehr oder weniger umgewandelt, so daß sich die ursprüngliche Natur schwierig ermitteln läßt; häufig ist jedoch die für die triklinen Feldspate charakteristische lamellare Zwillingsstreifung zu erkennen, und die Analysen ergeben zumeist ein Kalknatronsilikat, welches nur selten als Labrador, meist als Oligoklas nachgewiesen ist; Albit kann vorhanden sein, darf aber nicht als charakteristischer Bestandtheil des Diorits gelten. Orthoklas kommt nur selten untergeordnet im D. vor. Eine eigenthümliche Varietät bildet der Anorthitdiorit von Corsica, auch Corsit oder Kugeldiorit genannt, weil der basische Kalkfeldspat (Anorthit) darin kugelige, centralstrahlige Aggregate bildet, denen feine Hornblendenädelchen in koncentrischen Zonen eingelagert sind. Die Hornblende bildet im D. gewöhnlich strahlige Aggregate, aus denen nur selten bestimmt umgrenzte Nadeln hervortreten. Sie zeigt meist grüne Farben, und ihre Menge bedingt die Gesammtfärbung des Gesteins. Quarz

findet sich untergeordnet gar nicht selten, in einigen Dioritporphyren (Quarzdioritporphyr) aber auch gleichmäßig in rundlichen Körnern durch das Gestein verbreitet. Als seltenere oder accessorische Gemengtheile sind ferner zu nennen: Eisenkies, Magnetkies, Titanit, Granat und Epidot. In mikroskopischen Nädelchen ist Apatit nicht selten. Der D. erscheint gewöhnlich als massiges Gestein mit regelloser Zerklüftung; am häufigsten findet sich eine schieferige oder kugelige, sehr selten eine säulenförmige Absonderung. Er bildet meist Rücken, Kuppen oder Gänge, nicht selten Lagergänge zwischen sedimentären Schichten. Größere Gebirgsmassen von D. sind selten. Die Massen sind gegen das Nebengestein in der Regel scharf abgegrenzt, Uebergänge in Granit und anderseits in sedimentäre Thonschiefer sind aber zuweilen beobachtet worden. Sprechende Beweise der Eruptivität, namentlich Einschlüsse des Nebengesteins, sind im D. höchst selten. Im Alter steht der D. dem Granit ziemlich nahe; am meisten verbreitet ist er in den Uebergangsformationen, jedoch wird die Steinkohlenformation in manchen Gegenden noch von ihm durchsetzt. Häufig findet man ihn mit Granit vergesellschaftet. Im Harz und Thüringer Wald, im sächsischen und böhmischen Erzgebirge, im böhmischen Silur, im rheinischen Devon, in den Alpen, den Vogesen, den Pyrenäen, in der Normandie, in Wales finden sich in Europa die bekanntesten Vorkommnisse. Auch unter den nordischen Geschieben, die von Skandinavien aus über Norddeutschland verbreitet sind (s. Erratische Blöcke), ist D. nicht selten.

Diorthōsis (griech., f.), Anordnung; in der Heilkunde s. v. w. Orthopädie. Diorthōta, Streckbett.

Dioscorēa *L.* (Yamswurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Dioskoreen, tropische ausdauernde Schlingpflanzen mit knolligen Wurzeln, rankenden oder kletternden Stengeln, abwechselnden, gestielten, meist herzförmigen, vielrippigen Blättern, kleinen, in Aehren oder Trauben gestellten Blüten und dreifächerigen, sechssamigen Kapseln. Von den zahlreichen Arten werden mehrere wegen der fleischigen, mehlreichen Knollen in den Tropen angebaut, besonders **D. alata** *L.*, welche die Yamswurzel (Igname) liefert. Diese hat einen geflügelten Stengel, 14—16 Centim. lange, gegenständige, pfeilförmige Blätter und unscheinbare gelbliche Blüten. Sie wird in vielen Varietäten kultivirt; ihr Vaterland ist, wie das so vieler alter Kulturpflanzen, nicht bekannt, doch scheint sie sich vom Indischen Archipel und der Südspitze Ostindiens aus verbreitet zu haben. Sie gelangte zuerst nach der Ostküste Afrika's, dann nach der Westküste und von dort nach Amerika. Yam heißt in der Negersprache von Guinea essen. Die Knollen sind mannigfach gestaltet, erreichen ein Gewicht von 15—20 Kilogramm, sind zwar weniger schmackhaft als Bataten, bieten aber wegen ihres Gehalts an Stärkmehl ein sehr wichtiges Nahrungsmittel. Sie haben sämmtlich weißes Fleisch und geben daher auch ein weißes Stärkmehl, während die Knollen anderer Arten, wie **D. sativa** *L.* (**D. deltoides** *Wall.*), **pentaphylla** *L.*, **bulbifera** *L.* und **aculeata** *L.*, sämmtlich auf dem Indischen Archipel und in Ostindien heimisch, gelbe oder rothe Knollen haben und ein durch Wasser nicht zu entfärbendes gelbes oder rothes Stärkmehl liefern. Knollen von **D. sativa** *L.* enthielten 22,6 Stärkmehl, 0,25 Zucker, 6,5 Cellulose, 2,9 Pektin, 67,6 Wasser (Eiweißstoffe sind nicht bestimmt). **D. Batatas** *Decaisn.* wird in China und Japan kultivirt, und man hat auch versucht, sie in Europa einzuführen. Die Knollen von **D. japonica** *Thunb.* enthielten 2,4—2,8 eiweißartige Stoffe, 13—16,8 Stärkmehl, 4—1,5 Cellulose, 0,3—0,3 Fett, 1,3—1,9 Salze, 82,6—77 Wasser. Die Yams halten sich lange und sind deshalb zur Verproviantirung von Schiffen geeignet; man zerschneidet sie auch in Scheiben und trocknet diese. Einige Arten enthalten in den Knollen einen bittern und scharfen Stoff, der vor der Verwendung als Nahrungsmittel durch Waschen, Kochen oder Rösten entfernt werden muß. Bei uns kultivirt man einige Arten in Gewächshäusern. S. Tafel »Nahrungspflanzen«.

Diós-Györ (spr. diósch-djör), Marktflecken im ungar. Komitat Borsod, 6 Kilom. westlich von Miskolcz, am Fuß des waldigen Bikgebirges, im wein- und fruchtreichen Thal der Szinova, das seiner romantischen Lage wegen das »ungarische Tempe« genannt wird, hat ein verfallenes Schloß, ein großes königl. Eisenwerk, das den besten ungarischen Stahl liefert, Steinkohlenbergbau, Glas- und Papierfabrikation, Verfertigung von hölzernen Weinflaschen (sogen. Börösgyurk oder Kulatsch), die in Menge verschickt werden, und (1869) 3977 Einw. In der Nähe eins der sogen. karpathischen Meeraugen und ein laues Mineralbad, dessen Wasser Kalkerde, Kochsalz und kohlensaures Natron enthält.

Dioskoreen (Dioscoreae, Yamspflanzen), monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Liliifloren, perennirende Kräuter oder Halbsträucher mit windenden Stengeln und dicken, fleischigen Wurzelknollen oder einem verkürzten Rhizom, welches mit dickem, gefurchtem Kork überzogen ist und an der Spitze die Stengel emporsendet. Die Blätter sind wechsel-, seltener gegenständig, gestielt; die Blattfläche ist handförmig genervt, entweder ganz oder handförmig zerschnitten. Die kleinen, unansehnlichen, regelmäßigen Blüten bilden achselständige Trauben oder Aehren und sind durch Fehlschlagen eingeschlechtig und zweihäusig. Das Perigon besteht in beiderlei Blüten aus 6 in 2 mit einander abwechselnden Kreisen stehenden Blättern, die zu einer kurzen Röhre mit in 6 gleiche Zipfel getheiltem Saum verwachsen sind. Die männlichen Blüten enthalten 6 Staubgefäße, welche am Grunde der Perigonzipfel stehen, kurze, freie Fäden und zweifächerige, rundliche, am Rücken befestigte und nach einwärts mit Längsspalten aufspringende Antheren haben. Die weiblichen Blüten besitzen einen unterständigen Fruchtknoten, der aus 3 Karpellen zusammengesetzt, dreifächerig ist und auf seiner Spitze 3 kurze, am Grund verwachsene Griffel mit einfachen, seltener zweilappigen Narben trägt. Im Innenwinkel eines jeden Fruchtknotenfachs befinden sich eine oder zwei übereinander stehende Samenknospen. Die Frucht ist eine dreiflügelige Kapsel mit 3 Fächern, oder es schlagen 2 Fächer fehl, und dann hat die Kapsel nur einen, dem fruchtbaren Fach entsprechenden Flügel; in jenem Fall öffnet sich die Frucht fachspaltig, in diesem bleibt sie geschlossen. Oder die Frucht wird zu einer fleischigen, drei- oder auch einfächerigen Beere. Die Samen der Kapseln sind blattartig flach gedrückt, bisweilen auch noch häutig geflügelt, die der Beeren kugelig. Sie enthalten ein horniges Endosperm, welches in der Nähe des Nabels ausgehöhlt ist und dort den kleinen Keimling einschließt. Die Familie zählt nur wenige Gattungen mit gegen 80 Arten, welche in den tropischen und den warmen Zonen, vorzüglich der südlichen Hemisphäre, vorkommen. Die mehlreichen Wurzelknollen mehrerer in allen Tropenländern kultivirten Dioscorea-Arten liefern die genießbare Yamswurzel.

Dioskorides (Pedanios, auch Dioskurides und Pedacius), griech. Naturforscher und Arzt um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., aus Anazarbos (Cäsarea Augusta) in Kilikien, durchreiste im Gefolge römischer Kriegsheere viele Länder und verfaßte eine Arzneimittellehre (»De materia medica«), worin er sehr zahlreiche Mittheilungen über Arzneipflanzen niederlegte und die Arzneistoffe und ihre Wirkungen besprach. Er galt bis in die neueste Zeit als Autorität und genießt im Orient noch jetzt großes Ansehen. Von seiner Schrift besorgte die beste Ausgabe Sprengel mit Kommentar (Leipz. 1829—30, 2 Bde.); die oft als 6. und 7. Buch hinzugefügten »Alexipharmaca« (über Gifte) und »Theriaca« (über Gegengifte) gehören wahrscheinlich einem jüngern D. aus Alexandria an; auch die Schrift »Euporista« (über Hausmittel) ist nicht echt.

Dioskuren (»Söhne des Zeus«), Name der Heroen Kastor und Polydeukes (Pollux), der Zwillingssöhne der Leda und Brüder der Helena und Klytämnestra. Sie galten für die Söhne des Tyndareos (daher sie Tyndariden genannt werden) oder des Zeus, der nach späterer Sage sie in Gestalt eines Schwans gezeugt haben sollte. Ihre Heimat wie ihr Grab ist in Lakonien. Die Sage gedenkt besonders ihres Zugs gegen Theseus, um ihre Schwester Helena aus seinen Händen zu befreien, ihrer Theilnahme an dem Argonautenzug und an der Jagd auf den kalydonischen Eber, ihres Kampfs mit den Söhnen des Aphareus und der Entführung der Töchter des Leukippos. Als in dem Kampf mit den Aphariden (in welchem man die alte Ueberlegenheit Lakedämons über Messenien typisch angedeutet findet) Kastor, nach anderer Version der sterbliche Sohn des Tyndareos, durch Idas fiel, bat Polydeukes, welcher der unsterbliche Sohn des Zeus sein sollte, aus Liebe zum Bruder seinen Vater, daß er mit jenem die Unsterblichkeit theilen dürfe, indem beide einen Tag in der Oberwelt, den andern in der Unterwelt zubrächten. Nach einer andern Auffassung setzte Zeus zum Lohn für ihre Bruderliebe beide als Zwillinge oder als Morgen- und Abendstern an den Himmel; ja man will in dieser letztern Vorstellung (wie auch in dem mit ihnen in Verbindung gebrachten St. Elmsfeuer) ihre ursprüngliche Naturbedeutung (das immer wieder aufstrahlende Licht, das nur periodisch unterliegt) sehen. Nicht unvereinbar damit mag Otfr. Müllers Ansicht sein, daß dieser Dienst zuletzt auf den freilich nicht hellenischen der großen Götter (s. Kabiren) zurückgehe. Die D. wurden als hülfreiche Horte verehrt und hießen deshalb Anaktes (»Schirmherren«); besonders riefen die Schiffer sie an und gelobten ihnen weiße Lämmer, wofür sie durch Flämmchen auf den Masten (was eben auf das St. Elmsfeuer zu deuten ist) das baldige Aufhören des Sturms anzeigten. Als Schirmherren der Reisenden waren sie auch Beschützer der Gastfreundschaft und haben die Theorenien gestiftet. Als Heroen sind sie Vorsteher der Gymnastik, daher in Sparta, wo sie als die Schutzgötter des Landes galten, ihre Standbilder am Eingang der Rennbahn standen. Polydeukes ist als Faustkämpfer, Kastor vorzugsweise als Rossebändiger ausgezeichnet; doch erscheinen auch beide als Reiter oder als Wagenlenker. Ihr uraltes Symbol, welches die Spartaner, wenn sie zu Felde zogen, stets mit sich führten, waren zwei parallele, durch Querhölzer verbundene Balken. Auch in Mantinea, zu Athen und an anderen Orten hatten sie Tempel und Feste, die mit Pferderennen gefeiert wurden. Die Kunst pflegte die D. darzustellen als edelgestaltete Heldenjünglinge von schlanken, aber kräftigen Formen. Ihr charakteristisches Merkzeichen ist der halbeiförmige Hut, an dessen Spitze ein Stern glänzt. Gewöhnlich werden sie nackt gebildet oder nur mit einer leichten Chlamys bekleidet. Fast immer treten sie in Verbindung mit ihren Rossen auf. Die berühmteste aus dem Alterthum stammende Darstellung der D. sind die sogen. »Kolosse von Monte Cavallo« in Rom, 6 Meter hohe, in schönen Verhältnissen ausgeführte Marmorstatuen nebst den dazu gehörigen Rossen. Sie befinden sich seit 1589 auf dem nach ihnen benannten Platz vor dem Quirinal, wo sie die herrliche Fontana di Monte Cavallo schmücken, und sind wahrscheinlich unter Augustus nach griechischen Bronzen aus der besten Zeit gearbeitet, obschon die Inschriften, welche sie als Werke des Phidias und Praxiteles bezeichnen, erst spätern Ursprungs sind. Auf den römischen Denaren erscheinen die D. als Reiter mit Palmen in den Händen.

Dioskurias (zur Zeit der Römer Sebastopolis), im Alterthum die reiche Hauptstadt von Kolchis, am Pontos Euxinos, Kolonie der Milesier und Haupthandelsplatz der wilden kaukasischen Bergvölker, deren abweichende Idiome viele Dolmetscher (nach Plinius' wohl übertriebener Angabe 130 verschiedenartige) nöthig machten. Im Jahr 66 v. Chr. war D. Hauptquartier des Mithridates. Im Beginn der römischen Kaiserzeit verfiel die Stadt. Unter den Ruinen derselben, bei dem Dorf Iskurija in Abchasien, zeichnet sich eine aus christlicher Zeit stammende, ganz mit dem reinsten weißen Marmor gepflasterte Basilika aus.

Dioskūros, Patriarch von Alexandria, s. Eutyches.

Diósma *L.* (Götterduft, Göttergeruch), Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, immergrüne Ziersträucher vom Kap mit kleinen Blättern und unansehnlichen Blüten, aber von zierlichem Wuchs und starkem aromatischen Geruch, die bei uns in mehreren Arten als Zierpflanzen kultivirt werden; so: D. alba *Thunb.*, mit linienförmigen, gekielten, feingespitzten, steifen, am Rand knorpeligen und etwas scharfen, drüsig punktirten Blättern und weißen, fast einzeln stehenden Blumen; D. hirsuta *Thunb.*, mit linienförmigen, gekielten, stachelspitzigen, rauhhaarigen, zerstreut stehenden Blättern und weißen Blumen auf einblumigen, fast doldentraubigen Stielen u. a.

Diosmeen (Diosmeae, Göttersträucher), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung Terebinthinae unter den Polypetalen, zumeist Sträucher und Bäume, wenige Kräuter, mit gegen- oder wechselständigen, entweder einfachen und ganzrandigen, seltener gesägten, oder handförmig gebreiteten oder unpaarig gefiederten, mit punktförmigen, oft durchscheinenden Drüsen versehenen Blättern ohne Nebenblätter und achsel- oder endständigen, oft in Dolden oder Doldentrauben oder auch in Köpfchen vereinigten Blüten. Letztere sind meist zwitterig, regelmäßig oder unregelmäßig; der Kelch ist vier- bis fünfspaltig oder theilig; die auf dem Blütenboden stehenden, den Abschnitten des Kelchs an Zahl gleichen und mit diesen abwechselnden Blumenblätter sind frei, am Grund in einen Nagel verdünnt und in der Knospenlage gedreht, seltener am Grund verbreitert und unter sich zusammenhängend, meist von weißer oder röthlicher Farbe; selten ganz fehlend. Die Staubgefäße stehen ebenfalls auf dem Blütenboden und wechselständig mit den Blumenblättern und in gleicher Zahl, seltener in doppelter Anzahl, wo dann die den Blumenblättern gegenüber stehenden kleiner sind oder auch steril bleiben. Die

Staubfäden sind meist frei, pfriemenförmig, seltener in eine Röhre verwachsen; die Antheren bestehen aus zwei parallelen, mit nach einwärts gerichteten Längsspalten sich öffnenden Fächern und haben gewöhnlich einen drüsigen Konnektivfortsatz an ihrer Spitze. Das oberständige Pistill wird am Grund von einer Diskusbildung des Blütenbodens eingefaßt; es besteht aus drei bis fünf mehr oder weniger verwachsenen, an der Spitze aber immer freien, einfächerigen Fruchtknoten mit meist je zwei an der Bauchnaht sitzenden Samenknospen. Die Griffel entspringen am Innenrand unterhalb der Spitze jedes Fruchtknotens und sind unter einander meist in einen einzigen verwachsen, der in eine kopfförmige, drei- bis fünffurchige Narbe endigt. Die zu drei bis fünf, selten in der Einzahl vorhandenen, meist getrennten, unter der Spitze durch den stehenbleibenden Griffel oft gehörnten Kapseln springen an der Bauchnaht auf und trennen meist ihre Wand in ein Epikarpium und ein Endokarpium, welches letztere elastisch sich mit den Samen ablöst und diese dadurch ausstreut. Die Samen haben eine glatte Schale, ein fleischiges, bisweilen auch kein Endosperm und einen geraden oder etwas gekrümmten Embryo mit flachen oder runzeligen, gerollten Kotyledonen. Die D. wachsen zum größten Theil im südlichen Afrika und in Neuholland, wenige im tropischen Amerika; in Europa findet sich nur die Gattung Dictamnus; im ganzen kennt man gegen 250 Arten in etwa 35 Gattungen. Sie sind alle durch ätherisches Oel und Harz, einige auch durch einen eigenthümlichen Bitterstoff ausgezeichnet, und manche werden daher als aromatische, flüchtig reizende, schweiß- und harntreibende, krampfstillende, zum Theil auch fiebervertreibende Arzneimittel angewendet. Zu diesen gehört die echte und die brasilische Angosturarinde. Verschiedene am Kap wachsende Diosma- und Barosma-Arten liefern die Folia Bucco.

Diospolis, Name mehrerer Städte des Alterthums: 1) Stadt in Unterägypten, unweit Mendes, zwischen Sümpfen gelegen, jetzt Aschmuel. — 2) D. magna, s. v. w. Theben, woher die alten zu Theben residirenden Königsdynastien auch die der Diospoliten hießen. — 3) D., früher Lydda, Stadt der Benjaminiten in Palästina, gehörte eine Zeitlang zu Samaria, ward 65 n. Chr. von Cestius Gallus verbrannt, aber bald wieder aufgebaut. Es bildete sich hier früh eine christliche Gemeinde; jetzt Ludd, wo sich imposante Reste der St. Georgskirche aus der Kreuzfahrerzeit erhalten haben.

Diospyrinen (Styracinen), Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abtheilung der Monopetalen, charakterisirt durch lauter vier- bis fünfgliedrige Blütenblattkreise, insbesondere durch ebenso viele Karpelle, die zu einem mehrfächerigen Fruchtknoten vereinigt sind, und durch meist doppelt so viel Staubgefäße als Korollentheile; enthält die Familien der Sapotaceen, Ebenaceen und Styraceen.

Diospyros *L.* (Dattelpflaume, Lotuspflaume), Pflanzengattung aus der Familie der Ebenaceen, Bäume und Sträucher mit abwechselnden, kurzgestielten, länglichen, ganzrandigen, lederigen Blättern, in den Blattachseln gehäuft stehenden Blüten und am Grund vom verdorrten Kelch umhüllten Beeren. D. Lotus *L.* (gemeine Dattelpflaume, grünes Ebenholz, wildes Franzosenholz) ist ein stattlicher Baum, auch Strauch, mit spitz-eilanzettlichen, unterseits helleren, behaarten Blättern, bräunlichen Blüten und gelben Beeren von der Größe der Mirabellen, welche anfangs hart, später teigig, wohlschmeckend und dann auch dunkel bis braunschwarz werden. Man genießt sie roh (schwarze Datteln, Karachurma) und bereitet auch Sirup und Wein daraus; das graugrünliche harte Holz wird als Nutzholz verwendet. Der Baum wächst in den Ländern des südlichen Kaukasus bis zum armenisch-kleinasiatischen Hochland, auch (wahrscheinlich eingeführt) im südlichen Europa, vornehmlich in Italien bis Verona, in Piemont, im Kanton Tessin und wird bei uns in Gärten gezogen. D. Kaki *L. fil.*, ein Baum oder Strauch von mittlerer Höhe mit auf der Unterfläche behaarten, breit elliptischen, zugespitzten Blättern und safrangelben, pflaumenartigen, süßen Früchten, welche sowohl roh genossen werden, als auch, wie Feigen getrocknet, als Kakifeigen in den Handel kommen, findet sich in Japan und China und durch Kultur über das ganze südöstliche Asien verbreitet. Bei uns gedeiht er selbst am Rhein nur in sehr geschützten Lagen. D. virginiana *L.*, ein niedrig bleibender Baum mit breit länglichen, spitzen, nur auf der Unterseite behaarten Blättern, weißlichen Blüten und fleischigen, gelblichrothen Früchten (Persimonen) von der Größe der Mispeln, welche sehr zusammenziehend schmecken, aber gefroren einen milden Geschmack annehmen und sowohl roh als auf verschiedene Weise zubereitet gegessen und auf Branntwein verarbeitet werden, wächst in den Vereinigten Staaten besonders auch im Osten und verträgt unsere härteren Winter. Die Rinde wird bei Diarrhöen, Wechselfiebern und Blutungen, das weiße, sehr harte Holz als Nutzholz verwendet. D. ebenum *Retz*, ein über 12 Meter hoher Baum mit schwarzer Rinde, 5 Centim. langen, lederigen Blättern, weißen, zottigen Blüten und olivenartigen Beeren, in Ostindien, besonders auch auf Ceylon, liefert in seinem schweren Kernholz das echte schwarze Ebenholz (s. d.). Auch D. ebenaster *Retz*, mit 26 Centim. langen Blättern und apfelähnlichen Früchten (Mehläpfeln) mit gelbem, schleimigem, säuerlichem Fleisch, auf Ceylon und den Molukken; D. melanoxylon *Roxb.* (Schwarzholz), ein 6 Meter hoher Baum mit länglich-lanzettförmigen Blättern, blaßgelben Blüten und runden, saftigen, eßbaren Beeren, in Ostindien, und andere Arten liefern Ebenholz.

Diotima, Priesterin aus Mantinea, nach Platons »Gastmahl« (Kap. 22) Lehrerin des Sokrates, der in diesem Dialog aus ihrem Mund über das Wesen und den Ursprung der Liebe spricht; wahrscheinlich eine von Platon erdichtete Person. Unter ihrem Namen hat bei uns der Dichter Hölderlin (s. d.) die von ihm hoffnungslos verehrte Mutter seiner Zöglinge angedeutet.

Diphilos, ein Dichter der neuern attischen Komödie, aus Sinope gebürtig, Zeitgenosse des Menander (gest. 290 v. Chr.) und des Philemon, lebte in Athen und starb in Smyrna. Er soll gegen 100 Stücke geschrieben haben, wovon noch etwa 50 ihren Titeln nach und aus Bruchstücken bekannt sind. Seine Sprache war natürlich-einfach und dem ältern Atticismus entsprechend, seine Stoffe zum großen Theil mythischer Natur. Seine moralischen Aussprüche gefallen durch Feinheit und geistreiche Fassung. Wie Menander, so diente auch er vorzugsweise den römischen Lustspieldichtern zum Muster; Plautus' »Casina« und »Rudens« sind nach Stücken von D. gedichtet. — Nicht zu verwechseln mit ihm ist ein älterer Dichter D., Verfasser zahlreicher Spottgedichte und einer »Theseïs«.

Diphtheritis (Diphtherie, v. griech. diphthera oder diphtheris, Haut, Fell), eine schwere Form der

Entzündung, namentlich gewisser Schleimhautpartien, welche anatomisch dadurch charakterisirt ist, daß sich die kranke Schleimhautstelle mit einer gelbgrauen, anfänglich fest aufsitzenden Membran oder Haut (daher der Name) überzieht. Indessen genügt die Bildung einer solchen Ausschwitzungsmembran nicht zur Definition des Wesens der D. Bei der diphtheritischen Entzündung ist das Gewebe der Schleimhaut selbst, meist in der ganzen Dicke derselben, schwer erkrankt; die Schleimhaut ist in verschiedenem Grade geschwollen, außerordentlich blutreich, ihr Gewebe mit zahlreichen rothen wie weißen Blutkörperchen, welche aus den Blutgefäßen ausgetreten sind, stark infiltrirt. Die Schicht der Epithelzellen, welche die freie Schleimhautfläche überzieht, wird entweder frühzeitig abgestoßen, oder sie verschmilzt mit der aus den Blutgefäßen ausgesickerten und auf der Schleimhautoberfläche geronnenen faserstoffigen Exsudatmembran. Leichtere Grade dieser Entzündungsform können sich wohl wieder zurückbilden, ohne augenfällige Spuren zu hinterlassen; in schwereren Fällen aber stirbt die erkrankte Schleimhautpartie ab, wird in einen feuchten, schmutzig graubraunen Schorf umgewandelt und stellt ein brandiges Geschwür dar, welches sich beim Uebergang zur Heilung allmählich reinigt, aber einen Substanzverlust zurückläßt, welcher nur mit Hinterlassung einer Narbe ausheilt. Entzündungen unter der Form der D. kommen namentlich an der Schleimhaut des hintern Theils der Mundhöhle, der Mandeln und des Gaumens, des Rachens, ferner an den hinteren Abschnitten der Nasenhöhle, am Eingang und im Innern des Kehlkopfs sowie an der Schleimhaut des Dickdarms (bei der Ruhr) und an einigen anderen Orten vor. Der interessanteste Punkt jedoch, welcher bisher noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden konnte, ist die Frage nach der Ursache der D. Seitdem man sich mit Hülfe des Mikroskops davon überzeugt hat, daß in den diphtheritischen Membranen, nach einzelnen Untersuchern sogar im Gewebe der Schleimhaut, in den dazu gehörigen Lymphgefäßen und Lymphdrüsen, selbst in den Nieren, eine Masse kleinster pflanzlicher Organismen (sogen. *Diphtheriepilze*, vom Aussehen der Zoogloea *Cohn*) vorkommen, hat sich die Ansicht gebildet, daß dieser Pilz die eigentliche Ursache der D. sei, während andere Aerzte annehmen, daß der Pilz nur zufällig auf die bereits erkrankte Schleimhaut gelangt sei und hier eine besonders günstige Stätte für seine Entwickelung und Vermehrung gefunden habe. Für die Ansicht, daß pflanzliche Parasiten die eigentliche Ursache der D. seien, spricht das epidemische Auftreten der Rachendiphtheritis, die notorische Uebertragbarkeit und Kontagiosität dieser Krankheit sowie der Umstand, daß man durch absichtliche Uebertragung der sogen. Diphtheriepilze auf die Schleimhaut (sogar auf die Hornhaut des Auges) von Thieren die D. künstlich hervorrufen kann. Uebrigens sind nach der neuerdings von den meisten Aerzten angenommenen Anschauung viele Krankheitsfälle zur D. zu rechnen, welche früher als Kroup des Rachens, des Kehlkopfs und der Luftröhre angesehen wurden. Namentlich gilt dies von denjenigen Fällen, welche als *absteigender Kroup* bezeichnet werden, wo die Krankheit mit Bildung einer graugelben Faserstoffmembran auf den Mandeln und dem Gaumen beginnt, dann auf den Rachen, den Kehldeckel und schließlich in das Innere des Kehlkopfs und in die Luftröhre sich fortpflanzt. Darüber, ob und inwiefern sich der reine Kroup der Luftwege von der auf Pilzbildung beruhenden D. unterscheidet, darüber gehen die Ansichten der Aerzte noch weit aus einander. Die *epidemische* D. (*bösartige Rachenbräune*, Angina maligna, gangraenosa) ist eine gefürchtete, in hohem Grad ansteckende Krankheit, welche vorzugsweise auf der Rachenschleimhaut sich lokalisirt, aber stets den ganzen Organismus in schwere Mitleidenschaft zieht. Der Ansteckungsstoff ist enthalten in den Membranen und brandigen Gewebsfetzen, welche von der Rachenschleimhaut der an D. Erkrankten abgestoßen werden, sowie im Auswurf und der Ausathmungsluft solcher Kranken. Daher sind Aerzte, welche die an D. Leidenden behandeln, namentlich beim Aetzen und Bepinseln der kranken Schleimhaut, und Personen, welche sich mit dem Kranken im gleichen Zimmer aufhalten, oder welche gar in nächste Berührung mit dem Kranken kommen, der Gefahr der Ansteckung durch die Ausathmungsluft stark ausgesetzt. Der Ansteckungsstoff besitzt offenbar eine große Dauerhaftigkeit und kann sich wochen- und monatelang in den Räumen, in welchen er einmal vorhanden ist, wirkungsvoll erhalten. Kein Alter und Geschlecht ist vor der Einwirkung des Ansteckungsstoffs sicher; aber allerdings sind es vorzugsweise die Kinder, welche an D. erkranken. Von Zeit zu Zeit häufen sich die Erkrankungsfälle an D., ohne daß man äußere Ursachen dafür nachzuweisen vermöchte, und die Krankheit nimmt einen seuchenartigen Charakter an, wird epidemisch. An vielen Orten jedoch, namentlich in größeren Städten, kommen zu jeder Zeit vereinzelte Fälle von D. vor. Uebrigens ist man auf die D. erst seit Anfang der sechziger Jahre recht aufmerksam geworden; wenigstens hat die Krankheit erst seit dieser Zeit sich häufiger und in epidemischer Verbreitung gezeigt. — Anatomisch äußert sich die D. durch das Auftreten weißgrauer, hautartiger Belagmassen, welche fleckweise auf der gerötheten Schleimhaut der Mandeln, des weichen Gaumens und des Rachens auftreten und schnell zu großen, zusammenhängenden Membranen zusammenfließen. Diese Häutchen lassen sich nur mit einiger Gewalt von ihrer Unterlage entfernen und hinterlassen dann eine blutende Stelle. Sie zerfallen nach kurzem Bestand zu einer stinkenden, breiigen Masse, und auf der geschwollenen und infiltrirten Schleimhaut bildet sich ein brandiges Geschwür, von dessen Grunde mißfarbige, bräunliche, schmierige Gewebsfetzen abgestoßen werden. Im Fall der Heilung bedeckt sich das von den abgestorbenen Gewebsmassen gereinigte Geschwür mit rothen Fleischwärzchen und verheilt unter Hinterlassung eines Substanzverlustes mit Bildung einer Narbe. Während der Verschwärung der Rachenschleimhaut schwellen die Lymphdrüsen zu beiden Seiten des Halses beträchtlich an, werden hart und schmerzhaft und gehen später gern in Erweichung und Verjauchung über, wozu sich in schlimmen Fällen selbst ausgedehnte jauchige Zellgewebsinfiltrationen am Hals hinzugesellen. Die Schleimhaut des Kehlkopfs und der Luftröhre ist bei der D. häufig unter dem Bilde des Kehlkopfkroups mit ergriffen. Auch die im Innern des Körpers und seiner Höhlen gelegenen Organe leiden bei der D. mit. In den Leichen der an D. Verstorbenen findet man das Herz welk und schlaff, sein Fleisch bleich, schmutzig gelbbraun gefärbt, sehr brüchig. Die Milz ist ansehnlich geschwollen, die Leber blutarm, blaß graubraun gefärbt, schlaff; ähnliche Veränderungen zeigen die Nieren, in deren

Gefäßknäueln und Harnkanälchen man mit Hülfe des Mikroskops massenhafte kleinste Organismen, die sogen. Diphtheriepilze, angehäuft findet. Der Beginn der Krankheit ist gewöhnlich mit scheinbar unbedeutenden Symptomen verbunden: die Kranken fühlen sich unwohl, matt und abgeschlagen, sind appetitlos und frösteln leicht. Selten beginnt die Krankheit mit einem heftigen Schüttelfrost. Die Kranken klagen dabei über Schlingbeschwerden, welche anfangs nicht eben sehr lästig sind. Untersucht man jetzt die Schleimhaut des Rachens und Gaumens, so findet man sie bereits stark geröthet und mit weißgrauen Flecken oder zusammenhängenden Membranen überzogen; auch entdeckt man am Hals einige angeschwollene Lymphdrüsen. Dies sind schlimme Zeichen, welche eine schwere und gefährliche Krankheit erwarten lassen, auch wenn kein Fieber vorhanden ist und die Patienten bisher sich verhältnismäßig so wohl fühlten, daß sie kaum im Bett bleiben mögen. Hatte die Krankheit einen stürmischen Anfang mit einem Frostanfall und Erbrechen genommen, so pflegt auch der weitere Verlauf derselben ein schwerer zu sein. Allerdings erreichen weder die Schlingbeschwerden, noch das Fieber in der Regel einen besonders hohen Grad; aber die Kranken sehen blaß und eingefallen aus, die Augen sind matt, der Puls ist klein und sehr frequent, große Hinfälligkeit und Theilnahmlosigkeit für alle Vorgänge in ihrer Umgebung bemächtigt sich der Kranken. Die Bildung fauliger Geschwüre im Rachen ist mit einem sehr übeln und penetranten Geruch aus dem Mund verbunden; aus dem Mund und nicht selten auch aus der Nase fließt eine mißfarbige, stinkende Flüssigkeit ab. Bei der Untersuchung des Harns findet man denselben sehr häufig reich an Eiweiß. Schon nach wenigen Tagen kann unter den Erscheinungen schnell fortschreitender Erschöpfung, aber meist bei ganz klarem Bewußtsein, der Tod eintreten. Merkwürdigerweise zeigen viele Patienten trotz tief gehender Veränderungen an der Rachenschleimhaut ein kaum gestörtes Befinden, so daß ihr Zustand nicht die geringste Besorgnis zu erregen scheint. Aber gerade solche Patienten erleiden häufig gegen alle Erwartung einen plötzlichen Kollaps und gehen in kürzester Frist zu Grunde. In günstig verlaufenden Fällen verschwinden alle Krankheitserscheinungen ganz allmählich unter gleichzeitiger Losstoßung der abgestorbenen Gewebsmassen auf der Rachenschleimhaut, und die Kranken treten, wenn sich keine Nachkrankheit einstellt, nach 14 Tagen bis 3 Wochen in das Stadium der Genesung. Indessen dauert es gewöhnlich ziemlich lange, bevor sie sich ganz erholt haben. Die mit Kroup des Kehlkopfs und der Luftröhre kombinirten Fälle von D., welche bei Kindern wie bei älteren Personen, selbst bis zu 60—70 Jahren, vorkommen, endigen in der Mehrzahl der Fälle mit Tod, welcher bald die Folge der Erstickung ist, bald durch Kollaps und Lähmung des Nervencentralapparats bedingt wird. In vielen Fällen folgen auf die D. Lähmungen, selbst wenn die Rachenaffektion mit Genesung endigt, und wenn die Erkrankung überhaupt eine sehr leichte war. Diese Lähmungen schließen sich niemals unmittelbar an die D. an, sondern treten erst auf, wenn der ehemalige Patient seit 2—4 Wochen vollkommen genesen zu sein scheint. Am häufigsten werden der weiche Gaumen und die Rachenmuskeln gelähmt, so daß das Schlingen sehr erschwert und die Sprache eine näselnde wird. Hierzu gesellen sich häufig Lähmungen der Augenmuskeln mit Verlust des Akkommodationsvermögens, wobei die Kranken anfangen zu schielen. Auch die Arme oder Füße, namentlich die letzteren, werden oft von einer Lähmung betroffen. Es ist noch nicht gelungen, den Zusammenhang dieser Lähmungen mit der D. aufzuklären. Uebrigens geben diese diphtheritischen Lähmungen eine gute Prognose: sie gehen fast in allen Fällen nach kürzerer oder längerer Dauer vollständig vorüber. — Von großer Bedeutung ist es bei der D., Schutzmaßregeln gegen ihre weitere Verbreitung zu treffen. Nur der Arzt und das Wartepersonal soll sich in der Nähe der an D. Erkrankten aufhalten, alle anderen Personen sind zu entfernen, und wenn Kinder im Hause sind, so thut man gut, sie aus dem Orte zu entfernen, um die Möglichkeit einer weitern Ansteckung abzuschneiden. Die Krankenzimmer müssen wohl gelüftet werden, die Fenster sollten womöglich gar nicht geschlossen werden, und die höchste Sorgfalt muß auf Lüftung und Reinigung aller Räume verwendet werden, in welchen ein Kranker mit D. gelegen hat. Was die Behandlung der D. selbst anbetrifft, so gehen die Ansichten der Aerzte darüber weit aus einander. Die meisten Aerzte huldigen einer lokalen Behandlung der D., indem sie die häutigen Belagmassen von der Schleimhaut abkratzen und die Schleimhaut mit Aetzmitteln bepinseln oder mit dem Aetzstift eingreifend touchiren. Gewöhnlich wird der Höllenstein in Lösung oder Substanz als Aetzmittel benutzt; manche Aerzte geben der koncentrirten Salzsäure, der Chromsäure, dem Liquor ferri sesquichlorati oder anderen Aetzmitteln den Vorzug. Viele erfahrene Aerzte halten dagegen eine solche örtliche Behandlung der D. für gänzlich nutzlos und sind nur bestrebt, auf das Allgemeinbefinden kräftigend einzuwirken. Wegen der Fäulnisvorgänge in der Mund- und Rachenhöhle empfiehlt es sich indeß jedenfalls, schon wegen des übeln Geruchs, Spülwässer von chlorsaurem oder übermangansaurem Kali (5 Gramm auf 150 Gramm Wasser) anwenden zu lassen. Ganz neuerdings ist die Salicylsäure in stark verdünnter Lösung mit gutem Erfolg bei D. in Anwendung gekommen. Da diese ein eminent fäulniswidriges Mittel ist, so wird sie nicht bloß den übeln Geruch zerstören, sondern vielleicht den Fäulnisvorgang auf der Schleimhaut selbst einzuschränken oder selbst ganz zu verhüten im Stande sein. Man gibt sich gegenwärtig der Hoffnung hin, in der Salicylsäure ein die Diphtheriepilze ertödtendes Mittel zu besitzen. Bewährt sich diese Hoffnung, so würde mit diesem Mittel die gefürchtete Krankheit ihre Bedeutung verlieren, falls sie in Wahrheit auf der Anwesenheit der sogen. Diphtheriepilze beruhen sollte. Die Hauptaufgabe des Arztes bleibt, die Kräfte des Kranken durch China- und Eisenpräparate, durch Wein und kräftige Nahrung aufrecht zu erhalten. Tritt gleichwohl Kollaps ein, so sind große Dosen starken Weins, Kampher, Moschus zc. angezeigt. Jede schwächende Behandlung, zumal Blutentziehung, ist unter allen Umständen zu vermeiden, namentlich auch in dem Fall, wenn Kroup des Kehlkopfs zur D. hinzutritt, welcher übrigens für sich, am besten durch frühzeitige Tracheotomie, zu behandeln ist. Gegen die diphtheritischen Lähmungen hat man den galvanischen Strom, kalte Douchen, Seebäder zc. empfohlen. Da diese Lähmungen jedoch erfahrungsmäßig von selbst heilen können, so ist es schwer zu sagen, ob jener Behandlung ein erheblicher Einfluß beizumessen ist.

Diphthóng (griech., »Doppellaut«), in der Grammatik ein aus zwei verschiedenen Selbstlautern zusammengesetzter, aber wie ein einfacher Vokal ausgesprochener Laut. Das erste Element pflegt a oder doch ein nahe verwandter Selbstlauter zu sein, das zweite i oder u. Die Diphthonge im Neuhochdeutschen sind: au, woraus durch Umlaut äu wird, ai, ei und eu. Das Mittelhochdeutsche dagegen hatte sieben Diphthonge: uo und durch Umlaut üe (neuhochdeutsch u und ü), ei, iu (unser eu) und ie (unser ie=i), ou und durch Umlaut öu (unseren au und äu oder eu entsprechend). Ursprünglich sind die beiden Selbstlauter der Diphthonge ein einfacher Vokal oder durch Konsonanten getrennt gewesen und in letzterem Fall auch getrennt gesprochen worden.

Diplasiásmus (griech., »Verdoppelung«), in der Grammatik Verdoppelung eines Konsonanten, von den griechischen und lateinischen Dichtern um der prosodischen Verlängerung der vorhergehenden Silbe willen häufig angewendet; z. B. reppulit (»trieb zurück«) statt repulit. Unverkennbar aber haben jene Dichter die Verdoppelung nicht gemacht, sondern im Mund besonders der alterthümlicher Redenden vorgefunden; so ist reppulit aus red-pulit (wie red-eo, »ich kehre wieder«), griech. ammes (gewöhnlich hemeis, »wir«) aus asmes assimilirt.

Dipleidoskóp (griech., n., »Doppelbildseher«), astronomisches Instrument, 1844 von Dent in London erfunden, besteht aus drei feingeschliffenen rechteckigen Glastafeln, welche ein gleichschenkliges Prisma einschließen, wobei von den drei Neigungswinkeln der Seitenflächen der eine 90°, folglich jeder der beiden anderen 45° beträgt. Wird das D. vor dem Objektivglas eines Fernrohrs so befestigt, daß die dem rechten Winkel gegenüber stehende Seitenfläche nach den Gegenständen zu gewendet ist und genau senkrecht auf der Axe des Fernrohrs steht, so wird man von allen Gegenständen, deren Strahlen nicht genau parallel mit der Axe des Fernrohrs laufen, im Gesichtsfeld zwei Bilder erblicken, ein direkt gesehenes und ein reflektirtes, wogegen sich bei mit der Fernrohraxe parallel laufenden Strahlen diese beiden Bilder decken. Man kann daher mit einem jeden mit dem D. versehenen, im Meridian aufgestellten Fernrohr die Kulmination hellglänzender Gestirne, besonders der Sonne, beobachten. Doch gewährt das D. immer nur eine beschränkte Genauigkeit und kann niemals für eine Sternwarte an Stelle des Passageninstruments (Mittagsfernrohrs) treten.

Diploë (griech., f., »Verdoppelung, Zweifachheit«), das schwammige, netzförmige Knochengewebe, welches sich in sogen. platten Knochen zwischen zwei Lamellen harter Knochensubstanz ausbreitet. Es findet sich bei den Schädelknochen, im Schulterblatt ꝛc. und ist um so stärker entwickelt, je dicker der Knochen ist. Bei ganz dünnen Knochen, wie z. B. beim Thränenbein, ist gar keine D. vorhanden.

Diplōm (diplōma, griech., n.), eigentlich die aus zwei Blättern zusammengelegte Schreibtafel; bei den Römern im allgemeinen eine amtliche Ausfertigung, namentlich eine durch Unterschrift und Siegel beglaubigte Urkunde. In dieser Bedeutung war das Wort D. während des ganzen Mittelalters nicht mehr gebräuchlich; denn alle jene Staatsschriften, welche jetzt Gegenstand der Urkundenlehre oder sogen. Diplomatik sind, wurden damals mit Charta, Pagina, Literae ꝛc. bezeichnet. Erst im 17. Jahrh. kam das Wort D. wieder in Aufnahme, und zwar führte es Mabillon (durch ein Werk »De re diplomatica«) in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch und Joachim in die deutsche Sprache ein. Es bedeutete damals alle amtlichen geschichtlichen Aufzeichnungen, besonders solche, welche einer ältern Zeit angehörten. Seitdem die Diplomatik deutsche Bearbeiter gefunden, ist das Wort Urkunde für D. herrschend geworden; dagegen erhielt D. die Bedeutung einer solchen schriftlichen Erklärung, welche zur Beglaubigung irgend eines Vorgangs oder Beschlusses von Seiten der dabei betheiligten Personen absichtlich und beweiskräftig ausgestellt worden ist. In engerer Bedeutung sind Diplome Urkunden über Ertheilung akademischer Würden, des adligen Standes oder über die Aufnahme in gelehrte Gesellschaften. Diplomatarium (Chartularium), eine Sammlung von Abschriften oder Abdrücken alter Urkunden.

Diplomatie (v. griech. diploma, s. Diplom), ein Wort, welches zur Bezeichnung dreier verschiedenen Verhältnisse oder Gegenstände dient. Es bezeichnet 1) die Wissenschaft der Staatsschriften und Staatsurkunden. In dieser Richtung bezweckt D. die Ermittelung des Inhalts und die Feststellung der Echtheit der Staatsurkunden, zumal der Staatsverträge, auf Grundlage der Paläographie, welche die außer Gebrauch gekommenen Schriftzeichen früherer Jahrhunderte enträthselt, und der historischen und philologischen Textkritik. So weit die D. diesen Zweck verfolgt, erscheint sie einfach als Hülfswissenschaft der Geschichte, zu deren allerersten Aufgaben es gehört, unter ihren urkundlichen Grundlagen Echtes von Unechtem zu unterscheiden, Urkundenfälschungen zu entlarven. Zur Sicherung der Staatsurkunden gegen Verdunkelung dienen gegenwärtig die Einrichtungen der Staatsarchive. Diese erste Bedeutung des Worts D. ist mehr und mehr außer Gebrauch gekommen, häufiger bedient man sich dafür des Worts Diplomatik. Auf Grundlage der ersten Bedeutung entstand eine zweite: hiernach ist D. 2) die Wissenschaft der auf die auswärtigen Staatsverhandlungen bezüglichen Regeln und Formen. In dem Worte D. liegt zunächst kein Unterschied zwischen inneren und äußeren Staatsangelegenheiten angedeutet. Insofern aber, insbesondere zur Zeit der absoluten Monarchie, der Gebrauch und der Abschluß von Staatsverträgen häufiger ward und das innere Staatsleben an Inhalt und Bedeutung für die kontinentalen Staaten einbüßte, faßte man den äußern Verkehr als die Hauptzweckbestimmung des Staatsschriftenwesens auf. Schriftlichkeit, welche seit dem 16. Jahrh., vornehmlich unter dem Einfluß der Kirche, die regelmäßige Proceßform im Gerichtsverfahren geworden war und den alten volksthümlichen Grundsatz der Mündlichkeit verdrängt hatte, beherrschte die äußeren Beziehungen der Regierung mit um so größerem Recht, als man überall darauf Bedacht nahm, seine Rechte in urkundlicher Form zu sichern und Beweismittel für spätere als möglich vorausgesehene Streitfälle zu bewahren. Im Zusammenhang damit bildete sich eine feste Technik in der Verwendung, Abfassung, Vorbereitung und Redaktion der für den auswärtigen Verkehr bestimmten Staatsurkunden, der Gebrauch einer Chiffernschrift, das Kurierwesen und anderes mehr. Da indessen, zumal bei der Verhandlung von Staatsverträgen, den endgültigen Vereinbarungen überall mündliche Verabredungen vorangehen mußten, umfaßte allmählich die Bedeutung der D. jede Art des internationalen Meinungsaustausches. In der Sache selbst war auch der materielle Inhalt der unter den Vertretern des Staats getroffenen Vereinbarungen wichtiger als die formale

Technik der urkundlichen Aufzeichnung. So erschien denn schließlich 3) D. gleichbedeutend mit dem Inbegriff der Staatsverhandlungskunst und aller darauf bezüglicher Regeln. Erst in neuerer Zeit, wahrscheinlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, bediente man sich des Wortes D. in diesem erweiterten Sinn. Wann der Sprachgebrauch sich zuerst bildete, ist mit Sicherheit noch nicht festgestellt; jedenfalls ist er durchaus modern. D. als Staatsverhandlungskunst ist überall im Gegensatze zu denken zu den Mitteln der kriegerischen und gewaltsamen Entscheidung von Streithändeln. Zuständlich gewürdigt, erscheinen die Beziehungen der Staaten zu einander überall stets als friedliche oder kriegerische. Dieser Zweitheilung entspricht auch die Gegenüberstellung von D. und Heerführung (Strategie). Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen unter mehreren Staaten erscheint deswegen als Zeichen einer ernsthaften, wahrscheinlich zum Krieg führenden Verwickelung; anderseits die Wiederanknüpfung diplomatischer Verhandlungen während des Kriegs als Vorbedeutung friedlicher Gesinnungen. Krieg und D. schließen sich im gewissen Maß gegenseitig aus. Es wäre auf Seiten eines Feldherrn verkehrt, zu »diplomatisiren«, ebenso auch der Aufgabe des Diplomaten fremd, seinerseits vorzeitig mit Gewalt zu drohen, ein Verhalten, welches dem Entzweck der Friedenserhaltung meistentheils schwere Nachtheile zufügt, wie aus neuester Zeit das Verhalten des Herzogs von Gramont vor dem Ausbruch des französisch-deutschen Kriegs in Juli 1870 besonders deutlich erkennen läßt. Ehe der Krieg von Seiten eines Staats nicht beschlossene Sache ist, darf die D. niemals eine kriegerische Sprache führen. Auch im bürgerlichen Verkehr ist daher das »Undiplomatische« gleichbedeutend mit dem Unklugen. Zuweilen können allerdings diplomatische Verhandlungen und kriegerische Operationen neben einander hergehen. Meistentheils wird dies dann der Fall sein, wenn der eine Theil durch Staatsverhandlungen, die nicht ernsthaft gemeint sind, Zeit für die bessere Vorbereitung seiner militärischen Operationen zu gewinnen sucht. Lange Zeit vor dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs schwebten unter den betheiligten Mächten fruchtlose Friedensverhandlungen. Napoleon I. suchte 1814 mit den Verbündeten in Chaumont zu verhandeln, und ebenso knüpfte Thiers während der Belagerung von Paris 1870 im November Unterhandlungen an. So lange es einen auswärtigen Staatsverkehr gibt, besteht auch eine Verhandlungskunst. Es ist daher Mißverständnis oder Unklarheit, wenn viele Schriftsteller den Satz aufstellen, daß erst seit dem Ende des 15. Jahrh. mit der Ausbildung des gegenwärtigen Staatensystems eine D. entstanden sei. Schon die antiken Staatswesen hatten eine bestimmte Tradition und herkömmliche Regeln für ihre Verhandlungen mit den Nachbarstaaten. Insbesondere gilt dies von Sparta, Karthago und Rom; von jeher ward Philipp von Makedonien als einer der gewandtesten Unterhändler angesehen. Was das Mittelalter anbelangt, so haben unbestreitbar seit dem 10. Jahrh. die Päpste vorzugsweise durch ihre kirchliche D. ihre Machtstellung begründet und behauptet; unter den weltlichen Staaten war es vorzugsweise Venedig, dessen D. und Gesandtschaftswesen frühzeitig einen hohen Grad von Festigkeit und Geschicklichkeit erkennen läßt. Eine wesentliche Veränderung ist in der neuern Zeit insofern vor sich gegangen, als erstens (allerdings erst seit dem 16. Jahrh.) ein ständiges Gesandtschaftswesen in Europa aufkam und zweitens seit dem Westfälischen Frieden die Beziehungen der europäischen Staaten zu einander auf eine allgemeine Rechtsgrundlage gegenseitiger Anerkennung gestellt waren. Die antike und mittelalterliche D. ging in bewußter Weise von den einseitigen Vortheilen und Machtzwecken des eigenen Staats als der alleinigen Norm ihres Handelns aus. Die moderne D. steht auf einer doppelten Grundlage: auf dem Gesammtrecht einer europäischen Staatengesellschaft und auf dem berechtigten Eigennutz der einzelnen Staaten, so daß sie zwischen diesen beiden Thatsachen des völkerschaftlichen Zusammenlebens eine friedliche Vermittelung und Ausgleichung zu suchen hat. Vorderhand ist freilich der Gesichtspunkt des eigenen Vortheils und der egoistischen Machterweiterung in der Praxis der D. überall der entscheidende gewesen. Allein das Vorhandensein eines Princips der menschlichen Handlungen ist niemals zu verwechseln mit dem jeweiligen Grad seiner Verwirklichung. Eben deswegen ist nicht zu bestreiten, daß die moderne D. auf ganz anderer Grundlage steht und stehen soll als die antike oder mittelalterliche. Obgleich der Eigennutz die in der diplomatischen Praxis herrschende Thatsache ist, darf man nicht vergessen, daß die auf sittlichen Grundsätzen ruhende Staatslehre gegen diese Praxis zu jeder Zeit Widerspruch erhoben hat, und daß die D. sich nicht enthalten konnte, die Berechtigung der idealen Ziele des menschheitlichen Lebens bei sehr wichtigen Gelegenheiten anzuerkennen: sie unterdrückte den Sklavenhandel; sie befreite die großen europäischen Ströme von den Hindernissen der Schiffahrt; sie wahrte die Freiheit der Meere; sie sicherte im Pariser Frieden in höherem Maße das Privateigenthum im Seekrieg; sie schützte in der Genfer Konvention von 1864 das Leben der Verwundeten; sie unternahm es, auf der Brüsseler Konferenz 1874 die Schrecken des Kriegs durch feste Regeln zu mildern. Die Zwecke der D. sind also über die Landesgrenzen der einzelnen Staaten hinaus erweitert und auf eine sittliche Basis gestellt worden. Ebenso haben sich im Vergleich zu früher die Mittel der D. völlig verändert. Der Eigennutz der Staaten in Kollision mit dem Eigennutz gleich mächtiger kann nimmer zum Ziel gelangen, außer durch Gewalt, Hinterlist, Lüge oder Vertragsbruch. Machiavellismus und Jesuitismus beherrschten daher die alte D. Jedes zweckdienliche Mittel war erlaubt, weil es als nothwendig galt. Wenn auch solche Mittel gegenwärtig nicht aus der Praxis verschwunden sind, so werden sie doch durch die öffentliche Meinung gebrandmarkt; sie verstecken sich hinter Ableugnungen und Entschuldigungen, während sie früherhin sich einfach als verdienstlich und berechtigt betrachteten. Den Nachwirkungen der ehemaligen Verderbnis ist es zuzuschreiben, daß sich selbst heute noch an die D. dieselbe unvolksthümliche Vorstellung knüpft wie an die Polizei, und daß man in der Verhandlungskunst nichts anderes erblicken will, als die Kunst des Hinterhalts und der Uebervortheilungen. Ob von einer Wissenschaft der D., nicht bloß von einer Kunst, gesprochen werden könne, ist zweifelhaft. Sicherlich gibt es gewisse Maximen und Regeln für die D. wie für jede andere Kunst. Die bloße Technik der Formalien im schriftlichen Verkehr der Regierungen hat indessen keinen Anspruch darauf, eine Wissenschaft zu heißen, und ebensowenig scheint es zulässig, mit Pölitz die Gesammtheit der für Staatsverhandlungen nützlichen Kenntnisse in anderen Wissenszweigen (Völkerrecht, Staatsrecht, Geschichte, neuere Sprachen)

auf Grund einer nur äußerlichen Zweckbestimmung und des praktischen Gebrauchs zu einer eigenen und selbständigen Wissenschaft der D. zu vereinigen. Es gibt keine Wissenschaft der D., weil die Zwecke der D. bis jetzt noch vorwiegend individuell nationale der einzelnen Staaten, und darum auch die Mittel angesichts der in der Staatenwelt vor sich gehenden Veränderungen überall den konkreten Verhältnissen besonders angepaßt werden müssen. Unter allen Faktoren des diplomatischen Gelingens oder Mißlingens sind bestimmt theoretische Kenntnisse, obwohl unentbehrlich, doch am wenigsten entscheidend, und eben diese Kenntnisse sind nicht aus der eigenthümlichen Natur der äußeren Staatenbeziehungen, sondern gerade aus anderen Wissensgebieten zu entnehmen. Jeder Staat hat seine eigenthümliche Aufgabe und darum auch eigenthümliche Maximen in der Verfolgung seiner Ziele. England als Handels- und Seestaat ist anders gestellt als die kontinentalen Staaten, Deutschland in centraler Lage anders als Rußland mit seinen orientalischen Beziehungen, eine Großmacht anders als neutrale Staaten, wie die Schweiz und Belgien. Die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Sicherheit des friedlichen Bestandes ist je nach der geographischen Lage für die einzelnen Staaten eine ganz verschiedene, und daraus ergibt sich auch die Unmöglichkeit allgemeiner anwendbarer, abstrakter Regeln für die Verhandlungskunst. So weit, als allgemein menschheitliche Ziele in Betracht kommen, ist die wissenschaftliche Grundlage der D. identisch mit dem Völkerrecht und den darauf beruhenden Forderungen der auswärtigen Politik. — Endlich 3) bedeutet D. die Gesammtheit der für auswärtige Staatsverhandlungen thätigen Amtsorgane, somit der an den europäischen Höfen beglaubigten Gesandten (s. d.) und ihrer Gehülfen, außerdem aber auch der in den auswärtigen Ministerien fungirenden Personen. D. in dieser letzten Bedeutung ist also umfassender als Gesandtschaftspersonal und auch als der Ausdruck diplomatisches Korps (s. d.), welches die an Einem bestimmten Hofe beglaubigten Gesandtschaften in sich begreift. Die Spitze und der Ausgangspunkt der gesammten europäischen D. liegt überall in den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, in denen die Richtschnur für das Verhalten der D. in Gestalt bestimmter Instruktionen festgesetzt wird. Die Befähigung zum diplomatischen Dienst ist gegenwärtig in allen größeren Staaten an gewisse Vorbedingungen geknüpft, die indessen vielfach dem Dispensationsrecht unterliegen. Die Auswahl eines geeigneten Staatsvertreters richtet sich nämlich überall, abgesehen von einem gewissen Maße theoretischen Wissens und allgemeiner Bildung, auch danach, welche technischen Kenntnisse an einem bestimmten Platz erforderlich scheinen (z. B. militärische oder handelspolitische), und welchen persönlichen Einfluß in den entscheidenden Kreisen eines fremden Hofs man von den bestimmten Personen nach der Gesammtheit ihrer Eigenschaften erwarten darf, so daß es beispielsweise sehr verkehrt sein könnte, einen gelehrten Orientalisten an den Hof eines orientalischen, jeder Gelehrsamkeit und Bildung unzugänglichen Fürsten zu senden. Die gegenwärtig in Europa für die diplomatische Laufbahn erforderlichen Vorbedingungen sind meistentheils: ein theoretisches Studium der Rechts- und Staatswissenschaften auf den Universitäten und ein praktischer Vorbereitungsdienst, theils an den Gerichten und Verwaltungsstellen des eigenen Landes, theils bei einer auswärtigen Gesandtschaft als Attaché, wobei bestimmte Kenntnisse zu erwerben sind, über welche die Aspiranten sich in Prüfungen auszuweisen haben. Im allgemeinen entsprechen diese Anforderungen der Natur der Dinge. Neben der Kenntnis seines eigenen, später zu vertretenden Landes und seiner Rechtsinstitutionen muß von dem Diplomaten verlangt werden, daß er sich befähigt zeige, richtig zu beobachten und sicher zu beurtheilen, was in fremden Ländern an politisch einflußreichen Faktoren hervortritt. Zu ihren Verhandlungen bediente sich die D. seit den letzten Jahrhunderten der französischen Sprache als der seit dem Mittelalter verbreitetsten internationalen Verkehrssprache; in neuester Zeit hat sich England und seit dem Krieg von 1870 auch Deutschland von diesem Gebrauch losgesagt. — Literatur: Die ältere Literatur über D. ist fast völlig veraltet. Aus neuerer Zeit vgl. v. Kaltenborn, in Bluntschli's »Staatswörterbuch«; Heffter, Das europäische Völkerrecht, S. 426 (6. Aufl., Berl. 1873); Bergé, Diplomates et publicistes (Par. 1856); v. Martens, Guide diplomatique (5. Aufl., herausgeg. von Geffcken, Leipz. 1866, 2 Bde.).

Diplomatik (griech.), die Wissenschaft, welche sich mit der Untersuchung und Kritik von Staatsurkunden, besonders so weit dieselben die nach außen gerichtete Staatspraxis betreffen, beschäftigt (s. Urkunden); Diplomatiker, ein in die Wissenschaft der D. Eingeweihter und darin Erfahrener.

Diplomatisches Korps (Corps diplomatique), die Gesammtheit der diplomatischen Vertreter fremder Staaten bei einem Souverän. Regelmäßig werden nur die eigentlichen Gesandten (s. d.) hierzu gerechnet, Konsuln und sonstige diplomatische Agenten nicht. Da die Gesandten der einzelnen Staaten verschiedene und oft sehr weit auseinander gehende Interessen verfolgen, so kann von einer eigentlichen Körperschaft, einer rechtlichen Korporation der diplomatischen Vertreter der verschiedenen Staaten bei einem und demselben Souverän nicht wohl die Rede sein. Nur bei gewissen ceremoniellen Gelegenheiten bilden sie eine äußerliche Gemeinschaft, so bei Krönungen, Hoffesten, Gratulationen, Eröffnung der Ständeversammlungen u. dgl. Der Vortritt und die Wortführung gebührt hierbei demjenigen Gesandten erster Klasse, welcher am längsten bei der betreffenden Regierung akkreditirt ist, dem Aeltesten (Doyen) des diplomatischen Korps. Doch wird bei den katholischen Mächten meist dem päpstlichen Nuntius der Vorrang gelassen. In Deutschland sind gegenwärtig auch die Mitglieder des Bundesraths (s. d.) zum diplomatischen Korps zu rechnen.

Diplopie (griech., das »Doppeltsehen«), eine krankhafte Erscheinung, deren Ursache bald central (im Gehirn), bald peripherisch (in den Augen) liegt. Bei fehlerhafter Richtung der Sehaxen des einen oder beider Augen, z. B. infolge von Lähmung der Augenmuskeln, von Geschwülsten im Auge u. dgl., wird das Bild eines und desselben Gegenstands auf nicht identische Stellen der Netzhäute fallen, und es werden daher zwei gesonderte Eindrücke davon im Gehirn zu Stande kommen. Aber auch bei vollkommen normalen Verhältnissen der beiden Augen tritt infolge krankhafter Zustände des Gehirns gelegentlich D. auf, sobald nämlich die Gehirntheile, welche der Perception der Gesichtseindrücke vorstehen, ihre Thätigkeit nicht gleichmäßig ausüben. Hypochondrische, hysterische und schwangere Personen leiden nicht selten an diesem Uebel, welches namentlich durch starken Lichtreiz, Trunkenheit, heftige Leidenschaften, z. B. Zorn, Schreck 2c., durch Quetschungen des Auges, Erschütterungen des

Gehirns ꝛc. hervorgerufen, oft auch in Begleitung von Hirnaffektionen, namentlich von entzündlicher Reizung der Membranen und der Hirnsubstanz beobachtet wird. Ein beginnender Strabismus (s. d.) tritt in der Regel mit Doppeltsehen auf, was in der Aufhebung der parallelen Richtung beider Sehaxen seinen Grund hat. Die Krankheit verschwindet, sobald ihre Ursachen gehoben sind; organische Fehler geben daher ein schlechtes Prognosticum.

Diplōse (Diplōsis, griech., f.), Verdoppelung, namentlich von Krankheiten.

Diplosomie (griech.), Zwillingsmißgeburt, wobei zwei vollständig entwickelte Individuen an einer oder an mehreren Stellen mit einander verwachsen sind.

Dipodie (griech., »Doppelfuß«), die Verbindung zweier Versfüße zu einem Versglied. So gibt es eine jambische, eine trochäische, eine anapästische D. Die erstere (⏑–⏑–), welche in der Regel mit einem hyperkatalektischen Jambus (⏑–⏑–⏑) wechselt, eignet sich besonders zu leichten und anmuthigen oder tändelnden Gedichten:

> Ich denke dein,
> Wenn durch den Hain
> Der Nachtigallen
> Akkorde schallen.
> Wann denkst du mein? (Matthisson.)

Etwas getragener, aber gleichfalls für leichtere Schilderung und Betrachtung geeignet, ist die trochäische D. (–⏑–⏑), die oft mit dem Kretikus (–⏑–) wechselt:

> Was ich thue
> Und vollbringe,
> Ich erringe
> Nie die Ruhe. (Platen.)

Dagegen hat die anapästische D. (⏑⏑–⏑⏑–), die meist mit dem Jambus wechselt, einen energischen und lebhaften Charakter:

> Und er keuche dem Stier,
> Dem verachteten, gleich:
> Ihr pflanzt das Panier
> In der Freiheit Reich. (Platen.)

Man theilt einen Vers dipodisch ab, wenn man denselben nach solchen Doppelfüßen mißt oder liest.

Dipönos und **Skyllis,** zwei Bildhauer und Bildschnitzer aus Kreta, um 550 v. Chr., angeblich Schüler des Dädalos. Sie hatten sich im Peloponnes (Argos und Sikyon) angesiedelt und sammelten eine zahlreiche Schule um sich. Für Sikyon arbeiteten sie die Statuen des Apollo, der Diana, des Herkules und der Minerva. Eine Minerva in Kleonä erwähnt Pausanias; Bilder aus Ebenholz, Kastor und Pollux zu Pferd mit ihren Söhnen und deren Müttern, standen zu Argos im Tempel der Dioskuren.

Dippel, Johann Konrad, deutscher Alchemist und Chemiker, geb. 10. Aug. 1673 auf dem Schloß Frankenstein unweit Darmstadt, studirte zu Gießen Theologie, hielt in Straßburg physisch-chiromantische Vorlesungen, mußte aber schuldenhalber entweichen, worauf er nach Darmstadt zurückkehrte und in seiner »Orthodoxia orthodoxorum« zu den Pietisten übertrat, während er sich bald darauf in seinem »Papismus protestantium vapulans« voll bittern Spotts gegen die ganze evangelische Kirche erklärte. Im Jahr 1698 begann er Medicin zu studiren, verfiel aber in alchemistische Träumereien, beschäftigte sich in Berlin 1704—1707 mit der pharmaceutischen Chemie und machte großes Aufsehen mit der Erfindung seines thierischen Oels als eines Universalmittels. Abfälle von der Bereitung dieses Oels, ein Alkali, worüber dasselbe destillirt worden war, führten den Färber Diesbach in Berlin zur Entdeckung des Berlinerblaus. Wir finden ihn sodann in Amsterdam als einen Arzt von großem Ruf, bis ihn Schulden, unbesonnene Reden und besonders seine Schrift »Alea belli Muselmanici etc.« nöthigten, nach Altona zu entfliehen, wo er sich als dänischer Kanzleirath so unklug über die Regierung äußerte, daß er 1719 seiner Würden entsetzt und bis 1726 auf Bornholm gefangen gehalten wurde. 1727 gewann er als Arzt Eingang am schwedischen Hofe, verscherzte sich aber auch diese Stellung durch sein Einmischen in politische Händel und seine theologischen Schriften. Er starb 25. April 1734 auf dem Schloß Wittgenstein. Seine Träumereien abgerechnet, war er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Seine Schriften, deren Zahl sich auf 70 beläuft, sind aufgeführt in Striebels »Geschichte der hessischen Gelehrten«. Die meisten gab er unter dem Namen Christian Democritus heraus. Eine neue Gesammtausgabe erschien Berleburg 1747, 3 Bde. Vgl. J. W. Hoffmann, Dippels Leben (Darmst. 1783), und Buchner in Raumers »Historischem Taschenbuch« (1858).

Dippelsöl, s. Thieröl.

Dippoldiswalde, Amtsstadt im sächs. Regierungsbezirk Dresden, an der Rothen Weißeritz, ehedem befestigt, Sitz eines Gerichtsamts, mit zwei Kirchen und (1871) 2997 meist evangel. Einwohnern, welche Leder, Schuhmacher- und Töpferwaaren sowie Strohflechtereien fertigen. Am Westrande der Stadt steht das nach dem Dreißigjährigen Krieg neu gebaute Schloß, in welchem das sogen. Dippoldiswalder Mandat über die Proceßordnung (1691) entstand. Ein unterirdischer Gang führt nordwärts zu einer Sandsteinklippe in der Heide, wo in einer Höhlung nahe am Einsiedlerbrunnen der Heidenapostel Dippold (der später unter dem Namen Adalbert berühmt gewordene Apostel der Preußen) gelebt und einen böhmischen Prinzen getauft haben soll. Jenem Einsiedler soll der Legende nach D. seinen Namen verdanken. Im NO. der Stadt steht das Denkmal des 1762 hier gefallenen Tatarenhelden Mustapha Sulkiewicz. Die Stadt ward sehr wahrscheinlich im 10. Jahrh. von böhmischen Bergleuten, da diese Gegend um jene Zeit noch zu Böhmen gehörte, angelegt, gewann bald durch die nahen Bergwerke Bedeutung und erhielt 1363 Mauern. 1632 wurde sie von den Schweden unter Holck zerstört und 1634 von den Kaiserlichen unter Schönickel vollends verwüstet. Im Siebenjährigen Krieg war hier ein verschanztes Lager der Kaiserlichen.

Dipsaceen (Kardengewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Aggregaten unter den Monopetalen, einjährige und perennirende Kräuter mit gegenständigen Blättern, von denen die grundständigen oft ganz, die am Stengel sitzenden einfach oder doppelt fiederspaltig, sitzend, bisweilen an ihrem Grund zusammengewachsen oder in einen stengelumfassenden Stiel verschmälert sind. Nebenblätter fehlen allgemein. Die Blüten stehen bei allen in einem dichten Köpfchen, welches das Ende der Stengeläste einnimmt und außen von einer mehrblätterigen Hülle umgeben ist. Der Boden des Köpfchens ist entweder nur mit den Blüten oder zugleich auch mit borstigen oder spreublattartigen, bisweilen sogar farbigen Deckblättern, welche zwischen jenen stehen, besetzt; auch ist jede einzelne Blüte noch mit einem besondern kelchartigen, einblätterigen Hüllchen umgeben, welches an der Mündung verengt und am Rand entweder ganz, oder in Zähne getheilt ist. Der Fruchtknoten ist unterständig; an seinem obern Ende

trägt er den Kelchsaum, der gewöhnlich über dem Fruchtknoten eingeschnürt und am Rand entweder ganz, oder gezähnt, oder in borstenförmige Zipfel zertheilt ist, welche bisweilen federartig gebärtet sind. Die dem Kelch eingefügte röhrenförmige Blumenkrone hat einen aus vier oder fünf Abschnitten bestehenden, oft ungleichen Saum und trägt vier im Grunde der Röhre entspringende, mit den Abschnitten des Saums abwechselnde Staubgefäße, von denen die zwei vorderen bisweilen kürzer oder antherenlos sind. Die freien, meist hervorragenden Staubfäden tragen zweifächerige, nach einwärts mit Längsspalten aufspringende Antheren. Der einfächerige Fruchtknoten enthält eine an der Spitze des Faches hängende anatrope Samenknospe. Der fadenförmige, einfache Griffel endigt in eine keulenförmige oder zweispaltige Narbe. Die Frucht ist eine trockene, mit dem Kelchsaum gekrönte und von dem Hüllchen umgebene Achene, deren einziger Samen in einem spärlichen, fleischigen Endosperm einen geraden, mit dem Würzelchen nach oben gerichteten Embryo enthält. Diese Familie besteht aus 6 Gattungen mit etwa 125 Arten, welche den gemäßigten und wärmeren außertropischen Zonen der Alten Welt und dem Kap angehören. Ihre arzneilichen Kräfte sind unbedeutend. S. Dipsacus.

Dipsăcus *L.* (Kardendistel), Pflanzengattung aus der Familie der Dipsaceen, stachelige Kräuter mit gegenständigen Blättern, gipfelständigen Blütenköpfchen, langen, steifen, borstigen Deckblättern und mit dem Kelchsaum gekrönten, einsamigen Achenen. **D. Fullonum** *L.* (Weberkarde, Walkerdistel, Kartätschendistel, Tuch- oder Rauhkarde), mit sitzenden, sägezähnigen Blättern (die stengelständigen breit verwachsen), wagrecht abstehenden, an der Spitze hakenförmig gekrümmten Hüllblättchen, steifen, länglichen, begrannt-haarspitzigen Spreublättchen, die so lang als die Blumenkrone und zurückgekrümmt sind, und lillafarbiger Blüte, wird bis 1,8 Meter hoch, wächst wild in England und in Südeuropa und wird als wichtige Handelspflanze in Frankreich, England, Holland, Italien und Süddeutschland, besonders in der Pfalz und in einigen Gegenden Oesterreichs, auch in Schlesien, der Provinz und dem Königreich Sachsen gebaut. Sie verlangt einen thonigen, bindenden, wasserhaltenden Boden und wird breitwürfig oder besser in Reihen gesäet, vortheilhafter aber auf besonderen Pflanzbeeten erzogen und im Sommer wie Runkelrüben in Entfernungen von etwa 60 Centim. verpflanzt. Die Karde blüht im zweiten Jahr, und die Ernte beginnt gewöhnlich Ende Juli oder Anfang August vor dem völligen Abblühen, dauert aber wegen der ungleichmäßigen Entwickelung der Blütenköpfe oft mehrere Wochen. Empfehlenswerth ist, die Köpfe mit einem 12—20 Centim. langen Stiel einzuknicken, am Stock abtrocknen zu lassen und dann auf einmal zu ernten. Ein Morgen liefert durchschnittlich 60,000 Kardenköpfe von allen Größen. Diese dienen zum Auskratzen und Appretiren wollener Gewebe. Man bevorzugt die französischen (Rouener, Avignoner) wegen ihres vorzüglich festen Gehäkes, welches sie einer sehr sorgfältigen Kultur und den klimatischen Verhältnissen verdanken. Beim Anbau leidet die Weberkarde durch Frost, Mehlthau, Regen bei der Ernte und durch ein Aalthierchen (s. d.), welches die Kernfäule verursacht und durch rechtzeitiges Ausbrechen und Verbrennen der kernfaulen Köpfe vertilgt werden kann. **D. sylvestris** *L.* (wilde Kardendistel) unterscheidet sich von der vorigen durch die am Rand kahlen oder zerstreut-stacheligen Blätter und die biegsamen, ebenfalls begrannt-haarspitzigen, aber geraden Spreublättchen und eignet sich daher nicht zur technischen Verwendung. Sie wächst ziemlich häufig auf wüsten Plätzen, Wegrändern rc. und erreicht eine Höhe von 1 Meter und darüber.

Dipsektor (griech.-lat.), von Wollaston 1817 erfundenes katoptrisches Instrument zur Messung der Depression des Horizonts auf dem Meer sowie zur Bestimmung der Depression der Küsten, mithin auch ihrer Entfernung. Es hat folgende Einrichtung: Vor einem Fernrohr ist ein ebener Spiegel angebracht, welcher das halbe Feld des Objektivs einnimmt und gegen die Axe des Fernrohrs unter einem Winkel von 45° geneigt ist. Diesem Spiegel steht seitwärts ein anderer ebener, drehbarer Spiegel gegenüber. Angenommen nun, die Ebenen beider Spiegel seien senkrecht zu einander, so wird ein durch das Fernrohr sehender Beobachter einmal die in der Richtung vorwärts liegenden Gegenstände durch das neben dem ersten Spiegel vorbeigehende Licht und dann die in derselben Linie rückwärts gelegenen Objekte durch das nach einander von beiden Spiegeln zurückgeworfene Licht wahrnehmen. Behufs der Messung der Depression des Horizonts hält man nun das Instrument in einer vertikalen Ebene und richtet das Fernrohr z. B. direkt nach dem Ostpunkte desselben, worauf man, um auch den Westpunkt zu sehen, den zweiten Spiegel etwas drehen muß. Diese Drehung wird auf einem Kreis abgelesen und ist das Supplement desjenigen Winkels, welchen die vom Ost- und Westpunkte des Horizonts kommenden Strahlen mit einander bilden. Der D. wird gegenwärtig nur noch selten benutzt.

Diptam, Pflanzengattung, s. Dictamnus.

Diptĕra, Insektenordnung, s. Zweiflügler.

Diptĕrocarpus *Gaertn.* (Zweiflügelnuß), Pflanzengattung aus der Familie der Dipterokarpeen, große Bäume in Ostindien mit ovalen, steifen Blättern, verwachsenen Nebenblättern, großen, wohlriechenden Blüten in Trauben mit großem Deckblatt und holzigen, ovalen, zweiflügeligen einsamigen Kapseln. **D. laevis** *Ham.* (**D. turbinatus** *Gaertn.*), ein hoher Baum mit geradem, dickem Stamm und tiefrissiger Rinde, enthält einen balsamischen Saft in reichlicher Menge, den man gewinnt, indem man vom November bis Februar am untern Theil des Stammes große Löcher einbohrt und den darunter befindlichen Theil etwas verkohlt. Dieser Balsam kommt als Gurjunbalsam, **Balsamum Capivi, Wood-oil** (Holzöl), in den Handel und wird als äußerliches Heilmittel und als Firnis gebraucht. Auf gleiche Weise benutzt man den Balsam von **D. alatus** *Roxb.*, **D. costatus** *Roxb.*, **D. trinervis** *Blume*, **D. incanus** *Roxb.*, gleichfalls Riesen unter den südasiatischen Bäumen.

Dipterokarpeen (Dipterocarpeae), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Guttiferen unter den Polypetalen, Bäume mit wechselständigen, gestielten, ganzen, fiedernervigen, in der Knospe zusammengerollten Blättern mit am Grunde gegliedertem Stiel und abfallenden, an den Zweigspitzen eingerollten und daher kegelförmigen Nebenblättern. Die meist in Trauben stehenden regelmäßigen und vollständigen Blüten besitzen fünf freie oder am Grunde röhrig verwachsene, bisweilen ungleiche Kelchblätter und ebenso viele mit jenen abwechselnde, auf dem Blütenboden eingefügte Blumenblätter, die eine gerollte Knospenlage haben und bald frei, bald am Grund ein wenig verwachsen sind. Die zahlreichen Staubgefäße stehen ebenfalls auf dem Blütenboden und haben kurze, freie oder zu zweien verwachsene

Filamente und zweifächerige, nach einwärts gekehrte, der Länge nach sich öffnende Antheren mit einem borstenförmigen Konnektivfortsatz an der Spitze. Der oberständige dreifächerige Fruchtknoten schließt in jedem Fach zwei im Innenwinkel befestigte anatrope Samenknospen ein; sein endständiger einfacher Griffel endigt in eine spitze oder stumpfe, ungetheilte Narbe. Die Frucht, welche von den vergrößerten flügelförmigen Kelchblättern eingeschlossen ist, stellt eine Nuß oder eine dreiklappige Kapsel dar und enthält einen einzigen Samen ohne Endosperm. Der gerade Keimling hat ein nach oben gerichtetes Würzelchen und sehr große, meist ungleiche und schief aufeinander liegende, gefaltete oder am Rand runzelige, oft gestielte Samenlappen, welche bei der Keimung unterirdisch bleiben. Die ca. 30 Arten dieser Familie wachsen in den Wäldern der Inseln des Indischen Archipels und gehen zum Theil bis an den Fuß des Himalaya. Ihre Stämme sind reich an balsamischen Säften, manche auch an einem kampherartigen Stearopten, wie vorzüglich die auf Sumatra und Borneo wachsende **Dryobalanops Camphora** *Colebr.* Die Samen sind reich an fettem Oel.

Dipterologie (griech.), Lehre von den Dipteren oder Zweiflüglern.

Dipteros (griech., m.), ein mit doppelter Säulenreihe umgebener Tempel, daher auch Dipteraltempel; s. Tempel.

Dipteryx *Schreb.* (Tonkabaum, Tonkabohnenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, Bäume in Guayana und Brasilien mit paarig gefiederten, lederigen Blättern, Blüten in Rispen und dicken, ovalen, einsamigen, bei der Reife sich nicht öffnenden Hülsen. **D. odorata** *Willd.*, ein Baum von 20—25 Meter Höhe mit abwechselnden, gefiederten Blättern, in den Wäldern von Guayana, liefert in seinen Samen die bekannten Tonka-(Tonga-, Tonko-)bohnen, **Semen s. Fabae Tonco s. Tonca, Faba Tunka.** Diese riechen stark und angenehm aromatisch, etwas meliloten- oder auch heuartig, schmecken bitter aromatisch und enthalten außer fettem Oel in reichlicher Menge Kumarin (s. d.), welches sich bei alten Samen bisweilen in kleinen, weißen Krystallen ausscheidet. Die Tonkabohnen sind länglich, plattgedrückt, bis 5 Centim. lang und bis 1 Centim. breit, glatt, netzrunzelig, fettig anzufühlen, glänzend schwarz oder schwarzbraun. Früher benutzte man sie als reizendes, schweißtreibendes Mittel, jetzt fast nur als Parfüm für Schnupftabak, zu Tabakssaucen und auch sonst in der Parfümerie, zur Bereitung der Maitrankessenz und zur Nachahmung der Weichselrohre aus gewöhnlichen Kirschbaumtrieben. Die Eingebornen von Guayana tragen sie wegen des Wohlgeruchs in Ketten um den Hals. Auch Rinde und Holz des Baums sind wohlriechend. Letzteres kommt unter dem Namen Cumarunu- oder Gaiacholz (**Bois de Coumarou** oder **de Gaiac**) in den Handel, ist röthlichgelb, feinfaserig und ausnehmend hart, wird aber im grünen Zustand zu sehr von den Würmern angefressen. **D. oppositifolia** *Willd.* (**Taralea oppositifolia** *Aubl.*), ein Baum in Cayenne mit entgegengesetzten Blättern, liefert die englischen Tonkabohnen, welche aber selten nach Europa kommen. **D. oleifera** *Benth.*, an der Moskitoküste, ist ein großer Baum mit sehr schwerem, gelbem Holz und geruchlosen Samen, deren Oel von den Eingebornen als Haaröl benutzt wird.

Diptōton (griech., n.), in der Grammatik ein Wort mit nur zwei Kasusendungen.

Diptўchon (griech., n.), eine aus zwei zusammengelegten Blättern bestehende Schreibtafel, die ursprünglich aus Holz gefertigt und mit Wachs überzogen war, bis sie der steigende Luxus aus Silber, Gold und Elfenbein verfertigte und mit Darstellungen berühmter Personen und Gegenstände sowie mit erklärenden Inschriften schmückte. Bestanden diese Schreibtafeln aus drei und mehreren Blättern, so nannte man sie Triptycha, Polyptycha rc. Prätoren, Aedilen und Konsuln bedienten sich der Diptycha zu öffentlichen Geschenken, was später nur noch den letzteren gestattet wurde. In der alten christlichen Kirche wurden zunächst die Namen der Wohlthäter der Kirche in sie eingetragen und bei dem der Konsekration vorangehenden Gebet vom Diakon vorgelesen, während gegenwärtig der Priester bei dem »**Memento Domine** etc.« im Meßkanon sie nur noch leise nennt oder auch ihrer nur gedenkt oder, die Diptychen auf den Altar niederlegend, in allgemeinen Worten auf sie hindeutet. Nur die griechische und armenische Kirche haben den Gebrauch der vom Diakon zu recitirenden Diptychen bis jetzt beibehalten. Aus den Diptychen gestrichen zu werden galt als gleichbedeutend mit der Exkommunikation.

Dipylon (griech., n.), Doppelthor.

Diradiation (lat.), das Auseinandergehen der Strahlen.

Dirae (lat.), s. v. w. Erinnyen; auch s. v. w. Unheil verkündende Vorzeichen.

Dirca *L.* (Lederholz), Pflanzengattung aus der Familie der Thymeläaceen mit der einzigen Art **D. palustris** *L.* (Sumpflederholz, Sumpfseidelbast, Mäuseholz), ein 1 Meter hoher Strauch mit breit elliptischen, kurz gestielten, krautigen, 6 Centim. langen, kahlen Blättern, unscheinlichen, gelblichen Blüten und einsamiger Steinfrucht, in Kanada und Virginien in Sümpfen und an schattigen Ufern. Die außerordentlich zähen Zweige werden zu Riemen benutzt und liefern Bastfasern zu Tauen, die Rinde wirkt wie Seidelbastrinde brechenerregend und heftig purgirend, äußerlich die Haut röthend und blasenziehend, die Samen sind giftig.

Dirckinck-Holmfeld, Konstantin, Freiherr von, dän. Staatsmann, geb. 24. Febr. 1799 in Bocholt, war bis 1840 Beamter im Herzogthum Lauenburg, machte sich, 1819 in die deutsche Kanzlei eingetreten, seit 1827 durch deutsche und dänische Schriften bekannt und setzte, 1829 als Beamter in Schwarzenbeck angestellt, auch in dieser Stellung seine literarische Thätigkeit fort. Als Gründer der dänischen Gesammtstaatstheorie vertheidigte er dieselbe gegen den schleswig-holsteinischen Separatismus, unter anderem als Herausgeber des alten Hamburger »Politischen Journals« bis 1840. Von König Christian VIII. seines Dienstes enthoben, um seine vom König adoptirte Theorie, namentlich gegen die Augustenburgischen Erbansprüche, wissenschaftlich begründen zu können, bekämpfte er insbesondere den Separatismus der dänisch-nationalen und skandinavischen Partei. Nach dem ersten dänischen Krieg von 1848 wurde seine Theorie im Londoner Traktat von den Großmächten anerkannt, und es steigerte sich seine Opposition wider das dänische Nationalitätsprincip, als mit dem anerkannten Staatsrecht unvereinbar, nach der Scheel'schen Kabinetsrevolution von 1854, welche die Eiderdänen ans Ruder brachte, zu einer der Parteiregierung sehr unbequemen Polemik, die in der von ihm redigirten »Kopenhagener Zeitung« gipfelte. Besonders trat er dem nach dem Exekutionsbeschluß von 1861 aufwallenden kriegerischen Uebermuth der Partei durch eine Anzahl dänischer und deutscher Flugschriften

entgegen. Ein auf seine Behausung in Roeskilde gerichteter Angriff veranlaßte ihn zur Flucht, und er hielt sich seit Mai 1861 in den Herzogthümern auf. Die Beleuchtung der politischen Verhältnisse hat er durch eine Anzahl Flugschriften und Artikel in der »Zeit« und in der »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« und anderen Blättern fortgesetzt. Seine zahlreichen englischen und französischen Flugschriften und Abhandlungen haben seiner Stimme im Auslande Gehör verschafft. Die letzte seiner deutschen Schriften, »Geheime Note von 1869« (1874), hat wegen des geistlichen Berichts, der Napoleon für den Krieg stimmen sollte, mehrfach Aufsehen erregt. Er lieferte auch verdienstliche Beiträge zur Sprachkunde und Philosophie. Von seinen beiden Brüdern stand der ältere, **Ulysses, Baron von D.**, geb. 1801 in Osnabrück, längere Zeit als dänischer Seeofficier in französischen und auch in russischen Seediensten und fungirte seit 1848 als dänischer Gesandter in Hamburg und Hannover, dann in Belgien und seit 1856 in Paris, schließlich als Bundestagsgesandter, Herrn v. Bülow ablösend, 1863 in Frankfurt, während der jüngere, **Edwin, Baron von D.**, geb. 1802 zu Osnabrück, Chef der preußischen Navigationsschule wurde, als solcher die Amazone auf ihrer ersten Reise befehligte, seit 1856 aber in Zurückgezogenheit lebt.

Dircks, Henry, tüchtiger engl. Civilingenieur sowie äußerst fruchtbarer wissenschaftlicher und belletristischer Schriftsteller, geb. 26. Aug. 1806 in Liverpool, trat zunächst als Lehrling in ein großes west- und ostindisches Kaufmannsgeschäft, verwandte aber alle seine Mußezeit auf das Studium der praktischen Mechanik und Chemie sowie der allgemeinen Literatur. Noch vor dem 21. Jahr hielt er Vorlesungen über Chemie und Elektricität, schrieb Essays, Kritiken und Erzählungen für verschiedene Journale und war ein thätiger Mitarbeiter des »Mechanic's Magazine«. Im Jahr 1837 ward er lebenslängliches Mitglied der British Association, 1840 Ehrensekretär einer literarischen Gesellschaft und Mitbegründer eines mechanischen Instituts. Nachdem er die kaufmännische Thätigkeit ganz aufgegeben, trat er 1842 als praktischer Ingenieur für Eisenbahn-, Kanal- und Bergbau auf und entfaltete eine fruchtbringende Thätigkeit. 1858 gab er die eigentliche Praxis auf und wirkte fortan nur noch theoretisch als Consulting engineer. Auf größeren Reisen durch Frankreich und Belgien machte er die Hauptmittelpunkte der Industrie, Wissenschaft und Literatur zum Gegenstand eingehender Studien. D. ist lebenslängliches Mitglied verschiedener technischen, wissenschaftlichen und Kunstgesellschaften und veröffentlichte eine große Reihe von Schriften über die mannigfachsten wissenschaftlichen und literarischen Gegenstände, als deren wichtigste wir nennen: »Perpetuum mobile, or search for self-motive power during the 17th, 18th and 19th centuries etc.« (1861, 2. Ausg. 1870); »Contributions to a history of Electro-metallurgy« (1863); »The Ghost, as produced in the spectre drama, popularly illustrating marvellous optical illusions« (1863, die eigentliche Erfindung dieser sehr populär gewordenen »optischen Täuschungen« fällt aber schon in eine weit frühere Periode seines Lebens); »The life, times and scientific labours of Edward Somerset, marquis of Worcester« (1865); »Worcesteriana« (1866); »Memoir of Samuel Hartlib, Milton's familiar friend« (1865); »Inventors and inventions, a treatise on the law of patents« (1867); »Patent monopoly; letter to Lord Stanley« (1869); »The policy of a patent law« (Bristol 1869); »Scientific studies or practical, in contrast with chimerical pursuits« (zwei Vorlesungen, 1869). Rein literarischen Charakters sind: »Joseph Anstey« (Novelle, 1863); »Nature-study as applicable to the purposes of poetry and eloquence« (1869, 2. Aufl. 1870) u. »Naturalistic poetry« (1872).

Directorium (D. divini officii, lat.), in der kathol. Kirche der Kirchenkalender, worin die Ordnung der kirchlichen Feste, der Messen ꝛc. für jeden Tag des Jahrs verzeichnet ist.

Direkt (lat.), gerade, geradezu, unmittelbar; aus erster Hand; direkte Rede (oratio directa), in welcher die Worte des Sprechenden geradezu, wie er sie gesprochen, angeführt werden, im Gegensatze zur indirekten Rede (oratio indirecta).

Direktion (lat.), Richtung; Leitung, Oberaufsicht; auch leitende Oberaufsichts-, Verwaltungsbehörde; Direktionslinie, Richtungslinie für die Bewegung eines Körpers, einer Truppenabtheilung ꝛc.; Direktionswinkel, Richtungswinkel.

Direktive (neulat., f.), Leitung, Richtung, Richtschnur, Verhaltungsregel; Direktivnorm, Richtvorschrift.

Direktor (lat., Dirigent, franz. Directeur), Vorsteher, Leiter einer Anstalt, Behörde ꝛc.; Direktorāt, Amt oder Amtslokal eines Direktors; direktoriāl, vom Direktorium ausgehend, dazu gehörig; Direktrice (franz.), Leiterin, Vorsteherin, besonders eines kaufmännischen Geschäfts ꝛc.; in der Fortifikation die gedachte Mittellinie einer Schießscharte, bezeichnet die Richtung, in der ein Geschütz hauptsächlich feuert, und von der nur geringe Seitenabweichungen möglich sind; Direktrix, Richtungslinie; bei einer Parabel die die Axe rechtwinklig schneidende Gerade, von deren Punkten jeder Punkt der Parabel so weit entfernt ist wie vom Brennpunkt.

Direktorium (lat.), eine oder mehrere Personen (Ausschuß), welchen durch Wahl oder höhere Bestimmung die Leitung eines Geschäfts, einer Anstalt, Gemeinschaft ꝛc. übertragen ist. Historisch merkwürdig ist das D. der vollziehenden Gewalt in Frankreich, eine auf die Verfassung vom 22. Sept. 1795 gegründete und 27. Okt. eingesetzte Behörde, welche bis zum 8. Nov. (18. Brumaire) 1799 die Oberherrschaft in Frankreich inne hatte; s. Frankreich, Geschichte.

Direktrice, s. Direktor.

Diremtion, s. Dirimiren.

Direption (lat.), Plünderung, Beraubung; Direptor, Plünderer.

Dirhem, Gewicht in der Türkei, = 0,001 Okiey = 0,5 Gramm.

Diribitor (lat., »Austheiler«), bei den Römern der, welcher die Speisen bei Tische zu zerschneiden oder an die Soldaten den Sold oder an Arme Geschenke auszutheilen hatte; bei den Wahlkomitien in Rom derjenige, welcher die Stimmtafeln aus der Wahlurne nahm und die Stimmenzahl durch Punkte unter dem Namen der Kandidaten bezeichnete, was zur Kaiserzeit in einem besondern Gebäude geschah.

Dirichlet, Peter Gustav Lejeune-, einer der nambaftesten Mathematiker der Gegenwart, geb. 13. Febr. 1805 zu Düren, ging nach vollendetem Gymnasialkursus zum Behuf weiterer mathematischen Studien nach Paris, wo er durch seinen Aufenthalt im Haus des Generals Foy Gelegenheit fand, mit den bedeutendsten französischen Mathematikern in Verkehr zu treten. Durch eine Abhandlung über die Unmöglichkeit gewisser Gleichungen fünften Grades (Par. 1825) lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Mathematiker

auf sich. Von A. v. Humboldt empfohlen, habilitirte er sich 1827 als Docent an der Universität Breslau, siedelte 1829 als Docent nach Berlin über, wo er Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule und 1838 außerordentlicher Professor, 1832 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1839 ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität wurde. Im Jahr 1855 ward er als Professor der höhern Mathematik an Gauß' Stelle nach Göttingen berufen, wo er 5. Mai 1859 starb. D. widmete sich vorzugsweise der Theorie der partiellen Differentialgleichungen, der periodischen Reihen und bestimmten Integrale sowie der Zahlentheorie. Die Resultate seiner Forschungen legte er in einer Reihe von Abhandlungen nieder, die sich theils in den »Abhandlungen« der Berliner Akademie, theils in Crelle's »Journal für Mathematik« finden. In einer Reihe von zahlentheoretischen Untersuchungen, in denen er die periodischen Reihen auf die Zahlentheorie anwendet, hat er durch diese Verknüpfung zweier bisher völlig getrennten Theile der Mathematik eine neue Disciplin geschaffen, welche die neueste Entwickelungsstufe der Wissenschaft in dieser Richtung bezeichnet. Aus seinem Nachlaß gab Dedekind »Untersuchungen über ein Problem der Hydrodynamik« (Götting. 1860) heraus.

Dirigiren (lat.), richten, lenken; leiten, führen; anordnen, die Aufsicht über etwas haben; Dirigent, s. v. w. Direktor.

Dirimiren (lat.), trennen, scheiden; entscheiden, beendigen; Diremtion, Trennung, Entscheidung, Aufhebung; Dirimentien (dirimentia), Ehehindernisse, durch welche eine ihnen zum Trotz eingegangene Ehe ungültig gemacht wird.

Diritta (ital.), Tonleiter; alla d., nach der Tonleiter, stufenweise von einem Ton zum andern.

Dirk, im Seewesen das Tau zum Aufziehen des äußern Endes einer Gaffel; der Dolch der Hochschotten.

Dirksen, Heinrich Eduard, bekannter Rechtsgelehrter, geb. 13. Sept. 1789 zu Königsberg, studirte in Heidelberg, Königsberg und Berlin, wirkte dann als Lehrer des römischen Rechts in Königsberg und in Berlin. Er starb als Geheimer Justizrath 10. Febr. 1868. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Beiträge zur Kunde des römischen Rechts« (Leipz. 1825); »Versuch zur Kritik oder Auslegung der Quellen des römischen Rechts« (das. 1825); »System der juristischen Lexikographie« (das. 1834); »Die römisch-rechtlichen Quellen des Magister Dositheus« (Berl. 1857); »Die römisch-rechtlichen Mittheilungen in des Tacitus Geschichtsbüchern« (das. 1860). Dirksens »Hinterlassene Schriften zur Kritik und Auslegung der Quellen römischer Rechtsgeschichte und Alterthumskunde« wurden herausgegeben von F. D. Sanio (Leipz. 1871, 2 Bde.).

Dirmstein, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Frankenthal, am Leiningerbach, mit Mauern umgeben, hat ein Schloß (ehemalige Residenz der Bischöfe von Worms), Weinbau und (1871) 1517 Einw. (darunter 684 Evangelische). Der Ort war ehedem Stadt und wurde 1525 von den Bauern, 1689 von den Franzosen zerstört. In der Nähe eine Schwefelquelle.

Dirschau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig, Kreis Stargard, links an der Weichsel, mit einer evangelischen und einer katholischen Kirche, mehreren großen Maschinenbauanstalten, Cementfabrikation, starkem Mühlenbetrieb, Getreide- und Holzhandel, besuchten Viehmärkten und (1871) 7758 Einw. (darunter 3464 Evangelische und 510 Juden). Außerhalb der Stadt, die den Kreuzungspunkt der Berlin-Königsberger und der Bromberg-Danziger Bahn bildet (mit schönem Stationsgebäude im gothischen Stil, seit 1858), führt eine großartige und berühmte Eisenbahnbrücke (Röhrenbrücke) über die Weichsel. Dieselbe wurde 1850—57 aufgeführt, ist 837 Meter lang und hat zwischen zwei Uferpfeilern (jeder 32 Meter breit und mit Gewölben, Kasematten, Schießscharten ꝛc. versehen) und fünf massiven Strompfeilern (von denen zwei im eigentlichen Strombett stehen) sechs Oeffnungen, jede von 125 Meter Weite im Lichten (135 Meter von Mitte zu Mitte). Die Mittelpfeiler sind fast in Gestalt von Schiffen gebaut, die 26 Meter lang und 10 Meter breit sind. Jeder Pfeiler ruht auf 257 Grundpfählen und ist von einer Pfahlwand in der Form eines länglichen Sechsecks eingefaßt und mit einer Vorlage von 1500 Schachtruthen Steinblöcke gegen Unterspülung geschützt. Der Fuß sämmtlicher Pfeiler ist aus 3,14 Meter dicker Gußmauer (Béton) gebildet; auf dieser erhebt sich das von Klinkerziegeln in hydraulischem Mörtel ausgeführte Mauerwerk, das außerhalb, so weit es mit dem Wasser in Berührung kommt, mit Hausteinen (an den der Wassergewalt am meisten ausgesetzten Theilen mit Granit und Basaltlava) bekleidet ist. Der Ueberbau besteht aus einem kunstvollen, 12 Meter hohen und fast 7 Meter breiten Eisengitterwerk (vierseitige Röhre), in welchem 14 Mill. Pfund Schmiedeeisen verarbeitet sind und das von 14 in gothischem Stil erbauten Thürmen von 12,5 Meter Höhe (je zwei auf einem Pfeiler) überragt wird. Das Innere enthält neben dem Bahngeleise zwei Wege für Landfuhrwerk; außerhalb der Gitter sind 90 Centim. breite Fußwege angebracht, und zwei kunstvolle, 6,9 Meter breite, 3,7 Meter hohe Reliefs von gebranntem Thon schmücken die Portale. Erbauer der Brücke ist Oberbaurath Lentze. — D. findet sich bereits auf Henneberger's ältester Landtafel Preußens unter dem Namen Zursau. Sambor I., Herzog von Pomerellen, erweiterte den uralten Flecken und legte hier eine Burg an (1207); der Name war damals bereits Dersow, Trschow (»Weberstadt«). Bei der Theilung Pomerellens unter die vier Söhne Mestwins I., des Bruders Sambors I., fiel D. an den dritten Sohn, Sambor II., welcher daselbst residirte und 1260 den Ort zur Stadt erhob. Im Jahr 1308 eroberte der Deutschorden Stadt und Burg D. und zwang sämmtliche Einwohner zur Auswanderung; 1434 wurde D. von den Hussiten erstürmt und niedergebrannt; 1466 kam es im Frieden von Thorn unter polnische Herrschaft. Von neuem brannte die Stadt 1577, nach der Belagerung Danzigs durch König Stephan, bis auf wenige Häuser nieder, und 1626 wurde sie von Gustav Adolf eingenommen, der hier eine Schiffbrücke über die Weichsel schlug und neben derselben an der südlichen Seite Dirschau's sein Lager errichtete, welches ihm während seiner Kriege mit Polen mehrere Jahre als Hauptquartier diente. Nach mannigfachem Wechsel fiel die Stadt im Frieden von Oliva 1660 mit ganz Westpreußen an Polen zurück; bei der ersten Theilung Polens 1773 kam sie an Preußen. D. ist Geburtsort des Weltumseglers Joh. Reinhold Forster. Auf der Ostseite der Weichsel und bereits im großen Marienburger Werder befindet sich bei dem Dorfe Liessau die einzige Rübenzuckerfabrik der Provinz Preußen. Vgl. Preuß, Dirschau's historische Denkwürdigkeiten (Danz. 1860).

Diruiren (lat.), zerstören; Dirution, Zerstörung.

Dirumpiren (lat.), durchbrechen, zerreißen; Diruption, Zerreißung.

Dis (franz. Ré dièse, engl. D sharp), die vierte Stufe unserer diatonisch-chromatischen Tonleiter (von c als Grundton aus gerechnet), das um einen halben Ton erhöhte d; erscheint zum Grundton c. als übermäßige Sekunde, im Verhältnis wie 75:64, fällt aber in unserem temperirten Tonsystem mit es, der kleinen Terz, zusammen.

Dis, in der römischen Mythologie s. v. w. Pluton, daher auch die Unterwelt selbst bezeichnend.

Dis- oder **di-** (vor einem f: diff-), lat. Vorsilbe, entsprechend dem deutschen zer-, ent-, drückt ein Auseinandergehen, Gegentheil, eine Verneinung ꝛc. aus.

Dis- oder **di-,** griech. Vorsilbe, s. v. w. zweimal, doppelt (lat. bis, bi).

Disagio (das, ital. m., spr. dis-adschio), das Gegentheil von Agio, der nach Procenten berechnete Verlust, welchen man an einer weniger gangbaren Geldsorte oder an Werthpapieren beim Verwechseln gegen Kurantgeld erleidet. Vgl. Damno.

Disapprobiren (neulat.), mißbilligen, nicht gutheißen; Disapprobation, Mißbilligung.

Disborso (ital., m.), Auslage, Vorschuß.

Discediren (lat.), auseinandergehen, sich trennen; Discession, das Auseinandergehen, die Trennung; das Uebertreten zu einer andern Partei beim Abstimmen; auch das Abstimmen selbst.

Disceptiren (lat.), erörtern, untersuchen, streiten; Disceptation, gelehrter Streit, Erörterung; Disceptator, Entscheider, Schiedsrichter.

Discerniren (lat.), unterscheiden, absondern, beurtheilen, erkennen; discernibel, unterscheidbar, erkennbar; Discernibilität, Unterscheidbarkeit; Discernement, Unterscheidung, Urtheilskraft, Scharfsinn.

Disceß, Discession, s. Discediren.

Dischmathal, s. Davos.

Discidium (lat.), Trennung, Spaltung; Scheidung, insbesondere Ehescheidung.

Disciplin (lat. disciplina), im allgemeinen ein System von Maßregeln, durch welche das Verhalten einer Mehrheit von Menschen an gewisse gemeinsame Ordnungen und Schranken gebunden wird, als Schuldisciplin eine wesentliche Bedingung für das ungehinderte Vonstattengehen der leiblichen Pflege, des Unterrichts und der Erziehung. Der Pädagogik Herbarts verdankt man diese Beschränkung des pädagogischen Begriffs der D. im Gegensatze zu dem ältern, von Zerrenner, Dobschall, Ludewig vertretenen Standpunkt, auf welchem der Zweck der D. nicht sowohl in die gegenwärtige Regierung der Kinder, sondern auch in die künftige Veredelung des Gemüths gesetzt wird, ein Standpunkt, auf welchem eine korrekte Behandlung des kindlichen Unverstands und Uebermuths nicht möglich ist. In scharfer Trennung von der eigentlichen charakterbildenden Erziehung handelt Herbarts »Allgemeine Pädagogik« von der Regierung der Kinder. Vgl. Ziller, Die Regierung der Kinder (Leipz. 1857); Stoy, Ueber Schul- und Hauspolizei (Berl. 1856). Unter D. versteht man auch Unterweisung, Lehre, jedes Fach einer Wissenschaft oder jede besondere Wissenschaft, insofern sie gelehrt oder gelernt wird. Im Militärwesen ist D. s. v. w. Kriegs- und Mannszucht, die Grundlage der Subordination und die erste Anforderung an ein tüchtiges, brauchbares Heer. Im Kirchenwesen ist D. der Inbegriff der auf Kirchenzucht und Kirchenordnung bezüglichen Verordnungen, dann insbesondere die Gesammtheit der Statuten und Formen des sogen. regulirten Lebens der Mönchs- und Nonnenorden; ferner die Klosterzucht; auch die körperliche Züchtigung, namentlich Geiselung, sowohl freiwillige als unfreiwillige; bei den Socinianern die Vorbereitung zum Abendmahl.

Disciplina arcāni (lat.), s. Arcani disciplina.

Disciplina clericalis (lat.), eine Sammlung von 39, aus orientalischen Quellen, besonders aus Syntipas geschöpften Fabeln und Erzählungen, von Moses aus Huesca zusammengestellt und zunächst für Geistliche mit moralischen Betrachtungen und Lebensregeln ausgestattet. Ein ähnliches Buch bearbeitete aus dem hebräischen Syntipas im 13. Jahrh. Johann von Capua unter dem Titel »Directorium humanae vitae«. Diesen Schriften sind in Frankreich die »Castoiements« für Laien nachgebildet.

Disciplinargewalt, die vom Staat angeordnete Gewalt der Vorgesetzten über die Untergebenen in allen die Ordnung des Geschäftsgangs und die gute Sitte betreffenden Angelegenheiten, insofern sie der allgemeinen Strafgewalt des Staats nicht anheim fallen. Disciplinarstrafen sind daher Strafen, welche in besonderen Aufsichts- und Erziehungsbefugnissen des Staats oder anderer Anstalten in gewissen Kreisen begründet sind und sich in Einwirkungen auf die Angehörigen derselben zum Zweck der Besserung oder genauern Beobachtung ihrer eigenthümlichen Pflichten äußern. Zur D. gehören das Disciplinarrecht des Hausvaters über Familienmitglieder und Dienstboten, der öffentlichen Straf- und Besserungsanstalten über die darin untergebrachten Personen, der öffentlichen Lehr- und Schulanstalten; die im Staats-, Kirchen- und Militärdienst begründete Disciplinarbefugnis; das Disciplinarrecht der Vorsteher kirchlicher und weltlicher Gemeinden ihren Mitgliedern gegenüber. Die der D. zur Bestrafung zugewiesenen Gesetzwidrigkeiten heißen Disciplinarvergehen und fallen größtentheils unter den Begriff der Amtsverbrechen (s. d.). Unter Disciplinarsachen wird alles begriffen, was auf Disciplin Bezug hat, insbesondere die eben genannten Vergehen. Besonders wichtig und umfangreich ist die D. der militärischen Vorgesetzten über ihre Untergebenen. Dieselbe ist im deutschen Heer nur Officieren, und zwar von dem Kompagnie-, Schwadron- und Batteriechef an aufwärts, anvertraut; in anderen Heeren geht diese Befugnis bis zu den Unterofficieren hinab. Die Strafgewalt der höheren Befehlshaber tritt ein, wo die Befugnis des ersten direkten Vorgesetzten nicht ausreicht, oder für Vergehen, die unter den Augen jener vorkommen. Leutnants üben Strafgewalt, außer bei Vertretung eines Hauptmanns, auch, wo sie mit kleineren Kommando's allein stehen, z. B. zur Bewachung von Strafanstalten. Die im Heer zulässigen Disciplinarstrafen sind gegen Officiere Verweise und Stubenarrest bis zu 14 Tagen; gegen Unterofficiere Verweise, Dienstleistungen außer der Reihe und Quartier- (Kasernen-), gelinder und Mittelarrest; gegen Gemeine außerdem noch strenger Arrest und als kleinere Disciplinarstrafen außer den Extradiensten, wie Strafarbeit, -Wache, -du jour, noch der Strafrapport (Antreten außer dem gewöhnlichen Dienst) und Beschränkung in der freien Verfügung über die Löhnung. S. Strafe, militärische.

Disciplinarstrafen, s. Disciplinargewalt, vgl. Strafe.

Disciplinarvergehen, s. Amtsverbrechen.

Disciplíniren (lat.), in Zucht halten, zur Manns- und Kriegszucht anhalten.

Discĭte (lat.), lernet; d. justitiam moniti et non temnĕre divos, lernet gewarnt recht thun und nicht mißachten die Götter (Spruch aus Virgils Aeneïde, VI, 620).

Discoidea, s. Seeigel.

Discŏlor (lat.), bunt, ungleich gefärbt.

Disconto, s. Diskont.

Discordia (lat.), Zwietracht; vgl. Eris, s. Diskordiren.

Discours (franz., m., spr. -kuhr), s. Diskurriren.

Discrēto (con discrezione, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: »mit angemessenem Vortrag«, besonders gebraucht für das verständige Anschmiegen, Unterordnen und Nachgeben eines Begleitenden gegenüber der Hauptstimme.

Discrīmen (lat.), Abstand, Entfernung; Unterschied; Entscheidung; Zeitpunkt der Entscheidung, der Krisis; diskriminiren, unterscheiden, trennen, sondern; Diskrimination, Unterscheidung.

Discus (lat., m.), s. Diskos. In der Botanik (Blütenscheibe) Bezeichnung für eine Anschwellung des Blütenbodens zwischen den Blumenblättern und dem Pistill, welche bald als ein ringförmiger Wulst, bald als eine kissenartige Scheibe erscheint und meist mit ausgeschiedenem zuckerhaltigen Saft (Nektar) überzogen ist (vgl. Blüte).

Disdiaklăsis (griech., f.), doppelte Strahlenbrechung.

Dis dur (franz. Ré dièse majeur), die Transposition der Durtonart auf den Ton d als Grundton, hat neun Kreuze zur Vorzeichnung (vor d, e, g, a, h einfache, vor f und c Doppelkreuze) und ist daher schwierig zu lesen, weshalb sie als Grundtonart eines Musikstücks fast gar nicht vorkommt. Man verwendet statt ihrer das enharmonisch damit zusammenfallende Es dur.

Disentis (Disertinum oder Disiert, »Einöde«, rätoromanisch Muster, von monasterium), Ort und Benediktinerabtei im Oberlande des schweizer. Kantons Graubünden, mit (1870) 1364 Einw., liegt an der Vereinigung des aus dem Tavetsch herabkommenden Vorder- und des Medelser Rheins, 1169 Meter ü. M., in alpiner Umgebung. Die Abtei, eine der ältesten geistlichen Stiftungen der Eidgenossenschaft, wurde um 614 durch den Schotten Siegbert, einen Schüler des heil. Columbanus, gegründet. Von hier aus verbreitete sich das Christenthum durch die Thäler Graubündens, weshalb auch der Abt die Herrschaft über den ganzen Bezirk und das Urserntal, ja 1570 von Maximilian II. den Titel eines Reichsfürsten erhielt. Im Mai 1799 legten die Franzosen das Kloster in Asche, wobei das für die Geschichte Graubündens wichtige Archiv und eine kostbare Manuskriptensammlung verbrannten. Im November 1846 brannte das Kloster abermals ab. Hier lebte der als Naturforscher und Gebirgstopograph berühmte freisinnige Mönch Placidus a Specha. Gegenwärtig befinden sich in dem wieder erstandenen Gebäude eine katholische Erziehungsanstalt und eine romanische Buchdruckerei. D. ist eine Station für die Touristenzüge in das Medelser Thal (Lukmanier, Piz Cristallina ꝛc.) und über die neue Oberalpstraße nach Ursern. Es würde sich, wie das höhere Sedrun, zu einem klimatischen Kurort eignen.

Disĕrt (lat.), deutlich auseinander gesetzt oder setzend; klar, beredt.

Disfiguration (lat.), Entstellung, Verunstaltung; Mißgestalt.

Disful, Stadt in der persischen Provinz Chusistan, am gleichnamigen Fluß, mit angeblich 15,000 Einw., unter welchen eine Anzahl Sabier oder Sterndiener sich befinden; 24 Kilom. südwestlich davon die Ruinen des alten Susa (Schusch).

Disgrâce (franz., f., spr. -grahs), Ungnade; disgraciiren, in Ungnade fallen lassen; disgraciös, unangenehm, widerwärtig.

Disgregiren (lat.), eine Schar zerstreuen, auseinander jagen; Disgregation (lat.), Zerstreuung, z. B. der Lichtstrahlen.

Disgústo (ital., m., franz. Dégoût), Ekel, Widerwillen gegen etwas; Mißbehagen; disgustiren, anwidern, anekeln; verdrießen; einem etwas verleiden.

Disharmonie (lat.), Mißklang, Mißhelligkeit, Mangel an Uebereinstimmung, Zwist; disharmoniren, nicht zusammenklingen, uneins sein.

Disjekt (lat.), auseinander geworfen, zerstreut; disjecta membra poëtae, »zerstreute Glieder eines Dichters«, nach Horaz' Satiren, I, 4, 62, Bezeichnung für Dichterworte, deren Versmaß zerstört ist, die aber trotzdem den Dichtergeist erkennen lassen.

Disjunctum (lat.), s. v. w. Diezeugmenon.

Disjungiren (lat.), trennen, sondern, einander entgegensetzen. Disjunktion, Trennung, Entgegensetzung, in der Logik überhaupt das Verhältnis des Gegensatzes. Disjunktive Begriffe heißen solche, welche, sich unter einander ausschließend, in dem Umfang eines dritten höhern Begriffs koordinirt sind, also die Arten eines Gattungsbegriffs; disjunktive Urtheile sind solche, deren Subjekte oder Prädikate disjunktive Begriffe enthalten. Die durch die disjunktiven Partikeln »entweder — oder« bezeichneten Glieder heißen Trennungsstücke (membra disjunctionis). Ein disjunktiver Schluß ist derjenige, welcher durch eine bestimmte Aufstellung des einen Trennungsstücks etwas über das andere entscheidet (s. Schluß).

Diskant, s. Sopran.

Disklamiren (lat.), ableugnen, nicht anerkennen; Disklamation, Ableugnung, Nichtanerkennung, insbesondere die dolose Ableugnung der Lehnsverbindung oder Lehnsqualität.

Disko (Disco), Insel an der Westküste von Grönland, unter 70° nördl. Br., im N. der gleichnamigen Bai, hat an ihrer Südküste den Hafenplatz Godhavn. In der Nähe Braunkohlen.

Diskobŏlos (griech.), der Diskuswerfer; Diskobolia, das Diskuswerfen.

Diskomyceten (Scheibenpilze), s. Pilze.

Diskont (Disconto, franz. Escompte, engl. Discount, ital. Sconto), der einem Gläubiger an dem Nennbetrag seiner Forderung bei der Auszahlung gemachte Abzug, sei es für die ihm abgenommene Mühe persönlicher Einkassirung (bei Banknoten [»wilden Thalerscheinen«], Sichtwechseln), so oft die fragliche Forderung auch sofort fällig ist, sei es für das Anrecht des Schuldners auf eine Zinsvergütung bei später fälligen Forderungen, an deren früherer Bezahlung der Gläubiger ein Interesse hat. Regelmäßig kommt der letztgenannte, wichtigere Fall bei Wechseln vor, so daß im Geschäftsleben unter Diskontiren der Umtausch eines noch nicht verfallenen Wechsels, unter D. der dabei gemachte Abzug verstanden wird. Wenn z. B. ein Dreimonatswechsel auf 500 Mark zu 4 Proc. diskontirt wird, so erhält der Wechselinhaber nur 495 Mark; es werden ihm ¼ (3 Monate) × 4 × 5 Mark abgezogen. Würde der letztere diese Summe sofort wieder auf 3 Monate auf Zins geben, so würde er nur 4 Mark 95 Pf. Zins, also

um 5 Pf. weniger erhalten, als ihm beim D. in Abzug gebracht wurde. Dieses Mehr ist Zinseszins, der bei großen Summen von Bedeutung ist. Derjenige, der diskontiren läßt, ist von dem Interesse geleitet, durch die thunlichst rasche Versilberung seines Wechselversprechens neue Kapitalien für den Weiterbetrieb seines Geschäfts zu gewinnen. Das allgemeine Streben der Geschäftswelt, Handel und Gewerbe ununterbrochen fortgesetzt zu wissen, macht die Wichtigkeit des Diskontirens begreiflich. Dasselbe wird natürlich nicht vom Wechselschuldner selbst, sondern von einer Mittelsperson besorgt, die ein Geschäft daraus macht. Als Nebengeschäft betreiben es zuweilen Unternehmungen, die vorübergehend große Geldsummen einnehmen, für die sie in kürzerer Zeit wieder Verwendung haben, um in der Zwischenzeit die Zinsen nicht zu verlieren (Eisenbahn- und Versicherungsgesellschaften), als Hauptgeschäft Bankiers, Bankanstalten; letztere besonders, um ihre kurz befristeten Depositen nutzbar zu machen. Zu diesem Behuf wird von den größeren Instituten an bedeutenderen Bankplätzen von Zeit zu Zeit ein bestimmter Satz aufgestellt, zu welchem diskontirt zu werden pflegt, der, wie beim gewöhnlichen Leihzins, von der Kapitaleinheit 100 (Gulden, Thaler, Mark) ausgeht, so in unserem obigen Beispiel (4 Proc.). Je sicherer der eigentliche Wechselgläubiger (Acceptant) ist, desto leichter können Wechsel auch unter diesem Satz, *Diskontsatz* oder D. schlechtweg, angebracht werden. Der Diskontsatz, dem andere als die großen Bankanstalten zu folgen pflegen, und der in der Regel nicht höher als der Bankdiskont zu sein pflegt, heißt *Privatdiskont*. Die Ausnutzung des Unterschieds in dem Bankdiskont verschiedener Plätze heißt *Diskontarbitrage*, für die mit der nach und nach immer größern Annäherung der einzelnen Banksätze immer weniger Spielraum bleibt. Der *Diskonteur*, d. h. also der Diskontirende, diskontirt oft nur Wechsel, damit dieselben durch Hinzufügung seines Indossaments die dritte Unterschrift erhalten, ohne welche Wechsel in der Regel bei größeren Bankanstalten nicht diskontirt zu werden pflegen. In diesem Fall muß sich der Wechselinhaber entweder einen etwas höhern als den gewöhnlichen Diskontsatz, oder eine besondere Vergütung an denselben gefallen lassen. Größere Bankanstalten nehmen eine geringere Provision ($\frac{1}{3}$ Proc. bei Wechselschuldnern über See, sonst $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$ Proc., oft nur 1 pro Mille), stellen aber höhere Anforderungen an den Wechsel (z. B. drei gute Unterschriften). Der Diskonteur kann nicht immer die diskontirten Wechsel, die man kurzweg auch *Diskonten* nennt, bis zum Fälligkeitstermin liegen lassen; er *gibt wieder Diskonten*, oder er *rediskontirt*, indem er zu noch größeren Kapitalkräften geht, welche *Diskonten nehmen* (diskontiren); das sind zumeist die Notenbanken, denen das Liegenlassen der Wechsel bis zum Verfalltage gesetzlich dadurch erleichtert ist, daß sie an Stelle von Baargeld mit Zahlungsversprechen auf sich (Banknoten) zahlen; für diese letzteren ist ihnen gestattet nur ein Drittel oder Viertel in Baargeld als Reserve in der Kasse zu haben (vgl. *Banken*). Man darf nicht behaupten, daß das Rediskontiren seitens solcher Anstalten schlechthin verwerflich sei: die Preußische Bank hat sich mit ihrem *Remessengeschäft*, d. h. durch Zurverfügungstellen von laufenden Wechseln an alle ihre Bankplätze, der Geschäftswelt sehr nützlich erwiesen, weshalb auch ins Reichsbankgesetz eine verbietende Bestimmung in Bezug auf das Rediskontiren aufzunehmen abgelehnt wurde. Das Bestreben dieser Institute, mit ihren auf solche Art elastischen Mitteln den Anforderungen des diskontirenden Geschäftspublikums zu entsprechen, ohne durch zu große Banknotenausgabe den Schein zu erwecken, als ob Ueberfluß an Kapitalien vorhanden sei, der zu weniger gründlich geprüften neuen Unternehmungen zu reizen pflegt, ist die **Diskontpolitik**; ihr Werkzeug ist das Hinauf- und Heruntersetzen des Diskontsatzes, Abkürzung der Verfallzeit der Wechsel etc. Zuweilen wird auch in kritischen Zeitläufen gestattet, mehr Noten, als regelmäßig gesetzlich mit Bezug auf die Baargeldreserve bestimmt ist, auszugeben (beispielsweise Suspension der Peelsakte in England, Suspendirung der Bankakte in Oesterreich nach dem Maikrach 1873), ein Mittel, das nur dann ungefährlich ist, wenn wirklich nur an Umlaufsmitteln Mangel gewesen. — Eine andere sehr wichtige Funktion der großen Diskontbanken hat sich in den allerletzten Jahren sehr deutlich gezeigt. Wenn das Edelmetall in einem Land infolge der Aenderungen im Wechselkurs auf dasselbe billiger wird als im Ausland, wenn dasselbe dort in gleichem Quantum mehr Kaufkraft besitzt, so strömt es dahin aus den großen Metallreservoiren, das sind aber die zur Metallreserve verpflichteten Notenbanken, ab. Auch hier muß der Diskontsatz, der, was hier noch bemerkt werde, im großen Durchschnitt längerer Zeiträume niedriger ist, in kürzeren Zwischenpausen drei- bis viermal höher als der landesübliche Zinsfuß sein kann, gegen solche Metallausfuhr Einhalt thun. Zwischen England und Deutschland, welch' letzteres Gold zur Durchführung der Goldwährung bedurfte, später zwischen Deutschland und England gegenüber Frankreich, welches die Wiederaufnahme der Metallvaluta und die Ansammlung eines Kriegsschatzes intendirt, spielte sich diese Erscheinung in den letzten 18 Monaten an der Diskontskala in den Wechselkursen in vielen Variationen ab. Vgl. *Hübner*, Die Banken (Leipz. 1854); Ad. *Wagner* in Rentzsch' »Volkswirtschaftlichem Wörterbuch«; Ludw. *Bamberger*, Die Zettelbanken vor dem Reichstag (das. 1874, klassische Darstellung der Diskontpolitik).

Diskontarbitrage, s. *Diskont*.

Diskonten, s. *Diskont*.

Diskontinuität (lat.), Mangel an Zusammenhang, Verbindung.

Diskontiren, s. *Diskont*.

Diskontobanken, s. *Banken*.

Diskontpolitik, s. *Diskont*.

Diskontsatz, s. *Diskont*.

Diskonveniren (lat.), nicht stimmen, ungehörig, unpassend, unstatthaft sein; auch etwas in Abrede stellen; *Diskonvenienz* (franz. disconvenance), Mangel an Uebereinstimmung, Ungehörigkeit, Mißverhältnis.

Diskordiren (lat.), mit etwas, mit einem nicht übereinstimmen; *diskordant*, nicht zusammenstimmend; *Diskordanz* (franz. discordance, spr. -dangs), Mißklang, Mißhelligkeit, Uneinigkeit.

Diskos (griech., lat. Discus), Scheibe, Wurfscheibe, eine in späterer Zeit metallene, früher auch steinerne Scheibe von Linsengestalt, einem kleinen Schild ohne Handhabe und Riemen ähnlich, in der Mitte etwas stärker, nach der Peripherie schwächer auslaufend. Die Größe und Schwere des D. war für Knaben und Männer verschieden. Ein zu Olympia im Alpheios gefundener D. war 20 Centim. breit und 4 Kilogr. schwer; andere haben nur eine Schwere von 2—2,5 Kilogr. Als isolirte Kampfübung kommt das *Diskoswerfen* in der heroischen Zeit vor. Apollon,

Orion, Perseus, Amphiaraus und andere Heroen läßt die Sage sich im Wurf mit dieser Scheibe üben. Homer nennt den Eetion und den Polypoetes als vorzügliche Diskosschwinger. Auch Odysseus, die Phäaken, Diomedes, die Myrmidonen des Achilleus, die Freier der Penelope sind des Diskoswurfs kundig. Alle Helden vor Ilion soll aber Protesilaos in dieser Kunst übertroffen haben. In der spätern (historischen) Zeit war der Diskoswurf eine Hauptübung in den Gymnasien und Palästren, besonders beliebt in Sparta, in der Kaiserzeit auch zu Rom; bei den öffentlichen Festspielen kam derselbe nur als Theil des Pentathlon (s. Gymnastik) vor. Der regelrechte Diskoswurf erforderte bedeutende Uebung und Geschicklichkeit. Der Werfende, wohl meist entkleidet, auf einer kleinen Erhöhung stehend, legte den Oberleib etwas vor und beugte sich ein wenig nach der rechten Seite hin. Der rechte Arm, welcher den D. an der innern Handfläche auswärts gelehnt trug, fuhr nun zunächst zurück bis zur Höhle der Schulter und warf dann, in rascher Bewegung vorwärts einen Bogen beschreibend, die Scheibe in die Luft, wodurch ihr Schwung und Richtung aus der Tiefe in die Höhe gegeben wurde. Es würde also das Diskoswerfen etwa unserer Bewegung beim Kegelschieben zu vergleichen sein. Nicht die Höhe des Wurfs oder das Treffen eines bestimmten Ziels, sondern die Entfernung des zu Boden gefallenen D. vom Orte des Abwurfs entschied den Sieg. Das Weiterspringen des vom Boden zurückprallenden D. galt nichts. Diskoswerfer finden sich oft in antiken Bildwerken dargestellt. So lieferte Naukydes einen antretenden Diskoswerfer, welcher vielfach nachgebildet wurde; Myron einen den Wurf ausführenden Diskobolos, von dem wir acht Nachbildungen kennen, darunter die berühmte Kopie, welche in der Villa Palombara aufgefunden wurde. Vgl. Krause, Gymnastik und Agonistik der Hellenen (Leipz. 1841); Pinder, Ueber den Fünfkampf der Hellenen (Berl. 1867). Die Versuche von Guts Muths u. a., Wurfscheiben in die neuere Gymnastik einzuführen, sind vereinzelt geblieben.

Diskrasit, s. v. w. Antimonsilber.

Diskredit (lat.), Mangel an Kredit, übler Ruf. Diskreditiren, einen um seinen Kredit, in übeln Ruf bringen; diskreditirt, berüchtigt, verrufen.

Diskrepiren (lat.), mißhellig sein, nicht übereinstimmen, in der Meinung auseinander gehen; diskrepant, mißhellig, nicht übereinstimmend; Diskrepanz, Mißhelligkeit, Mangel an Uebereinstimmung, Zwiespalt.

Diskret (lat.), in sich unterschieden, gesondert; umsichtige Unterscheidungsgabe in der Beurtheilung von Verhältnissen bekundend, rücksichtsvoll unterscheidend; auch bedachtsam, verschwiegen. Diskretion, Vorsicht und Bescheidenheit, kluge Rücksichtnahme im Reden und Handeln; sich auf Diskretion ergeben, sich einem Sieger bedingungslos, auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Diskrete Größen, d. i. unstetige, unterbrochene Größen, die von einander abgesondert sind und nur in Gedanken zusammengefaßt werden, im Unterschied von kontinuirlichen (stetigen, ununterbrochenen) Größen, die unter einander zusammenhängend sind und nur in Gedanken gesondert werden. Zu jenen gehören die arithmetischen, zu diesen die geometrischen Größen.

Diskretionär (lat.), dem Gutdünken, namentlich eines Richters, anheimgestellt, daher die diskretionäre Gewalt des Richters, die Befugnis, bei Zwischenfällen die nöthigen Anordnungen zu treffen, insbesondere zur Aufrechthaltung der Ordnung und Handhabung der Disciplin sogen. Disciplinarstrafen anzuwenden.

Diskretionsjahre, Unterscheidungsjahre, die Jahre der Verstandesreife oder Mündigkeit, des selbständigen Urtheils.

Diskretionstage, s. v. w. Respekttage.

Diskretorium (lat.), in Klöstern das Kollegium der Obern und ihr Sitzungslokal.

Diskriminiren, s. Discrimen.

Diskulpiren (lat.), entschuldigen, rechtfertigen, lossprechen; Diskulpation, Entschuldigung, Rechtfertigung.

Diskurriren (lat., auch nach dem Franz.: diskouriren), hin- und herreden, sich besprechen, sich unterreden, unterhalten; Diskurs (m., franz. Discours), Unterredung, Besprechung, Unterhaltung.

Diskursiv (diskursive, lat.), gesprächsweise, beiläufig; diskursive Erkenntnis, diejenige Art der Erkenntnis, welche nicht durch die Sinne unmittelbar geboten, sondern durch logisches Denken mittels der Begriffe gewonnen wird; sie ist der intuitiven (durch äußere oder innere Anschauung erworbenen) entgegengesetzt.

Diskutiren (lat.), erörtern, etwas besprechend erwägen, untersuchen, debattiren; Diskussion, Erörterung durch Austausch verschiedener Ansichten, Debatte; diskussiv, erörternd, zertheilend.

Dislociren (lat.), etwas von seinem Orte wegrücken, versetzen, verlegen.

Dislokation (lat.), Versetzung, z. B. von Schülern in eine andere Klasse. Im Militärwesen ist D. Vertheilung der Truppen in die Friedensgarnisonen, namentlich aber Vertheilung in Quartiere auf kurze Zeit, oft täglich wechselnd, auf Märschen, bei Manövern und im Feld. Eine gute D. ist die Bedingung rascher Versammlung der Truppen. Ihre tägliche Aufstellung mit Berücksichtigung der in den Ortschaften vorhandenen Unterkunftsräume und Verpflegungsvorräthe, also der möglichsten Bequemlichkeit der Truppe wie möglichster Schonung des Landes, ist eine der schwierigsten Aufgaben für die Generalstabsofficiere. Je näher am Feind, um so enger muß die D. sein, bis die Quartiere zuletzt in Bivouaks übergehen. Als ungefährer Maßstab gilt, daß in Feindesnähe eine ganze Armee im Lauf eines Tags auf einem Schlachtfeld vereinigt werden könne; außer Berührung mit dem Feinde genügt es, ein Armeekorps in derselben Zeit zusammenziehen zu können. Vgl. Kantonnements. In der Chirurgie ist D. Verschiebung eines Theils von seiner richtigen Stelle, namentlich der Bruchenden bei Knochenbrüchen und der Gelenkenden bei Verrenkungen.

Dismal Swamp (spr. dismäl swommp, »trauriger Sumpf«), Sumpflandschaft in Nordamerika, die sich zwischen Norfolk im Staat Virginia und Weldon in Nordcarolina 64 Kilom. in die Länge und 40 Kilom. in die Breite ausdehnt und ungeachtet ihrer halbflüssigen Beschaffenheit mit ihrer Oberfläche höher liegt als das feste trockene Land in ihren Umgebungen. Der D. war ehedem mit Cypressen, Weißcedern und anderem Nutzholz dicht bestanden; doch sind diese Wälder großentheils niedergeschlagen und als Schiffbauholz oder in Form von Schindeln 2c. verschifft worden. Bedeutende Strecken sind in der Neuzeit auch durch Trockenlegung dem Ackerbau gewonnen worden. Die Landschaft wird von mehreren Flüssen durchzogen; in ihrer Mitte liegt, über 6 Meter über dem Meeresspiegel, der ovalförmige Drummondsee mit

klarem, aber bräunlich gefärbtem Wasser, 9,8 Kilom. lang, 4,8 Kilom. breit. Auch der 53 Kilom. lange, vom Staat Virginia mit einem Kostenaufwand von 1,15 Mill. Dollars erbaute Dismal-Swamp-Kanal, welcher die Chesapeakbai mit dem Albemarle verbindet und durch Knüppeldämme mit den Gehöften, Ortschaften und Hauptstraßen in Verbindung steht, durchzieht den D.

Dismembration (lat., »Zergliederung«), Zerschlagung, Parcellirung, Zerstückelung; insbesondere die Zerlegung eines Grundstücks oder eines bisher geschlossenen Guts in mehrere selbständige Theile mit verschiedenen Besitzern. Zu einer solchen Parcellirung, sei es eines einzelnen Grundstücks, sei es eines größern Grundbesitzes, ist an und für sich jeder Grundeigenthümer befugt, da das Eigenthum die totale rechtliche Herrschaft über eine Sache und in dieser auch die unbeschränkte Veräußerungsbefugnis des Eigenthümers mit inbegriffen ist. Das römische Recht kennt daher konsequenterweise kein Verbot der D. der Grundstücke, und ebenso ist ein solches dem französischen Recht fremd. Dagegen ist das deutsche Recht an derartigen Dismembrationsverboten reich: eine Erscheinung, welche mit der hohen Bedeutung, die das altgermanische Recht den »liegenden Gründen« im Gegensatze zur »fahrenden Habe« beilegte, und mit der altdeutschen Auffassung zusammenhängt, wonach das Eigenthum an Grund und Boden nicht als ein bloßes Privatrecht, sondern zugleich als ein politisches Recht erschien, welches den Genuß der vollen Freiheitsrechte bedingte. Hieraus erklärt es sich, daß in Deutschland die Veräußerung der Immobilien durch Herkommen und Gesetz vielfach erschwert, namentlich auch von der Zustimmung der Agnaten abhängig gemacht wurde. Auch hängt damit die in manchen Gegenden erfolgte Einführung einer besondern Erbfolge für die ländlichen Güter, das sogen. Majorats- oder Minoratssystem, zusammen, je nachdem der älteste oder jüngste der Anerben zur Erbfolge in das untheilbare Gut berufen wird. Dazu kam das Streben, den verschiedenartigsten Rechten durch Radicirung auf Grund und Boden, namentlich durch die Rechtsinstitute des Lehnsrechts, Dauer und Sicherheit zu verleihen, sowie die zahlreichen Belastungen des Grundbesitzes, namentlich in den ländlichen Flurgemarkungen, seitens der Guts-, Grund- und Gerichtsherren, abgesehen von den Gemeinde- und sonstigen Lasten; lauter Umstände, welche die Theilbarkeit des Grundeigenthums erschwerten und vielfach von höherer Genehmigung abhängig oder geradezu unmöglich machten. Hieraus erklären sich die in den Gemeindeverfassungen und in der Partikulargesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten vielfach vorkommenden Dismembrationsverbote. Erst der Gesetzgebung des 19. Jahrh. ist es gelungen, dem Princip der Freiheit des Grundeigenthums durch Ablösung jener grundherrlichen Lasten Geltung zu verschaffen, die privatrechtliche Natur des Grundeigenthums und damit auch den Grundsatz der freien Theilbarkeit desselben zur Anerkennung zu bringen und die Beseitigung der Dismembrationsverbote herbeizuführen. Freilich haben diese legislatorischen Maßregeln eine Reaktion von Seiten der hierdurch in der materiellen Grundlage ihrer Sonderstellung gefährdeten Aristokratie und verschiedene Hausgesetze des hohen und Familienfideikommisse des niedern Adels hervorgerufen, deren Tendenz es ist, gewisse Güter zur Erhaltung des Familienglanzes der Theilung zu entziehen. Am längsten haben sich die Dismembrationsverbote bei den Grundstücken der ländlichen Flurgemarkungen erhalten, und das sogen. Princip der Geschlossenheit der Bauerngüter besteht nach verschiedenen deutschen Partikulargesetzgebungen, im Zusammenhang mit der noch in manchen Distrikten gültigen besondern Erbfolge in Bauerngüter und mit der vom Bauernstand selbst in konservativster Weise festgehaltenen Sitte, noch jetzt zu Recht. Es ist dann regelmäßig die Einrichtung getroffen, daß neben den geschlossenen Gütern in jeder Gemarkung eine Anzahl lediger oder walzender Grundstücke vorhanden ist und erhalten wird, welche frei veräußerlich und theilbar sind, um dem Bedürfnis beschränktern landwirtschaftlichen Betriebs und der Nachfrage nach kleineren Parcellen zu genügen. Die verbotswidrige Theilung eines geschlossenen Guts ist nichtig und berechtigt den Eigenthümer der Hofstätte und dessen Erben, unter Umständen auch den Gutsherrn, zur Anstellung der Vindikationsklage, welche in dieser Anwendung Reunionsklage genannt wird. Die Frage aber, ob jenes Princip der Geschlossenheit der Bauerngüter haltbar und nicht vielmehr auch hier der Grundsatz der Freiheit des Eigenthums und der unbeschränkten Theilbarkeit desselben zur Anwendung zu bringen sei, ist unter den Nationalökonomen ein Gegenstand eines lebhaften Streits geworden, namentlich nachdem die deutschen Grundrechte von 1848 die vollständige Freiheit des Grundeigenthums proklamirt und jedem Grundeigenthümer das Recht zugestanden hatten, seinen Grundbesitz unter Lebenden und von Todeswegen ganz oder theilweise zu veräußern. Die moderne Gesetzgebung stellt sich mit Entschiedenheit auf die Seite derer, welche die gesetzliche Geschlossenheit der Bauerngüter beseitigt wissen wollen, und die Erfahrung hat die Befürchtungen der Gegner, welche durch die Beseitigung des Dismembrationsverbots den Bauernstand in seiner Selbständigkeit für bedroht und eine rationelle Landwirtschaft für unmöglich hielten und daraus ein ländliches Proletariat entstehen sahen, keineswegs bestätigt. So hat Preußen schon durch die Landeskulturedikte vom 9. Okt. 1807 und 14. Sept. 1811 die Dismembrationsverbote beseitigt, in der Verfassungsurkunde von 1850 die Theilbarkeit des Grundeigenthums gewährleistet und neuerdings durch Gesetz vom 13. Mai 1867 auch für die früheren kurhessischen Lande sanktionirt. Dasselbe ist in mehreren anderen deutschen Staaten, wie Baden, Bayern, Großherzogthum Hessen, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen und Würtemberg, geschehen; doch ist alsdann richterliche Kognition und Bestätigung der Theilung, resp. gerichtliche Verlautbarung und Konfirmation der Veräußerungs- und Theilungsverträge vorgeschrieben. Auf der andern Seite haben manche Gesetzgebungen, z. B. in Bayern und Würtemberg, der gewerbsmäßigen und systematischen D. der Grundstücke (der sogen. Güterschlächterei oder Hofmetzgerei) durch zweckmäßige Verbotsbestimmungen entgegenzuwirken gesucht. Vgl. Lette, Die Vertheilung des Grundeigenthums im Zusammenhang mit der Geschichte ꝛc. (Berl. 1856).

Dismembriren (lat.), zergliedern, zerstückeln, zertheilen, Theile von einem Ganzen oder aus einem Verband ablösen.

Dis moll (franz. Ré dièse mineur), die parallele Molltonart von Fis dur, hat wie diese sechs Kreuze zur Vorzeichnung (vor f, c, g, d, a und e) und kommt deswegen fast nur als Ausweichungs- oder Nebentonart, selten als Haupttonart eines Stücks vor.

Dispache (franz., f., spr. -pásch, ital. Dispaccio, m.,

(spr. -pattsch), Seeschadenberechnung, s. Havarie; Dispacheur (franz., spr. -schör), Seeschadenberechner.

Dispandiren (lat.), ausbreiten.

Dispar (lat.), ungleich (gepaart).

Disparagium (mittellat.), Ehe mit einer nicht ebenbürtigen Person, Mißheirath.

Disparāt (lat.), ungleichartig, nicht zu einander passend; disparate Begriffe, in der Logik solche Begriffe (Merkmale eines Begriffs), welche keine andere Beziehung zu einander haben, als daß sie in dem Inhalt eines höhern Begriffs einander koordinirt sind; z. B. Thier und Vernunft sind an sich ganz ungleichartig, treten aber in dem Begriff Mensch zu einem Ganzen zusammen.

Disparität (lat.), Ungleichheit, Verschiedenheit.

Dispathie (lat.-griech.), Ungleichheit der Empfindungsweise, des Gefühls.

Dispendiös (lat.), kostspielig.

Dispens (Dispensation, lat., »Los-, Freisprechung«), die Aufhebung einer Rechtsnorm für einen einzelnen Fall; Dispensationsrecht, die Befugnis, die Anwendung einer Rechtsnorm für einen gegebenen Fall auszuschließen. Es liegt in der Natur der Sache, daß an und für sich nur diejenige Gewalt von einer gesetzlichen Vorschrift dispensiren kann, welche dies Gesetz erlassen hat, und daß die Aufhebung eines Gesetzes für einen bestimmten einzelnen Fall nur durch ein anderweites Gesetz unter Mitwirkung sämmtlicher Faktoren der gesetzgebenden Gewalt erfolgen kann. Hiernach würde also an und für sich in einer konstitutionellen Monarchie der Regent nur unter Mitwirkung der Stände und eines verantwortlichen Ministeriums D. ertheilen können, während nach römischem Recht der Kaiser als unumschränkter Selbstherrscher in der Ertheilung von Dispensationen, welche man zu den Privilegien rechnete, unbeschränkt war. Allein fast alle neueren Publicisten, namentlich Zöpfl, Mohl, Rönne und Zachariä, sprechen sich dafür aus, daß die Dispensationsbefugnis des Landesherrn, wenigstens in Ansehung der Civilrechtsnormen, an die Zustimmung der Stände nicht gebunden und nur insofern begrenzt sei, als dadurch keine wohlerworbenen Rechte einer Person und keine solchen gesetzlichen Vorschriften verletzt werden dürfen, welche unbedingt verpflichtend sind und keinerlei Ausnahmen im Wege des Dispenses zulassen. Dagegen ist neuerdings von Gerber der mit den Principien des Rechtsstaats allein vereinbarliche Satz vertheidigt worden, daß der staatsrechtlichen Natur des Gesetzes im modernen Verfassungsstaat allein der Grundsatz entspreche, daß nur in denjenigen Fällen dispensirt werden könne, in denen das Gesetz oder überhaupt das geltende Recht dies ausdrücklich zulasse: eine Ansicht, welche, da außerdem durch eine wiederholte Ertheilung von Dispensationen durch die vollziehende Gewalt die ganze Thätigkeit der Legislative illusorisch gemacht werden könnte, auch von der gerichtlichen Praxis, namentlich in Preußen, adoptirt worden ist. Die Verfassungsurkunden der einzelnen deutschen Staaten erwähnen nämlich das Dispensationsrecht des Landesherrn regelmäßig nur kurz, ohne dasselbe näher zu präcisiren; insbesondere fehlt es in der preußischen Verfassungsurkunde gänzlich an derartigen Bestimmungen. Die Hauptfälle, in welchen die Dispensationsbefugnis ausgeübt zu werden pflegt, sind die Ertheilung der Volljährigkeit (Majorennisirung) und die Ergänzung des elterlichen Konsenses bei Verheirathungen, sowie in protestantischen Ländern die Ehescheidung und der D. von Ehehindernissen. Die Ausübung dieses letztern Dispensationsrechts, welches den evangelischen Landesherren als den Häuptern der Staatskirche zusteht, wird regelmäßig unter Mitwirkung der Konsistorien oder Kultusministerien ausgeübt. Im katholischen Kirchenrecht ist das oben entwickelte Princip, daß die Dispensationsbefugnis der gesetzgebenden Gewalt korrespondiren müsse, in konsequenter Weise durchgeführt. Dieselbe steht daher in kirchenrechtlichen Angelegenheiten zunächst dem Papst zu; doch findet sie hier in dem sogen. göttlichen Recht ihre Schranke, indem z. B. von dem Verbot der Ehe zwischen Eltern und Kindern auch der Papst nicht dispensiren kann. Der Form nach werden die päpstlichen Dispense eingetheilt in Dispensationen in forma gratiosa und in forma commissoria, je nachdem sie unmittelbar durch die römische Kurie oder durch Vermittelung des Ordinariats, d. i. durch den kompetenten Bischof (ordinarius), ertheilt werden. Den Bischöfen selbst steht das Recht zum D. von kirchenrechtlichen Satzungen nur in Ansehung ihres partikulären Diöcesanrechts zu; rücksichtlich des gemeinen Kirchenrechts nur, wenn und so weit ihnen eine Dispensationsbefugnis vom Papst übertragen worden ist. Letzteres geschieht durch die sogen. Facultates (Vollmachten) und zwar regelmäßig nur auf fünf Jahre (Quinquennal-Fakultäten). Zu bemerken ist noch, daß in England das Dispensationsrecht der Krone durch die Bill of rights für immer beseitigt worden ist, nachdem dasselbe unter Jakob II. durch systematischen Mißbrauch fast zu einer gänzlichen Beseitigung der alten Landesrechte geführt hatte. Auf dem Gebiete des Strafrechts ist von eigentlicher Dispensertheilung keine Rede; hier tritt das Begnadigungsrecht an die Stelle derselben (s. Begnadigung). Vgl. Gneist, Englisches Verwaltungsrecht (2. Aufl., Berl. 1867); Derselbe, Verwaltung, Justiz, Rechtsweg etc., S. 62 ff. (das. 1869); Gerber, Ueber Privilegienhoheit und Dispensationsgewalt im modernen Staat (Tübinger »Zeitschrift für Staatswissenschaft« 1871); Derselbe, Gesammelte juristische Abhandlungen (Jena 1872). — In der Medicin heißt Dispensation (Dispensiren) das Vertheilen und Ausgeben der Arzneien an die Kranken.

Dispensabel, wofür Dispens ertheilt werden kann.

Dispensary (engl., spr. -pénssäri), Laboratorium des Apothekers; auch Armenkrankenhaus.

Dispensātor (lat.), der Austheilende, Wirtschaftsverwalter, Rechnungsführer.

Dispensatorium (lat.), s. v. w. Apothekerbuch, Pharmakopöe.

Dispensiren (lat.), von etwas sonst zu Beobachtendem, einer Verpflichtung entbinden (s. Dispens); Arzneien bereiten und ausgeben.

Dispergiren (lat.), zerstreuen.

Dispersion (lat.), Zerstreuung namentlich der Lichtstrahlen. Wenn man ein Bündel Sonnenstrahlen durch ein Prisma auffängt, so wird es von seiner Richtung abgelenkt und in Strahlen von verschiedener Brechbarkeit zerlegt, welche aus dem Prisma in verschiedener Richtung austreten und, auf einem Schirm aufgefangen, das Spektrum bilden. Bei der Benutzung mehrerer Prismen, die aus verschiedenen Stoffen bestehen, bemerkt man, daß die einzelnen Farben im Spektrum nicht proportionale Längen einnehmen, daß z. B. ein Flintglasprisma verhältnismäßig weniger Roth und mehr Violett gibt als ein Prisma von Crownglas. Diese Trennung der verschiedenfarbigen Strahlen durch die ungleiche Brechung derselben heißt D. oder Zerstreuung des Lichts,

und eine Substanz ist um so mehr zerstreuend, je größer die Differenz zwischen den Brechungsexponenten der rothen und der violetten Strahlen ist. Die Differenzen zwischen den Brechungsexponenten der äußersten Streifen A und H des Spektrums geben die **totale D.** Mit der totalen D. stimmt aber keineswegs die **partielle D.** überein, sondern diese, nämlich die Differenz zwischen den Brechungsexponenten der übrigen Streifen des Spektrums, muß für jede Substanz noch besonders gemessen werden. Dividirt man die partielle oder totale D. einer Substanz durch die entsprechende D. einer andern, so erhält man das **Verhältnis der D.** für diese beiden Substanzen. Aus demselben erkennt man das Vorherrschen der einen oder der andern Farbe in dem Spektrum der betreffenden Substanz. Vgl. Licht.

Displantiren (lat.), verpflanzen, versetzen; **Displantation**, Verpflanzung.

Displiciren (lat.), mißfallen; **Displicénz**, das Mißfallen, das Nichtzufriedensein, namentlich mit etwas Vereinbartem.

Dispŏnenda (lat., **Dispositionsgut**), Sachen, die zur Verfügung gestellt werden, z. B. beim Kauf, wenn derjenige, dem eine Waare geschickt worden, dieselbe wegen schlechter Beschaffenheit, Nichtbestellung ꝛc. nicht behalten will und nun, um sich gegen alle Nachtheile zu sichern, den Uebersender benachrichtigt, daß er ihm hiermit die Waare zur Disposition stelle; im Buchhandel insbesondere vom Sortimentsbuchhändler beim Remittiren zurückbehaltene, dem Verleger zur Verfügung (Disposition) gestellte Bücher, welche jener im Jahr vorher vom Verleger in Kommission erhalten hat und noch ferner in Kommission behalten möchte, um für deren Absatz zu wirken.

Disponént (lat.), einer, der über eine Sache verfügt (disponirt), besonders der mit Vollmacht (procura) versehene Stellvertreter eines Handlungshauses, welcher befugt ist, im Namen des Eigenthümers der Handelsniederlassung und für dessen Rechnung das Handelsgeschäft zu betreiben und per procura die Firma zu zeichnen. (S. Faktor und Prokurist.)

Disponiren (lat.), eintheilen, anordnen, entwerfen; einen wozu stimmen, bestimmen, daher **zu etwas disponirt**, gestimmt, gelaunt sein; Anordnung treffen, über etwas verfügen; **disponibel**, verfügbar, zu Gebote stehend; **Disponibilität**, Verfügbarkeit, der Zustand zwischen aktivem Dienst und Abschied (s. Disposition).

Disposition (lat.), Anordnung, in der Rhetorik die logische und sachgemäße Anordnung des Stoffs einer Abhandlung oder Rede. Die jetzt bei Predigtentwürfen gewöhnliche Art zu disponiren kommt zuerst bei Antonius von Padua und Albertus Magnus vor. Im militärischen Sinn ist D. der Plan, nach welchem ein Marsch, ein Manöver, ein Gefecht ausgeführt werden soll. Derselbe enthält die Eintheilung der Truppen für den vorliegenden Zweck, die Absicht des Kommandirenden, die daraus hervorgehenden Aufträge für die einzelnen Unterabtheilungen und die Bestimmung der Zeit für den Abmarsch oder Angriff, auch Nachrichten über den Feind, den Ort, wohin alle Meldungen, Verwundete zu schicken, u. dgl. Eine D. wird schriftlich nur für solche Truppenverbände ausgegeben, welche der Befehlshaber in ihrer Thätigkeit nicht mit eigenen Augen übersehen kann, daher die Unterbefehlshaber einen größern Spielraum für ihr Eingreifen haben müssen, also etwa von der Division aufwärts; bei kleineren Abtheilungen genügt der mündliche Befehl. In der Psychologie ist D. die Gemüthsstimmung, Geneigtheit (das **Disponirtsein**); in der Medicin eine Krankheitsanlage (s. Diathese). In der Rechtswissenschaft versteht man unter D. jede Verfügung über einen vermögensrechtlichen Gegenstand und unterscheidet dabei zwischen **D. unter Lebenden**, wie Kauf, Tausch, Schenkung ꝛc., und **D. auf den Todesfall** oder **letztwillige D.**, wie Testament, Erbvertrag u. dgl.; daher **Dispositionsfähigkeit**, s. v. w. die Befugnis, derartige Verfügungen zu treffen. Der Mangel dieser Dispositionsfähigkeit kann ein absoluter oder ein relativer sein; ersterer insofern, als einer Person die Fähigkeit zum selbständigen Abschluß von Rechtsgeschäften überhaupt entzogen ist, wie Unmündigen, Wahnsinnigen, notorischen Verschwendern und sonstigen unter Kuratel stehenden Personen. Relativ, d. h. in Ansehung eines bestimmten Gegenstands, eines Rechts oder einer Sache, dispositionsunfähig ist eine Person dann, wenn jener Gegenstand ihrer rechtlichen Macht nicht unterworfen oder die betreffende Sache überhaupt der Privatdisposition entzogen ist, wie z. B. ein öffentliches Gewässer. Im Staatsdienst bedeutet **Stellung zur D.** oder **Versetzung in den Dispositionsstand** im Gegensatze zum aktiven Dienst und zur gänzlichen Pensionirung s. v. w. Versetzung in den zeitweiligen Ruhestand, welche regelmäßig eine Gehaltsverminderung zur Folge hat und bei Richterbeamten vermöge des Princips der Unabhängigkeit der Gerichte nur mit Zustimmung des Richters oder doch nach vorgängigem Gehör desselben und nach Absetzung eines besonders normirten Verfahrens erfolgen kann. Officiere werden zur D. gestellt, wenn sie wegen Alter, Kränklichkeit oder aus anderen Gründen nicht mehr für felddienstfähig erachtet werden, jedoch im Fall einer Mobilmachung bei Ersatztruppen, im Etappendienst ꝛc. noch Verwendung finden können. Diese Officiere zur D. (abgekürzt z. D.) stehen im deutschen Heer unter Kontrolle der Landwehrbezirkskommando's, in deren Bereich sie wohnen, und müssen im Bedarfsfall bereit sein, Dienststellungen zu übernehmen. Die Landwehrbezirkskommandeure gehören fast alle dieser Kategorie an. In ehrengerichtlichen und dergleichen Angelegenheiten gelten für Officiere z. D. dieselben Bestimmungen wie für aktive Officiere. Sie tragen meist die Uniform eines Truppentheils, nur ein schwarzer Streifen in der Mitte der Epaulettehalter (Passanten) sowie die Farbe des metallenen Halbmondes der Epauletten unterscheidet sie äußerlich von den Officieren des stehenden Heers. In Frankreich, wo die Eintheilung des Heers in Divisionen und Brigaden nur theilweise durchgeführt ist, heißen »**in Disponibilität**« diejenigen **aktiven Generäle**, welche kein dauerndes Kommando haben, sondern zur Verfügung des Kriegsministers stehen und nur vorübergehend zu Inspicirungen, Musterungen, Manövern ꝛc. entsandt werden. Die Officiere, welche in Deutschland als z. D. befindlich bezeichnet sind, werden dort wie in Oesterreich als »in Reserve« in den Listen geführt. **Dispositionsgut** im Handelswesen, s. Disponenda.

Dispostiren (neulat.), in Posten theilen, abtheilen.

Disproportion (neulat.), Mangel an Proportion, Unverhältnismäßigkeit.

Dispungiren (lat.), Rechnungen ꝛc. genau durchgehen, prüfen; **Dispunktion**, genaue Prüfung.

Dispūt, s. Disputiren.

Dispŭta (ital., f., eigentlich D. del sacramento, Abendmahlsstreit), eins der berühmtesten Gemälde Raffaels, Freske im Vatikan (Zimmer della Signa-

tura), die Theologie darstellend, in neuester Zeit durch Kellers meisterhaften Stich (1858) in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Disputation (lat.), Streit, besonders ein öffentlich angeordneter Streit. In früheren Zeiten wurden öffentliche Disputationen besonders häufig über theologische Streitfragen abgehalten (s. Religionsgespräche), heutzutage beschränken sich dieselben fast nur noch auf den akademischen Usus. Man hat hier die Inauguraldisputation (disputatio pro loco) oder Habilitationsdisputation, zur Erlangung der Erlaubnis, an der Universität Kollegien zu lesen, und die Promotions- oder Doktordisputation (disputatio pro gradu), zur Erlangung eines akademischen Grades. Schedendisputationen (vgl. Scheda) sind die unter einem Präses, d. h. unter dem Vorsitz eines Universitätslehrers, über einzelne Thesen gehaltene Disputationen. Derjenige, welcher durch die D. sich irgend einen Platz in der Gelehrtenrepublik erkämpfen will, hat seine Behauptung (als Defendent oder Respondent) gegen jeden, der sie bestreitet (Opponent), zu vertheidigen und soll dabei Proben seiner Gelehrsamkeit wie seiner dialektischen und sprachlichen Gewandtheit ablegen. Gegenwärtig ist aber das Disputiren an fast allen Universitäten zum eitlen Scheingefecht geworden, zumal wo ein schwacher Disputant einen Schildknappen als Socius (Respondent), der statt seiner die Angriffe auffängt und abhält, wählen kann. Bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts durfte bei Disputationen nur die lateinische Sprache gebraucht werden; die Universität Breslau war die erste, welche Disputationen in deutscher Sprache gestattete; die Hoffnung aber, daß mit der gegenwärtig auf allen Universitäten durchgesetzten Einführung der Muttersprache in die akademischen Disputationen der Inhalt der Thesen eine gründlichere Behandlung finden und somit die D. einen der Würde der Universität entsprechenden Charakter gewinnen werde, hat sich, wenige und einzeln stehende Ausnahmen abgerechnet, nicht erfüllt.

Disputatorium (lat.), gelehrte Disputirübung.

Disputiren (lat.), etwas streitend erörtern, besonders eine wissenschaftliche Frage; Dispüt (m.) oder nach dem Franz.: Dispút, Wortkampf, Streit; Disputánt, ein Streitender, Wortkämpfer; dispütax, streitsüchtig.

Disqualificiren (lat.), zu etwas unfähig, untauglich machen; Disqualifikation, mangelnde Befähigung, Untauglichkeit.

Disquiriren (lat.), genau untersuchen, erforschen; Disquisition, Untersuchung, besonders gelehrte Erforschung.

Disraeli (spr. disrehli oder disrihli), 1) Isaak, engl. Literaturhistoriker, geboren im Mai 1766 zu Enfield, Sohn eines 1748 in England eingewanderten venetianischen Kaufmanns Benjamin D., dessen israelitische Vorfahren gegen Ende des 15. Jahrh. durch die Inquisition aus Spanien vertrieben worden waren, verbrachte den größten Theil seiner Jugend in Holland und widmete sich erst in Leiden und Amsterdam, sodann seit 1786 in Paris klassischen Studien. Nach mehreren Reisen auf dem Festland nach England zurückgekehrt, gab er einige Gedichte heraus, zu denen man die »Lines of the abuse of satire« zu zählen pflegt. Die Autorschaft dieses Gedichts, das im 59. Bande des »Gentleman's Magazine« abgedruckt wurde, ist indeß nicht ganz entschieden. Der Angegriffene, Dr. Wolcot (Peter Pindar), hielt D. nicht für den Verfasser und blieb mit ihm befreundet. Im Jahr 1791 erschien Disraeli's »Defence of poetry«, die von ihm selbst wieder vernichtet wurde. Seine mit Geschmack und Kritik ausgeführten »Curiosities of literature« (1791—1823, 3 Thle.; neueste Ausg. 1866) wurden der Kern jenes berühmten Sammelwerks, das, später (1823) wesentlich erweitert, vermöge seiner tiefsinnigen philosophischen Bemerkungen, verbunden mit der liebenswürdigen Kunst der Darstellung, eine Lieblingslektüre des englischen Publikums wurde (14. Aufl. 1850; neue Ausg., mit Biographie von seinem Sohn Benjamin D., Boston 1858, 4 Bde.). Disraeli's Vorliebe für Literargeschichte verdankt die englische Literatur auch seine »Literary miscellanies« (1796), »Essay on the literary character« (1795, neueste Ausg. 1867), »Calamities of authors« (1812, 2 Bde.; neue Ausg. 1867) und »Quarrels of authors« (1814, 3 Bde.), die 1850 mit dem Werk über Jakob I. (s. unten) unter dem Titel »Miscellanies of literature« vereinigt erschienen. Zu den ersten Nummern des neu begründeten »Quarterly Review« lieferte D. mehrere werthvolle Beiträge. Ein Aufsatz darin von ihm, »Spences Anecdotes«, und Bemerkungen über die moralische und poetische Geltung Pope's riefen den seiner Zeit berühmten Streit über Pope hervor, an dem Bowles, Lord Byron und andere theilnahmen. Was D. aber seinen hohen Ruf verschaffte, war weniger die Beurtheilung englischer Poesie (für deren höhere Gattungen er nicht empfänglich genug war) als vielmehr seine Auffassungsgabe für die Eigenheiten bedeutender Männer. Den besten Beweis seines historischen Scharfblicks und seiner kritischen Begabung gab er in dem Werk: »Inquiry into the literary and political character of King James I.« (1816) sowie in seinen »Commentaries of the life and reign of Charles I.« (1828—31, 5 Bde.; neue, revidirte Ausgabe von Benjamin D. 1850, 2 Bde.), wofür ihm die Universität Oxford das Doktordiplom ertheilte. Mit neuem Eifer kehrte er sodann, bereits 70 Jahre alt und seit 1839 erblindet, von seiner Tochter unterstützt, zu seiner Geschichte der englischen Literatur zurück, der er den pedantischen Titel »Amenities of literature« (Lond. 1841, 3 Bde.; neueste Ausg. 1870) gab, erreichte aber nicht einmal das Zeitalter Pope's, über den er tiefe Studien gemacht. Er starb 19. Jan. 1848 auf seinem Landsitz Brandenhamhouse in Buckinghamshire. Von früheren Werken sind noch »Vaurien, a satirical novel« (1797) und »Flim Flams, or the life of my uncle« (1805), von späteren »Eliot, Hampden and Pym« (1832) und »The genius of Judaism« (1833) zu erwähnen. Seine Werke erschienen gesammelt in 7 Bänden, London 1862.

2) Benjamin, engl. Schriftsteller und Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 21. Dec. 1805 in London, war kurze Zeit als Kaufmann thätig, gab aber schon früh seinen literarischen Neigungen nach. Die glänzend geschriebenen Romane: »Vivian Grey«, »The young duke«, »Henriette Temple«, »Contarini Fleming«, »Venetia«, mit denen er seit 1826 hervortrat, machten ungemeines Aufsehen und stellten ihn in die erste Reihe der aufstrebenden jungen Kräfte der englischen Literatur; namentlich bekundeten sie ein seltenes Talent für Sittenschilderungen, besonders aus dem Leben der höheren Stände. Im Jahr 1825 machte D. größere Reisen, blieb mehrere Monate in Aegypten und kehrte 1826 nach London zurück. Drei Jahre später besuchte er Spanien, Griechenland, die Türkei, Palästina und abermals Aegypten und kehrte 1831 nach England zurück. Bei der Reformbewegung jener Zeit schloß er sich der entschieden liberalen Partei an, trat 1833 als Kandidat für Marylebone auf und

stellte in seiner, bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Broschüre »What is he« ein demokratisches Glaubensbekenntnis auf, fiel aber mit seiner Bewerbung durch. Als Schriftsteller genoß er damals schon ein großes Ansehen; in der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt zog er durch sein wunderliches Benehmen die Augen auf sich. Im Jahr 1835 trat er plötzlich als Kandidat der Tories in Taunton auf, doch gelang es ihm erst 1837, für Maidstone ins Parlament gewählt zu werden; hier wurde er bei seinem sehr selbstbewußten Auftreten als Redner in der unerfreulichsten Weise empfangen. Als Abgeordneter der Stadt Shrewsbury seit 1841 bildete er mit Lord John Manners, George Smythe und anderen die sogen. Partei des »jungen England«, deren Grundsätze er in einer Reihe von Schriften entwickelte. Eigenthümlich ist darin die Verherrlichung der jüdischen Nation, die er schon in einem frühern Roman, »The wondrous tale of Alroy«, zum Gegenstand gewählt hatte; dies erklärt sich übrigens daraus, daß sein Großvater ein aus Venedig nach London übergesiedelter jüdischer Kaufmann war, der erst in England Christ wurde. Das bedeutendste Werk Disraeli's ist »Coningsby or the new generation« (Lond. 1844, 3 Bde.). Wie er hier der herrschenden Whigaristokratie das Ideal einer Staatsverfassung entgegengestellt, in welcher das Königthum die Bedürfnisse und Wünsche der mittleren und unteren Volksklassen zu vertreten berufen sein sollte, so verwerthete er in seinem Roman »Sybil or the two nations« (1845) die eben ausgebrochenen Arbeiterunruhen, um denselben Grundgedanken von einer andern Seite zu beleuchten. Diese Werke sind in ihrer satirischen und polemischen Zeichnung der politischen und socialen Zustände Englands meisterhaft zu nennen; man kann aber nicht sagen, daß die eigenen Ziele des Verfassers sehr klar hingestellt sind, und ebensowenig darf man an das praktische Wirken Disraeli's den Maßstab der in seinen Romanen geforderten neuen politischen Richtung anlegen; in der praktischen Politik wurde er mehr und mehr der Vorredner und Führer der Tories. Als Peel für den Freihandel auftrat, warf sich D. zum Führer der Protektionisten auf und griff jenen, der in der Session von 1846 die Aufhebung der Kornzölle beantragte, mit scharfer Dialektik und bitterer Ironie an. Als Vertreter der Grafschaft Buckingham setzte er auch in den folgenden Sessionen den Kampf fort, so daß er nach dem Tode Lord George Bentincks (1848) von den Tories als Führer anerkannt wurde. Ein in der Session von 1851 von ihm 11. Febr. vorgebrachter Antrag, daß die Regierung Maßregeln zur Linderung des Nothstandes der ackerbauenden Bevölkerung treffen möge, ward mit 281 gegen 267 Stimmen abgelehnt. Als eine bald darauf in der Reformfrage erlittene Niederlage des Ministeriums dasselbe zum Rücktritt veranlaßte, erhielt D. die Aussicht, selbst in das Kabinet zu kommen; indessen zerschlug sich der von Lord Stanley gemachte Versuch, ein Ministerium zu bilden, zum Theil wohl an der Abneigung der Fraktion, den wenig aristokratischen D. als Kollegen anzunehmen. In der Schrift »Lord George Bentinck, a political biography« (Lond. 1851, 8. Aufl. 1872; deutsch, Kass. 1854) suchte D. das Schutzsystem von der vortheilhaftesten Seite darzustellen und befürwortete nebenbei die Emancipation der Juden. Als sich endlich im Februar 1852 das Whigministerium auflöste und das Derby-Kabinet gebildet wurde, erhielt D. den Posten eines Kanzlers der Schatzkammer. Das glänzende Programm, mit dem er sein Amt eröffnete, blieb in der Praxis hinter den Erwartungen zurück. Mit dem Fall des Ministeriums anfangs 1853 verlor auch D. seine Stellung und übernahm im Unterhaus die Führung der Opposition gegen das Ministerium Aberdeen. Im December 1854 bekämpfte er die Fremdenlegionsbill und sprach in der Debatte über den Roebuck'schen Antrag (Januar 1855) scharfen Tadel gegen die Regierung aus. Unter dem Ministerium Palmerston kämpfte er an der Seite seiner ehemaligen Gegner, der Peeliten, in den vordersten Reihen der Opposition; im Februar 1858, nach dem Falle des Kabinets Palmerston, kam er als Kanzler der Schatzkammer wieder in das Ministerium Derby. Da aber die von ihm eingebrachte Reformbill für ungenügend erklärt wurde, so sah er sich schon Juni 1859 mit seinen Kollegen zur Niederlegung der Regierung genöthigt. Von da ab bis 1866 stand er neben Derby an der Spitze der Tories. Es gelang ihm nach und nach, seine Partei zu einer andern Haltung als bisher zu erziehen und sie für die Einführung nothwendiger Reformen vorzubereiten. Im Jahr 1866 trat er wieder als Schatzkanzler in das von Lord Derby gebildete Toryministerium, dessen Präsidentschaft er übernahm, als Derby wegen seines Gichtleidens Februar 1868 zurücktrat. Während seines Ministeriums wurde ein neues, ziemlich weitgehendes Wahlgesetz durchgebracht; doch mußte das Kabinet D. infolge der von Gladstone eingebrachten und vom Parlament angenommenen Resolutionen über die Emancipirung der irischen Kirche vom Staate December 1868 zurücktreten. D. hatte im Gegensatze zu Gladstone die Grundsätze der überlieferten englischen Staatskirche vertheidigt und sehr entschieden gefordert, daß die Beaufsichtigung der Kirche durch die Staatsgewalt und die Beziehung der letztern zur Kirche aufrecht erhalten werde. 1870 erschien von D. wieder ein Roman: »Lothair« (deutsch, Leipz. 1874, 4 Bde.), der an das in den letzten Jahren wieder lebendiger gewordene Interesse für die kirchlichen Fragen anknüpfte und aus der Gegenüberstellung der großen Gegensätze des Katholicismus und Protestantismus die Vorzüge der anglikanischen Staatskirche zu entwickeln unternahm. Schon 13. März 1873, als das Ministerium Gladstone infolge der Verwerfung der irischen Universitätsbill seine Entlassung einreichte, wurde D. mit der Bildung eines neuen Kabinets beauftragt. Da er aber auf eine Mehrheit im Unterhaus nicht zählen konnte und eine Parlamentsauflösung nicht gebilligt ward, so mußte er den Auftrag ablehnen. Als jedoch Gladstone selbst 26. Jan. 1874 die Auflösung des Parlaments vorgenommen hatte, dann bei den Neuwahlen 351 Konservative gegen 302 Liberale gewählt worden waren und Gladstone infolge dieser Niederlage 17. Febr. seine Entlassung eingegeben hatte, erhielt D. aufs neue den Auftrag, ein Kabinet zu bilden. Dasselbe kam 20. Febr. zu Stande, und D. übernahm als erster Lord des Schatzes die Präsidentschaft. In jüngster Zeit legte er wiederholt entschieden protestantische und deutsche Sympathien an den Tag. D. ist Meister in der parlamentarischen Debatte und wird gegenwärtig an Schlagfertigkeit und Schärfe von keinem englischen Staatsmann übertroffen, wenn er auch in eigentlich kunstvoller Rede hinter Gladstone und Bright zurückbleibt. Vgl. Mill, D., the author, orator and statesman (Lond. 1863); ferner Disraeli, Church and Queen, five speeches delivered. 1860—1864 (das. 1865). Disraeli's Reden erschienen

gesammelt als »Constitutional reform, five speeches 1859—1865« (Lond. 1866), »Parliamentary reform, series of speeches 1848—1866« (2. Aufl., das. 1867) und »Speeches on conservative policy of the last 30 years« (das. 1870). Seine Romane erschienen wiederholt in Gesammtausgaben, zuletzt 1868, 5 Bde.; 1871, 10 Bde.; auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«.

Disrenommée (lat.-franz., f.), schlechtes Renommée, übler Ruf; disrenommiren, in übeln Ruf bringen.

Disreputation (lat.), s. v. w. Disrenommée; disreputirlich, schimpflich, dem guten Ruf nachtheilig.

Diss, alterthümliche Marktstadt in der engl. Grafschaft Norfolk, am Waveney, mit sechs Kirchen und (1871) 3851 Einw., welche Fabrikation von Sackleinwand und Bierbrauerei betreiben.

Dissecìren (lat.), zerschneiden, zergliedern, zerlegen; Dissektion, Zergliederung.

Dissemìniren (lat.), Samen ausstreuen, aussäen; verbreiten, aussprengen (ein Gerücht); Dissemination, Ausstreuung, Aussäung; Verbreitung eines Gerüchts.

Dissen, Dorf im preuß. Landdrosteibezirk Osnabrück, Kreis Melle, am Teutoburger Wald (Petersberg), mit (1871) 1440 evangel. Einwohnern. Dabei die Ruinen der alten Kaiserburg Dissene und die Saline Rothenfelde mit neuen Anlagen und Kurgebäuden.

Dissen, Ludolf, verdienstvoller Philolog, geb. 17. Dec. 1784 zu Großenschneen bei Göttingen, wurde in Schulpforta gebildet, studirte 1804—1808 in seiner Vaterstadt, ward 1809 Privatdocent daselbst, 1812 Professor in Marburg und 1813 in Göttingen, wo er 21. Sept. 1837 starb. Als Resultat seines Studiums der griechischen Grammatik erschienen die Abhandlung »De temporibus et modis verbi graeci« (Gött. 1809) und die »Disquisitiones philologicae« (das. 1813). In seinen Ausgaben des Pindar (Gotha 1830), des Tibull (Götting. 1835) und der Rede des Demosthenes »De corona« (das. 1837) suchte er eine höhere Ausbildung der Hermeneutik zu begründen. Seine »Kleinen Schriften, nebst biographischen Erinnerungen« (Götting. 1839) wurden von Thiersch, Welcker und Otfr. Müller herausgegeben.

Dissens (lat. dissensus, m.), Meinungsverschiedenheit, Meinungszwiespalt, Zwist.

Dissènters (engl., v. lat., früher Nonkonformisten genannt), eigentlich »Andersgläubige«, in England im weitern Sinn alle nicht zur Staatskirche gehörigen Personen, also auch die Römisch-Katholischen, im engern Sinn aber nur die protestantischen Sekten, die sich von jener Kirche getrennt haben, wie die Presbyterianer, Independenten, Methodisten, Baptisten, Quäker, Irvingianer, Unitarier ꝛc. Sie hatten unter den Stuarts viel zu leiden, bis ihnen die Toleranzakte von 1689 unter Wilhelm III. von Oranien wenigstens bedingte Duldung gewährte. Erst die neueste Zeit hat durch gänzliche Aufhebung der Testakte und Korporationsakte von 1673 ihre kirchlichen Rechte erweitert und sie bürgerlich den Mitgliedern der Staatskirche gleichgestellt (1836). Doch sind sie noch immer der bischöflichen Geistlichkeit steuerpflichtig. Da sie bei ihrem Freiwilligkeitssystem (voluntary principle) alle Unterstützungen von außen verschmähen, so haben die einzelnen sehr bedeutende kirchliche Opfer zu bringen, was ihr numerisches Minderheitsverhältnis gegenüber der Staatskirche (etwa ⅕) erklärt. In Schottland, wo die presbyterianische Kirche die herrschende ist, heißen D. die Episkopalen.

Dissentiment (das, franz. m., spr. dissangtimang), Verschiedenheit der Meinung, Ansicht.

Dissentiren (lat.), anderer Meinung sein, anders denken; von einer herrschenden Ansicht abweichen; Dissension, s. v. w. Dissens.

Disseriren (dissertiren, lat.), in wissenschaftlicher Weise über etwas reden oder verhandeln; Dissertation, wissenschaftliche Abhandlung, besonders auf Universitäten die zum Zweck der Habilitation oder der Erlangung der Doktorwürde verfaßte Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand.

Dissertateur (franz., spr. -tör), ein Klugschwätzer (spottweise).

Dissidenten (lat., »Getrennte«), allgemeiner Name aller polnischen Nichtkatholiken, namentlich der Lutheraner, Reformirten, Griechen und Armenier, mit Ausschluß jedoch der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. In den Akten der Warschauer Konföderation von 1573 waren mit dem Ausdruck Dissidentes in religione beide Hauptreligionsparteien: Katholische und Evangelische, die einander damals Duldung angelobten, bezeichnet; seit dem Konvokationstag von 1632 aber gebrauchte man die Bezeichnung D. allein für letztere. Lutheraner, Reformirte und Böhmische Brüder hatten im Vergleich von Sandomir (Consensus Sandomiriensis) 14. April 1570 ein gemeinsames Glaubensbekenntnis aufgestellt und bildeten von jetzt an eine auch für politische Zwecke vereinigte Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom König beschworenen Religionsfrieden sowie auch durch den Frieden von Oliva (1660) den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleichgesetzt wurden. Nach und nach jedoch wurden ihnen die wesentlichsten ihrer Rechte, so 1717 das Recht, neue Kirchen zu bauen, 1718 das Stimmrecht auf dem Reichstag, 1733 das Recht, Staatsämter zu bekleiden, genommen; auch zeigte das Thorner Blutbad (1724, s. Thorn), daß von der katholischen Partei noch Schlimmeres zu fürchten sei. Als man 1764 den D. sogar das Recht des bürgerlichen Erwerbs zu entziehen suchte, brachten sie, vornehmlich unterstützt von Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß auf die polnischen Angelegenheiten zu erweitern, 1766 ihre Klagen auf den Reichstag. Zur nachdrücklichern Empfehlung ihres Gesuchs rückten die Russen 1767 in Polen ein, was 1772 zur ersten Theilung des Reichs führte, worauf allerdings 1775 die D. alle früheren Freiheiten wieder erlangten, mit Ausnahme des Rechts auf Senator- und Ministerstellen. Vgl. »Die Schicksale der polnischen D.« (Hamb. 1768—70, 3 Thle.); Lukasiewicz, Geschichtliche Nachrichten über die D. in Posen, deutsch von Balitzki (Darmst. 1843). Heutzutage bezeichnet man als D. diejenigen Personen, welche nicht zu der Staatskirche oder doch nicht zu den in einem Staat als vollberechtigt anerkannten Kirchen gehören. Da nun in den einzelnen Staaten nicht dieselben Religionsgemeinschaften als vollberechtigt anerkannt sind, so kann es vorkommen, daß die Angehörigen einer Kirche oder religiösen Sekte in dem einen Territorium als D. betrachtet werden, während sie in einem andern Staatsgebiete der privilegirten Kirche angehören. So werden z. B. in Schottland, wo die Landeskirche die presbyterianische Kirchenverfassung hat, die Angehörigen der anglikanischen Kirche als Dissenters behandelt, während diese in England die Staatskirche und die presbyterianische Kirche Dissenterkirche ist. In Deutschland nennt

man regelmäßig diejenigen Religionsgesellschaften D., welche sich von den drei christlichen Hauptkonfessionen, der katholischen, protestantischen und reformirten, losgesagt haben. Die Juden dagegen werden nicht zu den D. gerechnet. In Oesterreich werden zu den D. namentlich auch die sogen. Konfessionslosen gezählt, für welche neuerdings die Civilehe eingeführt worden ist. Während nämlich der Westfälische Friede nur jenen drei christlichen Konfessionen die volle Religionsfreiheit gesichert hatte, ist durch die deutsche Partikulargesetzgebung, namentlich in Preußen, das Princip der Toleranz mehr und mehr zur Geltung gelangt, und so kommt es, daß heutzutage den dissidentischen Religionsgemeinschaften regelmäßig das Recht der freien und öffentlichen Religionsübung zugestanden ist, wenn sie auch die Rechte einer Korporation oder juristischen Person nur durch besondere staatliche Verleihung erlangen können. In bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung aber begründet die Konfession keinen Unterschied in der Behandlungsweise der verschiedenen Religionsgemeinschaften. (Vgl. auch das norddeutsche Bundesgesetz, jetzt Reichsgesetz vom 3. Juli 1869.) In Ansehung der Beurkundung der Standesverhältnisse und der Eheschließung ist in mehreren Staaten durch Einführung der Civilstandsregister und der Civilehe (s. d.) für die D. gesorgt worden.

Dissidiren (lat.), von einander getrennt sitzen; auseinander gehen in seinen Ansichten, namentlich religiösen; sich von einer herrschenden Kirche absondern, s. Dissidenten.

Dissidium (lat.), Verschiedenheit der Meinung und dadurch veranlaßter Zwist.

Dissimilär (lat.), unähnlich, ungleichartig; Dissimilarität, Unähnlichkeit.

Dissimilation (lat.), in der Grammatik Gegensatz von Assimilation (s. d.), die Umwandlung eines Lauts in einen andern, um die Aufeinanderfolge gleicher Laute zu vermeiden, z. B. lat. aus ebrius ebrietas (statt ebriitas, wie aus bonus bonitas).

Dissimuliren (lat.), sich etwas nicht merken lassen, sich verstellen; Dissimulation, Verstellung, Verhehlung.

Dissipiren (lat.), zerstreuen, verschleudern, verschwenden; Dissipation, Verschleuderung von Geld und Gut, Vergeudung; Zerstreutheit der Gedanken, Unaufmerksamkeit; das Verfliegen, z. B. des Nebels, des Rauchs.

Dissna, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wilna, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Düna, ist gut gebaut, hat ein altes, vom König Sigismund August stammendes Schloß, mehrere schöne öffentliche Gebäude und (1867) 6113 Einw., meist Polen und Juden, die Handel und Schiffahrt auf dem Strom treiben. D. bildete einst einen Bestandtheil der Woiwodschaft Polozk.

Dissociation (lat.), Trennung, Auflösung; in der Chemie die Zersetzung der Körper durch Wärme unterhalb der Temperatur, bei welcher eine vollständige Zerlegung stattfindet. Wie das Wasser schon unterhalb des Siedepunkts Dampf entwickelt, so liefert eine chemische Verbindung unterhalb der Zersetzungstemperatur gasige Zersetzungsprodukte, bis diese eine gewisse, für die herrschende Temperatur konstante Spannung angenommen haben. Erhitzt man z. B. kohlensauren Kalk im Vakuum, so beginnt er Kohlensäure abzugeben, deren Spannung bei 860° 85 Millim. und bei 1040° 520 Millim. Quecksilber beträgt. Wird die Temperatur erniedrigt, so wird auch wieder ein Theil der Kohlensäure absorbirt, bis endlich bei der Ausgangstemperatur der anfängliche Zustand wieder hergestellt ist. Die D. der chemischen Verbindungen entgeht daher auch vollständig der Beobachtung, wenn man die Dissociationsprodukte, ohne sie zu trennen, erkalten läßt; denn sie vereinigen sich alsdann wieder, und der erkaltete Körper erscheint unverändert. Gibt man bei der höhern Temperatur Gelegenheit zur Diffusion, so findet sich, daß Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff, Kohlensäure in Kohlenoxyd und Sauerstoff, Salzsäure in Chlor und Wasserstoff zerlegt wird. Kohlenoxyd zerfällt bei 1000° in Kohle und Kohlensäure, wenn ersteres Gelegenheit findet, sich auf einen kalten Körper niederzuschlagen. Ebenso zerfällt schweflige Säure in Schwefel und Schwefelsäure, Chlorammonium in Chlorwasserstoff und Ammoniak. Die D. ist für die theoretische Chemie von großer Bedeutung und verspricht noch sehr erhebliche Resultate zu geben. Für technische Zwecke hat man sie zur Konstruktion von Pyrometern und Thermometern benutzt. Eine glasirte, luftleere Porzellanröhre, welche reinen kohlensauren Kalk erhält, wird in dem Ofen, dessen Temperatur bestimmt werden soll, erhitzt und der Druck der sich entwickelnden Kohlensäure an einem mit dem Porzellanrohr verbundenen Manometer gemessen. Für Thermometer ist ein ähnlicher Apparat, aber eine chemische Verbindung anzuwenden, die sich sehr viel leichter zersetzt als kohlensaurer Kalk. Eine solche ist Chlorcalciumammoniak, bei welchem die Spannungen des zwischen 0 und 46° frei werdenden Ammoniaks von 120—1551 Millim. schwanken.

Dissociiren (lat.), trennen, entzweien, eine Verbindung aufheben; dissociabel, unvereinbar, ungesellig.

Dissolubel (lat.), auflöslich, schmelzbar; Dissolubilität, Auflöslichkeit, Schmelzbarkeit.

Dissolūt (lat.), ungebunden, ausschweifend, wüst, liederlich; Dissolution, Auflösung eines Körpers, auch einer Gesellschaft, Genossenschaft 2c.; dissolutiv, auflösend, Auflösung bewirkend.

Dissólving views (engl., spr. -wjuhs) s. v. w. Nebelbilder.

Dissolviren (lat.), auflösen, zergehen lassen, schmelzen, zerlassen; Dissolventia, auflösende Heilmittel.

Dissonánz (spätlat., f., »Mißklang«), in der Musik das Verhältnis zweier oder mehrerer Töne, deren Zusammenklang ein Gefühl des Unbefriedigtseins und der Unruhe hervorruft; insbesondere auch der Ton eines Intervalls oder die Töne eines Akkords, welche durch ihre Eigenschaft als sogen. strebende Töne (d. h. als solche, welche eine bestimmte Fortschreitung eine Stufe auf- oder abwärts verlangen) eben das Unbefriedigende verursachen. Man unterscheidet gewöhnlich wesentliche Dissonanzen, d. i. solche, welche zum Wesen eines Stamm- oder abgeleiteten Akkords gehören, und zufällige, welche nur durch einen zufälligen Umstand in den Zusammenklang aufgenommen werden. Zu den ersteren gehören: die verminderte Quinte und deren Umkehrung, die übermäßige Quarte, die übermäßige Quinte und deren Umkehrung, die verminderte Quarte, die übermäßige Sexte, die kleine, große und verminderte Septime, die große, kleine und übermäßige Sekunde, die große und kleine None, die Undecime und die Terzdecime. Zufällige Dissonanzen sind: Durchgänge (sowohl diatonische als chromatische), Vorhalte, Anticipationen und Retardationen. Die ältere Musiktheorie stellte als unumgängliche Regel auf, daß jede D.

vorbereitet werden müsse; die neuere Praxis hat sich jedoch von diesem Zwang fast ganz losgesagt und läßt die Dissonanzen nach Belieben ohne alle Vorbereitung eintreten. **Dissoniren**, nicht zusammenklingen, mißklingen.

Dissuadiren (lat.), einem etwas ab-, widerrathen; **Dissuasion**, Ab-, Widerrathung; **dissuasorisch**, ab-, widerrathend.

Dissyllabum (griech.), ein zweisilbiges Wort.

Distanz (lat., f., franz. Distance, spr. -stängs), Abstand; D. **halten**, beim Marsch die gehörige Entfernung einhalten.

Distanzmesser, Instrumente zur Bestimmung des Abstandes zwischen zwei Punkten ohne Kette oder Maßstab. Die bekanntesten D. bestehen aus einem Fernrohr, in welchem zwei feine horizontale Fäden in etwa 4 Millim. Abstand über einander ausgespannt sind. Mit diesem Fernrohr (**entfernungmessende Kippregel**) visirt man in horizontaler Richtung nach dem entfernten Punkt, auf welchem eine in Centimeter getheilte Latte (**Distanzlatte**) aufgestellt ist. Aus der Anzahl von Centimetern, welche zwischen jenen zwei Parallelfäden im Fernrohr erscheinen, läßt sich dann die Entfernung der Latte ziemlich genau bestimmen. Ohne Latte kommt man aus, wenn man auf einen Gegenstand von bekannter Größe visiren kann, z. B. auf einen Menschen; aber natürlich ist dann das Resultat weit ungenauer. Da nun der Anwendung der Latte in sehr vielen Fällen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen, so hat man sich bemüht, namentlich für militärische Zwecke D. zu konstruiren, welche ohne eine solche zuverlässige Resultate ergeben; aber so viel Vorschläge auch in dieser Richtung gemacht und ausgeführt worden sind, so ist doch ein ganz genügendes Instrument dieser Art bis jetzt nicht vorhanden. In den letzten Jahren wurden mit dem »bayrischen D.« von der preußischen Artillerie bei Schießübungen und Manövern umfangreiche Versuche vorgenommen. Die gewonnenen Resultate ließen indeß seine Einführung in die Armee nicht als rathsam erscheinen, umsomehr, als sich die Ueberzeugung jetzt mehr Geltung verschaffte, daß das Geschütz selbst der einzige für den Artilleristen zuverlässige D. sei. Denn, wenn durch den D. die Entfernung auch wirklich mathematisch genau ermittelt worden ist, so ist noch keineswegs zu erwarten, daß die dem Geschütz, der Entfernung entsprechend, gegebene Richtung nun auch wirklich Treffer ergebe. Es wird im Gegentheil in der Regel mit dem Geschütz eine andere Entfernung erschossen werden, die man durch genaue Beobachtung der Schüsse und darauf gegründete sachgemäße Korrektur im Nehmen der Richtung und Tempiren der Zünder erlangt. Die Abweichungen lassen sich auf die vielen schwankenden, das Geschütz und das fliegende Geschoß beeinflussenden Umstände, wie Temperatur, Feuchtigkeitsgehalt der Luft, Wind 2c., zurückführen. Die vollständigste Zusammenstellung der bisher vorgeschlagenen D. findet sich in Karstens »Encyklopädie der Physik«, Bd. 1, S. 548 (Leipz. 1856). Vgl. **Diastimeter**.

Distel, Pflanzengattung, s. Carduus.

Distelfink (**Distelzeisig**), s. **Stieglitz**.

Disteli, **Martin**, geistreicher Karikaturist, geschickter Zeichner und Maler, geb. 1802 zu Olten im Kanton Solothurn, bekundete schon während seiner Studienzeit zu Luzern und Jena ein seltenes Talent, dem öffentlichen Leben seine komischen Seiten abzugewinnen und dieselben aufs treffendste zu skizziren. Im Karcer zu Jena zeichnete er den Raub der Sabinerinnen und Marius, auf den Trümmern von Karthago mit Schlafmütze und Thonpfeife nachdenklich sitzend, zwei Zeichnungen von so komischer Wirkung, daß selbst der Großherzog sie besichtigte und zu ihrer Erhaltung das Zimmer schließen ließ. Wegen seiner Theilnahme an der Burschenschaft relegirt, kehrte D. in die Heimat zurück, wo sein Vater indessen zum armen Mann geworden war. D. fing nun an, seine Kunst zum Broderwerb zu benutzen, malte Aushängeschilde und Porträts, zeichnete Schweizerschlachten, Thiere zu Fröhlichs Fabeln, historische Bilder zu dem schweizerischen Taschenbuch »Alpenrosen« u. a. und erwarb sich bald den Namen eines genialen Künstlers. Auch führte er in seiner Vaterstadt eine Zeichenschule ein und wurde infolge dessen 1836 als Zeichenlehrer an die höhere Lehranstalt zu Solothurn berufen. In der Landwehr des Kantons Solothurn zum Oberstleutnant und Chef des zweiten Bataillons emporgestiegen, stand er 1836 den Einwohnern von Baselland gegen Baselstadt bei und erwarb sich dadurch deren Ehrenbürgerrecht. In seiner praktischen Weise ging er in seinen derben Angriffen auf dem Gebiete der Politik und Religion nie auf Systeme, sondern immer auf Persönlichkeiten los und geißelte bei seinem offenen, festen Charakter namentlich die, welche er für Heuchler oder Windfahnen hielt. Dies zeigte er besonders in seinem »Schweizerischen Bilderkalender«, zu dem Regierungsrath Felber den Text schrieb. Am meisten Aufsehen machte der Jahrgang 1844, der Verbote des Kalenders in allen konservativen Kantonen veranlaßte. D. starb 18. März 1844. Im Entwurfe mit schöpferischer Genialität begabt, war er oft nachlässig in der Ausführung seiner Bilder und doch auch wieder, wenn ihn ein Gegenstand ansprach, sorgfältig und in die zartesten Details eingehend; man merkte ihm immer den Dilettanten an. Seine Schweizerschlachten, die in mehreren großen Blättern erschienen, zeichnen sich durch ungezwungene Gruppirung und durch eigenthümliche Kraft der einzelnen Gestalten aus.

Distelmeyer, **Lampert**, deutscher Staatsmann, geb. 22. Febr. 1522 zu Leipzig, trat 1546 in die Dienste der Oberlausitz und der Stadt Bautzen insbesondere, denen er nach der Schlacht bei Mühlberg vom neuen Kurfürsten Moritz wegen ihres Bündnisses mit Böhmen und ihrer Auflehnung gegen Karl V. und den König Ferdinand Verzeihung erwirkte, lehrte sodann in Leipzig römisches Recht, trat 1550 als Rath in die Dienste des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, diente dem Kurhause 7 Jahre als Geheimerath und 30 Jahre als Kanzler und ward 1568 in den Ritterstand erhoben. Er war die Seele aller Unternehmungen des brandenburgischen Hauses, begünstigte die Einwanderung der Niederländer in die Mark und richtete die Universität Frankfurt neu ein. Auch wohnte er der Wahl dreier Kaiser (Ferdinands I., Maximilians II. und Rudolfs II.) bei, beförderte nach Kräften die Formula concordiae und vermittelte die Vermählung des Kurfürsten mit der Prinzessin Elisabeth von Anhalt. Er starb 1588.

Distelorden (**Andreasorden**), schott. Orden, dessen Stiftung das Statut dem König Achaius von Schottland zuschreibt, welchem nach blutiger Schlacht ein weißes Kreuz mit dem daran genagelten Andreas erschienen sein soll. Der Orden war indeß wohl ursprünglich eine ritterliche Brüderschaft, der König Jakob I. 1087 die erste Organisation gab. Nachdem der Orden seit lange in Verfall gerathen, erhielt er durch die Königin

Anna 1703 seine eigentliche Verfassung, welche später von **Georg I.** 1723, von Georg IV. 1827 und von **Wilhelm IV.** 1833 geändert wurde. Der **Orden**, welcher außer dem Souverän 16 Mitglieder (**Ritter**) zählt, hat nur einen Grad und führt die **Devise**: »Nemo me impune lacessit«. Das **Ordenszeichen** besteht in einem ovalen Medaillon von Gold, in dessen Mitte der heil. Andreas auf grünem Grunde, das Kreuz vor sich haltend, innerhalb eines Umkreises steht, der das Motto und, wo die Worte zusammengehen, eine Distel enthält. Die goldene Ordenskette besteht aus Disteln und Rauten; an ihr hängt der heil. Andreas, von goldenen Strahlen umgeben. Gewöhnlich wird der Orden an grünem Band über die Schulter getragen und daneben ein silberner Stern mit darauf liegendem Andreaskreuz, in dessen Mitte sich auf grünem Grund eine Distel, umgeben von einem grünen Band mit der Devise, befindet. Ordenstag ist der 23. Nov.

Distendiren (lat.), auseinander spannen, dehnen; Distension, Ausdehnung; Umfang.

Disthēn (Cyanit, Rhätizit, blauer Schörl bei älteren Mineralogen), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, krystallisirt triklinisch in langen, breiten, etwas verschobenen Säulen, findet sich meist einzeln eingewachsen, auch derb in stengeligen, krummschaligen Aggregaten; die Härte ist 5,0—7,0, nicht nur auf verschiedenen Flächen, sondern auch nach verschiedenen Richtungen auf der Fläche der vollkommensten Theilbarkeit verschieden; das specifische Gewicht ist 3,5—3,7. Der D. ist farblos, meist aber gefärbt, weiß, ausgezeichnet blau (Cyanit, von der himmelblauen Farbe), aber auch gelb, roth, grau ins Schwärzlichgraue (Rhätizit), durchsichtig bis kantendurchscheinend, trichromatisch, glasglänzend, auf der Fläche des ausgezeichneten blätterigen Bruchs perlmutterglänzend. Er besteht aus kieselsaurer Thonerde Al_2SiO_5 und findet sich insbesondere in dem Glimmer- und Talkschiefer, auch im Gneis, Dolomit, Granit und Granulit. Ausgezeichnete Fundorte sind St. Gotthard, Campo longo, Simplon, Grainer und Pfitsch in Tirol (Rhätizit), Saualpe in Kärnthen, Bacher in Steiermark, Gängerhoff bei Karlsbad, Penig in Sachsen 2c. Der schön blau gefärbte, durchsichtige D. vom St. Gotthard und aus dem Zillerthal wird zu Ringsteinen geschliffen.

Distichiăsis (griech., f.), Augenübel, wobei die Wimpern eine doppelte Richtung angenommen haben, indem nämlich einige oder eine ganze Reihe derselben gegen den Augapfel gerichtet sind, die übrigen aber ihre regelmäßige Stellung behalten haben. Das Uebel kommt nur selten angeboren, häufig infolge chronischer Entzündungen der Augenlieder vor. Die verkehrt gestellten Wimpern üben einen dauernden Reiz auf den Augapfel aus und verursachen eine Entzündung der Bindehaut des Auges. Die operative Behandlung des Uebels ist dieselbe wie bei der Trichiasis (s. d.).

Distichie (griech.), Doppelreihe, namentlich der Augenwimpern.

Distichon (griech., »Zweizeil«), Doppelvers, metrisches Zeilenpaar, das seine besonderen Namen von der Versart bekommt, in welcher es gemacht ist, z. B. adonisches, daktylisches D.; insbesondere das aus einem Hexameter und einem Pentameter bestehende Zeilenpaar, dessen Charakter Schiller in folgendem Beispiel ausspricht:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Dieses sogen. antike D. bildet das elegische Versmaß der Griechen und bezeichnet den Uebergang der Epik in eine Lyrik, welche noch epische Elemente in sich enthält. Mimnermos, Tyrtäos, Theognis, Ovid, Tibull, Properz, unter den Neueren Goethe (z. B. »Römische Elegien«), Schiller (»Spaziergang«) dichteten in diesem Versmaß, das sich für die Elegie und das größere und kleinere Sinngedicht (besonders für die epigrammatische Antithese) vortrefflich eignet.

Distinguiren (lat.), unterscheiden, mit Auszeichnung behandeln; distinkt, unterschieden, bestimmt, deutlich hervorgehoben; Distinktion, Unterscheidung, Hervorhebung, Auszeichnung, daher eine Person von Distinktion, eine distinguirte Person, s. v. w. eine Person von Stand, Ansehen, Rang; distinktiv, unterscheidend, hervorhebend, auszeichnend. Distinguendum est inter et inter, es ist ein Unterschied zu machen zwischen diesem und jenem.

Distokie (griech.), Doppel-, Zwillingsgeburt.

Distŏmum, s. Leberegel.

Distonation, in der Musik, s. v. w. Detonation.

Distorquiren (lat.), verdrehen, verrenken, verstauchen; Distorsion (Verstauchung) der Gelenke beruht auf übermäßiger Dehnung der Gelenkbänder durch eine äußere Gewalt, einen Fehltritt 2c. Eine Abweichung der Gelenkflächen von einander ist bei der D. nicht gegeben; wohl aber kann sie die Ursache von Schmerzhaftigkeit, Steifheit und Schwerbeweglichkeit des Gelenks sein, weil dabei die Gelenkbänder in den Zustand entzündlicher Reizung versetzt werden. Diese Folgen der D. pflegen in wenig Tagen vorüberzugehen, wenn man das Gelenk ruhen läßt und zur Verhütung einer Gelenkentzündung kalte Umschläge auf das verstauchte Gelenk anwendet. Vgl. Verrenkung.

Distrahiren (lat.), auseinander ziehen, zerstreuen, die Aufmerksamkeit von etwas abziehen; Distraktion, Zerstreuung, Zerstreutheit; distractio animi, Geisteszerstreutheit; d. pignoris, Pfandveräußerung.

Distrait (franz., spr. -träh), zerstreut, unachtsam.

Distraktion (lat.), Ausdehnung oder Auseinanderziehung, ein chirurgischer Kunstakt, durch welchen man gebrochene und verrenkte Glieder wieder einzurichten und einzurenken sucht.

Distribuiren (lat.), ver-, austheilen; daher Distribution, Vertheilung, Eintheilung; Distributionsbescheid (decretum distributionis), richterlicher Bescheid über die Vertheilung der Konkursmasse (s. Konkurs); distributiv, ein-, vertheilend; distributive Begriffe, Begriffe oder Namen, die sich nur auf einzelne Dinge beziehen, im Gegensatze zu den kollektiven Begriffen 2c.; Distributivpartikeln, Eintheilungswörter, z. B. bald — bald; theils — theils 2c.; Distributivsätze, Sätze, in denen solche Partikeln ihre Stelle haben; Distributivzahl, in einem Zahlensystem die Zahl, welche angibt, wie vielmal man eine Einheit nehmen muß, um die nächst höhere oder mindere Ordnung zu erhalten.

Distributivgenossenschaften, s. Genossenschaftswesen.

Distrikt (lat.), Bezirk, meist Unterabtheilung einer größern Provinz, eines Kantons 2c.

Distrophisch (griech.), zweizeilig, zweistrophisch; Distrophon, ein solches Gedicht.

Disturbiren (lat.), beunruhigen, stören; Disturbation, Beunruhigung, Störung.

Disuniren (lat.), eine Verbindung aufheben; disunirt, getrennt, abgesondert; disunirte Griechen, Griechen, welche das Primat des Papstes nicht anerkennen.

Ditetraëder (griech., n.), Doppeltetraëder.

Ditfurt, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an der Bode, 7 Kilom. nordöstlich von Quedlinburg, hat eine Pfarrkirche, bedeutenden Acker- und Flachsbau und (1871) 2086 evangel. Einwohner.

Ditheismus (griech.), Glaube an zwei Götter; Ditheist, einer, der an zwei Götter glaubt.

Dithionige Säure, s. v. w. unterschweflige Säure.

Dithmarschen (Ditmarsen, »deutsche Marschen«), eine der vier Landschaften des ehemaligen Herzogthums Holstein, umfaßt den westlichen Theil des Landes, zwischen Elbe, Nordsee, Eider und Gieselau, und hat ein Areal von 1375 QKilom. (25 QM.) mit 75,200 Einw. Sie muß durch Deiche vor Ueberschwemmungen geschützt werden und besteht etwa zur Hälfte aus fruchtbarem Marschlande, das sich mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau eignet; mannigfache Kanäle zur Entwässerung durchziehen dasselbe und erschweren feindlichen Angriff. Die ehemalige Theilung in das königliche Süder- und das herzogliche Norderdithmarschen besteht administrativ noch fort. Jede der beiden Landschaften bildet gegenwärtig einen Kreis der preußischen Provinz Schleswig-Holstein. In Norderdithmarschen (609 QKilom. mit 35,620 Einw.) liegen die Stadt Heide, der ehemalige Hauptort des ganzen Landes, und die Flecken Lunden, Wesselburen und Büsum; in Süderdithmarschen (766 QKilom. mit 39,580 Einw.) die Stadt Meldorf, die Flecken Wöhrden, Brunsbüttel und Marne und die durch die Schlacht vom 17. Febr. 1500 berühmten Orte Eppenwöhrden und Hemmingstedt.

Die Bewohner des westlichen, von Elbe, Nordsee und Eider eingeschlossenen Theils von Holstein waren ursprünglich sächsischen Stammes, wurden aber im 12. Jahrh. durch friesische Einwanderer vermehrt, welche der Bischof von Bremen dorthin brachte. Dieses sächsisch-friesische Volk bestand aus Bauern, welche gegen alles Aristokratische und Dynastische von jeher einen Widerwillen zeigten. Seit der Einführung des Christenthums zur Zeit Karls d. Gr. standen sie unter der Schutzherrschaft des Bischofs von Bremen, welcher Meldorf zum kirchlichen Mittelpunkt machte, und wurden von Vögten regiert, die der Bischof aus den angesehensten Geschlechtern wählte. Das Volk war in eng verbundene, zu gegenseitigem Schutz verpflichtete Familien getheilt, welche streng die alten Sitten und Freiheiten aufrecht erhielten. Mit den Markgrafen und Herzögen von Sachsen hatten sie wiederholte Fehden, z. B. mit Heinrich dem Löwen. Gegen das Ende des 13. Jahrh. fielen sie von Bremen ab und begaben sich unter den Schutz des Königs von Dänemark, der ihnen eigene Grafen setzte. Da sie aber von König Waldemar II. in ihren Privilegien beeinträchtigt wurden, gingen sie in dem Krieg, welchen derselbe mit den Grafen von Holstein und dem Erzbischof von Bremen führte, in der Schlacht von Bornhövede zu den Deutschen über und entschieden dadurch die Niederlage der Dänen (1227). Von jetzt an bildeten sie wieder eine Art Republik mit alterthümlichen Gebräuchen und Rechten unter dem Schutz Bremens, hatten aber von Zeit zu Zeit der Angriffe der Herzöge von Holstein sich zu erwehren, in deren Gebiet sie wiederum häufig Einfälle machten.

In Süder- und Norderdithmarschen eingetheilt, hatten sich vier Gaue (Döffte, Vogteien) gebildet; jeder Gau bestand aus Kirchspielen mit Kirchspielvögten, Schlütern und Schwaren, d. h. Schließern und Geschwornen, welche das Kirchenvermögen zu verwahren und für das Beste des Kirchspiels zu sorgen hatten. Sie bildeten das Schwurgericht, welches sich wöchentlich versammelte; auch der Vogt hatte eine besondere Gerichtsbarkeit. Von ihren Aussprüchen konnte an das ganze Kirchspiel, dann an die Achtundvierziger und endlich an das kaiserliche Kammergericht appellirt werden. Die Kirchspiele bestanden wieder aus mehreren Dörfern oder Bauernschaften, welche ihre Angelegenheiten unter Aeltesten in Versammlungen besorgten, zu denen jeder Mündige Zutritt hatte. Die oberste Landesbehörde bildete das Kollegium der Achtundvierziger, zu welchem jede Dofft 12 Mitglieder auf Lebenszeit erwählte. Sie waren früher, als die Vögte noch mehr Einfluß hatten, deren Rathgeber (consules), später Verweser, Richter. Die Landesversammlung bestand aus den Achtundvierzigern, 4 Vögten, 60 Schließern, 3—400 Geschwornen aller Kirchspiele und des Magistrats der Flecken Meldorf, Lunden oder Heide. Die Versammlung wurde auf freiem Feld oder auf den Marktplätzen der Städte abgehalten. Den Rechtskoder bildete das dithmarsische Landbuch, 1348 von 48 angelsächsischen Richtern in angelsächsischer Sprache entworfen, 1447 abgeändert, 1497 zuerst gedruckt, 1567 verbessert und 1711 neu aufgelegt. Die Bande des Bluts galten für heilig. Die eingebornen, alten Geschlechter (Slachten), durch Wappenschilder kennbar, theilten sich in Klüffte oder Zünfte, welche ein eidlich verbundenes Ganzes bildeten und im Kampf wie vor Gericht zusammenstanden. Die Erziehung der Jugend trug ein durchaus kriegerisches Gepräge. Jeder freie Mann ging bewaffnet. Als 1474 Kaiser Friedrich III. die Lande Holstein, Stormarn und D. zu einem Herzogthum erhob und damit den König Christian I. von Dänemark belehnte, erklärten die D., daß sie dem Erzbisthum Bremen unterthan seien, und protestirten beim Papst gegen ein solches willkürliches Verfahren des Kaisers. Christian I. starb, ehe er etwas gegen die D. unternehmen konnte, 1481. Sein Sohn, König Johann, erneuerte 1488 seine Ansprüche und zog 1500 mit einem 30,000 Mann starken, meist aus deutschen Söldnern, der sogen. »großen Garde« unter dem Junker Slenz, bestehenden Heer gegen sie. Die D. zogen sich zurück, warfen bei Hemmingstedt eine Schanze auf, wählten einen ihrer Landesältesten, Wolf Isebrand, zum Führer und gelobten, indem sie ihre Fahne einer der heil. Jungfrau geweihten Jungfrau, der Telse (Else) aus Hohnwöhrden, anvertrauten, zu siegen oder zu sterben. Wirklich gelang es ihnen auch, das feindliche Heer in die Moräste zu treiben und hier durch Oeffnung der Schleußen zu vernichten. Die Blüte des schleswig-holsteinischen Adels kam um, König Johann selbst rettete sich nur durch schnelle Flucht, auch die Danebrogsfahne fiel in die Hände der D. Es kam nun ein Friede zwischen D. und Dänemark zu Stande, in welchem König Johann auf seine Eroberungspläne verzichtete. Im Jahr 1524 versuchte Heinrich von Zütphen aus Bremen in D. Luthers Lehre zu verbreiten, wurde aber auf Betrieb der Mönche zu Heide verbrannt. Dennoch machte die Reformation Fortschritte, und schon 1532 wurde überall die Messe aufgehoben. Im Jahr 1548 erhielt Herzog Adolf von Holstein von Kaiser Karl V. die Bestätigung des von Friedrich III. seinem Vorfahren Christian I. ertheilten Lehnsbriefs über D. und erklärte nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. von Dänemark mit demselben gemeinschaftlich 18. Mai 1559 den D. den Krieg. Mit einem großen Heer zogen die Fürsten gegen sie, umgingen ihre Schanzen,

führten sie durch Scheinangriffe irre und schlugen die einzelnen Haufen der unter sich entzweiten D. zuletzt 3. Juni 1559 bei Heide, wo die Tapfersten unter dem Bauern Rhode des alten Ruhms würdig stritten. Die D. sahen sich darauf genöthigt, sich an Holstein zu ergeben, den König von Dänemark aber als Oberlehnsherrn anzuerkennen. Die Bedingungen waren jedoch glimpflich; die D. behielten Freiheit der Person und des Eigenthums, freie Gemeindeverfassung und ihr Landrecht sowie Wahl ihrer Beamten. Ihr Land wurde in drei Theile getheilt: den Südertheil nahm der König, den Vordertheil Herzog Adolf und den Mitteltheil Herzog Johann von Holstein in Besitz. Nach Johanns Tod 1581 bildete D. nur noch zwei Theile: Norder- und Süderdithmarschen; 1773 fiel auch ersteres an den König von Dänemark. Von da an theilte das Land der D. das Schicksal Holsteins.

Beglaubigte Nachrichten und Ueberlieferungen zur Geschichte Dithmarschens verdanken wir zunächst Johann Adolfi, genannt Neocorus (d. i. Köster, geb. 1559, gest. 1629), dessen in niedersächsischer Sprache geschriebene Chronik des Landes D. Dahlmann in der Urschrift mit 23 Abhandlungen (Kiel 1827, 2 Bde.) herausgegeben hat. Vgl. ferner: J. A. Bolten, Dithmarsische Geschichte (Flensb. 1781—1786, 4 Bde.); D. Carstens, Dithmarsische Kirchenhistorie (das. 1732); P. Mohr, Zur Verfassung Dithmarschens alter und neuer Zeit rc. (Altona 1821); A. L. J. Michelsen, Das alte D., in seinem Verhältnis zum Bremer Erzstift beurkundet (Schlesw. 1829); Derselbe, Urkundenbuch zur Geschichte des Landes D. (Altona 1834) und Sammlung altdithmarsischer Rechtsquellen (das. 1842); Volkmar, Geschichte des Landes D. (Braunschw. 1851); Nitzsch, Das alte D. (Kiel 1862); Kolster, Geschichte Dithmarschens; nach F. C. Dahlmanns Vorlesungen (Leipz. 1873, bis 1559 reichend).

Dithyrambos (griech., m., auch Dithyrambe, f., »Bocksgesang«), das bakchische Festlied der Griechen, eine eigene Gattung der lyrischen Poesie, die zu gleicher Zeit mit dem Kultus des Dionysos entstanden war und in wild begeisterter Weise die wunderbaren Thaten und Gaben des Gottes zur Frühlingsfeier besang. Dergleichen Lieder wurden in Attika, in Böotien, auf den ionischen und äolischen Inseln, in Sikyon, Korinth, Phlius und an anderen Orten, wo der Bakchosdienst blühte, von den schwärmenden Zügen der Bakchosverehrer gesungen, anfangs in ungebildeter und kunstloser Form, bis um 620 v. Chr. Arion in Korinth (den Herodot als den Erfinder des D. bezeichnet) der Dichtungsart bestimmte Rhythmen und wahrscheinlich auch die antistrophische Anordnung (Eintheilung in zwei Gegenchöre) ertheilte, aus welcher später die Tragödie hervorging. Seine weitere Ausbildung erhielt der D. besonders in Athen, wo an den glänzenden Dionysosfesten die berühmtesten Lyriker, wie Lasos von Hermione (500 v. Chr.), Simonides von Keos, Pindar u. a., mit ihren Dithyramben wettkämpfend auftraten. Der Charakter dieser älteren bakchischen Festlieder war Schwung der Begeisterung und eine leidenschaftliche Bewegung in Sprache und Rhythmus, doch nicht, ohne daß männliche Kraft und Würde die Gemüthserregung in gewissen Schranken gehalten hätte. Anders ward es seit Melanippides' Auftreten (400 v. Chr.), mit dem eine weichliche und verkünstelte Musik die Oberhand über die Poesie gewann und die Ausartung des D. begann. Die Dichtung war mit pomphaften Phrasen und schwülstigen Bildern angefüllt, der antistrophische Bau wie alle bisherigen rhythmischen Regeln wurden vernachlässigt. Die bekanntesten Dichter aus dieser spätern Periode waren Philoxenos von Kythera (gest. 380 v. Chr.), Kinesias von Athen, Phrynnis von Mytilene, Timotheos von Milet, Polyeidos, Telestes u. a. Was den Inhalt der Dithyramben betrifft, so hatten schon die älteren Dichter neben Dionysos auch Gegenstände der heroischen Mythologie gewählt, und die späteren folgten ihnen darin in ausgedehnterer Weise nach. Den D. zu den bakchischen Festen zu liefern und vorzutragen, war übrigens für den Dichter wie für den Chor die höchste Ehre. Dem Dichter, dessen Lied für das beste befunden wurde, ward als Preis ein Dreifuß, dem siegenden Chor ein Stier, der dann feierlich geopfert und verschmaust ward. Damagetos aus Heraklea schrieb über die dithyrambischen Dichter ein eigenes Werk, aus dem Demosthenes der Thraker einen Auszug machte. Weder dieses Werk aber, noch die Dithyramben jener Dichter selbst sind uns erhalten; auch unter den Hymnen des Pindar ist kein eigentlicher D., doch scheint die 13. olympische Ode sich einem solchen zu nähern. Unter den Horazischen Oden haben einige (namentlich I, 10; II, 19; III, 25) dithyrambischen Charakter. Die Dithyramben der Neueren, besonders der Italiener Poliziano, Radi, Baruffaldi, Chiabrera, Magalotti rc., welche mit antiker Bakchosmaske einen durcheinander wogenden Volkskarneval dichteten, sind sklavische, rein äußerliche Nachahmungen und nicht aus dem Glauben und den Sitten des Volks gesungen wie die alten. Indessen ist der D., als Ausdruck des aufjauchzenden Vollgenusses irdischer Wonne, einer Wiedergeburt aus dem Geist unserer Zeit recht wohl fähig. Als ein bedeutender, zu wenig beachteter Dithyrambendichter ist der Deutsche Willamov zu nennen; auch Goethe's »Wanderers Sturmlied« und »Harzreise im Winter« sind in ihrer Art Dithyramben. Vgl. M. Schmidt, Diatribe in dithyrambum (Berl. 1845).

Ditiōn (lat.), Macht, Gewalt über jemand, Herrschaft, Machtgebiet.

Dito, s. Detto.

Ditomie (griech.), Zweitheilung, Halbirung.

Ditriglyph (griech., m.), griechisch-dorisches Ornament, welches darin bestand, daß in dem Friese des dorischen Gebälks zwischen je zwei Säulen je zwei Triglyphen und je drei Metopen angebracht waren.

Ditrochäus (griech.), Doppeltrochäus, Dichoreus.

Dittenberger, Wilhelm Theodor, namhafter evangelischer Theolog, geb. 1. Mai 1807 zu Theningen in Baden, studirte Theologie in Heidelberg, besonders beeinflußt von Daub, dessen Schwiegersohn er später wurde und dessen Werke er mit Marheineke (Berl. 1838—44, 7 Bde.) herausgab. Nachdem er sich 1832 in Heidelberg habilitirt, war er 20 Jahre daselbst in der Doppelstellung eines praktischen Geistlichen (Stadtpfarrer bei Heiliggeist) und akademischen Lehrers, seit 1847 als ordentlicher Professor thätig, im Verein mit Zittel als Führer des freisinnigen Theils der badischen Geistlichkeit hochangesehen. In den Zeiten der Reaktion sah er sich veranlaßt, 1852 einem Ruf nach Weimar als großherzoglicher Oberhofprediger und Kirchenrath Folge zu leisten. Erblindet starb er bald nach seiner Pensionirung 1. Mai 1872.

Dittersbach, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 3 Kilom. südlich von Waldenburg, im niederschlesischen Steinkohlengebirge und an der schlesischen Gebirgsbahn (von Kohlfurt über Hirschberg nach Altwasser) gelegen, hat Steinkohlengruben, Bierbrauerei, Zündhölzerfabrikation und (1871) 4706 Einw. (darunter 1200 Katholiken).

Im Bau befindet sich eine Eisenbahn von D. über Neurode nach Glatz.

Dittersdorf (ungar. Ditro-Gyergyó), Dorf in Siebenbürgen, im Lande der Szekler, Stuhl Csik, mit (1869) 2693 Einw. und einem Sauerbrunnen, dessen Wasser früher unter dem Namen »Boeszeker« weithin versendet wurde.

Ditters von Dittersdorf, Karl, trefflicher und fruchtbarer Komponist, geb. 2. Nov. 1739 zu Wien als Sohn des Hof- und Theaterstickers Ditters, erhielt seinen ersten Unterricht in der Musik von dem Violinisten König, später von Joseph Zügler, sodann durch die Gunst des Generalfeldzeugmeisters, Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, eine allgemeine wissenschaftliche und höhere musikalische Bildung. Nachdem er zehn Jahre lang in der Hauskapelle des Prinzen thätig gewesen, bereiste er 1761 mit Gluck Italien, wo er als Violinvirtuos außerordentlichen Beifall erntete, trat 1764 in kaiserliche Dienste, wurde aber schon nach kurzer Zeit an Haydns Stelle Kapellmeister des Bischofs von Großwardein, für dessen Hauskapelle er sein erstes Oratorium, Metastasio's »Isacco«, komponirte. Auch eine kleine Bühne errichtete er daselbst und gab in seiner Operette »Amore in musica« die ersten Proben seines bedeutenden Talents für die komische Oper. Nach fünf Jahren (1769) nach Wien zurückgekehrt, trat er in die Dienste des Fürstbischofs von Breslau, Grafen Schafgotsch, der ihn zum Ritter vom Goldenen Sporn, zum Oberförster und Amtshauptmann machte und als »Ditters von Dittersdorf« in den Adelsstand erhob (1773). D. bildete nun auf dem bischöflichen Schloß Johannisberg in Oesterreichisch-Schlesien aus Dilettanten erst ein kleines Orchester, dann auch ein Theater, für welches er seine weiteren Versuche im komischen Opernstil, zuerst die Oper »Il Viaggiatore americano«, dann das Oratorium »Davidde«, schrieb. Sein Oratorium »Esther« sowie seinen »Hiob« schrieb er zum Besten eines Wittwenfonds in Wien, führte hier auch 1786 sechs seiner nach Ovids Verwandlungen gearbeiteten Symphonien auf. In dieselbe Zeit fallen die komischen Opern »Der Doktor und der Apotheker«, »Betrug durch Aberglauben«, »Die Liebe im Narrenhaus« und »Democrito«, die, mit Ausnahme des letztern, ungeheures Glück machten. Seinen »Hiob« führte er 1789 auch in Berlin vor König Friedrich Wilhelm II. mit außerordentlichem Beifall auf. Nach dem Tode des Fürstbischofs verabschiedet, dazu von Krankheit heimgesucht, starb D. in Dürftigkeit auf dem Gute des Barons Ignaz v. Stillfried 31. Okt. 1799. Außer zwei Briefen »Ueber die Grenzen des Komischen und Heroischen in der Musik« und »Ueber die Behandlung italienischer Texte bei der Komposition und über andere Gegenstände« in der Leipziger »Musikalischen Zeitung« schrieb D. im ganzen 7 Werke für die Kirche und 30 für die Bühne, außerdem an 40 Symphonien, Streichquartette (1866 fand man in Breslau die Manuskripte von zahlreichen Quartetten auf, die, nach Inhalt und Form an die Haydn'schen erinnernd, wenn auch weniger frisch und polyphon, als eine Bereicherung der Quartettliteratur gelten dürfen), Violinkonzerte, Lieder, Klaviersonaten, Notturno's 2c. Die meiste Wirkung hatten seine komischen Opern, die in lebenswahrer Charakteristik wie in der formellen Gestaltung der einzelnen Musikstücke geradezu musterhaft zu nennen sind und von Spohr an innerem musikalischen Werth weit über die berühmten Operetten Grétry's gestellt werden. Dem heutigen Geschmack erscheinen sie freilich, wie die meisten seiner übrigen Werke, veraltet; doch haben sich »Der Doktor und der Apotheker« und »Hieronymus Knicker« als beliebte Volksstücke erhalten. Seine Selbstbiographie erschien zu Leipzig 1801.

Dittmar, Heinrich, verdienter deutscher Schulmann, Jugendschriftsteller und populärer Geschichtschreiber, geb. 15. Dec. 1796 zu Ansbach, studirte seit 1810 zu Erlangen und Würzburg, erst die Rechte, dann Philosophie, namentlich von J. J. Wagner beeinflußt und religiös erweckt. Nach einem Besuch bei Pestalozzi in Yverdun errichtete er mit einigen Freunden eine Schul- und Erziehungsanstalt nach Pestalozzi'schen Principien in Würzburg, dann 1817 in Nürnberg, wo 1823—26 Karl v. Raumer sein Mitarbeiter war. 1827 übernahm er das Rektorat der Schule zu Grünstadt in der Pfalz, wo er eine von christlich-patriotischem Geist durchwehte, gesegnete Thätigkeit entfaltete und sich um die Hebung des Schulwesens überhaupt große Verdienste erwarb, freilich auch immer tiefer in eine specifisch christliche Richtung hinein gerieth. 1855 folgte er einem Ruf als Direktor des Gymnasiums zu Zweibrücken, das sich unter ihm ebenfalls zu hoher Blüte erhob. D. starb 24. Juli 1866. Außer zahlreichen Jugendschriften und einigen Ausgaben älterer Literaturdenkmäler, z. B. des »Merks« von Abraham a Sankta Clara (Frankf. 1827), auch eigenen sein Seelenleben rein wiederspiegelnden Gedichten (»Das Minnebüchlein«, Berl. 1824), pädagogischen Handbüchern (z. B. »Biblische Christenlehre«, 2. Aufl., Sulzb. 1846; »Einfacher Wegweiser durch die Heilige Schrift«, 4. Aufl., Heidelb. 1868) hat sich D. namentlich durch weitverbreitete, gut geschriebene populär-geschichtliche Darstellungen bekannt gemacht, die freilich auch seinen religiösen Standpunkt sehr stark betonen: »Die Weltgeschichte in einem leicht überschaulichen Umriß« (11. Aufl., Heidelb. 1874, 2 Bde.); »Leitfaden der Weltgeschichte« (7. Aufl., das. 1872); »Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen« (7. Aufl., das. 1873); »Abriß der bayrischen Geschichte« (3. Aufl., das. 1872); »Abriß der Geschichte des preußischen Staats« (2. Aufl., das. 1873) u. a. Dittmars Hauptwerk aber ist »Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker für das allgemeine Bedürfnis dargestellt« (Heidelb. 1845—60, 4. Aufl. 1866, 6 Bde.).

Ditto, s. Detto.

Ditton (spr. ditt'n), Dorf im südwestlichen Theil der engl. Grafschaft Lancashire. Dabei Ditton-Hall, wo viele der 1872 aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben.

Ditzenbach, Dorf im württemberg. Donaukreis, Oberamt Geislingen, im Filsthal, mit 440 kathol. Einwohnern u. einem Sauerbrunnen.

Diu (im Sanskrit Dwipa, »Insel«), kleine portugiesische Insel an der Südküste der Halbinsel Kattiwar in Ostindien, von O. nach W. 11 Kilom. lang, im allgemeinen 3,6 Kilom. breit und von einer Felsmasse durchzogen. Der Meeresarm zwischen derselben und dem Festland ist nur für Fischerboote fahrbar. Am Ostende der Insel liegt die gleichnamige gut befestigte Stadt mit angeblich 10,000 Einw., trefflichem Hafen, aber unbedeutendem Verkehr. In alter Zeit stand hier ein berühmter Tempel des Mahadewa, welcher 1024 durch Schah Mahmud geplündert und zerstört wurde. Die Portugiesen besetzten D. 1515 und widerstanden ruhmvoll zwei Belagerungen von Seiten der Mohammedaner (1539 und 1545); 1670

aber wurde die Insel von den Arabern von Maskat erstürmt. Seit dem Sikhkrieg verlor Portugal seine bis dahin beträchtliche Einnahme aus dem Opiumhandel, der seitdem unter genauer englischer Kontrolle steht.

Diurēsis (griech., f.), Harnentleerung.

Diuretica (griech.), Mittel, welche die Harnabsonderung befördern, werden angewendet, um Flüssigkeiten, welche krankhafterweise in den Höhlen und Geweben des Körpers angehäuft sind, zur Aufsaugung zu bringen und durch die Harnwerkzeuge aus dem Organismus zu entfernen. Daher werden die D. vorzugsweise bei Wassersucht, bei der Brustfellentzündung mit flüssigem Exsudat und bei ähnlichen Affektionen benutzt. Die am häufigsten angewendeten D. sind der Aufguß des Fingerhutkrauts, die Meerzwiebel, das essigsaure Kali 2c.

Diurna (lat.), s. Acta.

Diurna, Tagfalter, s. Schmetterlinge.

Diurnāle (lat., n.), das »tägliche« Gebetbuch der katholischen Geistlichen.

Diurnität (lat.), Langwierigkeit.

Div., Abbreviatur auf Recepten für divide, theile, oder dividatur, es werde getheilt; auch für Divus und Diva.

Divae memoriae (lat.), seligen Andenkens.

Divagiren (lat.), ab-, herumschweifen; Divagation, Abschweifung.

Divan (türk.), s. v. w. Diwan.

Divarikation (lat.), Verästelung der Adern.

Divelliren (lat.), auseinander reißen.

Divergénz (lat.), das Auseinanderlaufen, in der Botanik der in Theilen des Stengelumfangs ausgedrückte Abstand der einzelnen aufeinander folgenden Blätter einer spiraligen Blattstellung oder eines Blattquirls (s. Blatt). Daher Divergenzwinkel, der Winkel, welcher diesen Theil der Stengelperipherie in Winkelgraden ausdrückt. Divergirend und divergent, sich von einander entfernend, das Gegentheil von konvergirend und konvergent. In der Geometrie nennt man divergent oder divergirend gerade Linien, die sich verlängert immer weiter von einander entfernen. Diese D. kann nur nach einer Richtung hin statthaben, und dieselben Linien müssen nach der andern Richtung hin konvergiren (s. Linie). In der Analysis heißt eine unendliche Reihe divergirend, wenn ihre Glieder immer größer werden, je weiter sie sich vom Anfang oder von einem bestimmten Glied entfernen (s. Reihen). Divergirende Lichtstrahlen heißen in der Dioptrik die Strahlen, welche nach dem Durchgang durch ein Linsenglas, oder in der Katoptrik die Strahlen, welche nach dem Auffallen auf einen Spiegel sich von der Axe des Glases oder des Spiegels noch mehr als vorher entfernen.

Divergiren (lat.), auseinander gehen, sich mehr und mehr von einander entfernen; abweichender Meinung sein.

Divérs (lat.), verschieden; diversa, Verschiedenes; Diverse, Verschiedene, z. B. verschiedene Waaren, verschiedene Konten, Debitoren, Kreditoren 2c., eine sowohl im Waarengeschäft, als auch in der Buchhaltung häufig vorkommende Bezeichnung. Diversität, Verschiedenheit.

Diversion (lat.), im allgemeinen eine Bewegung, welche die Aufmerksamkeit des Gegners von einem bestimmten Punkt ab und auf einen andern Punkt lenken soll. Im Kriegswesen bezeichnet man damit ein strategisches Unternehmen, welches den Zweck hat, die feindlichen Operationen durch eine Scheinbewegung oder einen nebensächlichen Zug zu stören und irre zu führen, und zwar in der Offensive wie in der Defensive, indem im erstern Fall der feindliche Angriff von einem gefährdeten Punkt abgelenkt, im zweiten der eigene Angriff gegen einen wichtigen Punkt erleichtert werden soll. Die D. wird ausgeführt, indem ein Theil der Streitmacht in einer von der Hauptmasse entfernten Richtung entsandt wird und dabei den Anschein erweckt, als handle es sich hier um den Hauptkampf, oder auch, indem eine neu auftretende Armee, etwa eines Alliirten, auf einem von dem bisherigen entfernten Kriegsschauplatz erscheint. Die D. ist also in der Strategie, was der Scheinangriff in der Taktik ist. Es ist jedoch selten, daß die D. ihren eigentlichen Charakter bewahrt, was darin begründet liegt, daß sie, um wirksam zu sein, mit bedeutenden Kräften unternommen werden muß. So wird denn oft die D. zum entscheidenden Kampf oder zur entscheidenden Situation. Im deutsch-französischen Krieg war der Marsch Bourbaki's von Nevers nach Belfort wesentlich eine D. und bezweckte die Aufhebung der Belagerung von Paris. Dieser Zweck ward nicht erreicht, da die deutsche Heeresleitung dem schwachen Heer Werders allein die Abwehr der starken Streitmacht überließ. Während dieses Kampfs zwischen Werder und Bourbaki war wiederum der Angriff Werders gegen die linke Flanke der marschirenden französischen Armee bei Villersexel eine D., welche den Zweck hatte und auch erreichte, diesen Marsch aufzuhalten und der deutschen Armee die Zeit zu geben, sich vor Belfort zur Vertheidigung einzurichten.

Diverticulum (lat.), ein Nebenaufenthaltsort; daher Diverticula intestinorum (Darmanhänge), blind sich endigende Anhänge oder Fortsätze des Darmkanals, deren Höhle mit der Höhle des Darmkanals kommunicirt. Auch an der Harnblase kommen häufig solche Diverticula vor.

Divertimento (ital., franz. Divertissement, »Unterhaltung«), in der Musik eine Gattung kleinerer, aus verschiedenen leicht gearbeiteten Sätzen bestehender Tonstücke für ein oder mehrere Instrumente mit einfacher Besetzung, war besonders zu Anfang der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., nachdem die Liebhaberei an Suiten und Partiten abgenommen hatte, stark im Gebrauch. D. hieß in Frankreich ehedem auch eine Reihe von Tänzen und Gesängen, die als Zwischenakt in der Oper aufgeführt wurden.

Divertiren (franz.), ergötzen, belustigen; Divertissement (franz., spr. -tismáng), s. Divertimento; divertissant (spr. -ssáng), unterhaltend, kurzweilig, ergötzlich.

Dives (spr. dihw), Küstenfluß im franz. Departement Calvados, mündet nach einem Laufe von 100 Kilom. in den Kanal. Von der Brücke von Corbon an ist er schiffbar. Unfern der Mündung liegt der Ort Dives, mit 854 Einw. und einer alten Kirche. Dabei auf einem 105 Meter hohen Hügel seit 1861 ein Denkmal zur Erinnerung an die Abfahrt Wilhelms des Eroberers nach England.

Divide et impĕra! (lat., »trenne und herrsche!«), Grundsatz schlauer Politik, wonach man das Volk nach verschiedenen Interessen theilt, um die einzelnen Parteien nach einander willig und unterthänig zu machen.

Dividénd (lat. dividendus), die zu theilende Zahl in Bezug auf den Divisor.

Dividénde (lat., f., »das zu Vertheilende«), eine zur Vertheilung bestimmte Summe, insbesondere der veränderliche periodische Gewinnantheil, welchen die bei einer Unternehmung Betheiligten aus deren

Reinertrag erhalten. Dividenden kommen besonders bei Aktienunternehmungen vor, und zwar ist hier D. die Quote des jährlichen Reinertrags, welche, in Procenten ausgedrückt, nach Abzug der Betriebs- und Verwaltungskosten sowie der als Reservefonds hinterlegten Summe und, wo Anleihen gemacht sind, der zur Zinszahlung und Tilgung dieser Anleihen nöthigen Beträge, den Aktionären für je eine Aktie ausgezahlt wird. Eine solche D. wird in der Regel alljährlich ermittelt und berichtigt, darf jedoch nur dann zur Vertheilung kommen, wenn das in früheren Geschäftsperioden etwa verminderte Aktienkapital wieder auf seine frühere Höhe gebracht ist. Zuweilen ist den Aktionären zunächst ein fester Zins als D. zugesichert, in welchem Fall dann der etwaige denselben übersteigende, je nach dem wechselnden Reinertrag des Unternehmens sich bemessende Gewinnantheil als **außerordentliche** D. (**Extra- oder Superdividende**) bezeichnet wird. Bei den auf Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungsgesellschaften ist D. die jährlich erfolgende Vertheilung (Rückgabe) des aus den von den Versicherten eingezahlten Prämiengeldern nach Abzug der im Lauf des Jahrs nöthig gewordenen Ausgaben und der zum Reservefonds bestimmten Summe sich ergebenden Ueberschusses, dessen Betrag ebenfalls in Procenten ausgedrückt zu werden pflegt. Bei Konkursen versteht man unter D. die Vertheilung der aus dem Ertrag der Konkursmasse eingehenden Summe unter die Gläubiger des Falliten, die nach Maßgabe ihrer Forderungen auf Procente berechnet wird.

Dividiren (lat.), theilen, als Rechnungsoperation (s. Division); **Dividuum**, Theilbares; **Dividualität**, Theilbarkeit.

Dividivi (Dividibi, auch Libidibi, Libidavi), die an Gerbsäure reichen Früchte von Caesalpinia Coriaria *Willd.*, bilden schnecken- oder S-förmig eingerollte, trockene, spröde, an beiden Enden stumpf zugespitzte, etwas glänzende, kastanienbraune, 3—10 Centim. lange, 2—3 Centim. breite Hülsen, welche zwischen der zähen äußern und innern Haut eine ockerbraune, spröde Masse enthalten und meist 2—4 linsenförmige Samen einschließen. Die Gerbschoten wurden zuerst 1768 von den Spaniern nach Europa gebracht; sie kommen jetzt über Caracas, Maracaibo und Curaçao in den Handel und dienen zum Gerben und Schwarzfärben. Sie geben weiche, braunroth gefärbte Leder, werden aber meist nur als Zusatz zu anderen Gerbmitteln benutzt. Sie enthalten 19—26,7 (nach anderen Angaben 32 und selbst 49) Proc. Gerbstoff.

Divina commedia (ital.), s. Dante Alighieri.

Divination (lat.), Ahnungsvermögen, Weissagungskraft, Ahnung, bei den Römern Inbegriff aller auf die Mantik bezüglichen Erscheinungen und Institute, Prodigien, Orakel, Augurien &c. (s. Mantik); in der altrömischen Rechtssprache die richterliche Untersuchung, welcher von mehreren Anklägern als der passendste auszuwählen sei, um bei einem Proceß den Hauptankläger (suo nomine accusator) zu machen, während die übrigen als Subscriptores jenem sich anreihten. So handelte es sich bei der Anklage des Verres darum, ob Cicero oder Cäcilius Hauptkläger sein sollte, und deshalb führt die erste Verrinische Rede des Cicero den Titel Divinatio. Die Richter entschieden in solchen Fällen nach einer gewissen moralischen Voraussetzung (divinabant); daher der Name. **Divinatorisch**, auf Divinationsgabe beruhend, errathend; **diviniren**, durch Divinationsgabe wissen, ahnen, weißagen.

Divinisiren (lat.), vergöttern; **Divinität**, Göttlichkeit.

Divis (lat., n.), Theilungszeichen, Bindestrich (-).

Divisi (ital., »getheilt«), ein Ausdruck, welcher in Stimmen für Streichinstrumente vorkommt, und zwar über gewissen doppelgriffigen Passagen, in welche sich die Spieler (im Orchester) theilen sollen.

Divisibel (lat.), theilbar; **Divisibilität**, Theilbarkeit.

Division (lat.), Theilung, in der Arithmetik die vierte Rechnungsspecies, die Zerlegung einer gegebenen Zahl in eine bestimmte Anzahl gleicher und ihrer Größe nach bestimmter Theile. **Dividiren** heißt nämlich eine Zahl (Quotient) suchen, welche in einer gegebenen Zahl (**Dividendus, Dividend**) so vielmal enthalten ist, als eine andere (**Divisor**) Einheiten hat. Um anzudeuten, daß eine Zahl durch eine andere dividirt werden soll, setzt man das **Divisionszeichen** (:) dazwischen, und zwar so, daß der Divisor rechts, der Dividend links von diesem Zeichen steht, oder man schreibt das Ganze in Form eines Bruchs, dessen Zähler der Dividend und dessen Nenner der Divisor ist; soll z. B. die Zahl 60 durch 5 dividirt werden, so läßt sich dies bezeichnen entweder durch 60 : 5, oder durch $^{60}/_{5}$. Ist die D. richtig, so muß, wenn man den Quotienten mit dem Divisor multiplicirt und den bei der D. etwa übrig gebliebenen Rest zum Produkt addirt, dieses dem Dividenden gleich sein.

Division, im Militärwesen 1) Unterabtheilung des Bataillons oder Kavallerieregiments, aus 2 Kompagnien oder 2 Schwadronen bestehend. In den Feldzügen 1859 und 1866 waren **Divisionskolonnen** die Gefechtsform der österreich. Infanterie, deren Bataillone damals 6 Kompagnien hatten; die beiden Kompagnien standen in dieser Formation neben einander, in sich aber in Zugkolonne; die Verwendung entsprach der der Kompagniekolonnen. Jetzt ist die D. nur noch bei der Kavallerie üblich, meist da, wo die Regimenter 6 Schwadronen haben; das preußische Kavallerieregiment kennt sie seit 1855 nicht mehr. 2) **Truppenverband**, der, aus allen Waffen gemischt und dadurch zur selbständigen Durchführung eines Gefechts befähigt, deshalb auch **höhere taktische Einheit** genannt wird. Der Hauptmasse nach besteht die D. aus Infanterie; Kavallerie und Artillerie sind ihr nur in beschränktem Maß zugetheilt. Wo nicht ein kleineres Heer überhaupt bloß aus mehreren Divisionen besteht, findet sich eine allen taktischen Zwecken entsprechende Mischung der drei Waffen erst im **Armeekorps** vereinigt. Die D., im mobilen Armeekorps in Deutschland Infanteriedivision, anderwärts auch Truppen- oder Armeedivision genannt, besteht aus 2 Brigaden zu je 2 Regimentern, jedes zu 3 Bataillonen, zählt also 12 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Jäger (in Deutschland nur bei je einer D. des Korps), 1 Kavallerieregiment (4 Schwadronen) und 1 Abtheilung Feldartillerie zu 4 Batterien, also 12 resp. 13,000 Mann Infanterie, 600 Pferde, 24 Geschütze; Pioniere, Train &c. werden nach Bedarf zugetheilt. In anderen Heeren ist die Stärke der D. ähnlich, nur Artillerie vielfach schwächer. Außer diesen Divisionen werden noch besondere **Kavalleriedivisionen** aus Kavallerie und reitender Artillerie gebildet; normal in Deutschland beim mobilen Korps je eine zu 4 Kavallerieregimentern, also 16 Schwadronen und 2 reitenden Batterien oder 2400 Pferden, 12 Geschützen. Im Krieg von 1870—71 war eine kleinere Zahl Kavalleriedivisionen zu 6 Regimentern in 3 Brigaden oder 24 Schwadronen und 2

Batterien, 3600 Pferden und 12 Geschützen, gebildet, die im Unterschied von den Divisionskavallerieregimentern ihre Verwendung unabhängig vom Korpsverband vor der Front der Heere fanden und auf dem Schlachtfeld, wie bei Vionville, in großen geschlossenen Massen auftraten (vgl. Kavallerie). Im Frieden hat nur Rußland besondere Kavalleriedivisionen und das deutsche Heer beim Garde- und dem 12. Armeekorps, sonst ist bei uns jeder D. eine Kavalleriebrigade zugetheilt. Oesterreich hat auch im Frieden Divisionen, welche unter keinem Generalkommando stehen; in Frankreich ist ein Divisionsverband erst theilweise durchgeführt (vgl. Territorialdivision). Der Stab einer D. besteht in Deutschland aus dem Kommandeur (Divisionär), gewöhnlich Generalleutnant, einem Generalstabsofficier, einem Adjutanten, dazu einem Divisionsintendanten, einem Divisionsarzt, zwei Auditeuren, zwei Geistlichen; im Felde tritt noch ein Adjutant und einiges Verwaltungspersonal hinzu. Für die Gefechtskraft einer D. gilt als Maßstab, daß sie auch gegen bedeutende Uebermacht ein Gefecht 3—4 Stunden lang selbständig durchzuführen vermag, eine Annahme, die durch das Gefecht der französischen D. Douay bei Weißenburg 4. Aug. 1870 aufs neue bestätigt worden ist. Die Bildung von Divisionen in heutiger Gestalt erfolgte zuerst in Frankreich 1794, in demselben Jahr wurden auch schon Reiterdivisionen von 4—6 Regimentern den Heeren als Reserve zugetheilt. Napoleons Heer 1796 in Italien zählte 4 selbständige Divisionen; als Kaiser sonderte er die Reiterei und die Geschütze mehr ab und stellte 2 bis zu 4 Divisionen Fußvolk zu einem Armeekorps zusammen, dem er Artillerie und Kavallerie beigab. Hinsichtlich der wechselnden Stärke der Korps richtete er sich zunächst nach den Fähigkeiten seiner Marschälle und Generäle; erst mit der Zeit, als zwischen 1807 und 1812 auch die anderen europäischen Heere die Divisionseintheilung angenommen hatten, bildete sich ein festes Verhältnis heraus, wenn es auch an Aenderungen, bedingt durch die Natur der Kriegsschauplätze und die Kriegführung der Gegner, bis in die neueste Zeit nicht fehlte. In der Marine ist D. eine Unterabtheilung der Flotte, die entweder als Avantgarde, Arrièregarde oder sonstwie detachirt allein segelt, oder als rechter Flügel, linker Flügel, resp. Centrum des Gros der Flotte unter dem besondern Kommando eines Flaggofficiers (Admirals) ihre Gefechtsaufgabe selbständig durchführt.

Divisionär, s. Division.

Divisionsbezirk oder **-kreis,** in der Schweiz nach der neuen militärischen Eintheilung des Landes Name der Bezirke, deren es acht, entsprechend den im Kriegsfall aufzustellenden acht Divisionen, gibt. Die Bezirke, jeder 12, resp. 13 Bataillonsbezirke umfassend, sind so begrenzt, daß bei möglichst gleicher Einwohnerzahl die Bataillonsbezirke mit den Kantongrenzen zusammenfallen und immer benachbarte Kantons zusammen eine Division stellen (vgl. Schweiz).

Divisionsgericht, s. Militärgerichtswesen.

Divisionsschulen, bis 1847 bei jeder Division, seitdem bei jedem Armeekorps des preußischen Heers befindliche Schulen, in welchen die Officiersaspiranten derselben in einem neunmonatlichen Kursus zur Ablegung der Officiersprüfung vorbereitet wurden. Sie wurden 1859 bei der Reorganisation der preußischen Armee aufgelöst und statt ihrer die einen gleichen Zweck verfolgenden Kriegsschulen (s. d.) errichtet.

Divīsor (lat.), Theiler, s. Division.

Divisores (lat., »Theiler«), Austheiler, Eintheiler, im alten Rom Leute, welche in den Komitien für die Kandidaten, mit welchen sie deshalb besondere Akkorde abschlossen, Geld zur Bestechung der Stimmgeber vertheilten. Sie bildeten wahrscheinlich Societäten, welche aus Personen bestanden, die den verschiedenen Tribus angehörten. Sie sind nicht mit den Diribitores zu verwechseln. Ihr Geschäft galt als ehrlos und war vom Staat verboten.

Divisorium (lat.), Theilungswerkzeug; die Theilscheibe der Uhrmacher; in der Buchdruckerei die hölzerne Gabel oder Klammer am Tenakel der Setzer, womit das Manuskript gehalten wird (vgl. Buchdruckerkunst, S. 906).

Divonne (spr. -wonn), Grenzort im franz. Departement Ain, Arrondissement Gex, in der Nähe von Genf, am Ostabhang des Jura, mit 1400 Einw., bekannt durch seine Kaltwasserheilanstalt (Wassertemperatur 6,5° C.). Als weitere Kurmittel sind in Gebrauch: Terpentindampfbäder, Meerwasserbäder, Mineralwässer, Molken u. a. Die Umgegend bietet herrliche Aussichten auf den Genfer See, die Alpen und den Jura.

Divortium (lat.), Ehescheidung.

Divōto (divotamente, ital., »andächtig«), musikalische Bezeichnung für einen feierlich gehobenen, fromm-innigen Vortrag.

Divulgiren (lat.), etwas unter das Volk (lat. vulgus) bringen, kundmachen, ausschwatzen; Divulgation, Kundmachung.

Divulsion (lat.), Zerreißung.

Divus (lat., »göttlich«), Prädikat vergötterter Menschen, namentlich der (verstorbenen) römischen Kaiser.

Diwan (türk.), ursprünglich Versammlungsort, Versammlung, besonders die osmanische Reichsversammlung. Dschaliweh- (Galibé-) D., d. i. Gedrängediwan, ist das höchste Staatskollegium in der Türkei und versammelt sich Sonntags und Dienstags im Serail des Großsultans unter dem Vorsitz des Großwessirs. Der Großsultan wohnt dem D. zuweilen hinter einem Gitter von Golddraht bei, so daß er, selbst unbemerkt, alles beobachten kann; der Mufti erscheint nur auf ausdrückliche Ladung, die übrigen Beisitzer sind die höchsten Würdenträger des Reichs, doch richtet sich die Theilnahme der einzelnen nach Zeit und Umständen. Je nachdem die Verhandlungen Processe oder Staatsgeschäfte betreffen, erscheinen auch die Parteien, Intendanten, Bittschriftenmeister ꝛc. Am Dienstag wird den fremden Gesandten Audienz gegeben; auch erhalten die Truppen an dem Diwanstag den Sold, weshalb der Löhnungstag der Janitscharen ebenfalls Dschaliwehdiwan hieß. Der D. im Palast des Großwessirs, eine Art Ministersitzung, findet Montags, Mittwochs, Freitags und Sonnabends statt. Der Abschakdiwan, stehender D., wird nur bei außergewöhnlichen Ereignissen gehalten. Diwans, die den im Serail und im Palast des Großwessirs abgehaltenen nachgebildet waren, gab es auch in den Residenzen der Dey's und Bey's, namentlich in Tunis, Tripolis, Aegypten. — D. heißt auch ein kostbares Ruhebett, mit Teppichen, gestickten und an die Wand angelehnten Kissen, auf dem liegend der vornehme Türke die Besuche empfängt. Dem türkischen D. sind die mehr sophaartigen Ottomanen (s. d.) in Europa nachgebildet. Auch nennt man D. eine Sammlung von Ghaselen (s. d.) in alphabetischer Ordnung, dann überhaupt von lyrischen Gedichten. Den orientalischen Diwans hat Goethe seinen »Westöstlichen D.« nachgebildet.

Diwāni, Münzwerth in Arabien, = 0,086 Krusch; letztere = 1,675 Mark.

Diwischau, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Beneschau (im ehemaligen Kreis Tabor), mit einer Dechanteikirche u. 1800 kathol. Einwohnern.

Diwra (türk. Debr), Landschaft in Türkisch-Albanien, zum Vilajet Uschkodra (Skutari) gehörig, nördlich von Ochrida im Drinthal gelegen, zerfällt in zwei Theile: Diwrapost (Unterdibra), mit der rechts am Schwarzen Drin, an einem vorspringenden, 734 Meter hohen Kalkfelsen, einem Ausläufer des Schargebirges, gelegenen und mit einer Mauer umgebenen Stadt D., welche 4200 in Stahl- und Lederarbeiten geschickte Einwohner zählt, und Diwrastipreh (Oberdiwra), welches nur Gebirgsdörfer enthält. Die Bewohner sind moslemitische Albanesen und Bulgaren, welche zu den unruhigsten Unterthanen der Türkei gehören.

Dixan, Stadt in der zu Tigrié gehörigen Landschaft Sarae (Abessinien), mit 2000 Einw., ansehnlicher Stapelort für den Verkehr von Massaua in das Innere, an der nach Adoa gelegenen Straße.

Dixi (lat., »ich habe gesprochen«), Schlußformel des römischen Redners, um das Ende seines Vortrags anzudeuten; d. et salvavi animam meam, ich habe gesprochen (nämlich, wie es meine Pflicht ist) und meine Seele gerettet, d. h. mein Gewissen beruhigt, soll (nach Hes. 3, 18. 19 und 33, 8. 9) sprichwörtlich ausdrücken, daß man seine Beruhigung darin finde, seine Ansicht, eine Warnung rc. ausgesprochen zu haben.

Dixmuyden (spr. -meuden, Dixmude), Stadt in der belg. Provinz Westflandern, rechts an der Yperlen und an der Eisenbahn nach Dünkirchen, 11 Kilom. von Nieuwpoort, mit Strumpfweberei, Fabrikation von Wachholderbeerbranntwein, Handel mit Vieh, Käse und Butter (berühmt als die beste von Flandern) und (1867) 3926 Einw. Die Pfarrkirche enthält einen im reichsten Flamboyantstil zu Anfang des 16. Jahrh. errichteten Lettner und eine Anbetung der heiligen drei Könige von Jordaens. D. wurde 1299 von den Franzosen erobert und sehr stark befestigt, so daß es zwei Belagerungen von Seiten der Brügger (1459) und Genter (1580) aushielt. Durch den Utrechter Frieden 1713 kam D. an die Niederlande, durch den Rastadter 1714 an Oesterreich.

Dixon (spr. dix'n), wohlhabende Hauptstadt der Grafschaft Lee im nordamerikan. Freistaat Illinois, am Rock River, welcher die zahlreichen Mühlräder der Stadt treibt, hat (1870) 4055 Einw. Der Ort ist Knotenpunkt der Illinois-Central- und der Chicago-North-Westernbahn.

Dixon (spr. dix'n), William Hepworth, engl. Schriftsteller, besonders als Biograph hervorragend, geb. 30. Juni 1821 zu Newton Heath, studirte die Rechte, widmete sich dann aber ausschließlich literarischen Arbeiten. Er schrieb mehrere Aufsätze in das Journal »Prize essay magazine«, welche mit dem Preis gekrönt wurden, und übernahm 1853 die Redaktion des »Athenaeum«, die er bis 1869 leitete. Auch lieferte er seit 1848 Beiträge zu den »Daily News«. Außerdem veröffentlichte er eine interessante Darstellung des englischen Gefängniswesens: »The London prisons, with an account of the more distinguished persons, who have been confined in them etc.« (Lond. 1850), und die Biographien: »John Howard and the prison world of Europe« (das. 1849, neue Ausg. 1854), »William Penn« (das. 1851, neueste Aufl. 1872). Auf einer Reise durch Belgien, Holland, Deutschland, Ungarn, Italien, die Pyrenäische Halbinsel und Frankreich sammelte er in Bibliotheken Materialien zu einer »History of England during the Commonwealth«, aus der die Biographie »Robert Blake« (Lond. 1852) eine Episode bildet. Zu seinen Biographien, besonders von Howard und Blake, benutzte er vielfach Familienarchive; in Betreff Penns konnte er selbst dem berühmten Macaulay Irrthümer nachweisen und dem Gründer Pennsylvaniens einen edlern Charakter und reinere Motive vindiciren, als ihm Macaulay zuschreibt. Aus Artikeln, die zunächst im »Athenaeum« publicirt wurden, erwuchs eine seiner werthvollsten Arbeiten: »Personal history of Lord Bacon, from unpublished papers« (1861), woran sich anschloß: »The story of Lord Bacon's life« (1862). Das Jahr darauf erschien der erste Band der »Fasti Eboracenses: Lives of Archbishops of York« (1863). Eine längere Reise durch die europäische und asiatische Türkei, Palästina und Aegypten, die er 1864 unternahm, gab ihm den Stoff zu seinem Werk: »The Holy Land« (1865, 3. Ausg. 1867, 2 Bde.; deutsch, Jena 1868). 1866 machte er eine neue große Reise durch Nordamerika, von New York bis in den Salzseedistrikt, und widmete hier besonders dem Sektenwesen eingehende Studien, deren Resultate er in dem spannend geschriebenen Werke »New America« (1867, 8. Ausg. 1869; deutsch, Jena 1868) niederlegte. Noch größeres Aufsehen als letzteres erregten seine »Spiritual wives« (1.—4. Aufl. 1868, 2 Bde.; deutsch unter dem Titel »Seelenbräute«, Berl. 1868), worin er ebenfalls krankhafte Auswüchse des pietistischen Sektenlebens schonungslos bloßlegte. Ein Besuch Rußlands veranlaßte sein Werk: »Free Russia« (1.—3. Aufl. 1870; deutsch von A. Strodtmann, Berl. 1870), welches Land und Leute in Rußland, und wiederum besonders das Sektenwesen, eingehend schildert. Inzwischen hatte D. noch eine umfangreiche Arbeit: »Her Majesty's Tower«, eine Geschichte des Towers zu London von den ältesten Zeiten an, begonnen, die in 4 Bänden 1869—71 (deutsch, Berl. 1869) erschien. Seine neuesten Publikationen sind: »The Switzers« (1872) und »History of two queens: Catharine of Aragon and Anne Boleyn« (1873, 4 Bde.). 1869 wurde D. zum Friedensrichter für Middlesex ernannt. Seine Werke erschienen auch in Tauchnitz' »Collection of British authors«.

Dj, damit beginnende orientalische und afrikanische Wörter s. unter Dsch...

Djakóvo (Diakovár, Deakovár), Stadt im kroatisch-slawon. Komitat Verőcz (Virovitic), an der Vuka, südwestlich von Essegg, Sitz eines katholischen Bischofs (für die vereinigten Diöcesen Syrmien und Bosnien), hat eine schöne Kathedrale, ein bischöfliches Seminar, einen Konvent der Barmherzigen Schwestern und (1869) 3259 Einw.

Djezla, Flüssigkeitmaß in Sansibar, = 257,4 Liter.

Djoma, Fluß im europäischen Rußland, entspringt in einem Thal des Obschtschij-Syrt, durchfließt eine sanft wellige, meist hohe, fruchtbare und mit Bäumen überstreute Steppe und mündet nach einem Laufe von 370 Kilom. bei Ufa in die Bjelaja, einen Nebenfluß der Kama.

Dlugosz (spr. dluhgosch), Johannes, lat. Longinus, polnischer Geschichtschreiber, geb. 1415 zu Brzczink, auf der Krakauer Akademie gebildet, ward Geistlicher, Pfarrer in Krakau, dann Domherr und erhielt als solcher von Kasimir IV. mehrere diplomatische Sendungen nach Ungarn, an Papst Nikolaus V. und Kaiser Friedrich III. Da er sich bei Besetzung des Krakauer Bisthums gegen den vom König begünstigten Kandidaten erklärte, wurde er seines Vermögens

beraubt und drei Jahre auf der Burg Meßtyn gefangen gehalten; nach anderen machte er während dieser Zeit eine Wallfahrt nach Jerusalem. Später wandte ihm der König seine Gunst wieder zu und übertrug ihm sogar die Aufsicht über seine Söhne. Er starb, zum Erzbischof von Lemberg designirt, zu Krakau 10. Mai 1480. Seine reiche Bibliothek hatte er für Krakau's Studirende bestimmt. Zur Abfassung seiner »Historiae Poloniae libri XIII ab antiquissimis temporibus usque ad annum 1480«, zuerst herausgeg. von Herburtus (Dobromil 1615; enthält nur die ersten 6 Bände, da die Geistlichkeit den Weiterdruck hinderte), zuletzt Leipzig 1712, 2 Bde., veranlaßte ihn Bischof Zbigniew. Die ersten Bücher sind nur Kompilation aus älteren Historikern; werthvoll dagegen sind die letzten drei Bücher, von 1386—1480, in denen D. theils nach gleichzeitigen Dokumenten, theils nach eigenen Erlebnissen seine Zeit schildert. Außerdem schrieb D.: »Episcopatus Smogorzoviensis et Pizzinensis, quae nunc Wratislaviensis, ecclesiarum historiae et acta« (herausgeg. von J. Lipf, Bresl. 1847), »Liber et registrum de anno 1479« und »Vitae episcoporum Posnaniensium« (Braunsberg 1604). Eine neue von Przezdziecki besorgte Ausgabe seiner »Opera omnia« wurde 1863 zu Krakau begonnen.

D. m., in der Musik abbrevirt für dextra manu, »mit der rechten Hand«; auch s. v. w. Diis manibus, »den verklärten Seelen« (geweiht).

D. M., in England Abbreviatur für Doctor Medicinae (s. Doktor).

Dmitrij (russ.), s. v. w. Demetrius.

Dmitrijew (auch Dmitroswapsk genannt), Kreisstadt im russ. Gouvernement Kursk, an der Swapja, ist hoch auf einem steilen, zum Fluß jäh abfallenden Berg erbaut, hat eine schöne griechische Kirche, eine Kreisschule und (1867) 2869 Einw., die sich von etwas Industrie (besonders Leinwandmanufaktur), vom Handel mit Korn, Talg und Flachs ꝛc. ernähren. D. wurde 1779 zur Kreisstadt erhoben.

Dmitrijew, Iwan Iwanowitsch, russ. Dichter und Staatsmann, geb. 21. Sept. 1760 auf dem Gute seiner Eltern im Gouvernement Simbirsk, genoß seine erste Ausbildung zu Kasan und Simbirsk und trat infolge der durch die Empörung Pugatschews veranlaßten Unruhen, welche seinen Vater von Ort zu Ort zu flüchten zwangen, als 14jähriger Knabe in die zu Petersburg bestehende Schule des Semenow'schen Garderegiments ein, aus der er später in den aktiven Dienst übertrat und unter der Regierung des Kaisers Paul I. mit dem Rang als Oberst seine Entlassung nahm, um sich von nun an dem Civilfach zu widmen. Er wurde Oberprokurator im Senat, gab aber auch dieses Amt bald wieder auf und zog sich ganz in den Privatstand zurück. Erst nach Alexanders I. Thronbesteigung trat D. von neuem in den Staatsdienst ein, ward Senator und Justizminister und nach dem Brand von Moskau Mitglied der zum Wiederaufbau der Stadt niedergesetzten Kommission. Hier lebte er später mit dem Rang eines Wirklichen Geheimen Raths, fern von allen Staatsgeschäften, lediglich der Kunst und der Freundschaft. Er starb daselbst 15. Okt. 1837. Er und Karamsin, sein Freund und Genosse, verfolgten eine und dieselbe literarische Richtung im gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Anhänger des nach dem Altslawischen gebildeten Russischen, indem D. die Poesie von den Fesseln befreite, von welchen Karamsin die Prosa erlöst hatte. Die Franzosen, namentlich Lafontaine, wurden Dmitrijews Muster, und durch sie gewannen seine Erzeugnisse die leichte und gefällige Gewandung, welche sie vor der frühern schwerfälligen russischen Poesie auszeichnet. Sein trefflichstes Werk ist das episch-dramatische Gedicht »Jermak, der Eroberer von Sibirien«, das einen nationalen Stoff mit Glück behandelt; außerdem lieferte er heroische Oden, zahlreiche Lieder (seit Petrows Zeit die ersten, welche ihre Stoffe wieder dem Volksleben entnehmen), geschmackvoll und naiv vorgetragene Fabeln und Erzählungen, von denen vieles, besonders das leicht Singbare, in den Mund des Volks übergegangen ist. Dmitrijews »Sämmtliche Schriften« erschienen zuerst Moskau 1795 (6. Ausg. 1822, 3 Bde.). Uebersetzungen findet man bei Borg, »Poetische Erzeugnisse der Russen« (Riga 1821, 2 Bde.).

Dmitrow, Kreishauptstadt im russ. Gouvernement Moskau, auf beiden Seiten des Flusses Jachroma und an der Neteka, 67 Kilom. von Moskau, enthält den prächtigen Uspenski'schen Dom (ein ansehnliches Bauwerk von alter Architektur), das Mönchskloster der Märtyrer Boris und Iljeb, viele Kirchen und Kapellen, ein schönes Gerichtshaus, ein kaiserliches Salzmagazin, mehrere Lehranstalten und viele Fabriken, besonders in Leder, Tuch und Seife. Ferner befindet sich hier ein stehender Kaufhof, wo besonders Handel mit Seidenwaaren, Juchten, Segeltuch und Leinwand, Wachs, Lichten, Getränken und Früchten unterhalten wird. Der Haupthandel findet jedoch auf dem 14tägigen Jahrmarkt im September statt, wo Moskauer, Kolomner, Tulaer und andere Kaufleute zahlreich zusammentreffen und auch in Cerealien, Wolle und Leder Geschäfte machen. Die Zahl der Einwohner beträgt (1867) 8042. D. war ehedem befestigt, jetzt sind die früheren Glacis und Wälle in Promenaden verwandelt und die eigentlichen Festungswerke gänzlich in Verfall gerathen. Die Stadt wurde 1154 durch Jurij, Sohn Wladimir Monomachs, nach seiner Vertreibung aus dem Großfürstenthum Kiew erbaut und stand seit 1272 unter verschiedenen Fürsten. Zur Zeit der Tatareninvasion ward sie zweimal zerstört (1237 von Batü und 1293 von Diuden).

Dmitrowsk, Kreishauptstadt im russ. Gouvernement Orel, an der Oscheriza, die hier in die Nerussa mündet, gelegen, hat 3 Kirchen, ein schönes Kreisgerichtsgebäude, eine Kreis- und 2 andere Schulen und (1867) 7609 Einw., welche Gerbereien (schwarze Juchten), Seifensiedereien und Handel mit Cerealien, Hanf, Juchten, Handschuhen ꝛc. treiben. D. war früher eine Kronsslobode, die zu dem Güterkomplex gehörte, womit Peter d. Gr. den moldauischen Hospodar und Fürsten Dimitrij Kantemir (s. d.) beschenkte, nach dessen Tode dieselbe wieder an die Krone zurückfiel. Es leben in D. außer Russen viele Griechen, Moldauer und Walachen, Nachkommen der von Kantemir herbeigezogenen Ansiedler.

Dmochowski, Franz Xaver, poln. Schriftsteller, geb. 1762 in der Provinz Podlachien, trat in den Piaristenorden, ward Professor der Poesie und Rhetorik in Warschau, begleitete 1792 den Prinzen Prozor nach Dresden, um Kosciuszko an die Spitze der Nation zu rufen, und ward von diesem 1794 mit der Führung der Protokolle im Nationalrath beauftragt. In dieser Stellung und später als Ersatzmann der Rathsmitglieder gewann er großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse in seinem Vaterlande. Nach Kosciuszko's und Polens Fall floh er nach Venedig, von da nach Paris und war hier als Mitglied des polnischen Nationalkomité's für Polens Wiederherstellung

thätig. Im Jahr 1800 kehrte er nach Polen zurück und stiftete mit Niemcewicz die »Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften« zu Warschau, die bis 1831 eine sehr bedeutende Rolle in Polen spielte. D. starb 20. Juni 1808. Die polnische Literatur verdankt ihm besonders ausgezeichnete Uebersetzungen, namentlich der Ilias (in gereimten Versen, 3. Aufl., Warsch. 1827) und des Virgil (von Jakubowski vollendet, das. 1809). Von seinen übrigen Schriften sind eine Nachahmung der »Ars poetica« des Horaz (3. Aufl., Warsch. 1826), »De l'établissement et du renversement de la constitution du 3 mai 1791 en Pologne« (das. 1793, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1793) und seine wegen ihres klassischen Stils berühmten Reden (1801—1805) hervorzuheben. D. redigirte auch eine Zeitlang das »Nouveau mémorial de Varsovie«, von welchem 20 Bde. erschienen, und gab die Werke Krasicki's und Karpinski's heraus. Der größte Theil seiner Schriften und Uebersetzungen erschien unter dem Titel »Pisma rozmaite« (vermischte Schriften), Warschau 1826. In den letzten Regierungsjahren Stanislaus Augusts und während der preußischen Herrschaft nahm D. eine der bedeutendsten Stellungen in der polnischen Literatur ein.

D moll, die Transposition der Molltonart auf den Ton d als Grundton, deren Tonleiter als Kennzeichen die kleine Terz f und die kleine Sexte b ist. Wie ihre Paralleltonart F dur, wird D moll mit einem b (vor h) am Schlüssel notirt. Als Leitton gebraucht, muß die 7. Stufe durch ein ♯ erhöht (c in cis verwandelt) werden.

Dnjepr (bei den Alten Borysthenes, türk. Usu und Ohu, tatarisch Eri, im 10. Jahrh. Danapros, im 16. Lussem genannt), nach der Donau der größte Strom des Schwarzen Meers und nach der Wolga der beträchtlichste Fluß des europäischen Rußland, entspringt, wie die Wolga und Düna, auf dem etwa 300 Meter hohen Plateau des mittlern Rußland, dem Wolchonskijwald, und zwar aus den am südlichen Abhang desselben liegenden Sümpfen im Gouvernement Smolensk, läuft anfangs von NO. nach SW., wendet sich dann gegen SO. und endlich von neuem nach SW., bewässert die Gouvernements Smolensk, wo er schon nach kurzem Lauf bei der Stadt Dorogobush schiffbar wird, Mohilew, Minsk, Tschernigow, Kiew, Poltawa, Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien und ergießt sich in einer ansehnlichen Breite unterhalb der Stadt Cherson in den sich mit dem Mündungssee des Bug vereinigenden, 75 Kilom. langen Liman, welcher nach ihm benannt und von ihm gebildet ist, und der mit dem Schwarzen Meer bei Otschakow und Kinburn in offener Verbindung steht. Der D. hat einen Längenlauf von 1800 Kilom., wovon über 700 Kilom. auf die Krümmungen kommen. Sein Stromgebiet umfaßt ein Areal von nicht weniger als 468,000 □Kilom. (8500 □M.); dasselbe übertrifft das des Don um 27,500, des Dnjestr um 385,000, der Düna um 390,000 □Kilom. Seine Ufer sind besonders auf der linken Seite hoch und bestehen aus vielen, zum Theil aneinander hängenden Kreide-, Thon- und Mergelhügeln; das Flußbett ist von 50 bis 200 Faden breit, bei seinem Erguß ins Meer hat der D. sogar eine Breite von 15 Kilom. Von Smolensk bis Kiew kann er ohne Gefahr von Fahrzeugen und Flößen befahren werden; von da ab aber setzen Hügelreihen quer durch den Strom, deren Granitbasis sein Bett felsig und für die Schiffahrt gefährlich macht; noch weiter südwärts, zwischen Kaidak und Chortizkaja, auf einer Strecke von 37 Kilom., befinden sich die berüchtigten Porogen (Stromschnellen) des D., welche die Schiffahrt vollständig hemmen und erst bei Alexandrowsk eine Fortsetzung der Fahrt ermöglichen. Solcher Porogen gibt es im ganzen 16, wovon einige großartige Naturscenerien, ähnlich dem Rheinfall von Schaffhausen, darbieten. Nach ihnen sind die Saporoger, ein Kosakenstamm, der in der Geschichte Rußlands eine wichtige Rolle gespielt hat, benannt. Man hat übrigens in der Neuzeit Versuche gemacht, durch Sprengungen den Strom von den Klippen zu befreien, und es ist dies auch schon für mehrere Wasserfälle von Erfolg gewesen, so daß der Zeitpunkt bevorsteht, wo die Schiffahrt auf diesem für den Binnen- und überseeischen Handel Rußlands so hochwichtigen Strom von Dorogobush bis zur Mündung ungehindert stattfinden dürfte. Der Fluß ist übrigens an allen Stellen reißender und tiefer als die Wolga oder der Don. Er hat viele Inseln, ein zum Theil sandiges, zum Theil steiniges und mergeliges Bett und zwar kalkiges, aber gesundes Wasser. Das Land in seiner Umgebung ist fast aller Orten fruchtbar, zum Theil wiesenreich und steppenartig. Sehr viele Schiffbrücken führen über den Fluß, eine feste Brücke nur bei Kiew; außerdem aber wird die Kommunikation durch eine Menge Fähren und Fahrboote unterhalten, die besonders bei Berislaw oder Kisikerman wegen des Handels mit der Krim und bei Cherson und Kinburn stark im Gange sind. Bei Smolensk friert der Fluß im November zu und thaut im April wieder auf; bei Krementschug ist er vom December und bei Kiew vom Januar bis zum März mit Eis bedeckt. Bei Jekaterinoslaw dauert seine Eisdecke meist nur 1—2 Monate, und bei Cherson währt die Schiffahrt oft ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch. Die Zahl der am D. liegenden und an der Schiffahrt auf ihm participirenden Handelsstädte ist sehr erheblich. Die vorzüglichsten sind: Dorogobush, Smolensk, Krasnyj, Orscha, Kopys, Mohilew, Staryj Bychow, Rogatschew, Rjetschiza, Kiew, Tscherkassy, Krylow, Krementschug, Krjukow, Werchnednjeprowsk, Jekaterinoslaw, Alexandrowsk, Nikopol, Berislaw, Cherson, Aleschki, Otschakow und Kinburn. Unter den zahlreichen Nebenflüssen des D. sind die wichtigsten rechts: der Drut oder Druz, die schiffbare Beresina, der Pripet oder Przypiec (ebenfalls schiffbar) mit dem südlichen Styr und Gorun und der nördlichen Pina, der Teterew und der Ingulez. Links empfängt der D. den Soshа, die bedeutende Dasna mit dem Ssem, die Ssula, den Psiul, die Worskla, den Orel und die Ssamara. Gewissermaßen gehört auch der Bug, dessen Liman sich mit dem Mündungssee des D. vereinigt, unter die Nebengewässer desselben. Uebrigens ist der D. sehr fischreich und hat namentlich größere und schmackhaftere Fische als der Don, weil sein Wasser reiner ist; doch erstreckt sich der vorzüglichste Fischfang von seiner Mündung an nur bis nach Cherson. Die hier gefangenen Fische sind große Hausen, Störe, Sterlete, Karpfen, Lachse, Weißfische, Schleien, Sandarte, Hechte und Karauschen. Auch gibt es in seinen Gewässern viele und große Krebse. Durch den 45 Kilom. langen sogen. Königlichen Kanal, welcher bei Horodec aus der Mukaniec, die bei Brzesc in den Bug (Nebenfluß der Weichsel) fließt, in die Pina führt, ist, indem dieser letztgedachte Fluß in den Pripet (Nebenfluß des D.) mündet, eine Verbindung des Schwarzen Meers mit der Ostsee hergestellt worden. Die gleiche Verbindung bewirkt auch der 60 Kilom. lange Oginski'sche Kanal, welcher aus der Schtschara, einem Nebenfluß des Niemen, in die

Jasiolda, einen Nebenfluß des Pripet, führt, und ebenso der Beresinakanal, der vermittels mehrerer Seen und der Ulla (Nebenfluß der Düna) in den Sergutsch (Nebenfluß der in den D. fallenden Beresina) führt und 1801 durch Kaiser Paul I. vollendet worden ist. Die Schiffahrt auf dem ganzen Strom war früher sehr ausgedehnt; seitdem aber der Handel des Gouvernements Smolensk sich mehr nach den Häfen der Ostsee hingezogen hat, hat sich die Schiffahrt auf dem obern Theil des D. von Jahr zu Jahr vermindert (es fahren höchstens 40 kleine Barken jährlich). Erst vom Gouvernement Mohilew an erhält der D. größere Bedeutung für den größten Theil Süd- und Westrußlands. Es werden nach Südrußland große Massen Kalk, Balken, Pech, Theer und andere Waldprodukte verschifft und dafür Branntwein, Salz und Korn eingetauscht. Der größte Floßholzhandel ist in Rogatschew. Die Schiffahrt findet überhaupt nur im Frühjahr und in der ersten Hälfte des Sommers statt; im August wird der Strom zu flach, erschwert die Schiffahrt und macht sie stellenweise ganz unmöglich. Schiff- und Barkenbau treibt man in Homelj, Ljubitsch, Brjänsk und dem Dorf Wetka. Die meisten Barken und Flöße, welche bis Nikopol und Cherson kommen, werden als Brennholz verkauft; die bis Krementschug kommenden aber kehren meistens wieder mit Ladung zurück. Seit 1835 existirt auf dem D. auch Dampfschiffahrt; es fahren gegenwärtig 17 Dampfer auf dem Strom, die meistens Privatleuten gehören.

Dnjeprgebirge, der das rechte Ufer des Dnjepr begleitende Höhenzug, welcher in dem russ. Gouvernement Kiew beginnt, sich durch das Gouvernement Jekaterinoslaw fortzieht, wo er zwischen den Städten Jekaterinoslaw und Alexandrowsk die bekannten Wasserfälle (Porogen) des Dnjepr bildet und erst im Gouvernement Cherson in sanften Terrassen sich verläuft. Es ist das D. gewissermaßen als der letzte Ausläufer der Karpathen zu betrachten, die durch das russische Gouvernement Podolien sich bis ins Gouvernement Kiew fortziehen und dann von da ab, wo sie den Dnjepr erreichen, dieser Flußlinie bis an die Mündung folgen. Das D. besteht übrigens nur aus Hügeln von mäßiger Seehöhe (höchste Erhebung bei Kanew, 242 Meter), die nicht einmal in ununterbrochenem Zusammenhang stehen, bietet aber viele gefällige ländliche Ansichten dar, wenn auch nirgends wahrhaft pittoreske Gegenden.

Dnjeprowsk, 1) Werchne- oder Oberdnjeprowsk, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, rechts am Dnjepr, erst in neuerer Zeit angelegt, besitzt 2 schöne griechische Kirchen, mehrere industrielle Etablissements, ein kaiserliches Salzmagazin und (1867) 4127 Einw. — 2) Nishne- oder Niederdnjeprowsk, Stadt im russ. Gouvernement Taurien, links am Dnjepr, mit ungefähr 4000 Einw., war früher ein viel bedeutenderer Ort als heutzutage und auch Hauptort des Kreises Dnjepr, als welcher gegenwärtig die Stadt Aleschki gilt.

Dnjeprsteppe, die große Ebene, welche sich zu beiden Seiten des untern Dnjepr über das russ. Gouvernement Jekaterinoslaw westwärts bis nach Bessarabien, ostwärts bis zum Lande der Donischen Kosaken und südwärts bis nach Taurien und der Krim erstreckt. Im weitesten Sinn des Worts wird sie einerseits durch den Dnjestr und Don, anderseits durch die kleinrussischen Gouvernements Charkow, Poltawa und Kiew und durch das Schwarze und Asow'sche Meer begrenzt. Im engern Sinn begreift man unter diesem Namen aber nur die sich zwischen Dnjepr und Don im Gouvernement Jekaterinoslaw ausbreitende Niederung, indem man die jenseit des Dnjepr liegende Steppe im Cherson'schen Gouvernement mit dem besondern Namen der Otschakow'schen, das im Gouvernement Taurien sich ausdehnende Flachland mit dem der Nogaiischen und die am Donez und Don sich ausbreitende Ebene als Donische Steppe bezeichnet. Der Charakter der Landschaft ist übrigens in allen diesen Niederungen derselbe: nach dem Innern Rußlands zu ist die Gegend wiesenreich, fruchtbar, hat oft schwarzen, fetten und humushaltigen Boden; nach dem Meer hin wird das Erdreich jedoch immer trockener, sandiger, für die Kultur weniger geeignet; zuletzt kommen Salzseen und Salzplätze, und alle Vegetation erstirbt in salzigen, gleichsam rauchfarbigen Pflanzen, die der rothen, rostigen, mit Eisentheilen geschwängerten Erde an Farbe gleichen und sich nur als niedriges Gestrüpp über sie erheben. An Holz fehlt es durchaus, nur einige wenige Stellen tragen vereinzelte Bäume; dagegen gibt es, besonders in der Nähe der Flüsse, eine Menge vortrefflicher Weideplätze, so daß diese Steppen für die Viehzucht trefflich geeignet sind. Dies Steppenland ist noch im ganzen wenig bewohnt und kultivirt; die einzigen einigermaßen bevölkerten und gut bebauten Landstriche findet man längs des Dnjepr, Bug, Donez und der Nebenflüsse dieser großen Stromlinien. Die Städte Werchnednjeprowsk, wo die D. gewissermaßen beginnt, Alexandrija, Jekaterinoslaw, Alexandrowsk, Nikopol, Berislaw, Cherson u. a. m. liegen in ihr.

Dnjestr (bei den Alten Tyras oder Danaster, Danastris, türk. Turla genannt), Fluß im europäischen Rußland, kommt schon schiffbar aus dem österreichischen Galizien, wo er auf den Karpathen unweit der Quellen des San seinen Ursprung hat, tritt bei Chotschim auf russisches Gebiet, durchströmt alsdann die russischen Gouvernements Podolien, Cherson und Bessarabien, indem er die Grenze der ersteren beiden gegen letzteres bildet, bespült unter anderen die Städte Kamieniec, Podolsk, Mogilew, Jampol, Jahorlik, Dubossary, Bender, Tiraspol, Akjerman und Owidiopol und ergießt sich zwischen den beiden letzteren mittels eines 28 Kilom. langen und 7 Kilom. breiten, sehr seichten Limans in das Schwarze Meer. Er hat einen reißenden Lauf, wodurch er sich von den meisten russischen Strömen unterscheidet, gelbliches, schaumiges, oft kothiges Wasser, eine Menge Felsblöcke in seinem Bett, die bei Jampol eine beträchtliche Stromschnelle bilden, wodurch die Schiffahrt auf eine Strecke unterbrochen wird. Bis 1812 bildete der D. die Grenze zwischen Rußland und der Türkei, die aber durch den Bukarester Frieden bis zum Pruth und zur Donau vorgeschoben wurde. Die direkte Länge des D. beträgt 670, mit Einschluß der Krümmungen 820 Kilom., und das Stromgebiet umfaßt ein Areal von 82,000 QKilom. (1500 QM.). Der D. erhält aus Rußland nur unbedeutende Nebenflüsse, als in Podolien den Podhone (Grenzfluß gegen Galizien), Razka, Jrwa und Smotriza, in Cherson den Jaurlik (Jahorlik) und Kurtschugan und in Bessarabien den Reut, welcher Dubossary gegenüber in den D. fällt, und die Botna. Eine Eigenthümlichkeit des D. ist auch die, daß er eine Art Ebbe und Flut hat und täglich mehrere Male steigt und fällt. Seine gewöhnliche Breite beträgt 80—125 Faden. Er ist stellenweise sehr tief und fischreich, daher namentlich in Bessarabien für viele Orte der Fischfang einen Hauptnahrungszweig bildet. Man fängt in ihm vortreffliche

Hechte, Sandarte, Brachsen und Karpfen sowie auch Aale, Störe und Lachse. Vor seinem Liman breitete sich eine lange, schmale, sandige Landzunge aus, die seit etwa hundert Jahren an vielen Stellen von Meeresströmungen und den Eisgängen des D. durchrissen worden ist, so daß sie jetzt nur noch eine fortlaufende Kette schmaler und niedriger Inseln bildet. Die Schiffahrt auf dem D. ist für das südwestliche Rußland von großer Wichtigkeit, da der Fluß die kornreichen Gegenden Podoliens, Galiziens und Bessarabiens durchströmt. Holz von den Karpathen wird in ungeheurer Menge flußabwärts geflößt, sonst aber ist die Schiffahrt, trotz ihrer Wichtigkeit, in jämmerlichem Zustand; sie dauert drei Monate im Jahr, nur in regenreichen Jahren auch wohl länger. Der Handel befindet sich, wie im ganzen südwestlichen Theil Rußlands, meistens in Händen von Juden. Seit 1840 ist durch Initiative der Regierung die Dampfschiffahrt gegründet worden, und zwar zwischen Owidiopol, Akjerman, Majakow und Odessa.

Do (lat.), ich gebe; d. ut des, ich gebe, damit du gebest (s. S. 615). Vgl. Vertrag.

Doab (Duab, hindostan. »Zweistromland«), im allgemeinen Bezeichnung für einen von zwei sich gabelnden Strömen eingeschlossenen Landstrich. Vorzugsweise führt diesen Namen die Landschaft zwischen den Flüssen Dschamna und Ganges in den Nordwestprovinzen des britisch-indischen Reichs. Die Fruchtbarkeit dieser Landschaft wurde unter der englischen Verwaltung ungemein erhöht durch den Doabkanal zwischen Faizabad und Dehli und den noch viel großartigern Gangeskanal, der von Hardwar bis Khanpur sich erstreckt und zwei große Zweige (den Fatigarh-Etawazweig) aussendet. Vgl. Ganges.

Doalium (Doarium, Dotalium, Dotalicium, lat.), Witthum, Leibgedinge.

Dobberschütz (Dobrzyce), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, hat eine evangelische und eine kathol. Kirche, ein Schloß und (1871) 1286 Einw. (darunter 420 Evangelische).

Dobbert, Eduard, Kunstschriftsteller, geb. zu St. Petersburg 25. März 1839, studirte von 1857—61 Geschichte auf den Universitäten Dorpat, Jena, Berlin und Heidelberg. An letzterer promovirte er und wirkte dann eine Reihe von Jahren pädagogisch und literarisch in Petersburg, wo er 1866 die »St. Petersburger Wochenschrift« herausgab. Seit 1869 widmete sich D. ganz der Kunstgeschichte, machte Studienreisen in Rußland und Italien, schrieb die »Darstellung des Abendmahls durch die byzantinische Kunst« (Leipz. 1872, in Zahns »Jahrbüchern für Kunstwissenschaft«) und habilitirte sich 1873 mit dem Schriftchen »Ueber den Stil Niccolò Pisano's und dessen Ursprung« (Münch. 1873) an der Münchener Universität. Noch ehe er aber in München zu lesen begonnen, wurde er als Professor der Kunstgeschichte an die königliche Akademie der Künste zu Berlin berufen. D. zeichnet sich namentlich durch seine Kenntnis der byzantinischen, russischen und altitalienischen Kunst aus.

Dobbertin, Pfarrdorf im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, am gleichnamigen See, 4 Kilom. südlich von Goldberg, Sitz eines der drei Landesklöster und eines Klosteramts (238 □Kilom. oder 4,3 □M.) mit schöner, neuerdings restaurirter Klosterkirche (aus dem 13. Jahrh.) und 650 Einw.

Dobeln (lettisch Dobbeln), Kreisort im russ. Gouvernement Kurland, an der Behrse anmuthig gelegen, mit den Ruinen eines 1620 von Gustav Adolf eroberten und 1711 von Karl XII. bewohnten Schlosses und 287 Einw. Der Dobeln'sche Kreis, in dessen Mitte Mitau, die ehemalige Hauptstadt Kurlands, liegt, wird von der Aa (von Mitau ab schiffbar) und deren Nebenflüssen Misse, Schwedt, Tarwet, Behrse 2c. bewässert und ist reich an Sümpfen, Wald und Torf; auch einige unbedeutende Seen sind vorhanden. Südlich von Mitau fehlen die Wälder, und das Land gehört dort zu dem fruchtbarsten der ganzen Provinz. Die Bewohner sind meist protestantische Letten.

Doberan, Marktflecken im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Kreis Mecklenburg, berühmter Seebadeort und zeitweise Sommerresidenz des Großherzogs, liegt westlich von Rostock am äußersten südlichen Ende eines weiten, von Hügeln und Anhöhen umgebenen Thals, 4 Kilom. von der Ostsee entfernt, besteht aus mehreren, zum Theil nur weitläufig mit Häusern besetzten Straßen und Plätzen und hat, ohne regelmäßig gebaut zu sein, ein freundliches Ansehen und viele stattliche und große Gebäude. Das großherzogliche Palais liegt am Kamp, einem öffentlichen Platz von ziemlich beträchtlichem Umfang, und wird an der hintern Seite von englischen Gartenanlagen umgeben. Auf einer mit zu diesen Anlagen gezogenen Wiesenebene steht die Kirche, ein großes gothisches Gebäude in Kreuzform (1232 gegründet, 1350 umgebaut und seit 1842 restaurirt), vielleicht die schönste Kirche in Mecklenburg, mit einer mäßigen Thurmspitze auf der Mitte. Im Innern derselben befinden sich mehrere Alterthümer, einige Reliquien (zum Theil seltsamster Art) und viele Monumente hier begrabener Fürsten, z. B. der Herzöge Christian Ludwig, Karl Leopold und Friedrich Franz. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 3897. Der Ort gehört zum großherzoglichen Dominium und ist Sitz einer Superintendentur. Die eigentliche Seebadeanstalt befindet sich 6 Kilom. von D., etwa 50 Schritte vom Meer, auf dem sogen. Heiligen Damm, einer aus glatten, locker liegenden und eigenthümlich gefärbten und gebildeten Kieseln bestehenden, 3—5 Meter hohen, gegen 30 Meter breiten und an 4 Kilom. langen natürlichen Erhöhung an der Ostsee, welche diese der Sage nach in einer Nacht ausgeworfen haben soll und die nun als Schutzwehr gegen die Meeresfluten dient. Unmittelbar hinter diesem Damm breitet sich ein herrlicher Buchenwald bis nach D. aus, der nach allen Richtungen hin von wohlgepflegten Wegen durchschnitten wird. Die beiden Badeplätze für Herren und Damen liegen in gehöriger Entfernung von einander, bieten den Vortheil eines guten Sandgrundes und sind beiderseits mit bequem eingerichteten Badekabinetten versehen, die auf einem Holzgerüst liegen, das ein geräumiges Bassin einschließt und nach außen mit Leinwand bespannt ist, so daß den Spaziergängern der Anblick der Badenden durchaus entzogen ist. Das Herrenbad hat zwei weit ins Meer hineingehende Perrons, von denen man auf Treppen in das Wasser hinabsteigt; das Bassin des Damenbads wird durch Gardinen, die bis in das Wasser hinabreichen, in Abtheilungen getheilt, so daß die Damen aus ihrer Zelle direkt ins Meer hinabsteigen können, ohne eines Badeanzugs zu bedürfen. Um die Seeluft gehörig genießen zu können, wurde ein großer und breiter, mit Bänken und Tischen versehener Steg gebaut, der sich an 100 Meter weit ins Meer hinaus erstreckt und hufeisenartig gebogen zum Ufer hinaufführt; derselbe steht mit allen Kur- und Wohngebäuden sowie mit den Badeplätzen durch ein breites, mit Asphalt oder Mosaik gepflastertes Trottoir

in Verbindung. Das Seewasser von D., dessen Temperatur im Juli bis September 13—16° R. beträgt, sagt auch schwächeren und reizbaren Naturen besonders zu, da hier wegen des im Vergleich mit anderen Seebädern geringern Salzgehalts und Wellenschlags die Veränderungen im Zustande des Kranken weniger stürmisch, obwohl ebenso intensiv herbeigeführt werden. Zudem besitzt D. drei Mineralquellen, eine Schwefel-, eine muriatische Bittersalzquelle (dem Homburger Elisabethbrunnen ähnlich) und eine Eisenquelle, deren Gebrauch mit dem des Meerwassers in vielen Fällen sehr zweckmäßig verbunden wird. Das elegante Kurhaus, das etwa 20 große Zimmer mit allen erforderlichen Bequemlichkeiten und auch Vorrichtungen zu warmen Seebädern wie zu Schwefeldampfbädern enthält, das Logirhaus sowie die zahlreichen längs des Strandes liegenden eleganten Wohnhäuser standen bisher unter der Verwaltung einer großherzoglichen Badedirektion; seit 1873 ist jedoch die ganze Badeanstalt des Heiligen Dammes in den Besitz einer Aktiengesellschaft übergegangen, deren Bestreben es ist, durch großartige Neubauten und sonstige Ausdehnungen der Anlagen den in letzterer Zeit etwas zurückgegangenen Badeort einer neuen Blüte zuzuführen. Die Umgebungen von D. gewähren überall das Bild einer heitern, lieblichen Landschaft. D. wurde 1186 von Pribislaw II. als Cistercienserkloster an der heutigen Stätte erbaut, nachdem das bei dem nahen Althof 1164 gegründete Kloster (an dessen Stelle eine restaurirte Kapelle steht) 1179 von den Slawen zerstört worden war, und mit Mönchen aus dem braunschweigischen Kloster Amelunrborn besetzt. Kloster und Kirche waren vormals reich dotirt und standen in großem Ansehen. Im Jahr 1552 ward D. säkularisirt und später fürstliches Jagdschloß. Der Glanz der Neuzeit beginnt mit 1793, wo das Seebad, das älteste in Deutschland, angelegt wurde und der Hof oft in D. den Sommer über verweilte. Vgl. Kortüm, Das Doberaner Seebad (Rost. 1858); Compart, Geschichte des Klosters D. (das. 1873).

Dobiaschofsky, Franz, Historienmaler, geb. 1818 zu Wien, Schüler Kuppelwiesers, bildete sich namentlich nach Führich. Nachdem er versucht hatte, das romantische Gebiet seiner Schule etwas auszudehnen, wie sein junger Mann, ein Mädchen auf die Stirn küssend, und die Herzogstochter Cimburgis, von Johann dem Eisernen aus den Klauen eines Bären gerettet (1850), beide im Belvedere zu Wien, ferner der Traum der Nonne zeigen, und nachher auch italienische Genrebilder gemalt hatte, fand er nach dem Vorbild seiner Schule in der Altarbildmalerei sein ihm angemessenes Feld. Als sein Hauptwerk ist das Rosenwunder der heil. Elisabeth in der Elisabethkirche der Vorstadt Wieden in Wien zu bezeichnen. Er starb zu Wien 1867.

Doblhof-Dier, Anton Freiherr von, österreich. Staatsmann, geb. 1800, zeichnete sich als Mitglied der niederösterreichischen Landstände durch freisinnige Haltung aus, trat im Mai 1848 als Handelsminister in das Ministerium Pillersdorf ein, nach dessen Auflösung er in dem neuen Kabinet, dem Wessenberg präsidirte, das Departement des Innern und provisorisch auch das des Unterrichts übernahm. In den Oktobertagen nahm er jedoch seine Entlassung und zog sich von den öffentlichen Geschäften zurück. Seit März 1849 bis Oktober 1858 fungirte er als Gesandter im Haag. Von dieser Zeit an bis zur Berufung des Landtags auf Grund der Februarverfassung lebte er auf seinem Familiengut nächst Baden (bei Wien) und betheiligte sich an den wirtschaftlichen Angelegenheiten als Verwaltungsrath der Staatsbahn und Ausschußmitglied der Wiener Landwirtschaftsgesellschaft, deren Vicepräsident und Präsident er später wurde. 1861 vom Wiener-Neustädter Landbezirk in den Landtag und von diesem in den Reichsrath gewählt, gehörte er diesen Vertretungskörpern bis zur Sistirung der Verfassung 1865 an. Rücksichten für seine geschwächte Gesundheit veranlaßten ihn, das ihm 1866 angebotene Mandat für seinen bisherigen Wahlbezirk abzulehnen. Im Mai 1867 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt, nahm er wieder lebhaften Antheil an der Politik — zur Zeit des Bürgerministeriums bekleidete er auch die Stelle eines Vicepräsidenten des Herrenhauses — bis zu seinem 16. April 1872 erfolgten Tode.

Doblone, Münze, s. Dublone.

Doboka, Komitat in Siebenbürgen, Land der Ungarn, bildet einen schmalen Landstrich zwischen den Komitaten Innerszolnok und Klausenburg, nordöstlich bis an den Bistritzer Distrikt reichend, und umfaßt 2497 QKilom. (45,4 QM.) mit (1869) 106,430 Einw. (ohne das Militär). Der nordwestliche Theil des Landes ist gebirgig, doch sind die Thäler mit wenigen Ausnahmen ziemlich fruchtbar, und in den unteren Theilen wird selbst Weinbau getrieben. Der Kleine Szamos durchfließt der Quere nach das Komitat und bietet mit seinen Nebenflüssen reichen Fischfang. Auch an Obst, namentlich Kirschen, ist D. sehr reich. Den Namen hat das Komitat von dem Dorf D., 11 Kilom. nordwestlich von Valaszut gelegen, mit Schloß und 1000 Einw. Hauptort ist Szek.

Dobra, 1) Marktflecken in Siebenbürgen, Komitat Hunyad, nordöstlich von Deva, an dem nach Ungarn führenden Dobrapaß, mit etwa 1000 Einw. — 2) Flecken im russisch-poln. Gouvernement Kalisch, hat 2 Kirchen, eine Synagoge und 2000 Einw. (über die Hälfte Juden), welche Wollwaaren, Hüte, Strümpfe und Handschuhe verfertigen.

Dobra und **Dobrao,** noch cirkulirende portug. Goldmünzen aus der Zeit von 1722—1835. Es gibt ganze, halbe, Viertel- rc. Dobra's, welche seit 1847 auf den Nennwerth von 16,000, resp. 8000 rc. Reis gesetzt sind. Gesetzliches Gewicht 28,683 und resp. 14,341 Gramm bei $^{11}/_{12}$ Feinheit. Goldwerth der ganzen Dobra's 73,35 Mark, in Brasilien eine D. = 32,000 Reis. Der Dobrao (Mehrzahl Dobroes) hat ein gesetzmäßiges Gewicht von 53,78 Gramm, ist ebenfalls $^{11}/_{12}$ fein und hat einen gesetzmäßigen Goldwerth von 137,54 Mark. Der Dobrao war in Halbe, Fünftel, Zehntel, Zwanzigstel und Fünfzigstel getheilt.

Dobran (Dobřany, spr. dóbrschani), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Mies, 12 Kilom. südwestlich von Pilsen, rechts an der Radbusa, mit einer Pfarrkirche, wichtigen Steinkohlengruben, großem Heugewinn, Bierbrauerei und (1869) 2500 kathol. Einwohnern.

Dobre, Flecken im russisch-poln. Gouvernement Warschau, rechts an der Weichsel, mit etwa 1000 Einw.; hier siegreiches Gefecht der Russen gegen die Polen 17. Febr. 1831.

Dobrilugk (Doberlow), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Luckau, am Einfluß des Dober in die Kleine Elster, Knotenpunkt der Halle-Sorau-Gubener und der Berlin-Dresdener Eisenbahn, mit (1871) 1397 evangel. Einwohnern, welche Tabakbau treiben. Das einst berühmte Cistercienserkloster D., 1181 vom Markgrafen Dietrich von Landsberg gestiftet, wurde 1540 säkularisirt und zu

einer Domäne gemacht, die 1624 durch Kauf an den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen überging. Die Klostergebäude sind seit einigen Jahren durch Feuer zerstört.

Dobrisch (Dobřiš, spr. döbrschisch), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Przibram, 38 Kilom. südwestlich von Prag, an der Passauer Straße, hat eine Pfarrkirche, ein prächtiges Schloß des Fürsten Colloredo-Mansfeld mit großem Park, Eisenwerke, eine Dampfbrettsäge, Brauerei, Spiritus-, Bleizuckerfabrik, Dampfmühle und (1869) 3000 Einw., fast sämmtlich katholisch und von tschechischer Nationalität.

Dobritzhofer, Martin, namhafter Jesuit aus deutschem Stamme, lebte 28 Jahre als Missionär in Paraguay und benutzte diese Zeit zur gründlichen Erforschung der Natur und der Geschichte dieses Landes. Er starb zu Wien als Weltpriester 17. März 1791. Er schrieb »Historia de Abiponibus« (Wien 1784, 3 Bde.), von der gleichzeitig eine deutsche Uebersetzung von A. Kreil erschien.

Dobrjanka, großer Flecken (Possad) im russ. Gouvernement Tschernigow, Kreis Gorodnitzk, mit einer schönen Kirche, einem Mönchs- und einem Nonnenkloster, vielen Fabriken und (1867) 5645 Einw., meist Raskolniken oder russischen Sektirern. D. unterhält auch jährlich drei messenartige Märkte, auf welchen bedeutende Verkäufe von Korn, Hanf, Flachs, Leinöl, Leinwand ꝛc. gemacht werden. Auch der Viehhandel ist bedeutend, allein nach Petersburg werden jährlich 25,000 Stück Vieh vertrieben.

Dobrjansk (Domrjansk), großartiges Eisenwerk im russ. Gouvernement Perm, an den Flüssen Jaïwa und Kama, gegründet 1752, gehört gegenwärtig dem Grafen Stroganoff. D. war ursprünglich ein Kupferbergwerk, und erst mit Erschöpfung des Erzes wurde zur Bearbeitung von Eisen geschritten. Seit 1785 sind Eisenwalzwerke eingerichtet, und die Fabrik liefert außer Eisenguß auch Anker, Eisenplatten sowie Stab- und Rundeisen. Zu den Werken gehören 20 Dörfer mit einer Gesammteinwohnerzahl von 6000 Seelen.

Dobroje, volkreicher und industriöser Marktflecken im russ. Gouvernement und Kreis Tambow, hat Tuchmanufakturen, eine Färberei, eine Papiermühle, eine Taufabrik nebst etwa 4000 Einw. und ist besonders wichtig durch die sogen. »Nikol'sche Messe« (im December), auf welcher Tuchwaaren und Seilerfabrikate die Haupthandelsartikel bilden.

Dobrota, Dorf in Dalmatien, an der Bocca di Cattaro, den Orten Perzagno und Stolivo gegenüber, Sitz reicher Rheder, mit 3 Kirchen, schönen Villen und 1500 Einw.

Dobrovsky (spr. döbrof-), Joseph, Begründer der slawischen Philologie und erster Wiederbeleber der böhmischen Literatur, geb. 17. Aug. 1753 zu Gyermet unweit Raab in Ungarn von böhmischen Eltern, besuchte die Schulen zu Deutsch-Brod und Klattau und widmete sich dann zu Prag philosophischen Studien. Nachdem er 1772 in den Jesuitenorden getreten, setzte er nach Aufhebung desselben 1773 seine theologischen Studien zu Prag fort, ward 1776 Diakon, dann Rektor des Generalseminars zu Hradisch, von wo er als Erzieher in das gräflich Nostiz'sche Haus zu Prag berufen wurde. Nach vielen Fußwanderungen behufs antiquarischer Forschungen machte er im Auftrag der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Reise nach Stockholm, um die von den Schweden bei Erstürmung der Kleinseite von Prag unter Königsmark 1648 aus dem Hradschin entführten Handschriften zu vergleichen. Von Stockholm ging er über Upsala, wo er den Codex Argenteus (Ulfilas' Bibelübersetzung) mit den ältesten Denkmälern des slawischen Idioms verglich, Linköping und Abo nach Petersburg und Moskau, wo er die Handschriften der großen Patriarchalbibliothek durchforschte. Nach seiner Rückkehr 1793 veröffentlichte er die Resultate seiner Forschungen in den »Literarischen Nachrichten von einer 1792 unternommenen Reise in Schweden und Rußland« (Prag 1796), einem Werke, das zu den bedeutendsten glossographischen Urkunden des 18. Jahrh. zählt. Noch vor dessen Herausgabe hatte er sein zweites Hauptwerk: »Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur« (Prag 1792, 2. Aufl. 1818), erscheinen lassen. Er begleitete darauf den Grafen Friedrich Nostiz in die Schweiz und durch Tirol nach Venedig und widmete sich, durch eine Gartenwohnung veranlaßt, einige Zeit botanischen Studien. 1828 begann er die Durchforschung der Bibliotheken zu Brünn, wo er 6. Jan. 1829 starb. Von seinen sonstigen Schriften erwähnen wir: die gemeinschaftlich mit Pelzel herausgegebenen »Scriptores rerum Bohemicarum« (Prag 1783—84, 2 Bde.); die Schrift »De sacerdotum in Bohemia coelibatu« (das. 1787); die Ausgabe der »Vita Joa. de Jenczenstein« (das. 1793); »Die Bildsamkeit der slawischen Sprache« (das. 1799); »Deutsch-böhmisches Wörterbuch« (das. 1802—1821, 2 Bde.); »Slavin« (das. 1806 u. 1808; 2. Aufl. von Hanka, 1834); »Slovanka« (das. 1814—15, 2 Bde.); »Glagolitica« (das. 1807, 2. Aufl. 1832); »Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache« (das. 1809, 2. Ausg. 1819); »Institutiones linguae slavicae dialecti veteris« (Wien 1822); »Cyrill und Method, der Slawen Apostel« (Prag 1823); »Entwurf zu einem Etymologikon der slawischen Sprachen« (das. 1813, 2. Aufl. 1833) u. a. Vgl. Rittersberg, Abbé Joseph D. (Prag 1829); Palacky, Leben und gelehrtes Wirken des Joseph D. (das. 1833).

Dobrudscha, der nordöstliche, zum Donau-Vilajet gehörige Theil des türk. Bulgarien, zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer, ist etwa 222 Kilom. von N. nach S. lang und 60—75 Kilom. breit, mit einem Areal von 11,000 QKilom. (200 QM.). Die ganze große Landstrecke, die im Alterthum zuerst von den Geten bewohnt wurde, später einen Theil der römischen Provinz Moesia inferior bildete, ist eine Hochebene, die zum Theil Ackerland, zum Theil Sumpf, meist aber wasserarme, dürre Steppen darbietet, deren Boden alles Wasser einsaugt, nirgends einen Baum oder Strauch aufkommen läßt und nur mit Graswuchs mehr oder minder reich bedeckt ist. Schafe und Ziegen werden aus der Walachei, selbst aus Siebenbürgen zu vielen Tausenden hierher auf die Weide getrieben; aber auch zahllose Adler, Büffel, Hunde, Kaninchen, Rebhühner ꝛc. hausen auf den Steppen. Im N., an der Donau, erheben sich die schroffen Gebirge von Matschin bis nahe 340 Meter, die theilweise schön bewaldeten Beschtepe (Fünfberge) östlich von Tultscha bis 250 Meter, längs des Rasimsees der Babadagh (Altvatergebirge) zu 235 Meter und zwischen diesem und der Donau der 500 Meter hohe Sakar Burun. Der Rand gegen das Schwarze Meer ist steil, felsig und ebenfalls kahl, ohne einen guten Hafen (Baltschyk ausgenommen) und häufig von heftigen und rauhen Stürmen heimgesucht. Dazu ist das Klima ungesund und die Bevölkerung daher äußerst schwach (kaum 300 auf 1 QM.). Von den wenigen Städten sind Matschin, Isaktscha, Tultscha, Babadagh, Hirsowa und Kustendsche, von wo aus

gegenwärtig, den sogen. Trajanswall (Ueberbleibsel einer altrömischen Befestigung) entlang, eine Eisenbahn die schmalste Stelle der D. bis Tschernawoda an der Donau durchschneidet, das durch Funde aus der Römerzeit bekannt gewordene Dorf Iglitza und im S. die starke Festung Basardschik zu nennen. Aber trotz ihrer ungünstigen Beschaffenheit hat die D. eine große strategische Wichtigkeit, da sie die Donaumündung beherrscht, die Walachei im O. flankirt und bei ihrer festen Lage den Vertheidiger in den Stand setzt, einen Uebergang über die obere Donaustrecke, etwa bei Silistria, sofort durch einen Gegenzug, z. B. bei Galatz oder Braila, zu paralysiren. Im Jahr 1854 überschritten die Russen 23. März bei Braila, Galatz und Tultscha die Donau, eroberten Matschin, nahmen 2. April am Trajanswall Stellung und machten dadurch die starke Position der türkischen Armee unter Omer Pascha bei Widdin und Kalafat unwirksam. Im Hochsommer 1854 erlitt eine französische Division unter General Espinasse auf einem Zug in die D. durch Mangel an Wasser, durch die Hitze und die Cholera sehr empfindliche Verluste.

Dobrunj (Dobrinj), Dorf im russ. Gouvernement Orel, Kreis Ssewsk, an der Ssewa gelegen, mit 582 Einw.; historisch denkwürdig durch die große siegreiche Schlacht, welche 1605 Boris Godunow hier dem falschen Demetrius lieferte, wodurch er ihn zur Flucht nach Ssewsk zwang.

Dobruschka (Dobruška), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Neustadt (im ehemaligen Kreis Königgrätz), an der Mettau, 7 Kilom. südlich von Neustadt, mit einer Dechanteikirche, einem Spital, einem großartigen Brauhaus, Baumwollweberei (180 Webstühle) und (1869) 2939 meist kathol. Einwohnern.

Dobrzyn (spr. dóbrschin), 1) Flecken im russisch-poln. Gouvernement Plock, an der Drewenz, mit (1867) 2685 Einw. (über die Hälfte Juden); ist Grenzstadt gegen Westpreußen und treibt mit dieser Provinz ansehnlichen Handel, indem sie ihr Rohmaterialien liefert und dafür Manufakte und Kolonialwaaren entgegennimmt. — 2) Flecken, früher Stadt daselbst, unfern dem vorigen, an der Weichsel, ehedem die Hauptstadt des Landes D., hat 2 Kirchen, eine Synagoge, ein vormaliges Kloster, 5 Jahrmärkte und (1867) 2400 Einw., worunter etwa ein Drittheil Juden. Im Jahr 1328 wurde diese in den alten polnischen Chroniken oft erwähnte Stadt nebst dem Lande D. vom König Johann von Böhmen erobert und an die Deutschen Ritter verkauft. In der Nähe, bei Skompe, befindet sich ein vielbesuchtes Gnadenbild.

Dobschau (Dobsina), Bergstadt im ungar. Komitat Gömör, in einem von hohen Gebirgen eingeschlossenen Thal, hat Bergbau auf Eisenstein, Fahlerze und Kupfer, Eisen-, Schmelz- und Hammerwerke, Papierfabrikation und (1869) 5505 meist luther. Einwohner.

Dobson (spr. dobs'n), William, engl. Maler, geb. 1610 zu London, war ein Schüler van Dycks, ward königlicher Hofmaler, später auch Kammerherr und starb zu Oxford 1646. Seine Historien und Bildnisse zeichnen sich durch Naturwahrheit und Treue sowie durch kräftige Zeichnung und wohlgewählte, jedoch manchmal rohe Farbe aus.

Doce (Rio D., spr. dohsse), Fluß in Brasilien, entspringt in der Provinz Minas Geraes, durchströmt die Provinz Espirito Santo und mündet nach einem Laufe von 740 Kilom. in den Atlantischen Ocean. Seine Beschiffung wird durch zahlreiche Katarakte im Gebirge verhindert.

Docéndo discimus oder **discitur** (lat.), indem wir lehren, lernen wir selbst.

Dochart, kleiner See in der schottischen Grafschaft Perth, am Nordfuß des Ben More, hat sehr malerische Umgebungen und eine Insel mit altem Schloß. Er steht durch den gleichnamigen Fluß mit dem Taysee in Verbindung. In der Gegend hauste Rob Roy.

Dochmius (griech.), Versfuß, dessen Grundform aus einem Jambus und einem Creticus (⏑ – – ⏑ –) besteht, ward von den Römern nur in Verbindung mit anderen verwandten Formen gebraucht (dochmischer Vers).

Dochnahl, Friedrich Jakob, verdienter Pomolog, geb. 4. März 1820 in Neustadt an der Haardt, erlernte die Gärtnerei und widmete sich dabei besonders botanischen und pomologischen Studien. Seit 1849 lebte er in Wachendorf und Kadolzburg in Mittelfranken, gründete hier die Haffner'sche Baumschule und wirkte durch seine Thätigkeit namentlich auf Obstausstellungen für die Hebung des deutschen Obst- und Weinbaues. Im Jahr 1861 siedelte er wieder nach seiner Vaterstadt über. D. genießt überall großer Anerkennung als Pomolog und Oenolog; er hat ein eigenes pomologisches System aufgestellt und ist seit Jahren mit großem Eifer für rationelle Weinverbesserung im Sinn Galls, Chaptals und Petiots und für künstliche Weinbereitung ohne Trauben und ohne Gährung thätig gewesen. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: »Pomona. Zeitschrift für Obst- und Weinbau« (Nürnb. 1851—66); »Die Lebensdauer der Kulturpflanzen« (Preisschrift, Berl. 1854); »Katechismus des Weinbaues« (2. Aufl., Leipz. 1873); »Obstkunde« (Nürnb. 1855—60, 4 Bde.); »Bibliotheca hortensis von 1750—1860« (das. 1861); »Taxation der Obstbäume bei Bahnbauten« (Preisschrift, Worms 1869); »Künstliche Weinbereitung« (Frankf. 1872, 2. Aufl. 1873); »Traubenzucker oder Rohrzucker?« (das. 1873); »Der Weinbau in allen Gegenden Deutschlands« (das. 1873); »Die neue Weinbereitung mit und ohne Kelter« (das. 1873); »Die Materialien zur Weinbereitung und Weinpflege« (das. 1874); »Die permanente Weinbereitung« (das. 1875) u. a.

Dochte (Lampen-, Kerzendochte), bestehen in der Regel aus Baumwolle, seltener aus Flachsfaser, Binsenmark u. dgl. und dienen dazu, das flüssige Leuchtmaterial durch Kapillarität der Flamme zuzuführen. Sie müssen ein gleichmäßiges, nicht zu starkes und nicht zu schwaches Aufsteigen des Oels oder geschmolzenen Fetts veranlassen und anderseits beim Verbrennen möglichst wenig kohlige Materie hinterlassen. Deshalb dürfen D. nie Wolle oder Seide enthalten, weil diese nur sehr schwer vollständig verbrennen, vielmehr eine geschmolzene kohlehaltige Substanz bilden, welche die Leuchtkraft der Flamme bedeutend beeinträchtigen würde. Die Kerzendochte mußten früher, da sie nicht vollständig verbrannten, geputzt werden, sobald sie die Flamme überragten; die jetzt gebräuchlichen geflochtenen D. beugen sich beim Brennen oder drehen sich los, und die einzelnen Fäden neigen sich nach und nach bis in den äußern Saum der Flamme, wo die Verbrennung schnell erfolgt. Bei Talglichten hat man eine Schnur oder einen Faden von faserigem Material den Docht entlang gelegt und beide mit einem feinen Faden zusammengebunden. Die Verbrennung dieser D. wird noch sehr beschleunigt durch Tränken mit salpetersaurem Wismut, Borax oder einer Lösung von 60 Gramm Borax, 30 Gr. Chlorkalium, 30 Gr. salpetersaurem Kali und 30 Gr. Salmiak in 3,5 Liter

Wasser. Wachskerzen fordern sehr dünne D., welche man vortheilhaft aus ungebleichter türkischer Baumwolle fertigt, da diese dem während der Verbrennung sehr erhitzten Wachs besser widersteht als gewöhnliche Baumwolle. Tränkt man diese D. mit Borax, so wird die Flamme noch weißer, und der Docht verzehrt sich selbst, da der Borax mit der Asche desselben zu kleinen glasartigen Kügelchen zusammenschmilzt, die bald abfallen. Die ältesten D. für die einfachsten Lampen, die sogen. Küchenlampen, bestehen aus lose zusammengedrehten baumwollenen Fäden. Diese D. sind ganz verwerflich: sie saugen viel mehr Oel auf, als die Flamme verzehren kann, veranlassen die Ausscheidung von Kohlenstoff aus dem Oel, der theils als Ruß entweicht, theils im Docht sich festsetzt und ihn verhärtet, und entwickeln übelriechende Gase. Das Oel wird unvollständig verbrannt, so daß neben allen Unbequemlichkeiten auch ein verhältnismäßig zu großer Konsum stattfindet. Die platten D. für Studirlampen sind ein Gewebe aus baumwollenen Fäden und gewöhnlich durch Tränken mit Wachs, Stearin oder Walrath etwas gesteift; sie sind viel besser als die massiven runden D., entwickeln aber bei weitem nicht so viel Licht wie die hohlen, runden D., welche für Lampen mit doppeltem Luftzug benutzt werden. Bei diesen hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß der Docht weder zu fest, noch zu lose in dem Brenner sitze, damit das Leuchtmaterial überall gleichmäßig aufsteigen kann. Für Spirituslampen sind die runden, massiven D. der Küchenlampen sehr gut verwendbar (für Lampen mit doppeltem Luftzug wendet man natürlich hohle D. an); doch kann man sie vortheilhaft durch einen zusammengerollten Streifen von grauem Löschpapier ersetzen, der den Vortheil hat, durch einen einfachen Stoß mit der Lampe gegen den Tisch beliebig im Dochthalter verschoben werden zu können. Vgl. Kerzen.

Dociren (lat.), lehren, unterrichten, akademische Lehrvorträge halten; Docént, ein Lehrer, besonders an einer Universität, vgl. Privatdocent; docil, gelehrig; Docilität, Gelehrigkeit.

Dock, Bassin zur Aufnahme von Schiffen, entweder bestimmt, um in Gewässern mit Ebbe als Binnenhafenbassin zu dienen, oder für Reparatur, beziehentlich auch Bau von Schiffen angelegt. Die Docks ersterer Art (nasse Docks, engl. docks, franz. bassins) sind im Land ausgegrabene große Bassins, welche gegen die See durch Schleußenthore abgeschlossen sind und dadurch trotz der wechselnden Höhe von Ebbe und Flut stets einen ebenso gleichmäßigen Wasserstand behalten wie Häfen in Gewässern ohne Ebbe und Flut. Besonders ausgedehnt sind die Dockanlagen dieser Art in London, Liverpool, Havre, Antwerpen und Bremerhafen wie auch neuerdings in Hamburg. Die ersten Docks in England, die Westindian Docks, wurden 1802 eröffnet und umschließen einen Flächenraum von 24 Acres; die London Docks umfassen 34 Acres. Von Docks zur Reparatur (Trockendocks, engl. dry docks) gibt es drei verschiedene Arten. Die ältesten sind die gewöhnlichen Trockendocks (engl. graving docks, franz. formes (de radoub)), von denen wohl das erste 1708 in Liverpool konstruirt worden ist. Dieselben sind im Land ausgeschachtete (in Cherbourg und Karlskrona in den Felsboden gesprengte) Bassins von wenig größeren Dimensionen als das aufzunehmende Schiff, die, hart am Hafen gelegen und mit demselben durch eine Art Schleußenthore verbunden, durch eben diese Thore gänzlich vom Hafen abgesperrt und dann durch Dampfpumpen trocken gelegt werden können. Soll nun ein Schiff in dem Theil, der unter Wasser liegt, ausgebessert werden, so wird es durch das geöffnete Thor des Bassins in das letztere hineingebracht, die Schleußenthore werden geschlossen, das Wasser wird ausgepumpt und das Schiff gegen die terrassenartig abgestuften Wände des Docks abgestützt, worauf die Reparatur beginnen kann. Sobald dieselbe aber vollendet ist, was natürlich sehr schnell und mit größter Sicherheit geschehen kann, werden die Thore wieder geöffnet, das Wasser strömt ein, das Schiff wird flott und wird dann auf dem umgekehrten Weg wie vorher wieder aus dem Bassin herausgebracht. Während nun diese eigentlichen Trockendocks, wie gesagt, wirkliche, in das Erdreich gegrabene Bassins, deren terrassirte Wände mit Holzverschalung verkleidet oder gewöhnlicher mit großen Steinblöcken ausgesetzt sind, früher die einzige Art von Docks waren, hat man neuerdings noch eine andere Art, die schwimmenden Docks, in Aufnahme gebracht. Ein schwimmendes D. ist ein kolossaler, gleich einem Schiff im Hafen schwimmender eiserner Kasten, bei welchem die beiden schmalen Wände fehlen, die beiden Längswände und der Boden aber hohl, aus doppelten Eisenplatten gebildet sind und so viel Schwimmkraft besitzen, daß sie das ganze D. mit der obern Fläche seines Bodens über Wasser halten. Soll nun ein Schiff im schwimmenden D. reparirt werden, so läßt man Wasser in die Hohlräume des Bodens und der Seitenwände einströmen, und das D. senkt sich auf diese Weise so weit, daß seine obere Bodenfläche noch etwas tiefer unter Wasser liegt, als der Tiefgang des auszubessernden Schiffs beträgt. Darauf fährt das letztere in den Eisenkasten hinein, was sich, da dem letztern die Querwände fehlen, mit größter Leichtigkeit ausführen läßt, und wenn das Schiff zwischen den beiden Längenwänden schwimmt, beginnen gewaltige Dampfpumpen das Wasser aus den Hohlräumen zu entfernen. Hierdurch erhebt sich das D. wieder, nimmt das Schiff, das jetzt abgesetzt auf seinen Boden zu stehen kommt, mit empor und bringt es endlich in solche Höhe, daß die obere Bodenfläche des Docks und das ganze Schiff sich außer Wasser befinden. Nach beendigter Reparatur wird das D. durch Einlassen von Wasser wieder gesenkt, und das Schiff kann hinausfahren. (Vgl. Graser, Norddeutschlands Seemacht, Leipz. 1870.) Da bei Schwimmdocks der beschriebenen Art, von denen eins der größten auf den Bermudasinseln stationirt ist, und bei Graving docks die Wände den am Schiff arbeitenden Leuten viel Licht wegnehmen und der Mangel an freiem Luftzug das Trocknen erschwert, hat man in den letzten Jahren (so z. B. in Malta und Bombay) sogen. hydraulische Docks konstruirt. Auf einer Stelle des Hafens, welche genügende Wassertiefe hat, sind in den Grund zwei Reihen hohler eiserner Pfosten wie eine Allee von hohlen Säulen eingerammt, die durch starke Eisenverbindung ein festes System bilden. In jeder dieser Röhren läßt sich ein Stempel (wie der Kolben mit Kolbenstange im Cylinder einer Dampfmaschine) durch hydraulischen Druck in die Höhe treiben, und die Köpfe sämmtlicher Stempel tragen eine horizontale eiserne Plattform, welche sich so weit über Wasser heben oder so tief senken läßt, daß ein Schiff darüber hinfahren kann. Befindet sich das zu reparirende Schiff gerade über der Plattform, so wird letztere gehoben und nimmt das Fahrzeug, welches mittlerweile abgestützt wird, in die Höhe bis über Wasser, wo dasselbe mit aller Bequemlichkeit reparirt werden kann. Ein Vortheil dieses Systems ist, daß, wenn die Plattform ihrer Länge nach aus mehreren Stücken

besteht, mehrere kleinere Schiffe, hinter einander placirt, unabhängig von einander reparirt werden können. — Wo keine Trockendocks zur Verfügung stehen, bedient man sich zu Reparaturen des Schiffs unter Wasser eines **Slips** (deutsch zuweilen durch »Schlepp« wiedergegeben), d. h. einer Gleitbahn, welche wie ein Stapel (s. d.) von einer Wassertiefe, die dem Tiefgang des betreffenden Schiffs entspricht, nach dem Strand hinaufläuft. Diese Gleitbahn besteht entweder aus zwei Wangen oder Balken, auf und zwischen denen placirt das Schiff in seiner Kielrichtung mittels Winden aufs Trockene geholt wird, oder aus einer größern Anzahl solcher Balken (die dann auf dem Trockenen geringere Länge haben), auf welchen das Schiff quer, dem Strand parallel aufs Trockene gezogen wird. Hat man weder Docks noch Slips, so muß man das Schiff behufs Ausbesserung unter Wasser kielholen, d. h. man muß es durch andere Stauung, Gewichtsvertheilung seiner Ladung und Ausrüstung auf die eine Seite legen, was meist dadurch unterstützt wird, daß man mit Tauen seine Masten nach einem längsseit gelegten Hafenprahm oder dergleichen herunterneigt. Dann wird die aus dem Wasser gekommene eine Seite reparirt und nachher entsprechend die andere (s. auch Kalfatern). — Die hydraulischen Docks und die Schwimmdocks (franz. bassins à flot) werden in der Regel nur zu Reparaturen benutzt, die Graving docks dagegen werden neuerdings für sehr schwere Panzerschiffe, deren Ablauf vom Stapel Schwierigkeiten machen würde, in England und auch in Deutschland (Wilhelmshaven) zum Neubau benutzt; wenn das Schiff fertig ist, wird Wasser ins D. eingelassen, die Schleußenthore geöffnet und das Schiff durch Schleppdampfer in den Hafen herausgeholt, so daß dieses »undocking« an die Stelle des Ablaufs vom Stapel tritt.

Docke, ein in den Künsten und Gewerben häufig vorkommender Ausdruck, bezeichnet zunächst kurze, dicke Säulen, wie sie z. B. beim durchbrochenen Geländer (daher Dockengeländer) vorkommen; dann s. v. w. Puppe, Spielpuppe; ferner die zwei Säulchen am Spinnrad, worauf die Flügelspindel ruht; auch zwei kurze Säulchen an der Drehbank, zwischen welche der zu bearbeitende Gegenstand gespannt wird; ferner die Zapfen und Schlägel in den Teichen; in der Landwirtschaft die in Haufen aufgeschichteten Fruchthalme; im Garn- und Seidenhandel einen Pack (Strähnen) Seide (daher Dockenseide), in Streifen gelegtes Seidengarn; im Bauwesen die Bündelchen Stroh, welche zur Abhaltung des Regens hier und da zwischen die Fugen der Dachziegel gelegt werden, aber als feuergefährlich nicht zu empfehlen sind.

Dockum (Dokkum), Stadt im NO. der niederländ. Provinz Friesland, mit starkem Rindvieh- und Flachshandel und (1867) 4659 Einw. D. ist eine sehr alte Stadt, die schon im 3. Jahrh. n. Chr. gegründet worden sein soll. Im Jahr 755 wurde in der Nähe derselben der heil. Bonifacius erschlagen.

Dockweiler, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Daun, in der Eifel, in geognostisch merkwürdiger Gegend (s. Steinborn), mit 360 Einw.

Dock-yard (engl.), s. Werft.

Doctor, s. Doktor; Doctores concilii, auf den großen Kirchenversammlungen die Gelehrten (Doktoren), welche als Beisitzer nur eine konsultative Stimme hatten; Doctores ecclesiae, s. v. w. Kirchenväter; Doctores gemarici, die jüdischen Gelehrten, welche in der Gemara, dagegen Doctores mischniaci, diejenigen, welche in der Mischna erwähnt werden (beide heißen Doctores thalmudiaci).

Doctorandus (lat.), einer, der sein Doktorexamen macht.

Dodd, 1) William, engl. Schriftsteller, geb. 1729 zu Bourn in Lincolnshire, wurde 1751 Vikar in Westham bei London, 1753 ungeachtet seines sittenlosen, ausschweifenden Lebens Prediger in London, endlich 1765 königlicher Hofprediger und Erzieher des nachmaligen Lords Chesterfield. Wegen eines Versuchs, den Lord-Kanzler zu bestechen, abgesetzt, gerieth er in Schulden und stellte auf Chesterfields Namen einen falschen Wechsel von 4200 Pfd. Sterl. aus, der ihn 27. Juni 1777 an den Galgen brachte. Unter seinen zahlreichen Schriften sind besonders zu erwähnen: »Sermons to young men« (1772, 3 Bde.), »Comfort for the afflicted« (4. Aufl. 1789), die oft aufgelegten »Thoughts in prison« (1777) und das bekannte Werk »The beauties of Shakespeare« (1753, zuletzt 1860).

2) Robert, namhafter engl. Landschafts- und Marinemaler, geb. um 1748. Zu seinen berühmtesten Bildern gehören: vier große Stücke, den Sturm vorstellend, durch welchen 1782 die Flotte von Jamaica zu Grunde ging; zwei Gemälde, um 1785 vollendet, das eine das Loos des Kriegsschiffs Centaur darstellend, das andere den Kapitän Inglefield, der mit zehn Mann im Boot mit der wilden See und mit Hunger kämpft; das Treffen zwischen der englischen Fregatte St. Margareth und der französischen Amazone; vier Stücke, die Schicksale des Kriegsschiffs The Ramillies; zwei Stücke, Gefecht der englischen Fregatte La Magicienne mit den französischen Fregatten La Sibylle und Le Railleur; die Rettung der Mannschaft vom Schiff The Guardian. Sein berühmtes Bild »Nautic camp«, ein 110 Fuß breites Oelgemälde, stellt die große britische Flotte zu Spithead vor, wie sie 1. Mai 1795 eiligst unter Segel ging, um dem brennenden Linienschiff The Boyle zu entfliehen. Eins der letzten Bilder Dodds, der Anfang der Schlacht von Trafalgar, kam 1860 zur Ausstellung. Er starb um 1810.

3) Ralph, engl. Baumeister, geb. um 1761 zu Northumberland, ist Erbauer der Vauxhallbrücke, der Wasserwerke von South Lambeth rc. Er faßte den riesenhaften Plan, eine unterirdische Passage (Tunnel) unter der Themse herzustellen, den aber erst Brunel ausführte. Auch stellte er ein Bassin (the grand Surrey canal dock) her, in welchem 100 der größten Kauffahrteischiffe Raum finden. D. starb 1822 in Cheltenham. Seinem Sohn George, einem ebenfalls geschickten Architekten, kommt das meiste Verdienst bei der Erbauung der Waterloobrücke zu; er starb 1827.

Dodecagynus (griech.), zwölfweibig, in der Botanik Blüten mit 12 Pistillen oder Staubwegen. Davon Dodecagynia, Pflanzenordnung im Linné'schen System, nur in der Klasse Dodecandria vorkommend.

Dodecandria, s. Dodecandrus.

Dodecandrus (griech.), zwölfmännig, in der Botanik Blüten mit 12 Staubgefäßen. Davon Dodecandria, die 11. Klasse im Linné'schen Pflanzensystem, welche die Pflanzen mit 12—19 freien Staubgefäßen umfaßt.

Dode de la Brunerie (spr. dodd d'la brün'rih), Guillaume, Vicomte, Marschall von Frankreich, geb. 30. April 1775 zu St. Geoire im Departement Isère, wurde erst der Kleber'schen Armee in Deutschland, in welcher er zum Kapitän aufrückte, sodann

der Rheinarmee zugetheilt, wohnte darauf der ägyptischen Expedition bei, ward, nach Frankreich zurückgekehrt, Subdirektor der Fortifikationen von St. Omer und leitete die Erbauung der Küstenbefestigungen vom Kap Grinez bis zur Mündung der Canche. Im österreichischen Feldzug bewirkte er den Uebergang über den Inn bei Mühldorf. Nachdem er den Krieg gegen Preußen 1806—1807 mitgemacht, ging er 1808 zur spanischen Armee, wo er unter anderem nach dem Tode des Generals Lacoste (13. Febr. 1809) die Belagerungsarbeiten von Saragossa leitete. Im September 1811 wurde er mit der Befestigung der Küsten von Brest bis zur Loire beauftragt und nach dem russischen Feldzug zur Befestigung von Küstrin und Glogau verwendet. Später war er bei der italienischen Armee, kehrte April 1814 nach Paris zurück, wo er von Ludwig XVIII. mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde und 17. März 1815 das Geniekommando der Festung La Rochelle erhielt. Während de. Hundert Tage war er unthätig, wurde dann 1816 Mitglied des Geniekomité's und machte den spanischen Feldzug 1823 als Kommandant des Genies mit. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Pairswürde und 1825 den Titel Vicomte, ward 1828 Mitglied des Kriegskonseils und 1836 der Kommission zugetheilt, welche die Arbeiten der Vertheidigungskommission von 1818 fortzusetzen hatte. Von 1837—40 mit der Inspektion der polytechnischen Schule beauftragt, erhielt er 1840 den Vorsitz als Präsident im Fortifikationskomité und noch in demselben Jahr die Oberleitung der Befestigungsarbeiten von Paris. 1847 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt. Seit 1848 lebte er zurückgezogen und starb 28. Febr. 1851.

Dodeka (griech.), zwölf, wird namentlich in den mathematischen Wissenschaften in Zusammensetzungen gebraucht. Dodekadik oder dodekadisches Zahlensystem ist dasjenige Zahlensystem, das nicht, wie das dekadische, von 10 zu 10, sondern von 12 zu 12 fortschreitet, so daß erst 12 Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächst höhern Klasse ausmachen. Werneburg hat neue Wörter und Ziffern für dieses System angegeben und ein Rechenbuch für dasselbe herausgegeben.

Dodekaëder (griech., n.), regulärer, durch 12 reguläre Fünfecke begrenzter Körper, hat 20 Ecken, 30 Kanten, 100 Diagonalen. Durch gleichmäßiges Abschneiden seiner 20 Ecken, welches so lange fortgesetzt wird, bis die Schnitte in den Mitten der Fünfecke zusammenlaufen, oder auch durch gleichmäßiges Aufsetzen gleichseitiger Dreiecke, welche so groß sein müssen, daß sie über der Mitte jedes Fünfecks, dann je zu 5, in körperliche Winkel zusammentreffen, auf die 20 Winkel wird das D. in ein Ikosaëder verwandelt, welches im erstern Fall vom D. eingeschlossen wird, im zweiten dasselbe einschließt. Dodekaëdralzahlen nennt man die Zahlen 1, 20, 84, 220, 455, 816 ꝛc., deren dritte Differenzen konstant, nämlich 27 sind; vgl. Polyëdralzahlen.

Dodekagōn (griech., n.), regelmäßiges Zwölfeck; daher Dodekagonalzahlen, die Zahlen 1, 12, 33, 64 ꝛc., deren zweite Differenzen konstant, nämlich 10 sind.

Dodekarchie (griech.), »Zwölfherrschaft«, insbesondere in der Geschichte des alten Aegypten (s. d.) die Zeit unmittelbar vor Psammetich, in der das Land unter 12 Herrscher getheilt war.

Dodendorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, an der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn, mit 620 Einw.; denkwürdig durch ein siegreiches Gefecht des Schill'schen Korps gegen die westfälischen Truppen 7. Mai 1809.

Dodge (spr. doddsch), Miß Mary Abigail, bekannter unter ihrem Pseudonym Gail Hamilton, beliebte amerikan. Schriftstellerin, geb. 1830 zu Hamilton in Massachusetts, war von 1851 an mehrere Jahre lang Lehrerin der Physik an der hohen Schule zu Hartford in Connecticut und lieferte zu gleicher Zeit Beiträge zum »New York Independant« und zur »National Era« in Washington. Dann war sie Korrespondentin des »Congregationalist« und ward bald nach dem Erscheinen des »Atlantic Monthly« dessen ständige Mitarbeiterin. Ihre Erzählungen und Essays fanden durch ihren pikanten Stil und ihre treffende Satire großen Anklang und sind vielfach gesammelt worden. Zu nennen sind unter diesen Sammelschriften: »Country living and country thinking«; »Stumbling blocks«; »Gala Days«; »Woman's wrongs« und »A new atmosphere«.

Dodo, Vogelgattung, s. Dronte.

Dodoens (spr. doduns, lat. Dodonäus), Rembert, niederländ. Botaniker, geb. 29. Juni 1517 zu Mecheln, studirte auf der Universität Löwen, wurde im 18. Lebensjahr Licentiat der Medicin, besuchte dann noch mehrere deutsche, französische und italienische Universitäten und ward 1548 zum Arzt seiner Vaterstadt ernannt. Hier beschäftigte er sich außer der ärztlichen Praxis auch mit astronomischen, geographischen und vornehmlich mit botanischen Studien. Im Jahr 1574 folgte er einem Rufe des Kaisers Maximilian II. als Leibarzt nach Wien, in welcher Stellung er bis 1579 verblieb. 1582 kehrte er in sein Vaterland zurück, nahm eine medicinische Professur zu Leiden an und starb daselbst 10. März 1585. D. gehörte mit zu den ersten Männern, welche die Wissenschaft von den scholastischen Fesseln, in denen sie während des Mittelalters lag, befreiten und sie wieder auf das wahre Studium der Natur hinleiteten. Seine Werke enthalten Abbildungen und Beschreibungen der einheimischen Pflanzen und auch solcher ausländischen, welche damals schon, dank den Handelsverbindungen der Niederländer, in den heimatlichen Gärten zu finden waren. D. wichtigstes Werk ist sein »Cruydeboek« (Antwerp. 1554 und 1563), französisch von Ch. de l'Ecluse unter dem Titel »Histoire des plantes etc. par Rembert D.« (das. 1557) und englisch von Henry Lyte (Lond. 1578 u. 1619.) Eine lateinische Uebersetzung nach einem vergrößerten Plan besorgte D. selbst. Das Werk kam aber nicht auf einmal, sondern stückweise heraus; zuerst erschienen: »Historia frumentorum, leguminum, palustrium et aquatilium herbarum ac eorum, quae eo pertinent« (Antwerp. 1566); »Florum et coronariarum odoratarumque nonnullarum herbarum historia« (das. 1568); »Purgantium aliarumque eo facientium tum et radicum, convolvulorum ac deletariarum herbarum historiae libri IV etc.« (das. 1574) und »Historia vitis vinique et stirpium nonnullarum aliarum« (Köln 1580). Dies waren die Vorläufer des großen Hauptwerks, welches 1583 zu Stande kam, aber erst lange nach des Autors Tod erschien, nämlich die »Stirpium historiae pemptades VI, sive libri XXX« (Antwerp. 1616).

Dodōna, berühmtes Heiligthum des Zeus im alten Epiros (Albanien), lag ziemlich hoch am Berg Tomaros in der Landschaft Hellopia, wahrscheinlich zwischen dem Fuße des Gebirges und dem Ostrande des Sees von Pambotis (See von Janina). Umher wohnten nach Homer, der D. stets das von kalten Stürmen durchwehte nennt, die Selli oder Helli

als Diener des Gottes; bei Herodot treten Priesterinnen, Namens Peliä, Peliades (»Tauben«), auf. Der **dodonäische Zeus** ist mit dem Ammon der Aegypter früh verglichen worden. Wie dieser als Princip des Lebens und der Erdfrucht galt, ebenso der griechische Gott der ackerbauenden Pelasger; nur daß hier zu der Frucht des Ackerfelds die Eiche kam (die Alten nennen sie Quercus esculus; vermuthlich ist es Q. bellota, die am Acheloos vorkommt, und deren Früchte neben den Haselnüssen noch jetzt auf den Markt kommen). Gleichwohl verbietet die bis ins 6. Jahrh. dauernde Abgeschlossenheit Aegyptens die Annahme eines ägyptischen Ursprungs seines Dienstes. Neben Zeus wurde auch Dione (s. d.) als sein Weib verehrt, die, wie jener der Leben bringende Gott war, das Princip dessen, woraus das Leben entspringt, das Weib unter den lebenden Wesen, die Erde in Beziehung auf Fruchtbarkeit bezeichnete. Der Sitz des Zeus war der Stamm einer heiligen Eiche mit eßbaren Früchten. Aus dem Rauschen ihrer Wipfel wie aus dem Gemurmel der heiligen Quelle, die am Fuße des Baumes entsprang, deutete man seinen Willen; erst in der Folge kam dazu eine künstlichere Art der Weissagung, vermittels des sogen. **dodonäischen Erzes** (s. d.). Spätere Zeiten wissen auch von einem Tempel oder wenigstens einer Kapelle, die mit Säulenhallen umgeben und reich an Weihgeschenken war. Der Plan Alexanders d. Gr., einen prächtigen Tempel in D. aufzuführen, kam nicht zur Ausführung. Anfänglich scheint der Gott in Versen, später auch in Prosa geredet zu haben; auch ist von Loosen die Rede, durch welche man die Zukunft zu erforschen suchte. Die Verkünderinnen derselben sind wohl die Priesterinnen selbst gewesen. Diese richteten auch über die Verletzung des Heiligthums, doch, wie es scheint, nicht ohne Theilnahme der Männer. Meist sind ihrer drei, Sophokles redet von zweien. Der dodonäische Zeus genoß im höchsten Alterthum die ausgebreitetste Verehrung, und zwar nicht nur bei der pelasgischen Bevölkerung Griechenlands; selbst Krösos schickte Gesandte zu diesem Orakel. Als indessen die Gegenden um D. unkultivirt blieben, während sich das übrige Griechenland rasch entwickelte, kam Delphi als das nähere und den Hellenen homogenere Orakel mehr in Aufnahme. Gleichwohl behielt D. den Ruf seiner Heiligkeit und bei den Bewohnern der Westküste von Hellas auch den Vorrang. Die Athener pflegten sich namentlich hierher zu wenden, wenn ihnen die Pythia wegen ihrer Hinneigung zu den Doriern verdächtig erschien, z. B. vor dem Zug nach Sicilien. Ebenso erwähnt Demosthenes dodonäische Sprüche, und Xenophon räth, dort den Gott zu befragen. Mit dem Emporblühen des molossischen Reichs im Anfang des 4. Jahrh. v. Chr. erhob sich D. noch einmal zu neuem Glanz, doch nur bei den westlichen Völkern; es galt als ein uraltes Heiligthum der Aeakiden und trat dadurch den übrigen Griechen wieder näher. Auf den epirotischen Münzen erscheint das mit Eichenlaub umwundene Haupt des dodonäischen Zeus und der Dione neben dem Bilde der molossischen Könige. Im Krieg der Aetoler gegen Makedonien steckte der ätolische Feldherr Dorimachos die Hallen um D. in Brand, vernichtete die Weihgeschenke und zerstörte das heilige Haus (219 v. Chr.). Auch die Römer verheerten im zweiten Makedonischen Krieg diese Gegenden. So war zu Strabons Zeit (20 n. Chr.) das Orakel verschwunden; dagegen berichtet Pausanias, daß zu seiner Zeit (2. Jahrh. n. Chr.) das Orakel wieder hergestellt gewesen sei, auch die alte Eiche, der älteste Baum Griechenlands, noch gestanden habe. Claudianus beweist, daß zu seiner Zeit (400 n. Chr.) das Orakel verstummt war. Eine **Stadt** D. lag am Südende des Sees auf einem Hügel, der von den Ruinen, die er noch trägt, den Namen **Kastritza** erhalten hat. Ueber die Streitfrage, ob es neben dem epirotischen noch ein thessalisches D. gegeben habe, handelt Bergk im »Philologus« (Bd. 23). Vgl. **Lasaulx**, Das pelasgische Orakel des Zeus zu D. (Würzb. 1841); **Gerlach**, D. (Bas. 1859).

Dodonäisches Erz, ein Weihgeschenk der Kerkyräer zu Dodona, bestand in einem ehernen Becken auf einer Säule, dem gegenüber auf einer zweiten Säule ein Knabe angebracht war, in der Hand eine Peitsche, welche, von dem dort fast nie aufhörenden Wind gegen das Becken geschlagen, das Erz ertönen ließ: ein Instrument zum Behuf der Weissagung. Bei den Griechen wurde dann der Name zur sprichwörtlichen Bezeichnung eines unermüdlichen Schwätzers.

Dodrans (lat., m.), die große Spanne, der Raum zwischen Daumen und kleinem Finger, ein altes römisches Maß von etwa 23,5 Centim.; auch ¾ As.

Dodsley (spr. doddsli), **Robert**, engl. Schriftsteller, geb. 1705 zu Mansfield in Nottinghamshire, schwang sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Gedichten: »The muse in livery« (1732), und sein Schauspiel »Toy-Shop« vom Bedienten zum angesehenen Buchhändler auf und starb 25. Sept. 1764. Sehr beliebt waren ihrer Zeit seine Lustspiele: »The king and the miller of Mansfield« (1737) und »Sir John Cockle at court« (1738). Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1748 unter dem Titel »Trifles«. Verdient machte er sich auch durch seine »Select collection of old plays« (Lond. 1744, 12 Bde.; 2. Aufl. von Reed, 1780, 6 Bde.; neue vermehrte Ausg. von Collier, 1825—27, 12 Bde.) sowie die »Collection of poems by several hands« (1748, 4 Bde.) und »Fugitive pieces of Spencer, Cooper etc.« (1765, 3 Bde.). Außerdem veröffentlichte er »The preceptor«, ein sehr nützliches Sammelwerk (1748, 2 Bde.); »The economy of human life« (1750 u. öfter, zuletzt 1839), ein moralisches Werk, für dessen Verfasser man lange Zeit den Lord Chesterfield hielt; »Public virtue« (1754) u. a. Seine Gedichte finden sich in Chalmers »Collection of the poets« (Bd. 15).

Dodwell, 1) **Henry**, engl. Philolog und Kirchenschriftsteller, geb. im Oktober 1641 zu Dublin und in dem Trinity-College daselbst gebildet, ließ sich 1666 zu Oxford nieder, wo er 1688 die Professur der Geschichte erhielt, besonders infolge von Schriften, worin er als eifriger Verfechter der anglikanischen Kirche aufgetreten war. Seine Weigerung, Wilhelm III. an Stelle des vertriebenen Jakob II. den Eid der Treue zu leisten, zog 1691 seine Absetzung nach sich. Er privatisirte seitdem in dem Dorf Cookham und starb zu Shottesbrook in Berkshire 7. Juni 1711. Am geschätztesten unter seinen Werken sind seine chronologischen Schriften: »Dissertationes Cyprianicae« (Orf. 1682); »Annales Vellejani, Quintilianei, Statiani« (das. 1698, Leid. 1719); »De Graecorum Romanorumque cyclis« (Orf. 1701); »Annales Thucydidei et Xenophontei« (das. 1702) u. a. Vgl. **Brokesby**, The life of D. with an account of his works (Lond. 1715 u. 1723, 2 Bde.).

2) **Edward**, engl. Alterthumsforscher, geb. 1767 zu Dublin, bereiste 1801—1806 Griechenland und lebte dann in Italien, wo er zu Rom 14. Mai 1832 starb. Die Archäologie förderte er durch sein werthvolles Reisewerk: »Classical and typographical tour

through Greece« (Lond. 1818, 2 Bde.; deutsch von Pickler, Meining. 1821) und die nach seinen Originalzeichnungen herausgegebenen »Thirty views in Greece« (1821) und »Cyclopian or Pelasgic remains in Greece and Italy« (131 Zeichnungen, 1834).

Döbel (Squalius *Bon.*), Fischgattung aus der Familie der Karpfen (Cyprinoidei) und der Unterordnung der Physostomen. Der D. (Dickkopf, Kühling, Alet, Altel, Schuppfisch, S. cephalus *L.*), einer der gemeinsten Fische Mitteleuropa's mit großem Kopf, sehr weitem und sehr schief stehendem Maul, abgerundetem Rücken und großen, starken Schuppen, ist auf dem Rücken schwarzgrün, an den Seiten silberweiß oder goldgelb, mit orangegelber Brust-, sonst rothen Flossen, von denen aber Rücken- und Schwanzflosse viel schwarzes Pigment enthalten. Er wird 4 Kilogr. schwer, lebt von animalischer Kost, verschlingt selbst Mäuse und Frösche, laicht im Mai und Juni und ist wegen seines grätigen Fleisches wenig geschätzt. Der Hasel (Häsling, Märzling, Weißfisch, Lauben, S. Leuciscus *L.*) ist gestreckter, mit schmächtigerem, namentlich an der Stirn schmälerem Kopf und wenig schief stehendem kleinen Maul, auf dem Rücken schwarzblau, an den Seiten gelblich oder weiß glänzend; Rücken- und Schwanzflosse sind dunkel, die anderen Flossen gelb oder orange; er findet sich allgemein in den Gewässern Mitteleuropa's, laicht im März und April, wird aber nur 18—22 Centim. lang und dient als guter Köderfisch für größere Lachsfische.

Döbel, Heinrich Wilhelm, der bekannte Verfasser der »Eröffneten Jägerpraktika«, eines der ältesten forstwirtschaftlichen Bücher (1746 erschienen), geb. 1699 im Erzgebirge, erlernte die Jägerei, wanderte als Jägerbursche drei Jahre lang an vielen deutschen Höfen umher und fand nach vielen Wechselfällen eine Anstellung als Oberjäger zu Hubertusburg in Sachsen. Er ist in den Stürmen des Siebenjährigen Kriegs untergegangen. Sein Todesjahr ist unbekannt. D. ist ein hervorragender Vertreter des aus dem Jägerthum herausgewachsenen Forsthandwerks, welches seit 1750 durch empirische Kenntnis der Waldwirtschaft den Boden für eine systematische Forstwirtschaftslehre vorbereitete. Die »Jägerpraktika« ist 1828 in 4. Auflage erschienen, längst aber schon ohne allen Werth.

Döbeln, Stadt in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, an der Freiberger Mulde, welche die Stadt wie eine Insel rings umschließt, Knotenpunkt der Leipzig-Döbeln-Dresdener und der Chemnitz-Riesaer Eisenbahn, reizend gelegen, mit reinlichen, breiten Straßen, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Gerichtsamts, hat 2 Kirchen (die uralte, 1479—85 umgebaute Nikolaikirche und die 1857 an Stelle der abgetragenen Magdalenenkirche neu erbaute Niedergottesackerkapelle), ein altes, neuerlich restaurirtes Rathhaus, ein ehemaliges Benediktinernonnenkloster (1330 von Staucha hierher verlegt und 1582 eingegangen, jetzt Gutsgebäude), eine Realschule erster Ordnung (in einem 1869—71 erbauten Gebäude), eine höhere Bürger-, eine Handelsschule, ein Theater (1871—72 erbaut), bedeutende Cigarren- (16 Etablissements) und Lackleberfabrikation, Wollspinnerei, Tuchfabrikation, eine Wagen- und Maschinenfabrik nebst Eisengießerei, ferner Fabriken für Schneidewerkzeug- und landwirtschaftliche Maschinen, Gold- und Silberwaaren, lackirte Blechwaaren, Wägen, Fässer, eine Gasanstalt, starke Gerberei, Handel mit Getreide und (1871) 10,078 meist evangel. Einwohner. Der Centralbahnhof D. für die angeführten Bahnen befindet sich westlich bei dem Dorf Kleinbauchlitz, eine Haltestelle für den Personenverkehr bei der Stadt. D. (ursprünglich Dobelin) ist ein uralter Ort und wurde 981 von Otto II. dem Kloster Memleben geschenkt, welches die Herren von D., eine Seitenlinie der Burggrafen von Dohna, damit belehnte. Später wurde es meißnisch und kam zuletzt an das Haus Sachsen. In den Jahren 1429 und 1430 wurde D. von den Hussiten fast ganz zerstört; auch im Bruder- und im Dreißigjährigen Krieg litt es viel. Hier 29. Okt. 1762 Sieg des Prinzen Heinrich von Preußen über die Oesterreicher unter Serbelloni. Vgl. Hingst, Chronik von D. (Döb. 1872).

Döbereiner, Johann Wolfgang, deutscher Chemiker, geb. 15. Dec. 1780 zu Bug bei Hof, erlernte die Pharmacie in Münchberg, konditionirte seit 1799 in Karlsruhe und Straßburg und trieb nebenbei Botanik, Mineralogie und Chemie. Nach resultatlosen Versuchen auf technischem Gebiet ging er 1810 als Professor der Chemie nach Jena, wo er 24. März 1849 starb. Er machte in der Chemie vielfache Entdeckungen, von denen besonders das nach ihm benannte Feuerzeug, welches auf Entzündlichkeit des Wasserstoffgases durch Platinschwamm beruht, bekannt geworden ist. Von seinen Schriften nennen wir: »Zur pneumatischen Chemie« (Jena 1821—1825, 5 Thle.); »Zur Gährungschemie« (das. 1822, 2. Aufl. 1844); »Beiträge zur physikalischen Chemie« (das. 1824—36, 3 Hefte); »Zur Chemie des Platins« (Stuttg. 1836); mit seinem Sohn Franz D. gab er heraus: »Deutsches Apothekerbuch« (das. 1840—1852, 3 Bde.).

Döbling (Oberdöbling), schönes Pfarrdorf bei Wien, vor der Nußdorfer Linie, ein Lieblingsaufenthalt der Wiener im Sommer, reich an schönen Anlagen und eleganten Landhäusern. Der Ort hat auch eine Irrenanstalt, eine Mineralquelle mit Badeeinrichtung, wichtigen Weinhandel, eine höhere Lehranstalt und zählt (1870) 5522 Einw. (darunter 156 Evangelische und 326 Juden).

Döbraberg, der höchste Gipfel des Frankenwalds, westlich von Hof gelegen, 818 Meter hoch.

Döbrentey (spr. döbbrentäj), Gabriel, ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1. Dec. 1786 zu Nagy-Szölös im Veszprimer Komitat, studirte seit 1805 in Wittenberg und Leipzig und gründete 1810 in Siebenbürgen, wo er als Erzieher lebte, das »Siebenbürgische Museum« (ungarisch), welches auf die Entwickelung der magyarischen Sprache und Literatur bedeutenden Einfluß ausübte. Seit 1820 zu Pest lebend, war er bei der Kommission zur Gründung der ungarischen Akademie thätig und seit 1831 deren Sekretär, bis er 1834 zum ersten Reichskommissär des Ofener Distrikts ernannt wurde. Doch übernahm er die ihm von der Akademie übertragene Redaktion der »Alten ungarischen Sprachdenkmäler« sowie in Gemeinschaft mit Andr. Fay die Direktion des neu errichteten ungarischen Nationaltheaters, um das er sich durch Bearbeitung und Einführung der Meisterwerke Shakespeare's und Schillers nicht unbedeutende Verdienste erwarb. Im Jahr 1841 zum Oberkommissär, 1843 zum königlichen Rath ernannt, starb er 27. März 1851. Seine zahlreichen historischen Arbeiten in Zeitschriften sowie seine Jugendschriften sind von bleibendem Werth. Seine Dichtungen (Lieder, Oden, Epigramme, Elegien rc.) gehören ungeachtet ihrer oft schwülstigen Sprache zu den besseren Erzeugnissen der ungarischen Literatur; viele derselben, z. B. sein »A havas' violája« (»Alpenveilchen«) und die 1826 erschienenen

»Huszárdalok« (»Husarenlieder«), wurden in fremde Sprachen übersetzt.

Döbrököz (spr. döbbrököß), Marktflecken im ungar. Komitat Tolna, an der Kapos, südlich von Tamasi, mit den Ruinen eines alten Schlosses, bedeutendem Weinbau (vorzügliche rothe und weiße Weine), Tabakbau und (1869) 3164 kathol. Einwohnern.

Döderlein, Ludwig Christoph Wilhelm, geschätzter Philolog, Sohn des Theologen Joh. Christoph D. (gest. als Professor zu Jena 1792), wurde 19. Dec. 1791 zu Jena geboren, erhielt seine Vorbildung 1804—1810 in Schulpforta, studirte dann zu München, Heidelberg, Erlangen und Berlin und folgte 1815 einem Ruf als Professor der Philologie an die Akademie in Bern. 1819 ward er als Rektor des neu zu organisirenden Gymnasiums und Professor der Philologie an die Universität zu Erlangen berufen, wo er 1827 zugleich die Leitung des philologischen Seminars übernahm. Er starb zu Erlangen 9. Nov. 1863. Von Ausgaben klassischer Schriften besorgte D. die des »Oedipus Coloneus« des Sophokles (Leipz. 1824), des »Agricola« (deutsch, Aarau 1818), der »Germania« (lat. und deutsch, Erlang. 1850) und der »Opera« (Halle 1847, 2 Bde.) des Tacitus. Seine Hauptwerke aber sind die »Lateinischen Synonymen und Etymologien« (Leipz. 1826—38, 6 Bde.), die »Lateinische Wortbildung« (das. 1838), das »Handbuch der lateinischen Synonymik« (das. 1839, 2. Aufl. 1849) und das »Handbuch der lateinischen Etymologie« (das. 1841). Außerdem sind zu nennen: die »Deutsche Mustersammlung für die lateinischen Schulen und Gymnasien in Bayern« (Münch. 1840, 2 Bde.; 2. Aufl. 1848), das »Homerische Glossarium« (Erlang. 1850—58, 3 Bde.) und das »Vokabularium für den lateinischen Elementarunterricht« (das. 1852, 11. Aufl. 1872) nebst dazu gehörigen »Erläuterungen« (das. 1852, 2. Aufl. 1862). Sammlungen seiner durch stilistische Vorzüge ausgezeichneten Gelegenheitsschriften (besonders Schul- und akademische Festreden) erschienen unter dem Titel »Reden und Aufsätze« (Erlang. 1843—47, 2 Bde.) und »Oeffentliche Reden« (Frankf. 1860). Seine Verdienste wurden in Zeitschriften vielfach gewürdigt, z. B. von L. v. Jan (Programm der Erlanger Studienanstalt, 1864), Lechner (Ausburger »Allgemeine Zeitung« 1863), Elsperger (»Bayrische Gymnasialblätter«, Jahrg. 5) u. a.

Döffingen, Pfarrdorf im würtemberg. Neckarkreis, Oberamt Böblingen, 8 Kilom. südöstlich von Weil der Stadt, mit Weberei, Hopfenbau und (1871) 1040 evangel. Einwohnern; berühmt durch die mehrfach poetisch (von Schiller und Uhland) gefeierte Döffinger Schlacht 23. Aug. 1388 zwischen Graf Eberhard dem Greiner und den schwäbischen Reichsstädten, in welcher die Städter eine gänzliche Niederlage erlitten, Eberhards Sohn Ulrich aber das Leben verlor.

Döhler, Theodor, ausgezeichneter Pianist, geb. 20. April 1814 in Neapel, wo sein Vater, ein Deutscher, als Kapellmeister lebte, war ein Schüler Julius Benedikts und erntete bereits im 13. Lebensjahr in öffentlichen Konzerten zu Neapel großen Beifall. Mit seinem Vater 1829 nach Lucca und wenige Monate später nach Wien übersiedelnd, erhielt er hier unter Czerny seine letzte technische Ausbildung, nahm zugleich bei Simon Sechter Unterricht in der Komposition und wurde 1831 Kammervirtuos des Herzogs von Lucca. Seine eigentlichen Kunstreisen datiren von 1836; sie führten ihn durch Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande nach Rußland, wo er sich 1846 mit der Fürstin Tscheremetieff vermählte. Nach Italien 1848 zurückgekehrt, wurde er vom Herzog von Lucca baronisirt und starb zu Florenz 21. Febr. 1856. Döhlers Spiel war nach allen Seiten der Technik hin vortrefflich und sein Vortrag äußerst elegant und geschmackvoll. Seine Kompositionen, ausschließlich für das Klavier, sind gefällig und glänzend, aber ohne Tiefe; zu den beachtenswerthen gehören seine Etüden und eine Tarantella.

Döll, 1) Friedrich Wilhelm Eugen, Bildhauer, geb. 1750 zu Hildburghausen, lernte zuerst bei dem Bildhauer Rey, setzte dann durch die Gunst des Herzogs Ernst von Gotha seine Studien in Paris und Rom fort und lieferte hier viele große Werke. Im Jahr 1781 erhielt er die Aufsicht über die herzoglichen Kunstsammlungen zu Gotha, ward Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin, 1786 Professor der bildenden Künste und starb 30. März 1816 zu Gotha. Seine Hauptwerke sind: eine lebensgroße Statue der Kaiserin Katharina II., als Minerva dargestellt; dieselbe Kaiserin, vor welcher ein Mädchen auf dem Altar opfert; Winckelmanns Grabmal in der Rotonda zu Rom; die Büsten der Sappho und des Raphael Mengs; die neun Musen in Lebensgröße, Basrelief; Gustav Adolf von Schweden zu Pferde, vom Siege gekrönt, Basrelief; die lebensgroßen Figuren der Minerva, einer Muse und der Hygieia; ferner die Büsten Zollikofers, Weiße's und Platners; die Grabmonumente der Gräfin von Einsiedel zu Dresden, des Herzogs Karl von Meiningen 2c.; das Denkmal Lessings auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, Keplers zu Regensburg; endlich die Gruppe der drei theologischen Tugenden in der Hauptkirche zu Lüneburg und die Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau.

2) Johann Veit, vorzüglicher Graveur, geb. 2. Febr. 1750 zu Suhl, lernte anfangs das Büchsenschäften, fing 1768 an, nach guten Meistern in Stahl zu schneiden und sich auch im Steinschneiden zu üben, und fertigte von dieser Zeit an mehrere Werke, besonders Schaumünzen und Siegel. Als Steinschneider erwarb er sich einen hervorragenden Ruf (Hauptwerk das Pantheon in Rom). Nebenbei war er ein ausgezeichneter Orgelspieler. Er starb in Suhl 15. Okt. 1835 als königlich sächsischer und seit 1814 auch preußischer Hofgraveur.

Döllinger, 1) Ignaz, berühmter deutscher Naturforscher, geb. 24. Mai 1770 zu Bamberg, studirte hier, in Würzburg, Wien und Pavia Medicin, erhielt 1794 eine Professur an der Universität zu Bamberg, ging 1803 als Professor der Anatomie nach Würzburg, 1823 nach Landshut und 1826 nach München, wo er 14. Jan. 1841 starb. In Würzburg war D. zu Schelling in nähere Beziehungen getreten, dessen Einfluß sich in seinem »Grundriß der Naturlehre des menschlichen Organismus« (Bamb. 1805) deutlich zu erkennen gibt. D. gebührt der Ruhm, gestützt auf seine vergleichend anatomischen und physiologischen Arbeiten, zuerst in Deutschland eine wahrhaft wissenschaftliche Entwickelungsgeschichte der organischen Wesen begründet zu haben. Von seinen Schriften sind besonders erwähnenswerth: »Werth und Bedeutung der vergleichenden Anatomie« (Würzb. 1814); »Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des Gehirns« (Frankf. 1814); »Grundzüge der Physiologie« (Regensburg 1835, Heft 1 und 2); »Grundzüge der Entwickelung des Zell-, Knochen und Blutsystems« (das. 1842).

2) Johann Joseph Ignaz, gelehrter kathol. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 28. Febr. 1799 zu Bamberg, ward 1822 Kaplan in der Bamberger Diöcese,

1823 Lehrer am Lyceum zu Aschaffenburg, von wo er 1826 als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an die Universität München übersiedelte. Zu dieser Würde, welche ihm nur vorübergehend, von 1847—1849, abgenommen worden war, traten mit der Zeit die eines Propstes zu St. Kajetan, Reichsraths und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften. Auch war er Mitglied der bayrischen Ständekammer seit 1845 und dann wieder seit 1849 sowie 1848 und 1849 auch der Frankfurter Nationalversammlung. Für die durchaus ultramontane Tendenz, von welcher seine Wirksamkeit bis 1860 geleitet war, sind unter seinen zahlreichen Schriften am bezeichnendsten geworden: »Die Reformation, ihre innere Entwickelung und ihre Wirkungen« (Regensb. 1846—48, 3 Bde.; Bd. 1, 2. Aufl. 1851) und »Luther, eine Skizze« (Freiburg 1851), Werke, die seinen Namen fast zum Symbol des katholisch-kirchlichen Korpsbewußtseins in seiner leidenschaftlichsten Protestantenfeindschaft gemacht haben. Nur der von Jahr zu Jahr wachsende Umfang der solidesten Studien einerseits, die gleichfalls von Jahr zu Jahr extravaganter sich gestaltende Kirchenpolitik des Papstes Pius IX. anderseits erklären die Umstimmung, welche seit dem italienischen Krieg von 1859 und noch mehr seit dem vatikanischen Koncil von 1870 in Döllingers Ueberzeugungen eintrat. Angeregt durch die seit 1859 schwebende Kirchenstaatsfrage, hielt er 1861 zu München zwei Vorträge, welche die Möglichkeit einer völligen Aufhebung der weltlichen Gewalt des Papstes besprachen. Schon jetzt stark angefeindet, unterwarf er sich und zog in der Schrift »Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat« (Münch. 1861, 2. Aufl. 1861) noch einmal gegen den Protestantismus zu Felde, nachdem schon weit gründlichere wissenschaftliche Leistungen in seinen Schriften: »Hippolytus und Callistus« (Regensb. 1853), »Heidenthum und Judenthum, Vorhalle zur Geschichte des Christenthums« (das. 1857), »Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung« (das. 1860, 2. Aufl. 1868) erschienen waren. Einen neuen Schritt vorwärts that er 1863, als er mit Haneberg und Alzog eine Versammlung katholischer Gelehrten nach München berief, daselbst eine Rede über »Vergangenheit und Gegenwart der kathol. Theologie« (Regensb. 1863) hielt und bald darauf sein Werk »Die Papstfabeln des Mittelalters« (Münch. 1863) erscheinen ließ, worin z. B. die Geschichtlichkeit der »Schenkung Konstantins« in Abrede gestellt wird. Da erschien 1864 die päpstliche Encyklika nebst Syllabus, deren Ungeheuerlichkeiten mit besonderer Macht vor die unwillige Seele des geistig erstarkten Mannes treten mußten. Schon seine 21. Dec. 1866 gehaltene Rektoratsrede über »Die Universitäten sonst und jetzt« (2. Aufl., Münch. 1867) ließ ahnen, daß D. in dem ausbrechenden Konflikt auf Seiten der Wissenschaft und des Gewissens stehen werde. Eine scharfe Kritik des Syllabus und auch bereits der in der Luft liegenden Unfehlbarkeitslehre enthielt das von ihm und seinem Kollegen Johannes Huber ausgearbeitete Buch »Janus« (Leipz. 1869). Während des Koncils erhob er von München aus in zwei Gutachten vergeblich seine warnende Stimme gegen die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Nachdem in Rom die Würfel gefallen waren, trat er mit gleichgesinnten Theologen in Verhandlungen über Maßregeln zur Abwehr, und als die Aufforderungen zur Unterwerfung sich mehrten, gab das schneidige Nein, womit seine Schlußerklärung vom 28. März 1871 antwortete, das Signal zur Entstehung des Altkatholicismus. Dieser nahm nun freilich schon auf seinem ersten Kongreß zu München durch sein Vorgehen zu selbständiger Gemeindebildung (23. Sept. 1871) eine Wendung, in deren Folge D., welcher bloß den Standpunkt der Nothwehr innerhalb der alten Verfassung einzuhalten gedachte, sich nicht mehr persönlich an der Weiterentwickelung der Sache betheiligen konnte. Wie wenig aber damit ein Rückschritt in der Richtung nach Rom verbunden und beabsichtigt war, zeigten gleich 1872 seine »Vorträge über die Wiedervereinigung der christlichen Kirche«, ein wahrhaft versöhnender Abschluß der hochbedeutenden und in vieler Beziehung tragischen Wirksamkeit Döllingers.

Dömitz, Stadt mit Citadelle im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Kreis Mecklenburg, in wiesenreicher, oft Ueberschwemmungen ausgesetzter Gegend, an der Mündung der Neuen Elde in die Elbe und an der Linie Wittenberge-Lüneburg der Berlin-Hamburger Eisenbahn (für welche oberhalb eine fast 1 Kilom. lange Elbbrücke), hat eine hübsche neue Kirche (1872 erbaut), eine Kaserne, eine Irrenanstalt und (1871) 2663 Einw., die sich mit Schiffahrt und Handel beschäftigen. D. ward Stadt um 1230, gehörte ursprünglich zur Priegnitz, ward 1328 an Mecklenburg versetzt und 1563 befestigt. Hier Schlacht 1. Nov. 1635, durch welche Banner die von den Sachsen belagerte Festung entsetzte. Die Brandenburger erstürmten D. 1637, die Schweden 1643 und der preußische Major Schill 15. Mai 1809. Die Festungswerke sind jetzt geschleift, und nur die Citadelle ist erhalten geblieben und neuerdings renovirt worden. Sie enthält eine kleine Garnison und eine Militärstrafanstalt.

Dömös (spr. dömösch), Dorf im ungar. Komitat Gran, an der Donau, 11 Kilom. östlich von der Stadt Gran, mit 1000 Einw., ehedem Lieblingsaufenthalt der ungarischen Könige und Sitz einer Propstei mit schöner Kollegiatkirche. Hier stürzte König Bela I., Gericht haltend, mit dem Thron so heftig zusammen, daß er den Geist aufgab (1063).

Dönhoff, altes freiherrliches, seit 1632 gräfliches Geschlecht, stammt aus dem gleichnamigen Dorf in der Grafschaft Mark und wird schon 1303 in Urkunden genannt. Ein 1637 in den Fürstenstand erhobener Zweig starb in der Mitte des 18. Jahrh. aus. Namhafte Sprößlinge sind:

1) Otto Magnus, geb. 1665, baute das Schloß Friedrichstein bei Königsberg und stiftete die hiernach benannte erste Linie D.-Friedrichstein. Er war preußischer Gesandter beim Friedenskongreß zu Utrecht, später Staats- und Kriegsminister. Nach ihm ist der Dönhoffsplatz in Berlin benannt. Er starb 1717.

2) August Heinrich Hermann, Graf von, preußischer Diplomat, geb. 10. Okt. 1797 zu Potsdam, machte als Freiwilliger den Feldzug von 1815 mit, studirte 1816—19 zu Königsberg, Göttingen und Heidelberg, machte darauf eine Reise nach Italien, begann 1821 seine diplomatische Laufbahn im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin, ward sodann bei den Gesandtschaften in Paris 1823, in Madrid 1825, in London 1828, wo er bei der Konferenz über die belgischen Angelegenheiten eine bedeutende Rolle spielte, beschäftigt und wurde 1833 Gesandter in München, 1842 Bundestagsgesandter zu Frankfurt. Im Mai 1848 trat er zurück, wurde aber schon Anfang September 1848 an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten im Ministerium Pfuel berufen, welche Stellung er aber nur kurze Zeit bekleidete, ward sodann im Februar 1849 von dem zweiten Gumbinner

Wahlbezirk zum Abgeordneten in die Erste Kammer gewählt und von dieser 1850 in das Staatenhaus nach Erfurt entsandt. Im Sommer 1850 abermals zum Mitgliede der Ersten Kammer gewählt, schloß er sich hier der der rechten Seite angehörenden, aber gemäßigtern Partei Jordan an; 1851 nahm er an dem Landtag der Provinz Preußen theil und wohnte sodann zu Berlin der Kammersession von 1851—52 bei. Bei der Umwandlung der Ersten Kammer in das Herrenhaus ward er vom König zum erblichen Mitgliede desselben ernannt; 1861 wurde er Obergewandkämmerer am Hof. Er starb April 1874.

3) Sophie Juliane Friederike, Gräfin von, Tochter des Majors Grafen Ernst von D., Tante des vorigen, war Hofdame der Gemahlin König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, ward letzterem, obwohl die Ehe mit der Königin nicht getrennt war, 11. April 1790 im Schloß zu Charlottenburg zur linken Hand angetraut, stand vor dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich an der Spitze der Friedenspartei, ward aber wegen ihrer Intriguen November 1793 vom Hofe verwiesen, starb 1826 auf ihrem Gut bei Werneuchen in der Mark Brandenburg. Aus ihrer morganatischen Verbindung mit dem Könige gingen zwei Kinder hervor: Wilhelm, Graf von Brandenburg (s. d.), und Julie, Gräfin von Brandenburg, starb 28. Jan. 1848 als Wittwe des Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen.

Dönniges, Wilhelm von, deutscher Historiker, Staatsrechtslehrer und Staatsmann, geb. 1814 in einem Dorf bei Stettin, studirte in Bonn und Berlin, wo er namentlich Ranke nahe trat, in dessen »Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern« er die Geschichte Otto's I. bearbeitete (Berl. 1840). Nach einer Studienreise durch Italien (1838—1839) habilitirte er sich in Berlin für Staatswissenschaften, wurde 1841 außerordentlicher Professor, folgte 1842—45 dem Kronprinzen Maximilian von Bayern nach Göttingen als Staatsrechtslehrer und trat infolge dessen 1847 ganz in bayrische Dienste über. Für das Freihandelssystem und Bayerns Verbleiben im Zollverein auch literarisch thätig, suchte er 1848 eine die Selbständigkeit der Staaten wahrende festere Einigung zu Stande zu bringen. 1851 wurde er bayrischer Legationsrath in Frankfurt a. M., 1852 Rath im auswärtigen Amt zu München, trat aber, als angeblicher Günstling des Königs und als Fremder heftig angefeindet, 1855 in die bescheidene Stellung eines königlichen Bibliothekars zurück. 1855—59 war er der bayrischen Gesandtschaft in Turin beigegeben, wurde 1860 geadelt und 1862 zum Gesandten bei der Schweiz ernannt; er blieb in Genf, als er infolge der Verwickelung seines Namens durch seine Tochter Helene in Lassalle's Ende 1865 zur Disposition gestellt wurde. 1867 wurde er bayrischer Gesandter am italienischen Hof in Florenz; in gleicher Eigenschaft siedelte er 1872 nach Rom über, wo er jedoch bald nach seiner Ankunft 4. Jan. 1872 starb. Außer handelspolitischen Schriften, wie »Das System des freien Handels und die Schutzzölle« (Berl. 1847) u. a., machte sich D. namentlich durch leider unvollendet gebliebene Arbeiten zur Geschichte des 14. Jahrh. bekannt: »Acta Henrici VII.« (das. 1839, 2 Bde.), Ausgabe der von ihm in Turin entdeckten Rechtsbücher Kaiser Heinrichs VII., und »Geschichte des deutschen Kaiserthums im 14. Jahrhundert« (Bd. 1: Kritik der Quellen zur Geschichte Heinrichs VII.; Bd. 2: Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung, deren historische Entwickelung von Karl d. Gr. bis auf das 12. Jahrhundert; das. 1841—42). Aus einem andern Gebiet ist zu erwähnen seine deutsche Bearbeitung altschottischer und altenglischer Volksballaden (Münch. 1852).

Döring, 1) Friedrich Wilhelm, Philolog, geb. 9. Febr. 1756 zu Elsterberg im Voigtland, erhielt seine Bildung seit 1772 in Schulpforta, studirte seit 1778 in Leipzig, ward 1782 Rektor zu Guben, 1784 zu Naumburg und 1786 Direktor des Gymnasiums zu Gotha, wo er, seit 1832 quiescirt, 27. Nov. 1837 starb. Bekannt ist D. besonders durch seine Ausgaben des Catullus (Leipz. 1788—92, 2 Bde.), des Livius (das. 1815—19, 2 Bde.), des Horaz (das. 1824, 2 Bde.) und seine ehedem viel benutzte »Anleitung zum Uebersetzen ins Lateinische« (1. Thl., 11. Aufl., Jena 1839; 2. Thl., 5. Aufl. 1825). Seine »Opuscula« gaben Wüstemann und Jacobs heraus. Vgl. Kries und Wüstemann, Reden bei der Gedächtnißfeier von Fr. W. D. (Gotha 1837).

2) Georg Christian Wilhelm Asmus, seiner Zeit beliebter Dichter und Schriftsteller, geb. 11. Dec. 1789 zu Kassel, studirte in Göttingen Philosophie und Aesthetik (unter Bouterwek), lebte dann in seiner Vaterstadt poetischen und musikalischen Studien, war eine kurze Zeit Hoftheaterdichter daselbst und erhielt 1815 eine Anstellung bei der Kapelle des Frankfurter Theaters. Zugleich war er schon damals als Journalist thätig, indem er nicht nur die Redaktion des »Frankfurter Journals« führte, sondern auch das literarische Beiblatt »Iris« gründete und noch in verschiedene andere Zeitschriften Beiträge lieferte. Im Jahr 1818 besuchte er die Schweiz und Italien, begleitete 1820 den Prinzen von Sayn-Wittgenstein auf die Universität Bonn, machte 1823 eine zweite Reise in die Schweiz, lebte sodann meist in Frankfurt seinen literarischen Beschäftigungen und starb zu Wiesbaden 10. Okt. 1833. Von seinen zahlreichen Werken, vorzugsweise dramatischer und novellistischer Art, haben die letzteren den meisten Beifall des Lesepublikums gefunden, obschon sie zum Theil Spuren der Hast tragen, mit welcher D. arbeitete. Von den Dramen nennen wir: »Cervantes« (Frankf. 1819); »Posa« (das. 1820); »Der treue Eckardt« (das. 1822); das Lustspiel »Die vier Tanten« (1823) und das Volksschauspiel »Albrecht der Weise« (das. 1825). Mehrere Opern und Singspiele Dörings (worunter »Der Berggeist«, komponirt von Spohr, »Der Pirat«, komponirt von Hauptmann, »Der Ahnenschatz«, komponirt von Reissiger 2c.) sind vereinigt in den »Dramatischen Novellen« (Frankf. 1833, 4 Thle.). Unter seinen Romanen sind »Sonnenberg« (Frankf. 1828, 3 Thle.), »Der Hirtenkrieg« (das. 1830), »Das Opfer von Ostrolenka« (das. 1832, 3 Thle.), »Roland von Bremen« (das. 1832, 3 Thle.), »Die Geiselfahrt« (das. 1833, 3 Thle.) die bedeutendsten. Kleinere Erzählungen von ihm erschienen unter den Titeln: »Frühlingskränze« (Frankf. 1822); »Phantasiegemälde« (das. 1822—33); »Alpenblumen« (das. 1825); »Wanderleben« (Kass. 1828); »Dichterbündnis« (Frankf. 1829); »Drei Nächte« (Leipz. 1829, 2 Thle.); »Die Italiener« (Stuttg. 1830); »Novellen« (Frankf. 1831, 4 Thle.); »Erzählungen« das. 1833, 4 Thle.); »Cypressen« (mit des Verfassers Biographie herausgegeben von W. Kilzer, das. 1838, 3 Thle.) und viele andere in Taschenbüchern zerstreut. Von Delille's »L'homme des champs« lieferte D. eine treffliche Uebersetzung (»Der Landmann«, Frankf. 1822).

3) Heinrich, Schriftsteller, geb. 5. Mai 1789 zu

Danzig, war anfangs für den Handelsstand bestimmt, studirte seit 1814 in Jena Philosophie und Theologie, nahm dann, als Privatgelehrter sich ganz und gar der Literatur widmend, seinen bleibenden Wohnsitz daselbst und starb 4. Dec. 1862. D. ist besonders als Biograph deutscher Dichter und Schriftsteller bemerkenswerth und bietet in dieser Hinsicht treffliche Quellen, obschon er in späteren Jahren nicht immer gewissenhaft arbeitete. Es gehören hierher seine Biographien von Schiller (Weim. 1822; umgearbeitet, Jena 1832; dazu »Schillers Selbstcharakteristik«, Stuttg. 1853), Herder (Weim. 1823, 2. Aufl. 1829), Klopstock (das. 1825), Jean Paul (Leipz. 1830—32), Bürger (Berl. 1826, Götting. 1847), Goethe (Weim. 1828, neue Aufl. 1833), Kotzebue (das. 1830), Gellert (Greiz 1833, 2 Bde.), Matthisson (Zür. 1833), J. H. Voß (Weim. 1834), J. v. Müller (Zeitz 1835), Schlözer (das. 1836), Wieland (Sangerh. 1840; neue Bearbeitung, Jena 1853), Thümmel (Jena 1853), Platen (das. 1853). Außerdem lieferte D. eine Reihe geschichtlicher Arbeiten, von denen wir anführen: »Rußlands Helden« (Leipz. 1835); »Turnier- und Ritterbuch« (Erf. 1841); »Der Thüringer Chronik« (das. 1840—41, neue Ausg. 1847); »Geschichte des Aufstandes in Tirol unter A. Hofer« (Hamb. 1842) und die biographischen Schriften über Ferd. v. Schill (Barm. 1838), Karl August von Weimar (Quedlinb. 1840) und Friedrich Wilhelm III. (das. 1842). Seine poetischen Versuche, in denen er zumeist als Nachahmer Langbeins erscheint, haben geringen Werth. Von seinen sonstigen Veröffentlichungen seien noch erwähnt: »Allegorischer Jugendspiegel oder Lehren der Weisheit und Tugend in bildlichem Gewand ꝛc.« (Berl. 1845, 2. Aufl. 1850) und »Britischer Balladenschatz in metrischer Uebersetzung ꝛc.« (Leipz. 1854; 2. Aufl., Dresd. 1858), wie sich D. denn auch sonst als fleißiger Uebersetzer aus dem Englischen und Französischen bethätigte.

4) Theodor, berühmter Schauspieler, geb. 9. Jan. 1803 in Warschau, wo sein Vater in dem damals preußischen Land königlicher Salzinspektor war, kam später mit demselben nach Prenzlau, wo er das Gymnasium besuchte, das er späterhin mit dem Joachimsthal'schen in Berlin vertauschte. Der frühe Tod des Vaters unterbrach die Schulstudien des 16jährigen Jünglings. Er trat als Lehrling in ein Geschäft in Prenzlau und servirte dann als Kommis in einem Berliner Handlungshaus. Seine ersten Versuche als Schauspieler machte er auf dem damals dort bestehenden Liebhabertheater »Urania«. Mit 21 Jahren finden wir ihn bei einer Truppe, die Westpreußen bereiste. Sein ungewöhnliches Talent hatte sich schon bei dem vierjährigen Kinde durch das Kopiren des Gesichtsausdrucks des Arztes und später durch Vorträge in der Schule angekündigt, wo ihn die Mitschüler »den Schauspieler«, die Lehrer »den kleinen Roscius« nannten. Er debütirte zuerst in Bromberg (1823), dann in Marienburg, Graudenz, Elbing, Thorn ꝛc. Sein erstes Debüt war aber nicht glücklich; die Angst übermannte ihn so, daß das Stück (»Der arme Poet«, in welchem D. den Julius spielte) nicht zu Ende gespielt werden konnte. Aber seine Begeisterung für die Kunst bewahrte ihn trotz Hunger und Elend vor Entmuthigung. Im Frack und dünnen Nankingbeinkleid wanderte er bei grimmiger Decemberkälte von Bromberg nach Breslau, wo man ihm »aus Mitleid« Engagement gab. Hier versuchte er sich (1826—28) zuerst in Intriguanten- und komischen Rollen, und mit der Zufriedenheit des Publikums wuchs auch seine Gage: bis auf 6 Thaler wöchentlich. Sein Kollege Haacke, der das Theater in Mainz übernahm, verschaffte ihm Gelegenheit, sich dort fortzubilden. Von hier wurde er für das erste Fach der tragischen und komischen Charakterrollen nach Mannheim berufen, und dort war es, wo er in Bauernfelds »Liebesprotokoll« den Bankier Müller schuf, eine Rolle, die mit Dörings Namen unauflöslich verknüpft und in ganz Deutschland bekannt geworden ist. Wie er diese Rolle binnen 18 Jahren (d. h. bis 1855) auf 70 Bühnen etwa 300mal gespielt hat, so trat D. in der Rolle des Falstaff bis Anfang 1874 94mal auf, eine Zahl, deren sich weder ein deutscher noch englischer Schauspieler rühmen kann. Sein Gastspiel in Hamburg führte zu einem glänzenden Engagement unter F. L. Schmidt, nachdem die Verbindlichkeiten in Mainz unter schweren Opfern gelöst worden waren. Unter Schmidts Leitung studirte und spielte D. hier die großen Shakespeare'schen Rollen: Richard III., König Lear, Shylock u. a. sowie Nathan und Mephistopheles. Als Seydelmann nach L. Devrients Tod nach Berlin ging, trat D. 1838 an seine Stelle in Stuttgart; 1841 erhielt er ein Engagement beim Hoftheater in Hannover, wo er einen lebenslänglichen Kontrakt einging, der aber gelöst wurde, als er 1845 einem durch königliche Kabinetsordre veranlaßten Ruf an Seydelmanns Stelle nach Berlin folgte. Am 25. Jan. 1875 feierte er hier sein 50jähriges Schauspielerjubiläum. Seine Eigenschaften als Mensch haben ihm auch außer der Bühnenwelt allgemeine Sympathien erworben. D. ist eine der großartigst begabten Naturen, welche je die Bühne betreten haben; aber seine Triumphe sind ihm zu leicht geworden. Das Publikum, geblendet von seinen reichen Mitteln, sah mehr auf das Aeußere als das Innere seiner Leistungen. Sein Spiel hat für den aufmerksam Prüfenden viel Extemporirtes. Nur die Umrisse stehen fest; die Details belebt erst der Augenblick, wie sich dies bei wiederholten Darstellungen desselben Charakters zeigt. Deshalb ist D. auch am bewunderungswürdigsten in Rollen, die nur oberflächlich gezeichnet sind; hier thut er aus seinem eigenen reichen Vorrath so viel hinzu, daß selbst die schattenhafteste Figur zu einer lebenswarmen Gestalt wird. D. ist unerschöpflich in Masken und Tonarten, die fast immer die Erscheinung des Charakters decken; seine mittelgroße Figur und die unausgesprochene Klangfarbe seiner eben nicht großen Stimmmittel unterstützen seine Wandlungsfähigkeit. Aus dem reichen Verzeichnisse seiner zum Theil der frühern Zeit angehörigen Schöpfungen führen wir außer den schon genannten noch an: Jago, Franz Moor, Carlos (Clavigo), Ossip, Richelieu, Tartüffe, Elias Krumm, Schewa, Michel Perrin, Malvolio, Kommissionsrath Frosch, Adam (im »Zerbrochenen Krug«), Alter Magister, Zolky, Lämmchen (»Krisen«), Lämmchen (»Narr des Glücks«), Herzog Karl (»Karlsschüler«), Just, Lindenwirt, Hans Lange, Leberecht Müller (»Störenfried«), Tischlermeister Anton (»Maria Magdalena«), Holzapfel, Saldau (»Ein Engel«), Amadeus (»Eine Familie«).

Dörnberg, Ferdinand Wilhelm Kaspar, Freiherr von, geb. 14. April 1768 in Hausen bei Hersfeld, trat früh in hessische, 1796 in preußische Dienste, ward 1806 bei Jena gefangen, faßte, wieder frei, als Oberst der westfälischen Gardejäger, empört über den französischen Druck, den Plan, den König Jérôme von Westfalen gefangen zu nehmen, ward jedoch bei dessen Ausführung im April 1809 von seinen Soldaten verlassen. Er flüchtete nach Böhmen, wo er in das vom Herzog von Braunschweig errichtete

Freikorps trat, während er in Kassel als Hochverräther zum Tod verurtheilt ward, diente 1812 unter Wittgenstein im russischen Heer, schlug 1813 das Morand'sche Korps bei Lüneburg und stand 1814 vor Thionville. Später ward er hannöverscher Generalleutnant und 1842 der Gesandtschaft zu Petersburg attachirt. Er starb 19. März 1850 zu Kassel.

Dörner (Saigerdörner), hüttenmännischer Ausdruck für Rückstände, welche bei der Scheidung (Saigerung) leichtschmelziger von strengflüssigen Metallen aus deren Legirungen durch Erhitzen bis zu einer gewissen Temperatur erfolgen, in welcher erstere ausschmelzen (»aussaigern«), letztere aber in mehr oder weniger zackigem Zustand, als »D.«, zurückbleiben, z. B. Zinn- und Kupfersaigerdörner beim mäßigen Erhitzen resp. von eisenhaltigem Zinn und kupferhaltigem Blei. Beim Saigern einer aus Kupfer, Silber und Blei bestehenden Legirung (»Frischstück«), welche behufs Entsilberung von Kupfer durch Zusammenschmelzen desselben mit Blei (»Kupferfrischen«) auf Hüttenwerken dargestellt wird, erfolgt neben ausgeschmolzenem silberhaltigen Blei (Werkblei, Saigerblei) und im Rückstand bleibendem entsilberten Kupfer (Kiehnstock) ein aus oxydirtem und metallischem Kupfer und Blei, auch Silber, bestehendes, gewöhnlich Saigerkrätz, aber auch wohl Saigerdörner genanntes Gemenge, welches beim Verschmelzen mit bleiischen Zuschlägen (Dörnerarbeit, Krätzfrischen) kupferhaltiges Blei (Dörnerstöcke) liefert, aus denen beim Saigern ein unreines silberhaltiges Blei (Dörnerblei, Krätzwerke) neben Krätzkiehnstöcken resultirt.

Does (spr. duhs), Jakob van der, holländ. Maler, geb. zu Amsterdam 1623, war mehrere Jahre Schüler N. Moyaerts, ging später nach Paris und darauf nach Rom, wo P. van Laer Einfluß auf ihn ausübte, und ward nach seiner Rückkehr Vorsteher der Malergesellschaft im Haag, wo er 17. Nov. (?) 1673 starb. D. malte Landschaften, die meist mit Ziegen und Schafen staffirt, schön komponirt und von klarem, tiefem, warmem Ton, doch von etwas oberflächlicher Zeichnung sind. Im Belvedere zu Wien, in Schleißheim u. a. O. finden sich Bilder von ihm, die übrigens nicht häufig vorkommen. Vortrefflich ist seine Radirung: eine Gruppe von fünf Schafen. Sein Sohn Simon van der D., Maler und Radirer, geb. 1653 zu Amsterdam, nahm seinen Wohnsitz im Haag, lebte jedoch auch einige Zeit in Friesland und ein Jahr in England. Später ging er nach Antwerpen und Brüssel. Er ähnelt in seiner Kunstweise seinem Vater, doch spielen in der Staffage die Menschen eine größere Rolle bei ihm als bei seinem Vater; auch malte er Porträts in Netschers Weise. Er starb angeblich 1717.

Doesborgh (spr. dus-, Duosburgum), befestigte Stadt in der niederländ. Provinz Geldern, am Zusammenfluß der Alten und Neuen Yssel, mit einer Schiffbrücke von 95 Meter Länge, einer schönen Kaserne und (1867) 4408 Einw., welche berühmten Senf fertigen und mit Holz und Getreide Handel treiben. D. führte in alten Zeiten den Namen Drususburg und wurde 1585 von den Spaniern, 23. Nov. 1813 von den Preußen unter General v. Oppen mit Sturm genommen. Es ist Geburtsort der bekannten Admiräle van Kinsbergen und Verhuell.

Doeskins (engl., spr. duhskins, »Rehfelle«), eine Art dünner, leichter Buckskins, Rock- und Hosenstoffe.

Doetenchem (spr. duhtin-), Stadt in der niederländ. Provinz Geldern, an der Alten Yssel, mit (1867) 2396 Einw., einer lateinischen und einer theologischen Schule, Holzhandel und stark besuchten Jahrmärkten. In den benachbarten Dörfern sind Eisenhütten.

Doge (ital., spr. dohdsche oder nach dem Franz.: dohsche, v. lat. dux), Titel der mit fürstlichem Rang bekleideten obersten Magistratspersonen in den ehemaligen Republiken Venedig (s. d.) und Genua (s. d.) und des Gastalde oder Haupts der Nicolotten (s. d.) in Venedig. Dogessa (spr. -dschessa, Dogaressa), die Gattin des Dogen.

Dogge, s. Hund.

Dogger (Doggerboot, vom altholländ. Dogger, Kabeljau), holländ. Fischerfahrzeug.

Doggerbank, große Sandbank in der Nordsee, zwischen England und Dänemark, wichtig für den Stockfischfang; am Südende derselben 5. Aug. 1781 Seetreffen zwischen den Holländern unter Zoutmann und den Briten unter Parker.

Dogiel (spr. doghjel), Matthias, polnischer Geschichtschreiber des 17. Jahrh., Mitglied der Kongregation der Piaristen, gründete zu Wilna, wo er Rektor war, eine Druckerei für lateinische Werke und begleitete den jungen Grafen Campo auf seinen Reisen nach Deutschland und Frankreich. Vornehme Verbindungen verschafften D. Zutritt zu den polnischen Reichs- und Familienarchiven. So entstand sein »Codex diplomaticus regni Poloniae et magni ducatus Lithuaniae«; von den 8 Bänden durften jedoch nur der 1., 4. und 5. (Wilna 1758) gedruckt werden; von den 5 unterdrückten sollen von D. selbst herrührende Handschriften in Petersburg und Wilna sein. Bearbeitung der Urkunden gab er in »Limites regni Polonici et Magni Ducatus Lithuaniae ex originalibus et authenticis exemplis descripti« (Wilna 1758).

Dogliani (spr. doljäni), Stadt in der ital. Provinz Cuneo (Piemont), Kreis Mondovi, an der Rea, mit einer Prätur, einer technischen Schule und einer Gemeindebevölkerung von (1871) 4914 Seelen.

Dogma (griech., n., Mehrzahl: Dogmata, Dogmen), als positive Behauptung ausgesprochene Lehrmeinung; in der altklassischen Literatur insbesondere philosophischer Lehrsatz; im Neuen Testament kaiserliche Verordnung (Luk. 2, 1; Apostelgesch. 17, 7), gesetzliche Bestimmung (Eph. 2, 15; Kol. 2, 14), Konzilsbeschluß (Apostelgesch. 16, 4); auf kirchlichem Gebiete die christliche Lehre, Glaubenslehre, oder auch ein Moment derselben, Glaubenssatz. Sowohl die römisch-katholische, als die lutherische Kirche unterscheidet Dogmen erster Ordnung (principalia, articuli fundamentales), deren Annahme zur Seligkeit unbedingt unerläßlich, und Dogmen zweiter Ordnung (secundaria), deren Erkenntnis nicht absolut nothwendig ist. Unter allen Umständen unterscheidet sich das D. als kirchlich anerkannte Formulirung einer Glaubenswahrheit von der bloßen Privatmeinung einzelner Kirchenlehrer.

Dogmatik (griech.), die systematische Darstellung der Dogmen (s. Dogma). Da die letzteren von der Kirche oder den Kirchen formulirt werden, so wird auch jede D. eine kirchliche sein, einer bestimmten Kirche angehören. Diese kirchliche D. stellt das wissenschaftliche Selbstbewußtsein der Kirche in einer Zeit dar, in der die Kirche das sämmtliche Wissensgebiet beherrscht und die Ansprüche des forschenden Geistes vor den Interessen eines ungebrochenen Glaubens verstummen, also die eigentliche Universalwissenschaft. So als Scholastik im Mittelalter, ähnlich auch zu Zeiten der lutherischen und reformirten Orthodoxie. Aufgabe dieser kirchlichen D. war außer der präcisen Darstellung des Lehrbegriffs aus den Bekenntnissen nur noch die Begründung desselben aus Schrift oder Tradition, seine Vertheidigung gegen Zweifel und

Widersprüche, endlich wohl auch verstandesmäßige Herleitung der abgeleiteten Elemente aus den grundlegenden. Lediglich moderne Formen der D. sind dagegen die kritische, welche die kirchlichen Lehrbestimmungen an der wissenschaftlichen Weltanschauung oder an dem fortgeschrittenen religiösen Bewußtsein mißt; die philosophische, welche die Dogmen vom Standpunkt eines philosophischen, meist spekulativen Systems zurechtlegt; die biblische, welche lediglich den theoretischen Gehalt der Heiligen Schrift gibt ohne Rücksicht auf ein bestimmtes kirchliches Glaubensbekenntnis; die komparative oder vergleichende Darstellung der verschiedenen Glaubenssysteme der kirchlichen Parteien. Um sich des zu bearbeitenden Stoffs zu bemächtigen, hat man insbesondere drei Wege eingeschlagen. Man ordnete ihn entweder nach der ökonomischen Methode, d. h. man theilte denselben nach den Personen der Dreieinigkeit ein, welchem Schema sich das gesammte Material fügen mußte (so früher Leydecker, neuerdings besonders die Dogmatiker aus der spekulativen Schule); oder nach der Föderalmethode, d. h. man theilte den Stoff ein nach dem Schema der drei Bündnisse, welche die ältere D. statuirte, des Foedus naturae vor dem Sündenfall, des Foedus gratiae oder fidei nach dem Sündenfall und des Foedus legis et evangelii (s. Coccejus); oder nach der am häufigsten befolgten Lokalmethode, welche in besonderen Artikeln von der Bibel, von Gott, vom Menschen, von Christus, von dem Heiligen Geist &c. den Stoff abhandelt. Hiernach werden die verschiedenen Theile der D. besonders bezeichnet als Bibliologie (Lehre von den heiligen Urkunden); Theologie im engern Sinn (Lehre von Gott mit Einschluß der Lehre von den göttlichen Werken), wozu die Lehre von den Engeln (Angelologie und Dämonologie) als Anhang kommt; Anthropologie (Lehre von der Schöpfung des Menschen, seiner Natur und höhern Würde) mit Einschluß der Ponerologie (Lehre von dem Sündenfall, der Erbsünde, dem sündigen Verderben); Soterologie mit Einschluß der Christologie (Lehre von der Person und dem Werk Christi, aber auch von der Heilsordnung mit Einschluß der Lehre von der Kirche und deren Gnadenmitteln) und Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen, dem Tode, der Auferstehung, dem Weltgericht und Weltende). Eine totale Umgestaltung auch in Bezug auf die Anordnung ist erst in neuerer Zeit erfolgt, seitdem man die D. nicht mehr, wie die Moral, Apologetik und Polemik, als einen Haupttheil der systematischen Theologie betrachtet, sondern in derselben, wie Schleiermacher, Rothe u. a., eine lediglich historische Disciplin erblickt, welche »von dem Zusammenhang der in einer christlichen Kirchengemeinschaft zu einer gegebenen Zeit geltenden Lehre« Rechenschaft zu geben, d. h. das jeweilig vorhandene religiöse Durchschnittsbewußtsein darzulegen hat. Seitdem sind an die Stelle der alten Eintheilungsgründe ganz andere Gesichtspunkte, wie Sünde und Gnade oder Naturordnung, sittliche Weltordnung und Heilsordnung &c., getreten, wie denn auch der Name D. bei Schleiermacher, Alexander Schweizer u. a. dem Ausdrucke »Glaubenslehre« Platz gemacht hat. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der sogen. patristischen Periode von einer systematischen Zusammenstellung und Begründung der Dogmen noch wenig die Rede sein kann. Es handelte sich vorerst um Produktion der Dogmen selbst, und einzelne systematisirende Werke des Origenes (De principiis) und Augustinus (Enchiridion ad Laurentium) können noch keinen Anspruch auf den Namen einer D. im strengen Sinn machen. Der erste, der eine solche lieferte, war Johannes Damascenus (730). Sein Werk bestand in einer Sammlung der kirchlich anerkannten Dogmen mit verstandesmäßiger, meist den Kirchenvätern entnommener Begründung. Nicht anders verfuhren im mittelalterlichen Abendlande die Scholastiker, indem sie das vorliegende Kirchensystem ohne exegetische Grundlage und ohne alle Kritik durch immer neue künstliche Beweise der Dialektik zu stützen suchten, wozu die »Sentenzen« (Sententiae) eines Petrus Lombardus, die »Summen« (Summae) eines Albert d. Gr. und Thomas von Aquino, die Kommentare eines Duns Scotus Anleitung boten. Eine bedeutende Reformation erfuhr die D. im 15. Jahrh. durch die Wiederherstellung der Wissenschaften und die damit gegebene Emancipation von allem Wuste der Scholastik. So stellen zuerst Melanchthons »Loci communes« (1521) den Lehrbegriff des Protestantismus im Anschluß an den Römerbrief dar. Ihm folgten in der lutherischen Kirche mit weitschichtigen Werken, die aber den Geist der Reformation nach Inhalt und Auffassung vielfach wieder verleugneten, Chemnitz, Gerhard, Hutter, Calovius, König, Quenstedt, Baier &c. Ein beklagenswerthes Festhalten an dem Buchstaben der Konkordienformel, ein fast gänzliches Ignoriren der reformatorischen Grundprincipien der freien Prüfung legten der Fortbildung der evangelischen D. schwere Fesseln an. Was Melanchthon in der lutherischen Kirche, das war in der reformirten auf dem Gebiete der D. Calvin, indem er in seiner »Institutio christianae religionis« (1536) ein streng einheitliches dogmatisches Lehrgebäude aufführte. Ihm folgten im 16. und 17. Jahrh. Alstedt, Danäus, Heidegger, Franz Turretin, Wendelin, Voetius &c. Während man aber in beiden Kirchen, infolge der noch mangelhaften Durchbildung der Theologie als Wissenschaft, bisher D. und Moral vermischt behandelt hatte, erwarb sich im 17. Jahrh. Calixtus das Verdienst der Trennung beider. Zugleich trat er, wie die Spenersche Schule, gegen den neuen Scholasticismus in die Schranken und übte in der lutherischen Kirche einen ähnlichen wohlthätigen Einfluß aus wie in der reformirten Kirche der Arminianismus. Selbst in der römischen Kirche erfuhr infolge der Reformation des 16. Jahrh. die D. eine Umgestaltung, indem von jetzt an die Bestimmungen des Konciliums zu Trient als Basis der Kirchenlehre und einzelne Ausleger derselben, wie besonders der Kardinal Bellarmin, als Normaldogmatiker galten. Wie aber selbst hier mit der Zeit die Principien der neuern Spekulation auf die Darstellung der D. einzuwirken begannen, so erstrebte in der protestantischen Kirche die D., besonders infolge der Wolf'schen Philosophie, eine sichere rationelle Grundlage und eine von der positiven Kirchenlehre unabhängigere Bearbeitung. Nicht minder entscheidend war der Einfluß, welchen die kritische Schule Kants sowie die philosophischen Systeme Fichte's, Schellings, Fries', Hegels &c. auf sie ausübten, indem sich nun der Rationalismus, der Supernaturalismus und die spekulative Behandlung als neue Gegensätze ausschieden. Aus dem Gewirr der Standpunkte und dem daraus sich ergebenden unfruchtbaren Streit führte, ausgezeichnet durch die hohe Selbständigkeit und religiöse Tiefe der Grundgedanken wie durch die systematische und dialektische Virtuosität, mit welcher eine reiche Fülle dogmatischen Stoffs in Fluß gebracht ward, heraus das

epochemachende Werk Schleiermachers: »Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt« (Berl. 1821—1822, 2 Bde.; 5. Aufl. 1861). An dieses schlossen sich zum Theil Bearbeitungen an, welche wieder dem kirchlichen Lehrbegriff zustrebten, wie die Werke von Nitzsch (»System der christlichen Lehre«, Bonn 1829, 6. Aufl. 1851) und Twesten (»Vorlesungen über die D. der evangelisch-lutherischen Kirche«, Hamb. 1826, Bd. 1, 4. Aufl. 1838; Bd. 2, 1837), zum Theil reinere Fortbildungen im Geiste der Neuzeit, wie namentlich Alexander Schweizers »Christliche Glaubenslehre nach protestantischen Grundsätzen« (Leipz. 1863—72, 2 Bde.), während die Mehrzahl der neueren Dogmatiker ihre Aufgabe wieder lediglich in der Restauration der altkatholischen, lutherischen oder reformirten Dogmenwelt mit Hülfe von mehr oder minder gewagten theosophischen und spekulativen Konstruktionen erblickt, so daß die Stellung, welche das wissenschaftlich geschulte Bewußtsein gegenüber der D. einnimmt, fast von Jahr zu Jahr eine ungünstigere wird, ein Erfolg, zu welchem besonders auch die Bilanz, welche D. F. Strauß in seinem Werk: »Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft« (Tübing. 1840—41, 2 Bde.) zwischen den Aktiven und Passiven der heutigen Theologie gezogen, beigetragen hat. Vgl. Schwarz, Zur Geschichte der neuern Theologie (Leipz. 1856, 4. Aufl. 1869); Gaß, Geschichte der protestantischen D. (Berl. 1854—67, 4 Bde.).

Dogmatiker (griech.), Kenner oder Lehrer der Dogmatik; dann Anhänger des philosophischen Dogmatismus; im Gegensatze zu den Empirikern eine Reihe von Aerzten des griechischen Alterthums, welche kurz nach Hippokrates, im 4. Jahrh. v. Chr., die sogen. dogmatische Schule bildeten. Der Einfluß, welcher von Platon ausging, machte sich auch auf die Anschauungen in der Medicin geltend und veranlaßte die unmittelbaren Nachfolger des großen koischen Arztes, dessen humoral-pathologische Ansichten vorzugsweise nach der theoretischen Seite hin auszubilden. Schon Thessalos, der berühmteste Sohn des Hippokrates, ergab sich eifrigem Theoretisiren. Vornehmlich ward die unbestimmt gelassene Lehre von den Schärfen ausgebildet und von Praxagoras von Kos (350 v. Chr.) deren Anzahl bis auf 11 gebracht (süße, gleichmäßig gemischte, glasähnliche, saure, laugensalzartige, salzige, bittere, lauchgrüne, eigelbe, reizende, stockende). So sehr sich diese D. auf dem Gebiete der Spekulation verirrten und die sinnliche Beobachtung mehr in den Hintergrund treten ließen, so hat doch diese Periode auch reelle Fortschritte aufzuweisen. Unter den hervorragenden Schriftstellern jener Zeit verdient besonders Diokles von Karystos Erwähnung, welcher Hippokrates noch am nächsten steht. Er machte zahlreiche Zergliederungen von Thierleichen und widmete den Entstehungsursachen der Krankheitserscheinungen große Sorgfalt. Er hatte schon den später zum großen Schaden für die Wissenschaft verloren gegangenen Gedanken ausgesprochen, daß das Fieber nur eine Folgeerscheinung anderer Krankheitszustände sei. Seine Ansichten über die Diät und die Arzneimittel sind durchaus naturgemäß. Nächst ihm war es der genannte Praxagoras von Kos, welcher die Anatomie dadurch wesentlich förderte, daß er zuerst die Venen von den Arterien unterschied, letztere aber für lufthaltige Gefäße hielt, da sie im Tode stets leer gefunden werden, und die Nerven genauer als die Organe der Empfindung bestimmte. Weniger Werth haben seine pathologischen und therapeutischen Ansichten, in welch' letzteren er von Hippokrates gänzlich abwich. Von seinen zahlreichen Schülern sind besonders Herophilos, Philotimos, Plistonikos, Dieuches, Mnesitheos und Xenophon von Kos nennenswerth.

Dogmatische Methode, dasjenige Lehrverfahren, bei dem gewisse Sätze (Dogmen) aufgestellt und begrifflich erläutert, dann aber aus ihnen weitere Konsequenzen gezogen werden. Zu ihr gehört die apodiktische Methode als besondere Form, indem diese von für unbestritten ausgegebenen Sätzen ausgeht.

Dogmatisiren, Glaubenssätze (Dogmen) oder etwas als Glaubenssatz (Dogma) vortragen.

Dogmatismus (Dogmaticismus, griech.), s. v. w. dogmatische Methode, im übeln Sinn dasjenige Lehrverfahren, welches ohne Prüfung der Principien der Erkenntnis von gewissen positiven, aber unerwiesenen Sätzen ausgeht und darauf Folgerungen baut, ohne den Grund selbst genau geprüft zu haben. In diesem Sinne nannte Kant die ältere Philosophie D. und setzte ihr seinen Kriticismus entgegen. Früher erscheint der Skepticismus immer als Gegner des D. Dogmatist, ein dem D. Ergebener.

Dogmatolatrie (griech.), blinde Anhänglichkeit an ein Dogma.

Dogmengeschichte, die wissenschaftliche Darstellung des Processes, in welchem der christliche Glaubensinhalt allmählich auf einen bestimmten Begriff und kirchlich anerkannten Ausdruck gebracht worden ist. Sie hat die sogen. biblische Theologie zu ihrer Voraussetzung, während die Dogmatik das Ergebnis der ganzen in der D. dargestellten Bewegung bildet. Als ein aus der allgemeinen Kirchengeschichte abgelöster, durch seine weitläufige Verzweigung selbständig gewordener Theil derselben erscheint sie als Brücke, die von der historischen in die systematische Theologie hinüberführt. Da das Dogma oft philosophische Form und Bedeutung annimmt, seinen Ausgangspunkt auf dem Gebiete der Philosophie hat oder von da Beeinflussung erfährt, steht die D. in genauen Beziehungen zur Geschichte der Philosophie, während die sogen. Symbolik nur einen Querschnitt durch ein bestimmtes, die Unterscheidungslehren der Konfessionen producirendes und formulirendes Entwickelungsstadium der dogmatischen Bildungen darstellt. Zu unterscheiden von der D. ist auch die Geschichte der Dogmatik, welche es mehr nur mit der Technik der Glaubenslehre zu thun hat, während die D. in ihrem allgemeinen Theil die Charakteristik der Entwickelung des dogmatischen Denkens im großen, die Einflüsse, von welchen es beherrscht ist, die geistigen Erscheinungen, welche dasselbe repräsentiren, im speciellen Theil die Geschichte der einzelnen Dogmen zur Darstellung bringt. Dadurch ist die Quereintheilung bedingt, während die Längentheilung durch die großen Perioden der Kirchengeschichte schon gegeben ist. Man wird in der alten Zeit, der Zeit der Bildung des kirchlichen Lehrbegriffs, unterscheiden können die Bildung desselben durch das dogmatische Denken der altkatholischen Kirche (bis etwa 300) und durch die synodalen Organe der Kirche (bis etwa 600); in der mittlern, der Zeit des Feststellens und Festhaltens des Lehrbegriffs, die Befestigung durch die Hierarchie (bis etwa 1100) und durch die scholastische Theologie und Philosophie (bis etwa 1500); in der neuern Zeit, als der Periode der Läuterung und Auflösung des Lehrbegriffs, die Läuterung des einen, subjektiven Theils der Dogmatik durch die religiöse Reform (bis etwa 1700) und die Auflösung des andern, objektiven

Theils durch die wissenschaftliche Reform der beiden letzten Jahrhunderte. In dieser selbständigen Durchführung ist die D. übrigens noch kaum hundert Jahre alt. Die heute gebräuchlichsten Handbücher sind von F. K. Meier (Gießen 1840, 2. Aufl. 1854), Hagenbach (Leipz. 1840, 5. Aufl. 1867), F. Chr. Baur (»Lehrbuch der christlichen D.«, Stuttg. 1847; 3. Aufl., Leipz. 1867; »Vorlesungen über D.«, das. 1865—67, 3 Bde.) und F. Nitzsch (Berl. 1870, Bd. 1).

Dognacska (spr. dögnatschka), Marktflecken im ungar. Komitat Krasso, mit (1869) 3120 Einw. und bedeutendem Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer Eisen, Blei, Zink.

Dohle, Vogel, s. Rabe.

Dohle, kleine Kanäle aus Stein, Eisen oder Holz zur Durchführung kleiner Wasserläufe durch Dämme von Eisenbahnen oder Straßen (s. Durchlaß); in manchen Gegenden s. v. w. Kloake, Abzugsgraben.

Dohm, 1) Christian Konrad Wilhelm von, Staatsmann und politischer und historischer Schriftsteller, geb. 11. Dec. 1751 zu Lemgo, besuchte das dortige Gymnasium und studirte zu Leipzig die Rechte. Von Basedows philanthropischen Bestrebungen angezogen, begab er sich zu jenem nach Altona, kehrte aber bald nach Leipzig zurück, wo er sich fortan vornehmlich dem Studium der Geschichte und Statistik widmete. Im Jahr 1773 kam er als Pagenhofmeister an den Hof des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs d. Gr., nach Berlin, widmete sich jedoch von 1774 an wieder zu Göttingen staatsrechtlichen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Studien, begründete hier mit Boie die Zeitschrift »Das deutsche Museum«, erhielt 1776 eine Professur der Finanzwissenschaft und Statistik am Carolinum in Braunschweig, wo er seine »Materialien zur Statistik und neuesten Staatengeschichte« (Lemgo 1777—85, 5 Liefgn.) veröffentlichte, kehrte 1777 nach Berlin zurück, erwarb sich hier durch seine »Geschichte des bayrischen Erbfolgestreits nebst Darstellung der Lage desselben« (Frankf. 1779), durch welche er das Publikum zu Preußens Gunsten und gegen Oesterreich zu stimmen suchte, das Amt eines Geheimen Archivars und Kriegsraths im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und wurde für seine Schrift »Ueber den deutschen Fürstenbund« zum Geheimen Kreisdirektorialrath und Gesandten bei dem niederrheinisch-westfälischen Kreis und bevollmächtigten Minister am kurkölnischen Hof ernannt. Als die revolutionären Bewegungen im Sommer 1789 auch in Lüttich ausbrachen, rechtfertigte D. die preußische Politik in seinem Werk: »Die Lütticher Revolution im Jahr 1789 und das Benehmen Sr. königl. Majestät von Preußen bei derselben«. In den Jahren 1792—97 hatte D. zeitweise für die Verpflegung der preußischen Truppen zu sorgen und war gleichzeitig stets bedacht, die Absichten Oesterreichs auszuforschen und dessen etwaigen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich auf die Spur zu kommen. Von Friedrich Wilhelm II. geadelt, wurde er 1797 als dritter Gesandter zum Friedenskongreß nach Rastadt geschickt und hierauf bei der Organisation der von Preußen neu erworbenen Länder beschäftigt. Im Juni 1804 als Kammerpräsident der eichsfeld-erfurtischen Kriegs- und Domänenkammer nach Heiligenstadt versetzt, versuchte er bei der französischen Okkupation dieser Lande 1806 in Warschau für das Interesse derselben zu wirken. Nach dem Tilsiter Frieden in westfälische Dienste übergetreten, war er einer der ersten, welche in Paris erschienen, um dem König Jérôme als Herrscher zu huldigen. Später als Gesandter Jérôme's nach Dresden geschickt, nahm er 1810 seine Entlassung und zog sich auf sein Gut Pustleben bei Nordhausen zurück. Hier widmete er den Rest seines Lebens einem großen Geschichtswerk: »Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte vom letzten Viertel des 18. und vom Anfang des 19. Jahrhunderts« (Lemgo 1814—19, 5 Bde.). Dies Buch enthält eine Geschichte Friedrichs II., insbesondere der innern Verwaltung desselben, und zeichnet sich durch Fülle der Kenntnisse und ein zwischen Lob und Tadel vorsichtig abwägendes Urtheil vortheilhaft aus. D. starb 29. Mai 1820. Vgl. Gronau, C. W. v. D. nach seinem Wollen und Handeln (Lemgo 1824).

2) Ernst, bekannter Humorist, Redakteur des Berliner Witzblattes »Kladderadatsch«, geb. 24. Mai 1819 in Breslau, studirte in den vierziger Jahren in Berlin und Halle Theologie und Philosophie und bekleidete darauf eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Berlin. Später siedelte er nach Berlin über, wo ihn sein Talent und Liebe zur Unabhängigkeit allmählich von der Theologie ab- und der Literatur zuführten. Er war längere Zeit als Mitarbeiter am »Magazin für die Literatur des Auslandes«, am »Gesellschafter« von Gubitz und anderen Zeitschriften thätig und übernahm, nachdem er schon von den ersten Nummern an als Mitarbeiter an dem Blatte thätig gewesen, in den ersten Monaten des Jahrs 1849 die Redaktion des damals mit den Verfolgungen von Seiten der Reaktion kämpfenden »Kladderadatsch« und trat damit in den für ihn geeignetsten Wirkungskreis. D., der mit universeller Bildung (namentlich einer großen Vertrautheit mit den antiken und modernen Schriftstellern) und kritischer Schärfe des Geistes eine ungewöhnliche Formgewandtheit verbindet, hat sowohl durch seine taktvolle redaktionelle Thätigkeit, wie durch seine eigenen poetischen Beiträge, die als »Stimmungslieder der Zeit« zum großen Theil einen dauernden Werth haben, sehr viel zum Aufschwung des berühmten Blatts beigetragen. Als selbständige Dichtungen erschienen von ihm: »Der Trojanische Krieg«, Drama in drei Akten (Berl. 1864), worin unter der Maske des Trojanischen Kriegs die modernen deutschen Verhältnisse mit Humor und kaustischem Witz geschildert sind, der Schwank »Ihr Retter« (das. 1862) und der parodirende dramatische Scherz »Komm her!« (das. 1864) u. a. m. Auch hat D. als Uebersetzer aus dem Französischen und Spanischen eine nicht erfolglose Thätigkeit entwickelt.

Dohna, 1) alte Stadt im sächs. Regierungsbezirk Dresden, Gerichtsamt Pirna, rechts an der Müglitz, in schöner und fruchtbarer Gegend, seit dem Brande von 1813 meist neu gebaut, hat eine ansehnliche Pfarrkirche (von 1212, mit uraltem, kunstvollem Altarstück), ein Hospital und (1871) 1852 Einw. Das Städtchen ist der Mittelpunkt einer blühenden Strohhutnäherei, welche jährlich etwa 300,000 Strohhüte producirt; von besonderer Wichtigkeit sind auch die Schlächtereien. Auf dem steilen Schloßberg unbedeutende Ruinen der ehemaligen Burg D. In der Nähe Köttewitz mit Papierfabrik und Müglen, 3 Kilom. nördlich und an der Linie Dresden-Bodenbach der Sächsischen Staatsbahn, mit chemischer Fabrik. D. (urkundlich Donaw, Donyn) soll schon zur Zeit Karls d. Gr. gestanden haben, der sehr festen Burg wird zuerst 1107 gedacht. Den Burggrafen von D. gehörte die Umgegend von Dresden, der Dresdener Brückenzoll, der Dohnaer Schöffenstuhl (s. unten), der Königstein, Wesenstein, Winterstein, Müglen, Cotta, Maxen,

Potschappel, Seifersdorf, Dippoldiswalde, Gottleuba, die Lehen von Kötzschenbroda 2c. Gegen Ende des 14. Jahrh. geriethen sie in Fehde mit dem Markgrafen von Meißen, der 19. Jan. 1402 die Burg einnahm und schleifen ließ. Auf der Stelle des alten Schlosses ließ Graf Heinrich Ludwig von D. 1803 einen Thurm bauen. Besonders berühmt war im Mittelalter der Dohnaer Schöffenstuhl (Dohnaisches Mal oder Dohnaisches Ritterding), der aus 18 adligen Vasallen und dem präsidirenden Burggrafen bestand und oft selbst dem Ausland Urtheile gab. Er kommt urkundlich zuerst 1325 vor. Nach der Zerstörung der Burg D. ließ der Markgraf den Stuhl zu Dresden fortbestehen; 1541 wurde derselbe auf Lehnssachen beschränkt und 1572 durch den Kurfürsten August mit dem 1420 zu Leipzig errichteten Schöffenstuhl vereinigt. Vgl. Bartsch, Historie der alten Burg D. (Dresd. 1735); Heckel, Beschreibung der Festung Königstein und der Burg D. (das. 1736); Möhring, D., Burg und Stadt (1843). — 2) Grafschaft in Ostpreußen, Kreis Preußisch-Holland, wurde 1840 aus einem Theil der Dohnaischen Güter gebildet, zu welchen der Graf Stanislaus zu Dohna als Anführer einer Söldnerschar in dem Kriege von 1454—66 den Grund gelegt hatte. Die Dohnaischen Güter zeichnen sich durch Freundlichkeit der Ortschaften und Wohlhabenheit der Bewohner, durch Acker- und Obstbau aus.

Dohna, altes deutsches Dynastengeschlecht, das schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. mit der Burggrafschaft Dohna bei Pirna belehnt ward und bereits im 13. Jahrh. bedeutende Güter besaß. Nachdem 1402 die Burg von Wilhelm, Markgrafen von Meißen, zerstört und deren Lehen eingezogen worden waren, hielten sich Burggrafen von D. am böhmischen Hof auf; andere erwarben Güter in Schlesien. Ein dritter Zweig, der in der Lausitz die Herrschaften Staupitz, Königsbrück, Muskau 2c. erworben hatte, erlosch zu Anfang des 17. Jahrh. Die noch blühenden Linien stammen von Nikolas, Burggrafen von D., der um 1302 Altenguhrau bei Glogau besaß und noch 1307 lebte. Später zerfiel das Geschlecht in eine schlesische und eine preußische Linie. Die schlesische Linie erlosch 1711. Kaiser Ferdinand III. erhob die Familie 1648 in den Reichsgrafenstand. König Friedrich Wilhelm IV. erhob 10. Sept. 1840 die Majorate zu Schlobitten, Lauck, Reichertswalde und Schlodien mit Carwinden zu einer Grafschaft D. und verlieh der Familie eine Kollektivstimme im Ritterschaftsstande des Königreichs Preußen. Die ältere Linie theilte sich in die Linien D.-Lauck, D.-Reichertswalde, D.-Schlobitten; die jüngere Linie in die Linien D.-Schlodien mit Carwinden, die sich wieder in das Haus Schlodien mit Carwinden und das Haus Kotzenau scheidet, und D.-Carwinden (schwedische Linie), die 1820 im Mannsstamm ausstarb. Die namhaftesten Sprößlinge des Geschlechts sind:

1) Abraham II., Graf von, einer der bedeutendsten Staatsmänner seiner Zeit, aus der schlesischen Linie, ward kaiserlicher Großbotschafter in Polen, Kaiser Rudolfs II. Rath und Landvogt in der Oberlausitz, 1611 Kammerpräsident in Böhmen, kaufte Wartenberg und Groschütz und machte dies 1606 zum Familienfideikommiß nach Erstgeburtsrecht. Im Jahr 1600 in den Reichsfürstenstand erhoben (was jedoch später die Familie nicht benutzte), starb er 1613.

2) Karl Hannibal, Graf von, Sohn des vorigen, ward Landvogt in der Oberlausitz und Kammerpräsident in Schlesien, wurde von Kaiser Ferdinand II. zu den wichtigsten Unterhandlungen gebraucht und machte sich besonders durch Verfolgung der Protestanten in Schlesien bemerklich. Der Dichter Opitz war eine Zeitlang sein Sekretär. Er starb 12. Febr. 1633.

3) Fabian, Graf von, geb. 1550 aus der preuß. Linie, ward Rath, Hofmarschall und Abgesandter des Pfalzgrafen Johann Kasimir an mehreren Höfen, machte einen Feldzug in den Niederlanden sowie in Polen mit und führte 1587 die Heinrich von Navarra (späterem König Heinrich IV. von Frankreich) zu Hülfe gesendeten 13,000 Mann pfälzischer Hülfstruppen, mit denen er bis an die Loire vordrang. Im Jahr 1591 diente er wieder in Frankreich auf Seiten Heinrichs IV., wohnte nach seiner Rückkehr im Auftrag des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz dreimal dem Reichstag zu Regensburg bei, empfing 1594 vom Kaiser Rudolf II. die Lehen und wurde 1604 vom Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg zum Oberstburggrafen ernannt. Er trat zur reformirten Kirche über und starb 1622.

4) Alexander, Burggraf und Graf zu D.-Schlobitten, geb. 25. Jan. 1661 auf Schloß Coppet am Genfer See, ward Amtshauptmann der Aemter Morungen und Liebstadt in Preußen, 1687 Generalmajor und Geheimer Kriegsrath, 1695 Generalleutnant und später Oberhofmeister des Kurprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I., 1713 Generalfeldmarschall; starb 25. Febr. 1728 zu Königsberg in Preußen.

5) Christoph, Graf von D.-Schlodien, Bruder des vorigen, geb. 2. April 1665 auf Schloß Coppet am Genfer See, von P. Bayle erzogen, wohnte 1686 dem Feldzug in Ungarn gegen die Türken bei, focht 1689 als Oberst gegen Ludwig XIV., ward 1698 Generalmajor und Gesandter in England, 1699 Geheimer Statsrath, später Gesandter zu London, 1704 Generalleutnant und 1713 General der Infanterie. Im Jahr 1716 nahm er seinen Abschied und starb auf seinen Gütern in Preußen 11. Okt. 1733. Seine interessanten »Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I, roi de Prusse« wurden zu Berlin 1833 veröffentlicht; vgl. darüber Voigt in Raumers »Historischem Taschenbuch« 1853.

6) Christoph Delphicus, Burggraf und Graf von D.-Carwinden, geb. 4. Juni 1628 zu Delft, trat in schwedische Dienste, ward 1651 Oberkammerherr der Königin Christine, 1653 Oberst der Leibgarde, 1654 Generalmajor der Infanterie und Oberst der Ritter und Lehnspferde in dem Herzogthum Bremen, 1656 Vicegouverneur von Bremen und Verden, 1659 General der Infanterie, kommandirte 1666 das schwedische Lager vor Bremen, ward Feldmarschall, ging 1667 als außerordentlicher Botschafter zum Friedenskongreß nach Breda, unterzeichnete im Haag (23. Jan. 1668) die bekannte Tripelallianz und starb zu London 21. Mai 1668.

7) Christoph, Graf von D.-Schlodien, geb. 25. Okt. 1702, ward 1740 preußischer Oberst und zeichnete sich in den beiden ersten Schlesischen Kriegen aus. Im Jahr 1751 zum Generalleutnant ernannt, kommandirte er 1757 die Avantgarde des Lehwaldschen Korps gegen die Russen, befehligte bei Großjägerndorf das erste Treffen, erhielt sodann ein Kommando in Vorpommern gegen die Schweden, schloß Stralsund ein, hielt die Russen bis zur Ankunft des Königs an der Oder auf, befehligte bei Zorndorf einen Flügel des ersten Treffens, zwang die Russen, die Belagerung von Kolberg aufzuheben, agirte gegen die Oesterreicher in Sachsen und drängte im Januar 1759

die Schweden wieder nach Stralsund und Rügen zurück. Im Sommer 1759 operirte er mit weniger Glück gegen die Russen in der Neumark. Deshalb abberufen, lebte er fortan in Berlin, wo er 19. Mai 1762 starb.

8) Friedrich Ferdinand Alexander, Burggraf zu D.-Schlobitten, geb. 29. März 1771 auf Schloß Finckenstein in Preußen, ward 1794 Kriegs- und Domänenrath in Berlin, 1801 Kammerdirektor in Marienwerder, wo er sich 1806 um die Verproviantirung von Graudenz und Danzig sehr verdient machte. Seit 1807 Präsident der Domänenkammer zu Marienwerder, dann seit Steins Rücktritt 1808 Minister, nahm er theil an den Reformen in der Gesetzgebung und Verwaltung, bis er 1810 bei Hardenbergs Eintritt aus dem Staatsdienste schied und sich auf seine Güter in Ostpreußen zurückzog. Hier ward er Generallandschaftsdirektor und beförderte 1813 die Bewaffnung der Provinz aufs eifrigste, wofür er zum Civilgouverneur der Provinz Preußen ernannt wurde. Nach Aufhebung dieser Stelle 1814 zog er sich nach Schlobitten zurück, war mehrmals Landtagsabgeordneter und starb 21. März 1831. Vgl. Voigt, Leben Dohna's (Leipz. 1833).

9) Karl Friedrich Emil, Burggraf von D., Bruder des vorigen, geb. 4. Mai 1784, trat 1798 in die preußische Armee, zeichnete sich im Feldzug von 1807 aus, ging 1811 in russische Dienste über, half die Konvention zwischen York und Diebitsch auf der Poscheruner Mühle 30. Dec. 1812 abschließen, focht als Kommandeur des 2. Husarenregiments der russisch-deutschen Legion in den Freiheitskriegen von 1813—14 und, nachdem er in preußische Dienste zurückgetreten, 1815 als Kommandeur eines Ulanenregiments. Er wurde 1837 Generalleutnant, erhielt 1839 das Generalkommando des 2. Armeekorps, 1842 das des 1. Armeekorps, ward 1848 zum General der Kavallerie und 1854 zum Generalfeldmarschall ernannt. Er starb 21. Febr. 1859.

Dohnen, Schlingen von Pferdehaaren zum Fangen von Krammets- und anderen Vögeln, werden an Bäumen mittels Ruthen befestigt, meist in möglichst gerader Richtung (Dohnenstrich, Schneuß).

Doigt (franz., m., spr. doa), Finger; **Doigter** (**Doigté**), Fingersatz, Applikatur.

Doketen (v. griech. dokein, scheinen), diejenigen christlichen Häretiker, welche die verschieden modificirte Ansicht hegten, daß alles Körperliche an Christus nur Schein und Erscheinung des Geistes und Christi Leben eine fortwährende Theophanie gewesen sei. Indem auf diese Weise die Menschheit Christi völlig verflüchtigt wurde, bildete der zuerst immer in gnostischer Gestalt auftretende Doketismus den schroffen Gegensatz zum Ebionitismus, der nur den »bloßen Menschen« Christus festgehalten wissen wollte. Als D. gelten demnach die Simonianer, Valentinianer, die Basilidianer, Marcioniten, Ophiten, Bardesanes, die Manichäer, später auch die Priscillianisten, Bogomilen, Katharer. Aber auch der Kirche selbst ist es nicht gelungen, den Doketismus in ihrem Christusbild völlig auszuschließen, wie dies aus dem Verlauf der Streitigkeiten mit den Monophysiten (s. d.) erhellt.

Dokimasia pulmonalis, Lungenprobe.

Dokimasie (griech., »Prüfung«), bei den Athenern die Untersuchung, welche die Befugnis eines Bürgers zur Ausübung öffentlicher Rechte oder Funktionen darthun sollte. Bei der Prüfung der Jünglinge, die unter die Epheben oder die Männer aufgenommen werden sollten, mußte vor den Demoten, d. i. den Gemeindemitgliedern, bewiesen werden, daß der junge Mann von Bürgern abstamme, und zwar auf väterlicher und mütterlicher Seite, daß er in eine Phratrie und Phyle eingeschrieben und daß nichts vorgekommen sei, was ihn des Bürgerrechts unwürdig mache. Er wurde alsdann in das Gemeindebuch eingetragen, galt für majorenn, erhielt die Verwaltung seines Vermögens, wenn dieses von Vormündern verwaltet ward, und hatte alle Rechte und Pflichten eines vollgültigen Bürgers, so weit nicht die Gesetze noch genauere Bestimmungen enthielten. Die Prüfung der Reiter, welche vor dem Senat und dem Strategen stattfand, bezog sich auf die Tauglichkeit von Roß und Mann zum Kriegsdienst. Wer sich dieser Untersuchung entzog, wurde mit Atimie, d. i. Entziehung des vollen Bürgerrechts, und Ausstoßung aus dem Reiterdienst bestraft. Die Prüfung der Invaliden, welche innerhalb dreier Monate nach der Verstümmelung des Körpers im Kriegsdienste stattfand, geschah vor dem Senat, und im Fall sie befriedigend ausfiel, erhielt der Invalide ein Jahrgehalt vom Staat. Die Prüfung der Beamten bezog sich ohne Unterschied auf jeden, welcher im Namen des Staats handelte, selbst auf die Senatoren, welche den Rath der Fünfhundert ausmachten. Vorzugsweise wird die D. der Archonten erwähnt, weil bei diesen höchsten Beamten es von der größten Wichtigkeit war, daß sich kein Unbefugter unter sie drängte. Es kam hierbei in Betracht, ob einer das volle Bürgerrecht habe und dieses durch keine Atimie geschmälert sei, ob seine Eltern und Großeltern Bürger gewesen seien, ob er sittlich gelebt habe und das Vermögen besitze, welches die Gesetze für die Verwaltung eines bestimmten Amtes festsetzten.

Dokimastik (griech., f.), s. v. w. Probirkunst; Dokimastikon (n.), Probe-, Prüfungsarbeit.

Dokkum, Stadt, s. Dockum.

Doktor (Doctor, lat., »Lehrer«), bei den alten Römern Titel derjenigen, welche öffentliche Vorträge über philosophische Gegenstände, über Grammatik, Rhetorik ꝛc. hielten; später auch derjenigen, welche die jungen Soldaten in den Waffen und Schwenkungen einübten (armorum doctores). Im Mittelalter, seit dem 12. Jahrh., kam das Wort (mit besonderem Epitheton) als Ehrentitel für Gelehrte auf. So hieß z. B. Thomas von Aquino Doctor angelicus, Alexander von Hales Doctor irrefragabilis, Duns Scotus Doctor subtilis, Bonaventura Doctor seraphicus, W. Occam Doctor singularis, Roger Baco Doctor mirabilis ꝛc. Zu einer akademischen Würde wurde das Doktorat an der Universität zu Bologna gestempelt, wo um 1130 im Auftrag des Kaisers die ersten Doctores legum (Gesetzeslehrer) ernannt wurden. Bald darauf ertheilten auch die Päpste den Universitäten das Recht, Doctores canonum et decretalium (Lehrer des kanonischen Rechts) zu ernennen, und als das Studium beider Rechtsgebiete später mit einander verbunden wurde, schmolzen beide Titel in den einen: Doctor utriusque juris (D. beider Rechte) zusammen. Nach diesem Vorgang sollen zuerst 1231 zu Paris Doktoren der Theologie kreirt worden sein, worauf dann auch Doktoren der Medicin, der Physik, der Grammatik, der Logik und anderer Künste, auch der Notariatskunst, aufkamen. Die Würde eines Doktors galt für den höchsten akademischen Grad, zu welchem man erst gelangte, nachdem man Baccalaureus und Licentiat geworden war. Bis ins 13. Jahrh. waren in Italien der Magister- und Doktortitel gleich. Auf den deutschen Universitäten pflegten die Theologen den erstern zu führen. Erst mit Beginn des 15. Jahrh. unterschied man nach dem Vorgang der Prager

Universität zwischen Doktoren der Rechte und der Medicin und zwischen Magistern der Theologie und Philosophie. In der neuern Zeit ist der Magistertitel außer Gebrauch gekommen und dafür der Doktortitel allgemein üblich geworden. In Deutschland ließen früher auch die Kaiser durch ihre Hofpfalzgrafen Doktordiplome mit angehängtem Siegel in einer Kapsel (bulla) ertheilen; daher die Bezeichnung Doctores bullati zur Unterscheidung von den schulgerechten (rite promoti). In der frühern Zeit nahmen die Doktoren als solche eine hohe Stufe in der gesellschaftlichen Rangordnung ein, sie rangirten nach dem Reichsgesetz vor den bloß Adligen und waren den Rittern gleichgestellt. Zur Erlangung der Doktorwürde ist in der Regel die Ausarbeitung einer Dissertation (s. d.) und die Ablegung einer Prüfung auf dem wissenschaftlichen Gebiet, für welches das Doktorat ertheilt werden soll, erforderlich. Die Sitte der Doktordisputation, d. h. der öffentlichen Vertheidigung der in der Dissertation aufgestellten Behauptungen, ist neuerdings mehr und mehr außer Gebrauch gekommen; auch die Förmlichkeiten, welche früher den Akt der Doktorpromotion zu begleiten pflegten (insbesondere daß der Dekan der betreffenden Fakultät dem Promovirten den viereckigen rothen Doktorhut aufsetzte), werden nicht mehr beobachtet. Die ganze Förmlichkeit beschränkt sich jetzt fast nur noch auf eine kurze Anrede des Dekans, einen Handschlag und die Ausfertigung einer Urkunde (Doktordiplom) über die ertheilte Würde. In einzelnen Fällen wird die Doktorwürde auch ohne vorangegangene Prüfung als Zeichen der Anerkennung für wissenschaftliche Leistungen oder für anderweitige Verdienste honoris causa (»Ehren halber«) ertheilt, wie z. B. nicht nur die Musiker Haydn, Schumann u. a., sondern selbst der Feldmarschall Blücher zu Doktoren ernannt worden sind. Seitdem in neuester Zeit auch Frauen als Studirende Zutritt zu den Universitäten haben, wie namentlich in Nordamerika, ist auch die Ertheilung des Doktortitels an Frauen nichts Seltenes mehr. In England, wo die Doktorwürde der dritte und höchste akademische Grad ist, wird dieser Titel in der Regel in höherem Alter als bei uns errungen, und zwar ebenfalls nach vorausgegangener Bewerbung durch Leistungen, selten als honorary degree vergeben (wie einst an Wellington). Die in England gebräuchlichen Abkürzungen, welche dem Namen regelmäßig nachgestellt werden, sind: D. D., Doctor of Divinity, D. der Theologie; D.[C.]L., Doctor of [civil oder of canon] Law, Doctor juris; M. D., Medicinae Doctor, Doctor of Medicine; D. M., Doctor of Music, D. der Musik (welchen letztern Titel man in Deutschland nicht kennt). In Frankreich ist gegenwärtig der Doktortitel ungleich seltener im Gebrauch als in England und Deutschland. Im allgemeinen hängt Werth und Geltung dieser Würde selbstverständlich von der Schwere der von den Fakultäten gestellten Bedingungen ab. Hier trifft die philosophischen Fakultäten mehrerer, namentlich nichtpreußischer, Universitäten der Vorwurf, die Verleihung der Doktorwürde, namentlich durch Ernennung von Abwesenden zu Doktoren (ohne vorausgegangene Prüfung, lediglich auf Grund einer eingesandten Dissertation, in einzelnen Fällen sogar, ohne letztere zu fordern), zu einem unwürdigen Diplomhandel erniedrigt zu haben. Infolge öffentlicher Reklamation sind in dem letzten Jahrzehnt die betreffenden Statuten allerwärts verschärft und streng aufrecht erhalten worden. Doctor (s. d.) ist auch ein Ehrentitel der Kirchenväter (Doctores ecclesiae); in der griechischen Kirche derjenige, der das Amt hat, die Heilige Schrift zu erklären; im Volksmund endlich der gebräuchliche Ausdruck für Arzt.

Doktrin (Doctrina, lat., f.), im theoretischen Sinn Lehre, Wissenschaft, im praktischen Sinn die auf Verwirklichung eines Lehrsystems hinzielende Richtung &c., in der Staatswissenschaft die auf wissenschaftliche Principien basirte politische Denk- und Handlungsweise, im Gegensatze zu der von Willkür, Launen, Eigennutz und Selbstsucht geleiteten Herrschaft der Gewalt. Den Ausdruck Doktrinarismus wendet man gewöhnlich im übeln Sinn an und versteht darunter ein pedantisch-schulmeisterliches, von den gegebenen Verhältnissen abstrahirendes, unpraktisches Verfahren. Vgl. Doktrinärs.

Doktrinärs (vom lat. doctrina, Wissenschaft), eigentlich Männer, welche ihre Ansichten auf wissenschaftliche Principien gründen, namentlich aber solche, welche von der Wirklichkeit absehen und in unpraktischer Einseitigkeit die Konsequenzen der Theorie geltend zu machen suchen. Vorzüglich war D. in Frankreich während der Restauration eine von der reaktionären Hofpartei ausgegangene Bezeichnung einer Fraktion der parlamentarischen Opposition, welche der Politik der Willkür gegenüber eine wissenschaftliche Staatslehre geltend machen wollte. Diese Fraktion war aus den Salons des Herzogs von Broglie hervorgegangen und ward in der Kammer vornehmlich durch Royer-Collard, in der Presse durch Guizot vertreten. Alle diese Männer waren Anhänger des Throns und der Charte, die sie »rein und vollständig« erhalten wissen wollten, und Vertheidiger der Regierung, so lange diese das konstitutionelle Princip sich entwickeln ließ, bekämpften aber entschieden die Ausschreitungen der äußersten Rechten. Eine glänzende Rolle spielten sie 1819 unter dem Ministerium Decazes. Als nach dem Sieg der Julirevolution die Häupter derselben, Guizot und Broglie, in das erste Ministerium des Bürgerkönigs kamen, suchten die D. den Strom der Revolution zu hemmen und Ruhe und Ordnung in die Gesellschaft zurückzuführen. So stimmten sie für die Erblichkeit der Pairswürde, für die ausschließliche Repräsentation des Besitzes und des Reichthums, für die Unterdrückung der Associationen, für die Septembergesetze, ja selbst für Beschränkung der Presse. Am 15. April 1837 aus dem Ministerium verdrängt und in die Minorität zurückgesunken, raffte sich der Doktrinarismus von neuem auf, verband sich Ende 1838 mit den übrigen politischen Parteien, zunächst um das Ministerium Molé zu stürzen, und stand schon Ende Oktober 1840 mit Guizot von neuem am Staatsruder, das er bis zum Sturz des Julithrons im Febr. 1848 behauptete. Vgl. Frankreich, Geschichte.

Dokument (Documentum, lat.), im weitern Sinn alles, was dazu dienen kann, die Wirklichkeit einer Thatsache zu erweisen; im engern Sinn s. v. w. Urkunde, beweisendes Schriftstück; daher dokumentiren, beurkunden, rechtsgültig beweisen; dokumentarisch, urkundlich beglaubigt.

Dol (D. de Bretagne), Stadt im franz. Departement Ille-et-Vilaine, Arrondissement St. Malo, in ungesunder Lage, ehedem Bischofssitz, hat eine schöne gothische Kathedrale (auf einem Hügel außerhalb der Stadt, zum größten Theil aus dem 13. Jahrh. stammend), zahlreiche alte Häuser an der mit Arkaden versehenen Hauptstraße, ein Collége, Salzgewinnung, Torfgräberei, Vieh- und Getreidehandel und (1872) 4251 Einw. Dabei mitten in der Ebene der Mont D., eine 65 Meter hohe Granitmasse und ein 5 Meter

hoher Dolmen (Champ dolent genannt), einer der beträchtlichsten der ganzen Bretagne. D. (lat. Dola) entstand aus einem Schloß und Kloster, um welche nach und nach die Stadt erbaut ward. Das Bisthum wurde im 9. Jahrh. errichtet und 1790 aufgehoben. Hier 21. Nov. 1793 Sieg der Vendéer über die Republikaner unter Westermann und Marceau.

Dolabella, Publius Cornelius, Schwiegersohn Cicero's, dessen Tochter Tullia er zur Frau hatte, schloß sich, durch ein ausschweifendes Leben (wegen dessen sich später auch Tullia von ihm trennte) tief in Schulden gerathen, im Bürgerkrieg an Cäsar an und trat als Volkstribun 47 v. Chr. in Cäsars Abwesenheit mit einem Antrag auf Erlaß der Schulden auf, was zu ernstlichen Unruhen führte. Cäsar gewährte ihm aber nach seiner Rückkehr aus dem alexandrinischen Krieg Verzeihung, und D. war im afrikanischen und spanischen Krieg sein Begleiter. Nach Cäsars Ermordung bemächtigte er sich des Konsulats und näherte sich eine Zeitlang der Partei des Brutus, wurde aber von seinem Mitkonsul M. Antonius bald durch Geld und die Uebertragung der Provinz Syrien und des parthischen Kriegs von ihr abgezogen. D. traf in Kleinasien den vom Senat dahin abgesandten Prokonsul C. Trebonius, überfiel ihn in Smyrna und ließ ihn tödten, weshalb er für einen Feind des Vaterlands erklärt wurde. Er führte dann Krieg gegen C. Cassius, dem er die Provinz Syrien entreißen wollte, wurde aber in Laodicea eingeschlossen und ließ sich, als die Stadt dem Sieger in die Hände gefallen war, 43 v. Chr. von einem seiner Soldaten tödten.

Dolcan (n., Dulcan, Dulzain), eine alte Flötenstimme in der Orgel, zu 8 und 4 Fuß, oben weiter als unten, zuweilen mit doppelten Labien; nicht mit Dolcian (s. d.) zu verwechseln.

Dolce (abgekürzt dol., auch dolcemente und con dolcezza, ital., spr. doltsche), »süß«, in der Musik Bezeichnung für einen lieblichen, sanften und zärtlichen Vortrag einer Stelle.

Dolce (spr. doltsche), Lodovico, ital. Dichter und Gelehrter, geb. 1508 in Venedig, starb um 1566. Seine beste Arbeit: »Le prime imprese d'Orlando«, in 25 Gesängen, erschien erst nach seinem Tode (Vened. 1572). Aus dem Cyklus des Amadis gab er »Palmerino d'Oliva« in 32 Gesängen (Vened. 1561) und »Primaleone figliuolo del re Palmerino« in 39 Gesängen (das. 1562) heraus. Selbst die Dichtungen des Alterthums mußten sich romantische Umbildung gefallen lassen; so schrieb er »Il primo libro d'Enea in ottave rime« (Vened. 1566), woraus später der »Enea« in 12 Büchern wurde (1568), mit einem Anhang: »Achille« (1572), und endlich noch ein »Ulisse tradotto dall' Odyssea d'Omero« (das. 1573). Unter seinen ebenfalls den alten Dichtern nachgebildeten Tragödien (Vened. 1560) fand »Marianna« den größten Beifall. Seine fünf Komödien erschienen Venedig 1560. Zahlreich sind seine Uebersetzungen aus den lateinischen Dichtern und Schriftstellern. Auch schrieb er die Biographien der Kaiser Karl V. (Vened. 1561—1567) und Ferdinand I. (das. 1566) sowie ein Werk über die italienische Sprache (das. 1562) und über die Malerei (1557). Unter den von ihm besorgten Ausgaben zeichnen sich die des Petrarca, des Boccaccio und des Dante Alighieri aus.

Dolce far niénte (ital., spr. doltsche), das süße Nichtsthun, der holde Müßiggang.

Dolch (lat. Pugio, Sica, franz. Poignard, engl. Poniard, ital. Pugnale, Stiletto), Stoßgewehr, zwei- oder dreischneidig, 16—48 Centim. lang, mit einem oft reich verzierten Griff versehen. In älteren Zeiten diente er als Seitengewehr, bei den Römern trugen die Centurionen einen D.; im Mittelalter führten ihn Ritter und Knappen unter dem Namen Miséricorde im Gürtel, um damit den im Kampf niedergestreckten Gegner, wenn er nicht um Gnade bat, zu tödten. Heute wird er noch von den Matrosen auf Kriegsschiffen neben der Enterpike als Waffe für das Handgemenge geführt, und die Seekadetten einzelner Marinen tragen als Seitengewehr einen D. an einer Schwungkoppel. In Süd- und Mittelitalien ist der D. als Stilet, meist dreischneidig, nicht über 5 Centim. lang, eine bei dem niedern Volk vielverbreitete, namentlich von jedem Briganten geführte Waffe. In früheren Jahrhunderten wie noch jetzt bei den Malayen wird die Spitze des Dolchs, des sogen. Kris, häufig in Gift getaucht. Zur Zierde wurde ein kurzer D. bis ins 17. Jahrh. getragen; die Asiaten führen ihn in Form eines großen Messers als Schmuck- und Schutzwaffe noch jetzt im Gürtel.

Dolci (spr. doltschi, Dolce), Carlo, berühmter Maler, geb. 25. Mai 1616 zu Florenz, lernte bei Vignoli, bildete sich aber einen eigenen Stil, wurde 1648 Mitglied der florentinischen Zeichenakademie; starb, in den letzten Jahren melancholisch geworden, zu Florenz 17. Jan. 1686. Während damals die oberflächliche Bravourmalerei vorherrschend war, malte er sorgfältig, mit zart verriebenen Farben. Doch war auch bei ihm der Reiz des Affektirten das treibende Moment; eine fade Süßlichkeit, ein sentimentaler Ausdruck galten ihm als das Höchste der Kunst, und zur Erreichung einer plastischen Wirkung glaubte er der schwarzen Schatten trotz seiner sonst harmonischen Färbung nicht entbehren zu dürfen. Manchmal freilich brachte auch sein angeborner Schönheitssinn Treffliches hervor, so z. B. in seinem Selbstporträt in den Uffizien zu Florenz, der orgelspielenden Cäcilia in Dresden, der heil. Magdalena in München. Hauptwerke von ihm finden sich in den Florentiner Gallerien, vorzüglich im Palazzo Corsini, dann in St. Petersburg und München. Viele ihm beigemessene Bilder rühren von seinen Nachahmern On. Marinari, A. Lomi, B. Mancini her, sowie von Agnese, Carlo's Tochter und Schülerin (gest. 1680).

Dolcian (Dulcian, n., ital. Dolciano), veraltetes Blasinstrument von Holz, aus dem unser Fagott entstanden ist; in der Orgel ein fagottartiges Rohrwerk von 16- und 8-Fußton, gewöhnlich offen, mitunter auch gedeckt.

Dolde (Umbella, Schirm), in der Botanik eine Form des Blütenstands (s. d.).

Doldenfrüchtchen (Hängefrüchtchen), in der Botanik die für die Doldengewächse charakteristische Form des Doppelacheniums (s. Frucht).

Doldengewächse, Pflanzenfamilie, s. Umbelliferen.

Doldentraube (lat. corymbus), in der Botanik eine Form des Blütenstands (s. d.).

Dôle (spr. dohl), nächst dem Mont Tendre der höchste Rücken des schweizer. Jura, auf Waadtländer Gebiet, ersterer 1678, letzterer 1680 Meter hoch, nur von einigen benachbarten französischen Gipfeln (Reculet, 1720 Meter, Cret du Creux de la Neige, 1723 Meter) überragt. Zu den beiden Rücken verhalten sich Noirmont (1560 Meter), Risour (1384 Meter) und Dent de Vaulion (1486 Meter) wie sekundäre Parallelketten. Mehrere dieser Gipfel sind besuchte Aussichtspunkte, voraus die D., welche

ein prachtvolles Alpenpanorama, vom St. Gotthard bis jenseit des Montblanc, vor dem Blick aufrollt. In der Nähe das Dappenthal (s. d.).

Dôle (spr. dohl), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Jura, rechts am schiffbaren Doubs und am Rhône-Rheinkanal sowie im Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, hat eine kolossale Domkirche, ein Jesuitenkollegium, ein Collége, eine Zeichen- und eine Musikschule, eine Bibliothek (40,000 Bde. und 700 Manuskripte) nebst einer Volksbibliothek (2000 Bde.), eine Bildergallerie, ein Kabinet römischer Alterthümer (aus der Umgegend), ein Theater (1843 erbaut), ansehnlichen Weinbau, Hammerwerke, Fabrikation von Feuerspritzen und verschiedenen Eisengeräthschaften, Seife und Lichtern, Schuhwaaren, dazu bedeutenden Handel mit Käse (fromage de Grayère), Mehl, Marmor und (1872) 11,679 Einw. Der Weinhügel, an dessen Abhang die Stadt liegt, gewährt ein reiches Panorama bis zum Montblanc hin. D. ist das Dola Sequanorum der Römer, von dem noch die Reste zweier Wasserleitungen, ein Amphitheater, einige Tempelüberreste stammen. Auch die Straße, welche von Lyon durch D. nach dem Rhein geht, ist Römerwerk. Später war die Stadt Hauptort der Franche-Comté, eine starke Festung, um welche die Franzosen mit den Spaniern vielfach kämpften, mit einer Universität und einem Parlament, welche beide später nach Besançon verlegt wurden. Im Jahr 1479 ward D. von den Franzosen genommen, 1530 von Kaiser Karl V. wieder zur Festung gemacht, 1636 vergebens vom Prinzen Condé belagert, 1668 von den Franzosen erobert und theilweise geschleift, aber von den Spaniern sogleich wieder genommen und neu befestigt, 1674 wieder von den Franzosen erobert; die Festungswerke wurden später völlig demolirt. D. kam im Krieg 1870—71 zu einiger Bedeutung während des Marsches der Südarmee von Châtillon sur Seine auf Pontarlier. Am 21. Jan. 1871 besetzte General v. Manteuffel D., zerstörte die dortige Eisenbahn und nahm 230 wohlbepackte Waggons weg. Durch diese Besitznahme war der Bourbaki'schen Armee der direkte Rückzug nach Lyon abgeschnitten.

Doléancen (franz., f., spr. -angß-), Wehklagen, Beschwerdenerhebung.

Dolenci (»Thalbewohner«), Name der slowenischen Bewohner von Unterkrain in Oesterreich, während die von Oberkrain den Namen Gorenci (»Bergbewohner«) führen.

Dolénto (dolentemente, ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: »klagend«, wehmüthig, mit schmerzlichem Ausdruck.

Dolerit, die grobkörnigen Varietäten der Basaltgesteine (s. Basalt). Zwischen dem grobkörnigen D. und dem dichten Basalt hat man noch den Anamesit unterschieden; eine derartige Trennung und selbständige Benennung der Varietäten, die sich nur nach der Korngröße der konstituirenden Mineralien unterscheiden, ist aber um so weniger zu empfehlen, als selbst die grobkörnigsten Dolerite kaum zu den makromeren Gesteinen zu rechnen sind. Wichtiger ist die Abgrenzung nach der Natur der Bestandtheile, und ist in dieser Beziehung namentlich der Feldspatdolerit von dem Nephelindolerit oder Nephelinit (s. d.) zu trennen. Beispiele des erstern sind die Gesteine von der Löwenburg im Siebengebirge, vom Meißner u. a. O. in Hessen; der Nephelindolerit ist namentlich vom Katzenbuckel im Odenwald und vom Löbauer Berg in der Lausitz bekannt.

Doles, Johann Friedrich, Kirchenkomponist, geb. 1715 zu Steinbach im Herzogthum Meiningen, studirte in Leipzig Theologie, genoß hier in der Komposition den Unterricht S. Bachs, ward 1744 Kantor zu Freiberg, 1756 Kantor an der Thomasschule und Musikdirektor der beiden Hauptkirchen zu Leipzig, wo er 8. Febr. 1797 starb. Obschon ein Schüler Bachs, befleißigte er sich vorzugsweise eines leichten und gefälligen Stils, ohne dabei Gründlichkeit der Arbeit vermissen zu lassen. Seine zahlreichen, nur zum Theil gedruckten Kompositionen bestehen in Chorälen, Motetten und Psalmen; auch mehrere Messen und Passionsoratorien hat er hinterlassen. Merkwürdig ist seine »Kantate über Gellerts Lied: Ich komme vor dein Angesicht ꝛc.« (1790) wegen der Vorrede, in welcher D., der Schüler Bachs, die Fuge aus der Kirchenmusik verbannt wissen will.

Dolet (spr. -lä), Etienne, Dichter, Redner, Humanist und Buchdrucker, geboren um 1509 zu Orléans, studirte zu Padua, ward Sekretär der französischen Gesandtschaft zu Venedig, machte abermals Studien zu Toulouse, ward aber wegen Beleidigung der städtischen Autoritäten 1533 von da verwiesen. Er ging nach Paris und Lyon und veröffentlichte daselbst zahlreiche Schriften, zu deren Druck er 1538 selbst eine Druckerei gründete. Seine sarkastische und oft übermüthige Schreibweise zog ihm bald zahlreiche Verfolgungen seitens der Katholiken und Calvinisten zu und führte zu seiner wiederholten Verhaftung, aus der ihn einmal der König Franz I. selbst, dann andere hohe Gönner befreiten. Schließlich unter Anklage des Atheismus gestellt, ward er 1544 zu Paris verhaftet und erlitt 1546 den Feuertod.

Dolgaja Poljana, Flecken im russ. Gouvernement Kasan, Kreis Tetjusch, am linken Ufer der Wolga, mit 100 Einw., besitzt große Kornspeicher und in der Nähe heilsame und vielbesuchte Schwefelquellen. Dabei auch interessante Höhlen, von denen die eine einen See besitzt, welcher Schwefelwasserstoffgase ausströmt.

Dolgelly, Hauptstadt der engl. Grafschaft Merioneth in Nordwales, am Wnion, malerisch am Fuß des Cador Idris gelegen, mit römischen Alterthümern und (1871) 2357 Einw., welche viel Flanell und Bockleder verfertigen. In der Nähe alte Gold-, Silber- und Kupfergruben und große Schieferbrüche. D. und seine Umgebung werden im Sommer von Reisenden stark besucht.

Dolgorukij, eine der ältesten fürstlichen Familien in Rußland, die ihren Ursprung von Rurik ableitet. Die namhaftesten Sprößlinge derselben sind: Jakow, geb. 1639, trat 1676 in den Staatsdienst, ward von Peter I. zum Präsidenten des Tribunals der kaiserlichen Dekrete und, nachdem er sich im Feldzuge gegen die Türken, besonders bei der Eroberung von Asow, ausgezeichnet, zum General ernannt. Im Kriege gegen die Schweden ward er bei Narwa gefangen und zu Stockholm zehn Jahre lang internirt, bis er nach der Schlacht von Poltawa Gelegenheit erhielt, zu fliehen. Der Zar ernannte ihn nach seiner Rückkehr zum Senator; D. gehörte zu den wenigen, welche auf ihn Einfluß hatten. Er starb 24. Juni 1720. Sein Leben beschrieb Tortow (Mosk. 1807—1808, 2 Bde.). — Iwan, Neffe des vorigen, nach Menzikoffs Fall der Günstling des jungen Zaren Peter II., der sich 1729 mit dessen Schwester Katharina verlobte. An dem zur Hochzeit bestimmten Tag starb jedoch der Zar, worauf Anna den Thron bestieg. Sie befreite sich gewaltsam von den Beschränkungen, unter denen ihr der Staatsrath, an dessen Spitze Iwan und Wasilij D. standen, die Krone übertragen hatte, und die ganze

Familie D. ward nach Sibirien, Katharina aber in ein Kloster verwiesen. Iwan ward zwar 1735 zurückberufen, 1739 aber, der Veruntreuung am kaiserlichen Schatz und der Konspiration gegen die Kaiserin beschuldigt, mit Wasilij D. zu Nowgorod hingerichtet. — Wasilij Wladimirowitsch, wurde seit 1715 von Peter d. Gr. zu verschiedenen politischen Missionen in Polen, Frankreich, Deutschland und Holland gebraucht und von Peter II. 1728 zum Feldmarschall und zum Mitgliede des höchsten Kriegsraths erhoben. Nach dem Fall seiner Familie 1730 auf der Veste Iwanogorod gefangen gehalten, ward er von Elisabeth später in seine Würden wieder eingesetzt und zum Präsidenten des Kriegsraths ernannt. Er starb 11. Febr. 1746. — Wasilij Krimskij, geb. 1722, eroberte unter Katharina II. 1771 in 15 Tagen die Krim, wovon er den Beinamen Krimskij erhielt; starb 1782. — Georg, kommandirte 1794 in Litauen gegen die Polen und bemächtigte sich der Stadt Wilna, befehligte 1804 in Korfu ein Korps von 8000 Mann, war 1806 Gesandter zu Wien und 1807 am Hof des Königs von Holland. Nach der Restauration ließ er sich in Frankreich nieder und starb daselbst 27. Juni 1829. — Iwan Michailowitsch, geb. 18. April 1764, bekannt als Dichter der Derschawin'schen Schule, zu den russischen Klassikern gezählt, starb 16. Dec. 1823 in Petersburg. Seine Gedichte (Petersb. 1806, neue Aufl. 1849, 2 Bde.) zeichnen sich durch Wahrheit der Empfindung und Vaterlandsliebe aus. — Wasilij, Generaladjutant und General der Kavallerie, 1849—1856 Kriegsminister, wurde dann Chef der Gensdarmerie und der dritten Abtheilung der kaiserlichen Privatkanzlei (Polizeiminister) und schied aus dieser Stellung nach dem Attentat vom 4. (16.) April 1866; starb zu Petersburg als Oberstkämmerer 18. Jan. 1868. — Peter Wladimirowitsch, Fürst (Dolgorukow), zog sich durch seine Schrift »Notice sur les principales familles de la Russie« (Brüss. 1843, 3. Aufl. 1858) die Ungnade des Kaisers Nikolaus zu, der ihn eine Zeitlang nach Wjatka verwies, schrieb sodann ein Adelslexikon (Petersb. 1856 f., 4 Bde.) und wurde infolge der Schrift »La vérité sur la Russie« (Par. 1860; 2. Aufl., Leipz. 1861; deutsch, das. 1862) zur Konfiskation seiner Güter und zur Verbannung aus Rußland verurtheilt. In Paris wurde er 1861 mit dem Fürsten Woronzow in einen skandalösen Proceß verwickelt und wegen einer von ihm über denselben veröffentlichten Flugschrift 1861 aus Frankreich ausgewiesen; er lebte seitdem theils in Brüssel, theils in England, zuletzt in Genf und ließ unter anderem erscheinen: »Le général Yermolow« (Par. 1861); »De la question du servage en Russie« (das. 1861); »La question russo-polonaise et le budget russe« (Leipz. 1861); »Les réformes en Russie« (Brüss. 1862); »La France sous le régime bonapartiste« (Lond. 1864) sowie eine Biographie Murawieffs (das. 1864, in russischer Sprache). Er starb 18. Aug. 1868 in Genf. Nach seinem Tod erschienen »Mémoires« (Bas. 1868—71, 2 Liefgn., unvollendet).

Doliche, altsyrische Stadt in der Landschaft Kommagene, berühmt durch warme Bäder und den Tempel des Zeus Dolichēnos, später Bischofssitz und fälschlich oft Dulichia genannt, bei Abulfida Doluk.

Dolichocephălus (griech.), ein Geschöpf, insbesondere ein Mensch mit langem Schädel; s. Mensch; Dolichocephalie, Langschädeligkeit.

Dolichos (griech., m.), in den altgriechischen Gymnasien die »lange« Rennbahn, zum Unterschied vom Stadium, der kurzen Rennbahn, nach einigen eine Strecke von 24, nach anderen von 12 oder von 7 Stadien (s. Stadium).

Dolichos *L.* (Fasel, Heilbohne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, meist windende, einjährige oder ausdauernde Gewächse der tropischen und subtropischen Gegenden Asiens, Afrika's und Amerika's mit dreitheiligen Blättern, einzeln oder in Trauben stehenden Blüten und platten Hülsen, die in mehreren Arten wegen der bohnenähnlichen Hülsen und Samen als Nahrungspflanzen gebaut werden. D. sesquipedalis *L.*, aus dem tropischen Amerika, wird 2—2,5 Meter hoch, trägt 30—45 Centim. lange, hellgrüne Hülsen, welche ein ausgezeichnetes Gemüse liefern, und wird deshalb auch in Südeuropa mehrfach angebaut.

Doliman (türk., m.), langes Oberkleid der Türken, das mittels eines Shawls über den Hüften gegürtet wird.

Dollar (vom deutschen Thaler), Silbermünze, seit 1849 auch Goldmünze, der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wird in 100 Cents getheilt. Der silberne D. hat seit 1837 eine gesetzliche Feinheit von $\frac{9}{10}$ und ein Gewicht von 412½ englischen Troygrän oder 26,7296 Gramm; auf ein Pfund fein Silber gehen 20,7844 Stück, und der Werth ist 4,330 Mark. Der Golddollar ist gleichfalls $\frac{9}{10}$ fein und $25\frac{4}{5}$ Troygrän oder 1,6718 Gramm schwer; 332,3078 Stück enthalten ein Pfund fein Gold. Goldwerth eines Dollars 4,198 Mark. In Silber werden Theilstücke zu ½, ¼, $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{20}$ D. und seit 1850 auch Stücke zu 3 Cents, in Gold auch Stücke zu 10 Dollars (Eagles, d. i. Adler, s. d.), 5 und 2½ Dollars, seit 1849 auch zu 20, seit 1853 zu 3 sowie für Kalifornien seit 1851 zu 50 und seit 1852 selbst zu 90 Dollars ausgemünzt. War bis 1853 die gesetzliche Münzeinheit der Vereinigten Staaten der D. in Silber (resp. der Piaster) und von da ab der D. in Gold, so trat dem letztern dann in den sechziger Jahren während des Kriegs noch ein staatliches Cirkulationsmittel von Papier, der Papierdollar, zur Seite. Von demselben cirkuliren 356 Mill. Dollars. Sie werden, nach der grünen Farbe des Druckuntergrunds, gewöhnlich »Greenbacks« genannt. Ihr gegenwärtiger Kurs (März 1875) ist ca. $\frac{20}{23}$ des Golddollars, da das Goldagio ca. 15 Proc. beträgt, so daß also für 100 Dollars Gold 115 Dollars in Papier zu zahlen sind. In der bedenklichsten Periode des Kriegs, 1864, war jedoch der Kurs der Papierdollars so sehr gesunken, daß an einem Tag für 100 Dollars Gold 228 Dollars in Papier gezahlt werden mußten. Nach dem Krieg war das Goldagio dann noch lange Zeit 40—50 Proc. D. ist auch der in England, Nordamerika, Ost- und Westindien gebräuchliche Name des im Welthandel fast überall vorkommenden ältern Peso duro oder Silberpiasters Spaniens, Central- und Südamerika's sowie des heutigen Mejiko. Die englische Regierung hat 1838 in allen englischen Kolonien, wo er in Umlauf ist, diesen D. zum festen Preis von 50 Pesos als gesetzliches Zahlungsmittel zugelassen. Abkürzung oder Zeichen für D. ist meist $.

Dollar, Stadt in der schott. Grafschaft Clackmannan, am Devon und am Fuß der Ochill Hills, mit (1871) 2123 Einw. und einer 1818 gestifteten Schule für alte und neue Sprachen. Die Einwohner betreiben Wollindustrie.

Dollart, ein Meerbusen der Nordsee zwischen der preuß. Provinz Hannover (Landdrostei Aurich oder Ostfriesland) und der holländ. Provinz Gröningen, am Ausfluß der Ems (aus Hannover) und der

Westwolder Aa (aus den Niederlanden), 19 Kilom. lang und 6—12 Kilom. breit, entstand am Christtag 1277 durch Eisflut der Ems und 1287 durch Meereseinbruch in das durch Deiche nicht genügend geschützte und tiefer als der Meeresspiegel gelegene Land. Auf dem vom Wasser verschlungenen Strich Landes sollen an 50 Ortschaften, darunter die Stadt Torum und zwei Marktflecken, gestanden haben. Eine andere Sturmflut richtete 1362 abermals Verheerungen an, und die bisherige Mündung der Ems erweiterte sich zu einem seichten Meerbusen. Einige Inseln, darunter Nessa (Nesserland, mit der Nesserkirche), sind die einzigen Ueberreste dieser einst reich angebauten Uferlandschaften. In der neuern Zeit ist der D. durch Eindeichungen, besonders auf der flachen ostfriesischen Seite, eingeengt worden und wird jetzt mit jedem Jahr weiter zurückgedrängt. S. Karte »Oldenburg«.

Dollen, s. Dullen.

Dollfus, 1) Johann, namhafter Fabrikant und Volkswirt in Mülhausen im Elsaß, ward daselbst 25. Sept. 1800 geboren. Obgleich nicht der älteste Sohn der Familie, wurde ihm doch die Oberleitung des bedeutenden väterlichen Geschäfts übertragen, das er unablässig vervollkommnete und vergrößerte. Die aus seiner Fabrik, an der auch noch drei andere Brüder betheiligt sind, hervorgehenden baumwollenen Waaren, namentlich gedruckte Kattune ꝛc., haben sich auf den verschiedenen internationalen Ausstellungen hohe Anerkennungen und vielfache Preise erworben. In Mülhausen, dessen Maire D. bis Ende des deutsch-französischen Kriegs war, hat er mehrere philanthropische und gemeinnützige Institutionen hervorgerufen; namentlich verdankt man ihm die Gründung der Arbeiterstädte, welche auf seinen Betrieb durch eine im Jahr 1853 gegründete Gesellschaft in Frankreich entstanden. Diese Gesellschaft erbaute in Mülhausen über 300 Arbeiterhäuser, deren jährlicher Mietzins, berechnet zu 8 Proc. der Auslage, im Durchschnitt nur auf 97 Mark zu stehen kommt. Diese Arbeiterstädte, welche vielen anderen zum Muster gedient haben, erreichten ihren Zweck mit vorzüglichem Erfolg. Man verdankt D. verschiedene volkswirtschaftliche Schriften. Ein entschiedener Freihändler, führte er durch Wort und Schrift einen energischen Kampf gegen die Schutzzöllner, namentlich in Frankreich, so lange das Elsaß noch zu diesem Land gehörte. Unter seinen von liberalem Geist getragenen Broschüren sind hervorzuheben: »Plus de prohibition« (Par. 1853); »Congrès de Francfort 15 Sept. 1857. Note sur les cités ouvrières« (das. 1857); »De la levée des prohibitions douanière« (2. Aufl., das. 1860).

2) Daniel, Bruder des vorigen, gest. 1870 zu Mülhausen, früher ebenfalls Industrieller, machte sich bekannt durch seine Gletscherstudien, die er in dem Werk: »Matériaux pour l'étude des glaciers« (Par. 1865—66, 5 Bde.) herausgab. Auch schrieb er: »Matériaux pour la coloration des étoffes« (1865, 2 Bde.).

3) Charles, franz. Schriftsteller und Publicist, Sohn von D. 1), geb. 27. Juli 1827 zu Mülhausen im Elsaß, studirte zu Paris und in der Schweiz die Rechtswissenschaft und prakticirte eine Zeitlang in Paris und Kolmar. Dann sich ganz seiner Neigung für Literatur und Philosophie überlassend, gründete er 1857 in Paris (mit Nefftzer) die »Revue germanique«, die 1865 unter seiner Leitung den Titel »Revue moderne« annahm, wurde Mitarbeiter des »Temps« und schrieb eine Reihe von Werken vorzugsweise literarisch-kritischen und philosophischen Inhalts, von denen wir als die bedeutenderen nennen: »Lettres philosophiques« (1851, 3. Ausg. 1869); »Le Calvaire« (1855); »Essai sur la philosophie sociale« (1856); »Révélations et révélateurs« (1858); »Liberté et centralisation« (1859); »La confession de Madeleine«; »Le Saule«; »Le docteur Fabricius« (1863); »Méditations philosophiques« (1865); »De la nature humaine« (1868); »Considérations sur l'histoire. Le monde antique« (1872). Besonderes Aufsehen machte seine verhältnismäßig unparteiische Schrift »Etudes sur l'Allemagne« (1864). Vgl. Pommier, Charles D. (Par. 1868).

4) Auguste, franz. Reisender, geb. 31. März 1840 zu Havre, bereiste schon als Knabe mit seinem Vater, einem reichen Rheder, der aus der elsässischen Familie gleichen Namens stammte, fast alle Länder Europa's und den Orient, bildete sich dann auf der École des Mines in Paris zum Geologen aus und wurde 1864 zum Mitgliede der französischen wissenschaftlichen Expedition nach Mejiko ernannt. Nachdem er dieses Land auf verschiedenen Exkursionen untersucht, auch den Popocatepetl 23. April 1865 bestiegen hatte, begab er sich von Manzanillo aus über Panamá nach der Fonsecabai, von wo er noch San Salvador und Guatemala acht Monate lang durchstreifte. Die besonders in geologischer und hypsometrischer Hinsicht werthvollen Berichte über diese Reisen, die er gemeinschaftlich mit seinem Reisegefährten E. de Montserrat abfaßte, sind im 2. und 3. Bande der »Archives de la commission scientifique du Mexique« und in dem Werk »Voyage géologique dans les républiques de Guatemala et de Salvador« (Par. 1868) niedergelegt. Anfang 1867 über die Vereinigten Staaten nach Frankreich zurückgekehrt, starb D. nach längerer Krankheit 3. Juli 1869.

Dollnstein, Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, Bezirksamt Eichstädt, an der Altmühl und an der München-Ingolstadt-Gunzenhausener Eisenbahn, mit einer Schloßruine und 835 meist kathol. Einwohnern.

Dollond, John, engl. Optiker, der Erfinder der achromatischen Fernröhre, geb. 10. Juni 1706 zu Spitalfields, war bis 1752 Seidenweber daselbst, beschäftigte sich aber nebenbei mit Mathematik, Optik und Astronomie. Im Jahr 1752 verband er sich mit seinem ältesten Sohn Peter (geb. 24. Febr. 1730, gest. 2. Juli 1820 in Kensington), welcher ein optisches Institut begründet hatte, und erfand zunächst eine Verbesserung in der Kombination der Okulargläser bei dioptrischen Fernröhren; bald darauf brachte er eine nützliche Verbesserung an Savery's Mikrometer an. Nach einer Reihe gut angeordneter Versuche entdeckte er die ungleiche Zerstreuung der farbigen Lichtstrahlen in verschiedenen brechenden Mitteln, woraus er die Möglichkeit folgerte, dioptrische Fernröhre zu konstruiren, welche Bilder ohne die so störenden farbigen Ränder zeigten. Auch gelang es ihm 1757, aus Flint- und Crownglas zusammengesetzte Objektivgläser zu verfertigen, welche die ungleiche Brechbarkeit der Lichtstrahlen korrigirten und deshalb von Dr. Bevis den noch jetzt üblichen Namen achromatische erhielten. Im Jahr 1761 wurde D. zum Mitglied der Königlichen Societät ernannt, starb aber schon 30. Nov. d. J. in London. Die »Philosophical transactions« enthalten mehrere Abhandlungen von ihm. Peter D. schrieb: »Account of the discovery of refracting telescopes« (Lond. 1789). Auch George D., Neffe des vorigen, geb. 25. Jan. 1774, gest. 13. Mai 1852, machte sich als Optiker und Verfertiger von trefflichen Chronometern bekannt. Vgl. Kelly, Life of John D. (3. Ausg., Lond. 1808).

Dolma Baghtsche, ein Palast des Sultans nördlich von Konstantinopel, dicht am Bosporus, seit 1847 mit einem Aufwand von 18 Mill. Thlr. erbaut. Dabei steht das Denkmal Chaireddins (Barbarossa).

Dolman (türk., m.), frühere Bekleidung der Husaren, eine eng anliegende, dicht mit Schnüren besetzte, nur bis an die Hüften reichende Jacke; ungarischen Ursprungs ist er von da auch in andere Heere übergegangen, doch jetzt seit 1849 in Oesterreich durch den mehr waffenrockartigen Attila ersetzt.

Dolmar, ein isolirt stehender Berg am südwestlichen Rande des Thüringer Waldes, im preuß. Kreis Schleusingen, nordöstlich von Meiningen gelegen, 740 Meter hoch, besteht größtentheils aus Flötzkalk, der Gipfel aber, der eine breit gewölbte, kahle Fläche bildet und eine angenehme Rundsicht gewährt, aus Basalt. Der Boden ist überall mit Dammerde bedeckt und reich an Ammonshörnern. In alten Zeiten soll er eine Burg getragen haben, an deren Stelle 1688 ein Jagdhaus erbaut ward, welches 1726 ein Blitzstrahl zerstörte.

Dolmen (vom gaelischen daul, Tisch, und maen, Stein), ein aus großen Steinblöcken errichtetes Denkmal der Vorzeit, ein megalithisches Monument (vgl. Megalithe), bisweilen auch Steintisch, Cromlech (s. d.), auch Menhir (s. d.) genannt, bei welchem ein riesiger Stein gleich einer Tischplatte auf mehreren im Kreis zusammengestellten Steinblöcken ruht. In Europa kommen solche Bauten namentlich im W. und SW. Frankreichs bis gegen den Rhône hin sehr zahlreich vor, auch in mehreren Provinzen Belgiens, ferner an den Küsten des Mittelmeers, in Nordafrika und Tunesien, Tripolis, am Libanon, selbst in Indien. Die größten sind diejenigen der Bretagne; sie stammen zumeist aus der letzten Periode der Steinzeit im Uebergang in die Bronzezeit, wurden jedoch auch während der letztern bis in die Eisenzeit aufgerichtet. Da alle historischen Nachrichten fehlen, so war man von jeher hinsichtlich des Zwecks der D. auf Hypothesen angewiesen: einige hielten sie für Altäre, auf welchen einem uns unbekannten Gott Opfer dargebracht wurden; andere für Siegesdenkmale; wieder andere für Grabstätten. Man meinte, daß es die alten Gallier (Kelten) gewesen seien, die vielleicht bei ihren religiösen Gebräuchen dergleichen Altäre benutzten. Allein diejenigen Steinhaufen, welche man Druidenaltäre nennt, sind nur Ruinen der D.; auch sind die D. stets in freien Feldern aufgerichtet, während die Kelten ihre religiösen Ceremonien stets tief in Wäldern verrichteten. Ohne Zweifel wurden die D. nicht selten als Grabstätten benutzt, denn man fand in ihnen Todtenkammern mit Gerippen, neben welchen reiche Schätze von Geräthen, Urnen und polirte Steinwerkzeuge lagen. Diese Todtenkammern (Kisten) bilden gewöhnlich ein Rechteck, bisweilen auch einen Kreis mit plattem Dach. Dergleichen Grabstätten sind nicht selten mit einem Steinkreis umgeben (s. Grabstätten, vorhistorische). Desor meint, daß sowohl die D., als auch die Menhir (s. d.) die Monumente eines Volks seien, das aus Afrika sich über West- und Nordeuropa ausbreitete; er hat die geographische Verbreitung derselben näher bestimmt: wenn man eine Linie von Marseille den Rhône und die Saône entlang bis Brüssel zieht, so bezeichnet man damit die Grenze, bis zu der ganz Westeuropa, Spanien, Portugal, Frankreich, Irland an den Küsten und Flußufern mit solchen D. besetzt ist, aber auch in Dänemark sowie landeinwärts in Schlesien bei Oppeln und Liegnitz kommen sie vor; diese Gegenden nun sind es, welche nach Desor jenes afrikanische Volk betrat, welches von den alten Aegyptern auf ihren Monumenten als die gegen Abend wohnenden Tambu bezeichnet wurde und vielleicht das Stammvolk der jetzigen Südeuropäer ist. Ebenso fraglich wie diese Punkte sind auch noch andere; man fand beispielsweise in der Bretagne manche D. mit Erde bedeckt, so daß sie einem kleinen Hügel gleichen und dadurch lebhaft an die Hünengräber Deutschlands erinnern, die jedoch einer spätern Zeit anzugehören scheinen; nun fragte es sich, ob dies ursprünglich bei allen D. der Fall war oder nicht. Der französische Archäolog Bertrand bejahte dies, während der Schweizer v. Bonstetten entgegengesetzter Meinung ist. L. Zinck dagegen behauptet, daß die Grabkammer nach den auf Seeland gemachten Beobachtungen von der Urbevölkerung der Steinzeit errichtet worden sei und frei gestanden habe, bis eine spätere Bevölkerung in der Bronzezeit ihre Todten in und neben derselben begrub und einen Hügel darüber aufschüttete. Bevor wir Aufschluß über dergleichen Räthsel erhalten, werden wohl viele dieser Denkmäler zerstört sein, da man ihr Material oft rücksichtslos zu modernen Bauwerken benutzt. (S. Tafel »Steinzeit«.) Vgl. v. Bonstetten, Essai sur les Dolmens (Genf 1865).

Dolmetscher (perf. Tilmatschi, in der Levante Dragoman), jeder, der aus einer fremden Sprache in eine bekannte übersetzt, besonders ein zu diesem Zweck vereidigter Beamter bei Konsulaten und Gesandtschaften in fremden Ländern. Er kann ohne Erlaubnis des Konsuls oder Gesandten seine Vermittelung niemandem leihen und darf selbst weder Handel, noch Geldgeschäfte treiben ꝛc.; dagegen versehen die D. oft Mäklergeschäfte. Auch im Gerichtswesen müssen öfters D. zugezogen werden, sei es, daß in Civilprocessen eine Partei, in Strafsachen der Angeschuldigte oder in beiderlei Rechtssachen ein Zeuge oder Sachverständiger der Gerichtssprache nicht kundig ist. Ein solcher D. muß zuvor vereidigt werden, sei es für den einzelnen Fall, sei es ein- für allemal. Ueber die siebzig D. s. Septuaginta.

Dolo malo (lat.), mit Arglist, s. Dolus.

Dolomieu (spr. -mjö), Deodat Guy Sylvain Tancrède Gratet de, Geolog und Mineralog, geb. 24. Juni 1750 in Dolomieu in der Dauphiné, wurde schon als Kind in den Malteserorden aufgenommen und trat mit dem 18. Jahr seine Prüfungszeit an, verließ aber aus Liebe zu den wissenschaftlichen Studien den Militärstand und bereiste von 1777—83 fast das ganze südliche Europa. Die Resultate dieser Reisen theilte er in mehreren Werken mit, z. B. in der »Voyage aux isles de Lipari« (Par. 1783; deutsch von Lichtenberg, Leipz. 1783), der Schrift »Sur le tremblement de terre de la Calabre« (Rom u. Par. 1784; deutsch, Leipz. 1789), den »Mémoires sur les isles Ponces et catalogue raisonné de l'Etna« (1788; deutsch von Voigt, Leipz. 1789) ꝛc. Nachdem er 1789 und 1790 die Gebirge von Italien, Tirol und Graubünden durchforscht, zog er sich 1791 mit seinen reichen Sammlungen nach seinem Landgut Roche-Guyon zurück. Neue geologische Reisen in Frankreich riefen seine Abhandlungen über den Ursprung des Basalts, über das nach ihm benannte Gestein (s. Dolomit), über die Gebirgsarten und zusammengesetzten Steine und über das Mineralöl hervor. Im Jahr 1796 ward er Ingenieur und Professor bei der neu errichteten Bergwerksschule und bei Errichtung des Instituts dessen Mitglied. Er begleitete die ägyptische Expedition, schiffte sich aber im März 1799 wieder

nach Europa ein; sein Schiff mußte jedoch zu Tarent anlegen, und D. ward hier kriegsgefangen gehalten, bis ihm der 15. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel abgeschlossene Friede seine Freiheit wiedergab. Er erhielt darauf den Lehrstuhl der Mineralogie am Museum der Naturgeschichte und unternahm noch im Herbst 1801 eine Reise in die Gebirge der Schweiz, Savoyens und der Dauphiné, auf welcher er zu Châteauneuf 26. Nov. 1801 starb. Sein letztes Werk: »Sur la philosophie minéralogique«, erschien aus seinem Nachlaß (Par. 1802; deutsch, Berl. 1802 u. Mainz 1803). Dolomieu's Tagebuch seiner letzten Reise durch die Schweiz wurde herausgegeben von Brum-Neergard (deutsch von Karsten, Berl. 1802).

Dolomit (nach dem franz. Mineralogen Dolomieu, Bitterkalk), Name der Mineralien und Gesteine, welche wesentlich aus kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia in chemischer Verbindung bestehen. In den individualisirten Mineralien (Dolomitspat, Rautenspat, Perlspat, Braunspat) ist meist ein Molekül kohlensaurer Kalk mit einem Molekül kohlensaurer Magnesia verbunden (30 Kalk, 22 Magnesia und 48 Kohlensäure); in gewissen Varietäten ist aber das Verhältnis des Kalkkarbonats zum Magnesiakarbonat wie 3:2 oder auch wie 2:1, und in den Braunspaten tritt mehr oder weniger Eisenoxydul in die Verbindung ein. Die Krystallform ist rhomboëdrisch, der Grundform des Kalkspats sehr nahe kommend; die Flächen sind oft sattelförmig gekrümmt. Härte 3,5—4,5, spec. Gew. 2,85—2,95; beides dem Kalkspat um so näher kommend, je mehr das Kalkkarbonat in der Verbindung vorwiegt. Die schönsten Dolomitkrystalle kommen vom St. Gotthard, vom Brenner und Greiner in Tirol, von Traversella in Piemont. Der Braunspat ist namentlich auf den sächsischen Erzgängen ein sehr gewöhnliches Mineral. Nicht selten findet man Pseudomorphosen von D. nach Kalkspat. Im Dolomitgestein ist meist kohlensaurer Kalk derart im Ueberschuß enthalten, daß entweder eine unbestimmte Proportion der Karbonate in chemischer Verbindung vorliegt, oder die betreffenden Gesteine als dolomitische Kalksteine, d. h. als Kalksteine, welche die eine oder andere Dolomitverbindung in wechselnden Verhältnissen eingemengt enthalten, anzusehen sind. In letzterem Fall ist eine Trennung der Karbonate möglich, wenn man das Pulver bei einer Temperatur von 0° C. mit verdünnter Essigsäure behandelt, die den kohlensauren Kalk auslaugt und den D. in mikroskopischen Kryställchen zurückläßt. Man unterscheidet krystallinisch-körnigen, dichten (kryptokrystallinischen) und kavernösen, porösen D. (Rauchwacke); der erdige, staubartige D. wird in Thüringen Asche genannt; selten findet sich bei D. eine oolithische Entwickelung. Wie die Kalksteine und häufig mit ihnen vergesellschaftet findet sich der D. den verschiedenen Sedimentformationen eingelagert; in den jüngsten von der Kreide an aufwärts scheint jedoch echter D. nicht vorzukommen. Ein oberstes Glied der Buntsandsteinformation hat man nach den wellenförmigen Schichtungsflächen Wellendolomit genannt. Die Schichtung ist beim D. gewöhnlich undeutlicher als beim Kalkstein, auch enthält er weniger Petrefakten. Zuweilen erscheint er auch in gangartigen Gebirgsgliedern, und namentlich ist der Kalkstein nicht selten in der Nähe eruptiver Silikatgesteine in D. umgewandelt. Hier trifft man dann viele interessante Mineralien im D. eingewachsen; besonders bekannt ist in dieser Beziehung der D. von Campo lungo an der Südseite des St. Gotthard, wo Turmalin, Zinkblende, Realgar &c. in prachtvollen Krystallen gefunden werden. Die Frage nach der Dolomitbildung hat den Geologen zu vielen und lebhaften Diskussionen Veranlassung gegeben, die übrigens größtentheils, obschon die Frage keineswegs gelöst ist, nur noch ein historisches Interesse haben. Nachdem bereits 1779 von Arduino in Italien und zu Anfang dieses Jahrhunderts von Heim in Thüringen die Ansicht ausgesprochen worden war, daß gewisse Dolomite durch eine vulkanische Metamorphose aus Kalkstein entstanden seien, ward dieser Gedanke namentlich durch Leopold v. Buch in eine bestimmte Form gebracht, der seine zunächst für die Dolomite des Fassathals in Südtirol aufgestellte Theorie über die Umwandlung des Kalksteins zu D. infolge von Magnesiadämpfen soviel wie möglich zu verallgemeinern suchte. Wir kennen aber gar keine Magnesiadämpfe in der Natur, und diese vulkanische oder plutonische Metamorphose des Kalks ist sonach wissenschaftlich ganz unhaltbar. Mit größerem Erfolg haben die Anschauungen über Dolomitisirung auf nassem Wege sich Bahn gebrochen. Wir finden die Magnesia in den natürlichen Gewässern vorzüglich als schwefelsaure Magnesia oder als Chlormagnesium gelöst. Beide Lösungen wirken unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht dolomitisirend auf Kalkstein; im Gegentheil, wenn man eine Gipslösung durch Dolomitpulver filtrirt, so bildet sich schwefelsaure Magnesia, welche in Lösung geht, und kohlensaurer Kalk. Unter dem Einfluß von Druck und hoher Temperatur ist die Reaktion aber eine andere. Marignac erhitzte in verschlossenen Glasröhren kohlensauren Kalk mit Chlormagnesium und erhielt Chlorcalcium, kohlensaure Magnesia und eine Dolomitverbindung; v. Morlot wiederholte den Versuch mit kohlensaurem Kalk und schwefelsaurer Magnesia und erhielt Gips und Magnesit, aber keinen D. Ob vielleicht in der Tiefe der Erde auf Gangspalten oder in Verbindung mit der Bildung krystallinischer Silikatgesteine derartige Reaktionen stattfinden, bleibt Hypothese; für die größere Masse der geschichteten Dolomite ist die Erklärung nicht zulässig. Am einfachsten kann man nach rein chemischen Grundsätzen die Umwandlung der Kalksteine in D. erklären, wenn man mit Bischof annimmt, daß entweder in ursprünglich magnesiaarmen Kalksteinen der Magnesiagehalt vermehrt ward, indem die lösenden Gewässer vorzüglich kohlensauren Kalk daraus entführten, oder daß die Magnesia in doppelt kohlensaurer Lösung hinzutrat und gegen einen Theil des kohlensauren Kalks ausgetauscht wurde. Die poröse Natur der meisten Dolomite begünstigt im allgemeinen derartige Ansichten; jedoch enthalten die gewöhnlichen Kalksteine nur so geringe Mengen kohlensaurer Magnesia, daß sie auf ein Fünfzigstel ihres Volums reducirt werden müßten, ehe sich allein durch Auslaugen des Kalks ein normaler D. daraus darstellen ließe. Es muß daher in der Regel eine Zufuhr von Magnesia für die Dolomitisirung angenommen werden. Es ist jedoch durchaus nicht wahrscheinlich, daß aller D. umgewandelter Kalkstein sei. Wie wir noch jetzt an manchen heißen Quellen direkt dolomitartige Niederschläge entstehen sehen, so können auch derartige Vorgänge für die Bildung des gangartigen Dolomits angenommen werden. Auch ein direkter Niederschlag von D. aus dem Meer wird durch die Zwischenlagerung des Dolomits zwischen Kalkschichten für manche Vorkommnisse sehr wahrscheinlich, wenn wir auch noch nicht die näheren Umstände angeben können, welche für die Abscheidung des Doppelkarbonats bestimmend waren. Läßt doch

auch die Kalkbildung in dieser Beziehung noch manche Frage offen. Weißen krystallinischen D. haben die Alten als Statuenmarmor verwendet; derber, fester D. gibt einen guten Baustein; auch kann man den D. zur Verbesserung des Bodens benutzen, und die reinen Sorten verarbeitet man auf Bittersalz. Brennt man D. so, daß nur die Bittererde, nicht aber der Kalk die Kohlensäure abgibt, d. h. bei einer unter der dunkeln Rothglut liegenden Temperatur von 300—400°, so besitzt das Produkt hydraulische Eigenschaften und erhärtet unter Wasser sehr rasch zu einer außerordentlich festen Masse. Erhitzt man stärker, so daß auch Aetzkalk in erheblicher Menge entsteht, dann quillt das Produkt beim Behandeln mit Wasser auf und zerfällt. Ist aber der D. zugleich thonhaltig, so wird er beim Brennen in hoher Temperatur zu gewöhnlichem hydraulischen Kalk

Dolŏper (Dolŏpes), im Alterthum Volk südlich von Thessalien und Epirus, auf beiden Seiten des Pindos, Mitglied des delphischen Amphiktyonenbunds, Theilnehmer am Trojanischen Kriege, gewöhnlich zu Thessalien gerechnet, doch meist selbständig. Später wurde ihr städteloses Land ein steter Zankapfel zwischen den Aetoliern und den makedonischen Königen, bis es 172 v. Chr. von Perseus, dann von den Römern unterworfen wurde. Kolonisten dieses Volks waren die seeräuberischen D. auf einigen Inseln des Aegäischen Meers, vorzüglich auf Skyros, von wo sie Kimon 469 v. Chr. verjagte.

Dolor (lat.), Schmerz; dolores, die Schmerzen; d. partus oder parturientium, Geburtswehen.

Dolorosa, s. Mater dolorosa.

Doloröso (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung, s. v. w. Dolente.

Dolōs (lat. dolosus), betrügerisch; arg-, hinterlistig; mit Absicht schadend; s. Dolus.

Dolus (lat., widerrechtlicher Wille), das wissentlich rechtswidrige Handeln, kommt im Civil- wie Kriminalrecht in Betracht. Der D. ist in kriminalistischer Beziehung der mit dem Bewußtsein seiner Gesetzwidrigkeit gefaßte Vorsatz, ein Verbrechen zu begehen. Als vorsätzlicher Verbrecher erscheint mithin jeder, der sich zu einer Handlung oder Unterlassung, durch welche ein Strafgesetz übertreten wird, mit Absicht bestimmt. Dabei ist zu beachten, daß der rechtswidrige Vorsatz regelmäßig zu dem Thatbestande des Verbrechens gehört, ohne dessen Vorhandensein auch ein strafbarer Versuch eines solchen nicht denkbar ist. Nur ausnahmsweise wird die Uebertretung eines Strafgesetzes aus bloßer Fahrlässigkeit (s. d.) bestraft. Im einzelnen unterscheidet man zwischen D. im engern und eigentlichen Sinn, d. h. dem mit Ueberlegung (praemeditatio) gefaßten Vorsatz, und dem D. impetus, d. h. dem in der Aufwallung oder im Affekt gefaßten verbrecherischen Entschluß, welch' letzterer der Natur der Sache nach ein ungleich weniger strafbarer Willenszustand ist. Am wichtigsten ist diese Unterscheidung bei dem Verbrechen der Tödtung, wo den Mord, d. h. die mit praemeditatio beschlossene oder vollführte Tödtung, eine ungleich härtere Strafe trifft als den Todschlag, d. h. die im Impetus (s. d.) vollführte Tödtung. Die Wissenschaft stellt mehrere Arten des obigen D. im engern und eigentlichen Sinn auf. Sie unterscheidet nämlich den bestimmten (d. determinatus) und den unbestimmten D. (d. indeterminatus); auch unterscheidet sie rücksichtlich der letztern Gattung noch einen alternativen und einen eventuellen D. Der Fall des bestimmten D. liegt vor, wenn der böse Vorsatz des Verbrechers auf einen bestimmten rechtswidrigen Erfolg gerichtet ist; der des unbestimmten dagegen, wenn eine solche ausschließende Absicht nicht vorhanden ist. Letzterer ist dann aber ein alternativer, wenn der Verbrecher jeden der möglichen Erfolge (den A. bloß verwunden oder tödten) bestimmt gewollt hat; ein eventueller, wenn der Verbrecher zwar nur einen geringern Erfolg beabsichtigt und danach seine Ausführung einrichtet, jedoch auch einen schlimmern Erfolg billigt, wenn er nicht anders zu seinem Zweck gelangen kann. Endlich nahm man noch einen gänzlich unbestimmten D. (d. indirectus) an, wenn nämlich der Verbrecher nur einen geringern Erfolg (z. B. Beschädigung) ausschließlich beabsichtigte, aus seiner Handlung jedoch ein schwerer (Tod) hervorgegangen ist. Dieser sogen. D. indirectus ist aber weiter nichts als ein Zusammentreffen von Vorsatz und Fahrlässigkeit. Unter D. generalis im Gegensatze zu specialis verstand man früher den Fall, wenn zur Ausführung eines Verbrechens mehrere Handlungen unternommen wurden, der Erfolg aber durch eine derselben herbeigeführt wurde, welche nicht dazu bestimmt war; z. B.: A. hat den B. gestochen, glaubt ihn todt und will die Leiche im Wasser verbergen, der Tod tritt aber jetzt erst durch Ertränken ein. Eine Vermuthung des D. gibt es nicht; jedoch braucht das Dasein desselben nicht immer durch eine besondere Beweisführung dargethan zu werden, vielmehr kann es sich auch aus solchen Thatsachen ergeben, welche ihrem Begriff und Wesen nach nicht ohne Absichtlichkeit begangen werden können (d. ex re). Uebrigens wird der Ausdruck D. im Strafrecht auch zuweilen zur Bezeichnung eines bestimmten Verbrechens, nämlich als gleichbedeutend mit Betrug (s. d.) gebraucht. — Im Civilrecht bezeichnet D. einmal den rechtswidrigen Willen im Gegensatze zur Culpa (s. d.), und zwar ist für die durch denselben herbeigeführte Rechtsverletzung der dolos Handelnde stets verantwortlich; sodann den eigentlichen Betrug, die vorsätzliche rechtswidrige Täuschung eines andern. Die hauptsächlichen Wirkungen des D. in dieser Beziehung äußern sich in der Lehre von den Verträgen (s. Vertrag). Hier macht der Betrug den Betrüger erst dann verantwortlich, wenn der Betrogene dadurch wirklich in Schaden gekommen ist. An sich liegt kein Betrug vor, wenn der Verkäufer einer Sache dieselbe übermäßig anpreist oder ihre Mängel dem Käufer verschweigt; nur darf er letztere nicht geflissentlich verdeckt haben. Ferner ist zu unterscheiden, ob durch den Betrug der eine Kontrahent überhaupt erst zur Eingehung des Kontrakts bestimmt (Hauptbetrug, d. causam dans), oder ob dadurch bloß dessen Einwilligung in eine Nebenbestimmung des Kontrakts herbeigeführt wurde (Nebenbetrug, d. incidens). Im erstern Fall kann der Vertrag durch Klage oder Einrede von Seiten des Betrogenen rescindirt werden, im letztern Fall dagegen wird nur ein Entschädigungsanspruch begründet. Haben beide Kontrahenten einander gegenseitig betrogen, so kann jeder den andern, welcher auf Erfüllung des Vertrags klagt, durch die Einrede des Betrugs zurückweisen, und keiner kann gegen den andern auf Entschädigung klagen. Die Rescission der durch den D. veranlaßten verpflichtenden Verträge geschieht durch die Kontraktsklage, subsidiär durch die Actio de dolo; die Rescission der durch den D. veranlaßten liberatorischen Verträge dagegen entweder durch letztere Klage, oder durch unmittelbare Restitution der verlorenen Klage. Der Betrug, den bei einem Vertrag zwischen zwei Personen ein Dritter spielt, hat auf die Gültigkeit des Vertrags keinen Einfluß,

ausgenommen, wenn der Dritte ein Mandatar des einen oder des andern Kontrahenten war. Ein von dem Vormund gespielter Betrug soll seinem Mündel weder schaden, noch nützen. Letzte Willensordnungen, die durch Betrug veranlaßt werden, sind anfechtbar, selbst dann, wenn sich der Betrug nur auf die Bestimmungsgründe, aus welchen der Testirer seine Willensordnung traf, bezieht und sich nachweisen läßt, daß er bei richtiger Kenntnis der Verhältnisse anders disponirt haben würde.

Dolzflöte (deutsche Flöte), eine veraltete Art der Querflöte mit 7 Tonlöchern, von denen eins mit einer Klappe bedeckt und mit einem Kern innerhalb des Mundlochs versehen ist, gleich der Flöte à bec. Ihr Tonumfang erstreckte sich vom eingestrichenen d chromatisch bis zum dreigestrichenen g. D. (flauto dolce) heißt auch in der Orgel ein offenes Flötenwerk von 4 Fuß, etwas enger Mensur und angenehmer Intonation.

Dolzig, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Schrimm, hat 2 kathol. Kirchen und (1871) 1647 meist polnisch-kathol. Einwohner.

Dom (mittelhochd. tuom, bis ins 18. Jahrh. hinein gewöhnlich Thum, Thumb geschrieben, mittellat. doma, franz. dôme, ital. duomo, span. dombo), Kuppel, ein halbkugelförmiges Dach, besonders auf Kirchen. Inwendig hat der D. bisweilen ein zweites Kuppelgewölbe (Nabel der Kuppel), das meistens mit einer Oeffnung versehen ist, und oben ein mit Fenstern versehenes Thürmchen, die sogen. Laterne. Erhebt sich die Wölbung über die Höhe einer Halbkugel, so ist sie eine überhöhte; bleibt sie unter derselben, so ist sie eine unterhöhte oder gedrückte. Domkirche, in Süddeutschland auch Münster, nennt man die Hauptkirche, an welcher ein Bischof oder Erzbischof das Amt verwaltet (s. Kathedrale), zuweilen auch die Kirche eines Kollegiatstifts. Den Namen D. erhielten solche Kirchen wahrscheinlich deshalb, weil sie oft mit einem Kuppeldach versehen waren. Andere leiten ihn von domus, Haus, d. i. Haus des Herrn, noch andere von der abbreviirten Inschrift D. O. M. (s. d.) ab.

Dom (v. lat. dominus), Titel, den man in Frankreich ursprünglich den Königen aus dem Haus der Karolinger, später allen Mönchen von Orden, die sich für adlig hielten, wie Benediktinern, Karthäusern u. a., gegeben hat. In Portugal war D. eigentlich bloß Ehrentitel der sogen. Titulados, Adligen mit Titeln, den man, wie das span. Don (s. d.), vor den Taufnamen setzte; jetzt ist es allgemeiner Titel der höheren Klassen. Die weibliche Form ist Dona.

D. O. M., Abbreviatur für Deo Optimo Maximo, römische Tempelinschrift, d. i. Gott, dem besten und höchsten Wesen, nämlich dem Jupiter.

Domäbel (lat.), zähmbar; Domabilität, Zähmbarkeit.

Domäne (mittellat. Domanium, vom lat. Dominium, »Eigenthum, Herrschaftsrecht, Herrengut«), im engern und eigentlichen Sinne nur das fürstliche Kammer- und Krongut, die sogen. Staatsdomänen. Was den Ursprung der Kammergüter betrifft, so ist schon im alten fränkischen Reich von königlichem Kammergut (terrae dominicae, villae regiae, curtes fisci regii) und vom Camerarius als dem obersten zur Verwaltung der königlichen Einkünfte bestellten Palastbeamten die Rede. Der Ertrag dieses Kammerguts wurde zunächst zur Bestreitung des Regierungsaufwands verwendet. Karl d. Gr. vermehrte das überkommene Kammergut durch Einziehung von Gütern in eroberten Provinzen sowie durch Aufhebung der erblichen Gewalt der Herzöge. Durch die Absonderung Deutschlands vom fränkischen Reich machte sich auch eine Theilung des Kammerguts, daher auch eine genaue Feststellung des Reichsguts nöthig. Das Reichsgut aber verminderte sich unter den Wahlkaisern, die natürlich mehr auf Erhaltung ihres Familienguts bedacht waren, durch Veräußerungen und Verpfändungen immer mehr. So kam es, daß es zuletzt Reichsdomänen gar nicht mehr gab; dagegen bildete sich zugleich mit der Landeshoheit ein Kammergut der Landesherren. Die erste Grundlage für die Entstehung der Landeshoheit war allerdings der eigene große Grundbesitz der fürstlichen Geschlechter; die Vermehrung dieses Familienguts aber geschah theils durch die Reichsgüter, welche mit den Reichsämtern verbunden waren und so mit den erblich werdenden Aemtern auch in das allodiale oder Lehnseigenthum der Fürsten übergingen, theils aber auch durch kaiserliche Verleihungen oder wohl auch durch Okkupation von Reichsgütern und Besitzungen minder mächtiger geistlicher Korporationen oder weltlicher Herren, Vermächtnisse, Kauf, Tausch, Krieg, Einziehung verwirkter Güter, Anbauung öder Plätze ꝛc. Schon der Reichsabschied von 1512 gebraucht für diese Fürstengüter den Ausdruck Kammergut, und zwar wie einen bekannten technisch-publicistischen Begriff. Der Ertrag dieser Kammergüter diente sowohl zum eigenen Unterhalt der Fürsten und ihrer Familien, wie zur Bestreitung der Kosten der Landesregierung. Erst im 18. Jahrh. wird Bona domanalia, Domanien, Domänen, der herrschende Ausdruck für fürstliches Kammergut. Daß auf diesem die Kosten der Landesregierung lasteten, erklärt sich aus dem patrimonialen Charakter der deutschen Landeshoheit, welche erst allmählich diese privatrechtliche Färbung abstreifte und zur Staatsgewalt sich ausbildete. Auch mehrere Reichsgesetze, so die Reichsabschiede zu Nürnberg von 1543 und 1557, legen den Reichsständen die Pflicht auf, aus ihren eigenen Kammergütern zu den Reichslasten verhältnismäßig beizusteuern. Aber eben aus diesem publicistischen Nebencharakter des Kammerguts folgte auch die Verpflichtung des Landes, subsidiär, d. h. so weit die Erträgnisse des Kammerguts nach Abzug der Hofhaltungskosten nicht hinreichten, zur Bestreitung der Reichslasten, der Landesverwaltungskosten und zur Tilgung der im öffentlichen Interesse gemachten Kammerschulden beizutragen. In Verbindung hiermit stand das Interesse der Landstände an der Erhaltung des Kammerguts und das Bestreben, dies Interesse durch Verbot willkürlicher Veräußerungen des Kammerguts zu wahren. Die Verwaltung der fürstlichen Kammergüter stand in den meisten Ländern unter einer besondern Behörde, der fürstlichen Rent- oder Hofkammer, welche zwar ein landesherrliches Kollegium war, jedoch aus dem eben angedeuteten Grunde sich der Kontrolle der Landstände nicht ganz entziehen konnte.

Was das heutige Recht der Kammergüter anlangt, so ist dadurch, daß mit der Auflösung des vormaligen Deutschen Reichs die Fürsten souverän wurden, in dem Rechtsverhältnis des fürstlichen Kammerguts an sich keine Aenderung eingetreten. Dagegen ist die Frage, ob nun die Kammergüter Staatsgut oder Privateigenthum des Landesherrn (Familieneigenthum) seien, Gegenstand vieler staatsrechtlicher Erörterungen geworden und hat die verschiedenste Beantwortung erfahren. Was zunächst

die Zuständigkeit des Eigenthums an den Kammergütern anlangt, so erklären mehrere Schriftsteller, wie Klüber, v. Aretin, Schmelzer, Posse, die Kammergüter für Staatsgut in dem Sinn eines der moralischen Person des Staats zustehenden Eigenthums. Andere Publicisten dagegen, wie Pütter, Zachariä, Leist, Häberlin, Maurenbrecher, Dahlmann, Zöpfl, sind im Hinblick auf den Ursprung der Domänen der Ansicht, daß das Eigenthum an denselben dem Landesherrn (oder, wenn man so sagen will, der landesherrlichen Familie) und nicht dem Land zustehe. Jedenfalls ist wohl zu unterscheiden zwischen der Frage über das Eigenthum und der über die rechtliche Bestimmung der Domänen. Was die letztere anlangt, so ist es unzweifelhaft und überdies auch in allen neueren Verfassungen anerkannt, daß die Domänen insofern den Charakter von Staatsgütern haben, als ihre Einkünfte zur Bestreitung von Staatsbedürfnissen mit verwendet werden müssen. Daher gehen die Kammergüter stets mit der Landeshoheit, als Annexum derselben und als Objekt der Staatssuccession, auf den Regierungsnachfolger über, und die Privaterben des letzten Besitzers als solche haben keinen Anspruch auf dieselben. Der hauptsächliche Unterschied zwischen Kammergut und Staatsgut aber liegt in Folgendem: 1) Wenn auch von beiden der souveräne Landesherr als Eigenthümer zu betrachten ist, so ist doch beim Staatsgute dies Eigenthum seiner Grundlage nach nur ein staatsrechtliches, beim Kammergut aber ein privatrechtliches, mit staatsrechtlichen Verpflichtungen belastetes. 2) Das Staatsgut darf nur für Staatszwecke benutzt und verwendet werden; beim Kammergut aber hat der Landesherr, sobald jene staatsrechtlichen Verpflichtungen erfüllt sind, bezüglich der Einkünfte freies Dispositionsrecht; die Ueberschüsse fallen ihm zu. 3) Mithin muß auch die Kontrolle der Landstände über die Verwaltung und Verwendung des Staatsguts eine viel weiter gehende sein als beim Kammergut. Dort ist in Betreff aller Veräußerungen, Verpfändungen und neuen Belastungen die Einwilligung der Stände nothwendig; bei den Domänen aber folgt ein solches Zustimmungsrecht noch nicht nothwendig aus dem unbestreitbaren Interesse des Landes an der Erhaltung der Substanz des Kammerguts; doch haben neuere Verfassungen in mehr oder weniger ausgedehnter Weise den Ständen allerdings dies Recht eingeräumt. 4) Das eigentliche Staatsgut geht auf jeden Staatssuccessor über, einerlei ob er sein Recht auf einen erbstaats- oder völkerrechtlichen Titel stützt. Anders ist es bei den Domänen in dem Fall, wenn die herrschende Familie die Landeshoheit verliert, indem hierdurch die Eigenthumsqualität nicht alterirt werden kann, weshalb denn auch in der Rheinbundsakte (Art. 27) den mediatisirten Fürsten ihre Domänen zum Eigenthum überlassen wurden.

Neuere Gesetze haben theils das ganze Domänenvermögen für Staatsgut erklärt, theils der landesherrlichen Familie wenigstens ein beschränktes Verwaltungsrecht vorbehalten, theils aber auch eine Theilung der Substanz nach vorgenommen. Wo die Domänen für Staatsgut erklärt oder doch demselben der Verwaltung nach inkorporirt sind, ist dem Landesherrn eine Civilliste (s. d.) festgesetzt worden, welche entweder in einer Geldsumme aus den gesammten Staatseinkünften, oder durch Ausscheidung eines Theils des Domaniums geleistet wird. In Preußen sind durch das Allgemeine Landrecht, Thl. II, Tit. 14, § 117, die Domänen ausdrücklich für Staatseigenthum erklärt. Nur insofern ist der ursprünglichen Natur des Domanialvermögens auch hier Rechnung getragen, als der Betrag von 2,500,000 Thlr. aus den Domäneneinkünften zur Krondotation entnommen wird. Ebenso ist in Bayern und Sachsen das Kammergut für Staatseigenthum erklärt worden, während die würtembergische Verfassungsurkunde zwischen dem königlichen Kammergut, als einem von dem Königreich unzertrennlichen Staatsgut, und dem Hofdomänenkammergut, als dem Privateigenthum der königlichen Familie, unterscheidet. Die badische Verfassung dagegen hält daran fest, daß die Domänen unbestreitbares Patrimonialeigenthum des Regenten und seiner Familie seien, läßt aber den Ertrag nach Abzug der Civilliste für Staatskosten verwendet werden. Die großherzoglich hessische Verfassungsurkunde vom 17. Dec. 1820 gibt ⅓ der sämmtlichen Domänen an den Staat, die übrigen ⅔ aber als Familieneigenthum an das großherzogliche Haus. In Weimar sind die Domänen für Eigenthum des Landesherrn erklärt und bilden eine untrennbare Pertinenz der Landeshoheit. In Sachsen-Altenburg sind die Domänen durch Vertrag vom 29. März 1849 vom Herzog an den Staat abgetreten, dagegen 1854 wieder als Eigenthum des herzoglichen Hauses anerkannt worden. In Sachsen-Koburg ist durch neuere Uebereinkunft zwischen Regierung und Ständen der Ertrag (nicht das Eigenthum, welches dem herzoglichen Haus zusteht) der Kammergüter zwischen dem Herzog und dem Land getheilt worden. In Sachsen-Meiningen ist nach langem Streit durch Gesetz vom 20. Juli 1871 das Domänenvermögen dazu bestimmt worden, den herzoglichen Hof- und Haushalt zu erhalten und theilweise zur Deckung der Staatsbedürfnisse verwendet zu werden. Dabei sind einzelne Domänengüter bereits als Eigenthum des Staats, resp. des herzoglichen Hauses anerkannt, und für den Fall, daß die regierende Familie aufhören sollte, die Regierung des Herzogthums fortzuführen, ist festgesetzt worden, daß ⅗ des Domänenvermögens dem herzoglichen Haus und ⅖ dem Staat als Landeseigenthum zufallen sollen. In England, Dänemark, Schweden wurden die Domänen schon frühzeitig als Staatsgut anerkannt, ebenso in Frankreich, in den Niederlanden 2c.

Schließlich noch einige Worte über die politischen Vortheile und Nachtheile des Domänenbesitzes und über die beste Art der Domänenverwaltung. Man hat nämlich einmal wiederholt die Ansicht aufgestellt, daß die Nationalwirtschaft unmöglich durch einen Staatsbesitz gefördert werde, dessen Ertrag doch stets unter dem bleiben werde, welchen der Privateigenthümer daraus erzielen würde, und daß demnach ein Zerschlagen der Domänen in mäßige Stücke Privateigenthums durch den leicht auf das Doppelte und Vierfache steigenden Gewinn und das dadurch in gleicher Weise vermehrte Nationaleinkommen nothwendig auch das Staatseinkommen erhöhen müsse durch die gleichmäßig sich vermehrenden Steuern, abgesehen von den aus dem Verkaufspreis der Domänen zu gewinnenden Summen. Gegen diese Ansicht erhoben sich viele Stimmen, welche zunächst den Satz aufstellten, daß Glück und Wohlfahrt eines Staats durchaus nicht bloß nach dem Maß des in seinem Schoß befindlichen, nach pekuniärem Werth anzuschlagenden Besitzthums (insbesondere nach der Größe des in ihm vorhandenen Steuerkapitals) und nach der Menge der alljährlichen Produktion zu schätzen sei. Die Wohlfahrt der einzelnen

Glieder kann in einem Staate, der keine Domänen hat, und wo demnach der Einzelne sämmtliche Staatsausgaben mit bestreiten muß, weniger gefördert werden als in demjenigen Staat, in welchem die Domänen schon einen großen Theil der Staatsbedürfnisse decken und der Einzelne mit einer geringen Beisteuer belastet wird. Noch wichtiger ist aber ein anderer Vortheil des Domänenbesitzes: die Erhöhung und Aufrechthaltung des Staatskredits. In außerordentlichen Lagen sind Domänen ein sicheres Unterpfand für etwaige nothgedrungene augenblickliche Anlehen; sie sind der Nothpfennig des Staats und dazu kein todter Schatz, sondern ein stets fruchtbringender. Zudem können gewisse Domänentheile, wie Waldungen, Bergwerke rc., schon aus staatspolizeilichen und nationalökonomischen Rücksichten nicht vom Staatsgut getrennt werden. Nur wenn ein Staat zu viele Domänen oder solche hat, die nach Lage, Beschaffenheit rc. ihm mehr hinderlich als förderlich sind, oder wo dergleichen mit Abschaffung von alten Feudallasten in Konflikt kommen, ist Veräußerung der Domänen zulässig. Aber auch diejenigen Vortheile, welche eine stückweise Veräußerung der Domänen gewähren würde, sind für den Domänenbesitz durch eine zweckmäßige Art der Verwaltung zu gewinnen. In dieser Hinsicht ist das System der Verpachtung dem der Selbstverwaltung in den meisten Fällen vorzuziehen; doch kann dasselbe auch nicht auf alle Domänen bezogen werden, denn Waldungen, Bergwerke u. dgl. werden aus staatspolizeilichen und nationalökonomischen Gründen in manchen, ja den meisten Staaten der Selbstverwaltung unterworfen bleiben müssen. Die Verfügung über die Substanz, namentlich über die Veräußerung der Domänen ist, wie bemerkt, meist an die Genehmigung der Landesvertretung geknüpft; selbst in den Staaten, wo die Domänen als Familienfideikommiß behandelt werden, haben die Stände das Recht, Veräußerungen oder Verpfändungen derselben entgegenzutreten. Im allgemeinen werden sie in den Verfassungen als unveräußerlich charakterisirt; doch werden zum Zweck der Entlastung von Schulden und Hebung des Kredits oder zur Verstärkung der Einnahmen durch einen höhern Erlös und Schaffung neuer Steuerkräfte oder zur Hebung der Industrie und bessern Bewirtschaftung des Grundes und Bodens vielfach Veräußerungen statuirt, so daß auch die Domänen mehr und mehr in Privateigenthum verwandelt werden und in den Verkehr übergehen.

Eine vollständige Literatur über diesen Gegenstand gibt Zachariä, Deutsches Staats- und Bundesrecht, Bd. 2, S. 410 ff. (3. Aufl., Götting. 1867). Vgl. auch Zöpfl, Grundsätze des gemeinen deutschen Staatsrechts, Bd. 2, S. 680 ff. (5. Aufl., Leipz. 1863); v. Rönne, Staatsrecht der preuß. Monarchie, Bd. 2, Abth. 2, S. 587 ff. (3. Aufl., das. 1872).

Domanek (Domanöck), Anton Matthias Joseph, Bildhauer, geb. 21. April 1713 zu Wien, war Schüler Raphael Donners und, an der Akademie der bildenden Künste zu Wien, van Schuppens. Seit 1754 hatte er Gelegenheit, sich durch Reisen in Deutschland und den östlichen Nachbarländern auszubilden. Er ging in Donners Richtung noch einen Schritt weiter und lehnte sich strenger an die Antike an. Seine Werke sind Gefäße, Medaillen, kunstgewerbliche Gegenstände (z. B. ein Tisch mit künstlicher Metalldekoration für Erzherzog Albrecht), aber auch Bildhauerwerke höherer Gattung (Relief von Metall: Amor, Venus und Vulkan, in der Akademie in Wien). D. starb 1779 in Wien als Leiter der Graveur- und Medailleurklasse an der Akademie sowie der Kommercialzeichnungsschule.

Domanium, s. Domäne.

Dombasle (spr. dongbahl), Christoph Joseph Alexandre Matthieu de, französischer Agronom, geb. 1777 zu Nancy, widmete sich der Landwirtschaft und Chemie und führte wesentliche Verbesserungen, namentlich in Bezug auf die Fruchtwechselwirtschaft, ein. In Verbindung mit Bertier, dem Besitzer des Guts Roville, gründete er daselbst eine Musterwirtschaft, deren glücklicher Fortgang ihm den Namen eines zweiten Thaer erwarb. Namentlich war er bestrebt, die Merinoschafzucht und bessere Maschinen und Geräthe in Frankreich einzuführen. D. starb zu Nancy 27. Dec. 1843. Er schrieb unter anderem: »Description des nouveaux instruments d'agriculture« (Par. 1821—22); eine Uebersetzung der Thaerschen gleichnamigen Schrift »Calendrier du bon cultivateur« (das. 1821, 10. Aufl. 1860); »Économie politique et agricole« (das. 1861); »La richesse du cultivateur« (Brüss. 1863); »Traité d'agriculture« (Par. 1861—64, 4 Bde.); »Annales agricoles de Roville« (das. 1824—32, neue Aufl. 1861, 9 Bde.). Vgl. Bécus, Mathieu de D., sa vie et ses œuvres (Nancy 1874).

Dombes (spr. dongb), Landschaft und ehemaliges Fürstenthum im östlichen Frankreich, in der Bourgogne, bildet mit der Grafschaft Bresse ein Plateau von 130 Kilom. Länge. Während aber letztere ein fruchtbarer und gesunder Landstrich ist, bewohnt von kräftigen und arbeitsamen Menschen, ist D. kalt, feucht und neblig, voll ungesunder Teiche und mit einer schwachen Bevölkerung. Die Hauptstadt der Landschaft, die erst 1762 mit der französischen Krone vereinigt wurde und gegenwärtig einen Theil des Departements Ain ausmacht, ist Trévoux.

Dombrowski, 1) Jan Henryk, berühmter polnischer General, geb. 29. Aug. 1755 zu Pierszowice in der Krakauer Woiwodschaft, machte 1792 unter dem Fürsten Poniatowski den Feldzug gegen Rußland mit, ward 1793 Vicebrigadier in Byszewski's Generalstab und unternahm während der Insurrektion unter Kosciuszko 1794 die Unterstützung des Aufstandes im Posen'schen. Zum Generalmajor ernannt, befehligte er den linken Flügel der Schlachtlinie bei Warschau und vertheidigte diese Stadt erfolgreich, worauf er zum Generalleutnant befördert wurde. Behufs Errichtung einer polnischen Legion vom französischen Direktorium zu Bonaparte nach Italien gesandt, bildete er zu Mailand rasch eine polnische Legion, die unter seiner Führung an allen Waffenthaten der französischen Heere in Italien theilnahm und 3. Mai 1798 siegreich in Rom einzog. Glänzende Beweise seiner Tapferkeit gab D. in dem Feldzug von 1799—1800 unter Gouvion St. Cyr und Masséna. Nach der Schlacht bei Marengo bildete er mit Hülfe des Generals Wielhorski zwei neue polnische Legionen und erstürmte 13. Jan. 1801 den wichtigen Posten von Casabianca bei Peschiera. Nach dem Frieden von Amiens trat er als Divisionsgeneral in die Dienste der Cisalpinischen Republik und später in die des Königs von Neapel. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena die Absicht zeigte, das Königreich Polen wieder herzustellen, erließen D. und Wybicki unterm 1. Nov. 1806 einen Aufruf an ihre Landsleute, und bald darauf zog D. an der Spitze zweier polnischen Divisionen in Warschau ein. Im Verein mit den sächsischen und badischen Truppen belagerte

er hierauf Danzig und nahm Antheil an den Gefechten bei Graudenz und bei Dirschau sowie an der Schlacht bei Friedland. In den Jahren 1807 und 1808 hielt er mit seinen Truppen Posen besetzt, drängte im Mai 1809 die Oesterreicher von Bromberg bis nach Galizien zurück und schützte Bromberg und Krakau sowie die Brücke von Thorn gegen die feindlichen Kavallerieangriffe. Im Jahr 1812 befehligte er eine Division des 5. Armeekorps. Auf dem Rückzug trug D. an der Spitze seiner Division und des fast gänzlich aufgelösten Poniatowski'schen Korps wesentlich zur Förderung des Uebergangs über die Beresina bei, wobei ihm eine Hand zerschmettert wurde. Im Jahr 1813 zeichnete er sich besonders in den Treffen bei Teltow, Großbeeren und Jüterbogk aus. In der Schlacht bei Leipzig behauptete er bis zum letzten Augenblick des Rückzugs die wichtige Stellung, an die sich der linke Flügel der französischen Armee anlehnte, und vertheidigte die Halle'sche Vorstadt. Nach Poniatowski's Tode führte er die Ueberreste der polnischen Armee über den Rhein und ward nach Napoleons Abdankung von Alexander zum General der Kavallerie und zum Senator-Woiwoden der polnischen Landstände ernannt. Doch zog er sich schon 1816 auf sein Landgut Wina-Gora im Großherzogthum Posen zurück. Hier schrieb er eine »Histoire des légions polonaises en Italie« (herausgeg. von Chodzko, 2. Aufl., Par. 1829, 2 Bde.). Er starb 6. Juni 1818.

2) Ladislaus, Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Kommune von Paris nach der Verhaftung Rossels, war ein geborner Pole von vornehmer Familie, diente anfänglich als Officier in der russischen Armee, verließ seine Stellung jedoch, um sich Garibaldi bei dessen revolutionärem Zuge gegen die Bourbons in Italien anzuschließen. Später betheiligte er sich in hervorragender Weise an dem Aufstand Polens gegen Rußland 1863 und begab sich nach Unterdrückung desselben nach Paris, wo eine große Menge polnischer Flüchtlinge eine geschlossene Partei bildeten, die im deutsch-französischen Krieg 1870 von den Franzosen zur Bildung einer Legion verwendet wurde. Bei der Belagerung von Paris ward D. mit eingeschlossen, während der größere Theil seiner Landsleute unter Garibaldi focht. Er schloß sich der socialistischen Bewegung an, erhielt ein Kommando unter Cluseret, zeichnete sich Mitte April in den Kämpfen um Asnières und Neuilly aus und erhielt den Oberbefehl über die ganze Westfront von Paris. Als Oberbefehlshaber der Nationalgarde faßte er 21. Mai den Entschluß, die Ringmauer zu verlassen und einige hundert Schritte rückwärts den hohen Eisenbahnviadukt der Gürteleisenbahn zu besetzen. Während seine Truppen sich nicht sehr beeilten, auf dieser trefflichen Vertheidigungslinie sich festzusetzen, drangen Versailler Truppen unter General Douay, von einem Manne, Namens Jules Ducatel, geführt, in die Stadt ein. Während der Erstürmung von Paris wurde D. 23. Mai 1871 bei der Barrikade auf der Place Pigalle tödtlich verwundet und starb am nächsten Morgen im Spital.

Domburg, Dorf in der niederländ. Provinz Seeland, Insel Walcheren, mit einem Seebad, Alterthümern und einem hohen Thurm.

Domen, altfriesische Rechtssatzungen, vgl. Doom.

Domène, Lac (spr. -mähn, Schwarzsee), Alpensee im schweizer. Kanton Freiburg, 1056 Meter ü. M., das Quellbassin der Warmen Sense (s. Sense). Das Schwarzseebad benutzt eine gipshaltige Schwefelquelle. Zwar wurde das 1783 errichtete Badhaus 1811 durch einen Erdsturz verschüttet, aber im folgenden Jahr erneuert, und seither sind die Einrichtungen wesentlich verbessert worden. Analysen des Wassers liegen vor von Lüthy, Schwarzenbach und Fellenberg.

Domenichino (spr. -kino), Maler, s. Zampieri.

Domesnäs (Domsneß, lettisch Kolguragas), Vorgebirge in der Ostsee, am Meerbusen von Riga, die nördlichste Spitze Kurlands bildend, fällt in einer mäßigen Höhe, aber steil in das Meer ab und hat ein schmales Riff vorgelagert, welches sich fast bis an die Insel Oesel erstreckt. Auf diesem Vorgebirge werden zur Sicherung der Schiffahrt zwei feste und ein schwimmendes Leuchtfeuer unterhalten.

Domestici, »Haustruppen« der römischen Kaiser, Leibwache des Regenten; ihr Anführer hieß Comes domesticorum; Justinian vermehrte sie von 3500 Mann auf 5000. Im Mittelalter war D. s. v. w. Leudes.

Domesticiren (neulat.), zum Hausthier machen, zähmen; Domestikation, Verwandlung eines wilden Thiers in ein Hausthier, Zähmung; Domesticität, Hausgenossenschaft.

Domestics, dichte, glatte Baumwollstoffe, die roh, gebleicht und appretirt in den Handel kommen, zuerst in Nordamerika, jetzt aber auch in England und Deutschland fabricirt werden und als Leinwandsurrogat schnell beliebt geworden sind. Man benutzt sie besonders als Hemdenstoff.

Domesticus (lat.), auf das Haus, die Familie bezüglich, dazu gehörig; heimisch, inländisch; Animalia domestica, Hausthiere; Furtum domesticum, Hausdiebstahl; Jura domestica, einheimische Rechte, Landesgewohnheiten; Persona domestica, Hausgenosse.

Domestik (franz. domestique), männlicher oder weiblicher Dienstbote; domestikal, auf die inneren, heimischen Angelegenheiten bezüglich.

Domeykit, s. v. w. Arsenkupfer.

Domfreiheit, in den Städten, wo Domstifter sind, der zunächst der Domkirche gelegene Raum, welcher in früheren Zeiten unter der polizeilichen Aufsicht und Jurisdiktion des Domstifts stand.

Domfron (Domfront, spr. dongfróng, lat. Domfrontium), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Orne, auf einem Felsen, welcher eine 80 Meter tiefe Spalte hat, in der die Varenne fließt, ist schlecht gebaut, hat ein Collége, eine Bibliothek, Granitbrüche, Leinweberei und (1872) 4495 Einw. Auf der Spitze des Felsens, über der alten Kirche Notre Dame sur l'Eau, stehen die Ruinen des ehemals sehr festen Schlosses Talvas (1011 erbaut).

Domicella (mittellat.), Herrin, Dame; Stiftsfräulein; Domicellär, junger Stiftsherr, der noch nicht Sitz und Stimme im Kapitel hat.

Domicil (lat., Wohnort), im allgemeinen der Ort, wo sich jemand bleibend aufhält. In der Jurisprudenz unterscheidet man ein Domicilium voluntarium, d. i. freiwilliges D., von dem D. necessarium, d. i. nothwendigen D., welches letztere bei den durch ihre amtliche Stellung oder sonstige Dienstverhältnisse an einen bestimmten Ort gewiesenen Personen sowie bei Ehefrauen, welche das D. ihres Mannes theilen, stattfindet (vgl. Heimat). Im Handelswesen ist D. der Ort (die Adresse), wo ein Wechsel bezahlt werden soll; domiciliren heißt daher einen Wechsel auf einen andern Zahlungsort (gewöhnlich ein Wechselplatz) als den Wohnort des Bezogenen zahlbar stellen, um ihn cirkulationsfähig zu machen (Domicilwechsel). Der Bezogene eines domicilirten Wechsels heißt Domiciliant; der, dem der Wechsel behufs Zahlungs-

erhebung zu präsentiren ist, Domiciliät. Wird Zahlung nicht geleistet, so ist der Wechsel in jedem Fall zu protestiren. Von den Banken werden nur bereits mit Accept versehene Domicilwechsel diskontirt (s. Wechsel).

Domina (lat.), s. Dominus.

Dominante (lat. Chorda dominans, »herrschender Ton«, von den älteren Tonlehrern auch Quinta toni genannt), die fünfte Stufe (Quinte) in der Leiter einer Tonart, insofern derselbe als Grundton, Grundbaß eines Akkords betrachtet wird. Ihren Namen führt die D. daher, weil dieser fünfte Ton mit seinen Akkorden nächst der Tonica (dem Grundton einer Tonart) vor allen anderen Tönen und ihren Akkorden in derselben Tonart der bei weitem vorherrschendste ist. Dominantakkord ist daher im allgemeinen jeder Dreiklang, Septimen- oder Nonenakkord, der auf die D., also die fünfte Stufe einer Tonart, basirt ist; im besondern aber wird der Septimenakkord auf der D., mit großer Terz, großer Quinte und kleiner Septime, Dominantakkord genannt, als derjenige Akkord, welcher die betreffende Tonart am deutlichsten anzeigt (vgl. Akkord). Die Dominanten der Tonarten, in welche im Verlauf eines Tonstücks ausgewichen worden ist, werden Nebendominanten genannt, während die D. der Haupttonart den Namen tonische D. führt. Unter- oder Subdominante heißt die Quinte, welche vom Grundton einer Tonart abwärts gezählt wird, während die eigentliche D. (Oberdominante) vom Grundton aufwärts gerechnet wird. Es ist also z. B. von c aus aufwärts der Ton g die eigentliche oder Oberdominante und abwärts der Ton f die Unterdominante.

Domingo, Stadt, s. San Domingo.

Dominguez (spr. -gehs), Lopez, span. General, gehörte zu der unionistischen Partei, welche unter den Führern Serrano, Topete und Prim im September 1868 den Thron der Königin Isabella stürzte. Bei dem föderalistisch-kommunistischen Aufstande, der sich im Sommer 1873 gegen die republikanische Regierung erhob und seinen Hauptsitz in Cartagena hatte, trat D.' Name in den Vordergrund. Nachdem die Generäle Campos und Ceballos seit September nach einander vergebens versucht hatten, die wohlausgerüstete Seefestung Cartagena zur Uebergabe zu bringen, übernahm D. 11. Dec. 1873 den Oberbefehl über die Belagerungsarmee, sorgte für Herbeischaffung größerer Belagerungsgeschütze und betrieb die Beschießung aufs energischste, so daß die Revolutionsjunta unter General Contreras schon 29. Dec. sich an Bord ihres Panzerschiffs Numancia flüchtete. Ein anderes ihrer Schiffe, der Tetuan, wurde 31. Dec. durch eine Granate der Belagerer in die Luft gesprengt. Nach Einnahme des Forts Atalaya 11. Jan. 1874 ergab sich die Stadt 12. Jan. (s. Cartagena). Die Regierung ernannte D. zur Belohnung für diese Erfolge zum Generalleutnant. Mit einem Theil seiner Armee zog er nach Norden und hatte in den folgenden Monaten unter Serrano und Concha gegen die Karlisten in den baskischen Provinzen zu kämpfen.

Dominica (lat., dominicus dies), Tag des Herrn, s. v. w. Sonntag, weil Christus an einem solchen auferstand. D. aurea (benedicta, duplex), der Sonntag Trinitatis; D. competentium, der Palmsonntag, weil an ihm den Katechumenen das Glaubensbekenntnis übergeben wurde; D. in albis (post albas), der weiße Sonntag, der erste Sonntag nach Ostern, weil in der alten Kirche die zu Ostern Getauften an ihm zum letztenmal im weißen Gewand erschienen; D. olivarum s. palmarum, der Palmsonntag; D. passionis, Sonntag Judica; D. sancta, Ostersonntag.

Dominica (franz. Dominique), eine den Briten gehörige Insel der Kleinen Antillen, zwischen den beiden französischen Inseln Martinique und Guadeloupe, unter 15° 25′ nördl. Br. gelegen, ist 751 QKilom. (13,7 QM.) groß und steigt in den Trois Pitons bis zu 1900, in den Mounts Diablotins zu 1620 Meter Meereshöhe an. Das Gebirge ist vulkanischer Natur, von tiefen Schluchten durchzogen und fast bis auf die Gipfel bewaldet. Heiße Schwefelquellen kommen an mehreren Orten vor, doch wird der Schwefel nicht ausgebeutet, und Gleiches gilt von Gold, Silber und anderen Mineralschätzen. Die Westküste ist theilweise flach und von zahlreichen Buchten eingeschnitten; die Südküste ist steil, ebenso die Ost- und Westküsten, welche durch Korallenriffe unzugänglich gemacht werden. Das Klima an der Küste ist schwül (Jahrestemperatur von Roseau 25,3° R.), in den Bergen dagegen kühl. Regen fällt fast in jedem Monat (jährlich 2113 Millim.). Die Vegetation ist ungemein üppig; Gummibäume, Kohlpalmen und andere Nutzhölzer bilden dichte Waldungen. Der Fischfang ist ergiebig. Man baut namentlich Zucker, Kakao, Kaffee und Baumwolle. Die Kaffeekultur ist indeß seit 1832 infolge der von einem Insekt angerichteten Verwüstungen wesentlich zurückgegangen. Im Jahr 1861 wurden ausgeführt 7,594,125 Pfd. Zucker, 67,961 Gallonen Rum und 113,460 Pfd. Kakao; 1872 für 1,031,160 Mark Zucker. Der Werth der Gesammtausfuhr betrug 1861: 1,708,680 Mark und 1871: 1,613,300 Mark, derjenige der Einfuhr in den gleichen Jahren 1,115,100 und 1,377,680 Mark. Sämmtliche Handelsartikel, mit Ausnahme von Maschinen und Büchern, zahlen einen Eingangszoll von etwa 10 Proc. ad valorem, und von den Hauptgegenständen der Ausfuhr wird ein Ausgangszoll erhoben. Die Zahl der Einwohner betrug 1811: 26,036, 1861: 25,666 und 1871: 27,178 Seelen, worunter 24,012 römische Katholiken. Für Schulbildung sorgen jetzt zahlreiche Schulen. D. gehört zu der 1872 gebildeten Konföderation der Leewardinseln (s. d.). Die Einkünfte betrugen 1871: 362,740 Mark, die Ausgaben 359,760 Mark, die Kolonialschuld 112,440 Mark. Die wichtigsten Orte sind die Hauptstadt Roseau oder Charlottetown an der Südwestküste, mit befestigtem Hafen und 4697 Einw., und Portsmouth im NW. D. ward von Columbus 3. Nov. 1493, einem Sonntag, entdeckt und nach dem Tag des Herrn benannt. In der Folge war der Besitz der Insel lange Zeit zwischen England und Frankreich streitig. Die Franzosen besetzten sie im 17. Jahrh. und behaupteten sich in ihrem Besitz bis 1759, wo die Engländer sie eroberten, welche auch der Friede von Fontainebleau 1762 als Herren der Insel anerkannte. Im nordamerikanischen Freiheitskrieg eroberten sie 1778 die Franzosen von neuem, mußten sie aber 1783 den Engländern zurückgeben, denen sie nochmals im Frieden von 1814 zugesichert ward. S. Karte »Antillen«.

Dominica, Annia, Gemahlin des Kaisers Valens, den sie als eifrige Arianerin zur Verfolgung der Orthodoxen reizte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Adrianopel (378), in welcher Valens fiel, vertheidigte sie Konstantinopel gegen die andringenden Gothen und bewog diese zum Rückzug.

Dominicale (lat., n.), Abendmahlstuch, welches den Kommunicirenden von besonders dazu bestellten Ministranten beim Genuß des Sakraments

vorgehalten wird, jetzt meist nicht mehr in Gebrauch; Abschnitt aus der Heiligen Schrift, der am Sonntag in der Kirche zu verlesen ist.

Dominicales lectiones (lat., Dominikalien), die Abschnitte der Heiligen Schrift, die an Sonntagen in der Kirche verlesen werden.

Dominicum (lat.), das Kirchenvermögen, der Schatz der Kirche; auch die Kirche selbst; dann die Abendmahlsfeier oder Messe.

Dominicus, gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, beigenannt de Guzman, der Stifter des Dominikanerordens, geb. 1170 zu Calaruego in Altkastilien, ward 1199 als Chorherr nach Osma berufen. Auf einer Reise mit seinem Bischof nach Frankreich lernten beide die Albigenser kennen und beschlossen die Bekehrung derselben, wozu ihnen Papst Innocenz III. die Erlaubnis ertheilte. Nach dem Tode des Bischofs setzte D. sein Werk allein fort, unter großen Gefahren, aber nicht selten mit gutem Erfolg; denn mehr als Feuer und Schwert der päpstlichen Legaten wirkte D.' den Ketzern selbst abgelernte Methode der milden Belehrung. Seine 16 Gehülfen verband er 1215 zu einem Predigerorden (s. Dominikaner) und lebte seit 1218 meist in Rom und Bologna, wo er wie zu Metz und Venedig Klöster anlegte. Er starb zu Bologna 6. Aug. 1221 und ward 1233 heilig gesprochen. Die Legende schmückte sein Leben mit einer Menge von Wundern aus. Vgl. Lacordaire, Leben des heil. D. (a. d. Franz., Landsh. 1840).

Dominikalsteuer, s. Steuern.

Dominikaner, ein 1215 von Dominicus de Guzman (s. d.) gestifteter und 22. Dec. 1216 vom Papst Honorius III. bestätigter Mönchsorden. Die Fehden gegen die Albigenser gaben jenem frommen Chorherrn Anlaß, einen Orden zur Bekehrung der Ketzer zu gründen, welchem er die Regeln Augustins und namentlich der Prämonstratenser auferlegte. Die Bekehrungsversuche der einzelnen Mitglieder desselben durch das ganze katholische Europa hatten bald eine allgemeine Verbreitung dieses Ordens zur Folge; so entstanden z. B. die Klöster in Paris (hier, weil ihr erstes Kloster in der Jakobsstraße entstand, Jacobins genannt), zu Metz, Venedig, Bologna und Rom, wo der Ordensgeneral residirte. Auf dem ersten 1220 zu Bologna versammelten Generalkapitel, wo der Orden vom Papste den Titel Fratres Praedicatores (Predigermönche) erhielt, wurde zu den früheren Artikeln noch das freilich nicht lange gehaltene Gebot hinzugefügt, daß der Orden nie Grundeigenthum und fixe Einkünfte besitzen, sondern lediglich von Almosen leben, also ein Bettelorden sein sollte, wie der dabei als Muster vorschwebende Orden der Franciskaner. Im Gegensatze zu diesem sahen es übrigens die D. stets vorzugsweise auf die Lehre, ihre Vertheidigung durch Wissenschaft, Censur und Inquisition ab. Besonders die letztere Einrichtung, deren Handhabung ihnen 1232 Gregor IX. übertrug, wurde in ihren Händen zu einer Waffe, welche die D. nicht allein über den ganzen Klerus, dem auch sie angehörten, erhob, sondern sogar weltliche Fürsten, ja ganz Europa jahrhundertelang in Furcht setzte. Ausgerüstet mit ungemeiner Macht (sie standen lediglich und unmittelbar unter dem Papst), ermuthigt durch die Hülfe der weltlichen Fürsten, durch die Gunst des durch Predigten und Ablässe gewonnenen Volks und durch das Ansehen, welches ihre theologischen Schulhäupter (schon seit 1228 auf der Universität Paris) sich in den wissenschaftlichen Kreisen erwarben, breiteten sie ihre Herrschaft über Italien, Deutschland, Polen, Frankreich, Spanien, Portugal, später sogar über Ostindien und Amerika aus, überall als treue und bissige »Hunde des Herrn« (domini canes) gefürchtet und respektirt. In Spanien allein besaß der Orden unter einem Generalinquisitor 15 Provinzialinquisitoren und 20,000 Familiaren des heil. Officiums. Nachdem sie 1425 die Erlaubnis erhalten hatten, Schenkungen anzunehmen, gaben sie das Betteln auf und beschäftigten sich, im Genuß reicher Pfründen, mit der theologischen Wissenschaft und mit Politik. Aus der großen Zahl namhafter Männer, die den Dominikanern angehörten, nennen wir Thomas von Aquino, Albert d. Gr., Meister Ekkard, Raimund de Pennaforte, Johann Tauler, Heinrich Suso, Savonarola, Las Casas, Vincenz Ferrier, Vincenz von Beauvais. In seiner glänzendsten Periode zählte der Orden über 150,000 Mitglieder in 45 Provinzen, darunter 11 außer Europa, und in 12 Kongregationen unter eigenen Generalvikaren. Ihre Rivalen waren seit Entstehung des Ordens die Franciskaner, und die heftigen Streitigkeiten zwischen beiden Orden setzten sich in den Kämpfen zwischen Thomisten und Skotisten bis auf spätere Zeiten fort. Durch die Jesuiten wurden D. wie Franciskaner nach und nach aus den Schulen und von den Höfen verdrängt und beschränkten sich nun wieder auf ihren ursprünglichen Beruf. Die Einbuße, welche die D. in Europa durch die Reformation erlitten, wurde durch die Thätigkeit ihrer Missionen in Amerika und Ostindien reichlich ersetzt. Im 18. Jahrh. zählte der Orden noch über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster. Aber besonders seit der französischen Revolution ging es rasch abwärts mit dem Orden, und der Fall der Inquisition brach auch seine Macht. Sogar in Ostindien und Südamerika nimmt er jetzt ab, höchstens in Nordamerika zu. Wie die aller Bettelorden, so ist auch die Verfassung des Dominikanerordens streng monarchisch. Alle Kongregationen und Provinzen stehen unter einem Generalvikar, dessen Residenz Rom ist; die Klosteroberen heißen Prioren. Jetzt blüht der Orden besonders noch in Oesterreich, Frankreich, in der Schweiz und in Amerika. Die 1220 zu Bologna bestimmte Ordenskleidung der D. besteht in einem weißen Rock und Skapulier, woran das Käppchen befestigt ist, und einem schwarzen Mantel mit spitzer Kapuze. Die Tertiarier der D., welche zur Zeit der Inquisition ihre Befehle exekutirten, bildeten seit 1234 den dritten Orden der D. unter dem Namen des Ordens der Buße des heil. Dominicus. Sie legten kein Gelübde ab, blieben auch in ihren häuslichen Verhältnissen. Nur die schon 1206 von Dominicus gestifteten und seit 1218 weiter ausgebreiteten Dominikanerinnen tragen weiße Kleidung mit schwarzem Mantel und Schleier und folgen der Regel des Ordens, sind aber zur Arbeitsamkeit verpflichtet. Sie zählen jetzt nur noch wenige Klöster in Italien, Frankreich, Belgien, Ungarn, Bayern, wo sie sich dem Unterricht und der Erziehung junger Mädchen widmen, und Amerika. Vgl. Caro, St. Dominique et les Dominicains (Par. 1853).

Dominikanerfink, s. Kardinal.

Dominikanerinnen, s. Dominikaner.

Dominikāt, Herrenhof.

Dominion of Canada, s. Kanada.

Dominique (spr. -nihk), Insel, s. Dominica.

Dominium (lat.), Herrschaft, dann insbesondere s. v. w. Rittergut; Herrschaftsgebiet, Besitzthum, Eigenthum; **D. analogicum**, beschränktes Eigenthumsrecht; **D. directum**, grundherrliches Obereigenthum; **D. eminens**, landesherrliches Staatseigenthum; **D. fundatum**

in gratia, Eigenthumsrecht von Gottes Gnaden; D. liberum, plenum, unbeschränktes Eigenthum; D. restrictum, eingeschränktes Eigenthum; D. superius, Obereigenthum an Grund und Boden; D. temporale, die weltliche Herrschaft des Papstes; D. utile, Eigenthum, wovon man die Nutznießung hat.

Domino (span. u. ital., m.), sonst Wintermantel der Geistlichen, der nur bis über die Brust herabreichte; jetzt Maskentracht für Herren und Damen, in einem langen Mantel mit weiten Aermeln und einer Kapuze bestehend; auch s. v. w. Maske im D. und der Gewinner beim Dominospiel (s. d.).

Dominospiel, Spiel, das mit länglichen, platten Steinen von Serpentin, Elfenbein oder Knochen (Dominosteinen) gespielt wird, von denen jeder zwei durch Augen, wie auf Würfeln, bezeichnete Zahlen von 0—6 hat, so daß jede Zahl einmal doppelt und einmal mit einer andern Zahl vorkommt. So gibt es in einem vollen Spiel 7 × 7, d. i. 49 Steine. Läßt man die Nullen weg, so braucht man bloß 6 × 6, d. i. 36 Steine; auch hat man kleinere Spiele von 21 Steinen. Es können zwei oder mehrere Personen spielen. Das Spiel beginnt mit Umlegen sämmtlicher Steine zu einem durcheinander gemischten Haufen, aus welchem jeder Mitspielende eine bestimmte Anzahl (gewöhnlich 6) herausnimmt. Der Rest bleibt zum sogen. Kaufen liegen. Einer (meist derjenige, welcher den höchsten »Pasch« hat) setzt nun einen Stein aus, der Folgende setzt einen Stein daran und zwar so, daß nur Felder mit gleicher Augenzahl aneinander kommen. Hat er keinen entsprechenden Stein, so muß er kaufen, oder er wird, wenn nichts mehr zu kaufen ist, übersprungen, und es setzt der Nachfolgende. So wird fortgefahren, bis einer der Spieler alle Steine angebracht hat. Dieser ist Domino und hat das Spiel gewonnen. Die übrigen bezahlen ihm für jeden Stein, den sie noch haben, oder auch für jedes Auge einen bestimmten Preis und können, nach Verabredung, auch das Spiel fortsetzen, so daß ein Zweiter und Dritter Domino wird und nur der, welcher noch ganz zuletzt Steine behält, an alle verliert. In der Regel spielt man von der Linken zur Rechten. Das D. ist von Italien ausgegangen, wird aber jetzt am meisten in Frankreich und Belgien gespielt.

Domĭnus (lat.), Herr, Gebieter, Hausherr; Ehrenname heidnischer Gottheiten, in der christlichen Zeit Gottes und Jesu, bei den alten Römern des Hausherrn (d. major) und des ältesten Sohns (d. minor) desselben; d. directus, Erbgrundherr; d. feudi, Lehnsherr; d. hereditarius, Erbherr; d. jurisdictionis, Gerichtsherr; d. proprietatis, Eigenthumsherr; d. secundarius, Afterlehnsherr; d. usufructuarius oder utilis, Nießbrauchherr, Nutznießer. Domina, Herrin, Gebieterin; Stiftsvorsteherin, Aebtissin.

Domĭnus ac Redemptor noster (lat.), »Unser Herr und Erlöser«, päpstliche Bulle (s. d.).

Domĭnus vobiscum (lat., »der Herr sei mit euch«), in der katholischen Kirche Gruß des Priesters an das Volk (salutatio ecclesiastica) beim Beginn des Altardienstes, worauf die Gemeinde antwortet: et cum spiritu tuo (und mit deinem Geiste). Die Formeln sind aus Ruth 2, 4 und 2. Tim. 4, 22 genommen und verdeutscht auch in den protestantischen Gottesdienst übergegangen.

Domitiāna quaestio (lat., domitianische Frage), eine lächerliche, einfältige Frage, benannt nach dem römischen Rechtsgelehrten Domitius Labeo, der dem Juventius Celsus in einer Zeugenfrage eine solche Frage vorgelegt hatte.

Domitiānus, Titus Flavius, röm. Kaiser, 81—96 n. Chr., Sohn des Vespasianus, Bruder und Nachfolger des Titus, geb. 51 n. Chr., ward, nachdem sein Vater zum Kaiser erhoben und dessen Gegner Vitellius besiegt und getödtet worden war, erst zum Prätor, dann zum Cäsar ernannt und erhielt von seinem Bruder Titus sogar die Mitregentschaft übertragen; er benutzte indeß diese hohe Stellung nur, um seinen Ausschweifungen zu fröhnen. Nach dem frühen Tod seines Bruders (es wird ihm mehrfach Schuld gegeben, denselben herbeigeführt oder doch beschleunigt zu haben) im Lager der Prätorianer zum Kaiser ausgerufen, bezeichnete er seine Regierung anfangs (etwa bis zum Jahr 84) durch mehrere wohlthätige Maßregeln, unter denen mit besonderem Lob hervorgehoben wird, daß er dem verderblichen Unwesen der Delatoren (Denuncianten) steuerte; wenn es auch schon jetzt nicht an einzelnen Beispielen von Willkür und Grausamkeit fehlte, so waren doch in dieser Zeit, wie es Sueton ausdrückt, Tugenden und Laster noch bei ihm gemischt. Indessen trat seine mißtrauische, neidische, bösartige Natur, die an der Grausamkeit um ihrer selbst willen Gefallen fand und sich an dem Anblick der Opfer derselben weidete, bald immer deutlicher hervor, und hierzu kam als weiteres Motiv zu Hinrichtungen noch die infolge seiner Verschwendung eintretende Geldverlegenheit. Am höchsten stieg aber seine Grausamkeit seit 93, als eine bald unterdrückte Empörung des L. Antonius Saturninus sein Mißtrauen steigerte und ihm zugleich Gelegenheit gab, alle, die ihm mißfällig waren, unter dem Vorwande der Theilnahme an der Verschwörung zum Tod zu verurtheilen. Nun erfolgten die Hinrichtungen, wie Tacitus sagt, nicht mehr einzeln und in Zwischenräumen, sondern ohne Unterbrechung Schlag auf Schlag. Vorzugsweise ersah er sich die angesehensten und bedeutendsten Männer zu Opfern seiner Grausamkeit; aber auch die Juden und Christen wurden verfolgt, und 93 wurden mit einemmal alle Philosophen aus Rom vertrieben. Wie aber im Innern, so war auch nach außen seine Regierung schmachvoll. Im Jahr 83 oder 84 unternahm er einen Feldzug gegen die Katten, den er beendete, ohne einen Feind gesehen zu haben, gleichwohl aber mit einem glänzenden Triumphe feierte. Ebenso unrühmlich waren seine Feldzüge gegen die Markomannen, Quaden und Sarmaten an der mittlern und untern Donau; seine Feldherren (er selbst begleitete die Züge zwar, aber immer nur bis zur Schwelle des Kriegs) erlitten empfindliche Niederlagen, und dem König der Dacier, Decebalus, wurde der Friede sogar durch eine regelmäßige jährliche Geldzahlung, das erste Beispiel eines Tributs in der römischen Geschichte, abgekauft. Dennoch wurden auch diese Niederlagen wie Siege durch Triumph und Ovation gefeiert. Nur in Britannien wurde der Krieg durch einen ausgezeichneten Feldherrn, Cn. Julius Agricola, ruhmvoll geführt (78—84); doch rief diesen D. eben deshalb aus Neid und Mißtrauen zurück, ehe derselbe den Krieg mit der völligen Unterwerfung der Insel beendigen konnte. Trotz des Drucks und der Schmach dieser Regierung wurde dieselbe 15 Jahre lang ertragen, bis ihr endlich eine Verschwörung im Palast selbst, um die sogar seine Gemahlin Domitia wußte, ein Ziel setzte. Infolge derselben wurde er 18. Sept. 96 durch den Freigelassenen Stephanus und andere hinzukommende Verschworne ermordet. Vgl. Imhof, T. Flavius D. (Halle 1857).

Domitius, Name eines römischen plebejischen

Geschlechts, welches sich in die beiden Familien der Calvini und Ahenobarbi theilt.

1) **Gnäus D. Calvinus** tritt zuerst im Jahr 59 v. Chr. hervor, in welchem er als Volkstribun an der Opposition des Konsuls M. Bibulus gegen Julius Cäsar, den andern Konsul, lebhaften Antheil nahm. Er wurde dann 56 Prätor und 53, obgleich er an den schmachvollen Wahlumtrieben dieses Jahres Antheil genommen hatte, Konsul, wandte sich hierauf entschieden auf die Seite Cäsars und nahm an dessen Kriegen gegen Pompejus in Thessalien (48) und gegen die Pompejaner in Afrika (46) einen bedeutenden Antheil. Er wurde auch sonst von Cäsar zu wichtigen Aufträgen verwendet, die er meist glücklich ausführte; nur in dem Kriege gegen Pharnaces, den nachher Cäsar durch die Schlacht bei Zela rasch beendete, erlitt er bei Nikopolis eine schwere Niederlage. Nach der Ermordung Cäsars diente er dem zweiten Triumvirat, wurde 40 zum zweitenmal Konsul, dann 39 Statthalter in Spanien und feierte 36 wegen der dort geführten glücklichen Kriege einen Triumph. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt.

2) **Lucius D. Ahenobarbus** nahm als einer der eifrigsten Vorfechter der Senatspartei an der Opposition gegen Pompejus lebhaften Antheil, die 60 v. Chr. zu dem ersten Triumvirat führte, setzte den Widerstand gegen die Triumvirn auch nachher als Prätor (58) und als Konsul (54) fort, ergriff aber später, als Pompejus sich mit Cäsar verfeindet und mit dem Senat ausgesöhnt hatte, die Partei des Pompejus und nahm an dem Bürgerkrieg den lebhaftesten Antheil. Nach dem Ausbruch desselben suchte er Corfinium zu halten, wurde aber von Pompejus im Stiche gelassen und fiel nebst der Stadt in Cäsars Hände, der ihm nicht nur die Freiheit, sondern auch eine große Summe Geld schenkte, die dann bei ihm gefunden wurde. Gleichwohl setzte er den Krieg gegen Cäsar fort, indem er sich erst nach Massilia, welches sich gegen Cäsar auflehnte, und dann zu Pompejus nach Thessalien begab, wo er in der Schlacht bei Pharsalus (48) seinen Tod fand.

3) **Gnäus D. Ahenobarbus**, Sohn des vorigen, focht in der pharsalischen Schlacht, kehrte 46 v. Chr. nach Rom zurück und ward 43 als angeblicher Theilnehmer an der Verschwörung gegen Cäsar geächtet. Von Brutus und Cassius 42 gegen die Triumvirn ins Jonische Meer gesandt, brachte er mit Statius Marcus dem Domitius Calvinus eine Niederlage bei. Nach dem Tode des Brutus und Cassius setzte D. den Krieg selbständig fort, kreuzte mit 70 Schiffen im Jonischen Meer und verheerte die den Triumvirn unterwürfigen Küstenländer, bis Asinius Pollio an der unteritalienischen Küste zwischen ihm und Antonius eine Aussöhnung vermittelte. Er bekleidete nun längere Zeit die Statthalterschaft in Bithynien, nahm 36 an dem unglücklichen Feldzug des Antonius gegen die Parther theil, ward 32 Konsul, floh, als der Krieg zwischen Antonius und Octavianus ausbrach, zu ersterem nach Ephesus, ging aber kurz darauf zu letzterem über. Er starb kurz vor der Entscheidungsschlacht bei Actium.

4) **Lucius D. Ahenobarbus**, Sohn des vorigen, Gemahl der ältern Antonia, Tochter des Triumvirs Antonius und der Octavia, war 16 v. Chr. Konsul, später Statthalter in Rätien und Germanien, wo er mit einem Heer über die Elbe setzte und weiter als bisher irgend ein Römer ins Innere des Landes vordrang.

5) **Gnäus D. Ahenobarbus**, Sohn des vorigen, Gemahl der Agrippina (des Germanicus Tochter), Vater des Kaisers Nero, war Konsul 32 n. Chr., dann Prokonsul in Sicilien.

Domitius Marsus, röm. Dichter, Zeitgenosse und Freund des Virgil und Tibull, der Vorgänger des Martial auf dem Gebiete des beißenden Epigramms, auch Verfasser erotischer Elegien (»Melaenis«) und eines epischen Gedichts (»Amazonis«) sowie von Fabeln ꝛc. Erhalten ist von ihm ein treffliches Epitaphium auf den Dichter Tibull.

Domkapitel, s. Kapitel; vgl. Stift.

Domkirche, s. Dom.

Domleschg, s. Tomleschg.

Domme (spr. domm), Städtchen im franz. Departement Dordogne, Arrondissement Sarlat, an der Dordogne, mit einer merkwürdigen Felsenkirche, Klosterruinen und (1874) 1846 Einw. In der Umgegend wächst ein vorzüglicher Rothwein (Dommes).

Dommel, Fluß in den Niederlanden, entspringt in Belgisch-Limburg aus dem Peelsumpf, tritt bei dem Dorf Schaft in die niederländische Provinz Nordbrabant ein, nimmt zahlreiche Gewässer auf, darunter die Beers und die Run, wird unterhalb Valkenswaard schiffbar, vereinigt sich bei Herzogenbusch mit der Aa und mündet unter dem Namen Diese bei Port Crevecoeur in die Maas. Die Länge des Flusses beträgt 90 Kilom. Das nach ihm benannte ehemalige batavische Departement umfaßte einen Theil von Brabant, Geldern und Südholland mit 222,000 Einw.

Dommitzsch (wend. Dunimatzsch), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, unweit der Elbe, mit einer Thonrohrfabrik und (1871) 1951 evangel. Einwohnern; war einst eine Hauptstadt sorbischer Häuptlinge und hatte 1223 eine Deutschordenskommende, 1298 bereits Stadtrechte. Ganz in der Nähe sind mehrere Braunkohlengruben.

Domnau, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Friedland, mit dem Landrathsamte des Kreises Friedland, einem Schloß und (1871) 2128 evangel. Einwohnern; wurde um 1400 von dem Deutschen Orden gegründet.

Domnus (lat.), s. v. w. dominus, in der katholischen Liturgie nur von Menschen gebraucht, während dominus nur von Gott und Christus gebraucht zu werden pflegt.

Domo d'Ossola (Duhm), Bergstadt in der ital. Provinz Novara (Piemont), Hauptort des gleichnamigen Kreises, im Val d'Ossola oder Eschenthal, am Fuß des Simplon und an der hier schiffbaren Tosa, 305 Meter ü. M., mit einem Dom (nach dem von Vercelli erbaut), einem Gymnasium, ansehnlichen Gebäuden mit Bogengängen und (1871) 3327 Einw. Der Ort ist Sitz einer Unterpräfektur und eines Tribunals erster Instanz und wird vielfach von Alpenreisenden besucht. D. war schon im Alterthum als Oscella (Orella) bekannt und bildete die Hauptstadt der Lepontier. Nach Karls d. Gr. Zeit wurde die Stadt Domo genannt, später Corte di Matarello; von der Veste Matarello sind nur noch wenige Trümmer übrig. Um das Eschenthal stritten sich im 15. Jahrh. Mailand und die Schweizer, welch letztere es 1416 eroberten und 1425 die Stadt unter Petermann Reysig tapfer vertheidigten. Später fiel es an Mailand, 1735 mit dem Gebiet von Novara an Piemont. Der nahe Kalvarienberg ist ein besuchter Wallfahrtsort und gewährt herrliche Aussichten.

Domowoj (russ.), Hausgeist, nach russischem Volksglauben die Seele des Gründers der Familie, für den das Haus gebaut wurde, hält sich hinter dem

Ofen auf, nimmt an allem theil, was die Familie betrifft, ist auf ihren Vortheil bedacht, warnt vor Unglück, hat die Gestalt eines kleinen alten Mannes mit weißem Bart, gelbgrauem Haar und vielen Runzeln im Gesicht, ist am ganzen Körper behaart und trägt entweder ein rothes Hemd mit blauem Gürtel, oder einen blauen Kaftan mit rosenrothem Gürtel.

Dompfaffe, Vogel, s. Gimpel.

Dompierre d'Hornoy (spr. dongpjähr dornoa), Charles Marius Albert, franz. Marineofficier und Minister, geb. 24. Febr. 1816, Großneffe Voltaire's, trat 1828 in die Marine, wurde 1851 Leutnant, 1849 Fregattenkapitän, 1864 Kontreadmiral, 1871 Viceadmiral. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 war er interimistischer Marineminister bis zur Ankunft des für diesen Posten definitiv ernannten Viceadmirals Fourichon, und nach dessen Abreise zur Delegation in Tours versah er die Geschäfte eines Delegirten des Marineministeriums in Paris. Bei den Wahlen in die Nationalversammlung 8. Febr. 1871 wurde er im Departement Somme zum Abgeordneten gewählt und nahm seinen Platz bei der Fraktion der Rechten. Nach dem Sturz Thiers' trat er 25. Mai 1873 in das erste Mac Mahon'sche Kabinet des Herzogs von Broglie als Marineminister ein, erhielt sich in dieser Stellung auch bei der Neubildung des Kabinets Broglie 26. Nov., gab aber 16. Mai 1874, bei dem Sturz Broglie's, seine Entlassung und erhielt den Viceadmiral Montaignac zum Nachfolger. D. war eine allgemein geachtete Persönlichkeit, politisch aber durchaus nicht hervorragend.

Domremy la Pucelle (spr. dong-rëmi lä püßell), Dorf im franz. Departement Vogesen, Arrondissement Neufchateau, in einem schönen Thal an der Maas, mit 300 Einw.; denkwürdig als Heimat der Jungfrau von Orléans, Jeanne d'Arc (s. d.), deren Geburtshaus durch eine Inschrift von 1480 (»Vive labeur, vive le roi Louys«) bezeichnet ist. 1820 wurde ihr ein Denkmal daselbst errichtet (ein von vier Säulen getragenes Fronton, unter welchem die kolossale Büste der Jungfrau steht) und das Haus selbst, nachdem es restaurirt worden, zu einer Mädchenfreischule geweiht. Eine andere Statue der Jungfrau (von Bronze) steht auf der Brücke über die Maas.

Domschulen (Stiftsschulen), im Mittelalter die Schulen, welche bei den Domstiftern oder Kathedralkirchen bestanden und von Geistlichen derselben geleitet wurden. Die Gelehrtenschulen zu Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Naumburg führen noch gegenwärtig diesen Namen, haben aber nach Bestimmung und Form mit jenen nichts gemein. Die alten D., Anstalten zu kirchlichen Zwecken, d. h. zur Heranbildung von Geistlichen bestimmt, bestanden von der Zeit der Merowinger bis zum Ende des Mittelalters in Italien, Spanien, Deutschland und Holland und erlangten gegen Ende dieses Zeitraums durch die Brüder vom gemeinsamen Leben eine ganz besondere Bedeutung als Pflegstätten des Humanismus. Die bedeutendsten D. unter den deutschen sind die zu Hildesheim, Paderborn und Münster. Nahe verwandte Anstalten sind die Klosterschulen (s. d.)

Domstadtl (Domassow), Marktflecken in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Sternberg, an der von Olmütz nach Jägerndorf führenden Eisenbahn, mit 940 Einw. Hier 30. Aug. 1758 Wegnahme der preußischen Wagenburg durch die Oesterreicher, wodurch Friedrich II. sich zur Aufhebung der Belagerung von Olmütz gezwungen sah.

Don (v. lat. dominus), in Spanien ursprünglich Titel der Könige und Prinzen sowie des hohen Adels, jetzt Prädikat aller Personen der gebildeten Klassen; in Sicilien, Neapel und Mailand der Adligen, an der dalmatischen Küste und in ganz Italien auch der Priester, auf den englischen Universitäten der Graduirten. Doña (portug. Dona), Prädikat vornehmer Frauen.

Don (der Tanais der Alten und von den Tataren Tuna oder Duna genannt), Strom im europäischen Rußland, fließt im Gouvernement Tula aus dem Jwanowskoe Osero (Johannissee) ab und trägt daher in russischen Volksliedern den Beinamen Jwanowitsch (»Jwans Sohn«). Er durchströmt in südlicher Richtung die Gouvernements Tula, Rjäsan, Tambow, Orel, Woronesh, einen Theil des Gouvernements Jekaterinoslaw, das Land der Donischen Kosaken und ergießt sich in ansehnlicher Breite und einen seichten, breiten und lang gedehnten Liman bildend unfern der Stadt Asow in mehreren Armen, worunter der Akfai der vorzüglichste ist, in das Asow'sche Meer. An seinen Ufern liegen die Städte Jepisan, Donkow, Lebedjän, Sadonsk, Korotojak, Ustchopersk, Ustmedwjediza, Nishnetschirsk, Nowotscherkask, Nachitschewan, Rostow, Asow und eine Menge Stanizen oder befestigte Marktflecken der Donischen Kosaken, welche die sogen. Donische Festungslinie bilden und gegen die früheren Ueberfälle der nomadisirenden Kalmücken errichtet worden sind, gegenwärtig aber bei dem ruhigen Verhalten jener dem russischen Scepter vollständig unterworfenen Völkerschaften fast ohne alle militärische Bedeutung sind. Daher sind denn auch die Garnisonen jener zahlreichen Festungen, wovon am D. allein 11, außerhalb des D. 50, am Donez 8, am Choper 20, am Busuluk 10 und an der Medwjediza 11 befindlich sind, in sogen. ackerbauende Soldaten verwandelt worden, die viel zur Kultivirung jener ehedem wüst liegenden Landstrecken beigetragen und das Gebiet der Donischen Kosaken jetzt in ein blühendes, gartengleiches Land verwandelt haben. Der D. hat eine Stromentwickelung von 1460 Kilom. und eine direkte Länge von 780 Kilom., und sein Stromgebiet bedeckt ein Areal von mehr als 440,000 QKilom. (8000 QM.). Die Breite des Stroms, der für den innern Handel Rußlands von großer Wichtigkeit ist, schwankt zwischen 50 und 200 Faden; nahe der Mündung ist sie noch ansehnlicher. Er fließt sehr ruhig und langsam, hat weder Fälle noch Strudel, aber viele seichte Stellen und Sandbänke. Zur Zeit der Eisschmelze tritt er stellenweise auf Meilenweite über seine Ufer, daher mehrere der Stanizen auf Pfählen gebaute Häuser haben. Seine vornehmsten Nebenflüsse sind die Wäsowka, Ssosna, der Woronesh, der Donez, Choper, die Medwjediza (die vier letzteren schiffbar), Jlawla, der Pol und Manytsch. Das Wasser des D. ist wegen des Kalkbodens, worüber er fließt, weißlich, trübe und zum Trinken ungesund; doch ist dasselbe sehr fischreich, und der Fischfang bildet für den größten Theil der am Fluß wohnenden Bevölkerung nicht bloß einen Haupterwerbszweig, sondern auch ein Monopol, welches schon seit 1637 datirt. Die auf beiden Seiten des D. gelegenen Gegenden stellen eine mit Waldungen, Feldern, Seen und Hügeln abwechselnde Ebene dar. Sein rechtes Ufer besteht von der Mündung der Ssosna bis Nowotscherkask aus einer fast zusammenhängenden Reihe thon- und kreideartiger Hügel, und ein gleiches hohes und bergiges Ufer haben auch alle in den D. einmündenden Flüsse

und Bäche, und zwar fast sämmtlich auf der rechten Seite. Diese Hügelketten führen zum Theil besondere Namen, als Liss'ja Gory (»Fuchsberge«), Wanskija Gory 2c. Sie sind steil abschüssig und holzlos; auch die zahlreichen, meist nur kleinen Eilande, welche der D. auf vielen Stellen seines untern Laufs enthält, sind unbewaldet. Für die Ausführung der vielen Produkte aus den verschiedenen am D. und seinen Nebenflüssen gelegenen Gouvernements, die besonders in Korn-, Farbe-, ökonomischen und Medicinalpflanzen, Holz, Kalk, Schlachtvieh 2c. bestehen, bildet der D. eine sehr bequeme Wasserstraße, welche von Woronesh an selbst für größere Kähne fahrbar ist. Am untern Theil des D. beginnt die Schiffahrt schon zu Ende Februar, wo der Fluß eisfrei wird, und dauert unausgesetzt bis zum November; ja, es gibt einzelne Jahre, wo dieselbe auch während der Winterszeit ohne Unterbrechung stattfinden kann. Die Stadt Taganrog ist gewissermaßen als der Centralhafen für die in den D. ein- und aus ihm auslaufenden Handelsschiffe zu betrachten; außerdem ist noch die Stadt Rostow für den Handel Rußlands von großer Wichtigkeit. Unter den künstlichen Wasserwegen, welche den D. mit anderen Strömen Rußlands in Verbindung setzen, ist besonders der Kanal von Jepifan in dem Gouvernement Tula zu erwähnen, welcher in die Upa, einen Nebenfluß der in die Wolga abfließenden Oka, führt. Im Süden, wo sich der Lauf des D. der Wolga bis auf etwa 60 Kilom. nähert, ist die Verbindung beider Flüsse in neuerer Zeit durch eine Eisenbahn (von Zaryzin an der Wolga nach Kalatsch am D.) hergestellt worden, wodurch der schiffbare Theil des Flusses für die von ihm durchströmten Gegenden an Bedeutung gewonnen hat.

Don, 1) Fluß in der schottischen Grafschaft Aberdeen, entspringt in den Cairn-Gormbergen in 500 Meter Höhe und mündet nach einem Laufe von 120 Kilom. nördlich der Stadt Aberdeen in die Nordsee. Sein Flußgebiet umfaßt 1377 □Kilom. (25 □M.). Er ist nicht schiffbar. — 2) D. (auch Dun), Fluß im Westriding der englischen Grafschaft York, entspringt in der Penninischen Kette am Holme Moß und mündet nach 90 Kilom. langem Lauf in den Humber, der zur Ouse geht.

Dona, Mehrzahl von Donum (s. d.).

Doña (span., spr. donnja, portug. Dona), s. Don.

Donacia, Schilfkäfer, s. Blattkäfer.

Dona Francisca, deutsche Kolonie in der brasil. Provinz Santa Catharina, 22 Kilom. von der Hafenstadt São Francisco, an den Flüssen Cubatão, Caroeira und Pirahy, von denen die beiden ersten nach kurzem Lauf in die Lagoa de Saguassu sich ergießen, während der dritte gegen SO. dem Itapocu zufließt. Zwischen der Serra do Mar und dem Meer gelegen, umschließt das Gebiet wohlbewässerte, anmuthige Hügellandschaften, die im Südtheil von einer sumpfigen Niederung unterbrochen sind. Zahlreiche gute Straßen durchkreuzen die Gegend; von vorzüglicher Wichtigkeit wird die von der Regierung in Angriff genommene Serrastraße werden, welche den Export des Viehs und des Matethees aus dem Innern und den Import des Salzes nach Paraná erleichtern wird. Der Boden ist an den Bergen meist Granitsand, welcher der Düngung bedarf, in den Thälern angeschwemmtes Land. Das Klima ist nicht mehr das tropische, sondern gemäßigt. Der regenreiche Sommer ist nicht allzu heiß, im Winter kommt sogar bisweilen leichter Frost vor. Das Zuckerrohr gedeiht in den Flußebenen, der Kaffee an den Hügeln. Hauptkulturpflanze ist die Maniok, auch die Kultur des Arrowroot breitet sich aus. Der Baumwollstaude schadet der häufige Regen; gut eignet sich das Land für den Tabakbau. Auch Bataten, Yams sowie Ananas und Bananen gedeihen trefflich. Für eine größere Ausdehnung der Viehzucht fehlt es an guten Wiesen und an der Nachbarschaft einer größern Stadt zum Export. Hauptort der Kolonie ist Joinville (officiell São Francisco Xavier de Joinville), am Caroeira, ein Städtchen von freundlichem, aber noch unfertigem Aussehen, mit einer katholischen und einer protest. Kirche, einem Stadthaus, einer höhern Bürger- und zwei Elementarschulen und (1868) 1172 Einw. Die übrigen Orte der Kolonie sind Annaburg, im schönen Thal des Rio Botuccos, 15 Kilom. nordwestlich von Joinville, mit zwei Kapellen und einer Schule, und Pedreira, an der Serrastraße, ebenfalls schon mit einer Schule. Den Hafen der Kolonie bildet die schon im 17. Jahrh. angelegte Stadt São Francisco, auf der gleichnamigen, etwa 220 □Kilom. großen Insel am Südufer des Rio de São Francisco, früher mit einer Station für den Walfischfang, jetzt nur für den Handel der Kolonie von einiger Bedeutung. Die Gesammteinwohnerzahl der Kolonie betrug 1868: 5237 (4503 Evangelische, 734 Katholiken; geboren wurden 234, es starben 72). Der Nationalität nach sind die Kolonisten meist Deutsche, außerdem Schweizer, Franzosen, Belgier 2c. Das Leben in der Kolonie ist wie die Umgangssprache deutsch. Man zählte 1868 in der Kolonie 982 Wohnhäuser mit 1108 Nebengebäuden, und an landwirtschaftlichen Anlagen 35 Zucker- und 40 Maniokmühlen, 14 Reisstampfen, 20 Cigarrenfabriken, 6 Arrowrootmehlfabriken; außerdem Sägemühlen, Essigfabriken, Bierbrauereien, Ziegelbrennereien, Töpfereien. Der Werth der Ausfuhr belief sich auf 206,000 Milreis, wovon 16,000 Milreis für geschnittene Hölzer, 17,000 für Arrowrootmehl, 16,000 für Cigarren, 14,000 für Reis, 12,000 für Butter, 8000 für Branntwein, 40,000 für Schnittwaaren. Eingeführt wurden dagegen nur für 182,000 Milreis, besonders Schnittwaaren, Maniokmehl, Tabak, Wein, getrocknetes Fleisch, Seife, Eisen, gewerbliche Rohstoffe 2c. — Die Kolonie wurde 1849 von einer Aktiengesellschaft, dem »Kolonisationsverein in Hamburg«, gegründet, welcher dazu einen Theil (9 □Leguas à 1600 Hektar) von der der kaiserlichen Prinzessin Dona Francisca bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Joinville verliehenen Landaussteuer durch die Inhaberin und ihren Gemahl kostenfrei abgetreten erhielt, dafür aber sich verpflichtete, daselbst innerhalb fünf Jahren eine gewisse Anzahl von Kolonisten anzusiedeln. Die ansehnlichen Mittel des Vereins (150,000 Thlr. Aktienkapital) und eine ihm von der brasilischen Regierung gewährte Unterstützung ermöglichten es 1854 demselben, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und das Eigenthumsrecht an den ihm zugeschriebenen Ländereien ging somit an ihn über. Allerdings blieben der jungen Kolonie Jahre schwerer Prüfungen nicht erspart, die durch den lang andauernden Krieg Brasiliens mit Paraguay noch verschlimmert wurden; allein der Fleiß und die zähe Ausdauer der Kolonisten hielt allen Schwierigkeiten Stand, und endlich trat ein frisches Gedeihen der jungen Ansiedelung ein, das sich steigern wird, wenn erst die Einwanderung fleißiger deutschen Kolonisten eine beträchtlichere wird. Zu der sehr nöthigen Erweiterung des Kolonialgebiets wurde mit dem Prinzen von Joinville ein neues Uebereinkommen

getroffen, wonach die Kolonisation von D. gemeinschaftlich mit einem Theil der noch übrigen Ländereien des Prinzen betrieben werden soll, wodurch sich das der Ansiedelung erschlossene Gebiet verdoppelte; neue Erwerbungen an Land stehen in Aussicht. Die Kolonie stand bisher unter einem von der Kolonisationsgesellschaft eingesetzten Direktor und besaß eine freisinnige Gemeindeordnung, der sie zum größten Theil ihre Blüte verdankt. Seit 1868 ist sie von der brasilischen Regierung zu einem Municipium Joinville erhoben, dessen Mittelpunkt die gleichnamige Stadt ist. S. Karte »Brasilien«.

Donaghadee (spr. donähdih), Stadt in der Nordostecke der irischen Grafschaft Down, am Irischen Kanal halbmondförmig gelegen, hat einen Hafen (gebildet durch zwei 220 Meter lange Dämme), mehrere Kirchen und Kapellen, stark besuchte Seebäder und (1871) 2225 Einw. sowie lebhaften Fremdenverkehr, da der Ort Station für Dampfboote nach dem gegenüber liegenden Port Patrick in Schottland ist.

Donahue (spr. -juh), neu gegründetes Städtchen im nordamerikan. Staat Kalifornien, an der Mündung des Petalume Creek in die San Pablobai, 30 Kilom. nördlich von San Francisco; südlicher Endpunkt der Nord-Pacificbahn.

Donajec (Dunajec), Fluß in Galizien, entspringt am Nordabhang des Hohen Tatragebirges in zwei Armen, die sich bei Neumarkt vereinigen, bildet auf eine Strecke die Grenze zwischen Galizien und Ungarn, wendet sich darauf nach N. und nimmt bei Altsandec den größern Poprad auf, der von der Südseite der Tatra kommt. Die Ufer des D. bleiben hoch und steil und sein Lauf reißend bis nordwestlich von Tarnow, wo er die aus den Karpathen kommende Biala aufnimmt und in die Ebene tritt. Hier wird er 50—57 Meter breit. Er mündet nach einem Laufe von 210 Kilom. der polnischen Stadt Opatowiec gegenüber in die Weichsel.

Donald, Könige von Schottland: 1) D. I., sagenhafter König zur Zeit des römischen Kaisers Septimius Severus, der ihn zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. gegen Norden zurückdrängte.

2) D. V. folgte seinem Bruder Kenneth 854 in der Regierung, veranlaßte durch seine Ausschweifungen einen Aufstand der Pikten, die sich mit Osfred und Ella, den beiden mächtigsten Königen in England, verbanden. Als D. nach dem Friedensschluß in sein Reich zurückkehrte, ward er, trotz seines Gelübdes, seinen Lebenswandel zu ändern, von den Großen in den Kerker geworfen, wo er bald darauf starb.

3) D. VII. oder Duncan I. war Gouverneur von Cumberland, wurde 1034 zum König von Schottland erhoben und ergriff die Zügel der Regierung mit starker Hand, das Volk vor der Bedrückung der Großen schützend. Vom Dänenkönig Sueno geschlagen, mußte er nach Perth flüchten, bis ihm sein Verwandter Macbeth zu Hülfe eilte und jenen vertrieb. Ebendieser Macbeth ermordete ihn aber 1044 und bemächtigte sich seines Throns.

4) D. VIII., mit dem Beinamen Bane, d. i. der Weiße, Sohn des vorigen, bemächtigte sich nach dem Tod seines Bruders Malcolm 1093 mit Hülfe des Königs Magnus von Norwegen des Throns, konnte sich aber nicht gegen den Adel behaupten, wurde von Edgar, einem Sohn Malcolms III., entthront, geblendet und in den Kerker geworfen, worin er 1098 starb. Vgl. Buchanan, Rerum scoticarum historia (Frankf. 1594).

Donaldson (spr. dònnäldßön), Thomas Leverton, namhafter engl. Architekt und Verfasser zahlreicher Werke über Architektur, geb. 1795 als Sohn eines Baumeisters, machte fünf Jahre hindurch Studien in Frankreich, Italien und Griechenland, trat dann als Schriftsteller, später als Vorleser über Architektur auf und erhielt zuletzt die Professur der Architektur am University College zu London. Als er letztere 1864 niederlegte, ließen seine Kollegen und Schüler eine Medaille zu seinem Andenken schlagen, von der zwei Silberabdrücke jährlich als Preise in den Architekturklassen jenes College vertheilt werden. D. hat verschiedene Preismedaillen und Auszeichnungen erhalten und wurde vom Institut zu Paris und von zahlreichen Kunstakademien zum Mitglied sowie vom königlichen Institut der britischen Architekten zum Präsidenten ernannt. Zu den von ihm ausgeführten Bauten gehören: Trinity Church, die University College Hall, Gordon Square, Flaxman Hall, das University College und Brompton Church zu London sowie verschiedene Häuser, Kirchen und Schulen auf dem Lande. Seine bedeutendsten schriftstellerischen Leistungen sind folgende: »Pompeii illustrated« (mit Stichen von Cooke, 1827, 2 Bde.); »Examples of ancient doorways in Greece and Italy« (1833); »Examples of modern doorways in Italy and Sicily« (mit Einleitung über die Geschichte der italienischen Architektur bis auf Palladio, 1836); »A review of the professional life of Sir John Soane« (1837); »The temple of Apollo Epicurius at Bassae« (ein Supplementband zu Stuarts »Athens«, 1838); »Architectural maxims and theorems« (1847); »Architectura numismatica« (1859); »Handbook of specifications, or practical guide to the architect etc.« (1860, 2 Bde.; neue Aufl. 1871).

Donaldsonville (spr. dònnäldßönwill), Hauptort des Kirchspiels Ascension im nordamerikan. Staat Louisiana, rechts am Mississippi, nahe der Mündung des Bayou la Fourche, 130 Kilom. oberhalb New Orleans, ein hübsch gebauter Ort, mit Handel und (1870) 1573 Einw. (darunter 796 Farbige); war früher Hauptstadt des Staats Louisiana. Am 28. Juni 1863 versuchten die Konföderirten den von einer kleinen Bundesbesatzung vertheidigten Ort zu stürmen, wurden jedoch von einem Theil der Farragut'schen Flotte, welche die Besatzung unterstützte, mit bedeutendem Verlust zum Rückzuge genöthigt.

Donandi animus (lat.), der auf eine Schenkung gerichtete Wille; daher donandi animo, in der Absicht, eine Schenkung zu machen.

Dōnar (altd.), der Donnergott, s. Thor.

Donarium (lat.), in den griechischen und römischen Tempeln der Ort, wo die den Göttern dargebrachten Geschenke aufbewahrt wurden; dann ein solches Geschenk selbst; auch, ganz spät und unklassisch, s. v. w. Tempel, Kirche.

Donatär (lat.), der Empfänger einer Schenkung.

Donatello, eigentlich Donato di Niccolò di Betto Bardi, einer der größten Bildhauer seiner Zeit, war um 1386 zu Florenz geboren. Die Angabe, daß Roberto Martello ihn für die Kunst habe bilden lassen, ist unbegründet, da jener 20 Jahre jünger war; doch stand D. in Beziehungen zur Familie der Martelli, für die er mehrere seiner besten Werke herstellte. D. trat 1406 zum erstenmal nachweisbar mit zwei Statuen am nördlichen Portal des Florentiner Doms auf. Sein Genie entfaltete er zuerst an den Statuen (die heil. Georg, Markus, Petrus), die er von 1408 bis 1420 vollendete. Ungefähr gleichzeitig sind der

Marmordavid im Nationalmuseum und die poesiereiche Verkündigung in San Croce. Eine weitere Gruppe bilden seine Statuen für das Campanile des Giotto wie für die Domfaçade; kühne, effektvolle Behandlung, seit der Antike nicht mehr dagewesene Charakteristik und Porträtirung, edler Schwung der Linien kennzeichnen dieselben, welche zudem meisterhaft der Architektur angepaßt sind. Hervorzuheben ist unter ihnen der sogen. Zuccone (d. h. Kahlkopf) am Campanile, welcher als König David zugleich die Porträtfigur des Barduccio Cerichini darstellt. Damals fing D. auch an, sich dem Bronzeguß zu widmen. Er wurde darin unterstützt von Michelozzo, der 1425 in sein Atelier eingetreten war. Zwischen 1423—27 entstanden Bronzearbeiten in Siena und Orvieto, zu gleicher Zeit Marmorgrabmäler: für Papst Johann XXIII. im Baptisterium zu Florenz bis 1427, für R. Brancacci in Sant' Angelo in Nilo zu Neapel, für B. Aragazzi in Montepulciano. In die Jahre 1433—34 fallen die Reliefs von tanzenden Kindern (in den Uffizien zu Florenz) sowie die für die Kanzel der Madonna della Cintola in Prato. Für Cosimo de' Medici schuf er in dieser Periode mehrere der schönsten Bronzearbeiten: David im Nationalmuseum, Judith in der Loggia de' Signori &c. Im Anfang der vierziger Jahre lieferte er für San Lorenzo zwei Bronzethüren und die Statuen der heil. Laurentius, Stephan, Cosmus und Damian. 1443—53 lebte er in Padua, wo er die Kirche Sant' Antonio mit schönen Bronzereliefs (aus dem Leben des Heiligen, mit den Evangelistenzeichen und musicirenden Kindern) schmückte. Vor der Kirche ist das majestätische Reiterbild des Er. di Narni von seiner Hand. Auch in Modena, Ferrara, Mantua hinterließ er Arbeiten. Von 1456 lebte er abwechselnd in Florenz und Siena und starb 1466 in Florenz. Donatello's Bedeutung ist noch lange nicht genuggewürdigt. Er vereinigt auf großartige Weise Antike und Natur, unmittelbares Leben und Stil, war ein bahnbrechender Meister in der Freistatue, im zartesten Relief, im Porträt, in der Gewandung, in der Darstellung von Kindern und sanften Frauen (Madonnen). Ein kühner Techniker in der Skulptur, war er zugleich ein vorzüglicher Zeichner und Maler und trug ebenso sehr zur Regeneration der Malerei bei, wie die ganze Skulptur des 15. Jahrh. bis Michelangelo unter seinem direkten Einfluß stand. Vgl. H. Semper, D., seine Zeit und Schule (Leipz. 1870 ff.).

Donāten (Donati und Donatae), Personen, die sich, ohne das vollständige Gelübde zu thun, mit ihrem Vermögen in ein Kloster begeben und als Laienbrüder verschiedene Dienste verrichten; auch (donata) Geschenke an Klöster.

Donāti, 1) Cesare, einer der beliebtesten ital. Novellisten der Gegenwart, geb. 10. Sept. 1826 zu Lugo di Romagna, von wo seine Eltern nicht lange nach seiner Geburt nach Finale in der Lombardei übersiedelten. Er stand noch in den Knabenjahren, als schwere Unglücksfälle seine Familie trafen, infolge deren dieselbe völlig verarmte. Der Mittel einer geordneten Erziehung beraubt, wuchs D. als Autodidakt heran, verschlang aber alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, und erging sich in dichterischen Versuchen. Das Jahr 1848 zog den Jüngling in den Wirbel der politischen Bewegung mit hinein; er veröffentlichte damals auch eine Flugschrift: »Uno parola agli Italiani« (Flor. 1848), mußte darauf flüchten und ging nach Florenz, wo er den Entschluß faßte, die Rechte zu studiren, den er allen Schwierigkeiten seiner persönlichen Lage zum Trotz auch wirklich vollführte. Im Büreau eines Advokaten fand er einen kümmerlichen Unterhalt, den er durch schriftstellerische Thätigkeit zu vermehren suchte, indem er mit einigen Freunden den »Dizionario della giurisprudenza toscana dal 1800—1850« herausgab (Flor. 1851—53, 2 Bde.). Nach dem Tode seines Vaters nahm er auch seine Mutter nebst vier unversorgten Geschwistern zu sich und suchte sowohl durch Ertheilung von Unterricht, als durch journalistische Thätigkeit seine Hülfsmittel zu vermehren. Im Jahr 1854 gründete er in Florenz eine Wochenschrift, »L'Eco d'Europa«; später gab er mit Celestino Bianchi den »Indicatore« heraus. Ein äußerst glücklicher Wurf aber gelang ihm mit der Herausgabe der Erzählungen: »Per un gomitolo«, »Arte e natura«, »Diritto e rovescio« (Flor. 1858), von denen besonders die erste, »Per un gomitolo«, einen außerordentlichen Erfolg hatte. Sie ist mit dem anmuthigsten Humor geschrieben und reihte sofort ihren Autor den beliebtesten Erzählern an. Von gleicher Trefflichkeit ist der Roman »Tra le spine« (Mail. 1870), dem »Povera vita!« (Roman, das. 1874) und »Foglie secche« (Erzählungen und Novellen, Flor. 1874) nachfolgten. Ueberdies erschienen von D. zahlreiche Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften wie auch sonstige Artikel literarischen und politischen Inhalts. Seit 1859 hatten auch die äußeren Lebensschicksale des Dichters eine günstige Wendung genommen. Er erlangte eine Anstellung im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, rückte allmählich zu den höchsten Stellen vor und wurde durch mehrfache Ordensverleihungen ausgezeichnet. In derselben amtlichen Stellung lebt D. seit 1874 in Rom.

2) Giambattista, Astronom und Meteorolog, geb. 16. Dec. 1826 zu Pisa, studirte zuerst in seiner Vaterstadt und ging dann nach Florenz, wo er in freundschaftliche Beziehung zu Amici trat und von diesem für die Astronomie gewonnen wurde. Im Jahr 1852 ward er Assistent der Sternwarte zu Florenz und wandte sich hier hauptsächlich dem Aufsuchen und Beobachten von Kometen zu. Eine Frucht seiner Bemühungen war die Entdeckung des Kometen II 1855, des Kometen VI 1857 sowie des glänzenden Kometen V 1858, der den Namen des Donati'schen Kometen trägt. 1858 zum Hülfsastronomen der Sternwarte zu Florenz aufgerückt, beobachtete er hauptsächlich die Spektra der Fixsterne und lieferte eine Darstellung seiner hierauf bezüglichen Arbeiten in den »Annalen des königlichen Museums zu Florenz«. Im Jahr 1864, nach Amici's Tod, zum Direktor der Sternwarte ernannt, richtete er die neue Sternwarte auf dem Berg zu Arcetri bei Florenz ein, die nun für eine der schönsten und trefflichsten in Europa gilt. Eins seiner besonderen Verdienste bestand in seiner eifrigen und erfolgreichen Anwendung der Spektralanalyse. Als einer der ersten, welche die neue Errungenschaft der Spektroskopie für die Sternkunde nutzbar machten, gründete er 1871 den Verein der italienischen Spektroskopen; auch erfand er ein Spektroskop mit 25 Prismen, das auf der Wiener Weltausstellung 1873 die Bewunderung der Kenner erregte. Ueberaus verdienstlich wirkte er auch im Interesse der Metereologie. Seine Stellung als Vorstand der italienischen »Meteorologischen Kommission« veranlaßte ihn, im September 1873 Italien auf dem Meteorologenkongreß in Wien zu vertreten, eine Reise, die ihm verhängnisvoll ward. Nach kurzem Verweilen in Wien von der Cholera befallen, eilte er nach Florenz zurück und starb dort 20. Sept. 1873. Eine Anzahl von Abhandlungen astronomischen,

physikalischen, mathematischen und meteorologischen Inhalts hat D. in den gelehrten Zeitschriften Italiens veröffentlicht.

Donatio (lat.), Schenkung; d. ad pias causas, Schenkung zu frommen Stiftungen; d. honōris causa, Ehrengabe; d. illicita, unerlaubte Schenkung; d. impropria, uneigentliche Schenkung (die keine reine ist, einen andern Zweck verhüllt); d. inofficiosa, die Pflicht gegen die nächsten Erben verletzende Schenkung; d. inter virum et uxorem, Schenkung unter Ehegatten; d. inter vivos, Schenkung unter Lebenden; d. conditionata, an Bedingungen geknüpfte Schenkung; d. mortis causa, Schenkung für den Fall, daß der Donator stirbt; d. onerosa, Schenkung, die dem Donatar Verpflichtungen auferlegt; d. propter nuptias, das der Frau für ihre Aussteuer im Ehevertrag ausgesetzte Witthum, der Dos auf des Mannes Seite entsprechend; d. reciprŏca, wechselseitige Schenkung; d. relāta, auf Verpflichtung gegründete Schenkung; d. remuneratoria, zur Vergeltung dienende Schenkung; d. sub modo, Schenkung zur Erfüllung eines bestimmten Zwecks. D. Constantini Magni, die angebliche Schenkung Kaiser Konstantins d. Gr., wonach er Rom und mehrere Provinzen Italiens dem päpstlichen Stuhl zugewiesen haben soll. D. Pipini, die Schenkung des sogen. Exarchats von Seiten Pipins des Kleinen an den päpstlichen Stuhl.

Donatisten, schismatische Partei des 4. Jahrh. in Nordafrika, welche sich durch ihre strenge Kirchenzucht und ihren schwärmerischen Märtyrereifer in schroffen Gegensatz zu der Milde und Besonnenheit der abendländischen Kirche stellte. Die nächste Veranlassung zu der donatistischen Spaltung gab eine streitige Bischofswahl zu Karthago. Als hier nämlich Cäcilianus 311 zum Bischof erwählt wurde, verwarf eine excentrische Gegenpartei diese Wahl, weil jener die bischöfliche Weihe von einem in der Verfolgung Abgefallenen erhalten habe. Dabei war besonders der Bischof Donatus von Casänigrä in Numidien thätig, welcher mit seinem Freunde, dem nachherigen Bischof Donatus von Karthago, der Partei den Namen gab (pars Donati, Donatistae, Donatiani). Kaiser Konstantin d. Gr. übertrug die Untersuchung der Streitsache dem römischen Bischof Melchiades, welcher die gegen Cäcilian erhobene Anklage für unbegründet erklärte. Ebenso entschied 314 das Koncil von Arelate. Als auch eine persönliche Besprechung Konstantins mit den streitenden Parteien zu Mailand (316) die D. nicht zur Besonnenheit zurückführte, ja dieselben zur Behauptung trieb, daß dem Kaiser gar kein Recht über die Kirche und in der Kirche zustehe, ließ dieser ihre Kirchen schließen und ihre Bischöfe verbannen. Aber solche Maßregeln machten die D. nur noch halsstarriger und trieben sie zum Fanatismus. Noch strenger verfuhr Constans gegen die D. und rief dadurch gefährliche Erscheinungen hervor. Nordafrika zählte damals nämlich eine große Menge von Asketen, welche ohne festen Wohnsitz und bestimmte Lebensordnung bettelnd das Land durchzogen (daher Circumcelliones genannt), vorgeblich, um Christi entsagungsvolles Leben nachzuahmen und die Christen zum Kampf gegen die widerchristlichen Mächte aufzufordern (daher sie sich selbst Agonistici oder Milites Christi nannten). Mit dieser im Grunde socialistischen Bewegung machten nunmehr die D. gemeinschaftliche Sache. Hierdurch sah sich die Staatsgewalt zum Einschreiten mit Waffengewalt veranlaßt, und es entspann sich ein längerer, von Zeit zu Zeit in fanatischen Gewaltthätigkeiten auflodernder Kampf. Den Hauptschlag gegen die D. führte endlich Augustin theils durch Schriften, theils durch eine große Disputation (411), in welcher der kaiserliche Kommissär die D. für überwunden erklärte, theils endlich durch Zwang und Gewaltmaßregeln, wozu der weltliche Arm geliehen wurde. Doch bestand die Partei noch bis zur Vernichtung der katholischen Kirche Nordafrika's durch Vandalen und Araber fort. In dem ganzen Proceß begegnet uns der erste größere Kampf zwischen Katholicismus und Separatismus, welch letzterer sich als asketisch-puritanische Reaktion gegen die siegreich gewordene und damit zugleich verweltlichte Kirche ankündigt. Entschieden wurde dabei nicht bloß die Frage, ob die Kirche Todsünden in sich dulden dürfe, sondern namentlich auch die objektive, von der Würdigkeit des Priesters unabhängige Gültigkeit der sakramentalen Handlungen. Endlich wurden katholischerseits die von den Schismatikern ausschließlich betonten Requisiten der Reinheit und Heiligkeit ausdrücklich den Prädikaten der Einheit und Allgemeinheit untergeordnet. Vgl. Ribbeck, Donatus und Augustinus (Elberf. 1858).

Donatīvum (lat.), Geldgeschenk, welches die römischen Kaiser bei feierlichen Anlässen (Thronbesteigungen, Geburtstagen rc.) unter die Soldaten vertheilen ließen; war gewöhnlich mit dem Congiarium, dem Geschenk von Lebensmitteln an die ärmere Volksklasse, verbunden. Donativgelder heißen auch die Geldleistungen der Rittergüter, die ihnen statt der sonst gestellten Ritterpferde auferlegt wurden.

Donātor (lat.), der eine Schenkung Machende, Geber, Stifter; Donātrix, Geberin, Stifterin.

Donātus, 1) Aelius, röm. Grammatiker, lebte um die Mitte des 4. Jahrh. n. Chr., Lehrer des heil. Hieronymus. Von seinen Schriften ist zunächst seine Grammatik »Ars Donati grammatici urbis Romae« zu erwähnen, die in einer doppelten Bearbeitung erhalten ist, einer kürzern (Ars minor), welche die acht Redetheile in katechetischer Form behandelt, und einer ausführlichern (Ars grammatica) in drei Büchern, welche von Späteren vielfach kommentirt ist. Die erstere bildete nach Beseitigung der mittelalterlichen Grammatik lange Zeit das Hauptlehrbuch beim Elementarunterricht, so daß Donat typisch soviel wie lateinische Sprachlehre, ein grammatikalischer Verstoß ein »Donatschnitzer« hieß. Beide Schriften stehen jetzt in Lindemanns »Corpus grammaticorum latinorum«, Bd. 1 (Leipz. 1831), der auch des Pompejus Kommentar zum D. herausgab (das. 1820), und in Keils »Grammatici latini«, Bd. 3 (das. 1864). Außerdem besitzen wir von D. einen Kommentar zum Terenz, der zwar nicht vollständig (der »Heautontimorumenos« fehlt) und auch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist, aber doch das sprachliche wie das sachliche Verständnis des Dichters sehr fördert (abgedruckt in fast allen Ausgaben des Terenz). Ein Kommentar des D. zu Virgil ist uns nur aus zahlreichen Anführungen bei Servius bekannt.

2) Tiberius Claudius, röm. Grammatiker, um 400 n. Chr., schrieb eine »Vita Virgilii«, meist nach Sueton, aber durch Zusätze entstellt, die sich in den größeren Ausgaben Virgils (am besten bei Heyne) findet und auch von Neueren, wie Hagen (in Fleckeisens »Jahrbüchern«, Supplement 4), Wölfflin (»Philologus«, Bd. 24), herausgegeben ward. Die unter D.' Namen bekannten Bruchstücke eines Kommentars zur Aeneide (zuerst Neap. 1535 und in den Virgil-Ausgaben von Fabricius, Bas. 1561), meist

rhetorisch-ästhetischer Natur, sind unecht oder doch sehr gefälscht.

Donau, nächst der Wolga der längste und mächtigste Strom Europa's, zugleich der einzige unter den Hauptflüssen dieses Erdtheils, dessen Lauf von W. gegen O. gerichtet ist, daher für Deutschland die natürliche Straße in den Orient. Bei den Alten heißt er Ister, im Nibelungenlied Tuonowe (»Fluß Tuon«, also der Stamm Don mit Hinzufügung von Aa, Aba, »Fluß«). Andere nehmen als ursprünglichen Namen Tanowe (»Waldfluß«) an, slawisch Dunai. Das Gebiet der D. zerfällt in zwei große Hälften: ein Donauhochland (Süddeutschland), dem der Strom mit seinem Ober- und Mittellauf angehört, und ein Donautiefland (Ungarn und die walachisch-bulgarischen Länder) mit dem untern Stromlauf, und wird mehr als irgend ein anderes großes Flußsystem von Europa von gewaltigen Gebirgsmauern umwallt, welche der Fluß in sehr charakteristischer Weise der Länge nach begleitet. Denn während der Rhein z. B., der zweimal mächtige Gebirgsgrate quer durchschneidet, der Durchbrecher unter den deutschen Flüssen genannt werden muß, hat die D. durchaus einen »begleitenden« Charakter. Durchbruchsstellen fehlen zwar auch hier nicht; doch sind sie kurz, mehr Quer- als Längendurchbrüche und zwingen den Strom nicht zu solchen Gewaltthaten, wie sie der Rhein ausübt. Der Ursprung der D. liegt auf dem badischen Schwarzwald und wird durch zwei Quellströme gebildet, von denen der südliche, die Breg genannt, zwischen dem Roßeck und Brigbrain, unweit der Martinskapelle und dem Scheibesattel zwischen D. und Rhein, 5 Kilom. nordwestlich von Furtwangen (750 Meter ü. M.) entspringt und den Katzensteig hinab südöstlich auf Donaueschingen zu fließt. Etwa 11 Kilom. nordöstlicher, am Hirzwald, 4 Kilom. von St. Georgen, entspringt die zweite Hauptquelle, die Brigach, die sich über Villingen, nur eine Stunde von der Quelle des Neckar entfernt, ebenfalls nach Donaueschingen wendet und unterhalb dieser Stadt mit der Breg vereinigt. Die vereinigten Flüsse führen nun den Namen D., womit herkömmlich eine Quelle im Schloßhof zu Donaueschingen bezeichnet wird, deren Abfluß die Brigach aufnimmt. Die Gegend zwischen Donaueschingen und Hüfingen, Neidingen und Pfora, wo die drei Wässer zusammenfließen, ist sumpfige Ebene und war einstmals ein See, in den Breg und Brigach mündeten, und dessen Abfluß D. hieß. Der vereinigte Fluß behält anfangs die Richtung der Breg und Brigach nach SO. bei, wendet sich aber bald nach NO. und verfolgt diese Hauptrichtung auf eine große Strecke hin. Hinter Tuttlingen in 650 Meter Höhe beginnt der Durchbruch durch den schwäbischen Jura und damit eine sehr anmuthige Partie des obern Donauthals. Zuerst begleiten den Fluß abgerundete Hügel und Berge, bedeckt mit Wald, aber auch übersäet mit größeren und kleineren Felsengruppen, welche oft vom Wasser auf bis zur halben Berghöhe pyramidalisch emporsteigen. Unterhalb Friedlingen und des halbinselartig eingeschlossenen Klosters Beuren verengt sich das Thal und nimmt einen fast schluchtenartigen Charakter an. Auf beiden Seiten erheben sich hohe Felswände, oft mehrere hundert Fuß senkrecht vom Wasser aufsteigend, bald rauh und zerklüftet, bald mehr wandartig fortlaufend, oben auf dem Gipfel aber durchaus von üppigem Baumwuchs überwuchert. An anderen Stellen bedeckt dichter Wald die steile Thalseite, und aus ihm hervor starren dann riesige Felsblöcke und Felssäulen in die Luft. In Schlangenwindungen zieht das enge Thal fort, zwischen dem von Büschen beschatteten Fluß und der Straße, die an der Bergwand hinzieht, nur einen schmalen Wiesengrund oder hier und da ein kleines Ackerfeld übrig lassend und an Ortschaften nur ein paar Dörfer, dagegen zahlreiche, zum Theil kolossale Ruinen (Schloß Wildenstein, Werrenwang) darbietend. Noch einmal, bei der Ruine Dietfurt, verengt sich das Thal, durch das die D. brausend hindurchbricht; dann erweitert es sich bei Inzikhofen, und bei Sigmaringen, das der Fluß (hier noch 531 Meter ü. M.) in erweitertem Becken umschlingt, ist der Durchbruch vollendet. Unterhalb Sigmaringen bis Sigmaringenhof nimmt das Donauthal den Charakter des Riedes an. Schwärzlicher Moor- und Torfgrund, mit Wiesen- oder Ackerfeld bedeckt und zwischen Fichtenwaldung eingeengt, bietet einen sehr einförmigen Anblick. Bei Scheer ist eine Anhöhe quer über das Thal geschoben, und der Fluß, der in starker Krümmung einen langen Umweg um ihr nördliches Ende machen muß, bildet dadurch eine gleichsam scherenförmige Halbinsel. Noch einmal bei Zell, wo derselbe zwischen der Alp und dem nahen Bussen hindurchgeht, wird das Thal eng und von steilen Ufern begrenzt; weiterhin bis Ulm (463 Meter), wo der Oberlauf der D. endet, sind die Ufer ganz flach und unbestimmt; der Boden ist sumpfig, mit Torf und Moor bedeckt und von zahllosen sogen. Altwässern und deren Abzugsgräben durchschnitten. Die größte Breite des Flusses oberhalb Ulm beträgt 40—45 Meter; sein Gefälle im Durchbruch durch den Jura 1,7 Meter, von Sigmaringen bis Ulm 0,59 Meter auf 1 Kilom. Die Zuflüsse der D. in diesem ihrem obersten Laufe sind zahlreich, aber nicht geeignet, sie groß und schiffbar zu machen. Links münden, von der Rauhen Alp kommend, die Schmiech und Lauchart (bei Sigmaringen), die Lauter (bei Munderkingen) und die Blau (bei Ulm); rechts die Ablach und Ostrach (bei Scheer) und die Kanzach (unter Riedlingen).

Bei Ulm (463 Meter ü. M.) beginnt die Schiffbarkeit des nun 65 Meter breiten und 3,2 Meter tiefen Flusses und zugleich sein Mittellauf, der bis Theben an der Grenze Ungarns dauert, und den wir uns in zwei durch Passau geschiedene Stufen, eine obere und eine untere, zerlegen. Die Richtung der D. bleibt zunächst noch die nordöstliche, die sie, die bayrische Hochebene in einem weiten Bogen umfließend, bis Regensburg beibehält. Schon oberhalb Ulm öffnet sich das Thal zur Rechten und bleibt so geöffnet, indem der Strom Ebenen, zum Theil sumpfige Anstauungen von der Breite mehrerer Kilometer (Donauried und Donaumoos), durchzieht. Zur Linken begleitet der Abfall des schwäbischen und fränkischen Jura bis Regensburg den Strom unmittelbar. Hier und da tritt die Höhenwand zur Linken weiter zurück, so von Ulm bis Donauwörth (der Wasserspiegel 400 Meter ü. M.), oder verflacht sich zu völliger Ebene, wie um Ingolstadt. Auf einmal ändert sich die Uferlandschaft völlig. Felsen erheben sich auf beiden Seiten, meist mit Nadelholz bedeckt; der zusammengepreßte Strom fließt langsam dahin. Es ist die Gegend von Weltenburg und Kelheim, das am Ende der stollenartigen Felsenhöhle liegt. Bald darauf folgt eine neue Einengung bei Abach, wo das Thal nur 390 Meter breit ist; dann erreicht der Fluß mit kurzer Wendung nach N. Regensburg (Wasserspiegel 335 Meter). Durch den herantretenden Bayrischen Wald genöthigt, schlägt derselbe von hier an die Richtung nach SO. ein, welche er bis zum Knie von

Waitzen in Ungarn beibehält. Er windet sich zunächst in Krümmungen durch Wiesen und Felder, zur Linken aufsteigende, hier und da mit Reben bepflanzte Berge, zur Rechten eine fruchtbare, kornreiche Fläche, aus der stattliche Kirchen emporragen. Bald treten die Höhen dicht ans Ufer, man passirt Donaustauf und die Walhalla. Die erste bedeutende Stadt, Straubing, liegt auf dem rechten Ufer, wie von nun an die meisten größeren Orte. Die Gegend gewinnt immer mehr an Lieblichkeit und Romantik. Die linken Ufer sind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wiesen, Wald und Korn wechselnd bedeckt. Inseln sperren zuweilen die schöne Aussicht. So gelangt man bis unterhalb Bogen, wo hart am Ufer ein steiler, runder Berg mit stattlicher Kirche emporsteigt. Dann erhebt sich plötzlich der prächtige Adamberg mit seinen großen Trümmern aus der Ebene zur Rechten. Unterhalb Deggendorf wendete sich der Fluß durch die freundlichsten und fruchtbarsten Gestade mehr gegen O., an den Mauern der Burg Winzer vorbei. Hinter derselben wird die Gegend immer flacher; aber bald steigen die Ufer zu beiden Seiten mit Tannen und Felsmassen steil empor, den Strom einengend und seinen Lauf beschleunigend. Man passirt die Ruine Iggersheim, am Eingang der Berge, und gelangt nach dem Städtchen Vilshofen (303 Meter), unterhalb dessen sich die Ufer wieder ausbreiten und zu reichen Fluren und Feldern absenken (besonders das rechte). Unter mannigfachen Krümmungen erreicht endlich der Fluß Passau (in 274 Meter Höhe), wo die Ufer wieder enger zusammentreten und sich mit majestätischen Felsenmassen, Buchen- und Tannenwäldern erheben. Die Zuflüsse der D. auf dieser 334 Kilom. langen Oberhälfte ihres Mittellaufs sind auf der linken Seite nicht bedeutend, da der Strom durch die geologische Beschaffenheit der Hochebene an den Fuß der begrenzenden Gebirge gedrängt wird. Er empfängt hier die Brenz mit der Lontel und die Wörnitz (bei Donauwörth), darauf auf einer Strecke von 45 Kilom. (bis Kelheim) keinen irgend erheblichen Zufluß, dann aber auf einer Strecke von 22 Kilom. gerader Richtung die drei bedeutendsten auf dieser Seite, mit denen das Donaugebiet in das Herz des Mittelgebirges, an das Fichtelgebirge, greift: die Altmühl (bei Kelheim), die Naab (bei Maria-Ort) und den Regen (Regensburg gegenüber). Die linken Nebenflüsse hinter Regensburg sind rasche Bäche des Bayrischen Waldes; ansehnlicher ist nur die Ilz (bei Passau). Die Zuflüsse des rechten Ufers bringen dagegen der D. bis zu ihrem Austritt aus Deutschland den reichlichsten Zufluß von den Alpen und zugleich die Mischung mit dem Grün der Alpengewässer. So ist auch die D. in gewissem Sinn ein Alpenstrom. Während Rhein und Po sich bald von ihren Alpen wegwenden, bleibt die D. ein treuer Begleiter der nördlichen und östlichen Alpen, nimmt die Mehrzahl der nördlichen und alle östlichen Alpengewässer auf, und wenn ihre nur zu häufig trübe Färbung einmal vollständige Klarheit erlangt, so erinnert auch ein blasses Grün an ihren alpinen Charakter. Den Hauptzustrom bildet zunächst das westliche Alpenflußpaar der Hochebene: Iller und Lech, die in paralleler Richtung von S. nach N. strömen und, jener bei Ulm, dieser bei Lechsgemünd, in die D. fließen. Zwischen beiden nimmt sie noch die Günz (bei Günzburg), die Mindel (bei Offingen) und die Zusam (bei Donauwörth) auf. Weiterhin folgt eine Reihe kleinerer Zuflüsse (Paar, Ilm, Laaber ꝛc.), sodann das aus den Alpen Tirols und der Schweiz kommende zweite, noch mächtigere Zwillingspaar: Isar und Inn, die nicht, wie Iller und Lech, von S. nach N., sondern auf der Hochebene von SW. nach NO. neben einander hinlaufen, so daß sie schräglinig mit dem Hauptfluß zusammentreffen, die Isar unterhalb Deggendorf, der Inn bei Passau. Zwischen beiden mündet die (südliche) Vils (bei Vilshofen). Der Inn ist bei seiner Mündung so wasserreich, daß man gezweifelt hat, ob ihm oder der D. das Recht zustehe, der vereinigten Stromrinne den Namen zu verleihen; indessen gehört der D. unbestritten das entwickeltere Stromgebiet und hiermit auch jenes Recht zu. Die Breite derselben ist auf der betreffenden Strecke sehr wechselnd: oberhalb Regensburg, wo der Fluß Inseln umschlingt, 325 Meter, bei Regensburg selbst 195 Meter, bei Passau 211 Meter. Die Tiefe beträgt bei Donauwörth 2,8 Meter, bei Ingolstadt 3,9 Meter, bei Regensburg 3,6 Meter, bei Straubing 3,2 Meter, bei Deggendorf 1,9 Meter, bei Vilshofen 2,9 Meter, bei Passau 4,9 Meter.

Bei Passau, wo die untere Hälfte des Donaumittellaufs (das österreichische Donauthal) beginnt, betritt der Fluß zunächst wieder ein Durchbruchsthal, das sich zwischen den Alpen und dem deutschen Mittelgebirge in südöstlicher Richtung erstreckt und bis Aschach reicht. Er strömt von Passau an noch fast 8 Kilom. weit durch eine schmale Ebene hin, bis dann die Gebirge auf beiden Ufern zusammenlaufen und immer höher ansteigen. Der Fluß, tiefer und schneller als bisher, strömt am Jochenstein, einem mitten aus dem Flußbette hervorragenden, fast würfelförmigen Felsen, vorüber, dem Flecken Engelhardszell zu, dann in den lieblichsten Krümmungen weiter unter Schloß Rheinach hin und an Marsbach, oben im Gebirge, vorüber. »Dieses ganze Durchbruchsthal ist eine einsame Berg- und Waldwildnis. Nur hier und da gewahrt man kleine Gruppen von Häusern und Hütten, unter Gebüsch versteckt, am Fuß der Bergwände. Dichter Wald zieht sich von diesen nicht selten bis an das Flußufer herab, wogegen das Ackerland und die größeren Dörfer meist von unten unsichtbar auf der Höhe des Plateau's ausgebreitet liegen. Fast nichts von Menschenhand Gegründetes erscheint an solchen Stellen, z. B. zwischen Engelhardszell und Aschach, unten in den Wäldern des Thals, höchstens dann und wann auf einem an die Wand geklebten Felsen ein Jagdschloß oder eine alte Burg (Neuhaus).« Bei Aschach sind die Gebirge auf einmal wie verschwunden, und der Strom betritt eine Kessellandschaft, das Becken von Linz, das durch einen geringen Bergdurchbruch in das kleinere von Efferding und das größere von Linz geschieden wird. Die Gegend erscheint weit geöffnet und läßt selbst vom Fluß aus südwärts im Hintergrund eines ebenen oder nur von Hügeln gefurchten, mit Dörfern und Ackerfluren geschmückten Landes die Häupter der Norischen Alpen, voran die Pyramide des Traunsteins, überschauen. Der Strom selbst theilt sich in viele Aeste und bildet eine Menge von Inseln. Das Fahrwasser ist schwer zu finden, weil der alte Thalweg durch die Hochwässer gewöhnlich unfahrbar wird, neue Gänge mitten durch die Sandbänke und Inseln durchgerissen und neue Arme gebildet werden. Bei Ottensheim schließen die Berge die zerstreuten Gewässer wieder ein und drängen sie zu einem Hauptstrom zusammen, der am Stift Wilhering vorüber, zwischen belebten Landstraßen, die von beiden Seiten des Flusses in den Paß einlenken und am Saum der Wälder und Gewässer sich fortwinden, seinen Lauf fortsetzt. Endlich öffnet

sich da, wo das Thal am engsten wird und der Weg plötzlich ganz gesperrt zu werden scheint, der weite, reizend gestaltete und dicht bevölkerte eigentliche Kessel von Linz (249 Meter ü. M.). Der Strom nähert sich darauf bei Ardagger einem zweiten Durchbruchsthal, das, nur von kurzen Weitungen unterbrochen, bis Krems dauert und erst gegen O., dann gegen NO. gerichtet ist. Er durchströmt zunächst eine düstere Waldschlucht in südnördlicher Richtung, bis jetzt noch ein breiter und majestätischer Strom, wird dann bei Grein auf den zehnten Theil seiner frühern Breite zusammengedrängt, was eine theilweise Rückströmung, den »Greiner Schwall«, bewirkt, und nach O. plötzlich abgelenkt. Etwa 2 Kilom. unter Grein, wo die Insel Wörth von der D. umschlossen wird, folgt der berühmte »Strudel«, der durch massenhafte Sprengung der Felsen (»Kugeln«) seine einstige Gefährlichkeit fast verloren hat. Der früher weit gefährlichere gleich darauf folgende Wirbel ist seit der Wegsprengung der Felseninsel Hausstein völlig verschwunden. Die Ufer des Durchbruchthals bis Krems bieten viele interessante Punkte dar: links den Flecken Sarmingstein, die Wallfahrtskirche Maria-Taferl, die Ruine Weideneck, die Teufelsmauer, Stadt und Schloß Dürrenstein, Stein und Krems; rechts das uralte Pöchlarn, die Abtei Melk, Ruine Aggstein, Stadt Mautern und landeinwärts das Stift Göttweih. Bei Krems tritt der Fluß in ein weites Becken, das, ganz in Tertiärformen eingesenkt, zwischen Korneuburg und Klosterneuburg hinter den äußersten Vorsprüngen des Wiener Waldes sich mit dem Wiener Becken verbindet. Der nördliche Theil des Kremser Beckens führt nach dem Namen des Hügelrands (Wachrain) den Namen Wagram, der südliche den Namen Tullner Boden. Zahlreiche Inseln hemmen hier den Lauf des Stroms, dessen rechtes Ufer trotz all seiner Flachheit und der kahlen Sanddünen an die Zeiten der Nibelungen erinnert, in welchen das Dorf Trasenmauer (Zeiselmauer) und das uralte Tuln eine Rolle spielen. Hinter Greifenstein liegt links der Bisamberg, rechts das Kahlengebirge, ein Vorposten des Wiener Waldes, mit Klosterneuburg am Fuß, und der Fluß tritt nun in das Wiener Becken ein, das aus zwei Theilen, dem Marchfeld und der Neustädter Heide, besteht, die durch eine das rechte Ufer der D. begleitende Hügelkette getrennt sind. Das Marchfeld ist eine aus Alluvialboden bestehende, wegen Wassermangels und stellenweiser Sandablagerungen nicht besonders fruchtbare Ebene, die sich bis nach Mähren verlängert; die Neustädter Heide, im Beginn »Steinfeld« genannt, ehemaliger Seeboden und mühsam kultivirbares Schuttland. Mit zahllosen Armen umschließt der Strom auf seinem Lauf durch die Ebene eine Menge von Inseln (sogen. Auen), die großentheils üppig bewaldet sind. Bei Wien, wo seit einigen Jahren großartige Stromregulirungen stattfinden (s. unten), hat die D. noch 155 Meter Meereshöhe. Gegen die ungar. Grenze hin heben sich wieder Höhen rechts und links, namentlich bilden die Hainburger Berge eine der schönsten Donauscenerien. Plötzlich wendet sich der Strom etwas nach S., und man sieht unter dem auf hohem Felsen gelegenen Schloß Theben, an der alten Grenze Deutschlands und des Donauhochlands (in 131 Meter Höhe), wo die eng zusammentretenden Ufer die Pforte des Donautieflands (porta hungarica) bilden. Zu den Nebenflüssen der D. auf dieser letzten Strecke (von Passau an) gehören links die Mühl (oberhalb Aschach), die Krems (bei Krems), der Kamp (gegenüber der Traisenmündung) und die schiffbare March (bei Theben); doch sind sie sämmtlich bis auf die letztgenannte, mit der die D. noch einmal bis an die Sudeten hineingreift, nicht von Bedeutung; dagegen wird der Strom von rechts her bis zu seinem Eintritt in das Tiefland wiederum durch zahlreiche und ansehnliche Alpenflüsse genährt. Als die bedeutendsten sind zu nennen: die Traun (Steiereck gegenüber), die Enns (bei Enns), Ips (bei Ips), Erlaf (oberhalb Pöchlarn), Traisen (unterhalb Krems), Wien (bei Wien), Schwechat (unter Wien) und Piesting nebst der Fischa (bei Fischament). »Die Fahrt auf der untern deutschen D. (urtheilt Daniel), mit der Rheinfahrt zwischen Bingen und Bonn verglichen, besitzt in den Durchbruchstellen eigenthümliche Reize. Die einschließenden Berge sind weniger einförmig, meist schön begrünt und bewaldet, die Burgruinen zahlreich und imposant, die stattlichen Neubauten der großen Klöster ein eigenthümlicher Schmuck. Ein vielgereister Mann findet keine Scene am Rhein, die er neben Weltenburg, Strudel, Wirbel und Passau stellen dürfte. Doch sind die Ufer in den Becken monoton und der Strom selbst mit der meist trüben, weißgelben Flut, weit und seicht ausgedehnt, lange nicht so schön als Vater Rhein.«

Wir betreten jetzt das ungeheure Donautiefland, das sich zwischen dem Gebirgssystem der türkisch-griechischen Halbinsel im S. und den Kleinen und Großen Karpathen nebst den Transsylvanischen Alpen im N. ausdehnt und von der D. in ihrem 1850 Kilom. langen Unterlauf durchströmt wird. Den Gebirgsgrat der Kleinen Karpathen bei Theben durchbrechend, tritt der Strom, 292 Meter breit, 6,2 Meter tief und noch 131 Meter ü. M., zunächst in die oberungarische Ebene, welche sich bis Gran hin erstreckt und einen Flächenraum von 920 QKilom. bedeckt. Die Ufer sind hier einförmig und ohne alle malerischen Effekte, nur bedeckt mit Wiesen, Weiden, Pappeln, Schilf, Wasservögeln und Schiffmühlen. Mit meilenweit von einander entfernten Hauptarmen und zahllosen, meist sehr gewundenen Nebenarmen bildet der Strom zahlreiche Inseln, gleichsam ein binnenländisches Delta. Zwischen dem Hauptstrom und der sogen. Neuhäusler D., die sich bei Preßburg links abzweigt und sich mit dem Unterlauf der Waag verbindet, liegt die Insel Große Schütt (208 QKilom. groß), und gegenüber wird auf dem rechten Ufer durch den Hauptstrom und einen andern Arm (Kleine D.), der sich mit der untern Raab verbindet, die Kleine Schütt (37 QKilom. groß) gebildet, beide durch den Namen an ihre Entstehung erinnernd, an den Schlamm und Bergschutt, den die D. bei ruhigem Gefälle ablagert. Links kommen hier dem Strom starke Parallelflüsse von den Karpathen zu: die Waag (bei Komorn), Neutra und Gran (unterhalb Gran); rechts strömen von den Alpen die Leitha (bei Wieselburg) und die Raab (bei Raab). Unterhalb Gran werden die Donauufer wieder schön und erinnern an die Gegend von Linz bis Krems. Links thürmen sich gewaltige Porphyr- und Trachytmassen mit Gesträuch auf, rechts steigen anmuthige Hügel mit Weinbergen und Kornfeldern zu fernen Bergen hinan. Das Thal verengt sich; grüne, mit Eichen bestandene Höhen treten an den Strom. Die einzelnen Berge dieses Plintenburger Passes zwischen Gran und Waitzen gehören links dem Neograder Gebirge, rechts dem Piliser Gebirge (einer Fortsetzung des Bakonywalds) an, dessen Juraformation sich an Karpathenausläufer ansetzt. Unterhalb

Wischegrad umschließt die D. die 18 Kilom. lange Andreasinsel, wendet sich dann vor Waitzen plötzlich nach S. und tritt aus der Bergenge in die große niederungarische Ebene, die, 38,500 QKilom. umfassend, rechts bis an die Draumündung, links bis zum Einfluß der Theiß reicht. Der Strom behält die südliche Richtung auf 370 Kilom. bei. Rechts sind zunächst noch Bergzüge; doch treten diese bei Ofen auch zurück, und der Strom erhält nun einen ganz andern Charakter: zahlreiche Windungen zwischen öden Sandufern, Moosflächen und Sumpfwaldungen bezeichnen die neue Bahn. »Von Wien nach Preßburg kommt man in ein anderes Land, jenseit Pest in einen andern Welttheil. Die Alten hatten ein ähnliches Gefühl, wenn sie den Danubius auf dem untern Laufe mit neuem Namen Ister nannten.« Die Breite der D. beträgt unterhalb Ofen 970 Meter, die Tiefe 7½—10 Meter; südlicher, zwischen Venek und Földvar, ist sie durchschnittlich 570—1260 Meter breit und 9½—12 Meter tief, und zwischen Földvar und Bukovar 590—800 Meter breit und 5—8 Meter tief. Auf dieser Strecke sind ihre Windungen außerordentlich bedeutend, so daß die Schiffe bei dem ohnehin schwachen Gefälle (das bis Peterwardein nur ¹/₉ des Gefälles im Erzherzogthum Oesterreich, kaum ½ Meter auf 1 Meile beträgt) zuweilen eine Tagereise nöthig haben, um eine Stunde weiter nach S. zu gelangen. Durch die Stromtheilungen entstehen namentlich vier große Inseln: St. Endre, Csepel (Raczkevi), Sar u. Margitta. Die Ufer sind schon an der Csepel mit Flugsand bedeckt, unterhalb Földvar fangen sie an zu versumpfen und bleiben so auf eine weite Strecke hin; namentlich ist die Gegend zwischen der D. und der Mündung der Drau, die, tief aus dem Herzen des deutschen Alpenlands kommend, unsern Essegg einströmt, dermaßen versumpft, daß die Wälder inselartig aus dem Wasser und Moor hervorragen. Von der Draumündung (85 Meter ü. M.) an wendet sich die D., indem die syrmischen Hügel und von Belgrad an die höheren serbischen Berge an das rechte Ufer treten, nach SO. und behält diese Richtung auf fast 300 Kilom. bei. Auf die waldigen Rohr- und Sumpfebenen, auf Einöden, die an ferne Welttheile erinnern, folgen nun zur Rechten freundlichere, sogar liebliche und schöne, von Rebenhügeln eingefaßte Gestade, die höher ansteigend bald zu steilen Waldbergen werden. Das linke Ufer bleibt flach bis Belgrad, und die Versumpfung herrscht hier, besonders bei Peterwardein, fast ärger denn zuvor. An Zuflüssen empfängt hier die D. links den eigentlichen Hauptfluß Ungarns, die vielgewundene Theiß, und die Temes, rechts die mächtige Sau (bei Belgrad) und die Morawa (unter Semendria). Ihre Breite beträgt bei Peterwardein, wo sie 12 Meter tief ist, 1140 Meter, im allgemeinen zwischen Bukovar und Ujpalanka 390—590 Meter; bei Semlin ist sie sogar 1560 Meter breit bei 14 Meter Tiefe. Unterhalb Ujpalanka, am Flußarm Donavicza, treten links Ausläufer der siebenbürgischen Gebirge heran und engen im Verein mit den serbischen Bergen am rechten Ufer auf eine Strecke von 100 Kilom. (bis Kladowa) den Strom ein, der nun seinen letzten Engen, den letzten Felsenthoren, entgegeneilt. Hier sind die Ufer am steilsten, und es beginnt der interessanteste Theil des Donaulaufs, die großartigste Flußenge Europa's. Nachdem die D. bei Moldawa ganz in das Gebirge getreten ist, wird das Thal bald durch die Uferfelsen bei Tivadicza in Ungarn und bei Jocz in Serbien auf 1270 Meter eingeengt. Unterhalb Golubacs folgt der engste Theil der Schlucht, in welchem die Felswände über 580 Meter hoch aufsteigen und nahe zusammenrückend den Strom auf 900 Schritte einzwängen; die Wände haben zahlreiche Höhlen, namentlich die berüchtigte Mückenhöhle. Die ganze Enge führt den Namen Klissura. Die Katarakten derselben zerfallen in zwei Abtheilungen und bestehen aus einer langen Reihe von Stromschnellen, Brandungen und Wirbeln, veranlaßt durch quer laufende Riffe und Klippen, den Trümmern jener gewaltigen Revolution, welche einst den Spalt zwischen beiden Gebirgen öffnete. Dazu sind die Stürme, besonders bei Ostwind (Kossawa), nicht selten furchtbar. Am Ufer hin führt daneben die den kunstvollsten Alpenstraßen an die Seite zu stellende Klissurastraße. Vier Stunden unterhalb Golubacs werden bei Dobra die Berge etwas sanfter, und Ackerfelder liegen an dem 1660 Meter breiten, reißenden Strom. Bald aber wird er von neuem durch steile Waldberge eingeschnürt, und 15 Kilom. unterhalb Dobra, wo er sich plötzlich nach S. wendet, setzt quer durch denselben das Felsenriff Tachtalia und bildet 11—15 Kilom. weit die obere Stromschnelle (Gornya-Djerdap). Der Fluß ist hier über 1080 Meter breit, 66 Meter tief und hat eine Geschwindigkeit von 2,4 Meter in der Sekunde. Die meisten Wirbel bilden sich bei dem 468 Meter langen Riff Iglaz, wo die Breite auf 740 Meter schwindet und die Geschwindigkeit auf 3,1 Meter in einer Sekunde steigt. Die Mitte des Stroms verbirgt die Klippe Biany, und gleich unterhalb zieht sich ein Riff quer über den Strom in 1,2 Meter Tiefe. Die gefährlichste Stelle ist der große Wirbel am Vorgebirge Greben. Nun schießt der Strom mit fürchterlicher Gewalt durch die Enge, wird aber unterhalb derselben plötzlich wieder breit und umschließt, wie ein weiter See, die feste Insel Porec. Darauf nach NO. sich wendend, wird er wieder schmal (170 Meter), strömt längs der schroffen, 709 Meter hohen Felswand des Sterbecz, brandet furchtbar an der Klippe Kazan und rast an einer andern Stelle schäumend über die Klippe fort. Unterhalb der am Strom liegenden Festung Neu-Orsova trifft man in 1630 Meter Entfernung die starke Brandung Gornya-Belega und 550 Meter weiter eine zweite, Dolnya-Belega. Das Getöse der Wellen wird immer ärger und schließlich wahrhaft betäubend. Der 130 Meter breite Strom ist hier, im Eisernen Thor (s. d.), voll zahlloser Klippen, von denen die größten und gefährlichsten vom rechten Ufer vorspringend einen Paß von nur 117 Meter Breite übrig lassen. Dann folgt die Insel Baleni, bei Sip, wo man 23 gefährliche Wirbel zählt. Weiterhin wird der Strom wieder ruhig, und man gelangt an der Veste Skela-Kladowa vorüber zu der unter Konstantin d. Gr. gebauten, sogen. Trajanischen Brücke (von der noch 11 Pfeiler im Strom stehen), wo die D. in ihr unterstes Gebiet, in die weite Tiefebene der Walachei, eintritt. Im Bereich der gefährlichen Strecken ist zur bessern Fahrbarmachung durch Sprengungen einiges geschehen und werden die durch den Pariser Frieden (1856) gestörten Arbeiten nach neuerlich mit den Uferstaaten geschlossenen Verträgen energischer in Angriff genommen werden. Die Ufer der D. in ihrem Unterlauf bieten nichts Angenehmes und sind sehr häufig öde und traurig. Das linke Gestade ist völlig flach; an das rechte treten nur noch stellenweise mäßige Höhen, wie bei Widdin, Rustschuk, Silistria. Die Theilung des Bettes vermehrt sich ins Unglaubliche, und auf dem linken Ufer treten Wasserstopfungen in Form von Seen, Sümpfen und todten Armen auf.

Die Breite des Flusses beträgt bei Rustschuk 1300, bei Silistria 2600 Meter und steigt zuweilen auf 3⅓ Kilom. Von Orsova an ist seine Richtung 103 Kilom. weit eine südöstliche, und der Fluß empfängt auf dieser Strecke rechts den Timok, den Grenzfluß zwischen Serbien und Bulgarien; dann strömt er 200 Kilom. weit bis Sistowa nach OSO., inzwischen links den Schyl (bei Rahowu) und die Aluta (bei Nikopoli), rechts den Isker (bei Gitschin) und Osma (der Aluta gegenüber) aufnehmend, und verfolgt von Sistowa bis Tschernawoda eine ostnordöstliche Richtung, auch auf dieser Strecke durch zahlreiche Beiflüsse verstärkt, links den Ardschisch (bei Oltenizza), rechts den Lom (bei Rustschuk) und Taban (unter Silistria). Bei Tschernawoda ist der Strom kaum 60 Kilom. vom Meer entfernt, von dem ihn ein niedriger Sattel, die Bergplatte der Dobrudscha, trennt, die von der Eisenbahn nach dem Hafenort Kustendsche überschritten wird. Genannte Platte nöthigt ihn, nach N. umzubiegen, und er fließt in dieser Richtung, wie bisher, mit versumpften Ufern, von stehenden Lachen begleitet, unzähligemal getheilt und mit Ausläufern versehen, Werder auf Werder (Kremen=, Blutschul=, Rogosa=, Bresojasainsel ꝛc.) umschließend, 140 Kilom. weit bis Galatz, unterwegs noch an Zuflüssen (links) die Jalomitza (unterhalb Hirsowa) und den Sereth (bei Galatz) empfangend. An den scharfen Rändern der Platte von Galatz wendet er sich sodann nach O. und bald darauf bei der Einmündung des Pruth nach SO., um dem Schwarzen Meer zuzufließen, doch vorher noch einen kleinen Durchbruch machend zwischen dem 32 Meter hohen Uferrande der Dobrudscha und dem festen Rande der nördlichen Platte. Bei Galatz haben die durch eine Insel entstehenden beiden Arme eine Breite von 160 und 290 Meter, unterhalb Isaktschi 590 Meter und bei Tultscha 260—325 Meter; die Tiefe ist 16—23 Meter, bei Tultscha aber über einer Sandbank nur 5 Meter. 7 Kilom. oberhalb Tultscha theilt sich der Strom in große Mündungsarme, und es beginnt sein Deltaland, eine 2600 QKilom. große Wildnis, die einem unabsehbaren grünen Meer von 3 Meter hohen Schilfwaldungen gleicht, durchschnitten von Flußarmen, Seen und Lachen, belebt von unermeßlichen Scharen von Seevögeln, von Wölfen und Herden von Büffeln. Die äußersten Mündungsarme liegen 96 Kilom. von einander entfernt. Der nördlichste ist die Kiliadonau, welche sich zweimal seeartig erweitert, große Inseln umschließt und nach 111 Kilom. Lauf in einer Menge von Armen (Gilos) zwischen 30 niedrigen Sandinseln mündet, die durch nur 2—2⅓ Meter tiefes Wasser getrennt sind, und vor denen sich noch 3⅓ Kilom. weit eine Untiefe mit kaum 1 Meter Wasser hinzieht. Der zweite Hauptarm ist die Sulinadonau (über 80 Kilom. lang, nach der Mündung hin 100—130 Meter breit und 6⅓—19 Meter tief), an deren Mündung auf Pfählen das Städtchen Sulina liegt. Ein langer Molo, ins Meer hinausgebaut, hält die Versandung der Mündung ab, der vordem eine Barre vorlag, die je nach dem Wasserstand nur 3—4⅓ Meter Wasser hatte und den Schiffen ein zeitraubendes und kostspieliges Umladen in kleinere Lichterschiffe verursachte. Infolge der häufigen Ueberschwemmungen des ganz flachen Sumpflandes, welche bewirken, daß das Meer auf 22—37 Kilom. Entfernung gelb gefärbt erscheint, ändert sich das Fahrwasser im Strom fortwährend, und bei den hier herrschenden strengen Wintern ist es von Mitte December bis Mitte Februar mit Eis bedeckt. Die Schiffahrt währt daher gewöhnlich nur von Ende Februar bis zu Ende November. Der dritte Hauptarm, die St. Georgsdonau, strömt 90 Kilom. weit nach SO. und ist 130—390 Meter breit und bei 10 Meter tief. Vor der Mündung (Chedrile Boghasi) versperren eine Insel und eine 11 Kilom. ins Meer ragende Sandbank den Eingang, so daß derselbe nur 1⅓ Meter Wasser hat. Das rechte Ufer dieses Arms hat auf etwa 15 Kilom. bewaldete Hügel, östlicher aber ebenfalls nur ganz niedrige Ränder. Von der Mitte dieses Arms zweigt sich die 37 Kilom. lange Portitzkaja (Dunawetz) nach SO. ab, die in geschlängeltem Lauf 3—5 Meter tief in den westlicher gelegenen haffartigen Rasinsee mündet, der nur 2⅓—3 Meter Tiefe hat. Der südliche Theil des Donaudelta's zwischen dem Sulina- und dem Georgsarm heißt Insel Moische, der nördliche zwischen dem Sulina- und dem Kilia-Arm Insel Leti, deren südwestlicher Theil wieder unmittelbar an der D. durch einen kleinen Flußarm abgesondert wird und den Namen Tschatal führt. — Durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856 wurden für das Mündungsgebiet der D. ganz neue staatsrechtliche Verhältnisse begründet; man stellte die Donaumündungen unter den Schutz des europäischen Völkerrechts, indem man den Fluß in seinem gesammten Lauf den Bestimmungen der Wiener Kongreßakte über die internationalen Ströme unterwarf und den Schiffen aller Nationen zugänglich machte. Die nöthigen Korrektionsarbeiten sollten auf dem ganzen Strom ausgeführt, insbesondere von Isaktscha an die Mündungen des Stroms von allen Hindernissen befreit und zur Führung und Erleichterung der Schiffahrt besondere Etablissements erbaut werden. Die Schiffe aller Nationen sollten in jeder Beziehung mit voller Gleichheit zugelassen und auf der D. keine Abgaben erhoben werden, welche sich lediglich auf die Beschiffung des Stroms stützen. Zur Verwirklichung dieser Disposition wurden zwei Kommissionen ernannt: die europäische Donauschiffahrtskommission, aus Delegirten von Frankreich, England, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sardinien und der Türkei bestehend und mit der Herstellung der Schiffbarkeit und Freiheit der Donaumündungen beauftragt, und die permanente Kommission der Donauuferstaaten, bestehend aus Abgeordneten von Oesterreich, Bayern, Würtemberg und der Türkei, sowie aus Kommissarien für die Moldau, Walachei und Serbien, zur Ausarbeitung der Schiffahrts- und Strompolizeivorschriften. Letztere Kommission brachte die Donauschiffahrtsakte (s. unten) zu Stande, welche 9. Jan. 1858 zu Wien ratificirt wurde. Durch die erstere Kommission, welche 4. Nov. 1856 in Galatz zusammentrat, sind nach neunjähriger Thätigkeit wesentliche Verbesserungen erzielt worden. Zwei Dämme an der Mündung des Sulina-Arms ermöglichen sehr tief gehenden Fahrzeugen den Zugang zu dieser Mündung; Korrektionsarbeiten und Baggerungsarbeiten in demselben Stromarm, ein Boyensystem, ein Leuchtthurm an der St. Georgsmündung, ein regelmäßiger Rettungsdienst und ein Marinehospital in Sulina gewähren der Schiffahrt große Vortheile. Durch eine Schiffahrtsakte vom 2. Nov. 1865 wurden dann die Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt, welche der neue Zustand auf der untern D. begründet hat. Alle Werke und Etablissements stehen unter dem Schutz des Völkerrechts; die Pforte hat sich verpflichtet, alle weiteren Arbeiten zu begünstigen und die Ufer der D. von Isaktscha bis zum Meer von jeder Beschränkung befreit zu lassen. Sie ernennt einen Generalinspektor

der untern D. und den Hafenkapitän von Sulina; aber beide Beamte, unter deren Autorität die gesammte Schiffahrt steht, unterstehen wieder der Aufsicht der Kommission, welche durch die vertragsmäßig an den Donaumündungen stationirten Kriegsschiffe unterstützt wird.

Die gesammte Stromlänge der D. beträgt in gerader Linie 1630 Kilom., mit Einschluß der Krümmungen wird sie auf 2840 Kilom. berechnet. Ihr Stromgebiet, zu dem ein großer Theil von Süddeutschland, ganz Ungarn, Siebenbürgen, die Moldau und Walachei und die vom Balkan nördlich liegende Türkei gehören, umfaßt 804,000 QKilom. Der Fluß ist sehr fischreich, besonders in Ungarn, und namentlich reich an vortrefflichen Karpfen und Hausen. Sein Wasser, fast immer trüb und lehmig, führt auch, wie die Nebenflüsse Isar und Inn, etwas Gold, das früher in Goldwäschereien gewonnen und geprägt wurde. Das Gefälle der D. ist sehr verschieden. Es beträgt in Schwaben beim Juradurchbruch 1/800, zwischen Ulm und Donauwörth 1/2400, zwischen Passau und Linz 1/1600, zwischen Wien und Hainburg 1/2400 und weiter abwärts 1/9000—1/15000. Feste Brücken über die D. sind: bei Ulm, Regensburg, Passau, Linz, Mautern, Wien; die letzte ist die Kettenbrücke zwischen Ofen und Pest. Dazu kommen mehrere Eisenbahnbrücken in Bayern und Oesterreich, insbesondere bei Wien, wo deren nicht weniger als drei bestehen (für die Nordwestbahn, Nordbahn und Staatsbahn). Schiffbrücken über die D. sind: bei Preßburg, Gran, dann zwischen Neusatz und Peterwardein, von wo an abwärts zur Verbindung der beiderseitigen Ufer nur Ueberfuhren mittels Schiffe bestehen. Die berühmteste Fähre über die D. ist zu Isaktscha, zwischen Galatz und Ismail, wo von jeher die Ueberfuhr der Moldauer, Ungarn und Tataren war und auch Sultan Osman über die D. ging, um gegen die Polen zu ziehen. Von den zwei eisernen gewaltigen Ketten, womit die Türken ehemals den christlichen Schiffern die Passage auf der D. sperrten, befindet sich die eine im k. k. Zeughaus zu Wien, die andere im Schloß zu Ofen. Die Bevölkerung des Donaugebiets theilt sich nach den drei Hauptabtheilungen desselben in drei Gruppen: das Donauhochland ist von Deutschen bewohnt; das mittlere, eine bunte Musterkarte verschiedener Nationalitäten, gehört überwiegend den Magyaren und Slawen an; im Mündungsland sitzen Rumänen und Bulgaren. Aber die eine Gruppe, die deutsche, ist auch außerhalb des Hochlandes angesiedelt und begleitet mit ihren Kolonien den Strom bis zu seiner Mündung. Im Donautiefland wohnen allein 1½ Mill. deutschen Stammes. Deutscher Einfluß war von jeher für das ganze Donauland das anregende Salz. Die Schiffbarkeit der D. beginnt bei Ulm, wo sie bereits Schiffe von 400—500 Ctr. trägt; weiterhin bei Regensburg wird sie für Schiffe von 1200—1800 Ctr., beim Eintritt in das österreichische Gebiet für Schiffe von 2000 und noch weiter abwärts von 4—10,000 Ctr., ja sogar für Kriegsschiffe mit 40 Kanonen, fahrbar, und in der Türkei gegen ihre Mündung zu trägt sie selbst Kriegsschiffe mit noch größeren Lasten. Indeß hat die Schiffahrt auf der D. mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, infolge deren der Strom für den Handel noch nicht die Bedeutung zu erlangen vermochte, welche ihm im Verhältnis zu seiner großen Ausdehnung und zu dem Reichthum der seinem Gebiet angehörigen Länder zukommt. Zu diesen Schwierigkeiten gehören außer den vorerwähnten Durchbrüchen über Felsgrund, die schon großentheils beseitigt wurden und es in Kürze noch mehr sein werden, die plötzlichen Veränderungen des Fahrwassers, das oft in einer einzigen Nacht eine andere Richtung annimmt, sowie auch die verhältnismäßig starke Strömung im Oberlauf und in Ungarn eine arge Vernachlässigung des Flußufers, das ebenso Ueberschwemmungen als Abspülungen im großen ausgesetzt ist. Die Benutzung des Stroms als Wasserstraße ist durch die erwähnte Donauschiffahrtsakte geregelt. Durch dieselbe ward die Freiheit der Schiffahrt auf der D. sowohl zum Behuf des Waaren-, als des Personenverkehrs ausgesprochen; alle ausschließlichen Schiffahrtsprivilegien und alle Zwangsrechte wurden für aufgehoben erklärt. Der Betrieb der Schiffahrt aus dem offenen Meer nach jedem Landungsplatz der D. und von jedem solchen in das offene Meer steht den Schiffen aller Nationen frei, welche auf dem Fuß einer vollständigen Gleichheit behandelt werden. Der Betrieb der eigentlichen Flußschiffahrt aber ist den Schiffen der Uferländer vorbehalten. Alle Vortheile, die in einem Uferland den Schiffen irgend einer Nation in Bezug auf die Donauschiffahrt eingeräumt werden, sind auch den Schiffen sämmtlicher Uferländer eingeräumt. Gebühren, die sich einzig und allein auf die Thatsache der Beschiffung des Flusses gründen, werden nicht erhoben, ebenso auch keine Abgaben von den Waaren, die sich am Bord der Schiffe befinden; darunter sind jedoch die eigentlichen Ein-, Aus-, Durchgangs- und Verbrauchsabgaben und die Gebühren für die Benutzung gewisser öffentlicher Anstalten nicht mitbegriffen.

Die Befahrung der D. ist (von den Dampfschiffen abgesehen) vorwiegend Thalfahrt, da die starke Strömung des Flusses die Bergfahrt (Gegentrieb) sehr erschwert. Sie geschieht mit kleineren und größeren Schiffen (Waidzillen, Plätten, Kelheimern), auch mit Flößen, die, am Bestimmungsort angelangt, zerschlagen und stückweise verkauft werden. Die Flöße haben eine Länge bis zu 25 Meter bei 8 Meter Breite und befördern Passagiere und Güter zu sehr billigen Preisen, da jeder Verdienst der Art reiner Gewinn ist. In der Mitte des Ganzen steht eine Hütte, und neben derselben brennt ein Feuer, der Sammelplatz der Floßbewohner, deren Zahl an bloßen Flößknechten, die unter einem Oberflößer stehen, sich zuweilen bis auf 12 beläuft. Gerathen Schiffe und Flöße auf Sandbänke, so müssen sie entweder einen höhern Wasserstand abwarten, oder durch Umladen sich erleichtern; auch werden sie durch widrige Winde oft zum Stillliegen (Windfeiern) gezwungen. Die stromaufwärts gehenden Schiffe müssen außerordentlich fest gebaut sein, da sie gegen die reißenden Strömungen anzukämpfen haben, und werden von Pferden des stärksten Schlags gezogen, deren zwei ein Roßbube lenkt. Gewöhnlich sind mehrere aufwärts gehende Schiffe zusammengekoppelt, so daß das vorderste das stärkste ist und die anderen immer kleiner und leichter werdenden mit fortschleppt. An dem vordersten Schiff ist die oft mehrere hundert Meter lange Ziehleine befestigt, an der sich zuweilen ein paar kleine Fahrzeuge bloß zu dem Zweck befinden, die Last der herunterhängenden Leine zu tragen und diese von einem Ufer des Flusses zum andern zu schaffen, wenn das Fahrwasser wechselt. Der Zugführer (Vorreiter) muß vor allen Dingen den rechten Weg für die Pferde ausfindig zu machen wissen. Kleinere Arme der D. durchschwimmen die Pferde, zum Ueber-

setzen derselben über breitere Arme oder den Hauptstrom werden ebenfalls besondere Fahrzeuge mitgeführt. Seit Einführung der Dampfschiffahrt gehen nur leere Schiffe stromaufwärts; die einst großartigen Züge mit 60—150 Pferden haben längst aufgehört. Die Einführung der **Dampfschiffahrt** auf der D., die stellenweise mit unüberwindlich scheinenden Hindernissen zu kämpfen hatte, verdankt man der **Oesterreichischen Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft.** John Andrews und Joseph Pritchard erwarben 1828 das Privilegium für die Errichtung der Dampfschiffahrt auf der D. und ihren Nebenflüssen, welches sie 1830 an einen unter dem Titel »**K. k. privilegirte Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft**« gebildeten Aktienverein abtraten. Das erste Dampfboot der Gesellschaft (Franz I.) unternahm seine erste Fahrt 4. Sept. 1830 von Ebersdorf (bei Wien) nach Pest; doch begannen erst 1831 die regelmäßigen Fahrten zwischen Wien und Pest, die bald bis Semlin, resp. Moldova und 1834 bis Galatz ausgedehnt wurden. Die Stromschnellen am Eisernen Thor, welche noch mittels Ruderschiffe und theilweise sogar zu Land passirt werden mußten, bildeten die einzige Unterbrechung der Dampfschiffahrten, welche nun auf der ganzen schiffbaren D. unterhalten wurden, nachdem sich mittlerweile auch die Königlich würtembergische und bayrische Dampfschiffahrt auf der Linie Ulm-Passau-Linz etablirt hatte. Erst nachdem seitens der österreichischen Regierung am Eisernen Thor Regulirungsarbeiten ausgeführt worden waren, gelang es 1846, auch diese gefährliche Stelle mit Dampfbooten zu befahren. Im Jahr 1844 waren bereits regelmäßige Fahrten auf den beiden bedeutendsten Nebenflüssen der österreichischen D., der Theiß und Save, eingerichtet worden. Später wurden auch die Drau, der Begakanal, der Inn und temporär der Pruth in den Betrieb der Donaudampfschiffahrt gezogen, der jetzt (1875) folgende Strecken umfaßt: die D. von Regensburg bis Sulina, die Theiß bis Tokay, die Save bis Sissek, die Drau bis Barcs, den Inn bis Simbach, den Begakanal bis Groß-Becskerek und die Seestrecke Sulina-Odessa, im ganzen 4233 Kilom. Passagierfahrten finden statt von Passau nach Linz täglich (5 Stunden), Linz-Wien täglich (8 St.), Wien-Pest täglich (12 St.), Pest-Semlin fünfmal wöchentlich (1½ Tag), Pest-Galatz zweimal wöchentlich (4 Tage). Durch die Bahnlinie Rustschuk-Varna steht die Donaudampfschiffahrt in direktem Anschluß an die Schiffe des Oesterreichisch-Ungarischen Lloyd, welche zwischen Varna und Konstantinopel verkehren und es möglich machen, auf dem Donauweg von Wien aus die Hauptstadt des türkischen Reichs in 4½ Tagen zu erreichen. Ist das von der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft befahrene Flußgebiet das bedeutendste in Europa, so nimmt sie selbst auch bezüglich ihres Betriebsmaterials und ihrer großartigen industriellen Etablissements unter allen Schiffahrtsunternehmungen den ersten Rang ein. Nachdem die Gesellschaft 1862 die bayrische Dampfschiffahrt, dann verschiedene kleinere Konkurrenzen und endlich im Frühjahr 1874 das Gesammtmaterial der liquidirten Vereinigten Ungarischen Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft erworben, besaß sie im Juli d. J. bei einem Betriebsfonds von 45 Mill. Gulden einen Schiffsstand von 207 Dampfbooten mit 18,446 Pferdekräften, worunter 20 Propeller, 4 Kettenschiffe, 2 Seilschiffe, außerdem 5 Baggerer; ferner 656 eiserne, 46 hölzerne Schleppschiffe mit einer Tragfähigkeit von je 150—500 Tonnen. Im Jahr 1872 (das Jahr 1873 muß wegen der Mißernte in Ungarn, der Cholera und der Börsenkatastrophe als ein anormales betrachtet werden) hat die Gesellschaft 1,853,522 Reisende und 23,000,913 Ctr. Güter befördert. Die dafür erzielte Einnahme betrug 12,800,000 Gulden, was einer Kapitalsverzinsung von 7,8 Proc. entsprach. Ihre Dampfer haben im ganzen eine Strecke von 3,444,848 Kilom. oder 464,238 Meilen zurückgelegt und an 215 Stationen gelandet, von denen 148 ständige Agentien besitzen. Sämmtliche Neubauten und Reparaturen der Schiffe werden in eigener Regie auf den gesellschaftlichen Werften in Korneuburg (bei Wien), Altofen und Turn-Severin ausgeführt und beschäftigen durchschnittlich einen Arbeiterstand von 3000 Mann. Den größten Theil der enormen Kohlenmenge, welche die Schiffahrt der Gesellschaft konsumirt und die sich 1872 auf 4,775,351 Ctr. belief, liefern die ausgedehnten der Gesellschaft selber gehörenden Bergwerke in der Umgebung von Fünfkirchen (Ungarn), deren Produkte auf einer gleichfalls der Gesellschaft gehörigen 60 Kilom. langen Bahn (der Mohacs-Fünfkirchener Eisenbahn) den Schiffen an die D. zugeführt werden. Der Grubenbesitz umfaßt 12,544 □Klafter und lieferte 1872 ein Gesammtquantum von 5,359,301 Ctr., wovon ca. 400,000 Ctr. zu Koaks und 760,000 zu Briquettes verarbeitet wurden. Die hierzu verwendete Arbeiterzahl betrug 2431 Mann, für deren Unterkunft durch die ausgedehnten von der Gesellschaft ausgeführten Kolonieanlagen gesorgt ist. Dieselben bestehen aus 228 Koloniehäusern mit 1 Kirche, 2 Schulen und 2 Spitälern und beherbergen eine Bevölkerung von 3370 Seelen. Die enormen Fortschritte, welche die Gesellschaft in dem letzten Jahrzehnt gemacht hat, verdankt sie zum großen Theil der thatkräftigen und umsichtigen Leitung des derzeitigen Betriebsdirektors Martin Ritter v. Cassian (seit 1861). — Außer der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft bestehen noch die Raaber Dampfschiffahrt mit fünf Remorqueuren und 19 Schleppschiffen, die sich indessen nur mit dem Remorquiren der eigenen und fremden Schiffe befaßt, und auf der untersten D. die türkische Dampfschiffahrt, welche auf der bulgarischen Seite zwei Passagierschiffe im Betrieb hat und Staatsunternehmen ist. — Wichtige Verkehrsanschlüsse zwischen Donaudampfschiffahrt und Eisenbahn sind: Regensburg, Passau, Wien, Raab, Buda-Pest, Sissek, Rustschuk, Giurgewo, und für die Seeschiffahrt: Braila und Galatz. Ferner sei noch erwähnt der **Ludwigskanal** in Bayern, der die D. mit dem Main und Rhein verbindet. — Die **strategische Wichtigkeit** der D. beweisen die vielen am Strom liegenden Festungen, so in Bayern: Ingolstadt (Passau wird nur noch als Gefängnis verwendet, ist sonst aber ein strategisch wichtiger Punkt); in Deutsch-Oesterreich (die alte Festung Linz ist aufgelassen) der erst 1866 aufgeführte Brückenkopf bei Floridsdorf (nächst Wien), welcher jedoch bloß aus Erdwerken besteht; in Ungarn: Komorn, Peterwardein; in der Türkei: Belgrad, Widdin, Nikopoli, Rustschuk, Silistria, Braila.

Besonderer Erwähnung bedarf noch die großartige in den letzten Jahren unternommene **Donauregulirung bei Wien**, wodurch die gesammte Wassermenge des Stroms, der, in mehrere Arme getheilt, seit Jahrhunderten das Land umher durch jährliche Ueberschwemmungen verwüstete und den Aufschwung der Kaiserstadt in wirtschaftlicher Richtung sehr erschwerte, nunmehr (mit Ausnahme des Wiener Donaukanals) in Einem Normalbett

koncentrirt wird. Letzteres ist aus zwei Theilen zusammengesetzt, je einem für die gewöhnlichen Wasserstände und für die Hochwasser (für letztere mittels in entsprechender Entfernung von den Ufern des Hauptbettes aufgeführter Dämme), und hat eine Gesammtbreite von 759 Meter, wovon 285 Meter auf das Hauptbett und 474 auf das Nebenbett kommen. Die Kosten des Unternehmens belaufen sich auf 30 Mill. Gulden. (Weiteres s. Wien.)

Die Alten nannten die D. Danubius und Ister, doch bezeichnete der letztere Name eigentlich nur ihren untern Lauf. Herodot läßt sie im Keltenland am Pyrene (Brenner) entspringen, die Römer nach dem zweiten Punischen Krieg bei den Osismiern in der heutigen Bretagne, seit Cäsars Zügen in den südlichen Alpen, bis man nach dem Zuge des Tiberius gegen die Vindelicier vom Bodensee aus die wahre Quelle der D. fand. Vgl. Meidinger, Die deutschen Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen, Bd. 1 (Leipz. 1853).

Donaueschingen, Stadt im bad. Kreis Villingen, an der Linie Offenburg-Villingen-Singen der badischen Staatseisenbahnen (die Wutachthalbahn, von Waldshut nach D., im Bau) und an der Brigach, die wenig unterhalb sich im Becken von D. mit der Breg vereinigt, woraus die Donau entsteht, frei und eben gelegen, Residenz des Fürsten von Fürstenberg und Hauptort der Landschaft Baar, Sitz eines Bezirksamts und eines Amtsgerichts, hat ein schönes fürstliches Schloß mit Bibliothek (über 30,000 Bände), ausgezeichnetem Archiv und einer Sammlung von wichtigen Handschriften (darunter viele altdeutsche, z. B. das Nibelungenlied), eine berühmte Naturalien- und eine bedeutende Gemäldesammlung im neuen fürstlichen Karlsbau, einen Marstall, Park, eine schöne Pfarrkirche, ein Progymnasium, ein reiches Armenhospital, eine bedeutende Bierbrauerei, ein Soolbad (seit 1871) und (1871) 3109 Einw. (darunter 220 Evangelische). Neben dem Schloß quillt in einem runden eingefaßten Brunnen, zu dem man einige Stufen hinabsteigt, die sogen. Donauquelle, die in einer Röhre unterirdisch weiter geleitet wird und erst bei ihrem Abfluß in die Brigach wieder zu Tage tritt. In der Nähe die Trümmer der Burg Fürstenberg, des Stammhauses der Fürsten. D., das schon unter den Karolingern vorkommt, wurde 889 vom König Arnulf der Kirche zu Oberzell auf der Reichenau geschenkt und gehörte seit dem 13. Jahrh. den Herren von Blumeneck; später kam es an Habsburg und endlich 1488 durch Kauf an die Grafen von Fürstenberg.

Donaufürstenthümer, die beiden Fürstenthümer Moldau und Walachei, welche jetzt das Fürstenthum Rumänien (s. d.) bilden.

Donaukommission, europäische, s. Donau.

Donaukreis, der größte, aber am wenigsten bevölkerte der vier Kreise des Königreichs Würtemberg, umfaßt den südöstlichen Theil desselben, wird nördlich vom Jartkreis, östlich und südlich von Bayern und dem Bodensee, westlich von Baden, Hohenzollern, dem Schwarzwald- und Neckarkreis begrenzt und umfaßt 6266 QKilom. (113,8 QM.). Er liegt größtentheils in der Donauebene, zum Theil auch auf und an der Alp, wird von der Donau und deren Zuflüssen (Lauter, Blau, Riß, Roth) sowie von Zuflüssen des Bodensees, dem Argen, Schussen ꝛc., dem Federsee bei Buchau und im N. von Zuflüssen des Neckars (Fils ꝛc.) bewässert und hat viele Mineralquellen. Produkte sind: reichlich Getreide, Rindvieh, Flachs, Oelgewächse, Obst, im S. auch Wein. Die Industrie befindet sich im Aufschwung; von besonderer Wichtigkeit sind die Woll- und Baumwollspinnerei sowie die Fabrikation von Woll- und Baumwollwaaren vorzugsweise am nördlichen Fuß der Alp in den Oberämtern Geislingen, Göppingen und Kirchheim; ferner die Flachs- und Hanfspinnerei und die Weißstickerei mehr in der Donauebene ꝛc. Getheilt ist der Kreis in 16 Oberämter: Biberach, Blaubeuren, Ehingen, Geislingen, Göppingen, Kirchheim, Laupheim, Leutkirch, Münsingen, Ravensburg, Riedlingen, Saulgau, Tettnang, Ulm, Waldsee und Wangen, mit 31 Städten, 569 Pfarrdörfern, Dörfern und Pfarrweilern und (1871) 436,915 Einw., darunter 156,595 Evangelische, 277,280 Katholiken und 2666 Juden. Hauptstadt ist Ulm. S. Karte »Würtemberg«.

Donau-Main-Kanal, s. v. w. Ludwigskanal.

Donaumoos, kahler, mooriger Landstrich in Oberbayern, der sich auf der rechten Seite der Donau, zwischen Neuburg, Ingolstadt, Reichertshofen, Schrobenhausen und Pöttmes, über 30 Kilom. in die Länge und 2—18 Kilom. in die Breite ausdehnt. Die Austrocknung desselben durch Kanäle, welche in die Donau ausmünden, und durch Dämme begann schon 1796 unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor und wurde seitdem mit einem Kostenaufwand von nahezu ¼ Mill. Gulden fast vollständig bewerkstelligt. Zahlreiche Kolonien haben sich daselbst angesiedelt, von denen Karlshuld, Karlskron, Obermarfeld, Neuschwetzingen, Lichtenau ꝛc. die bedeutendsten sind.

Donauried, mooriger, meist mit Rietgras bedeckter Landstrich, der sich unterhalb Ulm vorzüglich in Bayern, dann auch in Würtemberg, links bis Gundelfingen, rechts bis zum Lech, 65 Kilom. lang und bis 8 Kilom. breit, erstreckt. Die Donau, zuerst von Nersingen über Günzburg bis Offingen längs des südlichen, hernach von Lauingen abwärts längs des nördlichen Randes fließend, durchschneidet das D. etwa in der Mitte zwischen Offingen und Lauingen von S. nach N. Besonders moorig sind die Striche im N. von Günzburg auf der linken und abwärts von Dillingen auf der rechten Donauseite. Mit der Bezeichnung D. belegt man auch die geringeren Thalweitungen der Donau oberhalb Ulm in Würtemberg, die eine ähnliche Beschaffenheit wie das große D. in Bayern haben, wiewohl sie nicht ganz so versumpft sind. Hierher gehören das Gögglinger Ried, das längs der Westernach und Riß weit nach S. in die Hügellandschaft der Donauebene eingreift, das kleine Ried von Rottenacker unterhalb Munderkingen und das Riedlinger Ried, das sich von Riedlingen aufwärts bis Scheer ausdehnt.

Donaustauf (Thumstauf), Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg, Bezirksamt Stadtamhof, in herrlicher Lage am Fuß des Bayrischen Waldes, links an der Donau, zwischen Regensburg und Wörth, Hauptort einer Herrschaft des Fürsten von Thurn und Taxis, hat zwei Kirchen, ein schönes Sommerschloß des Fürsten mit einem großartigen Garten, ein Spital, etwas Weinbau und (1871) 1059 kathol. Einwohner. Ueber dem Ort auf steilem Felsen die Ruinen des alten Bergschlosses Stauf, das schon 1130 vorhanden war, von Albert d. Gr., Bischof von Regensburg, 1260—1262 bewohnt, mehrmals belagert und eingenommen und 11. Febr. 1634 durch Bernhard von Weimar gesprengt wurde. D. war sonst eine freie Reichsherrschaft; mit Regensburg kam es 1803 an den

Fürst-Primas von Dalberg, nach dem Wiener Frieden 1809 an Bayern und 1812 unter bayrischer Hoheit an den Fürsten von Thurn und Taxis. Auf dem nahen Breuberg die von König Ludwig I. von Bayern gegründete Walhalla (s. d.).

Donauwörth, unmittelbare Stadt im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, am Einfluß der Wörnitz in die Donau, wichtiger Knotenpunkt der bayrischen Staatsbahnen (Eisenbahnlinien nach Augsburg, Ulm, Nürnberg und Regensburg), ist alterthümlich gebaut, Sitz eines Bezirksgerichts, eines Stadt- und Landgerichts sowie eines Bezirksamts (im ehemaligen »Fuggerhaus«), eines Rent- und eines Forstamts (in der vormaligen Deutsch-Ordenskommende), hat 5 katholische und 1 protestantische Kirche, eine ehemalige Benediktinerabtei (Heiligkreuz) mit Kirche und hohem Thurm, jetzt in ein Schloß umgewandelt, das dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein gehört, ein gothisches Rathhaus, ein schönes sogen. »Tanzhaus«, ebenfalls im gothischen Stil (neuerlich restaurirt, auch für Theater und Schulen benutzt), zwei Institute der Barmherzigen Schwestern, ein Frauen-Schulkloster der Dominikanernonnen, eine gewerbliche Fortbildungsschule, ein Bürgerspital, Stadtkrankenhaus und (1871) 3443 Einw. (darunter 243 Protestanten). Hübsche Anlagen umgeben die Stadt. In der Nebenkapelle der prachtvollen Klosterkirche ist der Sarkophag Maria's von Brabant, der Gemahlin des Herzogs Ludwig von Bayern. D. ist auch Dampfschiffahrtsstation. Die Erwerbszweige der Bewohner bilden zunächst Obst-, Getreide-, Flachs-, Hanfbau sowie Maschinenfabrikation (zwei Etablissements), starke Bierbrauerei und Handel, der durch mehrere bedeutende Märkte belebt wird. D. hat seinen Namen von der jetzt in Trümmern liegenden Burg Wörth (Veridi), die, um 900 vom Grafen Hupald I. von Dillingen erbaut, von seinem Sohn Mangold Mangoldstein genannt wurde. Dieselbe ward 1191 eine Besitzung der Hohenstaufen und im 13. Jahrh. der Sitz der Herzöge von Oberbayern; hier war es, wo Herzog Ludwig der Strenge in grundloser Eifersucht seine Gemahlin Maria von Brabant enthaupten ließ (1256), woran das 1834 von den Bewohnern Donauwörths auf den Trümmern der Burg errichtete Kreuz und die am Mangoldsfelsen angebrachte Gedenktafel erinnern. Im Jahr 1258 wurde D. mit Mauern umgeben. König Albrecht I. zerstörte 1308 das Schloß und erhob die Stadt zur Reichsstadt, die im 16. Jahrh. sich frühzeitig zur lutherischen Lehre bekannte. Wegen Störung einer katholischen Procession 1606 wurde dieselbe jedoch durch Kaiser Rudolf II. August 1607 in die Reichsacht erklärt und die Ausführung derselben dem Herzog Maximilian von Bayern übertragen, der die Stadt 17. Dec. 1607 besetzte. D. blieb fortan, da es die enorm hohe Forderung von 400,000 Gulden Exekutionskosten nicht befriedigen konnte, trotz der Einsprüche des schwäbischen Kreises bei Bayern. Zugleich hatten die Protestanten alle Kirchen räumen müssen, und erst 30. Dec. 1860 ist seitdem für die neu erstandene protestantische Gemeinde der erste protestantische Gottesdienst in D. wieder gehalten worden. Auch im Dreißigjährigen Krieg erfuhr D. mannigfache Drangsale: 1632 ward es von den Schweden unter Gustav Adolf gestürmt, 1634 wieder von den Bayern genommen. Der Westfälische Friede verhalf D. nicht wieder zu seiner verlorenen Reichsunmittelbarkeit. Im spanischen Erbfolgekrieg wurden die Bayern und Franzosen 2. Juli 1704 auf dem nahe gelegenen Schellenberg (gegenwärtig mit schönen Anlagen und Aussicht auf das Donauthal) durch die Kaiserlichen unter dem Prinzen Ludwig von Baden und dem Herzog Marlborough völlig besiegt, worauf D. 9. Juni 1705 von Kaiser Joseph I. wieder zur Reichsstadt erklärt und 1710 in das reichsstädtische Kollegium aufgenommen wurde. Frankreich setzte jedoch im Frieden von Baden 1714 die Wiederabtretung der Stadt an Bayern durch, und der schwäbische Kreis verzichtete endlich 1782 in einem Vergleich förmlich auf seine oft erneuerten Ansprüche auf diese Stadt. Am 6. Okt. 1805 fand bei D. ein Gefecht zwischen den Franzosen unter Soult und den Oesterreichern unter Mack statt, infolge dessen sich die letzteren über die Donau zurückziehen mußten.

Don Benito, Stadt in der span. Provinz Badajoz (Estremadura), links an der Guadiana, in getreide- und früchtereicher Gegend, mit etwa 15,000 Einw. In der Nähe die Villa Medellin, Geburtsort von Ferdinand Cortez.

Doncaster (spr. dónkäst'r, bei den Alten Danum), Stadt in der engl. Grafschaft York, am schiffbaren Don, ein sehr schön gebauter Ort mit eleganten Läden, neun Kirchen, einer Markthalle, Kornbörse, einer Flachsspinnerei, mehreren Eisen- und Messinggießereien, einer Fabrik für landwirtschaftliche Geräthe und (1871) 18,768 Einw. Berühmt ist D. wegen seiner großen Korn-, Woll- und Pferdemärkte sowie wegen seiner Wettrennen (St. Leger), die alljährlich im September stattfinden. In der Nähe der Stadt Ueberbleibsel einer großen Römerstraße.

Donchery (spr. dongschérí), Städtchen im franz. Departement Ardennen, Arrondissement Sedan, an der Maas und der französischen Ostbahn, 5 Kilom. westlich von der Festung Sedan, mit Fabrikation von Amboßen, Tuch- und Wollzeugen (Donchery's, früher besonders zu Klostergewändern benutzt) und (1872) 1970 Einw. Der Ort war während der Schlacht von Sedan ein wichtiger Punkt. Am Tage nach derselben fand dicht bei D., in dem Haus eines Webers, die denkwürdige Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit dem Grafen Bismarck statt, welcher noch an demselben Tag in dem nahen Schlößchen Bellevue (s. d.) die Unterredung des Kaisers mit König Wilhelm folgte.

Donders, Franz Cornelius, berühmter Augenarzt und Physiolog, geb. 27. Mai 1818 in Tilburg in Nordbrabant, studirte in Utrecht Medicin, ward 1840 Militärarzt in Vlissingen, dann im Haag, 1842 Lehrer der Anatomie und Physiologie an der Militärschule zu Utrecht und 1847 außerordentlicher, 1852 ordentlicher Professor an der dortigen Universität. Er wandte sich nun mit Vorliebe der Ophthalmologie zu, errichtete ganz aus freiwilligen Beiträgen das Nederlandsch Gasthuis voor ooglijders und verband damit einen auch von Ausländern, namentlich von Deutschen, vielbesuchten Kursus. 1863 erhielt er die ordentliche Professur der Physiologie, und drei Jahre später erbaute er ein den Anforderungen der modernen Wissenschaft entsprechendes physiologisches Laboratorium. D. hat sich große Verdienste um die Augenheilkunde erworben. Vor allem lichtbringend sind seine ausgezeichneten Forschungen auf dem Gebiete der physiologischen Optik und insbesondere über die Anomalien der Akkommodation und Refraktion gewesen. Indem er zeigte, daß zwischen Akkommodation, als einem in jedem Augenblick und mit dem Alter wandelbaren Zustande der optischen Einstellung, und dem lediglich durch den anatomischen Bau

des Auges bedingten Refraktionszustand eine scharfe Grenze gezogen werden müsse, kam zuerst Verständnis in die Begriffe »normalsichtig, kurzsichtig, übersichtig, weitsichtig«. Die Wirkungsweise der Brillen (D. führte auch die prismatischen und die cylindrischen Brillen ein) und der richtige Gebrauch derselben ließen sich von nun an nach wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmen. Von dem bis dahin nicht erklärten Schielen nach innen (konvergenten Schielen) wie von der angebornen **Gesichtsschwäche** (Asthenopie) wurde durch D. nachgewiesen, daß sie in den allermeisten Fällen infolge von Uebersichtigkeit entstehen, eine Thatsache, an welche sich wiederum zahlreiche praktische Folgerungen geknüpft haben. Was D. als Lehrer und Arzt gewirkt, davon gibt der gute Name schon vieler seiner Schüler sowie das in Utrecht bestehende Krankenhaus für Augenkranke Zeugnis. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »**Natuurkunde van den Mensch**« (deutsch von Theile, 2. Aufl., Leipz. 1859, 2 Bde.); »**Anomalies of accomodation and refraction**«, herausgegeben von der Sydenham-Society (deutsch von Becker, Wien 1866); »**De leer der stoffwisseling als bron der eigenewarmte**« (Utrecht 1845; deutsch, Wiesb. 1847); »Mikrochemische Untersuchungen thierischer Gewebe« (mit Mulder, Utr. 1846); »**De harmonie van het dierlijk leven, openbaring van wetten**« (das. 1847); »Form, Mischung und Funktion der Gewebe und Grundformen« (das. 1849); »Ueber die Natur der Vokale« (das. 1858). Er gab auch heraus: »**Nederlandsch Lancet**« (12 Bde.); »Holländische Beiträge zu den anatomischen und physiologischen Wissenschaften« (mit van Deen und Moleschott), 1846, später mit Berlin »**Nederlandsch Archief voor Natuur- en geneeskunde**« (5 Bde.); »**Onderzoekingen gedaan in het physiologisch laboratorium der Utrechtsche Hoogeschool**« (Utrecht 1849—1857, 1867 ff.) und früher mit Gräfe und Arlt, jetzt mit Leber und Arlt, das »Archiv für Ophthalmologie« (Berl.). Zahlreiche physiologische und pathologische Abhandlungen sind auch niedergelegt in den Verhandlungen der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften, in den Jahresberichten der niederländischen Augenkrankenheilanstalt zu Utrecht, in Müllers »Archiv für Anatomie und Physiologie« und in Pflügers »Archiv der Physiologie«.

Donegal (spr. dónnegahl), Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, im nordwestlichen Theil derselben, grenzt im O. an die Grafschaften Londonderry und Tyrone, im S. an die Grafschaft Fermanagh und die Donegalbai und im W. und N. an den Atlantischen Ocean, der hier außer der genannten Bai an den vielfach zerrissenen felsigen Küsten mehrere Buchten bildet, unter denen der Lough Swilly, die Mulroybai und der Sheep-Haven die bedeutendsten sind. Die Grafschaft umfaßt 4815 QKilom. (87,5 QM.) und wird von dem rauhen Donegalgebirge durchzogen, das im Errigal 751 Meter Höhe erreicht und von parallelen Thälern in der Richtung von NO. nach SW. durchschnitten wird. Bemerkenswerthe Vorgebirge sind das Malinhead (die nördlichste Spitze Irlands), das Hornhead und Teelinhead. Bewässert wird das Land vom Foyle (Grenzfluß im O., in welchen der Finn und Deele münden), vom Erne, Glen, Esk, Guibarra, Swilly und dem mit Felsen umgebenen Salt. Unter den zahlreichen kleinen Seen sind der Lough Derg und Lough Eask die bedeutendsten. Das Klima ist feucht und rauh. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1871) 217,[illegible] Seelen (1851: 255,160), wovon 75 Proc. Katholiken; ihre Erwerbszweige sind Ackerbau, Viehzucht und Fischerei, daneben etwas Leinwandfabrikation. Von der Oberfläche sind 20 Proc. angebaut; 13 Proc. bestehen aus Weideland, 1/5 Proc. aus Wald, 2 Proc. aus Gewässer. Der Viehstand bestand 1873 aus 23,696 Pferden, 183,958 Stück Hornvieh, 182,374 Schafen und 20,889 Schweinen. Die Fischereien beschäftigen an 10,000 Menschen. Etwas Blei wird gewonnen; Marmor, Thon, Schwefelkies und andere Mineralien kommen vor. Die einzige Flachsspinnerei hat 7804 Spindeln und beschäftigt 254 Arbeiter. Hauptstadt ist Lifford. — Die gleichnamige Stadt, an der Mündung des Esk in die Donegalbai, hat einen guten Hafen, fünf Kirchen, ein Kloster, ein alterthümliches, nur noch zum Theil erhaltenes Schloß O'Donnells, eine Schwefelquelle, einigen Handel und (1871) 1512 Einw.

Donellus, Hugo (eigentlich Donau), berühmter franz. Jurist, geb. 1527 zu Châlons, studirte zu Toulouse und Bourges, wo er dann bis 1572 als Rechtslehrer thätig war. In der Bartholomäusnacht flüchtig geworden, begab er sich nach Deutschland und wirkte hier längere Zeit als Professor der Rechte in Heidelberg. Er starb als Professor an der Universität Altorf 1591. Sein Hauptwerk sind die »**Commentarii juris civilis**« (1589, 1590, 11 Bücher; neu herausgeg. von König und Bucher, Nürnb. 1801—1834, 16 Bde.). Vgl. Stintzing, Hugo D. in Altorf (Erlang. 1869).

Doneraile (spr. -rähl), Dorf in der irischen Grafschaft Cork mit 1307 Einw.; 4 Kilom. davon Kilcoleman-Castle, einst Wohnsitz Spencers.

Donez, Fluß im europäischen Rußland, der beträchtlichste Nebenfluß des Don, entspringt im Gouvernement Kursk, berührt auf seinem Lauf durch die Gouvernements Kursk, Charkow, Jekaterinoslaw und das Land der Donischen Kosaken die Städte und größeren Orte Bielgorod, Woltschansk, Tschugujew, Smijew, Isjum, Slawiansk und Donezk (im Gouvernement Jekaterinoslaw, mit 2250 Einw.) und mündet bei der Kosakenstanitza Rasdora in einer beträchtlichen Breite in den Don. Seine Ufer sind vom Ursprung bis zur Mündung stark bewaldet und auf der rechten Seite von hohen und steilen Kreidefelsen begleitet. Sein Wasser ist unschmackhaft und ungesund. Von Isjum im Gouvernement Charkow an ist der D. schiffbar, hat meist eine Breite von 200 Meter und darüber und eine beträchtliche Tiefe. Seine Länge beträgt 860 Kilom. Unter seinen zahlreichen Nebenflüssen sind die Woltschanka, der Charkow, Isjum, Tor und Bachmut hervorzuheben.

Dongal, König von Schottland, kam um 874 zur Regierung, bekriegte 880 die Pikten und ertrank beim Uebergang über die Spey.

Dongard, König von Schottland im 5. Jahrh. n. Chr., schloß mit den Pikten und Bretonen ein Bündnis gegen die Sachsen und starb 457.

Dongŏla (Dar D.), eine Landschaft in Nubien, die früher ein selbständiges Reich bildete, jetzt aber, wie ganz Nubien, unter der Hoheit des Vicekönigs von Aegypten steht und zur Mudirieh Berber und Dongola gehört. Sie erstreckt sich zu beiden Seiten des Nil vom Dschebl Deka bis zur Nilinsel Tumbus 220 Kilom. weit und bildet eine lange, fruchtbare, hier und da von Sandhügeln durchzogene Ebene, die vom Nil überschwemmt und außerdem durch Kanäle und Teiche in der trockenen Jahreszeit bewässert wird. Namentlich die Inseln sind durchaus von üppiger Fruchtbarkeit, und an den meisten Stellen ist wenigstens eine Seite des Ufers mit zuweilen stundenbreit bebauter Ebene begrenzt. Wo nicht Ackerbau stattfindet,

da erscheint kräftiger Baumwuchs, in dessen Schatten Hyänen, Löwen und Gazellen sich bergen. Krokodile und Nilpferde hausen im Strom. Die wichtigsten Hausthiere sind Pferde (eine ausgezeichnete Art, die aber dem Aussterben nahe ist), Ochsen und Schafe. Auch wilde Büffel gibt es, mit außerordentlich langen Hörnern. Das Klima von D. ist angenehm und gesund, es regnet selten und nur im September und November. Die Fieber, welche zur Regenzeit in Sennar und Kordofan Verwüstungen anrichten, sind in D. weder lange dauernd noch gefährlich, und die Pest dringt von Aegypten niemals hierher. Die einzige Geisel, welche das Land verheert, ist die Syphilis, die man mit einer aus Kordofan kommenden und in Wasser erweichten Erde heilt. Die Hauptprodukte des Landes sind Korn und Datteln; daneben gewinnt man Baumwolle, Safran, Opium, Indigo und Bohnen. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die den Berabra nahe stehenden Dankla (Singular Dongolawi), die, auch in anderen Theilen Nubiens verbreitet, im ganzen etwa 60,000 Köpfe stark, zu den Urbewohnern Nubiens gehören und weder mit den semitischen, noch mit den eigentlichen Aegyptern etwas gemein haben. Sie haben eine bronzene Hautfarbe, ausgezeichnete Gesichtsformen, einen regelmäßigen und schönen Körperbau und stark gelocktes, reiches Haar, dagegen nur dünnen Bart. Besonders ausgezeichnet durch Körperschönheit sind die Frauen; sie sind von schlankem Wuchs und haben sanfte schwarze Augen; sie tragen die Haare geflochten, wie einst am Hofe der Pharaonen, und gehen, mit Ausnahme eines Schurzes um die Lenden, ganz nackt. Im allgemeinen werden die Einwohner von D. als träg, sittenlos, leichtsinnig und habsüchtig geschildert; sie bekennen sich zum Islam, reden die Dongolasprache (einen Dialekt des Nubischen) und Arabisch, haben Gelehrte (Scheichs des Islam), welche Unterricht geben, Zauberformeln und Amulete schreiben u. dgl., und treiben neben dem Ackerbau und der Viehzucht auch Handel mit europäischen und ägyptischen Waaren sowie mit Sklaven. Die jetzige Hauptstadt der Landschaft ist Dongola el Urdu (auch kurzweg Urdu, früher Kassr Dongola genannt), ein neu angelegter, gut gebauter und blühender Ort auf dem linken Nilufer mit 20,000 Einw. Er besitzt eine Citadelle und ist ein bedeutender Handelsplatz, dessen Bazare von Kairo aus reich versorgt werden. 100 Kilom. weiter oberhalb liegt auf dem gegenüber stehenden Nilufer, auf hohem Felsen, die Stadt Dongola el Adjuzeh (»Altdongola«), die, 1820 durch die Mamlukken zerstört, fast nur noch aus Ruinen besteht, einst aber die Hauptstadt des Königreichs D. und ein wichtiges Handelscentrum war.

Der Ursprung des im Mittelalter mächtigen Königreichs D. scheint in die Zeit zu fallen, wo das Christenthum nach Nubien drang. Die Regierung desselben war theokratisch, die Liturgie griechisch, und, wie die Abessinier, erkannte D. die kirchliche Obergewalt des Patriarchen von Alexandria an. Im 7. Jahrh. n. Chr. kam D. in Abhängigkeit von den Chalifen. Im 10. Jahrh. machten die Nubier einige Einfälle in Unterägypten, wodurch Feindseligkeiten hervorgerufen wurden, in deren Folge die Macht der Könige von D. sank, so daß die Sultane von Aegypten Gebieter von Niedernubien wurden und Oberherren von D. blieben. Verschiedene Versuche der Nubier, das Joch wieder abzuschütteln, schlugen fehl. Im 15. Jahrh. nahmen die Bosniaken Niedernubien in Besitz, während die Könige von Sennar ihre Herrschaft auf den südlichen Theil des Reichs ausdehnten. Gegen Ende des 18. Jahrh. vernichteten die Schaikyeharaber den Einfluß der Tungidynastie, setzten die Meliks, d. h. Unterkönige, nach Gutdünken ein und ab, übten Erpressungen und unternahmen fortwährend Raubzüge ins Land, gegen die nur die feste Lage von Dongola Agouz einigermaßen Schutz gewährte. Die Dongolawi, der immerwährenden Feindseligkeiten müde, wanderten allmählich nach N. und nach Kordofan und Dar Fur aus. Im Jahr 1814 eroberten die von Mehemed Ali aus Aegypten vertriebenen Mamlukken das Land und wurden von den Einwohnern als Befreier mit Freude empfangen. Beim Anrücken des ägyptischen Heers unter Ibrahim Pascha 1820 zogen sich die schwachen Trümmer der Mamlukken nach Dar Fur zurück, und seitdem ist D. ägyptisch.

Don gratuit (franz., spr. dong gratüih), freiwilliges Geschenk; die Zahlung, welche Adel und Geistlichkeit in Frankreich vor der Revolution statt der Steuern an den Staatsschatz leisteten.

Doniren (lat.), schenken, beschenken.

Donische Kosaken, s. Kosaken.

Donische Steppe, eine weite, jeder Höhenerhebung entbehrende Ebene im südlichen Theil des europäischen Rußland, besonders das Land der Donischen Kosaken, im weitern Sinn aber auch das angrenzende kaukasische Gouvernement Stawropol einnehmend, dehnt sich zu beiden Seiten des untern Don aus und hat westwärts den Donez, ostwärts die Wolga, südlich den Kuban und nördlich die Gouvernements Woronesh und Saratow zu Grenzen. In dieser riesigen Ausdehnung, in welcher sie fast stets den gleichen Charakter bewahrt, schließt sie sich einerseits an die Jekaterinoslaw-Taurische Steppe am Dnjepr, anderseits an die Astrachanische Steppe an der Wolga und an die Kaukasische an den Flüssen Kuma und Kuban an. Sie stellt eine, nur an den Flußeinschnitten (Choper, Medwjediza, Ilawla, Ssal, Manytsch ꝛc.) bewohnte und angebaute, sonst wüst liegende, nur von Nomaden durchzogene, trockene, thonig-sandige Fläche dar, welche bloß stellenweise humushaltig ist, meist aber aus kleinen, oasenartigen Sandrevieren mit Salzseen, träg schleichenden Steppenbächen und Salzpflanzen besteht. Laubhölzer sieht man nur an den Rändern derselben oder an den Niederungen der größeren Flüsse. Als besonders dürr und recht eigentlich den Charakter der russischen Steppen abspiegelnd erscheint der südliche Theil des Landes der Donischen Kosaken, wo die D. S., je weiter man nach Süden rückt, desto magerer, sandiger und salziger und zuletzt für die Kultur völlig ungeeignet wird, und wo einzig das Donthal noch für den Anbau geschickt erscheint. Daher drängt sich an dem Don entlang auch die ganze Bevölkerung der Provinz dicht zusammen. Was die überaus spärliche Vegetation betrifft, so findet man am Ssal und Manytsch vorzüglich Heidekräuter, in den übrigen Theilen der Steppe fast nur Sodapflanzen. Ueberall aber ist die Weide für das Vieh vortrefflich und gesund; nur erfordern die Herden, weil die Steppengräser und Pflanzen nicht so dicht wie auf Wiesen zusammenstehen, ein weit ausgedehntes Weiderevier. Am Ssal, Manytsch und am Bolschoisee nomadisiren Kalmückenstämme; nördlich vom Kuban ist die Steppe von Tschernomorzen, zwischen Jnja und Don von Asow'schen Kosaken, gegen das Gouvernement Jekaterinoslaw hin von Nogaiischen Tataren, im übrigen meist von Donischen Kosaken und Kleinrussen bewohnt. Auch haben sich hier und da fremde Kolonisten aus dem Westen Europa's

angesiedelt, was meist schon zur Zeit der Kaiserin Katharina II. geschehen ist. Wo die D. S. übrigens wie in den Gouvernements Stawropol, Jekaterinoslaw und Saratow, von sandigen und kalkigen Flötzgebirgen begrenzt ist, da finden sich auch in der Regel Steinkohlen, Schwefelkiese und warme Quellen, die zum Theil zu Bädern benutzt werden.

Donizetti, Gaetano, beliebter ital. Opernkomponist, geb. 25. Sept. 1797 zu Bergamo, machte seine Studien unter Simon Mayr in Bergamo und dem Pater Mattei in Bologna, dem er seine Gewandtheit im Kontrapunkt verdankte, sowie jenem das Verständnis der deutschen Harmonie, und widmete sich anfangs bloß dem strengen klassischen Stil, schrieb auch mehrere Messen und andere Kirchensachen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt (1814) erhielt er die Stelle eines Bassisten und Archivars an der Kirche Santa Maria Maggiore daselbst. Theils Ehrgeiz, theils Rücksichten auf einen größern pekuniären Gewinn veranlaßten ihn, zur weltlichen Musik und insbesondere zur Oper überzugehen, und mit großem Eifer warf er sich in die neue Laufbahn. Er bereiste mehrere Städte, um sich mit dem Theater sowie mit den Künstlern bekannt zu machen, und brachte 1819 seine erste Oper, »Enrico di Borgogna«, in Venedig zur Aufführung. Sie gefiel zwar, machte aber ebensowenig als 19 andere Opern, die er von 1818—28 schrieb (»L'Ajo nell' imbarazzo«, »Elvida«, »Alfredo il Grande«, »Olivo e Pasquale«, »Alahor in Granada«, »Chiara e Serafino« u. a.), größeres Aufsehen. Erst mit dem »Esule di Roma« (1828 in Neapel aufgeführt) hob sich sein Erfolg und sein Ruf. In raschester Folge erschienen jetzt von ihm in Genua »Alina, regina di Golconda«, in Neapel »Gianni di Calais«, »Il Giovedì grasso«; ferner »Il Paria«, »Il Castello di Kenilworth«, »Il Diluvio universale«, »Francesca di Foix«, »Imelda di Lambertazzi«, »La Romanziera« u. a., sämmtlich für Neapel. Eine neue Periode für D. bezeichnete seine »Anna Bolena« (1831 für Mailand geschrieben), der bis 1835 unter vielen anderen die Opern »L'elisire d'amore«, »Fausta«, »Il Furioso«, »Parisina« folgten. In einer Art Wettstreit mit Bellini bei der italienischen Oper zu Paris, in welchen er 1835 mit seinem »Marino Faliero« gegen Bellini's »Puritani« eintrat, mußte er letzterem weichen, errang aber noch in demselben Jahr mit seiner »Lucia di Lammermoor« (für Neapel) und »Belisario« (1835) um so größern Erfolg. D. war inzwischen 1834 zum Kapellmeister und Lehrer der Komposition am Konservatorium zu Neapel ernannt worden, erhielt darauf 1836 auch die Professur des Kontrapunkts und wurde 1838, nach Zingarelli's Tod, Direktor der Anstalt. Nachdem er seine »Linda di Chamounix« für Wien komponirt hatte, wurde er zum österreichischen Hofkapellmeister ernannt, brachte 1844 seine »Catarina Cornaro« zu Neapel auf die Bühne und begab sich darauf nach Paris, um hier neue Siege zu gewinnen. Allein infolge übermäßiger Anstrengungen im Komponiren und einer zügellosen Hingabe an die Genüsse des Lebens fiel er hier plötzlich in einen völligen Stumpfsinn, aus dem ihn kein Mittel wieder zu erwecken vermochte. Erst im Irrenhaus zu Ivry bei Paris untergebracht, dann in seine Vaterstadt zurückgeführt, starb er hier 8. April 1847. D., der mit fabelhafter Leichtigkeit und Schnelligkeit producirte, hat im ganzen an 70 Opern komponirt, und mehrere seiner Partituren wurden in weniger als 30 Stunden instrumentirt. Unter seinen ernsten Opern sind »Lucrezia Borgia« (1834) und »Lucia di Lammermoor« (1835) unstreitig die besten; unter den komischen verdienen »L'elisire d'amore« (1832), »Don Pasquale« und »La fille du régiment« (1840) durch ihre Frische und Originalität den Vorzug, obschon er darin die Charakterfülle und das Leben Rossini's nicht erreicht. D. ist in allen seinen Werken durchaus Italiener und verfolgt die Richtung der Oper, welche von dem letztgenannten Meister angebahnt worden war. Er sorgt für leichten und bequemen Genuß durch augenblicklich ansprechende und erregende Melodien, wie es das italienische Volk verlangt, ohne streng die dramatische Situation gegen die musikalische Wiedergabe derselben abzuwägen oder sich um eine saubere Ausarbeitung der Partitur viel zu kümmern. Von deutschem Standpunkt aus werden ihm Mangel an Individualisirung und Tiefe der Charakteristik sowie leichtfertige Oberflächlichkeit mit Recht vorgeworfen. Doch sind ihm ein reicher Schatz wahrhaft schöner Melodien und große dramatische Lebendigkeit und Wirksamkeit nicht abzusprechen. — Sein Bruder Giuseppe, geb. 1814, war längere Zeit Direktor der Militärmusik des Sultans in Konstantinopel, wo er 1856 starb.

Donjon (franz., m., spr. dongschóng), ursprünglich der runde oder viereckige Hauptthurm (Bergfried, s. Burg) alter Burgen, der, gewöhnlich im Innern derselben stehend, in seinen mittleren Räumlichkeiten zu Wohnungen, oft auch als Gefängnis benutzt ward und bei einer Einnahme der Burg gewöhnlich den letzten Zufluchtsort der Belagerten bildete; in der neuern Fortifikationskunst ein zur Vertheidigung eingerichteter Festungsthurm, ein geschlossenes Bollwerk u. dgl.; auf modernen Wohn- und anderen Gebäuden ein der Aussicht wegen errichteter kleiner Pavillon oder Thurm, Schloßthurm ꝛc.

Don Juan (span., spr. -chuan, »Herr Johann«), mythische Person einer altspan. Sage, welche, unter dem heißen Himmel Spaniens entstanden, in ihrer erschütternden Gewalt wie in ihrer tief im Geiste des Mittelalters wurzelnden Grundidee der Faustsage des Nordens entspricht oder vielmehr die Ergänzung derselben bildet. Während diese lehrt, daß das Ueberspringen der dem Menschengeist gesteckten Schranken Frevel ist und ins Verderben stürzt, zeigt jene, wie umgekehrt das maßlose Schwelgen im Genuß des Irdischen zu demselben Ziel führt. Beide Sagen zusammen bilden also den Inbegriff alles möglichen Irrens im Denken wie im Fühlen. Die Donjuansage ist um vieles älter als die Sage vom Faust und gründet sich auf eine allerdings geschichtliche Person, deren Familienname Tenorio ist. Schon um 1350 erfahren wir von einem berühmten Hidalgogeschlecht dieses Namens und besonders von einem Admiral Tenorio, der sich im Kampf gegen die Mauren einen glorreichen Namen erwarb. Der jüngste von dessen Söhnen, mit Namen Juan, ist der Held der Sage. Er stand im vertrautesten Umgang mit dem lasterhaften König Peter dem Grausamen von Kastilien, ward von demselben zum Ritter der Banda, eines von Alfons XI. gestifteten Ordens, später zum Oberkellermeister ernannt und wetteiferte mit ihm in allen erdenklichen Ausschweifungen und Grausamkeiten, so daß sein Name in Sevilla und der Umgegend zum Gegenstande der abenteuerlichsten und schaudervollsten Erzählungen ward. Von seinem Ende weiß die Geschichte nichts. Die Sage aber berichtet, er habe nach zahllosen Frevelthaten endlich auch eine Jungfrau in Sevilla, Giralda, deren Andenken auf dem Thurm gleichen Namens bei der Kathedrale verewigt ist, zu

entehren versucht und ihren Vater, den Gouverneur der Stadt, der ihr zu Hülfe geeilt, im Zweikampf ermordet. Als er darauf einst im Uebermuthe die steinerne Statue desselben zum Nachtessen geladen, sei diese erschienen und mit ihm zur Hölle gefahren. Noch heute zeigt man zu Sevilla den Rumpf einer alten Konsularstatue, die jene gewesen sein soll und im Munde des Volks der »Steinerne Gast« heißt. Mit dieser Donjuansage vermischte sich in späterer Zeit eine andere, deren Gegenstand J. J. de Maraña ist. Derselbe soll gleichfalls ein Bündnis mit dem Teufel geschlossen haben, aber nach vielen Schandthaten durch Seelenmessen, welche ihm seine Mutter lesen ließ, bekehrt worden und im Geruch der Heiligkeit gestorben sein. Schon frühzeitig ward die Donjuansage in einem geistlichen Stück behandelt, das zum warnenden Beispiel in Kirchen und Klöstern aufgeführt wurde; ihre erste eigentlich dramatische Bearbeitung aber verdankt sie dem Mönch Gabriel Tellez, der unter dem Namen Tirso de Molina als beliebter Komödiendichter in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. lebte und den ergiebigen Stoff der Sage unter dem Titel »El Burlador de Sevilla y Combidado de piedra« (gedruckt 1634; deutsch von Braunfels in Rapps »Spanischem Theater«, Bd. 5, Hildburgh. 1870) auf die Breter brachte. Molina's Stück ging nach Italien über, zuerst in Cicognini's Bearbeitung, die bemerkenswerth ist, weil die komische Person hier zuerst in bestimmter Zeichnung erscheint, und von da bald nach Frankreich, wo es de Villiers unter dem Titel »Le festin de Pierre, ou le fils criminel« 1659 zu Paris auf die Bühne brachte. Der Stoff erregte hier so großes Interesse, daß Molière noch kurz vor seinem Tod nach demselben seinen »D., ou le festin de Pierre, comédie en 5 actes« bearbeitete, der 1665 zum erstenmal auf dem Theater des Palais royal aufgeführt ward. Thomas Corneille brachte das Stück 1677 in Verse, und in dieser Gestalt schritt es bisher über die französischen Bühnen. Von anderen Bearbeitungen in dieser Sprache ist noch das Drama des Schauspielers Dusmenil (als Dichter unter dem Namen Rosimon bekannt): »Le Festin de Pierre, ou l'athée foudroyé« (1669), erwähnenswerth. Auch in England ward der Stoff durch Shadwells Tragödie »The Libertine« (der Wüstling) eingeführt (1676); doch war darin der Held so grenzenlos verrucht hingestellt, daß er alle Schranken der Billigung überschritt. In Italien erschien 50 Jahre später eine neue Bearbeitung: »Don Giovanni Tenorio, ossia: il dissoluto punito«, von Goldoni. Sonderbarerweise läßt aber dieser den steinernen Gast weg und übergibt einem Blitzstrahl das Racheamt. Nach ihrer tiefern Bedeutsamkeit jedoch und in ihrer ganzen überwältigenden Schauerlichkeit die Sage aufzufassen und darzustellen, war dem deutschen Geist vorbehalten. Gluck versuchte es zuerst mit Erfolg in seinem Ballet »Juan«, das, um 1765 entstanden, heutzutage vergessen ist, bis endlich Mozart, der das Poetische der Sage erkannte und ahnte, daß gerade für den Tondichter in ihr die herrlichsten Schätze verborgen sein müßten, Don Lorenzo Daponte zur Dichtung eines Textes veranlaßte und sein weltberühmtes Meisterwerk schuf. Die Versuche mehrerer reichbegabten Dichter, die Sage der Dichtkunst wieder zu gewinnen, blieben ohne nachhaltigen Erfolg. Byrons epische Dichtung »Don Juan« knüpft nur an den Namen des Helden an, entfernt sich im übrigen aber ganz von der Sage. Grabbe sucht in seiner Tragödie »Don Juan und Faust« (1829) die nördliche und südliche Volkssage in Verbindung zu bringen; ein anderer deutscher Theaterdichter, angeblich Holtei, gab eine dramatische Phantasie: »Don Juan«, in 7 Akten; nach ihm versuchte sich Sigismund Wiese in einer dramatischen Bearbeitung des Stoffs (»Don Juan«, 1840), und auch Lenau hinterließ eine gleichnamige (unvollendete) Dichtung voll dramatischer Präcision und genialer Keckheit der Gedanken. Ebenso wurde in Frankreich die Sage von mehreren (z. B. Merimée) dichterisch behandelt. In fast allen diesen Werken wird D. als ein herumschweifender Wüstling dargestellt, der überall seine Verführungskünste ausübt und schließlich von den Flammen verzehrt wird, der aber, wie Byron richtig sagt, eher, als nöthig ist, zum Teufel fährt. Eine um so anziehendere Erscheinung ist daher das in neuerer Zeit entstandene Drama »Don Juan Tenorio« von Don José Zorilla (aus dem Spanischen von G. H. de Wilde, Leipz. 1850). Wie nämlich Goethe der Faustsage eine dem Volksglauben entgegenlaufende, aber im fortschreitenden Bewußtsein der Zeit begründete versöhnende Wendung gegeben hat, so wird auch die Donjuansage, ohne daß der Stoff im wesentlichen sich verändert, von Zorilla zuerst ganz im modernen Geist behandelt. Vgl. Scheible, Das Kloster, Bd. 3, Abth. 2 (Stuttg. 1846).

Don Juan d'Austria, s. Juan d'Austria.

Donlage (Tonnlage), beim Bergbau eine gegen den Horizont stark geneigte Ebene oder Linie. Man spricht von einem donlägigen Schacht zum Unterschied von einem lothrecht niedergehenden (Richtschacht), von donlägigen Erzlagerstätten mit etwa 45—75° Neigung im Gegensatze zu horizontalen oder söhligen, von schwebenden mit 1—15°, flachen mit 15—45° und stehenden mit 75—90° Neigung.

Donna (ital.), Herrin, Frau.

Donndorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberge, unweit der Unstrut, mit 900 Einw. Dabei Kloster Donndorf, mit 130 Einw., früher Cisterciensernonnenkloster, das, 1250 gestiftet, um 1562 von den Brüdern Christian Heinrich und Georg v. Werthern in eine Erziehungsanstalt umgewandelt wurde. Es ist ein Progymnasium mit Alumneum, dessen jedesmaliger Administrator der Senior der Werthern'schen Familie ist.

Donndorf, Adolf, namhafter Bildhauer, geb. 1835 zu Weimar, besuchte einige Jahre das dortige Schullehrerseminar, bis er durch Ludwig Preller, welcher seine Begabung für die Plastik erkannte, an Rietschel in Dresden empfohlen wurde und unter dieses ausgezeichneten Meisters Leitung ungestört seiner Neigung zur Kunst folgen konnte. Er arbeitete von 1853—61 im Atelier Rietschels, dessen Lieblingsschüler er war. Nach dem Tod seines Meisters erhielt er, im Verein mit Kietz, den ehrenvollen Auftrag, das Wormser Luther-Denkmal zu vollenden, und ganz im Geist Rietschels entledigte er sich desselben. Die charaktervollen Porträtstatuen Friedrichs des Weisen, Reuchlins, Savonarola's und des Peter Waldus ebenso wie die warm empfundene Idealgestalt der trauernden Magdeburgia gehören, neben den von Rietschel selbst ausgeführten Statuen, zu den gelungensten Partien jenes großartigen Denkmals und machten den jungen Künstler schnell und rühmlich bekannt. Er wurde Ehrenmitglied der Kunstakademie zu Dresden. Zu seinen frühesten Arbeiten gehören zwei Standbilder für die Wartburg: Margaretha, die verstoßene Gemahlin Albrechts des Bärtigen, und Jutta, Landgräfin von Thüringen, Arbeiten, für welche er

auf der allgemeinen deutschen und historischen Kunstausstellung zu Köln im Jahr 1861 die kleine goldene Medaille erhielt. Nach den Skulpturen zum Luther-Denkmal schuf D. in einem Denkmal des Großherzogs Karl August von Weimar eine der besten Reiterstatuen der Neuzeit. Neben verschiedenen Büsten, die in trefflicher Durchbildung den vollen Eindruck des Lebens, der individuellen Wahrheit machen, lieferte er eine prächtige Statuette, Goethe in Italien, und verschiedene Entwürfe zu Denkmälern, unter denen der zu einem Goethe-Denkmal für Berlin hervorzuheben ist. Neuerdings ist der Künstler mit der Ausführung des Cornelius-Denkmals für Düsseldorf und zweier Grabdenkmäler für Robert Schumann und Hoffmann von Fallersleben beschäftigt.

Donne (spr. donn), John, engl. Dichter, geb. 1573 zu London, bezog bereits im 12. Jahr die Universität Oxford und widmete sich hier wie darauf in Cambridge dem Studium der Rechtswissenschaft. Die kirchlichen Streitigkeiten der Zeit beschäftigten ihn aber so sehr, daß er ihnen seine ganze Zeit widmete und endlich infolge seiner Forschungen offen vom Katholicismus zum Protestantismus übertrat. Im Jahr 1596 begleitete er den Grafen von Essex auf seiner Expedition nach Cadiz, machte dann eine größere Reise durch Spanien und Italien und ward bei seiner Heimkehr Sekretär des Lord-Kanzlers Egerton. Später trat er in den geistlichen Stand, wurde Kaplan des Königs, dann Prediger der Gesellschaft von Lincolns-Inn, und zuletzt Dechant von St. Paul. Er starb 31. März 1631. D. zählt zu dem Dreigestirn der berühmten englischen Satiriker der Zeit der Elisabeth oder vielmehr Jakobs I. Seine Satire ist die erste jener Gattung, welche Pope und Churchill zur Vollendung brachten, aber für unsere Zeit kaum mehr genießbar. Zugleich ist D. als Lyriker das Haupt jener Dichterschule, welche man die »metaphysische« nennt. Nur ein falscher Geschmack verleitete D. zu den Fehlern seines Stils. Er ist getränkt mit dem Wissen seines Zeitalters, zeigt einen scharfen Verstand, eine reiche, weithin zielende Phantasie, gedrängte Ausdrucksweise und einen kaustischen Witz. Seine poetischen Werke erschienen zuerst London 1633 und wurden später öfters und in verschiedenem Format wieder aufgelegt. Eine neue Ausgabe derselben mit Einschluß seiner Predigten und Briefe besorgte H. Alford (Oxf. 1839, 6 Bde.); in Auswahl erschienen sie 1840. Eine Biographie Donne's schrieb Walton (neue Aufl. 1865).

Donner, s. Gewitter.

Donner, 1) Georg Raphael, Bildhauer, geb. 25. Mai 1692 (nach anderen 1695) zu Eßling in Niederösterreich, ist der Reformator seiner Kunst für Oesterreich, wo er dem Unwesen des Bernini'schen Stils, der in wüste Schrankenlosigkeit ausgeartet war, durch Studien nach Natur und Antike ein Ziel setzte. Anfangs zum geistlichen Stand bestimmt, fand er im Stift Heiligenkreuz an dem Bildhauer Giuliani einen Pfleger seines früh erwachten Genius. Aus dessen Atelier trat er in die Wiener Akademie der bildenden Künste über, worauf er bald vom Hof beschäftigt wurde und den Titel kaiserlicher Galanteriebildhauer erhielt. Indessen war die Abneigung Donners gegen allerlei herkömmliche Bräuche seinem Fortkommen bei der damaligen vornehmen Gesellschaft hinderlich, so daß sein ganzes Leben im Kampf mit Noth und Entbehrungen verlief. Ein Ruf nach Salzburg verschaffte ihm im dortigen Schloß Mirabell Beschäftigung, auch ernannte ihn Fürst Esterházy 1739 zu seinem Baudirektor. D. hielt sich nun wieder in Wien auf, das er mit seinem herrlichen Brunnen am Neuen Markt beschenkte. Die Figuren dieses Werks, welche Niederösterreichs vier Hauptflüsse und die göttliche Vorsehung darstellen, wurden in Blei gegossen, 1873 aber durch genaue Bronzekopien ersetzt. Donners letztes Werk war die Brunnengruppe Perseus und Andromeda für das Wiener Rathhaus, gleichfalls von Blei; von Marmor ist sein Karl VI. im Belvedere. D. war für Oesterreich, was Schlüter für Preußen war, eine hochbegabte und originelle Künstlernatur. Er starb in sehr mißlicher Lage 15. Febr. 1741 zu Wien. Zu seinen besten Schülern gehören seine beiden Brüder Matthias und Sebastian, ersterer namentlich als Medailleur bekannt, dem die Stempelschneidekunst viele Vervollkommnungen verdankt. Berühmt ist seine Schaumünze auf Karl Albert von Bayern (1727); vor allem aber hat er Maria Theresia auf die mannigfaltigste Weise in Münzen verewigt. Von allen drei Brüdern besitzt Wien in Gebäulichkeiten, in der Schatzkammer, im Belvedere, im Oesterreichischen Museum noch verschiedene Arbeiten.

2) Johann Jakob Christian, Philolog, besonders durch seine Uebersetzungen klassischer Dichter bekannt, geb. 10. Okt. 1799 zu Krefeld, zog 1807 mit seinen Eltern nach Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte, studirte darauf zu Tübingen 1817—22 Theologie und Philologie, wurde 1823 Repetent am theologischen Seminar zu Urach, dann am theologischen Stift zu Tübingen und erhielt 1827 eine Professur am obern Gymnasium zu Ellwangen, von wo er 1843 in gleicher Eigenschaft nach Stuttgart versetzt wurde. Seit 1852 in Ruhestand versetzt, lebte er dort ausschließlich seinen literarischen Arbeiten. Der Gedanke, die vorzüglichsten poetischen Werke des klassischen Alterthums in den Versmaßen des Originals ins Deutsche zu übertragen, wurde schon früh, namentlich durch den Altmeister der Uebersetzungskunst, J. Heinr. Voß in Heidelberg, und durch Conz in Tübingen, in D. angeregt. Er trat zuerst mit Uebertragungen der Satiren des Juvenal (Tüb. 1821) und des Persius (Stuttg. 1822) auf, denen nach längerer Pause die der »Lusiade« des Camoens (Leipz. 1833, 3. Aufl. 1869) folgte. Seinen Ruf als Uebersetzer begründete aber erst seine Uebertragung des Sophokles (Heidelb. 1839, 7. Aufl. 1873), die man wegen ihrer Treue und gewandten Sprache als eine wirkliche Nachdichtung anzusehen geneigt war. Später erschienen die Uebersetzungen des Euripides (Heidelb. 1841—1853, 3 Bde.; 2. Aufl. 1858—1859), Aeschylos (Stuttg. 1854, 2 Bde.), der Ilias (das. 1855—57, 2 Bde.; 2. Aufl. 1864) und der Odyssee des Homer (das. 1858—59, 2. Aufl. 1868), des Aristophanes (Leipz. 1862, 3 Bde.), Pindar (das. 1860), ferner des Terenz (das. 1864, 2 Bde.), des Plautus (das. 1864—65, 3 Bde.) und des Quintus Smyrnäus (1866); doch werden die späteren Uebertragungen nicht als so gelungen angesehen wie die früheren. Seit 1872 an den Folgen eines Schlagflusses schwer krank darniederliegend, starb D. 29. März 1875.

Donnerbesen (Donnerbusch), s. v. w. Hexenbesen.

Donnerbüchse, früherer Name für Kanonen.

Donnerkeile, s. v. w. Belemniten (s. d.), auch ähnlich geformte Steine, theils natürliche Bildungen, theils Waffen und Werkzeuge aus der Steinzeit. Die deutsche Mythologie leitete sie vom Donnergott (Donar) ab, der Volksaberglaube schrieb ihnen wunderbare Kräfte zu. Man gab sie Kreißenden in

die Hand, wandte sie bei Kühen gegen Eutergeschwulst rc. an; auch sollte das Haus, in welchem sich ein Donnerkeil befindet, vor dem Einschlagen des Blitzes gesichert sein. In der Baukunst nennt man D. Verzierungen, zusammengebundenen Blitzen ähnlich, welche an der untern Fläche der Hängeplatte des dorischen Hauptgesimses zwischen je zwei Dielenköpfen zur Ausfüllung des Raums angebracht werden.

Donner Lake (spr. -leht), kleiner malerischer See in der Sierra Nevada von Kalifornien, an der Central-Pacificbahn gelegen, 2200 Meter ü. M., wird viel als Sommerfrische besucht. Im Jahr 1846 verunglückte hier ein Zug Auswanderer im Schnee.

Donnerlegion, s. Legio fulminatrix.

Donnermaschine, eine Vorrichtung auf Theatern zum Nachahmen des Donners. Sie befand sich in den Theatern der Griechen und Römer, die sie Bronteion (Brontëum) nannten, hinter der Bühne in den unteren Räumen und war ein eherner Kessel, in welchem man Steine herumschwenkte, wodurch ein donnerähnliches Getöse entstand, das, durch die unteren Räume der Bühne hindurchgehend, sich verstärkte. Gegenwärtig bedient man sich dazu gewöhnlich eines starken, über einen Rahmen straff ausgespannten Fells, auf welches man mit einem Schlägel schlägt. Zweckmäßiger sind schwere, auf eckigen Rädern ruhende Wagen, die auf dem Schnürboden auf eigens dazu hergerichteten Bahnen hin- und hergefahren werden.

Donnersberg, 1) (Dorsberg) Berggruppe in der bayr. Pfalz, bei Kirchheimbolanden, die höchste Erhebung des sogen. Pfälzischen Gebirges, von sargähnlicher Gestalt und, obwohl nur 689 Meter hoch, doch weit und breit in den Rheingegenden gesehen. Der Berg, aus Porphyr bestehend, ist 11 Kilom. lang und 4 Kilom. breit, hat schöne Buchen- und Eichenwälder, und an seine sich kegelförmig zusammenziehenden, von fünf großen Regenschluchten (Thallern) zerrissenen Hänge lehnen sich die fettesten Wiesen und Getreidefelder. Die Plattform enthält auf ihrem Umfang von 30 Hektar Landes bei einem Durchmesser von 2000 Schritt mehrere öde oder nur zur Weide taugliche Stellen, unter anderen auch einen ziemlich wasserleeren Teich. Ferner sieht man da die noch 2 Meter hoch aufgethürmten Steine einer ehemaligen Ringmauer, welche 4000 Meter lang war und 4 Meter hoch gewesen sein soll. Besondere Aufmerksamkeit verdient der sogen. Königsstuhl, ein Fels von etwa 5 Meter Höhe und 13—16 Meter Breite, wo die fränkischen Könige zuweilen Recht gesprochen und auch die Grafen des Wormgaues Gericht gehalten haben sollen. Von dem Hirtenfelsen genießt man die schönste Umschau, während man vom Königsstuhl nur den Blick nach W. und N. frei hat. Nach dem D. war zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft ein Departement Frankreichs benannt, das 342,000 Einw. und Mainz zur Hauptstadt hatte und aus den vier Arrondissements Mainz, Speyer, Kaiserslautern und Zweibrücken bestand. — 2) (Milleschauer), höchster Punkt des Mittelgebirges in Böhmen, 11 Kilom. südlich von Teplitz bei dem Dorf Milleschau gelegen, ein Phonolitkegel von 836 Meter Meereshöhe (490 Meter relativ), dessen Gipfel eine unvergleichliche Aussicht über einen großen Theil Böhmens vom Riesengebirge bis zum Böhmerwald und bis hinter Prag darbietet. Ein Wirtshaus auf der Höhe gewährt Nachtlager in Mooshütten, die das Haus im Halbkreis umgeben, und in Moosbetten.

Donnersmark, s. Henckel von Donnersmark.

Donnerstag (lat. Dies Jovis, engl. Thursday, dän. Torsdag, schwed. Thorsdag, franz. Jeudi), der fünfte Tag der Woche, zu Ehren des deutschen Gottes Donar oder Thor (s. d.) benannt. Gründonnerstag (s. d.) oder hoher D. heißt der D. in der Karwoche, feister oder fetter D. (franz. Jeudi gras) der D. vor Aschermittwoch, heiliger D. in England der Himmelfahrtstag (holy Thursday), in allen katholischen Ländern der D. vor Ostern.

Donnersteine, s. v. w. Donnerkeile.

Donnington Castle (spr. -käßl), Schloß in der engl. Grafschaft Berkshire, nicht weit von Newbury, in welchem Chaucer den Rest seiner Tage zubrachte, und welches dem Parlament entschiedenen Widerstand leistete.

Donnybrook, Vorstadt von Dublin (s. d.), mit berühmtem Jahrmarkt.

Donon (spr. -nong, auch Rougemont), der höchste Gipfel des Wasgenwalds (Vogesen), im N. des Breuschthals. Er ist 1010 Meter hoch, liegt auf der Grenze der Bezirke Unterelsaß und Lothringen, nahe der franz. Grenze und bildet in geognostischer Hinsicht eine wichtige Scheide, indem die älteren Gesteinsarten des hohen südlichen Wasgenwalds auf seiner nördlichen Seite dem Buntsandstein des niedrigern nördlichen Theils des Gebirges weichen. Der kahle, von zerklüfteten Felsenmassen gebildete Gipfel wird wegen der herrlichen Rundschau, die er gewährt, viel besucht und trägt einen aus rothen Sandsteinquadern zusammengefügten Tempel mit Resten römischer und anderer Alterthümer, Torso's, Tafeln mit Inschriften rc. Vgl. Jollois, Mémoire sur les antiquités du D. (Epinal 1828). Auf der Nordseite des Berges entspringt die (Weiße) Saar.

Donōso-Cortés, Juan Francisco Maria de la Salut, Marquis de Valdegamas, span. Publicist und Rechtsgelehrter, geb. 6. Mai 1809 zu Valle de la Sarena in Estremadura, ward 1829 Professor der schönen Wissenschaften am Kollegium zu Caceres und infolge seiner Vertheidigung des Successionsrechts Isabella's II. 1833 Official im Ministerium der Gnaden und Justiz, 1834 Sekretär der Königin, 1836 Sektionschef im Ministerium der Gnaden und Justiz und im Mai d. J. Sekretär des Ministerkonseils, trat aber, nachdem die Partei der Exaltados ans Ruder gekommen, zurück und widmete sich ausschließlich der Verbreitung seiner politischen Ansichten. Bei den Cortes, die auf die konstituirenden folgten, war er Deputirter der Provinz Cadiz. Sodann redigirte er mit Alcalo Galiano die Zeitschrift »El piloto«, später die »Revista«. Nachdem er von 1840—43 als Emigrant im Ausland gelebt, kehrte er nach Spanien zurück und wurde, früher ein Anhänger der beschränkten Monarchie, seit 1848 der Hauptsprecher der Reaktion in Spanien. Er starb als spanischer Gesandter zu Paris 3. Mai 1853. Seine wichtigsten publicistischen Schriften sind: »Essai sur le catholicisme, le libéralisme et le socialisme« (Par. 1851; deutsch von Reiching, Tübing. 1854), »Consideraciones sobre la diplomacia« (Madr. 1834), »La ley electoral« (das. 1835). Seine Schriften wurden gesammelt herausgegeben von L. Veuillot (Par. 1859, 3 Bde.).

Don Quijote (span., spr. -kichōte), der Held des berühmten satirischen Romans von Cervantes (s. d.), Karikatur eines fahrenden Ritters; daher im weitern Sinn ein Abenteurer, Schwärmer. Donquijotiade, ein abenteuerlicher Streich, auch eine solche

Erzählung; Donquichoterie (französirt, spr. donkischot'rih, Donquijotismus), abenteuerliches Treiben.

Dons, Dorf in Jütland, 7 Kilom. nördlich von Kolding, an der Donsaa, welche den Donssee bildet; hier 7. Mai 1849 siegreiches Gefecht der Preußen gegen die Dänen.

Dontgeschäft (franz., spr. dong-), diejenige Form des Prämiengeschäfts, bei welcher die bedungene Prämie (Reugeld) nicht im voraus oder baar, sondern erst am Verfalltage gezahlt wird. S. Börse.

Donum (lat., Mehrzahl dona), Geschenk, Gegenstand einer Schenkung; d. continentiae, die Gabe der Enthaltsamkeit oder Keuschheit; d. docendi, Lehrgabe; d. gratuitum, Gnadengeschenk; freiwillige Gabe der Stände ꝛc. an den Landesherrn bei außerordentlichen Veranlassungen.

Donzdorf (Donzendorf), Pfarrdorf mit Marktgerechtigkeit im würtemberg. Donaukreis, Oberamt Geislingen, mit schönem Schloß der Grafen von Rechberg, großer Gewerbthätigkeit (Baumwollweberei, Verfertigung von thönernen Oefen und landwirtschaftlichen Maschinen) und (1871) 1900 meist kathol. Einwohnern. Dabei die Trümmer der Burg Scharfenberg.

Donzenac (spr. dongsönack), Stadt im franz. Departement Corrèze, Arrondissement Brive, mit einem pyramidalen Glockenthurm (von 1106, Rest einer alten Kirche) und (1872) 3169 Einw.; in der Umgegend wächst trefflicher Rothwein.

Donzy (spr. dongßi), Stadt im franz. Departement Nièvre, Arrondissement Cosne, am Nohain, mit Eisensteinbergbau, ansehnlichen Eisenwerken, Leinwandsfabrikation, Marmorbrüchen und (1872) 3804 Einw. Dabei die Ruinen der Priorie von Epau (mit merkwürdigem Altar aus dem 13. Jahrh.) und der Kartause von Bellary, deren wohlerhaltene romanische Kirche noch zum Gottesdienst benutzt wird.

Doom (engl., spr. duhm), Rechtsspruch, Urtheil; Doomsday (spr. duhmsdeh), Gerichtstag; Doomsday-book (spr. -buk), »Buch des Gerichtshofs«, eins der ältesten englischen Rechts- und Geschichtsdenkmäler, wurde in der letzten Zeit der Regierung Wilhelms des Eroberers, um 1080 n. Chr., angelegt und enthält ein ausführliches Verzeichnis aller Landbesitzungen nebst der Zahl der Einwohner nach Stand und Vermögen in den einzelnen Gauen; es ist ein statistisches Grund- und Zinsbuch, nach welchem die Rechte und Pflichten der verschiedenen Stände und Bezirke bestimmt waren. Das Werk ward 1783 in 2 Foliobänden herausgegeben, wozu 1816 noch 2 Supplemente, darunter Ellis' »General introduction to D.« (Lond. 1833, 2 Bde.), kamen. Im Jahr 1862 erschien eine photographische Nachbildung eines Theils der alten noch in der Schatzkammer aufbewahrten Handschrift.

Doompalme, s. Hyphaene.

Doon (spr. duhn), Fluß in Schottland, in den Gedichten von Burns vielfach erwähnt, kommt aus dem See Enoch in der Grafschaft Ayr, bildet dann den 8 Kilom. langen und bis 2 Kilom. breiten Loch Doon, durchfließt das pittoreske Glen Neß und mündet nach einem Laufe von 52 Kilom. in den Firth of Clyde.

Doornenburg, das älteste Schloß in den Niederlanden, Provinz Geldern, in der Betuwe, der Aufenthalt des Edelmanns Gysbrecht van Amstel.

Doornik, Stadt, s. Tournay.

Doppelachenium, s. Diachenium.

Doppeladler, s. Adler.

Doppel-b (franz. Double-bé mol), in der Musik Zeichen für Erniedrigung eines Tons um zwei halbe Stufen; die Bezeichnung selbst geschieht durch Vorsetzung zweier b (bb) vor die Note, weniger deutlich durch ein größer geschriebenes b. Zur Benennung einer solchen doppelt erniedrigten Note gebraucht man die Silben es-es, die der ursprünglichen Note angehängt werden; z. B. d, durch bb erniedrigt, heißt des-es. Nur bei dem so erniedrigten Ton h sagt man b-es, weil schon in der einfachen Erniedrigung der Ton b heißt.

Doppelbesteuerung. Durch das norddeutsche Bundesgesetz, jetzt deutsche Reichsgesetz vom 1. Nov. 1867, ist für den vormaligen Norddeutschen Bund und nunmehr für das Deutsche Reich der Grundsatz der Freizügigkeit gesetzlich sanktionirt und jedem Deutschen damit das Recht eingeräumt worden, sich innerhalb des Reichs und in den einzelnen Bundesstaaten an jedem Ort aufzuhalten oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande sei. Schon das Freizügigkeitsgesetz erklärte, daß ein Bundesangehöriger in der Ausübung dieses Rechts weder durch die Obrigkeit seiner Heimat, noch durch die seines Aufenthaltorts gehindert oder durch lästige Bedingungen beschränkt werden dürfe. Damit war denn auch die Herbeiziehung der Bundesangehörigen, welche sich außerhalb ihres Heimatstaats niedergelassen, zu den direkten Steuern sowohl in dem letztern, als auch in dem Staat, in welchem sie ihren Wohnsitz genommen, unverträglich, und zahlreiche Petitionen der durch eine solche Maßregel Betroffenen veranlaßten eine Beseitigung dieser D. im Weg der Bundesgesetzgebung. Das jetzt für das ganze Deutsche Reich verbindliche Gesetz vom 13. Mai 1870 »wegen Beseitigung der D.« bestimmt hierüber Folgendes: Ein Deutscher soll zu den direkten Staatssteuern nur in demjenigen Bundesstaat herangezogen werden, in welchem er seinen Wohnsitz hat. Als Wohnsitz gilt aber derjenige Ort, an welchem der Betreffende eine Wohnung unter Umständen innehat, welche auf die Absicht der dauernden Beibehaltung einer solchen schließen lassen. Fehlt es überhaupt an einem eigentlichen Wohnsitz, so ist der Aufenthaltsort maßgebend. Wer dagegen sowohl in seinem Heimatstaat, als auch in einem andern Bundesstaat einen Wohnsitz hat, darf nur in dem erstern mit direkten Steuern belastet werden. Bei Beamten entscheidet der dienstliche Wohnsitz; Militärpersonen und Civilbeamte sowie deren Hinterbliebene sind wegen ihres Gehalts, wegen Pension oder Wartegeld nur in demjenigen Staat zu besteuern, welcher die Zahlung zu leisten hat. Endlich ist noch verordnet, daß der Grundbesitz und der Betrieb eines Gewerbes sowie das aus diesen Quellen herrührende Einkommen nur von demjenigen Bundesstaat besteuert werden darf, in welchem der Grundbesitz liegt oder das Gewerbe betrieben wird.

Doppelblattpflanzen, s. v. w. Zygophylleen (s. d.).

Doppelfeste (Duplicia), Feste oder Sonntage, an welchen in katholischen Kirchen die Antiphonien vor und nach den Psalmen gesprochen werden.

Doppelflöte (griech. Diaulos), bei den Griechen und Römern ein Blasinstrument, bestehend aus zwei Flöten, die durch ein gemeinsames Mundstück mit einander verbunden waren, also von einer Person geblasen wurden. Entweder waren beide Flöten gleich lang und im Einklang gestimmt, oder eine von beiden war kürzer und wahrscheinlich auf die Oktave intonirt. D. heißt auch eine gedeckte Orgelstimme im

4- oder 8-Fußton, von Holz, mit 2 einander gegenüber stehenden Labien.

Doppelflügel (Vis-à-vis, Diplasion), eine veraltete Art Flügel, die an beiden Enden mit Klaviaturen versehen waren, so daß zwei einander gegenüber sitzende Personen zugleich darauf spielen konnten.

Doppelfuge, s. Fuge.

Doppelgänger, s. Zweites Gesicht.

Doppelgriff, die zwei- oder mehrstimmige Intonation auf Saiteninstrumenten, deren Saiten durch Griffe der Finger verkürzt werden. Der Geiger Batiste, zu Anfang des 18. Jahrh., ein Schüler Corelli's, soll (nach Gerber) der erste gewesen sein, der Doppelgriffe auf der Geige anwandte.

Doppelhaken, 1,4—1,9 Meter langes Feuergewehr von der Gestalt einer großen Flinte, lag auf einem Bock mit kleinen Rollrädern und schoß 60—250 Gramm Blei. Die D. wurden im 15. Jahrh. erfunden; Karl V. bediente sich ihrer mit besonderem Erfolg 1521 bei der Belagerung von Parma, und noch im Dreißigjährigen Krieg wurden sie vielfach, meist bei Belagerungen, doch auch in Feldschlachten verwendet. Kleinere D. mit Gabelstützen wurden auch wohl getragen und dann von besonders tüchtigen Arkebusieren, den sogen. Doppelschützen, bedient. Die Stellung der D. im Festungskrieg nehmen gegenwärtig die aus ihnen hervorgegangenen Wallbüchsen ein.

Doppelkreuz (franz. Double-dièse), in der Musik Zeichen, wodurch ein bereits erhöhter Ton noch einmal um einen halben Ton erhöht wird, besteht in dem Zeichen ✕, welches vor die Note gesetzt wird. Als Wortbezeichnung für einen dergestalt erhöhten Ton braucht man die Doppelsilbe is-is, die der ursprünglichen Note angefügt wird, z. B. f, durch ✕ erhöht, fis-is, was dann, nach unserem temperirten Tonsystem, wie g klingt.

Doppellaut, s. v. w. Diphthong.

Doppelloch, s. Leberegel.

Doppelsalze, s. Salze.

Doppelschlag (ital. Gruppetto, franz. Doublé), in der Musik eine der gebräuchlichsten Verzierungen, welche darin besteht, daß man dem Hauptton einen Nebenton von oben und einen von unten oder umgekehrt vorangehen läßt und beide Nebentöne durch ihren Mittelton (welches also der Hauptton selbst ist) verbindet. Der D. vor c würde also heißen: d, c, h, oder h, c, d. In beiden Gestalten wird der D. unmittelbar vor dem Hauptton selbst in mäßig geschwinder oder auch schneller Bewegung ausgeführt, hat aber keine bestimmte Geltung im Takt, sondern wird auf die Dauer des vorhergehenden Takttheils gerechnet, so daß der Hauptton scharf auf seinem Taktheil eintritt. Er wird mit kleinerer Notenschrift aufgezeichnet, oder auch mit dem Zeichen ∾ über oder unter der Note angedeutet. Sollen seine Nebentöne nicht aus der vorgezeichneten Tonleiter genommen werden, so erhalten sie in der Notenschrift die gewöhnlichen Signaturen der Erhöhung 2c., oder beim Gebrauch des Doppelschlagzeichens wird das Kreuz, das b oder das Widerrufungszeichen ♮ für den höhern Nebenton über, für den tiefern unter das Hauptzeichen gesetzt.

Doppelschleiche (Amphisbaena *L.*), Reptiliengattung aus der Unterordnung der Eidechsen und der Gruppe der Ringelechsen (Amphisbaenidae), schlangenähnliche Thiere mit schuppenloser, durch Quer- und Längsfurchen getäfelt erscheinender Haut, nur am Vorderkopf und auf dem Scheitel mit großen Tafeln, ohne Extremitäten, mit kurzer, dicker Zunge und kegelförmigen, leicht gekrümmten Zähnen. Die Ibijara (*A. alba Pr. Max*) wird 48 Centim. lang, ist oben glänzend gelbbraun, an den Seiten hellgelb, unten bläulich-weiß, lebt meist in Termiten- und Ameisenhaufen von den Larven, kriecht sehr langsam, wühlt aber sehr geschickt, findet sich in Südamerika und gilt bei den Eingebornen für sehr heilkräftig. S. Tafel »Eidechsen«.

Doppelschnepfe, s. Brachvogel.

Doppelspat, s. Kalkspat.

Doppelsperber, s. v. w. Habicht.

Doppelsterne, s. Fixsterne.

Doppelter Kontrapunkt, s. Kontrapunkt.

Doppelthier (Diplozoon paradoxum *Nordm.*), ein Plattwurm aus der Abtheilung der Trematoden, zeigt sich in völlig ausgebildetem Zustand als vollständiges Doppelwesen, indem zwei geschlechtsreife Individuen kreuzweise mit einander verwachsen. Die Einzelthiere haben an dem Vorderende eine Mundöffnung und neben derselben zwei Saugnäpfe, am Hinterende auf zwei seitlichen Scheiben je vier Haftorgane. Jedes Einzelthier besitzt einen vollständigen zwitterigen Fortpflanzungsapparat. Das D. lebt auf den Kiemen mehrerer unserer Karpfenarten; der neben ihm vorkommende Parasit, welcher als Diporpa beschrieben wurde, ist das noch nicht geschlechtsreife Einzelthier und trägt an der Stelle, wo zwei Individuen später verwachsen, einen Saugnapf. S. Tafel »Würmer«.

Doppeltsehen, s. Diplopie und Zweites Gesicht.

Doppelvitriol (Gemischter Vitriol), Eisenvitriol mit Kupfervitriol in verschiedenen Verhältnissen zusammenkrystallisirt; Salzburger (Doppel-Adler) enthält 76 Proc., Admonter 83 Proc., Doppel-Admonter 80 Proc. Eisenvitriol, bisweilen auch Zinkvitriol.

Doppelvorschlag, in der Musik eine Verzierung, bestehend in der Vereinigung zweier kurzen Vorschlagsnoten vor einer Hauptnote, wird der letztern mit kleineren Noten vorgeschrieben und hat keine bestimmte Geltung; sein unbestimmter Werth geht von der vorangehenden Note ab.

Doppelwährung, s. Währung.

Doppia (ital.), s. v. w. Pistole, frühere Goldmünze mehrerer italienischen Staaten, von verschiedenem Werth. Die neue sardinische D. ist dem französischen Zwanzigfrankenstück gleich (5 Thlr. Gold).

Doppio (ital.), »doppelt«, zweifach. D. movimento, »doppelte Bewegung«, wird als musikalische Bezeichnung gebraucht, wo eine Taktart mit einer andern wechselt (z. B. der Vierviertel- mit dem Zweivierteltakt), und bedeutet, daß bei der zweiten Taktart das Tempo mit dem vorhergehenden ganz gleich genommen werden soll. Gewöhnlicher ist dafür der Ausdruck L'istesso tempo (»das gleiche Tempo«).

Doppionen, die großen Kokons, worin sich gewöhnlich zwei Seidenraupen eingesponnen haben.

Doppior, kurpfälzische Goldmünze, von Karl Theodor 1748 geprägt, = 5 Thlr. Gold.

Doppler, Christian, Mathematiker und Physiker, geb. 29. Nov. 1803 zu Salzburg, widmete sich am polytechnischen Institut daselbst und zu Wien mathematischen und physikalischen Studien, wurde 1829 Assistent und öffentlicher Repetitor der höhern Mathematik am polytechnischen Institut, 1841 Professor der Mathematik, später der praktischen Geometrie an der technischen Lehranstalt zu Prag, 1847 k. k. Bergrath und Professor der Physik und Mechanik

an der Berg- und Forstakademie von Schemnitz, 1850 Professor der praktischen Geometrie am polytechnischen Institut zu Wien und 1851 Professor der Experimentalphysik und Direktor des physikalischen Instituts daselbst; starb 17. Mai 1853 zu Venedig. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich auf verschiedene Theile der Mathematik, besonders der Physik und Astronomie. Hervorzuheben sind: »Versuch einer analytischen Behandlung beliebig begrenzter und zusammengesetzter Linien, Flächen und Körper ꝛc.« (Prag 1839); »Beiträge zur Fixsternkunde« (das. 1846); »Arithmetik und Algebra« (Wien 1843, 2. Aufl. 1851); »Ueber eine wesentliche Verbesserung der katoptrischen Mikroskope« (das. 1845); »Ueber das farbige Licht der Doppelsterne« (das. 1845); »Versuch einer Erweiterung der analytischen Geometrie« (das. 1843); »Versuch einer Erklärung der galvano-elektrischen und magnetischen Polaritätserscheinungen« (das. 1849).

Dōr, der Dinkaname für das Negervolk der **Bongo**, welcher auch von den Nubiern und Aegyptern angenommen wurde. Sie bewohnen im südwestlichen Rande des Gazellenfluß-Tieflandes zwischen 6° und 8° nördl. Br. ein Gebiet von etwa 30,000 QKilom. (560 QM.), auf dem sie äußerst dünn gesäet sind, denn ihre Gesammtzahl wird von Schweinfurth auf nur 100,000 angegeben. Im N. sind die Dinka, im O. die Mittu, im S. die Niam-Niam ihre Nachbarn. Ihr Land ist ein durch sanfte Hügelschwellen oder Graniterhebungen schwach gebrochenes Terrain von rothem Thoneisenstein, das einem unermeßlichen Park gleicht und von ansehnlichen Nebenflüssen des Bahr el Ghasal durchströmt wird. Die D. sind das erste Volk einer neuen Rassenreihe, welches der von N. kommende Reisende in diesen Gebieten antrifft, denn sie stechen durch den leberrothbraunen Ton sofort von den in ihrer Grundfarbe gelben Nilvölkern ab; minder beschränkter Haarwuchs, mittlere Körpergröße, auffallende Länge des Oberkörpers, gedrungene Gliedmaßen und scharf ausgeprägte Muskulatur sowie ein außerordentlich brachycephaler Schädel unterscheiden sie weiterhin von den nördlichen Völkern. Die D. sind in ihrem Unterhalt fast ausschließlich auf Ackerbau angewiesen, welchem sie mit großem Eifer obliegen. Zu gewissen Jahreszeiten bietet auch die Jagd mit Fallen oder die Treibjagd mit Netzen reiche Beute. Hauptfeldfrüchte sind Sorghum, Penicillaria und Eleusine; auch Sesam und der ihnen unentbehrliche Tabak (nach Schweinfurth die einheimische Nicotiana rustica, mit dem eigenen Namen Maschirr benannt) werden kultivirt. Hausthiere sind Ziegen, Hunde und Hühner. Rinder und Schafe kennen die D. ebenso wie die südlicher wohnenden Neger nicht. Ein religiöser Kultus ist nicht vorhanden, und für Gottheit fehlt ihrer Sprache ein selbständiger Begriff; dieselbe Bezeichnung, »Loma«, dient für Glück und Unglück, für Schicksal und das höchste Wesen. Böse Geister, die im Dunkel der Wälder hausen, spielen bei ihnen eine große Rolle; durch den Besitz gewisser Wurzeln tritt man mit ihnen in Verbindung. Weit verbreitet ist der Hexenglaube, und Hexenprocesse sind an der Tagesordnung. Die Heirathen finden bei den D. erst im mannbaren Alter statt, und der Mann kauft alsdann seine Frau für Eisenplatten von deren Vater; mehr als drei Weiber sind nicht üblich. Die größeren Kinder leben aus Sittlichkeitsgründen in Strohhütten getrennt von den Eltern, doch sind die Mahlzeiten gemeinsam. Seltsam sind die Begräbnisse, bei denen der Leichnam in hockender Stellung, in eine Haut eingenäht, in einer unterirdischen Nische beigesetzt wird, die Männer mit dem Gesicht nach N., die Frauen nach S. gewandt. Auf das Grab pflanzt man hölzerne Votivpfähle, deren Aeste in Form langer Hörner zugespitzt sind. Die Industrie beschränkt sich auf das Herstellen von Holzschnitzwaaren und Thongeräthen, namentlich aber auf die Fabrikation ganz vorzüglicher Eisenwaaren und guter Waffen (Lanzen, Pfeile und Bogen). Die D. brechen die unteren Schneidezähne aus, kennen aber die Beschneidung nicht; die Männer tragen ein Schurzfell um die Hüften, die Frauen Zweige oder Grasbüschel vor der Scham, und zum Schmuck, einem Roßschweif gleich, die Fasern der Sanseviera als Schwanz. Auch führen sie Holzzapfen in der Unterlippe und tättowiren den Oberarm. Die Sklavenhändler aus Chartum haben zahlreiche Seriben im Land errichtet, das sie unter sich theilten. Sie saugen es aus und entvölkern es völlig, so daß in nicht langer Zeit dieser begabte, bildungsfähige Stamm ausgestorben sein wird. Vgl. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika (Leipz. 1874, 2 Bde.). S. Karte »Innerafrika«.

Dora (Naphoth Dor), im Alterthum eine Hafenstadt Palästina's, am Fuß des Berges Karmel zwischen Ptolemais und Cäsarea gelegen, fiel bei der Besitznahme Palästina's durch die Israeliten dem Stamme Manasse zu, blieb aber noch bis in die Zeit der Könige hinein in den Händen der Kanaaniter, ihrer ursprünglichen Bewohner. Später war sie Hauptort eines Salomonischen Steuerbezirks und wurde von Antiochos mit einem großen Heer zu Wasser und zu Land belagert. Der römische Feldherr Gabinius befestigte sie von neuem. Zu Hieronymus' Zeit war sie Sitz eines Bischofs, aber öde und menschenarm. Jetzt Tantura.

Dora Baltĕa (im Oberlauf auch Doire genannt), ein Nebenfluß des Po in Oberitalien, entspringt am Montblanc und am Großen St. Bernhard in zwei Quellströmen, von denen der nördliche an der Südostseite des Montblanc das Val de Ferret (Entrèves), der südliche dagegen die Allée blanche durchfließt. Beide vereinigen sich oberhalb Courmajeur. Der Fluß durchströmt sodann in östlicher Richtung die Landschaft Aosta und wendet sich bei Châtillon nach S., um bei Ivrea die Ebene zu betreten und nach einem Laufe von 157 Kilom. etwa 35 Kilom. unterhalb Turin, bei Crescentino, zu münden.

Dorade, s. v. w. Goldmakrele.

Dora d'Istria (mit ihrem wahren Namen Helene, Fürstin Kolzow-Massalsky), eine der geistvollsten Schriftstellerinnen und überhaupt hervorragendsten Frauen der Gegenwart, wurde zu Bukarest 22. Jan. 1828 geboren als die Tochter des Fürsten Michael Ghika und somit als ein Abkömmling jenes uralten rumänischen Geschlechts, das der Moldau und Walachei seit 200 Jahren die meisten Hospodare und Minister gegeben hat. Ihr Vater war eine Zeitlang Minister des Innern in der Walachei, während die beiden Brüder desselben, Gregor IV. und Alexander X. Ghika, jener von 1822—28, dieser von 1834—42 als Hospodare an der Spitze der Regierung standen. Die erste Erziehung der jungen Fürstin, deren Eltern beide wissenschaftlich gebildete Leute waren (der Vater ein gelehrter Archäolog), leitete der gelehrte Grieche Gregorio Pappadopulos in sorgfältigster Weise, wobei er nicht nur die Entwickelung ihrer entschiedenen Neigung für ernstere Studien und ihrer

künstlerischen Talente ins Auge faßte, sondern auch auf die Pflege körperlicher Uebungen emsig bedacht war; im Schwimmen that es Helene selbst ihren Brüdern zuvor. Zu ihrer weitern Ausbildung ging sie in Begleitung ihres Vaters 1840 ins Ausland, zunächst nach Dresden, dann nach Wien, Venedig und Berlin, wo sie einst bei Hof eine glänzende Probe ihrer Kenntnis der altgriechischen Sprache ablegte, und kehrte 1849 endlich in ihr Vaterland zurück, um sich bald nachher mit dem Fürsten Alexander Kolzow-Massalsky, dem Sproß eines sehr angesehenen, alten russischen Adelsgeschlechts, zu verheirathen. Sie verlebte nun als eine der ersten russischen Aristokratinnen mehrere Jahre in Rußland, meist in Petersburg, vermochte sich aber weder an der Seite eines in den Anschauungen des Großrussenthums und der Bigotterie der griechischen Kirche befangenen Gatten, noch am Hof eines Despoten wie Zar Nikolaus glücklich zu fühlen. Ihrer Gesundheit wegen, die ohnehin unter dem russischen Klima litt, kehrte sie nach Uebereinkunft mit ihrem Gemahl im April 1855 nach dem europäischen Westen zurück. Sie begab sich zunächst nach der Schweiz, wo sie mehrere Jahre verweilte, machte dann eine Reise nach Griechenland, die sie bis Rumelien ausdehnte, und begab sich schließlich nach Italien, wo sie nach wechselndem Aufenthalt in Livorno ihren dauernden Wohnsitz nahm. Als Schriftstellerin (unter dem Namen Dora d'Istria und meist in französischer Sprache) trat sie zuerst 1855 hervor und veröffentlichte seitdem eine Reihe von Schriften, die nicht nur ungemeine Sprachkenntnisse (sie versteht gründlich Rumänisch, Italienisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Lateinisch, Alt- und Neugriechisch, Russisch, Albanesisch), sondern auch eine auf wissenschaftlicher Grundlage und auf freisinniger Anschauung der religiösen und politischen Verhältnisse ruhende allgemeine Bildung sowie ein Talent der Darstellung bekunden, die als ungewöhnlich zu bezeichnen sind. Als Rumänin vom lebhaftesten Patriotismus erfüllt, bekennt sie sich als entschiedene Feindin eines jeden Despotismus und Absolutismus, und obschon eifrige morgenländische Christin, beurtheilt sie doch das Papstthum mit Klarheit und Unbefangenheit und spricht ihre Ansichten mit männlicher Energie aus. Im allgemeinen hat ihre Thätigkeit einen kosmopolitischen Charakter, doch betrachtet sie es als ihre Hauptmission, den lebensfähigen Orient auf die reformatorischen Ideen des westlichen Europa hinzuweisen, wie anderseits durch ihre Schriften dem gebildeten Europa der Orient offen gelegt worden ist wie nie zuvor. Ihr erstes Werk war: »La vie monastique dans l'église orientale« (Brüss. 1855; 2. Aufl., Par. 1858), worin sie das Mönchsthum der griechischen wie der katholischen Kirche für das Haupthindernis der Civilisation im östlichen und südlichen Europa erklärt. Im nächsten Jahr erschien: »La Suisse allemande et l'ascension du Moench« (Genf 1856, 4 Bde.; deutsch, 2. Aufl., Zür. 1860, 3 Bde.), worin sie neben dem mit vollendetem Geschmack gezeichneten vollständigen Gemälde der politischen Verfassung, der Sitten und Geschichte des schweizerischen Volks die Ursachen darlegt, welchen die deutschen Ideen ihren beherrschenden Einfluß auf die moderne Civilisation verdanken. Eine anziehende Episode dieses Werks bildet der Bericht über die von ihr im Sommer 1855 kühn ausgeführte Besteigung des Mönchs. Zugleich schrieb sie in den Jahren 1855 und 1856 mehrfach für italienische Zeitungen, namentlich für das freisinnige »Diritto« in Turin eine Reihe von Artikeln, worin sie sich über die Zustände Italiens in kirchlich-religiöser wie in politischer Hinsicht mit Sachkenntnis und der ihr eigenen Entschiedenheit aussprach. Nach ihrer Behauptung sind die Rumänen und Italiener, als Nachkommen der alten Römer, stammverwandt; doch rechnet sie es den ersteren hoch an, daß sie sich allein unter allen Völkern römischer Abkunft von der Herrschaft des römischen Papstthums losgesagt haben. In der Schrift »Les femmes en Orient« (Zür. 1859, 2 Bde.) nimmt sie die Lage des weiblichen Geschlechts im östlichen Europa und die Mittel zur Hebung desselben zum Gegenstand ihrer Besprechung und stellt dann in »Des femmes par une femme« (Brüss. 1864, 2 Bde.) die deutsche Gesellschaft der der romanischen Völker gegenüber. In beiden Werken vertritt sie mit begeisterten Worten die Ansicht, daß nur da, wo man die Rechte des Herzens, die Bedürfnisse des Geistes und die bürgerliche Gleichstellung von Mann und Frau heiligt, Achtung und Liebe für letztere bestehen und sie ein menschenwürdiges Dasein führen könne. Vor dem letztgenannten Werk waren von ihr »Excursions en Roumélie et en Morée« (Zür. 1863, 2 Bde.) erschienen, worin der Beweis versucht wird, daß Griechenland im Alterthum ganz dieselbe Rolle gespielt habe, welche in der modernen Welt Deutschland zugefallen sei. Noch bleiben die Schriften »Au bord des lacs helvétiques« (Genf 1861), zwei Novellen, die bereits in der »Revue des Deux Mondes« erschienen waren, »Fylétia e Arbenoré prej Kanekate laoshima« (Livorno 1867) und »Gli Albanesi in Rumenia«, eine Geschichte der Fürsten Ghika im 17.—19. Jahrh. (2. Ausg., Flor. 1873), zu erwähnen. Außer diesen Werken hat aber D., namentlich in den letzten Jahren, als Mitarbeiterin an den bedeutendsten Journalen Frankreichs (besonders der »Revue des Deux Mondes«), Belgiens (»Libre Recherche«), Italiens (»Diritto«, »Antologia nuova«, »Rivista europea« 2c.), der Schweiz, Griechenlands, Rumäniens, Nordamerika's 2c. eine ungemeine Thätigkeit entwickelt und hier in zahlreichen Abhandlungen Gegenstände der verschiedenartigsten Gebiete (Poesie, Literaturgeschichte, sociale und religiöse Fragen, Politik, Kunst, Geschichte, Reisebeschreibung 2c.) in ebenso glänzender wie gründlicher Weise behandelt. D. kultivirt übrigens auch die Malerkunst und trug in St. Petersburg mit zwei Landschaften einen Preis davon. Sie wurde von zahlreichen gelehrten Gesellschaften, namentlich von den Akademien Italiens, zum Mitglied sowie vom griechischen Parlament zur »Großbürgerin« von Griechenland, auch von verschiedenen italienischen Städten zur Ehrenbürgerin ernannt. Vgl. Pommier, Profils contemporains, la comtesse D. (Brüss. 1863); »Histoire des maisons princières etc.« (Genf 1864); Cortambert, Les illustres voyageuses (Par. 1866); Yriarte, Portraits cosmopolites (das. 1870); »D. e la poesia albanese« (Vened. 1871); Cecchetti, Bibliografia della Principessa D. (6. Aufl., Flor. 1873).

Dorage (die, franz. m., spr. -ahsch, Dorirung), Vergoldung; auch das Ueberziehen des ordinären Hutfilzes mit feinem Haar.

Dorak, Stadt in der pers. Provinz Chusistan, eigentlich Felahijeh genannt, in niedriger, aber fruchtbarer Sumpfgegend am Dscherrafluß gelegen und von einem Erdwall umgeben. Doch stehen nur wenige Häuser innerhalb dieser Ringmauer, da die Bewohner, deren Zahl auf 8000 geschätzt wird, vorziehen, in den weitläufigen Vorstädten unter dem Schatten der Palmen zu wohnen. D. ist Hauptstadt

der Landschaft Kab, die unter einem eigenen Scheich steht. Der Palast des letztern ist ein umfangreiches, aber schlechtes Gebäude. Für den Absatz nach außen werden zu D. arabische Mäntel verfertigt, sonst ist der Verkehr nicht bedeutend.

Doran, John, engl. Publicist und fruchtbarer, vielseitiger Schriftsteller, geb. 1807 zu Drogheda in der irischen Grafschaft Louth, lebte in früher Jugend längere Zeit in Frankreich und Deutschland und begann schon im 15. Jahr seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Melodrama, das am Surreytheater zur Aufführung kam. Später war er beim »Literary Chronicle« engagirt, wirkte 11 Jahre lang als Herausgeber einer Londoner Zeitung und leitete zu verschiedenen Perioden als einer der Hauptredakteure das »Athenaeum«. Als Schriftsteller zeichnet er sich durch große Belesenheit und unerschöpflichen Anekdotenreichthum aus. Sein erstes größeres Werk war: »History and antiquities of the town and borough of Reading in Berkshire« (1835); später folgten: »Filia dolorosa: memoirs of the duchess of Angoulême« (begonnen von Mrs. Romer, 1852); »Life of Dr. Young« (einer Ausgabe seiner Gedichte beigefügt, 1854); »Table traits with something on them« (1854) und »Habits and men« (2. Ausg. 1855, 2 Bde.; 4. Aufl. 1868); »Lives of the queens of England of the house of Hanover« (1855, 2 Bde.; 3. Aufl. 1861); »Knights and their days« (1856); »Monarchs retired from business« (1857, 2 Bde.); »History of Court Fools« (1858); »New pictures and old panels« (1859); »Book of the princes of Wales« (1860); »Memoir of queen Adelaide« (3. Aufl. 1861); »Their Majestie's servants«, eine Geschichte der englischen Bühne (2. Aufl. 1865); »Saints and sinners« (1868, 2 Bde.); »A lady of the last century (Mrs. Elizabeth Montagu) illustrated in her unpublished letters« (mit einer biographischen Skizze und einem Kapitel über Blaustrümpfe, 1873). Außerdem hat D. »The last journals of H. Walpole« (1859) und die »Bentley Ballads« (1860) veröffentlicht und auch bei der vom Herzog von Manchester unternommenen Herausgabe der »Kimbolton Papers« assistirt.

Dorant, Pflanzengattung, s. Ptarmica.

Dora Ripuaria (Ripaira), Nebenfluß des Po in Piemont, entspringt am Monte Viso und mündet nach einem Laufe von 90 Kilom. bei Turin.

Dorat (spr. -ra), Claude Joseph, franz. Dichter, geb. 31. Dec. 1734 zu Paris, widmete sich anfangs dem Rechtsstudium, dann dem Militärdienst, endlich der Poesie und den schönen Wissenschaften. Er dichtete Trauerspiele, Heroïden, Erzählungen, Fabeln, Lieder und poetische Episteln, die sich durch leichten Witz, heitere Bilder und glänzende Farbengebung auszeichnen, nicht selten aber auch in geschmacklose Spielerei ausarten und der wahrhaft poetischen Wärme und Phantasie ermangeln. Sein didaktisches Gedicht »La déclamation théatrale« handelt von der Theorie der Schauspielkunst. Unter seinen Lustspielen wurden »La feinte par amour« und »Le célibataire«, unter seinen Trauerspielen »Régulus« geschätzt. Mehrere Jahre war D. Herausgeber des »Journal des dames«. Er hat die Herstellungskosten seiner Werke oft selbst bestritten und sein Vermögen dabei aufgeopfert. Er starb in Noth und Armut zu Paris 29. April 1780. D. war der erste französische Schriftsteller, welcher (in »L'idée de la poésie allemande«) seine Landsleute auf die Bedeutung der deutschen Literatur aufmerksam zu machen versuchte. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Paris 1764—80 in 20 Oktavbänden; eine Auswahl derselben enthalten seine »Oeuvres choisies« (Par. 1786, 3 Bde.; 1827).

D'Orb., bei naturwissenschaftlichen Namen, s. v. w. A. d'Orbigny (s. d.).

Dorchester (spr. dórtschester), 1) Hauptstadt der engl. Grafschaft Dorset, am Frome, alterthümlich, aber gut gebaut, hat drei Kirchen, ein Rathhaus, einen Gerichtshof, ein Museum, eine lateinische Schule, Armenhäuser, weit berühmte Bierbrauereien und (1871) 6915 Einw. Der Handel mit Schafen, Butter und Bier ist ausgedehnt. Schon zur Zeit der Römer wird der Ort unter dem Namen Durnovaria (Dunium) als Hauptstadt der Durotriges erwähnt. In der Nähe befinden sich auch ausgedehnte und zum Theil gut erhaltene Reste römischer wie britischer Werke, namentlich das besterhaltene römische Amphitheater Englands, das außen 100 und 101 Meter, im Innern 64 und 48 Meter im Durchmesser hält und für 13,000 Zuschauer Raum bot, vermuthlich von Agricola erbaut. — 2) Vorstadt von Boston im nordamerikanischen Staat Massachusetts. Dabei die Dorchesterhöhen, auf welchen Washington 1776 ein Fort errichten ließ, von welchem aus die Engländer gezwungen wurden, den Hafen von Boston zu verlassen.

Dordogne (spr. -donnj), der schönste unter den fünf großen Flüssen Frankreichs, entsteht in 1694 Meter Meereshöhe am Puy de Sancy im Departement Puy de Dôme (Auvergne) durch Vereinigung zweier Gebirgsbäche, der Dore (die den schönen Wasserfall Cascade du Serpent bildet) und der 30 Meter hoch herabfallenden Dogne, fließt erst in westlicher, dann in südlicher Richtung, die Grenze zwischen den Departements Puy de Dôme und Cantal auf der einen und Corrèze auf der andern Seite bildend, schlägt dann wieder westliche Hauptrichtung ein, indem er die Departements Lot, Dordogne und Gironde durchströmt, und vereinigt sich nach einem Laufe von 490 Kilom. unterhalb Bourg bei Bec d'Ambès mit der Garonne. Die D. ist 292 Kilom. weit aufwärts schiffbar, und Seeschiffe können in ihr bis zur Stadt Libourne gelangen. Die Hauptnebenflüsse sind links: die Cère (vom Cantal kommend), rechts die Vezère mit der Corrèze (beide vom Plateau des Mille Vaches), dann die Isle mit der Dronne und Haute Vezère (aus dem Plateau von Limousin). Das Thal der D. ist bis Lalinde überaus malerisch, von Lalinde bis zur Mündung äußerst fruchtbar.

Das nach dem Fluß benannte Departement in Südfrankreich grenzt gegen W. an das Departement Gironde, gegen S. an Lot-et-Garonne, gegen O. an Corrèze und Lot und gegen N. an Charente und Obervienne, besteht aus der zur alten Provinz Guienne gehörenden Landschaft Périgord und Theilen von Agénois, Limousin und Augoumois und umfaßt 9183 QKilom. (166,8 QM.) mit (1872) 480,141 Einw. (1866: 502,673). Das Land ist nach allen Richtungen hin bedeckt von Bergen und Hügelketten (Zweigen der Limousinberge im N., Ausläufern des Auvergnegebirges im S.), und von einer Menge enger, sich kreuzender und von Waldbächen durchrauschter Thäler oder von Schluchten, welche die Fluten häufiger Unwetter eingerissen haben, durchzogen. Der Boden ist im ganzen dürr und wenig produktiv, häufig steht der nackte Kalkfels zu Tage. Die Abhänge der Berge sind mit ausgedehnten Waldungen, an günstigen Stellen auch mit Reben bekleidet, und der hier erzielte Wein ist von vorzüglicher Qualität. Die höher gelegenen Regionen dagegen sind öd, nur mit

Heide und Gestrüpp bedeckt und bieten nicht selten den Anblick von Wüsten dar. Dort findet man oft stundenweit keine menschliche Wohnung. Die Hauptflüsse sind: die Dordogne (mit Vezère), deren Thal etwas ausgedehnter als die übrigen ist und reizende Landschaften darbietet, l'Isle, beide schiffbar, und Dronne mit Nizonne, sämmtlich dem Gebiete der Garonne angehörend. Außerdem zählt man über 1400 kleinere Flüsse und Bäche und eine nicht minder große Anzahl fischreicher Weiher. Besuchte Mineralquellen sind die zu Panassous und Bachellerie. Das Klima ist verschieden, im ganzen mild und gesund. Stürme sind häufig, im Juni und Juli auch Hagelwetter. Die Viehzucht liefert besonders treffliche Schweine. Der Ackerbau, früher gering, hat im letzten Jahrzehnt bedeutende Fortschritte gemacht und erzeugt Weizen, Roggen, Buchweizen, Hafer, Hülsenfrüchte, Kartoffeln ꝛc. in Menge. Ansehnlich ist auch die Kultur von Obst- und Nußbäumen und in den Thälern der Weinbau. Im ganzen kommen 233,622 Hektar auf Cerealien, 124,355 Hektar auf Küchenland ꝛc., 20,339 Hektar auf künstliche, 71,596 Hektar auf natürliche Wiesen. 87,252 Hektar auf Weinland, 191,907 Hektar auf Buschwald; der Rest ist Weide- und Brachland ꝛc. Mehr als die halbe Weinernte geht in den Handel oder wird in Branntwein verwandelt. Ausgezeichnet sind besonders die Weißweine von Montbazillac, Brantôme und Rossignol; die Ernte beträgt durchschnittlich 4—500,000 Hektol. Auch viele Kastanien, die das Hauptnahrungsmittel abgeben, und vorzügliche Champignons werden gebaut. Berühmt sind ferner die Trüffeln von Périgord, die theils nach Paris, theils ins Ausland verschickt werden, wie aus dem Thierreich die Schweine, die schönen Hechte und die rothen Rebhühner, die das Land in Fülle erzeugt. An Mineralien liefert das Departement: Eisen, das in ca. 36 Gruben abgebaut (jährlich etwa 500,000 metr. Ctr.) und in den Hohöfen der Departements D., Corrèze, Gironde, Landes ꝛc. verarbeitet wird; ferner Steinkohlen, Marmor, Kreide, Alabaster, Gips, Blei ꝛc. In gewerblicher Beziehung nimmt die Eisenindustrie, welche hunderte von Etablissements in Thätigkeit setzt, die erste Stelle ein; außerdem fabricirt man Webstoffe, Papier, Fayencewaaren ꝛc. Sehr lebhaft ist der Handel mit Wein, Branntwein, Likör, Nußöl, Früchten, Trüffeln, Schinken, fettem Vieh, Mühlsteinen, Faßholz ꝛc. An höheren Unterrichtsanstalten bestehen ein Lyceum, 2 Collèges und 12 freie Sekundärlehranstalten. Eingetheilt ist das Departement in fünf Arrondissements: Périgueux, Sarlat, Nontron, Riberac und Bergerac. Hauptstadt Périgueux. Vgl. de Gourgues, Dictionnaire topographique du département de la D. (Par. 1873).

Dordrecht (Dortrecht, in Holland gewöhnlich abgekürzt Dort), Stadt in der niederländ. Provinz Südholland, an der Merwede, welche sich hier in die Alte Maas und den Noord verzweigt, und an der Eisenbahn von Köln nach Rotterdam (schöne Eisenbahnbrücke über die Maas), 11 Kilom. von letzterer Stadt, ein stiller, alterthümlich gebauter, echt holländischer Ort, nach der Landseite zu früher befestigt, hat eine schöne gothische Kathedrale (1363 erbaut, 97 Meter lang, 40 Meter breit, im Mittelschiff 27 Meter hoch, mit einer weißmarmornen Kanzel, kostbaren Kirchengefäßen und einem Monument für den 1828 gestorbenen Seemaler Schotel), ein prächtiges Rathhaus (von 1339), eine mit Glas überdeckte Börse und verschiedene Hospitäler, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule und (1869) 24,878 Einw. D. ist die älteste und war im Mittelalter auch die blühendste und mächtigste Handelsstadt Hollands. Noch heute ist der Handel Dordrechts bedeutend, besonders mit Holz, Rhein- und Moselweinen, Traß, Steinkohlen, Mühlsteinen, Kalk, Oelsaat, Korn, Stockfisch ꝛc. Ein schmaler Arm der Maas, das Dort'sche Kil (die Verbindung mit dem Holländischen Diep), ist immer von Dampf- und Segelschiffen belebt. Der Hafen ist so geräumig, daß die Ostindienfahrer bis zur Stadt gelangen können; auch die großen Rheinflöße werden gewöhnlich hier auseinander genommen und zerschnitten. In der nächsten Umgegend zählt man 26 Sägewindmühlen, 16 Oelmühlen, ferner Korn-, Traß- und Graupenmühlen, Zuckerraffinerien, Schiffswerften, eine Eisen- und Metallgießerei, eine Dampfmaschinenfabrik und verschiedene andere Fabriken. D. wurde 1013 von dem holländischen Grafen Dietrich (Dirk) III. gegründet. Der Kaiser Heinrich IV. schenkte aber die Gegend dem Bischof von Utrecht, und so wurde verschiedene Jahre hindurch ein heftiger Streit um den Besitz von D. geführt, worein sich auch die Herzöge von Brabant mischten, bis es den Grafen von Holland verblieb. Im Jahr 1231 erhielt die Stadt Mauern und wurde bald der wichtigste Ort der Grafschaft. Nach Briel war D. die erste holländische Stadt, welche 1572 die Spanier vertrieb; im nämlichen Jahr hielten die Generalstaaten hier ihre erste freie Versammlung und legten den Grund zur Republik. In den Jahren 1574 und 1618—19 wurden hier die Dordrechter Synoden gehalten, wodurch die Stadt für die Entwickelung und Feststellung der reformirten Kirche in Holland große Bedeutung erhielt. Die erste (1574) war eine Provinzialversammlung der holländischen und seeländischen Prediger zur Berathung über Kirchendisciplin und Verwandtes, doch erhielten die gefaßten Beschlüsse die obrigkeitliche Bestätigung nicht. Die zweite, die »große Synode der reformirten Kirche«, ward auf Betrieb des Statthalters Prinzen Moritz von Oranien zur Unterdrückung der Arminianer oder Remonstranten und zur Aufrechthaltung des streng Calvinischen Dogma's, namentlich der Prädestinationslehre, vom 13. Nov. 1618 bis 19. Mai 1619 abgehalten. Die Lehre der Remonstranten ward verworfen, sie selbst wurden aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und die gegen ihre Lehre gefaßten dogmatischen Beschlüsse öffentlich in der Kirche verlesen. Das Dogma von der absoluten Prädestination ward von neuem als kirchlicher Lehrbegriff anerkannt, und im Gegensatz gegen die fünf remonstrantischen Thesen und ihre arminianische Deutung wurden fünf streng orthodoxe Lehrsätze festgestellt. Für die holländischen Reformirten wurden die Confessio Belgica und der Heidelberger Katechismus als symbolische Schriften bestätigt. Die Niederlande, die meisten Schweizerkantone und die Rheinpfalz, die französischen Kirchen sowie die Puritaner in England nahmen die Dordrechter Beschlüsse an; die englische bischöfliche Kirche aber verwarf sie mit Entschiedenheit, ebenso erlangten sie in den deutschen reformirten Staaten außer der Pfalz kein symbolisches Ansehen. Vgl. M. Graf, Beiträge zur Geschichte der Synode zu D. (Bas. 1825). D. ist der Geburtsort des Malers Ary Scheffer, dem 1862 auf dem Marktplatz eine schöne bronzene Bildsäule errichtet wurde.

Dore (spr. dōr), Fluß im franz. Departement Puy de Dôme, entspringt im Forezgebirge, verfolgt nördliche Hauptrichtung, fließt an Arlanc, Ampère, Courpière, wo der Couzon, und an Puy-Guillaume

vorüber, wo die Cerdogne einmündet, und fällt in der Nähe von Ris in den Allier. Die Länge des sehr reißenden Flusses beträgt 130 Kilom., die mittlere Breite 20 Meter.

Doré, Gustave, einer der genialsten Illustrationszeichner Frankreichs, geb. 6. Jan. 1833 in Straßburg, zeigte schon als Knabe viel Talent zum Zeichnen und lithographirte in seinem 10. Jahr eine Reihe von Skizzen zur Sittengeschichte des Departements de l'Ain. Seit seinem 15. Jahr lieferte er treffliche Darstellungen für das »Journal pour rire« und war bald als einer der befähigtsten und fruchtbarsten Meister des Illustrationszeichnens anerkannt, als welcher er eine ganze Schule von Holzschneidern, worunter Pisan und Pennemaker die bedeutendsten, beschäftigt. Mit einer reichen Phantasie begabt, entwirft er gleichsam spielend seine Kompositionen, bald Schlachtengewühl, bald großartige Landschaften, bald die bizarrsten Dinge. Von seinen Werken nennen wir die Illustrationen zu Sue's »Ewigem Juden«, zu Rabelais' »Gargantua et Pantagruel«, zu Balzacs »Contes drôlatiques«, zu den Abenteuern des Chevalier Jauffre u. a. Seine bedeutendsten Arbeiten der neuesten Zeit aber sind die Illustrationen zu den Märchen von Pérault (»Contes de ma mère l'Oye«), zu Dante's »Hölle«, zu »Don Quijote«, zu der Bibel, zu »London« (mit Jerrold) und zu Baron Ch. Davillers »L'Espagne«. In ersteren begegnet man den auch der deutschen Jugend aus den Grimm'schen Märchen wohlbekannten Gestalten des Rothkäppchens, des Däumlings, des Dornröschens, des Aschenbrödels, des gestiefelten Katers u. a. Wenn sich hierbei auch hin und wieder der französische Geschmack allzu geltend macht und manchmal den deutschen Anschauungen widerstrebt, so muß man doch über die Mannigfaltigkeit der Scenerie, den Reichthum und die Originalität der Gedanken staunen. Vortrefflich weiß D. namentlich die Landschaft und überhaupt die Lokalitäten zu behandeln. Das zweite angeführte Werk, Dante's »Hölle«, mag man wohl als einen Prüfstein der Meisterschaft betrachten, und man muß gestehen, daß D. seine Aufgabe auf das trefflichste gelöst hat. Wenn auch dem großen Dichter nicht in der titanenhaften Phantastik ebenbürtig, wußte er sich doch meisterlich in dessen Gebilde hineinzuleben und sie in origineller Weise darzustellen. Außerordentlich wirkungsvoll ist die Lichtvertheilung, die stets das Bedeutungsvolle und Handelnde in den Vordergrund bringt. Am gelungensten aber sind auch hier die unterweltlichen Landschaften, die höllischen Scenerien, wohin die handelnden Personen versetzt sind, und hierin schildern wohl Dichter und Maler mit gleicher Meisterschaft. »Don Quijote« ist voll der geistreichsten und humoristischsten Scenen, streift aber zum Theil zu sehr ins Karikaturenhafte. In »London« und »Espagne« gibt er die treffendsten Darstellungen der verschiedensten Volksscenen und Landschaften. Als Maler erreichte D. den Ruhm des Illustrators nicht, obgleich seine 1869 in München ausgestellten Werke durch die originellen Gedanken wie durch lebhafte Färbung vielen Beifall fanden. Es fehlte ihm darin an genügend entwickeltem Sinn für die Farbe. Jedenfalls aber ist eine seltene Vielseitigkeit zu konstatiren, welche ihn zum Idealwerk, Geschichtsbild, Genre und zur Landschaft in gleicher Weise befähigt. Neben der »Hölle« ist übrigens sein Hauptwerk die Bibel. Obwohl er hier keineswegs das Ideale ganz bei Seite lassen wollte, sind doch seine Darstellungen vorwiegend ein Gemisch archäologischer Studien und moderner arabisirenden Auffassung der biblischen Scenen. Die religiöse Weihe pflegt trotz allem theatralischen Aufwand zu fehlen, was freilich die Kühnheit und Vielseitigkeit der Zeichnung anbelangt, steht dies Werk auf gleicher Höhe mit Dante.

Doreloterie (v. franz. dorloter, verhätscheln?), allerlei Bandwaaren und Fransen von Zwirn und Seide.

Dorëma *Don.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, krautige Gewächse in Persien, von denen D. Ammoniacum *Don.*, eine stattliche Doldenpflanze, zusammen mit Scorodosma (welche Asa foetida liefert) in Persien, besonders in den Wüsten westlich vom Aral, vorkommt und sich bis in die Dsungarei verbreitet. Die wurzelständigen Blätter sind breitheilig fiederspaltig, auf der Unterseite reichlich mit weißen Sternhaaren bestreut; der nur mit Blattschuppen besetzte, ebenfalls behaarte Stengel trägt kleine, einfache, kopfige, weißliche, behaarte, an nicht sehr langen Aesten zu einer lockern, traubenartigen Rispe geordnete Dolden ohne Deckblätter. Aus der grauen oder schwärzlichen, rübenförmigen, schwammigen Wurzel wird das Gummi ammoniacum gewonnen.

Doren (Dorne, Durne, Turn), Reinbot von, Dichter aus der Schule Wolframs von Eschenbach, verfaßte auf Veranlassung des Herzogs Otto des Erlauchten von Bayern (1231—53), wahrscheinlich nach französischer Quelle, ein geistliches Rittergedicht vom heil. Georg. Außer in verschiedenen Bruchstücken besitzen wir dasselbe in einer jüngern, dem Niederdeutschen sich zuneigenden Handschrift vom Jahr 1446, welche, früher im Besitz Mösers, von v. d. Hagen im 1. Bande der »Gedichte des deutschen Mittelalters« herausgegeben wurde. Eine kritische von Franz Pfeiffer besorgte Ausgabe harrt der Veröffentlichung.

Dorer, s. Dorier.

Dorer, Eugen Robert, namhafter Bildhauer aus der Schweiz, geb. 1830 in Baden im Kanton Aargau, besuchte die Münchener Kunstakademie und ging 1848 nach Dresden, um unter der Leitung Rietschels sich zum Bildhauer auszubilden. Nach Vollendung einer italienischen Studienreise arbeitete er auch eine Zeitlang noch im Atelier Hähnels, der ebenfalls nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Künstlers blieb. Im Jahr 1872 verließ er Dresden und schlug sein Atelier in seiner schweizerischen Heimat auf. Was seine Werke betrifft, so war seine erste größere Arbeit der Entwurf zu einem Winkelried-Denkmal. Ein monumentales Werk, das zur Ausführung kam und in seinen Vorzügen vielfach besprochen wurde, ist sodann das Nationaldenkmal der Vereinigung der Republik Genf mit der Schweiz. Das Monument, aus zwei zur Gruppe vereinigten Frauengestalten bestehend, ist auf dem Seequai in Genf aufgestellt. Ferner dekorirte D. die Außenseite des Berner Museums mit acht Statuen, in denen berühmte Männer aus der Geschichte Berns dargestellt sind. Die neueste Arbeit Dorers ist ein Modell zu einem schweizerischen Nationaldenkmal, das vor dem Bundespalast in Bern zur Aufstellung gelangen soll. Das figurenreiche Denkmal ist in origineller Weise als Brunnen gedacht; überall, wo das Modell bis jetzt ausgestellt war, fand es die günstigste Beurtheilung.

Dorer-Egloff, Edward, schweizer. Dichter und Schriftsteller, geb. 7. Nov. 1807 zu Baden im Kanton Aargau, ward bald nach Vollendung seiner Studien Mitglied des Großen Raths, fungirte später wiederholt als Landammann, zog sich aber infolge der Verfassungswirren von 1841 vom öffentlichen Leben

zurück und lebte fortan in seiner Vaterstadt den Wissenschaften. Er starb 27. März 1864. Seine Monographie »Ueber Goethe's Jery und Bätely« (1852) bekundet sein tiefes Verständnis der Goethe'schen Dichtungen, deren Studium er einen großen Theil seines Lebens widmete, wie er denn auch eine Bibliothek der Goethe-Literatur von seltenster Vollständigkeit besaß. Dem gleichen Studienkreis gehört sein gehaltvolles Buch »Lenz und seine Schriften« (Bad. 1857) an. Jugendkräftigen Sinn und geschmackvolle Behandlung zeigen seine erst nach seinem Tod gesammelt erschienenen »Gedichte« (Aarau 1868); große Sprachgewandtheit seine »Volkslieder aus Italien« (Bad. 1860). Im Drama versuchte er sich mit Glück in dem Fastnachtsspiel »Der Affe von Arezzo« (1852).

Dorf, ein offener Ort ohne Thor und Mauern, dessen Bewohner Landbau und Viehzucht als Hauptgewerbe betreiben. Der ganze Bezirk, welchen ein D. nebst Feldern, Wiesen, Triften, Gärten, Gewässern, Holzungen 2c. in sich begreift, heißt Dorfflur, Dorfmark, Feldmark; die Beschreibungen derselben heißen Flurbücher. Dorfgericht heißt hier und da der Gemeindevorstand. Die Dörfer haben sich in Deutschland früher als die Städte, abgesehen von den von den Römern gegründeten, ausgebildet. Viele Dörfer entstanden aus freien Ansiedelungen, die bei zunehmender Bevölkerung sich in kleinere Ansiedelungen zersplitterten, selbständige Gemeinden bildeten, aber das frühere gemeinsame Band oder wenigstens gewisse Güter und Rechte festhielten, z. B. Weiden und Waldungen und gemeinschaftliche oberste Leitung gemeinsamer Interessen. Andere Dörfer entstanden aus alten Oberhöfen, z. B. in Westfalen und am Niederrhein, und wahrscheinlich aus Vereinigungen der Hofgenossen, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten verwalteten und zur Leitung dieser Verhandlungen besondere Vorsteher wählten. Sehr viele Dörfer entstanden aber auch dadurch, daß ein Gutsherr Ansiedelungen (villae) anlegte. Alle, welche unter der Botmäßigkeit des Herrn der Villa standen, begaben sich unter ein Hofrecht, das der Herr der Villa für alle gemeinschaftlich aufstellte, und mußten dem Villicus, einem von diesem Herrn eingesetzten Beamten, gehorchen. Daraus bildeten sich im Verlauf der Zeit Gemeindeverfassungen. Noch jetzt finden sich da, wo viele Villae waren, mit »Weiler« zusammengesetzte Ortsnamen, z. B. Buchsweiler, Gleisweiler, Eschweiler 2c., und namentlich im Elsaß, im badischen Oberland und in der Schweiz haben sich in solchen von dem Nexus der Villa umschlossenen Ortschaften, zum Theil nach Urkunden aus dem 10. und 11. Jahrh., von der alten Gemeindeverfassung noch gewisse alte Hofrechte (Hofrodel) erhalten, die Dorfrechte wurden und oft recht überdachte und genaue Bestimmungen geben. Endlich entstanden auch viele Dörfer bloß unter Bewilligung des Gutsherrn, der ihnen dann Schultheißen setzte, bisweilen ihnen wohl auch die Schultheißenwahl überließ. Die Entwickelung einer freiern Gemeindeverfassung traf infolge dieses Verhältnisses auf viele Hindernisse. War ein D. wirklich aus alten Villis hervorgegangen, so standen dem vom Gutsherrn gewählten Schultheißen nur die Dorfschöffen als von der Gemeinde Gewählte bei den Berathungen zur Seite, und wo dies nicht infolge des Ursprungs der Fall war, waren die Dörfer in Zeiten der Gefahr unter die Vogtei eines Schutzherrn gekommen, der das Verhältnis bald in eine sogen. Gemeindeherrschaft umzuwandeln wußte, aus der sich eine wahre Gerichtsbarkeit über das D. von selbst entwickelte. So kam es denn, daß die Dörfer endlich als sämmtlich auf dem Gnadenweg entstanden behandelt wurden, was beim Gang der Dinge in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg sich kaum anders erwarten ließ; denn da einmal der Centralisationsgeist gegen alles Gemeindeleben ankämpfte und auch die bis dahin noch mächtigsten Städte sich der Obervormundschaft des Staats fügen mußten, so traf dies eben die Dorfgemeinden, als die wehrlosesten, am härtesten. Erst in diesem Jahrhundert ist durch eine in den meisten deutschen Staaten liberale Gemeindegesetzgebung eine selbständigere Stellung der Dorfgemeinden herbeigeführt worden (s. Gemeinde).

Dorfen (Mariadorfen), Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, Bezirksamt Erding, an der Isen und der Eisenbahnlinie München-Simbach, mit Landgericht, zwei Kirchen, einem Priester- und einem Krankenhaus und (1871) 1594 kathol. Einwohnern. Die Pfarrkirche, zu der 136 Marmorstufen führen, ist eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und steht auf dem Ruprechtsberg.

Doria, ursprünglich d'Oria, d. i. Kinder »der Oria«, der Gemahlin Arduins von Narbonne in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., ein altes Adelsgeschlecht in Genua, unter dessen Mitgliedern, die in den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst auf Seiten des erstern standen, zahlreiche geschichtliche Celebritäten sind. Die namhaftesten derselben sind:

1) Oberto, unternahm 1266 einen erfolgreichen Zug gegen Kandia sowie später zwei Seekriege gegen Venedig, vernichtete durch den Sieg bei Meloria 2. April 1284 die Seemacht Pisa's und erhob die genuesische Seemacht zur ersten ihrer Zeit. Er beherrschte mit den Spinola den Staat unumschränkt.

2) Lamba, schlug 8. Sept. 1297 die weit überlegene Seemacht der Venetianer unter Dandolo vollständig, doch mit großem eigenen Verlust.

3) Filippo, unternahm 1350 einen verheerenden Kriegszug gegen die venetianischen Küsten. Später, mit 15 Galeren ausgesandt, um die aragonischen Plätze in Sardinien zu erobern, fand er diese zu stark, segelte deshalb nach Tripolis, eroberte diese Stadt und verkaufte sie an einen mohammedanischen Fürsten für 50,000 Golddublonen. Darauf erfocht er mehrere Siege gegen die Aragonier in Sardinien.

4) Lucian, erhielt 1379 den Oberbefehl über die genuesische Flotte gegen die Venetianer, eroberte den Hafen von Zara und brachte dem berühmten Seehelden Pisani 7. Mai eine entschiedene Niederlage bei. Ein zweiter Seesieg bei Pola kostete ihm das Leben.

5) Ceva, that sich in den Unruhen, die gegen das Ende des 14. Jahrh. Genua zerrütteten, hervor und war mit Veranlassung, daß sich Genua der Schutzherrschaft Frankreichs unterwarf. Als 1409 die Franzosen verjagt und die Mailänder als Oberherren anerkannt wurden, erhoben sich die D. und Fieschi zur Befreiung ihres Vaterlands, worauf Ceva mit anderen Patriciern an die Spitze der Regierung gestellt wurde.

6) Andrea, Sohn des vorigen, der berühmteste seines Geschlechts und einer der größten Staatsmänner und Helden seines Jahrhunderts, geb. 30. Nov. 1468 zu Carrascosa im Genuesischen, diente nach einander dem Papst, dem Herzog Friedrich von Urbino und dem König Ferdinand von Neapel, ward nach Beilegung von Bürgerkriegen in Genua zum Generalkapitän ernannt, überwältigte als solcher die

unter Ranuccio insurgirten **Korsen** und erhielt von seinen Mitbürgern 1513 nach Vertreibung der Franzosen den Oberbefehl über die Galeren. Er vertrieb nun die Franzosen vollends aus den Seeplätzen, reinigte den Golf von Genua von den Seeräubern und schwang sich schnell zum berühmtesten Seehelden seiner Zeit empor. Er unterstützte Janus Fregoso, als dieser die Verfassung änderte und Genua unter französische Schutzherrschaft stellte, weil er es für das Interesse der Republik für unerläßlich hielt. Er trat mit seinen eigenen und den genuesischen Schiffen in die Dienste Franz' I. von Frankreich, wurde 1524 zum Befehlshaber der vereinigten Flotten ernannt und fügte als solcher der spanischen Seemacht bedeutende Verluste zu. Später erhielt er den Oberbefehl über die vereinigte päpstliche, französische und venetianische Flotte, um gegen die kaiserliche zu operiren, segelte nach dem von den Spaniern besetzten Genua, schlug den zum Entsatz herbeieilenden Vicekönig Lannoy von Neapel und vertheidigte zugleich den wichtigen Hafen Civita Vecchia. Da nach der Plünderung Roms der Papst nicht mehr im Stande war, eine Flotte zu halten, so trat D. wieder in die Dienste Franz' I. von Frankreich und half, zum Admiral des Levantischen Meers ernannt, die Spanier vollends vertreiben und die Oberherrschaft Frankreichs über die Republik Genua aufs neue begründen, erhielt jedoch die ihm zugesagte Statthalterwürde über dieselbe nicht. Sein wohlentworfener Plan, der Oberherrschaft der Spanier in Oberitalien ein Ende zu machen, wurde zurückgewiesen und dagegen zu ungünstiger Jahreszeit ein Angriff auf Neapel versucht, der, wie D. vorausgesagt, völlig fehlschlug. Dennoch sandte er im Januar 1528 seinen Neffen Filippo mit zehn Galeren zur Unterstützung der Franzosen vor Neapel, und dieser schlug nicht nur den Vicekönig Moncada, sondern nahm auch viele angesehene Männer gefangen. Als Franz I. auf Doria's Weigerung, dieselben auszuliefern, die Verhaftnahme Doria's befahl, trat derselbe auf die Seite Kaiser Karls V. über unter der Bedingung, daß die Selbständigkeit Genua's geachtet werde. D. verjagte nun die Franzosen erst aus Neapel, dann aus Genua und befestigte die Existenz dieser Republik durch eine neue Verfassung, die bis zur Auflösung des Staats bestanden hat. Aus Dankbarkeit gaben ihm dafür die Bürger durch Senatsbeschluß den Titel »Vater des Vaterlands und Wiederhersteller der Freiheit«, erbauten ihm einen Palast und errichteten ihm eine Bildsäule. Kaiser Karl V. ernannte ihn zu seinem Oberbefehlshaber zur See, verlieh ihm den Orden des Goldenen Vließes, später auch das Fürstenthum Melfi und das Marchesat Tursi und erhob ihn zum Großkanzler des Königreichs Neapel. Im Jahr 1532 erfocht D. an der griechischen Küste einen der glänzendsten Siege über die türkische Flotte. Auch die Eroberung von Tunis durch Karl V. 1535 leitete er mit Glück. Als 1542 der Kaiser gegen Doria's Rath eine Unternehmung gegen Algier wagte, wurde die kaiserliche Macht nur durch ihn vor gänzlichem Untergang gerettet. Im Jahr 1543 schnitt er Dschereddin Barbarossa von der mit diesem verbündeten französischen Flotte vor Nizza ab. In seinem Alter nahm er seinen Neffen Gianettino (s. d.) zum Stellvertreter auf der See an; die durch des letztern Anmaßungen hervorgerufene Verschwörung des Fiesco diente nur dazu, das Ansehen Andrea's zu befestigen, welcher trotz der Ermordung seines Neffen seine Mäßigung bewahrte. 1554 vertrieb er die Franzosen aus Corsica. Er starb 25. Nov. 1560. Vgl. Guerrazzi, *Vita di Andrea D.* (Mail. 1874, 2 Bde.).

7) Gianettino, Neffe des vorigen, ward von diesem zu seinem Stellvertreter zur See und seinem Erben eingesetzt. Durch Uebermuth und Anmaßung erbitterte er aber die Bürger und den Adel Genua's so sehr, daß Johann Ludwig Fiesco, Graf von Lavagna, eine Verschwörung gegen die D. stiftete, die 2. Jan. 1547 zum Ausbruch kam, und bei welcher Gianettino ermordet wurde.

8) Giovanni Andrea, Sohn des vorigen und nach seines Vaters Tod Adoptivsohn des Andrea, übernahm 1556 den Oberbefehl über die im spanischen Dienste stehende genuesische Flotte und überwand den furchtbaren Seeräuber Dragut, befehligte 1560 das spanische Belagerungsheer vor Tripolis, gewann 1564 ein Seetreffen bei Corsica, führte 1570 den Befehl über die spanische Flotte, die den Venetianern gegen die Türken zum Entsatz von Cypern zu Hülfe gesandt wurde, verursachte aber durch die absichtliche Verzögerung seiner Ankunft den Verlust der Insel. Auch an der Schlacht von Lepanto nahm er wenig ruhmvollen Antheil. Er starb 1606. Von seinem Sohn Andrea stammen zahlreiche Geschlechter ab, wie die D. Pamfili, Fürsten von Melfi, in Rom, die Fürsten von Angri in Neapel, die Lamba D. in Genua.

Dorian (spr. -ang), Pierre Frédéric, geb. 24. Jan. 1814, Hüttendirektor und Maire von Unieux (Departement Loire), wurde 1863 und 1869 als Oppositionskandidat für den zweiten Wahlkreis der Loire in den Gesetzgebenden Körper gewählt, 4. Sept. 1870 von der Regierung der Nationalvertheidigung mit dem Portefeuille des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten betraut, wirkte bei der Verproviantirung von Paris mit und ward 8. Febr. 1871 von seinem bisherigen Wahlkreis in die Nationalversammlung gewählt, wo er seinen Platz auf der äußersten Linken nahm.

Dorier (Dorer), einer der Hauptstämme des griechischen Volks. Sie leiteten ihren Namen von Deukalions Enkel Doros, Hellens Sohn, ab und wohnten in den frühesten Zeiten in Thessalien. Sie theilten sich in drei Stämme, die Pamphylen, Dymanen und Hylleer. In nicht genau zu bestimmender Zeit verließen die D. ihre Wohnsitze im Norden und zogen gen Süden, ohne Zweifel, weil von Norden her neue Stämme in Thessalien eindrangen. Als Spur ihrer Wanderung blieb die Landschaft Doris am Oeta mit der Hauptstadt Erineos stets von Doriern bewohnt. Ums Jahr 1104 setzten sie ihren Zug in den Peloponnes fort. Die Sage läßt sie, nachdem ein Versuch, über den Isthmus einzudringen, mißlungen war, im Verein mit Aeolern über den Korinthischen Meerbusen setzen, und zwar unter der Anführung der Nachkommen des Herakles; dies ist die sogen. Dorische Wanderung oder die Rückkehr der Herakliden. Im Peloponnes wurden die alten Einwohner, Pelasger, Achäer und Jonier, von den Doriern theils verdrängt, theils unterworfen; eigentlich dorisch wurden der Süden und Osten der Halbinsel, besonders die Landschaften Lakonien, Messenien, Argolis, Korinth und Megaris. Die Sage erzählt von einer Vertheilung des eroberten Landes unter die drei Heraklidenbrüder Aristodemos, Kresphontes und Temenos. Nur ein Theil von Elis, Arkadien und Achaja verblieb den früheren Einwohnern; Achaja ward von den Doriern den Achäern überlassen. Die unterworfenen Einwohner bildeten

in allen Staaten die Klassen der Periöken und Staatssklaven (letztere in Sparta Heloten genannt), denen gegenüber die eigentlichen D. einen kriegerischen Charakter zu bewahren genöthigt waren.

Indeß breiteten sich die D. auch durch **Kolonien** außerhalb des Peloponnes aus. So begründeten sie eine neue Bevölkerung und Kultur auf der Insel Kreta, welche allmählich völlig von ihnen unterworfen wurde. Auch auf der Westküste von Kleinasien stifteten sie meist von Argos aus, etwa ein Jahrtausend v. Chr., sehr zahlreiche Kolonien, namentlich Kos, Knidos und Halikarnassos. Ebenso wurde die Insel Rhodos dorisch. Die D. hatten einen gemeinschaftlichen Kult der Demeter und des Apollon auf dem Triopischen Vorgebirge. Außerdem hatten die meisten der im Süden des Aegäischen Meers gelegenen kleineren Inseln sowie eine Reihe von Städten auf der Südküste von Kleinasien mehr oder weniger dorische Bevölkerung. Nicht minder zahlreich waren die dorischen Kolonien an der Propontis und dem Schwarzen Meer, von denen die größere Zahl von Megara ausging; dahin gehören namentlich Chalkedon und Byzanz. Von Korinth aus wurden Mesambria, Selymbria und Potidäa gegründet. Eine gemeinschaftliche Anlage von Megara und Byzanz war Herakléa am Pontus. Korinth gründete eine große Anzahl dorischer Städte am Jonischen und Adriatischen Meer, wie Ambrakia, Leukas, Kerkyra, Epidamnos, Apollonia, Issa; Sparta gründete in Italien Taras oder Tarentum, Heraklea, Kroton, auch Lokri wenigstens durch spartanische Führer; Rhodos gründete Parthenope im Lande der Osker, Rhode in Spanien; auch scheinen sich Rhodier auf den Balearischen Inseln niedergelassen zu haben. Zahlreich waren die dorischen Kolonien in Sicilien; dahin gehören Syrakus, Messana (welches von den flüchtenden Messeniern erfüllt und aus Zankle in Messana umgetauft wurde), Akragas oder Agrigent, Catana, Panormus (jetzt Palermo) u. a. Auch in Kyrene erlangte das dorische Element das Uebergewicht. In allen diesen Kolonien bewahrten die Bewohner dorische Institute, Verfassung, Sprache und Religion. Nicht selten sandte ihnen auch die Mutterstadt die höchsten Beamten, wie von Korinth aus die Demiurgen nach Potidäa geschickt wurden.

Unter den dorischen Staaten tritt vor allen Sparta hervor, und der Charakter des spartanischen Volks gibt uns ein Bild des dorischen Charakters überhaupt. Eigenthümlich ist diesem eine gewisse Rauheit und Schroffheit, welche alles einem und demselben für alle geltenden Gesetz und Herkommen unterthan macht und der Individualität und Besonderheit des Einzelnen keinen Spielraum läßt, im Gegensatze zu der Richtung des ionischen Stammes. Eine solche von oben her aufgenöthigte Gleichheit konnte nur durch die Unterdrückung der wahren geistigen Freiheit durchgeführt werden, und wie daher die D. in ihren inneren Verhältnissen strenge Unterordnung unter das Gesetz verlangten, so war auch im Ausland überall die dorische Herrschaft das Grab der Freiheit und Selbständigkeit. Der Mensch wurde von frühester Jugend dazu angehalten, den eigenen Willen zu verleugnen und sich nur als Glied des Ganzen zu erkennen. Ging nun daraus freilich auch manches Gute und Tüchtige hervor, wie Ausdauer und Tapferkeit in allen Gefahren und Beschwerden, Opfermuth zur Hingebung für das Ganze, Sittenstrenge und Mäßigkeit des Lebenswandels u. dgl., so wurde doch auf eine freie und höhere Entfaltung der geistigen Kräfte zu wenig Werth gelegt, die Bildung war eine einseitige, und sobald die Zeit der ersten Blüte vorbei war, entstand an der Stelle jener wirklichen Tugenden bald ein Schein- und Heuchelwesen, unter welchem sich nur zu oft die äußerste Selbstsucht verbarg. Verhältnismäßig am längsten hat Sparta die guten Seiten des dorischen Charakters aufrecht erhalten und ist dadurch auch zu seiner politischen Bedeutung gelangt; andere dorische Staaten, welche mehr an der Bewegung des Völkerverkehrs theilnahmen, wie Korinth, besonders aber die Kolonien, haben unter dem Einfluß fremder Sitten und Anschauungen das specifisch Dorische bald mehr oder weniger aufgegeben. Diesem Charakter entsprechend war die Verfassung der dorischen Staaten meist eine aristokratische, welche oft in Oligarchie ausartete, wie in Sparta. War so schon dem niedern Volk aus dorischem Stamm nicht so viel Theilnahme am politischen Leben eingeräumt wie in den ionischen Demokratien, so waren vollends die im Land wohnenden Nichtdorier zur strengsten Unterthänigkeit, zum Theil zu förmlicher Sklaverei erniedrigt. Der konservative Charakter der D. zeigte sich ferner darin, daß der Grundbesitz zu gleichen Theilen unter die dorischen Familien vertheilt war und niemals veräußert werden sollte. Der dorischen Sittenstrenge entsprach es endlich, daß ganz besonders Apollon, der Gott des Lichts und der Reinheit, von den Doriern verehrt wurde, wie denn namentlich Sparta lange in enger Verbindung mit dem delphischen Orakel des Apollon stand. Das dorische Wesen bildet in den meisten Beziehungen einen Gegensatz zum ionischen, und dieser Gegensatz ist es, der ein treibendes Moment in der griechischen Geschichte ist. Vgl. O. **Müller**, Geschichten hellenischer Stämme, Bd. 2 u. 3 (Bresl. 1824; 2. Ausg. von Schneidewin, 1844).

Dorigny (spr. -rinji), 1) **Michel**, franz. Maler und Kupferstecher, geboren zu St. Quentin um 1617, bildete sich in Paris hauptsächlich unter Vouet, von dem er über hundert Gemälde in Kupfer bis auf alle Fehler getreu stach. In der Behandlung verräth D. Kühnheit, ist aber hart und in den Extremitäten oft unrichtig. D. starb als Professor der Akademie 1663 oder 1665.

2) **Louis**, Sohn des vorigen, Maler und Kupferstecher, geb. zu Paris 1654, Schüler Lebruns, ging später nach Italien und ließ sich in Verona nieder, wo er 1742 starb. D. war ein sehr gewandter Freskomaler, doch mangelt seinen Gestalten tieferer Ausdruck. Seine Hauptwerke sind an der Kuppel in Trient. Er hat auch verschiedene Blätter radirt.

3) **Nicolas**, berühmter Kupferstecher, Bruder des vorigen, geb. zu Paris 1657, widmete sich erst der Malerei, wandte sich aber dann dem Stich zu und ging nach Italien, wo er während seines 28jährigen Aufenthalts eifrig die alten Meister studirte. Hierauf kehrte er nach Frankreich zurück, folgte aber nach kurzer Zeit (1711) einem Ruf nach England. Hier unternahm er den Stich der Raffael'schen Kartons zu Hamptoncourt und wurde nach dessen Vollendung von Georg I. in den Ritterstand erhoben. Später kehrte er wieder nach Paris zurück, wo er 1725 in die königliche Akademie aufgenommen wurde. Er starb daselbst 1746. D. ist ohne Zweifel einer der größten Stecher seiner Zeit im historischen Fach; er arbeitete mit malerischer Kraft, indem er Radirnadel und Grabstichel in harmonischer Weise zu verbinden wußte und dabei ein vortrefflicher Zeichner war. Doch steht er hinter Ch. Audran, an dessen Kunst sich sonst die

seinige anlehnt, hinsichtlich der strengern Durchbildung zurück. Seine Blätter sind zumeist von bedeutendem Format. Er stach nach Raffael außer den genannten **Kartons** (8 Blätter inkl. Titel) die Geschichte der Psyche in der Gallerie Farnese (12 Bl.), die Transfiguration (1709), ein namentlich berühmter Stich, ferner nach Daniele de Volterra die Kreuzabnahme (1710), gleichfalls hoch geschätzt, dann nach Domenichino u. a., freilich auch nach Bernini, Ciro Ferri und anderen Barockkünstlern.

Doriren (franz.), vergolden; ordinären Hutfilz mit feinem Haar überziehen.

Doris, kleine Gebirgslandschaft im alten Hellas, etwa 220 QKilom. (4 QM.) groß, zwischen dem Oeta und Parnassos auf der Wasserscheide des Jonischen und Aegäischen Meers gelegen und von dem Oberlauf des böotischen Kephisos (Mavroneri) nebst dessen Nebenflüssen, dem Pindos (jetzt Kagenitza) und dem heutigen Apostolia, dessen alter Name unbekannt ist, bewässert. Dies kleine Bergland erkämpften sich die aus ihren ältesten Sitzen in Thessalien verdrängten Dorier, indem sie die Dryoper, welche es vor ihnen innehatten, überwältigten, und gründeten daselbst vier kleine Städte: Böon, Kytinion, Erineos und Pindos, welche die sogen. Dorische Tetrapolis bildeten. Das arme Ländchen, dessen Bewohner den Spottnamen »Hungerdorier« führten, wurde doch als Ursitz und Metropolis des gesammten dorischen Stammes angesehen und geachtet und darum mehrmals von den verwandten Spartanern gegen seine feindlichen Nachbarn geschützt. Im Persischen Krieg schlossen sich die Bewohner an die Perser an und wurden deshalb geschont. Unglücklicher war ihr Loos in den phokischen und makedonischen Kriegen, in welchen ihre Städte wiederholt zerstört wurden. Im heutigen Griechenland bildet D. eine Eparchie des Nomos Phthiotis-Phokis. D. hießen auch im weitern Sinn alle die dorischen Kolonien, welche auf der Südwestküste von Kleinasien (Karien) und den benachbarten Inseln Kos, Rhodos, Nisyros, Kalydna, Karpathos, Syme u. a. gegründet wurden; im engern nur die sechs auf Rhodos und der kleinasiatischen Küste gelegenen Städte Jalysos, Lindos, Kamiros (auf Rhodos), Knidos, Halikarnassos (in Kleinasien) und Kos (auf der gleichnamigen Insel). Sie bildeten eine Hexapolis und standen als solche in einer losen Verbindung, welche in dem gemeinsamen Kultus des triopischen Apollon auf dem Triopischen Vorgebirge bei Knidos bestand, wo sie sich auch bei politischen Berathungen versammelten. Nachdem später Halikarnaß wegen Entartung vom dorischen Charakter und mancherlei Streitigkeiten aus dem Bund gestoßen worden, bestand derselbe als Pentapolis fort. Die übrigen dorischen Städte der Nachbarschaft standen meist in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Bunde. Im Heer des Xerxes dienten die Dorier der Hexapolis gegen Griechenland mit 30 Schiffen, später wurden sie von den Athenern abhängig und diesen tributpflichtig. Nach dem Peloponnesischen Krieg von der Herrschaft der Athener befreit, blühten die dorischen Städte durch großen Wohlstand; aber die politische Wichtigkeit des Bundes war dahin. Von dem frühern Flor der dorischen Hexapolis zeugt die große Zahl ihrer Kolonien in Kleinasien, Sicilien und Spanien. Vgl. Dorier.

Dorischer Baustil, s. Baukunst.

Dorischer Dialekt, s. Griechische Sprache.

Dorische Wanderung, Bezeichnung des mythischen Zugs der Herakliden, besonders des Stammes des Hyllos, der mit den Doriern in den Peloponnes zog, um die von ihrem Ahnherrn Herakles früher unterworfenen Lande, wie Argos, Lakedämon, das messenische Pylos 2c., wieder zu erobern. S. Herakliden.

Dorismus, die Eigenthümlichkeit des dorischen Volkscharakters; auch s. v. w. dorischer Dialekt.

Dorking (Darking), Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, in einem malerischen Thal am Mole, mit (1871) 5419 Einw., hat Obstbau (besonders treffliche Kirschen) und bedeutenden Handel mit landwirtschaftlichen Produkten. Die nach D. genannten Hühner sind sehr groß und gedrungen gebaut und haben fünf Zehen. Bemerkenswerth ist auch die aus Kieselsteinen gebaute und 9 Meter breite Kunststraße Stony-Street.

Dorlisheim, Flecken im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Molsheim, an der Eisenbahn von Straßburg nach Barr, mit evangelischer und kathol. Kirche, Weinbau und (1871) 1882 Einw. (darunter 1430 Evangelische). D. gehörte ehemals zur Stadt Straßburg; 3 Kilom. westlich liegt Altdorf, an einem Arm der Breusch, mit 920 kathol. Einwohnern und schöner Kirche einer ehemaligen berühmten Benediktinerabtei, die 968 vom Grafen Hugo von Dagsburg gegründet wurde und 1789 einging.

Dormant (franz., spr. -mang), schlafend, ruhend, unbeweglich; als Substantiv (m.) ein Tafelaufsatz.

Dormant partner (engl., spr. dórment), im Gegensatze zu Ostensible partner, in England der »stille Gesellschafter« eines kaufmännischen Geschäfts, der nach außen hin nicht als Theilhaber auftritt, und dessen Name nicht in der Firma erscheint.

Dorment (lat., n.), s. v. w. Dormitorium.

Dormeuse (franz., spr. -möhs'), zum Schlafen eingerichteter Reisewagen; auch Schlaf- oder Negligéhaube.

Dormio (lat.), ich schlafe; non omnibus d., »nicht für alle schlafe ich«, Worte eines bei der Untreue seiner Frau sich schlafend stellenden Hahnrei's zu dem Diener, der ihn in diesem seinem vermeintlichen Schlaf zu bestehlen sucht.

Dormitiv (lat., n.), Schlaftrunk, Einschläferungsmittel.

Dormitorium (lat., Dorment), Schlafsaal, besonders in Klöstern.

Dorn (Spina), in der Botanik diejenigen starren, an der Spitze stechenden Gebilde, welche umgewandelte Zweige oder Blätter oder ganze Theile von Blättern und daher gleich Zweigen oder Blättern von Fibrovasalsträngen durchzogen sind im Gegensatze zu den Stacheln, welche nur Anhangsgebilde der Oberhaut, bisweilen auch des unter ihr liegenden Gewebes und niemals mit Fibrovasalsträngen versehen sind. Die Dornen nehmen immer diejenigen regelmäßigen Stellen an der Pflanze ein, welche den Gliedern, deren Umwandlungen sie sind, zukommen, während die Stacheln meist regellos auf der Oberfläche der Pflanzentheile stehen. Im botanischen Sinn kommen daher z. B. den Rosen keine Dornen, sondern nur Stacheln zu. Man unterscheidet Zweigdornen, die dadurch entstehen, daß entweder ein mit Blättern bekleideter gewöhnlicher Zweig zu einer gewissen Zeit aufhört, an seiner Spitze wie bisher weiter zu wachsen, und unter Zurücktreten der Blattbildung seine Spitze zu einem D. werden läßt, sich also unmittelbar in einen solchen verlängert (Schwarzdorn, wilder Apfelbaum, Sanddorn 2c.), oder ein ganzer aus einer

Blattachsel entspringender Zweig sich zu einem D. umbildet, wobei dieser Zweig sogar wiederum Zweige entwickeln kann, die gleichfalls sich in Dornen umwandeln und (z. B. bei Gleditschia) eine furchtbare Wehr bilden. Bei den Blattdornen ist entweder das ganze Blatt in einen D. umgewandelt (Capparis, Berberis, wo der Uebergang von den gewöhnlichen Blättern zu den meist handförmig breittheiligen Dornen in allen Zwischenformen zu sehen ist), oder es werden nur die Nebenblätter dornig (gemeine Akazie [Robinia Pseud-Acacia], wo beiderseits am Grund jedes Blatts ein D. sitzt). Auch Abschnitte des Randes eines gewöhnlichen flächenförmigen Blatts nehmen die Ausbildung von Dornen an (wie bei der Stechpalme [Ilex Aquifolium], Distel), ebenso dem Blütenstand angehörige, sogen. Hochblätter (wie die Involukralblätter der Blütenköpfe von Centaurea Calcitrapa). Endlich entstehen auch auf der Oberfläche mancher Früchte dornige Bildungen, die zwar in der größten Mehrzahl der Fälle zu den Stacheln gehören, bisweilen aber von Fibrovasalsträngen durchzogen sind (Roßkastanie, Stechapfel). — Bei der Gewehrfabrikation heißt D. der eiserne Stab, über welchen die Gewehrläufe geschmiedet werden; an deutschen Schlössern der eiserne Cylinder, welcher in die Schlüsselröhre eingeht.

Dorn, 1) Heinrich Ludwig Edmund, bekannter Komponist, geb. 14. Nov. 1804 zu Königsberg, studirte seit 1823 hier und zu Berlin die Rechtswissenschaft, widmete sich aber dann der Tonkunst und bildete sich unter Berger und Klein für die Komposition. Schon 1826 kam seine erste Oper, »Rolands Knappen«, zu der er selbst den Text gedichtet, in Berlin mit Beifall zur Aufführung. Nachdem er vorübergehend eine Lehrerstelle an einem Musikinstitut zu Frankfurt a. M. bekleidet, dann als Musikdirektor in Königsberg fungirt hatte, wo er 1828 seine zweite Oper, »Die Bettlerin« (Text von Holtei), auf die Bühne brachte, erhielt er 1830 die Stelle eines Musikdirektors an dem neu eröffneten Hoftheater zu Leipzig. Hier ward er Rob. Schumanns und Clara Wiecks Lehrer in der Komposition und brachte das Ballett »Amors Macht« und 1831 seine dritte Oper, »Abu Kara« (Text von Bechstein), zur Aufführung, ohne jedoch sonderlichen Beifall zu finden. Nach Auflösung dieser Theaterunternehmung leitete D. provisorisch das Orchester zu Hamburg und begab sich dann nach Riga, wo er bald darauf als städtischer Musikdirektor angestellt wurde und 1836 zugleich die Direktion des Theaterorchesters übernahm. Hier kam 1838 seine vierte, überall mit Beifall wiederholte Oper: »Der Schöffe von Paris«, und 1841 die Oper »Das Banner von England« zur Aufführung. Im Jahr 1843 als städtischer Kapellmeister nach Köln berufen, war er hier als Konzertdirigent und Lehrer für Komposition, Gesang und Klavierspiel thätig, gründete 1845 die Rheinische Musikschule, dirigirte 1844 und 1847 die niederrheinischen Musikfeste zu Köln und führte auf dem ersten die Beethoven'sche große Missa zum erstenmal in Deutschland vollständig auf. Nach Nicolai's Tod wurde er 1849 Kapellmeister am Hoftheater zu Berlin, in demselben Jahr auch Mitglied der Berliner Akademie der Künste. Seit 1869 ist er mit dem Titel eines königl. Professors pensionirt. Außer den genannten Werken schrieb D. später noch eine große Oper: »Die Nibelungen« (1854), welche in Weimar, Berlin, Breslau u. a. O. mit Erfolg aufgeführt wurde; die komische Oper »Ein Tag in Rußland« (1856), die Oper »Der Botenläufer von Pirna« (Text von Heydrich, 1865) und die Operette »Gewitter bei Sonnenschein« (1866); ferner »Siegesfestklänge« (zur Feier der vaterländischen Siege von 1866), zahlreiche Lieder und Gesänge, Instrumentalsachen &c., die alle ein schönes Talent und tüchtige musikalische Bildung bekunden, trotzdem aber keine großen und allgemeinen Sympathien haben erringen können. D. ist auch ein guter Theoretiker und Kritiker (seit neuester Zeit vorzugsweise in der Bock'schen »Musikzeitung«) sowie ein routinirter Pianist. Er veröffentlichte seine Selbstbiographie unter dem Titel »Erinnerungen« (Berl. 1870—72, 3 Thle.). — Sein Sohn und Schüler Alexander, geb. 8. Jun. 1833 zu Riga, früher Musikdirektor in Krefeld, lebt zur Zeit als geschätzter Musiklehrer in Berlin und hat sich auch als Komponist und Klavierspieler bekannt gemacht.

2) Johannes Albrecht Bernhard, ausgezeichneter Orientalist, geb. 11. Mai 1805 zu Scheuerfeld bei Koburg, studirte in Halle und Leipzig zuerst Theologie, dann orientalische Sprachen, habilitirte sich 1825 in Leipzig und erhielt 1826 die Professur der morgenländischen Sprachen an der Universität in Charkow, welches Amt er aber erst nach gründlicher Durchforschung der handschriftlichen Schätze Hamburgs und Londons 1829 antrat. Im Jahr 1835 als Professor der Geschichte und Geographie Asiens an das Orientalische Institut zu Petersburg versetzt, wurde er 1839 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, 1842 zum Direktor des Asiatischen Museums und 1843 zum Oberbibliothekar der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek ernannt. Seine amtliche Stellung veranlaßte D. zur Bearbeitung des Werks »Das Asiatische Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften« (Petersb. 1846) sowie des »Catalogue des manuscrits et xylographes de la bibliothèque impériale publique« (das. 1852). Seine wissenschaftlichen Bestrebungen waren vorzüglich auf Erforschung der Geschichte und Sprache der Afghanen, deren Studium er unter anderem durch »Grammatische Bemerkungen über die Sprache der Afghanen« (Petersb. 1845), »A chrestomathy of the Pushtu or Afghan language« (das. 1847) und die »History of the Afghans, translated from the Persian of Neamet-Ullah« (Lond. 1829—36, 2 Bde.) begründet hat, sowie auf die Geschichte und Geographie des Kaukasus und der südlichen Küstenländer des Kaspischen Meers und deren Sprachen gerichtet. Auf letztere bezieht sich das Sammelwerk »Mohammedanische Quellen zur Geschichte der südlichen Küstenländer des Kaspischen Meers« in 4 Theilen; die drei ersten enthalten die persischen Texte von Sehir-Eddins »Geschichte von Tabaristan, Rujan und Masenderan« (Petersb. 1850, 2 Bde.), Ali Ben Schems-Eddins »Chanischem Geschichtswerk« (das. 1857, 3 Bde.) und Abdul Fattal Fumeny's »Geschichte von Gilan« (das. 1858), der vierte Auszüge aus mohammedanischen Schriftstellern (das. 1858). Seine »Beiträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen« sind enthalten in den »Mémoires« der Petersburger Akademie, Bd. 5—7 (1845—48). Außerdem hat D. noch viele in den »Mémoires« und dem »Bulletin« der Petersburger Akademie zerstreute Beiträge zur Geschichte, Geographie, Numismatik und Alterthumskunde des mohammedan. Orients geliefert. In den Jahren 1860—61 machte er eine wissenschaftliche Reise in den Kaukasus, nach Masenderan und Gilan, von wo er mit einer bedeutenden Ausbeute von Sprachmaterial für das Masenderanische, Gilanische,

Talysch und Tat nebst vielen für die Geschichte jener Länder wichtigen Inschriften nach Petersburg zurückkehrte. Ein vorläufiges Resultat dieser Reise ist das Werk »Beiträge zur Kenntnis der iranischen Sprachen. Masenderanische Sprache«, Thl. 1. u. 2 (Petersb. 1860—66). Vgl. Dugat, Histoire des Orientalistes, Bd. 1 (Par. 1868).

3) Alexander, Ritter von, namhafter Volkswirt und Publicist der Gegenwart, geb. 9. Febr. 1838 in Wiener-Neustadt bei Wien, war eine Zeitlang im österreichischen Staatsdienst angestellt, machte den Feldzug von 1859 in Italien freiwillig als Leutnant mit, wurde 1860 Doktor der Rechte, 1863 vom Handelsministerium als Berichterstatter zur Ausstellung in Konstantinopel geschickt, machte eine Orientreise mit kommerciellen Studien und schrieb: »Die nationale Ausstellung in Konstantinopel 1863« (Leipz. 1864), das einzige deutsche Werk über jene Ausstellung, welches vielen Beifall gewann. 1864 trat D. ins Handelsministerium, studirte 1867 das gewerbliche Fortbildungswesen von Würtemberg und schrieb: »Pflege und Förderung des gewerblichen Fortschritts durch die Regierung in Würtemberg« (Wien 1868). Nachdem D. 1868 den Staatsdienst verlassen, wurde er volkswirtschaftlicher Redakteur des »Pester Lloyd« und übernahm 1872 die »Triester Zeitung« als Eigenthümer und Herausgeber. In dieser mit Geschick redigirten Zeitung vertritt er mit Energie und Sachkenntnis die Handelsinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie, vorzüglich in ihren Beziehungen zu dem Orient. In politischer Hinsicht vertheidigt dieselbe den österreichischen Verfassungsgedanken in liberalster Richtung. D. hat sich außerdem dadurch besonderes Verdienst erworben, daß er auf dem Kongreß deutscher Volkswirte, deren ständiger Deputation er seit dem Jahr 1868 ununterbrochen angehört, die gemeinschaftlichen Interessen Oesterreichs und des Deutschen Reichs mit Entschiedenheit zur Geltung brachte und viel dazu beitrug, dieselben in der Gesetzgebung wie in der Oeffentlichkeit lebendig zu erhalten. Unter den übrigen Schriften Dorns ist besonders nennenswerth: »Zur Exportfrage« (Wien 1864), ferner die in der »Oesterreichischen Revue« enthaltenen wirtschaftlichen Studien: »Oesterreich und der pontische Handel«, »Die Bedingungen für einen österreichischen Eisexport«, »Die Uhrenmacher von Karlstein«. Sein neuestes Werk ist: »Aufgaben der Eisenbahnpolitik« (Berl. 1874).

Dornach, Gemeinde des Kreises Mülhausen im Bezirk Oberelsaß des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen, 3 Kilom. westlich von Mülhausen und in Wirklichkeit ein industrieller Vorort dieser Stadt, an der Straßburg-Mülhausen-Baseler Eisenbahn, mit Schloß, kathol. Kirche, Baumwoll- und Hanfspinnerei, Packleinwandfabrikation, einer berühmten Kattunfabrik (von Dollfus, Mieg u. Komp.) mit 1800 Arbeitern und (1871) 4114 Einw. (darunter 314 Protestanten und 186 Juden).

Dorna-Watra, Marktflecken im österreich. Herzogthum Bukowina, Bezirkshauptmannschaft Kimpolung, südwestlich von Sutzawa, mit (1869) 3254 Einw. Nahebei das Bad Dorna Kilie mit einer Schwefelquelle (19,000 Kilogr. Wasser täglich) und einer Auripigmentgrube, wo auch Golderz gefunden wird, und westlich von diesem das Dorf Dorna Kandreny, mit 1775 Einw. und einem Sauerbrunnen am Fuß des Berges Ouschor (1700 Meter hoch).

Dornberg, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Groß-Gerau, mit 150 Einw. und den Ruinen eines festen Schlosses, war im Dreißigjährigen Krieg ein fester Ort.

Dornbirn (Tornbüren), industriereicher Marktflecken in Vorarlberg, Bezirkshauptmannschaft Feldkirch, am Ostrande des breiten Rheinthals und an der Dornbirner Ach, die bei Fußach in den Bodensee mündet, die größte Gemeinde des Landes mit (1869) 8508 Einw., besteht aus vier zusammenhängenden Vierteln (Kirchdorf, Hatlerdorf, Oberdorf und Haselstauden), hat eine hübsche Kirche im Rundbogenstil (in Hatlerdorf, 1865 erbaut), ein Bezirksgericht, eine Fortbildungsschule und 9 Volksschulen, 5 Baumwollspinnereien (mit ca. 45,000 Spindeln), 8 mechanische Webereien, 3 große Kattundruckereien, 4 Roth- und Blaufärbereien, große chemische Bleich- und Appretiranstalten, eine Eisen- und Gelbgießerei, Ziegel- und Kalkbrennereien, ansehnliche Mahl- und Sägemühlen, eine Bijouteriewaarenfabrik, bedeutenden Holzhandel und große Viehmärkte. D. war ehemals ein Reichsdorf und später Bestandtheil der Reichsgrafschaft Hohenems.

Dornburg, 1) Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, 11 Kilom. von Jena, in äußerst malerischer Lage am linken Ufer der Saale auf einem steilen, 80 Meter hohen Felsenberg und an der Saalbahn, ist Sitz eines Justizamts und hat (1871) 730 Einw. Berühmt ist D. durch drei großherzogliche Schlösser, die, auf der Kante des Felsens stehend, eine reizende Aussicht in das Saalthal gewähren. Es sind: das südliche Schloß oder das vormals sogen. Stohmann'sche Rittergut (1824 von der Kammer zu Weimar gekauft und jetzt als Wohnung eines Garteninspektors dienend), das Alte Schloß (jetzt Amtslokal), an dessen Stelle im 10. und 11. Jahrh. eine kaiserliche Pfalz, als Bollwerk gegen die Slawen, stand, und zwischen beiden, auf einem Vorsprung des Felsens und auf starken Unterbauten stehend, das Neue Schlößchen, das von Herzog Ernst August 1728—48 im italienischen Stil erbaut ward und mit schönen Parkanlagen umgeben ist. Im Hauptgebäude dieses Schlosses wohnte Karl August sehr oft, und auch Goethe liebte es, »Schläge des Schicksals und Herzenswunden hier auszuheilen«. Die Dörfer Dorndorf und Naschhausen im Saalthal sind als Vorstädte zu betrachten. D. ist eine der ältesten kleineren Städte Thüringens und hatte bereits 937 Stadtrechte, auch als kaiserliche Pfalz kommt es um jene Zeit in Urkunden vor. Die Kaiser Otto d. Gr., Otto II., Otto III. und Heinrich II. waren öfters in D., der letztere hielt 1005 hier einen Reichstag; 971 brannte die Pfalz nebst der Kirche ab. Im Jahr 1081 schenkte Kaiser Heinrich IV. die Schlösser und Städte D. und Kamburg nebst anderen beträchtlichen Reichsgütern dem Grafen Wiprecht von Groitzsch für seine ihm in Italien geleisteten Dienste. Im Jahr 1244 war es im Besitz der Schenken von D., eines Zweigs der Schenken von Tautenburg und Saaleck. Ein Jahrhundert später (1343 und 1344) verkauften die drei Brüder Rudolf, Heinrich und Dietrich von D. Schloß, Stadt und allen Zubehör an die Grafen von Orlamünde und die Grafen von Schwarzburg; erstere traten es bald darauf den Grafen von Schwarzburg ab, die es aber nach einer unglücklichen Fehde mit Landgraf Friedrich dem Ernsthaften von Thüringen 1358 diesem überlassen mußten. Im 15. Jahrh. kam es an die Vitzthume von Eckstädt, die es 1486 an den Kurfürsten Ernst von Sachsen verkauften. Bei der Landestheilung 1603 fielen Stadt und Amt D. an Altenburg. Im Jahr 1631 wurde die Stadt von den Kroaten

geplündert. Nachdem D., nach dem Erlöschen der Altenburger Linie, seit 1672 im Besitz der herzoglichen Linie von Sachsen-Jena gewesen war, kam es 1691 durch Erbschaft an Sachsen-Weimar, bei welchem es seitdem verblieben ist. Im Alten Schloß eröffnete Großherzog Karl August 1818 den ersten weimarischen Landtag.

2) Dorf im Kreis Zerbst des Herzogthums Anhalt, am rechten Elbufer, mit einem schönen Schloß und 400 Einw.; soll früher eine kaiserliche Pfalz gewesen sein (wenn hier nicht eine Verwechselung mit D. an der Saale vorliegt) und gehörte später den Grafen von D., bis es im 15. Jahrh. an Anhalt verkauft wurde. Die Domäne D., bisher fiskalisch, ging 1872 in Privathände über.

Dorneck (Dornach), Dorf im schweizer. Kanton Solothurn, mit (1870) 1032 Einw., da gelegen, wo die Birs aus den Engen des Laufenthals in die Rheinebene von Basel hinaustritt. Hier verlor 22. Juli 1499 Kaiser Maximilian I. eine Schlacht gegen die Schweizer, was ihn zum Friedensschluß nöthigte. Das Schloß wurde 1. März 1797 von den Franzosen eingenommen und hierauf von dem Landvolk zerstört. Auf dem Friedhofe von D. ruht der Mathematiker Maupertuis.

Dorner, 1) Jakob, Maler, 1741 zu Ehrenstetten im Breisgau geboren, bildete sich in Venedig, den Niederlanden und Paris und ward 1770 Professor der Zeichenkunst am Gymnasium zu München, später Direktor der königlichen Gallerie; starb 1813. Dorners Werke, Bildnisse, Scenen aus den heiligen und profanen Geschichten, Landschaften, Genrestücke, haben ein kräftiges, harmonisches Kolorit; besonders stark war D. im Helldunkel. Außerdem leistete er Treffliches als Restaurator und Kupferstecher.

2) Johann Jakob, Landschaftsmaler, des vorigen Sohn, 1775 zu München geboren, bildete sich zuerst nach Claude und dann hauptsächlich nach der Natur, ward, nachdem ihn König Max I. zu Studienzwecken nach Paris gesandt, 1803 zu München Restaurator bei der königlichen Gallerie und 1808 Inspektor derselben. Ein Augenübel lähmte seit 1818 mehrere Jahre und ein Schlagfluß 1843 für immer seine künstlerische Thätigkeit; er starb 1852. Von Dorners Bildern, meist Gebirgslandschaften idealen wie vedutenartigen Charakters, sind viele in Privatbesitz, andere in öffentlichen Sammlungen, namentlich in der Gallerie zu Schleißheim, im Schloß zu Tegernsee, in der Gallerie des Fürsten Thurn und Taxis zu Regensburg ꝛc. Mit dem ihm entschieden überlegenen Wagenbauer freundschaftlich verbunden, ließ er sich oft die Thierstaffagen von diesem malen, wodurch manches Werk erst galleriefähig gemacht wurde (Walchensee, große Landschaft in der Neuen Pinakothek zu München).

3) Johann Konrad, Historienmaler der Cornelius'schen Schule, geb. 1810 zu Egg bei Bregenz, studirte in München und ging dann nach Petersburg und Rom, wo er 1866 starb. Er malte außer Historien auch Genrebilder und Porträts. Tiefe der Empfindung und sorgsame Durchbildung sind ihm nicht abzusprechen. In der Neuen Pinakothek zu München ist von ihm eine Madonna.

4) Isaak August, protestantischer Theolog, geb. 20. Juni 1809 zu Neuhausen ob Eck bei Tuttlingen in Würtemberg, studirte seit 1829 zu Tübingen Theologie und Philosophie. Im Jahr 1834 ward er Repetent und 1838 außerordentlicher Professor der Theologie in Tübingen, 1839 Professor in Kiel, bald darauf Professor und Konsistorialrath in Königsberg, 1847 in Bonn, 1853 in Göttingen, endlich 1861 Oberkonsistorialrath und Professor in Berlin. Als Frucht seiner christologischen Forschungen erschien die »Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi« (Stuttg. 1839), von der die geschichtliche und biblisch-dogmatische Darstellung: »Die Lehre von der Person Christi« (das. 1845—46, 3 Bde.; 2. Aufl. 1853—57) eine weitere Ausführung bildet. Unter seinen übrigen Werken sind besonders »Der Pietismus, insbesondere in Würtemberg« (Hamb. 1840) und die »Geschichte der protestantischen Theologie« (Münch. 1867) auszuzeichnen. In seiner Thätigkeit als Oberkirchenrath hat er sich besonders in dem gegen den jüngern Hanne geführten, mit dessen Ausschließung aus dem preußischen Kirchendienst endigenden Lehrproceß bekannt gemacht (1871), während er sonst als ein verhältnismäßig mild gesinnter Theolog gilt.

Dorngradirhäuser, die Vorrichtungen, welche man zur möglichst schnellen Koncentrirung der Soole durch freiwillige Verdunstung anwendet, indem man sie in feinem Regen über Dornenwände vertheilt (s. Salz).

Dornhan, Stadt im würtemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Sulz, auf der Schwarzwaldebene in rauher Gegend gelegen, mit Wasserleitung und (1871) 1568 evangel. Einwohnern. D. kommt als Tornheim schon 782 und 1095 als Besitzthum der Herzöge von Teck vor.

Dornoch, kleine Stadt in der schottischen Grafschaft Sutherland, am Norduser des Firth of D., mit einem Hafen, einer prachtvollen alten Kathedrale und einem restaurirten, jetzt als Grafschaftsgebäude benutzten Palaste der Bischöfe von Caithneß, die ehedem hier wohnten. Die Bewohner, 624 an der Zahl, sind zumeist Fischer.

Dornstein (Dornenstein), die Inkrustation, welche sich auf den Dornen der Gradirhäuser absetzt. Fließt nämlich die Soole über Dornenwände, so entweicht zunächst Kohlensäure, und infolge dessen scheiden sich die Kohlensäuresalze von Kalk, Magnesia, Eisen- und Manganoxydul ab; letztere beiden verwandeln sich in Eisenoxyd- und Manganoxydhydrat und bedingen die graue bis bräunliche Farbe des Dornsteins. Wird die Soole koncentrirter, so krystallisirt auch der Gips heraus und überzieht ebenfalls die Dornen. Diesen Salzen mischt sich stets etwas Chlornatrium bei; auch findet sich in fast allen Dornsteinen Kieselsäure, Thonerde, Chlorkalium, schwefelsaures Natron in größerer oder geringerer Menge, je nach der Zusammensetzung der Soole und der Periode der Gradirung, in welcher der D. entstand. Allmählich werden die Inkrustationen auf den Dornen so stark, daß dadurch der Zug in den Wänden und somit die Gradirung überhaupt beeinträchtigt wird. Man muß deshalb in kürzeren oder längeren Zeiträumen (alle 5—10 Jahre) die Dornen wechseln, wobei alsdann der D. abgeklopft und als Düngegips verkauft wird.

Dornstetten, Stadt im würtemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Freudenstadt, in hoher und rauher Lage, hat noch Mauern, eine schöne Kirche (1490 erbaut) mit imposantem Thurm und (1871) 1070 evangel. Einwohner. D. erscheint als Tornigestat schon 763. Von 1270—1381 kommen Ritter von D. vor, wahrscheinlich Lehnsleute der Grafen von Fürstenberg und Gerolseck.

Dornum, Flecken im preuß. Landdrosteibezirk

Aurich, 4 Kilom. von der Nordsee, mit Kirche, Schloß (Norderburg) des Grafen zu Münster und 920 meist evangel. Einwohnern, war in früherer Zeit Sitz eines ostfriesischen Häuptlingsgeschlechts; seit dem 14. Jahrh. hausten hier die Attena's. Der erste derselben, Hero, hatte drei Söhne, deren jedem er eine Burg (Norder-, Oster- und Westerburg) erbaute. Die Westerburg wurde 1514 in der sächsischen Fehde geschleift; die Norderburg ist nach vielmaliger Zerstörung und Wiederaufbauung noch vorhanden; von der Osterburg (Beninga) stehen nur noch einzelne Theile.

Dorobanzen, Trabanten in Ungarn ꝛc., jetzt Name der Infanterie der Territorialarmee des Fürstenthums Rumänien, nach den Gesetzen vom 11. Juni 1868 und 27. März 1872: 8 Regimenter von zusammen 33 Bataillonen, den 33 Bezirken des Landes entsprechend. Näheres s. Rumänien, Heerwesen.

Dorogobusch, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, am Dnjepr und der Warschau-Moskauer Heerstraße, von hoher Mauer umgeben, mit einer griechischen Kathedrale und (1867) 7905 Einw., welche ansehnlichen Handel mit Korn, Flachs, Hanf, Honig, Wachs, Fellen, Leder, Wolle und Glaswaaren treiben. D. wird zum erstenmal 1300 erwähnt, als es von dem Fürsten von Smolensk, Alexander, fruchtlos belagert wurde. Im 14. Jahrh. nahm D. thätigen Antheil an den Kämpfen der Theilfürsten und fiel 1404 in die Hände der Litauer und zuletzt an Polen. Seit 1667 gehört D. zum russischen Reich und ist 1708 zur Kreisstadt erhoben worden.

Doronicum *L.* (Gemswurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, aus welcher **D. Pardalianches** *L.*, mit ästigem, vielblumigem, etwa 1 Meter hohem, kurzbehaartem Stengel, zottigen, langgestielten, tiefherzförmigen Wurzelblättern, stengelumfassenden Stengelblättern und zahlreichen, gestielten, goldgelben Blüten, in Gebirgswäldern Mitteleuropa's wächst und als Zierpflanze gezogen wird. Die starke Wurzel riecht gewürzhaft, schmeckt süßbitterlich-scharf und ward früher als **Kraft-**, Schwindel-, Dorant-, **Gemskrautwurzel** gegen Schwindel, Epilepsie und Amenorrhöe gebraucht, auch für ein giftwidriges Mittel und selbst für giftig (daher der Name **Pardalianches**, Leopardenwürger) gehalten, dient jetzt aber nur noch als Hausmittel.

Dorothea, 1) früher in den Augen des Volks die Schutzheilige Preußens, geb. 1336, hatte bis in ihr 44. Jahr zu Danzig in der Ehe gelebt, ergab sich dann einem einsamen, asketischen Leben und ließ sich 1394 im Dom zu Marienwerder eine Zelle errichten, worin sie noch in demselben Jahr, im Ruf einer großen Wunderthäterin, starb. Zur förmlichen Heiligsprechung kam es nicht; unter der Kalenderheiligen ist daher nicht sie, sondern eine kappadocische Jungfrau aus alter Zeit zu verstehen, deren Tag der 6. Febr. ist.

2) D. Maria, Stammmutter aller jetzigen Fürsten aus dem ernestinischen Hause Sachsen, Tochter des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt, geb. 2. Juli 1574, vermählte sich 1593 mit dem Herzog Johann III. von Sachsen-Weimar und stand dem schwermüthigen Gemahl stets mit treuer Liebe zur Seite. Nach dem Tode desselben (31. Okt. 1605) rettete sie 1615 ihre Söhne aus gänzlicher Abhängigkeit von dem albertinischen Kurhaus, bewirkte die Einführung der neuen Lehrmethode des wandernden Pädagogen Wolfgang Ratich und verbesserte die Gehalte der Professoren an der Universität Jena durch ein Vermächtnis von 20,000 Fl. Sie selbst lebte schlicht und einfach, ihr Hofstaat war eine Schule der Gottesfurcht und Thätigkeit. Infolge eines Sturzes in den Ilmfluß starb sie 18. Juli 1617.

3) D. Sibylla, Tochter des Kurfürsten Johann Christian von Brandenburg, geb. 20. Okt. 1590, vermählte sich 12. Dec. 1610 mit dem Herzog Johann Christian von Liegnitz und wirkte als treffliche Fürstin und Hausfrau auf ihren Gemahl und das Land so günstig, daß sie von ihren Unterthanen den Beinamen »die liebe Dorel« erhielt; starb 18. März 1625 zu Brieg. Vgl. Koch, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der D. Sibylla (Brieg 1830); Hesekiel, Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg (Berl. 1850).

Dorow, Wilhelm, deutscher Schriftsteller, geb. 22. März 1790 zu Königsberg, widmete sich zuerst dem Baufach, trat 1806 in ein kaufmännisches Geschäft ein, nebenbei mathematische Studien treibend, fand 1812 eine Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft in Paris, trat im Februar 1813 als freiwilliger Jäger ins Heer und wohnte, dem Hauptquartier Winzingerode's zugewiesen, allen Schlachten nach Eröffnung des Feldzugs bei. Während des Waffenstillstands ward er vom Staatskanzler v. Hardenberg mehrfach mit diplomatischen Missionen betraut und nach der Einnahme von Paris zu der Centralverwaltung der Lazarethe nach Frankfurt a. M. beordert; 1816 ging er als Gesandtschaftssekretär nach Dresden und 1817 in gleicher Eigenschaft nach Kopenhagen. Im Jahr 1820 wurde er Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den rheinisch-westfälischen Provinzen, gründete als solcher 1822 in Bonn das Museum für vaterländische Alterthümer und erhielt dann als Hofrath eine Anstellung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Nach Hardenbergs Tod in Ruhestand versetzt, machte er, von der Regierung unterstützt, 1827 eine Reise nach Italien, wo er bedeutende Ausgrabungen und Entdeckungen im alten Etrurien veranlaßte und die im Berliner Museum aufgestellte Sammlung etrurischer Alterthümer erwarb. Später lebte er in Halle und starb hier 16. Dec. 1846. Von seinen meist mit Abbildungen versehenen Schriften sind zu erwähnen: »Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein« (Wiesb. 1819—1821, 2 Bde.); »Morgenländische Alterthümer« (das. 1819—21, 2 Hefte); »Denkmäler nordischer Sprache und Kunst« (Bonn 1823—24, 2 Bde.); »Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westfälischen Provinzen« (Stuttg. 1823—1827, 2 Bde.); »Voyage archéologique dans l'ancienne Étrurie« (Par. 1829). Außerdem gab er heraus: Palins »Collection d'antiquités égyptiennes« (mit Klaproth, Par. 1829); »Spinoza's Randglossen zu seinem Tractatus theologico-politicus etc.« (Berl. 1835); »Denkschriften und Briefe« (das. 1836—41, 5 Bde.); »Reminiscenzen von Goethe's Mutter ꝛc.« (das. 1842); »Erlebtes aus den Jahren 1790—1827« (1845 4 Bde.); »Briefe berühmter Staatsmänner« (das. 1844); »Ueber Literatur, Kunst und Theater« (das. 1845) u. a. Aus seiner reichen Autographensammlung veröffentlichte er »Facsimile und Handschriften« (Berl. 1836—38, 4 Bde.). In seinem literarischen Nachlasse sollen sich wichtige Dokumente aus Hardenbergs Verwaltungsperiode gefunden haben, aber von dem preußischen Gouvernement der Publikation entzogen worden sein.

Dorp, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Solingen, an der Wupper, 3 Kilom. südöstlich von Solingen, besteht aus 85 auf einem Flächenraum von 1929 Hektar zerstreut liegenden Ortschaften (darunter Krahenhöhe) und umschließt

zu ⅔ die Stadt Solingen, mit der sie in kirchlicher Beziehung vereinigt ist. Sie hat eine große Papierfabrik, viele Stahl- und Eisenwaarenfabriken (für Schwerter, Messer, Scheren, Stiefeleisen 2c.), große Eisenwaarenhandlungen und (1871) 10,803 Einw. (darunter 1583 Katholiken). Unter den Gebäuden zeichnet sich die neue, 1872 erbaute katholische Kirche aus.

Dorpat (Dörpt, esthnisch Tartulin, lettisch Tehrpat, in den russischen Chroniken Jurjew, in den deutschen Quellen Darpt, Derpt, lat. Tarbatum genannt), Kreisstadt im russ. Gouvernement Livland, liegt am schiffbaren Embach, über welchen eine breite schöne Brücke aus Granit führt, und ist neben Riga die ansehnlichste und bestgebaute Stadt der Provinz. Die Lage dieses sogen. »russischen Heidelberg« ist überraschend schön und reizend. Freundliche Hügel umgeben die Stadt; der Fluß hat sich ein sehr tiefes Thal in das über der See erhabene Plateau Livlands eingeschnitten. Der rechte oder südliche Abhang dieses Thals ist höher (zwischen 30 und 45 Meter hoch) als der linke und tritt gerade an diesem Punkt sehr markirt und von mehreren Seiten abgetrennt hervor. Die Kunst hat die Herauslösung der schroffen Stellen durch tiefe Gräben vollendet und so einen festen Anhaltspunkt für die Stadt gebildet. Der dadurch entstandene Berg (der Domberg) trug früher die Citadelle der Stadt und die bedeutendsten und angesehensten Gebäude derselben, die Domkirche, den Palast des Bischofs 2c., von denen jetzt nur noch Ruinen vorhanden sind. Jetzt befinden sich auf dem Domberg, welchen Kaiser Alexander I. der Universität schenkte, die Bibliothek, die Sternwarte und eine Reihe medicinischer Institute. Der Berg ist oben sehr geräumig, und zwischen allen jenen Gebäuden, die zum Theil in neuester Zeit sehr bedeutend erweitert und verschönert sind, befinden sich große freie Plätze, die zu Gartenanlagen und Promenaden benutzt sind. Die Domruine gehört zu den schönsten gothischen Kirchenruinen, ein Theil des Gebäudes ist zur Aufstellung der Bibliothek hergerichtet worden. Auf der nördlichen Seite des Dombergs hat man die Stadt zu seinen Füßen und übersieht sie von hier aus sehr bequem. Ganz unmittelbar in der Nähe des Dombergs liegen die wichtigsten Gebäude der Stadt, die Universität und das Rathhaus, ferner der Marktplatz und der an die Nähe Rußlands mahnende Kaufhof. Ihm gegenüber, inmitten neuer Gartenanlagen, steht das Denkmal des berühmten aus Livland stammenden russischen Feldmarschalls Barclay de Tolly. Zur Rechten und Linken, wo ein größerer Raum zwischen dem hohen Ufer und dem Fluß bleibt, entwickelt sich die Stadt mit einer Menge breiter Straßen, schöner Privathäuser, Gasthöfe 2c. in größerer Ausdehnung. Auch jenseit der Embach befindet sich noch ein nicht unbedeutender Theil der Stadt, welche mit weitläufigen Vorstädten umgeben ist, die zum Theil von Russen, besonders aber von Deutschen und Esthen bewohnt sind. Jüngst angelegte Deiche, die sich die Embachufer entlang ziehen, schützen die Stadt vor dem Frühlingswasser und bieten zugleich schöne Spaziergänge. Ueberhaupt hat das Aeußere der Stadt in letzter Zeit durch geschmackvolle Parkanlagen wesentlich gewonnen. D. ist vor allem Universitätsstadt. Durch Gustav Adolf erhielt D. zuerst 1630 ein Gymnasium, das von ihm im Feldlager von Nürnberg 30. Juni 1632 zur Universität erhoben ward. Sie bestand jedoch nur 24 Jahre, indem durch den Einfall des Zaren Alexei Michailowitsch in Livland 1656 die Professoren verjagt wurden. Im Jahr 1667 wurde sie wieder hergestellt, aber die Einweihung fand erst 1690 statt; 1699 ward sie nach Pernau verlegt, wo sie 11 Jahre lang bestand und 1710 sich wieder auflöste, als das Heer der Russen heranrückte. Die Sammlungen und Bibliotheken wurden damals von den Professoren übers Meer nach Schweden geflüchtet. Kaiser Paul I. befahl die Herstellung der Dorpater Universität durch Ukas vom 7. (18.) Mai 1798; aber ihre wirkliche Errichtung geschah erst unter Alexander I. durch die Stiftungsurkunde vom 12. Dec. 1802, zufolge deren sie in erster Reihe für Esthland, Livland und Kurland bestimmt wurde und eine den deutschen Hochschulen adäquate Einrichtung nebst hinreichenden Revenüen angewiesen erhielt. Die Unterrichtssprache ist deutsch. Die Universität, deren Gebäude, auf dem Grunde der alten Marienkirche aufgeführt, ein wahrer Palast ist, hat sich seitdem von Jahr zu Jahr gehoben und wird auch von vielen Russen und Polen aus dem Innern des Reichs besucht. Die Zahl der Professoren und Lehrer ist 70, Studirende zählte man 1875 über 800. Die Universität besteht aus fünf Fakultäten: der evangelisch-theologischen, der historisch-philologischen, der physiko-mathematischen, der juristischen und der medicinischen. An ihr lehrten und lehren noch ausgezeichnete Professoren, von welchen viele aus Deutschland berufen wurden. Mit der Universität sind verbunden: ein theologisches Seminar, ein medicinisches Institut, ein chirurgisch-klinisches Institut (nebst einem großen neuen Barackenlazareth), eine ophthalmologische Klinik, ein Institut für Geburtshülfe, ein anatomisches Theater, eine Bibliothek von mehr als 230,000 Bänden, ein Kunstmuseum, ein zoologisches und mineralogisches Institut, ein physikalisches, pharmaceutisches, pharmakologisches, ökonomisches, physiologisches und pathologisches Kabinet, ein chemisches Laboratorium, eine durch Struve und Mädler berühmt gewordene Sternwarte und ein botanischer Garten. Das Museum vaterländischer Alterthümer enthält eine bedeutende Sammlung von Münzen, alten Waffen 2c., zum Theil aus den alten Heidengräbern entnommen. Mit der Universität sind auch eine Medicinische, eine Naturforscher- sowie die Gelehrte Esthnische Gesellschaft verbunden. Außerdem besitzt D. noch mehrere größere Lehranstalten, z. B. eine 1846 gegründete Veterinäranstalt, ein Gymnasium, 2 Schullehrerseminare, eine städtische und 2 private höhere Töchterschulen (worunter eine schon 1555 errichtet wurde). Ferner bestehen hier große Bierbrauereien, Brod-, Cigarren-, Kachelfabriken, 2 größere Buchhandlungen und 3 Buchdruckereien. In D. hat auch die Livländische Oekonomische Gesellschaft ihren Sitz, die, mit reichen Mitteln ausgestattet, auf die Landwirtschaft der Provinz in wohlthätigster Weise einwirkt. — D. war vormals eine nicht unbedeutende Hansestadt und hat jetzt noch einen ansehnlichen Handel in Landeserzeugnissen, welche auf der Narwa und über den Peipussee ausgeführt werden. Die fast gleichen Entfernungen von Pskow, Narwa, Reval, Pernau und Riga machten es früh zu einem natürlichen Stapelplatz und Vermittler zwischen diesen Orten, der das ihm von der Natur verliehene Stapelrecht lange mit großer Strenge übte. Auch jetzt noch ist Dorpats Binnenhandel nicht unbedeutend und nächst der Universität sowie dem Aufenthalt vieler Adelsfamilien eine der reichsten Nahrungsquellen der Stadt. Auf dem Embach machen 4 Dampfboote regelmäßige Fahrten nach Pleskau und langen jährlich etwa 700 große Boote (Lodjen) an, die namentlich einen bedeutenden Holz-,

Getreide- und Flachshandel vermitteln. Die Geldgeschäfte der erst fünf Jahre alten städtischen Bank beliefen sich 1874 auf etwa 9 Mill. Rubel. Die Revenüen derselben werden zu Wohlthätigkeitsanstalten verwandt, deren die Stadt eine große Menge hat, wie sie sich auch einer tüchtigen freiwilligen Feuerwehr erfreut. Sie hat ferner jährlich sechs Jahrmärkte, von welchen der größte im Januar mit einem Umsatz von etwa 200,000 Rubel. Einem noch größern Aufblühen des Handels darf sicher entgegengesehen werden, da die Stadt in Bälde mit Petersburg und Reval in Eisenbahnverbindung treten wird. Die Einwohner, (1867) 20,780 an Zahl, sind überwiegend Deutsche, im übrigen Russen und Esthen, welche letzteren besonders die dienende Klasse der Dorpater Bevölkerung bilden. D. besitzt mehrere evangelische und zwei russische Kirchen.

D. wurde 1030 von dem russischen Großfürsten Jaroslaw I. gegründet. Allein die ihnen damit auferlegte russische Herrschaft wußten die Esthen wieder abzuschütteln, und sie erfreuten sich ihrer alten Freiheit, bis 1224 die an der Düna erblühte deutsche Kolonie trotz tapferster Vertheidigung die Eroberung dieser letzten und stärksten Esthenburg durchführte. Im Jahr 1225 erhob Hermann, Bischof von Esthland, D. zum Sitz eines eigenen unabhängigen Bisthums, und D. erreichte unter der bischöflichen Herrschaft eine hohe Blüte. Zwischen dem 14. und 15. Jahrh. hob sich die Stadt noch mehr, schloß sich dem Hansabund an und rivalisirte in Reichthum und Macht selbst mit Riga und Reval. Im Jahr 1268 wurde das feste Schloß auf dem Domberg fruchtlos von den Russen belagert, dagegen die damals aus Blockhäusern bestehende Stadt von Grund aus verbrannt. 1304 hielt der livländische Ordensmeister mit seinen Beamten und den Bischöfen hier die erste allgemeine Versammlung des Landes; 1427 wurde D. wiederum von den Pleskower Russen belagert, die aber von den Litauern vertrieben wurden. 1525 folgte D. dem Beispiel der Schwesterstädte und nahm die protestantische Lehre an. Mit dem übrigen Lande verlor auch D. seine Selbständigkeit durch die Einfälle der Heere des russischen Zaren Iwan des Schrecklichen. Diesem gelang es 18. Juni 1558 die Stadt zu erobern. Der Bischof wurde nach Rußland abgeführt, die Stadt konnte nicht wieder von den Deutschen erobert werden und verfiel unter der 25jährigen Herrschaft der Russen. Schwer litt sie durch das Blutbad von 1571: Reinhold Rosen wollte sie den Polen in die Hände spielen, der Anschlag mißlang aber, worauf ein großer Theil der unschuldigen Bewohner von den Russen niedergemacht wurde, ein anderer nach Rußland in die Verbannung wanderte, während ihre Häuser dem Erdboden gleichgemacht wurden. Dennoch sah sich Rußland gezwungen, im Frieden mit Stephan Bathori 1582 D. an Polen abzutreten. 1600 wurde die Stadt von den Schweden erobert, fiel aber 1603 wieder an die Polen, welche nun durch die härtesten Mittel die katholische Lehre in der eifrig protestantischen Stadt einzuführen suchten, aber den heftigsten Widerstand fanden und die Stadt endlich 1625 an Gustav Adolf verloren. Allerdings wurde D. 1656 von den Russen erobert und wieder ein Theil der Bevölkerung in die Gefangenschaft geführt; allein bald fiel die Stadt wieder an die Schweden zurück, und erst 1704 wurde sie unter Peter d. Gr. vom russischen Feldherrn Scheremetjew erobert und blieb seitdem unter russischer Herrschaft. Wegen vermeintlicher Verbindungen mit Schweden wurde 1708 zum drittenmal der größte Theil der Bewohner tief ins Innere Rußlands versetzt, und die Stadt verfiel völlig. Erst nach mehreren Jahren durften die Bewohner zum Theil wieder heimkehren, und nun begann sich D. von den wiederholten Kriegen und Zerstörungen zu erholen und hat sich seit Katharina II. und Alexander I. zu einer eleganten, fast neuen Stadt entwickelt. In den Jahren 1763 und 1775 ward es von großen Bränden heimgesucht und beidemal von der Kaiserin Katharina II. im Wiederaufbau unterstützt. Seit 1783 ist D. Kreisstadt im Gouvernement Livland.

Dorregaray, karlistischer General, etwa 1820 geboren, diente schon 1836—39 im Heer der Karlisten, zeichnete sich später im Kriege gegen Marokko aus, trat 1868 aus der spanischen Armee und focht seit 1872 für Don Carlos. Er war einer der bedeutendsten Bandenführer, drang im Mai 1873 in Navarra ein und schlug die Regierungstruppen in dem Treffen bei Estella. Von da an nahm er an allen Kämpfen der Jahre 1873 und 1874 auf dem nördlichen Kriegsschauplatz theil, suchte vergeblich in officiellen Aktenstücken die karlistische Armee gegen die ihr mit Recht gemachten Vorwürfe barbarischer Grausamkeit zu rechtfertigen und übernahm im Mai 1874, nach dem Ausscheiden Elio's, die Stelle eines Generalkapitäns der karlistischen Armee. Doch erhielt er im Oktober seine Entlassung und begab sich nach Frankreich.

Dorsāl (neulat.), zum Rücken (dorsum) gehörig, darauf bezüglich.

Dorsch, Fischart, s. Schellfische.

Dorset (spr. dörſſet, Dorsetshire), Grafschaft im südlichen England, grenzt im S. an den Britischen Kanal, welcher hier die Halbinseln Purbek und Portland bildet, im W. an die Grafschaften Devon und Somerset, im N. an Somerset und Wilt, im O. an Hampshire und umfaßt 2558 QKilom. (46,4 QM.) mit (1871) 195,537 Einw., von welchen 34,3 Proc. in Städten wohnen. Die etwa 110 Kilom. lange Küste ist im W. hoch, dann bis zu der mit dem Festland nur durch eine ganz dünne Landzunge verbundenen Halbinsel Portland niedrig, noch weiter östlich aber von dem sehr stürmischen Meer seltsam ausgewaschen und voller Klippen. Das Land selbst ist wellenförmig und fällt nach S. und N. in fruchtbaren Ebenen ab. Kreide, eocänische Sand- und Thongebilde herrschen vor. Bewässert wird es von den Flüssen Stour, Trent und Frome, die sämmtlich in den Kanal münden. Das Klima ist außerordentlich mild und gesund und deshalb die Grafschaft ein beliebter Sommeraufenthalt. Von der Oberfläche sind 38 Proc. Ackerland, 36 Proc. Weide, 0,6 Proc. Gemüse- und Obstgärten und 4,6 Proc. Wald. Der Viehstand zählt (1873) 14,307 Ackerpferde, 70,354 Stück Hornvieh, 491,650 Schafe und 46,457 Schweine. Etwa der vierte Theil der Bewohner lebt von der Landwirtschaft. Das Mineralreich liefert etwas Kohle, namentlich aber vorzügliche Töpfererde (auf der als Isle of Purbeck bekannten Halbinsel) und die weltberühmten Quadersteine von Portland. Die wichtigsten Industriezweige sind die Handschuhfabrikation (2647 Arbeiter), Taudreherei (790 Arbeiter), Hanf- und Leinweberei (527 Arbeiter), Netzflechterei (470 Arbeiter) und Töpferei (242 Arbeiter). Der Fischfang beschäftigt 426 Fischer. Hauptstadt ist Dorchester.

Dorset (spr. dörſſet), 1) Thomas Sackville, erster Graf von, aus einer normannischen Familie von Hildebrand Sackville abstammend, geb. 1536 zu Witham in Sussex, ward 1557 Mitglied des Unterhauses, sodann als Lord Buckhurst zum Peer

erhoben, bekleidete mehrere Gesandtschaftsposten und war einer der Blutrichter der Maria Stuart, der er auch das Todesurtheil verkündete. Durch die Königin Elisabeth wurde er Kanzler der Universität Oxford und 1598 Großschatzmeister von England. Nach dem Tode der Königin rief er mit den Mitgliedern des Geheimen Raths Jakob I. zum König aus, der ihn dafür zum Grafen von D. ernannte. Er starb 1608. In seinem 25. Jahr entwarf er den »Mirrour for Magistrates«, den er jedoch größtentheils von seinen Freunden Rich. Baldwin und G. Ferrars ausarbeiten ließ (1559 u. öfter). Bedeutender ist er durch seine Tragödie »Ferrex and Porrex« (1565), später unter dem Titel »Gorboduc« gedruckt.

2) Edward Sackville, Graf von, Enkel des vorigen, geb. 1590 zu Witham, war unter Jakob I. politisch thätig, wurde unter Karl I. während der Reise des Königs nach Schottland 1640 Regent des Reichs und bemühte sich als Präsident des Geheimen Raths 1641, König und Parlament zu versöhnen. Als ihm dies nicht gelang, unterstützte er den König mit Geld und focht tapfer in dem Treffen bei Edgehill. Er starb 17. Juli 1652.

3) Charles Sackville, Graf von, bekannt als Schöngeist und Dichter, Sohn des vorigen, geb. 1637 zu Witham, spielte an Karls II. Hof eine glänzende Rolle, doch ohne ein Amt zu bekleiden, begleitete 1665 den Herzog von York in den Krieg gegen Holland, wo er das auf der englischen Flotte beliebte Lied »To all you ladies now at land« dichtete, und wurde unter Jakob II. wegen seiner Opposition gegen dessen Willkürherrschaft seines Postens als Gouverneur von Sussex enthoben. Ein Günstling des Königs Wilhelm, an dessen Hof er als Mäcen der Dichter sich hervorthat, starb er 1706 zu Bath. Seine Gedichte finden sich im 6. Band von Johnsons »Edition of the poets of Great Britain« (Lond. 1794). Sein Sohn Lionel Cronfield Sackville ward 1720 von Georg I. zum Herzog erhoben. Doch erlosch der Herzogstitel mit dem letzten Herzog, Charles Germain, Viscount Sackville, welcher 1843 ohne Nachkommen starb.

Dorset (spr. dorsſä), franz. Senator, geb. 1789, entwarf als Schiffsfähnrich 1815 einen Plan zur Rettung Napoleons I. Im Einverständnis mit einigen Marineofficieren armirte er ein kleines Schiff und bot dem auf der Insel Aix weilenden Kaiser an, ihn durch die vor dem Hafen kreuzende englische Flotte hindurch- und nach Amerika hinüberzuführen. Napoleon aber lehnte dies ab. D., welcher unter der Julíregierung Schiffskapitän geworden war, wurde, als L. Napoleon zur Macht gelangte, 1849 zum Gouverneur der Insel Réunion, 1853 zum Senator ernannt. Er starb 1. Febr. 1866 zu Paris.

Dorsten, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Recklinghausen, an der Lippe und an der Linie Venloo-Hamburg der Köln-Mindener Eisenbahn, mit einem Kreisgericht, 3 katholischen und einer evangel. Kirche, Synagoge, einem Kloster der Franziskaner und der Ursulinerinnen, Progymnasium, Schiffbau und (1871) 3232 Einw. (darunter 128 Evangelische und 65 Juden).

Dorstenia *L.* (Giftwurzel, Krautfeige), Pflanzengattung aus der Familie der Moreen, Kräuter im tropischen Amerika mit wurzelständigen, handförmigen oder fiederspaltigen Blättern, gestielten, achselständigen Blütenböden, in welche kleine, eingeschlechtige Blüten eingesenkt sind, und kleinen Nüßchen. **D. contrayerva** *L.*, mit grundständigen, langgestielten, herzförmig-eirunden, fiederspaltigen, rauhen Blättern, in Westindien und Südamerika, liefert die Gift- oder Bezoar- oder Kontrayervenwurzel, Radix Contrayervae s. Dorsteniae, welche früher als kräftig reizendes, auf die Aussonderungsorgane und Hautausdünstung erregend einwirkendes Mittel officinell war und in Amerika noch jetzt gegen den Biß giftiger Schlangen (daher der spanische Name Contrayerva, »Gegengift«), zur Beförderung unterdrückter Menstruation, als magenstärkendes Mittel ꝛc. benutzt wird.

Dorsum (lat.), Rücken; auch die Rückseite der Hand; an Pflanzen die untere Seite der Blätter.

Dort, Stadt, s. Dordrecht.

Dortmund (lat. Tremonia, altfranz. Tremoigne), Kreisstadt und wichtiger Industrieort im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, an der Emscher, liegt in der unter dem Namen Hellweg bekannten fruchtbaren Ebene zwischen der Lippe und dem Hardstrang und im Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen: der Köln-Mindener, der Bergisch-Märkischen, der Rheinischen, der Westfälischen Staatsbahn und der Dortmund-Gronau-Enscheder Bahn. Die Stadt mit ihrem Weichbild (etwa 28 QKilom. groß) bildet einen Kreis für sich; der Landkreis D. besteht aus der ehemaligen Grafschaft D., den ehemals Stift-Essen'schen Dörfern Dorstfeld und Huckard und Theilen der Grafschaft Mark, zu denen die Städte Hörde, Lünen, Schwerte und Westhofen gehören. Die Stadt zählt (1875) 62,500 Einw. (35,000 Evangelische, 25,000 Römisch-Katholische, 1500 Altkatholische, 1000 Juden) und wird durch den Oberbürgermeister und Magistrat verwaltet. Die früheren Festungswerke sind seit 1863 abgetragen. Unter den älteren Gebäuden zeichnen sich aus: die Reinoldikirche mit restaurirten Glasgemälden im gothischen Chor, die Marienkirche (Schiff aus dem 11. Jahrh., in einer Nebenkapelle Reste alter Wandgemälde), die Petrikirche mit merkwürdigem Altar und die Dominikaner- oder Johanniskirche mit schönem Kreuzgang im ehemaligen Kloster (jetzt katholisches Schulgebäude). Das alte Rathhaus aus der Uebergangszeit vom romanischen zum gothischen Stil wird zum Zweck eines Neubaues abgebrochen. Mancherlei Privathäuser zeigen noch die Bauart des Mittelalters und die Uebergänge zur Renaissance. Beachtenswerthe neuere Gebäude sind: das Oberbergamt, das städtische Krankenhaus, das Gymnasium. D. ist Sitz des westfälischen Oberbergamts, der Eichinspektion für Westfalen, eines Hauptsteueramts, eines Landwehrkommando's für den Bezirk des 2. Bataillons des 3. westfälischen Infanterieregiments Nr. 16; ferner eines Kreisgerichts für Stadt- und Landkreis, einer der größten Kommanditen der Preußischen Bank, von welcher die Agenturen zu Bochum, Witten, Hagen, Iserlohn und Lüdenscheid ressortiren, und einer Handelskammer für Stadt und Kreis. An Unterrichtsanstalten hat D. ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine städtische Gewerbschule und eine Bergvorschule. Das Vereinswesen ist sehr entwickelt: es bestehen ein Börsenverein mit kaufmännischem Schiedsgericht, ein Gewerbverein mit Lesetisch und Bibliothek, ein Landwirtschaftlicher Kreisverein, ein Gartenbauverein für Westfalen, ein Musikverein (bedeutende Konzerte), ein Historischer Verein für D. und die Grafschaft Mark, ein Verein für wissenschaftliche Vorlesungen, eine Volksbank, ein Verein der technischen Grubenbeamten; auch das Theater wird von einer Aktiengesellschaft unterhalten. — In der Umgebung wird noch erheblicher Ackerbau

getrieben, während in der Stadt selbst die Landwirtschaft in dem jüngsten Jahrzehnt sich vor der Industrie hat zurückziehen müssen. Im städtischen Weichbild liegen drei ergiebige Steinkohlenbergwerke: Friedrich Wilhelm, Vereinigte Westfalia und Tremonia. Die Eisenindustrie ist durch Hohöfen, Gießereien, Walzwerke, Brückenbauanstalten und Maschinen- und Dampfkesselfabriken vertreten. Das größte Werk in diesem Fach ist die »Dortmunder Hütte«, Eigenthum der Aktiengesellschaft »Union«. Specialitäten sind Fabriken für Bergwerksbedarf, Werkzeugmaschinen, feuerfeste Schränke, Nähmaschinen. Die Zinkhütte der Stollberger Aktiengesellschaft verarbeitet hier die Erze aus Ramsbeck. Der tiefe Lehmboden hat bedeutende Ziegeleien mit Ringofenbetrieb hervorgerufen und der Getreide- und Holzhandel große Dampf-Mahl- und -Holzschneidemühlen. Der Großhandel erstreckt sich vorzugsweise auf Kolonialwaaren, Getreide und Spiritus und betreibt ansehnliche Bankgeschäfte. Eine ganz besondere Industrie ist die Bierbrauerei geworden, welche zur Zeit 40 Brauereien in Thätigkeit erhält, von denen 12 ihr Produkt durch das nordwestliche Deutschland und 2 nach überseeischen Ländern versenden. Seit 1872 besitzt D. auch eins der großartigsten Wasserwerke in Deutschland. Dasselbe führt das Wasser aus dem Ruhrthal bei Schwerte mit einer Steigung von 106 Meter über den Schwerter Wald, täglich bis 10,000 Kubikmeter, und versorgt nicht bloß D., sondern auch die Stadt und das Hüttenwerk Hörde sowie das Eisenwerk Aplerbeck und die Dampfkessel und Haushaltungen des Fleckens Barop. Das Werk ist auf städtische Kosten angelegt und kostet bis jetzt ca. 3 Mill. Mark. Durch die günstige Lage inmitten des westfälischen Kohlenbeckens und Eisenbahnnetzes hat D. einen in Deutschland beispiellosen Aufschwung genommen. Im Jahr 1816 zählte D. 4300, 1846: 8732 Einw.; seitdem hat sich die Zahl derselben versiebenfacht. Als ein Denkmal der Vergangenheit zeigt man auf dem Bahnhof der Bergisch-Märkischen Eisenbahn in der Nähe des Stationsgebäudes eine uralte, morsche Linde und vor derselben einen Tisch und eine Bank von Stein. Auf dem Tisch ist der Reichsadler ausgehauen. An dieser Stelle sollen weiland die Femgerichte, für welche D. ein Oberstuhl war, gehalten worden sein, und König Friedrich Wilhelm IV. befahl deshalb, bei dem Eisenbahnbau die Stelle zu schonen. Infolge dessen ragt sie, während der Bahnhof im abgetragenen Grund liegt, wie ein Hügel hervor. Tisch und Bank sind allerdings echt; sie sind aber von der alten Gerichtsstelle, die einige hundert Schritte mehr nach Westen lag, um 1542 dorthin gebracht worden, als das vorzugsweise sogen. »Gericht am Freistuhle« längst aufgehört hatte. Der sogen. Freigraf, der hier noch bis 1802 seine Gerichtsbarkeit handhabte, war ein städtischer Beamter, der nur in Rügesachen, Grenzstreitigkeiten ꝛc. der Bewohner der Grafschaft (s. unten) zu erkennen hatte. Er und sein Fron, der mit dem blanken Schwerte dabeistand, bewegten sich dabei in den Formeln der alten westfälischen Freigerichte. Aus der ältern Verfassung der Stadt haben sich noch die drei Bur-(Bauer-)schaften erhalten, welche in ältester Zeit wahrscheinlich gesonderte Gemeinden gewesen sind. Von den früheren Klöstern und Konventen ist das Jungfrauenstift zum Kohlgarten und ein Theil der »Klausen«, die in Armenhäuser verwandelt sind, übrig geblieben. Die letzteren (die Elende, das Kinderhaus und die Armengaben) sind alte, verfallene Gebäude. Das Kohlgartenstift gewährt 15 evangelischen Bürgerstöchtern eine jährliche Rente bis zu 300 Mark. Das städtische Archiv ist reich an Urkunden und Münzen und enthält sehr viele Schriften, die auf die Hansa und die Femgerichte Bezug haben. Ein Theil derselben ist (obschon wenig genau) in dem unten angeführten Werk von Fahne abgedruckt.

D., das schon früher einmal zu den wichtigsten Städten Norddeutschlands zählte, ist einer wenig begründeten Sage zufolge unter Karl d. Gr. entstanden. Richtiger ist wohl die Annahme, daß zwar schon in uralter Zeit hier Ansiedelungen gewesen, daß diese aber gänzlich wieder zu Grunde gegangen und die jetzige Stadt erst unter Otto I. wieder ihren Anfang genommen habe, nachdem hier eine Pfalz oder der »Königshof« entstanden, der sich bald darauf im erblichen Besitz der Grafen von D. befand. Die Ottonen hielten hier häufig Hof und hatten hier eine Münzstätte. Eine Reihe von Dortmunder Münzen aus jener Zeit befindet sich seit 1873 im Berliner Museum, eine andere (zu Dobra bei Plock gefunden) im Besitz der kaiserlichen Archäologischen Kommission zu Petersburg. Diese weisen als ältesten Namen der Stadt *Therotmanni* nach, der dann die verschiedenartigsten Formen angenommen hat: *Theromanni, Trutmanni, Dorpmunde* ꝛc. Kaiser Heinrich II. hielt in D. 1005 eine Kirchenversammlung und 1016 einen Reichstag. Im Jahr 1220 erhielt der Rath das Recht der höchsten Gerichtsbarkeit über die Bürger. Die Dortmunder Kaufleute wurden zollfrei im ganzen Reich, wodurch sich die Stadt zum Rang einer freien Reichsstadt erhob. Zur Blüte aber gelangte sie vornehmlich durch ihren Beitritt zur Hansa. Reich durch Gewerbe (sie hatte große Gerbereien und Lein- und Wollwebereien, verarbeitete auch früh Eisen, Kupfer und Zinn) und Handel (da sie an der Hauptstraße zwischen Belgien, England, Köln und dem Niederrhein einerseits und den Städten an der Weser, Elbe und Trave anderseits lag und ein Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen war), hob sie sich immermehr, und ihre Kaufleute zogen nach England, Wisby und den Küstenländern der Ostsee bis Nowgorod. Die erste Gründung von Memel soll durch Dortmunder geschehen sein. Besonders wichtig wurde D. durch seine hervorragende Theilnahme an der Ausbildung des altsächsischen Städterechts, indem das Soester und Dortmunder Stadtrecht von den deutschen Kolonisten in die Ordensländer, unter anderem bis Dorpat, verpflanzt wurde. Die erste Aufzeichnung des Dortmunder Rechts fällt in die Zeit von 1253—58. Im Jahr 1231 verzehrte Feuer fast die ganze Stadt, worauf Heinrich, der Sohn des Kaisers Friedrich II., ihr eine zweite Messe gestattete. Im Jahr 1297 wurde D. abermals durch Brand fast ganz zerstört; 1343 verkaufte Graf Konrad die halbe Grafschaft an die Stadt. Es folgten heftige Fehden mit den Grafen von der Mark und den Erzbischöfen von Köln, die vom Reich ein Anrecht auf D. erlangt zu haben behaupteten; die Stadt blieb aber Siegerin. Im Jahr 1485 fand hier eine Versammlung von Bevollmächtigten der Fürsten und Reichsstädte statt, um eine Münzordnung aufzustellen. Nach dem Erlöschen des Grafengeschlechts (1504) ließ D. sich vom Kaiser Maximilian im Lager vor Kufstein auch mit der andern Hälfte der Grafschaft, auf die ein Anspruch schon früher erworben war, belehnen und erlangte dadurch die Herrschaft über ein außerhalb ihres Weichbildes gelegenes Landgebiet von über 80 Kilom. (1½ QM.) mit 13 Dörfern. Als der Rath 1543 die hohe Schule errichtete und dazu Joh. Lambach, einen Schüler Sturms

zu Straßburg, berief, war die Stadt auf der Höhe ihrer Macht, vertheidigt durch Wälle, 4 Basteien und 50 Thürme. Man hat ihre damalige Bevölkerung, sehr übertreibend, auf 50,000 angegeben, während sie früher schwerlich deren mehr als 18,000 gehabt hat. Sie verfiel im Dreißigjährigen Krieg und fing erst nach dem Siebenjährigen Krieg wieder an, sich zu erholen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß kam D. mit Fulda und Hörter 1803 an Nassau-Oranien (zur Entschädigung für die Erbstatthalterschaft und Güter in den Niederlanden); 1808 wurde es mit dem Großherzogthum Berg vereinigt und 1815 mit Preußen. Das Wappen bildet der einköpfige schwarze Reichsadler im silbernen Feld, über dem Wappenschild liegt eine Mauerkrone. Die alten Stadtfahnen sind gelb und blau. Nach D. ist der Dortmunder Receß benannt, der hier 10. Juni 1609 zwischen dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg in Beziehung auf den jülich-klevischen Erbfolgestreit geschlossen wurde, und dem zufolge beide Theile bis zur völligen Ausgleichung dieses Streits das fragliche Land gemeinschaftlich verwalten ließen. Vgl. Fahne, Die Grafschaft u. freie Reichsstadt D. (Köln 1854—59, 4 Bde.); Thiersch, Geschichte der Freireichsstadt D. (Bd. 1, Dortm. 1854); Becker, Das Dortmunder Wandschneiderbuch (das. 1871).

Dortrecht, s. Dordrecht.

Doruro (franz., f., spr. -ühr), Vergoldung.

Dory (griech., n.), der lange, von Eschenholz gefertigte, an beiden Enden mit Eisen beschlagene Speer der alten Griechen; mit ihm Bewaffnete hießen Doratophoren; vgl. Doryphoros.

Doryläon, im Alterthum Stadt in Phrygia Epiktetos, am Fluß Thymbris (jetzt Pursak) in einer weiten Ebene gelegen, mit warmen Bädern und einem wichtigen Straßenknoten. Jetzt Eski-Schehr, dessen antike Reste unbedeutend sind.

Doryphóros (griech., »Spieß-, Lanzenträger«), Trabant, Leibwächter. Besonders bekannt waren die Doryphoren der Perserkönige, die, wegen ihrer Spieße mit goldenen Aepfeln (melon) auch Melophoren genannt, aus den sogen. »Unsterblichen« ausgewählt wurden, keinen Sold, aber Beköstigung von der königlichen Tafel erhielten und den König auf Reisen und Feldzügen begleiteten. Ueber die unter dem Namen D. bekannte Statue s. Diadumenos.

Dos (lat., von do, ich gebe; Mitgift, Brautschatz, Heirathsgut), der Komplex von Vermögensstücken, welcher dem Ehemann bei Eingehung der Ehe von der Ehefrau oder von einem Dritten für dieselbe zur Bestreitung der ehelichen Lasten zugesagt oder gegeben wird, und woran dem Ehemann während bestehender Ehe das Eigenthumsrecht zusteht (s. Dotalsystem). Je nachdem der Besteller zur Dotation (s. d.) verpflichtet war oder nicht, wird zwischen D. necessaria, nothwendiger, und voluntaria, freiwilliger D., unterschieden. Ist die D. vom Vater oder von einem väterlichen Ascendenten bestellt, so wird sie D. profectitia, außerdem D. adventitia genannt, während man von einer D. receptitia zu sprechen pflegt, wenn über den Rückfall der D. besondere Bestimmungen getroffen sind. Ist letzteres nicht der Fall (D. non receptitia), so ist nach gemeinem Recht folgende Unterscheidung zu machen: wird die Ehe durch den Tod des Mannes oder durch Scheidung getrennt, so steht der Frau, resp. deren Erben, das Rückforderungsrecht zu; wenn durch den Tod der Ehefrau, so hat bei der D. profectitia der noch lebende Besteller das Rückforderungsrecht, welches außerdem den Erben der Frau zusteht. Die Ehefrau selbst kann die zur D. gehörigen Sachen nach Auflösung der Ehe vindiciren; außerdem ist das Rückforderungsrecht mittels persönlicher Klage (Dotalklage) gegen den Ehemann und dessen Erben geltend zu machen. D. adventitia, Mitgift von der Mutter oder von Fremden; D. ecclesiae, das Stammvermögen einer Kirche; D. inofficiosa, unverhältnismäßige, die übrigen Kinder benachtheiligende Mitgift; D. cauta s. confessata s. constituta, bedungene oder zugesicherte, aber noch nicht gegebene Mitgift. Von einer D. praelegata oder relegata spricht man, wenn der Mann der Frau deren Anspruch auf die D. vermacht, wodurch diese noch die Rechte einer Legatarin erwirbt; von einem praelegatum dotis, wenn die Frau als Miterbin das zur D. Bestimmte außer dem Erbtheil haben soll.

Dos (franz., m., spr. doh, vom lat. dorsum), Rücken; d. à d. (spr. do-sa-dô), »Rücken gegen Rücken«, im Gegensatze zu vis-à-vis, von Tanztouren, wobei die Tanzenden mit dem Rücken gegen einander zu stehen kommen. D. d'âne (spr. do dahn, »Eselsrücken«), ein spitz zulaufender Gewölbebogen.

Dosa, Georg, Anführer im ungar. Bauernkrieg 1514, aus dem Flecken Dalnok im szekler Land gebürtig, deshalb auch häufig Georg Szekely genannt, zeichnete sich als Hauptmann eines Reitertrupps bei der Belagerung von Belgrad aus und sammelte dann im Auftrag des Königs ein Heer von 60,000 Mann zu einem Kreuzzug, kam aber auf den Gedanken, an der Spitze dieser Macht der Rächer und Befreier seines Volks zu werden. D. schlug bei Csanad in einer zweitägigen Schlacht den Bischof Csaky und Stephan Bathori, welche die Stadt entsetzen wollten, übte schreckliches Vergeltungsrecht für die auf dem Ragoser Feld hingemarterten Brüder und proklamirte die Republik und die Souveränität des Volks. Während die anderen Heerhaufen im Norden in mehreren Schlachten, namentlich bei Erlau, fast vernichtet wurden, verstärkte sich sein Heer durch neuen Zuwachs. Nach zweimonatlicher Belagerung war die Festung Szegedin ihrem Fall nahe, als der Wojwode von Siebenbürgen, Johann von Zapolya, D. überraschte und schlug. D. selbst ward mit seinem Bruder Gregor gefangen und grausam hingerichtet.

Doschfest, das Fest, wodurch die Muselmanen in Aegypten alljährlich 20 Tage und Nächte die Geburt des Propheten feiern.

Dose, im allgemeinen ein durch einen Deckel verschlossenes Kästchen zur Aufbewahrung gewisser Gegenstände, aus Holz, Porzellan, Alabaster, Serpentin, Gold, Silber, Zinn, Elfenbein, Perlmutter, Schildkrot, Muscheln, Pappe, Papiermaché ꝛc. Großer Luxus wurde früher mit Schnupftabaksdosen (Tabatièren) aus Gold getrieben, welche man mit Edelsteinen und kunstvollen emaillirten Gemälden (Dosenstücken), Spieluhren (Dosenuhren) ꝛc. versah. Tuladosen bestehen aus einer Silberkomposition und sind mit Niello verziert. Die Fabrikation der Dosen aus Papiermaché (Müllerdosen und Stobwasser'sche Dosen) ist der Gegenstand einer ziemlich bedeutenden Industrie in Berlin, Braunschweig, Schmölln im Altenburgischen u. a. O.; auch die schottischen Holzdosen, mit gegittertem Muster bemalt und lackirt, sind beliebt.

Dosenniveau, flache, cylinderförmige Messingkapsel, oben mit einem platten Glasdeckel geschlossen, auf dem der Mittelpunkt der Kapsel durch einen eingeritzten Kreis bezeichnet ist, und so weit mit Wasser

gefüllt, daß nur für ein kleines, diesen Kreis ausfüllendes Luftbläschen Raum bleibt. Das D. dient zum Horizontalstellen des Meßtisches, indem man dasselbe mit dem der Glasplatte parallelen Boden auf die Meßtischplatte stellt und deren Lage so lange ändert, bis das Luftbläschen genau in der Mitte einspielt. Neben den früher gebrauchten Diopterlinealen ꝛc. wurde ein D. stets noch besonders mitgenommen, bei den neueren Instrumenten ist das D. gleich auf das Lineal der Kippregel aufgeschraubt.

Dosis (griech., f., »Gabe«), in der Heilkunde die Gewichts- und Maßmenge eines Arzneimittels, welche man auf einmal zu reichen pflegt. Die Größe der D. richtet sich bei jedem einzelnen Mittel nicht bloß nach dem jeweiligen Heilzweck und nach dem Körperzustande des Patienten, sondern vorzüglich auch nach dem Alter desselben. Ein neugebornes Kind bekommt nur 1/12, ein Kind von 1—3 Jahren 1/6, von 3—7 Jahren 1/4, von 7—14 Jahren 1/2, Personen von 14—18 Jahren 2/3 von der D., welche dem Erwachsenen zukommt. Bei den stark wirkenden Arzneimitteln gibt die Pharmakopöe Maximaldosen an, welche der Arzt nicht überschreiten darf, ohne auf dem Recept seine Verordnung mit einem ! zu bezeichnen.

Dositheus (D. Magister), ein Grammatiker, der zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. in Rom eine lateinische Schule für Griechen hielt, und von dem im 16. Jahrh. durch den Rechtsgelehrten Cujas in St. Gallen ein grammatisches Werk in drei Büchern aufgefunden worden ist, deren beide erste eine lateinische Grammatik und ein lateinisch-griechisches Glossarium enthalten, während das dritte aus Uebungsstücken zum Uebersetzen (Hermeneumata) besteht. Unter letzteren befinden sich Aussprüche und Bescheide Hadrians und ein juristisches Stück: »De juris speciebus et manumissionibus«, das für die Rechtswissenschaft Werth hat und von den Juristen auf verschiedene Verfasser, wie Gajus (Dirksen), Scävola (Huschke) oder Ulpian, zurückgeführt wird. Die eigentliche Grammatik wurde lateinisch und griechisch von H. Keil (Halle 1871), das 3. Buch von E. Böcking (Bonn 1832; besser als Anhang zu seiner Ausgabe von Ulpians Fragmenten, Leipz. 1855) und von Huschke (in »Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt«, 3. Aufl. 1874) herausgegeben. Vgl. Lachmann, Versuch über D. (Berl. 1837); Dirksen, Die römisch-rechtlichen Quellen des Magister D. (das. 1857).

Dosse, Nebenfluß der Havel in der preuß. Provinz Brandenburg, entspringt bei Massow unfern der preußisch-mecklenburgischen Grenze und mündet nach einem 120 Kilom. langen Lauf schiffbar bei Wehlgast.

Dossenbach (Ober-D.), Dorf im bad. Kreis Lörrach, mit einer evangel. Kirche und 440 Einw. Hier 27. April 1848 Gefecht zwischen den Freischaren unter Bornstedt und den würtembergischen Truppen, worin die letzteren siegten.

Dossi (Dosso), berühmter Maler, der größte der ferraresischen Schule, geboren um 1474 zu Dosso bei Ferrara, lernte mit seinem schwächern Bruder Giovanni Battista bei Lor. Costa. Vom Herzog Alfons unterstützt, hielten sich die Brüder sechs Jahre in Rom, dann fünf in Venedig auf. Aus diesen drei Einflüssen bildete sich Dossi's Stil: er erinnert immer noch an Costa, zeigt sich aber von der reinern Komposition und Formengebung der römischen und der gediegenen Farbe der venetianischen Schule nicht minder beeinflußt. Seine Farben sind glühend, seine Erfindungen bisweilen bizarr, oft jedoch gedankenreich; seine Zeichnung ist nicht tadelfrei, aber nicht ohne Größe. Die Werke des fruchtbaren Künstlers kommen häufig vor, besonders in Modena und Ferrara; an anderen Orten finden sich seine Bilder häufig anderen Meistern zugeschrieben. Das Ateneo zu Ferrara besitzt ein großes Altarbild, Madonna mit Heiligen, der Dom zu Modena eine Madonna in Wolken, von Hieronymus, Sebastian und Johannes dem Täufer verehrt, die Gallerie daselbst eine große Anbetung der Hirten mit phantastisch beleuchteter Landschaft, ferner eine Anzahl Ovalbilder mit Schmausenden und Musicirenden ꝛc. Im Palazzo Borghese zu Rom befindet sich die Kirke im Wald, eins seiner berühmtesten Bilder, in Dresden der Streit der vier Kirchenlehrer u. a., in Wien der heil. Hieronymus und Alfons II. von Ferrara ꝛc. In seiner letzten Zeit wurde D. manierirt, und seine Färbung verlor die Wahrheit: so in den mythologischen Wandmalereien des Schlosses von Ferrara, die nicht mehr die alte Frische und Schönheit haben. Er starb 1542. Sein jüngerer Bruder Giovanni Battista war namentlich Grotesken- und Landschaftsmaler. Beide sind von Ariost verherrlicht worden.

Dossiren (franz.), abschrägen, böschen; Dossirung, Böschung.

Doste (Dostendiptam), Pflanzengattung, s. Origanum.

Dost Mohammed Chan, Beherrscher von Kabul, geboren um 1793, Sohn Feth Ali's, des Ministers Timur Schahs von Afghanistan. Als nach dem Tode dieses Fürsten dessen Söhne sich um den Thron stritten, riß Dost Mohammed Chans ältester Bruder, Assim Chan, die Herrschaft an sich und hinterließ sie bei seinem Tod seinen drei jüngeren Brüdern. D. bekam 1826 Kabul und nahm 1835 den Titel König (Padischah) an. Als ein Freund Rußlands und Gegner der Engländer bedrohte er im Verein mit Persien fortwährend das indobritische Reich. Daher ward er 1839 von den Engländern bekriegt und geschlagen und mußte nach Persien fliehen. In sein Land zurückgekehrt, erlitt er 1840 von den Engländern nochmals eine Niederlage und mußte sich ihnen ergeben. 1842 wieder in seine Heimat entlassen, ergriff er mit Energie die Regierung von Afghanistan, nannte sich Emir, trat mit den Sikhs in Verbindung und führte ihnen eine Hülfsschar gegen die Engländer zu. Auch jetzt behielten die Engländer die Oberhand, und D. verlor einige Gebietstheile an dieselben. Gleichwohl gab er seine den Engländern feindliche Politik noch nicht auf, suchte sich vielmehr durch Bündnisse zu stärken, Herat an sich zu bringen und seinen Einfluß in Persien und Bochara geltend zu machen. Hierdurch ward er aber Rußlands Rival. Durch eigenes Interesse zu den Engländern hingezogen, schien er beim Ausbruch des orientalischen Kriegs (1854) erst unentschlossen zu schwanken, schloß aber 1855 mit den Engländern einen Vertrag ab; doch lehnte er das Ansinnen der Engländer, eine stehende Gesandtschaft an seinem Hof zu errichten, ab. Im Jahr 1862 gerieth D. in Streit mit seinem Neffen, dem Gouverneur Achmed von Herat, welcher längere Zeit fortdauerte und zuletzt 1863 zur Eroberung Herats durch D., der von den Engländern unterstützt ward, führte. D. starb aber schon 12 Tage nach dem Fall Herats, 9. Juni 1863, worauf ein erbitterter Streit um die Thronfolge zwischen seinen Söhnen ausbrach. Seine Biographie schrieb Mohan Lal (Lond. 1846, 2 Bde.). Vgl. Afghanistan.

Dostojewskij, Feodor, russ. Schriftsteller socialpolitischer Richtung und Agitator, wurde 1822 in Moskau geboren und in der Hauptingenieurschule zu Petersburg erzogen. Seine erste Arbeit war ein socialer Roman in Briefen unter dem Titel »Die armen Leute« (1846), worin D. die materielle und sittliche Verkommenheit des Beamten- und kleinbürgerlichen Proletariats in Rußland schildert. Wegen socialistischer Umtriebe verurtheilt, stand er 1849 bereits auf dem Richtplatz, als ihm die Begnadigung zu zehnjähriger Strafarbeit in Sibirien verkündet wurde. Indeß entließ man ihn bereits 1854 aus der Strafanstalt, steckte ihn jedoch als Gemeinen in das Heer und sendete ihn nach dem Kaukasus, wo er bis zum Regierungsantritt Alexanders II. diente. Bei Gelegenheit desselben ward er begnadigt und erhielt durch Verwendung seines ehemaligen Schulgenossen, des Generals Todleben, die Erlaubnis zur Rückkehr nach Moskau und dann nach Petersburg. In den 1858 erschienenen »Sapiski is mertwawodoma« (Aus dem todten Haus. Nach dem Tagebuch eines nach Sibirien Verbannten; deutsch, Leipz. 1864) schilderte er seine Erlebnisse in Sibirien und veröffentlichte drei Jahre später abermals einen socialen Roman unter dem Titel »Die Kleinen und die Unterdrückten«, welcher in seinem Gegenstand an V. Hugo's »Misérables« erinnert. 1873 folgte ein neuer Roman unter dem Titel »Die Bösen«.

Dotalen (lat.), bei den Römern Sklaven oder Sklavinnen, welche ein Vater seiner Tochter bei deren Verheirathung mit der Mitgift (dos) übergab, und die demzufolge auch Miteigenthum des Mannes wurden. Jetzt sind D. (Dotal- oder Pfarrbauern, Wiedermuthsleute) solche Bauern, welche die Nutznießung von Kirchengütern (Dotalgütern) haben und dafür der Kirche oder dem betreffenden Pfarrer eine bestimmte Summe zu entrichten haben oder statt dessen zur unentgeltlichen Bestellung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgrundstücke verpflichtet sind. Daher in früherer Zeit Dotalgerichte (Pfarrgerichte), die Gerichte, denen die Gerichtsbarkeit über die Dotalbauern zustand.

Dotālgrundstück (Fundus dotalis), eine zur Dos (s. d.) gehörige unbewegliche Sache. In Ansehung eines solchen Grundstücks ist der Ehemann in seiner Veräußerungsbefugnis beschränkt, während er sonst die Dotalsachen ungehindert veräußern darf. Ein D. darf nach gemeinem Recht selbst mit Zustimmung der Ehefrau vom Ehemann weder verkauft, noch verpfändet werden; ebenso nach französischem Recht, wo übrigens im Ehevertrag die Veräußerung erlaubt werden darf. Nach preußischem und sächsischem Recht ist die Veräußerung bei Einwilligung der Frau gültig.

Dotalicium, s. Güterrecht der Ehegatten und Witthum.

Dotālklage, s. Dos.

Dotālsystem, das dem röm. Recht eigenthümliche eheliche Güterrechtssystem, wonach das Vermögen der beiden Ehegatten völlig getrennt bleibt und nur dem Ehemann seitens der Ehefrau ein Beitrag zur Bestreitung der ehelichen Lasten zugebracht wird, welchen man Dos (s. d.) zu nennen pflegt. Das D. wurde mit dem römischen Recht in Deutschland recipirt und verdrängte hier vielfach das deutschrechtliche System der Einheit des Vermögens der Ehegatten. Vgl. Güterrecht der Ehegatten.

Dotation (lat.), im allgemeinen Ausstattung mit Gütern, z. B. einer Stiftung, Anstalt, besonders einer kirchlichen Anstalt durch den Gründer; eines Feldherrn oder Staatsmanns zur Belohnung für besondere Verdienste ꝛc. Im Civilrecht wird der Ausdruck D. vorzugsweise gebraucht für die Ausstattung einer sich verheirathenden Frauensperson. Die Dotationsverbindlichkeit kann hier begründet sein 1) durch Vertrag oder Vermächtnis, 2) durch Delikt. Der Verführer einer Jungfrau ist nämlich nach kanonischem Recht verpflichtet, dieselbe sowohl zu heirathen wie zu dotiren (et duc et dota); die Praxis aber hat dies dahin modificirt, daß er dieselbe entweder heirathen, oder ausstatten muß (aut duc aut dota). Dieser Anspruch wird mit der Deflorations- oder Satisfaktionsklage geltend gemacht. Noch wird 3) die Dotationsverbindlichkeit begründet durch Verwandtschaft: wenn nämlich eine Tochter heirathet, so ist zunächst der Vater verpflichtet, ihr eine Ausstattung zu gewähren, deren Größe sich nach seinem Vermögen und dem Stande des Ehegatten sowie nach dem ortsüblichen Brauche durch billiges Ermessen bestimmt. Kann der Vater die Dotationspflicht nicht erfüllen, oder ist er nicht mehr am Leben, so geht dieselbe auf die Mutter und weiterhin subsidiär auf die Großeltern über. Wenn die Ausstattung in der Ehe verloren geht, so ist eine neue D. nicht zu fordern; dagegen hat eine solche (Redotation) im Fall einer neuen Ehe stattzufinden. Der Anspruch auf D. steht zunächst der Frau zu; der Mann kann nur dann die Dotationsklage erheben, wenn dieselbe ihm von der Frau übertragen worden ist oder das Versprechen der D. an ihn statt gefunden hat. Im französischen Recht gibt es keine Dotationspflicht, es gilt vielmehr der Grundsatz: ne dote qui ne veut.

Dotis (Totis, magyar. Tata, lat. Theodatum), Marktflecken im ungar. Komitat Komorn, westlich von Gran, besteht aus dem eigentlichen D. (Oberstadt) auf einem Hügel und Tovaros (Seestadt) an einem 4 Kilom. im Umfang messenden See, hat ein Schloß des Fürsten Esterházy mit Gärten, ein großes Kastell, ein Gymnasium, ein Kolleg der Piaristen (seit 1764) und einen Konvent der Kapuziner (seit 1744), große Marmorbrüche, verschiedene römische Alterthümer und (1869) 9855 Einw., welche Spiritus-, Steingut-, Leder- und Zuckerfabrikation, Brauerei und Weinbau treiben. Am See zwischen der Ober- und Seestadt steht ein verfallenes Schloß, worin sich M. Corvinus gern aufhielt. Die zahlreichen hier befindlichen Schwefelquellen bilden förmliche Teiche.

Dotter, s. Ei.

Dotter (Leindotter), Pflanzengattung, s. Camelina.

Dotterblume, s. Caltha.

Dottōre (ital., »Doktor«), seit dem 12. Jahrh. eine stehende komische Charaktermaske in der italienischen Komödie, einen gelehrten Pedanten darstellend. Sie hat eine Maske mit schwarzer Nase und rothen Backen, trägt meist eine Brille und spricht den bolognesischen Dialekt.

Dotzauer, Justus Johann Friedrich, Violoncellvirtuos, geb. 20. Juni 1783 zu Häselrieth bei Hildburghausen, Schüler des Cellisten Kriegk in Meiningen, ward 1801 in der Hofkapelle zu Hildburghausen angestellt, ging 1805 nach Leipzig und erhielt 1811 auf K. M. v. Webers Betrieb die Stelle des ersten Violoncellisten an der Hofkapelle zu Dresden, von wo aus er mehrere größere Kunstreisen machte. Seit 1850 pensionirt, starb er zu Dresden 6. März 1860. Als Violoncellvirtuos stand D. durch sein edles und geschmackvolles Spiel im ersten Rang.

Als Komponist hat er sich durch Streichquartette, Konzerte, Phantasien, Duo's ꝛc. für das Cello bekannt gemacht; auch schrieb er eine gediegene Violoncellschule. Für seine Lehrtüchtigkeit zeugen seine Schüler F. A. Kummer, K. Drechsler, K. Schuberth, sein Sohn Louis D. u. a.

Dotzinger, Jost, Baumeister von Worms und von 1452—72 Werkmeister des Münsters zu Straßburg. Er war es auch, der 1452 eine Verbrüderung aller deutschen Hütten zu Stande brachte.

Dou (spr. do-u, Dow), Gerard, berühmter holländ. Maler, geb. 1613 zu Leiden, lernte bei P. Kouwenhoven die Glasmalerei, um 1630 aber bei Rembrandt die Oelmalerei. Rembrandts sorgfältige Malweise und besonderer Vortrag jener Zeit blieben ihm fortan eigen; ein klares Helldunkel, eine tiefgestimmte, warme Farbe und eine gemüthliche Auffassung zeichnen seine Werke aus, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß er die Ausführung zumeist ins Kleinliche übertrieb und aus der engen Auffassung seiner Genrescenen nicht herauskam. Namentlich stoßen seine Bildnisse durch den Mangel einer freiern Behandlung und Auffassung ab; auch die Einsiedler, die er mit Vorliebe malte, befriedigen weniger als die Darstellungen aus dem Kreis der holländischen Bürgerfamilie, die zum großen Theil in abendlicher Beleuchtung erscheinen. D. lebte noch 1672. Sein Fleiß ließ trotz der minutiösen Ausführung viele Werke entstehen, die in ganz Nordeuropa die Gallerien schmücken; namentlich besitzen der Louvre, München, Dresden, Amsterdam und St. Petersburg Hauptwerke von ihm. Hervorragend sind: die Wassersüchtige, im Louvre; der Arzt mit dem Uringlas (1653), in Wien; die Abendschule, in Amsterdam, die namentlich durch die wunderbare Wirkung des Kerzenlichts, worin D. kein Späterer erreichte, hervorragt; der Marktschreier (1652), in München u. a. D. hat viel Einfluß gehabt und ist eigentlich als der Gründer der »Feinmalerei« zu betrachten; unter seinen Schülern ragt G. Schalcken, namentlich aber Fr. van Mieris hervor.

Douai (spr. duä, lat. Duacum), Arrondissementsstadt und Festung im franz. Departement Nord, an der Scarpe und dem Kanal Sensée, der dieselbe mit der Schelde verbindet, im Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, ist eine alte weitläufige Stadt, die über 7 Kilom. im Umfang hat und in ihren alten bethürmten Mauern fast ebensoviel Gärten als Wohnungen einschließt. Sie hat gerade Straßen und einen schönen Marktplatz, der von architektonisch interessanten Häusern eingefaßt ist, unter denen besonders das gothische Stadthaus (aus dem 15. Jahrh., 1857—68 restaurirt) mit seinem malerischen, 40 Meter hohen Belfried (Glockenthurm) hervorragt, mehrere schöne Kirchen (z. B. Notre Dame, mit einem todten Christus, welcher van Dyck zugeschrieben wird, St. Jacques, St. Pierre, die Katharinenkapelle ꝛc.), verschiedene Klöster, mehrere Hospitäler, ein großes Arsenal und eine bedeutende Kanonengießerei. D. ist Sitz einer Akademie (für die Departements Nord, Aisne, Ardennen, Pas de Calais, Somme), hat zwei Fakultäten (für Rechte und Literatur), ein Lyceum, ein Collége, eine Normalprimärschule, eine Artillerieschule und andere Lehranstalten, eine Gemäldegallerie, ein reiches naturhistorisches Museum, eine Bibliothek von 40,000 Bänden und 600 Manuskripten und einen botanischen Garten. Auch ist D. Sitz eines Appellhofs. Eine dreifache Linie von Festungswerken aus dem 15. und 16. Jahrh., durch Vauban vervollständigt und in neuerer Zeit zum großen Theil neu hergerichtet, umgibt die Stadt. Die Einwohner, deren Zahl sich (1872) auf 23,840 beläuft, unterhalten bedeutende Fabriken in Zeugen, Spitzen und Leder, Gießereien, Fabriken für Maschinen und Ackerbaugeräthe, Zucker, Chemikalien, Seife, Glas sowie lebhaften Handel mit Getreide, Kohlen (die in der Nähe gewonnen werden), Salz, Oelfrüchten, Mehl ꝛc. An der Stelle von D. stand einst ein Schloß, das Castrum Duacense, das 897 von den Normannen zerstört worden sein soll. Die Stadt befand sich während des Mittelalters in größter Blüte und war Sitz des Parlaments von Flandern. Sie gehörte zuerst den Grafen von Flandern, dann den Herzögen von Burgund und bildete nach deren Aussterben einen Theil der spanischen Niederlande. Im Jahr 1562 wurden die Fakultäten als Universität gegründet. Unter Ludwig XIV. 1667 ward D. von den Franzosen erobert, aber 1710 von den Alliirten unter Marlborough nach einer zweimonatlichen Belagerung wieder genommen. Im Jahr 1712 von Villars von neuem erobert, kam es wieder an Frankreich, mit dem es durch den Utrechter Frieden 1713 für immer vereinigt wurde.

Douairière (franz., spr. duäriähr), dotirte, von ihr zugewiesenen Einkünften (dotarium) lebende Standeswittwe.

Douane (franz., f., spr. duān), Zollhaus, Zollamt, Mautbüreau; auch das gesammte zur Abwehr der verbotenen Ein- und Ausfuhr und zur Erhebung des Zolls angestellte Beamtenpersonal (Douaniers).

Douarnenez (spr. duarnönähs), Stadt und Hafen im franz. Departement Finistère, Arrondissement Quimper, südlich an der gleichnamigen Bai, mit (1872) 7180 Einw., früher ein nicht unbedeutender Handelsplatz, jetzt meist auf Fischerei, besonders Sardellenfang beschränkt, der etwa 800 Barken und 4000 Menschen beschäftigt. Unter den Gebäuden sind die Kirche Ste. Hélène mit zierlichem Glockenthurm und die Kapelle St. Michel bemerkenswerth. Die Stadt hat auch Seebäder.

Douay (spr. duä), 1) Charles Abel, franz. Divisionsgeneral, geboren im März 1809, ward 1844 Bataillonschef im 9. Linienregiment, 1848 Kommandeur des 8. Jägerbataillons in Afrika, zeichnete sich 1855 im Krimkrieg, namentlich bei dem Angriff auf den Malakoff, aus und wurde zum Brigadegeneral befördert. Als solcher focht er ruhmvoll im Feldzug in Oberitalien 1859, namentlich in der Schlacht bei Solferino, und erhielt dann ein höheres Kommando in der Armee von Paris. 1866 ward er Divisionsgeneral und Kommandeur der 7. Division, und 1869 erhielt er die Aufsicht über die Militärschule von St Cyr. Zu Beginn des deutsch-französischen Kriegs 1870 ward ihm das Kommando der 2. Infanteriedivision des Korps Mac Mahon übertragen, mit welcher er bei Weißenburg den ersten Anprall der Armee des Kronprinzen von Preußen auszuhalten hatte. Schon 3. Aug. machte D. die Wahrnehmung, daß der Feind sich in bedeutender Stärke seiner Stellung nähere, und er meldete dies dem bei Wörth stehenden General Ducrot, welchem das eventuelle Kommando auch über Douay's Division übertragen war. Ducrot ertheilte ihm den Befehl, den Kampf aufzunehmen. Er erhielt aber keine Verstärkung von den übrigen Theilen des 1. Korps, sondern mußte mit verhältnismäßig sehr geringen Kräften den Angriff erwarten. Am 4. Aug. morgens griff die dritte deutsche Armee seine Stellung bei Weißenburg (s. d.) an, und zwar mit solchem Ungestüm, daß der Widerstand der französischen Division nur sehr kurze Zeit dauerte. Als D. seine

Truppen nach verzweifeltem Kampf überall weichen sah und seinen Namen durch diese erste Niederlage beschimpft glaubte, stürzte er sich dem Feind entgegen und fand den gesuchten Tod.

2) Felix Charles, Bruder des vorigen, geb. 1816, erwarb sich besonders Verdienste um die Ausbildung der Truppen im Schießen und befehligte zu diesem Zweck mehrmals das Lager von Châlons. Er zeichnete sich in Algier und in der Krim aus, machte den italienischen Feldzug 1859 als Kommandant einer Brigade im Korps des Generals Niel mit und ward bei Magenta schwer verwundet. Nach dem Krieg zum Divisionsgeneral ernannt, machte er als Führer der Vorhut unter dem General Forey die mexikanische Expedition mit, ward hierauf kaiserlicher Flügeladjutant und erhielt das Kommando der 1. Infanteriedivision des 1. Armeekorps zu Paris. Bei Beginn des deutsch-französischen Kriegs 1870 ward ihm das Kommando des 7. Armeekorps übertragen, welches in dem ersten strategischen Aufmarsch der französischen Armee bei Belfort stand, aber zum Theil noch nicht vollständig organisirt war. D. hatte zunächst die Aufgabe, den obern Rhein zu beobachten, dann aber auch Mac Mahon eventuell zu unterstützen. Er erfüllte diese Aufgabe so gut es möglich war, und sandte dem Marschall zur Schlacht bei Wörth eine Division. Nachdem die Schlacht verloren war, benutzte D. die wenigen ihm noch gelassenen Tage, um die Außenforts von Belfort zu vollenden, und trat dann ebenfalls den Marsch nach Châlons an, wo er 1. Aug. ankam, um sofort mit Mac Mahon nach Sedan zu ziehen. In die Kämpfe 30. Aug. bei Stonne verwickelt, vertheidigte D. in der Schlacht bei Sedan die Höhen von Illy und Floing auf dem linken Flügel der französischen Aufstellung gegen die Angriffe des 5. und 11. Korps der deutschen Armee. D. mußte sich nach 3 Uhr in den Wald von Garenne zurückziehen. Durch die Kapitulation von Sedan gerieth er in Kriegsgefangenschaft. Nach Abschluß des Friedens erhielt er wieder ein Kommando in der Armee und nahm hervorragenden Antheil an der Belagerung und Eroberung von Paris und der Niederwerfung des kommunistischen Aufstandes. Ende 1871 führte er das Kommando des 4. Korps der unter Mac Mahon stehenden Armee von Versailles, und 1873 erhielt er das des 5. Korps mit dem Sitz in Fontainebleau.

Doubgras, s. Cynodon.

Double (franz., spr. dubl, »doppelt«), alte französische Silbermünze seit 1200, = 2 Deniers. Der D.-Tournois war eine Silbermünze, in Tours geprägt, der vorigen anfangs an Werth gleich; später, bis zur Kupfermünze verringert, kam er zu Ende des 17. Jahrh. ganz außer Kurs. Der D.-Henri war eine französische Goldmünze, unter Heinrich III. und IV. geprägt, = einem Doppellouisd'or (D.-Louis); s. Louisd'or.

Doublette (franz., spr. du-), etwas doppelt Vorhandenes, namentlich in Sammlungen, z. B. Bücher in Bibliotheken; dann Gegenstände, die zu Paaren verkauft werden; in der Musik zwei gleichnamige Orgelstimmen, die zu einer oder mehreren Klaviaturen disponirt worden sind; beim Juwelier ein aus zwei Steinen, von denen der eine als Ober-, der andere als Untertheil geschnitten ist, zusammengesetzter Edelstein (s. Edelsteine); in der Gärtnerei eine Blume, namentlich eine Nelke mit bandförmigen, andersfarbigen Streifen. Eine D. machen, in der Jägersprache mit doppelläufigem Gewehr zwei Thiere unmittelbar hinter einander erlegen.

Doublings (engl., spr. döbblings), die Kreuz- und Quersprünge, »Haken«, des verfolgten Hasen.

Dobliren (spr. du-, franz. doubler), verdoppeln; einen Stoff d., Futter darunter setzen, füttern, ein Schiff d., dessen Hauptplanken zum Schutz gegen den Schiffswurm mit der Spickerhaut oder dem Kupferbeschlag (Doublage) bekleiden; beim Stoßfechten rasches Herumgehen um des Gegners Klinge; s. Dupliren.

Doublone (Dublone), Name verschiedener Goldmünzen.

Doublure (franz., f., spr. dublühr), Unterfutter; Aufschlag an Röcken.

Doubs (spr. duh), ein zum System des Rhône gehörender Fluß im östlichen Frankreich, entspringt im Departement Rhône am Berg Rirou im Jura (in 937 Meter Meereshöhe), westlich vom Lac de Jour, oberhalb des Dorfs Mouthe, vereinigt sich im Thalgrunde mit dem bei Chaux Neuve entspringenden Ruisseau du Bief und ergießt sich, des letztern Richtung annehmend, in den See von St. Point. Nachdem der Fluß Pontarlier (830 Meter ü. M.) und Morteau passirt hat, betritt er mit dem Lac de Brenets die Schweizergrenze (740 Meter) und bildet unmittelbar nach seinem Ausfluß den Saut du D. einen hübschen, 24 Meter hohen Wasserfall. Nachdem er eine Strecke lang bis oberhalb Soubey auf der Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz dahingeflossen, beschreibt er durch das schweizerische Gebiet von St. Ursanne einen scharfen Bogen nach W., wendet sich dann durch ein Querthal nach N. und beginnt endlich seinen gewundenen Unterlauf in südwestlicher Richtung, fast parallel dem Oberlauf. Er mündet bei Verdun links in die Saône. Das obere Thal bis Montbéliard ist eng und felsig, oft von senkrechten Felswänden eingeschlossen; das untere, bis Besançon hier und da noch beengt, ist weiter abwärts weit und waldig. Der Fluß hat eine Länge von 430 Kilom. Unter seinen Zuflüssen sind die Savoureuse (rechts) und Loue (links) die bedeutendsten. Mittels eines Kanals, der unterhalb Dôle an der Saône anfängt und bis in die Ill bei Straßburg geführt ist, verbindet der D. den Rhône mit dem Rhein.

Das nach ihm benannte franz. Departement besteht aus dem größten Theil der Grafschaft Hochburgund (Franche-Comté) und der ganzen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard), grenzt im O. und SO. an die Schweiz, im SW. an das Departement Jura, im NW. und N. an das Departement Obersaône und das Elsaß und umfaßt 5227,5 QKilom. (94,9 QM.) mit (1872) 291,190 Einw. (1866: 298,072). Das Land, bewässert von den Flüssen Doubs, Loue (Louve), Dignon, Dessoubre rc. und gegen 2000 kleinen hier entspringenden Bächen, ist größtentheils gebirgig und besonders im SO. von Jurakalkketten (mit Gipfeln von über 1400 Meter Höhe) erfüllt, deren Höhen, 7—8 Monate mit Schnee bedeckt, fast vegetationslos sind, deren südliche Abhänge jedoch treffliche Weiden und Thäler mit Fichtenwäldern haben. Die Wohnungen sind in dieser obern Region spärlich. In der mittlern, mildern Region beginnt Weizenkultur und Wein, und die Höhen sind mit Eichen, Buchen und Fichten bewaldet. Die Ebene endlich, das Thal des Doubs und des Dignon, über welche sich die Berge 300 Meter hoch erheben, ist reich an Getreide und Wein und stark bevölkert. Die Hochebenen der ersten beiden Regionen sind mit Sümpfen bedeckt, und auch am Fuß der Berge finden sich ausgedehnte Seen und Sümpfe und viele Torfstiche. Auch zahlreiche Höhlen und einige Mineralquellen sind vorhanden. Das Klima ist kontinental gemäßigt,

aber wegen der häufigen und starken Regen nicht gesund; der Unterschied zwischen der Sommer- und der Wintertemperatur ist beträchtlich. Das Mineralreich bietet viel Eisen, auch Silber, Steinkohlen (bis jetzt nicht bebaut), Torf, Marmor; auch gibt es mehrere Mineralquellen (Eisen- und Schwefelwässer: Chaux du Milieu, Villers, Guisancie &c.). Die Landwirtschaft hat trotz der ungünstigen Lage des Landes in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Der Anbau der Cerealien hat sich verdoppelt, die Viehzucht wesentlich vervollkommnet; große Sumpfstrecken sind ausgetrocknet, wüste Heideflächen fruchtbar gemacht worden. Im ganzen kommen vom Areal 125,384 Hektar auf Cerealien, 19,754 Hektar auf Küchenland, 30,090 Hektar auf künstliche, 92,216 Hektar auf natürliche Wiesen, 7617 Hektar auf Weinland, 130,146 Hektar auf Busch und Wald; der Rest ist Weide- und Brachland &c. Die Viehzucht liefert besonders starke Pferde und viele Ziegen. Die Industrie beschäftigt sich mit Torf- und Eisenproduktion (von ersterem jährlich ca. 215,000 metr. Ctr., von letzterem 450,000 metr. Ctr.), mit Eisenverarbeitung, die zahlreiche Etablissements beschäftigt; ferner mit Salzgewinnung (an 60,000 metr. Ctr.), Maschinenbau, Uhrmacherei (jährlich ca. 300,000 Stück, Hauptsitz Besançon), Glockengießerei, Absinthbereitung, Ziegelfabrikation &c. Der Handel ist lebhaft und führt die Erzeugnisse des Landes nebst Holz, Vieh, Butter und Käse (Produktion jährlich über 5 Mill. Stück) aus. Die Einwohner sind ein echtes Gebirgsvolk, von gedrungenem Körperbau, ausdauernd, kriegerisch, redlich, gastfrei. An höheren Unterrichtsanstalten bestehen 1 Lyceum, 3 Collèges und 2 freie Sekundärlehranstalten. Das Departement ist in vier Arrondissements (Besançon, Beaume, Pontarlier und Montbéliard) eingetheilt und hat Besançon zur Hauptstadt.

Doucement (franz., spr. dußmáng), sanft, sachte, leise.

Doucet (spr. dußßä), Charles Camille, franz. Dramatiker, geb. 16. Mai 1812 zu Paris, widmete sich, nach vollendetem Rechtsstudium, der Bühnenpoesie und brachte es durch den Ruhm seiner Lustspiele bis zu der Stelle eines Direktors der Administration sämmtlicher französischen Bühnen (1853), welcher 1863 diejenige eines Direktors der Theater im Ministerium des kaiserlichen Hauses folgte. Zwei Jahre später wurde er an Alfred de Vigny's Stelle in die Akademie gewählt. Von seinen Lustspielen sind die bekanntesten: »Un jeune homme« (1841); »L'avocat de sa cause« (1842); »La chasse aux fripons« (1846); »Le dernier banquet« (1847); »Le fruit défendu« (1857; deutsch, Berl. 1861) u. a. Sein letztes Stück ist das Drama »La considération« (1860), das mit dem vorgenannten Lustspiel wohl als die gelungenste Produktion Doucets zu bezeichnen ist. Außerdem veröffentlichte D. verschiedene Gelegenheitspoesien, als: »Versailles« (1840), »Le 16 mars 1856«, »Le chant du cygne« (ein kleines Drama in Versen) und zwei lyrische Scenen: »Velasquez« (1847) und »La barque d'Antonie« (1849), welche von der Akademie der schönen Künste gekrönt wurden. Am »Moniteur parisien« versah er lange Zeit das Amt des dramatischen Kritikers. Seit 1847 Ritter, wurde er 1857 zum Officier und 1867 zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Seine »Comédies en vers« erschienen gesammelt 1855 in 2 Bänden, seine »Oeuvres complètes« 1875 ff.

Douceur (franz., f., spr. dußßör), Süßigkeit; Sanftmuth; insbesondere auch (deutsch meist n.) s. v. w. Trinkgeld, kleine Erkenntlichkeitsgabe; Douceurs, Schmeicheleien.

Douche (franz., f., spr. duhsche), ein Bad, wobei ein mit gleichmäßiger Kraft aus einer Röhre herausgespritzter Wasserstrahl oder eine in Tropfen vertheilte Wassermasse (Regendouche) irgend einen Theil des Körpers trifft, wirkt hautreizend und zertheilend auf Geschwülste, auch kräftigend auf Rückenmark und Nerven. Die sogen. aufsteigende D., wobei der Wasserstrahl in die weibliche Scheide eingeführt wird, darf gewissermaßen als örtliches Bad für den Scheidentheil der Gebärmutter angesehen werden und wird neuerdings vielfach mit gutem Erfolg bei allerhand Leiden der Gebärmutter angewendet. Auch Gasbäder benutzt man in Form von Douchen, indem man die bei Mineralquellen dem Boden entströmende Kohlensäure oder die beim Erwärmen von Schwefelwässern sich entwickelnden Gase durch Schläuche auf den leidenden Theil leitet. Douchiren (douchen), mit einer D. netzen, bespritzen. S. Bad.

Doué (D. la Fontaine, spr. duë lä fongtähn), Städtchen im franz. Departement Maine-et-Loire, Arrondissement Saumur, mit den interessanten Ruinen der Kirche St. Denis, zwei großartigen Fontänen mit umfangreichen Bassins, einem angeblich römischen Amphitheater (das aber nichts als ein alter verlassener Steinbruch ist, den man früher zu scenischen Darstellungen benutzte), einem Steinkohlenbergwerk und (1872) 3210 Einw. D., im Alterthum Doadum oder Theoduadum, war vormals eine Residenz der aquitanischen Könige. Hier 1793 wiederholte Niederlage der Vendéer durch General Santerre.

Doughet (spr. dugä), Maler, s. Dughet.

Douglas (spr. dögglăs), 1) Stadt auf der Südostküste der engl. Insel Man im Irländischen Meer, ist Hauptort der Insel, Sitz eines Bischofs, hat ein schönes Schloß (Mona Castle) der Herzöge von Athol, welche früher im Besitz der ganzen Insel waren, einen vorzüglichen, durch ein Fort geschützten Hafen und (1871) 13,972 Einw., die Fischerei und bedeutenden Handel treiben. D. wird viel als Seebad besucht. — 2) Stadt in der schottischen Grafschaft Lanark, am gleichnamigen Fluß, der zum Clyde fließt, Stammort der Familie Douglas (s. d.), hat beträchtliche Baumwollmanufaktur und (1871) 2624 Einw. Das Schloß Douglas steht auf steiler Landspitze am Clyde und enthält ein Denkmal Henry Bells, der 1812 das erste Dampfschiff in Schottland erbaute.

Douglas (spr. dögglăs), eins der berühmtesten und ältesten Geschlechter Schottlands, in die Geschichte seines Vaterlands vielfach verflochten, soll von einem Krieger abstammen, der 770 eine Schlacht des Skotenkönigs Solvathius gegen Donald, König der westlichen Inseln, entschied und wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe Dhuglas, »der schwarze Mann«, genannt wurde. Nach anderen ist die Familie flamändischen Ursprungs und soll erst im 12. Jahrh. nach Schottland gekommen sein. Die namhaftesten Sprößlinge dieses Geschlechts sind:

1) William III., der eigentliche Stammvater aller D., vertheidigte 1296 Berwick gegen König Eduard I., gerieth bei Erstürmung der Stadt in Gefangenschaft, nahm, kaum in Freiheit gesetzt, mit Wallace nochmals den Kampf gegen jenen auf, fiel aber wieder in englische Gefangenschaft, in der er 1303 starb.

2) James, Sohn des vorigen, Gefährte des Königs Robert Bruce in dessen Kämpfen gegen die Engländer. Seine verheerenden Züge machten ihn so

gefürchtet, daß Mütter ihre Kinder mit der Drohung »Der schwarze D. kommt!« zu beschwichtigen pflegten. Nach langen Kämpfen vermittelte er den für beide Reiche nothwendigen Frieden von Northampton (1. März 1328). Auf einer Reise nach Palästina begriffen, um das Herz des verstorbenen Königs Robert Bruce dessen Willen gemäß dahin zu bringen, trat er, von christlichem Eifer und Kampfeslust getrieben, in die Dienste Alfons' XI. von Kastilien und fiel im Kampf gegen die Mauren vor Sevilla 1330.

3) Archibald, Bruder des vorigen, war während der Minderjährigkeit David Bruce's, Roberts Sohns, Regent von Schottland, vertrieb den dem Land aufgedrungenen König Eduard Baliol, machte 1333 einen Einfall in Northumberland, ward in der unglücklichen Schlacht bei Halidowhill von den Engländern gefangen genommen und starb kurz darauf in der Haft.

4) Sir William, Ritter von Liddesdale, natürlicher Sohn von D. 2), focht gegen die Irländer, als diese mit Eduard Baliol in Schottland einbrachen, erlitt aber 1333 an der Grenze eine Niederlage und gerieth selbst in Gefangenschaft, aus welcher er erst nach zwei Jahren befreit wurde. Des von Eduard III. befestigten Schlosses zu Edinburg bemächtigte er sich durch List. In den Kämpfen gegen England zeichnete er sich vielfach aus. In der Schlacht von Nevilscroß (17. Okt. 1346) gefangen, wurde er erst nach 1354 infolge eines Vertrags mit dem König von England, worin er sich diesem zu verschiedenen Dienstleistungen verpflichtete, frei gelassen. Er fiel 1354 durch die Hand seines Vetters Lord William D. in Galesford im Ettrickforst, zwischen dem Tweed- und Yarrowfluß an einer Stelle, die heute noch Williamscroß heißt.

5) William IV., Archibalds Sohn, nahm die Kämpfe mit den Engländern erfolgreich wieder auf, ward für die erwirkte Freilassung des gefangenen Königs David von diesem 1356 zum Grafen erhoben, vermehrte den Reichthum seines Hauses durch Heirathsverbindungen mit den Familien Marr und Angus; starb 1384.

6) James II., Graf von, Sohn des vorigen, Herr von Liddesdale, Baron von Drumlanring, nahm lebhaften Antheil an dem Krieg mit England 1378 und machte 1388 einen verheerenden Einfall in Northumberland bis an die Thore von York, fiel auf seiner Rückkehr bei Otterbourne, von Heinrich Percy angegriffen, 5. Aug. 1388.

7) Archibald II., James' II. Halbbruder und durch dessen Tod Graf von D., betheiligte sich ebenfalls an den Kriegen mit den Engländern, ward bei einem Raubzug bis unter die Thore von Newcastle überfallen, 14. Sept. 1402 in einer blutigen Schlacht bei Homildon geschlagen und selbst nebst den vornehmsten Schotten gefangen, zwar wieder frei, gerieth aber in der Schlacht bei Shrewsbury (1403) von neuem in Gefangenschaft. Bald wieder in Freiheit gesetzt, zog er mit einem Hülfskorps von 5000 Mann zu König Karl VII. von Frankreich, der ihm dafür die Herrschaft Touraine als Herzogthum und Pairie verlieh. Zwar besiegte er die Engländer bei Beaugé, erlitt aber im August 1423 bei Crevan eine schwere Niederlage und fiel im August 1424 in der blutigen Schlacht bei Verneuil in der Normandie als Befehlshaber des französischen Heers sammt seinen Söhnen.

8) Archibald III., Sohn und Nachfolger des vorigen, begleitete den Grafen von Buchan, der 1420 ein Hülfskorps von 7000 Mann nach Frankreich führte, erhielt hier die Grafschaft Longueville in der Normandie und ging 1424 als Gesandter nach England, um die Befreiung König Jakobs I. zu erwirken, was ihm zwar glückte, wofür er aber von diesem wenig Dank erntete. Erst während der Minderjährigkeit Jakobs II. gelangte er zu großem Einfluß. Er starb 1438.

9) William, Neffe des vorigen, verdrängte als Günstling Jakobs II. die regierenden Minister Crichton und Livingston, worauf er zu der Würde eines Generalleutnants des Königreichs gelangte. Bald aber wieder durch Crichton vom Hofe verdrängt, zog er sich in sein eigenes Land zurück, das alle Grenzprovinzen und den größten Theil des westlichen Schottland umfaßte, und unternahm 1450 eine Pilgerfahrt nach Rom, während welcher wegen Ueberschreitungen seiner Vasallen mehrere seiner Besitzungen vom König verheert, seine Schlösser Lochmaben und Douglas aber der Erde gleich gemacht wurden. Nach seiner Rückkehr in eine lange und blutige Fehde mit Crichton verwickelt, wurde er auf Veranstaltung desselben zu Fastnacht 1452 an den Hof des Königs zu Stirling eingeladen und hier von diesem eigenhändig ermordet.

10) James, Bruder des vorigen, verschwor sich mit seinen Geschwistern zur Rache wegen des an dem Bruder begangenen Mordes und brannte die Stadt Stirling nieder, mußte aber bald nach England fliehen, ward endlich 22. Juli 1484 bei Lochmaben gefangen und von Jakob II. in das Kloster Lindors geschickt, wo er 1488 als Mönch starb.

11) Archibald, der fünfte Graf aus dem durch Heirath mit der ältern Linie D. verbundenen Haus Angus, welches nach dem Tode von D. 10) einen Theil der Güter desselben geerbt hatte, der große Graf oder auch der Katzenglöckner genannt, befand sich bei der bewaffneten Zusammenkunft, die 1482 von den Großen in der Kirche zu Lunder gehalten wurde und Cochrane's, Günstlings von Jakob III., Ermordung herbeiführte, und war auch bei der zweiten Adelsverschwörung, die mit dem gewaltsamen Tod Jakobs III. endigte, thätig. Im Jahr 1492 ward er Hüter der Grenzmarken, bekleidete bis 1498 die Stelle eines Staatsraths und Großkanzlers und folgte 1513 dem König in den unglücklichen Feldzug nach England; er starb 1514.

12) Gavin, einer der ältesten schottischen Dichter, geboren um 1474 als dritter Sohn des vorigen, studirte zu Paris, widmete sich dann dem geistlichen Stand, ward Rektor von Hawick, später Bischof von Dunkeld und starb 1522. In den stürmischen Wirren der Zeit zeichnete er sich durch Mäßigung und Friedsamkeit aus und genoß als Dichter großes Ansehen. Sein Hauptgedicht ist das dem König Jakob IV. gewidmete allegorische Gedicht: »The palace of honour« (1553, neue Ausg. 1827), welches er im Alter von 27 Jahren verfaßt hatte. Nicht minder bedeutend ist ein anderes seiner Produkte: »King Hart« (zuerst in Pinkertons Sammlung altschottischer Gedichte [Lond. 1788] veröffentlicht), eine Allegorie des menschlichen Lebens. D. erreicht in beiden Dichtungen seinen Zeitgenossen Dunbar nicht, weder in der Originalität der Erfindung, noch in der Beschreibung; seine sanften, wortreichen, breiten Gedichte verdanken nicht einem innern Drang ihr Entstehen, sie athmen mehr Kunst als Natur. Am bekanntesten ward er durch seine Uebersetzung von Virgils Aeneide ins Schottische, die er 1513 ausführte (zuerst gedruckt Lond. 1553; neue Ausg.

1710 und 1839). Eine Auswahl seiner Werke, mit biographischen Notizen, einem Glossar und Anmerkungen von einem Geistlichen Scott, erschien 1787.

13) Archibald, sechster Graf von Angus, Enkel von D. 11), heirathete 1514 die Wittwe Jakobs IV., Margaretha, eignete sich unter heftigen Kämpfen mit den anderen Großen die Regentschaft über den unmündigen König Jakob V., seinen Stiefsohn, an, mißbrauchte aber seine Gewalt in willkürlicher Weise, so daß seine Gemahlin ihn verließ und der nach Stirling entflohene Jakob V. ihn ächtete. Nach längerem Kampf mußte er 1528 nach England fliehen, wo er vergeblich Ränke schmiedete, um den schottischen Adel gegen den König aufzuwiegeln. Nach Jakobs V. Tode kehrte D. 1543 nach Schottland zurück und wurde in seine Würden und Güter wieder eingesetzt. Er starb 1557. Seine Tochter Margaretha wurde Gemahlin des Grafen Lennox und Mutter Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart.

14) James D. von Pittendrich, durch Heirath vierter Graf von Morton, ein Mann von großen Talenten, aber ehrgeizig und grausam, spielte eine bedeutende Rolle unter der Regierung der Maria Stuart. Er erhielt von dieser die Würde eines Kanzlers und war betheiligt an der Ermordung des Sängers Rizzio (9. März 1566). Infolge der Aussöhnung der Königin mit Darnley seit 20. März 1566 des Kanzleramts entsetzt, mußte er mit seinen Genossen nach Northumberland fliehen. Der gewaltsame Tod Darnley's war zum Theil sein Werk, ebenso die nachfolgende Vermählung der königlichen Wittwe mit Bothwell sowie das einen Monat später in Stirling gegen die Königin geschlossene Bündnis. In dem Bürgerkrieg, der nach Murray's Ermordung mit erneuerter Heftigkeit ausbrach, wurde Morton zum Regenten erwählt, wobei ihn Elisabeth von England unterstützte. Von nun an herrschte englischer Einfluß unbedingt in Schottland, und Maria ward von keinem Unterthanen mehr als Monarchin anerkannt. Des Grafen knechtische Unterwürfigkeit gegen Elisabeth sowie seine Habgier erregten aber den Unwillen der Nation, so daß der Adel dem Ruf des zwölfjährigen Königs Jakob VI. zu einem außerordentlichen Staatsrath, unter dessen Sanktion er die Regentschaft aufzulösen gedachte, bereitwillig folgte. Morton unterwarf sich wider alles Erwarten dem Ausspruch dieses Staatsraths und erlangte dadurch eine Lossprechungsakte für sich, worauf er sich auf sein Schloß Dalkeith zurückzog. Bald aber nahm er nach Beseitigung seiner Gegner seinen Sitz im Staatsrath wieder ein und trat von neuem an die Spitze der Staatsgeschäfte. Man nahm endlich seinen Antheil an Darnley's Mord als Vorwand, ihn zu verderben. Das deshalb niedergesetzte Gericht erklärte ihn der Theilnahme an jenem für schuldig, und er wurde 2. Juni 1581 zu Edinburg enthauptet.

15) Archibald, ein Neffe des vorigen, der fünfte Graf von Morton, mußte bei den inneren Unruhen in Schottland 1584 nach England flüchten, kehrte aber bald wieder zurück und wurde in seine Würden wieder eingesetzt. Er starb 1588. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, fielen seine Güter und Titel theils an die D. von Lochleven, eine Seitenlinie des Geschlechts, theils an die D. von Glenberry.

16) Robert, der zweite aus dem Haus Wittingham, geb. 1611, kam sehr jung nach Schweden, diente unter König Gustav Adolf, ward 1643 zum Generalmajor ernannt und vereinigte sich nach der Schlacht bei Jankau 1645 mit dem Fürsten Rakoczi in Ungarn. Im Jahr 1646 nahm er an den kriegerischen Operationen in Bayern und Schwaben Antheil, erschien als schwedischer Deputirter bei den Verhandlungen in Ulm und ward darauf Gouverneur über sämmtliche schwedische Eroberungen in Schwaben sowie Generalleutnant der Kavallerie der schwedischen Armee in Deutschland. 1651 wurde er in den schwedischen Freiherrenstand, 1654 in den Grafenstand erhoben. In dem polnischen Krieg 1655 war er bei der Einnahme von Krakau und in dem glücklichen Treffen bei Golup thätig und besiegte den zum Entsatz herbeirückenden Adel der Provinzen Masovien und Podlachien. Nach der Schlacht bei Warschau folgte er dem König nach Preußen, um nach Karl Gustavs Abreise das Kommando der im Danziger Werder zurückgelassenen Truppen zu übernehmen. Im Jahr 1657 nach Schweden zurückgekehrt, ward er zum Feldmarschall ernannt, begab sich 1658 nach dem von Rußland und Polen hart bedrängten Livland, bemächtigte sich daselbst mehrerer Städte, nahm den Herzog von Kurland mit seiner ganzen Familie zu Mitau gefangen und eroberte Kurland. Indessen fiel Kurland bald wieder in die Hände der Polen, die schwedische Armee ward über die Düna zurückgedrängt, und D., seit kurzem auch Generalgouverneur von Livland, sah sich genöthigt, zur Erhaltung seiner Truppen von der Provinz die schwersten Opfer zu verlangen, wodurch der Bedrückung freier Spielraum gegeben wurde. Nach den Friedensschlüssen von Oliva und Cardes kehrte er nach Schweden zurück, wo er 28. Mai 1662 zu Stockholm starb. Von ihm stammen die noch blühenden schwedischen Grafen von D. ab. Vgl. Hume of Godscroft, History of D. (Edinb. 1743, 2 Bde.).

Douglas (spr. döggläs), Stephan Arnold, nordamerikan. Staatsmann, geb. 23. April 1813 zu Brandon im Staat Vermont, ließ sich 1833 zu Winchester im Staat Illinois nieder und eröffnete hier eine Schule, die ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner begonnenen juristischen Studien gewährte. Im März 1834 ward er Sachwalter beim obersten Gerichtshof zu Illinois und erwarb sich hier bald einen so ausgezeichneten Ruf, daß er bereits 1835 von der Legislatur zum Generalanwalt des Staats ernannt ward. In rascher Folge ward er dann Mitglied der Staatslegislatur, Registrator des Land office, Staatssekretär und 1841 Beisitzer des obersten Gerichtshofs (Judge of the supreme Court). Nachdem er sich 1837 vergeblich um die Vertretung von Illinois im Kongreß beworben, war er 1843 glücklicher und war nun bis zum 4. März 1847 Mitglied des Repräsentantenhauses zu Washington. Noch vor Erreichung des gesetzlichen Alters ward er zum Mitgliede des Senats erhoben und bekleidete, stets von neuem gewählt, diesen Posten bis an sein Ende. Als energischer Charakter und feuriger Redner nahm er in beiden Versammlungen eine einflußreiche Stellung ein. Er betrieb die Annexion von Texas und den mexikanischen Krieg, machte England gegenüber die Rechte der Union auf das Oregongebiet mit großer Entschiedenheit geltend und fungirte als Vorsitzender und Berichterstatter des Komité's, welches die Bill zur Organisation neuer Territorien und zur Aufnahme neuer Staaten in die Union entwarf. In der Frage über die Sklaverei entschieden auf Seiten der Südstaaten und der Demokratie stehend, ward er 1852 als Kandidat für die

Präsidentenwürde aufgestellt, mußte jedoch dem General Pierce weichen. Im Januar 1854 legte er dem Kongreß die Bill zur Organisation des bisherigen Nordwest- oder Kansas- oder Nebraskagebiets vor, welche 24. Mai nach heftigen Debatten durchging und so verhängnisvolle Folgen für die Union hatte, insofern dadurch der Ausbreitung der Sklaverei in den neu gewonnenen Territorien bedeutend Vorschub geleistet und Nordamerika in zwei feindliche Lager getheilt ward. Aber als principieller Vertheidiger der Selbständigkeit der einzelnen Staaten opponirte er, als Buchanan, dem er als Präsidentschaftskandidat 1856 unterlegen war, dem Volk von Kansas eine Konstitution aufzuzwingen suchte, durch welche die Sklaverei gegen den Willen der Majorität eingeführt wurde, verlor dadurch die Gunst der südlichen Demokratie, gewann aber die der nördlichen, deren Hülfe er bei den bevorstehenden Wahlen bedurfte. Im Jahr 1859 ward er nach heftigem Wahlkampf zum drittenmal in den Senat für Illinois gewählt, indem er über seinen Gegenkandidaten Abraham Lincoln siegte. 1860 trat D. zum drittenmal als Präsidentschaftskandidat auf. Auf einem Konvent der demokratischen Partei zu Charleston sprach sich zwar die Mehrheit für ihn aus; doch verweigerten die Vertreter des Südens, durch D.' Verhalten in der Kansasfrage erbittert, dem Majoritätsbeschluß ihre Anerkennung und verließen die Versammlung. Obwohl nun die Delegirten der Nordstaaten in Baltimore D. fast einstimmig zum Kandidaten der Partei ernannten, so verharrten doch die der Südstaaten bei ihrem Widerspruch und stellten in der Person Breckenridge's einen besondern Kandidaten auf, wodurch sich die Stimmen der Demokratie zersplitterten und der Sieg der Republikaner herbeigeführt ward. Obwohl D. bei der Präsidentenwahl dem Abraham Lincoln unterlag, unterstützte er doch denselben und gab den Secessionisten gegenüber die entschiedene Erklärung ab, daß die Union um jeden Preis aufrecht erhalten werden müsse. Von Lincoln zum Generalmajor in der Armee ernannt, starb er 3. Juni 1861 nach kurzer Krankheit zu Chicago. Vgl. Sheahan, Life of D. (New York 1860).

Douglass (spr. döggläss), Frederic, ein nordamerikan. Mulatte, der sich als Redner und Schriftsteller in Amerika wie in England einen gewissen Namen gemacht hat, geb. 1817 von einer Sklavin auf einer der Plantagen des Kolonel Lloyd in Maryland (Grafschaft Talbot), lernte trotz des Widerstands, den sein Herr seinem Lerntrieb entgegensetzte, schreiben, lesen und rechnen. Im Jahr 1832 kaufte ihn ein Schiffbauer in Baltimore und verwandte ihn zunächst als Aufseher der Arbeiter, dann als Schiffskalfaterer. Nach drei Jahren entzog sich D. dieser Leibeigenschaft durch entschlossen ausgeführte Flucht (September 1838) und gelangte glücklich nach New Bedford in Massachusetts, wo er Arbeit fand und den Namen D. annahm. Durch die Bekanntschaft mit William Lloyd Garrison, dem bald seine großen geistigen Fähigkeiten klar wurden, erhielt er neue Ermuthigung und hülfreiche Unterstützung zur weitern Selbstausbildung, und da er bei den Anti-Slavery Meetings, denen er in Bedford beiwohnte, in kurzer Zeit eine überraschende rednerische Kraft entwickelte, so ward er auf Verwendung verschiedener Freunde 1841 als Lecturer an der American Anti-Slavery Society angestellt, ein Amt, das er mit immer wachsendem Erfolg verwaltete. Im Jahr 1845 publicirte er seine Autobiographie unter dem Titel: »My bondage and my freedom« (deutsch, Hamb. 1860). Im Jahr 1846 besuchte er England, wo er als Redner großes Aufsehen machte und seine Freunde die nöthige Summe zu seiner gesetzlichen Freikaufung von seinem ehemaligen Herrn aufbrachten. In Rochester, wohin er später übersiedelte, gründete D. eine eigene Wochenschrift: »Fred Douglass's Paper«, und einige Zeit darauf den »North Star«. Im letzten amerikanischen Krieg verfocht er eifrig die Sache des Nordens und war besonders für die Einreihung farbiger Soldaten in die Armee und die Sicherung ihrer Rechte thätig. Nach Proklamirung der Emancipation berief ihn Präsident Lincoln häufig nach Washington zur Konsultation über Angelegenheiten und Interessen der Farbigen, und 1871 ward er Sekretär bei der San Domingo-Kommission. Auch verschiedene bedeutende diplomatische Posten, so in Liberia, Hayti rc., wurden ihm zu wiederholten Malen angeboten, von ihm aber immer ausgeschlagen. Erschienen ist von ihm noch: »The nature, character and history of the anti-slavery movement« (Glasgow 1855).

Douillette (franz., f., spr. dujett), wattirter Steppрrock; douillettiren, einhüllen.

Doullens (spr. dulläng), Arrondissementsstadt im franz. Departement Somme, nördlich von Amiens, an der Authie, mit (1872) 4238 Einw., mehreren alten Kirchen und einer Citadelle, die sonst für einen der wichtigsten Punkte der Picardie galt und gegenwärtig als Korrektionsanstalt für Weiber (früher Staatsgefängnis) benutzt wird.

Doune, Flecken in der schott. Grafschaft Perth, am Teith, mit großen Viehmärkten, einem ehemals sehr festen Schloß und (1871) 1262 Einw. Nahebei (bei Deanstown) eine große Baumwollmanufaktur.

Dourdan (spr. durdäng), Stadt im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Rambouillet, an der Orge und der Orléansbahn, mit einem großen, runden Donjon (Ueberrest eines alten Schlosses), einer alten Kirche, Fabriken für seidene und wollene Strümpfe, Maschinen und Ackerbaugeräthschaften, Baumwollspinnerei, Bleicherei und (1872) 2914 Einw.

Do, ut des, und **Do, ut facias** (lat.), ich gebe, damit du (mir etwas) gebest, und ich gebe, damit du (mir etwas) verrichtest, im römischen Recht zwei sogen. Innominatkontrakte. S. Vertrag.

Doute (franz., m., spr. duht), Zweifel; sans d., ohne Zweifel, zweifellos; douteux (spr. dutöh, dutöß), zweifelhaft.

Douville (spr. duwil), Jean Baptiste, franz. Abenteurer, um 1794 im westlichen Frankreich geboren, war kaum in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt, als er Asien und Amerika bereiste. Seine Bemühungen, in China einzudringen, schlugen fehl; dagegen reizten ihn die Erzählungen portugiesischer Kaufleute, Congo und das innere Afrika zu besuchen. Von San Felipe in Benguela aus durchstreifte er die den Portugiesen unterworfenen Königreiche Angola und Benguela, drang dann angeblich in die gegen O. und N. davon gelegenen Negerländer vor, von wo er sich wieder nordwärts nach dem Hafen von Ambriz wandte. Sein Bericht an die Pariser Geographische Gesellschaft, deren Sekretär er war, trug ihm die Preismedaille für die wichtigste 1830 gemachte Entdeckung und die Ehrenmitgliedschaft der Geographischen Gesellschaft zu London ein. Sein Reisewerk ist betitelt: »Voyage au Congo et dans l'intérieur de l'Afrique équinoxiale, fait dans les années 1828, 1829 et 1830« (Par. 1832, 3 Bde., u. öfter) und wurde freudig begrüßt. Allein unmittelbar nach seinem Erscheinen wies Cooley Desborough nach,

daß D. in der Zeit, welche er in Afrika zugebracht haben wollte, als Sprachlehrer in England gelebt habe, und daß seine Reiseroute wahrscheinlich nur eine Verarbeitung älterer portugiesischen Expeditionen enthält. Da aber jener Nachweis in einer wenig gelesenen Zeitschrift, dem »Edinburgh philosophical journal«, enthalten war, so konnte es kommen, daß noch um 1850 H. Berghaus Douville's Bericht für authentisch hielt. Im Jahr 1835 ließ D. sich in Formigas in Brasilien, auf dem Weg von San Romao nach dem Diamantendistrikt, als Arzt nieder, ward aber bald darauf ermordet.

Dove, 1) Heinrich Wilhelm, einer der bedeutendsten Physiker der Gegenwart, geb. 6. Okt. 1803 zu Liegnitz, besuchte die dortige Ritterakademie und widmete sich seit Ostern 1821 zu Breslau und zu Berlin mathematischen und physikalischen Studien. Er habilitirte sich Ostern 1826 als Privatdocent zu Königsberg, ward im Sommer 1828 außerordentlicher Professor daselbst, 1829 in Berlin, wo er 1845 zum ordentlichen Professor befördert und in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Dove's Arbeiten beziehen sich auf alle Gebiete der Physik; mit Vorliebe aber hat er die Optik und die Lehre von der Elektricität durch geistvolle Untersuchungen und die Konstruktion wichtiger Instrumente und Apparate gefördert. Sein Hauptverdienst beruht aber in der streng wissenschaftlichen Begründung, welche er der Meteorologie gegeben hat. Er veranlaßte die Errichtung zahlreicher meteorologischen Stationen, die jetzt nach seinem Beobachtungssystem arbeiten und mit dem Meteorologischen Institut in Berlin in Verbindung stehen. Das von ihm aufgestellte Drehungsgesetz der Winde ist die Basis der modernen Meteorologie geworden und hat die Erklärung mannigfacher Erscheinungen in der Atmosphäre ermöglicht. D. ist seit 1848 Direktor des seit 1846 gegründeten königl. Meteorologischen Instituts, welches eine Abtheilung des Statistischen Büreau's bildet, und von welchem über 80 Stationen ressortiren. Von Dove's physikalischen Schriften nennen wir: »Ueber Maß und Messen« (2. Aufl., Berl. 1835); »Untersuchungen im Gebiete der Induktionselektricität« (das. 1843); »Wirkungen aus der Ferne« (das. 1845); »Ueber Elektricität« (das. 1848); »Darstellung der Farbenlehre« (das. 1853); »Optische Studien« (das. 1859); »Anwendung des Stereoskops, um falsches von echtem Papiergeld zu unterscheiden« (das. 1859); »Der Kreislauf des Wassers« (2. Aufl., das. 1874); »Gedächtnisrede auf A. v. Humboldt« (das. 1869). Unter seinen meteorologischen Arbeiten sind besonders hervorzuheben: »Meteorologische Untersuchungen« (Berl. 1837); »Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde« (das. 1840—1859, 6 Thle.); »Die Witterungsverhältnisse von Berlin« (das. 1842, 2. Aufl. 1852); »Ueber den Zusammenhang der Wärmeveränderung der Atmosphäre mit der Entwickelung der Pflanzen« (das. 1846); »Temperaturtafeln« (das. 1848); »Bericht über die 1848 und 1849 auf den Stationen des Meteorologischen Instituts im preußischen Staat angestellten Beobachtungen« (das. 1851); »Monatsisothermen« (das. 1850); »Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde« (2. Aufl., das. 1852); »Die Witterungsgeschichte des letzten Jahrzehnts 1840—1850« (das. 1853); »Die Verbreitung der Wärme in der nördlichen Hemisphäre« (das. 1855); »Die täglichen Veränderungen der Temperatur« (das. 1846 u. 1856); »Die Rückfälle der Kälte im Mai« (das. 1857); »Klimatologische Beiträge« (das. 1857—69, 2 Thle.); »Ueber die nicht periodischen Aenderungen der Temperaturvertheilung auf der Oberfläche der Erde« (das. 1859); »Monats- und Jahresisothermen in der Polarprojektion« (das. 1864); »Darstellung der Wärmeerscheinungen durch fünftägige Mittel« (das. 1856—69, 3 Thle.); »Die Witterungserscheinungen des nördlichen Deutschland 1858—63« (das. 1864); »Die Stürme der gemäßigten Zone mit besonderer Berücksichtigung der Stürme des Winters 1862—63« (das. 1863); »Das Gesetz der Stürme« (das. 1857; 4. Aufl., das. 1874); »Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco« (das. 1867), nebst Nachtrag: »Der schweizer Fön« (das. 1868); »Monatliche Mittel der Jahrgänge 1864, 1865 und 1866 für Druck, Temperatur, Feuchtigkeit &c. sämmtlicher mit dem Meteorologischen Institut zu Berlin vereinigten deutschen Stationen«, in der »Preußischen Statistik« (1867—1873 jährlich); »Ueber die mittlere und absolute Veränderlichkeit der Temperatur der Atmosphäre« (das. 1867); »Klimatologie von Norddeutschland« (das. 1868—72, 2 Thle.). Zahlreiche Arbeiten Dove's enthalten Poggendorffs »Annalen« und die Abhandlungen der Berliner Akademie. Die Resultate der meteorologischen Beobachtungen sind in der »Zeitschrift des preußischen Statistischen Büreau's« niedergelegt.

2) Richard Wilhelm, ausgezeichneter Kirchenrechtslehrer, Sohn des vorigen, geb. 27. Febr. 1833 in Berlin, studirte daselbst 1851—55 die Rechte, promovirte 1855 mit der Dissertation: »De jurisdictionis ecclesiasticae apud Germanos Gallosque progressu« (Berl. 1855), arbeitete dann als Auskultator und 1857—60 als Referendar bei dem Kammergericht und habilitirte sich 1859 an der Universität als Privatdocent. Im Jahr 1862 wurde er in Tübingen außerordentlicher, 1863 ordentlicher Professor der Rechte und Mitglied des Spruchkollegiums; 1865 ging er in gleicher Eigenschaft nach Kiel, von wo er 1868 einem Ruf als ordentlicher Professor und außerordentliches Mitglied des hannöverschen Landeskonsistoriums nach Göttingen folgte. Im Jahr 1873 wurde er zum Mitgliede des preußischen Gerichtshofs für kirchliche Angelegenheiten ernannt. Noch als Privatdocent schuf er 1860 in der »Zeitschrift für Kirchenrecht« ein Organ für das evangelische Kirchenrecht und für die Behandlung des katholischen Kirchenrechts vom nicht ultramontanen Standpunkt, worin er die Rechte des Staats gegenüber der Kirche kräftig vertrat. Außerdem verfaßte er eine »Sammlung der wichtigeren neuen Kirchenordnungen, Kirchenverfassungsgesetze &c. des evangelischen Deutschland« (Tübing. 1865) und bearbeitete von Richters »Lehrbuch des Kirchenrechts« die 6. und 7. Auflage (Leipz. 1865—67 u. 1871—74).

3) Alfred Wilhelm, Bruder des vorigen, geb. 4. April 1844 zu Berlin, studirte 1861—66 in Heidelberg und Berlin zuerst Medicin und Naturwissenschaften, dann Geschichte, wurde 1873 in Leipzig Privatdocent, 1874 in Breslau außerordentlicher Professor und erwarb sich durch Begründung und Herausgabe der Zeitschrift: »Im neuen Reich« (Leipz. 1871—74, fortgesetzt von Konr. Reichard) sowie durch seine quellenkritische Untersuchung: »Die Doppelchronik von Reggio und die Quellen Salimbene's« (das. 1873) den Ruf eines geistreichen und gründlichen Historikers.

Dover (spr. dohwr), 1) Seestadt in der engl. Grafschaft Kent, am Pas de Calais (Strait of D.), Frankreich gegenüber, liegt am Ausgang des von hohen

Kreidefelsen eingeschlossenen Thals des Flüßchens Dour und ist bekannt als Haupthafen für den Reisendenverkehr zwischen England und dem Kontinent (täglich vier Dampfboote nach Calais und Ostende) und als wichtige Festung. Der Hafen ist künstlich gebildet, von gewaltigen Steindämmen umgeben und umfaßt eine Oberfläche von 36 Hektar. Der vollkommen geschützte Außenhafen ist auch während der Ebbe zugänglich. Gewaltige Festungswerke krönen die umgebenden Höhen, beherrschen die Zugänge zu Stadt und Hafen und bieten Raum für eine Armee von 25,000 Mann. Das alte Schloß von D., 99 Meter ü. M., enthält einen von den Römern erbauten Thurm und eine angelsächsische Kirche. Die innere Veste (Keep) stammt aus der Zeit Heinrichs II. Die Stadt selbst ist ziemlich unansehnlich und auch als Seebad wenig besucht. Eine alte, im 15. Jahrh. für nach Canterbury gehende Pilger erbaute Herberge (Maison Dieu) dient jetzt als Rathhaus. Die Stadt besitzt ein Museum und ein Theater. Die Zahl der Einwohner beträgt (1871) 28,506 (darunter 2518 Soldaten). Im Jahr 1872 kamen 1830 Schiffe von 345,119 Tonnen vom Ausland an, und 1806 Schiffe von 316,813 Tonnen liefen dahin aus, fast sämmtlich von und nach Frankreich und Belgien. Im Küstenhandel kamen 395 beladene Schiffe von 39,710 Tonnen an, und 145 von 8791 Tonnen liefen aus. Zum Hafen gehören 58 Schiffe (darunter 6 Dampfer) von 4858 Tonnen Gehalt und 117 Fischerboote. Der Werth der Einfuhr vom Ausland erreichte 1872 einen Betrag von 81,006,300 Mark, derjenige der Ausfuhr britischer Produkte von 51,358,240 Mark. Bei D. (Portus Dubris) soll Julius Cäsar seinen ersten Versuch gemacht haben, zu landen. Unter Eduard dem Bekenner wurde die Stadt mit vier anderen als »Cinque Ports« zur Landesvertheidigung bestimmt. Wilhelm der Eroberer verstärkte die Befestigungen. Im Jahr 1295 wurde die Stadt von einer französischen Flotte geplündert. Das Schloß hat mehrere Belagerungen ausgehalten, und zur Zeit Karls I. wurde dasselbe von den Anhängern des Parlaments überrumpelt. In der Nähe von D. befindet sich der aus »König Lear« bekannte Shakespeare-Cliff, ein steiler Felsen. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat New Hampshire, Grafschaft Strafford, am Cocheco, 18 Kilom. vom Meer, mit 10 Kirchen, Fabriken, lebhaftem Handel und (1870) 9274 Einw., ist die älteste Stadt des Staats, 1623 angesiedelt. — 3) Hauptstadt des nordamerikan. Staats Delaware, Grafschaft Kent am Jones Creek, 7 Kilom. vom Fluß Delaware, mit großem Staatenhaus, 3 Kirchen, einer Bank, Akademie und (1870) 1906 Einw. D. besitzt ein schönes Monument zum Andenken an den Oberst John Haslett, der in der Schlacht von Princeton fiel.

Dovrefjeld (spr. döwrefjäll), eine Abtheilung des skandinav. Hochgebirges, die sich im mittlern Theil von Norwegen, zwischen der Driva und der Rauma im N. und dem Gudbrands-Laagen im S., von 63°—62° 40' nördl. Br. erstreckt, 810—1100 Meter mittlere Höhe hat und nach dem an der Südseite belegenen Kirchspiel Dovre benannt wird. Die zahlreichen Kuppen erscheinen abgerundet und fallen auf einer Seite oft ziemlich allmählich ab, während die übrigen Seiten fast unersteiglich schroff sind. Am Fuß werden sie von einem Wall aus größeren und kleineren Steinblöcken und Grus umgeben, oft bedecken auch kleinere Blöcke und Steine die höchsten Gipfel. Als der hervorragendste unter denselben gilt der Snehätten, mit 2320 Meter Höhe und einem unbedeutenden Gletscher; der benachbarte Skredshö kommt ihm an Höhe fast gleich (2290 Meter). Pässe führen über das D. in 1100—1720 Meter Höhe; auch führt über dasselbe, nahe dem Snehätten, die große Straße von Christiania nach Drontheim. Auf der unbewohnten Höhe stehen vier Alpenherbergen: Fogstuen, Jerkind, Kongsvold und Drivstuen; zwischen der zweiten und dritten erreicht die Straße die größte Höhe (1250 Meter). Weiter westlich ist die Straße von Christiania nach Molde, wo eine merkwürdige Bifurkation sich befindet, indem der See Lesjeskogens Vand (620 Meter ü. M.) sowohl gegen SO. durch den Gudbrands-Laagen (Nebenfluß des Glommen), als auch gegen NO. durch die ein enges und tiefes Thal durchströmende Rauma abfließt.

Dow, Maler, s. Dou.

Dower'sches Pulver (Pulvis Ipecacuanhae opiatus s. Doweri), Mischung aus 1 Theil Opium, 1 Th. Ipecacuanhapulver und 8 Th. schwefelsaurem Kali, ein beliebtes und bewährtes Mittel gegen Durchfälle und zur Erzielung diaphoretischer Wirkungen.

Dowlais, großartige Eisenhütten bei Merthyr Tydvil in der engl. Grafschaft Glamorgan (Wales), mit 181 Hohöfen und täglichem Verbrauch von 1000 Tonnen Steinkohlen.

Dowlas (spr. daulës), ursprünglich aus gebleichtem Garn dicht und gedrungen gewebte Leinen, welche früher aus der Lausitz und Schlesien nach England exportirt wurden und im allgemeinen der Creasleinwand glichen. Gegenwärtig versteht man unter D. stärkere baumwollene Gewebe, die ohne Appretur in den Handel kommen und für Wäsche sehr beliebt sind.

Dowlutabad, Stadt, s. Daulatabad.

Down (spr. daun), Grafschaft im östlichen Theil der irischen Provinz Ulster, grenzt westlich an die Grafschaft Armagh, nördlich an Antrim und die Belfastbai, östlich und südöstlich an das Irische Meer und südlich an die Carlingfordbucht, welche sie von Louth scheidet, und umfaßt 2468 QKilom. (44,8 QM.) mit (1871) 277,775 Einw. (1861: 299,866), von welchen 32 Proc. katholisch sind. Das Land ist im allgemeinen ein fruchtbares Hügelland, nur im SW. erhebt sich das kahle granitische Mournegebirge (mit dem 850 Meter hohen Slieve Donard). An der Ostküste liegt die Dundrumbai und die große Lough Strangford genannte Bucht, welche die Halbinsel Ards vom Meer trennt. Die Hauptflüsse sind der Bann, Newry und Lagan, von denen die beiden ersteren durch den Newrykanal verbunden sind. Von der Oberfläche sind 52 Proc. Ackerland und 29 Proc. Weideland. Flachs wird in großer Ausdehnung angebaut. Im Jahr 1873 gab es 32,048 Pferde, 146,895 Stück Hornvieh, 74,157 Schafe und 32,807 Schweine. Die Fischerei beschäftigt 2800 Fischer. Der Bergbau liefert etwas Blei und Silber. Die Industrie schafft namentlich Leinenwaaren (33 Fabriken mit 140,892 Spindeln, 1133 mechanischen Webstühlen und 8600 Arbeitern), Hanf- und Jutegespinste (3 Fabriken, 3356 Spindeln, 450 Arbeiter), etwas Wollzeuge (2 Fabriken mit 102 Arbeitern), Papier &c. Hauptstadt ist Downpatrick.

Downham (spr. daunhäm), Marktflecken in der engl. Grafschaft Norfolk, am schiffbaren Ouse, treibt Handel mit Butter und Wildbret und hat (1871) 2752 Einw.

Downpatrick (spr. daunpättrik), Hauptstadt der irischen Grafschaft Down, besteht aus getrennten englischen, schottischen und irischen Stadttheilen, hat 4 Kirchen, einen Gerichtshof, Leinweberei, Brauereien, Gerbereien, Seifensiedereien und (1871) 4156 Einw. Der übrigens unbedeutende Hafen liegt 1 Kilom.

unterhalb der Stadt, an der Mündung des Quoile in den Lough Stranford.

Downs (spr. dauns), eine große Rhede an der Südostküste der engl. Grafschaft Kent, welche von Deal, Dover und den Sandwich-Castles vertheidigt wird.

Doxālo (mittellat., n., Mehrzahl: Doxalia), in katholischen Kirchen das den hohen Chor vom Hauptschiff trennende Gitter.

Doxologīe (griech., »Lobpreisung«), Gebet zum Preis Gottes, insbesondere die Schlußworte des Vaterunsers: »dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit«. Diese Worte kamen erst im 4. Jahrh. in den evangelischen Bericht des Matthäus, weshalb die katholische Kirche das Vaterunser noch heute unmittelbar mit der siebenten Bitte schließt. In der katholischen Liturgie kommt eine kleine und eine große D. vor. Die kleine (doxologia minor) besteht aus den Worten: »Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist (Gloria patri, filio et Spiritui sancto in saecula saeculorum)« und dem spätern Zusatz: »so wie es war im Anfang, jetzt und in Ewigkeit. Amen«. Die große (doxologia major) ist eine wahrscheinlich durch Hilarius, Bischof von Poitiers (gest. 368), erweiterte Ausführung des englischen Lobgesangs und fängt mit den Worten an: »Ehre sei Gott in der Höhe (Gloria in excelsis Deo)«. Zu ihr gehört auch das Trishagion. Vgl. Gloria.

Doxomanīe (griech.), Ruhmbegierde, Ruhmsucht.

Doxosophīe (griech.), Weisheitsdünkel.

Doyen (franz., spr. doajäng, v. lat. decanus), der Aelteste, besonders dem Dienstalter nach; Dechant, Dekan; d. d'âge, auch bloß d., Alterspräsident.

Doyen (spr. doajäng), Gabriel François, franz. Historienmaler, geb. 1726 zu Paris, war Schüler Vanloo's, bildete sich dann von 1748—55 in Italien, ward 1777 Hofmaler des Grafen Artois und Lehrer der Akademie zu Paris, 1791 Direktor der Akademie zu Petersburg, starb daselbst 5. Juni 1806. Von seinen Werken besitzt Paris: Tod der Virginia; Venus, von Diomedes verwundet; Ulysses, den jungen Astyanax aufsuchend; Triumph der Amphitrite; die heil. Genoveva, wie sie Paris durch ihre Fürbitte von der Pest befreit, jetzt in der Kirche St. Roche. Die vortrefflichsten Plafondmalereien Doyens an der Decke des Georgensaals im Winterpalast zu Petersburg sind durch den Brand von 1838 zerstört worden. Einige Gemälde von D. besitzen noch die kaiserliche Eremitage und die Akademie der Künste daselbst. Man rühmt an Doyens Werken effektvolles Kolorit und richtige Zeichnung besonders verkürzter Formen.

Dozy (spr. dosi), Reinhart, ausgezeichneter niederländ. Orientalist, geb. 21. Febr. 1820 zu Leiden aus einer ursprünglich aus Valenciennes stammenden Familie, widmete sich daselbst seit 1837 philologischen und historischen, besonders aber unter Weijers und E. Quatremère orientalischen Studien, erhielt 1844 eine Anstellung bei der Sammlung orientalischer Handschriften zu Leiden und wurde 1850 zum Professor der Geschichte an der Universität daselbst ernannt, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. D. besitzt eine gründliche Kenntnis der meisten semitischen Sprachen (namentlich des Arabischen) und spricht und schreibt ebenso fast alle europäischen Sprachen mit gleicher Gewandtheit. Als Schriftsteller zeichnet er sich ebenso durch Korrektheit und Gewissenhaftigkeit wie durch lebendige und geschmackvolle Darstellung aus. Seine erste größere Arbeit war das »Dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes« (Amsterd. 1845), eine vom königlich niederländischen Institut gekrönte Preisschrift. Derselben folgte eine lange Reihe von Werken, von denen wir als die bedeutendsten nennen: »Histoire des Benou-Zyân de Tlemcen« (Amsterd. 1844); die auf einer Reise nach England und Deutschland verfaßten »Scriptorum Arabum loci de Abbadidis« (Leid. 1846—63, 3 Bde.); »Commentaire historique sur le poëme d'Ibn Abdoun par Ibn Badroun« (das. 1846—48); eine Ausgabe von Abd el Wahid al Marrekoschi's Geschichte der Almohaden (das. 1847) und Ibn Adhari's Geschichte Afrika's und Spaniens (mit Einleitung und Glossar, das. 1848—51, 2 Bde.); »Notices sur quelques manuscrits arabes« (das. 1847—51), die schließlich sich zu dem sorgfältigen »Catalogus codicum orientalium academiae Lugduno-Batavae« (das. 1851, 2 Bde.) ausdehnten; ferner »Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen-âge« (das. 1849, 2. Aufl. 1860, 2 Bde.); die von wahrhaft kritischem Geist erfüllte »Histoire des Musulmans d'Espagne de 711—1110« (das. 1861, 4 Bde.; deutsch, Leipz. 1873), Dozy's Hauptwerk, durch das ein umfangreicher und überaus wichtiger Theil der Weltgeschichte zum erstenmal aus dem Gebiete der Lüge und Fabel an das Licht der historischen Wahrheit gerückt wurde. Seine »Histoire des Israélites à la Mecque« (1864; deutsch, Leipz. 1864) rief von jüdischer Seite eine große Opposition hervor und wurde als schlecht verschrien; populär gehalten ist die »Histoire de l'Islamisme« (1863). Schließlich ist noch seine Ausgabe der »Géographie d'Edrisi« (mit Glossar ꝛc., Leid. 1866) und der »Calendrier de Cordove de l'année 961« (das. 1873) zu erwähnen. D. ist Mitglied des Instituts von Frankreich, der Akademien zu Madrid, Kopenhagen ꝛc. und anderer gelehrten Gesellschaften.

Dr., abbreviirt f. v. w. Doctor.

Drabeskos, im Alterthum Stadt in Makedonien, im Gebiete der Edoner, welche hier 465 v. Chr. 10,000 athenische Kolonisten, die eine Niederlassung versuchten, vernichteten (jetzt Drama). Zwischen D. und Philippi wurde im Herbst 42 v. Chr. die gewöhnlich nach letzterem Ort genannte Schlacht zwischen den römischen Republikanern unter Brutus und Cassius und den Triumvirn Antonius und Octavianus geschlagen.

Drac (spr. drack), Fluß in der Dauphiné im südöstlichen Frankreich, entspringt auf den Kottischen Alpen im Departement Oberalpen, verfolgt nordwestliche und nördliche Hauptrichtung und mündet nach einem Laufe von 120 Kilom. unweit Grenoble in die Isère.

Dracaena *L.* (Drachenlilie, Drachenbaum, Drachenblutbaum, Drachenpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Asphodeleen, Bäume von palmenartigem Wuchs mit einer schönen Krone aus ganzen, langen, schwertförmigen oder linealen Blättern, reichblütigen Blütenrispen und dreisamigen Beeren. Die Dracänen unterscheiden sich von den Kordylinen, mit welchen sie gewöhnlich zusammengefaßt werden, durch die einander parallelen und oft noch durch Queradern mit einander verbundenen Seitennerven, die nur dreisamige Beere und dadurch, daß sie keine Ausläufer bilden. Man kennt etwa 20 Arten, welche in Afrika und auf den nordwestlich davon gelegenen Inseln sowie in Ost- und Hinterindien heimisch sind. D. Draco *L.*, auf den Kanaren, hat 1 Meter lange, 5 Centim. breite Blätter und weißliche Blüten in 1,25 Meter langer Endrispe. Der aus dem Stamm ausfließende rothe Saft liefert Drachenblut (s. d.). Der berühmteste Baum dieser Art stand in einem

Garten zu Orotava auf Teneriffa, war 23,5 Meter hoch und hatte 14 Meter Umfang über der Wurzel. Bei der Eroberung der Insel 1492 soll er schon ebenso dick gewesen sein; da er sehr langsam wächst, so schätzt man sein Alter auf mehrere tausend Jahre. Er wurde von den Guanchen als Heiligthum verehrt. **D. Betschleriana** *Goepp.* (**D. marginata latifolia hort.**). mit an der Basis zurückgeschlagenen, länglich lanzettlichen Blättern mit rothem Rand; **D. umbraculifera** *Jacq.*, mit langen, schmalen, in elegantem Bogen zurückgeschlagenen, saftig dunkelgrünen Blättern, welche auf meist sehr kurzem Stamm eine dichte Blattkrone bilden, von den Maskarenen stammend; **D. marginata** *Lam.*, mit saftig grünen, roth geränderten, sehr schmalen Blättern auf dünnem, weißem Stamm mit weißen, viereckigen Blattnarben; **D. arborea** *C. Koch et Bouché*, mit schmalen, etwas lederartigen, weit abstehenden Blättern mit weißer Mittelrippe und schmalem, rothem Rand, wahrscheinlich aus Ostindien; **D. (Aletris) fragrans** *L.*, eine schlanke, schnell wachsende Art, mit dunkelgrünen, etwas wellenförmigen, 30 Centim. langen, 10—12 Centim. breiten Blättern und wohlriechenden Blüten, werden bei uns in Gewächshäusern kultivirt und sind meist auch vortreffliche Zimmerpflanzen. Vgl. die Tafeln »Blattpflanzen I, II«.

Drach, Johann, s. Draconites.

Drache (lat. Draco), fabelhaftes Thier von ungeheurer Größe, geringelt, mit furchtbarem Blick, oft mehrköpfig, mit vergiftendem Hauch &c., kommt als Ungeheuer schon bei Homer vor. Der D. war bei den Alten der Diana, dem Bacchus und Mars geheiligt; nach Plutarch gehört er zu den Attributen der Heroen. Der Luftwagen der Medea, der Wagen der die Persephone suchenden Ceres werden von Drachen gezogen. In den Sagen des Mittelalters spielt der D. (hier meist geflügelt gedacht) eine wichtige Rolle. In der nordischen Sage umspannt der D. als Midgardsschlange das ganze Erdenrund. Nicht minder wissen die chinesischen, javanesischen und andere asiatische Sagen von ihm zu erzählen. Ursprünglich war der D. wohl eine große Schlange, die später durch Verwechselung mit fliegenden Sauriern Füße und Flügel erhielt. Die Erzählungen von Herodot und Megasthenes deuten offenbar auf geflügelte Eidechsen hin. Bei Confucius ist der D. Symbol der Erdbeben und Gewitter; aber was er vom Drachen sagt, stimmt gut zu den Lebensgewohnheiten der Amphibien. Am ausgebildetsten war der Schlangenkultus in Persien. Ahriman schuf den Drachen Dahaka, einen furchtbaren Dämon, der die Welt verwüsten sollte. Dieser wuchs zum Lindwurm heran, und der Kampf mit dem Lindwurm findet sich bereits im Zendavest. Nach Dunker sind die Drachen ein ursprünglich gemeinsames Eigenthum der indogermanischen Völker; sie wurden in Asien das Symbol eines Despoten, bei uns heimliche Bringer des Reichthums, fuhren in feuriger Gestalt durch den Schornstein und legten ihr zweifelhaftes Geschenk auf den Herd. Wer den Drachen besaß, hatte sich damit dem Teufel verschrieben. Vgl. Lindwurm. Als militärisches Zeichen kommt der D. bei fast allen Nationen des Alterthums und Mittelalters vor. Nachdem das Bild des Drachen schon bei den alten Griechen als Schmuck auf Helm und Schild gedient, ward es auch Feldzeichen und Wappenbild. In China ist der D. das Staats- und kaiserliche Wappen. In Japan, wo er mit Füßen, Händen und zwei Hörnern dargestellt wird, dient er als Fahnenknopf. In der biblischen und kirchlichen Symbolik ist er Bild des Teufels, des Heidenthums und der Abgötterei, des Antichrists. In der Heraldik ist der D. im Schild, auf dem Helm und als Schildhalter gebräuchlich und wird mit Fledermausflügeln dargestellt. Schnauze und Füße sind bewaffnet &c. Hat er keine Flügel, so ist es ein Lindwurm, mit Flügeln, ohne Füße eine geflügelte Drachenschlange. Er ist »bezwungen«, wenn er Kopf und Flügel hängen läßt, ein Seedrache, wenn er einen Fischschwanz hat. Drachenschwanzkreuz nennt man ein Kreuz, welches sich in Drachenschwänzen endigt. — D. nennt man auch ein gewöhnliches Spielzeug der Kinder, das aus zusammengeleimtem, über zwei dünne Kreuzhölzer gespanntem Papier besteht und die Form eines Rhomboïds hat, an dem ein langer Schwanz von leichten, durch Bindfaden verbundenen Papierstreifen hängt; an den längern Mittelstab wird eine Schnur gebunden und an diese ein langer Bindfaden befestigt. Wird der D. bei mäßigem Wind in die Höhe geworfen und dabei dem Wind entgegengezogen, so erhebt er sich durch den Stoß des Windes und steigt, indem der Faden allmählich nachgelassen wird, leicht zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Der Grund des Steigens liegt darin, daß das lange schwanzartige Ende, welches vom Wind fast horizontal fortgetrieben wird, den Hintertheil des Drachenkörpers etwas hebt und diesem eine schiefe Richtung gegen den Strom des Windes gibt, der angezogene Faden aber den Drachen nicht dem Wind weichen läßt, sondern ihn vielmehr gegen denselben treibt; so liegt der D. immer mit der ganzen Fläche seines Körpers gegen den Wind und muß, da der Faden ihn gegen denselben in einer und derselben Richtung zieht, nothwendig steigen. Musschenbroek hat die Theorie der Bewegung und des Steigens des Drachen genau erörtert; Franklin aber gab dem artigen Spielwerk eine für die Physik wichtige Bedeutung, indem er zuerst 1752 den Drachen benutzte, um die Elektricität aus den Wolken dadurch zu entlocken und auf die Erde herabzuleiten, was ihn von der Identität der Luftelektricität, also auch des Blitzes und der Maschinenelektricität überzeugte und weiter auf die Erfindung des Blitzableiters führte. Im Geschützwesen war der D. (Doppelkolubrine) ein langes Geschütz, welches [illegible]—20 Kilogr. Eisen schoß. Der fliegende D., noch länger als das vorige, schoß 15 Kilogr.

Drache (Flattereidechse, Draco *L.*), Reptiliengattung aus der Unterordnung der Eidechsen und der Familie der Leguane, ausgezeichnet durch die nicht gegen einander gebogenen, sondern gestreckten falschen Rippen, zwischen denen die Körperhaut eine Art Fallschirm bildet, den dreiseitigen, stumpfschnauzigen Kopf, kurzen Hals, langen Schwanz und die oft sackartig herabhängende Wamme an der Kehle, kleine, harmlose, unschädliche, nur in Ostindien und auf den Sundainseln auf Bäumen lebende und von Insekten sich nährende Eidechsen, die vermöge ihres Fallschirms sich auf Entfernungen von 6—9 Meter fortschwingen können. Der auf Java lebende gemeine fliegende D. (**Draco volans** *L.*) ist etwa 30 Centim. lang, grün mit bräunlichem, gebändertem und punktirtem Fallschirm.

Drache, Sternbild am nördlichen Himmel von 130—300° gerader Aufsteigung und 50—80° nördlicher Abweichung zwischen Cepheus, Herkules und Lyra. Der Schwanz zieht sich zwischen dem großen und kleinen Bären in Windungen hindurch; der Bauch geht in mehreren Krümmungen rund um den Pol der Ekliptik. Er hat einen Stern zweiter Größe

(am Kopf), 11 Sterne dritter Größe, im ganzen 183 einem scharfen Auge sichtbare Sterne. Der Stern α draconis, in der Mitte des Schwanzes, war vor circa 4600 Jahren Polarstern, indem er damals dem Nordpol viel näher stand als der jetzige Polarstern.

Drachenbaum, s. v. w. Dracaena.

Drachenblut (Drachenblutharz, Sanguis Draconis, Resina Draconis), dunkelblutrothes, undurchsichtiges, sprödes Harz, welches von verschiedenen Pflanzen stammt, für den europäischen Handel aber so gut wie ausschließlich von der in Hinterindien, auf den Molukken und Sumatra heimischen Palme, Calamus Draco *Willd.*, geliefert wird. Dies ostindische D. kommt meist von der Ostküste von Sumatra, von Palembang, Zambi, doch auch von Borneo, namentlich von Bandscher Masin und von Singapur, in den Handel. Das D. schwitzt in Körnern zwischen den rückwärts gerichteten Schuppen der Calamusfrüchte aus und besonders reichlich, wenn die Früchte der Einwirkung von Wasserdampf ausgesetzt werden. Dies Harz wird abgeschabt und in Stangen geformt; man zerstößt aber auch die Früchte, kocht sie mit Wasser und sammelt das sich ausscheidende Harz. Die Bereitung ist aber nicht überall gleich, und die Form der Handelswaare entscheidet nicht über ihre Güte. Das beste D. ist tiefroth, homogen, manchmal fast schwärzlich, undurchsichtig, geruchlos, schmeckt etwas süßlich, löst sich leicht in Alkohol, Alkalien, Oelen und Essigsäure, schwer in Aether, besteht bis zu 90 Proc. aus einem intensiv roth gefärbten Harz und enthält auch Benzoësäure, oxalsauren und phosphorsauren Kalk; es gibt mit koncentrirter Salpetersäure Oxalsäure, mit verdünnter Salpetersäure Benzoësäure, mit schmelzendem Kalihydrat Benzoësäure, Protocatechusäure, Paraoxybenzoësäure, Phloroglucin, bei trockener Destillation Toluol, Styrol, Benzoësäure, brennt mit rußender Flamme und verbreitet dabei einen storaxartigen Geruch. Es diente früher in der Medicin, jetzt fast nur noch zu rothen Firnissen, Polituren, Zahnpulvern 2c. Amerikanisches oder westindisches D., Sanguis Draconis de Cartagena, quillt aus der verwundeten Rinde von Pterocarpus Draco *L.* in Westindien, schließt sich aber mehr den Kinosorten an und unterscheidet sich vom ostindischen D. dadurch, daß die alkoholische Lösung nicht, wie bei diesem, durch Ammoniak gefällt wird. Kanarisches D. stammt von Dracaena Draco *L.* und soll aus dem verwundeten Stamm dieses Baums fließen. Aehnliche Produkte stammen von Croton Draco *Schlchtdl.* in Mexiko, Croton hibiscifolius *Kth.* in Neugranada sowie von Dalbergia monetaria *L.* in Surinam, Pterocarpus santalinus *L.* und indicus *Willd.* in Ostindien und Daemonorops accedens *Bl.* auf Sumatra; im Handel kommen diese Harze nicht oder doch nur selten vor. Verfälschungen mit roth gefärbten Harzen erkennt man leicht an dem Geruch beim Erhitzen und Anzünden und an der unvollständigen Löslichkeit in Alkohol.

Drachenblutbaum, s. Dracaena und Pterocarpus.

Drachenfels, Bergkegel des Siebengebirges in der preuß. Rheinprovinz, 325 Meter hoch, erhebt sich bei Königswinter gleich einer kolossalen Wand (277 Meter über dem Rhein) und trägt auf seinem Gipfel die Ruinen des Schlosses D. (früher Drachenburg, 1117 erbaut), ein Wirtshaus und einen Obelisken zum Andenken an den Rheinübergang von 1814. An der Rheinseite wächst die als Drachenblut bekannte Sorte Rheinwein; auch sind daselbst Steinbrüche in Trachyt (Dombruch), aus denen in neuerer Zeit das Material zum Ausbau des Kölner Doms genommen wurde.

Drachenkopf, Pflanze, s. Dracocephalum.

Drachenkopf und **Drachenschwanz,** die beiden Punkte der Mondbahn, in welchen diese die Ekliptik durchschneidet; der von der Ekliptik nördlich und südlich am weitesten entfernte Theil dieser Bahn heißt Drachenbauch. Vgl. Mond.

Drachenmonat, die Umlaufszeit des Mondes mit Bezug auf seine Knoten; ihre Dauer ist 27 Tage 5 Stunden 5 Minuten 36 Sekunden.

Drachenschwanz, Pflanze, s. Calla.

Drache zu Babel, Ueberschrift einer apokryphischen biblischen Erzählung, welche der griechischen Uebersetzung des Propheten Daniel beigegeben ist, und nach welcher im großen Beltempel zu Babel eine lebendige Schlange angebetet wurde. Da aber die Babylonier nur Gestirne verehrten, und das, was Diodor von Sicilien (II, 9) von silbernen Schlangen im Beltempel berichtet, wohl auf Thiersymbole und Götterembleme hinweist, so liegt jener in Alexandria entstandenen Legende, welche die Haltlosigkeit des Heidenthums gegenüber der Fülle jüdischer Gottesweisheit darthun soll, wahrscheinlich eine irrige Uebertragung des ägyptischen Thierdienstes auf die Babylonier zu Grunde.

Drachme (griech., »Griff, Prise«, d. h., so viel man mit drei Fingern fassen kann), im alten Griechenland Gewicht und Münze = $^1/_{100}$ Mine oder $^1/_{6000}$ Talent oder 6 Obolen, in der vorsolonischen Zeit = 6,03 Gramm und 1,9 Mark, nach Solon als Handelsgewicht noch von gleicher Höhe, als Münzgewicht (attische D.) = 4,366 Gramm und 0,79 Mark. Vgl. Talent. Auch im heutigen Griechenland ist die D. noch die Münzeinheit des Landes. Sie wird in 100 Lepta eingetheilt und hat in ihren Ausprägungen bis 1867 ein gesetzliches Rauhgewicht von 4,477 Gramm bei $^9/_{10}$ Feinheit; Silberwerth = 0,725 Mark. Seit 1867 ist sie den franz. Franken gleich, welche gesetzlich 5 Gramm wiegen, $^{835}/_{1000}$ fein und 0,751 Mark werth sind. Die D. ist ferner ein Medicinal- und Apothekergewicht in verschiedenen Ländern gewesen. In Deutschland war sie bis 1868 (Einführung des Grammgewichts in den Apotheken) der 8. Theil einer Unze (= $^1/_4$ Loth oder Quentchen) und wurde in 3 Skrupel à 20 Gran eingetheilt. Bei Umrechnungen derselben auf Recepten wird dieselbe = 3,75 Gramm gerechnet. In der Türkei ist die D. (Dram, Dramm) als Gewicht der 400. Theil der Okka, = 3,2076 Gramm.

Draco (lat.), s. Drache.

Dracocephălum *L.* (Drachenkopf), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, ausdauernde Kräuter oder strauchartige Gewächse, meist in Sibirien oder Taurien. Von D. canariense *L.* (Citronenkraut), auf den Kanarischen Inseln, an 1 Meter hoch, mit dreizähligen Blättern und blauen, röthlichen oder weißlichen, ährenständigen, stark riechenden Blüten, waren sonst die gewürzhaft, durchdringend kampher- und terpentinartig riechenden Blätter, Herba Melissae canariensis, kanarisches Melissenkraut, als nervenstärkendes Mittel im Gebrauch; ebenso von D. moldavicum *L.* (türkische Melisse), in der Moldau, Türkei 2c., mit zierlichen, weißen oder blauen, quirlförmig-ährenständigen Blumen, die gewürzhaft, melissenartig riechenden, herb bitterlich schmeckenden Blätter, Herba Melissae turcicae s. Melissae peregrinae,

türkisches Melissenkraut, Moldaudrachenkopfkraut. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Draco mitigātus, s. v. w. Quecksilberchlorür.

Draconites, Johann, eigentlich Drach oder Trach, ähnlich wie auch Andreas Rudolf Bodenstein nach seinem Geburtsort Karlstadt in Franken Karlstadt genannt, namhafter Beförderer der Reformation, um 1494 geboren, studirte seit 1509 zu Erfurt, wo er eine Stelle in der philosophischen Fakultät erhielt. Infolge seiner Theilnahme an den Empfangsfeierlichkeiten, die Luther 1521 bei seiner Durchreise nach Worms zu theil wurden, aus Erfurt vertrieben, ging er nach Wittenberg, ward 1523 als Prediger nach Miltenberg berufen, mußte aber auch hier der Verfolgung weichen und war später von 1525—28 Pfarrer zu Waltershausen bei Gotha. Im Jahr 1533 folgte er einem Ruf als Prediger und Professor der Theologie nach Marburg, wo er für die inneren kirchlichen Angelegenheiten Hessens sehr thätig war, auch mehrere alttestamentliche Kommentare schrieb. Um sich aber ungestört seinen literarischen Arbeiten widmen zu können, gab er diese Stellung wieder auf und wählte Lübeck zu seinem Aufenthaltsort. Er schrieb hier sein Hauptwerk, »Gottes Verheißungen von Christo« (Lübeck 1549—50), nach dessen Vollendung er 1551 einem Ruf als Prediger und Professor der Theologie nach Rostock folgte. Auch dieses Amt legte der unruhige Mann wieder nieder, ging nach Wittenberg, von da 1561 als Präsident des pomesanischen Bisthums nach Preußen und nahm zu Marienwerder seinen Wohnsitz. In demselben Jahr begab er sich anfangs mit Urlaub, nach Wittenberg, um den Druck einer von ihm veranstalteten Polyglotte zu leiten, und starb hier 18. April 1566. Von seiner Polyglottenbibel sind nur einzelne Stücke erschienen; es steht darin nicht, wie in anderen Polyglotten, der Text nach den verschiedenen Sprachen kolumnenweise neben einander, sondern zeilenweise unter einander, so daß die erste Zeile hebräisch, die zweite chaldäisch, die dritte griechisch, die vierte lateinisch und die fünfte deutsch ist.

Dracontius, christlicher Dichter im 5. Jahrh., aus Toledo gebürtig, ward Presbyter, behandelte die Schöpfungsgeschichte in einem lateinischen Gedicht unter dem Titel »**Hexaëmeron seu opus sex dierum**« (Par. 1560 u. öfter). Der Erzbischof Eugenius von Toledo überarbeitete das Gedicht und fügte einen Nachtrag hinzu, den nebst dem Hauptwerk P. Sirmond 1619 herausgab. Neuere Ausgaben lieferten Carpzov (Helmst. 1794), Arevalus (Rom 1794) und F. de Duhn (Leipz. 1874).

Dracut, Ort im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Merrimac, Lovell gegenüber, mit welchem zwei Brücken es verbinden, hat Woll-, Baumwoll- und Papierfabriken und (1870) 1881 Einw.

Draden (Haspelfaden), Garnmaß in Danzig = 3⅓ alte preußische Ellen, = 2,334 Meter.

Dräger, Joseph Anton, Historienmaler, geb. 1800 zu Trier, bildete sich zu Dresden unter Kügelgens Leitung, brachte 1820 seinen Evangelisten Matthäus, eine Figur voll Ausdruck, Adel und Kraft, mit großartigem Faltenwurf und von tiefem feurigen Farbenton, auf die dortige Ausstellung, ging 1821 zu weiterer Ausbildung nach Rom und starb daselbst 1833. Drägers orgelnde heil. Cäcilia und sein Schäferpaar hatten die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf sich gezogen. Obwohl er mit Kopien der Carstens'schen Zeichnungen für Schinkel angefangen, war doch sein Ziel die Wiederbelebung des venetianischen Kolorits. Es war ihm geglückt, das Geheimnis zu entdecken, indem er auf graue Untermalung bunte Lasuren setzte, womit er eine Schönheit und Harmonie der Farben erreichte, die für sein gänzlich mangelndes Kompositionstalent entschädigten. Näheres über ihn in Erwin Speckters »Briefen« (Leipz. 1846).

Dräseke, Johann Heinrich Bernhard, berühmter Kanzelredner und evangelischer Bischof, geb. 18. Jan. 1774 zu Braunschweig, bezog 1792 die Universität zu Helmstädt, ward 1795 Prediger zu Mölln im Lauenburgischen, 1804 zu Ratzeburg, 1814 Pastor an der Ansgariuskirche in Bremen und 1832 erster Domprediger, Direktor des Konsistoriums und evangelischer Bischof in Magdeburg. Infolge einer Differenz mit dem Magdeburger Magistrat in der Sache des Pastors Sintenis, welchen D. wegen rationalistischer Lehre für kanzelunfähig erklärte, kam er wiederholt um seine Entlassung ein, welche ihm der König endlich 1842 gewährte. Er ließ sich nun in Potsdam nieder, wo er zuweilen vor der königlichen Familie predigte und 8. Dec. 1849 starb. Daß er selbst nicht untadelhaft orthodox war, bewies 1845 seine Betheiligung am Proteste der Jünger Schleiermachers gegen die »Evangelische Kirchenzeitung«. Als Kanzelredner verfügte er über einen mäßigen Gedankenvorrath, wogegen ihm ein imponirendes Pathos bei vollkommener Beherrschung der Sprache und hoher Meisterschaft in der Form in seltenem Grade zu Gebote stand.

Dräxler (gewöhnlich Dräxler-Manfred), Karl Ferdinand, deutscher Dichter, geb. 17. Juni 1806 zu Lemberg in Galizien von deutschen Eltern, erhielt eine vorwiegend polnische Erziehung und Bildung, so daß er erst später in Prag, wohin sein Vater zog, die deutsche Sprache lernte, studirte zu Prag, Wien und Leipzig erst Jurisprudenz, dann Philologie, ward durch die Theilnahme, die seine literarischen Leistungen fanden, zur schriftstellerischen Laufbahn geführt, welcher er sich seit 1832 ausschließend widmete, erst im Dienste der geistlosen Wiener Journalistik, sodann seit 1837 in Mannheim, Frankfurt, Meiningen, Köln, Wiesbaden lebend. Im Jahr 1845 ließ er sich in Darmstadt nieder, wo er 1845—52 (bis zur Zeit der Reaktion) die Redaktion der officiellen »Darmstädter Zeitung« führte und 1854 zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt wurde. Unter seinen zahlreichen Schriften, die in Novellen und Erzählungen (»Bunte Bilder«, Nürnb. 1830; »Gruppen und Puppen«, Leipz. 1836; »Herz und Ehre«, das. 1839; »Fahrten«, Erlang. 1840; »Geschichten aus und nach dem Leben«, Stuttg. 1853; »Pentameron«, Leipz. 1858 ꝛc.), Romanen, Skizzen, Charakterbildern ꝛc. bestehen, haben nur seine lyrischen »Gedichte« (Frankf. a. M. 1839, 3. Aufl. 1847), denen sich die spätere Sammlung »Freud und Leid« (Hannov. 1858) anschließt, einen eigenthümlichen und tiefern Werth. Als Lyriker wußte sich D. von den geschmacklosen, süßlich-sentimentalen Mustern seiner österreichischen Schriftstellerjugend ziemlich zu befreien und einfachen Stimmungen feinen und liebenswürdigen Ausdruck zu verleihen. Als Novellist hingegen erhob er sich nur selten über das Niveau der landläufigen Belletristik, der er ursprünglich angehört hatte.

Dragānt, s. v. w. Dragunbeifuß, *Artemisia Dracunculus L.*

Drage, Nebenfluß der Netze in Preußen, entspringt auf dem norddeutschen Landrücken im pommerschen Kreis Neustettin aus dem Obern See bei Liepen,

strömt durch den Drazig- und Großlübbesee mit vorherrschend südlichem Lauf nach der Provinz Brandenburg und mündet auf der Grenze dieser und der Provinz Posen unweit des Bahnhofs Kreuz. Sie ist 165 Kilom. lang und 29 Kilom. nach der Aufnahme des Plötzenfließes schiffbar.

Dragée (die oder das, franz. f., spr. -schē, spätlat. dragata, v. Griech.), eine Art Zuckerwerk, welches aus einem beliebigen Kern, wie Zitwersamen, Anis, Koriander, Mandeln ꝛc., mit einer Umhüllung von Zucker besteht; auch zusammengerollte Papierstreifen mit aufgedruckten Versen (D. zum Werfen im Karneval), Gebilde aus Tragant und Zucker in Form von Herzen, Ringen, Kränzchen ꝛc. (D. von Verdun), Likörbonbons sowie ganz kleine Zuckerkörnchen (bunter Hagel, Streuzucker). Man befeuchtet die zu überziehenden Gegenstände in einem kupfernen Kessel, der durch ein gelindes Feuer mäßig erwärmt wird, allmählich mit eingekochter Zuckerlösung, schwenkt und rührt vorsichtig und wiederholt das Anfeuchten nach dem Antrocknen so oft, bis die Gegenstände einen glatten, blanken Ueberzug besitzen, der beliebig gefärbt wird. Die kleineren Samen feuchtet man zuerst mit Gummilösung an und bestreut sie mit sehr wenig Mehl, um das Zusammenkleben zu verhindern. Die aus Tragant gefertigten Spielbonbons werden an manchen Orten ebenfalls D. genannt. Dragiren, mit Zucker überziehen.

Dragomān (türk.), Dolmetscher an den orientalischen Höfen, besonders bei der Pforte.

Dragonaden, die Bedrückungen, welche unter Ludwig XIV. nach Aufhebung des Edikts von Nantes gegen die Protestanten durch Dragoner ausgeübt wurden, die, in protestantischen Orten einquartiert, ihre Wirte durch Peinigungen aller Art wieder dem Katholicismus zuführen sollten, eine Erfindung des Kriegsministers Louvois. Man nannte dies Verfahren auch la mission bottée und les conversions par logements.

Dragoner, ursprünglich eine Art von berittenem Fußvolk, welches sich der Pferde nur zum schnellern Fortkommen bediente. Diese Schützen oder Arkebusiere zu Pferd führten einen schußfreien Harnisch mit Kragen und Rückenstück, Panzerärmel, Blechhandschuhe und eine offene Pickelhaube, ein Feuerrohr (Petrinel), das an einem Riemen über die Schulter hing, zwei Pistolen und ein mäßig langes, zu Hieb und Stich geeignetes Seitengewehr. Der Name D. kommt zuerst zur Zeit Heinrichs IV. vor und rührt wahrscheinlich vom Worte dragon (Drache) her, welches Thier die ersten D. in Frankreich in ihren Fahnen führten. In Rücksicht auf ihre eigenthümliche Fechtart wurden die D., außer im Gebrauch des Feuerrohrs, besonders darin eingeübt, schnell abzusitzen, ihre Pferde zu koppeln und sich in Schlachtordnung aufzustellen. Nachdem aber schon der Herzog von Alba und Gustav Adolf von Schweden eine Art leichter Kavallerie mit Erfolg gebraucht hatten, verschwand mit der Vermehrung der D. in den Heeresmassen allmählich ihre ursprüngliche Bestimmung. Auch das vom Kaiser Nikolaus errichtete russische Dragonerkorps kam als solches im orientalischen Krieg nicht zur Geltung und wurde nach dem Frieden aufgelöst. Jetzt sind die D. leichte Kavallerie, als solche auch für das Fußgefecht ausgebildet und mit Säbel und Karabiner bewaffnet worden. Nur in der französischen und russischen Armee gelten die D., zwischen der schweren und der leichten stehend, als Linienkavallerie. Das deutsche Reichsheer hat 28, die österreichische Armee 14, die französische 20, die russische neben der kaukasischen Dragonerdivision (4 Regimenter) bei jeder Kavalleriedivision noch 2, im ganzen 20 Dragonerregimenter. Vgl. Kavallerie.

Dragonetti, Domenico, wohl der größte Kontrabaßvirtuos, der je gelebt hat, geb. 1771 zu Venedig als Sohn eines gewöhnlichen, den Kontrabaß spielenden Musikanten, wirkte als Autodidakt schon im 11. Jahr in Konzerten mit, wurde dann Berini's Schüler, dem er bald über den Kopf gewachsen war, erhielt mit 18 Jahren die Stelle des ersten Kontrabassisten an der St. Markuskirche und begab sich 1795 nach London, wo er durch seine fabelhafte Fertigkeit (er spielte die schwersten Fagott- und Violinkonzerte auf seinem Rieseninstrument) das größte Erstaunen erregte. D. erhielt eine Orchesterstelle in London und starb daselbst 1846.

Draguignan (spr. draghinjāng), Hauptstadt des franz. Departements Var, an der Piß, in einem fruchtbaren Thal nordöstlich von Toulon, Station der Lyoner Eisenbahn, ein unschöner Ort, mit einer neu erbauten Kirche im romanischen Stil, einem Collége, einer Bibliothek von 15,000 Bänden, mehreren Museen, einer ansehnlichen Münzsammlung, einem naturhistorischen Kabinet, botanischen Garten (mit vielen erotischen Gewächsen), einem neu erbauten Theater, einer Archäologischen Gesellschaft und (1876) 9446 Einw. Die Zahl der industriellen Etablissements der gewerbthätigen Stadt beträgt 96 mit einer jährlichen Produktion von über 7 Mill. Franken; sie bestehen vorzugsweise in Hüttenwerken, Seife- und Lichtefabriken, Kupfergießereien, Seidenspinnereien, Färbereien, Oel- und Mahlmühlen, Destilliranstalten ꝛc. In der Nähe der Pierre de la fée, ein Dolmen, sowie zwischen D. und Barjols ein Thal, das die berühmten sogen. »Kastanien von Lyon« liefert.

Dragun, s. v. w. Estragon, Artemisia Dracunculus *L.* (s. Artemisia).

Dragut, türk. Seeräuber, Bey von Tripolis, in einem kleinasiatischen Dorf geboren, diente unter Dschereddin Barbarossa und machte sich im Mittelmeer so furchtbar, daß der Kaiser Karl V. den Andreas Doria zu seiner Verfolgung aussendete. D. ward bei Corsica 1540 gefangen, aber nach vier Jahren gegen Lösegeld wieder frei gelassen. Er bemannte nach Barbarossa's Tod eine Flotte von 24 Brigantinen, bedrohte Neapel, plünderte die Küste von Kalabrien und bemächtigte sich 1550 der Stadt Elmadia in Tunis, wurde aber von Doria zur Flucht genöthigt, worauf Elmadia von den Christen erobert wurde. Um die Ausrüstung der türkischen Flotte zu beschleunigen, begab sich D. nach Konstantinopel und bewirkte, daß eine türkische Flotte von 112 mit 12,000 Janitscharen bemannten Galeeren auslief. Nach der Einnahme von Tripolis erhielt D. diese Stadt und ihr Gebiet mit dem Titel Sandschakbey. Im Jahr 1552 von Sultan Soliman an die Spitze der großen türkischen Flotte gestellt, welche jener vermöge des zwischen ihm und dem König Heinrich II. von Frankreich verabredeten geheimen Vertrags gegen Italien sandte, plünderte D. 1553 Kalabrien, machte einen glücklichen Angriff auf Elba und belagerte hierauf Bonifazio auf Corsica, das sich jedoch an die Franzosen ergab, wodurch sich D. genöthigt sah, nach vergeblichen Versuchen, Piombino und Porto Ferrajo zu erobern, nach Konstantinopel zurückzukehren. Zwar kam er 1554 abermals an die Küsten von Kalabrien, zog sich aber bald nach dem Hafen von Durazzo zurück, ohne eine andere Unternehmung auszuführen. Seine Tyrannei hatte

ihn indessen bei allen Fürsten Afrika's aufs äußerste verhaßt gemacht; daher schlossen mehrere derselben 1560 ein Bündnis mit dem Vicekönig Cerda von Sicilien, der vom König Philipp II. von Spanien den Auftrag erhalten, Tripolis wieder zu erobern. Doch gelang dieses Unternehmen nicht, da die christliche Flotte von der türkischen geschlagen wurde. Als der Sultan Soliman 1565 zur Eroberung Malta's auslief, stieß D. mit 16,000 Mann auf 13 Galeren und 2 Galioten zu der türkischen Flotte, fiel aber vor St. Elmo durch eine Musketenkugel. Sterbend vernahm er noch die Einnahme des Forts St. Elmo (23. Juli 1565), die man vornehmlich seinem Anschlag verdankte.

Draht, metallener Faden von größerer oder geringerer Dicke, kann aus allen dehnbaren Metallen verfertigt werden; man verarbeitet aber vorzugsweise nur Eisen, Stahl, Kupfer, Messing, Tombak, Neusilber, Silber und Gold. Platin-, Aluminium-, Zink- und Bleidraht haben eine sehr beschränkte Anwendung. Ganz allgemein ist D. auf dem Querschnitt kreisrund; doch wird für bestimmte Zwecke auch Façon- oder Dessindraht mit ovalem, vier- und dreieckigem, halbrundem, sternförmigem Querschnitt hergestellt. Am häufigsten ist D. von 0,2—12 Millim. Stärke. Dünnerer D. von 0,04—0,05 Millim. wird hauptsächlich aus Silber für Gespinste, Tressen ꝛc. hergestellt. Zur Messung der Stärke des Drahts hat man am Rand mit Einschnitten versehene Stahlplatten benutzt, indem man prüfte, in welchen Einschnitt der D. am besten paßte. Zuverlässiger als die gewöhnlichen Drahtlehren dieser Art sind diejenigen, bei welchen zwei stählerne Lineale zu einem sehr spitzen Winkel zusammengesetzt sind und die Stelle beobachtet wird, bis zu welcher sich der D. in den offenen Winkel einschieben läßt. Eine auf den Rändern der Lineale angebrachte Eintheilung ergibt dann sofort die Stärke des Drahts. Mehr als Taschengeräth geeignet ist das Drahtmaß von Cocker, welches aus einer spiralig excentrischen Scheibe besteht, deren Rand bei ihrer Umdrehung in verschiedenen Abstand von einer unbeweglichen Fläche kommt und mit dieser die zum Einbringen des Drahts bestimmte Oeffnung bildet, wonach die Dicke auf einer Kreistheilung der Scheibe abgelesen wird. Die Fabrikation des Drahts (Drathziehen) besteht im allgemeinen darin, daß man einen Metallstab durch eine Anzahl stufenweise an Größe abnehmender, in einer Stahlplatte befindlicher Löcher (Zieheisen) zieht und ihn dadurch nöthigt, nach und nach den Querschnitt anzunehmen, welchen die Gestalt und Größe jener Ziehlöcher vorschreibt. Die zur Verarbeitung auf D. bestimmten Metallstäbe werden durch Schmieden, Gießen, durch Zerschneiden von Blechen oder Platten, am häufigsten aber durch Walzen dargestellt. Die Einführung der Stabeisenwalzwerke, auf welchen auch rundes Eisen leicht dargestellt wird, gab Veranlassung, die stärkeren Drähte direkt auf diesen Walzwerken zu erzeugen (Walzdraht). Das Drahtwalzwerk besteht aus drei gußeisernen Cylindern mit ringsherum laufenden Einschnitten oder Furchen (Kaliber), welche zusammen eine Reihe stufenweise an Größe abnehmender Oeffnungen bilden. Das Eisen wird in gewalzten Stäben von 0,6 Meter Länge angewendet, welche man im Flammofen weißglühend macht und dann die Kaliber des Walzwerks der Reihe nach mit solcher Schnelligkeit durchlaufen läßt, daß längstens nach Ablauf einer Minute jeder Stab, auf etwa 10 Meter verlängert, noch rothglühend aus dem letzten Einschnitt hervorgeht. Zur Beschleunigung der Fabrikation benutzt man die Schnellwalzwerke, welche den D. in einem und demselben Durchgang mehrere neben einander aufgestellte Walzenpaare passiren lassen. Stäbe von 0,6—0,7 Meter Länge werden in 40 Sekunden in D. von 50—60 Meter Länge verwandelt. Gegenwärtig ist aller D. von mehr als 4,5 Millim. Stärke nur noch Walzdraht; doch hat man schon 1850 solchen von nur 3 und später von 2 Millim. Stärke dargestellt. Den aus dem Walzwerk austretenden D. wickelt man auf einen eisernen Haspel, scheuert die abgenommenen Ringe in einer rotirenden Trommel mit Sand, beizt sie mit verdünnter Säure, legt sie auf einen Haspel FG (s. Fig.), spitzt das eine Ende des Drahts an, steckt dasselbe durch die größte Oeffnung eines Zieheisens AB, welches in dem Ständer D verschiebbar ist, befestigt es an einer Trommel C und läßt diese mit Hülfe der Zahnräder qpr, welche sie mit der Betriebswelle ab in Verbindung setzen, langsam rotiren, so daß der D. nach und nach durch das Zieheisen geführt wird, bis der Haspel abgewickelt ist. Man nimmt dann den auf die Trommel gewickelten D. ab und läßt ihn ein kleineres Loch des Zieheisens passiren, bis er die gewünschte Dicke erreicht hat. Seitdem die Anfertigung des mittels des Walzschneidewerks geschnittenen dünnen Quadrateisens sich mehr verbreitet hat, wendet man auch dieses häufig zum Drahtziehen an; das Walzen wird dabei gänzlich umgangen oder höchstens dazu benutzt, die geschnittenen vierkantigen Stäbchen, ehe sie auf den oben beschriebenen Drahtzug (Leierwerk) gebracht werden, vorläufig zuzurunden. Die Drahtzieheisen, welche oft über 100 Löcher enthalten, sind 4 bis 25 Millim. dick und bestehen aus einem von Natur sehr harten Stahl, der bei den größeren Zieheisen in ziemlich starker Dicke auf Schmiedeeisen geschweißt wird. Die Löcher sind im allgemeinen trichterartig, oft auch nach der Seite, aus welcher der D. austritt, etwas erweitert; sie nutzen sich ziemlich schnell ab, lassen sich aber durch vorsichtiges Hämmern wieder verkleinern. Für sehr feine Drähte

Drahtzug (Leierwerk).

benutzt man statt der Zieheisen in Messing gefaßte, gebohrte, sehr harte Edelsteine, namentlich Rubine und Sapphire. Die Verdünnung des Drahts beim Ziehen erfolgt nicht durch Abschaben, sondern nur durch Zusammendrückung und Verschiebung der Metalltheile. Neben der Verlängerung erfolgt daher auch eine Zunahme des specifischen Gewichts, und das Gefüge wird um so vollkommener faserig, je häufiger das Ziehen wiederholt wird. Zugleich wächst die absolute Festigkeit in erheblichem Grad, und gezogener D. reißt stets viel schwerer als ein gegossenes oder geschmiedetes Metallstäbchen von gleicher Stärke. Endlich wird der D. aber auch härter und steifer, verliert an Dehnbarkeit, wird endlich sogar spröde und reißt bei weiterem Ziehen, wenn man ihm nicht durch Ausglühen oder wenigstens starke Erhitzung seine Weichheit und Geschmeidigkeit wiedergibt, wobei dann freilich auch ein beträchtlicher Theil der absoluten Festigkeit verschwindet. Das Ausglühen geschieht in verschlossenen Glühtöpfen, worauf der D. wieder mit verdünnter Schwefelsäure gebeizt, auf einem Polterwerk gewaschen und durch Eintauchen in Kalkmilch vollständig entsäuert wird. Um die Reibung des Drahts in den Ziehlöchern zu vermindern, schmiert man ihn mit Oel, Talg oder Wachs; doch ersetzt man diese Schmiere bei Eisendraht auch durch Einlegen desselben in Kupfervitriollösung, in welcher er sich dünn verkupfert. Feinste Eisendrähte werden naß gezogen, indem man sie aus einem Gefäß mit saurer Bierhefe und etwas darauf schwimmendem Baumöl ohne andere Schmiere in die Ziehlöcher führt. Die Geschwindigkeit, mit welcher der D. das Zieheisen passirt, darf um so geringer sein, je härter das Metall und je dicker der D. ist. Eisen- und Messingdrähte von ca. 6 Millim. Dicke können mit 0,25—0,5 Meter, solche von 2 Millim. mit 0,75—0,90 Meter, von 1 Millim. mit 1,25—1,5 Meter in der Sekunde gezogen werden; sehr feine Silber- und Kupferdrähte ertragen eine noch größere Geschwindigkeit. Uebrigens hängt die Geschwindigkeit auch wesentlich ab von dem Grade der Verdünnung, welche der D. im Ziehloch erfährt. Die Metalle ertragen einen um so größern Unterschied der Ziehlöcher, je größer ihre absolute Festigkeit und zugleich ihre Weichheit ist. Da aber die weichsten Metalle auch zugleich die am leichtesten zerreißbaren sind, so gibt es nur wenige, welche sich durch bedeutende Ziehbarkeit auszeichnen. Im allgemeinen hat jedes Loch des Zieheisens nicht weniger als 0,85—0,97 des unmittelbar vorhergehenden im Durchmesser, und in der Regel ist dieser Bruch (Verdünnungsfaktor) größer bei dicken und kleiner bei dünnen Drähten. Je feiner die Abstufung der Löcher ist, desto weniger verlieren die Metalle an Zähigkeit, desto mehr gewinnen sie an Elasticität; man zieht daher Stahl, Eisen und Messing lieber durch viele, wenig von einander verschiedene Löcher als durch wenige und stark abgestufte.

Zur Verfertigung von Eisendraht benutzt man ein sehr zähes und festes, im Bruch sadiges, nicht unganzes Eisen. Große Weichheit desselben ist kein wesentliches Erfordernis; die Drähte zu Woll- und Baumwollkratzen, welche steif und elastisch sein müssen, können vielmehr nur aus hartem Eisen dargestellt werden. Auf den Luppenwalzwerken erhaltenes Eisen von 43 Millim. Stärke und 15 Kilogr. Gewicht pro Meter wird auf den Drahtwalzwerken gewöhnlich in 16 Stichen zu D. von 5,3 Millim. Dicke ausgewalzt. Soll der Walzdraht durch Ziehen weiter verarbeitet werden, so macht man die Kaliber der Walzen sämmtlich quadratisch, die vorletzte oval, die letzte kreisrund. Vortheilhaft läßt man bei Schnellwalzwerken quadratische und ovale Kaliber mit einander abwechseln, wodurch ein der Güte des Materials vortheilhaftes Kneten herbeigeführt wird. Das letzte Kaliber ist rund. Zum Ausziehen des gewalzten Drahts von 4,5 auf 1 Millim. Dicke sind gewöhnlich 12 Ziehlöcher und ein ein- bis viermaliges Glühen erforderlich. Das Feinziehen von 1 Millim. abwärts findet meist ohne erneuertes Glühen statt. Von Eisendraht, der 1 Millim. dick ist, gehen etwa 162 Meter auf 1 Kilogr. 50 Kilogr. Materialeisen liefern 45—46 Kilogr. Walzdraht und 50 Kilogr. von diesem 42—45 Kilogr. gezogenen D. **Stahldraht** hat erst in neuester Zeit und besonders seit Einbürgerung des Gußstahls eine bedeutendere Rolle übernommen; am wichtigsten ist seine Benutzung zu Klaviersaiten, welche die bis dahin gebräuchlichen Saiten aus Eisendraht fast ganz verdrängt haben. Die Darstellung der Saiten geschieht ganz wie die des Eisendrahts, erfordert aber eine außerordentliche Sorgfalt in Auswahl und Behandlung des Materials. Die ersten brauchbaren Gußstahlsaiten kamen von Webster in Birmingham; seit 1850 liefert aber Müller in Wien mindestens ebenso gute, und auch in Nürnberg werden dergleichen gemacht. Der englische Stahldraht kommt, 0,33—5,8 Millim. dick, für Uhrmacher und Mechaniker gewöhnlich in fußlangen, geraden Stücken unter dem Namen **Rundstahl** im Handel vor; stärkere Sorten, bis 12 Millim. dick, sind gewalzt. Eigenthümlich geformte Arten von Stahldraht sind der gezogene viereckige, auf dem Querschnitte theils quadratische, theils flache Stahl, der Triebstahl und der Sperrkegelstahl. Der **Triebstahl** wird von den Uhrmachern zur Verfertigung der Getriebe angewendet und hat im Querschnitte die Gestalt eines Getriebes mit 6, 7, 8, 10 oder 12 Zähnen. Bei Verfertigung desselben wird runder Stahldraht durch Zieheisen gezogen, welche kreisrunde Löcher und am Rande derselben eine angemessene Anzahl schneidiger Spitzen enthalten; diese gleich Messern wirkenden Spitzen werden nach jedem Zug mittels Schrauben weiter gegen den Mittelpunkt vorgeschoben, bis die von ihnen eingeschnittenen Furchen die gehörige Tiefe erlangt haben. Die Vollendung erhalten die Stangen durch ein gewöhnliches Zieheisen mit in der erforderlichen Weise gestalteten Löchern. **Kupferdraht** und **Messingdraht** wird meist aus schmalen Streifen gezogen, die man von entsprechend dicken Blechtafeln mittels eines Walzschneidewerks abschneidet und, ehe sie auf den Drahtzug kommen, in einem Walzwerk mit gefurchten Cylindern rundet. Auch streckt man auf dem Walzwerk runde Kupferstangen, um sie für den Drahtzug vorzubereiten. Letzterer besteht für Drähte von mehr als 6—8 Millim. Stärke aus einer Schleppzange, für schwächere Drähte aus dem oben beschriebenen Leierwerk. Bei der Schleppzangenziehbank ergreift eine Zange das durch das Zieheisen tretende Drahtende und wird nun durch ein sich um eine Walze wickelndes Seil von dem Zieheisen fortgezogen. Die Zange legt einen bedeutenden Weg zurück und packt den D. zum zweitenmal erst in einem großen Abstand. Kupferdraht braucht während des Ziehens nur ausgeglüht zu werden, wenn er durch sehr viele Löcher fein gezogen wird. Von 1 Millim. dickem Kupferdraht wiegen etwa 142 Meter 1 Kilogr. Messingdraht wird von 8—10 Millim. Dicke an auf dem Leierwerk gezogen, von 1 Millim. dickem D. wiegen etwa 148 Meter 1 Kilogr. Neusilber und Zinkdraht wird wie Messingdraht dargestellt, hat aber wenig Bedeutung.

Der Gold- und Silberdraht wird theils aus Gold und Silber gefertigt (echter), theils ist er eine wohlfeile Nachahmung echter Drähte aus unedeln Metallen (unechter oder leonischer [lyonischer]). Ersterer, sowohl rund als geplättet (Lahn) und von mancherlei anderen Formen, wird zumeist von Gold- und Silberarbeitern zur Verfertigung von Schmucksachen (Ringen, Uhr- und Halsketten, Nadeln, Filigranarbeiten rc.) verwendet und in der Regel auch von denselben im kleinen gezogen. Man schmiedet einen gegossenen Stab dünn aus und zieht ihn dann auf einer Schleppzangenziehbank, zuletzt mit einer Zange aus freier Hand. Silberdrähte werden auch zunächst auf Walzwerken hergestellt und dann ausgezogen. Die Drähte aus legirtem Gold und Silber müssen während des Ziehens oft geglüht werden. In größerer Menge werden fast nur die feinen Gold- und Silberdrähte zu Tressen, Gold- und Silbergespinsten rc. dargestellt. Man unterscheidet echten Silberdraht, aus feinem Silber bestehend, echten Golddraht aus feinem Silber, mit Gold dünn überzogen, unechten Silber- und Golddraht aus Kupfer mit dünnem Ueberzug von Silber, resp. Gold und cementirten D. aus Kupfer, welches äußerlich durch Zink in hochfarbiges Messing verwandelt ist. Zur Anfertigung dieser Drähte zieht man runde Stangen auf der Schleppzangenziehbank, dann auf der Drahtleier bis 1,5 oder 2 Millim. und endlich auf einem leichter konstruirten Apparat oft bis 0,01 Millim. Dicke. Der echte Golddraht wird auf die Weise erhalten, daß man die Silberstangen zunächst ganz rund zieht, mit der Feile rauht, mit dünnen Goldblättern belegt, mit Bindfaden umbindet, in Kohlenfeuer erhitzt, nachdem der Bindfaden verbrannt ist, mit Blutstein bearbeitet und dann auszieht. Die Vergoldung beträgt 1/50—1/150 vom Gewicht des Silbers und ist auf den feinsten Drähten nur 1/15000 Millim. dick. Ganz ähnlich werden die unechten Gold- und Silberdrähte dargestellt; doch pflegt man bei den ersteren das Kupfer zunächst mit Silber und dann mit Goldblättchen zu belegen. Cementirten D. erhält man aus Kupferstangen, welche, nur mit ihren Enden aufruhend, in einem gußeisernen Kasten erhitzt werden, auf dessen Boden sich Zink mit Salmiak befindet. Die Zinkdämpfe verwandeln das Kupfer oberflächlich in Messing, dessen Farbe durch das unten liegende Kupfer noch erhöht wird; letzteres aber behält seine volle Dehnbarkeit und Weichheit. Von echtem Golddraht unterscheidet sich der cementirte D. durch seine immerhin geringere Farbe und dadurch, daß er leicht anläuft. Platindraht läßt sich aus geschmiedeten Stäbchen oder aus Blechstreifen sehr fein ausziehen; umgießt man aber mäßig dünnen Platindraht mit Silber oder hüllt ihn in mehrfach herumgelegtes Silberblech ein, zieht ihn dann so fein als möglich aus und schafft endlich das Silber durch Salpetersäure wieder weg, so erhält man Platindraht von außerordentlicher Feinheit. Bleidraht läßt sich pressen, indem man das Metall unter starkem Druck durch die gelochte Bodenplatte eines eisernen Cylinders treibt. Man bezeichnet im Handel die Feinheitsabstufungen der Drähte allgemein durch Nummern, doch war diese Bezeichnung bisher durchaus willkürlich und in jeder Fabrik anders. 1874 haben aber die österreichischen und deutschen Drahtfabrikanten eine Normallehre eingeführt, welche so konstruirt ist, daß aus der Nummer die betreffende Dicke des Drahts in Millimeter sofort durch Division mit 10 zu berechnen ist. Nr. 100 ist D. von 10, Nr. 5 D. von 0,5 Millim. Dicke.

Die Kunst, aus Metall dünne Fäden zu machen, ist sehr alt; die Völker des Alterthums schon brauchten D. zu Waffen, Kleidern rc. Allein derselbe wurde anfangs nicht gezogen, sondern geschmiedet. Später wurde das Metall nur auf Handziehbänken zu D. geformt; erst zwischen 1360 und 1400 soll der Nürnberger Rudolph das Drahtziehen auf Drahtmühlen erfunden haben. Indessen kommen schon 1351 in Augsburg Drahtzieher und Drahtmüller vor. Um 1370 gab es in Nürnberg ein Drahtziehhammerwerk, welches in allen Metallen arbeitete; 1447 finden wir das Drahtziehen in Breslau heimisch, 1506 in Zwickau. In England wurde das Drahtziehen erst im 16. Jahrh. von Deutschen und Franzosen eingeführt.

Drahtbrücke, Hängebrücke, bei der zwei oder mehr Drahtseile (Drahtkabel) die Brückenbahn tragen. S. Brücke.

Drahtgewebe werden auf Webstühlen mit horizontal aufgespannter Kette, zum Theil sogar auf mit Dampf betriebenen Kraftstühlen in einer oft bis 1,5 Meter steigenden Breite, meist aus Messingdraht leinwandartig oder geköpert hergestellt und namentlich als endlose Formen zur Erzeugung des Maschinenpapiers, bei den Kornreinigungs- und Mehlmaschinen der verbesserten Getreidemühlen, auch sonst zu Gittern und Sieben, zu Sicherheitslampen, Jalousien an Fenstern, Schüsselglocken, Lampenschirmen, Körbchen, Theesieben, Larven rc. benutzt. Man fertigt sie von solcher Feinheit, daß 40—115 Drähte auf 1 Centim., also 1600 bis über 13,000 Oeffnungen auf 1 QCentim. gehen. Zur Darstellung von Hohlkörpern aus Drahtgeweben werden dieselben in hölzernen oder eisernen Formen gepreßt. Man walzt auch die D. und erhält dadurch, indem die Drähte platt gedrückt werden, so kleine Oeffnungen, wie sie durch das Weben allein nur mit sehr feinen, schwachen und theuren Drähten zu erreichen sind. Diese sehr glatten D. zeichnen sich überdies dadurch aus, daß sie sehr leicht und gründlich gereinigt werden können.

Drahthecken, modernes fortifikatorisches Hindernismittel an Stelle der früheren Palisaden, Verhaue, Wolfsgruben, Cäsarpfähle rc. und speciell dazu bestimmt, größere Terrainstrecken rasch abzusperren. Die erste praktische Verwendung erhielten die D. 1863 durch die Dänen, welche ihren passageren Befestigungen auf dem Danewerk und vor Düppel durch einen einfachen Zaun, gebildet aus starken, in etwa 3—4 Meter Abstand eingerammten und mit dickem Eisendraht auf ca. 1 Decimeter Abstand verbundenen Pfählen, die mangelnde Sturmfreiheit zu verleihen suchten. Dies Hindernis erwies sich aber als wenig wirksam, indem beim Düppelsturm 18. April 1864 die preußischen Sturmkolonnen mit mitgebrachten Drahtscheren das Hindernis rasch beseitigten. Ungleich praktischer sind die zuerst von dem preußischen Ingenieur Major Schumann 1868 angegebenen D. Dieselben bestehen in 6—10 Reihen quadratisch bei 1 Meter Abstand eingetriebenen, 75 Centim. hohen Pfählen, welche nach allen Richtungen unter einander mit Draht verbunden sind und sowohl zur Bahnung eines Durchgangs Stunden Zeit in Anspruch nehmen, als auch durch Geschützfeuer fast unzerstörbar sind, indem jede einschlagende Granate das Gewirr der vielfach verbundenen Drähte noch mehr erhöht. Die Schumann'schen D. haben 1870 deutscherseits bei den Küstenbefestigungen wie in den Cernirungslinien vor Paris rc. und auch französischerseits auf dem Glacis der Pariser Forts rc. vielfache Verwendung gefunden.

Drahtsaiten, s. Draht und Saiten.

Drahtseile wurden ursprünglich durch Umwinden einer Anzahl parallel nebeneinander liegender Eisendrähte mit dicht geschlossenen Schraubenwindungen eines andern Drahts hergestellt und in dieser Form zur Konstruktion leichter Hängebrücken benutzt. Nach Art der Hanfseile gedrehte D. benutzte der hannöversche Oberbergrath Albers (geb. 1787 in Hannover, gest. 1846 in Klausthal) zuerst 1834 zur Grubenförderung in Klausthal, er stellte sie durch Handarbeit mit sehr einfachen Werkzeugen dar; wenige Jahre darauf wurden aber schon Maschinen konstruirt, welche die Seile schneller und besser lieferten. Man windet eine Anzahl, meist 6, dünne Eisendrähte von 0,5—2 Millim. Durchmesser um einen mittlern oder um einen weichen Kern von Hanf und vereinigt auf gleiche Weise etwa 6 dünne D. zu einem stärkern. Bei diesen gedrehten Seilen beträgt die Ganghöhe einer Windung gegenwärtig meist 125—350 Millim., weil sich gezeigt hat, daß ein schärferes Zusammendrehen für die Haltbarkeit vortheilhafter ist als das früher gebräuchliche schwache Zusammendrehen. Man stellt aber auch Bandseile dar, indem man mehrere nebeneinander gelegte Litzen zusammennäht. Als Material dient zähestes Schmiedeeisen, aber auch Gußstahl, welchen zuerst Bennemann in Bochum 1852 anwandte. Man benutzt D. bis zu 10,5 Centim. Stärke sehr allgemein zum Grubenbetrieb, bei der Schiffahrt als stehendes Tauwerk, bei Eisenbahnen zum Betrieb geneigter Ebenen, zu den Seilbahnen, Telegraphenkabeln, bei Hebevorrichtungen und Krahnen, zum Betrieb von Schleppdampfern und Fähren, statt der Ketten bei der Kettenschiffahrt und besonders auch zur Kraftübertragung auf weite Entfernung beim Maschinenbetrieb. Diese letztere Verwendung wurde 1854 von Hirn erfunden und gewährt große Vortheile. Man benutzt dazu Seile von 6,5—19,5 Millim., wobei auf je 100 Meter Entfernung ein Kraftverlust von etwa 1 Proc. stattfindet. Die Kosten der maschinellen Einrichtung, der Seilscheiben, Lagerstühle, D. ꝛc. kann man auf 2—3,8 Mark pro Meter Entfernung der Seilscheiben veranschlagen und die Dauer des Drahtseils bei guter Einrichtung auf 2—3 Jahre. Man hat mit Hülfe der D. großartige Transmissionen gebaut. In Schaffhausen werden von der durch drei Turbinen hervorgebrachten effektiven Leistung von 600 Pferdestärken 480 durch Drahtseilbetrieb übertragen. Das Seil von 27 Millim. Durchmesser besteht aus 8 Litzen zu je 10 Drähten von Nr. 16 der englischen Lehre. Die Seilscheiben haben 4,71 Meter Durchmesser bei 80—100 Umdrehungen pro Minute, so daß das Seil eine Geschwindigkeit von ca. 27 Meter erhält. Die Entfernungen der Scheiben betragen 119, 141 und 118 Meter, wobei die Durchbiegung des Seils sich auf 1,88—2,5 Meter stellt. D. aus Messing- und Kupferdraht sind zu Blitzableitern empfohlen worden.

Drahtstifte, s. Nägel.

Drahtwürmer, wurmförmige, sehr fest bepanzerte, sechsbeinige Larven von Schnellkäfern, Schmieden (Elateridae), welche in der Erde leben und Wurzeln von Kulturpflanzen beschädigen; s. Schnellkäfer.

Drainage (die, engl., meist gespr. wie franz.: drénahsch, v. engl. to drain, filtriren ꝛc.; Drainirung), die unterirdische »Entwässerung« des Bodens zu dem Zweck, die Feuchtigkeitszustände eines Grundstücks ohne Verlust an Land und ohne Hindernisse für die Bearbeitung und Bestellung reguliren zu können. Sie war schon den Römern bekannt, welche sie mittels Flach- und Hohlziegel ausführten; auf diese Anlagen ist jedoch die Aufmerksamkeit erst zu der Zeit wieder gelenkt worden, als die wichtigste Erfindung in diesem Gebiete, die der gebrannten Thonröhren (Drainröhren, über deren Fabrikation s. Mauersteine), das Drainiren zu einer allgemein anwendbaren Bodenverbesserung machte.

Wann zuerst wieder an Stelle der sonst üblichen offenen Gräben zur Wasserableitung die Drains (verdeckte unterirdische Abzüge) in Aufnahme kamen, ist nicht sicher nachzuweisen. Anlagen mit Steinplatten, welche keinem andern Zweck dienen konnten, sind bei uns, aus dem Mittelalter stammend, hier und da gefunden worden. Aus England wird berichtet, daß 1764 Elkingston die Dunsmoor'sche Heide in der Grafschaft Warwick mittels Unterdrains trocken legte und dafür eine Nationalbelohnung von 1000 Pfd. Sterl. erhalten habe. Er bekam darauf hin Aufträge zu solchen Kulturen in Menge und gab mit seinen großartigen Erfolgen den Anstoß zu vielfachen Nachahmungen, so daß zu Ende des Jahrhunderts von einer Manie, Grundstücke trocken zu legen, gesprochen werden konnte. Von 1838 an verbreitete sich diejenige Art der Trockenlegung, welche man gegenwärtig allgemein unter dem Ausdruck D. versteht, d. i. die mittels Thonröhren, und schon 1843 erhielt Josiah Parkes in Shrewsbury die erste Drainröhrenpresse prämiirt. Die Regierung suchte von da ab die Sache auf jede mögliche Weise zu fördern, sowohl durch Gewährung von Kredit, als durch die Gesetzgebung. Ihr folgten die belgischen Behörden, dann die französischen, beide durch Belehrung, Beschaffung von englischen Maschinen, Gewährung von Vorschüssen, Anweisungen an die Präfekten, Aufmunterungen aller Art u. dgl. In Deutschland folgte man mit der D. seit 1850, und gegenwärtig hat sie sich überall hin verbreitet, besonders seitdem die Erfahrungen in trockenen Jahren erwiesen haben, daß die ursprünglich gehegte Befürchtung zu großer Austrocknung sich nirgends bewahrheitet hat, das Verfahren selbst wesentlich vervollkommnet wurde und es nirgends mehr an der erforderlichen Anzahl geübter Techniker, an guten Anleitungen, an speciellen Gesetzen in Bezug auf die Wasserableitung auf fremden Grund und Boden und an speciellem Kredit zu solchen Anlagen fehlt. Außerdem gibt es fast überall Gesellschaften, welche diese Arbeiten übernehmen, und es liegen so viele Beispiele lohnendsten Erfolgs vor, daß nur noch selten größere Güter ohne D., wenn solche überhaupt erforderlich ist, gefunden werden und auch schon der mittlere und kleinere Bauernstand der Sache sich bemächtigt hat, oft mit Hülfe genossenschaftlicher Vereinigung. Die Landeskultur-Rentenbank im Königreich Sachsen ist speciell für diese Zwecke ins Leben gerufen worden. Sie gewährt gegen mäßigen Zins und Amortisation das erforderliche Kapital, stellt ihre Beamten zur Verfügung und läßt auch die gesammten Anlagen gegen die einfache Kostenvergütung aufs beste ausführen.

Gut ausgeführte Drainagen lassen vom zweiten Jahr an die volle Wirksamkeit erkennen; oft genug hat schon die Krescenz der ersten Jahre die ganzen Kosten gedeckt, und in der Regel rentirt die Anlage auf das glänzendste. Aber auch außerhalb der Landwirtschaft hat das Drainiren Anwendung gefunden. Eisenbahndämme und Böschungen werden dadurch fester und haltbarer gemacht, feuchte Wohnungen ausgetrocknet, Keller vor dem Eindringen des Wassers bewahrt, Straßen und Wege zugänglich erhalten.

Die Nachtheile dauernder Vernässung der Felder und Gärten lassen sich in Summa der Wirkungen in der beschränkten Auswahl der anzubauenden Pflanzen und in den unsicheren und geringen Erträgnissen erkennen. Wo sich stehendes Wasser findet, kann die Luft nicht eindringen, und wo diese fehlt, kann die Wurzelthätigkeit den Stoffumsatz nicht bewirken; das verdunstende Wasser erzeugt Kälte (drainirte Grundstücke sind stets um mehrere Grade wärmer als nicht drainirte), im Wasser faulen die Wurzeln und kränkeln die Pflanzen, der Dünger kommt nicht zur Wirksamkeit, im Boden bilden sich saure, direkt schädliche Humusverbindungen und Lösungen von den Pflanzen nachtheiligen Salzen. Der Winter tritt frühzeitiger ein, im Frühjahr wird die Zeit zur Bearbeitung länger hinausgeschoben, und in der Vegetationszeit selbst gehen viele Tage verloren. Je schwerer und bündiger (thonhaltiger) der Boden, um so fühlbarer wird die Nässe, je undurchlassender der Untergrund, um so schwieriger ist die Trockenhaltung, und je flacher die Lage, um so erschwerter die Wasserableitung.

Abgesehen von den Fällen, in welchen es genügt, das Wasser durch Versenkung oder Durchstechung einer den natürlichen Abfluß hindernden Schicht zu entfernen, handelt es sich bei der Entwässerung darum, dem Wasser dauernd einen Abzug zu verschaffen. Legt man offene Gräben mit hinreichend tiefer Sohle an, so verliert man an nutzbarer Fläche, bedarf der steten Unterhaltung und ist in der Bewirtschaftung gehindert. Bei dem Drainiren werden die ausgeworfenen Gräben mit irgend einem Material versehen, welches Hohlräume genug zwischen sich läßt, und dann mit der Ackererde wieder zugefüllt. Als dazu geeignete Materialien können verwendet werden: Sand, kleinere und größere Steine, Reiserbündel, Holzstücke, schräg gegeneinander gestellte Ziegel oder Backsteine oder Steinplatten, selbst auch nur Rasenstücke, Stroh, Schlacken aus Hohöfen, Heidekraut, Torfstücke u. dgl. Die Anwendung dieser Materialien, welche oft weit billiger an sich als die Thonröhren sind, hat aber den Nachtheil, daß die Gräben sehr breit angelegt werden müssen, und daß die Wirksamkeit der Entwässerung mehr oder minder rasch durch Zuschlämmen wieder verloren geht. Gut gebrannte Thonröhren, welche nicht viel Raum einnehmen, haben eine fast ewige Dauer und gestatten es, die Grabenarbeit auf das Minimum zu reduciren, also wesentlich an Ausgaben zu sparen; sie haben deshalb jede andere Art von D. so gut wie ganz verdrängt und konkurriren nur noch mit gepreßten Röhren von Torf. Da aber, wo im Winter der Frost bis auf die räthlicherweise zu gebende Lage der Röhren eindringen kann, wie z. B. auf torfigen Wiesen, muß der offene Graben beibehalten werden, da das frierende Wasser die Röhren zersprengt und die Anlage unwirksam macht. Im ersten Stadium der D. mit Thonröhren glaubte man, daß das Wasser vorzugsweise durch die porösen Wandungen dringe, und fürchtete, daß da, wo zwei Röhren aneinander gefügt werden, die feine Erde zu leicht eindringen, also bald die Röhren zuschlämmen werde. Man fertigte deshalb möglichst lange Röhren und umgab die Stoßfugen mit sogen. Muffen, d. i. einer Art von Mantel aus gleichem Material. Jetzt weiß man, daß das Wasser nur durch die Fugen eindringen kann, und macht die Röhren möglichst kurz (¼ Meter) und verhindert das Eindringen von Erde durch Deckplatten (Schieferstücke, Steine u. dgl.).

Soll ein Grundstück drainirt werden, so ist zunächst zu untersuchen, wodurch die Versumpfung entsteht. Kommt das Wasser von höher liegenden Grundstücken, so kann oft das Abfangen desselben allein schon genügen. Man legt dann einen einzigen Röhrenstrang am Kopf des Feldes an (**Kopfstrang**) und führt das Wasser von da aus in irgend einen Abflußkanal oder natürlichen Wasserlauf. Dringt das Wasser an nur einzelnen Stellen des Feldes aus dem Untergrund herauf, so genügt die Anlage einzelner Leitungen quer durch diese Stellen; dringt es aber überall hervor, so muß eine vollständige Drainirung stattfinden und zu dem Zweck zunächst die Wassermenge, welche abzuführen ist, ermittelt werden. Man macht alsdann in der Richtung des Gefälles Probelöcher in regelmäßigen Abständen und beobachtet den Wasserstand in denselben, resp. das Steigen und Fallen des Wasserspiegels. Die Hauptsorge ist dann die **Vorflutregulirung**, d. h. die richtige Ableitung der Wassermengen in einen Hauptabzugsgraben, in welchem sich alles Wasser vereinigen muß. Ist ein solcher gegeben, oder kann er künstlich angelegt werden, so handelt es sich darum, ihm alles Wasser auf dem kürzesten Weg zuzuleiten; dies geschieht am einfachsten durch Anlage paralleler, recht- oder stumpfwinklig auf denselben stoßender Röhrenstränge, deren Zahl, resp. Entfernung von einander nach Erfahrungssätzen bestimmt wird und zumeist durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt ist. Legt man die Stränge zu eng an einander, so vertheuert sich die Anlage zu sehr; will man an Grabenarbeit und Röhren zu viel sparen, dann bleibt zwischen je zwei Leitungen in der Mitte eine nicht entwässerte Stelle und ist man später genöthigt, Zwischenstränge anzubringen. Gestattet das Terrain die direkte Leitung in den Hauptabzugsgraben nicht, so muß man eine Reihe von Strängen von beiden Seiten einem **Sammeldrain** zuführen und die Sammeldrains entweder direkt einleiten oder zu mehreren vereinigt in einen Hauptstrang münden lassen und diesen dem Hauptabzugsgraben zuführen. Sind die zu bewältigenden Wassermengen zu groß, so müssen die Hauptstränge offene Gräben, sogen. **Recipienten**, sein. Man hat es dann mit einem **vollen System** zu thun und unterscheidet in demselben Kopfstränge, zur Abfangung des von oberhalb kommenden Tagwassers, **Saugdrains** als die Seitenleitungen für die **Sammeldrains**, **Hauptstränge** und **offene Recipienten** und schließlich den **Hauptabzugsgraben** (Bach, Fluß). Die Entfernungen der Saugdrains und die Tiefe der Röhrenlage müssen aus der Bodenbeschaffenheit und aus dem Gefälle sich ergeben. Auf ganz flachen Grundstücken muß man nicht selten auch noch besondere Vertiefungen zur Ansammlung des Wassers anlegen und aus diesen durch Pumpwerk den Abfluß (oberflächlich) bewirken, wenn nicht das Bassin als Teich benutzt werden soll.

Die vorzunehmenden Arbeiten beginnen mit dem Nivellement und der Vorflutregulirung, dann folgt die Bodenuntersuchung mittels Erdbohrers und der Probelöcher, darauf die Entwerfung des Situationsplans, diesem das Abstecken der anzulegenden Gräben mittels Stäbe, das Auswerfen der Gräben, anfangend von der tiefsten Stelle, das Legen der Röhren und endlich das Zufüllen. Die **Tiefe der Röhrenlage** bestimmt sich durch die Rücksichten auf die Frostgrenze und die Wurzellängen einer- und durch den Kostenaufwand anderseits; sie schwankt zwischen ½—4 Meter. Die **Entfernung der Stränge** richtet sich meist nach

der Tiefe, worüber jedoch die Techniker noch nicht einig sind, und nach der Durchlässigkeit des Bodens (2—5 Meter, selten bis 8 Meter). Das Gefälle darf nicht zu groß und nicht zu klein sein. Für Saugdrains fertigt man die Röhren von 2—7 Centim. Durchmesser im Lichten; für Sammeldrains von 5—10 Centim. Durchmesser; zu enge Röhren lassen das Wasser nicht fassen, zu weite bedingen zu langsamen Abfluß. Die Luft muß stets über dem Wasser cirkuliren können. Die Länge der Leitungen ist ziemlich gleichgültig; doch ist es nicht räthlich, allzu weit zu gehen, da die Röhren von Abständen zu Abständen weiter genommen werden müssen. Die Sammeldrains legt man etwas tiefer als die Saugdrains an, so daß die ausmündenden Röhren dieser auf die Röhren jener zu liegen kommen. Zum Auswerfen der Gräben bedient man sich der Spaten und Hacken von verschiedener Breite; die Gräben selbst werden schräg nach abwärts so angelegt, daß die Sohle der Röhrenbreite entspricht oder diese nicht viel übertrifft. Die Röhren selbst legt man fast nur noch mit der Hand, weil man auf diese Art besser das Anfügen trifft; früher (zum Theil noch) hatte man besondere Röhrhaken dazu, welche rechtwinklig an langen Stangen angebracht waren, und auf welche die Röhre geschoben wurde. Alle Terrainunebenheiten sucht man zu vermeiden, weshalb die Sohle vorher geglättet wird (durch schmale Schaufeln und Hacken). Die Röhren werden vielfach behufs genauern Aneinanderlegens an den Enden abgeschliffen. Größere Steine auf der Sohle sucht man zu umgehen durch Ausbiegen der Leitung. Trichterförmige Röhren zum Ineinanderschieben sind auch im Gebrauche gewesen. Vielfach deckt man die Fugen gar nicht mehr. Auf Baumstücken und in Gärten muß man aber dem Eindringen der Wurzeln, welche in den Röhren zu mächtigen Gebilden anwachsen, sie verstopfen und endlich zersprengen, zu wehren suchen. Umkleidung mit Hammerschlag wirkt am sichersten. Die zuoberst liegenden Röhren legt man fest an eine Schieferplatte an; dann fügt man, rückwärts gehend, Röhre an Röhre möglichst dicht und glatt an einander. Da, wo die Ausmündungsröhre eines Saugdrains auf den Sammeldrain zu liegen kommt, werden auf der einen Seite der beiden Röhren Löcher eingeschlagen und diese aufeinander gefügt. Mit Sorgfalt müssen die offenbleibenden Stellen, wo die Nebendrains in die Hauptdrains einmünden, verwahrt werden, um das Hineinfallen von Erde zu verhüten. Noch besser ist es in dieser Hinsicht, wenn man besondere Kreuzröhren anfertigen läßt, weil durch solche der Uebelstand des Verstopfens gänzlich vermieden wird. In England macht man auch Drains ohne Röhren durch Herstellung hohler Räume mittels besonderer Pflüge. Ebenso verwendet man auch Pflüge zum Ziehen der Gräben für Röhren. Der von Fowler u. Fry in Bristol erfundene Drainirpflug besteht aus dem eigentlichen Pflug und der Ackerwinde. Die Ackerwinde wird durch einen mit 2—4 Pferden bespannten Göpel in Bewegung gesetzt, wobei 2 Pferde die Kraft von 14 Pferden entwickeln. Der Pflugkörper wird durch zwei eiserne, starke, bogenförmig nebeneinander laufende Pflugbäume gebildet, welche durch Querschienen und starke Bolzen miteinander verbunden sind, sich nach vorn zu auf dem eisernen Rahmengestell einer Doppelwalze vereinigen und in einen kleinen Kolben auslaufen, der zur Aufnahme der Ackerwindenkette bestimmt ist. Von der Mitte des Pflugs nach hinten zu, einige Zoll über der Bodenfläche, laufen zwei andere Bäume, mit zwei Streben verbunden, welche die Vorrichtung tragen, durch welche das Sech geht und worauf das Rädergetriebe ruht. Das Sech ist ein wenigstens 1,8 Meter langes, verhältnismäßig starkes und vorn geschärftes, gehärtetes Eisen, welches auf der Rückseite gekerbt ist und von einem Getriebe zum Durchschneiden des Bodens geregelt wird. Am untern Ende des Sechs ist eine Pflugschar angebracht, deren kegelförmige, in eine Spitze auslaufende Form den Untergrund durchbohrt und den Drainröhren Durchgang verschafft. Wenn der Boden ausgemessen ist und die Drainirlinien bezeichnet sind, stellt man ungefähr 125 Meter vor dem Pflug die Ackerwinde auf und befestigt sie durch Eingraben ihres Gestells. Der Pflug steht am entgegengesetzten Ende der Drainirlinie; die Verbindungskette zwischen dem Pflug und der Winde ist von Hanf und mit Messingdraht umwunden. Man öffnet einen Graben von ca. 1 Meter Tiefe, ebenso lang und 30 Centim. breit, und zwar richtet sich die Tiefe nach der beabsichtigten Tiefe der Röhrenlegung, und nach dieser Tiefe stellt man auch das Sech, so daß es von unten nach oben nivellirt. Ein Arbeiter hat vorher mittels eines Stricks die Thonröhren paternosterförmig zusammengeknüpft; das Ende des Stricks wird an dem letzten Gelenk der Schar befestigt, und man ordnet die Röhren so, daß zwischen ihnen und der Schar kein leerer Raum bleibt. Auf ein gegebenes Zeichen werden nun die Pferde in Bewegung gesetzt, sie drehen die Winde, der Pflug setzt sich in Gang, das Sech durchschneidet den Boden mit unwiderstehlicher Gewalt, die Schar öffnet den Untergrund, drückt die durchbrochene Erde rund um sich herum zusammen und zieht die aneinander gefügten Röhren hinter sich her, welche ein Arbeiter in ihrer Lage regelt. Nach Legung von 40 Röhren hält man an, um eine neue Reihe von Röhren anzuhängen, und fährt so fort, bis man in die Nähe der Ackerwinde kommt, wo man eine neue ähnliche Grabenvorrichtung findet. Dort wird das mechanische Zug- und Triebwerk gleichsam ausgespannt, die letzte Röhre an ihrer Mündung mit Stroh verstopft, um das Hineinfallen von Erde zu verhüten, und die Arbeit ist beendet. Sechs Menschen, zwei Pferde und eine halbe Stunde genügten, um 300 Röhren 1 Meter tief unter die Erde zu bringen, eine Arbeit, die ohne die mechanische Kraft eine volle Woche in Anspruch genommen und dabei den Boden umgewühlt hätte. Bei welligem Boden leitet der Werkführer vermittels des Getriebes, welches er handhabt, den Gang des Sechs, so daß die Röhren im richtigen Niveau mit der erforderlichen Neigung zu liegen kommen. Ist die Leitung fertig, so werden die Röhren verschüttet, wobei man die zähe Erde des Ackergrunds zuunterst und auf sie die gute, artbare Bodenschicht bringt und besonders erstere festtritt oder einstampft. Nach vollendeter Ausführung der D. müssen die Linien der Haupt- und Nebendrains an den Endpunkten mit Marksteinen bezeichnet werden, damit etwaige Reparaturen daran in späteren Zeiten mit weniger Schwierigkeiten bewirkt werden können. Die in offene Gräben ausmündenden Röhren müssen des Frostes wegen in Holzröhren gesteckt werden. Zur Verhinderung des Eindringens von Ungeziefer legt man kleine Senklöcher mit höher liegendem Abfluß so an, daß die Ausmündungen stets unter Wasser bleiben.

Die vortheilhafte Wirkung der D. besteht zwar zunächst darin, daß sie dem Boden das überflüssige, der Vegetation nachtheilige Wasser entzieht; doch ist sie zugleich noch eine umfassendere, insofern sie eine

vollständige Luftcirkulation zwischen der Oberfläche des Bodens und der Röhrenlage herstellt. Dadurch erklärt es sich auch, warum in trockenen Jahren drainirte Felder besser als nicht drainirte sich halten. Die durch die Luftcirkulation porös bleibende Erde kann nämlich der Luft den Wasserdampf weit besser entziehen. Ebenso verhindert das Drainiren das für das Wachsthum so störende Krustiren des Bodens. Jedes drainirte Feld erscheint als ein wirksamer Filtrirapparat, in welchem das abfließende Wasser durch die nachdringende Luft ersetzt wird, die Verdunstung und die Absorptionsthätigkeiten erleichtert sind und in Summa den Pflanzen, genügende Mengen von Nährstoffen vorausgesetzt, die besten Wachsthumsbedingungen gesichert werden, da mit der Regulirung der Feuchtigkeit auch die der Temperatur verbunden ist. Am wesentlichsten ist aber die gesteigerte Absorptionsfähigkeit. Man hat gegen die D. das Bedenken erheben wollen, daß durch den erleichterten Wasserabfluß dem Boden eine Menge pflanzennährender Bestandtheile entzogen würden. Aber sowohl aus der chemischen Untersuchung des aus den Drainröhren abfließenden Wassers, als auch aus der genauen Analyse der Ackerkrume hat sich ergeben, daß gerade diejenigen Bodenbestandtheile, welche einen direkt oder indirekt nährenden Einfluß auf den Pflanzenwuchs ausüben, von dem Drainröhrenwasser gar nicht berührt werden, da der Boden die Kraft besitzt, diese Substanzen in dem Grade festzuhalten, daß sie durch das Wasser nicht ausgewaschen werden können. Daher enthält auch das Drainröhrenwasser nur eine sehr geringe Menge löslicher Mineralien und überdies nur solche, welche zur Ernährung der Pflanzen weniger geeignet sind, namentlich Natron, etwas Kalk, Schwefelsäure und einige Spuren von Kieselsäure. Was die **Dauer** der Drains betrifft, so hat man zwar, wenigstens in Deutschland, noch keine Erfahrungen hierüber aufzuweisen; doch hat man in Holland Ziegelröhren gefunden, die 200 Jahre im Boden lagen und noch gut erhalten waren, und in Italien, Persien und Griechenland findet man Thonröhrenwasserleitungen, die wahrscheinlich Jahrtausende liegen und noch ganz unversehrt sind. Man kann daher dreist behaupten, daß die Drainröhren wenigstens drei- bis viermal so lang als die früheren Steindrains ihrem Zweck entsprechen können.

In Bezug auf den **Kostenpunkt** sind die Arbeitslöhne, die Preise des Materials und die zu überwindenden Terrainschwierigkeiten maßgebend. Gegenwärtig berechnen sich die Gesammtkosten pro Hektar zu 100—300 Mark und darüber. Empfehlenswerthe Werke sind: **Parkes**, Essays on the philosophy and art of Land D. (Lond. 1848); **Leclerc**, Handbuch der D. (a. d. Franz. von Abel, Leipz. 1860); **Wauer**, Die Drainirung (Berl. 1859); **Kopp**, Anleitung zur D. (Frauenf. 1865). Brauchbar ist noch **Protz**, Das Drainiren (Leipz. 1856); A. v. D. (**Baron Doblhof**), Ueber die D. (Haag 1850); Fr. **Kreuter**, Praktisches Handbuch der D. (2. Aufl., Wien 1854); L. **Vincent**, Die D. nasser und kalter Ländereien (Berl. 1852); **Derselbe**, Die D., deren Theorie und Praxis (5. Aufl., Leipz. 1874).

Drainröhren (spr. drehn-, weniger gut wie franz.: dräng-; engl. Drain-pipes, Draining-pipes, franz. Tuyaux de drainage), die zur Drainage (s. d.) dienenden Röhren, wurden ursprünglich auf der Töpferscheibe aus freier Hand hergestellt; jetzt aber bedient man sich hierzu ausschließlich der Maschinen. Die Erfindung der Röhrenpressen und der dadurch erzielte wohlfeilere Preis der Röhren war ein Hauptbeförderungsmittel zur Ausbreitung der Drainage. Die erste Presse dieser Art wurde 1835 in Metlach bei Trier zur Anfertigung von Wasserleitungsröhren angewandt; darauf stellte 1837 der Marquis von Tweeddale in Schottland eine Röhrenpresse auf, und beide erzeugten trotz ihrer Unvollkommenheit doch weit billigere Röhren, als bisher Handarbeit geliefert hatte. Im Jahr 1843 zogen die zu Derby von John Read ausgestellten Röhren die Aufmerksamkeit auf sich, worauf dann bald bedeutende Verbesserungen dieser Pressen erzielt wurden. Sie gleichen im wesentlichen den Ziegelpressen. Vgl. **Mauersteine**.

Draisine (meist gespr. wie franz.: drä-), ein vom bad. Forstmeister K. von Drais von Sauerbronn (geb. 1785, gest. 1851) zu Mannheim 1817 erfundener zweirädriger Wagen zum Selbstfahren. Die beiden Räder lagen hintereinander in einer Ebene und waren durch ein entsprechendes Gestell miteinander verbunden. Auf letzterem, im freien Raum zwischen beiden Rädern, befand sich ein Sattel, auf welchem der sich fahrende Mann reitend Platz nahm und sitzend durch Schieben, indem er sich abwechselnd mit einem Fuß um den andern gegen den festen Boden stemmte, den Fortlauf bewirkte. Von einem Bügel aus, der zugleich als Armlehne diente, konnte man mit den Händen das Vorderrad steuern und so den Wagen lenken. Diese Konstruktion wurde 1821 mit Kurbelmechanismus und Zahnrädern versehen und ist in etwas veränderter Gestalt später wieder als Velociped (s. d.) aufgetaucht. Als D. bezeichnet man gegenwärtig aber nur eine Gattung kleiner vierrädriger Eisenbahnpersonenwägen, welche ausschließlich zu Bahndiensten, zum Transport der Ingenieure, des Kontrollepersonals ꝛc. dienen, und wobei die Arbeit zum Fortschaffen durch Menschen ausgeübt wird, welche auf der D. sitzen. Eine solche D. wird möglichst leicht, sehr beweglich und dabei doch fest konstruirt und erhält zwei Vorderräder von ca. 60—90 Centim. und zwei Hinterräder von 1,25—1,5 Meter Durchmesser. Diese Räder können aus Holz konstruirt und mit Reifen versehen werden, die aus Eisenblech so gebogen sind, daß die Räder auf Schienen laufen können. Die großen Triebräder sind mit Kurbel und Lenkstange versehen, und letztere greift an einen Hebel, an dessen Griff der Fahrende thätig ist. Man hat diese D. auch mit einem in der Mitte aufgestellten Mastbaum versehen, an welchem man ein Segel befestigt, um etwaigen günstigen Wind als unterstützende Triebkraft benutzen zu können. Zum schnellen Anhalten versieht man die D. mit einer Bremsvorrichtung, welche der für alle Eisenbahnfahrzeuge gebräuchlichen gleicht. Um die D. leicht aus den Schienen heben zu können und dadurch den durchgehenden Verkehr für die Bahnzüge frei zu machen, bringt man auch wohl eine mechanische Vorrichtung an, welche die D. in ihrer Mitte hoch hebt; der Arbeiter vermag die D. dann leicht zu drehen und von den Schienen zu schaffen. Man nimmt an, daß mit einer solchen D. die Meile in 45 Minuten gefahren wird, doch sind auch Draisinen konstruirt worden, die mit einer Belastung mit vier Personen, von denen zwei arbeiten, 300 Meter in einer Minute fahren, wobei zwei Mann eine Stunde lang ohne wesentliche Anstrengung thätig sein können. Um die Geschwindigkeit bedeutend zu erhöhen, hat man **Dampfdraisinen** konstruirt. Eine solche hat vier Räder, deren vorderes Paar Triebräder von 1,5 Meter und mehr Durchmesser sind, während die hinteren, zum Bremsen eingerichteten Laufräder etwa

1 Meter im Durchmesser haben. Der ganze Bau ruht, ähnlich wie bei einer Lokomotive, auf zwei aus starkem Eisenblech gefertigten Langträgern, die durch Federn auf die beiden Axen gestützt sind. Der Dampfkessel, der Raumersparnis wegen ein stehender Röhrenkessel, befindet sich zwischen beiden Axen, zunächst der Triebaxe; rechts und links von ihm liegen, an die Langträger angeschraubt, die beiden Dampfcylinder, deren Kolbenstangen durch Lenkerstangen an den unter 90° gegeneinander stehenden Krummzapfen der Triebaxe angreifen und somit die D. in Bewegung setzen. Der Führer und der Heizer stehen zwischen dem Kessel und dem über der Laufaxe befindlichen Personenkoupé; der als Tender dienende, aus Blech gefertigte Wasserkasten ist am vordern Ende zwischen den Langträgern befestigt und ruht zum Theil auf der Bufferbohle. Ohne die Sicherheit der Fahrt zu gefährden, kann man mit einer gut gebauten Dampfdraisine leicht 50—70 Kilom. in einer Stunde zurücklegen. In dieser Hinsicht gebührt der Dampfdraisine ein großer Vorzug. Indessen ist wegen der sehr bedeutenden Beschaffungskosten und wegen des theuern Betriebs die Dampfdraisine doch mehr als ein bei den höheren Verwaltungsbeamten allerdings sehr beliebter Luxusgegenstand, in den seltensten Fällen als ein wirkliches Bedürfnis für das leichte Befahren der Strecke zu betrachten.

Drake (spr. drehk), 1) **Sir Francis**, berühmter engl. Seemann, geb. 1545 zu Tavystock in Devonshire als Sohn eines Matrosen, trat auf einem Küstenfahrer in den Seedienst, erhielt dann durch Vermittelung eines Verwandten nautischen Unterricht, machte 1565 eine Reise nach der Küste von Guinea und erhielt zwei Jahre später den Oberbefehl über das Schiff Judith. In dieser Eigenschaft bewies er in dem unglücklichen Gefecht, welches Sir John Hawkins in dem Hafen von Veracruz zu bestehen hatte, große Tapferkeit und entkam glücklich mit seinem Fahrzeug der allgemeinen Niederlage. Infolge der grausamen Behandlung der englischen Gefangenen durch die Spanier gegen diese mit grimmigem Haß erfüllt, unternahm er an der Spitze einer Anzahl von Abenteurern 1570 einen Zug nach Westindien. Der Erfolg war so günstig, daß man ihm 1572 zu einem Angriff auf die spanisch-amerikanischen Handelsplätze zwei Schiffe anvertraute. Von den Indianern unterstützt, nahm er die Stadt Nombre de Dios mit Sturm, segelte aber, da er sich hier nicht behaupten konnte, nach Cartagena, brachte hier viele spanische Schiffe auf, verbrannte zu Veracruz ein großes Waarenmagazin und langte 9. Aug. 1573 im Hafen zu Plymouth wieder an. Seinen Beuteantheil verwandte er zur Ausrüstung dreier großen Fregatten, mit denen er als Freiwilliger in Irland unter dem Grafen von Essex diente. Nach seiner Rückkehr nach England 1576 wußte er die Königin für seinen Plan zu gewinnen, durch die Magelhaensstraße in die Südsee zu dringen, um hier die Spanier anzugreifen. Am 13. Dec. 1577 segelte er mit fünf Schiffen von Plymouth ab, erreichte 20. Aug. 1578 die Magelhaensstraße und 6. Sept. den Ausgang derselben, sodann die Insel Mocha, südlich von Chile, und setzte, da keins seiner übrigen Schiffe sich blicken ließ, längs der Küste von Chile und Peru seinen Lauf nach Norden fort, wobei er mehrere spanische Schiffe nahm. Eine Durchfahrt in den Atlantischen Ocean suchend, folgte er der Küste Nordamerika's bis zu 48° nördl. Br., besuchte dabei den nördlichen Theil von Kalifornien, dem er den Namen Neualbion gab, und segelte von da nach Westen durch den Großen Ocean, erreichte 4. Nov. die Insel Ternate, entkam an der Küste von Celebes 9. Jan. 1580 mit genauer Noth dem Schiffbruch, lief bei Java und am Kap der Guten Hoffnung an und erreichte 5. Nov., nach fast dreijähriger Abwesenheit, den Hafen von Plymouth. Der spanische Gesandte beschuldigte D., auf diesem Zug Seeräuberei getrieben zu haben; aber die Königin Elisabeth wies die Klage ab, ging 4. April 1581 selbst auf der Themse nach Deptford, wo Drake's Schiff vor Anker lag, speiste bei ihm am Bord, schlug ihn zum Ritter und billigte alles, was er gethan hatte. Als bald darauf ein Krieg gegen Spanien ausbrach, erhielt D. den Oberbefehl über eine Flotte von 25 Schiffen, mit welcher er 15. Sept. 1585 auslief und 16. Nov. so unerwartet vor San Jago auf den Inseln des Grünen Vorgebirges erschien, daß er die Stadt überrumpelte. Von da segelte er nach Westindien, nahm San Domingo, Cartagena, zerstörte die Forts der Spanier in Ostflorida und kam mit reicher Beute 28. Juli 1586 wieder in Plymouth an. Im Jahr 1587 fuhr er mit einer Flotte von 30 Schiffen nach Cadiz und verbrannte eine Abtheilung der Armada. Im Jahr 1588 wurde er Viceadmiral unter Lord Effingham, dem Großadmiral von England, und half mit zur Vernichtung der spanischen Armada. 1589 kommandirte er die Flotte, welche Don Antonio wieder auf den Thron von Portugal setzen sollte; aber Uneinigkeiten zwischen ihm und dem General der Landtruppen ließen das Unternehmen scheitern. Eine neue Unternehmung gegen die Spanier in Westindien erreichte ihren Zweck nur theilweise. Mit Hawkins und einer Flotte von 27 Schiffen ging D. 1595 wieder unter Segel, stürmte vergeblich Portorico, segelte darauf nach dem festen Land und verbrannte Rio de la Hacha und Nombre de Dios. Als einige Tage nachher eine Expedition gegen Panamá ganz verunglückte, überfiel ihn infolge des Verdrusses ein schleichendes Fieber, das seinem Leben 5. Jan. 1595 vor Portobello ein Ende machte. D. soll die Kartoffeln zuerst nach Europa gebracht haben, weshalb ihm 1853 zu Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt worden ist; doch haben Humboldt (»Neuspanien«, Stuttg. 1814), Volz (»Beiträge zur Kulturgeschichte«, Leipz. 1852) u. a. nachgewiesen, daß dies nicht das Verdienst Drake's gewesen. Ihm gebührt höchstens der Ruhm, die Kartoffel bekannter gemacht zu haben. Vgl. Barrow, Life of D. (2. Aufl., Lond. 1861).

2) **Samuel Gardner**, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 11. Okt. 1798 zu Pittsfield in Newhampshire, gründete 1828 in Boston ein Antiquargeschäft (das erste in den Vereinigten Staaten) und machte sich zugleich als Schriftsteller durch zahlreiche historische Arbeiten, namentlich über die Indianer, einen geachteten Namen. Am bekanntesten darunter sind: »Biography and history of the Indians of North-America« (11. Aufl., Boston 1852); »Indian captivities or life in the wigwam« (das. 1839); »History of Boston« (das. 1856).

Drake, **Friedrich**, namhafter deutscher Bildhauer der Gegenwart, geb. 23. Juni 1805 in Pyrmont, war Rauchs erster und talentvollster Schüler. Zu Drake's bekanntesten früheren Werken gehören seine Madonna mit dem Kind (öfters in Bronze ausgeführt), der sterbende Krieger, das Relief, Darstellung aus Goethe's fünfter römischer Elegie: »Oftmals hab' ich schon in ihren Armen gedichtet«, die Statuetten Rauchs, Goethe's, Schinkels, Wilhelms und Alexanders von Humboldt; ferner Hufelands

und Schillers. Im Jahr 1835 vollendete er das kolossale Standbild Justus Mösers, in Bronze gegossen und in Osnabrück aufgestellt. Sehr gelungen ist auch der von ihm nach einer Todtenmaske gebildete Kopf einer Jungfrau, im leichten Kranz und im reichen Haarschmuck. Im Jahr 1839 erschien in Bronzeabguß von ihm die Schmetterlingsfängerin. Seine Winzerin, Marmorstatue, wurde 1840 in Bronzeguß ausgeführt. Im Jahr 1844 ward D. Professor an der Akademie in Berlin. In demselben Jahr vollendete er die acht sitzenden Kolossalfiguren im Weißen Saal des Schlosses zu Berlin, welche die acht Provinzen von Preußen vorstellen. Es folgten zwei Kolossalstatuen des Königs Friedrich Wilhelm III. in Marmor, von denen die eine, 1845 vollendet, zu Stettin, die andere, im Auftrag von Berliner Bürgern gefertigt, im Thiergarten zu Berlin aufgestellt ward. Die Statue ist in Kopf und Haltung von großer Aehnlichkeit und drückt den schlicht bürgerlichen Charakter des Fürsten auf das glücklichste aus. Um das cylindrische Fußgestell schlingt sich ein Relief, welches Gestalten beiderlei Geschlechts und von jedem Lebensalter in dem heitern Genuß des Lebens in der freien Natur zur Anschauung bringt, eine Komposition von bezaubernder Anmuth. Das ganze Monument gehört zu den besten Leistungen der Berliner Bildhauerschule. Für die Schloßbrücke zu Berlin arbeitete er die kolossale Gruppe eines Kriegers, dem die Victoria den Kranz reicht, für die Vorhalle des Berliner Museums die Marmorstatue Rauchs und für Jena eine kolossale Büste des Naturforschers Oken. Ebendaselbst wurde 15. Aug. 1858 seine Erzstatue Johann Friedrichs des Großmüthigen enthüllt, D. selbst aber von der philosophischen Fakultät zum Ehrendoktor ernannt. Für Jena schuf er außerdem die Kolossalbüste des Hofraths F. G. Schulze, für Bretten in Baden die Statue Melanchthons. Im Jahr 1867 vollendete er das in Bronze gegossene kolossale Reiterstandbild des jetzt regierenden Königs von Preußen für die Kölner Rheinbrücke. Dieses Werk galt auf der Pariser Weltausstellung von 1867 nach allgemeiner Uebereinstimmung als das vorzüglichste Reiterbild, welches die moderne Kunst geschaffen, und D. erhielt die große goldene Medaille. Eine Bronzestatue Schinkels von D. ist auf dem Platz vor der Bauakademie in Berlin aufgestellt worden. Seine neueste Arbeit ist die kolossale, 17 Fuß hohe Victoria für das 2. Sept. 1873 enthüllte Siegesdenkmal auf dem Königsplatz vor dem Brandenburger Thor in Berlin. Auf hoher Säule mit Unterbau steht die Figur mit ausgebreiteten Flügeln, einen Kranz in der hocherhobenen Rechten haltend, in der Linken eine Standarte, auf dem Helm einen Adler tragend. Die Statue ist in stark vergoldeter Bronze ausgeführt, steht aber gegen seine sonstigen Arbeiten zurück. Es ist ihm nicht gelungen, das feine Formengefühl, was ihm sonst eigen, auch in dem gewaltigen Maßstab zu bewähren; die stark bewegte Gewandung ist zu massig, auch das Antlitz ermangelt der feinern Form, namentlich aber die Flügel sind geradezu plump. Sehr weit steht diese Arbeit gegen Rauchs Viktorien zurück.

Drakenberge (»Drachenberge«), bei den holländ. Kolonisten Name des Kathlambagebirges, das zwischen 28° und 31° südl. Br. sich vom Kapland in Südafrika bis zum Vaal-Rivier an der Grenze der Transvaalrepublik erstreckt. Es besteht in seinem südlichen Theil aus drei hintereinander aufsteigenden Ketten, die unter 29° südl. Br. zusammenstoßen und nun eine einzige Kette bilden. Der höchste Gipfel des mit vielen 1800—2500 Meter hohen Gipfeln besetzten Gebirges ist der Champagne Castle (3156 Meter). Der Charakter der D. wird durch die für Südafrika so bezeichnenden jäh abfallenden, oft mit wilden und schroffen Sandsteinfelsen besetzten Tafelberge bedingt, die häufig in Terrassen absinken und ihre Formen der zerstörenden Wirkung des Wassers verdanken. Die D. sind in ihren höheren Theilen kahl und rauh, die zwischen ihnen liegenden Plateau's meist unbewachsen; oft hausen dort selbst im Sommer Schneestürme. Die westliche Kette der D. bildet die Grenze zwischen dem Oranjeflußfreistaat einerseits und dem Basutoland und der britischen Kolonie Natal anderseits. Durchschnitten werden sie nur von einer Straße, die von Harrismith im Oranjeflußstaat nach Natal über den 1600 Meter hohen Van-Reenenpaß führt und stark von Ochsenkarawanen benutzt wird.

Drakenborch, Arnold, holl. Philolog, geb. 1. Jan. 1684 zu Utrecht, studirte in seiner Vaterstadt und zu Leiden die Rechte, vertauschte aber dieses Studium mit dem der Philologie und wurde 1716 Professor der Geschichte und Beredsamkeit, 1740 auch Bibliothekar zu Utrecht, wo er 16. Jan. 1748 starb. Seinen Ruhm begründete er durch die Ausgaben des Silius Italicus (1717) und vor allen des Livius (Leid. 1738—1746, 7 Bde.; neuer Abdruck, Stuttg. 1820—29).

Drakenburg, Flecken mit Stadtrechten in der preuß. Landdrostei Hannover, Kreis und Amt Nienburg, mit (1871) 669 evangel. Einwohnern; soll das Thracisburgum sein, wo Karl d. Gr. 793 Geiseln nahm. Im Jahr 1547 wurde hier Erich II. von Braunschweig-Kalenberg von den Hanseaten geschlagen, wodurch sein Unternehmen gegen die Einführung der Reformation in seinem Land und in der Stadt Bremen gelähmt wurde.

Drăkon, erster Gesetzgeber der Athener, war um 624 v. Chr. Archon (wonach er jedenfalls, wie auch seine Gesetzgebung bezeugt, zu den Eupatriden, den vornehmen regierenden Geschlechtern, gehörte) und bewirkte als solcher eine schriftliche Aufzeichnung der Rechtsgewohnheiten, namentlich des peinlichen Rechts. Schon hieraus geht hervor, daß an der bestehenden Staatsverfassung nichts Wesentliches geändert wurde; vielmehr diente ohne Zweifel die ganze Maßregel nur zur Befestigung der Adelsherrschaft. Doch ist im einzelnen über diese größtentheils durch Solon veränderten oder aufgehobenen Gesetze Drakons zu wenig bekannt, als daß ein sicheres Urtheil darüber möglich wäre. So viel bekannt ist, bezogen sie sich besonders auf die Bestrafung und Sühnung vom Todschlag und Mord; hierüber wurden genaue Bestimmungen festgesetzt, und ein besonderes Blutgericht, die 51 Epheten, erhielten sich auch bei der Solonischen Gesetzgebung. Sprichwörtlich war schon im Alterthum die übergroße Strenge dieser Gesetze; weil der Tod fast für alle Vergehen als Strafe festgesetzt war, sagte man, sie seien mit Blut geschrieben. Bei solcher Beschaffenheit war die Gesetzgebung Drakons nicht geeignet, eine dauernde Regelung der inneren Verhältnisse herbeizuführen, und mußte daher nach 25 Jahren der Gesetzgebung Solons weichen.

Dram (Dramm, v. griech. Drachme), türk. Handels-, Gold- und Silbergewicht; s. Drachme.

Drama (griech., n., Mehrzahl: Dramen), »Handlung«, aber nicht vollzogene (actum), sondern im Vollzug begriffene (actio), sofern dieselbe von handelnden Personen ihrer innern Anlage (Charakter) und ihrer äußern Lage (Situation) gemäß so eben ausgeführt wird; im ästhetischen Sinn diejenige Dichtungsart,

welche die Form einer solchen nachahmt, d. h. (nach Lessing) »Begebenheiten als Handlungen« darstellt (im Gegensatze zum Epos, welches »Handlungen als Begebenheiten« darstellt). Da nun jede Handlung eine Veränderung in sich schließt, zu dem Vollzug derselben aber Zeit erfordert wird, so folgt, daß beides auch bei dem D. der Fall sein muß. Jene besteht in der (entweder betrübenden oder erfreulichen) Schicksalswendung des dramatischen »Helden« (tragischer, komischer Glückswechsel); unter dieser versteht man den Zeitraum, der zwischen Beginn und Schluß der nachgeahmten Handlung als verflossen gedacht wird (derselbe kann, wie in Schillers »Wallenstein«, einige Tage, aber auch, wie in Shakespeare's »Macbeth«, mehrere Jahre betragen). Auf jener beruht, da jede im Vollzug begriffene Handlung ein kontinuirliches Geschehen, d. h. eine Reihe nicht bloß aufeinander (in der Zeit), sondern auseinander (als Ursachen und Wirkungen) folgender Zustände umfaßt, die ästhetische Forderung der Einheit der Handlung im D. Der kausale Zusammenhang der in demselben nacheinander vorgeführten Reden und Thaten erzeugt den Schein, als hätten wir eine im Vollzug begriffene (also gegenwärtige) Handlung vor uns. Daher dürfen die einzelnen Theile der Handlung im D. nicht bloß (zeitlich) auf=, sondern sie müssen (kausal) auseinander folgen (d. h. durch einander motivirt sein); »die Kategorie der Kausalität ist,« wie Schiller an Goethe schreibt, »die Kategorie der Tragödie« (des Drama's überhaupt). Die Einheit der Handlung (im D.) ist nicht mit der Einheit der Person (des »Helden«) zu verwechseln; letztere ist bloß episch, indem dieselbe Person Gegenstand sehr verschiedener in der Zeit nacheinander folgender Begebenheiten sein kann, ohne daß diese letzteren, wie es das D. verlangt, unter einander nothwendig im Kausalzusammenhang stehen müssen. Dieselbe ist für das D. das wichtigste Erfordernis, schließt aber weder aus, daß der Haupthandlung Nebenhandlungen (Episoden) eingewebt werden (Max und Thekla im »Wallenstein«), noch, daß neben derselben eine zweite Handlung, gleichsam ein zweites D., für welches seinerseits wieder die Forderung der Einheit der Handlung gilt, gleichzeitig ablaufe (das D. im Hause Glosters neben jenem im Hause Lears bei Shakespeare). Dramen mit einer einzigen Handlung heißen einfache, solche mit doppelter und mehrfacher Handlung zusammengesetzte; von ersterer Art sind die meisten antiken und die »klassischen« Dramen der Franzosen, von letzterer die meisten spanischen (besonders im Lustspiel, wo die Handlung der Diener jene der Herren kopirt) und englischen (besonders Shakespeare's). So gerechtfertigt die Forderung der Einheit der Handlung ist, die schon Aristoteles in seiner Lehre von der Tragödie allen anderen voranstellte, so wenig ist es die von den französischen Aesthetikern (infolge ihres Mißverständnisses der Poetik des Aristoteles als angeblich von diesem stammend) aufgestellte Forderung der sogen. »Einheit der Zeit und des Orts« im D. Unter jener verstanden sie, daß die wirkliche Dauer der nachahmenden Handlung jene der nachgeahmten entweder gar nicht, oder daß letztere doch nicht den Zeitraum eines Sonnentags (24 Stunden) überschreiten dürfe; unter dieser, daß die nachgeahmte und demgemäß auch die nachahmende Handlung, das D., während ihrer ganzen Dauer an demselben Ort vor sich gehen müsse. Dramen, wie Shakespeare's »Macbeth«, dessen Handlung seine ganze Regierungszeit (18 Jahre) umfaßt, oder dessen »Lear«, der theilweise in Frankreich, theilweise in England spielt, galten ihnen für unerlaubt, weil sie dem Zuschauer zumuthen, in Gedanken weite Zeiträume und große Länderdistanzen zu überspringen. Der Erfolg bewies aber, daß sich die Einbildungskraft dergleichen Gedankensprünge über Zeit und Raum hinweg gern gefallen läßt, wenn die psychologischen Bedingungen der Motivirung der Handlungen der Personen durch deren Charakter und Situation genau eingehalten werden. Letztere bilden den Hebel der fortschreitenden Handlung; die durch das Frühere als Grund erregte Erwartung des Spätern als dessen Folge macht die dramatische Spannung im Zuschauer, dagegen die durch seine Handlungsweise (seine That als Ursache) auf sich gezogene Folge (sein Loos als Wirkung) das dramatische Schicksal für den »Helden« aus (nach Schillers Wort: »In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne«). Da beide auf der Voraussetzung strengen kausalen Bedingtseins aller Theile des vor unseren Augen sich vollziehenden Geschehens beruhen, so wird durch die Herrschaft des Zufalls im D. die Spannung in bloße Neugierde, durch die Aufhebung des Kausalzusammenhangs zwischen That und Loos das Schicksal in Laune und Willkür verwandelt. Beides ist gleich undramatisch, im Komischen, dessen Charakter nach Aristoteles unschädliche Ungereimtheit ist, aber noch eher zulässig als im Tragischen, dessen Wesen nach ebendemselben darin besteht, daß es Furcht und Mitleid weckt. Die Aufhebung des Kausalgesetzes durch Laune und Zufall ist selbst ungereimt und kann, vorausgesetzt daß sie keinen (zu großen) Schaden stiftet, Lachen erregen; das unverdiente, d. h. unmotivirte Schicksal aber ist ungerecht und erzeugt, wenn es traurig ist, als grund= und zwecklose Grausamkeit Empörung (Müllners und Werners sogen. Schicksalstragödien). Da der Fortschritt im D. von den Gründen zu den Folgen (progressiv) erfolgt, so müssen zuerst jene, wie sie in den Charakteren und in der Situation der handelnden Personen gegeben sind, auseinandergesetzt, und dann ihrer eigenen treibenden Kraft, die zu diesen führt, überlassen werden. Jenes geschieht am Anfang (Exposition), diese erfolgen im ganzen Umfang am Schluß des Drama's (Katastrophe); der zwischen beiden gelegene Zeitpunkt, in welchem die Schicksalswendung (zum Bessern oder Schlimmern) eintritt, heißt die Peripetie. Diese drei Haupttheile der fortschreitenden Handlung, welche in keinem D. fehlen dürfen, können je nach der größern oder geringern Ausdehnung derselben durch Abschnitte der Dichtung (Akte; bei der theatralischen Aufführung Aufzüge genannt) sichtbar gemacht oder in ununterbrochener Folge (einaktige Dramen) aneinander gereiht werden. Zwischen dieselben werden bei Erweiterung der Handlung weitere Akte eingeschoben, in der Regel in der Weise, daß die Gesammtzahl der Akte eine ungerade bleibt (meistens fünf; in den Dramen der Inder und Chinesen steigt die Zahl, bei den letzteren bis zu 21). Die Erweiterung der Handlung wird durch Einführung von Elementen herbeigeführt, die den Vollzug der Handlung verzögern (retardirende), die Beschränkung derselben durch solche, die ihn beschleunigen (accelerirende Elemente). Aus dem Widerstande der ersteren und dessen Besiegung durch die letzteren geht das Tempo der Handlung gewöhnlich in der Art hervor, daß im ersten, dritten und fünften Akte die vorwärts bringenden, im zweiten und vierten die Widerstand leistenden Faktoren die Oberhand haben. So bilden im »Wallenstein« die immer von neuem auftauchenden Bedenken des Helden das retardirende, die Aufstachelungen seiner Genossen das

accelerirende Element seines Treubruchs, seine Gewalt über das Heer das verzögernde, die Macht seiner Feinde das beschleunigende Element seines Untergangs. Die Abwechselung der beiden den vermutheten Ausgang bald aufhaltenden, bald näher rückenden Faktoren in der Zeit, die sich mit der Systole und Diastole des Blutumlaufs vergleichen läßt, gibt dem Gang des Drama's jenen Schein organischen Lebens, auf welchem hauptsächlich sein Reiz und seine anschauliche Gegenwart beruht. Es ist, als ob wir im innersten Kern der sich entwickelnden Dinge ständen und unter gläserner Hülle ihrem Werden zuschauten. Erhöht wird der Reiz durch alles, was diesen Schein der Gegenwärtigkeit vermehrt, also nicht bloß durch die Richtigkeit der Motivirung des Verlaufs der Handlung durch die Handlungen der im Handeln begriffenen Personen, sowie dieser Handlungen durch Charakter und Situationen der letzteren selbst für das geistige, sondern noch mehr durch die sichtbare Darstellung des Drama's (theatralische Aufführung) für das sinnliche Auge. Jedes echte D., als Nachahmung einer im (wirklichen) Vollzug begriffenen Handlung, ist daher für die Aufführung bestimmt und erlangt erst durch diese den Schein voller Gegenwärtigkeit, für den es geschaffen ist. Sogen. Lese- und Buchdramen sind gegen den Begriff des Drama's. Daraus folgt allerdings nicht, daß jedes D. für die Aufführung auf einer bestimmten Schaubühne unter bestimmten Theaterverhältnissen bestimmt sein müsse. Wer nur die letzteren, wohl gar die zufälligen Wünsche einer Bühnenleitung oder eines Theaterpublikums im Auge hat, erniedrigt das D. zum Bühnenstück. Gehört die nachgeahmte Handlung (z. B. eine geschichtliche) nach Ort und Zeit einem bestimmt gefärbten Kulturkreis an, so muß der Schein ihrer Gegenwärtigkeit in der nachahmenden durch möglichst treue Wiedergabe des Zeitcharakters, der Oertlichkeit, der Tracht, der Redeweise ꝛc. erhöht werden.

Die Eintheilung des Drama's erfolgt je nach der Beschaffenheit entweder der Form oder des Stoffs der Handlung. In jener Hinsicht unterscheidet man Charakter- und Situationsdramen, je nachdem die Motivirung des Redens und Handelns der dramatischen Personen mehr in deren innere Anlage (Charakter, Naturell) oder in deren äußere Lage (die durch Zufall oder Vorherbestimmung gegebenen Verhältnisse) verlegt wird. Das sogen. moderne D. (Shakespeare's und der Shakespearomanen, wie Hebbel, Otto Ludwig u. a.) gehört vornehmlich der erstern, das sogen. antike (der Alten und ihrer Nachahmer, z. B. Schillers im »Wallenstein«, der die größere Hälfte der Schuld desselben »den unglückseligen Gestirnen zuwälzt«, in der »Braut von Messina« u. a.) der letztern Gattung an. Nach der Zahl der handelnden Personen werden Mono-, Duo- und Polydramen unterschieden. In Bezug auf den Stoff ist bei der Eintheilung entweder der Charakter, oder der Ursprung der als Handlung dargestellten Begebenheit maßgebend. Ist dieselbe nach des Aristoteles Ausdruck eine ernste, so daß ihre dramatische Darstellung Mitleid (mit dem leidenden Helden: Oedipus, Hamlet, Wallenstein) und Furcht (für uns selbst als seines Gleichen: nil humani a nobis alienum!) hervorruft: so entsteht das Trauerspiel oder die Tragödie (s. d.); ist sie dagegen eine heitere, welche durch ihre dramatische Behandlung den Handelnden zwar ungereimt (für den Beschauer), aber sein Loos unschädlich (für ihn selbst) und ihn (infolge beider Umstände dem Beschauer) lächerlich erscheinen läßt: so entsteht das Lustspiel oder die Komödie (s. d.). In beiden Fällen findet ein Glückswechsel vom Bessern zum Schlimmern statt, in jenem ein schädlicher (Cäsars, Wallensteins Tod), in diesem ein unschädlicher (der habsüchtige Geizige wird um seinen geträumten Gewinn, der heirathssüchtige Alte um seine erträumte Braut, der Ruhm- und Lobsüchtige um seine vermeinte Bewunderung geprellt, ohne daß er jedoch einen wirklichen Nachtheil erfährt); der tragische Held wird beweint, der komische ausgelacht. Erfolgt dagegen der Glückswechsel in umgekehrter Richtung (vom Schlimmern zum Bessern), so entsteht, wenn derselbe dem Helden zum wirklichen Vortheil gereicht (sein schließliches Glück uns erfreut, wie uns sein anfängliches Unglück betrübt hat), das Schauspiel (Goethe's »Iphigenie«, Lessings »Nathan«); macht dagegen sein Glückswechsel den Helden (Glückspilz) nur lächerlich (weil sein schließliches Glück nur ein vermeintliches, sein in Wirklichkeit fortbestehendes Mißgeschick übrigens nach wie vor kein so ernsthaftes ist, daß es Mitleid erregen kann), so entsteht die Posse (die verbannten staatsweisen Athener als schließliche Erbauer und Beherrscher von Wolkenkukuksheim; der verkannte, schließlich im Korb in die Lüfte erhöhte [vermeintliche] Sophist Sokrates bei Aristophanes). Was den Ursprung der als D. dargestellten Begebenheit (Fabel) betrifft, so kann sie entweder einer gänzlich erfundenen phantastischen Welt (poetisches D., Tiecks Märchendrama, Raimunds u. a. Feen- und Zauberstücke), oder der sei es im Glauben (mythisches D.; geistliches Schauspiel; Mysterium; Passionsspiele), sei es in der Erfahrung (realistisches D., weltliches Schauspiel) gegebenen Welt entnommen sein. Gehört sie in letzterer der Vergangenheit an, so entsteht das historische, gehört sie dagegen der (jeweiligen) Gegenwart (des Dichters) an, das moderne D. Je nachdem sie das Leben eines Individuums oder als typische das Wesen einer ganzen Gattung von solchen (eines Geschlechts, einer Altersstufe, einer Berufsklasse, eines Standes, einer Nationalität, einer Kulturstufe ꝛc.) repräsentirt, wird das entsprechende D. Biographie- oder Genrestück. Durch Kombination beider Eintheilungen ergeben sich die Unterarten: 1. Das historisch-biographische D. (Shakespeare's Historien; Goethe's »Götz«, »Egmont« und »Tasso«; Schillers »Wallenstein«, »Maria Stuart«, »Tell« ꝛc.); 2. das modernbiographische D. (Goethe's »Clavigo«, der noch bei dessen Lebzeiten erschien; Lassalle und Kaiser Max von Mexiko wurden unmittelbar nach ihrem Tod auf die Breter gebracht); 3. das historische Genrestück (»Wallensteins Lager«; Scribe's »Glas Wasser«; Laube's »Rococo«); 4. das moderne Genrestück (das bürgerliche Trauerspiel; das Konversationsstück; das moderne Sittenbild). Weitere Abarten gehen aus der Verbindung der Eintheilungen nach dem Stoff mit jenen nach der Form des Drama's hervor.

Geschichtlich sind die Anfänge des Drama's bei allen Völkern aus der Nachahmung wirklicher oder als wirklich geglaubter (wie es die Lebensumstände der Götter sind) Handlungen durch handelnde Personen hervorgegangen. Aehnliches läßt sich noch heute bei den Kindern beobachten, welche die Handlungen Erwachsener (Hochzeit, Leichenbegängnis, Krieg, Gottesdienst, Gericht ꝛc.) im Spiel mit vertheilten Rollen nachahmen. Die begleitenden Reden wurden dabei entweder (wie noch heutzutage bei den sogen. Stegreifkomödien) von den Darstellern selbst im Augenblick der Darstellung erfunden, oder denselben zugleich mit der darzustellenden Handlung von deren Erfinder

(dem dramatischen Dichter) ihrem Charakter und ihrer jeweiligen Lage gemäß in den Mund gelegt. Was zunächst das außereuropäische D. betrifft, so ziehen in China die Schauspieler gleich Seiltänzern umher und stellen Begebenheiten, meist Liebes- und Kriminalgeschichten, ohne geschlossene Handlung und sorgfältige Motivirung in dialogisirter Form dar. Als Urheber des regelrechten Drama's wird der Kaiser Hiu-ent-song (702—756 n. Chr.) genannt; er soll aus Wechselrede und Wechselgesang das erste D. geschaffen haben. Ein chinesisches Schauspiel: »Die Waise von Tschao«, hat Voltaire für die französische Bühne bearbeitet; ein anderes: »Der Geizige«, erinnert an Molière; auch historische Dramen sind der chinesischen Literatur nicht fremd. Neuere Aegyptologen fassen das uralte Todtenbuch der Aegypter, welches eine Darstellung der Schicksale der Seele nach dem Tod enthält, als D. auf, welches nach dem Zeugnis der Bildwerke von den Priestern, von den Verwandten des Verstorbenen und dem einstimmenden Volk vor der Bestattung des Todten vorgetragen und dargestellt worden sei. Einige Gelehrte wollen (angeblich mit Unrecht) das Hohe Lied Salomonis als eine fortschreitende Handlung mit abwechselnden Einzel- und Chorgesängen und als Anfang des Drama's bei den Hebräern angesehen wissen. Reicher entfaltet tritt dasselbe, obgleich erst verhältnismäßig spät und vielleicht nicht ohne griechischen Einfluß, bei den Indern auf, wo sich auch die Anfänge dramaturgischer Regeln finden. Sie unterscheiden ein höheres, aus Scherz und Ernst gemischtes Schauspiel, das belehren, und ein niederes Lustspiel, das nur (mit derben Späßen, Wundern und Zauberpossen) die Masse ergötzen will. Die einzelnen Theile der Handlung, Exposition, Peripetie und Katastrophe (welche letztere, da das indische D. keinen tragischen Schluß kennt, meist durch Dazwischenkunft eines Wunders zum Besten gelenkt wird), treten deutlich aus einander, ebenso Haupt- und Nebenhandlung; auch die Besonderheiten der einzelnen Kasten und Berufsarten sowie der Geschlechter werden (sogar durch den Gebrauch verschiedener Sprachdialekte) gekennzeichnet; im ganzen aber bleibt die Verknüpfung der Begebenheiten eine lose und besteht der Hauptreiz der Dichtung in der oft überraschend schönen Ausmalung des Einzelnen in Denkart und Sprache. Gipfel der indischen Dramatik sind die Werke des Kalidâsa (nach einigen um 56 v., nach anderen im 8. Jahrh. n. Chr.), dessen »Sakuntala«, das erste indische D., das (durch W. Jones) nach Europa verpflanzt wurde, die Liebesgeschichte der Brahmanentochter dieses Namens und des Königs Duschmanta, und dessen »Vikramorvasi«, die Liebe des Pururavas zur Nymphe Urvasi (der Sonne zur Morgenröthe) behandelt. Aber auch Konversationsstücke, die in der höhern menschlichen Gesellschaft spielen, Intriguenstücke und allegorische Dramen sind auf der indischen Bühne zu Hause. In Peru fanden die spanischen Konquistadoren bei den Eingebornen ein in der Kechuasprache abgefaßtes D., »Ollanta« (deutsch von J. J. v. Tschudi und Graf Wickenburg, 1875), vor, das öffentlich aufgeführt wurde, und dessen Inhalt der einheimischen Geschichte der Inka's von Cuzko entnommen war. Innerhalb Europa's erwuchs das D. zuerst in Griechenland aus den dem ägyptischen Todtendrama verwandten, unter Betheiligung des Volks dargestellten Mysterien (einer Art geistlichen Schauspiels) zu Eleusis, insbesondere aus dem Dionysosdienst, bei dessen Festen der Lauf der Jahreszeiten, der Kampf der blühenden Natur mit den winterlichen Todesmächten, ihr Erliegen und ihre siegreiche Auferstehung im Frühling als Thaten und Leiden des Gottes und Symbol der Geschicke und Hoffnungen der menschlichen Seele gefeiert wurden. Männer und Frauen, von den Schicksalen des Gottes ergriffen, legten die Kleider der Genossen desselben, Kranz und Pantherfell an, ergriffen den Thyrsos und stellten so verkleidet das Gefolge des Gottes dar, das zum Chor vereinigt den Festgesang (Dithyrambos) unter Mimik und Tanz aufführte. Das Ganze erhielt, weil der Tanz sich um das brennende Opfer eines Bocks bewegte, den Namen Tragödie (»Bocksgesang«), wurde später vom Bakchos auch auf andere Heroen übertragen, zugleich aber neben den ernsten Gesängen auch der Vortrag possenhafter Lieder und Schwänke im Gewand und nach Art der den Gott begleitenden Satyrn und Faune eingeführt, aus welchen letzteren die Komödien und Satyrspiele entsprangen. Thespis, zur Zeit des Pisistratos in Athen, legte den Grund zum eigentlichen D., indem er den Reigenführer aus dem Chor treten und als Schauspieler in der passenden Maske Geschehenes als ihm selbst geschehend vortragen ließ. Phrynichos fügte den zweiten Schauspieler und damit den Dialog, das D. der Folgezeit aber noch einen dritten Mitwirkenden hinzu. Das D. selbst nahm eine kunstmäßige Form an, indem das ernste oder heitere Loos des Helden nicht als zufällig oder willkürlich, sondern als Folge seiner That, als nothwendig begründet dargestellt und damit die Geschlossenheit der Handlung erreicht wurde. Dadurch aber, daß dasselbe bei Beginn der Handlung erst bevorstehend, also (ob gehofft oder gefürchtet) noch ungewiß (obgleich vermuthet) war, trat an der Stelle bloß epischer (durch ein Vergangenes) oder lyrischer (durch ein Gegenwärtiges bestimmter) Gemüthserregung die dramatische (d. i. durch die Vorstellung eines Künftigen verursachte) Gemüthsstimmung (erwartungsvolle Spannung) sowohl bei den Personen des Chors auf, als bei den Zuschauern des Schauspiels vor der Bühne ein, da sie nicht mehr einem vergangenen, also bekannten, sondern einem vor ihren Augen sich erst entwickelnden, also theilweise noch unbekannten Geschick gegenüber sich befanden. Der aus der ursprünglichen Gestalt der Dionysosfeste beibehaltene Chor wurde nun ein Theilnehmer oder doch theilnahmsvoller Zuschauer der sich vollziehenden Handlung, während er vorher nur ein gefühlvoller Zuhörer einer als vollzogen erzählten gewesen war. Dadurch wurde zwar der dramatische Charakter der Darstellung erhöht, die ununterbrochene Gegenwart des Chors bot aber nichtsdestoweniger für die dargestellte Handlung, die nun so eingerichtet werden mußte, daß jene nicht unmotivirt erschien, keine unbedeutende Schwierigkeit. Nicht nur mußte dieselbe, so viel irgend möglich, ins Freie verlegt, sondern sie mußte auch auf eine so kurze Zeit als irgend thunlich beschränkt und der Ort ihrer Vollziehung so wenig als möglich gewechselt gedacht werden. Folge davon war, daß das in erzählender Form Vorgetragene im griechischen D., gegen das als unmittelbar gegenwärtig Geschaute gehalten und mit unserer modernen Gewohnheit, so vieles als möglich auf die Bühne selbst zu verlegen, verglichen, einen unverhältnismäßigen Raum einnimmt, weil, mit geringen Ausnahmen, was im Innern des Hauses und alles, was nicht an dem unveränderlichen Orte der Handlung selbst sich ereignet, durch Boten berichtet werden muß. Rechnet man noch die Chorgesänge hinzu, so wird im griechischen D. durch die nicht dramatische (epische und lyrische) die dramatische

(monologische und dialogische) Vortragsform erheblich eingeschränkt. Dasselbe suchte daher den Verlust an Anschaulichkeit, welchen der Ausfall des an anderen (als dem Orte der Handlung) Orten vor sich Gehenden herbeiführt, durch Erhöhung derselben für das am Ort selbst Geschehende wett zu machen und bediente sich dazu der die Lokalität der Handlung nachahmenden Dekoration, welche das indische und chinesische D. nicht kannte. Bei diesen, deren Bühne in einem Bretergerüst bestand, fand der freieste Ortswechsel innerhalb der Handlung statt, und sie überließen es dem Zuschauer, sich die Umgebung der Handelnden in seiner Phantasie auszumalen. Die Griechen hingegen, indem sie während der Handlung den Ort nicht wechselten, ahmten letztern sichtbar auf der Schaubühne nach. Dieselbe stellte eine Straße, einen Platz oder eine freie Gegend dar, an oder in welcher ein Tempel, der Palast oder das Wohnhaus der Personen des Drama's lag, dessen Inneres, wenn erforderlich, durch eine besondere Maschine (Ekkyklema) nach außen gekehrt werden konnte. Vor der Bühne, in dem vertieften Raum zwischen dieser und den Zuschauersitzen (Orchestra), befand sich der Chor, der um einen im Mittelpunkt angebrachten Altar (Thymele) seine Tänze aufführte und nur, wenn er in Wechselrede mit den auf der Bühne Befindlichen trat, ein mit derselben gleich hohes Gerüst bestieg. Die durch die Gegenwart desselben erzwungene Kürze der Dauer der Handlung suchte das griechische D. anfänglich durch die Aneinanderreihung mehrerer meist unter einander in Beziehung stehenden Stücke (gewöhnlich drei), denen als Abschluß ein erheiterndes Satyrspiel folgte (daher »Tetralogie« genannt), gutzumachen. Den Höhepunkt des griechischen Drama's in der ernsten Gattung stellen die Tragödien des Aeschylos, Sophokles und Euripides, den in der heitern die sogen. alte Komödie des Aristophanes und die sogen. neuere des Menander dar. Das in der erstern herrschende Schicksal ist zwar kein ungerechtes, da der Strafe immer eine Schuld vorhergeht, aber doch ein herbes, da die letztere nicht immer einer sichtbaren That des leidenden Helden entspringt, das strafbare Vergehen vielmehr oft lange vor der Katastrophe von dem Ahnherrn verübt und von dem (scheinbar) schuldlosen Enkel gesühnt wird. Entschuldigt wird diese Härte durch die Blutsgemeinschaft, in welcher die nachfolgende mit der frühern Generation stehend gedacht, und wodurch für die Schuld des einzelnen Gliedes (wie bei den alten Germanen) das ganze Geschlecht verantwortlich gemacht wird. Da aber doch immer eine Grausamkeit darin liegt, daß dem Einzelnen sein Schicksal von den Göttern ohne Rücksicht auf sein persönliches Verhalten auferlegt werden darf, so haben, während der älteste der drei großen Tragiker, Aeschylos, die Geschlechtsschuld aufrecht erhielt, Sophokles und noch mehr Euripides dieselbe in eine individuelle zu verwandeln gesucht und dadurch, besonders der letztgenannte, dem Standpunkte des modernen Drama's sich genähert. In der alten Komödie bildet die Grundlage des Komischen der sittliche Ernst, daher sie auch nicht rein komisch, sondern vielmehr satirisch-strafend und humoristisch-verspottend erscheint; der Dichter geißelt die Thorheit und Sittenlosigkeit seiner Zeit nicht bloß im Bild, sondern persönlich durch direkte Zwischenrede, die sogen. »Parabase«. In der neuern Komödie dagegen ist es dem Dichter vornehmlich um den Eindruck des Komischen zu thun, daher er durch seine Gleichgültigkeit gegen den sittlichen Charakter der Handlung frivol erscheint. Zwischen beiden bildete die sogen. mittlere Komödie, welche zwar den satirischen Ton der alten beibehielt, ihn aber statt auf die öffentlichen, auf Privatthorheiten anwandte, die Uebergangsstufe. Bei den Römern fand das D. als Nachahmung und Bearbeitung griechischer Originale (der Tragödien des Livius Andronicus bis auf die sogen. Tragödien des Seneca, der neueren Komödien durch den derbern Plautus und den feinen Terenz, das Vorbild des modernen Lustspiels) Pflege; originell waren dieselben nur in der Lokalposse und der seitdem in Italien heimisch gebliebenen und von da auf die romanischen Völker (Spanier) verpflanzten »Stegreifkomödie« mit stehenden Charaktermasken, deren Handlung in die (im Hannibal'schen Krieg zerstörte) Stadt Atella (eine Art Lalenburg oder Schöppenstedt) verlegt, und die daher (nach Mommsen) Atellanen genannt wurden.. Letztere erhielten sich auch nach dem Untergang der klassisch-heidnischen Kultur durch das ganze Mittelalter hindurch; die antike Tragödie aber wurde seit der Herrschaft des Christenthums durch das große Passions- und Erlösungsdrama ersetzt, das nicht nur in der Messe des katholischen Kultus täglich symbolisch wiederholt, sondern durch die sogen. Mysterien, Weihnachts- und Passionsspiele, geistliche Schauspiele, die anfänglich in lateinischer Sprache von den Geistlichen selbst, seit dem 13. Jahrh. aber auch von Weltlichen in den Volkssprachen veranstaltet wurden, auch öffentlich (anfänglich in den Kirchen, später auf eigenen Schaubühnen) dargestellt ward. Durch die Einführung allegorischer Figuren, Personifikationen der verschiedenen einander bekämpfenden Tugenden und Laster, entstanden die sogen. »Moralitäten« oder moralischen Schauspiele, die allmählich, wie erstere, in die Hände von Brüderschaften (z. B. seit 1402 in Paris) geriethen und so die Veranlassung zur Gründung stehender Bühnen wurden. In diesen gab Frankreich, nach dessen Vorgang in Deutschland die Passionsspiele (von denen sich jene im Oberammergau und in einigen Thälern Tirols bis heute erhalten haben), in England die Mirakelspiele sich ausbildeten, im komischen Genre Italien durch seine sogen. »commedia dell' arte« (die altitalische Stegreifkomödie im Volksdialekt und mit den stehenden Charaktermasken des Arlechino, Pantalone, Tartaglia, Graziano, der Colombine rc.) den Ton an; letztere wurde in Deutschland durch die volksthümliche Gestalt des Hanswurst und die (bürgerlichen) Mummereien und Fastnachtsschwänke (besonders in den Reichsstädten) nachgeahmt. Mit der Renaissance kam zuerst in Italien ein Kunst-, mit der Reformation bei den neueren romanischen und germanischen Völkern (in Spanien, England, Frankreich und Deutschland) ein nationales D. empor. Jenes ging in der Tragödie in äußerlicher Nachahmung der klassischen Formen, in der Komödie dagegen in burlesker Darstellung frivoler Zucht- und Sittenlosigkeit auf, von der sich auch ernste Männer, wie Machiavelli und G. Bruno, nicht frei hielten. Dieses bildete (Spanien im katholischen, England im protestantischen Sinn) die dramatischen Anfänge des Mittelalters aus, während Frankreich und Deutschland mit demselben gebrochen haben, um, jenes das römische, dieses das hellenische Ideal in ihrer Weise zu erneuern. Während im antiken D. die eigentliche That gewöhnlich vor der Handlung des Drama's gelegen, deren eigentlicher Inhalt meist das schließliche Loos des Handelnden war, machte im neuern D. umgekehrt die Genesis der That aus dem Charakter des Handelnden vornehmlich den Vorwurf des Drama's aus. Folge davon ist, daß jenes

überwiegend Situations-, das neuere überwiegend Charakterdrama wird. In letzterem haben die Engländer, vor allen Shakespeare, das Höchste geleistet; das klassische D. der Deutschen, Goethe und Schiller, hat dann sein Princip mit jenem des griechischen Drama's zu vermählen versucht. Der Gang der Handlung wird im neuern D. breiter, die Charakteristik mannigfaltiger und individueller, die Darstellung dem äußern Leben ähnlicher und realistischer. Die Beschränkung, welche die Gegenwart des Chors auf der Schaubühne der örtlichen und zeitlichen Anlage der Handlung auferlegte, wird mit der Beseitigung der antiken und der Beibehaltung der schmucklosen Breterbühne des Mittelalters abgestreift, dagegen die größte Sorgfalt auf Ausmalung der Charaktere und Motive der Handelnden sowie auf glänzende poetische Diktion und die Phantasie erregende Darstellung verwendet. An die Stelle der plastischen tritt die malerische Wirkung; das Schöne wird durch das Interessante gewürzt, dem Tragischen das Komische und umgekehrt beigemengt. Dabei liegt der Unterschied des spanischen vom englischen D. darin, daß bei beiden das schließliche Schicksal des Handelnden zwar mit Rücksicht auf dessen That bestimmt, aber in jenem durch eine außerhalb des Handelnden stehende Macht (im Lustspiel durch den neckenden Zufall, im Trauerspiel durch die gnädige oder ungnädige Laune der Gottheit), in diesem dagegen ausschließlich durch den Handelnden selbst (dessen Selbstverstrickung in die Folgen seiner That) herbeigeführt wird. Die Höhe des Drama's in Spanien bezeichnet nach dessen volksthümlicher Seite hin Lope de Vega, nach dessen höfisch-kunstmäßiger Calderon; jene des Drama's in England Shakespeare. Jenes behält etwas Konventionelles, weil nach katholischer (überhaupt nach geistlicher) Vorstellung der natürliche Gang der Handlung jederzeit durch ein göttliches Wunder unterbrochen werden kann und oft genug wirklich wird; das D. Shakespeare's dagegen stellt die rein menschliche (weltliche) Auffassung dar, nach welcher jeder der Schmied seines Schicksals ist. Nach ihm haben durch Ben Jonson und dessen Schule antike und französische Einflüsse auch in England Eingang gefunden. In Frankreich, dem einstigen Sitz des mittelalterlichen Schauspiels, kämpften im Anfang spanische mit antik-klassischen Mustern; letztere, vornehmlich durch den Einfluß der von Richelieu gestifteten Akademie, gewannen die Oberhand, und die französische Tragödie wurde durch Corneille nach den Vorschriften des von ihm selbst mißverstandenen Aristoteles geschaffen. Die Anlage der Handlung wurde durch die überflüssige Forderung der sogen. Einheit des Orts und der Zeit unnatürlich eingeschränkt, aber die Einheit und Geschlossenheit der Handlung, die übersichtliche Motivirung und die Koncentration der Aufmerksamkeit auf die inneren Konflikte der Handelnden in hohem Grad erreicht. Dagegen ward durch den Mangel an sichtbaren Ereignissen die rhetorische Ausschmückung begünstigt, durch das Streben nach Anstand und formeller Gemessenheit nicht selten die Naturwahrheit und Freiheit des Ausdrucks gehemmt. Corneille, Racine und Voltaire in der Tragödie, Molière in der Komödie, welche, dem rationalen Wesen des französischen Geistes entsprechend, hauptsächlich Charaktergemälde ist, bezeichnen die Blüte des Drama's in Frankreich. Die Philosophie des 18. Jahrh., das Zeitalter der Rückkehr zur Natur und der Aufklärung, brachte auch im französischen D. eine Umwandlung hervor, die sich in der Erfindung des sogen. bürgerlichen Trauerspiels durch Diderot, das die Tragik im alltäglichen Leben und in Prosa behandelte, und des modernen Sittenbilds durch Beaumarchais, das die zeitgenössischen Einrichtungen dem Gelächter oder der Entrüstung preis gab, offenbarte. Die Wirkung derselben wurde in Deutschland sichtbar, das bis dahin unter Gottscheds Führung, der den Hanswurst in Leipzig, wie Sonnenfels in Wien, von der Bühne verbannte, das klassische D. der Franzosen nachgeahmt hatte. Lessing, der Geistesverwandte Diderots, machte durch seine Dramaturgie letzterem Einfluß ein Ende, schuf aber selbst ein deutsches D. (Trauerspiel und Lustspiel) in Prosa nach dem Vorgang Diderots. Indem er gleichzeitig auf die Alten und Shakespeare als Muster des Drama's hinwies, zeigte er dem klassischen D. in Deutschland den Weg, welchen Goethe (in seinen Jugenddramen mehr an Shakespeare, in seiner Reife mehr an die Alten, in seinem »Faust« an die Mysterien des Mittelalters sich anlehnend) und vor allen der nationalste Dramatiker Deutschlands, Schiller, einschlug, in welch letzterem die Versöhnung beider Gegensätze am weitesten gediehen ist. Seitdem hat keine Bereicherung der Geschichte des Drama's durch neue Originalrichtungen, wohl aber der Literatur desselben durch virtuose Belebung vorhandener stattgefunden. Nicht nur haben die deutschen Romantiker in allen dramatischen Stilarten sich versucht, die modernen Charakteristiker (H. v. Kleist, Grabbe, Hebbel, Ludwig u. a.) sich insbesondere Shakespeare zum Vorbild genommen, sondern auch im französischen D. ist, in der Tragödie durch die Nachahmung Shakespeare's und des spanischen Theaters, in der Komödie durch die geistreiche, aber frivole Behandlung socialer Probleme, ein Umschwung herbeigeführt worden, der durch die Namen V. Hugo, A. Dumas, A. de Vigny u. a. bezeichnet wird. Im Konversationsstück ist Scribe, dank der gesellschaftlich noch immer tonangebenden Stellung der Franzosen, das kosmopolitische Muster und seine Darstellungsweise der Spiegel der modernen Gesellschaft geworden. Vgl. Lessings Dramaturgie, Schillers und Goethe's Briefwechsel; A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (Heidelb. 1809, 2. Aufl. 1817); Freytag, Die Technik des Drama's (2. Aufl., Leipz. 1873); Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung (2. Aufl., das. 1871—74, 5 Bde.); Klein, Geschichte des Drama's (das. 1865 ff., bisher 11 Bde.).

Drama, Hauptstadt eines Liwa im türk. Vilajet Saloniki), mit Baumwoll- und Tabakbau, großen Baumwollspinnereien und 8000 Einw. In der östlichen und südlichen Umgegend bedeutende Reispflanzungen. D. liegt an der Stelle des alten Drabeskos (s. d.).

Dramatik (griech.), s. v. w. dramatische Poesie; Dramatiker, Schauspieldichter; dramatisch, in der Weise eines Drama's, dazu gehörig; dramatisiren, einen Stoff dramatisch behandeln.

Dramatomanie (griech.), Versessenheit auf Schauspiele, Schauspielwuth, -sucht.

Dramatopöie (griech.), Abfassung und Aufführung von Dramen.

Dramaturgie (Dramaturgik, griech.), derjenige Theil der Theorie der schönen Künste, welcher die besonders der dramatischen Dichtkunst und Darstellungskunst enthält, oder die Wissenschaft von den Regeln der zweifachen Kunst: ein Drama zu dichten und es auf der Bühne darzustellen. Die Griechen bezeichneten mit dem Worte D. eigentlich nur das

Geschäft des dramatischen Dichters; der neuere Sprachgebrauch aber begreift darunter die Poetik des Drama's und die Theorie der mimischen Künste zugleich. Mit der Erweiterung des Begriffs von D. hat übrigens auch der Ausdruck **Dramaturg** eine völlig andere Bedeutung als die ursprüngliche erhalten, insofern wir darunter einen die Theorie der Schauspieldichtung und Schauspielkunst behandelnden Schriftsteller verstehen. In Deutschland pflegt man an mehreren Bühnen auch dasjenige Mitglied der Theaterdirektion, welches sowohl den ästhetischen Theil der Bühnenverwaltung, als die Wahl der aufzuführenden Stücke, die Besetzung der Rollen ꝛc. zu besorgen hat, mit diesem Namen zu bezeichnen, offenbar ein ganz unrichtiger Sprachgebrauch. Dem Begriffe viel näher schon steht der angestellte Dramaturg, wenn er jene Aufgabe von höherem Standpunkt aus erfaßt, wie früher Tieck (an der Dresdener Hofbühne), Immermann (an dem Düsseldorfer Theater), Mosen (an dem Oldenburger Hoftheater), später Dingelstedt (am Münchener, dann am Weimarischen, jetzt am Hofburgtheater in Wien), Laube (früher am Hofburgtheater, später am Stadttheater in Wien) gethan haben. Dann wird er insofern Lehrer für Dichter und Darsteller, als er dem erstern die Regeln vorzeichnet, so weit sie bestehen und als solche anerkannt sind, und den letztern zum Verständnis, zur tiefern und richtigen Auffassung führt. — Den Grund zur D. als Wissenschaft legte in Deutschland Lessing durch seine »Hamburgische D.« (1768), worin er im Anschluß an die »Poetik« des Aristoteles Theorien aufstellt, die später durch Tieck, Börne, Gutzkow, Rötscher u. a. fortgebildet wurden. Rötscher versuchte in seinem Werk: »Die Kunst der dramatischen Darstellung« (2. Aufl., Berl. 1864) ein förmliches System der Schauspielkunst zu geben. Zahlreiche praktische Erfahrungen und Anregungen finden sich in Laube's Werken: »Das Burgtheater« (Leipz. 1868), »Das norddeutsche Theater« (das. 1872) und »Das Wiener Stadttheater« (das. 1875).

Dramburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Köslin, an der Drage und der Pommerschen Centralbahn, mit Kreisgericht, Kirche, Gymnasium, Schullehrerseminar und (1871) 5472 meist evangel. Einwohnern, welche Ackerbau und etwas Tuchfabrikation treiben. D. erhielt bereits 1297 Stadtrechte.

Dramma per musica (auch Dramma lirico), Drama mit Gesang, bei den Italienern Name der großen ernsten Oper im Gegensatze zur komischen Oper (Opera buffa).

Drammen, Hafenstadt an der Südküste von Norwegen, im Amt Buskerud, an der Mündung der Dramselv (aus dem Tyrisee) in den Dramsfjord, 35 Kilom. von Christiania und jetzt durch Eisenbahn damit verbunden, wie auch eine andere Bahn längs der Dramselv nach Hönefos und weiter nach dem großen See Randsfjord führt. Die Stadt besteht aus zwei Haupttheilen, **Bragernäs** im N. des Flusses und **Strömsö** im S. desselben, welche durch 3 Brücken (eine davon 314 Meter lang) mit einander verbunden sind, wozu als dritter Stadttheil noch **Tangen** sowie mehrere im Amt Jarlsberg gelegene Vorstädte kommen. Die Stadt hat 1866 und 1870 durch Feuersbrünste viel gelitten, ist aber schöner als zuvor aus der Asche emporgestiegen und seit 1859 durch die Hinzulegung ländlicher Distrikte mit 3078 Bewohnern bedeutend erweitert worden. Ihre Gesammteinwohnerzahl betrug 1870: 16,548. Eine Wasserleitung aus zwei Reservoiren versieht die Stadt reichlich mit Wasser, ein Gaswerk besorgt die Erleuchtung. D. besitzt eine Gelehrtenschule, mehrere Realschulen, Töchterinstitute, eine Navigationsschule, ein Theater, eine Börse und 3 Bankinstitute. Unter den industriellen Anlagen stehen die Sägewerke oben an; sieben derselben, verbunden mit Tischlereifabriken, werden durch Dampf getrieben und beschäftigen über 400 Arbeiter; andere sind in der Umgegend. Auch Cichorien- und Holzmassefabriken sowie Kupfer-, Nickel- und Zinkbergwerke werden betrieben. Die wichtigsten Nahrungszweige aber sind Schiffahrt und Handel. Die Stadt besaß 1871: 261 Segelfahrzeuge von 36,539 Kommerzlasten und 4 Dampfer von 353 Kommerzlasten. Es kamen vom Ausland an: 634 Fahrzeuge von 55,764 Kommerzlasten und gingen ab: 758 Fahrzeuge von 67,050 Kommerzlasten; der Werth der Einfuhr betrug 760,500 (1867: 1,184,000) und der Werth der Ausfuhr 1,150,900 Speciesdaler (vorzugsweise Holzwaaren im Werth von 1,130,000 Spd.). — Die **Dramselv** führt diesen Namen zwar nur in ihrem untersten Laufe von ihrem Ausfluß aus dem See Tyrifjord an (40 Kilom.); aber ihre drei Quellflußsysteme (das Land- und Hadeland'sche, das Valder'sche und das Hallingdal'sche) mit ihren zahlreichen Verzweigungen, die alle zum Holzflößen benutzt werden, umfassen ein Flußgebiet von 16,900 QKilom. (307 QM.), nächst dem des Glommen das größte in Norwegen. — **Dramsfjord** heißt der von bewaldeten Ufern umgebene nordwestliche, 22 Kilom. lange Arm des Christianiafjords, in welchen sich die Dramselv ergießt. In demselben ist bei Svelvik, 9 Kilom. von der Mündung, eine enge, nur 290 Meter breite Stelle, die der Schiffahrt große Schwierigkeiten darbietet wegen der starken darin herrschenden Strömung, die zwar durch Sprengung der Felsen im Fjord etwas ermäßigt, aber doch nicht ganz beseitigt worden ist. Uebrigens bietet der Fjord viele vortreffliche Ankerplätze dar.

Dramolet (das, franz. m., spr. -lä, **Dramolett**), ein kurzes Drama.

Dran, Nebenfluß der Drau in Steiermark, entspringt auf der Südseite des Bachergebirges und mündet nach 120 Kilom. langem Laufe zwischen Pettau und Sauritsch in den Hauptfluß.

Drance (**Dranse**, spr. drängs), 1) **D. savoyarde**, Fluß im franz. Departement Obersavoyen, entspringt am Col de Cour, fließt nordwestlich an Montriond und Biot vorüber und mündet, nachdem er rechts die **D. d'Abondance**, links den Brevon aufgenommen hat, östlich von Thonon in mehreren Armen in den Genfer See. Sein Thal ist tief eingeschnitten und malerisch; seine Länge beträgt 44 Kilom. — 2) **D. valaisane**, Nebenfluß des Rhône, wird im schweizer. Kanton Wallis durch zwei Alpenbäche gebildet, von dem der eine vom Großen St. Bernhard herab das Val d'Entremont, der andere das schöne tief eingefurchte Val de Bagnes durchströmt. In die Oberstufe des Bagnethals senken sich von beiden Seiten die Eisströme, linkerseits, von den Firnen des Grand Combin genährt, der Glacier de Corbassière u. a., rechterseits der Glacier d'Otemma, der Glacier de Breney und der bösartige Glacier de Gétroz, alle drei der Gruppe des Mont Colon angehörig. Während das Unterende des Otemmagletschers in 2230 Meter Meereshöhe liegt, beginnt die D. des Entremontthals fast in der Seehöhe des Großen St. Bernhard (2472 Meter) und liegt noch im höchsten Dorf, Bourg St. Pierre, 1633 Meter. An der Vereinigung beider Flüsse (710 Meter) liegt Sembranchier,

an der Mündung (460 Meter) Martigny. Als ein Seitenthal des Val d'Entremont öffnet sich oberhalb Orsières (ca. 900 Meter) das schweizerische Val de Ferret, ebenfalls von einer gletschergenährten D. durchflossen.

Drangiäne (»Land des Sees«), im Alterthum Provinz des persischen Reichs in Asien, umschlossen von Gedrosia, Karmania, Aria und Arachosia, bald eine eigene Satrapie, bald einem der benachbarten Satrapen unterworfen, dem jetzigen Seïstan in Afghanistan entsprechend. Die Bewohner hießen Zarangä oder Drangiani. Herodot schildert uns ihre Ausrüstung als ganz dem Land und seinem Sumpfcharakter entsprechend: hohe Wasserstiefel und 6—10 Meter lange Lanzen aus dem Rohre des Ariasees.

Dransfeld, Stadt im preuß. Landdrosteibezirk Hildesheim, Kreis Göttingen, an der Eisenbahn von Hannover nach Kassel, zwischen Leine und Weser, mit (1871) 1410 Einw. Dabei die Basaltberge Dransberg und Hohenhagen mit großen Steinbrüchen. D. ist Stadt seit 1305.

Drap (das, franz. m., spr. dra), Tuch; D. camayeux, D. d'Abbeville, leichtes Wolltuch; D. croisé, Köpertuch; D. d'or, Goldbrokat; D. d'argent, Silberbrokat; D. des dames, Damentuch; D. de soie, Seidenstoff; D.-cuir, »Ledertuch«, Tuchleder, gewalktes Gewebe aus Wolle, Leinen und Baumwolle, welches hauptsächlich zum Gebrauch für Kratzenfabrikanten bestimmt ist und dieselben Dienste leistet wie das Leder, ohne die Nachtheile herbeizuführen, welche bei Verarbeitung des Leders entstehen.

Drap., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Jacq. Phil. Draparnaud, geb. 1772 in Montpellier, gest. daselbst 1805 als Professor der Naturgeschichte; Mollusken Frankreichs.

Drápa (Mehrzahl Drápur; vielleicht von drepa, »in die Saiten schlagen«, abzuleiten), in der altnordischen Literatur Name für feierliche, mit allem Schmuck der Diktion und des Metrums ausgestattete Lobgedichte, meist auf Götter, Könige, Jarle, Helden, doch später auch auf Christus, Maria, Heilige, Bischöfe u. dgl. Sie sind gewöhnlich im Drottkvädi (s. Isländische Verskunst) abgefaßt, also Produkte der künstlichen Skaldenpoesie. Ihre Entstehung fällt wohl ins 9. Jahrh., wenn auch Bragi der Alte (angeblich ca. 770—850), dem man die (älteste bekannte) D. auf den dänischen König Ragnar Lodbrok zuschreibt, wohl ins Gebiet der Mythe gehört. Die Blütezeit der Drápa's war etwa von 970—1100, die letzten gehören dem 14. Jahrh. an. Berühmt sind die Haustlong (die »Herbst-lange«) von Thiodolf um 900, die Hofudlausn (»Auslösung des Lebens«) von Egil Skallagrimsson auf den norwegischen König Eirik Blodör, 936. Eine der letzten ist die »Lilja«, ein Lob der Jungfrau Maria, von Eystein Aegrimsson (gest. 1361). In der »Germania« (Bd. 18) zählt Th. Möbius alles auf, was an Drápa's und Drápafragmenten erhalten ist. Sie sind meist in den Saga's oder in der jüngern Edda zerstreut. Die D. besteht in der Regel aus 3 Theilen. Ein Eingang (upphaf) und Schluß (sloemr) von meist gleich viel Strophen rahmen den Haupttheil (stefjabalkr) ein, den ein in bestimmter Folge wiederkehrender Refrain (stef) in eine Anzahl meist gleicher Theile (stefjamel) zerlegt. Die Drápa's sind sehr verschieden an Umfang; man unterscheidet 20-, 30-, 40- und mehrstrophige; die »Lilja« hat 100 Strophen. Seltener sind sie gleich vertheilt, in der Regel hat der stefjabalkr die größere Zahl.

Drapeau (franz., m., spr. drapoh), Fahne, Panier; D. blanc, in Frankreich das weiße Panier mit den Lilien, Parteizeichen der Bourbons, besonders seit der Restauration von 1814 und 1815; D. rouge, die Fahne der rothen Republik (s. Fahne).

Draper (spr. drehper), 1) John William, ausgezeichneter englisch-amerikan. Physiolog, Chemiker und Geschichtschreiber, geb. 5. Mai 1811 zu St. Helens bei Liverpool, wandte sich, nachdem er seine erste Ausbildung in seiner Vaterstadt erhalten, dem Studium der Mathematik und Chemie zu, zunächst unter Dr. Turners Leitung an der Universität zu London, dann (seit 1833) in Nordamerika auf der Pennsylvanian University, wo er 1836 mit Auszeichnung promovirte. Kurz darauf erhielt er die Professur der Chemie, Naturphilosophie und Physiologie am Hampden Sydney College in Virginia; drei Jahre später wurde er zum Professor der Physiologie an der Universität zu New York ernannt, wo er im Verein mit anderen Professoren (Mott, Pattison, Revere, Bedford, Martyn Payne) das University Medical College gründete, das sich seitdem als medicinische Schule ein bedeutendes Ansehen errungen hat. 1868 legte er seine Professur nieder. D. war der erste, welchem es gelang, Lichtbilder des menschlichen Gesichts zu nehmen; sein Verfahren findet sich beschrieben in zwei im Juni und September 1840 veröffentlichten Abhandlungen: »On the process of Daguerreotype and its application to taking portraits from the life«. Im Jahr 1843 erschienen seine ins Deutsche, Französische und Italienische übersetzten »Memoirs on the chemical action of light«, worin er unter anderem ein Instrument zur Messung der chemischen Wirkung des Lichts beschrieb, das in der Folge Bunsen und Roscoe bei ihren photochemischen Untersuchungen vielfach benutzten. Unter den Aerzten hat besonders seine Theorie von den Ursachen der Blutcirkulation vielen Anklang gefunden. Von seinen zahlreichen übrigen, an neuen Thatsachen reichen Werken erwähnen wir als die bedeutendsten: »Treatise on the forces, which produce the organization of plants« (1844); »Text-book on chemistry« (1846); »Text-book on natural philosophy« (1847, 3. Aufl. 1853); »Treatise on human physiology« (1858, 2. Aufl. 1860); »History of the intellectual development of Europe« (1864, 2 Bde.; deutsch von Bartels, 2. Aufl., Leipz. 1871), ein geistreiches Werk in der Weise des Engländers Buckle; »Thoughts on the future civil policy of America« (1865; deutsch, Leipz. 1866); »History of the American civil war« (1869—71, 3 Bde.), zu welcher ihm der Kriegssekretär Stanton sämmtliche officielle Dokumente zur Benutzung überließ, und »History of the conflict between religion and science« (1875; deutsch, Leipz. 1875).

2) Henry, amerikan. Naturforscher, Sohn des vorigen, geb. 1837 in Virginia, studirte Medicin, erregte schon durch seine Inauguralabhandlung über die Funktionen der Milz die Aufmerksamkeit der amerikanischen wie englischen Fachzeitschriften und begann 1858 mit der Herstellung eines für astronomische Photographie bestimmten versilberten Glasteleskops von 40 Centim. Durchmesser, wovon er eine vollständige Beschreibung in den »Smithsonian contributions to science« von 1864 mittheilte. Dasselbe galt für das größte Teleskop in Nordamerika, und D. erzielte mit demselben die größten bis jetzt angefertigten Photographien des Mondes (1,30 Meter im Durchmesser). Ein noch größeres Teleskop, das er

1870 konstruirte, ist zu Hastings am Hudson aufgestellt. Seit 1861 bekleidet D. die Professur der Naturwissenschaft an der Universität zu New York.

Draperie (franz., spr. drapp'rih, von drap, Tuch), Tuchmanufaktur, Tuchhandel; Bekleidung; in den bildenden Künsten (Drapirung) jede zur Verzierung eines Gegenstands bestimmte, besonders auf leichtem und mannigfaltigem Faltenwurf beruhende Darstellung von Gewändern, auch jedes künstlerische Behängen mit Stoffen, z. B. auf dem Theater. Daher drapiren, bekleiden, in der Malerei und Bildhauerkunst die Kunst der Gewandung (s. d.) oder Bekleidung der dargestellten Figuren. Drapier, Tuchmacher, Tuchhändler.

Drasch, Stadt, s. Durazzo.

Draskovics (Draskovich, spr. -witsch), 1) Georg, Sprößling eines berühmten gräflichen Geschlechts in Ungarn, geb. 5. Febr. 1515 zu Bilina, studirte zu Krakau, Wien, Bologna und Rom und erhielt 1539 die priesterliche Weihe, ward dann Domherr zu Großwardein und Abt zu Lelesz, infulirter Propst der Kollegiatkirche zu Preßburg, Ferdinands I. Rath und Beichtvater und 1557 Bischof von Fünfkirchen. Als solcher übersetzte er 1561 des Vincentius von Lirinum Buch wider die Ketzer (Commonitorium fidei), nahm für Ungarn an der Kirchenversammlung zu Trient theil und zeigte sich hier als einen der einsichtsvollsten Abgeordneten. Der Kaiser ernannte ihn dafür zum Bischof von Agram, Maximilian II. zum Wirklichen Geheimen Rath und zum Vicekönig von Kroatien, Dalmatien und Slawonien und 1573 auch zum Erzbischof von Kolocsa. In dieser Stellung dämpfte er einen Bauernaufstand und hielt die Türken von einem Einbruch in sein Gebiet zurück, wofür ihm Rudolf II. 1578 die Würde eines ungarischen Hofkanzlers und das Raaber Bisthum ertheilte. Von Papst Gregor XIII. 1586 zum Kardinal und von Rudolf zum Statthalter des Reichs erhoben, starb er 31. Jan. 1587.

2) Johann, Ban von Kroatien, Kaiser Rudolfs II. Kämmerer, Geheimer und Hofkriegsrath, General der Reiterei, Obergespan des Kreuzer Komitats, stritt mit Auszeichnung gegen die Türken, entsetzte 1597 die von den Türken belagerte Festung Petrinia und hatte besonders an dem meisterhaften Rückzug von Kanisa (10. Okt. 1600) den wichtigsten Antheil. In dem Aufstand Bocskai's bewahrte er Kroatien in der Treue gegen den Kaiser, schlug die ungarischen Rebellen und half so den Frieden von 1606 herbeiführen, worauf er die Banuswürde niederlegte, die Stelle eines Hofkriegsraths, kommandirenden Generals im Königreich Ungarn jenseit der Donau und Tavernicorum regalium magistri aber beibehielt. Er starb zu Preßburg 1613.

3) Joseph Kasimir, geb. 4. März 1716, machte sich als kommandirender General in Kroatien um eine geregelte Einrichtung der Grenzmiliz verdient und unterdrückte 1755 einen dadurch veranlaßten Aufruhr. In der Schlacht bei Lowositz (1. Okt. 1756) befehligte er die Reserve, beunruhigte nach der Schlacht bei Kollin den Rückzug der Preußen bei Mons, nahm an der Einnahme von Schweidnitz theil, half Olmütz vertheidigen, wofür er zum Feldmarschallleutnant ernannt wurde, eroberte 26. Juli 1760 die Festung Glatz, ward aber bei Heidersdorf 21. Juni 1762 zurückgeschlagen und gefangen. Wieder frei, ward er 1763 zum Generalfeldzeugmeister, später zum Generalkommandanten in Siebenbürgen befördert. Er starb im Oktober 1765.

Drastisch (drastikos, griech.), stark und heftig wirkend. Daher Drastica (sc. medicamenta), heftig wirkende, scharfe Purgirmittel, z. B. Aloë, Koloquinten, Elaterium, Scammonium, Gummigutti, Krotonöl ꝛc.

Dratzigersee, See im preuß. Regierungsbezirk Köslin, von der Drage gebildet, 12 Kilom. lang, bis gegen 8 Kilom. breit und 21 QKilom. groß. An seinem Südende liegt die Stadt Tempelburg.

Drau (Drave, Draw, im Alterthum Dravus), Nebenfluß der Donau, entspringt auf der Toblacher Heide im Pusterthal in Tirol in 1205 Meter Höhe und durchfließt in östlicher Richtung ein bedeutendes Längenthal der Ostalpen. Bei Innichen (1104 Meter ü. M.) bildet sie zuerst ein Thalbecken, fließt dann reißend durch eine lange Thalenge und bildet bei Lienz, bis wohin sie auf 1 Kilom. Länge 1,3 Meter Fall hat, ein zweites, das sich bei Oberdrauburg wieder schließt. Durch die Isel verstärkt, tritt sie aus Tirol nach Kärnthen über. Neben Glimmerschiefer zur Linken und den Dolomitketten der Karnischen Alpen zur Rechten strömt sie erst in östlicher Richtung, wendet sich plötzlich nach N. zum Urgebirge und dann nach SO. nach Villach (468 Meter ü. M.). Durch eine schmale Pforte gelangt sie weiter östlich in die Klagenfurter Hochfläche, in der sie südlich in etwa 7 Kilom. Entfernung die kahle Wand der Karawanken begleitet und noch immer ein Gefälle von mehr als 1 Meter auf 1 Kilom. hat. Bei Völkermarkt (458 Meter) enden die flachen Ufer. Bei Unterdrauburg, wo sie nach Steiermark übergeht, durchbricht sie zum zweitenmal das Urgebirge, fließt zwischen dem Posruck und Bachergebirge hin und tritt bei Marburg (269 Meter ü. M), sich nach SO. wendend, in das offene Pettauer Feld, in welchem sie bereits schiffbar ist. Nach der letzten Thalenge bei Friedau (224 Meter) an der Grenze Ungarns öffnet sich die Ebene von Warasdin. Die Grenze von Ungarn im N., von Kroatien und Slawonien im S. bildend, zieht die D. trägen Laufs und mit mannigfachen Krümmungen 163 Kilom. weit nach SO., zwischen flachen, sandigen Ufern, die sie oft überschwemmt, und mündet östlich von Essek, wo sie 325 Meter Breite und 6½ Meter Tiefe hat, in die Donau (75 Meter ü. M). Ihre gesammte Länge beträgt 616 Kilom. Nebenflüsse sind links: Isel (bei Lienz), Möll (bei Möllbruck), Lieser (bei Spittal), Gurk (bei Stein), Lavant (bei Lavamünd), Mur (bei Legrad), Rinva (bei Babobosa); rechts: Gail (bei Mariagail), Dran (bei Pettau), Bednja (oberhalb Legrad) und Karaschitza (unfern Essek). Im Gebiete der D. liegen in Längenthälern mehrere Seen (Millstädter, Ossiacher, Weißen-, Facker-, Wörthersee), deren Abflüsse sie mittelbar aufnimmt.

Draud (Draudius), Georg, Bibliograph auf dem Gebiete der Musik, geb. 9. Jan. 1573 zu Davernheim in Hessen, war Prediger zu Großkabern, Ortenburg und seit 1625 zu Davernheim, von wo er wegen der Kriegsunruhen nach Butzbach flüchten mußte; hier starb er noch in demselben Jahr. Seine jetzt sehr seltenen Werke: die »Bibliotheca classica« (2. Ausg. 1625), welche Seite 1609—1654 ein ungemein vollständiges Verzeichnis von musikalischen Autoren und Werken enthält, die »Bibliotheca exotica« (1625), ein Verzeichnis aller in ausländischen Sprachen gedruckten musikalischen Werke, und die »Bibliotheca librorum germanicorum classica« (1625), ein Verzeichnis der in deutscher Sprache erschienenen Werke, bilden eine Hauptquelle für die musikalische Literatur des 15., 16. und 17. Jahrh.

Drausgeld, s. Angeld.

Drausensee, See auf der Grenze von Ost- und Westpreußen, bei Elbing, 10 Kilom. lang, 4 Kilom. breit, ist der Ueberrest eines großen Seebeckens, das ehemals bis Preußisch-Holland sich ausdehnte; auch ist er der Mittelpunkt einer lebhaften Schiffahrt, indem er den Verkehr zwischen den Oberländischen Seen (durch den Elbing-Oberländischen Kanal), der Sorge (seines Hauptzuflusses) und der Stadt Elbing vermittelt. Sein Abfluß ist der Elbing.

Drave, Fluß, s. Drau.

Drawback (n., engl., spr. drahbäck, »Rückzoll«, »Ausfuhrprämie«), Rückvergütung von Einfuhrzöllen, welche für die Einfuhr von Rohstoffen bezahlt wurden, die, im Inland in Kunstprodukte verwandelt, wieder ins Ausland ausgeführt werden (vgl. Zölle); auch s. v. w. Rabatt, Abzug bei Baarzahlung.

Drawida (Drawidavölker), bei den alten Indiern gebräuchlicher und für wissenschaftliche Forschungen beibehaltener Name für die ihrem ganzen physischen Typus nach von den arischen Indiern verschiedenen Völker Indiens, welche noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung des Dekhan bilden, in einzelnen Trümmern aber auch in den nördlichen Theilen Indiens bis westlich über den Indus hinaus gefunden werden. Sie sind von dunklerer Hautfarbe als die Arier oder nördlichen Indier, untersetzter gebaut, zeigen weniger Ebenmaß der Glieder, haben starke Backenknochen, ein breiteres Gesicht, eine kürzere, wenig hervortretende, stumpf ausgehende Nase mit runden Naslöchern, kleine, nicht ganz wagrecht liegende, weniger geöffnete Augen, lauter Merkmale, die auf Zusammenhang mit der turko-tatarischen Menschenrasse hindeuten. Noch charakteristischer sind die Sprachen dieser Völker, die drawidischen oder dekhanischen Sprachen, welche den Gegensatz zu den arischen und neuindischen Sprachen (Bengali 2c.) bilden und ihrem Organismus nach der Kategorie der inflektirenden oder agglutinirenden (turko-tatarischen) Sprachen angehören, indem in ihnen theils durch die Reihenfolge der Wörter eines Satzes, theils durch stehende Anfügung von Umstands-, Verhältnis- und Fürwörtern an die Wurzel, ohne daß dadurch an der Wurzel selbst eine Umwandlung hervorgerufen würde, das Verständnis angestrebt wird. Sie werden von etwa 36 Mill. Menschen gesprochen und zerfallen in neun Hauptgruppen: Telinga oder Telugu (12 Mill. Menschen, von Madras im S. bis Tschikakul im N. an der Küste des Bengalischen Meerbusens und in einem großen Theil der Länder des Nizam), Tamil oder Tamul (15 Mill. und die ausgebildetste Literatur, südlich von jener bis zum Kap Komorin), Malajalam oder Malajalma (2½ Mill., die jüngste und geistig unbedeutendste Literatur, an der Küste Malabar, im Innern bis in den größern Theil von Maisur hinein), Kanara (5 Mill., nördlich von jener) und Tulu oder Tuluwa (50,000 Menschen, zwischen Goa und Mangalur), Toda und Kota (in den Nilgheries), Gond und andere (in Centralindien), zusammen 1—2 Mill. Auch die Gebirgsbewohner in Radschmahal, zwischen Bengalen und Behar, dann die Windhiavölker Lassens (worunter derselbe begreift, was sonst Urbewohner, Aboriginer, Indiens benannt ist), gebrauchen viele Wörter dieses Stammes, und auch die Sprache der Brahui in Belutschistan ist der der Tuda sehr ähnlich; das Kurgi oder der Kodagudialekt in den Bergen von Kurg ist dem Tulu verwandt. Die drawidischen Sprachen mögen also wohl die der Urbewohner Indiens vor dem Eindringen der Arier gewesen sein; das Sanskrit mußte viele Elemente aus dem ältern D. in seinen Wortschatz aufnehmen. — Zur Klassifikation der Bewohner Indiens suchte man einen gemeinsamen Namen für alle nichtarischen Indier. Da D. für einen engern Kreis dieser Völkergruppe wissenschaftlich begründet war, führte Lassen die Bezeichnung Drawida-Nischadavölker für die Gesammtheit aller nichtarischen Indier ein; er lehnte sich dabei an den indischen Sprachgebrauch an, wonach die »in wildem Zustand lebenden Völkerstämme Indiens« Nischâda heißen. Weniger konsequent verfahren die englischen Ethnographen. Viele haben keinen gemeinsamen Namen und konstruiren neben oder statt D. eine Kolgruppe; andere gebrauchen D. für alle Nichtarier und unterscheiden darin eine Kol-, Sauria-Familie 2c. Für die Volkszählung in Bengalen schlug man 1872 einen andern sehr beachtenswerthen Weg ein: man ließ die Eintheilung in Arisch und Nichtarisch fallen, »da sie der rationellen Klassifikation der Indier ebenso große Schwierigkeiten bereitet wie die viertheilige Kastenordnung«, und unterschied dafür folgende fünf Gruppen: Urbewohner; halb-hinduisirte Urbewohner, wozu die meisten der verachteten Kasten geworfen wurden; Hindu mit Kastenordnung; Hindu ohne Kastenordnung; Mohammedaner. Diese Eintheilung schließt sich der populären Anschauung unter den Hindu an und hat sich auch praktisch bewährt. Man gelangte hierdurch zu einer von theoretischem Doktrinarismus wenig beengten und den Eingebornen, die selbst das Wort D. nicht mehr kennen, leicht verständlich zu machenden Eintheilung. Vgl. Caldwell, Comparative grammar of the Dravidian family of languages (Lond. 1861).

Drawing-room (engl., spr. dräh-ing ruhm, Abkürzung von withdrawing-room, »Zimmer, in welches man sich [aus dem Eßzimmer] zurückzieht«), Gesellschaftszimmer; am englischen Hofe Lever des Königs oder der Königin, Galacour.

Drayton (spr. drehtn, Market D. oder D. in Hales), Stadt in der engl. Grafschaft Shropshire, mit (1871) 4039 Einw., 5 Kirchen, Papiermühlen und Roßhaarzeugfabriken.

Drayton (spr. drehtn), Michael, engl. Dichter, geb. 1563 zu Harthill in Warwickshire, begann 1591 seine poetische Laufbahn mit einer religiösen Gedichtsammlung, »The Harmonie of the Church« (herausgeg. von Dyce, Lond. 1855); später folgten verschiedene Schäferdichtungen (»The shepherd's garland«, 1593 u. a.); zuletzt verwandte er, gleich seinem Rivalen Daniel, seine Muse, um die Geschichte seines Landes, besonders die der Bürgerkriege, poetisch zu verarbeiten. Hierher gehören »The baron's wars« (1596), »Heroical epistles« (1598), »The bataille of Agincourt« (1627), »Nymphidia« (1627; deutsch von der Gräfin Wickenburg-Almasy, Heidelb. 1873) u. a.; am berühmtesten machte ihn eine poetische und patriotische, in Alexandrinern abgefaßte Beschreibung Englands, betitelt: »Polyolbion« (18 Gesänge, 1613; 2. auf 30 Gesänge oder ca. 30,000 Verse erweiterte Ausg. 1622). D. starb 1631. Gesammelt erschienen seine Werke 1619, 1630, 1637; spätere Ausgaben 1748 und 1752, 4 Bde. Neuerlich gab Collier »Poems« von D. (Lond. 1856) heraus.

Drebbel, Cornelis van, holländ. Physiker und Mechaniker, 1572 zu Alkmar in Nordholland geboren, eines Bauern Sohn, studirte Philosophie, Medicin, Chemie und Mathematik und erlangte durch seine mechanischen und optischen Versuche einen

solchen Ruf der Gelehrsamkeit, daß ihm Kaiser Ferdinand II. die Erziehung seiner Söhne übertrug. Später lebte er in London, wo er 1634 starb. In seinem Werk: »De natura elementorum« (Hamb. 1621) erhob er unbegründete Ansprüche auf die Erfindung des Thermometers. Nach Beckmann ist er Erfinder der Scharlachfarbe aus Kochenille und Zinnsolution; doch schreiben andere diese Erfindung einem sonst unbekannten Niederländer Niklas D. zu, der gegen Ende des 17. Jahrh. lebte.

Drechseln (Drehen), die Kunst, einem Körper, welchem auf der Drehbank (s. d.) eine rotirende Bewegung mitgetheilt wird, durch Anwendung schneidender Werkzeuge eine verschiedene Form zu geben. Man dreht Metalle, Holz, Schildkrot, Elfenbein, Bernstein, Marmor, Alabaster u. dgl. Die Drechsler sind entweder Holzdrechsler (gewöhnliche Drechsler) oder Kunstdrechsler. Schon Phidias soll die Drechslerkunst auf Holz und Elfenbein angewendet haben. Alexander d. Gr., Artaxerxes von Persien und Kaiser Rudolf II. trieben die Drechslerkunst zu ihrem Vergnügen. Auch Martin Luther war ein fleißiger Drechsler.

Drechsler, Joseph, Komponist, geb. 26. Mai 1782 zu Wällischbirken in Böhmen, absolvirte in Prag das Studium der Theologie, machte nebenbei eifrig musikalische Studien und nahm 1810 die Korrepetitorstelle beim Hofoperntheater zu Wien an. Nachdem er verschiedene andere Posten bekleidet, wurde er Kapellmeister an der Hauptkirche zu St. Stephan und gleichzeitig Professor der Harmonielehre an der St. Annaschule. Auch versah er mehrere Jahre lang das Amt eines Kapellmeisters am Josephstädter, später (1824—29) am Leopoldstädter Theater. Er starb zu Wien 27. Febr. 1852. Unter seinen zahlreichen Werken befinden sich eine Orgelschule, eine Harmonie- und Generalbaßschule, 10 Messen, ein Requiem, mehrere Gradualen, Offertorien und Kantaten, ein Melodram: »Der verlorene Sohn«, 6 Opern (darunter »Claudine von Villa bella«), 18 komische Singspiele (darunter: »Der Diamant des Geisterkönigs«, »Der Berggeist«, »Der Bauer als Millionär«), mehrere Zauber- und Lokalpossen (z. B. »Der Tausendsassa«, »Der Wiener in Bagdad«), Sonaten, Quartette, Arien, Lieder ꝛc.

Drecht, ein Flüßchen in der niederländ. Provinz Holland, das aus dem Brasemer See entspringt und durch seine Vereinigung mit der Mydrecht und der Aar den Amstel (s. d.) bildet.

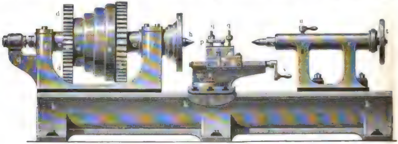
Dreesch (Dreeschweide), in Gegenden, wo Koppelwirtschaft besteht, z. B. in Holstein und Mecklenburg, dasjenige Ackerland, welches, um Weide für Schafe und Rindvieh abzugeben, mehrere Jahre unbestellt liegen bleibt. Daher Dreeschwirtschaft (s. Betriebssystem).

Dregg (Dregganker), kleiner Anker für Boote, vierarmig und ohne Stock.

Drehbank, mechanische Vorrichtung, welche den Zweck hat, ein Arbeitsstück in eine Drehung um eine horizontale Axe zu versetzen, um es durch ein dagegen geführtes schneidendes Werkzeug zu bearbeiten. Alle mechanischen Gewerbe, welche Metalle, Holz, Horn, Elfenbein, Bernstein ꝛc. verarbeiten, bedienen sich der D. als eines für sie fast unentbehrlichen Apparats zur Erzeugung körperlicher Formen, die man sich durch Drehung einer beliebigen ebenen Figur um eine feste Axe entstanden denken kann. Die außerordentlich vielseitige Verwendung der D. macht augenscheinlich, daß die Bauart derselben je nach dem besondern Zweck und namentlich je nach den Ansprüchen, die man in Bezug auf Genauigkeit der zu erzielenden Formen stellt, sehr verschieden sein kann. In den wesentlichen Elementen indessen, aus denen man die verschiedenen Drehbänke zusammengesetzt denken kann, herrscht eine gewisse zu einer allgemeinen Erklärung geeignete Uebereinstimmung. Die beigegebene Zeichnung führt eine D. vor Augen, die schon zu den vollkommneren gerechnet werden kann; sie möge dazu dienen, das Allgemeine zu erläutern.

Den Namen führt die D. neben ihrer Bestimmung zum Drehen von ihrem bankartigen Gestell kk, welches aus zwei genau parallelen, horizontalen, sauber bearbeiteten Schienen, den Wangen, besteht, die von zwei oder mehreren die Schienen zugleich verbindenden Füßen getragen werden. Die Wangen sind für kleinere, nur zu rohen Arbeiten bestimmte Drehbänke quadratische oder rechteckige Hölzer, die nach innen oft mit eisernen Bandschienen bekleidet sind; sie ruhen auf einem hölzernen Ständerwerk. Größere Drehbänke, namentlich solche, welche genaue Arbeit liefern sollen, haben gußeiserne, mit den Füßen gewöhnlich aus Einem Stück gegossene Wangen, die in ihrer ganzen Länge nach oben und innen sauber abgehobelt sind. Für ganz kleine Drehbänke, wie sie namentlich von den Uhrmachern gebraucht werden, sind die Wangen auch wohl durch eine einzige horizontale prismatische Stange ersetzt (Prismadrehbank). Auf den Wangen sitzen mehrere mit hakenförmigen Ansätzen sich an die inneren vertikalen Wände der Wangen anlehnende, auf der Oberfläche derselben ruhende Stücke, die Docken, welche durch Schrauben, Keile ꝛc. an das Gestell befestigt werden können. An dem linken Ende der D. befindet sich der Spindelkasten (Spindelstock), gebildet von der vordern (f) und der hintern Docke (f), welche beide aus Einem Stück Holz oder Gußeisen gefertigt sind. Sie dienen zur Aufnahme der Spindel (e), einer eisernen oder stählernen Axe, welche an zwei Stellen, nämlich durch die vordere und die hintere Docke, in horizontaler, zu den Wangen genau paralleler Stellung so gelagert ist, daß sie sich um ihre geometrische Axe leicht und sicher drehen kann. Die Art, die Spindel in die Docken einzulegen, ist verschieden. Bei kleineren Drehbänken ruht die Spindel mit dem einen Ende in einem konischen Lager der vordern Docke, während sie im Mittelpunkt des linken Endes durch die Spitze einer Schraube gehalten wird, welche durch die Hinterdocke geht. Diese Vorrichtung läßt eine sehr genaue Führung der Spindel und deshalb eine sehr zuverlässige Arbeit zu, weshalb man sich derselben soviel als möglich bedient. Größere Drehbänke und vorzugsweise solche, auf denen Körper befestigt werden, die der Bearbeitung durch die Werkzeuge großen Widerstand entgegensetzen, beanspruchen dagegen vor allem eine sehr sichere Lagerung der Spindel; für sie genügt die schwächliche Spitzenführung nicht, und man versieht daher solche Drehbänke mit vollständigen Lagern, von denen die vordere und die hintere Docke je eins enthält. An ihrem aus der vordern Docke stets hervorragenden Ende (Kopf) ist die Spindel röhrenartig gebildet und auf der innern wie an der äußern Seite mit Schraubengewinden versehen, welche zum Daraufschrauben der Arbeitsstücke oder der dieselben befestigenden Hülfsapparate dienen. Zwischen der vordern und der hintern Docke trägt die D. mehrere Scheiben (a), auf welche eine Schnur oder ein

Riemen (daher bald Schnurscheiben, bald Riemenscheiben) geworfen werden kann, der von einer andern, mit entsprechenden Scheiben versehenen, durch thierische oder elementare Kräfte getriebenen Welle kommt und die Drehung der Spindel veranlaßt. Die Scheiben haben verschiedene Durchmesser, um die Drehungsgeschwindigkeit der Spindel innerhalb gewisser Grenzen beliebig verändern zu können. Bei kleineren, von Holz- oder Horndrechslern gebrauchten Drehbänken kommt die treibende Schnur von einem etwa 1 Meter im Durchmesser haltenden Rade, das durch eine Tretvorrichtung mit den Füßen des Arbeiters (ähnlich wie die bekannten Spinnräder und Scherenschleifsteine) in Bewegung gesetzt wird. Ist der Widerstand zu groß, um eine derartige Betreibung zuzulassen, so legt man den nach der Drehbankspindel führenden Riemen auf die Scheiben einer kurzen Welle, die ein 1,5—2 Meter großes eisernes Schwungrad trägt, an welchem der Arbeiter mit einer gewöhnlichen Handkurbel dreht. In allen bedeutenderen mechanischen Werkstätten erfolgt der Betrieb sämmtlicher Drehbänke von einer durch Dampf- oder Wasserkräfte getriebenen Welle aus. Die Abbildung zeigt außer den bereits erwähnten Armittels über der Oberfläche der Wangen, d. i. die **Spitzenhöhe** oder **Dockenhöhe**, bestimmt den größten zulässigen Halbmesser eines auf der D. zu bearbeitenden Stücks. Die Art der Befestigung, das **Einspannen** eines Arbeitsstücks auf der D. ist außerordentlich verschieden; es richtet sich nach der Form und nach der Art der Bearbeitung, welche der Gegenstand erfahren soll. Lange und verhältnismäßig dünne Arbeitsstücke, die in der Richtung der Spindelare abgedreht werden sollen, spannt man **zwischen Spitzen**. Zu diesem Zweck wird an das vordere Ende der Spindel eine sauber gearbeitete kegelförmige stählerne Spitze angeschraubt; zwischen diese und die entsprechende Spitze des Reitnagels bringt man das Arbeitsstück so, daß seine an den Endpunkten durch kegelförmige Vertiefungen, **Körner**, markirte Drehungsare zwischen die Spitzen zu liegen kommt. Durch eine, **Führer** oder **Mitnehmer** benannte, Klemmvorrichtung wird das Arbeitsstück gezwungen, die drehende Bewegung der Spindel zu theilen. Das Drehen zwischen Spitzen läßt eine große Genauigkeit in der Arbeit zu und wird deshalb soviel wie möglich angewendet. Sehr lange Arbeitsstücke werden, wenn sie, zwischen Spitzen



Drehbank.

Riemenscheiben a noch zwei Zahnräder b und c, welche mit zwei korrespondirenden, dahinter auf einer gemeinsamen Welle befestigten Zahnrädern (von denen nur d zu sehen ist) im Eingriff sind. Diese Räder sind nur den vollkommneren Drehbänken eigen; sie bezwecken, die Drehungsrichtung der Spindel unabhängig von der sich gleichbleibenden Drehungsrichtung der Riemenscheiben bald rechts, bald links geschehen zu lassen. Zu dem Zweck ist nur das für sich unabhängige Rad b durch einen Keil an die Spindel befestigt, während c und mit ihm die Scheiben a sich lose auf der Spindel drehen können. Die dritte, auf dem Gestell sitzende Docke, die **Spitzdocke** oder der **Reitstock** (r), läßt sich längs der Wangen beliebig verschieben und an jeder Stelle durch am untern Theil befindliche Schrauben befestigen. In dem Reitstock sitzt die **Pinne** oder der **Reitnagel** (s), eine cylindrische oder prismatische Stange aus Eisen oder Stahl, deren Are genau in die Verlängerung der Spindelare fallen muß, und welche an ihrem vordern Ende mit einer sauber gedrehten Spitze versehen ist, während sie von der hintern Seite durch einen auf einer Schraube sitzenden Griff oder durch ein Stellrad (t) beliebig vor- oder rückwärts geschraubt werden kann. Eine Schraube mit dem Griff u dient zum Festklemmen des Reitnagels im Reitstock. Die vertikale Entfernung des gespannt, ein Durchbiegen oder Durchfedern in ihrer Mitte befürchten lassen, durch eine Hülfsdocke, die **Lünette**, unterstützt, in welcher sie sich wie in einem Lager drehen. Beim Drehen zwischen Spitzen ist es nicht möglich, die Endflächen der eingespannten Gegenstände zu bearbeiten. Zum Abdrehen der Stirnflächen ist daher ein einseitiges Einspannen durchaus nothwendig. Die Befestigung an der Spindel geschieht alsdann durch **Futter** oder **Patronen**, welche auf die Spindel aufgeschraubt werden, und in welche durch Einkitten, Einschrauben oder durch Keile die Arbeitsstücke eingespannt werden. Für flache, scheibenartige Gegenstände, die an ihrer Oberfläche abgedreht werden sollen, bedient man sich der **Planscheibe**, einer eisernen, mit vielen Einschnitten versehenen Platte, auf welcher die Arbeitsstücke leicht aufgeschraubt oder aufgekeilt werden können. Der Drechsler hat eine hölzerne Planscheibe, auf der er Gegenstände aus Holz, Horn rc. durch einfaches Aufkitten befestigt.

Die **Drehwerkzeuge** (**Dreheisen**, **Drehstähle**) sind an einem Ende gehärtete und zugeschärfte Stahlstangen von mannigfaltiger Form, verschieden nach dem Material und der zu erzielenden Genauigkeit und, je nachdem dieselben aus freier Hand oder durch mechanische Vorrichtungen geführt werden sollen. Das allgemeinste Werkzeug

Digitized by Google

zum Drehen der Metalle ist der Dreh- oder Grabstichel, ein quadratischer Stab, der an seinem einen Ende in einer diagonalen Ebene angeschliffen ist, eine Spitze mit zwei daran liegenden geraden Schneiden darbietet und mit seiner vordern Spitze angreift. Zum Vorarbeiten im Groben auf weichem Metall dient der Schrotstahl, während der Spitzstahl und nach ihm der Schlichtstahl das feinere Bearbeiten vollführt. Besonders für hohle Arbeitsstücke dienen die am Ende kurz und rechtwinklig abgebogenen Hakenstähle; ferner werden angewendet Ausdrehstähle mit einer fast parallel mit dem Stiel laufenden langen Schneide und Mondstähle mit bogenförmiger, seitwärts stehender Schneide. Alle diese Werkzeuge stecken in kurzen, von der Hand gefaßten Heften. Ein kräftigeres Bearbeiten aus freier Hand erreicht man durch lange, beim Drehen auf die Achsel gestützte Hefte, in die man den Schrothaken, Spitzhaken oder Schlichthaken für Eisen, die Messingkrücken für Messing befestigt. Die Drehstähle für Holz sind immer messerartig gebildet, bald flach, bald halbrund ꝛc. Die Drehwerkzeuge, welche nicht durch die freie Hand, sondern durch den Support, eine später zu erklärende mechanische Vorrichtung, geführt werden, sind weniger mannigfaltig; es sind die Grabstichel, Spitzstähle und Schlichtstähle oder wenigstens diesen sehr ähnlich. In der Regel bestehen die Drehstähle aus gut gehärtetem, gelb angelassenem Stahl; zum Abdrehen großer Gußwaaren benutzt man aber auch aus hartem Gußeisen in eisernen Schalen gegossene Drehmeißel, und für die allerfeinsten Gegenstände dienen in Eisen oder Messing gefaßte Diamantsplitter.

Die Art der Unterstützung des Drehwerkzeugs ist, wie bereits erwähnt, verschieden; sie geschieht bald aus freier Hand, bald durch eine besondere mechanische Vorrichtung, den Support. Beim Drehen aus freier Hand liegt der Drehstahl auf einer Krücke oder Auflage von T-förmiger Gestalt, welche sich sowohl horizontal längs der Wangen, als auch vertikal in einem besondern Schaft beliebig verschieben und feststellen läßt. Die obere glatte Seite der Krücke ist je nach der Länge des Arbeitsstücks lang oder kurz, auf ihr wird das Drehwerkzeug hin- und hergeschoben. Das Werkzeug wird von der rechten Hand am Heft gefaßt, ruht mit der Mitte auf der Krücke und wird von der linken Hand am vordern Ende gegen die Auflage gedrückt, während die Spitze oder Schneide des Werkzeugs das Arbeitsstück angreift. Ein genaues Arbeiten, namentlich rein cylindrischer oder kegelförmiger Formen, ist aus freier Hand durchaus nicht möglich; daher wendet man für alle Zwecke, wo es sich um Genauigkeit handelt, den Support an. Derselbe ist aus Eisen und besteht im wesentlichen aus zwei horizontalen, durch Schrauben beweglichen, rechtwinklig zu einander gestellten Schlitten. Die Zeichnung zeigt einen Support in der Mitte zwischen Spindelkasten und Reitstock stehend. Der Drehstahl wird durch die Schrauben q an dem obern Schlitten o befestigt, welcher durch eine auf einer horizontalen Schraubenspindel sitzende Handkurbel auf dem untern Schlitten w so hin- und herbewegt werden kann, daß das Werkzeug sich der Are der Drehbankspindel nähert oder sich von ihr entfernt. Der untere Schlitten wird auf dem Stück m geführt und läßt sich längs desselben durch die Handkurbel v fortschieben, indem v auf einer Schraubenspindel sitzt, deren Schraubenmutter fest mit w verbunden ist. m läßt sich auf einem zwischen den Wangen geführten Schlitten um eine vertikale Are drehen und durch Schrauben feststellen. Der Support gestattet dem Werkzeug eine genaue lineare Fortschiebung, und zwar in zwei rechtwinklig zu einander stehenden, aber in derselben horizontalen Ebene liegenden Richtungen. Folgt das Werkzeug nur der einen dieser beiden Richtungen, schraubt man also beispielsweise nur den obern Schlitten vorwärts, so ist ersichtlich, daß das Werkzeug dem Arbeitsstück jede Form ertheilen kann, die man sich durch Drehung einer geraden Linie (Richtung der Supportbewegung) um eine andere gerade Linie (Richtung der Spindelare) entstanden denken kann; solche Formen sind der Cylinder und der Kegel. Wenn endlich das Werkzeug gleichzeitig beiden durch die Bewegung der beiden Schlitten ermöglichten Bewegungen folgt, so ist es leicht möglich, dem Arbeitsstück jede beliebige Rotationsform zu ertheilen. Die besser eingerichteten Drehbänke haben in ihrer ganzen Länge eine parallel zu den Wangen angebrachte Schraube, die Leitspindel, oder eine Zahnstange, auf welcher der Support genau parallel zu den Wangen geführt werden kann. In diesem Fall genügt es, einen zweiten, auf dem untern Theil sitzenden, rechtwinklig zu den beiden Wangen geführten Schlitten anzubringen, um den Support vollständig zu machen. Durch angemessene Räderverbindung ist es leicht möglich, die Drehbankspindel mit der Leitspindel so zu verbinden, daß jeder Umdrehung der erstern ein beliebiger Theil von einer Umdrehung der letztern entspricht, wodurch erreicht wird, daß das Fortrücken in der Richtung der Wangen schon durch das Drehen der Leitspindel, also selbstthätig erfolgt, und zwar in gleichförmiger, nur durch das Einschalten einer andern Räderverbindung beliebig zu ändernden Geschwindigkeit (Drehmaschine, Cylinderdrehbank, Paralleldrehbank). Zur Beschleunigung der Arbeit und, um dem Ausbiegen des Arbeitsstücks unter dem Druck des Drehstahls vorzubeugen, werden manchmal auf demselben oder auf 2 getrennten Supports zwei gleichzeitig wirkende, einander gegenüber stehende Stähle angebracht (Duplerdrehbank). Den Gebrauch der D., d. h. das Drehen selbst in größerer Allgemeinheit zu schildern, ist wegen der öfters erwähnten Verschiedenheit in der Anwendung der D. kaum möglich. Das Drehen aus freier Hand verlangt eine ruhige und geschickte Führung des Drehstahls. Für das Drehen mit dem Support ist, wenn sonst die D. zuverlässig ist, die größte Geschicklichkeit in einem zweckmäßigen Einspannen des Arbeitsstücks auf der Spindel zu suchen. Handelt es sich darum, scheibenartige Gegenstände von sehr großem Durchmesser (Zahnräder, Schwungräder ꝛc.) abzudrehen, so würde bei der gewöhnlichen, vorstehend beschriebenen Einrichtung der D. eine sehr große Spitzenhöhe erforderlich sein. Für solche Zwecke bedient man sich besonderer Drehbänke, bei denen die Wangen durch ein eigenes, nur für den Support bestimmtes Gestell ersetzt sind, während der Spindelkasten ein Gestell für sich bildet. Zwischen Spindelkasten und Support befindet sich dann die große, manchmal 4 und mehr Meter im Durchmesser haltende Planscheibe. Das Drehen rechtwinklig zur Are der Spindel führt allgemein den Namen Plandrehen. Der erste an jede D. zu stellende Anspruch verlangt, daß dieselbe rund läuft, d. h. daß die Are der Spindel unveränderlich in derselben geraden Linie verbleibt, selbst wenn infolge der Bearbeitung die Are bald mehr, bald weniger seitlich gedrückt wird. Aendert sich, wie das beim Passigdrehen der Fall ist, die Drehungsare

des Arbeitsstücks periodisch nach einem bestimmten Gesetz, oder nimmt die Entfernung des Drehwerkzeugs von der Spindelaxe während einer Umdrehung periodisch ab und zu, so kann man auch mannigfache andere als kreisrunde Formen erzeugen. Die wichtigste Art, so zu drehen, ist das Ovaldrehen mit dem sogen. Ovalwerk, bei welchem alle rechtwinklig zur Spindel genommenen Querschnitte elliptisch ausfallen. Hierbei durchläuft nämlich die Drehungsaxe nach und nach alle Punkte einer bei einer halben Umdrehung in sich selbst zurückkehrenden geraden Linie. Eine so eingerichtete Bank heißt Ovaldrehbank; sie liefert unter anderem die bekannten ovalen Bilderrahmen. Die Holzdrehbank stimmt mit der einfachen D. der Metalldreher überein; man kann auf der letztern auch Holz bearbeiten, aber die speciell für Holzarbeiten konstruirten Drehbänke besitzen fast nie jene sorgsame Ausführung wie die Metalldrehbänke, weil es bei der großen Veränderlichkeit des Holzes zwecklos sein würde, auf seine Bearbeitung ebenso große Mühe zu verwenden wie auf die des Metalls.

Außer dem Zweck des Drehens läßt die D. auch noch mehrere andere Verwendungen zu. Das Bohren auf der D. kann in zweierlei Weise geschehen. Entweder wird das Arbeitsstück wie zum Abdrehen an der Spindel befestigt und durch dieselbe in Drehung versetzt, während man den Bohrer mit der Hand oder durch den Reitnagel dagegen drückt, oder man befestigt den Bohrer selbst in einem Futter auf der Spindel und läßt ihn mit dieser umlaufen, während man das Arbeitsstück dagegen führt. Erstere Art gestattet nur ein Bohren im Mittel, d. h. in der durch die Spindel gegebenen Drehungsaxe. Durch das letztere Verfahren hingegen vermag man Löcher nach jeder beliebigen Richtung in das Arbeitsstück zu bohren. Das Schraubenschneiden auf der D. kann ebenfalls verschiedenartig ausgeführt werden. Die Drechsler bedienen sich, um Schrauben aus Holz, Elfenbein ꝛc. zu schneiden, der einfachen Schraubstähle, das sind Drehstähle, welche an ihrem schneidenartigen Ende scharfe, dreieckige Einkerbungen haben. Die Schraubstähle werden aus freier Hand geführt und, während sie das Arbeitsstück angreifen, parallel zur Spindelaxe fortbewegt, so daß schraubenartige Einkerbungen entstehen. Auf diese Weise kann selbstverständlich kein genaues Schraubengewinde erhalten werden. Die früher beschriebene Art der Supportbewegung an der durch Räderwerke mit der Drehbankspindel verbundenen Leitspindel gibt indessen ein bequemes Mittel, Schrauben der verschiedensten Art mit großer Genauigkeit anzufertigen. Man stellt die Räderverbindung so her, daß einer jeden Umdrehung der Spindel ein Fortrücken des Supports gleich der Ganghöhe der anzufertigenden Schraube entspricht. Das schraubenschneidende Werkzeug, eine Art Grabstichel, ist auf dem Support befestigt, bewegt sich mit diesem parallel zur Spindel und erzeugt dabei auf dem durch die Spindel in Umdrehung gebrachten Arbeitsstück die gewünschten, beliebig tief anzufertigenden Schraubengänge.

Die D. findet endlich noch für manche Arten der Bearbeitung von Metallen Anwendung, bei der kein Wegnehmen von Metall, sondern nur eine Formveränderung durch eine andere Vertheilung erzielt wird. Hierher gehört das Rändeln durch verschiedene kleine, an ihrem Umfang mit regelmäßigen Einkerbungen versehene, gehärtete Stahlrädchen (Rändelräder, Krausräder, Moletten), welche um eine in einer Gabel (Rändelgabel) sitzende Axe drehbar sind und, durch ein Heft gehalten, genau wie gewöhnliche Drehstähle gehandhabt werden. Die Einschnitte der Räder drücken sich bei der Drehung in die Oberfläche des Arbeitsstücks ein. Die wichtigste Anwendung hat das Rändeln zur Anfertigung der vertieften Zeichnungen auf den Kattundruckwalzen gefunden. Eine andere Art der Anwendung der D. ist das Drücken, durch welches hohle Blechgefäße fabricirt werden, indem man das Blech mit Drückstählen gegen die Vertiefungen eines auf der Spindel aufgespannten und mit derselben gedrehten Holzmodells drückt und dadurch dieses gleichsam mit Blech überzieht. Die Modelle oder Futter sind von hartem Holz, selten von Blech und manchmal wegen des spätern Trennens von der Blechtafel zweitheilig. Die Druckstähle sind Polirstähle ohne alle scharfen Kanten und Zuspitzungen und werden wie die Drehstähle gehandhabt. Durch das Drücken können Blecharbeiten von kreisrunder oder ovaler (durch Ovalwerke) Form bedeutend leichter und gleichförmiger als durch Anwendung des Hammers erzeugt werden, weshalb die gedrückte Arbeit in neuerer Zeit die eigentliche Hammerarbeit ziemlich allgemein verdrängt hat. Je weicher das Blech ist, desto leichter gelingt das Drücken, daher es für Zinn, Britanniametall, Kupfer und feines Silber bedeutend leichter ist als für Messing, Tombak, Silberlegirungen oder gar für Argentan und Eisenblech. Für große Arbeitsstücke dient die sogen. Drückdrehbank, welche sich von der gewöhnlichen D. besonders durch die vertikale Stellung der mit Zahnrädern betriebenen Spindel unterscheidet.

Drehbasse, ein früher, namentlich auf Galeren und Seeräuberschiffen, gebräuchliches, ganz leichtes Geschütz, das mit seinen beiden Schildzapfen in den oberen Enden eines Schwanenhalses (engl. swivel), d. h. einer eisernen Gabel, hängt (daher engl. swivel-gun). Diese Gabel steht mit ihrer Oeffnung nach oben, mit ihrem Stiel in den Fußboden (namentlich von Vor- und Hinterkastell, s. Back und Schanze) oder die Bordwand eingezapft und läßt sich darin drehen, so daß die D. ihre Seitenrichtung leicht verändern kann, und im Princip unseren Pivotgeschützen entspricht.

Dreher, Anton, österreich. Industrieller, geb 10. Juni 1810 in Wien, erlernte die Brauerei in Simmering, besuchte 1832—36 die größten Brauereien Deutschlands und Englands und übernahm 1836 die Brauerei zu Kleinschwechat bei Wien. Er führte hier die englische Methode der Malzbereitung und die Untergährung ein und erzielte in wenigen Jahren einen außerordentlichen Erfolg. Von einer Jahresproduktion von 20,560 Eimern erhob er sich in 25 Jahren auf eine solche von 391,260 Eimern. Seit 1850 hatte er Maschinenbetrieb eingeführt und dadurch seine Brauerei zu einer Musteranstalt ersten Ranges ausgebildet. 1861 erbaute er eine Brauerei zu Micholup bei Saaz in Böhmen, welche im Winter Lagerbier, im Sommer ortsübliche Schankbiere braut und eine Produktion von 60,000 Eimern erreicht. Mit dieser Brauerei ist ein Kohlenbergwerk verbunden, und auf der Domäne Micholup werden gegen 200 Ctr. feinster Hopfen gebaut. Im Jahr 1862 kaufte D. auch die Brauerei Steinbruch bei Pest und baute dieselbe nach neuen Grundsätzen um. Als er 27. Dec. 1863 starb, umfaßte das Bauareal der Brauerei in Kleinschwechat über

6 österreichische Joch mit 9332 □Klafter gewölbter Räume; die 31 Malztennen hatten einen Fassungsraum von mehr als 9300 Metzen und die 13 doppelten Malzdarren eine Beschüttungsfläche von 366 □Klafter. Außerdem wurde eine große Mälzerei in dem nahen Freienthurm bei Mannswörth betrieben. Der Betrieb der Brauerei erfolgte durch drei Dampfkessel zu 50, 36 und 30 Pferdekraft, zwei Dampfmaschinen zu 30 und 14, eine Wasserkraft zu 16 Pferdekraft und 300 Arbeiter. Die 11 Lagerkeller hatten einen Fassungsraum von 328,000 Eimern. Schienenwege verbanden die Brauerei mit der Staatseisenbahn. Nach dem Tode Drehers übernahm für seinen 21. März 1849 gebornen Sohn ein Direktorium die Verwaltung. Dasselbe erweiterte namentlich den Export sehr bedeutend, kaufte eine Brauerei in Großschwechat an und dehnte den Betrieb so stark aus, daß die Produktion gegenwärtig 600,000 Eimer übersteigt. Im Jahr 1867 wurde eine Filiale in Paris errichtet, nachdem das Schwechater Bier auf der Industrieausstellung einen außerordentlichen Erfolg errungen hatte. Der allgemeine Beifall, welchen das Dreher'sche Bier damals fand, hatte eine wesentliche Umgestaltung des Brauereibetriebs zur Folge, insofern die dunkeln bayrischen Biere mehr und mehr von den helleren verdrängt wurden.

Drehhals, Vogel, s. v. w. Wendehals.

Drehkrankheit (Drehsucht), chronische Krankheit der Schafe, welche auf dem Vorhandensein von Blasenwürmern im Gehirn beruht. Der sogen. Drehwurm oder die Queese (Coenurus cerebralis *R.*) ist die Larve eines beim Hund und beim Fuchs vorkommenden Bandwurms und entsteht aus den in den Eiern des letztern befindlichen Embryonen. Die von dem Hund mit dem Koth entleerten Bandwurmglieder können sich selbständig bewegen, sich aus dem Koth frei machen, an die Weidepflanzen oder an das Futter im Stall gelangen und dann von den Schafen aufgenommen werden. Die Bandwurmeier bleiben auf trockener Unterlage 14 Tage, auf feuchter Unterlage, z. B. auf der Weide, jedoch bis vier Wochen keimfähig, wenn auch inzwischen das dieselben einschließende Bandwurmglied fault. Auf andere Weise entsteht die D. nicht, Vererbung findet nicht statt; Fütterung und Haltung der Schafe sind nur insofern von Einfluß, als dadurch die Aufnahme der Wurmbrut begünstigt werden kann, z. B. durch Weidegang. Die Einwanderung der im Magen der Schafe aus den Bandwurmeiern frei gewordenen Embryonen in das Gehirn erfolgt 10—20 Tage nach der Aufnahme. Die Zahl der Embryonen, die zum Gehirn gelangen, ist in den einzelnen Fällen sehr verschieden; in einem Fall wurden über 200, die sich bereits zu linsen- bis erbsengroßen Blasen entwickelt hatten, gefunden. Die Einwanderung der Embryonen verursacht eine Reizung des Gehirns. Diese äußert sich durch Trägheit, Mattigkeit, Stumpfsinn, selbst Betäubung und Krämpfe; zuweilen zeigt sich außerdem Niederfallen oder Drängen nach der einen oder der andern Seite, selbst Drehen im Kreis. Daneben besteht vermehrte Empfindlichkeit am Schädel, Röthung der Bindehaut der Augen und der Maulschleimhaut, Beschleunigung der Herzschläge und des Athmens, Hartleibigkeit. Unter diesen Erscheinungen und unter Hinzutritt von Lähmung des Körpers gehen öfters einzelne Thiere zu Grunde; bei den meisten verlieren sich jedoch die angegebenen Krankheitserscheinungen allmählich nach 2—10 Tagen. Manche, bei denen sämmtliche Wurmembryonen im Gehirn absterben, bleiben dann dauernd gesund; bei den meisten kommen aber ein Blasenwurm oder einige von denselben zur vollständigen Entwickelung. Diese weitere Entwickelung der Würmer bleibt gewöhnlich 4—6 Monate hindurch ohne nachtheiligen Einfluß auf das Befinden der Schafe; nur einzelne zeigen beim Witterungswechsel vorübergehend Aufregung oder Eingenommenheit des Kopfs (Propheten). Wenn aber nach Ablauf des genannten Zeitraums der Blasenwurm eine bedeutende Größe erlangt hat, so treten von neuem Krankheitserscheinungen, die nun die eigentliche D. darstellen, hervor, nämlich Verminderung des Bewußtseins, selbst periodische Bewußtlosigkeit, Mattigkeit und Hinfälligkeit, stierer Blick, Erweiterung der Pupille, Verminderung oder Verlust des Appetits und unregelmäßige Bewegungen. Letztere sind je nach dem Sitz der Blase verschieden; das kranke Schaf dreht sich um einen fest auf den Boden gestellten Vorder- oder Hinterfuß, oder es geht im Kreis nach rechts oder links, selten abwechselnd nach beiden Seiten, oder es geht mit gesenktem oder mit hoch gehobenem Kopf schnell gerade aus, wobei es die Beine sehr hoch hebt, oder es taumelt beim Gehen und fällt oft nach vorn oder auf eine Seite nieder und macht dann unregelmäßige Bewegungen, um wieder auf die Beine zu kommen. Liegt die Blase oberflächlich am Gehirn, so entsteht an der betreffenden Stelle allmählich ein Schwund und eine Erweichung der Schädeldecke; Druck auf diese Stelle ruft Krämpfe oder Bewußtlosigkeit hervor. Schließlich entsteht bei allen drehkranken Schafen Abzehrung und vollständige Lähmung des Körpers, und der Tod erfolgt nach einer Krankheitsdauer von 4—6 Wochen. Bei der Sektion finden sich einige haselnuß- bis wallnußgroße oder eine einzige bis hühnereigroße, mit wässeriger Flüssigkeit gefüllte Blase im oder am Gehirn. An der innern Oberfläche der Blase sitzen sehr zahlreiche, stecknadelkopfgroße, trübe Knötchen, die Köpfe. Wird die Blase von einem Hund gefressen, so entstehen bei diesem wieder Bandwürmer. Die Heilung der D. kann nur durch operative Entfernung des Blasenwurms erzielt werden. Am einfachsten ist das Troikariren des Schädels mittels des in einem zu diesem Zweck angefertigten Besteck enthaltenen Troikarts. Dieser wird bei Böcken hart am Hinterrande der Hörner, bei Thieren mit mäßig großen Hörnern 1 Centim. hinter dem Horn, bei ungehörnten Thieren 1½ Centim. hinter dem Hornfortsatz, immer 2 Centim. von der Mittellinie entfernt, oder hinter der Innenecke des Horns, resp. innen neben dem Hornfortsatz, mit Vermeidung der Mittellinie, 1 Centim. tief eingeschlagen. Zunächst wird an der Seite troikarirt, wohin das Schaf dreht. Ist die Blase getroffen, so quillt nach Entfernung des Stilets Wasser aus der Troikarthülse hervor; andernfalls wird noch etwas tiefer und, wenn auch dann kein Wasser kommt, an einer andern von den bezeichneten Stellen, nöthigenfalls an allen vier Stellen, neben und hinter jedem Horn nach einander eingeschlagen. Quillt Wasser aus der Hülse hervor, so wird dasselbe mittels der im Besteck befindlichen Spritze vorsichtig ausgesogen, dann die Troikarthülse entfernt, die Spitze der Spritze in die Schädelöffnung vorsichtig eingeführt und durch ruhiges Saugen womöglich ein Theil der Blase in die Oeffnung befördert, um dieselbe darauf vollständig mittels der Pincette herauszuziehen. Auf die kleine Wunde wird etwas Mehlkleister oder Theer gestrichen. Ist die Blase entfernt und bei der Operation keine bedeutende Verletzung des Gehirns entstanden, so tritt sofort Besserung in dem Befinden

des Schafs und gewöhnlich vollständige Heilung ein. Andernfalls entsteht keine Besserung oder sogar eine Verschlimmerung, wo dann sofortiges Abschlachten des Schafs angezeigt ist. Die Vorbeugung besteht in der Verhütung der Aufnahme der Bandwurmbrut. Zu dem Zweck sind namentlich die Schäferhunde zu beachten und, wenn sie Bandwurmglieder entleeren, zur Kur einzusperren. Die Köpfe der gestorbenen oder geschlachteten drehkranken Schafe müssen beseitigt werden, so daß Hunde oder Füchse den Blasenwurm nicht verzehren können. In sehr seltenen Fällen kommt die D. auch bei Rindern vor. Die Symptome sind im wesentlichen wie bei Schafen; sofortiges Abschlachten ist angezeigt, da die Krankheit immer tödlich verläuft.

Drehling, s. Agaricus.

Drehmoos, s. Funaria.

Drehorgel (Leierkasten, franz. Orgue de Barbarie), ein tragbares Orgel- oder vielmehr Pfeifenwerk von verschiedener Größe, besteht aus einem 1—1,3 Meter langen, 0,6—1 Meter hohen und ziemlich ebenso tiefen Kasten, in welchem 2—3 Register Pfeifen liegen, die gewöhnlich einen Tonumfang von 2⅓—3 Oktaven (auch mehr) haben und vermittels einer Walze zur Ansprache gebracht werden. Auf dieser ist Melodie und Harmonie eines vorzutragenden Tonstücks durch eingeschlagene kleine Stifte dergestalt geordnet, daß die Stifte, sobald die Walze durch eine außen an der rechten Seite des Kastens angebrachte Kurbel gedreht wird, die Ventile der Windlade immer zur rechten Zeit und für die erforderliche Dauer des Tons öffnen, was dadurch möglich gemacht ist, daß die Walze an ihrem einen Ende mit einem kleinen Faltenbalg in Verbindung steht, der zugleich mit ihr durch das Drehen jener Kurbel (Kreckel) in Bewegung gesetzt wird. Das Spiel selbst geschieht ganz mechanisch; auch können keine anderen Tonstücke darauf gespielt werden, als die, welche gerade auf der Walze durch eingeschlagene Stifte angeordnet sind. Welches davon nun und mit welchen von den vorhandenen Stimmen im Augenblick es vorgetragen werden soll, bestimmt die Verschiebung und gehörige Stellung der Walze, die durch einen außen an der rechten Seitenwand des Kastens befindlichen Zapfen bewirkt wird, auf welchem die Ordnung der Tonstücke (meist 4—6 an der Zahl) angemerkt ist. Die kleinste Gattung (serinette), welche zum Spielwerk der Kinder dient oder zum Unterricht der Vögel gebraucht wird, hat nur 9—10 kleine Pfeifen. Nicht selten sind übrigens statt der Pfeifen frei schwebende Zungen, nach Art der Physharmonika, als Klangerreger angebracht.

Drehreep, s. Fall.

Drehstuhl, mechanische Vorrichtung, deren sich namentlich die Uhrmacher und Mechaniker zum Drehen und Bohren an Stelle einer wirklichen Drehbank bedienen. In seinen Hauptteilen hat der D. große Aehnlichkeit mit der Prismadrehbank (vgl. Drehbank), nur ist er bedeutend kürzer und ohne jedes eigentliche Gestell; er wird zu seinem Gebrauch in einen Schraubstock gespannt. Die Spindelaxe erhält ihre Drehung nicht, wie bei der Drehbank, durch ein Schwung- oder ein Tretrad, sondern durch einen Handbogen, an dem sich eine Schnur oder ein dünner Riemen befindet, welcher um eine auf der Spindelaxe befestigte Rolle geschlungen ist. Der Handbogen wird hin- und hergeführt, dabei wird die Spindel abwechselnd bald rechts, bald links gedreht. Man unterscheidet zwei Hauptgattungen von Drehstühlen: den Stiftendrehstuhl, bei welchem das Arbeitsstück zwischen Spitzen eingespannt ist, und den Dockendrehstuhl, bei welchem das Arbeitsstück in einem Futter auf der Spindel befestigt ist.

Drehthurm, s. Panzerschiff.

Drehungsgesetz des Windes, s. Wind.

Drehwage (Torsionswage), physikalisches Instrument zur Messung sehr kleiner Kräfte, auf das Gesetz gegründet, daß bei elastischen Drähten der Widerstand, den sie leisten, wenn sie, an einem Ende befestigt, am andern gedreht werden, dem Winkel proportional ist, um welchen der Draht gedreht wird. Die D. besteht aus einem feinen Metalldraht, der in einem gläsernen Cylinder hängt und ein horizontales Stäbchen trägt, in dessen Höhe an der Wand des Cylinders eine Kreiseintheilung angebracht ist, die zur Messung der Ablenkung des Stäbchens dient. Der Draht ist oben in einem beweglichen Zapfen befestigt, so daß er sich in jede beliebige Lage bringen läßt. Am Zapfen ist ein Index befindlich, der an einer Kreiseintheilung angibt, welche Torsionskraft anzuwenden ist, wenn das Stäbchen in einer gewissen Lage erhalten werden soll. Bringt man das Stäbchen nun auf den Nullpunkt der Theilung und läßt eine abstoßende Kraft darauf wirken, so wird eine der Kraft proportionale Ablenkung des Stäbchens erfolgen. Durch Drehung des Zapfens kann man dann dasselbe wieder seinem Nullpunkt nähern und aus der angewandten Torsionskraft berechnen, in welchem Maß die abstoßende Kraft wirksam gewesen ist. Die D. wird vorzüglich zu Messungen der abstoßenden Kraft des Magnetismus und der Elektricität gebraucht. Der englische Physiker Michell (gest. 1793) konstruirte eine D., mittels deren er die mittlere Dichtigkeit der Erde bestimmen wollte; doch wurde erst durch Coulomb die Aufmerksamkeit der Physiker auf die D. als wichtigen physikalischen Apparat gelenkt.

Drehwüchsigkeit (Torsionen), an Pflanzentheilen auftretende Erscheinung, die durch ein verändertes Wachsthum bedingt wird und zur Folge hat, daß die Theile mehr oder minder auffallend spiralig um ihre Axe gedreht sind. Sehr oft ist dies eine wirkliche Mißbildung, die verschiedenartige Ursachen haben kann; nicht selten treten Drehungen in Begleitung anderer monströser Entwickelungen auf. Oft sind sie direkte Folgen der Eingriffe von Parasiten; so verursachen Insekten, besonders Blattläuse, an manchen Pflanzentheilen spiralige Zusammendrehungen, welche diesen Thieren nach außen Schutz und Obdach gewähren. Ein Schmarotzerpilz verursacht den Drehrost der Kiefer (vgl. Rostpilze). Eine andere Torsion, aber keine eigentliche Mißbildung, ist der gedrehte Wuchs, den viele Baumstämme zeigen, und der an dem spiraligen Lauf der Spalten und Faserungen der Borke und des Holzes sich bemerklich macht, wie das besonders deutlich die Roßkastanie zeigt. Der Grund dieser letztern Erscheinung liegt wohl in dem Umstande, daß die im spätern Alter der Baumstämme sich neu bildenden Holz- und Bastfasern länger sind als die auf gleicher Stammhöhe befindlichen älteren, die in jüngeren Lebensjahren des Baums gebildet wurden, und daß, weil an diesen Stellen der Stamm sich nicht mehr in die Länge streckt, die längeren Fasern des Gewebes eine schiefe Lage annehmen müssen. Endlich gibt es auch Drehungen, die als regelmäßige und normale Erscheinungen des Wachsthums auftreten, so besonders diejenigen, welche an den jungen Stengeln und jungen Stengelenden vieler krautartigen Pflanzen, in besonders hohem Grad an denen der Schlingpflanzen, zu beobachten sind. Ueber diese s. Pflanze.

Drehwurm, s. Drehkrankheit.

Drei, die erste ungerade Zahl nach der Einheit, galt von jeher für eine vorzugsweise heilige Zahl, der man in der körperlichen wie in der geistigen Welt eine hohe Bedeutung und einen geheimen Zauber beilegte. Daß schon den Hebräern die dreimalige Wiederholung einer Handlung bedeutungsvoll war, bezeugen biblische Stellen (wie 4. Mos. 6, 24. 26; 1. Sam. 20, 41; 1. Kön. 17, 21 u. a.). Noah hatte drei Söhne, von denen die Dreitheilung der Völker ausging. Der Grieche theilte dem Hellen, der Germane dem Thuiskon drei Söhne zu. In der Sprache der Dichter wie in der des gemeinen Lebens diente und dient noch jetzt D. zur Steigerung des einfachen Begriffs, so daß es oft eine beliebige Zahl bezeichnet. Die auf die indifferente Eins folgende Zwei erzeugt Gegensätze, welche insbesondere den dualistischen Lehren zu Grunde liegen, aber durch die D. wieder zu einer höhern Einheit verbunden werden. Daher war schon den Pythagoräern die Dreizahl (Trias) die vollkommenste, denn sie sahen in ihr, als der Vereinigung der Monas (Einheit) und Dyas (Zweiheit), die erste Verbindung der von ihnen angenommenen Grundprincipien aller Dinge. Auch Aristoteles legt der Trias eine besondere Bedeutung bei, indem er alles aus Anfang, Mittel und Ende bestehen läßt. So muß auch unsere Wünschelruthe dreisprossig sein, wie der goldene Glücksstab, den Apollo dem Merkur schenkte, und wie der Dreizack, mit welchem Neptun den Sturm beschwichtigte. Der Dreifuß war bei den Griechen das Attribut des orakelgebenden Gottes, das Dreieck bei den Indern das des Krischna, bei den Aegyptern das Symbol der Inkarnation des Osiris und des Apis, bei den Persern das der Fruchtbarkeit des Mithras. Im altindischen Brahmaismus finden wir die Trias als Brahma (Weltschöpfer), Wischnu (Erhalter und Beschützer) und Siwa (Zerstörer des Weltalls). Wir begegnen ihr ferner bei den alten Aegyptern, welche die drei Grundvokale I, A, O zur symbolischen Bezeichnung einer Dreieinigkeitslehre gebrauchten, die von dort in das System der Neuplatoniker überging. Auch die überwiegende Mehrheit der christlichen Bekenntnisse zählt die Dreieinigkeit Gottes zu ihren Fundamentallehren (s. Trinität), und selbst in neueren philosophischen Systemen (bei Fichte, Hegel 2c.) spielt die geheimnisvolle Dreizahl eine Rolle. Für die Bedeutung derselben bei den Alten sprechen sonst noch zahlreiche Umstände. Es gab drei donnerschmiedende Kyklopen, drei Parzen, drei Horen und anfangs drei, später dreimal drei Musen. Geryon, Hekate, Gorgo, Sphinx und Chimära waren dreigestaltig, und Kerberos hatte drei Köpfe. Die Römer schlachteten an den Suovetaurillen dreierlei Vieh und stellten um den Eßtisch drei Sopha's, jedes mit drei Plätzen. Sie hatten dreierlei kurulische Würden, dreierlei Bänke des Senats und zuletzt auch dreierlei Stände. Schon Romulus zählte drei Tribus, und wenn die Triumvirate, welche den Sturz der Republik zur Folge hatten, auch zufällig gewesen sein mögen, so vertraute man in Rom wichtige Kommissionen doch meist drei Männern an. Das dreimalige Aufgebot bei christlichen Vermählungen, das dreimalige Läuten vor dem Gottesdienst, das dreimalige Ausschreiben bei gerichtlichen Verhandlungen, der dreimalige Ausruf bei Versteigerungen, das dreimalige Lebehoch u. a. erinnern daran, daß auch die Gegenwart der Zahl D. wenigstens gewohnheitsmäßig noch eine besondere Bedeutung beimißt. Auch in der Logik tritt die Dreizahl bedeutsam auf. Sie zählt drei Funktionen des Verstandes: Begriffs-, Urtheils- und Schlußbildung, und leitet bei der letztern aus zwei gegebenen Urtheilen das dritte ab, sowie sie zu der Thesis und Antithesis als die Verbindung von beiden noch die Synthesis hinzufügt. Die Grammatik führt drei Geschlechts- und Zahlformen, dreierlei Casus obliqui und Steigerungsgrade, dreierlei Personen und Zeiten auf. In der Musik bezeichnet die Ziffer 3 bei der Baßbezifferung die Terz, auch den vollkommenen Dreiklang, in welchem Fall gewöhnlich noch eine 5 darunter steht; in ausgeschriebenen Stimmen deutet sie eine Triole an. Die Dreizahl bildet endlich die Basis aller mathematischen Operationen, insofern der Raum dreierlei Dimensionen hat (wonach die Geometrie in drei Theile: Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie, zerfällt), und insofern Zahl, Maß und Gewicht (oder Kraft) zu berechnen Aufgabe der Arithmetik ist, welche sie mittels Addition und Subtraktion, Multiplikation und Division, Potenzirung und Radicirung löst. Die Regel de tri gibt die Grundlage für alle Verhältnisberechnungen ab, und jede geometrische Figur kann trigonometrisch gemessen werden. Zur Begrenzung einer solchen Figur sind mindestens drei Seiten erforderlich, und um ein bestimmtes Dreieck zu bilden, müssen drei Stücke gegeben sein. Aus dieser Bedeutung der Dreizahl in der Mathematik erklärt sich die Vorliebe, welche die Pythagoräer für sie hegten, hinreichend.

Drei-Aehren (franz. Trois-Epis), einer der besuchtesten Punkte des Wasgenwalds, zugleich Wallfahrtsort, liegt im Kreis Rappoltsweiler des Bezirks Oberelsaß, zwischen schönen Waldungen auf einem 734 Meter hohem Plateau und ist von Kolmar in einer Stunde zu erreichen.

Dreidecker, s. Linienschiff.

Dreieck (Triangel), eine von drei Linien (Seiten) eingeschlossene Figur mit ebenso vielen Winkeln oder Ecken. Nach der Beschaffenheit der Seiten unterscheidet man: geradlinige oder ebene, krummlinige und gemischtlinige Dreiecke. Die geradlinigen, welche stets in einer und derselben Ebene liegen, werden eingetheilt entweder nach dem gegenseitigen Verhältnis der Seiten gegen einander in gleichseitige, wo alle drei Seiten unter einander gleich sind, gleichschenklige, wo nur zwei Seiten (die Schenkel) gleich sind, und ungleichseitige, wo keine der drei Seiten der andern gleich ist; oder nach den Winkeln in spitzwinklige, worin alle Winkel spitzige sind, rechtwinklige, worin ein Winkel ein rechter ist, und stumpfwinklige, worin ein Winkel ein stumpfer ist. Im Gegensatze zu den rechtwinkligen bezeichnet man die stumpf- und spitzwinkligen auch mit dem gemeinschaftlichen Namen schiefwinklige Dreiecke. Im rechtwinkligen D. nennt man die beiden den rechten Winkel einschließenden Seiten Katheten, die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite aber Hypotenuse. Die der Basis oder Grundlinie gegenüber liegende Ecke eines Dreiecks heißt dessen Spitze. Eine senkrechte Linie, welche von der obern Spitze eines Dreiecks auf die Grundlinie oder deren Verlängerung gezogen wird, ist die Höhe des Dreiecks. Betrachtet man in einem rechtwinkligen D. die eine Kathete als Grundlinie, so bezeichnet die andere die Höhe. Ist in einem stumpfwinkligen D. eine der beiden den stumpfen Winkel einschließenden Seiten Grundlinie, so trifft die Höhenlinie nicht die Grundlinie unmittelbar, sondern deren Verlängerung. Dreiecke heißen ähnlich, wenn sie bei verschiedener Größe gleiche Gestalt haben, kongruent (deckend), wenn sie gleiche Gestalt und Größe haben.

Als die bemerkenswerthesten Eigenschaften der Dreiecke sind besonders folgende hervorzuheben: 1) In jedem D. ist irgend eine Seite kleiner als die Summe der beiden anderen; desgleichen ist der Unterschied zweier Seiten allemal kleiner als die dritte Seite. 2) In zwei kongruenten Dreiecken sind die Seiten des einen den Seiten des andern, und die Winkel des einen den Winkeln des andern gleich, dergestalt, daß gleichen Seiten immer gleiche Winkel und gleichen Winkeln gleiche Seiten gegenüber liegen. 3) Zwei Dreiecke sind kongruent, wenn in ihnen gleich sind a. zwei Seiten nebst dem von ihnen eingeschlossenen Winkel, b. eine Seite und die beiden anliegenden Winkel, c. alle drei Seiten. Demnach ist ein D. bestimmt, wenn die eben genannten Stücke gegeben sind. 4) In einem D. mit zwei gleichen Seiten liegen diesen auch zwei gleiche Winkel gegenüber, oder in einem gleichschenkligen D. sind die Winkel an der Basis einander gleich, und umgekehrt: in einem D. mit zwei gleichen Winkeln liegen diesen auch zwei gleiche Seiten gegenüber, oder ein D. mit gleichen Winkeln an der Basis ist gleichschenklig, sowie ein jedes gleichwinklige D. auch gleichseitig ist. 5) Bei jedem D. ist ein Außenwinkel, welcher durch Verlängerung einer Seite entsteht, so groß als die beiden Innenwinkel, welche nicht seine Nebenwinkel sind; zwei Außenwinkel sind um denjenigen Innenwinkel, welcher nicht Nebenwinkel eines der beiden Außenwinkel ist, größer als die drei Innenwinkel; drei Außenwinkel sind noch einmal so groß als die drei Innenwinkel. 6) In jedem D. ist die Summe der Innenwinkel gleich zwei rechten Winkeln (Rechten) oder 180°; daraus folgt: a. drei Außenwinkel betragen 4 Rechte; b. wenn man in einem D. die Summe zweier Winkel von 2 Rechten abzieht, so erhält man den dritten Winkel; c. wenn zwei Winkel eines Dreiecks zwei Winkeln eines andern gleich sind, einzeln oder zusammengenommen, so ist auch der dritte Winkel des einen Dreiecks dem dritten des andern gleich; d. die beiden spitzen Winkel eines rechtwinkligen Dreiecks betragen zusammen einen Rechten, und wenn die Katheten einander gleich sind, so ist jeder der spitzen Winkel gleich ½ Rechten; e. ist in einem gleichschenkligen D. ein Winkel bekannt, so sind sie alle bekannt; f. im gleichseitigen D. ist jeder Winkel gleich ⅔ Rechten oder 60°; g. im gleichschenkligen D. beträgt der an der Spitze durch Verlängerung einer Seite entstehende Außenwinkel doppelt so viel als jeder der inneren Winkel an der Basis. 7) Wenn man in einem Halbkreis ein D. errichtet, so daß der Durchmesser des Halbkreises eine Seite desselben bildet, so ist das D. stets rechtwinklig, und zwar ist derjenige Winkel, welcher diesem Durchmesser gegenüberliegt, der Rechte. 8) In einem rechtwinkligen D. ist das Quadrat der Hypotenuse so groß als die Summe der Quadrate der beiden Katheten (s. Pythagoräischer Lehrsatz). 9) Der Flächeninhalt eines jeden Dreiecks wird gefunden, wenn man die Zahl, welche die Länge der Grundlinie angibt, mit der Zahl, welche die Länge der Höhenlinie in demselben Maß angibt, multiplicirt und das Produkt halbirt, oder wenn man eine dieser beiden Zahlen halbirt und mit der andern multiplicirt. 10) Jedes D. ist die Hälfte eines Parallelogramms, welches mit ihm gleiche Höhe und Grundlinie hat. 11) Dreiecke von gleicher Grundlinie und Höhe sind an Flächeninhalt einander gleich. 12) Wenn zwei Dreiecke zwei gleiche Winkel haben, so sind sie einander ähnlich. 13) In ähnlichen Dreiecken findet zwischen den gleich, d. h. an denselben Winkeln liegenden Seiten ein und dasselbe Verhältnis statt. 14) Jedes rechtwinklige D. wird durch eine aus dem Scheitel des rechten Winkels senkrecht auf die Hypotenuse gezogene Linie in zwei sowohl unter sich, als dem Ganzen ähnliche Dreiecke getheilt. 15) Aehnliche Dreiecke verhalten sich wie die Quadrate zweier gleichliegenden Seiten, ingleichen wie die Quadrate ihrer Höhen; daher verhalten sich zwei gleichliegende Seiten oder Höhen ähnlicher Dreiecke wie die Quadratwurzeln aus den das Verhältnis ihrer Flächen zu einander ausdrückenden Zahlen.

Die krummlinigen Dreiecke, welche von lauter krummen Linien begrenzt sind, werden dann besonderer Betrachtung unterworfen, wenn ihre Seiten Bögen größter Kreise sind und sie selbst daher auf der Oberfläche einer Kugel liegen, in welchem Fall sie auch sphärische oder Kugeldreiecke heißen. Die gemischtlinigen Dreiecke, welche durch krumme und gerade Linien zugleich begrenzt werden, und wozu z. B. die Kreisausschnitte gehören, nehmen kein besonderes Gebiet der mathematischen Disciplinen ein. Die Berechnung der Seiten und Winkel eines Dreiecks aus drei gegebenen Stücken lehrt die Trigonometrie.

Dreieichenhain, Städtchen in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, 5 Kilom. nordöstlich vom Bahnhof Langen, mit einer evangel. Pfarrkirche, Burgruine und (1871) 1007 Einw.; war ehedem der Mittelpunkt des alten Reichs- und Königsforstes »Zur Dreieichen«.

Dreieinigkeit, s. Trinität.

Dreier, in Preußen, Sachsen, Braunschweig etc. Bezeichnung für ein Dreipfennigstück.

Dreifache Krone, s. v. w. Papstkrone.

Dreifaltigkeit, s. Trinität.

Dreifaltigkeitsberg, einer der höchsten Berge im württemberg. Schwarzwaldkreis, östlich über Spaichingen gelegen, mit dem die Alp und der Heuberg an der südwestlichen Landesgrenze beginnen, 984 Meter ü. M. Auf dem Gipfel des Berges, wo man eine herrliche Aussicht hat, steht die berühmte Dreifaltigkeitskirche, ein besuchter Wallfahrtsort.

Dreifaltigkeitsblume, s. v. w. Viola tricolor *L.*, s. Viola.

Dreifaltigkeitsfest, s. Trinitatisfest; in der griechischen Kirche wird dieses am Pfingstsonntag begangen, der deshalb Dreifaltigkeitstag heißt.

Dreifaltigkeitsorden, 1) s. Trinitarierorden. — 2) (Brüderschaft der heiligen Dreifaltigkeit), gestiftet 1548 vom heil. Philipp von Neri zu Rom, zu gemeinschaftlichem Gottesdienst und seit 1550 zur Verpflegung der nach Rom kommenden Pilger. Im Jahr 1825 soll das große, bedeutend dotirte Hospiz dieser Kongregation mehr als 200,000 Pilger beherbergt oder sonst unterstützt haben. — 3) (Töchter der heiligen Dreifaltigkeit), asketischer Orden, gestiftet 1703 zu Paris, 1790 erloschen, seit 1823 wieder aufgelebt, beschäftigt sich auch mit Erziehung.

Dreifelderwirtschaft, das landwirtschaftliche System, bei welchem das gesammte Ackerland in drei Felder oder Schläge abgetheilt wird und diese so benutzt werden, daß, während das eine Feld Brache hält (Brachfeld), das zweite eine Winterhalmfrucht (Winterfeld) und das dritte eine Sommerhalmfrucht (Sommerfeld) trägt. S. Betriebssystem.

Dreifuß, ein Geräth des griech. Alterthums, dreifüßiger Sessel, Tisch, Kessel etc., besonders bekannt als Symbol der Weißagung und göttlicher Herrschaft.

Es diente als Kampfpreis und Ehrengeschenk, später auch als Weihgeschenk für Tempel (zum Dank für Siege 2c.). Namentlich war der D. im Dionysos- und Apollondienst Symbol der Weisheit und Sehergabe sowie der Herrscherhoheit. Sehr alt sind die Sagen von geraubten und geschenkten Dreifüßen, auf welche sich fast überall Herrscherrechte und andere Ansprüche gründen (so die vom Kampf des Herakles und Apollon um den D.). Am berühmtesten war der D. der delphischen Pythia. Vgl. Otfr. Müller, De tripode delphico (Götting. 1820; auch im 1. Bande der »Kunstarchäologischen Werke«, Berl. 1872).

Dreiherrnspitz, ein Gipfel in der Alpenkette der Hohen Tauern, an der Südwestgrenze von Salzburg, 3685 Meter hoch; wird durch das »Krimler Thörli« von den Zillerthaler Alpen getrennt. Ehedem stießen hier die Gebiete der Grafschaft Tirol, des Erzbisthums Salzburg und des Bisthums Brixen zusammen, daher der Name.

Dreikapitelstreit, der Streit, welcher 544—553 darüber geführt wurde, ob die von dem vierten ökumenischen Koncil zu Chalcedon 451 in drei Bestimmungen (Kapiteln) für rechtgläubig erklärten Bischöfe Theodor von Mopsuestia, Theodoret von Cyrus in Syrien und Ibas von Edessa sich nicht gleichwohl der nestorianischen Ketzerei schuldig gemacht hätten.

Dreiklang, ein aus zwei übereinander liegenden Terzen bestehender Akkord, die harmonische Verbindung von Grundton, Terz und Quinte. Da es Terzen und Quinten von verschiedenen Intervallengrößen gibt, so entstehen zwei Hauptgattungen von Dreiklängen: konsonirende und dissonirende, die wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen. Die konsonirenden Dreiklänge, welche in zwei Arten, als Dur- und Molldreiklang, auftreten, sind die Grundlage aller übrigen Akkordbildungen (s. Akkord); man nennt dieselben auch vollkommene Dreiklänge, weil sie weder eine Vorbereitung, noch eine Fortschreitung fordern, sondern für sich als etwas Abgeschlossenes und Abschließendes bestehen können; ein dissonirender D. dagegen heißt unvollkommen, weil er stets an eine gewisse Fortschreitung gebunden ist und niemals einen Tonsatz beschließen kann. Die wichtigsten konsonirenden Dreiklänge sind die auf der 1., 5. und 4. Stufe, d. h. der tonische, der Oberdominant- und der Unterdominantdreiklang der Tonart, indem sie alle derselben leitereigenen Intervalle enthalten, also den Inbegriff der Tonart bilden. Von den dissonirenden Dreiklängen sind bemerkenswerth: der verminderte D., welcher aus zwei kleinen Terzen zusammengesetzt ist (jede Durtonart hat denselben leitereigen auf der 7. Stufe: h d f; jede Molltonart auf der 2. und 7. Stufe: h d f, gis h d); der übermäßige D., dessen beide Terzen groß sind, folglich eine übermäßige Quinte ausmachen (kommt leitereigen nur in der Molltonart vor, und zwar auf der 3. Stufe: c e gis); der doppeltverminderte D., auf der erhöhten 4. Stufe der Molltonart, mit auf dem Grund liegender verminderter und darüber liegender großer Terz (dis f a, jedoch nur in der ersten Umkehrung: f a dis gebräuchlich); der hartverminderte D., auf der 2. Stufe der Molltonart, durch Erhöhung des 4. Tons der Skala entstanden (h dis f, am gebräuchlichsten in der zweiten Umkehrung mit hinzugefügter Septime a: f a h dis). Wie der vorige Akkord, so löst sich auch der hartverminderte D. in den Dominantakkord auf. Selbständige harmonische Bedeutung hat von den genannten dissonirenden Dreiklängen nur der verminderte D.; der Leitton, die Ursache seiner verminderten Quinte, ist harmonisch und melodisch nothwendiges Erforderniß der Tonart; die anderen sind nur alterirte Akkorde, d. h. auf Grund leitereigener Akkorde in melodischem (nicht in harmonischem) Interesse chromatisch veränderte Harmonien.

Drei Könige, die Männer, welche nach Matth. 2, 1—12 durch einen Stern veranlaßt aus dem Morgenland kamen, um dem neugebornen König der Juden ihre Ehrfurcht zu bezeigen, in Jerusalem von Herodes nach Bethlehem gewiesen wurden und dem Neugebornen Gaben an Gold, Weihrauch und Myrrhen darbrachten. Das Evangelium sagt weder, daß es drei, noch daß es Könige gewesen, sondern spricht ganz unbestimmt nur von »morgenländischen Weisen« (Magiern); die spätere Kirche aber kennt selbst ihre Namen. Beda nennt sie Kaspar, Melchior und Balthasar. Ihre Gebeine rühmt sich die Metropole Köln zu besitzen.

Dreikönigsbündnis, Bündnis, welches die Könige von Preußen, Hannover und Sachsen 26. Mai 1849 zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Deutschland und zur Entwickelung der deutschen Verfassung schlossen. S. Deutschland, Gesch., S. 380.

Dreikönigsfest, s. Epiphania.

Dreikronenkrieg, nordischer, Krieg, der von 1563—70 zwischen Dänemark und Schweden geführt und durch den Frieden zu Altstettin beendigt wurde.

Drei Männer im Feuerofen, nach dem Berichte des Propheten Daniel (Kap. 3) die drei Juden Sadrach, Mesach und Abed Nego, welche unter Nebukadnezar zu Statthaltern in Babylon erhoben worden waren, nachher aber, weil sie sich standhaft weigerten, die Götzen anzubeten, in einen Feuerofen geworfen wurden, doch, von einem Engel geschützt, unversehrt blieben, was den König veranlaßte, sie zu begnadigen und in ihren Aemtern zu lassen. In der Septuaginta findet sich als Zusatz noch eine alexandrinisch-jüdische Stilübung, welche unsere deutschen Bibeln als eine apokryphische Schrift von den übrigen getrennt unter dem Titel Gesang der drei Männer im Feuerofen aufführen.

Dreimaster, binnenländischer Ausdruck für ein dreimastiges Schiff (Vollschiff, Bark oder Dreimastschooner).

Dreiruderer (Dreireihenschiff), s. Triere.

Dreisam (Treisam), Fluß in Baden, entsteht im Zartener Thal östlich von Freiburg bei Zarten aus mehreren Bächen, von denen der eine von St. Märgen, der andere aus dem Höllenthal (Höllenbach oder Rotach) herabkommt, fließt dann in nordwestlicher Richtung an Freiburg und Eichstätten vorbei und mündet nach einem Laufe von 60 Kilom. bei Riegel in die Elz (Nebenfluß des Rheins). Zur Verhütung von Ueberschwemmungen, hervorgebracht durch die zahlreichen wilden Bergbäche, ist die D. unterhalb Freiburg kanalisirt (Dreisamkanal); zu demselben Zweck ist der Leopoldskanal unterhalb Riegel angelegt (1842), der zugleich auch die wilden Gewässer der Elz ableitet. Nach der D. war der ehemalige Dreisamkreis benannt, der jetzt im wesentlichen die drei Kreise Waldshut, Lörrach und Freiburg umfaßt.

Dreischenkel (Triquetra), eine aus drei verschlungenen Kreisbögen bestehende mystische Figur, wahrscheinlich Symbol der heiligen Dreieinigkeit, häufig als Ornament in romanischen Kirchenbauten angewendet.

Dreischlitz, Ornament in der griechisch-dorischen Baukunst, s. Triglyph.

Dreischürig, Bezeichnung von Wiesen, auf denen das Gras dreimal gehauen wird (s. Wiesenbau).

Dreisesselstein, ein Berggipfel des Böhmerwalds, 1490 Meter hoch; an demselben der Fels Dreieckmark, an welchem die Grenzen von Böhmen, Bayern und Oesterreich zusammenstoßen.

Dreißigacker, Dorf im Herzogthum Meiningen, 2 Kilom. südwestlich von Meiningen, mit einem 1710 erbauten Jagdschloß und 400 Einw. In dem Schloß gründete Herzog Georg 1801 ein Institut für Forst- und Jagdkunde, das 1803 zu einer Akademie erhoben wurde und sich bald großen Rufs erfreute. Auch ward mit derselben 1818 eine kameralistisch-ökonomische Lehranstalt verbunden. Da die Akademie später durch die Entstehung von ähnlichen Instituten in Tharand, Eisenach rc. mehr und mehr an Frequenz verlor, so wurde sie 1843 aufgehoben.

Dreißiger, 1) in Oesterreich der halbe Gulden (früher 30 Kreuzer); 2) in Bayern bisher ein Getreidemaß = $^1/_{30}$ Scheffel = 1,158 Liter; 3) in Thüringen und am Harz ein Balkenmaß von verschiedener Länge.

Dreißigerausschuß, die 30 Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, welche 11. April 1849 zur Begutachtung des Berichts, welchen die aus der Mitte des Parlaments an den König von Preußen gesendete Deputation zur Verkündigung der auf ihn gefallenen Wahl zum deutschen Kaiser erstattete, und zur Vorberathung der zur Durchführung der Reichsverfassung etwa nöthigen Maßregeln gewählt wurden; s. Deutschland, Geschichte, S. 379.

Dreißigjähriger Krieg, in der deutschen und in der europäischen Geschichte die ganze Gruppe kriegerischer und politischer Ereignisse, die von 1618—1648 das europäische Staatensystem, vor allem aber Deutschland, erschüttert und umgestaltet haben. Es ist ebensowohl ein Religionskrieg, in welchem die großen kirchlich-politischen Gegensätze der katholischen und der protestantischen Welt auf einander gestoßen sind, als ein politischer Krieg, einer der wichtigsten in der Reihe jener Kriege, durch welche Frankreich das Haus Habsburg von seiner Machthöhe heruntergedrängt und die Führung Europa's an sich gebracht hat. Auf kirchlichem Gebiet ist die Gleichberechtigung der christlichen Kirchen das Ergebnis des Kriegs; in politischer Beziehung sind als seine Früchte anzusehen einmal die Auflösung des Deutschen Reichs zu einer losen Konföderation souveräner Staaten, sodann aber auch der Verfall der österreichischen und der spanischen Macht, das Emporkommen Schwedens und die Hegemonie Frankreichs. In der Geschichte des Kriegs selbst lassen sich, abgesehen von der Entstehungs- und Vorgeschichte desselben, fünf Perioden unterscheiden.

Daß der unausbleibliche Zusammenstoß der feindlichen kirchlich-politischen Systeme gerade auf deutschem Boden erfolgt ist, hat seinen Grund in der Lage der deutschen Verhältnisse nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Aus dem augenblicklichen Friedensbedürfnis hervorgegangen, hatte dieser Friede wichtige Fragen unentschieden gelassen; er hatte den Bekennern der Augsburger Konfession Duldung gewährt, jedoch diese Religionsfreiheit nur den Reichsständen, d. h. den Landesobrigkeiten zuerkannt; es war auch in dem sogen. geistlichen Vorbehalt den geistlichen Fürstenthümern der Uebertritt zum Protestantismus untersagt. Zwar hatten die Protestanten gegen diese die nächsten Fortschritte des Protestantismus hemmende Klausel protestirt, nichtsdestoweniger war sie ins Reichsgesetz aufgenommen, und nur die Zusage war ihnen gegeben, daß in solchen geistlichen Fürstenthümern der Landesherr seine Unterthanen nicht zwangsweise in der katholischen Kirche festhalten dürfe. Aus dieser verwickelten und unklaren Rechtslage mußten Konflikte entstehen. So lange Ferdinand I. und Maximilian II. regierten, kam es nicht dazu, da diese Kaiser auch protestantische Fürsten als Administratoren geistlicher Lande faktisch duldeten. Erst als die allgemeine Lage sich änderte, wurde die rechtliche Formel ein wirkliches Hindernis der protestantischen Entwickelung. Der Katholicismus erstarkte zusehends, die jesuitische Propaganda griff mit wachsendem Erfolg um sich; entgegen jener Zusage von 1555 begannen einzelne geistliche Herren, allen voran der Abt von Fulda, ihre protestantischen Unterthanen zu bedrücken. Das Recht des Landesherrn, über die Religion seines Landes zu bestimmen, das bisher fast ausschließlich zu Gunsten der Protestanten ausgeübt worden war, wurde auch von katholischen Fürsten geltend gemacht, so in Bayern, in Baden, in Oesterreich, in Steiermark. Es kam dahin, daß man 1575 schon die Existenz jener Zusage bestritt, und 1583 in der Kölner Angelegenheit wurde der geistliche Vorbehalt wirklich zuerst durchgesetzt: der Kurfürst Gebhard, der Calvinist geworden, wurde durch die Spanier, als Vorkämpfer der Katholiken, verjagt und ein guter Katholik, der bayrische Prinz Ernst, dort eingesetzt. Die Protestanten waren ihrerseits uneinig: der Gegensatz der Reformirten und Lutheraner, die Rivalität zwischen Pfalz und Sachsen ließen es zu nichts kommen, obwohl die außerdeutschen Protestanten, die Hugenotten unter Heinrich von Béarn, die Engländer und die Niederländer, einen bewaffneten Widerstand gern unterstützt hätten. Wären die Protestanten etwas einiger und etwas charakterfester gewesen, so würde schon 1583 der große Religionskrieg ausgebrochen sein. Wiederholt trat diese Gefahr an Deutschland heran, 1588, 1592; immer ging sie wieder vorüber. Aber immer energischer und kecker erhob die katholische Aktionspartei, vom Papst und von Spanien angetrieben, ihr Haupt. Erzherzog Ferdinand von Steiermark und Herzog Maximilian von Bayern waren die eifrigsten Diener solcher Pläne. Auf der andern Seite bemühte sich Heinrich IV. von Frankreich, die deutschen Protestanten zu thatkräftigem Widerstand zu ermuntern; der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, Herzog Christian von Anhalt u. a. waren dazu bereit. Als Herzog Maximilian von Bayern 1607 gegen das protestantische Donauwörth eingeschritten war, schien Gefahr im Verzug zu sein, und es schlossen daher eine Reihe protestantischer Fürsten und Städte 1608 zu Ahausen die Union; 1609 folgte auch der Zusammenschluß der katholischen Gegner zur Liga. Hinter den beiden deutschen Parteien standen Spanien und Frankreich, das letztere besonders darauf gerichtet, die Macht des habsburgischen Hauses zu schwächen. Aus Anlaß des jülich'schen Erbfolgestreits schien 1610 der Ausbruch erfolgen zu müssen; nur die Ermordung Heinrichs IV. vertagte in letzter Stunde noch den allgemeinen europäischen Krieg. Während aber die Gegensätze in den nächsten Jahren sich mehr und mehr zuspitzten, auf beiden Seiten die Parteien sich rüsteten, blieb der Friede doch noch eine Weile erhalten, bis endlich die böhmischen Wirren 1618 das Signal zum Ausbruch des Kampfs gaben.

In Böhmen war der Protestantismus abwechselnd geduldet und verboten gewesen; 1609 hatte man endlich freie Religionsübung von Kaiser Rudolf im sogen. Majestätsbrief ertrotzt, und unter Matthias ward dieser Zustand eine Zeitlang aufrecht erhalten. Aber unter dem Einfluß jesuitischer Tendenzen begann man

nachher die gemachten Koncessionen zu bestreiten; protestantische Kirchenbauten in Braunau und Klostergrab wurden gehindert; man beschwerte sich zwar darüber, aber man drang nicht durch. Da schritt man zur Gewalt: die kaiserlichen Räthe in Prag, Martinitz und Slawata nebst ihrem Sekretär Platter wurden zum Schloßfenster in den Graben hinausgeworfen (23. Mai 1618), die Böhmen aber vertrieben die kaiserliche Regierung, schlugen die kaiserlichen Truppen zurück und verbanden sich mit den Protestanten in Mähren und Schlesien. Als nach Matthias' Tod (20. März 1619) Ferdinand II., der erbittertste Verfolger des Protestantismus, Kaiser wurde, war jede Hoffnung auf gütlichen Vergleich verschwunden. Obwohl der Zug, den Graf Thurn mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor bis vor die Mauern von Wien machte, erfolglos war, so weigerten sich die Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien dennoch, Ferdinand als König anzuerkennen, und wählten statt seiner das Haupt der Union, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, zu ihrem König, eine Würde, welche derselbe auch annahm, obwohl er keineswegs der geeignete Mann für eine so schwierige Stellung war. Während Friedrich die Zeit energielos verstreichen ließ, verband sich Kaiser Ferdinand mit dem Haupte der Liga, dem Herzog Maximilian von Bayern, wußte den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen durch Versprechungen zu gewinnen, zog spanische Truppen unter Spinola nach Deutschland und vermochte selbst die Union in dem Traktat zu Ulm dazu, daß sie an den böhmischen Wirren sich nicht betheiligte. Nachdem auch ein zweiter Angriff Thurns auf Wien erfolglos gewesen war, brach das kaiserlich-bayrische Heer in Böhmen ein und brachte dem Heer Friedrichs in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag (8. Nov. 1620) eine völlige Niederlage bei, infolge deren König Friedrich flüchtig und geächtet, Ferdinand aber Herr von Böhmen und Mähren wurde, wo er nun aufs schonungsloseste mit Konfiskationen, Verbannung und Hinrichtungen gegen die Protestanten einschritt, die Jesuiten wieder einführte, den Majestätsbrief vernichtete und so den Katholicismus wieder zur ausschließlichen Geltung brachte. Damit war die erste Periode des Kriegs, der böhmische Krieg, beendigt.

Während die Union trotz der Gefahr, die nach der Niederlage der Böhmen dem gesammten Protestantismus drohte, unthätig blieb, besetzten Herzog Maximilian von Bayern und die Spanier die Pfalz. So wurde diese der Kriegsschauplatz, und es folgte die zweite Periode des Kriegs, der pfälzische Krieg. Die Sache Friedrichs wurde nach dessen Flucht geführt von dem Grafen Ernst von Mansfeld, der sich aus Böhmen bis an den Rhein durchgeschlagen hatte, von dem Herzog Christian von Braunschweig und dem Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach. Schon jetzt aber nahm der Krieg einen schlimmen Charakter an, indem namentlich Mansfeld und Christian von Braunschweig die katholischen Gebiete, besonders die geistlichen, aufs ärgste verwüsteten. Mansfeld und der Markgraf, die sich vereinigt hatten, schlugen den ligistischen General Tilly 27. April 1622 bei Wiesloch, worauf auch der vertriebene Friedrich sich wieder zu zeigen wagte; aber kaum hatten sich jene getrennt, als Tilly dem Markgrafen 6. Mai 1622 bei Wimpfen (wo die 400 Pforzheimer Bürger unter Bürgermeister Däumling den fliehenden Fürsten durch heldenmüthige Aufopferung retteten) und dem Herzog Christian (20. Juni) bei Höchst eine Niederlage beibrachte. Infolge davon entließ der Pfalzgraf den Herzog Christian und Mansfeld aus seinem Dienst, und beide wandten sich nun nach dem untern Rhein; Tilly aber besetzte ungehindert die Pfalz, nahm Heidelberg und Mannheim mit Sturm und suchte das Land durch Plünderung und Verheerung aufs härteste heim. Auch in der Pfalz wurde jetzt der Katholicismus gewaltsam wieder eingeführt. Christian suchte sich zwar in Westfalen noch zu halten, wurde aber von Tilly 26. Juli 1623 bei Stadtlohn geschlagen, worauf er nach Frankreich flüchtete, während Mansfeld sich nach England begab. So waren für den Augenblick alle Gegner des Kaisers vernichtet, auch der Fürst Bethlen Gabor schloß Frieden mit Ferdinand. Dem Herzog Maximilian von Bayern wurde 1623 auf dem Reichstag von Regensburg (trotz der Einwendungen Sachsens und Brandenburgs) die pfälzische Kurwürde förmlich zugesprochen.

Die beiden ersten Abschnitte des Kriegs hatten also mit sehr entschiedenem Sieg der katholischen Partei geendigt; allenthalben brach eine heftige katholische Reaktion herein, von ligistischen, kaiserlichen und spanischen Heeren unterstützt. Obwohl um dieselbe Zeit von den Spaniern unter Spinola der Krieg gegen Holland von neuem eröffnet worden war, so sah doch dieses wie die andere protestantische Macht, England, dem deutschen Krieg unthätig zu; von den deutschen protestantischen Mächten aber ward Sachsen durch die Abtretung der Lausitz (1623) und Brandenburg durch die Schwäche und das unentschiedene Schwanken seines Fürsten in Unthätigkeit gehalten. Zwar war unter den Protestanten über eine große allgemeine Defensivliga hin und her verhandelt worden; seit 1624 wartete auch Richelieu, der Leiter Frankreichs, auf eine Gelegenheit, sich einzumischen; auch der schwedische König Gustav Adolf war nicht abgeneigt, einzugreifen; — aber zuletzt war er es nicht, der zuerst sich hervorwagte, sondern der mit ihm verfeindete dänische König Christian IV. Im Jahr 1625 begann der niedersächsisch-dänische Krieg. Mansfeld und Christian von Braunschweig traten jetzt abermals hervor, von Holland und England mit Geld und Truppen unterstützt. Anderseits stellte der Kaiser, um sich von der Liga und Maximilian von Bayern zu emancipiren, ein eigenes Heer unter Albrecht v. Wallenstein auf. Letzterer rückte mit 40,000 Mann gegen Mansfeld, schlug ihn bei der Dessauer Brücke und trieb ihn bis nach Ungarn, von wo sich Mansfeld, von Bethlen Gabor im Stiche gelassen, nach Bosnien wandte; er erlag 20. Nov. 1626 zu Zara den Strapazen. Kurz vorher war auch Christian von Braunschweig mit Tod abgegangen. Während Wallensteins Abwesenheit schlug Tilly den König Christian IV. bei Lutter am Barenberg 17. Aug. 1626, worauf Tilly und Wallenstein Norddeutschland besetzten und Christian sich auf seine Inseln zurückzog. Wallenstein wurde zum Herzog von Mecklenburg und zum baltischen Admiral ernannt, konnte aber die Stadt Stralsund trotz zehnwöchentlicher Belagerung nicht erobern und mußte mit Verlust von 12,000 Mann abziehen (1628). Dafür besetzte er Pommern trotz des Protestes des Herzogs Bogislaw XIV. Mit König Christian IV. aber wurde 22. Mai 1629 der Friede von Lübeck geschlossen, in welchem derselbe seine Provinzen zurück erhielt gegen das Versprechen, sich nicht weiter in die deutschen Angelegenheiten einzumischen. Diese günstigen Bedingungen hatte er der Besorgnis Ferdinands zu danken, England, Frankreich und Schweden möchten für die Protestanten Partei ergreifen. Während so Christian mild behandelt wurde,

setzte der Kaiser die Herzöge von Mecklenburg, weil sie mit Christian verbündet gewesen, ab und belehnte Wallenstein mit ihrem Lande, dem überdies noch die Herrschaft Friedland in Böhmen zu theil ward; Kurfürst Maximilian erhielt die Oberpfalz erblich, die Unterpfalz als Lehen. Um aber gegen den Protestantismus einen vernichtenden Schlag zu führen, erließ Ferdinand 6. März 1629 das *Restitutionsedikt*, nach welchem alle mittelbaren, seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Stifter, Klöster und andere Kirchengüter den Katholiken wieder eingeräumt und alle unmittelbaren, wider den geistlichen Vorbehalt reformirten Stifter wieder katholisch werden sollten. Durch strenge buchstäbliche Interpretation des Augsburger Religionsfriedens hob es die freie Religionsübung der Reformirten in Deutschland auf und forderte die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die Bisthümer Augsburg, Minden, Verden, Halberstadt, nebst einer Menge Stifter und Klöster für die katholische Kirche zurück. In vielen Städten wurde mit der gewaltsamen Wiedereinführung der katholischen Konfession vorgegangen. Am hartnäckigsten widerstand schon damals Magdeburg dem katholischen Heer. Die Ausführung des Edikts überhaupt aber wurde dadurch aufgehalten, daß in Bezug auf Wallensteins Kriegführung zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Liga eine Verstimmung entstand. Die letzteren, besonders Maximilian von Bayern, sahen ungern, daß durch Wallensteins Auftreten der Kaiser von ihnen unabhängig geworden war; sie benutzten daher die allgemeinen Klagen der Fürsten und Städte über die Gewaltthätigkeiten und Brandschatzungen des kaiserlichen Generals und verlangten entschieden dessen Absetzung. In der That sah sich Ferdinand auf dem Reichstag zu Regensburg genöthigt, ihrem Verlangen nachzugeben; Wallenstein zog sich, günstigere Verhältnisse abwartend, auf seine böhmischen Güter zurück. Er konnte um so zuversichtlicher hoffen, daß man seiner bald wieder bedürfen werde, als gerade um die Zeit seiner Entlassung der König Gustav Adolf von Schweden bereits auf deutschem Boden stand, um den Krieg mit dem Kaiser wieder aufzunehmen. Damit begann die vierte Periode des Kriegs: der *schwedisch-deutsche Krieg*.

In erster Linie waren es politische Motive, welche Gustav Adolf zu seinem Zug nach Deutschland bewogen. Mit dem Kaiser war er schon früher bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich in Polen, feindlich zusammengestoßen; die Versuche des letztern, seine Herrschaft über die Ostsee auszudehnen, bedrohten Schweden unmittelbar; die Herzöge von Pommern und Mecklenburg riefen Gustav Adolfs Hülfe an; überhaupt aber war die allzu große Macht des Hauses Habsburg für alle übrigen Staaten gefährlich, und der Kardinal Richelieu that daher (ohne zunächst offen einzugreifen) alles, um den Krieg kein Ende gewinnen zu lassen. Nachdem er schon länger mit Schweden unterhandelt hatte, schloß er im Frühjahr 1630 einen Präliminarvertrag mit Gustav Adolf ab. So landete dieser 25. Juni 1630 an der pommerschen Küste und forderte in einem Manifest die evangelischen Fürsten auf, sich an ihn anzuschließen, was aber nur sehr langsam geschah; namentlich hielten sich die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ängstlich zaudernd zurück. Zunächst säuberte Gustav die Gegenden bis gegen die Elbe hin von den Kaiserlichen; Tilly mußte sich vor dem etwa 30,000 Mann zählenden schwedischen Heer schnell zurückziehen. Zu Anfang des Jahrs 1631 kam sodann das *Bündnis zwischen Frankreich und Schweden* zu Bärwalde in der Neumark zu Stande, welchem gemäß Frankreich jährlich 400,000 Thlr. Subsidien zu zahlen und Schweden 36,000 Mann zu stellen versprach; auch sollte in den eroberten Orten hinsichtlich der katholischen Religionsübung nichts geändert und allen deutschen Ständen der Zutritt zum Bunde gestattet sein. Gustav Adolf stand in unausgesetzter Verbindung mit der französischen Politik. Richelieu trieb ihn zum Kriege gegen das Haus Habsburg vorwärts; zu gleicher Zeit aber unterstützte er die Niederlande mit Geld und mit Soldaten, feuerte auch in Italien die Gegner Spaniens (den Herzog von Mantua) an; selbst der Papst war in die große europäische Aktion der Franzosen gegen Habsburg hineingezogen worden. In Deutschland schlossen sich einzelne protestantische Fürsten an den Schwedenkönig an. Nachdem Magdeburg vorangegangen, kamen der Landgraf von Hessen-Kassel und die Herzöge von Weimar dem König mit Bündnisanträgen entgegen. Auf des Kurfürsten von Sachsen Veranlassung trat ein großer Theil der protestantischen Reichsstände im Februar 1631 zum sogen. *Leipziger Konvent* zusammen, der den Kaiser um Aufhebung des Restitutionsedikts und Abstellung der sonstigen Beschwerden ersuchte, aber zum Anschluß an Gustav Adolf sich nicht entschließen konnte. Während nun letzterer durch die Unentschiedenheit Brandenburgs in seinen Bewegungen aufgehalten wurde, konnte der von Gustav Adolf aus Frankfurt a. O. vertriebene Tilly die Belagerung Magdeburgs beginnen, und dem mißtrauischen Zögern der beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß jener wichtige Platz, ehe Gustav Adolf zum Entsatz herbeieilen konnte, von Tilly (10. Mai 1631) erobert und zerstört wurde. Aber erst als Tilly, des Kurfürsten Johann Georg bewaffnete Neutralität nicht achtend, in Kursachsen einrückte, Halle, Merseburg und Naumburg eroberte und Leipzig bedrohte, entschloß sich jener, den schwedischen König um Hülfe anzugehen. Gustav Adolf, der unterdessen auch den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg zum Anschluß bewogen hatte, vereinigte sich mit der kurfürstlichen Armee bei Düben und zog 5. Sept. 1631, als die Nachricht von Leipzigs Uebergabe eintraf, auf des Kurfürsten Bitte mit der vereinigten Armee gegen Leipzig, um die bis jetzt vermiedene Schlacht mit Tilly anzunehmen. Die *Schlacht bei Breitenfeld* (7. Sept. 1631) endete mit der entschiedenen Niederlage des letztern. Tilly zog sich jetzt nach Westfalen zurück und wandte sich von da nach Franken und Bayern; die protestantischen Streitkräfte aber theilten sich: während der kursächsische General Arnim sich nach Böhmen wandte, Prag eroberte und Schlesien bedrohte, zog Gustav dem Rhein zu, bemächtigte sich der Städte Frankfurt a. M., Mainz, Worms, Würzburg, säuberte Schwaben von den Kaiserlichen und rückte im Frühjahr 1632 über Nürnberg an die Donau, um Tilly von der Verbindung mit Bayern und Böhmen abzuschneiden. Eiligst begab sich zwar der Kurfürst Maximilian in Tilly's Lager am Lech, um dem König den Weg nach Bayern zu versperren; die Schweden schlugen aber bei Rain eine Brücke über den Fluß und erzwangen den Uebergang (5. April). Tilly erhielt hierbei die Todeswunde und starb 14 Tage darauf. Gustav Adolf aber ließ sich in Augsburg huldigen und hielt, begleitet von dem vertriebenen Pfalzgrafen Friedrich V., seinen Einzug in München, das er schonend behandelte. Jetzt war der Kaiser in größter Bedrängnis, seine Hülfe war jetzt

einzig der abgesetzte Wallenstein, der aber erst nach mancher Demüthigung des Hofs und unter den für den Kaiser drückendsten Bedingungen sich dazu verstand, das Kommando wieder zu übernehmen. Rasch sammelte er ein Heer, ebenso rasch eroberte er Prag, vertrieb die Sachsen, deren Kurfürst sich wieder sehr schwankend und charakterlos zeigte, aus Böhmen, zog die Reste des ligistischen Heers an sich und rückte, trotz der dringenden Bitten des Kurfürsten Maximilian um schleunige Hülfe, langsam und zögernd gegen Gustav Adolf heran, welcher bei Nürnberg ein Lager bezogen hatte. Nachdem beide Gegner fast drei Monate einander gegenüber gestanden hatten und ein Angriff der Schweden auf Wallensteins Lager abgeschlagen worden war, brach der König auf und zog ungestört an Wallensteins Lager vorüber in südlicher Richtung. Auch Wallenstein wandte sich darauf nach Sachsen, während Maximilian zur Deckung Bayerns gegen Süden zog. Die sächsische Armee, welche im Verein mit Schweden und Brandenburgern inzwischen fast ganz Schlesien erobert hatte, wurde bei Annäherung der Kaiserlichen zum Schutz Sachsens zurückgerufen; da sie aber hierzu zu schwach erschien, eilte Gustav Adolf, vom Kurfürsten aufs neue zu Hülfe gerufen, herbei. Bei Lützen stießen die beiden Gegner 16. Nov. 1632 zusammen. Der Sieg der Schweden ward mit dem Tode des Königs Gustav Adolf erkauft. Die nächste Folge der Schlacht war Wallensteins Rückzug nach Böhmen.

Gustav Adolfs Tod war für die Sache der Protestanten ein großes Unglück. Es war kein Mann da, der ihn, den König, Staatsmann und Feldherrn, nach allen Richtungen zugleich hätte ersetzen können; einzelne von den protestantischen Fürsten mochten sich sogar freuen, von der drückenden Obergewalt des Schwedenkönigs befreit zu sein. Der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna, welcher die Leitung der schwedischen Angelegenheiten übernahm, konnte nur die protestantischen Stände von Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein im **Heilbronner Vertrag** (13. April 1633) zum Anschluß an Schweden bewegen; dagegen hielten sich namentlich wieder Sachsen und Brandenburg bei Seite. Nach dem Oberbefehl strebte nun der Herzog Bernhard von Weimar, dem sich aber die schwedischen Generäle nicht unterordnen wollten, daher Oxenstierna Mühe hatte, die nöthige Einigkeit unter den Heerführern zu erhalten. Bernhard zog nach Franken, nahm Bamberg, vereinigte sich mit dem schwedischen General Horn, und beide wandten sich zunächst gegen Bayern, wo 6. Nov. 1633 Regensburg in ihre Hände fiel, und nahmen dann, da Wallenstein keine entschiedene Bewegung gegen sie machte, in der Oberpfalz ihre Winterquartiere. Bernhard von Weimar, welcher den Plan hatte, für sich ein Herzogthum Franken zu gründen, setzte es bei Oxenstierna durch, daß er zunächst mit Bamberg und Würzburg belehnt wurde. Außerdem waren in Schlesien (Arnheim und Thurn gegen Wallenstein, Illo, Götz), in Westfalen (Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Kniphausen, Landgraf von Hessen und Holzapfel gegen Gronsfeld und Merode, Schlacht bei Oldendorf, 28. Juni 1633), in Niedersachsen und Brandenburg (Arnheim und Holk, wegen Frankfurt) zahlreiche Gefechte vorgefallen, und in Thüringen wüthete Holk, dem die Pest folgte.

Wallenstein war nach der Schlacht bei Lützen nach Schlesien gezogen, wo Arnim und Thurn standen, und nachdem Arnim von Thurn sich getrennt hatte, gelang es Wallenstein, den letztern (18. Sept. 1633) bei Steinau einzuschließen und mit seinem Truppenrest von 3000 Mann gefangen zu nehmen. Bereits hatte Wallenstein ganz Schlesien erobert, Görlitz und Bautzen mit Sturm genommen und seine Generäle ins Brandenburgische zu neuen Eroberungen ausgesandt, als er vom Kaiser zur Rettung Regensburgs aufgefordert wurde. Da er sich aber mit Befolgung dieses Auftrags nicht beeilte und überhaupt durch seine geheimen Unterhandlungen mit den Gegnern sowie durch sein eigenmächtiges Auftreten (in der That nicht ohne Grund) den Verdacht des Wiener Hofs erregte, als stehe er mit den Feinden Oesterreichs im geheimen Bund (s. **Wallenstein**), so wurde er in die Acht erklärt und 25. Febr. 1634 zu Eger ermordet. Generalissimus der kaiserlichen Heere wurde nun der König von Ungarn, der nachmalige Kaiser Ferdinand III., unter dem Gallas und Piccolomini befehligten. Das Heer wurde durch Werbungen vermehrt, und außerdem führte Herzog Karl III. von Lothringen und aus Italien der Statthalter von Mailand, der Kardinal Infant Don Fernando, dem Kaiser Hülfsvölker zu. Die kaiserlichen Feldherren vertrieben nun die Schweden aus Bayern, eroberten Regensburg, vereinigten sich sodann mit dem bayrisch-ligistischen Heer unter Johann v. Weerth und brachten Bernhard und Horn die schwere Niederlage bei Nördlingen (6. Sept. 1634) bei, in deren Folge Schwaben und Franken von den Kaiserlichen besetzt und schrecklich verwüstet wurden, während die Fürsten von Würtemberg und Baden nach Straßburg flüchteten. Bernhard selbst zog mit dem gesammelten Rest seines Heers nach Lothringen, Horn war bei Nördlingen in Gefangenschaft gerathen. Die Niederlage des schwedischen Heers bestimmte den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zur förmlichen Lossagung von dem protestantischen Bund: er schloß (Mai 1635) zu Prag mit dem Kaiser einen Separatfrieden, worin ihm die Bedingungen des Augsburger Religionsfriedens und die bis 1627 eingezogenen geistlichen Güter nebst der ganzen Lausitz zugestanden wurden. Diesem Frieden traten bald auch andere Stände bei, namentlich Brandenburg, Weimar, Anhalt u. a.; nur Baden, Hessen-Kassel und Würtemberg blieben den Schweden treu.

Durch das Uebergewicht, welches durch diesen Umschwung der Dinge der Kaiser bekam, sah sich Richelieu veranlaßt, jetzt ganz offen an dem deutschen Krieg theilzunehmen. Schon bisher hatte Frankreich Geldsubsidien bezahlt, jetzt trat es direkt in den Kampf ein, und damit beginnt als fünfte Periode des Kriegs der **französisch-schwedisch-deutsche Krieg**. Der Krieg nahm jetzt mehr und mehr den Charakter eines politischen und Eroberungskriegs an, das religiöse Interesse trat mehr und mehr in den Hintergrund zurück. Zudem waren jetzt nicht mehr bloß Protestanten und Katholiken mit einander im Streit begriffen, sondern das katholische Frankreich stand, während es im Innern die Hugenotten bekriegte, auf Seiten der deutschen Protestanten und der Schweden, während eine Reihe protestantischer Fürsten und Städte Frieden mit dem Kaiser geschlossen hatten. Während nun in Norddeutschland und Sachsen ein schwedisches Heer die Kaiserlichen bekämpfte und der schwedische General Banér Kursachsen für seinen Abfall verheerte und bei Wittstock (4. Okt. 1636) über die vereinigten Kaiserlichen und Sachsen unter Hatzfeld siegte, die er dann 1637 unter entsetzlicher Verwüstung des Landes nach Böhmen und Sachsen zurückdrängte, operirte Bernhard, seit dem Vertrag von St. Germain en Laye (Oktober 1635) von Frankreich mit Subsidiengeldern unterstützt,

am Rhein, schlug (Februar 1638) den ligistischen General Johann v. Weerth bei Rheinfelden und eroberte im December 1638 Breisach, nachdem er mehrere zum Entsatz vorrückende Korps geschlagen hatte. Ehe er aber, wie man erwartete, den Schweden zu Hülfe ziehen konnte, starb er plötzlich (8. Juli 1639), worauf sich der französische Hof, dem Bernhards selbständiges Vorgehen lästig geworden war und sein Tod daher sehr gelegen kam, in den Besitz seiner Kriegsvölker und aller seiner Eroberungen im Elsaß zu setzen wußte (s. Bernhard 4).

Ferdinand II. war bereits 15. Febr. 1637 gestorben und sein 9. Dec. 1636 zum römischen König erwählter Sohn als Ferdinand III. ihm gefolgt. Der Verlauf des Kriegs erhielt aber durch diesen Thronwechsel keine irgendwie bedeutsame Wendung. Ferdinand ließ zunächst seine Streitmacht unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini gegen Banér marschiren, der in Böhmen schrecklich hauste; in der That mußte dieser nach Thüringen zurückweichen, aber während nun der Kaiser auf dem Reichstag zu Regensburg mit den katholischen Ständen über die Angelegenheiten des Reichs und die Fortsetzung des Kriegs sich berieth, erschien plötzlich Banér (Januar 1641), mit dem französischen General Guébriant vereinigt, vor der Stadt, und nur das plötzliche Aufgehen der Eisdecke auf der Donau schützte den Kaiser und die Reichsversammlung. Die Eifersucht der Franzosen veranlaßte Banér zum Rückzug durch Böhmen nach Sachsen, wo er den Anstrengungen und Ausschweifungen 20. Mai 1641 zu Halberstadt erlag. An seiner Stelle übernahm Torstenson den Oberbefehl, der, obgleich durch die Gicht gelähmt und an die Sänfte gebannt, durch die Raschheit seiner Bewegungen Staunen und Schrecken erregte. Er wandte sich zunächst nach Schlesien und Mähren, eroberte Glogau, Schweidnitz und Olmütz, mußte zwar vor dem kaiserlichen Heer nach Sachsen zurückweichen, brachte aber demselben (unter Erzherzog Leopold und Piccolomini) bei Breitenfeld (2. Nov. 1642) eine schwere Niederlage bei, nahm Leipzig und folgte im Frühjahr 1643 dem geschlagenen Heer wieder nach Mähren, von wo aus er die noch vom Krieg unberührten Länder des Kaisers verheerte und Wien bedrohte. Durch feindliches Auftreten Dänemarks genöthigt, rasch gegen Norden zu ziehen, erschien er unerwartet schnell in Holstein, nöthigte den König Christian IV. zur Flucht auf die Inseln, drängte dann im Sommer 1644 den kaiserlichen General Gallas, der den Dänen zu Hülfe kommen wollte, bis nach Böhmen vor sich her, brach in Böhmen ein, schlug bei Jankow (24. Febr. 1645) ein kaiserliches Heer unter Götz und Hatzfeld und bedrohte, in Verbindung mit dem siebenbürgischen Fürsten Rakoczi, abermals Wien. Doch wurde er durch den Rücktritt Rakoczi's von der Verbindung zum Rückzug genöthigt. Ende 1645 legte er wegen seiner körperlichen Gebrechlichkeit den aufs rühmlichste geführten Oberbefehl nieder, den nun Wrangel übernahm.

Die Franzosen hatten inzwischen mit den Truppen Bernhards von Weimar meist in Süddeutschland operirt. Guébriant rückte 1642 vom Niederrhein, wo er die Kaiserlichen (Januar 1642) bei Kempen geschlagen hatte, nach Franken und Schwaben, ohne hier jedoch etwas Bedeutenderes auszurichten. 1643 zum Rückzug ins Elsaß genöthigt, verstärkte er sich hier durch ein Korps unter dem Herzog von Enghien, rückte wieder vor und nahm im November Rottweil, wobei er aber fiel. Kurz darauf wurden die vereinigten französischen Truppen von dem kaiserlichen Heer unter Mercy und Johann von Weerth bei Tuttlingen (14. Nov.) überfallen und aufs übelste zugerichtet, so daß in jenen Gegenden die kaiserlichen Waffen das entschiedene Uebergewicht erlangten. Zwar drangen die Franzosen 1644 unter Enghien und Turenne durch Schwaben und Franken gegen Bayern vor, mußten aber wieder zurückweichen. Glücklicher war Turenne 1645: er lieferte dem kaiserlichen General Mercy bei Allersheim (unweit Nördlingen) 3. Aug. ein Treffen, worin Mercy fiel, und zwang dann im Verein mit Wrangel, der unterdessen Brandenburg und Sachsen zum Waffenstillstand genöthigt hatte, den Kurfürsten von Bayern zum Abschluß des Waffenstillstands von Ulm (März 1647), von welchem derselbe übrigens bald wieder zurücktrat. Um den Kurfürsten für seinen Abfall zu strafen, brachen Wrangel und Turenne abermals in Bayern ein; Wrangel schlug den feindlichen General Melander (Holzapfel) bei Zusmarshausen (17. Mai 1648) und drang bis zum Inn vor, zog sich aber im Herbst aus Mangel an Lebensmitteln wieder nach Schwaben zurück. Zu derselben Zeit war der schwedische General Königsmark in Böhmen eingedrungen, hatte die Kleinseite von Prag erobert und begann nun die Belagerung dieser Stadt mit Nachdruck. Anfang November erschien auch ein kaiserliches Entsetzungskorps von 8000 Mann; aber diesem auf dem Fuß folgte die Friedenskunde aus Münster und machte dem langen Kampf in derselben Stadt, in welcher er begonnen, das von allen Theilen ersehnte Ende (s. Westfälischer Friede).

So endigte der Krieg auf dem nämlichen Schauplatz, auf dem er begonnen hatte. Kaum ist je ein Krieg für eine Nation so unheilvoll gewesen wie der Dreißigjährige Krieg für Deutschland. Ueberall war das Land verwüstet, ganze Gegenden waren zur Brandstätte und Einöde geworden, die Einwohnerzahl war überall auf einen kleinen Bruchtheil herabgesunken; der Wohlstand war vernichtet, Handel und Gewerbe wenigstens für geraume Zeit gelähmt, die sittliche Verderbnis auf einen entsetzlichen Grad gestiegen. Mehr als ein Jahrhundert hat Deutschland gebraucht, um nur in materieller Beziehung den Stand des 16. Jahrh. wieder zu erreichen. Dazu war die politische Selbständigkeit und Bedeutung Deutschlands durch das Uebergewicht, welches fremde Mächte, besonders Frankreich, durch die Schwächung des Deutschen Reichs erlangten, für lange Zeit so gut wie vernichtet, und die inneren Einrichtungen des Reichs, wie sie durch den Westfälischen Frieden festgesetzt wurden, trugen vollends dazu bei, jede feste Einigung und dauernde Kraftäußerung, jede Zusammenfassung der Kräfte des Reichs unter einheitlicher Führung unmöglich zu machen.

Literatur. Seit 1629 hatte Lundorp (»Acta publica«) alle ihm zugänglichen öffentlichen Aktenstücke zusammengestellt. Eine sehr zahlreiche Literatur von Flugschriften hat den ganzen Krieg begleitet, aus ihnen arbeitete Abelin seit 1635 das »Theatrum Europaeum« zusammen (21 Bde., 1617—1718 fortgesetzt). Von kaiserlicher Seite schrieb Graf Khevenhüller seine »Annalen des Kaisers Ferdinand II.«, die in 12 Bänden von 1578—1637 reichen. Den Krieg von 1630—48 beschrieb im Auftrag der Königin Christine von Schweden Philipp Chemnitz; indeß sind nur die zwei ersten Abtheilungen des Werks damals gedruckt, die erste zu Stettin 1648, die zweite zu Stockholm 1653; der dritte und vierte Theil erschienen

erst 1855 u. 1859 daselbst. Im Jahr 1634 veröffentlichte der Genfer Friedrich Spanhemius unter dem Titel »Soldat suédois« seine vom protestantischen Standpunkt geschriebene Geschichte der kriegerischen Thaten Gustav Adolfs (1630—32). Gualto Priorato veröffentlichte 1642 eine »Geschichte der Kriege Ferdinands II. und III. gegen Gustav Adolf und die Schweden«, etwas später eine kurze Biographie Wallensteins. Der Genuese Peter Baptista Borgo (Burgus) schrieb 1633 in lateinischer Sprache »Denkwürdigkeiten über den schwedischen Krieg«, »Commentarii de bello suecico« und den »Mars suevo-germanicus« (1641). Aus dem schwedischen Archiv hat mit Benutzung des Werks von Chemnitz der berühmte Samuel Pufendorf 1686 den Krieg Gustav Adolfs noch einmal erzählt. In späterer Zeit hat Schillers »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs« (Leipz. 1793, 2 Bde.; fortgesetzt von Woltmann, das. 1808—1809, 2 Bde.) großen Beifall gefunden; aber als eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende wissenschaftliche Arbeit darf sie nicht gelten. In unserem Jahrhundert sind sehr viele Monographien erschienen, darunter einige von großem Werth; jedoch fehlt es an einer zusammenfassenden Darstellung. Die wichtigsten dieser Arbeiten sind: Flathe, Gustav Adolf und der Dreißigjährige Krieg (Dresd. 1840—41, 4 Bde.); Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland (Hamb. 1840—42, 3 Bde.); Barthold, Geschichte des großen deutschen Kriegs (Stuttg. 1842—43, 2 Bde.); Heilmann, Ueber das Kriegswesen im Dreißigjährigen Krieg (Meiß. 1850); Villermont, Tilly oder der Dreißigjährige Krieg (a. d. Franz., Schaffh. 1860); O. Klopp, Tilly (Stuttg. 1861, 2 Bde.); Röse, Herzog Bernhard d. Gr. von Sachsen-Weimar (Weim. 1829, 2 Bde.); Förster, Albrecht von Wallenstein (Potsd. 1834); Derselbe, Wallensteins Proceß (Leipz. 1844); Gfrörer, Geschichte Gustav Adolfs (Stuttg. 1837); G. Droysen, Gustav Adolf (das. 1869—70, 2 Bde.); v. Ranke, Geschichte Wallensteins (3. Aufl., das. 1871); Hurter, Geschichte Ferdinands II. (Schaffh. 1850—64, 11 Bde.); M. Koch, Geschichte des Deutschen Reichs unter der Regierung Ferdinands III. (Wien 1865, 2 Bde.); Gindely, Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (Prag 1869, Bd. 1); Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg (Halle 1872 ff.) u. a.

Dreißig Tyrannen, die nach der Eroberung von Athen durch die Spartaner 404 v. Chr. eingesetzte oligarchische Regierung von 30 Männern (s. Athen); dann die Statthalter römischer Provinzen, welche sich unter Kaiser Gallienus um 260 n. Chr. als Gegenkaiser erhoben, deren es jedoch nur 18 an der Zahl waren (s. Gallienus).

Dreistimmig (triphonisch) heißt ein Tonstück, in welchem sich eine Ober-, Mittel- und Unterstimme harmonisch vereinigen, sei es nun, daß diese Vereinigung auf einem Instrument oder auf verschiedenen Instrumenten hergestellt wird (Trio), oder daß drei Singstimmen das dreistimmige Verhältnis ergeben (Terzett). Die Behandlung der drei Stimmen kann entweder so sein, daß die Oberstimme als Hauptstimme die Melodie führt und die beiden anderen sich ihr als Begleitstimmen unterordnen, oder so, daß alle drei Stimmen Hauptstimmen sind, d. h. daß jede sich selbständig melodisch entwickelt (polyphoner Satz). Die ältesten bekannten Beispiele von triphonischer Harmonie, in welcher zwei Stimmen in Terzen, Quarten und Sexten gehen und der Baß hier und da die Akkorde bestimmt, fallen in das 13. und 14. Jahrh., wie z. B. die Lieder von Adam de la Hale (1250—80) und des Francesco Landino (1350—1410).

Dreizack, Symbol des Poseidon als des Herrschers über das Meer, ein Stab mit drei Zinken, sei es nun Uebertragung vom dreigezackten Blitz des Himmelsgottes oder Rest der ältern Vorstellung, daß der älteste der drei Brüder über die Dreiwelt herrschte.

Dreizackpflanzen, s. Junkagineen.

Dreizehnnächte, s. v. w. Zwölf Nächte (s. d.).

Drell (Drill, Drillich, Zwillich), geköperte, glatte oder gemusterte Gewebe, theils mit einfachen oder komplicirteren geradlinigen, theils auch in Nachahmung des Damastes mit freieren Zeichnungen, wie sie auf dem Jacquardstuhl herzustellen sind. Drillich hat einen glatten, fortlaufenden, vierschäftigen Köper ohne Musterung; Zwillich ist dagegen gemustert und mit so vielen Schäften gewebt, wie die Größe des Musters erfordert. Ursprünglich wob man diese Gewebe nur aus Leinen, auch wohl aus Hanf; jetzt werden auch sehr viel halbleinene und baumwollene gefertigt. Sie sind entweder einfarbig roh oder gebleicht, oder durch gefärbtes Garn gestreift, quadrillirt, melirt &c. Man unterscheidet Bettzwillich, entweder ganz Leinen mit gestreiften Mustern, oder roth-, blaustreifig mit baumwollenem Schuß. Ganz baumwollene Gewebe dieser Art heißen gewöhnlich Bettdrell, Tischzeug-, Handtuchdrell, mit kleinen oder größeren rechtwinkligen Mustern, auch mit damastähnlichen Figuren; Hosendrell, aus Leinen und Baumwolle gemischt, gestreift, gemustert, geflammt und melirt. Der Hauptsitz der Fabrikation derartiger Waaren ist die sächsische Oberlausitz, das nördliche Böhmen und Nordfrankreich.

Drempel (Pfortdrempel), die vier Plankenstücke, welche die Umrahmung einer Geschützpforte auf Kriegsschiffen bilden, und von denen die beiden senkrechten D. den Wangen (Backen) einer Geschützscharte der Landfortifikation entsprechen.

Drengfurt, Stadt in der preuß. Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Rastenburg, an der Omet (einem Nebenfluß der Alle), hat mit Einschluß des Militärs (einer Invalidenkompagnie) 1971 fast nur evangel. Einwohner.

Drenthe (Drente), die am wenigsten bevölkerte und ödeste Provinz des Königreichs der Niederlande, grenzt im N. und NO. an die Provinz Gröningen, im O. an Preußen (Provinz Hannover), im S. und SW. an die Provinz Overyssel und im W. an Friesland und hat einen Flächenraum von 2663 QKilom. (48,4 QM.) mit (1872) 107,634 Einw. Das Land ist völlig eben und wird von der Hunse, Reest, Havelter-, Ruiner-, Westwolder-, Mussel- und Drenter-Aa, dem Horen-, Meppeler- und Schonebecker-Diep nebst mehreren kleinen Landseen (Südlaarder-See, Bergen- oder Emmensee) bewässert. In den letzten Jahrzehnten sind verschiedene Kanäle gegraben worden, so namentlich der Smilder-, Wilhelms-, Oraniens-, Hoogeveener-, Beiler- und Norgerkanal. Die Provinz ist durch eine Eisenbahn mit den übrigen Theilen des Königreichs und mit Deutschland verbunden. Das Klima ist trocken und gesund. Der Boden ist bloß an einzelnen Stellen fruchtbar und besteht aus weit ausgedehnten Mooren, Torfgründen und Sümpfen, unter denen die Echterveenen gegen Overyssel, die Smilderveenen gegen Friesland zu und das große Witte Veen im SO. die bedeutendsten sind. Die Kultur des Bodens ebenso wie die Viehzucht stehen hier am niedrigsten im ganzen Königreich der Niederlande. Doch sind in letzter Zeit bedeutende Striche

urbar gemacht worden, so daß sich der Ackerbau gegen früher gehoben hat und auch Bäume nicht mehr so selten wie sonst sind. Der Jagd bieten sich Rebhühner, Waldhühner und Hasen in Menge dar. Die endlosen Heidestrecken ernähren zahlreiche Schafherden und haben eine bedeutende Bienenzucht in der Provinz wie in Gröningen hervorgerufen. Man pflegt die Heiden, um sie nutzbar zu machen, in Brand zu stecken, damit Kohle und Asche den Boden düngen, und besäet sie dann mit Buchweizen, welcher im Herbst reichen Ertrag gibt. Die hohen Sumpfstrecken liefern außerordentlich viel Torf, und nirgends sind die sogen. Hünengräber oder Hünenbetten (aufgerichtete Steinblöcke aus der Keltenzeit) häufiger als hier (über 30). Sie finden sich besonders zu Borger, Rolde, Emmen, Nern und Tinarlo (hier das einzige unverletzte). Außerdem hat die Provinz noch verschiedene Alterthümer aus der Römerzeit aufzuweisen. Die Industrie beschränkt sich auf Verfertigung von groben Wollzeugen und Hausleinwand. Die Bauern wohnen, wie in Westfalen, mit ihrem Vieh unter einem und demselben Dach. Die Provinz enthält 3 Städte und 30 Gemeinden. Hauptort ist Meppel, Sitz der Behörden Assen. — Im Mittelalter (10. Jahrh.) gehörte D. als Grafschaft zum Deutschen Reich. Die Kaiser Otto I., Heinrich II. und Konrad II. überließen den Bischöfen von Utrecht die Jagd daselbst, und Heinrich III. gab 1046, nach dem Ableben des Herzogs Gunzelin, welcher die Grafschaft besaß, die Lehnbarkeit über dieselbe dem Bischof von Utrecht, weshalb die Bischöfe mit Gröningen, das sie bisher besessen hatte, in Streit geriethen. Im 14. Jahrh. erhielt D. ein eigenes Rechtsbuch (Drenthe'sches Landrecht). Im ersten Viertel des 16. Jahrh. (1522) riß Herzog Karl von Geldern D. an sich; doch sein Nachfolger, der Herzog von Jülich, mußte es 1538 an Kaiser Karl V. abtreten, der es mit den Niederlanden vereinigte, worauf es deren Schicksale theilte. Zur Zeit der Republik der Vereinigten Niederlande hatte D. keine Stimme in der Versammlung der Generalstaaten. Während der Revolution bildete die Landschaft D. einen Theil des Departements Oberyssel, seit 1806 ein eigenes Departement und seit 1815 eine Provinz des Königreichs der Niederlande.

Drepanocarpus *Meyer* (Flügelfrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen. D. **senegalensis** *Nees* (Pterocarpus erinaceus *Lam.*), ein Baum mit gefiederten Blättern und in eine fast kreisrunde Scheibe schneckenförmig zusammengekrümmten, flaumhaarigen, ungeflügelten Hülsen, wächst auf den Gebirgen am Senegal. Aus Einschnitten, welche man in die Rinde gemacht hat, fließt ein blaßrother Saft hervor, welcher allmählich dunkler wird, erhärtet und das afrikanische Kino liefert, welches jetzt aus dem Handel verschwunden ist.

Drepănon (griech., n.), auf den Kriegsschiffen der Alten Sichel zum Zerschneiden des Tauwerks feindlicher Schiffe.

Drepănon (griech., »Sichel«), bei den Alten Name mehrerer Vorgebirge und Ortschaften. Davon bemerkenswerth: 1) Stadt auf einer Landzunge der Nordwestspitze Siciliens, befestigt und aus dem nahen Eryr, als dessen Hafen es anfangs diente, durch den Karthager Hamilkar zu Anfang des ersten Punischen Kriegs bevölkert; seitdem ein wichtiger Seeplatz Karthago's, welches hier 249 v. Chr. eine römische Flotte unter dem Konsul Claudius Pulcher gänzlich besiegte; auch unter den Römern, die es mit ganz Sicilien 241 Karthago abnahmen, durch Schiffahrt und Handel blühend. Jetzt Trapani. — 2) (Drepane), bithynischer Flecken an der Südseite des Astacenischen Meerbusens, Geburtsort der Helena, der Mutter Konstantins d. Gr., deshalb von diesem unter dem Namen Helenopolis vergrößert und zur Stadt erhoben, mit warmen Bädern, worin Kaiser Konstantin d. Gr. kurz vor seinem Ende badete und sich taufen ließ; nach Justinians Zeit sehr verfallen. Jetzt Hersek.

Dreschen, das Entkörnen der Getreidearten, Hülsenfrüchte, Oelgewächse ꝛc., wurde in den ältesten Zeiten wohl durch Auspeitschen mit Ruthen ausgeführt, dann benutzte man auch Hausthiere dazu; mehrere Kulturvölker, wie die Aegypter, Römer, Karthager, bedienten sich geringelter Walzen oder durch Einschlagen von Zapfen und Steinen rauh gemachter Bohlen und Schleifen. Diese Methode hat sich hier und da bis heute erhalten; am gebräuchlichsten war aber bis in die neueste Zeit und ist in kleineren Wirtschaften noch heute der Dreschflegel, mit welchem das Getreide auf der Tenne bearbeitet wird. Beim D. auf dem Acker wird zwar ein größerer Körnerverlust verhütet; aber gewöhnlich leiden Stroh und Spreu sehr, und beim Eintritt von Regenwetter ist die ganze Frucht gefährdet. Nur wenn die Felder weit von dem Wirtschaftshof gelegen sind, kann das D. mancher Früchte auf dem Acker vortheilhaft sein. Solche Früchte sind alle die, welche ungleich reifen oder leicht ausfallen, also Hirse, Buchweizen, Hülsenfrüchte, besonders aber die Oelgewächse. Das D. geschieht bei diesen auf einem fest gestampften Platz oder auf groben Tüchern, die man ausbreitet, oder auch auf transportablen Tennen. Gegenwärtig finden die Dreschmaschinen immer mehr Eingang, besonders seitdem gute Apparate gegeben sind, die Dampfkraft die theure Handarbeit ersetzt und besondere Gesellschaften das D. akkordweise übernehmen.

Dreschmaschinen (s. Tafel). Aufgabe der Dreschmaschine ist das Gewinnen der Körner aus den Cerealien und anderen Kulturgewächsen, wie Klee, Luzerne, Gras, Erbsen, Bohnen, Buchweizen, Raps, Rübsen, Lupinen ꝛc. Man unterscheidet je nach der Betriebskraft Handdreschmaschinen, Göpeldreschmaschinen und Dampfdreschmaschinen; nach der allgemeinen Anordnung einfache und kombinirte, von denen erstere nur den Dreschapparat, letztere außer demselben noch die Strohschüttler zum Abführen des Strohs sowie die Reinigungs- und Separationsvorrichtungen besitzen. Ferner unterscheidet man Langdreschmaschinen und Breitdreschmaschinen; erstere sind derart angeordnet, daß das Getreide rechtwinklig zur Trommelaxe, mit den Aehren voran, letztere derart, daß das Getreide parallel oder nahezu parallel der Trommel eingelegt wird. Die Breitdreschmaschinen setzen, entsprechend der größern Länge der Trommel, eine höhere Betriebskraft voraus als die ersteren, welche für Handbetrieb und geringe Göpelkräfte Anwendung finden, während für kräftigen Göpel- und Dampfbetrieb die Breitdreschmaschinen geeigneter sind. Endlich lassen sich die D. in Ansehung der Konstruktion des wichtigsten arbeitenden Theils derselben, der Dreschtrommel, eintheilen in Stiftendreschmaschinen und Schlagleistendreschmaschinen. Hinsichtlich der letzterwähnten Gruppirung ist zu bemerken, daß diese Konstruktionen die einzigen sind, welche sich für den Dreschproceß geeignet erweisen. Bei der Stiftendreschmaschine ist eine hölzerne oder eiserne cylindrische Walze, die Trommel, mit einer Anzahl schräg oder spiralförmig gestellter Stifte armirt, welche

Dreschmaschinen.

Fig. 1. Längendurchschnitt der Dreschmaschine von Ransomes, Sims und Head in Ipswich.

Fig. 2. Aeussere Ansicht der Dampfdreschmaschine von Clayton und Shuttleworth in Lincoln.

bei der Umdrehung durch ähnliche, an einer festen Platte, dem Dreschkorb, angebrachte Stifte hindurchgreifen. Das zu dreschende Getreide wird von den Stiften erfaßt, durch den Zwischenraum derselben mit denjenigen des Korbes hindurchgeführt und hier ausgestreift. Der Korb kann beliebig nahe zu der Trommel eingestellt werden, so daß hierdurch die Einwirkung des arbeitenden Theils auf die zu dreschende Frucht nach Bedürfnis verstärkt werden kann. Dieser Proceß bewirkt wohl einen guten Reinbrusch, aber gleichzeitig ein Zerreißen des Strohs, bei zu enger Stellung des Korbes zur Trommel sogar eine Beschädigung der Körner. Obwohl die Leistung demnach nie eine vollkommene sein kann, finden doch die nach dem Stiftenprincip angeordneten Maschinen, die übrigens bereits vor 25 Jahren in Anwendung waren, in neuerer Zeit viel Anwendung, vornehmlich in Süddeutschland, in der Schweiz und in einzelnen Distrikten Oesterreichs. Die Schlagleistendreschmaschine besitzt als arbeitenden Theil ebenfalls eine cylindrische, ganz aus Eisen gefertigte Trommel, welche sich mit hoher Umfangsgeschwindigkeit (800—1100 Touren in der Minute) dreht. Dieselbe ist mit einer Anzahl von Stäben, den sogen. Schlagleisten, bekleidet, die parallel der Axe am Umfang der Trommel angebracht sind. Der Dreschkorb, welcher dieselbe zum Theil umgibt, besteht ebenfalls aus einer Anzahl von Leisten, welche rostartig zusammengefügt und an ihrer innern Fläche mit eisernen Schienen bekleidet sind. Derselbe kann in angemessener Entfernung von der Trommel eingestellt werden, um für die verschiedensten Fruchtarten in gleicher Weise wirksam zu sein. Um den Proceß des Dreschens mit der Maschine, welche als arbeitende Theile die mit Schlagleisten besetzte Trommel und den ebenfalls mit solchen versehenen Korb enthält, zu verstehen, ist zu berücksichtigen, daß das Getreide bei der theilweisen Drehung am Umfang der Trommel infolge der bei der hohen Geschwindigkeit einwirkenden Centrifugalkraft die Tendenz erhält, sich in tangentialer Richtung vom Umfang der Trommel zu entfernen, und zwar mit einer Kraft, welche, entsprechend dem Gesetz der Centrifugalkraft, abhängt von dem Gewicht der Aehren und dem Quadrat der Geschwindigkeit. Letztere übt demnach einen überaus schwer wiegenden Einfluß auf die Intensität der Kraft aus, mit welcher die Aehren sich von den Halmen abbiegen und gegen den Dreschkorb, beziehentlich dessen Leisten anschlagen. In dem Maß, als die Aehren sich vom Umfang der Trommel entfernen, nimmt die Kraft ab, mit welcher sie in Bewegung gesetzt wurden; der Schlag wird demnach um so schwächer, je weiter der Dreschkorb von der Trommel abgestellt ist. Modificirt wird der so dargestellte Proceß des Ausdreschens nur dadurch, daß das eingelegte Getreide nicht im Stande ist, die volle Geschwindigkeit des Umfangs der Dreschtrommel anzunehmen, da der Beharrungszustand der Ruhe, in welchem sich vorher das Dreschgut befand, überwunden werden muß. Die Schlagleisten der Dreschtrommel sind nicht im Stande, dem Getreide ihre eigene volle Geschwindigkeit zu ertheilen; es wird vielmehr gleichzeitig ein Ausreiben erfolgen, dadurch verursacht, daß die Schlagleisten mit ihrer hohen Geschwindigkeit bei dem in langsamerer Bewegung begriffenen Getreide vorbeipassiren. Die Kombination dieser beiden Vorgänge bewirkt demnach das Ausdreschen; es ist hiernach auch ersichtlich, welchen wesentlichen Einfluß auf die gute Leistung die Stellung des Korbes zu der Trommel ausübt. Derselbe darf nicht zu nahe an der Trommel stehen, weil hierdurch die quantitative Leistung verringert würde, aber auch nicht zu weit ab, weil in diesem Fall ein mangelhafter Reinbrusch erfolgen würde.

Die einfache Dreschmaschine enthält nur die Trommel mit dem Korb sowie das aus zwei Zahnrädern von verschiedener Größe bestehende Vorgelege, mittels dessen der erstern die erforderliche hohe Umdrehungsgeschwindigkeit ertheilt wird. Die Konstruktion des Vorgeleges richtet sich nach der Betriebskraft; bei Hand- und Göpeldreschmaschinen werden zumeist Zahnräder, in seltenen Fällen Friktionsscheiben, d. h. glatte Scheiben, welche sich lediglich durch die Reibung an der Berührungsstelle in Bewegung setzen, angewendet, bei der Dampfdreschmaschine gewöhnlich eine Riementransmission. Sehr empfehlenswerth ist eine Kombination des Dreschapparats mit Strohschüttlern, d. h. Apparaten, welche zur selbstthätigen Abführung des ausgedroschenen Strohs aus der Maschine dienen, auch bei Göpelbetrieb, weil man hierdurch die Garantie erhält, daß die bei dem Dreschproceß noch lose in den Aehren bleibenden Körner oder die durch die Dreschtrommel mit dem Stroh weggeschleuderten für den Erdrusch gewonnen werden. Der Apparat wird bei allen kombinirten D. angewendet und gibt die Garantie für Vermeidung aller Verluste, die sonst eintreten würden. Die Konstruktion der Strohschüttler ist eine mannigfaltige; entweder wendet man schwingende Laden an, oder ein System aufeinander folgender Walzen, welche, mit gekrümmten Zähnen besetzt, sich langsam umdrehen und das Stroh aus der Maschine führen. Unter den Strohschüttlern befindet sich stets ein siebartiger Boden, welcher die abgetrennten Körner hindurchfallen läßt, so daß sich dieselben mit dem Dreschgut vereinigen können.

Die beliebteste Eintheilung der D. ist die oben erwähnte nach der Betriebskraft; danach hätten wir 1) die Handdreschmaschinen, zu deren Betrieb in der Regel zwei Arbeiter verwendet werden; außerdem sind noch 3—5 Arbeiter zum Herbeischaffen des Getreides und Abführen des Strohs erforderlich. Die Leistung beträgt pro Stunde etwa 30—40 Garben mittlerer Größe, ist also keine sehr erhebliche. Obwohl vom theoretischen Standpunkte der Handbetrieb für die Dreschmaschine zweifellos zu verwerfen ist, so hat derselbe doch in neuerer Zeit viele Anerkennung in der Praxis gefunden. Vorzügliche Handdreschmaschinen fertigt Heinrich Lanz in Mannheim. Eine weit größere Bedeutung besitzen 2) die Göpeldreschmaschinen, welche, durch animalische Betriebskraft in Bewegung gesetzt, in Bezug auf gute Leistung im Verhältnis zu der vorhandenen Betriebskraft und auf Billigkeit der Arbeit bestens mit der Dampfdreschmaschine konkurriren können. In der Regel ist die Göpeldreschmaschine nur einfach, höchstens mit den Strohschüttlern kombinirt. Reinigungsapparate können nicht gut angebracht werden, so wünschenswerth dies auch für viele Fälle sein würde, da hierzu die Betriebskraft nicht ausreicht. Letztere beträgt im Maximum vier Pferde oder Ochsen am Göpel. Die Bewegungsübertragung von diesem auf die Dreschmaschine erfolgt durch eine Kuppelungsstange, welche dicht am Boden geht und von den Thieren bei ihrem Rundgang überschritten werden muß. Diesem System, welches in England und Deutschland sehr viele Verbreitung gefunden hat, steht das französische System gegenüber, bei welchem die Bewegungsübertragung vom Göpel auf die Dreschmaschine durch einen über zwei Scheiben laufenden endlosen Riemen bewirkt

wird. Letzterer muß selbstverständlich so hoch geführt werden, daß die Zugthiere unter ihm hinwegschreiten können. Hierdurch erhält diese Konstruktion nicht die Stabilität und Sicherheit wie die erstere, gewährt aber den Vorzug, daß bei etwaigen plötzlichen Widerständen keine Brüche, sondern nur ein Gleiten, beziehentlich Herunterfallen des Riemens stattfindet. Die Göpeldreschmaschinen werden in außerordentlich mannigfaltiger Konstruktion hergestellt. Ihre Leistung richtet sich wesentlich nach der Geschicklichkeit des Einlegers; im allgemeinen läßt sich behaupten, daß bei gehöriger Stärke der Betriebskraft und richtiger Einstellung des Korbes eine Dreschmaschine so viel leistet, als eingelegt werden kann. Als ungefähr richtig mögen folgende Angaben gelten: Zweipferdige Göpeldreschmaschine: tägliche Leistung 25—32 Hektol. Getreide, 10—15 Schock; zur Bedienung erforderlich 6—8 Arbeiter; Preis 600—750 Mark. Dreipferdige Göpeldreschmaschine: tägliche Leistung 35—45 Hektol. Getreide, 20—30 Schock; zur Bedienung erforderlich 8—10 Arbeiter; Preis 840—900 Mark. Vierpferdige Göpeldreschmaschine: tägliche Leistung 45—55 Hektol. Getreide, 30—40 Schock; zur Bedienung erforderlich 10—12 Arbeiter; Preis 960—1140 Mark. 3) Die **Dampfdreschmaschinen**, gewöhnlich von einer Lokomobile betrieben, werden in der Regel kombinirt ausgeführt, d. h. sie enthalten außer dem Dreschapparat noch die Strohschüttler und die Vorrichtungen zum Reinigen und Sortiren des Getreides. Zum Behuf bessern Transports wird sie auf einem Fuhrwerk montirt. In dieser Weise ist die Maschine für größere Güter von außerordentlichem Werth; sie fährt mit ihrem Motor, der Lokomobile (s. d.), zu der zu dreschenden Frucht, auf freiem Feld oder in der Scheune, und bewirkt so unmittelbar die marktfertige Verarbeitung des Getreides. Beim Dreschen im Freien erspart man die Scheunenräume und kann unmittelbar nach dem Schnitte des Getreides den Ausdrusch bewirken. Man gewinnt hierdurch an Zeit und vermeidet die beim wiederholten Transport unvermeidlichen Verluste. In vielen Gegenden ist es in neuerer Zeit üblich geworden, daß Unternehmer mit Dampfdreschmaschinen von Wirtschaft zu Wirtschaft ziehen, um gegen Lohn den Ausdrusch zu bewirken, oder daß eine Anzahl kleinerer Grundbesitzer zur genossenschaftlichen Acquisition einer Dampfdreschmaschine zusammentritt.

Man unterscheidet Dampfdreschmaschinen für marktfertige Reinigung und Sortirung und solche, welche bloß die erste grobe Reinigung von der Spreu bewerkstelligen, die feineren Verunreinigungen dagegen nicht abscheiden. Zu letzterer Arbeit wird alsdann die gewöhnliche Getreidereinigungsmaschine verwendet. Für Verleihanstalten eignet sich selbstverständlich nur die erstere Art der Dampfdreschmaschinen, da man von diesen stets eine Fertigstellung der Arbeit verlangt. Fig. 1 (s. Tafel) gibt den Längenburchschnitt einer Maschine letzterer Art, an welcher die inneren Theile gut ersichtlich sind (von **Ransomes, Sims u. Head** in Ipswich). A bedeutet die Dreschtrommel, a den Korb, B die nach dem **Brinsmead'schen** System angeordneten Strohschüttler. Dieselben bestehen hier aus 15 rotirenden Walzen, welche mit gekrümmten Zähnen armirt sind. Unter denselben befindet sich ein geneigtes Bret zur Aufnahme der aus dem Stroh ausgeschüttelten Körner. Diese vereinigen sich auf dem in alternirende Bewegung versetzten Bret C mit dem Ausdrusch und gelangen auf das siebförmige Schüttelbret G, auf welchem die Trennung von den abgeschlagenen Aehren, Strohstücken &c. stattfindet. Letztere können die Oeffnungen des Siebes nicht passiren, sondern folgen bei der schüttelnden Bewegung der Neigung des Brets und gelangen so aus der Maschine. Die beiden nach einem gemeinschaftlichen Punkt geneigten Breter D sammeln den Ausdrusch und führen ihn in die erste Reinigung, in welcher durch den Ventilator F das Kaff abgeblasen wird, während das gereinigte Getreide in den Auslauf E' gelangt. G sind Siebplatten, von denen das Getreide in eine endlose Schraube gelangt, welche die Frucht schließlich an der Seite der Maschine vereinigt, an welcher sich der Schöpfbecherelevator J befindet. Letzterer hebt das Getreide, bringt es in den Entgranner K und von hier auf das Schüttelsieb L, welches durch den Windstrom des zweiten Gebläses M getroffen wird. Endlich gelangt das Getreide zum Zweck der Separation nach der Größe der Körner in die verstellbare Sortirtrommel N und von dieser in die Ausläufe. Die Separationstrommel hat die Aufgabe, das Getreide oder die anderweitige Fruchtart, wie Erbsen, Buchweizen, Raps oder Rübsen, nach der Größe zu sortiren; sie besteht nach der vorliegenden Konstruktion aus zwei gegen einander verschiebbaren Trommeln, deren Verstellung die Maschenweite regulirt, so daß also die in verschiedener Größe vorkommenden Fruchtarten sortirt werden können. Bei O befindet sich eine über den Strohschüttlern hin- und herbewegte Gabel, welche die Abführung des Strohs befördert. Dieselbe erhält ihre alternirende Bewegung durch die hölzernen Zugstangen P von der Krummzapfenwelle Q, welche gleichzeitig die Siebwerke der ersten Reinigung und die Schüttelbreter in Bewegung setzt. Fig. 2 gibt eine äußere perspektivische Ansicht der neuesten Dampfdreschmaschine von **Clayton und Shuttleworth** in Lincoln. Die Gesammtdisposition der Maschine weicht nicht erheblich von der eben beschriebenen ab; anstatt der **Brinsmead'schen** Strohschüttlerwalzen werden schwingende Laden benutzt, welche sich wechselseitig heben und senken und hinten das Stroh aus der Maschine führen. Originell und in hohem Grad beachtenswerth ist aber bei dieser Maschine der von **Wilders** erfundene **selbstthätige Speiseapparat**, welcher das Einlegen des Getreides in die Dreschtrommel und die dabei nicht ganz zu beseitigende Gefahr für die Arbeiter vollständig vermeidet. Bei A sind neben einander fünf Laden, ähnlich den gewöhnlichen Strohschüttlerladen, angebracht, welche durch eine fünfkröpfige Kurbelwelle in alternirend schwingende Bewegung versetzt werden. Vor dem Eintritt in die Dreschtrommel, welche sich bei B befindet, wird das von den Laden zugeführte Getreide durch den mit fünf Zinken armirten Rechen C erfaßt, welcher die Aufgabe hat, die Garben vollständig aufzulösen und nur in diesem Zustand in die Trommel gelangen zu lassen. Mittels des Hebels D und einer Kurbel kann der Rechen zu verschiedenem Hub eingestellt werden. Die Hebel E dienen zum Ausrücken der selbstthätigen Speisevorrichtung, durch welche der Riemen von der Festscheibe (in dem Kasten F) auf eine nebenan befindliche Losscheibe geführt wird. Die Geschwindigkeit der Speiseladen ist die nämliche wie die der eigentlichen Strohschüttler, da sie für die Förderung gleicher Strohmengen eingerichtet sind. Fig. 2 ist auch eine neue sehr solide Seitenverstrebung des Dreschmaschinengestells zu ersehen. Die schrägen Streben, welche sich direkt auf die Axen stützen und dem Gestell eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit geben, nehmen die

wichtigsten Lager der Maschine auf und bewirken so eine möglichst unwandelbare Stellung derselben. Obwohl die Praxis in vollem Maß bestätigt, daß diese Gestelle, in Holz gefertigt, vollständige Garantie gegen das Verziehen geben, vorausgesetzt, daß hinlänglich trockenes und abgelagertes Material zu denselben verwendet wird, so fertigen doch einige Fabrikanten in neuester Zeit die Gestelle ganz aus Schmiedeeisen. Ob dies ein Vortheil ist, muß erst die Zukunft lehren; jedenfalls ist das Bedenken nicht zu unterdrücken, daß bei dieser Anordnung das elastische Medium fehlt, welches, wie das hölzerne Gestell, die bei dem Betrieb unvermeidlichen Stöße und Erschütterungen aufnimmt, allmählich fortpflanzt und so unschädlich macht.

Die **Leistung und Betriebskosten** der Dampfdreschmaschinen stellen sich verschieden heraus je nach der Breite der Maschinen und der nothwendigen Stärke der zugehörigen Lokomobilen. In der Regel liefern die Fabrikanten die Dampfdreschmaschinen mit einer Trommelbreite von 1,41 und 1,56 Meter; die angemessenen Betriebskräfte sind beziehentlich 8 und 10 Pferdekraft. Die Berechnung würde alsdann nach folgendem Schema erfolgen müssen, wobei die betreffenden Preise entsprechend den lokalen, oft nicht unerheblichen Abweichungen zu korrigiren wären:

I. **Dampfdreschmaschine für marktfertige Reinigung von 1,41 Meter Trommelbreite.** Motor: Lokomobile von 8 Pferdekraft. Preis der Lokomobile und Dreschmaschine 7500 Mark. Mittlere Leistung in 10 Stunden:

Fruchtart	Schock	Hektol.	Fruchtart	Schock	Hektol.
Roggen . .	95	120	Gerste . . .	110	240
Weizen . .	100,	130	Hafer . . .	115	350.

Kohlenverbrauch in 10 Stunden (8 Pfd. pro Stunde und Pferdekraft) 320 Kilogr. Zahl der Arbeiter: 20. Setzen wir die durchschnittliche Arbeitsdauer der Maschine auf 100 Tage im Jahr an, so ergeben sich folgende tägliche Kosten:

Zinsen und Amortisation, 15 Proc., auf 100 Tage vertheilt	11,25	Mark
Reparaturen, 2 Proc., auf 100 Tage vertheilt	1,50	„
Brennmaterial, 320 Kilogr., à Ctr. 0,75 Mark	4,80	„
Oel und Schmiere	1,20	„
Zufuhr von Brennmaterial und Wasser . .	3,00	„
Lohn des Maschinisten	2,50	„
Lohn der 20 Arbeiter (1/2 Männer à 1,20 Mark, 1/2 Frauen à 0,75 Mark)	19,50	„
Zusammen	43,75	Mark.

Demnach kostet 1 Hektol. zu dreschen, reinigen und sortiren:

Roggen . . 0,36 Mark	Gerste . . . 0,18 Mark.
Weizen . . 0,33 „	Hafer . . . 0,12 „

II. **Dampfdreschmaschine für marktfertige Reinigung von 1,56 Meter Trommelbreite.** Motor: Lokomobile von 10 Pferdekraft. Preis der Lokomobile und Dreschmaschine 8700 Mark. Mittlere Leistung in 10 Stunden:

Fruchtart	Schock	Hektol.	Fruchtart	Schock	Hektol.
Roggen . .	105	140	Gerste . . .	120	260
Weizen . .	110	155	Hafer . . .	125	375.

Kohlenverbrauch in 10 Stunden 800 Pfd. Zahl der Arbeiter 24. Die täglichen Kosten stellen sich bei 100 Arbeitstagen im Jahr folgendermaßen:

Zinsen und Amortisation, 15 Proc., auf 100 Tage vertheilt	13,05	Mark
Reparaturen, 2 Proc., auf 100 Tage vertheilt	1,75	„
Brennmaterial, 400 Kilogr., à Ctr. 0,75 Mark	6,00	„
Oel und Schmiere	1,20	„
Zufuhr von Brennmaterial und Wasser . .	3,00	„
Lohn des Maschinisten	2,50	„
Lohn der 24 Arbeiter (1/2 Männer, 1/2 Frauen)	23,40	„
Zusammen	50,90	Mark.

Demnach kostet 1 Hektol. zu dreschen, reinigen und sortiren:

Roggen . . 0,36 Mark	Gerste . . . 0,19 Mark.
Weizen . . 0,33 „	Hafer . . . 0,13 „

Dresden, Residenz- und Hauptstadt des Königreichs Sachsen sowie Hauptort der gleichnamigen Kreishauptmannschaft (s. unten), eine der Städteperlen Deutschlands, wegen ihrer lieblichen Lage und ihrer Kunstschätze von Herder das »deutsche Florenz«, auch wegen der Bildung seiner Bewohner die »feine Salonstadt« genannt, liegt in einer reizenden Thalebene an beiden Ufern der Elbe, welche hier einen nach SW. vorspringenden Bogen bildet und in und bei der Stadt den Prießnitz- und Kaitzbach sowie den Weißeritzfluß aufnimmt. An das rechte Elbufer reichen Berghöhen, theils mit Rebengeländen und Villen, theils mit der im N. und NO. der Stadt mehrere Stunden lang und breit sich erstreckenden »Dresdener Heide«, einem Kiefernwald, bedeckt, ziemlich nahe heran; auf dem linken Ufer aber treten die letzten nördlichen Ausläufer des Erzgebirges: die Räcknitzer und Golberodaer Höhen und die Berge des Plauen'schen Grundes, etwas weiter zurück. D. liegt unter 51° 3′ nördl. Br., 13° 20′ östl. L. v. Gr. und der Fixpunkt im Sächsisch-Böhmischen Bahnhof nach den mit der europäischen Gradmessung verbundenen nivellitischen Höhenbestimmungen im Königreich Sachsen 116,77 Meter über dem Ostseespiegel bei Swinemünde und 11,27 Meter über dem Dresdener Elbnullpunkt (letzterer somit 105,50 Meter über der Ostsee). Die Stadt besteht aus vier Stadttheilen: 1) **Altstadt** mit der Pirnaischen, See- und Wilsdruffer Vorstadt, mit den Fluren 1287,06 Hektar; 2) **Friedrichstadt**, von ersterer durch die Weißeritz getrennt, 108,71 Hektar enthaltend, beide auf dem linken Elbufer; 3) **Neustadt** und 4) **Antonstadt** mit den Scheunenhöfen und der Vorstadt Neudorf, zusammen (mit Flur) 561,69 Hektar enthaltend, auf dem rechten Elbufer. Der rechts der Elbe gelegene Stadttheil (früher »Alten-Dreßden« genannt und geschrieben, seit 1732 »Neustadt« genannt) ist der ältere, eine Sorbenkolonie und erst seit 1549 mit dem neuern Stadttheil links der Elbe (früher »Neu-Dreßden«, später »Altstadt« genannt) zu Einer Stadt vereinigt. Dieselbe enthält gegenwärtig 346 Straßen und Gassen, 36 freie Plätze, 5 öffentliche Gärten und 4 große Eisenbahnhöfe. Während sie 1834: 3013 Wohngebäude und 66,133 Einw. zählte, betrug die Gesammtzahl ihrer Gebäudekomplexe Ende 1872 bereits 5770 mit 17,239 einzelnen Objekten, die Zahl der Bewohner im December 1871 aber 177,055, und zwar einschließlich 7642 Mann Militär 86,131 männliche und 90,924 weibliche Personen. Der Konfession nach zerfiel diese Bewohnerschaft in 162,655 Lutheraner, 15 Unirte, 1927 Reformirte, 1 Remonstrant, 9650 Römisch-Katholische, 354 Griechisch-Katholische, 322 Anglikaner, 493 Deutschkatholiken, 76 Episkopale, 32 Presbyterianer, 5 Methodisten, 2 Quäker, 4 Mennoniten, 122 Dissidenten, 4 »Orthodoxe«, 1279 Israeliten, 3 Mohammedaner und 14 Buddhisten; 97 hatten keine Konfession angegeben. D., als Residenz- und Hauptstadt des Landes, ist Sitz der fremden Gesandtschaften von Bayern, Großbritannien, Oesterreich-Ungarn, Preußen und Rußland sowie des Landtags, Staatsgerichtshofs und Staatsraths, der Ministerien und obersten Landesbehörden, der Generaldirektion der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, der Generalstaatsanwaltschaft, des Oberappellationsgerichts, eines Appellationsgerichts, eines Bezirksgerichts und eines

Gerichtsamts für den Stadt- sowie eines Gerichtsamts für den Landbezirk; ferner eines Handels- und Gewerbeschiedsgerichts, einer Kreishauptmannschaft, einer Amtshauptmannschaft, der Zoll- und Steuerdirektion, eines Hauptzoll- und Hauptsteueramts, der Generaldirektion der sächsischen Staatseisenbahnen, einer kaiserl. Telegraphendirektion mit einer Hauptstation und 2 Filialen, einer kaiserl. Oberpostdirektion, eines kaiserl. Postamts mit 8 Filialpostexpeditionen und einem Bahnhofspostamt, des Landesmedicinalkollegiums, zweier Superintendenturen für den Stadt- und Landbezirk und anderer Behörden. In militärischer Hinsicht ist D. der Sitz des Generalkommando's des 12. deutschen Armeekorps sowie der Stäbe der 23. Infanterie- und der königl. sächsischen Kavalleriedivision, der 45. Infanterie-, der 23. und 24. Kavallerie- und der 12. Artilleriebrigade. Die Garnison besteht aus den Grenadierregimentern Nr. 100 und 101, 3 Schwadronen Gardereiter, 2 Abtheilungen Feldartillerie (von den Regimentern Nr. 12 und 28), einem Pionier- und einem Trainbataillon. Die Verwaltung der Stadt geschieht durch den Stadtrath und die von ihm abhängigen Behörden, die der Sicherheitspflege durch die königl. Polizeidirektion. D. ist eingetheilt in 9 Sicherheits-, 5 Wohlfahrtspolizeibezirke und 36 Armenpflegedistrikte.

Die Physiognomie der Stadt, welche weder Thore noch Schlagbäume mehr einschließen, und deren Schanzengürtel, welcher 1866 von der preußischen Elbarmee angelegt worden war, in neuester Zeit wieder beseitigt ist, ist diejenige einer blühenden Residenz- und werdenden Großstadt, einer Fremden- und emporstrebenden Industrie- und Handelsstadt. Ihre Bewohner gelten als gebildet, gesellig und zuvorkommend, für Musik und geistiges Leben sehr empfänglich, fleißig und betriebsam. Eine Wanderung durch die Stadt beginnt von den beiden vor dem Leipziger Thor in der Neustadt nahe bei einander gelegenen Bahnhöfen der Leipziger und Schlesischen Eisenbahn aus. Unser Weg führt uns sogleich auf den Palaisplatz, auf welchem das 1715 als Sommerresidenz erbaute Japanische Palais, mit Garten, steht. In demselben befinden sich die Antikensammlung (Augusteum), die, meist Arbeiten aus der römischen Kaiserzeit enthaltend, 12 große Säle einnimmt; die Porzellansammlung (600,000 Stück in 20 Souterrainräumen, darunter einige japanische Figuren, von denen das Palais den Namen hat); das Münzkabinet und (im obern Stockwerk) die große königl. öffentliche Bibliothek, die, 3—400,000 Bände gedruckte Bücher, 3000 Handschriften (Prachtstücke: die älteste bekannte slawische Bibel in böhmischer Sprache aus dem 14. Jahrh., die 4 Evangelien in griechischer Sprache aus dem 13. Jahrh., ein äthiopischer Koder, ein Sanskritfragment auf Palmblättern, der Koran Sultan Bajesids II., Prachtkoder eines türkischen Gedichts in 28 Folioblättern 2c.), 2000 Inkunabeln und 20,000 Landkarten nebst vielen höchst seltenen Gegenständen enthaltend, 3 große Säle und 24 Zimmer füllt (vgl. Falkenstein, Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek, Dresd. 1839). Vom Palaisplatz, in dessen Nähe Th. Körners Geburtshaus (mit Reliquien des Dichters, seit 1875 mit den Medaillonreliefs von Körner und Schiller geschmückt) steht, gelangt man bald auf den Neustädter Markt, mit dem kolossalen, aus Kupfer getriebenen und vergoldeten Reiterstandbild Augusts II. (einem Werk Wiedemanns, 1736 errichtet). Von da zieht sich nach links bis zum Alberts-, früher Bautzener Platz die Neustädter Hauptstraße (die »Dresdener Linden«), mit schöner Baumallee in der Mitte, an der das Neustädter Rathhaus, die lutherische Dreikönigskirche mit neuem Thurm und die neue katholische zweigethürmte Neustädter Kirche liegen. Wir wenden uns rechts nach der Alten Elb- oder Augustusbrücke, welche zur Altstadt hinüberführt. Bereits 1173 zuerst aus Stein gebaut, dann 1344 erneuert, hat sie ihre jetzige Gestalt 1727—37 erhalten. Sie enthält 17 Pfeiler mit 16 Bögen (ehemals, als sie noch bis zum Schloß reichte, 21 Bögen), ist 448 Meter lang und 14 Meter breit. Der vierte Pfeiler, nach dem linken Elbufer zu, wurde 19. März 1813 von Davoust gesprengt; der fünfte, der ehedem ein Krucifix trug, wurde bei der Wasserflut vom 30. und 31. März 1845 vom Strom eingerissen, wobei das Kreuz hinabstürzte und nicht wieder gefunden ward. Die Aussicht, welche die Brücke gewährt, gehört zu dem Schönsten, was D. bietet. Vor uns liegt die Altstadt mit ihren zahlreichen Thürmen, die katholische Kirche mit dem Schloß dicht an der Brücke; stromaufwärts zieht sich die Brühl'sche Terrasse. Zur Seite blicken wir links in das schöne Elbthal bis zu den Bergen des Meißener Hochlandes; rechts, etwa 1000 Schritte unterhalb, führt die neue, auch für Fußgänger und Wagenverkehr eingerichtete Eisenbahn- oder Marienbrücke (1846—51 erbaut, 468 Meter lang, 18 Meter breit, mit 12 Bögen von 32 Meter Spannung) über den Strom, die Verbindung des Leipziger und des Sächsisch-Schlesischen Bahnhofs mit der Sächsisch-Böhmischen Bahn bewirkend und sich darum in Viadukten 517 Meter weit landeinwärts fortsetzend. Der Alten Elbbrücke gerade gegenüber steht das königliche Schloß, 1534 von Herzog Georg erbaut (daher Georgenschloß genannt) und von August II. erweitert. Es nimmt einen Raum von 1300 Schritten im Umfang ein, ist aber von ziemlich unansehnlichem Aeußern und wenig ausgezeichneter Bauart, indem es, nach und nach entstanden und mehrfach verändert, den Baustil mehrerer Jahrhunderte an sich vereinigt; nur die der Augustusstraße zugekehrte lange Rückwand des östlichen Schloßflügels ist in neuester Zeit durch Sgraffitomalereien aus der sächsischen Regentengeschichte höchst wirkungsvoll geschmückt worden. Das königliche Schloß hat drei Hauptthore, unter denen das sogen. grüne Thor mit einem bis zum Knopf 101 Meter hohen Thurm, dem höchsten von D., geschmückt ist. Das Schloß besteht aus der nach der Brücke hingekehrten Hauptfront, zwei Flügeln und mehreren Zwischen- und Seitengebäuden und steht durch bedeckte Gänge mit der katholischen Kirche und dem Prinzenpalais (1715 für die Gräfin Cosel erbaut, 1844 mehrfach erweitert) in Verbindung. Der Thronsaal, geschmückt mit Fresken von Bendemann, bildet ein Rechteck, an dessen einer Seite um den Thron herum in flach vertieften Wandfeldern auf Goldgrund die Gestalten der vorzüglichsten Gesetzgeber und Regenten (von Moses bis Maximilian) in kolossaler ganzer Figur dargestellt sind. Ueber der Mittelthür zwischen beiden Seiten sieht man eine Saxonia mit dem Wahlspruch »Der Vorsehung eingedenk«. Dem Thron gegenüber am andern Saalende weisen vier große historische Gemälde aus dem Leben Heinrichs I. auf die vier Stände hin (Bauern-, Bürger-, Ritter- und geistlicher Stand), welche über der die Felder theilenden Mittelthür in Figuren, die sich die Hände reichen, und mit dem Wahlspruch »Stark durch Eintracht« dargestellt sind. Im Erdgeschoß des größern Schloßhofs befindet sich das

berühmte Grüne Gewölbe, die kostbarste Sammlung von Schmuck und Kunstarbeiten: Elfenbeinschnitzereien, getriebene Arbeiten in Silber und Stahl, Emails, florentinische Mosaiks, reich verzierte Waffen aus verschiedenen Epochen, werthvolle Steine (darunter der größte Onyx der Welt, mit weißem Rande, der, 17,4 Centim. hoch, 5,8 Centim. breit, auf 48,000 Thlr. geschätzt wird), eine Diamantenkette, der Hof des Großmoguls Aurengzib in 132 goldenen Figuren (von Dinglinger), eine Hutagraffe von Brillanten mit einem grünen, 1742 für 400,000 Thlr. erkauften Diamanten von 160 Gran, kostbare Kleinodien, eingelegte Kästchen, Toiletten, Reiseapotheken, Bernsteine, Filigranarbeiten und unzählige andere glänzende Gegenstände, deren Menge und Reichthum das Auge blenden und ermüden. An der Westseite des Schlosses befindet sich die Hauptwache (von Schinkel) und mehr nach der Elbbrücke zu die katholische Hofkirche, 1739—56 unter August III. nach dem Plan des Italieners Gaetano Chiaveri auf einem 16 Meter tief ausgefüllten Grund erbaut. Der Kostenaufwand betrug 2 Mill. Thlr. Der ganze, von Pirnaer Sandstein im Renaissancestil aufgeführte Bau bildet im Schiff ein Oval, im ganzen ein längliches Viereck, das an den östlichen und westlichen Hauptenden ovale Vorlagen zum Thurm und zur Sakristei hat; die nördlichen und südlichen Seitenvorlagen bilden zwei Nebenschiffe, die halb so hoch als das Hauptschiff sind. Glocken durfte die Kirche erst nach dem Posener Frieden erhalten. Der Thurm ist bis zur Mitte des Kreuzes 91 Meter hoch und besteht aus drei von Säulen getragenen Stockwerken. Die Brüstungen der doppelten Gallerie des Kupferdachs sind mit 59 aus Sandstein gearbeiteten Statuen von Heiligen geziert; in den vier Nischen des Hauptportals und der Sakristeivorlage stehen die vier Evangelisten. Das Innere ist einfach, aber schön und hat durch eine 1850 ausgeführte bedeutende Renovirung an Freundlichkeit gewonnen. Die Kirche hat vier Kapellen: Kreuz-, Sakraments-, Benno- und Nepomukkapelle, und acht Seitenaltäre; über dem aus Maxener Marmor gearbeiteten Hochaltar prangt die Himmelfahrt von Mengs, ein über 10 Meter hohes und 5 Meter breites Gemälde, dessen Preis auf 30,000 Thlr. angegeben wird. Bei dem Hochamt an Sonn- und Festtagen werden von der königlichen Kapelle Messen der vorzüglichsten Meister alter und neuerer Zeit in vollendeter Weise aufgeführt, und die Kirche ist dann oft sehr gefüllt (namentlich auch von Fremden). Rechts stößt an das Schloß und die Hofkirche der Theaterplatz. Auf diesem stand das 1837—1841 nach Professor Sempers Entwurf vom Hofbaumeister v. Wolframsdorf für 386,800 Thlr. Gesammtherstellungskosten erbaute, 12. April 1841 eingeweihte Hoftheater, ein innerlich wie äußerlich ebenso geschmackvolles als prächtiges Gebäude von 68 Meter Länge, 65 Meter Breite und 33 Meter Höhe. Dasselbe brannte 19. Sept. 1869 in wenigen Stunden total nieder, und zum einstweiligen Ersatz desselben ward in den Zwingeranlagen, westlich vom abgebrannten Theater, ein Interimstheater erbaut, welches, 38,5 Meter breit und 56,5 Meter lang, 2300 Zuschauer faßt, und dessen Inneres einen freundlichen Eindruck macht. Der Neubau des Hoftheaters, zu welchem 26. April 1871 der Grundstein gelegt wurde, wird mehr westlich vom alten und zwar so, daß die Front des Neuen Museums frei bleibt, ebenfalls nach einem Entwurf Sempers, unter Leitung seines Sohns Manfred Semper, in einer Breite von 84 Meter und einer Länge von 77 Meter ausgeführt. Es wird in seiner Hauptansicht ein Segmentbau, der sich ebenso durch Pracht und Schönheit, wie durch Zweckmäßigkeit und Originalität der Anlagen auszeichnet und im Rohbau bereits vollendet ist. An der Südseite des Theaterplatzes befindet sich der sogen. Zwinger, 1711 erbaut und ursprünglich zum Vorhof eines grandiosen und prachtvollen Schlosses bestimmt, das August II. zu bauen beabsichtigte, jedoch wegen Geldmangels unausgeführt ließ. Er bildet ein längliches Viereck, ca. 150 Meter lang, 90 Meter breit. Eine lange Gallerie mit sechs Pavillons und drei Portalen umschließt auf drei Seiten diesen weiten Raum, in dessen Mitte seit 1843 die Bronzestatue Friedrich Augusts (von Rietschel) aufgestellt ist. Im Sommer wird er von der berühmten Orangerie umgeben, bestehend aus 300 Bäumen, unter welchen sich ausgezeichnet große Exemplare, großentheils afrikanischer Abkunft, befinden. Vier Bassins mit Springbrunnen beleben die durch diese Bäume gebildeten schönen Spaziergänge. Das östliche große Portal mit der daran stoßenden Gallerie und dem angrenzenden alten Opernhaus ward bei dem Dresdener Aufstand 6. Mai 1849 durch eine Feuersbrunst zerstört, jedoch in der alten Weise wieder hergestellt (vgl. Hettner, Der Zwinger in D., Leipz. 1874). Im Zwinger sind folgende Sammlungen aufgestellt: das historische Museum oder die Rüstkammer, eine sehr reichhaltige Sammlung von Rüstungen, Waffen und häuslichen Geräthschaften, größtentheils unvergleichlichen Meisterwerken der Kunstindustrie der deutschen und italienischen Renaissance (Kapitalstück eine Prachtrüstung in getriebener Arbeit, deutsche Renaissance aus der 2. Hälfte des 16. Jahrh., für 12,000 Thlr. erkauft); das naturhistorische Museum, eins der ersten Museen dieser Art in Deutschland; das mineralogische Museum und der physikalisch-mathematische Salon, welcher eine große Anzahl von Instrumenten und Apparaten der Mathematik, Physik, Meteorologie und Astronomie, auch Passageinstrument und Normaluhr zur Bestimmung der Dresdener Zeit enthält. An der nördlichen, dem Theaterplatze zugewendeten Seite des Zwingers, wo das projektirte Schloß zu stehen kommen sollte, und die früher durch eine kahle Mauer geschlossen war, erhebt sich jetzt der Prachtbau des Neuen Museums, 1854 nach Sempers Entwürfen vollendet. Es steht hinsichtlich des Baustils mit den anderen Seiten des Zwingers in Harmonie, doch erscheint der Rokoko des 17. und 18. Jahrh. in veredelter Form. Das Hauptportal dieses Gebäudes, das die weltberühmte Gemäldegallerie enthält, ist nach der Hofseite in der Art eines römischen Triumphbogens gehalten und mit zahlreichen Bildwerken geziert. Links und rechts stehen in Blenden die kolossalen Statuen Raffaels und Michelangelo's (von Hähnel); weiter auf den Postamenten der vier unteren korinthischen Säulen links der heil. Georg und die alttestamentliche Judith, rechts Siegfried, der Drachentödter, und Simson, der Feind der Philister. Die Attika ist mit frei stehenden Standbildern (Giotto und Holbein, Dürer und Cornelius, von Hähnel und Rietschel) und mit zahlreichen Reliefs geschmückt. An den Wänden der Eintrittshalle finden sich Friese von Gips, Reliefs, welche die Geschichte der Malerei schildern. Die Gemäldegallerie, welche das Innere des Museums, und zwar das erste und zweite Stockwerk desselben ganz ausfüllt, ist diesseit der Alpen wohl die bedeutendste: sie enthält an 2400 Bilder, darunter

einzelne Gemälde (wie die Sixtinische Madonna von Raffael und die Madonna von Holbein, deren Originalität neuerdings freilich angezweifelt wird), welche alles andere in deutschen Gallerien weit übertragen. Den Grund zu der Sammlung legte Herzog Georg, der Gönner Lukas Cranachs; ihre Bedeutung erhielt sie jedoch erst 1745 durch August II. und namentlich August III., welcher den größten Theil der Gallerie des Herzogs von Modena für 1,200,000 Thlr. kaufte (darunter Hauptwerke Correggio's) und viele andere Meisterwerke (z. B. 1754 das kostbarste Kleinod der Gallerie, Raffaels Madonna, für 17,000 Dukaten) erwarb. Die bis dahin in den fürstlichen Zimmern und Palästen zerstreuten Gemälde wurden 1747 in einem dazu besonders eingerichteten Gebäude am Neumarkt vereinigt. Die Sammlung ist nach den verschiedenen Malerschulen geordnet, ohne daß eine streng geschichtliche Ordnung festgehalten wurde. Hauptrücksicht war, die schönsten Bilder in das günstigste Licht zu bringen. Am reichsten vertreten sind die Italiener, deren Werke 6 Säle und [illegible] Kabinette füllen, und die niederländischen Meister, welche 2 Säle und 15 Kabinette einnehmen. Zu den bedeutendsten Kunstwerken dieser Gallerie gehören (außer den genannten beiden Madonnen von Raffael und Holbein, von denen jede in einem besondern Gemach placirt ist): die heilige Familie (Madonna della Scodella) von Giulio Romano (im ganzen 4 Gemälde von ihm); die heil. Cäcilia von Carlo Dolce (im ganzen 3 Gemälde); die büßende Magdalena von Battoni; David mit dem Haupt Goliaths von Aless. Turchi; Madonna (la belle Jardinière) von Raffael (Kopie von Mander); drei Madonnen, die Anbetung der Hirten (heilige Nacht) und die büßende Magdalena von Correggio (im ganzen [illegible] Gemälde); die Findung Mosis, die Anbetung der Könige und das Votivbild der Familie Concina von Paul Veronese (im ganzen 15); Madonna mit 4 Heiligen von Bagnacavallo; Amor und Venus und der Zinsgroschen von Tizian (im ganzen 13 Stück); Abrahams Opfer von Andrea del Sarto (im ganzen 4); die heilige Familie auf der Flucht von Rotari; die Kartenspieler von Caravaggio; Maria mit dem Kind von Gimigniano; Hagar und Ismael von Baroccio; Christuskopf von Carracci; Christus mit der Dornenkrone von Guido Reni (im ganzen 11); der heil. Rodriguez von Murillo; Maria von Aegypten von Spagnoletto; Rubens' Bildnis seiner zwei Söhne sowie die Löwenjagd und der Liebesgarten von Rubens (im ganzen 41 Stück); die drei Kinder Karls I. von van Dyck (im ganzen 20 Gemälde); Ruhe auf der Flucht nach Aegypten von F. Bol; Rembrandts eigenes Bildnis, die Frau auf dem Schoß, ein Glas Champagner in der Hand (im ganzen 22 Bilder von Rembrandt); Bildnis des Thomas Morett von H. Holbein (im ganzen 8); eine Flucht der heiligen Familie (Landschaftsstück) und Acis und Galathea (sicilische Küstengegend) von Claude Lorrain; Schlachten von Wouwerman (57 Stück); die Jagd und der Judenkirchhof von Ruysdael; kleine niederländische Genrebilder von Metsu, Slingeland, Mieris (Kesselflicker); Lichteffekte von Schalcken; Abraham und Hagar von Van der Werff; betender Einsiedler von Dow; unter den wenigen neueren: norwegische Landschaft von Dahl, goldenes Zeitalter von Hübner ꝛc. Die Rotunde inmitten des Gebäudes ist mit Tapeten nach Raffaelschen und altniederländischen Gemälden geschmückt. Einige Zimmer für sich (im Erdgeschoß) nehmen Landschaften von Canale und Canaletto und eine Sammlung von Pastellbildern (von Rosalbe Carriera, Raphael Mengs und Liotard) nebst kleineren Bildern von Dietrich und einer Sammlung Miniaturmalereien ein. Die Werke lebender Meister befinden sich in dem mit der Gallerie verbundenen nordwestlichen Zwingerpavillon. Einen Katalog der Gemäldegallerie mit sehr belehrender historischer Einleitung bearbeitete J. Hübner (4. Aufl., Dresd. 1872). Das Museum am Zwinger enthält ferner die Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen (mehr als 350,000 Blätter von den Uranfängen der Kupferstechkunst bis auf die neueste Zeit und 370 Originalzeichnungen und Skizzen alter und neuer Meister) sowie die Sammlung der Gipsabgüsse, das sogen. Mengs'sche Museum, ebenfalls eine in ihrer Art einzige Sammlung, welche eine vollständige Geschichte der plastischen Kunst darstellt von den ältesten ägyptischen und syrischen Anfängen an bis auf die neueste Zeit. Den Stamm derselben bilden die Abgüsse, welche Raphael Mengs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von allen bedeutenden Antiken in Rom und anderen Städten Italiens machen ließ, und die für die Kunstgeschichte einen um so höhern Werth haben, als sie außer Spanien (Mengs ließ von jedem Abguß 2 Exemplare, eins für Karl III. von Spanien, das andere für sich machen) nur jedes in diesem einen Exemplar vorkommen und die Urbilder mehrerer Abgüsse sich seitdem verloren haben sollen. Später noch vervollständigt (so 1839 durch Abgüsse der sogen. Elgin Marbles, d. h. der in London befindlichen Bildwerke vom Parthenon in Athen), füllt die Sammlung jetzt, planvoll geordnet, fünf große Säle. Südöstlich vom Zwinger liegt die evangelische Hof- oder Sophienkirche (1351—57 als Klosterkirche der Grauen Brüder erbaut, 1599 von der Kurfürstin Sophie zum lutherischen Hofgottesdienst bestimmt, 1865—69 nach dem Plan des Professors Arnold im gothischen Stil umgebaut und mit zwei je 66 Meter hohen Thürmen versehen) und der Postplatz mit dem Postgebäude und v. Gutschmids Brunnen (auch »Cholerasäule« genannt), einer nach Sempers Entwurf auf Kosten des Freiherrn v. Gutschmid errichteten, 18 Meter hohen gothischen Spitzsäule von Sandstein. Zur Alten Elbbrücke zurückgekehrt, erblicken wir links das weltbekannte Helbig'sche, jetzt Wolf'sche Restaurationsetablissement mit seiner dem Elbstrom zugekehrten reizenden Façade, ersteigen dann rechts von der Brücke eine breite, 41 Stufen zählende Freitreppe, welche oberhalb und am Fuß mit vier von Professor Schilling in Sandstein ausgeführten Gruppen in überlebensgroßen Figuren, den Morgen, Tag, Abend und die Nacht allegorisch darstellend, geschmückt ist. Sie führt uns auf die ihrer Aussicht wegen berühmte Brühl'sche Terrasse, die (ursprünglich Festungswall, 1738 vom Grafen Brühl als Garten zu dem anstoßenden Brühl'schen Palais angelegt, 1814 vom Fürsten Repnin verschönert) sich über 400 Meter weit hoch am Ufer der Elbe hinzieht und mit ihren Laubgängen einen der reizendsten und großartigsten Spaziergänge darbietet. Die Aussicht auf den Strom und sein oberes, mit Dörfern, Villen und Weingärten besäetes Thal ist überaus schön. Auf der Terrasse befinden sich die Akademie der Künste, das Ausstellungslokal des Sächsischen Kunstvereins, das 1843 vom Hofbaumeister v. Wolframsdorf im Renaissancestil erbaute Café reale (ein Sammelplatz der feinen Welt), das Lokal der Dreyßig'schen Singakademie und das 1842 vom

vorgenannten Hofbaumeister im Stil des abgebrannten Hoftheaters erbaute große Restaurationsgebäude Belvedere. Mit der hintern Seite stößt die Terrasse an die Hintergebäude des ehemaligen Brühl'schen Palais, das in der Augustusstraße nahe dem Schloß liegt. Es wurde 1737 für den Minister Brühl auf der Stelle von 13 Bürgerhäusern gebaut und enthält mehrere Statuen von Matielli sowie 5 Höfe und einen ehemals prachtvollen Garten. Im Siebenjährigen Krieg bewohnte es Friedrich II., 1813 Kaiser Alexander. Im Jahr 1851 tagten darin die sogen. »freien Konferenzen«; gegenwärtig wird es von der verwittweten Königin Maria bewohnt. Am Ostende der Brühl'schen Terrasse steht die 1838—40 im orientalischen Stil von Semper erbaute Synagoge, und dieser gegenüber liegt der botanische Garten, an dessen äußerer Ecke sich das 1872 restaurirte Moritz-Monument befindet, ein über 300 Jahre altes Standbild, den Kurfürsten Moritz darstellend, wie er seinem Bruder August mit dem Kurschwert auch die Nachfolge in der Regierung übergibt.

Wir begeben uns jetzt durch den durch das Schloß führenden Tunnel (das Georgenthor) in den Kern der alten Stadt. Die Schloßgasse ist überaus belebt, die glänzenden Schaufenster und das Menschengewühl deuten auf die Großstadt. Wir gelangen zunächst auf den großen und schönen Altmarkt, das eigentliche Centrum der Altstadt, wohin alle Hauptadern des öffentlichen Verkehrs münden. An demselben steht das 1741—45 erbaute Rathhaus, das in neuerer Zeit wesentlich umgebaut und erweitert worden und in seiner jetzigen eleganten Erscheinung der Residenz zur Zierde gereicht, und unweit davon die Kreuzkirche, Dresdens erste Pfarr- und Hauptkirche, in welcher 1539 der erste lutherische Gottesdienst gehalten wurde. Zweimal durch Feuer und 1760 durch Bombardement zerstört, ward dieselbe nach dem Plan des Baumeisters Schmidt 1764—85 wieder erbaut, aber erst 1792 eingeweiht. Sie ist 63,5 Meter lang, 45 Meter breit, faßt gegen 4500 Menschen und hat einen bis zur Mitte des Kreuzes 96 Meter hohen Thurm mit schönem Geläute (von Weinhold), dessen große Glocke 100 Centner wiegt. In der östlichen Hälfte der Altstadt ist noch das Zeughaus (1559—65 erbaut, 1740 restaurirt, mit mancher militärischen Merkwürdigkeit, auch aus dem letzten deutsch-französischen Krieg) und der Neumarkt mit dem Bronzedenkmal des Königs Friedrich August II. von Hähnel und der imposanten Frauenkirche zu bemerken. Letztere wurde in jetziger Gestalt vom Rathszimmermeister George Bähr 1726—45 nach dem Muster der Peterskirche in Rom aus Sandsteinquadern erbaut und trägt eine mächtige Kuppel, ebenfalls aus Stein, die durch eine Laterne geschlossen wird und 1760 während der Belagerung durch Friedrich d. Gr. den schwersten Bomben widerstand. Die Höhe dieser Kirche beträgt 99,5 Meter; sie hat 4 Emporen, 3350 Sitze, 48 Betstübchen und eine Orgel von 6000 Pfeifen, das größte und letzte Werk Silbermanns. Kirchen zählt D. außer den Kapellen im königl. Schloß und im königl. Palais überhaupt 23: 14 evangelische, 7 römisch-katholische, eine griechisch-katholische und eine russische (seit 1874), im echt russischen Stil mit zahlreichen Kuppeln (am Ende der Reichsstraße).

Geht man zum Besuch der Vorstädte Dresdens über, so fällt zunächst in der Seevorstadt am Georg-, früher Dohnaplatz das 1864—65 nach dem Plan des Professors Arnold im gothischen Stil neu aufgeführte Kreuzschulgebäude, das städtische Gymnasium, mit prachtvoller, reich geschmückter Façade, in die Augen. Dasselbe enthält unter anderem eine schöne Aula mit trefflichen Freskomalereien von Dietrich, seine Herstellungskosten betragen 140,000 Thlr. Vor der Kreuzschule steht das nach Hähnels Modell in Bronze gegossene, über 3 Meter hohe Standbild Theodor Körners (seit 1869). Ein nicht minder großartiges und schönes Gebäude, als die Kreuzschule, ist die in der Wilsdruffer Vorstadt, an der Humboldtstraße, nach dem Plan des Stadtbaudirektors Friedrich im Renaissancestil ausgeführte Annenrealschule mit Centralluftheizung und ausgezeichneter Sommer- und Winterventilation, wie solche bisher noch in keiner Schule Deutschlands existirte. Unweit davon, an der Annenkirche, ist der Annabrunnen mit der von Henze modellirten, in Bronze gegossenen Statue der »Mutter Anna«, der Gründerin genannter Kirche, weiter westlich, an der Stiftsstraße, ein ebenfalls hervorragendes, gewerblichen Zwecken dienendes Bauwerk, der Teleskopgasometer der Altstädter Gasfabrik, bemerkenswerth, welcher, mit einem Kostenaufwand von 324,000 Mark 1869 vollendet, 15,400 Kubikmeter Gas faßt. In der von hier aus nahen Friedrichstadt sind das königl. Hebammen- und Entbindungsinstitut, ein 1869 vollendeter großer und schöner Bau, und das Stadtkrankenhaus (früher das Marcolini'sche Sommerpalais), in welchem Napoleon I. während des Waffenstillstands wohnte, mit seinen in neuester Zeit ausgeführten großartigen Erweiterungsbauten, in der Neustadt, welche zur Zeit noch die großen Kasernen für die Garnison und die sonstigen Militäretablissements besitzt, das am Albertsplatz nach dem Plan des Architekten Schreiber von einem Aktienverein erbaute, unter der Regie des königl. Hoftheaters stehende Albert-Theater sowie endlich in der Antonstadt die am Ende des Alaunplatzes gelegene Schützenkaserne für das hier garnisonirende Schützenregiment und das königl. Gymnasium auf dem Platz des frühern sogen. Schwarzen Holzhofs die bemerkenswerthesten neueren Bauwerke. — Was die nächsten Umgebungen der Stadt betrifft, so breitet sich vor der pirnaischen Vorstadt der königl. Große Garten, der Prater von D., aus, der ziemlich eine Stunde im Umfang hat und einen Flächenraum von nahezu 132 Hektar bedeckt. Er wurde ursprünglich als Fasanerie unter Kurfürst Georg II. angelegt und war ehedem mit 1500 Statuen geschmückt, von denen jetzt nur noch einige am Eingang stehen. Eine lange, schnurgerade, sehr breite Hauptallee zum Fahren und daneben zum Reiten, und eine schmale, reich beschattete für Fußgänger durchschneiden den Garten der Länge nach bis zu seiner Mitte, wo ein gegenwärtig unbewohntes Palais im Renaissancestil steht, und von da bis an sein südöstliches Ende mit stattlichem Thor. Viele Lustgänge und Fahrwege durch liebliche und düstere Baumgruppen und Baumarten sowie mit reizenden Fernsichten nach vielen Seiten hin durchziehen den Garten in den verschiedensten Richtungen. Das erwähnte Palais enthält im Parterre das Alterthumsmuseum, mit sächsischen, besonders kirchlichen, Alterthümern, und im ersten Stockwerk das Rietschel-Museum, eine fast vollständige Sammlung von Gipsmodellen der zahlreichen Schöpfungen des berühmten Dresdener Bildhauers, insbesondere auch dessen Modelle zum Luther-Denkmal in Worms. Ein Theil des Großen

Gartens ist dem Zoologischen Garten eingeräumt worden, der seit 1860 besteht und sich sowohl durch ein frisches und kräftiges Wesen seiner Thiere, wie namentlich auch durch seine dekorative Anlage unter den prächtigen alten Bäumen auszeichnet. Vor der Neu- und Antonstadt liegen stromaufwärts die vielbesuchten Restaurationen und Konzertlokale: das Lincke'sche Bad, weiterhin das Schillerschlößchen und Waldschlößchen, letzteres die älteste große Aktienbierbrauerei Dresdens, und die prachtvolle Albrechtsburg, seit 1849 Eigenthum des Prinzen Albrecht von Preußen. Stromabwärts, zunächst der Stadt, liegen die schon erwähnten Bahnhöfe und der Neustädter Kirchhof, auf welchem sich die Gräber des Sprachforschers Adelung, des Dichters Tiedge, Elisa's von der Recke u. a. und der berühmte »Todtentanz« Georgs des Bärtigen befinden. Eine halbe Stunde vor der Stadt, bei der Station Weintraube, liegt auf den Weinbergen der Vergnügungsort Paradies, mit reizender Aussicht; auf einer andern Anhöhe des Weinbergdistrikts »die Lößnitz«: das seiner Aussicht wegen berühmte Spitzhaus. In der weitern Umgebung Dresdens sind anzuführen auf dem rechten Elbufer, aufwärts von der Albrechtsburg: das Dorf Loschwitz, wo Schiller in einem kleinen Sommerhaus nahe am Weg im Sommer 1786 wohnte und den größten Theil seines »Don Carlos« dichtete; etwas weiter Wachwitz und der königl. Weinberg mit hübschem Schloß, Kapelle, Anlagen, Thiergarten &c., Hosterwitz, wo in einem isolirt stehenden Haus Weber seinen »Freischütz« und »Oberon« komponirte, und das königl. Lustschloß Pillnitz; auf dem linken Ufer, Loschwitz gegenüber, Blasewitz, durch die »Gustel von Blasewitz« bekannt, mit einer Schiller-Linde und seit 1859 einem Denkstein des Dichters. Etwa ½ Stunde südlich von der Stadt, oberhalb der großen Gartenrestauration »Bergkeller«, liegt das Dorf Räcknitz, mit dem Denkmal Moreau's, dem hier 27. Aug. 1813 die Beine weggeschossen wurden, unfern davon Zschärtnitz, welches eine der schönsten panoramaartigen Ansichten von D. und den Weinbergen ober- und unterhalb der Stadt bietet; weiter landeinwärts die Goldene Höhe und in südwestlicher Richtung vor der Stadt die bedeutenden Aktienbierbrauereien und Bierwirtschaften »Feldschlößchen«, »Plauen'scher Lagerkeller«, »Reisewitzens« mit schönem Park und der »Felsenkeller« im Plauen'schen Grund. — Von Dresdens Kirchhöfen sind noch besonders zu erwähnen der Eliaskirchhof, an der großen Ziegelstraße, mit dem Grab des Oberhofpredigers v. Ammon; der umfangreiche Trinitatiskirchhof seitwärts der Blasewitzer Straße, auf welchem der 1838 verstorbene russische Major v. Olsufieff, durch seine Stiftungen ein Wohlthäter Dresdens, die Schröder-Devrient, der »Orgelkönig« Johann Schneider und Bildhauer Rietschel ruhen; der Neue Annenkirchhof an der Chemnitzer Straße mit den Gräbern der großen Schauspieler Bogumil Dawison und Emil Devrient und des verdienten Ministerialdirektors Weinlig (gest. 1873), und der katholische Kirchhof in der Friedrichstadt, auf dem die Maler Casanova und Gerhard v. Kügelgen, der Schriftsteller Friedrich v. Schlegel und seit 15. Dec. 1844 auch die aus London hierher geschafften Ueberreste Karl Maria v. Webers ruhen.

Für die Pflege des wissenschaftlichen Lebens sowie für Erziehung und Unterricht sorgen zahlreiche treffliche Lehranstalten, vor allem die königl. polytechnische Schule (Hochschule, seit 1828), die Kreuzschule (städtisches Gymnasium, seit dem 13. Jahrh. als Schule bestehend, seit 1539 protestantisch), das königl. Gymnasium in der Neustadt (Ostern 1874 eröffnet), das mit dem Blochmann'schen Institut vereinigte Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium (seit 1861, ursprünglich schon 1638 gestiftet); 2 städtische Realschulen (die Neustädter seit 1851, 1539 als lateinische Schule von Heinrich dem Frommen gegründet, und die Annenrealschule seit 1850, als Chorschule schon 1579 gegründet), die Rathstöchterschule, 20 städtische evangelische Volksschulen (5 Bürger-, 10 Bezirks- und 5 Gemeinde- oder Armenschulen) und 5 öffentliche katholische Schulen; die Handelslehranstalt, die Gewerbschule, die Ehrlich'sche Gestiftsschule, die israelitische Religionsschule, 2 Schullehrerseminarien (das Friedrichstädter seit 1785 mit Proseminar, das freiherrlich v. Fletcher'sche seit 1825) und eine große Anzahl zum Theil tüchtiger Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten (Albani's Institut seit 1858, Böhme's Lehr- und Erziehungsanstalt seit 1868, Hillwigs Erziehungsanstalt u. a.); ferner mehrere Privatinstitute zur Vorbereitung für den Militärdienst, ein Konservatorium für Musik (Pudor'sches), eine Lehranstalt für Tonkunst (Tröstler'sche) und seit 1874 die Gartenbauschule der Gesellschaft »Flora« (früher Gartenbauschule des Landwirtschaftlichen Kreisvereins). Die chirurgisch-medicinische Akademie wurde 1862 geschlossen. Endlich befinden sich in D. ein Taubstummeninstitut, die königl. Landesblindenanstalt, die königl. Schule für Modelliren, Ornamenten- und Musterzeichnen, die königl. Baugewerken- und die Thierarzneischule, die königl. Turnlehrerbildungsanstalt, eine Kriegsschule (Kadettenhaus) und ein botanischer Garten. Die 1764 eröffnete Akademie der Künste beschränkt ihren Unterricht auf die zeichnenden Künste und das Modelliren und ist seit 1819 mit einer Bauschule vereinigt. Eine der trefflichsten Kunstanstalten ist die bereits von August II. gegründete, seitdem durch große Meister (Hasse, Naumann, Paër, Weber, Reissiger, Wagner) berühmt gewordene, mit dem Hoftheater verbundene Kapelle, die gegenwärtig unter den Kapellmeistern Rietz, Krebs und Schuch steht. Die vor Zeiten berühmte Italienische Oper erlitt 1831 einige Beschränkungen und ward 1833 gänzlich aufgehoben. Außer dem Hoftheater besitzt D. an Theatern noch das Residenztheater (früher Herminia-Theater, für Volksstücke, Possen &c.), das Nesmüller'sche Sommertheater und das Albert-Theater. Unter den wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen sind zu erwähnen: die Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinische deutsche Akademie der Naturforscher (1652 in Wien gegründet, 1677 zur Reichsakademie erhoben, seit December 1862 nach D. verlegt), die 1764 gestiftete Oekonomische Gesellschaft, die Mineralogische Gesellschaft (seit 1816), der Landwirtschaftliche Hauptverein für Sachsen, die Bibelgesellschaft (seit 1814) und der Missionsverein (seit 1819), der Alterthumsverein (seit 1824), der Pädagogische Verein (seit 1833), der Gewerbverein (seit 1834), mehrere Turnvereine, die »Isis«, Gesellschaft für Naturkunde (1834 gegründet), die Gesellschaft für Botanik und Zoologie, mehrere Gartenbauvereine, der Verein für Erdkunde, ein Handelswissenschaftlicher Verein, ein Arbeiterbildungs- und ein Arbeiterfortbildungsverein, ein Frauenbildungsverein, mehrere Militärvereine und Schützengesellschaften, ein Ingenieur- und Architekten-, Gärtner-

und Kunstverein, ein Literarischer, Künstler- und Tonkünstlerverein und zahlreiche Gesangvereine, ein Verein zum Schutz der Thiere (1839 gegründet) u. a. D. ist Sitz der Oekonomischen Gesellschaft des Königreichs Sachsen (seit 1815), des königl. Stenographischen Instituts und mehrerer Stenographenvereine, der Tiedge-Stiftung (1841 gegründet zum Zweck der Unterstützung bedürftiger Dichter, Musiker und bildender Künstler und deren Wittwen und Waisen, Gesammtkapital 561,000 Mark), der Serre'schen Zweig-Schiller-Stiftung (Kapital 1,011,000 Mark), einer Sektion des Deutschen Alpenvereins (seit 1873), des Albert-Vereins (s. d.), ferner von 3 Freimaurerlogen und 3 Logen der Sonderbaren Brüder (Zweigen des in Amerika bestehenden Ordens der Odd fellows).

Von den zahlreichen und trefflichen **Wohlthätigkeitsanstalten** der Stadt sind außer dem schon früher erwähnten Stadtkrankenhaus zu nennen: der 1803 gegründete »Verein zu Rath und That«, die Hohenthal'sche Versorganstalt, das katholische Krankenstift, die evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt (1844 errichtet), der Frauenverein und der Hülfsverein (seit 1848), das Asyl für Obdachlose (seit 1872), das städtische Versorghaus und das Asyl für Sieche, das vereinigte Frauenhospital, das Bürgerhospital, das Rathswaisenhaus, eine allgemeine städtische Arbeitsanstalt, Kinderpfleg- und Kinderbewahranstalten sowie das städtische Leihhaus (seit 1768), die städtische Sparkasse und die Johann Meyer'sche Stiftung zu Herstellung von Arbeiterwohnungen mit einem Grundkapital von 300,000 Mark. Das **litterarische** und **artistische** Treiben in D. wird durch 60 Buchhandlungen und Verlagsexpeditionen, 13 Kunst- und Musikalienhandlungen, ein literarisches Museum, zahlreiche Buch- und Steindruckereien und photographische Anstalten unterstützt. Eine sehr ausgebreitete **Gasbeleuchtung** hat D. bereits seit 1828; gegenwärtig sind 4172 öffentliche Flammen in Betrieb, außerdem geben die beiden städtischen Gasfabriken zum Privatgebrauch ca. 80,000 Flammen ab. Das der Stadt zugeleitete **Röhrwasser** wird zur Zeit in sandsteinernen Röhren dem auf dem linken Elbufer gelegenen Stadttheil theils und hauptsächlich aus der Weißeritz, theils aus dem hinter Leubnitz befindlichen sogen. heiligen Brunnen, der Neu- und Antonstadt aus dem Oberfischmannsteich in der Dresdener Heide zugeführt; im Frühjahr 1875 wird das vom Oberingenieur Salbach am Elbufer unterhalb der »Saloppe« (in der Nähe der erwähnten Albrechtsburg) ausgeführte großartige neue Wasserwerk, welches durch Sammelbassins mit Sickeranlagen gewonnenes, in eisernem Rohrnetz geleitetes vortreffliches Nutz- und Trinkwasser in ausgiebigster Weise zu liefern verspricht, in vollen Betrieb gesetzt werden. Seine Herstellungskosten werden die Höhe von nahezu 7,800,000 Mark erreichen.

Die **industrielle** und **kommercielle** Thätigkeit Dresdens ist nicht unbedeutend, namentlich hat sie sich in neuerer Zeit sehr gehoben. Der Verkehr ist durch die hier zusammentreffenden vier verschiedenen Eisenbahnen (Leipzig-Dresdener, Dresden-Görlitzer, Dresden-Bodenbacher, Dresden-Chemnitzer Bahn), zu denen 1875 noch eine fünfte, die Dresden-Berliner, kommen wird, die Elbschiffahrt, Elbdampf- und Kettenschleppschiffahrt sowie durch den ganz außerordentlichen Zusammenfluß von Fremden, für welche D. vermöge seiner lieblichen Lage und reichen Kunstschätze unwiderstehliche Anziehungskraft besitzt, außerordentlich belebt. Hervorzuheben sind als blühende Industriezweige Dresdens: die Strohhut-, Kunstblumen- und Federschmuckmanufaktur, die Brauerei, die Kunstgärtnerei, die Fabrikation von physikalischen Instrumenten, Chemikalien, Parfümerien und künstlichen Mineralwässern (Dr. Struve's berühmte Anstalt), von Leder und Lederwaaren, Handschuhen, Regenschirmen, Lampen, Kämmen und Gummiwaaren, die Droguenappretur, die Eisenindustrie, die Buchdruckerei, die Cigarren-, Chokoladen-, Tapeten-, Spielkarten-, Kunstmöbel-, Siderolith-, Thon- und Fayencewaarenfabrikation, der Pianofortebau, die Färberei, Glockengießerei, Gold- und Silberwaaren-, Sprit-, Seifen- und Nähmaschinenfabrikation, der Dampfschiff- und Maschinenbau, die Kammgarnspinnerei. An kommerciellen Anstalten und Vereinen besitzt D. eine Fonds-, eine Produkten- und eine Baubörse, 5 große auf Aktien gegründete Banken (darunter die Sächsische Bank, 1865 neu gegründet, mit einem eingezahlten Stammkapital von 5 Mill. Thlr.), 4 Filialen auswärtiger Bankinstitute und über 40 Bank- und Wechselgeschäfte. Ferner hat hier eine bedeutende Anzahl von Aktiengesellschaften ihren Sitz, unter anderen der Hainichener und Potschappeler Steinkohlenbauverein, die Aktienbierbrauereien zum Waldschlößchen, Feldschlößchen, Felsenkeller, zu Reisewitzens und zum Plauen'schen Lagerkeller, das Hofbrauhaus, Gambrinus und die erste Kulmbacher Exportbierbrauerei, die Dresdener, Lockwitzer, Köttewitzer und Thode'sche Papierfabrik (zu Hainsberg), der Aktienverein für Fabrikation moussirender Weine in Niederlößnitz, für das Albert-Theater, den zoologischen Garten, den Düngerexport; endlich 5 große Baugesellschaften, die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrts-, Elbdampfschiffahrts-, Kettenschleppschiffahrts- und Frachtschiffahrtsgesellschaft. Den Verkehr innerhalb der Stadt und ihren Umgebungen vermitteln 430 Droschken, 120 Fiaker, eine große Anzahl Omnibus, das Raths- und Hofchaisenträgerinstitut und die Pferdeeisenbahn zwischen Blasewitz, D. und Plauen. Als **Wahrzeichen** der Stadt gilt das an einem Brückenbogen der alten Elbbrücke sichtbare »Brückenmännchen«, welches den Erbauer der Brücke, Matthias Fotius oder Photius, darstellen soll.

Die **Kreishauptmannschaft** (Regierungsbezirk) D., welche den Kern des Sandsteingebirges der Sächsischen Schweiz nebst dem erzreichsten Theil des Erzgebirges umfaßt, zerfällt in die Amtshauptmannschaften D., Meißen, Freiberg und Pirna und enthält 4345 QKilom. (78,9 QM.) mit (1871) 677,671 Einw. (8587 auf 1 QM.).

Geschichte. Dresdens Ursprung fällt in die Zeit zurück, wo die Sorben in dieser vor 900 Jahren noch mit dichtem Wald bedeckten Gegend feste Wohnsitze suchten. Der Name wird gewöhnlich von dem wendischen »**Trasi**« (Fähre) oder auch von dem ebenfalls wendischen »**Drozdzin**«, d. i. Trotzer oder Trotzburg, abgeleitet, was auf einander gegenüber liegende Flußbefestigungen hindeuten würde. Auf dem linken Ufer deuten Ostra (Ostrow), Poppitz, Fischersdorf, der Taschenberg und Elbberg auf den frühesten Ursprung der Stadt zurück. Nachdem König Heinrich I. um 922 die Slawen unterworfen hatte und Meißen Sitz eines Markgrafen und eines Bischofs geworden war, trat auch D. unter die Pflege deutscher und christlicher Kultur; aber erst der zweite erbliche Markgraf, Otto der Reiche, der durch die Entdeckung der Freiberger Bergwerke reichliche Mittel gewonnen hatte, die Kultur und politische Bedeutung seines Landes zu fördern, scheint der neuen Stadt seine besondere Aufmerksamkeit

zugewendet zu haben. Man sagt von ihm, daß er die erste markgräfliche Burg in D. erbaut und den Bau der steinernen Brücke fortgeführt habe. Die älteste Kirche des Orts, »Zu unserer lieben Frauen«, war mit ihrem wunderthätigen Marienbild, wie später die Kreuzkirche, mit einem Splitter vom heiligen Kreuz, schon frühzeitig der Zielpunkt zahlreicher Wallfahrten. Otto's Sohn, Markgraf Dietrich von Meißen, hatte in D. bereits zeitweilig seine Residenz; denn aus seiner Zeit stammen die ältesten Urkunden von 1206, 1215 und 1216, in welchen wir D. überhaupt zuerst und zugleich als zeitweilige Residenz des Markgrafen und besonders als Stadt (civitas) erwähnt finden. Erst von dieser Zeit an läßt sich die Geschichte der Stadt hinsichtlich der Begründung und Entwickelung ihrer bürgerlichen und geistlichen Verhältnisse auf urkundlichem Weg verfolgen. Dietrichs Sohn und Nachfolger, Heinrich der Erlauchte, hatte in der alten markgräflichen Burg am Taschenberg vorzugsweise seinen Wohnsitz. Die Entwickelung der Stadt beschränkte sich vorzugsweise auf den auf dem linken Ufer gelegenen Stadttheil, der, obgleich von geringem Umfang, schon jetzt mit Mauern und Gräben umgeben war, während Altdresden am rechten Ufer (die jetzige Neustadt) in der Entwickelung zurückblieb. Nach Heinrichs Tode (1288) kam bei der Theilung des Landes unter seine Erben Stadt und Pflege D. an seinen jüngsten Sohn, Friedrich den Kleinen, der, vor den Streitigkeiten und Erbansprüchen seiner Stammesgenossen bei dem mächtigsten Nachbar Schutz suchend, kaum ein Jahr nach dem Tod seines Vaters sein Gebiet an den böhmischen König Wenzel verkaufte, ohne deshalb seinen Wohnsitz und seine Hofhaltung in D. aufzugeben. Nach seinem Tod fiel D. und das dazu gehörige Gebiet infolge des Kriegs, in welchen Friedrichs Neffe und Erbe, Friedrich der Gebissene, mit Brandenburg verwickelt gewesen war, an den Markgrafen Woldemar von Brandenburg, nach dessen Tod 1319 jedoch das ganze Land, das Heinrich der Erlauchte zusammengebracht hatte, wiederum an Friedrich den Gebissenen kam, der aber, als Landgraf von Thüringen, vorzugsweise auf der Wartburg Hof hielt. Unter den folgenden Markgrafen erfreute sich die Stadt einer fortschreitenden Entwickelung, trotz der vielfachen inneren und äußeren Anfechtungen und Unfälle, worunter besonders Pest und Krieg und 1429 die Einäscherung eines großen Theils der Stadt durch die Hussiten zu erwähnen sind. Bei der Theilung Sachsens zwischen Ernst und Albert 1485 kam D. an letztern und blieb seitdem ununterbrochen Residenz der sachsen-albertinischen Linie. Am 15. und 16. Juni 1491 wurde der größte Theil der Stadt ein Raub der Flammen. Durch Alberts Sohn, Herzog Georg den Bärtigen, wurden 1521—28 die Befestigungen verstärkt und ward 1534—37 das Georgenschloß erbaut. Sein Nachfolger Heinrich der Fromme führte 1539 hier die Reformation ein. Kurfürst Moritz, Sohn und Nachfolger des letztern, gab den Festungswerken der Altstadt eine andere Gestalt, legte die Moritzstraße an und sorgte für eine zweckmäßige Verwaltung der Stadt. Sein Bruder und Nachfolger August ließ das Straßenpflaster anlegen, die Kreuzschule, die Annenkirche, das Zeughaus, den Jägerhof nebst vielen anderen öffentlichen Gebäuden erbauen und wurde der Gründer der Bibliothek und der meisten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Unter Johann Georgs I. Regierung litt D. während des Dreißigjährigen Kriegs ungemein durch Pest und Theuerung. Um diese Zeit wurde auch die Stadt am rechten Ufer befestigt. Der prachtliebende Johann Georg II. that viel, um seiner Residenz einen größern Glanz zu verschaffen. Aber ihre glänzendste Periode begann mit der Regierung Friedrich Augusts I. (Augusts II., 1694—1733). Das 1685 abgebrannte Altdresden wurde nach einem großartigen Plan wieder aufgebaut und von da an Neustadt-D. genannt. Es erhoben sich das Blockhaus, die Ritterakademie, die Kaserne, das Japanische Palais, die Zwingergebäude, die Neustädter Kirche, die jetzige Frauenkirche u. andere hervorragende Bauwerke; auch die Kunstsammlungen sowie die Bibliothek erhielten die werthvollsten Bereicherungen. Friedrich August II. (III., 1733—63) vollendete mehrere vom Vater angefangene Gebäude und ließ 1739—54 die prächtige katholische Hofkirche erbauen. Nachdem die Preußen im österreichischen Erbfolgekrieg, nach der Schlacht von Kesselsdorf (15. Dec. 1745), D. erobert hatten, kam hier der Friede zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen 25. Dec. 1745 zu Stande. Der Siebenjährige Krieg brach Dresdens Blüte auf längere Zeit. Friedrich II. nahm bei Pirna die sächsische Armee gefangen und rückte 9. Sept. 1756 in D. ein. Als sich anfangs November 1758 die Reichsarmee und die österreichische Hauptarmee unter Daun D. näherten, ließ der preußische Gouverneur, Generalleutnant Graf v. Schmettau, die Pirnaische wie später (1759) auch die Wilsdruffer Vorstadt abbrennen. Nach der Schlacht bei Kunnersdorf erschienen die feindlichen Truppen 26. Aug. 1759 vor D., verdrängten die Preußen zunächst aus der Neustadt und nahmen nach einer von diesen 4. Sept. geschlossenen Kapitulation Besitz von der ganzen Stadt. Die härtesten Leiden aber trafen die Stadt bei der erfolglosen Belagerung und dem Bombardement durch die Preußen unter Friedrich d. Gr. selbst (Juli 1760), wobei die Kreuzkirche nebst zwei anderen Kirchen und über 400 Häuser in Trümmer sanken. Unter der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Xaver (1763—68) wurde die Stadt jedoch nicht nur wieder hergestellt, sondern auch sehr bedeutend erweitert und 1764 die Akademie der Künste gegründet. Friedrich August III. (als König von Sachsen Friedrich August I., 1768—1827) brachte zur Vollendung, was der Vormund begonnen. Doch konnte sich die Stadt nur langsam erholen, denn 1771—73 richteten Hungersnoth und 1784 und 1799 Ueberschwemmungen großen Schaden an. Die französische Revolution führte viele Emigranten nach D., noch mehr aber die letzte Theilung Polens. Als die sächsischen Truppen 14. Okt. 1806 mit in das Unglück von Jena verwickelt worden waren, besetzte der französische General Thiard 25. Okt. D.; doch ward es 20 Dec., nachdem der Kurfürst dem Rheinbund beigetreten war und die Königswürde angenommen hatte, sächsische Königsstadt. Während des Kriegs mit Oesterreich 1809 war D. eine Zeitlang von den Oesterreichern besetzt. Im Jahr 1810 begann man mit Abtragung der Festungswerke, doch ward diese Arbeit beim Ausbruch des russisch-französischen Kriegs unterbrochen. Vom 16.—28. Mai 1812 fand in D. eine glänzende Zusammenkunft Napoleons, des Kaisers von Oesterreich, des Königs von Preußen und verschiedener anderen Fürsten statt, und die Heere von beinahe ganz Europa zogen durch D. als Bundesgenossen Napoleons. Im Jahr 1813 war die Stadt ein Hauptpunkt der Operationen Napoleons, der sich hier an beiden Ufern des Elbstroms mit seinem ganzen Heer aufgestellt und Pirna, den Lilienstein, den Königstein und Stolpen in seine Berechnungen gezogen hatte, so daß die Gegend einem großen

verschanzten Heerlager glich. Der König von Sachsen hatte D. 25. Febr. 1813 verlassen, als 7. März eine aus Franzosen und Sachsen bestehende, höchstens 3500 Mann starke Heeresabtheilung, auf dem Rückmarsch aus Polen, von russischen Truppen gedrängt, unter General Regnier in D. einzog. Am 13. März rückte der Marschall Davoust mit 12,000 Mann von Meißen nach D. vor und übernahm daselbst den Oberbefehl. Da vor der Neustadt bereits Scharmützel mit Kosaken stattgefunden hatten, ließ der Marschall 19. März einen Pfeiler und zwei Bögen der Elbbrücke sprengen und zog mit seinen Truppen ab; der General Durutte blieb mit 3000 Mann zurück. Schon am 22. mußte die Neustadt einer Kosakenabtheilung übergeben werden. Auch Durutte verließ nun D., und noch an demselben Abend rückte ein kleiner Haufen Fußvolk von der Heeresabtheilung Winzingerode's in die Altstadt ein, worauf die Russen unter- und oberhalb der Stadt Brücken schlugen. Blüchers Armee ging bis zum 16. April bei D. über die Elbe, die zweite russische Armee unter Miloradowitsch schloß sich an, und am 24. hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Truppen ihren Einzug in D., von wo sie am 30. zur Schlacht von Lützen abgingen. Nach derselben zogen sich seit dem 4. Mai die Heere der Verbündeten über D. und Meißen auf das rechte Elbufer. Am 8. Mai hielten die Russen nur noch die Neustadt besetzt, während das französische Heer unter Napoleon in die Altstadt einrückte. Auf beiden Ufern ward an diesem und am folgenden Tag heftig gefeuert, besonders am untern Elbufer, wo die Franzosen eine Brücke schlagen wollten. Am 10. früh zogen sich die Verbündeten nach Bautzen zurück, und die Franzosen folgten ihnen. Am 12. Mai kehrte der König wieder nach D. zurück. Die Franzosen befestigten nun die Neustadt, und als im August nach der Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich der Krieg von neuem ausbrach, blieb D. der Mittelpunkt der Bewegungen der französischen Armee und war 26. und 27. Aug. den Angriffen der böhmischen Armee ausgesetzt (*Schlacht bei D.*). Da aber der Hauptangriff auf die nur mit 30,000 Mann besetzte Stadt nicht am 25., sondern am 26. erfolgte, so daß Napoleon Zeit hatte, von seiner schlesischen Expedition noch rechtzeitig am 26. vormittags zurückzukehren, größere Truppenmassen in die Stadt zu werfen und selbst die Leitung der Vertheidigungsoperationen zu übernehmen, so war der günstigste Moment verpaßt und die Franzosen gerettet. Schon hatten sämmtliche Garden und die Reiterei unter Latour-Maubourg die Elbe passirt, als nachmittags um 4 Uhr die Verbündeten in sechs Heerhaufen unter fortwährendem Geschützdonner vor die Stadt rückten, nachdem die ersten Kämpfe schon morgens 5 Uhr begonnen hatten. Nach 6 Uhr waren die Preußen bis in die Pirnaische Vorstadt eingedrungen, die Schanze vor dem Freiberger Schlag war von den Oesterreichern genommen und das weit stärkere Werk vor dem Moczinski'schen Garten von einem ungarischen Regiment erstürmt worden. Da unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Aus dem Rückhalt stürmten die Garden mit 16 Kanonen hervor und trieben die Preußen aus der Vorstadt zurück; auch das Werk vor Moczinski's Garten war gegen 7 Uhr wieder genommen. Bei Einbruch der Nacht zogen die Verbündeten in ihre vorige Stellung auf den Anhöhen zurück; die Franzosen aber lagerten sich vor den Schlägen und in den Vorstädten. Vergebens griff am Morgen des 27. Aug. Napoleon wiederholt das Mitteltreffen der Verbündeten auf den Höhen von Zschärtnitz und Räcknitz, wo Moreau tödtlich verwundet wurde, an, und gegen 10 Uhr wandte er sich gegen den rechten Flügel, welcher aus Russen und Preußen bestand. Endlich gelang es dem König von Neapel, den linken Flügel der Verbündeten, welcher sich von Döltzschen an der westlichen Thalwand des Plauen'schen Grundes bis gegen Gorbitz an der Heerstraße nach Freiberg ausdehnte, völlig zu umgehen, indem er mit dem Armeekorps Victors und der Reiterei unter Latour-Maubourg gegen Mittag aus dem Engpaß von Cotta und dem Zschoner Grund bei Pennerich hervorbrach. Die Alliirten verloren über 10,000 Mann Gefangene, darunter General Mezko. Auf die Nachricht, daß Vandamme, der am 25. bei Königstein über die Elbe gegangen war, gegen Pirna vorbringe und die Verbindung mit Böhmen bedrohe, traten die Alliirten in der Nacht vom 27. auf den 28. den Rückzug an. Sie hatten im ganzen gegen 30,000 Mann verloren; aber auch die Franzosen zählten an Verwundeten allein mehr als 10,000 Mann. Blüchers unerwarteter Uebergang 3. Okt. über die Elbe bei Wartenburg zur Vereinigung mit der Nordarmee und das Heranrücken des böhmischen Heers über Chemnitz rc. entschied endlich auch Napoleons Abzug aus D. Er verließ mit dem König von Sachsen die Stadt 7. Okt. früh; in und um D. blieb eine Heeresmacht von einigen 30,000 Mann unter Gouvion St.-Cyr und dem Grafen Lobau zurück. Die Stadt, zuerst nur von einer kleinen Heeresabtheilung beobachtet, wurde nach der Schlacht bei Leipzig durch den österreichischen General Klenau blokirt. Mangel an Lebensmitteln und heftig auftretende Fieber nöthigten St.-Cyr, nachdem ein Versuch, sich durchzuschlagen, 6. Nov. gescheitert war, zur Kapitulation. Klenau bewilligte 11. Nov. freien Abzug gegen Auslieferung der Waffen und gegen das Versprechen, daß die ganze Mannschaft 6 Monate lang nicht gegen die Verbündeten diene. Die Kapitulation wurde indeß von dem Fürsten von Schwarzenberg verworfen, und St.-Cyr und Lobau nebst 30 anderen Generälen, 1759 Officieren und 33,744 Mann wurde, als sie schon auf dem Marsch waren, nur die Wahl gelassen, entweder nach D. zurückzukehren und dort ihre Waffen wieder zu empfangen, oder sich sofort kriegsgefangen zu ergeben. Sie wählten das letztere und wurden nach Mähren und Ungarn abgeführt. Nun rückten die Russen unter dem General Gouriew in die Stadt, und D. ward 17. Nov. der Sitz der russischen Landesverwaltung unter dem Fürsten Repnin, bis es 8. Nov. 1814 dem preußischen Gouverneur und Minister von der Reck übergeben wurde. Nach dem Frieden und unter der Pflege des 7. Juni 1815 in sein Land zurückgekehrten Königs Friedrich August gewann D. allmählich ein immer freundlicheres Ansehen, besonders infolge der Abtragung der Festungswerke, die seit 1817 wieder in Angriff genommen ward. Unter der Regierung des Königs Anton (1827—36) wurde die Gasbeleuchtung eingeführt, die Stadtpost errichtet, die Kavalleriekasernen in der Neustadt, die Hauptwache, das neue Posthaus in der Altstadt und die Weißeritzbrücke in der Friedrichstadt erbaut. An neuen wissenschaftlichen Anstalten entstand unter König Anton (1828) die technische Bildungsanstalt (Polytechnikum). Die Erweiterung der Stadt auf der Neustädter Seite ward 1835 zu einem vierten Stadttheil unter dem Namen Antonstadt vereinigt und mit Stadtgerechtigkeit versehen. Der 9. Sept. 1830 ausgebrochene Aufstand hatte für die Stadt insbesondere die

Umgestaltung der Polizei und die Einführung der Städteordnung zur Folge. Auch unter der Regierung des Königs Friedrich August II. (1836—54) ward D. erweitert und verschönert, namentlich durch das neue Theater, das 21. Sept. 1869 ein Raub der Flammen wurde, das königl. Orangeriegebäude und das Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse. Im Jahr 1845 erlitt die Elbbrücke durch eine Ueberschwemmung bedeutende Beschädigung. Ueber den zunächst infolge der Ablehnung der deutschen Reichsverfassung seitens des Königs von Sachsen 3. Mai 1849 hier ausgebrochenen Aufstand und Barrikadenkampf, der endlich am 9. von sächsischen und preußischen Truppen unterdrückt wurde, s. Sachsen, Geschichte. Den in diesem Kampf gefallenen Kriegern wurde 9. Juli 1850 auf dem Neustädter Kirchhof ein Denkmal errichtet. Vom 23. Dec. 1850 bis 15. Mai 1851 fanden hier Ministerkonferenzen der deutschen Staaten statt. Unter der Regierung des Königs Johann (1854—73) hat D. hinsichtlich seiner innern und äußern Entwickelung und Verschönerung einen bedeutenden Aufschwung genommen. Das Innere der Stadt ist durch zahlreiche Neubauten verschönert worden, und mit dem schnellen Wachsthum der Bevölkerung Schritt haltend, streben die Vorstädte mit ihren Villen immer mehr einer engern Verbindung mit den nächstliegenden Ortschaften entgegen. Die Ereignisse des Jahres 1866, wo D. von Seiten Preußens als strategischer Punkt mit einem starken, die weitere Entwickelung ernstlich bedrohenden Schanzengürtel umgeben wurde, der in neuester Zeit seinen bedenklichen Charakter wieder verloren hat, haben dieses Aufblühen nur auf kurze Zeit zu hemmen vermocht. Vgl. Hasche, Diplomatische Geschichte Dresdens ꝛc. (Dresd. 1810—19, 4 Bde.); Klemm, Chronik der Stadt D. (das. 1833—37, 2 Bde.); M. B. Lindau, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt D. (das. 1857—61, 2 Bde.); Aster, Schilderung der Kriegsereignisse in und vor D. (das. 1844); Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813 (das. 1815, 3. Aufl. 1840); Darstellung der Ereignisse in D. im Jahr 1813, von einem Augenzeugen (W. A. Lindau, das. 1816); Gottschalck, D. und seine Umgebungen (11. Aufl., das. 1873); über den Maiaufstand: Waldersee, Der Kampf in D. im Mai 1849 (Berl. 1849); Montbé, Der Maiaufstand in D. (Dresd. 1850).

Dresden, 1) hübsche Stadt in der engl. Grafschaft Staffordshire, dicht bei Longton gelegen, als dessen Vorstadt es gelten kann, mit (1871) 2805 Einw. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Ohio, Grafschaft Muskingum, am Muskingumfluß, der von hier an schiffbar ist, und dessen Wasser zahlreiche Mühlen treibt, mit (1870) 1450 Einw. Sehr reiche Eisen- und Kohlengruben in der Nähe.

Dressiren (franz.), abrichten, einschulen, einüben; zurichten, zustutzen; Dressūr (franz.), Abrichtung von Thieren, besonders der Pferde (s. Pferd) und der Hunde (s. Hund); sonst militärisch auch für Rekrutenausbildung gebräuchlich. Dressoir (spr. -ssoahr), Anrichte-, Schenktisch.

Dreux (spr. dröh), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Eure-et-Loire, an der Eure und der französischen Westbahn, nördlich von Chartres, hat eine schöne dreischiffige Kirche aus dem 16. Jahrh. (St. Pierre), Färbereien, Wollstrumpf- und Hutfabrikation, bedeutende Gerbereien und (1872) 7418 Einw. Dabei auf einem Hügel die Ruinen vom Schloß der alten Grafen von D., auf dessen Plattform sich die Grabkapelle des Hauses Orléans (durch die Mutter Ludwig Philipps 1815 gegründet, von letzterem vollendet) befindet. D. ist das Durocasses (Drocä) der Alten und war eine Stadt der Karnuter in Gallia lugdunensis und Sitz der allgemeinen jährlichen Versammlungen der Gallier. Später wurde es königliches Besitzthum, bis Ludwig der Dicke es seinem Sohn Robert als Grafschaft übergab, die nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen desselben 1378 an den König verkauft ward. Hier 19. Dec. 1562 Schlacht zwischen den (siegreichen) Katholiken und den Hugenotten, in welcher Prinz Condé gefangen genommen wurde. Im Jahr 1593 wurde D. von Heinrich IV. nach 18tägiger Belagerung erobert. Am 17. Nov. 1870 blutiges Gefecht zwischen den Deutschen (17. Infanteriedivision von der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg) und Franzosen, welches mit der Einnahme der Stadt durch die ersteren endete. Die Gefahr des von den letzteren beabsichtigten Angriffs auf Versailles war dadurch beseitigt.

Drewes, Lebrecht, Dichter, geb. 12. Sept. 1816 zu Hamburg, studirte in Jena und Heidelberg die Rechte, lebte dann als Advokat in seiner Vaterstadt, wo er ein Journal: »Neue Hamburgische Blätter«, redigirte. Nachdem er 1846 zur katholischen Kirche übergetreten war, verließ er Hamburg und ließ sich in Feldkirch in Vorarlberg nieder, wo er 10. Dec. 1870 starb. Seine älteren Dichtungen: »Lyrische Anklänge« (Altenb. 1837), »Vigilien, nächtliche Lieder« (Bonn 1839), »Der Lebensretter«, ein Lustspiel (1841, Halle 1868), »Schlichte Lieder« (Hamb. 1843), »Lieder eines Hanseaten« (Wesel 1843), zeigten ihn als romantisch gestimmte lyrische Natur, die sich vor allen J. v. Eichendorff zum Muster nahm. Eichendorff gab dann auch die beste Sammlung von D.' »Gedichten« (Berl. 1849; 3. Aufl., Halle 1870), in denen er als der frischeste, unverkünsteltste und innigste aller Nachromantiker, als echter Schüler Eichendorffs erschien. Als Früchte seiner Konversion sind nächst einer »Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona« (2. Aufl., Schaffh. 1866), »Annuae missionis Hamburgensis a 1589 ad 1781« (Freiburg 1867) und die »Lieder der Kirche, deutsche Nachbildungen altlateinischer Originalien« (Schaffh. 1846, 2. Aufl. 1868) zu betrachten.

Drevet (spr. drewä), franz. Kupferstecherfamilie. Pierre, der Vater, geb. 1664 zu St. Columbe bei Lyon, Schüler Germain Audrans, lebte meist in Paris und starb 1739. Er war namentlich im Stich von Porträts ausgezeichnet. Sein Sohn Pierre Imbert, geb. 1697 zu Paris, gest. 1739 daselbst, lernte bei seinem Vater, den er indeß weit übertreffen sollte. Besonders berühmt ist er in seinen Bildnissen, bei denen er die verschiedensten Stoffe ꝛc. auf das charakteristischste durchzubilden verstand; wunderbar ist namentlich sein Blatt: Bossuet, in ganzer Figur stehend, nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud. Doch sind auch seine Historien, die er nach den gleichzeitigen französischen Malern, wie Coypel, A. Dieu, Restout, Andray, L. de Boullogne ausführte, vortrefflich. Claude D., geb. 1710 zu Lyon, gest. 1782 zu Paris, sein Neffe und Schüler, zeichnete sich gleichfalls im Porträt aus, ohne jedoch seinen Oheim zu erreichen.

Drewenz, Nebenfluß der Weichsel in der preuß. Provinz Preußen, entspringt auf der Platte von Hohenstein unweit des Dorfes Dröbnitz, fließt bei Osterode in den 12 Kilom. langen Drewenzsee

(103 Meter ü. M.) und nach dem Austritt aus demselben in südwestlicher Richtung über Straßburg zur Weichsel, in welche sie nach einem Laufe von 238 Kilom. mit großer Wasserfülle (flößbar, aber nicht schiffbar) bei Zlotterie oberhalb Thorn mündet. Vom Drewenzsee besteht eine schiffbare Verbindung mit Elbing durch den Elbing-Oberländischen Kanal (s. d.).

Drewlier (Drewier), eine alte slawische Völkerschaft, deren in den russischen Chroniken häufig Erwähnung geschieht, wohnte im jetzigen russischen Gouvernement Volhynien, führte viele Fehden mit den Russen in Kiew und tödtete 945 in der Hauptstadt Korosten (jetzt Iskoroszcz) den russischen Großfürsten Igor, worauf dessen Gemahlin Olga die Stadt zerstörte. Im spätern Verlauf der russischen Geschichte erlischt der Name D.

Drewohostitz (tschech. Dřevohostice, spr. drschewo-) Stadt in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Holleschau, nordöstlich von Kremsier, an der Bistritza, hat ein Schloß, eine schöne Pfarrkirche, ein alterthümliches Rathhaus und (1869) 1300 kathol. Einwohner mit mährischer Landessprache. Die Stadt besaß ehemals bedeutende Rechte.

Dreyer, Johann Matthias, satirischer Dichter, geb. 1716 zu Hamburg, starb daselbst als fürstlich holsteinischer Sekretär 1769. Er war Mitarbeiter an den »Bremer Beiträgen« und stand im Streit Gottscheds mit den Schweizern auf des erstern Seite. Seine Trinkspruchsammlung: »Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambamboli« (Hamb. 1763), ließ der Hamburger Rath öffentlich verbrennen. Seine »Teutschen Gedichte« erschienen Altona 1771.

Dreyschock, Alexander, berühmter Pianist, geb. 15. Okt. 1818 zu Zack in Böhmen, spielte schon mit 8 Jahren öffentlich in Konzerten, genoß dann den Unterricht Tomascheks in Prag und trat 1838 seine Kunstreisen an. Sie führten ihn zunächst nach Norddeutschland, 1840 nach Rußland, von hier 1842 nach Brüssel, Paris und London, endlich (1846) nach Holland und Oesterreich, wo er überall den größten Beifall erntete. Im Jahr 1858 unternahm er eine neue Künstlerfahrt nach Weimar und Kassel, um Liszt und Spohr zu besuchen. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Petersburg, wo er seit 1863 die Stelle eines Direktors des kaiserlichen Konservatoriums bekleidete, bis seine angegriffene Gesundheit ihn zwang, ein milderes Klima aufzusuchen. Er starb zu Venedig 1. April 1869. D. war einer der besten und bevorzugtesten Jünger der Prager Schule des Meisters Tomaschek und zählte schon seit Jahren neben Liszt zu den anerkanntesten und bedeutendsten Virtuosen auf dem Klavier. Staunenerregend war namentlich seine Fertigkeit in der linken Hand sowie in Oktaven, Sexten- und Terzenpassagen, was für seine Specialität gelten kann. Seine zahlreichen Kompositionen gehören der bessern Salonrichtung an; besonders beliebt sind seine Rhapsodien und die Variationen zu »Gods save the King«. — Sein Bruder Raimund, geb. 20. Aug. 1824, bildete sich unter Piris in Prag zum trefflichen Violinspieler aus, machte in Gesellschaft seines Bruders mehrere erfolgreiche Kunstreisen und ward 1850 Konzertmeister und Lehrer des Violinspiels am Konservatorium zu Leipzig, wo er 6. Febr. 1869 starb.

Dreyse, Johann Nikolaus von, deutscher Techniker, geb. 22. Nov. 1787 zu Sömmerda bei Erfurt, erlernte das Schlosserhandwerk und kam auf seiner Wanderschaft als Schlossergeselle 15. Okt. 1806 auf die Wahlstatt von Jena, wo die zerstreut nebeneinander liegenden plumpen preußischen und die weit vollkommneren und zweckmäßigeren französischen Schußwaffen die unbestimmte Idee von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung des preußischen Gewehrs in ihm wach riefen. Um sich eine genaue Einsicht in die Konstruktion der französischen Schußwaffe zu verschaffen, wanderte er nach Paris und fand daselbst 1809 Arbeit in der kaiserlichen Gewehrfabrik. Der Leiter dieser letztern, ein Oberst Pauly, ging gerade damals mit dem Gedanken um, einen Hinterlader zu konstruiren. Da er die Anstelligkeit Dreyse's erkannte, so verwendete er ihn vielfach bei seinen darauf zielenden, freilich vergeblichen Versuchen. D. kehrte 1814 nach Sömmerda zurück und verband sich mit dem Kaufmann Kronbiegel zur Gründung einer mit Maschinen zu betreibenden Nägel-, Striegel- und Fensterbeschlagfabrik. 1824 trat er mit einer Verbesserung der Masse und Konstruktion der Zündhütchen hervor und gründete unter der Firma D. u. Collenbusch eine von der preußischen Regierung patentirte Fabrik zur Darstellung derselben. Seine Bemühungen, eine Einheitspatrone zu konstruiren, welche sämmtliche für den Schuß erforderlichen Theile enthalten sollte, führten 1828 zur Erfindung des Zündnadelgewehrs, welches aber seine Ladung noch von vorn erhielt und erst 1835 in einen Hinterlader verwandelt wurde. Diese Waffe wurde 1841 in der preußischen Armee eingeführt und ihre Einrichtung zunächst als Geheimniß behandelt. Die Regierung legte eine Gewehrfabrik an und übertrug D. die Leitung derselben. Bis 1863 lieferte D. nun 300,000 Gewehre und die dazu gehörigen Patronentheile. 1864 wurde er in den Adelstand erhoben. Die volle Tragweite der von D. erfundenen Schußwaffe hatte sich in dem holsteinischen Krieg noch keineswegs enthüllt; ungeahnt großartig erschien daher die Wirkung des Hinterladungsgewehrs im Feldzug von 1866. In Gemeinschaft mit den gezogenen Kanonen hat dasselbe eine förmliche Revolution auf dem Gebiete der Kriegführung hervorgerufen; überall beeilte man sich, dasselbe womöglich in noch vollkommener Konstruktion als die von D. einzuführen. Unermüdet sann aber auch dieser letztere, sein Werk zu verbessern, und bereits verlautete davon, daß D. der preußischen Regierung ein in allen Theilen vereinfachtes und verbessertes Gewehr sowie eine Hinterladungskanone zur Prüfung vorgelegt habe. Da starb D. 9. Dec. 1867 zu Sömmerda. Vgl. »Nikolaus v. D. und die Geschichte des preußischen Zündnadelgewehrs« (Berl. 1866).

Dreyssena, Wandermuschel (s. d.).

Driburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Minden, Kreis Höxter, 19 Kilom. östlich von Paderborn, in einem lieblichen kreisförmigen Thal des Teutoburger Waldes, an der Aa, 205 Meter ü. M., Station der Linie Altenbeken-Holzminden der Westfälischen Staatsbahn, mit evangelischer und katholischer Pfarrkirche, mehreren bedeutenden Glasfabriken (nur Weißglas), Glashandel und (1871) 2083 Einw. (darunter 166 Evangelische und 48 Juden). In der Nähe sind die Ruinen der Iburg, einer alten sächsischen Veste, die Karl d. Gr. 775 eroberte und dem Stift Paderborn schenkte. D. ist berühmt wegen der nahen Mineralquellen, die aus Flötzgebirgen kommen, und von deren Wasser jährlich 40—50,000 Flaschen versendet werden. Es sind zwei kohlensäurereiche erdig-salinische Eisenquellen von 7 und 8,5° R., deren eine erst 1865 entdeckt wurde, ein fast 4 Kilom. entfernt entspringender Brunnen mit schwachem Eisen- und starkem

Kohlensäuregehalt (Hersterbrunnen) von 8,5° R. und eine Schwefelquelle (Saazer Quelle) von 12° R. Das Wasser wird innerlich und äußerlich angewendet und leistet besonders bei Blutarmut, Menstruationsstörungen, Nervenschwäche, chronischen Schleimhautkatarrhen, Blasenkatarrh, Gicht und Rheumatismus gute Dienste. Von ausgezeichneter Wirksamkeit zeigt sich besonders die Dampf- und Wasserdouche, wie auch die Mineralschlammbäder als kräftig auflösendes und stärkendes Mittel gerühmt werden. Die Quellen bei D. waren schon zu Ende des 17. Jahrh. bekannt, kamen aber erst seit 1782 in größere Aufnahme. Neben dem ältern Bade, das unter gräflich Sierstorpff'scher Administration steht, ist 1874 unter Benutzung der sogen. Neuen Quelle ein neues Badeetablissement durch eine Aktiengesellschaft erstanden. Vgl. Riefenstahl, Bad D. (2. Aufl., Paderb. 1871); Hüller, Bad D., in seinen Heilwirkungen skizzirt (2. Aufl., Berl. 1873).

Driesen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Friedeberg, auf einer Insel der Netze, Station der Preußischen Ostbahn, mit einer evangelischen Kirche, Dampfschneidemühlen, Wollspinnerei, Messingwaarenfabrik, Verfertigung von Böttcherwaaren, Schiffahrt, Handel und (1871) 4277 Einw. (143 Katholiken und 171 Juden). D. war ursprünglich eine Burg und ist der älteste Ort in der Neumark. Die Burg, von der nur noch schwache Spuren übrig sind, war vielfach ein Zankapfel zwischen den Pommern, Polen, Brandenburgern und dem Deutschen Ritterorden; 1092 fand daselbst eine Schlacht zwischen Polen und Pommern statt. Von 1265—1317 war D. abwechselnd bei Brandenburg und Polen; 1317 verkaufte Markgraf Waldemar von Brandenburg Burg und Stadt an die Ritter von der Osten, aus deren Händen D. 1408 an den Deutschen Ritterorden überging, der es wiederum 1455 an Brandenburg abtrat. Kurfürst Joachim Friedrich legte 1603 hier eine Festung an, die 1639 durch Verrath in den Besitz der Schweden gelangte, im Siebenjährigen Krieg 1758 von den Russen besetzt und nach Beendigung dieses Kriegs von Friedrich d. Gr. geschleift wurde. In D. eröffnete Hencke 1845 mit der Auffindung der Asträa die großartigen Planetoïdenentdeckungen der Neuzeit.

Driftformation, s. v. w. Erratische Formation.

Driftströmungen (Treibströmungen), Meeresströmungen, welche durch langherrschende Winde, durch stärkere Verdunstung des Meers in heißen Klimaten, durch Verschiedenheit der Flutzeiten 2c. hervorgebracht werden und eine große Breite, aber geringe Tiefe und eine langsame, schwache Bewegung besitzen, im Gegensatze zu den Meeresströmungen, die, wie ungeheure Ströme mit großer Geschwindigkeit durch den Ocean brausend, in bestimmten Grenzen und bis auf große Tiefe wirken. Vgl. Maury, The physical geography of the sea (15. Aufl. 1872, deutsch Leipz. 1856).

Drighlington (spr. dreilingt'n), Stadt in der engl. Grafschaft Yorkshire, 5 Kilom. südwestlich von Leeds, mit (1871) 4388 Einw., hat Wollfabriken, Malzdörren und Stiefelfabriken.

Dril, s. Pavian.

Drill, s. Drell.

Drillen, s. v. w. herumdrehen, früher Strafe, bei welcher der Delinquent in ein sogen. Drillhäuschen, einen auf einem Unterbau stehenden, um einen Zapfen drehbaren Käfig, gesteckt und darin öffentlich ausgestellt ward. Im Militärwesen bezeichnet D. das Einüben der Rekruten in den Elementen des Exercitiums; in der Sprache der Seeleute: ein Schiff über seichte Stellen oder durch schlammiges Wasser bringen.

In der Landwirtschaft nennt man D. die Aussaat in Reihen anstatt der ältern und noch allgemeiner gebräuchlichen breitwürfigen Saat, bei welcher der Same unregelmäßig ausgestreut wird, gleichgültig, ob das Ausstreuen durch die Hand oder durch Maschinen besorgt wird. Auch die Reihensaat kann durch die Hand bewirkt werden, in der Regel bedient man sich aber dazu besonderer Maschinen (Drills). Der Engländer Jethro Tull wird als der erste genannt, welcher die Drillkultur oder Reihensaat im großen angewendet hat (zu Anfang des vorigen Jahrhunderts). Lange Zeit hindurch blieb das Verfahren vorzugsweise auf England beschränkt, obschon einzelne Pflanzen, z. B. Kartoffeln, Rüben, Tabak, Mais 2c. auch anderwärts regelmäßig in Reihen gepflanzt wurden und nicht minder in der Gärtnerei die Reihensaat oder -Pflanzung vielfach Anwendung fand (Spargel, Wein, Erbsen, Bohnen 2c.). Außer für Hackfrüchte lernte man zuerst für Raps und Mohn der Reihensaat den Vorzug geben; deren allgemeine Anwendung auf dem Kontinent auch für Getreide scheiterte anfangs an vielen mißlungenen Versuchen, weil man sich streng an das in England übliche Verfahren hielt und nicht berücksichtigte, daß dieses den dortigen klimatischen und Bodenverhältnissen angepaßt war. Auf feuchtem Boden und unter feuchtem Klima bestockt sich das Getreide sehr stark und muß deshalb eine entsprechende Reihenweite vorgesehen werden, zumal dann, wenn das Feld in gutem Kulturzustand erhalten wird. Wählt man die gleiche Reihenweite (unter Anwendung englischer Maschinen) da, wo es an Dungkraft oder an Feuchtigkeit oder an beiden und an guter Vorarbeit fehlt, so kann das Getreide die Zwischenräume nicht ausfüllen, das Unkraut überwuchert und der Boden erhärtet, wenn nicht durch Bearbeitung während des Wachsthums dem vorgebeugt wird. Lange Zeit hindurch glaubte man deshalb das Behacken der Zwischenreihen als den wesentlichsten Vorzug der Drillkultur ansehen zu müssen und wählte demgemäß die Reihenweite so, daß Hand- oder Pferdehacken angewendet werden konnten. Oft kann aber die Drillsaat ohne Behacken vortheilhafter sein, und jetzt weiß man, daß sie genau dem Boden und Klima anzupassen ist, wenn sie die höchsten Vortheile gewähren soll, ebenso aber auch, daß ihr eine entsprechende Bearbeitung des Bodens vorausgehen muß, und daß nicht jede Pflanze zum D. sich eignet. Am besten wurde das D. durch die Drainage gefördert, und nur nach vorgängiger Entwässerung, bester Bearbeitung und kräftiger Düngung kann man von Drillfertigkeit des Bodens reden und den höchsten Erfolg von der Drillsaat erwarten. Aus vielfachen Versuchen kennt man das absolute (durchschnittliche) Raumbedürfnis einer jeden Pflanze. Das günstigste Verhältnis der Samenvervielfältigung würde man erzielen, wenn jedem einzelnen Saatkorn genau der ihm entsprechende Raum gegeben werden könnte. Im kleinen erreicht man dies mittels des sogen. Dibbelns (Dibbelkultur), indem man entweder durch kreuz und quer gespannte Schnüre, oder durch Furchenziehen mit dem Marqueur und durch Einlegen der Körner in regelmäßigen Abständen in den Furchen, oder durch besonders konstruirte Maschinen den Samen genau vertheilt, und zwar so, daß jedes einzelne Korn nach allen Richtungen hin in gleichem Abstand von den nächsten Körnern zu liegen kommt. Bei dieser Kulturart bedarf man kaum 30 Proc. der für Breitsaaten

nöthigen Saatmenge und verschafft jeder einzelnen Pflanze die günstigsten Wachsthumsbedingungen, besonders in Bezug auf Luft und Licht. Die Reihenkultur steht zwischen diesen beiden Saatmethoden in der Mitte; sie ermöglicht die Aussaat in gleichen Abständen der Reihen, nicht aber auch die entsprechende Lage der einzelnen Körner in den Reihen selbst. Die besten Maschinen streuen den Samen in dieselben immer noch relativ zu dicht, so daß das Saatquantum noch nicht unter 50—70 Proc. des für Breitsaat nöthigen betragen kann und Luft und Licht den Pflanzen in erforderlicher Menge nicht von allen Seiten gleich zugänglich sind. Bei einzelnen Pflanzen, z. B. Zuckerrüben, lichtet man deshalb nach dem Aufgehen die Reihen durch Ausziehen der überflüssigen Pflänzchen, das sogen. Verdünnen, bei anderen wohl auch durch Ausreißen mittels Eggens quer gegen die Reihen; in beiden Fällen leiden jedoch die stehen bleibenden Pflanzen leicht durch Beschädigung der Wurzeln, durch zu große Lockerung des Bodens und durch den Tritt von Menschen und Thieren. Ohne Verdünnen aber erhalten die Pflanzen nicht die vollkommenste Entwickelungsfähigkeit. Für die Kultur im großen muß man jedoch auf diese überhaupt verzichten, und es bietet deshalb die Reihensaat immerhin sehr große Vortheile. Sehr blattreiche Pflanzen, besonders die Kleearten, Erbsen 2c., oder solche, von welchen man massigen Wuchs will, z. B. Futterwicken, pflegt man aber nicht zu drillen. Als für Norddeutschland im allgemeinen gültige Zahlen gibt Schneitler an: 14,5 Centim. Abstand für Wintergetreide, speciell 20—23,5 Centim. für Weizen, welcher behackt werden muß, 11,5—14,5 Centim. für Sommergetreide, 23,5—47 Centim. für Rübsen und Raps 2c.

Wo die Drillfertigkeit des Bodens nicht fehlt und die Saat selbst richtig getroffen wird, gewährt die Drillkultur vor der Breitsaat sicher folgende Vortheile: die gleichmäßigere Vertheilung und, was nicht minder wichtig ist, die bessere Unterbringung der Saat, die Ersparnis an Saatgut, die stärkere Ausbildung der Halme und die größere Vollkommenheit und Gleichmäßigkeit der Körner, damit auch die größere Widerstandskraft gegen das Lagern, die Möglichkeit der Bearbeitung während des Wachsthums, Schutz gegen (Pilz-) Krankheiten und Feinde, weil die Saat der Sonne und Luft zugänglicher ist und kräftiger wächst, die sichrere Zerstörung des Unkrauts, die bessere Ueberwinterung, die erleichterte Ernte, in Summa der höhere Ertrag und die bessere Instandhaltung des Bodens für die Nachfrucht. Als indirekter Nutzen kommt noch der des Zwanges zu vorzüglicherer Bodenbearbeitung überhaupt hinzu. Nachtheilig wird die Drillkultur nur dann, wenn sie verkehrt angewendet wird, auf magerem Boden, bei ungenügender Bearbeitung desselben vor der Saat, bei Anwendung schlechter Maschinen, unter Umständen allerdings auch durch die im allgemeinen verspätete Reife. Unanwendbar ist sie, abgesehen von einzelnen Pflanzen, auf zu ungleichem Boden, wo der Säemann ab- und zuthun kann, auf zu feuchtem, zu steinigem, zu trockenem Grunde, bei Düngermangel, bei zu starker Verunkrautung, bei Anwendung von strohigem, frischem Mist sowie da, wo nur ungeübte Leute zur Handhabung der Maschinen verwendet werden können. Die Kostenersparnis, welche viele hervorheben, kommt nicht sehr in Betracht, weil gute Maschinen nicht gerade billig zu beschaffen sind und sich rasch abnutzen; immerhin aber wiegt die Saatgutersparnis die Mehrkosten gegen Handsaat in der Regel schon auf und erscheint das Mehrerträgnis als Reingewinn; dazu kommt noch der Vortheil für die Nachfrucht. Aus Vorstehendem ergibt sich, daß die Breitsaat zwar nicht ganz verschwinden wird, aber von Jahr zu Jahr der Drillkultur mehr Terrain überlassen muß, zumal die Maschinen immer besser und billiger geliefert werden und die Mittheilungen über gemachte Erfahrungen sich stetig mehren. Von dem gleichzeitigen Ausstreuen von pulverigem Dünger mit dem Saatgut ist man größtentheils zurückgekommen. Man zieht dazu besondere Maschinen vor. Vgl. Schneitler, Die Dibbelkultur (Berl. 1860); Derselbe, Erfahrungen über Drillkultur (das. 1865—67, 3 Thle.); Eisbein, Die Drillkultur, ihre Vorzüge, ihre Rentabilität und volkswirtschaftliche Bedeutung (Leipz. 1863); Sack, Die Tiefkultur und die Drillkultur (das. 1858 u. 1864).

Drillich, s. Drell.

Drillinge (Trigemini oder Tergemini), drei zu gleicher Zeit sich entwickelnde menschliche Embryonen, kommen im ganzen selten vor (nach Burdach kommt auf 6—7000 einfache Geburten nur eine Drillingsgeburt). Sie gelangen selten zur vollständigen Ausbildung, denn entweder werden sie zu früh, ehe sie eine solche erreichen können, von der Gebärmutter getrennt, oder sie bleiben, wenn sie gleich ausgetragen sind, doch unentwickelt. Bisweilen sind alle drei Embryonen in der Ausbildung zurückgeblieben und daher nach der Geburt nicht lebensfähig; bisweilen ist nur einer oder es sind zwei so entwickelt, daß sie nach der Geburt selbständig leben können. Doch sind die Fälle nicht sehr selten, daß die drei Kinder, wenn sie gleich als lebensschwach geboren wurden, am Leben erhalten werden und sich später kräftig entwickeln.

Drillmaschine, s. Säemaschine.

Drimyphagie (griech.), der Genuß scharfer, saurer Speisen als Diät.

Drin (der alte Drilon), Fluß in Albanien, entsteht aus dem Schwarzen D., welcher aus dem Ochridasee nach N. fließt, und aus dem Weißen D., der vom südlichen Abhang der Sucha Planina, nördlich von Ipek, kommt und in einem Bogen die Metoja durchfließt; beide vereinigen sich am westlichen Fuße des Schardagh. Der Strom fließt nun in einem großen nördlichen Bogen erst nach NW., dann nach S., W. und wieder nach S., um unterhalb Alessio, wo er über 60 Meter breit ist, ins Adriatische Meer zu fallen. Seine Mündung ist versandet.

Drina (der alte Drinos), Fluß in der Türkei, entsteht in den Gebirgen im N. von Montenegro aus der Vereinigung mehrerer nach NW. fließenden Ströme (Tara, Piwa, Sutschesa), fließt von Wischegrad, wo er schiffbar wird, an nordwärts, die Grenze zwischen Bosnien und Serbien bezeichnend, und mündet bei Fort Ratscha in die Save.

Drissa, Kreisstadt im russ. Gouvernement Witebsk, an der Mündung der Drissa in die Düna, mit (1867) 3077 Einw., welche ansehnlichen Handel treiben.

Drittelsdeckung nennt man die Deckung des dritten Theils der von einer Bank ausgegebenen Noten durch Baarvorrath. Diese Art der Deckung hat sehr allgemeine Anwendung gefunden, ist jedoch durchaus willkürlich, wird weder durch die Logik, noch durch die Erfahrung gerechtfertigt und hat mit Recht vielfache Anfeindung erfahren. Vgl. Banken (Zettelbanken, Noten).

Drittel-Silber (franz. Alliage tiers-argent), Legirung aus 59,06 Kupfer, 27,56 Silber, 9,57 Zink

und 3,42 Nickel, gleicht verarbeitet dem reinen Silber ungemein, ist aber auf dem feinkörnigen Bruch lichtgelb mit einem Stich ins Röthliche, härter als Silber, läßt sich besser ciseliren und dient zu Eßbestecken, Tafelgeschirr ꝛc.

Driva, Fluß in Norwegen, entspringt am Fuß des Snehätten in dem Amt Söndre-Trondhjem, heißt in dem untern Lauf erst Opdal-Elv und dann Sundal-Elv und ergießt sich nach einem Lauf von 111 Kilom. bei Sundalsören in den Sundalsfjord. Die D. ist für die Verbindung zwischen dem südlichen und nördlichen Norwegen von Wichtigkeit, indem der westliche Hauptweg von Christiania nach Drontheim, nachdem er auf dem Dovrefjeld die Amtsgrenze überschritten, auf einer bedeutenden Strecke, an den Gebirgsstationen Kongsvold, Drivstuen (686 Meter hoch), Rise und Aune vorbei, die D. entlang führt.

Drobisch, 1) Moritz Wilhelm, namhafter Philosoph und Mathematiker, geb. 16. Aug. 1802 zu Leipzig, widmete sich seit 1820 auf der Universität daselbst mathematischen und philosophischen Studien, in letzteren anfangs hauptsächlich Kants und Fries' Werken folgend, dann aber als entschiedener Anhänger Herbarts. Seit 1824 an der Universität daselbst habilitirt und 1826 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt, hielt er mathematische und (seit 1832) auch philosophische Vorlesungen, wurde schon Ende des Jahrs ordentlicher Professor der Mathematik und 1842 auch der Philosophie. Von seinen mathematischen Schriften sind außer zahlreichen Dissertationen, Programmen, Recensionen und zerstreuten Aufsätzen zu erwähnen: »Grundzüge der ebenen und körperlichen Trigonometrie« (Leipz. 1825); »Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts« (das. 1832); »Grundzüge der Lehre von den höheren numerischen Gleichungen« (das. 1834). In philosophischer Hinsicht bezieht sich D.' akademische und literarische Thätigkeit vorzugsweise auf die Verbreitung und Fortbildung der Philosophie nach der von Herbart eingeschlagenen Richtung, welcher er seit 1832 auf der Leipziger Universität dauernde Geltung verschaffte. Hierher gehören seine »Beiträge zur Orientirung über Herbarts System der Philosophie« (Leipz. 1834); »Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen« (das. 1836, 4. Aufl. 1875); »Grundlehren der Religionsphilosophie« (das. 1840); »Empirische Psychologie, nach naturwissenschaftlicher Methode« (das. 1842), »Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie« (das. 1850). Seine allgemeinen Ansichten über die Philosophie hat D. in einem »Blick auf die philosophischen Zustände der Gegenwart« betitelten Aufsatz (»Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung«, Januar 1845) dargelegt. Noch sind von seinen Schriften zu erwähnen: »Ueber die mathematische Bestimmung der musikalischen Intervalle« (Leipz. 1846); »Ueber musikalische Tonbestimmung und Temperatur« (das. 1852); »Ueber die Stellung Schillers zur Kant'schen Ethik« (das. 1859); »De philosophia scientiae naturali insita« (das. 1864); »Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit« (das. 1867); endlich seine »Statistischen Untersuchungen über die verschiedenen Formen des Hexameters bei den römischen, griechischen und deutschen Dichtern« (1866—73). — Sein Bruder Karl Ludwig, Kirchenkomponist, geb. 24. Dec. 1803 zu Leipzig, studirte daselbst unter Dröbs und Weinlig Musik und schrieb 1825 sein großes Oratorium »Bonifacius«, später mehrere andere (»Des Heilands letzte Stunden«, »Moses auf Sinai«). Im Jahr 1826 ließ er sich in München nieder und wurde 1837 Kapellmeister an den evangelischen Kirchen in Augsburg, wo er 26. Aug. 1854 starb. Unter seinen zahlreichen Kirchenmusiken sind die bedeutendsten seine große Messe in D, eine andere in E, zwei kurze solenne Messen, zwei Requiems und mehrere Offertorien u. Graduale.

2) Gustav Theodor, Dichter und Schriftsteller, geb. 26. Dec. 1811 in Dresden, lebt nach jahrzehntelangem Aufenthalt in Leipzig, wo er 1847—60 die »Zeitung für die elegante Welt« redigirte, gegenwärtig in Dresden, 1859—72 Mitredakteur der »Dresdener Nachrichten«, jetzt Mitredakteur der »Dresdener Presse«. D.' zahlreiche Schriften bestehen theils in Gedichtsammlungen, z. B. »Kampf- und Wehrlieder« (Leipz. 1848), »Theatercouplets und Volkslieder« (das. 1852), »Gedichte ernsten und launigen Inhalts« (Dresd. 1856); »Humoristische Liedertafel« (Leipz. 1863), »Für Welt und Herz« (religiöse Dichtungen, Dresd. 1868); theils in Prosaschriften novellistischen und humoristischen Inhalts: »Humoresken und Satiren« (Leipz. 1843), »Amaryllen u. Bartnelken« (das. 1857), »Kunterbunt; Allerweltsgeschichten« (Dresd. 1862), »Humoristische Vorlesungen« (Berl. 1864), »Bunte Glasuren«, Novellen und Gedichte (Dresd. 1865) ꝛc. Auch schrieb er einiges Dramatische (besonders Operntexte) und sehr beliebt gewordene Kinderschriften. Seit 1854 gab er den verbreiteten »Ameisenkalender« und mit H. Marggraff den »Hausschatz deutscher Humoristik« (Leipz. 1858—60, 2 Bde.) heraus. Als populärer Humorist hat D. eine starke Neigung zu dem trivial Spaßigen, mit welcher die flache Sentimentalität einzelner religiösen Poesien im wunderlichsten Kontrast steht.

Dröbak, unbedeutende Stadt im norwegischen Amt Akershus, in schöner Gegend an der Ostseite des Christianiafjords, etwa 35 Kilom. von Christiania, für diese Stadt wichtig, weil der hiesige vortreffliche Hafen im Frühling schon eisfrei ist, wenn der von Christiania noch mit Eis bedeckt ist, und daher als Ladeplatz benutzt wird. Die Zahl der Einwohner beträgt (1865) 1662, welche sich hauptsächlich von Schiffahrt und Handel nähren; sie besaßen 1871: 20 Fahrzeuge von 2756 Kommerzlasten. Es kamen vom Ausland an 78 Fahrzeuge von 11,508 Kommerzlasten und gingen dorthin ab 86 Fahrzeuge von 11,909 Kommerzlasten; der Werth der Einfuhr betrug 10,000 Speciesdaler, der der Ausfuhr 40,700 Speciesdaler (nämlich Holz für 22,400 und Eis für 18,300 Speciesdaler).

Drömling (Drommeling, Trimling), ein waldiger, vormals sumpfiger Bruch im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der braunschweigischen und hannöverschen Grenze, 22 Kilom. lang und fast ebenso breit, von der Ohre und Aller durchflossen, ward seit 1778 durch Entwässerung, die noch jetzt fortgesetzt wird, zum größten Theil urbar gemacht und besteht jetzt meist aus guten Wiesen, Weiden und Birkenwald. Die sogen. drömlinger Bauern wohnten sonst auf den oasenähnlich mitten in den Sümpfen liegenden »Hörsten« (mit Eichen bewachsenen Weideplätzen) und standen im Mittelalter im Ruf kriegerischen Sinns und großer Kühnheit. Sie vernichteten schon zur Zeit Heinrichs I. (938) eine Abtheilung der in Sachsen eingefallenen Magyaren. Ebenso schlugen sie während des Dreißigjährigen Kriegs 1639 die kaiserlichen Truppen bei Stendal und 1642 einen schwedischen Heerhaufen in die Flucht.

Drogden, im Sund die westliche Fahrstraße für die Schiffe zwischen Saltholm und Amager, über welche 1873 zwischen Schweden und Dänemark ein hitziger Streit geführt wurde, indem Schweden behauptete, es hätte durch die Ablösung des Sundzolls das Lotsenrecht durch den ganzen Sund und also auch durch diese Straße erworben, Dänemark aber D. als ein dänisches Fahrwasser für sich beanspruchte. Schweden gab nach und hat die bisher unbenutzte östlichere Flintenrinne zwischen dem Saltholm und Schweden abgeprickt und mit einem Feuerschiff versehen, hält dort auch Lotsen. Die Flintenrinne bietet gleichwohl kein so reines Fahrwasser dar wie D.

Drogheda (spr. dróggĭdă), Seestadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Louth, 6 Kilom. oberhalb der Mündung des durch Fort Richmond vertheidigten Flusses Boyne, auf welchem Schiffe von 5 Meter Tiefgang bis an die Quais der Stadt gelangen können. Die Stadt selbst ist hübsch gebaut, die Vorstädte aber sind ärmlich. Im Jahr 1851 hatte D. 16,925, 1871: 14,389 Einw. Es ist Sitz des katholischen Erzbischofs von Armagh, des Primas von Irland, hat 5 protestantische und 2 kathol. Kirchen, 7 Klöster, ein Rathhaus, Gefängnis, eine Leinwandbörse, ein Theater und Kasernen und wird durch eine Wasserleitung täglich mit 800,000 Gallonen Trinkwasser versehen. Früher besaß es bedeutende Leinwandweberei, jetzt sind daselbst 3 Flachsspinnereien mit 1000 Arbeitern, eine Baumwollfabrik, eine große Anstalt für den Bau von Dampfmaschinen mit 300 Arbeitern, 6 Getreidemühlen, 5 Salzsiedereien, 2 Brauereien, 8 Gerbereien und 4 Seifensiedereien in Betrieb. Der Handel, namentlich mit Liverpool, ist lebhaft. Die 1872 ein- und ausgelaufenen Schiffe hatten 231,463 Tonnen Gehalt; doch kamen nur 726 Tonnen auf das Ausland, und der Werth aller vom Ausland eingeführten Waaren belief sich auf nur 104,680 Mark. Die Stadt besaß 43 eigene Schiffe von 4994 Tonnen Gehalt. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit den Hauptstädten Irlands, und ein 30 Meter hoher Eisenbahnviadukt führt über den Boyne. Cromwell nahm D. 1649 und ließ die Einwohner zum Theil niedermachen, zum Theil nach Amerika schaffen. Hier auch 1690 Sieg Wilhelms III. über Jakob II., zu dessen Andenken an dem Boyne auf einem mächtigen Felsen ein 46 Meter hoher Obelisk errichtet ward.

Drogitschin (poln. Drohiczyn), Stadt im russ. Gouvernement Grodno, Kreis Bielsk, am Bug, ein im großen Maßstab angelegter Ort, der zur Zeit der Polenherrschaft die Hauptstadt des gleichnamigen Landes der Woiwodschaft Podlachien und später Kreisstadt war, hat 4 Kirchen, ein Gymnasium, doch nur 1000 Einw. Die Stadt wird in der Geschichte Rußlands und Polens oft erwähnt.

Droguen (Droguериewaaren, franz., spr. drŏgēn), alle rohen oder halb zubereiteten Produkte der drei Naturreiche, welche der Apotheker braucht; auch eine gewisse Anzahl Präparate aus Hüttenwerken und chemischen Fabriken zu gleichem Gebrauch sowie für die Gewerbe und Manufakturen. Der Inhaber einer solchen Handlung heißt Droguist, das Geschäft selbst Droguerіehandlung. Viele Droguisten in Deutschland verbinden damit den Farbenwaarenhandel und halten wohl auch Lager von Apothekergeräthschaften. Unter ihren rohen Produkten nehmen die Wurzeln, Hölzer, Rinden, Blätter, Blüten, Früchte, Samen, Harze, Gummiarten und Oele die wichtigste Stelle ein. Häufig betreibt der Droguist Detailhandel, wo dann dem Publikum Gelegenheit geboten ist, die D. etwas billiger als in der Apotheke (aber nicht mit der Sicherheit tadelloser Beschaffenheit) einzukaufen. Gemischte Arzneiwaaren darf der Droguist im Detailhandel nicht verkaufen, namentlich darf er nicht Verordnungen der Aerzte anfertigen.

Drohnen, s. v. w. männliche Bienen, s. Bienen.

Drohobycz (Drochowitsch), Stadt im österreich. Kronland Galizien, in fruchtbarer Gegend am Tysminica, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, ein griechisches Basilianerkloster, eine schöne gothische Haupt- und mehrere andere Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, wichtige Salzsiedereien, Oelstampfen, sehr besuchte Jahrmärkte, bedeutenden Handel mit Getreide, Leder, Leinwand und Töpferwaaren nach Ungarn und (1869) eine Bevölkerung von 16,888 Einw. — Der Bezirk D. umfaßt 1418 QKilom. (25,8 QM.) mit (1869) 95,820 Einw.

Drohung (Minatio), die Handlungsweise, durch welche man einem andern die rechtswidrige Zufügung gewisser Nachtheile in Aussicht stellt. In privatrechtlicher Beziehung kommt die D. insofern in Betracht, als ein Rechtsgeschäft, zu dessen Abschluß ein Kontrahent durch rechtswidrige und wirklich besorgniserregende Bedrohung bestimmt wurde, nichtig oder doch anfechtbar ist. Die D. wird hier der unmittelbaren körperlichen Gewalt gleich geachtet und eben deßhalb als psychischer Zwang (vis compulsiva) im Gegensatze zum physischen (vis absoluta) bezeichnet. Auch bildet der Zwang (vis ac metus) einen Restitutionsgrund. Ebenso wird die D. auf dem Gebiete des Strafrechts berücksichtigt, und zwar zunächst insofern, als derjenige, welcher einen andern durch D. vorsätzlich zu einem Verbrechen bestimmte, als Anstifter (intellektueller Urheber) nach Maßgabe desjenigen Strafgesetzes bestraft wird, welches auf die Handlung Anwendung findet, zu der er wissentlich angestiftet hat (Deutsches Reichsstrafgesetzbuch, § 48). Auf der andern Seite wird die Strafbarkeit einer Handlung für den Thäter dadurch ausgeschlossen, daß er zu dieser Handlung durch eine D., welche mit einer gegenwärtigen, auf andere Weise nicht abwendbaren Gefahr für Leib oder Leben seiner selbst oder eines Angehörigen verbunden war, genöthigt wurde. Als »Angehörige« sind aber nach dem deutschen Strafgesetzbuch (§ 52) Verwandte und Verschwägerte auf- und absteigender Linie, Adoptiv- und Pflegeeltern und Kinder, Ehegatten, Geschwister und deren Ehegatten, sowie Verlobte anzusehen. Außerdem kommt die D. bei einer Reihe von Verbrechen, als zu deren Thatbestand gehörig, in Anbetracht; so beim Raub, dessen Thatbestand darin besteht, daß der Räuber mit Gewalt gegen eine Person oder unter Anwendung von Drohungen mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben einem andern eine fremde bewegliche Sache in der Absicht wegnimmt, sich dieselbe rechtswidrig zuzueignen; ebenso bei der Nothzucht, Erpressung, Nöthigung, bei dem Widerstand gegen die Staatsgewalt u. dgl. Aber auch die einfache Bedrohung eines andern mit einem Verbrechen wird bestraft, und zwar nach § 241 des Reichsstrafgesetzbuchs auf Antrag des Bedrohten mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 100 Thlr. Besonders strafbar erscheint es endlich, wenn durch die Androhung eines gemeingefährlichen Verbrechens, also namentlich durch D. mit Brandstiftung mittels sogen. Brand- oder Drohbriefe, der öffentliche Friede gestört wird. Nach § 126 des Reichsstrafgesetzbuchs soll hier Gefängnisstrafe bis zu einem Jahr eintreten.

Droit (franz., spr. droa), Recht, Rechtswissenschaft; d. coutumier, Gewohnheitsrecht im Gegensatze zum d. écrit, geschriebenem Recht, worunter namentlich das römische Recht verstanden wird; droits civils im französischen Recht die Rechte, welche nur dem zustehen, der in Frankreich das Indigenat hat, im Gegensatze zu droits des gens, den Rechten, welche einem jeden Menschen als solchem beigelegt werden; d. d'aubaine, Heimfallsrecht, Fremdlingsrecht; das besonders in Frankreich vordem gültige Recht, dem zufolge der Nachlaß der Fremden dem Fiskus zufiel. Im Handelswesen bedeutet D. s. v. w. Abgabe für Ein- oder Ausfuhr von Waaren; Droits réunis, vereinigte Gebühren, in Frankreich eine von Getränken, Tabak, Salz, Spielkarten, gedruckten Musikalien, öffentlichen Fuhrwerken 2c. zu erhebende Art Abgaben. Die Verwaltung derselben besorgt eine sogen. »Régie des Droits réunis«, der nebenbei auch die Erhebung der städtischen Octrois zukommt. Vgl. Frankreich.

Droitwich (spr. dreutwitsch oder -witsch), alte Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, am Salwarpe, mit (1871) 3504 Einw.; seit den frühesten Zeiten durch seine ergiebigen Salzquellen berühmt. Das Salzwasser enthält 39 Proc. Kochsalz; es wird aus einer Tiefe von 52 Meter durch Dampfmaschinen heraufgepumpt, und durch künstliche Verdampfung werden jährlich an 300,000 Tonnen Salz gewonnen. Infolge der Auslaugung des Gesteins haben sich in jüngster Zeit mehrere Stadttheile in bedenklicher Weise gesenkt. Die Stadt besitzt einen Gerichtshof, ein Rathhaus, 5 Kirchen und eine Badeanstalt. Ein Kanal verbindet dieselbe mit dem Severn.

Drôle (franz., spr. drohl), Schalk, Spaßvogel, Schelm; Drolerie, Drolligkeit, Schnurre, Schwank, Posse.

Drollinger, Karl Friedrich, Dichter, geb. 26. Dec. 1688 zu Durlach, studirte 1704—1710 in Basel die Rechte, wurde 1712 Registrator am geheimen Archiv zu Durlach, später Geheimer Archivar daselbst und starb 1. Juni 1742 zu Basel. Seine Gedichte, die erst nach seinem Tode (Bas. 1743 u. öfter) gesammelt erschienen, zeigen ihn als einen der begabtesten Lyriker, welche die Periode vor Klopstock aufzuweisen hat; in seinen Lehrgedichten und Oden war er bestrebt, den Schwulst der zweiten schlesischen Schule zu vermeiden. Sein »Grablied auf den Tod eines Rattenfängers« gehört zu den ältesten deutschen Romanzen.

Dromaeus, s. Emu.

Drôme (spr. drohm), schiffbarer Fluß im südöstlichen Frankreich, entspringt auf den Alpen der Dauphiné, östlich von Valdrome, bildet einige Seen, fließt erst in nördlicher (an Die vorüber), dann in nordwestlicher Richtung und mündet nach einem wegen seines felsigen Bettes ziemlich reißenden Laufe von 118 Kilom. zwischen Valence und Montélimart bei Livron in den Rhône. Sein Thal ist eins der malerischsten und mannigfaltigsten Frankreichs.

Das nach dem Fluß benannte Departement besteht aus Theilen der niedern Dauphiné: les Baronies, Valentinois, Diais und Tricastin, grenzt im N. an das Departement Isère, im O. an dieses und das Departement Oberalpen, im S. an die Departements Niederalpen und Vaucluse, im W. an das Departement Ardèche und umfaßt 6522 QKilom. (118,4 QM.) mit (1872) 320,354 Einw. (1866: 324,232). Das Land ist besonders im O. durch die äußersten Ausläufer der Alpen (mit Gipfeln bis zu 1500 Meter) gebirgig und, ausgenommen im Rhônethal, wenig fruchtbar. Es liegt im Flußgebiete des Rhône und zwar auf dessen linkem Ufer, indem derselbe die Westgrenze des Departements bildet. Außer dem Rhône wird es noch bewässert durch die Flüsse Drôme, untere Isère, Ouvèze, Galaure, Roubion, obere Aigues und zahlreiche kleinere, die, in tiefe, felsige Betten eingeschlossen, das Land nicht befruchten können. Am Rhône herrscht südliches Klima; hier gedeihen die Orangen zum Theil unter freiem Himmel, ebenso der Mandel- und Oelbaum in üppiger Fruchtbarkeit, der Nußbaum, dessen Früchte Oel liefern, und der Maulbeerbaum, der die Seidenzucht möglich macht. Auch ist der Weinbau (jährlich ca. 322,000 Hektol. im Werth von fast 12 Mill. Franken) und die Melonenzucht wichtig; berühmt sind der dunkle Hermitagewein, der in der Gemeinde Tain auf einer 140 Hektar großen Fläche wächst (auch bei Etoile und Rochegude wird vorzüglicher rother, bei Rolière, Clairette und Die weißer Wein gebaut) und die Melonen von Domans. Andere Hauptprodukte des Landbaues sind Getreide und Trüffeln. Im ganzen kommen vom Areal 157,312 Hektar auf Getreide, 38,922 auf Küchen- und Industriegewächse, 34,533 auf künstliche, 18,659 auf natürliche Wiesen, 119,857 auf Weiden, 29,124 auf Weinland und 174,712 auf Wald und Busch. Ansehnlich ist die Zucht der Esel und Maulesel, des Rindviehs, der Schafe und Schweine, des Geflügels und der Bienen, weniger der Pferde. Von Mineralien findet man Silber, Eisen, Kupfer, Steinkohlen (jährliche Ausbeute ca. 20,000 metr. Ctr.), geschätzten Töpferthon 2c. Die Industrie hat ihre Hauptsitze zu Dieulefit, Crest und Romans und erstreckt sich besonders auf Woll- und Seidenmanufaktur; außerdem wird Eisenindustrie, starke Töpferei und Ziegelbrennerei, Papier- und Lederfabrikation, Strumpfwirkerei, Glas-, Hut- und Lichtefabrikation, Stoffdruckerei, Metallgießerei, auch in mehreren Städten Bierbrauerei betrieben. Der Handel mit Wolle, Seide, Oliven- und Nußöl, Seidenstrümpfen, Vieh, Bau- und Brennholz 2c. ist lebhaft. An höheren Unterrichtsanstalten bestehen 2 Collèges und 13 freie Sekundärlehranstalten. Eingetheilt ist das Departement in 4 Arrondissements (Valence, Die, Montélimart und Nyons). Hauptstadt ist Valence.

Dromedar, s. Kamel.

Drommete, alt und dichterisch für Trompete.

Dromōnes (griech., »Läufer«), besonders schnelle Ruderkriegsschiffe, deren System von den antiken Kriegsschiffen und den Galeren gleich sehr abweicht, im frühesten Mittelalter in Oberitalien gebräuchlich, im 9. Jahrh. die gewöhnlichen Kriegsschiffe der Byzantiner, mit 25 Ruderpforten jederseits unter, 25 solchen auf dem Oberdeck, 100 Rojern und 100 Soldaten, während sie im 12. Jahrh. noch mit 230 Rojern und 70 Soldaten vorkommen.

Dromore, Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Down, südwestlich von Belfast, am Lagan, mit (1871) 2308 Einw., welche starken Leinwandhandel treiben; war früher Bischofssitz, der jetzt mit dem von Down und Connor verbunden ist.

Drómos (griech., m., »Lauf«), der gymnische Wettlauf (Wettreiten und Wettfahren), die Lauf- oder Rennbahn, entweder mit einem Gymnasium verbunden, oder isolirt, wie zu Athen, Neapolis 2c., dann auch ein Spazierplatz.

Dronaz, einer der weniger großartigen Gebirgsstöcke der Walliser Alpen, 2949 Meter hoch, ein schwaches Nachbild der vielgipfeligen, firn- und eisbelasteten Gruppen, welche ihm nach O. (Combin) und

W. (Montblanc) folgen, durch mehrere zum Theil beträchtliche Gebirgseinschnitte: einerseits Menouve (2759 Meter) und Großer St. Bernhard (2472 Meter), anderseits Col de Fenêtre (2699 Meter) und Col de Ferret (2492 Meter), isolirt. Mit dem genannten Col de Fenêtre ist ein höherer Paß gleichen Namens nicht zu verwechseln, welcher (2786 Meter) die Hochgebirgsgruppen des Mont Colon und Mont Combin trennt.

Dronēro, Stadt in der ital. Provinz Cuneo (Piemont), am Fuß der Alpen und an der Maira, über die eine schöne Brücke führt, mit etwa 3000 (als Gemeinde 7713) Einw., welche Seidenbau und Leinweberei treiben, ist der Sitz einer Prätur und einer technischen Schule. Vor der Stadt befindet sich ein sehenswerthes Kapuzinerkloster. D. ward um 520 von den Longobarden gegründet, hatte im Mittelalter eigene Herren, kam aber 1601 an Savoyen.

Dronfield (spr. -fild), Dorf in der engl. Grafschaft Derbyshire mit (1871) 2475 Einw., Eisengießerei, Nagelschmieden u. Fabrikation landwirtschaftlicher Geräthe.

Drongo, s. Würgerschnäpper.

Dronne (spr. dronn), Fluß im südlichen Frankreich, Landschaft Perigord, entspringt in den Bergen von Limousin, unfern Chalus, verfolgt südwestliche Hauptrichtung und vereinigt sich im Departement Gironde bei Laubardemont mit der Isle (Nebenfluß der Garonne). Seine Länge beträgt 178 Kilom. Er ist berühmt durch die Schönheit seiner Ufer und den Fischreichthum seines klaren Wassers.

Dronte (Didus *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Tauben (Gyrantes *Bonap.*) und der Familie der Dronten (Dididae *Gray*). Die D. (Dodo, Dudu, Didus ineptus *L.*), die einzige genauer bekannt gewordene Art dieser Gattung, lebte auf der Insel Mauritius und ist nur aus Schädel-, Schnabel- und Beinresten, aus der von holländischen Seefahrern, die 1598 tausende von Dronten auf jener Insel gesehen haben wollen, gegebenen Beschreibung, aus einem Oelgemälde im Britischen Museum und aus einigen anderen Originalabbildungen von Savary bekannt. Hiernach ist die D. ein unbeholfener Vogel von schwanähnlichem Habitus, bedeutender Größe, mit grauem, an den Flügeln gelblichgrauem, zerschlissenem, straußartigem Gefieder, kräftigen vierzehigen Scharrfüßen und starkem, tief gespaltenem Geier- oder Taubenschnabel. Im Jahr 1618 fand Bontekoe auf der Insel Bourbon (Mascarenhas) dieselben Vögel, welche vor Fettigkeit kaum gehen konnten. Später gab Jak. Bontius, welcher seit 1627 längere Zeit zu Batavia als Arzt thätig war, eine Beschreibung und Abbildung des Vogels. Seitdem hat man keine Spur mehr von demselben auf den genannten Inseln gefunden, und man glaubt daher, daß er durch die dort landenden Seefahrer und spätere Ansiedler ausgerottet worden sei. Das holländische Schiffsvolk, welches die Vögel mit Knitteln in Menge erschlug, um sie einzusalzen, nannte sie Walgvögel (Walghvogels), d. h. Ekelvögel, weil das Fleisch schlecht schmeckte. Die Franzosen nannten danach den Vogel Oiseau de nausée (Ekelvogel), woraus durch unrichtige Schreibart Didus Nazarenus oder der fingirte Nazarvogel, welcher nie existirt hat, geworden ist. Eine andere, ebenfalls nicht mehr vorhandene Art war der Einsiedler oder Solitär (D. solitarius *Strickl.*), wovon Carré von der Insel Bourbon zwei Exemplare mit nach Frankreich nahm, die aber bald starben. Sie konnten nicht fliegen, hatten die Größe einer Gans, waren weiß, an den Enden der Flügel und des Schwanzes schwarz. Ihr Fleisch war wohlschmeckend.

Drontheim (norweg. Trondhjem), eins der 6 Stifter des Königreichs Norwegen, früher weit größer und den ganzen nördlichen Theil von Norwegen umfassend, jetzt aber, seitdem das Stift Tromsö davon abgeschieden ist, auf die Aemter Nord- (Nordre) und Süddrontheim (Söndre Trondhjem) sowie auf die beiden nördlichen Vogteien des Amtes Romsdal (Nordmöre und Romsdal) eingeschränkt. Es liegt an der Nordsee, zu Lande vom Amt Nordland, Schweden und den Stiftern Bergen und Hamar eingeschlossen, und umfaßt 50,652 QKilom. (920 QM.) mit (1865) 256,529 Einw. Es ist größtentheils Felsen- und Gebirgsland. Im S. zieht sich das Dovrefjeld mit seinen Nebenketten hin, dessen höchster Gipfel, der Snehätten, gerade auf der Grenze emporsteigt; im O. steigt der Höhenzug, welcher den geographischen, den dortigen Bewohnern aber unbekannten Namen des Kjölen führt, nach N. hinauf; im W. setzen Berge sogar auf die Eilande über. Größere Thalebenen finden sich nur am Drontheimsfjord. Das Gestade ist zum größten Theil zerrissen, und die zahllosen Skären treten kahl und nackt aus den Wellen hervor. Unter den Fjorden, die tief ins Land einschneiden, sind auszuzeichnen: der Molde- oder Romsdals-, der Thingvold-, der Halse-, Vinje-, Hevne-, Drontheim-, Namsen-, Folden- und Bindalsfjord. Das Land wird von vielen Seen und der Rauma- oder Romsdal-, Driva-, Oerkla-, Gula- oder Guledal-, Tya- oder Nid-, Stördals-, Vaera-, Snaasen- und Namsenelv reichlich bewässert. Die kurzen und engen Thäler lassen nur wenig Acker-, mehr Gemüsebau zu; daneben treibt man Viehzucht, Jagd (auf Bären), Vogelfang, Fischerei und Bergbau (auf Schwefelkies, Kupfer und Eisen). Bedeutend ist der Handel, theils zur See, theils zu Lande mit Schweden, wohin man Holzwaaren, Pferde, Fische, Thran und Viehprodukte absetzt. Unmittelbar an der Küste ist Holzmangel, tiefer landeinwärts aber sind große Fichten- und Tannenwälder. Das Stift enthält 11 Propsteien, 63 Pastorate, 146 Kirchspiele und 8 Kapellengemeinden. Charakteristisch für die Bewohner des Amtes Süddrontheim, die sich durch einfache Tüchtigkeit und offene Geradheit auszeichnen, ist die brennendrothe Zipfelmütze, die als wesentlicher Theil ihres Anzugs bis weit in die Gebirge hinein allgemein getragen wird.

Die gleichnamige Hauptstadt des Stifts und einzige Stadt des Amtes Süddrontheim, an Größe und Wichtigkeit die dritte in Norwegen, liegt unter 63° 27′ nördl. Br. und 10° 24′ östl. L. v. Gr. am Südgestade des gleichnamigen, hier fast 8 Kilom. breiten Fjords, an der Mündung der Nea- oder Nidelv, an Hügeln malerisch hingestreckt und besteht aus der Stadt und den Vorstädten Baklandet und Ilen. Der Hafen, in welchem ein Theil der Marine stationirt ist, ist geräumig, tief und sicher, hat auch guten Ankergrund, aber eine beschwerliche Einfahrt. Auf einer Klippe mitten im Hafen steht das verfallene Fort Munkholm (ehemals Staatsgefängnis, in welchem auch 1676—96 Graf Greiffenfeld oder Peter Schuhmacher gefangen saß) und auf einer Anhöhe neben der Stadt das Kastell Christiansten. Die Stadt, sonst mit einem Wall umgeben, hat in ihrer Mitte einen großen, viereckigen Platz und 30—36 Meter breite Straßen, die sich meist rechtwinklig schneiden, dabei meist gut gepflastert und außerordentlich reinlich sind. Königs- und Mönchsstraße durchziehen sie in ihrer ganzen Länge und Breite. Die Häuser sind zweistöckig und fast ausschließlich von Holz und mit Schindeln gedeckt. Sie ruhen auf hohen Funda-

menten, so daß man zu den Thüren nur mittels einer Treppe gelangt, und unter jedem Haus befinden sich, der häufigen Feuersbrünste wegen, tiefe gewölbte Kellerräume. Durch ein neueres Gesetz ist, wie in Christiania, die weitere Errichtung von hölzernen Häusern verboten worden. Das eigenthümlichste Gepräge hat die sogen. Seestraße, an der Ostseite der Stadt, wo den großen und stattlichen Kaufmannshäusern ebenso viele hölzerne, auf 5—6,5 Meter hohen Pfählen ruhende Pack- und Waarenhäuser gegenüber stehen, die mit der Hinterseite an die unmittelbar vorbeifließende Nealv stoßen, wodurch das Laden wie das Löschen der Schiffe mit großer Leichtigkeit geschieht. Eine Brücke über den Fluß führt in eine Vorstadt. Ehedem die Hauptstadt von Norwegen, ist D. voll Erinnerungen an dessen alte Könige, an Hakon Jarl, Harald den Guten, Olaf Trygvesen, Olaf II. &c.; die ehrwürdigste Ruine der Vergangenheit ist der im 11. Jahrh. errichtete großartige gothische Dom (St. Olafskirche) oder vielmehr der Chor des 1530 abgebrannten Doms, der schon für sich eine große Kirche mit vielen Portalen, Spitzbögen und schlanken Fenstern darstellt, und auf dessen vollständige Herstellung man jetzt bedacht ist. Ehedem waren die hier in einem Silbersarg bewahrten Gebeine des heil. Olaf Ziel zahlloser Pilgerfahrten. In der Nähe stand der sogen. Königsstuhl, ein hoher gemauerter Thurm mit Treppen, auf welchem die norwegischen Könige gekrönt wurden. Auch jetzt wieder (seit 1818) werden die Könige in der Chorkirche gekrönt, und man verwahrt in ihr die seit 1818 neu gefertigten Reichskleinodien. Der westliche Theil des Doms dient als Holzmagazin. Außerdem sind noch 5 Kirchen vorhanden. In der Nähe des Doms steht der sogen. Kongsgaard (»Königshof«), wo früher Könige Hof gehalten, und am Markte der aus Holz gebaute riesige Stiftshof, die Wohnung des Stiftsamtmanns. D. wird durch eine Wasserleitung reichlich mit Wasser versehen. Es ist Sitz eines Bischofs und eines Bergamts, hat eine Domschule, eine Nordische Gesellschaft der Wissenschaften, ein Museum, eine Bibliothek, ein Seminar für Lappen und verschiedene andere wissenschaftliche Institute, ein Theater, Zuchthaus und viele Fabriken; auch die norwegische Reichsbank (seit 1816) hat hier ihren Sitz. Fischerei, Schiffahrt und Handel sind bedeutend. 1872 besaß D. 71 Segelfahrzeuge von 3837 Kommerzlasten und 14 Dampfer von 1411 Kommerzlasten. Da die Stadt ein weites und reiches Binnenland mit ausländischen Produkten und Fabrikaten zu versehen hat, so ist die Einfuhr sehr bedeutend und hat sich in neuester Zeit noch gehoben. Es kamen vom Ausland 1872 an: 168 Segelschiffe von 11,950 Lasten und 138 Dampfer von 21,084 Lasten. Zu den Hauptartikeln der Ausfuhr gehören: Garkupfer (1874: 9028 Ctr.), Fische (33,432 Ctr.), Heringe (119,937 Fässer), Thran (2898 Fässer) und Holz (11,979 Kommerzlasten). Werth der gesammten Ein- und Ausfuhr in Speciesdalern:

	Einfuhr:	Ausfuhr:
1869:	2,007,954	994,314
1870:	2,325,816	913,754
1871:	3,429,900	975,800
1872:	3,492,700	1,475,100

Die Zolleinnahmen beliefen sich 1874 auf 494,272 Speciesdaler. Der Handel erstreckt sich über alle Theile der Erde. Die Zahl der Bewohner beträgt jetzt an 25,000; man rühmt ihre Gastfreiheit und Geselligkeit und ihren Patriotismus. Die Stadt mit ihren von Landhäusern übersäeten Umgebungen gewährt einen anmuthigen Anblick. Der dunkelblaue Fjord schließt die Aussicht in der Hälfte der Straßen; Berge von grauem Gestein, mit grünem Rasen bedeckt, ragen nach allen Seiten darüber hinaus, und das schöne Nidthal, einer der lieblichsten Winkel Norwegens, liegt dahinter. Die benachbarten Thäler sind die Wiege der ältesten nordischen Geschichte. Mit den Städten im Innern des Landes ist D. durch gute Landstraßen verbunden. Nach Stören führt seit 1864 auch eine 48 Kilom. lange Eisenbahn, welche gegenwärtig längs der Gula mitten durch das Gebirge nach Röros und von dort längs des Glommen nach Christiania fortgesetzt wird. Eine andere wichtige Bahn ostwärts durch Stördalen nach der schwedischen Grenze, wo sie die von Sundswall über Oestersund in Jemtland in Anlage begriffene treffen wird, ist im Bau begriffen. Die jetzige Landstraße nach Schweden, eine vortreffliche Chaussee über das Gebirge, führt nördlicher über Levanger und Värdal. Nicht nur mit den Ortschaften an dem Fjord steht D. in lebhafter Dampfschiffsverbindung, sondern auch mit den sämmtlichen Häfen längs der ganzen norwegischen Küste sowohl gegen S., als auch im N. bis Vadsö, ja von dort bis Archangel und bis Sibirien.

D. wurde 996 von Olav Trygvesen angelegt, der sich eine für jene Zeit glänzende Königsburg erbaute, die jedoch ganz aus Holz bestand. Es hieß damals Nidaros (»Mündungsstadt der Nid«, lat. Nidarosia). Von Jarl Svend verbrannt, ward die Stadt von Olaf II., dem Heiligen, wieder aufgebaut. Als Residenz der Könige und eines 1152 gegründeten Erzbisthums ward sie ein bedeutender Ort, der im Mittelalter 14 Kirchen und 5 Klöster nebst anderen ansehnlichen Gebäuden (Haus des Erzbischofs, Spitäler, Gildehäuser &c.) zählte. Das Erzstift wurde in der Reformation aufgehoben, und Könige residirten schon damals seit langem nicht mehr im alten Nidaros. Im Jahr 1658 wurde die Stadt von den Schweden, denen sie im Roeskilder Frieden zugesprochen worden war, erobert, ihnen aber schon 21. Dec. d. J. nach 2¼monatlicher Belagerung von den Dänen wieder abgenommen, denen sie im Kopenhagener Frieden 1660 verblieb. Wiederholt litt D. durch Brände großen Schaden; überhaupt brannte es während der letzten 500 Jahre 15mal gänzlich oder zum größten Theil ab, zuletzt 1827, 1841, 1842 und 1846.

Der Fjord von D., einer der größten und schönsten an der Westküste Norwegens, gegen 150 Kilom. lang, erstreckt sich von dem Meer (Trondhjems Led) erst östlich, dann nördlich in das Land hinein und endigt in dem Beitstadfjord und in dem schmalen Beitstadsund. Er unterscheidet sich von den übrigen Fjorden des westlichen und nördlichen Norwegen, die von schroffen und steilen Felsenwänden umgeben sind, dadurch, daß er an seinen Ufern bedeutende und wohlangebaute Ebenen hat, welche sanft ansteigen und schöne, fruchtbare Gegenden sowie auch bedeutende Waldungen enthalten.

Dropax (griech., m.), Pechpflaster, Pechhaube; daher Dropacismus, das Wegnehmen der Haare mittels eines Pechpflasters, bei Kopfgrind &c.

Drosau, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Klattau, mit Leinwand- und Viehhandel, katholischer Kirche, Synagoge und (1869) 1769 Einw.

Droschke (Droske, Troschke), ursprünglich russisches Fuhrwerk, meist unbedeckt mit niedrigen Rädern, über welchen Kothleder befindlich sind. Die Droschken sind gewöhnlich zweisitzig, haben aber noch einen dritten, der Länge nach gehenden Sitz, auf welchem eine Person rücklings oder seitwärts sitzen

kann. Doch gibt es auch viersitzige sowie bedeckte Droschken. Da die Mietwägen (Fiaker) für kurze Fahrten, welche zuerst in Petersburg und Warschau aufkamen, die Droschkenform annahmen, so verbreitete sich der Name, als man auch in anderen Städten dergleichen Einrichtungen traf, auch auf diese Wägen, die aber im übrigen mit den russischen Droschken nichts gemein haben.

Drosĕra *L.* (Sonnenthau), Pflanzengattung aus der Familie der Droseraceen, ausdauernde Kräuter mit lang gestielten, in eine Rosette gestellten, reizbaren Blättern mit Drüsenhaaren, wachsen an sumpfigen Stellen und sind fast in allen Erdtheilen vertreten. **D. rotundifolia** *L.*, mit kleinen, kreisrunden Blättern, aufrechten, 15—20 Centim. hohen Blütenschäften, kleinen, weißen Blüten in einseitigen Trauben und eiförmiger, vielsamiger Kapsel, wächst auf Torfmooren und sumpfigen Wiesen in Nord- und Mitteleuropa, auch in Nordasien und Nordamerika. Die Blätter sind mit purpurrothen Drüsenhaaren besetzt, und an jedem Haar findet sich ein winziges Tröpfchen einer klebrigen Flüssigkeit. Berührt nun ein Insekt diese Blätter, so bleibt es an den Haaren kleben; das Blatt schließt sich zusammen und bleibt geschlossen, bis das Insekt todt und zerstört ist. Früher war die Pflanze als Sonnenkraut, Sonnen- oder Ohrlöffelkraut, Siedau, Jungfernblüte, **Herba Rorellae s. Roris solis**, officinell und gegen Lungenkrankheiten, Wechselfieber, Wassersucht und Augenentzündungen in Gebrauch. Das Kraut soll die Milch gerinnen machen und den Schafen schädlich sein; das Drüsensekret soll Warzen vertilgen. Das Kraut war auch ein Bestandtheil des früher so berühmten Goldwassers, das als Universalmittel galt, und diente in Italien als Zusatz zu Likören, die unter dem Namen Rosoglio (**Ros solis**), einem noch jetzt für Liköre gebräuchlichen Namen, bekannt waren. Mehrere exotische Arten geben Farbstoff, **D. gigantea** *Lindl.*, am Schwanenfluß, eine prachtvolle Purpurfarbe, welche durch Ammoniak schön gelb wird.

Droseraceen (Sonnenthaugewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der **Parietales** unter den Polypetalen, Kräuter mit verkürztem, nur grundständige Blätter tragendem, seltener mit gestrecktem Stengel und wechselständigen Blättern, die meist einfach, in den Blattstiel verschmälert, nebenblattlos und mit großen, drüsentragenden Haaren zierlich besetzt sind und sich überdies durch ihre von der Spitze nach dem Grund zu spiralig eingerollte Knospenlage auszeichnen. Die Blütenschäfte tragen entweder eine einzelne Blüte, oder bilden einen einseitigen, vor dem Aufblühen spiralig eingerollten Wickel. Die vollständigen, regelmäßigen Blüten haben 5 freie Kelch-, 5 mit jenen abwechselnde, dem Blütenboden eingefügte, kurz genagelte, nach dem Verblühen trocken stehen bleibende Blumenblätter, 5, seltener 10 oder 20 aus dem Blütenboden entspringende Staubgefäße mit freien Staubfäden und aufrechten oder aufliegenden, nach außen gewendeten, zweifächerigen, mit Längsspalten, selten mit Löchern sich öffnenden Antheren und einen oberständigen, meist einfächerigen Fruchtknoten mit 3 oder 5 wandständigen Samenleisten, auf denen zahlreiche anatrope Samenknospen sitzen, und mit ebenso vielen einfachen oder getheilten Griffeln, die in kopfförmige Narben endigen. Die Frucht ist eine Kapsel, welche sich in der ganzen Länge oder nur an der Spitze mit so vielen Klappen öffnet, als Samenleisten vorhanden sind, die sich dann auf der Mitte der Klappen befinden. Die zahlreichen kleinen Samen haben ein fleischiges Endosperm und einen kleinen, geraden Embryo. Die D. enthalten in 6 Gattungen gegen 70 Arten, welche auf torfigen Wiesen fast aller Klimate, mit Ausnahme der arktischen, und über die ganze Erde verbreitet vorkommen. Ueber ihre chemischen Bestandtheile ist wenig bekannt, die Arten des Sonnenthau (**Drosera**) enthalten eine flüchtige Schärfe. An diese Familie am nächsten schließt sich auch die Gattung **Parnassia** *T.* an, welche man wohl auch zu einer besondern Familie erhoben hat. Sie ist durch kahle Blätter, durch eine einzelne Endblüte und hauptsächlich durch einen innern Kreis von Staminodien ausgezeichnet, welche Schuppen mit langen, drüsentragenden Wimpern darstellen; ihre Heimat sind die gemäßigten und kalten Zonen der nördlichen Halbkugel.

Drosomēter (Drososkop, griech., n., »Thaumesser«, »Thauzeiger«), s. Thau.

Drossel (**Turdus** *L.*), Vögelgattung aus der gleichnamigen Familie (**Turdidae** *Bp.*) und der Ordnung der Sperlingsvögel, große, gestreckt gebaute Vögel, mit mittellangem, fast geradem, längs der Firste sanft gebogenem, vor der Spitze seicht gekerbtem Schnabel, mittelhohem, schlankem Lauf, stark bekrallten Zehen, bis zur Hälfte des Schwanzes reichenden Flügeln, an denen die erste Schwinge sehr kurz, die dritte und vierte die längsten sind, mittellangem Schwanz und sanftem, weichem Gefieder. Die Gattung begreift mehr als 80 über alle Erdtheile, am zahlreichsten in Europa und Südamerika verbreitete Arten, welche Wälder und Gebüsche bewohnen, meist eine große Wanderlust zeigen und bisweilen ganze Erdtheile durchfliegen. Sie sind sehr gewandt, munter, gesellig, aber keineswegs friedfertig; ihre Sinne sind hoch entwickelt, und vor allem ist ihre Stimme eine der schönsten unter den Singvögeln. Die Singdrossel ist die Nachtigall des Nordens, die Waldnachtigall; ihr fast ebenbürtig ist die Amsel, dann folgen die Mistel- und Wachholderdrossel. Sie lassen ihren Gesang vom Beginn des Frühlings bis in den Hochsommer ertönen, sitzen beim Singen frei auf einer Baumspitze und eifern sich gegenseitig zum Singen an. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren, Schnecken und Würmern, welche sie meist vom Boden auflesen, im Herbst und Winter aus Beeren: Mistel-, Wachholder-, Heidel-, Preißel-, Kreuzdorn-, Hollunder-, Ebereschen-, Weinbeeren, Kirschen 2c. Sie nisten bald nach ihrer Ankunft in der Heimat, einige gesellig, legen 4—6 kleine Eier und brüten 14—16 Tage. Gewöhnlich folgt im Sommer eine zweite Brut. Mit Ausnahme der Amsel ziehen alle unsere Drosseln im Herbst nach dem Süden, wandern in zahlreichen Gesellschaften und werden in Südeuropa in großer Menge gefangen. Aber auch bei uns kommen noch jährlich Hunderttausende auf die Märkte. Die alten Römer mästeten sie wie Ortolane und Wachteln. Fürs Zimmer eignen sich die Drosseln wegen ihres lauten Gesangs kaum, jedenfalls erfordern sie einen großen Käfig und große Reinlichkeit. Am besten gedeihen sie im Freien im Gesellschaftsbauer; junge Vögel werden sehr zahm, alte sind nach dem Einfangen höchst ungestüm, gewöhnen sich aber leichter, wenn man sie in Gesellschaft verwandter Vögel bringt. Sie pflanzen sich sogar im Käfig fort. Die Schwarzdrossel (Stock-, Kohl-, Schwarzamsel, Merle, Amselmerle, Lyster, **Turdus merula** *L.*) ist 25—26 Centim. lang bei einer Flugbreite von 36 Centim., hat verhältnismäßig kurze, stumpfe Flügel, einen verhältnismäßig langen Schwanz und einen 2 Centim. langen, gelben

Schnabel. Das Männchen ist am ganzen Körper tief schwarz, das Weibchen oben mattschwarz, unten auf schwarzgrauem Grund lichtgrau, an der Kehle und Oberbrust weißlich und rostfarben gefleckt. Die Amsel bewohnt die Laub- und Nadelwälder Europa's bis zum 66.° nördl. Br. und verweilt mehr oder weniger jahraus jahrein an derselben Stelle. Sie sucht besonders dichte Gebüsche an Flußufern auf, ist aber sehr scheu und vorsichtig und daher schwer zu schießen und zu fangen. Sie nistet in dichtem Gebüsch, am liebsten auf jungen Nadelbäumen, immer niedrig über dem Boden, auch auf demselben; das Nest ist halbkugelig, inwendig mit Erde und Schlamm ausgeschmiert. Sie legt jährlich zweimal, im März und Mai, 4—6 blaß blaugrünliche, hell zimmetfarbig oder matt rostfarbig gefleckte Eier. Die nach 15—16 Tagen auskriechenden Jungen werden von den Alten mit Würmern und Insekten aufgefüttert. Das Männchen gehört zu unseren vorzüglichsten Singvögeln und singt vom März bis Juli ununterbrochen, vorzüglich des Abends. Die **Rost-** oder **Schneedrossel** (**Dianen-**, **Erd-**, **Strauch-**, **Berg-**, **Meer-**, **Seeamsel**, **Stick-**, **Stabziemer**, T. torquatus *L.*, ist 26 Centim. lang bei 41 Centim. Flugbreite, schwärzlich, an den Federrändern weiß, mit einem weißen Brustbande; die Schwingen und Flügeldeckfedern sind graulich überlaufen und bräunlichgrau gesäumt; das Weibchen ist düsterfarbiger, mehr graulich mit schmutziggrauem Brustbande; der Schnabel ist schwarz. Sie lebt auf hohen Gebirgen, besonders auf den Alpen und im Norden, von wo sie im September in kleinen Gesellschaften zu uns kommt. Sie hat einen melodienreichen, aber etwas heisern Gesang. Das Nest steht tief in einem Busch und enthält im Mai hellgrüne Eier mit rothbraunen Flecken; bei uns nistet sie nicht unter 940 Meter ü. M., aber wohl zweimal, in Skandinavien nur einmal. Die **Misteldrossel** (**Ziemer**, **Schnarre**, **Zierling**, **Schneekater**, T. viscivorus *L.*) wird 26 Centim. lang bei 42 Centim. Flugbreite, ist oben tiefgrau, an der Unterseite weißlich, an der Brust mit dreieckigen, am Bauch mit halbmondförmig schwärzlichen Flecken gezeichnet; der Schnabel ist dunkelhornfarben. Sie findet sich in ganz Europa, in Sibirien und einzeln auch in Nordwestafrika, zieht aus dem hohen Norden südlich, streift aber in gemäßigten Ländern im Winter nur in beschränktem Grad hin und her. Sie sucht eifrig nach Mistelbeeren (Viscum album), deren noch lebensfähigen Samen sie wieder von sich gibt und mit ihrem Unrath an die Bäume klebt, wo dann bald dieses Schmarotzergewächs zu wuchern beginnt. Da dasselbe den Hauptbestandtheil des Vogelleims liefert, so hatten schon die Alten das Sprichwort: »Turdus sibi ipse malum cacat« (die D. macht sich ihr Unglück selbst). Sie nistet schon im März, in günstigen Jahren auch zweimal, 9—12 Meter über dem Boden auf Bäumen, legt 5 blaugrüne, braun- und schwarz gefleckte Eier und wird, namentlich jung eingefangen, leicht zahm. Die **Wachholderdrossel** (**großer Krammetsvogel**, **Ziemer**, T. pilaris *L.*), ist 26 Centim. lang bei 41 Centim. Flugbreite, an Kopf, Hinterhals und Bürzel aschgrau, am Oberrücken kastanienbraun, an Schwung- und Schwanzfedern schwarz, am Vorderhals dunkelrostgelb, schwarz gefleckt, am Unterkörper weiß; der Schnabel ist gelb. Sie ist heimisch in den großen Birkenwaldungen des Nordens, erscheint bei uns in Scharen im Spätherbst, vertheilt sich über ganz Mitteleuropa und geht selten südlicher. Ihr Gesang ist unbedeutend. Ihrem Nest gibt sie eine Grundlage von Reisern, groben Halmen und Erde und kleidet es mit zarten Gräsern aus; die 5—6 Eier sind grün, rothbraun gefleckt. Doch brütet sie gewöhnlich nicht bei uns, sondern im Norden. In Ostpreußen werden in manchen Jahren gegen eine Million gefangen. Bechstein erzählt, daß die Krammetsvögel in den thüringischen Walddörfern bei ihrer Ankunft im November alle Bäume und selbst Häuser von den vielen daran befindlichen Spinnen reinigen und davon besonders fett und schmackhaft werden. Die **Singdrossel** (**Zippe**, **Weiß-**, **Sommer-**, **Krag-**, **Berg-**, **Zierdrossel**, T. musicus *L.*) ist 22 Centim. lang bei 33 Centim. Flugbreite, oben ölgrau, unten gelblichweiß, dreieckig oder eiförmig braun gefleckt, bewohnt den größten Theil Europa's, besonders den Norden, auch Nordasien und wandert bis Nordwestafrika. Ihr Gesang ist sehr angenehm und ähnelt einigermaßen dem der Nachtigall. Ihre Lockstimme ist: Zipp, Zipp. Durch ihren Unrath säet sie Ebereschen (Sorbus), Wachholdersträucher u. dgl. auf Mauerzinnen an. Die Zippen sind im Herbst sehr fett und schmackhaft, besonders diejenigen, welche in den Weinbergen gefangen werden. Dem Jäger kündigen sie im Frühjahr die Ankunft der Waldschnepfen an. Ihr Nest steht auf schwachen Bäumchen im Gebüsch, ist innen mit zerbissenem faulen Holz ausgekleidet und enthält im April 4—6 meergrüne, schwarz oder schwarzbraun gefleckte Eier. Im Vorsommer brütet sie abermals. Die **Weindrossel** (**Roth-**, **Winter-**, **Berg-**, **Heide-**, **Buntdrossel**, **Zippe**, **Ziemer**, **Weißling**, **Winesel**, **Bäuerling**, T. iliacus *L.*) ist 22 Centim. lang bei 35 Centim. Flugbreite, am Oberleib olivenbraun, am Unterleib weiß, an den Brustseiten rostroth, überall mit braunen Längsflecken gezeichnet; der Schnabel ist schwarz. Sie nistet im Norden Europa's und in Sibirien, selten in Deutschland und zieht im Herbst mit dem Krammetsvogel durch Deutschland nach Südeuropa bis Nordafrika. In der Gefangenschaft ist sie ein fleißiger Sänger. Ueber die **Spottdrossel** s. d., **Steindrossel** und **Blaudrossel** s. **Steindrossel**.

Drosseladern (**Drosselvenen**, Venae jugulares), die zwei großen, an beiden Seiten des vordern Halses herablaufenden und sich innerhalb der Brust in die Venae anonymae einsenkenden Venenstämme, in denen bei blutarmen Personen das sogen. Nonnengeräusch entsteht, und deren Gefülltsein, Pulsiren 2c. wichtige Symptome bei Herz- und Lungenkrankheiten abgibt. Ihre Verletzung ist tödtlich durch Verblutung oder Eindringen von Luft in das Herz. Jede dieser D. zerfällt in eine tiefer liegende (interna) und oberflächliche (externa), von denen erstere das Blut aus dem Innern des Schädels, letztere mehr aus den äußeren Theilen herabführt. Bei Umschnürung des Halses (Drosselung) schwellen sie an, und das in ihren Zweigen zurückgehaltene Blut färbt das Gesicht blauroth und bewirkt gefährliche Blutanhäufung im Kopfe. S. Tafel »Blutgefäße des Menschen«, Fig. 2.

Drosselbeere, s. v. w. gemeine Eberesche, s. Sorbus.

Drossen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis West-Sternberg, an der Lenze, mit evangelischer Pfarrkirche, Schullehrerseminar, Wollspinnerei, Tuch- und Maschinenfabrikation, lebhaften Viehmärkten und (1871) 5226 Einw. (81 Katholiken und 58 Juden). D. ist seit 1252 Stadt und vertheidigte sich 1477 glücklich gegen Hans von Sagan.

Drost, im Mittelalter in Niedersachsen der adlige

Verwalter (Landrath) eines Bezirks oder einer Vogtei, der den Landesherrn vertrat; in Hannover ist Landdrost seit 1822 Titel der Präsidenten der sechs Regierungen (Landdrosteien) zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg, Stade, Osnabrück und Aurich.

Droste-Hülshoff, Annette Elisabeth, Freiin von, deutsche Dichterin, geb. 10 Jan. 1797 auf Hülshoff, dem Stammhaus ihrer altwestfälischen, speciell altmünsterschen Familie, siedelte nach dem Tod ihres Vaters mit ihrer Mutter nach dem Wittwensitz Ruschhaus bei Münster über und lebte seit 1840 größtentheils bei ihrem Schwager, dem gelehrten Freiherrn Jos. v. Laßberg, auf Schloß Meersburg am Bodensee, wo sie auch 10. Mai 1848 starb. Eine ganz eigenthümliche Natur voll der reichsten poetischen Anlage und der eigenthümlichsten Bildung, vermochte sie sich dem Bann der entschieden katholischen und feudal-patriarchalischen Anschauung, die sie von Jugend auf in sich gesogen hatte, niemals zu entreißen, während anderseits diese Weltanschauung niemals im Stande war, den rein humanen Edelsinn und die gemüthvolle Wärme ihrer Natur zu besiegen. Annette von D. trat zuerst mit »Dichtungen« (Münst. 1837) hervor, deren erzählender Theil das außerordentliche Schilderungstalent und die realistische Energie der Dichterin bekundete. Voll ausgereift erschien dann das Talent derselben in ihren »Gedichten« (Stuttg. 1844, 3. Aufl. 1873), durch welche sie sich trotz der vielfach harten, spröden und von knorrigen Auswüchsen und sprachlichen Provinzialismen getrübten Form zum Rang der hervorragendsten deutschen Dichterin erhob. Sie bekundete ihre Meisterschaft namentlich auf dem Gebiete des farbengesättigten Stimmungsbilds wie auf dem der poetischen Erzählung. Ihre sinnliche Fülle und Frische, das Talent, mit wenigen Zügen zu charakterisiren, die Wärme und Lebhaftigkeit ihrer Theilnahme an den verschiedensten Lebenserscheinungen erheben einzelne ihrer poetischen Erzählungen (»Die Schlacht im Lornerbruch«, »Das Fräulein von Rodenschild«, »Der Geierpfiff« u. a.) zu wahrhaften Meisterstücken. Aus ihrem Nachlaß erschien die religiöse Liedersammlung: »Das geistliche Jahr« (Stuttg. 1850, 2. Aufl. 1857) und die »Letzten Gaben« (Hannov. 1860). Vgl. Levin Schücking, Annette von D., ein Lebensbild (2. Aufl., Hannov. 1871).

Droste zu Vischering, Clemens August, Freiherr von, Erzbischof von Köln, geb. 22. Jan. 1773 auf seinem Familiengut Vorhelm unweit Münster, erhielt durch seinen Hauslehrer Katerkamp und auf der Lehranstalt zu Münster, hauptsächlich aber im Umgang mit der Fürstin Amalie von Galyzin, eine asketische Richtung und ward 1797 zum Priester geweiht. Im Jahr 1805 zum Generalvikar gewählt, gab er seine Einwilligung, als das Kapitel 1813 gegen den Willen Pius' VII. dem von Napoleon designirten Bischof, Grafen von Spiegel, das Generalvikariat übertrug; infolge einer Reise nach Rom jedoch erklärte er 1815 jene Substitution für ungültig und übernahm wieder selbst die Verwaltung, während das Domkapitel sich mit Hülfe des Theologen Hermes zu rechtfertigen suchte. Bald darauf begannen auch seine Differenzen mit der preußischen Regierung, welche in den Besitz der westfälischen Stiftslande gekommen war. Ihr gegenüberzutreten, hielt D. als münsterländischer Edelmann und päpstlicher Diener für seine Pflicht. Er that dies, theils indem er, die königlich preußische Deklaration hinsichtlich der gemischten Ehen im Münster'schen nicht beachtend, seinen Pfarrern die Trauung, ja selbst das Aufgebot gemischter Ehen untersagte, wenn nicht dabei die Erziehung der Kinder in der katholischen Religion versprochen würde, wobei er zugleich erklärte, daß er in Religionsangelegenheiten nur der höhern Kirchenobrigkeit Verantwortung schuldig sei, theils indem er nach Errichtung der Universität Bonn und nach Anstellung des Professors Hermes daselbst verfügte, daß die Theologen seines Bezirks nur in Münster studiren dürften. Als die preußische Regierung letztere Verfügung für nichtig erklärte und die Thätigkeit der theologischen Fakultät zu Münster suspendirte, legte D. 1820 sein Generalvikariat nieder und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Als aber sein älterer Bruder, Kaspar Maximilian (1770—1846), 1825 das Bisthum Münster erhielt, ließ er sich zu dessen Weihbischof ernennen und vertrat von neuem aufs eifrigste die Interessen der katholischen Kirche. Dennoch wurde er 1835 zum Erzbischof von Köln an des verstorbenen Spiegel Stelle ernannt, nachdem er zuvor dem preußischen Ministerium das Versprechen gegeben hatte, das päpstliche Breve vom 25. März 1830, rücksichtlich der gemischten Ehen, nicht in Ausführung bringen, vielmehr die Uebereinkunft von 1834 aufrecht halten zu wollen. Kaum aber hatte er den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, als er nicht nur auf zelotische Weise gegen alle des Hermesianismus verdächtigen Männer verfuhr, sondern auch im September 1837 erklärte, er werde auf Grund des Breve's von 1830 ohne das Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder nie eine katholische Trauung gestatten; denn die Uebereinkunft von 1834 könne nur insoweit für ihn maßgebend sein, als sie mit dem päpstlichen Breve übereinstimme. Da alle Vermittelungsversuche erfolglos blieben, sah sich die preußische Regierung endlich genöthigt, ihn von seinem Amt zu suspendiren; D. ward nach der Festung Minden abgeführt und begab sich von da auf sein Stammgut Darfeld. Friedrich Wilhelm IV. legte endlich unter Mitwirkung des Papstes die Kölner Angelegenheiten dahin bei, daß der Bischof Geissel von Speyer als Droste's Koadjutor die Verwaltung des Erzbisthums überkam. D. lebte fortan zu Münster, wo er 19. Okt. 1845 starb. Sein kirchenpolitischer Standpunkt liegt ausgeprägt vor in seinen beiden Schriften »Ueber die Religionsfreiheit der Katholiken bei der von den Protestanten zu begehenden Jubelfeier« (Münst. 1817) und »Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten« (das. 1843). Gleichzeitig und in gleicher Richtung mit der erstern hat auch ein dritter Bruder, Franz Otto (1771—1826), über »Staat und Kirche« (Münst. 1817, 2. Aufl. 1838) geschrieben. Vgl. K. Hase, Die beiden Erzbischöfe (Leipz. 1839).

Drottkvaedi (Drottkvaett), s. Isländische Verskunst.

Drottningholm (»Königininsel«), das größte königliche Lustschloß in Schweden, auf der Insel Lofö im Mälarsee, nur etwa 8 Kilom. von Stockholm entfernt. In der Heldenzeit befand sich hier ein Königshof, Torfvesund genannt. Die Königin Katharina Jagiellonica, Gemahlin Johanns III., ließ hier ein steinernes Schloß aufführen, daher der Name Königininsel. Nach dem Brand von 1661 ließ die Königin Hedwig Eleonore, Wittwe Karls X. Gustav, das gegenwärtige prachtvolle Gebäude errichten, welches ein weitläufiger, theils in französischem, theils in englischem Geschmack angelegter, mit einer Fontäne und mehreren aus den kaiserlichen Gärten in Prag

entführten Statuen gezierter und mit Schwanenteichen versehener Park umgibt. In dem Schloß, dessen prachtvolle Treppe und Vestibül die Bewunderung auf sich zieht, befindet sich eine Gemäldegallerie von älteren schwedischen Meistern sowie eine Gallerie der Zeitgenossen Oskars I., zahlreiche Pretiosen und Merkwürdigkeiten. Die Bibliothek, reich an seltenen Büchern und Handschriften, das Münz- und Medaillenkabinet u. a. sind an das Nationalmuseum und die königliche Bibliothek abgegeben worden; doch soll aus den Doubletten der letztern eine neue Bibliothek zusammengebracht werden. Bei dem Schloß hat Gustav III. ein Theater aufgeführt; in dem Park östlich vom Schloß ist das kleine, in chinesischem Geschmack erbaute Lustschloß **China** und hinter demselben eine Häuserreihe, genannt **Kanton**, jetzt Sommerwohnungen enthaltend, früher ein Fabrikdorf. Auch an der nördlichen Seite des Schlosses, auf sehr unebenem Boden, ist eine große Anzahl von Sommerwohnungen, die eine kleine Stadt bilden, und fast alle Güter auf der Insel Lofö, ein eigenes Kirchspiel mit etwa 1000 Einw., werden als Sommerwohnungen benutzt. Im Sommer ist die Dampfschiffsverbindung mit Stockholm sehr lebhaft (täglich wenigstens fünfmal). Neuerdings hat König Oskar II. D. zu seiner Sommerresidenz gewählt.

Drouais (spr. druä), Jean Germain, Historienmaler, geb. 25. Nov. 1763 in Paris, war ein Schüler Davids, den er auch 1784 nach Rom begleitete. Hier malte er, nachdem er schon 1784 mit seiner Kananäerin zu Christi Füßen (im Louvre) einen Preis erworben, einen sterbenden Gladiator (1785), im folgenden Jahr Marius zu Minturnä, wie er mit Blick und Rede den Cimber zurückschreckt, gestochen von Darcis, im Umriß von Landon (im Louvre), entwarf sein Strafgericht Gottes über die ersten Menschen und vollendete seinen Philoktet. Er kann ein David zweiter Hand genannt werden und ging so sehr in dessen Fußstapfen, daß auch bei längerem Leben die Hoffnungen, welche Frankreich in überschwänglicher Weise in ihn setzte, sich kaum erfüllt hätten. Er starb zu Rom 13. Febr. 1788. Seine den C. Gracchus darstellende Skizze findet sich gestochen in den »Memorie per le belle arti« (IV, 225), ein Umriß in Landons »Annalen« (I, 107).

Drouet (spr. druä), 1) Jean Baptiste, der Postmeister zu Ste. Menehould, welcher 21. Jan. 1791 Ludwig XVI. auf seiner Flucht erkannte und, nach Varennes vorauseilend, hier festhalten ließ. Die Nationalversammlung verwilligte ihm dafür eine Gratifikation von 30,000 Franken. Bald darauf zum Deputirten des Marnedepartements bei der Gesetzgebenden Versammlung und zum Kommandanten der Nationalgarde von Ste. Menehould erwählt, stimmte er für den Tod des Königs und nahm an der Revolution vom 31. Mai thätigen Antheil. Als Kommissär des Konvents 1793 zur Nordarmee gesandt, fiel er bei Maubeuge in die Hände der Oesterreicher und saß zwei Jahre auf dem Spielberg gefangen. Gegen die Herzogin von Angoulême ausgewechselt, kehrte er nach Paris zurück und ward Mitglied des Raths der Fünfhundert. Als Theilnehmer von Babeufs Verschwörung gegen das Direktorium ward er 1796 verhaftet, entfloh jedoch nach der Schweiz, kehrte, freigesprochen, zurück und ward Kommissär des neuen Direktoriums beim Departement Obermarne, dann Unterpräfekt von Ste. Menehould und Mitglied der Deputirtenkammer. Nach der zweiten Rückkehr der Bourbonen als Königsmörder aus Frankreich verwiesen, lebte er eine Zeitlang in Deutschland, sodann unter dem Namen Merger in tiefer Verborgenheit zu Mâcon, wo er 11. April 1824 starb.

2) Jean Baptiste, Graf D. d'Erlon, franz. General, geb. 29. Juli 1765 zu Reims, trat, nachdem er fünf Jahre in der königlichen Armee gedient hatte, 1792 in ein Bataillon Freiwilliger, wurde Adjutant des Generals Lefèvre und machte die Feldzüge von 1793—96 mit. Seit 1799 Brigadegeneral und seit 1803 Divisionsgeneral, befehligte er 1805 die Truppen, welche durch Franken nach Bayern vordrangen, focht 1806 bei Jena, 1807 bei Friedland, half 1809 zur Unterwerfung Tirols mit, führte seit 1810 eine Division unter Masséna in Spanien, schlug 1811 den englischen General Hill und warf ihn auf Lissabon zurück, befehligte 1813 in Spanien die Armee des Centrums und focht 1814 unter Soult bei Toulouse. Nach der ersten Restauration ward er Befehlshaber der 16. Militärdivision. Im März 1815 als Mitschuldiger bei einem Aufstand im Departement du Nord in der Citadelle von Lille gefangen gesetzt, wußte er sich in der durch Napoleons Annäherung veranlaßten Verwirrung der Citadelle zu bemächtigen und erklärte sich mit den Officieren seiner Division für den Kaiser, der ihn zum Pair ernannte und ihm den Oberbefehl über das 1. Korps übertrug. Mit diesem hatte D. bei Waterloo den Hauptangriff auszuführen. Nach der Kapitulation von Paris zog er sich hinter die Loire zurück, floh dann, durch die Ordonnanz vom 24. Juli geächtet, nach Bayern und lebte in der Nähe von Baireuth. Infolge der Amnestie vom 28. Mai 1825 nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er nach der Julirevolution 1830 den Oberbefehl über die 12. Division, war vom 28. Sept. 1834 bis 28. Aug. 1835 Generalgouverneur in Algier, übernahm dann wieder den Oberbefehl über die 12. Militärdivision, wurde Mai 1843 zum Marschall ernannt, starb 25. Jan. 1844.

3) Louis François Philippe, berühmter Flötenvirtuos, geb. 1792 zu Amsterdam, ließ sich schon in seinem 7. Jahr im Konservatorium zu Paris hören, wurde 1808 erster Soloflötist des Königs von Holland (Louis Bonaparte) und kam 1811 in gleicher Eigenschaft an den Hof Napoleons I. Von 1817 an machte er Kunstreisen durch ganz Europa, war dann eine Zeitlang Generaldirektor am San Carlotheater in Neapel, später Theaterkapellmeister im Haag und seit 1836 Hofkapellmeister in Koburg, von wo er 1854 nach New York ging. Nach seiner Rückkehr lebte er an verschiedenen Orten, zuletzt in Bern, wo er im Oktober 1873 starb. D. war seiner Zeit auch der musikalische Sekretär der Königin Hortense, der die Melodien, welche ihm diese vorträllerte, zu Papier brachte und mit Begleitung versah; auf diese Art ist unter anderem das bekannte »Partant pour la Syrie« entstanden. Sein Spiel zeichnete sich durch glänzende Fertigkeit aus; namentlich besaß er eine enorme Stärke in Passagen mit der sogen. Doppelzunge. Seine Kompositionen für die Flöte (etwa 150 Werke) sind ohne tiefern Gehalt, aber dankbar.

Drouyn de l'Huys (spr. druäng d'lüis oder lüih), franz. Staatsmann, geb. 19. Nov. 1805 zu Melun, ward im Collège Louis le Grand zu Paris gebildet, besuchte seit 1825 die Rechtsschule daselbst und schlug dann die diplomatische Laufbahn ein. Nachdem er 1830 den Herzog von Harcourt als Gesandtschaftsattaché nach Madrid begleitet, war er 1833—36 Gesandtschaftssekretär im Haag, dann Geschäftsträger in Madrid, erhielt 1840 die Direktion der

Handelsangelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen und ward 1842 in die Kammer gewählt. Infolge seiner Opposition gegen Guizots Politik seines Staatsamts verlustig, war er unter den eifrigsten Gegnern Guizots und unterzeichnete auch die Anklage gegen denselben und seine Kollegen, betheiligte sich jedoch an den Reformbanketten nicht. Nach der Februarrevolution in die Konstituante, dann auch in die Legislative gewählt, stimmte er stets mit der Rechten und ward Mai 1848 Vorsitzender des Komité's für die auswärtigen Angelegenheiten. Unter Ludwig Bonaparte's Präsidentschaft übernahm er im Ministerium vom 20. Dec. 1848 das Portefeuille des Auswärtigen, ging im Juni 1849 als außerordentlicher Botschafter nach London, übernahm dann im Uebergangskabinet vom 10.—24. Jan. abermals das Auswärtige und half den Staatsstreich vom 2. Dec. vorbereiten. Nach demselben betheiligte er sich an der Konsultativkommission und ward zum Senator ernannt. Am 28. Juli 1852 übernahm er wieder das Ministerium des Auswärtigen und wirkte in dieser Stellung wesentlich zum Zustandekommen des Bündnisses mit England mit. 1855 war er neben Bourqueney außerordentlicher Gesandter bei den Wiener Konferenzen, sah sich aber, weil Napoleon seine Geneigtheit, auf die Friedensvorschläge Oesterreichs einzugehen, nicht billigte, genöthigt, sein Portefeuille an den Grafen Walewski abzugeben. 1856 gab er auch als Senator seine Entlassung ein, weil der Kaiser dieser Körperschaft Mangel an Initiative zum Vorwurf gemacht hatte. Seine Muße benutzte er, um durch eine »Histoire diplomatique de la crise orientale« (Brüss. u. Leipz. 1858) sein Verhalten in der orientalischen Frage zu rechtfertigen. Als Oktober 1862 Thouvenel, weil er in Rom mit eventuellem Abzug der französischen Truppen gedroht hatte, seine Entlassung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, ließ sich D. wiederum zur Uebernahme dieses Postens bereit finden. D. galt als Freund Oesterreichs und der Kurie, und daher ward diesem Ministerwechsel eine für die italienische Einheitsbewegung wenig günstige Bedeutung beigemessen. Doch erfolgte kein entschiedenes Vorgehen der französischen Regierung; denn die Septemberkonvention von 1864, welche D. unterzeichnete, kann nicht als solches angesehen werden. In seiner Depesche vom 28. Jan. 1864, als es sich um eine gemeinschaftlich mit England zu bewerkstelligende Unterstützung Dänemarks handelte, lehnte er eine solche ab und bezeichnete einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland als die »unglücklichste und gewagteste« Unternehmung, »auf welche sich das Kaiserreich einlassen könnte«. Berühmt ist Napoleons Brief vom 11. Juni 1866 an D., in welchem jener die Miene eines Schiedsrichters annahm, und das im Ministerrath in den Tuilerien 10. Juli von D. vorgelegte Vermittelungsprogramm, worin zwar die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes und die Errichtung eines neuen zugestanden, aber sowohl Preußen als Oesterreich von letzterem ausgeschlossen, Preußen die Annektirung von Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hessen und Braunschweig erlaubt, zugleich aber die Abtretung seiner linksrheinischen Gebiete, welche die depossedirten Fürsten bekommen sollten, zugemuthet und ein französisches Protektorat über das westliche und südliche Deutschland empfohlen ward. Am 6. Aug. 1866 forderte D. durch Benedetti, den französischen Gesandten in Berlin, von Bismarck die Grenzen von 1814, Rheinbayern und Rheinhessen, Auflösung des zwischen dem Deutschen Bund und Luxemburg bestehenden Verhältnisses, Aufgebung des preußischen Garnisonsrechts in der Festung Luxemburg und Abzug der preußischen Garnison aus Mainz und ließ die Verweigerung dieser Forderungen als Kriegsfall bezeichnen. Als sämmtliche Kompensationsforderungen von Bismarck zurückgewiesen wurden und Napoleon trotzdem wegen mangelhafter Rüstung keinen Krieg anzufangen wagte, ließ letzterer erklären, der Abtretungsvertrag und die Kriegsdrohung seien dem Kaiser während einer Krankheit entrissen worden und der eigenmächtige Gedanke D.' gewesen. Dieser erhielt darauf 1. Sept. seine Entlassung und den Marquis von Moustier, Botschafter in Konstantinopel, zu seinem Nachfolger.

Droylsden, Stadt in der engl. Grafschaft Lancashire, mit (1871) 6768 Einw., hat 5 Kirchen, eine Fortbildungsanstalt mit Bibliothek, 8 Baumwollspinnereien und 3 Färbereien.

Droysen, 1) Johann Gustav, deutscher Geschichtschreiber, geb. 6. Juli 1808 zu Treptow an der Rega, studirte zu Berlin, ward dort 1829 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster, 1833 Privatdocent und 1835 außerordentlicher Professor daselbst. Im Jahr 1840 als Professor der Geschichte nach Kiel berufen, wirkte D. eifrig für die deutsche Sache in den Herzogthümern. Er verfaßte die Kieler Adresse (1844), nahm theil an der Schrift der neun Kieler Professoren über das »Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig« (Kiel 1846) und schrieb mit Professor Samwer die »Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik« (1. u. 2. Aufl., Hamb. 1850). Von der provisorischen Regierung der Herzogthümer als Vertrauensmann an den Bundestag nach Frankfurt gesandt und später von einem schleswig-holsteinischen Bezirk in die Nationalversammlung gewählt, nahm er, ein eifriges Glied der Gagern'schen Partei und Schriftführer des Verfassungsausschusses, dessen Verhandlungen er (Leipz. 1849) veröffentlichte, bis Mai 1849 an den Berathungen theil. 1851 folgte D. einem Ruf als Professor der Geschichte nach Jena, wo er durch Stiftung eines historischen Seminars zu ernsteren historischen Studien hinleitete. 1859 ward er als Professor der Geschichte nach Berlin berufen, wo er auf dem Katheder und in seinem Seminar eine glänzende Wirksamkeit entfaltet. Die ungewöhnliche Vielseitigkeit, die staunenswerthe Schaffenskraft und glänzende Formgewandtheit Droysens kommen in seinen zahlreichen Schriften zum Ausdruck. Zuerst bekannt machte er sich als geschmackvoller Uebersetzer des Aeschylos (Berl. 1832, 2 Bde.; 3. Aufl. 1868) und des Aristophanes (das. 1836—38, 3 Bde.; 2. Aufl. 1871, 2 Bde.) sowie durch die größeren Werke »Geschichte Alexanders d. Gr.« (das. 1833) und »Geschichte des Hellenismus« (Hamb. 1836—43, 2 Bde.) sowie mehrere Untersuchungen zur griechischen Geschichte, so »Phrynichos, Aeschylos und die Trilogie« (Kiel 1841), »Ueber die Unechtheit der Urkunden in Demosthenes« (1839) u. a. Dann folgten die glänzend geschriebenen »Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege« (Kiel 1846, 2 Thle.) und das »Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg«, eine meisterhafte Biographie, die zu den Juwelen der deutschen historischen Literatur zu zählen ist (Berl. 1851, 6. Aufl. 1871). Kritische Specialuntersuchungen geben »Eberhard Windeck« (Leipz. 1853), »Zwei Verzeichnisse Kaiser Karls IV. Lande betreffend« (das. 1854), »Die Schlacht bei Warschau 1656« (das. 1863). Die Schriften »Ueber das Patent vom 3. Febr. 1847«, »Ueber Preußen und das System der Großmächte«, »Karl August und die

deutsche Politik« (Jena 1857) bezeichnen die Stufen zu Droysens Hauptwerk, der jetzt bis in die Anfänge Friedrichs d. Gr. vorgerückten »Geschichte der preußischen Politik« (Leipz. 1855 ff.) bis jetzt 5 Bände, die ersten 4 bereits in 2. Auflage, eine umfassend angelegte, auf der Fülle bisher unbenutzter archivalischer Schätze beruhende Darstellung der Entwickelung Preußens an sich und in seinem Verhältnis zu Deutschland in der Richtung, die in der Stiftung des deutschen Kaiserthums ihren Abschluß gefunden hat. Droysens neueste Schriften sind: »Das Testament des Großen Kurfürsten« (Leipz. 1866); »Grundzüge der Historik« (das. 1868, 2. Aufl. 1875); »Zur Schlacht von Chotusitz«, in den »Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften« (Berl. 1873).

2) **Gustav**, Sohn des vorigen, geb. 10. April 1838 zu Berlin, in Kiel, Jena und auf dem Gymnasium in Altenburg gebildet, studirte in Jena und Berlin unter seinem Vater und in Göttingen unter Waitz Geschichte, habilitirte sich 1864 in Halle, wurde Ostern 1869 als außerordentlicher Professor nach Göttingen und 1872 als ordentlicher Professor nach Halle berufen, wo er meist deutsche und neuere Geschichte liest. D. schrieb außer zahlreichen Specialarbeiten über Ereignisse des 16. und 17. Jahrh. in den »Forschungen zur deutschen Geschichte« (z. B. Studien zur Belagerung und Zerstörung Magdeburgs, Die Schlacht bei Lützen), der »Zeitschrift für preußische Geschichte«, dem »Archiv für sächsische Geschichte« (Aus den dänischen Büchern u. a.), Sybels »Historischer Zeitschrift«, der »Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte« und den »Preußischen Jahrbüchern«: »Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reich« (Leipz. 1862); »Arlanibaeus, Godofredus Abelinus sive scriptorum de Gustavi Adolfi expeditione princeps« (Berl. 1864); »Gustav Adolf« (Leipz. 1869—1870, 2 Bde.), worin die einseitig kirchliche Auffassung Gustav Adolfs bekämpft und der politische Charakter seines Unternehmens stark betont wird.

Droyßig (Droißig), Dorf im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Weißenfels, 8 Kilom. von Zeitz, hat eine Pfarrkirche, ein Schloß des Fürsten von Waldenburg-Schönburg, ein Lehrerinnenseminar und (1871) 1460 evangel. Einwohner.

Droz (spr. droh), 1) **Pierre Jacquet**, berühmter Mechaniker, geb. 28. Juli 1721 zu Lachaux de Fonds im Kanton Neuenburg, studirte zu Basel Theologie, widmete sich aber dann der Uhrmacherei und erfand außer dem Glocken- und Flötenspiel in Uhren eine Pendeluhr, die mittels der Vereinigung zweier Metalle von ungleicher Dehnbarkeit im Gang blieb, ohne aufgezogen zu werden, sowie einen schreibenden Automaten. Er starb zu Biel 28. Nov. 1790. Sein Sohn Henri Louis Jacquet, geb. 13. Okt. 1752 zu Lachaux de Fonds, verfertigte einen Automaten in der Gestalt eines klavierspielenden Mädchens, das nach geendigtem Spiel aufstand und die Gesellschaft grüßte; starb 18. Nov. 1791 in Neapel. Seine und seines Vaters Automaten sind jetzt in Amerika.

2) **Jean Pierre**, geb. 1746 zu Lachaux de Fonds, geschickter Medailleur, führte mehrere Verbesserungen in der Münzkunst ein, prägte 1786 in Paris Gold- und Silberstücke nach einem selbsterfundenen Verfahren, besorgte hierauf in England mit Boulton die Ausprägung der Kupfermünzen und wurde nach seiner Rückkehr vom Direktorium zum Aufseher der Medaillenmünze ernannt. Er erfand auch das Stoßwerk mit einem aus drei Theilen bestehenden, sogen. gebrochenen Prägring, welcher innen vertiefte Buchstaben enthielt und erhabene Randschrift lieferte. Bei der Restauration 1814 verlor er seine Stelle und starb 2. März 1823 zu Paris.

3) **François Xaver Joseph**, franz. Moralphilosoph, geb. 31. Okt. 1773 zu Besançon, diente 1796—99 in der französischen Armee, war sodann einige Jahre Lehrer in seiner Vaterstadt, widmete sich seit 1803 in Paris geschichtlichen Studien und der Schriftstellerei, ward 1824 Mitglied der französischen Akademie und 1838 Präsident der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften; starb 5. Nov. 1850. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind: »Essai sur l'art d'être heureux« (Par. 1806, 8. Aufl. 1857; deutsch von Blumröder, Ilmenau 1826); »Éloge de Montaigne« (Par. 1812, 3. Aufl. 1815); »Application de la morale à la politique« (das. 1825; deutsch von Blumröder, Ilmenau 1827); »Oeuvres morales« (Par. 1826, 2 Bde.); »Économie politique, ou principes de la science des richesses« (das. 1829, 3. Aufl. von Chevalier 1854; deutsch, Berl. 1830); »Histoire du règne de Louis XVI pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française« (Par. 1838—42, neue Aufl. 1858; deutsch von Luden, Jena 1842); »Pensées sur le Christianisme« (Par. 1844, 9. Aufl. 1860; deutsch von Reithmeier, 2. Aufl., Straub. 1844), wozu die »Aveux d'un philosophe chrétien« (1848 u. öfter), in denen er seine Jugendsünden berichtet, einen Anhang bilden. Früher Sensualist und Epikuräer, wurde er zuletzt guter katholischer Christ.

Druck, das Bestreben eines Körpers, einen andern aus seiner Lage zu bewegen, oder sein Volumen zu verändern, ohne Rücksicht darauf, ob dieses Bestreben Erfolg hat oder nicht. Die Kraft, womit ein Körper auf den andern drückt, kann eine eigene sein (Eigenschwere und Elasticität) oder eine mitgetheilte; letzteres tritt ein, wenn der drückende Körper selbst von einem andern gedrückt wird. In festen Körpern pflanzt sich ein D. nur nach solchen Richtungen fort, welche der Richtung des Drucks parallel sind, in flüssigen und gasförmigen Körpern aber nach allen Seiten gleichmäßig. D. nennt man auch das Verfahren, gesetzte Typen, gestochene Platten 2c. auf einen aufnehmenden Stoff (Papier, Pergament, gewebtes Zeug 2c.) mittels der Presse auszuprägen (Buchdruck, Kupferdruck, Stahldruck, Steindruck, Zeugdruck 2c.). Daher heißt Drucken das technische Verfahren, Drucke aller Art herzustellen, Druckerei, die Werkstätte, worin dies geschieht.

Druckfestigkeit, der Widerstand, welchen ein fester Körper dem Druck entgegensetzt, der seine Theilchen auseinander zu treiben strebt.

Druckfreiheit, s. v. w. Preßfreiheit.

Druckkugel, s. Minen.

Druckmaschinen, s. v. w. Schnellpressen.

Druckperkal, s. v. w. Kaliko.

Drucksinn, s. Tastsinn.

Druckwerk, s. Pumpe und Münzen.

Druden (Truden), im altdeutschen Volksglauben zauberhaft wirkende weibliche Wesen, Hexen, Unholdinnen, die besonders als Alp oder Nachtmahr plagen; oft vermischt und verwechselt mit den Druiden (s. d.). Das Wort ist das altnordische Thrûdr, der Name einer Schlachtjungfrau (Walküre), welcher als Name eines dem heidnischen Glauben halb göttlichen Wesens mit Einführung des Christenthums in die Bedeutung von Hexe überging. Daher Drudennacht, die Walpurgisnacht (1. Mai), in welcher die D. an Kreuzwegen zusammenkommen.

Drudenfuß (Trudenfuß, auch *pythagoräisches Zeichen*, *Pentangulum*, *Pentalpha*, *Pintakel* genannt), mystisches Zeichen in Form eines Fünfecks, auf dessen Seiten gleichschenklige Dreiecke konstruirt sind: ⛤. Es soll aus dem Schwanenfuß der schwanengeflügelten Walküre (s. d.) entstanden sein, kommt aber schon bei den Pythagoräern, bei den Gnostikern und Neuplatonikern, auf Abraxasgemmen ꝛc. vor; im Mittelalter wurde es als Zauber gegen die Elementargeister angewendet, und noch jetzt zeichnet es der Aberglaube an die Thüren der Viehställe, um die Hexen abzuhalten. Bisweilen unterscheidet man davon den *Alfenfuß*, der durch zwei ineinander geschobene Dreiecke (✡) bezeichnet wird.

Drudenmehl, s. Lycopodium.

Drüsen (Glandulae), Kollektivbezeichnung für eine große Anzahl von Organen des thierischen Körpers, welche ihrer Mehrzahl nach mit der Funktion der Absonderung (s. d.) betraut sind, übrigens aber in ihrem Bau wie in ihren Verrichtungen große Verschiedenheiten darbieten. Man unterscheidet zwei Hauptgruppen von D., nämlich solche *mit* Ausführungsgängen und solche *ohne* Ausführungsgänge. Die ersteren nennt man eigentliche oder *echte* D., sie sind Absonderungsorgane im strengen Sinn. Die letzteren dagegen, welche auch als *unechte* D. bezeichnet zu werden pflegen, liefern kein eigentliches Absonderungsprodukt, üben aber zum Theil einen wesentlichen Einfluß auf die Zusammensetzung des Bluts aus, weshalb sie auch *Blutdrüsen* genannt werden, während wir über die Verrichtungen eines andern Theils derselben noch vollkommen im Dunkeln sind. Die echten D., welche vorzugsweise *absondernde* genannt werden, stehen vermöge des ihnen zukommenden Ausführungsgangs sämmtlich theils mit der äußern Körperoberfläche, theils mit den Schleimhautkanälen der Körpers in offener Verbindung und sind im Princip nichts anderes als Einstülpungen oder Anhänge der Schleimhautkanäle und der äußern Haut. Die kleineren D. liegen in dem Gewebe der äußern Haut und der Schleimhäute selbst eingebettet und bilden integrirende Bestandtheile derselben, während die größeren D. mehr selbständige Organe bilden, welche theils unter der äußern Haut, theils im Innern der Leibeshöhlen liegen und durch ihre Ausführungsgänge mit den von Schleimhaut ausgekleideten Höhlen und Kanälen zusammenhängen. Nach ihrem gröbern Bau unterscheidet man einfache und zusammengesetzte D. Die *einfachen* D. bestehen aus Einem nicht verästelten Ausführungsgang, an welchen sich die blindsackförmigen Absonderungsflächen der D. unmittelbar anschließen (z. B. die Schweiß- und Talgdrüsen der Haut, die Labdrüsen der Magenschleimhaut). Die *zusammengesetzten* D. dagegen bestehen aus größeren und kleineren Abschnitten (Lappen und Läppchen genannt) und besitzen entweder mehrere Ausführungsgänge (wie z. B. die weibliche Brustdrüse), oder der einfach vorhandene Ausführungsgang theilt sich vielfach in Aeste und Zweige, welche schließlich in die absondernden Drüsenbläschen übergehen (Leber, Speicheldrüsen). Nach der Art und Weise, wie das absondernde Drüsenparenchym angeordnet, beziehentlich mit dem Ausführungsgang verbunden ist, unterscheidet man vorzüglich zwei Formen von D., nämlich schlauch- oder röhrenförmige (tubulöse) und traubenförmige (acinöse) D. Bei den *schlauchförmigen* D. hat die absondernde Fläche die Form eines mehr oder minder langen Schlauchs oder Hohlcylinders, welcher blindsackförmig endigt (z. B. Nieren, Leber, Schweißdrüsen, Labdrüsen des Magens). Bei den *traubenförmigen* D. schließt sich an die letzten Enden des oftmals verzweigten Ausführungsgangs eine Anzahl von rundlichen oder keulenförmigen Anhängen, sogen. Drüsenbläschen, an (Speicheldrüsen, Milchdrüsen, Lunge ꝛc.). Sowohl die traubenförmigen als die schlauchförmigen D. sind bald einfache, bald zusammengesetzte. Bei einer der zusammengesetzten Schlauchdrüsen, nämlich bei der Leber, sind die Drüsenschläuche netzförmig unter einander verbunden. Alle echten D. sind nach einem und demselben Princip gebaut, welches darin besteht, daß in einem möglichst kleinen Raum eine möglichst große Absonderungsfläche untergebracht wird. Letztere stellt daher nirgends eine ebene Fläche dar, sondern erscheint in Form zahlreicher, vielfach verzweigter Hohlcylinder und Hohlkugeln, welche sämmtlich von mikroskopischer Feinheit sind. Durch diese Anordnung wird eine erstaunliche Größe der Absonderungsfläche erreicht, und es wird dadurch begreiflich, daß drüsige Organe von sehr geringem Volumen sehr große Flüssigkeitsmengen absondern. So übersteigt z. B. die Menge des in 24 Stunden abgesonderten Harns mindestens zehnmal das Volumen der beiden Nieren, welche den Harn absondern, und in einzelnen Fällen wird in derselben Zeit eine Harnmenge abgeschieden, deren Gewicht dasjenige der Nieren um das Vierzig- bis Fünfzigfache übertrifft. Uebrigens hängt die Menge des Sekrets bei sämmtlichen D. viel weniger von der Größe der Absonderungsfläche als vielmehr von zahlreichen anderen Umständen ab, die theils im Organismus selbst, theils außerhalb desselben gelegen sind und als mehr zufällige bezeichnet werden müssen. Was den feinern, mikroskopischen Bau der D. anbetrifft, so besitzen die Drüsenschläuche und Drüsenbläschen fast sämmtlicher D. eine meist sehr zarte und dünne Grundmembran von homogenem (glasigem) Aussehen und bindegewebiger Natur. Diese in Gestalt von Schläuchen, Trauben und Bläschen angeordnete Grundmembran trägt auf der Innenfläche eine zusammenhängende einfache Lage von Zellen (sogen. Epithel- oder Drüsenzellen), welche in den einzelnen D. verschieden, bald cylindrisch, bald platten- oder würfelförmig gestaltet sind. Der eigentliche Hohlraum der D., für das Absonderungsprodukt bestimmt, wird also zunächst von diesen Drüsenzellen umschlossen, welche auch die Innenfläche der Ausführungsgänge überkleiden und schließlich in das Epithel der Schleimhaut oder der äußern Haut übergehen, auf welcher der Drüsengang mündet. Jedes Drüsenelement, mag es in Form eines Schlauchs oder eines Bläschens auftreten, ist von einem engen Netz feinster Blutgefäße (Haargefäße) umsponnen. Dieses Haargefäßnetz, von einem überreichlichen Blutstrom durchflossen, bietet den D. das Material dar, aus welchem sie ihr Sekret zu bilden haben. Von den meisten D. weiß man, daß sie auch eigene Nerven besitzen. Diese sogen. Drüsennerven gehören theils den Blutgefäßen der D. an und beeinflussen die Enge und Weite derselben, also auch die Menge des durch die D. strömenden Bluts, theils stehen ihre letzten Endigungen mit den Drüsenzellen selbst in Verbindung und üben wahrscheinlich durch Vermittelung der letzteren einen Einfluß auf die qualitative Zusammensetzung des Absonderungsprodukts aus. Vom Willen sind die Drüsennerven wie die Absonderungsvorgänge überhaupt gänzlich unabhängig. Die Ausführungsgänge der kleinsten D. unterscheiden sich in ihrem mikroskopischen Bau nicht wesentlich von dem eigentlichen

Drüsenparenchym. Bei den größeren D. dagegen besitzen die Ausführungsgänge mehrere cylinderförmig ineinander geschachtelte Häute, nämlich eine äußere Faserhaut, eine mittlere mit glatten Muskelfasern versehene Haut und eine innere oder Schleimhaut, deren freie Fläche mit einer Lage meist cylindrischer Epithelialzellen überzogen ist. Das Vorrücken des Absonderungsprodukts innerhalb der Ausführungsgänge geschieht vorzugsweise durch den Druck der nachfolgenden, zuletzt abgesonderten Flüssigkeit; in geringerem Grade betheiligt sich daran die Muskulatur in der Wand der Ausführungsgänge. Der Druck aber, unter welchem das Drüsensekret in den Bläschen und Schläuchen der D. steht, ist theils auf den Blutdruck in den Haargefäßen der D., theils auf gewisse nicht näher bekannte vitale Beziehungen der Drüsenzellen selbst zurückzuführen. Zu den echten D. werden gewöhnlich auch die Schilddrüse und die weibliche Keimdrüse, d. h. der Eierstock, gerechnet, obschon dieselben keinen Ausführungsgang besitzen. In diesen beiden Organen bilden die drüsigen Elemente kugelige, allseitig geschlossene Bläschen. Dieselben besitzen eine homogene Grundmembran, welche auf der Innenfläche mit einer zusammenhängenden Lage von Epithelzellen oder Drüsenzellen überzogen ist; der übrige Hohlraum der Bläschen ist mit Flüssigkeit ausgefüllt. Die geschlossenen Drüsenbläschen sind von einem Netz von Kapillargefäßen umsponnen und in ein bindegewebiges Stroma eingebettet. Näheres s. unter *Schilddrüse* und *Eierstock*. — Was den physiologischen Vorgang der Absonderung in den D. und namentlich den Antheil der Drüsenzellen daran anbelangt, so verhalten sich die einzelnen D. in sehr verschiedener Weise. In der Regel gehen die Bestandtheile des arteriellen Bluts, von welchem die D. umspült sind, in die Drüsenzellen über und werden in denselben chemisch umgeändert. Das Produkt dieser chemischen Umwandlung ist eben das Drüsensekret, welches aus den Drüsenzellen in den Hohlraum der D. und weiterhin in den Ausführungsgang derselben übertritt. Die Drüsenzellen sind in diesem Fall persistente Gebilde, insofern sie lange Zeit funktioniren können, ohne selbst durch die Funktion zu Grunde zu gehen. Da die Absonderungsprodukte der D. in Bezug auf ihre chemische Konstitution so überaus verschieden sind, während sie doch alle in letzter Instanz aus derselben Blutmasse stammen, so muß angenommen werden, daß der Grund jener Verschiedenheit in der specifischen Thätigkeit der Drüsenzellen zu suchen ist. Eingehende Kenntnisse über die specifisch chemischen Vorgänge in den Drüsenzellen fehlen uns zur Zeit noch vollständig. Der Grad der Koncentration des Sekrets hängt dagegen wahrscheinlich nicht von den Drüsenzellen, sondern von dem Füllungsgrade der Blutgefäße und den jeweilig bestehenden Diffusionsverhältnissen ab. Bei einigen D., z. B. den Hauttalgdrüsen, findet eine fortwährende Erneuerung der Drüsenzellen statt, weil letztere fortwährend zerfallen und ihr Detritus das Sekret darstellt. Etwas Aehnliches findet bei den Keimdrüsen (Hoden und Eierstock) statt, insofern dieselben kein eigentliches Sekret liefern, sondern vielmehr nur einzelne ihrer zelligen Bestandtheile (Samenfäden, Eizelle) ausstoßen, welche unter Umständen einer weitern Entwickelung fähig sind. Mehrere D. scheinen einen specifischen, chemisch umbildenden Einfluß auf die Blutbestandtheile nicht auszuüben, sondern gewissermaßen nur als Filtrirapparat für gewisse Blutbestandtheile zu dienen. Die Drüsenzellen würden in diesem Falle die Aufgabe haben, eben nur einzelne im Blut enthaltene Substanzen als Sekret hervorgehen zu lassen, während sie andere Blutbestandtheile zurückhalten. So weiß man von den Lungen, daß sie Kohlensäure und Wasser aus dem Blut ausscheiden; so entziehen die Thränendrüsen dem Blut neben Wasser nur Kochsalz, die Nieren aber neben Wasser und verschiedenen Blutsalzen nur Harnstoff und verwandte exkrementitielle Stoffe, welche Substanzen der herrschenden Ansicht nach sämmtlich als solche bereits im Blut vorhanden sind.

Die D. ohne Ausführungsgang, auch *unechte* D. genannt, welche man wegen ihres vermeintlichen Einflusses auf die Konstitution der Blutmasse gewöhnlich als *Blutdrüsen* bezeichnet, lassen sich ebenfalls in zwei Gruppen zerlegen. Die eine derselben ist anatomisch wie physiologisch wohl charakterisirt. Die hierher gehörigen D. bestehen nämlich aus einem zarten bindegewebigen Netzwerk, in dessen Maschen massenhafte Rundzellen von der Größe und dem Aussehen der Lymphkörperchen oder der farblosen Blutzellen eingebettet sind. Ihre Funktion aber besteht darin, durch fortwährende Vermehrung dieser Zellen diejenigen Elemente zu liefern, aus welchen sich die Blutkörperchen ergänzen. Die überflüssig gebildeten lymphkörperähnlichen Drüsenzellen werden nämlich durch Vermittelung des Blut- oder Lymphstroms aus den D. weggeführt und der Blutmasse beigemischt. Sie führen nach ihrem Uebertritt ins Blut den Namen der farblosen Blutkörper (s. *Blut*). Die fragliche Drüsengruppe umfaßt also die blutbildenden oder hämatopoetischen Organe. Man rechnet dazu sämmtliche über den ganzen Körper zerstreute Lymphdrüsen, die Milz, die Thymusdrüse, die Mandeln und die kleinen Lymphfollikel in der Schleimhaut der Zunge, des Rachens und der Darmschleimhaut. Näheres s. unter *Milz*, *Lymphdrüsen* ꝛc. Die andere Gruppe der D. ohne Ausführungsgang ist anatomisch dadurch gekennzeichnet, daß die Drüsenzellen gruppenweise in verschiedener Anordnung, jedoch ohne einen eigentlichen Drüsenhohlraum zu umschließen, in ein blutgefäßreiches Bindegewebsstroma eingebettet sind. Ueber die Bestimmung dieser D. wie über die Thätigkeit ihrer Zellen herrscht auch heute noch vollständiges Dunkel. Es gehören in diese Gruppe die Nebennieren, der sogen. Hirnanhang (glandula pituitaria) und einige andere Gebilde von geringem Umfang und sehr verborgener Lage. Auch die Schilddrüse kann mit einem gewissen Recht hierher gezogen werden.

In der *Botanik* heißen D. einzelne Zellen, Zellengruppen oder rundliche Intercellularräume, welche mit eigenthümlichen Sekreten erfüllt oder auch, wenn die Zellen oberflächlich liegen, überzogen sind. Diese Stoffe finden sämmtlich im Stoffwechsel der Pflanze keine weitere Verwerthung, sondern bleiben dauernd in den D. und gehen zuletzt mit diesen der Pflanze verloren. Häufig finden sich in den D. ätherische Oele, Harze, Gummi, Pflanzenschleim, Zucker, Gerbstoff, der oft mit einem Farbstoff gemengt ist, klebrige Substanzen (Balsame), endlich Krystalle (meist kleesaurer Kalk, der übrigens später oft wieder aus diesen Zellen verschwindet und in den Stoffwechsel der Pflanze zurückkehrt). Die D. liegen entweder im Innern der Gewebe verborgen und stellen in diesem Fall wirkliche Zellen dar, welche mit dem Sekret erfüllt sind (die Gummizellen in den Knollen der Orchisarten [Salep], die mit Krystallmassen und schleimigen Stoffen erfüllten krystallführenden Zellen zahlreicher anderen Pflanzen, ferner die Kampheröl enthaltenden Zellen im Blatt von

Camphora officinarum), oder sie treten als kugelrunde Intercellularräume auf, in denen ein Sekret, dann gewöhnlich ätherisches Oel, abgeschieden ist; diese werden meist von einer Schicht kleinerer, protoplasmareicher, aber chlorophyllloser Zellen umgeben. Solche Organe finden sich im Blattgewebe von Hypericum, wo sie die durchscheinenden, nadelstichförmigen Punkte in der Blattmasse verursachen, ferner in der Fruchtschale der Citronen und Pomeranzen, in der Oberseite der Blätter von Dictamnus Fraxinella; auch gibt es bei letzterer Pflanze ähnliche D., welche aber auf der Oberfläche der Theile sitzen und sich in ein einfaches Haar verlängern. Bei D. dieser Art entsteht der Intercellularraum entweder dadurch, daß die später die Wand desselben bildenden Zellen frühzeitig auseinanderweichen, oder daß gewisse Zellen aufgelöst werden. Es gibt aber auch oberflächliche D.; dies sind solche, bei denen sich das Sekret auf der freien Oberfläche des Pflanzentheils ansammelt. Hier sind es meist mehr oder weniger scharf umschriebene Stellen der Oberhaut, welche als D. bezeichnet werden müssen; ihre Zellen haben meist cylindrische oder prismatische Gestalt und sind an ihren freien Außenwänden mehr oder weniger papillenartig nach außen gewölbt. Das Sekret überzieht hier die bezeichneten Oberhautstellen; seine Bildung geschieht vielfach dadurch, daß die unter der Cuticula liegende Zellhautschicht aufquillt und sich in das Sekret umwandelt, wodurch die Cuticula blasenförmig emporgehoben und zuletzt gesprengt wird. Zu diesen oberflächlichen D. gehören die Nektarien, welche eine zuckerhaltige Flüssigkeit absondern und sich besonders in den Blüten auf der Innenseite der Perigon- oder der Blumenblätter, auf der Innenfläche sack- oder spornartiger Ausstülpungen der Blumenblätter, am Grunde der Staubfäden, an der Basis des Fruchtknotens oder auf der Oberfläche des Blütenbodens, der in diesem Fall oft zu einer Scheibe oder zu einem Ring oder zu einzelnen Höckern angeschwollen ist (Diskus), vorfinden. Auch an den Blattstielen der Kirschbäume und verwandter Arten, an denjenigen von Viburnum Opulus, Ricinus u. a. finden sich kleine, warzenförmige Organe, welche zumal an jungen Blättern mit Tropfen einer ausgeschiedenen süßschmeckenden Flüssigkeit besetzt sind. Auf der Rückseite der Nebenblätter der Futterwicke befindet sich ein dunkel gefärbter Fleck, an welchem die Oberhaut ebenfalls Nektar absondert. Zu den oberflächlichen D. gehören ferner die Drüsenhaare auf vielen Stengeln und Blättern, welche die klebrige Beschaffenheit dieser Theile verursachen. Diese Haarbildungen tragen eine kugelige Endzelle, in welcher sich ätherisches Oel erzeugt. Letzteres tritt oft durch die Zellhaut hindurch und hebt die Cuticula blasenförmig ab, während die Zelle selbst mehr oder minder schwindet, so daß zuletzt ein Tropfen Sekret auf der Spitze des Haars zurückbleibt. In ähnlicher Weise werden die klebrigen und balsamischen Ueberzüge der Laubknospen zahlreicher Pflanzen gebildet; vorzugsweise sind die Knospenschuppen, aber auch die in der Knospe eingeschlossenen jungen Laubblätter oft mit Haarbildungen ausgestattet, welche eine gummiartige oder aus Gummischleim und Tropfen ätherischen Oels gemengte Substanz absondern.

Drüsenhaare, s. Drüsen.

Drüsenstrauch (Adenoropium), Pflanzengattung, s. Jatropha.

Drüsenträger, Pflanzengattung, s. Adenophora.

Druey (spr. drüä), Charles, schweizer. Staatsmann, geb. 1799 zu Ferougḥ im Kanton Waadt, ließ sich als Anwalt in seinem Heimatskanton nieder und galt bald als eins der Häupter der liberalen Partei. In den kirchlich-politischen Kämpfen des Waadtlandes verfaßte D. eine Petition für Abschaffung des helvetischen Glaubensbekenntnisses als bindender Lehrnorm und für eine demokratische Organisation der Kirche. Im Jahr 1834 ward er Mitglied des Staatsraths und 1841 erster Gesandter seines Kantons an der Tagsatzung, legte aber infolge der aargauischen Klosterfrage diese Stelle nieder und stellte sich nun an die Spitze der Opposition, indem er durch die weitverzweigte Association patriotique einen großen Einfluß gewann. Er leitete die Bewegung von 1845, trat als Präsident an die Spitze der provisorischen Regierung und später des erneuerten Staatsraths und war besonders thätig für Gründung der neuen demokratischen Verfassung des Kantons Waadt sowie als erster Gesandter an der Tagsatzung für die Ausweisung der Jesuiten, die Auflösung des Sonderbunds und die Durchsetzung der lange angestrebten Bundesreform. Unter der neuen Bundesverfassung ward D. zum Mitgliede des Bundesraths und 1850 zum Bundespräsidenten berufen. Er starb 29. März 1855.

Druiden (Dryiden oder auch Drysiden), die keltischen Priester, Lehrer, Weißager, Aerzte und Richter im alten Gallien und Britannien, zwar keine erbliche Kaste, doch ein fest geschlossener Orden, der den ersten, vom Kriegsdienst und allen öffentlichen Lasten freien Stand bildete und als Träger der Religion und gesammten geistigen Bildung des höchsten Ansehens genoß und den größten Einfluß ausübte. Den Namen leitet schon Plinius vom griech. drys, Eiche, ab, welche den D. besonders heilig war. Voß und andere gingen auf das keltische Dru, »Glaube«, zurück; Barth hält das angeblich altbritische und noch jetzt in Wales übliche Wort Derwydd oder Dryod, weiser Mann, für das Ursprüngliche. Die D. lebten nicht abgesondert vom Volk, wohnten aber in Wäldern und zerfielen in drei Klassen oder Grade: Drysiden, Barden und Vaten (Priester, Wahrsager und Sänger, Naturkundige). An der Spitze des Ganzen stand ein gewählter Oberpriester; die gewöhnliche Ordenskleidung bestand aus einem kurzen, vorn zugesteckten Unterkleid mit eng zugehenden Aermeln und aus einem Mantel (bardocucullus). Die Aufnahme in den stark bevorrechteten Stand wurde selbst von den Söhnen der angesehensten Familien erstrebt. Die Neuaufgenommenen genossen einen bisweilen 20jährigen Unterricht in der Religion, Medicin, Rechtskunde, Mathematik, Astronomie und Naturkunde. Nichts durfte niedergeschrieben und veröffentlicht werden, auch war der gnomische Vortrag ganz für das Gedächtnis und ein esoterisches Wissen berechnet. Die sonst übliche Schrift der D. bestand aus eigenthümlichen Charakteren, welche von den Römern für griechische gehalten wurden. Ihre Zeitrechnung scheint einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt zu haben. Zur Betrachtung der Himmelskörper sollen sie sich sogar schon der Vergrößerungsgläser (der sogen. Druidenköpfe, aus Krystall oder Glas geschliffen) bedient haben. Ihre Heilkunde war mystisch-religiös. Als mächtiger Talisman und Insignie des Ordens galt das mystische Schlangenei, aus dem Geifer von Schlangen zusammengeformt, im Mondschein aufgefaßt und im Busen getragen; als das wirksamste Mittel gegen Gift und Unfruchtbarkeit

der Thiere die Mistel, am sechsten Tag des Märzmonds feierlich mit goldener Sichel geschnitten. Die druidische **Religionslehre** hüllte sich in das tiefste Dunkel. Wir wissen nur, daß sie eine Vorsehung über den Volksgöttern, eine Wanderung der unsterblichen Seele, ein Jenseits und eine ewige Materie mit Veränderungen der gegenwärtigen Form durch Feuer und Wasser annahmen. Den Gottesdienst verrichteten sie theils auf Höhen, theils in dichten Eichenhainen. Die **Druidenhöhlen** und **Druidenberge** (Mont-Dru bei Autun, Belchen im Breisgau u. a.), die Steingehege (Stonehenge in England und die Obelisken von Quiberon) sind erst neuerdings hierher gezogen worden. Gewiß ist, daß auch Quellen, Seen, Wälder, Felsen und besonders Inseln zu ihren heiligen Stätten gehörten; so Sena, der Küste der Osismier gegenüber, mit einem berühmten Orakel, Mona, Silura u. a. Für **Druidenaltäre** gelten die häufig gefundenen **Dolmen** (s. d.) oder großen Tafelsteine, welche auf senkrechte Pfeiler so gestellt wurden, daß sie beweglich blieben, wie der merkwürdige Stein von Poitiers, eine Masse, deren Behandlung nicht gemeine mechanische Kenntnisse voraussetzt. Menschenopfer waren bis zur römischen Kaiserzeit nicht selten, doch scheinen die meisten derselben nur feierliche Verbrecherhinrichtungen gewesen zu sein und zu Lustrationen gedient zu haben. Die Opfer wurden gewöhnlich massenhaft in riesige Weidengeflechte gesteckt und verbrannt. Vor dem Altar stand der Druide weiß gekleidet und mit Eichenlaub bekränzt, bei allen seinen Bewegungen dem Lauf der Sonne folgend. Ein Hauptgeschäft für ihn war die Erforschung des Götterwillens aus den Zuckungen und Eingeweiden der Opfer, ferner aus dem Fluge der Vögel, aus kosmischen und atmosphärischen Erscheinungen, aus Träumen, durch Citation der Heldengeister 2c. Götterbilder wurden erst mit der Einführung römischer Kultur allgemein. Der Einfluß der D. erstreckte sich zur Zeit ihrer Blüte auf alle Theile des Volkslebens. Alljährlich wurde von ihnen an einem heiligen Ort im Gebiete der Karnuten, der heutigen Diöcese von Chartres, ein großer Gerichtstag für alle Gaue des Landes gehalten. Nur am Kampf gegen auswärtige Feinde nahmen wohl auch die D. theil. Neben dem männlichen Druidenorden kommt auch ein weiblicher (**Druiaden**, **Druidenfrauen**) mit eigenen Vorsteherinnen, obwohl ohne die Privilegien des männlichen, vor. Diese Druiaden waren vorzüglich Wahrsagerinnen oder sogen. »kluge Frauen«, blieben unverheirathet und nahmen später eine ziemlich tiefe Stufe der Gesellschaft ein, wenngleich ihre Macht länger dauerte als die der D., indem das Volk sie für unsterblich hielt und glaubte, daß sie in alle Geheimnisse der Natur eingeweiht wären. Man nannte sie damals fanae oder fatuae. Als ursprüngliche Heimat des Druidenthums nennt Cäsar Britannien, und es ist wahrscheinlich, daß hier die ersten Grundlagen des Instituts ihre Ausbildung gefunden haben, von da aber, und zwar erst nach dem Zuge des Bellovesus (um 587 v. Chr.), nach Gallien gekommen sind. Hieraus erklärt sich auch, warum man bis jetzt noch nirgends unter den Kelten außerhalb Galliens und Britanniens deutliche Spuren des Druidenthums angetroffen hat. Ob indessen jene Anfänge aus der indogermanischen Urzeit oder aus Samothrakien oder von Pythagoras herzuleiten sind, wird stets unentschieden bleiben. Die Römer lernten die D. zuerst durch Cäsar kennen, der eine Spaltung zwischen diesen und dem Adel für seine politischen Zwecke klug auszubeuten wußte. Unter Augustus wurden die druidischen Menschenopfer, unter Claudius alle Gottesdienste dieser Art verboten. Schon vorher indessen, mit der Romanisirung der Gallier, hatten die D. meist aufgehört, ein vom Staat anerkannter Stand zu sein. Dennoch wußten sie durch ihre Zauber- und Wahrsagerkünste das Volk noch lange an sich zu ketten, ja sich selbst in dem für fremden Aberglauben so empfänglichen Rom Eingang zu verschaffen. Noch in weit späteren Zeiten, als die Druidenschulen sich längst in Kollegien christlicher Professoren verwandelt hatten, z. B. in Bordeaux, Chartres, Toulouse, Narbonne u. a. O., behauptete der von jenen aus ins Volksleben ausgeströmte Aberglaube sein zähes Leben und hat sich theilweise sogar bis auf unsere Tage vererbt. In Britannien bestanden die D. besonders als Barden fort, ebenfalls über die Römerzeit hinaus, namentlich in Wales. Vgl. **Frick**, De Druidis occidentalium populorum philosophis (Ulm 1744); **Beaubean**, Mémoires à consulter pour les anciens Druides (Par. 1778); **Davies**, Mythology and rites of the British Druids (Lond. 1809); **Toland**, History of the Druids (herausgeg. v. Huddleston, Montrose 1814); **Barth**, Ueber die D. der Kelten (Erlang. 1826); **Barghon Fort-Rion**, Le druidisme au moyen-âge (Par. 1874).

Druidenorden, eine nach den alten keltischen Priestern sich benennende geheime Gesellschaft, welche, mit ceremoniellen, geheim gehaltenen Formen verbunden, wohlthätige Zwecke verfolgt durch die Unterstützung kranker und nothleidender Mitglieder und die Beerdigung der Verstorbenen. Der Orden wurde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in London gegründet, verpflanzte sich dann 1833 nach Amerika, wo er große Verbreitung fand, später auch nach Australien und hat in neuester Zeit auch in Deutschland Eingang gefunden. Eine Loge des Ordens heißt »Hain« (weil die alten Druiden sich in Hainen versammelten), eine Oberbehörde für ein gewisses Gebiet »Großhain«. In Amerika wurde 1849 der »Großhain der Vereinigten Staaten« gebildet, welchem die oberste Leitung zusteht, und unter dem 1870: 19 »Staatsgroßhaine« mit zusammen 149 Hainen und etwa 15,000 Mitgliedern (meist eingewanderte Deutsche) standen. Die Druiden zählen, wie die ihnen ähnlichen Odd fellows, 5 Grade, über welchen noch Hochgrade bestehen. Die Würdenträger des Ordens haben sonderbare Titel, wie Hoch-Erz, Ur-Erz, Groß-Erz 2c., und tragen bizarre Abzeichen (Sterne 2c.) an farbigen Bändern mit Quasten. In Deutschland besitzt der D. bereits Haine in Berlin, Hamburg, Bremerhafen, Nordhausen, Leipzig und Stuttgart. In Berlin erscheint auch monatlich ein Zeitungsorgan des Ordens unter dem Titel »Deutscher Erzdruide«. Die Zahl sämmtlicher Ordensmitglieder schätzt man auf 100,000.

Drujez (**Druz**, **Drut**), Fluß im russ. Gouvernement Mohilew, entspringt an der Grenze des Gouvernement Witebsk, durchströmt die Kreise Ssenno, Kopys, Mohilew, Staryj, Bychow und Rogatschew und mündet bei Rogatschew in den Dnjepr. Er ist für kleine Schiffe und Flöße fahrbar, reich an Stören und Welsen und an vielen Stellen seines 270 Kilom. langen Laufs von schönen Nadelholzwäldern bestanden, aus denen die Flotte des Schwarzen Meers zum Theil erneuert wird.

Drulingen, Kantonshauptort im Kreis Zabern des

Bezirks Unterelsaß im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, hat eine evangel. Pfarrkirche u. 510 Einw.

Drumann, Karl Wilhelm, deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 11. Juni 1786 zu Danstedt im Halberstädtischen, studirte zu Halle und Helmstädt Theologie, ward 1810 Lehrer am Pädagogium zu Halle, wo er sich 1812 zugleich als Privatdocent an der Universität habilitirte, 1817 außerordentlicher Professor und 1821 ordentlicher Professor der Geschichte in Königsberg, wo er 29. Juli 1861 starb. Er schrieb: »Ideen zur Geschichte des Verfalls der griechischen Staaten« (Berl. 1811; neue Aufl., das. 1820); »Historisch-antiquarische Untersuchungen über Aegypten oder die Inschrift von Rosette« (Königsb. 1823); »Geschichte Roms in seinem Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung« (das. 1834—44, 6 Bde.), sein Hauptwerk, bei dem freilich die Form, alphabetisch nach Geschlechtern geordnet, verfehlt ist; »Grundriß der Kulturgeschichte« (das. 1847); »Geschichte Bonifacius' VIII.« (das. 1852, 2 Bde.); »Die Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom« (das. 1860).

Drummond, altes Geschlecht in Schottland, das seinen Ursprung von Mauritius, einem ungarischen Edelmann und Enkel des Königs Andreas I., herleitet, der 1066 an der schottischen Küste Schiffbruch litt und, von König Malcolm III. aufgenommen und zum Steward von Lenox erhoben, in Schottland blieb. Von ihm stammte Annabella, die Gemahlin Roberts III. (1390—1406) und die Eltermutter der königlichen Familie Stuart ab. Andere bemerkenswerthe Sprößlinge dieses Geschlechts sind:

1) William D. von Hawthornden, Dichter, geb. 1585, studirte zu Edinburg und im Ausland, namentlich zu Bourges, die Rechte, zog sich aber später auf die Burg Hawthornden zurück, nur den schönen Wissenschaften lebend, und starb 1649. Seine »Tears on the death of Moeliades« (Elegien auf den Tod von Jakobs I. Sohn Henry, 1612) und »The wandering Muses« (1617) haben ihm zwar den Ehrennamen des schottischen Petrarca erworben, leiden aber vielfach an falschem Prunk. Man hat von ihm auch eine Geschichte der fünf schottischen Könige des Namens Jakob und mehrere Streitschriften für das Haus Stuart. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Edinburg 1711; neue Ausgaben besorgten Cunningham (1833) und Turnbull (1856). Vgl. Masson, D. of H., story of his life and writings (Edinb. 1873).

2) James, erster Graf von Perth, geb. 1648, ward 1678 Mitglied des Geheimen Raths, 1680 Lordoberrichter, 1684 Lordkanzler von Schottland und nach seinem Uebertritt zum Katholicismus an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Nach der Revolution von 1688 saß er vier Jahre gefangen, begab sich dann 1693 nach Frankreich zu Jakob II., der ihn zum Herzog von Perth, später zum ersten Kammerherrn und Erzieher des Prätendenten, dann zum Oberstkämmerer der verwitweten Königin erhob, und starb 11. März 1716 zu St. Germain en Laye. Seine »Letters from James, Earl of Perth, to his sister, the Countess of Errol« (Lond. 1845) wurden von der Camden-Society veröffentlicht.

3) Ludwig Hector, Graf von D.-Melfort, geb. 1726, ward in französischen Diensten Oberst, Generalinspektor der leichten Truppen, Generalleutnant und Adjutant des Grafen Moritz von Sachsen und focht in den Kriegen von 1740—63. Das Resultat seiner Studien über Friedrichs II. militärische Anordnungen legte er in seinem »Essai sur la cavalerie légère« (Par. 1748) nieder. Um das französische Heerwesen machte er sich verdient durch seinen »Traité sur la cavalerie« (Par. 1776, mit Atlas). Er starb im November 1788 auf seinem Gut Ivoy-le-pré in Berri.

Drummond'sches Licht, s. Knallgas.

Drumont (spr. drümóng), ein Berggipfel der Vogesen auf der Grenze des franz. Departements der Vogesen und des Elsaß, mit einer der Moselquellen, 1208 Meter hoch.

Drupa (lat.), Steinfrucht, Steinbeere, s. Frucht.

Druschinen (v. slaw. Drugy, »Gesellschaft«, »Brüderschaft«), zuerst Leibwache des Zaren, später Name der Bataillone der russischen mobilen Reichsmiliz (Opoltschenie); die infolge des Ukas vom 4. (16.) Nov. 1870 ins Werk gesetzte Reorganisation der russischen Armee kennt keine D. mehr.

Druse (Drüsen, Füllendruse), katarrhalisch-lymphatische Krankheit, welche der Gattung Pferd eigenthümlich ist und vornehmlich 1—2 Jahre alte Füllen befällt. Das Uebel tritt in zwei Hauptformen auf, als gutartige und als bösartige D. Die gutartige D. zeigt folgenden Verlauf: Nach katarrhalischen Zufällen, Reizung und Röthung der Schleimhaut, Husten rc., stellt sich ein anfangs dünner und später sehr konsistenter Nasenausfluß ein; gleichzeitig oder einige Tage später schwellen die Lymphdrüsen im Kehlgang an, und da auch das benachbarte Zellgewebe sich entzündet, so verschwillt zuletzt der ganze Kehlgang; nach 6—8 Tagen reift die ganze Geschwulst wie ein gewöhnlicher Absceß und bricht dann entweder von selbst auf, oder muß geöffnet werden, worauf ein weißer, milder Eiter entleert wird; dieser hört nach einigen Tagen zu fließen auf, und es erfolgt allmählich Heilung. Dieser gewöhnliche Verlauf des Uebels kann aber mehrfache schlimmere Modifikationen erleiden, indem die katarrhalische Entzündung alle Schleimhäute der Athmungsorgane und des Kopfs ergreift und sich die Erscheinungen der Bräune, der Lungen-, Maul- und Augenentzündung hinzugesellen; oder indem die Anschwellungen und Abscesse auch Backen, Lippen, die Ohrdrüsengegend und andere benachbarte Orte befallen und hier durch Druck gefährliche Zufälle (Schling- und Athmungsbeschwerden) veranlassen können, die aber nach Reifung und Eröffnung der Abscesse wieder verschwinden; oder indem die Krankheit nicht zur gehörigen Entwickelungsstufe gelangt, so daß Nasenausfluß und Lymphdrüsenanschwellung nur in geringem Grad vorhanden sind, letztere auch keine Neigung zum Reifen zeigt, sondern kalt und unschmerzhaft ist (schleichende D.), wo dann, wenn der Verlauf nicht durch geeignete Mittel beschleunigt wird, plötzlich Geschwülste an anderen Körperstellen, z. B. an der Brust, am Hals, zwischen den Hinterschenkeln, entstehen, die längere Zeit unverändert stehen bleiben, ehe sie reifen, oder auch wieder verschwinden, um an anderen Orten wieder hervorzubrechen (herumziehende, wandernde D.); oder indem plötzlich Nasenausfluß und Eiterung versiegen, heftiges Fieber eintritt und ein inneres Organ, z. B. die Lunge, erkrankt (zurückgetretene, verschlagene D.); oder indem endlich rothe Flecken oder Bläschen und Geschwüre (Blatterdrüse) auf der Nasenschleimhaut und den Lippen erscheinen. Hauptursache der Krankheit ist Prädisposition, die durch besondere Umstände, Zahnwechsel, warmes Verhalten, Fütterungs- und Aufenthalts-

veränderung, gesteigert werden kann. Außerdem kann die Krankheit infolge von Gelegenheitsursachen, wie Katarrh, und durch Ansteckung erzeugt werden. Was die Behandlung betrifft, so reicht bei normalem Verlauf derselben ein geeignetes diätetisches Verfahren vollkommen aus. Man verwahre die Kehlgangsdrüsen durch Umhüllung mit wollenen Lappen sorgfältig und reibe sie auch mit Schweinefett ein, wende bei sehr schmerzhafter Anschwellung lauwarme Breiumschläge aus Leinmehl und Malvenkraut an, reibe bei kalter, nicht reifender Geschwulst Spanischfliegensalbe ein und lasse bei zurückgetretener D. mäßig warme Wasserdämpfe einathmen. Die bösartige (verdächtige) D. zeigt folgenden Verlauf: Oft stellt sich zuerst und zwar gewöhnlich einseitiger Nasenausfluß von verschiedener Beschaffenheit und Menge ein, und es nimmt die Nasenschleimhaut eine blasse, gelbliche Färbung an, oft mit Punkten und Flecken; darauf, in manchen Fällen schon vorher, schwellen die Kehlgangsdrüsen derselben Seite an von der Größe einer Nuß bis zu der eines Hühnereies, werden länglich-rundlich oder kugelig, knotig, fest und hart, sitzen bald locker, bald fest an den Kinnbacken an, eitern aber niemals. Die Thiere scheinen dabei gesund und munter, und die Krankheit kann, indem zeitweise eine scheinbare Besserung und dann wieder eine Verschlimmerung eintritt, Monate hindurch dauern. In manchen Fällen, wenn dem Uebel rein lokale krankhafte Veränderungen, eine Entzündung der Schleimhaut in der Stirnhöhle, Polypenbildung &c., zu Grunde liegen, erfolgt bei passender Behandlung Genesung; meistens ist aber die verdächtige D. das erste Stadium der Rotzkrankheit. Deshalb ist bei dieser Form des Uebels, wie bei den schlimmeren Modifikationen der gutartigen D., stets sofort der Arzt zu Rathe zu ziehen. Wegen der Ansteckungsgefahr ist strenge Separirung der kranken Thiere von den gesunden unerläßlich. Auch müssen Ställe und Stände, wo mit der bösartigen D. behaftete Pferde gestanden haben, erst gereinigt und desinficirt werden, ehe man wieder Pferde hineinbringt.

Druse (Krystalldruse), in der Mineralogie im Gegensatze zu den eingewachsenen einzelnen Krystallen die Gruppen von solchen, die, auf einer gemeinsamen Basis aufsitzend, sich an den Wänden von rundlichen Hohlräumen oder Spalten gebildet haben, und bei denen daher nur die gegen das Innere des Hohlraums gekehrten Enden flächenreich entwickelt sind. Häufig erscheinen so die Krystalle von verschiedenen Quarzvarietäten, von Kalk-, Braun-, Fluß-, Schwerspat, Bleiglanz, Zinkblende. Die Ausfüllung der Drusenräume ist in der Regel nicht gleichzeitig erfolgt, sondern es sind ältere und jüngere Bildungen zu unterscheiden, von denen die innersten die jüngsten sind. So finden sich in Hohlräumen der Kalksteine vor allem Kalk- und Braunspat-, im Dolomit Dolomitspat-, in Kieselgesteinen, selbst in Sandsteinen Quarzdrusen, Amethystdrusen als innerste Bekleidung der Achatmandeln (s. Achat) im Melaphyr, Mesotypdrusen im Basalt und Phonolith; reich vor allem sind aber die Erzgänge an solchen Drusenbildungen.

Drusen, die Trestern (Rückstände), welche beim Keltern des Weins und Obstes zurückbleiben. Man gewinnt daraus durch Destillation das Drusenöl und durch Verkohlen das Drusenschwarz, welches zur Kupferdruckerschwärze benutzt wird.

Drusen, eine Völkerschaft und religiöse Sekte in Syrien, welche den westlichen Abhang des Libanon und zum Theil den Antilibanon von Beirut bis Saida und vom Mittelmeer bis gegen Damask bewohnt. Besonders zahlreich sind die D. am Fuß des Großen Hermon. Sie wohnen südlich von den Maroniten, theils in eigenen Ortschaften, theils mit jenen vermischt, in größeren Städten und Dörfern und zählen im ganzen 60—80,000 Köpfe. Ihre Sprache ist die arabische. Im Aeußern unterscheiden sich aber die D. auffallend von allen anderen arabisch redenden semitischen Stämmen Syriens. Der ganze Schnitt des Gesichts und besonders die häufig vorkommenden blauen Augen und röthlichblonden Haare haben die Vermuthung erregt, daß die D. vielleicht mit den deutschen Elementen der Kreuzfahrerheere zusammenhängen möchten. In verschiedene Stämme unter Scheichs geschieden, leben sie mit einander häufig in Fehde und bilden ein ziemlich unabhängiges Volk mit einer halb patriarchalischen, halb feudalistischen Regierungsform, das von jeher jeden Druck der Pforte durch Aufstand abgewehrt hat und bis heute zu derselben in einem sehr lockern Verhältnis steht. Die Scheichs haben die besten Landstriche inne und sind darauf bedacht, ihr Blut rein zu erhalten. Eigenthümlich und merkwürdig ist die Religion der D. Die Lehren derselben sind in heiligen Büchern niedergeschrieben, die, obwohl aufs sorgfältigste geheim gehalten, in Europa doch durch Abschriften bekannt geworden sind. Sie bestehen aus 111 Abhandlungen, die in 6 Bücher zerfallen; ein 7. in einer ägyptischen Schule entdecktes haben sie 1817 dazu erhalten. Die Religionslehre der D. ist danach mohammedanischer Gnosticismus mit dem Christenthum und alten philosophischen Systemen sowie dem persischen Magismus entlehnten Ideen. Das am meisten charakteristische Dogma ist das von der Einheit des Wesens Gottes, der nur von seinen berufenen Kindern erkannt werden kann, und zwar mittels menschlicher Inkarnationen. Diese sind zahlreich gewesen; die letzte, welcher keine andere folgt, war Hakim, der um 1020 Sultan von Aegypten war. Die D. glauben an Seelenwanderung, nur daß die Seelen immer wieder in geboren werdende Menschen und nicht in niedere Thiere übergehen. Hakims Seele z. B. war früher in Jesu. Hauptpflichten des Menschen nach ihrer Lehre sind: Wahrhaftigkeit, doch nur D. gegenüber, während Andersgläubige nach Kräften belogen und betrogen werden dürfen; Unterstützung der Glaubensgenossen; Lossagung von der Gottlosigkeit; Bekenntnis der Einheit Gottes und stete Ergebung in seinen Willen. Als Stifter dieser Religion werden Mohammed Ben Ismael el Deresi und Hamsa Ben Ali Ben Ahmed genannt. Eigentliche Priester haben die D. nicht; sie theilen sich nur in Akkal (Wissende, Eingeweihte) und Dschohal (Unwissende) Die Akkal, zu denen die meisten Scheichs gehören, bilden einen geheimen Orden in verschiedenen Graden, der allein im Besitz der Geheimlehren und mit den höchsten Interessen der Gemeinden betraut ist. Um unter ihre Zahl aufgenommen zu werden, wozu jedem D., Mann und Weib, das Recht zusteht, ist erforderlich, gewisse Erklärungen abzugeben und allen Freiheiten zu entsagen, die dem Dschohal gewährt sind. Die Akkal sind unbesoldet und arbeiten wie die anderen, stehen aber in hoher Achtung. Sie tragen einen runden, losen Turban und dürfen sich nicht in gestickten oder außergewöhnlichen Kleidern zeigen, auch keinen Tabak rauchen, keinen Wein trinken, weder lügen noch schwören und an den Festlichkeiten der Dschohal nicht theilnehmen. Jeden Donnerstag

abends findet in jedem Dorf eine religiöse Versammlung statt, welche mit politischen Gesprächen beginnt. Dann werden Auszüge aus den heiligen Büchern ihrer Religion gelesen und kriegerische Hymnen gesungen, welche die Vertilgung der Ungläubigen, auf die sie mit fanatischem Haß herabsehen, und die Eroberung der Welt durch die D. feiern. Gleichzeitig werden Gauversammlungen gehalten, zu welchen jeder Ort einen Delegirten sendet, und eine Landesversammlung zu Baklin, zu welcher jeder Gau einen Vertreter abordnet, und welche über die Beschlüsse der niederen Versammlungen Berathung hält. Die Vereinigung von Politik und Religion ist im drusischen System inniger als bei irgend einem andern bekannten Volk. Die Dschohal sind in der Religion unwissend und daher indifferent gegen dieselbe. Sie haben weder Beschneidung noch Gebete oder Fasten, kennen weder Feste noch Verbote, trinken Wein und essen Schweinefleisch. Gleichwohl sind dem Dschohal die geheimen Erkennungszeichen der Sekte ebenso bekannt wie dem Akkal, dessen Gebräuche er achtet. Die gründlichsten Forschungen über die Religion der D. findet man in Petermanns »Reisen im Orient« (Bd. 1, Leipz. 1861). Die Gebräuche und Sitten der D. haben im übrigen viel Eigenthümliches. Sie sind namentlich gleich den Arabern sehr ceremoniös und reich an mannigfaltigen Ausdrücken der Höflichkeit. Um den Fremden und Nichtdrusen zu erkennen, haben sie in Anrede und Gruß besondere Sätze, aus deren Beantwortung sie sogleich erfahren, was sie wissen wollen. Ihr Gruß ist das Geben der rechten Hand, während sie die linke zu Mund und Stirn führen, oder sie küssen Stirn, Mund, Wangen, Bart und Schultern unter wiederholten Fragen nach dem Befinden der Verwandten. Die Frauen lassen nur das linke Auge sehen; sie nehmen aber, durch einen Vorhang verhüllt, an den Gemeindeversammlungen theil. Vielweiberei ist erlaubt, doch selten. Die D. sind mäßig, reinlich und fleißig, sehr tapfer, aber auch treulos (besonders gegen die Türken) und äußerst empfindlich. Wie den Beduinen, ist ihnen die Gastfreundschaft und die Blutrache gleich heilig. Geringe Streitigkeiten werden gewöhnlich durch Vermittelung der Freunde oder durch die Scheichs der betreffenden Familien beigelegt. Bei Todesfällen wird der Leichnam in den besten Kleidern des Verstorbenen ausgestellt und in kammerähnlichen Gräbern im Gebirge bestattet. Die Trauernden kämpfen mit einander um die Ehre, den Sarg zu tragen. Für Wissenschaft, schöne Künste und nützliche Industrie hat der Druse keinen Sinn. Die Jugend lernt lesen und schreiben. Das Treiben der Erwachsenen geht in Politik, Ackerbau und kleinen Gebirgsfehden auf.

Als Religionsstifter verehren die D. den oben erwähnten fatimidischen Chalifen **Hakim** von Aegypten (996—1021). Hakim verfolgte in dem Wahn, daß er ein menschgewordener Gott sei, alle, die seine Lehre nicht annahmen; besonders wüthete er gegen die Christen, deren heilige Stätten in Jerusalem und anderen Orten er verwüstete, und gegen die jüdischen Synagogen. Seine asketische, die persönliche Freiheit vernichtende Lehre fand indeß fanatische Anhänger, welche, von den rechtgläubigen Mohammedanern verfolgt, auf den Libanon sich flüchteten und von dem Diener Hakims, Mohammed el Durzi, den Namen D. annahmen; aus ihnen gingen die **Assassinen** (s. d.) hervor. Sowohl unter den Eroberungen der arabischen Chalifen, als unter denen der Kreuzfahrer und der türkischen Sultane scheinen sie auf ihren Bergen ihre Freiheit unter Stammeshäuptlingen bewahrt zu haben. Erst um 1588 unterwarf sie Murad III. und gab ihnen einen der Pforte tributpflichtigen **Großemir**. Ganz gegen seine Absicht beförderte der Sultan dadurch die Einheit und Macht des Volks; ja, zu Anfang des 17. Jahrh. gelang es dem Drusenfürsten **Fachr Eddin** durch schlaue Politik, das Gebiet der D. auf Kosten der Türken bedeutend zu vergrößern. Er wurde jedoch im Kampf gegen die Türken von den Seinigen verlassen, Oktober 1633 den Türken überliefert und in Konstantinopel 1635 erdrosselt. Zwar blieb das Großemirat (unter der Oberherrlichkeit der Pforte) bei der Familie Fachr Eddins; doch gelangte deren Macht nicht wieder zu ihrer frühern Höhe. Nach dem Aussterben dieser Familie gelangte die Familie **Schehab** zum Großemirat. Häufig wurde das Land von inneren Unruhen zerrüttet. Die Großemire standen ganz unter der Herrschaft ihrer Wessire. Der letzte aus der Familie Schehab war **Emir Beschir**, der sowohl bei der Belagerung von St. Jean d'Acre durch die Franzosen, als auch später bei den Streitigkeiten zwischen der Pforte und den Vicekönigen von Aegypten eine zweideutige Rolle spielte, weshalb er wiederholt von der Pforte abgesetzt, aber durch Mehemed Ali und Ibrahim Pascha zurückgeführt wurde. Endlich 1840 als ägyptischer Parteigänger von der Pforte seiner Würde entsetzt, erhielt er **Emir Beschir el Kassim** zum Nachfolger, worauf er sich nach Malta, später nach Italien und Konstantinopel begab, ohne dort seine Wiedereinsetzung erlangen zu können. Kaum aber war Syrien wieder der Herrschaft der Pforte zurückgegeben, so erregten die gegenseitigen Intriguen der Franzosen und Engländer einen Kampf zwischen D. und Maroniten, den die Pforte zu ihrem Vortheil benutzte, um die Selbständigkeit beider bis dahin unter der Herrschaft des Emir Beschir verbundenen Völkerschaften zu brechen. Fast zwei Jahre dauerte der innere Kampf, infolge dessen die Pforte auch den Emir Beschir el Kassim des Großemirats entsetzte und den Renegaten **Omer Pascha** zum Administrator der D. und Maroniten einsetzte, dessen Rath je vier Häuptlinge der D. und Maroniten, von diesen selbst erwählt, bilden sollten. Aber das tyrannische Verfahren Omer Pascha's hatte einen Aufstand zur Folge, weshalb durch Verordnung vom 7. Dec. 1842 bestimmt wurde, daß D. und Maroniten fortan unter eigenen Kaimakans, von denen der mohammedanische im Süden, der christliche im Norden zu residiren hätte, stehen sollten. Doch hatte diese Maßregel keine dauernde Beruhigung des Landes zur Folge. Die Aufstände der D. und Maroniten gegen die türkische Regierung sowie ihre Kämpfe gegen einander dauerten fort, und auch die Vorstellungen der Großmächte bei der Pforte halfen nicht viel. Im Frühling 1846 gab daher die Pforte dem Land eine neue Verfassung, wonach jedem der beiden Kaimakans eine aus 2 Maroniten, 2 D., 2 Unirten, 2 Nichtunirten, 2 Türken und einem Mutuali bestehende permanente Rathsversammlung beigesellt ward. Dessenungeachtet währten die Streitigkeiten zwischen D. und Maroniten fort, und die Großmächte machten Ende 1847 neue Versuche zu deren Beilegung, welche aber zu keinem erheblichen Resultat führten. Vielmehr stieg die gegenseitige Erbitterung immer höher, und der Fanatismus der stärkeren und von hohen Beamten der Pforte insgeheim begünstigten D. machte sich

endlich in jenen blutigen Gemetzeln Luft, die vom Mai bis Oktober 1860 dauerten und besonders in Damask vom 9.—16. Juli vielen Christen das Leben kosteten. Auf die dringenden Anforderungen der christlichen Mächte hin entschloß sich die Pforte zu strengem Einschreiten; die Hauptanstifter jener Greuel, darunter mehrere hohe Beamte der Pforte, wurden hingerichtet, und die Gesammtregierung ward einem christlichen, nicht aus dem einheimischen Adel genommenen Pascha übergeben. S. Maroniten. Vgl. Silvestre de Sacy, Exposé de la religion des Druses (Par. 1828, 2 Bde.); Earl of Caernarvon, The Druses of the Lebanon (Lond. 1860); Churchill, Mount Lebanon, Bd. 4 (2. Aufl., das. 1862); Guys, La nation druse (Par. 1864).

Drusenheim, Stadt im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Hagenau, an dem Zorn unweit des Rheins, mit Wollspinnerei und (1871) 1649 Einw.; gibt dem Kanal von D., aus dem Rhein in den Zorn, den Namen.

Drusenöl (Cognacöl, Weinöl, Oenanthäther, Huile de marc), derjenige Bestandtheil des Weins, welcher den eigenthümlichen, allen Weinen gemeinsamen Weingeruch (aber nicht die Blume) bedingt, findet sich auch in der Weinhefe (Druse, Geläger) und wird aus dieser nach dem Abpressen und Ansäuern mit Schwefelsäure durch Destillation mit Dampf gewonnen. Das auf dem wässerigen Destillat schwimmende Oel wird rektificirt und ist dann farblos, riecht stark betäubend, weinartig, schmeckt unangenehm scharf, ertheilt aber, in geringer Menge reinem Spiritus zugesetzt, diesem Geruch und Geschmack des Cognacs und dient zur Nachahmung des letztern, zur Fälschung des Bordeauxweins und zu Fruchtäthern.

Drusus, Beiname eines Zweigs des röm. Geschlechts der Livier und einiger Claudier. Nach Sueton kam der Beiname davon her, daß ein Livius (unbestimmt wann) einst einen keltischen Häuptling Namens Drausus im Kampf erlegte. In das Claudische Geschlecht kam der Name durch Adoption. Die bemerkenswerthesten Römer dieses Namens sind:

1) C. Livius, 147 v. Chr. Konsul mit dem jüngern Scipio. Sein gleichnamiger (frühzeitig erblindeter) Sohn, der ältere Bruder von D. 2), wird als ausgezeichneter Rechtsgelehrter und als juristischer Schriftsteller genannt.

2) Marcus Livius des vorigen Sohn, war 122 v. Chr. Tribun, als welcher er seinen Kollegen Gajus Gracchus um die Volksgunst brachte, indem er die demokratischen Vorschläge desselben durch noch freisinnigere, freilich unausführbare Vorschläge überbot, weshalb er den Ehrennamen Patronus senatus bekam, ward 112 Konsul und hierauf Prokonsul in Makedonien, wo er die Skordisker vom Uebergang über die Donau abhielt, wofür er einen Triumph zugestanden erhielt, wurde 109 Censor, starb aber in demselben Jahr.

3) Marcus Livius, Sohn des vorigen, geboren um 120 v. Chr., ward, kaum erwachsen, Pontifex maximus und 91 Tribun. Er war ein gemäßigter Anhänger der aristokratischen Partei und suchte als Tribun die Mißstände der aristokratischen Regierung abzustellen, um dadurch die Aristokratie selbst zu retten. Er gab daher dem Senat die Gerichte wieder zurück, doch so, daß er zugleich 300 Ritter in den Senat aufnahm, eine Maßregel, durch welche kein Theil zufrieden gestellt wurde. Das Volk suchte er durch Landanweisungen, Getreidevertheilungen u. dgl. zu gewinnen, ging aber zugleich darauf aus, die italischen Bundesgenossen in sein Interesse zu ziehen, indem er ihnen das römische Bürgerrecht verhieß, damit sie ihm zur Ausführung seiner Pläne überhaupt behülflich sein sollten. Worin diese letzteren bestanden, ist nicht klar. Ehe D. sie ausführen konnte, wurde er, ohne Zweifel von einem fanatischen Anhänger der Senatspartei, unter der Thür seines Hauses ermordet. Seine Gesetze wurden alsbald wieder abgeschafft; die Verweigerung des Bürgerrechts an die Bundesgenossen hatte sodann den 90—88 dauernden Bundesgenossenkrieg zur Folge.

4) Nero Claudius, Sohn des Tiberius Claudius Nero und der Livia, Stiefsohn des Kaisers Augustus und jüngerer Bruder des Kaisers Tiberius, ward 38 v. Chr. geboren, nachdem sich seine Mutter drei Monate zuvor von Nero getrennt und mit Augustus vermählt hatte. Er wurde im Jahr 15 v. Chr., nachdem er vorher in Rom die Quästur bekleidet und in Stellvertretung für seinen Bruder Tiberius die Prätur verwaltet hatte, in Gemeinschaft mit Tiberius mit Führung des Kriegs gegen die Rätier und Noriker beauftragt, die von beiden völlig unterworfen wurden. Hierauf folgten (12—9 v. Chr.) seine Feldzüge in das Innere von Deutschland, die seinen Namen besonders berühmt gemacht haben. Die Deutschen hatten wiederholt den Rhein, die Grenze des römischen Reichs, überschritten, und im Jahr 16 v. Chr. hatten die Sigambrer, ein am rechten Ufer des Rheins wohnhaftes deutsches Volk, bei einem Einfall in die römische Provinz sogar den römischen Statthalter Lollius geschlagen und ihm einen Adler abgenommen. D. faßte daher den Plan, den Krieg nach Deutschland selbst zu tragen, nicht nur, um fernere Einfälle der Deutschen zu verhüten, sondern auch, um die römische Herrschaft über den Rhein auszudehnen. Nachdem er daher die nöthigen Vorbereitungen getroffen und insbesondere zwischen dem Niederrhein und der Zuydersee durch einen schiffbaren Kanal (Fossa Drusiana, s. Drusus graben) eine Verbindung hergestellt hatte, machte er im J. 12 zuerst einen plündernden und verheerenden Einfall in das Gebiet der Usipeter und Sigambrer, führte dann sein Heer durch jenen Kanal und die Zuydersee zur Mündung der Ems und weiter stromaufwärts, wobei er auf dem Strom den Brukterern eine siegreiche Schlacht lieferte. Im Jahr 11 machte er zu Land einen Zug durch die Gebiete der Usipeter, Sigambrer und Cherusker und drang bis zur Weser vor; auf dem Rückmarsch gerieth er in eine große Gefahr, da er sich plötzlich in einer Schlucht eingeschlossen sah; er überfiel aber die sorglosen Feinde und brachte ihnen eine völlige Niederlage bei. Auf diesem Zug wurde im Innern des Landes das Kastell Aliso (wahrscheinlich bei Lippstadt am Einfluß der Liese in die Lippe) angelegt. Das Jahr 10 wurde, wie es scheint, auf Anlegung einer Befestigungslinie von Mainz über den Taunus hin verwandt. Im Jahr 9 wiederholte er den Einfall zu Land und gelangte bis zur Elbe, wo er, wie erzählt wurde, durch die Wundererscheinung einer Frau von übernatürlicher Größe vom weitern Vordringen abgemahnt wurde; auf dem Rückmarsch aber starb er noch in Feindesland infolge eines Sturzes vom Pferd, womit die Ausführung seiner Pläne zunächst ihr Ziel erreichte. Er war mit der jüngern Antonia, der Tochter des M. Antonius und der Octavia, verheirathet und hinterließ drei Kinder: Germanicus, der später von Tiberius adoptirt wurde, Livilla, die nachmalige Gemahlin des D. Cäsar (D. 5), und Claudius, den nachmaligen Kaiser. Sein Cha-

rakter wird allgemein, im Gegensatze zu dem seines Bruders, als wohlwollend und leutselig gerühmt.

5) D. Cäsar, einziger Sohn des Kaisers Tiberius, Gatte der Livilla, der Tochter des vorigen, geboren um 10 v. Chr., erhielt früh mehrere kurulische Aemter, sodann das Konsulat, unterdrückte 14 n. Chr. den Aufstand der Legionen an der Donau, vermittelte als Statthalter von Illyricum den Waffenstillstand zwischen Arminius und Marbod (17 n. Chr.) und trug dann (19) wesentlich dazu bei, daß Marbod von Catualda vertrieben und genöthigt wurde, Zuflucht bei den Römern zu suchen. Sejanus, welcher nach dem Thron trachtete, dessen Erbe D. war, ließ ihm im Einverständnis mit der Livilla ein langsam wirkendes Gift beibringen, an welchem er 23 n. Chr. starb.

Drususgraben (Drusiana fossa), ein Kanal, den Claudius Drusus 12 v. Chr. graben ließ, um dem Rhein durch die Yssel einen Abfluß in die Zuydersee zu geben. Er gab dem östlichen Hauptarm des Rheins seine Entstehung.

Drut, Fluß, s. Druţez.

Dry (engl., spr. drei), trocken; von Wein: starken, herben Geschmacks.

Dryadeen, Unterfamilie aus der Pflanzenfamilie der Rosaceen (s. d.).

Dryaden (Hamadryaden), in der griech. Mythologie Baum- oder Waldnymphen, deren Dasein an die Lebensdauer eines von ihnen bewohnten Baums geknüpft war, so daß eine Zerstörung desselben auch den Tod der Nymphe zur Folge hatte. Die Vorstellung von den D. scheint spätern Ursprungs zu sein. Vgl. Nymphen.

Dryandroides *Ung.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen (s. d.).

Dryburgh Abbey (spr. dreibörgh äbbi), malerisch gelegene alte Abtei in der Südwestecke der schott. Grafschaft Berwick, am Tweed, von Walter Scott in seinen Romanen gefeiert; wurde 1105 gestiftet, aber 1322 und 1544 durch die Engländer theilweise zerstört. Der Baustil gehört den verschiedensten Epochen an. In einem Seitenschiff liegen W. Scott, dessen Gemahlin und ältester Sohn begraben.

Dryden (spr. dreid'n), John, engl. Dichter, geb. 9. Aug. 1631 zu Oldwinckle in der Grafschaft Northampton, erhielt seine Bildung zu Westminster und Cambridge und lebte dann in London. Nachdem er Cromwell in den »Heroic stanzas« (1658) verherrlicht, begrüßte er 1660 Karl II. in seinem Gedicht »Astraea redux«. Aber mit diesem König kam für die Poesie keine goldene Zeit. Nur die wieder auferweckte Bühne versprach Lohn und Auszeichnung, und so warf sich D. der Existenz wegen mit allem Eifer auf das Drama und verschwendete die Kraft seiner besten Jahre damit, Bühnenstücke zu verfassen, die ihn selbst nicht befriedigten. Um Erfolge zu erringen, akkommodirte er sich jeder Mode, jedem Ton, jeder Form. Seine Stücke: »Rival ladies« (Tragikomödie, 1664), »Secret love; or, the maiden queen« (1668), »The assignation; or, love in a nunnery« (1673), »Amphytrion« (1690) gehören mit zu dem Zügellosesten jener zügellosen Zeit. Im allgemeinen ging ihm der Beruf zum Theaterdichter ab. Die Vorreden und kritischen Aufsätze, welche seinen Dramen (er schrieb im ganzen 27 Stücke, sowohl tragischen als komischen Inhalts) vorgedruckt wurden, sind werthvoller als die Dichtungen selbst; denn D. war mehr ein kritischer als ein schaffender Kopf. Da das Drama sich nicht lohnte, begann D. ein anderes Feld der Poesie zu bebauen: er diente der Regierung durch politische Satiren. Nachdem er in einem fleißig gearbeiteten Gedicht: »Annus mirabilis« (1667), die Ereignisse des Jahrs 1666 beschrieben, gab er 1681 unter dem Titel »Absolom and Achitophel« eine scharfe politische Satire über den Aufstand des Herzogs von Monmouth heraus. Ihr Erfolg spornte ihn zu ähnlichen Arbeiten an, z. B. »The medal« (1681), gleichsam Fortsetzung der vorigen, eine Satire gegen Shaftesbury. Den Angriff seines Nebenbuhlers Shadwell fertigte D. mit einer andern Satire ab: »Mac Flecknoe« (1682). Mit den politischen Tagesfragen waren damals die religiösen eng verbunden, und D. wagte sich auch auf dieses Gebiet. Seine »Religio Laici« (1684) ist ein Lehrgedicht, welches die englische Kirche gegen die Dissenters vertheidigen soll. Mit der Thronbesteigung Jakobs II. hielt es D. für angezeigt, zum Katholicismus überzutreten. Die erste Frucht dieses Glaubenswechsels war »The Hind and the Panther« (1687), in welcher Allegorie unter dem Bilde der milchweißen verfolgten Hindin die katholische Kirche zu verstehen ist. Die Abendröthe des Dryden'schen Geistes war schöner als seine Mittagssonne: die Noth, statt ihn zu beugen, gab ihm höhern Schwung. Die Uebersetzungen des Juvenal und Persius (1693), des Virgil (1697), seine trefflichen »Fables, ancient and modern« (1700) mit dem berühmten »Alexander's feast, or the power of music« (von Händel 1725 komponirt, von Ramler 1770 übersetzt), einer der erhabensten Oden in englischer Sprache, fallen in jene glückliche Periode. D. starb 1. Mai 1700. Daß er kein wahrer Dichter werden konnte, daran war sein trauriges Zeitalter schuld mit den schlechten Sitten und dem falschen Geschmack. Doch war bei Drydens Dichtungen die Natur noch nicht ganz ausgetrieben; erst nach ihm begann die schlechteste Periode der englischen Dichtkunst, mittelmäßige Konvenienzpoesie mit stereotypen Phrasen und Bildern. Drydens gesammelte Werke erschienen in zahlreichen Ausgaben, zuerst als »Miscellaneous works« London 1702—1709 in 6 Bdn.; seine »Plays« gesondert 1725 in 6 Bdn., seine »Poems and translations« 1743 in 2 Bdn. Eine gute Gesammtausgabe besorgte W. Scott (mit Noten und dem Leben des Dichters, 1808, 18 Bde.; 2 Aufl. 1821); seine »Poetical works« gab heraus Todd (mit Noten von Warton, 1812, 4 Bde.), Gilfillan (Edinb. 1855, 2 Bde.), Bell (Lond. 1871, 5 Bde.).

Dryobalanops *Gaertn.* (Flügeleichel, Kampherölbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Dipterokarpeen, mit der einzigen Art D. Camphora *Colebr.*, einem ansehnlichen, bis 45 Meter hohen Baum in den Wäldern auf der Nordwestküste von Sumatra und auf Borneo, mit abwechselnden, gestielten, eiförmigen, zugespitzten Blättern, einzeln stehenden Blüten und holziger, meist einsamiger Frucht. Der Baum gibt beim Anbohren, im Alter auch freiwillig, einen röthlichen, klebrigen Balsam, welcher aus einem ätherischen Oel (Borneen), Kampher und einem Harz besteht. Dies Oel läßt sich künstlich in einen besondern Kampher, den Baros-, Borneo- oder Sumatrakampher, Borneol, umwandeln und erleidet dieselbe Veränderung auch in dem lebenden Baum. Aeltere Stämme liefern daher direkt Borneokampher, welcher aus dem gespaltenen Holz herausgesucht wird. Er dient in der Heimat bei Beerdigungsfeierlichkeiten der Fürsten und zu anderen religiösen Zwecken. Nur sehr geringe Mengen gelangen zur Ausfuhr, und diese werden von Chinesen und Japanesen aufgekauft und hundertmal theurer

bezahlt als gewöhnlicher Kampher. In den europäischen Handel kommt davon nichts.

Dryöper, ein alter, wahrscheinlich den Illyriern verwandter Volksstamm in Hellas, der am Oeta in Doris wohnte, aber von den Doriern aus seinen Wohnsitzen geworfen wurde und sich darauf verlor.

Drypaß, eine aus drei Bögen und drei Winkeln bestehende Figur, also ein Dreieck, dessen Seiten nicht gerade Linien, sondern Bögen sind, welches, wie das aus vier Bögen und vier Ecken gebildete Vierpaß auf Münzen des 15. und 16. Jahrh., Bild und Inschrift einschloß.

Drzewohostitz, s. Drewohostitz.

D. S., Abbreviatur auf Recepten für Detur, Signetur, man gebe, bezeichne; in der Musik für Dal segno (s. d.).

Dschaafar, 1) D. eß Szadik, »der Gerechte«, Sohn Mohammed el Bakyrs, der sechste der zwölf unmittelbaren Nachkommen Mohammeds, geb. 699 n. Chr. in Medina, beschäftigte sich namentlich mit Alchemie und der Kabbala. Auf die ihm zugeschriebene kabbalistische Tafel »Dschefr wel Dschamiaat«, d. i. Die Null und die Versammlerin, sind alle späteren kabbalistischen Werke der Morgenländer gegründet. Auf D. führen auch mehrere Sekten der Moslemin ihre Lehre zurück. D. starb zu Medina 765 n. Chr. Von seinem ältesten Sohn, Ismail, leiten die Ismailiten ihre Lehre ab.

2) D. Tschelebi, der Sohn Tadschi's, türk. Dichter zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh., war erst Lehrer an der hohen Schule Mahmud-Pascha's, ward dann Staatssekretär des Sultans und Oberstlandrichter, aber auf den Verdacht hin, den Janitscharenaufruhr zu Amasia angeregt zu haben, 1514 hingerichtet. Er dichtete in türkischer und persischer Sprache. Außer einem Diwan hinterließ er eine Sammlung türkischer und persischer Staatsschreiben und das Gedicht »Hawesname« (»Buch der Begierde«) in Doppelreimen.

Dschabalpur (engl. Jabalpur, Jablpur, Jubbulpore), ein Regierungsbezirk der Centralprovinzen des britisch-ostind. Reichs, umfaßt 49,280 QKilom. (895 QM.) mit 2,05 Mill. Einw. und zerfällt in die Distrikte D. (11,000 QKilom. mit 620,000 Einw.), Sagar, Damoh, Seoni und Mandla. Das Land ist im allgemeinen eine fruchtbare Ebene, die von den Flüssen Narbada, Paret und Hiran bewässert wird; im S. begrenzen die Gondwanaberge, im N. die Bhanrer- und Kaimurhügel den Horizont. Das Klima ist überaus günstig, die Regenmenge beträgt etwas über 1 Meter im Jahr; die Lufttemperatur ist zwar nicht sehr niedrig und erreicht 24,6° C. im Jahresmittel, doch gibt es eine entschieden kühle Jahreszeit mit Temperaturen von 17° und weniger. Für Verkehrswege ist ungewöhnlich viel gethan; der Distrikt wird in nordöstlicher Richtung von der Ende 1869 eröffneten Eisenbahn von Bombay nach Allahabad durchschnitten und ist nach S. wie W. von vortrefflichen Chausseen durchzogen. Die Rechte am Grund und Boden sind nicht ungünstig geregelt: ein Fünftel des Bodens wird von Eigenthümern, zwei Fünftel von Pächtern gegen Erbzins, der Rest von Zeitpächtern bebaut. Die Bewohner sind fast ausschließlich Ackerbauer und bestehen aus vorarischen, jetzt aber hinduisirten Urbewohnern Indiens. D. hatte nur vorübergehend im 11. und 12. Jahrh. n. Chr. eigene Fürsten, sonst bildete es einen Theil indischer oder muselmanischer Staaten; 1781 kam es an Sagar, 1798 an die Bhonsla-Herrscher von Nagpur und mit diesem Distrikt 19. Dec. 1817 an die Ostindische Kompagnie.

Die Stadt D., 425 Meter ü. M., ist in ihrer gegenwärtigen Bauart neu, hat breite, gerade Straßen und entbehrt hervorragender Denkmale; sie zeichnet sich dagegen durch schöne Anlagen und eine reiche Bewässerung der Umgebung aus. Die Stadt der Eingebornen ist vom englischen Kantonnement, dem Sitz der Behörden und der Garnison, durch ein kleines Flüßchen getrennt. Die Stadt hatte 1866: 55,704 Einw., welche einen fast 11 Mill. Mark im Jahr umsetzenden Handel treiben, der noch zunehmen muß, wenn D. einst auch mit dem südlich gelegenen Nagpur durch Eisenbahn verbunden ist. Die Hauptausfuhr besteht in Zucker, Lack, Droguen und selbstgewebten Stoffen. S. Karte »Ostindien«.

Dschadschpur (Jajpore, Jajepoor, »Stadt der Opfer«), Stadt in der Provinz Orissa der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, mit 10,753 Einw., war bis ins 11. Jahrh. Hauptstadt der Provinz und ist jetzt der Sitz einer stolzen, habgierigen Priesterkaste sowie eines hoch gehaltenen siwaitischen Heiligthums, das jährlich von Myriaden von Pilgern auf ihrem Weg zum Tempel von Dschagannath besucht wird.

Dschagannath (Dschagarnat, korrumpirt Juggurnaut), bei den Hindu Name der Seehafenstadt Puri in der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, Provinz Orissa, welche 22,695 Einw. zählt und zu den heiligsten Plätzen der Hindu gehört. Herrliche Haine und Gärten, welche die besten Früchte der ganzen Provinz hervorbringen, schließen die Stadt auf der Landseite ein; viele schöne und große Teiche liegen in der Nähe, und zwischen ihnen und dem Meer stehen, fast vom Sand verschüttet, zahlreiche alte und seltsam aussehende Gebäude. In der Stadt selbst besteht die weite Hauptstraße fast ganz aus den heiligen Gebäuden der Priester, den klosterähnlichen Maths, mit ihren Gärten; am Südostende erhebt sich majestätisch das Heiligthum des Orts. Es ist von einer 6 Meter hohen, fast quadratischen Steinmauer eingefaßt, deren Seiten 198, resp. 191 Meter lang sind. Innerhalb derselben erheben sich an 120 den verschiedensten Hindugottheiten geweihte Tempel; die größte Pagode und der Haupttempel ist dem Gott Dschagannath geweiht, einer Form Krischna's ohne Hände und Füße, welchen Mangel die Legende höchst befriedigend zu erklären weiß. Vor dem Haupteingang steht eine Säule aus einem schönen Monolithen, einem 16kantigen, am Sockel reich verzierten Basalt, oben mit der Figur des Halbgotts Hanuman als Affe; der Eingang selbst heißt das »Löwenthor«. Auf einer Treppe von 15 Stufen steigt man zum Tempel Dschagannaths empor. Er besteht, wie alle solche Bauwerke in Orissa, aus den vier quadratischen Hallen (für Gaben, für die Tänzerinnen, für den Empfang der Pilger und für das Heiligthum bestimmt) und ist von einer zweiten quadratischen Mauer von 127 Meter Seite umgeben. Zwei der Hallen tragen ein spitz zulaufendes, vierseitiges Dach; eine andere, von 16 Säulen gestützt, hat ein flaches Dach; das Heiligthum ist dagegen mit einem bis zur Höhe von 60 Meter sich erhebenden kuppelförmigen Dache gedeckt. Die sehr dicke Mauer abgerechnet, hat die Haupthalle 7,5 Meter im Geviert und enthält das Bildnis Dschagannaths mit denen seines Bruders Balarama und seiner Schwester Subhadra zu beiden Seiten. Neben den täglichen (unblutigen) Opfern werden 24 hohe Festtage gefeiert; das große Ereignis des Jahrs ist das

Wagenfest im Juni oder Juli, wo ein 25,5 Meter hoher Wagen mit des Gottes Bild auf 16 Rädern von 2 Meter Durchmesser ca. 1 Kilom. weit im tiefen Sand von tausenden von Menschen unter größter Kraftanstrengung fortgezogen wird. Dazu sind mehrere Tage nöthig; zwei andere Wägen tragen die Bilder seiner Geschwister. Die Wägen werden dann wieder zurückgeschoben; jedesmal begleitet ein wüstes Durcheinander von Musik, wilden Rufen der auf den Wägen stehenden Priester und dem Geschrei der Menge die Handlung. Reis, in der Küche beim Heiligthum gekocht, wird vertheilt und als Reinigungsmittel gegen die Sünden gierig genommen. In dieser Gemeinsamkeit der Nahrung hat die Volksthümlichkeit des Gottes und der mit seiner Verehrung verbundenen lokalen Feste ihren Grund. Während sonst Speise durch die bloße Berührung eines Mannes von einer andern Kaste ungenießbar wird, kommt hier die Gleichheit des Menschen vor Gott zum Ausdruck, indem Dschagannath seinen Segen jedem gewährt, der zu ihm kommt. Nach den Erhebungen eines angesehenen Hindu beträgt die tägliche Zahl der Besucher durchschnittlich 50,000 und steigt an Hauptfesttagen auf 300,000; beim Wagenfest wird in der Tempelküche für 90,000 Andächtige die Reismahlzeit gekocht. Die jährlichen Einkünfte der zum Tempel gehörenden Klöster sind zu 620,000 Mark Rente und zu 740,000 Mark an jährlichen Geschenken der Pilger, mithin in Summa zu 1,36 Mill. Mark veranschlagt. Emissäre der Klöster durchziehen das ganze weite Indien als Werber zur Pilgerfahrt. Die Muselmanen erhoben als Herrscher in Orissa von jeder Fähre, bei jedem heiligen Zwischenort eine Abgabe und erzielten hierdurch eine Einnahme von 2 Mill. Mark im Jahr. Die Engländer bezahlten an den Tempel die herkömmliche Beisteuer anfangs mit 120,000 Mark, dann mit weniger, als die Tempelverwaltung von der Last der Tempelpolizei befreit wurde; sie besteuerten dafür die Tempelbesucher beim Eintritt in das Heiligthum nach dem Wohlstande, den sie im Anzug 2c. zeigten. Alle Armen, alle Händler waren frei, und dennoch warf die Steuer, die im Maximum 20 Mark für den Kopf betrug, über 120,000 Mark reinen Ertrag ab. Im Jahr 1840 wurde die Steuer abgeschafft und die jährliche Beisteuer in eine Landbewilligung umgewandelt, deren Werth zu 80,000 Mark angenommen ist. Das Ziehen des Dschagannathwagens ist nicht auf Puri allein beschränkt, sondern weit verbreitet, wie ja auch der Dschagannathkultus kein lokaler, sondern ein allgemein indischer ist. Die gangbare Annahme, daß regelmäßig einige Andächtige sich in der Ekstase absichtlich unter die Räder werfen, ist dahin zu berichtigen, daß früher einzelne solcher Fälle vorkamen, daß solche Art des Selbstmords aber gegenwärtig ganz außer Gebrauch gekommen ist. Unglücksfälle kommen allerdings, besonders in Puri, bei dem fürchterlichen Gedränge der großen Masse von Theilnehmern am Wagenziehen alljährlich genug vor; die englische Regierung von Bengalen hat deshalb 1873 ihre Beamten angewiesen, die mechanischen Vorrichtungen für das Ziehen der Wägen zu überwachen und von Polizei wegen die damit verbundene Lebensgefahr zu verhindern. Vgl. W. W. Hunter, Orissa, Bd. 1 (Lond. 1872)

Dschagatai, der zweite Sohn des Dschengischan, dem nach dessen Tode die Länder am Oxus und Jaxartes, die Bucharei und Turkestan zufielen, die daher sowie die türkische Mundart der Uiguren nach ihm benannt wurden. D. starb 1240, seine Nachkommen behaupteten sich bis auf Timur.

Dschagga, Bergland im Innern des Suaheli-Binnenlands in Ostafrika, unter 3° 30′ und zwischen 37° und 38° östl. L. v. Gr., am Südfuße des mächtigen Schneebergs Kilima Ndscharo gelegen, erhebt sich aus der 600 Meter hohen Ebene bis zu 1500 Meter am genannten Berg, ist äußerst fruchtbar und von den nach S. strömenden Flüssen Weri-Weri, Mué, Moschi, Kilema, Mambo, Lumi u. a. wohlbewässert. Bewohnt wird es von den Wadschagga, einem der ausgezeichnetsten Stämme der großen südafrikanischen Völkerfamilie, der sich durch körperliche Schönheit, Liebenswürdigkeit und Fleiß hervorthut. Sie sind Ackerbauer und Viehzüchter und haben sogar Stallfütterung und großartige, über Schluchten und Berge weggeführte Wasserleitungen. Das schmale bewohnte Land besteht aus etwa 15 verschiedenen kleinen »Königreichen«, unter denen Madschama und Kilama die bedeutendsten sind. Der Handel des Landes ist lebhaft, und alljährlich treffen hier Kaufleute aus Suaheli ein, welche Baumwollstoffe, Glasperlen und Metallwaaren gegen Elfenbein 2c. umtauschen. Besucht wurde das Land zuerst durch den deutschen Missionär Rebmann, näher erforscht 1861 durch v. d. Decken. Vgl. v. d. Decken, Reisen in Ostafrika (Leipz. 1869—71, 2 Bde.).

Dschaina (vulgär auch Srawak, Srawnik), eine im 1. oder 2. Jahrh. n. Chr. durch Parswanatha vom Buddhismus abgezweigte und von seinem Nachfolger im Lehramt, Wardhamana oder Mahawira, über Indien verbreitete Sekte, die sich jedoch später in Literatur wie Dogma den Brahmanen näherte, um dadurch ihren Verfolgungen zu entgehen. Die Sekte nahm ihren Anfang im südlichen Behar in Bengalen und verbreitete sich von hier aus über Marwar nach der Westküste (Gudschrat und Malabar); ihr Hauptsitz wurde das südliche Dekhan, wo sie bei den großartigen Felsentempeln thätig wurden, die wir in Ellora und sonst bewundern. Von der Sekte der Saiwa später stark verfolgt, sind sie jetzt auf 4—5 Mill. zusammengeschmolzen; sie haben sich in die zwei Hauptabtheilungen der Digambara oder nackten D., welche sich jedoch nur beim häuslichen Mahl bis auf die Schamgegend entkleiden und sonst bunte Gewänder tragen, und der Swetambara, welche weiße Gewänder tragen, gespalten, und diese zerfallen wieder in zahlreiche Unterabtheilungen. In der Philosophie fassen die D. alle Dinge unter den zwei Kategorien des Vernünftigen (Dschiwa) und Empfindenden (Adschiwa) zusammen. Dschiwa ist die Seele, welche zwar stets vollkommen ist, aber durch die menschlichen Handlungen gefesselt wird und durch die strenge Befolgung der Vorschriften der Religion wieder befreit werden muß; sie ist das Genießende, Adschiwa dagegen der Gegenstand des Genusses (alles Materielle) und der Fesselung der Seele. Erreicht wird die Befreiung durch die Erkenntnis vom Wesen der Dinge, welche durch strenge Befolgung der Lehrsätze der Religion vermittelt wird. Diese gipfeln in einer geradezu lächerlichen Aengstlichkeit gegen die Tödtung irgend eines lebenden Wesens, wovon das Verbot, Fleisch zu essen, die nothwendige Folge ist, während sich die Errichtung von Hospitälern für gebrechliche 2c. Thiere als eine Verirrung darstellt. Genau ausgearbeitet sind die Regeln, welche sich auf Ueberwindung des Dranges der verkörperten Seele zur Beschäftigung mit den sinnlichen Gegenständen

beziehen. Lehren des Buddhismus, der Waiseschika- und Sankhya-Philosophie (s. Indische Religionen) sind hier zu einem System verschmolzen, das Brahmanen als Mittelspersonen zum Heil nicht nothwendig erklärt. Wer Befreiung erreicht hat, erhält in dem im Detail ausgebildeten, den Purana (s. d.) entlehnten, aber an Uebertreibungen noch reichern kosmogonischen System als Dschina (»Heiliger«, woher der Name der Sekte) oder Tirthankara (als Gott) eine Wohnung im höchsten Theil der Welt. In zahlreichen niedrigeren Regionen über der Erde haust die übrige sehr zahlreiche, vielfach abgestufte und höchst phantastisch aufgeputzte Götterwelt. Die Guten, d. h. die Priester und frommen Männer, sind folgerichtig über die Hörer (Srawaka) oder Laien gesetzt; erstere sollen die Regenzeit mit dem Studium und dem Nachdenken über die heiligen Schriften zubringen. Kastenartige Sonderung ist zugelassen. Im Ritual bildet durchaus das brahmanische Ceremoniell die Grundlage, so daß Brahmanen die gottesdienstlichen Verrichtungen im Tempel und im Hause des eines Priesters bei Geburten 2c. bedürfenden D. verrichten können. Eigenthümlich sind ihre Feste der 24 Dschina's, von denen wir aber nur den 23. und 24. oder die oben als Gründer und Verbreiter genannten zwei Männer als geschichtliche Personen betrachten dürfen. Die D. haben überaus anregend auf die Bewohner des südlichen Indien, namentlich auf die Drawida (s. d.), eingewirkt. Ihre Literatur, die sich der brahmanischen anschließt, ist sehr reichhaltig und meist in den Volkssprachen der Drawida geschrieben; ein großer Theil der kanaresischen Literatur ist ihr Werk. Der »Tschintamani«, das beste tamulische Gedicht, hat einen D. zum Verfasser. Vgl. Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. 4 (Leipz. 1861); Garret, Classical dictionary of the mythology etc. of India (Madras 1871); Wurm, Geschichte der indischen Religion (Bas. 1874); die zahlreichen Notizen in W. Taylors Catalogue raisonnée of oriental manuscripts in the library of Fort St. George (Madras 1857—62, 3 Bde.).

Dschaintia (engl. Jynteah), Name einer Gruppe kleiner Staaten im Süden der Provinz Assam der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, 1834 wegen Räubereien und religiöser Menschenopfer annektirt, später wieder der Verwaltung der eigenen Stammeshäuptlinge überlassen, weil das bewaldete Gebirge zu schwer zugänglich und offen zu halten war, so daß die englische Verwaltung sich darauf beschränkte, den herkömmlichen Raubzügen in das den Bergen vorliegende Kulturland Einhalt zu thun. Die Bevölkerung beträgt 49,088 Seelen.

Dschaipur (engl. Jeypore), 1) ein unter britischem Schutz stehender Radschputenstaat in Ostindien (früher Amber genannt), umfaßt 39,425 QKilom. (716 QM.) mit 1,900,000 Einw. und ist im ganzen eben; nur im N. und NW. erheben sich granitische Hügel bis zu 90 Meter Höhe. So weit die Einwirkung des Wassers geht, ist das Land fruchtbar und reich an Weiden wie an den Ackerbau lohnenden Oertlichkeiten. Die Sommer sind sehr heiß; die Temperatur erreicht durchschnittlich im Mai 37, im Juli 33, im December 19° C. Die im Land entspringenden Flüsse verrinnen im Sand. Regent ist ein Maharadscha, dessen Würde erblich ist; er bezieht von seinen Unterthanen ein Steuereinkommen von 10 Mill. Mark, 6 kleinere Staaten sind ihm tributpflichtig. Er selbst zahlt an die englisch-indische Regierung einen Tribut von 800,000 Mark. Schon im 18. Jahrh. hatte Dschai Singh, der Erbauer der Hauptstadt und einer der berühmtesten indischen Astronomen, den Ruf seines Landes als eines wohlgeordneten Staats begründet. An der Spitze der Geschäfte steht ein königlicher Rath (Darbar) von 5 Mitgliedern, mit einer den Bestimmungen für die englisch-indischen gesetzgebenden Körper nachgebildeten Geschäftsordnung. Ein englischer Arzt, des Fürsten Leibarzt, ist Oberinspektor der Gefängnisse wie des Gesundheitsdepartements; die englischen Aufsichtsbeamten üben großen Einfluß aus. In der sehr regelmäßig gebauten, am Fuß eines von N. heranziehenden Höhenzugs gelegenen Hauptstadt, mit 150,000 Einw., einer der schönsten indischen Städte, besteht seit 1867 eine Kunstschule nach englischem Muster, die 1870 von 76 Schülern besucht war und Vorzügliches leistet. In der Hauptstadt sind 30, im Lande 367 Schulen; an Lehrern fehlt es noch. Der Fürst will Gutes und war 1868 bei der großen Hungersnoth der einzige in Radschputana, der das Elend zu mildern bestrebt war. Die englische Regierung erhöhte in Anerkennung dessen seine Salutschüsse von 17 auf 19. Auf dem Lande lastet aber noch der Druck eigennütziger Beamten und habsüchtiger Untervasallen; die Befehle des Radscha finden vielfach keine Ausführung, Steuerwesen und Justiz liegen noch sehr im Argen. Eine merkliche Besserung brachte übrigens der Vertrag vom 7. Aug. 1869, durch welchen der Salzsee Sambar, bis dahin in gemeinschaftlichem Besitz von D. und Marwar, in das Eigenthum der englisch-indischen Regierung überging. Der See war der Zankapfel zwischen den Radscha's und ihren Vasallen gewesen; die Salzgewinnung ging nicht ohne Unruhe von statten, Angriffe auf die Salzkarawanen waren an der Tagesordnung. Seit die englisch-indische Regierung das Salzlager ausbeutet, herrscht Ruhe und Ordnung. Die Mitte 1875 ihrer Vollendung entgegensehende Radschputana-Eisenbahn durchzieht D. von NO. nach SW.; nach dem Sambarsee wird eine Zweigbahn gebaut. 1875 fungirte der Fürst als Beisitzer im Staatsgerichtshof über den Gaikawar (s. d.) von Baroda. — 2) D. Zemindare (Jeypore Zemindari), Gesammtname für eine Reihe kleiner englisch-indischen Vasallenstaaten, worunter D. der mächtigste und größte ist. Sie liegen am Rande der Ostghats zwischen 17½ und 19½° nördl. Br.; ihr Umfang beträgt an 33,750 QKilom. (613 QM.), die Bevölkerung 391,320 Seelen, fast ausschließlich nicht-arische Urbewohner mit einem sehr geringen Beisatz von Hindublut. Von den Ebenen im O. und dem Tafellande des östlichen Dekhan durch die Lage im stark bewaldeten Gebirge abgeschlossen, waren diese Fürstenthümer bis 1836 nur nominell abhängig geblieben; damals gaben bestimmte Nachrichten, daß den Göttern (hinduisirten Naturgottheiten) noch Menschen geopfert werden, die man in den Ebenen stehle, Anlaß zum energischen Einschreiten der englisch-indischen Regierung. Dieser unwürdigen Sitte wurde mit Erfolg gesteuert, das Volk allmählich gezähmt, die Fürsten, von denen einzelne nur über winzige Territorien verfügen, zu erblichen Verwaltungsbeamten herabgedrückt. Der ganze Bezirk, früher als eigener von der Präsidentschaft Madras ressortirender Bezirk unter der Bezeichnung D.-Agentur (D. Agency) organisirt, ist neuerdings zerschlagen worden; die Zemindare werden gegenwärtig den Distrikten Gandscham und Vizaga-

patam beigerechnet. Die Fürsten (Radscha's, Zemindare ꝛc.) zeigen sich sehr wenig geneigt zur Einführung irgend welcher Verbesserung. S. Karte »Ostindien«. Vgl. »Records of the Government of Madras«, Nr. 81 (1864).

Dschaipuradministration, s. v. w. Dschaipuragentur, s. Dschaipur 2).

Dschalandhar (Dschullander, engl. Jalandbar), Regierungsbezirk in der englisch-ostindischen Provinz Pandschab, 32,100 QKilom. (583 QM.) groß, mit 2,464,019 Einw., liegt zwischen den Flüssen Bias und Satledsch und wird von der Dehli-Lahore-Eisenbahn durchschnitten. Der Bezirk ist sehr fruchtbar; in seinem nördlichen Distrikt Kangra, der bereits im Himalaya liegt, haben die Engländer mit großem Erfolg die Kultur des Thees eingebürgert. Die Stadt D. hat 45,607 Einw. und eine Menge prächtiger Gebäude, Zeichen ihrer ehemaligen Größe; der Handel hebt sich.

Dschami (Dschamisih), Hauptmoschee in arabischen Städten.

Dschami (Mewlana Abdurrahmân Ibn Achmed), der letzte große persische Dichter, 1414 n. Chr. zu Dscham in der Provinz Chorassan geboren, lebte am Hof der Sultane Abu Said und Hossein Behadur zu Herat und beschäftigte sich meist mit dem Unterricht des Volks. Als er 1492 starb, soll sich die Erde wie eine Muschel geöffnet haben, um diese unschätzbare Perle aufzunehmen. Er hinterließ 40 Werke theologischen, mystischen und poetischen Inhalts. Gedruckt wurden »Schewahid en Nubuwwet« (»Zeugenschaft des Prophetenthums«, türkisch von Achisade und Lamii), »Subhat ul Abrâr« (»Rosenkranz der Gerechten«, Kalkutta 1811 u. 1818; von Falconer herausgeg., Lond. 1849), ein moralisch-didaktisches Gedicht, und »Tuhfat ul Ahrâr« (»Geschenk des Edlen«, herausgeg. von Falconer, das. 1848); ferner das allegorische Epos »Salaman und Absal« (herausgeg. von Falconer, das. 1850) und »Jusuf und Zalicha«, das berühmteste seiner romantischen Gedichte (Text und metrische Uebersetzung von Rosenzweig, Wien 1821). Seine Beduinenromanze: »Medschnun und Leila« ward von Chézy ins Französische (Par. 1805), nach diesem von Hartmann ins Deutsche übertragen (Leipz. 1807). Dschami's übrige poetische Erzeugnisse bestehen in dem mystisch-allegorischen Gedicht: »Salsalat udsdsahab« (»Die Goldkette«), dem »Chiredname-i-Iskender« (»Weisheitsbuch Alexanders«), einer Beschreibung der beiden heiligen Städte Mekka und Medina unter dem Titel: »Futûh ul haramain« und drei »Diwanen« (Sammlungen lyrischer Gedichte), aus denen Wickerhauser (Leipz. 1855) und vor allen Rückert (in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft) einen beträchtlichen Theil metrisch übersetzt hat. Dschami's vorzüglichste prosaische Werke sind: »Beharistan« (»Frühlingsgarten«, eine Nachahmung des »Rosengartens« von Saadi, mit Notizen über persische Dichter im vorletzten Kapitel; persisch und deutsch von Schlechta-Wssehrd, Wien 1846); »Nafahât ul uns« (»Die Hauche der Vertraulichkeit«, ein biographisches Wörterbuch mit Lebensbeschreibungen von 607 mystischen Scheichs); eine berühmte Briefsammlung (»Inshâ«, Kalk. 1811); eine Reihe metrischer, poetischer und philologischer Abhandlungen (z. B. »A treatise on Persian rhyme«, persisch herausgeg. von H. Blochmann, das. 1867) u. a. Vgl. Rosenzweig, Biographische Notizen über Mewlana Abdurrahmân D. (Wien 1840).

Dschamna (Jumna, Yamuna), der bedeutendste Nebenfluß des Ganges in Vorderindien, entspringt am Himalaya an der Südwestseite der Dschamnotri Piks (Dschamnâwatâri, d. i. Herabsteigung des D.), unter 31° nördl. Br. und 78° 32′ östl. L. in 3306 Meter Höhe, bei den heißen Quellen Dschamnotri und empfängt von W. die Gebirgsbäche Tonsa, Pabur und Giriganga. Das Hochland, das sie durchfließt, bis sie bei Faizabad in die indische Ebene eintritt, fällt rasch zur Tiefe ab; es ist oben von Bergen ganz angefüllt, erst unten sind offenere Thäler, welche hier und sonst Dhun (Dun) genannt werden. Die Ebenen dieser vorderen Thäler liegen nur noch bis zu 600 Meter ü. M. Sehr bald zertheilt sich der Strom in mehrere Arme, und Kanäle sind, theils zur bessern Bewässerung des Landes, theils, weil sein Bett für die Schiffahrt Schwierigkeiten bietet, von ihm abgeleitet, so an der linken Seite der Doabkanal (vom Dorfe Faizabad nach Dehli), rechts nach W. hin der 1356 von Firoz Schah, König von Dehli, gezogene Kanal, von dem 22 Kilom. unterhalb der Kanal von Ali Mardan Chan südwärts nach Dehli abbiegt. Alle drei Kanäle waren im 18. Jahrh. gänzlich verfallen, sind jedoch in neuerer Zeit (1820—30) sämmtlich wieder aufgeräumt und restaurirt und neuerdings durch den großartigen Agrakanal vermehrt worden, der 1868 in Angriff genommen wurde, unterhalb Dehli's beginnt, auf der rechten Seite fortzieht und in der Banganga endet; das Werk wird 10—12 Mill. Mark kosten, die Hälfte dieser Summe ist bereits verwendet. Auf ihrem 1017 Kilom. langen Unterlauf bis zu ihrer Mündung bei Allahabad hat die D. zum Theil einen sehr gewundenen Lauf, nimmt ansehnliche Ströme auf (links Hindon, Singur, Rind; rechts Banganga, Tschambal, Sind und Betwa) und ist besonders in der Regenzeit reißend und über 7 Kilom. breit. Ihre Ufer sind hoch und steil, oberhalb Dehli's machen Untiefen und Klippen die Schiffahrt unmöglich. Von der Eisenbahn wird die D. überschritten bei Allahabad in der Richtung nach Agra, bei Agra und Dehli in der Richtung nach Radschputana, bei Sirsawa von der Pandschabbahn. Ihre ganze Länge mißt 1416 Kilom. Beim Zusammenfluß ist die D. dem Ganges an Wasserfülle gleich, verliert aber ihr krystallhelles Wasser an das gelbe des Ganges. Wie letzterer, ist auch die D. den Hindu ein heiliger Strom, und namentlich findet sich bei ihrer Mündung eine Stelle (Prajaga genannt), wohin die Hindu vorzugsweise wallfahrten, um sich unter Leitung von Brahmanen mit den gehörigen Ceremonien in ihrem Wasser zu baden.

Dschamnotri (Dschumnotri), ein den Hindu heiliger Ort mit heißen Quellen, im englisch-indischen Vasallenstaat Garwhal, in der Nähe der Dschamnaquelle, 2974 Meter ü. M., am Westfuß des Bänderpantsch genannten, 6336 Meter hohen Berggipfels. Die Quellen dringen aus dem Granit unter einer mächtigen, aus Lawinen sich fortwährend erneuernden Schneedecke in einer engen Felsschlucht hervor und haben eine Temperatur von 89° C., also über Siedehitze.

Dschamu, fruchtbare Grenzprovinz des Königreichs Kaschmir gegen die britisch-ostind. Provinz Pandschab, erstreckt sich am Südabhang des Himalaya am linken Ufer des Tschenab bis an das Hochgebirge hin, das in der Richtung gegen Srinager, die Hauptstadt Kaschmirs, auf den wenig beschwerlichen Dodera- und Banihal-Pässen überschritten

wird. Der Handelsverkehr nach Kaschmir wird über D. geleitet. Die Stadt D. liegt 403 Meter ü. M. und hat einen großen Bazar. Der Name D. bildet einen Theil des Hoheitstitels des Maharadscha von Kaschmir und wird von den Eingebornen vielfach statt Kaschmir gebraucht zur Bezeichnung dieses Staats. S. Karte »Centralasien«.

Dschandscharo (Gingiro, Yangaro), Bergland in Abessinien unter etwa 8° nördl. Br., zwischen dem Godscheb und Enarea, mit sehr fruchtbarem Boden und von heidnischen, körperlich wohlgestalteten Galla bewohnt, unter denen sich auch Christen und Mohammedaner befinden. Hauptort ist Undscher, 8 Tagereisen südwestlich von Gurague.

Dschangeln (Dschungeln, engl. Jungles, Jangles), in Indien mit Rohr oder Gesträuchen bewachsene, sumpfige Stellen, die sich in vielen Theilen des Landes an dem Fuße der Gebirge hinziehen und in der Nähe vieler Dörfer sich finden. Reißende Thiere, worunter als die gefährlichsten Tiger und giftige Schlangen, hausen in der feuchten Schwüle dieser D., welche durch Urbarmachung immer mehr eingeengt werden. Die Dorfbewohner entnehmen den D. ihren Holzbedarf; neuerdings gestattet die Regierung von Madras dies nur noch gegen eine Abgabe, was als sehr drückende Steuer empfunden wird. Der Preis des Dschangelholzes ist hierdurch auf das Zwei- und Dreifache seiner frühern Höhe gestiegen.

Dschapara (Djapara), eine holländ. Residentschaft an der Nordküste von Java, zwischen Samarang und Rembang, 2200 QKilom. (40 QM.) groß. Das Gebiet ist eine Halbinsel, auf der sich der gegen 1800 Meter hohe Vulkan Murio erhebt, der bis zum Gipfel mit Pflanzenwuchs und Wald bedeckt und längst erloschen ist. Das Land hatte 1857: 490,960 Einw. (darunter über 7000 Chinesen). Die Hauptstadt D., früher eine blühende Handelsstadt, ist jetzt unbedeutend und im Verfall.

Dscharun, Stadt in der pers. Provinz Farsistan, etwa 140 Kilom. südsüdöstlich von Schiras in Gärten gelegen, mit 4000 Einw. In der Nähe Erdölquellen.

Dschask (Djask), Hafen in der pers. Landschaft Mogistan, am Arabischen Meer, nahe der Grenze von Belutschistan, zu Oman in Arabien gehörig, mit 3000 Einw.

Dschat (engl. Jauts, Jats, von den arabischen Schriftstellern Zath genannt), ein Volksstamm in Vorderindien, den man früher als Nachkommen des turanischen (tibetischen) Volks der Juetschi, die um das 1. Jahrh. v. Chr. von Centralasien her nach Indien gelangten, betrachtete und nach dem Vorgang der alten Geschichtschreiber als Indoskythen bezeichnete. Jetzt ist man davon zurückgekommen und zieht es meist vor, die D. als spätere arische Einwanderer anzusehen, weil sie unzweifelhaft Arier sind, und weil sich geschichtliche Nachrichten eines solchen wohl in die 2. Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu setzenden Nachschubs erhalten haben. Die Frage der Abstammung ist jedoch noch strittig. Die Juetschi ihrerseits haben dazu beigetragen, die westlicheren Arier des Pandschab nach dem Osten und Süden zu drängen, wodurch in diesen Ländern große Umwälzungen veranlaßt worden sind. Die D. vermischten sich mit den Resten der früheren Bewohner und mit den Indoskythen; sie sind hierdurch vielfach Unterdrückte geworden, und dadurch mögen sie in einigen Gegenden in körperlicher Beziehung zurückgekommen sein. Im allgemeinen werden sie als wohlgebildet, kräftig, fleißig und tapfer geschildert. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Sie bilden die große Masse der Bevölkerung in den indischen Ländern des Pandschab und in Radschputana, finden sich zahlreich auf dem rechten Indusufer und als Handwerker bis nach Persien hinein. Jahrhundertelang waren sie das herrschende Volk in den Indusländern, so noch unter den Sikhs. Seit der Eroberung des Landes durch die Muselmanen, die in Sindh schon um 750 festen Fuß zu fassen begonnen hatten, sind viele D. zum Islam übergetreten. Unter denen, die sich als Hindu bekennen, hat die Kastenordnung nie Eingang gefunden; dem orthodoxen Hindu gelten sie deshalb als unrein.

Dschauhari, Imâm Abû Nasr Ismail ben Hammâd, berühmter arab. Lexikograph, gebürtig aus Fârâb, verbrachte längere Zeit unter den arabischen Beduinenstämmen der Rebiah und Modhar, um sich ganz dem Studium der arabischen Sprache in ihrer reinsten und unverfälschtesten Form zu widmen. Dann kehrte er nach Chorasan zurück und ließ sich in Nischapur nieder, wo er 1003 durch einen unglücklichen Sturz vom Dach seines Hauses das Leben verlor. Die Frucht seiner tiefen und umfassenden Sprachstudien war der »Sihâh«, ein Lexikon der reinen klassischen Sprache Arabiens, das bis auf heute seinen hohen Werth behauptet und noch immer im Orient wie bei den europäischen Gelehrten neben dem »Kâmûs« als Hauptquelle für arabische Lexikographie gilt. Zahllose Glossen und Supplemente sind dazu geschrieben, ebenso zahllose Auszüge daraus gemacht worden; auch ist es ins Persische (von Dschemâl Alkuraschi unter dem Titel: »Surâh min alsihâh«, gedruckt Kalkutta 1812—14, 2. Aufl. 1832) und Türkische (von Wân Kûli 1591—92, gedruckt Konstant. 1728, 2 Bde.; 3. Aufl. 1802) übersetzt worden. Von der von Scheidius begonnenen Ausgabe des arabischen Originals (»Liber Sehah, sive lexicon arabicum«) ist nur das erste Heft (1776) erschienen.

Dschaunpur (Dschavanpur, engl. Jounpoor), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (4024 QKilom. oder 73 QM. mit 1,005,961 Einw.) in den britisch-ostindischen Nordwestprovinzen, zu beiden Seiten der schiffbaren Sye (Syandike) und Gumti, über welche eine alte Steinbrücke führt, ist reich an Trümmern von Moscheen, Palästen und anderen Zeugen alter Pracht, hat eine englisch-indische Besatzung und 23,327 Einw. Der Distrikt wird im östlichen Theil von der im Bau begriffenen Audh- und Rohilkand-Eisenbahn durchschnitten, welche Benares mit Faizabad in Audh verbinden wird.

Dschavanpur, s. Dschaunpur.

Dschayadewa, ind. Dichter, wird als Verfasser der berühmten lyrischen Dichtung »Gita Govinda« (herausgegeben in Text und lateinischer Uebersetzung mit ausführlicher Einleitung über Zeitalter des Verfassers ꝛc. von Lassen, Bonn 1836; in meisterhafter deutscher Uebersetzung von Fr. Rückert) und des rhetorischen Werks »Chandrâloka« genannt.

Dschebel (arab.), Gebirge, Bergspitze, in vielen geograph. Namen; z. B. D. Adla, s. v. w. Atlas, D. al Kossus (D. al Kassan), s. v. w. Athos, D. al Tarik, s. v. w. Gibraltar, D. el Scheich, s. v. w. Hermon, D. Kurun, s. v. w. Taurus, D. Tailamum, s. v. w. Libysches Gebirge. D. en Nur (»Lichtberg«, D. el Bârghir), ein Berg in Arabien, östlich vom Golf von Akaba, den Beke (s. d.) neuerdings mit dem Sinai identificirte.

Dschebel (im Alten Testament Gebal, das

Byblos der Griechen), jetzt unbedeutende Hafenstadt in Syrien, nördlich von Beirut, am Mittelmeer, mit 5—600 Einw. und Ruinen seiner ehemaligen Größe. Die Burg besteht aus mächtigen, nach phönikischer Art schön behauenen und zusammengefügten Quadern. Vgl. Byblos.

Dschehol (engl. Jehol), Lustschloß des Kaisers von China, liegt im Gebirge gegen die Mongolei hin jenseit der großen Mauer, an der Nordwestgrenze der Provinz Petscheli, 225 Kilom. von Peking entfernt und durch eine prachtvolle Kunststraße damit verbunden; 1703 erbaut.

Dschelâlabâd, Stadt im nordöstlichen Afghanistan, am Kabulstrom und der Straße von Peschauer nach der Stadt Kabul, ein schmutziger, schlecht gebauter Ort, ehemals starke Festung, mit angeblich 10,000 (wahrscheinlich nur 3000) Einw.; berühmt geworden durch die Vertheidigung der kleinen Schar Briten unter Sir R. Sale gegen das zahlreiche wuthentbrannte Afghanenheer 1841—42, infolge deren die Festungswerke von den Engländern bei ihrem Abzuge zerstört wurden. Die umliegende Ebene von D. ist gut bewässert und außerordentlich fruchtbar und liefert besonders Zuckerrohr im Ueberfluß. D. ist der Ausgangspunkt aller Operationen des Emirs gegen die nahezu noch unabhängigen Thäler am Südabhang des Hindukusch.

Dschelâl eddin Rumi (arab., »Glorie der Religion«), mit seinem eigentlichen Namen Dschelâl eddin Muhammad, der größte mystische Dichter der Perser, geb. 30. Sept. 1207 in Balch, war von 1233 an Lehrer der Philosophie und des Rechts zu Konia in Kleinasien und wurde der Stifter der Mewlewi, des angesehensten Ordens der Derwische. Er starb 17. Dec. 1273. Seine in einem Diwan gesammelten lyrischen Gedichte (in Indien gewöhnlich unter dem Namen seines spirituellen Lehrers Shams Tebriz aufgeführt) gehören zu den schwungvollsten und ideenreichsten der orientalischen Poesie. Eine Auswahl im Urtext mit recht gelungener metrischer Uebersetzung gab Rosenzweig (Wien 1848) heraus; zahlreiche seiner schönsten Lieder hat Rückert in meisterhafter Weise nachgedichtet. Noch berühmter ist sein »Methnewi« (»das doppeltgereimte Gedicht«), ein Werk von mehr als 40,000 Doppelversen in sechs Büchern, moralischen und asketischen, allegorischen und mystischen Inhalts, das von den Persern dem Koran gleich geachtet wird. Drei vollständige lithographirte Ausgaben erschienen zu Bombay 1847, 1850 und 1851; eine mit türkischer Uebersetzung und Kommentar in 6 Bänden zu Bulak 1835; Proben daraus in deutscher Uebersetzung gaben Hussard, Hammer und am gelungensten Rosen (Leipz. 1849). Eine eingehende Charakteristik des Dichters gab Ethé in »Der Sûfismus und seine drei Hauptvertreter in der persischen Poesie, vorzugsweise D.« in »Morgenländische Studien« (Leipz. 1870, Nr. 5).

Dschelam (Dschilam, Jhelum, auch Behat, die Vitastâ der alten Indier, der Hydaspes der Griechen), der westlichste der fünf großen Ströme, welche dem Nordwesten des englisch-indischen Reichs, dem Pandschab, seinen Namen geben. Der D. ist der Hauptfluß Kaschmirs; er entspringt unter 33° 30′ nördl. Br. und 75° 25′ östl. L. v. Gr., fließt in nordwestlicher Richtung bis zu seiner Mündung in den Wularsee, den er am Südwestende verläßt, um bald darauf durch die Baramulaschlucht zu strömen, biegt nach Aufnahme seines Hauptzuflusses, der wasserreichen Krischnaganga, nach S. um und bildet von Muzzafferabad bis zur Stadt D. (5140 Einw.) die Grenze zwischen Britisch-Indien und Kaschmir. Bei Mangali tritt er nach Aufnahme des Panatsch (Puntsch) in die Ebene ein und vereinigt sich nach einem Laufe von nahezu 1000 Kilom., wovon über 600 im Gebirge liegen, mit dem Tschenab. Der D. ist schiffbar in seinem Ober- und Unterlauf, nicht aber in seinem Mittellauf. Von der im Bau begriffenen Eisenbahn von Lahore nach Raulpindi an der Reichsgrenze wird der D. bei der Stadt gleichen Namens überschritten.

Dschem, Bruder des Sultans Bajesid II., Sohn Mohammeds II., geb. 1459, suchte sich nach dem Tode seines Vaters in den Besitz Brussa's zu setzen, war anfangs auch gegen den eigentlichen Thronerben, seinen Bruder Bajesid II., glücklich, ward aber 1481 bei Jenischehr und 1482 bei Angora geschlagen und floh nach Rhodus, wo er mit dem Großmeister der Johanniterritter, d'Aubusson, einen Vertrag schloß, um sich sodann nach Frankreich zu begeben. Seitdem befand er sich im ehrenvollen, doch strengen Gewahrsam des Johanniterordens, des Königs von Frankreich und des Papstes. Der Papst Alexander VI. sollte vertragsmäßig D. wieder dem König von Frankreich ausliefern, ließ ihn aber auf Bajesids Antrag 24. Febr. 1494 vergiften. D. übersetzte ein persisch-romantisches Gedicht und dichtete selbst Ghaselen, die in einem Diwan gesammelt wurden.

Dschema Ghasuat (Nemours), Stadt in Algerien, Provinz Oran, westlich von der Tafnamündung, vor welcher die kleine vulkanische Insel Nachgun liegt, mit 700 Einw., welche lebhaften Handel treiben. Der Name bedeutet »Moschee der Seeräuber«, auf diese ehemaligen Herren der Berberei hindeutend. Der Ort ist der äußerste französische Posten nach Westen, schon in der Nähe der marokkanischen Grenze gelegen. Am 22. Sept. 1845 vollführte hier Abd el Kader eine seiner letzten Heldenthaten, die gänzliche Vernichtung eines französischen Truppentheils unter Oberst Montagnac.

Dschemschid (Jima), mythischer König der Iranier (Meder und Perser), der das Volk von Norden her in das Land Iran führte, Ackerbau, Gottesdienst und Kultur begründete, so daß unter seiner Regierung ein paradiesischer Zustand herrschte, die Menschen einer ewigen Jugend genossen und keine Krankheit noch Plage kannten. Nach späterer Sage wurde er übermüthig, worauf sich sein Volk gegen ihn erhob und die Macht des Bösen auf Erden herrschend wurde.

Dschemsitschi Dschischibhoy, indischer Millionär, geb. 15. Juli 1783 zu Bombay von armen parsischen Eltern, schwang sich durch außerordentliche Thätigkeit und Geschäftsklugheit vom armen Flaschenhändler in 20 Jahren zum Millionär empor und war sowohl in Bombay, als in London, Amsterdam, Kairo, Madras, Ceylon, Java rc. als »Nabob der Börsen« bekannt. Wahrhaft großartig erscheint seine auf alle Konfessionen und verschiedene Nationen ausgedehnte Wohlthätigkeit. Die Summe aller von ihm und seiner Gemahlin für Stiftungen, Schulen, Straßen, Hospitäler, Parsitempel rc. gespendeten Ausgaben wird auf 5—8 Mill. Thlr. veranschlagt. Er ward 1842 zum britischen Ritter erhoben, 1843 von der Königin durch Uebersendung einer goldenen Medaille mit ihrem eigenen Bild und anerkennender Inschrift geehrt; starb 14. April 1859.

Dschenbie (arab., f.), ein gekrümmtes Dolchmesser.

Dschengischan (»höchster Herrscher«, eigentlich Temudschin), mongolischer Eroberer, um 1160 n. Chr. geboren, war der Sohn eines mongolischen Häuptlings, der 13 Horden beherrschte. Nach seines Vaters Tode vertrieben, floh er zu dem Herrscher der Koraiten, Ungchan, nach Karakorum, heiratete dessen Tochter, stürzte seinen Schwiegervater, riß dessen Herrschaft an sich, bezwang sodann die aufständischen Häuptlinge und ließ sich, von dem Gedanken der Aufrichtung eines Weltreichs erfüllt, auf einem allgemeinen Reichstag 1206 zum D. erklären. Eine neue Gesetzgebung wurde nun von ihm erlassen, Yassa genannt, worin (mit Beibehaltung der traditionellen Gebräuche und Rechtsgewohnheiten) der Krieg als erste Pflicht aufgestellt war. Nun begann er seinen Siegeslauf als Eroberer. Er überstieg die Chinesische Mauer, erstürmte Peking, zwang den Kaiser von China zur Entrichtung eines Tributs, wandte sich hierauf gegen Westen, unterwarf die tatarischen Stämme und drang gegen das Reich der Chowaresmier vor (1219). Der dortige Schah, Mohammed, vermied eine Schlacht und warf sich in die festen Städte Bochara, Samarkand u. a. Allein Dschengischans Leute waren (ohne Zweifel infolge des Aufenthalts in China) auch mit der Belagerungskunst bekannt; die Städte fielen nach einander, der Schah mußte fliehen und fand auf einer kleinen Insel des Kaspischen Meers seinen Tod (1220), und damit war das Land in Dschengischans Gewalt. Nur Mohammeds Sohn Dschelaleddin leistete noch eine Zeitlang in den östlichen Gegenden heldenmüthigen Widerstand. Nach Dschengischans Grundsatz, niemals mild zu sein, wurde das bisher blühende Land aufs greulichste verheert, so daß es seitdem sich nicht mehr erholt hat; die Städte wurden zerstört, die Einwohner und Schätze weggeführt. D. zog sodann nach Karakorum, seiner Hauptstadt, zurück, während seine Söhne die Eroberungen fortsetzten und das Mongolenreich im W. bis an den Dnjepr ausdehnten. Nachdem er noch 1225 den Herrscher von Tangut im innern Asien besiegt hatte, starb er im August 1227 über Entwürfen zu neuen Feldzügen ins südliche China. Wenigstens 5 Mill. Menschen haben durch ihn ihren Untergang gefunden, Zerstörung und Barbarei bezeichneten überall seine Spur. Das einzige bekannte Denkmal Dschengischans ist eine in den Ruinen von Nertschinsk aufgefundene Granittafel mit einer mongolischen, von Schmidt in Petersburg entzifferten Inschrift; sie war als Denkmal seiner Eroberung des Königreichs Sartagol (Karakitai) 1219—20 aufgerichtet worden. Vgl. La Croix, Histoire du grand Genghizcan (Par. 1710); F. v. Erdmann, Temudschin der Unerschütterliche (Leipz. 1862).

Dschenischehr, türk. Stadt, s. Larissa.

Dschenne, Stadt, s. Dschinni.

Dschenneh (arab., n.), das himmlische Paradies.

Dscherba, afrikan. Insel im S. der Kleinen Syrte (Golf von Gabes), zu Tunis gehörig, flaches, dicht mit Dattelhainen bedecktes Eiland von 1100 QKilom. (20 QM.) mit 30,000 Einw., unter denen sich 5000 Juden befinden, die in besonderen Dörfern (Harras) wohnen. Der Rest der Bevölkerung besteht aus reinen Berbern, die sich hier unvermischt erhalten haben, theilweise aber arabisch reden. Die Insel ist vortrefflich bebaut und betreibt lebhaften Handel, der meist in den Händen der in der Hauptstadt Haumt-es-Suk ansässigen Europäer liegt. Wolle, Wolldecken, Früchte, namentlich Datteln, werden ausgeführt; wegen der letzteren war D. schon im Alterthum berühmt. Es ist die Insel der Lothophagen (Lothophagitis), von deren alter Hauptstadt Meninx noch sehr bedeutende Trümmerreste und Marmorskulpturen erhalten sind. Bei Haumt-es-Suk befindet sich ein 1284 errichtetes spanisches Kastell, während eine aus den Schädeln 1516 hier verunglückter spanischen Soldaten und Seeleute des Admirals Garcia errichtete Pyramide auf Andringen der europäischen Konsuln 1837 entfernt werden mußte. Vgl. v. Maltzan, Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, Bd. 3 (Leipz. 1870).

Dscherid (Dschirid, arab., m.), Art Wurfspieß.

Dscherm (arab., f.), in Aegypten ein Fahrzeug mit zwei Masten und großen lateinischen Segeln, im Delta zur Zeit der Ueberschwemmung dienend.

Dschesair (Plural von Dschesireh, »Insel«), vollständiger Dschesairi-Bahri-Sefid (»Inseln des Weißen Meers«), Name des türkischen Vilajets, welches außer der troischen Halbinsel die Inseln des nördlichen und östlichen Aegeischen Meers (zwischen der Halbinsel Chalkidike, der thrakischen Küste und dem Hellespont und längs der kleinasiatischen Küste) umfaßt. Das Vilajet, dessen Hauptstadt Rhodos ist, zerfällt in sieben Liwa's (Cypern, Rhodos und kleinere Inseln, Samos, Chios, Mytilene, Lemnos mit Imbros und Samothrake und Troas) und ist etwa 39,000 QKilom. (705 QM.) groß. Die Zahl der Bewohner wird auf mindestens 800,000 Seelen geschätzt; doch läßt sich nichts Genaueres ermitteln, zumal neuerlich die Bevölkerung auf Cypern sehr abgenommen hat.

Dschesair (arab.), Algier.

Dschesireh (arab., »Insel«), bei den Arabern Name für das Land zwischen dem Euphrat und Tigris (Mesopotamien).

Dschesme, Stadt, s. Tschesme.

Dschessalmir (Dschasalmir, engl. Jesulmere), ein unter britischem Schutz stehender Radschputenstaat, zwischen Marwar, Bhawalpur, Bikanir und Sindh gelegen, umfaßt 31,660 QKilom. (575 QM.) mit nur 73,700 Einw. Der Norden ist Wüste, der Süden von einer Kette dürrer und baumloser Höhen durchzogen, zwischen denen Weideplätze sich ausbreiten. Fließende Gewässer fehlen; längs der Karawanenwege durch die Wüste wird für den nöthigen Wasserbedarf mit großen Kosten gesorgt. In der Regenzeit sammeln sich Salzwasserseen (Sar) an, die jedoch meist nur einige Monate bestehen. Der größte derselben ist der Kanod Sar, 30—37 Kilom. lang, mit einem Abfluß nach O., der sich nach 50—60 Kilom. im Sand verliert. Die Einnahme aus dem Verkauf der Salzkruste, die nach Verdunstung des Wassers zurückblieb, ist seit Errichtung der Binnenzolllinie gegen Radschputana (s. d.) geringer geworden. Das Land ist reich an wilden Thieren, besonders Wölfen, Schakals und Schlangen, sowie Dromedaren, Pferden, Rindern, Schafen. Für Ackerbau fehlt es an Bevölkerung, Haupterzeugnis ist Hirse. Die gleichnamige Hauptstadt, am Fuß einer der Kalkhöhenketten gelegen und mit einer Mauer umgeben, hat ca. 8000 Einw., welche rührige Handelsleute sind.

Dschessor (engl. Jessore), ein Distrikt der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen, 10,790 QKilom. (196 QM.) mit (1871) 2,075,021 Einw., die meist den unteren, mit Aboriginern stark versetzten Schichten der indischen Bevölkerung angehören, darunter 55,8 Proc. Mohammedaner. Der Distrikt, im O.

vom Gorai oder Madhumatizweig des Ganges begrenzt, reicht bis ans Meer und ist nur in seinem obern Theil den jährlichen Ueberschwemmungen des Flusses nicht ausgesetzt. Diese Ueberschwemmungen bedingen übrigens die Fruchtbarkeit des Landes und machen dasselbe periodisch zum See, aus welchem die auf Erdkegeln erbauten Häuser hervorragen. Gegen das Meer zu bilden die meilenweit mit dichten Dschangeln bedeckten Sanderbands (s. d.) einen Theil Dschessors. Die Dichtigkeit der Bevölkerung beträgt im nördlichen Theil über 12,000, im südlichen 7000 Menschen auf 1 □Meile. Die Hauptstadt D., mit 8152 Einw., zeigt, wie alle Städte Bengalens, nur an den Markttagen reges Leben.

Dschezzar, Achmed, »Achmed der Schlächter«, türk. Pascha, aus Bosnien gebürtig, erwarb sich als Sklave von Ali Bey in Aegypten dessen Gunst, wurde Befehlshaber in Kairo und, nachdem er zum Sturze seines Wohlthäters beigetragen, Pascha in Acre. Bonaparte's Ansinnen, ihm beizustehen, schlug D. ab und ließ alle Franzosen in Acre ins Gefängnis werfen. Er erhielt hierfür von der Pforte den Oberbefehl über das türkische Heer in der Umgegend, ward zwar von Bonaparte auf dessen Zuge nach Syrien geschlagen, jedoch in seiner Hauptstadt Acre erfolglos belagert. Später empörte sich D. gegen die Pforte und bestand mehrere blutige Kämpfe mit dem Großwessir und dem Pascha von Jaffa. Er starb 1804.

Dschhansi (engl. Jhansi), früher ein britischer Schutzstaat in Ostindien, seit 1854 (nach dem kinderlosen Absterben des regierenden Fürsten) den Nordwestprovinzen einverleibt, bildet gegenwärtig eine Division (Regierungsbezirk), die sich längs des Betwaflusses erstreckt und auf 13,117 □Kilom. (238 □M.) 934,934 Einw. zählt. Große Städte fehlen; die Bewohner, zu $^9/_{10}$ Hindu, sind fleißige Ackerbauer. Die Bewässerungsanlagen bedürfen noch sehr der Erweiterung.

Dschidda (Dschedda), Stadt in der arab. Provinz Hidschas, zwei Tagereisen westlich von Mekka, auf dem niedrigsten Theil einer kleinen Anhöhe am Rothen Meer, wird auf der Landseite von einer Mauer umschlossen und am Südende durch ein kleines Fort von 8—10 Kanonen geschützt. Die Stadt ist gut gebaut, hat ungepflasterte, breite Straßen und hohe, steinerne Häuser. Die Vorstädte bestehen nur aus elenden Beduinenhütten, und die Umgebung ist völlige Wüste. Quellwasser fehlt, Cisternen dienen zum Auffangen des Regens. Die Hauptgebäude sind die Residenz des Gouverneurs, das Zollhaus, einige Moscheen, mehrere große Chane und das Kastell. Außerhalb der Mauern findet sich ein roher Steinbau, ca. 12 und 50 Meter an den Seiten messend, den die Moslemin »Eva's Grab« nennen. Die Bewohner, deren Zahl auf 20,000 angegeben wird, sind ein Gemisch der verschiedensten orientalischen Völker. D. gilt als der Hafen von Mekka und ist einer der Haupthandelsplätze Arabiens. Tausende von Mekkapilgern landen jährlich in D., und fast alle Schiffe, welche das Rothe Meer befahren, auch die aus Indien kommenden, legen daselbst an. Die englischen und französischen Dampferlinien haben in D. Kohlenstationen. Die Hafenbucht ist sicher, nach W. gut durch Korallenbänke gegen Winde, Sturm und Flut geschützt. Eingeführt werden: Getreide, Reis, Butter, Tabak, Oel, Moschus, Räucherwerk, Gewürze, Teakholz, Kokosnüsse, Musselin, Shawls, Manufakte, Kleider, Sklaven; ausgeführt dagegen: Korallen, Kaffee, Datteln, ägyptische Baumwolle, Mekkabalsam, Eisen- und Thonwaaren, Leder &c. Der Handel ist hauptsächlich nach Aegypten, Abessinien, Indien, China, Mosambik und den malaiischen Inseln gerichtet, aber auch nach dem Innern des Landes erheblich. Die Stadt, in welcher sich in neuerer Zeit auch britische und französische Kaufleute und Konsuln angesiedelt haben, steht seit 1840 unter dem Schutz des Großherrn. Infolge des berüchtigten Blutbads vom 15. Juni 1858, welches die Mohammedaner unter der christlichen Bevölkerung anrichteten, wurde D. drei Tage lang von einem englischen Kriegsschiff bombardirt.

Dschidschelli, Hafenstadt in Algerien, Provinz Konstantine, mit etwa 1000 Einw., größtentheils Mauren, ist weniger in der Gegenwart als durch seine Geschichte berühmt. Es liegt offenbar an der Stelle der altphönikischen Niederlassung Igilgilis, was »schlechter Landungsplatz« bedeutet, eine noch heute zutreffende Bezeichnung. Unter Augustus wurde es zur römischen Kolonie erhoben und war Mittelpunkt der großen Heerstraße von Saldä (Bougie) nach Hippo (Bone). In der christlichen Periode war es Bischofsstadt, im Mittelalter blühte sein Handel, und im 16. Jahrh. war es Hauptsitz des Seeräuberfürsten Baba Arudsch sowie berühmter Christensklavenmarkt. Als Ludwig XIV. den Plan faßte, an der afrikanischen Küste eine Niederlassung zu errichten, wurde 22. Juli 1664 D. durch eine französische Flotte unter dem Herzog von Beaufort erobert, mußte aber bald mit großen Verlusten an die Türken abgetreten werden, die 1664—1839 hier herrschten. Im letztern Jahr eroberten es die Franzosen wieder. Die Stadt, welche 21. Aug. 1856 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört wurde, liegt noch jetzt in Trümmern, und ihr einst blühender Handel ist ohne Bedeutung.

Dschiggetai, s. Esel.

Dschihanghir, Großmogul, geb. 29. Aug. 1569, Sohn und Nachfolger Akbars I., bestieg 1605 den Thron und nahm den Namen Abul Mozaffer Nur eddin Mohammed D. (siegreicher Vater, Licht der Religion, Mohammed, Eroberer der Welt) an, ward aber bald im Krieg mit den Fürsten von Dekan getödtet. Er schrieb die Geschichte der ersten 17 Jahre seines Lebens: »Tuzuky Dschihanghiry«, wichtig für die Geschichte Hindostans. Bruchstücke davon findet man in Gladwins »Asiatic miscellany« (Kalkutta 1788) und im 1. Bande der »History of Hindoostan during the reigns of Jehan-Gyr and Aurung-Zeb« (das. 1788).

Dschilolo (Gilolo, bei den Eingebornen Halmahera genannt), eine der Molukkeninseln im Indischen Archipel, 16,078 □Kilom. (292 □M.) groß, ist ähnlich wie Celebes gestaltet, hoch und (wenigstens im Nordtheil) von vulkanischer Bodenbeschaffenheit, aber nur sehr oberflächlich bekannt. Die vier Halbinseln, in die sie zerfällt, haben von einander getrennte Bergländer; in dem nördlichen liegt der noch thätige Vulkan Tolo. Die Pflanzenwelt zeigt die Ueppigkeit der Tropengegenden. Bewohnt sind nur die Küsten und zwar von Alfuren, unter denen sich Ternataner und Tidoresen niedergelassen und zum Theil ihre Bildung verbreitet haben. Die Herrschaft über die Insel ist unter holländischer Oberhoheit zwischen den Sultanen von Ternate und Tidore so getheilt, daß jener die nördliche und südliche, dieser die beiden östlichen Halbinseln beherrscht. Die Zahl der Einwohner wird auf etwa 28,000 angegeben. Die bedeutendsten Ortschaften sind im ternatanischen Gebiet

im Nordtheil Galela und Kau, im tidoresischen Weda und Bitscholi. Landbau wird allenthalben, aber sehr ungenügend betrieben, der Verkehr ist im höchsten Grad unbedeutend; die natürlichen Hülfsquellen, an denen die Insel so reich ist, sind vollständig unbenutzt.

Dschimaa (arab., f.), die Freitagsversammlung in der Dschami (s. d., vgl. Dschuma).

Dschingāl (m.), in Japan und Indien eine lange Luntenflinte.

Dschingischan, s. Dschengischan.

Dschinn (arab.), Dämon, Fee; Dschinnistan, Land der Dschinnen, Feenland.

Dschinni (Dschenne, Djinni), Hauptstadt der gleichnamigen Landschaft im Fulahreich Massena, auf einer Strominsel des Niger, 5 Tagereisen nordöstlich von Segu, mit 8—10,000 Einw., ist ein Emporium des Sudanhandels, dessen Märkte aus den entferntesten Gegenden zahlreich besucht werden und sehr reich mit einheimischen sowie mit europäischen (meist englischen) Waaren versehen sind. Bedeutend ist besonders der Gold- und Salzhandel. Die intelligente und thätige Bevölkerung, meist Fulah, fertigt zugleich feine Goldwaaren, die bis Marokko und Arabien in den Handel kommen.

Dschirdscheh (Girgeh), Hauptort einer gleichnamigen Mudirieh (Provinz) in Oberägypten, in sehr fruchtbarer Umgebung am Nil, von dem er allmählich weggewaschen wird, mit acht schönen Moscheen, einem katholischen Kloster, großem Bazar und 8—10,000 Einw., darunter 500 Christen. In der Nähe die Ruinen des alten Abydos.

Dschirid, s. Dscherid.

Dschirmen (Tschirmen), Flecken im türk. Vilajet Adrianopel, rechts an der Maritza, westlich von der Stadt Adrianopel, mit einer Citadelle und 2000 Einw., welche Seidenzucht treiben.

Dschisan, Hafen auf der Westküste von Arabien, bei Abu-Arisch unter 60° 50′ nördl. Br., am Rothen Meer in dürrer Gegend, mit 200—300 Einw., welche Perlenfischerei und Schildkrötenfang betreiben.

Dschisi-edar (türk.), Kopfsteuereinnehmer; Dschisiet, Kopfsteuer.

Dschiti Schahar (Dschiti Schehr, »Sieben-Städte-Gebiet«), türkisch-tatarischer Name des Reichs, welches Jakub Beg, der Atalik Ghazi (s. d.), zu Kaschgar im östlichen Turkestan seit 1865 gründete, und welchem er diesen Namen gab, weil er zu den sechs Städten: Aksu, Turfan, Kaschgar, Jarkand, Jangihissar und Chotan, welche Alti Schahar (s. d.) oder die chinesische Provinz Nan-lu gebildet hatten, Ende 1868 noch die im SW. von Jarkand liegende Landschaft Sarikul mit der Stadt Taschkurgan, dem Steinernen Thurm der Alten, eroberte. S. Karte »Centralasien«.

Dschodpur, Staat, s. Marwar.

Dschogdschokerta (Djobjokerta Yogyokerta, »blühende Macht«), eine niederländ. Residentschaft auf der Insel Java, im östlichen Theil derselben, 1980 QKilom. (36 QM.) groß mit etwa 340,000 Einw., größtentheils eine hügelige, von den Abhängen der Vulkane von Kedu zum Meer sich senkende Ebene mit sehr fruchtbarem Boden, die von den Flüssen Progo und Upak bewässert wird. Das Land ist nicht in der Art wie das übrige Java der niederländischen Regierung unterworfen, sondern dem Namen nach Eigenthum des Sultans von D., der von der Regierung ein Jahrgehalt bezieht und dafür die Herrschaft bis auf einzelne Ehrenrechte an sie abgetreten hat, weshalb der eigentliche Regent dennoch der holländische Resident ist. Neben ihm stehen noch zwei für selbständig erklärte Große, die früher ebenfalls Theile des Landes als Eigenthum besaßen, jetzt ganz in demselben Verhältnis. Die javanischen Bewohner sind Unterthanen dieser drei Fürsten und ihnen steuerpflichtig, ein kleiner Theil steht unter direkter europäischer Herrschaft. — Die gleichnamige Hauptstadt und Residenz des Fürsten liegt sehr schön am Upak und ist ein großer und regelmäßig gebauter Ort mit 50,000 fast durchaus javanischen Bewohnern. Der Sultan besitzt einen ausgedehnten Palast (Kraton), in dessen Umkreis das merkwürdige »Waterkasteel« liegt, ein Gebäude von zwei Stockwerken auf einer künstlichen, terrassenförmig angelegten Insel, zu dem der Eingang unter dem Wasser durchführt, und das durch vier über das Wasser sich erhebende Thürme Licht und Luft erhält, früher ein Prachtbau, jetzt ganz dem Verfall überlassen. Ebenso sind die zahlreichen alten Lustschlösser in der Umgegend ganz verfallen. Ein Fort bestreicht die ganze Stadt.

Dschogi (Yogi, engl. Jogi), fanatisch-asketische Hindusekte, bildet einen Bettelmönchsorden, dessen Anhänger überzeugt sind, durch gewisse asketische Gebräuche vollständig Herr zu werden über den menschlichen Organismus. Sie waschen sich weder, noch kämmen oder schneiden sie sich das Haar, leben stets unter freiem Himmel, nähren sich sehr karg von Wurzeln und Früchten und gehen fast ganz nackt. Einige lassen sich mit Ketten an Bäumen aufhängen, das Gesicht nach der aufgehenden Sonne gerichtet, bis der Tod ihre Qualen endigt. Andere schlafen auf Betten, die mit stumpfen eisernen Spitzen besetzt sind; noch andere lassen sich in ein Grab legen, worin sie durch eine kleine Oeffnung Luft und Nahrung erhalten. Die meisten nähren sich aber mit Wahrsagen, Musikmachen oder mit Vorzeigen monströser Thiergeburten. Ihr Leichnam wird begraben, nicht (wie es sonst Sitte ist) verbrannt; ihre Gräber, Samadh genannt, werden von Pilgern fleißig besucht.

Dschohor (Dschohur, engl. Johor), ein kleines malayisches Fürstenthum in Hinterindien, den südöstlichen Theil der Halbinsel Malakka einnehmend und durch eine Höhenkette von Pahang im NO. geschieden, hieß früher Malakka, wurde aber, nachdem 1511 die Stadt Malakka in die Hände der Portugiesen gerathen war, nach der Stadt D. benannt. Das Land ist noch sehr wenig bekannt und jedenfalls sehr schwach bevölkert. Die Stadt D. an einem Küstenfluß, welcher der Insel Singapur gegenüber mündet, ist zu einem armseligen Fischerdorf herabgesunken, seit der Radscha seine Residenz nach der Insel Linga verlegt hat.

Dscholiba (Joliba), Name des Nigerstroms, so weit er die Mandingostaaten und Bambara berührt.

Dscholof (Dhiolof, Joloff, Wolof), ein Negervolk in Senegambien von dunkelstem, aber feinem, durchsichtigem Schwarz, kräftigem, wohlproportionirtem Körperbau, schöneren Gesichtsformen, als man sonst bei den Negern findet, ja in manchen Gesichtszügen (bis auf die dicken Lippen) den Kaukasiern ähnlich. Ihre Sprache weicht von der der benachbarten Mandingo- und Fulahstämme wesentlich ab und ist in manchen grammatischen Eigenthümlichkeiten ausschließlich mit der Kaffernsprache verwandt. Die D. selbst wollen durchaus nicht für Neger gelten. Von Charakter und Handlungsweise sind sie energisch, thätig, kriegerisch, und hierdurch wie durch größere Gelehrigkeit zeichnen sie sich wesentlich

und vortheilhaft vor anderen Negerstämmen aus. Man rühmt ihre Gutmütigkeit und Gastfreiheit. Sie waren noch vor kurzer Zeit Heiden; jetzt sind sie Mohammedaner, doch nicht fanatisch. Sie hängen noch am alten heidnischen Aberglauben und behängen sich über und über mit Amuleten. Sie führen ein seßhaftes Leben und unterscheiden sich dadurch von ihren nördlichen Nachbarn, den nomadisirenden Arabern (den Trarza, Brakna und Duaiich). Sie haben auch feste Städte; der Handel ist wohlgeordnet, und nach allen Seiten gehen regelmäßige Karawanenzüge. Gegen heidnische Negervölker unternehmen sie oft Kriegszüge, um Sklaven zu machen und den Islam auszubreiten. Sie lieben die Musik, und es besteht bei ihnen eine eigene Sängerzunft. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, auf dem reichen angeschwemmten Land im untern Senegalgebiet bauen sie namentlich Reis und Erdnüsse (Arachis hypogaea); auch sind sie treffliche Viehzüchter. Der Sklavenhandel an den Küsten hat aufgehört, statt dessen findet eine lebhafte Ausfuhr von Landeserzeugnissen statt. Gummi arabicum, Erdnüsse, Hirse, Häute, Elfenbein, Indigo, Wachs, treffliche Hölzer sind Hauptausfuhrartikel, während Baumwollstoffe, Waffen und Werkzeuge, Kurzwaaren und Branntwein eingeführt werden. Auch in der Industrie sind die D. nicht zurück, sie verstehen sich namentlich trefflich auf die Goldschmiedekunst. Ihre Wohnungen haben runde, spitz zulaufende Dächer, die Dörfer sind mit einer dreifachen Reihe von Palisaden umgeben; im Innern der Dörfer führen nur etwa 1 Meter breite Straßen oder Gänge zwischen Mattengeflechten hin. Erst bildeten die D. unter einem König ein mächtiges Reich, das nun zerfallen ist und aus folgenden kleinen, unter französischem Einfluß befindlichen Staaten besteht: 1) Walo, am linken Ufer des untern Senegal bis zur Mündung, 5500 QKilom. (100 QM.) groß, 20. Mai 1858 von der Königin Gbimbotte förmlich an die Franzosen abgetreten; 2) Kayor, längs der Seeküste bis zum Kap Verde, 110,000 QKilom. (200 QM.) mit etwa 250,000 Einw., seit 1864 den Franzosen tributär, zum Theil ganz französisch; 3) Senegal oder Danaar, 4) Ballagh oder Baa, 5) Salum, sämmtlich im Innern, in den weiten Ebenen zwischen dem Senegal und Gambia, mehr oder weniger von den Franzosen abhängig; 6) Sin, an der Küste, südlich vom Kap Verde und von der Insel Gorée, mit französischem Handelsposten. Das gesammte Land der D. mag auf 82,600 QKilom. (1500 QM.) veranschlagt werden. S. Karte »Senegambien«.

Dschonke, der specifisch chinesische Schiffstypus, von kurzem Bau, mit sehr hoch aufsteigendem Vorschiff und Hinterschiff, plattgattet (d. h. hinten mit plattem, nicht rund gewölbtem Spiegel), die Klüsen (Oeffnungen für die Ankertaue im Vorschiff) gewöhnlich als große Augen gemalt, der innere Verband der Konstruktion sehr schwach, so daß sie bei Stürmen scharenweise zu Grunde gehen. Die Takelage der D. besteht aus mehreren Polmasten, d. h. Masten aus Einem Stück, ohne Stangen, deren jeder in Form eines Luggersegels (s. d.) ein Mattensegel trägt, welches aus Binsenmatten oder Bast derart hergestellt ist, daß es von unten nach oben sich aus lauter schmalen, horizontalen, durch Querstäbe getrennten Streifen zusammensetzt und, gestrichen, sich nach Art der gewöhnlichen Reisepanoramen zusammenlegt. Die Kriegsdschonken, welche sich von den noch jetzt gebräuchlichen, meist ca. 200 Tons haltenden Handelsdschonken nur durch Besetzung mit Geschützen unterschieden (oft bis zu mehreren Dutzenden), kommen jetzt in China mehr und mehr ab und werden durch Fahrzeuge europäischer Bauart ersetzt.

Dschorabât (arab., Plural), eine Art Socken, in Damaskus gebräuchlich.

Dschudi, Gebirge in Kurdistan, südlich vom Wansee, auf welchem sich nach der Version des Koran Noahs Arche niedergelassen haben soll. Auf dem Gipfel steht eine Moschee, und am Fuße liegt ein Dorf, Karjat Thamanin (»Dorf der Achtzig«), angeblich der Ort, wo sich Noah nach Verlassung der Arche mit seiner Familie aufgehalten haben soll.

Dschufut Kale, Stadt, s. Baktschisarai.

Dschulamerk (Dschemar bei den Nestorianern), feste Stadt in Kurdistan, unfern des Flusses Zawi, früher Sitz eines kurdischen Fürsten, jetzt eines türkischen Pascha's, mit 200 Häusern und einer Bergveste.

Dschulifunda (Julifunda), bedeutende Handelsstadt in Senegambien, in der von Mandingo bewohnten Gebirgslandschaft Dentilia, an der südlichen Handelsstraße nach Bambara und dem Niger, mit 2000 Einw., welche vorzugsweise Kommissionäre der europäischen Kontore in Kadschaga Kaarta, am Gambia und Nuñez sind.

Dschuma, im türkischen Kalender der Freitag. Da die Flucht Mohammeds an einem Freitag stattgefunden, ist der D. der Festtag der Woche.

Dschumna, Fluß, s. Dschamna.

Dschungeln, s. Dschangeln.

Dschunkowskij, Stepan Semenowitsch, russischer Staatsmann und Gelehrter, geb. 5. Jan. 1763 zu Lebedin aus einer kleinrussischen Familie, ward in Charkow erzogen und wegen seiner bedeutenden Fortschritte von Katharina II. zur Vollendung seiner Studien in das Ausland geschickt. Sieben Jahre lebte D. in England und kehrte durch Frankreich und Deutschland in die Heimat zurück, wo er Hofrath und Lehrer der Töchter Pauls I. wurde. Im Jahr 1802 fiel ihm bei der Neubildung des Ministeriums der inneren Angelegenheiten das wichtige, 25 Jahre lang von ihm bekleidete Amt eines Direktors im Departement der Staatswirtschaft und der öffentlichen Bauten zu. So verdankten die bedeutenden wirtschaftlichen Reformen, welche Rußland zu jener Zeit erfuhr, seinem Einfluß ihre Entstehung. Unter anderem bewog er Alexander I., Quäker aus England herbeizuziehen und durch sie die Moräste in der Umgebung von Petersburg austrocknen zu lassen. D. trug sich bereits mit Plänen und Vorbereitungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft; doch scheiterten seine Bemühungen in dieser Hinsicht an dem hartnäckigen Widerstreben des Adels und der Büreaukratie. Im Jahr 1828 schied er als Staatsrath aus dem öffentlichen Leben und starb, auch als landwirtschaftlicher Schriftsteller bekannt und geachtet, 15. April 1839 zu Petersburg. Sein Hauptwerk ist das »Neue und vollständige System der Landwirtschaft« (Petersb. 1817, 15 Bde.).

Dschurdschewo, walach. Stadt, s. Giurgewo.

Dschurdschura (Djerdjera), eine Bergmasse des Atlas im SO. von Algier, 2316 Meter hoch.

Dschuschnan (türk.), der Vorleser der Koranabschnitte.

Dschüsdan (arab., m.), Schreibtafel, Portefeuille.

Dschut, s. v. w. Jute.

Dseja, der bedeutendste linke Nebenfluß des Amur, im russ. Amurland, mündet unterhalb Blagoweschtschensk (s. d.) in den Hauptstrom.

Dsungarei (Songarei, chinesisch Thian-schan-Pe-lu), der nordwestlichste Theil des chinesischen Reichs, vor zwei Jahrzehnten noch eine sich weit ausdehnende Provinz, grenzt jetzt, seit Rußland das Siebenstromland (s. d.) und das Ilithal in Besitz genommen, im N. an Sibirien, im W. an Russisch-Turkestan, im S. an den Thianschan, welcher die Grenze gegen Ostturkestan, das Reich Jakub Begs bildet, und im O. an die Ausläufer des Kulturstrichs nördlich vom Thianschan, insbesondere an den chinesischen Distrikt Urumtsi, nördlicher an die westliche Mongolei. Die D. umfaßt jetzt wenig mehr als den chinesischen Distrikt Kur-kara-usu. Das Land ist durch Verzweigungen des Altai im N. und des Thianschan im S. sehr gebirgig, dacht sich im W. gegen den Dischk Nor und den Emilfluß ab und wird im O. nur von einem mäßigen Landrücken durchzogen. Es ist im allgemeinen sehr wiesenreich und wohlbewässert. Die wichtigsten Flüsse sind der Irtisch und Emil; von Seen liegen nur noch der Dischk Nor und Sairam Nor in seinem Gebiet. Den Haupterwerbszweig bildet die Viehzucht; es werden namentlich Pferde, Schafe, Rindvieh, Esel und Kamele in großen Herden gehalten. Der Ackerbau ist auf die Flußniederungen beschränkt, liefert aber hier reiche Ernten an Weizen, Gerste und Hirse. An Holz ist die D. reicher als die meisten anderen Länder Centralasiens. Die Industrie ist nur Hausindustrie, der Handel, einst lebhaft, seit einem Jahrzehnt infolge des Aufstandes der Dunganen (s. d.) fast auf Null herabgesunken, obgleich durch die D. der beste Weg nach Centralasien führt. Ueber die Zahl der Bevölkerung lassen sich keine Angaben machen; die Einwohner sind vorzugsweise Kalmücken und Kirgisen (Kasak), darunter viele chinesische Militärkolonisten und ihre Familien. Die Kalmücken sind Buddhisten, die Kirgisen Mohammedaner. Der chinesische Statthalter residirt in Kur-kara-usu. Nach dem Verfall der mongolischen Herrschaft entstanden in der D. mehrere kleinere Reiche und Chanate. Das Hochland ward im 15. Jahrh. von den Kalmücken besetzt, die später vom Altai bis zum Kuen-lün herrschten. Die Chane waren aus einem der vier verbündeten Stämme, aus dem der Dsungar (Songar), welcher am Ilistrom seine Lagerplätze einnahm, daher das ganze Land den Namen der D. erhielt. China war in den Besitz der D., die damals noch das Siebenstromland und das Ilithal begriff, 1758 nach dem Sturz des unabhängigen Kalmückenreichs gelangt, wobei die Chinesen mit Hülfe der Kirgisen (Kasak) ein fürchterliches Blutbad unter den Kalmücken anrichteten. Der Dunganenaufstand von 1864 erreichte 1866 mit der vollständigen Zerstörung der chinesischen Ansiedelungen im Ilithal sein Ende. Sieben Jahre hindurch bemühte sich die chinesische Regierung vergeblich, ihre Herrschaft im Ilithal und nördlich davon in Tschugutschak wieder aufzurichten. Dann aber that die russische Regierung Schritte zur Pacificirung der westlichen D., wo die Besieger der Chinesen unter sich uneins geworden waren und die größte Anarchie einriß. Am 26. Juli 1871 besetzte eine russische Truppenabtheilung ohne Schwertstreich Kultscha am Ilifluß, früher Hauptsitz der chinesischen Verwaltung, und seitdem herrscht im Ilithal, dem jetzt russischen Theil der D., Ruhe und Ordnung. S. Karte »Centralasien«.

Dt., Abbrev. für Dedit (s. Debiren).

Du, s. Duzen.

Duab, s. Doab.

Dualin, s. Nitroglycerin.

Duālis, in der Grammatik diejenige Form des Nomens oder Zeitworts, welche dem Begriff der Zweiheit oder des Paars entspricht; kommt nur in den formal reichsten Sprachen, wie im Sanskrit, Altgriechischen und Altarabischen, vollständig vor. Das Hebräische gebraucht ihn nur beim Nomen und auch da meist nur bei Dingen, die von Natur zweifach vorhanden sind, wie Augen, Hände ꝛc. Von den germanischen Sprachen hat nur das Gothische einen D., jedoch bloß im Zeitwort; das Lateinische hat ihn nur in den beiden Worten duo und ambo bewahrt. Vgl. W. v. Humboldt, Ueber den D. (Berl. 1828).

Dualismus (vom lat. duo, zwei, »Zweiheitslehre«), jede Weltanschauung, welche bei ihrem Versuch, das Räthsel des Daseins zu lösen, von der Annahme zweier einander entgegengesetzten Principien ausgeht. D. im asketischen Sinn des Worts bezeichnet den Gegensatz zwischen Geistigem und Sinnlichem, wobei ersteres als das absolut Werthvolle, letzteres als das absolut Werthlose angesehen und dessen völlige Vernichtung (Abtödtung) gefordert wird. D. im metaphysischen Sinn ist diejenige Lehre, welche (wie z. B. der Cartesianismus) die sogen. geistigen und körperlichen Erscheinungen auf zweierlei qualitativ verschiedene Grundwesen (jene z. B. mit Cartesius auf Substanzen, deren Wesen im Denken, diese auf eine Substanz, deren Wesen in der Ausdehnung besteht) zurückführt und insofern dem Monismus, d. i. der Lehre, daß das Substrat beider Reiche von Erscheinungen qualitativ dasselbe (entweder durchgehends geistiger, wie der Spiritualismus, oder durchaus materieller Natur, wie der Materialismus will) sei, entgegengesetzt ist. Eine Anwendung des letztangeführten D. ist der anthropologische D., infolge dessen der Mensch als »Doppelwesen«, d. i. als die Summe zweier qualitativ entgegengesetzten Bestandtheile, einer immateriellen Seele und eines materiellen Leibes, angesehen, in Bezug auf jene als unvergänglich und unsterblich, in Bezug auf diesen dagegen als vergänglich und sterblich bezeichnet wird. Dieser D. führt, wie der metaphysische D. überhaupt, die Schwierigkeit herbei, daß zwischen Wesen, die qualitativ nichts mit einander gemein haben (wie Geist und Materie, Seele und Leib), auch die Möglichkeit einer Einwirkung des einen auf das andere (des Geistes auf die Materie, der Seele auf den Leib und umgekehrt) nicht zu begreifen, ohne die Annahme einer solchen aber weder die Erscheinung der Sinnesempfindung (in welcher das Innere vom Aeußern Eindrücke empfängt), noch jene der Bewegung (bei welcher dem Aeußern, z. B. einem Leibesglied, Impulse vom Innern, z. B. vom Willen, zu theil werden), noch die thatsächliche Uebereinstimmung zwischen Innerem und Aeußerem (Sinnesempfindungen und Sinnesreizen, Willensimpulsen und Bewegungen) erklärlich wäre, wenn man nicht zu der unhaltbaren Hypothese des sogen. Okkasionalismus (Geulinx) oder der prästabilirten Harmonie (Leibniz) seine Zuflucht nehmen will. — In politischer Beziehung versteht man unter D. das Verhältnis, wenn in einem Staatenbund zwei (natürlich die mächtigsten) Staaten an der Spitze desselben stehen und die Angelegenheiten des Bundes leiten, besonders die Exekutive in den Händen haben. So war die zur Zeit des vormaligen Deutschen Bundes angestrebte Leitung Deutschlands durch Oesterreich und Preußen ein D., gegenüber der Trias, dem System, wonach

drei Staaten die Exekutive haben sollten, sei es außer jenen beiden noch Bayern, sei es dies abwechselnd mit den anderen damals bestehenden deutschen Königreichen. — In der Physik gibt es eine dualistische Theorie, nach welcher die positive und negative Elektricität zwei verschiedenen elektrischen Fluidis zugeschrieben wird. In der Chemie nimmt die dualistische Theorie an, daß jeder zusammengesetzte Körper, welches auch die Anzahl seiner Bestandtheile sein mag, in zwei Theile zerlegt werden kann, von denen der eine positiv, der andere negativ elektrisch ist. Beide dualistische Theorien sind heute verlassen. — Dualist, Anhänger des D.; dualistisch, auf D. gegründet; Dualität, Zweiheit.

Duarēnus, Franciscus (eigentlich Duarein), bekannter franz. Jurist des 16. Jahrh., geb. 1509 zu St. Brieux in der Bretagne, wirkte seit 1539 als Professor in Bourges, dann seit 1548 in Paris und seit 1551 wieder in Bourges; starb 1559. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Commentarii in varios titulos Digestorum et Codicis; Commentarii in consuetudines feudorum; Opera« (Lyon 1554, 1579; Frankf. 1607; Lucca 1765).

Duars (arab.), in Nordafrika, besonders Algier, die Zeltkreise arabischer Feldherren, aus 10 und mehr Zelten bestehend; oft sind in einer Smahla mehrere hundert D., die das Zelt des Hauptführers in koncentrischen Formen umgeben und so die Smahla (s. d.) bilden.

Duars (engl. Dooars), fruchtbare Landstriche in der britisch-ostind. Präsidentschaft Bengalen, an den Vorbergen des Himalaya, zerfallen in östliche oder Assam-D. (4820 QKilom. [87 QM.] groß mit 37,047 Einw.) und in westliche oder Bengal-D. (von 4867 QKilom. [88 QM.] Fläche mit 90,680 Einw.) und wurden im britisch-indischen Krieg von Bhutan erworben, und zwar erstere 1841 gegen eine jährliche Entschädigung von 20,000 Mark, letztere 1866, wo für sämmtliche D. eine Jahresentschädigung von 100,000 Mark festgesetzt ward, die aber auf die Dauer guten Verhaltens im doppelten Betrag ausbezahlt wird. Die westlichen D. sind jetzt dem Distrikt Dschalpaiguri, die östlichen dem von Goalpara zugetheilt. Fruchtbare Niederungen und Sumpfland (Tarai) lagern den dahinter sich erhebenden Vorbergen des Himalaya vor. Unter den Bewohnern scheinen die hinduisirten Radschbansi Reste der ältesten Bewohner Indiens zu sein; andere sind Tibeter (Bhot). Eine Bebauung des fruchtbaren Ackerlands ist nur von einer Einwanderung aus den übervölkerten südlichen Distrikten Bengalens zu erwarten. Die Ende 1873 aus Anlaß des schlechten Ernteausfalls in Bengalen in Angriff genommene Bengal-Nordbahn berührt die westlichen D.

Dubarry (spr. dü-), Marie Jeanne, Vicomtesse, die berüchtigte Mätresse Ludwigs XV., Königs von Frankreich, Tochter Gomards de Vaubernier, Acciseeinnehmers, geb. 19. Aug. 1746 zu Vaucouleurs, ward, früh vaterlos, bis zu ihrem 15. Jahr in einem Kloster zu Paris erzogen, nährte sich sodann als Putzmacherin und kam als Freudenmädchen zu der berüchtigten Gourdon. Aus dem Haus des Grafen Jean Dubarry von dem königlichen Kammerdiener Lebel dem König zugeführt und zum Schein an den Bruder des Grafen, Guillaume Dubarry, verheirathet, wurde D. die Nachfolgerin der 1764 gestorbenen Marquise von Pompadour und thatsächlich die Herrin Frankreichs. Sie mischte sich zwar im allgemeinen nicht in die Regierungsangelegenheiten, war aber ein Werkzeug in der Hand anderer. Gutmüthig, wie sie war, hat sie auch manchem Unglücklichen geholfen. Ihre Verschwendung kostete dem König ungeheure Summen. Zu Choisy ließ sie ein kleines Theater einrichten, auf welchem die schlüpfrigsten Possen gegeben wurden. Der einzige, der es unter den Großen des Reichs wagte, der D. nicht zu huldigen, war der Minister Choiseul, daher es der seiner Politik feindseligen Hof- und Pfaffenpartei leicht wurde, ihn durch den Einfluß der D. zu stürzen. An seiner Stelle erhob sie den Herzog von Aiguillon, der, von ihr unterstützt, das Parlament 1771 aus Paris vertrieb und darauf ganz aufhob. Nach Ludwigs XV. Tode wurde sie verhaftet und in ein Kloster bei Meaux gebracht, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. In der ersten Zeit der Revolution ließ man sie unbelästigt in ihrem Schloß bei Marly; als sie aber die Emigranten unterstützte und mit den Anhängern Brissots in Verbindung trat, ließ sie Robespierre 6. Dec. 1793 guillotiniren, wobei sie sehr wenig Muth zeigte. Die unter ihrem Namen erschienenen »Mémoires« (Par. 1830, 6 Bde.; neue Ausg. 1857) sind unecht.

Dubensee (fälschlich Daubensee), Bergsee im schweizer. Kanton Wallis, auf der Gemmi, 2206 Meter ü. M., in felsiger, wüster, von Felsstürzen überschütteter Einöde, je 10 Monate lang gefroren, ohne sichtbaren Abfluß. Nahe dabei ist das einsame Bergwirtshaus Schwarenbach, 2065 Meter ü. M., der Schauplatz von Z. Werners Schicksalstragödie »Der 24. Februar«.

Dubhe (arab., f.), ein veränderlicher Stern im großen Bären.

Dubicza (spr. -bitza, Türkisch-D.), türk. Grenzfestung in Kroatien, an der Unna, gegenüber dem österreich. Dorf D. Das Christen- und Handelsviertel von D. ist sehr elend und schlecht gebaut, besser die mehr ländliche Mohammedanerstadt. D. gehörte früher den Rhodiserrittern, dann den Herren von Zrin, die es 1538 an die Türken verloren. Ueberhaupt war es im 16. und 17. Jahrh. wiederholt ein Zankapfel zwischen Oesterreich und der Pforte. In den Jahren 1685 und 1687 wurde es von den Oesterreichern erstürmt, im Karlowitzer Frieden 1718 aber an die Pforte zurückgegeben.

Dubiecko (spr. -bjetzko), Städtchen im galiz. Bezirk Brzozów, hat ein prächtiges Schloß mit schönen Gartenanlagen, in der Nähe Bergölquellen und etwa 1200 Einw. Die ehemalige Salzsiederei in D. ist wegen Holzmangels eingegangen. D. ist Geburtsort des polnischen Dichters Krasicki.

Dubienka (Dubenka), Stadt im russisch-poln. Gouvernement Lublin, am Bug, mit etwa 3000 Einw. (vielen Juden), welche Geschäfte in Wolle, Leder und Seide betreiben; bekannt durch den Sieg Kosciuszko's über eine überlegene russische Streitmacht 17. Juli 1792.

Dubin (früher Dupin), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, Kreis Kröben, an der Orla, mit 2 kathol. Kirchen und (1871) 630 meist kathol. Einw.

Dubitiren (lat.), zweifeln; Dubitation, das Zweifeln, Bezweifeln.

Dubitza, Stadt, s. Dubicza.

Dubĭum (lat.), Zweifel. Daher dubiös, zweifelhaft, unentschlossen; in dubio, im Zweifel.

Dublette, s. Doublette.

Dublin, Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, grenzt im O. an das Irische Meer, im N. und W. an die Grafschaften Meath und Kildare, im

S. an Wicklow und umfaßt 916 QKilom. (16,6 QM.) mit (1871) 405,623 (1861: 402,022) Einw., von welchen 76 Proc. katholisch sind. Die Oberfläche des Landes ist meist wellenförmig, und nur im S. steigen die Berge zu bedeutender Höhe an (Kippure Mountain, 752 Meter). Nördlich von der breiten Dubliner Bai springt die nur durch eine schmale Landenge mit dem Festland verbundene, 170 Meter hohe Halbinsel Howth ins Meer vor. Der Liffey ist der bedeutendste Fluß, und der Grand Canal und Royal Canal sowie mehrere Eisenbahnen vermitteln den Verkehr mit dem Innern. Der Boden ist thonig und kalt und dem Ackerbau nicht besonders günstig, doch sind etwa 39 Proc. desselben bebaut; 48 Proc. dienen als Weide, 2 Proc. sind Waldung. An Vieh zählte man 1873: 20,799 Pferde, 54,556 Rinder und Kälber, 88,223 Schafe und 19,793 Schweine. Die Viehzucht dehnt sich auf Unkosten des Ackerbaues immer mehr aus. Der Fischfang beschäftigt 450 Fischer. Der Bergbau liefert etwas Blei, Kupfer und gute Bausteine. Die Industrie schafft Leinwand (10 Fabriken mit 12,900 Spindeln, 457 mechanischen und 412 Handwebstühlen, 1597 Arbeitern), Papier (13 Fabriken mit 643 Arbeitern) und wenige Baumwollwaaren 2c.; früher war sie viel bedeutender.

Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft liegt unter 53° 21′ nördl. Br. und 6° 17′ westl. L. v. Gr. an der Mündung des Liffey in die Bai von D. und ist eine der schönsten Städte Großbritanniens. Sie ist theilweise in einer Ebene, theilweise auf sanft ansteigenden Höhen erbaut, wird von dem Liffey durchschnitten und von der Circular Road, einem mit Bäumen besetzten, etwa 12 Kilom. langen Boulevard, umspannt. Jenseit dieser Circular Road liegen die zahlreichen Vorstädte (unter welchen Ringsend an der Mündung des Liffey, Donnybrook, Rathmines und Rathgar im S., Kilmainham in W., Glasnevin und Clontarf im N. am bemerkenswerthesten sind) und der 710 Hektar große Phönixpark, mit der Residenz des Lieutenant-Governors, dem großartigen Büreau für die Landesaufnahme, einer 63 Meter hohen Wellington-Säule, einem Denkmal Chesterfields, zoologischem Garten und schönen Anlagen. Die eigentliche Stadt nimmt eine Oberfläche von 1542 Hektar ein und zählt (1871) 245,722 Einw. (1861: 254,808). Die Vorstädte (2788 Hektar) werden von 50,119 Seelen bewohnt; die Gesammtbevölkerung beläuft sich daher auf 295,841 Seelen (1861: 318,437), wovon 75 Proc. katholisch sind. Die beiden Stadthälften stehen durch 9 Brücken in Verbindung, von welchen die größte 114 Meter lang ist. Die Ufer des Flusses sind mit Granitquadern eingefaßt, und große Seeschiffe können jetzt ohne Schwierigkeit bis an die unterste Brücke gelangen, wo sie an den schönen Quais anlegen können. Großartige Docks, von Waarenhäusern umgeben und für Schiffe von 5 Meter Tiefgang zugänglich, stehen mit dem untern Liffey in Verbindung, und Güter können von ihnen vermittels der beiden schon oben erwähnten Kanäle und der Eisenbahnen direkt ins Innere des Landes geschafft werden. Der Außenhafen wird durch zwei ins Meer hinausgebaute Dämme geschützt, von welchen der nördliche 2700 Meter, der südliche 4300 Meter Länge hat. Die enge Einfahrt in den Hafen ist durch das Poolbeg-Leuchthaus kenntlich gemacht und wird durch auf dem südlichen Damm errichtete Batterien vertheidigt. Mitten in der Stadt, auf einer Anhöhe, liegt das Schloß, ursprünglich Festung und seit 1560 Residenz des Statthalters. Es ist ein weitläufiger Komplex von Gebäuden, welche zwei Höfe umgeben und die Staatszimmer des Statthalters, einen Waffensaal, Regierungslokale und das Archiv enthalten. Letzteres befindet sich in dem 1411 erbauten Birminghamthurm, dem ältesten Theil des Schlosses. Die östlich vom Schloß gelegenen Stadttheile sind die neuesten und schönsten, haben breite, gerade Straßen, schöne Plätze und Squares und eine größere Anzahl von öffentlichen Gebäuden, welche jede Hauptstadt zieren würden. Unter den Straßen zeichnet sich aus die 52 Meter breite, 600 Meter lange Sackville-Street, welche sich von der Carlislebrücke aus nach N. erstreckt und neben glänzenden Läden und großartigen Gasthöfen das Hauptpostamt (mit ionischem Portal), eine 37 Meter hohe Säule mit dem Standbild Nelsons und ein Denkmal Smith O'Briens enthält. Unter den öffentlichen Plätzen des östlichen Stadttheils ist Stephens-Green der größte, Merrion Square der schönste. Auf ersterem (8 Hektar groß) steht eine Reiterstatue Georgs II., auf letzterem (5 Hektar groß) Denkmäler des Prinzen Albert und W. Dargans, des Urhebers der Ausstellung von 1853. Außerdem sind zu erwähnen: das College-Green mit Trinity College und der Bank, wo die Hauptverkehrsstraßen der Stadt zusammenlaufen, mit den Standbildern Wilhelms III., Oliver Goldsmiths und Edmund Burke's; die schönen College Gardens (bei Trinity College) und die Castle Gardens (Schloßgärten); Fitzwilliam Square und Mountjoy Square, letzterer im höher gelegenen nordöstlichen Stadttheil. Einen schreienden Kontrast mit diesem wohlhabenden und schönen Osttheil der Stadt bildet das meist von Arbeitern bewohnte Westend mit seinen abschreckend engen und schmutzigen Gassen. Neuerlich ist viel geschehen, um die unteren Klassen Irlands zu heben, und namentlich in D. ist ein Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen. Unter den 98 gottesdienstlichen Gebäuden der Stadt (einschließlich 10 katholischen Kirchen und 18 Klöstern) gebührt der erste Platz der im 14. Jahrh. erbauten protestantischen Kathedrale St. Patricks, mit 91 Meter hohem Spitzthurm, dem Grabmal Swifts und dem im Chor aufgehängten Banner der Ritter von St. Patrick. In einem Gebäude in der Nähe befindet sich die aus 17,000 Bdn. bestehende Bibliothek des Erzbischofs Marsh. Aelter als diese Kirche ist die der Dreifaltigkeit (auch Christ Church genannt), welche im 12. Jahrh. erbaut wurde und ein Denkmal Strongbows vom Jahr 1171 enthält. Beide Kirchen sind jüngst auf Kosten zweier Bürger von D. restaurirt worden. Unter den übrigen Kirchen sind die 1816 erbaute katholische Kathedrale mit dorischem Portikus, die neugothische Andreaskirche und die im griechischen Stil erbaute Georgskirche hervorzuheben. Die der Wissenschaft und dem öffentlichen Unterricht gewidmeten Anstalten sind ungemein zahlreich und vielseitig. An ihrer Spitze steht das 1591 von Elisabeth aufs neue gegründete Trinity College, eine der am reichsten dotirten Universitäten Europa's. Das prachtvolle, 1759 von Sir William Chambers in griechischem Stil erbaute Universitätsgebäude umfaßt drei Höfe, an welche ein 8 Hektar großer Garten stößt. Im ersten Hofe befinden sich die Hörsäle und Wohnungen der Stiftsherren, ein naturwissenschaftliches Museum und die Kirche, im zweiten Hofe die aus 200,000 Bdn. bestehende Bibliothek,

im dritten Hofe die Wohnung des Rektors (Provost). Ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten und eine Sternwarte (bei Dunsink) gehören zur Anstalt, deren Besuch allen ohne Ansehen der Religion gestattet ist. Eine vor einigen Jahren gegründete katholische Universität hat seither nur wenige Zuhörer gefunden. Die sogen. »irische Universität«, welche ihren Sitz in D. hat, ist nur Examinationsbehörde für die in verschiedenen Städten bestehenden konfessionslosen Queen's Colleges (s. Irland). Außer den bereits erwähnten Anstalten ertheilt auch das Kollegium der Aerzte (College of surgeons) Diplome. Für medicinische Bildung sorgen 11 medicinische Schulen (meistens in Verbindung mit Hospitälern), für juristische King's Inn (mit großer Bibliothek). Das 1868 eröffnete Royal College of Science (mit 10 Professoren) ertheilt Unterricht in den Naturwissenschaften, erfreut sich eines Staatszuschusses von 139,660 Mark, hat aber nur wenige Zuhörer. Unter den gelehrten Gesellschaften gebührt der erste Rang der 1709 gegründeten Royal Dublin Society (1159 Mitglieder), welche landwirtschaftliche Ausstellungen veranstaltet, Vorlesungen halten läßt, eine von 495 Schülern besuchte Kunstschule, eine Bibliothek (30,000 Bde.), ein landwirtschaftliches Museum und einen botanischen Garten (bei Glasnevin) unterhält. Die 1786 gegründete Royal Irish Academy fördert namentlich das Studium der Wissenschaften und Alterthümer und besitzt eine werthvolle Bibliothek und ein Museum. Die 1823 gegründete Hibernian Academy unterhält eine Kunstschule und veranstaltet Kunstausstellungen (eine Gemäldesammlung, »National Gallery« genannt, wird vom Staat unterhalten). Außerdem verdienen Erwähnung die Zoologische Gesellschaft (mit zoologischem Garten im Phönixpark), die Geologische Gesellschaft, die Chemische Gesellschaft, die Naturhistorische Gesellschaft, der Verein für keltische Alterthümer und der Landwirtschaftliche Verein. Die 257 Volksschulen der Stadt wurden 1873 von 25,226 Schülern, die 79 höheren Schulen von 4391 Schülern besucht. Die Volksschullehrer werden in der Anstalt für Volkserziehung (National Education) Irlands ausgebildet. Von den ungemein zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten Dublins sind zu erwähnen: 20 Krankenhäuser mit über 2000 Betten, 2 Irrenanstalten, eine Taubstummenanstalt, Versorgungshäuser, Waisenhäuser, Rettungsanstalten und Zufluchtsstätten und ein Invalidenhaus (Kilmainhamhospital) für alte Soldaten und Seeleute.

Früher war D. eine wichtige Fabrikstadt; aber der Mangel an Wasserkraft und an Kohlen machen es ihr schwer, mit anderen günstiger gelegenen Städten zu wetteifern. Indeß beschäftigen die 638 Fabriken und gewerblichen Anstalten der Stadt (1873) noch immer 20,911 Menschen. Dubliner Porter (5 Brauereien, darunter die von Guinneß) und Whisky (»Kinahans L. L.«, d. h. Lord-Lieutenants) sind weltberühmt. Die 13 Maschinenbauwerkstätten beschäftigen 1570 Arbeiter, 27 Kutschenfabriken 657, 8 chemische Fabriken 819, 25 Eisengießereien 1508, eine Anstalt für den Bau eiserner Schiffe 625 und 73 Buchdruckereien 1968 Arbeiter. In den 10 Baumwoll- und Wollfabriken arbeiten jetzt nur noch 432 Menschen. Dagegen ist der Handel von großer Bedeutung. Zum Hafen gehörten 1872: 527 Schiffe von 57,602 Tonnen Gehalt, darunter waren 67 Dampfer; 716 Schiffe von 226,724 Tonnen Gehalt liefen vom Ausland ein, 218 Schiffe von 82,411 Tonnen Gehalt liefen dahin aus. Der Werth der Einfuhr ausländischer Produkte war 77,869,920 Mark; sie bestand namentlich aus Getreide, Zucker, Spirituosen, Petroleum und Tabak. An Zoll wurden 17,978,080 Mark entrichtet. Die Ausfuhr belief sich auf 1,180,220 Mark, hauptsächlich Chemikalien und Eisenwaaren. Viel bedeutender ist der Küstenhandel (namentlich mit England), denn der Gehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe belief sich 1872 auf 2,364,915 Tonnen. Dabei ist zu bemerken, daß das mit D. durch eine 9 Kilom. lange Eisenbahn verbundene Kingstown (s. d.) sowohl wie einige andere kleinere Häfen als zum Hafen D. gehörig gerechnet werden. Die dem Handel gewidmeten öffentlichen Bauten gereichen der Stadt zur größten Zierde, und namentlich das 1791 erbaute, unterhalb Carlisle-Bridge am North-Wall genannten Quai und bei der Landestelle der Dampfboote gelegene Zollhaus ist ein imposantes Gebäude mit 115 Meter langer Façade, dorischem Portikus und einer 38 Meter hohen, von einem Standbilde der »Hoffnung« gekrönten Kuppel. Die Bank von Irland, Trinity College gegenüber, war früher Versammlungsort des irischen Parlaments; das Gebäude wurde 1739 vollendet und ist von einer kreisförmigen ionischen Säulenhalle umgeben. Westlich von der Bank, in Dame-Street, stehen die Commercial Buildings, in welchen die Stockbörse, Handelskammer etc. ihren Sitz haben, und noch weiter westlich, in der Nähe des Schlosses, befindet sich die Börse (Royal Exchange), ein mit korinthischen Säulen geschmückter Rundbau mit Kuppel, 1779 errichtet. Die Kornbörse liegt am rechten Ufer des Liffey, dem Zollamt schräg gegenüber und wurde ursprünglich von O'Connell zur »Versöhnungshalle« bestimmt, in welcher ein zu gründendes irisches Unterhaus seine Sitzungen halten sollte. Die umfangreiche Linnenhalle im nördlichen Theil der Stadt ist längst ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet und dient jetzt als Waarenlager. — D. ist Sitz des Statthalters (Lord-Lieutenants) von Irland und der höchsten Gerichtshöfe des Landes, welche ihre Sitzungen in den sogen. Four Courts, einem imposanten, 1776—1800 errichteten Gebäude, halten, dessen Hauptfaçade (138 Meter lang) dem Liffey zugewendet ist. Außerdem gibt es einen Assisengerichtshof (Sessions House), ein Stadtgericht, 4 Gefängnisse und 8 Kasernen. Die städtische Verwaltung ruht in den Händen von 15 Aldermen und 45 Councillors (Stadtverordneten), an deren Spitze der jährlich aus den Aldermen hervorgehende Lord-Mayor steht. Die städtischen Einnahmen beliefen sich 1872 auf 5,970,180 Mark, die städtischen Schulden auf 16,362,060 Mark. Das Mansion House (Wohnung des Lord-Mayors) und das mit Bildsäulen gezierte Rathhaus (City Hall) sind, nebst den bereits erwähnten Gefängnissen und den 2 öffentlichen Arbeitshäusern, die wichtigsten städtischen Gebäude. Eine vorzüglich organisirte, militärisch ausgerüstete Polizei von 1084 Mann sorgt für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe. An öffentlichen Vergnügungsorten besitzt die Stadt 3 Theater, mehrere Konzertsäle und Musikhallen, die Rotundagärten und einen aus dem Ausstellungsgebäude von 1853 hergestellten Wintergarten.

D. wird von einigen für das Eblana des Ptolemäus gehalten, und sowohl dieser Name, als die später gebrauchten Namen Dyvelin, Dyflin und D. werden von dem keltischen Dubh-linn (»schwarzer Pfuhl«) abgeleitet. Schon früh ließen sich Normannen

hier nieder, bauten ein Fort und bekriegten die Eingebornen, bis sie ihrerseits den 845 angekommenen Dänen weichen mußten. Das Bisthum daselbst wurde 1038 gegründet und 1214 zum Erzbisthum erhoben. Im Jahr 1170 eroberte der englische Graf Strongbow die Stadt, die darauf 12. Nov. 1172 dem König Heinrich II. huldigte und bis ins 15. Jahrh. die Hauptstadt einer besondern Grafschaft war. 1205 wurde das Schloß gebaut und die Stadt erweitert, 1215 die erste steinerne Brücke errichtet. 1409 erhielt der Ort einen Mayor, seit 1665 mit dem Lordstitel, und 1541 ward sie Sitz des Vicekönigs. Die Reformation fand 1535 Eingang. Bis auf die neueste Zeit herab hatte die politische und kirchliche Opposition Irlands gegen die englische Regierung ihren Hauptsitz in D. D. ist der Geburtsort der Dichter John Denham, John Swift, Richard Steele, des Redners Prinsley Sheridan und anderer berühmten Männer.

Dublone (Doblone, span. dublon oder doblon, das Doppelte), Goldmünze in Spanien und im ehemals spanischen Amerika, im Werth von ursprünglich 2 Pistolen, jetzt in Spanien von 5 Piastern. Die in Spanien seit 1848 geprägten doblons d'Isabel haben einen Goldwerth von 20,93 Mark; der Werth der neueren amerikanischen, welche auch Goldunzen (Onzas de oro) heißen, ist weit höher. So ist werth: die mexikanische D. = 66,076 Mark, die mittelamerikanische D. = 62,334, die D. von Bolivia = 65,494, die D. von Columbia = 65,494, die D. von La Plata = 65,138 Mark 2c.; in Chile 1 D. à 5 Pesos = 0,5 Condor; in Peru 1 D. à 5 Pesos = 0,25 Sol.

Dubno, Kreisstadt im russ. Gouvernement Volhynien, an der Ikwa, hat ein Schloß, 6 griechische und kathol. Kirchen, ein großes griechisches Kloster und (1867) 7922 Einw., darunter 6258 Juden. D. war ehemals durch die sogen. polnischen Kontrakte (Messen) berühmt, die jetzt in Kiew gehalten werden.

Duboc (spr. düböck), Charles Eduard (pseudonym Robert Waldmüller), deutscher Dichter der Gegenwart, geb. 17. Sept. 1822 zu Hamburg, von väterlicher Seite französischen, von mütterlicher deutschen Ursprungs, widmete sich anfänglich dem Handel, schon damals poetisch thätig, und verweilte 1854—56 in Italien und Griechenland. Seit 1857 widmete er sich ganz der Literatur und ließ sich 1859 in Dresden nieder. Er veröffentlichte: »Unterm Schindeldach« (Idyllen, Hamb. 1851); »Dichters Nachtquartier« (das. 1853); »Merlins Feiertage« (das. 1853); »Irrfahrten«, Gedicht (Berl. 1853); »Lascia passare«, Gedichte (Hamb. 1857); »Gedichte« (das. 1857); ferner: »Unterm Krummstab«, Roman (Leipz. 1858); »Novellen« (Berl. 1860); »Dorfidyllen« (Stuttg. 1860); »Wanderstudien« (Leipz. 1860, 2 Bde.); »Gehrt Hansen«, Roman (Berl. 1862); »Leid und Lust«, Novellen (Stuttg. 1874, 3 Bde.); »Mirandola; die Herrnhuterin; Fra Tedesco«, Novellen (Leipz. 1866); »Baronisirt; Passiflora«, Novellen (das. 1868); »Die kleine Gipsgießerin«, Novelle (das. 1869); »Das Vermächtnis der Millionärin«, Roman (das. 1870, 3 Bde.); »Schloß Roncanet«, Roman (Hannov. 1874, 4 Bde.); »Walpra«, Gedicht (Leipz. 1874); »Brunhild«, Trauerspiel (das. 1874). D. gab auch die dramatischen Werke der Prinzessin Amalie von Sachsen (s. d.) und eine ansprechende Uebersetzung von Tennysons »Enoch Arden« (Hamb. 1867, 7. Aufl. 1874) und desselben »In memoriam« (»Freundesklage«, 2. Aufl., das. 1872) heraus. Seine poetischen Produktionen sind nicht ohne Gestaltungskraft und lebendige Farben; da ihm aber alle Lebenserscheinungen, auch die schlechthin nichtigen, mit den besten als gleichwerthig gelten, so entbehrt die Mehrzahl derselben der Fähigkeit, tiefere und bleibende Eindrücke zu bewirken. Als die besten müssen die »Dorfidyllen« und die Novellen »Leid und Lust« gelten. — Sein jüngerer Bruder, Julius D., geb 10. Okt. 1829 zu Hamburg, lebt in Pillnitz und hat sich als Mitarbeiter der angesehensten deutschen Zeitschriften, besonders auf dem Gebiete des Gefängniswesens, der Philosophie und Politik, bekannt gemacht. Außerdem veröffentlichte er die Broschüren: »Die Propaganda des Rauhen Hauses und das Johannesstift zu Berlin« (Leipz. 1862); »Nationalität und Demokratie« (Hamb. 1863); »Die öffentliche Sittenlosigkeit« (6. Aufl., das. 1870); »Sociale Briefe« (3. Aufl., das. 1873) sowie die anziehenden Werke »Geschichte der englischen Presse« (nach J. Grant, Hannov. 1873) und »Psychologie der Liebe« (das. 1874), ein mit Takt und feiner Beobachtungsgabe ausgeführter Versuch, die Geschlechtsliebe nach Erscheinung, Verlauf und natürlichen Grenzen sowie nach ihren wichtigsten socialen und ethischen Beziehungen zu bestimmen.

Dubois (spr. düböa), 1) Guillaume, Kardinal und franz. Minister unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans, geb. 6. Sept. 1656 zu Brive la Gaillarde in Limousin, kam als 13jähriger Knabe in das Collége St. Michel zu Paris und ward, nachdem er an verschiedenen Orten Hauslehrer gewesen, Instruktor des Herzogs von Orléans, dessen Vermählung mit der Tochter Ludwigs XIV. von der Gräfin Montespan sein Werk war. Der König verlieh ihm dafür die Abtei von St. Just. Nach Ernennung des Herzogs von Orléans zum Prinz-Regenten 1715 zum Staatsrath erhoben, war er es vornehmlich, der ein Bündnis zwischen Frankreich und England betrieb, wie auch die gegen Spanien gerichtete sogen. Tripelallianz vom 2. Aug. 1718 (nach Beitritt des Kaisers Quadrupelallianz) durch seine Vermittelung zu Stande kam. Zum Minister des Auswärtigen erhoben, bewies er sich dem Papst Innocenz XIII. so gefällig, daß er 1720 Erzbischof von Cambrai und im folgenden Jahr zugleich Kardinal wurde. Bald darauf zum ersten Staatsminister erhoben, entwickelte er eine große Thätigkeit, benutzte aber auch seine Macht, um sich Reichthümer zu sammeln, und wetteiferte in den ärgsten Ausschweifungen mit dem Hof des Regenten. Er starb 10. Aug. 1723. Die unter D.' Namen herausgegebenen »Mémoires« (Par. 1829, 4 Bde.; neue Ausg. 1857) sind unecht. Vgl. Aubertin, L'esprit public au XVIII. siècle (Par. 1873), welches Werk interessante Aufschlüsse über die diplomatische Thätigkeit D.' enthält.

2) Paul François, franz. Schriftsteller im Fach der Philosophie und Geschichte, geb. 2. Juni 1795 zu Rennes, war ein Schüler Cousins und von 1818—21 nach einander Professor an den Colléges zu Falaise, Limoges, Besançon und Paris, widmete sich sodann der Journalistik, gab mit Mignet, Thiers und Rémusat die »Tablettes universelles« heraus, war Mitarbeiter des »Censeur européen« und gründete 1824 mit P. Leroux und Lachevardière den »Globe«, in dem er mit gewandter Dialektik hauptsächlich die Vorliebe seiner Zeit für die Romantik und die Beschränkung der Religionsfreiheit bekämpfte. Deshalb 1830 gefänglich eingezogen, ward er durch die Julirevolution wieder frei und zu einem der General-

inspektoren des öffentlichen Unterrichts ernannt; 1831 wählte ihn die Stadt Nantes in die Kammer. Im Jahr 1834 durch Guizot seiner Stelle entsetzt, ward er nach dessen Austritt aus dem Ministerium restituirt und zugleich Professor der französischen Literatur an der polytechnischen Schule. Im Sommer 1838 bereiste er Deutschland, um das preußische Unterrichtswesen kennen zu lernen, ward 1839 Mitglied des Konseils für den öffentlichen Unterricht und 1840 Cousins Nachfolger als Direktor der Normalschule, aber bei der Umgestaltung des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich nebst Cousin aus dem hohen Schulrath wieder entfernt. Seitdem lebte er, zurückgezogen von der Politik, literarischen und geschichtlichen Beschäftigungen. Er starb im Juni 1874 zu Paris. Er war Kommandeur der Ehrenlegion.

3) Paul Antoine, Baron, franz. Arzt, geb. 7. Dec. 1795 zu Paris als Sohn eines ausgezeichneten Chirurgen, Antoine D. (gest. 30. März 1837), studirte zu Rennes und Paris, wurde 1818 Doktor der Medicin und zwei Jahre später als Assistenzarzt am königlichen Maison de Santé sowie bald darauf am Hospice de la maternité angestellt, wo er 1823 als Professor und erster Chirurg Nachfolger seines Vaters wurde. In demselben Jahr wurde er zum Mitgliede der Académie de médecine und 1830 bei der Reorganisation der medicinischen Fakultät zum Professor der Geburtshülfe, endlich 1852 auch zum Dekan der Pariser Fakultät und 1856 infolge der Geburt des kaiserlichen Prinzen, der er als erster Arzt assistirte, zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Seit 1863 hat sich D. von seiner Lehrthätigkeit zurückgezogen. Seine im ganzen wenigen literarischen Produktionen bestehen ausschließlich in Berichten und Abhandlungen, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

4) Edmond Paulin, franz. Hydrograph, geb. 12. Juli 1822 zu Brest, besuchte die dortige Marineschule, befuhr als Marineaspirant den Indischen und Großen Ocean und machte später eine Fahrt nach der Westküste Afrika's. 1846 nahm er seine Entlassung, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen, gewann 1851 in Paris den ersten hydrographischen Preis und wurde unmittelbar darauf zum Professor an der École navale seiner Vaterstadt ernannt. Seine Hauptschriften sind: »Cours d'astronomie« (1855—58), ein von Leverrier empfohlenes Werk; »Cours de navigation et d'hydrographie« (1859, 2. Ausg. 1869); »Étude historique et philosophique sur le mouvement de la terre« (1861); eine französische Bearbeitung von Gauß' berühmtem Werk »Theoria motus corporum coelestium« (1865); »Revue astronomique des années 1860—62« und zahlreiche Abhandlungen in Fachzeitschriften.

Dubois-Pigalle (spr. düboa-pigall), Paul, namhafter franz. Bildhauer, geb. 18. Juli 1829 zu Nogent sur Seine, studirte erst die Rechte, widmete sich dann aber von 1856—58 der Bildhauerei unter A. Toussaint in Paris. Hierauf ging er nach Italien, wo die Bildhauer der Renaissancezeit entscheidenden Einfluß auf ihn gewannen, und lebte namentlich in Rom, wo er sich den französischen Pensionären anschloß, ohne selbst zu diesen zu zählen. Seine Studien trugen Früchte. Bekannt machte er sich zuerst auf dem Pariser Salon 1863, wo er für sein Modell eines Narciß die Medaille zweiter Klasse erhielt. Im Jahr 1865 ward ihm für die Bronzestatue eines jungen Florentiners des 15. Jahrh., der still für sich zur Mandoline singt, woran man ein strenges Formenstudium der alten Florentiner bemerkte, die große Medaille zu theil. Das Werk wurde von der Prinzessin Mathilde angekauft und ist in zahlreichen Nachbildungen in Bronze und Gips verbreitet. Auch seine Madonna, Gipsgruppe, fand Beifall, wie nicht minder der nach oben genanntem Modell in Marmor ausgeführte Narciß, in dem man Verwandtschaft mit der Energie Michelangelo's fand. Für diese Werke erhielt er auf der Pariser Weltausstellung von 1867 eine Medaille zweiter Klasse. Auch verschiedene Büsten und Medaillons rühren von ihm her, ferner der Entwurf zum Grabmal Lamoricière's und die Statue der Mythologie für die Große Oper in Paris.

Du Bois-Reymond (spr. düboa-rämóng), Emil, berühmter Physiolog, geb. 7. Nov. 1818 zu Berlin, besuchte zum Theil das Gymnasium zu Neuchâtel in der Schweiz, von wo sein Vater gebürtig war, begann Ostern 1837 in Berlin theologische Studien, wandte sich aber sehr bald den Naturwissenschaften zu. Nachdem er sich im Sommer 1838 in Bonn vorzugsweise mit Geologie beschäftigt hatte, widmete er sich unter Johannes Müllers Leitung in Berlin der Anatomie und Physiologie und begann 1841 seine Untersuchungen über thierische Elektricität. Die ersten Ergebnisse seiner Studien enthalten die Arbeiten »Ueber den sogenannten Froschstrom und die elektromotorischen Fische« (Poggendorffs »Annalen« 1843) und »Quae apud veteres de piscibus electricis extant argumenta« (Berl. 1843); eine vollständige Darlegung seiner weiteren epochemachenden Arbeiten enthält das berühmte Werk »Untersuchungen über thierische Elektricität« (das. 1848—60, 2 Bde.). Nachdem D. 1851 in die Berliner Akademie der Wissenschaften erwählt worden war, wurde er 1858 als Müllers Nachfolger zum ordentlichen Professor der Physiologie an der Universität ernannt und 1867 beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Von seinen übrigen Schriften sind noch hervorzuheben: »Ueber thierische Bewegung« (Berl. 1851); »Gedächtnisrede auf Johannes Müller« (das. 1860); »De fibrae muscularis reactione ut chemicis visa et acida« (das. 1859); »Beschreibung einiger Vorrichtungen und Versuchsweisen zu elektrophysiologischen Zwecken« (das. 1863); »Ueber das Barrenturnen und über die sogen. rationelle Gymnastik« (das. 1862); »Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft« (das. 1863); »Ueber Universitätseinrichtungen« (das. 1869); »Ueber den deutschen Krieg« (das. 1870); »Leibnizische Gedanken in der neuern Naturwissenschaft« (das. 1870); »Ueber die Grenzen des Naturerkennens« (Leipz. 1872); »Ueber eine Akademie der deutschen Sprache« (Berl. 1874). Seit 1859 gibt D. mit K. B. Reichert das von Joh. Müller gegründete »Archiv für Anatomie 2c.« heraus.

Dubos (spr. düboh), Jean Baptiste, franz. Aesthetiker, geboren im December 1670 zu Beauvais, studirte daselbst und zu Paris, ward Diakonus in seiner Vaterstadt und Abbé de notre Dame de Resson, 1695 im Büreau der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und wegen seiner Sprachkenntnisse mit mehreren Missionen nach Deutschland, Italien, Holland und England betraut, erhielt 1720 die Stelle eines Sekretärs der französischen Akademie, 1723 ein Kanonikat zu Paris; starb 23. März 1742. Als Schriftsteller machte er sich durch seine »Histoire des quatre Gordiens, prouvée et illustrée par les médailles« (Par. 1695), durch seine »Histoire de la

ligue de Cambrai« (das. 1721, 2 Bde.) und die »Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules« (Amsterd. 1743, 2 Bde.), vornehmlich aber durch seine »Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique« (Par. 1719, 6. Aufl.; 1755, 3 Bde.; deutsch, Kopenh. 1750 u. Bresl. 1768), in welcher er den Geschmack als einen dem Menschen angebornen sechsten Sinn zur ausschließlichen Norm und Regel erhob, einen Namen.

Dubossary, Stadt im russ. Gouvernement Cherson, Kreis Tiraspol, am linken Ufer des Dnjestr, hat 2 griechisch-kathol. Kirchen, eine Synagoge, ein Kranken- und ein Waisenhaus und (1870) 6316 Einw., deren Gewerbthätigkeit sich auf Weinproduktion und Erzeugung des sogen. Dubossarer Tabaks erstreckt. Außerdem wird Talgsiederei, Lichtzieherei und Gerberei betrieben sowie Holzhandel für den Bedarf der Umgegend und bei niederem Wasserstande des Dnjestr mitunter Getreidehandel, da die den Fluß herabkommenden Barken alsdann in D. ausladen müssen, um das Getreide zu Lande weiter zu befördern.

Dubowka, gewerbsamer Flecken im russ. Gouvernement Saratow, Kreis Zarizyn, an der Wolga, mit (1867) 12,737 Einw., wurde 1732 von Kosaken besiedelt und zur Hauptstadt gemacht. An dem Pugatschew'schen Aufruhr betheiligten sich die Einwohner, indem sie zur aufrührerischen Armee übertraten, und wurden dafür theilweise durch Uebersiedelung nach dem Kaukasus bestraft. Seine Blüte verdankt der Ort der Nähe des großen Eltonsees, indem die meisten Bewohner sich vom Salztransport nach den westlichen Gegenden ernähren. Auch mit Senf und Senföl wurde bisher großer Handel betrieben. Doch hat der Handel Dubowka's durch die Wolga-Don-Eisenbahn gegenwärtig viel von seiner Bedeutung verloren.

Dubrowna, Marktflecken (früher Stadt) im russ. Gouvernement Mohilew, Kreis Orscha, am hohen linken Ufer des Dnjepr, hat 5 griech. Kirchen, eine kathol. Kirche, eine Synagoge, Fabriken und industrielle Etablissements (darunter eine sehr bedeutende Wollzeugmanufaktur), bedeutenden Holzhandel, einen Flußhafen und etwa 7000 Einw. Hier Sieg des Königs Sigismund von Polen mit nur 25—30,000 Mann über den Zaren Iwan Wasiljewitsch mit 40,000 Mann 8. Sept. 1514.

Dubs, Jakob, schweizer. Staatsmann, geb. 1822 zu Affoltern im Kanton Zürich, studirte zu Bern, Heidelberg und Zürich Jurisprudenz, bekleidete dann in seiner Heimat die Posten eines Verhörrichters, Staatsanwalts und Polizeidirektors, ward 1849 von dem neu errichteten Bundesgericht zum eidgenössischen Verhörrichter und später zum Mitgliede des Bundesgerichts, 1847 aber unmittelbar vor Ausbruch des Sonderbundskriegs in den Großen Rath des Kantons gewählt, dessen Präsident er öfter war. Zugleich als Journalist thätig, bekämpfte er die konservative Partei sowie später eine social-demokratische Fraktion. Im Jahr 1855 als Eschers Nachfolger zum Regierungsdirektor erhoben, bekleidete er diesen Posten bis 1861. Schon seit 1849 Mitglied des Nationalraths, nahm er eifrig Antheil an der Realisirung der neuen Bundeseinrichtung und ward 1854 Präsident des Nationalraths. In den Ständerath übergetreten, verblieb er in demselben bis 1861, ward dessen Präsident und regelmäßig Mitglied aller wichtigeren Kommissionen, wie ihm unter anderem auch die Berichterstattung in der neuenburger wie in der savoyer Frage zufiel. Wegen dieser letzteren kam es zwischen ihm und Stämpfli und dessen Gesinnungsgenossen zum Bruch. Gleichwohl wurde D. nach Furrers Tode 1861 in den Bundesrath gewählt und 1863 bei den Erneuerungswahlen erstes Mitglied desselben und für 1864 Bundespräsident. Als solcher bot er seinen Einfluß namentlich für das Zustandekommen des französisch-schweizerischen Handelsvertrags und der mit demselben in Verbindung stehenden Judenemancipation auf. Um die Rechtsverhältnisse in der Schweiz hat sich D., von anderem abgesehen, namentlich durch die Ausarbeitung eines schweizerischen Handelsgesetzbuchs nebst Wechselordnung sowie durch die freilich theilweise vergeblichen Bemühungen verdient gemacht, die vielfachen Zwistigkeiten der Kantone unter einander über Heimats- oder Niederlassungsrecht, über Steuer-, Vormundschafts-, Erbschafts-, Ehesachen etc. durch ein gemeinsames eidgenössisches Gesetz zu beseitigen. Als es sich um die Revision der schweizerischen Verfassung handelte, reichte D. 1872 seine Entlassung als Bundesrath ein, weil die centralistische Richtung, welche die Revision charakterisirte, namentlich die erstrebte Militär- und Rechtseinheit, seinen Ansichten nicht entsprach. Die Revision wurde von dem Volk verworfen, und D. stand in der Bundesversammlung von 1873 und 1874, welche sich trotz der ersten Niederlage mit der Verfassungsrevision beschäftigte, stets in den Reihen der Antirevisionisten, vielfach zusammen mit den Ultramontanen. Doch ward in der neuen Abstimmung vom April 1874 der neue Verfassungsentwurf angenommen. Als tüchtigen Juristen zeigte er sich in seinem »Entwurf eines Strafgesetzbuchs für den Kanton Zürich mit einer erläuternden Einleitung« (Zür. 1855); außerdem schrieb er noch: »Die Schweizer Demokratie in ihrer Fortentwickelung« (das. 1866).

Dubufe (spr. dübüf), Edouard, geschätzter franz. Maler, geboren um 1818 zu Paris, lernte erst bei seinem Vater Claude Marie D., dann bei Delaroche und stellte zuerst 1839 eine Verkündigung Mariä und eine Jägerin aus. Von 1841 an pflegte er fünf Jahre lang die religiöse Malerei, um sich aber dann fast ausschließlich der Porträtmalerei zuzuwenden. Namentlich malte er viele Frauenbildnisse, worunter das der Kaiserin Eugenie im Salon 1853 Aufsehen erregte. J. Meyer spricht ihm in den Frauenbildern eine geschickte Mache, aber auch Süßlichkeit zu. Die Theilnehmer am Pariser Kongreß stellte er 1857 in einem großen Bilde dar. Im Salon von 1866 erschien die große Komposition vom verlorenen Sohn; in der Mitte erscheint derselbe in einer Orgie, in beiden schmalen, grau in grau ausgeführten Seitenbildern die Schweine hütend und zum Vater zurückkehrend. Man fand in dem Mittelbild wohl Farbensinn und Geschick für Gruppirung, vermißte aber Feinheit und Adel. Den Flügeln dagegen schrieb man eine weit bessere Haltung zu. Auf der internationalen Münchener Ausstellung von 1869 gewann sein Porträt Gounods wegen der Tüchtigkeit der Modellirung und der schlichten Natürlichkeit der Auffassung den vollen Beifall der Beschauer. D. erhielt verschiedene Medaillen.

Dubuque (spr. djubbuk), größte Stadt des nordamerikan. Freistaats Iowa, mit (1870) 18,434 Einw., wurde 1833 an der Stelle erbaut, an welcher Julian Dubuque 1788 eine bald darauf von den Indianern zerstörte Niederlassung gegründet hatte. Die Stadt liegt am Mississippi, zum Theil auf einer 6 Meter über dem Wasserstande des Stroms gelegenen Ebene,

zum Theil auf den 70 Meter darüber emporragenden Hügeln. Der niedere Theil derselben ist regelmäßig angelegt und Hauptsitz des Verkehrs; der obere liegt malerisch und ist von Gärten und Weinpflanzungen umgeben. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die Markthalle, das Stadthaus, Zollamt, ein bischöfliches Seminar, die römisch-kathol. Kathedrale und etwa 20 andere Kirchen. D. liegt inmitten des Bergbaureviers von Jowa, und das in den benachbarten Gruben gewonnene Blei (jährlich für $\frac{1}{4}$ Mill. Doll.) wird hier verschifft. Auch Steinkohlen werden in der Nähe gewonnen. Es gibt Eisengießereien, Säge- und Kornmühlen, und der Handel (namentlich Getreidehandel), unterstützt durch die Dampfschiffahrt auf dem Mississippi und durch Eisenbahnen nach O. und W., ist von Bedeutung.

Duc (franz., spr. dück, lat. dux, ital. duca), Herzog (s. d.), in Frankreich höchste Rangstufe des Adels zwischen prince und marquis.

Duc (Duck), A., tüchtiger holländ. Genremaler, lebte zu Haarlem um 1636, malte im Geschmack des Dirk Hals und A. Palamedes. Die meisten seiner Bilder stellen Soldatenscenen oder einfache Gesellschaftsstücke dar, sind von gewissenhafter, etwas steifer Behandlung und nicht sonderlich geistreich im Ausdruck. Sie finden sich oft in Sammlungen. Irrthümlich hat man ihn mit dem Thiermaler J. le Ducq (s. d.) zusammengeworfen.

Duca (ital.), Herzog (s. d.).

Ducado, span. Rechnungsmünze, s. Ducato.

Ducamp (spr. düfäng), Maxime, franz. Schriftsteller, Künstler und Reisender, geb. 8. Febr. 1822 zu Paris als Sohn eines Arztes, unternahm schon im reifen Jünglingsalter eine Reise nach dem Orient, welche er später in seinen »Souvenirs et paysages de l'Orient« (1848) schilderte, kämpfte in den Junitagen 1848 mit Auszeichnung gegen die Insurrektion (weshalb er von Cavaignac eigenhändig dekorirt wurde), bereiste 1849—51 im Auftrag des Ministeriums Aegypten, Nubien, Kleinasien, Palästina hauptsächlich zum Zweck photographischer Aufnahmen (auch diese Reise beschrieb er in »Égypte, Nubie, Palestine et Syrie«, 1852, mit 125 Tafeln) und widmete sich daneben einer eifrigen Pflege der Poesie und Romanschriftstellerei. Von ersterer legen Zeugnis ab die »Chants modernes« (1855, neue Ausg. 1860), »Mes convictions« (1858) und die »Chants de la matière«; von letzterer die »Mémoires d'un suicidé« (1853), »Les six aventures« (1857), »L'homme au bracelet d'or« (1862) und »Les buveurs de cendre« (1866); auch »L'Eunuque, moeurs musulmanes« (1856) kann hierher gerechnet werden. D. vertritt in der Poesie das Princip des ausgesprochensten Realismus und weist ihr als Aufgabe zu, die Industrie, den Triumph des Menschen über die Materie zu verherrlichen. Die neuesten Werke des Schriftstellers sind die Reiseerinnerungen »Orient et Italie« (1868) und »Paris, ses organes, ses fonctions et sa vie« (1869, 6 Bde.; 3. Aufl. 1874), eine Reihe interessanter Studien über die Weltstadt.

Du Cange (spr. dü tängsch), Charles Dufresne, Sieur, einer der größten Gelehrten Frankreichs, geb. 18. Dec. 1610 zu Amiens, erhielt im dortigen Jesuitenkollegium die erste Bildung, studirte dann in Orléans die Rechte und wurde 1631 in Paris Parlamentsadvokat, widmete sich aber in der Folge ausschließlich wissenschaftlichen Studien. Im Jahr 1645 kaufte er sich in Amiens eine königliche Schatzmeisterstelle; 1668 zog er nach Paris, wo er 23. Okt. 1688 starb. Seine beiden Hauptwerke sind das noch heute unentbehrliche »Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis« (Par. 1678, 3 Bde.), welches durch die Benediktiner von St. Maur vervollständigt (das. 1733—36, 6 Bde.; neue Ausg., Vened. 1762), von Carpentier durch Supplemente ergänzt (1766, 4 Bde.) und zuletzt von Henschel (Par. 1840—1850, 7 Bde.) herausgegeben wurde (einen Auszug daraus unter dem Titel »Glossarium manuale ad scriptores etc.« besorgte Adelung, Halle 1772—84, 6 Bde.), und »Glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis« (Par. 1688, 2 Bde.). Als ausgezeichneten Forscher auf dem Gebiete der byzantinischen Geschichte bewies sich D. in den Werken: »Histoire de l'empire de Constantinople sous les empereurs français« (Par. 1657), der eine treffliche Ausgabe der Villehardouin'schen Geschichte der Eroberung von Konstantinopel vorausgeht, und »Historia Byzantina« (das. 1688). Auch von Joinville's »Histoire de saint Louis« (1668) sowie verschiedenen byzantinischen Geschichtschreibern besorgte er Ausgaben. Viele seiner Arbeiten sind noch Manuskript, darunter eine seiner wichtigsten: »Des principautés d'Outre-mer«. Seine »Histoire de l'état de la ville d'Amiens et de ses comtes« erschien Amiens 1840. In seiner Vaterstadt wurde ihm 1849 ein Denkmal errichtet. Vgl. Hardouin, Essai sur la vie et sur les ouvrages de D. (Amiens 1849); Feugère, Étude sur D. (im »Journal de l'instruction publique« 1852).

Ducasse (franz., f., spr. dükáß, eigentlich wallonisch, vom lat. dedicatio), in Belgien die Bezeichnung der Kirchweihfeste in den wallonischen Städten und Dörfern. Die bekanntesten sind die Ducasses von Mons, am Sonntag Trinitatis, und von Namur, 2. Juli.

Ducatello, in Aegypten das $\frac{1}{4}$-Piasterstück von 10 Pará.

Ducāto (ital., span. ducado), Rechnungs- und geprägte Münze in Italien, Dalmatien und Spanien, hier häufiger aus Silber als aus Gold bestehend. D. di regno (Reichsdukaten) hieß die in Silber ausgeprägte Münzeinheit des Königreichs beider Sicilien, welche in 10 Carlini oder 100 Grani, auf der Insel Sicilien in 100 Bajocchi oder 1000 Picciole getheilt wurde, im Werth von 3,44 Mark. Der D. di Camera zu Rom war eine Silbermünze zu 16 Paoli; 5 D. di Camera = 8 Scudi romani. Der spanische Ducado ist nur Rechnungsmünze: in Kastilien Ducado de cambi, Wechseldukaten, 289 = 6000 Kupferrealen, D. de plata (Silberdukaten) = 11 Silber- oder $20\frac{12}{17}$ Kupferrealen, D. de Vellon (Kupferdukaten) = 11 Kupferrealen. Vgl. Dukaten.

Ducaton, in der Volksmundart gewöhnlich Dicke Tonne (Dicke tunn), Silbermünze, welche zuerst 1598 in den österreichischen Niederlanden und dann nicht nur in Holland, sondern auch in mehreren italienischen Staaten (Mailand, Mantua, Modena, Venedig 2c.) geprägt wurde. Der Werth des Ducatons in den verschiedenen Ländern differirt nicht bedeutend; die niederländischen, welche als Handelsmünzen geprägt sind, haben einen Werth von 3,15 holländischen Gulden gesetzmäßig = nahezu 5,5 Mark. Die Münze heißt in Holland auch Rayder (Reiter). Vgl. Dickthaler.

Duccio (spr. duttscho, D. di Buoninsegna), Maler von Siena und Haupt der dortigen Schule, knüpfte, wie Cimabue, an die Typen des Byzantinismus an, veredelte dieselben jedoch durch ein echt sienesisches Element, als dessen Haupteigenthümlichkeit eine milde weibliche Anmuth vorleuchtet. Das früheste sichere Datum über sein Wirken ist 1285, in

welchem Jahr er in Florenz arbeitete. Seit 1308 war er mit Anfertigung der berühmten Altartafel für die Kathedrale in Siena beschäftigt, welche die thronende Madonna, von Engeln angebetet, darstellt. Die (jetzt abgetrennte) Rückwand ist mit 26 Darstellungen aus der Passion des Heilands bemalt (herausgeg. von Emil Braun in 26 Blättern nach Zeichnungen von Bartoccini, Leipz. 1850). Tafelbilder von D. besitzt die Gallerie seiner Vaterstadt, jene des weiland Prinz-Gemahls Albert von England in London u. a. Nach 1320 verschwindet seine Spur in den Urkunden.

Duc d'Alben (Ducdalben, Dückdalben), im Wasser eingerammte Schiffsanbindeblöcke oder Pfähle in einem Hafen, so genannt nach ihrem Erfinder oder Einführer, dem Herzog von Alba (duc d'Albe).

Duce et auspice (lat.), »unter Führung und Leitung«, Devise des franz. Ordens vom Heiligen Geist; auch in der Mehrzahl ducibus et auspicibus.

Du Chaillu (spr. dü schäjü), **Paul Belloni**, bekannter Afrikareisender, geboren zu Anfang des Jahrhunderts als der Sohn eines Franzosen, welcher im Schutz des 1842 am Gabun in Afrika errichteten französischen Forts Handel trieb, erlernte früh die Sitten und Gebräuche der Völker jener Gegenden und unternahm seit 1851 mehrere Reisen landeinwärts in der Nähe des Gabun, besonders an den Flüssen Mundah und Muni. Im Jahr 1855 ging er nach Nordamerika, kehrte aber im Auftrag der Academy of Natural Sciences in Philadelphia nach Afrika zurück, um die Quellen des Congo zu erforschen und zoologische und botanische Untersuchungen anzustellen. Nach vierjährigen Wanderungen, auf welchen er namentlich auch dem Gorilla nachgestellt hatte, veröffentlichte er seinen Reisebericht: »Explorations and adventures in Equatorial Africa« (Lond. 1861; deutsch, Berl. 1862), welcher ihn zwar schnell zu einer Berühmtheit des Tags machte, in welchem jedoch englische Kritiker und der Reisende H. Barth nicht nur Uebertreibungen, sondern sogar Fälschungen nachwiesen, so daß der Werth von Du Chaillu's Entdeckungen dadurch sehr zweifelhaft erschien. So viel ergab sich indessen daraus mit Sicherheit und wurde auch durch spätere Reisende bestätigt, daß die vier Flüsse Muni, Mundah, Gabun und Rembo nur Küstenflüsse sind, daß dagegen der durch das große im S. vom Gabun liegende Delta ausmündende Ogowai der einzige große Fluß dieser ganzen Region ist, der, aus dem Innern kommend, als mächtiger Strom das Küstengebirge da durchbricht, wo der Gabun seinen Ursprung hat. Auch hat D. das Verdienst, zuerst einen lebenden Gorilla nach Europa gebracht zu haben, und manche seiner gerade am stärksten angefochtenen Behauptungen über zoologische und ethnologische Dinge wurden in der Folge durch Allman, Burton u. a. für begründet erkannt. Im Jahr 1863 unternahm D. eine zweite Entdeckungsreise; von der Mündung des Fernan-Vazflusses, des südlichsten Arms des Ogowaidelta's, wandte er sich ostwärts ins Aschiraland, wurde aber an weiterem Vordringen in derselben Richtung durch die Apingi verhindert und konnte erst später seine Reise weiter ostwärts durch das Gebiet der Aschango bis zu den Nschavi fortsetzen. Nachdem er (1865) 320 Kilom. weiter ins Land vorgedrungen war als irgend ein Europäer vor ihm, nämlich bis Muau Kombo (etwa 12½° östl. L. v. Gr.), fand sein Unternehmen durch eine Unvorsichtigkeit eines seiner Leute ein Ende, und er sah sich zu einer so eiligen Flucht genöthigt, daß er seine ganze Munition, seine Sammlungen, viele Photographien 2c. verlor. Dieser Reise verdankt die Wissenschaft zahlreiche Ortsbestimmungen und Höhenmessungen sowie zahlreiche neue Aufschlüsse über die Natur und Bewohner jener Länder des südlichen Westafrika. D. veröffentlichte über seine zweite Reise »A journey to Ashango Land and Equatorial Africa« (Lond. 1867; franz. vermehrte Ausgabe unter dem Titel: »L'Afrique sauvage; nouvelles excursions au pays des Ashangos«, Par. 1868), »My Apingi kingdom, with life in the great Sahara« (Lond. 1870) und »The country of the Dwarfs« (das. 1872). Vgl. Oberländer, Westafrika (Leipz. 1874).

Duchange (spr. düschängsch), **Gaspard**, franz. Kupferstecher, geb. 1662 zu Paris, gest. daselbst 1757, Schüler von Jean Audran, zeichnete sich vorzüglich durch seine weiche Behandlung der Karnation, namentlich der weiblichen, aus. Berühmt in dieser Beziehung sind seine Blätter nach Correggio, Jupiter und Leda, Jupiter und Io und Jupiter und Danae.

Duchâtel (spr. düschatell), **Charles Marie Tanneguì, Graf**, franz. Staatsmann, als ökonomischer Schriftsteller bekannt, geb. 19. Febr. 1803 zu Paris, studirte die Rechte, betheiligte sich seit 1823 unter der Aegide der Doktrinärs an dem »Globe« und der »Revue française«, ward nach der Julirevolution Staatsrath im Finanzministerium unter Louis, verlor aber durch die Ministerialveränderung vom 11. Okt. 1832 zugleich mit diesem sein Amt, kam sodann als Abgeordneter in die Kammer und infolge seiner Vertheidigung des die amerikanische Schuld betreffenden Gesetzantrags 1834 als Handelsminister ins Kabinet, aus dem er im Februar 1836 mit den übrigen Doktrinärs ausschied. In diese Zeit fällt seine Thätigkeit für eine durchgreifende Reform des französischen Zollwesens. Im September 1836 in seine vorige Stellung restituirt, legte er in der nächsten Kammersitzung eine Reihe großartiger Entwürfe über die öffentlichen Arbeiten vor, deren Ausführung nur durch den Rücktritt der Doktrinärs 7. März 1837 gehindert wurde. Im Jahr 1838 gehörte er zur Opposition gegen das Ministerium Molé, ward nach der Ministerkrisis von 1839 als Minister der inneren Angelegenheiten in das 13. Mai von Soult gebildete Kabinet aufgenommen, legte 25. Jan. 1840 bei der Dotationsfrage des Herzogs von Nemours mit den übrigen Ministern sein Amt nieder, nahm jedoch schon 29. Okt. d. J. als Minister des Innern im Kabinet Guizot seinen Platz wieder ein. Seit der Februarrevolution 1848 lebte er meist in England. Er starb zu Paris 6. Nov. 1867. Von Bedeutung sind seine Schriften »Traité de la charité dans ses rapports avec l'état moral etc. des classes inférieures de la société« (Par. 1829, 2. Aufl. 1836) und »Documents statistiques sur la France« (das. 1834), eine vollständige statistische Geschichte Frankreichs. Vgl. Vitet, Le comte D. (2. Aufl., Par. 1875).

Duchatelet (spr. düschat'lä), **Achille**, Schriftstellername von Th. Payne (s. d.).

Duché (franz., spr. düscheh), in Frankreich eine zur Würde eines Herzogthums erhobene Herrschaft, die bei der Krone unmittelbar zu Lehen ging. Man unterschied d.-pairie, die ihrem Besitzer zugleich die Pairswürde ertheilte, und d. simple (d. par simple brevet), bloßer Titel.

Duchesne (spr. düschähn), **André** (lat. Chesnius, Duchesnius, Quercetanus, Querneus), franz. Geschichtsforscher, geboren im Mai 1584 zu Ile

Bouchard in Touraine, studirte zu London und Paris, ward unter Richelieu königl. Historiograph und starb 30. Mai 1640. Die bedeutendsten seiner zahlreichen Schriften sind: »Histoire d'Angleterre, d'Écosse et d'Irlande« (Par. 1614, vermehrt 1634, bis 1640 fortgesetzt 1657, 2 Bde.); »Histoire des papes jusqu'à Paul V« (1616, 2 Bde., und 1645); »Histoire des rois, ducs et comtes de Bourgogne« (1619—28, 2 Bde.). Wichtig sind seine Sammlungen: »Historiae Normannorum scriptores antiqui res ab illis gestas explicantes a. 838—1220« (Par. 1619, Bd. 1); »Historiae Francorum scriptores coaetanei ab ipsius gentis origine ad Philippi IV. tempora« (das. 1636—49, 5 Bde.), die vom 3. Band an sein Sohn François fortführte.

Duchesse (franz., spr. düschäß), Herzogin.

Duchoborzen (Duchoborzy, »Streiter des Geistes«), mystisch-pietistischer Zweig der Raskolniken oder Starowjerzi in der griechisch-russischen Kirche, entstanden im 18. Jahrh. Gleich den Quäkern berufen sich die D. auf ein inneres Licht, koordiniren dasselbe der Bibel, legen der äußern Kirche mit ihren Sakramenten, Gottesdiensten und Priestern wenig Werth bei, leisten weder einen Eid noch Kriegsdienste, verwerfen die kirchliche Lehre von der Trinität und der Gottheit Christi und nehmen eine Präexistenz der menschlichen Seele an. Seit ihrer Entstehung mehrfach verfolgt, fand die Sekte endlich unter Alexander I. Ruhe und feste Wohnsitze im melitopolitanischen Kreis des Gouvernements Taurien. Ihnen verwandt sind die Malakkanen oder Molokanen.

Duchowschtschina, Kreisstadt im russ. Gouvernement Smolensk, am Zusammenfluß der Chwostiza und Zarewiza, hat eine griechische und eine kathol. Kirche, ein Salzdepot, lebhaften Handel mit ländlichen Produkten und (1867) 3843 Einw.

Duchten, die horizontalen, quer im Boot liegenden Breter, welche die beiden Köpfe je eines Rippenpaars (Spanns) verbinden, und auf denen die Rojer (Ruderer) sitzen. Führt das Boot Segel, so geht der Mast durch eine zu diesem Zweck durchbohrte Ducht, welche Segelducht heißt.

Ducis (spr. düssis), Jean François, franz. Bühnendichter, geb. 22. Aug. 1733 zu Versailles, seit 1779 Mitglied der Akademie, dann Privatsekretär des Grafen von Provence, nachmaligen Königs Ludwig XVIII., später eifriger Anhänger der Freiheit, ohne jedoch den geringsten Antheil an den Stürmen der Revolution zu nehmen. Ein Bewunderer Napoleons, zog er sich unwillig nach Versailles zurück, als sein Held den Kaisertitel annahm, und lehnte die jährlich 40,000 Franken eintragende Stelle eines Senators und das Kreuz der Ehrenlegion ab, obwohl er fast darben mußte. Ludwig XVIII. empfing den alten Mann freundlich und recitirte ihm zu seinem Entzücken bei der ersten Audienz einige seiner Verse. D. starb 30. März 1816. Er hat die Hauptwerke Shakespeare's, freilich im französischen Volksgeschmack und mit einschneidenden Aenderungen, für die französische Bühne bearbeitet; selbst Sophokles suchte er in seinem »Oedipe chez Admète« nachzuahmen. Nur ein einziges seiner Stücke: »Abufar, ou la famille arabe«, ist ganz seine eigene Erfindung. Außerdem hat D. »Épitres familières« und »Poésies fugitives« geschrieben. Seinen »Oeuvres« (Par. 1819, 3 Bde.) folgten die »Oeuvres posthumes« (das. 1826, 2 Bde.); in neuer Ausgabe erschienen seine Werke 1840 und 1845. Vgl. Campenon, Lettre sur la vie, le caractère et les écrits de D. (Par. 1824); Leroy, Études sur la personne et les écrits de D. (das. 1832).

Ducker, kleine unterirdische hölzerne, thönerne, eiserne oder steinerne Kanäle, welche quer durch Teiche, Straßen rc. gehen, um das Wasser aus tiefer liegenden Strichen abzuführen.

Ducker, s. Antilopen und Steißfuß.

Duckstein, s. v. w. Kalktuff, Traß oder Dolerit.

Duckwitz, Arnold, ehemaliger deutscher Reichsminister, geb. 27. Jan. 1802 zu Bremen, widmete sich dem Kaufmannsstand, brachte mehrere Jahre in England und den Niederlanden zu und etablirte sich 1829 in seiner Vaterstadt, um die er sich namentlich durch die Verbesserung der Weserschiffahrt und Einführung der Dampfschiffahrt Verdienste erwarb. Der Idee einer deutschen Zolleinheit suchte er Eingang zu verschaffen durch die Schrift »Ueber das Verhältnis der freien Hansestadt Bremen zum Deutschen Zollverein« (Brem. 1837). Seit 1841 Mitglied des Bremer Senats, brachte er 1845 mit Hannover Verträge über Anlegung einer Eisenbahn zwischen Hannover und Bremen, eine Uebereinkunft zum Schutz der beiderseitigen Steuern und zur Schiffbarmachung der Weser unterhalb Bremens für Seeschiffe zu Stande, während gleichzeitig die Verhandlungen über eine Verbindung zwischen dem Zollverein und den Nordseestaaten begannen, die Anfang April 1847 zum Abschluß eines Handels- und Schiffahrtsbunds führten, der aber nicht zur Ausführung kam. In Betreff des letztern veröffentlichte D. die Schrift »Der deutsche Handels- und Schiffahrtsbund« (Brem. 1847). Auf D.' Anregung erfolgte auch die Herstellung einer deutsch-amerikanischen Dampfschifffahrtslinie, wie er denn auch im Frühjahr 1847 mit der amerikanischen Postverwaltung einen günstigen Vertrag abschloß. Im März 1848 wurde D. zum Vorparlament und hier in den Fünfzigerausschuß gewählt. Als Kommissär Bremens bei der Berathung über die deutschen Handelsverhältnisse schrieb er ein »Memorandum, die Zoll- und Handelsverfassung Deutschlands betreffend« (Brem. 1848), erhielt hierauf die Berufung zum Reichsminister des Handels, ward aber durch die Verhältnisse gehindert, die Umgestaltung der deutschen Zoll- und Handelsverfassung ins Werk zu setzen, wogegen er die Errichtung einer deutschen Kriegsmarine ermöglichte, über die er die Schrift »Ueber die Gründung der deutschen Kriegsmarine« (Brem. 1849) herausgab. Im Mai 1849 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, ward hier wiederum Senator und fungirte 1857—64 und 1866—1870 als Bürgermeister von Bremen. Bremen verdankt seiner verständigen und energischen Leitung viel, unter anderem die Errichtung solcher Anstalten für Handel und Schiffahrt, welche geeignet waren, Bremen konkurrenzfähig mit rivalisirenden örtlich begünstigteren Handelsplätzen zu machen, namentlich bestehend in Hafenanlagen zu Bremerhafen und Bremen, Verbindungsbahnen mit den Häfen rc. Auch der 1856 zwischen Bremen und dem Zollverein abgeschlossene Handelsvertrag war vornehmlich sein Werk. Noch ist zu erwähnen seine Schrift »Zur Revision des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai 1849« (Brem. 1849).

Duclerc (spr. düklähr), Charles Théodore Eugène, franz. Publicist und Politiker, geb. 9. Nov. 1812 in Bagnères de Bigorre, machte seine Studien am Collége Bourbon in Paris, redigirte von 1836—1838 den »Bon sens«, war dann Mitarbeiter an der

»Revue de progrès« und am »National«, ward im Februar 1848 Marrasts Marinegehülfe, im März Unterstaatssekretär der Finanzen, Mitglied der Nationalversammlung und fungirte an Garnier-Pagès' Stelle vom 10. Mai bis 28. Juni als Finanzminister. Er trat dann ins Privatleben zurück und wandte sich mehr und mehr der Industrie zu. In Spanien zu einem der Administratoren der Ebrokanalisation ernannt, trat er an die Spitze des spanischen Crédit mobilier. Später zog er sich in die Nähe von Bayonne zurück und nahm hier seine Studien wieder auf. Im Februar 1871 wählte ihn das Departement Niederpyrenäen in die Nationalversammlung, wo er auf der Linken seinen Platz nahm. Noch ist seine Schrift »Sur la régence« (Par. 1842) und die mit Garnier herausgegebenen »Histoire de la politique financière de la France depuis Henri IV« (das. 1846) zu erwähnen.

Duclos (spr. dükloh), Charles Pineau, franz. Historiker, geb. 12. Febr. 1704 zu Dinant in der Bretagne, begann seine Laufbahn in Paris bei einem Advokaten, wandte sich dann der Literatur zu und machte sich bekannt durch seine »Considération sur les moeurs« (deutsch, Jena 1758), den beifällig aufgenommenen Roman »Confessions du comte de ***« (1741), die »Histoire de Louis XI« (1745) und die »Mémoires sur les moeurs du XVIII. siècle« (1749). Seit 1739 Mitglied der Akademie der Inschriften, wurde er 1747 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, deren ständiger Sekretär er später ward; 1755 wurde er geadelt und nach Voltaire Historiograph von Frankreich; er starb zu Paris 26. März 1772. Sein Hauptwerk sind seine »Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV et XV« (Par. 1791, 2 Bde., neue Ausg. 1864; deutsch von Huber, Berl. 1791—93, 3 Bde.). Seine »Oeuvres complètes« gaben Desessarts (Par. 1806, 10 Bde., darin die Memoiren vollständiger und authentischer), Bélin (das. 1821, 3 Bde.) heraus; eine Auswahl besorgte Clement de Ris (1855).

Ducos (spr. dükoh), 1) Roger, Graf, franz. Staatsmann, geb. 1754 zu Dax im Departement Landes, war beim Ausbruch der Revolution Advokat, wurde 1791 Präsident des Kriminaltribunals, 1792 Deputirter im Nationalkonvent, wo er für den Tod des Königs stimmte, 1794 Präsident des Jakobinerklubs und machte sich unter dem Direktorium als eifriger Vertheidiger der Republik gegen die Umtriebe der Royalisten und namentlich in der Sitzung vom 18. Fructidor bei Abfassung der Deportationsdekrete als Vorsitzender des Raths der Alten bemerklich. Er zog sich darauf in seine Heimat zurück, bis ihn 1799 Barras mit Merlin de Douai ins Direktorium brachte. Nach der Katastrophe vom 18. Brumaire ward er mit Bonaparte und Siéyes, dessen Werkzeug er war, Mitglied des provisorischen Konsulats, sodann Vicepräsident des Senats und später von Napoleon I. in den Grafenstand und nach dessen Rückkehr 1815 zum Pair von Frankreich erhoben. Nach der zweiten Restauration als Königsmörder geächtet, floh er nach Deutschland und kam im März 1816 in der Gegend von Ulm durch den Umsturz seines Wagens ums Leben.

2) Nicolas, franz. General, Bruder des vorigen, geb. 7. März 1756 zu Dax, begleitete Masséna als Adjutant in den italienischen Feldzug, machte als Brigadegeneral die Feldzüge von 1805, 1806 und 1807 mit, erfocht im spanischen Feldzug von 1808 bei Medina de Rio Saco einen Sieg, befehligte 1813 in der Citadelle von Antwerpen und vertheidigte 1815 Longwy einen Monat lang gegen die Preußen, bis er endlich auf Befehl Ludwigs XVIII. den Platz übergab. Er starb 13. Okt. 1823 zu St. Omer bei Dax.

3) Jean François, franz. Konventsdeputirter, geb. 1765 zu Bordeaux, ward 1791 Mitglied der Legislative, dann des Konvents, wo er die Grundsätze und das Schicksal der Girondisten theilte. In der Anklageakte Amars mit begriffen, wurde er mit Vergniaud u. a. 31. Okt. 1793 hingerichtet. Bekannt ist seine geistreiche Rede bei dem letzten Bankett der Verurtheilten in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

4) Théodore, Neffe des vorigen, geb. 1801 zu Bordeaux, wurde Kaufmann und Mitglied des General- und des Handelsraths der Gironde, kam 1834 in die Deputirtenkammer, wo er zur dynastischen Opposition gehörte und sein Augenmerk vorzüglich auf Verstärkung der Kriegs- und Handelsmarine richtete. Im März 1848 für Bordeaux in die konstituirende und später auch in die gesetzgebende Versammlung gewählt, vertrat er gemäßigte Ansichten, verwaltete im Januar und dann wieder vom December 1851 an das Marineministerium, ward Mitglied der konsultativen Kommission, 1853 Senator und im März d. J. zugleich Kriegsminister. Er starb 17. April 1855.

Du Couret (spr. dü kurä, Abd ul Hamid Bey), franz. Abenteurer, geb. 1812 in Hüningen, begab sich 1834 nach Aegypten, drang von da nach Abessinien vor und kehrte längs der Westküste des Rothen Meers nach Aegypten zurück. Er ging in aller Form zum Islam über, pilgerte nach Mekka und durchwanderte einen Theil von Arabien, bereiste dann auch angeblich Persien, wo er, als Intriguant verdächtigt, in den Kerker geworfen ward, aus dem er sich aber mittels Bestechung seiner Wärter zu befreien wußte. Nach vielen bestandenen Gefahren kehrte er 1847 nach Frankreich zurück. Seine Erzählungen sind im höchsten Grade verdächtig; einen Theil seines Reiseberichts (»Les mystères du désert«, Par. 1859) hat er nach H. Kieperts Nachweis (in einem in der Berliner Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage) geradezu aus einem Werke des englischen Konsuls Drummond Hay (»Marocco, its wild tribes and savage animals«) abgeschrieben, derart, daß er die Erlebnisse Hay's in Marokko als seine eigenen in Südarabien darstellt. Später will D. auch das Innere von Afrika bis Timbuktu bereist haben.

Ducpétiaux (spr. dückpetioh), Edouard, belg. Publicist und Volkswirt, namentlich bekannt wegen seiner Verbesserungen im Gefängniswesen, geb. 29. Juni 1804 in Brüssel, studirte die Rechte, betrat die Advokatenlaufbahn und war einer der eifrigsten Vorkämpfer der Losreißung Belgiens von Holland. Nachdem diese 1830 geschehen, nahm er einen hervorragenden Antheil an der Gründung der Réunion centrale und der Association nationale. Im folgenden Jahr ernannte ihn die Regierung zum Generalinspektor des Gefängniswesens und der Wohlthätigkeitsanstalten. 1861 legte er wegen Meinungsverschiedenheiten mit der Regierung sein Amt nieder und widmete sich bis zu seinem Tode literarischen und reformatorischen Arbeiten in seinem Fach. Der gewaltige Kreis der menschlichen Leiden und Verbrechen, Gefängnisse, Todesstrafe, Zellensystem, Betteln, Pauperismus, Mäßigkeit, Trunksucht, Sterblichkeit, Hospitäler, Kloaken aller Art, ward von ihm mit Talent und Ausdauer studirt. Als Politiker zeigte er jedoch nicht dieselbe Festigkeit der Principien wie

als Volkswirt und Philanthrop. Anhänger liberaler Ideen, war er dennoch einer der Organisateure der berüchtigten katholischen Kongresse von Mecheln und in seinen letzten Lebensjahren ein entschiedener Förderer der Pläne des Klerus und der römischen Hierarchie. Er starb 21. Juli 1868 zu Brüssel. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »Des progrès et de l'état actuel de la réforme pénitentiaire ... et des institutions préventives, aux États Unis, en France, en Suisse, en Angleterre et en Belgique etc.« (Brüss. 1837—38, 3 Bde.); »Budgets économiques des classes ouvrières en Belgique. Subsistance, salaire, population« (das. 1855); »Des conditions d'application du système de l'emprisonnement séparé ou cellulaire« (das. 1857); »La question de la charité et des associations religieuses en Belgique« (das. 1858), worin er die Wohlthätigkeitspolitik der Liberalen anfocht. Vgl. de Melun, E. D. (Brüss. 1868).

Ducq (spr. dück), Jean le, Thiermaler, soll 1636 im Haag geboren und 1695 daselbst gestorben sein. Er bildete sich nach Paul Potter. Die Angabe, daß er in Kriegsdienste getreten sei, beruht wahrscheinlich auf der Verwechselung mit dem Genremaler A. Duc (oder Duck). D. malte vortreffliche Thierstücke und Landschaften, die aber sehr selten sind; seine Folge mit Hunden gehört zum Ausgezeichnetsten, was die Radirkunst geschaffen.

Ducros (spr. dükro), Francisque, franz. Schriftsteller, geb. 1823 zu Vienne (Departement Isère), verwerthete sein bedeutendes dichterisches Talent (zuerst in der Provinz, hernach in der Hauptstadt) im Dienst einer freisinnigen Politik. Seine lyrische Sammlung: »Les fleurs des Alpes« (1845) schien ihm bald nicht mehr zu dem Ernst der Zeit zu stimmen, und er ließ 1849 »Les phantômes ou le monde révolutionnaire« erscheinen, ein allerdings dem Zeitgeist entsprungenes, Freiheit und Fortschritt athmendes, der Form nach merkwürdiges Werk, in welchem die Gedichte gleichsam als Begleitung der energischen, in Prosa gehaltenen Zeitbilder auftreten. Von D. existirt ferner: »Le sac à malices« (1864) und »Les mots célèbres dans l'histoire« (1869).

Ducrot (spr. dükro), Auguste Alexandre, franz. Divisionsgeneral, geb. 1817 in Nevers, diente zuerst in Afrika, war im italienischen Krieg 1859 Kommandant einer Brigade vom Korps Canrobert, erhielt hierauf das Kommando der Militärdivision Straßburg und machte dadurch von sich reden, daß er demonstrative Rekognoscirungen des Rheinufers unternahm und häufig das Manöver des Brückenschlags über den Rhein übte. Bei Beginn des Kriegs 1870 erhielt er das Kommando der 1. Infanteriedivision des Korps Mac Mahon, nahm theil an der Schlacht bei Wörth und an dem Rückzug nach Châlons, erhielt dort das Kommando des 1. Korps, machte den Zug nach Sedan mit, hatte dort die Centrumsstellung zwischen Moncelle und Daigny zu vertheidigen, übernahm in der Schlacht bei Sedan nach Mac Mahons Verwundung den Oberbefehl, mußte ihn aber gleich darauf an Wimpffen abtreten und vermochte nicht, diesen von der Richtigkeit seines strategischen Plans zu überzeugen, wonach die Armee ihre Hauptaufstellung auf dem »famosen Plateau von Illy« nehmen und dadurch die Rückzugslinie nach Mezières sichern sollte. Nach der Kapitulation von Sedan gab D., mit eingeschlossen in die Kapitulation, sein Ehrenwort, sich in Pont à Mousson zu stellen, wofür ihm, gleich anderen höheren Officieren, gestattet ward, sich auf eigene Hand dorthin zu begeben. In Pont à Mousson angekommen, entfloh er jedoch, indem er, den Buchstaben seines Ehrenworts befolgend, mit der Reise nach Pont à Mousson der Ehre genug gethan zu haben behauptete. Diese Auffassung ward nachher vom General Trochu öffentlich gebilligt. D. begab sich nach Paris und erhielt dort das Oberkommando der zu Ausfällen bestimmten, aus regulären Truppen und Mobilgarden gebildeten zweiten Armee. Während der Belagerung that er sich vielfach durch theatralische Phrasen hervor, war namentlich an dem großen Ausfall 30. Nov. bis 2. Dec. 1870 bei Champigny betheiligt, zog sich aber wieder nach Paris zurück, obwohl er geschworen hatte, durchzubrechen oder zu fallen. Bei dem Ausfall vom 9. Jan. 1871 sollte D. Buzenval angreifen, verspätete sich jedoch um drei Stunden und brachte dadurch den Ausfall noch früher zum Scheitern, als erwartet wurde. Nach der Kapitulation von Paris wurde er in die Nationalversammlung gewählt, erhielt auch ein Kommando unter der Thiers'schen Regierung. Die Angriffe der Presse gegen ihn, seine Zänkereien mit anderen Generälen und seine Reden machten ihn jedoch bald unmöglich in der Armee, so daß er noch vor den Kämpfen mit der Kommune seinen Abschied nahm. Unter der Regierung von Thiers erhielt er aber wieder ein Kommando in Bourges, und bei der neuen Armeeeintheilung von 1873 übernahm er das Kommando des 8. Korps mit dem Sitz in Bourges. Im November 1873 legte er seine Stelle als Mitglied der Nationalversammlung nieder.

Ducrotay de Blainville (spr. dükrotä d' blängwil), Henri Marie, franz. Zoolog und Anatom, geb. 12. Sept. 1778 zu Arques bei Dieppe, studirte in Paris Medicin und Naturwissenschaften, ward hier 1812 Professeur-adjoint der vergleichenden Zoologie, Anatomie und Physiologie an der Universität und zugleich Professor der Naturgeschichte am Athenäum und 1832 Professor der vergleichenden Anatomie am Museum der Naturgeschichte. Er starb 1. Mai 1850 auf einer Reise von Paris nach Rouen. Er war seit 1825 Mitglied des Instituts. Von seinen größeren Arbeiten sind zu nennen: »Faune française« (Par. 1821—30, 90 Lief.), »De l'organisation des animaux« (Bd. 1, Par. u. Straßb. 1822); »Manuel de malacologie et de conchyliologie« (Straßb. 1825—27); »Cours de physiologie générale et comparée« (das. 1833, 3 Bde.); »Manuel d'actinologie et de zoophytologie« (Par. 1834—37, mit 100 Tafeln); »Ostéographie« (das. 1839—64, 4 Bde.). Von seinen Monographien sind die über Ornithorhynchus und Echidna (Par. 1812), Hirudo (das. 1827) und die Belemniten (Straßb. 1827) die bedeutendsten. Von 1817—25 redigirte er das »Journal de physique«.

Ductus (lat.), Führung, Leitung; Art und Weise der Schriftzüge, Schreibmanier; in der Anatomie s. v. w. Gang. D. choledochus, Gallengang; d. pancreaticus, Gekrös-, Drüsengang.

Duda (Dutka, Dudotka, Schweran), ein uraltes russ. Holzblasinstrument, das wie die Doppelflöte der Alten aus zwei meist ungleich langen Rohrpfeifen mit je drei Tonlöchern besteht, die durch ein einziges Mundstück verbunden sind. Jetzt findet sich dasselbe noch bei Landleuten in Hochrußland und Sibirien.

Du Deffand (spr. dü deffang), Marie de Vichy-Chambord, Marquise, geistreiche franz. Salondame, Freundin und Beschützerin schriftstellernder Talente, wurde um 1697, wahrscheinlich zu Paris, geboren und verlebte, gemäß der damals unter der vornehmen Welt herrschenden Sitte, eine ziemlich unregelmäßige,

abenteuerliche Jugend. Eine Konvenienzheirath, welche sie mit dem Marquis du Deffand schloß, wurde nicht lange nachher mit gegenseitiger Einwilligung getrennt, und die junge Frau, ihrer wieder gewonnenen Freiheit froh, voller Lebenslust, warf sich im Geleite vornehmer Freundinnen von neuem in den Strudel der Vergnügungen, von denen sie erst 1730 Abschied nahm. Sie gehörte zu den »galanten Schäferinnen« der Regentschaft, war selbst eine Zeitlang die Mätresse des Regenten, stand in intimen Beziehungen zu dem Präsidenten Hénault und zu Pont-de-Veyle, und jetzt, nachdem sie sich zurückgezogen, mit dem Ruf eines außergewöhnlichen Geistes, im Besitz eines zwar nur mittelmäßigen Vermögens, aber reicher, vielvermögender Freunde, führte sie nicht nur ein sehr regelmäßiges Leben, sondern stellte den Verstand mit solcher Schärfe als das Princip ihres Lebens hin, als ob niemals eine Leidenschaft ihr Herz oder ihren Sinn auch nur flüchtig berührt hätte. Ihr Salon war von den ersten Celebritäten besucht, trotzdem oder gerade weil jeder wußte, daß ihr Mund oder ihre Feder ihn einmal streifen werde. Selbst Voltaire suchte sie auf, weil er es für gefährlich hielt, sie zu ignoriren. In ihrem 56. Jahr erblindet, zog sie sich aus ihrem zwar einfachen, aber durch seine leckeren Gastmähler und die ausgewählte Gesellschaft, die es beherbergte, berühmt gewordenen Haus an der Rue de Beaune nach dem Kloster St. Joseph an der Rue St. Dominique zurück, wo sie zwar ihre Empfangsabende fortsetzte, allein im Interesse ihrer Freunde und Besucher bald durch ihre geistreiche und liebenswürdige Vorleserin, Fräulein Lespinasse, verdrängt wurde. Nachdem sie letztere, von Eifersucht gestachelt, verabschiedet hatte, blieb sie fortan vereinsamt. Doch fiel in ihre letzten Jahre noch ein warmer Sonnenstrahl: ihr Verhältnis zu Horace Walpole (dem Sohn des berühmten englischen Ministers Robert Walpole), welcher die 70jährige Frau 1765 zu Paris kennen gelernt hatte. Ihre Briefe an ihn, welche sie mit Unterbrechungen bis kurz vor ihrem Tode fortsetzte (Lond. 1810, 4 Bde.), athmen wahre Leidenschaft der Liebe, einer Liebe, welche bei dem für egoistisch verschrieenen Charakter der Marquise psychologisch merkwürdig ist. Sie starb 24. Sept. 1780. Ihren Briefwechsel (zuerst 1809) gaben neuerlich Lescure (»Correspondance complète de la Marquise du D.«, Par. 1865) und Sainte-Aulaire (»Correspondance complète avec la duchesse de Choiseul, l'abbé Barthélemy et M. Craufurt«, das. 1865, 2. Aufl. 1867, 3 Bde.) heraus.

Dudelsack, s. Sackpfeife.

Duderhof'sche Berge (Dudorowskija Gori), Flötzgebirge im russ. Gouvernement Petersburg, erfüllt einen großen Theil des Kreises Peterhof und hat in der Nähe von Zarskoje Selo eine 116 Meter hohe Erhebung. Es besteht aus Thon-, Sand- und Kalkschichten, Eisensteinen und Thon und wird seiner Aussicht wegen von Petersburg aus häufig besucht. Viele Petersburger haben hier ihre Villa's (Datschen). Auf dem Gipfel steht eine schöne finnische Kirche.

Duderstadt, Stadt in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis Osterode, auf dem Eichsfeld und an der Hahle, in einem fruchtbaren Thal (ehemals Goldene Mark genannt), hat eine evangelische und eine kathol. Kirche (beides schöne Bauwerke aus dem Mittelalter), ein Progymnasium, Ursulinerinnenkloster, alterthümliches Rathhaus, eine Mariensäule (1711 errichtet), Fabriken für Baumwollwaaren und andere Zeuge, Verfertigung von Pianino's, etwas Tabak- und Hopfenbau, besuchte Pferdemärkte, Handel mit Rohtabak und Singvögeln und (1871) 4136 Einw. (darunter 1305 Evangelische). D. war 929 eine kaiserliche Villa, kam 974 an das Stift Quedlinburg, nach 1334 aus den Händen der Welfen an das Erzstift Mainz und erfreute sich im Mittelalter als Glied der Hansa eines großen Wohlstandes, von dem noch die Börsenstraße und die Börse zeugen. Mit dem Eichsfeld fiel D., in dem trotz der kirchlichen Reaktion der Mainzer Erzbischöfe sich eine evangelische Gemeinde erhalten hatte, 1803 an Preußen. Darauf kam es 1807 an das Königreich Westfalen und 1815 an Hannover, mit dem es 1866 abermals an Preußen überging.

Dudevant (spr. düd'wäng), Aurore, s. Sand (Georges).

Dudik, Beda Franciscus, mährischer Historiker, geb. 29. Jan. 1815 zu Kojetin in Mähren, widmete sich dem geistlichen Stand und trat in den Benediktinerorden, wirkte 1840—54 als Lehrer der klassischen Sprachen, dann der Geschichte zu Brünn, machte im Auftrag der Stände Mährens 1852 eine archivalische Forschungsreise nach Schweden und dann nach Rom, war 1853—59 mit der Anlegung eines Centralarchivs des Deutschen Ordens in Wien beschäftigt, außerdem Docent des historischen Quellenstudiums zu Brünn. 1859 zum mährischen Landeshistoriographen ernannt, erwarb sich D. um die Ordnung und Ausbeutung der bisher arg vernachlässigten österreichischen Staatsarchive, namentlich Galiziens, großes Verdienst und war erfolgreich thätig in der Erforschung der mährischen Geschichte. 1866 als Berichterstatter dem Hauptquartier des Erzherzogs Albrecht in Italien beigegeben, leitete er nach der Schlacht bei Lissa die eilige Ueberführung der Oesterreichs Rechtsverhältnisse betreffenden Archivalien aus dem venetianischen Centralarchiv zunächst nach Graz. 1869 begleitete er den Kaiser von Oesterreich auf seiner Orientreise als Reisekaplan und Historiograph. Er ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien und mehrerer gelehrten Gesellschaften. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Schriften der Wiener Akademie sind als seine Hauptwerke zu nennen: »Mährens gegenwärtige Zustände vom Standpunkte der Statistik« (Brünn 1844, 4 Hefte); »Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte« (das. 1852); »Iter Romanum« (Wien 1855, 2 Bde.); »Waldsteins Korrespondenz« (das. 1865—66); »Des Herzogthums Troppau ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren« (das. 1857); »Waldstein, von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armeeoberkommando's« (das. 1858); »Münzen des Deutschen Ritterordens« (das. 1858, ein Prachtwerk mit zahlreichen Kupfertafeln); »Archive im Königreich Galizien und Lodomerien« (das. 1867); »Kleinodien des Deutschen Ritterordens« (Prachtwerk, nur in 100 Exemplaren gedruckt); »Erinnerungen aus dem Feldzug in Italien 1866« (das. 1867); »Kaiserreise nach dem Orient« (das. 1870); »Mährens allgemeine Geschichte« (Brünn 1860—71, Bd. 1—5).

Dudley (spr. döddli), Stadt in der engl. Grafschaft Worcester, in einer Parcelle nordwestlich von Birmingham, am Dudleykanal, dessen Zweige in den Stourbridge- und den Birminghamkanal führen, hat 14 Kirchen, eine in Ruinen liegende Priorei (1161 gestiftet), ein Rathhaus, eine Kunstschule, ein Handwerkerinstitut, ein Versorgungshaus (Guest's Hospital) und (1871) 43,782 Einw. In einer an Kohlen

und Eisen reichen Gegend liegend, ist D. ein Hauptsitz der englischen Eisenindustrie, wo hauptsächlich Eisen geschmolzen sowie Nägel und viele andere Eisengeräthe, auch Flintglas gefertigt werden. Ein weites Kohlenfeld in der Umgegend steht schon seit Jahren in Brand. Die geognostischen Verhältnisse sind hier auf höchst interessante Weise aufgeschlossen. In der Umgegend sind bedeutende Ziegelbrennereien und Cementwerke. Ueber der Stadt die Ruine Dudley-Castle aus der Zeit Heinrichs II.

Dudley (spr. döddli), engl. Familie, deren Namen um 1320 von der Familie Sommerie auf die Sutton und von diesen 1643 auf die Ward überging. Die bemerkenswerthesten Träger dieses Namens sind:

1) Edmund, Minister unter Heinrich VII., war 1497 als Baron der Schatzkammer unerschöpflich in Auffindung von Mitteln, Geld zu erpressen. Deshalb nach Heinrichs Tod angeklagt, ward er, beladen mit dem Haß der Nation, 18. Aug. 1510 zu Towerhill enthauptet.

2) John, Sohn des vorigen, geb. 1502, ererbte 1541 von seiner Mutter den Titel eines Viscount Lisle in Berkshire, ward 1543 Kommandant in dem neu eroberten Boulogne, 1545 Großadmiral der Flotte im Kanal und durch Heinrichs VIII. Testament zu einem der 16 Exekutoren bestimmt, welche während Eduards VI. Minderjährigkeit die Regentschaft führen sollten. Durch Eduards Gunst zum Grafen von Warwick, Oberkammerherrn, Oberhofmeister und 1551 zum Herzog von Northumberland erhoben, brachte er seinen Nebenbuhler, den Herzog von Somerset, auf das Blutgerüst (1552) und erwarb bedeutende Besitzungen als Kronlehen. Er besetzte die ersten Hofämter mit seinen Verwandten und Kreaturen und verheirathete seinen vierten Sohn, Guilford, mit Lady Johanna Grey, der Enkelin von Heinrichs VIII. Schwester Maria; ja, er brachte es dahin, daß der sterbende König die Bestimmung traf, daß Johanna Grey mit Uebergehung der Prinzessinnen Maria und Elisabeth nach seinem Tode den Thron besteigen sollte. Er ließ daher nach dem Tod Eduards Johanna Grey zur Königin ausrufen, wurde aber von den Anhängern der Maria gefangen genommen und 22. Aug. 1553 hingerichtet. Von seinen Söhnen fielen zwei im Kriege gegen Frankreich; der dritte, Ambrose, stieg unter Elisabeth zu hohen Ehren; der vierte, Robert, war der berüchtigte Graf von Leicester (s. d.); der fünfte, Guilford, der Gemahl der Johanna Grey, ward mit dieser 12. Febr. 1554 enthauptet.

3) Robert, Sohn des Grafen von Leicester und der Lady Sheffield, mit der sich jener heimlich vermählt hatte, geb. 1573 zu Sheen in der Grafschaft Surrey, erhielt, obgleich von seinem Vater nie als legitim anerkannt, nach dessen Tode 1588 Kenilworth und andere Besitzungen desselben. Da aber die Legitimität seiner Geburt bezweifelt wurde, siedelte er nach Italien über, worauf seine Güter von Jakob I. eingezogen wurden. Von Kaiser Ferdinand II. durch den Herzogstitel ausgezeichnet und später von Papst Urban VIII. unter die Zahl der römischen Edlen aufgenommen, hielt sich D. meist am Hofe Cosimo's II. zu Florenz auf. Er machte sich um die Stadt Livorno verdient, indem er durch Herbeiziehung englischer Kaufleute ihren Handel hob, einen Molo errichten ließ und ihre Erklärung zum Freihafen bewirkte. D. starb 1670. Er beschäftigte sich eifrig mit Nautik, Physik und Baukunst und schrieb unter anderem: »Arcano del mare« (Flor. 1630, 3. Aufl. 1661, 6 Bde.).

4) John William, Viscount D. und Ward, Staatsmann und Gelehrter, geb. 9. Aug. 1781, ward 1802 Mitglied des Unterhauses, wo er sich als einer der bedeutendsten Führer der liberalkonservativen Partei hervorthat, 1823 nach dem Tode seines Vaters Mitglied des Oberhauses und 1827 Graf von D. Bei der Bildung des Canningschen Ministeriums 30. April 1827 erhielt er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, doch trat er 1828 bei Wellingtons Eintritt in das Kabinet ins Privatleben zurück. Er starb 6. März 1833 zu Norwood, und mit ihm erlosch der Name D. Sein excentrisches Wesen ging zuletzt in förmliche Geisteszerrüttung über. In Bulwers Roman »Pelham« ist er als Lord Vincent gezeichnet. Seine Korrespondenz mit dem Bischof von Llandaff (Lond. 1840) ist wichtig für die Zeitgeschichte.

Dudu, Vogel, s. Dronte.

Dudweiler, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Trier, Kreis Saarbrücken, am Sulzbach, an der Saarbrückener Staatsbahn und im Saarbrückener Steinkohlengebirge, hat ein Eisenwerk, eine bedeutende Steinkohlengrube (»Jägersfreude«), die jährlich 8 Mill. Ctr. Steinkohlen fördert, Fabrikation von feuerfesten Steinen und (1871) 8920 Einw. (darunter 4000 Evangelische). In der Nähe brennt seit mehr als 200 Jahren ein Steinkohlenflötz.

Duo (ital.), zwei; d. volte, zweimal; a d. voci (wótschi), für zwei Stimmen, zweistimmig.

Dübel (Dollen), ein gewöhnlich viereckiges, nach einer Seite etwas dickeres Stückchen Holz, welches man mit dem stärkern Ende in eine zu diesem Zweck in einer Mauer gemachte Vertiefung eintreibt (dübelt), um Eisenwerk, Schrauben, Nägel 2c. darin befestigen zu können; auch ein viereckiger eiserner, an den Kanten gewöhnlich aufgehauener Bolzen, welcher, mit diesen Widerhaken versehen, in zwei Steine eingelassen und mit Blei vergossen, zur festern Verbindung von Steinen unter einander dient; bei Verstärkung von hölzernen Trägern prismatische oder schwach keilförmige eichene Holzstücke, welche in die hölzernen Halbnuthen je zweier aufeinander gelegten Balken eingelassen werden, um ihre Verschiebung zu verhindern, worauf man diese Balken durch eiserne Schrauben fest aufeinander preßt (verdübelte Träger); bei Verbindung der verzahnten gesprengten Träger eine Vorrichtung, wodurch deren Zähne zur Verstärkung ihrer Spannung fester aufeinander gekeilt werden, entweder aus schlanken Keilen oder auch aus schwalbenschwanzförmigen Eisen bestehend, welche in die zwischen die Zähne gebrachten hölzernen Keile eingetrieben werden; bei Verbindung der Balken mit ihren Unterlagen (Mauerlatten) kurze, cylindrische, gewöhnlich eichene Holzstückchen, welche in den einen Balken eingeschlagen und dann in entsprechende Vertiefungen des andern eingetrieben werden (Verdollung).

Düben, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Bitterfeld, an der Mulde, hat ein altes Schloß, eine Kirche, Cigarrenfabrikation und (1871) mit Einschluß des Militärs (Artillerie) 3683 fast nur evangel. Einwohner. Dabei liegt die Dübener Heide (Tornauer Heide), eine 15—18 Kilom. lange und ebenso breite, vorzugsweise flache, aber auch mit Hügeln (Wurzelberg, 181 Meter hoch) versehene Landstrecke, die mit Nadel- und Laubholz bedeckt ist und zum Theil Leipzig mit Nutz- und Brennholz versorgt. D. wird bereits im 10. Jahrh. erwähnt. Das Schloß, einst der Sitz von Burggrafen, ward

1117 vom Grafen Wiprecht von Groitzsch erobert. Am 4. Sept. 1631 schlossen hier der König Gustav Adolf von Schweden und der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen das Bündnis gegen den Kaiser und die Liga ab. Im Siebenjährigen Krieg überfielen daselbst 29. Okt. 1759 die Preußen unter Fink und Wunsch das Ahrenberg'sche Korps und nöthigten es zum schleunigsten Rückzug. In D. verweilte Napoleon I. auf seinem Rückzug von Dresden vom 10.—14. Okt. 1813 in der Absicht, die schlesische Armee unter Blücher, die sich vor ihm über die Saale zurückzog, zu einer Schlacht zu nöthigen. Nach Vereitelung dieses Plans führte der Kaiser seine Armee nach Leipzig.

Dübner, Johann Friedrich, Philolog und Kritiker, geb. 21. Dec. 1802 zu Hörselgau im Gothaischen, studirte zu Göttingen Philologie und Philosophie und war 1826—31 Professor am Gymnasium zu Gotha, wo er seine für die Wort- und Textkritik bahnbrechende Ausgabe des Justin (Leipz. 1831) veröffentlichte. Im Jahr 1832 folgte er einer Einladung Didots nach Paris, um hier an der neuen Ausgabe des »Thesaurus« von Stephanus zu arbeiten. Als die Redaktion desselben an Dindorf übergegangen war, leitete D. die Didot'sche »Bibliotheca Graeca«, in welcher die Ausgaben von Plutarchs »Moralia«, von Arrian, Maximos Tyrios, Himerios, die Scholien zu Aristophanes, Theokrit u. a. und die griechische Anthologie von D. herrühren. Auch an den Pariser Ausgaben des Chrysostomos und Augustin hat er wesentlichen Antheil. Von Dübners kleineren Schriften sind besonders gehaltreiche Aufsätze in der »Revue de philologie« (1845—47) zu erwähnen. D. starb 13. Okt. 1867 zu Montreuil sur Bois bei Paris. Vgl. Godefroy, Notice sur Fr. D. (Par. 1867).

Ducdalben, s. Duc d'Alben.

Dücker, Eugen, Landschaftsmaler, geb. 1841 zu Arensburg auf der Insel Oesel in Livland, besuchte die Kunstakademie von St. Petersburg und erhielt dort zwei silberne und zwei goldene Medaillen und mit der letzten das große sechsjährige Reisestipendium, welches ihn 1863 ins Ausland führte. Er bereiste nun die verschiedensten Gegenden und lebt gegenwärtig in Düsseldorf. 1872 erhielt er vom Kaiser von Rußland den Professortitel und von der Akademie von St. Petersburg die Ernennung zum Ehrenmitglied. Im Oktober 1814 wurde er Lehrer der Landschaftsmalerei an der Düsseldorfer Akademie und erhielt gleichzeitig den preußischen Professortitel. D. wählt in ganz realistischer Weise einfache Motive, häufig Strandpartien, die er breit, anspruchslos und mit außerordentlicher Naturwahrheit behandelt. Seine Färbung ist überaus leuchtend und hell und seine Zeichnung ebenso vortrefflich. Er ist von großem Einfluß auf die Entwickelung der Düsseldorfer Landschaftsmalerei gewesen und hat auch als Lehrer erfolgreich gewirkt. Die meisten seiner Gemälde befinden sich in Rußland, im Besitz der Kaiserfamilie oder der Gallerien.

Düffel (Sibirienne), tuchartiges Gewebe, wird glatt oder geköpert gewebt und erhält durch eine besondere Appretur eine glänzende Oberfläche. Der ungeköperte D. wird auch unter dem Namen Berg-op-Zoom verkauft. Von geköpertem Fries unterscheidet sich D. nur durch dickeres Gespinst, festere Walke und etwas kürzer geschorenes Haar. Auch mit Biber und Kalmuck ist D. nahe verwandt.

Duegna (spr. du-ennja), s. Duenna.

Dühring, Eugen Karl, Philosoph und nationalökonomischer Schriftsteller, geb. 12. Jan. 1833 zu Berlin, studirte daselbst 1853—56 die Rechte, durchlief hierauf die juristische Praxis, verließ dieselbe aber infolge eines Augenleidens, das später zu gänzlicher Erblindung führte, und wandte sich den philosophischen und exakten Wissenschaften zu. Nach Erlangung der philosophischen Doktorwürde (1861) mit der Dissertation: »De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica« (Berl. 1874) habilitirte er sich 1864 an der Berliner Universität als Privatdocent für Philosophie und Nationalökonomie, in welcher Stellung er ohne jede Beförderung verblieb. Er veröffentlichte eine Reihe volkswirtschaftlicher und kritisch-philosophischer Schriften, in denen er die Nationalökonomie durch Verbindung mit den exakten Naturwissenschaften zu fördern suchte und als der bedeutendste der wenigen deutschen Anhänger des Amerikaners H. C. Carey erscheint. Wir nennen von ihm: »Carey's Umwälzung der Volkswirtschaftslehre und Socialwissenschaft« (Münch. 1865); »Natürliche Dialektik« (Berl. 1865); »Kapital und Arbeit« (das. 1865); »Der Werth des Lebens, eine philosophische Betrachtung« (das. 1865); »Kritische Grundlegung der Volkwirtschaftslehre« (das. 1866); »Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie« (Bresl. 1867); »Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart« (Berl. 1869, 2. Aufl. 1873); »Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus« (das. 1871, 2. Aufl. 1874); »Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik« (das. 1873), welche Arbeit dem Verfasser von der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen den ersten Preis der Beneke-Stiftung unter den anerkennendsten Ausdrücken eintrug; »Kursus der National- und Socialökonomie einschließlich der Hauptpunkte der Finanzpolitik« (das. 1873); »Kursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung« (Leipz. 1875). Im Jahr 1866 verfaßte D. zum Gebrauch des preußischen Staatsministeriums eine Denkschrift über die sociale Frage, deren unbefugte Veröffentlichung durch den Ministerialrath H. Wagener unter dessen Namen (Leipz. 1867) einen Aufsehen erregenden Proceß veranlaßte, der in den beiden höchsten Instanzen zu Dührings Gunsten entschieden wurde. Auf das erstinstanzliche Urtheil bezieht sich seine Schrift: »Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das preußische Staatsministerium« (Berl. 1868). Sein neuester Konflikt mit dem Professor der Nationalökonomie an der Berliner Universität, Adolf Wagner, hat sich zu einer Principienfrage für das Institut der Privatdocenten zugespitzt.

Dülken, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, an der Strecke Gladbach-Venloo der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, ein aufblühender Ort und ein Mittelpunkt der linksrheinischen Industrie des Regierungsbezirks, hat ein Friedensgericht, eine höhere Bürgerschule, eine evangelische und 2 kathol. Kirchen (darunter eine neue im reinsten gothischen Stil mit prächtigem Chor), eine Flachs- und eine Baumwollspinnerei, zahlreiche Sammetzeug- und Sammetbandfabriken, Zwirnereien, Fabriken für Wollwaaren, Seidenband, Stahlstäbe für die Sammetweberei, mechanische Webstühle, zwei Eisengießereien und (1871) 5842 Einw. (432 Evangelische und 88 Juden). D. wird schon 1135

erwähnt und ist seit 1390 Stadt. Die Landgemeinde D. (mit 3540 Einw.) ist durch ihren starken Flachsbau bekannt. Vgl. Norrenberg, Chronik der Stadt D. (Viersen 1874).

Duell (Zweikampf, lat. certamen singulare, duellum), im allgemeinen ein Kampf zwischen nur zwei Personen, im engern Sinn der zwischen zwei Personen nach gewissen herkömmlichen Regeln verabredete Kampf mit gleichen Waffen, um dadurch für eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung eigenmächtig Genugthuung zu nehmen oder zu geben. Man unterscheidet D. in engster Bedeutung (duellum praemeditatum), nach geschehener Verabredung, Rencontre (duellum subitaneum), auf der Stelle mit beiderseitiger Zustimmung, und Attake (Ueberfall), zwar auf der Stelle, doch so, daß der eine Theil vom andern mit Waffen angegriffen und zur Vertheidigung aufgefordert wird. Derjenige der beiden Duellanten, welcher dem andern das D. anträgt oder antragen läßt, ihn herausfordert oder herausfordern läßt, heißt der Ausforderer (Provokant); derjenige, der zum D. aufgefordert wird, der Geforderte (Provokat). Nebenpersonen sind: die beiden Sekundanten, welche von dem Augenblick der Beleidigung an bis zur Beendigung des Duells die Vermittler zwischen beiden Gegnern machen, die Wahl und Gleichheit der Waffen, Zeit und Ort des Duells verabreden, auf dem Kampfplatze selbst den Raum, auf welchem gekämpft werden soll (Mensur), bestimmen und darauf sehen, daß das D. in der gehörigen Weise vollzogen werde. Dazu kommen noch beim Studentenduell der Kartellträger, welcher die Ausforderung bewirkt, die Zeugen, welche die Waffen vor Beginn des Duells und zwischen den einzelnen Gängen halten und in den gehörigen Stand setzen, auch das Sitzen eines Hiebs oder Stoßes, oder das Geschehen eines Nachstoßes bezeugen müssen u. dgl., und der Schiedszeuge oder Unparteiische, welcher dabei über Fragen und Streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. Ein Arzt ist gewöhnlich anwesend, um die nöthige ärztliche Hülfe zu leisten. Das D. auf den Hieb geschieht bei Studenten mit Schlägern oder Säbeln, bei Officieren mit der bei ihrer Truppe üblichen Waffe. Die Sekundanten stehen dabei zur linken Seite ihrer Freunde und sind mit Degen oder Rapieren versehen, mit denen sie nach manchen Duellherkommen gefährliche Hiebe nach der linken Seite des Freundes pariren können. Das D. auf den Stich erfolgt in der Regel mit dreischneidigem Stoßdegen, bei geschärftem Grad mit sogen. Pariſiens mit kleineren Stichblättern. Der Sekundant steht dabei an der linken Seite des Gegners und ist nur mit einem Stock versehen, um, wenn er seinen Freund in Nachtheil sieht, gefährliche Stiche von ihm abzuwenden. Das D. auf den Schuß geschieht mit Pistolen und entweder a tempo, d. h. so, daß die Duellanten, auf der gewöhnlich 15 Schritte betragenden Mensur stehend, nach dem Kommando eines der Sekundanten gleichzeitig schießen, oder nach Ziel, wobei der Geforderte den ersten Schuß hat, dann aber einige Minuten auf der Mensur so lange bleiben muß, bis der andere geschossen hat. Beim »Schießen über den Mantel oder das Tuch« wird die Mensur durch die gegenüber stehenden Zipfel eines Mantels oder Tuchs bestimmt. Die Barrièren beim Schießen über den Mantel oder das Tuch (Schießen mit Avanciren) werden so gemacht, daß, wenn jeder Duellant an der seinigen steht, beide fünf Schritte von einander entfernt sind. Beim D. mit Pistolen sehen die Sekundanten darauf, daß ordentlich geladen wird; zum Schießen kommandirt der Sekundant des Beleidigten durch ein Zeichen oder durch Worte. Beim »Schießen aus dem Sacke« sind beide Pistolen in einem Sacke, jedoch nur eine geladen. Der Fordernde zieht eine davon heraus, und beide drücken zugleich los. Das sogen. amerikanische D., welches in neuerer Zeit aufgekommen ist, besteht darin, daß die beiden Gegner durch das Loos bestimmen, wem von ihnen die Ehrenverpflichtung zufällt, sich binnen einer bestimmten Frist selbst todtzuschießen. Es gehört also streng genommen nicht eigentlich zum Zweikampf, obgleich es D. genannt wird. Im allgemeinen bestimmt gewöhnlich der Fordernde die Waffe, muß aber auch gefährlichere Waffen annehmen. Nach dem D. hat der Fordernde zu bestimmen, ob seine Ehre gesühnt sei und das D. aufhören soll (Satisfaktion nehmen). Sind bei Studentenduellen 12 (oder auch 24) Gänge gemacht, so ist das D. zu Ende; doch endet auf manchen Universitäten eine gültige Wunde stets das D. Nach Beendigung des neunten Ganges kann auch, ohne daß eine Verwundung vorgefallen ist, Satisfaktion genommen werden.

Das D. war schon dem Alterthum nicht fremd. Es treten uns viele Beispiele entgegen, wo langwierige Kriege, entscheidungslos hin- und herschwankende Schlachten ꝛc. durch ein Einzelgefecht der Feldherren beendet wurden. Von einem D. im heutigen Sinn, d. h. als Mittel, eine Privatbeleidigung oder Ehrenverletzung auszugleichen, wußten aber die alten Völker nichts. Als solches war das D. nur bei den Skandinaviern bekannt und verbreitete sich vom Norden aus früh nach Deutschland, Frankreich und dem übrigen Europa. Daher mußte schon nach dem altdeutschen Fehderecht jeder, der eine Rechtsverletzung erlitten, sich mit dem Schwert in der Hand Genugthuung verschaffen, und wenn auch später an Stelle des Fehderechts die Kompositionen und Wehrgelder traten, so konnten doch manche Eingriffe in fremde Rechtssphäre gar nicht anders gesühnt werden als durch das D. Freilich zeigte der mittelalterliche Zweikampf noch nicht sogleich alle ausgebildeten Formen des spätern Duells, die sich erst in Spanien entwickelten; aber den Ordalien, Fehden, Rencontres lag bereits das Princip zu Grunde, sich eine persönliche Genugthuung für eine erlittene Rechtsverletzung zu verschaffen. Was die juristische Beurtheilung des Duells betrifft, so enthalten das römische Recht und die peinliche Gerichtsordnung keine Strafbestimmungen gegen dasselbe, der Code pénal schweigt ebenfalls darüber; ein unterm 30. Juli und 19. Sept. 1668 erstattetes (am 22. Sept. kaiserlich bestätigtes) Rechtsgutachten kam nicht zur Publikation, die Bestimmung des Koncils von Trient (Decr. de reform., Cap. 19) gelangte zu keiner praktischen Geltung, und so hing die Strafbarkeit des Duells von den Anordnungen der einzelnen älteren und neueren Strafgesetzbücher ab, welche von zum Theil ganz entgegengesetzten Anschauungen ausgehen. Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich stellt den Zweikampf zwischen die Vergehen wider die Ehre und die Verbrechen und Vergehen gegen das Leben. Es unterscheidet zwischen einfachem und schwerem D. Das einfache (regelrechte) D. ist mit Beginn des Kampfs vollendet und wird ohne Rücksicht auf einen Erfolg mit Festungshaft von drei Monaten bis zu fünf Jahren bedroht. Eine bei regelrechtem D. zugefügte Körperverletzung wird

nicht besonders bestraft; die Tödtung des Gegners wird mit Festungshaft nicht unter drei, beziehungsweise nicht unter zwei Jahren bedroht, je nachdem vereinbart war oder nicht, daß das D. den Tod des einen von beiden herbeiführen solle. Beim schweren D. kann die vereinbarte Strafe um die Hälfte, jedoch nicht über zehn Jahre erhöht werden, wenn das D. ohne Sekundanten stattgefunden hat. Wenn die Tödtung oder eine Körperverletzung mittels vorsätzlicher Uebertretung der vereinbarten oder hergebrachten Kampfregeln bewirkt worden ist, so greifen die allgemeinen Vorschriften über das Verbrechen der Tödtung oder Körperverletzung ein. Hinsichtlich der mitwirkenden Personen gelten zwar die allgemeinen Bestimmungen über Mitthäter, Anstifter und Gehülfen; es sind jedoch die Sekundanten, die zugezogenen Zeugen, Aerzte und Wundärzte straflos, ebenso die Kartellträger, wenn sie ernstlich bemüht waren, den Zweikampf zu verhindern. Wer aber einen andern zum Zweikampf mit einem Dritten absichtlich, insonderheit durch Bezeugung oder Androhung von Verachtung anreizt, wird, falls das D. stattgefunden hat, mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft. Auch Vorbereitungshandlungen sind strafbar: es ist nämlich die Herausforderung zum D. mit tödtlichen Waffen sowie die Annahme einer solchen Herausforderung mit Festungshaft bis zu sechs Monaten bedroht, welche bis zu drei Jahren steigen kann, wenn bei der Herausforderung die Absicht, daß einer von beiden Theilen das Leben verlieren soll, entweder ausgesprochen ist, oder aus der gewählten Art des Duells erhellt. Die Kartellträger, sofern sie nicht, wie oben erwähnt, bemüht waren, das D. zu verhindern, werden mit Festung bis zu sechs Monaten bestraft. Wird das D. vor Beginn freiwillig aufgegeben, so fällt die Strafe der Herausforderung, der Annahme derselben und die der Kartellträger weg. Ueber die Frage, ob das sogen. amerikanische D. überhaupt und nach welchen Grundsätzen es strafbar sei, sind die Ansichten sehr verschieden. Vgl. z. B. Lüder, in Goltdammers »Archiv«, Bd. 26; über D. überhaupt Gneist, Der Zweikampf und die germanische Ehre (Berl. 1848); Hälschner, Ueber das D. (Elberf. 1868).

Duelliren, im Zweikampf kämpfen, sich schlagen; Duellánt, einer, der sich in einen Zweikampf einläßt.

Dülmen, alte Stadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Koesfeld, an der Venloo-Hamburger und Dortmund-Enscheder Eisenbahn, hat ein Residenzschloß des Herzogs von Croy, eine katholische und eine evangel. Kirche, ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, Krankenhaus, zwei Waisenhäuser, eine mechanische Leinweberei, Dampfmühlen zu Oel, Mehl und Bretern und (1871) 3776 Einw. (96 Evangelische und 104 Juden). Zu D. gehört die »Prinz-Rudolf-Eisenhütte« für Maschinen und Eisengußwaaren; in der Nähe findet Raseneisensteingräberei statt.

Dümichen, Johannes, verdienstvoller Aegyptolog, geb. 15. Okt. 1833 zu Weißholz bei Groß-Glogau in Schlesien als Sohn eines evangelischen Geistlichen, besuchte das Gymnasium zu Glogau und studirte 1852—55 zu Berlin und Breslau Theologie und Philologie. Nach glücklich bestandenem theologischen Examen kam der junge Kandidat als Erzieher in das Haus des reichen und um die Industrie Schlesiens sehr verdienten Geheimen Raths v. Kulmitz und faßte hier den Entschluß, sich ganz und gar archäologischen und zwar speciell ägyptischen Studien zu widmen. Alle Gegenvorstellungen des Vaters blieben erfolglos; D. verließ seine Stelle, um in Berlin (1859—62) unter Lepsius' und Brugsch' specieller Leitung aufs eingehendste sich mit ägyptischer Sprache und Archäologie zu beschäftigen. Im Oktober 1862 unternahm er, aufs beste vorbereitet, seine erste ägyptische Reise, welche er bis nach Nubien und einem Theil des Sudân bis hinauf zu den Steppen am Atbara und Bahr el Azrak ausdehnte. Erst im Oktober 1865 mit einer reichen Ausbeute von Kopien bis dahin unbekannter Inschriften und Monumente, durch deren Veröffentlichung die ägyptische Alterthumskunde wesentlich gefördert wurde, zurückgekehrt, trat D. 1868, diesmal auf besondern Anlaß des Königs von Preußen, seine zweite Reise nach dem Nilthal an; diese wurde besonders fruchtbar durch Mitwirkung der ihm zur Verfügung gestellten photographischen Abtheilung der Sonnenfinsternisexpedition. Es folgten ihr noch eine dritte und vierte Reise (1869) bei Gelegenheit der Einweihung des Suezkanals, nach welcher D. sich dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm als Reisebegleiter und Exeget durch Aegypten und einen Theil von Nubien anschloß. Während des deutsch-französischen Kriegs befand sich D. in Frankreich; 1872 wurde er als Professor der Aegyptologie an die Universität zu Straßburg berufen. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er niedergelegt in folgenden Schriften: »Bauurkunde des Tempels von Dendera« (Leipz. 1865); »Geographische Inschriften altägyptischer Denkmäler« (das. 1865—68, 3 Bde.); »Altägyptische Kalenderinschriften« (das. 1866); »Altägyptische Tempelinschriften« (das. 1867, 2 Bde.); »Die Flotte einer ägyptischen Königin« (Prachtwerk, das. 1868); »Historische Inschriften altägyptischer Denkmäler« (das. 1867—69, 2 Bde.); »Der ägyptische Felsentempel von Abu Simbel« (Berl. 1869); »Eine altägyptische Getreideberechnung« (das. 1870); »Resultate einer archäologischen Expedition« (mit Beiträgen von Dr. Graser und Prof. Hartmann, das. 1869); »Photographische Resultate einer archäologischen Expedition« (Prachtwerk, das. 1871). Außerdem hat D. zu dem von Seitz' artistischer Anstalt herausgegebenen Prachtwerk »Karl Werners Nilbilder« den Text geschrieben und ist Verfasser zahlreicher Artikel in der »Zeitschrift für ägyptische Sprache«.

Dümmler, Ernst Ludwig, deutscher Historiker, geb. 2. Jan. 1830 zu Berlin, studirte in Bonn und Berlin Geschichte unter Löbell, Ranke und Wattenbach, erhielt 1852 in Berlin auf Grund der Schrift »De Arnulfo Francorum rege« die Doktorwürde, hielt sich längere Zeit in Wien behufs wissenschaftlicher Studien auf, habilitirte sich 1855 mit der Schrift »De Bohemiae condicione Carolis imperantibus« in Halle und wurde 1858 außerordentlicher, 1866 ordentlicher Professor der Geschichte daselbst. D. ist korrespondirendes Mitglied der Südslawischen Akademie zu Agram, der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der Münchener Akademie und seit 1871 ordentliches Mitglied der Historischen Kommission zu München. Außer zahlreichen gelehrten Untersuchungen und Editionen in verschiedenen gelehrten Zeitschriften veröffentlichte er: »Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch« (Leipz. 1854); »Ueber die ältere Geschichte der Slawen in Dalmatien« (Wien 1856); »Sankt Gallische Denkmale aus der karolingischen Zeit« (in den »Mittheilungen« der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 12, Zür. 1856); »Das Formelbuch des Bischofs Salomo III.

von Konstanz« (Leipz. 1857); »Geschichte des ostfränkischen Reichs« (Berl. 1862—65, 2 Bde., gekrönt mit dem Wedekind'schen Preis 1864 und mit dem königlichen großen Geschichtspreis zu Berlin 1870); »Auxilius und Vulgarius« (Leipz. 1866); »Gesta Berengarii imperatoris« (Halle 1871); »Anselm der Peripatetiker« (das. 1872); »Ermenrici epistola ad Grimoldum archicapellanum ex codice Sancti Galli membranaceo« (das. 1873). Endlich vollendete er in Gemeinschaft mit Wattenbach die von Jaffé begonnenen »Monumenta Alcuiniana« (Berl. 1873).

Dün, ein Gebirgsglied der thüringer Terrasse, im preuß. Regierungsbezirk Erfurt, erstreckt sich von Heiligenstadt nach O. und wendet sich von Rüdigershagen an nach NO. bis zum Katzenstein über Sollstedt, woselbst die östliche Fortsetzung den Namen Hainleite annimmt. Der D. ist bewaldet, bis 517 Meter hoch und fällt einseitig nach N. ziemlich schroff zum Thal der Wipper ab.

Düna (bei den Russen westliche Dwina, bei den Letten Daugawa genannt), einer der bedeutendsten Flüsse des westlichen Rußland, entsteht unfern der Wolgaquelle im Gouvernement Twer aus einem Sumpfsee des Waldai- oder Alaunischen Gebirges, wird schon unterhalb Toropez für Fahrzeuge (Strusen) von 1000 Schiffspfund Ladung fahrbar und ergießt sich, nachdem er an Riga vorübergeflossen, bei Dünamünde in den Rigaer Busen der Ostsee. Seine direkte Länge beträgt 520 Kilom., die ganze Stromentwickelung 1040 Kilom. Sein Stromgebiet umfaßt ein Areal von 78,000 QKilom. (1400 QM.) und entspricht somit dem der Garonne oder des Tajo. Die Gouvernements Twer, Pskow, Smolensk, Witebsk, Minsk, Kurland und Livland participiren an der Wasserfülle der D. unmittelbar; wenn man aber ihre der Mehrzahl nach schiffbaren Nebenflüsse (Toropa, Uswjät Mescha, Drissa, Obolj, Ewest Obscha, Ulla Bolderaa 2c.) berücksichtigt, dehnt sich ihr Wasserarm auch über die Gouvernements Nowgorod, Mohilew, Wilna und Kowno aus. Der Strom hat bei Riga eine Breite von fast 1000 Meter, eine Tiefe von 4—8 Meter, mehrere seichte Stellen und auch verschiedene die Schiffahrt erschwerende Strudel und Stromschnellen. Zwischen Riga und der Ausmündung befinden sich viele Sandbänke. Der flache Thalboden zu beiden Seiten des Stroms ist größtentheils fruchtbares, für Korn- und Hanfbau wohl geeignetes Ackerland; im Frühling finden gewöhnlich weit reichende Ueberschwemmungen statt. Durch den Lepel- oder Beresinakanal, der vermittels mehrerer Seen und der Ulla in den Ssergutsch, einen Nebenfluß der in den Dnjepr mündenden Beresina, führt und 1801 unter Paul I. vollendet ward, ist eine Verbindung der Ostsee und des Schwarzen Meers hergestellt worden, welche jährlich durchschnittlich von 100—200 Fahrzeugen und 3000 Flößen benutzt wird. Vermittels des Kurländischen Kanals beabsichtigt man eine Verbindung der D. mit der in den Niemen (Memelfluß) mündenden Wilia herzustellen. Dagegen ist die D. bereits schon längst durch den Kanal von Welkij Lukij mittels der Uswjät und mehrerer kleinen Seen mit der Lowat und hierdurch mit dem Ilmensee, Wolchow- und Ladogasee sowie mit der Newa und dem Finnischen Golf einerseits und durch das mit der Newa im Zusammenhang stehende Wyschnij-Wolotschoksche Kanalsystem mit der Wolga und dem Kaspischen Meer anderseits in Verbindung gesetzt worden. Der Fluß ist sehr reich an Lachs und Neunaugen. In der Mitte des Stroms, unterhalb Polozk und Dissna, befinden sich historisch interessante Steindenkmäler in Form großer Felsblöcke mit darauf ausgemeißelten slawischen Buchstaben und Kreuzen, welche zu Ehren des Fürsten von Polozk, Boris Jinwilowitsch, aufgerichtet wurden.

Dünaburg, stark befestigte Kreisstadt im russ. Gouvernement Witebsk, am See Tschun und am rechten Ufer der Düna, im Knotenpunkte der Eisenbahnen von Wilna nach Petersburg und von Riga nach Smolensk gelegen, ein großer und wohlgebauter Ort, hat zwei katholische, eine griechische und eine evangel. Kirche, eine Synagoge, mehrere Schulen und Fabriken, große Handelsmagazine und (1867) 29,613 Einw., welche bedeutenden Handel und Schiffahrt treiben. Die Festung, welche erst der Neuzeit ihren Ursprung verdankt, ist eine der stärksten Westrußlands und bildet einen der wichtigsten strategischen Punkte in der Vertheidigungslinie der Düna. D. ist 1277 von den livländischen Rittern erbaut und war in polnischen Zeiten die Hauptstadt der Wojwodschaft Livland und des Distrikts Dünaburg sowie der Sitz des Wojwoden und des Landgerichts. Im Jahr 1576 wurde sie von dem russischen Zaren Iwan Wasiljewitsch von Grund aus zerstört, danach aber von dem polnischen König Stephan Bathori wieder aufgebaut und mit dem polnischen Reich vereinigt. Im Jahr 1656 entriß sie der Zar Alexei Michailowitsch den Polen abermals und nannte sie Borissoglebsk, mußte sie aber bald wieder an Polen abtreten, bei welchem Reich sie nun bis 1772 verblieb, wo sie infolge der ersten Theilung Polens mit Rußland vereinigt wurde.

Dünamünde, Festung und Hafenort im russ. Gouvernement Livland, am Ausfluß der Düna in den Rigaischen Meerbusen und an der sich hier mit der Düna vereinigenden breiten und schiffbaren Kurischen Aa (Bolderaa), mit über 1500 Einw. Die Festung, welche zur Deckung der Stadt Riga angelegt ist, und deren kasemattirte Werke 1821 und später verbessert und verstärkt worden sind, ist rund umher mit Wasser umgeben und hat hohe Mauern und Wälle. Gegenüber auf der linken Stromseite, am Einfluß der Bolderaa, liegt das Kometenfort. Alle nach Riga gehenden Seeschiffe passiren diesen Ort, der dadurch zu einem lebhaften Handelsemporium geworden ist. Besonders wichtig ward aber D. erst seit 1850—52, wo hier in der Bolderaa ein Winterhafen angelegt wurde, der seitdem allmählich für 300 Seeschiffe erweitert worden ist, die einen Tiefgang von 5 Meter haben können, während bei den nach Riga fahrenden Schiffen nur ein Tiefgang von etwa 3 Meter stattfinden kann. Dies hat zur Anlage großer Magazine, Speicher, Schiffswerften 2c. geführt und auch die Einwohnerzahl vermehrt. D. verdankt seinen Ursprung einem hier 1201 vom Bischof Albert gegründeten Cistercienserkloster und dem Schloß, welches auf der andern Seite des Flusses die Deutschen Ritter erbauten. Im Nordischen Krieg war D. ein Zankapfel zwischen Sachsen, Schweden und Russen. Im Jahr 1700 wurde es von König August II. von Polen erobert und Augustusburg genannt, 1701 wieder von den Schweden erobert, denen es 18. Aug. 1710 die Russen abnahmen, in deren Besitz es nun blieb.

Dünen, die im Gebiete des Flugsands vom Wind aufgehäuften Hügel, welche sich manchmal in langen und regelmäßigen, einfachen oder mehrfachen Zügen weithin fortsetzen und eine Höhe von 9—12 Meter

erreichen; insbesondere die an flachen, sandigen Küsten aus dem vom Meer ausgeworfenen Sande durch den Wind gebildeten Hügelreihen, welche durch Längenthäler in mehrere hinter einander gelegene, parallele Züge und durch Querthäler in einzelne Hügel getheilt werden. Diese **Seestranddünen** erreichen eine Höhe von mehr als 60 Meter, sind aber meist nur 9—15 Meter hoch und zeigen gegen das Meer hin oft senkrechte, meist sehr steil abfallende Wände, während gegen das innere Land hin der Abfall meist eine gleichförmig geneigte Fläche von fast genau 30° Böschung zeigt. Auf trockenen, mit losem Sand bedeckten Flächen bringt der Wind die oberste Lage der Sandkörner sehr leicht in Bewegung, und an Stellen, wo der Sand wegen Nässe, Benarbung mit Pflanzen oder sonstiger Deckung weniger oder nicht beweglich ist, bleibt ein Theil des treibenden Sandes liegen und bildet eine leichte Erhöhung, die allmählich wächst und, je steiler sie wird, dem aufsteigenden Sand ein immer größeres Hindernis entgegensetzt. Je nach der Stärke des Windes und der Beschaffenheit des Sandes wechselt der Anstieg der Düne auf der Windseite zwischen 5° und 15°. Sobald die Düne eine gewisse Höhe erreicht hat, wird die dem Anstieg entgegengesetzte Seite dem Einfluß des Windes gänzlich entzogen, und der die Kuppe überschreitende Sand folgt nur noch dem Gesetz der Schwere, rieselt herab und nimmt jenes Gefälle an, bei welchem er sich vermöge des Zusammenhangs seiner Theile eben noch erhalten kann. Das Gefälle der Absturzseiten schwankt daher auch nur zwischen 27° und 32° und beträgt im Mittel 30°. Ganz ähnlich entstehen die Stranddünen, für welche das Meer ununterbrochen unerschöpfliches Material auswirft. Im allgemeinen entsprechen die D. eines großen Terrains in ihrem Streichen der Hauptwindrichtung; aber zahlreiche lokale Faktoren, welche auf die Dünenbildung modificirend einwirken, veranlassen jene scheinbar regellose Mannigfaltigkeit, welche besonders die Seestranddünen charakterisirt. Die Höhe, welche die D. an einem bestimmten Ort erreichen, ist abhängig von der Stärke des Windes und der Größe der Flugsandkörner. Auf jeden freien Dünengrat wirkt der Wind abtragend, und die Düne muß zu wachsen aufhören, sobald diese Abtragung der von unten erfolgenden neuen Zufuhr das Gleichgewicht hält. Daher sind die D. in einer bestimmten Gegend um so höher, je tiefer das vom Wind bearbeitete Sandlager ist. Die Seestranddünen, welche für das dahinter liegende Land einen Schutzwall bilden, stecken sich selber ihre Grenze gegen das Binnenland; gleichwohl ist aber der Dünensaum, welcher die flachen Meeresufer einsäumt, örtlich von sehr verschiedener Breite. Im allgemeinen unterscheidet man die **Vordüne**, welche das vom Meer geförderte Material zunächst empfängt; die hinter dieser liegende **hohe Düne**, welche, wenn sie genügend bewachsen ist, den Flugsand später aufnimmt, sich infolge dessen allmählich erhöht und damit um so geeigneter für die Beschützung des Festlandes gegen Wind und Sand wird; endlich die **Innendüne**, niedrigeres, hinter der hohen Düne liegendes Gehügel, welches sich aus jenen Sandmassen bildet, die vom Wind entweder durch unverbaute Klüfte durch- oder über den nackten Grat der hohen Düne hinübergeführt werden. In der Natur finden sich diese Verhältnisse aber selten klar ausgeprägt; am deutlichsten treten sie hervor, wo durch den künstlichen Dünenbau vortheilhaft auf die Gestaltung dieser Gebilde eingewirkt wird. Im Binnenland finden sich D. in großer Ausdehnung in der Sahara und der ägyptischen Wüste, aber auch im Banat und stellenweise in der norddeutschen Ebene (meilenlange Züge z. B. nördlich vom Golmberg bei Baruth am Nordrande des Flemming). Stranddünen erscheinen längs der südlichen Küste der Ostsee in Livland, Kurland, Preußen, Pommern und Mecklenburg, auf den esthländischen Inseln Oesel und Dagö; an der Küste der Nordsee zunächst auf den Inseln Helgoland, Wangeroog, Norderney, Borkum ꝛc., dann in Holland und Belgien, an Punkten der englischen Ostküste (Suffolk), längs der ganzen westlichen Küste von Holstein, Schleswig, Jütland, auf Sylt u. Föhr, an der Westküste von Frankreich, in der Bretagne, namentlich in den Landes, in Aegypten, an der Westküste Afrika's, der Südküste Neuhollands, in Florida ꝛc. Die aufgehäuften D. zeigen, so lange sie unbewachsen sind, keine Beständigkeit; Wind und Regen nagen an ihnen, Abbruch der Küste und Hereinbrechen von Sturmfluten untergraben ihren Fuß und erzeugen jene steilen Abstürze, die man so häufig an der dem Meer zugewendeten Seite findet. Wo aber das Meer infolge ununterbrochener, durch den künstlichen Strandbau geförderter oder erzwungener Anhägerung (Aufschwemmung) im Zurückweichen begriffen ist, werden nach vorn immer neue D. gebildet, während eine Verbreitung des Dünensaums nach dem Binnenland zu durch das Wandern der D. erfolgt. Indem der Wind den Sand auf der Strandseite empor- und über den Grat der D. hinwegtreibt, sind diese in beständigem Vorrücken landeinwärts begriffen. Die Schnelligkeit dieser Wanderung ist ganz und gar von lokalen Verhältnissen abhängig, an vielen Orten aber so bedeutend, daß sie den hinter den D. liegenden Ortschaften höchst verderblich wird. In der Banater Sandwüste wandert eine 6,5 Meter hohe Düne jährlich 1,9 Meter, auf Sylt schreiten die D. jährlich 4,4 Meter von W. nach O., auf der Frischen Nehrung hat man ein jährliches Fortschreiten von 3,75—5,6 Meter beobachtet, und bei St. Paul de Leon in der französischen Bretagne haben die D. seit 1666 bei einem jährlichen Vordringen von mehr als 9 Meter den ganzen Küstenstrich mit einem Sandmeer bedeckt, aus welchem nur noch Spuren einiger Kirchthürme hervorragen. Die bedeutendsten D. Europa's finden sich auf der Kurischen Nehrung, sie besitzen eine durchschnittliche Kammhöhe von 37—47 Meter und erreichen an manchen Stellen nahezu 63 Meter Höhe, sie wandern von der See zum Haff und haben bereits ⅔—¾ dieses Wegs vollendet; sechs Dörfer sind bereits vollständig von diesen D. begraben, und das ehemalige Kirchdorf Kunzen kommt jetzt auf der Seeseite der darüber hingeschrittenen Düne wieder zum Vorschein. Die Schnelligkeit dieser Wanderung beträgt etwa 5,8 Meter im Jahr, und man nimmt an, daß in wenig mehr als 200, spätestens aber in 500 Jahren das Haff von den D. ausgefüllt und mit der Nehrung und dem Memeldelta nivellirt sein wird.

Von großem Nutzen sind die D. insofern, als die meisten flachen Küstenländer Europa's ihr Dasein fast nur diesen natürlichen Wällen verdanken, welche das dahinter liegende flache, oft sogar unter dem Meeresspiegel gelegene Land vor dem Einbruch der Fluten schützen. Meist findet sich hinter der Dünenzone eine Reihe von Sümpfen, Mooren, Teichen und Seen, gebildet durch Ansammlung von süßem Wasser, welches bisweilen durch Kanäle und

natürliche Durchbrüche mit dem Meer in Verbindung steht (Zuyder See, Haarlemer Meer 2c.). In den kleineren dieser Dünenseen findet sich eine kräftige Vegetation von Sumpf- und Moospflanzen und eine fortschreitende Torfbildung, die aber von Zeit zu Zeit durch den Einbruch der Düne und deren Zerstörung abgeschlossen wird. Die den See ausfüllenden Sandmassen bedecken das Torflager, und unter ihrer Last entsteht ein Torf (Martorf), der etwa viermal schwerer als gewöhnlicher Torf, deutlich geschichtet, schieferig und bisweilen kaum von Braunkohle zu unterscheiden ist. Erblickt man von hoher See aus am fernen Horizont ein Dünensystem, so glaubt man eine Gebirgskette vor sich zu sehen, und die scharfen Formen erinnern weit mehr an Felsen als an ein bewegliches Gebilde aus Sand. Die zum Theil schroff ins Meer abfallenden D. spotten in der Großartigkeit ihrer Linien, in der Schärfe und gleichzeitig sanften Rundung ihrer nackten Formen, in dem blendenden und zugleich sammetartig mit der Beleuchtung wechselnden Glanz aller Schilderung, die selbst eine bildliche Darstellung nur annähernd zu geben vermag. Das Innere des Dünenstrichs erscheint ungemein öde und eintönig, die kärgliche Vegetation hat fast nur Strandgräser (Arundo arenaria und baltica, Elymus arenarius, Triticum junceum, Carex arenaria etc.) aufzuweisen, und auch die Fauna ist sehr arm. Um den Abbruch der Küsten durch Wellenschlag und Strömung zu verhindern, die Ausbreitung des Flugsandes ins Land herein aufzuhalten, dem Seewind Objekte entgegenzustellen, welche seine verderbliche Gewalt schon beim Eingang in das Land zu mäßigen im Stande sind, und um die Versandung der Häfen zu verhüten, ergreift man gewisse Kulturmaßregeln, welche als Stranddünenbau zusammengefaßt werden. Man begünstigt die Bildung einer Vordüne und einer hohen Düne und sucht mittels dieser Schutzdünen den aus dem Meer beständig angewehten Sand aufzufangen und festzuhalten. Die Kultur dieser D. hat nicht auf den Geldertrag ihres Bodens zu sehen, sondern ist lediglich als eine Maßregel der Kulturpolizei zu betrachten, während man allerdings von den hinter ihnen liegenden Binnendünen auch einen finanziellen Ertrag zu erhalten strebt. Der Seedünenbau ist hauptsächlich in Deutschland, Flandern und Holland ausgebildet worden und beginnt mit der Anlage einer Vordüne, welche etwa 40 Meter von der Strandlinie entfernt in möglichst gerader Linie verläuft. Man errichtet, wo die Düne laufen soll, zwei parallele, 1,5 Meter hohe Reisigzäune in etwa 2 Meter Entfernung von einander und bepflanzt die während eines Sommers angewehte Düne mit Arundo und Elymus arenarius, welche alsbald einen Rasen bilden. Die hohe Düne hat den Seewind aufzuhalten und durch Baum- und Strauchanpflanzung zu mäßigen; von den dort gedeihenden Dünenkiefern (an der Ostsee), Lycium barbarum und dem Sanddorn ist aber niemals ein Ertrag zu erwarten, und auch die Forderungen der modernen Forstwirtschaft sind an diese Anpflanzungen nicht zu stellen. Auf Norderney sind beachtenswerthe Versuche mit Pinus maritima gemacht worden. Die Kultur der Binnendünen, welche die Festlegung des Sandes (zum Theil, um das Wandern der D. zu verhüten) bezweckt, fällt größtentheils mit der Kultur des Flugsandes überhaupt zusammen und wird in verschiedener Weise ausgeführt (s. Flugsand). Vgl. Forchhammer, Geognostische Studien am Meeresufer (im »Neuen Jahrbuch für Mineralogie und Geognosie«, 1841); Hartig, Ueber Bildung und Befestigung der D. (Berl. 1830); Krause, Der Dünenbau an den Ostseeküsten Westpreußens (das. 1850); Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst, 3. Theil: das Meer (das. 1864); Graf Baudissin, Bericht über die D. der Insel Sylt (Flensb. 1865); Wessely, Der europäische Flugsand und seine Kultur (Wien 1873).

Dünger, alle Substanzen, mittels deren den Pflanzen Nahrung zugeführt wird oder das Wachsthum derselben bei direkter Zufuhr gesteigert werden kann. Jeder D. muß also alle oder doch einzelne der als Pflanzennahrung bekannten Elemente enthalten und die zum Uebergang in die Pflanze geeignete Beschaffenheit besitzen, resp. allmählich erlangen können, oder wenigstens indirekt zur Steigerung der Krescenz beitragen. Da die Pflanze nur flüssige oder gasförmige Stoffe aufnehmen kann, so muß jeder D. in lösliche oder gasförmige Stoffe zerfallen können oder schon in solcher Form gegeben sein. Ohne Zuthun des Menschen erhält die Pflanze Nahrung auf dem Wege der natürlichen Düngung in Form von Meteor-, Quell- und Bodenwasser, von Kohlensäure, Ammoniak und Salpetersäure in Luft, Wasser und Boden, von verwesenden Pflanzen- und Thierresten, von Exkrementen der Thiere und von verwitterten Mineralfragmenten, welche letzteren durch Staub und Wasser zugeführt werden oder als Bodenbestand schon vorhanden sind. Da, wo die Pflanzen auch nach vollkommener Ausbildung an Ort und Stelle verbleiben, also verwesen, wird der Boden stets reicher an Pflanzennährstoffen, wenn er nicht durch Wasser ausgelaugt oder abgeschwemmt wird; wo man aber vom Boden Ernten nimmt und nachhaltig gesteigerte Erträge haben will, muß die künstliche Düngung die in der Ernte entführten Bodenbestandtheile wieder ersetzen resp. vermehren und außerdem die natürliche Düngung wirksamer machen, d. h. auf die vermehrte Aneignung des von der Natur gebotenen Nährstoffvorraths einwirken. Unter Düngen versteht man also alle diejenigen Operationen, mittels deren man die Nahrungszufuhr zu den Pflanzen zu steigern vermag. Vollständig ist die Düngung, wenn mittels derselben alle der Pflanze nothwendigen Nährstoffe in ausreichender Menge gegeben, unvollständig, wenn nicht alle oder die einzelnen nicht im erforderlichen Maß dargeboten werden. Generaldünger ist jeder D., welcher alle Nährstoffe zu liefern vermag, Specialdünger solcher, welcher nur einzelne Nährstoffe enthält und nur bestimmte Wirkungen auf bestimmte Pflanzen äußern kann oder soll. Man unterscheidet organischen und mineralischen, festen und flüssigen, gemischten oder einfachen, Stalldünger und Kunst- oder Handelsdünger, Gründünger 2c., in Bezug auf die Art der Anwendung starke, mittlere und schwache Düngung, Ueberdüngung oder Kopfdüngung, Beidüngung, Nachdüngung, frische und alte Düngung (Dungkraft).

Die Sentenz: »Bearbeitung ist halbe Düngung« kannten schon die ältesten Landwirte; je sorgsamer der Boden bearbeitet wird, um so mehr wird die Aneignung der düngenden Atmosphärilien und die Verwitterung des Bodens begünstigt, in Summa: die Menge des verfügbaren Nährstoffs vermehrt mit sorgsamer Tiefkultur auch die ausbeutbare Bodenschicht; durch Drainage wird deren Verwitterbarkeit erhöht und durch Bewässerung in der Regel mit nur geringen Kosten nicht nur werthvoller D.

dem Boden zugeführt, sondern auch dessen Nährstoffvorrath rascher in Cirkulation gebracht. Auch die Fruchtfolge (s. d.) kann als ein Dung ersparendes Mittel insofern gelten, als nicht jede Pflanze derselben Nährstoffe in gleicher Menge bedarf, so daß mittels zweckentsprechender Aufeinanderfolge im Anbau das Vorhandene schonlicher benutzt wird. Je weniger lohnend der Betrieb, umsomehr wird man die Ausgabe für künstlichen D. zu verringern und umsomehr also die Bearbeitung zu benutzen suchen, so daß selbst die Brache (s. d.) hier ihre Berechtigung so gut, wie die Schonung des Bodens durch zeitweises Liegenlassen, haben kann. Der Werth der Dungstoffe ist durch ihre Wirkung, den Preis und die Größe des zu ihrer Anwendung erforderlichen Kostenaufwandes bedingt. Relativ am werthvollsten erscheinen alle diejenigen Stoffe, welche aus mehreren Elementen bestehen und rasch zu Pflanzennahrung werden können. Ein an Nährstoffen reiches Fluß- oder Bachwasser, welchem rascheste Wirksamkeit eigen ist, kann man in der Regel für wenig Geld haben und leicht fortleiten. Die Humuserde oder Dammerde (Gar- oder Edelerde) steht ihm an Preiswürdigkeit am nächsten, zumal ihr auch noch neben dem Vorzug nachhaltigster Lieferung von Pflanzennahrung der zukommt, in physikalischer Beziehung außerordentlich günstig zu wirken. Alle anderen Erdarten stehen ihr an Wirksamkeit nach und haben nur als Bodenverbesserungsmittel oft relativ hohen Werth, z. B. Thon für Sandboden, Sand für Thon oder Torf ꝛc. Das Gesammtgebiet der eigentlichen Dungmittel wird am besten in organische, mineralische und gemischte oder organisch-mineralische (Kompost) geschieden.

I. Organische Dungmittel sind alle diejenigen, welche direkt oder indirekt von organischen Körpern herstammen und deren Natur noch nicht oder noch nicht vollständig verloren haben. Sie enthalten die aus atmosphärischen Bestandtheilen von der Pflanze gebildeten Stoffe und die mineralischen Substanzen entweder alle, deren die Pflanze bedarf, oder doch viele derselben, und zerfallen rasch oder nur nach und nach zu Pflanzennahrung. Dahin gehören zunächst vegetabilische Stoffe, Pflanzen, Pflanzenreste und Fabrikatsreste von Pflanzen. Sie enthalten organische Substanz in der für die Umwandlung zu Pflanzennahrung geeignetsten Form; meist sind sie auch leicht zersetzlich, also rasch wirksam oder doch mit nur geringem Kostenaufwand wirksam zu machen. An den Meeresküsten bildet oft der Seetang das einzige Dungmittel, welches in ausreichender Menge zur Verfügung steht; im kleinen geben Sumpf- und Wasserpflanzen einen willkommenen Zuschuß zum Düngerhaufen, anderwärts das Unkraut, Heide, Ginster, Waldgras u. dgl. Man kann derartigen D. entweder direkt unterackern oder kompostiren, d. h. mit zersetzenden Substanzen (Aetzkalk, Jauche, Kloakeninhalt u. dgl.) mischen. In der Gärtnerei schichtet man jene Pflanzen nicht selten auch nur einfach übereinander und läßt sie unter fleißigem Begießen zu guter Blumenerde verfaulen. Schilf, Maisstengel, Kartoffelstroh u. dgl. werden ähnlich behandelt oder als Streu in den Stallungen oder als Unterlage auf der Dungstätte verwendet. Die Waldstreu, unterschieden in Moos-, Laub-, Nadelstreu, soll meistens nur das Stroh als Streumittel ersetzen oder in Gärten zu Mistbeetanlagen und als Deckmittel im Winter dienen; sie kann aber auch kompostirt und direkt als D. verwendet werden. Abgeschälte Rasenstücke (Plaggen) werden verbrannt, oder, mit Mist geschichtet, der Verwesung ausgesetzt, oder auf der Dungstätte und im Viehstall als Unterlage verwendet. Stoppeln, Wurzelrückstände, Runkelblätter u. dgl. meistens direkt untergeackert. Aus Weinbergen, Hopfenplantagen ꝛc. verwerthet man Unkraut und die abgeschnittenen Zweige als Futter oder als D. im Kompost- oder Dunghaufen. Am zersetzendsten wirken auf hartstengelige Substanzen der Art der Aetzkalk und Kloakenstoffe, welche auch zur Präparation von Gerberlohe, Trestern, Kartoffel- und Rübenmark sowie ähnlichen Abfällen verwendet werden. Nicht minder guten D. können Torfabfälle, zersetzt durch Kloakeninhalt oder Jauche oder Guanolösung, Kalisalze und Aetzkalk, bilden. In Italien gräbt man die Samen der Oelfruchtbäume als D. für diese unter, und ebenso können bei uns Lupinenkörner, Roßkastanien u. dgl. verwendet werden, wenn sie als Futter nicht verwerthbar sind. Oelkuchen und Malzkeime werden in der Regel lieber verfüttert, als direkt zu D. verwendet. In Belgien und England streut man erstere in Pulverform direkt über das Feld oder in die Jauche, nachdem das Oel soweit möglich ausgepreßt worden ist. Letzteres hat keinen Dungwerth, wohl aber dient der Rückstand aus Oelfässern als D., weil er Mineralstoffe und Eiweißkörper aus den Samen enthält. Unter Umständen entspricht es auch der Absicht des Landwirts, Pflanzen anzusäen und sie nach vollendetem Wachsthum als D. unterzuackern (Gründünger). Dies geschieht entweder mit sehr rasch wachsenden Pflanzen zwischen Ernte und Saat, oder auf entlegenen und auf armen Feldern in der Art, daß die Krescenz eines ganzen Jahrgangs untergeackert wird, um im folgenden Jahr eine Ernte gewinnen zu können. Früher glaubte man durch Gründünger allein einen magern Boden in bessern Kraftzustand bringen zu können und betrachtete die Krescenz als reine Bereicherung. Jetzt weiß man, daß auch die Gründungspflanze der Nährstoffe im Boden bedarf und nur indirekt die Krume zu bereichern vermag, insofern als sie aus Luft, Wasser, Krume und Untergrund Nahrung sammelt. Wählt man nun Pflanzen, welche die Fähigkeit, im magern Boden die geringe Menge der vorhandenen Nährstoffe zu sammeln, in höherem Grad als das nachfolgende Getreide besitzen, so wird nach dem Unterackern der Vorfrucht auch dieses zu wachsen vermögen, weil diese ihr die Vorräthe an Nährstoffen im Boden durch ihre Verwesung in koncentrirter, leicht assimilirbarer Form bietet, vermehrt um die Summe der aus Luft, Wasser und Untergrund angeeigneten Menge. Daraus geht hervor, daß jede zur Gründüngung dienende Pflanze nur geringe Anforderungen an den Boden stellen darf, rasch wachsen und starke, tief gehende Wurzeln sowie blattreichen Wuchs haben muß; außerdem darf der Same nicht theuer sein. Für Sandboden steht nach allen diesen Richtungen die Lupine obenan, welche jedoch neuerdings als Futterpflanze oft bessere Verwendung findet. Raps, Erbsen, Roggen, Spörgel, Buchweizen, Inkarnatklee u. a. m. finden außerdem noch zur Gründüngung Anwendung. Am besten sichert man sich deren Erfolg, wenn man durch eigentliche Düngung nachhilft, z. B. durch Guano, welcher stark auf den Blattwuchs wirkt, oder durch solchen D., welchen das Getreide direkt nicht immer, wohl aber die Gründüngungspflanze verträgt, z. B. Kalisalze, Salpeter u. dgl. Auf jeden Fall aber muß, wenn

durch nachfolgende Ernte der durch die Gründüngung gesammelte Nährstoffvorrath dem Boden wieder entzogen wird, ein Ersatz stattfinden, damit nicht schließlich der Boden so verarme, daß auch die Gründüngungspflanze nicht mehr zu gedeihen vermag und das Feld sich selbst oder der Waldkultur überlassen werden muß. Einige wollen die Vortheile der Gründüngung nur in der physikalischen Bodenverbesserung, resp. in der Erhaltung der sogen. Ackergahre suchen und meinen, es sei gleichgültig, ob man die Krescenz mit unterackere oder nicht, wenn nur sofort nach dem Schnitt, so lange der Boden noch infolge der dichten Beschattung feucht und mürbe sei, geackert werde, um der Erhärtung vorzubeugen. Ob und wo die Gründüngung anwendbar ist, muß genaue Berechnung entscheiden. Mit Gründüngung, welche den Humus im Boden erhält oder vermehrt, und mit Handelsdünger in guter Auswahl und reichlichen Gaben kann unter Umständen ein Feld auch dauernd in Kraft erhalten bleiben, beste Bearbeitung und schonende Fruchtfolge vorausgesetzt.

Was die animalischen Dungmittel betrifft, so werden die Kadaver gefallener Thiere in Gruben mit Aetzkalk zersetzt und bilden so einen sehr wirksamen D., weil der Thierleib keine anderen Bestandtheile als die der Pflanzen enthält und alle Fleischtheile, Eingeweide u. dgl. rasch verwesen (Maikäfer, Engerlinge, Mäuse u. dgl.). Nur die Knochen, Hufe, Haare u. dgl. zersetzen sich langsam und nicht vortheilhaft genug. In Abdeckereien dämpft man daher die Kadaver und gewinnt neben dem Fleischmehl und anderen Düngmitteln noch verschiedene Fette zur Beleuchtung und Seifenfabrikation. Sogen. Fischguano wird aus den Abfällen der Walfisch-, Härings- und Kabeljaufischerei oder aus kleinen Seefischen gefertigt und neuerdings in großen Quantitäten in den Handel gebracht. Der Granatguano besteht aus kleinen Seekrebsen, welche auf glühenden Platten zu Dungpulver verwandelt werden. Fleischreste werden ähnlich behandelt oder kompostirt, Eingeweide mit Aetzkalk zersetzt und das Blut kann direkt, stark mit Wasser verdünnt, besonders für Obstbäume und Wiesen verwendet oder zu Patentblutdünger in Pulver verwandelt werden. Unter den Theilen von Thieren liefern unstreitig die Knochen den geschätztesten D., weil sie die in den Ackererden spärlicher vorkommenden und mit den Ernten, besonders denen der Körner, in größerer Menge den Feldern entzogenen Phosphate enthalten. Früher legte man den Hauptwerth auf das in denselben enthaltene Fett, welches jetzt als D. gar nicht mehr in Betracht gezogen wird, zumal es sogar die Zersetzung der Knochen verhindert. Dagegen schätzt man mit Recht den Stickstoff der Knochen (thierischer Leim), der aber in der Regel in der Technik höher verwerthet wird. Ganze Knochen werden zur Düngung entweder roh gemahlen (rohes Knochenmehl) oder nach der Entfettung gedämpft (gedämpftes Knochenmehl) oder gebrannt (Knochenasche, Knochenkohle, Beinschwarz u. dgl.) oder endlich, sowie auch die ausgekochten Knochen, mit Schwefel- oder Salzsäure in sogen. Superphosphat verwandelt; in dieser Form sind sie am löslichsten, also auch am raschesten wirksam. Grobgemahlene Knochen dienen auf schwer bündigem Boden auch als Lockerungsmittel; in der Regel aber zieht man die feingemahlenen Knochen vor, weil diese sich besser vertheilen lassen und sicherer zur Wirksamkeit kommen, resp. durch kohlensäurehaltiges Wasser, wie es sich immer im Ackerboden findet, leichter zersetzt und in der Krume, auch nach der Tiefe hin, verbreitet werden. Ammoniaksalze, Kochsalz, Chilisalpeter und dergleichen Dungmittel wirken ebenfalls im Sinn besserer Verbreitung, also entgegen der Absorptionsthätigkeit der Krume, durch welche die Phosphorsäure gebunden und zurückgehalten wird. Kleinere Knochen kann man auch und zwar ziemlich rasch im Pferdemist zersetzen und grobgemahlene in wirksamern D. umwandeln, wenn man sie auf Haufen schüttet und bis zum Gebrauch feucht erhält. Es fehlt also gegenwärtig nicht mehr an Mitteln, die Knochen zu zersetzen; jeder Landwirt kann sich selbst mit leichter Mühe und wenig Kosten guten D. daraus bereiten. Zahlreiche Fabriken beschäftigen sich mit der Darstellung von Knochendünger, überwiegend mit der der Superphosphate; solide Firmen garantiren einen bestimmten Gehalt an Phosphorsäure (und Stickstoff) und geben genaue Analysen und Gebrauchsanweisungen zu ihren Präparaten überhaupt. Die große Nachfrage nach Knochen, welche zuerst in Hunter in England in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Anwendung als D. kamen, hat deren Preis wesentlich erhöht, und schon seit langem an Ersatzmittel denken lassen. Auch fossile Knochen und Koprolithen werden vielfach zu D. verarbeitet und ebenso phosphatige Mineralien, als Apatit, Phosphorit, Sombreroguano u. dgl. m. Solche finden sich in vielen Gebirgsschichten und zwar nester- und lagerweise. Die bekanntesten Fundorte für Phosphorite sind die in Estremadura in Spanien, im Schalsteingebiete der Lahn, in Norwegen, in Nordamerika 2c., für Koprolithen die englischen Kalkformationen 2c. Aus ihnen allen kommen jährlich tausende von Centnern Phosphatdünger in den Handel und werden vorzugsweise zu Körnerfrüchten, mit Vortheil auch noch zu Kartoffeln, Rüben, Klee, Obst 2c. verwendet und entweder vor oder nach der Saat, am liebsten bei guter Durchdüngung mit Mist gegeben. Superphosphate streut man meistens nur obenauf und zwar im Frühjahr, schwer zersetzliche Phosphate aber ackert man lieber unter und zwar vor Winter. Für viele Blumen bilden gebrannte, zu Pulver gemahlene Knochen einen sehr werthvollen D.; z. B. für Fuchsien, Rosen u. dgl., pro Topf in Gaben von einem Theelöffel voll. Um der Wichtigkeit der Phosphate willen, welche auch die Thierwelt zur Bildung der Knochen in großen Mengen konsumirt, sucht man nicht nur allenthalben nach Material, sondern auch möglichst an solchem zu sparen. Früher gab man bis zu 40 Ctr. pro Hektar grobe Knochen, jetzt verwendet man selten über 8—10 Ctr. derartigen Düngers. Klauen schlägt man gern verkehrt mit der Oeffnung nach oben in den Wiesenboden, wo sie allmählich sich zersetzen; Hörner sind als Hornspäne in der Gärtnerei beliebt; Federn, Borsten, Wollabfälle, Haare, Hautstücke und Leder müssen kompostirt oder gedämpft werden um wirken zu können. Sie sind sehr hygroskopisch und deshalb auch physikalisch nützlich, besonders im trockenen Sandboden, in welchem sie das Wasser zurückhalten.

Am allgemeinsten gebräuchlich und schon von den Griechen und Römern geschätzt ist die Düngung mit den Exkrementen der Thiere und Menschen (Fäces und Harn) und zumal die durch Vermischung derselben mit Streumitteln, d. i. die als Mist oder Stalldünger. Die Ausscheidungen enthalten die unverdauten Reste des verzehrten Futters, vermischt mit schleimigen und anderen aus dem Thierkörper

ausgeschiedenen Stoffen, welche selbst wieder nichts anderes darstellen als umgewandeltes Futter. Feste und flüssige Auswurfstoffe zusammen enthalten die Gesammtheit der Bestandtheile des Futters, also auch die der Pflanzen, und bilden demnach zusammen unter allen Umständen einen Generaldünger. Der Harn für sich allein ist sehr reich an Stickstoff in Form von Harnstoff, Harn- und Hippursäure, welche beim Faulen des Urins (dem Stehenlassen) sehr bald in kohlensaures Ammoniak sich verwandeln. Dieses muß deshalb, will man Verluste vermeiden, gebunden werden, z. B. durch Gips oder Schwefelsäure oder Vitriol und dergleichen Substanzen. Der Harn enthält außerdem eine gewisse Menge von Mineralstoffen und zwar relativ viel Phosphorsäure, Kali, Kochsalz. Je nach Thierart, Gesundheitszustand, Alter, Gebrauch, Fütterung ꝛc. ist er sehr verschiedenartig in seiner Zusammensetzung und für den Landwirt mehr oder minder werthvoll. Frischer Harn ist nur selten für sich anwendbar; in der Regel vermischt man ihn mit der vier- bis fünffachen Menge Wasser oder läßt ihn erst abfaulen oder vermengt ihn mit Erkrementen (Gülle, Pfuhl) und, falls er verbessert werden soll, mit Substanzen, deren Bestandtheile ihm fehlen, oder welche er nur in geringen Mengen enthält (Knochenmehl, Kalk, Gips, Oelkuchen, Kalisalze ꝛc.). Der Harn wird gewöhnlich in Fässern mit ähnlicher Einrichtung, wie man sie in den Städten zum Besprengen der Straßen anwendet, auf die Felder und Wiesen gefahren (auch im Winter über den Schnee), seltener mittels Leitung, wie das Rieselwasser, oder mittels Röhren, Röhrenaufsätzen und daran geschraubter Schläuche, aus welchen durch Dampfkraft die Masse ausgetrieben wird, vertheilt (England). Ackerland, welches stark zum Krustiren geneigt, überhaupt bündig ist, eignet sich nicht für Jauchen- und Pfuhldüngung, um so besser aber leichter, lockerer Boden und geschlossenes Gras- und Futterland. Obstbäume düngt man in der Art, daß man seitwärts Löcher anbringt und diese mit Jauche zu wiederholten Malen vollgießt. Will man Jauche und Pfuhl allein anwenden, so muß man das Düngen öfters wiederholen, da sie sehr rasch, also nicht nachhaltig wirken. Die Fäces werden nur selten für sich allein verwendet; in Gärtnereien wirft man Schafballen in Wassertonnen und begießt aus denselben mit großem Vortheil Gemüse, Erdbeeren, Obstbäume ꝛc. In Holland und Belgien hat man Stalleinrichtungen, in welchen die Thiere auf Latten ruhen, und aus welchen Fäces und Harn mit Wasser in außerhalb angebrachte Gruben gespült werden, um daselbst durchzufaulen. Auch in der Schweiz ist diese Benutzungsweise ziemlich verbreitet. Durch die Thiere selbst läßt man Felder und Wiesen direkt bedüngen, indem man sie über Nacht in aus Horden gebildete Umzäunungen treibt (Pferch, Pferchen). Am gebräuchlichsten ist dies bei Schafen; im Rayon der Koppel- und Schlagwirtschaften (s. Betriebssystem) geschieht es aber auch mit Rindvieh, wenigstens für Ackerland und zwar mit und ohne Strohunterlage; Wiesen pfercht man auch mit Schweinen. Der Pferchdünger wirkt ebenfalls nicht nachhaltig; er wird am liebsten zu Oelfrüchten oder zu Gras und Futterpflanzen anderer Art angewendet. Für entlegene Felder und solche, welche dem Mistwagen schwer zugänglich sind, bildet er nebst Grün- und Handelsdünger oft die allein anwendbare Düngung. Je nach der Zahl der in bestimmtem Hordenumfang vereinigten Thiere und der Dauer der Nächte spricht man von starker, mittlerer und schwacher Pferchdüngung (z. B. 0,8—2 □Meter Raum pro Schaf). Zweckmäßig bestreut man nach dem Austreiben der Thiere die bedüngten Flächen mit Gips, um das sich bildende Ammoniak zu binden.

Die menschlichen Exkremente enthalten gleichfalls die sämmtlichen Nährstoffe der Pflanzen und sind in gleichem Grade wie diese zersetzlich, in der Regel aber zu sehr mit Wasser (90—96 Proc.), Kehricht u. dgl. vermischt, so daß ihre Abfuhr aus den Städten nur dann lohnen wird, wenn sie in der Nähe verwendet werden können und billige Transportmittel zur Verfügung stehen (Kanäle), oder dann, wenn schon in den Städten die Koncentration, resp. Abscheidung des überschüssigen Wassers oder die Umwandlung in Kompost, Poudrette, Urate und dergleichen Kunstdünger bewerkstelligt wird. Man rechnet, daß die Exkremente eines erwachsenen Menschen ausreichen, um die für ihn nöthige Menge Pflanzennahrung zu erzeugen; in Deutschland läßt sich im Durchschnitt der in denselben enthaltene Dungwerth zu 12 Mark pro Kopf veranschlagen. Ihrer Beschaffenheit nach kann aber ihre Gewinnung und ihr Transport nur mit großem Kostenaufwand bewerkstelligt werden, so daß der Landwirt oft genug gar keinen Gebrauch davon macht und den Städten dann die Sorge ihrer Entfernung allein obliegt, und zwar nicht immer mit der Möglichkeit ihrer Verwerthung. Auf die Felder bringt man die Kloakenstoffe entweder frisch, entsprechend mit Wasser verdünnt, oder abgegohren oder zu Kompost verarbeitet oder als Kunstpräparat in trockenem, pulverförmigem Zustand. Einen solchen erlangt man durch Vermischen mit Ziegelpulver (Taffö der Chinesen), Gerberlohe, Torfabfall oder thoniger trockener Erde, mit oder ohne Zusatz von Knochenmehl, Gips, Kalk u. dgl. Geruchlos macht man die Masse auch durch bloße Desinfektionsmittel, welche in der Regel den Dungwerth nicht erhöhen, aber dem Stickstoffverlust vorbeugen. In der Gärtnerei, auf lockerem Ackerland und zum Berieseln von Grasland verwendet man flüssige Massen; pulverförmige eignen sich zu jeder Kultur. Die zu ihrer Vermischung zu verwendenden Materialien müssen mit Rücksicht auf den Boden gewählt werden: Torf, Sägespäne, Gerberlohe für schweren Boden, Kalk und Gips für kalkarmen, Ziegelmehl für Sand ꝛc. Alle diese Dünger wirken nicht nachhaltig, Kloakenstoffe für sich allein geben in der Regel auch nicht in genügendem Grade Ersatz; sie bedürfen der Zugabe von Phosphat und Kalisalzen, da diese in zu geringen Mengen darin enthalten sind. Ihre große zersetzende Kraft eignet sie vorzüglich zur Mischung mit schwer zersetzlichen Vegetabilien, Schilf u. dgl. In Japan und China bilden sie den Hauptdünger; Stallmist kennt man daselbst nicht. Die Exkremente der Vögel waren schon bei den Römern hochgeschätzt; sie sind trocken und werden bald staubförmig; reich an Stickstoff und Phosphaten, gehören sie zu den kräftigsten, am energischsten wirkenden Dungstoffen. Die der Gänse und Enten können frisch und für sich allein nicht verwendet werden, weil sie ätzend wirken, die der Hühner und Tauben mischt man am besten mit Erde, Gips, Asche u. dgl. oder streut sie direkt auf den Boden. Am wirksamsten ist der Guano (s. d.), bestehend aus Exkrementen von Seevögeln, angesammelt auf Inseln oder an Küsten im trocken heißen Klima, oft in mächtigen Schichten sich findend. Der beste Guano kommt aus Peru; an Phosphaten reicher, an Stickstoff aber

ärmer sind der Bakerguano und die ihm verwandten Sorten. Kein Guano enthält alle Bestandtheile der Pflanzen, wohl aber wirkt jeder in hohem Grade zersetzend auf den Nährstoffvorrath im Boden. Diese Wirkung erfolgt außerordentlich rasch, weil er leicht löslich ist; noch mehr gilt dies von dem gemahlenen und mit Schwefelsäure behandelten aufgeschlossenen Guano. Man streut den Guano für sich oder mit Erde, Kohlenpulver, Knochenmehl, Gips und selbst nur mit Sand vermischt über die Felder, vor und nach der Saat, oder löst ihn in Wasser im Verhältnis von 1:20 auf, in welcher Form er bei den Gärtnern sehr beliebt ist. Die Guanolager dürften in nicht zu ferner Zeit erschöpft sein. Als Ersatzmittel soll vorzugsweise Fischguano, Fleischmehl, Ammoniaksalz und Kloakeninhalt in Betracht kommen; alle diese kommen jedoch dem Guano in Wirkung und Werth nicht gleich, da sie nicht wie dieser im gleichen Volumen gleich viel Dungstoff enthalten und gleich rasche und vielseitige Wirksamkeit zeigen. Mit Guano allein kann man zeitweise hohe Ernten erzielen, besser gibt man ihn aber nur als Zuthat zu anderem D. oder als sogen. Kopfstreu über schon aufgegangene Saaten. Mit bloßem oder zuviel Guano kann man die Felder zu rasch erschöpfen, mit Zuthat von anderem D. in besten Stand bringen und dauernd darin erhalten. Der **Stallmist** enthält die Exkremente gemischt mit Streumitteln, von welchen das Stroh den Zweck am besten erfüllt. Es mischt sich gut mit den Exkrementen, zieht viel Feuchtigkeit (Harn) an und vermehrt durch seine Bestandtheile den Dungwerth des Gemenges. Man verwendet besonders Roggen-, Weizen-, Raps- und Kartoffelstroh. Schilf, Farnkraut, Ginster, Heide, Besenpfrieme u. dgl. sind hart und schwerer zersetzlich, die Waldstreu ist weniger voluminös und nicht so hygroskopisch und gehaltvoll. Mangelhafte Surrogate bilden Torfgrus, Sägespäne, Gerberlohe und gut getrocknete thonige Erde. Der Mist der Pferde (Esel, Maulthiere) ist reich an Stroh, trocken und entwickelt bei seiner Zersetzung große Wärme, daher er vorzüglich zu Treibbeeten und für bündige, kalte, thonige Felder sich eignet. Er ist relativ reicher an Stickstoff als der der anderen Hausthiere. Der Schweinemist ist meistens wässeriger, kalt, langsam sich zersetzend, reich an Unkrautsamen; er findet vorzugsweise auf trockenem, lockerem Boden und auf Wiesen und Futterfeldern Verwendung, paßt aber, gut behandelt, überall hin. Der Schafmist (Ziegenmist) ist trocken, reich an Stickstoff und Aschenbestandtheilen und enthält die am feinsten zerkleinerten Pflanzenreste. Da man den Schafen weniger einstreut als den anderen Thieren, so enthält er mehr Fäces bei gleichem Volumen, ist also auch wirksamer. Er zersetzt sich aber sehr ungleich im Stall und im Boden sehr rasch, ist also nicht nachhaltig. Man verwendet ihn am liebsten zu Oelpflanzen und auf feuchtem, thonig kaltem Boden; gut verrottet eignet er sich für alle Pflanzen und jeden Boden. Man will von ihm Nachtheile für die Güte des Weins, des Leins, der Zuckerrüben, der Gerste und anderer Pflanzen, bei welchen die Güte des Produkts mehr als die Menge in Betracht kommt, beobachtet haben. Am geschätztesten ist der Rindviehmist, obwohl er ärmer an Stickstoff ist. Die breiigen Exkremente des Rinds mischen sich am gleichartigsten mit der Streu zu einem hoomgenen Ganzen mit langsamerer, aber nachhaltiger Zersetzung, so daß er überall anwendbar ist und in seinem gesammten Verhalten dem gemischten Mist am nächsten steht. Die Brauchbarkeit des Mistes hängt jedoch wesentlich von seiner Behandlung ab; frisch gibt er das größte Volumen und wirkt am nachhaltigsten, ist aber auch im gegebenen Volumen oder Gewicht am ärmsten an Nährstoffen und nur für bündigen Boden, welchen er lockert, vorzuziehen. Halb verrottet wird er am meisten angewendet, weil er dann gleichartiger, reicher und doch noch nachhaltig und lockernd genug ist. Ganz verrottet (speckig) ist er am koncentrirtesten, am raschesten wirksam, bindend für Sandboden, aber auch am wenigsten geeignet, den Boden zu erwärmen, zu lockern und mit zersetzenden Gasen zu bereichern. Man verwendet ihn frisch, entweder direkt aus dem Stall, oder nach längerem Liegenlassen im Stall oder auf den Dungstätten. Hier ist er der Luft, der Sonne und dem Regen ausgesetzt (wenn nicht ein Dach angebracht wird, was viele vorziehen, andere verwerfen) und muß deshalb vor Verlusten geschützt werden. Das geschieht durch gute Anlage der Gruben, in welche kein Tagwasser fließen darf und von deren Boden die Jauche gut in die besonderen Behälter abfließen muß, durch dichtes Uebereinanderschichten, Feststreten, Bestreuen mit Gips oder ähnlichem Material, durch Bedecken mit Erde, durch fleißiges Bespritzen mit der Jauche und durch Anlage von Abtheilungen, damit nicht zuviel Mist übereinander geschichtet und ungleiches Material benutzt werden muß. Bei der Aufbewahrung im Stall bedarf es weniger Vorkehrungen für die Konservirung des Mistes, wohl aber solcher für das Vieh, damit nicht die vermehrte Wärme, Ausdünstung und Ammoniakentwickelung demselben schade, vor allem also guter Ventilation und außerdem noch der beweglichen Krippen und Raufen, um diese bei der allmählichen Anhäufung des Mistes höher stellen zu können, zumal auch die Streu reichlicher gegeben werden muß. Gemischter Mist enthält bis 75 Proc. Wasser, frisch etwa 24 Proc. organische Stoffe und bis 2 Proc. Aschenbestandtheile; in ganz verrottetem Mist vermindern sich jene bis auf 16 Proc. und darüber und vermehren sich diese bis auf 8 Proc. und darüber. Der Verlust betrifft hauptsächlich den Kohlenstoff, welcher zu Kohlensäure verbrennt; der Stickstoff kann ganz erhalten werden, wenn täglich Gips (oder Schwefelsäure) angewendet wird. Der Mist enthält zwar alle Bestandtheile der Pflanzen, der auf irgend einem Gut gewonnene aber nicht die Gesammtheit der den Feldern entzogenen Mengen, wenn nicht von außerhalb Futter im großen erworben oder nur, wie z. B. bei Brennereimastbetrieb, vorzugsweise organische Bestandtheile verkauft werden. Hinsichtlich der Felder muß der Mist in der Summe seiner Wirkungen für unersetzlich erklärt werden. Er lockert und erwärmt den Boden, bindet den losen Sand und verhindert die zu große Einwirkung der Sonnenstrahlen; er erhält die Feuchtigkeit und befördert die Verdunstung; er entwickelt Kohlensäure und Ammoniak, welche zersetzend auf den Mineralbestand des Bodens wirken; er liefert im Maße seiner fortschreitenden Verwesung den Pflanzen die Nährstoffe und begünstigt die Aneignung der atmosphärischen Dungstoffe durch dieselben; vor allem aber kommt in Betracht, daß er die Witterungsextreme minder fühlbar macht und, entsprechend angewendet, die gegebenen Bodenzustände korrigiren läßt (vgl. **Humus** im Artikel **Boden**). Seinen physikalischen Eigenschaften gebührt unbedingt der Vorzug, da die chemischen — die Nahrungszufuhr — auch durch andere Dungmittel zu beschaffen

sind, jene aber nur je einzeln durch specielle Kulturmittel und doch nie mit gleicher Sicherheit des Erfolgs. Mit Recht hält ihn daher der Landwirt trotz des hohen Erzeugungspreises und trotz des großen Aufwandes für Transport und Unterbringung doch in Ehren; mit nicht minderem Recht aber bestrebt sich die Technik, Mittel aufzufinden, um ihn möglichst zu ersetzen, und lehrt die Chemie, daß er in weitaus den meisten Fällen für sich allein nicht genügt, wenn man ihm nicht die ihm fehlenden Quantitäten der wichtigsten Nährstoffe (Kali, Phosphorsäure, auch oft Magnesia) zusetzt oder ihn mit anderem D. ergänzt. Es liefern pro Jahr ein Stück Rindvieh 10—11, ein Pferd 8, ein Schwein 1—2, ein Schaf ½—1 Fuder Mist, das Fuder zu 20 Ctr. gerechnet. Bei seiner Anwendung hat man hauptsächlich für möglichst gleichmäßiges Ausstreuen über das Feld zu sorgen; ob er am besten gleich untergeackert oder breit liegen gelassen wird bis zum Unterackern, hängt von dem Boden ab; letzteres Verfahren hat den Vorzug da, wo Neigung zum Krustiren gegeben ist, und bei gutem Thongehalt der Krume, da dieser der Auslaugung entgegenwirkt. Das Liegenlassen des Mistes in kleinen unbedeckten Häufchen ist zu verwerfen. Stark heißt eine Düngung von 800 Ctr. und darüber pro Hektar; man gibt sie nur zu Wurzelfrüchten, Raps u. dgl., zu Hopfen, Hanf, Bohnen, Tabak, Futterwicken, Mais, seltener auch zu Kartoffeln und stets für mehrere Jahre, resp. Pflanzen, nach diesen Früchten. Mittlere Düngung mit bis 600 Ctr. pro Hektar lieben die Getreidearten, Wein und Obst, Lein, Erbsen, Zuckerrüben, Möhren, Kartoffeln, Mohn; schwache mit bis 400 Ctr. wendet man nur für Getreide, auf Wiesen, auf Kleeumbruch und als Nachdüngung an. Je nach der Zahl der Jahre, für welche eine Mistdüngung gegeben wird, spricht man von der Stellung der Früchte in erster, zweiter, dritter Tracht ꝛc.

II. Die mineralischen Dungmittel enthalten nicht alle Bestandtheile der Pflanzen und, abgesehen von der Asche, auch nicht alle Mineralstoffe, deren diese bedürfen; die Mehrzahl derselben kann also für sich allein nicht zum vollen Ersatz genügen, selbst wenn es gelänge, die Atmosphärilien nach Bedarf aufnehmen zu lassen. Sie üben vermöge ihrer Beschaffenheit nur specielle Wirkungen auf den Boden aus und erweisen sich bei Mangel an Feuchtigkeit und Humus oft als ganz oder größtentheils unwirksam, oft geradezu als schädlich für keimende Saaten und junge Wurzeltriebe. Sie lassen sich nur in kleineren Quantitäten anwenden und sind daher schwer zu vertheilen (Mischung mit Erde oder Sand); in der Regel sind sie rasch wirksam und enthalten nur wenige Procente werthloser Bestandtheile. Ihre ausschließliche Anwendung setzt aber vorzüglich bearbeiteten Boden, höchste Absorptionsfähigkeit desselben und Erhaltung des Humusbestandes durch Gründünger und vorzugsweisen Futterbau voraus. In der Regel dienen sie nur als Bei- oder Hülfsdünger zur Ergänzung des Stallmistes oder zur Hervorrufung bestimmter Wirkungen. Unausgesetzt ist die Technik bemüht, ihre Anwendung durch Herstellung vorzüglicher Präparate zu erleichtern, und Praxis und Wissenschaft sind bestrebt, sie in Eigenschaften und Wirkungen stets besser kennen zu lernen, nicht minder aber auch nach neuen Bezugsquellen für dieselben zu forschen.

Da aller Boden durch Zertrümmerung und Verwitterung von Gesteinen entstanden ist, so könnten diese selbst zu D. verarbeitet werden oder doch Material dazu liefern. Man hat jedoch bis jetzt nur erst einzelne Bestandtheile derselben direkt in D. verwandeln gelernt, z. B. die Phosphate und Feldspate, letztere durch Einwerfen in Jauche, in welcher sie nach und nach löslich werden. Schon den alten Aegyptern bekannt als vorzüglicher D. war die Asche, besonders die von verbrannten Vegetabilien; minder wirksam, aber auch noch verwendbar, sind Torf- und Braunkohlenasche, und kaum mehr als physikalisch beachtenswerth ist die Steinkohlenasche. Gute Holzasche wird nur noch selten zu haben sein, da sie in der Technik lohnender verwendet werden kann. Die leicht löslichen Bestandtheile derselben (das kohlensaure Kali besonders) wirken rasch und energisch, die schwerer löslichen, worunter die Phosphate am werthvollsten, nachhaltig; jene können bei mangelnder Feuchtigkeit ätzend (verbrennend) auf die Pflanzen einwirken und im Boden bedeutsame Umwandlungsprocesse hervorrufen. Sie zersetzen den Humus, zerstören vielerlei Unkraut, besonders Seggen, Binsen, saure Gräser, Moos, begünstigen das Wachsthum aller der Pflanzen, welche Kali in größerer Menge bedürfen (Kleearten, Getreide, Rüben), halten schädliche Insekten ab, neutralisiren die Säuren im Boden und bilden mit den Mineralstoffen desselben leicht lösliche Salze. Man gibt die Asche am liebsten im Herbst für Futterfelder, auf sauren Wiesen, auf bündigen, feuchten, humusreichen Böden, auf Feldern im zeitigen Frühjahr, entweder für sich allein oder gemischt mit Gips, Knochenmehl, Jauche, Mist und Kompost, vor und nach der Saat. In Wirkung ähnlich, aber schwächer, ist die ausgelaugte Asche oder der Aescherich. Asche von stark schwefelhaltigen Kohlen wird am besten nur zum Kompost verwendet. Bei der Moorbodenkultur verbrennt man den überschüssigen Humus auf dem Feld selbst und erzeugt dadurch die erforderliche Menge von Asche, während das Feuer zugleich die Verwitterung des Bodenbestandes begünstigt. Im Rayon der Hackwaldwirtschaft verbrennt man deshalb auch alles Astholz, Laub u. dgl. auf dem Boden u. in Heidegegenden die Plaggen (s. Betriebssystem).

Der Ruß wirkt physikalisch günstig durch seine dunkle Farbe, welche die Sonnenstrahlen absorbirt, so daß der Boden rascher erwärmt wird, ferner durch die Abhaltung von Ungeziefer aller Art und chemisch besonders durch den Stickstoff, welchen der aus Steinkohlenfeuer gewonnene am meisten enthält. Er kann nur im kleinen Anwendung finden und wird obenauf gestreut, oft über den Schnee, um diesen rascher aufthauen zu lassen. Salpeter galt schon im Mittelalter als vorzüglicher D., ward jedoch allgemein erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts verwendet. Der Kalisalpeter, wichtig für die Industrie und besonders zur Pulverfabrikation, ist am wirksamsten, weil er außer der Salpetersäure das für die Pflanze bedeutungsvolle Kali enthält; sein hoher Preis verbot aber bisher seine Verwendung zur Düngung; erst in neuester Zeit kommt von Staßfurt aus auch Kalisalpeter als Dungmittel in den Handel. Seit dem Jahr 1835 kennt man als solches den Natron- oder Chilisalpeter, welcher außer etwas Kochsalz und schwefelsaurem Natron nur Salpetersäure und Natron den Pflanzen bietet, aber bedeutsame Umwandlungen im Boden hervorruft. Andere Salpeterarten sind zu selten; der Natronsalpeter ist im Wasser leicht löslich, wirkt also sehr rasch, und zwar in der Art, daß er sich mit dem von der Feinerde absorbirten Kali und mit den Kalksalzen des Bodens zu salpetersaurem Kali und

salpetersaurem Kalk, welche die Pflanze aufnimmt, umsetzt, während das Natron in anderer Verbindung durch das Wasser fortgeführt wird; außerdem macht er zugleich die Phosphate löslicher. Am besten eignet er sich für stickstoffarmen, an Mineralstoffen reichen Boden und für Obenaufdüngung im Frühjahr. Er beschleunigt die Aneignung der Mineralstoffe, also die Erschöpfung des Bodens, und liefert den Pflanzen den ihnen wichtigen Stickstoff in bester Form. Aehnlich in der Wirkung sind die Ammoniaksalze, welche neuerdings in größerer Menge in den Handel kommen. Das Ammoniak wird durch die Feinerde absorbirt und dann zu Salpetersäure oxydirt. Am werthvollsten ist das phosphorsaure Ammoniak, welches auch noch Phosphorsäure liefert; das schwefelsaure Ammoniak wirkt auch durch die Schwefelsäure, und der Salmiak oder das salzsaure Ammoniak bildet durch das Chlor lösliche Chloride, welche nicht immer günstig wirken. Das Gaswasser liefert nur kohlensaures Ammoniak, gleicht also diesem in seiner Wirkung. Das Kochsalz, bestehend aus Chlor und Natrium, wird vielfach als Dungmittel gepriesen und schon seit 1740 als solches verwendet. Man weiß den Vorzug der sogen. Salzwiesen zu schätzen, und daß das Vieh auf mit Salz gedüngten Stellen das Gras mit Vorliebe frißt. Die Bestandtheile des Salzes kommen aber als Pflanzennahrungsmittel kaum in Betracht; das Chlor wirkt sogar schädlich auf zarte Keime und junge Wurzeltriebe. Günstig kann Kochsalz nur durch seine Einwirkung auf die Phosphate wirken. Man verwendet pro Hektar von 4—15 Ctr., von den oben erwähnten Salzen nur bis zu 8 Ctr. höchstens. Die Kalisalze aus Staßfurt bilden neuerdings sehr gesuchte und in tausenden von Centnern in den Handel gebrachte Dungmittel, mittels deren man den Pflanzen das oft fehlende Kali zu liefern vermag. Anfangs kannte man nur die Chlorkaliumpräparate, welche auch heute noch des billigen Preises wegen von vielen vorgezogen werden. Der Chlorgehalt macht aber deren Anwendung bedenklich, zum mindesten während der Vegetationszeit. Im Herbst auf Wiesen- und Futterfelder gestreut, schaden sie dagegen nicht, am besten aber finden sie ihre Verwerthung bei der Kompostbereitung, als Ueberstreu über den Mist und auf Bruch- und Moorboden. Man unterscheidet rohes Abraumsalz, drei- und fünffach koncentrirtes Salz mit verschiedenem Gehalt an Kali. Vermöge der im Boden vor sich gehenden Umwandlungen kommt durch diese Salze das Kali in tiefere Schichten, was für tiefwurzelnde Pflanzen mit großem Kalibedarf von Werth ist (Rüben, Klee). Beliebter und sicherer in der Anwendung ist das schwefelsaure Kali, am gesuchtesten das kohlensaure und salpetersaure Salz sowie die schwefelsaure Kalimagnesia, besonders bei Gegenwart von viel Mist oder im Mist selbst. Alle Kalisalze bedürfen der Vorsicht in ihrer Anwendung und sind selbstverständlich überflüssig auf einem an sich an Kali reichen Boden und wirkungslos da, wo es an anderen Mineralstoffen und Humus fehlt. Ein schon den alten Galliern und wohl auch den Griechen und Römern bekannt gewesenes Dungmittel ist der Kalk, welcher als Aetzkalk auf die Felder gebracht und dort durch Untertauchen unter Wasser sofort gelöscht oder breit ausgestreut oder auf Häufchen gesetzt wird, um nach und nach von selbst gelöscht zu werden. Seine Anwendung erfordert die gleichmäßigste Vertheilung und vollkommenste Pulverung, weshalb das sofortige Löschen den Vorzug verdient. Man wendet von nur wenigen bis zu hunderten von Centnern pro Hektar an, je nach der Kalkarmut des Bodens und je nachdem man für kürzere oder längere Zeit (bis 7 Jahre) kalken, resp. den Kalk nur als Zusatz zur Düngung oder auch als Bodenverbesserungsmittel benutzen will. Er liefert der Pflanze allerdings nur den kohlensauren Kalk, gehört aber zu den unumgänglichen Erfordernissen eines guten Bodens und kann in seinen Wirkungen nicht durch andere Mineralien ersetzt werden. Frisch aufgebracht zerstört er durch seine ätzenden Eigenschaften schädliches Unkraut und Ungeziefer, zersetzt den Humus und wirkt hygroskopisch, ammoniak- und salpeterbildend und umwandelnd auf die Silikate durch Bildung von kieselsaurem Kalk, welcher die Absorptionsfähigkeit der Krume vermehrt. Aehnlich in der Wirkung, nur minder intensiv, aber je nach Zusammensetzung besser als Bodenkorrektiv, sind alle Mergelarten, welche ebenfalls in großen Mengen aufgebracht und gut vertheilt werden (vor Winter). Der Gaskalk muß, weil den Pflanzen schädliche Stoffe enthaltend, längere Zeit der Einwirkung der Luft ausgesetzt werden. Chlorkalium befördert seine Umwandlung in brauchbaren D. Schwächer an Wirkung sind einfach kohlensaurer Kalk, gepulverte Auster- und Muschelschalen u. dgl. Der Gips dient seit 1760 als Dungmittel, besonders für Kleefelder. Er besteht aus schwefelsaurem Kalk und wird in Pulverform ausgestreut; er löst sich in Wasser und wird mit demselben in die Tiefe gespült und auf die Krume verbreitet; er liefert der Pflanze direkte Nährstoffe und macht das absorbirte Kali im Boden als schwefelsaures Kali frei; er bindet das Ammoniak durch Umwandlung in schwefelsaures Ammoniak und kohlensauren Kalk und wirkt auch begünstigend auf die Verbreitung der Phosphate im Boden. Man verwendet pro Hektar von 4—20 Ctr. Vitriol und Schwefelsäure können seine Wirkungen zum Theil ersetzen; ersterer wirkt schädlich auf Boden mit starkem Eisengehalt, letztere muß stark mit Wasser verdünnt werden. Magnesiahaltige Salze kommen nur selten vor und sind auch für die meisten Bodenarten und Kulturen überflüssig. Neuerdings liebt man es aber immer mehr, alle derartigen Dungmittel in Mischungen anzuwenden, weil sie in solchen sich als wirkungsvoller erweisen. Kali, Phosphorsäure und hier und da Magnesia sind diejenigen Mineralstoffe, welche am leichtesten im Boden fehlen, Ammoniak und Salpetersäure außerdem gesucht. Die phosphorsaure Kali-Ammoniak-Magnesia bildet eins der beliebtesten Dungmittel der Neuzeit, an dessen Stelle auch das schwefelsaure Salz, mit und ohne Ammoniak, treten kann.

III. Für viele Fälle bildet endlich der Kompost einen sehr geschätzten D. Dazu verwendet man alle Arten von Abfällen in Vermischung mit Mist und Jauche und irgend welcher erdigen Grundlage. Man schichtet die zur Kompostbereitung dienlichen Materialien entsprechend übereinander zu Haufen von bestimmtem Umfang und bestimmter Höhe, sorgt dafür, daß von diesen alles Wasser gut ablaufen kann, ohne aber wesentliche Dungstoffe mitzunehmen, befeuchtet fleißig mit Jauche, deren nährende Stoffe zurückgehalten werden, während das Wasser verdunstet oder abfließt, und bearbeitet solche Haufen mehrmals, bis alle Vegetabilien und Abfälle gut verwest sind und das Ganze eine homogene Masse darstellt, in welcher das Maximum der Nährstoffe mit dem Minimum von

Erde gemischt ist. Solcher Kompost kann zu allen Früchten und zu jeder Zeit angewendet werden; vorzüglich eignet er sich für Sandboden, zur Düngung der Reihensaaten, zur Lochdüngung, für Wiesen- und Futterfelder und für alle Gartenkulturen. Schlecht bearbeiteter Kompost schadet aber mehr als er nutzt. Die Gärtner bereiten ihn mit verschiedener Grundlage, je nach den Zwecken, für welche er verwendet werden soll. In der Landwirtschaft benutzt man ihn hauptsächlich, um kein düngendes Material verloren gehen zu lassen. Kloakenstoffe bewirken die beste Zersetzung und ermöglichen die rascheste Benutzung.

»Alles düngt Alles«, lehrte man schon im vorigen Jahrhundert, und von den Römern weiß man, daß auch sie Pflanzen-, Thier- und Mineralreich für Dungzwecke in Anspruch nahmen. Unserer Zeit charakteristisch ist der **Düngerhandel**, welcher alljährlich hunderte von Millionen Thalern umsetzt, und für welchen zahlreiche Fabriken mit tausenden von Arbeitern und hunderten von Schiffen und anderen Transportmitteln in Anspruch genommen werden, um die geeigneten Materialien an die Stätten des Bedarfs zu liefern. England steht im Verbrauch von Handelsdünger obenan und hat außerdem den größten Viehstand; man rechnet dort einen Umsatz von weit über 100 Mill. Thlr. für Handelsdünger pro Jahr. Die große Nachfrage hat leider auch zu vielen Fälschungen Veranlassung gegeben, und deshalb verlangt man vom Fabrikanten die Garantie für den Gehalt; zur Kontrolle der Händler und Fabrikanten aber dienen besonders Kontrollstationen, in welchen der Handelsdünger aller Art geprüft wird, vor allem, um festzustellen, ob Gehalt und Preis im Einklang stehen. Alle derartigen Dungmittel bedürfen aber auch der günstigen Witterung, um sich recht wirksam erweisen zu können, und versagen in trocknen Jahrgängen (Lagen) mehr oder minder. Am besten gibt man sie deshalb mit Stallmist oder demselben direkt einverleibt. Im Düngermarkt hat man feste Preise für Kali, Phosphorsäure, Stickstoff ꝛc. zu bilden gesucht; die Konkurrenz und Produktionskosten spielen jedoch auch hier eine Rolle. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß eine Ausgabe von 12—18 Mark pro Hektar in weitaus den meisten Fällen genügt, um das Areal in vollster Fruchtbarkeit zu erhalten, Mistdüngung vorausgesetzt.

Die Literatur über die Düngung und Dungmittel ist sehr reich. Gute Werke über Agrikulturchemie enthalten das Wesentlichste, ebenso die über Landwirtschaft im allgemeinen. Empfehlenswerth sind **Heiden**, Lehrbuch der Düngerlehre (Stuttg. 1867—68, 2 Bde); **Heinrich im Thurn**, Landwirtschaftliches Düngerwesen (Frauenfeld 1866); **Wolff**, Praktische Düngerlehre (5. Aufl., Berl. 1874).

Düngerstreumaschine, ein mechanischer Apparat zum gleichmäßigen Ausstreuen pulverförmiger, düngender Substanzen. Derselbe ist in ähnlicher Weise angeordnet wie eine Säemaschine (s. d.), d. h. ein auf Rädern ruhendes Gestell trägt den Kasten, welcher zur Aufnahme und zur Vertheilung des Düngers dient. Der Kasten besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die eine den möglichst fein gepulverten und trocknen Dünger aufnimmt, während die andere zum Bemessen und Ausstreuen desselben dient. Erstere ist stets mit einer Rührvorrichtung versehen, um ein Zusammenballen des Düngers zu verhüten und denselben stetig in die Ausstreuabtheilung gelangen zu lassen. Letztere enthält auf einer von den Fahrrädern in Umdrehung versetzten Welle eine Anzahl von kleinen Rädern, welche mit entsprechenden Vorsprüngen besetzt sind, um mit diesen das Pulver zu erfassen und auszustreuen. Damit kein Festsetzen des Düngers an den Rädern stattfinde, sind dieselben mit Abstreichern versehen, welche entweder durch Gewichte oder durch Blattfedern angepreßt werden. Der Dünger fällt aus dem Kasten in die Vertheilungsvorrichtung, welche die gleichmäßige Ausstreuung auf den Acker bewirkt. Sie besteht aus einem breiten, mit schräg gestellten Klötzen überdeckten Bret, auf welchem der Dünger herabgleitet. Dieses Vertheilungsbret wird mittels einer Deckplatte geschlossen, damit kein Verkleben desselben bei etwa eintretendem Regenwetter stattfinde. Die Maschinen zum Ausstreuen pulverförmigen Düngers leiden durchweg an dem Uebelstande, daß das zu verarbeitende Material ein oft in hohem Grade widerspenstiges ist. Der Dünger ballt sich zusammen, zieht leicht Feuchtigkeit aus der Luft an und verhindert alsdann eine gleichmäßige Ausstreuung oder bewirkt sogar Verstopfungen in der Maschine. Deshalb müssen die angebrachten Rührwerke eine sehr energische Wirkung äußern, wodurch die Betriebskraft nicht unerheblich gesteigert wird. Auch werden durch einige Düngerarten, z. B. solche mit starkem Ammoniakgehalt, die eisernen Theile der Maschine stark und schnell angegriffen, wodurch die Dauer der Maschine nicht unerheblich beeinträchtigt wird. Aus diesem Grunde ziehen einige Fabriken es vor, die wesentlichsten Theile derselben, d. h. die Ausstreuapparate, aus Messing zu fertigen. Die Leistung einer D. von 2 Meter Breite beträgt 4—6 Hektar pro Tag; zur Bedienung sind 1—2 Pferde und ein Arbeiter erforderlich, der Preis beträgt im Durchschnitt 500 Mark. Maschinen, welche gleichzeitig mit dem Dünger die Saat ausstreuen, und zwar in geraden und parallelen Reihen, heißen **Universal-Drills** (s. **Säemaschinen**). Zum Ausstreuen **flüssigen Düngers** wendet man das gewöhnliche Jauchefaß mit einer am hintern Theil angebrachten Sprengvorrichtung an. Letztere besteht aus einer, quer über die Richtung der Fortbewegung gelegten Rinne mit entsprechenden Ausschnitten. In England sind diese Apparate (**Croskill'sche Jauchekarren**) sehr verbreitet; gewöhnlich ist auf denselben noch eine Pumpe angebracht, um die Flüssigkeit direkt in das Faß zu heben. Komplicirtere Apparate zum direkten Ausgießen flüssigen Düngers auf den Acker, von **Chambers** konstruirt, haben keine Verbreitung gefunden.

Dünkelberg, **Wilhelm Friedrich**, bedeutender Kulturingenieur, Direktor der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf bei Bonn, geb. 4. Mai 1819 zu Schaumburg a. d. L., besuchte 1841—43 das landwirtschaftliche Institut Hof-Geisberg bei Wiesbaden und machte sich hier auch mit dem Wiesenbau bekannt. Hiermit war ihm die erste Grundlage zur weitern Verfolgung seiner Ausbildung als Kulturingenieur gegeben. In der Siegener Gegend wurde er auch praktisch mit dem Kunstwiesenbau vertraut, während der Aufenthalt auf kleineren Gütern im Nassau'schen seine landwirtschaftlichen Erfahrungen erweiterte. 1844 besuchte er die Universität Gießen; 1846 wurde er Buchhalter in Hof-Goldstein bei Frankfurt a. M., ging aber noch in demselben Jahr zu Fresenius nach Wiesbaden, um sich in der analytischen Chemie auszubilden. 1847 wurde er Lehrer der Naturwissenschaften und der Mathematik an der Ackerbauschule zu Merchingen, 1849 Privatdocent zu Poppelsdorf;

gleichzeitig studirte er in Bonn Naturwissenschaften und Nationalökonomie. 1850 ging er nach Merchingen zurück, erhielt aber noch in demselben Jahr einen Ruf als Lehrer der Landwirtschaft an das Institut Hof-Geisberg. 1858 wurde er zum Professor ernannt; 1856 übernahm er das Generalsekretariat des landwirtschaftlichen Vereins für Nassau und redigirte von 1857—71 das landwirtschaftliche Wochenblatt für Nassau. 1857 war er Regierungskommissar für die Melioration des hohen Westerwalds, die er bis 1866 leitete. 1871 folgte er dem Ruf als Direktor der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf. Seine Bestrebungen auf kulturtechnischem Gebiet veranlaßten den Centralausschuß der tiroler Landwirtschaftsgesellschaft, ihn 1871 und 1872 zur Bereisung Tirols zu engagiren, um Vorschläge zur Landesmelioration zu machen. Ferner bereiste er auf Ansuchen des Landesausschusses von Oesterreichisch-Schlesien 1873 die Kleinen Karpathen, um Vorschläge zur Regulirung der denselben entfließenden Wildbäche zu machen. D. hat das Verdienst, das früher so vernachlässigte Kulturingenieurwesen in seiner Wichtigkeit für die Landesmelioration gehoben und in Aufnahme gebracht zu haben; auch richtete er in Hof-Geisberg besondere Wiesenbaukurse ein und wandelte sie später in eine Geometerschule um. In den letzten Jahren war er wesentlich Vorkämpfer für die Dampfbodenkultur und Desinfektion des Kanalwassers in den Städten und Berieselung mit demselben, wie er denn auch das zu diesem Zweck für Berlin projektirte Rieselfeld angelegt und eine Zeitlang geleitet hat. Außer vielen Artikeln in landwirtschaftlichen Zeitschriften schrieb er: »Die Landwirtschaft und das Kapital« (Wiesb. 1860); »Kulturtechnische Skizzen über meine Bereisung Tirols« (Innsb. 1871); »Kulturtechnische Skizzen über eine zweite Bereisung Tirols« (das. 1872); »Der Wiesenbau in seinen landwirtschaftlichen und technischen Grundzügen« (Braunschw. 1865). Auch bearbeitete er die zweite Auflage von Fries' »Wiesenbau« (das. 1866) und gab von 1868—70 die Zeitschrift »Der Kulturingenieur« (das. 3 Bde.) heraus.

Dünkirchen (»die Kirche an den Dünen«, franz. **Dunkerque**), Arrondissementsstadt im franz. Departement Nord, an der Nordsee, von der sie durch eine Dünenreihe geschieden ist, 45 Kilom. nordöstlich von Calais, der Themsemündung fast gegenüber in öder, sandiger Umgebung, Endstation der Eisenbahnen von Paris und von Furnes in Belgien, wichtiger Handelshafen Frankreichs sowie Kriegsplatz, mit (1879) 34,350 Einw. Der Hafen faßt in seinen zwei großen Becken Schiffe bis zu 1200 Tonnen Last; die schöne Rhede ist geschlossen (d. h. durch Sandbänke gesichert) und gegenwärtig, nachdem die Bänke durch Baken bezeichnet worden, auch leicht zugänglich. Große Verbesserungen, namentlich die Erbauung eines neuen Docks, sind in Ausführung begriffen. Als Kriegsplatz ist D. sehr fest, sowohl durch seine neu errichteten Befestigungswerke (die alten Erdwerke sind geschleift worden), als durch die große Leichtigkeit, mit der die Umgegend weithin (bis Bergues) 1,5 Meter tief unter Wasser gesetzt werden kann. D. zerfällt in drei Theile: die eigentliche Stadt, reinlich, lustig und belebt, Sitz des Handels; die Unterstadt, mit breiten sich rechtwinklig schneidenden Straßen, Sitz der Industrie, und die Citadelle (Docks und Entrepots), Wohnsitz der Arbeiter und Seeleute. Unter den öffentlichen Plätzen sind hervorzuheben: der gepflasterte Champ de Mars (sonst Place d'armes) und der große Dauphinéplatz mit dem Denkmal des Seemanns Jean Bart (dessen Vaterstadt D. ist) von David d'Angers; unter den öffentlichen Gebäuden: das Rathhaus (seit 1642), die St. Eloykirche (um 1560 in spätgothischem Stil erbaut, mit einem Peristyl von 1783), die neuere Kirche St. Martin, die als Wallfahrtsort der Seeleute bekannte Kapelle Notre Dame des Dunes (1405 gegründet, 1815 neu erbaut), ferner der Belfried von sechs Etagen (60 Meter hoch, mit berühmtem Glockenspiel), die Börse (von 1754), der moderne Justizpalast, das Theater, die Magazine und Werkstätten der Marine (17. Jahrh.), der Thurm von Leughenaer (Leuchtthurm) u. a. D. ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts und hat ein Collége, Schulen für Schiffahrt, Zeichnen, Baukunst und Musik, eine Gemäldesammlung (über 100 Bilder), ein naturhistorisches Museum und eine öffentliche Bibliothek sowie berühmte Seebäder. Die Erwerbszweige der Bewohner sind Schiffbau, Leinen-, Baumwoll- und Hanfspinnerei, Fabrikation von Tauen und Segeltuch, Gießerei, Gerberei, Seifensiederei, Zucker- und Salzraffinerie, Brauerei, Fabrikation von Leberthran, Destillation und die im großen betriebene Fischerei, die vorzugsweise D. reich gemacht hat. Jährlich gehen viele Schiffe nach Island, Neufundland rc. auf den Walfisch-, Stockfisch- und Häringsfang. Die Bewohner selbst sind als die furchtlosesten Seeleute bekannt. D. ist Sitz von Konsuln fast aller Staaten Europa's wie Amerika's und treibt einen bedeutenden Handel, als dessen Hauptgegenstände Cerealien, Butter, Hülsenfrüchte, Oelsaat, Bauholz, Salz, Wein, Blei aus Portugal und Spanien, englisches und schwedisches Eisen, Schwefel aus Sicilien, Flachs, Potasche und Talg aus Rußland zu bezeichnen sind. Der Werth der Einfuhr betrug in den letzten Jahren über 61 Mill., der der Ausfuhr ca. 95 Mill. Franken. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe erreichte, ungerechnet die Küstenfahrzeuge und Stockfischfänger, im Durchschnitt die Höhe von 2150 mit 360,000 Tonnen Gehalt, und fast ebensoviel liefen aus. Von D. gehen Dampfschiffe nach London (in 10 Stunden), nach Havre (20 Stunden), nach Rotterdam (12 Stunden). Bei der Stadt beginnt der Dünkirchener Kanal, der mit dem von Bourbourg und Bergues verbunden und bis Furnes geführt ist; von letzterem Ort verlängert er sich über Nieuport bis Ostende. Durch Nebenkanäle steht D. mit Paris, Ardennen, der Schweiz und den bedeutendsten Städten Nordfrankreichs in Verbindung. Am Fuß der Dünen liegt das Estrang genannte sandige Ufer, 160 Meter breit, das bei der Ebbe trocken ist. D. war anfangs ein Dorf, das um eine vom heil. Eloy auf den Dünen erbaute Kapelle entstand und vom Grafen Balduin von Flandern um 960 mit Mauern umgeben wurde. Der Ort war Jahrhunderte hindurch ein Gegenstand der Eifersucht zwischen Frankreich und England und erlitt infolge dessen mannigfache Bedrängnis. Im Jahr 1388 wurde D. zum erstenmal durch die Engländer verbrannt, darauf 1400 befestigt. Im 16. Jahrh. war es längere Zeit im Besitz der Spanier, ward 1540 von den Engländern genommen, aber im nämlichen Jahr von den Franzosen erobert, die es im Frieden von Château-Cambrésis 1558 den Spaniern zurückgaben. Der Prinz von Condé eroberte die Stadt 1646 nach siebentägiger Belagerung für die Franzosen,

denen sie jedoch bald die Spanier wieder entrissen. Turenne nahm D. 1658 von neuem, und zwar nach dem Sieg in den Dünen, wo die D. belagernden Franzosen (unter Ludwig XIV.) und Engländer (unter Lord Lockhardt) das spanische zum Entsatz anrückende Heer unter Don Juan d'Austria 14. Juli schlugen. Zufolge geschlossenen Vertrags erhielten es darauf die Engländer, denen es Ludwig XIV. 1662 um 5 Mill. Franken wieder abkaufte. Am 23. Juni 1666 schlugen auf der Höhe von D. die Holländer unter Ruyter die Engländer unter York zur See. Infolge des Utrechter Friedens 1713 mußten die von Ludwig XIV. prächtig aufgeführten Festungswerke geschleist und der Hafen gefüllt werden, bis endlich der Pariser Friede von 1783 die Wiederherstellung der Werke wie des Hafens gestattete. Der Eroberung der Stadt durch die Engländer unter dem Herzog von York im August 1793 beugten die unvermuthete Annäherung des Generals Houchard und ein Ausfall der Belagerten vor.

Duénna (Dueña, span., Duegna), s. v. w. Donna, insbesondere Hüterin, Ehrenwächterin, Aufseherin eines Mädchens.

Dünndarm, s. Darm.

Dünnern, ein jurassischer Zufluß der Aare in der Schweiz. Das Quellthal von Gänsbrunnen-Welschenrohr ist durch den Gebirgszug des Weißenstein vom Aarethal bei Solothurn getrennt und senkt sich von 720 zu 480 Meter. Nach einem längern Lauf durchbricht der Fluß den Jura quer in der Balsthaler Klus (s. Balsthal) und fließt, in die Hochebene eingetreten, am Gebirgsfuß hin durch den Buchsgau, um sich bei Olten mit der Aare zu vereinigen (385 Meter). Vom gesammten Flußgefälle (335 Meter) kommen auf die kurze Strecke der Balsthaler Klus 23 Meter.

Dünnschnäbler (Tenuirostres), Familie der Sperlingsvögel mit einem Schnabel, der meist viel länger als der Kopf, sehr dünn und mehr oder weniger gebogen (selten gerade), scharf zugespitzt und immer ohne Kerbe vor der Spitze ist; die Nasengruben sind frei, meist spaltförmig, die Füße Wandelfüße. Hierher gehören die Gattungen Spechtmeise (Sitta), Steigschnabel (Xenops), Baumläufer (Certhia), Mauerläufer (Tichodroma), Wiedehopf (Upupa), Kragenhopf (Epimachus), Kolibri (Trochilus) rc.

Dünnstein, s. Kupfer.

Dünnwald, Johann Heinrich, Graf von, kaiserlicher Generalfeldmarschall, geboren um 1620 zu Dünnwald im Bergischen, wonach er sich später nannte, focht 1664 im Reichskontingent in Ungarn, trat hier in kaiserliche Dienste, wurde Generalmajor, erhielt 1670 das Kommando über ein Kürassierregiment, zeichnete sich 1674 bei Ensisheim aus, gerieth bei Mülhausen in kurze französische Gefangenschaft, schlug sodann die Franzosen bei Saßbach und wurde dafür 1675 vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Zum Feldmarschallleutnant ernannt, befand er sich 1683 bei dem Entsatz von Wien, vernichtete 1684 bei Backan ein ihm weit überlegenes türkisches Heer, half 1685 zum Sieg bei Gran wesentlich mit und schlug 14. Aug. 1687 das türkische Heer, welches den Entsatz von Ofen bewerkstelligen sollte. Nach der Schlacht bei Mohacz mit 10,000 Mann zurückgelassen, um das Land zwischen der Donau und Drave zu beschützen, ergriff er die Offensive und eroberte bis zum 25. Okt. 1687 ganz Slawonien. Im Feldzug von 1688 deckte er als Generalfeldmarschall namentlich die Belagerung von Belgrad. Im folgenden Jahr entsetzte er das von den Franzosen hart bedrängte Heidelberg. Im Jahr 1691 nochmals gegen die Türken in Ungarn gesendet, soll er in der Schlacht bei Salankemen anfangs aus Verdruß, unter dem jüngern Markgrafen Ludwig von Baden kämpfen zu müssen, die Bewegung des von ihm befehligten linken Flügels zu hemmen gesucht haben, entschied aber sodann noch den Sieg. Vor ein Kriegsgericht beschieden, starb er auf der Reise nach Wien zu Essek 31. Aug. 1691.

Düntzer, Johann Heinrich Joseph, Philolog und Literarhistoriker, geb. 12. Juli 1813 zu Köln als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, wurde auf dem Friedrich-Wilhelmgymnasium in Köln gebildet und widmete sich seit 1830 erst zu Bonn, sodann zu Berlin altklassischen Studien. Seine besondere Neigung zu sprachwissenschaftlichen Forschungen führte ihn dem Studium des Sanskrit unter Lassen, Schlegel und Bopp zu, als dessen Früchte »Die Lehre von der lateinischen Wortbildung« (Köln 1836) und »Die Deklination der indogermanischen Sprachen« (das. 1839) erschienen. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er auch die Preisschrift: »J. A. de Thou's Leben, Schriften und historische Kunst« (Darmst. 1837) und mit Lersch: »De versu quem vocant Saturnio« (Bonn 1838) und führte in seinen Lehrbüchern der lateinischen und griechischen Sprache (Köln 1838 u. 1839) zuerst die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft in den Schulunterricht ein. Er habilitirte sich im Sommer 1837 zu Bonn für altklassische Literatur, nahm aber, wegen der unfreien und unerquicklichen Universitätszustände unter dem Ministerium Eichhorn, 1846 die Stelle eines Bibliothekars am katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt an und erhielt 1849 den Titel Professor. In der klassischen Philologie hat sich D. als gewiegter Schüler Böckhs und Welckers bewährt. Unter seinen hierher gehörigen Arbeiten haben außer den genannten besonders »Homer und der epische Cyklus« (Köln 1839); »De Zenodoti studiis Homericis« (Götting. 1848); »Kritik und Erklärung der Horazischen Gedichte« (Braunschw. 1840—46, 5 Bde.) und »Die römischen Satiriker« (das. 1846) Anklang gefunden. Beachtenswerth ist auch die Schrift »Rettung der Aristotelischen Poetik« (Braunschw. 1840), während der erste Theil seiner Sammlung: »Die Fragmente der epischen Poesie der Griechen« (Köln 1840—42, 3 Theile), eine scharfe Kritik erfuhr. Neuere, die antike Literatur betreffende Schriften Düntzers sind: »Die homerischen Beiwörter des Götter- und Menschengeschlechts« (Götting. 1859); deutsche Schulausgaben des Homer (Paderb. 1863—66; 2. Aufl. der »Ilias«, 1873) und Horaz (das. 1868); »Homerische Abhandlungen« (Hannov. 1872); »Kirchhoff, Köchly und die Odyssee« (Köln 1872); »Die homerischen Fragen« (Leipz. 1874). Besonders verdient hat sich D. durch seine Studien über Goethe's Leben und Werke gemacht; hierher gehören seine Schriften: »Goethe's Faust in seiner Einheit und Ganzheit« (Köln 1836); »Goethe als Dramatiker« (Leipz. 1837); »Die Sage von Dr. Johannes Faust« (das. 1848); »Zu Goethe's Jubelfeier« (Elberf. 1849); »Goethe's Prometheus und Pandora« (Leipz. 1850); »Goethe's Faust« (das. 1850—51, 2 Bde.; 2. Aufl. 1857); »Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit« (das. 1852); »Freundesbilder aus Goethe's Leben« (das. 1853); »Goethe's Götz und Egmont« (Braunschw. 1854); »Goethe's Tasso« (Leipz. 1854); »Goethe's lyrische Gedichte

Für gebildete Leser erläutert« (Elberf. 1858, 2 Bde.); »Schiller und Goethe« (Stuttg. 1859); »Goethe und Karl August« (Leipz. 1861—65, 2 Bde.); »Neue Goethe-Studien« (Nürnb. 1861); »Aus Goethe's Freundeskreise« (Braunschw. 1868); »Charlotte von Stein, Goethe's Freundin« (Stuttg. 1874, 2 Bde.). Auch den übrigen »Klassikern« hat D. seine Forschungen zugewendet. Es erschienen: »Erläuterungen zu den deutschen Klassikern« (Wenigenjena u. Leipz., seit 1855), die für das große Publikum bestimmt sind, und von denen bis jetzt Goethe (16 Hefte), Klopstocks Oden, Lessings Dramen, Wielands »Oberon«, Herders »Cid« und Legenden, Schillers lyrische Gedichte (zum Theil in 2. Aufl.) erschienen sind. Werthvolle Beiträge zur Kenntnis der Weimarer Literaturperiode bilden noch die von ihm herausgegebenen Werke: »Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schulz« (Leipz. 1853); »Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund« (das. 1856); »Aus Herders Nachlaß« (das. 1856—57, 3 Bde.); »Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette« (Jena 1858); »Zur deutschen Literatur und Geschichte« (Nürnb. 1857—1858, 2 Bde.); »Herders Reise nach Italien« (Gießen 1859); »Von und an Herder« (Leipz. 1861—62, 3 Bde.); »Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Göller« (das. 1862); »Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt« (das. 1873). Als Dichter trat D. anonym auf in »Adeline. Liebeslieder vom Rheine« (Köln 1860). Außerdem lieferte er in die »Jahrbücher des Vereins der Alterthumsfreunde im Rheinlande« eine große Reihe von Abhandlungen über die Geschichte des Rheinlandes unter den Römern, sowie sprachwissenschaftliche Aufsätze in Höfers und Kuhns Zeitschriften für vergleichende Sprachwissenschaft und andere philologische Zeitschriften und verfaßte den »Katalog der Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz« (2. Aufl., Köln 1873).

Düppel, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Schleswig, Kreis Sonderburg, in der Landschaft Sundewitt, der Stadt Sonderburg auf Alsen gegenüber, mit Pfarrkirche und (1871) 560 Einw. Hier wurden 28. Mai 1848 die deutschen Bundestruppen in einem Gefecht mit den Dänen zurückgeworfen. Die 1848 von den Dänen erbauten Düppeler Schanzen wurden sodann 13. April 1849 von den aus Sachsen und Bayern bestehenden Reichstruppen erstürmt, dann von denselben noch mehr befestigt, aber nach dem Abzug der Reichstruppen im September 1849 von den Dänen wieder zerstört. In der folgenden Zeit hatten die Dänen hier mit allen Mitteln der neuern Befestigungskunst sich eine sehr starke Stellung geschaffen, mit einer Frontausdehnung von nur 400 Schritt, gedeckt durch 10 Schanzen, welche, auf Hügeln angelegt, das ganze Terrain beherrschten und den Schlüssel zu Alsen bildeten. Beide Flügel dieser Stellung stützten sich auf das Meer und die dort kooperirende Flotte, während die rechte Flanke überdies durch die Alsener Strandbatterien geschützt ward. Durch einen großen Brückenkopf war die Verbindung mit dieser Insel sicher gestellt. Alle nur möglichen künstlichen Hindernisse waren außerdem angebracht. Die Preußen standen bereits in der ersten Hälfte des Februar 1864 vor dieser Befestigungslinie, doch gewann der Oberbefehlshaber, Prinz Friedrich Karl, bald die Ueberzeugung, daß die Befestigungen nur durch eine regelmäßige Belagerung genommen werden könnten. Da für den Augenblick das erforderliche Geschütz mangelte, so konnte die erste Parallele nicht vor 29. März eröffnet werden, worauf dann 18. April überraschend schnell und glücklich die Erstürmung der Schanzen vor sich ging (vgl. das Kärtchen im Artikel »Feste Stellungen«). Nach der preußischen Besitznahme wurden die Düppeler Schanzen noch verstärkt und mit den neuangelegten Werken bei Sonderburg zu einem Ganzen vereinigt. Der Plan jedoch, aus der Position Sonderburg-Düppel eine Festung ersten Ranges zu schaffen, kam infolge des deutsch-französischen Kriegs von 1870—71 und der gänzlichen Umgestaltung des deutschen Festungsnetzes nicht zur Ausführung. Vgl. R. Neumann, Ueber den Angriff auf die Düppeler Schanzen in der Zeit vom 15. März bis 18. April 1864 (Berl. 1865).

Düren, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen, in freundlicher Umgebung an der Roer und an den Linien Köln-Herbesthal, Düren-Kall-Trier und Düren-Neuß der Rheinischen Eisenbahn sowie an der Strecke Jülich-Düren der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, Sitz eines Friedensgerichts, hat 2 evangelische und 5 katholische Kirchen (darunter die altgothische St. Annakirche mit einem kleinen Theil des Haupts der heil. Anna, zu dem stark gewallfahrtet wird), 2 Nonnenklöster, eine hübsche Synagoge, ein katholisches Gymnasium, eine evangelische höhere Bürgerschule, ein Blindeninstitut (seit 1845), eine Irrenanstalt, ein großes Hospital, ansehnliche Tuchfabriken mit Wollspinnerei, eine große Flachsspinnerei, Eisengießereien und Maschinenfabriken, mehrere Papierfabriken sowie Fabriken in Nadeln, Zucker, Kunstwolle, Teppichen etc., Bierbrauerei, lebhaften Getreidehandel und (1871) 12,862 Einw. (1000 Evangelische und 136 Juden). D. war schon den Römern als Marcodurum bekannt und soll nebst Köln von M. Vipsanius Agrippa erbaut worden sein. Im Jahr 69 n. Chr. wurden hier mehrere Kohorten der Ubier (Agrippinenser) von dem batavischen Heerführer Civilis überfallen und niedergehauen. Die Karoliner hielten in der Pfalz Dura (Duria) öfters Reichs- (761 und 779) und Ständeversammlungen (775), wo die Kriege wider die Sachsen beschlossen wurden. Zahlreiche Urkunden Karls d. Gr., durch welchen D. Reichsfreiheit erlangte, und späterer Kaiser sind in D. ausgestellt worden. 881—882 wurde es durch die Normannen verheert. Im Jahr 1000 bestätigte Kaiser Otto III. D. als Reichsstadt; 1124 erhielt der Ort Mauern; 1241 ward er von Kaiser Friedrich II. an den Grafen Wilhelm V. von Jülich verpfändet, wodurch er die Reichsunmittelbarkeit verlor. 1543 empörte sich D. gegen Kaiser Karl V., ward aber von dessen Truppen erstürmt und hart mitgenommen; 1642 nahmen es die Hessen, 1794 die Franzosen unter Marceau. Unter französischer Herrschaft gehörte D. bis 1814 zum Roerdepartement. Die Industrie der Stadt und Umgegend verdankt namentlich der Familie Schoeller, die gegenwärtig unter verschiedenen Firmen die mannigfachsten Fabriken leitet, ihren Aufschwung. Der Kreis D. enthält zahlreiche Papierfabriken im N. und S. der Stadt D. längs des Roerthals bei den Dörfern Merken (1200 Einw.), Lendersdorf (1300 Einw.), Kreuzau (930 Einw.) u. a., sowie mehrere Nadelfabriken, ansehnlichen Flachsbau, Töpfereien und nicht unbedeutenden Braunkohlenbergbau.

Dürer, Albrecht, berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, Sohn des Goldschmieds Albrecht D., der, im Dorf Eytas in Ungarn geboren, 1455

nach Nürnberg kam, wo er die Tochter seines Meisters, Barbara Holper, 1467 heirathete und dadurch das Bürgerrecht gewann. Aus den 18 Kindern dieser Ehe war unser Albrecht (geb. 21. Mai 1471) der dritte. In früher Jugend nahm ihn der Vater in seine Werkstätte, um ihn in der Goldschmiedekunst auszubilden, welche zu jenen Zeiten viele bedeutende Künstler aufzuweisen hatte. Aus diesen Lehrjahren stammt sein Brustbild, welches er 1484 nach dem Spiegel auf Pergament zeichnete, jetzt in der Sammlung des Erzherzogs Karl zu Wien. Auch soll er damals die sieben Passionsfälle Christi in Silber getrieben haben. Seine Neigung trieb ihn aber zur Malerei, und er setzte es bei seinem Vater durch, daß ihn dieser 1486 in die Werkstätte Michael Wohlgemuths brachte. Die drei Studienjahre, welche D. hier zubrachte, zogen ihm weidlich Plagen von seinen »Mitknechten« zu, und wenn er auch manches lernte, ja am Ende der Lehrjahre den Meister schon überflügelt hatte, so konnte er sich doch während seines ganzen spätern Lebens von manchen Eigenheiten und Wunderlichkeiten der Wohlgemuth'schen Schule nicht völlig losmachen. Aus dieser Zeit (1489—90) haben sich mehrere Zeichnungen erhalten, worunter ein Blatt mit den drei Begründern der schweizerischen Unabhängigkeit: Werner Stauffacher, Arnold v. Melchthal und Walter Fürst (im Besitz des Fürsten Esterházy). Während dieser Zeit gab sich D. wahrscheinlich auch mit dem Studium der Mathematik ab, die damals Johannes Regiomontanus in Nürnberg lehrte. Im Jahr 1490 ergriff D. den Wanderstab, kam 1492 nach Kolmar und später nach Basel, wahrscheinlich auch nach Italien (Venedig). Im Frühjahr 1494 von seinem Vater wieder aus der Fremde zurückgerufen, heirathete er eine Nürnberger Bürgerstochter, die wohlhabende und schöne Agnes Frey, die übrigens nicht die Xantippe gewesen zu sein scheint, zu der man sie gemacht hat. Nach Ablegung der in jener Zeit gebräuchlichen und geforderten Prüfungsarbeit, deren Gegenstand Orpheus, von wüthenden Bacchantinnen geschlagen, war, die aber leider verloren gegangen ist, wurde ihm das Meisterrecht in seiner Vaterstadt zuertheilt, und nun begann seine selbständige Laufbahn. In diese erste Periode seines Künstlerlebens fallen vorwiegend Porträts: das Bildnis seines Vaters (1497) in England, sein Selbstporträt (1498) in Madrid, das des Oswald Krel (1499) in München, sein Selbstporträt (1500) in München u. a. Von 1500 stammt auch der kleine Christus am Kreuz in der Dresdener Gallerie, ein Bildchen von unvergleichlicher Feinheit der Ausführung. Seine Hauptthätigkeit widmete er übrigens dem Kupferstich und dem Vorlagenzeichnen für den Holzschnitt; namentlich den erstern betrieb er schon sehr frühzeitig; das erste datirte Blatt ist von 1497, dem aber jedenfalls schon verschiedene vorangingen, worunter der Tod mit dem Weibe der früheste zu sein scheint. Aus dieser Zeit stammen ferner die Offenbarung Johannis (1498), eine Folge von 16 Holzschnitten; Adam und Eva (1502), ein Kupferstich. Auf Anrathen seines Freundes Willibald Pirkheimer und mit Hülfe einer von diesem geliehenen Summe Geldes begab sich D. 1505 nach Venedig, wo damals die größten Meister der venetianischen Schule, Tizian, Giorgione, Palmavecchio, bereits thätig waren; vor allen aber wirkte Giovanni Bellini auf ihn ein, den er selbst in einem Brief als den »pest in gemell« pries. Wenn ihn sein ernstes Studium, sein Fleiß und seine Einsicht schon früher in der Heimat den Werth der Korrektheit der Zeichnung und eine seltene wahre Naturauffassung schätzen lehrten, so sah er hier eine ungeahnte Kraft und Tiefe des Kolorits vor Augen, die nicht verfehlen konnte, nachhaltig auf ihn zu wirken, und sicher wären die Resultate seines Künstlerschaffens noch ganz andere geworden, wenn er seinen Aufenthalt in der Lagunenstadt verlängert hätte. Vor allem gab ihm dieser Veranlassung, sich wieder mehr mit der Malerei zu beschäftigen; die deutschen Kaufleute zu Venedig bestellten für die Bartholomäuskirche daselbst ein großes Bild, das Rosenkranzfest, das später Kaiser Rudolf II. um eine große Summe erwarb und von vier Männern nach Prag tragen ließ, wo es sich jetzt im Stift Strahow befindet. Es stellt eine Krönung der Madonna durch zwei Engel dar. Die Jungfrau reicht dem Kaiser, das Christuskind dem Papst Rosenkränze, ebenso der heil. Dominik und mehrere Engel den Umstehenden. In dem leider durch Uebermalung sehr verunstalteten Bild läßt sich der venetianische Einfluß nicht verkennen. Obgleich D. in Venedig und in Bologna, wohin er einen Ausflug machte, hohe Anerkennung fand, und der Rath von Venedig ihm ein Jahrgehalt von 200 Dukaten anbot, wenn er sich in der Stadt dauernd niederlassen wolle, trat er doch im Spätherbst 1506, nachdem er noch Bologna besucht, seine Rückreise in seine Vaterstadt an. Von den ersten Werken Dürers nach seiner Rückkunft von Italien sind zu nennen: das Bildnis eines Jünglings (1507) in der kaiserlichen Gallerie zu Wien; ein für den Rath in Nürnberg 1507 gefertigtes, aber verloren gegangenes Bild, Adam und Eva im Paradies darstellend, wovon eine durch Restauration verunstaltete Kopie sich in Mainz befindet. In den Jahren 1507 und 1508 beschäftigte ihn ein Gemälde, welches, vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen für die Kollegiatkirche in Wittenberg bestellt, die Marter der zehntausend Christen unter dem Perserkönig Sapor zum Gegenstand hat und sich jetzt in der kaiserlichen Gallerie zu Wien befindet. Nach der Beendigung desselben arbeitete D. an seiner berühmten Himmelfahrt und Krönung der Maria, welche der Patricier Jakob Heller in Frankfurt a. M. als Altarblatt für die dortige Dominikanerkirche bestellt hatte. Das viel bewunderte Bild brachte dem Dominikanerkloster, dessen Insassen es gegen eine Vergütung sehen ließen, eine reiche Einnahme. Nachdem Kaiser Rudolf vergeblich 100,000 Gulden dafür geboten, wurde es 1613 von dem nachmaligen Kurfürsten Maximilian I. von Bayern für 1000 Joachimsthaler erworben, ging aber bei dem großen Brande des Münchener Schlosses 1673 zu Grunde. Eine Kopie von Paul Juvenel befindet sich in der Frankfurter Stadtbibliothek. Hier gelangt Maria aus dem irdischen Leben durch Engel getragen in die himmlische Glorie. Gott Vater und Sohn empfangen sie mit Liebe und setzen ihr die himmlische Krone auf; die Apostel sehen erstaunt auf das leere Grab. D. hat sich selbst in dem Mittelgrunde der Landschaft dargestellt, er stützt sich auf eine Tafel, worauf zu lesen: **Albertus Dürer Allemannus faciebat post Virginis partum 1509.** Aus dem Jahr 1510 stammen wahrscheinlich Karl d. Gr. im kaiserlichen Ornat, mit dem Schwert in der Rechten und dem Reichsapfel in der Linken, und Kaiser Sigismund als Gegenstück, im Landauer Brüderhaus zu Nürnberg; aus dem Jahr 1511 das berühmte Bild auf Holz: die Anbetung der heiligen

Dreifaltigkeit, ursprünglich für die Kapelle des Landauer Brüderhauses gemalt, später (um 1600) vom Nürnberger Rath dem Kaiser Rudolf überlassen, jetzt in der kaiserlichen Gallerie in Wien befindlich. Es ist bekannt durch den Stich van Steens und durch die 16 lithographirten Umrißblätter von Julie Mihes, Gattin des Kustos Primisser, und ist ein in der Komposition reiches, in der Ausführung meisterhaft behandeltes Gemälde. Während dieser Jahre veröffentlichte D. außer vielen kleineren Arbeiten in Kupfer und Holz drei große Reihenfolgen von Holzschnitten, welche von des Künstlers reicher Erfindungsgabe ein beredtes Zeugnis ablegen und zu dem Besten gehören, was wir von D. besitzen. Es sind dies: die kleine Passion (1509 und 1510), ursprünglich in 37 Blättern, wovon neuerlich die im Britischen Museum befindlichen Originalholzplatten stereotypisch abgeformt und Abdrücke bei Henry Cole in London erschienen sind; die große Passion (1510), in Darstellung und Format wesentlich von der kleinen verschieden, aus 11 Darstellungen aus dem Leben des Heilands und einem Titelblatt bestehend; das Leben der Maria (1510 und 1511) in 20 Darstellungen. Ferner mögen aus dieser Periode noch genannt werden: der Holzschnitt der heiligen Dreieinigkeit (1511); die Messe des heil. Gregor; der heil. Christoph; die heilige Familie mit Mutter Anna und Joachim mit dem Rosenkranz. Damals machte D. auch Versuche, mit der trockenen Nadel auf Kupfer zu ritzen: so entstand die heil. Veronica von 1510, der Leidensheiland und der büßende Hieronymus, beide von 1512, und eine heilige Familie ohne Jahresangabe. Obwohl diese Blätter in guten Abdrücken eine große Zartheit und malerische Weichheit zur Schau tragen, so gab D. doch das Verfahren wieder auf. Von dieser Zeit an wiegen überhaupt die Arbeiten Dürers in Holzschnitt und Kupferstich vor, und man begegnet seltener Gemälden von seiner Hand. Von letzteren kennt man aus dem Jahr 1512 das kleine Bild der heil. Jungfrau mit dem nackten Kind auf den Armen, eine angeschnittene Birne haltend (in der k. k. Gallerie in Wien). In dasselbe Jahr fällt zum großen Theil eine Reihenfolge von kleinen Kupferstichen, die eine dritte Darstellung der Passion umfassen, und deren vollständige Durchführung von des Künstlers eigner Hand stammt. Auch erhielt um dieses Jahr D. einen Freibrief von seinem Gönner, Kaiser Maximilian, zum Schutz vor Nachbildung seiner Holzschnitte und Kupferstiche. Als hervorragende Werke aus dem Jahr 1512 sind noch zu erwähnen die Stiche: Maria auf der Rasenbank; Christus der Dulder, beides Nadelarbeiten (s. oben); der heil. Hieronymus in der Felsenschlucht vor dem Betpult. Aus dem folgenden Jahr stammen seine berühmten Stiche: Ritter mit Tod und Teufel; der heil. Eustachius bei seinem Pferd knieend, sowie vielleicht das ursprünglich für die Nürnberger Katharinenkirche bestimmte, jetzt in der Münchener Pinakothek befindliche Altarblatt der Geburt Christi mit den beiden Baumgärtnern. In das Jahr 1514 fällt seine Bekanntschaft mit Raffael, dem er sein Selbstporträt, auf Leinwand, mit auf beiden Seiten durchschlagenden Farben gemalt, und einen Theil seiner Kupferstiche und Holzschnitte zusandte. Raffael, darüber höchst erfreut, schickte als Gegengeschenk D. eine Menge Blätter von seiner Hand, von denen eins, eine Rothstiftzeichnung, sich jetzt in dem Kabinet des Erzherzogs Karl in Wien befindet. D. hat eigenhändig darauf das Geschenk Raffaels bestätigt. Nun griff D. auch das Aetzmittel auf, dessen sich die Waffenschmiede zum Hervorbringen von Figuren auf Rüstungen schon seit dem 12. Jahrh. bedienten; er wandte dazu Eisenplatten an. Hierher gehören: Christus auf dem Oelberg, der sitzende Schmerzensmann (beide 1515), der Engel mit dem Schweißtuch, die Entführung (beide 1516), die Kanone (1518), das Studienblatt mit den fünf Figuren. Auch diese Technik muß D. nicht befriedigt haben, da er sie ebenfalls wieder aufgab. Kupferstiche im eigentlichen Sinn aus dem Jahr 1515 sind: die sogen. Melancholie, der heil. Hieronymus in der Zelle, ein besonders durch die gemüthliche Stimmung und die Sonnenbeleuchtung durch die Scheiben hervorragendes Blatt, u. a. Zu jener Zeit mag auch das von den Holzschuhern gestiftete Oelbild entstanden sein: der todte Christus in den Armen des Johannes und beweint von den heiligen Frauen, von Nikodemus und Joseph von Arimathia (für die St. Sebaldkirche bestimmt, jetzt in der Morizkapelle in Nürnberg). Weiter sind aus dieser Zeit bekannt die Federzeichnungen zu einem Gebetbuch des Kaisers Max (in der Münchener Hofbibliothek). Von Dürers Hand sind hierin 43 Blätter, die 5 übrigen stammen von L. Cranach. Gleichzeitig entstand Dürers größtes Holzschnittwerk, die berühmte Ehrenpforte des Kaisers Max, nach der Angabe des kaiserlichen Raths Stabius von dem Meister entworfen und größtentheils von dem gleichzeitig lebenden Meister Hieronymus Rösch in Nürnberg geschnitten. Die 96 Holzstöcke dieses reich mit geschichtlichen Darstellungen, Ornamenten, Arabesken, Porträts ausgestatteten Werks nehmen zusammengefügt einen Raum von 3,80 Meter Höhe und 2,80 Meter Breite ein. Verschiedene Ausgaben der Ehrenpforte sind mehr oder minder vollständig erschienen. Die letzte besorgte 1799 Adam v. Bartsch, der die Schnitte, von denen die Stöcke verloren gegangen, auf Kupfer übertrug und so die Vollständigkeit des Werks sicherte. Im nächsten Jahr (1516) entstanden die im Florentiner Uffizienpalast befindlichen, in Leimfarbe gemalten Köpfe der Apostel Philippus und Jakobus, ebenso das in der Münchener Pinakothek befindliche Bildnis Michael Wohlgemuths. Von Holzschnitten ist namentlich die Kreuzigung für Hölzels Missale, wovon sich ein Exemplar auf der Würzburger Universitätsbibliothek findet, zu nennen. Aus dem Jahr 1518 stammen die berühmten Gemälde im alten Rathhaus zu Nürnberg, Midas mit Eselsohren, vor den die Verleumdung, im Geleit von Trug, Neid, Irrthum, Reue 2c. den Unschuldigen gebracht hat; die Nürnberger Pfeifer und Stadtmusikanten; der Triumphwagen des Kaisers Max, umgeben von Tugenden. Auch das Bild der nackten Lucretia in der Pinakothek in München fällt in dieses Jahr. Während des Augsburger Reichstags malte D. den Kaiser Maximilian. Von Holzschnitten gehören in diese Zeit: die Himmelskönigin von Engeln umgeben. Aus dem nächsten Jahr, dem Todesjahr seines Gönners, Kaiser Maximilians, kennt man, außer dem bekannten Bildnis des Kaisers mit flachem Hut und Pelzmantel, die trefflichen Stiche des Kurfürsten Albrecht von Mainz, den lesenden heil. Antonius, Kaiser Maximilian umgeben von Schutzheiligen und denselben zwischen Säulen und Greifen. Im Jahr 1520 begab sich D. mit seiner Frau über Bamberg, Frankfurt, Köln nach Antwerpen und den anderen niederländischen Städten, von wo er erst im Herbst des folgenden

Jahrs zurückkam. Die Reise, namentlich in den Niederlanden, war ein wahrer Triumphzug, überall wurde der Meister auf das Glänzendste gefeiert; der Antwerpener Magistrat bot ihm vergeblich ein Jahrgehalt von 300 Gulden, ein schönes Haus zum Geschenk, freie Stellung und außerdem Bezahlung aller seiner öffentlichen Arbeiten an, um ihn zum ständigen Verbleiben in Antwerpen zu bewegen. Fürsten, fremde Botschafter, Gelehrte, so Erasmus von Rotterdam, und Künstler ehrten ihn und zogen ihn in ihre Gesellschaft. Der Kaiser bestätigte ihm die früher gewährten Privilegien und bezeugte ihm außerdem seine Gunst in vollstem Maße. Trotzdem war diese Reise für den Verkauf seiner Bilder nicht ergiebig, und D. mußte sich das Geld zu seiner Rückreise in die Heimat borgen. Von hoher Bedeutung für ihn war aber der Anblick der niederländischen Kunstschätze und die Bekanntschaft mit den hervorragendsten dortigen Künstlern. Sein während dieser Reise geführtes Tagebuch gab Campe 1828 unter dem Titel »Reliquien von Albrecht D.« heraus. Auch die »Zeichnungen aus dem Bilderbuch«, eine große Anzahl Bildnisse von Geistlichen, fürstlichen Personen, Künstlern 2c., sind großentheils ein Ergebnis seiner niederländischen Reise. Nach seiner Heimkehr in die Vaterstadt widmete sich D. wieder mit rastlosem Eifer der künstlerischen Thätigkeit, wovon die auf uns gekommenen Werke aus jener Zeit zeugen. Im Nachfolgenden mögen noch die vorzüglichsten seiner Arbeiten bis zu seinem Tod aufgeführt werden. Aus dem Jahr 1521 befinden sich ein männliches Porträt in der Dresdener Gallerie, ein Bildnis des »dreiundneunzigjährigen Alten zu Antwerpen« in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien. Vom Jahr 1522 stammen die Holzschnitte des großen Triumphwagens des Kaisers Max, wozu die Platten in der kaiserlichen Bibliothek in Wien aufbewahrt werden. Die älteste Originalausgabe mit unten stehendem deutschen Text erschien 1522, die letzte 1589; eine Nachbildung von Cornelius Liefrinck 1545 und ein späterer Abdruck derselben 1609. Aus dem nächsten Jahr (1523) stammen die auf Goldgrund gemalten Flügelbilder der Heiligen Joseph und Joachim, Simeon und Lazarus, in der Münchener Pinakothek; die zwei spielenden Pfeifer, im Museum Wallraf-Richartz in Köln; Hiob, von seiner Frau zur Linderung seiner Schmerzen mit Wasser begossen, im Städel'schen Institut in Frankfurt a. M. Von Stichen ist namentlich der sogen. »große Kardinal« (Profilbild des Kurfürsten Albrecht von Mainz) zu erwähnen. Aus dem Jahr 1525 stammt namentlich die kolorirte Zeichnung eines ahnungsvollen Traums Dürers in der Pfingstwoche d. J., in der Ambraser Sammlung in Wien. Vom Jahr 1526 besitzt die alte Pinakothek in München die beiden bedeutendsten Werke des Künstlers, die herrlichen lebensgroßen Figuren der Apostel Paulus und Petrus und der Evangelisten Markus und Johannes (Seitenstücke), zugleich die vier Temperamente verbildlichend. Welche Fehler, welche Härten und Eckigkeiten man auch D. vielfach nachweisen mag, in diesen Bildern sind sie vermieden; sie sind voll Ruhe, Würde und Hoheit, und Kugler sagt mit Recht: »nach Vollendung dieses Werks durfte der Meister sein Auge schließen, denn er hatte das Ziel der Kunst erreicht; hier steht er den größten Meistern, welche die Geschichte der Kunst kennt, ebenbürtig zur Seite«. Die Bilder sind von A. Reindel gestochen. Aus demselben Jahr stammt das Oelbild des Hieronymus Holzschuher in Nürnberg, das sich im Besitz dieser Familie befindet und wohl das beste aller Bildnisse von der Hand Dürers ist (gestochen von Fr. Wagner in Nürnberg); ferner das Jakob Mussels in Nürnberg, ehedem in der Schönborn'schen Gallerie zu Pommersfelden. Aus dem Jahr 1527 besitzt die Dresdener Gallerie eine Kreuztragung, deren Echtheit jedoch zweifelhaft ist. Im nächsten Jahr endete die bis dahin unerschöpfliche Thätigkeit des Meisters, indem ihn 6. April 1528 der Tod im noch nicht vollendeten 57. Jahr abrief. Nicht weit entfernt von dem Grab seines Freundes Pirckheimer ruhten die irdischen Reste Dürers auf dem Johanniskirchhof lange unter einer einfachen Metallplatte, welche sein Schwiegervater Frey für sich und seine Familie errichten ließ, bis Sandrart 1681 das verfallene Grab aufs neue errichtete. Durch die Bemühungen des Albrecht-Dürer-Vereins zu Nürnberg wurde König Ludwigs Vorschlag, zur dritten Säkularfeier von des Künstlers Todestag eine Bronzestatue desselben in Nürnberg zu errichten, ins Leben gerufen. Am 7. April 1828 legte man feierlich den Grundstein auf dem Milchmarkt, an welchem das Haus steht, wo D. geboren wurde, wirkte und starb, und 22. Mai 1840 fand die festliche Enthüllung des Standbilds Dürers, modellirt von Rauch, in Erz gegossen von Burgschmiet, statt. Das bleibendste Denkmal Dürers sind seine Werke. Er, der als der Begründer der deutschen Kunst zu betrachten ist, klagte selbst in rührender Bescheidenheit, daß er erst als Greis die gewonnene Erkenntnis künstlerisch habe verwerthen können. Er strebte von den ersten Anfängen an mit unermüdlichem Eifer und Ernst nach der höchsten Vollendung. Seine Fehler sind die, welche allen seinen damaligen deutschen Fachgenossen anhingen, seine Vorzüge gehören ihm allein und zeigen sich namentlich in der tiefen schöpferischen Gedankenfülle und einem ausgesprochenen Humor. Nagler in seiner Monographie »Albrecht D. und seine Kunst« (Münch. 1837) sagt von ihm: »Bei unerschöpflichem Reichthum des Geistes war er im Besitz der seltensten Mittel und mit einer Auffassungsgabe ausgerüstet, welche das Leben bis in die feinsten Nüancen zu verfolgen wußte. Dazu kommt noch ein lebhaftes Gefühl für das feierlich Erhabene, wie für die Aeußerungen naiver Anmuth und Gemüthlichkeit, vor allem aber ein treuer, ernster Sinn, verbunden mit dem strengsten Studium. Solche Vorzüge mußten D. den ersten Künstlern der Welt an die Seite setzen, und es ist nur zu bedauern, daß wir in seinen Werken zu selten befriedigt werden, wenn wir das höchste Ziel der Kunst, die Schönheit, vor Augen haben. Seine Zeichnung ist voll Leben und Charakter, doch oft tritt uns ein befremdliches Motiv der Bewegung entgegen, besonders bei Darstellung des Nackten. Seine Gewandung ist häufig von seltsamem Zuschnitt, der Faltenwurf gerade und scharf gebrochen, aber bei idealer Gewandung zeigt er keineswegs jene Armut des frühern Zeitalters, sondern Großartigkeit, die mit der wunderlichen Manier in den Brüchen und Ecken auffallend kontrastirt«. Seine Färbung ist zumeist hart und bunt, an Glasmalerei erinnernd, manchmal auch schwer und trübe. Er selbst jedoch verdammte in späteren Jahren diese Auffassung, indem er die Einfachheit (simplicitas) als die höchste Zierde der Kunst pries. Dürers Vielseitigkeit als Künstler steht fast ohne Beispiel da. Aus dem vorstehenden kurzen Lebensabriß geht seine Thätigkeit als Maler, Kupferstecher

und Zeichner für den Holzschnitt hervor, aber er verstand sich auch auf Architektur und Bildhauerei; doch sind alle erhaltenen Skulpturen mit Dürers Zeichen verdächtig und jedenfalls der großen Mehrzahl nach unecht. Die Medaille mit Wohlgemuth (1508) ist dagegen wohl nicht anzuzweifeln. Auch dem Kriegswesen blieb D. nicht fremd. Seit Einführung der Feuerwaffen der erste Schriftsteller über Festungsbau, ward er an Scharfblick und Erfindungsgabe von keinem der gleichzeitigen und ihm nachfolgenden Ingenieure übertroffen. Seine vollkommen eigenartigen Ideen bei engem Anschluß an die in den alten Stadtbefestigungen gegebenen Grundlagen enthalten schon alle bei den neuen deutschen Befestigungen maßgebenden Gedanken. Zahlreiche Hohlräume zur sichern Unterkunft der Besatzung, kasemattirte Gallerien oder detachirte Mauern mit Schießscharten zur niedern Grabenvertheidigung, die tiefe Cunette in dem breiten trocknen Graben davor, Caponnièren für 6 und 10 Geschütze quer über den Graben, Anlage der großen Basteien als selbständiger, nach allen Seiten vertheidigungsfähiger Abschnitte auf Kanonenschußweite von einander im Umzug der Stadtbefestigung, 15 Meter tiefe, revetirte, gegen jede Leitersteigung sichernde Gräben und daneben Erhöhen des Walls zu weithin beherrschender Geschützaufstellung sind von ihm zuerst angegeben und in einer gegen die damaligen Geschütze völlig ausreichenden Weise verwirklicht worden. Wien und Padua wurden theilweise nach seinen Angaben befestigt. Die meisten seiner Gedanken aber blieben schon der Kostspieligkeit wegen Projekt, und nach langer Vernachlässigung durch die Franzosen ꝛc. war es der Zeit Friedrichs d. Gr. und theilweise erst dem 19. Jahrh. vorbehalten, sie bei deutschen Festungsbauten zu verwirklichen. (Vgl. Festungsbau). Auch als Schriftsteller trat D. auf, namentlich verwandte er den größten Theil seiner letzten Jahre auf derartige Arbeiten. Seine Werke sind: »Geometrie, Underweysung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheut in Linien, Ebenen und ganzen Körpern« (Nürnb. 1525, mit 63 Figuren, nachgedruckt zu Arnheim 1603, lateinisch von Joachim Camerarius, Par. 1532, und ebenfalls nachgedruckt bei Wechel 1535); »Etliche Underricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Flecken« (Nürnb. 1527, mit 19 wahrscheinlich von D. selbst herrührenden Holzschnitten, lateinisch Par. 1535, neue Ausg., Berl. 1823, mit 13 lithographirten Tafeln), eine sehr bemerkenswerthe Arbeit; das große, zum Theil erst nach seinem Tod gedruckte Werk über die Verhältnisse des menschlichen Körpers: »Hierinnen sind begriffen 4 Bücher vom menschlichen Proportion ꝛc.« (Nürnb. 1528, die beiden ersten Bücher lateinisch von J. Camerarius, das. 1532, die beiden anderen lateinisch 1534; das Ganze Par. 1537, 1557, mit einem 5. Buch vermehrt, nachgedruckt, französisch, Arnheim 1614, holländisch, das. 1622, und italienisch von J. P. Gallucci, Vened. 1591, vermehrt mit dem 5. Buch 1594). Dürers Briefe, Tagebücher und poetische Versuche sind in Campe's »Reliquien« (Nürnb. 1828) abgedruckt, sie wurden später von M. Thausing (»Quellenschriften zur Kunstgeschichte«, Bd. 3, Wien 1872) übersetzt. Eine Gesammtausgabe veranstaltete J. Jansen unter dem Titel »Alb. Dureri opera, d. i. alle Bücher Dürers« (Arnh. 1603). Eine Schrift Dürers über die Stellungen der Pferde ging verloren. Vgl. Heller, Leben und Werke A. Dürers (Leipz. 1831); v. Eye, Leben und Wirken A. Dürers (Nördl. 1860, zweiter Abdruck 1869); »Dürer-Album; Sammlung der schönsten Dürer'schen Holzschnitte« (Nürnb. 1857); Hausmann, A. Dürers Kupferstiche, Radirungen, Holzschnitte und Zeichnungen (Hannov. 1861); R. v. Retberg, Dürers Kupferstiche und Holzschnitte, ein kritisches Verzeichnis (Münch. 1871). Eine »Proportionslehre Dürers« schrieb Trost (Wien 1860); eine »Kunstlehre Dürers und sein Verhältnis zur Renaissance« A. v. Zahn (Leipz. 1866).

Düringsfeld, Ida von, Dichterin und Schriftstellerin, geb. 12. Nov. 1815 zu Militsch in Niederschlesien, erhielt ihren ersten Unterricht in der Elementarschule einer kleinen polnischen Stadt, in welcher ihr Vater als Rittmeister in Garnison stand. Da derselbe aber bald darauf seinen Abschied nahm und sich ankaufte, kam sie aufs Land, wo ihre weitere geistige Entwickelung ihr selbst überlassen wurde. Einen Winter, den sie, 14 Jahre alt, mit ihrer Mutter in Breslau zubrachte, benutzte sie eifrigst zu ihrer Ausbildung, und ein einjähriger Aufenthalt in Dresden 1835 förderte nicht nur ihre Kenntnisse in Musik und Sprachen, sondern auch ihr dichterisches Talent, indem sie sich innig mit Tiedge befreundete. Nachdem sie schon seit 1832 Beiträge für die »Abendzeitung« geliefert, ließ sie zuerst unter dem Namen Thekla eine Sammlung »Gedichte« (Leipz. 1835) und einen Cyklus von Romanzenkränzen (»Der Stern von Andalusien«, das. 1838) erscheinen und gab anonym einen Roman: »Schloß Goczyn« (Bresl. 1841, 2. Aufl. 1845) heraus, welchem die »Skizzen aus der vornehmen Welt« (das. 1842—46, 4 Bde.), »In der Heimat« (das. 1843), »Magdalene« (das. 1844) und »Graf Chala« (Berl. 1845) folgten. »Byrons Frauen« (Bresl. 1845) war das erste Buch, das den Familiennamen der Verfasserin trug. Im Jahr 1845 verheirathete sie sich mit Otto, Freiherrn von Reinsberg, mit dem sie bis 1852 theils auf den Gütern ihrer Mutter, theils auf Reisen und in Breslau lebte, dann ihrer Gesundheit wegen nach Dalmatien ging, wo sie zwei Jahre blieb. Seit 1854 hielt sie sich abwechselnd in Belgien, Frankreich, Deutschland und Oesterreich auf, um in Gemeinschaft mit ihrem Gatten ethnographischen und linguistischen Studien obzuliegen. Außer zahlreichen belletristischen und wissenschaftlichen Beiträgen in deutschen, französischen und flämischen Zeitschriften veröffentlichte sie in dieser Zeit eine Reihe von Schriften, darunter die Romane: »Margarethe von Valois und ihre Zeit« (Memoirenroman, Leipz. 1847, 3 Bde.); »Antonio Foscarini« (Stuttg. 1850, 4 Bde.); »Eine Pension am Genfersee, zwei Romane in Einem Hause« (Bresl. 1851, 2 Bde.); »Esther«, Novellenroman (das. 1852, 2 Bde.); »Clotilde« (Berl. 1855); »Niko Veliki« (Brüss. 1856); »Un Souvenir« (das. 1858); »Norbert Düjardin« (Bresl. 1861); »Hendrik« (Leipz. 1862); »Milena« (das. 1863); »Die Literaten« (Wien 1863, 2 Bde.) und »Prismen«, Novellen (Berl. 1873, 2 Bde.); ferner die poetischen Werke: »Am Canal grande« (Dresd. 1848); »Für Dich« (Bresl. 1851; 2 Aufl., Leipz. 1865), eine Sammlung Lieder, von denen viele übersetzt und komponirt wurden; und »Amimone, ein Alpenmärchen vom Genfersee« (Bresl. 1852), sowie die Reiseskizzen »Aus der Schweiz« (Brem. 1850), »Aus Italien« (das. 1851), »Aus Kärnten« (Prag 1857), »Aus Dalmatien« (das. 1857, 3 Bde.) und »Aus Meran« (Meran 1868). Als Früchte ihrer linguistischen Studien erschienen: »Böhmische Rosen«, tschechische

Volkslieder (Bresl. 1851); »Lieder aus Toscana« (Dresd. 1855; 2. Aufl., Prag 1858); »Le manuscrit de Königinhof« (Brüss. 1859); »Von der Schelde bis zur Maas« (Leipz. 1861, 3 Bde.), ein Gesammtbild des geistigen Lebens der Vlämingen seit 1830, und »Das Sprichwort als Kosmopolit« (das. 1863, 3 Bde.). Außerdem schrieb sie noch für die Jugend: »Das Buch denkwürdiger Frauen« (Leipz. 1863, 2. Aufl. 1871) und »Alphabet parlant en silhouettes« (Brüss. 1864) und gab gemeinsam mit ihrem Mann das »Hochzeitbuch. Brauch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europa's« (Leipz. 1871) und »Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt« (das. 1872—75, 2 Bde.) heraus, deren Bearbeitung und Druck sie in den letzten Jahren nöthigte, ihren Wohnsitz in oder bei Leipzig zu nehmen. In ihren Liedern vereinigen sich tiefe Innigkeit und Wahrheit mit der wohllautendsten Form; an ihren Novellen und Romanen wird besonders die psychologische und ethnographische Treue sowie die sittlich gesunde Auffassung hervorgehoben, und ihre wissenschaftlichen Arbeiten waren die Veranlassung, daß sie von mehreren gelehrten Gesellschaften Belgiens und Italiens zum Ehrenmitglied ernannt worden ist.

Dürk, Friedrich, Maler, geb. 1809 zu Leipzig, widmete sich von 1824 an in München bei seinem Oheim, dem Hofmaler Stieler, und dann an der Akademie mit solchem Erfolg der Kunst, daß er bereits in seinem 18. Jahr seinen Lebensunterhalt durch Porträts gewinnen konnte. Die Jahre 1836—1837 brachte er in Italien zu, kehrte aber dann nach München zurück, wo sein gefälliges Porträtirtalent ihm bald viele Bestellungen, zum Theil aus der königlichen und der herzoglich Leuchtenbergischen Familie, verschaffte. Im Jahr 1849 erhielt er einen Ruf an den Hof des Königs Oskar nach Stockholm und malte daselbst dessen ganze Familie; 1853 ward ihm ein gleicher Ruf nach Wien zu theil, wo er den Kaiser, die Kaiserin und mehrere andere Mitglieder der kaiserlichen Familie, zum Theil in großen Standbildern, malte. Ferner erhielt er in den fünfziger Jahren verschiedene Aufträge von Ludwig I. von Bayern und malte dessen Porträt und mehrere Bildnisse für die Schönheitensammlung des Königs. Von da an beschäftigte er sich mehr mit eignen Kompositionen aus dem historischen und Genrefach; unter ersteren nennen wir eine Hebe für Graf Arco in München und eine Aurora im Besitz des Bankdirektors O. Weber in Prag. Die Genrebilder bestehen meist aus Kindergruppen u. dgl.

Dürkheim (D. an der Haardt), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Neustadt a. d. Haardt, an der Isenach und dem Ostfuß des Haardtgebirges, 116 Meter ü. M., nördlich von Neustadt, ein thätiger Ort, umgeben von ausgedehnten Rebengeländen und Obstbaumhainen, mit einem milden und gleichmäßigen Klima, ist Sitz eines Landgerichts, hat 2 evangel. und eine kathol. Kirche, eine Lateinschule, eine Handelslehranstalt, Papier- und Farbefabrikation, bedeutenden Weinbau, Rothgerbereien, Sandsteinbrüche, Salzbereitung (in der städtischen Saline Philippshalle), große Waldungen, Wein- und Getreidehandel, besuchte Jahrmärkte (darunter der Michaelis- oder Wurstmarkt seit 1494) und (1871) 5576 Einw. (darunter 943 Katholiken und 235 Juden). Die dortigen Mineralquellen enthalten außer etwas Eisen, Jod- und Bromnatrium vorzüglich Kochsalz, werden zum Trinken und Baden benutzt und sind namentlich gegen skrofulöse Drüsen-, Knochen- und Gelenkleiden und Katarrh der Luftwege wirksam; im Herbst ist Gelegenheit zur Traubenkur geboten (vgl. Kaufmann, Die Soolquellen zu D., das. 1867). Im S. von der Isenach in prächtiger Lage auf einem Bergkegel die Ruinen des 1030 von Konrad II. gestifteten Benediktinerklosters Limburg und im N. von der Isenach der Kastanienberg mit der Heidenmauer und dem Teufelsstein. D., das alte Thurnigheim, befand sich im Besitz der Frankenherzöge aus dem Haus der Salier, kam 1127 an die Grafen von Leiningen, ward durch Emich V. Stadt und Festung, in der Folge öfters belagert und 1689 von den Franzosen verwüstet, 1700 aber wieder aufgebaut. Bis zur französischen Revolution war D. die Residenz der jüngern Linie der Grafen von Leiningen-Dachsburg, deren Schloß 1794 von den Franzosen zerstört wurde. Das Theater in demselben leitete um 1780 Iffland. Vgl. Butters, Führer durch Bad D. und Umgebungen (Dürkh. 1868).

Dürnberg (Dürrenberg), ein 750 Meter hoher Salzberg im österreich. Herzogthum Salzburg, südlich von Hallein, auf der linken Seite der Salzach und der Grenze von Oberbayern, mit einem Salzwerk, das (seit 1123 im Gang) einen jährlichen Ertrag von ca. 300,000 Ctr. Stein- und Sudsalz gewährt.

Duernen, in Folio gedruckte Bogen, deren je zwei mit einem Alphabetsbuchstaben bezeichnet sind, die der Buchbinder in einander steckt. Geschieht dasselbe mit 2, 4 oder 6 Bogen, so heißen diese Tritternen, Quaternen, Sexternen.

Dürnstein (Tyrnstein), Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens, Bezirkshauptmannschaft Krems, oberhalb Stein, in äußerst malerischer Lage an der Donau, hat ein Schloß des Fürsten Starhemberg, ein altes Stiftsgebäude (1410—1780 Chorherrenstift, seitdem Pfarrhof) mit schöner Pfarrkirche (darin ein originelles Tabernakel), eine schöne Villa des Fürsten Starhemberg (außerhalb der Stadt) und 500 kathol. Einwohner, welche sehr starken Weinbau treiben. In der Nähe auf schroffem Felsen die Ruine der Burg D., auf welcher bis ins 12. Jahrh. ein eigenes Dynastengeschlecht (die Tyrnsteiner) und nach ihnen die Hunde von Kuenring hausten. Hier saß Richard Löwenherz nach seiner Rückkehr aus dem Morgenland bei Hadmar II. von Kuenring (1192—93) 3 Monate gefangen, bis er von Herzog Leopold an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert und nach dem Trifels in der Pfalz gebracht wurde. Nach dem Erlöschen der Kuenringe kam der D. an verschiedene Herren, endlich 1663 an die Starhemberge. D. ist ein sehr alter Ort und soll die Residenz des Markomannenkönigs Marbod gewesen sein. Es wurde 26. März 1645 von den Schweden eingenommen und die alte Burg zerstört. Am 11. Nov. 1805 wurden auf der kleinen Ebene unterhalb D. die Franzosen unter Mortier von den vereinigten Russen und Oesterreichern unter Kutusow und Schmidt geschlagen.

Duero (portugiesisch Douro, bei den Alten Durius), bedeutender Strom der Pyrenäischen Halbinsel, entspringt auf dem altkastilischen Hochland, nordwestlich von Soria, in zwei Quellströmen, die aus Bergseen im Urbiongebirge abfließen, strömt zuerst in einer nach SO. gerichteten Spirale, dann am Ende des kurzen Oberlaufs, unterhalb Soria, mit westlicher Hauptrichtung. Bei Aranda, wo die felsigen

Ufer und das starke Gefälle aufhören (730 Meter ü. M.), wird die Schiffahrt möglich; aber wie alle Plateauströme hat der D. sehr ungleichen Wasserstand und leidet so an Versandung, daß er nicht befahren werden kann. Unterhalb Zamora (590 Meter ü. M.) nimmt er auf eine Strecke von 90 Kilom. eine südsüdwestliche Richtung an und windet sich, die politische Grenze zwischen Spanien und Portugal bildend, in reißender Strömung zwischen den Felsenwänden des Berglaubes von Traz os Montes und den Steilufern der südlich anstoßenden Hochebene durch. Erst von Torre de Moncorvo, wo der Unterlauf beginnt, abwärts fängt die eigentliche Schiffahrt an, auf eine Strecke von etwa 140 Kilom. Unterhalb Oporto bei San João fällt der D. in den Atlantischen Ocean. Seine Mündung ist schmal, von felsigen Hügeln begrenzt und durch eine Sandbank fast gesperrt. Seeschiffe gelangen nur bis Oporto. Seine direkte Länge beträgt 487 Kilom., mit Einschluß der Krümmungen 780 Kilom.; sein Stromgebiet umfaßt 88,100 QKilom. (1600 QM.). Bei der Schiffbrücke von Oporto ist er etwa 230 Meter breit, weiter abwärts 300 Meter. Die Ufer des untern Laufs werden häufig überschwemmt. Seine größten Nebenflüsse empfängt der D. rechts vom Kantabrischen Gebirge: die Pisuerga mit dem Carrion (beide zu dem System des Kanals von Kastilien benutzt, der den D. mit dem Ebro verbinden sollte, aber unvollendet blieb) und der Esla; weiter unten münden Sabor, Tua, Tamega. Links fließen ihm zu, vom kastilischen Scheidegebirge kommend: Tormes, Agueda und Coa.

Dürrenberg, Flecken im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Merseburg, rechts an der Saale und der Linie Korbetha-Leipzig der Thüringischen Eisenbahn, mit 200 Einw. und einer großen Saline (Staatseigenthum), die seit 1763 im Betrieb ist und jetzt jährlich 480,000 Ctr. Salz liefert, das vorzugsweise im Königreich Sachsen in den Handel gebracht wird. Die Siedabfälle werden auf Glaubersalz und Badesalz verarbeitet. Auch ein Soolbad ist daselbst. In der Nähe zahlreiche Braunkohlengruben und die Dörfer Kötzschau und Teuditz, beide ehemals (bis 1860) auch mit Salzwerken.

Dürrheim, Pfarrdorf im bad. Kreis Villingen, mit einer neuen Kirche und (1871) 1094 kathol. Einwohnern. Hier die bedeutende, 1822 eröffnete Ludwigssaline, welche jährlich 250,000 Ctr. Salz liefert, und ein vielbenutztes Soolbad, wo an 11,000 Sool- und 1200 Dampfbäder im Jahr verabreicht werden.

Düssel, kleiner Fluß in der preuß. Rheinprovinz, entspringt westlich von Elberfeld, strömt zwischen schroffen Kalkwänden, treibt über 50 Mühlen und zahlreiche andere Wasserwerke und geht nach 45 Kilom. langem Lauf mit einem Arm bei Düsseldorf in den Rhein, während ein anderer nördlicher bei Kaiserswerth mündet.

Düsseldorf, kreiseximirte Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Rheinprovinz, ehemals des Herzogthums Berg, liegt in einer herrlichen, fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Rheins an der Mündung der Düssel, ist Station der Köln-Mindener Bahn und mehrerer Linien (nach Aachen, Kupferdreh, Elberfeld) der Bergisch-Märkischen Eisenbahn und besteht aus sechs Stadttheilen: der Altstadt, dem ursprünglichen D., auf der Nordseite der Düssel, mit engen, finsteren und unregelmäßigen Straßen, der Karlsstadt, an der Südostseite der Altstadt (1767 angelegt), der in einiger Entfernung liegenden Neustadt, die 1690—1716 erbaut ward, der Friedrichstadt am Südende, der Königstadt und Pempelfort an der Ostseite. Alle diese Theile, mit Ausnahme der Altstadt, machen durch ihre breiten, schönen Straßen und durch die stattlichen Gebäude D. zu einer der hübschesten Städte Deutschlands, deren freundlicher Eindruck durch die in Spaziergänge umgewandelten Festungswerke wesentlich erhöht wird. Die Stadt hat 10 öffentliche Plätze: den Alten Markt, seit 1711 mit der kolossalen bronzenen Reiterstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz, dem die Stadt ihr Emporkommen verdankt, den Karlsplatz (in der Mitte der Karlsstadt), den alten Parade- oder Friedrichsplatz, den Burgplatz und Kasernenhof mit dem Exercirplatz, den Schwanenmarkt, den Königsplatz, den Alexanderplatz, den Marplatz mit der 1873 errichteten Mariensäule und den Exercirplatz. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: das ehemalige Residenzschloß (1794 durch die Franzosen arg beschädigt, 1846 auf das umfassendste renovirt, aber 1872 durch Feuer theilweise zerstört), das Regierungsgebäude (ehedem Jesuitenkollegium), das prachtvolle neue Postgebäude im italienischen Palaststil, das Rathhaus (auf dem Alten Markt, 1567 erbaut), das Landgerichtsgebäude (seit 1870, am Königsplatz), die städtische Tonhalle mit 3 großen Festsälen, das Künstlerhaus Malkasten, das Theater, Lagerhaus ꝛc. Im Bau begriffen sind eine große evangel. Kirche im gothischen Stil (auf dem Königsplatz), ein Ständehaus (am Schwanenspiegel), ein großes Akademiegebäude (am Sicherheitshafen), ein Centralbahnhof der Rheinischen und der Köln-Mindener Eisenbahn (im Osten), ein Bahnhofsgebäude der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft (im Süden), eine große Schlachthalle ꝛc. Unter den 25 Kirchen und Kapellen (4 evangelische, 21 katholische) sind die St. Lambertspfarrkirche mit einem 58 Meter hohen Thurm und dem Mausoleum des Herzogs Wilhelm IV. hinter dem Hochaltar (auf dem Piedestal, von 8 Löwen umgeben, ruht die lebensgroße Statue des Herzogs in voller Rüstung aus weißem Marmor), die schön gebaute, aber mit Zierat überladene Andreaskirche (ehemals Jesuiten- und Hofkirche, von 1620) mit der Fürstengruft in einer Rotunde hinter dem Hochaltar und die Maximilianskirche mit schönen neuen Fresken hervorzuheben. Die ehemalige Kreuzherrenkirche ist jetzt Militärmagazin. Eine besondere Berühmtheit erlangte D. durch die 1767 vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftete und 1822 von König Friedrich Wilhelm III. erneuerte Kunstakademie, die seit ihrem Bestehen eine Reihe der berühmtesten Künstler gebildet und die Stadt zu einem gefeierten Kunstcentrum, zum Sitz einer Malerschule erhoben hat. Von der Wiederherstellung des Schlosses an bis zur theilweisen Vernichtung desselben durch die Feuersbrunst im März 1872 befand sich die Akademie, die namentlich unter Cornelius und nach dessen Abgang nach München 1826 noch erfolgreicher unter Schadow aufblühte, in den Räumen der alten kurfürstlichen Residenz. Die früher hier befindliche berühmte Gemäldegallerie, 1690 von dem Kurfürsten Johann Wilhelm gestiftet, einst die reichste Deutschlands an Werken von Rubens (das Jüngste Gericht) und anderen großen Meistern der niederländischen Schule, ward 1805 nach München gebracht und trotz mehrfacher Versuche nicht wieder erlangt. Nur ein großes Gemälde von Rubens (die Himmelfahrt Mariä)

und eins von J. Wighen (die Bändigung Simsons) blieben zurück. Später fand man auf Schloß Bensberg noch mehrere andere gute Gemälde derselben wieder, welche den Anfang zu der neuen Gallerie bildeten, die durch Schenkungen und Erwerbungen von Gemälden alter und neuerer Meister wieder einige Bedeutung erlangt hat. Nach dem Krieg von 1866 machte Preußen im Friedensschluß mit Bayern seine Rechte auf die Gallerie geltend, deren Gültigkeit von einer juristischen Fakultät entschieden werden sollte, verzichtete aber 1871 in Anerkennung der rühmlichen Haltung Bayerns im deutsch-französischen Krieg freiwillig auf alle Ansprüche, wodurch der Streit, ob die Gallerie Eigenthum der Herrscherfamilie (also Bayerns) oder des bergischen Landes (also Preußens) sei, endgültig geschlichtet wurde. Eine städtische Gemäldegallerie (in der Tonhalle), die seit etwa 30 Jahren besteht, enthält bereits mehrere Meisterwerke neuerer Düsseldorfer Künstler. Die Stadt besitzt außerdem eine Sammlung von 248 Aquarellnachbildungen der wichtigsten Werke der italienischen Malerei von J. A. Rambour, die ihr 1841 vom König von Preußen und der rheinischen Ritterschaft geschenkt wurde. Die Akademie besitzt auch eine kostbare Sammlung von etwa 15,000 Handzeichnungen und etwa 80,000 Kupferstichen sowie von Gipsabgüssen antiker Skulpturen. Sonstige wissenschaftliche und gemeinnützige Anstalten sind: die Sternwarte Bilk, berühmt durch Luther, der daselbst bis 1873: 19 Planetoiden entdeckt hat, ein botanischer Garten im sogen. Hofgarten (s. unten), eine königliche Bibliothek von 50,000 Bänden (1770 vom Kurfürsten Karl Theodor gestiftet, nachher durch Klosterbibliotheken und durch neue Literaturwerke vermehrt), ein Kunstverein (seit 1828), mehrere musikalische Gesellschaften; ferner ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, 2 Theater (das herrliche neue im Hofgarten ist fast vollendet), eine Bezirksirrenanstalt, ein Korrektionshaus, ein Militärlazareth, ein evangelisches und ein katholisches Krankenhaus (letzteres das Marienhospital), 2 Mönchs- und 7 Nonnenklöster. D. ist Sitz der Regierung, des Provinzialarchivs, eines Landgerichts, des rheinischen Provinziallandtags, einer Oberpostdirektion, der Landrathsämter für den Stadt- und Landkreis D., eines Hauptsteueramts, des Handels- und Gewerbvereins für Rheinland und Westfalen. Unter den Handels- und Verkehrsanstalten stehen obenan die Handelskammer, eine Kommandite der Preußischen Bank, ein Handels- und ein Gewerbegericht, eine Transportversicherungsgesellschaft, die Dampfschifffahrtsgesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein, die Niederrheinische Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft; ferner bestehen in D. ein Eisenhütten- und Bergwerksverein, die Preußische Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft, der Niederrheinische Bezirksverein deutscher Ingenieure, der Rheinisch-Westfälische Verband von Ziegeleibesitzern, eine Gewerbebank, ein Landwirtschaftlicher Verein, ein Verein zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen, eine Baubank. Dazu besitzt die Stadt einen Winter- und Freihafen, welcher die lebhafte Schiffahrt und den bedeutenden Handel sehr unterstützt. Im Jahr 1873 kamen in D. an, resp. gingen ab: 2468 Dampf- und 1132 andere Schiffe, die 2,909,634 Ctr. Güter einbrachten, während die Ausfuhr 633,887 Ctr. betrug. D. hat sich im Laufe der Zeit zu einer wichtigen Fabrikstadt herausgebildet. Obenan steht die Eisenindustrie. Es sind (1873) vorhanden: 10 Eisengießereien und Walzwerke, 9 Maschinenfabriken, 1 Lokomotivbauanstalt, 2 Eisenröhrenwalzwerke, 2 Dampfkesselschmieden, [illegible] Gußstahlfabriken, 4 Puddlingswerke, ein Hammerwerk, [illegible] mechanische Werkstätten. Ferner sind von Wichtigkeit die Fabriken in Eisen-, Blech- und Messingwaaren, Nägeln, Draht und Drahtstiften, Bleiröhren, Zündhütchen, Eisenbahn- und anderen Wägen, Pianino's, Papier, Pergament, Firnis, Seifen, Gasuhren, Essig, Mineralwasser, Likören, Chokolade, Senf, Tabak, Cigarren, Möbeln, Cement- und chemischen Waaren, Malerfarben, Bleiweiß, Maschinenöl, feuerfesten Steinen, Strumpf- und Baumwollwaaren, Strohhüten, Wachs- und Gipsfiguren; endlich mehrere Dampfsägemühlen, eine Dampfmahlmühle, eine Dampfmühle für Farbholz, eine Kammgarn- und 2 Baumwollspinnereien, Türkischroth- und andere Färbereien, 4 Kattundruckereien, Gerbereien, Ziegeleien, Steinhauereien, Marmorschleifereien, 7 Buchdruckereien, 9 photographische und 18 lithographische Anstalten, eine Gasanstalt, Metallgießereien, Glasschleifereien ꝛc. Bedeutend ist auch Düsseldorfs Obst- und Gemüsebau. Unter den Handelsetablissements befanden sich Ende 1873: 10 Bankgeschäfte, 27 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen, 169 Kommissions-, Speditions-, Agentur- und Wechselgeschäfte, 34 Metallwaaren-, 25 Holz- und Baumaterialien-, 34 Kurz- und Strumpfwaaren-, 61 Manufakturwaaren- und Leinen-, 26 Weinhandlungen ꝛc. Die Stadt besitzt auch eine Wasserleitung und Kanalisation (Abführung durch Schwemmkanäle). Die Zahl der Einwohner betrug 1780: 8000, 1816: 26,655, 1871 mit Einschluß des Militärs 69,365 (darunter 15,000 Evangelische und 900 Juden). Die Garnison besteht aus den Stäben der 14. Division, der 27. Infanterie- und 14. Kavalleriebrigade, dem 39. Infanterie-, dem 11. Husaren- und dem 5. Ulanenregiment und 2 Bataillonen Landwehr. Der schönste und besuchteste unter den zahlreichen Spaziergängen in und um D. ist der Hofgarten, der aus verschiedenen Anlagen, dem eigentlichen Hofgarten, dem botanischen Garten und den geschmackvollen Neuen Anlagen, besteht und jetzt, von neuen Stadttheilen umzogen, mit zur Stadt gehört. Am Ende des Hofgartens, in dem ganz nahe gelegenen Stadttheil Pempelfort, steht der Jägerhof, ein königliches, mit schöner Gartenanlage versehenes Schloß, der Wohnsitz des Erbprinzen von Hohenzollern. Des Schriftstellers Jacobi Haus und Garten in Pempelfort, eine in der Literaturgeschichte bedeutsame Stätte, ist seit 1860 Eigenthum des Künstlervereins »Malkasten« und Mittelpunkt des geselligen Lebens der Künstler. Zu D. gehören noch die früheren Dörfer Ober-Bilk mit mehreren großen Fabriken, Hamm am Rhein mit Gartenbau, Düsselthal im NO. mit einer vom Grafen von der Recke 1819 angelegten großen Erziehungsanstalt für arme, sittlich verwahrloste Kinder im ehemaligen Trappistenkloster, Derendorf im N., wo eine Zeitlang der Dichter Immermann und die Gräfin Elisa von Ahlefeld wohnten. In D. wurden die Dichter und Schriftsteller Joh. Georg und Fr. Heinrich Jacobi, Varnhagen v. Ense und Heinrich Heine, die Maler Peter v. Cornelius, Peter v. Heß und andere berühmte Männer geboren. — D. ward, wie viele ostrheinische Städte, erst spät groß und wichtig. Noch gegen Ende des 13. Jahrh. ein Dorf, wurde es 1288 vom Grafen Adolf von

Berg nach der Worringer Schlacht zwar zur Stadt erhoben, ohne aber an Bedeutung zu gewinnen. Im 14. Jahrh. hob sich die Stadt etwas, und die Herzöge von Berg beförderten ihren Aufschwung durch Ertheilung verschiedener Privilegien, vornehmlich aber dadurch, daß sie 1385 ihre Residenz hierher verlegten. Nach dem Aussterben des jülich-bergischen Regentenstammes 1609 besetzte der spanische General Spinola als kaiserlicher Kommissarius 1614 die Stadt, die dann auch während des jülich'schen Erbfolgestreits im Dreißigjährigen Krieg viele Drangsale zu erdulden hatte. Nach der Beilegung jenes Erbfolgestreits kam sie mit Jülich-Berg an Pfalz-Neuburg und ward Residenz der Pfalzgrafen und nach deren Aussterben des Kurfürsten Joh. Wilhelm von der Pfalz. Dieser that viel für die Stadt, noch mehr der Kurfürst Karl Theodor, der Schlösser, Sammlungen, Institute gründete und die Karlsstadt baute. Seit 1732 befestigt, ward die Stadt im Siebenjährigen Krieg 1757 von den Franzosen besetzt und im Juni 1758 vom Herzog Ferdinand von Braunschweig durch Kapitulation eingenommen, aber bald wieder verlassen. Im Jahr 1795 wurde sie nach einem heftigen Bombardement durch Kapitulation den Franzosen übergeben und blieb in deren Besitz, bis sie im Frieden von Lüneville 1801 an Bayern zurückgegeben wurde, worauf die Schleifung der Festungswerke erfolgte. 1806 ward sie Hauptstadt des Großherzogthums Berg und kam mit diesem 1815 an Preußen. Nun erst gelangte die Stadt zu ihrer jetzigen Größe als eine der bedeutendsten niederrheinischen Städte.

Der Regierungsbezirk D., der nördlichste Theil der Rheinprovinz, hat 5467 QKilom. (99,29 QM.) mit (1871) 1,328,324 Einw. und zerfällt in die 6 kreiseximirten Städte: Barmen, D., Duisburg, Elberfeld, Essen und Krefeld, und in die 14 Kreise: Landkreis D., Landkreis Essen, Geldern, Gladbach, Grevenbroich, Kempen, Kleve, Landkreis Krefeld, Lennep, Mettmann, Mörs, Mülheim a. d. Ruhr Neuß, Rees und Solingen. Vgl. v. Hirschfeld, Statistik des Regierungsbezirks D. (Iserlohn 1874).

Duett (das, ital. Duetto, franz. Duo), ein Tonstück, welches von zwei obligaten Stimmen oder Instrumenten ausgeführt wird. Das Gesangduett in der bestehenden Form ist aus dem Arienstil entstanden und hat sich in ebenso vielen Hauptformen ausgebildet (s. Arie). Der wesentliche Unterschied liegt bloß in der Verbindung zweier Gesangstimmen, die nach dem poetischen Gehalte des Textes theils allein gehen, theils gleichzeitig in kantabeln Tongängen und harmonischen Verbindungen sich ergießen. Sind die Gesangstimmen konzertirend behandelt, d. h. wechseln die Stimmen ihre deklamatorischen Kantilenen und melismatischen Tonverbindungen gegenseitig aus, so müssen nothwendig beide Stimmen durch eine homogene Gemüthsbewegung afficirt sein; wollte man verschiedene Empfindungen durch gleiche und ähnliche Formen ausdrücken, so würde alle Charakteristik geopfert werden. Sollen daher zwei Stimmen, die durch verschiedene Gemüthsbewegungen afficirt sind, zu gleicher Zeit neben einander auftreten, so müssen sie beide sich individuell entwickeln, d. h. in entsprechenden eigenen Tonreihen und Rhythmen auftreten, welche sich aber in der Harmonie, als ihrem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, vereinigen. Das D. kommt als reines Tonstück vor, kann aber auch durch eine Instrumentalbegleitung unterstützt und gehoben werden. Historisch betrachtet, ward das D. (wohl zu unterscheiden von dem viel ältern bloß zweistimmigen Satz) zuerst von Paolo Quagliati (1600) in den Kirchenmusiken und in der Oper zu Rom eingeführt, bedeutend vervollkommnet durch Landi in seinem Drama »Il santo Alessio« (1634), und später besonders durch A. Steffani (gest. 1730) und Piccini (gest. 1800) zu seiner jetzigen Gestalt ausgebildet. Das Instrumentalduett (vorzugsweise Duo genannt) kann, obgleich ihm die specielle Bestimmtheit des Wortausdrucks fehlt, dieselben ästhetisch-physiologischen Forderungen erfüllen wie das Gesangsduett. — Duettino, ein D. von geringem Umfang; duettiren, zweistimmig singen, spielen.

Dütvogel, s. v. w. Goldregenpfeifer.

Due volte (ital. »zweimal«), s. v. w. Bis.

Duf., bei naturwissenschaftlichen Namen s. v. w. Léon Dufour (spr. düfuhr), 1782—1865; franz. Entomolog und Arzt zu St. Sever.

Dufau (spr. düfo), Pierre Armand, franz. Publicist und Volkswirt, berühmte Autorität in den wirtschaftlichen Seiten des Blindenwesens, geboren zu Bordeaux 1795, trat 1815 als zweiter Lehrer in das Blindeninstitut zu Paris, dessen Direktion ihm 1840 übertragen und von ihm bis 1855 geleitet wurde. Er gehörte 1851 zu den Gründern der durch ganz Frankreich verbreiteten Gesellschaft zur Unterstützung der Blinden, nach deren Plan kurze Zeit darauf eine ähnliche zur Unterstützung der Taubstummen gegründet wurde. D. hat eine reiche schriftstellerische Thätigkeit über die verschiedenartigsten Gegenstände entfaltet. Unter seinen Schriften, welche seinen speciellen Wirkungskreis betreffen, sind zu nennen: »Plan de l'organisation de l'institution des jeunes aveugles« (Par. 1833), ein Werk, dazu bestimmt, den Vortheil zu zeigen, den die Blinden aus einer guten technischen Erziehung ziehen können, von der französischen Akademie mit dem Monthyon-Preis von 6000 Franken belohnt; »Notice historique, statistique et descriptive sur l'institution des jeunes aveugles« (das. 1852); »Souvenirs d'une aveugle née« (das. 1851), eine höchst belehrende und anziehende psychologische Studie. Von den specifisch volkswirtschaftlichen Schriften Dufau's heben wir hervor: »De l'abolition de l'esclavage coloniale« (Par. 1830), preisgekrönt; »Traité de statistique« (das. 1840), preisgekrönt von der Akademie der Wissenschaften. Außerdem schrieb er: »Dictionnaire de la géographie ancienne et moderne« in Gemeinschaft mit Guadet (Par. 1820, 2 Bde.) und mehrere geschichtliche Werke.

Dufaure (spr. düför), Jules Armand Stanislas, franz. Staatsmann, geb. 4. Dec. 1798 zu Saujon, Departement Niedercharente, wurde, seit 1824 Advokat in Bordeaux, 1834 zum Abgeordneten von Saintes gewählt und hielt sich als solcher zur liberal-konstitutionellen Partei. Unter dem Ministerium Thiers 1836 zum Staatsrath ernannt, gab er im September d. J. beim Rücktritte Thiers' seine Entlassung und machte dem Ministerium Molé entschiedene Opposition. Bei der Bildung des Kabinets vom 12. Mai 1839 wurde er Minister der öffentlichen Bauten, legte aber sein Portefeuille nieder, als der Antrag wegen der Dotation für den Herzog von Nemours verworfen ward, und schwankte seitdem eine Zeitlang zwischen dem linken Centrum und dem ministeriellen Anhang, stimmte jedoch schließlich in allen wichtigen Fragen mit der Opposition, bis er 1844 das Haupt einer Art Tiers-Parti

wurde. Nach der Februarrevolution von 1848 im Departement Niedercharente in die Nationalversammlung und zum Mitgliede des Verfassungsausschusses gewählt, war er der gemäßigten Republik aufrichtig zugethan und stimmte für die Verbannung der Familie Orléans. Vom Ende September bis 20. Dec. Minister des Innern, bewies er sich, als eifriger Anhänger Cavaignacs, entschieden feindlich gegen die Kandidatur L. Napoleons und gab nach der Wahl des letztern 10. Dec. seine Entlassung. Doch trat er wieder als Minister des Innern in das Kabinet vom 2. Juni 1849, wo er die Meinung der Mitglieder des unter seinem Vorsitz gestifteten »Cercle constitutionnel« repräsentirte. Am 31. Okt. 1849 trat er mit den übrigen Mitgliedern des Konseils ab und ward darauf Präsident der Marinekommission. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1852 verließ er den politischen Schauplatz und nahm seine Advokatur wieder auf. Nach dem Sturz Napoleons September 1870 und nach dem deutsch-französischen Krieg wurde er 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, stellte in Bordeaux 16. Febr. den Antrag, Thiers zum Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik zu ernennen, und wurde von diesem 19. Febr. zum Justizminister ernannt, in welcher Stellung er bis zum Sturz Thiers' 24. Mai 1873 blieb. D. ging auf den Plan Thiers', eine konservative Republik zu gründen, dieselbe durch Erlassung konstitutioneller Gesetze, besonders durch Schaffung einer Zweiten Kammer, vorzubereiten und zu sichern, vollständig ein und sprach sich in der Nationalversammlung mehrmals in diesem Sinn aus, betrieb auch die Wahl der diese Gesetze vorbereitenden Dreißigerkommission. Nach seinem Rücktritt aus dem Kabinet nahm er seinen Sitz im linken Centrum und wirkte als Abgeordneter fortwährend für den Thiers'schen Plan, bald der monarchistischen Rechten, bald den extremen Republikanern entgegentretend.

Dufour (spr. düfuhr), Guillaume Henri, schweizer. General, geb. 15. Sept. 1787 zu Konstanz, studirte zu Genf, dem Heimatsort seiner Eltern, Rechtswissenschaft, betrat aber sodann die militärische Laufbahn und erhielt seine Bildung in der polytechnischen Schule zu Paris. Er war einige Zeit in Korfu als Genieofficier beim Festungsbau beschäftigt, machte die letzten Feldzüge Napoleons mit und vertheidigte während der Hundert Tage das Fort l'Ecluse bei Grenoble gegen den österreichischen General Frimont. Im Jahr 1815 nach Genf zurückgekehrt, suchte er an der Stelle der Kantonalmilizen ein gemeinsames, höheren Anforderungen genügendes Heerwesen zu organisiren und war als Direktor der Militärschule zu Thun die Seele dieser Anstalt, an der unter anderen auch Napoleon III. unter ihm seine Studien machte. Als Oberst des Genfer Geniekorps erwarb er sich durch seine Werke »De la fortification permanente« (Genf u. Par. 1824, 2. Aufl. 1854), »Géométrie perspective avec des applications à la recherche des ombres« (das. 1857), »Mémorial pour les travaux de guerre« (das. 1820, 3. Aufl. 1854), »Instruction sur le dessin des reconnaissances militaires«; »Cours de tactique« (Genf 1840, 2. Aufl. 1851; deutsch von Tscharner, Zür. 1842) u. a. m. auch als Schriftsteller einen Namen. Während der politischen Bewegung in Genf 1841—45 lebte D. auf einem kleinen Gut in Savoyen. Im November 1847 berief ihn das Vertrauen seiner Landsleute zum Obergeneral des eidgenössischen Heers gegen die Sonderbundskantone. Nach glücklicher Beendigung dieses Feldzugs kehrte er auf sein Landgut zurück und wurde für seine Thätigkeit durch einen Ehrensäbel, eine Dotation von 40,000 Franken und das Ehrenbürgerrecht in mehreren Städten ausgezeichnet. Die ihm angetragene Oberbefehlshaberstelle bei der aufständischen pfälzischen Volkswehr lehnte er ab, da er sich in die eigentliche Politik nicht mischen wollte, übernahm dagegen im August 1848 das Oberkommando über die eidgenössische Armee, welche an der Schweizergrenze gegen die preußischen Okkupationstruppen in Baden aufgestellt wurde. Als der Neuenburger Konflikt Ende 1856 einen Krieg mit Preußen herbeizuführen schien, ward er wieder zum Obergeneral der schweizerischen Streitkräfte ernannt und vertrat dann in Paris die Interessen der Schweiz mit Geschick und Erfolg. Weniger glücklich war er in der Dappenthalfrage sowie in den infolge der Annexion Savoyens durch Frankreich zwischen dieser Macht und der Schweiz entstandenen diplomatischen Differenzen. Ein Hauptverdienst erwarb sich D. noch durch die Förderung der Herausgabe der seinen Namen tragenden großen topographischen Karte der Schweiz in 25 Blättern (1842—65), die in einer neuen, zum Theil fast in Landschaftszeichnung übergehenden, nachher oft nachgeahmten Manier gearbeitet ist (s. Landkarten).

Dufourspitze (spr. düfuhr-), s. Monte Rosa.

Dufrénoy (spr. düfrenŏa), Pierre Armand, franz. Mineralog und Geognost, geb. 5. Sept. 1792 zu Sevran im Departement Seine-et-Oise, gest. 20. März 1857 als Generalinspektor der Bergwerke, Direktor der kaiserlichen Bergwerksschule und Mitglied des Instituts. Seine Arbeiten zeichnen sich durch exakte Forschung und klare Darstellung sehr vortheilhaft aus. Er schrieb: »Voyage métallurgique en Angleterre« (Par. 1837—39) mit Elie de Beaumont, Coste und Perdonnet; »Mémoires pour servir à une description géologique de la France« (das. 1836—38) mit Elie de Beaumont; »Explication de la carte géologique de la France« (das. 1841—48, 2 Bde.; 3. Bd. 1873) und »Traité complet de minéralogie« (das. 1844—45, 3 Bde.; 2. Aufl. 1856—59, 4 Bde.). Vgl. Elie de Beaumont.

Dufresne (spr. düfrähn), Charles, s. Du Cange.

Dufresny (spr. düfreni), Charles Rivière, franz. komischer Dichter, geb. 1648 zu Paris, ein Großenkel der unter dem Namen la belle jardinière bekannten Bäuerin von Anet, welche die Neigung Heinrichs IV. gewonnen hatte, ward infolge dessen Aufseher der königlichen Gärten mit einer Leibrente von 3000 Livres, arbeitete aber im Verein mit Regnard für das Theater. Er starb 6. Okt. 1724. D. beschäftigte sich nicht nur mit Poesie, sondern auch mit Musik, Zeichenkunst, Architektur und Gartenkunst. Unter den französischen Gartenkünstlern war er der erste, der in seinen Anlagen dem englischen Geschmack folgte. Seine Lustspiele, in ihren Entwickelungen gewöhnlich schwach, gehören zu den besseren Konversationsstücken der Franzosen, namentlich »L'esprit de contradiction«, »Le double veuvage«, »Le mariage fait et rompu«, »Le chevalier joueur« u. a. Seine Werke erschienen gesammelt Paris 1731, 6 Bde.; 1747, 4 Bde., u. öfter; in Auswahl von Auger, das. 1810, 2 Bde.; ferner im 2. Bd. der »Chefs-d'œuvre des auteurs comiques« (das. 1844).

Duft, der Geruch der Pflanzen, s. Pflanze; auch der zarte, staubartige, weißliche oder bläuliche Anflug,

der sich auf reifem Obst, insbesondere auf Pflaumen, findet, sowie der Reif, der sich krystallartig bisweilen an die Bäume hängt (Rauchfrost).

Dug., bei naturwissenschaftlichen Namen s. v. w. Anton Dugès, geb. 1798, gest. 1838 zu Montpellier als Dekan der medicinischen Schule; Gliederthiere.

Dugat (spr. düga), Gustav, franz. Orientalist, der sich besonders mit dem Arabischen beschäftigte, geb. 1824 zu Orange (Departement Vaucluse), erhielt seine Bildung zu Paris in der École des langues orientales vivantes, bereiste 1855 im Auftrag der Regierung Algerien, wurde nach seiner Rückkehr zum Ritter des türkischen Ordens Medjidié und zum Mitgliede der Société orientale de France ernannt und entwickelte in Zeitschriften (»Revue Algérienne«, »Journal Asiatique« 2c.) wie auch in größeren Werken eine anerkennenswerthe sowohl streng wissenschaftliche, als auf praktische (pädagogische und koloniale) Zwecke gerichtete literarische Thätigkeit. Seine Schriften sind: »Précis historique et statistique des colonies agricoles établies en France et en Algérie« (1850); »Grammaire arabe-française« (mit arabischem Text, 1853); eine Uebersetzung der »Lettres des Maronites du Mont-Liban« (1847); »Poème arabe en l'honneur du Bey de Tunis« (Text und Uebersetzung, 1851); »Le livre d'Abd el Kader« (1858); »Histoire politique et littéraire des Arabes en Espagne« (ein in Gemeinschaft mit Dozy, Krehl und Wright aus dem Arabischen des Al Makkari übersetztes Werk, 1855—61, 2 Bde.); »Histoire des Orientalistes de l'Europe« (Par. 1868—70, 2 Bde.) und »Cours complémentaire de géographie, histoire et législation des États musulmans« (1873). D. lieferte ferner einen Beitrag zu Darembergs Ausgabe des Galenus und bearbeitete eine große Anzahl Artikel für das »Dictionnaire général des lettres, des beaux-arts etc.« von Dézobry und Bachelet (1862).

Dughet (spr. dügä, Doughet), Gaspard, berühmter ital. Landschaftsmaler, gewöhnlich Poussin nach seinem Lehrer u. Schwager Nicolas Poussin genannt, geb. 1613 zu Rom, wandte sich der historischen Richtung der Landschaftsmalerei zu, worin bereits Nicolas Bedeutendes geleistet. Mit derselben edlen und großartigen Auffassung verband Gaspard aber eine tiefere, wärmere Farbe, die zum größten Theil den Carraccisten entlehnt ist; leider aber haben seine Gemälde fast ohne Ausnahme durch Nachdunkeln stark gelitten. Bedeutsame Linien in der Landschaft, großartig gebaute Bäume und treffliches Anbringen antiker Ruinen u. dgl., verbunden öfter mit Gewitter und Sturmwind, bilden Poussins Stärke. Kein Wunder, daß seine Richtung den bedeutendsten Beifall fand, und daß sich Künstler aus Frankreich, Italien, den Niederlanden und Deutschland nach ihm bildeten. In der Kirche San Martino a' Monti zu Rom befinden sich Freskomalereien von ihm, Darstellungen aus der Geschichte von Elias und Elisa. Köstliche Bilder namentlich besitzen die Gallerien Doria und Colonna, dann Corsini, die Accademia di San Luca, alle in Rom, der Palazzo Pitti zu Florenz, die Gallerie von Turin, dann der Louvre in Paris, die Eremitage in St. Petersburg und verschiedene englische Gallerien. Oft werden ihm Bilder seiner Nachahmer untergeschoben. Man kennt von ihm auch acht radirte Landschaften. Er starb zu Rom 1675.

Dugong (Dugung, Dujung, Halicore *Ill.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Schwimmthiere (Natantia) und der Unterordnung der Sirenen oder Seekühe. Die einzige Art: Seejungfer (Seekuh, D., H. Dugong *Quoy et Gaim*), mit fischähnlichem Körper, wird 3—4,5 Meter lang, hat jederseits oben einen stoßzahnartigen Schneidezahn, eine breite, halbmondförmige, wagrecht gestellte Schwanzflosse, nicht besonders große Brustfinnen, eine sehr große, starke, herzförmig ausgeschnittene Oberlippe, ist oben bräunlich, unten heller, mit einzelnen, kurzen, steifen Borstenhaaren besetzt. Der D. bewohnt das Indische Meer in der Nähe der Küsten, auch die Flußmündungen, ist ungemein träge und stumpfsinnig, weidet die Algen des Meeresbodens ab. Das Fleisch ist zart, aber unangenehm süßlich; das Fett, von welchem ein Thier gegen 25 Kilogr. liefert, ist sehr geschätzt; aus der Haut macht man Sandalen, aus den Zähnen Rosenkränze, denen man früher Wunderkräfte zuschrieb. S. Tafel »Schwimmthiere«.

Duguay-Trouin (spr. dügä-truäng), René, berühmter franz. Seeheld, geb. 10. Juni 1673 zu St. Malo, studirte zuerst in Paris Theologie, ward 1689 Seemann und machte auf einer von seiner Familie ausgerüsteten Fregatte den ersten Feldzug gegen England und Holland mit. Da er sich auf demselben auszeichnete, erhielt er 1691 das Kommando einer Fregatte von 14 Kanonen, mit welcher er, zufällig an die irische Küste getrieben, 2 Fahrzeuge zerstörte, und 1692 das Patent eines Fregattenkapitäns und den Befehl über ein Schiff von 18 Kanonen, mit welchem er während der Seeschlacht am Kap La Hogue an der englischen Küste 2 Fregatten und 6 Kauffahrer und 1693 im Kanal La Manche 2 Linienschiffe nahm. 1694 mit einem Linienschiff an der holländischen Küste kreuzend, gerieth er in Kampf mit einem englischen Geschwader von 6 Schiffen, wurde verwundet und gefangen. Durch die Liebe einer jungen Engländerin befreit, kreuzte er mit einem königlichen Kriegsschiffe von neuem an der englischen und irischen Küste, nahm 8 Kauffahrer und 2 Fregatten, und auf einer 1695 mit Beaubriant an die irische Küste unternommenen Beutefahrt 3 schwer beladene Schiffe der Ostindischen Kompagnie. An der spanischen Küste fielen ihm 2 holländische Fahrzeuge in die Hände, mit welchen er bei der britischen Flotte vorbeisegelte und eine Fregatte, die sich ihm genähert, durch einen entschlossenen Angriff nahm. Im Frühling 1696 eroberte er mit 3 Schiffen die Flotte von Bilbao und ward hierfür im folgenden Jahr zum Fregattenkapitän der königlichen Flotte ernannt. Im Jahr 1703 bei dichtem Nebel mit 2 Linienschiffen und 3 Fregatten mitten in ein holländisches Geschwader von 15 Kriegsschiffen hineingerathen, wußte er durch scheinbare Annahme des Kampfes zu entkommen. An der Südküste von Spitzbergen plünderte und verbrannte er mehr als 30 Walfischfahrer. Im Jahr 1704 verwüstete er die Küsten von England und ward sodann mit 3 Fahrzeugen nach dem bedrohten Cadiz geschickt; doch vereitelte hier die Eifersucht des spanischen Gouverneurs, des Marquis Valdecagnas, seine Pläne. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich nahm er den Engländern wiederum eine Fregatte nebst 12 Kauffahrteischiffen weg, wofür ihn der König zum Ludwigsritter ernannte. Im Jahr 1707 nahm er 60 Transportschiffe, welche dem Erzherzog Karl von Oesterreich, dem Rivalen Philipps V. von Spanien, Lebensmittel und Waffen aus England überbringen sollten, sowie auch die sie begleitenden vier großen Kriegsschiffe. Die für unüberwindlich geltenden Festungswerke von Rio de Janeiro

nahm seine kleine Flotte September 1711 binnen 11 Tagen, nebenbei 60 Kauffahrteischiffe, 3 Kriegsschiffe und 2 Fregatten erbeutend und eine Kontribution von 610,000 Crusados erpressend. Hierfür geadelt, ward er 1715 zum Chef d'Escadre und 1728 zum Generalleutnant ernannt und vom Herzog von Orléans in den Staatsrath berufen. Im Jahr 1731 sandte ihn Ludwig XV. nach dem Orient, um dort das Ansehen der französischen Seemacht aufrecht zu erhalten. D. starb 27. Sept. 1736. Seine »Mémoires« wurden von Beauchamps herausgegeben (Par. 1740, 4 Bde.; Amsterd. 1748; englisch, Lond. 1742).

Duguesclin (spr. dügäklång), s. Guesclin.

Dugung, Säugethiergattung, s. Dugong.

Duhamel (du Hamel, spr. dü-amell), Jean Marie Constant, hervorragender franz. Mathematiker, geb. 5. Febr. 1797 zu St. Malo, zeigte früh bedeutende Anlagen zur Mathematik und widmete sich ausschließlich deren Studium. Seine mit Reynaud herausgegebenen Probleme und Entwickelungen über verschiedene Theile der Mathematik (Par. 1823) machten Aufsehen und ließen den scharfsinnigen Geometer erkennen. Zum Studiendirektor an der polytechnischen Schule in Paris ernannt, bereicherte er deren Journal mit einer Anzahl wichtiger mathematisch-physikalischen Untersuchungen über die Bewegung der Wärme in festen Körpern, über die Schwingungen beliebiger Systeme von materiellen Punkten, über die Verbreitung der Wärme in Krystallen rc. Als Professor der höhern Analysis an der Faculté des Sciences und an der École normale in Paris zeichnete er sich durch Klarheit und Eleganz seiner Vorträge aus sowie durch sein Talent, den schwierigsten Fragen eine faßliche Seite abzugewinnen. Seit 1840 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hat er viele Abhandlungen in den »Comptes rendus« derselben veröffentlicht, worunter jene über die Wärmebewegungen in Körpern und über die harmonischen Töne besonders hervorzuheben sind. D. starb zu Paris 1. Mai 1872. Seine Hauptwerke sind: »Cours d'analyse« (Par. 1840; 3. Aufl. unter dem Titel »Éléments de calcul infinitésimal«, 1856—57, 2 Bde.; 3. Aufl. 1874; deutsch von Wagner, Braunschw. 1856) und »Cours de mécanique« (Par. 1845, 3. Aufl. 1863, 3 Bde.; deutsch von Schlömilch, 2. Aufl., Leipz. 1861, 2 Bde., und von Wagner, Braunschw. 1853—54, 2 Bde.). D. veröffentlichte außerdem »Des Méthodes dans les sciences de raisonnement« (Par. 1865—73, 5 Thle.).

Duhamel du Monceau (spr. dü-amell dü mongssoh), Henri Louis, berühmter franz. Naturforscher, vorzugsweise Botaniker, geb. 1700 zu Paris, bildete sich am Jardin du Roi für die Naturwissenschaften aus und wurde, nachdem er in seinem 28. Lebensjahr in einem Bericht über den Safrantod, eine kontagiöse Krankheit, welche die Safrankultur seines Vaterlands zu vernichten drohte, die Ursache dieses Uebels in einem auf den Wurzeln der Pflanze lebenden Schmarotzerpilz bezeichnet hatte, von der Pariser Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied ernannt. Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen beziehen sich auf die Anatomie und Physiologie der Pflanzen, insbesondere auf das Dickewachsthum der Bäume, die Bildung des Holzes und der Rinde, auf die Vorgänge beim Okuliren und Pfropfen sowie auf die Bewegung des Saftes in der Pflanze und auf die Einwirkung der Luft und des Lichts auf die Entwickelung und die Ernährung der Gewächse. Mit Vorliebe suchte D. die wissenschaftlichen Thatsachen für die praktischen Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt zu verwerthen, wofür seine auf die Kultur der Wald- und Obstbäume und auf Ackerbau bezüglichen Beobachtungen und Schriften Zeugnis sind. Seine Anstellung im Departement der Marine als Inspecteur général gab ihm Veranlassung, sich wissenschaftlich mit Schiffbau, mit der Kenntnis und Konservirung des Holzes und selbst mit den sanitätlichen Verhältnissen der Seefahrer zu beschäftigen. Auch thierische Physiologie, insbesondere die Bildung der Knochen, Chemie und die Meteorologie zog er in den Kreis seiner Thätigkeit; er redigirte von 1740 an bis zu seinem Tod alljährlich die zu Pithiviers angestellten meteorologischen Beobachtungen. Er starb zu Paris 13. Aug. 1782. Von seinen botanischen Schriften ist die wichtigste und berühmteste »La physique des arbres« (Par. 1758—88), von welcher auch eine spanische und eine deutsche Uebersetzung (»Naturgeschichte der Bäume«, Nürnb. 1764—65) erschienen sind. Ferner sind zu nennen: »Traité des arbres fruitiers« (Par. 1768—82; deutsch: »Pomona gallica oder von Obstbäumen«, Nürnb. 1771—83); »Traité des arbres et arbustes, qui se cultivent en France en pleine terre« (Par. 1755—1785, neue Ausg. 1801—1819, zuletzt 1852, 7 Bde.; deutsch: »Abhandlung von Bäumen, Stauden und Sträuchern, welche in Frankreich in freier Luft gezogen werden«, Nürnb. 1763); endlich »Avis pour le transport par mer des arbres, des plantes vivaces, des semences et de diverses autres curiosités d'histoire naturelle« (Par. 1753).

Duhesme (spr. dü-ähm), Guillaume Philibert, Graf, franz. General, geb. 7. Juli 1760 zu Bourgneuf in Burgund, studirte die Rechte, ward 1791 von Dumouriez zum Obersten eines Freikorps ernannt, das er aus eigenen Mitteln gebildet hatte, behauptete als Kommandant von Roeremonde den für die Verbindung mit Holland wichtigen Posten von Herestal, verbrannte nach der Niederlage bei Neerwinden 16. März 1793 die Brücke über die Loo, ging dann über die Schelde und brachte in dem Gefecht von Villeneuve (6. Juli) die vor den Oesterreichern fliehenden Infanteriekolonnen zum Stehen, wofür er zum Brigadegeneral ernannt wurde. Als solcher trug er 26. Juli 1794 zum Sieg bei Fleurus viel bei und belagerte unter Kleber Mastricht, worauf er zum Divisionsgeneral ernannt wurde. In dieser Eigenschaft war er 1795 in der Vendée beschäftigt, sodann am Rhein, wo er 20. April 1797 den Rheinübergang bei Diersheim unterhalb Kehl erzwang. 1798 mit einem Kommando in Italien unter Championnet betraut, wirkte er Januar 1799 bei der Einnahme von Neapel mit und beruhigte dann Kalabrien und Apulien. Er erhielt sodann ein Kommando in der Alpen- und im Frühjahr 1800 in der französisch-batavischen Armee unter Augereau. Zum Grafen und Ritter der Ehrenlegion erhoben, führte er 1805 die 4. Division der italienischen Armee und nahm wieder an der Eroberung von Neapel theil. Im Februar 1808 erhielt er ein Kommando in Spanien und zeichnete sich durch die Vertheidigung Barcelona's aus. Auf die Anschuldigungen Augereau's, mancherlei Ausschweifungen seiner Truppen geduldet zu haben, blieb er von 1810—14 ohne Anstellung, erhielt aber sodann eine Division unter dem Marschall Victor und kämpfte mit bei La Rothière, Montereau und Arcis. Nach Napoleons erster Abdankung wurde er Generalinspektor der Infanterie, ging nach Napoleons Wiederkehr zu demselben über

und fiel 18. Juni 1815 bei Waterloo. Bekannt ist Duhesme's Schrift: »Essai historique de l'infanterie légère et de son influence dans la tactique des différents siècles« (Lyon 1806; 3. Aufl., Par. 1864).

Duilius (Duellius), Gajus, röm. Feldherr, erfocht als Konsul 260 v. Chr. mit der ersten großen, nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Schiffs erbauten römischen Flotte, besonders mittels Anwendung der von ihm erfundenen Enterbrücken, den ersten Seesieg der Römer zwischen Mylä und den Liparischen Inseln an der Nordküste von Sicilien über die Karthager, entsetzte darauf in Sicilien die von den Feinden hart bedrängte Stadt Egesta und knüpfte die Bundesgenossen in Sicilien fester an Rom. Außer einem Triumph wurde ihm für sein ganzes Leben das Vorrecht zuerkannt, sich nachts von einem Diener mit einer Wachsfackel und von einem Flötenspieler begleiten zu lassen. Auch errichtete man auf dem Forum eine mit den erbeuteten Schiffsschnäbeln gezierte Säule (columna rostrata, Duilische Säule) mit einer Inschrift, von der eine aus der Zeit des Kaisers Claudius herrührende Nachbildung noch erhalten ist; D. selbst baute aus Dankbarkeit auf dem Forum Olitorium (Gemüsemarkt) einen Janustempel.

Duim (spr. deum), Daumen, holländ. Bezeichnung für Centimeter.

Duingen (Duin), Flecken in der preuß. Landdrostei Hannover, Kreis Hameln, mit 1100 Einw., welche aus fast blauem Thon berühmtes Töpferzeug (Duinger Gut, jährlich für 90,000 Mark) fertigen.

Duino (Tybein), Dorf im österreich. Küstenland, Bezirkshauptmannschaft Gradisca, an der Eisenbahn von Triest nach Venedig und am Meerbusen von Triest, mit einem auf steilem Felsenufer malerisch gelegenen Schloß, das eine prachtvolle Aussicht gewährt, einem Marmorbruch und 400 Einw. In der Nähe die Mündung des räthselhaften Timavo (s. d.).

Duisburg, kreiseximirte Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, 23 Kilom. nördlich von Düsseldorf, zwischen Rhein und Ruhr am Rhein-Ruhrkanal, der (4 Kilom. lang) die Verbindung mit beiden Flüssen unterhält, und an der Köln-Mindener, der Bergisch-Märkischen (Dortmund-Steele-D.) und der Rheinischen Eisenbahn (Osterath-Wattenscheid), hat 3 evangelische (darunter die stattliche Salvatorkirche aus dem 15. Jahrh.) und 3 kathol. Kirchen, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, ein Kreisgericht, ein Hauptsteueramt, eine Handelskammer und (1871) 30,533 Einw. (darunter 14,866 Katholiken und 253 Juden). Die Stadt, die 1816 nur 4508 Einw. zählte, ist im Lauf der Zeit durch den gleichnamigen Landbezirk vergrößert worden; auch gehören zu derselben die Orte Kaßlerfeld, Neudorf, Hochfeld und Düssern. Die Fabrikthätigkeit in D. ist eine außerordentlich bedeutende und unausgesetzt im Steigen begriffen. Von größter Wichtigkeit sind die Eisenwerke und chemischen Fabriken, diese (7) für Schwefel, Salpeter, Salzsäure, Soda, Glaubersalz, Ultramarin, Vitriol, Farben ꝛc. Unter den Eisenwerken treten hervor: 3 Hüttenwerke mit 12 Hohöfen, 6 Eisenwalzwerke (zu Neudorf und Hochfeld), 3 Eisengießereien, 2 Maschinen-, eine Gußstahlfabrik, 2 Kesselschmiedereien. Unter den sonstigen Fabriken und Industrieanstalten sind noch zu nennen: 2 Baumwollspinnereien, eine mechanische Baumwollweberei, 5 Tabakfabriken, 6 Dampfsägewerke, 1 Zuckerraffinerie, Fabriken in Seife und Lichten, Stärke, feuerfesten Produkten, ferner Gelbgießereien, mechanische Werkstätten, 2 Gasanstalten, Gerbereien, ansehnliche Schiffswerften ꝛc. Nicht minder lebhaft ist der Handel, unterstützt durch die Eisenbahnen, ansehnliche Schiffahrt und einen großen Flußhafen, vorzüglich mit Steinkohlen, deren jährlich etwa 13 Mill. Ctr. verschifft werden, Kolonialwaaren, Holz, Wein ꝛc. Die vormalige, vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1655 hier gestiftete reformirte Universität wurde 1802 wieder aufgehoben. Früher waren hier eine Deutschordenskommende und 5 Klöster. In der Nähe liegt der Duisburger Wald, in welchem es bis 1814 verwilderte Pferde gegeben haben soll. — D. ist eine der ältesten Städte Deutschlands; zur Zeit der Römer hieß es Castrum Deutonis, zur Zeit der Frankenkönige Dispargum oder Duispargum. Es wurde von Chlodwig erobert, der hier eine Zeitlang residirte, unter Karl d. Gr. befestigt. Auch die späteren deutschen Kaiser verweilten öfters in der Stadt. Nach mannigfachem Schicksalswechsel wurde D. 1145 zur freien Reichsstadt erhoben und trat 1201 in den Bund der Hansa sowie 1255 in den Rheinischen Städtebund. Die Stadt hielt alljährlich Messen und hatte das Stapelrecht. Nachdem sie 1290 vom Kaiser Rudolf I. an Dietrich von Kleve verpfändet worden und diesem 1349 als Eigenthum verfallen war, verlor sie die Reichsunmittelbarkeit. In den Jahren 1493 und 1496 ward hier die Geldern'sche Union verhandelt und geschlossen; 1568 nahm D. die Reformation an. Reichstage sowie geistliche Versammlungen und Fürstenkongresse fanden öfters in D. statt. Im 17. Jahrh. ward die Stadt abwechselnd von Spaniern und Niederländern besetzt, bis sie 1645 für neutral erklärt wurde.

Duitium, Stadt, s. Deutz.

Duiveland (spr. deuwe-), eine Insel der niederländ. Provinz Seeland, von Schouwen getrennt durch das Dykwasser.

Duj., bei naturwissenschaftlichen Namen s. v. w. Felix Dujardin (1801—1860), Professor der Zoologie in Paris; Zoophyten, Infusorien, Helminthen.

D. u. j., Abbreviatur für Doctor utriusque juris, Doktor beider Rechte.

Dujardin (spr. düschardäng), Karel, holländ. Maler, geboren um 1625 zu Amsterdam, ging frühzeitig nach Italien, verweilte dann in Lyon, wo er sich verheirathete. 1656 half er im Haag die Gesellschaft »Pictura« gründen. Später hielt er sich in Amsterdam auf, ging aber dann wieder nach Italien, starb 1678 zu Venedig. Er hatte sich ohne Zweifel nach Potter gebildet, war dann aber mehr in Berchems Richtung gedrängt worden; er malte Landschaften, mit Vieh staffirt, und Genrescenen, aber auch nicht unverdienstliche Bildnisse und sogar Historien. Am bedeutendsten sind seine ländlichen Scenen. Zahlreiche Bilder besitzt der Louvre, andere die Eremitage in Petersburg, Amsterdam, Haag, Kassel ꝛc. Seine 53 radirten Blätter gehören zu den kostbarsten Werken der Radirkunst.

Du jour (franz., spr. dü schuhr), s. Jour.

Dukas, 1) Johannes D., konstantinopolitan. Prinz, floh, als 1453 Mohammed II. Konstantinopel eroberte, auf die Insel Lesbos zu den Fürsten Dominicus und Nicolas Gasteluzzi und ward deren Minister. Als Gesandter des letztern befand er sich 1454—62 in Konstantinopel, mußte aber dann nach Italien flüchten. Er schrieb die byzantinische Geschichte von 1341—1462, herausgegeben von Bullialb (Par. 1649, Vened. 1729), von J. Bekker (Bonn

1834) mit einer von Leop. Ranke zu Venedig entdeckten italienischen Uebersetzung.

2) Neophytos, gelehrter Grieche, geb. 1760 in Epirus, war 1803—1815 Geistlicher in Wien und leitete dann bis 1821 das Lyceum in Bukarest. Nach dem Ausbruch der Insurrektion floh er nach Siebenbürgen, ging aber 1831 nach Griechenland, wo er bis 1842 verschiedene Lehrämter bekleidete und im Januar 1846 zu Athen starb. Er veranstaltete zahlreiche Ausgaben klassischer Autoren, schrieb auch philosophische und pädagogische Werke sowie eine methodische Grammatik der altgriechischen Sprache (1804, 3. Aufl. 1820) in dem Streben, das Neugriechische durch einfache Einführung altgriechischer Formen und Ausdrücke zu reformiren.

Dukaten, eine weit verbreitete Goldmünze, welche ihren Namen, der zuerst um 1100 vorkommt, wahrscheinlich von den byzantinischen Kaisern Konstantin X. (1059—1067) und Michael (1071—1078), die sich auf ihren stark in Umlauf kommenden Münzen mit ihrem Familiennamen Dukas nannten, schwerlich aber von der Umschrift auf später geprägten sicilischen Münzen: »Sit tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste ducatus« führen. Im Jahr 1100 galt der D. in Neapel 5 Tarenos regios. Seit dem 12. Jahrh. wurden diese Münzen in Italien sehr häufig geprägt, seit dem Ende des 13. Jahrh. (1284) namentlich in Venedig, wo sie den Namen Zecchini (von zecca, Münzstätte) erhielten, dann seit dem ersten Viertel des 14. Jahrh. auch in Ungarn und Böhmen, wo sie auch als Floreni (Gulden) kursirten. Später wurden auch in anderen Ländern, namentlich in Deutschland, D. geprägt und namentlich die gehaltreicheren Münzen mit diesem Namen benannt, während man die geringeren als Goldgulden bezeichnete. Gegenwärtig haben die niederländischen und österreichischen D. die meiste Verbreitung, auch außerhalb Europa's. Erstere wurden ebendeshalb mit kaum merklichen Veränderungen des Gepräges und auch ohne solche selbst anderwärts nachgeprägt, zum Theil auf Grund abgeschlossener Verträge, so namentlich in Rußland für den asiatischen Handel und 1812 und 1813 in Würtemberg für den Feldzug nach Rußland. In Deutschland ward der D. 1559 für Reichsmünze erklärt, und zwar sollte die kölnische Mark deren 67 enthalten und ihre Feinheit 23½ Karat (986½ Tausendtheile) betragen. Von solchen bis auf die neueste Zeit in verschiedenen deutschen Ländern, besonders in Oesterreich nach dem Reichsfuß geprägten D. gehen gesetzlich 145,2685 Stück auf das deutsche Münzpfund fein Gold, und das Gewicht eines Stücks beträgt 3,4904 Gramm, das Feingewicht 3,4419 Gramm Goldwerth = 9,602 Mark. Man prägte auch Stücke zu 2—10 D. sowie Theilstücke bis herab zu 1/32 D. (Linsendukaten). Etwas mehr Gehalt hatten die sogen. Kremnitzer D., die früher in der ungarischen Stadt Kremnitz geprägt zu werden pflegten, nämlich 23¾ Karat bei dem nämlichen Gewicht. Im Verkehr wird in Deutschland zwischen den verschiedenen D. kein Unterschied gemacht. In Oesterreich versteht man unter Münzdukaten neue, noch glänzende D., unter Randdukaten die schon mehr in Umlauf gewesenen, aber noch so weit vollwichtigen Stücke, daß höchstens 1 Promille vom Normalgewicht fehlt. Passirdukaten heißen mehr abgenutzte D., bei denen aber die Gewichtsverringerung ein gewisses Maß noch nicht überschreitet, daher sie im Waarenhandel noch für voll angenommen zu werden pflegen. Ihr Minimalgewicht wird in Leipzig zu 65 früheren Leipziger Dukatenas = 3,4369 Gramm gerechnet. Die sogen. Breslauer D. halten zwischen den vollwichtigen und den Passirdukaten die Mitte; ihr Minimalgewicht wird in Leipzig zu 65½ Dukatenas = 3,4633 Gr. angenommen. Dem von den meisten deutschen Staaten 24. Jan. 1857 geschlossenen Münzvertrag zufolge kam der D. in den Ländern des deutschen Zollvereins in Wegfall und durfte nur ausnahmsweise in Oesterreich noch bis Ende 1865 geprägt werden. Die niederländischen D. sind gesetzlich 983 Tausendtheile fein, 3,494 Gr. schwer bei einem Feingewicht von 3,435 Gr. und also um weniges geringer als die deutschen Reichsdukaten; Goldwerth = 9,584 Mark. Rußland prägte seit 1834 für Polen sogen. Imperialdukaten oder Rubelimperials zu 3 Silberrubel oder 20 polnischen Gulden, gesetzlich 22 Karat oder 916⅔ Tausendtheile fein, 3,9264 Gramm schwer und von 3,5992 Gr. Feingewicht = 10,04 Mark. Das Dukatengewicht ist an manchen Orten eine bei Goldwaaren, besonders solchen, die in der Feinheit des Dukatens gearbeitet sind, gebräuchliche Gewichtsgattung, deren Einheit die Schwere des vollwichtigen Dukatens ist; es wird in Wien und Frankfurt in 60, in Leipzig in 66 As getheilt. Vgl. Ducato. In Holland heißen außerdem die Daalders à 2½ Fl. ebenfalls (Silber-) D.

Dukinfield (spr. djuhkinfild), Stadt in der engl. Grafschaft Cheshire, Ashton on the Lyne gegenüber, mit (1871) 14,085 Einw., hat Baumwollfabriken, Eisengießereien und Ziegelbrennereien.

Duktil (lat.), streckbar, hämmerbar; Duktilität, Hämmerbarkeit, Streckbarkeit.

Duktion (lat.), Führung.

Dulaure (spr. dülōr), Jacques Antoine, franz. publicistischer und historischer Schriftsteller, geb. 3. Dec. 1755 zu Clermont, studirte anfangs Architektur, wandte sich aber bald dem Studium der Erdkunde zu. Im Jahr 1792 in den Nationalkonvent gewählt, gehörte er zur Partei der Gironde und mußte, im Oktober 1793 angeklagt, nach der Schweiz fliehen. Zurückberufen, wurde er 1795 Mitglied des Unterrichtskomité's, kam 1797 in den Rath der Fünfhundert, ward mehrmals zum Deputirten gewählt und 1808 Unterchef in einem Büreau der Finanzen, welche Stelle er nach der Restauration verlor. Er starb zu Paris 18. Aug. 1835. Wir nennen von seinen Schriften: »Description des principaux lieux de France« (Par. 1788—90, 6 Bde.); »Étrennes à la noblesse, ou Précis historique et critique sur l'origine des ci-devant ducs, comtes, barons etc.« (das. 1790; deutsch: »Kritische Geschichte des Adels«, Zür. 1793); »Histoire civile, physique et morale de Paris« (Par. 1821—22, 7 Bde.; neueste, von Leynadier bis zur Neuzeit fortgeführte Auflage 1862, 5 Bde., u. 1875 ff.); »Histoire civile, physique etc. des environs de Paris« (das. 1825—27, 6 Bde.; 2. Aufl. herausgeg. von Belin 1839—40, 6 Bde.); »Esquisses historiques des principaux événements de la révolution française etc. jusqu'au rétablissement de la maison de Bourbon« (das. 1823—25, 6 Bde.; 3. Ausg. 1827, 8 Bde.; span. 1826, 6 Bde.).

Dulbend (pers.), Kopfbund, Turban.

Dulcamara, s. Solanum.

Dulce (lat.), etwas Süßes; (auch span.) eingemachte Früchte.

Dulce, Marquis von Castellflorita, span. General, geb. 1806, machte sich zuerst 1841 durch die tapfere Vertheidigung des Palastes der Königin gegen die

Insurgenten von Madrid bemerklich. Später sah man ihn bald auf Seiten der aufständischen Generäle, wie 1854 bei der Erhebung O'Donnells, bald bekleidete er hohe militärische Regierungsämter: das eines Generalkapitäns von Katalonien und eines Gouverneurs von Havana. In letzterer Eigenschaft befürwortete er bei der Regierung die Reformgesuche der Bewohner von Cuba, fand aber, da jene, unter dem Einfluß der sogen. Peninsularpartei stehend, von ihrem System der Ausbeutung der Kolonien für das Mutterland nicht abgehen wollte, kein Gehör und mußte seine Entlassung einreichen. Als Gonzales Bravo April 1868 die Ministerpräsidentschaft übernahm, wurde D. nebst mehreren anderen Generälen, denen man offenen Widerstand gegen die absolutistisch gesinnte Regierung zutraute, 7. Juli verhaftet und nach den Kanarischen Inseln abgeführt. Zwei Monate darauf entkam er von dort, traf mit Serrano und den anderen exilirten Gefangenen in Cadiz ein und nahm an der von Prim, Serrano und Topete geleiteten Insurrektion theil, welche den Sturz der Königin Isabella zur Folge hatte. Die neue provisorische Regierung ernannte Oktober 1868 D. wieder zum Generalkapitän von Cuba, als der Aufstand dort bereits ausgebrochen war. Diesem gegenüber glaubte D., von dem man ein liberaleres Regiment erwartete, strengere Maßregeln ergreifen zu müssen; er hob die Preßfreiheit und das Vereinsrecht auf, schaffte die verhaßten Militärkommissionen nicht ab und verhängte zuletzt den Belagerungszustand über die ganze Insel. Dies hieß Oel ins Feuer gießen', der Aufstand nahm einen immer schärfern Charakter an, und anderseits war D. den zahlreichen Volontärs (Freiwilligen), welche von Spanien herbeieilten, um ihren bedrängten Landsleuten in der Kolonie zu Hülfe zu kommen, nicht streng und eifrig genug, obgleich er es an Beweisen von Strenge nicht hatte fehlen lassen. Sie setzten ihn daher ohne weiteres ab und schickten ihn im Juni 1869 nach Spanien zurück. Die dortige Regierung mußte dazu gute Miene machen und schickte den General Caballero de Rodas nach Cuba. D. starb 23. Nov. 1870.

Dulce est desipere in loco, lat. Sprichwort, aus Horaz (Od. IV, 12, 28): Angenehm ist's, am rechten Ort närrisch zu sein, d. h. bei Gelegenheit einmal sich ganz dem Vergnügen hinzugeben.

Dulce et decorum est pro patria mori, lat. Sprichwort aus Horaz (Od. III, 2, 13): Süß und ehrenvoll ist's, für's Vaterland zu sterben.

Dulcificiren (dulciren), versüßen; Dulcifikation (Dulcifation), Versüßung.

Dulcinea, weiblicher Name, insbesondere Don Quijote's Geliebte.

Duldung, s. Toleranz.

Dulie (griech.), Verehrung, Anbetung der Heiligen.

Dulk, Albert Friedrich Bruno, dramatischer Dichter und Schriftsteller, geb. 17. Juni 1819 zu Königsberg als Sohn des Chemikers Friedrich Philipp D. (gest. 1851), trat 1835 als Lehrling in die Apotheke seines Vaters, besuchte gleichzeitig das Gymnasium und bestand 1837 das Maturitätsexamen für die Universität, auf der er sich dem Studium der Medicin, dann der Naturwissenschaften widmete. Später (1842) konditionirte er als Apothekergehülfe in Breslau und Kupferberg, zog sich aber schon nach zwei Jahren in ein ostpreußisches Städtchen zurück, wo er, seinem Drang zum poetischen Schaffen folgend, das Drama »Orla« schrieb. Dann setzte er in Berlin und Leipzig seine naturwissenschaftlichen, besonders chemischen Studien fort, wurde aber, da er am Grabe der bei dem Aufstand vom 12. Aug. 1845 Gefallenen als Redner aufgetreten war, aus letzterer Stadt verwiesen. Ein Jahr später promovirte er zu Breslau, vermochte indessen wegen seiner politischen Ansichten die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, vom Minister Eichhorn trotz der Fürsprache der Fakultät nicht zu erlangen. An den Revolutionsbewegungen des Jahrs 1848 nahm er so thätigen Antheil, daß er es 1849 beim Herannahen der Reaktion gerathen fand, Preußen zu verlassen. Er begab sich über Wien (meist zu Fuß) nach Italien und schiffte sich in Neapel nach Alexandria ein, wo er mit Bogumil Goltz zusammentraf. Nachdem er sich mit der arabischen Sprache vertraut gemacht, fuhr er in der Tracht eines ägyptischen Bauern den Nil aufwärts bis an die ersten Katarakte und wieder zurück bis Kairo und begab sich von da nach Arabien, wo er unfern des Bergs Sinai in einer Felsenhöhle über ein Vierteljahr in völliger Abgeschiedenheit lebte, bis ihn Ende Juli 1850 der Ausbruch der Pest zur Rückkehr nach Europa bewog. Nach kurzem Aufenthalt in Königsberg begab er sich nach der Schweiz und bezog hier hoch über dem Nordufer des Genfer Sees eine Sennhütte, in welcher er mit seiner Familie (er hatte sich inzwischen verheirathet) acht Jahre in größter Einsamkeit, mit philosophischen, historischen und kirchengeschichtlichen Studien und dramatischen Arbeiten beschäftigt, verlebte. 1858 nahm er seinen Wohnsitz in Stuttgart, 1872 in dem nahe gelegenen Badeort Untertürkheim. Im Sommer 1865 durchschwamm er den Bodensee von Romanshorn bis Friedrichshafen in 6½ Stunden, ohne der Hülfe des nachfolgenden Boots zu bedürfen; 1872 bereiste er das schwedische Lappland bis zum See Virijaur (67° nördl. Br.), worüber er im »Ausland« und in Westermanns »Monatsheften« berichtete. Wie aus seinem Lebensgang, so spricht auch aus seinen Schriften eine eigenthümliche Kraft und Selbständigkeit des Wesens. Sein Erstlingswerk, »Orla« (Zür. 1844), ist in Anlage und Ausführung mangelhaft, aber von einem überquellenden Reichthum der Gedanken erfüllt und durchglüht. In glänzender Weise tritt seine Gestaltungskraft in dem zweiten Drama, »Simson« (Stuttg. 1859), hervor, dessen Grundlage der Kampf des Judenthums und des Heidenthums bildet, der in der Liebesgeschichte Simsons und der Delila seine Lösung findet. Das bedeutendste und originellste von Dulks Stücken ist »Jesus der Christ«, in neun Handlungen mit einem Nachspiel (Stuttg. 1865), eine schon in Italien begonnene, 1855 vollendete Dichtung, die in edelster Haltung eine poetische Ergänzung zu den Werken von Renan und Strauß bildet und mit Zügen einer imposanten Großheit und einer energischen Dichterkraft reichlich ausgestattet ist. Weniger befriedigt die Kaisertragödie »Konrad II.« (Leipz. 1867), die in zwei Theile, »König Konrad« und »Kaiser Konrad« (je in drei Akten), zerfällt. Für das Lustspiel ist Dulks ernste und beschauliche Natur nicht geeignet, wie die Stücke: »Das Mädchenkleeblatt« und »Die Gemsjagd« beweisen. Andere dramatische Dichtungen von D. sind: die politische Komödie »Die Wände« (mit O. Seemann gemeinschaftlich, Königsb. 1848), eine mehr bittere als witzige Persiflage des deutschen Michels; das Drama »Lea« (Königsb. 1844), das den berüch-

tigten würtembergischen Minister Süß Oppenheimer zum Helden hat, für den er das Interesse erregt, indem er ihn zum Vertreter seiner unterdrückten Glaubensgenossen macht; die von Abert komponirte Oper »König Enzio«, in 4 Akten, und das der Zeit des Sachsenherzogs Ludolf angehörende Charakterbild »Willa« (Wien 1875). Auch eine Bearbeitung von Kleists »Familie Schroffenstein« brachte D. in Stuttgart auf die Bühne. Als Prosaschriftsteller trat er zuerst auf in dem Werk: »Der Tod des Bewußtseins« (Leipz. 1863), worin er die Grundzüge seiner Anschauungen vom Wesen der Menschheit niederlegte. Später war er als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und politischen Blättern von demokratischer und oppositioneller Färbung thätig und sprach sich unter anderem 1871 in der Flugschrift »Patriotismus und Frömmigkeit« (Kaiserslautern 1871) mit Schärfe gegen die Fortsetzung des Kriegs und gegen den Franzosenhaß aus. Von einer in Aussicht gestellten »Kritik der christlichen Religion« erschienen bis jetzt nur Bruchstücke in Zeitschriften; doch legt er in dem Werkchen »Thier oder Mensch« (Leipz. 1872), welches den Menschen als einen solidarischen Gesammtorganismus auffaßt und die Genesis des Geistes und dessen organische Funktion als den Menschen vom Thier trennend darstellt, schon erkennbare Grundzüge einer als nothwendig erachteten neuen Religion dar.

Dullen (Dollen), hölzerne Pflöcke oder eiserne Bolzen, welche einzeln oder paarweise auf der Oberkante des Bords von Ruderbooten (Dollbord) senkrecht eingeschlagen sind. Sind sie paarweise vorhanden, so wird der Riem (Ruder) in die Lücke des betreffenden Paars eingelegt, um nach hinten und vorn Halt zu haben; sind sie einfach, so ist an jedem eine Tauschlinge (Stropp) befestigt, durch welche der Riem gesteckt wird und Halt gewinnt.

Duller, Eduard, Dichter und Geschichtschreiber, geb. 18. Nov. 1809 zu Wien, studirte daselbst Philosophie und Rechtswissenschaft, versuchte sich aber zugleich in der schönen Literatur und brachte im 17. Jahr ein Drama: »Meister Pilgram« (nach der Sage vom Bau des Stephansthurms), mit Beifall zur Aufführung. Seine freie Gesinnung fand jedoch in Oesterreich unter dem Metternich'schen Druck keinen Boden. Er verließ daher 1830 sein Vaterland und wandte sich zunächst nach Bayern, das er mit einem Balladenkranz: »Die Wittelsbacher« (Münch. 1831), begrüßte. Seine Gedichte: »An die Könige und Völker« (Stuttg. 1831) zeigten den Sänger und Kämpfer der Zeit. In München lieferte er viele Beiträge in Spindlers »Damenzeitung« und den »Zeitspiegel«, die gesammelt als »Geschichten und Märchen für Jung und Alt« (Stuttg. 1835) erschienen. Im Herbst 1832 siedelte er nach Trier über, zog sich jedoch bald (namentlich durch sein Drama »Franz von Sickingen«) den Haß der dortigen katholischen Geistlichkeit zu und ließ sich infolge dessen 1834 in Frankfurt a. M. nieder, wo er die Zeitschrift »Phönix, Frühlingszeitung für Deutschland«, begründete, die aber schon 1838 aufhören mußte; auch eine zweite von ihm geschaffene, viel gelesene Zeitschrift: »Das Vaterland«, dauerte nur bis 1845. Außerdem hatte D. bis dahin eine Reihe von Romanen und Novellen veröffentlicht, die sich durch Phantasiereichthum und glänzenden, nur oft allzu oratorisch-pomphaften Stil auszeichnen. Die bemerkenswerthesten sind: »Berthold Schwarz« (Stuttg. 1832); »Freund Hain« (das. 1833); »Feuertaufe« (Frankf. 1834, 2 Bde.); »Kronen und Ketten« (das. 1835, 3 Bde.); »Loyola« (das. 1836, 3 Bde.); »Kaiser und Papst« (Leipz. 1838, 4 Bde.), beide letzteren Dullers beste Arbeiten im Fach des historischen Romans. Ferner schrieb er »Grabbe's Biographie« (Düsseld. 1838) und »Die Donauländer« (im »Malerischen und romantischen Deutschland«, Leipz. 1839, 2 Bde.; 3. Aufl. 1849). Seine letzten Arbeiten von dichterischem Inhalt und Gewand waren: »Der Fürst der Liebe« (Leipz. 1842; 2. Aufl., Kass. 1854), ein gedankenvolles, nur allzu pathetisches Werk, und »Historische Novellen« (Siegen 1844). Seine »Gesammelten Gedichte« erschienen Berlin 1845. Von nun an warf sich D. auf das Gebiet der Geschichtschreibung, auf dem er in freimüthigem und volksthümlichem Sinn eine umfangreiche, wenn auch wenig tief gehende Thätigkeit entwickelte. Es erschienen: »Geschichte des deutschen Volks« (Leipz. 1840, 3. Aufl. 1846; neu bearbeitet von Pierson, Berl. 1861; 5. Aufl. 1874); »Geschichte der Jesuiten« (Leipz. 1840; 3. Aufl., Brandenb. 1861); eine Fortsetzung von Schillers »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande« (Köln 1841, 3 Bde.); »Neue Beiträge zur Geschichte Philipps des Großmüthigen« (Darmst. 1842); »Maria Theresia« (Wiesb. 1844, 2 Bde.); »Erzherzog Karl von Oesterreich« (Wien 1847); »Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten und Gebräuchen &c.« (Leipz. 1847); »Die Männer des Volks« (Frankf. 1847—50, 8 Bde.) und »Vaterländische Geschichte« (beendigt von Hagen, das. 1852—58, 5 Bde.). Nachdem er von 1836 an zu Darmstadt gelebt, siedelte er 1849 nach Mainz über, wo er 1851 Prediger der deutschkatholischen Gemeinde wurde, nachdem er in Heidelberg das theologische Examen bestanden hatte. Er starb 24. Juli 1853 zu Wiesbaden. D. hatte ohne Zweifel ein reiches poetisches Talent, das aber bei seinem raschen Schaffen und unter dem Druck der äußeren Verhältnisse nicht zur vollen Entfaltung gedieh. Der Hauptvorzug seiner Werke liegt in der tüchtigen Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht.

Dulon, 1) Friedrich Ludwig, bekannter blinder Flötenspieler, geb. 14. Aug. 1769 in Oranienburg, erblindete in der ersten Woche seines Lebens und hatte im Flötenspiel seinen Vater zum ersten Lehrer. Im 13. Jahr ließ er sich schon in den Hauptstädten Deutschlands hören und entzückte überall durch seinen wundervollen Ton. Sein Gedächtnis war so ausgebildet, daß er ein ihm unbekanntes Flötenkonzert in der Zeit von wenigen Stunden auswendig lernte und auch auf dem Klavier Bach'sche Fugen aus dem Gedächtnis korrekt spielte. Seit 1796 kaiserlicher Kammermusikus in Petersburg, lebte er in seinen letzten Lebensjahren zu Würzburg, wo er 7. Juli 1826 starb. An Kompositionen hat er verschiedene Duo's, Capricen, Konzerte &c. veröffentlicht. Seine Autobiographie gab Wieland heraus (Zür. 1808, 2 Bde.).

2) Rudolf, einer der Hauptvertreter der freikirchlichen und demokratischen Bestrebungen in Norddeutschland, geb. 30. April 1807 in Stendal, studirte von 1827 an zu Halle Theologie, ward sodann Rektor der Stadtschule in Werben in der Altmark und December 1836 Prediger zu Flessau bei Osterburg. Als Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde nach Magdeburg berufen, schloß er sich hier den sogen. »protestantischen Freunden« an und gab zu Vertheidigung derselben gegen das Ministerium Eichhorn die Schriften »Luthers Nachlaß« (1847), »Die

Geltung der Bekenntnißschriften in der reformirten Kirche« (Magdeb. 1847) und »Der Kampf um Gottes Wort« (Leipz. 1847) heraus. Die Märzerhebung von 1848 hinderte seine schon beschlossene Suspension. An der Bewegung selbst betheiligte er sich durch zwei kleine Schriften: »Wider Junker und Pfaffen« und »Halte fest, deutscher Sinn!« und durch Reden in Volksversammlungen. Im August 1848 folgte er einem Ruf als Prediger an der Frauenkirche nach Bremen, wo er 1849 sein Buch »Vom Kampf um Völkerfreiheit« erscheinen ließ. Im März 1850 begründete er die social-demokratische »Tageschronik«, die aber schon im Mai 1851 aufhören mußte. Außerdem gab er seit September 1850 den »Wecker« heraus, ebenfalls ein social-demokratisches Organ. Als 1849 eine Anklage von 23 Gemeindemitgliedern seine Maßregelung als eines Feindes des Christenthums verlangte, holte der Senat ein Gutachten der theologischen Fakultät zu Heidelberg ein, das sich gegen D. erklärte, worauf (April 1852) der Senat seine Absetzung aussprach und ihm jede kirchliche und Lehrthätigkeit untersagte. Wegen seines Buches »Der Tag bricht an« in Anklagestand versetzt, entfloh er nach Amerika; dort starb er als Lehrer 13. April 1870.

Dult, ursprünglich Fest (althochdeutsch tuld), jetzt nur noch in Bayern s. v. w. Markt, Messe.

Du Luth, Stadt im amerikan. Freistaat Minnesota, malerisch an einer Bai des Obern Sees gelegen, ist nach einem französischen Officier, welcher 1679 den Obern See bereiste, benannt und hatte 1869 erst 12 Häuser. Seit dem Frühling 1870, als der Bau der nördlichen Pacificbahn, deren östlichen Endpunkt D. bildet, in Angriff genommen wurde, hat sich der Ort rasch entwickelt, so daß er Ende 1871 bereits 3130 Einw. zählte. Der Hafen ist Schiffen fast das ganze Jahr hindurch zugänglich, und der äußere, mit der Stadt durch einen Kanal in Verbindung stehende Hafen wird durch einen Wellenbrecher geschützt. Nach Vollendung der nördlichen Pacificbahn wird D. ein wichtiger Verkehrs- und Handelsplatz werden.

Dulwich (spr. döllitsch), eine Vorstadt von London, im nordöstlichen Theil der Grafschaft Surrey bei Sydenham, mit schönen Landhäusern, einem vom Schauspieler Alleyne 1612 gegründeten College, welches eine Schule unterhält und eine geschätzte Gemäldegallerie besitzt. Das jetzige Schulgebäude wurde 1866—67 von Ch. Barry mit einem Kostenaufwand von 2 Mill. Mark erbaut.

Dum (lat. Konjunktion), bis, während; d. moliuntur, d. comuntur, annus est, von Frauen sprichwörtlich: bis sie mit ihrer Toilette fertig werden, vergeht ein Jahr (dauert lange); d. Roma deliberat, Saguntum perit, während Rom berathschlagt, geht Sagunt zu Grunde.

Dum., bei naturwissenschaftlichen Namen s. v. w. A. M. C. Duméril (s. d.).

Duma (russ.), Rathskollegium, Rathhaus.

Dumanis, Stadt in Georgien, am Maschaweri, einem Zufluß der Chrzia, war vom 5. bis zum Ende des 18. Jahrh. Bischofssitz. Kirchen und andere Gebäude boten schon im Anfang des 18. Jahrh. nur noch weite Ruinen dar.

Dumanoir (spr. dümanoahr), Philippe François Pinel, äußerst fruchtbarer franz. Dramatiker (besonders Dichter von Vaudevilles), geb. 31. Juli 1806 zu Guadeloupe, kam im 10. Jahr nach Frankreich, studirte am Collége Bourbon zu Paris die Rechtswissenschaft, widmete sich aber bald vollständig dem Theater. Die Zahl seiner Stücke beträgt gegen 200. Sehr viele sind eigens für die berühmte Mad. Dejazet geschrieben, die bekanntlich zumeist in Männerrollen glänzte. D. war Direktor der Variétés; sein bestes Stück, »L'école des agneaux« (1855), trug ihm von Seiten des Ministeriums eine goldene Medaille ein und wurde von der Akademie gekrönt. Andere bekanntere Stücke sind: »Les vieux péchés« (1833), »La maitresse des langues« (1838), »La nuit aux soufflets« (1842), »Gentil-Bernard« (1846), »Le code des femmes« (1846), »Les fanfarons du vice« (1856), »Les femmes terribles« (1858), »Jeanne qui pleure, et Jeanne qui rit« (1860), »Les invalides du mariage« (1862), »La maison sans enfants« (1863), die letzteren zum Theil in Gemeinschaft mit anderen gearbeitet. Einzelnes erschien auch in deutscher Uebersetzung. D. starb 16. Nov. 1865 zu Pau.

Dumas (spr. düma), 1) Matthieu, Graf, franz. General und Pair, geb. 23. Dec. 1753, nahm an dem nordamerikanischen Freiheitskrieg unter Rochambeau theil, wurde sodann als Major zu militärischen Sendungen in die Levante und nach Holland gebraucht, erhielt 1788 das Direktorium im Kriegsdepot, ward im Kriegsministerium unter Puységur vortragender Rath und organisirte beim Ausbruch der Revolution mit Lafayette die Pariser Nationalgarde. Im Jahr 1790 ward er zum Obersten, 1791 zum Mitgliede des Militärausschusses der konstituirenden Versammlung und 1792 zum Brigadegeneral und Kommandanten von Metz ernannt. Als Abgeordneter des Seine-et-Oisedepartements in der Nationalversammlung sprach er gegen jede gewaltsame Politik, namentlich gegen den Krieg mit Oesterreich. Infolge eines Auswanderungsversuchs in Paris sich nicht mehr sicher fühlend, floh er in die Schweiz, kehrte nach Einsetzung des Direktoriums nach Paris zurück und ward in den Rath der Alten gewählt. Als Gemäßigter in die Proskription vom 18. Fructidor mit verwickelt, mußte er abermals fliehen und fand in Hamburg, später in Holstein ein Asyl. Von Bonaparte als Erstem Konsul 1800 zurückgerufen, organisirte er die Reserven für die italienischen Heere, wurde 1802 Staatsrath, 1805 Divisionsgeneral, reorganisirte die an Frankreich abgetretenen Gebietstheile Italiens und trat als neapolitanischer Minister in die Dienste Joseph Bonaparte's, der ihn zum Kriegsminister und Großmarschall des Palastes ernannte. D. folgte dem König auch nach Spanien und war hier Großadjutant der kaiserlichen Armee. Vom Kaiser zurückberufen, wohnte er 1809 dem Feldzuge gegen Oesterreich bei und schloß 12. Juli 1809 als kaiserlicher Generaladjutant den Waffenstillstand von Znaim ab. Im Feldzug von 1812 fungirte er als Generalintendant der Armee und schloß 1813 die vom Fürsten Schwarzenberg nicht genehmigte Kapitulation von Dresden ab. Mit der Besatzung gefangen, kehrte er 1814 nach Frankreich zurück und ward von Ludwig XVIII. zum Staatsrath ernannt. Obwohl in Napoleons Rückkehr kein Heil sehend, übernahm er doch die ihm von demselben übertragene Organisation der mobilen Nationalgarden und ward daher nach der zweiten Restauration erst 1818 bei der Kriegsverwaltung wieder angestellt und in den Staatsrath berufen, auch zweimal von Decazes auf die Pairsliste gesetzt, aber vom König gestrichen. 1822 aus dem Staatsrath entlassen, trat er, 1827 in die Kammer gewählt, zur Opposition über und

war 1830 einer der 221 Deputirten, welche durch ihre Adresse die Julirevolution einleiteten. Er organisirte nochmals mit Lafayette die Pariser Nationalgarde und ward zum Befehlshaber aller Nationalgarden von Frankreich ernannt, worauf er 1831 die Pairswürde erhielt. Er starb, fast ganz erblindet, 16. Okt. 1837. Als militärischer Schriftsteller machte er sich durch seinen »**Précis des événements militaires, ou essai sur la guerre présente**« (Hamb. 1799—1800, 12 Bde.; 2. Aufl., Par. 1817—25, 17 Bde.) bekannt.

2) **Alexandre Davy de la Pailleterie**, franz. General, geb. 25. März 1762 auf San Domingo als der natürliche Sohn des Marquis de la Pailleterie und einer Negerin, trat 1786 als gemeiner Husar in die französische Armee und stieg bis 1793 zum Divisionsgeneral, in welcher Eigenschaft er das Kommando über die Alpenarmee übernahm, mit der er unter außerordentlichen Schwierigkeiten bis an den Mont Cenis vordrang. Im Oktober d. J. führte er den Oberbefehl in der Vendée, fiel aber durch seine Mäßigung bei der Regierung in Ungunst. Seit 1795 focht er in Italien, ging dann unter Joubert nach Tirol und machte den Feldzug nach Aegypten mit. Auf dem Rückweg an die italienische Küste verschlagen, ward er von der neapolitanischen Regierung längere Zeit in feuchtem Kerker unter Mißhandlungen gefangen gehalten, wodurch er dienstuntauglich wurde. Er starb 26. Febr. 1806.

3) **Alexandre**, der Aeltere, berühmter franz. Schriftsteller, geb. 24. Juli 1803 zu Villers-Cotterets im Departement Aisne, Sohn des vorigen, erhielt, da seine Mutter nach dem Tode des Vaters in großer Dürftigkeit lebte, eine mangelhafte Erziehung und kam, 20 Jahre alt, in Paris auf Verwendung des Generals Foy als Kopist in das Büreau des Herzogs von Orléans. Hier suchte er die Lücken seiner Bildung auszufüllen und debütirte schon 2 Jahre darauf als Schriftsteller mit einem Band »**Nouvelles**« (1823). Zugleich versuchte er sich in einer Tragödie »**Christine de Suède**«, die aber vom Théâtre français zurückgewiesen wurde und erst viel später (1830) im Odéon unter dem Titel: »**Stockholm, Fontainebleau et Rome**« zur Aufführung kam. Unverdrossen bildete sich D. nun an Schiller, Shakespeare, Walter Scott und Scribe weiter und brachte im Februar 1829 mit außerordentlichem Erfolg ein historisches Drama: »**Henri III et sa cour**«, zur Aufführung, das als ein glänzender Triumph der romantischen Schule angesehen wurde und ihm eine Stelle als Bibliothekar beim Herzog von Orléans eintrug. Bald darauf folgte »**Napoléon Bonaparte, ou trente ans de l'histoire de France**« (1831), das, unter Kanonendonner mit der Belagerung von Toulon beginnend und auf St. Helena endigend, durch seine glänzende und leidenschaftliche Beweglichkeit eine nicht minder hinreißende Wirkung ausübte. Da seine nächste Tragödie, »**Charles VII chez ses grands vassaux**« (1831), und das Drama »**Richard d'Arlington**« (1831), wobei Beudin und Goubaux (Dinaux) seine Mitarbeiter waren, geringern Erfolg hatten, verließ D. den historischen Boden und wandte sich in den Dramen »**Antony**« (1831), »**Thérèse**« (1832) und »**Angèle**« (1833), die, wenn auch in der Form vielfach die Kunstregeln mißachtend, doch sein Originellstes sind, der Gegenwart zu. Viele seiner folgenden Dramen (Tragödien und Komödien) sind mit Hülfe verschiedener Mitarbeiter geschaffen, ja D. kopirte selbst seine eigenen Nachahmer; Zeugen dafür sind: »**Catherine Howard**« (1834), »**Don Juan de Marana**« (1836), »**Caligula**« (1837), »**Paul Jones**« (1838), »**La Vénitienne**« (1838), »**Le Tasse**« (1839), »**L'alchimiste**« (1839), »**La tour de Nesle**« (1840), welches letztere Stück besonderes Aufsehen erregte, da Gaillardet die Autorschaft desselben beanspruchte. In der Folge verarbeitete D. auch einige seiner Romane, wie den »**Monte-Christo**«, die »**Mousquetaires**« u. a. (s. unten), für die Bühne. Den Schluß seiner dramatischen Laufbahn bilden die nach antikem Muster gearbeitete »**Orestie**« (1856), »**Envers d'une conspiration**« (1860), »**Le gentilhomme de la montagne**« (1860) und »**Le prisonnier de la Bastille**« (1861). Mitten unter seinen dramatischen Uebertreibungen entstanden aber noch eine Reihe von »**Chroniques**«, das historische Werk »**Gaule et France**« (1832), »**Isabeau de Bavière**«, »**La comtesse de Salisbury**« (1839), »**Les Stuarts**« (1840) u. a. Eine Schweizerreise (1833) beschrieb er in den »**Impressions de voyages**«, voll von platten Späßen und Phantasiebildern; eine Reise im Mittelmeer, nach Syrien, Aegypten 2c. in »**Nouvelles impressions de voyages**« (1841), ebenfalls leichte, unzuverlässige Waare. Nicht viel Besseres ist zu sagen von seinen übrigen Reiseschilderungen: »**Quinze jours au Sinaï**« (1833), »**Excursions aux bords du Rhin**« (1841), »**Une année à Florence**« (1841), »**Le Véloce, ou Tanger, Alger et Tunis**« (1848—50, 3 Bde.) und den »**Causeries d'un voyageur**« (1843). In seinem »**Napoléon**« (Par. 1840) paart sich Flüchtigkeit mit bizarren Behauptungen. Auf der Grenze zwischen Geschichte und Roman steht seine »**Jeanne d'Arc**« (Par. 1842), die, wie die meisten seiner Werke, zuerst als Feuilleton in einem Journal erschienen war. Hierher gehören auch »**Les Médicis**« (1845), »**Michel-Ange et Raphaël Sanzio**« (1846), »**Louis XIV et son siècle**«, »**La régence**« (1847), »**Louis XV**« (1849), »**Louis XVI**« (1850), »**La vie de Louis Philippe**« (1852). Als die Feuilletonsromane Mode wurden, warf sich D., dessen fürstlicher Aufwand (denn nicht nur als Schriftsteller, auch als Kavalier wollte er glänzen) ungeheure Summen erforderte, der Romanfabrikation in die Arme, die er, alles, was ihm von in- und ausländischen literarischen Produkten als brauchbar erschien, »erobernd«, fortan im großartigsten Maßstabe betrieb. Als er in einem Proceß mit einem Buchhändler verurtheilt wurde, seinem Versprechen gemäß jeden Monat einen Band zu liefern, schied er mit der Versicherung, bei irgend günstiger Stimmung »wöchentlich« einen Band, vielleicht auch zwei zu schreiben. In der Regel mit 5—12 Romanen zugleich beschäftigt, hatte er noch so viel Zeit übrig, ein eigenes Theater (»**Théâtre historique**«) zu gründen, das er meist nur mit eigenen Werken versorgte. Die Februarrevolution unterbrach diese Produktionen nur auf kurze Zeit. Nachdem D. 1848 weder als politischer Schriftsteller mit einer Monatsschrift (»**Le Mois**«), einem Tageblatt (»**La France républicaine**«) und dem Journal »**La Liberté**«, welchem nach kurzem Bestande die Gründung des »**Mousquetaire**« und des »**Monte-Christo**« folgte, noch als Kandidat der Kammer, noch als socialistischer Prophet und Redner Anklang gefunden hatte, nahm er seine alte Industrie wieder auf, durch die er sich fortan mit der ganzen europäischen Lesewelt in innige und fast unauflösliche Verbindung brachte. Es genügt, von seinen zahllosen Romanen folgende zu nennen: »**Souvenirs d'Antony**« (1835), »**La salle

d'armes« (1838), »Le capitaine Paul« (1839), »Aventure de John Davys«, »Le maître d'armes« (1840), »Les trois mousquetaires«, »Vingt ans après«, »Le comte de Monte-Christo«, »Gabriel Lambert«, »Cécile« (1844), »Nanon de Lartigues«, »Madame de Condé«, »La vicomtesse de Cambes«, »Les frères Corses« (1845), »La reine Margot«, »Le bâtard de Mauléon«, »Le chevalier de Maison-Rouge«, »La dame de Monsoreau«, »Les deux Diane« (1846), »La guerre des femmes«, »Dix ans plus tard, ou le vicomte de Bragelonne«, »Les quarante-cinq« (1847), »Mémoires d'un médecin« (1848), »Le collier de la reine«, »Ange Pitou«, »Les mille et un fantômes« (1849), »La femme au collier de velours« (1850), »Les Mohicans de Paris«, »Le pays du duc de Savoye« (1855), »Le capitaine Richard« (1856), »Les compagnons de Jéhu«, »Le meneur des loups«, »Charles le Téméraire«, »Le chasseur de sauvagine« (1857), »Les louves de Machecoul« (1858), »Salvator« (1858) u. a. m. Der literarische Werth dieser Arbeiten ist ein sehr verschiedener; sittlicher Gehalt fehlt fast allen, um so reicher sind sie an grellen, mit den gröbsten Farben aufgetragenen Effekten. Dennoch fesselt D. stets durch großes Talent im Erzählen, unerschöpfliche Lebhaftigkeit der Phantasie und Geschick im dramatischen Arrangement der Ereignisse und Personen. In den aus der Geschichte Frankreichs geschöpften Romanen verbinden sich oft nicht gewöhnliche Quellenstudien mit einer musterhaften Darstellung und Auffassung, wodurch diese Bücher den geschichtlichen Nationalstoff und die Kenntnis seiner innersten Zusammenhänge in anregender Weise unter dem Publikum verbreiteten. Manche dieser Darstellungen vermeiden auch die Zuthat der romantischen Erfindung ganz, so z. B. die vorzugsweise historisch gehaltenen Schilderungen aus der Zeit Ludwigs XV. Uebrigens scheint ein Menschenleben, selbst bei riesenmäßiger Produktionskraft, für solche literarische Fülle nicht auszureichen, und so brachte denn auch ein gegen die Direktoren der »Presse« und des »Constitutionnel« geführter Proceß den Umstand zu Tage, daß D. zahlreiche Mitarbeiter hatte (Bocage, Maquet, Hippol. Auger, Gerard de Nerval, Fiorentino, Anicet-Bourgeois, L. Couailhac u. a.). Es entspann sich infolge hiervon eine besonders von A. Karr und E. Mirecourt geführte heftige Polemik. D. konnte zwar die Thatsache nicht bestreiten, suchte sich aber mit dem Beispiel Raffaels zu vertheidigen und behauptete, seine Schüler, wie dieser, nur für die gröbere handwerksmäßige Arbeit zu benutzen, die letzte Hand aber stets selber an seine Arbeit zu legen. Thatsache ist, daß keiner jener Mitarbeiter (seit jenem Proceß 1847) es auch nur annähernd zu einer solchen Berühmtheit wie der Meister gebracht hat. Auch in der Lyrik hat sich D. versucht in »Le dévouement de Malesherbes« (1820), »Canaris«, »Dithyrambes« u. a.. Im Jahr 1853 suchte D. weniger aus politischen als aus materiellen Gründen eine Zuflucht in Belgien. Während des italienischen Kriegs war er als Berichterstatter thätig, betheiligte sich dann an Garibaldi's Feldzügen in Sicilien und Neapel, welche er in der Schrift »Les Garibaldiens, Révolution de Sicile et de Naples« (1861) schilderte, und wurde 1860 zum Direktor der Museen in Neapel ernannt. Aber schon nach einigen Monaten erschien er wieder in Paris, um seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufzunehmen, wiewohl jetzt ohne Erfolg. Seine letzten Erzählungen: »Histoire de mes bêtes« (1867) und »Nanon, ou la guerre de la femme« (1867), gingen ziemlich spurlos vorüber. Ein neues Theaterunternehmen, das »Grand Théâtre parisien« in der Vorstadt St. Antoine, an dessen Spitze er getreten war, scheiterte auch bald; ebensowenig Glück hatte er mit seinen »Conférences« (Vorlesungen oder Vorträgen), die er im Theater St. Germain hielt und seit 1865 im Ausland (Wien, Pest, Venedig) fortsetzte. Müde wandte er endlich der Literatur ganz den Rücken und legte eine Saucenfabrik an. Aber sein Geist wie sein Körper waren gebrochen, ein fast kindischer Zustand bemächtigte sich seiner. In diesem starb er 5. Dec. 1870 während der Belagerung von Paris im Dörfchen Puys bei Dieppe und wurde 8. Dec. im Pfarrdorf Neuville begraben. Von seinen Hauptwerken sind mehrere Gesammtausgaben erschienen; z. B. im »Musée littéraire« und in der »Bibliothèque contemporaine« der Gebrüder Lévy. Seine dramatischen Werke erschienen gesammelt als »Théâtre complet« (1841, 3 Bde.; 1846, 4 Bde.; vollständig 1874, 15 Bde.). Die Mehrzahl derselben und noch mehr die Romane wurden in fast alle Sprachen übersetzt. Aus seinem Nachlaß erschien ein »Grand dictionnaire de cuisine« (!), und ein nachgelassenes Bühnenstück: »La jeunesse de Louis XIV«, wurde 1873 auf dem Odéontheater zu Paris mit günstigem Erfolg aufgeführt. Auch »Mémoires« hat D. geschrieben, die seit April 1852 zuerst im Feuilleton der »Presse« erschienen und 14 Bände füllen. Vgl. Bartling, Alexander D. und seine Schriften (in »Unsere Zeit«, Bd. 7, 1871); Fitzgerald, Life and adventures of A. D. (Lond. 1873).

4) Alexandre, der Sohn, franz. Romanschreiber und dramatischer Dichter, der eigentliche Schöpfer und Hauptrepräsentant der Demimonde-Literatur, geb. 29. Juli 1824 zu Paris, erhielt in der Pensionsanstalt des Dichters Goubaux, später im Collége Bourbon eine sorgfältige Erziehung, worauf sein Vater umsomehr Gewicht legte, als er den Mangel einer solchen an sich selbst bitter empfand. Nachdem der kaum 17jährige Jüngling sich in einem längern Gedicht: »Les péchés de jeunesse«, versucht hatte, begleitete er den Vater auf dessen Reisen nach Spanien und Afrika und schrieb nach seiner Rückkehr den sechsbändigen Roman »Les aventures de quatre femmes et d'un perroquet« (1846—47, 6 Bde.), der sich weniger durch eine üppige Phantasie als durch getreue Auffassung der Lebensverhältnisse und psychologische Feinheit der Zeichnung ein großes Publikum von Lesern, ja Bewunderern erwarb. In zweiter Linie war es die Neuheit, welche mächtig anzog; denn die Kreise, welche D. zum erstenmal in eine dichterische Beleuchtung rückte, waren literarische und künstlerische, und zwar wählte D. zu ihren Vertretern mit Vorliebe solche, die infolge ökonomischer Zerrüttung oder genialer Ueberhebung mit den gewöhnlichen Gesetzen des bürgerlichen Daseins gebrochen hatten und in einem unsteten, nur dem Genuß der Gegenwart gewidmeten Leben (»vie de Bohème«) ihr Genüge fanden. Als nun D. auch unter dem zarten Geschlecht diese problematischen Naturen oder zweideutigen Existenzen suchte und zu seinem Dienste zwang (»La dame aux camélias blancs«, 1848; »Le roman d'une femme«, 1849; »Diane de Lys«, 1851), da war er der Mann des Tages und sein literarischer Ruhm gemacht. Mit der »Dame aux perles« (1854) und der »Vie à vingt ans« blieb der Dichter, wie billig, in demselben

Geleis, und als er sich entschloß, dieselben Stoffe dramatisch zu bearbeiten, wuchs sein Ruhm mit seinen Erfolgen, vollends als seine »Dame aux camélias« erst noch die Schwierigkeiten einer sittenstrengen Censur siegreich überwunden hatte. Unverkennbar gewannen auch seine Bilder durch die dramatische Gewandung: die Lebenswahrheit, die photographische Treue derselben trat hier viel schärfer, greller und schlagender hervor und sprach viel unmittelbarer zur Empfindung. Daß diese Figuren die dramatische Feuerprobe so glänzend bestanden, ist ein Beweis für ihre psychologische Wahrheit; ob auch für ihre dichterische Berechtigung, ist eine ganz andere Frage, welche keineswegs dadurch entschieden wird, daß einzelne dieser Stücke (so »Diane de Lys« 1855 im Gymnase, auch »Le Demi-monde« 1855) über hundertmal nach einander aufgeführt und in die verschiedensten Sprachen übersetzt wurden. Denn im Grunde läuft die Handlung, mit sehr wenig Variation, auf die Verherrlichung der Prostitution hinaus, und dieses Grundthema mit den möglichen Farben auszustaffiren, ist die ganze Aufgabe, welche der Autor seiner Phantasie zumuthet. Die Grisette, die Lorette, die gefallene Unschuld als Heldin, die Sünde als natürliche Folge gesellschaftlicher Zustände, die bürgerliche Ehe als eine Schranke für begabte Naturen hinzustellen und aus diesen leicht zu beschaffenden Ingredienzien ein dramatisches Gericht so pikant als möglich zuzubereiten, darin besteht des Dichters Kunst, und der Psycholog D. sorgt dafür, daß keine falschen oder geschmackwidrigen Zuthaten den Brei verderben. Malte D. zu seinen bald offenen, bald verschleierten Scenen der Wollust den Teufel, so könnte man sich's am Ende noch gefallen lassen; ja, wenn er offen und ehrlich, mit einer gewissen grandiosen, römerartigen Naivität die Emancipation des Fleisches proklamirte, so wäre er darob nicht allzu sehr zu tadeln; aber D. benimmt sich inkonsequent und feig, feig aus Sentimentalität; er getraut sich nicht, mit der Gesellschaft und der Sitte völlig zu brechen. Die Thränen, die er über die Sünde weint, sollen den Kitt bilden, welcher seine Moral und die seiner Sünderinnen wieder mit dem Institut unserer Gesellschaft nothdürftig zusammenleimt; aber die Thränen fließen nicht aus seinem Innern, sondern es sind »Legitimationsthränen«; er weint sie aus Rücksicht für die Gesellschaft, die ihn ja ohne diese Zeichen des »guten Herzens« ausstoßen müßte. Er, der im Stillen eher Thränen weint darüber, daß er seine Sünderin um des lieben Anstands willen bestrafen muß, macht diese offene sentimentale Koncession an die Gesellschaft: das ist sein großer Fehler, das die große Gefahr, welche in seinen Dichtungen lauert. Die schöne Lüge, daß in einem Leben voller Schmutz und Unehre die Seele sich rein erhalte, gewinnt in den Herzen der Zuschauer durch das sentimentale Auftragen die Bedeutung eines Dogma's, neben welchem das Gefühl der Immoralität keinen Raum mehr hat; die Begriffe verwirren sich, das streng sittliche Urtheil wird von einer falschen, durch Sophismen und Doppelzüngigkeit erzeugten Rührung darniedergehalten. Moral predigt übrigens D. auch nicht und will sie nicht predigen; er macht kein Hehl daraus und meint, da ja das Leben auch nicht moralisch, das Theater aber ein bloßes Konterfei des Lebens sei, so habe auf den Bretern die Moral keinen Platz. Auch diese Koncession an ein erregbares Publikum ist äußerst gefährlich, da dessen gewöhnlich nur allzu bequeme Moral im Theater eher stramm angezogen, als gelockert werden muß. In seinem Streben nach Realismus (worin er nur mit Balzac verglichen werden kann) schreckt D. vor keinem Stoff zurück; er schildert nicht bloß die »femme incomprise«, sondern auch die »femme insatiable« und bewährt sich hier als einen Anatomen, der jeden, auch den widerlichsten Nerv bloßlegt und in der Schilderung selbst das Cynische und Brutale nicht verschmäht. Nicht bloß die Hautfarbe, auch die Hautwärme glaubt D. konstatiren zu müssen. In seinen Aeußerungen über die Frau wird von der ritterlichen Galanterie der Franzosen gegen das schöne Geschlecht oft kein Hauch mehr verspürt. Der technische Mechanismus, welchen D. verwendet, ist sehr einfach und kehrt mit geringer Abwechselung immer wieder; eine Hauptrolle ist darin den Briefen und besonders den Lügen zugetheilt. Alles lügt, wenn es darauf ankommt (was gewöhnlich der Fall ist), und dem Leser oder Zuschauer wird es überlassen, die Moral daraus zu ziehen. Weniger Erfolg hatten die Romane »Césarine« (1848), »Antonine« (1849), »Tristan le Roux« (1850), »Trois hommes forts« (1850), »Les Revenants« (1851), »Le Régent Mustel« (1852), »Sophie Printemps« (1853), »Boîte d'argent« (1855) u. a. In den »Revenants« hat der Autor die sonderbare Idee, sämmtliche Personen der sentimentalen Periode auftreten zu lassen, und zwar in Braunschweig; es erscheinen Goethe, Werther und Lotte, Paul und Virginie, Manon Lescaut und Ritter Grieux. In den sechziger Jahren, nachdem D. mit seinem Drama »Le père prodigue« (1861) einen mächtigen Erfolg erzielt, wurde er von einer räthselhaften Krankheit befallen, welche auch seinen Geist umschleierte. Nach langwierigen und vergeblichen Heilversuchen fand er endlich seine Gesundheit wieder nach einem wiederholten Gebrauch italienischer Bäder. Nun ging's von neuem frisch an die Arbeit. Zwar hatten die Dramen: »La femme de Claude«, »La princesse Georges« und »Une visite de noces« keinen durchschlagenden Erfolg; um so großartiger dagegen war die Aufnahme seines »Monsieur Adolphe« (1873), welcher das Publikum zu einem wahren Sturm des Enthusiasmus hinriß. Und was so mächtig wirkte, sind wieder die alten Hausmittel: Lügen, Verführungsgeschichten, verheimlichte Mutterschaft. 1874 wurde D. zum Mitglied der französischen Akademie erwählt. Seine Romane unter denen noch »L'affaire Clémenceau« (1864) hervorzuheben ist, erschienen wiederholt in deutschen Uebersetzungen. Vgl. **Potvin**, De la corruption littéraire en France (2. Aufl., Brüss. 1873).

5) **Jean Baptiste**, berühmter franz. Chemiker, geb. 14. Juli 1800 zu Alais im Departement Gard, erlernte erst die Apothekerkunst, studirte sodann in Genf Botanik und Chemie und kam 1821 nach Paris, wo er 1823 zunächst als Repetent der Chemie an der polytechnischen Schule, dann als Professor am Athénée, an der von ihm mit begründeten École centrale des arts et manufactures und endlich an der Sorbonne angestellt wurde. Seit dieser Zeit machte er sich durch eine lange Reihe chemischer Arbeiten bekannt, die größtentheils von entschiedenem Einfluß auf die gegenwärtige Gestaltung der chemischen Anschauungen waren. Seine Hauptleistungen gehören der organischen Chemie an. Seine vorzüglichsten Untersuchungen in dieser Hinsicht betreffen die Alkaloide, die Aethyl- und Amidverbindungen, den Holzgeist und seine Verbindungen, den Indigo, die Weinsäure, die Zusammensetzung

der fetten Säuren und die Einwirkungen der Alkalien auf organische Körper. Auch auf dem Gebiete der physiologischen Chemie war D. sehr thätig. Für die theoretische Chemie sind namentlich seine Arbeiten über die Substitution epochemachend gewesen. Während der Julimonarchie war D. Mitglied des öffentlichen Unterrichtsraths, wurde nach der Februarrevolution vom Norddepartement zum Abgeordneten in die Legislative gewählt, wo er mit der Majorität stimmte und namentlich für die inländische Zuckerproduktion wirkte, und übernahm im Ministerium vom 31. Okt. 1849 das Portefeuille des Ackerbaues und Handels, das er beim Rücktritte dieses Kabinets April 1851 niederlegte; nach dem Staatsstreich trat er in die Commission consultative und wurde sodann Senator und Mitglied des Oberraths des öffentlichen Unterrichts und ist seit 1856 dessen Vicepräsident. Von seinen größeren Werken nennen wir »Traité de chimie appliquée aux arts« (Par. 1828—46, 8 Bde.; deutsch von Buchner, Nürnb. 1844—49, 8 Bde.); »Leçons sur la philosophie chimique« (Par. 1837; deutsch von Rammelsberg, Berl. 1839); »Thèse sur la question de l'action du calorique sur les corps organiques« (Par. 1838); »Leçon sur la statique chimique des êtres organisées« (das. 1841, 2. Aufl. 1843; deutsch von Vieweg, Leipz. 1844).

6) Ernest Charles Jean Baptiste, franz. Administrator und Politiker, Sohn des vorigen, geb. 1827 zu Paris, trat 1847 in die Bergwerksschule, ward dann Sekretär im Handelsministerium (1850), Sekretär des »Conseil de perfectionnement« der Gestüte zu St. Cloud (1850), Sekretär der »Annales agronomiques« (1851), Münzdirektor zu Rouen (1852) und Münzdirektor zu Bordeaux (1860) und ist seit 1869 Wardein im Garantiebüreau zu Paris. D. schrieb: »Lois et règlements relatifs au drainage en Angleterre« (Par. 1854); »Essai sur la fabrication des monnaies« (Rouen 1856); »Note sur l'emission en France des monnaies décimales de bronze« (Par. 1868).

Dumast, s. Guerrier de Dumast.

Dumba, das fettschwänzige Schaf (s. d.).

Dumbarton (spr. dömbart'n, Dunbriton, sonst Lenox), Grafschaft im westlichen Schottland, grenzt nördlich und östlich an die Grafschaften Perth und Stirling, südlich an Lanark und Renfrew, westlich an Argyle und umfaßt 699 QKilom. (12,7 QM.) mit (1871) 58,857 Einw. An der Westgrenze erstreckt sich der Loch Long genannte Fjord; auf der Ostseite der lange Loch Lomond, der größte und schönste See Schottlands. Das Land zwischen beiden ist wildes Gebirge (Südfortsetzung der Grampians) mit hohen Gipfeln (Ben Vorlich, 1006 Meter hoch); im SO. ist das Land ziemlich eben. Unter den Flüssen sind der untere Clyde (Grenzfluß gegen Renfrew), der Leven, der aus dem Loch Lomond zum Clyde fließt, und der Kelvin am bedeutendsten. Von der Oberfläche sind 22 Proc. angebaut; 7½ Proc. bestehen aus Weideland, 4 Proc. aus Wald. Im Jahr 1872 zählte man 1510 Pferde, 14,123 Rinder und Kälber, 76,035 Schafe und 1101 Schweine. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Kalksteine, Schiefer. Der Erwerb besteht in Viehzucht, Weberei, Bergbau, Baumwollspinnerei (bedeutend zu Duntocher), Papierfabrikation und Fischerei; Getreide wird eingeführt. — Die gleichnamige Hauptstadt an der Mündung des Leven in den Clyde, eng gebaut, hat einen kleinen, nur mit der Flut für größere Schiffe zugänglichen Hafen, ein altes Bergschloß auf 170 Meter hohem Felsen und (1871) 11,404 Einw., welche namentlich Schiffbau (in Holz und Eisen), nebst Seilerei, Kattundruckerei, Bleicherei 2c. treiben. Die vormals blühende Glasfabrikation hat aufgehört. D. war lange wegen seiner guten Schulen berühmt.

Duméril (spr. dü-), 1) André Marie Constant, franz. Zoolog, geb. 1. Jan. 1774 in Amiens, studirte in Paris Medicin, bekleidete sodann die Stelle des Prosektors der medicinischen Fakultät und seit 1800 die Professur der Anatomie und Physiologie an der École de médecine, vertauschte 1818 dieselbe mit dem Lehrstuhl der Pathologie und trat bald nachher in die durch Lacépède's Tod erledigte Stelle am naturhistorischen Museum. Im Jahr 1857 legte er seine Stellung nieder und starb 2. Aug. 1860 in Paris. Seine namhaftesten Werke sind: »Zoologie analytique« (Par. 1806; deutsch von Froriep, Weim. 1807); »Traité élémentaire d'histoire naturelle« (4. Aufl., Par. 1830); »Ichthyologie analytique« (das. 1856); die mit Bibron gemeinschaftlich bearbeitete »Erpétologie générale« (das. 1835—50, 9 Bde.), die erste systematische Beschreibung aller bekannten Reptilien; »Entomologie analytique« (das. 1860, 2 Bde.).

2) Auguste Henri André, Sohn des vorigen und gleichfalls Zoolog, geb. 30. Nov. 1812, studirte Medicin, ward 1840 Assistent am Museum, 1847 Professor der Geologie am Collége Chaptal und 1857 Nachfolger seines Vaters. Er schrieb: »Histoire naturelle des poissons« (Par. 1865—70, 2 Bde.); »Des modifications de la température animale sous l'influence des médicaments« (das. 1853); »Des odeurs, de leur nature, etc.« (das. 1843).

3) Edelestand, namhafter franz. Gelehrter, geb. 1799, hat sich besonders um die Erforschung der französischen Literatur des Mittelalters verdient gemacht. Er setzte 1846 die von Paul in Paris begonnene Herausgabe des »Roman des Loherins« fort, publicirte ein Jahr darauf die »Poésies latines du moyen-âge« und schrieb: »Essai sur l'origine des runes« (1844); »Origines latines du théâtre moderne« (1849); »Essai philosophique sur la formation de la langue française« (1852); »Des formes du mariage pendant le moyen-âge« (1861) und »Études sur quelques points d'archéologie et d'histoire littéraire« (1862). Ferner verdankt man ihm die Herausgabe des mittelalterlichen Romans von »Floire et Blancheflor« (1856). Sein bekanntestes Werk ist die »Histoire de la comédie« (1864—69, Bd. 1—2), in welcher er die typischen Figuren der neuern Komödie (Polichinell, Sganarell 2c.) bis zu ihren ersten Ursprüngen hinauf verfolgt und sie (bis auf den Namen herab) als nie völlig ausgestorbene Schöpfungen des Alterthums erweist. D. starb 24. Mai 1871 zu Passy bei Paris.

Dumersan (spr. dümärßäng), Théophile Marion, franz. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1780 auf dem Schloß Castelnau in der Bretagne, erhielt 1795 eine Anstellung beim Münzkabinet der Pariser Bibliothek, dessen methodische Anordnung er mit Mionnet besorgte, nährte aber nebenbei seine früh entwickelte Vorliebe für Literatur und für das Theater und schrieb (außer archäologischen Abhandlungen) theils allein, theils mit anderen eine große Anzahl von Dramen, Vaudevilles, Possen, Chansons 2c., welche sämmtlich eine leichte Laune und eine feine Beobachtung des geselligen Lebens aller Klassen bekunden. Er starb 13. April 1849. Unter

seinen archäologischen Schriften ist am verbreitetsten die »Notice des monuments exposés dans le cabinet des médailles etc.« (Par. 1825, 13. Aufl. 1840). Von Interesse ist seine Sammlung französischer Lieder: »Chansons nationales et populaires de France« (3. Ausg., Par. 1846). Von seinen Theaterstücken sind besonders hervorzuheben: »Les Anglaises pour rire«, »Madame Gibou et Madame Pochet« (1832) und »Les Saltimbanques« (1838), eins der populärsten Stücke der Zeit.

Dumfries (spr. dömfrihs), Grafschaft in Südschottland, am Firth of Solway, zu Land umschlossen von England (Cumberland) und den Grafschaften Roxburgh, Selkirk, Peebles, Lanark, Ayr und Kirkcudbright, 2857 QKilom. (51,9 QM.) groß, mit (1871) 74,808 Einw. Die Oberfläche längs der Küste und in den größeren Flußthälern ist eben; im Innern aber ist das Land gebirgig und erreicht im Hart Fell (805 Meter), Louther Hill (769 Meter) und Ettrick Pen (744 Meter) seine Kulminationspunkte. Die Gebirge sind meist ohne Wald, bieten aber gute Weide; Torfmoore kommen hier und da in den Thälern vor. Die bedeutenderen Flüsse sind: Annan, Esk und Nith, alle drei sehr fischreich und in den Solway-Firth mündend; außerdem gibt es eine Menge kleinerer Flüsse und ganz unbedeutende Seen. Das Klima ist feucht und mild. 30¼ Proc. der Oberfläche sind kultivirt; 10 Proc. bestehen aus Weideland, 3,9 Proc. aus Wald. An Vieh zählt man (1872) 7036 Pferde, 54,703 Stück Hornvieh, 515,130 Schafe und 18,072 Schweine. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, silberhaltiges Blei, Kalk, Gips und Bausteine; Mineralquellen sind häufig. Die Industrie schafft baumwollene und wollene Waaren, Strumpfwaaren und Leder. Landwirtschaftliche Produkte bilden den Hauptgegenstand der Ausfuhr. Außer diesen Erzeugnissen werden auch Vieh und Speck ausgeführt. — Die gleichnamige Hauptstadt, in schöner Lage links am Nith, oberhalb dessen Mündung, hat ein akademisches Kollegium, ein sehenswerthes Grabdenkmal des Dichters Robert Burns (auf dem Michaelskirchhof) und (1871) 15,437 Einw., welche mannigfache Fabriken und lebhaften Handel betreiben. Der Hafen ist für Schiffe von 125 Tonnen Gehalt zugänglich, und die Stadt besitzt 71 eigene Schiffe von 7858 Tonnen und 98 Fischerboote. Der Handel mit dem Ausland ist unbedeutend, aber beladene Küstenfahrer mit 41,771 Tonnen Gehalt liefen 1872 ein und aus. Namentlich für landwirtschaftliche Produkte ist D. der belebteste Markt von ganz Südschottland. An der Südgrenze der Grafschaft liegt das durch seine »Heirathsschmiede« bekannte Gretna-Green.

Dummheit, s. Geistesschwäche, vgl. Blödsinn.

Dummkoller, ein bei Pferden ziemlich häufig vorkommendes fieberloses und chronisches Gehirnleiden, welches sich durch Schwäche des Bewußtseins und der Empfindung äußert. Dumme Pferde achten wenig auf ihre Umgebung und stehen oft wie im Schlaf, nicht selten mit unregelmäßig gestellten Füßen, oder sie nehmen eine lauschende Stellung an, zeigen dabei jedoch ein sehr unregelmäßiges Ohrenspiel; sie hören wenig oder gar nicht auf den Zuruf zum Herumtreten ꝛc., lassen sich auch an der Halfter oder dem Zügel nur schwer hin- und herführen und noch schwerer oder gar nicht zurückschieben. Gibt man den Füßen unregelmäßige Stellungen, indem man z. B. die Vorderfüße kreuzt, so werden dieselben lange beibehalten, oft, bis der Körper das Gleichgewicht verliert. Gegen Berührungen, Kitzeln in den Ohren, leichte Fußtritte auf die Krone ꝛc., zeigen dumme Pferde sich nur wenig oder gar nicht empfindlich. Der Appetit ist bei solchen Pferden oft wenig oder gar nicht vermindert; dieselben fressen aber langsam, beißen zwar oft hastig in das Futter hinein, kauen aber dann langsam und mit öfteren Unterbrechungen. Der Puls ist in der Regel verlangsamt. Der Gang ist oft unregelmäßig; die Füße werden langsam, zuweilen in unregelmäßiger Aufeinanderfolge vorgeführt; nicht selten ist der Gang tappend. Manche dumme Pferde drängen nach links oder nach rechts, andere gehen am liebsten gerade aus; alle sind gegen das Gebiß wenig empfindlich. Nachdem die Pferde bis zum Schweißausbruch bewegt sind, treten die angegebenen Symptome stärker hervor. Im heißen Sommer, bei anstrengender Arbeit sowie bei schwerem Futter entsteht eine Verschlimmerung, und es treten dann auch zuweilen Tobanfälle ein (rasender Koller), wonach eine um so größere Abstumpfung zurückbleibt. Die Krankheit ist unheilbar; durch Ruhe, kühles Verhalten und leicht verdauliches, weiches Futter kann jedoch eine Besserung erzielt werden. Bei Stuten erfolgt gewöhnlich Besserung, wenn sie belegt werden. Tödtlich ist der D. an sich nicht, aber durch Hinzutritt von Gehirnentzündung kann der Tod erfolgen. In fast allen Ländern gehört der D. zu den Gewährsmängeln (s. d.), die Gewährsfristen sind jedoch in den einzelnen Ländern verschieden. Eine Verwechselung mit Gehirnentzündung (s. d.) ist durch sorgfältige und wiederholte Untersuchungen zu vermeiden.

Dummrian, dummer Jan, Hans; auch s. v. w. Pulicaria dysenterica.

Dumonceau (spr. dümongßoh), Jean Baptiste, Graf von Bergendael, niederländ. General, geb. 6. Nov. 1760 zu Brüssel, bildete sich zum Architekten, trat bei dem Aufstande der Niederlande gegen Oesterreich 1787 zu den Insurgenten, ging, nachdem derselbe unterdrückt worden, nach Frankreich, erwarb sich im Kriege gegen Oesterreich an der Spitze der von ihm organisirten belgischen Flüchtlinge in der Schlacht von Jemappes und 1793 bei Neerwinden den Grad eines Brigadegenerals, drang 1794 mit Pichegru in Holland vor, ward erster Kommandant von Amsterdam, 1795 Generalleutnant der neuen Batavischen Republik und dämpfte 1796 die aufrührerischen Bewegungen im neuen Staat. Im Mai 1797 erhielt er den Oberbefehl über eine Division, mit welcher er die beabsichtigte Landung in Irland unterstützen sollte, und 19. Nov. 1799 schlug er bei Bergen die in Holland unter dem Herzog von York eingefallenen Russen und Engländer. Im Jahr 1800 führte er ein batavisches Korps nach Franken und nahm nach der Schlacht bei Hohenlinden die Citadelle Marienburg bei Würzburg. 1805 organisirte er die batavische Armee behufs einer Landung an der englischen Küste, mußte aber bald darauf zu Bernadotte's Armee an der Donau stoßen. Nach der Verwandlung der Batavischen Republik in ein Königreich ward er von König Ludwig als Gesandter nach Paris geschickt. Dann wieder zur holländischen Armee berufen, nahm er im Krieg mit Preußen Hameln, ward 1807 zum Marschall von Holland ernannt und nach dem pommerschen Feldzug Mitglied des Staatsraths, focht aber 1809 auf Walcheren wieder siegreich gegen die Engländer und ward

1810 zum Grafen von Bergendael erhoben und Kommandant der 2. Militärdivision. Am 26. Aug. 1813, während der Schlacht von Dresden, vertrieb er die Russen von den Höhen von Pirna und rettete nach der Schlacht von Kulm seine Truppen durch einen geschickten Rückzug. Bei der Uebergabe von Dresden gefangen, kehrte er erst 1814 nach Frankreich zurück, wo ihn Ludwig XVIII. in seinen Würden bestätigte und ihm das Kommando der 10. Militärdivision anvertraute. Nach dem 18. Juni 1815 nahm er seine Entlassung und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er vom südlichen Brabant in die Zweite Kammer gewählt wurde. Er starb zu Brüssel 29. Dec. 1821.

Dumont (spr. dümóng), 1) Pierre Etienne Louis, philosophischer Schriftsteller, geb. 18. Juli 1759 in Genf, studirte daselbst Theologie, ward 1783 Prediger in Petersburg, 1785 Erzieher der Kinder des Lords Shelburne, nachherigen Marquis v. Landsdowne, in London, hielt sich sodann in den ersten Jahren der Revolution, um die Einverleibung Genfs in Frankreich abzuwehren, in Paris auf, wo er an den meisten Arbeiten Mirabeau's bedeutenden Antheil hatte, und kehrte später nach England zurück, wo er Benthams Ideen verarbeitete und dessen Werke übersetzte. Nach der Restauration 1814 ward D. Mitglied des Großen Raths in Genf, wo er sich durch sein Organisationstalent Verdienste erwarb. Auch die Verbesserung des Gefängnißwesens ging von ihm aus. Er starb zu Mailand 30. Sept. 1829. Ueber seine Beziehungen zu den Hauptführern der Revolution geben seine hinterlassenen »Souvenirs sur Mirabeau et les deux premières assemblées législatives« (Par. 1832) interessante Aufschlüsse. Die weitschichtigen, ungeordneten Materialien der Bentham'schen Philosophie ordnete er in den Schriften: »Traité de législation civile et pénale« (Genf 1802, 3 Bde.; 2. Aufl. 1820); »Théorie des peines et des récompenses« (das. 1810, 2 Bde.; 3. Aufl. 1825); »Tactique des assemblées législatives« (das. 1815, 2. Aufl. 1822); »Traité de preuves judiciaires« (das. 1823, 2 Bde.) und »De l'organisation judiciaire et de la codification« (das. 1828).

2) Jacques Edme, namhafter Bildhauer, geb. 10. April 1761 zu Paris, Schüler Pajou's, hielt sich von 1788 an eine Zeitlang in Rom auf und kehrte sodann nach Paris zurück. Die bekanntesten seiner Werke sind: die Statue Colberts in der Deputirtenkammer, die von Lamoignon de Malesherbes im Justizpalaste, die Büste Moreau's im Saal der Marschälle in den Tuilerien, die Statue Pichegru's für Lons-le-Saunier, mehrere Basreliefs im Louvre und an öffentlichen Säulen. D. starb Ende Februar 1844.

3) Augustin Alexandre, franz. Bildhauer, Sohn des vorigen, geb. 14. Aug. 1801 zu Paris, Schüler seines Vaters, dann P. Cartelliers und der Akademie der schönen Künste, trug 1821 den zweiten und 1823 den ersten großen Preis davon und ging dann nach Rom, wo er 7 Jahre blieb. Hier gewann die Canova'sche Richtung Einfluß auf ihn, doch versäumte er auch das Studium der Natur nicht. In Rom entstanden unter anderem: der flötenspielende junge Faun; Alexander, während der Nacht studirend (Basrelief im Museum von St. Omer); Amor, die Seele beängstigend, welche Gruppe in den Luxembourg kam; Leukothea und Bacchus; eine Büste P. Guerins, die zu Rom in einem Saal des französischen Instituts aufgestellt wurde. 1832 kam D. nach Paris zurück und entfaltete nun eine reiche Thätigkeit. Es entstanden: die Gerechtigkeit, für die Deputirtenkammer; Nicol. Poussin, für den Sitzungssaal der Akademie; der Genius der Freiheit, Statue in vergoldeter Bronze, auf der Julisäule; die Statue von Franz I. und Louis Philipp, für das Versailler Museum; eine heil. Jungfrau, in Marmor, für Notre Dame de Lorette; eine heil. Cäcilia, in Sandstein, für die Kirche Ste. Madeleine; die Weisheit, Relief am Grabdenkmal Cartelliers auf Père-Lachaise; ein Studium einer jungen Frau, im Luxembourg; die Statue des Marschalls Bugeaud für das 1852 zu Angers enthüllte Erinnerungsdenkmal; die Statue des Handels, an der Pariser Börse; dann verschiedene Büsten und das (jetzt zertrümmerte) Standbild Napoleons I. auf der Vendômesäule, dessen Modell 1863 zu sehen war und dessen Guß von Thiébauld herrührte. Im Jahr 1863 wurde auf der Place Eugène das gleichfalls von Thiébauld gegossene Standbild des Vicekönigs Eugen aufgestellt. Auf der Weltausstellung 1855 sah man von D. unter anderem die Bronzestatue Buffons, für die Stadt Montbard; damals trug ihm auch die schon in Rom (s. oben) gefertigte Gruppe Leukothea und Bacchus die große Medaille ein. 1857 stellte er im Salon aus: den Marschall Suchet, für Lyon, und, im neuen Louvre ausgeführt: den Ruhm und die Unsterblichkeit, ein großes Giebelfeld, und die beiden Trophäen: der Friede und der Krieg; ferner: die Klugheit und die Wahrheit (1865), für den neuen Justizpalast; die Marmorbüste von Alex. Lenoir (1868), für die École des Beaux-Arts, und die Statuen der Architektur und Skulptur, für den Pavillon Lesdiguières im Louvre. Seit 1838 Mitglied der Akademie, wurde D. im December 1863 Professor an der École des Beaux-Arts.

4) André Hubert, ausgezeichneter Geolog, geb. 15. Febr. 1809 zu Lüttich, gest. 28. Febr. 1857 daselbst als Professor der Mineralogie und Geologie. Mit einem besondern Scharfblick für geologische Beobachtungen, namentlich für die Charakteristik der Sedimentärformationen, begabt, hat er in zahlreichen Abhandlungen, die meistens in den Werken der Brüsseler Akademie enthalten sind, die geognostischen Verhältnisse Belgiens, der Ardennen, der Eifel sowie einzelner Gegenden Englands beschrieben und in geologischen Karten dargestellt. Besonders behandelte er die älteren paläozoischen Gebilde (Terrains ardennais et rhénans de l'Ardenne, du Rhin etc.), aber auch Trias und Jura (Terrain triasique et jurassique de Luxembourg). Wegen seines »Mémoire sur la constitution géologique de la province de Liége« wurde ihm 1840 von der Geological Society in London die Wollaston-Medaille zuerkannt. Die »Carte géologique de la Belgique en 9 feuilles« (Brüss. 1836—49), welche er nebst Erläuterungen herausgab, beruht größtentheils auf Dumonts eigenen Beobachtungen. Seine »Carte géologique de l'Europe« (Par. u. Lütt. 1850) ist bis heute noch die umfassendste Uebersichtskarte und mit außerordentlichem Fleiß ausgeführt.

Du Mont (spr. dü mong), Joseph, deutscher Zeitungsverleger, geb. 21. Juli 1811 zu Köln, wo seine aus Italien stammende Familie (di Monte) seit 1730 ansässig gewesen ist, Sohn des Markus D., welcher 1805 die »Kölnische Zeitung« und die Schauberg'sche Druckerei käuflich erwarb, 1818 die Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung gründete

und 1831 starb. Er hatte eine gründliche Schulbildung erhalten und bei Fr. Fleischer in Leipzig sich dem Buchhandel zu widmen begonnen, als der Tod des Vaters ihm die Aufgabe stellte, die »Kölnische Zeitung« weiter zu führen. Unter dem Beirath seiner umsichtigen Mutter, geb. Schauberg, die bis zu ihrem Tod (1. Jan. 1845) die Seele des ausgedehnten Verlags- und Buchhandelsgeschäfts blieb, gelang es ihm, der Zeitung einen ganz bedeutenden Aufschwung zu geben, so daß sie bald unter den großen Tagesblättern Deutschlands eine der ersten Stellen einnahm und behauptete. Namentlich seit 1848 entwickelte er eine ungemeine Thatkraft. In Karl Heinrich Brüggemann (s. d.) hatte er den tüchtigen Redakteur und Mitarbeiter gefunden; Heinrich Kruse, Alexis Schwanbeck u. a. unterstützten ihn in seinem rastlosen Streben, dem leider ein jäher Tod 3. März 1861 ein Ende machte. Seitdem ist das umfangreiche Geschäft von dem langjährigen Freund und Gehülfen des Verstorbenen, Wilh. Ferd. Schultze aus Magdeburg, weiter geführt worden.

Dumont d'Urville (spr. dümóng dürwil), Jules Sébastien César, franz. Seemann, geb. 23. Mai 1790 zu Condé sur Noireau im Departement Calvados, machte seine Studien in Caen, trat sodann in die französische Marine ein, nahm 1819 und 1820 an der Expedition nach den Küsten des griechischen Archipels und des Schwarzen Meers theil und machte 1822 mit der Korvette La Coquille unter dem Kapitän Duperrey seine erste Reise um die Welt. Bei der zweiten auf dem Astrolabe 1826—29 und der dritten auf der Zélée 1834 führte er das Kommando selbst; er litt zweimal Schiffbruch, einmal an den Tongainseln, das andere Mal in der Torresstraße. Im Jahr 1830 hatte er das Schiff zu führen, welches Karl X. und seine Familie von Cherbourg nach England brachte. Am 31. Dec. 1840 zum Kontreadmiral befördert, kam er bei dem Unglück auf der Paris-Versailler Eisenbahn 8. Mai 1842 nebst seiner Gattin und seinem Sohn ums Leben. Große Verdienste erwarb sich D. durch Aufsuchung der Spuren Lapeyrouse's, Aufnahme großer Küstenstrecken von Neuseeland und Neuguinea, Entdeckung zahlreicher Inseln und eines Ganzen antarktischer Länder, Durchforschung der Torres- und der Cooksstraße sowie durch Bereicherung der allgemeinen Sprachkunde mit mehreren oceanischen Dialekten und Erweiterung der oceanischen Naturgeschichte, weshalb ihn auch die Geographische Gesellschaft in Paris zu ihrem Präsidenten ernannte. Die Resultate seiner Reisen legte er nieder in den Werken: »Enumeratio plantarum in insulis archipelagi et littoribus Ponti Euxini« (Par. 1822); »Voyage de l'Astrolabe« (das. 1830 ff., 10 Bde.); »Voyage pittoresque autour du monde« (das. 1834, 2 Bde.; neue Ausg. 1853) und »Voyage au pôle sud et dans l'Océanie« (das. 1841—54, 23 Bde. Text und 6 Abthlgn. Atlas; deutsch, Darmst. 1841—48, 3 Bde.).

Dumort., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Barth. Ch. Dumortier (spr. dümortjeh), geb. 1797 zu Tournay; Zoolog und Botaniker.

Du Moulin (spr. dü muläng, Molinäus), Peter, Polemiker der franz. reformirten Kirche, geb. 1568 in der Normandie, ward 1599 Kaplan bei Katharina, der Schwester Heinrichs IV., Gemahlin des katholischen Herzogs Heinrich von Bar. Von derselben zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens aufgefordert, kam er diesem Auftrag durch mehrere Disputationen mit katholischen Theologen sowie durch viele Streitschriften nach. Von Jakob I. von England berufen, um einen Entwurf zur Vereinigung aller reformirten Kirchen auszuarbeiten, schrieb er mehrere Apologien für den König gegen Bellarmin und den Papst. Gegen Angriffe des Jesuiten Arnoux diskutirte er in einem sehr ausführlichen Werk (»Bouclier de la foi«, Genf 1619, Par. 1845; deutsch, Brem. 1643) sämmtliche Glaubensartikel der beiden Kirchen, die meisten derselben auch noch in besonderen Kontroversschriften. Streitschriften gegen den Arminianismus verwickelten ihn in gehässige Zwistigkeiten mit den Remonstranten. Seit 1626 Professor der Theologie in Sedan, begann er eine neue Reihe von Angriffen auf die katholischen Dogmen, unter denen der bekannteste die »Anatomie de la Messe« (Sedan 1636, Par. 1851; auch ins Deutsche und Englische übersetzt) ist. D. starb 10. März 1658. Vgl. Armand, Essai sur D. (Straßb. 1846).

Dumouriez (spr. dümurjeh), Charles François, franz. General, geb. 25. Jan. 1739 zu Cambrai, trat 1757 in das Heer, welches Marschall Estrées in Deutschland befehligte, ward bei Klosterkamp gefangen und erst 1761 wieder ausgewechselt. Nach geschlossenem Frieden verabschiedet, bereiste er Spanien und Portugal. 1768 ward er Generaladjutant auf der neu erworbenen Insel Corsica, 1770 Oberst. Zu der polnischen Konföderation zu Bar entsandt, um ihr Geld und Officiere zu überbringen, organisirte er selbst ein Korps, ward aber von den Russen geschlagen und wegen Ueberschreitung seiner Vollmacht abberufen. 1772 von Ludwig XV. ohne Zustimmung des Ministers Aiguillon mit einer geheimen Mission nach Schweden betraut, ward er auf Befehl des letztern zu Hamburg verhaftet und in die Bastille gebracht, erst unter Ludwig XVI. freigelassen und 1778 zum Kommandanten in Cherbourg ernannt. Beim Ausbruch der Revolution war er Maréchal de Camp, trat mit den Jakobinern in Verbindung, erhielt eine revolutionäre Sendung nach Belgien, wurde 1790 Kommandant in Nantes, schloß sich aber den Girondisten näher an, durch deren Einfluß er 1791 zum Generalleutnant und 1792 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Im Sinn dieser Partei bestimmte er Ludwig XVI. zur Kriegserklärung gegen Oesterreich und übernahm nach Lafayette's Flucht das Kommando über dessen Korps. Er nahm seine Stellung bei Grandpré, mußte sich aber vor dem österreichischen General Clairfayt auf Ste. Menehould sur Aisne zurückziehen, schlug jedoch 5. und 6. Nov. die Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt bei Jemappes. Den neuen Feldzug zur gänzlichen Eroberung Belgiens und Hollands eröffnete D. mit der Beschießung von Mastricht. Als 18. März bei Neerwinden sein linker Flügel von den Oesterreichern unter dem Herzog von Koburg geschlagen ward, zog er sich nach Brüssel zurück, unterhandelte mit dem Oberst Mack behufs der Zurückführung der Bourbons und lieferte den Kriegsminister Beurnonville und vier Kommissäre des Konvents, die ihn deshalb zur Verantwortung zu ziehen erschienen waren, den Oesterreichern aus. Eine Proklamation, die er zu Gunsten des Königthums erließ, fand aber keinen Anklang, so daß er auf seinen Lieblingsplan, den Herzog von Chartres (nachmaligen Louis Philippe), welcher sich bei ihm befand, auf den Thron zu erheben, verzichten mußte und von seinen eigenen Truppen genöthigt wurde, 4. April 1793 zu den Oesterreichern zu flüchten. Der Konvent setzte einen

Preis von 300,000 Livres auf seinen Kopf. Er hielt sich nun, von allen Parteien verfolgt, an verschiedenen Orten, im Kölnischen, in England, in der Schweiz, in Deutschland, auf, bis er endlich auf dänischem Gebiet bei Hamburg und später in England eine Zufluchtsstätte fand. Hier schrieb er »Mémoires« (2 Bde., neuer Abdruck in Barrière's »Bibliothèque des Mémoires«, Bd. 11 und 12, 1848; deutsch von Ch. Girtanner, Berl. 1794, 2 Bde.) und politische Flugschriften im Geist fast aller Parteien. Er starb 14. März 1823 in der Nähe von London. Vgl. »Lettres sur l'ouvrage intitulé: La vie du général D.« (Lond. 1795) und »Réfutation des mémoires du général D.« (Hamb. 1794).

Dumreicher von Oesterreicher, Johann Friedrich, Freiherr von, deutscher Chirurg, geb. 13. Jan. 1815 in Triest, studirte in Wien Medicin, wandte sich mit Vorliebe der Chirurgie zu, trat 1839 als ordentlicher Zögling in das Operateurinstitut, ward 1841 Assistent der Klinik, habilitirte sich 1846 als Privatdocent, wurde noch in demselben Jahr zum Primärarzt einer chirurgischen Abtheilung im allgemeinen Krankenhaus ernannt und 1848 von den Aerzten des Krankenhauses zum Direktionsadjunkten erwählt. Gleichzeitig fungirte er als konsultirender Chirurg an mehreren Spitälern für Verwundete. Seit 1849 ist er ordentlicher Professor der Chirurgie, Vorstand der chirurgischen Klinik und des Operateurinstituts. Sehr thätig war er in dem Krieg von 1866. Nach Beendigung desselben erhielt er von der österreichischen Regierung den Auftrag, die in den Festungen Königgrätz und Josephstadt und in den feindlichen Lazarethen befindlichen österreichischen Verwundeten zu besuchen, die sanitätspolizeilichen Maßregeln einzuleiten und darauf bezügliche Anträge zu stellen. Ueber seine Mission berichtete er 30. Nov. in der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien (mitgetheilt in deren »Wochenblatt« 1867, S. 15, 21) mit heftigen Angriffen auf die preußischen Militärärzte. Darauf erwiderte B. v. Langenbeck (»Berliner klinische Wochenschrift« 1867, Nr. 12). D. replicirte wieder in einer Broschüre: »Zur Lazarethfrage«, worauf Bohn (»Deutsche Klinik«, Nr. 28, 29 von 1867) abermals antwortete. Diese Polemik ist wichtig für die medicinische Geschichte des böhmischen Feldzugs. 1869 präsidirte D. einer Kommission zur Reform des militärärztlichen Sanitätswesens in Oesterreich, welches ihm seine jetzige Gestaltung verdankt. Zahlreiche Arbeiten hat D. in den »Jahrbüchern« und dem »Wochenblatt der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien«, in der »Wiener allgemeinen medicinischen Zeitung«, der »Wiener medicinischen Presse und militärärztlichen Zeitung« niedergelegt.

Dun, ein keltisches Wort, welches Hügel bedeutet und als Endungsform -dunum in zahlreichen älteren und neueren Ortsnamen in Gallien und auf den britischen Inseln vorkommt.

Dunajec, Fluß, s. Donajec.

Dunant (spr. dünäng), Henri, schweizer. Schriftsteller und Reisender, geb. 1828 zu Genf, verdient unter die Wohlthäter der Menschheit gezählt zu werden als Gründer und eifriger Förderer der internationalen Verbindung zur Pflege und Schonung der im Krieg Verwundeten. Sein Buch »Un souvenir de Solferino« (nach der 4. Aufl. deutsch von Wagner, mit einem Bericht über den Genfer internationalen Sanitätskongreß, Stuttg. 1864) brach in beredter Weise jenem edlen Gedanken Bahn und rief sofort eine ganze Reihe ähnlicher, nach dem gleichen Ziel strebender Produktionen hervor. In diesem Sinn ist auch desselben Verfassers Werk: »Fraternité et charité internationales en temps de guerre« (1.—7. Aufl. 1864) geschrieben. Anderen Gebieten gehören an: »L'empire romain réconstitué« (1859); »La régence de Tunis« (1858); »La rénovation de l'Orient« (1865); »L'esclavage chez les Musulmans et aux États-Unis de l'Amérique« (1863).

Dunawetz (Portitzkaja), ein Mündungszweig der Donau (s. d.).

Dunbar (spr. dönbär), anmuthig gelegene Hafenstadt in der schott. Grafschaft Haddington, an der Nordsee zwischen Edinburg und Berwick, mit einer Schloßruine (Stammsitz der Grafen von Lauderdale), 5 Kirchen, einer lateinischen Schule, einer Seeschule und (1871) 3311 Einw., die Häringsfang, Schiffbau, Seilerei, Eisengießerei und Kornhandel treiben. Am 27. April 1296 besiegte hier König Eduard I. von England Johann Baliol. Im Jahr 1337 vertheidigte die schwarze Agnes (Gräfin von March) das feste Schloß von D. 22 Wochen lang gegen das englische Heer unter Eduard III. Maria Stuart bewohnte es nach der Ermordung Rizzio's. Am 3. Sept. 1650 hier Sieg Cromwells über die presbyterianischen Schotten unter Leslie, wodurch Edinburg in seine Hände fiel.

Dunbar (spr. dönbär), William, das früheste und mit Ausnahme von Burns bedeutendste Dichtergenie Schottlands, geboren um 1460 zu Salton in Lothian, studirte zu St. Andrews, wurde Franciskanermönch, 1491 Mitglied einer nach Frankreich bestimmten Gesandtschaft, später vielfach im Dienste des schottischen Königs Jakob IV. verwendet, der seine Mühen mit einer Pension von 10 Pfd. Sterl. lohnte. Seine Gedichte »The golden terge« (gedruckt zuerst 1508), »The Thistle and the Rose« (zur Vermählungsfeier Jakobs IV. mit der englischen Königstochter Margaret) sind Allegorien nach dem Geschmack jener Zeit und dem Vorbild Chaucers. Am gewaltigsten handhabte D. diese allegorische Form und zeigte sich zugleich als Meister der Personifikation in seinem »Dance of the seven deadly sins through hell«. Auch in der burlesken Dichtungsart war er zu Hause; doch zeigt sein Humor stets den ernsten Mann, der von derbem Witz gewöhnlich wieder einlenkt zu wahrem Pathos und erhabenen Gedanken. Noch ist sein Gedicht »The merle and nightingale« zu erwähnen. D. starb um 1520. Im vorigen Jahrhundert wurden seine fast vergessenen Werke wieder ans Licht gezogen. Eine vollständige Ausgabe seiner »Works«, welche Walter Scott als »von keinem Schotten je übertroffen« bezeichnet, erschien 1834 von David Laing; eine neuere Ausgabe seiner »Poems« besorgte Petersen (Lond. 1863). Vgl. Kaufmann, Traité de la langue du poète écossais W. D. (Bonn 1873).

Dunblane (spr. dönblehn), Dorf in der schott. Grafschaft Perth, nordwestlich von Edinburg, am Allan, sonst Bischofssitz, mit halbverfallener Kathedrale und (1871) 1921 Einw. In der Nachbarschaft eine Mineralquelle. Hier 1715 Sieg des Herzogs von Argyle über die Jakobiten unter dem Grafen Mar.

Duncan (spr. dönkän), 1) D. I, König von Schottland, s. Donald 3).

2) Lord Adam, Viscount von D., Camperdown und Baron von Candie, engl. Admiral, geb. 1. Juli 1731 zu Dundee in Schottland, trat sehr jung in den Seedienst, ward 1761 Kapitän und nahm an der Expedition nach Havana theil, stieg 1767 zum Kontreadmiral und 1794 zum

Viceadmiral der weißen Flagge, ward 1795 zum Oberbefehlshaber der vereinigten englisch-russischen Eskadre in der Nordsee ernannt und erfocht, obwohl durch die Abberufung der russischen Schiffe geschwächt, 11. Okt. 1797 den glänzenden Sieg bei Camperdown. Er ward dafür 1799 zum Admiral der weißen Flagge und zum Peer von England mit einer Dotation von 3000 Pfd. Sterl. ernannt. Er starb zu Dundee 4. Aug. 1804.

3) John, brit. Reisender, geboren in Schottland, war anfangs Soldat, schloß sich 1842 der Nigerexpedition der Brüder Lander an und machte 1845—1846 im Auftrag der Geographischen Gesellschaft in London eine neue Reise nach Whyda durch das Königreich Dahomé angeblich bis nach Adafudia im Innern Afrika's (etwa 13° nördl. Br. und 1° östl. L. v. Gr.), wohin noch kein Europäer gekommen war. Die Beschreibung dieser Reise erschien 1847 (deutsch von Lindau, 1848, 2 Bde.). Auf einer neuen Reise nach Whyda, um dort das britische Vicekonsulat zu übernehmen, starb er 3. Nov. 1849 in der Bucht von Benin.

Duncansbay Head (spr. dönkänsbe hedd), Vorgebirge am Ostende des Pentland-Firth in Schottland, liegt unter 58° 38′ nördl. Br. und 3° 1′ westl. L. v. Gr.

Dunciad (spr. dönnsiädd, Dunciade, vom engl. dunce, »Dummkopf«), Titel eines satirischen Heldengedichts von Pope auf die schlechten Dichter seiner Zeit; daher auch überhaupt s. v. w. satirisches Gedicht. Auch betitelte Palissot sein satirisches Gedicht auf die franz. Encyklopädisten und Philosophen Dunciade.

Duncker, 1) Maximilian Wolfgang, namhafter Geschichtschreiber, Sohn des Buchhändlers Karl D. (Chefs der Firma D. u. Humblot, geb. 1781 in Berlin, gest. 1869), geb. 1811 zu Berlin, studirte zu Bonn und Berlin, ward wegen Theilnahme an der Burschenschaft zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, aber nach sechsmonatlicher Haft entlassen, habilitirte sich in Halle Ostern 1839 für das Fach der Geschichte. Im Oktober 1842 zum außerordentlichen Professor ernannt, wirkte er seit April 1843 als Mitredakteur der Halle'schen »Allgemeinen Literaturzeitung«. Als Mitglied der deutschen Nationalversammlung 1848 gehörte er dem rechten Centrum, im Erfurter Volkshaus und in den drei Sitzungen der preußischen Kammern in Berlin seit August 1849 den Altliberalen an. Von Juni bis Oktober 1850 suchte er von Kiel und Rendsburg aus die Unterstützung der Herzogthümer mit Geld und Mannschaft zu betreiben. Aus dieser Zeit rühren seine Gelegenheitsschriften »Heinrich von Gagern« (Leipz. 1850) und »Vier Monate auswärtiger Politik« (Berl. 1851) her. Der Zurücksetzung seitens des Ministeriums Manteuffel überdrüssig, nahm er später einen Ruf nach Tübingen an, ward aber schon 1859 als Geheimer Regierungsrath zu Hülfsarbeiten im Staatsministerium nach Berlin berufen und 1861 mit dem Amt eines vortragenden Raths für Politik beim Kronprinzen betraut, dann zum Generaldirektor der preußischen Staatsarchive ernannt, aus welchem Amt er Ende 1874 ausschied. Von seinen literarischen Arbeiten sind zu erwähnen: »Origines Germanicae« (Berl. 1840); »Die Krisis der Reformation« (Leipz. 1845); »Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung« (Berl. 1849); »Feudalität und Aristokratie« (das. 1858); »Geschichte des Alterthums« (das. 1852—57, Bd. 1—4; 4. Aufl. 1873 ff.).

2) Alexander, Bruder des vorigen, geb. 18. Febr. 1813 zu Berlin, trat 1829 in die Buchhandlung seines Vaters ein und begründete 1837 ein eigenes Geschäft, das sich bald zu geachteter Bedeutung erhob. Sein ausgeprägter Sinn für die Kunst veranlaßte ihn später, sich auf die Publikation größerer artistischer Werke zu koncentriren, unter denen die mit einem Aufwand von über 50,000 Thlr. ins Leben gerufenen 28 Stiche nach den weltberühmten Wandgemälden W. v. Kaulbachs die erste Stelle einnehmen. D. ist ein formgewandter Poet, wovon unter anderem die fein empfundenen kleinen Stimmungsbilder, welche die »Gartenlaube« abgedruckt hat, günstiges Zeugnis ablegen. Seiner militärischen Thätigkeit mit Liebe, Ausdauer und Aufopferung zugethan, ist er Anfang 1875 zum Major der Landwehrkavallerie ernannt worden.

3) Hermann, Bruder des vorigen, geb. 1817, studirte Rechts- und Staatswissenschaft, war, 1841 zum Assessor ernannt, beim Kammergericht und der Generalkommission in Berlin beschäftigt, wurde 1843 Justitiarius beim Konsistorium und Schulkollegium in Posen, blieb in dieser Stellung, bei gleichzeitiger Theilnahme an den Arbeiten des Oberpräsidiums und der Regierung, bis 1846, wo er infolge der Wahl der Berliner Stadtverordneten Mitglied des dortigen Magistrats wurde, dem er noch jetzt, gegenwärtig als zweiter Bürgermeister, angehört. Als Abgeordneter für Berlin gehörte er 1848 dem rechten Centrum der Berliner Nationalversammlung, 1858—61 der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses an.

4) Franz Gustav, Bruder des vorigen, Verlagsbuchhändler und Abgeordneter in Berlin, geb. 4. Juni 1822, besuchte das Gymnasium in Berlin, studirte daselbst Philosophie und Geschichte und widmete sich dem Buchhandel. Im Jahr 1848 betheiligte er sich an der politischen Bewegung und war Hauptmann einer Bürgerwehrkompagnie. 1853 kaufte er die Bernstein'sche »Urwählerzeitung«, ließ sie unter dem Titel »Volkszeitung« in erweiterter Gestalt erscheinen und rettete sie trotz der fortwährenden Angriffe auf das Manteuffel'sche System glücklich durch die Hinckeldey'sche Polizeiwillkür. 1859 betheiligte er sich an den sogen. Eisenacher Beschlüssen, war in Frankfurt bei der Gründung des Deutschen Nationalvereins thätig und wurde in dessen Ausschuß gewählt. 1861, als der preußische Verfassungsstreit begann, war er einer der Gründer der deutschen Fortschrittspartei, zu deren hervorragendsten Mitgliedern er seitdem im preußischen Landtag und im Reichstag gehört. Abgeordneter des Landtags ist D. seit 1861, zuerst für Saarbrücken-Ottweiler, seit 1867 für den 4. Berliner Wahlkreis. Als Mitglied des Sechsunddreißigerausschusses in Frankfurt 1863 und des 1866 vom deutschen Abgeordnetentag eingesetzten ständigen Ausschusses zeigte er die größte Thätigkeit für die nationale Sache. Auch saß er als Vertreter des 5. Berliner Wahlkreises im konstituirenden und ordentlichen norddeutschen, später im deutschen Reichstag. Sein Parteistandpunkt verleitet ihn zuweilen, aus Furcht vor einer Bedrohung der persönlichen Freiheit und der sogen. Volksrechte dem nationalen Interesse seine Stimme zu entziehen, wie er denn 16. Jan. 1873 bei der ersten Berathung der Maigesetze gegen die »Ausnahmegesetze« und gegen die allzu große Machtbefugnis, die man in die Hand eines Ministers lege, sprach und vor dem Staatskirchenthum und der büreaukratischen Allgewalt warnte. Neben seiner politischen Thätigkeit zeigte D. eine unermüdliche Sorge für die materielle und

geistige Hebung der arbeitenden Klassen, leitet seit 1865 den für die Bildung des Berliner Arbeiterstandes sehr günstig wirkenden Handwerkerverein, gründete 1869 mit Schulze-Delitzsch und Max Hirsch die deutschen Gewerkvereine und wirkte auf diese Weise dem um sich greifenden Socialismus durch praktische Mittel entgegen.

Duncombe (spr. dönköm), Thomas Slingsby, radikales Parlamentsmitglied, geb. 1797, wurde 1826 von Hertford ins Parlament gesandt und unterstützte 1831 mit Eifer die Reformbill. Seit 1834 Finsbury, einen Stadttheil Londons, im Parlament vertretend, verfocht er hier die am weitesten gehenden demokratischen Grundsätze, sprach und stimmte für dreijährige Parlamente, Ausdehnung des Wahlrechts auf die arbeitenden Klassen, geheime Abstimmung, Trennung von Kirche und Staat und machte sich namentlich dadurch populär, daß er den Minister Sir James Graham wegen Verletzung des Briefgeheimnisses in Sachen Mazzini's 1844 schonungslos angriff. Seine für die Erhebung der Ungarn bewiesenen Sympathien wurden von Ungarn aus durch ein Dankschreiben anerkannt. Später war er ein begeisterter Bewunderer von Napoleon III. Er starb 13. Nov. 1861 zu Brighton. Vgl. »Life and correspondance of Th. S. D.« (Lond. 1868, 2 Bde.). Sein Vetter Arthur, geb. 24. Mai 1806, trat jung in den Seedienst, ward 1834 Kapitän, 1863 Viceadmiral, ist entschiedener Konservativer und Protektionist, ward Oktober 1851 zum Abgeordneten für Ost-Riding in Yorkshire gewählt und bekleidete seit März 1852 unter dem kurzen Ministerium Derby den Posten eines Lords der Admiralität.

Dundalk (spr. döndahk), ärmliche Seestadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Louth, in schöner Lage an der Mündung des Castletown in die Dundalkbai, hat 3 protestantische und 3 kathol. Kirchen, 3 Klöster, ein Rathhaus, einen Gerichtshof, eine Markthalle, eine lateinische Schule, ein Krankenhaus, eine Kaserne und etwa 9000 Einw. Es besitzt eine Flachsspinnerei, eine Whiskybrennerei, eine Brauerei, Kornmühlen, Salzsiedereien und Gerbereien. Zur Ausfuhr nach England gelangen landwirtschaftliche Produkte; eingeführt werden namentlich Mais, Mehl und Kolonialwaaren. Die Stadt besitzt 33 eigene Schiffe von 4172 Tonnen Gehalt. Im Küstenhandel liefen 1872: 1212 Schiffe von 253,979 Tonnen Gehalt ein und aus, im ausländischen Handel 31 Schiffe von 8242 Tonnen. Britische Produkte im Werth von 995,620 Mark wurden ausgeführt.

Dundas (spr. dönndäß), 1) James Whitley Deans, Sohn des Arztes James Deans in Kalkutta, später gewöhnlich D. genannt nach dem Namen seiner reichen Frau, engl. Admiral, geb. 4. Dec. 1785, trat 1799 in den britischen Seedienst, wohnte der Expedition nach Holland und 1800 der Blokade von Alexandria bei und wurde 1805 Leutnant. Im Jahr 1807 nahm er an der Vertheidigung Stralsunds und der Expedition gegen Kopenhagen theil, ward zum Kapitän ernannt und diente noch mehrere Jahre in der Ostsee, dann 1815—19 auf der Flotte im Mittelmeer. 1830 segelte er mit dem Prinz-Regent, dem Flaggenschiff des Admirals Porter, an die Mündung des Tajo, um während der damaligen portugiesischen Wirren das Interesse Englands wahrzunehmen. 1839 zum Baron erhoben und 1841 zum Kontreadmiral ernannt, bekleidete er in dem letztgenannten Jahr und wieder von 1846 an die Stelle eines Lords der Admiralität, saß dann für Greenwich im Unterhaus und erhielt Ende 1851 den Oberbefehl über die englische Flotte im Mittelmeer. December 1852 zum Viceadmiral befördert, lief er nach dem Einrücken der Russen in die Donaufürstenthümer mit seinem Geschwader zum Schutz Konstantinopels in die Besikabai und nach Vernichtung der türkischen Flotte durch die Russen bei Sinope Anfang 1854 in das Schwarze Meer ein, wo er mit dem französischen Admiral Hamelin die Flotte der Alliirten kommandirte und 22. April d. J. Odessa bombardirte. Wegen seines Verhaltens bei der Landung und vor Sebastopol vielfach angegriffen und ohne irgend welche größere Erfolge erreicht zu haben, legte er December 1854 den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück. Er wurde noch Admiral der blauen und der weißen Flagge und starb 3. Okt. 1862 in Weymouth.

2) Richard Saunders D., engl. Admiral, zweiter Sohn des Viscount Melville, ersten Lords der Admiralität, geb. 11. April 1802, trat 1817 in den Seedienst, ward 1824 Postkapitän und machte 1827—28 mit dem Linienschiff Worspite von 76 Kanonen eine Reise um die Welt. Im Jahr 1840 nahm er unter dem Admiral Elliot an der Expedition nach China theil, wo er sich bei Eroberung der Insel Tschusan hervorthat, ward dann Superintendant der Werfte zu Deptford, 1853 Kontreadmiral der blauen Flagge und fungirte von 1852—55 als zweiter Lord der Admiralität. Im Februar 1855 erhielt er nach dem Rücktritt Napiers das Kommando der Ostseeflotte und bombardirte mit dem französischen Admiral Perrand vom 9.—11. Aug. Sweaborg. Im Jahr 1856 befehligte er abermals die Ostseeflotte, dann bis 1857 ein Geschwader im Kanal und an der Küste von Portugal. Seit 1857 wiederum Lord der Admiralität, ward er 1858 zum Viceadmiral der blauen Flagge befördert. Er starb 3. Juni 1861 zu London.

Dundee (spr. döndih), bedeutende Fabrikstadt in der schott. Grafschaft Forfar, mit (1871) 119,141 Einw., liegt auf einer geneigten Fläche, welche sich vom 160 Meter hohen Law of Dundee zum nördlichen Ufer des Firth of Tay herabzieht. Der ältere Stadttheil, am Hafen, hat enge und krumme Straßen, mit vielen alterthümlichen Häusern; die Neustadt aber und namentlich die Vorstädte sind elegant gebaut. Die Zahl ansehnlicher Gebäude und öffentlicher Anstalten ist groß. Unter den 30 Kirchen verdient besonders die Marienkirche mit 47 Meter hohem Thurm aus dem 14. Jahrh. Beachtung. Ferner verdienen Erwähnung: das Rathhaus, die neuen Gerichtshöfe, die in vlämischem Stil erbaute Börse, die Kornbörse, das Gymnasium (High School), die Albert-Institution (mit Museum, Gemäldegallerie und Bibliothek), das große Krankenhaus, Irrenhaus, Waisenhaus, die Industrieschule für verwahrloste Kinder, das Theater und die Kinnaird-Konzerthalle. Am Hafen steht ein Triumphbogen zur Erinnerung an den Besuch der Königin 1844 und im öffentlichen Park ein Denkmal Barters, welcher den Park der Stadt schenkte. Der Hafen Dundee's ist geräumig und bietet alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten. Die seit 1815 gebauten Docks nehmen eine Wasserfläche von 13⅘ Hektar ein. D. ist wichtig als Hauptplatz der britischen Leinen- und Juteindustrie, welche hier 25,000 Menschen beschäftigt und im großartigsten Maßstabe betrieben wird. Wichtig sind außerdem der Schiffbau, Maschinenbau und Walfischfang. Zum Hafen gehörten 1872: 179 Schiffe (darunter 33 Dampfer)

mit 53,581 Tonnen Gehalt und 201 Fischerboote. Vom Ausland kamen 512 Schiffe von 193,629 Tonnen an, und 308 Schiffe von 93,705 Tonnen liefen dahin aus; im Küstenhandel liefen 791 Schiffe (182,189 Tonnen) ein, 440 (109,762 Tonnen) aus. Der Werth der vom Ausland eingeführten Produkte war 76,449,760 Mark, derjenige der ausgeführten heimischen Produkte dagegen nur 1,331,200 Mark. An Zöllen wurden 1,656,840 Mark gezahlt. Eingeführt werden hauptsächlich die der Lokalindustrie nöthigen Rohprodukte (unter anderen 2,594,016 Ctr. Jute, Flachs u. Hanf), dann Zucker, Getreide u. Holz.

Dundonald, Graf von, s. Cochrane.

Dunedin, Hauptstadt der Provinz Otago im südlichen Theil der Insel Neuseeland, am Hafen Otago gelegen, ist im letzten Jahrzehnt durch den Einfluß der in der Provinz liegenden Goldbergwerke blühend geworden und zählte 1871 bereits 14,857 Einw.

Dunen, s. v. w. Eiderdunen und Flaumfedern, s. Federn.

Dunfermline (spr. dönförmlin oder dönförlin), alte berühmte Stadt in der schott. Grafschaft Fife, auf einer Anhöhe gelegen, mit 15 Kirchen, Rathhaus, Markthalle, Arbeiterinstitut, den Ruinen eines Palastes (in welchem Karl I. geboren wurde und Karl II. 1650 den Covenant unterschrieb), einer großartigen, 1075 gestifteten Benediktinerabtei (mit Grabstätte von Robert Bruce) und (1871) 14,964 Einw. D. ist einer der Hauptsitze der britischen Leinenindustrie und liefert namentlich feines Tischzeug. Außerdem hat es Gerbereien, Seifensiedereien, Brauereien, Tabakfabriken und Ziegelbrennereien. Die Umgegend ist reich an Kohlen.

Dung, s. v. w. Dünger.

Dunganen (nach Wassiljew durch Umstellung der Vokale und Abschwächung des Anlauts entstanden aus Tangun, dem Singular von Tangut, der Bezeichnung des Gebiets um den Kokonor), die türkisch-tatarischen Bewohner des nordwestlichen China und der Dsungarei. Ihre Zahl wird von Palladius in den Nordprovinzen zu 3—4 Mill. angegeben, während man früher eine viel größere Anzahl angenommen hatte. Ihre Abstammung von den noch immer nicht ganz enträthselten Uiguren (s. d.) wird behauptet, jedoch auch widerstritten; ihre Religion ist der Islam, religiöse Innerlichkeit ist jedoch bei ihnen nicht zu finden. Von den Chinesen sind sie gänzlich verschieden; sie haben sich ihnen niemals genähert und sind, wie in der Religion, so auch in Sitten völlig von ihnen verschieden. Steuerdruck und andere belästigende Anforderungen riefen Erbitterung hervor, 1862 lehnten sich die D. auf. Im fruchtbaren Wei-Becken, in welchem Si-ngan, die Hauptstadt von Schensi, liegt, traten sie zuerst mordend und verheerend auf und machten die chinesisch-mandschurischen Ansiedelungen sowie das angrenzende Gebiet der Ordo-Mongolen zur Wüstenei; nur feste Mauern erwiesen sich als ein wirksamer Schutz. Von Schensi aus verbreitete sich der Aufstand rasch über den ganzen östlichen Theil der Provinz Kansu wie der Dsungarei; die Zahl und Stärke der Banden wuchs, die schlimmsten Elemente der chinesischen Bevölkerung schlossen sich ihnen an. Obwohl die Rebellenscharen von den Europäern, die sie zu Gesicht bekamen, als »ein feiges, mit Piken bewaffnetes Raubgesindel« geschildert wurden, so flößten sie doch der Bevölkerung wie den Behörden den größten Schrecken ein; letztere machten sogar aus Eigennutz nicht selten gemeinsame Sache mit ihnen und ließen sich bestimmen, in amtlichen Berichten die Gegend als durch die D. gar nicht gefährdet hinzustellen. 1862 wurde Urumtsi in der Dsungarei von den D. eingenommen und ihre Herrschaft im Kulturstrich zu beiden Seiten des Thianschan aufgerichtet. Im Ilithal wurde der Aufstandsversuch im Januar 1863 noch unterdrückt, aber 12. Okt. 1864 erfolgte die Einnahme der tatarischen Stadt Kultscha, die Tarantschi (aus dem Sechsstädtegebiet oder Altischahar übergesiedelte Ostturkestaner) schlossen sich den D. an; Ende Januar 1866 wurde sodann in die Mauer der chinesischen Veste Kultscha mittels einer Pulvermine Bresche gelegt, die Veste selbst aber von ihrem chinesischen Befehlshaber sammt Insassen in die Luft gesprengt. Eines gemeinsamen Ziels sind sich die aufständischen D. niemals bewußt geworden; aus dem Jahr 1865 haben wir zwar Kunde von einem Bündnis, das die D. des Ilithals mit denen in Urumtsi suchten, zu einer Verbindung kam es aber auch damals nicht. Ueberall ist der Aufstand aus örtlichen Ursachen entstanden und durchgeführt, und es fehlte so sehr an irgend welcher Organisation, daß noch 1871 eine Karawane von Chobdo in der westlichen Mongolei in südöstlicher Richtung ungefährdet den Kokonor erreichte. Erst 1870 ergriffen die Chinesen kräftigere Maßregeln; 1871 war Schensi von den D. befreit, eine größere Truppenmasse wurde unter dem General Tsotsuntan gegen Kansu aufgeboten. Dieser General vergeudete ein volles Jahr mit Einübung seiner Solonen oder tatarischen Militärkolonisten (Berufssoldaten, die von den Ming und der gegenwärtigen Mandschudynastie in den Grenzprovinzen angesiedelt sind) in neuen Schießwaffen; erst in der zweiten Hälfte des Jahrs 1872 ergriff er mit der inzwischen noch verstärkten Armee die Offensive, erlitt aber im September eine so bedeutende Niederlage, daß in den Seehandelsplätzen die Befürchtung rege wurde, ganz Nordchina werde von den D. wieder überschwemmt werden. Die Regierung beschloß wohl, die Armee des Generals Li, die in der Provinz Petscheli lagerte und aus 30,000 wohlgedrillten und gut bewaffneten Kerntruppen bestehen sollte, nach Kansu abzusenden; der Marschbefehl wurde aber wieder zurückgenommen, weil die Entfernung bis zum Kriegsschauplatz über 2200 Kilom. beträgt und an 200 Marschtage hierzu nöthig gewesen wären. Die Bewältigung des Aufstandes ist mithin nach wie vor den Besatzungstruppen der inneren Provinzen anvertraut, und diese gehören zu den schlechtesten ihrer Art. Ein Umschwung der Dinge wird sich daher nicht rasch vollziehen; so lange aber der von den D. genährte Aufstand nicht unterdrückt wird, ist der Westen China's für die nichts weniger als sicheren Mongolen und Jakub Beg von Kaschgar (s. Atalik Ghazi) offen, und der Aufstand der D. kann für die chinesische Regierung der Ausgangspunkt ganz neuer Verwickelungen werden. Die amtliche Peking Gazette vom 15. Dec. 1873 berichtete in ruhmrediger Weise, der letzte feste Punkt innerhalb der Chinesischen Mauer sei den D. entrissen; von Fortschritten außerhalb der Mauer in der Mongolei und Dsungarei meldete das Blatt bisher nichts. Vgl. Wassiljew, Die mohammedanische Bewegung in China (Petersb. 1867, in russischer Sprache); Palladius, Ueber die Mohammedaner in China und der Dsungarei (Bd. 4 der Arbeiten der russischen Mission zu Peking, Petersb. 1866, in russischer Sprache).

Dungannon (spr. döngännen), Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, etwa 6 Kilom.

vom Lough Neagh, am Abhang eines Hügels gebaut, mit (1871) 4119 Einw., hat 5 protestantische und eine kathol. Kirche, einen Gerichtshof, eine Markthalle, ein Krankenhaus und eine lateinische Schule, Fabrikation von Leinwand, Garn, Thonwaaren und feuerfesten Backsteinen. D. war einst Residenz der O'Neils, Könige von Ulster.

Dungarvan (spr. döngärw'n), Seestadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Waterford, an der Mündung des überbrückten Colligan in die Dungarvanbai, mit (1871) 6031 Einw., hat eine protestantische und eine kathol. Kirche, 3 Klöster, ein Krankenhaus, eine Markthalle, eine Dampfmühle und 2 Brauereien. Ausfuhr von Getreide, Butter und Vieh findet statt.

Dunin, Martin von, Erzbischof von Gnesen und Posen, geb. 11. Nov. 1774, wurde in der Jesuitenschule zu Rawa, auf dem Gymnasium zu Bromberg und im Collegium germanicum zu Rom gebildet, ward 1808 Kanonikus bei der Metropolitankirche zu Gnesen, 1824 Konsistorial- und Schulrath in Posen, 1831 Erzbischof. Als das Breve Pius' VIII. vom 25. März 1830, die gemischten Ehen betreffend, 1836 die Streitigkeiten mit dem Erzbischof Droste-Vischering hervorrief, richtete D. Januar 1837 an den Minister der geistlichen Angelegenheiten und dann an den König die Bitte, auch in seiner Erzdiöcese das päpstliche Breve veröffentlichen zu dürfen, ward jedoch abgewiesen. Kaum aber war die päpstliche Allokution vom 10. Dec. 1837 über die Wegführung des Erzbischofs von Köln ergangen, als D. in einem Hirtenbriefe vom 30. Jan. 1838 alle Pfarrer seiner Erzdiöcese aufforderte, bei Ehe-einsegnungen fortan nur nach den früheren päpstlichen Bestimmungen zu verfahren, und in einem zweiten Hirtenbriefe vom 27. Febr. jedem Geistlichen mit Amtsentsetzung drohte, welcher eine gemischte Ehe einsegnen würde, »ohne vorher von den Brautleuten das Versprechen erhalten zu haben, daß ihre Kinder in der katholischen Religion erzogen werden sollten, und ohne sich die Ueberzeugung verschafft zu haben, daß der katholische Theil der Hoffnung sei, den akatholischen zu seiner Kirche zurückzuführen«. Als die hierauf mit dem Erzbischof gepflogenen Unterhandlungen zu keinem friedlichen Resultat führten, erklärte ein Ministerialreskript den Erlaß der Hirtenbriefe für eine Ueberschreitung der erzbischöflichen Amtsgewalt und eröffnete gegen den Erzbischof einen Kriminalproceß. Eine friedliche Ausgleichung, die der König persönlich versuchte, kam nicht zu Stande, und so wurde D. 24. April vom Oberlandesgericht zu Posen zum Verlust seiner Würden und zu 6 Monaten Festungsstrafe verurtheilt. Der König erließ ihm die letztere unter der Bedingung, daß er ruhig in Berlin wohne, mit Beibehaltung seines vollen Gehalts. D. nahm zwar diese Begnadigung mit ihren Bedingungen an, entfernte sich jedoch 3. Okt. 1839 heimlich aus Berlin nach Posen und trat hier sogleich wieder als Erzbischof auf. Von neuem verhaftet und nach Kolberg abgeführt, blieb er daselbst in Haft bis zum August 1840, wo ihm Friedrich Wilhelm IV. gegen gewisse Erklärungen die Rückkehr in seine Diöcese gestattete. Kurze Zeit nachher wies D. den Klerus in zwei Hirtenbriefen an, von der Forderung der üblichen Versprechungen bei gemischten Ehen abzustehen und bei bereits eingegangenen gemischten Ehen nach dem Gemüthszustande des katholischen Ehegatten zu beurtheilen, ob ihm die Sakramente zu verweigern seien oder nicht. D. starb 26. Dec. 1842.

Dunit, s. v. w. Olivinfels.

Dunk., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Wilh. Dunker, geb. 1809 zu Eschwege, Professor der Mineralogie und Geognosie in Marburg; Paläontologie.

Dunkelarrest, Arrest in einem dunkeln Kerker, kommt heutzutage nur noch im Strafensystem der Militärstrafgesetzbücher vor (vgl. Strafe, militärische).

Dunkeld (spr. dönkeld oder dönkell), alter Marktflecken in der schott. Grafschaft Perth, links am Tay, in einem tiefen Thal, mit Ruine der 1318—1477 erbauten Kathedrale im Park des Herzogs von Athole nebst anderen alterthümlichen Gebäuden und (1871) 3233 Einw.; war von 1127—1688 Bischofssitz und soll einst Residenz der Piktenkönige gewesen sein. Südlich davon der aus Shakespeare's »Macbeth« bekannte Wald von Birnam.

Dunkellin (spr. dön-), Lord, ältester Sohn des Marquis von Clanricarde, liberales Unterhausmitglied für die irische Grafschaft Galway, geboren im Juli 1827, durch seine Mutter ein Enkel des berühmten Lords Canning, betrat die militärische Laufbahn, focht als Officier an der Alma, ward in den Trancheen von Sebastopol gefangen genommen und auf Befehl des Kaisers Nikolaus, bei welchem der Marquis von Clanricarde einige Jahre englischer Botschafter gewesen war, nach Petersburg gebracht. Er diente darauf in Indien als militärischer Sekretär bei seinem Oheim, dem Generalgouverneur Lord Canning, und nahm im Stabe des Generals Outram an der Expedition gegen Persien Antheil. Nachmals Mitglied des englischen Unterhauses, war D. Urheber des Amendements zu Klausel V der Russell'schen Reformbill, welches mit einer Mehrheit von 11 Stimmen durchging und so die Ursache wurde zum Rücktritt des Ministeriums Russell. D. starb 16. Aug. 1867 zu London.

Dunkelschlag (dunkle Hauung, dunkler Samenschlag), in der Forstwirtschaft die erste Lichtungsstufe im Samenschlagbetrieb. Man verfolgt hierbei den doppelten Zweck der Besamung durch den abfallenden Samen und des Schutzes der Jungwüchse gegen Dürre, Frost, Graswuchs. Je nach der Bodenbeschaffenheit, Lage und Holzart ist die Stellung des Dunkelschlags sehr verschieden. Im allgemeinen wird man auf kräftigem und frischem Boden, in kühleren (Nord- und Nordost-)Lagen die Schläge dunkler zu stellen haben als auf armem, trockenem Boden und in heißeren Lagen. Auf jenen werden sich die äußersten Zweigspitzen noch fast berühren dürfen. Buche und Weißtanne werden in dunkeln, die Eiche in viel lichteren Schlagstellungen erzogen. Kiefernsamenschläge werden ganz licht gestellt (pro Hektar 75—100 Stämme); bei dieser Holzart tritt der Schutzzweck in den Hintergrund (vgl. Samenschlag, Lichtschlag).

Dunkelstarre, derjenige durch längeres Verweilen im Dunkeln herbeigeführte Zustand der Pflanzen, in welchem die periodischen Bewegungen und die auf einen Reiz eintretenden sogen. Reizbewegungen gewisser Pflanzentheile unterbleiben (vgl. Pflanze).

Dunkerque (spr. dong- oder döngkerk), franz. Name von Dünkirchen.

Dunkirk (spr. dönnkörk), Stadt im nordamerikan. Staat New York, Grafschaft Chautauqua, am Eriesee und am Ende der New York-Erie-Eisenbahn, höchst malerisch gelegen, hat einen Hafen mit Leuchtthurm, mehrere Kirchen und Banken, eine Akademie und (1870) 5231 Einw. (darunter viele Deutsche). In D.

befinden sich die großen Maschinenwerkstätten der New York-Eriebahngesellschaft, die »Dunkirk Iron Works«; auch Leimfabriken, Branntweinbrennereien und mehrere Bierbrauereien sind vorhanden. Der Werth der Einfuhr betrug 1873: 49,620 Mark; Ausfuhr findet nicht statt.

Dunleary (spr. dönlehri), Ort, s. Kingstown.

Dunmail Raise (spr. dönnmehl rehs'), Paßhöhe zwischen den engl. Grafschaften Cumberland und Westmoreland, 220 Meter hoch, wo 945 der Sachsenkönig Edmund über den König Dunmail von Cumberland siegte.

Dunmore (spr. dönnmohr), Dorf in der irischen Grafschaft Waterford (Provinz Munster), westlich am Eingang in den Waterfordhafen (Mündung des Barrow), mit künstlichem Hafen und besuchten Seebädern.

Dunmore Head (spr. dönnmohr hedd), ein Vorgebirge der irischen Grafschaft Kerry (Provinz Munster), unter 15° 9′ westl. L. von Gr. und 52° 10′ nördl. Br., die westlichste Spitze Irlands. Zwischen D. und der südlich gelegenen Insel Valentia erstreckt sich die Dinglebai gegen O. ins Land.

Dunnet Head (spr. dönnet hedd), ein Vorgebirge der schott. Grafschaft Caithneß, am Pentland-Firth, die nördlichste Spitze Großbritanniens, unter 58° 40′ nördl. Br. und 3° 23′ westl. L. v. Gr.

Dunnottar-Castle (spr. dönnottar käßl), Schloß in der schott. Grafschaft Kincardine, 4 Kilom. von Stonehaven, auf isolirtem Felsen gelegen, wurde 1394 von Sir W. Keith, dem Ahnherrn des preußischen Generals gleichen Namens, erbaut und 1715 von den Engländern zerstört.

Dunois (spr. dünoa), franz. Landschaft im Herzogthum Orléans, bildet die Umgebung von Châteaudun und gehört jetzt zum Departement Eure-et-Loire.

Dunois und Longueville (spr. dünoa, long-gwil), Jean, Bastard von Orléans, Graf von, geb. 23. Nov. 1402 zu Paris, der natürliche Sohn des auf Veranstaltung des Herzogs Johann von Burgund 23. Nov. 1407 zu Paris ermordeten Herzogs Ludwig von Orléans, des zweiten Sohns des Königs Karl V. von seiner Geliebten Mariette d'Enghien, der Gattin des Ritters Albert de Cany, trat als Hauptmann und Kammerherr in die Dienste des Dauphins, der ihn mit zahlreichen Gütern in der Dauphiné beschenkte, kam 1422 als Geisel für den mit Karl VII. unterhandelnden Grafen Richmond an den Hof von Bretagne, wofür er auch vom König mit einer Menge von Herrschaften belehnt wurde, so daß er bald zu den reichsten Edelleuten Frankreichs gehörte. Er entsetzte 1427 das von den Engländern belagerte Montargis und vertheidigte bald darauf das ebenfalls belagerte Orléans so lange, bis 1429 die Jungfrau von Orléans zum Entsatz herbeizog. Nach der Schlacht von Patay, in der die Loirearmee Talbots vernichtet wurde (18. Juli 1429), säuberte er die von den Engländern überschwemmten Provinzen, bemächtigte sich 1433 der Stadt Chartres und half 1436 mit bei der Vertreibung der Engländer aus Paris. Für die seinem Halbbruder, dem Herzog von Orléans, zurückgegebenen Familiengüter mit der Grafschaft Dunois belehnt, nannte er sich fortan nach derselben. Von der Theilnahme an der »Praguerie«, einer Verschwörung des hohen Adels gegen das ihm zu mächtig werdende Königthum, welche 1440 gestiftet wurde, zog er sich bald zurück und erklärte sich für den König. 1442 vertrieb er den gefürchteten Talbot von Dieppe und ward dafür mit der Grafschaft Longueville belohnt. Als Befehlshaber der Normandie reinigte er 1448—50 diese Provinz und bis 1455 auch Guienne von den Engländern. Als Theilnehmer an der Ligue des Adels gegen Ludwig XI. wurde er 1464 aller seiner Würden und Güter beraubt, erhielt dieselben aber wieder in dem dem König abgezwungenen Friedensvertrag von Maur oder Conflans (29. Okt. 1465). Im Jahr 1466 ward er Präsident einer Kommission für Verbesserung der Rechtspflege und starb 24. Nov. 1468 zu Lay unweit Paris. Seine Nachkommen stiegen an Würde und Reichthümern, und schon sein Enkel, François II., wurde 1505 zum Herzog von Longueville (s. d.) erhoben. Karl IX. und Ludwig XIV. erklärten die D. zu Prinzen des königlichen Hauses, unterließen jedoch die gesetzliche Einregistrirung dieser Standeserhöhung. Seit Louis I. (gest. 1516) waren die D. auch souveräne Fürsten von Neuchâtel, und später kamen sie auch in den Besitz der Grafschaft Valengin.

Dunoon, Stadt in der schott. Grafschaft Argyle, am Firth of Clyde, mit zahlreichen Villen, sehr besuchten Seebädern, einer Genesungsanstalt und (1871) 3748 Einw.

Dunse (spr. dönns), Marktflecken in der schott. Grafschaft Berwick, nordöstlich von Greenlaw, an der Whiteadder in reichem Ackerland, mit 7 Kirchen, Fabriken für Tuch, Wollzeug, Papier, Leinwand, Bleichen und (1871) 2618 Einw. Dabei eine eisenhaltige und besonders bei Magenbeschwerden mit Erfolg gebrauchte Mineralquelle (Dunse Spa); nördlich von D. der 280 Meter hohe Berg Cockburn Law, dessen Spitze den Schiffern als Signal dient.

Duns Scotus, Johannes, wegen seiner scharfsinnigen Beweisführung Doctor subtilis genannt, berühmter Scholastiker, Gründer der sogen. skotistischen Schule, zwischen 1270 und 1275 in einem der drei britischen Reiche geboren, trat in den Franciskanerorden, ward Lehrer der Philosophie und Theologie um 1300 in Oxford, 1304 in Paris, später in Köln, wo er 1308 starb. Er hat sein System in durchgängigem Gegensatz gegen Thomas von Aquino ausgebildet und damit eine neue Entwickelung der mittelalterlichen Philosophie angebahnt, welche schon in seinem Schüler Wilhelm von Okkam (s. d.) aus dem Realismus in Nominalismus umschlug, nachdem zuvor D. eine vollständige Revolution in den religiösen und sittlichen Begriffen der Scholastik herbeigeführt hatte durch seine Lehre, daß nicht der Wille von der Vernunft, sondern diese von jenem abhängig sei, wie bei dem Menschen, so in Gott; daß nicht, was gut, Gott wolle, sondern, was als Wille Gottes sich kundgebe, uns unter dem Gesichtspunkte des Guten erscheine; daß alle Wissenschaft, auch die Ethik, Erfahrungswissenschaft, alle Erfahrung zufällig sei. Diese Grundsätze haben D. und seine Schüler im ständigen Kampf mit den Thomisten durch das ganze Gebiet der Dogmatik durchgeführt; der Streit spitzte sich zuletzt zu in der bekannten Kontroverse über die sündlose Empfängnis der Jungfrau Maria, unter deren Protektion D. seine ganze Lebensarbeit gestellt hatte. Seine Hauptwerke sind in dem sogen. »Opus oxoniense sive anglicanum« vereinigt; eine vollständige Ausgabe besorgte der Franciskaner Wadding (Leid. 1639, 12 Bde.).

Dunst, diejenige Form der Dämpfe, in der sie, mit feinen tropfbar flüssigen oder festen Theilchen gemengt, nicht mehr vollkommen durchsichtig sind. Nebel und Wolken sind solche Dünste, ebenso der sichtbare Dampf, welcher aus kochendem Wasser

aufsteigt (technisch Brieten). Der Durchmesser der Dunstbläschen oder Dunstkügelchen hängt von ihrer höhern oder niedern Temperatur ab. Bei älteren und auch bei einigen neueren Physikern ist D. s. v. w. kondensirbarer Dampf, und zwar im Gegensatz von Gas, als dem nicht kondensirbaren Dampf. Im Artilleriewesen nennt man D. den Wirkungskreis der entzündeten Ladung, innerhalb dessen brennbare Gegenstände verbrannt werden. Vgl. auch Schrot.

Dunstable (spr. dönnstäbl), alte Stadt in der engl. Grafschaft Bedford, am Fuß der Chilternhügel, mit (1871) 4558 Einw., Hauptsitz der englischen Strohflechterei; auch fein geschlämmte Kreide wird daselbst in großen Massen zubereitet. Der Ort steht wahrscheinlich auf der Stelle des Forum Dianae der Römer; in der Nähe finden sich noch seltsame Erdwerke.

Dunstan, St. (spr. dönnsten), Erzbischof von Canterbury, aus vornehmem engl. Geschlecht um 925 zu Glastonbury in der Grafschaft Somerset geboren, erregte als Mönch durch strengste Askese solches Aufsehen, daß König Edmund (940—946) ihn als Rathgeber an seinen Hof berief. Sein Einfluß wuchs noch unter dem folgenden König Edred; unter Edwin aber wurde er als ein zu strenger Sittenrichter nach Flandern vertrieben. Unter Edgar, seit 957 König, kehrte D. zurück und wurde Bischof von Worcester, 957 auch von London und 959 Erzbischof von Canterbury. Als solcher nahm er die Ordensregeln des heil. Benedikt wieder auf und führte mit Hülfe der Mönche eine strenge Reform der Kirche, namentlich auch den Priestercölibat durch, wie er überhaupt hochstrebend und herrschsüchtig gewesen sein soll. Jedenfalls aber war er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und arbeitete auch als Maler, Bildschnitzer und Erzgießer. Sein Gedächtnistag ist der 19. Mai, an welchem Tag er im Jahr 988 starb.

Dunstkreis, s. v. w. Atmosphäre.

Duo (lat.), zwei; auch (n.) Name eines Tonlieds für zwei obligate Instrumente (s. Duett).

Duodĕcim (lat.), zwölf, davon duodecimāl, was sich auf die Zahl 12 bezieht, insbesondere was nach je 12 gleichen Theilen gemessen wird. Daher Duodecimalmaß, Maß, bei welchem die Einheit in zwölf Theile, z. B. die Ruthe in 12 Fuß, der Fuß in 12 Zoll ꝛc., getheilt wird, jetzt meist durch das Decimalmaß verdrängt.

Duodecime (lat.), ein musikalisches Intervall von 12 diatonischen Tonstufen, also die von einem angenommenen Grundton um eine Oktave in die Höhe gerückte Quinte, z. B. g bis zum zweigestrichenen d. In harmonischer Beziehung sind D. und Quinte ganz gleich.

Duodecimōle, ein aus 12 Noten von gleichem Werth bestehende Figur, die entweder als eine Kombinirung von 4 Triolen oder 2 Sextolen angesehen und demgemäß accentuirt wird, oder nur als eine Verzierungsfigur erscheint, deren 12 Noten die Geltung von 8 Noten haben.

Duodĕcim tabulae (lat.), s. Zwölf Tafeln.

Duodēnum (lat.), der Zwölffingerdarm, s. Darm; Duodenitis, Entzündung desselben.

Duodēz, dasjenige Buchformat, bei welchem sich 24 Seiten auf dem ganzen Bogen oder 12 auf einer Seite desselben befinden. S. Buchdruckerkunst.

Duodi (franz., spr. dü-), im franz. republikanischen Kalender der zweite Tag jeder Dekade (s. d.).

Duodrama, s. Melodrama.

Duo si (oder quum) faciunt idem, non est idem (lat.), Sprichwort: wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe, d. h. die Handlungen haben nach ihren Urhebern verschiedenen Werth, sind je nach ihren Urhebern zu beurtheilen.

Dupanloup (spr. düpanglū), Félix Antoine Philibert, franz. Prälat, geb. 3. Jan. 1802 zu St. Félix in Savoyen, widmete sich dem geistlichen Beruf, wurde 1833 in Frankreich naturalisirt, erhielt 1841 eine Professur an der Sorbonne und wurde 9. Okt. 1849 zum Bischof von Orléans erhoben. Seitdem entwickelte er nach verschiedenen Seiten hin eine rastlose literarische, rednerische und kirchenpolitische Thätigkeit. Unter Ludwig Philipp stritt er für die Freiheit des Unterrichts, unter Napoleon III. für die Unabhängigkeit des Papstthums und gegen die liberalistische Presse. Unter seinen zahllosen Zeitungsartikeln, Hirtenbriefen, Broschüren und Büchern heben wir beispielsweise die durch die päpstliche Encyklika und den Syllabus vom 8. Dec. 1864 veranlaßte, mit großem Geschick und Talent abgefaßte Schrift »La convention du 15 sept. et l'Encyclique du 8 déc.« (34. Aufl., Par. 1865) hervor, eine Erklärung und Verherrlichung des päpstlichen Rundschreibens, welche eine sehr bedeutende Wirkung hervorrief. Nichtsdestoweniger gehörte D. auf dem vatikanischen Koncil zur Opposition und schied von Rom als Mitunterzeichner der Erklärung vom 16. Juli 1870. Nachdem aber Rom gesprochen hatte, unterwarf er sich dem Gebote der Nothwendigkeit und führt seitdem in der Presse wie in der Nationalversammlung wieder das erste Wort im Namen der Hierarchie und Kirche.

Dupaty (spr. dü-), 1) Charles Marguérite Jean Baptiste Mercier, franz. Strafrechtslehrer, geb. 9. Mai 1746 zu Rochelle, war seit 1767 Advokat und später Präsident beim Parlament zu Bordeaux, ward wegen einer Schrift, welche die Amtsführung des Herzogs von Aiguillon als Gouverneurs von Bretagne angriff, 1770 des Landes verwiesen, von Ludwig XVI. aber zurückgerufen und zum Präsidenten des Parlaments von Bordeaux ernannt. Neue, durch seine liberalen Grundsätze veranlaßte Kollisionen bewogen ihn jedoch bald zum Rücktritt; er lebte fortan zu Paris, wo er 17. Sept. 1788 starb. Seine »Réflexions historiques sur les lois criminelles« (Par. 1788) deckten die Verderblichkeit des geheimen Gerichtsverfahrens und die Mißverhältnisse der Strafen zu den Verbrechen auf. Anonym erschienen von ihm: »Lettres sur l'Italie en 1785« (Par. 1788, 2 Bde.; neue Ausg., Tours 1843; deutsch von G. Forster, Mainz 1789, 2 Bde., 2. Aufl. 1805).

2) Louis Charles Henri Mercier, franz. Bildhauer, Sohn des vorigen, geb. 29. Sept. 1771 zu Bordeaux, studirte die Rechtswissenschaft, wurde 1790 Advokat, folgte kurze Zeit nachher dem Aufruf des Nationalkonvents zu den Waffen und wurde sodann geographischer Zeichner im Departement Monterrible und später Lehrer an der Nationalschule zu Paris. Hier studirte er eine Zeitlang bei Vincent die Oelmalerei, widmete sich aber dann unter Lemots Leitung der Bildhauerkunst. Zu seiner Ausbildung verweilte er acht Jahre in Rom, ward 1816 Mitglied des Instituts zu Paris, 1825 Professor an der École des Beaux-Arts, adjungirter Konservator der Gallerie Luxembourg, starb zu Paris 12. Nov. 1825. Die namhaftesten seiner Werke sind: Perikles bei Anaxagoras; Venus Genetrix; der verwundete Philoktet; Kadmos, den Drachen tödtend; die sterbende Biblis; Ajas, vom Zorn des Neptun verfolgt (im Palais

royal); Orestes, von den Furien verfolgt, kolossale Gruppe; die Reiterstatue Ludwigs XIII., auf der Place royale zu Paris.

3) Louis Emanuel Félicité Charles Mercier, franz. Dramatiker, Bruder des vorigen, geb. 30. Juli 1775 zu Blanquefort in der Gironde, diente mit Auszeichnung in der Marine, ward dann beim Geniekorps angestellt, widmete sich aber nachher zu Paris ausschließlich dramatischen Arbeiten und schrieb namentlich eine Menge kleiner Lustspiele und Vaudevilles. Für sein bestes Stück gilt »La prison militaire«. Seine Oper »Les valets dans l'antichambre« zog ihm eine kurze Verbannung zu. Seit 1836 Mitglied der Akademie, starb er 30. Juli 1851 zu Paris. Ausgezeichnet ist das satirische Gedicht: »Les délateurs ou trois années du XIX. siècle« (Par. 1819), bemerkenswerth auch: »L'art poétique pour les jeunes personnes« (das. 1824).

Dupe (franz., f., oft unrichtig m., spr. dühp), der Betrogene, Uebertölpelte, Gefoppte, Gimpel; düpiren, betrügen, prellen, foppen; Düperie, Betrügerei, Fopperei, Schwindel.

Duperré (spr. dü-), Victor Guy, Baron, franz. Admiral, Pair und Minister, geb. 20. Febr. 1775 zu Rochelle, machte im Dienste der Handelsmarine 1791 eine Reise nach Indien, trat 1792 in die Kriegsmarine und nahm bis 1796 als Schiffsfähnrich an mehreren Gefechten theil. 1796 von den Engländern gefangen, ward er 1799 ausgewechselt, worauf er Transporte an den blokirten Küsten der Bretagne und in die französischen Kolonien begleitete. Bei Napoleons Rüstungen 1804 zur Landung in England ward D. Schiffsleutnant beim Marinestab, erhielt 1806 als Fregattenkapitän das Kommando der Sirene und brachte auf dieser 1808 Truppen nach Martinique. Zum Kapitän ernannt, kreuzte er 1809 mit der Fregatte Bellona im Indischen Meer und nahm außer mehreren Handelsschiffen vier englische Korvetten und eine portugiesische Fregatte. Im April 1810 lief er mit drei Schiffen von neuem aus, nahm zwei große Schiffe der Ostindischen Kompagnie, sprengte die Blokade von Isle de France, konnte aber die Kapitulation der Insel nicht verhindern. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ward er Baron, 1811 Kontreadmiral und Oberbefehlshaber der Flotte im Mittelländischen Meer und 1812 der französischen und italienischen Streitkräfte im Adriatischen Meer. Während der Hundert Tage schützte er als Seepräfekt Toulon vor den zu Marseille gelandeten englisch-sicilischen Truppen. Im Jahr 1818 übernahm er das Kommando der französischen Stationen in den Antillen, ward 1823 Kommandant des Cadiz belagernden Geschwaders und nahm 1830 an der Einnahme von Algier Antheil. Im August 1830 zum Pair und Admiral ernannt, ward er im Oktober d. J. Präsident der Admiralität und führte von 1834—36 das Marineportefeuille, das er auch im Ministerium Guizot 29. Okt. 1840 wieder übernahm, aber wegen Kränklichkeit bald abgab. Er starb 2. Nov. 1846 zu Paris.

Dupetit-Thouars (spr. düp'ti-tuâr), 1) Louis Marie Aubert, franz. Botaniker, geb. 5. Nov. 1758 im Schloß Boumois in Anjou, widmete sich zuerst dem Militärdienst, ging 1792 mit seinem Bruder Aristide nach Isle de France, Madagaskar und Bourbon, kehrte 1802 zurück und ward 1807 Direktor der Baumschule zu Roule. Er starb 12. Mai 1831. Von seinen Schriften nennen wir: »Histoire des végétaux recueillis dans les îles de France, de Bourbon et de Madagascar« (Par. 1804); »Histoire des végétaux recueillis dans les îles australes d'Afrique« (das. 1806); »Histoire particulière des plantes orchidées recueillies sur les trois îles australes d'Afrique, de France, de Bourbon et de Madagascar« (das. 1822) und »Mélanges de botanique et des voyages« (das. 1811). Auf seine pflanzenphysiologische Theorie beziehen sich vornehmlich die »Histoire d'un morceau de bois« (Par. 1805), desgleichen »Essais sur la végétation considérée dans le développement des bourgeons« (das. 1809). Außerdem verfaßte er auch einige Schriften über Pflanzenkultur und botanischen Unterricht, insbesondere den »Cours de phytologie ou de botanique générale« (Par. 1819—20).

2) Aristide Aubert, franz. Seefahrer, Bruder des vorigen, geb. 31. Aug. 1760 zu Boumois bei Saumur, erhielt seine Ausbildung in der Kriegsschule zu La Flèche und zu Paris, ward beim Ausbruch des Kriegs mit England 1778 Marinegardist und that sich unter anderem bei der Eroberung des Forts St. Louis am Senegal und der britischen Insel Grenada in Westindien so rühmlich hervor, daß er nach dem Frieden von 1783 zum Kommandanten des Kriegsschiffs Tarleton ernannt wurde. Um Lapeyrouse aufzusuchen, rüstete er auf eigenes Risiko ein Schiff aus, wurde aber von den Portugiesen gefangen und längere Zeit zu Lissabon eingekerkert. Wieder frei, ging er nach Nordamerika, machte zwei vergebliche Versuche, die Nordwestküste zu Lande zu erreichen, trat später wieder in französische Seedienste, kommandirte bei der Expedition nach Aegypten den Tonnant, ein Linienschiff von 80 Kanonen, und fiel in der Schlacht bei Abukir 1. Aug. 1798.

3) Abel, Sohn des vorigen, geb. 3. Aug. 1793, ward Juli 1841 Kontreadmiral, machte 1837—39 eine Reise um die Welt, unterwarf Tahiti der französischen Protektion, entsetzte 6. Nov. 1843 die Königin Pomare wegen Verletzung ihrer Verpflichtungen und ergriff sodann förmlichen Besitz von der Insel. Die Verhaftung und Verweisung des englischen Konsuls Pritchard, der die Eingebornen gegen ihn aufgewiegelt, veranlaßte seine Abberufung. Er schrieb: »Voyage autour du monde sur la frégate la Vénus« (Par. 1840—49, 11 Bde. mit 4 Abthlgn. Atlas). Er starb 1864.

Dupin (spr. düpäng), 1) André Marie Jean Jacques, namhafter franz. Rechtsgelehrter, geb. 1. Febr. 1783 zu Varzy (Departement Nièvre), ward schon 1802 Rechtsanwalt, 1806 Doktor der Rechte, 1810 Professor derselben und bei der ersten Restauration Mitglied eines Ausschusses zur Ordnung der Gesetze des Kaiserreichs. Im Jahr 1815 vertheidigte er den Marschall Ney, 1816 die wegen Lavalette's Entweichung angeklagten englischen Officiere Wilson, Bruce und Hutchinson, später die Generäle Alix, Savary, Gilly, Caulaincourt rc. Im Jahr 1827 trat er in die Deputirtenkammer ein, deren Mitglied er schon 1815, doch infolge seiner Opposition gegen Napoleon nur sehr kurze Zeit gewesen war. In den Julitagen bewies er wenig Muth und bekämpfte nach denselben vom Standpunkte des engherzigsten Spießbürgerthums aus jeden Aufschwung nationaler Begeisterung, so daß im Februar 1832 das Volk sein Haus stürmte. In seiner Schrift »La révolution de 1830« (Par. 1832) suchte er den legalen Charakter der Julirevolution nachzuweisen. Ein eifriger Gegner der Klubs, ward er unter Ludwig Philipp Mitglied des Ministerkonseils, Präsident

des königlichen Privatraths, Generalprokurator am Kassationshof und Großkreuz der Ehrenlegion sowie 1832 Mitglied der französischen Akademie. Später trat er in die Stellung einer gemäßigten Opposition. Unter dem Ministerium Périer wurde er Präsident der Kammer, welche Stelle er achtmal unter den verschiedenartigsten politischen Verhältnissen eingenommen hat. Am 24. Febr. 1848 hatte er als Präsident der Kammer eben darauf gedrungen, daß letztere die Regentschaft der Herzogin von Orléans proklamiren solle, als das Volk eindrang und die Deputirten verjagte. In der Konstituante war er Mitglied des Verfassungsausschusses und stimmte gegen das Zweikammersystem. Als Mitglied der Legislative regelmäßig zum Präsidenten gewählt, erlebte er in dieser Stellung abermals (2. Dec. 1851) die gewaltsame Auflösung der Versammlung. Am 2. Dec. 1851 nahm er infolge des Konfiskationsdekrets gegen die Familie Orléans seine Entlassung als Generalprokurator am Kassationshof und zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Im Jahr 1857 ging er indessen zu den Bonapartisten über, trat wieder in seine Stelle am Kassationshof ein und ward zum Senator ernannt. Er starb 10. Nov. 1865. Seine Tüchtigkeit als praktischer Jurist ist allgemein anerkannt. Seine namhaftesten Schriften sind: »**Précis historique de droit romain**« (Par. 1809 u. öfter); »**Dictionnaire des écrits modernes**« (das. 1812); »**Lois des communes**« (das. 1823); »**Les libertés de l'Église gallicane**« (das. 1824, neue Ausg. 1860); »**Notions élémentaires sur la justice, le droit et les lois**« (das. 1827); »**Révolution de Juillet**« (das. 1830); »**Caractère légal et politique du nouvel établissement**« (das. 1832); »**Manuel des droits d'Église**« (das. 1844); »**Mémoires**« (1855—61, 4 Bde.); »**Opuscules de jurisprudence**« (1851).

2) François Pierre Charles, Baron, franz. Staatsmann und Polytechniker, Bruder des vorigen, geb. 6. Okt. 1784 zu Varzy im Departement Nièvre, erhielt seine Bildung in der polytechnischen Schule zu Paris, diente 1803—1807 als Marineingenieur in Holland, Belgien, Italien und in der Provence, ging 1808 als Freiwilliger unter dem Admiral Ganteaume nach den Ionischen Inseln, wo er Sekretär der eben eingerichteten Akademie zu Korfu wurde, an welcher er Mechanik und Physik lehrte. 1811 zurückgekehrt, ward er Mitglied der Akademie und 1819 Professor am Konservatorium der Künste und Handwerke, 1824 zum Baron ernannt, 1827 in die Deputirtenkammer gewählt, wo er 1830 die Adresse der 221 unterzeichnete, 1832 Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, später deren Präsident, 1837 zum Pair erhoben, 1848 in die konstituirende und 1849 in die gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er mit der royalistischen Majorität stimmte. Er fungirte 1851 als französischer Bevollmächtigter bei der Industrieausstellung zu London. Im Januar 1852 zum Senator ernannt, gab er nach der Konfiskation der Orléans'schen Güter seine Stelle als Oberinspektor des Seegeniewesens auf. Er starb hochbetagt 18. Jan. 1873 zu Paris. Sein Hauptwerk sind die »**Voyages dans la Grande-Bretagne**« (Par. 1820—24, 6 Bde.; deutsch, Stuttg. 1825). Außerdem sind zu nennen: »**Développements de géométrie**« (Par. 1813); »**Discours et leçons sur l'industrie, le commerce etc.**« (das. 1825, 2 Bde.); »**Géométrie et mécanique des arts et métiers**« (das. 1825—27, 3 Bde., 2. Aufl. 1829; deutsch 1825—27, 3 Bde.); »**Le petit producteur français**« (das. 1827 ff., 7 Bde.); »**Forces commerciales et productives de la France**« (das. 1827, 2 Bde.); »**Force productive des nations depuis 1800 jusqu'à 1851**« (das. 1851, 4 Bde.).

3) Philippe, namhafter Advokat Frankreichs, der jüngste Bruder der beiden vorigen, geb. 7. Okt. 1795 in Varzy, that sich mit seinem ältesten Bruder als entschiedenster Gegner der Restauration hervor, ward aber nach der Julirevolution ein Freund der neuen Regierung und vertheidigte Ludwig Philipp gegen den Verdacht, um den Tod des Prinzen Condé gewußt zu haben. Er war öfter Mitglied der Deputirtenkammer und starb zu Pisa 14. Febr. 1846. Er war Mitarbeiter an den »**Annales du barreau français**«, worin einige seiner Gerichtsreden abgedruckt sind.

Duplessis (spr. düplessi), Josephe Siffrède, franz. Historien- und Porträtmaler, geb. 6. April 1725 zu Carpentras, bildete sich unter Imbert und dann in Rom und ließ sich nach einem längern Aufenthalt in Lyon zu Paris nieder, wo namentlich seine Porträts großen Beifall fanden. Er starb als Konservator des Museums in Versailles daselbst 1. April 1802.

Duplet (v. lat. duplum, n.), eine Kombination von zwei (wie Triplet von drei) Linsen zu einer Lupe (s. d.).

Duplex (lat.), doppelt; dupliciren, verdoppeln, in der Rechtssprache: die Duplik (s. d.) einreichen; Duplicität, Doppelheit, Doppelzüngigkeit.

Duplik (neulat., f.), im Proceß die zweite Vernehmlassung des Beklagten, also die Antwort auf die Replik; wie bei der Vernehmlassung auf die Klage (Exceptionssatz), besteht die (vollständige) D. aus zwei Theilen; in dem ersten erfolgt die Einlassung auf die klägerischen Repliken, in dem zweiten die Vorbringung selbständiger Dupliken, d. h. Anführung neuer Umstände, wodurch die Repliken entkräftet werden sollen. Solche eigentliche Dupliken kommen nur selten vor, daher in der Regel das Verfahren mit der D. schließt und nach mündlicher Schlußverhandlung Erkenntnis, und zwar regelmäßig auf Beweis der strittigen relevanten Parteibehauptungen, gegeben wird.

Duplikat (lat., n.), gleichlautende Abschrift oder zweite Ausfertigung einer Urkunde, z. B. eines Wechsels, einer Quittung u. dgl.; im Proceß müssen alle Schriftsätze mit einem D. (in duplo), behufs Mittheilung des letztern an die Gegenpartei, eingereicht werden. Duplikation, Verdoppelung. Duplikator, s. v. w. Multiplikator. Duplikatur, Verdoppelung, doppelte Lage, z. B. in der Anatomie von Häuten gebraucht, die aus zwei aufeinander liegenden Platten bestehen.

Dupliren (lat., doubliren), im militärischen Sinne die Zahl der nebeneinander stehenden Leute verdoppeln; beim Marsch nach einer Seite (Reihenmarsch), statt in 2, in 4 Gliedern marschiren, damit die Glieder nicht so dicht aufgeschlossen sind und bequemer ausschreiten können; letzteres in neueren Reglements meist eindoubliren genannt; ein Kap d., um dasselbe herumsegeln, so daß man es von beiden Seiten sieht; im Billardspiel den Ball des Gegners durch den Rückprall von der Bande machen.

Duplum (lat.), das Doppelte; Abschrift; etwas in duplo ausfertigen, mit einem Duplikat (s. d.).

Dupont (spr. düpóng), 1) Pierre Samuel D. de Nemours, franz. Oekonomist und Philanthrop, geb. 14. Dec. 1739 zu Paris, widmete sich nach gründlichen klassischen Studien der Nationalökonomie und wurde Anhänger der ökonomisch-philanthropischen Schule Quesnay's, welche die Landwirtschaft

als den nützlichsten Zweig der menschlichen Thätigkeit ansieht. D. trug außerordentlich viel dazu bei, die Lehren dieser Schule zu verbreiten. Er redigirte das »Journal de l'agriculture«, die »Éphémérides du citoyen« und schrieb »Physiocratie, ou constitution naturelle du gouvernement le plus avantageux au genre humaine, recueil de traités de Quesnay« (Par. 1768, 2 Bde.), ein Werk, in welchem die Formeln des Schöpfers der physiokratischen Schule klar dargelegt sind, und das dieser Schule den Namen gab. Bei der Regierung wegen seiner Thätigkeit mißliebig geworden, mußte er auswandern und kehrte erst nach Turgots Berufung zum Finanzminister nach Frankreich zurück. In untergeordneter Stellung dessen treuer Gehülfe, ward er beim Sturz desselben von den Geschäften entfernt und erst unter Calonne als Staatsrath wieder angestellt. Als Mitglied der Nationalversammlung gab er besonders bei finanziellen Fragen seine Stimme ab. Dann Herausgeber eines Blatts gemäßigter Richtung, ward er als Reaktionär verschrieen und entging nur durch den Sturz Robespierre's dem Schafott. Später Mitglied des Raths der Alten, mußte er als heftiger Gegner der demokratischen Partei in Nordamerika ein Asyl suchen und kehrte erst nach der Revolution vom 18. Brumaire nach Frankreich zurück, wo er das Direktorium mehrerer gemeinnützigen Anstalten, namentlich das der Bank der Handelskammer, übernahm. Im Jahr 1814 ward er zum Sekretär der provisorischen Regierung und dann von Ludwig XVIII. zum Staatsrath ernannt, begab sich aber bei Napoleons Rückkehr wieder nach Amerika und widmete sich hier mit seinen Söhnen der Leitung großer industriellen Unternehmungen am Delaware. Er starb allgemein geachtet 6. Aug. 1817 im Staat Delaware. Er schrieb »Philosophie de l'univers« (3. Aufl., Par. 1790). Die meisten in periodischen Schriften 2c. zerstreuten Abhandlungen erschienen gesammelt als »Opuscules morales et philosophiques retirées de différents journaux« (Par. 1805; einige davon im 2. Bd. der »Collection des principaux économistes«, das. 1846). Er gab »Oeuvres de Turgot« (Par. 1809, 9 Bde.) heraus.

2) **Pierre, Graf D. de l'Etang**, franz. General, geb. 14. Juli 1765 zu Chabanais, trat als Artillerist in die in holländischen Diensten stehende französische Legion, 1791 in die französische Armee, wo er Hauptmann und Adjutant des Generals Dillon in der Nordarmee wurde, rettete Dünkirchen vor dem Ueberfall Yorks, wofür er zum Brigadegeneral avancirte, und ward unter dem Direktorium Vorsteher des topographischen Kabinets und Direktor des Kriegsdepots. Durch den 18. Fructidor verlor er seine Aemter, wirkte aber schon beim Staatsstreich vom 18. Brumaire wieder mit, zeichnete sich in der Schlacht bei Marengo aus, drang als Gouverneur von Piemont Oktober 1800 in Toscana ein, errichtete hier eine provisorische Regierung und schlug die österreichische Uebermacht nach dem Uebergang über den Mincio bei Pozzolo. Im Jahr 1804 in den Grafenstand erhoben, ging er 1805 zur Armee nach Deutschland, wo er sich bei Ulm auszeichnete, nahm an dem Feldzug von 1806 gegen Preußen theil, wirkte Juni 1807 zum Sieg bei Friedland wesentlich mit und erhielt 1808 das Kommando einer Division in Spanien, mit welcher er schon siegend bis Cordova vorgedrungen war, als er 23. Juli 1808 vor dem spanischen Insurgentengeneral Castaños bei Baylen die Waffen strecken mußte, weshalb ihn Napoleon bis 1813 gefangen hielt. Nach der Rückkehr der Bourbons übernahm er 1814 das Kriegsministerium, sodann das Kommando der 22. Militärdivision, von welchem er nur während der Hundert Tage entfernt wurde. Von 1815—30 war er mit wenigen Unterbrechungen für das Departement Charente Mitglied der Deputirtenkammer. Seit 1835 in Ruhestand versetzt, starb er 16. Febr. 1838 zu Paris. Er schrieb unter anderem »Lettre sur l'Espagne en 1808« (Par. 1823), »Lettre sur la campagne en Autriche« (das. 1826).

3) **Jacques Charles D. de l'Eure**, franz. Deputirter, geb. 27. Febr. 1767 zu Neubourg in der Normandie, war anfangs Parlamentsadvokat in dieser Provinz, dann 1792 Maire seiner Gemeinde und während der Revolution und des Kaiserreichs öffentlicher Ankläger beim Kriminalgericht des Euredepartements, Mitglied des Raths der Fünfhundert, Präsident des Kriminalgerichts zu Evreux und seit 1811 Präsident des kaiserlichen Gerichtshofs zu Rouen. Während der Hundert Tage bekämpfte er als Vicepräsident der Repräsentantenkammer alle Versuche Napoleons zu Wiedererlangung seiner Gewalt und entwarf nach der Schlacht bei Waterloo die Protestation gegen alles, was die Verbündeten gegen die Unabhängigkeit Frankreichs unternehmen könnten. Vom Ministerium seiner Stelle als Mitglied des obersten Raths des Departements Eure entsetzt, ward er von demselben Departement 1817 zum Deputirten erwählt und saß als solcher stets auf der äußersten Linken. Im Jahr 1824 von einem Bezirk der Stadt Paris gewählt, widersetzte er sich Peyronnets Gesetzesvorschlag, welcher die Preßfreiheit sichern sollte, sie in der That aber nur beschränkte. Im Jahr 1830 ward er nach Ludwig Philipps Thronbesteigung Justizminister und Großsiegelbewahrer, trat aber schon nach 6 Monaten mit dem freisinnigen Theil des Ministeriums zurück. In der Deputirtenkammer, wo er stets zur Opposition gehörte, weshalb er von seinem Posten als Präsident des königlichen Gerichtshofs in Rouen entfernt ward, fungirte er mehrmals als Präsident. In der Sitzung vom 24. Febr. 1848 nahm D. den Präsidentenstuhl ein und beschwichtigte durch sein Ansehen bei dem eingedrungenen Volk den Tumult insoweit, daß es möglich war, eine provisorische Regierung zu ernennen, zu deren Präsidenten man ihn berief. Von Evreux und Paris in die Konstituante gewählt, nahm er noch an den Arbeiten dieser Versammlung theil, ward Anfang December 1848 in den provisorischen Staatsrath gewählt und unterzeichnete 1850 eine Petition für Nichtbeschränkung der Wahl, trat aber seitdem vom öffentlichen Schauplatz ab. Er starb 2. März 1855.

4) **Pierre**, franz. Dichter, Sänger des Socialismus und des Proletariats, geb. 23. April 1821 zu Lyon, erhielt eine streng religiöse, priesterliche Erziehung, gewann 1842 durch sein Gedicht »Les deux anges« den Preis der französischen Akademie und lebte seitdem in Paris, wo er sich durch seine Romanzen: »Les paysans et les paysannes«, »La musette«, »Le chien du berger«, »Les bœufs«, »Les Louis d'or«, »Le Dahlia bleu«, »La vache blanche« u. a., liebliche idyllische Schilderungen, bald einen Namen machte. Nach dem Ausbruch der Februarrevolution warf er sich in die Arme des Socialismus und gab nun eine ganze Reihe versificirter Pamphlete heraus: »Le chant des nations«, »Le chœur du vote«, »Le chant des ouvriers«, »Le chant

des soldats«, »Le chant des paysans«, »Le chant des transportés«, »Le chant des étudiants«, »Le chant du pain« u. a. Durch die Decemberereignisse 1851 kam er infolge seiner zur Schau getragenen socialistischen Gesinnungen in eine mißliche Lage. Nachdem er sich sechs Monate lang versteckt gehalten, wurde er entdeckt und zu siebenjähriger Verbannung nach Lambessa verurtheilt, indessen, bevor er noch dahin abgegangen war, begnadigt. Der Dichter hat sich seitdem nicht mehr mit Politik befaßt. Von seinen Gedichten sind noch zu nennen: »La fin de la Pologne« (1847); »La légende du Juif errant« (1855, neue Ausg. 1862); »Jean Guêtré« (1860); »Dix églogues« (1864). D. ist eine Ergänzung Bérangers, welcher ausschließlich das bürgerliche Lied pflegte, d. h. das Leben der Stadt (Paris) nach allen seinen Richtungen besang, während Duponts Muse die der ländlichen Bevölkerung ist und ihre Produkte insofern eher den Namen der eigentlichen »Volkslieder« verdienen. Er starb zu Paris 1870. Seine Gesänge, die er selbst mit Melodien versah, sind gesammelt erschienen in »Cahier de chansons«, »La muse populaire« (neue Ausg. 1871) und »Chants et Chansons« (Par. 1851—54). Eine andere Ausgabe unter dem Titel »Chants et poésies« erschien 1861 in 7. Auflage.

Dupont-White (spr. düpong-weit), Charles Brook, namhafter franz. Volkswirt und Publicist, geb. 1807 zu Rouen, widmete sich nach zurückgelegten Universitätsstudien neben seiner Berufsthätigkeit als Advokat und später als Generalsekretär im Justizministerium dem Studium volkswirtschaftlicher und socialer Fragen und errang sich in kurzer Zeit durch ebenso originelle wie fein stilisirte Schriften einen bedeutenden Namen unter den volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Schriftstellern des Tags in Frankreich. Wenn er sich gleich für einen Anhänger wirtschaftlicher Freiheit erklärte, zeigte er sich doch in vielen Fällen einer Intervention des Staats geneigt, wo andere bedeutende Geister das Individuum auf Selbsthülfe anweisen. Im Jahr 1870 ward D. zum Mitglied der Kommission für die Decentralisation ernannt. Der Krieg jedoch trieb ihn aufs neue ins Privatleben, aus dem er bis jetzt nicht wieder hervorgetreten ist. Außer vielfachen Artikeln in Journalen und Uebersetzungen aus englischen Werken, wie »Gouvernement représentatif« und »La Liberté« von Mill, schrieb er: »Essai sur les relations du travail avec le capital« (Par. 1846); »L'individu et l'état« (das. 1856), ein Werk, auf das sich vor allen anderen sein Ruf gründet. Unter seinen anderen Schriften ist erwähnenswerth: »Étude sur le suffrage universel« (das. 1870), worin er sich mit der Frage beschäftigt, ob das allgemeine Stimmrecht verträglich ist mit der Theilung der Gewalten, und worin er die Mittel aufsucht, demselben ein Gegengewicht zu schaffen.

Duport (spr. düpör), Jean Pierre, berühmter Cellist, geb. 27. Nov. 1741 in Paris, ein Schüler Bertauts daselbst, machte seit 1769 Kunstreisen in England und Spanien und wurde 1773 an die Hofkapelle zu Berlin berufen, wo er später auch Lehrer König Friedrich Wilhelms II. und Kammermusikintendant wurde. Er starb daselbst 31. Dec. 1818. Sein Spiel war durch technische Vollendung sowohl wie durch Adel des Tons und Vortrags berühmt; seine einst geschätzten Kompositionen (Doppelsonaten, Variationen für Cello 2c.) sind jetzt veraltet. — Nicht minder ausgezeichnet als Cellospieler war sein Bruder Jean Louis D., geb. 4. Okt. 1749, Solocellist in der Kapelle Napoleons I., gest. 7. Sept. 1819 als Professor am Pariser Konservatorium.

Duprat (spr. düpra), Pascal, franz. Publicist, geb. 1812 zu Hagetman im Departement Landes, ward 1839 Lehrer der Geschichte am Gymnasium zu Algier, kam 1844 nach Paris und schrieb als Socialrepublikaner für mehrere Journale dieser Richtung, namentlich für die »Réforme« und die »Revue indépendante«. Nach der Februarrevolution gründete er mit Lamennais das Journal »Le peuple constituant«, später die Wochenschrift »La politique du peuple«, die beide aber nur kurze Dauer hatten. Vom Departement Landes in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich daselbst zur Partei der gemäßigten Republikaner. Auf seinen Antrag wurde Paris 24. Juni 1848 in Belagerungszustand erklärt und Cavaignac mit diktatorischer Gewalt bekleidet. In der Folge in der Konstituante wie in der Legislative zur äußersten Linken gehörend, ward er in der Nacht des Staatsstreichs, 2. Dec. 1851, verhaftet, 1853 aus Frankreich verbannt und lebte seitdem in Brüssel, wo er eine literarische Revue unter dem Titel »La libre recherche« gründete. In Lausanne, wo er darauf eine Professur an der Akademie bekleidete, gründete er ebenfalls eine Zeitschrift, »L'Économiste«. Wiederholt vom Departement Landes als Kandidat für den Gesetzgebenden Körper aufgestellt, kam er 1871 in die französische Nationalversammlung und nahm hier seinen Platz auf der äußersten Linken, nachdem er einen Gesandtschaftsposten in Athen, welchen ihm die Regierung des 4. Sept. 1870 angetragen, ausgeschlagen hatte. Die Republik gab ihm Veranlassung zu einer neuen Wochenschrift, »Le peuple souverain«, deren Redaktion er indessen schon im Februar 1872 niederlegte. Von seinen Werken sind anzuführen: »Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale« (Par. 1845); »Timon et sa logique« (das. 1845); »Les Encyclopédistes, leurs travaux, leurs doctrines et leur influence« (Brüss. 1865); »La conspiration contre les petits États en Europe« (1867) und »Les révolutions« (1870).

Dupré (spr. dü-), 1) Jules, berühmter franz. Landschaftsmaler, geb. 1812 zu Nantes, folgte anfänglich dem Beruf seines Vaters, eines Porzellanfabrikanten, wandte sich aber dann der Landschaftsmalerei zu und debütirte zuerst 1831 im Pariser Salon mit fünf Landschaften. Er brachte seitdem sehr unregelmäßig fast nur französische Landschaften, doch von 1835—39 auch einige aus England zur Ausstellung. Nach langer Zwischenzeit sah man auf der Weltausstellung von 1867 von D. 12 Bilder. Er ist einer der Hauptvertreter des sogen. Paysage intime, d. h. der neuen Richtung der französischen Landschaftsmalerei, nicht die »schöne Ansicht« oder einen allgemeinen Idealismus zu pflegen, sondern jedem Stückchen Landschaft seine eigenthümliche Stimmung in Farbe, Luft und Licht abzugewinnen. Dies ist natürlich nicht mit dem nackten Naturalismus zu verwechseln, der neuerdings bei vielen Landschaftern das Scepter führt. D. namentlich war der Maler des Sonnenlichts, das er in meisterhafter Weise herniederleuchten ließ. Er erhielt 1833 und 1867 Medaillen zweiter Klasse. Sein Bruder Léon Victor D., geboren zu Limoges und Schüler von ihm, ist ebenfalls Landschaftsmaler.

2) Giovanni, berühmter ital. Bildhauer, geb. 1. März 1817 zu Siena, erlernte erst das Holzschneiden

von seinem Vater, widmete sich dann in Florenz auch der Bildhauerei mit solchem Erfolg, daß er 1840 an der Akademie, obwohl er sie aus Mangel an Mitteln nicht besucht hatte, einen Preis errang. Hierauf modellirte er den todten Abel, der seinen Ruhm begründete. Die Bronzefigur befindet sich im Palazzo Pitti. Für die Großfürstin Maria von Rußland modellirte er 1845 als Gegenstück den Kain; auch dieser wurde (1850) in Erz gegossen und im Palazzo Pitti aufgestellt. In den folgenden Jahren entstanden die Marmorfiguren Giotto und San Antonio für die Uffizien, und ein Pius II. für San Domenico in Siena. Damals sah D., auf einer Reise nach Neapel begriffen, in Rom das Monument Pius' VI. von Canova, das ihn für eine neue Kunstrichtung begeisterte, indem er fortan bestrebt war, für höhere Ideen die geeignete körperliche Form zu finden. Er that hiermit gleichzeitig einen Schritt zu erneutem Realismus, den er kurz vorher, durch eine Schrift Arcangelo's: »Ueber die Idealität in der Kunst«, angeregt, zu verlassen im Begriff gewesen war, sowie zu einer allegorischen Auffassung, die der Harmonie seiner Werke nicht gerade förderlich wurde. Gleichzeitig schloß er sich eng an Bartolini an. 1854 verfertigte er das Modell eines Untersatzes zu einer ägyptischen Porphyrvase. Bald darauf entstand seine Sappho, wie sie, mit zersprungener Leier an einem Felsen sitzend, hinbrütet; hier paßt der Vorwurf zu dem melancholischen Ausdruck, der Dupré's Werken dieser Zeit eigen zu sein pflegt. Um die nämliche Zeit ungefähr (1856) arbeitete der Künstler das Monument Wellingtons aus. Mehr genrehaft-dekorative Werke sind die müde Bacchantin (1858) sowie zwei Genien der gesunden und kranken Trauben. 1859 vollendete D. das große Grabdenkmal der Gräfin Ferrari Corbelli auf San Lorenzo zu Florenz. Architektur und Gesammtaufbau sind unharmonisch; an den allegorischen Figuren sind einzelne sorgfältige Naturstudien zu loben, die jedoch nicht mit der konventionellen Behandlung anderer Theile harmoniren. Ein weiteres größeres Werk aus dieser Zeit ist das Relief in der Lünette des Hauptportals von San Croce in Florenz, das den Triumph des Kreuzes darstellt. Historische Figuren aus allen Jahrhunderten des Christenthums sind hier um den in der Mitte liegenden Genius der Menschheit gruppirt. Auch hier Mangel an Handlung sowie Allegoriensucht. Zu den schönsten Werken Dupré's zählt seine Pietà, die er 1860—65 im Auftrag des Marchese Ruspoli für den Kirchhof der Misericordia in Siena vollendete. Im Jahr 1866 schuf D. noch einen erstandenen Christus, überlebensgroß, für einen Rundtempel des Herrn Filippi in Buti, ferner das Monument für den Astronomen Massotti im Camposanto von Pisa, einen Sarkophag mit der darauf liegenden Figur der Astronomie. Dupré's größtes und bedeutendstes Werk ist aber das 1872 enthüllte Monument Cavours in Turin. Zehn allegorische Kolossalfiguren umgeben das Postament, auf dem Cavour, Italia erhebend, steht. An den meist nackten allegorischen Figuren sind ernstes Naturstudium und Streben nach monumentaler Würde zu bemerken; nur stören auch hier einige Härten der Komposition und die unharmonische Verquickung von Realismus und Allegorie. Außerdem gingen aus Dupré's Hand eine große Anzahl von Porträtbüsten und Genrefiguren hervor. Träumerische Melancholie, die hier und da in Starrheit des Ausdrucks übergeht, kennzeichnet die Mehrzahl seiner Werke; der Künstler hat vielfach die menschliche Figur zu sehr als bloße allegorische Trägerin abstrakter, philosophischer, politischer oder religiöser Ideen behandelt, anstatt die Aufgabe der Kunst in der Darstellung menschlicher Schönheit und menschlichen Charakters selbst vor allem zu suchen. Da er zugleich ein energischer Vorläufer des modernen Formenrealismus ist, so stehen bei ihm oft Einzelform und Gesammtidee nicht in Harmonie zu einander. Dennoch ist er einer der ersten Bildhauer Italiens, und seine Werke zeichnen sich durch monumentalen Ernst aus, der vielen Schöpfungen neuerer Richtung abgeht. Seine Tochter **Amalia** ist ebenfalls eine tüchtige Bildhauerin.

Duprez (spr. düpré), **Gilbert Louis**, einer der namhaftesten Tenoristen unseres Jahrhunderts, geb. 6. Dec. 1806 zu Paris, ward auf dem dortigen Konservatorium und darauf im Musikinstitut Chorons gebildet, sang seit 1828 auf italienischen Bühnen und trat von 1837—49 zu Paris mit dem rauschendsten Beifall auf. Seine Hauptrolle war Arnold in Rossini's »Wilhelm Tell«. Seine Stimme hatte ebenso hinreißende Gewalt wie erstaunlichen Umfang und gehorchte willig allen Affekten. 1849 trat er von der Bühne zurück. D. ist zugleich einer der gesuchtesten Pariser Gesanglehrer; er wirkte 1842—50 als Professor am Konservatorium und steht seitdem einer privaten Gesangsbildungsanstalt vor. Er gab 1846 eine große Gesangschule: »L'art du chant«, heraus und hat sich in späterer Zeit auch als Komponist versucht, doch ohne sonderlichen Erfolg. Unter seinen Stücken finden sich die Opern »Chute des feuilles«, »Joneita«, eine »Jeanne d'Arc« (1865) und ein Oratorium, »Le jugement dernier« (1868).— Seine Tochter **Karoline D.**, geb. 1832 zu Florenz, seit 1856 mit dem Musiker van den Heuvel vermählt, trat 1850 zu Paris als dramatische Sängerin auf und fand besonders seit 1852 in der Opéra-Comique großen Beifall. Später ging sie zum Théâtre lyrique, 1860 zur Grand Opéra über. Sie starb zu Pau 17. April 1875.

Dupuy de Lôme (spr. düpüi d'lohm), **Stanislas Charles Henri Laurent**, franz. Ingenieur, geb. 15. Okt. 1816 in Ploemeur bei Lorient, trat 1835 in die polytechnische Schule und widmete sich dem Marineingenieurwesen. 1842 von der Regierung nach England geschickt, um dort den Bau eiserner Schiffe zu studiren, berichtete er über seine Erfahrungen in dem »Mémoire sur la construction des bâtiments en fer« (Par. 1844), und nach seiner Angabe ward das erste französische Schiff dieser Art in Toulon erbaut. Lange Zeit war er mit der Inspektion der Dampfschiffe in Toulon beauftragt, 1853 wurde er Ingenieur erster Klasse und 1857 ins Marineministerium berufen. Als Regierungskommissär vertrat er seit 1860 die Verwaltung der Marine im Corps legislatif, und in der Folge ward er Generalinspektor der Marine. D. hat große Verdienste um die Entwickelung der französischen Flotte; er baute 1848—52 das erste große Schraubenlinienschiff, den Napoleon, der sich durch große Schnelligkeit auszeichnete und das Modell für mehrere andere Dampfer wurde. Diese Schiffe gaben 1854 der französischen Flotte ein bedeutendes Uebergewicht über die englische. Er wandelte ferner die alten Kriegssegelschiffe in moderne Dampfer um und schuf 1859 in der Gloire das erste Panzerschiff, von dessen Erscheinen eine neue Epoche in der Marine datirt. Er reorganisirte die Werkstätten und

Schiffswerften in Marseille und konstruirte für die Compagnie des Messageries impériales eine neue Form von Paketbooten. 1870 war er Mitglied des Komité's für die Vertheidigung der Festungen, und während der Belagerung von Paris beschäftigte er sich mit der Konstruktion eines lenkbaren Luftballons. Die Regierung eröffnete ihm zur Ausführung dieses Ballons einen Kredit von 40,000 Franken; aber die schwierigen Verhältnisse verzögerten die Vollendung bis nach der Kapitulation, und die ersten Versuche mit dem Ballon wurden erst 1872 angestellt.

Dupuytren (spr. düpüiträng), Guillaume, Baron, berühmter franz. Wundarzt, geb. 6. Okt. 1777 zu Pierre-Buffière im Departement Obervienne, studirte seit 1789 in Paris Medicin und Chemie und ward 1795 Prosektor der École de santé, welche Stellung ihn zu einem gründlichen Studium der pathologischen Anatomie veranlaßte. Im Jahr 1801 wurde er Chef des travaux anatomiques, 1803 Chirurgien adjoint am Hôtel-Dieu und 1812 Professor der Chirurgie an der medicinischen Fakultät, sowie Chirurgien en chef am Hôtel-Dieu in Paris. Er war in allen Zweigen seiner Kunst gleich groß, hatte einen bewunderungswürdigen Scharfblick, eine sichere Hand, eine unerschütterliche Kaltblütigkeit und als klinischer Lehrer einen ausgezeichneten Vortrag. Er erfand mehrere Operationsmethoden und Instrumente und bereicherte auch die pathologische Anatomie durch eigene Untersuchungen. Er war erster Leibchirurg der Könige Ludwig XVIII. und Karl X., Inspecteur général der Universität, Mitglied des Conseil de salubrité ꝛc. Dabei beschäftigte ihn die ausgebreitetste Praxis, eine ambulatorische Klinik, wie sie kein Arzt in Paris besessen hat. Er starb 8. Febr. 1835. Seine Vorlesungen sind erschienen unter dem Titel »Traité théorétique et pratique des blessures par armes de guerre« (Par. 1834, 2 Bde.; deutsch von Kalisch, Berl. 1835); Sanson und Bégin gaben Dupuytrens »Allgemeine operative Chirurgie« im ersten Bande der »Médecine opératoire« (Par. 1822—24; deutsch von Hiller, Dresd. 1824) heraus. Außerdem erschienen von D.: »Leçons orales de clinique chirurgicale faites à l'Hôtel-Dieu de Paris« (Par. 1831—33, 4 Bde.; 2. Aufl. 1840, 6 Bde.; deutsch von Flies, Quedlinb. 1840—46, 4 Bde.; von Weyland, das. 1832—34); »Mémoire sur une manière nouvelle de pratiquer l'opération de la taille« (Par. 1836; deutsch von Reichmeister, Leipz. 1837). Vgl. Vidal de Cassis, Essai historique sur D. (Par. 1835); Cruveilhier, Vie de D. (das. 1841).

Duquesne (spr. dükähn), Abraham, Marquis, franz. Seeheld, geb. 1610 zu Dieppe, zeichnete sich 1637—43 im Kriege gegen Spanien mehrfach aus, trat dann in schwedische Dienste, wo er zum Viceadmiral befördert wurde, schlug als solcher 1643 die dänische Flotte bei Gothenburg und zwang nach einer Reihe von Niederlagen, die er der vereinigten dänischen und holländischen Flotte beibrachte, Dänemark 1645 zum Frieden von Brömsebro. Darauf nach Frankreich zurückgekehrt, brachte er aus eigenen Mitteln ein Geschwader gegen die zur Unterstützung des rebellischen Bordeaux herbeieilenden Spanier zusammen und zwang die Stadt zur Unterwerfung. In den Feldzügen Ludwigs XIV. gegen Holland von 1672 und 1673 focht er mit Glück gegen Ruyter und Tromp im Kanal und in den niederländischen Gewässern, unterstützte die Insurgenten in Messina, kämpfte mit geringen Streitkräften ein Jahr lang gegen die vereinigte Macht Spaniens und Hollands und schlug die feindliche Flotte endlich 1676 an der Küste von Catania gänzlich, worauf Frankreich von Sicilien Besitz nahm. Ludwig XIV. erhob D. zum Marquis, berief ihn in den Marinerath und verfügte, daß D. bei Aufhebung des Edikts von Nantes von der Verbannung der Protestanten ausgenommen sein solle. Von 1681—83 züchtigte D. die Raubstaaten Tripolis und Algier und demüthigte Genua. Er starb zu Paris 2. Febr. 1688. Vgl. Jal, A. D. et la marine de son temps (Par. 1872).

Duquesnel (spr. dükänell), Amédée, franz. Schriftsteller, geb. 1802 in Lorient, Bibliothekar von St. Malo, hat sich auf dichterischem wie auf geschichtlichem und literarischem Gebiet bewegt. Jenem gehören an: »Chants français« (1823), »Napoléon au mont Tabor« (1825), »Éliza de Rhodes« (1841, 2 Bde.); dem letztgenannten seine »Histoire des lettres; Cours de littérature« (vergleichende Literaturgeschichte, 1836—44, 7 Bde.; 2. Ausg. 1845) sowie die Schrift: »Du travail intellectuel en France de 1815 à 1837« (1839).

Du Quesnoy (spr. dü kånoa), François, ausgezeichneter belg. Bildhauer, vielleicht der edelste und maßvollste seiner Zeit, geb. 1594 in Brüssel, führte unter Leitung seines Vaters schon in jungen Jahren mehrere Bildsäulen in Marmor aus, unter anderen die Statue der Gerechtigkeit am großen Portal der Justizkanzlei zu Brüssel und zwei Engel an der Façade der Jesuskirche, und setzte dann seine Studien in Italien fort. In Rom kopirte er mehrere berühmte antike Bildwerke, wie den Laokoon, Antinous, und lieferte auch eigene Kompositionen, unter anderen eine lebensgroße Statue der Venus mit Amor. Namentlich gelangen ihm naive Kinderfiguren mit dem vollen Ausdruck kindlichen Charakters. Außer zahlreichen Modellen in Thon und Wachs sind von seinen früheren Arbeiten in Marmor noch ein kleiner Amor, zwei Basreliefs: die profane Liebe, der göttlichen den Mund verschließend, und eine Gruppe sich mit Ziegen balgender Kinder, und ein drittes Basrelief, welches den betrunkenen Silen darstellt, dem die Nymphe das Gesicht mit Maulbeeren beschmiert, nach Virgils Ekloge, hervorzuheben. Größere Werke Du Quesnoy's sind die besonders wegen ihrer Innigkeit gerühmte heil. Susanne in der Lorettokirche zu Rom und der heil. Andreas sowie eine Apollo und Merkur überlebensgroß darstellende Gruppe. Im Jahr 1642 ward D. vom König von Frankreich zum Hofbildhauer ernannt. Auf einer Reise zu Livorno erkrankt, starb er daselbst 12. Juli 1646, wie man vermuthet, von seinem eigenen Bruder vergiftet. Dieser, Jérôme D., geb. 1612, war ebenfalls ein guter Bildhauer, lieferte unter anderem ein schönes Mausoleum in der Kathedrale zu Gent, ward aber, der Sodomiterei überwiesen, 24. Okt. 1654 lebendig verbrannt.

Dur (vom lat. durus, »hart«, franz. Mode majeur), musikal. Ausdruck, der zur Bezeichnung derjenigen unserer Tonarten (s. d.) gebraucht wird, welche als charakteristisches Hauptkennzeichen die große Terz hat.

Durābel (lat.), dauerhaft; Durabilität, Dauerhaftigkeit.

Dura mater (lat.), die harte Hirnhaut (s. Gehirn).

Durāmen (lat., n.), s. v. w. Kernholz (s. Holz).

Duran, Augustin, einflußreicher span. Kritiker, gegen Ende des 18. Jahrh. zu Madrid geboren, bildete sich seit 1801 in dem Seminar von Bergara, vollendete zu Sevilla 1817 seine philosophischen und

juristischen Studien und ward Advokat, kehrte aber zu seinen humanistischen Studien zurück und trieb Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Nationalökonomie und französische Literatur. Eine Stelle bei der Generaldirektion der Studien, die er 1821 erhalten, verlor er nach der Restauration 1823 wieder, ward 1834 Sekretär der Inspektion über die Druckereien und den Buchhandel des Königreichs, dann Oberbibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Madrid, infolge der Septemberrevolution von 1840 suspendirt, 1843 aber in seinen Posten wieder eingesetzt. Er starb zu Madrid 1. Dec. 1862, nachdem er 1854 zum Direktor der Bibliothek ernannt worden war, aber diese Stelle schon nach einem Jahr wieder niedergelegt hatte. Durans Schriften wurden in der neuesten Entwickelungsgeschichte der spanischen Nationalliteratur epochemachend. Sein anonym erschienener »Discurso sobre el influjo que ha tenido la critica moderna en la decadencia del teatro antiguo etc.« (Madr. 1828) sowie sein »Romancero general« (das. 1828—32, 5 Bde.), dessen zweite Ausgabe (das. 1849—51, 2 Bde.; auch Bd. 10 und 16 der »Biblioteca de autores españoles«) als ein neues Werk zu betrachten ist, und seine Sammlung altspanischer Komödien, die »Talia española« (Thl. 1—3, das. 1834), die er mit einer Auswahl von Tirso de Molina's Komödien eröffnete, haben wesentlich zur Weckung des Nationalgefühls und der Liebe zur volksthümlichen Poesie beigetragen. Auch durch größere Aufsätze in Journalen sowie durch die Einleitung zu den »Sainetes« des Ramon de la Cruz (Madr. 1843) bewies sich D. als Kenner der altspanischen Bühne. Daneben erwarb er sich auch einen Namen durch eigene Dichtungen, unter denen besonders das in der Dichtersprache des 15. Jahrh. abgefaßte Märchen »Las tres toronjas del vergel de amor« (Madr. 1856) Hervorhebung verdient.

Durance (spr. dürangs), Nebenfluß des Rhône in Frankreich, entspringt am Westabhang der Kottischen Alpen, am Mont Genèvre, östlich von Briançon in einer Höhe von 1300 Meter, ist wegen ihres starken Gefälles und des vielen Gerölles, das sie mit sich führt, nicht schiffbar und mündet nach einem Laufe von mehr als 300 Kilom. unterhalb Avignon. Ihr sehr veränderlicher Unterlauf richtet häufig große Ueberschwemmungen an und entzieht bedeutende Strecken Landes der Kultur. Ihre Nebenflüsse sind links: die Ubaye (vom Col Longet), welche das hübsche Thal von Barcelonette durchströmt, rechts der reißende Calavon (vom Luregebirge).

Durand (spr. dürang), Asher Brown, einer der namhaftesten nordamerikan. Maler der Gegenwart, geb. 21. Aug. 1796 zu Jefferson im Staat New York, wurde Direktor der dortigen Zeichenakademie. Er lieferte besonders treffliche Landschaften. In Europa wurde er durch sein schönes Bild: In den Wäldern, auf der Pariser Ausstellung von 1867 bekannt.

Durándi, Jacopo, ital. Dichter, geb. 25. Juli 1737 zu Sant' Agata in der Provinz Vercelli, starb zu Turin als Präsident der sardinischen Rechnungskammer 28. Okt. 1817. Seinen »Opere dramatiche« (Tur. 1766, 4 Bde.) schließen sich seine »Idillj e discorso intorno ai genj della poesia e del canto« (das. 1808) an. Von seinen dramatischen Arbeiten ist »Armida« (Tur. 1770, neue Aufl. 1805) von Anfossi und von Haydn und »Annibale in Torino« (1771) von Paisiello in Musik gesetzt worden. Außerdem machte sich D. auch als Historiker bekannt.

Durándo, Giacomo, ital. General und Staatsmann, geb. 1807 zu Mondovi in Piemont, studirte in Turin die Rechte und wandte sich der Advokatur zu. Mit Anfossi, Brofferio u. a. Theilnehmer an einem politischen Komplott, flüchtete er 1831 nach der Schweiz, dann durch Frankreich nach Belgien. Hier trat er nebst seinem Bruder Giovanni in die Fremdenlegion des Achille Murat ein, kämpfte seit 1832 in Portugal gegen Dom Miguel mit großer Auszeichnung und ging nebst seinem Bruder 1835 nach Spanien, um gegen die Karlisten zu fechten. Zum Oberst aufgerückt, blieb er bis 1843 auf der Pyrenäischen Halbinsel und begab sich darauf wieder nach Frankreich. Als eine Frucht seiner historischen Studien und politischen Beobachtungen veröffentlichte er die Schrift: »De la réunion de la péninsule ibérique par une alliance entre les dynasties d'Espagne et de Portugal« (Marseille 1844). Als er bald darauf nach Piemont zurückkehrte, wurde ihm von der Polizei Mondovi als Aufenthaltsort angewiesen. Dort verfaßte er die Schrift: »Della nazionalità italiana« (Par. 1846), die den Gedanken einer einheitlichen Gestaltung Italiens unter einem konstitutionellen Regiment so anschaulich darlegte, daß sie in allen Kreisen Eingang fand und in wenigen Wochen sieben Auflagen erlebte. Dem Verfasser, der sich zur Herausgabe nach Paris begeben hatte, verschloß dieselbe freilich fürs erste den heimatlichen Boden. Erst beim Beginn der italienischen Bewegung 1847 kehrte D. nach Piemont zurück, ward Mitarbeiter an dem neu gegründeten Journal »L'Opinione« und überreichte mit drei anderen Journalisten, Cavour, Santa Rosa und Brofferio, dem König Albert das Gesuch um eine Konstitution. 1848 vertauschte er die Feder mit dem Schwert und erhielt als Generalleutnant die Führung der Freiwilligenkorps im Norden der Lombardei. Er befand sich in der Schlacht von Novara als Adjutant an der Seite des Königs Karl Albert. Seit Victor Emanuels Regierungsantritt hielt D. treu zu der nationalen Partei, schloß sich an Cavour an und übernahm, als Lamarmora mit dem piemontesischen Hülfskorps nach der Krim zog, 31. Mai 1855 das Kriegsministerium, mußte indeß nach Beendigung des Feldzugs Lamarmora wieder Platz machen. Seit 1856 sardinischer Gesandter in Konstantinopel, wußte er die Pforte 1861 zu einem vortheilhaften Vertrag mit Italien zu bewegen, welcher zugleich die Anerkennung des Königreichs in sich schloß. Im Kabinet Ratazzi (vom März bis December 1862) verwaltete er das auswärtige Ministerium, ohne sich in dieser Stellung besonders hervorzuthun. Seit 1860 Senator des Königreichs, wurde er 1861 zum General der Armee ernannt. Im Feldzug von 1866, bei dessen Beginn er sehr auf eine Kriegführung im Sinn des preußischen Generalstabs drang, ohne bei Lamarmora mehr als Graf Usedom mit seinem berühmten Brief auszurichten, war D. Führer des 1. Armeekorps, welches bei Custozza den linken Flügel bildete. Er starb 27. Mai 1869 in Florenz.

Durándus, Guilielmus, gelehrter Scholastiker, wegen seiner Gewandtheit, schwierige Aufgaben zu lösen, Doctor resolutissimus genannt, zu St. Pourçain in der Diöcese Clermont geboren, trat in den Dominikanerorden, wurde 1326 Bischof von Meaux, 1327 von Puy en Velay und starb 1333. D. war anfangs ein Anhänger, später ein Gegner des Thomas von Aquino und bezeichnet die Scholastik auf ihrem Uebergang vom Realismus zum Nominalismus.

Duraner (Durani), der größte, tapferste und gebildetste der vier Hauptstämme der Afghanen, hieß früher Abdali, erhielt aber den Namen D. durch Achmed d. Gr., den Begründer der afghanischen Macht (1747). Seit 1809 ist die Herrschaft der D. in Afghanistan durch die der Barakzi verdrängt. Sie bewohnen, kaum 800,000 Köpfe stark, den Nordwesten des Landes und theilen sich in die zwei großen Zweige der Zirak und Pandschpah, von denen die ersteren in vier, die letzteren in fünf Stämme zerfallen. Vgl. Afghanistan.

Durango, Bundesstaat von Mejiko, der südwestliche Theil der ehemaligen Intendantschaft D. (Nueva Biscaya), welche auch den jetzigen Staat Chihuahua und einen Theil von Cohahuila umfaßte, grenzt östlich an Cohahuila, südöstlich an Zacatecas, südwestlich an Jalisco, westlich an Sinaloa und nördlich an Chihuahua und hat 110,070 QKilom. (1999 QM.) Flächengehalt mit (1869) 185,077 Einw. Das Land gehört dem nördlichen Theil der Hochebene von Anahuac an, die bei der Stadt D. noch über 2000 Meter hoch ist und von der Centralkette der mejikanischen Andes (Sierra Madre), die hier nicht mehr bis zur Schneelinie aufsteigt und keine Vulkane enthält, in der Richtung von SO. nach SW. durchzogen wird. Westlich von ihr steigt aus der Hochebene isolirt das vulkanische Gebirge Cerro de la Breña auf. Die von niederen Bergzügen durchschnittenen Hochebenen zur Seite der Sierra Madre sind im ganzen gut bewässert und eignen sich zur Viehzucht wie zum Ackerbau. Die nordöstlichste Region gehört bereits der Wüste (Bolson de Mapimi) an. Der reiche Metallgehalt der Berge wird nur wenig ausgebeutet. Die Hauptminenreviere sind die von Gavilanes, Guarisamey und San Dimas im W., von Durango und Guanavesi, El Oro, Cuencamé und Mapimi im O. der Kordillere. Nahe der Stadt D. liegt der Cerro del Mercado, der ganz aus Magneteisen besteht, das jetzt ebenfalls abgebaut wird. Große Flüsse hat der Staat nicht; die bedeutenderen sind: Rio Nasas im NO., Rio Culiacan im NW., Rio del Tunal im S. des Landes. Das Klima ist gesund; die Winter sind kalt, Schnee und Eis auf der Hochebene nichts Seltenes; im Sommer sind Luft und Land sehr trocken, Regen fällt nur in der vom Juni bis September dauernden Regenzeit. Die Bevölkerung besteht zum großen Theil aus unvermischten Nachkommen von Einwanderern aus den gewerbthätigsten Provinzen des Mutterlands (Biscaya, Navarra, Katalonien), die sich viel weniger mit Indianern gemischt haben als im südlichen Mejiko. Indianer wohnen in manchen Dörfern beisammen; andere schwärmen, von der Jagd lebend, umher, und aus den benachbarten Ländern machen sie feindliche Einbrüche sogar bis in diese Gegend. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Viehzucht; Pferde, Maulthiere, Rindvieh und besonders Schafe werden in Menge nach den südlicheren Staaten ausgeführt. Bodenfrüchte (Mais, Weizen, Hülsenfrüchte, welche gut gedeihen) baut man nur zum eigenen Bedarf; bedeutend dagegen sind die Maguaypflanzungen behufs der Destillation von Branntwein (Mejical) und die Baumwollpflanzungen am Rio Nasas, von denen die Fabriken von San Luis Potosi und Zacatecas großentheils ihren Bedarf erhalten. Größere Manufakturen und Fabriken hat D. nicht, dagegen ist der Handel nicht unbedeutend; die große Straße von Mejiko über Queretaro, Guanajuato und Zacatecas nach dem Norden führt durch D. — Die Hauptstadt D. (oder Guadiana, neuerdings auch Ciudad de Victoria genannt), 1928 Meter ü. M., auf einer wasserarmen, wenig angebauten Hochebene gelegen, wurde schon 1559 als Militärposten gegründet, verdankt aber ihr Aufblühen erst der Entdeckung der reichen Silbergruben von Guarisamey. Sie hat eine Kathedrale, mehrere andere Kirchen u. Klöster, ein ehemaliges Jesuitenkollegium, eine Münze, Tabakfabrikation und andere industrielle Anlagen und 14,000 Einw. S. Karte »Mejiko«.

Durango, Städtchen in der span. Provinz Biscaya, südöstlich von Bilbao, am Fluß D. (einem Nebenfluß der Nerva), in einem weiten, fruchtbaren Thal am Fuß schroffer Felsenberge freundlich gelegen und von Mauern umgeben, hat 4 Kirchen und 3000 Einw., die gute Degenklingen verfertigen. D. war früher der Sitz einer Grafschaft.

Durante, Francesco, einer der größten Kirchenkomponisten aller Zeiten und nebst Leonardo Leo der Stifter der sogen. neapolitanischen Schule, zugleich auch als Musiklehrer bedeutend, geb. 15. März 1684 (nach anderen 1693) zu Fratta maggiore bei Neapel, erhielt seine erste musikalische Bildung in letzterer Stadt am Konservatorium San Onofrio, wo er besonders Alessandro Scarlatti's Unterricht genoß. Später studirte er fünf Jahre lang zu Rom bei Pasquino die Kunst des Gesanges und bei Pittone den Kontrapunkt und ward um 1718 als Kapellmeister und Oberaufseher am Konservatorium dei Poveri di Gesù Cristo angestellt, welche Stelle er bis zur Aufhebung der Anstalt (1740) bekleidete. Daß er hierauf einige Jahre in Deutschland gewesen sei, wie behauptet wird, ist nicht erwiesen. Im Jahr 1743, nach Leo's Tod, wurde er zum Kapellmeister am Konservatorium San Onofrio in Neapel ernannt und starb daselbst 13. Aug. 1755. Durante's Kompositionen gehören nur der Kirche und der Kammer an (für das Theater schrieb er nichts) und bestehen aus zahlreichen Oratorien, Kantaten 2c., die meist für vier obligate Stimmen geschrieben sind und sich durch die damals unbegreiflich erscheinende Kunst des konzertirenden Stils und wohlthuende Gesangsbildung auszeichnen. Seine zahlreichen Schüler, unter denen sich die berühmten Namen Vinci, Pergolese, Duni, Terradeglias, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Jomelli, Paisiello u. a. befinden, machen mit ihm, Leo und Gaetano Greco jene glanzvolle neapolitanische Schule aus, welche die Musik des 18. Jahrh. beherrschte. Von seinen selten gewordenen Kompositionen besitzt das Pariser Konservatorium die vollständigste Sammlung.

Durante causa durat effectus (lat.), so lange die Ursache dauert, dauert die Wirkung.

Durante lite (lat.), während der Rechtshandel noch anhängig, unentschieden ist.

Durante matrimonio (lat.), während der Ehe, so lange die Ehe dauert.

Duranti, Durante, Graf, ital. Dichter und Redner, geb. 1718 zu Brescia, studirte zu Bologna, widmete sich mit Erfolg der lateinischen und italienischen Poesie und erwarb sich dadurch eine Stelle am sardinischen Hof; er starb zu Palazzolo 24. Nov. 1780. Seine Gedichte, die sich durch Geist und Geschmack auszeichnen, erschienen unter dem Titel »Rime del conte Durante D.« (Brescia 1755). Er schrieb auch zwei Tragödien: »Virginia« (Brescia 1764) und »Attilius Regulus« (Tur. 1771), und mehrere Reden.

Durantis, Wilhelmus, gewöhnlich Speculator genannt, berühmter franz. Rechtsgelehrter, 1237

zu Puimisson in Languedoc geboren, studirte zu Bologna, ward Lehrer des kanonischen Rechts in Modena, unter den Päpsten Nikolaus III. und Martin IV. mit den höchsten Aemtern und kirchlichen Würden bekleidet, 1285 zum Bischof von Mende in Languedoc und 1295 zum Statthalter der Mark Ancona ernannt. Er starb 1296 zu Rom. Sein Hauptwerk ist »Speculum judiciale« (letzte Ausg. Frankf. 1668 u. Lyon 1678), noch jetzt wegen der darin niedergelegten praktischen Erfahrungen im Gebiete des gesammten Rechts wichtig.

Duras (spr. düräs), Städtchen im franz. Departement Lot-et-Garonne, Arrondissement Marmande, auf einem Hügel über dem Thal des Dropt, mit alten Befestigungen, einem Schloß mit hohem Thurm und (1872) 1667 Einw.

Duration (lat.), Verhärtung.

Durazno, s. Uruguay.

Durazzo (von den Türken Drasch, von den Albanesen Durresi genannt), Seestadt in Türkisch-Albanien (Vilajet Uschkodra), auf einem Vorgebirge des Adriatischen Meers, in herrlicher, aber fiebererzeugender Gegend, Sitz eines katholischen Bischofs, mit verfallenen Mauern und 9—10,000 Einw. Bemerkenswerth sind der mit Kanonen besetzte Quai, die 240 Meter lange Brücke über den Küstensumpf, welcher die Luft verpestet, und die Ruinen einer byzantinischen Citadelle. Der Hafen, obschon versandet, ist dennoch der belebteste und wichtigste von Mittelalbanien. Ausfuhrartikel sind: Blutegel, Feldfrüchte, Felle und Leder, Nutzholz, Oel und Tabak. Die Stadt, jetzt nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Macht und Größe, hieß im Alterthum ursprünglich Epidamnos und war eine Kolonie der Korinther und Korkyräer, die 625 v. Chr. unter Führung des Herakliden Phaleos angelegt wurde und durch ihren politischen Parteikampf die Veranlassung zum Peloponnesischen Kriege gab. Unter den Römern, welche am Ende des 4. Jahrh. v. Chr. die Stadt gegen die andrängenden Illyrier in Schutz nahmen, wurde der alte Name der Stadt wegen seines Anklangs an das ominöse damnum (»Schaden«) in Dyrrhachium, nach der Halbinsel, worauf die Stadt lag, verwandelt. Zwischen ihr und dem 150 Kilom. entfernt gegenüber liegenden Brundusium fand die Hauptverbindung Griechenlands mit Italien statt, und der Ort erhielt dadurch bald große Bedeutung und lebhaften Verkehr. Bekannt ist D. namentlich wegen der langen Kämpfe zwischen Cäsar und Pompejus 48 v. Chr., welche zu Gunsten des letztern ausliefen. Seine höchste Blüte erreichte D., als es zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Hauptstadt der Provinz Epirus nova wurde. Unter dem griechischen Kaiser Michael Dukas wurde D. als ein Herzogthum dem Nikephoros Bryennios übergeben, welcher von hier aus oft die benachbarten Slawen angriff und endlich auch dem Kaiser den Gehorsam aufkündigte, ohne sich jedoch behaupten zu können. Im Jahr 1081 wurde D. von Robert Guiscard belagert und endlich nach dessen hier erfochtenem Sieg über den byzantinischen Kaiser Alexios 18. Okt. durch Verrath eines Venetianers 16. Jan. 1082 eingenommen. Nach Roberts Tod kam D. wieder unter byzantinische Herrschaft; 1108 ward es von Bohemund erobert, 1185 von König Wilhelm dem Guten von Sicilien genommen, aber dann wieder an die Griechen abgetreten. Bei der Theilung des byzantinischen Reichs überließ man 1205 die Stadt an Venedig, dem sie die Epiroten wieder entrissen. Durch ein Erdbeben 1273 gänzlich zerstört, aber bald wieder aufgebaut, kam sie 1313 als Herzogthum an Philipp von Tarent, dann durch Heirath an Navarra. Im Jahr 1502 wurde die Stadt von den Türken unter Mohammed Bey erobert, und seitdem ist sie unter türkischer Herrschaft geblieben. Alte Münzen von D. zeigen, wie die ihrer Mutterstadt Korkyra, eine Kuh mit säugendem Kalb.

D'Urban (Port Natal), Hafenstadt der brit. Kolonie Victoria in Südostafrika, liegt am Nordrande der Bai von Natal, deren Eingang durch einen Molo vor Versandung gesichert ist. Die Bai, am Weihnachtstag 1497 von Vasco da Gama entdeckt, ist der einzige Hafen auf langer, durch Klippen und Sandbänke gefährlicher Küstenstrecke, aber für große Schiffe nicht gut zugänglich. Lange blieb dieser Hafenplatz sammt dem terrassenförmig nach dem Innern ansteigenden, fruchtbaren, von Kaffernstämmen bewohnten Hinterland unbeachtet. Eine holländische Kolonie, 1719 angelegt, ging bald wieder ein. Nicht glücklicher war 1828 ein Kolonisationsversuch des britischen Leutnants Farewell. Ebensowenig gedieh die 1830 von Hauptmann Gardiner gegründete Republik Victoria, deren Hauptort D. genannt wurde. Erst als holländische Auswanderer aus der Kapkolonie 1835 herbeikamen und das Innere des Landes besetzten, schlug sich die britische Regierung selbst ins Mittel, theils weil sie nun den Werth des Landes erkannte, theils weil sie die Bauern von der Seeküste entfernt halten wollte. Im Jahr 1842 landeten die Engländer, und D. entwickelte sich nun in gleichem Maß mit den Fortschritten der 1856 von der Kapkolonie getrennten Kolonie Natal. Es zählt gegenwärtig etwas über 5000 Einw. (darunter ein Drittel Kaffern) und liefert Kaffee, Zucker, Baumwolle, Elfenbein, Straußenfedern und andere afrikanische Produkte im Werth von 3 Mill. Mark in den Handel.

Durbensee, Landsee im russ. Gouvernement Kurland, Kreis Goldingen, ist tief, fischreich, zum Theil von fruchtbarem Ackerland, zum Theil von Eichenwäldern umgeben. An seinem Ufer liegt der Marktflecken Durben, mit einer evangelischen Kirche und einem alten Schloß, welches noch aus der Zeit der Deutschen Ritter stammt, und etwa 1500 Einw.

Durchdringlichkeit, die Eigenschaft der Körper, andere Körper (z. B. das Wasser und Gase) in sich eindringen und durch sich hindurchgelangen zu lassen. Vgl. Porosität, Kapillarität, Diffusion.

Durchfall, s. v. w. Diarrhöe.

Durchforstung, in der Waldwirtschaft jene wichtige Bestandserziehungsmaßregel, durch welche die in Jungbeständen sehr große Stammzahl allmählich vermindert und dadurch den Baumindividuen die Ausbildung eines größern Wurzel- und Blattvermögens ermöglicht wird. Die stufenweise Herausnahme der unterdrückten und nachwüchsigen Stämme beginnt mit vollendeter Bestandsreinigung, d. h. nach vollzogener Scheidung der herrschenden von den zurückbleibenden Stämmen, und endigt erst im höhern Bestandsalter, wenn der Bestandskampf seinen Abschluß gefunden hat und der ganze Bestand aus gleichwüchsigen Stämmen besteht. Oberstes Gesetz der Durchforstungslehre ist häufige Wiederkehr der D. und stete Erhaltung des Kronenschlusses und einer mäßigen Wipfelspannung. Das Maß der D. ist nach der Holzart und dem Standort verschieden. In günstigen Lagen, auf gutem Boden mit energischem Zuwachs durchforstet man stärker, auf armem Boden schwächer. Die Eiche fordert starke D.; bei der Buche und Tanne, auch Fichte, ist mäßig in den Bestand

einzugreifen. Die Kiefernbestände, namentlich auf dem ärmern Flachlandsboden, müssen sehr vorsichtig durchforstet werden. Handelt es sich in gemischten Beständen bei der D. wesentlich um die Hinwegnahme vorwüchsiger Mischholzarten (Birke, Aspe, Hainbuche, Erle, auch Kiefer), so bezeichnet man die Maßregel als Aushieb oder Läuterung. Wird behufs Herstellung einer Bodenschutzkultur eine starke D. vorgenommen, so geht dieselbe in den Lichtungshieb über.

Durchfuhrhandel, s. v. w. Transitohandel.

Durchfuhrzölle, s. Zölle.

Durchgang, in der Astronomie: D. eines Sterns durch den Mittagskreis, s. Kulmination; D. des Merkur und der Venus durch die Sonne, s. Planeten. In der Musik nennt man D. den Fortschritt eines Hauptkons zum andern durch zunächst liegende, nicht zur Grundharmonie gehörende höhere oder tiefere Töne, vermittels welcher jene Haupttöne enger mit einander verbunden und melodisch fließender gemacht werden. Fallen diese Durchgangstöne auf den schlechten Takttheil, so nennt man den D. einen regelmäßigen; fallen sie auf den guten oder schweren Takttheil, so heißt der D. ein unregelmäßiger, und die Harmonien fremder Noten selbst erhalten dann den Namen Wechselnoten, weil sie mit den harmonischen Hauptnoten gewissermaßen die Stelle gewechselt haben. Um nicht das Gehör durch eine Dissonanz zu stören, müssen die durchgehenden Noten rasch vorübergehen und dürfen daher in langsamem Zeitmaß nicht über ein Achtel, in geschwindem nicht über ein Viertel werth sein.

Durchkomponirt, in der Vokalmusik Bezeichnung eines Tonstücks, dessen einzelne Verse nicht nach einer Melodie gesungen werden, sondern strophenweise mit einer ihrem besondern Inhalt entsprechenden Melodie versehen sind.

Durchlaß (Dohle), schmaler, zur Durchführung kleiner Wasserläufe oder periodisch sich ansammelnder Wassermassen durch Dämme von Straßen oder Eisenbahnen dienender Kanal. Durchlässe dieser Art sind entweder gemauerte und in diesem Fall sogen. offene, d. h. nicht abgedeckte, Plattendurchlässe (Deckeldohlen), d. h. mittels Steinplatten abgedeckte, und gewölbte, d. h. durch Gewölbe geschlossene Durchlässe, oder Röhrendurchlässe, d. h. massive oder zusammengesetzte Röhren von gebranntem Thon, Gußeisen, Steingut oder Holz. Die offenen Durchlässe bestehen bei ganz geringen Wassermengen oft nur in kleinen, mit Steinen lose ausgestellten Gräben (Rieseldohlen); unter den geschlossenen Durchlässen sind die gemauerten die dauerhaftesten, da die aus künstlichen Steinen hergestellten der Verwitterung, die gußeisernen der Oxydation und die hölzernen, wenn sie nicht stets unter Wasser liegen, der Fäulnis ausgesetzt sind. Die Plattendurchlässe erhalten eine Durchflußöffnung von 30—100 Centim. Weite, bei größeren Wassermengen deren zwei und mehr (Zwillings-, Drillingsdurchlässe). Bei Lichtweiten von 1 Meter und darüber werden die Durchlässe mittels Hau-, Bruch- oder Backsteinen überwölbt. An den Einläufen der Seitengräben werden die Durchlässe mit Einlaufschachten, sogen. Fallkesseln, und diese zur Vermeidung von Verstopfungen mit unter die Sohle der Durchlässe reichenden Schlammfängen versehen. Röhrendurchlässe finden nur bei geringen Wassermengen und bei beschränkter Bauzeit Anwendung, bestehen im einfachsten Fall aus einer oder mehreren Drainröhren von 10—35 Centim. Durchmesser und 30—35 Centim. Länge, welche durch 9—12 Centim. lange Muffen verbunden werden, aus halbrunden Kanalziegeln oder Portlandcementröhren von 30—50 Centim. lichter Weite, 4 Centim. Wandstärke und 40—50 Centim. Länge, welche mit abwechselnden Stoßfugen so in Mörtel gelegt werden, daß sie innen eine cylindrische Röhre bilden. Gußeiserne Röhren erhalten Durchmesser von 20—70 Centim., Wandstärken von 2—3 Centim. und Längen von 1—4 Meter, werden durch Muffen verbunden und mittels Eisenkitts gedichtet. Sämmtliche, besonders die Röhrendurchlässe, erfordern, besonders unter höheren Dämmen und bei unzuverlässigem Baugrund, eine sorgfältige Fundation und bei Anwendung von Gewölben eine wasserdichte Abdeckung mittels 2—3 Centim. starker Cementdecke, welcher man bisweilen noch eine in hydraulischem Mörtel verlegte doppelte Ziegelplattschicht u. eine ca. 1 Centim. starke Asphaltschicht hinzufügt. — D. oder Durchlaßmaschine bei Schiffbrücken, s. Feldbrücken.

Durchlaucht (Durchlauchtig, lat. serenus, serenissimus), Titel fürstlicher Personen bis zum Rang eines Großherzogs hinauf, ward zuerst 1375 von Kaiser Karl IV. den Kurfürsten, 1664 auch anderen Fürsten verliehen, und zwar zuerst den würtembergischen, während die anderen Durchlauchtig Hochgeboren blieben. Als später der Titel D. immer allgemeiner wurde, erhielten die weltlichen Kurfürsten sowie die geistlichen, wenn sie fürstlicher Herkunft waren, und die Erzherzöge von Oesterreich das Prädikat Durchlauchtigst. Nach Beschluß vom 14. Mai 1712 gaben sich die alten Fürsten unter einander ebenfalls das Prädikat Durchlauchtigst; bezüglich der neuen reichsfürstlichen Häuser aber verabredeten sie unter dem 4. Dec. 1746, denselben auch das Prädikat Durchlauchtig oder Durchlauchtig Hochgeboren zugestehen zu wollen, wenn diese auch ferner ihnen das Durchlauchtigst geben und in der Unterschrift Dienstwilligster zeichnen würden. Durch einen Beschluß der Bundesversammlung vom 18. Aug. 1825 wurde auch den vormals reichsständischen, jetzt standesherrlich untergeordneten Fürsten das Prädikat D. ertheilt. Zwar sollte nach dem Bundesbeschluß vom 12. März 1829 nur den Häuptern der mittelbar gewordenen, vormals reichsständischen fürstlichen Familien dieses Prädikat zukommen; doch ist dasselbe auch den bloß erbländischen, nicht zum Reichsfürstenstand gehörenden Fürsten Hardenberg, Putbus, Pückler, Wrede u. a. beigelegt worden, weshalb die regierenden Herzöge seit 1844 den Titel »Hoheit« annahmen. Durchlauchtigst (Serenissima) nannten sich auch sonst die Republiken Venedig, Genua und Polen sowie der Deutsche Bund.

Durchlauf, s. v. w. Diarrhöe.

Durchmarsch, s. Durchzugsrecht.

Durchmesser (Diameter), bei krummlinigen Figuren eine gerade Linie, welche alle parallelen Sehnen derselben halbirt. Daher ist D. des Kreises eine durch den Mittelpunkt gehende, nach zwei Seiten bis zum Umfang fortgesetzte gerade Linie. Sie verhält sich ihrer Größe nach zum Umkreis wie 1:3,141592653... (Zahl π), oder wie 100:314. D. der Parabel ist jede in derselben parallel zur Axe gezogene gerade Linie; D. der Ellipse jede durch den Durchschnitt beider Axen gehende und zu beiden Seiten in der Ellipse endigende gerade Linie; D. der Hyperbel die Verbindungslinie der Scheitel sowie die durch den Mittelpunkt der Verbindungslinie und parallel mit der durch den Scheitel gezogenen Tangente laufende gerade Linie, welche beide

zusammengehörige D. heißen; D. der Kugel, die durch den Mittelpunkt der Kugel gehende und zu beiden Seiten in der Oberfläche endigende gerade Linie. Scheinbarer D. einer Kugel, heißt derjenige Winkel, den zwei von den Endpunkten ihres Durchmessers nach dem Auge eines in bestimmter Entfernung stehenden Beobachters gezogene gerade Linien mit einander bilden. D. der Schwere ist die durch den Schwerpunkt eines Körpers gehende und zu beiden Seiten in den gegenüber stehenden Flächen sich endigende gerade Linie.

Durchpausen, s. Aufpausen.

Durchscheinend, s. Durchsichtigkeit.

Durchschnitt, die Stelle, wo zwei oder mehrere geometrische Größen sich schneiden. Linien schneiden sich in Punkten (Durchschnittspunkte), Flächen in Linien (Durchschnittslinien), Körper in Flächen (Durchschnittsflächen). Auch ist D. s. v. w. Profil.

Durchschnitt (Durchstoß), s. v. w. Lochmaschine.

Durchschnittsrechnung, Rechnung, durch die aus verschiedenen Angaben über einen und denselben Gegenstand das arithmetische Mittel gefunden wird. Die D. begreift hauptsächlich drei Fälle: 1) wenn aus verschiedenen Werthen zusammensetzbarer oder mischbarer Dinge der Werth gesucht werden soll, den die wirklich vorgenommene oder bloß gedachte Mischung hat, ein Theil der Alligationsrechnung (s. d.); 2) wenn aus den Preisen, die eine Sache zu verschiedenen Zeiten hatte, der Durchschnittswerth derselben bestimmt werden soll; 3) wenn die mittlere Verfallzeit von mehreren zu verschiedenen Zeiten zahlbaren Kapitalien (besonders Wechseln) zu suchen ist, also eine Durchschnittsverfallzeit, zu welcher (ohne Nachtheil der Gläubiger oder Schuldner) die Zahlung auf einmal geleistet werden kann. Dieser letzte Fall wird gewöhnlich unter der Terminrechnung (s. d.) abgehandelt.

Durchschuß, s. Buchdruckerkunst, S. 905.

Durchsichtigkeit, die Eigenschaft der Körper, dem auf sie fallenden Lichte den Durchgang zu gestatten, findet bei verschiedenen Körpern in sehr verschiedenem Grade und in allmählicher Abstufung statt. Es gibt weder absolut undurchsichtige Körper, noch solche, welche allen auf ihre Oberfläche fallenden Lichtstrahlen ohne irgend eine Schwächung den freien Durchgang gestatten. Körper, die in großen Massen ganz undurchsichtig sind, gewinnen doch in sehr dünnen Schichten einen gewissen Grad von D. (z. B. Gold als Blattgold); dagegen verlieren andere, welche in kleinen Schichten höchst durchsichtig sind, bei größerer Dicke oder Tiefe alle bemerkbare D. So würde auch die Atmosphäre, wenn sie die mittlere Dichtigkeit, welche sie an der Oberfläche der Erde hat, durchweg behielte, bei 976,000 Meter Höhe gar kein Sonnenlicht mehr durchlassen. Doch läßt sich anderseits aus der Dichtigkeit und chemischen Beschaffenheit eines Körpers auf seine D. kein Schluß machen; dieselbe hängt vor allem von einer gewissen Gleichartigkeit der Masse ab, und jede Ausscheidung einzelner abgegrenzten Theile im Innern einer Masse stört die D. Die Ursache der D. scheint, wie schon Newton annahm, in der gleichmäßigen Dichtigkeit der Körper zu liegen, indem die Undurchsichtigkeit eine Folge der im Innern der Körper stattfindenden Zurückwerfungen des Lichts an den Stellen ist, wo der Strahl zu einem Stoffe von abweichender Dichte oder Brechungskraft gelangt. Da das weiße Licht aus zahlreichen farbigen Strahlen besteht, so kann es vorkommen, daß ein Körper nicht für alle Farben gleichmäßig durchsichtig ist; er absorbirt die Strahlen einer oder mehrerer Farben, während er die Strahlen der andern Farbe oder Farben durchläßt. Dies ist der Fall bei allen farbigen durchsichtigen Körpern, deren Farbe eben nur daher rührt, daß von dem weißen Licht gewisse Strahlen absorbirt werden. Zwei farbige durchsichtige Körper werden aufeinander gelegt undurchsichtig, wenn die Strahlen, welche der eine Körper durchläßt, von dem andern vollkommen absorbirt werden. Ein blaues Glas, welches keine andere Farbe und namentlich kein Roth durchläßt, und ein rothes Glas, welches keine andere Farbe und namentlich kein Blau durchläßt, jedes für sich allein durchsichtig, sind aufeinander gelegt undurchsichtig. Im gewöhnlichen Leben heißen diejenigen farbigen Körper die durchsichtigsten, welche die meisten leuchtenden Strahlen durchlassen, also die gelben, und diejenigen die undurchsichtigsten, welche den wenigsten leuchtenden Strahlen den Durchgang gestatten, also die blauen und violetten. Die verschiedenen Abstufungen der D. finden in der Mineralogie ihre sorgfältige Bestimmung, weil sie hier einen wesentlichen Theil der Kennzeichenlehre ausmachen. Durchsichtig heißt ein Mineral (oder überhaupt ein Körper), welches die auffallenden Lichtstrahlen so vollständig durchläßt, daß die hinter ihm befindlichen Gegenstände deutlich gesehen werden können; halbdurchsichtig, wenn es die hinter ihm befindlichen Gegenstände noch erkennen läßt, aber nicht mehr in deutlichen Umrissen; durchscheinend, wenn es nur einen einförmigen Lichtschein durchschimmern, aber den dahinter befindlichen Gegenstand nicht mehr wahrnehmen läßt; kantendurchscheinend (an den Kanten durchscheinend), wenn es nur an den scharfen Kanten einen Lichtschein durchschimmern läßt; undurchsichtig, wenn es gar keine bemerkbaren Lichtstrahlen durchläßt.

Durchsuchungsrecht (Besichtigungs- und Untersuchungsrecht, Jus visitationis; franz. Droit de visite, de recherche; engl. Right of visit, of search), die völkerrechtliche Befugnis kriegführender Mächte, die Privatschiffe der Neutralen durch ihre Kriegsschiffe auf der See zum Zweck einer Untersuchung anhalten zu lassen. Vermöge dieses Rechts kann eine im Kriegszustand befindliche Macht, nachdem dies den neutralen Staaten notificirt worden, auf der hohen See und in den Küstengewässern der kriegführenden Mächte die neutralen Handelsschiffe und sonstigen Transportmittel zum Zweck der Feststellung ihrer Nationalität und der Durchsuchung nach feindlicher Mannschaft oder nach Kriegskontrebande oder behufs Feststellung eines Blokadebruchs anhalten lassen, und zwar durch ihre Kriegsschiffe und nöthigenfalls unter Anwendung von Gewalt, welche im Fall des Widerstands oder der Flucht bis zur Vernichtung des neutralen Fahrzeugs gehen kann. Zur Vermeidung einer derartigen Durchsuchung pflegen die neutralen Handelsschiffe vielfach unter dem Konvoi (Geleit) von Kriegsschiffen ihres Staats zu segeln. Die »Undurchsuchbarkeit« des Kriegsschiffs erstreckt sich dann auch auf das geleitete Schiff, welches von dem erstern überwacht wird, und es genügt die Versicherung des Konvoibefehlshabers, daß die konvoyirten Schiffe keine Kriegskontrebande mit sich führen. Dagegen findet ein D. in Friedenszeiten (sogen. Droit d'enquête du pavillon, engl. Right of approach) völkerrechtlich keine Anerkennung. Nur zur Unterdrückung des Sklavenhandels haben die Seemächte sich gegenseitig ein

solches D. zugestanden, die nordamerikanischen Vereinigten Staaten aber auch nicht einmal zu diesem Zweck. Im übrigen ist das D. in Friedenszeiten, zur Feststellung der Nationalität oder wegen Verdachts der Seeräuberei etwa, völkerrechtlich nicht anerkannt. Zur Erörterung der Frage gab das Vorgehen des Kapitäns Werner 23. Juli 1873, welcher als Kapitän des preußischen Kriegsschiffs Friedrich Karl den spanischen Aviso Vigilante vor Cartagena anhielt, vielfachen Anlaß. Vgl. Tecklenborg, Der »Vigilante«-Fall (Kiel 1873); Heffter, Europäisches Völkerrecht (6. Aufl. 1873); v. Kaltenborn, Seerecht, Bd. 2 (Berl. 1851).

Durchziehen, im militärischen Sinn von Truppenlinien oder Treffen die Bewegung, wobei die eine Linie steht oder stehen bleibt, während eine andere nach vorwärts oder rückwärts durch ihre Intervallen hindurchgeht. Vgl. Echiquier.

Durchzugsrecht, das Recht, vermöge dessen ein Staat durch das Gebiet eines andern Truppen marschiren lassen kann. Dies Recht kann durch Vertrag und zwar entweder für die Dauer als sogen. Staatsservitut, oder nur für einzelne Fälle erworben sein. Ein erzwungener Durchmarsch, der durch das Gebiet eines fremden souveränen Staats ohne ein solches Recht oder eine besondere Verwilligung des betretenen Staats geschieht, ist als Verletzung des Gebiets eine causa belli. Staaten, welche mit einander zu einem Krieg verbunden sind, gewähren sich den Durchmarsch gegenseitig, so oft es der Kriegszweck erfordert. Von Wichtigkeit war dies D. besonders zur Zeit des Deutschen Bundes, namentlich für Preußen, dessen Gebietstheile ganz getrennt lagen, und auch für Bayern. Es bestanden zur damaligen Zeit besondere Konventionen über das D. zwischen den verschiedenen deutschen Staaten, und es galt unter anderem die Bestimmung, daß die Besatzungen der Bundesfestungen in allen Staaten für den Weg nach und von der Heimat das D. hatten. Bei der jetzigen Gestaltung der staatlichen Verhältnisse in Europa würde das D. jedesmal einer besondern Abmachung bedürfen. Vgl. Etappenstraßen.

Durescìren (lat.), hart werden, verhärten.

Duret (spr. dürä), Francisque Josephe, berühmter franz. Bildhauer, geb. 19. Okt. 1804 zu Paris, Sohn eines geschätzten Bildhauers und Schüler Bosio's, gewann 1823 den großen Preis und errang 1831 mit seinem Merkur, der die Lyra erfindet, durchschlagenden Erfolg. Das Werk befindet sich jetzt im Palais-Royal, eine Wiederholung desselben im Foyer der Großen Oper. Im Jahr 1833 schuf er den neapolitanischen Fischer, die Tarantella tanzend, dann den Chactas am Grab Atala's und 1839 sein Hauptwerk: den Improvisator, ein Liebesliedchen singend, jetzt im Luxembourg. Für das Museum zu Versailles führte er die Statuen von Molière, Dunois und Richelieu aus, für die Kirche Ste. Madeleine einen Christus und St. Gabriel; den Saal der sept cheminées im Louvre schmückte er mit den Viktorien, und für das Foyer des Théâtre français schuf er die sehr populär gewordenen Statuen der Tragödie und Komödie; 1860 vollendete er als Abschluß des von Napoleon III. angelegten Boulevard St. Michel die monumentale Fontäne mit dem heil. Michael als Drachentödter. Er starb hochgeehrt im Mai 1865.

D'Urfey (spr. dörfi), Tom, engl. Lustspieldichter, geboren um 1630 zu Exeter als Sprößling einer alten französischen Protestantenfamilie, widmete sich den Rechtsstudien, trieb aber mit größerem Eifer schöne Wissenschaften, schrieb Schauspiele, Opern, Gedichte und sang und musicirte den Großen vor. Er starb in hohem Alter 26. Febr. 1723. Unter seinen Bühnenstücken, die (im ganzen 32) wie seine sämmtlichen Produktionen, dem Zeitgeschmack entsprechend, möglichst frivol sind, werden »The siege of Memphis« (1672), »Madam Fickle« (1677), »The plotting sisters« und »Bassy D'Ambois« (1691) vor anderen genannt. Seine übrigen Gedichte (Satiren, Elegien, Oden) und Erzählungen erschienen in mehreren Ausgaben, die jetzt ziemlich selten sind.

Durgâ (»die schwer Zugängliche«, auch Kali genannt), in der indischen Mythologie die Gemahlin Siwa's (s. d.), eine gefürchtete Göttin von erschreckendem Aeußern, zu deren Ehren und Besänftigung besonders in Bengalen große Feste gefeiert werden.

Durham (spr. dörrem), Grafschaft im nördlichen England, im Bergbaudistrikt, an der Nordsee, zwischen den Grafschaften Northumberland im O. und Cumberland, Westmoreland und York im W. und S., umfaßt mit einigen Enklaven in York und an der schottischen Grenze 2519 QKilom. (45,7 QM.) mit (1871) 685,089 Einw. Das Land ist im äußersten W. durch Zweige der Penninischen Kette gebirgig (höchste Punkte: Kilhope Law 669 Meter, Collier Law 514 Meter); die Mitte und der Osten sind wellig; am untern Tees und an der Küste findet sich eine große Strecke Flachland. An der Küste stehen hohe, weiße Kalkfelsen mit imposanter Aussicht auf das Meer. Hauptflüsse sind Tees (auf der Grenze gegen York), Skerne und Wear (in der Mitte) und der Tyne mit dem Derwent (im N.). Den Hauptreichthum des Landes bildet sein berühmtes Steinkohlenfeld, das sich im O. und NO. bis nach Northumberland hinein erstreckt und jährlich an 30 Mill. Tonnen liefert. Außer Kohlen gewinnt man noch Eisen, silberhaltiges Blei, Bausteine und Schiefer. Die Bergwerke und Steinbrüche beschäftigten 1871: 50,143 Menschen, die Eisenhütten 24,101. Nächstdem sind der Bau von Dampf- und anderen Maschinen (9362 Arbeiter), von Schiffen (8478 Arbeiter), die Glasfabrikation (3024 Arbeiter), die Herstellung von Chemikalien (1910 Arbeitern) von Wichtigkeit, und andere Industriezweige, wie Woll- und Leinweberei, Töpferei, Seildreherei, Nägel- und Ankerschmiederei, treten verhältnismäßig in den Hintergrund. Ackerbau und Viehzucht beschäftigen 18,329 Menschen. Etwa 65⅓ Proc. der Oberfläche sind angebaut, 31 Proc. bestehen aus Weiden (welche im W. geschätzte langwollige Schafe nähren) und 3 Proc. aus Wald. An Vieh zählte man 1872: 15,608 Ackerpferde, 58,431 Stück Rindvieh, 191,868 Schafe und 14,609 Schweine. Die Grafschaft ist eine sogen. County palatine, in welcher der Bischof in früherer Zeit die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit hatte und wie ein Landesherr schaltete. — Die gleichnamige Hauptstadt, auf steilem Hügel am Wear in reizender Umgebung, ist Sitz eines Bischofs, der zugleich Pfalzgraf von D. ist. Zuoberst derselben liegt die große, 1093—1220 im sächsisch-normannischen Stil aufgeführte Kathedrale, 170 Meter lang und schwerfällig, mit einem 1861 nach dem ursprünglichen Plan vollendeten Mittelthurm und im Innern von kurzen, dicken Pfeilern (7 Meter Umfang) getragen. Etwas nördlich auf derselben Höhe steht das von Wilhelm dem Eroberer erbaute Schloß, das lange bischöfliche Residenz war und jetzt Sitz der Universität ist. Daran stoßen ein jetzt

reparirter Thurm, das große viereckige Gebäude der Schatzkammer und die prachtvolle Bibliothek. Den Abhang des Hügels bedecken Gärten und Promenaden. Oestlich vom Wear liegt der Elvet genannte, gut gebaute Stadttheil, mit dem herrlichen Gefängnisgebäude. Zwei Brücken führen über den Fluß. D. hat außer der Kathedrale noch 6 Kirchen, eine Universität (1657 von Cromwell gegründet, 1831 erneuert, aber wenig besucht), ein 1555 erbautes Rathhaus, ein anglikanisches Priesterseminar, ein Handwerkerinstitut, ein Theater und einen großen Brunnen auf dem Markte, der die ganze Stadt mit Wasser versorgt, und (1871) 14,406 Einw. Ein römisch-katholisches Priesterseminar liegt 4 Kilom. westlich von der Stadt. Die Kohlengruben und die Eisenbahn haben auf den Handel Durhams belebend eingewirkt; die Industrie ist indeß unbedeutend und schafft nur etwas Teppiche, Eisenwaaren, wollene Waaren, Senf und Bier. Unfern der Stadt, in enggeschlossener Felsengegend, die Ruinen der alten, über den Gebeinen des heil. Godwich erbauten Abtei St. Finchale. D. hieß anfangs Dunholme und verdankt seinen Ursprung den Angelsachsen. Hier war es, wo 20. Okt. 1346 König David Bruce von Schottland durch die Engländer völlig besiegt und gefangen genommen wurde.

Durham (spr. dörrä́m), John George Lambton, Graf von, engl. Staatsmann, geb. 12. April 1792 aus dem schon seit alter Zeit in der Grafschaft Durham ansässigen Geschlecht Lambton, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Eton und Cambridge, trat 1813 ins Unterhaus und that sich bald als Parlamentsredner hervor. Im Jahr 1821 legte er einen Parlamentsreformplan vor, dessen Grundzüge später bei der vor das Haus gebrachten Wahlreformbill benutzt wurden, und worin er namentlich Aufhebung des Wahlrechts der verrotteten Flecken, Repräsentationsbefähigung der größeren Städte, Stimmrecht für jeden Hauswirt und dreijährige Parlamente forderte. Bei Auflösung des Kabinets Goderich (1828) ward er zum Lord und Mitgliede des Oberhauses ernannt, und nach dem Sturz des torvistischen Ministeriums Wellington-Peel (1830) trat er als Großsiegelbewahrer ins Kabinet seines Schwiegervaters, des Grafen Grey. In dieser Stellung nahm D. 1831 und 1832 bedeutenden Antheil an der Durchführung der Reformbill; doch hatte seine Stellung an der Spitze der Partei, welche die Bahn der Reform noch weiter verfolgen wollte, seine baldige Entfernung aus dem Whigministerium zur Folge. Zum Viscount Lambton und Grafen von D. erhoben, ging er Juni 1832 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, trat nach seiner Rückkehr aus dem Ministerium und erhielt im Frühjahr 1834 eine die orientalischen Angelegenheiten betreffende Mission nach Paris. Zu dieser Zeit war D. der einzige wahre Vertreter der Volksinteressen im Oberhaus. Nachdem er vom Juni 1835—37 nochmals Gesandter zu Petersburg gewesen, ward er im Mai 1838 nach dem Ausbruch der kanadischen Unruhen zum Generalgouverneur, Viceadmiral und Generalkapitän aller zum amerikanischen Festland gehörigen britischen Kolonien mit fast unumschränkter Gewalt ernannt und wußte durch ebenso energische als kluge Maßregeln den Sturm in Kanada zu beschwören. Da er aber eine Anzahl Aufständischer nach der Insel Bermuda verbannte, so wurde er, obgleich dieser Spruch im Einverständnis mit einem aus Kanadiern gebildeten Gerichtshof erfolgt war, von den ihm mißgünstigen Tories angegriffen, und eine von Lord Brougham 8. Aug. 1838 vor das Oberhaus gebrachte Bill annullirte jene Ordonnanz. D. appellirte an das kanadische Volk, das in einer Menge Adressen sein Bedauern über Durhams Entschluß, sein Amt niederzulegen, ausdrückte und Broughams Bild verbrannte, nahm sofort seine Entlassung und kehrte 30. Nov. 1838 nach England zurück, um seine Vertheidigung vor dem Parlament selbst zu führen. In der Ueberzeugung aber, daß er, keiner bestimmten Partei angehörend, fast vereinzelt stehe, zog er sich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb zu Cowes auf der Insel Wight 28. Juni 1840.

Durhams (spr. dörrä́ms), Städtchen im nordamerikan. Freistaat Nordcarolina, Grafschaft Orange, mit berühmten Tabakfabriken und (1870) 2323 Einw. Am 25. April 1865 ergab sich der Konföderirtengeneral J. E. Johnson in der Nähe der Stadt.

Durio *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sterkuliaceen, mit der einzigen Art D. zibethinus *L.* (indischer Zibethbaum), einem 20—28 Meter hohen Baum auf den Inseln des Indischen Oceans, mit ganzen, länglichen, zugespitzten Blättern, die auf der Unterseite dicht mit kleinen Schüppchen besetzt sind und röthlich silbergrau erscheinen; die grünlichgelben Blüten stehen in kleinen Büscheln am Stamm oder an den größten Aesten. Die rundlichen oder ovalen Früchte, Durionen genannt, sind 26 Centim. lang und auf der harten, dicken Schale, dicht mit pyramidalen Stacheln besetzt, gelbgrün und fünffächerig. Jedes Fach enthält 1—4 Samen in einem weißen, prachtvoll aussehenden Fruchtfleisch eingebettet. Der Baum wird allgemein auf der Halbinsel Malacca und den Inseln kultivirt, und das Fruchtfleisch bildet zur Zeit der Fruchtreife einen Hauptbestandtheil der Nahrung der Eingebornen. Es besitzt einen wunderbar feinen Geschmack und wird daher von manchen höher geschätzt als irgend ein anderes Obst; aber es riecht penetrant nach faulem Fleisch oder verdorbenen Zwiebeln, ohne indeß irgendwie schädlich zu sein. Der Europäer überwindet allmählich die Abscheu vor dem Geruch und erblickt dann in den Durionen eine der größten Delikatessen. Unreif ißt man die Früchte als Gemüse; das reife Fruchtfleisch wird auch mit Salz eingemacht, und die Samen werden wie Kastanien geröstet.

Durität (lat.), Härte.

Durius, Fluß, s. Duero.

Durlach, Stadt und Amtssitz im bad. Kreis Karlsruhe, in angenehmer und fruchtbarer Gegend, links an der Pfinz, an den Linien Mannheim-Basel und Durlach-Mühlacker der badischen Staatseisenbahnen, östlich bei Karlsruhe, hat ein Schloß mit Garten (1565 vom Markgrafen Karl II. erbaut, jetzt zur Kaserne eingerichtet), ein altes Rathhaus, ein Standbild Karls II. (auf dem Kasernenplatz), ein Pädagogium, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder (Elisabethenstiftung, 1818 von der Kaiserin von Rußland gegründet), eine große Eisengießerei, Dampfziegelei, Dampfsägemühle, Nähmaschinen- und Stärkefabrikation und mit Einschluß der Garnison (Dragoner vom 22. Regiment und ein Bataillon des Infanterieregiments Nr. 110) 6326 Einw. (1871), darunter 5225 Evangelische und 1073 Katholiken. D. war ehedem Hauptstadt der Markgrafschaft Baden-Durlach, die von 1527—1771 als eigene Linie bestand. Jedenfalls reicht sein Ursprung bis in die Zeiten der Römer zurück. Im Jahr 1227 überließ

Kaiser Friedrich II. D. dem Markgrafen Hermann IV. von Zähringen gegen die Hälfte von Braunschweig, und 1565 verlegte Markgraf Karl II. seine Residenz von Pforzheim nach D. Die Franzosen unter Melac eroberten D. 1689 und ließen 6. Aug. die Stadt bis auf 5 Häuser niederbrennen. Seitdem war Durlachs Glanz geschwunden; Markgraf Friedrich Magnus strebte vergeblich, es wieder emporzubringen. Der Wiederaufbau der Karlsburg wurde zwar begonnen; als aber 1715 die Residenz nach Karlsruhe und bald darauf auch das Gymnasium dahin verlegt wurde, kam D. immer mehr in Verfall. Zu Anfang des 19. Jahrh. hob sich durch die Fürsorge der Regierung Durlachs Wohlstand wieder einigermaßen, und gegenwärtig befindet es sich durch blühende Fabrikthätigkeit in erfreulichem Aufschwung. Am 25. Juni 1849 griff hier ein preußisches Landwehrbataillon die hinter der Pfinz verschanzten badischen Insurgenten an, die zwar den Angriff zurückschlugen, doch gleich darauf das Feld räumten. Vgl. Fecht, Geschichte der Stadt D. (Heidelb. 1869).

Durmitor (Dormitor), Gebirgsstock in der europ. Türkei, nördlich von Montenegro, bildet eine gigantische, aus nackten, weißen dolomitischen Nadeln und Pyramiden bestehende Säge und hat etwa 2600 Meter Höhe.

Durnovaria, Stadt, s. Dorchester.

Duro (Peso duro), s. Peso.

Duroc (spr. dürock), Michel, Herzog von Friaul, Marschall des französischen Kaiserreichs, geb. 25. Okt. 1772 zu Pont à Mousson aus einer altadligen Familie, in der Artillerieschule zu Châlons gebildet, wanderte beim Ausbruch der Revolution nach Deutschland aus, kehrte aber bald wieder nach Frankreich zurück, wurde 1796 Adjutant des Generals L'Espinasse bei der italienischen Armee, sodann Adjutant Bonaparte's und von diesem beim Uebergang über den Isonzo März 1797 zum Bataillonschef befördert. Er zeichnete sich sodann im ägyptischen Feldzug, besonders bei Salehieh und im Sturm auf Jaffa, aus. Nach seiner Rückkehr zum Brigadechef ernannt, half er 18. Brumaire das Direktorium stürzen und wußte an den Höfen von Berlin, Petersburg, Stockholm und Kopenhagen das Interesse des Ersten Konsuls zu vertreten, wofür ihn dieser zum Divisionsgeneral und nach seiner Thronbesteigung 1804 zum Großmarschall des Palastes ernannte. Im Jahr 1805 war D. wieder in diplomatischer Mission in Berlin, kommandirte dann bei Austerlitz das Grenadierkorps, unterzeichnete nach der Schlacht bei Jena den Frieden mit Sachsen und schloß 1807 nach der Schlacht bei Friedland den Waffenstillstand, der dem Tilsiter Frieden voranging, worauf er zum Herzog von Friaul erhoben wurde. In der Schlacht bei Aspern kommandirte er die Reserveartillerie auf der Insel Lobau, unterhandelte nach der Schlacht von Znaim den Waffenstillstand, begleitete 1812 den aus Rußland fliehenden Kaiser nach Frankreich und leitete hier die Reorganisation der kaiserlichen Garden. Er fiel auf der Höhe zwischen Markersdorf und Reichenbach in der Oberlausitz nach der Schlacht bei Bautzen, 22. Mai 1813. D. war der besondere Liebling Napoleons, auf den er oft einen mäßigenden und vermittelnden Einfluß ausübte. Napoleon war daher von seinem raschen Tode besonders ergriffen; noch auf St. Helena bedachte er die Tochter Durocs mit einem ansehnlichen Legat. Durocs Ueberreste wurden 1845 in der Invalidenkirche zu Paris beigesetzt.

Durocasses, Stadt, s. Dreux.

Durocortorum, Stadt, s. Reims.

Durrahirse (Durragras), Grasgattung, s. Sorghum.

Dursley (spr. dörsli), Stadt in der engl. Grafschaft Gloucestershire, mit Tuchfabriken und (1871) 2413 Einw. In der Nähe findet sich Tuffstein, welcher an der Luft erhärtet.

Durst, eine unangenehme Empfindung, welche zur Kategorie der sogen. Gemeingefühle (s. d.) gehört. Der Sitz dieser Empfindung, welche in uns das Verlangen nach zumal kühlen Getränken rege macht, ist die Schleimhaut des Schlundkopfs und der Mundhöhle, vorzugsweise des Gaumens und der Zungenwurzel. Beim D. ist die Mundhöhle trocken; die Speichelabsonderung vermindert oder aufgehoben; der Schleim der Mundhöhle wird zäh, klebt Wangen und Zunge an die Zähne und den Gaumen, und das Sprechen wird beschwerlich. Wird der D. nicht gestillt, so röthet sich allmählich die Schleimhaut des Mundes, wird brennend heiß; die Sprache wird heiser, das Schlingen beschwerlich, der Puls beschleunigt; alle Absonderungen werden vermindert, die Augen trocken, roth, brennend; der Harn wird dunkel von Farbe und sparsam, der Stuhl verstopft. Zu diesen Qualen des erhöhten Durstes gesellen sich noch allgemeine Körperschwäche, eine erhöhte Reizbarkeit der Sinnesorgane und des Gemüths in Form eines Wahnsinns mit der peinigenden Vorstellung von Wasser und allen möglichen Flüssigkeiten. Die so Gepeinigten trinken mit gieriger Hast alles Flüssige, wenn es noch so widerlich ist. Kann der D. auch jetzt noch nicht gelöscht werden, so entstehen förmliche Entzündungen der Mundschleimhaut und der Rachengebilde, die zuweilen zum Brand führen; der Puls wird überaus schnell, der Athem schnell und seufzend; heftiges Fieber stellt sich ein mit Irrereden, Bewußtlosigkeit, und endlich erfolgt der Tod, der nach allem, was man darüber weiß, viel schrecklicher ist als der Hungertod. Veranlaßt wird das Durstgefühl durch den verminderten Wassergehalt der Schleimhaut der Mund- und Rachenhöhle, deren Befeuchtung ja überhaupt viel stärker wechselt als die aller anderen Körperstellen. Der verminderte Wassergehalt wirkt wie ein Reiz auf die sensiblen Nerven der genannten Schleimhautbezirke, und der dadurch bedingte Erregungszustand der Nerven wird von uns eben als D. empfunden. Deshalb entsteht D. schon aus rein örtlichen Ursachen, wie z. B. Austrocknung der Mundhöhle beim Athmen mit offenem Mund, ferner beim anhaltenden Sprechen, Singen, Spielen von Blasinstrumenten u. dgl. Die Trockenheit des Mundes ist aber sehr häufig nur die Folge oder vielmehr eine Theilerscheinung der Verminderung des Wassergehalts im Gesammtorganismus, welche wiederum mit Verminderung der Speichelabsonderung verbunden ist. Daher entsteht D. nach reichlichem Schwitzen, nach starken wässerigen Durchfällen, nach dem Genuß stark gesalzener Speisen, indem das im Darmkanal befindliche Salz dem Blut rasch Wasser entzieht. Der D. ist ein konstantes Symptom zahlreicher Krankheiten. Der im Hitzestadium der fieberhaften Krankheiten vorhandene D. hat seinen Grund theils in dem stärkern Wasserverlust durch die Haut, die Nieren und Lungen, theils in der während des Fiebers verminderten Speichelabsonderung, theils darin, daß der Kranke mit offenem Mund athmet. Starke Blut- und Säfteverluste, z. B. die wässerigen

Durchfälle bei der Cholera, bedingen heftigen D. wegen der schnell eintretenden Verminderung des Wassers im Organismus. Der quälende D. bei der Zuckerharnruhr beruht auf einem ähnlichen Grund wie der D. nach dem Genuß stark gesalzener Speisen. Es sind große Mengen von Wasser erforderlich, um den in den Geweben des Körpers enthaltenen zuckerreichen Saft zu verdünnen und gleichsam den Zucker aus dem Körper auszulaugen. Bei Krankheiten mit verminderter Gehirnthätigkeit wird häufig ein Mangel an D. beobachtet. Dies rührt davon her, daß solchen Kranken das Gefühl des Durstes nicht zum Bewußtsein kommt, obschon die Bedingungen vorliegen, unter welchen sonst der D. auftritt. Um den D. zu stillen, genügt eigentlich das frische Quellwasser. Säuerliche Zusätze, Brausemischungen ꝛc. unterstützen jedoch dessen durstlöschende Eigenschaft oft beträchtlich, und namentlich erhöht auch ein gewisser Gehalt an Kohlensäure in dem Wasser dessen durststillende Wirkung. Beruht der D. nur auf Trockenheit des Mundes aus örtlichen Ursachen, so genügt die bloße Anfeuchtung der Schleimhaut, um den D. zu beseitigen. War aber eine beträchtliche Verminderung des Wassergehalts im Gesammtorganismus die Ursache des Durstes, so muß der Wasserverlust ersetzt werden. Dies geschieht gewöhnlich durch Trinken; indeß würde es auch ausreichen, wenn das Wasser als Klystier in den Darm gebracht würde, denn es wird hier aufgesogen und der Blutmasse einverleibt. Das Bad dagegen hat keine durststillende Wirkung, denn es wird durch die Haut kein Wasser aufgenommen.

Durtal (spr. dürtall), Städtchen im franz. Departement Maine-et-Loire, Arrondissement Baugé, am Loir, hat ein prächtig gelegenes Schloß mit 2 kolossalen Thürmen aus dem 11. Jahrh., Papierfabrikation, Töpfereien (besonders Fabrikation von Drainirröhren) und (1872) 3284 Einw.

Durus (lat.), hart; durius, härter, in durius (in pejus) erkennen, reformiren, auf eine härtere Strafe erkennen.

Durutte (spr. dürütt), Joseph François, Graf, franz. General, geb. 14. Juli 1767, trat 1792 in die französische Armee, stieg in den folgenden Feldzügen der Republik, meist im Generalstab beschäftigt, schnell von Stufe zu Stufe, und wurde von Napoleon 1803 zum Divisionsgeneral und Kommandanten der 10. Militärdivision zu Toulouse ernannt. Er nahm theil an den Feldzügen gegen Oesterreich in Italien, zeichnete sich besonders 1809 unter dem Prinzen Eugen in Italien und bei Raab aus, wofür er zum Baron erhoben wurde, ward sodann Gouverneur von Amsterdam und mit der Bewaffnung der Küste beauftragt, 1812 Kommandant von Berlin. Nachdem er in demselben Jahr zu Warschau die 32. Division der großen Armee organisirt, stieß er in Rußland zu den beiden sächsischen Divisionen, mit denen er das 7. Armeekorps unter Reynier bildete und dem Ende des Feldzugs von 1812 sowie dem von 1813 beiwohnte. Er zeichnete sich bei Lützen, Bautzen und Dennewitz aus, nahm an der Diversion gegen Berlin und der Entsetzung Wittenbergs theil, hatte in der Schlacht bei Leipzig nach dem Uebertritte der sächsischen Truppen vorzüglich von deren Geschütz zu leiden, führte auf dem Rückzug einen Theil der Arrièregarde, rettete bei Freiburg fast die ganze französische Artillerie, entsetzte Thionville und setzte dann Metz in Vertheidigungszustand. Nach der Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Kommandanten der 3. Militärdivision zu Metz; dessenungeachtet erklärte sich D. nach Napoleons Rückkehr für denselben, erhielt das Kommando der 4. Division im Armeekorps Drouets und focht bei Waterloo mit verzweifelter Tapferkeit. Nach der zweiten Restauration ohne Anstellung gelassen, zog er sich nach Flandern zurück und starb 18. Aug. 1827 zu Ypern.

Duruy (spr. dürüi), Victor, bedeutender franz. Historiker, geb. 11. Sept. 1811 zu Paris, aus einer bei der Verfertigung von Gobelins künstlerisch thätigen Familie stammend, wurde (seit 1830) in der École normale gebildet und verließ dieselbe, um eine Professur der Geschichte am Collége Henri IV anzutreten. In der Folge wurde er Inspektor der Akademie von Paris, dann Generalinspektor des Sekundärunterrichts und Professor der Geschichte an der polytechnischen Schule. Durch seine Mitwirkung an Napoleons III. Werk über Julius Cäsar kam er in nähere Berührung mit dem Kaiser, der ihn 1863 zum Minister des Unterrichts ernannte. Als solcher traf D. verschiedene löbliche Maßregeln, darunter die Wiedereinführung philosophischer Disciplinen sowie Gründung eines Lehrstuhls für Zeitgeschichte an den Schulen, vor allem aber Hebung und Verbesserung des Standes der Primärlehrer. Auch die Einführung der sogen. »conférences littéraires«, die jetzt über ganz Frankreich verbreitet sind, ist sein Werk. Seine weiteren und eingreifenderen Forderungen, besonders Einführung des Schulzwangs und der Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts, stießen auf den hartnäckigsten Widerstand der klerikalen Partei, den er bei der geringen Unterstützung von Seiten der Liberalen nicht zu brechen vermochte; er mußte endlich den heftigen Angriffen, die im Senat und im Gesetzgebenden Körper gegen ihn gerichtet wurden, weichen und nahm im Juli 1869 seine Entlassung. Der Kaiser ernannte ihn zum Senator, wie er ihn bereits 1864 zum Kommandeur und 1867 zum Großofficier der Ehrenlegion ernannt hatte. Unter Duruy's Leitung hatte schon seit 1853 die für französische Auffassung immerhin einen Fortschritt bezeichnende und auf einige zwanzig Einzelwerke berechnete »Histoire universelle« zu erscheinen begonnen. Von seinen eigenen zahlreichen Werken auf dem Gebiete der Geschichte sind die bekanntesten die »Histoire des Romains« (1843—44, 2 Bde.), deren 3. Band 1853 unter dem Titel »État du monde romain vers le temps de la fondation de l'empire« erschien, die »Histoire de France« (1852, 2 Bde.) und die von der französischen Akademie gekrönte »Histoire de la Grèce ancienne« (1862, 2 Bde.; neue Ausg. 1874). Unter den Ministern des Kaiserreichs nimmt D., wenn Gesinnung, Charakter und Bildung in Betracht kommen, eine der ersten Stellen ein.

Dusart (spr. dü-), Cornelius, holländ. Bauernmaler und Radirer, geb. 24. April 1660 zu Haarlem, gest. 1. Okt. 1704 daselbst, bildete sich nach A. van Ostade's späterer Manier und wurde einer von dessen besten Nachahmern. Ja, er kam in manchen seiner Bilder dem Meister zum Verwechseln gleich, bleibt aber im allgemeinen freilich in der Klarheit der Färbung, der Lebendigkeit des Vortrags und der Feinheit der Individualisirung, wo er leicht in die Karikatur verfällt, hinter jenem zurück. Seine Werke figuriren öfter unter denen Ostade's; selbst das mit seinem Namen bezeichnete Bauernstück im Wiener Belvedere, allerdings wundervoll schön, ging lange unter dessen Namen. Meisterwerke von D. sind

namentlich in den Museen zu Amsterdam, Dresden und St. Petersburg. Trefflich und ebenfalls ganz in Ostade's Geschmack sind auch seine Radirungen.

Dusch, 1) Johann Jakob, deutscher Dichter und Prosaiker, geb. 12. Febr. 1725 zu Celle, studirte zu Göttingen neben Theologie besonders schöne Wissenschaften, ward 1766 Gymnasialdirektor zu Altona, 1767 Professor der englischen und der deutschen Sprache, 1771 der Philosophie und Mathematik; starb 18. Dec. 1787 daselbst. Als Dichter hat sich D. im komischen Epos und vorzüglich im Lehrgedicht versucht; doch leiden seine didaktischen Gedichte: »Die Wissenschaften« (Gött. 1752) und »Der Tempel der Liebe« (Hamb. 1758) an Mangel an Phantasie; seine komischen Epopöen: »Das Toppé« (Gött. 1751) und »Der Schoßhund« (Altona 1756) dokumentiren sich als seichte Nachahmungen von Pope's »Lockenraub«. Unter seinen Prosaschriften machten am meisten Aufsehen die »Moralischen Briefe zur Bildung des Herzens« (Leipz. 1759, 2 Bde.; 2. Aufl. 1772), die ins Französische, Holländische, Dänische und Ungarische übersetzt wurden. Vielen Beifall fanden auch seine »Briefe zur Bildung des Geschmacks« (Leipz. 1764—73, 6 Thle.; 2. Aufl. 1773—1779). Seine Romane: »Geschichte Karl Ferdiners« (Bresl. 1776—80, 3 Bde.), umgearbeitet unter dem Titel »Der Verlobte zweier Bräute« (Bresl. 1785, 3 Bde.), und »Die Pupille« (Altona 1798) zeichnen sich vor ähnlichen Erzeugnissen ihrer Zeit durch Vermeidung des Schwächlich-Empfindsamen in Charakter und Sprache aus. D. hat auch Pope's Werke (Altona 1758—63, 5 Bde.) u. a. übersetzt.

2) Alexander von, bad. Staatsmann, geb. 27. Jan. 1789 zu Neustadt a. d. Haardt, trieb seit 1805 in Paris namentlich Mathematik, Physik und neuere Sprachen und vollendete dann 1807—1810 seine Studien zu Heidelberg. Im Jahr 1815 wurde er Sekretär im badischen Finanzministerium, arbeitete 1819—25 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, unterhandelte 1825 mit der Schweiz einen Zoll- und Handelsvertrag und ward badischer Geschäftsträger, später Ministerresident zu Bern, 1834 mit Beibehaltung des Postens in der Schweiz badischer Gesandter in München, 1838 Bundestagsgesandter zu Frankfurt, 1840 zugleich außerordentlicher Gesandter Badens am belgischen Hof. Im Jahr 1843 übernahm er das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und zeigte sich in dieser Stellung als Vertreter freisinniger und nationaler Grundsätze. Die Mairevolution von 1849 veranlaßte ihn mit seinen Kollegen zum Rücktritt; doch ward er schon Anfang 1850 von der Stadt Heidelberg in die Zweite Kammer und von dieser in das Staatenhaus nach Erfurt gewählt. Seine Gesundheitszustände bewogen ihn (1851), seine Stelle als Abgeordneter niederzulegen; er lebt seitdem zu Heidelberg seinen literarischen und künstlerischen Neigungen. Mit Eiselein besorgte er eine gute Bearbeitung von Lesage's »Historischem Atlas« (Karlsr. 1825), ist auch später mehrfach literarisch thätig gewesen und 1846 zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften in München ernannt worden.

Duschan, Stephan, Zar von Serbien, aus dem Haus Nemanja, welches 1192 zur Herrschaft kam, daher auch Nemanjitsch IX. genannt, regierte 1336—1356, seiner Zeit einer der mächtigsten Fürsten im südöstlichen Europa, ausgezeichnet als Feldherr, Regent und Gesetzgeber. Er setzte den Prätendenten Johannes Kantakuzenos 1341 wieder auf den Thron von Konstantinopel und ließ sich für diesen Dienst von ihm wichtige Städte und Gebiete abtreten, bemächtigte sich, mit jenem in Streit gerathen, Makedoniens, schlug die gegen ihn vom byzantinischen Kaiser zu Hülfe gerufenen osmanischen Türken sowie die unter König Ludwig sich gegen ihn erhebenden Ungarn zurück, eroberte Belgrad, entriß Bosnien einem widerspenstigen Ban und stellte das Land unter eigene Verwaltung. 1347 von der Republik Ragusa als Schutzherr anerkannt, unterwarf er einen großen Theil Albaniens seiner Herrschaft, machte auch Bulgarien von sich abhängig und nahm den Titel eines Zaren und »Kaisers der Romäer« an. Um auch fremden geistlichen Einfluß abzuwehren, veranlaßte er den Klerus seines Landes, auf einer Synode zu Pherä sich einen eigenen Patriarchen zu wählen. Acker- und Bergbau, Gewerbe und Handel blühten in seinem Reich. An die kirchliche Literatur reihten sich die Anfänge einer weltlichen, vom Volkslied ausgehenden. Ein Gesetzbuch Duschans, worin ein milder, humaner Geist weht, gibt interessante Aufschlüsse über die in diesem freilich ephemeren Weltreich herrschende Kultur.

Duschek, Franz, Finanzminister während der ungarischen Revolution, geb. 28. Aug. 1797 in Böhmen, machte seine Studien zu Ofen, Erlau und Pest, trat 1819 als Praktikant bei der ungarischen Hofkammer ein und war bis März 1848 zum Vicepräses derselben gestiegen. Obwohl nicht revolutionär gesinnt, ließ er sich von Kossuth, der das Finanzministerium übernommen, als Unterstaatssekretär in diesem Departement anstellen und folgte dem Landesvertheidigungsausschuß auch nach Debreczin. Unter dem Ministerium Szemere erhielt D. das Finanzportefeuille, folgte der Regierung im Juli 1849 auf ihrer zweiten Flucht nach Szegedin, wo er sich 29. Juli vom Reichstag einen neuen Kredit von 60 Mill. gewähren ließ, und übergab nach der Waffenstreckung bei Világos (13. Aug. 1849) dem österreichischen Kommandanten den gegen 5 Mill. an Gold und Silber betragenden Schatz. Seitdem lebte er als Privatmann amtlos, doch unangefochten in Ungarn und starb 17. Okt. 1873 zu Csornkowecz.

Duschet, Kreis im asiatisch-russischen Gouvernement Tiflis, 4295 QKilom. (78 QM.) groß mit 54,803 Einw. Die Hauptstadt D. liegt in einer fruchtbaren Gegend innerhalb der Vorterrassen des Kaukasus, an einem Nebenfluß des Aragwi; südlich davon, am Zusammenfluß des letztern und des Kur, das Dorf Mzchetha, mit großartigen Ruinen; davon nördlich wird das Gebirge auf dem berühmten Dariel-Paß (s. d.) überschritten. Die Russen haben auf diesem Weg eine großartige Heerstraße angelegt und 1873 Terrainuntersuchungen über den Paß zum Behuf einer Gebirgsbahn von Tiflis nach Wladikaukas unternommen, die sich an die Rostow-Wladikaukasbahn anschließen soll.

Dusommerard (spr. düssommörahr), Alexandre, franz. Archäolog und Kunstsammler, geboren im November 1779, diente in den Revolutionskriegen als Freiwilliger, trat 1801 als Rath in die Rechnungskammer und starb 19. Aug. 1842 zu St. Cloud. Er hatte in seiner Wohnung, dem Hôtel Cluny zu Paris, eine ansehnliche Sammlung von mittelalterlichen Geräthschaften und Kunstgegenständen angelegt, die 1843 vom Staat gekauft und in ein öffentliches Museum verwandelt wurde. Das Resultat seiner Forschungen machte D. in dem Prachtwerk »Les arts du moyen-âge« (Par. 1839—46, 5 Bde. mit

510 Kupfern) bekannt. Einer seiner Söhne, Edmund D., geb. 27. April 1817, ist Konservator jener Sammlung und hat einen Katalog über dieselbe herausgegeben.

Dussard (spr. düssār), Hippolyte, franz. Volkswirt und Administrator, geb. 4. Sept. 1798 zu Morez im Departement Jura, wandte sich frühzeitig den volkswirtschaftlichen Fragen zu und trat 1839 in die Redaktion des »Répertoire de l'industrie étrangère«, das Zeichnungen und Beschreibungen der wichtigsten im Ausland patentirten Maschinen enthielt. 1843 übertrug ihm die Verlagsbuchhandlung Guillaumin die Chefredaktion des »Journal des économistes«, die er drei Jahre führte. D. schrieb: »De l'état financier de l'Angleterre et des mesures proposées par les whigs et les tories« (Par. 1842); »Exposition universelle de Londres« (das. 1851); »Le crédit et la production agricole« (das. 1864) ꝛc. Er lieferte auch eine französische Uebersetzung von Mills »Principien der politischen Oekonomie«.

Dussek, Johann Ludwig, namhafter Pianofortespieler und Klavierkomponist, geb. 9. Febr. 1761 zu Tschaslau in Böhmen, spielte sehr frühzeitig Klavier und Orgel, war zwei Jahre lang Organist in Kuttenberg, ging dann mit dem Grafen Männer nach den Niederlanden, wo er in Amsterdam und im Haag als Klavierspieler reichen Beifall erntete und auch seine ersten Klavierkompositionen veröffentlichte. Um sich noch bei Ph. E. Bach Rathschläge zu holen, begab er sich 1783 nach Hamburg, erregte das Jahr darauf in Berlin durch sein Spiel Sensation und wandte sich dann nach Rußland, wo er beim Fürsten Karl von Radziwill bis 1786 blieb. Nach wechselndem Aufenthalt in Paris, London und Hamburg, wo er überall mit dem größten Erfolg auftrat, lernte er 1802 in Magdeburg den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen kennen, der ihn mit nach Berlin nahm und sein Schüler wurde. Nach dem Tode des Prinzen (1806) trat D. in die Dienste des Fürsten von Ysenburg und begab sich 1808 wieder nach Paris, wo er in ein ähnliches Verhältnis zum Fürsten Talleyrand trat. Er starb 20. März 1812 zu St. Germain en Laye. Eine Sammlung seiner Klavierwerke, bestehend in zwölf Konzerten, einer konzertirenden Symphonie für zwei Klaviere, einem Quintett und Quartett, zahlreichen Trio's, Sonaten, Phantasien ꝛc., erschien in 9 Bänden zu Leipzig bei Breitkopf u. Härtel. Hervorhebung verdienen: »Le retour à Paris«, »L'invocation« und die Sonate (Élégie) auf den Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Mit Pleyl gab er »Méthode nouvelle pour le piano et notamment pour le doigter« (Lond. 1796 u. öfter) heraus. D. erscheint in seinen Werken als ein begabter und gebildeter, dazu für die Kultur seines Instruments höchst förderlicher Komponist, aber ganz verschwommen durch weichliche Schwelgerei im Voll- und Wohlklang der Harmonien.

Dust (niederdeutsch, auch engl., spr. dößt), Staub, Kehricht.

Dustmann, Marie Luise, geborene Meyer, ausgezeichnete Opernsängerin, geb. 22. Aug. 1831 in Aachen, erhielt ihre Erziehung und erste musikalische Ausbildung in Breslau, wo die Mutter als beliebte Opernsoubrette wirkte. Um der Tochter den letzten Schliff geben zu lassen, siedelten die Eltern 1848 nach Wien über; aber die Ungunst der Zeitverhältnisse zwang sie, wieder nach Breslau zurückzukehren, wo die Tochter 1849 debütirte. Schon 1850 finden wir sie als erste Sängerin unter Spohr in Kassel, wo sie drei Jahre blieb, währenddessen auch in Berlin, Braunschweig und Hamburg gastirend. Im Jahr 1853 ging sie nach Dresden, folgte aber schon im nächsten Jahr einem Ruf nach Prag, wo sie bis 1856 mit dem größten Erfolg auftrat, namentlich in den Wagner'schen Opern (Elisabeth, Elsa, Senta). Seit 1857 dem Hofoperntheater in Wien angehörend, hat sie sich während dieser Zeit durch ihre eminenten künstlerischen Leistungen die volle Gunst des großen wie des kritischen Publikums zu erhalten gewußt, und schon 1860 wurde sie zur k. k. Kammersängerin ernannt. D. hat auf fast allen größeren deutschen Bühnen gesungen, ebenso bei großen Musikfesten und Konzerten ersten Ranges (Homburg, Wiesbaden) mitgewirkt. Von ausländischen Gastspielen seien nur die zu London und Stockholm erwähnt. Im Jahr 1858 verheirathete sie sich mit dem Buchhändler D. in Wien. Ihr gastfreies Haus bildet einen Sammelpunkt für Künstler. D. ist vor allem in den sogen. dramatischen Partien groß und steht in vielen derselben unerreicht da. Ihre Wagner'schen Gestalten, ferner Fidelio, Iphigenia, Armida, Donna Anna, Euryanthe, Agathe ꝛc. sind namentlich in Bezug auf die Darstellung Meisterleistungen.

Dutchman (engl., Mehrzahl: Dutchmen, spr. döttsch-), Niederländer, in Nordamerika geringschätzende Benennung der Deutschen.

Dutens (spr. dütäng), Louis, franz. Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1730 zu Tours, schrieb schon als Jüngling das Trauerspiel »Le retour d'Ulysse à Ithaque«, lebte sodann als Hauslehrer in England und begleitete von da den britischen Gesandten, Lord Mackenzie, als Sekretär nach Turin, wo er nach dessen Abreise bis 1762 als Geschäftsträger blieb. Später erhielt er eine reiche Pfründe in England, machte Reisen durch den größten Theil von Europa und starb als britischer Historiograph und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu London und der der Inschriften zu Paris 23. Mai 1812 zu London. Ihm verdankt man die erste und umfassendste Ausgabe von Leibniz' Werken (Genf 1769, 6 Bde.). Sein »Toscin« (Rom 1769), der dann als »Appel au bon sens« (Lond. 1777) erschien, enthält scharfe Ausfälle gegen Voltaire und Rousseau. Geschichtliches Interesse hat seine »Histoire de ce qui s'est passé pour le rétablissement d'une régence en Angleterre« (Lond. 1789). Auch schrieb D. mehrere Abhandlungen über Numismatik ꝛc. Die »Mémoires d'un voyageur qui se repose« (Par. 1806, 3 Bde.; deutsch, Amsterd. 1808, 2 Bde.) enthalten seine eigene Lebensgeschichte. Weniger geschätzt ist heutzutage seine Schrift »Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux modernes« (1766, 2 Bde.). — Sein Neffe, Joseph Michael D., geb. 15. Okt. 1765 zu Tours, gest. 6. Aug. 1848, hat sich als Nationalökonom besonders durch seine »Philosophie d'économie politique« (Par. 1835, 2 Bde.) einen Namen gemacht.

Duttlingen, Stadt, s. Tuttlingen.

Dutzend, zwölf einander an Beschaffenheit und Bestimmung gleiche Dinge, zusammengezählt. 12 Dutzend sind ein Groß.

Duumviri (lat., »Zweimänner«), Titel gewisser Beamten theils in Rom, theils in den italienischen Landstädten. Die D. capitales oder D. perduellionis wurden angeblich schon von Tullus Hostilius eingesetzt und unter der Republik beibehalten als Richter über Hochverrath. Die D. sacris faciundis waren die Kommission, die mit der Bewahrung und Befragung

der sibyllinischen Bücher beauftragt war; später waren es Decemviri (10 Männer) und zuletzt Quindecimviri (15 Männer). Die D. navales waren zur Zeit der Republik die Befehlshaber der Flotte, die vom Volk gewählt wurden (seit 311 v. Chr.) und zugleich die Obliegenheit hatten, für Ausrüstung der Flotte zu sorgen; zur Zeit der Kaiser hießen die Anführer der Flotte praefecti classis. Außerdem werden noch für besondere einzelne Geschäfte eingesetzte D. erwähnt, so D. frumento dividundo (für Getreidevertheilung), aedi faciendae (für Erbauung eines Tempels), aedi dedicandae (für Einweihung eines solchen). In den Municipien und Kolonien waren die D. juri dicundo die obersten Beamten, welche den Senat beriefen, den Vorsitz in demselben führten und zugleich die obersten Richter waren. Sie wurden bis auf Tiberius in der Volksversammlung, nachher vom Senat gewählt.

Duval (spr. düwall), 1) Valentin, franz. Gelehrter, geb. 12. Jan. 1695 zu Artonay in der Champagne als Sohn einer armen Bauernfamilie, hieß eigentlich Jameray, erlernte als Hirt der Mönche des Klosters Ste. Anne bei Lüneville aus mühevoll erworbenen Büchern ohne alle Anleitung Mathematik, Astronomie und Geographie, setzte dann durch Vermittelung der Prinzen von Lothringen seine Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fort, ward in der Folge vom Herzog Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte an der Ritterakademie zu Lüneville ernannt und ging, als Lothringen an Frankreich fiel, zugleich mit der herzoglichen Bibliothek nach Florenz, von wo ihn Kaiser Franz I. als Vorsteher der Münz- und Medaillensammlung nach Wien berief, wo D. 13. Sept. 1775 starb. Seine »Oeuvres« (fast nur numismatischen Inhalts) wurden von Koch (Petersb. u. Basel 1784, 2 Bde.; Par. 1785, 3 Bde.) herausgegeben. Vgl. Kaiser, Leben Duvals (Nürnb. 1788).

2) Amaury Pineux, franz. Alterthumsforscher, geb. 28. Jan. 1760 zu Rennes, wirkte längere Zeit als Gesandtschaftssekretär zu Neapel und Rom, verließ 1797 den Staatsdienst und begann mit Chamfort, Ginguené, Say u. a. die »Décade philosophique«, die 1807 mit dem »Mercure de France« vereinigt wurde. Schon unter dem Direktorium zum Büreauchef für Wissenschaft und Kunst im Ministerium des Innern und 1811 zum Mitgliede des Instituts ernannt, verlor er 1815 die erstere Stelle. Er starb zu Paris 12. Nov. 1838. Er gab den Text zu Denons »Monuments des arts du dessin chez les peuples tant anciens que modernes« (4 Bde.), zu Baltards »Paris et ses monuments« (3 Bde.) und zu Moisy's »Fontaines de Paris, anciennes et nouvelles« (1813), besorgte die Ausgabe des Montaigne (1820) und Scarron (1821) und schrieb für die »Histoire littéraire de la France«, Bd. 13—17.

3) Alexandre Vincent Pineux, franz. Bühnendichter, Bruder des vorigen, geb. 6. April 1767 (1762?) in Rennes, machte im Seedienst den amerikanischen Krieg mit, fungirte dann als Sekretär der Deputation der Stände von Bretagne, ward hierauf als Ingenieur-Geograph bei dem Kanalbau von Dieppe verwendet und widmete sich seitdem der Baukunst. Durch die Revolutionsstürme aus dieser Thätigkeit herausgerissen, betrat er die Bühne, focht in den Feldzügen des ersten Revolutionskriegs und ward ins Gefängnis geworfen. Nach dem 9. Thermidor in Freiheit gesetzt, erwarb er sich bald einen Namen als Lustspiel- und Operndichter (weniger als Dichter ernster Dramen). Im Jahr 1816 wurde er Mitglied der französischen Akademie und 1830 Konservator der Bibliothek des Arsenals. Er starb 9. Jan. 1842. Die Zahl seiner Theaterstücke beträgt mehr als 50; als die bekanntesten sind zu nennen: »Le tyran domestique« (1805; deutsch von Th. Hell, Leipz. 1809); »La jeunesse de Henri IV« (1806; deutsch von Iffland in »Beiträge für die deutsche Schaubühne«, Berl. 1807—1812, 4 Bde.); »La manie des grandeurs« (1817); »Le faux bonhomme« (1818). Von seinen Operntexten sind »Joseph en Égypte« (mit Méhuls Musik) und »Beniowsky« (komponirt von Boieldieu, 1800) weltbekannt geworden. Seine »Oeuvres« erschienen zu Paris 1822—23 in 9 Bänden. Mit seinem Bruder Amaury P. D. gab er das »Théâtre complet des Latins« (1820 ff.) heraus.

4) Edgar Raoul, franz. Deputirter, geb. 9. April 1832 zu Laon, war unter dem Kaiserreich nach einander Staatsanwalt an den Gerichtshöfen zu Angers, Bordeaux und Rouen, gab beim Ausbruch der Revolution vom 4. Sept. 1870 seine Entlassung, wurde 2. Juli 1871 von dem Departement der untern Seine in die Nationalversammlung gewählt und nahm hier seinen Sitz auf der Rechten. Er gilt für einen der schlagfertigsten Gegner der republikanischen Linken, wurde als solcher von seiner Partei oft ins Vordertreffen geschickt und machte es sich zur speciellen Aufgabe, die Verwaltung der Regierung der nationalen Vertheidigung zu kritisiren und die Mitglieder derselben anzugreifen, wie er denn auch der Linken 29. Juli 1872 vorwarf, daß sie nur deswegen so beharrlich auf die Auflösung der Nationalversammlung dringe, um sich der Verantwortlichkeit für die Handlungen der Septemberregierung zu entziehen. Gegen die Regierung des Präsidenten Thiers stimmte und sprach er bei vielen Gelegenheiten, und als jener immer mehr zur konservativen Republik sich hinneigte und wegen seiner Präsidentenbotschaft vom 13. Nov. 1872 sehr viele Zustimmungsadressen von Gemeinderäthen erhielt, beantragte D. 30. Nov. ein Tadelsvotum gegen den Minister des Innern, Lefranc, weil er, während doch die Gemeinderäthe dem Gesetz gemäß sich nicht mit der Politik befassen sollten, solche »schuldvolle Kundgebungen«, statt sie zu unterdrücken, angenommen habe. Der Duval'sche Antrag wurde angenommen, und Lefranc nahm infolge dessen seine Entlassung.

5) Jules, franz. Schriftsteller, geb. 1813 zu Rodez (Departement Aveyron), war anfangs Advokat in seiner Vaterstadt, verließ aber 1846 die juristische Laufbahn, um sich staatswirtschaftlichen Studien zu widmen, und begab sich 1847 nach Algerien, wo er eine Zeitlang Redakteur des »Echo d'Oran« war. Nach Frankreich 1855 zurückgekehrt, übernahm er die Leitung des »Économiste français«. Er starb infolge eines Eisenbahnunfalls bei Orléans 20. Sept. 1870. D. hat eine vortreffliche Beschreibung der Provinz Algerien verfaßt: »L'Algérie, tableau historique et statistique« (Par. 1854, 2. Aufl. 1859), an die sich die Schriften: »Catalogue des produits de l'Algérie« (1855), »Les colonies et l'Algérie au concours national d'agriculture« (1861) u. a. anschlossen. Außerdem schrieb er: »L'histoire de l'émigration européenne au 19. siècle« (Par. 1862); »Les colonies et la politique coloniale de la France« (das. 1864); drei sehr bemerkenswerthe »Discours sur les rapports entre la géographie et l'économie politique« (1864—67) und entwarf in dem Werke »Notre pays« (1867) das bis jetzt beste Gemälde

Frankreichs in Bezug auf seine Bodengestaltung, seine natürlichen Hülfsmittel und industrielle Entwickelung. Nach seinem Tod erschien eine in gleichem Geist verfaßte Erdbeschreibung unter dem Titel: »Notre Planète« (1871).

Duvergier de Hauranne (spr. düwärschjé dō orann), Prosper, franz. Publicist, geb. 3. Aug. 1798 zu Rouen, ward 1824 Mitredakteur und später Eigenthümer des »Globe«, schloß sich, 1831 zum Deputirten im Departement Cher gewählt, den Doktrinärs an und machte sich zur Seele der Koalition, die 1839 das Ministerium Molé stürzte, und als deren Programm seine Schrift »Des principes du gouvernement représentatif et de leur application« (Par. 1838) betrachtet werden kann. Hierauf trennte er sich von den Doktrinärs und wirkte im »Constitutionnel« und »Siècle« für die Partei des linken Centrums. Zur Beförderung der reformistischen Bewegung veröffentlichte er die sehr wirksame Schrift »De la réforme parlementaire et de la réforme électorale« (Par. 1847), unterstützte eifrigst das Institut der öffentlichen Oppositionsbankette, nahm aber als Mitglied der Nationalversammlung seinen Sitz auf der Rechten, in welchem Sinn er auch als Mitglied der Verfassungskommission wirkte. Bei den Wahlen von 1849 fiel D. zwar durch, erhielt aber im December 1850 einen Sitz in der Legislative. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 erst eingekerkert, hierauf 1852 verbannt, begab er sich nach Turin, wo er sich mit geschichtlichen Studien beschäftigte, kehrte aber noch in demselben Jahr nach Paris zurück. Er schrieb seitdem: »Histoire du gouvernement parlementaire de la France« (Par. 1857 ff., 10 Bde.). Von seinen sonstigen Schriften sind noch als Jugendarbeiten mehrere Vaudevilles, wie »Un jaloux comme il y en a peu«, »Un mariage à Gretna-Green« ꝛc., und zahlreiche Artikel in Zeitschriften, namentlich in der »Revue des Deux Mondes«, anzuführen. Sein Sohn Erneste D. hat sich als Schriftsteller durch »Huit mois en Amérique« (1865, 2 Bde.) und »La coalition libérale« (1869) bekannt gemacht.

Duvernois (spr. düwernŏa), Clément, franz. Journalist, Abgeordneter und Minister, geb. 6. April 1836 in Paris, trat zuerst in Algerien als Journalist auf, war dann Mitarbeiter an verschiedenen Pariser Journalen, näherte sich von 1867 an mehr und mehr der kaiserlichen Regierung, vertheidigte in der »Epoque« die Vereinigung des Kaiserthums mit der Freiheit und erhielt 1868 vom Kaiser den Auftrag, den »Peuple« zu gründen, welcher zum wohlfeilsten Preis verkauft wurde und einen ungeheuren Absatz fand. Dieses Blatt erhielt fortwährend seine Inspirationen und Direktionen vom Kaiser, den man selbst für den Urheber mancher Artikel hielt. Zum Dank für seine Leistungen wurde D. bei den allgemeinen Wahlen vom Mai 1869 als officieller Kandidat aufgestellt und im Departement der Hautes-Alpes zum Abgeordneten gewählt. Im Gesetzgebenden Körper schloß er sich an die Rechte an, kündigte dem Ministerium Ollivier, welches ihm zu liberal und zu parlamentarisch zu Werke ging, die Freundschaft auf und trat infolge dessen von der Chefredaktion des kaiserlichen Leibjournals zurück. In Verbindung mit Baron Jérôme David und Forcade de la Roquette bildete er im Gesetzgebenden Körper einen besondern Klub, den der sogen. »Arkadier«, aus welchem 10. Aug. 1870, nach dem Rücktritte des Kabinets Ollivier-Gramont, das »Mamlukkenministerium« unter dem Vorsitz des Grafen Palikao hervorging. D. selbst war es, der in der stürmischen Sitzung vom 9. Aug. durch seine von ihm vorgeschlagene und von der Kammer angenommene Tagesordnung: »Die Kammer, entschlossen, ein Ministerium zu unterstützen, welches fähig ist, die Landesvertheidigung zu organisiren, geht zur Tagesordnung über«, dem Kabinet Ollivier ein Mißtrauensvotum gab und dessen Sturz herbeiführte mit der unverhüllten Absicht, die entschiedensten Bonapartisten, Männer der Energie und der Kartätschen, ans Ruder zu bringen. Im Ministerium Palikao übernahm D. das Handelsministerium und erwarb sich dadurch ein großes Verdienst um die Hauptstadt, daß er die rasche und massenhafte Verproviantirung derselben mit allem Eifer betrieb. Nach der Revolution vom 4. Sept. begab er sich nach England, kehrte im Juni 1871 nach Paris zurück, nahm seine journalistische Thätigkeit wieder auf, schrieb eine Reihe von Artikeln gegen die Regierung des Präsidenten Thiers und gründete im September 1871 das imperialistische Journal »L'Ordre«, welches, geschickt redigirt und wohlfeil ausgegeben, großen Absatz und viel Einfluß unter der Masse hatte. Zugleich gab er sich mit Bankgeschäften ab, wurde Direktor der spanischen Territorialbank, ließ sich aber dabei in so unsolide und schwindelhafte Operationen ein, daß die Staatsanwaltschaft 14. April 1874 seine Verhaftung verfügte, die Geschäftsbücher mit Beschlag belegen und das Büreau versiegeln ließ. Das Gericht verurtheilte ihn 25. Nov. zu zweijährigem Gefängnis und 1000 Franken Geldbuße.

Duveyrier (spr. düwärjeh), Henri, franz. Reisender, welchem man besonders eine richtigere Kenntnis der westlichen Sahara verdankt, geb. 28. Febr. 1840, erhielt seine Erziehung zum Theil in Deutschland (auf der Handelsschule in Leipzig), genoß in London eine Zeitlang den Umgang von Heinr. Barth, der damals sein großes Reisewerk ausarbeitete, und trat 1859 seine Reise an, welche ihn von Konstantine nach Biskra durch das französische Nordafrika bis zum äußersten französischen Posten im Süden führte. Er durchschnitt die Sahara von Wad Mesab (Ghardaja) über Metlili bis El Goleá und verbreitete Licht über einen Theil der Wüste, welchen die Schaanba den Franzosen verschlossen hielten. Im Jahr 1860 ging er über El Wad nach Wargla und von da nach Tuggurt, durchreiste hierauf in östlicher Richtung das südliche Tunesien bis nach Gabes an der Kleinen Syrte und kam dann auf einer nördlichern Route nach Biskra zurück. Noch in demselben Jahr trat er eine größere Reise nach dem Tuareklande an, hielt sich eine Zeitlang in Tuggurt auf und erreichte dann über El Wad und Berresof Gadames in Tripolitanien. Von hier wandte er sich über Derdj nach Tripoli und gelangte über Nalut und Ssinaun wieder nach Gadames, worauf er nach Ghat ging und über Mursuk und Tripoli nach Paris zurückkehrte. Duveyriers Reisen sind besonders für die Grenzgebiete von Algier, Tunis und Tripolis von großer Wichtigkeit. Sein Hauptwerk führt den Titel »Exploration du Sahara« (Bd. 1: »Les Touaregs du Nord«, Par. 1864) und trug ihm die goldene Medaille der Pariser Geographischen Gesellschaft ein. Außerdem hat D. eine große Anzahl werthvoller Artikel für die »Annales des voyageurs«, die »Revue algérienne et coloniale« und besonders für das Bulletin der Pariser Geographischen Gesellschaft verfaßt, zu deren thätigsten Mitgliedern er gehört. Der Krieg von 1870, der ihn in der

Ausarbeitung des 2. Theils seines Hauptwerks unterbrach, brachte ihn auf einige Zeit als Gefangenen nach Deutschland auf die Festung Neisse.

Duwock, s. Equisetum.

Dux (lat.), »Führer«, sowohl in militärischer, wie in jeder andern Beziehung. Seit der neuen Organisirung der Provinzen des oströmischen Reichs durch Konstantin d. Gr. wurde D. Titel der dem Magister militum untergeordneten Anführer der in den Provinzen stehenden Heeresabtheilungen (vgl. Comes); daher kam es, daß es zur Bezeichnung eines bestimmten Ranges gebraucht wurde und in dieser Bedeutung auch in die neueren Sprachen übergegangen ist (franz. duc, ital. duca, engl. duke, deutsch Herzog).

Dux (tschech. Duchcov), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Teplitz, nahe am Erzgebirge, 4 Kilom. von Teplitz, hat ein gräflich Waldstein'sches Schloß, eine Dechanteikirche, Zucker-, Glas-, Thonwaarenfabrikation, sehr wichtige Braunkohlenwerke mit Arbeiterwohnhäusern für 489 Familien und (1869) 3301 (1874 über 5000 meist kathol. Einwohner. Das Schloß enthält eine ansehnliche Bibliothek (13,000 Bände), bei welcher J. Casanova in seinen letzten Jahren angestellt war, eine Gemäldegallerie und Waffensammlung, ein Kunst- und Naturalienkabinet, ein Bassin (in einem der Höfe), das der Herzog von Friedland 1630 aus eroberten schwedischen Kanonen gießen ließ, und ein ganzes Museum Friedland'scher Erinnerungen. Die interessanten Sammlungen und der schöne Park machen D. zu einem Lieblingsausflug der Teplitzer Badegäste. Gegenwärtig ist D. wegen seiner Kohlenwerke ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt im nördlichen Böhmen; daselbst münden die Außig-Teplitzer (Fortsetzung nach Westen über Brüx nach Komotau), die Dux-Bodenbacher, die Prag-Duxer und die Pilsen-Priesener Eisenbahn.

Duxbury (spr. -böri), Ortschaft im nordamerikan. Staat Massachusetts, am Hafen von Plymouth, südöstlich von Boston, mit Schiffbau, Handel, Fischerei und (1870) 2341 Einw.; bemerkenswerth als einer der Endpunkte des atlantischen Telegraphenkabels, welches Frankreich über St. Pierre mit Nordamerika verbindet.

Duyse (spr. deuse), Prudens van, vläm. Dichter und Gelehrter, geb. 18. Sept. 1804 zu Dendermonde, starb als Archivar der Stadt Gent 13. Nov. 1859. D. versuchte sich in allen Dichtungsarten und entwickelte eine große Fruchtbarkeit, die freilich dem innern Gehalt seiner Produktionen nicht gerade von Nutzen war. Ihr Hauptwerth lag in der dadurch bewirkten Förderung der national-vlämischen Bewegung. Eine erste Sammlung von »Gedichten« erschien 1831; ihr folgten: »Vaderlandsche Poezij« (Gent 1839, 3 Bde.); »Natalia« (das. 1842); »Het Klaverblad« (Brüss. 1848); »De Zeilwagen van Simon Stevin« (Gent 1846); »Dichter bespiegeling« (Dendermonde 1849); »Gedichtjes voor kinderen«; »Nieuwe Kindergedichtjes« ꝛc. Hierzu kommen noch mehrere dramatische Arbeiten und einige Abhandlungen über die vaterländische Geschichte. Für seine letzte Gedichtsammlung »De Nazomer« (1860) erhielt er von der belg. Regierung den Fünfjahrpreis für vlämische Literatur.

Duyt (spr. deut, Duit, Deut, Doit), frühere holländ. Kupfermünze von 1/8 Stüber oder 2 Pf.

Duzen, jemand mit Du anreden, eine Sitte, die bei allen alten Völkern üblich war. Im Mittelalter, nachweislich im 9. Jahrh., kam das Ihrzen (mit Ihr anreden) auf. Bis zum 13. Jahrh. hatte sich etwa folgende Gewohnheit ausgeprägt: geihrzt wurden Höhere von Niederen, der Vater von den Kindern, Geistliche, Fremde, vornehmere Eheleute unter einander ꝛc.; geduzt wurden Niedere von Höheren, Kinder von Eltern, das gemeine Volk unter einander ꝛc. Im 15. und 16. Jahrh. ward es Sitte, daß Könige, Fürsten und hohe Würdenträger, statt mit Ihr, vielmehr mit ihrem Titel: Majestät, Fürstliche Gnaden, Fester ꝛc. angeredet wurden, und nun ging die Rede in der dritten Person fort, und zwar im Singular oder im Plural, je nachdem die Anrede war; in direkter Beziehung auf den Angeredeten wurde jedoch noch geihrzt. Seit dem 17. Jahrh. wurde »Herr« und »Frau« in der Anrede bloßes Höflichkeitszeichen, man verband damit anfangs noch Ihr, aber bald fing man an, die indirekte dritte Person dazuzusetzen (Erzen und Siezen im Singular). So blieb es, als später auch »Herr« und »Frau« weggelassen wurden. Die Anrede per Ihr ward nun eine gewisse Mittelstufe zwischen der tiefsten des Duzens und der höchsten des Erzens und Siezens. Gegen Ende des 17. Jahrh. (die ersten Spuren zwischen 1680—90) begann die feinste Höflichkeit, die Anrede aus der dritten Person des Singulars in die dritte des Plurals zu setzen (Siezen im Plural), und um 1740 war diese Sitte oder Unsitte in der vornehmen Welt allgemein herrschend. In neuester Zeit hat das D., besonders in vertraulichen Kreisen, zwischen Eltern und Kindern, Eheleuten (selbst fürstlichen), nahen Verwandten, Studienfreunden ꝛc. wieder mehr Platz gegriffen. Quäker und Tiroler, besonders außerhalb ihres Landes, reden alle Welt mit Du an, und bei ersteren ist es Glaubenssache; auch der Dichter hat die Freiheit des Duzens. Von den übrigen europäischen Völkern brauchen die Holländer meist Ihr (gij); in Frankreich und in Großbritannien wird Du und Ihr (franz. tu und vous, engl. thou und you) etwa in den Abstufungen wie in den mittleren Zeiten in Deutschland gebraucht, und die dritte Person wird von den Franzosen bloß bei hohen Titeln angewandt. Dagegen ist in Italien lei, Sie, in Spanien usted und in Portugal vóssé, eine Zusammenziehung aus vossa mercê (span. vuestra merced, Euer Gnaden), mit der dritten Person des Singulars, üblich und nur in vertraulicherer Rede Du oder Ihr im Brauch. Den Schweden ist Du (du) die vertrauliche und väterliche Anrede, er die an weniger bekannte Personen von geringerem Stand und ni das Zeichen besonderer Hochachtung; die Dänen brauchen stufenweise Du (du), Ihr (i) und Sie im Plural (de); doch konstruiren Dänen wie Schweden zu ihrer pluralen Anrede das Verbum im Singular. Die vornehmen Russen, Böhmen, Serben, überhaupt die Slawen, reden, wie die Neugriechen, mit Ihr an; nur die Polen d. sich oder sprechen in der dritten Person mit Pan oder Pani (Herr oder Frau).

Dwaraka (Dwarka, Dschigat), Hafenstädtchen in der ostindischen Landschaft Gudscherat, an der Südwestseite der Halbinsel Kattiwar, mit 4000 Einw. und dem berühmtesten aller Krischnatempel, der die Stadt zu einem der besuchtesten Pilgerorte des westlichen Indien macht. Die Höhe des Tempels beträgt bis zur Kuppel 23 Meter und bis zur Spitze der darauf gesetzten reich ornamentirten Thurmpyramide 42,5 Meter.

Dwernicki (spr. -nitzki), Joseph, poln. General, geb. 14. März 1779 zu Warschau, schloß sich 1809 mit einer aus eigenen Mitteln ausgerüsteten Reiterschar

dem in Galizien eindringenden polnischen Heer unter Poniatowski an, wurde darauf zum Eskadronchef ernannt und zog 1812 mit nach Rußland. Er zeichnete sich hier in dem Korps Dombrowski's, welches den kleinen Krieg bei Mohilew und Bobruisk führte, durch kühne und rasche Unternehmungen aus, bewies sich auf dem Rückzug den Russen als furchtbarer Feind und ward Kommandant des neu organisirten 15. Ulanenregiments. Nach den Schlachten bei Leipzig und Hanau ward er Officier der Ehrenlegion und 1814 bei Paris Oberst. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er das Kommando des 2. Ulanenregiments und wurde 1826 zum Brigadegeneral ernannt. Kurz nach dem Ausbruch der Revolution von 1830 ward er mit der Organisation der 3. Division der Kavallerie beauftragt und erfocht 14. Febr. 1831 bei Stoczek den ersten Sieg über die weit überlegenen Russen unter General Geismar sowie mit dem General Sierawski einen zweiten bei Nowawiez 19. Febr. über die russische Avantgarde unter dem Fürsten Adam von Würtemberg. Nach der Schlacht von Grochow nach Volhynien gesandt, um daselbst den Aufstand zu organisiren, wurde er von dem überlegenen Rüdiger'schen Korps (27. April) genöthigt, nach Galizien überzutreten. Hier wurde sein Korps von den österreichischen Behörden entwaffnet und kriegsgefangen nach Ungarn geführt, während man ihm selbst Laibach und später Steyer als Wohnsitz anwies. Von da ging er 1832 nach Frankreich und endlich nach London. Im Jahr 1848 kehrte er auf das dem Grafen Zamoyski gehörige Gut Lopatyn in Galizien zurück, wo er im December 1857 starb. Seine Operationen in Volhynien suchte er gegen die Kritik in einer 1837 zu London erschienenen Schrift zu rechtfertigen.

Dwina (bei den Russen nördliche D. zum Unterschied von der Düna, welche westliche D. heißt), der größte schiffbare Strom im nördlichen europäischen Rußland, entsteht im Gouvernement Wologda aus der bei Welikij Ustjug erfolgten Vereinigung der beiden Quellflüsse Jug und Ssuchona, wovon letzterer, als der bedeutendere, der Abfluß des Sees Kubinskoje Osero ist. Der Lauf der D. hat eine Länge von 1620 Kilom., ihr Stromgebiet umfaßt ein Areal von nahezu 366,000 QKilom. (6650 QM.); sie durchströmt in vorherrschend nordwestlicher Richtung die Gouvernements Wologda, dem ihr oberer und mittlerer, und Archangel, dem ihr unterer Lauf angehört, und mündet unterhalb Archangel in einem aus drei Haupt- und mehreren Nebenarmen bestehenden Delta in den nach ihr benannten Dwinabusen, eine Bucht des Weißen Meers, welche eine stellenweise Breite von 150 Kilom. hat. Ihre beträchtlichsten Nebenflüsse sind auf der rechten Seite die Wytschegda, selbst ein großer, schiffbarer, von vielen Quellflüssen gespeister Strom im Gouvernement Wologda, und die Pinega, welche unterhalb Cholmogory im Archangel'schen mündet; auf der linken Seite die Waga, welche, aus dem Wologda'schen kommend, ebenfalls im Gouvernement Archangel in die D. fällt, und Emza. An der D. liegen, von der Mündung aufwärts, die Städte Archangel, Cholmogory, Kraßnoborsk und Welikij Ustjug, an der Ssuchona Totma, an der Jug Nikolsk. Die D. fließt größtentheils durch ebene, sumpfige und waldige Gegenden und ist reich an Fischen, worunter die Gattung Wawaga (*Gadus calliarias*) ihr eigen ist; das rechte Ufer ist durchgehends flach und wird nur zuweilen von unbedeutenden Hügeln begleitet. Obgleich der Fluß viele Inseln enthält, ist er doch während der ganzen Sommerszeit schiffbar. Er friert bei der Stadt Archangel Ende Oktober zu und thaut erst Anfang Mai wieder auf. Ihre größte Breite hat die D. im Archangel'schen Kreis, wo sie 2—4, ja bei der Stadt selbst etwa 7 Kilom. breit ist; die Tiefe wechselt von 3—8 Faden. Der westliche Mündungsarm ist gegenwärtig fast gänzlich versandet, daher die Schiffahrt den Weg durch den östlichen Arm nimmt. Im Jahr 1553 kamen hier die ersten englischen Schiffe an, und seitdem ist Archangel erst eine eigentliche See- und Hafenstadt mit überseeischem Verkehr geworden. Seitdem Archangel auch zur Station für die russische Kriegsflotte des Weißen Meers erhoben worden, hat die D. noch eine höhere Bedeutung gewonnen. Zu den künstlichen Wasserwegen, welche die D. mit anderen großen Strömen Rußlands in Verbindung setzen, gehören der erst 1828 beendigte, 157 Kilom. lange Kanal des Herzogs Alexander von Würtemberg, welcher den Kubenski'schen See mit der in die Wolga fallenden Schekßna verbindet, und der 18 Kilom. lange Katharinenkanal (1786 angefangen und 1820 vollendet), welcher zur Verbindung des Weißen Meers mit dem Kaspischen Meer dient, indem er die Nördliche Keltma, welche in die Wytschegda fällt, mit dem Tschuritsch, einem Nebenfluß der Südlichen Keltma, verbindet, welcher selbst in die Kama oder Kleine Wolga mündet.

Dwinez, Landsee im russ. Gouvernement Twer, gehört zu den vielen etwa 160 Meter Seehöhe habenden Wasseransammlungen des Waldaiplateau's, die, wie der Stertsch, Wolgo, Oselok, Ssosniza und vor allem der Sseliger, sich weniger durch ihre Ausdehnung in die Länge und Breite als durch ihre beträchtliche, oft über 30 Meter messende Tiefe auszeichnen, welcher Umstand sie zu wasserreichen, großen Strömen das Dasein gebenden Wasserbecken macht. Der D. hat mit Einschluß aller Seekrümmungen nur ungefähr 20 Kilom. im Umfang.

Dyadik (dyadisches Zahlensystem), das einfachste aller Zahlensysteme, in welchem schon zwei Einheiten einer Klasse eine Einheit der nächstfolgenden Klasse bilden. Man braucht nur zwei Ziffern, 1 und 0, während man zu unserem gewöhnlichen dekadischen System zehn Ziffern nöthig hat. Die 1 bedeutet im dyadischen System auf der ersten Stelle von der linken zur rechten Hand $2^0 = 1$, auf der zweiten $2^1 = 2$, auf der dritten $2^2 = 4$ rc.; die 0 dient bloß zur Bezeichnung der Stelle, welche die 1 einnimmt. Folgenden Zahlen des gewöhnlichen dekadischen Systems:

	1	2	3	4	5	6	7	8
entsprechen	1	10	11	100	101	110	111	1000.

Um eine gegebene dekadische Zahl dyadisch auszudrücken, muß man jene Zahl, hierauf den Quotienten und so alle folgenden Quotienten durch 2 dividiren und die Reste dieser Divisionen mit Einschluß der Null, wo die Division aufgeht, von dem letzten angefangen, von der Linken zur Rechten nebeneinander stellen. So gibt z. B. die dekadische Zahl 25 die Reste dieser Divisionen 1,0,0,1,1; also ist 25 = 10011. Da größere Zahlen sich nur durch viele Ziffern ausdrücken lassen, so ist das dyadische System für den Gebrauch nicht geeignet. Des dyadischen Systems gedenkt zuerst Joh. Caramuel in seiner »Mathesis biceps« (Campagna 1670). Leibniz aber bildete die D., ohne von Caramuels Idee Notiz zu haben, vollständig aus und legte ihr großen Werth bei.

Dyas (griech., f.), die Zweiheit, das zweite Princip des Pythagoras (s. d.).

Dyas (griech., s. **Permische Formation, Permisches System**), die jüngste der paläozoischen Formationen, der Steinkohlenformation auflagernd und von dem Bunten Sandstein (s. d.) bedeckt, ist eigentlich diejenige der Sedimentärformationen, welche zuerst als ein zusammengehöriges Schichtensystem erkannt und näher untersucht worden ist. Durch weit verbreitete Kupfererzführung ist ein Glied derselben namentlich in Deutschland von industrieller Wichtigkeit, und die deutschen Bergleute unterschieden schon längst vor der wissenschaftlichen Charakteristik der Formation die beiden Hauptabtheilungen derselben, das **Rothliegende** und den **Zechstein**. Die erstere, nach ihrer Lage unter der erzführenden Schicht und der röthlichen, eisenschüssigen Farbe ihrer Gesteine benannt, wird vorzüglich durch Sandsteine und Konglomerate gebildet; die obere Abtheilung, den Kupferschiefer als ein unteres Glied noch umfassend, wird gewöhnlich nach dem dichten, festen Kalkstein benannt, dem die thüringer Bergleute die Bezeichnung Zechstein (wahrscheinlich von zach, zähe) gegeben haben; Kalk, Dolomit und Gips sind hier die vorherrschenden Gesteinsarten. Wegen der durchgreifenden Zweitheilung wollte man früher zwei verschiedene Formationen daraus machen; allein Murchison sprach sich für die Zusammengehörigkeit aus, und Marcou brachte zuerst die Zweigliederung in dem Namen D. zum Ausdruck, der neuerdings auch in Deutschland vielfach in Gebrauch gekommen ist. Murchison wollte noch innigere Vereinigung, weil in Rußland, wo die Formation im Gouvernement Perm in größter Ausdehnung auftritt, die Zweitheilung nicht durchzuführen sei. Er brachte den Namen Permische Formation oder Permisches System in Vorschlag, der allerdings den Bezeichnungen der älteren Formationen besser entspricht; doch möchte Murchisons Ansicht noch ferner zu diskutiren sein. In Deutschland ist das Rothliegende vorzüglich am Südrande des Harzes und in der Umgebung des Thüringer Waldes und Fichtelgebirges, ferner im Königreich Sachsen in mehreren muldenförmigen Ablagerungen entwickelt; im westlichen Deutschland wird die Steinkohlenformation bei Saarbrücken von Schiefern und Sandsteinen, die dem Rothliegenden zuzurechnen sind, überlagert. In allen genannten deutschen Dyasgebieten spielen Porphyre und Melaphyre mit den zugehörigen Tuffen im Rothliegenden eine große Rolle, indem die eruptiven Gesteine theils als Zwischendecken, theils als gangförmige Massen auftreten. Uebrigens finden sich am Harz, in Sachsen und an der Nahe und Saar in der D. auch noch bauwürdige Kohlenflöze; in Hessen treten gang- und nesterförmig Kobalt- und Nickelerze, in Thüringen namentlich Manganerze auf, während in der Pfalz auf Gängen und als Imprägnationen der Dyasgesteine Quecksilbererze vorkommen. Die Zechsteinbildung ist namentlich am Ostrande des Harzes und am Thüringer Wald in größerer Ausbreitung dem Rothliegenden aufgelagert, in ähnlicher Weise aber auch in Kurhessen bei Richelsdorf und bei Stadtberge in Westfalen bekannt. Für Thüringen gilt dabei die folgende Gliederung: die unterste Schicht, das sogen. **Weißliegende**, ist vielleicht noch dem Rothliegenden zuzurechnen; darauf folgt der **Kupferschiefer**, ein schwarzer, bituminöser Mergelschiefer von höchstens 1 Meter Mächtigkeit, mit Kupfererzen mehr oder weniger inprägnirt, bedeckt von dem sogen. **Dachflötz**; auf letzterem liegt der eigentliche **Zechstein**, gewöhnlich 5—6 Meter mächtig, und auf diesen folgt die sogen. **Rauchwacke** und die **Asche**. Die erstere ist ein fester, die letztere ein erdiger Dolomit (s. d.), beide sind häufig mit bituminösem **Stinkkalk** oder **Stinkstein** vergesellschaftet und nicht selten bilden Lager von **Gips** und **Steinsalz** mit den begleitenden Thonen die obersten Glieder der Formation. Auch das bekannte Steinsalzlager von Staßfurt ist dem obern Theil der D. zuzurechnen. Die Gliederung des Zechsteins in Hessen und Sachsen schließt sich im allgemeinen derjenigen von Thüringen an, wenngleich die einzelnen Abtheilungen nicht immer mit derselben Deutlichkeit hervortreten. — In Mittelengland tritt die D. als eine lang gestreckte Terrassenbildung hervor, die als ein verhältnismäßig schmales Band die älteren Formationen umlagert; in Durham und Cumberland schließt sie sich der deutschen Zweigliederung, wenn man von einer geringmächtigen obern Sandsteinschicht absieht, sehr einfach an. Die untere Abtheilung wird als **Lower new red sandstone**, die obere als **Magnesian limestone** bezeichnet; die letztere ist namentlich in der Terrasse von Nottingham und Tynemouth dem deutschen Zechstein sehr ähnlich entwickelt, jedoch fehlen die Kupfererze und das Steinsalz. Mehr südlich von Staffordshire bis Devonshire wird diese Abtheilung durch eigenthümliche, höchst unregelmäßig gelagerte Konglomerate gebildet, deren Schiefer- und Kieselgeschiebe durch Dolomit cementirt sind. In Chester und Lancaster endlich ist die Zweitheilung nicht durchzuführen; die Sandsteine werden hier auch in der obern Abtheilung vorwaltend, und die Formation nähert sich im ganzen mehr dem russischen Typus. Ueberall in England ist die D. der Kohlenformation diskordant aufgelagert. In Rußland, wo die Permische Formation auf einem Flächenraum von mehr als 18,000 □Meilen an die Oberfläche tritt, ist dieselbe bisher als einheitliche Bildung aufgefaßt worden, indem Sandstein und Konglomerate mit Kalk und Dolomit in vielfachem Wechsel über- und durcheinander liegen. Die unteren Schichten sind in den Gouvernements Perm und Orenburg reich an Kupfererzen, und in den oberen Schichten finden sich auch mächtige Einlagerungen von Gips und Steinsalz. Wo die Formation in Verbindung mit der Steinkohlenformation erscheint, ist sie der letztern konkordant aufgelagert.

Was das **organische Leben** während der Dyasperiode betrifft, so finden wir der Natur der Sache nach in den unteren Küstenbildungen, in den Sandsteinen und Konglomeraten des Rothliegenden, vorzüglich Pflanzenreste, und die Formation schließt sich in dieser Hinsicht eng an die Kohlenformation an. Gewisse Schichten sind reich an Fischen, auch treten hier die ersten Saurier auf. In den Kalken und Dolomiten des Zechsteins dagegen ist uns die Molluskenfauna des tiefen Meers jener Zeit erhalten; wo wir die Schichtensysteme vom Kohlenkalk aufwärts bis zum Zechstein vereinigt finden, da muß die betreffende Gegend also, nachdem sie während der Periode der Steinkohlenbildung und des Rothliegenden zur Küste gehoben war, später wieder vom tiefern Meer bedeckt und in ähnliche Verhältnisse zurückversetzt worden sein, wie sie zur Ablagerung des Kohlenkalks Veranlassung gaben. Aus dem Rothliegenden sind gegen 170 verschiedene Pflanzenspecies bekannt, die im allgemeinen ganz den Charakter der Steinkohlenpflanzen zeigen, wenngleich nur etwa

der zehnte Theil der Species beiden Formationen gemeinsam ist. Farnkräuter und Kalamiten (**Calamites gigas**) sind vorherrschend, besonders bezeichnend sind die Abdrücke einer Konifere (**Walchia piniformis**), die namentlich im sächsischen Rothliegenden sehr häufig ist. Die Lebacher Schiefer, welche die produktive Steinkohlenformation von Saarbrücken bedecken und dem Rothliegenden zuzurechnen sind, beherbergen in Sphärosideritnieren zahlreiche Thierreste. Von Fischen sind die Geschlechter **Amblypterus**, **Psammodus** und **Xenacanthus** zu erwähnen; von Sauriern findet sich hier namentlich der spitzschnauzige Schädel des **Archegosaurus Decheni** (s. Tafel), eines Froschsauriers; in denselben Schichten sind auch Abdrücke eines kleinen Asselkrebses, **Gampsonyx fimbriatus** (s. Tafel), nicht selten. Die thüringer Kupferschiefer sind besonders reich an Fischresten, namentlich aus den Geschlechtern **Palaeoniscus** und **Platysomus** (s. Tafel), die den heterocerkalen, kleinschuppigen Ganoiden zuzurechnen sind. **Palaeoniscus Freieslebeni** ist in überraschend großer Individuenzahl vertreten; **Palaeoniscus Duvernoy**, **Platysomus gibbosus** und **Platysomus striatus** finden sich auch in England häufig. Unter den Mollusken des Zechsteins haben die Brachiopoden und die Lamellibranchiaten die meisten charakteristischen Fossilien der Formation geliefert. Von ersteren sind die auch schon in den älteren Formationen vertretenen Gattungen **Productus**, **Spirifer**, **Terebratula** und **Orthis** zu nennen, die hier in neuen Species auftreten. **Productus horridus** oder **aculeatus** (s. Tafel), durch seine langen Röhrenstacheln ausgezeichnet, **Spirifer undulatus**, **Strophalosia Morrisiana** gehören zu den verbreitetsten Leitfossilien des Zechsteins. Die Lamellibranchiaten weisen mehr als die Brachiopoden schon auf die mesozoischen Formationen hin; am häufigsten sind einzelne Species der Gattungen **Schizodus**, **Pleurophorus**, **Nucula**, **Arca**, **Gervillia** und **Solenomya**; **Schizodus obscurus**, **Pleurophorus costatus** und **Arca striata** (s. Tafel) seien hier besonders genannt; auch von den später und in der Jetztzeit so verbreiteten Gattungen **Pecten** und **Mytilus** finden sich im Zechstein mehrere Species. S. Tafel »Dyasformation«. Vgl. Geinitz, D. (Leipz. 1862).

Dyce (spr. deis), Alexander, engl. Literarhistoriker, geb. 30. Juni 1797 zu Edinburg, studirte Theologie, bekleidete mehrere geistliche Aemter und ließ sich 1827 in London nieder, um sich literarhistorischen Studien und Arbeiten zu widmen. Er hat eine große Anzahl von Werken älterer englischen Dichter und Schriftsteller (z. B. von Collins, G. Peele, R. Greene, J. Webster, Beaumont und Fletcher, Marlowe rc.), mit Biographien der Verfasser und Anmerkungen versehen, herausgegeben und gründete mit Collier, Halliwell und Wright 1840 die Percy-Society zur Herausgabe von altenglischen Balladen, Schauspielen und Gedichten. Sein Hauptwerk ist eine kritische Ausgabe der »**Works of Shakespeare**« (das. 1853—58, 6 Bde.), der 1864—66 eine 2. verbesserte Auflage in 9 Bdn. nachfolgte. In dem Werkchen »**A few notes on Shakespeare**« (Lond. 1853) hatte er sich entschieden gegen die sogen. Collier'schen Emendationen (s. Collier) erklärt. D. starb im Mai 1869 zu London.

Dychtau (Tochtau), einer der vier höchsten Berggipfel des Großen Kaukasus, südöstlich vom Elbrus auf der Grenze des Landes der Suanethi und der Kabarda gelegen, 5152 Meter hoch.

Dyck (spr. deik), Antony van, berühmter vlämischer Maler, geb. 22. März 1599 zu Antwerpen als der Sohn des Handelsmanns Franz van D. und dessen Frau Maria Cupers. 1609 finden wir ihn im Zunftbuch eingeschrieben als Schüler von Hendrik van Balen und 11. Febr. 1618 als freien Meister. Ein Dokument vom 29. März 1620 wirft ein klares Licht auf das Verhältnis van Dycks zu Rubens; er befand sich damals, und höchst wahrscheinlich schon seit längeren Jahren, bei dem Fürsten der vlämischen Malerei, und Rubens bediente sich seiner nebst anderen Schülern zum Ausmalen des Plafonds der Jesuitenkirche zu Antwerpen. In demselben Dokument verpflichtete sich auch der Jesuitensuperior Rubens gegenüber, bei gelegener Zeit von van D. ein Altarbild fertigen zu lassen. Am 16. Febr. 1621 erscheint van D. in den Diensten Jakobs I. von England und wurde von diesem 8 Monate lang auf Reisen geschickt; im December 1622 befand er sich noch nicht wieder in seiner Vaterstadt. Im folgenden Jahr ging er nach Italien. Die Geschichte von des Malers Liebe zu einem Bauernmädchen von Saventhem, die ihn längere Zeit die italienische Reise vergessen lassen habe, ist ein Märchen; das Bild mit dem heil. Martin, das zu jener Anekdote die Veranlassung gab, wurde bei ihm bestellt und mit 100 Fl. bezahlt. Zuerst begab sich van D. nach Venedig, wo die Werke der dortigen großen Koloristen, besonders Tizians, den größten Eindruck auf ihn machten und seine Kunstweise bestimmen halfen; es gibt namentlich Porträts von ihm, deren Behandlung wie ihr goldiges Kolorit täuschend an Tizian erinnern. Hierauf begab sich van D. nach Genua, von da nach Rom, wo er im Palast des Kardinals Bentivoglio wohnte und dessen vielbewundertes Bildnis (Florenz) malte. Die Anfeindungen des niederländ. Malerklubs (Schildersbent) sollen ihn zum Weggang nach Genua bewogen haben. Keine Stadt ist so reich an Porträts von van D. wie die letztere, wo die stolzen Patricier sich wetteifernd von ihm darstellen ließen: Werke, deren Frische, noch an Rubens erinnernde Auffassung, verbunden mit dem Adel italienischer Vorbilder, von dem Künstler nie mehr übertroffen wurde. Auch Palermo, wo van D. an dem Vicekönig Philibert von Savoyen einen Gönner fand, ferner Florenz und andere Städte besuchte er und trat dann vermuthlich 1626 die Rückreise nach Brabant an. 1627 entstand die großartige Kreuzigung im Dom zu Mecheln. 1628 trat van D. in die von den Jesuiten geleitete Gesellschaft der Unverheiratheten zu Antwerpen. 1629 schenkte er den tief empfundenen Christus am Kreuz (jetzt im Museum von Antwerpen) den Dominikanerinnen; in demselben Jahr entstand das Gemälde mit der heil. Rosalie und 1630 das mit dem Prämonstratenser St. Hermann, die beide zu den Zierden des Wiener Belvedere gehören. Auf Einladung König Karls I. von England begab sich der Künstler im Frühjahr 1632 nach London, wo ihn die größten Ehren und zahllose Aufträge von Seiten des Hofs und der Aristokratie erwarteten; 5. Juli d. J. wurde er Ritter, und 17. Okt. 1634 erhielt er vom König eine jährliche Rente von 200 Pfd. Sterl. Mit dieser Uebersiedelung war ein entscheidender Wendepunkt in van Dycks Kunstweise eingetreten: er malte jetzt fast ausschließlich Bildnisse und kam kaum noch dazu, sein großes Talent für die Historienmalerei weiter zu verwerthen. Er stiftete in London nach dem Vorbilde der Antwerpener St. Lukasgilde einen »St. Lukasklub« und

Dyas-Formation.

Arca striata, von der Seite.

Platysomus gibbosus.

Arca striata, von den Buckeln aus

Productus aculeatus (horridus).

Gampsonyx fimbriatus.

Productus aculeatus (horridus).

Palaeoniscus Duvernoy.

Kopf des Archegosaurus Decheni von oben, um mehr als die Hälfte verkleinert. Man sieht den Unterkiefer halb. a Querdurchschnitt eines Fangzahnes; b einzelner Fangzahn.

verheirathete sich mit der armen, aber schönen Maria Ruthven, Tochter des Arztes Patr. Ruthven, des fünften Sohns des Grafen von Gowrie. Zu Anfang des Herbstes 1640 ging van D. mit seiner Gemahlin nach Antwerpen und von da nach Paris, wo er Aufträge zur Ausmalung der großen Gallerie des Louvre zu erhalten hoffte, sich aber getäuscht sah, indem ihm Nic. Poussin vorgezogen wurde. Er wandte sich darauf nach England zurück, wo inzwischen der Streit Karls I. mit dem Parlament sich immer kritischer gestaltet hatte. Diese Mißverhältnisse scheinen den Tod des Künstlers, der 9. Dec. 1641 zu London erfolgte, beschleunigt zu haben; zwei Tage darauf wurde er im Chor der alten St. Paulskirche beigesetzt. — Van D. ist ohne Zweifel nach Rubens der größte vlämische Maler des 17. Jahrh. Im Anfang seiner Laufbahn zeigt er sich noch direkt von seinem Lehrer beeinflußt, wie unter anderem die Heilung des Lahmen in Windsor-Castle und die Verspottung Christi in Berlin beweisen; hier ist die Fleischfarbe noch warm gelblich, die Muskeln schwulstig, das Gefühl derb. Die italienische Reise führte ihn aber zu feinerer Formauffassung; das Gefühl wird gemäßigter, die Form edler, und die Farbe gewinnt eine feierliche Gediegenheit. Die genuesischen Porträts gehören dieser Epoche an. Nach Antwerpen zurückgekehrt, verfertigte van D. wieder eine größere Zahl von Historienbildern, von denen oben einige genannt sind; auch die Fesselung Simsons im Wiener Belvedere, die ihn noch stark abhängig von Rubens zeigt, gehört wohl in diese Periode. Mit besonderem Glück malte er Darstellungen, worin sich Schmerz und Trauer aussprechen, ferner heilige Familien und überhaupt ruhigere, gemessenere Gegenstände, als es bei Rubens der Fall ist, dessen kühne Beweglichkeit und unerschöpfliche Phantasie ihm fremd blieben. Die mehr gegen das Dunkle sich neigende Farbe, wobei freilich oft der unglücklich angewandte Bolusgrund die Schuld trägt, war die natürliche Folge dieser Anschauung. Herrliche Historienbilder dieser Art sind: die Beweinung Christi in München, Christus am Kreuz in Wien, desgleichen in Antwerpen, die Kreuzigung in Mecheln, die Madonna mit der heil. Rosalie in Wien, eine heilige Familie mit dem Engeltanz in St. Petersburg. Hervorragende Bildnisse dieser dritten Periode befinden sich namentlich in München, Berlin, im Louvre und in St. Petersburg. Von den Porträts seiner letzten Periode ist ganz England voll; so edel und vornehm auch der Ausdruck darin ist, so kann man doch nicht verkennen, daß die Frische des Rubens in denselben, namentlich was die spätesten anbelangt, immer mehr gewichen ist, und daß öfter eine oberflächliche Behandlung und eine gewisse Flauheit vorherrschen. Seinen großen Meister hat van D. überhaupt auch als Porträtmaler nie erreicht; das Feuer und die zündende Wahrheit der Bildnisse des letztern mangeln ihm viel zu sehr, als daß man ihn demselben gleichstellen könnte. Bei der Leichtigkeit, womit van D. die Arbeit von statten ging, hat er trotz seines frühen Todes eine Menge von Werken hinterlassen. Sein Heimatland besitzt deren noch ziemlich viele; so werden in Antwerpen noch gegen 24 gezählt, worunter das Museum den genannten Christus am Kreuz, eine Pietà, eine Kreuzabnahme und die Bildnisse von Malderus und Scaglia enthält. Im Brüsseler Museum befinden sich eine Kreuzigung Christi, ein trunkener Silen und mehrere Porträts. In Mecheln sieht man die erwähnte Kreuzigung, ein Hauptwerk, in Gent eine desgleichen. Vorzüglich reich an Werken van Dycks ist die Münchener Pinakothek; hervorzuheben sind darunter eine kleine Pietà, von wunderbarer Stimmung; Susanna im Bade, von tizianischer Glut; eine Madonna mit dem Kinde; das unvergleichliche Porträt der Frau des Bildhauers Colin de Nole und dieser selbst; der Herzog Wolfgang von Neuburg, der in farbiger und doch so gemessener Stimmung, nebst dem großartigen Hund, wie ein Wunderwerk erscheint; das noch ganz rubens'sche Bild des Malers Snayers, voll kühnen Lebens und durchsichtiger Goldfarbe; dann eine Anzahl von kleinen Grisaillen (Prinz Thomas von Carignan, Wallenstein, Tilly, Gustav Adolf, A. Scaglia, Maria von Medici u. a.), die der Künstler zum Zweck der Vervielfältigung durch den Kupferstich malte. Manches Gute (Verspottung Christi, Pietà) hat auch das Berliner Museum; reicher an Meisterwerken van Dycks aber ist das Dresdener, worin ein heil. Hieronymus und eine Anzahl Porträts (Ryckaert, Parr u. a.) hervorragen. Von ausgesuchter Schönheit sind auch die Gemälde der Gallerie zu Kassel (Meustraten, Snyders und Frau, Leers, Bildnisse eines Ehepaars u. a.). Augsburg besitzt unter anderem das ausgezeichnete, leider stark mitgenommene Bildnis des Seemalers Artvelt, von den Schätzen in Frankfurt, Darmstadt und anderen Orten nicht zu reden. Eine besonders große Anzahl von Meisterwerken van Dycks besitzt Wien, namentlich das kaiserliche Belvedere, Porträts sowohl als Historienbilder, worunter wir außer den schon genannten den ergreifenden Christus am Kreuz, die heil. Magdalena und die herrlichen Porträts der Prinzen Ruprecht und Karl Ludwig, Moncada's, des Feldherrn in goldverzierter Rüstung (beide ersten Ranges) und das einer schwarz gekleideten Dame hervorheben. Unter den zahlreichen Bildern der Liechtenstein-Gallerie daselbst ragt vor allen das berühmte Bildnis der Maria Luise de Tassis hervor; große Meisterwerke sind auch der angebliche Wallenstein, die Infantin Clara Eugenia, eine Frau mit goldener Kette und eine tief empfundene Pietà. Im Louvre ragt vor allem das Reiterbild des Marquis de Moncada durch großartige Auffassung hervor, bedeutend ist auch Karl I. auf der Jagd. In St. Petersburg bewundert man die heilige Familie, die dem Tanz der Engel zusieht, und das Bildnis des Malers Snyders mit Frau und Kind. Zahlreich sind auch van Dycks Werke in Italien, worunter die zu Genua die hervorragendsten sind. Noch weit bedeutender ist die Anzahl derselben in England, wo allerdings der Maler zu einem Kollektivbegriff für allerlei Nachahmungen geworden ist; es erscheint unmöglich, auch nur die bedeutenderen Originale einzeln aufzuführen; wir nennen darum nur: das Bildnis van der Geests in der Nationalgallerie, die Venetia Digby, Karl I. mit seinem Oberstallmeister, die Söhne des Herzogs von Buckingham, alle in Windsor-Castle, sowie das berühmte Bildnis des Malers Snyders in Castle-Howard. Großartig und von freiester Behandlung sind auch van Dycks Radirungen, die zumeist Porträts darstellen; sie kommen übrigens selten vor und erscheinen zum großen Theil von anderen Kupferstechern in späteren Abdrücken überarbeitet. Zahllos beinahe sind die Stiche, welche nach van Dycks Werken existiren; namentlich bemühten sich die großen niederländischen Stecher Bolswert, Vorsterman, P. de Jode, Pontius, Vermeulen, Neefs u. a., dann Bartolozzi, Strange, W. Hollar &c., seine Werke wiederzugeben.

Van D. selbst ließ eine Sammlung seiner Porträts erscheinen, wozu er 11 eigenhändig radirte, während die anderen von den besten Stechern Antwerpens ausgeführt wurden; das Werk erschien zuerst von 1632 an bei M. van den Enden in 84 Bl., dann 1645 bei Gillis Hendricx, der die Zahl der Blätter auf 100 brachte, unter dem Titel: »Icones Principum, Virorum doctorum etc. numero centum ab Antonio van Dyck pictore ad vivum expressae ejusque sumptibus aeri incisae«. Das Werk erschien später noch in verschiedenen Auflagen und ist dem Kunstfreund als »Ikonographie van Dycks« bekannt.

Dyck, Hermann, Architektur-, Landschafts- und Genremaler, geb. 1812 zu Würzburg als der Sohn eines Stadtbaumeisters, besuchte in Würzburg das Gymnasium und dann die Universität, widmete sich aber dann in München besonders der Architekturmalerei, welcher er durch eine bedeutsame kulturhistorische Staffage besondern Reiz zu verleihen wußte. Seine Verbindung mit den seit 1844 erscheinenden »Fliegenden Blättern« aber brachte ein bemerkenswerthes satirisches Talent in ihm zur Reife, welches, mit sorgfältiger und gewählter Zeichnung gepaart, noch jetzt seine damals zündende Wirkung nicht ganz verloren hat. Freilich machte er sich dadurch bei den konservativen Ministerien mißliebig. Im Jahr 1854 übernahm er die Leitung der Zeichenschule für Kunsthandwerker, in welcher Thätigkeit er blieb, als die Anstalt 1868 zur Staatsanstalt erhoben wurde. Seine Verdienste um diese sind unbestritten, wie auch nicht verschwiegen werden darf, daß er ihr alle seine Zeit und Kraft bis zu seinem 1874 erfolgten Tod gewidmet hat. Von seinen Bildern sind zu nennen: an der Stadtmauer zu Erding (1857); ein Kassavorzimmer (1858); die Schreibstube (1860); auf dem Speicher (1860); im Maleratelier (1861); Inneres einer Klosterkirche (1863); die Deputation (1864) und die Heimkehr des Bürgermeisters zu Tisch (1868). In den von ihm mit anderen Münchener Künstlern herausgegebenen Radirungen, die seit 1843 erschienen, finden sich vortreffliche Blätter Dycks, z. B. die Ruinen der Abtei Limburg bei Mondschein ꝛc. In den neuen Malwerken aus München in lithographischen Nachbildungen von Fr. Hohe hat F. Kaiser das schöne Aquarellgemälde wiedergegeben, worin D. die Theilung der Erde nach dem bekannten Gedicht Schillers dargestellt hat. Zu Düsseldorf erschienen von ihm 1839 und 1840 »Deutsche Sprichwörter und Reime in Bildern« (2 Hefte mit 8 Radirungen).

Dyer (spr. deier), John, engl. Dichter, geb. 1770 zu Aberglaslyn in der Grafschaft Carmarthen, erhielt seine Bildung in der Westminsterschule, studirte die Rechte und wandte sich dann der Malerei zu, ohne jedoch hierin Ausgezeichnetes zu leisten. Ein beschreibendes Gedicht, »Grongar Hill« (1726), das sich durch Einfachheit der Darstellung, Wärme des Gefühls und ansprechende Naturschilderung auszeichnet, machte ihn zuerst als Dichter bekannt. Später folgte das deskriptive Gedicht »The ruins of Rome« (1740), das die Frucht einer Reise nach Italien war. Nach seiner Heimkehr widmete sich D. der Theologie, wurde ordinirt und bekleidete nach einander mehrere Pfarrämter. Kurz vor seinem Tod veröffentlichte er noch ein längeres didaktisches Gedicht: »The Fleece« (1754), das sich jedoch keines sonderlichen Beifalls erfreute. Er starb 24. Juli 1758 als Rektor von Coningsby. Eine Sammlung seiner »Poems« erschien London 1761; sie finden sich auch im 53. Bd. der Johnson'schen und im 9. Bd. der Anderson'schen Sammlung. Neuerlich wurden sie herausgegeben von Willmott (1853) und Gilfillan (1858).

Dyhernfurt, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Wohlau, an der Oder und der noch im Bau begriffenen Breslau-Küstrin-Stettiner Eisenbahn, mit einem Schloß nebst Park, einer evangelischen und einer kathol. Kirche, Synagoge, Töpferei und (1871) 1550 Einw. (480 Katholiken und 58 Juden).

Dyhrn, Konrad Adolf, Graf von, preuß. Abgeordneter, geb. 21. Nov. 1803 zu Reesewitz im Kreis Oels in Schlesien aus einem alten Geschlecht, studirte seit 1827 zu Berlin und begab sich 1830 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris. In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich der Landwirtschaft und wurde 1842 zum Generalsekretär, 1843 zum Vicepräsidenten des Landwirtschaftlichen Centralvereins für Schlesien gewählt. Im Jahr 1843 von den Majoratsbesitzern Schlesiens in den Landtag dieser Provinz gewählt, schloß er sich hier der liberalen Partei an und ward 1846 Stellvertreter des Landtagsabgeordneten der Ritterschaft in Oels. Im Vereinigten Landtag von 1847 war er das liberalste Mitglied der Herrenkurie, sprach für Emancipation der Juden, Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des Salzmonopols sowie für die Periodicität des Vereinigten Landtags und mahnte an Preußens deutsche Aufgabe. Nach den Märztagen von 1848 gehörte er im zweiten Vereinigten Landtag der konstitutionellen Partei an und wurde in Oels und Brieg zum Stellvertreter des Abgeordneten der Nationalversammlung gewählt. Als Mitglied der Ersten Kammer 1849 sowie der neuen Zweiten Kammer gehörte er der Opposition, im Erfurter Unionsparlament und in den Kammersitzungen von 1850—52 der entschiedenen Linken an. Seit 12. Okt. 1854 zum erblichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt, nahm er erst 1861 seinen Sitz in demselben ein. Er starb 2. Dec. 1869. Als Dichter trat D. auf mit der Tragödie »Konradins Tod«.

Dyle (spr. deile), Fluß in Belgien, entspringt an der Südgrenze von Brabant unweit Marbais, zwischen Fleurus und Quatrebras, fließt durch die Provinz Antwerpen, nimmt links die Lasne, rechts die Demer (von den belgischen Hügeln) auf und vereinigt sich bei Rumpst mit der Nethe, worauf sie den Namen Rupel führt. Im Jahr 891 an der D. Sieg Kaiser Arnulfs über die Normannen.

Dyme, eine der 12 alten Städte Achaja's, deren Ruinen sich bei dem kleinen Gehöft Karabostasion (»Schiffsstand«), Missolunghi gegenüber, befinden. Durch den Fall des nahen Olenos vergrößert, zeichnete sich D. unter den achäischen Städten durch den Besitz fruchtbaren Ackerlands aus, wie es auch die letzte Stadt war, welche den Römern Widerstand leistete. Unter der römischen Herrschaft verfiel es allmählich, und vergebens suchte es Pompejus durch Ansiedelung besiegter Seeräuber zu heben.

Dynamik (griech.), die Lehre von den Kräften und den durch sie erzeugten Bewegungen. Sie bildet einen Theil der Mechanik, und man unterscheidet die D. der festen, flüssigen (Wasser) und gasförmigen (Luft) Körper oder Geodynamik, Hydrodynamik und Aërodynamik (auch Pneumatik genannt). Dynamiker, Anhänger des Dynamismus; dynamisch, auf D. bezüglich, durch innere Kraft wirkend, aus solcher Wirkung hervorgehend, darauf beruhend.

Dynamismus (griech.), im physikal. Sinn jene Theorie der Materie, welche dieselbe, im Gegensatze

zum sogen. Atomismus, aus lebendigen und wirksamen Kräften, statt, wie dieser, aus ihrer Qualität nach unveränderlichen kleinsten Massentheilchen (Molekülen, Atomen), konstruirt. Dieselbe sucht daher sämmtliche Erscheinungen, welche der Materie zugeschrieben werden (Raumerfüllung, Dichtigkeit ꝛc.), auf eine oder mehrere Kräfte zurückzuführen, welche deren Wesen ausmachen. So wird die Ausdehnung derselben durch den Raum als Folge einer ausdehnenden, ihre Begrenzung im Raum dagegen als Wirkung einer zusammenziehenden Kraft angesehen. Jene bringt die Erscheinung der wachsenden, diese die der abnehmenden Entfernung zwischen den Theilen der Materie hervor, weshalb die erstere auch wohl als abstoßende (vis repulsiva), die letztere als anziehende Kraft (vis attractiva) der Materie bezeichnet wird. Wirkte die erstere allein, so würde sich die Ausdehnung zwar ins Unendliche erweitern (der Stoff ins Endlose zerstreuen), aber keine begrenzte Ausdehnung (kein Körper) zu Stande kommen. Wirkte die zweite allein, so käme gar keine Ausdehnung zum Vorschein, sondern der ganze Stoff bliebe in einem einzigen untheilbaren Punkte zusammengedrängt. Wirkliche Materie, wie sie den Ergebnissen der Erfahrung entspricht, wird erst durch das gleichzeitige Wirken beider entgegengesetzten Kräfte, von welchen jede die andere theilweise hemmt, als Spannungszustand möglich. Durch dasselbe wird nicht nur wirkliche Raumerfüllung, indem die abstoßende Kraft die anziehende hindert, den Stoff in einen Punkt zusammenzupressen, die anziehende Kraft aber die abstoßende hindert, denselben ins Endlose verfließen zu lassen, sondern auch Stetigkeit derselben und, je nach dem verschiedenen Spannungsgrad obiger Kräfte an verschiedenen Orten des erfüllten Raums, eine verschiedene Dichtigkeit des raumerfüllenden Stoffs an verschiedenen Orten des Raums zu gleicher oder an demselben Ort zu verschiedener Zeit begreiflich gemacht. Philosophisch betrachtet, leidet der D. an dem Uebelstande, daß das Bestehen einer Kraft ohne Träger, an dem sie haftet (»Kraft ohne Stoff«), ein logischer Widerspruch ist. Physikalisch angesehen, hat er den Werth einer Hypothese, deren Bestand davon abhängt, ob sich sämmtliche erfahrungsmäßig gegebene Erscheinungen der Materie mit derselben vereinigen lassen. In beiden Hinsichten hat der D. in neuerer Zeit vielfachen Widerspruch erfahren. Realistische Metaphysiker, wie Leibniz, Herbart (in jüngster Zeit auch Lotze), haben gegen ihn geltend gemacht, daß der Begriff der Kraft ein Inhärenzbegriff sei, welcher als Korrelat jenen der Substanz voraussetze. Statt sich daher mit der Zurückführung der Materie auf Kraft zu begnügen, müsse dieser, um nicht bodenlos zu sein, selbst wieder ein reales Substrat (Monaden, Reale, einfache Substanzen) zu Grunde gelegt werden. Atomistische Physiker, insbesondere Fechner, haben gegen ihn angeführt, daß es thatsächlich Erscheinungen gebe, welche sich schlechterdings nur unter der Voraussetzung atomistischer Zusammensetzung der Materie befriedigend erklären ließen. Als solche nennt Fechner aus dem Gebiete der Licht- und Wärmeerscheinungen folgende vier, die er als »Gründe erster Ordnung« gegen den D. bezeichnet: 1) Die optische Erscheinung der Farbenzerstreuung ist mit der Undulationstheorie (der »Lebensfrage der Physik«) nur unter Voraussetzung des Atomismus der Materie vereinbar. 2) Der Zusammenhang der Erscheinungen des polarisirten Lichts mit jenen des gewöhnlichen ist nur unter derselben Voraussetzung denkbar. 3) Die Gesetze der Wärmeleitung (durch Körper) und der Wärmestrahlung (durch leeren Raum) vertragen sich nur unter der nämlichen Annahme. 4) Das Gesetz, daß die Wärme am stärksten in der Richtung senkrecht auf die Oberfläche der Körper ausstrahlt, dagegen in den schiefen Richtungen die Strahlung nach dem Gesetz des Sinus schwächer wird, ist für den Atomismus eine natürliche Folgerung, aus dem D. hingegen nicht abzuleiten möglich. Weitere Gründe gegen den D. enthält Fechners Schrift: »Die physikalische und philosophische Atomenlehre« (2. Aufl., Leipz. 1864).

Dynamit, s. Nitroglycerin.

Dynamologie (griech.), Lehre (Lehrbuch) von den Naturkräften, auch von den Kräften der Arzneien.

Dynamometer (griech.), Instrumente, mit welchen man entweder den Zug oder Druck mißt, den vorhandene Kräfte äußern, oder die Größe der mechanischen Arbeit, wenn diese Kräfte Widerstände längs gegebener Wege zu überwinden haben. Man unterscheidet aber D. solcher Konstruktion, daß man Kraft oder Arbeit durch direkte Verbindung mit dem Widerstand, mit der Bewegungs- oder Arbeitsmaschine messen kann, und solche, mit denen man einen künstlich erzeugten proportionalen Widerstand oder eine ebenso hervorgerufene widerstehende Arbeit mißt. Zu den Dynamometern der ersten Klasse gehören alle Federwagen, insofern diese die Stärke der Gravitationskraft eines Körpers gegen die Erde messen; man kann mit denselben auch die Intensitäten anderer Kräfte bestimmen, zieht aber gewöhnlich Instrumente vor, welche für den bestimmten Zweck schneller, sicherer und bequemer arbeiten. Einen namentlich zur Ermittelung des Zugwiderstands bei landwirtschaftlichen Maschinen und Geräthen tauglichen D. haben Schäffer und Buddenberg angegeben. Den Haupttheil bildet eine gebogene Stahlfeder (s. Fig.), die beim Gebrauch in der Richtung ihrer großen Are gezogen wird; die relativ geringen Formveränderungen derselben werden durch einen in der Mitte der Feder angebrachten Mechanismus derartig multiplicirt oder vergrößert, daß sie von einem Zeiger auf einer Skala deutlich wahrgenommen und gemessen werden können. Ein zweiter Zeiger, der beim Aufhören der Zugkraft nicht zurückgeht, gibt die größte Kraftäußerung an, welche bei einem bestimmten Versuch überhaupt vorkam. Dieser D. leidet, wie die meisten seiner ähnlichen Vorgänger, an dem Mangel, daß er nicht die mittlere Kraft angibt, welche ein Zugwiderstand zur Ueberwältigung erfordert, obwohl es in der Regel erforderlich ist, gerade diese Kraft zu kennen. Zur Lösung der Aufgabe hat man mit Erfolg Registrirapparate in geeigneter Weise mit Dynamometern verbunden. Eine solche für vergleichende Versuche sehr brauchbare Konstruktion rührt von Burg her, welcher seinen Registrirapparat an dem Federdynamometer von Regnier anbrachte. Für absolute Zugkraftbestimmungen eignet sich dagegen der Zugdynamometer von Morin, bei welchem die Formveränderungen der Feder unmittelbar auf einem Papierstreifen verzeichnet werden, welcher dem zurückgelegten Wege proportional fortrückt. Es sind zwei Stifte angebracht; der eine beschreibt unter allen Umständen eine gerade Linie, der zweite dagegen eine Linie, welche den Konturen einer fortlaufenden Gebirgskette ähnlich ist. Der Inhalt der Fläche, welche von beiden Linien eingeschlossen wird, durch die Länge der geraden Linie

dividirt, gibt die gesuchte mittlere Kraft, sobald man nur weiß, welche Kraftintensität einer bestimmten Durchbiegungsgröße der Feder entspricht. Die **totalisirenden** D. gestatten, die Größe einer in bestimmter Zeit verrichteten mechanischen Arbeit direkt zu messen, indem die vorhandenen Mechanismen das Bilden des Arbeitsprodukts, nämlich die Multiplikation von Kraftintensität mal Wegelement, für jeden Augenblick automatisch ausführen. Diese zuerst von Morin und Poncelet angegebenen Instrumente gründen sich auf das Princip, daß man eine Scheibe dem einen Faktor des Arbeitsprodukts, nämlich dem zurückgelegten Wege, proportional drehen und auf dieser Scheibe zugleich eine kleine Friktionsrolle laufen läßt, die ihren Ort mit der Biegungs- oder Ausdehnungsgröße einer Stahlfeder, proportional dem andern Faktor, dem Zug oder Druck, überhaupt im Verhältnis der Kraftintensität verändert, wobei man zugleich die Umdrehungen der Rolle auf einen Zählapparat überträgt. Der von Morin angegebene totalisirende D. ist ein sehr vortreffliches Instrument; für Versuche aber, bei denen bedeutende Erschütterungen und Stöße unvermeidlich sind, eignet sich mehr der von Bental konstruirte D.; aber auch dieser birgt den Uebelstand, daß durch Gleiten der Scheiben und Rollen Ungenauigkeiten kaum vermieden werden können. Eine andere Gruppe von Dynamometern beruht darauf, zwischen Kraft und Widerstand eine Blatt- oder Spiralfeder einzuschalten, die sich bei der Umdrehung biegt oder ähnlich wie eine Uhrfeder in einen kleinern Raum zusammendrehen läßt und diese Formveränderung so lange fortsetzt, bis ihre Elasticität dem zu bewältigenden Widerstand gleich geworden ist. Zu dieser Gruppe gehört die **dynamometrische Kurbel**, welche von Regnier vorgeschlagen und von Morin verbessert wurde. Hachette konstruirte die **dynamometrische Schnellwage**, bei welcher die Größe der Kraft, womit die Umdrehung einer horizontal gelagerten Welle erfolgt, aus dem Druck abgeleitet wird, welchen dabei deren Zapfen erfahren. Der vollkommenste D. für veränderlich wirkende Drehkräfte dürfte das von Hartig angegebene Instrument sein (vgl. **Prechtl**, »Encyklopädie«, Suppl., Bd. 2).

Die D. mit indirekter Messung kommen ausschließlich bei Drehbewegungen in Anwendung und beruhen bei einigermaßen größeren Kräften sämmtlich auf dem Princip, die von einem Motor auf eine Welle übertragene mechanische Arbeit durch Reibung zu konsumiren und diese Reibung zu messen. Man erzeugt die Reibung dadurch, daß man auf die Welle eine gehörig rund laufende Scheibe oder Trommel befestigt, diese koncentrisch abdreht und gegen dieselbe ebenso ausgedrehte Holzbacken preßt, oder einen Theil ihres Umfangs mit einem gehörig biegsamen Band aus Eisenblech oder anderem entsprechenden Material umspannt und an beiden freien Enden Zugkräfte anbringt. Diese **Bremsdynamometer** eignen sich vorzugsweise zum Messen der mechanischen Arbeit, welche Wasser- und Windräder, Dampfmaschinen ꝛc. aufgenommen haben, weniger gut dagegen für Last- oder Arbeitsmaschinen, weil bei letzteren die Zwischenmaschinen (Transmissionen) besonders ermittelt werden müssen, was zuweilen durch örtliche Verhältnisse verhindert wird. Das bekannteste hierher gehörige Instrument ist der Prony'sche Zaum (Fig.). A ist eine Scheibe aus Gußeisen, auf der Welle a, deren Effekt gemessen werden soll, gut festgekeilt. B C sind die beiden hölzernen Bremsklötze, verbunden mit dem Balken D, der an seinem Ende eine Wagschale E trägt. F und G sind zwei seitlich befestigte Balken, welche den Hub des Hebels D begrenzen. Will man nun mit diesem D. die Leistung messen, welche an einer Dampfmaschine bei einer gewissen Umdrehungsgeschwindigkeit in die Welle a hineingeleitet wird, so befreit man diese zunächst durch Räder-, Riemen- oder Kupelungsauslösung von ihrer gewöhnlichen zu treibenden Last und bringt die Dampfspannung auf die normale Höhe. Nun bringt man die Maschine in Gang und zieht die Schrauben b b nach und nach so fest an, daß die Welle bei normal geöffnetem Dampfventil die verlangte Zahl von Umdrehungen pro Minute macht. Wenn sich a in der Richtung des Pfeils dreht, wird D an den obern Fangbalken angedrückt werden, und man muß die Wagschale mit einem gewissen Gewicht belasten, damit D unter Erhaltung der Umdrehungsgeschwindigkeit der Welle fortwährend horizontal liegt. Durch Anziehen und Nachlassen der Schraube und versuchsweises Belasten der Wagschale erhält man nach und nach dies Resultat. Während der Probe muß durch d Seifenwasser eingegossen werden. Die Reibung, welche die auf die Welle übertragene mechanische Arbeit konsumirt, wird gemessen durch die Kraft, mit welcher der Aufhängepunkt c der Wagschale niederzusinken strebt, indem diese Kraft der Reibung bei A das Gleichgewicht hält. Die genannte Kraft ist gleich dem auf die Schale gelegten Gewicht, vermehrt um das Eigengewicht der Wagschale und um den Zug nach unten, welchen D selbst bei c ausübt. Ist nun der Druck, mit welchem die Maschine bei A gegen den Hebel wirkt, = K und der Halbmesser der Scheibe = r, ist ferner P der gesammte bei c abwärts wirkende Druck und l die Länge des Hebelarms, so hat man $K : P = l : r$ und demnach $K = \frac{P \cdot l}{r}$. Ist nun v die Geschwindigkeit der Peripherie der Welle, also der Weg, welchen ein Punkt derselben in einer Sekunde

Bremsdynamometer, Prony'scher Zaum.

zurücklegt, so findet man die auf die Welle übertragene Arbeit des Motors = K v. Einen mechanisch vollkommener konstruirten Bremsdynamometer mit sogen. Universalbremsscheibe, welche für Wellen von sehr verschiedenen Durchmessern gebraucht werden kann, hat Egen angegeben. Wo das Gewicht und der Raum, welchen der Prony'sche Zaum einnimmt, dessen Anwendung hindern, kann man mit Vortheil bei nicht zu großen Arbeitsleistungen der betreffenden Betriebswelle (vortheilhaft bis zu etwa 12 Maschinenpferden bei nicht zu wenigen Umdrehungen pro Minute) das Banddynamometer von Navier anwenden. Man umgibt die Bremsscheibe mit einem möglichst biegsamen Metallband oder einem Gurt aus gehörig haltbarem Stoff und verbindet das eine Bandende mit einem gehörig befestigten D., während man das andere Ende so lange mit Gewichten belastet, bis die Bremsscheibe diejenige Zahl von Umdrehungen macht, bei welcher die Maschine sonst regelmäßig arbeitet. Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 (Braunschw. 1862).

Dynást (griech., »Machthaber, Herrscher«), Regent, kleiner Fürst; im griechischen Staatswesen hießen Dynasten diejenigen, welche sich durch einen Gewaltakt der Regierung bemächtigt hatten, z. B. die 30 Tyrannen in Athen (von der Tyrannis unterschied sich die Dynastie durch die Mehrheit der Regierenden); im Mittelalter solche Grafen und Herren, welche bei dem Verfall der alten Gauverfassung im 11. Jahrh. in den Besitz eigener reichsfreien Territorien gelangt waren. Sie gehörten als alte Freiherren und Semperfreie (viri egregiae libertatis) dem fürstenmäßigen hohen Adel an und bildeten eine Mittelstufe zwischen den Besitzern wirklicher alter Gaugrafschaften und den bloß ritterbürtigen Mittelfreien. Als später die letzteren auch oft den Titel Freiherren erhielten, nahmen die alten Freiherren fast sämmtlich das Prädikat »Graf« an. Unter den Dynasten des Mittelalters befinden sich die Ahnherren der meisten deutschen Regentenhäuser. Dynastie, Herrschaft, Territorium eines Dynasten, insbesondere auch die Reihenfolge der Glieder einer Familie von solchen, also s. v. w. Herrscherstamm; dynastisch, auf Dynasten und Dynastien bezüglich.

Dyophysiten, s. Monophysiten.

Dyrrhachium, Stadt, s. Durazzo.

Dys..., griech. Vorsilbe, s. v. w. miß... (Gegensatz Eu...).

Dysämie (griech.), Mißbeschaffenheit, krankhafte Beschaffenheit des Bluts; vgl. Dyskrasie.

Dysästhesie (griech.), Unempfindlichkeit, Stumpfsinn.

Dysart (spr. dei-), Stadt in der schott. Grafschaft Fife, am nördlichen Ufer des Firth of Forth, mit (1871) 8919 Einw., hat einen kleinen Hafen, Flachsspinnereien und Tuchfabriken, eine Schiffswerfte, Eisengießereien und Salzsiedereien. In der Nähe Kohlen- und Eisengruben.

Dysenterie (griech., »Mißstimmung, Störung in den Eingeweiden«), eine schwere entzündliche Affektion der Schleimhaut des Darmkanals, vorzugsweise des Dickdarms, welche anatomisch dadurch charakterisirt ist, daß große Strecken der Schleimhaut absterben, weil die Blutbewegung in denselben vollständig aufgehoben ist, und daß die abgestorbenen Gewebspartien sich zu stinkenden, bräunlichen, weichen Fetzen oder zu einer jauchigen Flüssigkeit auflösen, welche mit dem Stuhlgang abgeht. An Stelle der abgestorbenen Schleimhautstrecken bleiben tief greifende und meist sehr ausgedehnte Geschwüre zurück, welche mit Hinterlassung von Narben ausheilen können und im weitern Verlauf nicht selten zu gefährlichen Verengerungen des Darmrohrs führen. Gewöhnlich tritt die D. in seuchenartiger Verbreitung, als Epidemie, auf, und wird die Krankheit in diesem Fall als Ruhr (s. d.) bezeichnet. Allein auch sonst kommen vereinzelte Fälle von D. vor, welche aber nicht die Bedeutung einer ansteckenden Krankheit haben, wie die eigentliche Ruhr, sondern im Anschluß an andere schwere Infektionskrankheiten, namentlich neben dem Kindbettfieber, der Jauchevergiftung des Bluts und ähnlichen Zuständen, auftreten. Diese letzteren sporadisch vorkommenden Fälle werden gewöhnlich als sekundäre D. bezeichnet. Sie führen nicht zu den ausgedehnten Zerstörungen der Darmschleimhaut und stellen sich gewöhnlich auch nicht unter den schweren Symptomen dar, wie die epidemische Ruhr, weil die Kranken, bevor es so weit kommen kann, an der ursprünglichen, der sekundären D. zu Grunde liegenden Konstitutionskrankheit schnell zu sterben pflegen. Dysentérisch, ruhrartig.

Dysis (griech., f.), das Untertauchen, Untergehen.

Dyskrasie (griech.), »fehlerhafte Mischung« der Körpersäfte, insbesondere des Bluts und der Lymphe; im gewöhnlichen Leben unter dem Ausdruck Schärfe im Blut bekannt. Mit Vorliebe bezeichnet man als D. diejenigen Zustände, wobei gewisse fremdartige Stoffe im Blut wirklich vorkommen oder doch in demselben vorausgesetzt werden, welche im normalen Blut gar nicht oder doch nur in sehr geringer Menge enthalten sind. Von alten Zeiten her hat in der wissenschaftlichen Medicin wie bei den Laien die Neigung bestanden, gewisse Krankheiten, welche man nicht auf greifbare Ursachen zurückzuführen vermochte, dadurch zu erklären, daß man eine Entmischung der Körpersäfte als Ursache derselben annahm. Allein nur in verhältnismäßig seltenen Fällen gelang es, die vorausgesetzte D. auch faktisch nachzuweisen. In der Mehrzahl der Fälle blieb die D. durchaus hypothetisch, die Voraussetzung ihrer Existenz war nichts als ein Nothbehelf der medicinischen Theorie. Je weiter die Wissenschaft vorgeschritten und je tiefer man in die Erkenntnis von den Ursachen der Krankheiten eingedrungen ist, umsomehr hat sich das Gebiet der dyskrasischen Krankheiten vermindert. Abgesehen aber von der hypothetischen Natur der meisten dyskrasischen Zustände, kommt hierbei noch ein lange festgehaltener Irrthum ins Spiel, welcher in der Ansicht liegt, daß das Blut gewissermaßen eine selbständige Existenz im Körper führe, und daß die Ernährungsstörungen der den Organismus konstituirenden Gewebe immer von einer ursprünglich vorhandenen fehlerhaften Mischung des Bluts abhängig seien. Dieser Grundirrthum ist besonders von Virchow (in seiner Cellularpathologie) beseitigt worden, indem derselbe zeigte, daß in der Mehrzahl der Fälle, wo überhaupt eine D. nachweisbar ist oder doch mit Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden darf, diese D. nicht die Ursache der Organerkrankungen ist, sondern daß umgekehrt eine ursprünglich örtliche Erkrankung eines Organs erst sekundär zu einer abnormen Zusammensetzung des Bluts geführt hat. Mit anderen Worten: es stellte sich heraus, daß die meisten Dyskrasien keine primären, sondern daß es sekundäre Zustände sind, daß sie nicht als die Ursachen, sondern umgekehrt als die Folgen gewisser Erkrankungen der Organe und Gewebe des Körpers

zu betrachten sind. Wenn diese Erkenntnis auch geeignet war, die Bedeutung der D. in den Fällen, wo sie besteht und exakt nachgewiesen werden kann, wesentlich herabzudrücken, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie immerhin noch eine sehr wichtige Rolle bei der Entstehung zahlreicher krankhaften Zustände spielt. Faßt man den Begriff der D. so auf, daß man darunter jede Abweichung von der normalen Zusammensetzung des Bluts versteht, so lassen sich folgende Formen der D. unterscheiden: 1) Zustände, wo die normalen Bestandtheile des Bluts in einem abnormen Mengenverhältnis vorhanden sind (Anämie, Bleichsucht, Leukämie, Hydrämie 2c.); 2) Zustände, wo fremdartige Stoffe, welche normalerweise gar nicht oder doch nur in ganz geringen Mengen im Blut vorkommen, in gelöster Form und in relativ beträchtlicher Menge dem Blut beigemischt sind, so die Harnbestandtheile (Urämie), der Zucker (Zuckerharnruhr), Gallenbestandtheile (Gelbsucht) 2c.; 3) Beimengung fremdartiger geformter Bestandtheile zum Blut, z. B. von Pigmentkörnern bei Melanämie, ferner die sekundäre Krebsdyskrasie, so weit sie auf der Anwesenheit von Krebszellen im Blut beruht, 2c. Außerdem nehmen wir auch heute noch aus theoretischen Gründen für manche Krankheiten eine dyskrasische Ursache an, ohne daß die D. hinreichend exakt nachgewiesen werden kann. Dies gilt z. B. von der Skrofulose und Tuberkulose, vom Fieber, von der Jauchevergiftung des Bluts, von der Syphilis, von den meisten ansteckenden und von den sogen. Infektionskrankheiten, von den Vergiftungen mit gewissen mineralischen und vegetabilischen Giften. Aber in allen den angeführten Fällen handelt es sich nicht um ursprüngliche und selbständige Mischungsanomalien des Bluts, sondern um Zustände, welche entweder durch äußere Ursachen, oder durch vorausgehende Krankheiten der verschiedensten Organe des Körpers bedingt worden sind.

Dyslalie (griech.), erschwertes Sprechen.

Dysmenorrhöe (griech., f., »erschwerter, krankhafter Monatsfluß«, Colica uteri menstrualis), jede Menstruation (s. d.), welche von ungewöhnlich schmerzhaften, überhaupt beschwerlichen Zuständen begleitet ist. Gewöhnlich klagen die Kranken zu der Zeit, wo die Menstruation erwartet wird, über reißende Schmerzen im Unterleib, welche sich oft in die Oberschenkel hinein erstrecken und bis in den Rücken und die Lendengegend ausstrahlen, bald dumpfer, bald lebhafter sind, entweder andauern oder mit kurzen Unterbrechungen sich einstellen. Zuweilen sind die Schmerzen außerordentlich heftig, mindern sich aber mit dem Beginn des Monatsflusses, halten jedoch auch oft einige Tage lang an oder steigern sich erst in den letzten Tagen des Blutabgangs. Daneben kommen oft noch Symptome von anderen Organen hinzu, namentlich Magenkrampf, Kopfschmerz oder selbst Migräne, Schwindel, Ohrensausen, Ohnmachten; manchmal stellt sich Diarrhöe ein, in anderen Fällen hartnäckige Verstopfung. Oft besteht bei der D. Herzklopfen, Brustbeklemmung; ferner erscheint Zittern, und nicht selten wird das Nervensystem aufs heftigste ergriffen, so daß allgemeine Zuckungen und Krämpfe entstehen oder gar eklamptische Anfälle (s. Eklampsie) stattfinden. Gleichzeitig kann sich ein fieberhafter Zustand ausbilden, wobei mehr oder weniger heftige Störungen in der Blutcirkulation, Blutandrang nach dem Kopf, nach der Brust 2c. stattfinden. Letzteres ist namentlich bei sonst vollsaftigen Personen der Fall. Auch örtlich stellen sich zuweilen bemerkenswerthe Veränderungen ein, indem die Geschlechtstheile anschwellen, empfindlich werden und in erhöhtem Maß absondern. In der Regel ist die blutige Ausscheidung vermindert, selten vermehrt. Das Blut ist dünnflüssig, blaß gefärbt, stark mit Schleim untermischt. Wo mechanische Hindernisse der Blutausscheidung vorhanden sind, da sammelt sich das Blut wohl auch in der Gebärmutterhöhle in größerer Menge an und bildet dort Gerinnsel, welche dann unter heftigen wehenartigen, reißenden Schmerzen von Zeit zu Zeit ausgestoßen werden. Bei manchen Personen entleert sich mit dem Blut eine sackähnlich gestaltete Haut, welche unter heftigen krampfhaften Schmerzen ausgestoßen wird (D. membranacea). Diese Haut sah man früher als eine faserstoffige Ausschwitzungsmasse an, welche sich auf der entzündeten Schleimhaut der Gebärmutter bilden sollte. Neuere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß diese Haut kein Entzündungsprodukt, sondern die abgestoßene Schleimhaut des Uterus selbst ist. Man hat daher diese Haut auch als Decidua catamenialis bezeichnet, sofern sie ein Analogon der nach der Geburt ausgestoßenen Uterusschleimhaut (Decidua vera) darstellt. Die D. ist ein überaus häufig vorkommender Zustand; er beruht auf den verschiedensten Ursachen, welche nur durch eine sorgfältige ärztliche Untersuchung namentlich der weiblichen Geschlechtstheile selbst ermittelt werden können. Sehr häufig sind es Fehler der Gebärmutter, welche D. veranlassen (mechanische D.), namentlich Verengerung und Verschluß des Gebärmutterkanals, Knickungen und fehlerhafte Lage der Gebärmutter, Geschwülste und Geschwüre an derselben, ferner entzündliche Zustände der Gebärmutter und der sie auskleidenden Schleimhaut, Blutandrang und Blutstockung in derselben 2c. In anderen Fällen liegt keine örtliche Ursache vor, sondern die D. wird bedingt durch allgemeine Schwäche und Reizbarkeit, Blutmangel und Bleichsucht. Die Behandlung der D. wird sich genau nach den angegebenen Ursachen der Krankheit zu richten und dieselben soviel wie möglich zu beseitigen haben. Bei der auf mechanischen Ursachen beruhenden D. wird der Arzt dafür sorgen müssen, daß das in der Gebärmutter angehäufte Blut abfließen kann. Zu diesem Zweck kann eine Aufrichtung des geknickten Uterus mit Hülfe der Sonde, eine künstliche Erweiterung des Mutterhalses, unter Umständen selbst mit Hülfe des Messers, und dergleichen Operationen nothwendig werden. Patientinnen, welche an D. leiden, sollten zur Zeit, wo sie ihre Menstruation erwarten, regelmäßig ein paar Tage lang das Bett hüten und namentlich jede Erkältung, vor wie nach der Menstruation, vermeiden. Meist nützt ihnen das Trinken eines warmen Theeaufgusses von Melisse, Pfeffermünzkraut, Lindenblüten u. dgl. sowie das Auflegen von warmen Tüchern und Wärmsteinen auf den Leib. Gegen starke Schmerzen kann innerlich das Morphium oder ein anderes Opiat gegeben werden. Beruht die D. auf entzündlichen und kongestiven Zuständen, so sind einige Blutegel oder Schröpfköpfe an die innere Schenkelfläche nahe den äußeren Genitalien anzusetzen; innerlich sind kühlende und schwach abführende Mittel am Platz, daneben aber erweisen sich kühle Sitzbäder und die kalte Uterusdouche nützlich. Beruht die D. auf Blutarmut und Bleichsucht, so müssen neben kräftiger Diät namentlich die Eisenpräparate innerlich gegeben werden. Der Genuß frischer Luft, regelmäßige Bewegung im Freien, warme Bäder werden

die Kur unterstützen. Jedenfalls haben Frauen, welche an D. leiden, schon vor dem Eintritte der Menstruation alle äußeren Störungen, z. B. anstrengende Arbeit, Gemüthsbewegungen, Stuhlverstopfung u. dgl., sorgfältig zu vermeiden.

Dysmorphie (griech.), Mißgestaltung, Mißbildung.

Dysodil, s. Braunkohle.

Dysopie (Dysopsie, griech.), Schwachsichtigkeit.

Dyspepsie (griech., »schlechte oder gestörte Verdauung«), das gewöhnlichste Symptom fast aller Magenkrankheiten, welches sich darin äußert, daß die genossenen Speisen nur langsam und schwierig oder selbst gar nicht verdaut werden, wobei allerhand lästige Gefühle, wie Druck und Schmerzhaftigkeit der Magengegend, Uebelkeit, Appetitlosigkeit, Neigung zu Erbrechen, Aufstoßen ꝛc., hervortreten. Zuweilen ist die D. nur eine relative, d. h. die Erscheinungen der gestörten Verdauung treten nur nach dem Genuß ganz bestimmter Speisen ein, während andere Speisen und Getränke gut vertragen und verdaut werden. Für dieses Verhalten vermag man oft keine ausreichende Erklärung zu geben; man begnügt sich daher damit, daß man eine sogen. Idiosynkrasie (s. d.), d. h. eine in der individuellen Konstitution begründete Neigung oder Abneigung für gewisse Speisen voraussetzt. Die nächste anatomische Veranlassung der D. ist gewöhnlich eine entzündliche Affektion der Magenschleimhaut, der sogen. Magenkatarrh (s. d.), welcher sich zu fast allen organischen Störungen des Magens sowie zu vielen Leiden des Gesammtorganismus (wie zu dem Fieber, den Infektionskrankheiten ꝛc.) hinzugesellt, weshalb mit allen diesen Leiden auch D. verbunden zu sein pflegt. Indessen kommt die D. auch häufig genug ohne nachweisbare Erkrankung des Magens vor und beruht dann entweder darauf, daß nicht die genügende Menge von Magensaft abgesondert wird, daß der Magensaft qualitativ verändert ist und nicht die zur Verdauung erforderliche chemische Zusammensetzung besitzt, oder darauf, daß die Bewegungen des Magens vermindert sind und folglich der Speisebrei nicht hinlänglich mit dem Magensaft vermischt wird. Auf zu spärlicher Absonderung oder abnorm dünner Beschaffenheit des Magensafts beruht die D., welche so häufig bei blutarmen und bleichsüchtigen Mädchen sowie bei Leuten vorkommt, welche durch geschlechtliche Ausschweifungen geschwächt oder durch Kummer und Sorgen, übermäßige Arbeit, Nachtwachen ꝛc. erschöpft sind. Auch in der Rekonvalescenz nach langwierigen und angreifenden Leiden tritt D. aus dem angegebenen Grund ein, daher man diese Form gewöhnlich als atonische D. bezeichnet. Von der auf Magenkatarrh beruhenden D. unterscheidet sich diese atonische D. dadurch, daß bei der letztern die Zunge nicht belegt, der Geschmack unverändert und kein übler Geruch aus dem Munde vorhanden ist. Bei der atonischen D. werden Gewürze und reizende Substanzen gut vertragen; die dyspeptischen Erscheinungen werden dadurch selbst erleichtert, während die Beschwerden des Magenkatarrhs dadurch gewöhnlich gesteigert werden. Die auf Blutarmut und verwandten Zuständen beruhende D. wird gebessert oder ganz gehoben durch den Gebrauch der Eisenpräparate und der bitteren Mittel, namentlich der Quassia in Form einer kalten Maceration. Auch gut gehopftes Bier und das nach der Vorschrift von Trommer bereitete stark gehopfte Malzextrakt, welches jeder Apotheker bereiten kann, endlich die Nux vomica als Extrakt oder Tinktur sind treffliche Mittel gegen die atonische D. Infolge zu spärlicher Absonderung des Magensafts entsteht die D. ferner bei Leuten, welche an den Genuß starker Gewürze und Reizmittel gewöhnt sind, sobald sie ihre Lebensweise ändern und die Speisen ohne solche Reizmittel genießen. In solchen Fällen, welche als torpide Verdauungsschwäche bezeichnet werden, ist der Gebrauch des Rhabarbers, der Ipecacuanha, der Bitterstoffe ꝛc. zu empfehlen. Auch die abnorm vermehrte Absonderung von Magensaft kann D. hervorrufen. Der Gebrauch der Alkalien, namentlich große Dosen von kohlensaurem Natron und kohlensaurer Magnesia, beseitigen diese Form der D. schnell und sicher. Vgl. Magenkatarrh.

Dysphagie (griech., »erschwertes Schlingen«), die Folge sehr mannigfaltiger Krankheitszustände, sowohl der Rachengebilde und des Schlundkopfs, als auch der Speiseröhre bis zum Magenmund hinab. Im weitern Sinn wird zur D. auch das erschwerte Saugen und Kauen gerechnet, weshalb denn auch die krankhaften Affektionen der Kaumuskeln, der Kieferknochen, der Lippen ꝛc. dabei in Betracht kommen. Die am häufigsten vorkommenden Schlingbeschwerden sind diejenigen, welche veranlaßt werden durch die entzündliche Anschwellung der in der Rachenhöhle gelegenen Gebilde, besonders der Mandeln und des Gaumensegels mit dem Zäpfchen, sowie auch durch die Entzündung und Geschwürbildung im Bereich des Kehlkopfs und der Luftröhre (bei Schwindsüchtigen). Alle entzündlichen Zustände der Speiseröhre, wie solche z. B. durch Verschlingen zu heißer Speisen, ätzender Substanzen (Schwefelsäure, Aetzkalilauge ꝛc.) erzeugt werden, sind mit D. verbunden. Die höchsten Grade von D. kommen vor bei Verengerungen der Speiseröhre, welche am häufigsten auf krebsiger Entartung derselben beruhen, seltener durch schrumpfende Geschwürsnarben (nach Anätzung und Verbrennung der Schleimhaut) bedingt werden. Zuweilen beruht die D. auf einem Krampf der Rachenmuskeln, z. B. bei der Hundswuth. Bei Krankheiten der Nervencentralorgane kommt gelegentlich eine Lähmung der Muskulatur des Rachens und der Speiseröhre vor, mit welcher Unvermögen zum Schlingen verbunden ist. Die Bedeutung der D. ist nach den angegebenen Ursachen natürlich eine sehr verschiedene. Diejenigen Fälle von D., welche auf entzündlichen Zuständen der Rachengebilde und der Speiseröhre beruhen, sind vorübergehender Art, sofern die D. mit dem Ablauf der Entzündung von selbst aufhört. Diejenigen Fälle aber, wo die D. auf narbiger Verengerung oder auf krebsiger Entartung der Speiseröhre oder auf Lähmung des Schlundes beruht, sind mit großen Beschwerden verbunden und geben wenig oder gar keine Hoffnung auf Heilung oder auch nur auf erhebliche Besserung. Oft sind die Kranken zum Hungertod verurtheilt, wenn es nicht gelingt, dieselben durch Schlundröhren mit nährenden Flüssigkeiten zu erhalten. Nur die Verengerungen, welche infolge von Hinabschlucken ätzender Flüssigkeiten, z. B. von Schwefelsäure, entstanden sind, lassen durch Einlegen von Schlundsonden und allmähliche Erweiterung der Speiseröhre Hoffnung auf Wiederherstellung.

Dysphonie (griech.), s. v. w. Dyslalie.

Dyspnöa (Dyspnöe, griech., L.), das »schwere Athmen«, die Engbrüstigkeit, umfaßt alle Arten der behinderten Respiration; s. Athemnoth, Asthma und Athmung.

Dyss, im Dänischen ein aus großen Steinmassen gebildetes Monument aus der Steinzeit (s. d.), welches, ähnlich dem Dolmen (s. d.) der Bretagne, dem Cromlech (s. d.) Englands und dem Hünengrab (s. d.) Deutschlands, meist als Grabkammer diente. Man unterscheidet je nach der Bauart Runddysser und Langdysser, auch Jaettestuer (Riesenstuben). Sie wurden zum Theil auch noch in der Bronzezeit (s. d.) als Grabstätten benutzt, und da sie neben den in ihnen bestatteten Leichen Werkzeuge, Waffen und Schmuckgegenstände der vorgeschichtlichen Periode enthalten, so sind sie als vorzügliche Fundgruben der skandinavischen Alterthumskunde zu bezeichnen.

Dysurie (griech.), Harnstrenge; Mißbeschaffenheit des Harns.

Dyticus marginalis, s. Wasserkäfer.

Dyveke (spr. dei-, »Täubchen«, von lat. Chronisten Columbula genannt), die bekannte Geliebte König Christians II. von Dänemark, geb. 1488 zu Amsterdam, Tochter der Sigbrit Wylms, einer Schenkwirtin. Christian II. lernte sie in Bergen kennen, nahm sie mit sich nach Opslo und nach seiner Thronbesteigung 1513 nach Kopenhagen, wo er auch nach seiner Vermählung mit Isabella sein Verhältnis mit ihr fortsetzte und ihrer ränkesüchtigen Mutter einen unbegrenzten Einfluß auf die inneren Angelegenheiten des Landes gestattete. Deswegen von der Adelspartei gehaßt, starb D. 1516 (oder 1517) plötzlich, wahrscheinlich an Gift. Der König gab ihren Tod einem jungen Edelmann, Torben Oxe, dessen Hand D. ausgeschlagen hatte, Schuld und ließ ihn hinrichten. Die Geschichte der schönen, unglücklichen D. ward oft behandelt, in dramatischer Form von Samsöe (1796), H. Marggraff (»Das Täubchen von Amsterdam«, Leipz. 1839), Rickhoff (»Düveke«, Berl. 1843); novellistisch-historisch von E. Münch (in den »Biographisch-historischen Studien«, Stuttg. 1836); als Novelle von L. Schefer und Tromlitz; als historischer Roman von dem Dänen Carsten Hauch (»Wilhelm Zabern«) und von Ida Frick (»Sybrecht Wyllms«, Dresd. u. Leipz. 1843).

Dzialynski, Titus, Graf, poln. Patriot, geb. 1795 in Posen aus einer altadligen Familie, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Berlin und Paris, kehrte 1812 in die Heimat zurück, ging nach dem Einzug der Russen mit seinen Eltern nach Prag, wo er die polytechnische Schule besuchte. Er widmete sich sodann, zurückgezogen auf seinen Gütern lebend, den Wissenschaften und besonders der Geschichte seines Vaterlands, bereiste, um Material für letztere zu sammeln, Schweden, Dänemark, Böhmen, Deutschland und Frankreich, kaufte in Warschau die Kwiatkowski'sche Handschriftensammlung, die er später durch die Wisniewski'sche bereicherte, und machte seine Bibliothek zu der reichhaltigsten in Polen. Mitglied der ehemaligen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau und der Literarischen Gesellschaft der Universität in Krakau, förderte er kräftig deren Bestrebungen als Schriftsteller, Verleger und Mäcen. Beim Ausbruch der Revolution von 1830 trat er als Freiwilliger in die Posener Legion und ward Adjutant Skrzynecki's. Nach der Besiegung Polens lebte er auf seinen Gütern in Galizien und Posen und war 1850 der einzige polnische Deputirte im Staatenhaus in Erfurt, wo er gegen die Einverleibung Polens in Deutschland protestirte. Seitdem zog er sich ins Privatleben zurück und begann die Herausgabe zweier für die Geschichte wichtigen Werke, des »Liber geneseos illustris familiae Schidlovieciorum« und der »Acta Tomiciana«. Im Jahr 1859 wurde er in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt; starb 12. April 1861. — Sein einziger Sohn, Johann, Graf D., geb. 1832, seit 1857 mit der Prinzessin Isabella Czartoryiski vermählt, trat 1862 in das preußische Abgeordnetenhaus, nahm als das Haupt der aristokratischen Partei in dem preußischen Polen an dem Januar 1863 im Königreich Polen ausbrechenden Aufstande theil und organisirte namentlich die Zuzüge von Preußen her. Infolge davon hielt die preußische Polizei 28. April Haussuchung bei ihm, und da kompromittirende Papiere in ihre Hände fielen, zog D. es vor, sich nach Polen und von da nach Paris zu begeben. Das in dem Polenproceß 13. Dec. 1864 gesprochene Urtheil verhängte über ihn in contumaciam die Todesstrafe; indessen brachte ihm die Generalamnestie vom 21. Sept. 1866, auf Grund deren er sich 1868 dem Gerichtshof zu Berlin stellte, die Begnadigung. Gegenwärtig lebt Graf D. meist in Paris.

Dziegiec, s. v. w. Birkentheer.

Dzierzon, Johann, berühmter Bienenzüchter, geb. 11. Jan. 1811 zu Lowkowitz in Oberschlesien, studirte in Breslau Theologie, wurde 1834 Kaplan in Schalkowitz und 1835 Pfarrer zu Karlsmarkt bei Brieg in Oberschlesien. Hier legte D. einen bedeutenden Bienenstand an und förderte seitdem die Bienenzucht in theoretischer und praktischer Hinsicht außerordentlich. Er erfand die Bienenwohnung mit beweglichen Waben und war der eifrigste Verbreiter der italienischen Bienenrasse. Seine geistliche Behörde nahm aber an den wissenschaftlichen Forschungen Dzierzons Anstoß und emeritirte ihn. Er schrieb: »Theorie und Praxis des neuen Bienenfreundes« (Berl. 1848; Nachtrag, Nördl. 1852), »Rationelle Bienenzucht« (Brieg 1861) und gibt seit 1854 die Zeitschrift »Der Bienenfreund aus Schlesien« heraus.

Dzumaleu, höchster Berg im österreich. Herzogthum Bukowina, erhebt sich im S. des Landes, am linken Ufer der Goldenen Bistritz, 1853 Meter hoch.

E.

E, E, e, e, in den meisten abendländ. Sprachen der 5. Buchstabe und 2. Vokal, nach Grimm »ein unursprünglicher, darum auch schwankender, unbestimmter Vokal«. Er ist wesentlich aus zwei alten Lauten, dem a und i, entsprungen, und darauf beruht die Verschiedenheit seiner Aussprache, indem er einmal mit einem Nachhall des dünnen a, das andere Mal mit einem Nachhall des dünnen i gesprochen und dann von Grimm u. a. als ë bezeichnet wird. Diesen Unterschied zwischen e und ë erkennen schon die mittelhochdeutschen Dichter an, indem sie beide nicht auf einander reimen, und die jetzige

Aussprache hat denselben noch vielfach bewahrt, wie z. B. die Wörter heben und legen beweisen. Die lateinische und die älteste griechische Sprache hatten nur Ein Zeichen (E); die Jonier aber brauchten für den breiten, dem i sich nähernden Laut ein besonderes Zeichen, das dann auch die Attiker aufnahmen und das kurze Epsilon (»dünnes E«) nannten, während der dem a sich nähernde Laut Eta hieß. Die Engländer sprechen e bald lang wie ih, bald kurz wie ein geschärftes i aus und verschlucken es meist am Ende. Die Franzosen unterscheiden E ouvert (è), E fermé (é) und E muet. Als Zahlzeichen ist im Griechischen $\varepsilon'=5$, $\varepsilon=5000$, $\eta'=8$, $\eta=8000$; im Lateinischen (später) E = 250; in der Rubricirung = 5. Als Abkürzung bedeutet E (e) in römischen Inschriften, Handschriften ꝛc. s. v. w. Ennius, est, emeritus, evocatus, equus, egregius ꝛc. Auf den deutschen Reichsmünzen bedeutet E Dresden. In der Logik bezeichnet es einen allgemein verneinenden Satz. In der Chemie ist E Zeichen für Erbium. In der Musik ist E Name der dritten diatonischen oder fünften diatonisch-chromatischen Stufe unseres modernen Tonsystems. Die Länge der zur Erzeugung des E erforderlichen Saite beträgt 4/5 von der Saite des Grundtons C.

Eagle (engl., spr. ihgl), Goldmünze, s. Adler.

Eagle Harbour (spr. ihgl hārbör), kleiner Hafenort im nordamerikan. Staat Michigan, Grafschaft Houghton, am Obern See, von welchem das in der Nachbarschaft gewonnene Kupfererz verschifft wird; hat (1870) 1300 Einw.

Eagle Paß (spr. ihgl päß), Ort im nordamerikan. Staat Texas, Grafschaft Maverick, am Rio Grande, welchen hier eine der nach Mejiko führenden Straßen überschreitet; hat (1870) 1240 Einw. Dabei Fort Duncan.

Ealing (spr. ihling), Ort in der engl. Grafschaft Middlesex, mit (1871) 9959 Einw. Dabei Gunnersbury-Park, Landsitz des Freiherrn v. Rothschild.

Earl (engl., spr. örl), aus dem dän. Jarl entstanden und seit der Eroberung Englands durch den Dänenkönig Knud statt des bis dahin gebräuchlichen sächsischen Ealdorman (s. Alderman) angenommen, unserem »Graf« entsprechend, bezeichnete bis um die Mitte des 14. Jahrh. die höchste Stufe des englischen Adels. Als aber Eduard III. 1355 seinen gleichnamigen Sohn, den sogen. schwarzen Prinzen, zum Herzog (Duke) von Cornwall ernannte, sank der Earlstitel auf die zweite Stufe herab, und seit 1386, wo Richard II. Robert de Vere zum Marquis von Dublin erhob, bezeichnet er erst die dritte Stufe. Gegenwärtig ist der Titel E. bloße Standesauszeichnung ohne alle Beziehung auf territoriale Gewalt. Jeder E. kann zugleich Viscount sein. Baron ist der E. in dem Sinne, wie man die Peers im allgemeinen Barone nennt, oder in Schottland als Besitzer einer Baronie. S. Adel.

Earlom (spr. örlöm), Richard, engl. Zeichner und Kupferstecher, geb. 1718 in Somersetshire, gest. 1794 zu London, war der erste, welcher geätzte Striche und Punkte in das Geschabte einmengte und dadurch die Wirkung der Blätter bedeutend steigerte. Außer seinen zahlreichen Schwarzkunstblättern verdankt man ihm auch die nach Claude Lorrains Originalzeichnungen gefertigten Facsimiles: »Liber veritatis, or collection of two hundred prints, after the original designs of Cl. Lorrain« (Lond. 1799, 2 Bde.; 1804, 3. Bd. mit noch 100 Blättern).

Earlston (spr. örlst'n, früher Ercildoune), Fabrikdorf in der schott. Grafschaft Berwick, im untern Lauderthal, mit Wollmanufaktur, Papiermühlen und (1871) 1977 Einw. In der Nähe der in der Volkssage gefeierte Rhymer's Tower.

Earn (spr. ern, Loch Earne), See in der schott. Grafschaft Perth, 9 Kilom. lang, bis 2 Kilom. breit. Aus dem Ostende desselben fließt der gleichnamige Fluß ab, der nach einem 60 Kilom. langen Lauf in den Firth of Tay mündet.

Eastbourne (spr. ihstborn), Seebadeort in der engl. Grafschaft Sussex, in der Nähe von Beachy Head, aus einem alten Fischerdorf (dem römischen Portus Anderida) entstanden, hat ein Theater und (1871) 10,361 Einw. und wird durch Fort Langley vertheidigt.

East Cañon City (spr. ihst kannj'n ßitti), Ort im nordamerikan. Gebiet Utah, infolge der Entdeckung von Goldlagern in jüngster Zeit rasch zu einer Stadt von 3000 Einw. herangewachsen.

East-Cowes (spr. ihst-kaus), s. Cowes.

Easterlings (spr. ihst'rl., »Ostmänner«), im Mittelalter Name der skandinav. Freibeuter in England.

East Greenwich (spr. ihst-grihnidsch), Hauptort der Grafschaft Kent im nordamerikan. Staat Rhode Island, am Westufer der Narragansetbai, mit einem Hafen und (1870) 2660 Einw.

Eastlake (spr. ihstlehk), Sir Charles Lock, engl. Historienmaler und Kunstgelehrter, geb. 17. Nov. 1793 zu Plymouth, machte die ersten Studien auf der Londoner Akademie, hielt sich seit 1817 drei Jahre lang in Italien, namentlich in Venedig und Rom, sowie in Griechenland auf und sammelte Motive zu historischen Bildern, Genrestücken und Landschaften. Sein Kolorit hat etwas Tizianisches, ohne daß er dabei der englischen Schule untreu geworden wäre. Nach dem Muster der Münchener Freskomalerei hat er seit 1841 die Ausschmückung der neu erbauten englischen Parlamentshäuser begonnen. Seine Bilder bekunden künstlerischen Sinn, Studium und Feinheit, aber wenig eigentlich schöpferische Kraft; das Lobenswertheste an ihnen ist die Schönheit des Kolorits und die Sauberkeit der Technik. Als Schriftsteller trat E. zuerst mit einer Uebersetzung der Goethe'schen »Farbenlehre« auf. Außer seinem Hauptwerk: »Materials for a history of oil painting« (Bd. 1, Lond. 1847; Bd. 2, nach seinem Tod, 1869), lieferte er viele kleinere Schriften, herausgegeben von Bellender Ker unter dem Titel »Contributions to the literature of the fine arts« (das. 1848, neue Ausg. 1870, 2 Thle.); ferner: »Hints on household taste in furniture etc.« (3. Aufl. 1873), »History of gothic revival« (1871). E. bekleidete längere Zeit die Stellen eines Bibliothekars der Kunstakademie und eines Aufsehers der Nationalgallerie. Im Jahr 1850 wurde er Präsident der Kunstakademie und Ritter und 1855 auch Direktor der Nationalgallerie. Er starb 24. Dec. 1865 zu Pisa, als er auf seiner gewöhnlichen jährlichen Reise zu Bildereinkäufen auf dem Kontinent begriffen war. Seine zahlreichen Gemälde sind von den besten englischen Stechern nachgebildet. Seine Gattin Elizabeth E., geborne Rigby, hat sich gleichfalls als Malerin und Schriftstellerin einen geachteten Namen erworben und unter anderem Kuglers »Handbuch der Malerei«, so weit es die italienischen Schulen behandelt (Lond. 1842, 4. Aufl. 1874), übersetzt.

East-Lothian (spr. ihst-lohthĭăn), schottische Grafschaft, s. v. w. Haddington.

East-Main (spr. ihst-mehn, auch Slade River),

Fluß in Britisch-Nordamerika, entspringt im Landsee Nitcheguon, an der Südostgrenze der Halbinsel Labrador und ergießt sich nach einem nach W. gerichteten Laufe von 640 Kilom. in die Jamesbai. Nach ihm wird das östlich von der Hudsonsbai gelegene Festland E. genannt.

Eastman (spr. ihstmän), Mary H., amerikan. Schriftstellerin, Tochter von Dr. Thomas Henderson, verheirathete sich 1835 mit Samuel E., Kapitän in der Armee der Vereinigten Staaten, und hatte zu Port Snelling und an anderen Grenzstationen reiche Gelegenheit, eingehende Studien über den Charakter der Indianer zu machen. Das Resultat dieser ihrer Forschungen über die Eingebornen Amerika's hat sie in folgenden Schriften niedergelegt: »Dacotah, or life and legends of the Sioux« (Philad. 1849); »Romance of Indian life« (das. 1852); »American aboriginal Portfolio« (das. 1853); »Chicora and other regions of the conquerors and the conquered« (das. 1854). Außer diesen lebensvollen und authentischen Darstellungen indianischen Lebens und indianischer Geschichte sowie vielfachen Beiträgen zu Arthurs »Home Magazine« veröffentlichte sie 1852 einen Roman: »Aunt Phillis' cabin or Southern life as it is«, von dem in wenig Wochen 18,000 Exemplare abgesetzt wurden. Es ist dies ein beschönigendes Seitenstück zu Mrs. Beecher-Stowe's bekanntem »Uncle Tom's cabin« und verfällt nach dieser Seite hin in dasselbe Extrem, wie jenes nach der Seite der Schwarzfärberei, so daß wohl beide als im Grunde gleich unwahr und parteiisch angesehen werden müssen. Den Standpunkt der Mrs. E. charakterisirt der von ihr verfochtene Grundsatz, daß die Sklaverei »von Gott selbst eingesetzt« sei.

East-Meath (spr. ihst-mihth), s. Meath.

Easton (spr. ihst'n), Fabrik- und Handelsstadt im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, Hauptort der Grafschaft Northampton, am Delaware River und an der New Jersey-Centralbahn, regelmäßig angelegt, mit einem Gerichtshaus, vielen Kirchen, dem Lafayette-College (seit 1832), einer Bibliothek und (1870) 14,154 Einw. Der Delaware-, Moris- und Lehighkanal treffen hier zusammen.

Eastport (spr. ihstpört), Stadt im nordamerikan. Staat Maine, Grafschaft Washington, auf der kleinen Mooseinsel in der Passamaquoddybai, durch eine Brücke mit Perry auf dem Festland verbunden, hat einen vortrefflichen Hafen, dessen Eingang durch das Fort Sullivan vertheidigt wird, eine Akademie, bedeutende Fischerei und Ausfuhr von Bauholz und (1870) 3736 Einw.

East-Retford (spr. ihst-rettförd), Stadt in der engl. Grafschaft Nottingham, am Idle, hat 6 Kirchen, Hut-, Papier- und Kutschenfabriken und (1871) 3194 Einw.

East-Riding (spr. ihst-reiding), der östliche Bezirk der engl. Grafschaft York.

East-River (spr. ihst-riwr), die 30 Kilom. lange Wasserstraße zwischen dem Long-Islandsund und dem Hafen von New York in Nordamerika, welche die Stadt New York einerseits von Brooklyn, anderseits von Williamsburg trennt und an ihrer schmalsten Stelle Hellgate heißt. Die Felsklippen, welche die Schiffahrt in letzterer früher sehr gefährdeten, sind bis auf das »Diamond Reef« durch unterseeische Sprengungen entfernt worden. Der Bau einer kolossalen Brücke über den E. (nach Röblings Plänen) wurde 1870 in Angriff genommen.

East-Saginaw (spr. ihst-), Stadt im nordamerikan. Staat Michigan, Grafschaft Saginaw, am Saginaw River und dem Ausgangspunkte der Flint-Saginawbahn, ist in 6 Bezirke (Wards) getheilt, hat eine lutherische und eine kathol. Kirche (mit Missionsstation), bedeutenden Handel und (1870) 11,350 Einw. (gegen 2970 im Jahr 1860).

East Saint-Louis (spr. ihst sent-lüis), Ort im nordamerikan. Staat Illinois, Grafschaft Clair, am Mississippi, der Stadt St. Louis gegenüber, mit welcher er durch Dampffähren in Verbindung steht (eine eiserne Brücke ist projektirt); Endpunkt von 4 Eisenbahnen und ein wichtiger Geschäftsplatz, mit (1870) 5644 Einw. (s. St. Louis).

Eaton-Hall (spr. ihtn-hâl), Schloß des Herzogs von Westminster, 4 Kilom. südlich von Chester, in einem ausgedehnten Park; 1803 nach dem Entwurf Pordens in gothischem Stil aufgeführt und prunkhaft eingerichtet.

Eau (das, franz. f., spr. oh), Wasser, im Handel Bezeichnung für destillirte, über riechende Stoffe abgezogene Wässer, z. B. E. de menthe poivrée, Pfeffermünzwasser, besonders aber Name für eine Klasse von flüssigen, spirituösen Parfümerien, welche durch Destillation mit Pflanzenkörpern oder auch durch unmittelbare Auflösung wohlriechender ätherischen Oele und Harze mit mannigfachen Riechstoffen geschwängert sind. Viele dieser Eaux haben ihren Namen von der Qualität der Riechstoffe, z. B. das aus südfranzösischem Lavendel gebildete E. de Lavande; andere haben ganz willkürlich gewählte Namen, wie E. de mille fleurs, E. de la reine ꝛc.; andere endlich knüpfen ihren Namen an die Fabrikationsorte oder bestimmte Eigennamen, wie E. de Cologne, E. de Saxe ꝛc.; s. Parfümerien. Auch unter Likören und Bleichmitteln kommen derartige Namen vor.

Eau de Javelle (spr. oh d' schawell), s. Eau de Labarraque.

Eau de Labarraque (spr. oh d' labarack, Liquor Natri chlorati s. hypochlorosi s. chlorinici, Fleckwasser, Bleichflüssigkeit, Finchams desinfecting Liquor), eine Flüssigkeit, in welcher unterchlorigsaures Natron der wirksame Bestandtheil ist. Zur Bereitung verreibt man nach der Pharmacopoea germanica 20 Theile Chlorkalk (28—30procentigen) mit 100 Th. Wasser, setzt eine Lösung von 25 Th. krystallisirter Soda in 500 Th. Wasser hinzu und gießt die Flüssigkeit am andern Tag klar ab. Sie enthält im wesentlichen unterchlorigsaures Natron und Chlornatrium, während der Bodensatz aus kohlensaurem Kalk und Aetzkalk besteht. Man erhält E. aber auch, wenn man in eine Lösung von 1 Th. Soda in 3—4 Th. Wasser Chlor leitet, bis sie Lackmus bleicht. Es entsteht unterchlorigsaures Natron, Chlornatrium und doppeltkohlensaures Natron; zuletzt wird auch das letztere Salz zersetzt, und die Lösung enthält neben Chlornatrium nur noch unterchlorige Säure. Man beendet aber die Operation, sobald sich etwas freie unterchlorige Säure gebildet hat. Ist die Lösung warm, so entsteht chlorsaures Natron, welches nicht bleichend wirkt. E. ist klar, farblos oder grünlichgelb, riecht chlorartig und muß in verschlossenen Gefäßen im Dunkeln aufbewahrt werden. Man benutzt es zum Bleichen, Vertilgen von Flecken ꝛc.; Pflanzenfarben, alte Obst- und Weinflecke ꝛc., auch Stockflecke, Dinte ꝛc. zerstört es schnell und vollständig. In der Analyse dient es als Erkennungsmittel für Arsen, indem es die durch den Marsh'schen Apparat erzeugten Arsenflecken löst, während es etwaige Antimonflecken ungelöst läßt. In der Medicin wird

es, mit Wasser verdünnt, bei brandigen, krebsartigen, syphilitischen, stinkig-eiternden Wunden, gegen übelriechenden Athem, Quecksilberspeichelfluß, Verbrennungen, als Einspritzung bei veralteten Gonorrhöen ꝛc., innerlich bei typhösen Fiebern benutzt. Im Handel ist es gewöhnlich als Eau de Javelle bekannt, obwohl dies ursprünglich eine Lösung von unterchlorigsaurem Kali, die zuerst in Javelle bei Paris dargestellt wurde, bezeichnet.

Eau de Luce (spr. oh d'lühs), s. Bernsteinsaure Ammoniakflüssigkeit.

Eaux-Bonnes (spr. oh-bónn), Badeort im franz. Departement Niederpyrenäen, Arrondissement Oloron, am Zusammenfluß der Soude und des Valentin, im anmuthigen Thal von Ossau, 748 Meter ü. M. gelegen und von über 300 Meter hohen, steilen Bergen umgeben, mit 920 Einw. Die Heilquellen, 6 an der Zahl, gehören zu den Schwefelwasserstoffgas entwickelnden Thermen, haben eine Temperatur von 12—31° C. und zeichnen sich vor allen anderen Pyrenäenquellen durch Reichthum an Chlornatrium und organischen Stoffen aus. Zum Trinken benutzt man jetzt vorzugsweise die sogen. »alte Quelle« (31° C.). Das Wasser wird als besonders heilsam bei Affektionen der Respirationsorgane, namentlich bei chronischen Katarrhen des Kehlkopfs, außerdem bei chronischen Rheumatismen, Hautkrankheiten, Syphilis und Metallvergiftungen gerühmt. Die Badeetablissements sind neuerlich vergrößert worden und die Hotels mit allem Komfort ausgestattet. Der kleine, aber stattliche Kurort wird von der vornehmen Welt sehr bevorzugt, so daß sich Kranke und Vergnügungssüchtige in gleicher Menge einfinden. Die Zahl der jährlichen Gäste beträgt 7—10,000. Die Luft ist rein und belebend, aber häufigen Temperaturwechseln ausgesetzt. Die Saison beginnt erst im Juni und endet gegen Mitte September.

Eaux-Chaudes (spr. oh-schōhd), Badeort im franz. Departement Niederpyrenäen, an der Gave d'Ossau, in einer westlich von Eaux-Bonnes (s. d.) gelegenen tiefen und wilden Bergschlucht, 675 Meter ü. M.; hat 7 Schwefelthermen von 10—36° C., die wegen ihres geringen Gehalts an Schwefelalkalien weniger erregend wirken und sich daher besonders bei Neuralgien, Rheumatismen sehr geschwächter, nervöser Personen sowie bei mannigfachen Uterinbeschwerden als heilsam erweisen und ebenso bei Gicht, Störungen der Menstruation und Ekzema gebraucht werden. Die wärmste und erregendste Quelle ist Le Clot (36,4° C.). Der Aufenthalt in dem eng eingeschlossenen Ort ist indessen kein erheiternder, wenn auch die fortwährend bewegte Luft stärkend und belebend auf den Kranken einwirkt. Das Badeetablissement ist den Ansprüchen der Zeit entsprechend eingerichtet und enthält auch ein Schwimmbassin, Douchen ꝛc. Die Umgegend bietet schöne Gebirgsspaziergänge dar. Mit dem Vallée d'Aspe steht E. durch den Col d'Iseye in Verbindung. Vgl. Jam, Guide des Eaux-bonnes et Eaux-chaudes (2. Aufl., Par. 1874); Jourdan, Stations thermales d'E. (Montpellier 1875).

Eauze (spr. ohs'), Stadt im franz. Departement Gers, Arrondissement Condom, an der Gelise, mit einer hübschen gothischen Kirche und (1872) 4362 Einw., welche vorzüglichen Likör (Armagnac) bereiten; ehemals die Hauptstadt der kleinen Landschaft Auzan. Dabei die Ruinen von Elusa, der um 720 von den Saracenen zerstörten Hauptstadt von Novempopulania, die noch heute la Cieutat heißen.

Ebal, ein rauher, 1028 Meter hoher Berg in Palästina (Samaria), gegenüber dem Berge Garizim und wie dieser steil zu dem fruchtbaren Thal von Sichem (heute Nablus) abfallend. Auf dem E. sollten nach Mosis Bestimmungen diejenigen, welche dem Gesetz zuwider lebten, verflucht werden.

Ebauche (franz., spr. ebohsch), der erste flüchtige Entwurf zu einer Abhandlung, die erste Anlage einer Zeichnung oder eines Gemäldes. Daher ebauchiren, s. v. w. in allgemeinen Umrissen entwerfen.

Ebbe, ein Höhenzug des Sauerlands in Westfalen, auf der linken oder westlichen Seite der Lenne in den Kreisen Altena und Olpe, erstreckt sich von O. nach W. und erhebt sich in der Nordhelle bis zu 666 Meter. Am westlichen Ende liegt der Flecken Meinerzhagen.

Ebbe und Flut (Gezeiten, lat. Aestus maris, Fluxus et refluxus maris, franz. Marées, engl. Tides), das an den meisten Meeresküsten und in vielen Baien, Meerbusen und großen Flußmündungen im Lauf eines Mondtages (24 Stunden 49 Minuten mittlerer Sonnenzeit) abwechselnd eintretende zweimalige Fallen und Steigen der Wasserfläche. Dieses Fallen und Steigen ist nach Oertlichkeit und Zeit verschieden, so daß der Unterschied zwischen der bedeutendsten und geringsten Höhe des Wassers nicht nur an verschiedenen Orten, sondern auch an einem und demselben Ort sich verschieden stellt. Doch folgen diese verschiedenen Höhen in einem gewissen regelmäßigen Wechsel auf einander, insofern die bedeutendste nach und nach abnimmt und die geringste nach und nach wieder steigt. Die im Lauf eines Monats regelmäßig wiederkehrenden hohen Fluten, denen tiefere Ebben folgen, heißen Springfluten, die schwächeren, die auch weniger tiefe Ebben zur Folge haben, Nippfluten. Die Springflut tritt nach dem Neu- oder Vollmond, die Nippflut dagegen nach den Vierteln ein. Die höchsten Springfluten treten ein, wenn Sonne und Mond sich in der Erdnähe befinden, senkrecht über dem Aequator stehen und zusammen den Meridian passiren. Das sind die an manchen Küsten so gefürchteten Aequinoktial-Springfluten. Die Flut, bei welcher der Mond in der obern Kulmination steht, heißt Zenithflut, die andere Nadirflut. Die halbe Summe zweier aufeinander folgenden Hochwässer über der dazwischen eintretenden Ebbe pflegt man als Totalflut zu bezeichnen. Da endlich das Fallen wie das Steigen erst langsamer, dann allmählich schneller und zuletzt wieder langsamer vor sich geht, so pflegt man noch Vor-, halbe und Hinterebbe sowie Vor-, halbe und Hinterflut zu unterscheiden. Die zweimalige Abwechselung des Fallens und Steigens binnen 24 Stunden nennt man die tägliche Periode, die zweimal im Verlauf eines Monats sich ereignende schwächste E. u. F. die monatliche Periode. Da um die Zeit der Tag- und Nachtgleichen die bei den Syzygien eintretenden Springfluten am stärksten, dagegen um dieselbe Zeit die bei den Quadraturen sich ereignenden Nippfluten am schwächsten sowie um die Zeit der Sonnenwenden jene am schwächsten, diese aber am stärksten sind und endlich um die Zeit der Wintersonnenwende stärkere Fluten, um die Zeit der Sommersonnenwende schwächere Fluten einzutreten pflegen, so hat man auch noch eine jährliche Periode unterschieden. Aus dem regelmäßigen Wechsel dieser Perioden aber ergibt sich, daß außer dem Mond auch die Sonne, wenn auch in geringerem Grad, auf das Eintreten von E. u. F. einwirkt. Die

Ursache der E. u. F. ist nämlich die Anziehung, welche Mond und Sonne auf die Erde und ihre flüssige Umhüllung ausüben, oder vielmehr der Unterschied dieser Anziehung des Mondes, resp. der Sonne am Mittelpunkte der Erde und an einem Punkt auf der flüssigen Oberfläche, welcher in der Verbindungslinie zwischen dem Mittelpunkte der Erde und dem des Mondes oder der Sonne liegt. Um sich die Art und Weise dieser Einwirkung auf das Meerwasser zu veranschaulichen, denke man sich die ganze Oberfläche der Erdkugel gleichmäßig mit Wasser bedeckt. Dann wird der Punkt der Erdoberfläche, in dessen Zenith der Mond steht, die stärkste Anziehung von Seiten dieses Gestirns erfahren, und die Wässer werden hier zusammenströmen, um das hydrostatische Gleichgewicht herzustellen; es findet also eine Anschwellung des Meers statt. Allein eine nur wenig geringere Anschwellung muß auch auf dem diametral entgegengesetzten Punkte der Wasseroberfläche stattfinden. Die Anziehung des Mondes wirkt nämlich auf den Erdmittelpunkt in bedeutenderem Maß als auf den genannten Punkt der entgegengesetzten Meeresfläche; mit dem Erdcentrum wird aber auch der Meeresboden gegen den Mond hin mehr angezogen als die Oberfläche, die Meerestiefe vergrößert sich also, d. h. das Meer schwillt an. Es bilden sich also Fluten, gewissermaßen Wasserhügel, sowohl in den gerade unter dem Monde liegenden, als in den diametral entgegengesetzten Theilen des Erdoceans, und hierdurch werden die mittleren, 90° davon entfernten Wasserschichten genöthigt, dem Flutenzuge nach beiden Seiten zu folgen, abzulaufen und demnach zu ebben. Steht nun die Sonne zugleich mit dem Mond über dem Horizont, und zwar an derselben Stelle des Himmels oder ihr doch nahe, so wird die Folge sein, daß die beiderseitigen Fluten und demnach auch die Ebben sich vergrößern, da beide Gestirne vereint nach einer Seite hin ihre Anziehungskraft ausüben; dieselbe Wirkung aber wird hervorgebracht werden, wenn sich beide Gestirne an gerade entgegengesetzten Stellen des Himmels, d. h. das eine in dem obern, das andere in dem untern Durchgang durch den Meridian, befinden. Denn da jedes der beiden Gestirne stets eine doppelte gleichzeitige Erhebung des Wassers bewirkt, eine an dem Ort, in dessen Zenith es steht (obere Flut), die andere in dem diametral entgegengesetzten Punkt (untere Flut), so ist es einerlei, ob beide von einem und demselben Punkt aus wirken oder von geradlinig entgegengesetzten. Im ersten Fall wird die obere Flut gleichsam durch zweifache, von Mond und Sonne verursachte Attraktion, die untere durch doppelte Abstoßung bewirkt; im andern Fall ist sowohl die obere wie die untere Flut die Folge einer Attraktion und einer Zurücklassung oder Abstoßung. Es werden also zur Zeit der beiden Syzygien (Neumond und Vollmond) gleich starke größte Fluten eintreten, weil hier die Wirkungen von Sonne und Mond zusammentreffen; in den Quadraturen dagegen (zur Zeit der beiden Mondviertel) wirken beide Himmelskörper einander entgegen, weil sie alsdann um 90° von einander abstehen, daher das Wasser, welches außerdem zur Bildung einer **Mondflut** von jenen ebenso weit abstehenden Punkten des Oceans herzulaufen würde, durch die dort im Meridian stehende Sonne zurückgehalten und zur Bildung einer **Sonnenflut** gezwungen wird. In den Syzygien ist der Effekt der kosmischen Attraktion gleich der Summe der Kräfte, in den Quadraturen dagegen gleich der Differenz zwischen der größern Kraft (des Mondes) und der kleinern (der Sonne). In den Zwischenstadien zwischen den Syzygien und Quadraturen aber erreichen die Fluten und Ebben eine mittlere Größe, und zwar so, daß sie in der Zeit von den Quadraturen bis zu den Syzygien fortwährend täglich wachsen, in der Zeit von den Syzygien bis zu den Quadraturen dagegen von Tag zu Tag abnehmen. Ständen Sonne und Mond zu allen Zeiten senkrecht über dem Erdäquator, so würden die Spitzen der zwei Fluthügel (des untern und des obern) sich auch in diesem größten Kreise regelmäßig um das Erdrund herum, in der Richtung von Morgen nach Abend bewegen. Da aber beide Himmelsgestirne nur zur Zeit der Frühlings- und Herbstnachtgleiche im Aequator stehen, so wird auch nur in diesen Zeiten die Spitze der Flutwelle den berechneten Weg nehmen; zu allen anderen Jahreszeiten fällt sie in die Parallelkreise, über welchen Sonne und Mond selbst senkrecht stehen, und macht in diesen ihren Lauf um das Erdrund.

Die Kraft, mit welcher der Mond die Erde anzieht, ist 17mal geringer als diejenige, mit der die Sonne die Erde anzieht. Da aber das Fluten des Meers nicht durch diese ganze Anziehungskraft, sondern nur durch den Unterschied zwischen der auf den Mittelpunkt und auf Punkte der Oberfläche geäußerten Kraft hervorgebracht wird, und da die Anziehung im Verhältnis des Quadrats der Entfernung abnimmt, so verhält sich die fluterzeugende Kraft zur ganzen Anziehungskraft eines Himmelskörpers wie der Durchmesser der Erde zur Entfernung des Himmelskörpers von dieser. Die Sonne ist von der Erde 12031,41, der Mond dagegen nur 30,15 Erddurchmesser entfernt; mithin beträgt die fluterzeugende Kraft der erstern nur $\frac{1}{12031,41}$ ihrer Anziehungskraft, die des Mondes aber $\frac{1}{30,15}$ seiner Anziehungskraft. Hiernach verhält sich die fluterzeugende Kraft der Sonne zu der des Mondes wie $\frac{100}{12031,41} : \frac{1}{30,15}$, d. h. wie 1:2,36 oder etwa wie 4:9. Die Höhe der Sonnenflut ist also beinahe halb so hoch wie die der Mondflut; beträgt an irgend einem Orte die Sonnenflut 62 Centim., so wird die Mondflut etwa 1,50 Meter betragen; die Springflut wäre dann 2,03 Meter, die Nippflut 78 Centim. hoch.

Die Höhe der atlantischen Flut übersteigt im offenen Meer nicht 3 oder 3,7 Meter. Fast unverändert erreicht sie die Südwestküste Irlands. Beim Eintritt in die Nordsee von N. her beträgt die Höhe der Flut nicht über 3,7 Meter; hier aber steigt sie nach und nach 4, 5, 5,9, im Humber der abschüssigen Küste wegen 6, bei Liverpool und St. Neots auf einem allmählich ansteigenden Grund 9, bei Fairland 10, bei Kings-Read 14 und bei Chepstow 18,3 Meter hoch. Merkwürdig ist die Flut an manchen Vorgebirgen von sehr geringer Höhe, wie z. B. bei Arklow, Glyen und Cahore im südöstlichen Irland die größte Differenz zwischen Hoch- und Tiefwasser nur 0,9 Meter ausmacht, während sie längs der Küste überall 3,7—4 Meter beträgt. Im Großen Ocean macht sich die Flut wenig bemerklich; so beträgt sie bei den Sandwichinseln nur 0,76, bei Tahiti nur 0,38—0,46 Meter, bei den Neuen Hebriden wieder 1,37 Meter; bei wenigen übersteigt ihr höchster Stand 1,83 Meter. Auch an der Westküste von Südamerika ist sie kaum höher als 1,2—1,8 Meter. An der Ostküste von

Asien dagegen steigt sie von 1,8—3,6 Meter, an einzelnen Punkten der chinesischen Küste bis zu 5,5 Meter. An der Küste von Kotschinchina und Siam erreicht sie fast überall 2,75 Meter. Höher steigt sie im Indischen Ocean, so im Golf von Martaban zur Zeit der Syzygien bis 7, bei Surate bis 6,4, im Hintergrunde des Golfs von Cambaya zu 9—11 Meter; dagegen erreicht sie im südlichen Indischen Ocean bei Rodriguez nur 1,8 Meter. Beim Kap der Guten Hoffnung und bei St. Helena beträgt sie 1 Meter, bei den Azoren und Kanarischen Inseln 1,5—2,4 Meter. Im Mexikanischen Meerbusen steigt sie an der Mississippimündung nur bis zu 0,46 Meter, im Karibischen Meer bei Cuba nur auf 0,31 Meter, in der Chesapeakbai bei Annapolis dagegen auf 9 Meter. Namentlich aber ist die Fundybai zwischen Neuschottland und Neubraunschweig ihrer hohen Fluten wegen berühmt, indem sich hier die Flutwelle am Kap Chignecto in zwei Arme spaltet, von denen der eine in die Minesbai eindringende bei Truro zur Zeit der Springfluten bis über 9 Meter steigt und der andere in der Tiefe der Chignectobai bei Fort Lawrence fast dieselbe Höhe erreicht. An der Küste von Portugal steigt die Flut bis zu 3 und 3,6, an der spanischen bis zu 4,6, an der westfranzösischen bis 5,8 Meter. An den Küsten der Bretagne und von Cornwallis kommen Springfluten von 5,5—5,8, bei Cherbourg von 6, an den normannischen Inseln im Kanal La Manche von 9,75—11,6, bei St. Malo von 12—15 Meter Höhe vor. An der englischen Küste des Kanals wie auch an der französischen bis Calais erreicht die Flut höchstens 5,5—6 Meter. Noch niedriger wird sie an der holländischen und deutschen Küste, bei Kuxhaven beträgt sie 3—3,6 und schwillt nur bei Stürmen bis 6 Meter und höher an. An der Westküste von Jütland steigt sie nicht über 2,1, an der Küste Norwegens nicht über 2,4 Meter. Am Nordkap erreicht sie höchstens 2,8 Meter. An der Küste von Lappland und am Eingang zum Weißen Meer beträgt sie 3—3,96, in letzterem 1,16—2,68 und in der Bucht von Mesen 4,6—5,5 Meter. An der Westküste von Nowaja Semlja erreicht die Flut noch 0,6 Meter Höhe. Wenn eine Flutwelle an die Mündung eines Flusses gelangt, so tritt sie in dieselbe ein und schreitet darin um so schneller vor, je weiter die Oeffnung des Flusses gegen das Meer ist, und je mehr er sich darauf verengert. Im Amazonenstrom ist die Flut noch 50 geograph. Meilen von der Mündung aufwärts bemerklich, und in den Lorenzstrom bringt sie sogar 86 geograph. Meilen bis zwischen Montreal und Quebek ein, wo sie noch 6 Meter Höhe erreicht. Von sehr bedeutendem Einfluß auf die Höhe der Flut an gewissen Küsten ist die gerade herrschende Windrichtung. An den deutschen Nordseeküsten sind besonders die bei Nordweststürmen auftretenden Fluten gefürchtet. Diese Winde treiben die Wassermassen mit verstärkter Gewalt gegen die deutsche Küste, verhindern bei anhaltendem Wehen theilweise das Zurücklaufen der Wasser bei der Ebbe und thürmen so Flut auf Flut an gewissen Punkten bis zu 9 Meter Höhe. Das Andenken an solche Sturmfluten lebt bei den Bewohnern der niederen Marschen jener Gegenden in schreckensvoller Erinnerung. In den Binnenmeeren tritt die E. u. F. in geringerem Maß als in den offenen Oceanen auf. Im Mittelländischen Meer beträgt letztere an verschiedenen Stellen an der Südküste von Frankreich 0,15—0,30 Meter, im Adriatischen Meer 0,75—1,0 Meter. In letzterem Meer hat man eine Verspätung der Flutwelle von der Insel Lesina bis Triest festgestellt, welche für eine selbständige Flut des Adriatischen Meers spricht. Auch in der Ostsee ist nur eine sehr geringe E. u. F. wahrzunehmen. Bei Fünen beträgt die größte Fluthöhe (bei Springzeit) noch 0,45 Meter, dagegen bei Travemünde nur 10 Centim., bei Swinemünde, Kolbergermünde 19 Millim., in Neufahrwasser, Memel nur 5 Millim.

Wäre die ganze Erdoberfläche gleichmäßig mit Wasser von gleicher Tiefe bedeckt, so würde der Verlauf von E. u. F. ein sehr einfacher sein. Alle Punkte, welche auf demselben Meridian liegen, müßten zu gleicher Zeit Hochwasser haben; die Flutwellen würden sich von N. nach S. erstrecken und nun, der Bewegung des Mondes entsprechend von O. nach W. fortschreitend, in 24 Stunden die Erde umkreisen. Die größte Höhe müßte eine Flutwelle an derjenigen Stelle eines Meridians erreichen, an welcher der Mond durch das Zenith geht. Dieser ideale Verlauf der Flut wird aber durch die Konfiguration der Ländermassen, durch die ungleiche Tiefe des Meers, durch die Länge und geringe Weite mancher Kanäle bedeutend geändert, und aus den mit den Meridianen parallel laufenden Linien, welche die Bahnen der idealen Flutwellen bezeichnen würden, werden nun mannigfach gekrümmte Linien. Whewell hat, so weit die Beobachtungen reichen, alle Orte durch eine Kurve verbunden, welche an einem bestimmten Tag um 1 Uhr Hochwasser haben; eine zweite, dritte, vierte 2c. zeigt die Stellen an, bis zu welchen das Hochwasser um 2, 3 und 4 Uhr 2c. vorgedrungen ist. Diese Linien heißen Isorachien. Leider sind aber die Beobachtungen gegenwärtig noch sehr unvollständig, so daß der Verlauf der Isorachien nur sehr mangelhaft angegeben werden kann. Man neigt sich jetzt vielmehr der schon von Newton ausgesprochenen Ansicht zu, daß jeder Ocean, ja jedes einzelne Binnenmeer seine eigene E. u. F. und somit auch seine eigene Flutwelle habe. Der Unterschied zwischen dem Moment des Eintritts der Flut und dem der Kulmination des Mondes am Tage des Neu- oder Vollmonds für einen bestimmten Hafen wird seine Hafenzeit (établissement) genannt. Diese Hafenzeiten sind wegen der mannigfachen Veränderungen, welche die Lage und Beschaffenheit der Küsten in die ursprünglichen Flutbewegungen hineintragen, selbst für einander nahe gelegene Hafenorte oft sehr verschieden; ihre Kenntnis ist daher für den Seefahrer sehr wichtig, da sie ihn in den Stand setzt, öfters einen sonst unvermeidlichen Zeitverlust bei dem Aus- oder Einlaufen eines Hafens zu vermeiden und die Sicherheit seines Schiffs und der Ladung desselben zu erhöhen. Deshalb hat man für die meisten bekannten Häfen die Hafenzeiten derselben in Tafeln zusammengestellt, und diese bilden einen wesentlichen Bestandtheil der nautischen Tafeln und Jahrbücher. Die Zwischenzeit zwischen dem Eintritt des Hochwassers und dem Durchgang des Mondes durch den Meridian ist in den verschiedenen Perioden des Mondlaufs zuweilen größer oder kleiner als die dem Neu- und Vollmond entsprechende und wird durch die Entfernung des Mondes von der Sonne geregelt. Der Unterschied zwischen dieser Zeit und der mittlern Zwischenzeit heißt die halbmonatliche Ungleichheit. Der Totalbetrag derselben, d. h. der Unterschied zwischen der größten und geringsten Zwischenzeit, beträgt z. B. zu Plymouth 95, zu Bristol 93, zu London 83,

zu Ramsgate 82, zu Brest 80 Minuten. An dem größern Theil der französischen Küste steigt sie auf 80 und 100, in dem kleinen Hafen von Abrevrack auf 125 Minuten. Zu Torrhead an der Nordküste von Irland beträgt sie 146, auf der Rachlininsel 240 Minuten, an vielen Orten der Südküste Englands dagegen nur 70—74 Minuten. Der Unterschied zwischen den Ebbe- und Fluterscheinungen des Morgens und Abends an demselben Tag, die sogen. tägliche Ungleichheit, ist manchmal so beträchtlich, daß sie eine große Unsicherheit in der Bestimmung der Hafenzeit zur Folge hat; ja, sie kann so bedeutend werden, daß es den Anschein gewinnt, als träte im Verlauf eines Tags nur einmal die Flut ein.

Verläuft auch die Erscheinung von E. u. F. viel ruhiger als die Bewegung des Meers durch den Sturm, so gibt es doch Fälle, wo durch besondere örtliche Verhältnisse die Flutwelle gefahrbringende Formen annimmt, so z. B. wo ihr zerrissene Klippen in den Weg treten, oder wo sie auf flachen Sandbänken dahinrollt. Hierher gehört der von allen Ostindienfahrern so gefürchtete Surf an der Küste von Sumatra. Noch gefährlicher wird die Flutwelle, wo sie mit anderen Strömungen in Kampf geräth, wie an der Mündung des Amazonenstroms (Pororóca), an der Mündung der Dordogne in die Gironde (Mascaret oder Rat d'eau, Wasserratte), auf dem Mississippi, den Flüssen der Hudsonsbai, im Hoogly River (Bore) und in mehreren Nebenflüssen des Ganges, oder wo sie von größeren Inseln gespalten wird und die beiden Arme sich später in entgegengesetzter Richtung fortschreitend bewegen.

Die Aufmerksamkeit der alten Völker ward durch das Phänomen der E. u. F., da es im Mittelmeer, auf welches sich ihre Schiffahrt lange Zeit beschränkte, nicht in auffallender Mächtigkeit aufzutreten pflegt, weit weniger angezogen als die der neueren. Herodot und Diodor von Sicilien erwähnen indeß schon die im Rothen Meer stattfindende »große und heftige Flut«. Strabon erklärt sich das regelmäßige Steigen und Sinken der Charybdis durch die Erscheinung der E. u. F., und nach Plutarch leitete Pytheas von Massilien die Flut vom Mond ab, wie auch Aristoteles ihre Abhängigkeit von der Stellung des Mondes vermuthete. Als die Römer ihre Eroberungen bis an den Atlantischen Ocean und den Kanal ausdehnten, wo E. u. F. in imposanter Weise auftreten, wurden sie sowohl auf die Erscheinung selbst, als auf ihre Ursache aufmerksamer. Cäsar spricht in seinen Kommentarien vom Gallischen Krieg an mehreren Stellen davon und bemerkt schon, daß zur Zeit des Vollmonds die Flut besonders stark sei, und Plinius der Aeltere (Hist. nat., II, 92) gibt nicht bloß die Beschreibung des Phänomens, sondern leitet dasselbe mit Bestimmtheit von der Anziehung der Sonne und des Mondes ab. Auch Seneca spricht (Quaest. nat., III, 28) sehr sachgemäß über E. u. F., und eine gleich angemessene Erklärung finden wir bei Macrobius (Somn. Scip., I, 6). Die Neueren versuchten zuerst durch künstliche Hypothesen die Natur des Vorgangs aufzuklären. Galilei leitet die Erscheinung aus der doppelten Bewegung der Erde her; Descartes wandte sein Wirbelsystem auch auf dieses Phänomen an, und John Wallis glaubte den Grund von E. u. F. in der Bewegung des gemeinschaftlichen Schwerpunkts von Erde und Mond zu finden. Kepler hebt wieder die Anziehung des Mondes als Ursache der periodischen Meeresfluktation hervor, doch ohne dieser Erklärung viel Gewicht beizulegen. Newton brachte die Lehre von E. u. F. in innigste Verbindung mit den Gravitationsgesetzen und legte dadurch die wissenschaftliche Basis für die Erklärung dieses Phänomens, auf welcher alle Neueren fortgebaut haben. Zunächst gab Halley eine durch mehrere Beobachtungen bereicherte neue Entwickelung jener Theorie; später beschäftigten sich Daniel Bernoulli, Leonh. Euler und Mac-Laurin mit diesem Problem. Besonders aber hat sich Laplace um die Ausbildung der Theorie der E. u. F. verdient gemacht, indem er, gestützt auf die an der französischen Nordwestküste zu Brest gemachten Beobachtungen, sehr gründliche und umfangreiche Untersuchungen anstellte und in den beiden letzten Theilen seiner »Mécanique céleste« niederlegte. In unserem Jahrhundert haben über die Erscheinungen von E. u. F. Whewell, Lubbock, Airy, Germar u. a. eingehende Untersuchungen angestellt, welche die Theorie der E. u. F. wesentlich gefördert haben. Von großer Wichtigkeit in dieser Beziehung sind die alljährlich von einer eigens dazu eingesetzten Kommission der »British Association for the advancement of science« abgefaßten Berichte. Aus neuester Zeit sind zwei deutsche Werke zu erwähnen: Lentz, »Von der Flut und Ebbe des Meers« (Hamb. 1873), und Schmick, »Das Flutphänomen« (Leipz. 1874), woselbst sich sehr eingehende Untersuchungen über die Bewegungen der Flutwellen finden. Die oben erwähnten Berichte des »Tidal committee of the British Association for the advancement of science« enthalten Untersuchungen über den getrennten Einfluß der Sonne und des Mondes auf die E. u. F. und haben die Theorie der Gezeiten dadurch in ein ganz neues Stadium übergeführt, indem die früheren kombinirten Einflüsse der Sonne und des Mondes in ihre einzelnen Faktoren zerlegt und mit einander verglichen werden. So ist man unter anderem zur Aufstellung einer halbtägigen Periode für die Häfen an der britischen Küste und im Nordatlantischen Ocean überhaupt gelangt. Das Endziel aller neueren Bestrebungen in Bezug auf die Untersuchungen der E. u. F. ist die Ableitung von Gezeitentabellen, welche für die ganze Erde brauchbar sind und sowohl für die praktische Navigation, als auch für theoretisch-hydrographische Untersuchungen eine sehr große Wichtigkeit erlangen werden. Aber auch für die Wissenschaften der Geodäsie und Geologie sind Untersuchungen über E. u. F. von hoher Bedeutung, weil man aus einer genauen Kenntnis der mittleren Wasserstände der Oceane und Meerestheile die Figur der Erde noch genauer als bisher bestimmen und die Frage, ob die Hebungen und Senkungen des Bodens vom Land oder vom Wasser ausgehen, endgültig entscheiden kann. Zur Bestimmung dieser mittleren Wasserstände dienen die Pegelbeobachtungen und Messungen an besonders hierfür konstruirten Flutmessern, welche an verschiedenen Küstenpunkten der Erde aufgestellt sind, und deren noch mehrere bleibend oder vorübergehend aufgestellt werden sollen.

Ebel, 1) Joh. Gottfried, Arzt und geograph. Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1764 zu Züllichau, studirte in Frankfurt a. O., Wien und Zürich, machte dann eine Reise durch die Schweiz und ließ sich 1792 als Arzt in Frankfurt a. M. nieder, wo er sein bekanntes Werk: »Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen« (Zür. 1793, 8. Aufl. 1843), das erste gute Reisehandbuch für die Schweiz, vollendete. Durch die Unruhen des französischen

Revolutionskriegs 1796 aus Frankfurt vertrieben, begab er sich nach Paris, wo er als Attaché der Frankfurter Gesandtschaft lebte, bis er 1802 nach Frankfurt zurückkehrte. Wiederholt besuchte er von hier aus die Alpen, siedelte später (1810) nach Zürich über und starb daselbst 8. Okt. 1830. Von seinen Schriften sind noch »Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz« (Tüb. 1798—1802, 2 Bde.), »Ueber den Bau der Erde im Alpengebirge« (Zür. 1808) und »Malerische Reise durch die neuen Bergstraßen des Kantons Graubünden« (das. 1825) anzuführen.

2) Johann Wilhelm, eins der Häupter der unter dem Namen der »Königsberger Mucker« bekannten religiösen Sekte, geb. 1784 zu Passenheim in Ostpreußen, huldigte schon als Student den Lehren des Mystikers J. H. Schönherr und benutzte, nachdem er 1816 Prediger der altstädtischen Gemeinde in Königsberg geworden war, den Einfluß, den er durch seine einnehmende Persönlichkeit und Beredsamkeit auf seine Gemeinde ausübte, zur Stiftung einer pietistischen Verbrüderung, an der sich Männer und Frauen, zum Theil aus den höchsten Adelsfamilien, betheiligten. Abenteuerliche Gerüchte über geheime, unter dem Deckmantel der Andacht begangene geschlechtliche Ausschweifungen führten 1835 zu einem langwierigen Proceß, infolge dessen E. und der Pastor Diestel 1842 ihres Amts entsetzt wurden. E. starb 18. Aug. 1861 zu Ludwigsburg in Würtemberg, wohin er mit seiner Freundin, der Gräfin Ida von der Gröben, übergesiedelt war. Aus neueren aktenmäßigen Berichten hat sich ergeben, daß jene Beschuldigungen nicht erwiesen und die Gerichtsverhandlungen mit großer Voreingenommenheit geführt worden sind. Vgl. Graf Kanitz, Aufklärung und Aktenquellen über den 1835—42 zu Königsberg i. Pr. geführten Religionsproceß (Bas. u. Ludwigsb. 1862); Derselbe, Ein Mahnwort rc. (das. 1868). Eine interessante Schilderung Ebels und seiner Genossen gab Dixon in »Spiritual wives« (deutsch unter dem Titel »Seelenbräute«, Berl. 1868, 2 Bde.). Vgl. Mucker.

3) Hermann W., Hauptvertreter der keltischen Philologie in Deutschland, geb. 10. Mai 1820 zu Berlin, zeigte lebhafte Neigung für Poesie und Musik, und dieser wie seinem Sprachtalent entsprach es, daß er nach dem Besuch des Gymnasiums zum Grauen Kloster (1831—36) A. Böckh und Marx zu Lehrern, M. Hertz zum Freund und Mitschüler hatte. 1838 nach Halle übergesiedelt, ward er durch A. F. Pott dem Studium der vergleichenden Sprachwissenschaft zugeführt und blieb demselben nach seiner Rückkehr nach Berlin (1839) unter Bopps Leitung treu. Nachdem E. (mit der Schrift »De Zanclensium Messaniorumque rebus gestis«, Berl. 1842) promovirt und sein Probejahr am französischen Gymnasium zu Berlin zurückgelegt hatte, traten die vergleichenden Sprachstudien wieder in den Vordergrund. Als Mitglied des königlichen Seminars für gelehrte Schulen (1846—50) am Köllnischen Gymnasium beschäftigt, studirte er 1847 das Altpersische; dann seit 1854 das Altslawische, seit 1856 das Keltische. 1852—58 war er Lehrer an der Beheim-Schwarzbach'schen Anstalt zu Filehne, dann am Gymnasium zu Schneidemühl. Außer seiner Ausgabe von Zeuß' »Grammatica celtica« (1871) sind zu erwähnen: »De verbi britannici futuro ac conjunctivo« (Schneidemühl 1866); »De Zeussii curis positis in grammatica celtica« (1869); zahlreiche Aufsätze und Recensionen in Kuhns Zeitschrift und Schleichers »Beiträgen«, namentlich die »Keltischen Studien« (zum Theil von Sullivan übersetzt: »Celtic studies«, Lond. 1863); der altirische Theil in Schleichers »Indogermanischer Chrestomathie« (Weim. 1869). Geschätzt wird auch die Abhandlung über deutsche Lehnwörter (Filehne 1856). Seit 1872 bekleidet E. eine ordentliche Professur für vergleichende Sprachwissenschaft zu Berlin.

Ebeleben, Flecken im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, in der Goldenen Aue, an der Helbe, Sitz eines Landraths- und eines Justizamts, mit einem fürstlichen Lustschloß (seit 1850 dem Staat überlassen) und 1300 evangel. Einwohnern; ehemals bestand hier eine berühmte Stiftsschule.

Ebenaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Diospyrinae unter den Monopetalen, Bäume und Sträucher mit wechselständigen, lederartigen, ungetheilten und ganzrandigen, gestielten Blättern ohne Nebenblätter. Die achselständigen, regelmäßigen, aber durch Fehlschlagen oft eingeschlechtigen Blüten haben einen drei- bis sechsspaltigen, stehen bleibenden Kelch und eine dem Blütenboden eingefügte, einblätterige, krugförmige, am Rande drei- bis sechsspaltige Blumenkrone, welche eine fast lederartig derbe Beschaffenheit besitzt und auswendig meist behaart ist. Staubgefäße finden sich doppelt, seltener viermal so viele, als die Blumenkrone Saumabschnitte hat; sie stehen im Grunde der Blumenröhre und sind in derselben eingeschlossen. Die Filamente sind einfach oder zweispaltig, die Antheren aufrecht, zweifächerig, bisweilen gebartet und springen nach einwärts mit Längsspalten auf. Der oberständige, drei- bis vielfächerige Fruchtknoten enthält in jedem Fach eine oder zwei hängende Samenknospen; auf seiner Spitze befindet sich ein meist getheilter, selten einfacher Griffel mit einfachen oder zweispaltigen Narben. Die Frucht stellt eine durch Fehlschlagen meist wenigsamige Beere dar, die bald saftig, bald trockener ist und im letztern Fall mit Klappen sich öffnet. Die Samen haben eine dünne, häutige Schale, ein knorpeliges Endosperm und in diesem eingeschlossen einen mit blattartigen, aufeinander liegenden Samenlappen versehenen Embryo. Die Familie begreift über 70 vornehmlich in den warmen und heißen Zonen Amerika's, Asiens, Neuhollands und am Kap einheimische Arten. Die hierher gehörigen Bäume sind durch hartes, dichtes Holz (Ebenholz) ausgezeichnet. Die Rinde vieler Arten enthält Gerbstoff. Manche tragen auch eßbare Früchte, wie der am Mittelmeer wachsende Diospyros Lotus *L.*

Ebenalp, ein Berg der Säntisgruppe im schweizer. Kanton Appenzell (1640 Meter), eine der sommerlichen Stationen des Aelplerviehs, oben flach, so daß der Berg »wie e großes tach über ein groß gebäu sihet« (Pater Clemens). Den Touristen ist die E. wegen der weiten Fernsicht und wegen ihrer Höhlen besuchenswerth. In der Saison wird die eine dieser Höhlen bewohnt; sie bildet einen natürlichen Felsdurchgang auf die Höhe der Alp (Durchgang), während die andere, blinde theils als Keller, theils als Kapelle benutzt wird. Die letztere, das Wildkirchlein (1499 Meter ü. M.), schmiegt sich der »gähstotzigen« Kalkwand wie ein Schwalbennest an. Auf einem Treppenpfade des senkrechten Felsens gewinnt man die Höhe des Brückleins, wo die ungünstige Beschaffenheit des Gesteins keine Sprengarbeit erlaubt und doch ein Abgrund von fast 27 Meter zu überschreiten ist. Ein schmaler Kordon führt dann weiter zu den Höhlen und dem Wirtshaus (40 Meter über dem Fuß, 46 unter der Spitze der Wand). Auf Anregung des Paters Ph. Tanner, der hier als

Einsiedler leben wollte, ward hier 1621 ein hölzerner Altar errichtet. Die Ansiedelung erstand in verbesserter Gestalt wieder 1656 durch den Appenzeller Pfarrer Dr. P. Ulmann, der 29. Sept. 1656, als am Feste des Erzengels Michael, das erste feierliche Hochamt mit Predigt hier abhielt und vom 30. Juni 1658 bis 24. Juli 1660 Sommer und Winter hier verlebte. Durch ihn wurde die wilde Kirche zum Wallfahrtsort und in der Folgezeit von verschiedenen »Waldbrüdern« bewohnt. Gegenwärtig ist das Haus verpachtet; aber noch immer wird jährlich am Schutzengelfest und am Michaelstag ein feierliches Hochamt hier abgehalten. Nach Egli (»Höhlen der E.«, 1865) residirte in den Höhlen zur Zeit des Höhlenbären eine Dynastie dieser Thiere; dazumal bewohnte auch der Steinbock schon die alpinen Gebiete, aus denen beide Formen seither allmählich und unbemerkt verschwunden sind.

Ebenbürtigkeit, Standesgleichheit der Geburt nach, war früher bei dem Adel allgemein die Bedingung einer standesmäßigen Ehe, mithin einmal Voraussetzung des Eintritts des hauptsächlichsten Inhalts des ehelichen Rechts, der Standesgleichheit der Ehegatten, sodann aber auch die Bedingung der Uebertragung der Rechte des Adels auf die Nachkommen. Es ist dies Rechtsverhältnis rein germanischen Ursprungs, daher auch nur den Völkern germanischer Abstammung bekannt. Heutzutage ist die E. nur noch bei den souveränen Familien und dem hohen Adel von Bedeutung. Dem hohen (ehemals reichsunmittelbaren, reichsständischen oder landesherrlichen) Adel war nämlich in der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815, durch Bundesgesetz vom 19. Aug. 1825 und laut des Aachener Konferenzprotokolls vom 7. Nov. 1818 das Recht der E. gegenüber den souveränen Geschlechtern garantirt worden. Im Mittelalter war das Erfordernis der E. der Ehegatten auch bei den Ehen der Ritterbürtigen insofern vorhanden, als Kinder aus einer ungleichen Ehe der ärgern Hand folgten, d. i. den Stand des Nichtritterbürtigen theilten. Dies ist später nur beim Herrenstande, den ehemaligen Reichsständen, d. h. dem heutigen ebenbürtigen hohen Adel, in Geltung geblieben, indem dieser Rechtssatz in dieser Sphäre durch Hausgesetze und Hausverträge aufrecht erhalten ward. Von Mißheirathen des niedern Adels kann daher heute nicht mehr die Rede sein. Wo bei Ehen des hohen Adels die E. fehlt, ist eine Mißheirath vorhanden, welche außer der Ausschließung der Standesgleichheit der Ehegatten auch die Wirkung hat, daß die Kinder nicht den höhern Geburtsstand und Rang des Vaters theilen und sowohl die Frau als die Kinder nur diejenigen vermögensrechtlichen Ansprüche an der Hinterlassenschaft des Vaters erhalten, welche von der Voraussetzung der E. unabhängig sind. Daher hat die Frau keinen Anspruch auf das standesgemäße Witthum, und die Kinder sind nicht successionsberechtigt in Betreff der Stamm-, Fideikommiß- und Lehngüter, jedoch können diese Nachtheile durch Verzicht der ebenbürtigen Erben und Einwilligung des Lehnsherrn theilweise gehoben werden. Werden diese Wirkungen der Mißheirath gleich bei Eingehung der Ehe vertragsmäßig bestimmt, so nennt man die Ehe eine Ehe zur linken Hand oder morganatische Ehe. Vgl. Göhrum, Geschichtliche Darstellung der Lehre von der E. nach gemeinem deutschen Recht (Tüb. 1846, 2 Bde.); Zöpfl, Grundsätze des gemeinen deutschen Staatsrechts (5. Aufl., Leipz. 1863).

Ebene, in der Geometrie Bezeichnung jeder Fläche, welche in keinem ihrer Theile gekrümmt ist, und auf der man daher von einem jeden Punkt aus nach jeder beliebigen Richtung hin gerade Linien ziehen kann. Von der E. gelten vornehmlich folgende Sätze. Durch drei nicht in einer Linie liegende Punkte kann nur eine einzige E. gelegt werden. Die Lage einer E. ist gegeben durch eine Linie und einen Punkt außerhalb derselben sowie durch zwei einander schneidende Linien, indem sich diese, wenn man zum gemeinschaftlichen Durchschnittspunkt auf jeder der beiden Linien noch einen willkürlichen Punkt hinzufügt, auf drei Punkte zurückführen lassen. Dagegen läßt sich durch vier Punkte oder durch zwei willkürliche Linien nicht immer eine E. legen, wohl aber durch zwei parallele Linien, durch welche demnach die Lage einer E. ebenfalls bestimmt ist. Durch zwei Punkte oder eine Linie lassen sich unzählige Ebenen legen, und umgekehrt: wenn zwei Ebenen mehrere Punkte gemeinschaftlich haben, so müssen diese Punkte alle in einer geraden Linie liegen. Zwei Ebenen können zu einander in zweifacher Lage gedacht werden; entweder nämlich schneiden sie sich, und ihre Durchschnittslinie (Kante) ist eine gerade Linie, oder sie treffen in keinem Punkt zusammen und sind dann einander parallel. Eine gerade Linie kann in dreifacher Lage zu einer E. gedacht werden: entweder liegt dieselbe ganz in der E., oder sie schneidet diese in einem Punkt, oder sie hat mit der E. keinen Punkt gemeinschaftlich und ist dann der E. parallel. Wenn drei Ebenen einander in drei Linien durchschneiden, so müssen deren Kanten, gehörig verlängert, entweder in dem nämlichen Punkt aufeinander treffen, oder sie laufen einander parallel. Wenn zwei parallele Ebenen von einer dritten durchschnitten werden, so sind die Durchschnittslinien parallel. Zwei Ebenen sind parallel, wenn zwei einander schneidende Linien in der einen zwei einander schneidenden Linien in der andern parallel sind. Durch einen Punkt außerhalb einer E. läßt sich nur eine einzige mit derselben parallele Ebene legen. Der unbegrenzte Raum, welcher zwischen zwei in einer Linie zusammenstoßenden Ebenen liegt, heißt Flächenwinkel, die Linie, welche sie gemeinschaftlich haben, Kante oder Scheitellinie des Flächenwinkels; die denselben einschließenden Ebenen aber werden Schenkel genannt. Flächenwinkel bilden Neben- und Scheitelwinkel sowie, wenn zwei parallele Ebenen von einer dritten durchschnitten werden, auch Gegen-, Wechsel- und Ergänzungswinkel, von denen dieselben Sätze gelten wie von den Linienwinkeln. Eine Linie ist auf einer E. senkrecht, wenn sie senkrecht auf der Kante steht. In einem Punkt einer E. kann nur Ein Loth errichtet werden, wie sich auch aus einem Punkt außerhalb einer E. nur Ein Perpendikel auf dieselbe fällen läßt. Wenn von zwei parallelen Linien die eine auf einer E. senkrecht ist, so ist die andere ebenfalls senkrecht, und zwei Linien, welche auf einer E. senkrecht stehen, sind einander parallel. Auch kann durch einen Punkt innerhalb einer Linie nur eine einzige senkrechte E. gelegt werden. Wenn von zwei parallelen Ebenen die eine auf einer Linie senkrecht ist, so muß die andere auf dieser Linie ebenfalls senkrecht sein, und umgekehrt: zwei Ebenen sind parallel, wenn beide auf derselben Linie senkrecht sind. Parallele Ebenen haben überall gleichen Abstand von einander. Wenn eine Linie auf einer E. senkrecht steht, so ist auch jede durch diese Linie gelegte E. auf der erstern E. senkrecht.

Wenn zwei einander schneidende Ebenen auf einer dritten senkrecht stehen, so ist auch ihre gemeinschaftliche Kante auf der dritten E. senkrecht. Eine Linie ist auf einer E. senkrecht, wenn sie auf zwei durch ihren Fußpunkt in der E. gezogenen Linien senkrecht steht.

Ebene, in der Geographie Bezeichnung größerer Landstriche, innerhalb deren keine sehr beträchtlichen Unterschiede des Niveau's vorkommen. Gleichgültig ist es dabei, welches die Höhe des Niveau's ü. M. ist, und man unterscheidet nach demselben Hochebenen und Tiefebenen, von welchen erstere mit den sie umgebenden und durchziehenden Bergen die Hochländer (Plateau's) bilden, letztere die Tiefländer. Gewöhnlich nimmt man die Grenze zwischen Hoch- und Tiefebenen zu 250—300 Meter ü. M. an, über welche Höhe sich das Durchschnittsniveau mancher Hochebenen noch sehr bedeutend erhebt. So z. B. liegt Iran im Mittel 1200 Meter, Südafrika über 1900 Meter, Mejiko über 2200 Meter und Peru an 3000 Meter ü. M. Geringer ist die Höhe der Hochebenen Europa's: Spanien 600—700 Meter, Bayern 500 Meter. Hochebenen, die sich in heißeren Gegenden ganz vorzüglich zu Kulturstätten eignen, liegen fast ohne Ausnahme am obern Lauf erheblicher Ströme, so z. B. die kastilischen Hochebenen am Oberlauf des Tajo und Duero, die ebene Schweiz am Rhein und seinen Nebenflüssen, die bayrische E. an der Donau, dem Inn, Lech 2c., so auch Mejiko, Peru. Jedoch machen die wasserarmen Gebiete von Iran und einem Theil Hochasiens davon eine Ausnahme und enthalten Seebecken ohne Abfluß. Die Tiefebenen, welche noch allgemeiner und in noch höherem Grad und in Klimaten jeder Art als Kultursitze zu dienen im Stande sind, liegen ebenfalls zum Theil an größeren Strömen, wie z. B. die Donau abwärts von Bayern noch vor ihrem Eintritt in das Küstentiefland der Walachei und Bulgarei drei Tiefländer, das Marchfeld, die Kleine und die Große ungarische E., durchströmt, der Rhein unterhalb der Schweiz noch das Rheinthal (Baden, Elsaß), bevor er durch das Schieferplateau des Rheinlandes bricht, die Elbe nebst Moldau Böhmen vor dem Durchbruch durch die sächsischen Grenzgebirge. Andalusien, das Departement Gironde, Oberitalien, die große Mississippiebene, das brasilische Tiefland am Amazonenstrom, das Land am Indus und Ganges, das chinesische Tiefland, Mesopotamien 2c. sind ebenfalls Tiefebenen, welche sich um ein größeres Stromgebiet gruppiren. Andere dehnen sich an Küsten entlang, wie z. B. die patagonische, die provençalische, ostschwedische E., der apalachische Küstensaum, der von Chile 2c., und sind dann mehr oder weniger terrassirt. Von noch größerer Bedeutung sind aber die ausgedehnten Ebenen, welche sich über große Theile ganzer Kontinente erstrecken, so z. B. die nordasiatische Tiefebene vom äußersten Osten bis zum Ural, die sich nach kurzer und unvollständiger Unterbrechung durch dies Gebirge über Rußland durch Polen, Preußen, Norddeutschland bis in die Jütische Halbinsel und durch Holland bis in das westliche Frankreich ausdehnt; ferner die nordamerikanische E. vom Hudsongebiet bis zum Eismeer und bis Alaschka. Diese großen Flächen greifen nicht nur über viele Stromgebiete hinüber, sondern umschließen auch mannigfaltigere Niveaudifferenzen, wobei die Höhenunterschiede immer nur absolut gering, die erhöhten Partien aber oft um so weiter ausgedehnt sind. Man nennt sie bei gestreckter Form und isolirter Lage Landrücken. Da, wo diese Landrücken ans Meer, an die Unterläufe größerer Ströme grenzen, bedingen sie oft malerische Kontraste und tragen auch zum Anstauen des Wassers, zur Bildung von Binnenseen bei. Sind die letztgenannten Ebenen überhaupt durch Seenreichthum ausgezeichnet, eine Folge des reichen Wasserzuströmens bei langsamer Verdunstung im gemäßigten oder kalten Klima und bei geringem Gefälle, so ist dagegen die große afrikanische E., die der Sahara, nur sparsam bewässert, nur hier und da mit Oasenseen und Oasenquellen, vom südlichen Hang des Atlas an aber mit einem für den Naturhaushalt dort überaus wichtigen unterirdischen (durch eine undurchlässige Thon- und Gipsschicht vor dem Verdunsten geschützten) Meer versehen, das indessen mit den Oasenseen und Quellen in Verbindung steht, Fische enthält 2c. Die Sahara hat ebensowohl große Verschiedenheiten in ihrer Meereshöhe wie die anderen größeren Ebenen, auch abgesehen von tief gewaschenen Wasserrissen und von kleineren Höhenzügen. Während z. B. der Theil nächst dem Atlas sich terrassenförmig an diesen anlegt, der Theil, welcher an Aegypten grenzt, die Libysche Wüste, höher als das Nilthal ist, hat Rohlfs eine Senkung, welche tiefer als das Mittelmeer liegt, im Umkreis des kleinen Hochplateau's von Barka (Kyrenaika) konstatirt, so daß hier, wenn auch in geringerem Grad, ähnliche Verhältnisse wie beim kaspischen Becken obwalten. Diese kontinentalen Ebenen liefern vom intensivsten Anbau bis zu den kahlsten Wüsten jede Art des Kulturgrads, was neben dem Mangel oder Vorhandensein von Wasser großentheils auf der Bodenbeschaffenheit beruht. Obwohl die vollständigsten Ebenen, die man in der Natur beobachtet, diejenigen sind, welche durch ein horizontal geschichtetes Flötzgestein gebildet werden, so ist dies doch fast immer nur auf kürzere Erstreckung zu beobachten, und auch da bedingt das Einreißen des Wassers und die ungleiche Degradation große Unebenheiten, sobald eine größere Meereshöhe erreicht wird. Sehr ausgedehnte ältere Schichtgebirge, auch Gneise, finden sich in Rußland, Nordamerika in ebener Lage; allein selten liegen sie frei. Vielmehr ist dort, wie überall, der eigentliche Charakter des überwiegenden Theils der Ebenen der, daß ein niedrig-welliges, loses Erdreich, das Schwemmland, sie zum größten Theil bedeckt. Unter diesem Schwemmlande, das zum Theil noch während der gegenwärtigen geologischen Periode, jedenfalls aber noch kurz vor derselben ein Meeres- oder doch Seeboden war, liegen dann erst und meist in viel bunterem Wechsel, als es die einförmigere Oberfläche ahnen läßt, die älteren Formationen. Am öftesten nahe den Rändern, aber auch sonst hier und da tauchen Theile dieser älteren Bildungen in kleinen Inselflecken auf. Daß sich von diesen Inselpartien aus (ganz ähnlich, wie es im Bergland ohne die hindernde Schwemmlanddecke zu sehen ist) die Gebirgsformationen älterer Periode forterstrecken, das beweisen Grabungen und besonders Bohrlöcher, welche man namentlich im europäischen Tiefland anzulegen beginnt. Beim Mangel guten Trinkwassers hat man hier und da auch dergleichen Bohrungen behufs Anlage artesischer Brunnen gemacht, und stets mit Erfolg, da von den in der Tiefe liegenden Schichtgebirgen wohl immer ein Theil undurchlässig ist und das Quellwasser in genügender Menge anhält, um es unter dem Einfluß des hydrostatischen Drucks aufsteigen zu machen. Bohrungen behufs Kohlen, Salz 2c. sind namentlich auch im nördlichen

Deutschland gemacht. Die Beschaffenheit des Bodens, welcher das Schwemmland bildet, ist vor allem wichtig für die Kultur. Reiner Sand erschwert die Kultur, wie z. B. in der Mark, Niederlausitz; ähnlich wirkt Gerölle, Kies. Günstiger ist feinerer und unreiner Sand, sehr günstig Schlick, Mergel, Löß, auch der Lehm und, wenn er nicht zu dicht ist, der Thon, dessen Nachtheile zudem neuerdings durch künstliche Beihülfe, Drainirung, sehr gemindert sind. Bei Dürre und beim Vorhandensein von Salz macht insbesondere der Sand die Kultur unmöglich, wie in den großen Wüsten Afrika's, Asiens, Australiens. Ist der Boden minder ungünstig oder doch periodisch eine gewisse Wassermenge vorhanden, erzeugt sich danach wenigstens periodisch eine nutzbare Vegetation, so bildet sich die Steppe und die auf ihr heimische Nomadenkultur. Daß selbst für höhere Breiten die weiche Beschaffenheit des Schwemmbodens, die tiefe Lage, endlich aber auch die Verkehrsleichtigkeit große Hebel für intensive Kultur abgeben kann, darauf braucht nur hingewiesen zu werden. Da aber auch außer ungünstigem (sandigem, kiesigem) Boden noch manche Hindernisse (Mangel an festem Material für Wege, Versumpfung) eintreten können, so ergibt sich leicht, daß die Abschattirung des Anbaues und der Kultur und damit die Bewohnerzahl der Ebenen die allergrößten Unterschiede aufweist. Zugleich ist es nicht zu verwundern, daß keineswegs immer im Centrum größerer Ebenen, sondern häufig an der Küste oder am Gebirgsrand sich die wichtigsten Kulturstätten finden. Daß aber auch jenes der Fall sein kann, beweisen manche unserer Hauptstädte, wie Berlin, Paris, Moskau, Madrid, ferner die ältesten Städte Ostindiens u. a. m. Vgl. Gebirge.

Ebenezer (»Stein der Hülfe«), ein Ort in Palästina, unweit Mizpa in Judäa, wo Samuel ein Denkmal an den Sieg über die Philister setzte, in welchem er die Bundeslade wieder gewonnen hatte (1. Sam. 4, 5; 7, 12). Auch Name mehrerer kleinen Ortschaften in Nordamerika, im Kapland rc.

Ebenfurt, Stadt in der niederösterreich. Bezirkshauptmannschaft Wiener-Neustadt, an der Leitha und der ungarischen Grenze, Station der Eisenbahn von Wiener-Neustadt nach Grammat-Neusiedl, hat ein altes Templerschloß mit schönem Thiergarten (Damwild), eine große Baumwollspinnerei und eine bedeutende Papierfabrik mit schönen Arbeiterwohnungen, eine Dampfmühle und Rollgerstefabrik und (1869) 2513 meist kathol. Einwohner. In der Nähe ist die sogen. Steinfeldheide mit mehreren Pulverthürmen und einem Artillerieschießplatz.

Ebenholz (griech. ébenos, v. hebr. eben, Stein), Bezeichnung verschiedener harten und schweren werthvollen Kunsthölzer. Das echte, schwarze E. stammt von Diospyros Ebenum *Retz*, D. ebenaster *Retz* und D. melanoxylon *Roxb.*, in Indien und auf den Inseln des indischen Archipels, auch von D. melanidea *Poir.* auf Réunion und Isle de France. Das schwarze Kernholz hebt sich an dem zuletzt genannten Baum scharf von dem Splint ab, in welchen es häufig inselartig hineinragt, so daß die Schnittflächen weiß gefleckt erscheinen (weißes E.). Auch Maba Ebenus *Spreng.* auf den Molukken liefert echtes E. Das tief schwarze Kernholz von D. Ebenum zeigt auf dem Querschnitt fast keinerlei Strukturverhältnisse, unter der Lupe treten die Markstrahlen in Form von überaus zarten, perlschnurartigen Gebilden hervor; es ist hart, fein und schwer, vom spec. Gew. 1,187. Das grüne (braune, gelbe) E. von Bignonia leucoxylon *L.*, in Südamerika und Westindien, ist sehr hart und dauerhaft, frisch angeschnitten bräunlich mit grüngelben Punkten, wird an der Luft tief braun bis schwärzlich, behält aber sehr lange, vielleicht immer einen Stich ins Grünliche; es ist fein im Gefüge, gut schneidbar, vom spec. Gew. 1,210. Auch Aspalathus Ebenus *L.* (Pterocarpus Ebenus *Pers.*) in Südamerika liefert eine Art E. Künstliches E. wird theils durch Beizen harter heimischer Hölzer (Birnbaum, Pflaumenbaum, Hainbuche), theils mit Hülfe von plastischen Massen hergestellt. Früher war E. als auflösendes und schweißtreibendes Mittel officinell, jetzt wird es nur in der Kunsttischlerei benutzt.

Ebeniren, mit Ebenholz auslegen; ausgelegte feine Tischlerarbeit verfertigen; **Ebenist,** Arbeiter in Ebenholz, Kunsttischler.

Ebenmaß, s. Symmetrie.

Ebensee, Dorf in der oberösterreich. Bezirkshauptmannschaft Gmunden, in schöner Lage am Südende des Gmundener Sees, wo die Traun einmündet, mit 1000 Einw. und einer bedeutenden Saline (jährlich etwa 450,000 Ctr.) nebst Badeanstalt.

Eber, männliches Schwein, insbesondere Wildschwein, s. Schwein.

Eber (Eberus), Paul, hervorragender Theolog der Reformationszeit, geb. 8. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken, bezog, auf den Schulen zu Ansbach und Nürnberg vorgebildet, 1532 die Universität Wittenberg und begann hier 1537 philosophische und exegetische Vorlesungen. Er bekleidete seit 1544 die Professur der lateinischen Grammatik daselbst, wurde 1557 Prediger an der Schloßkirche zu Wittenberg und Professor der hebräischen Sprache, 1559 Stadtpfarrer zu Wittenberg und Generalsuperintendent und 1560 Mitglied der theologischen Fakultät. Nach Melanchthons Tod Hauptvertreter der Richtung desselben, zog er sich den bittersten Haß der streng lutherischen Partei zu. Er betheiligte sich 1548 an dem Konvent zu Pegau, 1557 am Religionsgespräch zu Worms, 1569 am Kolloquium zu Altenburg; starb 10. Dec. 1569 zu Wittenberg. Er schrieb in lateinischer Sprache eine »Geschichte des jüdischen Volks seit seiner Rückkehr aus dem babylonischen Exil« (Wittenb. 1548) u. a. und machte sich auch als Dichter geistlicher Lieder einen ehrenvollen Namen. Vgl. Sixt, Paul E. (Heidelb. 1843; kürzer, Ansb. 1857); Pressel, Paul E. (Elberf. 1862).

Eberbach, 1) alte Stadt und Amtssitz im bad. Kreis Mosbach, am Neckar und am Fuß des Katzenbuckels, im fürstlich Leiningen'schen Gebiet, hat eine schöne evangel. Kirche (1841 vollendet), eine kathol. Kirche (von 1789), eine höhere Bürgerschule, Eisenhämmer, Fabrikation hölzerner Reifen, Holzhandel und Schiffahrt und (1871) 4105 Einw. (darunter 986 Katholiken und 64 Juden). E. war früher freie Reichsstadt, wurde aber mehrmals an die Herren von Weinsberg und an die Pfalz verpfändet, kam bald ganz an letztere und 1803 an den Fürsten von Leiningen. Vgl. Wirth, Geschichte der Stadt E. (Stuttg. 1864). — 2) Ehemalige Cistercienserabtei, jetzt Domäne (Korrektionshaus), innerhalb der Gemeinde Hattenheim im preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Rheingau, in deren Kellern ehemals die edelsten Weine des Herzogs von Nassau lagerten. Die Abtei wurde 1131 von Bernhard von Clairvaux gestiftet und 1803 aufgehoben; in der schönen Klosterkirche die Gräber mehrerer Erzbischöfe

von Mainz und nassauischen Grafen. Vgl. Bär, Diplomatische Geschichte der Abtei E. (Wiesb. 1851—1858, 2 Bde.); Rossel, Urkundenbuch der Abtei E. (das. 1861—65, 2 Bde.); Derselbe, Die Abtei E. (in den »Denkmälern aus Nassau«, das. 1862).

Eberesche, Pflanzengattung, s. Sorbus.

Eberhard, Name mehrerer Grafen und Herzöge von Würtemberg:

1) **E. I., der Erlauchte genannt,** Graf von Würtemberg, Sohn Ulrichs I., des »Stifters«, regierte, freilich noch als Kind und als Knabe, mit seinem ältern Bruder, Ulrich II., von 1265—79 gemeinschaftlich, von da an, nach Ulrichs Tod, allein. Er nannte sich »Gottes Freund und aller Welt Feind«. Als König Rudolf von Habsburg die dem Reich abhanden gekommenen Besitzungen von ihm zurückforderte, schloß E. mit vielen Grafen ein Bündnis gegen jenen, ward aber besiegt und mußte 1286 seine Eroberungen wieder herausgeben. Eine neue Empörung gegen Rudolf endete 1287 wieder mit Eberhards Niederlage. Auch mit den folgenden Kaisern, Adolf von Nassau und Albrecht, lebte er in Fehde. Bei der neuen Königswahl 1308 kam auch E. mit in Vorschlag. Auf dem Reichstag zu Speyer 1309 wegen Bedrückung der niederschwäbischen Reichsstädte vom Kaiser hart angelassen, ging er trotzig fort, wurde mit der Reichsacht belegt, im Auftrag des Kaisers, der nach Italien zog, durch Konrad von Weinsberg, Landvogt von Niederschwaben, an den sich viele schwäbische Reichsstädte und Adlige anschlossen, 1311 mit Krieg überzogen und zur Flucht genöthigt. Seine ganze Grafschaft, mit Ausnahme von vier Burgen, unterwarf sich dem Sieger; die Stammburg Würtemberg wurde erobert und zerstört. Nach des Kaisers Tod 1313 eroberte E. schnell sein ganzes Land wieder, außer Stuttgart, Waiblingen und Markgröningen, welche Orte er erst 1315 und 1316 von Friedrich dem Schönen und von der Reichsstadt Eßlingen zurückerhielt. Die Folge der Zerstörung der Burg Würtemberg und des Stifts Beutelsbach war, daß E. 1320 und 1321 seine Residenz und das Erbbegräbnis seiner Ahnen an einen gesichertern Ort, nach Stuttgart, verlegte und diese Stadt nun Residenz des Landes wurde. Er starb 5. Juni 1325.

2) **E. II., der Greiner,** d. i. **Zänker,** oder **der Rauschebart,** Ulrichs III. Sohn, Enkel des vorigen, regierte seit 1344 mit seinem Bruder Ulrich IV. gemeinschaftlich, focht 1349 für Karl IV. glücklich gegen Günther von Schwarzburg. Von den schwäbischen Reichsstädten wegen Mißbrauchs der Landvogtei beim Kaiser verklagt und von diesem auf dem Reichstag zu Nürnberg 1360 ermahnt, die Reichsfestungen zurückzugeben, schloß er mit Herzog Rudolf von Oesterreich und anderen ein Bündnis, rüstete sich zum Krieg, ward aber durch ein kaiserliches Heer und durch die Belagerung Schorndorfs, das er selbst vertheidigte, zum Frieden gezwungen. Auch mit seinem Bruder, der neben ihm eine sehr untergeordnete Rolle spielte, kam er in Fehde, bis ihm endlich derselbe 1363 die Regierung ganz abtrat. Ulrich starb 24. Juli 1366 kinderlos. Eberhards fernere Regierung verfloß unter fast ununterbrochenen Kämpfen und Fehden. Am bekanntesten, namentlich durch Uhlands Gedicht, ist die Fehde mit dem Grafen von Eberstein und Wolf vom Wunnenstein, die, nachdem ihnen die Gefangennahme Eberhards im Wildbad mißlungen, von E., übrigens ohne sonderlichen Erfolg, bekriegt wurden. Ueber die Ulmer und die mit ihnen verbündeten Städte siegte er 1372 bei Altheim. Vierzig schwäbische Städte schlossen gegen den immer weiter um sich greifenden und von Kaiser Karl IV. mit neuen Rechten über die Reichsstädte ausgestatteten E. ein Vertheidigungsbündnis, und zwei Jahre lang dauerte zwischen beiden ein wilder Verheerungskrieg. Nachdem Eberhards Sohn Ulrich eine Niederlage bei Reutlingen erlitten, eroberten und zerstörten die Städter viele würtembergische Burgen und Dörfer und zogen selbst vor Stuttgart. Der Kaiser vermittelte eine zehnjährige Waffenruhe, und E. mußte auf die Landvogtei Niederschwaben, von welcher er bereits den einen Theil hatte abtreten müssen, ganz verzichten. Für all diese Verluste entschädigte er sich durch den während des sogen. Städtekriegs erfochtenen Sieg bei Döffingen 23. Aug. 1388, wodurch die Macht des schwäbischen Städtebunds, der auf die Vernichtung des mächtigen Adels und auf Errichtung einer freien, der Schweiz nachgebildeten Eidgenossenschaft hinzielte, gebrochen ward. Aber der Sieg kostete seinem Sohn Ulrich das Leben. E. starb 15. März 1392.

3) **E. III., der Milde** (Freigebige), Sohn des in der Schlacht bei Döffingen gefallenen Grafen Ulrich, Enkel des vorigen, führte ebenfalls viele Fehden, namentlich mit dem Schleglerbund, eroberte Heimsheim und nahm die drei »Schleglerkönige« in dem dortigen Schloß gefangen. Unter der Regierung des Königs Ruprecht schloß er mit dem Markgrafen von Baden, der Stadt Straßburg und 17 schwäbischen Städten 1405 den Marbacher Bund auf sechs Jahre zu gegenseitigem Schutz und Trutz gegen jeden Gegner, den Kaiser mit eingeschlossen. Er starb 16. Mai 1417.

4) **E. I., im Bart** oder **mit dem Bart** (Barbatus), erster Herzog von Würtemberg, Sohn des Grafen Ludwig des Aeltern, geb. 11. Dec. 1445, genoß eine sehr mangelhafte Erziehung, erst unter Vormundschaft seines Oheims Ulrich V., übernahm aber mit Hülfe des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz schon im 14. Lebensjahr 1459 die Regierung desjenigen Theils der Grafschaft Würtemberg, welcher, nachdem zwischen seinem Vater und seinem Oheim Ulrich eine Theilung stattgefunden hatte, ihm zugefallen war, nämlich des Uracher Theils, kümmerte sich indeß, roh und wild, wenig um die Regierung, bis eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, die er 1468 machte, seine Sinnesänderung herbeiführte. Er wurde nun einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit. Im Jahr 1474 vermählte er sich mit der durch geistige Vorzüge ausgezeichneten Prinzessin Barbara von Mantua. Die durch die Theilung des Landes entstandenen Schäden suchte er durch den mit seinem Vetter, dem jüngern E., 1482 zu Münsingen geschlossenen Vertrag, worin die Untheilbarkeit des Landes auf ewige Zeiten zum Grundgesetz erklärt wurde, zu heben. Zugleich wurde er durch Beschränkung der Fürstengewalt der Schöpfer der ständischen Verfassung Würtembergs. Die Ueberwachung dieser Verträge übertrug er den drei Ständen, den Prälaten, der Ritterschaft und Landschaft. Verdient machte er sich ferner durch die Städteordnungen, die er Stuttgart und Tübingen gab, durch Herstellung strenger Zucht in den Klöstern seines Landes, durch Förderung der Wissenschaften, Berufung und Beschützung von Gelehrten (Joh. Reuchlin), Anlegung einer Bibliothek und Stiftung der Universität Tübingen (1477). Dafür hing sein Volk mit der aufrichtigsten Liebe an ihm, und er durfte vor Kaiser und Fürsten sagen, daß er im dichtesten Wald im

Schoße jedes seiner Unterthanen sicher ruhen könne. Er liebte den Frieden und trug als Hauptmann des 1488 gegründeten schwäbischen Bundes viel zur Erhaltung der Ruhe bei. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn, ohne sein Nachsuchen, zu Worms 21. Juli 1495 zum Herzog und erhob die unter ihm bereits wieder vereinigten Besitzungen der Familie diesseit des Rheins zum ewig untheilbaren Herzogthum Würtemberg. E. starb kinderlos 24. Febr. 1496 zu Tübingen. Einige Jahre nach seinem Tod erklärte Kaiser Maximilian an seinem Grabe: »Hier ruht ein Fürst, klug und bieder wie keiner im römischen Reich; sein Rath hat mir oft genützt«. Herzog Ulrich ließ 1537 seine Asche nach Tübingen bringen und im Chor der Stiftskirche daselbst beisetzen. Sein Leben beschrieben Röslin (Tübing. 1793), Pfister (das. 1822) und Gutscher (das. 1823). Vgl. besonders Stälin, Wirtembergische Geschichte, Bd. 3 (Stuttg. 1874).

Eberhard, 1) Johann August, namhafter eklektischer Philosoph, geb. 31. Aug. 1739 zu Halberstadt, studirte in Halle Theologie, ward 1763 Konrektor am Gymnasium und Prediger in Halberstadt, 1774 zu Charlottenburg, machte sich durch seine Schrift »Neue Apologie des Sokrates« (Berl. 1772, 2 Bde.; 3. Aufl. 1788), die nach Wolf'schen Grundsätzen die Rechte der gesunden Vernunft gegen die Anmaßungen der orthodoxen Theologen vertrat, so vortheilhaft bekannt, daß ihn Friedrich d. Gr. 1778 zum Professor der Philosophie in Halle ernannte. Infolge seiner gekrönten Preisschrift: »Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens« (Berl. 1776, 2. Aufl. 1786) ward er 1786 Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1805 Geheimerath und 1808 Doktor der Theologie. Er starb 6. Jan. 1809. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir noch: »Sittenlehre der Vernunft« (Berl. 1781, 2. Aufl. 1786); »Theorie der schönen Künste und Wissenschaften« (das. 1783, 3. Aufl. 1790); »Allgemeine Geschichte der Philosophie« (das. 1788, 2. Aufl. 1796); »Handbuch der Aesthetik« (Halle 1803—1805, 4 Bde.; 2. Aufl. 1807—1820); »Geist des Urchristenthums« (das. 1807–1808, 3 Bde.); »Vermischte Schriften« (das. 1784—88, 2 Bde.); »Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik« (das. 1795—1802, 6 Bde.; fortgesetzt und erweitert von Maaß, 1818—21, 12 Bde.; 3. Ausg. von Gruber, 1826—30, 6 Bde.; 4. Aufl. von Meyer, Leipz. 1853, 2 Bde.); »Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache« (Halle 1802; 12. Aufl., Berl. 1864). Auf seine Ansichten haben besonders Wolf, Mendelssohn und Nicolai eingewirkt, welcher letztere auch eine Gedächtnisschrift (Berl. 1810) auf ihn verfaßte.

2) Konrad, Bildhauer und Maler, geb. 25. Nov. 1768 zu Hindelang im Allgäu, stammte aus einer Bildschnitzerfamilie und fertigte früh mit seinen Brüdern Franz und Konrad Andachtsbilder, Krucifixe, Heilige, Tabernakel rc., arbeitete sodann zu München in der Werkstatt des Roman Boos und besuchte 1806, von dem damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern unterstützt, Rom. Seine ersten bedeutenden Werke waren klassicistisch, wie seine Muse (Glyptothek), sein Faun, seine Leda (beide in Nymphenburg), woselbst sich auch die Kolossalgruppe: Endymion und Diana, durch Amor zusammengeführt, befindet. Diese Arbeiten verschafften ihm 1816 eine Professur an der Münchener Akademie und das Vertrauen des Kronprinzen Ludwig, welcher ihn zu Antikeneinkäufen abermals nach Italien sandte. Nachdem jedoch der Auftrag des Marchese Massimi, für dessen Villa in Rom einen Reliefsfries aus der Ilias herzustellen, infolge des Todes des Bestellers zurückgezogen worden, wandte er sich der mittelalterlichen Kunst zu, vertauschte jedoch die Tradition seiner Familie und Heimat mit der vorghiberti'schen Kunst Italiens und wurde im Kreise der römischen Romantiker einer der fanatischsten religiösen Schwärmer. Sein Grabdenkmal der Prinzessin Karoline im Querschiff der Theatinerkirche zu München ist als sein letztes bedeutendes Erzeugnis der klassischen Richtung zu bezeichnen (1825). Seitdem wählte er vorzugsweise religiöse Gegenstände, welche sämmtlich den Geist der mittelalterlichen Kunstwerke athmen. Die Statuen von St. Georg und St. Michael am Isarthor, die Heiligen Rupert, Benno, Ottilie, Lucie über dem Portal des Blindeninstituts und der plastische Schmuck des Portals der Allerheiligenkirche zu München sind von seiner Hand. Seine Hauptwerke aber sind die beiden schönen Grabdenkmäler der Bischöfe Sailer und Wittmann im Dom zu Regensburg. Die von ihm gestiftete schöne Madonna an der Wallfahrtskirche Maria Aich (Planeck) bei München entbehrt leider aller Originalität. Auch in seinen Hausaltarbildern bewährte E. seinen Künstlerruhm wie seinen Proselyteneifer, in seinen Dichtungen und musikalischen Kompositionen aber eine große Allseitigkeit. In den letzten Jahren zerstörte er alle seine nicht religiösen Arbeiten. Er starb zu München 12. März 1859. Sein Bruder Franz, geb. 1767, nahm an seinen Arbeiten mehrfachen Antheil, schuf aber auch mehrere selbständige Werke, namentlich kleinern Umfangs, Reliefs rc. aus Alabaster. Er starb erblindet 18. Dec. 1836.

3) Christian August Gottlob, Dichter und Schriftsteller, geb. 1769 zu Belzig, studirte zu Leipzig Theologie, wandte sich sodann der bildenden Kunst und hierauf seit 1792 der Schriftstellerei zu, ward Mitarbeiter an Beckers »Taschenbuch« und den »Erholungen«, übernahm 1807 die Renger'sche Buchhandlung in Halle und gab hier mit Lafontaine die Monatsschrift »Salina« (Halle 1812—16, [illegible] Bde.) und allein »Flatterrosen« (das. 1817) heraus; auch übernahm er nach Vaters Tode die Redaktion von dessen »Jahrbuch der häuslichen Andacht«. Im Jahr 1835 wendete er sich nach Hamburg. Eine Reise nach Italien veranlaßte das Werk »Italien, wie es mir erschienen ist« (Halle 1839, 2 Bde.), eine Widerlegung von Nicolai's »Italien, wie es wirklich ist«. Seit 1842 in Dresden wohnend, starb er hier 13. Mai 1845. Seine poetischen Schriften lehnten sich an die älteren, für mustergültig erachteten Dichter des 18. Jahrh. an; er durfte in gewissem Sinne noch ein Schüler Gleims heißen. Bleibenden Erfolg hatte: »Hannchen und die Küchlein« (Halle 1822; 23. Aufl., Leipz. 1871), ein Idyll, welches in jugendlichen Lebenskreisen noch heute Antheil erweckt. Von seinen späteren Arbeiten sind zu nennen: »Der erste Mensch und die Erde« (Halle 1828, 2. Aufl. 1834), »Vermischte Gedichte« (das. 1833, 2 Bde.). Seine »Gesammelten Schriften« erschienen Halle 1830—31 in 20 Bdn.; auch besorgte er eine Ausgabe von Tiedge's Werken (das. 1823, 7 Bde.).

Eberle, 1) Adam, Historienmaler, geb. 1805 in Aachen, machte seine Studien auf der Düsseldorfer Akademie, folgte seinem Lehrer Cornelius nach München und nach Rom, wo er 1832 starb. Seine Hauptwerke sind: die heil. Helena, Altarblatt für eine westfälische Kirche; Apollon unter den Hirten,

Deckengemälde im Odeon zu München; die Belehnung des Herzogs Maximilian I. mit der Kurwürde, Wandgemälde unter den Arkaden des Hofgartens. Noch größere Hoffnungen erweckten seine Kartons, wie sein Petrus, im Glaubensschiff nach Rom schiffend, und »Super flumina Babylonis«. Allein seine eigene Zuversicht sank immer mehr, je stärker seine religiöse Schwärmerei sich entfaltete, so daß der Tod für ihn eine Erlösung, wenn auch für die Kunst ein Verlust war.

2) Robert, deutscher Thiermaler, geb. 22. Juli 1815 zu Meersburg am Bodensee, Schüler des Landschafts- und Thiermalers Biedermann in Konstanz, ging 1830 nach München, studirte dort Ruisdael und Dujardin und erwarb sich bald einen geachteten Namen. Das Jahr 1848 trieb den Unbeschäftigten nach Nordamerika, von wo er aber schon nach drei Monaten zurückkehrte. Er starb 19. Sept. 1862 zu Ebersing bei München. E. war ein trefflicher Zeichner und wußte die Eigenthümlichkeiten des seelischen Lebens der Hausthiere mit seinem Verständnis wiederzugeben; besonders gut gelangen ihm die Schafe, in denen er von wenigen erreicht ward. Seine Kompositionen zeichnen sich zudem durch Anmuth und gemüthlichen Humor aus. Als wesentliche Vorzüge seiner Bilder hebt man die geistige Auffassung und tüchtige Charakteristik, seine Zeichnung und gewissenhafte Ausführung hervor. Von seinen Werken verdienen besonders erwähnt zu werden: ein Hirt bei seinen Schafen, vom Blitz erschlagen, in der Kopenhagener Gallerie, eine Thiergruppe beim Heranziehen eines Gewitters, eine von Wölfen überfallene Schafherde, von einem Adler in den Abgrund gejagte Alpenschafe u. a. E. führte auch die Radirnadel mit Sicherheit, wie die Blätter im Album des Münchener Radirvereins beweisen.

Ebermannstadt, Stadt im bayr. Kreis Oberfranken, Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, mit einer neu erbauten kathol. Pfarrkirche, starkem Hanfbau und (1871) 709 Einw.

Ebern, Stadt im bayr. Kreis Unterfranken, an der Baunach, Sitz eines Bezirksamts und Landgerichts, mit schöner kathol. Kirche, einem Spital, einer Fabrik von Strick- und Dochtgarn, Thongruben, Hopfenbau und (1871) 1120 Einw.

Ebernand von Erfurt, altdeutscher Dichter, verfaßte nach der »Vita Heinrici imperatoris« des Adalbertus (gedruckt in den »Monumenta Germaniae historica«) und der »Vita sanctae Cunegundis« ein erzählendes Gedicht in Reimpaaren von Heinrich und Kunegunde (herausgeg. von R. Bechstein, Quedlinb. u. Leipz. 1860), welches, von E. mit Bewußtsein in der Sprache seiner thüringischen Heimat geschrieben, mehr sprachlichen als literarhistorischen Werth besitzt.

Ebernburg (Ebernberg), Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, an der Nahe- und Alsenzbahn, mit (1871) 550 Einw. Dabei die Ruinen des Schlosses Ebernburg, im 16. Jahrh. Sitz des Ritters Franz von Sickingen, der hier Ulrich von Hutten u. a. aufnahm. Im Jahr 1692 ward die Burg von den Hessen belagert, von den Franzosen entsetzt, 1697 vom Markgrafen Ludwig von Baden durch Kapitulation genommen, nach dem Frieden von Ryswijk zerstört.

Eberraute (Eberreis), s. Artemisia.

Ebers, 1) Emil, Maler, geb. 1807 in Breslau, kam 1831 nach Düsseldorf, wo er Schüler der Akademie wurde, kehrte 1844 nach Schlesien zurück und lebte zuerst in Breslau, dann auf einem Landgut. Früher malte er hauptsächlich Scenen aus dem Treiben der Schleichhändler, Räuber und Soldaten; später aber behandelte er mit ungleich größerem Erfolg das Matrosen- und Lotsenleben, dem er den Stoff zu seinen besten Bildern entnahm. Auch als Historienmaler hat er sich versucht in: St. Goar, der den Fischern des Rheins das Evangelium predigt. Glückliche Wahl des Moments, verständige Komposition, solide Durchführung und oft ein gesunder Humor sind die Vorzüge seiner Gemälde, von denen sich mehrere in den Museen von Berlin und Breslau befinden.

2) Georg Moritz, namhafter Aegyptolog, an dessen Namen sich die Entdeckung des sogen. Papyros Ebers, der größten und schönsten der bisher in Deutschland aufbewahrten Papyrusrollen, knüpft, geb. 1. März 1837 zu Berlin, studirte nach einer sorgfältigen Erziehung in Göttingen (1856) erst die Rechte, später zu Berlin, unter Anleitung von Brugsch, Lepsius und Böckh, die ägyptischen Alterthümer und habilitirte sich nach sorgfältiger Durchmusterung der großen ägyptischen Museen 1865 in Jena. Von hier aus unternahm er eine über ein Jahr dauernde Reise nach Aegypten und Nubien (1869—70) und fand bei seiner Rückreise einen Ruf nach Leipzig vor, dem er folgte. Kurz darauf (1872) unternahm er seine zweite Reise nach Aegypten, welche unter anderen wichtigen Funden mit der Auffindung des oben erwähnten, jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig befindlichen Papyrus in der Gräberstadt Theben gekrönt war. Die Herausgabe dieses höchst wichtigen, ein vollständiges Handbuch der Medicin enthaltenden Monuments erfolgte 1875 im Verlag von Engelmann in Leipzig. E.' bekanntestes Werk ist der historische, mit gelehrten Anmerkungen versehene Roman: »Eine ägyptische Königstochter« (Stuttg. 1864, 3. Aufl. 1872), eine anziehende Darstellung des ägyptischen Volkslebens zur Zeit des persischen Eroberungskriegs (von Rogge und Pleijte ins Holländische, Amsterd. 1865, von Grove ins Englische, Lond. 1870, übertragen). Rein wissenschaftlich sind seine »Disquisitiones de dynastia vicesima sexta regum aegyptiorum« (Berl. 1865) und »Aegypten u. die Bücher Mosis« (Leipz. 1868), worin er die Ergebnisse seiner Studien mit Erfolg auf die biblische Geschichte anwandte; populär und gelehrt zugleich seine Schrift »Durch Gosen zum Sinai; aus dem Wanderbuch und der Bibliothek« (das. 1872).

Ebersbach, 1) Pfarrdorf im sächs. Regierungsbezirk Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, an der böhmischen Grenze, Knotenpunkt der Südlausitzer, Löbau-Ebersbacher und der Nordböhmischen Bahn, ist Sitz eines Gerichtsamts und der Hauptsitz der Fabrikation bunter Baumwollwaaren für die Türkei und den Orient. Außerdem producirt E. viel Baumwoll- und Leinenwaaren für das deutsche Zollgebiet und hat (1871) 7049 evangel. Einwohner. — 2) Dorf im würtemberg. Donaukreis, Oberamt Göppingen, an der Fils und an der Eisenbahn von Bruchsal nach Friedrichshafen, mit Wollspinnerei, Pferdemärkten, evangel. Pfarrkirche und 1600 Einw.

Ebersberg, 1) Johann Sigmund, genannt »Vater E.« wegen seiner belehrenden Tendenz als Schriftsteller für die Jugend und Herausgeber des seiner Zeit berühmt gewesenen »Oesterreichischen Zuschauers«, geb. 22. März 1799 zu Steinabrunn in Niederösterreich, absolvirte das Gymnasium zu Nikolsburg und die philosophischen Studien an der Universität zu Wien und war dann Erzieher in mehreren herrschaftlichen Häusern. Als solcher, wie auch später, gab er eine Reihe Jugendschriften belehrenden

und erzählenden Inhalts heraus und gründete 1824 die »Feierstunden«, eine vielgelesene Zeitschrift für die Jugend, die er 1831 in den »Oesterreichischen Zuschauer« umgestaltete. Dieser hatte großen Einfluß auf die damaligen jungen literarisch regsamen Kräfte Oesterreichs, und kaum dürfte einer der später berühmten Namen als Anfänger in den Spalten desselben gemangelt haben. Auch gab E. Belehrungen über eingesendete Arbeiten. Das Jahr 1848 fand den mittlerweile erzbischöflicher Konsistorialrath gewordenen Mann unter seinen erbittertsten und unversöhnlichsten Gegnern. Der »Zuschauer« wurde politisch, brachte »Politische Fabeln«, welche sich durch starke satirische Angriffe hervorthaten und das Blatt endlich unmöglich machten. In der nachfolgenden Reaktionszeit (1853) erhielt E. dafür das goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Unter seinen zahlreichen Jugendschriften wurden am bekanntesten: »Der Mensch als Schöpfer und Zerstörer seines Glücks« (Wien 1831); »Erzählungen für meine Söhne« (das. 1835, 8 Bde.); »Das Buch vom guten und geselligen Tone« (das. 1834). Auch seine Belehrung über das »Whistspiel« (7. Aufl., das. 1873) ist bekannt. Die »Politischen Fabeln« und »Erinnerungen an die stürmischen Tage des Revolutionsjahrs 1848« erschienen gesammelt. E. starb 27. Okt. 1854 zu Hernals bei Wien.

2) **Karl Julius**, Sohn des vorigen, geb. 1831 zu Wien, wurde Militär und schrieb als Leutnant und Oberleutnant das »Wanderbuch eines Soldaten« (Stuttg. 1855); »Am Wachtfeuer« (das. 1856); »Zur Milares« (Prag 1857). Zum Professor an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt ernannt, verfaßte er auch Handbücher für den Unterricht, starb aber bereits 4. April 1870.

3) **Ottokar Franz**, Bruder des vorigen, ein unter dem Pseudonym O. F. Berg bekannter Wiener Theaterdichter, geb. 10. Okt. 1833 zu Wien, betrat nach beendeten Gymnasialstudien die Beamtenlaufbahn, gab dieselbe aber bald wieder auf, um sich ganz der Schriftstellerlaufbahn zu widmen. Er schrieb 1854 sein erstes Stück und ließ seitdem ein und ein viertel hundert Stücke nachfolgen, von welchen manche über hundertmal, viele 20—60mal gegeben wurden. Ein frisches, kühnes Talent, nicht wählerisch, aber derbkräftig, ist er eine Art Wiener Goldoni, der namentlich die unteren Volksschichten und Stände genau kennt. Er liebt es, Zeitfragen zu behandeln, Schwächen zu geißeln, und geht den momentanen Gebrechen hart zu Leibe, wobei es ihm mehr um den schlagbereiten Witz und die augenblickliche Wirkung, als um Wahrscheinlichkeit des dramatischen Ganges zu thun ist. Seine Erfindung bewährte sich oft so glänzend, daß selbst Berliner Bearbeitungen seiner Stücke durch Kalisch einen außerordentlichen Erfolg hatten. So wurde aus seinem »Wiener Dienstbot'«: »Berlin, wie es weint und lacht«, das in Berlin hundertmal über die Breter ging, und sein bearbeitetes »Einer von unsere Leut'« machte dort sogar 250 volle Häuser. Seine sonst hervorragendsten Stücke sind: »Die Pfarrersköchin«, »Die alte Schachtel«, »Verlassene Kinder«, »Die Probirmamsell«, »Der letzte Nationalgardist«, »Nemesis«, »Das Mäd'l ohne Geld«, »Der deutsche Bruder«, »Ein Wort an den Reichsrath«, »Der barmherzige Bruder«, »Eine resolute Person«. E. arbeitete auch in Gemeinschaft mit Bittner u. a. und gründete 1859 das satirische Blatt »Tritsch-Tratsch« und nach dessen Eingehen (1862) den illustrirten »Kikeriki«, welcher ein specifisch wienerisches Spottblatt geworden ist und eine ebenso große Auflage wie Wirksamkeit hat. Außerdem schrieb E. Almanache und viele Journalartikel, letztere namentlich in dem von ihm gegründeten, sehr verbreiteten Tagesjournal »Das illustrirte Extrablatt«, und überall bewährt er ein muthiges, keineswegs zart auftretendes, aber urwüchsiges, das Wienerthum typisch vertretendes u. treffendes Talent.

Ebersdorf, 1) Flecken im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie, in rauher Gegend an der Friesau, hat ein schönes fürstliches Schloß mit Park und (1871) 960 Einw., darunter 240 Herrnhuter, die eine Lehr- und Pensionsanstalt unterhalten. In der Nähe das Lustschloß Bellevue. E. war bis zur Vereinigung der gesammten Lande Reuß jüngerer Linie (1848) Residenz des Fürsten von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf. — 2) (**Kaiser-E.**) Dorf im österreich. Land unter der Enns, nahe der Mündung der Schwechat in die Donau, hat eine Wallfahrtskirche, eine Metall- und Eisengußwaarenfabrik, eine große Kaserne (ehemals kaiserliches Lustschloß) und 1340 Einw. Hier war das römische Ala nova, Standort der 14. Legion. Von E. aus leitete Napoleon I. 1809 die Schlacht von Aspern, und hier versammelte sich auch seine Armee, um den Uebergang nach der Insel Lobau zu bewerkstelligen. — 3) Pfarrdorf im sächs. Kreisdirektionsbezirk Zwickau, Gerichtsamt Frankenberg, mit 1320 Einw. und alter Kirche, sonst berühmter Wallfahrtsort. In der Kirche die Kleider der 1455 geraubten sächsischen Prinzen, die hier mit ihren Eltern wieder zusammentrafen.

Ebersheim, Dorf im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, an der Eisenbahn von Straßburg nach Basel, hat eine Pfarrkirche, Hanfbau und (1871) 1760 kathol. Einwohner. Nahebei das Dorf **Ebersmünster** an der Ill, ehemals eine Stadt, mit schöner Kirche, ehemaligem Benediktinerkloster (667 gegründet) und 830 kathol. Einwohnern.

Eberstadt, Gemeinde in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Darmstadt, an der Modau und Main-Neckarbahn, hat eine evangel. Pfarrkirche, Papierfabrik und (1871) 2861 Einw.

Eberstein, altes gräfliches Geschlecht in Baden und Schwaben, das in den Fehden des 11.—13. Jahrh. eine Rolle spielte. Die Grafen von E. waren eifrige Anhänger der Hohenstaufen. Graf Otto von E. wurde von Friedrich II. 1250 als Reichsverweser in Oesterreich eingesetzt. Schloß und Herrschaft E. fielen 1290 an den Grafen Hermann VII. von Baden. Das Geschlecht selbst erlosch 1660 mit dem Grafen Kasimir von E. Wohl nicht mit diesem Geschlecht verwandt sind die **fränkischen Grafen von E.**, welche ihren Ursprung von dem jetzt in Ruinen liegenden Schloß E. im bayrischen Landgericht Hilbers herleiten, und als deren ältester **Bodo (Poppo)**, zu Anfang des 12. Jahrh. Gaugraf im Grabfelde, genannt wird. Von seinen Nachkommen ist besonders namhaft zu machen **Ernst Albrecht**, geb. 6. Juni 1605, der im Dreißigjährigen Krieg zuerst unter Tilly, dann seit 1625 in schwedischen Diensten focht, 1644 aber zu den Kaiserlichen zurücktrat und 1648 als Feldmarschallleutnant seinen Abschied nahm, später in dänische Dienste überging und als dänischer Generalfeldmarschall 1659 die Schweden bei Nyborg schlug, wodurch er Dänemark rettete und wofür er zum Landdrosten von Pinneberg ernannt wurde. Er starb als kurfürstlich sächsischer Generalissimus und Geheimerath 9. Juni 1676.

Ebersteinburg, Pfarrdorf im bad. Kreis Baden, 3 Kilom. nordöstlich von der Stadt Baden, mit 520 Einw., war ehedem Hauptort der alten Grafschaft Eberstein, die sich am Schwarzwald, zwischen Würtemberg und Baden; 16 Kilom. in die Länge und 4 Kilom. in die Breite erstreckte und die Stadt Gernsbach, den Flecken Muggensturm und 15 Dörfer mit 13,000 Einw. umfaßte. Dabei die Ruinen des ehemaligen Schlosses Alteberstein (einst ein römischer Wartthum), die Trümmer des alten Schlosses Baden und der Mercuriusberg, alle drei Punkte in schöner Waldgegend mit hübschen Fernsichten. Das Schloß Neueberstein (Ebersteinschloß), im 13. Jahrh. erbaut und 1798 wieder hergestellt, liegt auf einem Bergvorsprung am Murgthal oberhalb Gernsbach und gewährt eine reizende Aussicht auf das Murgthal.

Eberswalde, s. Neustadt-Eberswalde.

Ebert, 1) Johann Arnold, deutscher Dichter und Uebersetzer, geb. 8. Febr. 1723 zu Hamburg, bezog 1743 die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, wandte sich aber bald den philologischen Studien zu. Dem Kreis der »Bremischen Beiträge« angehörig, versuchte er sich auf Anregung Hagedorns als Nachdichter griechischer Skolien und ward dadurch der Vorläufer der Halberstädter Poetenschule, schrieb poetische Episteln und vermischte Gedichte und förderte, im heilsamen Gegensatze zur unbedingten Mustergültigkeit französischer Literatur, in weiteren Kreisen das Interesse an englischer Dichtung. Mit Giseke und Cramer gab er die Wochenschrift »Der Jüngling« (1747) heraus. Im Jahr 1748 erhielt er eine Lehrerstelle an dem Carolinum zu Braunschweig, ward 1753 ordentlicher Professor, später Hofrath; starb 19. März 1795. E. lieferte mehrere Uebersetzungen, namentlich von Glovers »Leonidas« (1749) und Youngs »Nachtgedanken« (Braunschw. 1760—71, 4 Bde.; 2 Aufl., Leipz. 1790—95, 5 Bde.). Seine »Episteln und vermischten Gedichte« erschienen Hamburg 1789; einen zweiten Theil mit Eberts Leben gab Eschenburg (das. 1795) heraus. Bekannt ist Klopstocks Ode an ihn.

2) Karl Egon, deutscher Dichter, geb. 5. Juni 1801 zu Prag, studirte daselbst die Rechte, ward bereits 1825 Archivar und Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen, später Archivdirektor, Konferenzrath und fürstlicher Güteradministrator, lebte theils in Donaueschingen, theils auf den böhmischen Besitzungen des Fürsten und in Prag und trat 1857 in den Ruhestand. Von Jugend auf poetisch angeregt und thätig, begann er zuerst mit einer Reihe von Tragödien und Dramen aus der böhmischen Geschichte, von denen mehrere in Prag mit Beifall aufgeführt wurden, aber nur das Drama »Bretislaw und Jutta« (Prag 1835) im Druck erschien. Reicher, kräftiger und glücklicher entwickelte sich sein Talent als Lyriker und Balladendichter in den »Gedichten« (Prag 1828; 3. Aufl., Stuttg. 1845). Eklektisch unter den Einflüssen bald der klassischen Dichter, bald der Romantiker stehend, fand E. sein eigentliches Vorbild in Uhland, dem er nacheiferte, ohne einen Zug zum Düstern, Gewaltsamen in seiner Lebensdarstellung überwinden zu können. In seinem großen böhmisch-nationalen Heldengedicht »Wlasta« (Prag 1829) wird die charakteristische, konkrete Behandlung des sagenhaften Stoffs durch poetisch-rhetorische Allgemeinheiten beeinträchtigt. Das Idyll »Das Kloster« (Stuttg. 1836), der Sonettencyklus »Ein Denkmal dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg« (Prag 1855), die didaktischen Gedichte »Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes« (Leipz. 1859), die poetische Erzählung »Eine Magyarenfrau« (Wien 1865) sind die späteren Produktionen Eberts, deren poetischer Werth über die Bedeutung seiner früheren Dichtungen nicht hinauswuchs.

3) Karl, hervorragender Landschaftsmaler, geb. 13. Okt. 1822 zu Stuttgart, besuchte die dortige Kunstschule und nahm seit Herbst 1847 mit Ausnahme verschiedener Reisen nach Italien, Holland und Frankreich seinen Wohnsitz in München. Führt er auch ausnahmsweise, aber immer mit Meisterschaft, Partien aus der Fremde vor, so ist doch sein ureigenstes Gebiet die stille Einsamkeit des deutschen Buchen- und Eichenwalds, und wie oft auch Darstellung und Stimmung in seinen Bildern wechseln, immer versteht er den richtigen Ton anzuschlagen. Licht und Schatten legen sich in breiten, kräftigen Massen über seine Bilder; die Gruppen der Bäume verbinden und lösen sich auf das natürlichste. Während seine früheren Bilder noch etwas schwer im Ton waren, muß er jetzt zu den ersten Koloristen gerechnet werden. Seine Bilder verbreiteten seinen Ruhm weit über Deutschland hinaus.

Eberty, Georg Friedrich Felix, deutscher Schriftsteller, geb. 26. Jan. 1812 in Berlin, studirte 1831—34 dort und in Bonn Rechtswissenschaft, wurde 1840 Kammergerichtsassessor und dann Richter in Hirschberg, Lübben und Breslau, wo er sich 1849, aus dem Justizdienst ausscheidend, habilitirte, über Natur- und Kriminalrecht las und 1854 außerordentlicher Professor wurde. E. schrieb: »Die Gestirne und die Weltgeschichte; Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit« (1846—47; 2. Aufl., Bresl. 1874), ins Englische übersetzt und oft aufgelegt; daß der englische Nachdruck für Original ausgegeben war, veranlaßte Herrn v. Voigts-Rhetz, die Schrift ins Deutsche zu übersetzen (Leipz. 1860); »Versuche auf dem Gebiete des Naturrechts« (1852); »Walter Scott. Ein Lebensbild« (Leipz. 1860, 2. Aufl. 1870, mehrfach übersetzt); »Lord Byron« (das. 1862); »Geschichte des preußischen Staats« (Bresl. 1866—73, 7 Bde.).

Eberwein, Traugott Maximilian, Violinvirtuos und Komponist, geb. 27. Okt. 1775 zu Weimar als Sohn eines Hofmusikus, studirte 1792 bei Kunze in Frankfurt a. M. Theorie der Musik, bildete sich unter Schick in Mainz im Violinspiel aus, ward 1797 Hofmusikus zu Rudolstadt und machte 1803 als Violinvirtuos eine Kunstreise nach Italien, wo er zu Rom seine ersten Quartette schrieb und in Neapel den Unterricht Fenaroli's genoß. Im Jahr 1804 nach Rudolstadt zurückgekehrt, wurde er hier 1810 Kammermusikus, 1817 Hofkapellmeister und starb daselbst 2. Dec. 1831. Von seinen Kompositionen, deren mehr denn 100 sind, waren die Opern und Singspiele: »Pietro und Elvira« (1818), »Claudina von Villa bella« (1815), »Der Jahrmarkt zu Plunoersweilern« (1818), beide von Goethe, »Das Schlachtturnier« (1809) und andere beliebte Bühnenstücke. Auch für die Kirche schrieb er manches, z. B. eine große Messe in As dur. — Sein jüngerer Bruder, Karl, geb. 10. Nov. 1784, erwarb sich ebenfalls als Violinvirtuos wie als Tonsetzer einen Namen und ward Musikdirektor in Weimar, wo er 2. März 1868 starb. Er schrieb mehrere Opern (darunter »Die Heerschau«, »Graf von Gleichen«), die sehr populär gewordene Musik zu Holtei's »Lenore«, eine Ouvertüre zu Goethe's »Proserpina«,

Lieder, Kantaten, Violinduette und andere Instrumentalstücke.

Eberwurz, Pflanzengattung, s. Carlina.

Ebingen, gewerbsame Stadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, an der Schmiech, mit lateinischer Schule und (1871) 5029 meist evangel. Einwohnern, die Weberei, Strumpfwirkerei, Färberei, Gerberei, Bierbrauerei, Viehhandel ꝛc. treiben.

Ebioniten, s. Nazarener.

Eblo (Ecco oder Eyke) **von Reblow,** ein Edelmann im Anhaltischen um die Mitte des 13. Jahrh., Verfasser des Sachsenspiegels und des sächsischen Feudalrechts; s. Sachsenspiegel.

Eblouiren (franz., spr. eblu-), durch Glanz blenden, verdutzt machen, verblüffen; eblouissant, blendend.

Ebn (Ibn, arab.), s. v. w. Ben, Sohn, Nachkomme, Vorsilbe vieler arabischen, maurischen ꝛc. Namen.

Eboli (Evoli), Stadt in der ital. Provinz Salerno (Kampanien), Kreis Campagna, Hauptort einer Gemeinde von (1871) 9000 Seelen, hat enge, theilweise steile Straßen, ein altes Schloß und ist Sitz einer Prätur. Von dieser Stadt sind die Fürsten von E. benannt.

Eboli, span. Grandentitel. Bekannt ist vor allen Ruy Gomez de Silva, Fürst von E., der, aus portugiesischem Geschlecht stammend, nach Spanien gekommen, mit dem ungefähr gleichalterigen König Philipp II. erzogen worden war und Zeit seines Lebens die höchste Gunst desselben genoß. In der auswärtigen Politik spielte er nur vorübergehend eine Rolle, aber in Spanien selbst war er von 1559—72 der allmächtige Minister. Er verdankte neben seiner persönlichen Jugendfreundschaft mit Philipp seinen Einfluß ganz besonders den intimen Beziehungen seiner Gemahlin Anna de Mendoza y Cerda, der Erbtochter des Herzogs von Francavilla, zum König. Die Fürstin von E. galt geradezu als die Mätresse Philipps II., und ihr ältester Sohn, der nachherige Herzog von Pastrana, wurde als Sohn des Königs angesehen. Tizian hat Philipp und die E. als Venus und Adonis gemalt. Auch nach dem Tode des Gemahls dauerte ihr Einfluß fort, bis ein Liebesverhältnis, das sie mit dem jungen Staatssekretär Antonio Perez anknüpfte, des Königs heftigste Eifersucht erregte (1579) und ihren Sturz herbeiführte. Die Zeitgenossen schildern sie als anmuthig, liebreizend und geistreich. Im »Don Carlos« Schillers ist von der historischen Eboli kaum ein Zug auf die dichterische Figur übergegangen.

Eboninseln, die südlichste Gruppe der Ralickinseln in der Südsee, unter 168° 45′ östl. L. v. Gr., besteht aus 11 auf einem großen Ringriff gelegenen flachen Koralleneilanden, unter denen die Insel Ebon das größte und bevölkertste ist. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 800, von denen ein Theil seit 1862 zum Christenthum bekehrt ist. Sie sind von schmächtigem Körperbau, dabei von dunklerer Hautfarbe als die übrigen Polynesier und den größten Theil des Jahrs abwesend, um sich auf den nördlichen Inseln ernähren zu lassen; denn die Vegetation der E. (Kokospalmen, Pandanus- und Brodfruchtbäume ꝛc.) gewährt ihnen nicht hinlängliche Nahrung. Auch an Trinkwasser fehlt es. Die Häuser der Eboner sind schlechte niedrige Hütten; dagegen wissen sie zweckmäßige, schnell segelnde Kähne zu fertigen und sind selbst die kühnsten Segler. Vgl. J. Kubary im »Journal des Museum Godeffroy«, Heft 1 (Hamb. 1873).

Ebonit, s. Kautschuk.

Eboräcum, Stadt im röm. Britannien, im Lande der Briganten; jetzt York (s. d.).

Ebrach, Name von drei auf dem Steigerwald entspringenden Flüssen in Oberfranken, von denen die Reiche E. nach 45 Kilom. langem Lauf unterhalb Herrndorf in die Regnitz mündet, während sich die Mittelebrach bei Burgebrach mit der Rauhen E. vereinigt und 2 Kilom. nördlich der Reichen E. in die Regnitz ergießt.

Ebrach (Klosterebrach, Eberach), Marktflecken im bayr. Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Bamberg II, an der Mittelebrach, mit einer schönen kathol. Kirche, Holzhandel und (1871) 889 Einw.; sonst eine berühmte Cistercienserabtei, die 1119—26 von Berno und Richvin von Eborau (Eborach) gestiftet und reich dotirt wurde und bis 1803 bestand. Gegenwärtig dient das Gebäude als Zucht- und Arbeitshaus. Unterhalb an der Mittelebrach der Flecken Burgebrach (s. d.).

Ebräer, Volk, s. v. w. Hebräer.

Ebranchiren (franz., spr. ebrangsch-), abästen, abkappen; Ebranchement (spr. ebrangschmäng), Ausästung.

Ebranliren (franz., spr. ebrangl-), erschüttern; Ebranlement (spr. ebrangl'mäng), Erschütterung.

Ebrard, Johannes Heinrich August, reform. Theolog und belletristischer Schriftsteller, geb. 18. Jan. 1818 in Erlangen aus einer 1699 aus Frankreich geflüchteten Familie, studirte 1835—39 in Erlangen und Berlin Theologie, habilitirte sich an ersterer Universität 1842 als Privatdocent der Theologie, wurde 1843 Repetent und folgte 1844 einem Ruf als Professor nach Zürich, von wo er 1847 als ordentlicher Professor der reformirten Theologie nach Erlangen zurückkehrte. Im Jahr 1853 ward er zum Konsistorialrath in Speyer ernannt. Als ein der positiv evangelischen Richtung angehöriger, in der Abendmahlslehre entschieden reformirter, die absolute Prädestination ebenso entschieden verwerfender Theolog hoffte er die in der Pfalz seit 1818 eingeführte Union befestigen und ausbauen zu können, gerieth aber dabei in harten Kampf mit einer Partei, welche auf konfessionalistische Trennung in specifisch lutherischem Sinn ausging. Es gelang ihm und seinen Kollegen endlich, die sogen. »Variata« als historischen Ausdruck des Unionsbekenntnisses anerkannt zu sehen; allein ein neues Gesangbuch, welches auf Wunsch der Generalsynode im Entwurf ausgearbeitet und von derselben mit wesentlichen Umarbeitungen genehmigt wurde, gab 1860 den Anstoß zu einer heftigen Opposition und Agitation, infolge deren sich E. veranlaßt sah, 1861 seine Stelle wieder aufzugeben und zum zweitenmal nach Erlangen zurückzukehren, wo er seitdem seine theologischen Vorlesungen fortsetzt. E. ist ein ungemein fruchtbarer, aber auch wenig in die Tiefe gehender Schriftsteller, der in zahlreichen Werken fast geradezu alle Zweige der systematischen, historischen, exegetischen und praktischen Theologie bearbeitet, außerdem eine Masse von polemischen Flugschriften, auch Predigten, kirchliche Zeitschriften ꝛc. herausgegeben hat. Von seinen apologetischen Bemühungen um die evangelische Geschichte sagt Karl Hase, er habe die letztere nicht als Geschichtsforscher, sondern als Advokat vertheidigt. Uebrigens hat das betreffende Werk, die »Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte« (Frankf. 1842, 3. Aufl. 1868), den Namen Ebrards wohl am bekanntesten gemacht. Von seinen übrigen Werken nennen wir: »Das Dogma vom heil. Abendmahl und seine Geschichte« (Frankf. 1845—46, 2 Bde.); »Christliche

Dogmatik« (Königsb. 1851—52, 2 Bde.; 2. Aufl. 1863); »Praktische Theologie« (das. 1856); »Kirchen- und Dogmengeschichte« (Erlang. 1865—67, 4 Bde.); »Die iro-schottische Missionskirche des 6.—8. Jahrh.« (Gütersl. 1873) und »Apologetik« (das. 1874). Außerdem hat er (meist unter dem Namen **Gottfried Flammberg**) eine Reihe belletristischer und poetischer Produktionen veröffentlicht, in denen er dem Volk eine von christlich-sittlichem Geist getragene gesunde Unterhaltungslektüre zu bieten bestrebt war. Hierher gehören die Erzählungen: »Kreuzeiche« (1862), »Kurt Werner« (Frankf. 1864), »Feilenhauer« (das. 1866), »Rose von Urach« (Stuttg. 1869), »Der goldene Becher« (das. 1871), »Der Vogelsteller von Eschlippthal« (das. 1871), »Vom treuen Kunrat« (das. 1872); die dramatischen Dichtungen: »Duplessis-Mornay« (Frankf. 1859), »Rudolf von der Pfalz« (das. 1860), »Hermann« (Erlang. 1861) und das unter dem Pseudonym **Christian Deutsch** erschienene Schauspiel »Stephan Klinger« (das. 1872). Auch einen Band Gedichte: »Ein Leben in Liedern« (Erlang. 1868, 2. Aufl. 1872), sowie eine poetische Uebertragung von Ossians »Fingal« mit Anhang: »Ueber Alter und Echtheit von Ossians Gedichten« (Leipz. 1868) gab E. heraus.

Ebrietät (lat.), Trunkenheit, Rausch; **Ebriosität**, Trunksucht, Völlerei.

Ebro (Ibērus), Fluß in Spanien, der Strom des iberischen Tieflandes, entspringt auf der Terrasse von Reynosa im Kantabrischen Gebirge, am Fuß eines einsamen Thurms (Torre di Fontibre) in der Provinz Santander, unfern der Pisergua, durchfurcht, nach O. sich wendend, als schnell fließender, heller und forellenreicher Gebirgsbach ein viele Meilen breites Hügelland und mehrere Bergketten, die Hochebenen von Altkastilien und Alava scheidend, und tritt, nachdem er die Engpässe von Horodaba und Montes Claros in Stromschnellen durchbrochen, bereits als ein stattlicher Fluß in sein oberes Bassin ein. Nachdem er dasselbe bis unterhalb Logroño in trägem Lauf durchschlängelt hat, wobei sich sein Wasser auf dem mergeligen Boden der Steppe von Navarra trübt und die charakteristische gelblich graue Farbe annimmt, durchbricht er, wieder in Stromschnellen rasch dahinbrausend, die Höhenkämme, welche sein oberes Becken gegen SO. abschließen. Nach dem Eintritt (oberhalb Tudela) in sein weites unteres Bassin, das dürre und wasserarme aragonische Steppengebiet, beginnt der Strom mit südöstlicher Hauptrichtung bald zahlreiche Stromschlingen zu bilden, besonders zwischen Saragossa und Mequinenza. Die Ufer sind trostlos; gezackte Hügelkämme von Kalk und Gips, nackte Bänke, an denen nicht selten Steinsalz zu Tage tritt, wechseln mit breiten Hochflächen, die von zahllosen Spalten (Barrancas) zerrissen sind. In der Mitte zwischen Saragossa und Mequinenza zwingen ihn die nördlichen Verzweigungen des nordvalencianischen Gebirges, sich direkt nach O. zu wenden, welche Richtung er bis Mequinenza beibehält, um hier plötzlich nach S. umzubiegen und den Wall des iberischen Küstengebirges in gewundenem Lauf und großentheils mit Stromschnellen zwischen steilen Wänden zu durchbrechen. Nach seinem Austritt aus dem Gebirge, oberhalb Tortosa, wird sein Lauf wieder ruhig, und breit dahinströmend schlängelt er sich in anmuthigen Windungen durch die schöne Huerta von Tortosa. Er mündet südöstlich von letzterer Stadt bei Amposta und bildet hier eine Art Delta, das sich als dürre Sandebene voller Lachen und Dünen über 15 Kilom. ins Meer hinaus erstreckt und vom E. in zwei Armen durchschnitten wird; den versandeten Hauptarm ersetzt von Apostam an der Kanal von San Carlos. Von der Quelle bis zur Mündung des E. zählt man 487 Kilom. direkte Entfernung; die Stromentwickelung beträgt etwa 675 Kilom., das Stromgebiet an 66,000 QKilom. Trotz dieser bedeutenden Länge ist der E. fast der schmälste und wasserärmste der fünf Hauptströme der Pyrenäischen Halbinsel; ein wirklich stromähnliches Ansehen erhält er erst unterhalb Tortosa, wo seine Breite an 700 Meter beträgt. Die Schiffahrt ist wegen der großen Verschiedenheit seines Gefälles, wegen der außerordentlichen Versandung, gegen welche jahrhundertelang nichts geschehen ist, endlich wegen der vielen Stromschnellen und Untiefen nur auf kurze Strecken möglich und auch da nicht ohne Gefahr, weshalb im obern Tiefland links der Kanal von Tauste und rechts der große aragonische oder Kaiserkanal (23 Meter breit, 3,3 Meter tief, fahrbar für Schiffe von 2000 Ctr. Last) mit dem Strom parallel laufen. Die Nebenflüsse haben meist Torrentencharakter und zeigen zum Theil während der Dürre des Sommers tief eingerissene, wasserleere Thalfurchen. Ihre Zahl beträgt etwa 50. Die wichtigsten sind links: Ega, Aragon, ein wilder, bei Jaca aus den Pyrenäen herabkommender Fluß, Arva, Gállego mit dem Rio Calderas, Segre (mit Cinca), der aus dem wildesten Theil der Mittelpyrenäen herabbraust; rechts: Omino, Rio del Cid, Alhama, Huecha, Jalon (mit Jiloca), der auf einem Aquädukt den Kaiserkanal überschreitet, ferner Huerva, Aguas (von der Serrania de Daroca), Guadalope (der bedeutendste) u. a. Innerhalb seines untern Bassins empfängt der E. eine große Anzahl kleiner Bäche mit salzigem Wasser, sogen. Salados.

Ebulliren (lat.), aufwallen; **Ebullition**, das Aufwallen; Ausschlag von Hitzblattern; ebullitio stomachi, Sodbrennen.

Ebur (lat., n.), Elfenbein; e. fossile, fossiles Elfenbein, Mammuthzähne; e. ustum, gebranntes Elfenbein und dessen Surrogat Beinschwarz; eburnĕus, elfenbeinern.

Eburonen, german. Volksstamm, der 55 v. Chr. über den Rhein ging und sich zwischen diesem und der Maas bei Tongern in sumpfiger und waldiger Gegend niederließ. Seine Hauptstadt war Aduatica, wahrscheinlich das heutige Tongern. Unter des Ambiorix Anführung vernichteten die E. 1½ Legionen Cäsars, welche in ihrem Gebiet in Winterquartieren lagen, wurden aber dafür von diesem gänzlich aufgerieben.

Écaille (franz., f., spr. ekaj), Schuppe; Schildkrötenschale zum Auslegen von Galanterie- und Bijouteriewaaren; daher **Ecaillemalerei**, Nachahmung von Schuppen u. dgl. auf Porzellan, Tapeten.

Écarté (das, franz. m.), Art Kartenspiel, von Zweien mit Piketkarten gespielt.

Eccard, Johann, Komponist, geb. 1553 zu Mühlhausen in Thüringen, erhielt den ersten Unterricht von Joachim von Burgk, war von 1571—74 zu München Orlando di Lasso's Schüler, stand 1578 in Diensten Jakob Fuggers zu Augsburg, ward dann als Vicekapellmeister nach Königsberg i. Pr. berufen, 1599 Kapellmeister daselbst, 1608 Kapellmeister in Berlin; starb 1611. Er lieferte zahlreiche Gesänge, die in »XX Cantiones sacrae Helmboldi« (Mühlh. 1574), »Newwe teutsche Lieder mit 4 und 5 Stimmen ganz lieblich zu singen« (das. 1578), »Crepundia sacra Helmboldi« (das. 1596, Erfurt

1608) zc. gesammelt erschienen, und gab »Preußische Festlieder« (Königsb. 1598) heraus. Seine volksthümlich gehaltenen, äußerst lieblichen Kompositionen werden nach dem Vorgang des Berliner Domchors noch jetzt in deutschen Gesangvereinen gesungen.

Ecce (lat., Interjektion), sieh! siehe da!

Ecce homo (lat.), Seht, welch' ein Mensch! nach Joh. 19, 5 Ausruf des Pilatus, als er den gegeißelten und mit der Dornenkrone gekrönten Jesus dem Volk vorstellte, um dessen Mitleid zu erregen; daher in der spätern Kunst Bezeichnung der Darstellung dieser Scene, und zwar entweder des mit dem Purpurmantel bekleideten Erlösers allein, oder in Begleitung von zwei Kriegsknechten, meistens in Halbfiguren. Verallgemeinert ist ein E. s. v. w. jemand, dessen Anblick Jammer erweckt.

Eccles (Ecclesia), anmuthig gelegene Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 7 Kilom. von Manchester, am Irwell, hat 5 Kirchen, ein Rathhaus, Eisen- und Kohlengruben und (1871) 6773 Einw.

Eccleshill, Marktstadt und früherer Bischofssitz in der engl. Grafschaft York (Westriding), hat Malzdörren, Gerbereien, Schuhfabriken, große Viehmärkte und (1871) 5622 Einw.

Ecclesia (griech.), Kirche; E. apostolica, apostolische Kirche; E. filialis, Tochterkirche; E. mater, Mutterkirche; E. militans, streitende Kirche; E. pressa, unterdrückte Kirche (so pflegt sich die römisch-katholische Kirche in Staaten zu nennen, wo sie in weltlichen Dingen an Staatsgesetze gebunden ist); E. regnans, herrschende; E. triumphans, triumphirende, d. i. vollendete Kirche des Jenseits; E. vagans, eine nicht eingepfarrte Kirchengemeinde; E. viduata, verwaiste Kirche.

Ecclesiastes (griech., lat. Concionator), Sprecher, Verkündiger, griech. Titel des Buches Prediger Salomo (hebr. Koheleth).

Ecclesiasticus (lat., griech.), jeder Geistliche, besonders jeder Weltgeistliche; in der Vulgata Titel des Buches Jesus Sirach.

Eccoptogaster, Splintkäfer.

Eccremocarpus *Ruiz et Pav.* (Schönranke, Schönrebe, Hängefrucht), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen, schöne, kletternde Pflanzen mit gegenständigen, vielfach getheilten, rankentragenden Blättern, röhrigen oder glockenförmigen Blüten in hängenden Trauben und einfächerigen Kapseln mit zahlreichen geflügelten Samen. E. scaber *Ruiz et Pav.* (Calampelis scabra *Don.*), aus Chile, mit vierkantigem, behaartem, 5—5,5 Meter emporsteigendem Stengel und schönen, rothen und gelbrothen, etwa 2,5 Centim. langen, bauchigen, am Rand verengerten Blüten in einfachen, vielblumigen Trauben, wird bei uns in Gärten und Gewächshäusern kultivirt.

Échafaud (franz., spr. eschafoh), Gerüst, insbesondere Blutgerüst, Schafott; Échafaudage, Gerüst, das man hinter Mauern anbringt, um über sie hinwegschießen zu können.

Echagüe, Don Rafael, span. General, geb. 13. Febr. 1815 zu San Sebastian in der Provinz Guipuzcoa aus einer Familie des baskischen Adels, wurde in dem 1833 ausbrechenden Bürgerkrieg zwischen den Karlisten und Christinos Kapitän und Adjutant des Generals O'Donnell, später Oberst eines Infanterieregiments. E., ursprünglich Christino, neigte sich allmählich der gemäßigten Partei (den Moderados) zu und verabredete schon 1851 mit O'Donnell und anderen Generälen, der beständigen Skandale am Hof und der Reaktionsversuche müde, einen Aufstand. Nachdem ein Aufstandsversuch im Februar 1854 mißlungen war, brach 28. Juni zu Madrid ein neuer aus. Oberst E. trat demselben mit seinem Regiment bei, mußte sich zwar anfangs mit O'Donnell nach Andalusien zurückziehen; doch schlugen sie 30. Juni die Regierungstruppen bei Vicalvaro. Ganz Spanien schloß sich nun dem Aufstand an, und derselbe endete mit Berufung des freisinnigen Ministeriums Espartero. Darauf zum General und unter dem Ministerium O'Donnell zum Generalmajor befördert, befehligte E. in dem Krieg mit Marokko die 1. Division, die, 19. Nov. 1859 in Ceuta landend, den Mauren die ersten Gefechte lieferte. Da widrige Winde die Verstärkung dieser Division verhinderten, hielt E. vom 22.—25. Nov. allein die stürmischen Angriffe der Feinde bei dem Dorf El Serallo aus, wofür ihn die Königin Isabella zum Generalleutnant ernannte. Auch in der Schlacht bei Tetuan im Januar 1860 zeichnete er sich aus. Unter dem Ministerium Gonzalez Bravo wurde E. nebst Serrano, Dulce und anderen liberalen Generälen 7. Juli 1868 verhaftet und internirt. In den Jahren 1873 und 1874 übernahm er mehrmals ein Kommando gegen die Karlisten.

Échalassiren (franz., spr. escha-), mit (Reb-) Pfählen versehen, anpfählen.

Echallens (spr. eschallang; deutsch Tscherliz), Gemeinde im schweizer. Kanton Waadt, mit (1870) 1079 Einw., im Gros de Vaud, eine der drei waadtländischen Parcellen (s. Orbe und Granson), welche, während das übrige Waadtland den Bernern gehörte, als gemeine Herrschaft der alten Eidgenossenschaft regiert und 1798 dem neu geschaffenen Kanton Waadt einverleibt wurden.

Échalotte (franz., spr. escha-), Schalotte, s. Lauch.

Échampiren (franz., spr. eschangp-), in der Malerei Figuren durch Licht und Schatten aus dem Grund hervorheben.

Échancrure (franz., f., spr. eschangkrühr), bogenförmiger, geschweifter Ausschnitt, besonders Einschnitt in die Brustwehr des gedeckten Wegs, z. B. bei Traversen, die, um die ganze Breite des gedeckten Wegs zu decken, bis in die E. hineinreichen, in der man außerdem noch um die Traverse herumgehen kann; echancriren, bogenförmig, geschweift ausschneiden.

Échange (franz., m., spr. eschängsch), Tausch, Wechsel; echangiren, auswechseln, tauschen.

Échanson (franz., spr. eschangssong), Mundschenk; grand é., Obermundschenk; é. de l'Empire, Erzmundschenk (im ehemaligen Deutschen Reich).

Échantillon (franz., m., spr. eschangtijong), Probe, Muster.

Échappade (franz., m., spr. eschapad), durch Ausgleiten des Grabstichels veranlaßter Fehler; überhaupt Flüchtigkeitsfehler, Versehen; Échappatoire, Ausflucht.

Échappiren (franz., spr. eschapp-), entwischen, entkommen, ausreißen; Échappement (spr. eschapp'mang), das Entweichen, Ausreißen; in der Technik s. v. w. Hemmung (s. Uhr).

Écharpe (franz., f., spr. escharp), Schärpe, Feldbinde; schmaler Florshawl; in der Fechtkunst Querhieb; en é., in schräger, schiefer Richtung; echarpiren, in schräger Richtung angreifen, beschießen.

Echauffiren (franz., spr. eschof-), erhitzen, aufbringen, in Zorn versetzen; Echauffement (spr. eschof'mang), Erhitzung.

Échéance (franz., spr. eschéangs), Verfallzeit eines Wechsels.

Échec (franz., spr. eschéck), Schach, Schachspiel; en é. halten, jemanden, z. B. ein feindliches Korps, so beschäftigen, daß es im entscheidenden Augenblick nicht thätig sein kann; einen E. erleiden, eine Schlappe, Niederlage erleiden.

Échelle (franz., spr. eschell), Leiter, Tonleiter; der eingetheilte, das Verhältnis zur wirklichen Größe anzeigende Maßstab bei Kartenzeichnungen ꝛc.; Handels-, Stapelplatz, namentlich in der Levante.

Échelles, Les (spr. lä-seschell), Flecken im franz. Departement Savoyen, Arrondissement Chambery, vom Guiers durchflossen, in einem tiefen Thalkessel an der Hauptstraße von Lyon nach Chambery gelegen, mit (1872) 736 Einw. Der Name des Orts (»Leiter«) rührt von der schwierigen Passage über Schluchten und Felsmauern her, die ehemals nur mittels Leitern zu bewerkstelligen war. Herzog Emanuel II. von Savoyen ließ 1670 eine prächtige Straße in den Felsen sprengen, die aber außer Gebrauch kam, seitdem das Napoleonische Riesenwerk, ein 8 Meter hoher und ebenso breiter Tunnel, La Grotte genannt, welcher den Felsen in einer Länge von 308 Meter durchläuft, eine bequemere Passage bietet.

Échelon (franz., spr. esch'löng), Stufe, Leiter, Staffel. In der Taktik eine besondere Art von Gefechtsformation, bei welcher die einzelnen Theile einer gebrochenen Front, in bestimmten Entfernungen hintereinander stehend, einander bedordiren, d. h. überragen. Diese Formation heißt: en échelons und kann von der Mitte, von einem Flügel und von beiden Flügeln zugleich aus gebildet werden. Die Stärke des einzelnen E. ist sehr verschieden; sie kann eine Kompagnie, ein Bataillon bis zu einem ganzen Armeekorps betragen. Eine jede Waffengattung kann diese Formation annehmen. Sie gewährt den Vortheil, daß die Streitmacht in allmählicher Zunahme der Kraft und unter gegenseitiger Unterstützung angreifen kann, während der gewählte Angriffspunkt dem Feinde länger verborgen bleibt. Zugleich ist sie oft die beste Formation, um einem Feind entgegenzugehen, dessen Stellung unbekannt ist, weil hier niemals alles auf einmal engagirt wird, sondern immer noch frische Kräfte bleiben und jeden Augenblick eine Schwenkung vorgenommen werden kann. Ein großartiges Beispiel für den Angriff en échelons ist die Schlacht von Gravelotte 18. Aug. 1870, wo die deutsche Armee den Feind in unbekannter Stellung aufsuchte und allmählich rechts schwenkte. Fast regelmäßig geschehen die Attaken der Kavallerie en échelons, aber auch Infanterie und Artillerie benutzen diese Formation häufig. Schon in alten Zeiten ward sie angewandt. Epaminondas siegte mit ihr bei Leuktra und Mantinea; in ihr bestand auch im wesentlichen die berühmte schiefe Schlachtordnung Friedrichs d. Gr. Echelonniren, staffelweise aufstellen, so vorrücken.

Echeverria, Don Estéban, einer der namhaftesten Dichter des span. Amerika, geb. 1809 in Buenos-Ayres, begab sich, nachdem er schon in seinem 20. Jahr einen Band Gedichte herausgegeben, nach Frankreich und begeisterte sich hier besonders für Lamartine's und Byrons Poesien. Nach Amerika zurückgekehrt, veröffentlichte er das größere Gedicht »Elvira ó la novia del Plata« (1830), das aber als zu wild-phantastisch keinen Anklang fand. Seine kleineren Gedichte, »Consuelos« (1834), sowie das Gedicht »Cautiva« (1837), das nennenswertheste unter den Produkten seiner ersten Periode, treffliche Schilderungen der argentinischen Pampas und ihrer Bewohner enthaltend, und »Guitarra« (1842) zeugen von Echeverria's dichterischer Begabung. Er starb, unter Rosa's Gewaltherrschaft verbannt, 1851 zu Montevideo. In der Verbannung schrieb er »La insurreccion del Sud« (Montev. 1849).

Echidna, bei den Griechen ein mythisches Ungeheuer, das, halb Schlange, halb Jungfrau, in dem noch jetzt an vulkanischen Spuren reichen südlichen Kleinasien (Kilikien) oder auf einer der Pithyusen hauste und alle an seiner Höhle Vorbeikommenden verschlang. Durch Typhaon ward E. die Mutter des Kerberos, der lernäischen Schlange, der Chimära ꝛc. Argos-Panoptes überfiel sie im Schlaf und tödtete sie.

Echinäden (auch Oxiae Insulae), im Alterthum Name einer Gruppe kleiner Inseln im Jonischen Meer, an der Küste von Akarnanien; noch heute Oxiäs (oder Kurzolari) genannt. Die größte derselben war Doulichion (Doliche). Ihre Zahl hat sich übrigens im Lauf der Zeiten vermindert, da sie mehr und mehr durch den Schlamm des hier mündenden Acheloos (jetzt Aspropotamo) mit dem Festland verbunden werden. Hier 1571 Sieg des Andreas Doria über die Türken.

Echiniten, versteinerte Seeigel (s. d.).

Echinocactus *Salm.* (Igelkaktus), Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, blattlose Gewächse, welche nur aus einem fleischigen Stamm bestehen und entweder kugelig, an der Spitze leicht abgeplattet, oder länglich, cylindrisch geformt sind und eine bedeutendere Höhe jedenfalls erst im Alter erreichen. Immer sind sie entweder mehr oder weniger stark gerippt, oder mit höckerigen Erhöhungen bedeckt, fast alle auch mit starken Stacheln versehen, welche in kleinen Gruppen auf wolligen Kissen die Rippen oder die Spitzen der Höcker bedecken. Die großen, schönen Blüten entspringen meist am obern Theil, bisweilen aus der mit bräunlicher Wolle bedeckten Spitze der Pflanze. Die Frucht ist meist stachelig oder schuppig und mit den verwelkten Resten der Blüte gekrönt. Viele Arten aus Mexiko und Südamerika werden bei uns als Zierpflanzen kultivirt. E. Visnaga *hort. angl.*, aus San Luis de Potosi, hat 40—50 scharfe Rippen und ist so dicht mit Stacheln besetzt, daß man die Zahl derselben an einem großen Exemplar auf 51,000 schätzte. Die Mexikaner benutzen sie als Zahnstocher. Die Blüten sind leuchtend gelb. Bei uns erreicht die Pflanze eine Höhe von 2,8 Meter und 94 Centim. Durchmesser.

Echinococcus, s. Bandwürmer.

Echinodermăta, s. v. w. Stachelhäuter.

Echinoidĕa, s. Seeigel.

Echīnops *L.* (Kugeldistel), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, große Kräuter und Stauden in Europa, Nordafrika und Westasien mit fiederspaltigen, dornigen Blättern und großen, endständigen Blütenköpfen, welche vor dem Aufblühen von Dornen starren. E. sphaerocephalus *L.*, mit 2 Meter hohem Stengel, halbgefiederten, oberseits von kurzen klebrigen Härchen flaumigen, unterseits wollig-filzigen Blättern und großen, weißlichen Blütenköpfen, im südlichen Europa, selten in Mitteldeutschland, wird als Zierpflanze kultivirt; ebenso E. banaticus *Roch.*, im Banat; E. dahuricus *Fisch.*, in der Mongolei, am Baikalsee; E. exaltatus *Schrad.*, daselbst; E. Ritro *L.*, im südlichen Europa,

alle mit heller oder dunkler blauen Blütenköpfen. E. banaticus wurde oft als Futterpflanze empfohlen.

Echinorhynchus, s. v. w. Kratzer oder Hakenwurm.

Echinostachys *Brongn.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Typhaceen (s. d.).

Echīnus (griech.), Igel, Seeigel; in der griech. Baukunst das geschweifte, den Abakus (c) tragende Glied (ab) der dorischen Kapitäle (s. Fig.).

ab Echinus.

Échiquier (franz., spr. eschikjeh), Schachbret; in einigen Ländern früher Name für höhere Gerichtshöfe (besonders in der Normandie), vielleicht dadurch veranlaßt, daß in größeren Gerichtslokalen manche Dinge, Fußböden, Teppiche ꝛc., schachbretartig waren (vgl. Exchequer); im Kriegswesen Schlachtordnung, bei welcher die Truppenkörper des hintern Treffens die Zwischenräume des vordern Treffens decken. Dies war die Formation, in welcher die Römer stets ihr Heer aufstellten, und zwar standen die Hastaten im ersten, die Principes im zweiten und die Triarier im dritten Treffen. Die Formation soll die Möglichkeit geben, beim Vorrücken frische Truppen durch die Intervalle der Gefechtslinie vorzuführen und diese abzulösen oder zu verstärken sowie beim Zurückgehen die geschlagenen Truppen durch die Intervalle des rückwärts stehenden Treffens hindurchzulassen, ohne daß dieses in Unordnung kommt, so daß dann dem Feind eine frische Front gegenüber steht.

Echītes *Ok.* (Klammerstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, tropische, Milchsaft führende, kletternde oder windende Sträucher, seltener Bäume, von deren zahlreichen Arten folgende zu bemerken sind: E. suberecta *Jacq.* (Savannen- oder Aurorablume), ein 2—3 Meter hoher Strauch in Jamaica mit sehr giftigem Milchsaft, wird für die Stammpflanze des fürchterlichen Wooraragifts gehalten; E. pubescens *Buchan.*, ein kleiner Baum in Ostindien, dessen bittere und scharf schmeckende Rinde in der Heimat allgemein innerlich gegen Durchfälle und Ruhren sowie äußerlich gegen Gicht in Gebrauch ist und als Cortex antidysentericus auch mitunter nach Europa kam; E. nutans *Sims.* (Haemadictyon venosum *Lindl.*), aus Westindien, mit prachtvollen rosenrothen Blattnerven, wird bei uns in Warmhäusern kultivirt.

Echitonium *Ung.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen (s. d.).

Echium *L.* (Natterkopf), Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen, Sommergewächse oder ausdauernde Sträucher und Kräuter, hauptsächlich in Mittel- und Südeuropa, auch in Kleinasien und Nordafrika, meist auf trockenen Plätzen, worunter die bekannteste Art E. vulgare *L.* (blauer Heinrich), mit 1 Meter hohem, aufrechtem, höckerig steifborstigem Stengel, lineal-lanzettlichen, steifhaarigen Blättern und himmelblauen, in einfachen, zurückgebogenen, eine lange Traube bildenden Aehrchen vereinigten Blüten, früher in der Wurzel und dem Kraut, auch in dem Samen ein schleimiges, kühlendes und erweichendes, jetzt obsoletes Arzneimittel lieferte. Mehrere andere Arten, wie E. candicans *L.*, auf Madeira, Strauch mit hellblauen Blüten, E. creticum *L.*, Sommergewächs in der Levante, mit dunkelrothen Blüten, E. fastuosum *Jacq.*, Strauch auf den Kanarischen Inseln, mit blauen Blüten, E. giganteum *L.*, Strauch auf Teneriffa, 2—2,5 Meter hoch, mit blaßblauen bis weißen Blüten, finden sich als Zierpflanzen in deutschen Gärten und Glashäusern.

Echo (griech., n., Widerhall), die Zurückwerfung des Schalls von einer Mauer, Felswand u. dgl. Wie die Lichtstrahlen von einer Spiegelfläche, so werden auch die Schallwellen, und zwar im allgemeinen nach denselben Gesetzen, reflektirt. Errichtet man in dem Punkt, wo eine Wand von einer Schallwelle (s. Schall) nicht in senkrechter Richtung getroffen wird, eine senkrechte Linie, das sogen. Einfallsloth, so bildet dieselbe mit der Richtungslinie des Schalls einen Winkel, welcher Einfallswinkel genannt wird. Die Zurückwerfung der Schallwellen geht nun stets so vor sich, daß ihre Richtungslinie mit dem Einfallsloth einen Winkel bildet, welcher dem Einfallswinkel gleich ist. Befindet sich also ein Beobachter in der Richtungslinie der reflektirten Schallwellen, so hört er den Schall ganz ebenso, als ob er direkt von der Wand her käme. Alle Schallwellen, welche in senkrechter Richtung auf eine Wand treffen, gelangen natürlich auf ihrem Rückweg wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Mit dem Namen E. pflegt man nun insbesondere jede Schallreflexion zu bezeichnen, wobei der Schall an seinem Ausgangspunkt von neuem vernommen wird. Soll also ein E. entstehen, so muß vor allem eine den Schall zurückwerfende Wand vorhanden sein, und zwar muß der Punkt, wo das E. vernehmbar werden soll, der Wand gerade senkrecht gegenüber liegen. Läßt sich von jenem Punkt aus keine senkrechte Linie auf die Wand ziehen, so wird der Schall zwar auch reflektirt werden, aber nicht in der Richtung, in welcher er die Wand getroffen, sondern in einer andern, so daß er also an seinem Ausgangspunkt nicht von neuem vernommen werden kann. Eine andere Bedingung zur Entstehung eines Echo's ist die, daß die zurückwerfende Wand dem Ausgangspunkte des Schalls weder zu nahe liege, noch zu weit von ihr entfernt sei. Da nämlich der Schall in einer Sekunde 326,4 Meter zurücklegt, so würde z. B. ein Ton, der in einer Entfernung von 163,2 Meter von der reflektirenden Wand entsteht, eine halbe Sekunde brauchen, um zur Wand zu gelangen, und abermals eine halbe Sekunde, um wieder zu dem Ausgangspunkt zurückzukehren, weshalb er hier erst nach Ablauf einer Sekunde zum zweitenmal vernehmbar wird. Ist dann aber die Reihe der ausgesandten Töne noch nicht beendet, so vermischt sich der Widerhall mit dem direkten Schall, und das E. wiederholt nur die letzten Töne. Echo's, welche eine, zwei, drei und mehr Silben deutlich unterscheidbar reflektiren, nennt man ein-, zwei-, drei- ꝛc. silbige. Um eine Silbe auszusprechen, braucht man mindestens 1/5 Sekunde, für ein einsilbiges E. ist also eine Entfernung der reflektirenden Fläche von mindestens 31 Meter nöthig. Ist die Fläche näher, so erscheint die gesprochene Silbe verlängert, weil sich der Widerhall theilweise mit dem Schall vermischt; ist sie weiter entfernt, so entsteht eine Pause zwischen dem Wort und dem E. desselben. Für ein zweisilbiges E. muß die Entfernung der reflektirenden Fläche mindestens 62, für ein dreisilbiges 94 Meter sein ꝛc. Uebrigens ist zur Entstehung eines Echo's nicht gerade immer eine harte Wand nöthig, wiewohl eine solche den Schall allerdings am besten reflektirt,

sondern es genügen hierzu auch andere Flächen, wie die Umgrenzungsfläche eines dichten Waldes, selbst einer kompakten Wolkenmasse. Sind mehrere reflektirende Wände in verschiedenen Entfernungen vorhanden, so entsteht ein **mehrfaches** E. Wird in dem Mittelpunkt eines kugelförmigen Raums von entsprechender Weite ein Schall erzeugt, so werden sich die Richtungen der reflektirten Schallwellen sämmtlich in dem Mittelpunkt kreuzen. Wird dagegen in dem einen Brennpunkt einer Ellipse ein Schall erzeugt, so treffen die reflektirten Schallwellen sämmtlich in dem andern Brennpunkt zusammen, und man wird daher das an dem erstern Brennpunkt leise Gesprochene an dem andern vernehmen, während im ganzen übrigen Raum nichts vernommen wird. Ein derartiges E. findet sich z. B. im sogen. Karyatidensaal des Louvre in Paris, dessen Decke der Länge des Saals nach cylindrisch gewölbt ist. Gegen beide Enden des Saals hin stehen auf dem Fußboden zwei Vasen. Spricht man nun in eine derselben leise, so kann eine andere Person, welche in die andere Vase hineinhorcht, die Worte vernehmen, als kämen sie aus der zweiten Vase selbst heraus. Der Schall wird nämlich von der ersten Vase schräg aufwärts nach der Decke des Saals geworfen, und alle diejenigen Schallwellen, welche letztere in der Mitte ihrer Längenausdehnung treffen, gelangen durch Zurückwerfung in die zweite Vase und werden hier ebenfalls reflektirt. Echo's von 10—12maliger Wiederholung sind nicht selten. Eins der merkwürdigsten ist das zwischen den Flügeln der Villa Simonetta bei Mailand, welches ein Wort 24—30mal, ja bei gehöriger Stärke des Schalls 56mal wiederholt. Das E. am Lurleyfelsen am Rhein läßt einen Pistolenschuß bei günstiger Luft 17—20mal mit den merkwürdigsten Veränderungen seiner Stärke vernehmen. Schöne Echo's sind ferner in den Adersbacher Felsen, bei der Bastei in der Sächsischen Schweiz u. a. O. Säle für rhetorische oder musikalische Aufführungen müssen stets so gekrümmte oder wenigstens gegen einander geneigte Wände haben, daß die von der Rednerbühne oder dem Orchester ausgehenden Schallwellen nach dem Zuhörerraum zurückgeworfen werden. In der Musik nennt man Echo's solche Tonstücke, in welchen hin und wieder kurze Tonfolgen von demselben oder einem andern Instrument leise, echoähnlich, wiederholt werden.

Echo (»Widerhall«), in der griech. Mythe eine böotische Nymphe, wußte Hera, welche ihren Gatten bei den Nymphen zu überraschen gedachte, durch Geplauder so lange aufzuhalten, bis sich jene entfernt hatten, und ward dafür von der Göttin damit bestraft, daß sie fortan weder zuerst zu reden, noch, wenn ein anderer sprach, zu schweigen, aber immer nur die letzten Wortsilben zu sprechen vermochte. Einsam in Wäldern lebend, soll sie aus unerwiderter Liebe zu Narkissos (s. d.) so dahin geschwunden sein, daß nur die Stimme von ihr übrig blieb.

Echo City (spr. eko ssitti), Eisenbahnstation der Union Pacific-Bahn in Nordamerika, am Weberfluß, im Territorium Utah, 1652 Meter ü. M. Dabei der an Naturschönheiten reiche, tief in die begrenzende Hochfläche eingeschnittene Echo Cañon, mit dem »Hanging Rock«, an dessen Fuß Brigham Young den »Gläubigen« bei ihrer Ankunft in »Zion« zuerst gepredigt haben soll.

Echomēter (griech.), Schallmesser; Echometrie, Schallmessung.

Echonisch (echoisch), widerhallend.

Echoskōp (griech.), s. v. w. Stethoskop.

Echsen (Saurii), s. Eidechsen.

Echter, Michael, Historienmaler, geb. 5. März 1812 in München, trat mit 14 Jahren in die Vorschule der Münchener Akademie ein, dann in diese selbst über und ward der Schüler von G. Heß, Ch. Zimmermann, Schnorr und Ollivier. Im Jahr 1835 malte er ein Altarbild für die Dorfkirche zu Oberhaching bei München und einige Zeit später ein solches für die Kapelle auf dem Schloßberg bei Rosenheim, das ihn mit Kaulbach in Verkehr brachte. Schnorr zog E. zu seinen Wandgemälden im Königsbau bei, und Klenze vermittelte Aufträge für Kronstadt und Pulkowa. 1847 begleitete E. Kaulbach nach Berlin, um ihn bei Ausführung der Gemälde im Neuen Museum zu unterstützen. Am berühmten »Klecksbuch« im Berliner Kupferstichkabinet hat E. großen Antheil. 1860 vollendete er für das Maximilianeum in München die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld 955, dann in den folgenden Jahren den Vertrag von Pavia an der Außenseite des Maximilianeums und Friedrich Rothbarts Vermählung mit Beatrix von Burgund sowie das Begräbnis Walters von der Vogelweide im Bayrischen Nationalmuseum zu München, 1865 für Herrn v. Kramer-Klett in Nürnberg die vier Elemente. Zu seinen bedeutendsten Schöpfungen gehören die geistvollen Kompositionen: Telegraphie und Eisenbahnverkehr, in der Einsteighalle des Münchener Hauptbahnhofs, dessen Durchfahrten er 1861 mit Fresken geschmückt hatte, welche die Verbindung der Völker durch den modernen Verkehr darstellen. Im sogen. Theatinergang der Residenz in München malte E. 30 Wandbilder aus der Sage vom Nibelungenring, auch fertigte er zahlreiche Aquarellen für König Ludwig nach Wagner'schen Opern. Im Haus des Civilingenieurs Beeck in Augsburg sieht man »die Kunst« und »die Technik«, nach Echters Kartons in Sgraffito ausgeführt. 1868 wurde er Professor an der königlichen Kunstgewerbschule zu München.

Echtermeyer, Ernst Theodor, deutscher Schriftsteller und Kritiker, geb. 1805 in Liebenwerda, studirte zu Halle die Rechte, ging aber in Berlin zur Philosophie und Geschichte, namentlich Aesthetik und Literaturgeschichte, über, ward darauf Lehrer am Gymnasium zu Zeitz und 1831 Oberlehrer am Pädagogium zu Halle und siedelte Ostern 1841 nach Dresden über, wo er 1844 starb. Er gründete mit A. Ruge die »Halle'schen Jahrbücher«, von deren Redaktion er sich aber in Dresden zurückzog, und den »Deutschen Musenalmanach« (1840). Mit Moritz Seyffert schrieb er »Anthologie aus neueren lateinischen Dichtern« (Halle 1834—35, 2 Thle.) und »Carmina aliquot Goethii et Schilleri latine reddita« (das. 1833), mit L. Henschel und K. Simrock: »Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen« (Berl. 1831, 3 Bde.; 2. von Simrock allein bearbeitete Auflage, Bonn 1870, 2 Bde.). Großen Beifall fand seine »Mustersammlung deutscher Dichter« (Halle 1837; 20. Aufl., herausgeg. von Masius, 1874).

Echternach (Echtern), Stadt im Großherzogthum Luxemburg, rechts an der Sauer (Sure), 4 Stunden von Trier gelegen, hat ein Progymnasium, Fabriken für Fayence, Wollzeug und Damast und (1868) 4026 Einw. Sein Entstehen wie seinen Ruf verdankt E. der berühmten Benediktinerabtei, welche 698 vom heil. Willibrord (s. d.) gestiftet, 1794 von den Franzosen aufgehoben wurde. Das Grab des heiligen Stifters ist noch jetzt das Ziel zahlreicher

Wallfahrten und wird besonders zu Pfingsten sehr besucht, wo infolge eines Gelübdes für das Aufhören der Tanzkrankheit, welche um 1374 die Niederlande und das Rheinland heimsuchte, zu Ehren des Heiligen die sogen. »Springprocession« oder »Procession der springenden Heiligen« stattfindet. Am Pfingstdienstag morgens versammeln sich nämlich die Pilger, deren Zahl oft bis zu 10,000 steigt, an einem Kreuz jenseit der Sauerbrücke, wo eine kurze Predigt im Freien gehalten wird, und beginnen dann, während der Klerus mit den Sängern langsam voranschreitet und die St. Willibrordus-Litanei anstimmt, nach den Klängen einer rauschenden Musik, die sich in dem Zug vertheilt, den »Willibrordustanz«, indem sie immer fünf Schritte vor und zwei zurück oder drei Schritte vor- und einen rückwärts springen. In Reihen von drei bis sechs Personen, die sich an den Händen fassen, ziehen Jünglinge und Männer, Mädchen und Frauen ohne Rast und Ruhe springend über die Brücke und durch die Straßen bis zur Pfarrkirche und aus dieser auf den Kirchhof, wo die seltsame Procession nach zweistündiger Dauer ihr Ende erreicht. Vgl. Sax, Beiträge zur Geschichte der Abtei E. (Luxemb. 1874); Krier, Die Springprocession (das. 1871).

Echtlosigkeit (vom altdeutschen Echt, d. i. Gesetz), der Zustand völliger Rechtlosigkeit, welcher für den Geächteten eine Folge der Aberacht oder Oberacht war; s. Acht. Zuweilen wird E. auch als gleichbedeutend mit Anrüchigkeit (s. d.) gebraucht.

Ecija, Stadt in der span. Provinz Sevilla, auf zwei felsigen Anhöhen links am Jenil, über den eine lange Steinbrücke führt, und an der andalusischen Heerstraße, sehr unregelmäßig gebaut, hat stattliche Gebäude, 6 Pfarrkirchen, 5 Kapellen, 7 ehemalige Nonnen- und 13 Mönchsklöster, 2 Spitäler, eine Kaserne, ein Findelhaus, ein sehr hübsches Theater, einen schönen, großen, von Säulengängen umgebenen Marktplatz, eine prächtige Promenade am Jenil und ungefähr 25,000 (mit der Vega über 30,000) Einw., welche Tuch-, Etamine-, Flanell-, Leinen- und Seidenwaarenwebereien betreiben und viel Oel bereiten. Die Stadt (das keltiberische Astigis, als römische Kolonie Augusta firma in Baetica) ist uralt und gilt für den heißesten Ort Spaniens, daher El sarten de España (»Bratpfanne von Spanien«) genannt. In der Nähe sind Salinen.

Eck, Johann Mayer von, einer der heftigsten Gegner der Reformation, geb. 13. Nov. 1486 in Eck in Schwaben, bezog schon in seinem 12. Jahr die Universität Heidelberg, wo er sich mit der Philosophie und den alten Sprachen beschäftigte, studirte sodann in Tübingen Theologie und Philosophie, seit 1502 zu Freiburg i. Br. Rechte und Mathematik. Im Jahr 1508 zum Priester geweiht und im folgenden Jahr zum Doktor der Theologie ernannt, erhielt E. 1510 einen Ruf als Professor der Theologie an die Universität Ingolstadt, ward 1511 Rektor und 1512 Prokanzler derselben und erwarb sich durch seine scholastische Gelehrsamkeit, hauptsächlich aber durch seine Disputirfertigkeit einen ausgebreiteten Ruf. Im Vertrauen darauf trat E. 1518 gegen Luthers Thesen mit seinen angeblich nur privatim auf Verlangen des Bischofs von Eichstädt verfaßten »Obelisci« auf. Hierüber in einen Streit mit Karlstadt, dann auch mit Luther verwickelt, vertheidigte er auf der Disputation zu Leipzig vom 24. Juni bis 16. Juli 1519 seine Sätze und errang namentlich in dem Streit über die Lehre vom freien Willen gewisse Erfolge. Er schrieb hierauf sein Hauptwerk, »De primatu Petri« (Par. 1521), legte dasselbe im Frühjahr 1520 in Rom dem Papst vor und veranlaßte hier auch die im Juni erfolgende Bannbulle gegen Luther, die er selbst als päpstlicher Nuntius nach Deutschland brachte. Sein ganzes Leben blieb von nun an der Bekämpfung der Reformation gewidmet. Er reiste in diesem Interesse noch zweimal nach Rom, nahm 1524 an dem Konvent zu Regensburg theil, bereiste 1525 Holland und England und suchte 1526 in der Schweiz durch das Religionsgespräch zu Baden als Gegner des Oekolampadius die Reformation zu hindern. Auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 half er zur Widerlegung der Augsburger Konfession die Konfutation abfassen. Er that hier gegen den Herzog Wilhelm von Bayern die merkwürdige Aeußerung: »mit den Kirchenvätern getraue er sich wohl die Augsburgische Konfession zu widerlegen, nicht aber mit der Schrift«. Im Jahr 1537 erschien seine deutsche Uebersetzung der Bibel, doch ist das Neue Testament von Emser übersetzt. Nachdem er noch 1540 und 1541 dem zu Worms angefangenen und zu Regensburg fortgesetzten Religionsgespräch beigewohnt hatte, starb er zu Ingolstadt 10. Febr. 1543. Eine Sammlung seiner theologischen Streitschriften hat er selbst veranstaltet unter dem Titel: »Operum Jo. Eckii contra Lutherum Tom. I—IV« (Augsb. 1530—35). Vgl. Wiedemann, Dr. J. E. (Regensb. 1865), und Albert, in der »Zeitschrift für historische Theologie« (Gotha 1873, auch separat).

Eckardt, 1) Ludwig, deutsch-österreich. Dichter und Schriftsteller, geb. 26. Mai 1827 zu Wien, studirte in seiner Vaterstadt und trat bereits als 19jähriger Jüngling mit einem der Frithjofssage verwandten Drama, »Thron und Hütte« (Wien 1846), in die Literatur. An der Wiener Oktoberrevolution von 1848 betheiligt, mußte er flüchtig werden, hielt sich in der Schweiz auf, habilitirte sich als Docent der Literatur und Aesthetik an der Universität Bern, ward dann als Professor an die Kantonsschule zu Luzern berufen, wo jedoch die Ultramontanen seine Entlassung zu bewirken wußten, ging 1862, von Roggenbach berufen, als Hofbibliothekar nach Karlsruhe und redigirte einige Jahre später eine demokratische Mannheimer Zeitung. Seit 1867 besuchte er eine große Zahl von deutschen Städten und hielt Wandervorträge über historische und literarische Themata; seinen Wohnsitz nahm er dann wieder in seiner Vaterstadt Wien. Er starb 1. Febr. 1872 in Tetschen, wo er eben mehrere Vorträge gehalten hatte. Als Dichter veröffentlichte E. die rhetorischen Dramen »Sokrates« (Jena 1858), »Friedrich Schiller« (das. 1859), »Palm« (das. 1860), »Weltbürger und Patriot« (das. 1862), »Josefine« (Mannh. 1868); ferner »Novellen« (das. 1867), »Nikolaus Manuel, ein Roman aus der schweizerischen Revolutionszeit« (Jena 1862). Von seinen ästhetischen Versuchen und Abhandlungen fanden die »Anleitung, dichterische Meisterwerke zu lesen« (2. Aufl., Leipz. 1867) und die Erläuterungen zu Schillers »Räubern«, »Fiesko«, »Kabale und Liebe« (in Düntzers »Erläuterungen zu den deutschen Klassikern«) den meisten Beifall. Auch schrieb er eine »Vorschule der Aesthetik« (Karlsr. 1864—65, 2 Bde.). Seine »Wandervorträge« erschienen gesammelt Stuttgart 1867. Vgl. Y. v. Arnold, L. E. (Leipz. 1867).

2) Julius, Publicist der Gegenwart, geb. August 1836 zu Wolmar in Livland, studirte 1855—60

in Petersburg, Dorpat und Berlin Jurisprudenz und Geschichte. Mit einer Tochter des bekannten Leipziger Konzertmeisters Ferd. David verheirathet, übernahm er im Herbst 1860 die Stellung eines (juristischen) Sekretärs bei dem livländischen evangelisch-lutherischen Konsistorium in Riga. In dieser Stellung mit den Regierungsplänen zur Russifikation der Ostseeprovinzen und Schädigung der livländischen Landeskirche vielfach in Beziehung gebracht, nahm er an den Bestrebungen der liberalen baltischen Landespartei lebhaften Antheil, indem er zuerst für die »Baltische Monatsschrift«, dann 1861—1867 für die von ihm und J. Bärens herausgegebene »Riga'sche Zeitung« publicistisch thätig war und einerseits Reform der livländischen Verfassung, andererseits engen Aneinanderschluß der drei Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland anstrebte. Die baltischen agrarischen wie die Verfassungsreformen der sechziger Jahre wurden in der »Riga'schen Zeitung« ebenso entschieden vertreten, wie die russifikatorischen Tendenzen des Nationalrussenthums bekämpft. Durch den zunehmenden Censurdruck gehemmt, gab E. 1867 seine livländische Stellung auf, um nach Leipzig überzusiedeln, wo er drei Jahre lang mit G. Freytag die »Grenzboten« redigirte und zahlreiche politische und historische Arbeiten über russische und baltische Zustände veröffentlichte. Im Jahr 1870 siedelte er als Redakteur des »Hamburger Korrespondenten« und der »Hamburger Börsenhalle« nach Hamburg über, wo er im Frühjahr 1874 zum Senatssekretär gewählt wurde. E. zählt zu den eifrigsten Vorkämpfern der sogen. Kathedersocialistenpartei und des Vereins für Socialpolitik, dessen Schriftführer er 1874 war. Von ihm sind erschienen: »York und Paulucci, Aktenstücke und Beiträge zur Geschichte der Konvention von Tauroggen« (Leipz. 1865); »Die baltischen Provinzen Rußlands« (2. Aufl., das. 1869); »Baltische und russische Kulturstudien« (das. 1869); »Bürgerthum und Büreaukratie, vier Kapitel aus der neuesten livländischen Geschichte« (das. 1869); »Rußlands ländliche Zustände seit Aufhebung der Leibeigenschaft« (das. 1869); »Juri Samarins Anklage gegen die Ostseeprovinzen« und »Jungrussisch und Altlivländisch« (2. Aufl., das. 1871). Eine Auswahl von Eckardts Arbeiten ist englisch unter dem Titel »Modern Russia« (Lond. 1868) erschienen.

Eckart (Eckhard), der treue, eine Gestalt der altdeutschen Sage, stammte nach dem »Heldenbuch« aus dem Geschlechte der Harlungen und war Vogt der beiden jungen Harlungen, welche sein Neffe Ermrich in Eckarts Abwesenheit hängen ließ. E. zog darauf mit Dietrich von Bern gegen Ermrich und erschlug ihn. Die Sage macht ihn zum »Warner«, der nach dem Volksglauben im mansfelder Lande dem Wüthenden Heer (s. d.) voranschreitet, um jedermann und vor allem die Kinder zu mahnen, dem schrecklichen Zug aus dem Weg zu gehen, damit sie nicht Schaden nähmen (daher übertragen s. v. w. wohlmeinender Berather). Er wird als alter Mann mit langem Bart und weißem Stab geschildert. Er soll auch vor dem Venusberg sitzen, um die Leute zu warnen, hineinzugehen, und stets die darin hausende Göttin begleiten, wenn sie ihren Umzug mit den Seelen der ungetauften Kinder hält. Bekannt ist die Gestalt Eckarts auch durch das gleichnamige Gedicht Goethe's und durch die Behandlung in Tiecks »Phantasus« geworden. Vgl. Tannhäuser.

Eckart (Eckhard), deutscher Mystiker, bekannt unter dem Namen Meister E., um 1260 wahrscheinlich in Sachsen geboren, trat in den Dominikanerorden, ward Magister an der Universität zu Paris, 1302 Licentiat in Rom, fungirte 1304—1311 als Provincial für Sachsen, seit 1307 auch als Generalvikar seines Ordens für Böhmen, lehrte und predigte dann bis 1317 in Straßburg, später in Frankfurt und hielt sich seit etwa 1320 dauernd in Köln auf. Seine Mystik hatte sich unter dem Einfluß der Begharden in pantheistischer Richtung entwickelt, was ihn und seinen ganzen Orden in Mißkredit brachte. Bald nachdem er sich 13. Febr. 1327 im Interesse seines Ordens in der Dominikanerkirche zu Köln öffentlich zu dem Glauben der Kirche bekannt hatte, muß er gestorben sein; denn die päpstliche Verurtheilung seiner Sätze, 27. März 1329 erfolgt, traf ihn nicht mehr unter den Lebenden. Er ist der originellste und geisteskräftigste unter den deutschen Mystikern, welche alle aus seinen Schriften geschöpft haben. Diese gab heraus F. Pfeiffer (»Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts« Bd. 2, Leipz. 1857). Danach ist E. Gegenstand zahlreicher Monographien geworden, z. B. von Bach (Wien 1864), Lasson (Berl. 1868), Jundt (Straßb. 1871, franz.), Linsenmann (Tüb. 1873). Vgl. namentlich Preger, Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter, Bd. 1 (Leipz. 1874).

Eckartsberga, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, am Fuß der Finne, mit einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, den Ruinen der alten Eckartsburg und (1871) 1953 evangel. Einwohnern. E. wurde 998 von dem Markgrafen Eckhard I. von Meißen gegründet und kam später an das Bisthum Naumburg, von welchem es der Landgraf Albrecht der Unartige von Thüringen zu Lehen erhielt. Im Jahr 1307 wurde E. fast ein ganzes Jahr hindurch von den Kaiserlichen (Kaiser Albrecht), den Erfurtern und den Grafen von Gleichen belagert, jedoch von Friedrich dem Gebissenen entsetzt. Im Jahr 1485 kam es bei der Landestheilung an die albertinische Linie, worauf das bisherige Eckartsberger Hofgericht mit dem Dresdener nach Leipzig verlegt wurde. Am 14. Okt. 1806 hier Arrièregardengefecht zwischen Franzosen und Preußen, Theil der Schlacht bei Auerstädt (s. d.).

Eckehart (Eckehard, »der Schwertfeste«), Name mehrerer Mönche von St. Gallen, von denen namentlich zwei hervorragend sind.

1) E. I., gest. 978, Oheim und Lehrer Notkers, schrieb angeblich ein lateinisches Gedicht in Hexametern von Walthers Flucht und dessen Kämpfen mit den Wormser Helden (Waltharilied), wahrscheinlich nach einem deutschen Original, im Stil nach Virgils Vorbild, herausgegeben von Fischer (1780), Molter (1798), J. Grimm (1838 in den »Lateinischen Gedichten des 10. und 11. Jahrhunderts«), zuletzt von Peiper (Berl. 1873); auch öfter übersetzt, z. B. von Simrock (2. Aufl., Stuttg. 1857), San Marte (Magdeb. 1853) und Scheffel (1855 in seinem Roman »Ekkehard« und besonders; Text und Uebersetzung, mit Kommentar von Hölder, Stuttg. 1874), zuletzt von Linnig (Paderb. 1869).

2) E. II., gest. 1060, Schüler Notkers, arbeitete das Gedicht Eckeharts I. um und suchte es stilistisch zu verbessern; auch übersetzte er einen deutschen verloren gegangenen Lobgesang des St. Galler Mönchs Ratpert (gest. 902) auf den heil. Gallus in lateinische Verse.

Ecken Ausfahrt (Eckenlied), altdeutsches Hel-

dengedicht aus dem 13. Jahrh., nach dem Nibelungenlied eins der merkwürdigsten Gedichte im Sagenkreis des Heldenbuchs, aber nur dem Stoff und der Anlage, nicht der Ausführung nach. Es erzählt, wie die drei Riesen, Ecke, dessen Bruder Fasold und Ebenrot, zu Köln am Rhein drei Jungfrauen hüten. Gegen Dietrich von Bern zu Fuß in goldener Rüstung ausziehend, weil ihn kein Pferd trug, wird Ecke, nachdem die von seinem Helm abspringenden Funken einen Wald entzündet, nach langem Kampf besiegt, worauf Dietrich Eckens Rüstung und Haupt nimmt und, nachdem er auch Fasold überwunden, die drei Jungfrauen befreit. Das Gedicht, in 13zeiligen Strophen, ist in mehreren Ueberlieferungen und zwei Hauptgestaltungen der Fabel auf uns gekommen. Als Verfasser werden verschiedene genannt, wahrscheinlich ist Albrecht von Kemnaten der Autor. Der erste Druck des Gedichts erschien Augsb. 1491, der zweite Nürnb. 1512, der dritte Straßb. 1559 (wieder abgedruckt durch Schade, Hannov. 1854), der vierte Straßb. 1577. Eine Ausgabe nach einer Handschrift des 14. Jahrh. lieferte Laßberg (1832), wiederholt nebst Klage und Sigenot von Schönhut (Tübing. 1839, 1846) und von v. d. Hagen (»Heldenbuch«, Bd. 2, Leipz. 1855), der vorher (1811) auch eine modernisirende Bearbeitung gegeben; eine kritische Ausgabe Zupitza (»Deutsches Heldenbuch«, Bd. 5, Berl. 1870). Die von Kaspar von der Röhn geschriebene Bearbeitung in der Dresdener Handschrift ist aufgenommen in v. d. Hagens und Primissers »Heldenbuch« (Berl. 1820 ff.).

Ecker, Nebenfluß der Oder im Herzogthum Braunschweig, entspringt am Brocken, durchfließt das romantische Eckerthal und mündet unterhalb Schladen in Hannover.

Eckermann, Johann Peter, deutscher Dichter und Schriftsteller, bekannt durch sein vertrautes Verhältnis zu Goethe und seine Mittheilungen über ihn, ward 1792 zu Winsen im Hannöverschen geboren, mußte sich in seiner Jugend von Handarbeit nähren, wurde später Schreiber, 1812 Marinesekretär zu Bevensen und trat 1813 als Freiwilliger in Kielmannsegge's Jägerkorps. Nach dem Feldzug bei der Militärintendantur in Hannover angestellt, versuchte er sich, durch Körner angeregt, in poetischen Produktionen, trat, schon 25 Jahre alt, in das Gymnasium in Hannover und studirte sodann in Göttingen Literatur und Aesthetik. Seine »Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe« (Stuttg. 1823) hatten zur Folge, daß ihn Goethe als Gehülfen bei der Redaktion der letzten Ausgabe seiner Werke nach Weimar zog. Diesem Umstand verdanken wir das interessante Werk »Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832« (Leipz. 1837, 2 Bde.; 3. Bd., Magdeb. 1848; 3. Aufl., Leipz. 1868, 3 Bde.), welches in fast alle europäischen Sprachen, selbst ins Türkische, übersetzt worden ist. Eine vermehrte Ausgabe seiner »Gedichte« erschien zu Leipzig 1838. E. starb 3. Dec. 1854 als Bibliothekar der Großherzogin von Weimar.

Eckernförde (Eckernföhrde), Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, 27 Kilom. von Kiel und 20 Kilom. von Schleswig, in angenehmer Gegend zwischen der gleichnamigen Bucht (Föhrde) der Ostsee im O. und dem See Windeby im W., hat eine evangel. Pfarrkirche, ein Schullehrerseminar, eine Baugewerkschule, Kalkbrennerei, Sägemühlen, einen lebhaften Handel mit Landesprodukten, ansehnliche Fischerei, etwas Schiffahrt, einen vorzüglichen Hafen und (1871) 4587 Einw. E. wurde im 11. Jahrh. gegründet. Christian IV. eroberte es im Frühjahr 1628 in dem Kriege gegen die Kaiserlichen. Am 7. Dec. 1813 schlug Walmoden hier die Dänen. Am 5. April 1849 wurden im Hafen von E. das dänische Linienschiff Christian VIII. und die Fregatte Gefion von den deutschen (schleswig-holsteinischen und nassauischen) Strandbatterien beschossen, wobei ersteres aufflog, letztere sich ergeben mußte. Mit der Lostrennung von Dänemark (1864) büßte E. den größern Theil seines Handels ein, und die sonst so belebte Föhrde ward in der Folgezeit nur selten von Schiffen aufgesucht, zumal E. an keiner Eisenbahn liegt. Die große Sturmflut vom 13. Nov. 1872, welche einen großen Theil der deutschen Ostseeküste verheerte, brachte auch über E. große Noth; zahlreiche Gebäude und der Damm zwischen der Föhrde und dem Windebyer Noor wurden zerstört; die Stadt aber ging durch die thätige Mithülfe der Bevölkerung Deutschlands schöner aus diesem Unglück hervor. Unmittelbar bei E. und nördlich längs der Föhrde liegt das Seebad Borbye (s. d.).

Eckersberg, Christoph Wilhelm, dänischer Historienmaler, geb. 2. Jan. 1783 zu Varnaes in Schleswig, bildete sich auf der Akademie zu Kopenhagen, bereiste sodann Italien und Frankreich, wurde 1819 Mitglied der Akademie zu Kopenhagen, später Professor daselbst und starb 22. Juli 1853. Seine besten Werke sind: Moses, der, auf einem Felsstück stehend, dem Meer zurückzutreten befiehlt (1817); die drei Frauen am Grabe Christi; Baldurs Tod, eine großartige Komposition nach der Edda; eine Scene aus Oehlenschlägers Trauerspiel »Axel und Walburg«; die Rhede von Helsingör und andere schöne Seestücke. Er schmückte auch das Christiansburger Schloß mit Fresken aus der dänischen Geschichte. Auch im Porträt lieferte E. Meisterstücke, unter anderen Thorwaldsens und Oehlenschlägers Bildnisse.

Eckersdorf, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Neurode, hat eine Pfarrkirche, ein Schloß des Grafen von Magnis, eine Zuckerfabrik, Steinkohlengrube und (1871) 2080 kathol. Einwohner. Die hiesige Merinoschäferei, bald nach 1790 gegründet, ist die älteste in Schlesien.

Eckert, 1) Heinrich Ambros, Schlachtenmaler, geb. 1807 zu Würzburg, Schüler des Historienmalers Fessel in Würzburg, besuchte seit 1825 die Akademie zu München, ging 1831 nach Paris, bereiste die Normandie und Bretagne und kehrte 1834 nach München zurück, um ein lithographisches Werk, »Die deutschen Bundestruppen«, herauszugeben. Dies bot den Anlaß zu einer Reise nach Petersburg 1836, wo er am Hofe freundliche Aufnahme fand und mit Aufträgen bedacht wurde. Er starb 1840 in München. Ein Gefecht zwischen Franzosen und spanischen Guerrillas befindet sich in der Gallerie Lotzbeck zu Weihern zwischen München und Augsburg. E. war ein höchst gewandter und produktiver Künstler, dessen Bilder lebensvoll komponirt und sorglich behandelt sind. Er malte auch Jagdstücke, Marinen und Seehäfen.

2) Karl Anton Florian, Komponist, geb. 7. Dec. 1820 zu Potsdam, in der Theorie Schüler von Zelter und Rungenhagen, im Violinspiel von Hubert Ries, wandte sich 1836 nach Leipzig, wo er bis 1839 noch Mendelssohn-Bartholdy's Unterricht genoß, lebte dann einige Zeit in München und ließ sich endlich in Paris nieder, von wo er 1845 einen Ausflug nach Rom, 1849 nach London machte. 1850

bis 1851 fungirte er als Kapellmeister an der Italienischen Oper zu Paris und begleitete 1852 Henr. Sonntag auf ihrer Kunstreise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach seiner Rückkehr wurde er 1853 zum Kapellmeister am Hofopernttheater in Wien, 1855 zum artistischen Direktor dieser Anstalt ernannt; später wirkte er sieben Jahre lang (1861—68) als Hofkapellmeister zu Stuttgart, bis er 1869 in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen ward. E. steht besonders als Dirigent in großem Ruf. Seine Kompositionen bestehen in einigen Opern (»Käthchen von Nürnberg«, »Der Laborant«, »Wilhelm von Oranien«), den Oratorien »Ruth« und »Judith«, Ouvertüren, Klavierstücken ꝛc.; am bekanntesten ist er durch seine ansprechenden Lieder geworden.

Eckhard, Karl Maria, Abgeordneter zum deutschen Reichstag und badischen Landtag, Mitglied der Direktion der Rheinischen Kreditbank in Mannheim, geb. 13. März 1822 zu Engen im bad. Oberland, studirte die Rechtswissenschaft, wurde 1849 wegen Theilnahme an der Revolution angeklagt, aber vom Gericht freigesprochen, prakticirte seit 1856 als Rechtsanwalt in Offenburg, betheiligte sich an der Agitation gegen das Konkordat und wurde 1861 von der Stadt Offenburg zum Abgeordneten in die Zweite Kammer gewählt. Auf dem Landtag von 1865 zum zweiten Vicepräsidenten und in den landständischen Ausschuß gewählt, stellte er den Antrag auf Einführung der obligatorischen Civilehe, wiederholte ihn 1867 und stellte noch den weitern auf vollständige Regelung der Verwaltung des weltlichen Stiftungsvermögens. Beide Anträge wurden vom Landtag angenommen, kamen aber erst 1870, nach nochmaliger Berathung, zur Ausführung; 1867 war E. Berichterstatter über den zwischen Baden und Preußen abgeschlossenen Allianzvertrag, und 1868 und 1869 nahm er lebhaften Antheil an den Offenburger Versammlungen (s. Baden, Geschichte). Auf dem Landtag von 1869 vertheidigte er die Adresse der Majorität und das Kontingentgesetz gegen die Angriffe der Ultramontanen, war im December 1870 Berichterstatter über die Versailler Verträge und sprach sich dabei für Aufhebung der Ministerien des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten sowie der badischen Gesandtschaften aus. 1871 zum ersten Vicepräsidenten der Zweiten Kammer gewählt, trat er 9. März 1872 für die Rechte der Altkatholiken in die Schranken. Als Mitglied des Reichstags von 1871 schloß er sich an die nationalliberale Fraktion an. Seit 1870 juristisches Mitglied der Direktion der Rheinischen Kreditbank in Mannheim, siedelte er von Offenburg dahin über und konnte wegen dieser neuen Stellung bei den Landtagswahlen von 1873 und den Reichstagswahlen von 1874 kein Mandat mehr annehmen, betheiligte sich aber nach wie vor eifrig am politischen Leben. Mit Bluntschli, Lamey, Kiefer einer der Führer der badischen Liberalen und ausgezeichneter Volksredner, wird er von den Ultramontanen wegen seiner Schlagfertigkeit und seines scharfen Witzes gefürchtet.

Eckhel, Joseph Hilarius, berühmter Numismatiker, geb. 13. Jan. 1737 zu Enzersfeld in Unterösterreich, erhielt seine gelehrte Ausbildung bei den Jesuiten, in deren Orden er dann eintrat, kam, nachdem er in demselben mehrere Lehrämter bekleidet hatte, als Lehrer der Beredsamkeit an das Jesuitenkollegium zu Wien. Hier 1772 mit der Aufsicht über das Münzkabinet betraut, machte er in Italien numismatische Studien, erhielt den Auftrag, das reichhaltige Münzkabinet in Florenz zu ordnen, ward 1773 Professor der Alterthumskunde und Numismatik an der Universität in Wien und bald darauf auch Direktor des k. k. Münzkabinets; starb 17. Mai 1798. Er schrieb: »Numi veteres anecdoti« (Wien 1775, 2 Bde.); »Sylloge I numorum veterum anecdotorum thesauri caesarei« (das. 1786); »Descriptio numorum Antiochiae Syriae« (das. 1786); »Doctrina numorum veterum« (das. 1792—98, 8 Bde.), sein bis jetzt noch unübertroffenes Hauptwerk.

Eckhof, Konrad, der Vater der deutschen Schauspielkunst, geb. 12. Aug. 1720 zu Hamburg, war in seiner frühern Jugend hier und in Schwerin Schreiber, betrat 1740 bei der Schönemann'schen Gesellschaft in Lüneburg zum erstenmal die Bühne und entwickelte hier bald in immer höherem Maße sein fruchtbares Talent. Als Schönemann seine Truppe aufgab, führte E. dieselbe dem Unternehmer Koch in Lübeck zu, blieb bei diesem bis 1764, ging dann zu Ackermann nach Hamburg und 1769 zu Seyler nach Hannover, dem er 1775 als Musikdirektor an das Hoftheater in Gotha folgte. Schon längere Zeit kränkelnd, starb er 16. Juni 1778. Er war der erste deutsche Schauspieler, welcher Darsteller des Lebens heißen konnte. Mit tiefer, durch Natur und Erfahrung begründeter Einsicht, mit dem Talent, gleich beim ersten Blick das Wahre einer Rolle zu fassen und seine körperlichen Mängel zu verbergen, verband er noch die Kenntnisse eines Sprachkundigen, Redners und Dichters. Gleich groß im Tragischen wie im Gemüthlichen, Komischen und Burlesken, riß er durch seine Mimik und die Biegsamkeit und Gewalt seines Sprachorgans zu begeisterter Bewunderung hin. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch einige aus dem Französischen übersetzte Lustspiele: »Die Mutterschule« (1753), »Die wüste Insel« (1762), »Der galante Läufer« u. a., die ohne seinen Namen gedruckt wurden und jetzt schwer mehr aufzufinden sind.

Ecklein, früher in Würtemberg eine Unterabtheilung des Getreidemaßes, = 1/32 Simri oder 1/256 Scheffel (vgl. Würtemberg).

Eckmühl, s. Eggmühl.

Eckstein, 1) Friedrich August, klassischer Philolog, der sich besonders als einer der Stifter und Anreger der Philologenversammlungen bekannt gemacht hat, geb. 6. Mai 1810 zu Halle, ward im Waisenhaus daselbst erzogen und auf der lateinischen Hauptschule für die Universität vorbereitet, studirte dann seit 1827 in seiner Vaterstadt unter Reisig, Meier und Bernhardy Philologie und ward 1831 an genannter Schule als Lehrer angestellt. 1839 zum Oberlehrer am Pädagogium befördert, gab er diese Stellung 1842 auf, um das Rektorat der lateinischen Hauptschule zu übernehmen, das er bis 1863 verwaltete. Inzwischen war er 1849 (mit Niemeyer) Kondirektor der Francke'schen Stiftungen geworden und hatte 1849—51 auch am politischen Leben als Mitglied der Zweiten preußischen Kammer öffentlich theilgenommen, der er auch später, während der »neuen Aera« unter der Regentschaft des jetzigen Kaisers (1858—60), als Schriftführer angehörte. Seit dem Herbst 1863 bekleidet E. das Rektorat der Thomasschule zu Leipzig, wo er zugleich eine außerordentliche Professur an der Universität und einige Jahre später die Direktion der philologischen Abtheilung des pädagogischen Seminars erhielt. Als Mitglied des Kirchenvorstands zu St. Thomä ward er 1871 zum Mitgliede der ersten Landessynode

erwählt. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf Erklärung und Herausgabe lateinischer Schriftsteller für die Schule, z. B. Phädrus, Corn. Nepos, Tacitus, Horaz etc., und auf Abhandlungen zur Geschichte der Philologie und Pädagogik. Auch gab er den »Nomenclator philologorum« (Leipz. 1871) heraus.

2) Ernst, Dichter und Journalist, der sich namentlich auf dem Gebiete des komisch-satirischen Epos rasche Anerkennung erworben hat, geb. 6. Febr. 1845 zu Gießen als der Sohn eines Rechtsanwalts, machte nach vollendeten Gymnasialstudien eine Reise nach Italien, die nicht ohne Einfluß auf seine späteren Neigungen und Bestrebungen blieb, und begann 1863 in Gießen seine akademischen Studien (Geschichte, ältere und neuere Philologie, Literaturgeschichte, Philosophie), die er später in Bonn und Berlin fortsetzte. Im Sommer 1868 wandte er sich nach Paris, wo er sein inzwischen begonnenes Erstlingswerk, das humoristische Epos »Schach der Königin« (Stuttg. 1870), vollendete. Das groteske Nachtstück »Die Gespenster von Varzin« (Leipz. 1870), das komische Epos »Der Stumme von Sevilla« (Stuttg. 1871) und die zuerst in der »Gartenlaube« und der »Allgemeinen Familienzeitung« abgedruckten »Pariser Silhouetten« (Leipz. 1873, 2. Aufl. 1874) fallen gleichfalls in diese Zeit. Während der folgenden Jahre besuchte E. wiederholt Italien, Spanien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande, Oesterreich etc. In Rom entstanden die ersten Gesänge des satirischen Epos »Venus Urania« (Stuttg. 1872), das in Granada vollendet wurde Die spannenden Novellen »Margherita«, »Am Grabmal des Cestius«, »Die Moschee von Cordoba« u. a. (gesammelt erschienen Leipz. 1874) geben Kunde von diesem poetischen Wanderleben; zugleich veröffentliche E. eine Reihe geistvoller literarischen Skizzen und ästhetischen Abhandlungen, die unter dem Titel »Leichte Waare« (das. 1875) gesammelt erschienen und binnen wenigen Monaten zwei starke Auflagen erlebten. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Wien, wo sich E. am Feuilleton der »Neuen Freien Presse« betheiligte, wandte er sich wieder nach Deutschland und lebt gegenwärtig in Leipzig als Herausgeber der poetisch-kritischen Zeitschrift »Deutsche Dichterhalle«. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die Humoresken: »Aus Sekunda und Prima« (1.—4. Aufl., Leipz. 1875) und das Lieferungswerk »Italiens Kunstschätze« (das. 1875). Als Dichter besitzt E. eine ungewöhnliche Begabung, die sich besonders in seiner eminenten Herrschaft über Rhythmus und Reim, in dem Gestaltenreichthum und der sprudelnden Laune seiner Phantasie offenbart; weniger ist seinen Dichtungen kunstgerechte Führung der Fabel nachzurühmen.

Éclaircissement (franz., spr. eklärrßißmang), Erhellung, Aufklärung, Erläuterung, Aufschluß; **eklairciren**, aufklären, erhellen, erläutern.

Éclaireurs (franz., spr. eklärör), im Militärwesen die äußersten Spitzen vorgeschickter Abtheilungen, welche den Zweck haben, das Terrain und die Stellung des Feindes zu erkunden. Sie werden meist von der Kavallerie, aber auch von der Infanterie gestellt und finden die verschiedenartigste Anwendung. Immer umgeben sich Kavalleriemassen mit E., um stets über die Beschaffenheit des nächstliegenden Terrains unterrichtet zu sein. Im Gefecht haben die E. feindliche Bewegungen zu beobachten, nöthigenfalls kämpfend, auf dem Marsch und während des Halts die Umgegend zu durchsuchen und über jede Wahrnehmung von Belang Meldung zu machen.

Éclat (franz., m., spr. ekla), Splitter, Span; Knall, (plötzlicher) Lärm, Getöse; Glanz, Schimmer; uneigentlich s. v. w. Aufsehen machender Vorfall, Auftritt; Scene; **eklatánt**, glänzend, schimmernd; aufsehenerregend, auffällig; **eklatiren**, platzen, zerspringen; aus-, hervorbrechen; ruchbar, offenkundig werden; Aufsehen, von sich reden machen.

Ecnŏmus, im Alterthum Name eines Bergs an der Südküste von Sicilien, westlich von der Mündung des Himeraflusses. Phalaris, um 560 Tyrann von Agrigent, hatte hier eine Zwingveste, in welcher sich der berüchtigte eherne Marterstier befand; jetzt Monte di Licata. Hier 311 v. Chr. Sieg der Karthager unter Hamilkar über die Syrakusaner unter Agathokles und 256 **Seesieg** der römischen Flotte unter dem Konsul M. Atilius Regulus über die karthagische, infolge dessen Regulus den Krieg nach Afrika verlegen konnte.

École (franz., spr. ekoll), Schule; **é. de droit**, Rechtsschule, juristische Fakultät; **é. militaire**, Kriegsschule; **é. mutuelle**, Schule des wechselseitigen Unterrichts, Lancaster-Schule; **é. normale**, Musterschule, besonders Name eines höhern Lehrerseminars in Paris; **é. normale spéciale**, etwa s. v. w. Realschullehrerseminar (besonders in Cluny); **é. primaire**, Elementarschule; **é. secondaire**, Mittelschule; **é. vétérinaire**, Thierarzneischule; **É. de musique pour la garde nationale**, das Institut, welches auf Veranlassung des berühmten Gossec während der französischen Revolution von dem Nationalkonvent 1793 errichtet wurde, eine Abtheilung der 1784 gegründeten königlichen Singschule (**É. royale de chant et de déclamation**); aus beiden Anstalten ging später das große Konservatorium zu Paris hervor.

Economiser (engl., spr. ikónnomeiser, »Sparer«), s. **Dampfkessel**.

Economy (spr. ikónnomi), Ort im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, Grafschaft Beaver, am Ostufer des Ohio und an der Ohio-Pennsylvaniabahn, eine früher blühende deutsche Niederlassung, 1825 von Georg Rapp nach den Grundsätzen der Gütergemeinschaft gegründet, hat jetzt (1870) nur 1324 Einw.

Écossaise (franz., spr. ekossähs), schott. Tanz, war früher gewöhnlich im Dreizweitel- oder Dreivierteltakt gehalten und von edler Einfachheit und ziemlich langsamem Tempo; jetzt versteht man darunter einen Tanz von lebhaftem Charakter im Zweivierteltakt und aus zwei Reprisen von je 8 Takten bestehend.

Ecouen (spr. ekuáng), Flecken im franz. Departement Seine-et-Oise, Arrondissement Pontoise, 15 Kilom. von Paris, mit (1872) 1259 Einw., berühmt durch sein prachtvolles **Schloß**, das, unter Franz I. durch Anne de Montmorency um 1538 erbaut, bis zur großen Revolution dem Haus Condé gehörte, unter Napoleon I. als Erziehungsanstalt für 300 Töchter von Officieren der Ehrenlegion diente und später in den Besitz des Herzogs von Aumale kam.

Écoute (franz., f., spr. ekuht), Horchgang bei Minen; auch Luftloch oder Horchloch in Kasematten.

Écoutille (franz., f., spr. ekutihj), Luke im Verdeck eines Schiffs.

Ecraseur (franz., spr. -sör, »Zerdrücker, Zerquetscher«), chirurgisches Instrument, s. **Abbinden**.

Écrasez l'infâme (franz., spr. ekraseh längfahm, zu ergänzen superstition, »rottet den infamen Aberglauben aus«), in den Briefen Voltaire's (an Friedrich d. Gr., Helvetius, Diderot, d'Alembert,

Marmontel 2c.) oft wiederkehrendes Wort von historischer Wichtigkeit, das ohne Zweifel auf die Kirche zu beziehen ist. Viele seiner Briefe (namentlich an d'Alembert) unterzeichnete er, statt mit seinem Namen, mit »Ecr. l'inf...« oder »Ecrlinf« zur Täuschung der mit der Eröffnung staatsgefährlicher Briefe betrauten Beamten.

Écritoire (franz., spr. -tŏahr), Schreibzeug; écriture, Schrift, Schriftstück, Urkunde 2c.; Handschrift; l'Écriture, la sainte É., les (saintes) Écritures, die Heilige Schrift, Bibel; écrivain (spr. -wäng), Schreiber, Schreiblehrer; Schriftsteller, Autor.

Ecu (franz., m., spr. ekü), Schild; franz. Gold- und Silbermünze, gewöhnlich mit Thaler übersetzt.

Ecuadór (s. Karte »Peru 2c.«), südamerikan. Republik, die aus dem Gebiete der frühern Audiencia von Quito entstanden ist und so genannt wurde, weil der Aequator das Land in der Mitte durchschneidet, liegt zwischen 2° nördl. und 6° südl. Br. und zwischen 70 und 82° westl. L. v. Gr. und grenzt im N. an Kolumbien, im O. an Brasilien, im S. an Peru, im W. an den Stillen Ocean. Der Flächeninhalt wird, obschon die Landgrenzen nirgends fest bestimmt sind, zu 643,300 QKilom. (11,683 QM.) berechnet. Außerdem macht die Regierung auch auf die Inselgruppe der Galapagos (7600 QKilom. oder 139 QM.) Ansprüche. Die Küste des Oceans ist etwa 668 Kilom. lang und für den Verkehr unvortheilhaft gebildet; sie hat bei einzelnen erträglichen Ankerplätzen nur einen bedeutenden Busen, den von Guayaquil im S., in dessen Eingang die große Insel Puna liegt. Noch viel nachtheiliger für den Handel ist die Beschaffenheit des Küstenlands, wodurch das am meisten bevölkerte Innere wirksam vom Meer getrennt wird. Das Innere des Landes zerfällt in drei Theile: das Gebirge und die Ebenen auf seinen beiden Seiten. Das Gebirge, ein Theil der südamerikanischen Kordilleren, besteht aus zwei parallel von S. nach N. ziehenden und durch ein breites Längenthal geschiedenen Ketten, welche aus hohen vulkanischen Bergen, entweder erloschenen und noch thätigen Vulkanen, oder kraterlosen, durch Erhebung des Bodens emporgestiegenen Domen, zusammengesetzt sind. In der östlichen Kette erheben sich der Imbabura (4582 Meter), der Cayambe (5984 Meter), der Antisana (5833 Meter), die noch thätigen Vulkane Cotopaxi (5992 Meter) und Tunguragua (5026 Meter), der Capac-Urcu oder Altar de los Collanes, der östlich von der Kette liegende und von ihr getrennte Sangay (5220 Meter), der thätigste aller Vulkane des Landes; in der westlichen dagegen der Cotocachi (4966 Meter), der Pichincha (4787 Meter), der Corazon (4816 Meter), der Yliniza (5296 Meter), der Carguairazo (4777 Meter), der Chimborazo (6530 Meter). Das zwischen beiden Ketten liegende Längenthal zerfällt durch Querriegel, welche die Ketten verbinden, in mehrere Becken, die sich zusammen 440 Kilom. lang bei einer Durchschnittsbreite von 35 Kilom. gegen S. ziehen, ohne unter 2500 Meter Höhe herabzusinken; sie sind der wichtigste Theil des ganzen Landes, der Hauptsitz der Bevölkerung und aller Bildung in den ältesten Zeiten wie noch jetzt. Das nördlichste Becken, die Ebene von Quito (2612 Meter), wird von dem folgenden, der Ebene von Tacunga (Ambato, von 2573 Meter Höhe), durch das Querjoch von Chisinche getrennt, die letzte Ebene von der von Cuença (2631 Meter) durch den Bergknoten von Assuay; südlicher liegt noch die zum Thal des obern Maranhon sich senkende Bergebene von Loja (2340 Meter). Die Abfälle beider Ketten sind besonders nach außen steil, hier zugleich mit kurzen, vorspringenden Ketten, die sich im O. wie im W. rasch zur Tiefebene herabsenken. Von diesen Abfallsgebirgen sind die bedeutendsten an der Ostseite die Kordillere von Putumayo, die von Pastaza und die Kordillere de los Upanos, die vom Sangay ausgeht; an der Westseite der Bergknoten der Montaña de Sandomo, der die Wasserscheide zwischen den zum Guayaquilgolf fließenden Flüssen und den nördlichen Küstenflüssen bildet. Auf diese Berge folgen an beiden Seiten tief gelegene, mit dicht verwachsenen Urwäldern bedeckte, daher fast undurchdringliche Tiefebenen. Die hohen Berge bestehen überwiegend aus vulkanischen Gesteinen, besonders verschiedenen Trachyten; ihre Abhänge wie das Längenthal zwischen den Ketten sind mit mächtigen Schichten von vulkanischem Sand, Asche und Tuffen bedeckt; aber am Fuß der Ketten treten die Ur- und Uebergangsgesteine auf, die von den Vulkanen durchbrochen und auf der Ostseite von einem großen Kreidegebirgszug bedeckt sind. An nutzbaren Mineralien ist E. im ganzen nicht reich. Die Flüsse, namentlich die der Ostseite, führen etwas Gold; in der Ostkette findet sich Silber. Auch Eisen, Blei, Zink, Kupfer, Asphalt und Petroleum, ferner Quecksilber und edle Steine (Smaragde, Bergkrystalle, Granaten 2c.) sind vorhanden. Hydrographisch gehört fast das ganze Land dem Gebiete des Amazonenstroms an. Von den in dem Längenthal entspringenden Flüssen, welche die Grenzketten desselben in tiefen Schluchten durchbrechen, fließen nur die der Ebene von Quito zur Küste ab und bilden das Gebiet des obern Rio Esmeraldas, des bedeutendsten Küstenflusses des Landes; die südlicher an den Abhängen der westlichen Kette entspringenden vereinigen sich in dem Rio Guayaquil. Dagegen entspringen von den Zuflüssen des Amazonenstroms der Pastaza in der Ebene von Tacunga, der Santiago in der Ebene von Cuença, endlich der Napo, der größte Fluß des Landes, am Ostabhang des Cotopaxi. — Das Klima ist in den Tiefebenen im W. und im O. überaus heiß, dabei vorherrschend feucht und ungesund, auf den Hochebenen auffallend gleichmäßig (die Temperatur schwankt in Quito nur zwischen 5 und 18° Wärme), daher sehr angenehm, ein fortdauerndes Frühlingsklima, aber der häufigen Temperaturwechsel halber nicht so gesund, als man glauben sollte. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Jahreszeiten, den Sommer vom Juni bis November, die Trockenzeit, in der auf den Hochebenen schönes Wetter herrscht, aber auch die Winde am heftigsten wehen, und den Winter vom December bis Mai, die Regenzeit, in der die Temperatur am höchsten ist. In den Tiefebenen dagegen herrscht auch in dem sogen. Sommer viel Regen, und heitere Tage sind überhaupt selten. Damit hängen die Vegetationsverhältnisse eng zusammen. In den tief gelegenen Ebenen bedingt die große Feuchtigkeit das Bestehen der dichten Urwälder, in denen die Palmen, Cykadeen 2c. vorherrschen, und die auch in den Gebirgsabhängen hoch hinauf reichen, übrigens durch kostbare Produkte des Pflanzenreichs höchst ausgezeichnet sind. Die Hochebenen des Innern sind dagegen arm an Wald, zum Theil ganz baumlos; die höher an den Bergen gelegenen sogen. Paramos (zwischen 4000 und 5000 Meter) tragen nur noch Gräser und niedrige Gebüsche, überwiegend von Ericeen, und dienen einzig zur Viehzucht. Die

Fauna ist reich; Mammalien gibt es allerdings nicht viele (Rehe, Tapire, Warzenschweine, Affen ꝛc.), dagegen um so mehr Vögel, deren Paradies E. ist, und unter denen der Condor, obschon hier nicht so häufig wie in Peru, der wilde Truthahn, zahllose Papageien, Kolibri's der mannigfachsten Art, einige hübsche Singvögel, Fasanen, Drosseln, Schnepfen ꝛc. hervorzuheben sind. An Fischen sind die Flüsse sehr reich, und an den Meeresküsten sind Hummern, Krabben, Austern, Muscheln in Menge vorhanden. Auch Reptilien sind häufig, besonders in den Tiefebenen, und vor allem Schlangen (Boa constrictor, Klapperschlange). Insekten finden sich ebenfalls in großer Fülle und sind zum Theil (Moskito's, Spinnen, Skorpione ꝛc.) sehr lästig. Die Zahl der **Einwohner** beträgt etwa 1,300,000 (seit 1856 ist keine Zählung bekannt geworden); sie bestehen aus Nachkommen der Spanier und Mestizen (gegen 600,000), reinen civilisirten Indianern (gegen 450,000), Negern und Mischlingen derselben mit Weißen und Indianern (gegen 50,000) und wilden Indianern (deren Zahl gegen 200,000 betragen soll). Die ersten sind die Hauptgrundbesitzer und Kaufleute, der herrschende und gebildete Theil der Bevölkerung; sie leben außer um Guayaquil fast nur noch auf den Hochebenen. Dasselbe gilt von den civilisirten Indianern, die arbeitsam, treu und lenksam, doch seit der Trennung von Spanien durch Vernachlässigung und die steten Bürgerkriege immer tiefer gesunken sind. Die Neger sind größtentheils auf die Westküste beschränkt und den Indianern körperlich überlegen, in sittlicher Hinsicht aber noch viel verkommener. Die wilden Indianer endlich bewohnen vorzugsweise die östlichen Tiefebenen und gehören, während die civilisirten Indianer den Volksstamm der Quitu bilden und größtentheils noch ihre alte Sprache (einen Dialekt des Quichua) sprechen, verschiedenen Stämmen an (die Jivaro am Pastaza, die Zaparo, Angutero und Orejones am Napo, die Avijiro südlich von diesem Fluß, die Cofanes nördlich von ihm, endlich im westlichen Küstenlande die kleinen Stämme der Cayapo und Colorado). Die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung bildet der Landbau; man baut alle Nahrungsgewächse der heißen Zone und auf den Hochebenen Kartoffeln, Quinoa, Gerste, Weizen, Hülsenfrüchte, europäische Obstarten, für die Ausfuhr aber ganz besonders Kakao und Tabak im westlichen Küstenland. Auch die Viehzucht ist vor allem in den höher gelegenen Gegenden von Bedeutung; man zieht vorzüglich Rindvieh und Schafe. Der Bergbau ist ganz unbedeutend, höchstens wird etwas Waschgold gesammelt. Auch die **Industrie** steht auf sehr niedriger Stufe und hat gegen früher sogar Rückschritte gemacht. Man fabricirt noch gröbere Stoffe aus Wolle und Baumwolle für den Bedarf; wichtiger sind dagegen die Flechtarbeiten, wie die bekannten sogen. Panamahüte, Cigarrentaschen und Hängematten aus Palmstroh und die Netze und Hängematten aus den Fasern der Agave. Wegen dieses Mangels an Betriebsamkeit und der großen Schwierigkeiten der Verbindung steht auch der **Handel** zu den natürlichen Hülfsquellen des Landes in keinem Verhältnis. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Kakao (1873 über 25 Mill. Pfd. im Werth von 3,021,744 Pesos), die in den Urwäldern gesammelten vegetabilischen Produkte, namentlich Fieberrinde, die besonders in den Wäldern bei Loja von der vorzüglichsten Beschaffenheit sich findet, aber durch die rücksichtslose Ausbeutung der Wälder bereits dem Verschwinden nahe ist (1873 für 374,000 Pesos), Gummi elasticum (654,617 Pesos), Sassaparille, Kaffee (171,000 Pesos), Zuckerbranntwein, Flechtwerke (Strohhüte für 254,000 Pesos), einige Zeuge, Häute und Felle (171,100 Pesos) ꝛc.; die Einfuhr besteht besonders in Zeugen aller Art, Metallen und Metallwaaren, Wein, Mehl (vor allem aus Chile) und ähnlichen Dingen. Der Gesammtwerth der Ausfuhr beträgt jetzt gegen 6 Mill., der Einfuhr 5—7 Mill. Pesos, ohne den nicht unbedeutenden Schleichhandel zu rechnen. Die Einfuhr kommt hauptsächlich aus England, nächstdem aus Frankreich, Deutschland, Nordamerika und Chile; von der Ausfuhr geht der Kakao fast bloß nach Spanien. Der Handel ist jetzt im Aufblühen begriffen, namentlich durch verständige Zolleinrichtungen und die Eröffnung des Verkehrs über Panama, zwischen welcher Stadt und dem Hauptausfuhrhafen des Landes, Guayaquil, Dampfschiffe die Verbindung vermitteln. Im genannten Hafen liefen 1873 ein 91 Dampfer und 128 Segelschiffe von 113,034 Tonnen Gehalt, während 91 Dampfer und 118 Segelschiffe von 110,662 Tonnen Gehalt ausliefen. Der innere Verkehr ist der schlechten Kommunikationsmittel halber nur unbedeutend. Außer der noch aus der spanischen Zeit stammenden Hauptstraße, welche die Hochebenen von N. nach S. durchschneidet, allein auf den hohen Pässen so steil und beschwerlich ist, daß oft der Verkehr auf lange Zeit unterbrochen wird, existiren so gut wie keine Straßen, und die Hauptverbindungsstraße mit der Küste nach Guayaquil ist nur etwa sechs Monate hindurch offen und ein bloßer Saumpfad, die schon von der spanischen Regierung begonnene Straße von Quito durch das Thal des Mira zur Küste jetzt ganz verwildert. Die **Religion** ist die katholische. An der Spitze der Geistlichkeit steht der Erzbischof von Quito mit zwei Suffraganbischöfen in Cuença und Guayaquil. Andere Religionsbekenntnisse sind geduldet, die wilden Indianer, selbst wenn sie früher für das Christenthum gewonnen waren, jetzt wieder dem Heidenthum zugefallen. Der öffentliche Unterricht steht auf sehr niedriger Stufe. Es gibt eine Universität (in Quito) und 11 höhere Schulanstalten (Colegios), auch Elementarschulen; allein die indianische Bevölkerung wächst fast ganz ohne Unterricht auf. Die **Verfassung** des Staats, von 1845 datirend (mit Modifikationen von 1852 und 1853), ist eine republikanische. An der Spitze stehen ein Präsident und ein Vicepräsident mit vierjähriger Amtsdauer, allein beschränkten Befugnissen, beide durch Wahl des Volks ernannt. Dem Präsidenten steht ein Rath zur Seite, der aus den Ministern, dem Vorsitzenden des Obergerichts und einem höhern Geistlichen zusammengesetzt ist. Die legislative Gewalt beruht in dem Kongreß, der in einen Senat von 18 und ein Repräsentantenhaus von 30 Mitgliedern zerfällt, die alle in 10 Wahldistrikten vom Volk gewählt werden. Die Adelsvorrechte und die Sklaverei sind abgeschafft. Die richterliche Gewalt üben ein Obergerichtshof in Quito, drei andere Gerichtshöfe in den Hauptstädten der drei Distrikte, im übrigen Einzelrichter aus. Die Finanzen sind in traurigem Zustande. Die Einnahmen fließen größtentheils aus den Handelszöllen und dem Salzmonopol, die aus der spanischen Zeit stammende Kopfsteuer der Indianer ist aufgehoben. Sie betrugen 1870: 1,838,778 Pesos, von denen die Zölle allein 1,081,486 Pesos (Bruttoertrag 1,371,439 Pesos gegen 1865: 522,122 Pesos) lieferten; über die Ausgaben liegen

keine Mittheilungen vor. Die Schuld des Staats betrug nach officieller Angabe zu Anfang 1870: 1,824,000 Pfd. Sterl. äußere Schuld (englische Anleihe von 1855) und 7,250,000 Pesos innere Schuld, in Summa 16,370,000 Pesos. Die Militärmacht soll der Verfassung nach aus 2000 Mann stehenden Truppen und einer Nationalgarde bestehen, allein beide sind noch nicht organisirt. Auch eine Kriegsflotte ist nicht vorhanden. — Die Münzen, Maße und Gewichte waren bisher noch die altspanischen (1 Peso oder Dollar = 3,85 Franken), obschon für dieselben bereits durch Gesetz von 1856 das französische Decimalsystem angenommen ist. Das Wappen der Republik besteht aus einem ovalen Schild mit zwei Feldern, von denen das obere eine Krone, das untere einen Berg nebst einem Fluß mit einem Dampfschiff enthält. Die Flagge bilden seit neuester Zeit die alten Farben der frühern Republik Kolumbien: Gelb, Blau, Roth, horizontal laufend. In administrativer Hinsicht zerfällt der Staat in die 3 Distrikte Quito, Assuay und Guayas, die wieder in Provinzen getheilt sind, Quito in 6, die anderen beiden in je 2; zu Guayas gehören auch die Galapagos. Die Hauptstadt des Staats und der Sitz der Regierung ist Quito. Jeder Distrikt hat einen Gerichtshof, ein geistliches Kapitel und einen Generalkommandanten; die Provinzen werden von Gouverneuren verwaltet.

Geschichte. E. hatte vor Ankunft der Spanier einen Theil des Inkareichs Peru gebildet und kam mit diesem durch Pizarro 1532 unter spanische Herrschaft. Von 1548—1710 bildete E. als Presidencia Quito einen Theil des Vicekönigreichs Peru, dann desjenigen von Santa Fé de Bogotá (Neugranada), bei welchem es bis zur Losreißung von Spanien blieb. Einzelne Aufstandsversuche fanden schon 1809 und 1812 statt, wurden aber unterdrückt, und erst die 1820 zu Guayaquil ausgebrochene Revolution führte mit Bolivars Hülfe zum Ziel. Der Sieg der Generäle Santa Cruz und Sucre auf den Andes von Pichincha zwang die Spanier 22. Mai 1822 zu einer Kapitulation, die, 24. Mai von Don Melchior de Aymeric, dem letzten Präsidenten von Quito, bestätigt, die Aufständischen in den Besitz der ganzen Presidencia brachte. Dieselbe schloß sich sofort den bereits konstituirten Republiken Neugranada und Venezuela an und wurde als Departement del E. der durch die Konstitution von Cucuta im August 1821 errichteten Centralrepublik Colombia einverleibt. Da aber E. stets in die inneren Kämpfe und Unruhen der Gesammtrepublik hineingezogen wurde, so erklärte es sich im Mai 1830 auf dem Kongreß von Riobamba zur unabhängigen Republik unter der Präsidentschaft des Generals Juan José de Flores. Doch kam dadurch keine Ruhe ins Land, vielmehr reihte sich seitdem eine Revolution an die andere. Schon 1834 brach eine Empörung aus, doch wurde Flores 1835 in seiner Präsidentschaft wieder bestätigt. Aber gleich nach der Festsetzung der neuen Konstitution von 1835, wonach die Exekutive in die Hand des Präsidenten, die gesetzgebende Gewalt in die eines aus zwei Kammern bestehenden Kongresses gelegt wurde, folgte ihm sein bisheriger Gegner Rocafuerte, unter dessen verständiger Leitung Gedeihen und Ruhe eintraten. Ein militärischer Aufstand in Riobamba wurde 1838 unterdrückt. General Flores, der 1839 auf Rocafuerte in der Präsidentenwürde folgte, übersandte der Regierung zu Madrid ein Dekret des Senats und Kongresses zu Quito vom 27. März 1839, wonach spanische Kauffahrteischiffe in die Häfen der Republik zugelassen werden und daselbst jeden Schutz genießen sollten, worauf Spanien 18. Febr. 1840 die gleiche Vergünstigung den Schiffen der Republik E. gewährte. Ende 1841 kam zwischen E. und dem Mutterland ein förmlicher Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande, dem der Abschluß eines auf Gegenseitigkeit der Vortheile begründeten Handels- und Schiffahrtsvertrags folgte. Die 31. März 1843 proklamirte Konstitution ließ die bisherige Repräsentativverfassung in ihren wesentlichen Punkten bestehen. 1843 ward General Flores wieder, und zwar bis 1851, zum Präsidenten erwählt. Als Haupt der konservativen Partei suchte er die Regierungsgewalt zu stärken und die Verfassung demgemäß umzugestalten, mußte aber infolge eines in Guayaquil ausgebrochenen Aufstandes, den Rocafuerte leitete, und nach mehrmonatlichem Bürgerkrieg durch Vertrag vom 17. Juni 1845 mit Beibehaltung seiner Würde als General en Chef und eines Gehalts von 20,000 Dollars außer Land gehen. Ihm folgte als Präsident nicht Rocafuerte, sondern Vicente Roca, ein Farbiger. Rocafuerte starb 1847 in Lima. Ein im Mai 1846 mit Neugranada ausgebrochener Krieg ward bereits 29. d. M. durch den Frieden zu Santa Rosa de Carchi beendigt. Verschiedene Versuche des Generals Flores, mit Hülfe der ihm günstigen Partei in E. und mit Unterstützung von Seiten des Präsidenten von Neugranada, Mosquera, den er für eine Wiederherstellung des Föderativstaats Colombia zu gewinnen suchte, sowie mit spanischem Geld sich der Regierung wieder zu bemächtigen, schlugen besonders durch Englands und Frankreichs Einmischung fehl. Als aber im Oktober 1849 der Kongreß zusammentrat, um einen neuen Präsidenten zu wählen, standen die Parteien einander so schroff gegenüber, daß eine mehr als hundertmalige Abstimmung erfolglos blieb, so daß am Ende die vollziehende Gewalt vorläufig auf den Vicepräsidenten Ascasubi überging. Nach längeren Parteiumtrieben ward endlich 8. Dec. 1850 Diego Noboa, der Kandidat der klerikalen Partei, zum Präsidenten erhoben. Dieser verfügte sofort die Zurückrufung der Jesuiten und die Aufnahme aller aus Neugranada flüchtig gewordenen Konservativen, kam aber infolge dessen mit Neugranada in Differenzen und ward schon im Juli 1851 von dem General Urbina gestürzt. Urbina trat nun als Haupt der demokratischen Partei an die Spitze der Republik, erregte aber dadurch den Grimm der konservativ-klerikalen Partei. Diese Umstände hielt Flores für günstig, von neuem hervorzutreten. Heimlich hatte er erst in Centralamerika, dann besonders in Peru, dessen Regierung sein Projekt begünstigte, Rüstungen gemacht und erschien 14. März 1852 mit einem Geschwader vor Lumbas im Golf von Guayaquil, erlitt aber durch Verrath seiner eigenen Mannschaften eine Niederlage und rettete sich mit Mühe nach Peru, welches ihn, um neue Konflikte mit E. zu vermeiden, sofort auswies. In demselben Jahr kam es zu einem Zerwürfnis der Regierung von E. mit dem französischen Generalkonsul und Geschäftsträger Montholon, der infolge dessen abreiste; doch ward das Zerwürfniß wieder ausgeglichen. Auf Urbina folgte 1856 in der Präsidentschaft General Francisco Robles, der durch Gesetz vom 6. Dec. 1856 das französische Münz-, Maß- und Gewichtsystem einführte und im folgenden Jahr zur Sicherung von Handel und Verkehr gegenüber den zahlreichen Freibeuterexpeditionen ein Bündnis mit Peru und

Chile schloß. Im Jahr 1858 führte eine an sich unbedeutende Grenzstreitigkeit zu einem Krieg mit Peru. Da Robles die Forderungen Peru's zurückwies, wurden im November 1858 die Häfen von E., besonders Guayaquil, durch ein peruanisches Geschwader blokirt. Gleichzeitig erhob sich im Innern die konservative Partei gegen Robles; doch gelang es diesem, die Aufstände niederzuschlagen und im Verein mit Urbina eine diktatorische Gewalt zu behaupten. Als jedoch Guayaquil durch den Mangel an Lebensmitteln in Noth gerieth, schloß der Kommandant, General Franco, 21. Aug. eine Konvention mit dem peruanischen Admiral, der zufolge dieser die Blokade aufhob. Robles, welcher die Konvention nicht anerkennen wollte, sah sich durch die allenthalben ausbrechenden Aufstände und durch den Abfall der Truppen genöthigt, nach Chile zu flüchten. Aber jetzt steigerte sich erst die innere Verwickelung. Einerseits behauptete sich Franco in Guayaquil, verlor aber an Sympathien, als sich ergab, daß er in jener Konvention die streitigen Distrikte an Peru abgetreten hatte; anderseits etablirte sich eine zweite Regierung in Quito unter Garcia Moreno, Professor der Chemie, und endlich trat auch Flores, von den Konservativen herbeigerufen, wieder auf den Schauplatz. Er schlug den General Franco (8. Aug. 1860) bei Babahoyo (Bodegas) und zog in Guayaquil ein. Die konservative Partei verfolgte darauf ihren Sieg. Ein im Januar 1861 zusammengetretener Nationalkongreß wählte Garcia Moreno einstimmig zum Präsidenten und übertrug Flores den wichtigen Posten eines Gouverneurs von Guayaquil. Der neue Präsident war zwar ein energischer, umsichtiger Mann, der manches that, um die materiellen Zustände des Landes zu verbessern, sah sich aber durch die inneren Unruhen und Parteiungen, durch wiederholte Mißhelligkeiten mit den Nachbarrepubliken und durch seine weit gehende Anlehnung an die klerikale Partei in seiner Wirksamkeit gehemmt. Namentlich erhob sich von innen und außen ein Sturm gegen ihn, als eine 1859 von ihm geführte Korrespondenz mit französischen Agenten bekannt wurde, in der er sich für die Stellung Ecuadors unter französische Schutzherrschaft erklärt hatte. Dazu kam die finanzielle Bedrängnis, zu deren Hebung Papiergeld mit Zwangskurs eingeführt wurde. Die liberale Partei wurde vollends erbittert, als Moreno auf Andringen des Klerus ein letzterem viele Rechte einräumendes Konkordat mit Rom schloß. Diese innere Gährung benutzte der Präsident von Neugranada, General Mosquera, das Haupt der dortigen demokratischen Partei, um gegen Moreno, der Mosquera's Gegner Arboleda anerkannt hatte, vorzugehen. Er ließ 15. Aug. 1863 die Bewohner Ecuadors auffordern, ihre Regierung zu stürzen und sich ihm anzuschließen zum Behuf einer Wiederherstellung der frühern Centralrepublik Colombia. Am 29. Sept. legte Mosquera dem Vertreter Ecuadors einen Konföderationsentwurf vor, dessen Unterzeichnung Moreno indeß ablehnte. Nun erklärte Mosquera in einer Proklamation, er sei entschlossen, die »demokratischen Brüder in E. von dem theokratischen Joch des Professors Moreno« zu befreien. Doch wurden nach kurzem Krieg, in welchem der General Flores bei Cuaspud geschlagen wurde, in dem Vertrag von Pensaqui vom 30. Dec. 1863 die früheren freundlichen Beziehungen beider Staaten zu einander wieder hergestellt. Auch ein Konflikt mit Peru, welches 1864 durch seinen Streit mit Spanien beschäftigt wurde, wobei Moreno den spanischen Schiffen Unterstützung zugehen ließ, wurde bald wieder beigelegt. Mehrere Versuche Urbina's, Moreno zu stürzen, mißlangen ebenfalls. Da 1864 auch der alte Unruhstifter, General Flores, mit Tod abging, so gelang es Moreno, 1. Mai 1865 bei der Wahl eines neuen Präsidenten, zum Theil allerdings mit gewaltsamen Mitteln, seinem Kandidaten Gèronimo Carrion wider denjenigen der Opposition, Gomez de la Torre, die Stimmenmehrheit zu verschaffen und für sich selbst den Posten des Gouverneurs von Guayaquil davonzutragen, welcher ihm fortdauernd einen bedeutenden Einfluß sichern sollte. Doch verfolgte Carrion insofern eine neue Politik, als er sich mit Peru verständigte, worauf 1866 die drei Staaten E., Peru und Chile in dem Streite des letztern mit Spanien eine gemeinsame Kriegserklärung an Spanien erließen. Doch dauerte die Regierung Carrions nicht lange. Durch die steten inneren Unruhen, durch die Widersetzlichkeit der Kammern, durch die finanziellen Schwierigkeiten und durch die Opposition Moreno's, der übrigens im September 1867 aus E. verwiesen wurde, sah er sich veranlaßt, December 1867 abzudanken. Mit ihm nahm das gesammte Ministerium seine Entlassung, und der Vicepräsident Arteta übernahm bis zur Neuwahl eines Präsidenten die Regierung. Am 13. Jan. 1868 ward Xavier Espinosa zum Präsidenten erwählt; er trat 23. Jan. die Regierung an, und Arteta blieb in der Stellung eines Vicepräsidenten. Auch unter dieser neuen Regierung fand das von Parteiung zerrissene Land keine Ruhe. Der ehrgeizige Garcia Moreno stürzte schon im Januar 1869 die bestehenden Verhältnisse um, schwang sich von neuem an die Spitze der Republik, führte eine andere Verfassung ein und unterdrückte eine im März gegen seine Herrschaft ausbrechende Revolution mit Gewalt der Waffen. Mit den Nachbarstaaten suchte Moreno ein freundliches Einvernehmen zu erhalten. Im Innern stützte er sich ganz auf die klerikale Partei, begünstigte die Jesuiten und suchte der Republik den Charakter eines theokratischen Staats zu geben. Er ging hierin so weit, daß er bei der Eröffnung des Kongresses 10. Aug. 1873 erklärte, in den Gesetzbüchern müsse auch die letzte Spur von Feindseligkeit gegen die Kirche getilgt, die letzten staatlichen Rechte aus der spanischen Zeit beseitigt und das Land der ungehinderten Wirksamkeit des Jesuitenordens geöffnet werden. In Uebereinstimmung damit verfügte der Handelsminister, daß die Veröffentlichung und Einführung von Gegenständen, welche dem Dogma und der Moral zuwider seien, d. h. von Büchern und Zeitungen, welche von den Jesuiten nicht approbirt würden, streng bestraft werden solle, durch welches Dekret die Presse und der Buchhandel vollständig unter die Willkürherrschaft der Jesuiten gestellt wurde. Gegen Ende November 1874 war letztere noch unerschüttert. Ein neuerer Beschluß des Kongresses verfügte, daß jährlich 10 Proc. der Staatseinnahmen dem Papst als Beitrag des getreuen Volks gezahlt werden sollen, und Pius IX. hat sich erkenntlich erwiesen, indem er Moreno von seinem Eid entband, der ihn hinderte, 1875 von neuem sich zum Staatsoberhaupt wählen zu lassen.

Vgl. **Juan de Velasco**, Histoire du royaume de Quito (aus dem Spanischen von Ternaux Compans, Par. 1840); **Villavicencio**, Geografia de la republica del E. (New York 1858); **Schmarda**,

Reise um die Erde, Bd. 3 (Braunschw. 1861); Gerstäcker, Achtzehn Monate in Südamerika (Jena 1862, 3 Bde.); Derselbe, Neue Reisen in Mejiko rc., Bd. 2 (das. 1868); Wegner in der »Zeitschrift für allgemeine Erdkunde«, Bd. 16 (Berl. 1864); Samper, Ensayo sobre las revoluciones politicas, y la condicion social de las repúblicas colombianas (1861); Albertini, Derecho diplomatico en sus applicaciones especiales a las republicas Sud-Americanas (Par. 1866; das Werk enthält die wichtigsten Gesetze und Dekrete, welche in den südamerikanischen Freistaaten, unter anderen auch in E., in Geltung sind); Wappäus, E. (in Steins »Geographischem Handbuch«, Leipz. 1871).

Écumeur (franz., spr. ekümör), Abschäumer; é. littéraire, Plagiator; é. de table, Tellerlecker, Schmarotzer; é. de mer, Seeräuber.

Écusson (franz., spr. eküssong), Wappenschild.

Écuyer (franz., spr. ekülljeh), Schildknappe; Stallmeister.

Ed., Abbreviatur für Editio, Ausgabe (eines Buches); auch für edidit (s. d.), edd., für ediderunt.

Edam, Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, nordöstlich von Amsterdam, an der Zuydersee, hat (1868) 5267 Einw., die Schiffbau und Gerbereien unterhalten. E. ist besonders bekannt wegen seiner sehr bedeutenden Käsemessen; die Edamer Käse, die zwar nach E. benannt, aber in der Gegend von Hoorn und Alkmaar verfertigt werden, gehören zu den Süßmilchkäsen, wiegen 2—10 Kilogr. und sind von vorzüglicher Güte. In E. wurde 1784 die sich besonders mit dem Volksunterricht beschäftigende Gesellschaft »Tot Nut van't allgemeen« (»zum allgemeinen Nutzen«) gestiftet.

Edda, Bezeichnung für zwei verschiedene Denkmäler der altnordischen Literatur, genannt die ältere und die jüngere E. Der Name bedeutet »Urgroßmutter«, d. i. Inbegriff alles mythologischen und sagenhistorischen Wissens; alle früheren Ableitungen vom lat. edere (»dichten«), altnord. ódhr (»Weisheit«), Oddi (Sämunds Wohnsitz), ætt (»Geschlecht«), sanskr. veda (»ich weiß«) u. a. sind ganz unhaltbar.

Die ältere E. enthält alte Volkslieder, die entweder Göttermythus oder Heldensage behandeln und ihrer Entstehung nach wohl zum größern Theil noch Norwegen angehören, während wir Island (seit Ende des 9. Jahrh.) einen andern Theil und Erhaltung der älteren Lieder, wenn auch umgedichtet, verdanken. Hier schwand die Liebe zur alten Volkspoesie erst im 13. Jahrh., um dann im 17. wieder durch gelehrte Bemühungen zu erwachen. Jedoch fand sich rechtzeitig noch jemand, der, was sich an Liedern, wenn auch zum Theil zerrüttet, bis dahin gerettet hatte, vor Mitte des 13. Jahrh. in Island sammelte und niederschrieb und, wo er es konnte und für nöthig hielt, mit prosaischen Erläuterungen versah. Leider ist uns aber dieser Archetypus nicht erhalten, auch keine unmittelbaren Abschriften. Die wichtigste und umfangreichste Handschrift, der Codex regius (auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen), aus dem Ende des 13. Jahrh., bietet jetzt noch auf 45 Quartblättern 29 Lieder und Liedbruchstücke; der Codex arnamagnaeanus (auf der Universitätsbibliothek in Kopenhagen) bringt auf 6 Blättern größtentheils schon im Codex regius Enthaltenes, nur ein neues Lied kommt noch hinzu. Einige Lieder liegen zerstreut in anderen Handschriften vor, so im Regius und Wormianus der prosaischen E., in der Hauksbok und Flateyjarbok. Gegenüber dieser alten Ueberlieferung sind die zahlreichen Papierhandschriften des 17. und 18. Jahrh. für die Kritik werthlos und ihre Abweichungen nur als Konjekturen gelehrter Schreiber zu betrachten, seit sie durch Sophus Bugge (in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Lieder, s. unten) lediglich als Abschriften der uns erhaltenen Pergamenthandschriften nachgewiesen sind.

Der Name E. gilt für diese Volkslieder erst, seitdem der Skalholter Bischof Brynjulf Sveinsson zwischen 1639 und 1643 den Codex regius wiedergefunden. Er bezeichnete sie als Edda Saemundar multiscii, weil er der Ansicht war, daß die seiner Zeit allein bekannte prosaische E. des Snorri (s. unten) nur Auszug eines verlornen Werks des hochberühmten gelehrten isländischen Priesters Sämundr inn Frodhi (1056—1133) sei; dies glaubte er nun im Codex regius zu finden. Lange galt Sämundr unbestritten als Verfasser, später schrieb man ihm wenigstens die Sammlung und die Urheberschaft der Prosa zu. Jetzt ist wohl allgemein anerkannt, daß er nichts mit unseren Liedern zu thun hat (vgl. Möbius in Zachers »Zeitschrift für deutsche Philologie« I, 399 ff). Nicht einmal der Name E. ist authentisch für die Lieder; doch paßt seine Bedeutung für ihren Inhalt zu treffend, als daß man ihn ausmerzen sollte. Zum Unterschied von Snorri's erst um 1230 entstandener, größtentheils Prosa enthaltender E. gebraucht man für sie die Ausdrücke ältere, poetische oder Lieder-Edda. Die Gedichte nun, die vermöge ihrer alten Ueberlieferung hierher gehören, sind, 33 an der Zahl, mehr oder minder vollständig und ursprünglich; nur in der Hälfte und zwar meist in den sagenhistorischen Liedern finden sich die Prosastücke des Sammlers, die theils dunkle Stellen erläutern, theils Lücken der poetischen Darstellung ergänzen, theils den sachlichen Zusammenhang mehrerer Lieder geben sollen. Zwei Stücke (Sinfiotlalok, »Tod des Sinfiotli«, und Niflungadrap, »Untergang der Nibelungen«) stehen selbständig. Die Lieder sind sämmtlich in alliterirenden Versen und Strophen, theils im kvidhuháttr, theils im liodhaháttr (s. Isländische Verskunst) abgefaßt. Ihrem Inhalt nach behandeln sie entweder die nordische Mythologie oder Heldensage, und zwar in episch-erzählender oder dramatisch-didaktischer Darstellung. Die mythischen Lieder, Hauptquelle der germanischen Mythologie im allgemeinen, der nordischen im besondern, sind folgende: Voluspá (»Offenbarung der Seherin«), gibt eine Uebersicht der heidnischen Weltanschauung; Vafthrudnismál, erzählt die Reise Odins unter Gangrads Gestalt zu dem Riesen Vafthrudnir und den Wettstreit beider in der Religionsweisheit; Grimnismál, erzählt, wie Odin als Grimnir bei dem König Geirodhr den Zustand der Welt und sein eigenes Wesen offenbart; För Skirnis (»Skirners Fahrt«), wie Skirner, Frey's Diener, für seinen Gebieter um die Riesentochter Gerdr freit; Hárbardsliod (»Harbards Lied«), wie Thor auf seiner Reise mit Harbard, dem Fährmann, Streit anfängt; Hýmiskvidha, erzählt die Sage vom Riesen Hymir, welchem Thor und Tyr den Kessel abgenommen, in dem von Oegir das Bier für die Götter gebraut wurde; Oegisdreka (»der Trank bei Oegir«) oder Lokasenna (»Loke's Streit«), auch Lokaglepsa (»Loke's Biß«), wie Loke an einem Gastmahl bei Oegir die Asen lästerte; Thrymskvidha oder Hamarsheimt (»die Wiedererlangung des Hammers«), wie Thor und Loke dem Riesen Thrymr den Hammer Thors wieder nehmen; Vegtamskvidha (»Wanderers Lied«),

wie Odin als Vegtamr in der Unterwelt die Wole nöthigt, ihm Baldrs Tod zu weißagen; **Alvismál** (»des Allwissenden Lied«), handelt von Synonymen der himmlischen, irdischen und unterirdischen Wesen in der Dichtersprache; **Rigsthula** oder **Rigsmál**, erzählt die Entstehung der drei socialen Stände durch Heimdall, der unter dem Namen **Rigr** die Welt durchwandert; **Hyndluliod**, mit dem in der Tradition die **Voluspá hin skamma** (die kürzere Voluspa) zusammengewachsen ist, berichtet, wie die Zauberin Hyndla, um den Erbschaftsstreit zwischen Angantyr und Ottar zu schlichten, die Abstammung der Helden von den Göttern beweist. Außer diesen 11 hat man früher allgemein auch einige nur in Papierhandschriften überlieferte Lieder mythischen Inhalts zur E. gerechnet. Aber von dem einen, dem **Forspiallsliód** oder **Hrafnagaldr Odhins** (trübe Träume und dunkle Ahnungen der Asen vor Baldrs Tod), hat Bugge nachgewiesen, daß es ein Kunstprodukt des 17. Jahrh. und gemacht ist als Einleitung zur **Vegtamskvidha**, die selbst auch interpolirt wurde. Jener Einleitung dürfte der Name **Forspiallsliod**, dieser erweiterten **Vegtamskvidha** der Name **Hrafnagaldr** (oder **Hrævagaldr**, »Todtenzauberlied«?) gehören. Zwei andere, **Grógaldr** (worin der Geist der gestorbenen Zauberin Groa ihrem Sohn kräftige Zaubersprüche mittheilt) und **Fiolsvinnsmál** (unter dem Namen Fiolsvidr kommt der Held Svipdagr zur Burg seiner Geliebten Menglod, der Wächter wehrt den Eingang, lange Unterredung beider, bis Menglod herbeieilt), sind philosophische Gedichte des spätern gelehrten Mittelalters. Bugge freilich faßt sie als Theile eines noch in dänisch-schwedischer Nachdichtung erhaltenen Volksliedes, der **Svendalsvise**, auf und bezeichnet sie demnach als **Svipdagsmál** I und II. Neuerdings hat dies Bergmann (»Vielgewandts Sprüche und Groa's Zaubersang«, Straßb. 1874) bekämpft (vgl. auch Kölbing in »Germania«, Bd. 19, 359 ff.). Ebensowenig dürfen die **Sólarliodh** zur E. gerechnet werden, die aus christlicher Zeit, aber kaum von Sämund herrühren und die christliche Mythologie mit altheidnischen Bildern ausschmücken.

Den Haupttheil der E. machen die sagenhistorischen Lieder aus, von denen jedoch nur vier ihren Stoff der heimisch-nordischen Sage entnehmen: drei Lieder von Helgi (s. d.) und der **Grottasongr** (die Frieden mahlenden Riesenmägde prophezeien dem Frodi nahen Untergang). Die **Völundarkvidha** zeigt die nordische Gestaltung der gemeingermanischen Sage vom Schmied Wieland. Sämmtliche übrigen Lieder behandeln die deutsche Siegfried- (nord. Sigurdhr) und Nibelungensage, die in früher Zeit (etwa im 7. Jahrh.) im Norden bekannt wurde und sich in den Liedern reiner erhielt, während sie im deutschen Stammland in lebhafter Entwickelung blieb. So geben uns jene die relativ älteste Sagengestaltung. Doch gibt es auch andere Ansichten über das Verhältnis dieser Eddalieder zur deutschen Nibelungensage. Im Norden (besonders in Dänemark) streitet man sich, ob die Sage gesammtgermanisch oder gesammtnordisch oder norwegisch-isländisch oder isländisch oder dänisch sei (vgl. Jessen in Zachers »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 3). Man unterscheidet zunächst drei Sigurdlieder (**Sigurdarkvidha Fáfnisbana**). Im ersten läßt sich Sigurd von seinem Oheim Gripir sein Schicksal vorhersagen (daher besser **Gripisspá**, »Gripirs Prophezeiung«). Im zweiten wird dem Sigurd vom Zwerg Regin der Ursprung des Horts erzählt und er angestachelt, den Horthüter Fafnir zu tödten; doch rächt Sigurd erst den Tod seines Vaters (besser **Reginsmál**). Darauf berichten die **Fáfnismál** erst von der Tödtung Fafnirs und Regins und Sigurds Besitznahme von dem Schatz, die **Sigrdrífumál** Sigurds Zusammentreffen, Unterhaltung und Verlobung mit der Brynhild (Sigrdrifa als Walküre), bis das eigentliche (dritte) Sigurdlied uns erzählt, wie Sigurd an Giuki's (deutsch Gibich) Hof kommt, sich mit Gudrun vermählt und Gunnar und Brynhild zusammenbringt, wie dann Brynhild sich durch Ermordung Sigurds rächt, aber ihm freiwillig in den Tod folgt. Die Mordgeschichte nebst den näheren Umständen danach liegt noch in einem Liedfragment vor, dem sogen. **Brot af Sigurdharkvidhu** (auch **Brynhildarkvidhu**) Die **Helreidh Brynhildar** beschreibt Brynhilds Fahrt in die Unterwelt. Drei **Gudhrunarkvidhur** schildern den gewaltigen Schmerz und die Klage Gudruns um Sigurd, wie sie dazu gebracht wird, sich mit Atli zu vermählen, und wie sie, der Untreue beschuldigt, sich durch den Kesselfang vom Verdacht reinigt. Die beiden Atlilieder (**Atlakvidha** und **Atlamál in grœnlensku**, vom Sammler auf Grönland gefunden?) zeigen schon durch ihre Form relativ späte Entstehung; sie erzählen (das zweite ausführlicher) Einladung, Fahrt und Tod der Nibelungen bei Atli (Etzel) und Gudruns Rache. Zwei andere Lieder führen uns in die Ermanarichsage. Ermanarich hat seine Frau Swanhilde (Gudruns Tochter) tödten lassen; Gudrun mahnt ihre Söhne zur Rache und zählt dabei alles erfahrene Leid auf (**Gudhrúnarhvot**). Die Brüder erschlagen auf dem Weg zu Ermanarich ihren Stiefbruder und vollführen die Rache, aber auch sie selbst fallen in rühmlichem Kampf Noch ist ein Lied übrig, der **Oddrúnargrátr**: Oddrun, Atli's Schwester, war Gunnars Geliebte; doch vor Brynhild muß sie zurücktreten. Auch nach deren Tod widersetzt sich Atli der Verbindung, die Liebende muß Gunnar im Schlangenthurm sterben lassen. Früher rechnete man noch ein nur in Papierhandschrift des 18. Jahrh. enthaltenes Lied zu diesem Theil der E., den **Gunnarslagr** (wie der gefesselte Gunnar im Schlangenthurm durch Harfenspiel die Schlangen von sich scheucht); doch ist dies jetzt als Produkt des vorigen Jahrhunderts erwiesen (s. Pfeiffers »Germania«, Bd. 13, S. 72. 284). Ein Lied eigener Art sind endlich die **Hávamál** (»Sprüche des Hohen«, d. i. Odin) In einem ersten Theil werden praktische Lebensregeln gegeben; als Episode schließt sich daran, wie Odin von Gunnlod den Dichtermeth erlangt. Ein zweiter Theil (**Loddfafnismál**) ist wohl eigentlich nur spätere Nachdichtung des ersten. Odin gibt seinem Schützling ähnliche Lebensregeln, wie sie dort enthalten sind. Der letzte Abschnitt (in Papierhandschriften **Rúnatalsthátr**) schildert die Runenweisheit Odins.

Authentisch haftet der Name E. an jenem berühmten Lehrbuch altnordischer Kunstpoesie, an der jüngern oder prosaischen oder Snorra-Edda, die 1628 Arngrim Jonson ebenfalls nach jahrhundertelanger Vergessenheit wieder auffand; die unterscheidenden Epitheta finden sich jedoch erst, seit jene Volkslieder auch E. genannt wurden. Sie wurde von dem Isländer Snorri Sturluson (s. d.) um 1230 verfaßt, beziehentlich zusammengestellt; doch ist in der Folge diesem ursprünglichen Buch manches hinzugefügt worden. Sie liegt uns in drei Haupthandschriften vor, von denen die Upsala'sche von ca. 1300 den Namen E. führt; ob Snorri ihn selbst gegeben, ist

ungewiß. Es sind zu unterscheiden: a. Die Gylfaginning, eine euhemeristische Darstellung der nordgermanischen Mythologie in einem Wechselgespräch zwischen dem mythischen Schwedenkönig Gylfi und den drei Asen Har, Jafnhar und Thridi. Daran schließen sich in geringerem Umfang die Bragarœdhur, worin der Dichtergott Bragi manches von den Todten und Schicksalen der Götter erzählt. Dieser Theil ist von einem Vor- und Nachwort (For- und Eptirmáll) eingeschlossen. b. Die Skaldskaparmál, welche die formale Seite der Dichtkunst zum Gegenstand haben, also eine Poetik für die Skalden. Da sind zunächst die Kenningar oder poetischen Umschreibungen aufgezählt, dann die Okendheiti oder die in der gewöhnlichen Sprache veralteten Ausdrücke, endlich die Fornofn oder Ersatznamen, Umschreibungen für Eigennamen. Alle Regeln sind mit Beispielen aus der ältern Skaldenpoesie belegt und dabei ca. 70 Skalden genannt. c. Háttatal (auch Háttalykill oder Bragarhaettir), eine Aufzählung aller dichterischen Strophen- und Versformen mit Belegen, also eine Metrik. Der zweite und dritte Theil werden auch unter dem Namen Skalda zusammengefaßt.

Von allem bisher Genannten galt Snorri schon um 1300 als Verfasser, doch ist sicher schon Vor- und Nachwort des ersten Theils nicht von ihm. Wie viel ihm sonst zuzuschreiben, ist Streitfrage. In dem Codex Wormianus aus dem 14. Jahrh. sind noch ein paar grammatische Traktate angehängt, die aber durchaus nicht in die E. gehören. Das Verhältnis der jüngern zur ältern E. ist nun folgendes: Die Sammlung und eingestreute Prosa der Lieder kannte Snorri noch nicht, und doch gibt er in Gylfaginning eine Paraphrase fast aller mythischen Lieder mit wörtlicher Anführung vieler Strophen und in den Skaldskaparmál eine Uebersicht der Sigurd- und Nibelungensage (um zu erklären, wie der umschreibende Ausdruck otrgiold [»Otterbuße«] Bezeichnung für »Gold« wurde). Er entnahm dies unmittelbar aus der mündlichen Tradition; möglich, daß auch einzelnes schon aufgezeichnet war.

Ausgaben und Uebersetzungen. Die ältere E. wurde zuerst vollständig herausgegeben von der arnamagnäanischen Kommission mit lateinischer Uebersetzung, Kommentar, Glossaren und Finn Magnusens »Mythologischem Lexikon« (Kopenh. 1787—1828, 3 Bde.), von Rask (Stockh. 1818), von Munch (Christiana 1847); nächstdem sind die deutschen Ausgaben von Lüning (Zür. 1859, mit Glossar, Grammatik, Mythologie, Anmerkungen) und Möbius (Leipz. 1860) zu erwähnen. Trotz wiederholter Lesung der Handschriften blieb aber doch noch vieles unsicher; ihre abschließende Ausnutzung dürfte erst durch Sophus Bugge gegeben sein, dessen Ausgabe (Christiania 1867) für jede Eddaforschung Grundlage sein muß. Auf Bugge fußt auch Grundtvig mit seiner Handausgabe (Kopenh. 1868, 2. Aufl. 1874). Eine kritische Ausgabe von K. Hildebrand ist unter der Presse. Durch Herausgabe einzelner Theile und Lieder haben sich verdient gemacht: Resenius (1665, Voluspá und Hávamál), v. d. Hagen (Berl. 1812), die Brüder Grimm (das. 1815, die Heldenlieder) und Bergmann (1838—74, eine Reihe mythologischer Lieder). Uebersetzungen sind vorhanden: dänisch von Finn Magnusen (Kopenh. 1821—23, 4 Bde. mit Kommentar), englisch von Thorpe (1866), schwedisch von Afzelius (1818), deutsch von Schimmelmann (Stettin 1777), Gräter (1789), v. d. Hagen (Berl. 1814), Majer (Leipz. 1818), Studach (Nürnb. 1829), Legis (1829), Ettmüller (Zür. 1837, nur einzelne Theile) und Simrock (Stuttg. 1851, 5. Aufl. 1874), ohne Zweifel die beste, obschon gründliche Revision nöthig wäre. Vollständige Ausgaben der jüngern E. besitzen wir von Resenius (Kopenh. 1665), Rask (Stockh. 1818), Sveinbjörn Egilsson (Reykjavik 1848—49). Noch unvollendet ist die große kritische Ausgabe durch die arnamagnäanische Kommission (Kopenh. 1848—52, Bd. 1—2). Uebersetzungen: deutsch von Rühs (Berl. 1812), Majer (Leipz. 1818), Simrock (Gylfaginning und Bragarœdhur vollständig, aus der Skalda nur ein paar Auszüge), dänisch von Nyerup (Kopenh. 1808). Vgl. Köppen, Literarische Einleitung in die nordische Mythologie (Berl. 1837); Grimm, Geschichte der deutschen Sprache (Leipz. 1848, 2 Bde.); Möbius, Catalogus librorum islandorum et norvegicorum aetatis mediae (das. 1856); Derselbe in Zachers »Zeitschrift für deutsche Philologie«, Bd. 1.

Eddystone, Felsenriff im Kanal, am Eingang des Meerbusens von Plymouth, unfern der Küste der engl. Grafschaft Cornwall, in 50° 10′ nördl. Br., etwa 212 Meter lang und größtentheils mit Wasser bedeckt, berühmt durch seinen 25 Meter hohen, 1756—1759 von Smeaton erbauten merkwürdigen Leuchtthurm, bei welchem die Quadersteine theils unter sich, theils mit dem Felsen auf eine sinnreiche Art verbunden sind, und welcher allen Stürmen trotzt.

Ede, bibe, lude (post mortem nulla voluptas), iß, trinke, spiele (nach dem Tode gibt's kein Vergnügen mehr), Wahlspruch der Epikuräer.

Edel, überhaupt alles, was sich innerhalb seiner Gattung über das Gewöhnliche erhebt, im Gegensatze zum Niedrigen, das unter dieses herabsinkt. Der Diamant, der als Stein, der Tokayer, der als Wein, der Pfirsich, der als Frucht, das englische Vollblut, das als Pferd, der Mensch, der als Mensch sich vor seines Gleichen auszeichnet, werden e. genannt. Wird bei dem letztern nur auf dessen physische Seite Rücksicht genommen (Reinheit der Rasse, des Bluts, der Abstammung), so kommt der Edelmensch (Geburtsadel, Edelmann), wird dagegen die geistige Seite in Betracht gezogen, der edle Mensch (Geistesadel) zum Vorschein. Je nach den drei geistigen Hauptthätigkeiten des Menschen kann sich dieser als Genieadel, welcher im Denken, Seelenadel, welcher im Fühlen, Charakteradel, welcher im Wollen vor seines Gleichen hervorragt, äußern. Als Ausdruck desselben in Worten, Wesen und Werken nehmen auch diese (ebenso Mienen und Gesichtszüge, literarische, künstlerische und sittliche Hervorbringungen, Bücher, Kunstwerke und Thaten) Stempel und Namen des Edlen an, können Sprache, Haltung und Stil, letzterer sowohl in der redenden und tönenden, wie in der bildenden (mimischen, malenden, plastischen und architektonischen) Kunst e. genannt werden. Gesicht und Gehör, welche vor den übrigen Sinnen der Menschen dadurch sich hervorthun, daß ihre Empfindungen eines höhern Grades qualitativer Deutlichkeit und Unterscheidbarkeit fähig sind, führen darum die Bezeichnung: edle Sinne. In der Botanik gebraucht man das Wort von Pflanzen, die durch Gestalt, Farbe, Geschmack, Geruch &c. vorzüglichen Werth haben; in der Anatomie von den zum Leben zunächst nothwendigen Theilen des thierischen Körpers, wie Gehirn, Herz &c.; in der Mineralogie von solchen Steinen, welche sich durch Härte, Glanz und Farbe auszeichnen, wie z. B. der Diamant, Smaragd, Rubin, Topas, Amethyst &c., sowie von solchen Metallen, welchen ihr Glanz und

ihre Geschmeidigkeit im Handel und Wandel der Menschen vor allen anderen Metallen besondern Werth verleihen, wie Gold, Silber und Platin (vgl. Metalle).

Edelfische s. v. w. Physostomen, Unterordnung der Knochenfische.

Edelinck, Gerard, berühmter Kupferstecher, geb. 1649 zu Antwerpen, lernte zuerst daselbst bei C. Galle, begab sich 1665 nach Paris, wo er sich bei Fr. de Poilly weiter bildete. Ludwig XIV. wußte sein Talent zu würdigen und gab ihm unter anderem eine Wohnung in der Gobelinsmanufaktur. E. starb zu Paris 1707. Er vereinigte gewissermaßen die niederländische Kupferstichmanier mit der französischen und trug wesentlich zur Weiterbildung seiner Kunst bei. Sein Vortrag ist klar und sauber, dabei eingehend, ohne jedoch ins Kleinliche zu verfallen. Man kann aus der Zahl seiner Blätter (über 420) seinen großen Fleiß ersehen, und es findet sich darunter kaum etwas Mittelmäßiges, wenn man noch zudem bedenkt, wie viel Geschmackloses, z. B. allegorische Thesen, ihm aufgetragen wurde. Man weiß auch kaum, ob man seinen Porträts oder seinen Historien den Vorzug geben soll, so vollendet wußte er beides wiederzugeben. Sein Bruder und Schüler Johann E., geb. 1630 zu Antwerpen, und sein Sohn und Schüler Nicolas, geboren zu Paris um 1680, gestorben daselbst 1768, erreichten, obwohl tüchtige Stecher, Gerard nicht.

Edeling, s. v. w. Edler; bei den Franken und Sachsen einer, der durch seine Geburt auf die Thronfolge Anspruch hat.

Edelkorallen, s. Korallen.

Edelmann, Johann Christian, bekannter Freidenker, geb. 9. Juni 1698 zu Weißenfels, studirte zu Jena Theologie, hielt sich einige Zeit bei dem Grafen von Zinzendorf auf und ging dann nach Berleburg, wo er an J. Fr. Haugs Bibelübersetzung theilnahm. In seinen Schriften: »Unschuldige Wahrheiten« (15 Stücke, Bückeb. 1735—43), »Christus und Belial« (1741), »Die Göttlichkeit der Vernunft« (1742), »Die Begierde nach der vernünftigen, lautern Milch der Wahrheit« (1744, 2. Aufl. 1747) suchte er die geringe Bedeutung aller positiven Religionen zu beweisen. Von Neuwied, Braunschweig, Hamburg ꝛc. seiner religiösen Ansichten wegen vertrieben, erhielt er endlich unter der Bedingung, nichts mehr zu schreiben, den Aufenthalt in Berlin gestattet, wo er 15. Febr. 1767 starb. Seine Schriften wurden wegen ihres die Kirchenlehre negirenden Inhalts auf kaiserlichen Befehl 1750 zu Frankfurt a. M. verbrannt. Neuerdings haben D. Strauß und Br. Bauer wieder auf ihn aufmerksam gemacht, auch eine »Auswahl aus Edelmanns Schriften« (Bern 1847) veranstaltet. Edelmanns 1752 geschriebene »Selbstbiographie« gab Klose (Berl. 1849) heraus. Vgl. Guden, J. C. E. (Hannov. 1870); Mönckeberg, H. S. Reimarus und E. (Hamb. 1867).

Edelmetalle. Diesen Namen tragen vorzugsweise zwei Metalle, welche zur Herstellung des gemünzten Geldes dienen, nämlich Gold und Silber. Von den übrigen Edelmetallen wird auch Platina zu Münzzwecken verwendet; indessen steht dies Metall im Vergleich zum Gold und Silber erst in zweiter oder dritter Linie. Wenngleich Gold und Silber auch als Geräth- und Schmuckmaterial Verwendung finden, so haben sie doch vor allem als Münzmetalle eine hohe wirtschaftliche Bedeutung. Ihre Quantität, wenn in fühlbarem Maße modificirt, übt einen merklichen Einfluß auf die Geschäfte aus. Auf Gold und Silber werden die Werthe aller Waaren und Dienstleistungen zurückgeführt. — Als die Menschen diese Metalle durch ein Uebereinkommen, dessen Einstimmigkeit höchst merkwürdig ist, zum Münzstoff wählten, wurden sie durch ein Zusammentreffen physischer Charaktere jener Metalle bestimmt, welche unter dem Artikel Gold näher erörtert sind. Nicht minder wurden sie hierzu durch den Umstand bestimmt, daß Gold und Silber in gleicher Beschaffenheit über die ganze Erde verbreitet sind: eine Unze im Uralgebirge geförderten Goldes gleicht genau dem in Australien gefundenen; eine Unze vor hundert Jahren der Erde Schoß entzogenen Goldes ist von gleicher Eigenschaft wie eine Unze Gold von gestern. Weder brennende Sonnenhitze, noch der strengste Frost, noch irgend ein anderer Einfluß des Wetters verschlechtert ihre Eigenschaften. Ferner sind sie, wenn auf geeignete Weise behandelt — d. h. wenn mit der richtigen Mischung versetzt (legirt) — hart genug, um auf lange Zeit ein gutes Theil Reibung vertragen zu können. Außerdem oxydiren sie sich nicht und sind deshalb zum Umlaufsmittel wohlgeeignet. Auch sind die E. nirgends so reichlich vorhanden und deshalb nirgends so billig, daß man genöthigt wäre, eine große Menge derselben für die gewöhnlichen Zwecke des Waarenankaufs mit sich herumzutragen. Ein kleiner massiver Würfel Gold von wenig mehr als 12 Centim. hat einen Werth von 200,000 Mark. Endlich sind die E. vorzüglich dazu geeignet, sich prägen zu lassen. Sie dienen als internationales Tauschmittel, indem sie es sind, mittels deren die Schuldforderungen der Völker unter einander ausgeglichen werden, so weit dies nicht der Wechselverkehr vermag. Wenn sie in dieser Weise zur Anwendung kommen, haben sie gewöhnlich, wenn auch nicht immer, die Form von Barren oder kleinen Blöcken. Weiter dienen die E. mehreren Ländern zu einem andern wichtigen Zweck, nämlich zur Basis des Papiergelds, so weit eben dasselbe in sofort einlösbaren Banknoten besteht, welche gleich dem gemünztem Geld als gesetzliches Zahlungsmittel gelten. Das Verhältnis, das zwischen dem Werthe des Goldes und dem des Silbers besteht, ist nicht konstant und ändert sich von Tag zu Tag. In alten Zeiten stand es wie 1 : 13⅓, und gegen das Ende des weströmischen Reichs stieg es auf 1 : 14⅖. Im Mittelalter, bis zum Ende des 15. Jahrh., lautete es wie 1 : 16.

Am Ende des 15. Jahrh., kurz vor der Entdeckung Amerika's, stand dieses Verhältnis in Europa wie 1 : 12 und selbst wie 1 : 10; d. h. 1 Pfd. feines Gold wurde zum Werth von 10—12 Pfd. feinem Silber abgeschätzt. Seit dieser Zeit stieg das Gold in seiner Kaufkraft dem Silber gegenüber. Als beide Metalle in ihrer Kaufkraft fielen, fiel das Silber mehr als das Gold. Bis zum Jahr 1545 schien Europa aus der Neuen Welt mehr Gold als Silber empfangen zu haben, von da ab ward es mit dem in Peru gewonnenen Silber überschwemmt. Seit der Mitte des 16. Jahrh. änderte sich im Süden Europa's das Verhältnis zwischen dem Werthe des Goldes und Silbers schnell. In Holland stand es 1589 noch wie 1 : 11⅗; 1641 finden wir es in Flandern schon wie 1 : 12⅓, in Frankreich wie 1 : 13⅓, in Spanien wie 1 : 14 und selbst darüber. 1751 und 1752 stand das Werthverhältnis der beiden E. in Amsterdam, der damaligen Metropole des Welthandels, wie 1 : 14½. In jüngster Zeit hat das Werthverhältnis des Goldes und des Silbers sehr starke Schwankungen

durchgemacht, und zwar wurde bei diesen Schwankungen das Silber benachtheiligt. Als Grund für diese Schwankungen ist die Panique anzugeben, welche der Uebergang Deutschlands von der Silberwährung zur Goldwährung hervorgerufen hat. Da dieser Vorgang, so weit bis jetzt ein Urtheil hierüber möglich ist, von keiner empfindlichen Aenderung in dem Produktionsverhältnis der beiden E. begleitet wurde, so ist es nicht wahrscheinlich, daß der augenblicklich auf dem Markt bemerkbare Preisrückgang des Silbers von dauernder Wirkung sein wird. Auch kommt hier in Betracht, daß nichts mehr zu vermehrter Konsumtion einer Waare beizutragen pflegt als Preisverminderung derselben. Der Preisrückgang des Silbers, welchen wir jetzt erleben, ist daher vielleicht nur ein Mittel zu vermehrter Konsumtion dieses Metalls. Diese vermehrte Konsumtion müßte aber Preissteigerung desselben zur unausbleiblichen Folge haben. Augenblicklich lautet das durchschnittliche Werthverhältnis vom Gold zum Silber wie 1 : 15⅝.

Von der Gesammtmenge des seit Ende des 18. Jahrh. bis zur Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldlager aus den Bergwerken Amerika's, Europa's und Nordasiens alljährlich gezogenen Goldes und Silbers lieferte Amerika allein $^{80}/_{100}$ der Gesammtproduktion des Goldes und $^{91}/_{100}$ der des Silbers. Die relative Menge der beiden Metalle differirte folglich nur wenig auf den beiden Kontinenten. Das aus den Minen Amerika's gezogene Gold stand der Quantität nach zu dem dort geförderten Silber wie 1 : 46; in Europa mit Einschluß Sibiriens lautete dies Verhältnis 1 : 40. Wenn die Menge einer angebotenen Waare allein den Preis bestimmte, so würde das Silber 45⅖mal weniger werth gewesen sein als das Gold, weil die Menge des thatsächlich auf den Markt kommenden Silbers 45⅖mal größer war wie die des Goldes. Ueber die Produktion der E. seit der Entdeckung Amerika's hat Alexander v. Humboldt in seinem berühmten Essay über Neuspanien (Bd. 3., S. 412) folgende Aufstellung gemacht. Es wurden von 1492—1803 gefördert:

	Gold		Silber		Werth des Goldes und Silbers in Dollars.
	kastil. Mark	Kilogr.	kastil. Mark	Kilogr.	
in Neuspanien	7,000	1,609	2,338,220	573,512	23,000,000
„ Peru	3,400	7[illegible]	611,090	140,478	6,240,000
„ Chile	12,212	2,807	29,700	6,827	2,060,000
„ Buenos Ayres	2,200	506	481,830	110,764	4,850,000
„ Neugranada	20,505	4,714	—	—	2,990,000
„ Brasilien	29,900	6,873	—	—	4,360,000
Total	75,217	17,291	3,460,840	795,581	43,500,000

Humboldt schätzt die jährliche Produktion der europäischen Minen von Ungarn, Sachsen etc. und die des nördlichen Asien in derselben Periode auf etwa 20 Mill. Mark mehr, was in runder Summe eine jährliche Gesammtproduktion von etwa 220 Mill. Mark bedeutet. Diese Resultate weichen sehr von denen ab, welche Ustariz, Herrera, Campomanes, Robertson etc. und eine Menge anderer volkswirtschaftlichen Schriftsteller in ihren Werken geben. Doch verdient Humboldt wegen seiner Nachforschungen an Ort und Stelle wohl die größte Glaubwürdigkeit. Von 1800—1810 stieg die Ausbeute der amerikanischen Minen. Ihre Produktion im Verein mit derjenigen von Europa überstieg vielleicht noch die Summe von 220 Mill. Mark. Doch im Jahr 1810 begann der Kampf zwischen Spanien und seinen Kolonien, und es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß, so lange er dauerte, die Produktion nicht unwesentlich abnahm. Nachdem aber der Kampf beendet war, nahm die Zufuhr der E. nach Europa wieder zu. Eine vertrauenswürdige Schätzung der Produktion der E. von 1846 und 1850, also unmittelbar vor und unmittelbar nach der Endeckung der reichen kalifornischen Goldlager, hat Birkmyre in der »Times« vom 19. Mai 1851 gegeben. Die Hauptpunkte in derselben sind:

Vergleichende Tabelle der jährlichen Produktion von Fein-Gold und -Silber von 1846 und 1850, d. h. zwei Jahre vor der Entdeckung der reichen Goldlager in Kalifornien und zwei Jahre später.

Länder	1846			1850		
	Gold	Silber	Total	Gold	Silber	Total
	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Kalifornien	—	—	—	12,000,000	62,088	12,062,088
Vereinigte Staaten	237,336	1,864	239,200	115,430	11,444	126,874
Mexiko	249,753	5,457,020	5,706,773	382,901	5,383,333	5,766,2[illegible]
Neugranada	252,407	42,929	295,336	252,407	42,929	295,336
Peru	96,241	1,000,583	1,096,824	96,241	1,000,583	1,096,824
Bolivia	60,357	460,191	520,548	60,357	460,191	520,548
Chile	145,585	297,029	442,614	145,585	297,029	442,614
Brasilien	259,871	2,003	261,874	289,068	2,227	291,295
Total von Nord- und Südamerika	1,301,560	5,261,619	6,563,179	13,341,989	7,259,824	20,601,813
Rußland	3,414,427	167,831	3,582,258	4,175,860	171,617	4,347,477
Norwegen	—	52,346	52,346	—	35,607	35,607
Norddeutschland	357	138,022	138,379	357	138,022	138,379
Sachsen	—	198,200	198,200	—	198,200	198,200
Österreich	282,750	282,654	565,404	288,708	286,971	575,679
Piemont	17,841	7,444	25,285	17,841	7,444	25,285
Spanien	2,198	227,499	229,697	2,498	440,210	442,708
Großbritannien	—	109,989	109,989	—	160,000	160,000
Afrika	203,900	1,056	204,956	203,900	1,056	204,956
Borneo	305,900	1,584	307,484	305,900	1,584	307,484
Ava	100,000	517	100,517	100,000	517	100,517
Malakka	72,240	347	72,614	72,240	347	72,614
Sumatra	63,719	330	64,049	63,719	330	64,049
Anam	30,585	53,460	84,045	30,585	53,460	84,045
Verschiedene Länder*)	60,975	23,000	83,975	60,975	23,000	83,975
Total von Europa, Afrika und Asien*)	4,545,192	1,254,306	5,799,498	5,312,583	1,528,392	6,840,975
Total von Nord- und Südamerika	1,301,560	5,261,619	6,563,179	13,341,989	7,259,824	20,601,813
Total	5,846,752	6,515,925	12,362,677	18,654,522	8,788,416	27,442,788

*) Mit Ausnahme von China und Japan, welche viel Gold und Silber produciren, deren Betrag aber den Europäern unbekannt ist.

Aus obiger Tabelle ersehen wir, daß sich die Goldproduktion in Kalifornien zwei Jahre nach Entdeckung der Goldfelder auf 12 Mill. Pf. St. belief, eine Jahressumme, welche von da an selten überschritten wurde. Doch so groß nun auch diese Ausbeute sein mochte, so wurde sie doch noch von der Australiens übertroffen. Die dortigen Lager wurden nicht vor 1851 entdeckt. Dieselben waren so reich und das Zuströmen der Einwanderer so umfangreich, daß die Goldfelder von Victoria im Jahr 1852 nicht weniger als 4,247,152 Unzen producirt haben sollen, was zum Preis von 70 Mark pro Unze eine runde Totalsumme von 297,300,640 Mark ergibt. Dies jedoch war der höchste bis jetzt erreichte Betrag. Hierzu ist noch das in Sydney oder Neusüdwales producirte Gold zu rechnen, das jährlich im Durchschnitt einen Werth von 40 Mill. Mark erreicht und fast sämmtlich nach Europa übergeführt wird. Augenblicklich kann man die Gesammtproduktion der E. in den verschiedenen Theilen der civilisirten Welt auf ungefähr 800 Mill. Mark veranschlagen. Die Frage mit Rücksicht auf die mögliche Fortdauer, Zunahme oder Abnahme dieser Zufuhr ist vom größten Interesse. Darüber kann man jedoch nur die allervagsten Ansichten hegen. Diejenigen, welche meinen, die Goldproduktion werde noch steigen, führen zur Unterstützung ihrer Behauptung an, daß, da die Goldlager so ziemlich über die ganze Erde verbreitet seien, man nach und nach auch noch neue ans Tageslicht bringen werde. Auch die Art der Gewinnung in den Diggings werde man verbessern, wie auch die Produktion mit der Zunahme der Bevölkerung der Gold- u. Silberländer steigen werde.

Edelmuth, s. Großmuth.

Edelreis, s. Impfung.

Edelsheim, Ludwig, Freiherr von, bad. Minister, geb. 1822, stand zuerst in kurhessischen Diensten, war 1855—60 als Abgeordneter der Ritterschaft Mitglied der hessischen Ersten Kammer und stand auf Seiten der verfassungstreuen Partei. 1861 trat er in badische Dienste, ward Ministerresident in Wien, 1863 außerordentlicher Gesandter daselbst, 1864 zugleich in Dresden. Im November und December 1863 befand er sich, im Auftrag des badischen Ministers Roggenbach, in Gotha bei dem Herzog Friedrich von Augustenburg als politischer Rathgeber, und im Januar und Februar 1864 erhielt er eine Mission nach München und Dresden, um für Einberufung eines Parlaments zu wirken. Am 19. Okt. 1865 übernahm er das auswärtige Ministerium in Baden, wirkte in dieser Stellung für Widerstand gegen Preußens nationale Pläne, für Unterstützung Oesterreichs und für enges Zusammenfassen der mittelstaatlichen Kräfte. Die national gesinnten Ministerialräthe Jolly und Freydorf wurden ihrer Stellen enthoben, Mathy, Präsident des Handelsministeriums, zur Eingabe seiner Demission genöthigt. Baden nahm am Kriege gegen Preußen theil; als aber nach der Schlacht bei Königgrätz 39 Abgeordnete Zurückberufung der Truppen und Anschluß an den künftigen Norddeutschen Bund verlangten, nahm E. 23. Juli 1866 seine Entlassung und zog sich nach Konstanz ins Privatleben zurück. Aus diesem trat er nur einmal, im Jahr 1869, hervor als Unterzeichner des Programms der »Wahlreformliga« und als Kandidat für die Abgeordnetenstelle im Bezirk Breisach. Er ward zwar gewählt, die Wahl aber angefochten und von der Kammer nicht bestätigt. E. starb 23 Febr. 1872.

Edelsteine, Mineralien (Steine), welche wegen schöner Farbe oder Farblosigkeit, Glanz, Durchsichtigkeit, bedeutender Härte, Politurfähigkeit Gegenstand des Schmucks sind und in der Bijouterie verarbeitet werden. Die E. bestehen in der Mehrzahl aus ganz allgemein verbreiteten Stoffen, wie Thonerde, Kieselsäure, Magnesia, Kalk, Fluor, Bor und deren Verbindungen, und verdanken ihre Färbung meist nur geringen Beimengungen von Kupfer-, Eisen-, Chrom-, Nickelverbindungen; sie sind also in Hinsicht auf ihre Substanz meist völlig werthlos, und nur der Form, in welcher diese Substanz auftritt, verdanken sie ihre kostbaren Eigenschaften. Diamant ist Kohlenstoff so gut wie Holzkohle und der Graphit unserer Bleistifte, und sein Werth beruht lediglich in der Krystallform. Man theilt die E. in eigentliche E. (Gemmae) und in Halbedelsteine (Lapides pretiosi), indem bei den ersteren jene Eigenschaften in höherem, bei letzteren in niederem Grad hervortreten oder vereinigt sind, ohne daß jedoch zwischen beiden Abtheilungen eine strenge Grenze oder in der Unterscheidung eine völlige Uebereinstimmung stattfände. Die Nomenklatur vieler E. stimmt bei den Juwelieren und Mineralogen nicht überein, insofern erstere oft ganz verschiedene E. bloß nach einem gemeinschaftlichen charakteristischen Merkmal mit demselben Namen bezeichnen. So wird von ihnen der Name Rubin für verschiedene Steine rother Farbe gebraucht, welche von den Mineralogen theils dem Korund, theils dem Spinell oder Topas zugezählt werden; unter orientalischem Chrysolith wird ein gelblichgrüner Sapphir, unter sächsischem Chrysolith ein blaß weingelber Topas verstanden etc. Das Beiwort orientalisch, im Gegensatze zu occidentalisch, bezeichnet oft nicht sowohl das Vaterland, als vielmehr einen besondern Grad der Schönheit eines Steins (weil allerdings die E. aus dem Orient in der Regel am schönsten sind), wie z. B. der edle Opal, welcher ein vorzügliches Farbenspiel zeigt, orientalischer heißt, obschon er noch nirgends im Orient gefunden worden ist. Die Alten hatten eine ähnliche Eintheilung, indem sie die vollkommneren E. als männliche von den minder schönen als weibliche unterschieden. Zur allgemeinen Orientirung geben wir folgende Uebersicht:

I. Ganzedelsteine.

1) **Diamant**, farblos, gelb, grün, blau, roth, braun, schwarz, aus Ostindien und Brasilien; Täuschung mit schwach geglühten Sapphiren, Hyacinthen, Topasen.

2) **Edle Korunde**, an Härte und Werth dem Diamant am nächsten stehend, und zwar:

a) **Rubin**, roth, gelb, farblos, aus Birma und Ceylon; Täuschung mit rothem Spinell, Turmalin, Quarz, Granaten, Hyacinthen, roth geglühten Amethysten, Topasen;

b) **orientalischer Smaragd**, bläulichgrün, aus Ceylon, der seltenste aller E.;

c) **orientalischer Chrysolith**, gelblichgrün, aus Ceylon;

d) **Sapphir**, blau, roth, grün, gelb, braun, farblos, opalisirend, aus Birma, Ceylon; Täuschung mit Cyanit, Cordierit;

e) **orientalischer Amethyst** (**Amethystsapphir**, **Violettrubin**), fast veilchenblau, aus Birma, Ceylon;

f) **orientalischer Aquamarin**, hell grünlichblau, aus Ceylon und dem Ural; Täuschung mit grünlichen und bläulichen Topasen;

g) **orientalischer Hyacinth**, morgenroth, aus Birma, Ceylon;

h) **orientalischer Topas** (**Topassapphir**, **gelber Sapphir**), gelb, ebendaher;

i) **Leukosapphir** (**weißer Sapphir**), weiß, ebendaher;

k) **Asterin** (**Sternsapphir**, **opalisirender Sapphir**, **Sternstein**), roth, blau, gelb, ebendaher;

l) **orientalischer Girasol** (**Sapphir- oder Rubinkatzenauge, Sonnenstein**), gelblich, grünlich, röthlich, bläulich.

3) **Aquamarin** (**edler Beryll**), meergrün, apfelgrün, honiggelb, aus Salzburg, Tirol, Mähren, Rußland, Ostindien, Nordamerika, Brasilien.

4) **Smaragd**, lebhaft bläulichgrün, Varietät des vorigen, aus Neugranada; Täuschung mit Flußspat, grünem Turmalin, Malachit, Apatit.

5) **Chrysoberyll** (**Chrysopal**), grünlichweiß, grün, bläulich, gelb, aus Ceylon, Borneo, Brasilien, Mähren.

6) **Spinell**, farblos, weißlich, roth, gelb, blau, grün, schwarz, in allen Welttheilen; Täuschung mit geglühten Topasen und gebrannten Amethysten.

7) **Topas**, farblos, grün, blau, gelb, roth, in allen Welttheilen.

8) **Türkis**, himmelblau, zuweilen milchblau, aus Persien; Täuschung mit Zahntürkis.

9) **Turmalin**, farblos, weißlichgelb, braun, schwarz, roth, blau, grün, oft bunt, aus Ceylon; Sibirien, Brasilien, Oesterreich.

10) **Granat**:
  a) **Almandin** oder **orientalischer Granat**, roth, violett, veilchenblau, aus Europa, Asien, Afrika;
  b) **Pyrop** oder **occidentalischer Granat**, dunkelroth aus Böhmen;
  c) **Kaneelstein**, honiggelb, rothgelb, morgenroth, aus Ceylon, Tirol.

11) **Opal**, milchblau, lebhaft irisirend, aus Ungarn; **Hydrophan** (**Weltauge**), wasserfreier Opal, farblos, weißlich, wird im Wasser dem Opal ähnlich, aus Ungarn.

12) **Zirkon** (**Hyacinth**), farblos, gelb, braun, roth, blau, grün, an vielen Fundorten, besonders Ceylon; Täuschung mit gebranntem Topas, Idokras, Granat, besonders mit Vesuvian und Kaneelstein.

13) **Chrysolith**, oliven-, spargel-, grasgrün; in allen Welttheilen; Täuschung mit Apatit, Epidot oder Diopsid.

14) **Cordierit** (**Dichroit**), farblos, grau, weißlich, blau, braun, im durchfallenden Licht verschiedenfarbig schillernd, aus Ceylon; Täuschung mit blauem Quarz.

II. Halbedelsteine.

1) **Bergkrystall** und zwar:
  a) gelber **Citrin, böhmischer, sächsischer, indischer Topas**;
  b) brauner, rubinrother, irisfarbener **Rauchtopas**;
  c) schwarzbrauner, schwärzlichblauer oder schwarzer **Morion**;
  d) Rheinkiesel, **Rheindiamanten, Zabeltitzer Diamanten**;
  e) schottischer Kiesel, **schottischer Topas, schottischer Rubin**;
  f) **marmaroser Diamanten** oder **Dragoniden**.

2) Veilchen- oder pflaumenblauer **Amethyst** aus der Türkei, aus Ceylon, Indien, Rußland, Brasilien, Oesterreich.

3) Goldflimmernder, röthlicher, rothbrauner **Aventurin** aus dem Ural und Altai, meist imitirt.

4) **Achat**.

5) **Chalcedon** und rother **Karneol** aus Uruguay.

6) Grüner **Chrysopras** aus Schlesien.

7) **Onyx**.

8) Grüner, gelb und roth gefleckter oder punktirter **Heliotrop** aus Indien, der Bucharei, Tatarei, Sibirien, Australien.

9) **Jaspis**.

10) In vielen Nüancen schillerndes, grüngraulichés **Katzenauge** aus Ceylon.

11) Milch-, röthlich-, gelblichweißer **Kascholong** oder **Kalmückenachat**, aus der Bucharei, aus Sibirien, Kärnthen, Mähren.

12) Lauchgrüner **Nephrit** (**Nierenstein, Jade**).

13) **Cyanit**.

14) **Lapislazuli** (**Lasurstein**), blau, aus Rußland, aus der Tatarei, aus China, Chile.

15) Farbloser oder heller **Adular** (**Mondstein, Sonnenstein**), aus Sibirien, Ceylon, Grönland, einer der theuersten Halbedelsteine.

16) Grüner **Amazonenstein**, aus Brasilien, Grönland, Miask.

17) **Aventurinfeldspat** (fälschlich Sonnenstein genannt), weiß, roth, mit zahllosen schimmernden Punkten, aus Schweden, Norwegen, Rußland, Ceylon.

18) **Labrador**, grau, grünlich, gelblich, röthlich, bläulich, zum Theil mit herrlicher Farbenwandlung, aus Sibirien, Labrador.

19) **Lava**, braun, grau bis schwarz, röthlich, gelblich, weißlich, von verschiedenen Vulkanen. Dazu gehört **Obsidian** (**Lavaglas, Glasachat, isländischer Achat**), schwarz, perlgrau (**edler Obsidian**), bouteillengrün (**böhmischer Chrysolith**), grünlichgelb (**Schillerobsidian**), aus Sibirien.

20) **Flußspat**, besonders schön gefärbt.

21) **Malachit**, grün, mit wechselnden Zeichnungen, aus Rußland.

Alle E. unterliegen einer **Bearbeitung**, wodurch sie eine Form erhalten, in welcher ihre werthvollsten Eigenschaften am schönsten hervortreten. Früher begnügte man sich, die natürlichen Flächen der Steine zu glätten, und erst allmählich erkannte man, welche Effekte durch künstlich hergestellte Flächen erzielt werden können. Die Kunst der **Edelsteinschleiferei** in diesem Sinn ist jedenfalls nicht alt; man nennt als Erfinder gewöhnlich Ludwig van Berguen und als das Jahr der Erfindung 1475. Seitdem hat man auf Grund genauerer mineralogischen Kenntnisse, unter Berücksichtigung des innern Gefüges der Krystalle, der nach verschiedenen Richtungen ungleichen Spaltbarkeit, Härte und Elasticitätsverhältnisse, erhebliche Fortschritte gemacht. Durch Spalten, Zersägen, Zerbrechen gibt man dem Stein im wesentlichen schon die gewünschte Form und vollendet die Arbeit nur durch Schleifen und Poliren. Die größten Schwierigkeiten bereitet der Diamant. Nachdem sein Blätterdurchgang erkannt ist, wird er in einer Kittlage befestigt und mit feinem Meißel und Hammer nach einer vorher mit einem andern Diamant ausgeführten Vorzeichnung gespalten (Kloven). Man befestigt ihn dann mit Kitt in der Dogge oder Hülse, so daß nur die Stelle frei bleibt, an welcher eine Facette angeschliffen werden soll, und steckt die Hülse in ein schweres eisernes Gestell, welches den Stein, oft noch unter dem Druck der Hand oder von Gewichten, gegen die rotirende Schleifscheibe drückt. Diese Scheiben bestehen aus schwach gekörntem Gußeisen oder weichem Stahl, rotiren in horizontaler Ebene und sind mit Diamantpulver und Oel beschickt, weil der Diamant wegen seiner außerordentlichen Härte nur von seinem eigenen Pulver angegriffen wird. Sobald eine Facette vollendet ist, muß der Stein wieder umgelegt werden, und dies wiederholt sich, bis er endlich die bestimmte Form erhalten hat. Man hat es bereits dahin gebracht, so winzig kleine Rosetten mit je 16 Flächen zu schleifen, daß 2000 auf ein Karat gehen. Die übrigen E. werden mit viel geringrere Mühe geschliffen, und es ist nicht nothwendig, sie zu spalten, da sie mit Diamantpulver, oft schon mit Smirgel leicht in jede beliebige Form gebracht werden können. Während aber der Diamant beim Schleifen gleich mit polirt wird, erfordern die anderen E. hierzu noch eine besondere Bearbeitung. Steine mit eigenthümlichem Lichtschimmer, wie Opal, erhalten keine Facette, sondern nur eine runde Wölbung (en cabochon). Häufig wird die Farbe der E. durch vorsichtiges Erhitzen verändert, und besonders die Halbedelsteine werden gefärbt, indem man sie mit verschiedenen Chemikalien behandelt (vgl. **Achat**). Man erkennt an jedem geschliffenen Stein die Zone des größten Durchmessers, die **Rundiste**, in welcher der Stein gefaßt wird. Was über diesem Rand liegt, heißt Obertheil, Krone, Pavillon; was unter demselben liegt, Untertheil, Külasse. Die Hauptformen sind folgende: 1) Beim **Brillant** nimmt der Obertheil $^1/_3$, der Untertheil $^2/_3$ der ganzen Höhe des Steins ein und ist ersterer von einer zwei- oder

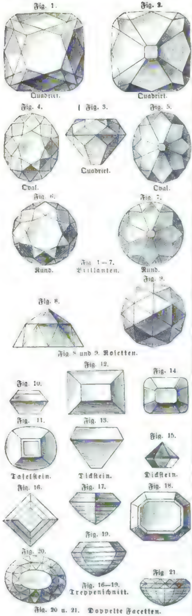


Fig. 1—7. Brillanten.

Fig. 8 und 9. Rosetten.

Fig. 16—19. Treppenschnitt.

Fig. 20 u. 21. Doppelte Facetten.

dreifachen Reihe von Facetten (zwei= oder dreifaches Gut) eingeschlossen. Fig. 1, 2, 3 Brillant in quadrirter, 4, 5 in ovaler, 6, 7 in runder Gestalt. Die obere, der Rundiste parallele Fläche (Tafel) hat $^4/_9$ vom Durchmesser der Rundiste, die untere Fläche $^1/_5$ vom Durchmesser der Tafel. Bedingt die Brillantform zu großen Materialverlust, so schleift man 2) eine **Rosette** (**Rose, Rautenstein**), welche sich über einer runden oder elliptischen Grundfläche pyramidenförmig mit meist dreiseitigen Facetten erhebt (Fig. 8, 9). Aus sehr flachen Steinen schleift man 3) den **Tafelstein** (Fig. 10, 11) mit plattem Ober= und Untertheil und wenigen niedrigen Randfacetten. 4) Der **Dickstein** (indischer Schnitt, Fig. 12, 13) hat Obertheil, Untertheil und Rundiste. Die Hauptform ist die des Brillanten. Bisweilen sind die Kanten, welche von der Rundiste nach der Tafel führen, abgestumpft, so daß der Stein oben 8 Facetten erhält (Fig. 14, 15). 5) Bei dem **Treppenschnitt** laufen die Facetten gegen die Tafel und die Kalotte des Steins hin immer abnehmend in Stufen zu (Fig. 16, 17, 18, 19). Bei dem Schnitt mit doppelten Facetten (Fig. 20, 21) zeigt der Obertheil 2 Reihen dreiseitiger Facetten. Jede Reihe besteht aus zweierlei Facetten, die nebeneinander liegen und die Spitze nach aufwärts oder abwärts richten. Auf dem Untertheil befindet sich der Treppenschnitt. Außer diesen Formen gibt es noch eine Reihe zusammengesetzter Gestalten, die je nach der Natur des Edelsteins bevorzugt werden. Die Art, wie die geschnittenen Steine in Schmucksachen eingesetzt werden, nennt man die **Fassung**. Ganz fehlerfreie, durchsichtige E. faßt man à jour, wobei der Stein nur an der Rundiste befestigt wird und Obertheil und Untertheil frei bleiben. Wo auf sichere Befestigung nichts ankommt, ist diejenige Art der Fassung à jour am besten, wo der Stein frei schwebend nur durch einzelne Krallen gehalten wird (in Krappeln gefaßt ist). Zum Fassen der weißen, wasserhellen Steine ist Silber und noch mehr Platin vortheilhafter als Gold. Die Fassung im Kasten, bei welcher der Untertheil ganz eingehüllt wird, gewährt den Vortheil, mit minder vollkommenen Steinen durch Färbung des Kästchens, Unterlegen von Zinn=, Gold= oder Silberfolie größere Effekte zu erzielen und kleine Risse, Trübungen 2c. zu verdecken. Oft umgibt man größere Steine in der Fassung mit kleineren (Karmoisiren), um Farbe oder Glanz des Hauptsteins zu erhöhen. Die Kostbarkeit der E. hat allerlei Täuschungen veranlaßt; besonders hat man werthvolle E. mit minder werthvollen vereinigt und diese **Doubletten** so gefaßt, daß nur der kostbarere Stein beim Beschauen in Betracht kam. Man unterscheidet echte Doubletten, wenn Ober= und Untertheil aus echten Edelsteinen bestehen; halbechte, wenn der Obertheil echt, der mit Mastix angeklebte Untertheil aber Quarz oder Glas ist; unechte, bei welchen der Obertheil Bergkrystall oder Glasfluß, der Untertheil gefärbtes Glas ist; Hohldoubletten, bei welchen der Bergkrystall des Obertheils halbkugelförmig ausgehöhlt, mit gefärbter Flüssigkeit gefüllt und durch ein Krystallblättchen verkittet ist. Zur Erkennung der Doubletten bietet das Lichtbrechungsvermögen ein treffliches Mittel. Man bringt nämlich einen echten Edelstein in Olivenöl und setzt dazu in kleinen Portionen nach und nach so viel Cassiaöl oder Sassafrasöl, bis der Stein nicht mehr wahrnehmbar ist, was dann eintritt, wenn die Flüssigkeit dasselbe Lichtbrechungsvermögen hat wie der Stein. Dies ist für verschiedene E. verschieden,

und man muß deshalb für jede Art eine besondere Probeflüssigkeit bereiten. In einer solchen bleibt dann jeder andere Stein sichtbar, ebenso auch bei echten Edelsteinen alle Sprünge und Risse. Legt man Doubletten in heißes Wasser, so erweicht der Kitt, und beide Theile fallen auseinander. Die gewöhnlichste Verfälschung besteht im Unterschieben von Glasflüssen oder sogen. unechten (künstlichen) Edelsteinen (Amausen), welche man den echten jetzt höchst täuschend nachzumachen vermag. Die Nachahmung mancher E. durch gefärbte Glasflüsse hat besonders in Deutschland und Frankreich einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, und die Fabrikation solcher künstlichen E. macht einen wichtigen Zweig der Technik aus. Die Grundmasse derselben bildet der Mainzer Fluß oder Straß, ein sehr glänzendes, bleireiches Glas, welches viel weicher, aber schwerer als die natürlichen E. ist. Dies Glas wird durch verschiedene Chemikalien gefärbt; so nimmt man z. B. auf 1000 Theile Straß zu Topas 40 Th. Antimonglas, 1 Th. Goldpurpur oder 1 Th. Eisenoxyd; zu Smaragd 8 Th. Kupferoxyd und 0,2 Th. Chromoxyd; zu Sapphir 15 Th. Kobaltoxyd; zu Amethyst 8 Th. Mangansuperoxyd, 5 Th. Kobaltoxyd, 0,2 Th. Goldpurpur ꝛc. Durch anhaltendes Schmelzen von 8 Th. Straß mit 1 Th. Topasmasse erhält man Rubin. Der reine Straß bildet das Material zu den künstlichen Diamanten. Sehr verschieden von diesen Fabrikaten sind die Produkte, welche man dem Bestreben verdankt, echte E. künstlich herzustellen. Korund ist sehr reine krystallisirte Thonerde; wenn es nun gelingt, künstlich dargestellte Thonerde, die uns in jeder beliebigen Menge zur Verfügung steht, krystallisiren zu lassen, so haben wir einen Korund dargestellt, der dem natürlichen ganz gleichwerthig ist. Man kann dabei die Thonerde mit denselben Metalloxyden färben, welchen die gefärbten Varietäten des Korunds ihre Farbe verdanken, und erhält dann Rubin, Smaragd, Sapphir. In dieser Richtung sind einige Resultate gewonnen worden. Erhitzt man Fluoraluminium, welches aus Thonerde leicht zu gewinnen ist, im Kohlentiegel in Borsäuredampf, so entweicht Fluorbor, und Thonerde bleibt krystallisirt als Korund oder, wenn ein wenig Chrom zugegen ist, als Rubin, Sapphir zurück. Schmilzt man die Bestandtheile der echten E. in richtigen Verhältnissen und gemischt mit Borsäure im Porzellanofen in einem offenen Platingefäß, so lösen sie sich in der Borsäure, und indem nun das Lösungsmittel langsam verdampft, krystallisiren die E. wie lösliche Salze aus wässeriger Lösung. Der Werth der E. richtet sich besonders nach der Schönheit und Seltenheit derselben, aber ebenso sehr nach der Mode. Er hängt aber auch von der jeweiligen Menge ab, in welcher die Steine aufgefunden oder zum Verkauf gebracht werden, und im allgemeinen hat er sich in der Neuzeit merklich vermindert. Der Edelsteinhandel hat daher auch an seiner frühern Bedeutung viel verloren; Hauptsitz desselben ist Paris, während in der Edelsteinschleiferei Amsterdam den ersten Rang einnimmt. Vgl. Blum, Taschenbuch der Edelsteinkunde (2. Aufl., Stuttg. 1834); Kluge, Handbuch der Edelsteinkunde (Leipz. 1860); Schrauf, Handbuch der Edelsteinkunde (Wien 1869); Rambosson, Les pierres précieuses (Par. 1868).

Edelweiß, s. Gnaphalium.

Eden, s. Paradies.

Eden (spr. ihd'n), Fluß in England, durchfließt in nordwestlicher Richtung die Grafschaften Westmoreland und Cumberland und mündet nach 113 Kilom. langem Lauf in den Solway-Firth. Er ist wegen seiner Felsen und Wasserfälle nur bis Carlisle für kleinere Schiffe fahrbar. Hauptzuflüsse: Irthing und Caldew.

Edenkoben, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Pfalz, Bezirksamt Landau, an der Linie Neustadt-Weißenburg der Pfälzischen Maximiliansbahn, mit einer protestantischen und einer katholischen Kirche, einer lateinischen Schule, einem Gesundbrunnen (Schwefelwasser), einer Möbelfabrik, Damastweberei, vorzüglichem Wein- und Kastanienbau und (1871) 4777 Einw. (darunter 1102 Katholiken und 150 Juden). Von dem ehemaligen Frauenkloster Heilsbruck ist nur noch ein Thürmchen vorhanden.

Edentāta *Cuv.*, Bruta *L.*, Ordnung der Säugethiere, s. v. w. Zahnarme.

Eder (Edder), Fluß, entspringt auf dem Westerwald in Westfalen, durchströmt einen Theil der Provinz Hessen-Nassau und das Fürstenthum Waldeck und mündet nach 135 Kilom. langem Lauf oberhalb Kassel, bei Guntershausen, in die Fulda. Sie führt Gold mit sich, aus dem Graf Philipp II. um 1480 und die Landgrafen Karl von Hessen 1677 und Friedrich II. 1775 Dukaten (Edderdukaten) schlagen ließen. Neuere Versuche, diese Goldwäschereien wieder ergiebig zu machen, hatten keinen Erfolg. Nebenflüsse sind: links die Nuhne, Orke, Elbe, Ems; rechts die Schwalm ꝛc.

Edessa, im Alterthum Hauptstadt der nordmesopotamischen Landschaft Osroëne, östlich vom heutigen Biredschik, am Euphrat, jetzt Orfa; jedenfalls ein sehr alter Ort, wie die Sage, daß Nimrod Erbauer von E. gewesen sei, beweist, und wahrscheinlich das Ur (in Chaldäa) der Bibel. Unter Seleukos, der viel für Vergrößerung der Stadt that, erhielt sie von der gleichnamigen makedonischen Stadt den Namen E. und nach den vielen Quellen den Namen Kalirrhoë oder Orrhoë (vielleicht nur Verstümmelung des syrischen Namens Urrha). Unter Antiochos VII., nach welchem E. auch Antiochia hieß, gründete daselbst Orrhoi Bar Chevje 137 v. Chr. das edessenische Reich, welches daher auch das osroënische (orrhoenische) Reich heißt. Unter seinen Nachfolgern, die sämmtlich den Ehrennamen Abgar führten und mit den Römern infolge der Partherkriege in vielfache, meist feindliche Berührung kamen, war auch der Abgar Uchomo (der »Schwarze«), dem nach der Sage Jesus sein Bild übersandte, das später eine Art Palladium bildete, und unter dem der Apostel Thomas das Christenthum in E. gepredigt haben soll. Unter Kaiser Trajan zerstörte Lusius Quietus das den Römern ungetreue E. und machte das Reich jenen zinsbar. Kaiser Hadrian stellte es zwar wieder her und erließ ihm den Tribut; allein es blieb fortwährend von den Römern abhängig, welche es 216 n. Chr. unter dem Namen der Colonia Marcia Edessenorum zu einer Militärkolonie machten. Im Jahr 217 wurde Caracalla hier ermordet. Gordianus setzte um 243 wieder einen Abgar in Besitz des Reichs. Im Jahr 260 wurde E. von den Persern unter Sapores I. belagert und Kaiser Valerian vor den Thoren der Stadt geschlagen. Während dieser Zeit und besonders nach der Theilung des römischen Reichs, bei welcher E. zum oströmischen Reiche kam, entwickelte sich seine Bedeutung in der Geschichte der christlichen Kirche immer mehr. Mehr als 300 Klöster sollen in seinen Mauern gewesen sein, dazu war es der Sitz des Ephraem Syrus und seiner Schule. Auch

in den arianischen, monophysitischen und nestorianischen Streitigkeiten spielte es eine bedeutende Rolle. Im Jahr 525 ließ Kaiser Justinian I. die Festungswerke wieder herstellen und nannte die Stadt E. Justinopolis. Chosroës Nuschirwan belagerte E. erfolglos. Die Ausbreitung des Islam, die E. 641 unter die Herrschaft der arabischen Chalifen brachte, machte der Blüte des Christenthums daselbst ein Ende, und unter den nun folgenden inneren und äußeren Kämpfen unter dem Chalifat erlosch auch Edessa's weltlicher Glanz, bis es 1040 den Seldschukken in die Hände fiel. Den byzantinischen Kaisern gelang es zwar, E. nochmals an sich zu bringen; aber der Statthalter, den sie hinschickten, machte sich unabhängig, hatte jedoch von Seiten der benachbarten Türken, besonders durch den Emir Balduk, viel zu leiden. Im ersten Kreuzzug bemächtigte sich Graf Balduin, Gottfrieds von Bouillon Bruder und Nachfolger, der Herrschaft über die Stadt und machte E. zur Hauptstadt einer Grafschaft E., zu der er auch noch Samosata und Sarudsch erwarb. Diese Grafschaft bestand über ein halbes Jahrhundert, als Vormauer des jerusalemischen Reichs gegen die Türken, unter der Herrschaft fränkischer Fürsten, bis es endlich unter dem Grafen Joscelin II. dem Beherrscher von Mosul, Emaddin Zenki, 1144 gelang, die Stadt und Burg mit Sturm zu nehmen. Nun ward wieder der Islam in E. herrschend. Ein (1146) gemachter Versuch, das türkische Joch abzuschütteln, vollendete den Ruin der Stadt. Nach vielen Wechselfällen, die E. nach einander in die Hände der Sultane von Aegypten und Syrien (1182) und von Rum (1234, wo es Alaeddin Kelkobad eroberte), der Mongolen (Zerstörung durch Timur 1391), Turkmenen und Perser brachten, eroberten es 1637 die Türken, unter denen es sich wieder aus den Trümmern und zu einiger Blüte erhoben hat. Gegenwärtig wird die Bevölkerung von Orfa oder Roha auf 30,000 Seelen geschätzt, darunter etwa 2000 armenische Christen; die übrigen sind Türken, Araber, Kurden und Juden. Von Alterthümern sieht man hier bloß noch die Ruinen der alten Burg, welche die Sage als den Palast Nimrods bezeichnet, und die Katakomben im Felsen unter derselben. Zu den Merkwürdigkeiten Edessa's, das im Orient für eine durch Abrahams Aufenthalt geheiligte Stadt gilt, gehört noch die dem Abraham geheiligte Moschee mit dem aus dem Abrahamsquell gebildeten Fischteich. Fabricirt werden hier Baumwollwaaren, Goldschmiedearbeiten und Maroquinleder; lebhaft ist der Handel mit englischen Manufakturwaaren, welche von Aleppo kommen, sowie mit Getreide, welches nach Nordsyrien ausgeführt wird.

Edessenisches Bild, s. Abgar; vgl. Christusbilder und Lukasbild.

Edfu (in den hieroglyphischen Inschriften Hat, koptisch Atbo, das Apollinopolis Magna der Alten), Stadt in Oberägypten, links am Nil, mit 2000 Einw., war im Alterthum Hauptstadt eines Nomos und besaß einen großen, prachtvollen Tempel des Horos (Apollon), der noch jetzt zu den besterhaltenen von Aegypten gehört. Er wurde 180 v. Chr. gegründet; seine ganze Umfassungsmauer ist erhalten, und seine Dimensionen erinnern an die von Karnak. Das wohlerhaltene Propylon hat 68 Meter Weite und führt in einen Hof von 49 und 42,6 Meter Weite, der von Kolonnaden umgeben ist. Am Ende steht ein Portikus von 18 Säulen, der 25 Meter breit und fast 14 Meter lang ist, und hinter dem sich noch eine Halle, Gänge und Kammern befinden. Ein kleines Typhonion (Tempel des Typhon) steht neben dem großen Tempel. S. Tafel »Baukunst III«, Fig. 4—7.

Edgartown (spr. eddgartaun), kleine Hafenstadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Duke, auf der Martha's Vinyard genannten Insel, mit einigem Küstenhandel und (1870) 1516 Einw. Am Eingang des Hafens ein Leuchtthurm.

Edgeworth (spr. eddschwörth), 1) Henry Allen de Firmont, Beichtvater des Königs Ludwig XVI. von Frankreich, geb. 1745 zu Edgeworth in Irland, ward 1777 Beichtvater der Madame Elisabeth, der Schwester des Königs, und begleitete Ludwig XVI. auf das Blutgerüst, wo er die bekannten Worte sprach: »Sohn des heil. Ludwig, steige zum Himmel empor!« Um Madame Elisabeth in ihrem Kerker geistlichen Trost angedeihen lassen zu können, hielt er sich in der Nähe von Paris versteckt, ging nach der Hinrichtung derselben nach England und von da nach Mitau zu Ludwig XVIII., wo er 22. Mai 1807 starb. Seine »Mémoires« (»Dernières heures de Louis XVI«) gaben C. Sneyd Edgeworth englisch, Dupont französisch (Par. 1815; wieder abgedruckt in Barrière's »Bibliothèque des mémoires«, Bd. 9, das. 1847), seine »Lettres« Mad. Elise de Bon (das. 1818) heraus.

2) Maria, engl. Schriftstellerin, Tochter des durch mehrere Erfindungen bekannten Gutsbesitzers und Parlamentsmitglieds Richard Lovell E. (starb 1817), geb. 1. Juni 1767 in Oxfordshire, folgte ihrem Vater 1782 nach dessen Besitzungen in Irland und betrat die schriftstellerische Laufbahn mit einem gemeinschaftlich mit dem Vater verfaßten Werk: »Essays on a practical education« (1798), das ihr den Spottnamen »Nützlichkeitsapostel« (utilitarian) eintrug, und dem der »Essay on Irish bulls« (1802) folgte. Ihr erster, aufsehenerregender Roman war »Castle Rackrent« (Lond. 1801), eine treue Schilderung des irischen Volkscharakters; ihm folgten »Belinda« (1803), »Popular tales« (1804, 3 Bde.), »The modern Griselda« (1805) und »Leonora« (1806, 2 Bde.). Im Jahr 1809 erschien die erste Serie ihrer »Tales of fashionable life« (3 Bde.), 1812 eine zweite (3 Bde.). In »Patronage« (1814, 4 Bde.) werden die Verirrungen der höheren Stände gezeichnet, während der Roman »Harrington« (1817) das Vorurtheil gegen die Juden bekämpft. »Ormond« (1817) bewegt sich wieder auf irischem Boden. Ihr letzter Roman war »Helen« (1834, 3 Bde.). Großen Beifall fanden ihre Erzählungen für die Jugend, besonders »Early lessons«, »Rosamond«, »Harry and Lucy« und »The parent's assistant«. Sie starb 21. Mai 1849 zu Edgeworthstown (Grafschaft Longford). Ihre gesammten Werke erschienen unter dem Titel »Tales and novels« (1832, 18 Bde., u. öfter, zuletzt 1870 in 10 Bdn.). Außerdem edirte sie »Memoirs of Rich. Lovell E., begun by himself and concluded by his daughter« (Lond. 1826, 2 Bde.). Ihre Schriften sind meist ins Deutsche übersetzt, z. B. in Auswahl von A. Keller (Stuttg. 1840, 4 Bde.). Walter Scott ward durch ihre Skizzen aus dem irischen Volksleben zuerst angeregt, ähnliche Schilderungen seiner schottischen Heimat zu versuchen. Sie besuchte ihn 1823 zu Abbotsford, und er machte ihr zwei Jahre später einen Gegenbesuch. Eine Dichterin im strengen Sinn des Worts ist Miß E. nicht; romantische Gefühle blieben ihr stets fremd, sie ist durch und durch praktisch. Aber ihre Leichtigkeit, ihr Geist, die Mannigfaltigkeit ihrer Zeichnungen und der Freimuth, mit dem sie gegen Laster

und Thorheiten auftritt, machten es möglich, daß Erzählungen von so beschränkter, lehrhafter Tendenz doch gefallen konnten.

Edictum (lat.), im allgemeinen jede obrigkeitliche Bekanntmachung und Verordnung. Im römischen Recht sind in älterer Zeit die Edikte der Magistrate, namentlich der Prätoren und Aedilen, in neuerer Zeit die Edikte der Kaiser von besonderer Wichtigkeit für die Ausbildung des Rechts gewesen. Die ersteren Edikte, Edicta magistratuum, haben insbesondere ihren Einfluß auf die Feststellung des Gewohnheitsrechts geäußert. Als nämlich die Römer ihre Herrschaft über ganz Italien und über viele Länder außerhalb Italiens ausbreiteten, wurden sie durch den häufigen Verkehr mit Nichtrömern veranlaßt, neben ihrem alten, durch strenge Grundsätze und Formen sich auszeichnenden nationalen Recht (jus civile) auch noch ein allgemeines natürliches Recht (jus gentium) anzuerkennen und auszubilden. Dieses war anfangs bloß um der Nichtrömer willen vorhanden, allmählich wurde jedoch das eigene nationale Recht der Römer jenem allgemeinen Recht immer ähnlicher, und es waren insbesondere die Prätoren, welche diesen Uebergang durch ihre Edikte vermittelten und regelten. Sie machten nämlich beim Antritt ihres Amts durch Anschläge diejenigen Rechtsgrundsätze, nach welchen sie Recht und Gerechtigkeit in dem Jahr ihrer Amtsführung beobachten wollten, gleich zum voraus öffentlich bekannt. In diesem Edikt stellten sie aber nicht sowohl ganz neue Rechtsvorschriften auf, sondern sie sprachen darin meist nur aus, was zu ihrer Zeit durch Gewohnheit schon als Recht galt; wo sie aber Lücken in dem bestehenden Recht fanden oder dasselbe für ihre Zeit nicht mehr anwendbar hielten, gaben sie selbst die Entscheidungsregeln an, die sie befolgen wollten. Dies Edikt hieß E. schlechthin, auch E. annuum oder E. perpetuum. Das Edikt der beiden Prätoren in Rom, des Praetor urbanus und des Praetor peregrinus, hieß Praetoris E., das der Prokonsuln und Prätoren in den Provinzen E. provinciale. Aber nicht jeder Prätor publicirte immer gleich neue Rechtssätze (e. novum), sondern der Nachfolger im Amt behielt gewöhnlich das Edikt seines Vorgängers ganz oder zum Theil bei (e. tralaticium). Auch die Aedilen, welchen hauptsächlich die Sorge für das Polizeiwesen oblag, hatten das Recht, beim Antritt ihres Amts ein Edikt zu publiciren, welches meist Verfügungen und Vorschriften in Polizeisachen enthielt, aber auch für das Privatrecht nicht unwichtig war. Anderer Art waren die späteren kaiserlichen Edikte, Leges edictales, Constitutiones generales, d. h. wirkliche Gesetze, welche theils das Privatrecht, theils die Staatsverwaltung, besonders die Finanzen, das Kriegswesen 2c., betrafen. Auf Kaiser Hadrians Befehl wurden die Edikte der Prätoren gesammelt und von Salvius Julianus in 100 Büchern geordnet. Diese Sammlung, E. perpetuum genannt, bildet eine wesentliche Grundlage der Justinianeischen Gesetzsammlungen (s. Corpus juris). Manchmal heißt auch eine ganze Gesetzsammlung E., so das E. Theodorici, das vom ostgothischen König Theoderich promulgirte Gesetzbuch.

Edidit (lat., oft abbreviirt: ed.), hat herausgegeben, ediderunt, haben herausgegeben, auf Büchertiteln verbunden mit dem Namen des Herausgebers oder der Herausgeber.

Edikt (lat.), Verordnung, landesherrlicher Befehl, Bekanntmachung (s. Edictum). Historisch berühmt ist besonders das E. von Nantes, 1598 von König Heinrich IV. von Frankreich erlassen, welches den Hugenotten nicht allein Religionsfreiheit und den Besitz der Kirchen, welche sie bereits innehatten, bestätigte, sondern auch Antheil an den öffentlichen Lehranstalten und Hospitälern, Zutritt zu allen Aemtern und Würden, gleichen Beisitz in allen Gerichtskammern, das Recht, Kirchenversammlungen zu halten, und eine große Anzahl von Sicherheitsplätzen einräumte, aber von Ludwig XIV. 1685 widerrufen ward (s. Hugenotten). Ewiges E. heißt der 1665 von De Witt durchgesetzte Beschluß der Generalstaaten, daß der Generalkapitän der See- und Landmacht in den Niederlanden nicht zugleich Statthalter sein durfte; es ward 1672 von der oranischen Partei aufgehoben.

Ediktalcitation (öffentliche Ladung, Ediktalienaufgebot), die öffentliche gerichtliche Aufforderung zum Erscheinen vor Gericht oder zur Geltendmachung gewisser Rechtsansprüche. Eine derartige Ladung charakterisirt sich dadurch, daß sie nicht dem Betheiligten unmittelbar behändigt, sondern durch Anschlag an das Gerichtsbret und durch Insertion in öffentliche Blätter veröffentlicht wird. Der Grund dieser Ladung kann ein verschiedener sein. Sie geschieht: 1) weil die zu ladende Person abwesend und deren dermaliger Aufenthaltsort unbekannt ist. In diesem Fall kann sowohl im Civil-, wie im Strafproceß eine öffentliche Ladung stattfinden; wird im letztern ein Angeschuldigter geladen, so wird gewöhnlich der Rechtsnachtheil angedroht, daß im Fall Nichterscheinens die gegen Flüchtige geordneten Maßregeln (Steckbrief 2c.) angewendet werden würden. Ein gewöhnlicher Fall der öffentlichen Ladung Abwesender ist die Ladung Verschollener zum Zweck der Verschollenheits- oder gerichtlichen Todeserklärung. Wenn nämlich jemand so geraume Zeit abwesend ist, ohne daß irgend Nachricht über seine Existenz eingegangen, daß man ihn als verschollen ansehen kann, wofür nach gemeinem Recht erfordert wird, daß derselbe jetzt wenigstens 70 Jahre alt sein würde, während Landesgesetze kürzere Fristen eingeführt haben, dann wird der Verschollene unter dem Rechtsnachtheil öffentlich geladen, daß er im Fall Nichterscheinens für todt erklärt und sein Vermögen als vererbt angesehen und behandelt werden würde. 2) Häufiger sind die Ediktalladungen zum Zweck der Ermittelung von unbekannten Interessenten. So werden im Konkurs die unbekannten Gläubiger des Gemeinschuldners edictaliter geladen. Ferner findet eine solche Ladung statt in Erbfällen, wenn die Erben oder Vermächtnisnehmer unbekannt sind, oder wenn der Erbe die Erbschaft mit der Rechtswohlthat des Inventars angetreten hat und die Erbschaftsgläubiger unbekannt sind; ferner bei Verschollenheitserklärungen zur Ermittelung der Erben des Verschollenen; zur Bewirkung eines gerichtlichen Akkords (nothwendigen Nachlasses) zum Zweck der Beilegung einer unverschuldet eingetretenen Ueberschuldung und der Abwendung des Konkurses; zur Herstellung und Berichtigung öffentlicher Grund- und Hypothekenbücher; zur Löschung von Hypotheken; zur Amortisation von Urkunden; bei der Beendigung einer Handels- und Gewerbsgesellschaft zur Ermittelung unbekannter Gläubiger sowie zur Erledigung gerichtlicher Deposita. Der Entwurf einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung enthält (§ 755 ff.) über das »Aufgebotsverfahren« ausführliche Vorschriften. Außerdem ist

aber auch in § 174 des Entwurfs die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen, daß, wenn der Aufenthaltsort einer Person unbekannt ist, die Zustellung der Ladung durch öffentliche Bekanntmachung erfolgen kann. Ueber die öffentliche Ladung abwesender Angeschuldigter vgl. § 278 des neuesten Entwurfs einer allgemeinen deutschen Strafproceßordnung.

Edinburg (Edinburgh, spr. eddinbörr), Hauptstadt Schottlands sowie der schott. Grafschaft Edinburghshire oder Mid-Lothian, liegt fast 2 Kilom. südlich vom Firth of Forth, unter 55° 57′ nördl. Br., 3° 10′ westl. L. v. Gr., am rechten Ufer des in einem tiefen Thal dem Meer zuströmenden Water of Leith. Der größere Theil der Stadt liegt auf drei von O. nach W. laufenden Höhenzügen, deren mittlerer mit dem steil abfallenden, 117 Meter hohen Hügel endet, auf welchem das Schloß steht, dessen düstere Mauermassen und hoch über einander emporsteigende Wartthürme die ganze Stadt beherrschen. Der südliche Höhenzug erstreckt sich nach O. bis zum Fuß der steil abfallenden Salisbury Crags, hinter welchen der malerische »Arthurssitz« zu einer Höhe von 251 Meter ansteigt. Der nördliche Höhenzug schließt sich östlich an den bereits von Straßen umgürteten Calton Hill (107 Meter) an, eine Art Edinburger Akropolis, mit den Denkmalen berühmter Schotten, wie denn auch die ganze Lage Edinburgs, mit seinen umgebenden Höhen und dem nahen Firth, den Philhellenen Stuart veranlaßte, ihm den Namen »Neuathen« beizulegen. Die Thäler, welche die genannten Höhenzüge von einander trennen, werden von Brücken überspannt, welche die einzelnen Stadttheile verbinden. Die Altstadt, der eigentliche Kern Edinburgs, nimmt den mittlern Höhenzug ein und erstreckt sich vom Schloß (Castle) im O. bis zu dem an 2 Kilom. entfernten Palast von Holyrood. Sie zeichnet sich durch die ungemein hohen Häuser von zehn und noch mehr Stockwerken und durch die engen Gassen aus, die sich zu beiden Seiten der Hochstraße an den Abhängen hinziehen. Letztere heißen Closes, wenn sie zu eng für Fuhrwerke sind, Wynds, wenn sie dieselben zulassen. Abweichend von London bewohnen hier viele Familien ein und dasselbe Haus, jede meist ein Stockwerk (Flat). In der Altstadt befinden sich viele öffentliche Gebäude, so namentlich die älteste Kirche der Stadt (St. Giles), das alte Parlamentsgebäude, die Stadthalle u. a.; auch Häuser, welche durch ihre früheren Bewohner Berühmtheit erlangt haben, wie das Haus des Reformators John Knox (von 1490) in der Canongate genannten Fortsetzung der Hochstraße. Durch ein Thal, in welchem die Cowgate (»Kuhthor«) genannte Straße hinläuft und der alte Grasmarkt liegt, wird diese Altstadt von einem neuern Stadttheil im S. getrennt. Zwei Viadukte, die 1788 gebaute Südbrücke und die 1836 erbaute Brücke Georgs IV., verbinden die beiden Stadttheile. Die wichtigsten Gebäude hier sind das Universitätsgebäude, das Gewerbemuseum und Heriots Hospital. Südlich erstreckt sich die Stadt bis zu dem The Meadows (»die Wiesen«) genannten Park, jenseit dessen die von Balltreibern viel besuchten Links und die hübschen Vorstädte Newington und Morningside liegen. Die eben beschriebenen Stadttheile waren bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Sitz des Adels und Reichthums, sind aber seit dem Bau der nördlichen Neustadt den weniger wohlhabenden Klassen überlassen worden. Die Neustadt entstand seit 1770. Ein tiefes Thal, ehemals ein See, Loch North, trennt sie von der Altstadt. Es wurde 1763 entwässert und in Gärten (Princes Gardens) verwandelt, später die Eisenbahn hindurchgeführt. Ein 50 Meter breiter, 295 Meter langer Damm (the Mound) und die 1763—69 erbaute Südbrücke und die Waverleybrücke stellen die Verbindung zwischen den zwei Stadttheilen her. Auf dem Damm stehen die in griechischem Geschmack erbaute Royal Institution und die Nationalgallerie. Nördlich wird das Thal durch die prächtige schnurgerade Princes Street abgeschnitten, welche von den Princes Gardens durch ein eisernes Geländer getrennt wird und nach dem Caltonhügel zu in der mit Lauben versehenen Waterloostraße ihre Fortsetzung findet. Diese Straßen bilden unzweifelhaft den Glanzpunkt Edinburgs; in ihnen liegen viele stattliche Gebäude (wie das neue Postamt, das Archiv u. a.), und das 1844 errichtete, durch einen 60 Meter hohen gothischen Baldachin geschützte Denkmal Sir Walter Scotts, die Standbilder Wellingtons, der Königin Victoria, des Philosophen John Wilson (Cristopher North) und des Dichters Allan Ramsay gereichen ihnen zur Zierde. Nördlich von Princes Street breitet sich die Neustadt aus mit geraden, breiten Straßen, großen öffentlichen Plätzen und imposanten Häusern, zu deren Bau der bei Craigleith (2 Kilom. von E.) gefundene sehr harte Stein verwendet wurde. Andrew-Square, der Mittelpunkt des Verkehrs, mit mehreren Banken, einer 46 Meter hohen Säule mit dem Standbild Lord Melbourne's und einem Denkmal des Grafen Hopetoun steht vermittels der George-Street mit Charlotte-Square in Verbindung. An letzterem liegt die schönste Kirche der Stadt (St. George's); die George-Street zieren die Denkmäler Pitts und Georgs IV. Weiter nördlich liegen Queen-Street und der achteckige Morayplatz, welcher mit seinen Nebenstraßen die schönsten Wohngebäude der Stadt enthält. Westlich davon führt eine 136 Meter lange Brücke in 63 Meter Höhe über das tiefe Thal des Leith nach der jenseit gelegenen Vorstadt Dean. Unterhalb der Brücke entspringt eine Mineralquelle.

Die hervorragenden Gebäude und Anstalten Edinburgs anlangend, fesselt zunächst das Schloß die Aufmerksamkeit. Dasselbe bedeckt einen Flächenraum von 2⅕ Hektar und wird von der Stadt durch eine freie Esplanade (früher Richtplatz, jetzt Paradeplatz) getrennt, auf welchem ein Denkmal des Herzogs von York steht. Das Schloß nimmt die Stelle der von den römischen Kaisern Hadrian und Septimius Severus erbauten Alata castra (griech. Stratopedon pteroton) ein. Wegen der Uneinnehmbarkeit dieses Baues sollen die Piktenkönige ihre Weiber und Jungfrauen vor den Feinden hier verwahrt haben und das Schloß deshalb Castrum puellarum genannt worden sein. Später, im 7. Jahrh., wohnte hier König Edwin von Northumbrien, dem Schloß und Stadt ihren jetzigen Namen verdanken sollen. Mit Ausnahme der Kapelle der heil. Margareth, welche im 11. Jahrh. von der angelsächsischen Gemahlin des Königs Malcolm Canmore erbaut wurde, ist kein Theil des Schlosses älter als das 16. Jahrh. Man zeigt hier das Staatsgefängnis, worin die Anhänger der Stuarts untergebracht wurden, das Zimmer, in welchem Maria Stuart Jakob I. gebar, die schottischen Kroninsignien und eine 1476 in Mons geschmiedete Riesenkanone. Das Schloß enthält Kasernen für 2000 Mann und ein Zeughaus mit 30,000 Gewehren. Es wird durch Batterien vertheidigt, kann aber einem nach den Regeln moderner Kriegskunst unternommenen Angriff nicht widerstehen. Nicht weit

vom Schloß, in der Hochstraße, steht das 1632—40 erbaute *Parlamentshaus*, in welchem früher die schottischen Parlamente zusammenkamen, und welches jetzt Sitz der obersten Gerichtshöfe des Landes ist. In der 43¼ Meter langen, 13 Meter breiten, großen Halle sind die Bildsäulen großer schottischen Rechtsgelehrten aufgestellt. Das Gebäude enthält die werthvollen Bibliotheken der Advokaten und Notare (Writers to the Signet). Daneben steht die *Grafschafthalle*, ein dem Erechtheum und dem choragischen Monument des Thrasyllos nachgeahmter klassischer Bau, und gegenüber das *Rathhaus* mit Börse. Hochstraße und Canongate in östlicher Richtung verfolgend, gelangen wir zu dem im 16. Jahrh. erbauten *Holyroodpalast*, der vormaligen Residenz der schottischen Könige, 1850 restaurirt und zweimal von Karl X. von Frankreich als Flüchtling bewohnt. Nur ein kleiner Theil des ursprünglichen Baues ist noch vorhanden; der schöne, von Säulenhallen umgebene Hof stammt aus der Zeit Karls II. und wurde erst in diesem Jahrhundert vollendet. Im ersten Stock zeigt man das Gemach, in welchem Rizzio 9. März 1566 von Darnley ermordet wurde. Die Ruinen der im 12. Jahrh. erbauten Kirche der 1128 gestifteten Abtei von Holyrood stoßen nordöstlich an den Palast an. Noch jetzt, wie in früheren Jahrhunderten, gilt die Umgegend von Holyrood und Canongate als Freistätte für zahlungsunfähige Schuldner. In der Neustadt, am obern Ende von Princes Street, stehen das Archiv (Register office) mit Kuppel von 15 Meter Durchmesser und das 1861 in neuitalienischem Stil erbaute Postamt. E. zählt 146 gottesdienstliche Gebäude, von welchen 34 der schottischen Hochkirche, 64 den schottischen Presbyterianern, 15 der bischöflichen Kirche, 6 den Baptisten, 3 (nebst einem Kloster) den Katholiken und 14 verschiedenen kleineren Gemeinden angehören. Von diesen Kirchen ist die von St. Giles, wie erwähnt, die älteste der Stadt. Sie hat einen schönen, 47 Meter hohen Thurm, ist aber durch moderne Umbauten entstellt. Außerdem verdienen Erwähnung die sogen. Tolbooth-Church, mit 73 Meter hohem Thurm, in welchem die Jahresversammlung (Assembly) der schottischen Hochkirche stattfindet, und die in der Neustadt gelegene Andreaskirche, eine Nachbildung der Londoner Paulskirche. An Missionsvereinen für das Ausland, für die Hochlande und die Stadt selbst wie an anderen religiösen Gesellschaften fehlt es nicht; aber auch die Anzahl der mildthätigen *Stiftungen* ist groß. Man zählt (1871) [illegible] Krankenhäuser, 4 Irrenhäuser, ein Armenhaus, ein Taubstummeninstitut, 2 Blindenanstalten, 4 Waisenhäuser, 8 Versorgungshäuser, 4 Industrieschulen, eine Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher, 2 Nachtasyle und 2 Magdaleneninstitute. Beachtung verdienen namentlich das vom Goldschmied Jakobs I. gestiftete Heriots Hospital für 180 Waisenknaben, Donaldsons Hospital für Taubstumme und Watsons Hospital für die Kinder verarmter Kaufleute. Bezeichnend für die Sitten der Hauptstadt Schottlands ist ein Nachtasyl, in welchem in der dem Census vorhergehenden Nacht 315 Betrunkene ihren am Sabbath geholten Rausch verschliefen. Unter den zahlreichen *Bildungsanstalten* und Vereinen für die Pflege von Wissenschaft und Kunst, deren Bestehen E. einen Theil seines Rufs und seiner Blüte verdankt, verdient die 1582 von Jakob VI. gegründete *Universität* zuerst genannt zu werden. Das jetzige Universitätsgebäude wurde 1789—1827 nach dem Entwurf Rob Adams erbaut, umschließt einen großen viereckigen Hofraum und hat einen schönen Portikus von dorischen Säulen. An der Universität wirkten 1874: 43 Professoren; die Zahl der Studirenden während des Wintersemesters betrug 1777. Sie besitzt eine reichhaltige Bibliothek von 140,000 Bänden, ein Museum, einen botanischen Garten von 8 Hektar Oberfläche und eine auf dem Caltonhügel errichtete Sternwarte. Unseren Gymnasien, doch mit umfassenderem Unterrichtsplan, entsprechen die 1519 gegründete *High School* (Hochschule), am Fuß des Caltonhügels, und die 1823 ins Leben gerufene vorstädtische *Akademie*. Das 1843 gegründete New College befaßt sich mit Heranbildung von Geistlichen für die freie Kirche. Es bestehen außerdem eine medicinische Schule und 2 Thierarzneischulen, eine Philosophical Institution mit Bibliothek und Abendklassen und Zeichenschulen in der Royal Institution und dem Gewerbemuseum. Alles in allem zählt man in der Stadt 21 höhere Schulen, 11 Gemeindeschulen, 73 öffentliche und 77 Privatschulen. Unter den öffentlichen *Bibliotheken* verdienen das Advocates Library (160,000 Bände) und das Signet-Library (50,000 Bände), letzteres im Parlamentshaus, ersteres daneben, besondere Beachtung. Obgleich großentheils durch die Beiträge der Advokaten und Notare (Writers to the Signet) unterhalten, stehen sie auch dem weitern Publikum zur Benutzung offen. In dem in dorischem Stil auf dem Damm (Mound) errichteten Gebäude der *Royal Institution* befinden sich ein Alterthumsmuseum, eine Skulpturengallerie und die Räume der Royal Society und des Alterthumsvereins. Gleichfalls auf dem Damm steht die 1854 eröffnete *Nationalgemäldegallerie*, im ionischen Stil, mit Gemälden alter und neuer Meister und einer Statue Robert Burns' von Flarman. Hinter dem Universitätsgebäude liegt das 1861 gegründete *Gewerbemuseum*, ein großartiger Bau in venetianisch-gothischem Stil, ähnlich dem Kensington-Museum in London, aber neben allen möglichen Erzeugnissen des Gewerbfleißes auch naturgeschichtliche und mineralogische Sammlungen enthaltend. Das Kollegium der Aerzte besitzt ein anatomisches Museum. Unter den zahlreichen *Vereinen* verdienen Erwähnung die Royal Society (der gleichnamigen englischen Gesellschaft nachgebildet), der landwirtschaftliche Verein (Highland and Agricultural Society of Scotland), eine Geologische Gesellschaft, eine Meteorologische Gesellschaft, ein Kunstverein (Academy), mehrere medicinische Gesellschaften, ein Alterthumsverein, eine Gartenbaugesellschaft, eine Astronomische Gesellschaft, ein Phrenologischer Verein (mit Museum) u. a. Ueberhaupt ist die Neigung zum Lesen wie zu wissenschaftlichen Studien sehr verbreitet. Es erscheinen 4 Tagblätter und 10 politische Wochenblätter außer einer größern Anzahl von Zeitschriften, welche sich, wie die »Edinburgh Review« und »Blackwood's Magazine«, eines europäischen Rufs erfreuen, und die Verlagshändler Edinburgs nehmen eine hervorragende Stelle unter ihren britischen Kollegen ein. Für Vergnügen sorgen zwei Theater, mehrere Konzerthallen und Klubs. Sehr beliebt ist das Balltreiben (Golf). Die Sabbathfeier wird streng beobachtet; die Zahl der Verbrechen und Vergehen zeigt indeß, daß dies ohne Einfluß auf die Sittlichkeit bleibt. Außer den bereits erwähnten *Denkmälern* verdienen noch die auf dem 107 Meter hohen Caltonhügel errichteten Erwähnung. Unter

ihnen zeichnet sich das Nationalmonument zur Erinnerung an die Kämpfe von Waterloo aus. Es sollte eine getreue Nachbildung des Parthenon werden, ist aber unvollendet geblieben. Außerdem stehen hier eine 37 Meter hohe Nelsonsäule, ein Denkmal Douglas Stewarts (Nachbildung des choragischen Monuments) und eine Bildsäule Playfairs. Am Fuß des Hügels, vor der High School, steht ein Denkmal Robert Burns' in Gestalt eines griechischen Tempelchens mit Brustbild. Die *Verwaltung* der Stadt liegt in den Händen eines Stadtraths, welcher aus einem Lord Provost, [illegible] Bailies, einem Dean of Guild (Vorsteher der acht noch bestehenden Zünfte, welche indeß nur wohlthätige Zwecke verfolgen), einem Säckelwart, einem Convener of Trades und 31 Rathsherren besteht. Der Lord Provost ist gleichzeitig Sheriff von Leith. Canongate hat noch seinen eigenen, übrigens dem Lord Provost untergeordneten Gemeinderath. Die Stadt ist gut gepflastert und beleuchtet; eine 1849 angelegte Wasserleitung versieht dieselbe täglich mit 22 Mill. Liter Wasser, und der früher mit Bezug auf ihre übeln Gerüche auf sie angewendete Spottname »Old Reekie« hat seine Bedeutung verloren. E. ist weder große Handels- noch Fabrikstadt, es verdankt seine Blüte wesentlich den Gerichtshöfen und öffentlichen Schulen. Im Jahr 1801 zählte die Stadt 66,734, 1851: 160,570 und 1871: 196,979 Einw. Leith und Granton (s. d.), deren Bewohnerzahl hier nicht mit gerechnet ist, dienen der Stadt als Häfen.

Der Name E. ist, wie bereits oben erwähnt, auf Edwin, König von Northumbria, zurückgeführt worden. Um die Mitte des 12. Jahrh. erhielt E. bereits städtische Rechte, und 1215 wurde dort das erste Parlament versammelt; aber Bedeutung erlangte die Stadt erst, als sie 1436 von den Stuarts zur Hauptstadt Schottlands erkoren wurde. Um 1450 wurde die Altstadt befestigt. 1530 brannte fast die ganze Stadt ab, der Rest ging bei der Einnahme durch den Grafen Hertford 1542 zu Grunde, und das Schloß, die Kapelle von Holyrood und die St. Gileskirche sind die einzigen Gebäude aus früherer Zeit, welche verschont blieben. Am 1. Sept. 1561 zog Maria Stuart hier feierlich ein, aber der Jubel bei ihrem Empfang verklang gar bald. 1641 wurde Karl I. mit großen Ehrenbezeigungen in E. empfangen, Cromwell eroberte aber wenige Jahre später selbst die Citadelle (1650). 1770 wurde der Bau der Neustadt begonnen. Vgl. H. *Miller*, E. and its neighbourhood (4. Aufl. 1870); *Wilson* und Lord *Cockburn*, Memorials of E. in the olden time (neue Ausg., Edinb. 1872); *Black*, Guide (das. 1874).

Edinburghshire (spr. eddinbörrschir, auch *Mid-Lothian*), Grafschaft in Südschottland, grenzt im N. an den Firth of Forth, im O. an die Grafschaften Haddington (Ostlothian), Berwick und Roxburgh, im S. an Lanark, Peebles und Selkirk, im W. an die Grafschaft Linlithgow (Westlothian) und hat ein Areal von 951 QKilom. (17,3 QM.) mit (1871) 328,379 Einw. Zwei Hügelreihen, die weidereichen Moorfoot- und die unfruchtbaren Pentlandhills, durchziehen das Land, das durch die Flüsse Nord- und Süd-Esk, Allmond, Leith und mehrere Bäche bewässert und von mehreren Kanälen und Eisenbahnen durchzogen wird. Der Ackerbau steht auf einer sehr hohen Stufe der Entwickelung. 56½ Proc. der Oberfläche sind angebaut; 16 Proc. bestehen aus Weideland, 4⅓ Proc. aus Wald. An Vieh zählte man 1872: 4433 Pferde, 19,001 Stück Rindvieh, 162,492 Schafe und 6306 Schweine. Auch Industrie und Handel sind in vollster Blüte. Hauptstadt ist Edinburg.

Ediren (lat.), herausgeben.

Edirné (*Edreneh*), türk. Name von Adrianopel.

Edisto River, Fluß im nordamerikan. Staat Südcarolina, entsteht bei Brancheville aus zwei Quellflüssen, hat einen südöstlichen und südlichen Lauf und ergießt sich durch zwei Arme, welche die große *Edistoinsel* (mit 2762 meist farbigen Einwohnern) bilden, in den Atlantischen Ocean. Er ist etwa 150 Kilom. weit für große Boote fahrbar.

Edition (lat. editio), Ausgabe, Herausgabe eines Buches (s. *Ausgabe*). Im Rechtsleben bedeutet E. s. v. w. Vorlegung einer Urkunde. Eine Verpflichtung hierzu (*Editionspflicht*) besteht nur dann, wenn derjenige, welcher die E. verlangt, ein rechtliches Interesse auf Vorlegung der betreffenden Urkunde darthut. Die E. einer Urkunde kann entweder mittels besonderer Klage, oder im Beweisverfahren von der Gegenpartei gefordert werden. Wird dieselbe verweigert, so ist über diesen Incidentpunkt zu verhandeln und, falls der Antrag für begründet erachtet wird, die E. der Urkunde anzuordnen. Bestreitet der Editionspflichtige, daß sich die Urkunde in seinem Besitz befinde, so hat er dies durch einen Eid (*Editionseid*) zu erhärten, der im Entwurf einer deutschen Civilproceßordnung dahin normirt ist, »daß er nach sorgfältiger Nachforschung die Ueberzeugung erlangt habe, daß die Urkunde in seinem Besitz sich nicht befinde, und daß er die Urkunde nicht in der Absicht abhanden gebracht habe, deren Benutzung dem Beweisführer zu entziehen«. Kommt der Beweisgegner der Anordnung, die Urkunde vorzulegen oder den Eid zu leisten, nicht nach, so ist, wenn der Beweisführer eine Abschrift der Urkunde beigebracht hat, diese Abschrift als richtig und, wenn eine solche Abschrift nicht vorliegt, die Thatsache als bewiesen anzusehen, welche durch die Urkunde unmittelbar bewiesen werden soll.

Editor (lat.), im Alterthum: »Veranstalter« von circensischen Spielen, Gladiatorenkämpfen rc.; jetzt: Herausgeber von Druckschriften.

Edler (*Edler von*...), Titel für Adlige, die im Rang über dem gewöhnlichen Adel, aber unter den Freiherren stehen.

Edlinger (*Ettlinger*), *Johann Georg*, Porträtmaler, geb 1741 zu Graz, erhielt seinen ersten Unterricht im Zeichnen von einem Franciskanermönch und arbeitete dann als Lehrling eines Malers auf dem Lande für Kirchendekorationen und Votivtafeln. Ohne Anleitung gemalte Bildnisse fanden lebhaften Beifall, und dieser gab E. den Muth, 1774 nach München zu gehen, wo er bis zu seinem 1819 erfolgten Tode blieb. Er bereiste wiederholt die Schweiz, Baden und die Pfalz. Im Jahr 1781 ward er kurbayrischer Hofmaler und entwickelte eine so außerordentliche Thätigkeit, daß der Buchhändler Strobel allein gegen 200 Porträts verdienstvoller Bayern von seiner Hand besaß, von denen John 34 gestochen hatte, als Strobel starb, worauf der Buchhändler Fleischmann die Herausgabe unternahm. Die Originale wurden nach Strobels Tod zerstreut. Edlingers Arbeiten erinnern an Rembrandt und stellen die Natur treu und interessant dar.

Edmonton (spr. edd-), nördliche Vorstadt Londons in der engl. Grafschaft Middlesex, mit 13,860 Einw. und vielen Landsitzen Londoner Kaufleute.

Edmund, Heiliger, König von Ostangeln, Schutzpatron der englischen Könige, geb. 841, überkam 855

die Krone von Ostangeln und ward 20. Nov. 870 von eingefallenen heidnischen Dänen enthauptet.

Edom (Idumaea), die südliche Fortsetzung Palästina's, von dem Südende des Todten Meers bis zum Nordende des Aelanitischen Meerbusens, ist vielfach von Felsenklüften und Gebirgen durchschnitten, im N. durch das tiefe Felsenthal El Ahsi von dem Lande der Moabiter geschieden, während im W. und O. seine Grenzen unbestimmt und wechselnd waren. Im O. erhebt sich als Fortsetzung der moabitischen Berge das Gebirge *Seïr*, anfangs von Choriten bewohnt, welche von den Edomitern verdrängt wurden; sein höchster Gipfel ist der 1120 Meter hohe *Hor*, an dessen Ostabhang die Felsenstadt Petra liegt. Die meist nackten, wilden Gebirge bergen manches fruchtbare Thal mit Wiesen, Aeckern und Weingärten. Schon früh waren die Edomiter, Abkömmlinge des E. oder Esau, ihren Halbbrüdern, den Israeliten, feindlich gesinnt; von Saul wurden sie besiegt und von David unterworfen; Salomo rüstete in den edomitischen Häfen eine Handelsflotte aus. Bei der Theilung des israelitischen Reichs gingen die Edomiter an das Reich Juda über. Von Joram fielen sie ab, wurden aber von Amazia und Usia wieder unterjocht; unter Ahas rissen sie sich wieder los und halfen sogar bei der Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar. Nach dem Untergang des Reichs Juda bemächtigten sie sich eines Theils von Südpalästina mit Einschluß der Stadt Hebron, wurden aber von dem Makkabäer Judas geschlagen und von Johannes Hyrcanus völlig unterworfen und zur Beschneidung genöthigt; doch wußte sich der schlaue Idumäer Antipater zum Prokurator und sein Sohn Herodes d. Gr. zum König von Judäa aufzuschwingen. Seit etwa 300 v. Chr. waren in die alten Sitze der Edomiter im Gebirge Seïr arabische Nabathäer eingedrungen, wogegen die Edomiter sich das Land südlich von Hebron und Gaza unterwarfen. So rückte der Name E. (latinisirt Idumaea) gegen Westen; doch verschwindet derselbe seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus für immer aus der Geschichte, indem das Land fortan in dem Namen Arabien (Arabia Petraea) mit einbegriffen wurde. Bedeutendere Städte waren: Sela (nachmals Petra genannt), Bozra (das heutige Bsera) und die Häfen Elath und Eziongeber. S. Karte »Palästina«.

Edrei (später *Abraha*), im Alterthum Stadt im O. von Palästina, zweite Hauptstadt des Königs Og von Basan, welcher hier von den Israeliten besiegt wurde. E. fiel dann an den Stamm Manasse und war später Sitz eines christlichen Bischofs. Unbedeutende Ruinen beim heutigen Dra'a, zwischen dem Kastell El Mserib und Remta.

Edrisi, *Scherif al E.* oder *Abu Abdallah Mohammed Ben Mohammed al E.*, berühmter arab. Geograph, der bekannteste Vermittler zwischen christlicher und arabischer Bildung, um 1099 zu Ceuta (nach anderen zu Tetuan) in Marokko geboren, studirte auf der maurischen Universität zu Cordova, war einige Zeit Chalif in Afrika, wurde aber vom Fatimiden Maladi vertrieben und lebte nun am Hof des Königs Roger II. von Sicilien, für den er 1154 eine silberne Erdtafel nebst dazu gehöriger Erläuterung verfertigte. Erhalten sind von ihm zwei Karten: ein kreisförmiges Erdbild, welches die Kontinente freilich sehr entstellt und in der Vertheilung der Ländermassen große Fehler zeigt, aber die Grundlage für fast alle Karten der folgenden Jahrhunderte geworden ist, sowie eine viereckige Weltkarte in 70 Blättern. E. zerlegte das bewohnte Viertel der Erde in sieben Klimate oder Breitengürtel, die er von W. nach O. in je zehn Abschnitte theilte; von wirklicher Projektion ist keine Rede. Sein Werk, die oben erwähnte Erläuterung (»Nuschat ul Muschtak«), wurde früh übersetzt und fand weite Verbreitung, ist aber nur für den dem Verfasser selbst bekannten Westen von Nutzen, während die Darstellung des Orients auf schlechter Kompilation beruht. Ein Auszug der umfangreichen Schrift wurde 1694 von zwei Maroniten des Berges Libanon unter dem seltsamen Titel »Geographia Nubiensis« ins Lateinische übersetzt, das ganze Werk aber nach zwei (leider in den Eigennamen wenig korrekten) Manuskripten der Pariser Bibliothek von Jaubert ins Französische (Par. 1836—1840) übertragen. E. starb zwischen 1175 und 1186.

Edrisiden, arab. Dynastie im westlichen Nordafrika, welche um 800 n. Chr. sich unabhängig machte und 986 von den Fatimiden gestürzt wurde. Die E. suchten sodann in Spanien sich eine Herrschaft zu gründen. Der Edriside Ali bemächtigte sich 1016 des Throns von Cordova durch Vertreibung des Omajjaden Suleiman; auch später besaßen noch einige Fürsten des Geschlechts Herrschaften im südlichen Spanien und in Nordafrika.

Eduard, 1) *Könige von England:* a) *E. der Bekenner*, auch *der Heilige* genannt, der jüngere Sohn Ethelreds II., der letzte angelsächsische König von England, geboren um 1002, regierte 1042—1066. In der Normandie erzogen, begünstigte er in England das französische Wesen und rief dadurch einen Aufstand unter dem Grafen Godwin hervor. E. selbst war friedlich und fromm, aber schwach. Unter seine Regierung fällt die Vollendung der Westminsterabtei. Daß er Wilhelm von der Normandie zum Erben eingesetzt habe, ist nicht erwiesen.

b) E. I., aus dem Haus Anjou, geb. 16. Juni 1239, Sohn und Nachfolger Heinrichs III., stellte schon als Kronprinz die Macht des Königthums wieder her durch die Besiegung des den König beherrschenden Grafen Simon von Montfort bei Evesham 1265, machte 1271 eine Kreuzfahrt nach Palästina, wo er aber nichts mehr retten konnte, und bestieg 1274 den Thron. Als ein energischer Fürst stellte er Ruhe und Ordnung im Innern her, beschränkte die Ansprüche des Klerus, namentlich durch das Gesetz, daß kein Grundbesitz mehr an die todte Hand fallen dürfe, und durch Besteuerung der geistlichen Güter und verfolgte nach außen eine konsequente Eroberungspolitik. Er unterwarf 1276—78 Wales (woher der englische Thronfolger den Namen »Prinz von Wales« erhielt) und benutzte die in Schottland nach dem Tode des Königs Alexander 1286 entstandenen Wirren, um seine Macht dort geltend zu machen. Er unterstützte den von ihm abhängigen Kronprätendenten John Baliol gegen Robert Bruce und nöthigte denselben, die schottische Krone als Lehen von England anzunehmen. Einen Aufstand Baliols schlug er durch den Sieg bei Dunbar 1296 nieder und setzte in Schottland einen englischen Statthalter ein, was aber verschiedene Empörungen (unter Wallace und dem jüngern Robert Bruce) zur Folge hatte, welche E. mit größter Entschiedenheit, aber auch Grausamkeit niederschlug. Im Begriff, gegen den den Krieg wieder erneuernden Robert Bruce zu ziehen, starb er 7. Juli 1307 zu Burgh bei Carlisle, einer der gefeiertsten Könige der englischen Sage und Geschichte. Da er bei seinen vielen Kriegen der Beihülfe des Volks nicht entbehren konnte, so berief er

seit 1295 außer den geistlichen und weltlichen Lords auch aus Städten und Flecken je zwei Deputirte, sowie aus jeder Grafschaft vier Ritter zum Parlament und machte neue Steuererhebungen 1297 von der Einwilligung der Stände abhängig. Auch wurde unter ihm das Justiz- und Polizeiwesen verbessert.

c) E. II., Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 25. April 1284 zu Carnarvon, führte als Kronprinz zuerst den Titel eines Prinzen von Wales, folgte 1307 seinem Vater auf dem englischen Thron, war ein schwacher Regent und hatte wiederholt Empörungen der widerspenstigen Großen zu bekämpfen. Am 24. Juli 1314 bei Stirling von den Schotten unter Bruce geschlagen und dann von inneren Zerwürfnissen bedroht, mußte er 1322 mit Bruce einen Waffenstillstand schließen, der einem Frieden gleichkam und den Schotten ihre Unabhängigkeit sicherte. Er mußte sich dazu verstehen, seinen ältesten Sohn zu König Karl IV. von Frankreich, seinem Schwager, behufs der Huldigung zu senden, nachdem schon seine Gemahlin Isabella mit ihrem königlichen Bruder einen für England schimpflichen Vertrag abgeschlossen hatte. Dieselbe vereinigte sich darauf mit dem jüngern Bruder Eduards, Edmund, Grafen von Kent, und ihrem Liebhaber Roger Mortimer und einer Anzahl unzufriedener Großen 1326 zu Eduards Sturz. Gefangen und im Januar 1327 durch Parlamentsbeschluß seiner Krone beraubt, wurde derselbe 27. Sept. d. J. zu Berkeley-Castle ermordet.

d) E. III., Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. 13. Nov. 1312 zu Windsor, rächte, zur Mündigkeit gelangt (1330), seinen Vater durch die Hinrichtung Mortimers (1330) und lebenslängliche Verweisung Isabella's. Schottland nöthigte er durch den Sieg bei Halidon-Hill (1333), wo die Blüte des schottischen Adels fiel, die Oberherrlichkeit Englands wieder anzuerkennen, und beanspruchte selbst als ein Enkel Philipps IV. den Thron von Frankreich nach dem Aussterben des altkapetingischen Stammes. Er führte seit 1336 Titel und Wappen eines Königs von Frankreich, und die englischen Waffen waren gegen Philipp VI. aus dem Haus Valois in der Seeschlacht von Sluys (1340), dann in der Landschlacht bei Crecy (1346), der die Einnahme von Calais folgte (1347), zuletzt bei Poitiers (19. Sept. 1356) so glücklich, daß im Frieden zu Bretigny (8. Mai 1360) E. ein großer Theil des westlichen Frankreich, Guienne, Poitou und die Grafschaft Ponthieu mit allen Souveränitätsrechten zugesprochen wurde, wofür er aber auf die französische Krone verzichten mußte. Auch die Schotten züchtigte er für ihre Einfälle durch schonungslose Verwüstung ihres Landes. Aber er hatte von seinen Kriegen keinen bleibenden Gewinn, denn König Karl V. und dessen tapferer Feldherr Bertrand du Guesclin entrissen ihm das Eroberte zum größten Theil wieder. Um Geldbewilligungen zu erhalten, sah sich E. genöthigt, nicht nur häufig Ständeversammlungen zu veranstalten, sondern auch dem Bürgerstand zuzugestehen, daß ohne dessen Beistimmung ebensowenig neue Gesetze als neue Steuern aufkommen sollten. Dabei wurde auch dem Parlament eine bestimmte Einrichtung gegeben, indem von jetzt an der hohe Adel und die Prälaten das Oberhaus, die freien Gutsbesitzer und die Abgeordneten der Städte das Unterhaus bildeten. Außerdem sorgte E. noch für unparteiische Rechtspflege, Hebung der Gewerbsthätigkeit und des Handels, hob den Lehnzins an den päpstlichen Stuhl auf, unterstützte den Reformator Johann Wiklef, führte den Herzogstitel in der königlichen Familie ein und stiftete den Orden des blauen Hosenbands (1349). E. starb 21. Jan. 1377. Vgl. Longman, History of life and times of E. (Lond. 1869, 2 Bde.); Pauli, Bilder aus Altengland (Gotha 1860).

e) E. IV., Sohn des Herzogs Richard von York, Graf von March, geb. 29. April 1441 zu Rouen, wurde nach dem Fall seines Vaters bei Wakefield (1460) an der Stelle Heinrichs VI. zum König ausgerufen und befestigte seine Krone durch den Sieg bei Towton (1461), wodurch der Thron vom Haus Lancaster (rothe Rose) an das Haus York (weiße Rose) kam, aber auch ein langer blutiger Bürgerkrieg zwischen beiden Häusern hervorgerufen ward. Durch seine Heirath mit Elisabeth Wydeville, Herzogin von Bedford, und die Begünstigung ihrer Verwandten rief er eine Empörung seines Bruders Clarence hervor, welcher sich mit dem Grafen Warwik und anderen Großen verband und von Frankreich aus in England einfiel. E. mußte im November 1470 in Holland Zuflucht suchen, und Heinrich VI. wurde durch Parlamentsbeschluß aus dem Tower wieder auf den Thron erhoben, E. aber für einen Usurpator erklärt. Schon im März 1471 kehrte indeß E., von seinem Schwager, dem Herzog von Burgund, unterstützt, nach England zurück, sammelte ein Heer von 50,000 Mann, versöhnte sich mit seinem Bruder und schlug Heinrich VI., der selbst in Gefangenschaft fiel, entscheidend bei Barnet. Auch das französische Hülfsheer, mit welchem Margaretha, die Gemahlin Heinrichs VI., und deren Sohn, Prinz Eduard, in England erschienen, wurde 4. Mai 1471 bei Tewkesbury geschlagen und Margaretha mit ihrem Sohn gefangen. Letzterer wurde niedergehauen und Heinrich VI. 22. Mai 1471 im Tower ermordet. Die Häupter vieler englischen Großen fielen auf dem Schafott. Nachdem sich E. so den Thron gesichert hatte, verband er sich mit dem Herzog von Burgund gegen Frankreich und landete mit Heeresmacht bei Calais, bewilligte aber Ludwig XI. den Frieden und die Auslieferung Margaretha's von Anjou gegen 50,000 Kronen und ein reichliches Jahrgeld für sich und seine Räthe. Habsucht bestimmte auch seine Politik im Innern. Durch Verfolgung und Bedrückung des Adels und der Geistlichkeit suchte er die Mittel zur Befriedigung derselben zu gewinnen. Seinen Bruder, den Herzog von Clarence, ließ er des Hochverraths anklagen und 18. Febr. 1478 im Tower ermorden. Durch Verträge mit der Hansa und den Niederländern suchte er Sicherheit der Schiffahrt herzustellen. E. starb 9. April 1483. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Elisabeth fünf Töchter und zwei Söhne, Eduard V. und Richard, im Alter von 10 und 12 Jahren, welche beide ihr Oheim, der Herzog von Gloucester, nachdem er als Richard III. (26. Juni 1483) die Krone usurpirt hatte, im Bett ersticken ließ.

f) E. VI., geb. 12. Okt. 1537, der Sohn Heinrichs VIII. und der Johanna Seymour, bestieg 1547 den Thron unter der Vormundschaft seines Oheims Edmund Seymour, Herzogs von Somerset. Der jugendliche Fürst war aufrichtig dem Protestantismus ergeben. Seine Regierungszeit ist erfüllt durch das Bestreben, England zur protestantischen Kirche herüberzuführen. Ebenso suchte Somerset die Verbindung mit Schottland durchzusetzen, welches Bemühen aber ohne Erfolg blieb. Somerset wurde 1549 gestürzt und 1551 hingerichtet. Nach ihm leitete der Herzog von Northumberland den König und beredete ihn sogar, die Thronfolgeordnung zu Gunsten der Johanna

Grey umzustoßen. E. starb in sehr jungen Jahren, 6. Juli 1553, ehe er seinen Charakter vollständig entwickelt hatte. Sein Testament wurde durch seine Schwester Maria umgestoßen. Von Professor Robert Potts in Cambridge ward neuerlich eine Handschrift von E. VI. aufgefunden, welche als kräftige Streitschrift gegen die Anmaßungen des Papstes noch jetzt Beachtung verdient (herausgeg. von Potts, Cambr. 1874). Vgl. Literary Remains of King Edward the sixth (herausgeg. von Nichols, Lond. 1857, 2 Bde.).

2) Prinz von Wales, Fürst von Aquitanien, nach der Farbe seiner Rüstung gewöhnlich der Schwarze Prinz genannt, geb. 15. Juni 1330 zu Woodstock, führte schon 1346 in der Schlacht bei Crecy das zweite Treffen des englischen Heers, machte 1355, von seinem Vater, dem König Eduard III., zum Statthalter von Aquitanien eingesetzt, einen verheerenden Einfall ins südliche Frankreich und schlug 19. Sept. 1356 bei Poitiers (oder Maupertuis) den französischen König Johann, der in Gefangenschaft gerieth. Zum Fürsten von Aquitanien (Guienne und Gascogne) erhoben, eröffnete er zu Bordeaux eine glänzende Hofhaltung. Den von Heinrich Trastamare mit französischer Hülfe vertriebenen Peter den Grausamen von Kastilien führte er durch den Sieg bei Nareja (3. April 1367) wieder auf seinen Thron zurück, was aber, da Peter sich weigerte, die Kosten der Expedition zu tragen, für E. nur Verluste und Widerwärtigkeiten zur Folge hatte. Von König Karl V. von Frankreich wegen der drückenden Abgaben, die er seinem Land auferlegte, zur Verantwortung gezogen, erneuerte er 1369 den Krieg gegen Frankreich, eroberte 1370 die abgefallene Stadt Limoges, wo er 3000 Einwohner schonungslos niedermetzeln ließ, trat aber dann, schon lange von schleichender Krankheit ergriffen und über den Tod seines ältesten Sohns Eduard tief betrübt, vom Schauplatz ab, kehrte nach England zurück und starb 8. Juni 1376 zu Canterbury. Sein jüngerer Sohn bestieg nach Eduards III. Tod unter dem Namen Richard II. den englischen Thron. Vgl. James, Life of Edward the Black Prince (Lond. 1839); Le Poittevin de la Croix, Histoire des expéditions d'Édouard III et du Prince Noir (Brüss. 1854).

3) Karl E., der Prätendent genannt, Enkel König Jakobs II. von England und Sohn Jakob Eduards, geb. 31. Dec. 1720 zu Rom, erhielt 1742 von Ludwig XV. zur Wiedererlangung der Krone seiner Väter eine Flotte mit 15,000 Mann zur Verfügung gestellt, die aber theils durch Sturm, theils durch den englischen Admiral Norris vernichtet ward. Trotzdem landete er 27. Juni 1745 mit einigen ergebenen Officieren und 1500 Flinten an der nordwestlichen Küste Schottlands, sammelte viele Mißvergnügte um sich, ließ sich nach Eroberung der Stadt Perth zum Regenten und seinen Vater zum König der drei Reiche ausrufen und zog 19. Sept. 1745 in Edinburg ein, wo er sich mit einem Hof und einer Regierung umgab. Nachdem er bei Preston-Pans (21. Sept.) ein Korps von 4000 Engländern nochmals geschlagen und 26. Nov. Carlisle genommen hatte, rückte er gegen Manchester und bedrohte London, wo er viele Anhänger zählte. Bald aber ward er von der englischen Uebermacht zurückgedrängt. Zwar siegte er noch einmal 23. Jan. 1746 bei Falkirk; aber die Niederlage, die er bei Culloden (27. April) durch den Herzog von Northumberland erlitt, zwang ihn zur Flucht in die Hochgebirge Schottlands, von wo er unter fünfmonatlichen Mühseligkeiten und nach Gefahren aller Art (es war ein Preis von 30,000 Pfd. Sterl. auf seinen Kopf gesetzt worden) nach Frankreich entkam. Hier erhielt er vom Hof ein Jahrgeld von 200,000 Livres und vom spanischen Hof eine Rente von 12,000 Dublonen. Später ging er nach Italien, lebte theils in Florenz, theils in Rom als Graf von Albany, heirathete 1772 eine Gräfin Stolberg-Gedern (s. Albany), um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, eine Ehe, die 1780 wieder getrennt wurde, ergab sich endlich aus Mißmuth dem Trunk und starb zu Rom 30. Jan. 1788. Er ward zu Frascati mit königlichen Ehren bestattet, wobei sein Bruder, der Kardinal von York (gest. 13. Juli 1801 zu Frascati), das Todtenamt hielt. Vgl. Pichot, Histoire de Charles Édouard, dernier prince de la maison de Stuart (4. Aufl., Par. 1846); Klose, Leben des Prinzen Karl (Leipz. 1842).

4) König von Portugal, geb. 1391, regierte 1433—38, Sohn und Nachfolger Johanns des Unechten, einer der besten Könige Portugals, half dem Staatshaushalt wieder auf, brachte Zucht und Ordnung in das Heer und ließ ein neues Gesetzbuch entwerfen. Während seiner kurzen Regierung kamen Pest und Hungersnoth über Portugal.

5) E. Karl Wilhelm Christian, Prinz von Sachsen-Altenburg, jüngster Sohn des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, geb. 4. Juli 1804 zu Hildburghausen, kam in bayrischem Dienst als Kommandeur einer Chevaulégers-Division nach Griechenland und ward Gouverneur von Nauplia. Im Juni 1834 zurückgekehrt, erhielt er 1848 als Generalleutnant das Gouvernement von München und das Kommando der 1. Kavalleriedivision und ward Chef des 1. Chevaulégers-Regiments. Im Jahr 1849 ging er mit einer bayrischen Brigade nach Schleswig-Holstein, erhielt hier das Kommando einer aus bayrischen, kurhessischen, königlich und herzoglich sächsischen Truppen zusammengesetzten Division und nahm mit derselben die Düppeler Schanzen. Nach Beendigung des Feldzugs ward er Kommandeur der 1. Armeedivision; starb 16. Mai 1852 zu München.

Educiren (lat.), erziehen; Edukation (franz. éducation), Erziehung; Edukator, Erzieher.

Edúkt (lat.), der durch eine technische Operation gewonnene Körper, welcher als solcher in dem Rohmaterial schon enthalten war und einen Bestandtheil desselben ausmachte, im Gegensatze zu Produkt, welches erst durch chemische Behandlung eines Körpers aus einem Bestandtheil desselben entsteht. Stärkmehl, welches aus Kartoffeln, Zucker, der aus Runkelrüben abgeschieden wird, ist E. Der aus der Indigopflanze gewonnene, aber in derselben nicht fertig gebildet vorhandene Indigo ist Produkt.

Edulien (lat.), Eßwaaren.

Edulkoriren (lat.), aussüßen, versüßen.

E dur, diejenige unserer Tonarten, welche als Grundton den Ton E hat und zur Herstellung ihrer diatonischen Skala die Erhöhung der Töne f, c, g, d um je einen halben Ton erfordert. Demnach wird dieselbe mit vier Kreuzen am Schlüssel notirt.

Edw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Henri Milne Edwards (s. d.).

Edward (engl.), s. v. w. Eduard.

Edwards, 1) Richard, einer der ältesten engl. Dramatiker, geb. 1523 zu Oxford, studirte daselbst am Corpus-Christi-College und vereinigte zur Regierungszeit Maria's die Aemter eines königlichen Kapellmeisters, Aufsehers der Chorknaben, Sonetten-, Dramen- und Hofschauspieldichters sowie ersten Violinspielers und Possenreißers in seiner Person.

Er starb um 1566. Drei noch existirende Theaterstücke von E. (darunter »Damon and Pythias«, zuerst 1570 gedruckt) nebst mehreren seiner Gedichte finden sich in der 1576 in London erschienenen Sammlung »The paradise of dainty devices« (abgedruckt in »The British bibliographer«). Auch die komische Prosaerzählung von dem Kesselflicker, welche Shakespeare benutzt, ist E.' Produkt.

2) Henri Milne, franz. Naturforscher, geb. 23. Okt. 1800 in Brügge, studirte Medicin in Paris, ward Professor der Naturgeschichte am Lycée Henri IV, 1841 am Museum, 1862 Professor der Zoologie an dieser Anstalt und 1864 Vicedirektor. Er lieferte zahlreiche wichtige Untersuchungen und veröffentlichte: »Recherches anatomiques sur les crustacés« (Par. 1828); »Histoire naturelle des crustacés« (das. 1834—41, 3 Bde.); »Histoire naturelle des corallaires« (das. 1858—60, 3 Bde.); »Leçons sur la physiologie et l'anatomie comparée de l'homme et des animaux« (das. 1857—68, 10 Bde.). Er gab auch Lamarcks »Histoire naturelle des non-vertébrés« (das. 1836—45, 11 Bde.) heraus.

3) Henry Sutherland, engl. Journalist und Romanschriftsteller, geb. 1828, ward an einer der Zweigschulen des Kings College zu London erzogen, besuchte, nachdem er mehrere Jahre in Paris gelebt, 1856 Rußland bei Gelegenheit der Krönung Kaiser Alexanders II. und studirte in Moskau längere Zeit Sprache und Sitten Rußlands. Die Resultate dieser seiner Studien legte er 1858 in der Skizzensammlung »Russians at home, unpolitical sketches« (2. Ausg. 1861) nieder. Einem andern literarischen Gebiet angehörig ist sein zweites Werk: »History of the Opera, from its origin in Italy to the present time« (1862, 2 Bde.). Im Jahr 1862 ging er nach Polen als Specialkorrespondent der »Times« für den dort drohenden Aufstand und publicirte 1863 als Frucht dieser Reise: »The Polish captivity« (1863, 2 Bde.). Unmittelbar nach Ausbruch des Aufstandes selbst ging er 1863 von neuem als Timeskorrespondent nach Polen und nahm an einigen der Hauptexpeditionen von Galizien aus persönlich theil. Bei der Krisis der Insurrektion ging er nach Warschau, mußte diese Stadt aber auf höhern Befehl binnen 24 Stunden verlassen. Er begab sich nun zunächst nach St. Petersburg, dann nach Moskau und Südrußland und kehrte endlich über Kiew und Volhynien nach Galizien zurück. Seine dort gemachten Erfahrungen und Beobachtungen theilte er im Buche »Private history of a Polish insurrection« (1865, 2 Bde.) mit. Auch dem deutsch-französischen Krieg von 1870—71 wohnte er als Specialkorrespondent der »Times« auf deutscher Seite bei. Er folgte dem königlichen Hauptquartier von Saarbrücken bis Beaumont, machte die dortige Schlacht im Gefolge eines bayrischen Infanterieregiments mit, gesellte sich nach Sedan zu dem Korps des Generals v. Werder vor Straßburg und durchzog nach Straßburgs Fall das okkupirte Terrain vom Elsaß bis zur Normandie, wo er zu Rouen und Amiens mit der Nordarmee bis zur Beendigung des Feldzugs verblieb. Außer den genannten Werken sowie einem »Life of Rossini« (1869) und mehreren Bühnenstücken hat er einige Romane geschrieben: »The three Louisas« (1866, 3 Bde.); »The governor's daughter« (1868, 2 Bde.) und »Malvina« (1871, 3 Bde.).

4) Miß Amelia Blandford, engl. Roman- und Jugendschriftstellerin, geb. 1831, begann, frühzeitig für Kunst und Literatur begeistert, bereits 1853 Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften zu liefern, insbesondere zu »Chamber's Journal«, Sharpe's »London Magazine«, zu »Once a week« und »All the year round«. Unter ihren Jugendschriften sind hervorzuheben: »The little marquis« (1857) und »The story of Cervantes« (1862); unter ihren Romanen: »My brother's wife« (1855, neue Ausg. 1864); »The ladder of life« (1856, neue Ausg. 1864); »Hand and glove« (1858, neue Ausg. 1864); »The morals of May Fair« (1858, 3 Bde.; neue Ausg. 1863); »Barbara's history« (1863, neue Ausg. 1864), trotz mannigfacher Reminiscenzen an David Copperfield und Jane Eyre wohl ihre bedeutendste Schöpfung; »Miss Carew« (1865, 3 Bde.), eine Sammlung älterer Erzählungen; »Half a million of money« (1865, 3 Bde.; 2. Ausg. 1868); »Steven Lawrence, yeoman« (1868, 3 Bde.); »Debenham's vow« (1869, 3 Bde.); »In the days of my youth« (1872, 3 Bde.) und »Monsieur Maurice« (1873, 3 Bde.). Außerdem hat sie einen Abriß der französischen Geschichte: »The history of France« (1858), einen Band »Ballads« (1865) und mehrere Reisewerke, so: »Sights and stories« (1862, über Belgien) und: »Untrodden peaks and unfrequented valleys, a midsummer ramble in the Dolomites« (1873) veröffentlicht.

Edwardsinsel, s. Prinz-Edwardsinsel.

Eeckhout (spr. -haut), 1) Gerbrand van den, niederländ. Maler, geb. 19. Aug. 1621 zu Amsterdam, kam zu Rembrandt in die Lehre, dem er von allen seinen Mitschülern am nächsten verwandt ist. Formauffassung, Typen, Farbe, Komposition, kurz alles ist der Rembrandt'schen Manier nachgebildet, nur daß E. natürlich in allen Stücken hinter seinem Vorbild zurückbleibt. Er starb zu Amsterdam 22. Sept. 1674. E. hat Porträts, Genrebilder und vorwiegend Historien gemalt; hervorzuheben sind: Anna, welche Samuel vor Eli weiht, im Louvre; die Ehebrecherin vor Christus, in Amsterdam; Christus als Knabe im Tempel lehrend, in München; Erweckung von Jairi Töchterlein, in Berlin, und das kolossale Bild: David vor Abigail, in Schleißheim. Von besonderem Reiz der silbernen, fast Terborch'schen Färbung ist die Sophonisbe (1664) in Braunschweig.

2) Jakob Joseph, namhafter Porträt-, Historien- und Genremaler, geb. 1793 zu Antwerpen, lernte zuerst an der Akademie seiner Vaterstadt das Modelliren und erlangte 1821 in Brüssel den Preis in der Bildhauerei für seinen Tod der Kleopatra. Seine Neigung trieb ihn aber zur Malerei, und schon 1824 errang sein »Mädchen, einen Jüngling schachmatt setzend«, zu Gent den ersten Preis. 1828 wurde er Mitglied des königlich niederländischen Instituts und später der Akademien von Amsterdam, Antwerpen und Brüssel. 1831 ließ er sich im Haag nieder und wurde 1839 daselbst Direktor der Akademie. 1844 ging er nach Belgien zurück, zuerst nach Mecheln, dann nach Brüssel, 1859 aber nach Paris, wo er 1861 starb. E. beschäftigte sich eine Zeitlang viel mit dem Treiben der Scheveninger Fischer, später besonders mit historischen Vorwürfen, die theilweise ins Genrehafte fallen, wie überhaupt seine Genrebilder durch ihre gemüthliche Auffassung einen bessern Eindruck machen als seine Historien. Er malte unter anderem Peter d. Gr. zu Saardam, den Tod van Speyks (in Gemeinschaft mit Wappers), Vermählung von Jakobäa von Bayern, Waisenmädchen, aus der Kirche

kommend, väterliche Ermahnung u. a. E. hat sich nach Rembrandt gebildet. Er gab heraus: »Collection de portraits d'artistes modernes nés dans le royaume de Pays-Bas« (Brüss. 1822), »Costumes du peuple de toutes les provinces du royaume des Pays-Bas« (das. 1827).

Eecloo, industrielle Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, zwischen Brügge und Gent, an der Liève, mit Wollmaschinenspinnerei, Wollhandspinnereien, Baumwollwebereien, Fabriken von Phantasiestoffen und (1880) 9564 Einw.

Eem, Fluß in der niederländ. Provinz Utrecht, entsteht bei Amersfoort und mündet unweit des Dorfs Eemnes in die Zuidersee.

Eendracht, Arm der Schelde, zwischen den niederländ. Provinzen Seeland (Insel Tholen) und Nordbrabant.

Efendi (türk., v. neugriech. authentes, »Herr, Gebieter«), Ehrentitel, dem deutschen Herr entsprechend, welchen in der Türkei Staats- und Civilbeamte, Gelehrte und Dichter, oft auch andere Standespersonen erhalten, während Hof- und Militärwürdenträger den Titel Aga führen. Häufig wird der Titel E. mit dem Namen des Amts verbunden, so Hakim-Efendi, der erste Leibarzt des Sultans, Imam-Efendi, der Priester im Serail, Reis-Efendi, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bei Anreden sagt man Efendim, mein Herr.

Eferding (Efferdingen), Stadt in der oberösterreich. Bezirkshauptmannschaft Wels, im Donauthal, westlich von Linz, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine herrliche gothische Kirche (von 1451), mit 12 Altären und zahlreichen Denkmälern (am merkwürdigsten die der Schaumburger und Starhemberger), ein evangelisches Bethaus, ein fürstlich Starhemberg'sches Schloß, ein Rathhaus, Siechen- und Armenhaus und (1880) 2216 Einw. (darunter 210 Evangelische). E. ist ein sehr alter Ort, der schon im Nibelungenlied genannt wird, und wurde vor Jahrhunderten von der Donau bespült.

Effaciren (franz., spr. -ssi-), auslöschen, tilgen.

Effékt (lat. effectus), Wirkung, Erfolg, günstiger Erfolg; besonders der Eindruck, den ein Werk der Poesie, bildenden Kunst, Tonkunst 2c. hervorbringt. Stärker, aber nicht reiner kann der E. gemacht werden durch starke Kontraste, Kolossalität, Massenhaftigkeit 2c.; unrein und tadelnswerth wird er, wenn das Kunstwerk nicht mehr durch die Art des Inhalts und der Darstellung wirkt, sondern sich einer herrschenden Geschmacksrichtung des Publikums anschmiegt, wodurch es sich zugleich aller Selbständigkeit entäußert. Von diesem Fehler ist nur ein Schritt zu dem noch niedrigern, durch Anwendung ungewöhnlicher Mittel Ueberraschung und dadurch Erfolg zu bewirken, zu dem sogen. Knalleffekt.

Effekten, das, was jemand an beweglichen Gütern in Besitz hat, oder was jemand auf Reisen zu seinem Gebrauch mit sich führt (Reiseeffekten), im besondern das Vermögen eines Kaufmanns an Wechseln, Obligationen, Staatspapieren, Aktien und anderen Werthpapieren; daher Effektenkonti, in den Handlungsbüchern die Konti über die E.; Effektenhandel, der Handel mit Staatspapieren 2c.; Effektenbörse, diejenige Abtheilung der Börse, in der vorzugsweise der Handel in E. stattfindet, im Gegensatze zur Waaren- oder Produktenbörse.

Effektiv (lat. effective, franz. effectivement), wirklich, in der That vorhanden; bedeutet auf Schuldurkunden, insbesondere bei Wechseln, wenn dies Wort der Schuldsumme hinzugefügt ist, daß die Zahlung in der gerade bezeichneten Geldsorte verlangt werden könne oder solle. So wurden, seit in Altona eine preußische Bankkommandite ist, von der preußischen Hauptbank und deren Filialen auch Wechsel auf Hamburg diskontirt, jedoch nur dann, wenn die Wechselsumme auf »Thaler effektiv« lautete. Bei Lieferungsgeschäften bedeutet das Wort, daß es auf wirkliche Lieferung des Kaufobjekts und nicht auf ein Differenzgeschäft abgesehen ist.

Effektivstand, beim Militär der wirkliche Bestand der Mannschaften unter der Fahne.

Effektuiren (lat.), bewerkstelligen, ins Werk setzen, ausrichten, zu Stande bringen.

Effeminiren (lat.), weibisch oder weichlich machen oder werden; Effemination, Weibischmachung; Verweichlichung; weibisches Wesen.

Effendi, s. Efendi.

Efferveseiren (lat.), aufbrausen; effervescént, aufbrausend; Effervescéntia, Brausepulver; Effervescénz, das Aufbrausen, die Aufwallung.

Effestucatio (mittellat., v. lat. festuca, Halm), eine Art der deutschrechtlichen symbolischen Tradition. Wenn nämlich ein dingliches Recht, insbesondere das Eigenthum, von einer Person auf eine andere übergehen soll, so genügt hierzu nicht der bloße Vertrag, sondern es wird zugleich eine Uebergabe, Tradition, erfordert, d. h. eine körperliche Handlung, wodurch der Besitzer den Erwerber in den Besitz setzt mit der Absicht, demselben ein dingliches Recht zu verschaffen. Bei Mobilien geschieht dies in der Regel durch Hingabe der Sache, bei Immobilien durch Hinführen und Zeigen des Grundstücks; hier hatte das deutsche Recht zur Erleichterung symbolische Zeichen für die wirklich erfolgte Tradition eingeführt, z. B. die Uebergabe des Hausschlüssels als Zeichen der Tradition des Hauses, Ueberreichung einer Erdscholle aus dem Grundstück für Tradition desselben selbst, und so auch die E., welche darin bestand, daß man aus dem zu tradirenden Gebäude einen Span ausschnitt und diesen dem andern schickte. Heutzutage ist die E. nicht mehr üblich, indem an die Stelle jener symbolischen Handlungen die gerichtliche Auflassung getreten ist.

Efficiren (lat.), bewirken; efficiént, wirksam; Efficiénz, Wirksamkeit.

Effigies (lat., f.), Bildnis, Bild; einen in effigie, d. i. im Bildnis, aufhängen.

Effikacität (lat.), Wirksamkeit, Kraftwirkung.

Effiliren (franz.), ausfasern, Fäden auszupfen; Effilé, ausgefädelte Franse; Effilüre, Ausfaserung.

Efflation (lat.), das Aufstoßen aus dem Magen.

Effleuriren (franz., spr. -flö-), auf der Oberfläche leichthin berühren oder streifen, etwas obenhin behandeln.

Effloresciren (lat.), auf-, erblühen; Efflorescénz, das Auf-, Erblühen, Blütezeit, Blütenstand; Auswitterung; auch Hautausschlag.

Effluiren (lat.), ausströmen; aus- oder verfließen; Effluvien, Ausflüsse, Ausströmungen, Ausdünstungen.

Effodiren (lat.), aus-, nachgraben.

Effort (franz., spr. -för), Anstrengung; sich einen E. oder Efforts geben, sich anstrengen.

Effossion (lat.), Aus-, Nachgrabung.

Effraktion (lat.), Erbrechung, Ausbrechung, z. B. aus dem Gefängnis (effractio carceris); auch

s. v. w. Diebstahl mit Einbruch; in der Chirurgie s. v. w. Schädelbruch.

Effrayiren (franz., spr. -fräji-), in Schrecken setzen, erschrecken; effrayant, schrecklich, entsetzlich.

Effreniren (lat.), zügellos machen; Effrenation, Zügellosigkeit; effrenirt, zügellos, unbändig.

Effronté (franz., spr. -frong-), unverschämt, frech; Unverschämter; Effronterie, Unverschämtheit, Frechheit.

Effroyable (franz., spr. -froajābl), schrecklich, fürchterlich.

Effulguration (lat.), das Aufblitzen; Erleuchtung, Erhellung.

Effundiren (lat.), ausströmen, ausgießen; Effusion, Ausströmung, Erguß; Verschwendung.

Egāl (franz., v. lat. aequālis), gleich, gleichmäßig, gleichgültig, einerlei; egaliren (egalisiren), gleich, eben machen, ausgleichen; Egalisation, Ausgleichung; Egalität (franz. égalité), Gleichheit, Gleichmäßigkeit.

Égalitaires (franz., spr. -tähr), unter den französischen Kommunisten diejenigen, welche eine völlige staatsrechtliche und bürgerliche Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger anstreben.

Égalité (franz.), Gleichheit, besonders im polit. Sinn; in der Revolutionszeit Name, welchen der Herzog Louis Jos. Philippe von Orléans, Vater des Königs Ludwig Philipp, angenommen, um seine Sympathien für die Republik zu bezeugen; s. Orléans.

Egan, Pierce, engl. Novellist, geb. 1815 in London, Sohn des ebenfalls als Schriftsteller besonders durch seine Schilderungen des Londoner Lebens 2c. bekannten ältern Pierce E., besuchte, anfangs für die künstlerische Laufbahn bestimmt, seit 1834 die königliche Kunstakademie in London, wandte sich aber dann literarischer Thätigkeit zu. In seinen ersten Romanen, wie »Robin Hood« (1838), »Wat Tyler« (1841), »Paul Jones« (1842) u. a., folgte er der historisch-romantischen Richtung Walter Scotts; später aber entnahm er seine Stoffe aus der Gegenwart, aus den Verhandlungen der Gerichtshöfe, dem Londoner Volksleben, den englischen Zeitungen 2c. Die meisten seiner hierher gehörigen Sensationsromane erschienen in den billigen Londoner Novellenzeitungen »London Journal«, »Home Circle«, die E. 1849—54 selbst redigirte, u. a.; wenige, wie »Imogen«, »The poor girl« und »Fair Lilias«, als selbständige Werke. Er lieferte auch Holzschnitte für die »Illustrated London News« u. a.

Égard (franz., spr. egār), Ansehen, Achtung, Rücksicht; en é., in Rücksicht, in Bezug.

Egariren (franz.), irre führen, irre machen; sich verirren; egarirt, verirrt, zerstreut; Egarement, Verirrung, Irrthum; Geistesabwesenheit.

Egartenwirtschaft, s. Eggartenwirtschaft.

Egayiren (franz., spr. egäji-), auf-, erheitern, aufmuntern; beleben.

Egbert, König von Wessex und England, hielt sich während der langen Wirren, die England am Ende des 8. Jahrh. erfüllten, am Hofe Karls d. Gr. auf, bemächtigte sich 800 zunächst des Throns von Wessex, bezwang sodann die übrigen Königreiche von England und nannte sich »König von England«, wodurch der Grund zur nationalen Einigung gelegt wurde. Dies war um so wohlthätiger, als damals die Einfälle der Wikinger England stets bedrohten, zu deren Abwehr E. noch am Ende seines Lebens Maßregeln traf. E. starb 836.

Egede, 1) Hans, der Apostel Grönlands, geb. 31. Jan. 1686 in Norwegen, ward 1707 als Prediger in Wagen im Stift Drontheim angestellt, legte aber 1717 sein Amt nieder und ging nach Bergen, um sich von hier aus als Missionär nach Grönland zu begeben. Doch erst 12. Mai 1721 konnte er mit 2 Schiffen, begleitet von seiner Frau, seinen 2 Söhnen und 46 Personen, absegeln. Er erwarb sich in Grönland bald das Zutrauen der Eingebornen und gewann, besonders seit er es dahin gebracht hatte, in der Landessprache zu predigen, dem Christenthum mehr und mehr Raum, während zugleich der Handel, von dessen Gedeihen die Fortdauer seiner Mission abhing, guten Fortgang nahm. Die dänische Regierung sandte ihm daher mehrere Missionäre zu Hülfe; erst 1730 hörte die Unterstützung auf, während Mährische Brüder in seine Arbeit eintraten, mit denen E. sich nicht verständigen konnte. Nachdem seine Frau, Gertrude Rasch, seine treue Gehülfin, gestorben, kehrte E. 1735 nach Dänemark zurück, wo er 1740 zum Superintendenten der grönländischen Mission ernannt wurde, für die er durch Errichtung eines Seminars für grönländische Missionäre und durch Schriften unermüdlich wirkte. Er starb 5. Nov. 1758 zu Stubbekjöbing auf der Insel Falster.

2) Paul, Sohn des vorigen, geb. 1708 in Norwegen, begleitete seinen Vater nach Grönland, studirte, nachdem er die Landessprache vollkommen erlernt, seit 1728 in Kopenhagen und war des Vaters Gehülfe und Nachfolger im grönländischen Lehramt von 1734—40. Nach Dänemark zurückgekehrt, wurde er Professor der Theologie und Mitglied des Missionskollegiums, nach des Vaters Tod Aufseher der grönländischen Mission und Bischof. Er vollendete 1766 die von seinem Vater begonnene Uebersetzung des Neuen Testaments ins Grönländische, lieferte einen grönländischen Katechismus (1756), gab ein grönländisch-dänisches Ritual (1783) heraus, übersetzte den Thomas a Kempis ins Grönländische (1787), schrieb ein grönländisch-dänisch-lateinisches Wörterbuch (Kopenh. 1750), eine grönländisch-dänisch-lateinische Sprachlehre (das. 1760) und starb 1789 in Kopenhagen.

3) Hans E. Saabye, Sohn des vorigen, bekleidete 1770—78 die Stelle eines Missionärs in Grönland und war später Hauptprediger zu Abbye im Stift Fyen. Er schrieb: »Brudstykke of en Dagebog, holden in Grönland i Aarene 1770—78 udgiven of Biskop Plum« (Odense 1816; deutsch von Fries, Hamb. 1817). Sein Bruder Niels ward als Leutnant auf eine Entdeckungsreise nach der Ostküste Grönlands ausgesandt, die er auch beschrieb (Kopenh. 1789, 2. Aufl. 1796), und starb 1804 als Schiffskapitän.

Egedesminde (»Egede's Andenken«), die südlichste dänische Ansiedelung in Nordgrönland, auf einer Insel der Diskobucht gelegen, 1759 gegründet, umfaßt 4 Ortschaften und 5 Außenstellen mit zusammen 710 Einw. Die benachbarten Inseln liefern viel Eiderdunen.

Egel, Gruppe der Würmer, s. Blutegel.

Egelkrankheit, s. Fäule und Leberegel.

Egeln, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Wanzleben, an der Bode, mit der Vorstadt Altemarkt, hat eine evangelische und eine Simultankirche (in Altemarkt), 2 Zuckerfabriken, Branntweinbrennerei, Gerberei, Bierbrauerei, eine Dampfmühle, lebhaften Verkehr und (1871) 4553 Einw. (darunter 707 Katholiken). Hier wurde sonst das unter

dem Namen Egelei berühmte Bier gebraut. Unmittelbar bei E. und dazu gehörig sind die Domäne E. und das Klostergut Marienstuhl. E. bildete im Mittelalter eine Herrschaft, die 1659 an Brandenburg kam; das ehemalige Cistercienser-Nonnenkloster Marienstuhl gründete 1262 die Gräfin Gutta von Blankenburg. Die Umgegend von E. ist außerordentlich fruchtbar und reich an Zuckerrüben und Braunkohlen. Unter den nahen Industriedörfern sind hervorzuheben: Westeregeln, im NW., mit Braunkohlengrube und 1678 Einw.; Bleckendorf, im N., mit 2 Zuckerfabriken und 1408 Einw.; Etgersleben, im N., mit Domäne, Zuckerfabrik, Braunkohlengrube und 1364 Einw.; Wolmirsleben, im O., mit Zuckerfabrik, Braunkohlengrube und 2220 Einw.; Unseburg, im SO., mit Zuckerfabrik, Braunkohlengrube und 1851 Einw. Alle diese Dörfer liegen an der Bode.

Eger, 1) (tschech. Ohře, spr. ohrsche, lat. Agra) Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entspringt auf dem Fichtelgebirge in Bayern, unweit des Schneebergs, aus dem Egerbrunnen in 720 Meter Meereshöhe und durchfloß sonst den Weiher von Weißenstadt, der jetzt entwässert ist. Selb, Rößla und andere Bäche des Fichtelgebirges verstärken den jungen Fluß. Auf der innern Hochebene des Gebirges fließt er in flacher Thalmulde, bildet dann bei Hohenberg ein tief eingeschnittenes, malerisches Thal und tritt aus demselben in das flache, fast kreisrunde Egerland, das, ringsum von Höhen der hier endenden Gebirge Böhmerwald, Erz- und Fichtelgebirge umsetzt und von einem Schichtenkomplex der mannigfachsten tertiären Süßwassergebilde erfüllt, 15—22 Kilom. im Durchmesser hat. Weiter abwärts hat die E. von Ellbogen bis Kaaden ein tiefes, felsiges Bett, von Kaaden bis Saaz links bedeutende Höhen, aber von Klösterle abwärts ganz niedrige Ufer, die sie überschwemmt und sumpfig macht. Sie mündet unterhalb Theresienstadt, Leitmeritz gegenüber, in 128 Meter Meereshöhe. Bis Eger beträgt das Gefälle 35 Meter auf die Meile, von da bis zur Mündung 8 Meter. Von einigen nach Norden gerichteten Strecken abgesehen, behält die E. östliche Hauptdirektion bei und während ihres ganzen Laufs auch ihre röthliche Farbe, die aus dem Ocker der Quellen entsteht. Der Fluß ist 202 Kilom. lang und sehr fischreich; die Schiffahrt wird durch sein starkes Gefälle und zahlreiche Felsblöcke im Bett verhindert. Unter seinen Nebenflüssen sind noch zu nennen: rechts die Tepl, links die Zwoda. Das Egerland, mit deutschen Einwohnern, die sich durch Lebensweise, Tracht und Sitten auszeichnen, gehörte in frühester Zeit den Markgrafen von Vohburg, kam 1148 an die deutschen Kaiser, gab lange Zeit zu Streitigkeiten zwischen Böhmen und Bayern Anlaß, ward 1353 auf immer mit Böhmen vereinigt und bildet jetzt im wesentlichen die böhmische Bezirkshauptmannschaft E., welche 455 QKilom. (8,3 QM.) mit (1869) 50,423 Einw. (darunter 1731 Evangelische) umfaßt. — 2) Fluß im Würtembergischen, entspringt im Oberamt Ellwangen, fließt an Nördlingen vorüber und mündet nach 52 Kilom. langem Lauf in die Wörnitz.

Eger (Cheb), Stadt im Königreich Böhmen, auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Eger, im fruchtbaren Egerland, aus der eigentlichen Stadt und drei Vorstädten bestehend, ist Sitz eines Kreisgerichts, einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, eines Hauptzoll- und Hauptsteueramts, eines Handelsgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, einer Handels- und Gewerbekammer (für den ehemaligen Egerer und Saazer Kreis) sowie des St. Florians-Feuerversicherungsvereins. Die Stadt hat 5 Kirchen (darunter die prächtige zweigethürmte Stadtpfarr- und eine evangel. Kirche), 2 Klöster der Dominikaner (seit 1296) und der Franciskaner (seit 1260), ein Gymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, ein Kranken-, Waisenhaus, ein Stadthaus (1600 erbaut), in dem Wallenstein 25. Febr. 1634 ermordet wurde, ein Rathhaus (von 1728), eine Turnhalle, Militärkaserne, ein neues Stadttheater (von 1873), ein Centralvolksschulhaus (1874 erbaut), einen Centralbahnhof für die fünf einmündenden Eisenbahnlinien (Bayrische Ostbahn, Sächsische Staatsbahn, Bayrische Staatsbahn, Böhmische Nordwestbahn und Kaiser Franz-Josephsbahn) und (1869) 13,463 Einw. (darunter 480 Evangelische und 250 Juden), welche starken Gemüsebau, Lederfabrikation, Handel und Gewerbe treiben. An merkantilen Anstalten bestehen in E. eine Eskomptegesellschaft, eine Filiale der Nationalbank in Wien sowie mehrere Spar- und Vorschußvereine. Von der alten Burg der Markgrafen von Vohburg (in welcher Wallensteins Gefährten Terzki, Illo und Neumann fielen) sind die prächtige Doppelkapelle, der »schwarze Thurm« und Ruinen des Saalbaues übrig. Eine Stunde von E. liegt Franzensbad (s. d.). Die Entstehung von E. ist unbekannt. Es war Sitz der Markgrafschaft E. und Eigenthum der Markgrafen von Vohburg. Von ihnen kam die Stadt durch Heirath an den Kaiser Friedrich Barbarossa, der sie 1179 zur Reichsstadt erhob. Im Jahr 1270 brannte sie ganz ab. Kaiser Rudolf gab 1285 E. mit Ellbogen dem König Wenzel von Böhmen als Heirathsgut, doch scheint die Stadt davon ausgenommen gewesen zu sein. Seitdem Kaiser Ludwig der Bayer sie 1315 an Johann von Böhmen verpfändet hatte, blieb sie unter Wahrung ihrer Sonderstellung bis in die neueste Zeit bei Böhmen. Im Jahr 1350 in E. großes Blutbad unter den Juden; 1389 Landfriede zur Beendigung des schwäbisch-österreichischen Kriegs. Im Hussitenkrieg litt E. viel, noch mehr im Dreißigjährigen Krieg. Im Jahr 1631 ward es von den Schweden genommen und dem Kurfürsten von Sachsen überlassen, aber schon 1632 von den Kaiserlichen zurückerobert. Die Schweden unter Wrangel eroberten E. nochmals 1647 nach tapferer Gegenwehr von Seiten des kaiserlichen Obersten Paradies. Im österreichischen Erbfolgekrieg wurde die Stadt 19. April 1742 von den Franzosen unter Moritz von Sachsen genommen, aber schon 1743 wieder an die Oesterreicher übergeben. Im Jahr 1809 wurden die Festungswerke geschleift. Vgl. Drivok, Aeltere Geschichte der deutschen Reichsstadt E. und des Reichsgebiets Egerland (Leipz. 1874); Grueber, Die Kaiserburg zu E. (in den »Beiträgen zur Geschichte Böhmens«, Prag 1864); Kürschner, E. und Böhmen; die staatsrechtlichen Verhältnisse in ihrer historischen Entwickelung (Wien 1871).

Egerbrunnen, s. Franzensbad.

Egeria, eine Quelle bei Rom vor dem kapenischen Thor, von einem den Kamönen geweihten Hain umgeben, aus der die Vestalinnen das Wasser zu den täglichen Reinigungen schöpften. Von der Nymphe derselben (einer Geburts- und Heil-, dann auch prophetischen Göttin) ließ sich König Numa in geheimen nächtlichen Zusammenkünften über Staats-

und Religionswesen belehren. Nach Numa's Tod floh sie in den Hain am Heiligthum der Diana bei Aricia und beweinte jenen, bis sie von Diana in eine Quelle verwandelt wurde.

Egeriren (lat.), aus-, abführen.

Egerminiren (lat.), aufkeimen, sprossen; **Egermination**, Aufkeimung.

Egést (lat.), das Aus-, Abgeführte, Abfluß; Egestion, Abführung (durch den Stuhlgang).

Egéstas (lat.), Dürftigkeit, Armut, auch Personifikation derselben, erscheint als solche bei den römischen Dichtern mit anderen Schreckgestalten am Eingang der Unterwelt aufgestellt.

Egestorff, Georg, einer der bedeutendsten deutschen Industriellen, geb. 7. Febr. 1802 in Linden bei Hannover als Sohn von Johann Egestorff. Geb. 1772 in Lohnde unweit Hannover, erlernte dieser das Böttcherhandwerk, arbeitete als Geselle auf der Kalkbrennerei von Stuckenbruck am Lindener Berg bei Hannover und übernahm dies Geschäft, als der Besitzer sich genöthigt sah, es niederzulegen. Obwohl gänzlich mittellos und fast ohne jegliche Schulbildung, wußte er doch das Geschäft zu heben; er erwarb 1807 das Recht, die Steinkohlenfelder des Deisters allein zu bebauen, und ermöglichte die Rentabilität seiner Gruben zunächst durch energische Hebung des Straßenbaues. Im Leinethal legte er große Ziegeleien an, eröffnete Steinbrüche für Fundamentsteine und unternahm einen ausgedehnten Nutzholzhandel. Später erwarb er auch eine Zuckerfabrik in Bremen. Sein Sohn, welcher bei anhaltender Kränklichkeit auch nur mangelhaften Schulunterricht genossen hatte, erlernte 1½ Jahr in Hildesheim das Böttcherhandwerk, wurde dann aber von dem Vater zurückgerufen, um für die ausgedehnten Geschäfte eine bis dahin völlig fehlende Buchführung einzurichten. Obwohl ohne jegliche Kenntnis von diesen Dingen, löste er die schwierige Aufgabe doch binnen kurzer Zeit, und unter seiner Mitwirkung blühten alsbald die Geschäfte des Vaters ungemein auf. Man verbesserte die Land- und Wasserwege bis Bremen, errichtete dort eine Kommandite und erweiterte den Betrieb aller einzelnen Unternehmungen. Auf eigene Hand begründete Georg 1831 am Lindener Berg eine Saline und brachte dieselbe nach Erbohrung einer gehaltreichen Soole und nach Ueberwindung zahlreicher Anfeindungen durch andere Salinen zur Blüte. 1834 starb der Vater, und Georg übernahm nun die Leitung der gesammten Geschäfte. Schon 1835 eröffnete er eine Eisengießerei und mechanische Werkstatt zunächst mit 20 Arbeitern, die er zum Theil aus England, Frankreich und Belgien herbeigezogen hatte. Er baute Dampfmaschinen, Kessel und mancherlei Maschinen für industrielle Zwecke, seit 1846 auch Lokomotiven. Zur bessern Verwerthung des producirten Kochsalzes und der Abfälle der Saline errichtete er 1839 eine chemische Fabrik, speciell für die Darstellung von Soda und deren Nebenerzeugnisse. Dazu gesellte sich 1856 eine Ultramarinfabrik und eine Zündhütchenfabrik. Für seine Arbeiter schuf er Kranken-, Unterstützungs- und Sterbekassen, eine Volksspeiseanstalt, einen Kindergarten und eine Kinderbewahranstalt. Auch dotirte er eine Freischule zunächst für 80 Kinder. Im Jahr 1867 producirten 24 Kalköfen 15,500 Kubikmeter gebrannten Kalk, 4 Ziegeleien lieferten 3—3,5 Mill. Ziegelsteine; die Steinbrüche gaben 15,500 Kubikmeter Bruchsteine, die Steinkohlenbergwerke über 300,000 Hektol. Kohle, die Saline 300,000 Ctr. Speisesalz, die Eisengießerei 35,000 Ctr. Gußwerk; die Maschinenfabrik hatte 1867 bereits 324 Lokomotiven, 650 Dampfmaschinen &c., 1200 Dampfkessel, die hydraulische Krahne in Geestemünde, die großen Pumpwerke für die Wasserwerke in Hannover, Herrenhausen, Braunschweig &c. geliefert. Die Sodafabrik verbrauchte 10,000 Ctr. Schwefel und 25—30,000 Ctr. Salz und lieferte hauptsächlich Soda, Schwefelsäure, Salzsäure, Chlorkalk, Antichlor, Sulfat &c.; die Ultramarinfabrik lieferte 6000 Ctr. Ultramarin, die Zündhütchenfabrik 200 Mill. Zündhütchen aller Art. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug 2000. E. starb 27. Mai 1868. Die Maschinenfabrik wurde 1868 von Strousberg und 1870 von der Hannover'schen Maschinenbau-Aktiengesellschaft gekauft.

Egg (Eigg), kleine Insel mit etwa 300 Einw. an der Westküste von Schottland, zu Invernеßshire gehörig, erreicht im Scuir of Egg eine Höhe von 435 Meter. Hier beobachtete der Geolog Hugh Müller die Erscheinung des tönenden Sandes.

Egga, Handelsstadt im westlichen Sudân, im Lande Joruba, rechts am Niger, zählt 12—15,000 Einw., welche Töpfe, Eisen- und Goldwaaren verfertigen, Zeuge weben und färben und sich überhaupt durch Betriebsamkeit auszeichnen.

Eggartenwirtschaft (Egartenwirtschaft), eine nur in Gebirgsgegenden vorkommende Form der Feldgraswirtschaft (s. Betriebssystem), bei welcher man ein und dasselbe Areal abwechselnd eine Zahl von Jahren zum Getreidebau und dann ebenso viele oder mehr oder weniger Jahre zum Graswuchs, mit oder ohne künstliche Saat, verwendet und die Grundstücke, um das Vieh ohne große Aufsichtskosten darauf weiden zu können, mit Holzgeländern umfriedigt. Solche Grundstücke heißen Eggärten. Bedingung zu dieser Betriebsform ist feuchte, den Graswuchs begünstigende Luft.

Egge, Ackergeräth, welches den Boden nach der Bearbeitung mit dem Pflug pulvern und ebnen, oben auf dem Boden liegende Erdklöße zertrümmern, den Dünger vertheilen und unter die Erde mischen, die Saat unterbringen und Unkräuter zerstören soll. Die E. wirkt vornehmlich durch den Stoß, nicht durch die schneidende Wirkung der Eggenzähne; sie wird durch ihre eigene Schwere in den Boden gedrückt. Dabei geht sie nicht in gerader Richtung, wie der Pflug, sondern schlängelt, um ihren Angriff auf den Boden von verschiedenen Seiten auszuüben. Diese eigenthümliche Bewegung entsteht durch die verschiedenen Widerstände, welche die Eggenzähne bei der Arbeit finden; bei Steigerung derselben bleibt der betreffende Theil in der Fortbewegung zurück. In manchen Fällen, namentlich wenn die E. zum Zertrümmern der harten Erdklöße benutzt wird, muß dieselbe, um einen wirksamen Stoß auszuüben, mit erhöhter Geschwindigkeit arbeiten; bei anderen Bodenbearbeitungsgeräthen ähnlicher Art, z. B. den Grubbern, ist die Leistung dagegen unabhängig von der Geschwindigkeit. Eine gute E. muß derartig angeordnet sein, daß jeder Zahn derselben eine Reihe zieht, welche von den beiden nebenstehenden gleich weit entfernt ist. Die Zähne müssen genau gleich stark und gleich lang sein, sie werden aus Schmiedeeisen oder Holz gefertigt. Hölzerne Zähne eignen sich nur für leichte Arbeit. Die Zahl der Zähne eines Eggensatzes soll 42 nicht überschreiten, die geringste Zähnezahl ist 12. Gewöhnlich wendet man in einem festen Eggenrahmen 20—24 Zähne an. Wird der

Rahmen zu groß, so akkommodiren sich die Zähne nicht den Unebenheiten des Bodens; daher ist es praktisch, mehrere (3—4) Sätze durch Gelenke oder kurze Ketten zu verkuppeln, wobei jeder Satz seine volle Beweglichkeit behält. Die Zähne stehen nicht vertikal, sondern unter einem Winkel von 60—80 Grad geneigt. Länge derselben 15—25 Centim. Einen wesentlichen Einfluß auf die Wirksamkeit der E. übt das Gewicht aus. Die E. darf niemals so schwer sein, daß sie bis an den Rahmen einsinkt. Man unterscheidet Rhomboïdaleggen, dreieckige Eggen, Zickzackeggen, Krümmer- und Expansiveggen. Fig. 1 zeigt eine Rhomboïdalegge, aus zwei Sätzen bestehend, mit hölzernem Rahmen und eisernen Zähnen zum Unterbringen der Saat; Fig. 2 eine Bedford-Egge, aus drei Sätzen bestehend, ganz aus Eisen gefertigt, für schwere Arbeit. Eggen ohne Zähne zum Unterbringen der Saat, Zerstören der Unkräuter und Maulwurfshaufen sind die Wiesen-, Scheiben-, Dorneggen sowie die Schleifen (Uebergang zu den Walzen) und die Eggen mit Stachelwalzen oder norwegischen Eggen. Man bearbeitet mit der E. täglich 2,5—5 Hektar und braucht dazu die Zugkraft von zwei Pferden. Wo es auf die Beseitigung von Unkraut ankommt, läßt man auch die E. dem Pflug vorangehen. Große Bindigkeit des Bodens und starke Verunkrautung desselben machen in der Regel ein öfteres Eggen nothwendig; ist aber ein Boden locker und vom Unkraut frei, so würde das Eggen geradezu schädlich sein, weil es das Entweichen der Bodenfeuchtigkeit und Bodenwärme begünstigt, ja sogar zum Entweichen flüchtiger Düngertheile Veranlassung gibt. Man eggt in der Regel das Feld der Länge nach; will man aber den Erfolg des Eggens erhöhen, kann man auch in die Quere eggen. Am wirksamsten ist das Rundeggen im Trab, aber auch am angestrengtesten für die Thiere; man spannt dabei vier Pferde in eine Reihe und läßt das zuäußerst gehende am schärfsten, das innen ziehende am langsamsten gehen. Diese Arbeit wird am vorzüglichsten in Mecklenburg verrichtet. Was die Zeit des Eggens anlangt, so ist ein längeres Liegenlassen des Feldes in rauher Furche sehr gut, weil dann die atmosphärischen Einflüsse mehr Macht gewinnen; auch gelangen dann die Unkrautsamen zum Keimen und werden von der E. leichter zerstört. Bei der Saatfurche folgt das Eggen häufig erst nach der Saat; zur Vertilgung des Unkrauts aber wendet man die E. in der Regel an, wenn das Feld grün ist. So oft ein Feld sich mit einer festen Kruste überzogen hat, ist eine Lockerung desselben mit der E. nöthig. In diesem Fall erweist sich ein Eggen in die Länge und Quere immer als sehr gut. Hat unmittelbar nach erfolgter Saat ein Platzregen das Land fest zusammengeschlagen, so muß es mittels der E. gelockert werden; jedoch dürfen die Körner noch nicht gekeimt haben. Man darf nie eggen, so lange der Boden noch oberflächlich feucht ist; in diesem Fall würden nämlich schädliche Verklebungen stattfinden. Ueberhaupt ist der Grad der Trockenheit, die das Feld erlangt hat, hinsichtlich des Eggens sehr zu beachten. — Bei **Feldbefestigungen** galt die E. früher als ein vortreffliches Annäherungshindernis und dürfte auch gegenwärtig noch, namentlich zur Ungangbarmachung von Furten 2c., mit Nutzen zu verwenden sein. Die Eggen müssen zu diesem Behuf durch Hakenpfähle auf dem Grund festgehalten und außerdem das von ihnen bedeckte Terrain unter Geschützfeuer gehalten werden, um eine rasche Beseitigung dieses Hindernismittels durch den Gegner unmöglich zu machen. An Stelle der E. wird man jetzt vielfach vortheilhafter Torpedo's verwenden können.

Fig. 1.

Rhomboïdalegge.

Fig. 2.

Zickzackegge.

Egge, die südliche Fortsetzung des Teutoburger Waldes (s. d.) an den Quellen der Ems und Lippe.

Egge (Egga, Egau), Nebenfluß der Donau, entspringt im würtemberg. Oberamt Neresheim am Härdtfeld und mündet nach 45 Kilom. langem Lauf oberhalb Höchstädt in Bayern.

Eggenburg, Stadt im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, Bezirkshauptmannschaft Horn, am Westfuß des Obermanhartsbergs und an der Kaiser-Franz-Josephsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts

und hat eine schöne Pfarrkirche, ein Missionshaus der Redemptoristen und (1880) 1700 Einw. In dem nahen Dorf Kühnring hatten ehemals die berüchtigten Ritter von Kühnringer ihren Sitz.

Eggenfelden, schöner Flecken und Bezirksamtssitz im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, an der Rott, nördlich von Neuötting, mit einem Landgericht, 5 Kirchen, Klöstern, Acker- und Hopfenbau, Viehzucht und (1871) 1782 Einw.

Egger, Emile, franz. Gelehrter und Schriftsteller, anerkannter Hellenist, geb. 18. Juli 1813 zu Paris aus einer väterlicherseits aus Kärnthen stammenden Familie, erhielt seine Bildung an den Collèges St. Louis und Henri IV, machte sich dann als Lehrer an verschiedenen Schulen zunächst durch Ausgaben alter Klassiker (Longin, Varro) einen Namen und erhielt 1840, nachdem sein »Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste« von der Akademie gekrönt worden war, einen Ruf als Professor der griechischen Literatur an der Sorbonne. Sein »Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs« (Par. 1849) öffnete ihm die Pforten des Instituts. Sein bedeutendstes Werk sind die »Mémoires de littérature ancienne« (1862) und »Memoires d'histoire ancienne et de philologie« (1863), ein mit französischer Eleganz und zugleich deutscher Gründlichkeit angelegtes literarisches Inventar, das neben der Reichhaltigkeit des Stoffs auch durch die Fülle der darin ausgestreuten Ideen werthvoll, wenn auch hier und da durch rhetorischen Zierat überladen ist. Außerdem schrieb E.: »Notions élémentaires de grammaire comparée« (1852, 6. Aufl. 1865); »Études historiques sur les traités publics chez les Grecs et chez les Romains« (1866) und in neuerer Zeit »L'Hellénisme en France«, Vorlesungen über den Einfluß des Griechischen auf die Entwickelung der französischen Sprache und Literatur (1869, 2 Bde.). Mit Brunet de Presle gab er »Le recueil des papyrus grecs du Louvre« (1866) heraus und veröffentlichte außerdem zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften, besonders im »Journal des Savants«, das er selbst seit 1871 redigirt. Im Jahr 1873 wurde er zum Mitglied des Conseil supérieur für den öffentlichen Unterricht ernannt.

Eggers, 1) Johann Karl, Historienmaler, geboren um 1790 in Neustrelitz, war Schüler Matthäi's in Dresden und ging dann zu seiner weitern Ausbildung nach Rom, wo er für die Wiederbelebung des Fresko durch mechanische und chemische Untersuchung der älteren Fresken so erfolgreich thätig war, daß ihm geradezu die Wiedererfindung der Freskotechnik zugeschrieben wurde (vgl. Hagen, Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert, I, S. 131). Künstlerisch hat er dieselbe mit Veit im Braccio nuovo des Vatikans bethätigt, woselbst er die personificirte Roma malte, vor welcher Münzen ausgeschüttet werden, eine Anspielung auf die damals den vatikanischen Schätzen einverleibte Münzsammlung. Unter den neun Gemälden, welche Domdechant v. Ampach für den Dom zu Naumburg von den hervorragendsten Künstlern der deutsch-römischen Romantiker ausführen ließ, fiel ihm die Fußwaschung Christi zu. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland nahm er theil an der Ausführung der von Schinkel entworfenen Fresken in der Halle des Berliner Museums. Seine Staffeleibilder, meist religiösen Inhalts, zeichnen sich durch Ausdruck und Färbung namentlich in der Karnation aus. E. starb 1863 in seiner Vaterstadt.

2) Friedrich Hartwig, Kunsthistoriker, geb. 27. Nov. 1819 zu Rostock, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Berlin und veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften Berichte über die Leistungen lebender Künstler, redigirte auch eine Zeitlang das von F. Kugler begründete »Kunstblatt«. Im November 1862 erhielt er die Berufung als Lehrer der Kunstgeschichte an der königlichen Akademie der Künste zu Berlin und später den Professortitel. Er wirkte durch seine anregenden Vorträge sehr erfolgreich an derselben. 1871 trat er als Hülfsarbeiter für das Fach der bildenden Kunst in das Kultusministerium ein, starb aber schon 11. Aug. 1872. Seine Vorarbeiten zu kunsthistorischen Werken selbst abzuschließen war ihm versagt; nach seinem Tod ist erschienen »Das Leben Christian Rauchs« (herausgeg. von seinem Bruder Karl E., Berl. 1873, Bd. 1) sowie »Gedichte« (Bresl. 1874), denen plattdeutsche Dichtungen in mecklenburgischer Mundart unter dem Titel »Tremsen« (das. 1875, mit seinem Bruder Friedrich E.) folgten.

Eggert, Franz Xaver, namhafter Glasmaler, geb. 1802 zu Höchstädt an der Donau, erlernte in Augsburg die Dekorationsmalerei, besuchte dann 1824 die Münchener Akademie und fand Beschäftigung in der königlichen Glasmalerei. Er betheiligte sich bei den Glasgemälden der Auer Kirche, den Kölner Domfenstern rc., den größten Theil der Architektur und Ornamentik ausführend. Im Jahr 1837 gab er mehrere Hefte gothischer Ornamente, von ihm selbst auf Stein gezeichnet, 1841—49 die Glasmalereien der Auer Kirche, 19 lithographische Blätter, heraus, wofür er vom König Friedrich Wilhelm IV. erst die kleine, dann auch die große goldene Medaille für Kunst erhielt. Im Jahr 1852 folgten die 15 Nachbildungen der Salvatorkirche zu Kilndown in England. Nach der Auflösung der königlichen Glasmalerei 1851 gründete E. eine eigene Anstalt und lieferte zahlreiche und schöne Arbeiten, wie die Fenster im Münster zu Basel, im Dom zu Konstanz, in der protestantischen Kirche zu Baden-Baden, in Burgdorf in der Schweiz u. a.

Eggesterfteine, s. v. w. Extersteine.

Egg Harbor, deutsch-amerikan. Städtchen im Atlantic County des Staats New Jersey, am Egg Harbor River, südöstlich von Philadelphia, wurde erst 1856 von einem deutschen Kolonisationsverein gegründet, hat 3 Kirchen, eine Brüdergemeinde, eine öffentliche Schule und (1870) 1311 Einw.

Eggmühl (Eckmühl), Gemeinde im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Bezirksamt Mallersdorf, 21 Kilom. südöstlich von Regensburg, an der Großen Laber, über die eine steinerne Brücke führt, und an der Linie München-Regensburg-Nürnberg der Bayrischen Ostbahnen, mit Schloß und (1871) 420 meist kathol. Einwohnern. Hier berühmte Schlacht 22. April 1809. Durch die Schlacht bei Abensberg 20. April war der linke Flügel des österreichischen Heers bis über die Kleine Laber zurückgetrieben worden. Hier griffen ihn Napoleon I. von vorn und Masséna im Rücken (21. April) an und warfen ihn mit großem Verlust über die Isar. Unterdessen hatte der Oberbefehlshaber, Erzherzog Karl, auf dem rechten Donauufer eine Stellung bei E., dem Hauptpaß von Regensburg, genommen, von wo er an der Spitze von vier Armeekorps den Sieger von Abensberg im Rücken bedrohte. Da erschien plötzlich am 22. nachmittags Napoleon mit dem Korps von Lannes, Bayern, Würtembergern

und den Kürassierdivisionen Nansouty und St. Sulpice von der Landshut-Regensburger Straße her, dem Dorf E. gegenüber, wo Davoust dem österreichischen Korps von Rosenberg gegenüber stand. E. wurde genommen, nach tapferem Widerstand auch die österreichischen Batterien auf den Höhen hinter E. erstürmt und die Trümmer des Rosenberg'schen Korps auf die Hauptarmee bei Eglofsheim zurückgeworfen. Hier wurde zum zweitenmal Widerstand versucht, aber trotz aller Tapferkeit ebenso vergeblich. 16 feindliche Kavallerieregimenter vollendeten die Niederlage der Oesterreicher. In der Nacht führte der Erzherzog seine fliehenden Scharen auf Schiffbrücken über die Donau. Von seinen 28,000 Mann, die gegen 65,000 Mann Franzosen ins Gefecht gekommen waren, hatte er 6000 Mann mit 16 Geschützen verloren. Napoleon ernannte Davoust zum Fürsten von E. Infolge dieser Kämpfe mußte der österreichische General Jellachich München räumen, und der österreichische Oberfeldherr sah sich aus der Offensive in die Defensive versetzt und mußte den Rückzug nach Böhmen antreten, während Napoleon der Weg nach Wien offen stand.

Egidische Konstitution, Verfassung für die päpstlichen Staaten, unter Innocenz VI. durch den Kardinal Egidius Albornoz 1354 gegeben.

Egil, Skallagrimsson, berühmter Skalde auf Island, im 10. Jahrh., zugleich auch tapferer Krieger und Seeräuber, dessen reichbewegtes Leben und Dichten Gegenstand einer der anziehendsten isländischen Saga's ist: »Egla« oder »Egilssaga« (am besten herausgegeben von der arnamagnäanischen Kommission, Kopenh. 1809, mit lateinischer Uebersetzung und Kommentar; eine gute dänische Uebersetzung gab Petersen in den »Historiske Fortällinger«). Egils Dichterruhm beruht besonders auf drei Liedern. Als er einst seinem Todfeind Erich Blodör von Norwegen, dessen Sohn er im Kampf erlegt, in die Hände gerieth, erbot er sich, sein Leben durch einen improvisirten Gesang zu erkaufen; Erich willigte ein und wurde durch den Gesang so ergriffen, daß er das Todesurtheil zurücknahm. Das bezügliche Gedicht ist bekannt unter dem Titel »Höfudlausn« (Lösung seines Hauptes). Der Tod seines Lieblingssohns veranlaßte ihn zu einem herrlichen Klagelied: »Sonartorrek« (Sohnes Verlust). Berühmt ist auch die »Arinbjornardrápa«, ein Loblied auf seinen Freund Arinbjorn an Erichs Hof. Die drei Gedichte sind in die Egilssaga mit aufgenommen; separat erschien das erste mit lateinischer Uebersetzung in O. Worms »Runir« (1636), dann mit deutscher Uebersetzung von Ettmüller mit der »Völuspá« (1830), mit dem zweiten zusammen in Dietrichs »Altnordischem Lesebuch« (1865) und deutsch in Legis' »Fundgruben« (1829); das zweite noch allein in Pfeiffers »Altnordischem Lesebuch« (1860).

Egilsson, Sveinbjörn, einer der namhaftesten isländ. Gelehrten, geb. 24. Febr. 1791 im isländischen Distrikt Gullbringa, gest. 17. Aug. 1852 als emeritirter Rektor der Gelehrtenschule zu Reykjavik. Als einer der Mitgründer der Islenzka bókmentafélag (1816) und der Nordisk Oldskrift Selskab (1825) entwickelte er rege Thätigkeit für deren Bestrebungen, gab sämmtliche 12 Bände der »Fornmanna sögur« (Kopenh. 1825—1837) heraus und übersetzte dieselben ins Lateinische (»Scripta historica Islandorum«, das. 1828—46), versah auch den altnordischen Text mit tüchtigen Abhandlungen, Indices, Glossar. Er war einer der geschätztesten Mitarbeiter philologisch-antiquarischer Zeitschriften; auch in Bessastader und Reykjaviker Programmen ist Treffliches von ihm veröffentlicht, so z. B. die jüngere Edda (1848—49). Sein größtes Verdienst erwarb er sich durch Darstellung des poetischen Wortschatzes der altnordischen Literatur, ein Werk, das freilich erst posthum durch die Oldskrift Selskab veröffentlicht ward (»Lexicon poëticum antiquae linguae septentrionalis«, Kopenh. 1855—60). Sein Leben beschrieb Jonas Arnason im 2. Bd. seiner »Gesammelten Schriften« (Reykjavik 1855—56, 3 Bde.).

Egina, Insel, s. v. w. Aegina.

Eginhard, s. Einhard.

Egisheim, Stadt im deutschen Reichsland Elsaß-Lothringen, Bezirk Oberelsaß, Kreis Kolmar, am Fuß des Wasgenwalds und an der Eisenbahn von Straßburg nach Basel, 5 Kilom. südwestlich von Kolmar, hat eine Pfarrkirche, Weinbau und (1871) 1750 kathol. Einwohner. E. ist nach einigen die Geburtsstätte des Papstes Leo IX. In der Nähe liegen die Ruinen der Abtei Marbach und auf dem Gebirge die Ruine Drei-Eren oder die drei Thürme von E., drei alte Schlösser (Weckmund, Wahlenburg und Dagsburg), um 1100 erbaut, mit einer gemeinschaftlichen Mauer umgeben und 1466 durch die Mülhäuser im sogen. Sechsobolenkrieg zerstört.

Eglandiren (lat.), eine Drüse ausschneiden.

Eglantine (franz., spr. -langtihn), wilde (gelbe) Rose, Feldrose; e. d'or, zweiter Preis bei den Jeux floraux in Toulouse.

Egle, Joseph von, namhafter Architekt, geb. 1818 zu Dellmensingen in Würtemberg, bildete sich an den polytechnischen Schulen zu Stuttgart und Wien, dann an der Akademie zu Berlin, wo er den ersten Preis in der Architektur errang, später auf größeren Reisen in Italien, England und Frankreich. Als Professor an der polytechnischen Schule zu Stuttgart angestellt, legte er diese Stelle wieder nieder, nachdem ihn der König von Würtemberg 1857 zum Hofbaumeister ernannt hatte, behielt aber die Direktion der Baugewerkschule bei. Seine Hauptwerke sind das Polytechnikum in Stuttgart (1860—1863), der innere Umbau des nordöstlichen Flügels des königlichen Schlosses (1864—67) und die neue Baugewerkschule daselbst (1866—70). Außerdem schuf er viele Privathäuser, Villen, Dorfkirchen u. a. und leitete die Restaurationen der Frauenkirche zu Eßlingen und der Stiftskirche zu Urach. Er lieferte eine Beschreibung des Ulmer Chorgestühls in den »Baudenkmälern aus Schwaben« (Stuttg. 1867), dann »Schattirlehre der Oberflächen regelmäßiger Körper« (das. 1855), worin er eine neue Theorie des Schattirens aufstellte, die vielfach Eingang gefunden hat und in andere Lehrbücher übergegangen ist; ferner gab er heraus: »Photographische Ansichten von öffentlichen Gebäuden, Wohnhäusern und Villen in Stuttgart und Umgebung«. Er wurde 1863 zum Oberbaurath ernannt und ist Mitglied mehrerer Akademien.

Egletons (spr. egletóng), Städtchen im franz. Departement Corrèze, Arrondissement Tulle, an der Doustre, mit 15 Märkten (besonders für Getreide) und (1872) 1750 Einw.

Egli, 1) Johann Heinrich, schweizer. Musiker, geb. 4. März 1742 zu Seegräben im Kanton Zürich, gest. zu Zürich 1807; lieferte zahlreiche Kirchengesänge und ein Choralmelodienbuch, die in der ganzen protestantischen Schweiz verbreitet sind.

2) Johann Jakob, schweizer. Geograph, geboren

im Mai 1825 in der Gemeinde Laufen (Zürich), war zuerst Lehrer an den Sekundärschulen zu Flaach und Winterthur, wurde 1857, nach Erscheinen seiner literarischen Erstlingsarbeit, für Geographie und Naturkunde an die Realschule in St. Gallen berufen, promovirte in Zürich auf Grund der gründlichen Monographie »Höhlen der Ebenalp« (St. Gallen 1865) und habilitirte sich 1866 (»Entdeckung der Nilquellen«, Zür. 1866) an der dasigen Universität und dem eidgenössischen Polytechnikum für Geographie, welches Fach ihm seit 1872 auch an der Kantonsschule daselbst übertragen ist. Neben kleineren geographischen Schulbüchern (»Kleine Erdkunde«, »Kleine Schweizerkunde« und »Kleine Handelsgeographie«), die in rasch sich folgenden Auflagen erschienen, sind die »Neue Erdkunde« (5. Aufl., St. Gallen 1875), die »Neue Schweizerkunde« (5. Aufl., das. 1872) und die »Neue Handelsgeographie« (2. Aufl., Leipz. 1872) sowie als neueste, größtentheils auf direkten Erhebungen beruhende Arbeit das »Taschenbuch schweizerischer Geographie, Statistik, Volkswirtschaft und Kulturgeschichte« (Zür. 1875) hervorzuheben. Sein wissenschaftliches Hauptwerk, welches eine neue Bahn eröffnet hat, sind die »Nomina Geographica, Versuch einer allgemeinen geographischen Onomatologie« (Leipz. 1870—72).

Eglise (franz., v. lat. ecclesia), Kirche.

Egloffs, Pfarrdorf im würtemberg. Donaukreis, Oberamt Wangen, unweit der bayrischen Grenze, mit altem Bergschloß und 150 (mit den dazu gehörigen Weilern und Höfen 1220) kathol. Einwohnern. E. (früher Megelolves, auch Meglof) bildete einst eine eigene Grafschaft, die Graf Hartmann I. von Gröningen 1243 an Kaiser Friedrich II. verkaufte. Von den deutschen Kaisern wurde E. zu einer freien Bauerschaft erhoben. Später kam es als Lehen an die Grafen von Avensberg-Traun, 1804 durch Kauf an die Fürsten von Windischgrätz und 1810 durch die rheinische Bundesakte als Standesherrschaft unter würtembergische Oberhoheit.

Egmond (Egmont), Lamoral, Graf von E., Fürst von Gavre, geb. 18. Nov. 1522 auf dem Schloß La Hamaide im Hennegau, aus einer alten niederländischen Adelsfamilie, diente Kaiser Karl V. in verschiedenen Feldzügen, 1541 in Algier, 1544, 1546, 1552 ff. in Deutschland und gegen Frankreich und erwarb sich den Ruhm eines tapfern und verwegenen Soldaten. Im Jahr 1544 heirathete er zu Speyer des Pfalzgrafen Johann von Simmern Tochter Sabina, mit der er in glücklicher und kinderreicher Ehe lebte. 1546 erhielt er das Goldene Vließ. Im Jahr 1554 stand er an der Spitze der Gesandtschaft, welche den Ehevertrag des Infanten Philipp mit der englischen Königin Maria zu unterzeichnen hatte; dann ging er nach Spanien, seinen neuen Souverän zu begrüßen. Im spanisch-französischen Krieg 1556—59 spielte er eine hervorragende Rolle und zeichnete sich namentlich in den Schlachten bei St. Quentin und bei Gravelines aus. 1559 machte ihn König Philipp II. zum Statthalter von Flandern und Artois. In den nun beginnenden niederländischen Unruhen gehörte E. zu den unzufriedenen Großen, welche sich der strammen Centralisation der niederländischen Verwaltung und der streng katholischen Politik Philipps II. widersetzten und ein aristokratisches Regiment sowie ein gewisses Maß religiöser Toleranz durchsetzen wollten. Er wirkte mit zum Sturz des königlichen Ministers Granvella, aber der Statthalterin Margaretha von Parma suchte er sich als besondere Stütze zu empfehlen. Als Sprecher der niederländischen Adelsopposition ging er 1565 nach Spanien, aber er vermochte den König nicht zu wirklichen Koncessionen zu bewegen. Zurückgekehrt trat er immer heftiger und immer entschiedener gegen die Regierung auf. Erst als 1566 die weiter gehenden Tendenzen des Aufstandes sich enthüllten, wurde er stutzig und trennte sich von seinen bisherigen Genossen; er war und blieb Katholik, jeder protestantischen Propaganda abgeneigt, wie er sich auch jedem Versuch, den Zusammenhang der Niederlande mit Spanien zu lockern, widersetzte. So stellte er sich zur Unterwerfung des Aufstandes der Regentin zur Verfügung, leistete ihr einen erneuerten Treueid und half das königliche Regiment auf neuer Grundlage befestigen. Nichtsdestoweniger zürnte ihm Philipp wegen seiner frühern Opposition. Als 1567 der Herzog von Alba in die Niederlande kam, wurde E. gefangen genommen (aller Warnungen ungeachtet hatte er nicht fliehen wollen, weil er sich sicher fühlte) und vor den Ausnahmegerichtshof Alba's, den sogen. Blutrath, gestellt. Sein Privilegium als Ritter des Vließes wurde nicht geachtet; als Hochverräther und Rebell wurde er zum Tode verurtheilt und gleichzeitig mit dem Grafen von Hoorn 5. Juni 1568 auf dem Marktplatz in Brüssel enthauptet. Egmonds Schicksal ist bekanntlich Gegenstand des klassischen Trauerspiels von Goethe; doch ist der Charakter des historischen E. ein anderer, als er von Goethe erfaßt worden ist. Vgl. Bavay, Le procès du comte d'Egmont (Brüss. 1854); Juste, Le comte d'Egmont et le comte de Hornes (das. 1862).

Egmond aan Zee, Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, an der Nordsee, westlich von Alkmaar, mit 1200 Einw. Dabei ein Leuchtthurm mit kolossalem Löwen (1833 zu Ehren von van Speyk errichtet) und landeinwärts die Trümmer des von den Spaniern zerstörten Stammschlosses der Grafen von Egmond. Die dazu gehörige prachtvolle Abtei wurde 1572 von den Bilderstürmern zerstört. Zwischen hier und Bergen Schlacht zwischen den Franzosen und Russen 1799.

Egmont (Mount E., neuseeländ. Pukehaupapa), ein alter, längst erloschener Vulkan in der Provinz Taranake auf der nördlichen Insel von Neuseeland, isolirt am Meer stehend, 2694 Meter hoch.

Egmont, Graf von, s. Egmond.

Egmont, Justus van, Maler, geb. 1602 zu Leiden, trat 1615 ins Atelier von Gasp. van den Hoeck, kam später zu Rubens und half diesem an der Ausführung seiner Werke. 1628 steht er als Meister mit dem Beisatz »bei Rubens« eingeschrieben. In demselben Jahr aber verließ er Antwerpen und begab sich vielleicht von da direkt nach Paris, wo er Hofmaler der Könige Ludwig XIII. und XIV. wurde. 1648 war er eins der 12 ersten Mitglieder der in demselben Jahr gestifteten Pariser Bau- und Bildhauerakademie. Er starb zu Antwerpen im Januar 1674. E. war Historien-, mehr noch Bildnismaler und hielt sich ganz an Rubens' Weise. Doch erreichte er dessen Lebendigkeit nicht, sowie auch sein Kolorit glätter, seine Behandlung kleinlicher erscheint. Bilder von ihm, die gewöhnlich unter Rubens' Namen gehen, finden sich in Wien (Porträts König Philipps IV. von Spanien und des Erzherzogs Leopold Wilhelm), Schleißheim u. a. O.

Egnach, Gemeinde im schweizer. Kanton Thurgau, mit (1870) 2653 Einw., gewissermaßen das Centrum

des oberthurgauischen Obstbaues. Nicht bloß die nächsten Umgebungen der Ortschaften, sondern die ganzen Dorffluren sind mit Obstbäumen besetzt, so daß die Dörfer in einen Wald gehüllt scheinen. Vorherrschend ist Kernobst, besonders Birnen, indem der Birnbaum auf dem tiefgrundigen Lehmboden ganz vorzüglich gedeiht. Der Gesammtertrag eines »vollen« Jahrs wird auf 900,000 Säcke geschätzt. Birnenwein (Most) bildet fast das einzige Getränk; der Thurgau heißt scherzweise »Mostindien«. Obst und Branntwein bilden Ausfuhrartikel; jenes geht hauptsächlich nach St. Gallen, Appenzell, Zürich etc.

Ego (lat.), ich; egoisiren, sich egoistisch benehmen, zeigen; Egoist, ein Selbstsüchtiger, s. Egoismus; Egoität, Ichheit, Selbstheit.

Egoismus (»Ichsucht«, Selbstliebe, Selbstsucht), diejenige Gesinnungsart, welche nicht nur eudämonistisch, d. h. von der Rücksicht auf die angenehmen oder unangenehmen Folgen der Handlungsweise abhängig, sondern zugleich eigennützig ist, d. h. ausschließlich durch die Rücksicht auf den eigenen (nicht fremden) Nutzen oder Schaden ihr Wollen und Thun bestimmen läßt. In ersterer Hinsicht steht der E. der moralischen (statt durch die Rücksicht auf die äußeren Folgen durch jene auf den innern Werth der Handlung bestimmten), in dieser der uneigennützigen (das eigene Wohl dem fremden nachsetzenden) Gesinnung gegenüber. Letztere Art des E. welche das eigene Wohl auf Kosten des fremden sucht, pflegt man auch wohl den groben, erstere, welche den Werth menschlicher Handlungen von ihrem Vortheil oder Nachtheil für den Handelnden abhängig macht, ohne daß dadurch andere aber Schaden leiden müssen, feinen E. zu nennen. Dieser kann zwar unschädlich (für andere) sein, bleibt aber nichtsdestoweniger unsittlich, da auch die pflichtmäßige Handlung von ihm nicht um ihrer Pflichtmäßigkeit willen (moralisch), sondern um ihrer (persönlichen) Vortheilhaftigkeit willen (eudämonistisch) gewollt wird. Jener ist nicht nur unmoralisch, sondern positiv schädlich, da er das Wohl anderer unbedenklich dem eigenen aufopfert. Die Frage, ob der E. die dem Menschen natürliche Gesinnung sei, läßt sich, je nachdem wir den groben oder feinen E. im Auge haben, verschieden beantworten. Dieser, der auch das Gute nur um des Lohns willen thut, das Böse nur aus Furcht vor der Strafe unterläßt, stellt eine Gesinnungsstufe dar, auf welcher (bei Einzelnen wie bei Völkern und Zeitaltern) von sittlichem Werth oder Unwerth im wahren Sinn des Worts noch nicht die Rede sein kann. Dieselbe geht, wie jeder Erzieher weiß, beim Kind ebensowohl wie bei Völkern und bei der Menschheit im ganzen derjenigen Epoche moralischer Mündigkeit, in welcher bei entwickeltem Pflichtbewußtsein das Gute um seiner selbst willen gewollt, das Böse um seiner selbst willen unterlassen wird, nothwendig voraus, und der feine E. kann daher, mit der (erst allmählich erworbenen) sittlichen Reife verglichen, allenfalls als der natürliche (obgleich keineswegs angeborne) und durch Erziehung zu läuternde Zustand des Menschen angesehen werden. Die Behauptung dagegen, daß der grobe E. der natürliche (und zwar angeborne) Zustand des Menschen sei, muß so lange für willkürlich gelten, als es, wie bisher, nicht gelingt, sämmtliche thatsächlich als uneigennützig erscheinenden Handlungen der selbstlosen Aufopferung, des sympathetischen Mitgefühls und der wohlwollenden Menschenliebe auf eigennützige Motive zurückzuführen.

Egorgiren (franz., spr. -schi-), erdrosseln, erwürgen.

Egotheismus (lat. u. griech.), Ich-, Selbstvergötterung.

Egreniren (franz.), auskörnen, Samen, Körner entfernen, namentlich aus der Baumwolle.

Egreß (lat.), Aus-, Fort-, Weggang.

Egressy, Gabriel, ungar. Schauspieler, geb. 1810 zu Laßlófalu im Borsoder Komitat, entfloh dem väterlichen Haus und fand, nachdem er mehreren wandernden Truppen angehört, beim Theater zu Klausenburg eine bleibende Anstellung. Später vollendete er seine künstlerische Bildung zu Wien und war seit 1837 eine Hauptzierde des neu eröffneten ungarischen Nationaltheaters zu Pest. Er zeichnete sich durch abgerundetes Spiel, treffliche Mimik und reinen Vortrag sowohl in der Tragödie, als im Konversationsstück aus und übte einen großen Einfluß auf die Entwickelung jenes nationalen Instituts. Die Shakespeare'schen Dramen verpflanzte er durch Uebersetzungen auf die ungarische Bühne. In den Revolutionsstürmen von 1848 und 1849 wurde er als Regierungskommissär in die untere Theißgegend, namentlich von Szegedin, geschickt, wegen zu großer Härte jedoch wieder abberufen. Er kehrte hierauf zur Bühne zurück, floh nach Unterdrückung der Revolution nach der Türkei, erhielt aber später die Erlaubnis zur straffreien Rückkehr. Er starb 30. Juli 1866 in Pest. — Sein Bruder Benjamin betrat 1834 ebenfalls die Bühne und wurde 1847 Mitglied des Nationaltheaters zu Pest. Während der Revolution trat er unter die Honveds, wurde aber als Komorner Kapitulant amnestirt und der Bühne zurückgegeben, starb jedoch schon 1851. Bedeutender denn als Schauspieler war E. als Komponist. Seine musikalischen Werke zeichnen sich durch Reichthum lieblicher Melodien aus und erlangten in Ungarn große Beliebtheit. Auch als Dramenübersetzer hat sich E. hervorgethan.

Egripo, neugriechischer Name von Chalkis, aus Euripos (s. d.) entstanden.

Égyptienne (franz. f., spr. eschipsjenn, Blockschrift), in der Buchdruckerei Name einer lateinischen Schriftgattung, deren Eigenthümlichkeit das Fehlen aller feinen Striche und Ausläufer ist. S. Schriftarten.

Eh (franz. Interjektion), he! nun! Eh bien! nun gut! auch fragend: nun?

Eh., bei naturwissenschaftlichen Namen Abbreviatur für Chr. Gottfr. Ehrenberg (s. d.).

Ehe, die nach gesetzlichen Vorschriften eingegangene Vereinigung eines Mannes und Weibes zur lebenslänglichen und ungetheilten Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse. Die E. ist in erster Linie ein religiös-sittliches Institut; sie erhebt Mann und Weib über das bloß Sinnliche, da ihre Grundlagen Liebe, Achtung und gegenseitige Hingebung, ihre Bedingungen gegenseitiges Sich-freuen, Dulden und Beistehen sind. In diesem Wesen der E. als der vollkommensten sittlichen Lebensvereinigung der Geschlechter liegt es daher auch, daß dieselbe ihre Bestimmung vollkommen nur erfüllen kann als Monogamie (E. Eines Mannes mit Einer Frau), indem nur so eine durch gegenseitige Ergänzung hervorgebrachte Einheit der Person denkbar ist. In den Ländern, wo Polygamie (Vielweiberei) eingeführt ist, nimmt daher die E. einen ganz andern Charakter an und gleicht mehr einem Dienstverhältnis zwischen den Frauen und dem Manne.

Bei den orientalischen Völkern finden wir

zwar fast überall Polygamie, doch kann dieselbe glücklicherweise nie allgemein stattfinden, denn nur in seltenen Fällen vermag der Mann mehr als Eine Frau zu ernähren; auch nähern sich die Zahlenverhältnisse der Männer und Weiber meist einander so, daß allgemeine Vielweiberei eine reine Unmöglichkeit ist. Bei den Chinesen wurden und werden noch heute die Frauen verkauft. Polygamie ist hier erlaubt, doch sind kaum 9/10 des chinesischen Volks im Stande, die Kinder auch nur Einer Frau zu ernähren. Die Frauen leben äußerst eingezogen und dürfen sich fast nie öffentlich sehen lassen; nach dem Tode des Mannes steht seinen Erben das Recht zu, die Wittwen als Sklavinnen zu verkaufen. Bei den Babyloniern herrschte Polygamie. Die Mädchen wurden auf dem Markt öffentlich versteigert. Von den Medern wird uns berichtet, daß bei ihnen Polyandrie (Vielmännerei) bestanden habe. Unter den Persern dagegen führte schon Zoroaster Monogamie ein, und bei ihnen scheinen überhaupt die Frauen eine würdigere Stellung eingenommen zu haben als bei den übrigen asiatischen Völkern, was schon daraus hervorgeht, daß bloß in dem Fall der Unfruchtbarkeit einer Frau der Perser sich eine andere nehmen durfte, und zwar nur mit Einwilligung der erstern. Die Zustände der Indier haben viele Aehnlichkeit mit denen der Chinesen; Polygamie ist erlaubt, kommt aber selten vor. Es besteht kein Verbot, aus einer Kaste in die andere zu heirathen, woraus die jetzigen vielen Zwischen- oder Mischkasten entsprangen. In Aegypten war die Polygamie beschränkt, und überhaupt wurde den Frauen mit mehr Achtung begegnet. Sicher ist es, daß der Priesterkaste nur Monogamie gestattet war. Bei den Juden wurde die Vielweiberei auch von Moses nicht abgeschafft; meist hatte der Mann vier Frauen, zwei wirkliche und zwei Sklavinnen. Er konnte sich ohne alles Weitere von dem Weibe scheiden und war nicht einmal verpflichtet, der Verstoßenen Unterhalt zu gewähren. Die Mädchen wurden verkauft, bisweilen um sehr sonderbare Kaufpreise (vgl. 1. Sam. 18, 21—27). Erst nach der babylonischen Gefangenschaft schwand die Polygamie. Durch die höhere Bildungsstufe, auf welcher Griechen und Römer standen, wurde auch eine humanere Behandlung des weiblichen Geschlechts und eine im allgemeinen befriedigende Regelung der ehelichen Verhältnisse herbeigeführt. Von einem eigentlichen Familienleben war aber auch bei ihnen noch nicht die Rede. Das öffentliche Leben, der Staat, absorbirte fast alle übrigen Verhältnisse; so kam es denn, daß auch die E. mehr oder weniger als Staatsanstalt betrachtet wurde. Durch einen richtigen Instinkt und den ihnen angebornen politischen Sinn wurden die **Griechen** zur Monogamie hingeleitet, womit auch in den übrigen socialen Verhältnissen eine Hauptwurzel des asiatischen Despotismus vernichtet wurde. Am tiefsten unter allen griechischen Völkern standen in der Behandlung ihrer Frauen die Spartaner, welche die E. bloß als Staatsanstalt betrachteten, um dem Vaterland gesunde, kräftige Krieger zu verschaffen, aus welchem Grunde die Mädchen zu körperlichen Uebungen angehalten, aber auch Ehelosigkeit (Agamia) sowie Mißheirath (Kakogamia) und zu späte Heirath (Opsigamia) bestraft wurden. Zu demselben Zweck war es den spartanischen Frauen zu Zeiten, wo ihre Männer im Krieg abwesend waren, erlaubt, sich mit anderen, besonders schönen und kräftigen jungen Leuten, einzulassen. Die auf diese Weise erzielten Kinder (Parthenier) wurden von Staatswegen erzogen. Die E. zwischen Verwandten in gerader Linie war verboten. Zu Athen finden wir die Frauen mehr zurückgehalten als bei den Doriern, namentlich den Spartanern, doch wurden dieselben im allgemeinen weit besser behandelt; nicht bloß der Mann, sondern auch die Frau wurde als berechtigter Theil in der E. betrachtet. Keine athenische Bürgerin durfte eine E. ohne Einwilligung ihrer Eltern schließen, auch war in gewissen Fällen die Verheirathung naher Verwandten verboten. Dagegen war die E. unter Verwandten Pflicht, wenn ein Bürger bloß eine Erbin hinterlassen hatte, in welchem Fall diese den nächsten ihrer Anverwandten ehelichen mußte, um das Vermögen der Familie zu erhalten. Den **Römern**, jenem Volk des praktischen Verstandes, war es vorbehalten, den eigentlichen Begriff der E. herauszufinden und ihn ins Leben einzuführen. Trotz des Versuchs mehrerer Kaiser, der Polygamie Eingang zu verschaffen, blieb die E. monogamisch. Der Staat machte übrigens seinen Einfluß zu Gunsten der E. auf eine sehr lobenswerthe Weise geltend: Ehelosigkeit wurde bestraft, fruchtbare Ehen dagegen begründeten gewisse Rechte (jus liberorum). Das strenge römische Civilrecht erkennt von jeher nur eine Art der E. an unter dem Namen Nuptiae, justae nuptiae, justum matrimonium; aber selbst diese konnte verschiedenerlei Wirkungen haben, je nachdem sie mit der Conventio uxoris in manum mariti verbunden war oder nicht (s. Manus). Sie war nur bei römischen Bürgern möglich und unterschied sich dadurch von dem Matrimonium juris gentium, der E. zwischen Peregrinen oder zwischen römischen Bürgern und Peregrinen. Außerdem bestand noch ein tolerirtes außereheliches Verhältnis, der Konkubinat, der nur darin von der E. verschieden war, daß die Konkubine nicht Genossin des Ranges und Standes ihres Mannes ward. Die eheliche Verbindung der Sklaven hieß Contubernium. Bei den **altgermanischen** Völkern finden wir Polygamie erlaubt, aber nur sehr selten (»Standes halber«, wie Tacitus sagt) vorkommend. Der Mann gab eine Brautgabe an die Frau, meist in Rindern, gezäumten Pferden, Waffen *c. bestehend. Besonders ausgezeichnet sind die Germanen durch ihre strenge Bewahrung der ehelichen Treue und durch die schweren Strafen, welche auf deren Verletzung gesetzt waren. Bei einzelnen Völkerschaften bestand die Sitte, daß nur Jungfrauen heirathen durften, wodurch den Wittwen die Möglichkeit einer zweiten Verehelichung abgeschnitten war. Auf mehrere Aussprüche der Apostel gestützt, erkannte die **christliche** Kirche von Anfang an nur die Monogamie an, die sie übrigens überall schon verbreitet fand, indem die Römer in allen Ländern, wohin sie ihre Gesetzgebung getragen hatten, gerade auf die E. einen entschiedenen Einfluß geübt hatten. Anfangs blieben die Bestimmungen des römischen Rechts in Gültigkeit; allein als die Kirche nach und nach anfing, ihre Macht auszubreiten, kam es bald dahin, daß sie sich, vermöge des in der E. liegenden religiösen Elements, ganz und gar derselben bemächtigte. So erhielten im Orient seit dem 7. Jahrh. (und seit der Christianisirung der Germanen auch im Occident) die kirchlichen Sanktionen das Uebergewicht. Gestützt auf Eph. 5, 32, wo die E. ein Mysterium genannt wird, was die Vulgata mit Sacramentum übersetzt, legte man der E. selbst das Prädikat Sacramentum bei, und noch heutzutage erkennt die katholische Kirche die E. als

eins der sieben Sakramente an. Von nur vorübergehendem Einfluß war in der ersten Zeit des Christenthums der übergroße Purismus, durch welchen sich die Anhänger jener Religion auszeichneten. Wie alle Sinnenlust, so betrachtete man auch den Umgang der beiden Geschlechter als etwas Sündliches, und die E. wurde fast nur als ein nothwendiges Uebel geduldet. Wie sich zur Zeit der Entwickelungsperiode der germanischen Welt, im Mittelalter, in allen Verhältnissen die schreiendsten Gegensätze ausbildeten, so geschah dies auch hinsichtlich der E. Während wir auf der einen Seite die allerreinste, das weibliche Geschlecht fast als göttliches verehrende Liebe erblicken, wie bei den Troubadours und Minnesängern, sehen wir auf der andern Seite Einrichtungen sich entwickeln, die der rohesten Barbaren würdig gewesen wären, wie das Jus primae noctis mancher Gutsherren. Doch bleibt dem Mittelalter immer das Verdienst, daß sich in ihm ein eigentliches Familienleben herausbildete. Der Konkubinat wurde durch die Reichspolizeiordnung von 1577 als etwas Unsittliches und Gemeingefährliches verboten. Neben der eigentlichen christlichen E. kommen bei germanischen Völkern noch vor die Ehen zur linken Hand (morganatische Ehen, matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem salicam), welche sich darin von der eigentlichen E. unterscheiden, daß die Frau nicht den Rang und Stand des Mannes theilt und die Kinder bezüglich der Succession in Lehen, Fideikommisse nicht die vollen Rechte haben. Es hängt dies Institut mit den Verhältnissen des hohen Adels zusammen, bei welchem allein es vorkommen kann (s. Ebenbürtigkeit). Was die nicht christlichen Völker der Neuzeit anlangt, so modificiren die Juden ihre Eheverhältnisse mehr oder minder nach den in den Ländern, wo sie sich aufhalten, herrschenden gesetzlichen Grundbestimmungen. Bei den Mohammedanern herrscht Polygamie, doch auch nur unter der reichern Klasse. Der vornehme Türke hat gewöhnlich vier Weiber und außerdem noch eine beliebige Anzahl von Sklavinnen, welche ihm als Konkubinen dienen. Verboten ist die E. mit den Weibern des Vaters, mit den Müttern, Schwestern, Töchtern, Muhmen, mit den Töchtern der Brüder und Schwestern, mit den Säugammen und Milchschwestern, den Müttern der Weiber, den Stieftöchtern sowie mit schon verehelichten Weibern, mit Ausnahme der Sklavinnen. Als Kuriosität ist zu bemerken, daß auf der malabarischen Küste Polyandrie bestehen soll. Endlich ist auch noch der Sekte der Mormonen (s. d.) zu gedenken, bei welcher die Polygamie üblich ist.

Die Bedeutung der E. ist, wie schon bemerkt, zunächst eine religiös-sittliche. Bei dem ungemein wichtigen Einfluß aber, den dieselbe auf die gesammten Lebensverhältnisse der Menschen ausübt, ist es selbstverständlich, daß auch die Gesetzgebung die E. berücksichtigen und deren rechtliche Folgen normiren muß. Die hierauf bezüglichen Satzungen bilden das Eherecht. Insofern nun die E. als ein Rechtsverhältnis zu betrachten ist, erscheint dieselbe als ein Vertrag, welchem nach deutschem Eherecht meist noch ein präparatorischer Vertrag vorhergeht: das Sponsalium, Verlöbnis, Eheversprechen, das aber nicht geradezu als nothwendig erfordert wird (s. Sponsalien). Der Abschluß der E. selbst kann, wie der jedes rechtlichen Geschäfts, nur unter gewissen Voraussetzungen erfolgen. Ein Ehehindernis ist vorhanden, wenn entweder die natürliche Fähigkeit zur E. fehlt, oder dieser besondere gesetzliche Verbote entgegenstehen. Der technische Ausdruck ist Impedimentum matrimonii, die Bedeutung eines solchen aber sehr verschieden. Die Ehehindernisse sind nämlich entweder trennende (impedimenta dirimentia), oder aufschiebende (impedimenta impedientia), je nachdem die trotz derselben faktisch abgeschlossene Ehe nichtig ist oder giltig bleibt, wofern nur das Ehehindernis beseitigt wird. Ferner unterscheidet man Impedimenta publica und privata. Die Berücksichtigung der Impedimenta publica wird von Amtswegen überwacht, wie z. B. das Ehehindernis wegen Verwandtschaft; doch hindert dieser Charakter der Oeffentlichkeit an sich die betreffende Behörde nicht, von dem Ehehindernis zu dispensiren, wenngleich es auch indispensable öffentliche Ehehindernisse gibt. Die Impedimenta privata werden nur insofern berücksichtigt, als der andere Ehegatte oder ein dritter Berechtigter dieselben geltend macht, wie z. B. Zwang zur Eingehung der E. oder mangelnde Einwilligung des Vaters. Absolute Hindernisse sind solche, welche jemandem die E. überhaupt unmöglich machen, relative solche, welche die E. nur für bestimmte Personen verhindern. Zu den ersteren gehören: Fehler der physischen Fähigkeit, wie zu junges Alter (nach römischem Recht wurde Pubertät [für Männer 14, für Weiber 12 Jahre], nach dem deutschen Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 werden für Männer 20, für Weiber 16 Jahre gefordert), Kastration und Impotenz; Mangel der Fähigkeit zu einer Willensbestimmung: Wahnsinn, Trunkenheit. Wer schon verheirathet ist, kann keine fernere E. eingehen (impedimentum ligaminis); diejenigen, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben, sind nach katholischem Kirchenrecht durch dasselbe von dem Eingehen einer E. abgehalten, namentlich also katholische Geistliche. Wittwen dürfen während des Trauerjahrs um ihren Gatten, nach dem deutschen Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 während der ersten zehn Monate nach seinem Tod, nicht wieder heirathen; Ehefrauen aber, die wegen eines Ehebruchs verurtheilt und geschieden wurden, ist eine zweite Verehelichung ganz und gar untersagt. Ein absolutes, meist nur aufschiebendes Impediment ist Mangel der Einwilligung von Seiten der Eltern, Verwandten, Vormünder und Vorgesetzten. Nach römischem Recht stand das Einwilligungsrecht nur demjenigen zu, der väterliche Gewalt über die eheschließende Person hatte; nach altgermanischem Recht aber war dies ein Recht der Vormundschaft überhaupt, also auch der Mutter und der Vormünder. Nach dem angezogenen Reichsgesetz bedürfen eheliche Kinder, so lange der Sohn das 25., die Tochter das 24. Lebensjahr nicht vollendet hat, der Einwilligung des Vaters, nach dem Tode des Vaters der Einwilligung der Mutter und, wenn sie minderjährig sind, auch des Vormunds. Sind beide Eltern verstorben, so bedürfen Minderjährige der Einwilligung des Vormunds. Uneheliche Kinder sind in dieser Beziehung wie vaterlose eheliche Kinder zu behandeln. Es kann aber bei grundloser Versagung der Einwilligung großjährigen Kindern gegenüber der Richter dieselbe suppliren. Personen, die im öffentlichen Kirchen-, Hof-, Civil- oder Militärdienst stehen, bedürfen des Ehekonsenses von Seiten der vorgesetzten Dienstbehörde. Zu den relativen Hindernissen gehört zunächst die Verwandtschaft. Das mosaische Recht verbot die E. mit der Mutter, mit des Sohns

Tochter, mit der Tochter Tochter, mit der vollbürtigen und halbbürtigen Schwester, mit der Mutter Schwester. Im römischen Recht bestanden Eheverbote zwischen Ascendenten und Descendenten in infinitum, zwischen Personen, die im Respectus parentelae standen (doch kam bisweilen die E. zwischen Onkel und Nichte vor), zwischen Geschwistern mit Ausnahme der zusammengebrachten Geschwister. Das kanonische Recht folgte dem mosaischen und römischen Recht, stellte aber später noch strengere Regeln auf und verbot nicht bloß die E. zwischen Geschwisterkindern, sondern selbst die zwischen Andergeschwisterkindern (sobrini), also bis zum 6. Verwandtschaftsgrad inklusive nach römischer Komputation. Um die Eheverbote und mit diesen die Dispensationsgebühren zu mehren, ließ man später zwar den Worten nach das Verbot bis zum 6. Grad fortbestehen, führte aber eine neue Zählungsart der Grade ein, die sogen. Computatio canonica, bei welcher nicht, wie bei der römischen Komputation, die Zeugungen auf beiden Linien, sondern nur auf der einen und zwar der längern, gezählt werden. Hiernach waren also durch das kanonische Recht die Ehen erst vom 14. Grad römischer Komputation an erlaubt. Innocenz III. jedoch beschränkte 1216 die Eheverbote wieder bis auf den 4. Grad kanonischer Komputation inklusive. Das protestantische Kirchenrecht schloß sich an die bestehende Praxis an und gab nur die Fälle frei, in denen regelmäßig dispensirt wurde (s. unten); es wurde daher die E. schon im 3. Grad kanonischer Komputation gestattet. Seit dem vorigen Jahrhundert ging man im Dispensiren noch weiter, wodurch Veranlassung gegeben wurde, die Eheverbote noch mehr zu beschränken. Nach bisherigem evangelischen Kirchenrecht war die gerade Linie durchgehends ein vernichtendes, indispensables öffentliches Ehehindernis, die Seitenlinie desgleichen im 1. Grad, also in Ansehung der Geschwister. Außerdem bestand ein dispensables, vernichtendes öffentliches Ehehindernis im 2. ungleichen Grad, also zwischen Oheim und Nichte, Neffe und Muhme, sowie überhaupt bei vorhandenem Respectus parentelae. Auch die Schwägerschaft bildete ein Ehehindernis. Nach mosaischem Recht war verboten die E. mit der Stiefmutter, Stieftochter, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Tochter des Stiefsohns und der Stieftochter, des Bruders Frau und des Vatersbruders Frau. Hatte aber der verstorbene Bruder mit seiner Frau keinen Sohn gezeugt, so war die E. mit seiner Wittwe nicht nur erlaubt, sondern sogar eine Pflicht (Leviratsehe). Das römische Recht untersagte die E. zwischen verschwägerten Ascendenten und Descendenten; in der Seitenlinie war Schwägerschaft meist kein Hindernis, erst später wurde Verheirathung mit der Frau des verstorbenen Bruders und der Schwester der verstorbenen Frau verboten. Von dem kanonischen Recht wurden, ähnlich wie bei der Verwandtschaft, die Verbote unter Verschwägerten unmäßig ausgedehnt. Man untersagte solche Ehen bis zum 6. Grade der Verschwägerung nach römischer Komputation, und erst Innocenz III. setzte dies Verbot bis auf den 4. Grad herab. Geschlechtsgemeinschaft mit einer Blutsverwandten der Braut bezeichnete man mit dem Ausdruck Affinitas illegitima, illegitime Schwägerschaft, und eine solche hinderte früher den Abschluß der E. überhaupt, später aber nur bis zum 2. Grad. Durch Affinitas illegitima superveniens, einen Ehebruch mit einer Blutsverwandten der Braut, wurde die E. nichtig; in späteren Zeiten wurde dem unschuldigen Ehegatten nur freigegeben, die ehelichen Pflichten zu versagen (matrimonium claudicans). Das römischrechtliche Impedimentum publicae honestatis zwischen der Braut mit dem Vater des Bräutigams und dem Sohn mit der Braut des Vaters wurde von dem kanonischen Recht als »Quasi-affinitas« auch auf die Seitenlinie weiter ausgedehnt, vom tridentinischen Koncil aber auf den 1. Grad kanonischer Komputation beschränkt. Das evangelische Kirchenrecht verminderte die Verbote des kanonischen Rechts ebenso wie bei der Verwandtschaft und erkannte besonders in Bezug auf die Quasi-Affinität nur das römische Recht an. Ein ferneres Impediment war die Adoptivverwandtschaft und Schwägerschaft. Das römische Recht verbot nicht nur die E. zwischen Adoptiveltern und Adoptivkindern sowie zwischen dem Adoptivkind und dem Agnaten des Adoptivvaters, sondern auch die E. des Adoptivvaters mit der Wittwe des Adoptivsohns und umgekehrt. Diese Normen sind auch in den neueren Gesetzgebungen recipirt. Das tridentinische Koncil leitete aus der durch Taufe und Firmung entspringenden Cognatio spiritualis Ehehindernisse zwischen dem Taufenden sowie zwischen dem Pathen und dem Taufkind und analog bei der Firmung her. Die evangelische Kirche und ebenso die neue deutsche Reichsgesetzgebung verwerfen den ganzen Begriff. Ein ferneres Ehehindernis ist der Zwang. Als erzwungen gilt aber eine Eheschließung, wenn jemand durch absolute oder durch psychische Gewalt, z. B. durch ernstliche Drohung eines bedeutenden Uebels, zur Eheschließung genöthigt worden ist. Dahin gehört aber nicht der sogen. Metus reverentialis, d. h. die Furcht vor dem elterlichen Zorn im Fall einer Weigerung. Entführung war im römischen Recht ein absolut vernichtendes Ehehindernis, heute fällt sie lediglich unter den Gesichtspunkt des Zwanges. Der Irrthum kann ebenfalls einen Grund zur Annullirung der E. abgeben, so Irrthum über die Identität der Person, über Eigenschaften, welche bei Eingehung der E. ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden sind, z. B. Virginität, über körperliche, bereits bei Eingehung der E. vorhandene Gebrechen, welche die Zwecke der E. vereiteln, 2c. Dagegen ist der Betrug nicht als ein besonderes Ehehindernis zu betrachten, sondern es hängt hier alles von dem Grade des durch den Betrug hervorgerufenen Irrthums ab. Nach römischem Rechte durften ferner der Tutor und dessen Sohn die Pupilla vor abgelegter Vormundschaftsrechnung nicht heirathen. Das deutsche Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 hat dies Impediment beibehalten und die Eheschließung eines Pflegebefohlenen mit seinem Vormund oder dessen Kindern während der Dauer der Vormundschaft für unzulässig erklärt. Doch kann eine gleichwohl abgeschlossene E. als ungültig nicht angefochten werden. Ein Institut des deutschen Rechts ist das Eheverbot wegen Standesungleichheit. Im ältern einheimischen Recht wurde überhaupt Gleichheit des Standes unter den Ehegatten erfordert; später wurde dies Princip zwar im allgemeinen verdrängt, aber der hohe Adel hat in der Regel durch die ihm zukommende Autonomie das ältere Recht bei sich erhalten (s. Ebenbürtigkeit). Was die Religionsverschiedenheit (disparitas cultus) anlangt, so waren nach gemeinem Kirchenrecht Ehen mit Juden, Heiden oder Mohammedanern unstatthaft. Die moderne Gesetzgebung hat jedoch jene Ehehindernisse, welche aus der Verschiedenheit der Konfessionen

entnommen waren, mehr und mehr beseitigt, und das nunmehrige deutsche Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 (Bundesgesetzblatt pro 1869, Nr. 28, S. 292) hat alle Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses und somit auch alle derartigen Eheverbote aufgehoben. Schon zuvor war durch Gesetz vom 4 Mai 1868 (Bundesgesetzblatt pro 1868, Nr. 11, S. 149 ff.) bestimmt worden, daß Bundesangehörige künftighin zur Eingehung einer E. oder zu der damit verbundenen Gründung eines eigenen Haushalts weder des Besitzes, noch des Erwerbs der Gemeindeangehörigkeit oder des Einwohnerrechts, noch der Genehmigung seitens der Gemeinde, der Gutsherrschaft oder des Armenverbands, noch einer obrigkeitlichen Erlaubnis bedürfen sollten. Was die Dispensation von Ehehindernissen anbelangt, so war früher in der katholischen Kirche für alle vernichtenden Ehehindernisse und für das aufschiebende Ehehindernis der Ketzerei der Papst allein zur Dispensation befugt. In allen übrigen Fällen war der Bischof kompetent. In der evangelischen Kirche ertheilen die Dispensation je nach der Wichtigkeit der Fälle der Landesherr oder die hierzu geordneten Behörden. Das öfter erwähnte deutsche Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 über die Beurkundung des Personenstands und die Eheschließung (Reichsgesetzblatt pro 1875, Nr. 4, S. 23 ff.) hat ausdrücklich verordnet, daß die Befugnis zur Dispensation von Ehehindernissen nur dem Staat zustehen solle. Was die Ehehindernisse selbst anbelangt, so hat das gedachte Gesetz, abgesehen von den bereits besprochenen und von ihm beibehaltenen dispensabeln Hindernissen der noch nicht erreichten Ehemündigkeit, des mangelnden Konsenses, des für Wittwen bestehenden Verbots des Abschlusses einer anderweiten E. vor Ablauf des zehnten Monats seit Beendigung der frühern E. und des Verbots der E. eines Pflegbefohlenen mit seinem Vormund oder dessen Kindern, verordnet, daß an den partikularrechtlichen Bestimmungen über die Wirkungen des Zwanges, Irrthums und Betrugs auf die Gültigkeit der E. nichts geändert werden solle. Ebenso ist das Verbot wiederholt, daß niemand eine neue E. schließen dürfe, bevor seine frühere E. aufgelöst, für ungültig oder für nichtig erklärt sei. Im übrigen aber kennt das Gesetz vom 6. Febr. 1875 (§ 33) nur folgende Ehehindernisse: 1) Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie; 2) das Verhältnis zwischen voll- und halbbürtigen Geschwistern, 3) zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, Schwiegereltern und Schwiegerkindern jeden Grades, gleichviel ob dies Verhältnis auf ehelicher oder außerehelicher Geburt beruht und ob die E., durch welche die Stief- oder Schwiegerverbindung begründet ist, noch besteht oder nicht; 4) das Rechtsverhältnis zwischen Personen, von denen die eine die andere an Kindesstatt angenommen hat, während der Dauer desselben; 5) endlich ist die E. untersagt zwischen einem wegen Ehebruchs Geschiedenen und seinem Mitschuldigen, doch kann von diesem letztgedachten Ehehindernis dispensirt werden. Hiernach ist also namentlich auch die katholische Priesterweihe ein staatliches Ehehindernis nicht mehr.

Was die Form der Eheschließung anbelangt, so wurde nach römischem Rechte die E. durch die einfache Uebereinstimmung der beiden Parteien vollgültig; Hochzeitsgebräuche waren wohl üblich, aber nicht nothwendig. Zwar bildete sich schon früh die Sitte aus, die E. mit einer kirchlichen Feierlichkeit (hierologia, Kopulation) zu beginnen; doch war davon keineswegs die Gültigkeit der E. abhängig, sondern es war bloß ein Mittel, den Konsens der Brautleute zu konstatiren. Da aber dennoch öfter heimliche Ehen vorkamen (matrimonia clandestina) und auf diese Weise verbundene Eheleute leicht wieder auseinander gehen und öffentlich neue Ehen eingehen konnten, verordnete das tridentinische Konzil: es solle vor jeder E. ein dreimaliges Aufgebot erfolgen und, wenn kein Einspruch geschehen sei, der Konsens der Brautleute vor dem Pfarrer und zwei Zeugen ausgesprochen werden. Auch ward ermahnt, sich von dem Pfarrer einsegnen zu lassen, ohne daß jedoch die Gültigkeit der E. dadurch von der Benedictio sacerdotalis abhängig gemacht ward. In Bezug auf den Ort, wo die eheliche Verbindung vorgenommen werden solle, wird vom kanonischen Recht nur gewünscht, daß dies in der Kirche geschehe; in Beziehung auf die Zeit aber sind bestimmte Fristen festgesetzt, während welcher keine Trauung vorgenommen werden darf. Dies ist der Fall in der Advents- und Fastenzeit, vom ersten Advent bis Epiphaniä und vom Aschermittwoch bis zum Sonntag nach Ostern; es kann jedoch auch von diesen Beschränkungen dispensirt werden. Die einzelnen Gebräuche bei der Kopulation richten sich nach den bestehenden Observanzen (s. Trauung). Die evangelische Kirche stellte anfangs gar keine Bestimmungen über die Form der E. auf; nur einige Aeußerungen von Luther verlangen, daß die E. öffentlich geschlossen werde. Später aber wurde die Ansicht mehr und mehr vorherrschend, daß kirchliche Trauung erforderlich sei. Kopulation mittels eines Prokurators ist durch das kanonische Recht unter Voraussetzung eines Specialmandats gestattet, doch muß nachträglich noch die ausdrückliche Genehmigung des abwesenden Kontrahenten erfolgen. Jetzt kommt diese Stellvertretung nur noch bei fürstlichen Personen vor. Die moderne Gesetzgebung ist übrigens bemüht, die bürgerliche Gültigkeit der E. von der Mitwirkung der Kirche unabhängig zu machen, und das Institut der Civilehe (s. d.) findet in unseren Tagen eine immer größere Verbreitung; namentlich ist nunmehr infolge des großen Kulturkampfes, der sich gegenwärtig zwischen Staat und Kirche abspielt, für den ganzen Umfang des Deutschen Reichs durch das oben gedachte Gesetz vom 6. Febr. 1875 die obligatorische Civilehe eingeführt. Dies Gesetz tritt mit dem 1. Jan. 1876 in Kraft. Bei der morganatischen E. theilt die Frau vertragsmäßig Rang und Stand des Mannes nicht, während eine solche E. in allen übrigen Beziehungen bürgerlich und kirchlich wirksam ist. Nicht zu verwechseln hiermit ist die sogen. Gewissensehe (matrimonium conscientiae), d. h. eine Vereinigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts, welche für ein ausschließendes eheliches Beisammensein auf Lebenszeit ohne Beobachtung kirchlicher Trauungsfeierlichkeiten, bloß durch gegenseitige Erklärung des Ehekonsenses errichtet wird. Diese letztere ist bürgerlich nur als Konkubinat zu beurtheilen. Die Ehegatten sind sich gegenseitige Treue schuldig. Kinder aus einer legitimen E. sind selbst legitim. Nach dem Grundsatz »Pater est quem nuptiae demonstrant« hat die Frau eine Klage auf Anerkennung ihrer Kinder durch den Mann, wenn sich dieser weigert. Durch nachfolgende E. erhalten in gewissem Umfang außereheliche Kinder die Rechte ehelicher (legitimatio per subsequens matrimonium). Dieses galt im römischen Recht nur von den Kon-

kubinenkindern (liberi naturales), wurde aber durch das kanonische Recht und die Praxis auch auf die übrigen unehelichen Kinder (vulgo quaesiti) ausgedehnt. Bei der E., die von den Kontrahenten bona fide eingegangen ist, aber später unzulässig erscheint (matrimonium putativum, vermeintliche E.), ist es zweifelhaft, ob die aus derselben entsprossenen Kinder legitim seien oder nicht. Die gewöhnliche und richtige Ansicht hat sich für das erstere entschieden, indem sie auch dem Theil, welcher das entgegenstehende Hinderniß nicht kannte, alle Rechte eines wahren Ehegatten zuschreibt. Uebrigens haben die Eltern auch noch die Pflicht, ihre Kinder zu erhalten und zu erziehen. Von besonderem Einfluß ist die E. auf die Vermögensrechtsverhältnisse der Ehegatten, die von der Gesetzgebung in detaillirter, aber freilich zur Zeit noch nicht in übereinstimmender Weise normirt sind. (S. Güterrecht der Ehegatten.)

Die E. wird entweder so getrennt, daß sie gänzlich aufhört, also eine neue E. möglich wird, oder so, daß nur das eheliche Zusammenleben, nicht aber das Vinculum matrimonii gelöst wird, also eine neue E. nicht möglich ist. Der erstere Fall liegt vor bei Tod eines Ehegatten, bei richterlicher Nullitätserklärung sowie bei richterlicher Scheidung. Der letzte Fall, die dauernde Scheidung von Tisch und Bett, Separatio perpetua quoad mensam et torum, ist nur der katholischen Kirche bekannt. Eine temporäre Scheidung von Tisch und Bett aber kennen beide Kirchen. Bei vorliegender Nichtigkeit würde es eigentlich einer besondern Nichtigkeitsklage nicht bedürfen; es sind aber doch Klagen gegeben, welche auf die Nullitätserklärung der E. gehen, sogen. Nullitätsklagen, wobei natürlich nur die trennenden, nicht die zu beseitigenden Ehehindernisse entscheiden. Die Nullitätsklage wird begründet durch Seelenstörungen, durch den Mangel des gesetzlichen Alters, durch geflissentliche Verheimlichung solcher Uebel, welche außerdem in die Sinne gefallen sein würden und namentlich den Zwecken der E. mittelbar oder unmittelbar hinderlich sind, durch Körpergebrechen und Mängel, die, als nicht sofort in die Sinne fallend, dem andern Theil unbekannt blieben, und wodurch die Begattung und Kindererzeugung entweder ganz verhindert oder bedeutend erschwert, oder der natürliche Antrieb dazu unterdrückt, oder die Besorgniß der Ansteckung und Uebertragung auf die Kinder gerechtfertigt wird. Was die Trennung einer rechtsgültigen E. anbelangt (Ehescheidung, divortium), so bestand bei den Römern vollkommene Scheidungsfreiheit; jeder der Ehegatten konnte die E. einseitig auflösen (repudium mittere). Eine Auflösung mit gegenseitiger Uebereinstimmung (divortium bona gratia) war ganz ohne nachtheilige Folgen für die beiden Parteien; hatte dagegen der eine Ehegatte dem andern einseitig die E. ohne Grund aufgekündigt, oder hatte er ihm gegründete Ursache zur Auflösung der E. gegeben (diese justae causae waren durch kaiserliche Konstitutionen festgesetzt), so verlor die schuldige Ehefrau zur Strafe ihre Dos, der schuldige Ehemann seine Donatio propter nuptias. War keine Dos oder Donatio propter nuptias bestellt, so traf den schuldigen Ehegatten der Verlust des vierten Theils seines Vermögens. Waren Kinder aus der E. vorhanden, so fiel die verwirkte Dos oder Donatio propter nuptias nach späteren kaiserlichen Verordnungen an die Kinder aus dieser E., mit Ausnahme einer Virilportion, welche der schuldige Ehegatte zurückbehalten konnte. Auch nach mosaischem Recht bestand vollkommene Scheidungsfreiheit. Christus aber erklärte (Matth. 19, 8 f.), daß eine Scheidung nie nach menschlichem Willen erfolgen solle; bloß beim Ehebruch solle sie erlaubt sein. Auch wird vor Wiederverehelichung gewarnt und dieselbe geradezu Ehebruch genannt. Deshalb entstand in der ältern Kirche ein großer Streit, ob überhaupt eine Wiederverehelichung zuzulassen sei, der durch die Autorität Augustins dahin entschieden wurde, daß ein Geschiedener bei Lebzeiten des andern Theils nicht wieder heirathen dürfe. Doch wurde diese kirchliche Lehre keineswegs gleich ins Leben eingeführt; erst im 12. Jahrh. gelang es, die Ansicht von der gänzlichen Unauflösbarkeit der E. überall zur Geltung zu bringen, welche man aus der Sakramentalität der E. herleitete. Nur eine Scheidung von Tisch und Bett (separatio quoad mensam et torum) erlaubt die katholische Kirche, und zwar eine beständige (perpetua) und zeitweilige (temporaria). Die Separatio perpetua erfolgt wegen Ehebruchs und wegen böslicher Verlassung (malitiosa desertio), die Separatio temporaria dagegen aus gegenseitigem Haß und Feindschaft, wegen Abfalls vom katholischen Glauben und Gefahr der Verführung für den andern Theil, wegen ansteckender Krankheit ꝛc. Die katholische Separatio perpetua wird partikularrechtlich in ihren civilen Wirkungen oft der völligen Scheidung gleichgesetzt, und es wird dem Gewissen der Getrennten überlassen, ob sie eine fernere E. eingehen wollen oder nicht. In Frankreich wurde während der Republik die Scheidung den Eheleuten völlig freigegeben; Napoleon hob jedoch die eigenmächtigen Scheidungen wieder auf, und im Code Napoléon wurden nur Untreue des Mannes, die jedoch erst dann vorliegt, wenn er eine Konkubine in der gemeinschaftlichen Wohnung gehabt hat, und Untreue der Frau, Mißhandlungen und grobe Injurien, Verurtheilung zu entehrenden Strafen und beiderseitige Einwilligung, doch auch nur, wenn der Mann über 25 und die Frau über 21 Jahre alt ist, und unter vielen Förmlichkeiten als gültige Scheidungsgründe anerkannt. Nach evangelischem Kirchenrecht ist eine Ehescheidung auf zweifache Weise möglich, und zwar nicht nur eine Scheidung von Tisch und Bett (quoad mensam et torum), sondern eine gänzliche Trennung der Ehegatten (quoad vinculum), und zwar einmal aus landesherrlicher Machtvollkommenheit, da der Landesherr nach evangelischem Kirchenrecht das Oberhaupt der Landeskirche ist, und durch richterliches Erkenntniß. Durch letzteres kann eine E. getrennt werden wegen Sodomie und Päderastie, fortgesetzter Verweigerung der ehelichen Pflichten, unversöhnlichen Hasses und Feindschaft, Lebensnachstellung, Verhinderung der Zeugung und Abtreibung der Leibesfrucht, Unfruchtbarkeit der Frau, Untüchtigkeit des Mannes, wegen entehrender Strafen und wegen Ehebruchs. Nach dem preußischen Allgemeinen Landrecht dürfen auch wegen Wahnsinns des einen Theils und auf Grund gegenseitiger Einwilligung kinderlose Ehen geschieden werden. Die Wirkung einer vollständigen Scheidung besteht in der Auflösung des bisherigen Nexus in persönlicher und dinglicher Beziehung. Die Vermögensverhältnisse werden mit Rücksicht auf Schuld und Unschuld gesondert und dabei bestimmte Vortheile und Nachtheile zuerkannt. Ob die Kinder einem der beiden Ehegatten allein zu überlassen sind, oder ob sie getheilt werden sollen, darüber hat der Richter nach den Umständen des

Falls zu bestimmen. Für das Deutsche Reich hat das Gesetz vom 6. Febr. 1875 (§ 77) die wichtige Bestimmung getroffen, daß, wenn nach bisherigem Recht auf beständige Trennung der Ehegatten vom Tisch und Bett zu erkennen sein würde, fortan die Auflösung des Bandes der E. ausgesprochen werden soll. Die Gerichtsbarkeit in Ehesachen stand früher allgemein den geistlichen Gerichten, in der evangelischen Kirche den Konsistorien zu, ist aber in diesem Jahrhundert allenthalben auf die weltlichen Behörden, hier und da unter Mitwirkung geistlicher Mitglieder, übergegangen. Nach dem Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 sind in streitigen Ehe- und Verlöbnissachen die bürgerlichen Gerichte ausschließlich kompetent. Das Verfahren in Ehesachen ist im allgemeinen ein summarisches; der Eheproceß (Scheidungs-, Desertions-, Quasidesertionsproceß) bildet eine besondere Gattung des summarischen Processes.

Ehebruch (Adulterium), die wissentliche Verletzung einer bestehenden Ehe durch den außerehelichen Beischlaf solcher Personen, von denen mindestens die eine verheirathet ist. Leben in einem solchen Fall beide Personen in verschiedenen Ehen, werden also durch den E. zwei Ehen verletzt, so spricht man von einem Doppelehebruch (adulterium duplex, Oberhurerei in der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. genannt), während, wenn nur eine der beiden schuldigen Personen verheirathet ist, ein einfacher E. (adulterium simplex) vorhanden ist. Es erscheint jedoch im letztern Fall nach heutigem Recht auch der nicht verheirathete Theil als Ehebrecher, wofern er nur von dem Bestehen der Ehe des andern Konkumbenten Kenntnis hatte. Der Begriff des Ehebruchs ist jedoch nicht zu allen Zeiten derselbe gewesen; vielmehr zeigt sich hier ein charakteristischer Unterschied je nach der Kulturstufe der einzelnen Völkerschaften und je nach der Verschiedenheit der Stellung, welche das weibliche gegenüber dem männlichen Geschlecht in den betreffenden Zeitperioden einnahm. Die Römer insbesondere beurtheilten von jeher den Fall, wenn eine Ehefrau die ihrem Ehemann schuldige Treue brach, anders und strenger als den Fall, wenn ein Ehemann sich mit einer andern, aber unverheiratheten Frau verging. Nur der erstere Fall erscheint nach römischem Recht, mit welchem in dieser Hinsicht auch das ältere deutsche und das mosaische Recht übereinstimmen, als eigentlicher E. Zudem begnügte sich das altrömische Recht damit, dem beleidigten Ehemann oder demjenigen, welcher die treulose Ehefrau in seiner väterlichen Gewalt hatte, die Bestrafung der Schuldigen kraft des Hausrechts (jus tori) und der väterlichen Gewalt zu überlassen; auch war es diesen gestattet, den auf der That ertappten Ehebrecher und die schuldige Frau eigenmächtig zu tödten. Erst als an Stelle der ursprünglichen großen Sittenreinheit des römischen Volks eine immer größere Verdorbenheit und Zügellosigkeit beider Geschlechter einriß, machte sich die Aufstellung öffentlicher Strafbestimmungen über den E. erforderlich, welche namentlich in der unter Augustus erlassenen lex Julia de adulteriis coërcendis in ausführlicher Weise gegeben wurden. Erst das kanonische Recht, die Ehe als ein durch die Kirche geweihtes Band und als Sakrament betrachtend, ahndet die Verletzung der ehelichen Treue nicht bloß an der Ehefrau, sondern in gleicher Weise an dem Ehemann und an der ledigen Konkumbentin eines solchen. Auch in der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. (Carolina) ward für den E. die Todesstrafe beibehalten, welche jedoch durch die Humanität der modernen Rechtsanschauung für dies Verbrechen in Wegfall gebracht wurde. Die verschiedenartigen Bestimmungen, welche die Strafgesetzbücher der einzelnen deutschen Staaten über das Verbrechen des Ehebruchs enthielten, sind durch das jetzt geltende deutsche Reichsstrafgesetzbuch abgeschafft. Hiernach (§ 172) wird der E. an dem schuldigen Ehegatten und an dessen Mitschuldigen mit Gefängnis von einem Tag bis zu sechs Monaten bestraft. Die wirkliche Bestrafung eines vollendeten Ehebruchs setzt aber nach dem Reichsstrafgesetzbuch voraus: einmal, daß die in Frage stehende Ehe, welche durch den E. verletzt wurde, bereits rechtskräftig geschieden, und dann, daß ein besonderer Antrag auf Bestrafung von Seiten des verletzten Ehegatten gestellt worden sei. Erstere Bestimmung erscheint deshalb als gerechtfertigt, weil dadurch verhütet wird, daß eine Anzeige wegen angeblich oder wirklich verübten Ehebruchs zur Erlangung von Vortheilen oder gar zu Erpressungen benutzt werde, während sich die letztere Bestimmung durch die Rücksichtnahme auf das Familienleben und durch den Umstand rechtfertigt, daß jeder E. in erster Linie als ein Eingriff in die individuelle Rechtssphäre des verletzten Ehegatten und als Verletzung seines subjektiven Rechts erscheint, daher diesem auch überlassen bleiben muß, ob er den schuldigen Ehegatten bestraft haben will oder nicht.

Ehehindernis, s. Ehe.

Ehelosigkeit, s. Cölibat.

Ehepakten, s. Ehevertrag.

Ehescheidung, s. Ehe.

Eheteufel, s. v. w. Asmodi.

Eheverlöbnisse, s. Sponsalien.

Ehevertrag (Heirathsbrief, Ehebrief, Ehepakten, Ehereceß, pactum sponsalium, sponsalium, pacta dotalia), ein zwischen Brautleuten errichteter Vertrag, in welchem sie sich die Ehe versprechen und die vermögensrechtlichen Verhältnisse sowohl für die Dauer der Ehe, als auch für die Zeit nach Auflösung derselben festsetzen.

Ehingen (E. an der Donau), Oberamtsstadt im württemberg. Donaukreis, am Südfuß der Alp und an der Schmiech, unweit der Donau, Station der Untern Donaubahn (Ulm-Sigmaringen), ist Sitz eines Oberamtsgerichts, hat ein Gymnasium mit einem katholischen Konvikt, 3 kathol. Kirchen, ein reiches Hospital, Bierbrauerei, Bleicherei, Uhrenfabrikation und (1871) 3547 Einw. (darunter 200 Evangelische).

Ehlert, Louis, Komponist und musikalischer Schriftsteller, geb. 1825 zu Königsberg, war erst Kaufmann und begab sich 1845 von Moskau aus nach Leipzig, wo er auf dem Konservatorium unter Mendelssohn Musikstudien begann, die er später in Wien und Berlin fortsetzte. Nach verschiedenen Reisen ließ er sich 1850 in letzterer Stadt nieder, wo er als geachteter Musiklehrer und Musikkritiker noch gegenwärtig lebt. Als geist- und talentvollen Komponisten hat er sich, außer in Liedern und Charakterstücken für Piano, besonders durch seine Frühlingssymphonie und Hafis-Ouvertüre bekundet, als Schriftsteller namentlich durch das poetische und anziehende Büchlein »Briefe über Musik an eine Freundin« (Berl. 1859, 2. Aufl. 1868) und »Römische Tage« (Reiseerinnerungen, das. 1867) sich bekannt gemacht.

Ehnheim, s. Oberehnheim.

Ehre, im subjektiven Sinn (honor, dignitas) die sittliche Würde einer Person; im objektiven Sinn

(existimatio) die dieser Würde entsprechende äußere Achtung, welche eine Person von anderen beanspruchen kann. Dabei ist zwischen der allgemein menschlichen und der bürgerlichen E. zu unterscheiden. Erstere ist diejenige Würde und Achtung, welche dem Menschen als solchem zukommt und nach den Grundsätzen der Moral von ihm einerseits beobachtet und anderseits beansprucht werden kann. In diesem Sinn pflegen schon die mittelalterlichen Rechtsbücher namentlich von der weiblichen E. zu sprechen. Die bürgerliche E. dagegen ist die Anerkennung und Achtung, welche der Persönlichkeit als solcher, dem Rechtssubjekt, gebührt, die wir als rechtsfähige Wesen — sei es überhaupt (sogen. gemeine E.), sei es in besonderen Kreisen und als Genossen eines gewissen Standes (sogen. besondere oder Standesehre) — in Anspruch nehmen können. Diese bürgerliche E. ist der unmittelbare Ausfluß der Rechtsfähigkeit, und darum muß ein totaler oder theilweiser Verlust der letztern auch den Verlust oder die Minderung der bürgerlichen E. nach sich ziehen; mit anderen Worten: die Schmälerung und der Verlust der bürgerlichen E. sind gleichbedeutend mit Minderung und Entziehung der Rechtsfähigkeit selbst. Eine völlige Ehrlosigkeit im wahren Sinn des Worts aber, einen bürgerlichen Tod (s. d.), kennt unser heutiges deutsches Recht nicht mehr, während nach römischem Recht durch eine Capitis deminutio maxima oder media eine völlige Aufhebung der Rechtsfähigkeit und eben damit auch der bürgerlichen E. (consumtio existimationis) möglich war (s. Capitis deminutio). Ebenso hatte nach dem deutschen Recht des Mittelalters die Erklärung einer Person in die Oberacht oder Reichsoberacht die Friedlosigkeit oder Ehrlosigkeit, d. i. die völlige Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit des Geächteten, zur Folge (s. Acht). Eine Schmälerung der bürgerlichen E. (minutio existimationis) aber trat nach römischem Rechte durch die Infamie (s. d.) ein, welche ihre Wirkungen sowohl auf dem Gebiete der politischen Rechte, als auch in privatrechtlicher Beziehung äußerte. Auch das ältere deutsche Recht kannte eine theilweise Entziehung der bürgerlichen E. in der sogen. Rechtlosigkeit, welche die Folge gewisser Verbrechen, wie Raub und Diebstahl, auch gewisser Gewerbe, wie des Gewerbes der Gaukler, Spielleute und des Henkers, war. Diese Rechtlosigkeit bezeichnet aber keineswegs den Verlust alles Rechts, sondern nur gewisser besonderen Rechte, namentlich des Rechts, Richter, Schöffe, Anwalt oder Zeuge zu sein, Lehen zu erwerben und Wehrgeld zu beziehen. Auch die sogen. Ehrlosigkeit des ältern deutschen Rechts gehört hierher, welche in dem Verlust der besonderen Standesrechte und Standesehre, namentlich des Adels, bestand und vom Richter bei manchen Verbrechen, z. B. bei Verrätherei, sowie regelmäßig als Folge der Rechtlosigkeit, ausgesprochen wurde. Auch war die Ehrlosigkeit eine stillschweigende Folge aller durch Henkershand vollzogenen Strafen. Endlich ist hier auch die sogen. Anrüchigkeit (s. d.) des ältern deutschen Rechts zu erwähnen, welche eine Folge der unehelichen Geburt und des Gewerbes des Abdeckers war. Das moderne deutsche Recht kennt aber eine Minderung der Rechtsfähigkeit und Schmälerung der bürgerlichen E. in privatrechtlicher Beziehung nicht mehr, sondern nur auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts ist eine gänzliche oder theilweise Entziehung der bürgerlichen E. statthaft (s. Ehrenrechte).

Ehrenannahme (Ehrenzahlung), s. Wechsel.

Ehrenberg, 1) Friedrich, Kanzelredner und Schriftsteller, geb. 6. Dec. 1776 zu Elberfeld, wurde 1798 Prediger in Plettenberg, 1803 zu Iserlohn, 1806 Oberkonsistorialrath und Hof- und Domprediger zu Berlin, 1834 Oberhofprediger daselbst; starb 8. Dec. 1852. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur: »Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens« (Elberf. 1807); »Weiblicher Sinn und weibliches Leben« (Berl. 1809, 4. Aufl. 1861, 2 Bde.); »Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht« (Elberf. 1804; 5. Aufl., Iserlohn 1853); »Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts« (Leipz. 1816, 2 Bde.; 7. Aufl. 1856); »Euphranor, über die Liebe« (Elberf. 1809, 2 Bde.; 2. Thl., 2. Aufl. 1817); »Der Charakter und die Bestimmung des Mannes« (das. 1808, 2. Aufl. 1822); »Bilder des Lebens« (Bd. 1 u. 2, das. 1811—15, 2. Aufl. 1831; 3. Bd. 1815); »Eusebia, Blätter für häusliche Andacht« (Leipz. 1838, 2 Bde.); »Die praktische Lebensweisheit« (1805—1806, 2 Bde.); »Für Frohe und Trauernde« (das. 1818, 3. Aufl. 1835).

2) Christian Gottfried, berühmter deutscher Naturforscher, geboren zu Delitzsch 19. April 1795, studirte zu Leipzig und Berlin erst Theologie, dann Medicin und Naturwissenschaften und bereiste mit F. W. Hemprich 1820—26 Aegypten, wurde 1827 außerordentlicher Professor der Medicin in Berlin und Mitglied der Akademie daselbst, begleitete 1829 mit Gustav Rose A. v. Humboldt auf dessen Reise durch Asien bis an den Altai, bereiste 1838 Frankreich und England, ward 1839 ordentlicher Professor der Medicin in Berlin und 1842 beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Einen Abriß seiner ersten Reise enthalten die »Naturgeschichtlichen Reisen durch Nordafrika und Westasien in den Jahren 1820—26, von W. H. Hemprich und Chr. Gottfr. E.«, Bd. 1, Abth. 1 (Berl. 1828). Die wissenschaftlichen Resultate derselben enthalten Ehrenbergs »Symbolae physicae, seu icones et descriptiones mammalium« (Berl. 1828—33, 2 Hefte); »Symbolae physicae avium« (das. 1828); »Symbolae physicae insectorum« (auf königlichen Befehl von Fr. Klug besorgt, das. 1829—34, 5 Hefte); endlich die »Symbolae physicae animalium evertebratorum sepositis insectis« (das. 1829—31). Das Werk ist, der kostspieligen Anlage wegen, noch nicht zur Vollendung gekommen. Aus Ehrenbergs Feder allein flossen: »Die Korallenthiere des Rothen Meers, physiologisch untersucht und systematisch verzeichnet« (Berl. 1834); »Ueber die Natur und Bildung der Koralleninseln und Korallenbänke im Rothen Meer« (das. 1834); »Das Leuchten des Meers« (das. 1835); »Die Akalephen des Rothen Meers und der Organismus der Medusen der Ostsee« (das. 1836). Ehrenbergs große wissenschaftliche Bedeutung beruht namentlich auf der von ihm mit großem Glück geförderten Kenntnis mikroskopischer Organismen. Sind auch seine Beobachtungen gegenwärtig großentheils überholt, so muß er doch als der Schöpfer dieser ganzen Richtung betrachtet werden. Von seinen hierher gehörigen Werken sind die wichtigsten: »Organisation, Systematik und geographisches Verhältnis der Infusionsthierchen« (Berl. 1830), »Zur Kenntnis der Organisation in der Richtung des kleinsten Raums« (das. 1832—34), »Zusätze zur Erkenntnis großer Organisation im kleinen Raum« (das. 1836) und als umfassendes

Hauptwerk: »Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen, ein Blick in das tiefere Leben der organischen Natur« (Leipz. 1838, mit 64 nach Ehrenbergs vortrefflichen Handzeichnungen gestochenen Kupfertafeln). Durch die Entdeckung, daß Kieselguhr, Polirschiefer, viele Feuersteine und Kreide aus Panzern mikroskopischer Organismen bestehen, wurde er auf die Erforschung der fossilen kleinsten Wesen geführt. Ueber diese Untersuchungen berichtete er in »Die Bildung der europäischen, libyschen und uralischen Kreidefelsen und des Kreidemergels aus mikroskopischen Organismen« (Berl. u. Leipz. 1839) und »Die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde« (Berl. 1837). Das Hauptwerk in dieser Richtung ist seine »Mikrogeologie« (Leipz. 1854, mit 40 Tafeln; Fortsetzung 1856). Noch sind von ihm zu erwähnen: »Kurze Nachricht über 274 seit dem Abschluß der Tafeln des größern Infusorienwerks neu beobachtete Infusorienarten« (Berl. 1840); »Ueber Verbreitung und Einfluß des mikroskopischen Lebens in Süd- und Nordamerika« (das. 1841); »Passatstaub und Blutregen, ein großes organisches unsichtbares Leben in der Atmosphäre« (das. 1847); »Ueber den Grünsand und seine Erläuterung des organischen Lebens« (das. 1855); »Ueber mächtige Gebirgsschichten aus mikroskopischen Bacillarien unter und bei der Stadt Mejiko« (das. 1869); »Ueber die rothen Erden als Speise der Guineaneger« (das. 1868); »Uebersicht der seit 1847 fortgesetzten Untersuchungen über das von der Atmosphäre unsichtbar getragene reiche organische Leben« (das. 1871); »Ueber die wachsende Kenntnis des unsichtbaren Lebens als felsbildende Bacillarien in Kalifornien« (das. 1870); »Nachtrag zur Uebersicht der organischen Atmosphärilien« (das. 1872); »Mikrogeologische Studien über das kleinste Leben der Meerestiefgründe aller Zonen« (das. 1873). Mehrere kleine Arbeiten enthalten die »Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften«. Außerdem veröffentlichte E.: »Ueber die naturwissenschaftlich und medicinisch völlig unbegründete Furcht vor körperlicher Entkräftigung der Völker durch die fortschreitende Geistesentwickelung« (Berl. 1842); »Gedächtnisrede auf A. v. Humboldt« (das. 1870).

Ehrenberger Klause, ein früher befestigter Punkt an der nördlichen Grenze Tirols, am Lech, auf der jetzigen Kunststraße von Füßen nach dem Oberinnthal. Die früher hier befindliche starke Festung Ehrenberg, nach welcher der Punkt benannt ist, wurde im Schmalkaldischen Krieg 10. Juli 1546 von Sebastian Schärtlin und 19. Mai 1552 von Moritz von Sachsen genommen, welch' letzterer infolge dessen den Kaiser Karl V. in Innsbruck beinahe gefangen genommen hätte. Im Jahr 1634 wurde die Festung von Bernhard von Weimar vergeblich belagert, dagegen 1703 von den Bayern, bald darauf wieder von den Kaiserlichen erobert und im Revolutionskriege ganz geschleift.

Ehrenbezeigungen, s. Honneurs.

Ehrenbreitstein (Thalehrenbreitstein), Stadt im preuß. Regierungsbezirk und Kreis Koblenz, am rechten Rheinufer, der Moselmündung gegenüber und am Fuß des 175 Meter hohen Felsens, worauf die Festung E. (s. unten) steht, in einer engen Thalwindung, ist Sitz eines Justizsenats (Appellationsgericht), hat zwei katholische Kirchen, ein Kloster der Karlsschwestern, ein ehemaliges Dikasterialgebäude (jetzt Proviantmagazin), eine Synagoge, Weinbau, Schiffahrt, Handel und (1871) 4271 Einw. (darunter 1767 Mann Militär). Mit dem gegenüber liegenden Koblenz ist E. durch eine Schiffbrücke verbunden. Ueber der Stadt liegt die Festung auf einem 118 Meter über den Rhein sich erhebenden Berg, der nach dem Fluß, nach S. und SO. steil abfällt und dazu gegen S., wo die mehrfach gewundene Auffahrt ist, mächtige Werke hat. Diese sowie die Wälle des Ehrenbreitsteins erheben sich größtentheils auf den Trümmern der alten Festung, und das Hauptfort besteht aus doppelt und dreifach über einander gewölbten Kasematten und Batterien. Gegen N. und NO. sind starke Werke, die mit einem im Umfang der Befestigungen gelegenen Fort endigen; die übrigen Seiten sind unangreifbar. Südlich von E. erhebt sich auf der Pfaffendorfer Höhe das Fort Asterstein. Schon die Römer sollen hier zu den Zeiten des Kaisers Julian ein Kastell erbaut haben, auf dessen Ruinen unter der fränkischen Herrschaft eine Burg (Irmstein) angelegt ward, die der Frankenkönig Dagobert 636 dem Erzstift Trier überwiesen haben soll. Der Erzbischof Hermann oder Hillin von Trier ließ sie 1153 stärker befestigen und gab ihr den Namen E., doch ward sie in der Folge nach ihm Hermannstein genannt. Ritter des Namens E. waren vom 12.—15. Jahrh. Burgleute auf dieser Veste. Im Jahr 1249 wurde sie wieder hergestellt, 1481 vom Kurfürsten Johann II. von Trier erweitert und mit einem 90 Meter tiefen Brunnen versehen. Kurfürst Philipp Christoph von Trier räumte sie 1631 den Franzosen ein; doch ward sie 1637 von den Kaiserlichen durch Kapitulation wieder genommen und dem Kurfürsten Ferdinand von Köln übergeben mit der Bedingung, sie dem Kurfürsten von Trier wieder zuzustellen, was aber erst 1650 geschah. Der Kommandant stand fortan auch in Diensten des deutschen Kaisers. Eine regelmäßige Befestigung des Ehrenbreitsteins kam erst unter dem Kurfürsten Karl Kaspar von der Leyen seit 1672 zu Stande. Im Jahr 1688 ward sie von den Franzosen erfolglos beschossen. Von 1759—62 hielten diese die Festung besetzt; 1795 und 1796 ward sie von ihnen blokirt, das letztemal beschossen, wobei ein Theil der Stadt E. eingeäschert ward, 1797 abermals von den Franzosen blokirt, 1798 von ihnen während der Friedensunterhandlungen völkerrechtswidrig von neuem eingeschlossen und endlich durch Hunger 27. Jan. 1799 zur Uebergabe gezwungen. Die Franzosen schleiften die Festungswerke. Im Jahr 1803 wurden Festung, Stadt und das dazu gehörige Amt als Entschädigung dem Fürsten von Nassau-Weilburg zugetheilt und von diesem durch einen infolge des Wiener Kongresses 1815 geschlossenen Vertrag an Preußen abgetreten. 1816—26 wurde die Festung E. unter der Oberleitung des Generals Aster mit einem Kostenaufwand von 8 Mill. Thlr., wozu Frankreich 15 Mill. Franken Kriegssteuer hatte zahlen müssen, neu aufgebaut und bildet nun mit dem Fort Asterstein (s. oben) und den gegenüber liegenden Werken von Koblenz eine der wichtigsten Festungen Deutschlands. Sie faßt eine Garnison von 14,000 Mann und in ihren großen Magazinen Proviant für 8000 Mann auf 10 Jahre. Vom höchsten Punkte derselben aus genießt man eine weite Aussicht. Am westlichen Abhang wurde seit 1856 der Luisenthurm (zu Ehren der Großherzogin von Baden, Tochter Kaiser Wilhelms, so benannt) erbaut.

Ehrenbürger, derjenige, welchem das Bürgerrecht als ein Ehrenrecht unentgeltlich von der städtischen Behörde ertheilt ist.

Ehrenerklärung, Versicherung, daß man den Beleidigten hinsichtlich seiner Ehrenhaftigkeit verkannt habe und ihn in seiner Würde vollkommen anerkenne. Im modernen Strafverfahren wird bei Ehrenkränkungen auf eine E. nicht mehr erkannt (s. Injurie).

Ehrenfeld, aufblühender Ort im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Köln, westlich bei der Stadt Köln, an der Eisenbahn nach Aachen, ist schön gebaut, hat eine katholische Pfarrkirche, einen evangelischen Betsaal und (1871) 7500 Einw. (1858 erst 762), die theilweise in den Fabriken Kölns beschäftigt sind, theilweise aber auch eigene Fabriken unterhalten, namentlich in Bleiweiß, Anilin, Salpeter, Glaswaaren, Goldleisten, Eisenbahnutensilien, Ziegelsteinen ꝛc.; nennenswerth sind auch die Dampfmahlmühlen.

Ehrenfest, streng auf Ehre haltend, zu Anfang des 16. Jahrh. Prädikat für den niedern Adel, ging später auf bürgerliche Obrigkeiten und endlich auf einzelne angesehene Bürger über.

Ehrenfeuchter, Friedr. Aug. Eduard, Theolog und Kanzelredner, geb. 15. Dec. 1814 zu Leopoldshafen bei Karlsruhe, studirte zu Heidelberg, ward 1835 Religionslehrer am Lyceum zu Mannheim, 1841 Stadtvikar in Karlsruhe, 1845 außerordentlicher Professor der Theologie, Universitätsprediger und Mitdirektor des homiletischen Seminars in Göttingen, 1849 ordentlicher Professor daselbst, 1855 Konsistorialrath, 1856 Abt von Bursfelde, 1859 Oberkonsistorialrath, 1864 auf seinen Wunsch der Konsistorialgeschäfte enthoben. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Theorie des christlichen Kultus« (Hamb. u. Gotha 1840); »Die praktische Theologie« (Götting. 1859, Bd. 1); »Geschichte des Katechismus« (das. 1857); »Zeugnisse aus dem akademischen Gottesdienst zu Göttingen«, Predigten (2 Sammlungen, das. 1849 u. 1852).

Ehrenfriedersdorf, uralte Bergstadt im sächs. Regierungsbezirk Zwickau, Amtshauptmannschaft Annaberg, an der Straße von Chemnitz nach Annaberg, ist Sitz eines Gerichtsamts, hat eine alte Kirche (mit schönem Altar) und (1871) 3182 Einw., welche vorzüglich Spitzenklöppelei, Band-, Posamentier- und Schuhwaarenfabrikation treiben. Bergbau (auf Zinn, Arsenik und Schwefelkies) und Hüttenwesen haben gegen früher an Bedeutung verloren. In der Nähe der Granitfelsen Greifenstein, einer Bergruine ähnlich.

Ehrengerichte, im allgemeinen die zur Untersuchung und Beilegung von Ehrensachen niedergesetzten Gerichte. Sie kamen zuerst beim deutschen Adel als vertragsmäßige Einrichtungen, sogen. Ehrentafeln (judicia heroica oder equestria) vor, wurden aus hohen Adligen zusammengesetzt und vom Landesherrn bestätigt, urtheilten nach einem eigenen Ehrenrecht und hatten einen Ehrenmarschall an ihrer Spitze, der zuvor die Schilde und Ahnen dessen erprobte, der vor dem Ehrengericht erscheinen wollte. Die heutzutage, namentlich in der preußischen Armee, bestehenden militärischen E. haben den Zweck, die gemeinsame Ehre des Officierstands sowie die Ehre des Einzelnen zu wahren, gegen Mitglieder, deren Benehmen die Standesehre verletzt, einzuschreiten und auf die Entfernung unwürdiger Glieder aus der Genossenschaft anzutragen. Außerdem haben die E. Streitigkeiten und Beleidigungen der Officiere unter sich sowie Anreizungen zum Zweikampfe vor ihr Forum zu ziehen, insofern dieselben nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit einem Akte des Dienstes stehen, in welchem Fall sie als Dienstvergehen zu bestrafen sind. In Preußen bildet für die Hauptleute und Leutnants das Officierkorps jedes Regiments oder selbstständigen Bataillons, für Reserve-, Landwehr- und verabschiedete Officiere das Officierkorps des Landwehrbataillonsbezirks, in dem sie wohnen, für Stabsofficiere die Gesammtheit der Stabsofficiere in einem Divisionsbereich ein Ehrengericht, dessen jährlich gewählter Ehrenrath (je ein Hauptmann, Premier- und Sekondeleutnant, resp. ein Oberst, Oberstleutnant und Major) vom Kommandeur, bei Stabsofficieren vom Divisionskommandeur mit der Führung etwaiger Untersuchungen beauftragt wird. Sind die Akten spruchreif, so spricht das Officierkorps das Urtheil, welches, abgesehen von Erklärung der Unzuständigkeit oder dem Antrag auf Vervollständigung der Untersuchung, nur lauten darf auf Freisprechung oder auf »Schuldig der Gefährdung der Standesehre und Warnung«, »Schuldig der Verletzung der Standesehre und Beantragung der Entlassung«, für letzteres bei Verabschiedeten »Verlust des Rechts, die Uniform zu tragen«, oder endlich auf »Schuldig und Beantragung der Entfernung aus dem Officierstand«, bei Verabschiedeten »Verlust des Officiertitels«. Urtheile bis zur Warnung bestätigt der Divisionskommandeur, die übrigen bedürfen der Bestätigung des Königs. Bei Streitigkeiten und Beleidigungen soll der Ehrenrath die Vermittelung versuchen; läßt sich eine solche nicht herbeiführen, und beabsichtigen die Betheiligten die Sache durch ein Duell zu erledigen, so sind dieselben auf die gesetzlichen Strafen zu verweisen, an dem Zweikampf selbst jedoch nicht zu hindern; vielmehr haben Mitglieder des Ehrenraths dem Duell als Kampfrichter beizuwohnen. (Vgl. preußische Verordnung vom 20. Juli 1843, Kabinetsordres vom 3. April und 27. Sept. 1845; neuere preußische Verordnung vom August 1874, von Bayern angenommen und publicirt 4. Sept. 1874.) Auch auf Universitäten, wo früher nur die Burschenschaften E. hatten, sind letztere in neuester Zeit in allgemeinere Aufnahme gekommen und haben hier und da sogar gesetzliche Sanktion erhalten. Endlich gehört der in manchen Staaten, z. B. in Preußen, bestehende Ehrenrath der Rechtsanwälte hierher, welcher sich aber weniger als ein Standesgericht, sondern mehr als Disciplinargerichtshof darstellt, zumal da gegen das Urtheil desselben bei einer höhern, nicht aus Standesgenossen bestehenden Behörde Beschwerde geführt werden kann.

Ehrenhausen, Marktflecken in Steiermark, Bezirkshauptmannschaft Leibnitz, an der Mur und der Südbahn, mit einem Schloß des Grafen Attems, Mausoleum der Fürsten von Eggenberg, bedeutendem Wein-, Obst- und Holzhandel und 780 Einw. Im Jahr 1809 hier Treffen zwischen Franzosen und Oesterreichern.

Ehrenkränkung, s. Injurie.

Ehrenlegion, der einzige gegenwärtig in Frankreich bestehende Militär- und Civilverdienstorden, ward durch Konsularordre vom 29. Floréal des Jahres X (19. Mai 1802) gestiftet. Die weitere Organisation erhielt der Orden jedoch erst durch kaiserliches Dekret vom 22. Messidor XII (11. Juli 1804). Die Dekoration bestand aus einem fünfstrahligen, weiß emaillirten Stern, auf der einen Seite mit Napoleons Bild, von einem Eichen- und Lorbeerkranz umgeben, mit der Umschrift: »Napoléon, Empereur des Français«, auf der Kehrseite der

französische Adler mit Blitzen in den Krallen und der Inschrift: »Honneur et Patrie«; das Band war scharlachroth, gewässert. Die Bourbons behielten den Orden bei, verwandelten ihn jedoch durch Ordonnanz vom 21. Juni 1814 aus einem Verdienst- in einen Ritterorden, setzten an die Stelle des Kaiserbilds das Heinrichs IV., an die Stelle des Adlers die Lilien, nannten den Stern Kreuz (croix), die Kommandanten Kommandeure, die Legionäre Ritter. Die zweite Restauration (1816) setzte die Zahl der Großkreuze (grands-croix) auf 80, die der Kommandeure auf 400, die der Ritter auf 2000 fest. Die Julirevolution verwandelte die Lilien in zwei dreifarbige Fahnen und brachte über dem Stern eine königliche Krone an. Ein Beschluß vom 10. Sept. 1848 entfernte letztere aus dem Ordenszeichen und änderte die Form desselben dahin ab, daß das Centrum des Sterns auf der einen Seite den Kopf Napoleons mit der Inschrift: »Bonaparte, premier consul, XIX mai 1802«, auf der andern die beiden dreifarbigen Fahnen mit der Umschrift: »République Française« nebst der hergebrachten Devise enthalten sollte. Dagegen stellte ein Dekret vom 31. Jan. 1852 die vom Kaiser festgesetzte Form des Ordens wieder her, theilte ihn in Großkreuze, Großofficiere, Kommandeure, Officiere und Ritter. Die Ordensdekoration war ein Stern mit fünf doppelten Strahlen und einer Krone; auf dem Avers zeigte er in der Mitte das von einem Eichen- und Lorbeerkranz eingefaßte Bild Napoleons I. mit der Umschrift: »Napoléon, Empereur des Français« und auf dem Revers den kaiserlichen Adler mit der Devise: »Honneur et Patrie«. Der Stern der Ritter besteht aus Silber, der der höheren Grade aus Gold. Die Ritter und Officiere tragen den Orden an einem rothen Band, letztere mit einer Rosette, die Kommandeure am Hals, die Großofficiere dazu noch einen fünfstrahligen silbernen Stern und das Officierskreuz, die Großkreuze das Kommandeurkreuz an breitem Band über die Schulter und dazu den Stern. Der Kaiser war der Großmeister des Ordens; seine Verwaltung versah ein Großkanzler, der das Ordenshaus (Hôtel de la Legion d'honneur) in der Rue de Lille zu Paris bewohnte. Die Mitglieder wurden auf Lebenszeit ernannt, verloren aber ihre Privilegien, sobald sie sich der französischen Bürgerrechte verlustig machten. Nach dem Sturz Napoleons III. und der Errichtung der Republik erhielt der Orden, der infolge des Kriegs von 1870 sehr reichlich ausgetheilt wurde, eine neue Organisation. Die Dekoration trägt statt des Bildes des Kaisers jetzt das der Republik mit der Umschrift: »République Française« und der Jahreszahl 1870, auf der Rückseite zwei Fahnen mit der Umschrift: »Honneur et Patrie«. Auch wird sie statt der Krone von einem Kranz, halb Eichenlaub, halb Lorbeer, gehalten. Es gibt jetzt fünf Klassen des Ordens der E. mit streng normirter Anzahl von Diplomen und zwar von der 5. Klasse (Ritter) 25,000, 4. Klasse (Officiere) 4000, 3. Klasse (Kommandeure) 1000, 2. Klasse (Großofficiere) 200 und 1. Klasse (Großkreuze) 70. Drei Fünftel der Anzahl in den verschiedenen Graden wird an Militär-, der Rest an Civilpersonen gegeben. Militärs, welche die 5. Klasse besitzen, erhalten 250, Officiere 500, Kommandeure 1000, Großofficiere 2000 Großkreuze 3000 Franken jährliche Pension. Ausländer können den Orden auch erhalten, zählen aber nicht mit. Außer dem Orden der E. bleibt für die Armee die Armeemedaille beibehalten, welche an 40,000 Personen ausgegeben werden darf und 100 Franken Pension einbringt. Im Februar 1874 betrug die Zahl der Dekorirten im Civil 28,919, im Militär 34,381. Da somit die Normalsumme von 30,270 um mehr als das Doppelte überschritten ist, so soll bis auf weiteres jede neue Verleihung erst nach Eintritt von zwei Vakanzen erfolgen dürfen. Zu der E. gehört die Maison nationale de Saint-Denis, eine Erziehungsanstalt für die Töchter, Schwestern und Nichten der Ordensmitglieder, womit zwei Sukkursalen verbunden sind, die eine in der Rue Babette zu Paris, die andere, la Maison des Loges, im Wald von St. Germain, welche zusammen 400 Freischülerinnen fassen und von den Damen der Muttergotteskongregation geleitet werden. Die Kosten der E. betragen jährlich 7 Mill. Franken. S. Tafel »Orden«.

Ehrenlegionsorden von Bolivia, Orden des Freistaats Bolivia, gestiftet von Santa Cruz 1836 zu Ehren Bolivars. Die Dekoration besteht in einem brillantirten achtspitzigen silbernen Stern, in dessen Mitte auf roth emaillirtem Feld ein von einem blauen Rand eingefaßtes weißes Feld sich befindet, auf welchem in Relief das golden belorbeerte Brustbild Bolivars angebracht ist. In dem blauen Reif steht in Goldschrift: »Simon Bolivar Liberator«, auf der Kehrseite »Simon Bolivar en Coronel Bouffet de Montauban 1822«. Der Orden wird an einem roth, gelb und grün gestreiften Band getragen.

Ehrenlegionsorden von Hayti, s. Faustin.

Ehrenmitglied, Mitglied einer Gesellschaft, Korporation rc., welches man zu einem solchen ernannt hat, um ihm ein Zeichen von Hochachtung, Dankbarkeit rc. zu geben; es erhält als Urkunde seiner Ehrenmitgliedschaft ein Ehrendiplom und ist weder zu Geldbeiträgen, noch zur Theilnahme an der gelehrten, künstlerischen rc. Thätigkeit der Gesellschaft verpflichtet.

Ehrenposten, Schildwachen vor Generälen, Fahnen rc.; s. Wachdienst.

Ehrenpreis, Pflanzengattung, s. Veronica.

Ehrenrechte (bürgerliche), die durch den Vollgenuß der bürgerlichen Ehre bedingten Einzelbefugnisse, welche der Mensch als Person und als Staatsbürger im öffentlichen Leben in Anspruch nehmen kann. Der Verlust dieser bürgerlichen E. tritt nur infolge eines ausdrücklich hierauf gerichteten Strafurtheils ein, und zwar ist nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch zwischen dem Verlust aller und dem einzelner E. zu unterscheiden. Verlust aller bürgerlichen E. kann im Strafurtheil ausgesprochen werden neben der Todesstrafe und der Zuchthausstrafe; neben der Gefängnisstrafe aber nur dann, wenn die Dauer der erkannten Strafe drei Monate übersteigt und entweder das Gesetz den Verlust der bürgerlichen E. ausdrücklich zuläßt, oder die Gefängnisstrafe an Stelle der Zuchthausstrafe wegen Annahme mildernder Umstände ausgesprochen wird. Die Hauptfälle, in denen neben Gefängnisstrafe auch auf Verlust der E. erkannt werden kann, sind Diebstahl, Unterschlagung, Hehlerei, Erpressung, Urkundenfälschung, Münzverfälschung, Meineid und Verleitung dazu, Blutschande, Kuppelei, widernatürliche Unzucht, öffentliche unzüchtige Handlungen, Leichenraub, Selbstverstümmelung zum Zweck des Untauglichmachens zum Militärdienst, Untreue (§ 266), gewerbsmäßiges unbefugtes Jagen, gewerbsmäßiges Glücksspiel, Fälschung öffentlicher Wahlen und Kauf und Verkauf von Wahlstimmen. Die Zeitdauer des Verlustes, welche von dem Tag an berechnet wird, an dem die betreffende Freiheitsstrafe

verbüßt, verjährt oder erlassen ist, beträgt bei zeitiger Zuchthausstrafe mindestens zwei und höchstens zehn, bei Gefängnisstrafe mindestens ein und höchstens fünf Jahre. Die Folge der Aberkennung der E. ist: 1) die Unfähigkeit, während der im Urtheil bestimmten Zeit die Landeskokarde zu tragen; in das Reichsheer oder in die Marine einzutreten; öffentliche Aemter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen zu erlangen, in öffentlichen Angelegenheiten zu stimmen, zu wählen oder gewählt zu werden oder andere politische Rechte auszuüben; Zeuge bei Aufnahme von Urkunden zu sein; Vormund, Nebenvormund, Kurator, gerichtlicher Beistand oder Mitglied eines Familienraths zu sein, es sei denn, daß es sich um Verwandte absteigender Linie handle und die obervormundschaftliche Behörde oder der Familienrath die Genehmigung ertheile; 2) Verlust der aus öffentlichen Wahlen für den Verurtheilten hervorgegangenen Rechte und der dauernde Verlust der öffentlichen Aemter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen. Verlust einzelner bürgerlichen E. kommt einmal bei der Verurtheilung zur Zuchthausstrafe vor, die unter allen Umständen die dauernde Unfähigkeit zum Dienst im Reichsheer und in der Marine sowie die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter, Advokatur, Anwaltschaft, Notariat, Geschwornen- und Schöffendienst mit inbegriffen, nach sich zieht. Außerdem ist es dem Richter nachgelassen, neben einer Gefängnisstrafe, mit welcher die Aberkennung aller bürgerlichen E. verbunden werden könnte, nur auf die Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter auf die Dauer von einem bis zu fünf Jahren zu erkennen, welche zugleich den dauernden Verlust der bisher bekleideten Aemter von Rechtswegen zur Folge hat. Vgl. Deutsches Reichsstrafgesetzbuch, § 31—37.

Ehrenstrafe, s. Strafe.

Ehrenstücke, s. v. w. Heroldsfiguren.

Ehrensvärd, 1) August, Graf von, schwed. General, geb. 29. Sept. 1710, begleitete Friedrich d. Gr. 1745 im böhmischen Feldzug, erbaute, zum General befördert, 1749 die Festung Sweaborg, schuf die schwedische Scherenflotte, hob Finnland durch Urbarmachungen und neue Wasserleitungen, verbreitete neue Erfindungen, stiftete Wohlthätigkeitsvereine rc. Im Siebenjährigen Krieg führte er einige Zeit den Oberbefehl, konnte aber, durch die geheime Politik der Königin gebunden, wenig ausrichten. Er ward in den Grafenstand erhoben und starb 4. Okt. 1772 in Finnland als Feldmarschall.

2) **Karl August**, Graf von, schwed. Admiral und Kunsttheoretiker, Sohn des vorigen, geb. 5. Mai 1745, diente sehr jung in Pommern, studirte 1768 das französische Seewesen in Brest und half seinem Vater bei der Anlegung von Sweaborg und dem Bau der Scherenflotte. Beim Beginn des Finnischen Kriegs 1788 zum Admiral ernannt, befehligte er in der Seeschlacht zu Svensksund (24. Aug. 1789), legte aber sein Kommando nieder, als sein Plan, sich zurückzuziehen, vom König Gustav III. nicht gebilligt wurde. Nach dessen Tod 1792 mit dem Titel eines Generaladmirals an die Spitze des ganzen Seewesens gestellt, trat er freiwillig bald wieder ab, um sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften und der Kunst zu widmen, weshalb er 1780—82 Reisen in Italien machte, um die antiken Denkmäler im Geist Winckelmanns zu studiren. Er starb 21. Mai 1800 in Oerebro. Man hat von ihm eine »Reisebeschreibung nach Italien« (Stockh. 1786, neue Aufl. 1819) und die klassische Schrift »Die Philosophie der schönen Künste« (das. 1786). Seine »Skrifter« erschienen zu Stockholm 1812, 4. Aufl. 1866.

Ehrenverletzung, s. Injurie.

Ehrenwachen, Truppen, welche vor der Wohnung fürstlicher Personen aufgestellt werden und früher auch stehen blieben. Jetzt ziehen sie gewöhnlich nur bei der Ankunft von Kaisern oder Königen an den Bahnhöfen und vor der Wohnung auf und rücken nach erfolgter Besichtigung unter Zurücklassung von Ehrenposten vor dem Haus und den Wohnzimmern des Monarchen wieder ab. Meist wird je eine Kompagnie mit Fahne und Regimentsmusik zur Ehrenwache bestimmt. Vgl. Wachdienst.

Ehrenwaffen, im allgemeinen militärische Dienstehrenzeichen, bestehend in Ehrensäbeln, Ehrendegen, Ehrenschilden rc. Bonaparte setzte dieselben in der Verfassungsurkunde vom Jahr VIII an die Stelle der von der Revolution nach Abschaffung aller äußeren Auszeichnungen eingeführten Dankvota. Sie bestanden damals nicht bloß in Waffen, sondern selbst in Ehrentrompeten und Ehrentrommelstöcken (baguettes d'honneur). Diese E. gingen dann in der Ehrenlegion (s. d.) auf. Neuerdings erhielten auch Civilpersonen E., so Franz Liszt und A. Dumas von den ungarischen Patrioten. Preußen gibt seit 1827 an verdiente Postillone Ehrentrompeten.

Ehrenwort, ein Versprechen, mit unterpfändlicher Einsetzung der Ehre gegeben, ist eins der Bekräftigungsmittel, durch welches man im ältern deutschen Rechte die Erfüllung einer Verbindlichkeit zu sichern suchte. Das bloße E. hat heutzutage wohl moralische, aber keine rechtliche Bedeutung und Wirksamkeit.

Ehrenzeichen, s. Ordenswesen.

Ehrerbietung, die durch äußere Handlungen an den Tag gelegte Hochachtung gegen andere dem Stande, der allgemeinen Anerkennung oder dem Rang nach höher stehende Personen; einen höhern Grad dieser Hochachtung, verbunden mit Anerkennung und Unterwürfigkeit, drückt Ehrfurcht aus.

Ehrfurcht, höchster Grad der Ehrerbietung (s. d.); in religiöser Beziehung (E. vor Gott) s. Gottesfurcht.

Ehrgefühl, Ehrgeiz, Ehrliebe, Ehrsucht, s. Ehrtrieb.

Ehrh., bei botanischen Namen Abbreviatur für Friedr. Ehrhart, 1742—95, Aufseher des Gartens zu Herrenhausen bei Hannover.

Ehrhardt, Karl Ludwig, Maler, geb. 1813 zu Berlin, besuchte die dortige Kunstakademie und ging 1832 nach Düsseldorf, wo unter Direktor Schadows Leitung seine ersten Bilder entstanden. Im Jahr 1838 wurde er veranlaßt, nach Dresden überzusiedeln. Er nahm hier zunächst wesentlichen Antheil an der Ausführung der Wandgemälde, mit welchen Bendemann den Thron- und Ballsaal des königlichen Schlosses schmückte; später, 1846, wurde er Professor an der Akademie. Er führte verschiedene Altargemälde für Kirchen und zahlreiche andere beifällig aufgenommene Bilder aus, so: Tod des Sängers Rudello, nach Uhland; Rinaldo und Armida; Karl d. Gr. an der Leiche seiner Gemahlin Fastrade; Ludwig der Bayer, Friedrich den Schönen in der Gefangenschaft aufsuchend; Luther mit den beiden Studenten im Bären zu Jena; Karl V. im Kloster rc. Unter Ehrhardts Bildnissen ist besonders ein gelungenes von Ludwig Richter hervorzuheben. Außerdem lieferte er eine Reihe von Kartons und

Farbenskizzen zu Glasmalereien für Kirchen in England, ebenso eine große Anzahl von Zeichnungen für illustrirte Werke wie auch einige Radirungen zu Reinicks »Liedern eines Malers mit Handzeichnungen seiner Freunde«.

Ehrig, s. Großenehrig.

Ehrlosigkeit, in subjektiver Beziehung der Mangel an Ehrgefühl; im objektiven Sinn die gänzliche oder theilweise Entziehung der bürgerlichen Ehre (s. Ehre).

Ehrtrieb, das Streben, sich die Achtung oder Werthschätzung anderer zu erwerben, erscheint je nach Maß und Ziel von sehr verschiedenem Werth. So ist z. B. Ehrgefühl das mehr oder minder lebhafte Bewußtsein dessen, was man seiner Ehre schuldig ist, Ehrliebe das gemäßigte und natürliche Streben nach Ehre, auf Geist und Gemüth vom edelsten Einfluß. Dagegen wird das zu lebhafte oder leidenschaftliche Streben nach Ehre zum fehlerhaften Ehrgeiz, dem die äußeren Zeichen der Ehre als ein so hohes Gut erscheinen, daß alle übrigen unbedenklich dafür geopfert werden können. Die höchste und gefährlichste Stufe erreicht der E. in der Ehrsucht, die selbst schlechte Mittel nicht verschmäht, um in den Besitz der höchsten Zeichen äußerer Ehre zu gelangen.

Ei (Ovum), der weibliche Zeugungsstoff der Thiere, welcher sich unter gewissen Einflüssen und Verhältnissen zu einem neuen Organismus entwickelt. In der ursprünglichen Eizelle, die bei allen höheren Thieren in besonderen Eierstöcken entsteht, ist nur der Kern im Protoplasma (s. d.) zu unterscheiden. Bei der fortschreitenden Entwickelung treten im letztern Körnchen auf, und indem diese immer mehr zunehmen, verwandelt sich das Protoplasma in den Dotter. Eine an der Peripherie des Eies abgeschiedene Substanzschicht bildet eine Umhüllung der Eizelle, die Dotterhaut. Mit dem Ei wächst auch der Kern und wird als Keimbläschen bezeichnet, in welchem sich die Keimflecke entwickeln. Diese Theile sind in allen Eiern konstant anzutreffen. Relativ am kleinsten bleibt die Eizelle der Säugethiere; größer wird sie bei Fischen und Amphibien, und bei einigen der letzteren erreicht sie sogar bedeutenden Umfang. Der Dotter besteht stets aus einem eiweißartigen Körper und einem bald farblosen, bald gelben, grünen, rothen, violetten Fett; er enthält eigenthümliche Formelemente, bei den Säugethieren nur durch ihre Größe verschiedene Körnchen, bei Fischen und Amphibien Plättchen oder Täfelchen. Im Ei gewisser Fische (Selachier), der Reptilien und Vögel ist auch noch eine weitere Sonderung der Dotterelemente bemerkbar. Ein Theil findet sich in der Nähe des peripherisch gelagerten Keimbläschens, erscheint weißlich und wird als Bildungsdotter bezeichnet; der andere stellt die gelbe Dottermasse vor und wird als Nahrungsdotter unterschieden. Das unreife Vogelei gleicht durchaus dem Säugethierei; der Unterschied tritt erst bei der Entwickelung hervor, indem sich der Inhalt des allerdings sehr großen Dotters differentiirt. Man unterscheidet am reifen Vogelei sehr gut die Dotterhaut und kann auch beim Durchschneiden des gekochten Dotters den innern weißlichen Theil desselben von flaschenförmiger Gestalt erkennen. Im rohen Ei erblickt man beim Oeffnen stets an der höchsten Stelle des Dotters den Hahnentritt, einen weißlichen, in der Mitte meist durchsichtigen, zuweilen von koncentrischen Ringen umgebenen Ring, in dessen Mitte bei dem noch unentwickelten Ei das Keimbläschen mit dem Keimfleck eingebettet liegt. Das sehr kleine Ei der Säugethiere gelangt zu weiterer Entwickelung in die Gebärmutter, in welcher der sich bildende Embryo durch das Blut der Mutter ernährt wird; bei den Vögeln umkleidet sich dagegen das Ei (die Dotterkugel) auf seiner Wanderung durch den Eileiter mit dem Eiweiß, welches von den Drüsen der längsgefalteten Schleimhaut des Eileiters abgesondert wird und sich in Schichten um den Dotter lagert. Dabei entstehen die beiden Hagelschnüre oder Chalazen, welche an den Polen des Eies gegen den Dotter hinlaufen und diesen in seiner Lage zu erhalten scheinen. Sie sind spiralig gewunden, da das Ei im Eileiter in Spiralbewegungen herabgleitet. Im zweiten Theil des Eileiters umkleidet sich das Ei endlich mit der porösen Kalkschale, die innen mit der dünnen, milchweißen Schalenhaut ausgekleidet ist. Auch bei den Reptilien umgibt sich der Dotter bisweilen mit Eiweiß und stets mit einer kalkhaltigen, aber mehr weichhäutigen Eischale, während bei manchen Amphibien im Eileiter eine eiweißähnliche Substanz abgesondert wird, welche die Eier sowohl einzeln umhüllt, als unter einander verbindet und, im Wasser mächtig aufquellend, eine gallertige Beschaffenheit annimmt. Die Fischeier sind sehr verschieden und treten theils in der bekannten Form als Laich auf, theils sind sie, wie bei Rochen, Chimären und Hundshaien, sehr groß und von einer hornigen Schale umschlossen.

Die Eier der Vögel, Fische, Reptilien und Amphibien, welche sich außerhalb des mütterlichen Organismus entwickeln, enthalten alle zur Bildung der Gewebe des werdenden Thiers nöthigen Stoffe bereits vorgebildet. Der Dotter der Vogeleier, eine gelbe oder gelbrothe, zähflüssige Masse, reagirt alkalisch, gibt mit Wasser eine milchähnliche Flüssigkeit, erstarrt beim Erhitzen, koagulirt auch beim Vermischen mit Alkohol und gibt an Aether ein gefärbtes Fett ab, während sich eine weißliche Masse ausscheidet, die sich größtentheils im Wasser löst. Hauptbestandtheile des Dotters sind: ein eiweißartiger Körper (Vitellin), Fett, Farbstoff und Salze, welche in ihrer Mischung den Salzen der Blutkörperchen ähnlich sind. Das Fett des Dotters, Eieröl, kann aus hart gekochten Eiern ausgepreßt oder mit Petroleumäther ausgezogen werden; es ist rothgelb, dickflüssig, schmeckt mild, erstarrt sehr leicht bei niederer Temperatur und wird schnell ranzig. Das Eiweiß ist eine koncentrirte Albuminlösung mit Fetten, Fettsäuresalzen (Seifen) und anderen Salzen, welche denen des Blutserums ähnlich gemischt sind. Die beim Verdünnen des Eiweiß mit Wasser sich ausscheidenden Flocken bestehen aus zarten Häutchen, welche das Eiweiß durchziehen und einschließen, und aus alkaliarmem Eiweiß. Die Eier der Fische und Amphibien enthalten im Dotter die eigenthümlichen Dotterplättchen, welche wohl im wesentlichen aus eiweißartigen Körpern bestehen, aber bei verschiedenen Thierspecies und zu verschiedenen Zeiten der Entwickelung in Gestalt und chemischem Verhalten wesentlich von einander abweichen. Die Schale der Vogel- und Amphibieneier enthält neben viel (94—95 Proc.) kohlensaurem Kalk wenig (0,5—1,4 Proc.) kohlensaure Magnesia, phosphorsauren Kalk (0,5—0,8 Proc.) und Spuren von phosphorsaurem Eisenoxyd, außerdem (3,5—4,25 Proc.) organische Materie. Die Farbstoffe sind wohl häufig verändertes Gallenpigment, werden aber auch durch die Nahrung bedingt. Fehlt es in der Nahrung an Kalk, so entstehen die-

schalenlosen **Windeier**. Wenn man ein Ei gewaltsam im Eileiter des Vogels zurückhält, so sieht man die Schalenschicht sich vervielfältigen, und es entsteht das monströse Ei, welches Harvey Ovum in ovo nannte. Die im stumpfen Ende des Hühnereies eingeschlossene Luft enthält im Mittel in 100 Volumen 23,47 Volumen Sauerstoff. Die quantitative Zusammensetzung der Eier zeigt folgende Tabelle:

In 1000 Theilen	Dotter		Eiweiß
	Hühnerei	Karpfenei	Hühnerei
Wasser	514,86	640,00	866,84
Feste Stoffe	485,14	360,00	133,16
Vitellin	157,60	140,00	—
Albumin	—	—	122,74
Palmitin und Olein	213,04	25,74	—
Cholesterin	4,38	2,64	—
Phosphorhaltiges Fett	84,26	—	—
Lecithin	—	30,45	—
Cerebrin	3,00	2,00	—
Membransubstanz	—	145,30	—
Extraktivstoffe	4,00	3,90	3,82
Pigmente	5,53	0,33	—
Chlorammonium	0,34	0,43	—
Chloralkalien und	2,77	4,47	—
Phosphorsaures Kali		0,37	—
Phosphorsaure Erden	10,33	2,93	—
Salze	—	—	6,60

In 100 Theilen Asche von Hühnereiern sind enthalten:

	Eiweiß	Dotter
Chlorkalium	41,29	—
Chlornatrium	9,16	—
Natron	23,04	5,12
Kali	2,36	8,93
Kalk	1,74	12,21
Magnesia	1,60	2,07
Eisenoxyd	0,44	1,45
Freie Phosphorsäure	—	5,72
Phosphorsäure	4,83	63,81
Kohlensäure	11,60	—
Schwefelsäure	2,63	—
Kieselsäure	0,49	0,55

Von den Eiern werden hauptsächlich die Vogeleier als **Nahrungsmittel** verwerthet, besonders die Eier der Haushühner, der Fasanen, Puter und Pfauen, der Enten, Gänse, Kibitze und vieler anderen Vögel. Die Isländer, Eskimo und andere Polarvölker essen im Frühjahr die Eier der Möven, Alken, Meerschwalben, Eiderenten und mehrerer anderen Wat- und Sumpfvögel. Von den Negern, Kaffern und Hottentotten werden die Eier des Straußes, von den südamerikanischen Indianern die des Emu und von den Neuholländern die des Kasuar gegessen. Reptilieneier, namentlich die Eier der Schildkröten, benutzen die Indianer am Orinoco und die brasilischen Völkerschaften als Nahrungsmittel; erstere genießen auch die Eier des Kaiman, selbst wenn sie bebrütet sind. Auch die Eier der Fische, z. B. der Störe, Karpfen, Hechte, Barsche, Lachse, Forellen, liefern beliebte Speisen, während die Eier der Barben und Weißfische unangenehme Zufälle nach dem Genuß erregen sollen. Gesalzene Fischeier, namentlich die Eier der Störe, Hausen, Hechte und Karpfen, liefern den schon den alten Griechen bekannten Kaviar. Die Anwohner des Naotkasunds bereiten einen Kaviar aus Häringseiern, die sie auf Tannenreiser oder auf langes, schmales Seegras streichen und trocknen lassen. Der Werth der Eier als Nahrungsmittel ist oft übertrieben worden. Dies gilt namentlich von den Vogeleiern. Nimmt man das durchschnittliche Gewicht eines Hühnereies zu 60 Gramm an, so kommen davon auf die Schale 6, auf das Eiweiß 36 und auf den Dotter 18 Gramm. Das Hühnerei enthält im ganzen in 1000 Theilen 134,34 eiweißartige Bestandtheile; ein arbeitender Mann braucht als geringstes Kostmaß täglich an eiweißartigen Stoffen 130, folglich 968 Gramm Hühnereier ohne Schale oder nach obiger Berechnung beinahe 18 Eier. Diese entsprechen für die eiweißartigen Körper 614 Gramm Ochsenfleisch, so daß also ein Pfund des letztern in dieser Beziehung ersetzt wird durch 14,6 Eier (wenn man die leimbildenden Stoffe des Fleisches nach ihrem Stickstoffgehalt in Rechnung bringt; da diese nun aber schwerer verdaulich sind als Eiweiß, so ergibt sich der Vortheil der 14,6 Eier gegen das Pfund Fleisch). 1000 Gramm Hühnereier enthalten aber ferner 116,37 Gramm Fett (also beinahe genau soviel wie Schweinespeck), und man genießt deshalb in den 18 Eiern noch 112,65 Gramm Fett. Nun reichen aber schon 84 Gramm Fett als tägliches Kostmaß eines arbeitenden Mannes aus, und man kann deshalb den Ueberschuß von 28,65 Gramm Fett zu Gunsten der noch nothwendigen Fettbildner verrechnen, wo derselbe dann 48,43 Gramm Stärke entsprechen würde. An Fettbildnern braucht ein arbeitender Mann täglich wenigstens 404 Gramm, und man müßte deshalb den 18 Eiern noch 355,57 Gramm Stärke hinzufügen. An Kartoffeln brauchte man dazu noch 2057,58 Gramm, an Brod 756,5 Gramm. Letzteres enthält aber auch eiweißartige Stoffe, die dann wieder abzuziehen wären, so daß man das richtige Maß für einen arbeitenden Mann auf täglich 1 Mandel Eier, reichlich 0,75 Kilogr. Brod und etwa 30 Gramm Fett berechnen kann. Die große Bedeutung der Eier für die Volksernährung wird hieraus klar, und eine rationelle, immer mehr sich ausdehnende Hühnerzucht wäre dringend zu empfehlen. Das rohe Ei ist sehr leicht verdaulich, verliert aber an dieser Eigenschaft bedeutend, wenn es hart gekocht wird; auch wird der Nahrungswerth des Eies sehr herabgedrückt, wenn man das Eiweiß nicht mit genießt. — Außer als Nahrungsmittel, finden sowohl Eiweiß als Eigelb ausgedehnte Anwendung in der Technik und in den Gewerben; auch die Fischeier werden ihres Eiweißgehalts wegen häufig angewandt. Hierüber s. **Eiweiß** und **Eigelb**. Aus letzterem bereitet man auch das Eieröl (s. d.).

Eier, welche **aufbewahrt** werden sollen, müssen durchaus unbebrütet sein; denn bebrütete Eier verderben unter allen Umständen sehr schnell. Man pflegt die im März und April, im August und später gelegten Eier für die haltbarsten zu halten. Dies ist indeß ein Irrthum, der sich darauf gründet, daß es bei dem in den genannten Monaten verminderten Bruttrieb leichter gelingt, unbebrütete Eier zu erhalten, als in den Monaten Mai, Juni, Juli. Wer nicht selbst Hühnerzucht treibt, kauft die Eier am besten im März und April ein. Im Keller dürfen sie nicht aufbewahrt werden, ebensowenig an Orten, wo stark riechende Substanzen liegen, oder an Orten, die im Sommer zu heiß werden. Man legt die Eier am vortheilhaftesten auf Bretchen, welche mit so großen quadratischen (nicht runden) Löchern versehen sind, daß die Eier nicht durchfallen. Alle acht Tage müssen sie dann umgekehrt werden, so daß bald das spitze, bald das stumpfe Ende sich oben befindet. Gute Eier halten sich auf diesen **Eierstellagen** bei gehörigem Luftzug an einem passenden Orte länger und besser als unter Anwendung der gewöhnlichen Mittel, welche man anwendet, um die Luft von dem Ei abzuhalten. Dies ist hier-

deshalb nicht von großem Erfolg, weil im Ei selbst stets etwas Luft enthalten ist, welche genügt, die Fäulnis herbeizuführen. Am besten thut man noch, wenn man die Eier in heiße Gummilösung taucht, schnell wieder herausnimmt und mit Gipspulver bestreut. Solche Eier eignen sich der harten Schale halber auch sehr gut zum Transport. Anderseits wird empfohlen, die Eier in Wasserglas zu legen und nach einiger Zeit trocknen zu lassen (Kieselsäurelösung, durch Diffusion dargestellt, dürfte noch empfehlenswerther sein) oder sie in Holzasche (wo sie oft wie hart gesotten werden sollen), Sägespäne, Häcksel, Spreu, Sand, Salz, Kohlenpulver zu legen oder mit Wachs und Fett zu überziehen. Für den Transport hat sich am besten bewährt, die Eier mit ein wenig Baumöl einzureiben; dies geht sehr schnell von statten und ist ungemein billig. Die Verpackung geschieht zwischen Spreu und Spelz in großen Fässern. Auch das Einlegen der Eier in eine Salzlösung (1 Theil Salz, 10 Th. Wasser) soll günstige Resultate liefern. Am gebräuchlichsten ist das Einlegen in Kalk, worin sich die Eier zwar ziemlich gut halten lassen, aber auch einen erdigen, unangenehmen Geschmack annehmen. Will man Eier in Kalk aufbewahren, so lasse man 1 Kilogr. Kalk, mit 0,8 Kilogr. Wasser besprengt, zu Pulver zerfallen, rühre dies mit 30 Kilogr. Wasser gut an und bringe nun in ein Faß oder in einen Topf auf dem Boden desselben eine Schicht Sand. Auf diesem ordnet man die Eier so, daß sie sich berühren, und schichtet allmählich 12—16 (nicht mehr!) Lagen über einander, worauf man die gut durchgerührte Kalkmilch so darübergießt, daß dieselbe noch einige Zoll hoch über der obersten Schicht Eier steht. Das Faß muß, gut zugedeckt, an einem kühlen Ort, wo es aber nicht friert, aufbewahrt werden. **Gefrorene Eier** werden wieder brauchbar, wenn man sie 2—3 Stunden in recht kaltes Wasser legt. Um zu erkennen, ob Eier frisch und gut sind, halte man sie gegen das Licht. Frisch gelegte Eier sind hell durchscheinend und haben nur eine sehr geringe Luftblase an der Spitze. Je größer diese ist, und je trüber die Eier sind, um so schneller werden sie verderben; ganz undurchsichtige Eier sind faul. Bei guten Eiern bemerkt man ferner mit der Zunge leicht an der Spitze eine etwas niedrigere Temperatur als an dem stumpfen Ende, schlechte Eier sind gleichmäßig warm an beiden Enden. Frische Eier sinken im Wasser unter, verdorbene schwimmen auf dem Wasser, welches Kennzeichen noch exakter wird, wenn man statt des Wassers eine Salzlösung anwendet, in welcher ganz frische Eier nur sehr langsam untersinken. Den sichersten Aufschluß über die Beschaffenheit eines Eies liefert der **Eierspiegel**, welcher aus einem allseitig geschlossenen Kasten besteht, in dem ein Spiegel im Winkel von 45° gegen die obere Wand befestigt ist. In der obern Wand sind kreisrunde Löcher angebracht, in welche man die Eier setzt; die vordere, dem Spiegel zugekehrte Wand des Kastens enthält 2 Okulargläser in einer den Theaterperspektiven ähnlichen Fassung. Alles Licht muß durch die Eier gehen, fällt auf den Spiegel und wird ins Auge des Beobachters reflektirt, der nun ganz deutlich jede Trübung im Ei beobachten kann. Diese Instrumente sind insofern bequem anzuwenden, da man mittels derselben zu gleicher Zeit viele Eier auf ihre frische Beschaffenheit prüfen kann. Das **Ovoskop** besteht aus einer ähnlich konstruirten dunkeln Kammer, gestattet aber, das Ei mittels einer Gasflamme zu durchleuchten. Beim **Kochen** der Eier dringt etwas Eiweiß und Salz durch die Schale hindurch, wogegen aber auch etwas Wasser in das Ei eintritt, so daß man also Eier nicht ohne Nachtheil in unreinem Wasser kochen kann. Zur Darstellung der **Eierkonserve** (**Eierpulver** oder **Eiermehl**), welche sich, in Wasser gelöst, wie frische Eier verwenden läßt, muß eine Temperatur angewandt werden, bei welcher das Eiweiß noch nicht gerinnt; da aber bei so geringen Wärmegraden die Verdunstung nur unter starkem Luftwechsel genügend schnell verläuft, so hat **Turgár** einen Apparat konstruirt, in welchem etwa 3—4 Eier auf je 1 Quadratfuß Fläche ausgestrichen und in Räumen, die durch Dampfröhren mäßig erwärmt sind, unter starkem Luftzug ausgetrocknet werden. Die Eier müssen aber tüchtig bearbeitet werden, damit die zellige und häutige Struktur des Weißen und des Dotters vollständig zerstört wird. Völlig getrocknet, wird die Masse zu feinem Pulver zerrieben und in Flaschen aufbewahrt. Dies Präparat hält sich sehr lange unverändert und ist für Schiffsreisen, als Proviant auf Entdeckungsreisen und auch im Haushalt von großem Nutzen. Turgars Apparat ist beschrieben und abgebildet in **Dinglers** »Polytechnischem Journal«, Bd. 141, S. 308. Im Handel bilden die Eier jetzt einen wirklichen Großartikel, Berlin bezieht seine Eier hauptsächlich aus Schlesien und Galizien; der großartigste Handel aber geht von Nordfrankreich, weniger von Deutschland, Belgien, Holland, Spanien und Portugal nach England. Die Einfuhr hatte daselbst 1871 einen Werth von 1,265,484 Pfd. Sterl.

Bei den Römern bildeten Eier den ersten Gang bei Mahlzeiten, daher das Sprichwort ab ovo ad mala (s. d.). In manchen Gegenden Deutschlands ist es Sitte, sich am Grünen Donnerstag mit gefärbten, hart gesottenen Eiern (**Ostereiern**) Geschenke zu machen oder dieselben zu verstecken und von Kindern aufsuchen zu lassen (**Hasen-** oder **Storcheier**). Vielleicht rührt dieser Gebrauch aus den Zeiten der alten Römer her, welche um diese Zeit **Eierspiele** und **Eierfeste** zu veranstalten pflegten, wobei man den aus Eiern ausgebrüteten Dioskuren zu Ehren in einer Eilinie um die Wette nach Eiern lief. Ein ähnlicher Gebrauch ist das **Eierwerfen** oder **Eierlaufen**, welches in manchen Gegenden der Schweiz und Frankreichs üblich ist und darin besteht, daß von zwei jungen Burschen der eine in einer gewissen Entfernung auf den Boden gelegte Eier eher in einen Behälter einzusammeln sucht, als der andere ein gestecktes Ziel erreicht und von diesem auf seinen Platz zurückkehrt.

Eibau (**Alt-Eibau**), Ort in der sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Löbau, an der Eisenbahn von Warnsdorf nach Sohland, hat eine Pfarrkirche, starke Leinweberei, viele Stellmacher, Bierbrauerei, große Handelshäuser und (1871) 4598 evangel. Einwohner. Dicht dabei **Neu-Eibau** mit 870 Einw. und Leinweberei.

Eibenbaum, Pflanzengattung, s. Taxus.

Eibenstock, Amtsstadt in der sächs. Kreis- und Amtshauptmannschaft Zwickau, an der im Bau begriffenen Chemnitz-Aue-Adorfer Eisenbahn, 641 Meter ü. M. (mit 220 Meter Höhenunterschied der höchsten und tiefsten Punkte), Sitz eines Hauptzollamts, ist der Mittelpunkt der Spitzenverfertigung mittels der Tambourir- und Nähnadel, hat mechanische Stickerei (Weiß- und Buntstickerei), Spitzenklöppelei, Handschuh- und Korsettfabrikation, Viehzucht,

eine Pfarrkirche und (1871) 6362 evangel. Einwohner. Die Tambourinstickerei wurde 1775 durch Klara **Angermann aus Thorn hier eingeführt; der früher bedeutende** Bergbau auf Silber (Zinn) hat aufgehört. **E.**, eine Gründung der Sorben-Wenden, wurde 1534 zur Bergstadt erklärt.

Eibisch, Pflanzengattung, s. **Althaea u. Hibiscus.**

Eibner, Friedrich, tüchtiger Architekturmaler, geb. 25. Febr. 1825 zu Hilpoltstein in der Oberpfalz, suchte sich durch Kopiren nach ihm zugänglichen Bildern von Heinr. Schönfeld zum Künstler zu bilden, ging dann nach München und bereiste von da aus 1847 Bayern, 1852 Deutschland und Frankreich, 1853 und 1856 Oberitalien, 1860 und 1861 aber mit dem Fürsten Metschersky Spanien. Die künstlerische Ausbeute der letzten Reise legte E. in einem aus 65 Aquarellen bestehenden Album nieder, von dem 35 Blätter unter dem Titel »Baudenkmale Spaniens« in Farbendruck erschienen. Das Hauptgewicht seiner Thätigkeit liegt in seinen trefflichen Aquarellansichten aus Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich. Ein Album mit deutschen und französischen Prospekten erwarb König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, einzelne werthvolle Blätter, darunter die Dome von Burgos und Sevilla, die Großfürstin Marie von Rußland, eine Innenansicht der Münchener Frauenkirche König Ludwig II. von Bayern. Eibners Arbeiten zeigen eingehendes Verständnis der Bauformen, tüchtige Zeichnung und brillante Technik.

Eiche (Quercus *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Kupuliferen, hohe Bäume und Sträucher mit meist großen, ganz schmalen oder breiten und dann oft buchtig gelappten oder fiederspaltigen, abfallenden oder mehrere Jahre bleibenden Blättern und monöcischen Blüten, von denen die männlichen in größerer Anzahl an fadenförmigen, die weiblichen einzeln an kürzeren, allgemeinen Stielen stehen. Die längliche Frucht wird von der schalenförmigen, aus zahlreichen verkümmerten Deckblättern (oder Schuppen) bestehenden Fruchthülle mehr oder weniger umgeben oder eingeschlossen. Von den 280 Arten gehören Asien 148, Amerika 142 und Europa 17 an. Afrika besitzt keine eigenthümlichen und Australien gar keine Eichen. Fast sämmtliche Arten haben enge Verbreitungsbezirke. 1. Gruppe: Eichen mit im ersten Jahre reifenden Früchten. A. Eichen der Alten Welt mit im Herbst abfallenden Blättern. Die Sommereiche (Stieleiche, Q. Robur *L.*, Q. pedunculata *Hoffm.*, s. Tafel), mit kurzgestielten, fast sitzenden Blättern mit ohrähnlichen Anhängseln an der Basis und nicht leicht mehr als fünf Lappen an jeder Seite, blüht mit der Entfaltung der Blätter und trägt 1—3 sitzende Früchte an einem langen Stiel. Der Stamm hält sich in den ersten 50 Jahren glatt, bildet aber im höhern Alter tiefrissige Borke; die Krone ist nie dicht und wird von vielfach gekrümmten und geknickten Aesten und Zweigen gebildet. Die Pfahlwurzel dringt bis 2,5 Meter tief in den Boden, und außerdem treibt der Baum zahlreiche kräftige Seitenwurzeln. Diese E. fordert deshalb auch einen tiefgrundigen oder wenigstens bis in bedeutende Tiefe durchdringbaren Boden. Am besten gedeiht sie auf fruchtbarem, lockerem Auboden der Ebene, wächst aber auch noch in lehmigem, frischem Sandboden, während sie in höheren Lagen gewöhnlich der folgenden Art weicht. Sie findet sich in ganz Europa, im Orient, wahrscheinlich auch in Nordafrika. Sie bildet im russischen Tiefland einen breiten Waldgürtel zwischen dem Finnischen Meerbusen und der Steppengrenze, geht also ostwärts weit über die Buchenwälder hinaus, jedoch nur bis zum Ural, der sie von Sibirien trennt. Auch nach Norden hin ist sie weit jenseit der Buchengrenze verbreitet; die Polargrenze weicht vom Atlantischen Meer bis zum Ural nur wenig von den Isothermen 2—3° R. ab. Von der norwegischen Küste (63°) senkt sie sich allmählich von Petersburg bis zur Breite von Perm und fällt fast überall mit der Polargrenze des Weizens zusammen. Die Vegetationszeit beträgt in Brüssel 6, in Petersburg 5 Monate. In doppelter Hinsicht verhält sich die E. anders als die Buche: sie fordert zur Belaubung eine etwas höhere Temperatur (9—10° R.), verliert aber im Herbst die Blätter erst, wenn die tägliche Wärme tiefer gesunken ist als zu Anfang der Vegetationsperiode (in Petersburg unter 2°). Hierdurch wird es der E. möglich, so viel weiter als die Buche in das Klima Rußlands einzudringen, obgleich die Vegetationszeit fast dieselbe ist. In den Alpen geht die Buche bis 1371, als Strauch bis 1511 Meter, die E. aber nur bis 918 Meter; an der Nordseite der Grimsel die Buche bis 951, die E. bis 772 Meter. In Deutschland kommen die schönsten, aber niemals ganz reinen Stieleichenwälder in der mitteldeutschen fruchtbaren Ebene und am Niederrhein vor. In früherer Zeit scheint diese und die folgende Art in der Ebene und auf den niedrigen Gebirgen herrschender gewesen zu sein als jetzt. Die Eicheln bleiben nur in dem Jahr nach der Reife keimfähig, keimen aber sehr leicht; die jungen Pflanzen wachsen in den ersten 4—6 Jahren sehr ungerade und knickig, erst bei 15—20 Jahren beginnt der Stamm sich zu strecken; im mittlern Lebensalter hat die E. den stärksten Zuwachs, im hohen Alter setzt sie nur noch sehr dünne Jahresringe an; die Pfahlwurzel stirbt dann leicht ab, und der Stamm wird kernfaul. Das Alter, welches die E. erreicht, ist schwer festzustellen, und die Ansichten darüber sind sehr getheilt. Wegen der eintretenden Kernfäule macht in der Regel ein Sturm dem Leben alter Bäume ein Ende. Eine E. bei Saintes, Departement Charente inférieure, von ca. 19 Meter Höhe und 8,7 Meter Durchmesser wird auf 2000 Jahre geschätzt, und Koch glaubt, daß einige Eichen des Muskauer Parks aus der Heidenzeit stammen. Viele Forstmänner bestreiten aber, daß die E. ein so hohes Alter erreicht. Fruchtbar wird die E. ziemlich früh; Samenjahre kehren etwas häufiger als bei der Buche wieder, und ganz samenlose Jahre sind selten. Die E. ist sehr vielen Krankheiten ausgesetzt (Sonnenbrand, Stock- und Kernfäule, Wipfeldürre, Krebs). Kein Baum beherbergt so viel Insekten wie sie; besonders bemerkenswerth sind die Gallwespen, die hauptsächlich auf Eichen leben. Schädlich werden der E. der Maikäfer, Processionsspinner, Eichenblattwickler; aber nur in mehreren aufeinander folgenden Jahren wiederholte Entlaubung kann jungen Eichen tödtlich werden, alte Eichen sind durch ihr großes Ausschlagsvermögen geschützt. Das Holz der E. hat sehr dicke und breite Markstrahlen (Spiegel, Spiegelfasern) und sehr weite Gefäße; das Kernholz ist heller oder dunkler röthlich-graubraun, bisweilen fast braunschwarz, das 8—13 Jahre umfassende Splintholz ist bedeutend heller. Die Härte ist mittelmäßig und die Dichtigkeit ziemlich gering. Es ist unter allen Verhältnissen sehr dauerhaft und dient in der Technik als das wichtigste Schiff- und Wasserbauholz, auch sonst als sehr geschätztes Bau-, Nutz- und Werkholz. Sehr viel wird es zu Fässern benutzt. Als Brenn- und Kohlholz steht es dem Buchenholz

Eiche.

Stieleiche (Quercus pedunculata).

1. Blühender Maitrieb. — 2. Triebspitze mit den gestielten Früchten. — 3. Stück eines männlichen Kätzchens. — 4. Staubbeutel von oben und von unten. — 5. Querschnitt desselben. — 6. Weibliche Blüte. — 7. Dieselbe längsdurchschnitten (3 bis 7 vergrössert). — 8. Laubloser Trieb mit den Knospen.

etwas nach; die Rinde dient als Gerbmaterial (s. Eichenrinde), auch die Eicheln finden vielfache Verwendung. Gallwespen erzeugen auf den Blättern die Galläpfel, an den jungen Früchten die Knoppern. In der Kultur befinden sich zahlreiche Varietäten der Sommereiche, z. B. Q. salicifolia, mit weidenartigen Blättern; Q. pyramidalis *Gmd.*, Pyramideneiche, mit pappelartigem Pyramidenwuchs; Q. pendula, Trauereiche, mit dünnen, langen, hängenden Zweigen. Auch hat man Varietäten mit tiefer und feiner geschlitzten, bunten Blättern und niedrige, strauchartige Formen. Die Wintereiche (Steineiche, Q. sessiliflora *Salisb.*, Q. Robur *Mill.*) hat deutlich gestielte Blätter ohne ohrähnliche Anhängsel an der Basis und trägt gedrängt stehende, mehr eiförmige Eicheln auf einem sehr kurzen Fruchtstiel (daher Traubeneiche); sie blüht mit Entfaltung der Blätter, schlägt aber etwa 14 Tage später aus als die vorige Art. Die Blätter haben 6—8 regelmäßigere Einschnitte und sind zierlicher. Der Baum bleibt meist niedriger, erscheint gedrungener, erreicht kein so hohes Alter und verbreitet sich nicht so weit nach Norden wie die Sommereiche; in den Alpen geht er nur bis 565 Meter. Sonst gilt von ihm, was von der vorigen Art gesagt ist. Auch von der Wintereiche werden mehrere Formen kultivirt, von denen besonders die Speiseeiche (Q. esculus *L.*) wegen ihrer eßbaren Früchte bemerkenswerth ist. Die Galleiche (Q. infectoria *Oliv.*) hat deutlich gestielte, an der Basis meist abgerundete Blätter und trägt auf einem kurzen Stiel 1—3 untereinander stehende Früchte. Sie wächst in Rumelien, Griechenland, Kleinasien, Syrien, Persien und liefert besonders die Galläpfel. Die weichhaarige E. (Q. lanuginosa *Thuill.*, Q. pubescens *Willd.*) hat deutlich gestielte, in der Jugend auf beiden Flächen grau behaarte, später fast kahle Blätter, bleibt kleiner als unsere Eichen, wächst in ganz Südeuropa, auch diesseit der Alpen, im Orient bis an das Kaspische Meer, wahrscheinlich auch in Nordafrika. — B. Eichen der Neuen Welt mit im Herbst abfallenden Blättern und grauweißer, in breiten, dünnen Stücken sich lösender Rinde (Weißeichen). Die Blätter verfärben sich nicht im Herbst. Die weiße E. (Q. alba *L.*), mit fiederspaltigen, selten buchtig gelappten, in einen deutlichen Stiel verschmälerten, in der Jugend behaarten, später fast kahlen Blättern und ziemlich großen Früchten, ein schöner, bis 25 Meter hoher Baum, bildet in den Vereinigten Staaten große Wälder. Die großfrüchtige E. (Q. macrocarpa *Mchx.*), mit ziemlich langgestielten, 36 Centim. langen, tief-, aber ungleich fiederspaltigen, im Alter nur auf der Unterfläche, aber meist bleibend behaarten Blättern und 5 Centim. langen Früchten, die zu zwei Dritteln oder fast ganz von der breiten, am obern Ende mit haarförmigen Schuppen besetzten Fruchthülle umschlossen sind und mild schmecken, ist ein großer Baum, der in den Vereinigten Staaten sehr verbreitet ist und große Wälder bildet. — C. Eichen mit immergrünen Blättern. Die immergrüne E. (Q. Ilex *L.*), mit gestielten, rundlichen oder länglichen, am Rand ganzen oder buchtig gezähnten, fast kahlen oder, besonders auf der Unterfläche, filzigen Blättern, wächst meist als sparriger, 2,5—3,8 Meter hoher Strauch in den Mittelmeerländern und auf den Inseln, liefert viele Kulturformen, von denen die wichtigste die Korkeiche (Q. Suber *L.*) ist, bei der sich die Rinde des Stammes stark korkartig entwickelt und den Kork liefert. Verwildert die Korkeiche, so geht sie endlich in die Stammform zurück. Die meist langen Früchte der immergrünen E. werden in Spanien, Südfrankreich und Nordafrika ganz allgemein gegessen und heißen Ballota (daher Q. Ballota *Desf.*). Auf einer andern Abart, Q. coccifera *L.*, wohnt die als Kermesbeeren in den Handel kommende Schildlaus (Coccus Ilicis *Fabr.*). Die Rinde der immergrünen E. dient als Gerbmaterial. — 2. Gruppe: Eichen mit im zweiten Jahre reifenden Früchten. Die weidenblätterige E. (Q. Phellos *L.*), mit kurzgestielten, schmal elliptischen, in der Jugend behaarten, später kahlen, meist ganzrandigen, abfallenden Blättern, ist einer Silberweide ähnlich, wird 16—19 Meter hoch, ist auf der Westseite Nordamerika's sehr verbreitet. Die Wassereiche (Q. nigra *L.*), mit gestielten, an jungen Pflanzen buchtig gelappten, an großen Bäumen keilförmigen, ganzrandigen, meist zwei und mehrere Jahre ausdauernden Blättern, wächst an feuchten Stellen in Nordamerika, besonders im Westen. Die Färbereiche (Q. velutina *Lam.*) hat langgestielte, tief fiederspaltige, auf der Unterfläche behaarte, im Herbst sich braunroth färbende, bis 30 Centim. lange Blätter und eine dicke, sehr gefurchte Rinde, wird 25 Meter hoch, bildet in den Vereinigten Staaten große Wälder und liefert das Quercitronholz. Die sehr ähnliche Scharlacheiche (Q. coccinea *Wangenh.*) hat einen rothen Blattstiel und rothen Mittelnerv, wird im Herbst scharlachroth, bildet in den Vereinigten Staaten große Wälder; ihr Holz wird vielfach nach England ausgeführt. Die Rotheiche (Q. rubra *L.*), mit langgestielten, fiederspaltigen, nur in der Jugend behaarten, 20—30 Centim. langen Blättern und großen eirunden Früchten, ein schöner, großer Baum, bildet vom Huronsee bis Florida und Texas ausgedehnte Wälder. Dasselbe gilt von der sehr schnellwüchsigen Sumpfeiche (Q. palustris *Dur.*), mit sehr langgestielten Blättern und kleinen Früchten. Die kastanienblätterige E. (Q. castaneaefolia *C. A. Mey.*), mit gestielten, schmal länglich lanzettförmigen, mit zehn sehr oberflächlichen Abschnitten auf jeder Seite versehenen, den Winter über ausdauernden, im Frühjahr abfallenden Blättern, ist der Kastanie ähnlich, wird 20—25 Meter hoch und bildet in Rumelien, Kleinasien und Nordpersien bis zum Kaspischen Meer große Wälder. Die Knoppernreiche (Baloneneiche, Q. Aegilops *L.*), mit gestielten, länglich elliptischen und mit meist kurzen, in eine borstenförmige Spitze auslaufenden Abschnitten versehenen, den Winter ausdauernden, im Frühjahr abfallenden, auf der Unterfläche behaarten Blättern und abstehenden oder zurückgekrümmten, schmal länglichen Schuppen auf der Fruchthülle, ist ein ziemlich hoher Baum in Rumelien, Griechenland und Kleinasien, dessen Fruchthüllen als orientalische Knoppern in den Handel kommen (vgl. Dodona). Die Eicheln dieser Art nährten die ältesten Bewohner Griechenlands. Die Zirn- oder Zerreiche (österreichische, burgundische E., Q. cerris *L.*), mit gestielten, länglichen, fiederspaltigen oder oberflächlich gelappten, sehr veränderlichen Blättern und steifen, langen, abstehenden Schuppen auf der Fruchthülle, ein großer Baum mit ungemein festem und hartem Holz (Iron oak der Engländer) und eßbaren Früchten, wächst in Südeuropa, auch diesseit der Alpen, in Mähren, Ungarn, Serbien sowie in Kleinasien und Syrien. Seine Rinde dient als Gerbmaterial. Vgl. Kotschy, Die Eichen Europa's und des Orients (Olmütz 1862).

In der Forstwirtschaft nimmt die Kultur der E. eine hervorragende Stelle ein. Allerdings hat die Hingabe ausgedehnter Waldflächen an die Landwirtschaft seit 1750 den zur Erziehung der E. geeigneten Boden erheblich vermindert; allein die verbesserte Technik der Holzerziehung weiß auch auf weniger kräftigen Waldböden noch Eichen zu erziehen, und die moderne Forstwirtschaft betrachtet es als eins ihrer wichtigsten Ziele, die Nachzucht dieser werthvollen Holzart, in Deutschland namentlich der Stieleiche und Steineiche, zu ermöglichen. Die Erziehung der E. erfolgt überall da, wo es sich um Nutz- und Bauholzerzeugung handelt, in Baumholzbeständen (Hochwald) oder im Oberholz des Mittelwalds; da, wo die Erzeugung von Gerbrinde erstrebt wird, in Niederwaldbeständen (Eichenschälwald). In Baumwaldungen wird die E. nur selten rein erzogen, meist in Vermischung mit Buchen, Hainbuchen, Ulmen, Eschen, Ahorn, Birken, Kiefern. Reiche Böden allein gestatten die Erziehung reiner Eichenorte, und auch auf ihnen tritt im Baumholzalter leicht Bodenverwilderung ein, weil die E. bei sehr großem Lichtbedürfnis im höhern Alter den Boden nicht vollkommen zu decken im Stande ist. Im Eichenhochwald sind 120—180jährige Umtriebe zur Zeit am häufigsten. Die Bestandsverjüngung erfolgt durch eigentlichen Samenschlag mit sehr rascher Räumung der verjüngten Orte (nach 2—3 Jahren) oder in Schirmschlägen, in welchen unter dem lichten Schirm anderer Holzarten die E. eingesäet wird. Wo im Buchenhochwald bei der Verjüngung reichliche Beimischung der E. erreicht werden soll, haut man 8—10 Jahre vor dem Anhieb des Buchenbestands große Löcher (0,2—0,5 Hektar) frei, besäet dieselben voll mit Eicheln und erzieht so vorwüchsige große Eichenhorste (sogen. Spessartbetrieb). Die E. bedarf eines Schutzes von Mutterbäumen nicht und kann durch Saat oder Pflanzung auf Kahlflächen erzogen werden. Reine Eichenbestände im Stangenholzalter (50—70 Jahre), welche nicht auf ungewöhnlich kräftigen Böden stocken, müssen zur Erhaltung der Bodenkraft unterbaut werden. Etwa ein Drittel der Bestandsmasse wird herausgenommen und dann der Bestand mit Buchen, Hainbuchen, Fichten oder Tannen unterpflanzt (Lichtungsbetrieb). Im Mittelwald bildet die E. einen sehr schätzbaren Oberbaum. Zur bessern Ausformung des Stammes und zur Verminderung des Schirmdrucks werden hier häufig Aufastungen angewendet. Neuere Untersuchungen haben jedoch dargethan, daß die Hinwegnahme stärkerer Aeste für die Gesundheit des Stammes leicht gefährlich wird, indem die Wundfläche eine Einzugspforte für Verpilzung und Vermoderung bildet. Um dies zu verhindern, sind die Aeste glatt am Stamm wegzunehmen und die Wundflächen mit Steinkohlentheer zu bestreichen. Aeste von mehr als 10 Centim. Stärke überhaupt noch wegzunehmen, ist nicht rathsam. Sehr große Bedeutung, namentlich für Frankreich, Belgien, das westliche und südliche Deutschland, hat der Eichenschälwaldbetrieb. Er ist ein Niederwaldbetrieb mit meist 15—20jährigem Umtrieb. Die Traubeneiche ist die für diesen Betrieb geeignetste Eichenart. Der Hieb erfolgt tief, um reichliche und kräftige Wurzel- und Wurzelknotenausschläge zu erzeugen. Die Rindengewinnung durch Abschälen der Rinde in der Zeit der Frühlingssaftbewegung wird am stehenden oder liegenden Holz bewirkt. Die ausgehenden (d. h. nicht mehr ausschlagsfähigen) Stöcke müssen durch Saat oder Pflanzung ersetzt werden. Man wendet bei letzterer mit gutem Erfolge gestummelte (d. h. über dem Wurzelknoten abgeschnittene) Pflanzen an. Mit dem Eichenschälwaldbetrieb wird vielerorts eine periodische Fruchtnutzung (Roggen oder Buchweizen) verbunden (Hauberg, Hackwald). Das forstliche Verhalten der beiden genannten Eichenarten ist kein sehr verschiedenes. In vielen Gegenden Deutschlands gibt man in höheren Lagen und auf ärmerem Boden der Traubeneiche den Vorzug. Sie geht höher in den Bergen und beherrscht in Deutschland ein weitaus größeres Gebiet als die Stieleiche, ist namentlich herrschend auf dem Bunten Sandstein (Solling, Spessart), dem Urgebirge (Harz), im Flachland mit sandigen Böden. Die Stieleiche herrscht dagegen im Aue- und Flußboden und in einzelnen dem Uebergangsgebirge angehörigen Waldgebieten (Gegend von Siegen), ebenso auf Kalkboden. Die Gebrauchsfähigkeit beider Eichenarten ist fast die gleiche, doch ist das Holz der Traubeneiche etwas schwerer. Die beiden Species lassen sich leicht durch Saat und Pflanzung kultiviren, und zwar durch letztere auf allen Stufen des Kindheitsalters (bis zur Stangenstärke); doch bleiben die Saat oder die Pflanzung schwächerer Pflanzen (bis 1,5 Meter Höhe) die sichersten Methoden. Beide Arten verlangen tiefgrundigen, frischen Boden, gedeihen jedoch, wenn diese beiden Bodeneigenschaften vorhanden sind, auch auf mineralisch wenig kräftigen Bodenarten recht gut. Man erzieht die Eichenpflanzen in Saatkämpen, pflanzt sie im zweijährigen, fünfjährigen, beziehungsweise achtjährigen Alter in Pflanzkämpen um, wobei eine sorgfältige Kronenausformung durch Schneideln stattfindet, und pflanzt sie dann in die Verjüngungsorte. Vgl. Burckhardt, Säen und Pflanzen (4. Aufl., Hannov. 1870); Geyer, Die Erziehung der E. 2c. (Berl. 1870); v. Manteuffel, Die E., deren Anzucht, Pflege und Abnutzung (2. Aufl., Leipz. 1874); Reuter, Die Kultur der E. und Weide (2. Aufl., Berl. 1867); v. Schütz, Die Pflege der E. (das. 1870).

Die E. ist schon mit den ältesten naturreligiösen Mythen und Kulten der europäischen Völker eng verknüpft, besonders mit denen der alten Griechen, Etrurier, Germanen, Kelten, Skandinavier, Preußen 2c. Die E. zu Dodona in Nordgriechenland war der Sitz des ältesten hellenischen Orakels, dessen Willen die Priester aus dem Rauschen ihrer Blätter vernahmen. Bei den Römern war die E. dem Jupiter gewidmet (arbor Jovis). Die alten Gallier und Deutschen hielten die E. für einen heiligen Baum. Die Eichenwälder waren den Göttern geweiht, und unter den stärksten und höchsten wurden die Opfer dargebracht. Auch mehrere slawische Völker hielten die E. für heilig und brauchten das Eichenholz zu Opferfeuern. Als das Christenthum nach Deutschland und in die Länder an der Ostsee drang, wurden viele alte heilige Eichen niedergehauen. Insbesondere soll eine heilige E. bei Geismar in Hessen berühmt gewesen sein, welche vom heil. Bonifacius gefällt wurde. Auch bei den Israeliten und Persern stand die E. in hohen Ehren. Der Eichenkranz, als Schmuck, war zu allen Zeiten ein ernstes Symbol; in alten Zeiten bekränzten sich die Priester damit, auch war er Belohnung römischer Bürgertugend. Das Eichenlaub ist auf die gothische Ornamentik von bedeutendem Einfluß gewesen. Vgl. Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen (Berl. 1874).

Eiche Karls II., Sternbild am südlichen Himmel, beim Schiff Argo, von Halley 1677 seinem König zu Ehren benannt.

Eichel, die Frucht der Eiche, s. Eicheln; Theil des männlichen Gliedes, s. Geschlechtstheile; Karte, s. Spielkarten.

Eicheln, die Früchte der Eichen, bestehen aus dem dünnen, schalenartigen, zerbrechlichen Fruchtgehäuse, einer zarten, braunen Samenhaut und den aus zwei großen, gewölbten, fleischigen Keimblättern gebildeten Samen, welche unter ihrer Spitze das kleine, aufwärts gerichtete Würzelchen sammt dem Knöspchen bergen. Die E. unserer beiden Eichen (Q. Robur und pedunculata) schmecken sehr schwach süßlich, dann bald mehr, bald weniger stark bitterlich adstringirend, während die E. mancher südlichen Arten wohlschmeckend sind. Unsere E. enthalten 7—9 Proc. Gerbsäure, 35—38 Proc. Stärke, 7—8 Proc. unkrystallisirbaren Zucker, 3—4 Proc. fettes Oel, 2—5 Proc. Harz, ferner Gummi, Eiweißstoffe, Spuren von ätherischem Oel und Citronensäure. Die Asche ist reich an Kali und Phosphaten. Ein eigenthümlicher Bestandtheil ist der Eichelzucker, Quercit $C_6H_{12}O_5$. Die E. sind ein Lieblingsfutter der Schweine, die man daher in Eichenwälder zu treiben pflegt. Zur Stallmast der Schweine verwendet man sie entweder gedörrt oder gemahlen. Um sie zu malzen, bringt man sie frisch in eine mit Wasser gefüllte Grube oder benetzt sie mit Salzwasser, worauf sie keimen. Ihre Nährkraft und Zuträglichkeit wird dadurch bedeutend erhöht. Eichelmast gibt ein schmackhaftes Fleisch und festen Speck. Auch den Mastochsen gibt man E., und zwar zerstoßen unter den Häckſel gemischt. Den Schafen sind sie nicht zuträglich, wohl aber dem Federvieh, mit Ausnahme der Gänse. Behufs der Brodbereitung hat man die E. durch Auslaugen mit kaltem oder warmem Wasser oder durch Dämpfen entbittert, dann getrocknet und gemahlen; das daraus bereitete Brod ist indeß schwer verdaulich. Geschälte E. werden geröstet und dienen dann als Kaffeesurrogat, namentlich für skrofulöse Kinder. Die Wirkung dieses Getränks ist natürlich von der des Kaffees ganz verschieden, da den E. das Kaffeïn sowohl wie das dem gerösteten Kaffee eigenthümliche ätherische Oel fehlt. Und darin beruht vielleicht der einzige Werth desselben. Auch in der Branntweinbrennerei hat man E. benutzt; sie sollen einen sehr reinen, dem Kornbranntwein ähnlichen Spiritus geben.

Eichelschwamm, s. Phallus.

Eichen (das, lat. Ovulum), in der Botanik s. v. w. Samenknospe (s. d.).

Eichen (Aichen, Verificiren), das amtliche Abgleichen und Berichtigen der für den Verkehr und den Gebrauch bestimmten Maße und Gewichte; Eichungsamt, Eichungsstelle, die hierzu eingesetzte Behörde; Eichmeister, Eichungsinspektor, Verifikateur, der hiermit beauftragte Beamte; Eichordnung, die Zusammenstellung der beim E. zu beobachteten gesetzlichen Vorschriften; Eichgebühren, die für das E. an die Eichämter zu entrichtende Vergütung; Eichschein, die amtliche Bescheinigung über die erfolgte Eichung und die Entrichtung der Eichgebühren. Je nach der Beschaffenheit der zu eichenden Maße und Gewichte ist die dabei vorzunehmende Manipulation eine verschiedene. So werden auf hölzerne Gefäße die Eichzeichen oder Stempel eingebrannt, auf gläserne eingeschliffen, auf metallene eingeprägt, nachdem zuvor durch Vergleichung der zu eichenden Maße und Gewichte mit den Normalmaßen und -Gewichten die Uebereinstimmung der ersteren mit den letzteren konstatirt worden ist. Nun ist freilich eine absolute Uebereinstimmung kaum erreichbar; auch bei der sorgfältigsten Vergleichung mit den besten Apparaten kann es nicht ausbleiben, daß die geeichten Gegenstände von dem Normalgewicht oder -Maß um ein Minimum abweichen. Eben deshalb ist in den Eichordnungen regelmäßig eine sogen. Fehlergrenze aufgestellt, welche das Maximum der zulässigen Abweichung von den Normalen genau bezeichnet. Nach der gegenwärtigen deutschen Reichsgesetzgebung insbesondere werden in Ansehung der Normale folgende Unterscheidungen gemacht: 1) das Urmaß und Urgewicht, 2) die Hauptnormale, 3) die Eichungsnormale. In letzterer Beziehung wird noch zwischen Gebrauchsnormalen und Kontrollnormalen unterschieden. Nach der nunmehr zum Reichsgesetz erhobenen Maß- und Gewichtsordnung für den Norddeutschen Bund vom 17. Aug. 1868 (Bundesgesetzblatt 1868, Nr. 28, S. 473 ff.), welche das Meter mit decimaler Theilung und Vervielfältigung zur Grundlage des deutschen Maß- und Gewichtssystems machte, gilt nämlich als Urmaß derjenige Platinstab, welcher im Besitz der königlich preußischen Regierung befindlich und im Jahr 1863 mit dem im damaligen kaiserlichen Archiv zu Paris aufbewahrten Mètre des archives verglichen worden ist. Ebenso gilt als Urgewicht ein im Besitz der königlich preußischen Regierung befindliches Platinkilogramm, welches im Jahr 1860 mit dem Kilogramme prototype zu Paris verglichen wurde. Von diesem Urmaß und Urgewicht werden nun von der Normaleichungskommission zu Berlin den Aufsichtsbehörden der Eichungsstellen beglaubigte Kopien geliefert. Auf Grund derselben stellen dann diese Aufsichtsbehörden die sogen. Hauptnormale her, nach welchen die Kontrollnormale der einzelnen Eichungsstellen richtig erhalten werden. Diese letzteren führen nämlich einmal Gebrauchsnormale, nach welchen die Richtigkeit der zu eichenden Verkehrsgegenstände bei den Eichungsarbeiten beurtheilt wird, und Kontrollnormale, welche zur Berichtigung der Gebrauchsnormale an der Eichungsstelle dienen. Die Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 (Art. 18 und 23) hatte nämlich verfügt, daß eine Normaleichungskommission mit dem Sitz in Berlin für das gesammte Bundesgebiet bestellt werden solle, und diese Kommission trat laut Bekanntmachung des Bundeskanzlers vom 16. Febr. 1869 (Bundesgesetzblatt 1869, Nr. 241, S. 46) unter der Leitung des Direktors der königlichen Sternwarte zu Berlin, des Professors Förster, ins Leben. Diese neu geschaffene Bundesbehörde erließ dann die Eichordnung vom 16. Juli 1869 (Bundesgesetzblatt 1869, Beilage zu Nr. 32, S. 1 ff.), welche jetzt im ganzen Umfang des Reichsgebiets (mit mehreren Modifikationen und Zusätzen durch spätere Verordnungen und Nachträge) Geltung hat. Die Normaleichungskommission hat darüber zu wachen, daß innerhalb des Reichsgebiets das Eichungswesen nach übereinstimmenden Regeln, wie solche in der Eichordnung gegeben, und dem Interesse des Verkehrs entsprechend gehandhabt werde. Die Errichtung der einzelnen Eichungsämter ist den Bundesregierungen überlassen und nach Maßgabe der Landesgesetzgebung zu bewirken; dasselbe gilt von den Aufsichtsbehörden der Eichungsstellen. Die Eichungsämter selbst können auf einen einzelnen Zweig des Eichungsgeschäfts beschränkt sein oder mehrere Zweige desselben umfassen. Sie müssen mit den nöthigen

Normalen, Stempeln, Siegeln und allen Apparaten und Hülfsmitteln, welche bei Anwendung der Normale erforderlich, versehen sein, und zwar können die Gebrauchsnormale von der Eichungsstelle selbst beschafft oder von der Aufsichtsbehörde geliefert werden. Die Lieferung der bei jeder Eichungsstelle zu haltenden Kontrollnormale aber erfolgt entweder durch die Normaleichungskommission, oder durch die betreffende Aufsichtsbehörde, welche sich im Besitz von Hauptnormalen befindet. Zur Herstellung und Beglaubigung der Hauptnormale aber sind außer der Bundeseichungskommission, nur solche Eichungsbehörden befugt, welche beglaubigte Kopien des Urmaßes und Urgewichts besitzen. Die Vergleichung der Hauptnormale auf ihre fortdauernde Richtigkeit wird in längeren Zwischenräumen von der Normaleichungskommission vorgenommen. Was die Geschäfte der Eichungsstellen im einzelnen anbelangt (Eichordnung §§ 79 ff.), so haben dieselben einmal die ihr zur Eichung und Stempelung überbrachten, für den öffentlichen Verkehr bestimmten neuen Gegenstände, deren Eichung in ihren Geschäftskreis fällt, ohne Berücksichtigung des Ursprungsorts der Gegenstände auf ihre Richtigkeit den Vorschriften der Eichordnung entsprechend zu prüfen und abzustempeln, sofern dieselben größere als die noch zulässigen Abweichungen von der Richtigkeit nicht zeigen. Außerdem sind aber die Eichungsstellen verpflichtet, an den Gegenständen, die bei jener Prüfung noch nicht stempelfähig befunden worden, solche Berichtigungsarbeiten auszuführen, welche sich innerhalb der Grenzen der im Verkehr noch zulässigen Abweichungen halten, und für welche sie die erforderlichen Einrichtungen besitzen, indem weiter gehende Berichtigungsarbeiten der Privatverständigung der Betheiligten überlassen bleiben. Endlich hat jede Eichungsstelle solche bereits im Verkehr befindliche und mit dem Eichungsstempel versehene Gegenstände, zu deren Prüfung sie eingerichtet ist, auf erhaltene Veranlassung entweder auf ihre Richtigkeit im Sinn der Eichordnung (Nacheichung), oder auf die äußersten Grenzen der im öffentlichen Verkehr zu duldenden Abweichungen von der absoluten Richtigkeit (Revision) zu prüfen. Zeigt der Gegenstand bei der Revision eine geringere als die im Verkehr noch zulässige größte Abweichung, und ist sein früherer Stempel noch genugsam kenntlich, so kann ohne weiteres die Zurückgabe erfolgen; im entgegengesetzten Fall ist er entweder zu berichtigen und neu zu stempeln, oder durch Vernichtung des frühern Beglaubigungszeichens für den Verkehr als untauglich zu kennzeichnen. Die Eichungsstellen erheben für die Eichungsarbeiten die ihnen nach Maßgabe der Eichgebührentaxe vom 12. Dec. 1869 (Bundesgesetzblatt 1869, Beilage zu Nr. 40, S. 1 ff.) zukommenden Gebühren, neben welchen sie aber auch noch die Auslagen für etwa verwendetes Material in Ansatz bringen können. Ueber die von ihnen vorgenommenen Prüfungen haben die Eichungsämter Eichscheine oder Befundbescheinigungen auszustellen, auf denen zugleich über die Gebühren und Auslagen Quittung ertheilt wird. Jede Eichungsstelle hat übrigens nach Maßgabe eines von der Bundesnormaleichungskommission auszugebenden Schema's jährlich eine Zusammenstellung der von ihr ausgeführten Eichungsarbeiten anzufertigen und ihrer Aufsichtsbehörde einzusenden. Nähere Vorschriften »über das Material, die Gestalt, die Bezeichnung und die sonstige Beschaffenheit der vom 1. Jan. 1872 ab im öffentlichen Verkehr geltenden und bereits vom 1. Jan. 1870 ab zur Eichung zuzulassenden neuen Maße und Gewichte sowie über die von Seiten der Eichungsstellen bei der Eichung dieser Maße und Gewichte innezuhaltenden Fehlergrenzen« sind in dem ersten Abschnitt der Eichordnung vom 16. Juli 1869 enthalten, und zwar in Ansehung der Längenmaße (§§ 1—4), der Flüssigkeitsmaße (§§ 5—13), der Hohlmaße für trockene Gegenstände (§§ 14—21), der Gewichte (§§ 22—30), der Wagen und sonstigen Meßwerkzeuge (§§ 31—39), der Alkoholometer und der dazu gehörigen Thermometer (§§ 40—42) und der Gasmesser (§§ 43—48). In einem Nachtrag zur Eichordnung vom 15. Febr. 1871 (Beilage zu Nr. 11 des Bundesgesetzblatts 1871) sind dann noch Vorschriften über die Eichung und Stempelung von Maßen und Meßwerkzeugen für Brennmaterialien sowie für Kalk und andere Mineralprodukte, in einem weitern Nachtrag vom 31. Jan. 1872 (Beilage zu Nr. 11 des Reichsgesetzblatts 1872) über die Eichung und Stempelung der Goldmünzgewichte, und in einem Nachtrag vom 25. Juni 1872 (Beilage zu Nr. 26 des Reichsgesetzblatts 1872) über die Zulassung von Federwagen zur Eichung und Stempelung und zur Anwendung beim Wägen von Eisenbahnpassagiergepäck gegeben. Außerdem sind noch unterm 30. Juni 1870 (Beilage zu Nr. 29 des Bundesgesetzblatts 1870), 6. Mai 1871 (Beilage zu Nr. 23 des Reichsgesetzblatts 1871), 31. Jan. und 19. März 1872 (Beilage zu Nr. 12 des Reichsgesetzblatts 1872) Nachträge zur Eichordnung, resp. zur Eichgebührentaxe gegeben worden. Vgl. v. Rönne, Verfassung des Deutschen Reichs (2. Aufl., Berl. 1874).

Eichen, Dorf im bad. Kreis Lörrach, mit 440 evangel. Einwohnern, am Eichener See, der 476 Meter ü. M. liegt, 1,8 Hektar groß ist, keinen offenbaren Zufluß hat und sich abwechselnd füllt und wieder entleert, so daß er oft mehrere Jahre lang wasserleer ist und sein Boden als Feld und Wiese benutzt wird.

Eichendorff, Joseph, Freiherr von, deutscher Dichter, der letzte hervorragende Romantiker, geb. 10. März 1788 auf Schloß Lubowitz in Oberschlesien, im aristokratischen Prunk- und Lustleben des ausklingenden 18. Jahrh., aber streng katholisch erzogen, besuchte das Magdalenengymnasium zu Breslau, studirte dann zu Halle und Heidelberg die Rechte. Auf letzterer Universität ward sein poetisches Talent durch Arnim, Brentano, Görres, Creuzer, Otto von Loeben, die damals sämmtlich in Heidelberg lebten, geweckt. Der Zug zur Romantik war von vornherein entschieden, er traf mit Eichendorffs patriotischem Haß der Fremdherrschaft und mit seiner tiefen Abneigung gegen die Nüchternheit der Aufklärung zusammen. Er veröffentlichte zuerst zerstreute Gedichte unter dem Namen Florens und verfaßte einen Roman: »Ahnung und Gegenwart« (1811 vollendet; herausgeg. von de la Motte Fouqué, Nürnb. 1815). Nach Beendigung seiner Studien faßte er, da die Zustände in Preußen zunächst völlig aussichts- und hoffnungslos erschienen, den Entschluß, sein Heil im österreichischen Staatsdienst zu versuchen. Der Aufruf des Königs von Preußen »An mein Volk« führte ihn im Frühjahr 1813 nach Schlesien zurück; er trat in das Lützow'sche Freikorps und nahm in diesem und in einem Landwehrregiment an den Feldzügen des Befreiungskriegs 1813—15 Antheil. Nach dem Frieden verheirathete er sich und trat als Referendar

bei der Regierung zu Breslau ein. 1821 ward er Regierungsrath für katholische Kirchen- und Schulsachen bei der Regierung zu Danzig, 1824 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg, 1831 in das Kultusministerium nach Berlin berufen, wo er 1839 und 1840 bei seiner streng katholischen Richtung während der Kölner Wirren in Zerwürfnisse mit dem Minister gerieth, auch nachher und trotz seiner Ernennung zum Geheimen Regierungsrath sich mit seiner amtlichen Stellung nicht wieder befreundete und 1844 seine Entlassung nahm. E. lebte zunächst einige Jahre bei seiner verheiratheten Tochter in Danzig, dann ein Jahr in Wien, längere Zeit (bis Herbst 1850) in Dresden, auch abwechselnd in Berlin und auf dem ihm gehörigen Gut Sedlnitz in Mähren. Zuletzt nahm er seinen Aufenthalt wieder bei der Familie seiner Tochter im Landhaus St. Rochus bei Neisse, wo er 26. Nov. 1857 starb. Von seinen Dichtungen waren nach einander erschienen: »Krieg den Philistern«, dramatisches Märchen (Berl. 1824); »Aus dem Leben eines Taugenichts«, Novelle (das. 1826; 9. Aufl., Leipz. 1872); die Parodie »Meierbeths Glück und Ende«, Tragödie mit Gesang und Tanz (Berl. 1828); die Trauerspiele »Ezzelin von Romano« (Königsb. 1828) und »Der letzte Held von Marienburg« (das. 1830); das Lustspiel »Die Freier« (Stuttg. 1833); die Novelle »Dichter und ihre Gesellen« (Berl. 1834); »Gedichte« (das. 1837; 7. Aufl., Leipz. 1871). Eichendorffs Gedichte waren die reifste und schönste lyrische Produktion der specifischen Romantik, von tiefster Innerlichkeit, voll quellenden Lebens, voll träumerisch weicher Stimmung, duftig, eigenthümlich, dabei dem deutschen Volkslied mannigfach verwandt und von einem sprachlichen Wohllaut, welcher beinahe schon selbst Musik ist. Auch in den Novellen, namentlich dem Meisterstück »Aus dem Leben eines Taugenichts«, waren es hauptsächlich die Fülle der lyrischen Stimmung und die Anmuth des Vortrags, die sich wirksam erwiesen. In der Mitte der dreißiger Jahre begann E., welchem zum Bewußtsein kam, daß die Literaturgeschichte beinahe ausschließlich von Protestanten geschrieben werde, die ernstesten literarischen und historischen Studien. Als poetische Resultate derselben traten zunächst die vortrefflichen Uebertragungen des mittelalterlichen spanischen Volksbuchs »Der Graf Lucanor« (Berl. 1843) und der »Geistlichen Schauspiele Calderons« (Stuttg. 1846—1853) hervor. Mit dem Werk »Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland« (Leipz. 1847) eröffnete er die Reihe seiner literarhistorisch-kritischen Schriften, deren Gesammtinhalt auf eine kritische Urtheilsrevision im Sinn der modernen Katholicität hinauslief. »Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christenthum« (Leipz. 1851; 2. Aufl., Paderb. 1867), »Zur Geschichte des Drama's« (Leipz. 1854; 2. Aufl., Paderb. 1867), »Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands« (das. 1857, 3. Aufl. 1866) setzten diese Thätigkeit fort, welche in einer entschiedenen Bevorzugung und beinahe ausschließlichen Verherrlichung der spanischen Dichtung und ihrer Nachklänge in der deutschen Romantik gipfelte. Darüber nahm die eigene poetische Thätigkeit Eichendorffs, die im Anfang neben der kirchlichen Gesinnung die volle Frische und Unbefangenheit bewahrt hatte, eine specifisch tendenziöse Richtung, welche in den erzählenden Gedichten »Julian, ein Romanzencyklus« (Leipz. 1853), »Robert und Guiscard« (das. 1855) und »Lucius« (das. 1857) entschieden zu Tage trat. Außer Eichendorffs »Sämmtlichen (poetischen) Werken« (Berl. 1841—43, 4 Bde.; 2. vollständige Ausg., Leipz. 1863—64, 6 Bde.; neuer Abdruck 1870, mit Biographie) erschien nach dem Tode des Verfassers auch eine Sammlung seiner »Vermischten Schriften« (Paderb. 1867, 5 Bde.), welche seine literarischen und kritischen Arbeiten, auch seinen Nachlaß, umfaßt.

Eichenkrone, Orden der, niederländ. Civil- und Militärorden, von König Wilhelm II. für den ihm nach der Theilung Luxemburgs als Großherzogthum Luxemburg zugefallenen Theil 29. Dec. 1841 zunächst für Luxemburger und ausgezeichnete Künstler gestiftet, später allgemeiner verliehen, zerfällt in fünf (anfangs vier) Klassen: Großkreuze, Großofficiere, Kommandeure, Officiere und Ritter. Die Dekoration der Großkreuze ist ein achtstrahliger silberner Stern, auf dessen Mitte in grün emaillirtem Feld ein goldenes W unter der großherzoglichen Krone mit der Devise: »Je maintiendrai« sich befindet, um die sich eine Eichenkrone zieht; außerdem ein vierstrahliges, weiß emaillirtes, mit Gold eingefaßtes Kreuz, das in der Mitte auf grün emaillirtem Grund ein goldenes W unter der Krone zeigt. Das Band ist orangegelb mit drei dunkelgrünen Streifen. Die Großkreuze tragen den Stern auf der Brust und das Kreuz über die Schulter; die Großofficiere und Kommandeure das Kreuz um den Hals, erstere dazu den Stern; die Officiere das Kreuz an einem Band mit Rosette im Knopfloch; die Ritter ohne Rosette. Mit dem Orden ist eine Medaille verbunden.

Eichenmistel, Pflanzengattung, s. v. w. Loranthus europaeus *L.*

Eichenprocessionsspinner, s. Processionsspinner.

Eichenrinde. Die Rinde aller Eichen ist sehr reich an Gerbstoff, aber wegen der früh eintretenden Borkenbildung erhält man nicht von allen Arten eine zu technischen Zwecken verwendbare Rinde. Am tauglichsten zur Rindengewinnung sind unsere beiden Eichen Quercus pedunculata und sessiliflora, welche sich bis zum 20. und selbst 35. Jahr ziemlich borkefrei erhalten, während die Zerreiche schon nach 10—15 Jahren mit Borke bedeckt ist. In Nordamerika liefert Q. rubra *L.* E. bis zum 40. Jahr, aber Versuche mit dieser Art in Deutschland lieferten eine sehr dünne Rinde. Zur Gewinnung der E. in eigenen Wäldern (Eichenschälwäldern) löst man die Rinde von den jungen borkefreien Stämmen und Zweigen (Spiegelrinde), oder man schält alte Stämme und entfernt die Borke soviel wie möglich (Eichengrobrinde, Altholzrinde, Eichenlohe). In den Schälwäldern des Odenwalds, des Hunsrück, Taunus, der mittel- und oberrheinischen Gebirgsländer kultivirt man vorherrschend Q. sessiliflora und nur in den Flußthälern auch Q. pedunculata. In Frankreich werden gleichfalls beide Arten kultivirt, in Oesterreich Q. pedunculata und Q. Cerris. Man schält die 12—35jährigen Eichen unmittelbar nach der Oeffnung der Blattknospen, entweder stehend oder sofort nach dem Fällen und trocknet die Rinde möglichst schnell und vor Regen geschützt. Altholzrinde wird im Frühjahr zur Zeit des Safttriebes oder im Winter gewonnen und entweder noch am Stamm oder nach dem Schälen von Borke gereinigt (geputzt). Jüngere Rinde verliert dabei 20—30, ältere 50—60 Proc. Die Spiegelrinde mit ihrem silberglänzenden, in dünnen Blättern sich vom übrigen Rindenkörper lösenden Periderm ist leicht von der Altholzrinde zu

unterscheiden. Die Spiegelrinde der Zerreiche hat den geringsten Werth, die der Traubeneiche ist besser als die der Stieleiche; aber zur Unterscheidung dieser Rinden bedarf es genauer histologischen Kenntnisse. Im Handel unterscheidet man Spiegel- oder Glanzrinde von Stämmen von weniger als 10 Centim. Durchmesser, Rauh- oder Raidelrinde von Stämmen von 20—21 Centim. Durchmesser und Altholzrinde von Stämmen und Aesten von mehr als 21 Centim. Durchmesser; ferner das Erdgut von dem minderwerthigen Baumgut und dem Gipfelgut als der geringsten Sorte. Der Praktiker beurtheilt den Werth der E. nach Farbe, Bruch und Aussehen und bevorzugt lichte, am Bruch weißliche oder blaßröthliche Rinde mit leichtem, kurzfaserigem Bruch und mit Korkwärzchen. Beste Eichenspiegelrinde enthält 16—20, mittlere 12, geputzte Altholzrinde 8—10, ungeputzte 5—8 Proc. Gerbstoff. Die E. dient als wichtigstes Gerbmaterial, in der Medicin als billiges adstringirendes Mittel. Gemahlen oder gestampft heißt sie Lohe oder Gerberlohe. Vgl. Neubrand, Die Gerbrinde. Gekrönte Preisschrift (Frankf. a. M. 1869).

Eichens, 1) Friedrich Eduard, namhafter Kupferstecher, geb. 27. Mai 1804 zu Berlin, bildete sich unter Buchhorn auf der Berliner Akademie, dann in Paris und später in Parma unter Toschi. Nach seiner Rückkehr nach Berlin ward er Professor und wirkt seit 1833 daselbst als Zeichenlehrer an städtischen Schulen. Durch Fertigkeit und Korrektheit der Zeichnung, Eleganz und selbst Glanz der Behandlung zählt er zu den bedeutendsten Künstlern der Gegenwart. Von seinen Werken sind hervorzuheben: die Anbetung der heiligen drei Könige, nach Raffael (1836); die heil. Magdalena, nach Domenichino (1837); Friedrich d. Gr. als Kronprinz, nach Pesne (1846); Porträts berühmter Zeitgenossen nach Photographien, mehrere Blätter der Sammlung von Kaulbachs Wandgemälden im Neuen Museum zu Berlin und von dessen Shakespeare-Gallerie.

2) Philipp Hermann, Bruder des vorigen, geb. 13. Sept. 1812 zu Berlin, gebildet auf der Berliner Akademie und Schüler Hensels, widmete sich in Paris der Lithographie, wo er bald zu den besten Künstlern in diesem Fach gezählt ward, indem er sich durch eine Reihe trefflicher, meistens großer Blätter nach deutschen und französischen Künstlern bekannt machte. Später wandte er sich der Schwarzkunst zu, die er ebenfalls mit großem Erfolg ausübt. Neuerdings trat er als Erfinder einer besondern Art photographischen Drucks auf.

Eichenwerftkäfer, s. Holzbohrer.

Eichenwickler, s. Wickler.

Eichhase, s. Polyporus.

Eichhörnchen (Sciurina *Baird*), Familie der Nagethiere, verschieden gestaltete Nager mit dicht behaartem, oft buschigem Schwanz, breitem Stirnbein und vollständig entwickelten Schlüsselbeinen. Die vorderen Gliedmaßen werden häufig zum Ergreifen und Festhalten benutzt und besitzen in der Regel einen Daumstummel, der dann meist einen platten Nagel trägt. Das Gebiß besitzt oben fünf, unten vier Backzähne, deren drei- oder vierseitige Schmelzkronen einige sich allmählich abnutzende Querhöcker bilden. Die artenreiche Gattung E. (Sciurus *Cuv.*), über Europa, Asien, Afrika, besonders Amerika verbreitet, ist durch den langen buschigen, zweizeilig behaarten Schwanz, die langen krummen Krallen an den fingerartigen Zehen, die langen Ohren und den ganz rudimentären oder fehlenden vordern obern Backzahn charakterisirt. Das gemeine E. (S. vulgaris *L.*), 23,5 Centim. lang, mit 26 Centim. langem, zweizeiligem Schwanz, gewöhnlich fuchsroth, unten weiß, aber sehr veränderlich in der Färbung, öfters ganz schwarz mit weißem Bauch, fuchsroth mit schwarzem Bauch, auch manchmal ganz weiß oder gescheckt, im Winter in den nördlicheren Ländern weißgrau, findet sich in ganz Europa, im südlichen Sibirien bis zum Altai und nach Hinterasien in Laub- und Nadelwäldern. Es frißt alle Arten von Kernen und Nüssen, besonders Tannen-, Kiefern-, Fichtensamen, Buchecken, Eicheln, Ahornsamen, Knospen, junge Triebe, Schwämme u. dgl., indem es auf den Hinterbeinen sitzt und den Schwanz auf den Rücken schlägt. Während des Nagens erinnert es durch seine Beweglichkeit und überhaupt durch seine Manieren an die Affen. Es sammelt Wintervorrath in Baumhöhlen, baut ein geschlossenes Nest aus Reisig und Moos in Astwinkel, bisweilen 2—3, oder macht sich auch zu kürzerem Aufenthalt ein Krähen-, Elstern- oder Raubvogelnest zurecht, paart sich im März und wirft nach vier Wochen 3—7 blinde Junge. Letztere saugen vier Wochen und sind gegen den Herbst fast ausgewachsen. Haben die Alten reichlich Nahrung, so hecken sie auch wohl zum zweitenmal. Des Winters halten sie sich zwar in ihren Nestern auf, schlafen aber nicht anhaltend, sondern gehen heraus, um Nahrung zu suchen, oder aus ihrem Versteck Vorrath zu holen. Die grauen Winterpelze (bei den Kürschnern Grauwerk, Vehe, Vehbäuche genannt) werden zu Verbrämungen, Müffen, Krägen u. dgl. benutzt und kommen besonders von Rußland aus in den Handel. Die Schwanzhaare dienen zu Malerpinseln. Bei starker Vermehrung richten die E. durch Ausfressen der Holzsaat und der jungen Baumknospen Schaden an; auch stellen sie den Eiern und Jungen kleiner nützlicher Singvögel gern nach. Selbst nicht zu tief liegende Trüffeln scharren sie heraus. Ihr Hauptfeind ist der Edelmarder, auch andere Raubthiere und Raubvögel stellen ihnen nach. Bittere Mandeln sind ihnen, wie allen Nagern, wegen der beim Zerkauen sich bildenden Blausäure tödtlich. Jung aufgezogen, werden sie leicht zahm und ergötzen dann durch ihre flinken, drolligen Bewegungen. Doch ist ihnen im Alter keineswegs zu trauen, denn sie beißen, wenn sie geneckt werden, ganz empfindlich. Ihr Fleisch wird hier und da auch gegessen. Das Rötheleichhörnchen (S. russatus *Wag.*), dem gemeinen E. sehr ähnlich, lebt im südöstlichen Europa. Das graue E. (S. cinereus *L.*, S. virginianus *Brisson*), in den Eichen- und Hickorywäldern in Pennsylvanien und in einigen Gegenden am Missouri häufig, ist 29 Centim. lang, an den oberen Theilen rothgrau, an allen unteren Theilen weiß, mit schwarz, weiß und rothgrau geringeltem, 26 Centim. langem Schwanz, liefert das unter dem Namen Petit gris nach Europa kommende Pelzwerk. Das weißohrige E. (S. leucotus *L.*), in Nordamerika, ist grau oder schwarz, am Bauch weißlich, mit runden, auf beiden Seiten behaarten Ohren. Diese E. vermehren sich ungemein stark und richten zuweilen auf Feldern und in Gärten großen Schaden an; in manchen Jahren unternehmen sie in ungeheuren Scharen weite Wanderungen, immer nach Südosten vordringend und alles auf ihrem Weg verwüstend. Das Zwergeichhörnchen (S. exilis *Muell.*), 6,5 Centim. lang, mit [illegible] Centim. langem, buschig und unregelmäßig zweizeiligem Schwanz, ist oben braun, unten weißgrau, hat einen schwarzen Schwanz, lebt auf Borneo

und Sumatra. Die Erd- oder Backenhörnchen (Tamias *Illig.*) haben Backentaschen, die bis zum Hinterhaupt reichen, sind mehr auf den Boden gebannt, haben einen dünn behaarten Schwanz und gewöhnlich scharfe Längsstreifen auf dem kurzen, nicht sehr reichen Pelz. Der Burunduk (sibirisches Backenhörnchen, T. striatus *L.*) ist 13 Centim. lang, mit 10 Centim. langem Schwanz, etwas kräftiger gebaut als unser E., gelblich mit fünf schwarzen Binden auf dem Rücken, unten graulichweiß, lebt in Wäldern Nordasiens, Osteuropa's und Nordamerika's in kunstlosen Höhlen mit Vorrathskammern unter Baumwurzeln und hält einen häufig unterbrochenen Winterschlaf. Es richtet in den Scheunen nach Art der Mäuse großen Schaden an. Sein Pelzwerk findet in China Absatz. Die Flug- oder Nachthörnchen (Pteromys *G. Cuv.*) haben zwischen Vorder- und Hintergliedmaßen von der Hand- und Fußwurzel an eine oben und unten dicht behaarte Flughaut, deren vorderes Ende durch einen knöchernen Sporn an der Handwurzel gestützt wird. Der Schwanz ist rund oder zweizeilig behaart, glatt. Der Taguan (P. petaurista *F. Cuv.*), in Hinterindien, 60 Centim. lang, mit 54 Centim. langem Schwanz, hat kurze breite Ohren und große Augen, ist oben schwarzgrau, unten schmutzig weißgrau mit schwarzem Gesicht und Schwanz, lebt bei Tage in hohlen Bäumen, sucht bei Nacht seine Nahrung und macht mit Hülfe der Flatterhaut sehr weite Sprünge. Das gemeine Flattereichhorn (Ljutaga, P. vulgaris *Wagn.*, Sciurus volans *L.*), in Rußland und Sibirien, ist nur 15,75 Centim. lang, mit 13 Centim. langem Schwanz, oben fahlbraun, unten weiß, schläft am Tage in hohlen Bäumen, bevorzugt Birken, durchfliegt Entfernungen von 20—25 Meter, frißt Knospen, Sprößlinge, Kätzchen der Birken, im Nothfall auch Knospen und junge Triebe der Fichten, wird wegen seines Pelzes, welchen die Chinesen verwerthen, gejagt. Andere Flugeichhörnchen gehören zur Familie der Phalanger unter den Beutelthieren.

Eichhoff, Friedrich Gustav, franz. Philolog und Sprachgelehrter, geb. 17. Aug. 1799 zu Havre als Sohn eines Hamburger Kaufmanns, studirte zu Paris die Klassiker, vertauschte aber nach vollendetem Examen dieses Studium mit dem der orientalischen Sprachen, hauptsächlich des Sanskrit, und wurde infolge einer öffentlichen Vorlesung vom damaligen Herzog von Orléans (späterem König Ludwig Philipp) zum Erzieher von dessen Kindern ernannt. Im Jahr 1830 wurde er Bibliothekar des Königs, warf sich mit großem Eifer auf das Studium der modernen Sprachen und erhielt 1842 den Titel eines Professors für fremde Literatur in Lyon, welchem 1855 seine Ernennung zum Generalinspektor an der Universität zu Paris folgte. Seit 1847 auch Mitglied des Instituts, starb er Mai 1875. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind: »Études grecques sur Virgile« (1825, 3 Bde.); »Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde«, nebst einem Versuch zur Pasigraphie (1836); »Histoire de la langue et de la littérature des Slaves« (1839); »Tableau de la littérature du Nord au moyen-âge en Allmagne, en Angleterre et en Scandinavie« (1850); »Légende indienne sur la vie future« (1852); »Études sur Ninivé, Persépolis et la mythologie de l'Edda« (1855); »Poésie héroique des Indiens comparée à l'épopée grecque et romaine« (1860); »Concordance des quatre Évangiles« (1861) und »Grammaire générale indo-européenne« (1867), worin er eine Vergleichung der griechischen, lateinischen, gothischen, deutschen, englischen und russischen Sprache unter sich und mit dem Sanskrit anstellt. Mit Suckau zusammen gab er das »Dictionnaire étymologique des racines allemandes« (1840, neue Ausg. 1855) heraus; außerdem ist er Verfasser mehrerer Lehr- und Schulbücher sowie verschiedener Uebersetzungen aus dem Deutschen, Englischen und Russischen in Poesie und Prosa.

Eichhorn, 1) Johann Gottfried, Orientalist, Kritiker, Literarhistoriker und Geschichtsforscher, geb. 16. Okt. 1752 zu Dürrenzimmern im Fürstenthum Hohenlohe-Oehringen, studirte in Göttingen, ward Rektor zu Ohrdruf, 1775 Professor der orientalischen Sprachen zu Jena und 1788 zu Göttingen, wo er namentlich auch über die politische Geschichte alter und neuer Zeiten und über Literärgeschichte las. Er ward daselbst 1813 Mitdirektor der königlichen Societät der Wissenschaften, 1819 Geheimer Justizrath und starb 25. Juni 1827. Von seinen Werken sind zu nennen: »Einleitung in das Alte Testament« (Leipz. 1780—83, 3 Bde.; 4. Aufl., Götting. 1824, 5 Bde.); »Einleitung in das Neue Testament« (das. 1804—1814, 3 Bde.; neue Aufl. 1820—27, 5 Bde.); »Urgeschichte« (herausgeg. von J. Ph. Gabler, Nürnb. 1790—93, 2 Bde.); »Die hebräischen Propheten« (Götting. 1816—20, 3 Bde.); »Allgemeine Geschichte der Kultur und Literatur des neuern Europa« (das. 1796—99, 2 Bde., unvollendet); »Uebersicht der französischen Revolution« (das. 1797, 2 Bde.); »Literärgeschichte« (das. 1799; Bd. 1, 2. Aufl. 1813, Bd. 2, 1814); »Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten« (das. 1805—1813, 6 Bde.; Bd. 1, 2. Aufl. 1828, unvollendet); »Weltgeschichte« (das. 1799—1814, 5 Bde.; 3. Aufl. 1818—20); »Geschichte der drei letzten Jahrhunderte« (das. 1803—1806, 6 Bde.; 3. Aufl. 1817—18); »Geschichte des 19. Jahrhunderts« (das. 1817) u. a. Er gab auch das »Repertorium für biblische und morgenländische Literatur« (Götting. 1777—86, 18 Bde.) und die »Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur« (Leipz. 1787—1801, 10 Bde.) heraus.

2) Karl Friedrich, Rechtsgelehrter, besonders ausgezeichnet als Forscher im Gebiete der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Sohn des vorigen, geb. 20. Nov. 1781 zu Jena, studirte zu Göttingen, hielt daselbst als Privatdocent Vorlesungen, lebte von 1801—1803 in Wetzlar, Regensburg und Wien, habilitirte sich 1804 in Göttingen, ward 1805 als Professor nach Frankfurt a. O. und 1811 nach Berlin berufen. Nachdem er in den Freiheitskriegen als Freiwilliger mit gefochten, betrat er nach geschlossenem Frieden wieder seinen Lehrstuhl in Berlin, von wo er 1817 nach Göttingen berufen wurde. Hier lehrte er deutsches Recht, Kirchenrecht und Staatsrecht, zog sich aber 1828 wegen Kränklichkeit auf ein Landgut bei Tübingen zurück. Im Jahr 1832 folgte er nochmals einem Ruf an die Universität zu Berlin, arbeitete hier zugleich im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, widmete sich seit 1833 ganz dem Staatsdienst, ward Geheimer Obertribunal- und Legationsrath, 1838 Mitglied des Staatsraths, 1842 der Gesetzkommission, 1843 Geheimer Oberjustizrath, fungirte 1844—46 als Spruchmann beim deutschen Bundesschiedsgericht und 1843—44 als Mitglied des Obercensurgerichts. Nachdem er 1847 seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen, lebte er zurückgezogen in Köln und starb daselbst 4. Juli 1854. Schriften: »Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte« (Götting. 1808—1818, 4 Bde.; 5. Aufl.

1843—44), »Einleitung in das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts« (das. 1824, 5. Aufl. 1845) und »Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Religionsparteien in Deutschland« (das. 1831—33, 2 Bde.). Auch ein Trauerspiel, »Chriemhildens Rache«, nach dem Nibelungenlied bearbeitet, erschien von ihm (Götting. 1824); im Este'schen Legitimitätsstreit schrieb er gegen Zachariä und Klüber (Berl. 1835). Seit 1815 redigirte er, anfangs mit Savigny und Göschen, dann mit Rudorff die »Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft«.

3) Johann Albrecht Friedrich, preuß. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. 2. März 1779 zu Wertheim a. M., studirte zu Göttingen, ward 1800 Auskultator bei der Kleve'schen Regierung, 1801 Auditeur und Regimentsquartiermeister, 1806 Assessor beim Kammergericht zu Berlin, 1810 Kammergerichtsrath und zugleich Syndikus bei der neu errichteten Universität zu Berlin, arbeitete nach dem Aufruf des Königs zur Volksbewaffnung 1813 im Ausschuß für Landwehr und Landsturm zu Berlin und folgte im August d. J. als Freiwilliger der schlesischen Armee bis zur Einnahme von Leipzig. Hier wurde er vom Minister vom Stein in die Centralregierung der gegen Frankreich verbündeten Mächte über die eroberten Lande berufen. Die Wirksamkeit dieser Verwaltung beschrieb er in der anonym erschienenen Schrift: »Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Freiherrn vom Stein« (Deutschland 1814). Nach der Rückkehr Napoleons I. von Elba beauftragt, den Staatsminister Altenstein in der Verwaltung der besetzten französischen Provinzen zu unterstützen, machte er sich sehr verdient um die Wiedererlangung der geraubten deutschen Schätze der Wissenschaft und Kunst sowie um die Liquidation der zahllosen Privatreklamationen aus Preußen und anderen deutschen Ländern an Frankreich. Er ward sodann Geheimer Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, später auch vortragender Rath bei dem Staatskanzler v. Hardenberg und 1817 Mitglied des Staatsraths. E. gehörte von 1817—40 zu den verdienstvollsten und einflußreichsten Staatsmännern, welche die Grundlagen der spätern Machtentwickelung Preußens damals geschaffen haben. Er bearbeitete besonders die deutschen Angelegenheiten, erwarb sich um die Gründung des Zollvereins die größten Verdienste und war unausgesetzt dafür thätig, Preußens Einfluß auf die anderen deutschen Staaten zu verstärken. Im Jahr 1831 wurde er zum Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und im Oktober 1840 zum Wirklichen Staatsminister und Minister für die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten ernannt. In Uebereinstimmung mit den Wünschen Friedrich Wilhelms IV. suchte er als Minister die Kirchlichkeit im Volk zu heben. Er begünstigte die durch die Hengstenberg'sche »Kirchenzeitung« vertretene Partei, in deren Sinn die meisten Besetzungen höherer Lehr- und Verwaltungsämter erfolgten, und rief dadurch vielfach Unwillen und Protestadressen an den König, an manchen Orten auch Austrittserklärungen von Geistlichen und die Stiftung der sogen. Freien Gemeinden (unter Rupp in Königsberg, unter Uhlich in Magdeburg 2c.) hervor. Er bot durch Errichtung der katholischen Abtheilung in seinem Ministerium die Hand zu der Emancipation der katholischen Kirche von der Aufsicht des Staats; die ultramontane und die pietistisch-orthodoxe Partei gelangten unter und durch E. zu einer die Staatsinteressen schädigenden Bedeutung. Ein vortrefflicher Politiker im auswärtigen Amt, hat er als Kultusminister wenig Erfreuliches geleistet. Nach dem Ausbruch der Bewegung von 1848 nahm er 19. März seine Entlassung. Er starb zu Berlin 16. Jan. 1856.

Eichicht, Pfarrdorf im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Landrathsamt Rudolstadt, an der Mündung der Loquitz in die Saale in schöner Gegend, mit 330 Einw.; Endpunkt der Linie Gera-Eichicht der Thüringischen Eisenbahn.

Eichkätzchen, s. v. w. Eichhörnchen.

Eichsfeld, ein ehemals kurmainzisches, jetzt zu den preuß. Provinzen Sachsen und Hannover gehöriges Fürstenthum, bildet ein im Mittel 420—450 Meter hohes Plateau von etwa 1540 QKilom. (28 QM.), das im SW. des Harzes zwischen den Thälern der Helme und Ruhme im N. und der Werra im S. aufsteigt und die Quellgebiete der Unstrut, Wipper und Leine umfaßt. Die Waldkette des Dün (s. d.) trennt das Plateau in zwei Haupttheile. Südlich liegt das größere obere E. (mit der Hauptstadt Heiligenstadt), fast durchweg ein rauhes, ödes Land, dessen mit Muschelkalk übersäete Oberfläche nach der Werra hin anschwillt und dieselbe mit steilem Rand begleitet (Werragebirge, mit den höchsten Gipfeln des ganzen Plateau's, Goburg 540 Meter), den Ackerbau aber sehr wenig begünstigt. Bei der gebirgigen und kalten Natur des Landes haben bloß die Sohlen einiger Thäler und muldenförmigen Vertiefungen sowie die Abhänge und Terrassen zwischen den bewaldeten Berghöhen ein ergiebiges Erdreich (»Kessel«). Der Kornertrag reicht für den Bedarf nicht aus. Das untere E. (mit dem Hauptort Duderstadt), nördlich vom Dün, ist ebener, wärmer und hat auf seinen fruchtbaren, von Hügeln, Wäldern, Wiesen und Gewässern durchzogenen Flächen einen ergiebigen Lehmboden. Das untere E. erzeugt Feldfrüchte über seinen Bedarf; ja, hier gibt es sogar eine »Goldene Mark«, die trefflich angebaute Gegend um Duderstadt. Aber auch auf dem untern E. erheben sich einzelne Höhenzüge, so das anmuthige Ohmgebirge, aus Muschelkalk bestehend, nördlich von Worbis an der Quelle der Wipper und bis 524 Meter ansteigend (Wilde Kirche); ferner die Bleicheroder Berge (465 Meter), die mit dem Dün das Eichsfelder Thor an der Wipper zwischen Sollstedt und Obergebra bilden. — Das E. machte in den ältesten Zeiten einen Theil des Königreichs Thüringen aus und kam 523 unter fränkische Herrschaft. Es standen ihm eigene Grafen vor, und späterhin zählte man über 20 Herren im Lande. Zum Erzbisthum Mainz gehörten schon um 1022 Heiligenstadt sowie Amt und Schloß Rastenberg, und allmählich wurde durch Kauf oder Schenkung das ganze obere E. mit Mainz vereinigt. Von dem untern E. oder der Mark Duderstadt, die seit 1247 zu Braunschweig gehörte, ward 1342 das erste, 1446 das letzte Drittel an Mainz verkauft. Von nun an theilte das Land die Schicksale des Kurstaats Mainz und erlitt oft große Drangsale. Die Reformation machte auch auf dem E. Fortschritte, ward aber vom Erzbischof Daniel (gest. 1582) und den Jesuiten fast gänzlich unterdrückt, so daß nur der Adel, die 5 Winzingerode'schen Dörfer, der Distrikt an der Werra und ein Theil der Bewohner der Stadt Duderstadt protestantisch blieben. Als Fürstenthum E. kam das Land 1802 an Preußen, ward 1807 nach dem Tilsiter

Frieden zum Königreich Westfalen geschlagen, 1815 von neuem von Preußen erworben, das jedoch den fruchtbarsten Theil des untern Eichsfeldes (Stadt Duderstadt und Amt Gieboldhausen) an Hannover abtrat, wogegen die hannöverschen Enklaven Rüdigershagen und Gänseteich mit dem preußischen Gebiet vereinigt wurden. Der zur Provinz Sachsen gehörige Theil des Eichsfeldes gehört zum Regierungsbezirk Erfurt und ist unter die drei Kreise Heiligenstadt, Worbis und Mühlhausen vertheilt. Die Bewohner des Eichsfeldes sind überaus bigott, abergläubisch und jedem Fortschritt abgeneigt; sie beschäftigen sich besonders mit Lein- und Wollweberei im Auftrage großer Häuser in Mühlhausen und Nordhausen, ziehen aber auch in Menge aus, um anderswo den Lebensunterhalt als Händler, Arbeiter in den Fabriken 2c. zu finden. So sind z. B. die zahlreichen katholischen Arbeiter in den Zuckerfabriken der Provinz Sachsen, Braunschweigs und Anhalts meist Eichsfelder. Vgl. J. Wolf, Politische Geschichte des Eichsfeldes, mit Urkunden (Götting. 1792—93, 2 Bde.).

Eichstädt, Heinrich Karl Abraham, klassischer Philolog, besonders als lateinischer Stilist ausgezeichnet, geb. 8. Aug. 1772 zu Oschatz, wurde zu Schulpforta 1783—87 gebildet, studirte zu Leipzig, wo er 1795 außerordentlicher Professor der Philosophie ward, siedelte 1797 nach Jena über, wo er sich an der Redaktion der »Allgemeinen Literaturzeitung« betheiligte, ward daselbst 1803 ordentlicher Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst und begann noch in demselben Jahr die neue »Jenaische allgemeine Literaturzeitung«, die sich eine Reihe von Jahren durch Gediegenheit der Recensionen auszeichnete. Im Jahr 1804 zum Oberbibliothekar, 1809 zum Geheimen Hofrath ernannt, starb er zu Jena 4. März 1848. Seine Schriften sind theils Ausgaben von Klassikern, die aber meist unvollendet blieben, wie des Diodor Siculus (Halle 1800—1802, 2 Bde.), des Lukrez (Bd. 1, Leipz. 1801), theils kritische Abhandlungen, z. B. »De dramate Graecorum comico-satyrico« (das. 1793), »Quaestiones philologicae« (das. 1796 u. Jena 1803, 2 Hefte), Untersuchungen über Theokrit, Tibull, Horaz, Phädrus 2c., theils Uebersetzungen, z. B. von Milfords »Geschichte Griechenlands« (Leipz. 1802—1808). Eine von ihm selbst begonnene Sammlung seiner »Opuscula oratoria« beendete Weißenborn (Jena 1850). Von seinem Verkehr mit Goethe geben die neuerlich von W. v. Biedermann herausgegebenen »Briefe Goethe's an E.« (Berl. 1872) Kunde.

Eichstätt (Eichstädt), 1) ehemaliges Fürstenthum in Bayern, das 1817 der vormalige Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, nach Verzichtleistung auf das durch den Wiener Kongreß ihm in Italien zugesicherte Fürstenthum unter bayrischer Landeshoheit als eine freie Standesherrschaft erhielt, von welcher er neben dem Titel eines Herzogs von Leuchtenberg den eines Fürsten von E. führte. Es ward gebildet aus einem Theil des ehemaligen Stifts E. und einigen Besitzungen, welche Eugen dazu kaufte, bestand aus den Stadt- und Landgerichten E., Beilngries, Greding und Kipfenberg und ward 1855 wieder aufgelöst. Das ehemalige Fürstenthum E., im fränkischen Kreis, grenzte an die Oberpfalz, an Bayern, das Herzogthum Neuburg, an Schwaben und das Fürstenthum Ansbach, zählte auf 1100 QKilom. (20 QM.) etwa 58,000 kathol. Einwohner und enthielt 8 Städte und 200 Dörfer (im wesentlichen die Bezirksämter E., Beilngries und Theile der Bezirksämter Feuchtwangen und Schwabach). Dieses Fürstenthum bildete die Dotation des Bisthums E., welches in den alten Grenzen noch fortbesteht und 745 vom heil. Bonifacius mit Beihülfe eines Grafen Suitgar gegründet wurde. Die Advokatie über die Bisthumsgüter erlangten nach und nach die Grafen von Hirschberg. Graf Gebhard gab die Advokatie und die Lehnsgüter 1291 dem Bisthum testamentarisch zurück; die Allodialgüter fielen meist an die nächsten Verwandten, die kaiserlichen Lehen, besonders das Landgericht Hirschberg, an Bayern. Die übrigen Güter des Bisthums wurden meist durch Ankauf erworben. Der Bischof stand unter dem Erzstift Mainz und saß im Reichsfürstenrath zwischen den Bischöfen von Worms und Speyer. Die Einkünfte der Kammerkasse betrugen vor der Säkularisation 135,000 Fl. Im Jahr 1802 wurde das Bisthum in ein Fürstenthum verwandelt und Bayern einverleibt, aber der größte Theil noch in demselben Jahr dem Großherzog von Toscana als künftigem Kurfürsten von Salzburg abgetreten. 1805 kam es im Preßburger Frieden wieder an Bayern. Infolge des zwischen Bayern und dem päpstlichen Stuhl abgeschlossenen Konkordats von 1817 und der Cirkumskriptionsbulle von 1821 wurde das Bisthum E. neu organisirt; es gehört zur Erzdiöcese Bamberg und zählt auf ca. 3190 QKilom. (58 QM.) gegen 150,000 Einw.

2) E. (früher Aichstädt), Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Altmühl, über welche vier steinerne Brücken führen, und an der Linie München-Ingolstadt-Gunzenhausen der bayrischen Staatsbahnen, ist Sitz eines Bischofs und eines Bezirksamts, eines Bezirks- und Landgerichts, hat drei öffentliche Plätze (Residenz-, Jesuiten- und Marktplatz, letzterer mit der bronzenen Statue des heil. Wilibald), das ehemalige bischöfliche, dann Leuchtenberg'sche Schloß mit dem hübschen Hofgarten, 7 Kirchen (darunter der sehenswerthe alte Dom, mit zwei Thürmen, Glasmalereien und schönen Gemälden, und die merkwürdige Kirche des Walpurgisnonnenklosters), mehrere Klöster, eine Studienanstalt (Gymnasium und lateinische Schule), ein bischöfliches Lyceum und Klerikalseminar, Schullehrerseminar, ein Institut der Barmherzigen Schwestern, 2 Krankenhäuser, ein Bürgerspital und Waisenhaus sowie schöne Anlagen mit einem Monument für den Herzog Eugen von Leuchtenberg. Die Einwohnerzahl betrug 1874 mit Einschluß der Garnison (3. Jägerbataillon) 7100 Einw., darunter 603 Evangelische und 32 Juden. Unter den Erwerbszweigen sind die Bierbrauerei und die Anfertigung von Dachsteinplatten und Platten zu Fußböden in Kirchen 2c. aus dem Kalkschiefer der nahen Steinbrüche hervorzuheben. In der Nähe liegen die von König Ludwig I. wieder eingerichtete Burgveste Wilibaldsburg, mit einem über 300 Meter tiefen Brunnen, und das Lustschloß Pfünz. E., in älteren Zeiten auch Eystätt (lat. Aureatum oder Rubilocus), verdankt seinen Ursprung einer römischen Station. Um 740 stand hier eine Kapelle. Der heil. Wilibald gründete sodann ein Kloster, welches zugleich Bischofssitz wurde, und um welches der größere Ort sich erhob. 871 wurden die Gebeine der heil. Walpurgis hierher gebracht, und diese sowie das Wunderöl (»Walpurgenöl«), das aus dem Stein, der die heiligen Brustgebeine einschließt, träufelte, lockten bald viele Gläubige an.

908 wurde E. mit Mauern umgeben, 1022—42 das verfallene Walpurgiskloster wieder hergestellt und in der Mitte des 14. Jahrh. vom Bischof Berthold das Schloß Wilibaldsburg auf dem nahen Berg erbaut, wo schon seit dem 11. Jahrh. Gebäude standen; das Schloß wurde nun die Residenz der Bischöfe und blieb es bis 1725, wo es verlassen ward und zum Theil in Ruinen zerfiel. 1805 kam E. an Bayern, und bald darauf wurden die Klöster säkularisirt. Von 1808—1810 war E. Hauptstadt des Altmühl-, bis 1814 des Oberdonaukreises, 1817—33 Residenz des Herzogs von Leuchtenberg. Vgl. Suttner, Bibliotheca Eystettensis, 1866—67, 2 Thle.

Eichthal (Eichtal), Gustave d', franz. Hellenist und Ethnograph, geb. 22. März 1804 zu Nancy aus einer deutschen israelitischen Bankiersfamilie, wurde nach seinem Austritt aus dem Collége ein Schüler Comte's und war seit 1829 eins der thätigsten Mitglieder des Saint-Simonismus, in dessen Dienst er einen großen Theil seines Vermögens opferte. Nach Auflösung der Gesellschaft verweilte er längere Zeit in Griechenland und veröffentlichte nach seiner Rückkehr »Les deux mondes« als Einleitung zu Urquharts Werk »La Turquie et ses ressources« (1836), später, als Mitbegründer und Sekretär der Société d'ethnologie, in deren Memoiren »Histoire et origine des Foulahs ou Fellahs« (1841) und »Études sur l'histoire primitive des races océaniennes et américaines« (1845, 2 Bde.), denen »Lettre sur la race noire et la race blanche« (mit Ismail Urbain, 1839) vorausging. Seinen Studien nach dieser Richtung hin liegt stets eine sociale und humane Idee zu Grunde. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: »Les Évangiles« (das. 1863, 2 Bde.), worin er das Christenthum als das Resumé und die Weiterentwickelung des jüdischen Glaubens in Verbindung mit der griechischen und römischen Bildung darstellt, ein Gedanke, der auch dem spätern Werk »Les trois grands peuples méditerranéens et le christianisme« (1865) zu Grunde liegt; ferner »De l'usage pratique de la langue grecque« (mit Renieri, 1864), »Les origines bouddhiques de la civilisation américaine« (eine Reihe von Abhandlungen in der »Revue archéologique« 1863) und »La sortie d'Égypte d'après les récits combinés de Pentateuque et de Manéthon« (1872). E. gehört auch zu den Begründern der Association pour l'encouragement des études grecques en France (1867).

Eichungsamt (Eichamt), s. Eichen.

Eichwald, Karl Eduard, Naturforscher, geb. 4. Juli 1795 zu Mitau, studirte seit 1814 zu Berlin und Wien Naturwissenschaft und Medicin, ward 1821 Privatdocent in Dorpat und 1823 ordentlicher Professor der Zoologie und Entbindungskunde in Kasan. Von hier aus unternahm er große Forschungsreisen an die Ufer des Kaspischen Meers und in den Kaukasus. Als russischer Staatsrath und Professor der Zoologie und Geburtshülfe 1827 nach Wilna versetzt, fungirte er daselbst als beständiger Sekretär der 1832 errichteten medico-chirurgischen Akademie und erhielt 1838 das Katheder der Zoologie und Mineralogie an der medico-chirurgischen Akademie zu Petersburg. Auf größeren Reisen, die er 1836 durch Oberitalien, die Schweiz, 1838 durch Esthland und Finnland, das Gouvernement Petersburg sowie durch die skandinavischen Reiche unternahm, verfolgte er hauptsächlich geologische Zwecke. Zum Professor der Paläontologie an dem Petersburger Berginstitut ernannt, wandte er sich dem Studium der vorweltlichen Ueberreste in Rußland zu, was ihn 1846 zu einer sechsmonatlichen geologischen Reise nach der Eifel, Tirol, Italien, Sicilien und Algier veranlaßte. Er berichtet darüber in dem Werk: »Naturhistorische Bemerkungen, als Beitrag zur vergleichenden Geognosie« (Stuttg. 1851). E. hat sich um die geognostische, botanische und zoologische Erforschung des russischen Reichs großes Verdienst erworben. Von seinen Schriften nennen wir: »Reise auf dem Kaspischen Meer und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825—26« (Stuttg. 1834—37, 2 Bde.); »Alte Geographie des Kaspischen Meers, des Kaukasus und des südlichen Rußland« (Berl. 1838); »Mémoire sur les richesses minérales des provinces occidentales de la Russie« (Wilna 1835); »Ueber das silurische Schichtensystem von Esthland« (Petersb. 1840); »Plantarum novarum, quas in itinere Caspio-Caucasico observavit, fasciculi« (Wilna u. Leipz. 1831—33, 2 Thle.); »Fauna Caspio-Caucasica« (Petersb. 1841, mit 40 Abbildgn.); »Beiträge zur Infusorienkunde Rußlands« (Mosk. 1844; Nachtrag 1—3, das. 1847—52); »Die Urwelt Rußlands« (Petersb. 1840—47, 4 Hefte) und in russischer Sprache: »Die Paläontologie Rußlands« (Bd. 1, das. 1851; französisch, Stuttg. 1850); »Lethaea Rossica« (das. 1852—68, 2 Bde.); »Analekten aus der Paläontologie und Zoologie Rußlands« (Mosk. 1872); »Geognostisch-paläontologische Bemerkungen über die Halbinsel Mangischlak und die Aleutischen Inseln« (das. 1872). Nicht ohne Verdienst sind auch die russisch geschriebenen Werke »Oryktognosie« (Petersb. 1845) und »Geognosie« (das. 1846) für die Kunde der Naturverhältnisse Rußlands. 1851 trat E. in den Ruhestand.

Eid (Juramentum, Jusjurandum), feierliche Wahrheitsversicherung unter Anrufung der Gottheit als Rächerin der Unwahrheit. Die Bedeutung einer derartigen Betheuerung der Wahrheit bei dem Heiligsten, was es für den Menschen geben kann, gehört zunächst dem Gebiete der Moral und dem der Religion an. Die Verpflichtung des Schwörenden zur Angabe der Wahrheit und zur Erfüllung des eidlich Versprochenen ist daher zunächst eine moralische, und die Verletzung dieser Pflicht eine nach sittlich-religiösen Grundsätzen zu beurtheilende Sünde. Aber auch die bürgerliche Gesetzgebung hat die Eidesleistung als höchstes Bestärkungsmittel eines Versprechens und als heiligste Versicherung der Wahrheit einer Aussage in ihr Bereich gezogen, indem sie die Verletzung der Eidespflicht als ein Verbrechen behandelt und mit schwerer weltlicher Strafe bedroht (s. Meineid). Eine solche rechtliche Bedeutung hat der E. jedoch nur dann, wenn er unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften und vor der zuständigen Behörde abgeleistet wird, sei es nun, daß es sich dabei um die eidliche Versicherung einer Zusage oder eines Versprechens oder um die eidliche Erhärtung einer Aussage handelt. Im erstern Fall spricht man von einem promissorischen E. (Juramentum promissorium), im letztern von einem assertorischen E. (Juramentum assertorium). So ist es z. B. zulässig, einen Zeugen vor oder nach seiner Vernehmung mit dem Zeugeneid zu belegen; im erstern Fall, wenn der Zeuge eidlich verspricht, daß er die Wahrheit sagen werde, ist der E. ein promissorischer, während im letztern Fall, wo der Zeuge eidlich versichert, daß er die Wahrheit gesagt habe, der E. ein assertorischer ist. Eine Vereidigung durch die zuständige Behörde ist besonders bei der Ueber-

tragung eines öffentlichen Amts üblich und nothwendig (s. Amtseid), ferner beim Eintritt in den Militärdienst (s. Fahneneid) sowie bei Angelobung des Unterthanengehorsams gegenüber dem Landesherrn (s. Huldigung). Von besonderer Wichtigkeit aber ist der E. für das gerichtliche Verfahren und hier wieder vorzugsweise für die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, in welchen der E. als das wirksamste Beweismittel erscheint. Mit Rücksicht hierauf werden die Eide auch in gerichtliche und außergerichtliche eingetheilt. In jedem Rechtsstreit sind nämlich diejenigen Thatsachen, auf die eine Partei einen rechtlichen Anspruch gründet, für den Fall ihrer Erheblichkeit und Bestrittenheit von jener Partei zu beweisen. Hierzu können nun dem Beweispflichtigen verschiedene Beweismittel zu Gebote stehen, wie Urkunden, Zeugen oder Sachverständige. Nicht selten fehlt es jedoch an solchen gänzlich, so daß der betreffenden Partei nur der Eidesantrag zur Erhärtung der Wahrheit übrig bleibt, oder das Resultat der Beweisführung ist ein unvollständiges, so daß der Richter, um eine rechtliche Ueberzeugung zu gewinnen, der einen oder andern Partei noch einen E. auferlegen muß. Das alsdann von der Partei Beschworene gilt so lange als juristisch gewiß und als formelle Wahrheit, als nicht das Gegentheil der beschworenen Thatsachen evident nachgewiesen und die Verurtheilung jener Partei wegen Meineids erfolgt ist. Daß ein solcher Parteieneid, eben weil der Schwörende zugleich Partei ist, sein Bedenkliches hat, läßt sich nicht leugnen, und ebendarum sind neuerdings bei Aufstellung des Entwurfs einer allgemeinen deutschen Civilproceßordnung vielfach Stimmen laut geworden, welche die Abschaffung des Parteieneids und die Einführung des englischen Systems verlangten, nach welch letzterem die Parteien nur als Zeugen vereidigt werden können und die Würdigung ihrer Aussage dem freien richterlichen Ermessen überlassen bleibt. Der Entwurf hat jedoch letzteres System, als dem deutschen Rechtsbewußtsein und Rechtsleben zu fern stehend, nicht adoptirt und den Parteieneid beibehalten, der übrigens schon im römischen Recht vorkommt. Dagegen ist in diesem Entwurf die Tendenz unverkennbar, die Eidesleistungen auf das Nothwendigste zu beschränken (sogen. Eidesersparungsprincip). Was nun die Erfordernisse eines Eides im einzelnen anbelangt, so gehört dazu vor allem Eidesfähigkeit des schwörenden Subjekts und zu dieser geistige Integrität und sogen. Eidesmündigkeit, welche nach gemeinem Proceßrecht mit dem 14. Lebensjahr beim männlichen, mit dem 12. Jahr beim weiblichen Geschlecht beginnt, während sie nach dem Entwurf der deutschen Civilproceßordnung regelmäßig mit dem 16. Lebensjahr eintreten soll; doch bleibt es dem richterlichen Ermessen überlassen, ob ein Minderjähriger nach vollendetem 16. Lebensjahr zur Eidesleistung zuzulassen sei. Vor Ableistung des Eides werden die Eidesworte von dem Richter bestimmt festgesetzt, und der E. selbst ist in der Weise zu leisten, daß die Eidesformel oder Eidesnorm vom Richter vorgesagt und vom Schwurpflichtigen nachgesprochen wird. Das nach gemeinem Recht dabei übliche Emporheben der drei ersten Finger der rechten Hand oder der ganzen Hand soll nach dem deutschen Entwurf künftighin wegfallen. Die früher üblichen Solennitäten der Eidesleistung und der besondere Judeneid des gemeinen Rechts sind im modernen Proceßrecht weggefallen. Die Eidesformel soll nach dem deutschen Entwurf mit den Worten beginnen: »Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, daß« 2c. Die Schlußworte lauten dann: »So wahr mir Gott helfe«. Letztere Formel war schon in den deutschen Grundrechten aufgestellt. Mitglieder einer Religionsgesellschaft, welcher das Gesetz den Gebrauch gewisser Betheuerungsformeln an Stelle des Eides gestattet, können mit rechtlicher Wirksamkeit statt des Schwurs eben jene Betheuerungsformel gebrauchen. Der Eidesleistung geht eine Eidesbelehrung und Meineidsverwarnung durch den Richter oder den Geistlichen, nach dem deutschen Entwurf nur durch den Richter, voraus. Juristische Personen und nicht proceßfähige Parteien schwören durch ihre gesetzlichen Vertreter.

Was die verschiedenen Arten des Eides in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten anbelangt, so wird der von einer Partei als Beweismittel ihrer Behauptung gebrauchte E. Haupteid oder Schiedseid (Juramentum delatum) genannt. Nach dem deutschen Entwurf ist die Eideszuschiebung nur über Thatsachen zulässig, welche in Handlungen des Gegners, seiner Rechtsvorgänger oder Vertreter bestehen, oder welche Gegenstand der Wahrnehmung dieser Personen gewesen sind. Der Beweisgegner (Delat), welchem der E. vom Deferenten zugeschoben wird, hat regelmäßig die Wahl, ob er den E. annehmen (Juramentum acceptum) oder zurückschieben will (Juramentum relatum); auch steht es dem Delaten frei, das Gegentheil der vom Deferenten behaupteten Thatsache durch anderweite Beweismittel darzuthun (s. Gewissensvertretung). Wird der E. bei unvollständigem Beweis einer Partei von dem Richter auferlegt, so bezeichnet man denselben als nothwendigen E. (Juramentum necessarium s. judiciale) und im Gegensatz dazu den Schiedseid als freiwilligen E. (Juramentum voluntarium). Der nothwendige oder richterliche E. ist entweder ein Erfüllungseid (Juramentum suppletorium) oder ein Reinigungseid (Juramentum purgatorium), je nachdem er dem Beweisführer zur Ergänzung des Beweisresultats oder dem Beweisgegner zur Beseitigung des vom Gegentheil gelieferten unvollständigen Beweises auferlegt wird. Ist die zu beschwörende Thatsache eine Handlung des Schwurpflichtigen oder ein Gegenstand seiner Wahrnehmung, so wird der E. dahin geleistet, daß diese Thatsache wahr oder nicht wahr sei (sogen. Wahrheitseid, Juramentum veritatis), während, wenn eine solche Thatsache vom Gegner des Schwurpflichtigen behauptet und dem letztern nach den Umständen des Falles nicht zuzumuthen ist, daß er die Wahrheit oder Unwahrheit derselben beschwöre, der E. dahin formulirt wird, daß man nach sorgfältiger Prüfung und Erkundigung die Ueberzeugung erlangt habe, daß die fragliche Thatsache wahr oder nicht wahr sei (Glaubenseid, Juramentum credulitatis). Außerdem sind hier noch der Editionseid (Juramentum editionis), die eidliche Versicherung, daß man nicht im Besitz einer Urkunde sei, die als Beweismittel gebraucht werden soll, der Offenbarungseid (Juramentum manifestationis), die eidliche Bestärkung der Angabe des Vermögensbestands, der Zeugeneid (Juramentum testium) und der E. der Sachverständigen zu erwähnen. Mehrere Eide des gemeinen Rechts sind im Entwurf der deutschen Civilproceßordnung in Wegfall gekommen, so der Restitutionseid, die eidliche Erhärtung der Wahrheit des Restitutionsgrunds, der Armeneid behufs Erlangung des Armenrechts

im Proceß, der Perhorrescenzeid bei Ablehnung eines Richters und der Diffessionseid bei Ableugnung einer Urkunde. Enger begrenzt ist dagegen die Anwendung des Eides im strafrechtlichen Verfahren, indem hier nach modernem Strafproceßrecht nur noch der E. der Zeugen und Sachverständigen in Anbetracht kommt, während der E. als Beweismittel und namentlich der sogen. Reinigungseid, zum Zweck des Beweises der Unschuld eines Angeschuldigten, abgeschafft ist. Vgl. den Entwurf einer deutschen Civilproceßordnung, § 391—422.

Der E. wurde von jeher hoch gehalten; aber die Vorstellungen, welche man mit seinem Wesen verband, sowie die Formen seiner Ableistung waren je nach Nationalität, Kulturstand und Religionsstufe verschieden. Schon die Aegypter bedrohten den Meineidigen als Verächter Gottes und Verräther an seinen Mitmenschen mit den härtesten Strafen. Die Hebräer behielten die Bestrafung des Meineids allein Gott vor, ahnten dieselbe aber auch in allen Formen des Unglücks, welches den Frechen traf, der so frevelhaft Gottes Gerechtigkeit gegen sich herausgefordert hatte (»Der Herr thue mir dies und das, wenn ich zc.«); denn hier war der Sinn des Eides die förmliche Ersekration, die Verpfändung von Seele und Leben. Nichtsdestoweniger klagen schon die Propheten über die Häufigkeit des Meineids, und es kam überdies mit der Zeit die Meinung auf, daß nur der direkt bei Gott selbst geleistete E. unmittelbar verpflichte, weil die mosaische Gesetzgebung nur ihn als gesetzlich ansah. Jesus verwahrt sich daher zunächst gegen diese von den Pharisäern weiter ausgebildete Eideskasuistik (Matth. 23, 16—22), verwirft aber, wenigstens in der einen, Jak. 5, 12 reproducirten Stelle (Matth. 5, 33—37), den E. schlechthin als der Voraussetzung unbedingter und allgemeiner Verpflichtung zur Wahrheitsaussage widersprechend, wie aus ähnlichen Gründen auch die Essäer dem E. abgeneigt waren. Nichtsdestoweniger geht Jesus selbst (Matth. 26, 63. 64) in die damaligen Formen eidlicher Verpflichtung vor dem Tribunal ein, und erscheint nach Hebr. 6, 16 der E. als zweckmäßiges Mittel, allem Hader ein Ende zu machen. Aehnlich äußern sich auch die Kirchenväter, indem sie in ihrer Mehrheit den E. als ein Produkt menschlicher Verdorbenheit verabscheuen, während eine Minderheit ihn in bestimmten Fällen als Auskunftsmittel (Origenes, Augustinus) oder in der ursprünglichsten Form als Anrufung Gottes (Hieronymus) zuläßt. Schließlich überwog das praktische Bedürfnis, und Synoden und Bischöfe erlaubten, ja forderten unter Umständen geradezu den E., welcher ja auch schon bisher bei Griechen und Römern üblich gewesen, im römischen Recht insonderheit zu einem hohen Grade formeller Durchbildung gelangt war. Im christianisirten Deutschland verdrängte der E. allmählich die heidnischen Gottesgerichte, nahm aber selbst wieder die unreine Form einer ausdrücklichen Herausforderung von Gottes Strafgericht an, während die modern protestantische Theorie seine Bedeutung darauf reducirt, daß sich der Schwörende Gottes Allgegenwart, Heiligkeit und Gerechtigkeit als die stets und allenthalben geltenden und wirksamen Motive der Wahrhaftigkeit und Treue in besonders wichtigen Fällen ausdrücklich ins Bewußtsein ruft (»Gotteszeugnis«). So wurde der E. mit den sonstigen Principien der Religion und Moral ausgeglichen, dagegen die willkürlichen Modifikationen desselben durch die römische Kirche verworfen. Die Protestanten erkennen darum keine Eide bei Heiligen und Reliquien, kein päpstliches Dispensationsrecht, keine geistliche Gerichtsbarkeit, keine vom E. befreienden Privilegien, überhaupt nichts an, was seinen ausschließlichen Grund in den Satzungen der römischen Kirche hat. Wie schon im Mittelalter die Katharer und Waldenser, so verwarfen im Reformationsjahrhundert die Anabaptisten und die aus ihnen entsprungenen Mennoniten den E. Ihre Betheuerung »bei Männerwahrheit« erhielt vor Gericht Kraft und Wirkung eines förmlichen Eides. Anderseits griffen die Jesuiten zur pharisäischen Kasuistik zurück. So bereicherte Sanchez die Eidestheorie seines Ordens durch die berüchtigte Mentalrestriktion: »Man kann schwören, man habe eine That nicht vollbracht, wenn man sie auch wirklich vollbracht hat, sobald man nur im Geiste dazusetzt z. B.: »ehe ich geboren wurde«. Auch P. Laymann (gest. 1635) erklärte eine bloß kulpose Zweideutigkeit beim E. für unsündlich. H. Busembaum (gest. 1669) sagte: »Amphibologie des Schwurs ist vorhanden, wenn die betreffenden Worte und Sätze einen doppelten, einen buchstäblichen und einen geistigen, Sinn haben und darunter die Wahrheit verbergen. Sie ist erlaubt, sobald sie die Erhaltung eines wichtigen geistigen oder materiellen Guts zum Zweck hat. Die Mentalrestriktion ist dagegen unerlaubt, sobald ihr eigentlicher Sinn nicht errathen werden kann. Wo die Möglichkeit dieses letztern gegeben ist, ist sie erlaubt. Auch etwas Falsches zu beschwören ist erlaubt, wenn man dabei den wahren Umstand so leise hinzufügt, daß der andere dessen Aussprechen einigermaßen vernehmen kann, ohne jedoch dessen Sinn zu verstehen. Amphibologie bei einem freiwilligen E. ist gestattet, sobald ein erheblicher Vortheil daraus ersichtlich ist. Ein unabsichtlicher Schwur bindet nicht«. Die neuere Philosophie endlich ist dem E. ebenso wie theilweise schon die altgriechische abgeneigt. Kant (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft) beruft sich auf Jesu Ausspruch: »Eure Rede sei Ja! Ja! Nein! Nein!« und meint, die Wirkung des Eides beruhe vornehmlich im Aberglauben, insofern von einem Menschen, dem man nicht zutraue, er werde in einer feierlichen Aussage, von deren Wahrheit eine wichtige Rechtsentscheidung abhänge, die Wahrheit sagen, geglaubt werde, er werde durch eine Formel dazu bewogen werden, die über jene Aussage weiter nichts enthalte, als daß er die göttlichen Strafen, denen er ohnedem wegen einer solchen Lüge nicht entgehen könne, über sich aufrufe, gleich als ob es auf ihn ankomme, vor diesem höchsten Gericht Rechenschaft zu geben oder nicht. Nach seiner Ansicht hat Jesus die böse Folge vor Augen gehabt, welche die Eide nach sich ziehen, daß nämlich die ihnen beigelegte größere Wichtigkeit die gemeine Lüge beinahe erlaubt mache. Fichte hält den E. für »ein übernatürliches, unbegreifliches und magisches Mittel, sich die Ahndung Gottes zuzuziehen, wenn man falsch schwört«, und deshalb für »einen der moralischen Religion völlig widerstreitenden Aberglauben«. Vgl. Strippelmann, Der Gerichtseid (Kassel 1855—57, 3 Abthlgn.); Kraußold, Zur Lehre vom E. (Münch. 1857).

Eid, Name mehrerer Kirchspiele und Güter in Norwegen. Das Wort bezeichnet jene in Norwegen so häufig vorkommenden tiefen Thalsenkungen zwischen zwei benachbarten Fjorden, die aber doch nicht so tief hinabgehen, daß sie bis unter den Meeres-

Ibijara (A

Leguan (Iguana tuberculata). 1/4.

Nileidechse

Perleidechse (Lacerta ocellata). 1/2.

ɛchsen.

ɪmphisbaena alba). 1/3.

(Varanus niloticus). 1/8.

Chamäleon (Chamaeleo vulgaris). 1/2.

Blindschleiche (Anguis fragilis). 1/3.

spiegel reichen und von diesem bedeckt sind. Diese Eide ermöglichen, da sie gewöhnlich eben sind, die Anlagen von Wegen und vermitteln also die Kommunikation zwischen den beiden Fjorden, welche ohne dieselbe wegen der sich schroff zu einer bedeutenden Höhe erhebenden Felsen ganz unmöglich sein würde.

Eidechsen (Echsen, Saurii), Unterordnung der Reptilien, Thiere von langgestreckter, zuweilen selbst schlangenartiger Gestalt, mit fast immer deutlich durch einen Hals vom Rumpf getrenntem Kopf und meist sehr langem, sich verjüngendem Schwanz. In der Regel sind 4 Extremitäten vorhanden, die aber den Rumpf kaum emporgehoben tragen, bisweilen auch zum Anklammern, Klettern und Graben verwendet werden können und mit 5 bekrallten Zehen endigen. Bisweilen bleiben die Extremitäten ganz kurz und rudimentär, oder es sind nur vordere oder nur hintere vorhanden, oder es fehlen äußerlich hervorstehende Theile von Gliedmaßen gänzlich. Bei allen E. finden sich Schultergürtel und Becken und mit Ausnahme der Amphisbänen wenigstens das Rudiment des Brustbeins. Von den Schlangen unterscheiden sich die E. wesentlich durch den Mangel der seitlichen Verschiebbarkeit des Kieferknochens und der Erweiterungsfähigkeit des Rachens. Die Bezahnung der E. ist sehr mannigfach, aber nicht so vollständig wie bei den Schlangen; sie besitzen nur seitliche kleine Gruppen von Zähnen, und niemals sind dieselben, wie bei den Krokodilen, in besonderen Alveolen eingekeilt, sondern sitzen stets dem Knochen unmittelbar auf. Die Zunge ist entweder kurz, am verdünnten vordern Ende ausgebuchtet, aber wenig vorstreckbar (Brevilingues), oder ungewöhnlich dick und fleischig, kaum ausgebuchtet, nicht vorstreckbar (Crassilingues), oder lang und dünn, gablig gespalten, aus einer besondern Scheide vorstreckbar (Fissilingues), oder wurmförmig gestreckt, mit kolbig verdickter, klebriger Spitze, weit vorstreckbar (Vermilingues). Die meisten E. besitzen Augenlieder, ein frei liegendes Trommelfell und eine Paukenhöhle. Die Körperbedeckung besteht aus platten oder gekielten Schuppen, aus Schildern oder größeren Tafeln; doch kommen auch mehr unregelmäßige Erhärtungen, warzige und stachelige Höcker, Hautlappen an der Kehle, Kämme, Faltungen 2c. vor. Bei zahlreichen E. finden sich Hautdrüsen und entsprechende Porenreihen längs der Innenseite der Oberschenkel und vor dem After. Lebensweise und Fortpflanzung sind sehr verschieden. Meist legen die Weibchen nach der Begattung verhältnismäßig wenige Eier, einige gebären lebendige Junge. Die meisten sind harmlose Thiere, vertilgen Insekten und Würmer, und einige größere, wie die Leguane, werden des Fleisches halber gejagt. Bei weitem die Mehrzahl und zwar sämmtliche größeren und prachtvoll gefärbten Arten bewohnen die wärmeren und heißen Klimate. Fossile Ueberreste kennt man in geringer Zahl, die ältesten aus den oberen Schichten des Jura; einige riesige Formen (Mosasaurus 2c.) hat die Kreide geliefert. Man theilt die E. in 5 Gruppen. Die Ringelechsen (Amphisbaenidae, Annulati) haben einen schlangenähnlichen Körper mit derber, schuppenloser Haut, welche durch Quer- und Längsfurchen getäfelt erscheint; die Extremitäten fehlen meist, Augenlieder und Paukenfell immer, die kleinen Augen sind von der Haut überzogen. Die Zunge ist dick und kurz, die Bezahnung wie bei den Schuppenechsen. Es sind harmlose, großentheils in Amerika unterirdisch lebende Thiere (hierher gehören die Doppelschleichen). Die Kurzzüngler (Brevilingues) sind Schuppenechsen mit langgestrecktem, oft schlangenähnlichem Körper, meist vorhandenen Augenliedern und oft unter der Haut verborgenem Paukenfell; sie vermitteln den Uebergang von der Schlangen- zur Eidechsenform, die Extremitäten fehlen oft oder sind rudimentär; meist schwache, harmlose, an den Erdboden gefesselte Thiere (Blindschleiche, Skinkus, Scheltopusik). Die Wurmzüngler (Vermilingues) begreifen nur wenige Thierformen der Alten Welt, mit hohem, seitlich komprimirtem, eidechsenartigem Körper und chagrinartiger Haut (Chamäleon.). Die Dickzüngler (Crassilingues) besitzen stets 4 Füße, Augenlieder, ein meist freies Paukenfell und bewohnen die wärmeren Gegenden der Alten und Neuen Welt. Bei denen der Alten Welt sitzen die Zähne stets auf dem freien obern Kieferrand (Akrodonten), bei denen der Neuen Welt im Grund einer tiefen Kieferrinne und sind an die vorstehende äußere Knochenplatte des Kieferrands von der innern Seite angewachsen (Pleurodonten). Hierher gehören die Leguane, Erdagamen und Geckonen. Die Spaltzüngler (Fissilingues) haben meist vollkommene Augenlieder, ein freies Paukenfell und einen mit Schuppen bedeckten Körper. (S. Tafel »Eidechsen«.)

Eidechsen (Lacertae), Reptilienfamilie aus der Unterordnung der E. (Saurii) und der Gruppe der Spaltzüngler (Fissilingues), meist schön gefärbte, langschwänzige, äußerst bewegliche Echsen mit angewachsenen, am Grunde hohlen Zähnen und Schildern auf dem Kopf und an der Bauchfläche, bewohnen die Alte Welt, leben meist an trockenen, sonnigen Orten von Insekten und Würmern und legen häutige Eier von etwas über Erbsengröße in die Erde; doch gibt es auch Arten, bei denen die Jungen schon vor dem Legen auskriechen. Zu der Gattung Lacerta *L.*, mit einer Art Halsband aus breiten Schuppen, gehört die gemeine oder graue Eidechse (L. agilis *L.*), meist graugrün mit dunkler Rückenbinde und weißen Flecken längs des Rückens, am Bauch und an den Seiten weißlich oder grünlich, variirt sehr in der Färbung, findet sich fast in ganz Europa bis Schottland und Nordschweden häufig und ist durch Vertilgung schädlicher Insekten sehr nützlich. Sie lauert im Sonnenschein meist in Hecken, Gebüschen oder an Mauern auf Heuschrecken, Nachtschmetterlinge, Käfer, Spinnen, Schnecken und schlüpft beim Erscheinen eines Menschen oder größern Thiers schnell in ihr Loch zurück. Sie legt im Juni 5—8 schmutzig weiße, bohnengroße, länglichrunde Eier an einen feuchten Ort, in Ameisenhaufen oder unter Moos, aus denen im August die Jungen auskriechen, welche sofort mit derselben Behendigkeit wie die Alten herumlaufen und klettern. Im Winter liegen sie, wie alle bei uns einheimischen Reptilien, in Erdlöchern oder unter Steinen im Winterschlaf. Die Eidechse ist durchaus harmlos; in der Gefangenschaft wird sie bald zahm und dauert, im Zimmer oder in einem eigenen Kasten gehalten, lange aus. Die grüne Eidechse (L. viridis *Daud.*), schön grün, mit einigen schwarzen Punkten dazwischen, unten hellgrün, mit 6 Bauchschildern in jeder Querreihe, bis 30 Centim. lang, findet sich in Mittel- und Südeuropa, hier und da auch in Norddeutschland. Die größte europäische Art ist die Perleidechse (L. ocellata *Daud.*), schön grün, mit sammetblauen Augenflecken an den Seiten, 8 Bauchschildern in jeder Querreihe, bis 60 Centim. lang, in Südfrankreich und Spanien, Griechenland, Dalmatien, lebt von Mäusen, jungen

Schlangen, anderen E., Fröschen. In Brasilien wird unsere Eidechse vertreten durch die Tejueidechse (Ameiva vulgaris *O.*), aus der Familie der Ameivae, deren Rücken mit Tafelschuppen bedeckt ist, und deren Hals zwei Querfalten besitzt. Sie wird 46 Centim. lang, ist grasgrün, an den Seiten blau und bräunlich, schwarz und gelb gefleckt, lebt wie unsere E., beißt scharf. Der Salompenter (Podinema Teguixin *L.*), mit an der Wurzel rundlichem, von der Mitte an etwas zusammengedrücktem Schwanz, wird 1,5—1,8 Meter lang, ist bräunlichschwarz mit weißen und gelben Flecken und Binden, lebt in Südamerika von Guayana bis Paraguay, meist an der Küste, in Höhlen unter Bäumen, ist stark, sehr schnell und schüchtern, beißt aber, in die Enge getrieben, äußerst scharf, lebt von Früchten und kleinen Thieren und wird wegen seines wohlschmeckenden Fleisches gejagt. Zu der Familie der Warans (fälschlich Warneidechsen, Monitores), welche die größten aller Schuppenechsen umfaßt, schlanke, mit kleinen Tafelschuppen bedeckte Thiere, deren Zehen mit krummen Krallen bewaffnet sind, gehört die Nileidechse (Varanus niloticus *L.*), ein 1,5—1,8 Meter langes, düster gelbgrünes, schwarz geflecktes Thier, mit doppelter Rückenkante auf dem Schwanz, scheint an und in den meisten Flüssen Afrika's vorzukommen, frißt kleine Säugethiere, Vögel und deren Eier, E., Frösche und Fische und soll selbst junge Krokodile und Krokodileier verschlingen. Die alten Aegypter erblickten in ihm den gefährlichsten Feind des Krokodils und auf ihren Denkmälern ist es verewigt. Die Nileidechse flieht den Menschen, in die Enge getrieben nimmt sie den Kampf auf und springt dem Angreifer nach Gesicht und Händen. Ihr schmackhaftes Fleisch wird in vielen Theilen Afrika's gegessen. (S. Tafel »Eidechsen«.)

Eidechsenschwanzpflanzen, s. Saurureen.

Eider (ursprünglich Aegyr Dör, »des Meergottes Thor«), Fluß in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, entsteht südlich von Kiel auf dem holsteinischen Landrücken aus mehreren kleinen Seen (Barkauer oder Bothkamper See), durchfließt in anfangs nördlichem Lauf den Wester- und Flemhuder See, wendet sich dann über Rendsburg westwärts, indem sie, den Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein bildend, mit großen Krümmungen weite Marschgegenden durchfließt, welche durch kostspielige Eindeichungen vor den Ueberschwemmungen des Flusses geschützt werden, und mündet bei Tönningen nach 188 Kilom. langem Lauf in die Nordsee. Bei Friedrichsstadt ist die E. im Mittel 180, bei Tönningen über 300 Meter breit und 4—5 Meter tief. Noch weiter unterhalb verbreitert sich die Mündung bis zu 12 Kilom. Die natürliche Schiffahrt des wasserreichen Flusses beginnt bei Rendsburg. Eine große Bedeutung hat er erhalten durch seine Verbindung mit dem Kieler Busen vermittels des Eiderkanals, durch welchen die Ost- und Nordsee verbunden werden. Derselbe, 1777—84 angelegt, tritt aus der E., wo sie die Wendung nach W. macht, und mündet bei Holtenau. Er hat 3,8 Meter Wassertiefe und 30 Meter obere Breite, und da die E. diese Größenverhältnisse bis Rendsburg theilweise nicht hat, so ist sie bis dahin ebenfalls kanalisirt. Die ganze Länge des künstlichen Wasserwegs beträgt 45 Kilom. Gegenwärtig geht man mit dem Plan um, den Eiderkanal und die Eider durch Neubauten größeren Schiffen zugänglich zu machen. Das Fahrwasser des Kanals ist durch das dänische Patent vom 15. Jan. 1813 dem Herzogthum Schleswig zugesprochen. Seit Karls d. Gr. Zeit hieß die E. Romani terminus imperii und wurde 1027 von Kaiser Konrad II., mit Aufgebung der Mark Schleswig, als Reichsgrenze vertragsmäßig anerkannt.

Eiderdänen, politische Partei in Dänemark, welche den eigentlichen dänischen Staat nur bis zur Eider ausgedehnt, also Schleswig inkorporirt, aber Holstein ausgeschlossen haben wollte.

Eiderente (Eidergans, Somateria *Leach*), Vögelgattung aus der Ordnung der Enten (Lamellirostres *Cuv.*) und der Familie der Tauchenten (Fuligulidae *Sws.*), große Vögel mit sehr gestrecktem, langem, komprimirtem, bisweilen knollig aufgetriebenem, auch lebhaft gefärbtem Schnabel, sehr großem, stark gekrümmtem Spitzennagel, kurzem, zugespitztem Schwanz, mittellangen Flügeln, unter deren Handschwingen die zweite die längste ist, sehr dichtem Gefieder und niedrigen, langzehigen Füßen. Die E. (Eidervogel, S. mollisima *Leach*, s. Tafel »Enten«) wird 62 Centim. lang, 1 Meter breit; das Männchen ist auf dem Oberkopf, Hals, Rücken und den Oberflügeldeckfedern weiß, auf der Vorderbrust röthlich, auf den Wangen meergrün, sonst schwarz, der Schnabel ist grünlich-gelb, der Fuß ölgrün. Das Weibchen ist rostfarben, braun und schwarz gezeichnet, auf der Unterseite tiefbraun. Die E. bewohnt die nördlichen Gestade von Sylt bis Spitzbergen, von der Westküste Europa's bis Grönland und Island und lebt in großen Gesellschaften. Sie schwimmt und taucht mit großer Geschicklichkeit und holt sich ihre Nahrung (Muscheln und andere kleine Meerthiere) aus bedeutenden Tiefen. Sie nistet im Juni und Juli auf Inseln, welche ihr das Landen leicht machen und durch niedriges Gestrüpp einigen Schutz gewähren. Das Nest ist ganz kunstlos, aber dicht und reich mit Dunen gepolstert. Das Gelege besteht aus 6—8 graugrünen Eiern. Während der Brut beträgt sich namentlich das Weibchen fast wie ein Hausthier, und wo es einmal an den Menschen gewöhnt ist, erträgt es dessen Eingriffe, ohne sich beim Brüten stören zu lassen. Auf Sylt und im südlichen Norwegen werden die Nester mit großer Schonung ausgebeutet, indem man nur einige Eier fortnimmt und die Dunen erst nach Beendigung der Brut sammelt; auf den isländischen Inseln raubt man zwei Gelege mit den Dunen und läßt das gleich darauf folgende dritte Gelege, zu welchem auch das Männchen Dunen spendet, ungestört. An anderen Orten verfährt man sehr rücksichtslos, tödtet jahraus jahrein tausende alter Vögel, obwohl deren Fleisch sehr schlecht ist, und beraubt die Nester, wo man sie findet. Auf Spitzbergen hat daher die Zahl der Vögel auch schon bedeutend abgenommen. 24 Nester liefern 1 Kilogr. Dunen, welche einen wichtigen Handelsartikel bilden. Die meisten kommen von Island und Grönland, England importirt davon etwa 5000, Hamburg 1500 Kilogr. Die Eier geben ein sehr wohlschmeckendes Gericht ab. Auch die schön gefärbte Prachteiderente, Königsente (S. spectabilis *Leach*), welche besonders an den Küsten Asiens und Nordamerika's brütet, liefert Eiderdunen.

Eiderstedt, Halbinsel und Landschaft an der Westküste von Schleswig, zwischen der Eidermündung und dem Meerbusen Heverstrom, von Deichen und Dünen umgeben, 330 QKilom. (6 QM.) groß, mit 17,470 Einw. in 17 Kirchspielen, gegenwärtig ein Kreis der preuß. Provinz Schleswig-Holstein.

Eideshelfer (Juratores, Consacramentales), im altgermanischen Gerichtsverfahren die zur Unterstützung der Glaubwürdigkeit eines Schwurpflichtigen zugezogenen und mit demselben zusammen schwörenden Personen. Dieselben wurden nicht nur in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, wo es sich um den Nachweis eines privatrechtlichen Anspruchs handelte, sondern namentlich auch im Strafverfahren zugezogen, und zwar kommen dieselben hier sowohl auf Seiten des Anklägers, wie auf Seiten des Angeklagten vor. Der Anschuldigungseid mußte regelmäßig »mit 7, mindestens mit 3 Händen« geschworen werden (daher der Ausdruck »übersiebnen«, s. v. w. überzeugen). Beim Reinigungseid wurde die Zahl der E. (Compurgatores) verschieden bestimmt; in späteren Zeiten wurde derselbe ohne E. geschworen, bis er endlich im Strafverfahren ganz in Wegfall kam.

Eidgenossenschaft, s. Schweiz.

Eidograph (griech.), Bilderzeichner, Art Kopirmaschine, 1821 von Wallace in Edinburg erfunden.

Eidsvold, Kirchspiel im norweg. Amt Akershus, Vogtei Oevre Romerike, am Ausfluß des schiffbar gemachten Vormen aus dem Mjösen, bis wohin von Christiania eine 67 Kilom. lange Eisenbahn führt, mit 6277 Einw. und dem historisch-merkwürdigen Hof E., 2,5 Kilom. unterhalb des Hurdalsees an den Wasserfällen der Stavie-Elf, wo 1814 der dänische Kronprinz, nachherige König Christian VIII. von Dänemark, als Statthalter von Norwegen, da dieses an Schweden abgetreten war, die norwegischen Stände versammelte, diese sich als das erste Storthing konstituirten und 17. Mai ihrem Lande die noch jetzt bestehende Verfassung gaben. Das Haus mit dem dazu gehörenden Park ist von Privatbeiträgen angekauft und dem Staat geschenkt worden; es ist mit den Bildnissen der »Eidsvoldsmänner« geschmückt und wird zur Erinnerung an jene Begebenheit in Stand gehalten. Hier ist der Geschichtsforscher Wergeland, Mitglied des ersten Storthing, Pastor gewesen.

Eier, plastische Verzierung in der Form von Eiern am Viertelstab der griechischen und römischen Baukunst sowie der Renaissance, s. Eierstab. Auch am Echinus der dorischen Säule kommen die E. mit spitzen Ornamenten, den sogen. Pfeilspitzen, jedoch nur eingeritzt, vor, weshalb man annimmt, daß dieselben dort mit verschiedenen Farben bemalt gewesen seien.

Eierbovist, s. Bovista.

Eier, fossile, sind mehrfach gefunden worden. Vogeleier haben geliefert der Tertiärkalk von Weißenau bei Mainz, der diluviale Charenkalk bei Weimar, der tertiäre Mergel von Lausanne sowie die Tertiärgebilde der Limagne (Puy de Dôme), von St. Gerand le Puy und von Aix. Die Vögel, von denen diese E. stammten, konnten nicht bestimmt werden. Schildkröteneier sind im Tertiärkalk bei Zornheim unweit Mainz gefunden worden; sie dürften mit einer im Mainzer Becken vorkommenden Art von Trionyx in Beziehung gebracht werden. Die im diluvialen Kalktuff Kannstadts gefundenen E. scheinen ebenfalls Schildkröten anzugehören, dagegen sind die E. einer Emysart aus den Tertiärschichten von Castelnaudary sowie Schildkröteneier aus den Tertiärkalken der Gironde etwas zweifelhaft. E. von Emys europaea liegen indeß aus dem diluvialen Kalktuff von Burgtonna vor. Die unter dem Namen Schlangeneier zuerst aus dem Litorinellenkalk der Bieberer Höhle bei Offenbach bekannt gewordenen Gebilde sind nach Meyer ganz entschieden unorganischen Ursprungs und müssen zu den Naturspielen gerechnet werden. Sie sind meist fest, hohl, mit Kalkspatkrystallen ausgekleidet und zeigen niemals irgend eine Andeutung einer Schale.

Eierkonserve, s. Ei.

Eierland, der nördliche Theil der niederländ. Insel Texel, früher eine besondere Insel, seit 1629 aber durch einen Damm mit Texel verbunden, hat seinen Namen von den vielen Eiern, welche die Seevögel am Strande legten, und die Gegenstand eines bedeutenden Handels waren. Seit 1834 ist E. eingedämmt und hat jetzt fruchtbare Aecker und Wiesen; auch ist daselbst ein Dorf entstanden, de Cocksdorp genannt.

Eieröl, das Fett des Dotters, wird namentlich aus Hühnereiern bereitet. Man trocknet die hart gekochten Dotter im Wasser- oder Luftbad, bis eine Probe, zwischen den Fingern gedrückt, sich fettig zeigt, füllt dann die bröcklige Masse in kleine Leinwandsäckchen und preßt sie zwischen erwärmten Eisenplatten stark aus. Die Ausbeute beträgt nur 1—1,5 Proc. Vollkommener noch gewinnt man das Oel, wenn man die Dotter mit Petroleumäther extrahirt und das ätherische Filtrat, welches das Oel gelöst enthält, verdunstet. Das E. ist hochgelb, dickflüssig, von angenehmem Geschmack und erstarrt sehr schnell bei niederer Temperatur. Es verleiht dem Haar und der Haut eine so eigenthümliche sammetartige Weichheit, wie kein anderes Fett in gleichem Maß. Das Eigelb ist deshalb auch in der Weißgerberei zur Behandlung der Lämmer- und Ziegenfelle, aus welchen feine Glacéhandschuhe verfertigt werden sollen, unentbehrlich. Das E. wird äußerst leicht ranzig; um dies zu vermeiden, empfiehlt Balabine 1 Kilogr. E. mit 0,5 Kilogr. Alaunlösung von 10° B. = 1,072 spec. Gew. unter beständigem Rühren mit einem eisernen Spatel auf 60° C. zu erhitzen, diese Temperatur ½ Stunde lang zu erhalten und dann die Masse bis zum Aufwallen zu erhitzen. Hierbei bildet sich ein weißer Schaum, der sich allmählich bräunt und vermindert. Das vom Feuer genommene Gemisch läßt man nun sehr langsam erkalten und trennt es dann von der Alaunlösung, welche alle Unreinigkeiten aufgenommen hat. Filtrirt und in verschlossenen Flaschen aufbewahrt, hält es sich sehr gut und ist gleich geeignet für technische wie medicinische Zwecke. Das E. läßt sich leicht verseifen, und die so erhaltene Seife verleiht der Haut eine große Zartheit. Eigelbseife besteht aus 30 Gramm reiner Eierölseife, 500 Gr. Eigelb, 15 Gr. Stärkmehl und einem beliebigen Parfüm. Zu medicinischen Zwecken wird das E. nur selten angewendet; im Handel wird es häufig verfälscht.

Eierpflanze, s. v. w. Solanum Melongena.

Eierschwamm, s. Cantharellus.

Eierstab, der mit sogen. Eiern und Pfeilspitzen verzierte, unten mit einer Perlschnur versehene Viertelstab der griechischen Baukunst, ein Ornament, welches von Bötticher sinnreich als ein durch eine Perlschnur angehefteter, überfallender doppelter Blattkranz

Eierstab.

aus runden und spitzen Blätter gebeutet wird. In der spätgriechischen und noch mehr in der römischen Baukunst wurde dasselbe mehr und mehr korrumpirt und ging so in die Renaissance über, wo die ursprüngliche Form bereits ganz verwischt erscheint.

Eierstock (Ovarium), bei den Thieren dasjenige Organ, in welchem sich die Eier bilden und bis zu einem gewissen Grade der Reife entwickeln. Im einfachsten Fall entstehen die Eier wie auch die männlichen Zeugungsstoffe in der Leibeswandung, welche an bestimmter Stelle als Keimstätte für Samen- und Eizellen fungirt (Cölenteraten); bei anderen Thieren sind Eierstöcke und Hoden als einfache Drüsen gesondert und bilden bald einfache Beutel oder Schläuche, bald sind sie aus Blinddärmchen zusammengesetzt, bald durch den ganzen Körper verzweigt. Die Eierstöcke der Wirbelthiere bieten nicht so viele Unterschiede dar. Es sind nur zwei Hauptformen, in welchen sie vorkommen: entweder sind sie hohl, wie bei den meisten Amphibien und bei den Knochenfischen, oder solide, aus Bindegewebsmasse bestehende Gebilde, wie bei den Krokodilen, Vögeln, Säugethieren und bei dem Menschen. In dem letztern Fall sind die kleinen und schwer sichtbaren Eier in ein reichlich entwickeltes, aus blutgefäßreichem Bindegewebe bestehendes Keimlager (stroma) eingelagert. Beim geschlechtsreifen menschlichen Weibe hat jeder der beiden Eierstöcke im Normalzustande die Größe und Form einer etwas plattgedrückten Zwetsche. Sie liegen in der Höhle des kleinen Beckens zu beiden Seiten der Gebärmutter, mit deren oberen Ecken sie durch einen sehnigen Strang, das **Eierstocksband** (ligamentum ovarii), verbunden sind. Die Eierstöcke sind eingehüllt in eine Falte des Bauchfells, welche an den seitlichen Rändern der Gebärmutter nach der Seitenwand des kleinen Beckens zu ausgespannt ist und den Namen der **breiten Mutterbänder** trägt. Abgesehen von dem Bauchfellüberzug besitzt der E. noch eine ihm eigenthümliche dünne fibröse Kapsel (Tunica propria ovarii). In dem bindegewebigen Keimlager des Eierstocks finden sich zur Zeit der Geschlechtsreife größere und kleinere bläschenförmige Gebilde bis zum Umfang einer kleinen Kirsche, welche mit einer wasserhellen Flüssigkeit angefüllt sind. Diese Gebilde heißen die **Graaf'schen Bläschen** (Folliculi Graafiani); sie sind an ihrer Innenfläche mit einer Lage von Zellen ausgekleidet, welche an einer Stelle, dem sogen. **Diskus**, stärker angehäuft sind. In der Mitte dieses Zellenhaufens liegt das eigentliche **Ei** (ovulum). Es ist dies eine große rundliche Zelle von 0,2 Millim. Durchmesser, welche mit einer dicken Membran umgeben ist und in ihrer dunkelkörnigen Inhaltsmasse (dem Dotter) einen relativ großen bläschenförmigen Kern (Keimbläschen) enthält. Die Graaf'schen Bläschen sind schon im E. des neugebornen Mädchens vorhanden, aber sie sind daselbst sehr klein. Zur Zeit der Geschlechtsreife werden sie immer größer und größer und treten mehr an die Oberfläche des Eierstocks heran. Zur Zeit der Menstruation platzt je ein solches Bläschen infolge der starken Spannung seiner Wand, das Ei löst sich aus seinem Zellenlager heraus und tritt in die trichterförmigen Enden der Eileiter über, durch welche es in die Gebärmutterhöhle hineingelangt. Die Höhle des geplatzten Follikels wird hierauf durch einen Bluterguß ausgefüllt. Letzterer entfärbt sich allmählich, nimmt ein gelbliches Aussehen an und bildet zusammen mit dem fettig entarteten Epithelzellenlager des Follikels den sogen. **gelben Körper** (corpus luteum), welcher allmählich schrumpft und schließlich bis auf eine kleine narbige Stelle vollkommen verschwindet. Gegen das Ende der vierziger Jahre, manchmal schon früher, hört die Entwickelung der Graaf'schen Follikel und die Reifung von Eiern auf. Damit erlischt die Menstruation und die Zeugungsfähigkeit des Weibes. — Die Eierstöcke sind häufigen Erkrankungen ausgesetzt. Am häufigsten kommt wohl die **Entzündung des Eierstocks** (oophoritis) vor, welche sich meist bei Gelegenheit der Blutüberfüllung zur Zeit der Menstruation oder im Verlauf des Wochenbetts entwickelt. Diese Entzündung bildet sich gewöhnlich wieder zurück, zuweilen aber führt sie zur Vereiterung des Eierstocks und weiterhin zur Bauchfellentzündung, wodurch sie tödtlich werden kann. Mit den schwereren Entzündungen des Eierstocks pflegt der Untergang der Graaf'schen Follikel verbunden zu sein, und dieser hat Unfruchtbarkeit des Weibes zur Folge, wenn die Krankheit beide Eierstöcke betroffen hat. Unter den chronischen Krankheiten des Eierstocks spielen die Geschwülste desselben die wichtigste Rolle. Ungemein häufig kommen Cystengeschwülste im E. vor, welche jedoch in Bezug auf ihre Entstehung, ihren Verlauf und ihre Bedeutung für den Organismus sich sehr verschieden verhalten. Man hat folgende Formen der Cystengeschwülste am E. zu unterscheiden: 1) die sogen. **Eierstockswassersucht** (hydrops ovarii) besteht darin, daß ein Graaf'scher Follikel zu einem großen, mit Wasser erfüllten, häutigen Sack hervorwächst, in dessen Wandung sich das eigentliche Ovarium ganz verliert. Ein solcher Cystensack kann allmählich zu einem so enormen Umfang heranwachsen, daß er 10—15 und mehr Liter Flüssigkeit faßt. Er hat dann natürlich in der Höhle des kleinen Beckens keinen Platz mehr, sondern füllt die Bauchhöhle aus und bedingt eine ungeheure Auftreibung des Leibes, drängt auch das Zwerchfell in die Höhe, beeinträchtigt die Athmung und ruft gefährliche Athemnoth hervor. Man sieht sich deshalb genöthigt, die Geschwulst anzustechen und ihren wässerigen Inhalt heraustreten zu lassen. Allein gewöhnlich wird der Patientin dadurch nur vorübergehende Erleichterung gewährt, da sich der Sack bald von neuem mit Wasser füllt. Durch häufig wiederholtes Abzapfen der Flüssigkeit wird der Organismus allmählich geschwächt, und endlich erfolgt der Tod infolge von allgemeiner Erschöpfung. Man hat versucht, durch reizende Einspritzungen in den vorher entleerten Cystensack eine Entzündung desselben hervorzurufen, um ihn auf diese Weise zur Schrumpfung und Verödung zu bringen; allein dieses Verfahren ist gefährlich für die Patientin und bleibt häufig ohne den gewünschten Erfolg. In seltenen Fällen erfolgt eine spontane Heilung der Eierstockswassersucht dadurch, daß der Sack infolge eines zufälligen Stoßes oder Schlags gegen den Bauch einreißt, wobei sein wässeriger Inhalt in die Bauchhöhle übertritt und resorbirt werden kann, während der entleerte Sack sich entzündet und zu einer soliden Bindegewebsmasse von geringem Umfang zusammenschrumpft. In neuerer Zeit wird die Eierstockswassersucht vielfach auf operativem Wege kurirt, indem die Bauchwand mit dem Messer gespalten und die an dem Eierstocksband wie an einem Stiel hängende Geschwulst hervorgezogen und der Stiel durchgeschnitten wird. Der englische Arzt Spencer Wells hat bereits mehrere hundertmal diese Operation und zwar

in der Mehrzahl mit Glück ausgeführt. Andere Aerzte sind ihm nachgefolgt (namentlich Köberle in Straßburg, Stilling in Kassel und mehrere andere) und haben gleichfalls zahlreiche Erfolge aufzuweisen. 2) Das Eierstockscystoid (Gallertcystoid, Alveolargeschwulst), besteht aus zahlreichen größeren und kleineren, dünnhäutigen Blasen, welche zu einer höckerigen Geschwulst vereinigt sind. Die größeren Blasen, vom Umfang einer Faust, einer Kegelkugel und darüber, enthalten einen dünnflüssigen, wasserähnlichen Inhalt, während die kleineren, bis zum Umfang einer Erbse, eines Hirsekorns herab, mit einem zähen Schleim oder einer Gallerte angefüllt sind. Durch Wasseraufnahme und Quellung des Schleims werden die kleinen Blasen allmählich zu großen Cysten umgewandelt, und in der Wand der größeren Cysten entstehen fortwährend zahllose neue kleine Cysten. Das Eierstockscystoid erreicht gleichfalls einen kolossalen Umfang und ein Gewicht von 5—10 Kilogr. und darüber, füllt dann die Bauchhöhle vollkommen aus, und der Leib ist stärker angeschwollen wie am Ende der Schwangerschaft, das Zwerchfell weit nach oben gedrängt; es entsteht Athemnoth und Beängstigung, Herzklopfen, die Kranken magern ab und gehen schließlich an Erschöpfung zu Grunde. Gegen diese schleichend beginnende und lange dauernde Geschwulstkrankheit ist die oben bei der Eierstockswassersucht erwähnte Operation des Bauchschnitts und Ausrottung der Geschwulst das einzige Heilmittel. Durch Anzapfen der größeren Cystenräume kann bei dieser Geschwulst nie so erhebliche Erleichterung verschafft werden wie bei der Eierstockswassersucht, weil stets zahlreiche Cysten gefüllt bleiben werden. 3) Die Dermoidcysten des Eierstocks bestehen aus einem häutigen Sack, welcher mit einer grützbreiähnlichen, aus Fett und Zellentrümmern zusammengesetzten Masse oder mit Fett und Haaren, mit öliger oder butterähnlicher Substanz erfüllt ist, auch zuweilen zahnähnliche Körper, Knochenblätter &c. enthält. Diese Dermoidcysten sind verhältnismäßig unschädliche Geschwülste, sofern sie nur selten den Umfang einer Faust überschreiten und nach einer längern Zeit des Wachsthums gewöhnlich stationär bleiben, d. h. nicht weiter an Umfang zunehmen. Da sie keine erhebliche Belästigung für die Inhaberin herbeiführen, so liegt auch kein Grund vor, therapeutisch gegen dieselben einzuschreiten. — Außer den angeführten Cystengeschwülsten kommen noch krebsige und sarkomatöse, markschwammähnliche Geschwülste nicht selten in dem E. vor; zuweilen gesellt sich auch der Markschwamm zu einem bereits bestehenden Eierstockscystoid hinzu. Auch diese Geschwülste können einen ganz ungeheuren Umfang erreichen, und sie führen stets nach relativ kurzem Bestand zum Tode, wenn nicht zufällig sehr früh durch die Operation die Geschwulst aus der Bauchhöhle entfernt worden ist.

Eifel (Eiflia), der nordwestliche Theil des niederrheinischen Schiefergebirges zwischen Mosel, Rhein und belgischer Grenze in den preußischen Regierungsbezirken Aachen, Koblenz und Trier. Heutzutage ist es ein verarmtes, dünn bevölkertes Land ohne Verkehr, nur von wenig Straßen und erst seit 1871 von einer Eisenbahn (der Eifelbahn: Düren-Kall-Trier) durchschnitten. Von einer im N. 160 Meter, im S. an der Mosel am Sauereinfluß 128 Meter, bei Koblenz 58 Meter hohen und von da am Rhein bis Bonn bis zu 43 Meter Meereshöhe sinkenden Basis erhebt es sich zu einem großwelligen Hochland, in dessen Einförmigkeit die reichen vulkanischen Bildungen und die tiefen wald- und felsreichen Thäler Mannigfaltigkeit, zum Theil hohe landschaftliche Reize bringen. Kyll, Lieser und Alf mit Ues fließen südwärts zur Mosel, Nette, Brohl ostwärts, Erft nordwärts zum Rhein, Roer zur Maas. Das schönste unter den Thälern dieses Gebiets, überhaupt das malerischste aller Nebenthäler des Niederrheins ist das der Ahr. Die untere Grauwacke des devonischen Uebergangsgebirges, welcher Quarzitlager und Thonschiefer (Dachschiefer) eingelagert sind, bildet das Grundgebirge der E. Nur im äußersten Westen treten unter der Grauwacke die versteinerungsleeren, halbkrystallinischen Schiefer der Ardennen auf, von manchen schon dem Silursystem zugerechnet; dagegen finden wir längs des Nordrandes und in einer in der Richtung von NNO. nach SSW. von der Erft südlich von Euskirchen bis Schöneck südlich von Prüm fortsetzenden Zone 7—8 Inseln von sogen. Eifelkalkstein, die muldenartig der Grauwacke eingelagert sind. Der mitteldevonische Eifelkalk enthält viele und wohlerhaltene charakteristische Versteinerungen und ist durch sie berühmt. Im N. findet sich auch Kohlenkalkstein und produktives Kohlengebirge (Eschweiler an der Wurm) zu mehrfachen Mulden und Sätteln zusammengefaltet, wie das ganze Gebirge. In fast horizontaler Lagerung ruhen über diesen älteren Bildungen des Nordrandes die Glieder des Aachener Kreidegebirges, ohne ins Gebirge einzudringen. Innerhalb der E. selbst finden wir die Trias vom Nordrand südwärts bis zur Mosel, vorherrschend Buntsandstein, aber auch mit aufgelagertem Muschelkalk und Keuper, ebenfalls auf den älteren Gebirgen in erheblich flacherer Lage aufruhend. Im N., so von Düren über Kommern südwärts, bei Hillesheim, sind es insulare Züge, die nahezu horizontal Grauwacke und Eifelkalk überlagern, bis sie endlich im Zusammenhang die Höhen zur Seite der Kyll bedecken und so endlich mit der großen Triasbucht zusammenfließen, die von SW. über Trier ins Grauwackegebiet eindringt. Selbst der gelbe Luxemburger Sandstein, der Liasformation angehörig, und Kies reichen in der Mitte der Triasmulde noch über die Sauer bis gegen Bitburg. Alle diese Sedimentbildungen führen Erze. Die Gänge von Kupfererzen in der Grauwacke, die silberhaltigen Bleiglanze in Grauwacke und Eifelkalk sind gegenwärtig von wenig Bedeutung; auch die reichen Eisenlagerstätten des devonischen und Kohlengebirges werden gegenwärtig nur noch im NW., wie bei Schleiden, ausgebeutet. Um so wichtiger ist der Bleiberg von Kommern durch seinen im Buntsandstein eingesprengten Bleiglanz und der Alte Berg bei Aachen durch seine reiche Führung von Zinkerzen (Galmei und Kieselgalmei) im devonischen und untern Kohlengebirge. Die Braunkohlenformation, das Tertiärgebirge, ist nur durch trachytische Tuffe ohne Kohlen angedeutet; das eigentliche Braunkohlengebirge gehört dem nördlichen Rand an, insbesondere bei Bonn.

Das Charakteristische der E. liegt zu allermeist in ihren vulkanischen Bildungen; sie ist lange Zeit der Schauplatz mächtiger vulkanischer Thätigkeit gewesen, doch erstreckt sich dieselbe nicht über die Kyll und das Nordende der Schneeeifel hinaus. Sie begann mit dem Ausbruch von Trachyten Phonolithen und Trachydoleriten, deren Vorkommen aber nur auf einzelne Kuppen in der Gegend von

Kellberg und Adenau beschränkt ist. Weit verbreitet ist der Basalt, der theils zerstreut im O. (Godesberg, Rolandseck rc.) und W. vorkommt, theils in gewissen Zonen in der Richtung von NNO. nach SSW. in zahlreichen Kuppen auftritt. Eine solche zieht von Meckenheim im N. über das Ahrthal zur Felskuppe der Hohen Acht (760 Meter), zu der felsigen, mit einer Ruine gekrönten Nürburg (688 Meter) und dem Kellberg (674 Meter) gegen Alf und Kyll. Von größtem geognostischen Interesse sind die neuvulkanischen Bildungen, die, wie ihr Verhalten gegen die ebenfalls der modernen Zeit angehörenden Thäler lehrt, sehr verschiedenen Alters sind, wenn auch die jüngsten Ausbrüche nicht wohl noch in die historische Zeit hineinreichen. Die neuvulkanischen Bildungen gehören zwei Hauptbezirken an: 1) der Vordereifel, wo in einer Zone, die von Bad Bertrich bis zum Goldberg am Nordende der Schneeeifel bei Ormont von SO. nach NW. zieht, basaltische Laven hervorgebrochen und ausgeworfen worden sind, und wo die Gegend von Daun und Gerolstein den Hauptmittelpunkt dieser Thätigkeit bildet, und 2) dem Bezirk des Maifeldes mit dem Laacher See, wo außer eigenthümlichen basaltischen Laven sich in großartiger Weise Bimssteintuffe abgelagert finden. Isolirt als äußerster nördlicher Vorposten erscheint der kleine Roderberg bei Godesberg unweit Bonn mit ausgezeichnetem Krater auf der Höhe seines abgestumpften Schlackenkegels. Wir finden hier vulkanische Asche und Sand und Schlacken zerstreut und zu Auswurfskegeln aufgehäuft, zahlreiche vulkanische Bomben und mineralreiche Auswürflinge, verhärteten vulkanischen Schlamm, Lavaströme und Lavafelder, die Lava meist senkrecht säulenförmig abgesondert, Kegel ohne Krater und Kegel mit solchen, aber auch Krater ohne kegelförmige Erhebung. Diese letztere ist die vor allem für die E. charakteristische Form der Maare. Ueberraschend ist es oft, unvermuthet auf der Höhe des Grauwackeplateau's an den Rand eines solchen Maars zu treten und über eine steile, geschlossene oder unterbrochene, oft waldige Wand hinab in einen Kessel zu sehen, in dessen Tiefe sich ein stiller blauer Kratersee oder ein Moor oder Wiese und Feld ausbreiten. Manche dieser Seen sind ohne Ausfluß, aus anderen entspringen Bäche; in wenige treten Bäche ein, um sie rasch wieder zu verlassen. Das Eigenthümliche dieser Maare beruht aber in der Zusammensetzung der Wände, die oft nur aus den Schichten der Grauwacke in ihrer gesetzmäßigen Lagerung bestehen, oft aber auch aus horizontal gelagerten vulkanischen Tuffen. Die vulkanische Thätigkeit beschränkte sich bei ihnen auf das Auswerfen von Schlacken und von Bruchstücken der Grauwacke, mitunter auch krystallinischer Gesteine, wie Granit, Glimmerschiefer; nicht selten ist die Menge der vulkanischen Asche und der Rapilli verschwindend klein gegen die der ausgeworfenen Gesteinsbruchstücke; beide lagerten sich vielfach als geschichtete Tuffe ab. Man hat die Maare mit Minentrichtern verglichen und als hervorgegangen durch die Thätigkeit ausströmender Gase Explosionskrater genannt.

Die E. zerfällt naturgemäß in mehrere größere Bezirke, deren scharfe Abgrenzung freilich schwierig, theilweise unmöglich ist; es sind dies das Maifeld, der Ahrgau, die Hohe E., die Vordereifel und die öden westlichen Höhenzüge, zu denen die Schneeeifel und das Hohe Venn gehören. Das Maifeld, der alte Maiengau, der, von der Nette und Elz durchschnitten, in seinen höchsten Plateauhöhen nur 400 Meter, in seinen höchsten Vulkangipfeln, dem Hochsimmer, 559 Meter, dem Forstberg, 574 Meter ü. M. oder 522 Meter über den Rhein bei Andernach sich erhebt, der fruchtbare Theil der E., liegt zwischen Mosel, Rhein und Brohl und verdankt seinen Namen wohl den Volksversammlungen der Franken, die auf seinen Ebenen stattfanden. Ueber dies interessante Land gewährt der Gänsehals (571 Meter), eine Höhe zwischen dem Laacher See und Mayen, einen ebenso schönen als interessanten Ueberblick. Vor dem Beschauer breitet sich nach O. die weite Ebene von Ober- und Niedermendig und von Kruft aus, die ins Andernacher Becken hinauszieht. Jenseit der Ebene glänzt der große, bis 275 Meter ü. M. eingesenkte blaue Seespiegel von Laach von 3,7 Kilom. Umfang und umringt von einem zusammenhängenden Kranz waldiger Höhen, deren höchste sich 240 Meter darüber erhebt. Unter ihnen liegt im W. der St. Veitskopf, aus dessen Krater ein Strom basaltischer Lava sich in der Richtung des Laacher Kessels ergoß, welcher aber ältern Datums als dessen Aushöhlung sein soll, und der Krufter Ofen. Zahlreich sind die isolirten Vulkankegel, die man erblickt, darunter kahle Bimssteinkegel (Hummerich). Der höchste dieser Kegel ist der Forstberg, aus dessen Krater sich die Lava ergoß, welche das ausgedehnte Lavafeld von Nieder- und Obermendig bildet und als dauerhafter Baustein, als weit ausgeführter Rheinischer Mühlstein seit der Römerzeit in unterirdischen Brüchen gewonnen wird. Aehnliche Laven haben sich in die Gegend von Mayen ergossen. Im Krufter Ofen sucht man die Ausbruchstelle der Bimssteine, welche die Tuffe (Backofensteine) von Kruft und Plaidt bilden, und welche man bis Andernach und bis ins Lahnthal findet. Ein anderer Krater ist der des Beller Rothenbergs. Vulkanische Tuffe, wenn man will, Schlammströme füllten das Brohlthal bis hoch zu seinen Gehängen hinauf und liefern den berühmten Traß oder Duckstein, der als Baustein und gemahlen (statt Sand dem Kalkmörtel zugesetzt) zur Herstellung von Cement dient. Verkohlte Baumstämme darin beweisen, daß diese Tuffe und Schlamme, gleich den übrigen, schließlich durch die Thätigkeit des Wassers in ihre jetzige Lage gebracht sind. Ueber das Brohlthal erheben sich der vulkanische Bausen- und Herchenberg, in seinem Hintergrunde die hoch gelegene Ruine Olbrück mit weitem Panorama. Rieden im W. des Laacher Sees ist die Fundstätte der interessanten Leucitlava und ihrer Tuffe; von Weibern, unfern davon, kommen die für feine Skulpturen sehr geeigneten Weiberner Steine, ebenfalls vulkanische Tuffe. Der Laacher See ist für den Mineralogen interessant durch den Mineralienreichthum seiner Auswürflinge, welche an die der Fossa grande am Vesuv erinnern. Sie bestehen vorherrschend aus glasigem Feldspat, dem wohl mit dem Sanidin zusammenzustellenden Rhyakolith G. Rose's, mit Hornblende, einaxigem Glimmer, Magneteisensteinoktaëdern, gelbem Sphen, Apatit, wozu noch Sodalith, Hauyn und Nosean, Spinell, weißer Zirkon, Orthit (früher Bucklandit genannt) u. a. kommen. Außerdem finden sich Grauwackestücke, die auch sonst häufig gebrannt, selbst oberflächlich verglast unter den vulkanischen Auswürflingen der E. vorkommen, und dazu krystallinische Gesteine, die nirgends im rheinischen Schiefergebirge zu Tage treten, Glimmerschiefer mit Granat, Saphiren, dichroïtführendem Gneis, Syenit, die der Tiefe

unter der Grauwacke entflammen. Die losen Lavastücke, die der Krater auswarf, führen Augit, Chrysolith, Hornblende, Hauyn, Sapphir, in Drusen Leucit. Der Laacher See und seine Umgebung ist ein Herd reichster Kohlensäureentwickelung; das benachbarte Tönnesstein besitzt einen reichen Kohlensäuerling und so viel freie Kohlensäure, daß darauf eine Bleiweißfabrik gegründet werden konnte. Der mit Bimsstein bedeckte Kamillenberg ist der südlichste Vulkan des Maifeldes. Nördlich folgt der Ahrgau mit dem Ahrthal, in dessen wildem, weitem untern Thal sich die basaltische, weithin sichtbare Landskrone erhebt, und das von Ahrweiler bis Altenahr ein tiefes, wildromantisches Felsthal ist, das sich auch in seinem obern Theil nicht in Flachheit verliert. Der Hohen E. gehört der oben erwähnte Zug basaltischer Kuppen an, die höchsten Gipfel des Landes. In der Richtung vom Laacher See nach Daun finden wir hier das sehr regelmäßige, jetzt trockene Maar von Mosbruch, unfern des Kellbergs, und südlich davon das Maar von Uelmen, ein mit Wiesen und Torfmoor bedecktes Kesselthal. Der aus Tuff und Schlacken aufgebaute Nivelgsberg bei Drees ist der nördlichste vulkanische Punkt der Hohen und der ganzen innern E. Die Vordereifel ist das zweite vulkanische Hauptrevier. Es ist nicht allein geologisch, sondern auch malerisch reicher als die Hohe E. Ihr gehören die schönen Thäler der Ues bei Bad Bertrich, das Lieserthal, in dem malerisch über Manderscheid ein altes Grafenschloß thront, Gerolstein an der Eifelbahn, wo der dolomitische Uebergangskalkstein mit vulkanischen Gesteinen und mit Burgruinen wetteifert, die landschaftliche Schönheit zu erhöhen. Zahlreich sind die Punkte vulkanischer Thätigkeit, die sich zwischen Bertrich und Ormont von SO. nach NW. verbreiten, am meisten aber in dem Dreieck zwischen Daun, Gerolstein und Hillesheim zusammengedrängt sind; hier finden sich ausgedehnte Strecken, wo noch die scharfe, unverwitterte dunkle Lava das Land deckt und die Füße verwundet. Unter den zahlreichen Maaren sind besonders hervorzuheben: das große Meerfelder Maar, westlich von Manderscheid, das von klarem See erfüllt, von steilem Waldrand rings geschlossene, kreisrunde, meist von Tuffschichten umringte Pulvermaar, unfern Gillenfeld, vor allem aber die drei staffelförmig über einander sich erhebenden Maare am Mäuseberg bei Gemünd und Mehren, unfern Daun: das Schalkenmehrener, Weinfelder und Gemündner Maar, alle von Tuff umringt, beide letzte ohne Ausfluß, obgleich das letzte nur durch einen 230 Meter breiten Steilrücken vom tiefen Lieserthal getrennt ist. Von Vulkankegeln und Lavaströmen sind vor allem hervorzuheben: der Falkenlei und die alten Krater der Facherhöhe und des Hüstchens, die sämmtlich am obern Rande der Steilwand des Uesthals unfern der Therme von Bertrich liegen. Ihre Absonderung in gegliederte Säulen hat Anlaß zu der interessanten Grotte des Käsekellers gegeben. Ein zweiter, höchst ausgezeichneter Vulkan ist der im S. des Meerfelder Maars, im W. von Manderscheid liegende, aus Schlacken aufgehäufte Mosenberg (524 Meter ü. M., 185 Meter über jenem Maar), nicht weniger als vier Krater enthaltend. Das erwähnte vulkanreiche Dreieck ist voller Kesselthäler und Vulkane, die Lavaströme ergossen, Schlacken und Asche ausgeworfen und vor allem bei Rockeskyll ausgedehnte Tuffablagerungen geliefert haben. Der Vulkan von Gerolstein, die ruinenreiche Kasselburg, Dockweiler und Kirchweiler sind nur einige der vielen interessanten Punkte. Westlich von der Kyll hören basaltische und vulkanische Bildungen auf, ebenso nördlich von Ormont. Dem nördlichsten Theil der E. gehört das schöne, industriereiche Schleidener Thal an, ein Seitenthal der Roer, in dem die alte, einst reiche Abtei Steinfeld liegt. In trostloser Oede zieht im W. von Prüm der schmale Quarzitrücken der Schneeeifel in nordöstlicher Richtung hin, 696 Meter Meereshöhe erreichend. Weiter westlich folgen dann die breiten, auf ihren Höhen mit tiefen Torfmooren und Heide bedeckten Rücken, deren äußerster auf deutschem Gebiete das Hohe Venn ist, schon zusammengesetzt aus den Schiefern der Ardennen, als deren unmittelbare Fortsetzung es zu betrachten ist. So trostlos öde die Höhe ist, so hat sich doch in den Thälern dieser westlichsten E. an den Grenzen Belgiens unter wallonischer Bevölkerung eine reiche Industrie angesiedelt; Malmedy liefert treffliches Leder, Montjoie und Eupen Tuche. Ringsum an den Süd- und Osträndern des Eifeler Plateau's und selbst in Thälern desselben reifen die Traube und die Mandel und herrscht reicher Obstbau. Berühmt sind die Moselweine und die rothen Weine des Ahrthals (Ahrbleicharte). Auf seinen Höhen dagegen wird nur bis 520 Meter, selten bis 550 Meter Ackerbau getrieben, und zwar sind Gegenstände desselben Hafer, auf dem Grauwackeboden Roggen und Kartoffeln, auf dem Muschelkalk Spelt. Die Wälder der höheren Grauwackegegenden sind verwüstet; hier breiten sich weite, zum Theil torfige Heiden, nur für Schafe und Bienen Weide liefernd, in melancholischen Flächen aus. Wald, zum Theil Buschwald, auf dem Bunten Sandstein auch hochstämmiger Eichen- und Buchenwald, bedeckt die Rücken und Thalwände des Grauwackegebiets. Nur in den Umgebungen der weit zerstreuten Dörfer ist das Land im Privatbesitz und dauernd unter dem Pflug; das entferntere, höher gelegene dagegen ist »Wildland«, theils öde, theils als »Schiffelland« im Besitz ganzer Gemeinden oder Markgenossenschaften, sogen. Erbschaften. Das benutzbare Wildland wird jährlich unter die Gemeindemitglieder oder Markgenossen vertheilt, die es dann schiffeln, d. h. den Rasen und die Heidedecke abheben, trocknen und mit dürrem Reisig auf Haufen verbrennen. Die Asche dient als Dünger für die Felder, auf welchem im ersten Jahr Roggen, im zweiten Kartoffeln, im dritten Hafer, auf besserem Boden wohl vor dem Hafer auch Gerste oder Kopfklee gebaut werden. Dann bleibt das Land wieder 10—18 Jahre als Weide, insbesondere Schafweide, liegen. An der Grenze der höhern Heide reift übrigens nicht in jedem Jahr das Getreide. Noch liegt hier ein weites Gebiet für landwirtschaftliche, überhaupt volkswirtschaftliche Verbesserungen fast brach. Die öden Heiden auf dem trockenen Quarzfels der Schneeeifel, die mächtigen Torfmoore des Hohen Venn werden freilich wohl noch lange den Bemühungen, sie der Kultur zu gewinnen, widerstehen. S. Karte »Rheinprovinz« und die geologische Karte von Deutschland. Vgl. Steininger, Die erloschenen Vulkane in der E. und am Niederrhein (Mainz 1820); Schannat, Eiflia illustrata, aus dem Lateinischen von G. Bärsch (Köln 1825—26); von Dechen, Geognostischer Führer zu der Vulkanreihe der Vordereifel (Bonn 1861); Derselbe, Geognostischer Führer zum Laacher See (das. 1864).

Eifer, die besonders lebhafte Aeußerung des für einen Gegenstand gefaßten Interesses, die sich durch Worte oder Handlungen offenbart und sowohl auf Gutes, wie auf Böses gerichtet sein kann. Hervorleuchtende Gewissenhaftigkeit in Erfüllung öffentlicher Pflichten heißt Amtseifer; zu Leidenschaftlichkeit gesteigerter, auf unerhebliche Gegenstände gerichteter oder falsche Mittel für seine Zwecke ergreifender E. wird zum blinden E. Wenn mehrere Einen Zweck mit gleicher Lebhaftigkeit verfolgen, so ist dies Wetteifer.

Eifersucht, ein Affekt oder in höherem Grad und bei längerer Dauer eine Leidenschaft, welche in demjenigen zu entstehen pflegt, der mit zu großem Eifer nach einem Gut strebt, aber in der Erlangung und Behauptung desselben von anderen gehindert oder beeinträchtigt zu werden fürchtet. Die Furcht, mit welcher die E. mithin stets verbunden ist, hat ihren Grund in dem Bewußtsein, daß man von einem andern hinsichtlich der zur Erlangung und Behauptung des ersehnten Guts nöthigen Eigenschaften übertroffen werden könne und demselben also weichen müsse, und erweckt daher einen gewissen Grad von Haß gegen den Rivalen. Eine Hauptquelle der E. ist die Geschlechtsliebe, bei der die E. infolge des hierbei sich äußernden Naturtriebs am heftigsten zu sein pflegt und als seltsames Gemisch von Liebe, Furcht und Haß zu den gewaltsamsten Ausbrüchen führen kann. Aber auch Freundesliebe sowie Ehr- und Ruhmbegierde können von E. begleitet sein, indem man im Alleinbesitz der Zuneigung eines Freundes von einem andern gefährdet oder im Streben nach einem ehr- oder ruhmvollen Ziel von einem andern überholt zu werden fürchtet. Bekannt ist die gewöhnlich Schleiermacher (in Wien Grillparzer, auch Castelli und Saphir) zugeschriebene Erklärung: E. ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Eigelb (Eidotter), fällt an vielen Orten in bedeutenden Quantitäten ab, da Eiweiß für technische Zwecke in viel größerer Menge verbraucht wird als E. (Ueber die Zusammensetzung des Eigelbs s. Ei.) Man benutzt es in der Weißgerberei und zur Bereitung von Eieröl (s. d.). Nach Moßelmann soll es sich beliebig lange und für technische Zwecke vollkommen brauchbar erhalten, wenn man es mit 5 Proc. seines Gewichts fein gepulvertem neutralen schwefligsauren Natron vermischt. Das E. bleibt dann fett, gelb und geruchlos und geht in solcher Zubereitung unter dem Namen Mucilage in großen Mengen von Frankreich nach England. Als Nahrungsmittel ist dies Präparat nicht mehr brauchbar; doch hat Moßelmann gefunden, daß Eidotter, wenn sie 24 Stunden lang auf einer vollständig gesättigten Salzlösung schwimmen, dann umgekehrt werden und abermals 24 Stunden in der Lauge bleiben, leicht zu einer wachsartigen Masse eintrocknen, welche, in Wasser aufgeweicht, zu Küchenzwecken vollkommen wie frische Eier verwendbar ist. Für Konditoreien ist wichtig, daß eine ganz koncentrirte Zuckerlösung wie die Salzlösung wirkt. Uebrigens kann man das E. auch im Turgar'schen Apparat (s. Ei) austrocknen, wobei man aus einem Dotter etwa 6 Gramm Pulver erhält. Diese Operation wird für technische Zwecke nach Augier erleichtert, wenn man 1 Kilogr. E. mit 16 Gr. Salz und 50 Gr. Stärkmehl mischt und dann trocknet. Gegenwärtig kommt auch trockenes, entfettetes E. in den Handel als Nebenprodukt von der Bereitung des Eieröls. Dies Pulver gibt, mit Oel und Wasser angerührt, eine Mischung, die frisches E. für Gerbereizwecke vollkommen ersetzt. Ueber Eigelbseife s. Eieröl.

Eigelstein (vom lat. aquila, franz. aigle, also Adlerstein), eine in rheinischen Städten, welche ursprünglich römische Kastelle waren, gebräuchliche Bezeichnung von Befestigungsthürmen, wie z. B. in Köln, wo ein Thor und eine Straße danach benannt sind, und in Mainz, wo der Drususthurm diesen Namen führt.

Eigendünkel, unbegründete und übertriebene Werthschätzung eigener Vorzüge und Verdienste oder der eigenen Persönlichkeit.

Eigene Leute, s. Leibeigenschaft.

Eigener Wechsel, s. Wechsel.

Eigenhandel (Proprehandel), der für eigene Rechnung und aus eigener Initiative betriebene Handel. Derselbe bildet den Gegensatz zum Kommissionshandel.

Eigenliebe, s. Egoismus.

Eigenlöhner, im Bergbauwesen Privatleute, welche mit Zechen oder Gruben, die sie mit eigener Hand ausbeuten, unter gewissen Verpflichtungen belehnt sind. So waren z. B. die E. auf den oberharzer Eisensteingruben verpflichtet, den gewonnenen Eisenstein der Bergbehörde nach Maßgabe seiner Brauchbarkeit und so weit als erforderlich zu einem bestimmten, den Gewinnungs- und Förderungskosten entsprechenden Preis zu überlassen. Dabei stand der Bergbau unter Direktion der Behörde, während die Oekonomie der Grube dem E. überlassen war. Derselbe nahm Arbeiter an und bezahlte dieselben von dem mit ihm vereinbarten Langerlohn, mußte aber selbst mit arbeiten, wenn er mehr als die anderen im Taglohn Arbeitenden verdienen wollte. Grubenhölzer wurden unentgeltlich aus den Forsten geliefert und zu Hauptarbeiten, z. B. zum Stollenbetrieb, Beihülfen aus herrschaftlichen Kassen gegeben.

Eigenname, s. Namen; in der Grammatik s. v. w. nomen proprium, s. Nomen.

Eigennutz, diejenige Denk- und Handlungsweise, welche kein höheres Ziel des Strebens anerkennt als den eigenen Vortheil und diesen rücksichtslos und unbedingt, selbst mit Hintansetzung höherer Pflichten, verfolgt (vgl. Egoismus). Der E. ist namentlich von Politikern der Hebel der Welt genannt worden, und Moralisten haben sogar eine »Sittenlehre des Eigennutzes« (moral de l'intérêt) aufstellen wollen, die aber auf nichts anderes hinausläuft als auf gemeine Klugheitslehre. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch faßt nach dem Vorgang des preußischen Strafgesetzbuchs unter der Bezeichnung »strafbarer E.« eine Reihe von Vergehen zusammen, welche sich als widerrechtliche Eingriffe in fremde Vermögenssphären aus gewinnsüchtiger Absicht charakterisiren oder zur Ergänzung der bestimmten vermögensrechtlichen Delikte dienen, welche das Strafgesetzbuch aufführt, wie Diebstahl, Unterschlagung, Raub, Erpressung, Betrug &c. Die Vergehen, welche unter der Rubrik »strafbarer E.« behandelt werden, sind folgende: gewerbsmäßiges Betreiben und Gestatten von Glücksspielen; Veranstaltung öffentlicher Lotterien und Ausspielungen ohne obrigkeitliche Erlaubnis; fälschlicher Gebrauch fremder Namen oder Firmen zur Bezeichnung von Waaren; strafbare Vereitelung einer drohenden Zwangsvollstreckung; ferner das Vergehen desjenigen, der seine eigene bewegliche Sache oder eine fremde bewegliche Sache

zu Gunsten des Eigenthümers derselben dem Nutznießer, Pfandgläubiger oder demjenigen, welchem an der Sache ein Gebrauchs- oder Zurückbehaltungsrecht zusteht, in rechtswidriger Absicht wegnimmt; unbefugte Gebrauchsanmaßung verpfändeter Sachen von Seiten öffentlicher Pfandverleiher; widerrechtliche Zueignung verschossener Munition; Wilderei oder sogen. Wilddiebstahl und Beeinträchtigung fremder Fischereigerechtigkeit; endlich gewisse dem Vertragsbruch und der Untreue verwandte Vergehen der Schiffsleute und Passagiere, welche das Schiff oder den Schiffsdienst gefährden. Vgl. Deutsches Reichsstrafgesetzbuch, § 284 ff., Abschn. 25.

Eigenschaft, unterscheidendes Merkmal einer Person oder Sache. Man theilt die Eigenschaften in a) wesentliche (nothwendige), die der Person oder Sache nicht fehlen dürfen, ohne daß diese aufhören, zu sein, was sie sein sollen, und die ihrerseits wieder zerfallen in konstitutive oder grundwesentliche, z. B. die Vernünftigkeit des Menschen rc., und in konsekutive oder abgeleitete wesentliche, z. B. die Irrthumsfähigkeit, insofern sie aus der Beschränktheit der menschlichen Kräfte hervorgeht; b) außerwesentliche (zufällige) Eigenschaften, die einer Person oder Sache wohl fehlen können, ohne daß diese deshalb aufhören zu sein, was sie sein sollen; c) eigenthümliche Eigenschaften, Eigenschaften im engern Sinn, einer Person oder Sache ausschließlich zukommende Eigenschaften; endlich d) gemeinsame Eigenschaften, z. B. das Dasein, Beweglichkeit der Thiere rc.

Eigenschaftswort, s. Adjektiv.

Eigensinn, das hartnäckige Beharren bei einer Meinung oder einem Streben, trotzdem, daß durch einleuchtende Gründe das Irrige und Verkehrte derselben nachgewiesen ist, aus keinem andern Grund, als weil es die oder das eigene ist. Bei Erwachsenen pflegt dem E. meist Eigendünkel zu Grunde zu liegen, indem man Festigkeit des Charakters und Konsequenz des Handelns zu beweisen wähnt, wo man sich gegen eine naheliegende bessere Einsicht hartnäckig verschließt. Bei Kindern und Menschen von beschränktem Verstand beruht der E. darauf, daß sie, lediglich für sinnliche Eindrücke empfänglich, für Vernunftgründe kein Verständnis haben.

Eigenthum (Dominium), die vollkommene, unbeschränkte und ausschließliche Herrschaft über eine Sache, das vollkommenste der dinglichen Rechte, insofern der Eigenthümer die Sache gebrauchen, über deren Substanz beliebig verfügen, sie verändern, zerstören, aufgeben, auf einen andern übertragen, andere von Einwirkung auf die Sache abhalten, die Sache von jedem dritten widerrechtlichen Besitzer vindiciren und die Freiheit der Sache gegen denjenigen, der sich Beschränkungen anmaßt, verfechten kann. Alle anderen dinglichen Rechte, so z. B. die Servituten, Superficies, Emphyteuse, enthalten nur einzelne Rechte von dem Gesammtrechte des Eigenthums; so darf z. B. der Nießbraucher die Sache wohl gebrauchen, aber nicht veräußern; der Wegeberechtigte darf über das Grundstück gehen, aber dessen Substanz nicht verändern rc. Der Eigenthümer dagegen hat alle die Befugnisse, welche wir uns als Gegenstand eines dinglichen Rechts denken können; alle anderen dinglichen Rechte setzen das E. voraus und entlehnen ihren Charakter von demselben. Das Eigenthumsrecht ergreift also die Sache in ihrer Totalität und fällt gewissermaßen mit der Sache selbst zusammen. Der Besitz ergreift wohl auch die Sache in ihrer Totalität, aber er ist eben nur die faktische Herrschaft über die Sache, wie das E. die rechtliche ist; er ist die faktische Ausübung des Eigenthums.

Man nennt das E. ein volles (Dominium illimitatum s. plenum), wenn der Eigenthümer alle im E. begriffenen Rechte frei und unbeschränkt ausüben darf, dagegen ein beschränktes (Dominium limitatum), wenn gewisse Befugnisse entzogen sind, z. B. wenn einem andern ein Servitut zusteht, dem Eigenthümer die Veräußerungsbefugnis entzogen ist rc. Wenn das ganze Benutzungsrecht von der Proprietät getrennt ist, wie z. B. bei der Emphyteusis, bei dem Lehnsverhältnis, so nennt man das bloße Proprietätsrecht des Eigenthümers Dominium directum, nuda proprietas, im Gegensatze zum Nutzungsrechte des Emphyteuta, Lehnsmannes rc., welches Dominium utile genannt wird. Mit Rücksicht auf seine Dauer ist das E. entweder widerruflich (Dominium revocabile), oder unwiderruflich (Dominium irrevocabile); ersteres, wenn die Fortdauer desselben von dem Eintritt oder Nichteintritt eines bestimmten Ereignisses abhängig gemacht ist; dies kann eine Zeitbestimmung (dies) sein, z. B. wenn ein Haus für die Dauer eines Jahrs verkauft wird; alsdann hört das E. am Haus erst mit der Rückforderung nach Ablauf des Jahrs auf (Dominium revocabile ex nunc); anders bei einer Widerruflichkeit infolge einer Resolutivbedingung, wobei die Auflösung rückwärts vom Tage des bedingenden Rechtsgeschäfts an erfolgt (dominium revocabile ex tunc). Rücksichtlich des Subjekts, welchem das E. zusteht, unterscheidet man Alleineigenthum (Dominium solitarium) und Miteigenthum (Condominium), welches letztere mehreren Personen gemeinschaftlich zusteht, so daß jeder nur einen idealen, intellektuellen Theil an der Sache hat. Die Erwerbung des Eigenthums erfordert 1) eine erwerbsfähige Person, wofür im allgemeinen jeder Handlungsfähige gilt, und zwar kann man E. sowohl in eigener Person, als durch andere, Stellvertreter, erwerben; 2) eine Sache, an welcher E. erworben werden kann, weshalb die zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Gegenstände, z. B. öffentliche Plätze, ferner Flüsse, Meeresufer rc., davon ausgeschlossen sind; 3) eine rechtmäßige Erwerbungsart (modus acquirendi), z. B. Kauf, Schenkung, Erbschaft rc. Eigenthumserwerbsarten sind: die Okkupation, Accession, Specifikation, Adjudikation, Tradition, Usukapion, Reparation der Früchte. Uebrigens hat das Gesetz selbst gewisse Beschränkungen aufgestellt, die sich jeder Eigenthümer gefallen lassen muß; so z. B. muß ich dem Nachbar gestatten, das von seinem Baum auf mein Grundstück gefallene Obst alle zwei Tage aufzulesen; ich muß mir gefallen lassen, daß der Nachbar die Aeste von meinem auf sein Grundstück hinüberragenden Baume bis zur Höhe von 16 Fuß entfernt, ferner, daß ein anderer auf meinem Grundstück nach Fossilien schürft rc. Solche Beschränkungen nennt man Legalservituten. Die Rechtsmittel zum Schutz des Eigenthums sind die Eigenthumsklage (rei vindicatio), mittels welcher der Eigenthümer die Sache von jedem, der ihm dieselbe vorenthält, gerichtlich ausklagen kann, ferner die Actio negatoria, eine Klage gegen denjenigen, der sich widerrechtlicherweise Beschränkungen der Sache, z. B. eine Wegeservitut, anmaßt, endlich auch alle possessorischen Rechtsmittel, wie die Interdicta retinendae et recuperandae possessionis rc. Ein

besonderes Rechtsmittel ist die Actio Publiciana, eine zum Schutz des sogen. prätorischen oder fingirten Eigenthums von einem römischen Prätor Publicius eingeführte Klage. Wenn man nämlich eine Sache in gutem Glauben durch Tradition von einem andern erworben hat, ohne daß der Tradent wirklicher Eigenthümer gewesen, so hat man noch kein E., sondern nur den Besitz der Sache erworben. Da nun der Fall sehr häufig vorkommt, daß jemand nur den rechtmäßig erlangten Besitz einer Sache durch Tradition darthun kann, ohne aber den strengen Eigenthumsbeweis führen zu können, so ist diese Actio Publiciana eingeführt worden, welche viel leichtere Voraussetzungen, aber doch denselben Erfolg wie die Eigenthumsklage hat, wofern der Gegner kein besseres Recht auf die Sache nachweist. Verloren geht das E. mit Willen des Eigenthümers, wenn dieser die Sache aufgibt (dereliquirt) oder das E. auf einen andern überträgt, also die Sache veräußert; wider Willen des Eigenthümers, wenn die Sache zu Grunde geht, wenn ein anderer dieselbe durch Accession oder Ersitzung erwirbt, wenn sie einem andern in einem Theilungsproceß oder wegen eines zu befürchtenden Schadens (missio in possessionem ex secundo decreto) vom Richter zugesprochen wird, wenn ein wildes okkupirtes Thier wieder entläuft oder ein zahm gemachtes die Gewohnheit des Wiederkehrens ablegt und dergl. Mit dem Tode des Eigenthümers aber erlischt das E. nicht, sondern es geht dann, wie überhaupt alle Vermögensrechte, auf die Erben über. — Ueber geistiges E. s. Urheberrecht.

Eiger (früher Heigers Schneeberg), Berggipfel der Finsteraarhorngruppe, 3975 Meter hoch, eine scharfkantig abgeschnittene, breite Kalkfelsmasse, die mit ihren nächsten Nachbarn Mönch und Jungfrau, von der Wengernalp aus gesehen, sich prachtvoll präsentirt; s. Finsteraarhorn.

Eihülle (Integumentum), in der Botanik die Hülle um den Eikern der Samenknospe (s. Samenknospe). Ueber Eihüllen und Eihäute des thierischen Embryo s. d.

Eilbeck, Gemeinde im Hamburger Gebiet, südöstlich von Uhlenhorst, mit (1871) 4300 Einw.

Eileithyia, s. Ilithyia.

Eilenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Delitzsch, größtentheils auf einer Insel der Mulde und an der Halle-Sorau-Gubener Eisenbahn gelegen, in welche letztere seit 1874 eine direkte Bahn von Leipzig hier einmündet, Sitz eines Kreisgerichts, hat eine katholische und 2 evangel. Kirchen eine höhere Bürgerschule, Fabriken für Tuch, Buckskin, Kattun, Piqué, Chemikalien, Maschinen und Tabak, Färbereien, große Schlosser-, Schmiede- und Tischlerwerkstätten, bedeutende Korbflechtereien und Wagenbauanstalten, starke Bierbrauerei und (1871) 10,135 Einw. (darunter 102 Katholiken). E. ist sehr alt, hieß früher Mildenau und erhielt den heutigen Namen von der Burg (Ilburg), welche schon unter König Heinrich I. als wichtiger Grenzpunkt gegen die Sorben und Wenden genannt wird. 930 kam es an die Markgrafen von Meißen und gehörte dann zum Kurfürstenthum Sachsen, bis es 1815 an Preußen fiel. E. ist Geburtsort des Dichters M. Rinkart. In der Nähe die Eisengießerei Erwinhof.

Eilendorf, Gemeinde im preuß. Regierungsbezirk und Landkreis Aachen, 5 Kilom. östlich von Aachen, hat eine kathol. Pfarrkirche, Galmei- und Bleigruben und (1871) 3328 Einw. Dabei Atsch mit Glashütte, Bleihütte, Eisenhüttenwerk und Fabrikation von feuerfesten Steinen.

Eilers, Gerd, Pädagog und preuß. Geheimer Regierungsrath, aus einer Bauernfamilie im Oldenburgischen zu Grabstede um 1790 geboren, ward Schreiber bei einem Rechtsanwalt, besuchte daneben das Gymnasium zu Jever und studirte sodann zu Heidelberg und Göttingen Theologie, ward Lehrer zu Bremen, Gymnasialdirektor zu Kreuznach, Schulrath zu Koblenz, 1841 Geheimer Regierungsrath im Ministerium Eichhorn. Die Zeit seiner Verwaltung war eine für die Entwickelung der Volksbildung in Preußen wenig ersprießliche. Denn E. ging wie die kurzsichtige Partei, welcher er angehörte, von der Ansicht aus, daß die beschränkten Lebensverhältnisse, in denen die Masse sich befinde, auch eine Beschränkung ihres geistigen Gesichtskreises nothwendig mache, damit nicht das Mißverhältnis der äußern Lage und ihrer innern Disposition das Gefühl des Unglücks und der Unzufriedenheit bei ihnen wach rufe. Bei solchen Anschauungen besaß E., die in Preußen Jahre hindurch bestimmende Persönlichkeit, Energie genug, um das vermeintliche Uebel einer zu weit getriebenen Volksbildung an der Wurzel anzutasten, nämlich die Bildung der Volkslehrer auf ein geringeres Maß herabzudrücken und ihnen so jede Möglichkeit dazu abzuschneiden, die Erziehung der Massen über den nach den weisen Erwägungen der Regierung einzuhaltenden Punkt hinauszuführen. Das Jahr 1848 brachte in seinen ersten Stürmen auch den Sturz des Ministeriums Eichhorn und scheinbar einen Bruch mit dem ganzen System. Mit seinem Chef zugleich entlassen, zog sich E. in die Nähe von Halle zurück und machte den nicht eben glücklichen Versuch, in einer besondern Schrift: »Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben« (Berl. 1849), das bisherige System zu rechtfertigen. Nicht lange nachher eröffnete er dann in einem Landhaus bei Halle eine bald ziemlich besuchte Erziehungsanstalt, in welcher besonders die preußische adlige Jugend zahlreich vertreten war, die nach dem tendenziösen Ausdruck eines Schulprogramms »nebst dem Harnisch des Glaubens einst den Kürassirharnisch anziehen sollte«. Die letzten Jahre seines Lebens brachte E. still in Saarbrücken zu, wo er 4. Mai 1863 starb. Das Werk seiner Muße: »Wanderung durchs Leben« (Leipz. 1856—61, 6 Bde.) befriedigte in keiner Weise die gehegten Erwartungen; es tritt die Redseligkeit des Alters zu entschieden darin hervor, und es ging viel zu weit, wenn das Buch den Anspruch erhob, ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrh. zu sein. Noch sind von E. zu erwähnen »Beobachtungen und Urtheile E. L. v. Asters über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unseres Jahrhunderts« (Saarbr. 1858—59, 2 Bde.).

Eilsen (Eilzen), Badeort im Fürstenthum Schaumburg-Lippe, liegt 5 Kilom. südöstlich von Bückeburg in einem geräumigen Thal zwischen dem Harriberg und Süntelgebirge, 88 Meter ü. M., und hat 400 Einw. Von den neun Quellen werden der Georgen-, Julianen-, Augen- und Neuwiesenbrunnen benutzt. Sie enthalten vorwiegend schwefelsaure Alkalien gelöst und gehören bei einer Temperatur von 9,5—10° R. zu den kalten Schwefelwässern. Ihr Gasgehalt wird zu Inhalationen, ihr Wasser zu Trink- und Badekuren, der Mineralmoor aber zu Schlammbädern benutzt, deren heilkräftige

Wirkung den Badeort besonders in Aufnahme gebracht hat. Innerlich und zu Bädern gebraucht man die Wässer von E. vorzugsweise gegen Katarrh der Schleimhaut der Luftwege, vorzüglich wenn Stockungen im Blutlauf des Unterleibs zu Grunde liegen, wie auch gegen Hämorrhoiden und Menstruationsstörungen; der Mineralschlamm hat sich besonders gegen Gicht, Rheumatismus und Hüftweh wirksam erwiesen. Vgl. **Lindinger**, E. und seine Heilquellen (Bückeb. 1859).

Eilsleben, Dorf im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Neuhaldensleben, unweit der Aller, Station der Bahnlinie Magdeburg-Schöningen, von der hier die Bahn nach Helmstedt abzweigt, hat eine evangel. Pfarrkirche und (1871) 1350 Einw.

Eimak (Aimak), Völkerschaft in Afghanistan, welche mit den Hazare um Herat das nordwestliche inselartige Hochland des Paropamisos (Ghurgebirge) bewohnt. Sie sind ein Zweig der Tadschik mit persischer Sprache und Sunniten, aber wenig mit dem Koran bekannt und leben als Viehzüchter unter Zelten aus Binsengitter, die man mit Wolle umgibt und unter denen sie auch im strengsten Winter aushalten. Sie haben Stülpnasen, einen dicken Mund und aufgeworfene Lippen und sind gegen einander sehr treu, aber dem Plündern ergeben. Jagd ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Die Frauen verrichten alle Arbeit. Die Zahl der E. wird sich höchstens auf 450,000 belaufen. S. Karte »Persien rc.«

Eimbeck, Stadt, s. Einbeck.

Eimeo (jetzt gewöhnlich Moorea genannt), eine der Societätsinseln im Stillen Ocean, 20—30 Kilom. westlich von Tahiti, 1767 von Wallis entdeckt, eine gebirgige, aber auch an pittoresken Landschaften nicht arme Insel von 55 Kilom. Umfang. Der Hafen Opunohu ist einer der besten der Societätsinseln. E. steht jetzt, wie Tahiti, unter französischer Oberhoheit; die Insel hat gegen 1000 Einw. und ist besonders merkwürdig als die Wiege des Christenthums in Polynesien.

Eimer, Flüssigkeitsmaß von sehr verschiedenem Gehalt. In Deutschland ist der E. im allgemeinen = ½ Ohm, in Hamburg, Mecklenburg und Schleswig-Holstein = ⅙ Ohm, in der Schweiz (E., Setier, Brente) = ¼ Ohm. 1 preußischer E. à 60 Quart = 68,702 Liter; 1 bayrischer Schenkeimer à 60 Maß = 64,142 Liter; der bayrische Visiereimer für Bier und Spiritus à 64 Maß = 64,418 Liter; der würtembergische E. Helleichmaß für alten und geklärten neuen Wein, Branntwein, Bier, Essig, Milch à 160 Maß = 293,927 Liter und Trübeichmaß à 167 Maß = 306,786 Liter; der sächsische E. à 72 Dresdener Kannen = 67,363 Liter; der hamburgische E. à 32 Quartier = 28,983 Liter; die verschiedenen, in jedem Bundesstaat früher abweichenden sonstigen deutschen E. sind durch Einführung des metrischen Maßes außer Gebrauch gekommen. Der österreichische E. à 40 Maß (Kannen) = 56,605 Liter.

Eimerkunst, Vorrichtung, wodurch mit einem oder zwei Eimern Wasser rc. an einer Kette oder an einem Seil aus der Tiefe gehoben wird. Entweder geht das Seil oder die Kette mit den Eimern über eine horizontale Welle, die durch eine Kurbel oder ein Schwungrad herumgedreht wird, oder um den Korb einer senkrechten Welle, welche durch einen vierarmigen Hebel umgedreht wird, wobei dann die Enden der Kette mit den Eimern über zwei Scheiben einer horizontalen Welle laufen. Ist nur ein Eimer angebracht, so muß das andere Ende der Kette ein Gegengewicht tragen. Vgl. Paternosterwerk.

Eimsbüttel, Gemeinde im Hamburger Gebiet, in reizender Lage 3 Kilom. nordwestlich von Hamburg, mit (1871) 6200 Einw., ein sehr besuchter Vergnügungsort der Hamburger.

Einäscherung, in der Chemie die Verbrennung organischer Substanzen behufs Gewinnung der Asche. Wird die E. zu analytischen Zwecken vorgenommen, so daß die Mineralbestandtheile der organischen Substanz ohne jeglichen Verlust abgeschieden werden müssen, so darf man die Hitze nur bis zu einer am Tage kaum sichtbaren Rothglut steigern. Man verbrennt die sorgfältig gereinigte und getrocknete Substanz bei sehr mäßigem Luftzutritt im Platintiegel, in der Muffel, in der Platinschale unter einem Lampencylinder und beschleunigt die Verbrennung durch Vermischen der verkohlten und fein zerriebenen Substanz mit Platinschwamm oder einer gewogenen Menge von trockenem kohlensauren Natron.

Einaxig, in der Botanik Bezeichnung für diejenigen Pflanzen, deren primäre oder Hauptaxe, d. i. der aus dem Stengelchen des Keimlings entwickelte Sproß, durch die Blütenbildung abgeschlossen wird und keine Zweige hervorbringt, so daß die Pflanze nur eine Axe erster Ordnung bildet.

Einbalsamiren (Balsamiren), durch künstliche Mittel die Fäulnis der Leichname verzögern oder verhindern. Diese Kunst ward schon von den Assyrern, Persern und Aegyptern geübt; doch ist ihr Verfahren nicht genau bekannt. Die Leichen wurden einige Monate in eine Lösung von »Nitron« gelegt; dann entleerte man die Körperhöhlen und füllte sie mit aromatischen Substanzen, unter denen sich auch Asphalt befand. Schließlich wurden die Leichen zur Abhaltung der Luft mit aromatisirten Binden umwickelt. Auch Holzessig kam bei diesem Verfahren in Anwendung, vielleicht auch Thonerdesalze, Eisenvitriol und trockene Hitze. Was aber unter dem von Herodot erwähnten Nitron zu verstehen ist, lassen die Mumien nicht erkennen. Jedenfalls war das Resultat, welches erzielt wurde, kein sehr befriedigendes, wie der Zustand der Mumien deutlich zeigt. Gegenwärtig benutzt man häufig zum E. alkoholische Lösungen von Quecksilberchlorid oder arseniger Säure, welche man in die Adern einspritzt, wäscht außerdem die Leibeshöhle mit Karbolsäure und füllt sie mit frisch ausgeglühter Holzkohle. Aromatische Stoffe sollen namentlich das Ungeziefer abhalten. Speciell für anatomische Zwecke konservirt Hyrtl die Leichen durch Injiciren der Arterien mit 35grädigem Alkohol, der mit ¹/₁₂ koncentrirter Lösung von essigsaurer Thonerde vermischt wurde. Sehr empfehlenswerth ist auch eine Lösung von 250 Gramm Chlorzink in 800 Kubikcentim. Wasser, vermischt mit 5 Kubikcentim. Kreosot (Portion für eine große Leiche). Die Lösung diffundirt sehr gut in alle Gewebe und greift auch, wenn sie ganz neutral war, die Messer nicht an; eigentliche Fäulnisprocesse werden dadurch vollständig verhindert, und die Leichen nehmen keinen übeln Geruch an, wenn sie auch 2—3 Wochen im warmen Zimmer liegen. Dagegen blaßt die natürliche Farbe der Gewebe sehr stark ab. Sollen Leichen einen langen Transport überstehen, so injicirt man sie nach Burow mit einer Lösung von 5 Theilen Alaun und 8 Th. Bleizucker in 64 Th. Wasser. Man legt die Schenkelschlagader in der Schenkelbeuge oder die Kopfschlagader am Hals bloß, schneidet sie quer durch, bindet in das Ende, welches mit dem Herzen

in Verbindung steht, eine Kanüle ein und entleert nun einfach den Inhalt der Spritze. Auch Gannal empfiehlt zum Injiciren Thonerdesalze, besonders schwefelsaure Thonerde und Chloraluminium. Andere haben mit gutem Erfolg Lösungen von Gerbsäure oder Karbolsäure angewandt und nach längerer Einwirkung die Leichen getrocknet. Vgl. Gannal, Histoire des embaumements (2. Aufl., Par. 1841); Derselbe, Lettre aux médecins sur la question des embaumements (das. 1845).

Einband, s. Buchbinden.

Einbeck (Eimbeck), Kreisstadt und ehemaliger Hauptort des Fürstenthums Grubenhagen in der preuß. Landdrostei Hildesheim, an der Ilme, die in der Nähe in die Leine mündet, 4 Kilom. vom Bahnhof Salzderhelden, ist Sitz einer Kreishauptmannschaft und eines Amtsgerichts, hat 3 schöne evangel. Kirchen (die Alexanderkirche mit den Grabmälern der Fürsten von Grubenhagen, die Markt- und die Neustädter Kirche), ein kathol. Bethaus, eine höhere Bürgerschule nebst Progymnasium, eine Webschule, Fachschule für Maschinenbauer, ein großes Bürgerasyl, Fabriken für Zucker, Cigarren und Tabak, Tapeten, Tuch ꝛc., eine Wollspinnerei, mechanische Leinweberei, Walkerei, Bierbrauerei, viele Schuhmacher und (1871) mit Einschluß des Militärs (ein Bataillon Nr. 79) 6192 Einw. (darunter 281 Katholiken und 107 Juden). E. entwickelte sich aus einem Hof um die beiden 1085 und 1145 gegründeten Stifter zu St. Alexander (mit dem Blut Christi) und zur heil. Maria (mit dem Haar und der Milch der Maria), zu denen stark gewallfahrtet wurde. Aus den Händen der Grafen von Katlenburg kam es in den Besitz Heinrichs des Löwen. 1256 war der Ort bereits Stadt, 1297 mit Mauern und Wällen umgeben, im 14. Jahrh. meistens Residenz der Fürsten von Grubenhagen, im Mittelalter eine hervorragende und reiche Handelsstadt, dem Hansebund angehörig, mit 12,000 Einw. Einen weiten Ruf erwarb E. sich im 15. Jahrh. durch sein Bier (Eimbecker Bier, wovon manche den Namen »Bock« ableitet). Am 23. März 1626 ward E. von Pappenheim, 28. Okt. 1641 von Piccolomini erobert, 21. Sept. 1643 von den Kaiserlichen geräumt, 1761 durch die Franzosen seiner Wälle beraubt. Die Anlage der Eisenbahn von Hannover nach Kassel (1853—56) brachte E., indem es nicht von derselben berührt wurde, großen Schaden, der aber durch eine Zweigbahn (nach Salzderhelden) in nächster Zeit wieder ausgeglichen werden dürfte. Vgl. Harland, Geschichte der Stadt E. (Einb. 1859, 2 Bde.).

Einbeere, Pflanzengattung, s. Paris.

Einbeizen, Getreidesamen vor der Aussaat mit düngenden oder beizenden trockenen oder feuchten Stoffen behandeln, namentlich mit gepulvertem Kalk, Glaubersalz, Knochenmehl, Gips, Kupfervitriol (Gallitzenstein) bestreuen und dann mit Jauche tränken, einestheils um Keimung und Wachsthum desselben dadurch zu befördern, anderntheils um die Keimkraft schlechter Samenkörner und die äußerlich an den Körnern haftenden Sporen der Brandpilze, besonders der des Weizens, zu tödten, hier und da auch, um Ungeziefer abzuhalten (Ruß z. B. gegen Erdflöhe). Zum Zweck der Düngung gibt man derartige Substanzen nur noch selten. Das Beizen des Weizens geschieht am besten durch etwa zwölfstündiges Stehenlassen in Vitriollösung. Dazu eignet sich nur der blaue, nicht der grüne (Kupfer-) Vitriol; man verwendet 1 Kilogr. für je 4—6 Hektol., löst denselben in heißem Wasser auf und setzt dann so viel kaltes zu, bis der Same etwa eine Hand hoch mit Wasser bedeckt ist. Man darf nur solche Körner verwenden, welche nicht oder nur sehr vorsichtig durch Dreschmaschinen gegangen sind, weil zu rascher Gang derselben viele Körner äußerlich verletzt, wodurch die Beize eindringen und den Keim tödten kann. Kartoffeln schützt man gegen Faulen durch Einbetten in Asche oder staubtrockenes Knochenmehl oder Kalkpulver oder Gips, und dieselben Materialien kann man auch mit Vortheil beim Legen der Knollen verwenden.

Einbildungskraft, s. Phantasie.

Einbinden, Schutzmittel junger Obstbäume gegen Hasenfraß und Benagung durch Weidelbiere, auch Schutzmittel der Weinstöcke und Zierpflanzen gegen Frost. Für Obstbäumchen sind allgemein Dornen oder Korbgeflechte im Gebrauch. Hier und da wendet man auch Nadelholzreisig, Heidekraut, Schilfrohr und trockenes Farnkraut an. Die Anwendung des Strohs sucht man möglichst zu vermeiden, weil es nicht nur die Nässe lange anhält, sondern auch die Moder- und Schimmelbildung begünstigt, den Mäusen einen Aufenthalt gewährt und die Pflanzen zu allzu frühzeitigem Triebe veranlaßt. Hat das E. den Zweck, die starke Einwirkung der Kälte zu brechen, so ist es üblich, um die Wurzelstöcke der zu schützenden Pflanze Erde, Sägespäne, Spreu, Moos, Nadeln u. dgl. aufzuhäufen. Jedoch muß man die Stoffe im Frühjahr zeitigst entfernen, da sonst leicht die Vermehrung allerlei schädlicher Insekten begünstigt werden könnte. Rosen, Weinreben u. dgl. schützt man auch durch bloßes Einschlagen in die Erde vor der Winterkälte. Bedecken mit Mist ist weniger zu rathen. Laub bildet ein gutes Schutzmittel. — E. der Bücher, s. Buchbinden.

Einbökeln, s. Einsalzen.

Einbruch, s. Diebstahl.

Einchörig heißt ein mehrstimmiges Tonstück für Chor, dessen sämmtliche Hauptstimmen über nur Einem Grundbaß liegen, also nur Einen Chorkörper ausmachen; ein Klavier der alten Zeit, welches nur mit Einem System versehen ist, und bei dem der Hammer somit nur Eine Saite trifft. Unsere modernen Flügel sind drei-, zwei- und einchörig, insofern die größere obere Partie der Töne (etwa bis zum großen E) durch drei, die folgende Oktave durch zwei in Einklang gestimmte Saiten hervorgebracht wird, während für die tiefsten Töne je nur Eine Saite vorhanden ist.

Eindeckung, bombensichere, s. Blockdecke.

Eindhoven, Bezirkshauptstadt in der niederländ. Provinz Nordbrabant, an der Mündung der Gender oder Einde in die Dommel, mit (1868) 3300 Einw., die Baumwollzeug-, Wollzeug-, Leinwand-, Hut-, Spitzen-, Schnupftabak- und Lederfabriken und Kattundruckereien unterhalten.

Eindruck, die Wirkung, welche ein Gegenstand oder eine Handlung auf das menschliche Gemüth hervorbringt. Bei Kunstwerken hängt die Beschaffenheit des Eindrucks ebenso vom Werk als von den Beschauern ab, wobei namentlich die verschiedene Bildungsstufe der letzteren eine außerordentliche Verschiedenheit des Eindrucks herbeiführt. Ein echtes Kunstwerk soll übrigens nach seinem Totaleindruck (nach der von dem Ganzen bei unbefangener, aufmerksamer Hingebung erhaltenen Wirkung) beurtheilt werden. Vgl. Effekt.

Eine, Fluß in der preuß. Provinz Sachsen, ent-

springt in dem anhaltischen Kreis Ballenstedt und mündet nach 38 Kilom. langem Lauf in die Wipper.

Einer, diejenigen ganzen Zahlen eines Zahlensystems, welche größer als Null und kleiner als die Grundzahl sind, also in unserem dekadischen Zahlensystem die Zahlen 1—9, im dodekadischen 1—11, im dyadischen bloß 1. Vgl. Eins.

Einer für alle und **Einer für beide**, s. Solidarisch.

Einfallswinkel, der Winkel, welchen ein auf einen Spiegel fallender Lichtstrahl mit einem auf dem Spiegel in dem Einfallspunkte des Strahls errichteten Loth, dem Einfallsloth, bildet. Der Strahl wird reflektirt, und zwar in einem Winkel, Reflexionswinkel, welcher dem E. gleich ist. Der einfallende Strahl, das Einfallsloth und der reflektirte Strahl liegen in einer und derselben Ebene, welche die Einfallsebene genannt wird. Vgl. Licht. In der Schießkunst ist E. der Winkel, unter welchem ein Geschoß den Erdboden berührt; beim Weitergehen desselben entsteht der Abprallwinkel.

Einfalt und **Einfachheit**, die Beschaffenheit dessen, was nur wenige Bestandtheile hat, sich auf das Wesentliche beschränkt, schmucklos ist, oder was eine Zusammensetzung und Vermischung mit anderem nicht hat oder merken läßt; in diesem Sinn ist ursprünglich Einfalt mit Einfachheit gleichbedeutend. Jetzt gebraucht man Einfalt sowohl in lobendem, wie in tadelndem Sinn: in ersterem, wenn von der Einfalt des Herzens, in letzterem, wenn von der des Verstandes die Rede ist. Unter letzterer versteht man eine Beschränktheit des Verstandes, die entweder angeboren, oder aus Krankheit oder Mangel an Uebung entstanden ist, oder ihre Ursache in der Unmündigkeit hat. Aber auch natürliche Bildung des Verstandes bei Mangel an Welterfahrung, Klugheit und Menschenkenntnis tritt oft als Einfalt auf. Wessen Verstandeskräfte nur so weit ausgebildet sind, daß er höchstens dazu taugt, ähnlich wie ein Pinsel in des Malers Hand, Werkzeug in der Hand eines andern zu sein, ist ein Einfaltspinsel. Einfalt der Sitten bedingt ein naturgemäßes äußeres Leben, das frei von Luxus und Ziererei ist und besonders durch die Uebereinstimmung der Gesinnungen und Handlungen sowie durch den Mangel an allen eigennützigen Nebenabsichten charakterisirt wird. Einfalt in den schönen Künsten oder ästhetische Einfachheit besteht in der ungekünstelten Zusammenstimmung aller Theile eines Kunstwerks zu einem harmonischen Ganzen, im Gegensatze zu prunkender Effekthascherei und Ueberladung.

Einfischthal, s. Val d'Anniviers.

Einfriedigung, s. Zaun.

Einfruchtig, in der Botanik diejenigen Gewächse (plantae monocarpeae oder haplobioticae), welche, nachdem sie ein einziges Mal geblüht und Samen getragen haben, absterben, also sowohl sämmtliche einjährige, als auch einige perennirende, welche erst in höherem Alter zur Blüte kommen und danach eingehen, wie z. B. die sogen. hundertjährige Aloe (Agave americana).

Einfuhr, alles, was ein Volk oder Staat an Waaren und Handelsartikeln aus dem Ausland bezieht, im Gegensatze zur Ausfuhr. E. und Ausfuhr sind abhängig von den industriellen und landwirtschaftlichen Zuständen eines Landes, insofern ein solches, dessen Industrie noch auf einer tiefen Stufe der Entwickelung steht, mehr Kunstprodukte ein- und Naturprodukte aus-, ein solches aber, welches eine blühende Industrie besitzt, mehr Naturprodukte ein- und Kunstprodukte ausführen wird. Der auf eingeführte Waaren gelegte Zoll (Einfuhrzoll), oft eine bedeutende Einnahmequelle des Staats, heißt Schutzzoll, wenn er dazu helfen soll, die Konkurrenz des Auslandes zum Vortheil der inländischen Produktion fern zu halten oder durch Vertheuerung der ausländischen Produkte die minder entwickelte Industrie des Inlandes in den Stand zu setzen, mit der ausländischen zu konkurriren. Ist ein Einfuhrzoll so hoch, daß er dieselbe Wirkung hat wie ein Einfuhrverbot, so pflegt man ihn als Prohibitivzoll zu bezeichnen. Dergleichen Maßregeln, welche die ausländische Industrie vom inländischen Markte fern halten sollen, werden insbesondere in Betreff solcher Waaren ergriffen, für welche der Staat selbst gegenüber der inländischen Industrie ein Monopol in Anspruch nimmt, sind aber lediglich als Hemmnisse des Handels und Verkehrs zu betrachten, wodurch nicht nur die inländischen Konsumenten mehr oder weniger benachtheiligt, sondern auch auf Seiten des Auslandes Repressalien hervorgerufen werden, welche dem Aufschwung der inländischen Industrie hinderlich sind. Weiteres s. Zölle.

Einfuhrzölle, s. Zölle.

Eingebrachtes, s. Mitgift.

Eingebung, s. Inspiration.

Eingelegt nennt man ein in ein größeres Tonwerk, namentlich eine Oper, eingefügtes Stück, das entweder ein schon vorhandenes ersetzen, oder einer Rolle oder Situation mehr Bedeutung geben soll; meist nur das Paradestück eines Sängers.

Eingelegte Arbeit, eine besondere Art von feiner Tischlerarbeit, durch welche aus Holz gefertigte Gegenstände an ihrer Oberfläche durch Einlegen verschiedenfarbiger Hölzer oder anderer Materialien eine besondere, musterähnliche Zeichnung erhalten. Diese bei sauberer Ausführung oft sehr geschmackvollen Verzierungen werden, außer aus natürlich oder künstlich gefärbtem Holz, auch aus Elfenbein, Horn, Perlmutter, Schildpatt, Messing, Kupfer, Silber, selbst auch Gold gefertigt. Man verarbeitet die zur Verwendung kommenden Materialien zuerst zu dünnen Tafeln, resp. zu Blech und schlägt dann mit scharfschneidigen Meißeln die beabsichtigten Formen aus oder schneidet sie mit einer feinblätterigen Säge zurecht. Auch mosaikartige Verzierungen werden zu eingelegter Arbeit verwendet; man leimt verschiedenfarbige, genau parallel geschnittene Holzstäbchen zu einem größern Klotz zusammen und trennt diesen quer in dünne Platten, welche man nun als einfache, unter sich gleiche Verzierungen einlegen kann (s. Marqueterie).

Eingeschlechtig, s. v. w. getrennt-geschlechtig, s. Diclinus.

Eingesprengt, Bezeichnung eines Minerals, wenn es in einem andern fein zertheilt, in regelmäßig oder unregelmäßig begrenzten Körnern vorkommt, die mit der Umgebung krystallinisch verwachsen sind. Nach der Größe der einzelnen Theilchen unterscheidet man grob und fein eingesprengt.

Eingeweide (Viscĕra), im populären Sinn alle diejenigen Organe, welche ihren Sitz in der Brust- und Bauchhöhle haben. Im ärztlichen Sinne bezeichnet man auch andere, mehr äußerlich gelegene Organe als E., sofern sie mit den Organen der Brust- und Bauchhöhle in nahem physiologischen Zusammenhang stehen (z. B. die äußeren Geschlechtstheile).

Wenn man, wie es häufig geschieht, auch das Gehirn als Inhalt der Schädelhöhle mit zu den Eingeweiden rechnen will, so ist dagegen nichts einzuwenden. Dagegen widerstrebt es dem Sprachgebrauch, auch die Sinnesorgane zu den Eingeweiden zu zählen. Eine Gruppe oder Folge von Eingeweiden, welche zur Erfüllung eines gemeinsamen physiologischen Zwecks sich verbinden, bildet einen Apparat oder ein System. Solche Gruppen sind: der Verdauungs-, Athmungs-, Cirkulations-, Harn- und Geschlechtsapparat. Da die E., ausgenommen das Herz, sämmtlich von außen her Stoffe aufnehmen oder dahin abgeben, so müssen sie mittelbar oder unmittelbar mit den Leibesöffnungen (Mund, Nase, After rc.) in Verbindung stehen. In der That sind alle diese E. im Innern mit einer Schleimhaut ausgekleidet, welche an den erwähnten Leibesöffnungen in die äußere Haut übergeht. Hiernach zerfallen die E. in zwei große Gruppen, denen zwei große Schleimhautzüge zu Grunde liegen. Der eine ist der Lungendarm-Schleimhautzug, welcher an den Lippen und der Nase beginnt und am After und in den Lungenbläschen endet; der andere ist der Harn- und Geschlechtstheile-Schleimhautzug, der an den Mündungen der Genitalorgane anfängt und die inneren Organe der Fortpflanzungs- und der Harnorgane auskleidet. S. Tafel »Eingeweide«.

Eingeweidebruch, s. Bruch.

Eingeweidewürmer (Binnenwürmer, Entozoa, Helminthes), die parasitischen Wurmformen des Menschen und der höheren Thiere, wurden früher als besondere Klasse der Würmer angesehen, auch wohl von diesen ganz getrennt und zu den Strahlthieren gestellt. Man war aber genöthigt, äußerst verschiedene Thiere, welche nur in biologischer Hinsicht Uebereinstimmung zeigten, in dieser Klasse zusammenzufassen, ohne für dieselben eine gemeinschaftlichen Charakter in den Organisationsverhältnissen angeben zu können. Die neueren Zoologen lassen daher diese Klasse als systematische Einheit ganz fallen. Man unterschied früher fünf Ordnungen der E.: Spulwürmer (Nematodes), Hakenwürmer (Acanthocephali), Saugwürmer (Trematodes), Bandwürmer (Cestodes) und Blasenwürmer (Cystici). Seitdem man aber weiß, daß die Blasenwürmer nur Entwickelungsformen gewisser Bandwürmer darstellen, ist die Zahl der Ordnungen auf vier reducirt. Von diesen stellen sich die Bandwürmer zu den Saugwürmern und die Hakenwürmer zu den Spulwürmern, und man kann daher zwei Gruppen unterscheiden, die sich nach den hervorstechenden Merkmalen der äußern Gestaltung als Platyhelmia und Nemathelmia bezeichnen lassen. Diese schließen sich eng an die frei lebenden Würmer an und müssen mit diesen zusammen besprochen werden. Vgl. auch Parasitismus, und über die durch E. hervorgerufenen Krankheiten s. Wurmkrankheiten.

Einhäusig, s. Monoecus.

Einhard (Eginhard), der Biograph Karls d. Gr., der bedeutendste Geschichtschreiber jener Zeit um 770 im Maingau in Ostfranken geboren, ward im Kloster zu Fulda gebildet und von dort seiner hervorragenden Befähigung wegen an den Hof Karls d. Gr. geschickt, wo er sich durch Klugheit, Gelehrsamkeit, Rechtlichkeit und Treue des Kaisers volles Vertrauen erwarb. Namentlich als Baukünstler war E. ausgezeichnet, weshalb er den Beinamen Beseleel nach dem Erbauer der Stiftshütte erhielt. Im Jahr 806 ging E. als Gesandter nach Rom. Auch bei Ludwig dem Frommen stand er in hoher Gunst, erhielt 815 zu Michelstadt im Odenwald ein Stück Land geschenkt, wo er ein später Seligenstadt genanntes Kloster baute, in das er sich mit seiner Gemahlin Imma (nicht, wie in der Sage, Karls d. Gr. Tochter), einer Schwester des Bischofs Bernhard von Worms, zurückzog; doch gab ihn Ludwig 817 dem jungen Kaiser Lothar zum Beirath; 830 sehen wir ihn bemüht, den Ausbruch der Empörung der Söhne Ludwigs zu hindern. Er starb 14. März 840; eine schöne Grabschrift von Hrabans Hand zierte Einhards Ruhestätte. Wir besitzen von E. »Briefe« (herausgeg. von Jaffé in »Bibliotheca rerum germanicarum«, Berl. 1867, Bd. 4, S. 437—486); auch rühren nach den scharfsinnigen Untersuchungen Ranke's von E. her die unter Karl d. Gr. von Staatswegen geführten Reichsannalen, deren Reste uns in den sogen. Lorscher Annalen erhalten sind. Einhards Hauptwerk aber, eins der kostbarsten Denkmäler des ganzen Mittelalters, ist sein auf Grund der allergenauesten persönlichen Bekanntschaft geschriebenes Leben Karls d. Gr.: »Vita Caroli Magni«, das sich nicht bloß durch Treue und Anmuth der Darstellung, sondern auch durch Korrektheit und Eleganz der an den besten Mustern gebildeten Sprache auszeichnet; Ausgaben: von Pertz (»Monumenta Germaniae historica. Scriptores«, II, 426 ff.), auch in Separatabdruck (3. Aufl., Hannov. 1863); am besten bei Jaffé (»Bibliotheca rerum germanicarum«, Bd. 4, S. 487 ff.; davon Separatabdruck, 1867), Uebersetzung von O. Abel (Berl. 1850).— Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, Bd. 1, S. 137—153 (3. Aufl., Berl. 1873).

Einhardsgut (Einhandsgut, Sondergut), da, wo das System der ehelichen Gütergemeinschaft gilt, dasjenige Vermögen der Ehegatten, welches nicht in die gesammte Masse fällt, sondern dem betreffenden Ehegatten zur alleinigen Verfügung verbleibt. Vgl. Güterrecht der Ehegatten.

Einheit, jedes einzelne mehrerer gleichartigen Dinge, die man in eine Zahl zusammenfaßt, also das numerische Einmalvorhandensein eines Gegenstands. Bei Maßbestimmungen pflegt man bei denselben Dingen mehrere Einheiten zu gebrauchen, nämlich eine Haupteinheit, von der man ausgeht, und Einheiten erster, zweiter, dritter und höherer und niederer Ordnung. Geht man z. B. von der Stunde als Haupteinheit bei der Zeiteintheilung aus, so ist Tag die E. der ersten höhern Ordnung, Woche der zweiten rc., Minute dagegen E. der ersten niedern Ordnung, Sekunde der zweiten rc. Eine E. höherer Ordnung begreift demnach immer eine gewisse Zahl von Haupteinheiten, eine E. niederer Ordnung aber macht nur einen gewissen Theil der Haupteinheit aus. Die Zahl, welche angibt, wie vielmal man eine E. zu nehmen hat, um die nächst höhere, oder in wie viel Theile man sie theilen muß, um die nächst niedere Ordnung zu erhalten, heißt Eintheilungszahl. Ferner versteht man unter E. die Uebereinstimmung eines zusammengesetzten Ganzen. So ist in der Logik E. des Begriffs die Zusammenstimmung seiner Merkmale in der Gesammtvorstellung, die der Begriff bezeichnet. Die Aesthetik nennt E. die Uebereinstimmung der Theile eines Werks und die Verbindung derselben zu einem Ganzen, und zwar besteht dieselbe in der Zusammenstimmung der Theile unter sich, welche die Theile geistig zum Ganzen verbindet. Letzteres ist die innere E. Ueber die drei Einheiten im griechischen, römischen und französischen Drama, die sogen.

Eingeweide des Menschen.

Fig. 4. Leber, Magen, Milz und Bauchspeicheldrüse.
(Magen und Leber nach oben umgeschlagen, also von der hintern, bez. untern Fläche her gesehen.)

Fig. 1. Bauchorgane in ihrer natürlichen Lage nach Entfernung der Bauchdecken.

Fig. 5. Nieren, die linke von aussen, die rechte auf den Durchschnitt gesehen.

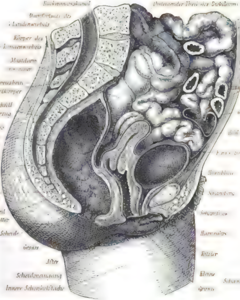


Fig. 2. Beckenorgane des Weibes.
Senkrechter Schnitt durch die Mittellinie des Unterleibes von vorn nach hinten.

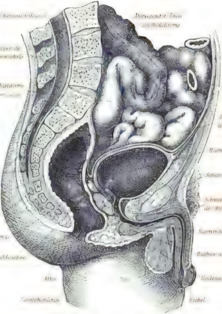


Fig. 3. Beckenorgane des Mannes.
Senkrechter Schnitt durch die Mittellinie des Unterleibes von vorn nach hinten.

Digitized by Google

Aristotelischen Einheiten, s. Drama. Die E. im Epos ist die E. der darin erzählten Begebenheit, wodurch jedoch die Einflechtung von Episoden nicht für unstatthaft erklärt werden soll. Taktische E. heißt ein Truppenkörper, welcher bei genügender Stärke zu selbständigem Auftreten im Gefecht noch von einem Einzelnen mit der Stimme kommandirt werden kann. Es sind bei den drei Waffen: Bataillon, Schwadron und Batterie. Höhere taktische E., s. Division.

Einhériar, s. Nordische Mythologie.

Einholen, in der Marine s. v. w. Segel bergen; auch die Geschütze aus den Stückpforten zurückziehen, um diese zu schließen.

Einhorn, fabelhaftes Thier von Pferdegestalt, das auf der Mitte der Stirn ein gerades, spitzes Horn als mächtige Waffe tragen soll, und als dessen Vaterland bald Indien, bald Afrika sich angegeben findet, wird schon von Aristoteles, Plinius und Aelian genannt, ohne jedoch von diesen Schriftstellern selbst gesehen worden zu sein. In neuerer Zeit haben sich wieder Stimmen für die Existenz des Einhorns erhoben, indem Reisende, die vom Kap, und andere, die von Nubien her nach dem Innern Afrika's vorzudringen suchten, wie Katte, Rüppell, Fresnel, v. Müller, in verschiedenen Ländern dieselbe Sage oder wohl auch Zeichnungen des Thiers an Felswänden &c. fanden. J. W. v. Müller hat in der Schrift »Das E. vom geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Standpunkt« (Stuttg. 1853) die Existenz desselben wissenschaftlich nachzuweisen versucht. Aus anatomischen Gründen ist aber die Existenz eines Thiers mit einem einzigen wirklichen Horn ganz unwahrscheinlich, und die Berichte von dem Dasein eines solchen Thiers sind wohl nur durch die rohen Zeichnungen entstanden, in welchen Eingeborne gewisse geradhörnige Antilopen darzustellen versuchten, die, im Profil und ohne alle Kenntnis der Perspektive hingezeichnet, einhörnig erscheinen mußten. Manchmal versteht man unter E. auch das Rhinoceros oder Nashorn.

Einhorn, eine Art langer, glatter Haubitze, welche die russische Artillerie seit dem Siebenjährigen Krieg bis zur Einführung gezogener Geschütze führte. Das E. ist 10—12 Kaliber lang mit abgerundeter, kegelförmiger Kammer; es gibt viertel=, halb= und einpudige Einhörner.

Einhornshöhle, Tropfsteinhöhle am Südrande des Harzes, beim preuß. Dorfe Scharzfeld, südöstlich von Herzberg, durch Steinstufen mit fester Holzlehne zugänglich gemacht, soll sich gegen 300 Meter in den Berg hineinwinden, ist aber nur zum kleinern Theil vom Schutt befreit. Eine in die Wand eingelassene Tafel zu Ehren Schillers stammt aus der Zeit des Schiller=Festes. Besonderes Interesse hat die Höhle durch die darin aufgefundenen antediluvianischen Knochen erregt, welche zu beweisen scheinen, daß der Mensch in dieser Höhle gehaust hat zu derselben Zeit, als der Bär und das Renthier die Wälder Deutschlands belebten, und daß er jenen vorzugsweise zu seiner Nahrung gejagt hat.

Einhufer (Solidungula), Ordnung der Säugethiere, mit der einzigen Gattung Pferd, bildet jetzt als Familie der Pferde (Equidae *Gray*) mit Nashörnern, Tapiren und einigen fossilen Thieren die Ordnung der unpaarzehigen Säugethiere (Perissodactyla *Owen*).

Einigungsämter (Einungsämter), s. Fabrik= und Gewerbegerichte.

Einjährig, in der Botanik Bezeichnung aller derjenigen Gewächse (plantae annuae), welche in demselben Jahr, in welchem sie aus Samen aufgegangen sind, ihre ganze Entwickelung durchlaufen. Sie keimen, belauben sich, blühen und bilden Samen innerhalb Eines Jahrs, sterben nach der Ausbildung der Samen ab, und die Vegetation im nächsten Jahr beginnt immer wieder allein aus Samen. In der beschreibenden Botanik pflegt man solche Pflanzen mit dem astronomischen Zeichen der Sonne (☉) zu bezeichnen. Manche einjährige Pflanzen können auch schon im Herbst keimen und überdauern den Winter in wenig entwickeltem Zustand, um im folgenden Frühling und Sommer ihre Entwickelung zu beenden, wie es z. B. das Wintergetreide, der Winterraps u. a. thun. Solche führen das Zeichen ⊖; man bezeichnet sie als Wintergewächse, jene als Sommergewächse.

Einjährig=Freiwillige, s. Freiwillige.

Einkammersystem, s. Volksvertretung.

Einkindschaft (Unio prolium, Einsetzung zum rechten Vater, resp. zur rechten Mutter), der zwischen Ehegatten zum Zweck der vermögensrechtlichen Gleichstellung der von dem einen oder von beiden Ehegatten mit in die Ehe gebrachten (zugebrachten) Kinder mit den leiblichen Kindern des Stiefparens abgeschlossene Vertrag. Der Zweck der E. ist vornehmlich der, eine Abschichtung der Kinder erster Ehe, welche bei der Wiederverheirathung des Parens an und für sich erfolgen müßte, zu vermeiden. Hieraus erklärt es sich, daß die E. vorzugsweise in denjenigen Territorien vorkommt, wo das System der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft gilt, also namentlich in den Ländern fränkischen Rechts. Aber auch in das preußische Landrecht ist das Institut der E. übergegangen, während es dem österreichischen und sächsischen Civilgesetzbuch fremd ist. Die E., welche von älteren Juristen oft aus dem Gesichtspunkt einer Adoption, von anderen als ein Erbeinsetzungsvertrag betrachtet wird, ist richtiger als ein besonderer Vertrag des deutschen Rechts anzusehen, durch welchen die sogen. Vorkinder ein gleiches Erbrecht wie die Nachkinder des Stiefparens erhalten sowie außerdem Ansprüche auf Alimentation und Beihülfe und Aussteuer bei der Verheirathung. Für den Stiefparens wird dadurch den Vorkindern gegenüber elterliche, nach preußischem Recht sogar väterliche Gewalt begründet. Dagegen liegt es nicht im Wesen der E., daß auch der Stiefparens seinerseits ein Erbrecht gegenüber den Vorkindern erhält, ebensowenig wie dadurch ein wechselseitiges Erbrecht der unirten Kinder begründet wird. Das preußische Landrecht hat jedoch dem Stiefparens ein solches Erbrecht eingeräumt. Die besonderen Vermögensrechte der Vorkinder aus der frühern Ehe werden durch die E. aufgehoben; doch werden die Vorkinder regelmäßig durch die Bestellung eines sogen. Voraus, d. i. einer ihnen vorbehaltenen Quote des ersteheIichen Vermögens, entschädigt. Nach preußischem Recht muß sogar ein solcher Voraus bestellt werden. Das durch die E. begründete Erbrecht der Vorkinder ist, wie das der leiblichen Kinder, der Abänderung durch letztwillige Verfügung unterworfen, vorbehaltlich ihres Rechts auf den Pflichttheil. Wird jedoch die E. als Erbeinsetzungsvertrag aufgefaßt, so ist auch folgeweise eine einseitige Entziehung dieses vertragsmäßigen Erbrechts der Vorkinder durch den Stiefparens unstatthaft, eine Ansicht, welche in das preußische Landrecht übergegangen ist. Der Einkindschaftsvertrag muß gerichtlich abgeschlossen werden und bedarf, wenn die

zu unirenden Kinder minderjährig sind, der Zustimmung ihrer Vormünder und der obervormundschaftlichen Genehmigung.

Einklang (lat. Unisonus), in der Musik die vollkommene Uebereinstimmung zweier Töne von gleicher Höhe und Tiefe, also s. v. w. reine Prime.

Einkommen, die Summe aller Güter, welche als Resultate wirtschaftlicher Thätigkeit innerhalb einer gewissen Periode neu ins Vermögen treten. E. unterscheidet sich von Einnahme dadurch, daß die letztere nicht nothwendig nur solche Güter umfaßt, welche aus einer wirtschaftlichen Thätigkeit herrühren. So gehören Geschenke und Lotteriegewinne wohl zu den Einnahmen, aber nicht zu dem E. Das E., welches aus irgend einem Gegenstand, z. B. Grundstück, Gebäude, Fabrik u. a., gezogen wird, nennt man Ertrag dieses Gegenstands. Das E. läßt sich in rohes und reines E. unterscheiden. Das rohe E. besteht aus den eingenommenen Gütern ohne Abzug der der Einnahme vorhergehenden und mit der Produktion und Herbeischaffung jener verbundenen Kosten. Das reine E. dagegen schließt die Produktions- und Herbeischaffungskosten aus. Den Physiokraten gebührt das Verdienst, die Unterscheidung von rohem und reinem E. in die Wissenschaft eingeführt zu haben. Vauban (1707) wußte noch nichts von einer solchen Unterscheidung, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ ein französischer Minister in seiner Instruktion für die Erhebung der Vingtièmes, weil er dunkel fühlte, daß nicht der Gesammtbetrag der Ernte reiner Gewinn sei, um den letztern auszumitteln, nur die Kosten des Schneidens und Dreschens abziehen. (Vgl. Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, § 147; Dupont, Correspondance avec J. B. Say, S. 404.) E. Quesnay versteht unter »produit net« nur den Ueberschuß der Urproduktion über ihre Kosten, welche ausschließlich im Stande sei, den Volksreichthum zu vermehren. Ja, Mirabeau lehrt sogar, daß sich aus der Höhe dieses produit net die Volkssittlichkeit beurtheilen lasse. Adam Smith stellt dagegen das rohe E. in den Vordergrund, indem er die Produktivität der wirtschaftlichen Arbeiten eines Volks danach abstuft, wie dieselben den Rohertrag der Wirtschaft vergrößern. Gegen diese Anschauung kämpft Ricardo sehr lebhaft und legt bei Beurtheilung der Bereicherung des Volkseinkommens den Hauptton auf den Reinertrag. Roscher fügt der Unterscheidung des Einkommens in reines und rohes E. noch diejenige in ein freies E. zu. Dieser Volkswirt nennt freies E. denjenigen Theil des reinen, welcher nach Befriedigung der unentbehrlichen Bedürfnisse des Producenten noch verfügbar ist. Die Fixirung der Unterscheidung des Einkommens in reines und rohes E. geschieht durch die Buchführung (s. d.). Auf richtiger Buchführung über die Beträge des reinen und rohen Einkommens beruht nicht zum mindesten die Möglichkeit, das reine E. zu vergrößern. Völker mit unentwickelter Wirtschaft, wie die Türken, halten nicht viel von richtiger Buchführung, während dieselbe bei Völkern mit hoher, entwickelter Kultur mehr und mehr in die niedrigeren Erwerbszweige Eingang findet. Während man im Orient das Zählen des Vermögens für sündlichen Uebermuth ansieht, welcher in der Regel durch Verarmung bestraft werde, dringt in civilisirteren Staaten sogar die Gesetzgebung auf ausführliche und richtige Buchführung. So muß z. B. nach dem Code de commerce jeder Kaufmann ein obrigkeitlich paginirtes Tagebuch halten, worin er seine Ausgaben und Einnahmen einträgt. — Die Quellen des Einkommens unterscheidet man nach Adam Smith, welchem der Ruhm gebührt, hierauf zuerst aufmerksam gemacht zu haben, als Grundrente (s. d.), Arbeitslohn (s. d.) und Kapitalzins (s. d.). Jedes E. entspringt aus einem oder mehreren dieser Zweige und läßt sich auf dieselben zurückführen, wenn es auch oft nicht leicht ist, aufzufinden, ein wie großer Theil eines bestimmten Einkommens jedem von jenen drei großen Zweigen zugehört. Getheilter Ansicht war man darüber, welcher jener drei Quellen der Unternehmerlohn zuzuschreiben sei. Während die Mehrzahl der englischen Volkswirte den persönlichen Erwerb des Unternehmers mit dem Zins der von ihm benutzten Kapitalien zusammenfaßt, haben mehrere deutsche Nationalökonomen (Hufeland, Schön, Riedel, v. Thünen, v. Mangoldt u. a.) den Unternehmerverdienst einen vierten Zweig des Nationaleinkommens genannt, welcher mit Grundrente, Arbeitslohn und Kapitalzins koordinirt werde. Dagegen wird von anderer Seite behauptet, daß der Unternehmerlohn seiner Natur nach ein Arbeitslohn sei und von denselben Ursachen wie jener abhänge (s. Unternehmerlohn).

Das E. kann endlich als Privat- und Volkseinkommen unterschieden werden. Das letztere ist die Summe aller Privateinkommen eines Volks. Indessen will Held (»Die Einkommensteuer«, Bonn 1872) das Einzeleinkommen aus dem Volkseinkommen konstruiren und umgekehrt. Wie das E. überhaupt, so kann man auch das Volkseinkommen in rohes, reines und freies E. unterscheiden. Das verhältnismäßig größte freie E. würde daher das Volk haben, welches nach Befriedigung der unentbehrlichen Bedürfnisse noch so viel E. übrig behält, um eine Summe auf den Lebensgenuß und neue Kapitalsauslagen zu verwenden, wie sie größer keinem Volke verfügbar ist. Um die Größe eines Volkseinkommens zu berechnen, kann man entweder, wie Rau, von den eingenommenen Gütern, oder, wie Hermann, von den einnehmenden Personen ausgehen. Im ersten Falle besteht nach Roscher das rohe Volkseinkommen 1) aus den im Lande neu gewonnenen Rohstoffen; 2) aus den Einfuhren aus der Fremde, auch denjenigen, welche durch Seeraub, Kriegsbeute, Kontribution ꝛc. veranlaßt werden; 3) aus der Werthvermehrung, welche Gewerbfleiß und Handel bis zum Eintritte der Konsumtion den beiden ersten Klassen hinzufügen; 4) aus den Dienstleistungen im engern Sinn und den Nutzungen von Gebrauchskapitalien. Alles dies wird nach seinen Durchschnittspreisen berechnet und, um das reine Volkseinkommen zu finden, um den Werth 1) der sämmtlichen zum Behuf der Produktion verbrauchten Stoffe, 2) der Ausfuhren, womit die Einfuhren bezahlt werden, 3) der Abnutzung der bestehenden Produktiv- und Gebrauchskapitalien vermindert. Im zweiten Falle wird das reine Volkseinkommen aus folgenden Posten berechnet: aus 1) dem reinen E. aller selbständigen Privatwirtschaften; 2) dem reinen E. des Staats, der Gemeinden, Korporationen und Stiftungen. Um das freie Volkseinkommen zu ermitteln, muß man die Anzahl der Menschen, welche vom Nationaleinkommen leben, den mittlern Betrag ihrer unentbehrlichen Bedürfnisse und den durchschnittlichen Geldpreis derselben berechnen. Indessen führen alle diese Berechnungen nur zu sehr unsicheren Resultaten, indem die Größe

mehrerer in Rechnung zu ziehenden Posten auch nicht annähernd festgestellt werden kann. So existirt z. B. kein Werthmesser für die zahlreichen persönlichen Dienste, welche von den Dienstleistenden selbst genossen werden.

Was den Betrag des durchschnittlichen Volkseinkommens der civilisirten Länder in neuerer Zeit betrifft, so wird das rohe Volkseinkommen des europäischen Großbritannien von Pebrer (»Histoire financière, etc., de l'empire britannique«) 1834 auf 514,823,059 Pfd. Sterl. geschätzt, nämlich: Landwirtschaft 246,600,000, Bergbau 21,400,000, Fischerei 3,400,000, Gewerbe (nach Abzug der Rohstoffe) 148,050,000, Binnen- und Küstenhandel 51,975,000, auswärtiger Handel und Schiffahrt 34,398,059, Bankiergeschäft 4½ Mill., Zinsen aus fremden Ländern 4½ Mill. Das reine Volkseinkommen Großbritanniens wird von Baxter im Jahr 1867 auf 825 Mill. Pfd. Sterl. geschätzt. In Frankreich wird das rohe Volkseinkommen von Wolowski 1847 (»Statistique de la France«, 1847) auf mehr als 12,000 Mill. Franken, von M. Chevalier (»Revue des Deux Mondes« 1848) auf höchstens 10,000 Mill. Franken angesetzt. Das reine Volkseinkommen schätzte Cazaux 1825 auf 5000 Mill. In Oesterreich betrug das rohe Volkseinkommen nach Czörnig 1861 aus der Landwirtschaft, Jagd und Fischerei 2119 Mill. Fl., aus dem Bergbau 41 Mill., aus der Industrie 1200 Mill. In Preußen soll das reine Volkseinkommen ohne den Ertrag der Staatsgüter und die Einkünfte des königl. Hauses 1871 nach den Ergebnissen der Einkommen- und Klassensteuer etwa 2110 Mill. Thlr. betragen haben.

Ob die Benutzung des Reineinkommens in der Wirtschaft eines Volks zur Hebung des Volkswohlstands beiträgt oder selbst Ursache wird, um die Quellen des Einkommens versiegen zu lassen, hängt wesentlich von der Vertheilung des Einkommens ab. Ueber die Art der gegenwärtigen Vertheilung des Volkseinkommens herrschen sehr weit auseinander gehende Ansichten. Während einige Volkswirte der festen Ueberzeugung sind, daß die unteren Klassen des Volks mehr und mehr an den Wohlthaten des Gesammteinkommens theilnehmen, und daß die wirtschaftliche Arbeit der Gegenwart die Tendenz hat, die ärmeren Bevölkerungsklassen bei der Vertheilung des Einkommens zu begünstigen, sind die Socialisten (s. d.) absolute Gegner dieser Ansicht. Auch ein großer Theil der deutschen sogen. Kathedersocialisten vertritt die Behauptung, daß die Klassengegensätze, welche auf Unterschieden in der Größe des Einkommens beruhen, in schnellem Wachsen begriffen sind.

Allzu ungleiche Vertheilung des Einkommens hat, wie die Geschichte lehrt, wiederholt zu Erschütterungen der Wirtschaft ganzer Völker geführt. Gleichmäßige Vertheilung des Einkommens, welche der Kommunismus (s. d.) anstrebt, ist schon deshalb unmöglich, weil die Kräfte, auf welche die wirtschaftlichen Verhältnisse zur Geltung kommen, nie gleichgemacht werden können, so daß also auch immer wieder ungleiche Wirkungen und Gestaltungen zum Vorschein kommen müssen. Ferner weist namentlich die freihändlerische Schule darauf hin, daß die ungleiche Vertheilung des Einkommens Vortheile mit sich bringe, welche bei gleicher Vertheilung des Einkommens nicht zu Tage treten würden. Sie macht geltend, daß Leute mit großem E. oft in der Lage sind, in der Wirtschaft eines Volks eine Rolle zu spielen, die sonst niemandem zufallen würde. Denn genossenschaftliche Unternehmungen seien in der Regel nicht in gleichem Maße bereit, dem ungewissen Erfolge große Summen darzubieten. Auch sei der reiche Privatmann in der Lage, schneller und unabhängiger über seine Mittel verfügen zu können, als die Genossenschaft dies vermöge. Ferner nehme der reiche Mann im socialen Leben eine Stellung ein, welche ihn über die Strömungen des Tages erhebe und befähige, den als richtig erkannten Grundsätzen im Hinblick nicht auf den Gewinn, sondern auf die Sache zu dienen. Es wird in dieser Hinsicht angeführt, daß z. B. Ministerwechsel, wie sie die konstitutionelle Staatsform mit sich bringe, nur dann möglich seien, wenn es eine nicht allzu beschränkte Zahl von Männern gebe, welche durch das Aufhören der Ministerbesoldung ihre sociale Stellung nicht einbüßen. Zur Führung der wichtigsten politischen Geschäfte, wie sie namentlich im auswärtigen Staatsleben vorkommen, werde eine Schwungkraft des Geistes und Großartigkeit der Routine erfordert, welche, mit höchst seltenen Ausnahmen, bloß durch Gewöhnung von Kindheit auf erlangt und durch Nahrungssorgen irgend welcher Art verloren werde. »Die Thurmperspektive der gebornen »großen Herren« umfaßt durchaus nicht die ganze Wahrheit der menschlichen Dinge, wohl aber eine wesentliche Seite derselben. In dieser Klasse findet man am leichtesten wahre Parteihäupter, während Führer, die von ihrer Partei bezahlt werden müssen, auf die Dauer gewöhnlich Parteiwerkzeuge werden« (Roscher). Endlich wird von einigen, welche diese Anschauung theilen, darauf hingewiesen, daß die wahrhaft großen Staatsmänner, Gelehrten und Künstler großentheils reiche Männer waren. Der Socialismus (s. d.) hat dagegen Krieg gegen ungewöhnlich hohe E. auf seine Fahne geschrieben und sucht diesen Krieg durch progressive Einkommensteuer (s. Steuern) auszukämpfen. Auch ein Theil der deutschen sogen. Kathedersocialisten (s. d.) will zu einer Ausgleichung sehr hoher und sehr niedriger E. durch progressive Einkommensteuer beitragen. Ein anderer Theil der Kathedersocialisten steht auf dem Standpunkt Helds, welcher in den folgenden Worten dieses Volkswirts Ausdruck findet: »Wir können es weder für eine unvermeidliche Nothwendigkeit halten, daß die Steuergesetzgebung des Staats sich der faktischen Uebermacht der herrschenden Stände anschließe und demgemäß die niederen vorzugsweise tributpflichtig mache, noch können wir mit Proudhon verlangen, daß die Steuergesetzgebung ein Haupthebel der socialen Reform und vom Staat in erster Linie dazu benutzt werde, die unteren Klassen ökonomisch zu heben. Aber wir sind unbedingt der Ansicht, daß die Steuergesetzgebung des Staats keinen Gegensatz zu solchen socialen Bestrebungen bilden dürfe, welche zur Zeit von allen wahrhaft humanen Geistern gebilligt und unterstützt werden, und daß die staatliche Besteuerung kein erkennbares Element einer Klassenherrschaft sein dürfe« (vgl. Held a. a. O.).

Da die Stellung der Socialisten und Kathedersocialisten zu dem volkswirtschaftlichen Begriff E. vornehmlich bei der Frage der Einkommensteuer in Frage kommt, so findet dieser Standpunkt bei der Einkommensteuer (s. Steuern) ausführliche Besprechung. Alle Parteien, mit Ausnahme der Kommunisten, sind indessen darüber einig, daß, wie einzelne Völker die Mehrheit der anderen durch reiches E.

aus ihrem Grund und Boden, ihrem Kapital, ihrer Arbeit überragen, so auch stets ein Individuum das andere durch Höhe des Einkommens übertreffen werde. Wäre dem nicht so, und könnte und wollte den hierauf gerichteten Anstrengungen der Staat allmächtig entgegentreten, so würde er damit weitern Kulturfortschritt hindern.

Das Verdienst, die Lehre vom E. fortentwickelt zu haben, gebührt vor allem Hermann in seinen »Staatswirtschaftlichen Untersuchungen« (Münch. 1832). W. Roscher, der uns in mehreren Theilen des vorstehenden Artikels zum Führer diente, hat in seinen »Grundlagen der Nationalökonomie« (10. Aufl., Stuttg. 1873) die in Bezug auf den Begriff E. geltend gemachten Ansichten in übersichtlicher und erschöpfender Weise dargestellt. Vgl. außer den bereits angeführten Werken: Guth, Die Lehre vom E. und dessen Gesammtzweigen (Prag 1869); Cournot, Théorie des richesses (Par. 1863); Schmoller, in der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft 1863.

Einkommensteuer, s. Steuern.

Einkorn, Getreideart, s. Spelz.

Einläuten, den Eintritt eines Festes durch Läuten der Glocken verkündigen; im Gegensatze zum Ausläuten, wodurch das Ende eines Festes rc. angekündigt zu werden pflegt.

Einlagern (Einlager, Einreiten, Leisten, Leistungsrecht, Pactum obstagii), ein im Mittelalter, namentlich im 13., 14. und 15. Jahrh., übliches Bestärkungsmittel der Verträge, bestehend in der Verpflichtung des Schuldners, sich auf vorgängige Aufforderung des Gläubigers (Einmahnung) allein oder mit einem bestimmten Gefolge an einen festgesetzten Ort zu begeben und dort in Personalarrest zu verweilen, bis er Genüge geleistet. Hierbei war besonders der Aufwand, zu dem der Einlagernde der Sitte nach verpflichtet war, drückend. Der Einmahnung mußte bei Strafe der Ehrlosigkeit Folge geleistet werden. Die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot das E. wegen der damit verbundenen Mißbräuche; doch erhielt sich das Einlagerrecht trotzdem noch längere Zeit in mancher Gegend und namentlich in Holstein bis auf die neueste Zeit. Vgl. Le Fort, L'otage conventionnel d'après les documents du moyen-âge (in der »Revue de legislation« 1874, S. 408 ff.).

Einlassung, s. Vernehmlassung.

Einmachen, im allgemeinsten Sinn alle Operationen, durch die man vegetabilische oder animalische Nahrungsmittel vor Gährung und Fäulnis zu schützen sucht. Die Substanzen, deren man sich als konservirender Mittel bedient: Kochsalz, Zucker, Weingeist, Essig, Branntwein, Oel, wirken theils wasserentziehend, theils direkt antiseptisch oder auch nur als Schutzmittel gegen die Einwirkung der Luft. Bei dem E. der Früchte in Zucker sorge man vor allen Dingen für gute, frisch gepflückte Früchte, die eben reif, aber nicht überreif sind, und für eine sehr gute Raffinade; denn guter Zucker sichert vor Verderben, während schlechter Zucker zum schnellern Verderben der Früchte beiträgt. Ebenso kann nur eine sehr koncentrirte Zuckerlösung den Eintritt der Gährung verhindern. Den scharf sauren Geschmack von Früchten kann man durch vorsichtigen Zusatz von etwas Ammoniak abstumpfen. Auf 1 Kilogr. Früchte nimmt man 1 Kilogr. Zucker, übergießt denselben im blanken kupfernen Kessel mit 1 Kilogr. Wasser und erhitzt langsam zum Kochen, indem man dafür sorgt, daß mit beginnendem Kochen der ganze Zucker gelöst ist. Diese Lösung wird abgeschäumt und auf die Früchte gegossen. Dann läßt man das Ganze etwa 5 Minuten lebhaft kochen und schüttet nun den Inhalt auf ein kupfernes oder Messingsieb, am besten aber auf ein Porzellansieb, und läßt den Saft gut abtröpfeln. Siebe von verzinntem Eisenblech darf man nicht dabei benutzen, weil Zinn die rothen Früchte bläut. Den abgelaufenen Saft kocht man so weit ein, bis er breit vom wagrecht gehaltenen Löffel abläuft; die Früchte dagegen bringt man in die Einmachhäfen und gießt endlich den eingedickten Saft darüber. Dieser muß alle Zwischenräume zwischen den Früchten füllen und etwa einen Finger hoch über denselben stehen. Am besten bedient man sich stets enghalsiger Flaschen, weniger gut der gewöhnlichen Häfen. Ebenso ist es für die Erhaltung der Früchte vortheilhaft, wenn man die gefüllten Flaschen in einem Kessel zwischen Stroh und Wasser noch einige Zeit kocht und dann gut verschließt. Töpfe überbindet man mit feuchter Blase, nachdem man vorher auf die Oeffnung ein Stück Wachspapier gelegt hat, welches den Rand des Hafens nicht überragt und gerade groß genug ist, um nicht in den Hafen hineinzufallen. Will man ganz sicher die Schimmelbildung verhindern, so streut man auf die erkalteten eingemachten Früchte eine Schicht Zuckerpulver von etwa 1 Centim. Dicke und verschließt dann wie gewöhnlich. Sieht man im Innern der Masse Schimmel entstehen, so muß man eilen, das Ganze aufzukochen. Früchte mit feinem, sehr vergänglichem Aroma, wie Erdbeeren, schichtet man in einem Glasgefäß mit feinem Zuckerpulver, schwenkt tüchtig um und sorgt dafür, daß der sich bildende Sirup die Früchte, welche übrigens fast geschmacklos werden, vollständig bedeckt. Das Aroma ist in dem Saft koncentrirt. Beim E. der Früchte in Spiritus behandelt man sie wie beim E. in Zucker, wendet aber von letzterem nur die Hälfte an und mischt die fertigen Früchte nach dem Erkalten mit einem ihrer Saftmenge gleichen Volumen feinstem, durchaus fuselfreiem Spiritus, der auf 50° verdünnt worden ist. Vgl. Weill, Einmachebuch (Berl. 1874).

Einmännig, s. Monandria.

Einmahnung, s. Einlagern.

Einmal-Eins, eine Tafel der Produkte zweier Zahlen, die mit dem Satz beginnt: 1 mal 1 ist 1. Das gewöhnliche (kleine) E. geht bis 10 mal 10 ist 100, das sogen. große E. bis 12 mal 12 ist 144.

Einmiether, s. Gallwespen.

Einnahme, s. Einkommen.

Einpökeln, s. Einsalzen.

Einquartierung, im Militärwesen die Unterbringung von Soldaten in Bürgerquartieren und nicht militärischen Gebäuden. Früher wurde im Frieden die E. als Staatslast, wie noch heute theilweise in Rußland, möglichst gleichmäßig auf das ganze Land vertheilt; jetzt strebt man allseitig nach Vereinigung der Truppen in großen Garnisonen (s. d.) und Unterbringung in Kasernen, ja auch bei regelmäßig wiederkehrenden Truppenversammlungen, wie bei den jährlichen Schießübungen der Artillerie, in Barackenlagern (s. Lager) auf den Schießplätzen selbst, so daß nur für kleine Theile des Heers die E. dauernd den Städten zur Last fällt und nur bei außergewöhnlichen Verstärkungen des Heers und bei Truppenversammlungen, auf Märschen und bei den jährlichen Herbstübungen in größerem Umfang Platz greift. Die Pflicht aber zur Uebernahme der E. ist

nach wie vor den Gemeindeverbänden auferlegt und nach Vorgang der älteren preußischen Bestimmungen (Art. 61 der Norddeutschen Bundesverfassung) im Deutschen Reich gesetzlich geregelt durch das auf das Reich übernommene »Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 25. Juni 1868 (Bundesgesetzblatt 1868, Nr. 34, S. 523 ff.), betreffend die Quartierleistung für die bewaffnete Macht im Frieden«, nebst zugehöriger Vorschrift über die Quartierbedürfnisse und angehängtem Servistarif sowie der Klasseneintheilung der zum Bundesgebiet gehörigen Ortschaften, eingeführt in Bayern und Würtemberg durch Reichsgesetze vom 9. Febr. 1875; ferner durch das »Gesetz über die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden vom 13. Febr. 1875« (Reichsgesetzblatt 1875, Nr. 5, S. 52 ff.), dem am 31. Dec. 1868 eine »Instruktion über die dem Soldaten im Quartier zustehenden Leistungen« (Bundesgesetzblatt 1869, Nr. 1, S. 1) vorangegangen war, und endlich durch das »Gesetz über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873« (Reichsgesetzblatt 1873, Nr. 15, S. 129 ff.). Von der Aufnahme von E. sind danach nur befreit die Häuser, resp. Wohnungen der Mitglieder regierender oder früher reichsunmittelbarer Familien, der fremden Gesandten und Konsuln, Dienstgebäude von Behörden, Post und Eisenbahnen, Unterrichtsanstalten, Bibliotheken, Museen, Kirchen und Häuser zum Gottesdienst, endlich Gebäude, die als Waisen-, Armen-, Kranken-, Besserungshäuser oder als Strafanstalten dienen, Privatgebäude aber nur als Neubauten in den ersten zwei Kalenderjahren nach demjenigen, in dem sie bewohnbar werden. Im Krieg bleiben nur landesherrliche Schlösser und zu Staatszwecken dienende Gebäude frei. Die E. in den gewöhnlichen Friedensgarnisonen wird von den Gemeinden meist durch sogen. Servisdeputationen, aus Gemeindebeamten und gewählten Gemeindevertretern bestehend, geordnet, nicht selten durch Mieten größerer Quartiere. Die für die Wohnung der Militärpersonen gewährte Entschädigung (Servis) bestimmt der Servistarif je nach der Charge und der Eintheilung der Orte in 5 Klassen, über denen Berlin, München und einige besonders theure Städte noch eine Klasse bilden; sie beträgt beispielsweise für einen Gemeinen monatlich im Winter und Sommer wechselnd in Berlin 3,50 und 2,80 Mark, in der ersten Klasse (große Städte, wie Breslau, Leipzig, Augsburg) 3 und 2 Mark, in der fünften Klasse (kleine Städte und Dörfer) 1,75 und 1,20 Mark. Ist dies auch noch keine unter allen Umständen ausreichende Entschädigung, so ist doch die Entschädigungspflicht des Staats gegen die Gemeinden dadurch im Princip anerkannt. Die E. außerhalb der Garnisonen erfolgt entweder auf Märschen, also nur für einen Tag bis zum Weitermarsch am andern Morgen, mit einzelnen Ruhe- oder sonstigen unvorhergesehenen Liegetagen (Marschquartier), oder auf mehrere Tage, Wochen und Monate (Kantonnementsquartier). Bei dieser E. wird nicht nur für die Gemeinen und Unterofficiere, sondern auch für Officiere, Aerzte und Militärbeamte (in den Garnisonen Selbstmieter) Quartier sowie Räume für Büreau's, Wach- und Arrestlokale nebst Stallung für die Pferde der Truppen beansprucht, und bei Marschquartieren tritt Naturalverpflegung durch die Quartiergeber ein. Die Entschädigung für letztere, 80 Pf. für jeden Kopf und Tag, kann bei hohen Marktpreisen (Novemberpreise für Roggen in Berlin, München, Königsberg und Mannheim über 160 Mark für 1000 Kilogr.) vorübergehend bis zu 1 Mark erhöht werden; der Servistarif und die Klasseneintheilung der Ortschaften unterliegt gesetzlich alle fünf Jahre einer Revision. Vorübergehende E. wird im Frieden den Verwaltungsbehörden vorher mitgetheilt, von diesen auf die Gemeinden und von deren Vorständen auf die einzelnen Hausbesitzer vertheilt, während die Gemeinde als Ganzes für die nöthigen Leistungen haftet. Dann fertigt auf Grund der Marschrouten der Ortsvorstand Quartierbillete aus, welche die einzelnen Soldaten den Hauswirten gegenüber legitimiren. Die Entschädigungsansprüche für gewährtes Quartier sind, wenn sie nicht sofort vergütet werden, spätestens im Laufe des der Quartierleistung folgenden Kalenderjahrs der zuständigen Behörde anzumelden. Die Stärke der Belegung mit E. richtet sich im Frieden nach der Leistungsfähigkeit der Gemeinden und den vorhandenen Räumlichkeiten; im Krieg entscheiden die Erfordernisse der militärischen Lage, und kann dabei bis zur Massenbelegung nach der Möglichkeit der Unterbringung unter gleichzeitiger Heranziehung der Einwohner zur Verpflegung der Truppen gegangen werden. Vgl. Marsch und Kantonnement. Eine Entschädigungspflicht dafür ist nur im eigenen Land anerkannt, in Feindesland gelten für alle solche Leistungen die Grundsätze des Requisitionssystems. Vgl. »Gesetz, betreffend Quartierleistung etc. im Frieden vom 25. Juni 1868. Nach den Materialien erläutert« (Berl. 1869); v. Stein, Die Lehre vom Heerwesen, S. 252 ff. (Stuttg. 1872).

Einrede, s. Exception; E. der Wahrheit, s. Injurie.

Einreibung (Inunctio, Illitio), die Applikation arzneilicher Substanzen auf die Körperoberfläche durch die Manipulation des Reibens, dann die so zu applicirenden Arzneistoffe selbst. Die E. geschieht entweder zu dem Zweck, um die in der zu applicirenden Substanz enthaltenen arzneilichen Mittel in das Gewebe der Haut hineinzutreiben, damit sie in die Blutbahn gelangen und so dem ganzen Körper mitgetheilt werden, wie dieses bei der sogen. grauen Quecksilbersalbe und bei der Jodsalbe der Fall ist, oder man verbindet mit der E. die Absicht, auf das Gewebe der Haut selbst zu wirken, um dieses in Erkrankungsfällen in geeigneter Weise anzugreifen, oder es kann die E. den Zweck haben, die Haut als Ableitungsorgan zu benutzen, um durch Erregung von Entzündungszuständen ableitend auf Krankheiten innerer Organe zu wirken. Endlich kann auch die E. nur als Mittel dienen, um durch den mechanischen Druck auf die Haut auf tiefer gelegene Gebilde zu wirken, die Thätigkeit derselben zu beleben und dadurch Aufsaugung, Absonderung, Entleerung etc. zu befördern. Diese letzte Kategorie der E. ist identisch mit der Friktion, und das Einreibungsmittel hat hierbei nur den Zweck, die Oberfläche schlüpfrig zu machen, damit diese durch die länger andauernde Reibung nicht schmerzhaft werde und letztere um so leichter und länger angewendet werden könne. Meist geschieht die E. in die äußere Haut, doch kann auch ausnahmsweise die Schleimhaut des Mundes, namentlich des Zahnfleisches, dazu benutzt werden, und in seltenen Fällen wird auch in die Innenfläche des Mastdarms und der weiblichen Genitalien eingerieben. Die Arzneistoffe können nicht in der Form wässeriger Lösungen durch E. auf den Körper applicirt werden, weil Wasser

die Haut nicht durchdringt. Nur spirituöse und ölige oder fettige Substanzen lassen sich durch E. der Haut einverleiben. Anwendung finden die Einreibungen in einer großen Reihe sowohl innerer als äußerer Krankheiten: bei Hautkrankheiten, Krätze, Syphilis, Drüsenanschwellungen oder bei Verhärtungen von Geweben, die nicht zu tief unter der Haut liegen, bei Gicht und Rheumatismus, bei Gelenksteifigkeit 2c. Man macht die Einreibungen am besten mit der flachen Hand und bedient sich nur dann einer andern flachen Vorrichtung von Leder u. dgl., wenn die E. die Haut des Einreibenden selbst afficiren würde, wie dieses bei sehr scharfen Salben der Fall sein könnte.

Eins (Einer), das Grundelement jedes Vielfachen, welches aus mehreren Einern (Einsen) zusammengesetzt ist; so besteht die ganze Zahl 10 aus 10 Einern, der Bruch ¾ aus 3 Einern, von denen jeder ¼ ist. Vgl. Einer.

Einsalzen (Einpökeln, Einbökeln), die Behandlung des Fleisches mit Salz behufs dessen längerer Konservirung. Alles zum Einsalzen bestimmte Fleisch soll nicht zu jung sein und nach dem Abschlachten des Viehs unpräparirt nicht länger liegen bleiben, als bis es erkaltet ist; ferner soll es in möglichst großen Stücken gelassen und von Fett und Knochen befreit werden. Das Salz muß möglichst trocken sein und wird entweder bei jedem Stück eingerieben, oder in Fässern lagerweise zwischen das Fleisch sorgfältig eingestreut. Bei Rindfleisch rechnet man auf jeden Centner Fleisch 2,5 Kilogr. Salz; in Haushaltungen wendet man häufig eine Mischung von 16 Theilen Salz, 0,5 Th. Salpeter und 1 Th. Zucker an. Schweinefleisch bedarf das meiste Salz. Das mit Salz gut eingeriebene Fleisch wird in Fässer, häufig unter Zusatz von Nelken, Pfeffer, Lorbeerblättern 2c., recht fest eingepackt, mit einem Deckel bedeckt und mit Steinen beschwert. Das Salz zerfließt allmählich zu Lake, und man hat dafür zu sorgen, daß niemals ein Fleischstück von Lake entblößt ist. Die westfälischen Schinken werden in offenen hölzernen Mulden gepökelt; man reibt sie mit sehr grobkörnigem Kochsalz ein, bis die Salzlake sie ganz und gar bedeckt. Das Schnellpökeln nach Runge geschieht auf folgende Weise: Man wälzt das zu salzende Stück Fleisch in der oben angegebenen Mischung von Kochsalz, Salpeter und Zucker, so daß es von allen Seiten gut damit bedeckt ist, und hüllt es dann in ein Stück abgebrühter und wieder getrockneter Leinwand. So zugerichtet läßt man es in einem gut bedeckten Napf stehen. Die sich in der ersten Zeit bildende Lake fließt nicht ab, sondern sammelt sich in der Leinwand und wirkt deshalb ununterbrochen fort. Nach 16 Stunden sammelt sich etwas Lake am Boden des Gefäßes, und man muß dann das Fleisch ab und zu umwenden. Nach 6 Tagen ist das Fleisch genügend gesalzen, und je 3 Kilogr. haben höchstens 150 Gramm an Gewicht verloren. In Hamburg pökelt man das Fleisch in eisernen, luftdicht verschließbaren Cylindern, die durch eine Luftpumpe luftleer gemacht und dann mit der Salzlake beschickt werden, die nun energisch in das Fleisch eindringt. In sehr kurzer Zeit ist der Proceß vollendet. Das von Cirio in Turin angegebene Verfahren beruht auf denselben Principien. Bei dem E., wie es gewöhnlich ausgeführt wird, findet zwischen der Salzlösung und dem Fleischsaft eine doppelte Strömung statt. Es tritt Salzlösung in das Fleisch, zugleich aber tritt auch Fleischsaft, der Eiweiß, Milchsäure und Salze gelöst enthält, aus, und das gesalzene Fleisch ist deshalb nothwendig ärmer an Nahrungsstoff als das frische Fleisch. Wie bedeutend der Verlust an Salzen, welche für die Ernährung von hoher Bedeutung sind, beim Einpökeln ist, zeigt folgende Tabelle. In 100 Theilen Asche sind enthalten von

	Schweinefleisch		Ochsenfleisch	
	frisch	Schinken	frisch	Schinken
Kali	27,8	5,8	35,9	34,7
Magnesia	4,8	0,8	3,3	1,3
Kalk	7,6	0,4	1,7	0,7
Kalium	—	1,2	5,4	—
Natrium	0,4	34,0	—	10,8
Chlor	0,6	53,7	4,9	35,9
Phosphorsäure	44,0	4,7	34,4	21,4

Der Verlust an organischen Stoffen ist nicht bestimmt, er ist aber nicht minder bedeutend. Alle diese werthvollen Stoffe sind in der Lake mit so viel Kochsalz gemengt, daß sie ohne weiteres nicht verwerthet werden können. Liebig hat deshalb vorgeschlagen, die Lake einzukochen, das Salz auskrystallisiren zu lassen und die dann bleibende Mutterlauge in der Küche zu verwenden. Die Einwirkung des Salzes auf das Fleisch ist eine sehr ungleichmäßige. Zunächst wird die oben angedeutete Wechselwirkung zwischen den äußeren Schichten des Fleisches und der Salzlösung stattfinden und diese Wechselwirkung so lange andauern, bis zwischen dem Fleischsaft und der Lake vollkommenes Gleichgewicht stattfindet. Je mehr Salz deshalb angewendet wird, desto vollkommener wird der Fleischsaft aus dem Fleisch entfernt werden, desto weniger nahrhaft dieses selbst also zurückbleiben. Diese Wirkung wird vorzüglich auf die äußeren Fleischtheile ausgeübt; die Fleischfaser aber wird unter dem Einfluß des Salzes dichter, also schwerer verdaulich. Eingesalzenes Fleisch ist weniger nahrhaft und weniger leicht verdaulich als frisches Fleisch. Um nun diesen Uebelständen zu begegnen, hat Martin de Lignac ein Verfahren angegeben, nach welchem ein Stück Fleisch ganz gleichmäßig gesalzen werden kann, so daß die inneren Theile genau so viel Salz erhalten wie die äußeren, während nach dem alten Verfahren gerade die inneren, den Knochen unmittelbar umgebenden Theile nur schwierig und oft so wenig gesalzen wurden, daß sie sehr schnell der Verderbnis unterlagen. Soll ein Schinken gesalzen werden, so führt man nach de Lignac zwischen den Knochen und die häutige Ausbreitung der Sehne mit Hülfe eines Trokars eine Sonde ein, welche mit einem Hahn verbunden ist, der anderseits mittels eines Rohrs mit einem Reservoir in Verbindung steht, welches 8—10 Meter höher steht als das Fleisch. Dies Reservoir ist mit gesättigter Salzlösung, welcher beliebige Gewürze beigemengt werden können, gefüllt. Oeffnet man nun den Hahn, so dringt vermöge des großen Drucks von dieser Flüssigkeit alsbald eine gewisse Quantität zwischen die Muskeln (auf 1 Kilogr. genügen 150—200 Gramm Lösung) und wird von dem den Knochen umgebenden Zellgewebe leicht aufgenommen. Von hier aus durchdringt nun die Flüssigkeit schnell die einzelnen Fleischfasern in gleichmäßiger und vollkommener Weise, führt jeder einzelnen genügend Salz zu und schützt so vor allen Dingen das am leichtesten veränderliche Gewebe in der Nähe des Knochens zuerst und sicher vor dem Verderben. Den so präparirten Schinken legt man nun einige Tage in Lake; weil aber das Fleisch

schon Salz enthält, der Fleischsaft mit der koncentrirten Salzlake gemischt ist, so wird auch keine oder keine wesentliche Strömung zwischen der Salzlake und dem Fleisch eintreten. Die Lake dient lediglich dazu, durch ihren Druck die innere Flüssigkeit am Ausströmen zu hindern und die äußeren Theile des Fleisches noch genügend mit Salz zu versehen. Nach wenigen Tagen wird das Fleisch aus der Lake herausgenommen und nun einem Luftzug ausgesetzt, wo es in kürzester Zeit 5 Proc. vom ursprünglichen Gewicht verliert. Gut ist es, das Fleisch dann noch zu räuchern, wodurch es haltbarer, wohlschmeckender und trockener wird. Diese Methode ist durchaus rationell, führt schneller zum Ziel, ist billiger als die bisherige und liefert ein besseres Produkt. Morgan tödtet das Thier durch einen Schlag auf den Kopf, legt es auf den Rücken, öffnet Brust und Herzbeutel, macht in die linke und rechte Herzkammer einen Einstich und läßt das Blut möglichst vollständig ausfließen. Dann wird ein mit einem Hahn versehenes Rohr durch die linke Herzkammer in die Aorta geführt und in diese dicht am Herzen fest eingebunden. Man läßt dann aus einem hoch stehenden Reservoir salpeterhaltige Salzlösung einfließen, bis dieselbe, was sehr schnell geschieht, aus der rechten Herzkammer wieder austritt. Nun führt man erst auf gleiche Weise die eigentliche Konservirungsflüssigkeit ein, welche auf je 100 Liter koncentrirter Salzlösung 250—500 Gramm Salpeter, 1000 Gr. Zucker und 15 Gr. Phosphorsäure enthält. Am besten wird dieselbe siedend heiß angewendet. Fische, z. B. Häringe, werden auf verschiedene Weise eingesalzen. Das holländische E. besteht im Einlegen der Fische, welchen der Kopf abgeschnitten wurde, und die beliebig sonst gereinigt werden können, in Salzlake, Wiederherausnehmen nach einem Lager, Abtrocknen und schichtweisen Einlegen in Tonnen zwischen Salz. Aehnlich werden Sardellen und die Fischrogen behandelt. Man wendet das E. auch überhaupt zur Konservirung von thierischen Stoffen an, z. B. von ungegerbten Häuten, Vogelbälgen 2c. Auch findet es bei einigen Vegetabilien statt, z. B. bei Rosen, die eingesalzen werden, um später in der Parfümerie oder Likörfabrikation Verwendung zu finden, bei Citronenschalen, Nelken 2c. In der Landwirtschaft salzt man Grünfutter und Kraut ein, um dem Milchvieh für den Winter eine willkommene und zuträgliche Nahrung zu sichern.

Einsamenlappige Pflanzen, s. v. w. Monokotyledonen (s. d.)

Einsattelung, Gebirgspaß zwischen den Gipfeln der Gebirge, oft schmal, oft auch plateauartig breit, selbst mit kleinen Erhebungen. Auf Einsattelungen führen die Straßen über die Gebirge, weshalb sie namentlich im Hochgebirge wichtig sind, wo sie durch Schneewehen vorübergehend ganz unpassirbar gemacht werden. Oft sperren Felskämme die E. (z. B. schon im Jura), über die dann nur schmale Fußstege führen.

Einsaugende Gefäße, s. Lymphgefäße.

Einsaugung, s. Absorption.

Einschiffen, Waaren 2c. in das zum Transport bestimmte Schiff bringen; auch von Truppen und Kriegsmaterial für Wasser- sowie auch für Eisenbahntransporte gebraucht (s. Transporte); sich e., zur Abfahrt sich an Bord begeben.

Einschilfen, s. Veredeln.

Einschlafen der Glieder, ein Zustand, der in der Regel durch einen anhaltenden Druck (infolge fehlerhafter Lage, Auflegen des Arms auf eine Stuhllehne 2c.) auf einen Nerv hervorgerufen wird, und wobei man in einem Theil des Körpers, meist einem Arm oder Bein, ein eigenthümliches, zuweilen bis zum Schmerz sich steigerndes Prickeln und Stechen »wie von tausend Nadeln« bekommt, auch die Haut in einem gewissen Grade gegen äußere Berührung unempfindlich erscheint und selbst die Bewegungsfähigkeit auf kurze Zeit beeinträchtigt wird. Das E. geht aber auch dem Zustand voraus, den man als Anästhesie (s. d.) bezeichnet, und entspricht in der Regel dem ersten Stadium desselben oder bildet den Uebergang zur Wiederherstellung des gesundheitsgemäßen Zustandes, wenn die Empfindungslähmung wieder allmählich gehoben wird. Namentlich ist dies der Fall, wenn letztere infolge von Quetschungen größerer Nervenstämme oder eines Theils des Rückenmarks entstanden war und nun die Funktion des letztern wieder freier zu werden beginnt. Das durch vorübergehenden Druck auf die Nerven entstandene E. verliert sich, sobald jener aufhört, sehr schnell wieder, während das aus centralen, d. h. im Gehirn oder Rückenmark gelegenen, Ursachen entstandene, der Anästhesie vorhergehende in der Regel lange bestehen bleibt oder in eine vollkommene Empfindungslähmung übergeht und deshalb als ein sehr bedenkliches Symptom gilt.

Einschließung, s. Strafe; E. einer Stadt, s. Festungskrieg.

Einschneiden, von Befestigungsanlagen, s. Feldbefestigung.

Einschnitt (Incisio), Trennung von Weichtheilen durch den Schnitt, eine elementare chirurgische Operation, welche gewöhnlich mittels des Messers, selten mit der Schere ausgeführt wird. Man bedient sich desselben zu verschiedenen Zwecken, theils um die Theile, wenn sie geschwollen sind, zu entspannen, indem man die unnachgiebige Lederhaut auf die Weise durchschneidet, daß sie keinen Druck mehr auf die unter ihr liegenden Theile auszuüben im Stande ist, theils um Flüssigkeiten (namentlich Eiter, ergossenes Blut 2c.) rasch und vollkommen aus der Haut oder aus den unter derselben gelegenen Gebilden entleeren, theils auch um zu tieferen Körpertheilen eindringen zu können, endlich um widernatürliche Verwachsungen zu trennen. Eine besondere Art der Incision bildet die sogen. subkutane, welche in der Art geschieht, daß ein spitzes Instrument entfernt von dem Orte, wo etwas durchgeschnitten werden soll, in die Haut eingestochen und unter der Haut fortgeführt wird, bis es die Stelle erreicht hat, wo der Schnitt vollführt werden soll. Man bedient sich dieses Verfahrens, um den Luftzutritt zu der zu durchschneidenden Partie abzuhalten.

Einschwenken, im militärischen Sinn das Herstellen der zusammenhängenden Linie aus einer geöffneten Kolonne, für Infanterie heutzutage nur bei Uebungen angewandt, zur Zeit Friedrichs II. aber die wichtigste Evolution, da er oft, wie bei Leuthen, in langen Zugkolonnen des Gegners Flanke zu gewinnen suchte, um durch plötzliches E. ihn mit entwickelter Kraft durch seine augenblickliche Ueberlegenheit zu erdrücken. Die Reiterei wendet das E. in des Gegners Flanke noch heute in gleichem Sinn an.

Einsegnung, s. Benediktion und Konfirmation.

Einseitigkeit, im Gegensatze zu Allseitigkeit und Vielseitigkeit die nur auf eine Kraft oder Fähigkeit des Geistes oder Körpers hin gerichtete

Entwickelungsthätigkeit, ein Fehler der Erziehung und des Unterrichts, der im Leben sich durch Urtheil und Handlung oft in sehr schädlicher Weise geltend macht. Der Einseitige kann es in seinem Fach und in der an ihm auf Kosten aller anderen ausgebildeten Körper- oder Geisteskraft bis zur Virtuosität bringen, bleibt aber im Gesammtleben auf der Stufe der Maschine stehen.

Einsetzen, ein Verfahren, durch welches man kleine aus Schmiedeeisen verfertigte Gegenstände oberflächlich in Stahl verwandelt, um sie äußerlich mit einer größern Härte zu versehen und ihnen eine bessere Politur geben zu können. Die einzusetzenden Stücke werden in einer aus Eisenblech gefertigten Büchse mit Holzkohlenpulver oder besser mit thierischer Kohle (einem willkürlichen Gemenge von schwarz gebrannten Knochen, verkohlten Lederabfällen, Hornspänen rc.) umgeben und damit eine Stunde oder länger in der Esse geglüht, worauf man die Stücke aus der Büchse nimmt und zur Härtung in Wasser abkühlt. Ein sehr wirksames Mittel zum E. ist Blutlaugensalz; man kann damit eine sehr dünne, harte Schicht auf eisernen, blank gefeilten Gegenständen erzeugen, wenn man dieselben glühend macht, mit Blutlaugensalz bestreut und darauf schnell abkühlt. Im Schiffahrtswesen heißt die Segel e. s. v. w. sie aufspannen, um möglichst viel Wind und damit schnelle Fahrt zu erhalten.

Einsiedel, 1) Stadt im ungar. Komitat Zips, an der Göllnitz, mit Bergbau auf Kupfer- und Eisenerze, 2 Eisenwerken und (1869) 2075 meist deutschen Einwohnern (darunter 1400 Evangelische und 675 Katholiken). E. gehört zu den 7 Zipser Bergstädten. — 2) Königl. Hofdomänengut im würtemberg. Schwarzwaldkreis, Oberamt Tübingen. 1492 gründete Graf Eberhard von Würtemberg hier ein Kloster, das 1580 abbrannte. Eberhard lag hier begraben, bis Herzog Christoph seine Leiche nach Tübingen überführte.

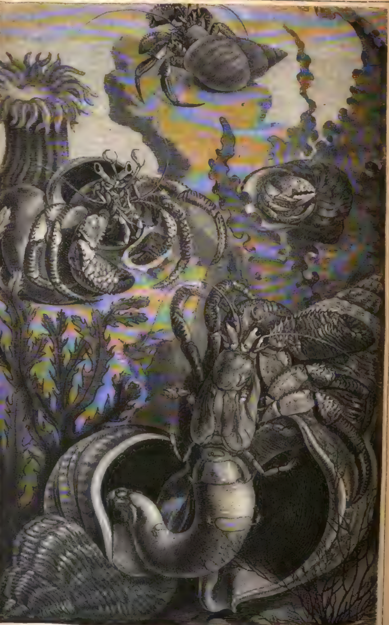
Einsiedel, 1) Friedrich Hildebrand, Freiherr von, aus dem Hause Scharfenstein, geb. 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg, studirte in Jena die Rechte, ward Regierungsassessor zu Weimar, 1775 Hofrath, später Oberhofmeister und Geheimerath. Seit 1776 Kammerherr der Herzogin Anna Amalie, war er ein geschickter Anordner geistreicher Unterhaltungen; ein liebenswürdiger Mensch, komisch berufen durch seine Zerstreutheit, hieß er in den Hofzirkeln allgemein der »Freund«. Nach Auflösung des Hofgerichts ward ihm die Stelle des Präsidenten bei dem neu errichteten Oberappellationsgericht in Jena übertragen. Er starb daselbst 7. Juli 1828. E. schrieb mehrere Stücke für das improvisirte fürstliche Theater in Tiefurt, Belvedere und Ettersburg, gab »Neueste vermischte Schriften« (Dessau 1783—84, 2 Thle.) und »Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst« (Leipz. 1797) heraus, übersetzte auch die Lustspiele des Terenz (das. 1806, 2 Bde.) sowie mehrere Stücke Calderons und Moreto's.

2) Detlev, Graf von, königlich sächs. Staatsmann, geb. 12. Okt. 1773 zu Wolkenburg, ward Geheimer Finanzrath, dann Kreishauptmann des Meißener Kreises, Mai 1813 Kabinetsminister und Staatssekretär der inneren Angelegenheiten und zugleich mit der Leitung des auswärtigen Departements betraut. Im Oktober 1813 begleitete er den König nach Leipzig, Berlin und später nach Preßburg, leitete die Unterhandlungen während des Wiener Kongresses, ward 1816 zum Ordenskanzler ernannt und erhielt die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen in Dresden, später auch den Vorsitz in der Sächsischen Bibel- und Missionsgesellschaft. Sein Einfluß stieg noch nach dem Tode des Königs Friedrich August (1827) unter dem König Anton, der bei Lebzeiten seines Vorgängers allen Regierungsgeschäften fern geblieben war; allein seine Abgeneigtheit gegen eine zeitgemäße Veränderung der Verfassung, eine zu große Wahrnehmung seiner Privatinteressen und seine Hinneigung zur pietistischen Partei regten die öffentliche Meinung gegen ihn auf und führten die Ereignisse im September 1830 herbei, so daß ihn der König selbst veranlaßte, um seine Entlassung nachzusuchen. E. zog sich darauf auf seine Güter zurück, wo er 20. März 1861 starb.

Einsiedelei, s. Eremitage.

Einsiedeln (Monasterium Eremitarum), Ort und Benediktinerabtei im schweizer. Kanton Schwyz, ein berühmter Wallfahrtsort, der nach seiner Frequenz (200,000 Pilger im Jahr) mit Loretto und San Jago de Compostela wetteifert, liegt 909 Meter ü. M., wo das Alpthal sich in das Plateau der Sihl öffnet. Das Kloster, bis ins 16. Jahrh. herab wiederholt durch Feuer zerstört, wurde 1704—1719 neu aufgeführt und bildet ein aus Quadern im italienischen Stil errichtetes großes Viereck, dessen Hauptfaçade, 134 Meter, die Kirche mit zwei hohen, schlanken Glockenthürmen einnimmt. Das Innere der Kirche ist mit Gemälden, Marmor und Vergoldung reich geziert. Selbständig im Mittelschiff steht die aus schwarzem Marmor erbaute Kapelle der heil. Jungfrau, in deren Innerem der eigentliche Gegenstand der Verehrung: ein aus glänzend schwarzem Holz gearbeitetes Marienbild, mit Edelsteinen und Gold reich ausgeschmückt und von brennenden Kerzen umgeben, aufgestellt ist. Die Gitter vor demselben sind fortwährend von knieenden Betern umlagert. Das Kloster wird gegenwärtig von 80 Benediktinerpatres und 20 dienenden Brüdern bewohnt und besitzt eine treffliche Bibliothek von 32,000 Bänden, besonders historischen Inhalts, mit vielen Inkunabeln und werthvollen Handschriften aus dem 8.—12. Jahrh. (ein Unicum ist die als Regionator Einsiedlensis bekannte Beschreibung Roms im 10. Jahrh.), ein Physikalien- und Naturalienkabinet und einen bedeutenden Kirchenschatz. Die Klosterschule wurde 1848 zum Gymnasium und Lyceum erhoben und für 250 Studirende erweitert; an ihrer Spitze wirkte bis 1873 als Rektor der Dichter und gründliche Gelehrte P. Gall Morel. Hauptwallfahrtstag ist das Fest der Engelweihe (14. Sept.). In der Neuzeit hat sich, befördert durch die erleichterte Kommunikation, die Frequenz von Wallfahrern gesteigert. Die meisten ausländischen kommen aus Schwaben und Elsaß. Ein frequenter Zugang ist der Paß des Etzel (s. d.); die Hauptmasse der Wallfahrer geht aber über Zürich, von hier mit dem Dampfschiff nach Richterswyl und von da meist zu Fuß den Berg hinan zur Paßhöhe der Schindellegi (832 Meter), von welcher ein kurzer Abstieg zur Sihl hinunter (757 Meter) führt, um von hier an im Plateau langsam anzusteigen. Im Jahr 1876 wird die Bahn von Wädenswyl-Einsiedeln eröffnet, welche die Dampfschiffahrt auf dem Züricher See abkürzt und die Landtour erleichtert. Der Flecken E., mit (1870) 7633 Einw., ist der größte Fabrikort für katholische Gebetbücher, Heiligenbilder, Wachskerzen und andere Wallfahrtsartikel, wie Rosenkränze, Medaillen rc.

Einsiedlerkrebs.



Einsiedlerkrebs (Pagurus Bernhardus). $1\frac{1}{3}$.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Abgesehen von drei kleineren Buchdruckereien und zwei großen Wachsziergeschäften, arbeiten im Haus der Gebrüder Benziger allein über 800 Personen. Als die größte derartige Anstalt der Schweiz weist diese Firma 16 Buchdruckschnellpressen, 6 Steindruckschnellpressen, 12 Kupferdruckpressen auf, sowie alle hiermit verwandten Fächer, als Xylographie, Stereotypie, Galvanoplastik, photographische Druckerei, Malerei und großartige Buchbinderei: mit 40 Maschinen. Als Motoren dienen 3 Dampfkessel mit 3 Dampfmaschinen. Das Etablissement exportirt viel durch ihre Filialen in New York und Cincinnati nach Amerika und nach allen katholischen Ländern. Die daselbst erscheinende illustrirte Zeitung »Alte und neue Welt« zählt 70,000 Abonnenten. — Das Kloster E. verdankt seine Entstehung dem Grafen Meinrad von Hohenzollern (geb. 805), der als Einsiedler in diesen Bergen lebte, von einer Wittwe aus Altendorf eine Kapelle auf der Höhe des Etzels erbaut erhielt, und dem die Aebtissin Hildegard vom Frauenmünster zu Zürich das wunderthätige Marienbild schenkte, dem E. jetzt noch seine Bedeutung verdankt. Im Jahr 863 wurde Meinrad ermordet; seine beiden Raben verfolgten die Uebelthäter, so daß dieselben ergriffen und in Zürich hingerichtet wurden. Das Kloster wurde 940 von dem Einsiedler Benno erbaut, der mit mehreren Gefährten das Thal von E. in Besitz nahm und die alemannische Bevölkerung bekehrte. Vollendet ward es durch den Dompropst Eberhard von Straßburg, Herzog von Franken. Der Legende zufolge hat der Heiland selbst, im Gefolge einer Schar von Engeln und Heiligen, die Muttergotteskapelle eingeweiht; darum verlieh (948) Papst Leo VIII. den bußfertigen Einsiedelfahrern Nachlaß ihrer Sündenstrafen. Durch frühe Schenkungen gelangte das Kloster schnell zu großem Reichthum und erwarb sich Leben und Regalien. Die Advokatie hatten anfangs die Herzöge von Zähringen, dann nach einander die Grafen von Rapperswyl, von Habsburg und die Herzöge von Oesterreich. Rudolf von Habsburg erklärte 1274 den Abt von E. zum Reichsfürsten. Dennoch brachten die Schwyzer 1386 nach der Schlacht bei Sempach alles Gebiet von E. unter ihre Herrschaft; aber vom Kaiser Sigmund ward ihnen 1431 zu Ueberlingen die Schutzgerechtigkeit von E. abgesprochen. Nach dem Tode des Abts Konrad von Hohenrechberg (1526) beriefen die Eidgenossen einen Abt von St. Gallen. Zwingli war hier bis 1519 Prediger und ward namentlich durch die Wallfahrten zu dem Marienbilde der katholischen Kirche entfremdet. Am 4. Mai 1797 fand hier die Kapitulation statt, durch welche Schwyz die Helvetische Republik anerkannte. Am 14. Aug. 1799 siegten bei E. die Franzosen unter Masséna über die Oesterreicher unter Jellachich. Ihrer angeblichen Hoheitsrechte auf den Waldflecken E. begab sich die Abtei erst 1830, und für ihre Ansprüche auf die Waldungen erhielt sie ein besonderes Revier als Eigenthum; auch gehört ihr gegenwärtig noch die Insel Ufnau im Züricher See. Die namhaftesten unter den Aebten Einsiedelns in der neuern Zeit waren Marianus Müller von Aesch und Beatus Küttel von Gersau. Vgl. Tschudi, Einsiedlische Chronik (Einsied. 1823).

Einsiedl, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Tepl, an der Straße von Marienbad nach Karlsbad, mit einer Fabrik für Serpentinwaaren, gutem Flachsbau, Hopfenhandel und (1869) 1100 kathol. Einwohnern.

Einsiedler, s. Eremit.

Einsiedler, s. Steindrossel.

Einsiedlerkrebse (Eremitenkrebse, *Pagurina M. Edw.*), Krustaceenfamilie aus der Ordnung der Dekapoden und der Horde der Anomura, Krebse mit langgestrecktem, weichhäutigem, oft verdrehtem Abdomen, welches am sechsten Segment zwei schmale, floßenförmige Anhänge, an den vorhergehenden höchstens Beinstummel besitzt. Die Scherenfüße sind kräftig, meist ungleich, die zwei hinteren Paare der Gangbeine sind stummelförmig. Die E. sind in zahlreichen Arten über alle Meere verbreitet, leben zum Theil aber auch auf dem Land und suchen sich leere Schneckengehäuse, in welchen sie den weichen Hinterleib bergen. Am bekanntesten ist der Bernhardskrebs (*P. Bernhardus L.*), welcher 13—16 Centim. lang wird und in der Nordsee besonders zahlreich am Strand lebt. Eine andere Art, *P. Prideauxii*, lebt in der Tiefe, und ist merkwürdig wegen des räthselhaften regelmäßigen Zusammenlebens mit der Mantelaktinie (*Actinia [Adamsia] palliata*), welche auf dem den Krebs bergenden Schneckenhause sitzt und von ihm mit seinen Scheren auf das größere Gehäuse übertragen wird, sobald er durch sein Wachsthum gezwungen wird, ein solches aufzusuchen. S. Tafel »Einsiedlerkrebs«.

Einsiedlervogel, Sternbild am südlichen Himmel, südlich von der Wage, von Lemonnier eingeführt zum Andenken an die peruanische Gradmessung; es gehören dazu nur geringe Sterne.

Einspritzung, s. Injektion.

Einstand, Einstandsrecht, s. Retrakt.

Einsteher (Einstandsmann), einer, der freiwillig an Stelle eines Militärpflichtigen für eine festgesetzte Summe in den Dienst tritt. Vgl. Stellvertreter.

Einstellung der Untersuchung, der Gerichtsbeschluß auf geführte Voruntersuchung, daß eine Hauptverhandlung nicht stattfinden soll. Im modernen Kriminalproceß geht nämlich regelmäßig, abgesehen von den sogen. Uebertretungen, dem eigentlichen Hauptverfahren, welches mit der Verurtheilung oder Freisprechung des Angeklagten nach erfolgter Vernehmung desselben und nach stattgehabter Beweisaufnahme endigt, eine Voruntersuchung voraus. Letztere wird durch die Staatsanwaltschaft beantragt und durch den Untersuchungsrichter geführt. Nach geschlossener Voruntersuchung werden die Akten dem Staatsanwalt zurückgegeben, der entweder die E. beantragt, oder förmliche Anklage erhebt. Ersteres geschieht namentlich dann, wenn es an hinreichenden Verdachtsmomenten oder an gehörigen Beweismitteln zur Ueberführung des Verdächtigen fehlt. Durch gerichtlichen Kollegialbeschluß wird alsdann entschieden, ob das Hauptverfahren zu eröffnen, oder die Untersuchung einzustellen, beziehungsweise, wie der Entwurf einer deutschen Strafproceßordnung sagt, »der Beschuldigte außer Verfolgung zu setzen« sei (neuester Entwurf, § 163). Hat das Gericht trotz erhobener Anklage die E. beschlossen, so steht der Staatsanwaltschaft nach dem deutschen Entwurf, ebenso wie nach den meisten deutschen Strafproceßordnungen, das Recht der Beschwerde an die höhere Instanz zu. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens kann nach erfolgtem Einstellungsbeschluß nur auf Grund neuer Thatsachen oder Beweismittel stattfinden. Die E. hat die Folge, daß die Kosten der Untersuchung auf die Staatskasse übernommen werden; doch sollen nach dem

Entwurf der deutschen Strafproceßordnung (§ 423) diese Kosten dem Antragsteller zur Last fallen, wenn die Untersuchung nur auf Antrag des Verletzten eingeleitet, dieser Antrag aber wieder zurückgenommen wird. Letztere Bestimmung ist namentlich um deswillen zweckmäßig, weil dadurch der oftmals mit der Zurücknahme solcher Strafanträge getriebene Handel einigermaßen beschränkt werden wird.

Eintagsfliegen (Ephemeren, Ephemeriden, Hafte, Ephemeridae *Leach.*), Insektenfamilie aus der Ordnung der Orthopteren, zarte, schlanke, weichhäutige Thiere mit sehr großen Augen bei den Männchen, großen Nebenaugen, kurzen, borstenförmigen Fühlern, ganz rudimentären Mundtheilen, großen, dreieckigen Vorderflügeln, kleinen, gerundeten, bisweilen fehlenden, auch mit den vorderen verwachsenen Hinterflügeln, drei sehr langen, borstenförmigen, gegliederten Afterfäden am letzten Segment des linearen Hinterleibs und zwei Geschlechtszangen am vorletzten Segment des Männchens. Die E., bei denen unter tausenden von Männchen nur wenig Weibchen vorkommen, schweben an warmen Sommerabenden oft in großen Scharen am Ufer der Flüsse auf und ab, sitzen am Tag ruhig an Pflanzen, nehmen keine Nahrung zu sich und sterben alsbald nach der auf dem Wasser erfolgenden Begattung. Das Weibchen läßt alle Eier auf einmal ins Wasser fallen. Die Larven haben einen langen, flachgedrückten Körper, lange Fühler, blatt- oder büschelartige Kiemen an den Seiten der Hinterleibssegmente und langgefiederte Schwanzborsten. Sie sind sehr gefräßig, bauen in den Uferwänden 5 Centim. lange Röhren, meist zwei neben einander mit hinten durchbrochener Scheidewand, oder leben frei im Wasser, gehen oder schwimmen darin umher. Das dem Wasser entstiegene Thier (Subimago) hat zu einem kurzen Flug fähige Flügel, häutet sich dann aber mit Einschluß dieser letzteren noch einmal und bildet damit eine ganz allein stehende Ausnahme unter allen Insekten. Einige Arten erscheinen vornehmlich gegen Abend im August an Gewässern in solcher Menge (Aust), daß man Aecker damit düngt. Die ausgewachsenen Larven werden oft als Köder beim Fischfang verwendet und heißen deshalb »Uferaas« (zur Aesung dienend). Die gemeine E. (Ephemera vulgata *L.*, s. Tafel »Geradflügler«), braun, am Hinterleib oben mit drei Reihen orangefarbiger Flecken und braun gegitterten Flügeln, bis 20 Millim. groß, ist die gemeinste und zeigt sich fast alle Jahre 3—4 Tage lang in ungemein großen Scharen. Zwischen Schandau und Lobositz an der Elbe lockt man die E. mit Fackeln an, kehrt die mit verbrannten Flügeln niederfallenden mit Besen zusammen, entfernt die Flügel durch Sieben und bringt die Thiere als Weißwurm in den Handel. Sie dienen zur Fütterung der Stubenvögel. Das Uferaas (Palingenia horaria *L.*) ist gelblichweiß, hat weiße Flügel mit schwärzlichem Außenrand, schwarze Vorderschenkel und Schienen und ist 10—12 Millim. groß. Auch diese Art erscheint oft in solcher Menge, daß die an Gewässern liegenden Felder und Wiesen wie mit frischem Schnee bedeckt erscheinen. Das massenhafte Auftreten von Palingenia longicaudata, der größten E., wird in Ungarn an den Ufern der Theiß Theißblüte (Ephemera flos aquae *Ill.*) genannt.

Eintheilung (Divisio), die logische Operation, durch welche der Umfang eines allgemeinen Begriffs in vollständigen Reihen der ihm untergeordneten Vorstellungen dargestellt wird. Die Sphäre des Begriffs, welche eingetheilt wird, heißt das Divisum, die Theile selbst die Eintheilungsglieder (membra divisionis), das Merkmal, wonach die E. vorgenommen wird, der Eintheilungsgrund (fundamentum oder principium divisionis). Je nachdem die Zahl der Eintheilungsglieder 2, 3 oder größer ist, heißt die E. Dichotomie, Trichotomie oder Polytomie. Die Anwendung mehrerer Eintheilungsgründe auf einen und denselben Begriff führt zu koordinirten Eintheilungen, Nebeneintheilungen (codivisiones), die fortgesetzte E. schon gewonnener Theilungsglieder zu subordinirten, Untereintheilungen (subdivisiones). Eine E. ist synthetisch, wenn man von dem allgemeinen Gattungsbegriff zu den speciellen Artbegriffen fortschreitet, analytisch dagegen, wenn man die gegebenen Arten in ihre Merkmale zerlegt und durch Abstraktion zu ihrem Gattungsbegriff aufsteigt. Hauptsächliche Erfordernisse jeder E. sind: daß die einzelnen Theilungsglieder sich unter einander ausschließen, zusammengenommen aber den Umfang des Begriffs erschöpfen und in ihrer Reihenfolge keine Sprünge (hiatus in dividendo) und Lücken enthalten dürfen, nach der Regel: Divisio fiat in membra proxima. So ist es fehlerhaft, wenn man die Menschen eintheilt in gelehrte und ungebildete, oder in schwarze und weiße (weil es auch kupferrothe, gelbe ꝛc. gibt), wenn man die natürlichen Körper in Mineralien, Pflanzen und Thiere eintheilt, während man sie zunächst in organische und anorganische und erstere in Thiere und Pflanzen eintheilen sollte. In der Rhetorik heißt E. s. v. w. Partitio.

Eintrachtsland (Eendragtsland), ein Küstenstrich im westlichen Australien, der das Küstenland vom Kap Nordwest (Vlamingspitze) bis Steep Point umschließt, nach dem Schiff Eendragt benannt, das dieses Küstenland im Oktober 1616 entdeckte.

Eintritt (Immersion), in der Astronomie der Augenblick des Verschwindens eines Gestirns hinter einem andern Weltkörper oder in dessen Schatten. Vgl. Austritt der Gestirne, Bedeckung, Finsternisse.

Einungsämter, s. Fabrik- und Gewerbegerichte.

Einwanderung, der Uebertritt aus dem einen Staat in einen andern zum Zweck der dauernden Niederlassung und des Erwerbs des Staatsbürgerrechts daselbst. Während das Recht zur Auswanderung jedem Staatsangehörigen, wofern er nur seinen Pflichten gegen den Heimatstaat genügt hat, jederzeit freisteht, kann von einem eigentlichen Rechte der E. an und für sich nicht die Rede sein. Denn der Staat hat Fremden gegenüber keine weitere Verpflichtung als die zur Anerkennung der Rechtssubjektivität derselben; im übrigen kann er, abgesehen von besonderen Staatsverträgen, dem Fremden den Aufenthalt nach Belieben gestatten oder verweigern (s. Ausweisung), auch die Bedingungen feststellen, unter denen es einem Fremden gestattet sein soll, die Staatsangehörigkeit in dem betreffenden Staat zu erwerben. Die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten enthalten über das hierbei zu beobachtende Verfahren sowohl, wie über die Bedingungen, die der um die Naturalisation Nachsuchende zu erfüllen hat, detaillirte Bestimmungen. Vielfach ist ein bestimmter Zeitraum gesetzt, innerhalb dessen sich der Ausländer zuvor in dem Gebiete des Staats aufgehalten haben muß, dessen Bürger er werden will; so in England und Belgien fünf, in Oesterreich und Frankreich zehn

Jahre. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika muß der zu Naturalisirende zuvor innerhalb der Union fünf und innerhalb des Territoriums, woselbst er das Indigenat erwerben will, mindestens ein Jahr sich aufgehalten haben. Außerdem sind regelmäßig Zeugnisse über moralische Führung und über die nöthigen Subsistenzmittel beizubringen. Anders gestaltet sich die Sache in Ansehung der Angehörigen verschiedener Staaten, welche zusammen zu einem gemeinsamen Staat, einem Bundesstaat, vereinigt sind (s. Bund). Hier erscheint es als eine unmittelbare Folge der politischen Zusammengehörigkeit der verbündeten Staaten, daß dem Angehörigen des einen Staats die E. in einen andern zum Bund gehörigen Staat gewährleistet ist; so in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Für Deutschland aber muß es als ein bedeutender Fortschritt auf der Bahn nationaler Entwickelung anerkannt werden, daß die einzelnen deutschen Staaten die Angehörigen der anderen zum Deutschen Reich gehörigen Staaten nicht mehr als Ausländer betrachten, daß vielmehr nach Art. 3 der Reichsverfassung vermöge des gemeinsamen Bundesindigenats (s. d.) jedem Deutschen die E. in einen andern zum Reich gehörigen Staat nachgelassen ist. S. Freizügigkeit.

Einweibig, s. Monogynus.

Einweihung, im allgemeinen die unter gewissen symbolischen Handlungen erfolgende Erklärung über die Bestimmung einer Sache. Schon im alten Rom wurden Tempel, Theater, Cirkus und die übrigen öffentlichen Gebäude mit größter Feierlichkeit eingeweiht (s. Dedikation). Insbesondere aber versteht man unter E. die durch gewisse symbolische Handlungen erfolgende Erklärung einer Sache oder Person zu einer ausschließlich religiösen Bestimmung; so die E. der Geistlichen, der Kirchen, Altäre, Glocken, Orgeln. Gewöhnlich erfolgt sie durch Handauflegen und ist von einer förmlichen Einsegnung begleitet. Vgl. Kirchweihe.

Einwendung, s. v. w. Einrede, s. Exception. E. eines Rechtsmittels ist die zu den Akten gebrachte Erklärung einer Partei, daß sie gegen ein richterliches Urtheil ein speciell zu bezeichnendes Rechtsmittel ergreifen will.

Einwerfung, s. Kollation.

Einzahl (Singularis), s. Numerus.

Einzelhaft, diejenige Vollstreckungsart der Freiheitsstrafen, bei welcher jeder Gefangene in unausgesetzter Trennung von seinen Mitgefangenen gehalten wird. Das Institut der E. verdankt seine Entstehung dem Streben nach einer den Grundsätzen der Humanität angemessenen Gefängnisreform, welches in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seinen Anfang nahm und namentlich die Besserung der Sträflinge bezweckte. Seine praktische Durchführung aber hat das System der E. zuerst in Philadelphia in der daselbst 1791 gegründeten Gefängnisanstalt gefunden, weshalb dasselbe auch das pennsylvanische System genannt wird. Nach dem ältern pennsylvanischen System aber bestand die E. in vollständiger Trennung des Gefangenen von allem menschlichen Verkehr; auch ließ man denselben ohne Beschäftigung, damit er um so eher zu religiösen und reumüthigen Betrachtungen angeregt werden könne. Allein die Gefährlichkeit dieses Systems für die physische und ganz besonders für die geistige Gesundheit des Inhaftirten zeigte sich nur zu bald und führte zu dem sogen. neuern pennsylvanischen System, welches den Sträfling nur von seinen Mitgefangenen trennt, aber dessen angemessene Beschäftigung sowie den Verkehr mit den Beamten und dem Geistlichen der Anstalt nachläßt. Unter den verschiedenen Strafanstalten, welche zum Zweck der E. nach amerikanischem Vorbild in Europa eingerichtet wurden, sind die zu Pentonville in London, Moabit bei Berlin, Bruchsal in Baden, Löwen in Belgien und zu Christiania in Norwegen die bekanntesten. Auch die europäische Gesetzgebung hat das Princip der E. berücksichtigt, nachdem in der strafrechtlichen Literatur namentlich Ducpétiaux in Brüssel und Mittermaier in Heidelberg sowie neuerdings Holtzendorff dafür aufgetreten waren. Dabei wird jedoch in der Theorie darüber gestritten, ob die E. als besondere Strafart oder nur als eine eigenthümliche Strafvollstreckungsart, oder ob sie als eine generisch härtere Strafe aufzufassen sei als die Gefängnisstrafe ohne E. Nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch (§ 22), welches die E. bei Verbüßung von Zuchthaus- und Gefängnisstrafen statuirt, erscheint dieselbe nur als besondere Strafvollstreckungsart, welche nach Ermessen der Gefängnisverwaltung eintreten kann. Auch faßt das deutsche Strafgesetzbuch die E. nicht als einen härtern Strafmodus auf und zieht dieselbe bei Berechnung der Strafdauer ebendeshalb nicht in besondere Berücksichtigung. Uebrigens pflegt die moderne Strafgesetzgebung regelmäßig eine bestimmte Zeit festzusetzen, über die hinaus die E. ohne Zustimmung des Sträflings nicht ausgedehnt werden darf. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch ist dies Maximum auf drei, in Belgien und Holland auf ein, in Schweden auf 1½, in Dänemark auf 3½ und in Norwegen auf vier Jahre bestimmt. Uebrigens kommt die E. auch als Disciplinarstrafmittel gegenüber besonders widerspenstigen Gefangenen und wegen Verletzungen der Hausordnung vor. S. Gefängniswesen. Vgl. Mittermaier, Die Gefängnisverbesserung rc. (Erl. 1860); Füßlin, Die E. nach fremden und sechsjährigen eigenen Erfahrungen (Heidelb. 1855); Ducpétiaux, Des conditions d'application du système de l'emprisonnement séparé ou cellulaire (Brüssel 1857); v. Holtzendorff, Gesetz oder Verwaltungsmaxime (Berl. 1861); Hänell, System der Gefängniskunde (Gött. 1866). Vgl. insbesondere auch die Gutachten von d'Alinge, Valentini u. a. in den Protokollen des deutschen Juristentags.

Einzelrichter (Einzelgericht), im Gegensatze zu dem Kollegialgericht ein nur mit Einem Richter besetztes Gericht, von dem nach der bestehenden Gerichtsorganisation gewisse Rechtssachen abzuurtheilen sind. Nach gemeinem deutschen Proceßrecht war nämlich sowohl für den Civilproceß, wie für das strafrechtliche Verfahren Ein Richter zur legalen Besetzung der Gerichtsbank genügend, welchem ein Gerichtsschreiber und im Strafproceß noch außerdem die Schöffen zur Seite standen. In neuerer Zeit hat sich jedoch das System der Kollegialverfassung der Gerichte, welches die Garantie für größere Unparteilichkeit und Gründlichkeit der Urtheilssprüche in sich enthält, dafür aber auch mit einem größern Zeit- und Kostenaufwand verknüpft ist, in den meisten Gerichtsverfassungen Eingang verschafft. Nur für minder wichtige und eilige Sachen haben die modernen Proceßordnungen das einzelrichterliche Verfahren, für welches regelmäßig besondere Vorschriften gegeben sind, beibehalten; so namentlich auch nach dem neuen Entwurf einer allgemeinen

deutschen Gerichtsverfassung, § 10, wonach dem E. (Amtsgericht) die Entscheidung aller Rechtsstreitigkeiten über vermögensrechtliche Ansprüche, deren Gegenstand an Geld und Geldeswerth die Summe von 100 Thlr. (300 Mark) nicht übersteigt, sowie gewisser einfachen oder schleunige Erledigung erheischenden oder regelmäßig auf Grund genauer örtlichen Kenntnis zu entscheidenden Rechtssachen überwiesen wird, während in allen übrigen bürgerlichen Processen die kollegialischen Landgerichte und Handelsgerichte kompetent sein sollen. Was den Kriminalproceß anbelangt, so ist die dem französischen Recht entlehnte und auch in das deutsche Reichsstrafgesetzbuch übergegangene Dreitheilung der strafbaren Handlungen in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen für die Bestimmung der richterlichen Kompetenz maßgebend gewesen, indem die Uebertretungen (contraventions) vor den E., die Vergehen (délits) vor Kollegialgerichte, bestehend aus drei Personen, und die Verbrechen (crimes) regelmäßig vor die Schwurgerichte gehören.

Einzelwirtschaft, im Gegensatze zur Volkswirtschaft die Wirtschaft des einzelnen Menschen. E. im vollsten Sinn des Worts ist nur als Robinsonade denkbar. Im gewöhnlichen Leben ist die Wirtschaft des Einzelnen so innig mit der des ganzen Volks verflochten, daß sie sich nicht isoliren läßt. Jede E. streckt tausend Fühlhörner und Verbindungsfäden nach allen anderen Wirtschaften aus, erhält Vorschub durch dieselben und muß wiederum den anderen Wirtschaften dienen. Die E. entsteht mit der Selbständigkeit ihres Subjekts. Ueber das Verhältnis der E. zur Volkswirtschaft s. d.

Einziehen, s. Vorposten; E. von Reservisten, Landwehr ꝛc. in den Dienst zur Uebung oder Versetzung des Heers auf Kriegsfuß, s. Ersatzwesen und Mobilmachung; E. der Segel, das Herunterlassen derselben aufs Deck oder das Aufrollen derselben um die Raaen.

Eipel (ungar. Ipoli), Nebenfluß der Donau in Ungarn, entspringt in mehreren Quellen am Homalkaberg im Neograder Komitat, fließt in zahllosen Krümmungen nach WSW., dann nach S. und mündet nach einem Laufe von 150 Kilom. zwischen Gran und Wissegrád.

Eirund, s. Oval.

Eis (lat. Glacies, franz. Glace, engl. Ice) nimmt in verschiedenen Formen erheblichen Antheil an der Bildung der Erdrinde und ist in diesem Sinn zu den Gesteinen zu rechnen. Man unterscheidet 1) Schneeeis, den losen Schnee, welcher unter bestimmten meteorologischen Verhältnissen in Firn und endlich in Gletschereis übergeht und auf den Hochgebirgen, besonders aber in Polargegenden, in ungeheuren Massen auftritt; 2) Wassereis, welches auf Süß- und Salzwasser entsteht und in den Umgebungen Grönlands, Spitzbergens und der Baffinsbailänder Eisfelder von meilenweiter Ausdehnung bildet. Bodeneismassen bilden am Kotzebuesund ganze Hügel, schließen Knochen ausgestorbener Thiere ein und sind mit einer schwachen Lage von Lehm und darüber von einer fußhohen torfartigen Dammerdeschicht bedeckt, auf welcher Moose und Gräser vegetiren. Aehnliche Bodeneismassen finden sich unter der Dammerde Sibiriens. Sie sind vielleicht dem Grundeis (Radeleis, schwammiges Wassereis) zuzurechnen, welches sich besonders am Grunde der Gewässer und in einem von Wasser durchzogenen Erdboden bildet. Unter gewöhnlichen Verhältnissen entsteht E. stets an der Oberfläche des Wassers, weil dieses bei $+3,94°$ seine größte Dichtigkeit erreicht und bei weiterem Erkalten sich wieder ausdehnt. Auf dem Grunde der Gewässer sammelt sich daher das oben bis $+3,94°$ erkaltete Wasser, und auf diesem schwimmt bei weiterer Abkühlung das kältere Wasser, welches bei 0° unter weiterer Abgabe von Wärme an die Umgebung allmählich erstarrt. Jeder Körper bindet beim Uebergang aus dem starren in den flüssigen Zustand Wärme und entwickelt diese wieder, wenn er abermals erstarrt. Die flüssigen Körper enthalten mit dem Thermometer nicht meßbare, latente Wärme (Schmelzwärme), und unter gewöhnlichen Verhältnissen entzieht sich dieselbe, wenn sie beim Erstarren frei wird, der Wahrnehmung. Man kann indeß den Vorgang mit dem Thermometer verfolgen. In einem Gefäß mit Wasser sinkt nämlich auch bei strengster Kälte das Wasser nicht eher unter 0°, als bis es vollständig erstarrt ist, weil jedes Eispartikelchen, welches kälter wäre als 0°, von dem noch flüssigen Wasser die beim Erstarren des letztern frei werdende Wärme aufnehmen würde. Ist alles Wasser erstarrt, so zeigt das E. 0°, und nun sinkt seine Temperatur weiter. Umgekehrt steigt die Temperatur des schmelzenden Eises (und Wassers) in einem von außen erwärmten Gefäß nicht eher über 0°, bis das letzte Eispartikelchen geschmolzen ist, weil das E. begierig die Wärme aufnimmt, die es braucht, um in den flüssigen Zustand überzugehen. Ist alles E. geschmolzen, so zeigt das Wasser 0°, und nun erwärmt es sich weiter. Zwischen Wasser von 0° und E. von 0° findet also ein großer Wärmeunterschied statt. Bei sehr großer Ruhe kann man Wasser weit unter 0° abkühlen, ohne daß es erstarrt. Bei leiser Bewegung, Berührung mit einer Spitze und besonders mit einem kleinen Eisstückchen gefriert aber dies überkältete Wasser sofort durch die ganze Masse hindurch, und dabei erhöht sich die Temperatur bis auf 0°. Hier wird die beim Uebergang aus dem flüssigen in den starren Aggregatzustand frei werdende Wärme für das Thermometer bemerkbar, weil sie augenblicklich aus größerer Menge Wasser entbunden wird. Man hat auch diese Wärmemenge gemessen und gefunden, daß 1 Gramm E. zu seiner Schmelzung 79,4mal so viel Wärme verbraucht, als erforderlich ist, die Temperatur von 1 Gramm Wasser um 1° C. zu erhöhen. 1 Kilogr. Wasser von $+79,4°$ C. gibt mit 1 Kilogr. E. von 0° gemischt 2 Kilogr. Wasser von 0°. In der Regel dehnen sich die Körper beim Schmelzen aus, verringern also ihr Volumen beim Erstarren; das Wasser dehnt sich dagegen beim Erstarren um 0,1 von dem Volumen, welches es bei 0° einnimmt, aus. Das specifische Gewicht des Eises bei 0° ist 0,9167. Diese Volumenverminderung des Eises beim Schmelzen hat zur Folge, daß sich unter Druck der Schmelzpunkt erniedrigt: E. von 0° wird durch Zusammenpressen flüssig. Komprimirtes Wasser gefriert bei einem Druck von 13,000 Atmosphären erst bei $-18°$. Im luftleeren Raum gefriert Wasser in einem Gefäß, welches von schmelzendem E. umgeben ist. Die Kraft, mit welcher das Wasser sich beim Gefrieren auszudehnen strebt, ist sehr beträchtlich; Hughens sprengte 1667 durch die Kraft des frierenden Wassers eine fingerdicke eiserne Kanone in zwei Stücke. Diese Ausdehnung des erstarrenden Wassers bewirkt im gewöhnlichen Leben häufig das Springen von Gefäßen, auch das Abblättern des noch feuchten Mauerputzes, das Bersten der von Feuchtigkeit durchdrungenen Baumrinde, das Auffrieren des Erdbodens ꝛc.

Auch zersprengt gefrierendes Wasser Steine und Felsen und trägt dadurch nicht wenig zur Verwitterung fester Gesteine bei. Das Wasser sammelt sich in den Haarrissen derselben, erweitert diese beim Gefrieren, so daß sie bei Thauwetter mehr Wasser aufnehmen, welches dann bei abermaligem Frost die Spalte wieder erweitert u. s. f., bis der Stein zersprengt ist. Das einmal gebildete E. verringert bei Temperaturabnahme sein Volumen und vergrößert es bei Temperaturerhöhung und zwar stärker als jeder andere bekannte starre Körper. Ein Eisstab von 100 Meter Länge wird bei Abkühlung um 1° R. um 6,427 Millim. kürzer. Wasser krystallisirt beim Erstarren hexagonal und zwar rhomboëdrisch, in ruhiger Luft gebildeter Schnee zeigt prachtvolle sechsstrahlige Sternchen, deren einzelne Strahlen wieder nach demselben Gesetz verzweigt sind. Die Krystallbildung im Wasser ist viel schwerer zu beobachten. Die spießigen Krystalle, welche sich im Freien bilden, zeigen nicht die reine Form. Tyndall will die Entstehung sechseckiger Sterne auf Landseen beobachtet haben und in Eisplatten unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen die Bildung schöner flüssigen Blumen mit sechs Blättern; in der Mitte jeder Blume befindet sich ein kleiner luftleerer Raum, welcher entsteht, weil das Wasser einen kleinern Raum einnimmt als das E. Hier und da hat man auch gut ausgebildete Krystallkanten gefunden; oft sehr deutliche hexagonale Tafeln kommen im Reif vor. Die **Eisblumen** am Fenster entstehen durch schnelle Bildung von Krystallen, und die Kurven, in denen die von unten auf wachsenden Krystallagglomerate auftreten, werden gebildet, indem jeder neu anschießende Krystall auf der vertikalen Fläche zugleich die Neigung besitzt, zu fallen. Er neigt sich, und in demselben Augenblick schießt schon ein anderer Krystall an, der wieder zu fallen strebt. Reines E. ist farblos, in großen Massen bläulich oder grünlich, durchsichtig, doppeltbrechend; Wärmestrahlen aus dunkler Quelle absorbirt es, aber solche aus leuchtender Quelle läßt es hindurch. Man kann Brenngläser aus E. herstellen und mit diesen brennbare Stoffe entzünden. In klares E. eingeschlossene dunkele Körper erwärmen sich durch Sonnenstrahlen und schmelzen das in ihrer Umgebung befindliche E.; ein Stein sinkt allmählich in das E. tiefer ein, und wenn das gebildete Wasser abfließen kann, so entsteht eine Höhlung. E. leitet die Wärme sehr schlecht und Elektricität, so lange es trocken ist, gar nicht; durch Reiben wird es elektrisch. Seine Härte ist 1,5. Nach Scoresby ist E. bei sehr strenger Kälte bisweilen so hart und fest, daß es beim Daraufschlagen Funken sprüht. In Rußland wurden 1740 aus Eiskanonen Kugeln mit einer Ladung von 125 Gramm Pulver geschossen. Wenn zwei Eisstücke von 0° mit den schmelzenden Oberflächen sich berühren, so frieren sie zusammen (**Regelation**) und zwar besonders schnell und fest unter starkem Druck. Die Regelation erfolgt auch bei hoher Lufttemperatur, selbst im heißen Wasser; sie ist die Ursache, daß E. unter Druck plastisch erscheint, aber nicht durch Zug. Schnee ballt sich durch Regelation, aber nur bei einer dem Thaupunkt nahen Temperatur, und aus Eisstückchen kann man unter einer Presse vollkommen zusammenhängende Blöcke herstellen, deren Form sich beliebig verändern läßt. Die Regelation unter Druck erklärt sich leicht aus der Erniedrigung des Schmelzpunktes durch den Druck; schmelzendes E. wird durch den Druck kälter und bringt so das Wasser, welches die Oberfläche des Eises bedeckt, zum Gefrieren. Legt man eine Eisstange mit ihren beiden Enden auf zwei Holzstücke, schlingt einen Draht um die Mitte der Eisstange und hängt ein schweres Gewicht an den Draht, so drückt dieser auf die unter ihm befindlichen Eispartikelchen und bringt sie zum Schmelzen. Der Draht sinkt in das gebildete Wasser ein, welches dadurch vom Druck befreit wird und sofort wieder gefriert. In dieser Weise durchschneidet der Draht das E. sehr schnell, man erkennt seinen Weg in der Eisstange; aber die beiden getrennten Eisstücke sind so fest zusammengefroren, als wären sie nie getrennt gewesen. Die Regelation bei bloßer Berührung hat Helmholtz als eine Folge kapillaren Drucks erklärt; Pfaundler leitet sie ab aus der Verschiedenheit der Kraft, mit welcher die Moleküle des krystallinischen Eises im Gleichgewicht gehalten werden. Die fortschreitend bewegten Wassermoleküle, die an das E. schlagen, werden von dessen Molekülen je nach der Beschaffenheit entweder zurückgeworfen oder festgehalten, oder sie theilen ihre Bewegung den Eismolekülen mit und bringen sie dadurch dem flüssigen Zustand näher. Das E. wird daher an manchen Stellen unverändert bleiben, an anderen zu, an noch anderen abnehmen, und so bilden sich von einer Eisfläche zur andern Eisbrücken, durch welchen Vorgang natürlich das Gesammtgewicht der Eismassen nicht verändert wird. Aus Wasser, welches Salze gelöst enthält, scheidet sich ein bei weitem salzärmeres E. aus. Wasser des Züricher Sees mit 0,128 Gramm festen Bestandtheilen in 1 Liter gab E., dessen Thauwasser nur 0,036 Gramm Verdampfungsrückstand lieferte. Auch Meerwasser gibt ein sehr reines E.; Salzlösungen werden also, wenn man sie gefrieren läßt und das E. entfernt, koncentrirter. Wein wird in gleicher Weise alkoholreicher. Im Wasser gelöste Gase scheiden sich beim Gefrieren des Wassers in Bläschen aus. Im Meerwasser erfolgt die Eisbildung in wesentlich anderer Weise als im Wasser der Flüsse. Das Meerwasser erstarrt noch nicht bei 0°, erreicht seine größere Dichtigkeit bei niedrigerer Temperatur und kann unter seinen Gefrierpunkt abgekühlt (überkältet) werden, ohne dann durch Erschütterungen sofort zu erstarren wie das süße Wasser. Kühlt sich das Meerwasser oberflächlich ab, so sinkt das kalte Wasser und macht wärmerem Platz, bis bei anhaltender Kälte die Abkühlung den Gefrierpunkt erreicht hat. Dann erfolgt leicht die Bildung einer Eisdecke, wenn das Wasser stark bewegt wird, wenn früher oder an anderen Orten gebildete Eisstücke darauf umhertreiben, oder wenn Schnee hineinfällt. Andernfalls findet Ueberkältung statt, es kann sich eine bedeutende Schicht überkälteten Wassers bilden, und bei steigendem Thermometer kann dieselbe von wärmerem Wasser bedeckt werden. In dem überkälteten Wasser entsteht eine gallertartige Eismasse, welche dem mit Wasser durchtränkten Schnee ähnlich ist, oder es bilden sich auch, meist in einer Tiefe von 0,5—2,5 Meter, kleine dünne, mehr oder minder runde Täfelchen, welche in unzähliger Menge zur Oberfläche emporsteigen und bei hinreichender Ruhe zu einer harten Decke zusammenfrieren. An den Rändern des Meers, wo die Wassertiefe nicht mehr als 0,5—1,9 Meter beträgt, bildet sich an der Oberfläche eine spiegelglatte Eisfläche wie in den Seen. In Norwegen unter 65° nördl. Br. hat man häufig das Meer in mehr als 60 Meter Tiefe gefrieren und E. auswerfen gesehen. Starker Wind, Brandung und die Beimischung fester Körper verhindern die Ueberkältung des Wassers, welche meist nur fern von

den Küsten stattfindet und in der regelmäßigen Wellenbewegung kein Hindernis erfährt, weil bei dieser die Wassertheile gegenseitig fast eine und dieselbe relative Lage behalten. — Eine eigenthümliche, scheinbar abnorme Eisbildung ist das *Grundeis*, welches sich häufig am Boden der Flüsse bildet. Man hat über die Entstehung desselben zahlreiche Theorien aufgestellt und namentlich angenommen, daß das Grundeis sich am Grunde der Flüsse, deren Wasser infolge heftiger Strömung gleichmäßig auf 0° abgekühlt sei, durch Wärmeausstrahlung bilde. Hiergegen ist einzuwenden, daß das Wasser gegen Wärmestrahlen aus dunkler Quelle wenig durchlässig ist, also die Abkühlung der am Boden liegenden Steine durch Strahlung kaum begünstigt. Dagegen ist zu beachten, daß sich das E. ebenso wie andere krystallinische Körper leichter an rauhen Körpern ansetzt und an solchen bei etwas höherer Temperatur bildet als in der Masse der Flüssigkeit selbst. Wenn also die Wirbel und Strömungen eines rasch fließenden Wassers, indem sie die Bildung einer kältern Oberflächenschicht verhindern, eine Abkühlung der ganzen Wassermasse auf den Gefrierpunkt bewirkt haben, so werden sich an den Kieseln und anderen Gegenständen im Flußbett Eiskrystalle ansetzen, die, indem sie die Anlagerung anderer Krystalle veranlassen, die Kerne für größere Massen Grundeis bilden. Die Beobachtung, wonach sich das Grundeis vorzugsweise an schattigen Stellen bildet, erinnert an die erwähnte Diathermansie des Wassers und Eises für leuchtende Wärmestrahlen. An einem den Sonnenstrahlen ausgesetzten Platz muß am Tage wenigstens ein Theil des über Nacht gebildeten Grundeises wieder geschmolzen werden, und es sind daher unbeschattete Plätze, welche die Bildung des gewöhnlichen Eises durch unbehinderte Ausstrahlung begünstigen, der Bildung des Grundeises ungünstig. Das an die Oberfläche gestiegene Grundeis, welches mit der Strömung geht, nennt man *Treibeis*; es unterscheidet sich durch bröckelige Beschaffenheit und Gehalt an Steinen rc. leicht von dem an der Oberfläche gebildeten E. In Polargegenden heißt alles in Bewegung befindliche E. Treibeis und, wenn es zu großen Massen zusammengehäuft ist, *Packeis*. Durch Uebereinanderschieben von Eisschollen gebildete Eismassen nennt man im Sibirischen Meer *Torossen*, sie erreichen eine Höhe von 25 Meter. Die *Eisberge* entstehen durch Abbrechen der in das Meer vorgeschobenen Gletscherfüße; sie erreichen eine enorme Größe, zeigen oft sehr bizarre Formen, ragen aber nur mit 0,1 ihrer Masse aus dem Wasser hervor, während 0,9 untergetaucht bleiben. Aendert sich durch Abschmelzen der Schwerpunkt dieser gewaltigen Massen, so wenden sie sich oft und können dadurch den Schiffen verderblich werden. Vgl. die Aufsätze von J. Berger in »Westermanns Monatsheften«, Bd. 31 (Braunschw. 1872).

E. findet mannigfache *Benutzung* in der Technik zur Konservirung von Nahrungsmitteln, zur Kühlung von Getränken, zur Darstellung von Gefrornem, dann als Kühlmittel in der Bierbrauerei, bei Destillationen, Absorptionen, zur Koncentrirung von Salzlösungen, zur Begünstigung der Ausscheidung starrer Körper aus Lösungen rc. Es bildet daher den Gegenstand eines bedeutenden Handels und wird im Winter in großen Massen eingesammelt und für die wärmere Jahreszeit konservirt. Man bewahrt es in Räumen auf, welche mit möglichst schlechten Wärmeleitern allseitig umgeben und durch diese namentlich auch vor dem Eindringen von Luft und Wasser geschützt sind. Luftströmungen vermitteln in hohem Grade die Uebertragung von Wärme; Wasser thut dies zwar in noch viel höherem Grad, ist aber bei weitem leichter abzuhalten. Immer sucht man das E. in derben Stücken möglichst dicht zu schichten und bei strenger Kälte einzufahren. Soviel wie möglich wählt man zur Anlage von Eismagazinen eine nördliche Lage und sorgt für vollkommene Beschattung durch hellfarbige Stroh- oder Rohrdächer oder durch hohe Pflanzungen. Dem Vorrathsraum selbst gibt man doppelte Wandungen und füllt diese mit Sägespänen, Spreu, faserigem Torf, gebrauchter, gut getrockneter Gerberlohe, Heu, Stroh rc. Auch das Dach ist in solcher Weise herzustellen, und den Zugang vermittelt man durch Doppelthüren mit gut schließenden Strohmatratzen. Das Schmelzwasser wird sorgfältig abgeleitet, ohne daß durch die Leitung Luft eindringen darf. Früher bevorzugte man zur Aufbewahrung *Gruben* und *Keller*. Diese Räume sind aber nur kühl im Vergleich zur Sommerwärme, bieten in unserem Klima niemals eine Wintertemperatur und können daher die isolirenden Doppelwände nicht entbehren. Ihr Bau ist kostspielig, das Holzwerk geht schnell in ihnen zu Grunde, das Schmelzwasser ist meist schwierig abzuleiten, und oft sind sie dem Eindringen des Grundwassers ausgesetzt, welches viel E. zum Schmelzen bringt, das Material der Doppelwandungen durchnäßt und unwirksam macht. Praktischer sind die jetzt sehr bevorzugten *Eishäuser*, welche zuerst in Nordamerika angewandt worden sind. Für den kleinern Bedarf hat man sie von 5—7 Meter im Geviert bei 4 Meter Höhe, also von 100—200 Kubikm. Rauminhalt, in Gebrauch. Sie werden aus doppelten, übereinander greifenden, dicht genagelten Breterwänden erbaut. Diese bilden ringsum einen 1 Meter weiten Zwischenraum, welchen man mit aufgemauerten Torfstücken, deren Fugen durch Sägespäne gedichtet werden, ausfüllt. Der Boden enthält eine etwa 0,66 Meter starke Schicht Torf, die Decke bildet ein übergreifendes Rohr- oder Strohdach. Der Eingang befindet sich an der Nordseite mit Doppelthür und Strohmatratze. Für den Eishandel in größeren Städten erbaut man vortheilhaft sehr große Häuser, weil sich das E. in diesen erheblich besser hält als bei der Vertheilung auf mehrere kleine Räume. In gelinden Wintern kann man statt des Eises auch wohl Schnee aufspeichern, wenn man ihn mit Wasser benetzt und zu etwa kubikfußgroßen Stücken zusammenpreßt. Für die Verwendung des Eises im Hause sind *Eisschränke* konstruirt, durchaus doppelwandige Behälter, inwendig mit Zink ausgeschlagen und mit einer besondern Abtheilung für das E. versehen. Das Schmelzwasser fließt durch ein Rohr ab, welches den Eintritt von Luft in den Schrank nicht gestattet. Will man eine Flasche schnell durch E. kühlen, so darf man sie nicht bloß mit Eisstücken umgeben, sondern man stellt sie in ein Gefäß mit Wasser, in welches Eisstücke geworfen sind. Zur Kühlung des Biers dient vielfach ein Schlangenrohr, welches in einem mit E. und Wasser gefüllten Kasten liegt, an dem einen Ende mit dem auf dem Kasten ruhenden Faß verbunden ist u. am andern den Ablaßhahn trägt.

In der *Chirurgie* ist das E. ein sehr wirksames Mittel bei Blutungen, vorzüglich nach Verletzungen und chirurgischen Operationen, wo es entweder in fester Form, oder zunächst zum Abkühlen von Wasser benutzt wird. Im erstern Fall wird es klein

geschlagen, in eine Schweinsblase gefüllt und diese an den leidenden Theil gelegt, oder man bildet, wenn man das E. in Höhlen des Körpers bringen will, daraus glatte Stücke, die zur Größe der Höhlung passen müssen. Wasser, welches durch E. gekühlt worden ist, wird nach denselben Grundsätzen und Regeln angewendet, die für den Gebrauch kalter Bähungen (s. Bähung) überhaupt gelten. Bei inneren Krankheiten wird das E. gleichfalls, und zwar ähnlich wie in der Chirurgie, sehr häufig angewendet, namentlich bei Entzündungen und Blutungen innerer Organe, z. B. bei Gehirnentzündungen, Blutandrang nach dem Kopf (Eisblase), bei Magenblutungen (Verschlucken kleiner Eisstückchen) ꝛc.

Der Eishandel hat seit mehreren Jahren eine sehr schnell steigende Bedeutung gewonnen und sich besonders in Nordamerika zu großartigen Dimensionen entwickelt. Im Jahr 1799 ging die erste Schiffsladung E. von New York nach Charleston. Der eigentliche Schöpfer des Eishandels ist Tudor in Boston, welcher 1805 ein mit E. beladenes Schiff nach Martinique sandte, seit 1815 die Sache mit großem Eifer betrieb und 1833 auch nach Ostindien zu exportiren begann. Der Hauptsitz des Eishandels ist Boston und New York. Man sammelt nur vollkommen klares E. ein, welches nach der Entfernung des Schnees und, wenn nöthig, nach weiterer Reinigung durch einen Eishobel mittels eines Eispflugs in regelmäßige Stücke zerschnitten wird. Die so dargestellten Quadern werden in einem aufgeeisten Kanal ans Ufer und von dort mittels eines Paternosterwerks, welches durch eine Lokomobile getrieben wird, in die nahen Eishäuser geschafft. Die Verschiffung findet das ganze Jahr hindurch statt, und das E. wird in den Schiffen in ähnlicher Weise untergebracht wie in den Eishäusern. Das Schmelzwasser sammelt sich unter einem Rost und wird ausgepumpt. Das nordamerikanische E. geht nach den Südstaaten der Union, nach Mejiko, Westindien, Mittelamerika, Brasilien und den westlichen Staaten Südamerika's, dann nach Ostindien, Ceylon, Schanghai, Hongkong, Jokohama, Sydney und Melbourne, nach dem Guineabusen und der Kapstadt, selbst nach Sicilien und Aegypten. Es beschäftigte 1870 ein Kapital von 10 Mill. Doll. und 18,000 Personen. Man nimmt an, daß in einem guten Jahr ein Acre See für 500 Doll. E. einbringt, also mehr als das fruchtbarste Ackerland. In Europa treibt Norwegen Eishandel und versendet große Quantitäten nach England, Frankreich, Hamburg, Holland, Spanien. Triest versendet E. nach Aegypten, Korfu, Zante; die Schweiz E. von Grindelwald, Davos und Wallis nach Frankreich; von den oberbayrischen Seen kommt bisweilen E. nach Norddeutschland.

Sehr große Quantitäten E. werden gegenwärtig künstlich mit Hülfe von sogen. Eismaschinen dargestellt. Die zahlreichen bis jetzt bekannt gewordenen Konstruktionen lassen sich in drei Gruppen zusammenstellen, indem die Kälte entweder durch Ueberführung eines festen Körpers in flüssige Form (Lösung von Salzen), oder eines flüssigen Körpers in Gasform, oder durch Ausdehnung von Gasen erzeugt wird. Bei den zur ersten Gruppe gehörigen Apparaten wird ein Gefäß mit Wasser in einem mit Kältemischung gefüllten Behälter gedreht. Sie eignen sich besonders für den Hausbedarf zur Darstellung von Gefrornem (s. d.). Der zweiten Gruppe von Eismaschinen liegt jene Erscheinung zu Grunde, welche man beim Befeuchten der Hand mit Aether beobachtet. Der Aether verdampft an der Luft sehr schnell, und die Wärme, deren er bedarf, um in den gasförmigen Zustand überzugehen, entzieht er der nächsten Umgebung. So erklärt sich das intensive Kältegefühl an der mit Aether befeuchteten Hand, und es ist klar, daß, wenn die Verdunstung des Aethers genügend beschleunigt wird, das Wasser in einem in den verdunstenden Aether getauchten Gefäß zum Gefrieren gebracht werden kann. Man darf aber offenbar den Aether, welcher bei seiner Verdunstung die Kälte erzeugt, nicht verloren gehen lassen. Der Aetherdampf muß wieder kondensirt werden, damit er von neuem benutzt werden kann. Bei dieser Zurückführung des Dampfs in den flüssigen Zustand wird die bei der Verdunstung gebundene Wärme wieder frei und muß durch Kühlwasser beseitigt werden. 1856 nahm Harrison aus Victoria ein Patent auf eine Eismaschine, welche nach dem angegebenen Princip arbeiten sollte. Sie wurde 1862 von Siebe wesentlich verbessert und besteht aus einem dem Röhrendampfkessel sehr ähnlichen Behälter, der mit einer Luftpumpe in Verbindung steht. Sobald die letztere zu arbeiten beginnt, verdampft der Aether ungemein schnell, und es wird eine große Menge Wärme gebunden. Infolge dessen kühlt sich die Kochsalzlösung, welche in dem Behälter die mit Aether gefüllten Röhren umspült, auf —8° bis —12° ab. Die kalte Flüssigkeit gelangt dann in einen andern Behälter, umspült hier eine Reihe kupferner Kästen und bringt das in denselben enthaltene Wasser zum Gefrieren. Die Aetherdämpfe stößt die Luftpumpe in einen Kühlapparat mit Kühlschlange, und in diesem werden sie theils durch Kühlwasser, theils durch mäßigen Druck verdichtet, um dann in geeigneter Weise in den Verdampfungsraum zurückgeführt zu werden. Die Luftpumpe wird durch eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften getrieben, und die Produktion von E. beträgt pro Stunde 5 Ctr. In vielen Fällen, z. B für Brauereien, ist es übrigens vortheilhafter, kein E. zu erzeugen, sondern die Flüssigkeit oder die Luft, welche man abkühlen will, direkt mit den Verdunstungsröhren in Berührung zu bringen. Da die Wärmemenge, welche bei der Bildung von 1 Kubikmeter Dampf von einer bestimmten Spannung gebunden wird, für alle Flüssigkeiten annäherungsweise gleich groß, für verschiedene Spannungen aber denselben ohne weiteres proportional ist, so wird man eine um so geringere Zahl von Kubikmetern Dampf brauchen, je größer die Spannung des betreffenden Dampfs bei der Kühltemperatur ist. Da nun die Spannung der Aetherdämpfe bei niederer Temperatur sehr gering ist, so fallen die Dimensionen und Arbeitsverluste bei diesen Maschinen noch recht hoch aus, und es empfiehlt sich, eine flüchtigere Flüssigkeit als Aether anzuwenden. Für diese Zwecke ist besonders der von Tellier angewandte Methyläther beachtenswerth, dessen Spannung bei 30° einem Ueberdruck von 5,5 Atmosphären, bei —15° noch von 1,8 Atmosphären entspricht. Sein Dampf erfordert zur Kondensation starken Druck. Eine zweite Art von Eismaschinen derselben Gruppe kondensirt die Dämpfe vornehmlich durch Anwendung eines Absorptionsmittels. Hierher gehört die sehr verbreitete Ammoniakmaschine von Carré, welche in Deutschland von Vaas u. Littmann in Halle und von Kropf in Nordhausen gebaut wird. In ihr unterliegt das Ammoniak folgendem Kreislauf: Ammoniak ist unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Gas, löst sich aber so reichlich, daß unter normalen

Temperatur- und Druckverhältnissen 1 Kilogr. Ammoniak von 24 Kilogr. Wasser aufgenommen wird. Erhitzt man diese Lösung in einem Kessel, so kann man unter einem Druck von 7—9 Atmosphären bei ca. 150° C. das Ammoniak in ein Röhrensystem hinüberdestilliren und dort unter demselben Druck durch Kühlwasser zu einer tropfbaren Flüssigkeit von ca. 25° C. verdichten. Durch einen regulirbaren Hahn gelangt letztere in den ebenfalls aus Röhren gebildeten Refrigerator und geht in diesem unter einem Druck von nur 1,5 Atmosphären schnell in Dampf über, wobei die erforderliche Verdunstungswärme durch Vermittelung der Röhren der abzukühlenden Flüssigkeit (in der Regel eine Chlorcalciumlösung) entzogen wird. In diese taucht man die Kästen, welche als Eisformen dienen. Um die Ammoniakdämpfe wieder zu verdichten, leitet man sie in einen andern Raum und bringt sie in diesem mit Wasser oder vielmehr mit der in dem Kessel erschöpften Lösung in Berührung, die zu diesem Zweck genügend abgekühlt werden muß. Die Maschine leidet an dem Uebelstande, daß der Ammoniaklösung sehr bedeutende Wärmemengen zugeführt werden müssen, daß der Apparat ganz analog einer Volldruckdampfmaschine, also sehr unvortheilhaft gegenüber einer expandirenden Dampfmaschine arbeitet, daß wegen der zweimaligen Kondensation des Ammoniaks eine bedeutende Kühlwassermenge verbraucht wird, und endlich, daß das Ammoniak mit der Zeit zerstörend auf das Material, aus welchem die Maschine besteht, einwirkt. Trotz dieser Uebelstände hat die Carré'sche Ammoniakmaschine namentlich in Brauereien weite Verbreitung gefunden, weil sie bisher durch keine andere in Bezug auf den Kostenpunkt überholt oder auch nur erreicht worden ist. Eine Eismaschine von Edmond Carré gehört gleichfalls hierher. Diese beruht auf dem Princip, die latente Wärme dem Wasser durch schnelle Bildung von Wasserdampf zu entziehen. Ein Bleikessel wird beiläufig bis zur Hälfte mit koncentrirter Schwefelsäure, die bekanntlich sehr begierig Wasser absorbirt, gefüllt; durch eine Krücke wird die Säure in steter Bewegung erhalten, so daß sich ihre Oberfläche fortwährend erneuert und die Absorptionsfähigkeit für Wasserdampf wenig geschwächt wird. Von dem Kessel gehen zwei Röhren aus: die eine führt zu einer Luftpumpe, die andere dagegen zu einem Behälter, welcher mit Wasser gefüllt ist. Sowie die Luftpumpe zu arbeiten beginnt, steigen aus dem Wasser Luftbläschen auf, dann beginnt das Wasser zu sieden, in kurzem schießen auch Eisnadeln an, und bald ist die ganze Wassermenge ein Eiskörper. Der Apparat arbeitet noch, wenn die Schwefelsäure bis auf 52° B. verdünnt ist. Kann man die zur Erzeugung von E. unbrauchbar gewordene Säure zu anderen technischen Zwecken verwenden, so stellt sich der Preis des Eises sehr billig. 1 Kilogr. Schwefelsäure von 66° B. reicht hin zur Darstellung von 2—3 Kilogr. E. Bei den Maschinen der *dritten Gruppe* wird Luft in einem Cylinder durch einen Kolben komprimirt, wobei in einem bestimmten Verhältnis zur Abnahme des Volumens Spannung und Temperatur wachsen. Die heiße komprimirte Luft wird dann durch Kühlwasser abgekühlt, und man hat nun Luft von großer Dichtigkeit und gewöhnlicher Temperatur. Läßt man diese Luft sich ausdehnen, so sinkt ihre Temperatur in demselben Maß, in welchem sie vorher bei der Kompression gestiegen war. Diese Abnahme der Temperatur beruht darauf, daß die mechanische Arbeit, welche die Luft bei ihrer Ausübung eines Drucks verrichtet, derselben als Wärme entzogen wird. So nimmt, von Verlusten abgesehen, die Temperatur bei Expansion von 0,5 Atmosphären Ueberdruck bis zur atmosphärischen Spannung um ca. 33°, bei Expansion von 1 Atmosphäre Ueberdruck bis zur atmosphärischen Spannung um 60°, und bei Expansion von 2 Atmosphären Ueberdruck bis zur atmosphärischen Spannung um 90° ab. Die Luftexpansionsmaschinen sind offene oder geschlossene, d. h. die arbeitende, erkaltete Luftmenge wird entweder bei jedesmaligem Hub ausgestoßen (wenn es sich darum handelt, direkt durch kalte Luft Räume abzukühlen), oder eine und dieselbe Luftmenge wird immer wieder komprimirt und expandirt. Maschinen der letztern Art braucht man, wenn mittels der kalten Luft einem andern Körper Wärme entzogen, z. B. E. erzeugt werden soll. Luftexpansionsmaschinen werden bei uns von Windhausen, in England nach Kirk, in Frankreich nach dem Patent Giffard u. Armengand gebaut. Nach den Gesetzen der Wärmelehre ist für eine ohne jeglichen Verlust arbeitende Maschine die Größe der aufzuwendenden Kraft unter gleichen Verhältnissen von der Art des arbeitenden Körpers unabhängig, d. h. es ist zur Erzeugung einer bestimmten Kältequantität gleich viel Arbeit aufzuwenden, möge der Abkühlungsproceß durch Vermittelung von Luft, Aether, Ammoniak oder was immer für einem Körper ausgeführt werden, und daher besitzen die Luftexpansionsmaschinen von vornherein einen sehr bedeutenden Vorzug vor denjenigen Eismaschinen, welche mit irgend welchen flüssigen, oft unangenehm riechenden, auch wohl feuergefährlichen oder gesundheitsschädlichen Flüssigkeiten arbeiten. Ihrer allgemeinen Einführung steht nur der Kostenpunkt entgegen, welcher sich aus mancherlei Gründen hoch stellt. Die geringe Wärmemenge, welche ein selbst erhebliches Luftvolumen aufzunehmen im Stande ist, bedingt Dimensionen und Arbeitsverluste von außerordentlicher Größe. Es soll z. B. einem Gährkeller, dessen Temperatur auf 4° zu erhalten ist, Luft von —10° zugeführt werden. Um nun dieselbe Wärmemenge zu binden, welche beim Schmelzen von 1 Ctr. E. gebunden wird, ist eine Luftmenge von etwas mehr als 900 Kubikmeter erforderlich, woraus man sieht, welche Luftquantitäten nöthig sind, um einen Keller von irgend welchem Umfang kühl zu erhalten. Die Arbeitsverluste in der sehr großen und daher kostspieligen Maschine übertreffen die Nutzleistung um ein Vielfaches, und so stellen sich Anlage- und Betriebskosten so hoch, daß die qualitativ befriedigend arbeitenden Maschinen noch nicht die Verbreitung finden konnten, welche sie zu verdienen scheinen. Ueber die Kosten des künstlichen Eises gehen die Angaben ziemlich weit auseinander. In einer Carré'schen Ammoniakmaschine sollen sich auch bei hohen Kohlenpreisen die Gesammtkosten für 1 Kubikfuß E. auf 1,1 Mark stellen. Man hat höhere, aber auch sehr viel niedrigere Ziffern für die Kosten des mit einer Windhausen'schen Maschine hergestellten Eises angegeben, und jedenfalls ist die theoretisch zu berechnende Leistungsfähigkeit der Eismaschinen noch lange nicht erreicht. Kleine Maschinen liefern mit 1 Kilogr. Kohle 3—4 Kilogr. E., die größten und besten kaum mehr als 10; aber die stetig wachsende Verbreitung der Eismaschinen zeigt, daß die Vortheile, welche sie bei verschiedener Verwendung, namentlich in Brauereien, gewähren, sehr erhebliche sind. Sie machen

den Fabrikanten unabhängig von der Jahreszeit und ersparen die oft sehr bedeutenden Kosten der Eismagazine, und namentlich in südlichen Ländern sind sie unschätzbar. Das E., welches sie liefern, wird in schönen Platten erhalten, die man aus den Kästen, in welchen es sich bildet, leicht heraushebt, indem man diese einen Augenblick in warmes Wasser taucht. Es ist sehr widerstandsfähig, und während z. B. 100 Kilogr. natürliches E. aus der Schweiz in 107, norwegisches in 115 Stunden schmolz, kam dieselbe Menge künstlichen Eises aus der Carré'schen Maschine unter denselben Bedingungen in 130, E. aus der Tellier'schen Maschine in 144 Stunden zum Schmelzen. Man baut kleine Eismaschinen, die in jeder geräumigen Küche aufzustellen und so leicht zu handhaben sind, daß sie z. B. für Gastwirte, Konditoren 2c. empfohlen werden können, und anderseits große Maschinen, die täglich 15,000 Kilogr. E. liefern. Vgl. Schlesinger, Der Eiskellerbau in Massiv- und Holzkonstruktion (Berl. 1864); Menzel, Der Bau des Eiskellers in wie über der Erde (3. Aufl., Halle 1872); Harzer, Anlegung und Benutzung der Eiskeller (Weim. 1864, neu bearbeitet von Swoboda 1874); Swoboda, Eisapparate der Neuzeit (das. 1868).

E-is (franz. Mi dièse), der durch ein Kreuz erhöhte Ton E oder die sechste Stufe unserer diatonisch-chromatischen Tonleiter; fällt im gleichschwebend temperirten System mit F zusammen. Als Grundton einer Dur- oder Molltonleiter kommt derselbe der vielen Kreuze wegen, welche dazu erforderlich sein würden, nicht vor.

Eisack (Eisach), Fluß in Tirol, entspringt am Südabhang des Brenner, fließt in südlicher Richtung, vereinigt sich bei Brixen mit der Rienz und mündet 11 Kilom. unterhalb Bozen in die Etsch. Seine Länge beträgt 90 Kilom.

Eisbär, s. Bär.

Eisblume, s. v. w. Mesembryanthemum crystallinum.

Eisbock (Eisbrecher), scharfkantiges Gerüst aus starken, geneigt in das Strombett eingerammten Balken oder aus versenkten gußeisernen, mit starken gußeisernen Platten verbundenen Röhren, welches die hölzernen und eisernen Brückenjoche und Pfeiler gegen den Andrang der Treibeisschollen schützen soll. S. Brücke.

Eischimmel, s. Oïdium.

Eiselen[1], 1) Johann Friedrich Gottfried, nambafter Kameralist, geboren zu Rothenburg a. S. 21. Sept. 1785, studirte zu Erlangen Theologie, machte später die Freiheitskriege mit, ließ sich sodann als Privatdocent der Geschichte und Staatswissenschaften in Berlin nieder und wurde 1820 außerordentlicher und 1821 ordentlicher Professor in Breslau, 1829 in Halle, wo er 3. Okt. 1865 starb. Von seinen Werken nennen wir: »Grundzüge der Staatswirtschaft und der sich darauf beziehenden Regierungskunst« (Berl. 1818); »Handbuch des Systems der Staatswissenschaften« (Bresl. 1828); »Die Lehre von der Volkswirtschaft in ihren allgemeinen Bedingungen und in ihrer besondern Entwickelung« (das. 1843); »Der preußische Staat« (Berl. 1862); auch schrieb er eine »Geschichte des Lützow'schen Freikorps« (2. Aufl., Halle 1841).

2) Ernst Wilhelm Bernhard, ein um das Turnwesen verdienter Mann, Bruder des vorigen, geb. 27. Sept. 1793 zu Berlin, besuchte hier das Gymnasium zum Grauen Kloster. Seine schwache Gesundheit verhinderte ihn, sich seinem Wunsch gemäß dem Bergfach zu widmen, und zwang ihn auch im Frühjahr 1813 bald, von seinem Versuch, im Heer zu dienen, zurückzutreten. Er übernahm dafür auf seines Lehrers Jahn Veranlassung die Leitung des jungen Berliner Turnplatzes. Später wirkte er längere Zeit als Lehrer der Mathematik an dem Plamann'schen Institut und richtete dann selbst 1825 eine Turnanstalt in Berlin ein, aus welcher zahlreiche Schüler hervorgingen. E. hat durch Herausgabe der »Deutschen Turnkunst« 1816 mit F. L. Jahn zusammen, durch weitere literarische Verzeichnung und Sichtung des turnerischen Uebungsstoffs und durch seine fortgesetzte praktische Thätigkeit als Turn- und Fechtlehrer auch in der Zeit der sonstigen allgemeinen Turnsperre sich wesentliche Verdienste um die deutsche Turnsache erworben. Schriften: »Die Hantelübungen« (Berl. 1847); »Turntafeln« (das. 1837); »Merkbüchlein für Anfänger im Turnen« (das. 1844); »Ueber Anlegung von Turnplätzen und Leitung der Turnübungen« (1844); Abbildungen von Turnübungen (1845, neu 1861); »Das deutsche Hiebfechten« (Berl. 1818); »Abriß des deutschen Stoßfechtens« (das. 1826) u. a. Auch wurde durch E. die deutsche Fechtterminologie eingeführt. E. starb 22. Aug. 1846 zu Misdroy auf Wollin.

Eisen (Ferrum, franz. Fer, engl. Iron), das nützlichste und verbreitetste aller Metalle, findet sich in zahlreichen Verbindungen und nimmt an der Zusammensetzung der Erdrinde wesentlichen Antheil. Gediegen findet es sich in Meteoriten, als 5 Centim. starke Ader im Chloritschiefer bei Kanaan in Nordamerika, am St. John's River in Liberia, im Basalt in Minas Geraes, mit Platin am Ural und in der Kordillere von Choco, im Goldsand am Altai, in Eisenkiesknollen bei Mühlhausen und in Konkretionen des Pläner, aus Eisenkiesknollen hervorgegangen, bei Chotzen in Böhmen. Fast alle Mineralien und Gesteine enthalten wenigstens Spuren von Eisenverbindungen; sehr allgemein verdanken sie ihre rothen, gelben, braunen, dunkelgrünen bis schwarzen Farben einem Gehalt von verschiedenen Eisenverbindungen. Nie fehlt E. in der Ackererde, auch im Quell- und Meerwasser ist es nachweisbar, und manche Quellen zeichnen sich durch sehr hohen Eisengehalt aus (Stahlwässer, Eisensäuerlinge). Endlich ist das E. auch in den Organismen ein nie fehlender Bestandtheil und steht in naher Beziehung zum Blattgrün und Blutroth. Manche Eisenverbindungen treten in großen Massen auf, vorzüglich im Norden und in den gemäßigten Zonen (während die edeln Metalle mehr in der Nähe des Aequators vorkommen); aber nicht jede natürliche Eisenverbindung kann zur vortheilhaften Darstellung des Eisens dienen, sondern man verwendet nur diejenigen Fossilien als Eisenerze, welche in dem Grade eisenhaltig und frei von schädlichen Beimengungen sind, daß daraus ein brauchbares Produkt mit ökonomischem Gewinn erzeugt werden kann. Man hat jedoch in der Neuzeit Mittel und Wege kennen gelernt, auch sonst dazu unbenutzbare Mineralien zu verwenden. Während nämlich bislang nur mit Sauerstoff verbundene (oxydische) Eisenverbindungen als Eisenerze galten und geschwefelte (Schwefelkies, Magnetkies 2c.) von der Nutzung auf E. wegen Schädlichkeit ihres Schwefelgehalts ausgeschlossen waren, macht man jetzt, namentlich in England, Schwefelkiese dadurch zu jenem Zweck tauglich, daß man dieselben behufs Herstellung von

schwefliger Säure für die Schwefelsäurefabrikation abröstet, den Rückstand, wenn er einen geringen Kupfergehalt besitzt, wie dieses häufig der Fall, mit Kochsalz röstet, um das Kupfer in extrahirbares Chlorkupfer zu verwandeln, und die nach der Extraktion mit saurem Wasser gebliebene, im wesentlichen aus Eisenoxyd bestehende Masse zum Verschmelzen auf E. abgibt. Auch verwendet man gewöhnlich, mit Eisenerzen zusammen, eisenreiche Schlacken von der Schmiedeeisenbereitung (*Herdfrisch-, Puddel- und Schweißofenschlacken*). Vorwaltend werden jedoch auf Hütten immer noch natürliche oxydische Eisenverbindungen verwendet. Die *Entstehung* der Eisenerze leitet Volger aus unter hohem Druck in kohlensauren Wässern gelöstem Oxydul des Eisens her. Dasselbe setzt sich bei nachlassendem Druck in den Felsspalten als kohlensaures Eisenoxydul (reiner *Spateisenstein*) ab (Steiermark, Siegen ꝛc.). Beim Zusammentreffen der Karbonatlösung mit organischen Körpern entstehen unreinere Spateisensteine, und zwar in der Nähe von Pflanzen die *Kohleneisensteine* (*Blackband*, in Schottland, Westfalen ꝛc.), im Gemenge mit aus thierischen Resten gebildeten Versteinerungen die *Jura-* oder *Oolitheisensteine*, z. B. in Cleveland; seltener und unreiner pflegen solche kohlensaure Verbindungen aus jüngeren Formationen zu sein. Durch Austreiben von Kohlensäure aus dem Spateisenstein durch nachdringendes Wasser und höhere Oxydation des Eisenoxyduls entsteht Eisenoxydhydrat (*Brauneisenstein*), und zwar entweder an Ort und Stelle (reiner Brauneisenstein, in Steiermark, Schmalkalden, in den Karpathen ꝛc.), oder derselbe ist durch Fluten vom Ursprungsort wegtransportirt und mehr verunreinigt durch Sand, Staub und Phosphorsäure (*Minette* Luxemburgs, Karpathenerz, oberschlesisches mildes Erz ꝛc.), häufig in losen Stücken vorkommend (*Bohnerz, Eisenoolith*) in den mittleren Formationen des Jura, in den jüngsten Formationen meist stark mit Phosphorsäure und Sand verunreinigt (*Raseneisensteine, Limonite, Wiesen-, Sumpf-, Morasterz*). Gebilde der letztern Art können auch vor unseren Augen entstehen und sich fortwährend erneuern durch Auflösen von Eisenoxyd der Gebirgsarten durch kohlensäurehaltiges Wasser oder organische Säuren und Abscheidung daraus an der Luft (schwedische und finnländische *Seeerze*, Raseneisensteine des Bruchbergs auf dem Oberharz ꝛc.). Auch durch das Verwittern von Schwefelkies entstehen allmählich oxydische Verbindungen: Braun- und Spateisensteine. Verlieren Brauneisensteine durch Einwirkung von Wärme ihren Wassergehalt, so entsteht Eisenoxyd (*Hämatit*), und zwar in der krystallisirten Modifikation des *Eisenglanzes* (Insel Elba ꝛc.), des amorphen *Rotheisensteins* und eines Zwischenglieds, des *rothen Glaskopfs* (Cumberland, Nassau, Siegen, Harz ꝛc.). Beim Erhitzen von Spateisenstein oder durch Einwirkung von Eisenkarbonat auf bereits abgehitzte Massen von Eisenoxyd entsteht Eisenoxyduloxyd, *Magneteisenstein*. Auf den *Werth* dieser Eisenerze influiren besonders die Größe des Eisengehalts (gewöhnlich 30—40, zuweilen bis 70 Proc., selten unter 20 Proc.) sowie fremde Beimengungen der Qualität und Quantität nach, welche seltener günstig (Mangan, Titan ꝛc.) als ungünstig auf die Eigenschaften des Produkts einwirken (besonders Schwefel- und Phosphorverbindungen). Während als Schwefelmetall (Schwefelkies, Magnetkies, Kupferkies ꝛc.) vorhandener Schwefel sich durch vorbereitende Operationen (Röstung, Verwittern, Auslaugen) großentheils beseitigen läßt, ist dieses mit Sulfaten (Schwerspat, Gips ꝛc.) und mit Phosphaten (phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurem Eisenoxyd) weniger oder gar nicht möglich. Höchst selten kommen die Erze ganz frei von erdigen Beimengungen vor, meist enthalten sie schlackengebende Bestandtheile, die schon für sich leicht zusammenschmelzen können (selbstgehende Erze) oder bei dem Vorwalten des einen oder andern Bestandtheils Zuschläge behufs der Verflüssigung bedürfen. Von allen Eisenerzen ist der *Magneteisenstein* (Eisenoxyduloxyd) mit 72,4 Proc. E. das reichste, bald sehr reines und ausgezeichnetes E. liefernd (Schweden, Norwegen, Finnland, Lappland, Ural, Algier ꝛc.), bald mit Schwefelmetallen und Phosphaten (z. B. Apatit) mehr oder weniger stark verunreinigt. Wegen großer Dichtigkeit schwierig durch Kohlenoxydgas reducirbar, veranlaßt sein Eisenoxydulgehalt leicht eine Eisenverschlackung, so daß dieses Erz im allgemeinen schwierig zu behandeln ist. Das Magneteisenerz findet sich krystallisirt, körnig krystallinisch, eingesprengt, sandig, meist aber derb und in mächtigen Lagerstöcken im ältern krystallinischen Massen- oder Schiefergebirge, seltener auf Gängen. *Hämatit*, Eisenoxyd mit 70 Proc. E., ist in den Modifikationen des *Eisenglanzes* (Elba, Schweden, Lappland, Südrußland ꝛc.) und *Glaskopfs* (Cumberland, Nassau, Oberharz ꝛc.) hinsichtlich der Reinheit ein vorzügliches Eisenerz, während *Rotheisenstein* meist unreiner an Schwefelverbindungen als diese ist, bei passender Vorbereitung aber ausgezeichnetes E. gibt. Leichter reducirbar als Magneteisenstein und Eisenglanz kommt Rotheisenstein auf Gängen und Lagern in den älteren Gesteinen aufwärts bis zur Kohlenkalkformation, häufig an Grün-, Schal- und Kalkstein gebunden, vor (England, Nassau, Oberharz ꝛc.) und liefert das meiste E. Von den *Brauneisensteinen*, Eisenoxydhydraten mit variablem Wassergehalt, zeichnen sich die *älteren* mit etwa 60 Proc. E. durch Reinheit und günstiges Schmelzverhalten aus. Durch den Wasserverlust in der Hitze werden sie porös, reduciren sich leicht und geben bei einem Mangangehalt ein besonders für die Stahlbereitung ausgezeichnetes Material. Dieselben finden sich unter anderem im krystallinischen Zustand als *brauner Glaskopf* im Devon das Siegenerlands, im Glimmerschiefer der Alpen, im krystallinischen Kalk der Pyrenäen ꝛc., als *gemeiner Brauneisenstein* derb im Devon des Siegenerlands und Nassau's, in Steiermark und Kärnthen, im Silur Böhmens, auf Gängen im krystallinischen Gestein und Silur der Pyrenäen u. a., als *mulmiger Brauneisenstein* auf dem Muschelkalk in Oberschlesien, am Hüggel bei Osnabrück ꝛc. Verunreinigter durch Schwefelmetalle von E., Blei und Zink, durch Thon ꝛc. pflegen die Brauneisensteine aus den mittleren Gebirgsformationen, die *Bohn-, Linsen-, Oolith-* oder *Roggenerze* aus dem Jura bis hinab zur Kreide und zum Tertiär zu sein, bei einem größern Wassergehalt wohl von gelber Farbe (*Gelbeisensteine*), und die jüngsten Gebilde dieser Art, die *Limonite* (*Raseneisensteine, Sumpf-, Wiesen-, Morast-, Seeerze, Ortstein, Ocher*), sind seltener durch Schwefelverbindungen als durch Phosphate, Sand, Thon, organische Substanzen stark verunreinigt. Während der Handelswerth eines Metalls sonst mit dessen Reinheit steigt, findet das reine E. wegen seiner

Weichheit, Strengflüssigkeit und geringen Widerstandsfähigkeit in der Technik keine Anwendung, erhält aber durch Aufnahme von Kohlenstoff in wechselnden Verhältnissen Eigenschaften, welche dessen Nutzung für die verschiedensten Zwecke des Lebens gestatten. Nach der Größe dieses Kohlenstoffgehalts unterscheidet man die Eisenkarburete in Roheisen, Stabeisen und Stahl.

Roheisen nennt man die höchst gekohlte Verbindung mit etwa 2—6 Proc. Kohlenstoff, welche am leichtesten schmelzbar, aber unhämmerbar und unschweißbar ist, d. h. zwei stark erhitzte Stücke davon lassen sich durch Hammerschläge oder durch Druck nicht zu einem einzigen vereinigen. Je nach Menge und Qualität des Kohlenstoffgehalts zeigt sich das Roheisen weich bis sehr hart. Dasselbe wird immer und zwar von allen Eisenkarbureten in größter Menge aus den Eisenerzen dargestellt, indem man denselben bei allmählich steigender Temperatur durch Reduktionsmittel (Kohle, Kohlenoxydgas) ihren Sauerstoff entzieht (Reduktion), worauf das entstandene fein zertheilte metallische E. (Eisenschwamm) in höherer Temperatur durch Aufnahme von Kohlenstoff aus kohlenden Agentien (Kohle, Cyanverbindungen, Kohlenwasserstoff, weniger Kohlenoxydgas) in Roheisen übergeht, welches dann bei einer noch höhern Temperatur schmilzt, während die beigemengten erdigen Bestandtheile zu einer flüssigen glasartigen Verbindung (Schlacke) sich vereinigen. Das Hauptprodukt dient theils zur Herstellung von Gußwaaren (daher der Name Gußeisen für dasselbe), theils als Rohmaterial (daher »Roheisen« genannt) zur Erzeugung der niedrigeren Kohlungsstufen (Stahl, Schmiedeeisen) durch mehr oder minder starke Entkohlung. Das Stabeisen, die niedrigste Kohlungsstufe mit 0,1—0,5 Proc. Kohlenstoff, ist in den gewöhnlichen metallurgischen Feuern unschmelzbar (wird aber im Bessemerofen flüssig), zeigt sich hämmerbar und schweißbar, indem es in hoher Temperatur teigartig wird und zwei Stücke in diesem Zustand sich zusammenkneten lassen. Im glühenden Zustand in kaltem Wasser abgelöscht, nimmt dasselbe keine Härte an, sondern bleibt weich (geschmeidiges E.). Es wird seltener direkt durch Reduktion und schwache Kohlung aus Erzen als durch Entkohlung von Roheisen durch oxydirende Agentien (Frischproceß) hergestellt und geht häufig in Stabform (daher »Stabeisen« genannt) in den Handel. Unter Stahl versteht man gewöhnlich ein schwerer als Roheisen schmelzbares, schmiede- und schweißbares Karburet mit 0,6—1,5 Proc. Kohlenstoffgehalt und der besondern Eigenschaft, in glühendem, weichem Zustand in kaltes Wasser gebracht (abgelöscht), hohe Härte anzunehmen. Ein solches Produkt erfolgt ebenfalls seltener direkt aus den Erzen (Rennstahl) als durch theilweise Entkohlung von Roheisen (Frischstahl) oder Kohlung von Schmiedeeisen (Cementstahl, Martinstahl ꝛc.) und wird dann gewöhnlich in festem oder höchstens teigartigem Zustand erhalten. Neuerdings und namentlich seit Erfindung des Bessemerprocesses ist der Begriff Stahl aber auch auf aus verschiedenen Processen in flüssigem Zustand hervorgehende Produkte von dem verschiedensten Kohlenstoffgehalt und dann unabhängig von allen Härtegraden übergegangen. So ist z. B. der für Kesselplatten bestimmte Bessemerstahl mit 0,15—0,20 Proc., für Schienen mit 0,25 Proc. Kohlenstoff nicht mehr härtbar und unterscheidet sich nicht vom Schmiedeeisen. Es ist deshalb neuerdings zur scharfen Abgrenzung der Begriffe Schmiedeeisen und Stahl der Vorschlag gemacht, ohne Rücksicht auf Härtbarkeit alle diejenigen hämmerbaren Produkte Stahl zu nennen, welche in flüssigem Zustand erhalten werden und, in Formen gegossen, homogene und dichte Güsse geben (Bessemer-, Martin-, Tiegelgußstahl ꝛc.), dagegen Schmiedeeisen solche, welche zwar hämmerbar, aber nicht geschmolzen waren und wegen Einschluß von Schlacke kein gleichmäßiges Material liefern. Wie aus Vorstehendem hervorgeht, bilden die Karburete allmähliche Uebergänge des einen in das andere, und die an den Grenzen stehenden Produkte können wesentliche Abänderungen ihrer Eigenschaften erleiden.

Die Darstellung des Roheisens aus Eisenerzen geschieht in der oben kurz angedeuteten Weise in Gebläseschachtöfen (Eisenhohöfen). Auf die Eigenschaften der dabei erfolgenden Produkte influiren hauptsächlich Temperaturverhältnisse und die Anwesenheit fremder Stoffe, welche Faktoren nicht nur die Qualität und Quantität des vom reducirten E. aufgenommenen Kohlenstoffs beeinflussen, sondern auch in das gekohlte Metall fremdartige, bald schädlich, bald günstig wirkende Bestandtheile einführen. Schon nach dem äußern Ansehen lassen sich weißes und graues Roheisen unterscheiden. Das Weißeisen entsteht im allgemeinen aus leicht reducir- und kohlbaren und leichtschmelzigen Erzen, welche im heißesten Theil des Ofens, vor den Formen, keiner viel höhern Temperatur ausgesetzt werden, als die Schmelztemperatur des erzeugten und nach der Entfernung aus dem Ofen rasch abgekühlten Kohleneisens beträgt. Dasselbe enthält seinen Kohlenstoff im chemisch gebundenen Zustand. Wurden reine Eisensteine angewandt, erhielt die Schmelzmasse durch einen Mangangehalt den hinreichenden Grad der Leichtschmelzigkeit, und war die Temperatur in den Theilen über dem Schmelzraum so hoch, daß das E. sich vollständig kohlen konnte, so entsteht ein stark glänzendes, weißes, sehr hartes, sprödes, krystallinisch-blätteriges, in Krystallrudimenten austretendes Produkt mit dem höchsten Kohlenstoffgehalt bis zu 6 Proc., das Spiegeleisen, wegen seiner Reinheit und seines Mangangehalts sehr zur Stahlfabrikation geeignet. Weiße Roheisensorten mit geringerem Kohlenstoffgehalt können bei reinen leichtschmelzigen Erzen der angegebenen Art entstehen, wenn es an der zur vollständigen Kohlung des Eisens erforderlichen Temperatur im Ofen fehlt, und zwar in Gestalt von strahligen oder blumigen Flossen mit 3,5—4 Proc. Kohlenstoff, groß- und kleinluckigen (löcherigen) Flossen mit 3,5—2,7 Proc. Kohlenstoff und porösen, gekrausten Flossen mit bis unter 2 Proc. Kohlenstoff, welche schon Stahlnatur, unter anderem Anlauffarben in ihren Blasenräumen zeigen. Mit abnehmendem Kohlenstoffgehalt erhöhen sich Weichheit und Dickflüssigkeit, so daß Spiegeleisen am härtesten ist und einen gewissen Grad Dünnflüssigkeit zeigt, gekrauste Flossen aber weich sind und teigartig einschmelzen. Während blumige und strahlige Flossen sich im Hohofen kontinuirlich erzeugen lassen, kann dieses bei luckigen Flossen nur periodisch geschehen, weil sonst die Temperatur leicht zu sehr sinkt, und gekrauste Flossen werden absichtlich nicht erzeugt, sondern entstehen nur bei Versetzungen im Ofen infolge zu niedriger Temperatur. Kohlenstoffärmere Weißeisensorten als Spiegeleisen können aber auch noch entstehen aus unreinen, phosphor- und schwefelhaltigen Erzen, bei deren Verschmelzung Phosphor und Schwefel

ins E. gehen und dessen vollständige Kohlung verhindern. War die Temperatur hoch genug, so daß sich das Eisenoxyd vollständig reduciren konnte, und die Verunreinigung nicht zu stark, so entsteht phosphor- und schwefelärmeres *Weißeisen von garem Gang*, bei größerem Schwefel- und Phosphorgehalt, welcher umsomehr ins Roheisen geht, je weniger dasselbe gekohlt ist, *grelles Weißeisen*, und bei mangelnder Temperatur zur Reduktion des oxydirten Eisens *Weißeisen vom Rohgang*, unrein und kohlenstoffarm bei großer Verschlackung von Eisenoxydul, welches in Berührung mit dem Kohleneisen im Schmelzofenherde dessen Kohlenstoff oxydirt. Die weißen Roheisensorten, deren Schmelzpunkt nach älteren Angaben bei 1400—1500, nach neueren von Pouillet bei 1050° C. liegt, eignen sich wegen ihrer Härte und Dickflüssigkeit nicht für die Gießerei, wohl aber in ihren reineren Varietäten (Spiegeleisen, blumige und luckige Flossen) zur Stahl- und Stabeisenfabrikation; die unreineren Sorten (weißes E. vom Gargang) liefern ordinäre Stabeisensorten, während grelles E. oder Weißeisen vom Rohgang kaum verwendbar ist. Ein Mangangehalt in der Beschickung befördert die Aufnahme und Zurückhaltung von Kohlenstoff, somit die Bildung von Weiß- und namentlich Spiegeleisen, trägt zur Entfernung von Schwefel bei und macht die Schlacke leichtschmelzig. Bei der Stahldarstellung wirkt das Mangan insofern günstig, als dasselbe beim Frischen indirekt auf die Entfernung schädlicher Stoffe (Schwefel, Silicium) hinwirkt und die Abscheidung des Kohlenstoffs durch Selbstoxydation verzögert, dann direkt die Schweißbarkeit und Festigkeit eines neben Kohle noch Silicium enthaltenden Stahls in hohem Grad begünstigt. Silicium wird bei der niedrigen Erzeugungstemperatur des Weißeisens weniger reducirt. *Graueisen* bildet sich, wenn mit Kohlenstoff gesättigtes E. im Schmelzraum stark über seinen Schmelzpunkt erhitzt und dann langsam abgekühlt wird. Durch die hohe Temperatur wird die Verwandtschaft des Eisens zu dem chemisch gebundenen Kohlenstoff gelockert, und bei der langsamen Abkühlung scheidet sich ein Theil desselben in dem erstarrenden Roheisen in einer allotropischen Modifikation als *Graphit* ab, welcher das Roheisen um so dunkler färbt, je höher die Temperatur und je stärker die Graphitbildung (*schwarz- bis hellgraue Roheisensorten*). Die Uebergänge des Graueisens in Weißeisen infolge sinkender Temperatur werden durch die *halbirten Roheisensorten* vermittelt, welche entweder in grauer Grundmasse lichtere Partien (schwach halbirt) oder umgekehrt (stark halbirt) zeigen. Bei der hohen Erzeugungstemperatur des grauen Roheisens, welches nach älteren Angaben bei 1600°, nach neueren bei 1100° C. schmilzt, reducirt sich auch aus der in der Schmelzmasse nie fehlenden Kieselsäure Silicium, welches ins Roheisen geht und, mit Kohlenstoff isomorph, dessen Abscheidung als Graphit begünstigt. Schwefel und Phosphor wirken der Graphitbildung entgegen, begünstigen somit die Entstehung von Weißeisen, können aber in geringen Mengen ins Graueisen eingehen und dasselbe leichtschmelziger machen. Das Graueisen wird hauptsächlich zur Gießerei verwandt, weil dasselbe bei dünnem Fluß die Formen gut ausfüllt und weiche Güsse gibt. Ein Schwefelgehalt macht das E. dickflüssiger, ein Phosphorgehalt dünnflüssiger, weshalb man phosphorhaltiges E. gern zu dünnen Gegenständen (Poterie, Ofenröhren ꝛc.) anwendet, die indeß spröde sind und starke Stöße nicht vertragen. Ein zu großer Graphitgehalt macht das E. für die Gießerei wegen Dickflüssigkeit unbrauchbar. Außer zur Gießerei dient das Graueisen auch zur Stabeisen-, zuweilen zur Stahlfabrikation. Zwar kommt die Erzeugung von Weißeisen für diesen Zweck wegen mindern Aufwands von Brennmaterial billiger, und dasselbe gibt seinen chemisch gebundenen Kohlenstoff leichter an Sauerstoff ab als Graueisen; aber dennoch zieht man öfters bei unreineren, namentlich schwefelhaltigen Erzen die Erzeugung des letztern vor, weil sich bei der in Anwendung zu bringenden höhern Temperatur bei passenden Zuschlägen (Kalk, Braunstein ꝛc.) die Unreinigkeiten vollständiger beseitigen lassen als bei der niedrigern Bildungstemperatur des Weißeisens.

Was die *Konstitution* des Roheisens betrifft, so läßt sich leicht nachweisen, daß der Kohlenstoff in zwei verschiedenen Modifikationen darin vorkommen kann, als chemisch gebundener und als mechanisch beigemengter (Graphit). Wird weißes Roheisen mit Chlorwasserstoffsäure erhitzt, so entweicht dessen Kohlenstoffgehalt theils als Kohlenwasserstoff, theils scheidet er sich als eine in Alkalien, Aether und Alkohol lösliche braune Substanz ab, während bei gleicher Behandlung des Graueisens ein Theil des Kohlenstoffs, welcher als chemisch gebundener vorhanden war, sich in eben angegebener Weise verhält, der Graphit aber als in obigen Reagentien unlöslich zurückbleibt und nur schwierig verbrennt. Ueber die Art und Weise der Zusammenordnung der einzelnen Bestandtheile im Roheisen (Konstitution) nehmen einige (Gurlt, Tunner u. a.) an, das Spiegeleisen sei eine chemische Verbindung von E. mit Kohlenstoff in dem atomistischen Verhältnis von 4:1 (*Viertelkohleneisen* mit 5,04 Proc. Kohlenstoff), und die übrigen minder gekohlten Weißeisensorten seien als Auflösungen von reinem E. in jenem Viertelkohleneisen anzusehen. Graues Roheisen erscheint dann als ein Gemenge von Viertelkohleneisen mit reinem E. und Graphit. Die fremden Beimengungen sind als Vertreter des Eisens (Mangan, Kupfer ꝛc.) oder des Kohlenstoffs (Silicium, Schwefel, Phosphor ꝛc.) zu betrachten. Dieser Ansicht entgegen ist unter anderem von Rammelsberg und Schöffel auf analytischem Weg nachgewiesen, daß das Spiegeleisen hinsichtlich des Kohlenstoffgehalts (zwischen 3,5 und 6 Proc.) schwankt, ohne seinen äußern Habitus zu verlieren. Rammelsberg hält die Roheisensorten für isomorphe Mischungen, indem E., Kohlenstoff, Silicium und Phosphor regulär krystallisiren und diese Gestalt auch im grauen Roheisen beobachtet ist. Schöffel dagegen sieht die Roheisensorten mit 2—6 Proc. Kohlenstoffgehalt für Verbindungen von E. mit Kohlenstoff in veränderlichen Verhältnissen an, unter denen auch Viertelkohleneisen vorkommen kann, ohne aber gerade Spiegeleisen zu sein, indem dessen Krystallisationstendenz, welche hauptsächlich zur Annahme von Viertelkohleneisen geführt hat, auch anderen Roheisensorten innewohnt, z. B. dem weißstrahligen und luckigen E., nur bei ersterem besser zum Vorschein kommt, weil es wegen größerer Dünnflüssigkeit zur Krystallisation geeigneter ist. Beim Bessemerproceß entstehen spiegelnde Flächen bei allen Stahlsorten bis herab zum weichen E., weshalb jene Krystallisationstendenz keiner bestimmten Kohlungsstufe zugeschrieben werden kann.

Als *Rohmaterialien* für die Roheisendarstel-

lung dienen Eisenerze, Zuschläge und Brennmaterialien. Die Eisenerze lassen sich je nach ihrem Schmelzverhalten klassificiren in leicht reducirbare und leicht schmelzbare, zur Weißeisenbildung geneigte (manganhaltige Spateisensteine, jüngere Brauneisensteine, Raseneisensteine ꝛc.), in leicht reducirbare und schwer schmelzbare (Roth- und Brauneisensteine), welche ein graphitreiches graues Roheisen liefern, in schwer reducirbare und schwerschmelzige (Magneteisensteine), für Graueisen mit geringerem Kohlenstoffgehalt als die vorigen, endlich in schwer reducirbare und leichtschmelzige (Eisensilikate, Schlacken vom Frischen und Schweißen), zur Bildung von weißem kohlenarmen E. geneigt. Seltener werden die Erze, sowie sie aus der Grube kommen, direkt verschmolzen, als zur Erzielung der ökonomisch günstigsten Schmelzresultate einer Vorbereitung unterworfen, welche die Entfernung schädlicher Substanzen (mechanische Aufbereitung, Verwitterung, Röstung, Auslaugung), die Begünstigung der Reduktion und Kohlung (Zerkleinern grober Stücke, Agglomeriren von Erzklein, Auflockern durch Verwitterung und Röstung, Umwandlung von Eisenoxydul in Oxyd durch letztere) u. a. bezweckt. Die mechanische Aufbereitung kann bestehen: in einem Zerkleinern der Erze durch Hämmer, Poch- und Walzwerke und Steinbrechmaschinen, wobei man wohl, wie bei der Zerkleinerung mit Hämmern, schädliche Substanzen (Schwerspat, Eisenkiesel, Schwefelmetalle, Phosphorit ꝛc.) ausliest (Klaubarbeit); in einem Waschen und Schlämmen zur Entfernung von thonigen, seltener kalkigen und sandigen Partien oder Phosphoritknollen, ausgeführt in geneigten Kanälen (Gräben), Schwenksieben, Waschtrommeln und Schlämmmaschinen nach Art der Thonschlämmer. Behufs der Verwitterung setzt man in Haufen gebrachte rohe oder geröstete Erze längere Zeit dem Einfluß der Atmosphärilien aus, wobei dieselben durch eindringendes und gefrierendes Wasser sich auflockern und unhaltige, erdige Theile (Letten, Thon) sich absondern können, auch Schwefelmetalle, namentlich Schwefel- und Kupferkies, sich in schwefelsaure Salze verwandeln, welche durch den Regen oder künstliche Bewässerung der Haufen ausgewaschen werden (Ver- oder Abwässern). Zur Ausziehung von phosphorsauren Salzen aus Erzen wendet man wohl angesäuertes Wasser an, z. B. zu Kladno in Böhmen mit schwefliger Säure imprägnirtes Wasser zur Extraktion von phosphorsaurer Thonerde, wo dann die entstehende Lösung ein ausgezeichnetes Dungmittel gibt. Eine der wichtigsten Vorbereitungsarbeiten ist das Rösten, ein Erhitzen der Erze bei Luftzutritt in solcher Temperatur, daß dieselben physikalische und chemische Veränderungen erleiden können, ohne daß Schmelzung eintritt. Diese Operation bezweckt hauptsächlich: Auflockerung durch die ausdehnende Kraft der Wärme (Magneteisensteine, dichte Rotheisensteine); Verflüchtigung von Substanzen, welche beim Entweichen im Hohofen selbst eine Abkühlung herbeiführen würden (Wasser aus Brauneisenstein, Kohlensäure aus Spateisenstein und kalkigen Erzen, Bitumen aus Kohleneisenstein); Zersetzung von Schwefelmetallen (auch wohl Arsenmetallen), welche sich unter dem Einfluß von Hitze und Luft zunächst in schwefelsaure Salze, dann unter Verlust der Schwefelsäure in Oxyde umwandeln. Unzersetzte lösliche Sulfate (schwefelsaures Eisenoxydul, schwefelsaures Kupfer- und Zinkoxyd) können noch ausgewaschen werden. Je nach dem Aggregatzustande des Erzes (Stücke und Klein) und, je nachdem bei dem Rösten nur die Hitze oder gleichzeitig der Sauerstoff der Luft zur Wirkung kommen soll, wendet man verschiedene Röstapparate an, welche die darin erzeugte Wärme mehr oder weniger vollständig ausnutzen, was bei ihrer Auswahl auch mit in Rücksicht kommt. Bei Röst haufen von pyramidaler Gestalt oder Meilerform (s. Tafel »Eisen I«, Fig. 1) werden Erz und Brennmaterial (Kohlenklein, Kohkslösch, Tannzapfen ꝛc.) auf eine Unterlage (Röstbett) von kreuzweise gelegten Holzscheiten gebracht, worauf man letztere anzündet und dadurch das Feuer dem eingeschichteten Brennmaterial mittheilt. Dieses Verfahren ist zwar einfach und erfordert keinen besondern Apparat, liefert aber unter großen Wärmeverlusten ein ungleichmäßig geröstetes Produkt. Dadurch, daß man die Rösthaufen mit niedrigen Mauern umgibt (Röststadeln), welche zur bessern Regulirung des Luftzutritts Zuglöcher enthalten, läßt sich zwar bei besserer Röstung an Brennmaterial sparen; aber der Proceß bleibt in beiderlei Hinsicht doch noch unvollkommen. Am häufigsten bedient man sich der Röstschachtöfen, welche hauptsächlich je nach dem Zweck der Röstung durch die Art ihrer Befeuerung von einander abweichen. Wo es hauptsächlich nur auf ein starkes Durchglühen der Erze behufs ihrer Auflockerung oder Verflüchtigung von Wasser, Kohlensäure ꝛc. und weniger auf eine oxydirende Wirkung der Luft ankommt, bringt man die Erze in abwechselnden Lagen mit Brennmaterial in den Ofenschacht, zündet letzteres an und gibt immer frische Materialien oben auf, sobald unten eine Partie abgerösteten Erzes ausgezogen ist. In der unmittelbaren Berührung mit dem Erz wird bei diesem Verfahren das Brennmaterial gut ausgenutzt; aber dessen Asche kann das Erz verunreinigen, und an den Kontaktstellen geht letzteres leicht in schmelzbares Eisenoxyduloxyd über. Die Modifikationen bei diesen Öfen bestehen hauptsächlich in der häufig auf lokalen Gewohnheiten beruhenden abweichenden Innengestalt (bauchig, cylindrisch, abgestumpft pyramidal oder konisch, oval ꝛc.), in dem Fehlen oder Vorhandensein eines Rostes (Plan-, Treppen-, Sattel-, Kegelrost) zur bessern Vertheilung der Verbrennungsluft, in dem Anbringen von seitlichen oder inneren Zügen behufs vermehrter Luftzuführung, um bei Anwesenheit von Schwefelungen kräftiger oxydirend zu wirken (Wagners Ofen zu Mariazell). Als Typus für einen hierher gehörigen Ofen, welcher eine große Leistungsfähigkeit bei leichter Bedienung besitzt, mag ein Siegener Ofen neuester Konstruktion (Tafel I, Fig. 2) gelten. Der mit feuerfesten Steinen ausgefütterte Eisenmantel wird von vier Trägern gestützt. Man röstet in einem solchen Ofen täglich 400 Ctr. (20,000 Kilogr.) Erz mit 10,8—14,2 Kubikfuß (0,329—0,439 Kubikmeter) Brennmaterial (Cinder und Kohkslösch). Bedarf es bei der Röstung zur Zerlegung von Schwefelmetallen einer kräftigen Oxydation, so bringt man besser innerhalb als außerhalb des Ofenschachts eine Flammenfeuerung an (Flammschachtröstöfen) und läßt das Erz bei beliebig zu regelndem Luftzutritt nur durch die Flamme oder deren Feuergase erhitzen, wobei freilich die Hitze weniger vollständig ausgenutzt wird als bei der Schichtung des Brennmaterials mit dem Erz. Am vortheilhaftesten hinsichtlich der Kosten und der Qualität des gerösteten Erzes hat sich die Anwendung der aus Eisenhohöfen abgeleiteten, brennbares Kohlenoxydgas enthaltenden Gichtgase (Gasröstöfen) erwiesen. Derartige Öfen, zuerst in großen Dimen-

sionen in Schweden und Norwegen angewandt, dann in verjüngtem Maßstab in Steiermark von Fillafer eingeführt und mit Zugluft gespeist, sind neuerdings durch Anwendung von Gebläseluft zur Verbrennung der Gichtgase von **Westman** in Schweden sehr vervollkommnet worden. Westmans Ofen (Tafel I, Fig. 3—5) hat nachstehende Einrichtung: a Ofenschacht, 7 Meter hoch; b Chargirkanal, mit einer Klappe verschließbar, durch welchen das Erz in den durch eine Stange von außen beweglichen Trichter c gleitet und aus diesem in die Mitte des Ofens gelangt, in dessen Axe dann, was zur Auflockerung dient, die dickeren Erzstücke liegen bleiben; d zur Ofengicht a' b' führende Oeffnung; e Gasrohr, aus welchem das Gas durch die kleinen Ansätze g und die Kanäle r in 12 Gasdüsen k strömt und aus diesen in den Ofen gelangt; f hohles, kranzförmiges Trageisen für den Kernschacht des Ofens, in welches aus dem Rohr h der Wind ein- und dann durch 24 kleine Düsenöffnungen aus dem Kranzeisen ausströmt, um sich mit den brennbaren Gasen innig zu mischen; i sechs Ausziehöffnungen; l und m Räumkanäle zum Einbringen von Brechstangen bei etwa stattgehabten Versetzungen; o Schaulöcher; n Schornstein. Um den Ofen in Betrieb zu setzen, werden alle Gaszutrittsöffnungen und Störkanäle mit Scheitholz ausgesetzt, der Ofen bis zur Oberkante nur mit rohem Erz, dann bis zu den Arbeitsöffnungen mit Erz, dem 1/10 Volumen Kleinkohle zugesetzt worden, gefüllt, schließlich der Ofenschacht ganz mit Erz versehen, dem nur wenig Brennmaterial beigemengt ist. Man zündet bei geöffneten Zugklappen das Holz in den Gasöffnungen und Düsen an, feuert 24—36 Stunden lang fort, bis das Erz an der Gicht rothglühend geworden, läßt dann erst Gas vorsichtig zu und zieht bei vollem Betrieb alle 1—1¼ Stunden das Erz aus. Ein Ofen von 21 Fuß (6,59 Meter) Höhe röstet in 24 Stunden 900—1200 Ctr. (45,000—60,000 Kilogr.) Erz durch. Für schwefelhaltige Erze im Zustand von Pulver oder kleinen Körnern, welche in Schachtöfen sich zu dicht aufeinander legen und infolge dessen schlecht rösten würden, wendet man **liegende Flammöfen** meist mit schräger Sohle an, auf welcher man die Erze herabrutschen läßt, während denselben die durch Verbrennen von Hohofengasen erzeugte Flamme entgegentritt (Mosers Ofen zu Eisenerz). Im allgemeinen erfordern liegende Flammöfen einen hohen Brennstoffaufwand und bei horizontaler Sohle viel Handarbeit durch das erforderliche Umkrahlen des Erzes. Bei einer dem natürlichen Abrutschwinkel des Erzes entsprechenden Neigung der Sohle und Benutzung der Hohofengichtgase fallen diese Uebelstände weg.

Die **Zuschläge** bezwecken hauptsächlich die Herstellung eines dem Schmelzpunkte des Roheisens entsprechenden Flüssigkeitsgrads der den Erzen beigemengten erdigen Bestandtheile, damit diese eine gute Schlacke bilden. Während die einzelnen erdigen Bestandtheile (Kalkerde, Thonerde, Kieselsäure) für sich unschmelzbar sind, geben sie eine in der Temperatur des Eisenhohofens schmelzbare Verbindung (Schlacke), wenn die genannten drei Stoffe in gewissen Verhältnissen gleichzeitig anwesend sind. Zuweilen finden sich die Erden in den Erzen bereits sämmtlich in einem passenden Verhältnis (**selbstgehende Erze**); meist waltet aber der eine oder andere Bestandtheil vor (gewöhnlich Quarz oder Thon), und der fehlende (in der Regel Kalk) muß durch einen geeigneten Zuschlag ergänzt werden. Enthalten Erze gar keine erdigen Beimengungen, so müssen taube, schlackenbildende Zuschläge gegeben werden, damit das erzeugte Roheisen im Herde des Hohofens gegen die oxydirende Einwirkung der Gebläseluft eine schützende Schlackendecke erhält. Durch Aenderung der Qualität oder Quantität eines Zuschlags hat man es in der Gewalt, das Erz strengflüssiger (z. B. durch Kalk) oder leichtflüssiger (z. B. durch manganhaltige Stoffe) zu machen und dadurch auf die Bildung von grauem oder weißem Roheisen hinzuwirken. Endlich können Zuschläge noch als Reinigungsmittel für das Roheisen dienen. So nimmt Kalk bei höherer Temperatur, Mangan schon bei niedrigerer Schwefel und Silicium auf, und zwar wirkt Mangan zur Entfernung des erstern energischer als Kalk wegen leichterer Reducirbarkeit. Es erfolgt ein für die Stahlfabrikation erwünschtes manganreiches Roheisen, wenn viel Mangan in der Schmelzmasse ist, möglichst hitziger Ofenbetrieb stattfindet und ein Kalküberschuß vorhanden ist. Phosphor läßt sich unangenehmerweise durch keinen dieser Zuschläge, auch nicht durch einen andern beseitigen, sondern geht immer ins Roheisen, wenn man nicht phosphorfreie Erze wählt oder dieselben vor dem Verschmelzen zur Ausziehung von Phosphaten mit Säuren behandelt (s. oben), was aber nicht immer rentabel ist.

Das **Brennmaterial** im Eisenhohofen soll einmal die zur Herbeiführung der chemischen und physikalischen Processe (Reduktion, Kohlung und Schmelzung) erforderliche Hitze, dann den Kohlenstoff zur Reduktion und zur Kohlung des Eisens liefern. Ein Brennmaterial gibt um so größere Hitze (einen um so größern pyrometrischen Wärmeeffekt) bei der Verbrennung, je reicher dasselbe an Kohlenstoff ist, somit verkohlte Brennstoffe (Holzkohlen, Kohks) eine intensivere Wärme als rohe (Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Holz), indem diese neben Kohlenstoff noch größere Mengen Wasserstoff und Sauerstoff enthalten. Außerdem wirken letztere noch insofern ungünstiger als erstere, als sie bei der Verkohlung im Eisenhohofen viel Wärme binden, wodurch Abkühlung der Umgebung herbeigeführt wird, und ihr Volumen wesentlich durch Aufblähen oder Schwinden ändern können, wodurch Unregelmäßigkeiten im Ofengang entstehen. Aus diesem Grunde verwendet man nur die kohlenstoffreichsten rohen Brennstoffe (Anthracit, anthracitische, beim Verkohlen wenig Gase entwickelnde Steinkohlen) oder setzt kohlenstoffärmere (z. B. Holz) nur vorsichtig verkohlten zu. Braunkohlen und Torf haben bislang eine allgemeinere Anwendung nicht gefunden, theils wegen Unreinheit ihrer Asche, theils weil sie beim Verkohlen in kleine, den Ofen verstopfende Stücke zerfallen. Am häufigsten kommen **Holzkohlen** und **Kohks** zur Verwendung. Erstere haben vor letzteren den Vorzug einer konstanten Zusammensetzung, eines geringern Aschengehalts (etwa 3 Proc.) und der Gutartigkeit der Asche, welche nur Minutien von Schwefel und Phosphor und Leichtflüssigkeit herbeiführende Alkalien enthält. Obgleich das dabei erfolgende E. bei reinen Erzen sich eines hohen Rufs erfreut, so werden doch die Holzkohlen immer theurer und weichen immer mehr den billigeren Kohks, trotzdem letztere variable Mengen (bis 15 Proc.) einer sehr strengflüssigen, kieselsäurereichen Asche und stets mehr oder weniger Schwefel enthalten. Man muß dann durch passende Zuschläge, namentlich Kalk, und eine höhere Temperatur, die allerdings zu einem größern Brennmaterialaufwand führen, die obigen Uebelstände zu

26mm

65mm

Fig. 1. Röstthaufen von Meilerform.

A

0,314m

Fig. 17.

A

B

Fig. 18.

A

B

b

b'

Fig. 17, 18, 19. Puddelofen mit direkter Feuerung.

Fig.

ien I.

Fig. 2. Siegener Röstschachtofen.

5. Westmans Gasröstofen.

Fig. 3. Westmans Gasröstofen.

Fig. 6. Eisenhohofen.

Fig. 7. Rheinischer Kokshohofen.

Fig. 11. Siemens' Rotator.

Fig. 16. Frischfeuer.

Fig. 10. Parry'scher Trichter.

Fig. 13. Siemens' Rotator.

Fig. 15. Frischfeuer.

Fig. 12. Siemens' Rotator.

Fig. 21. 22. Luppenquetscher.

Fig. 23. Luppenmühle.

Fig. 20. Puddelofen mit Gasfeuerung.

Fig. 24, 25. Schweissofen.

... Feinbrennfeuer.

Fig. 9. Büttgenbachs Hohofen.

Fig. 8. Büttgenbachs Hohofen.

beseitigen suchen. Von wesentlichem Einfluß ist noch die Dichtigkeit und Festigkeit der Brennstoffe. Je größer dieselbe, um so höher kann man bei besserer Ausnutzung der Wärme den Ofen nehmen, ohne ein Zerdrücken des Brennstoffs durch die Erzsäule befürchten zu müssen. Außerdem geben dichtere Brennstoffe eine größere Hitze bei der Verbrennung als porösere, was seinen Grund darin hat, daß beide Materialien zwar im Anfang der Verbrennung Kohlensäure von einer gewissen hohen Temperatur liefern, welche aber in Berührung mit glühender Kohle um so rascher unter bedeutender Temperaturerniedrigung in Kohlenoxydgas übergeht, je größer die Berührungsfläche, somit die Porosität des Brennstoffs ist. In beiderlei Hinsicht haben die dichteren Kohks vor den poröseren Holzkohlen Vorzüge. Erstere gestatten die Anwendung höherer Oefen als letztere und geben eine höhere Temperatur. Letztere läßt sich durch Anwendung erhitzten Verbrennungswinds (s. *Winderhitzung*) noch bedeutend steigern, was seinen Grund unter anderem darin hat, daß einmal der vom Wind mitgeführte Temperaturgrad nicht erst durch besonderes Brennmaterial hervorgebracht zu werden braucht, dann aber in der sofortigen intensivern Verbrennung, bei welcher in reichlicherer Menge Kohlensäure entsteht, während bei kalter Luft mehr Kohlenoxydgas sich erzeugt. Beim Verbrennen von Kohlenstoff in der Luft zu Kohlensäure und Kohlenoxydgas entstehen Temperaturen von resp. 2458 und 1310° C. Während diese Steigerung der Hitze vor der Form zu einer beträchtlichen Brennstoffersparung und Erhöhung der Produktion, auch zur Entfernung eines Schwefelgehalts in die Schlacke beiträgt, begünstigt sie eine Reduktion der Kieselsäure und führt mehr Silicium ins Roheisen, wenn man einer solchen Reduktion nicht durch stärkere Kalkzuschläge entgegenwirkt, welche die Kieselsäure binden. Während man früher Windtemperaturen von höchstens 300—400° C. anwandte und dabei an 15—30 Proc. Brennmaterial gegen kalte Luft sparte, hat man neuerdings Apparate erfunden, welche eine Erhitzung auf 700—800° C. und eine noch weitere Ersparung von 20 Proc. und mehr Brennstoff zulassen. Je nach der Beschaffenheit der Erze, der Größe der Oefen, Erzeugung von Weiß- oder Graueisen, der Windtemperatur ꝛc. verbraucht man auf 100 Theile Roheisen 57 (Lölling in Steiermark) bis 194 Th. (Oberschlesien), gewöhnlich 100—125 Th. Holzkohlen und von Kohks 85 (Steele, Cleveland) bis 250 Theile.

Das Verschmelzen der Eisenerze geschieht in *Eisenhohöfen*. Die Hauptfortschritte, welche man in deren Konstruktion neuerdings gemacht hat, bestehen: in der Ersetzung des sonst üblichen massigen Außen- oder Rauhgemäuers am obern Ofentheil oder Schacht (*belgische Konstruktion*) mit von starkem Gemäuer umgebenem Schmelzraum (Herd) durch einen Eisenmantel (*schottische Konstruktion*) oder nur durch dünnes Mauerwerk in der Schachtgegend (*Büttgenbachs Konstruktion*) und einen ebenfalls nur von dünnem Mauerwerk umgebenen, ringsum zugänglichen Herd (frei stehendes Gestell), wobei nicht nur an Kosten für das Mauerwerk gespart, sondern dasselbe durch die stärkere Abkühlung von außen länger konservirt wird; in der Vergrößerung des innern Ofenraums behufs Steigerung der Produktion unter Ersparung von Brennmaterial, womit die Verstärkung der Gebläse (s. d.) gleichen Schritt gehalten hat; in der Annäherung der innern, sonst mit vorspringendem Winkel versehenen Schachtgestalt (Taf. II, Fig. 6) an die Tonnenform (s. untenstehende Skizze) oder Cylinderform, bei welcher der Ofen einen größern Rauminhalt erhält und die Schmelzmassen am regelmäßigsten niedergehen; in der Anbringung von Vorrichtungen an der Mündung (Gicht) der Oefen, welche eine zweckmäßige Vertheilung der Schmelzmassen über den Querschnitt des Ofens zulassen (Chargirvorrichtungen) und eine mehr oder weniger vollständige Auffangung der dem Ofen entströmenden, noch brennbaren Gase gestatten, welche zu den verschiedensten Heizzwecken verwandt werden (*Gichtgasfänge*).

Ein neuerer rheinischer Kohksofen mit frei stehendem Gestell und mäßig starkem Rauhgemäuer hat nachstehende Konstruktion (Taf. II, Fig. 7). Der innere Ofenraum von der ungefähren Gestalt einer Tonne ist durch den feuerfesten *Kernschacht* E begrenzt, welcher auf einem Ring a und vier Säulen v ruht und von dem *Rauhgemäuer* G so umschlossen ist, daß zwischen beiden ein mit schlechten Wärmeleitern lose auszufüllender Zwischenraum (*Füllung*) bleibt. Statt dieses Gemäuers G ist bei der schottischen Ofenkonstruktion ein aus Eisenblechplatten zusammengenieteter Mantel vorhanden. Man theilt das Ofeninnere gewöhnlich in vier Räume, welche bei älteren Oefen scharf abgegrenzt sind, bei neuerern mehr in einander verlaufen. Der Theil von der Ofenmündung (*Gichtöffnung, Gicht*) A bis zur weitesten Stelle (*Kohlensack, Bauch*) B heißt *Schachtraum*, von da bis zu der stark zusammengezogenen Partie C *Rast*; dann folgt nach unten von C bis D der *Schmelzraum* (*Gestell*), und der unterste Raum bei D heißt *Herd* (*Eisenkasten*). Das Gestell ist entweder aus Steinen aufgeführt, oder aus Thon (Masse) aufgestampft (*Massegestell*) und entweder ringsum bis auf eine kleine Oeffnung zum Schlackenabschluß (*Lürmanns Schlackenform*) und eine darunter liegende zum zeitweiligen Ablassen des flüssigen Roheisens geschlossen (*Oefen mit geschlossener Brust, Blauöfen*), oder der Herd ist an einer Stelle nur theilweise durch einen dicken Stein g (*Wall- oder Dammstein*) geschlossen, dem man durch eine Eisenplatte (*Wallsteinplatte*), welche durch einen davor angebrachten Luftkanal k gekühlt wird, größere Festigkeit gibt. Der *Tümpelstein* n, an der Vorderseite durch das *Tümpelblech* geschützt und auf einem Eisen (*Tümpeleisen*) ruhend, geht nicht bis zum *Boden- oder Sohlstein* o nieder. Die so zwischen g und n bleibende Oeffnung nennt man *Vorherd* und mit einem solchen versehene Oefen

Sumpföfen oder Oefen mit offener Brust im Gegensatze zu den oben erwähnten Blauöfen. Durch den Vorherd kann man behufs Ausräumung von Ansätzen in den Innenherd gelangen, und über den Dammstein g fließt die Schlacke auf der aus Thon und Kohlenlösche gebildeten Schlackentrifft M ab, die durch eine Gußeisenplatte F (Schlackenleiste) seitlich begrenzt ist. Man zieht neuerdings Oefen mit geschlossener Brust immer mehr denen mit offener vor, weil darin die Hitze im Gestell besser zusammengehalten wird, weniger leicht Ansätze im Herd entstehen und das Schmelzen weniger gestört wird. Der Sohlstein e ruht auf einem sichern Fundament, in welchem sich früher stets ein Kreuzkanal (Andreaskreuz) zur Abführung der Feuchtigkeit befand. Neuerdings werden diese Kanäle meist vermieden, weil leicht E. in dieselben eindringt und verloren geht, und sie kommen besonders nur noch da vor, wo beim Verschmelzen bleihaltiger Erze Bleidampf darin kondensirt und flüssiges Blei daraus abgestoßen werden soll (Oberschlesien). Meist besteht das Fundament aus einem Kreuzgewölbe, wenn kein fester Felsgrund vorhanden. Zuweilen bringt man unter dem Hüttensohlenniveau eine Feuerung L an und führt die Feuergase behufs Austrocknung des Gemäuers unter dem Sohlstein hin in vertikale, in dem Rauhgemäuer ausgesparte Kanäle. Die obere Mündung des Ofens (Gicht) umgibt zur Ableitung entweichender Gase ein Gichtmantel N, in welchem Oeffnungen zum Einstürzen der Schmelzmaterialien in den Ofen gelassen sind.

Das Gichtplateau ist mit einer Gallerie umgeben, die Gichtmündung entweder offen oder durch eine Vorrichtung verschlossen, welche ein bequemes Chargiren und ein Auffangen und Ableiten der nach oben hin gelangenden und noch brennbare Bestandtheile enthaltenden Gase (Gichtgase) gestatten (Gichtverschlüsse, Gasfänger). Nach Ausweis der Zeichnung ist hier in die Gicht ein Cylinder O eingehängt, durch welchen die Schmelzmassen eingetragen werden, während die Gichtgase sich hinter dem Cylinder ansammeln, in den rings um den Ofen herumgehenden Kanal p entweichen und aus diesem durch das Rohr p′ nach dem zu erhitzenden Raum abgeleitet werden. Im untern Theil des Rauhgemäuers sind Arbeitsgewölbe K und Formgewölbe I ausgespart, nach oben hin durch Trageisen b begrenzt. Von den Formgewölben aus gehen Oeffnungen f (Formöffnungen) in den Herd, welche einen hohlen Eisenkonus mit Wassercirkulation (Wasserform) aufnehmen, in welchem das Ende der Windleitungsröhre, die Düse, ruht. Der Zwischenraum zwischen Düse und Form läßt sich verschließen (geschlossene Form), um ein Entweichen von Wind durch dieselbe zu verhüten. Obenstehende Skizze stellt diese Einrichtung näher dar. w Wasserform, in deren Zwischenraum durch ein Rohr unten Wasser eingeführt und solches erwärmt oben abgelassen wird. d Düse. n Ring, welcher, mittels eines Bügels a an der Stange s befestigt, durch die Zahnstange z, das Getriebe r und das Laufrad l hin- und herbewegt werden kann. Das nicht von Mauerwerk eingeschlossene, frei stehende Gestell wird durch Luft und auch wohl durch Berieselung mit Wasser, Ansetzen von Wasserkästen ꝛc. gekühlt und dadurch vor dem raschen Wegschmelzen geschützt. Entstehende Schäden lassen sich leicht verbessern.

Die neuerdings immer mehr in Aufnahme kommende Ofenkonstruktion von Büttgenbach (Taf. III, Fig. 8, 9) hat das Abweichende von der vorstehend beschriebenen, daß der Ofen nur einen Kernschacht ohne Rauhgemäuer hat (s. oben) und die Gichtgasableitungsröhren gleichzeitig als Träger für das Gichtplateau dienen. In die Gicht ist ein Eisenkonus eingehängt, durch welchen chargirt wird. Die Gichtgase werden theils hinter dem Konus durch seitliche Kanäle in die vertikalen Ableitungsröhren abgeführt, theils gelangen sie durch ein stehendes Rohr mitten im Konus ebenfalls in die Ableitungsröhren und aus diesen zur Reinigung von Staub in ein rings um den Ofen herum gehendes, theilweise mit Wasser gefülltes Waschreservoir. Als Nebenapparate für Eisenhohöfen sind noch anzuführen: Cylindergebläse (s. Gebläse), Winderhitzungsapparate (s. Winderhitzung) und Gichtaufzüge (s. d.), letztere zum Emporschaffen der Schmelzmaterialien von der Hüttensohle bis zur Gicht bestimmt, wenn der Ofen nicht an einem Bergabhang liegt, von welchem aus er bedient werden kann.

Was die Ofendimensionen betrifft, so richtet sich die Höhe hauptsächlich nach der Festigkeit des Brennmaterials und der im Gestell entwickelten Hitze. Bei sehr festen Kohks hat man in England Oefen bis zu 32 Meter Höhe (Ferevhill in Nordengland). Im Clevelanddistrikt geht man bis 29,8 Meter, während bei weniger festen Kohks in Deutschland, Belgien und Frankreich Höhen nicht über 18,8 Meter, gewöhnlich nur von 15—17,6 Meter üblich sind. Der Ofen in Geisweid im Siegenschen ist 22 Meter, derjenige von Schwechat bei Wien 18,8 Meter hoch. Holzkohlenöfen nimmt man meist niedriger, 7,85—9,88; jedoch kommen bei sehr festen Kohlen auch Höhen bis zu 18,8 Meter vor (Rußland, Vordernberg und Trofaiach in Steiermark). Um auch bei mürberem, zerspringendem Brennmaterial größere Höhe geben zu können, hat Ferrie im obern Ofentheil Scheidewände angebracht, welche den Druck der Schmelzmassen nach unten zum Theil aufheben. Gleichzeitig werden die angewandten rohen Steinkohlen durch in diesen obern Ofenraum geleitete Gichtgase verkohlt. Die Weite der Oefen ist in neuester Zeit sehr gestiegen, und hat man dadurch große Produktionen erreicht. Besonders maßgebend für letztere ist die Weite in der Formgegend. Mit zunehmender Weite ist die Windmenge, Anzahl der Formen, Stärke des Gebläses ꝛc. gewachsen. Die größten Dimensionen dürften 3,14 Meter im Gestell, 9,41 Meter im Kohlensack und 6,28 Meter an der Gicht sein. Durch Herstellung tonnenförmiger und cylindrischer Schachtformen ist die Ofenkapacität ebenfalls erhöht worden. Bis Anfang der sechziger Jahre betrug die Produktion bei mitteldichten Kohks und Erzen mit 40—45 Proc. E. täglich 400—500 Ctr., dann kam man in Steele (Westfalen) zuerst auf 1000 Ctr. und mittels der größten Oefen im Clevelanddistrikt auf 1500 Ctr. Die dermalige durchschnittliche Tagesproduktion bei Kohks und Erzeugung von

Puddelroheisen in Nordengland, Lothringen und Luxemburg sowie in Ilsede beträgt 1200—1400 Ctr., auch wohl bis 1800 Ctr., in Rheinland und Westfalen 700—900 Ctr., in Oberschlesien 400—600 Ctr., in Oesterreich 250—300 Ctr. (Böhmen) bis 1000—1200 Ctr. (Schwechat, Ostrau); beim Holzkohlenofenbetrieb in Innerösterreich auf Fridauwerk 700—800, in Trofaiach, Kärnthen und Eisenerz 400—600, in den kleinen Oefen Steiermarks und Oberungarns 200—300 Ctr., desgleichen in Schweden, auf manchen russischen Werken bis 500 Ctr.; geringste Produktion auf den Gußroheisen producirenden Hütten von Böhmen, Mähren, Schlesien, Harz, Nassau, Westfalen. Beim Bau der Eisenhohöfen verfährt man im allgemeinen in der Art, daß auf dem Fundament zuerst das Rauhgemäuer oder der Mantel errichtet und dann erst der Kernschacht eingebaut wird. Das Schließen der Arbeitsseite des Herdes durch den Tümpel erfolgt zuletzt. Bevor der Ofen in Betrieb gesetzt wird, bedarf es eines sorgfältigen Abwärmens desselben, gewöhnlich in der Weise ausgeführt, daß unter dem Arbeitsgewölbe ein Flammofen erbaut wird und die Feuergase aus demselben so lange durch die offene Brust in den lose bedeckten Hohofen eingeleitet werden, bis etwa nach 2—3 Wochen keine Wasserdämpfe oben mehr ausziehen.

Beim Hohofenbetrieb kommen folgende Hauptarbeiten vor: Zunächst eine Vorbereitung der gerösteten und zerkleinerten Erze, das Gattiren und Beschicken derselben. Ersteres bezweckt ein Vermengen ärmerer und reicherer Erze zu einem mittlern Durchschnittsgehalt, der sich für das Metallausbringen am vortheilhaftesten erwiesen hat. Gleichzeitig sucht man dabei Eisenerze mit solchen begleitenden Erdarten zu vermengen, welche beim Schmelzen sich zur Bildung einer Schlacke unterstützen (kieselige, thonige und kalkige Erze). Waltet die eine oder andere Erdart, meist Kieselsäure, vor, so muß durch taube oder eisenhaltige Zuschläge das passende Erdenverhältnis hergestellt werden, was man das Beschicken der Erze nennt. Erfahrungsmäßig gibt das Verhältnis von 56 Kieselsäure, 30 Kalkerde und 14 Thonerde die leichtschmelzigste Schlacke, welche zwischen diesen drei Substanzen möglich ist. Ihr Schmelzpunkt entspricht etwa der Temperatur, bei welcher in einem Holzkohlenofen halbirtes Roheisen entsteht. Soll graues Roheisen erzeugt werden, so macht man die Beschickung durch Erhöhung der Kalkmenge strengflüssiger, wenn weißes E., durch einen Zusatz von manganhaltigen Substanzen leichtschmelziger. Schwefelreiche Erze sowie Kohks wegen ihres Schwefelgehalts erfordern mehr Kalk als Holzkohlen. Zweckmäßig breitet man beim Gattiren und Beschicken die verschiedenen Substanzen in horizontalen Lagen über einander aus und sticht von dem oblongen Haufen (Möller, Möllerung, Beschickung) gerade nieder die Charge ab. Bei Kohkshohöfen, namentlich den neueren kolossalen, stürzt man Erze und Zuschläge hinter einander in den Ofen. Behufs Inbetriebsetzens eines Kohksofens (Anblasen) füllt man den Herd bis zur Rasthöhe mit Holz, vertheilt darauf Kohks und etwas Kalkstein zur Bindung der Kohksasche, dann wieder Kohks, gare Eisenhohofenschlacke und etwas leichtflüssige Beschickung. Nachdem der übrige Schachtraum noch mit abwechselnden Schichten von Kohks und Beschickung, der man immer mehr und mehr an Schlackenzusatz abbricht, bis etwas unter die Gicht gefüllt worden, zündet man das Holz bei offener Gicht und geschlossenen Formen am Eisenabstich an, läßt den Wind schwach an, wenn das Feuer die Formen erreicht, und steigert allmählich die Windpressung, bis sich Schlacke am Eisenabstich zeigt, worauf man letztern mit Sand schließt und bei verstärktem Wind und vermehrter Beschickungsmenge zu einem normalen Satz, d. h. zu einem Verhältnis zwischen Brennmaterial und Beschickung zu gelangen sucht, bei welchem ohne Eisenverschlackung dasjenige Roheisen erfolgt, welches man andauernd zu erhalten wünscht (Gargang, normaler Gang). Setzt man auf dieselbe gleichbleibende Menge Brennmaterial (Brennmaterialgicht) zu viel Beschickung (Satz), so tritt Abkühlung vor den Formen ein, und das unvollständig reducirte E. geht in die Schlacke (Rohgang). Bei zu wenig Erz auf dieselbe Brennmaterialmenge steigt die Temperatur zu hoch, und es bilden sich graphitreiche schwarzgraue Roheisensorten (übergarer Gang). Sobald der Ofen in normalen Gang gekommen, das Anblasen beendigt ist, setzt man das regelmäßige Chargiren von vorher abgewogenen Beschickungs- und Brennmaterialmengen fort. Gewöhnlich nimmt man die Brennstoffquantität (Brennmaterialgicht) konstant an und ändert das Gewicht des jedesmaligen Beschickungssatzes nach dem dermaligen Ofengang. Das Chargiren (Aufgeben) geschieht bei Holzkohlenöfen mit engerer Gicht aus Körben, Kästen, Schubkarren ꝛc., bei Kohksöfen in auf Schienen gehenden Gichtwägen, häufig mittels der Gichtaufzüge (s. oben). Man sucht beim Aufgeben die Beschickung im allgemeinen so zu vertheilen, daß die dickeren Stücke mehr nach der Mitte, das Klein mehr an die Peripherie kommt und den aufsteigenden Gasen hier ein zu rapider Abzug verwehrt wird. Man erreicht dieses bei kleineren Oefen dadurch, daß man die Beschickung in mehreren Häufchen hart an die Peripherie stürzt, wo dann die dicken Stücke nach der Mitte rollen, das Klein aber an seiner Stelle liegen bleibt. Bei Oefen mit weiterer Gicht hat man besondere Vertheilungsvorrichtungen, deren bekannteste und am häufigsten angewandte der Parry'sche Trichter (Taf. II, Fig. 10) ist. B ist ein in die Gichtmündung eingehängter Trichter, in welchem ein Eisenkegel A an dem bei H durch die Scheibe F auf- und niederzubewegenden Balancier GH gehoben und gesenkt werden kann. Wird bei der gewählten Kegelstellung der Trichter B mit Beschickung gefüllt, dann A gesenkt, so rutscht dieselbe nach der Peripherie D hin; hier bleibt das Klein liegen, während die dicken Stücke nach der Mitte E hinrollen. Die Gichtgase ziehen durch seitliche Kanäle unter dem Trichter ab.

Um die chemischen Vorgänge, welche die Massen beim allmählichen Niedergehen im Ofen in verschiedenen Theilen erleiden, auf einfache Weise zu erklären, denkt man sich den innern Raum desselben in Zonen getheilt, welche Fig. II (s. oben) darstellt. Kommt das Brennmaterial mit einem Ueberschuß von Luft vor den Formen bei ff zusammen, so verbrennt dasselbe zum großen Theil zu Kohlensäure, weniger zu Kohlenoxydgas, und es entsteht dabei die größte Hitze (von 2000° C. und darüber), wie sie in keinem andern Ofentheil weiter herrscht. Die Kohlensäure gibt sofort beim Aufsteigen in Berührung mit glühenden Kohlen Sauerstoff an dieselben ab, und es ist alsdann in einiger Entfernung über der Form, jedenfalls am Ende des Gestells d d, nur Kohlenoxydgas vorhanden, welches der von oben herabkommenden Beschickung entgegentritt.

Durch die hohe Temperatur vor der Form wird die Verbindung des Stickstoffs der Luft mit Kohlenstoff zu Cyan eingeleitet und durch die Anwesenheit starker Basen (Alkalien in der Brennmaterialasche) begünstigt, indem sich Cyanalkalien erzeugen, welche ebenfalls dampfförmig emporziehen. Das in den Ofen gestürzte Erz verliert im obern Ofentheil (*Vorbereitungszone* ab) flüchtige Bestandtheile, lockert sich auf und gestattet beim weitern Niedergang dem aufsteigenden Kohlenoxydgas Eintritt in seine Poren; das Eisenoxyd reducirt sich allmählich und befindet sich am Ende der *Reduktionszone* bc im Zustand eines Schwamms ungleichmäßig in den noch nicht geschmolzenen erdigen Bestandtheilen vertheilt. Tritt das Erz in die nach unten zusammengezogene, stärker erhitzte *Kohlungszone* cd ein, so nimmt das fein zertheilte E. aus den Cyanverbindungen Kohlenstoff auf und wird dadurch schmelzbar, so daß dasselbe in der Schmelzzone de, wo noch fester Kohlenstoff direkt aufgenommen werden kann, flüssig wird, während die erdigen Bestandtheile auch allmählich immer mehr und mehr erweichen, bis dieselben in der *Oxydationszone* ef, namentlich vor den Formen, sich ebenfalls verflüssigen, mit dem Roheisen als Schlacke in den Herd hinabtropfen und sich hier nach dem specifischen Gewichte trennen. Je nach der Temperatur vor der Form und der Schmelzbarkeit der Beschickung entstehen graue, halbirte oder weiße Roheisensorten (s. oben). Bei der hohen Temperatur im untern Ofenraum reducirt sich auch *Silicium*, namentlich aus der Kieselsäure der Asche durch Kohle und E., und geht in das Roheisen. Durch größere Kalkzuschläge bindet man die Kieselsäure schon, bevor sie in den Schmelzraum kommt, großentheils an Kalk, desgleichen einen *Schwefelgehalt*, während *Phosphor* zum größten Theil ins Roheisen geht. Die *Manganreduktion* wird durch einen Ueberschuß von Brennmaterial, stark erhitzten Wind und kalkreiche Schlacke begünstigt. In Wirklichkeit sind die angedeuteten Vorgänge nicht scharf auf diese Ofenzonen beschränkt; je nach Beschaffenheit der Erze, z. B. der leichtern oder schwierigern Reducirbarkeit, findet die Reduktion schon in höheren oder erst in tieferen Ofentheilen vollständig statt, und die Zonen gehen in einander über.

Als Kennzeichen zur Beurtheilung des Ofengangs dienen hauptsächlich die Beschaffenheit des Roheisens und der Schlacken, das Schmelzverhalten der Massen vor der Form und die Beschaffenheit der dem Ofen entströmenden Flamme (Gichtflamme), wenn die Gicht offen ist. *Gargang* charakterisirt sich durch Roheisen von der gewünschten Beschaffenheit (grau, halbirt, weiß 2c.), ohne daß sich E. verschlackt. Die saurere Schlacke vom Holzkohlenofenbetrieb fließt dabei zäh, erstarrt langsam, erscheint nach dem Erkalten glasig und emailartig und von verschiedener (grauer, gelber, blauer 2c.) Färbung, nur nicht grün von Eisenoxydul. Die kalkreichere, basischere Kohkshohofenschlacke fließt dünner, erstarrt rascher, kann bei viel Kalk nach dem Erstarren zerfallen und zeigt auch verschiedene, bei einem Mangangehalt z. B. erbsengelbe Färbung, welche bei einem größern Eisengehalt braun bis schwarz erscheint. Die Gichtflamme zieht lebhaft aus, raucht und ist bei Holzkohlen violett gefärbt. Bei zu niedriger Temperatur im Ofen tritt *Rohgang* ein, das E. wird kohlenstoffärmer, die Schlacke eisenreich und die Gichtflamme bei Holzkohlen gelb gefärbt. Steigt die Temperatur zu sehr (*übergarer Gang*), so entstehen graphitreiche dunkle Roheisensorten. Als Hauptmittel zur Aenderung des Ofengangs, wenn derselbe abnorm geworden, dienen das Abnehmen oder Zulegen an Beschickung auf dieselbe Brennstoffmenge, die Windstellung und Winderhitzung, die Veränderung der Beschickung u. a.

Das im Herd angesammelte Roheisen wird bei Sumpföfen mit Vorherd entweder direkt aus diesem oder aus einem damit kommunicirenden Schöpfherd mittels Kellen gleich in die Gießformen geschöpft, meist aber, und immer bei Oefen mit geschlossener Brust, abgestochen, indem man eine mit Sand oder Thon verstopfte Oeffnung (Stich) unmittelbar über dem Bodenstein aufsticht, worauf man das flüssige Metall in Gießpfannen, Sand- oder Eisenformen 2c. abfließen läßt, nach dem Abfluß den Stich schließt und den Herd sorgfältig bei Oefen mit offener Brust reinigt. Die *Schlacken* gelangen entweder über dem Wallstein auf die Schlackentrifft und werden, wenn sie zäh fließen (Holzkohlenofenschlacken), von hier nach einigem Erkalten abgeworfen; die dünnflüssigen Kohkshohofenschlacken fließen in Eisenkästen, welche auf Schienenbahnen aus der Hütte entfernt werden. Neuerdings bringt man auch dem Eisenabstiche gegenüber eine von Wasser gekühlte Form an, durch welche die Schlacke aus Kohksöfen kontinuirlich abfließt (*Lürmann'sche Schlackenform*). Läßt sich infolge zu sehr veränderter Ofendimensionen ein regelmäßiger Betrieb nicht mehr durchführen, fehlt es an Schmelzmaterialien (Erz, Kohlen), hat man keinen Absatz an Produkten 2c.: so schreitet man zur Beendigung der Schmelzkampagne durch das *Ausblasen* des Ofens, insofern man nicht bei sonstiger guter Beschaffenheit ein *Dämpfen* desselben, eine nur zeitweilige Sistirung des Betriebs, vorzieht. Letztere Operation besteht darin, daß man anfangs unter Einbringung der Brennmaterialgichten wie gewöhnlich die Erzgichten theilweise durch gare Eisenhohofenschlacken, dann ganz durch Schlacken ersetzt, hierauf wieder Schlacken mit steigendem Erzsatz gibt, bis die letzten noch Roheisen liefernden Schichten im Herd angekommen sind. Dann sticht man alles Flüssige ab, verschließt alle zum Herd führenden Oeffnungen, bedeckt die Gicht mit einer Thonlage und kann so den Ofen wochen-, ja monatelang liegen lassen, indem durch die Fugen 2c. immer so viel Luft eindringt, daß die Kohks im Herd glühend bleiben; wenn nicht, so muß der Herd zu diesem Zweck zeitweilig geöffnet werden. Soll der Ofen wieder in Betrieb gesetzt werden, so braucht man nur vorsichtig den Wind wieder anzulassen. Beim Ausblasen zur völligen Beendigung der Kampagne verfährt man ganz ähnlich, füllt nur den Ofen zuletzt ohne Brennmaterial ganz mit Kalk, Eisenstein 2c. und räumt die Massen, welche durch die Abhitze gebrannt werden und eine Schonung des Gemäuers gegen die Flamme gestatten, nach einigem Erkalten aus. Die Schmelzkampagnen können bei Oefen mit frei stehendem Herd, dessen Steine beim Schadhaftwerden leicht ersetzt werden können, bis 25 Jahre dauern (Schottland), gewöhnlich 1—10 Jahre.

Als *Hauptprodukt* vom Eisenhohofenbetrieb erfolgt *Roheisen* von der früher angegebenen Beschaffenheit, für Zwecke der Gießerei und zur Darstellung von Stabeisen und Stahl verwendbar. Verschiedene Roheisensorten von einer steirischen und kärnthener Hütte zeigten nachstehende Zusammensetzung:

	Chem. geb. Kohlenstoff	Graphit	Silicium
Spiegeleisen . . .	4,19	—	0,02—0,86
Strahliges Roheisen .	3,36	—	0,16
Großluckiges " .	2,73	—	0,03
Kleinluckiges " .	2,67	—	0,03
Gekraustes " .	2,36	—	0,06
Weißeisen	2,94	—	0,37
Halbirtes Roheisen .	0,36	2,87	0,33
Graues " .	0,46	3,01	0,33

Die sauren, zähflüssigen **Schlacken** vom Holzkohlenofenbetrieb, welche sich in ihrer Zusammensetzung dem oben angegebenen Erdenverhältnis nähern, werden zuweilen in Formen eingedrückt und zu Bausteinen (Schlackensteinen) verwandt, meist gepocht und gewaschen, damit man mechanisch beigemengte Eisenkörner (Waschéisen) wieder gewinne, zuweilen in Wasser abgelassen und die erfolgten Granalien dann als Formsand oder Sand zur Mörtelfabrikation benutzt. Die basischeren, unter der Abkühlung zuweilen zerfallenden kalkreichen Kokshohofenschlacken werden entweder abgesetzt oder granulirt zum Chausseebau, zu künstlichen Steinen, Cement ꝛc. benutzt. Die **Gichtgase**, welche immer noch beträchtliche Mengen brennbares Kohlenoxydgas enthalten, werden für Heizzwecke verwandt, wobei auch noch die fühlbare Wärme, welche sie mit aus dem Ofen bringen, zum Theil nutzbar gemacht werden kann. Solche Gase aus einem **Holzkohlenofen** fand Bunsen folgendermaßen zusammengesetzt:

Bestandtheile.	Höhe über der Form			
	5¾ Fuß	11¾ F.	14¾ F.	17¾ F.
Stickstoffgas	64,34	62,30	66,29	62,34
Kohlenoxydgas	26,61	29,77	25,77	24,20
Kohlensaures Gas . . .	5,97	3,40	3,30	8,77
Wasserstoffgas	1,06	2,17	0,60	1,33
Grubengas	1,00	1,07	4,04	3,36
	100,00	100,00	100,00	100,00
Brennbare Gase	29,46	32,88	30,40	28,89

Ebelmen fand das Gas eines **Kokshohofens** folgendermaßen zusammengesetzt:

Bestandtheile.	Tiefe unter der Gicht		
	0 Meter	1 Meter	4,36 Meter
Stickstoffgas	60,70	63,06	64,09
Kohlenoxydgas	25,24	31,63	33,30
Kohlensaures Gas . . .	11,06	2,77	0,67
Wasserstoffgas	2,44	1,61	1,36
	100,00	100,00	100,00
Brennbare Gase	27,73	33,04	34,07

Das **Schmiedeeisen**, dessen Hauptunterschiede vom Roheisen bereits oben aufgeführt sind, wird in seinen Eigenschaften besonders durch den Kohlenstoffgehalt, die Anwesenheit fremder Beimengungen und die Art der mechanischen Bearbeitung beeinflußt. Hinsichtlich des **Kohlenstoffgehalts** unterscheidet man weiches, **sehniges** E. mit 0,02 bis 0,2 Proc. und hartes oder **Feinkorneisen** mit bis 0,5 Proc. Kohlenstoff und darüber. Gutes Schmiedeeisen zeigt in der zu einem dicken Stab zusammengeschlagenen Luppe (s. unten) ein körnig-eckiges, krystallinisches Gefüge. Beim Ausrecken geht das Korn bei kohlenstoffarmem, weichem E. in Sehne über, während bei kohlenstoffreicherem, stahlartigem Eisen das Korn meist nur feiner wird und zur Sehnenbildung wenig geneigt ist. Das Feinkorneisen ist fester und härter als das sehnige, und beide finden für verschiedene Zwecke Anwendung. Durch anhaltende Erschütterungen wird sehniges E. krystallinisch und brüchig (Kettenbrücken, Eisenbahnwagenaxen ꝛc.). Beim Erhitzen zeigt das Schmiedeeisen bei 200—400° C. wechselnde Anlauffarben, beginnt bei 525° C. zu glühen, zeigt bei 700° Dunkelrothglut, bei 800° anfangende, bei 900° stärkere und bei 1000° völlige Kirschrothglut, bei 1100° Dunkelorange-, bei 1200° lichtes Glühen und bei 1300° Weißglut, in welchem Zustand sich zwei aufeinander gelegte Stücke durch Druck (Hämmern oder Walzen) ineinander kneten (**schweißen**) lassen, was dadurch begünstigt wird, daß man die Oberfläche mit Oxydation verhindernden Substanzen (**Schweißsand**) bestreut: **saftige Schweißhitze**. Geschieht dieses nicht, so verbrennt in der sogen. **trockenen Schweißhitze** leicht Kohlenstoff, und man erhält ein unregelmäßig grobkörniges, stark glänzendes, sehr brüchiges Produkt (verbranntes E.), dessen Oberfläche sich mit Eisenoxyduloxyd (**Hammerschlag, Glühspan**) überzieht. Feinkorn schweißt früher als sehniges E. Bei Temperaturen von 1900—2120° C. schmilzt das Schmiedeeisen. Eine solche Temperatur läßt sich in gewöhnlichen Apparaten zur Eisendarstellung (Herden, Flammöfen) nicht erzeugen, wohl aber beim Bessemerproceß; man stellt übrigens mittels des letztern geschmolzenes E. für die technische Verwendung nicht dar, weil dasselbe leicht sauerstoffhaltig, krystallinisch und brüchig ist.

Das gutartige Verhalten (Festigkeit, Schweißbarkeit ꝛc.) des Schmiedeeisens in der Hitze und bei gewöhnlicher Temperatur wird durch fremde Beimengungen mehr oder weniger gestört. Durch einen geringen **Schwefelgehalt** (0,01 Proc. und weniger) verliert dasselbe an Schweißbarkeit und Festigkeit in der Hitze (**Rothbruch**), es zeigen sich bei der Bearbeitung Kantenrisse und bei größerem Schwefelgehalt auch Längsrisse. **Phosphor** erhöht in gewissen Grenzen die Schweißbarkeit, benimmt aber dem E. seine Festigkeit bei gewöhnlicher Temperatur umsomehr, je kohlenstoffreicher es ist; derselbe erzeugt **Kaltbruch**. Kaltbrüchiges E. zeigt eine krystallinische Beschaffenheit bei starkem Glanz und flaserigem, geschichtetem Gefüge, während das ähnlich sich verhaltende verbrannte E. grobkörnig ist bei ungleichmäßiger Kornvertheilung und sich durch saftige Schweißhitze verbessern läßt, phosphorhaltiges nicht. Die verschiedenen Angaben über die Mengen Phosphor, welche zur Hervorbringung von Kaltbruch erforderlich sind, haben ihren Grund darin, daß der wahrnehmbare Kaltbruch nicht allein von der Menge des Phosphors, sondern zugleich von der Art der Erhitzung und der darauf folgenden mechanischen Bearbeitung sowie von der Darstellungsmethode abhängt. E. in Stäben war z. B. kaltbrüchig, als Draht nicht mehr; Puddeleisen ist am wenigsten empfindlich, dann folgt Herdfrischeisen, und am meisten ist es Bessemereisen, woran bei letzterem wohl der Mangel an eingeschlossener Schlacke schuld ist, welche, in ersteren beiden vorhanden, die durch Phosphor hervorgebrachte Disposition zum Krystallinischwerden unterbricht. Schienen aus Puddeleisen mit 0,25 Proc. Phosphor ließen kaum eine Spur Kaltbruch erkennen, während Bessemerschienen schon bei 0,1 Proc. unbrauchbar sein können. **Silicium** veranlaßt **Faulbruch**, wobei das E. dunkelfadig und körnig wird mit unganzen Stellen auf dem Bruche, wodurch Festigkeit und Schweißung beeinträchtigt werden; 0,1—0,3 Proc. Silicium sind nicht merklich schädlich. Von wesentlichem Einfluß auf die

Festigkeit des Schmiedeeisens ist noch die Art der Darstellung und der mechanischen Bearbeitung. Durch ungleichmäßiges Frischen des Roheisens wird Rohbruch herbeigeführt, zu erkennen an dem Zusammenvorkommen von gröberem Stabeisenkorn mit feinerem Stahlkorn auf dem Bruch. Ist infolge schlechter Schweißung oder Schmiedung Schlacke oder Hammerschlag in das E. eingeschlossen, so zeigt dasselbe auf dem Bruch Trennungsflächen sowie schwarze, glänzende Partien, und man nennt dasselbe »hadrig« oder »schulfrig«. Von der Qualität eines Eisenstabs gibt Kenntnis das Ansehen der Oberfläche und des Bruchs, eine Wurf- oder Biegungsprobe und das Verhalten beim Schweißen.

Die Darstellung des Schmiedeeisens geschieht seltener durch direkte Reduktion von Erzen als durch Entkohlung von Roheisen. Das erstere Verfahren (Rennarbeit, direktes Verfahren) wird meist nur noch in unkultivirteren Gegenden, wo Brennmaterial billig ist und reiche und reine Erze zu Gebote stehen, bei sehr unvollkommenem Eisenausbringen in kastenförmigen Vertiefungen (Rennfeuern, Luppenherden) in der Weise ausgeführt, daß man den aus Eisenplatten gebildeten Kasten mit Kohle ausfüllt, diese durch aus einer geneigten Düse zugeführte Gebläseluft verbrennt und das Erz (meist poröse, leicht reducirbare Braun- und Spateisensteine) allmählich ins Feuer einführt, wobei sich ein Theil des Eisens reducirt und zu einem Klumpen (Luppe) zusammenschweißt, während ein anderer großer Theil des Eisens infolge unvollkommener Berührung mit den reducirenden Agentien sich verschlackt. Die Schlacke wird dann durch ein zu öffnendes Stichloch abgelassen, die Luppe ausgehoben, zum Ausquetschen der eingeschlossenen Schlacke starken Hammerschlägen ausgesetzt (»gezängt«), dann in mehrere Stücke getheilt, diese schweißwarm gemacht und ausgereckt. Dieses Verfahren gibt zwar ein vorzügliches E., aber mit bedeutendem Aufwand an Brennstoff und großem Eisenverlust. Man unterscheidet mehrere Methoden dieser Art Arbeit, je nachdem, meist nach lokalen Gewohnheiten, Erz und Brennmaterial verschieden angeordnet werden, was wieder auf Eisenqualität, Größe der Produktion und Kosten influirt (französische, katalonische, navarresische oder biskavische und korsikanische oder italienische Luppenfrischerei). Durch Erhöhung der Herde zu kleinen Schachtöfen von 1,8—3,8 Meter Höhe (Stücköfen, Wolfsöfen) erreicht man zwar eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials und besseres Ausbringen; aber es erfolgt immer noch ein ungeschmolzener Eisenklumpen (»Wolf«), welcher nach dem Aufbrechen der Vorwand des Ofens mit Zangen herausgezogen (eine sehr lästige Arbeit), gezängt, zertheilt und ausgeschmiedet wird. Derartige Oefen, nur noch selten, z. B. in Siebenbürgen, in Anwendung, waren die Vorläufer zu den Eisenhohöfen, indem bei weiterer Erhöhung derselben und damit steigender Temperatur das aus den Erzen vollständiger reducirte E. sich kohlte und dadurch schmelzbar wurde, so daß man behufs seiner Erzeugung einen kontinuirlichen Betrieb einrichten konnte. Neuere Bestrebungen von Chenot, Gurlt, Renton u. a. sind darauf gerichtet gewesen, reine Eisenerze unter Einfluß von Kohle oder reducirenden Gasen in einem Gefäß (Röhre, Tiegel ꝛc.) von außen oder mittels Gase in einem Schachtofen zu erhitzen und den erhaltenen Eisenschwamm unter Abscheidung der eingeschlossenen Erden als Schlacke zusammenzuschweißen (direktes Verfahren der Eisendarstellung). Man ist aber bislang nur selten zu einem ökonomisch günstigen Resultat gelangt, weil der erfolgende Eisenschwamm sich leicht oxydirt und beim Schweißen desselben großer Eisenverlust entsteht. Dagegen hat in allerneuester Zeit Siemens einen abweichenden Weg der direkten Eisenerzeugung (Präcipitationsverfahren) eingeschlagen, welcher bei guten Erzen rentabel zu werden verspricht. Derselbe beruht darauf, daß man die Erze, mit passenden Zuschlägen beschickt, in einem rotirenden Ofen flüssig macht, so daß das abgeschiedene Eisenoxyd in der flüssigen, erdenhaltigen Schlacke ausgeschieden wird. Bringt man alsdann vorsichtig Steinkohle in die Masse, so reducirt sich das Eisenoxyd, und die ausgeschiedenen kleinen Eisenpartien schweißen zu einer Luppe zusammen, so daß die schädliche Eisenschwammbildung vermieden wird. Selbst bei schwefel- und phosphorhaltigen Erzen sollen bei vorsichtigem Kohlenzusatz diese Stoffe nicht reducirt werden, sondern in der Schlacke bleiben. Der Siemens'sche Rotator hat nachstehende Einrichtung (Taf. II, Fig. 11—13). Der cylindrische, an beiden Enden sich verjüngende rotirende Ofen A besteht aus Eisenblech und ist mit einem Futter aus Baurit (Thonerde), Graphit und Thon und darüber Eisenoxyd versehen und wird von der Vorgelegewelle a aus in Umtrieb versetzt, indem ein darauf befindliches Zahnrad in den gezahnten Kranz p auf dem Cylinderumfang eingreift, welcher auf den Rollen r rotirt. Die in Generatoren (s. Gasfeuerung) dargestellten brennbaren Gase (im wesentlichen Kohlenoxydgas), treten durch die Oeffnung a in den Regenerator R ein, erhitzen sich darin beim Aufsteigen und ziehen durch den Kanal e in den Raum q. Die kalte Verbrennungsluft durchstreicht einen neben R liegenden heißen Regenerator und gelangt durch die Kanäle g und f ebenfalls in den Raum q, mischt sich mit dem Gas, und die gebildete Flamme schlägt bei hinreichender Gaspressung bis nach der Arbeitsseite h hin, nachdem sie bei d in den Ofen getreten. Von h aus wenden sich die Feuergase nach dem Raum q', welcher von q nur durch eine vertikale Scheidewand s getrennt ist, und ziehen durch die entsprechenden Kanäle e' sowie f' und g' zu dem zweiten zu erhitzenden Regeneratorpaar, von da in den Schornstein. Hat sich dieses erhitzt, so leitet man durch Umstellung der Ventile Luft und Gas in dasselbe ꝛc. Die Arbeitsöffnung h ist mit der Thür i verschließbar, unter welcher sich der Schlackenhals m zur Abführung der Schlacke in den Wagen n befindet. Das Arbeitsverfahren besteht darin, daß man 1000 Kilogr. Erz in bohnen- bis erbsengroßen Stücken mit Kalk oder anderen Flußmitteln im langsam rotirenden Ofen während 40 Min. zur hellen Rothglut erhitzt, 250 bis 300 Kilogr. Steinkohlenklein zusetzt und rasch rotiren läßt, wobei das Eisenoxyd unter Bildung von verbrennendem Kohlenoxydgas zu Eisentheilchen reducirt wird. Diese läßt man sich zu Luppen vereinigen, welche herausgenommen und gezängt werden. Die Operation dauert etwa zwei Stunden.

Zum größten Theil wird das Schmiedeeisen durch oxydirendes Schmelzen (Frischen) von Roheisen dargestellt, wobei dessen Kohlenstoff bis auf die erforderliche Grenze verbrannt und vorhandene fremde Beimengungen (Schwefel, Silicium, Mangan, Phosphor ꝛc.) durch Oxydation abgeschieden werden sollen. Wird reines weißes Roheisen, welches

nur chemisch gebundenen Kohlenstoff mit geringen Antheilen obiger fremden Stoffe enthält, einem derartigen Schmelzen ausgesetzt, so verbrennt der chemisch gebundene Kohlenstoff rasch (garschmelziges E.), was noch durch das dickflüssige Einschmelzen der weißen Eisensorten (bis auf Spiegeleisen) begünstigt wird, und zwar um so rascher, je kohlenstoffärmer das Weißeisen ist (luckige Flossen rascher als blumige). Gleichzeitig oxydirt sich ein Theil E. und gibt mit Kieselsäure, welche durch Verbrennen des Siliciums entstanden oder aus Zuschlägen entnommen ist, eine eisenreiche Schlacke (Eisenfrischschlacke). War das Weißeisen nicht ganz schwefelfrei, so kann das Frischen so rasch gehen, daß der Schwefel nicht Zeit findet, sich zu oxydiren, und es erfolgt ein rothbrüchiges Produkt. In solchem Fall gibt man Zuschläge, welche das Frischen verzögern (Sand, Thon, Rohschlacken), indem sie eine dünnflüssige Schlacke erzeugen, die das Kohleneisen bedeckt und die Luft mehr von demselben abschließt. Spiegeleisen frischt schwerer als gewöhnliches Weißeisen, indem dasselbe dünnflüssig einschmilzt und sein Mangangehalt, welcher noch vor und neben dem Kohlenstoff oxydirt wird, eine dünnflüssige Schlacke bildet, die in der eben angegebenen Weise luftabhaltend wirkt. Gleichzeitig trägt Mangan zur Entfernung von Schwefel bei, während Phosphor beim Frischen nur unvollkommen abgeschieden wird. Man verwendet das rohschmelzige Spiegeleisen gern zur Stahlfabrikation, einmal wegen seiner Reinheit, dann weil sich bei dem verzögerten Frischen der Punkt leichter treffen läßt, wo noch die zur Stahlbildung erforderliche Kohlenstoffmenge vorhanden ist, als wenn das Frischen zu rasch verläuft. Graues Roheisen, welches neben chemisch gebundenem Kohlenstoff noch Silicium in merklicher Menge und schwer verbrennlichen Graphit enthält, frischt weit langsamer (rohschmelziges Roheisen) und zeigt beim oxydirenden Schmelzen nachstehende Reaktionen: Beim Einschmelzen unter Luftzutritt oxydirt sich zunächst Silicium, und die entstandene Kieselsäure tritt mit einer geringen Menge durch Massenwirkung gleichzeitig entstandenen Eisenoxyduls zu einer kieselsäurereichen Schlacke (Rohschlacke) zusammen. In dem Maß, als sich Silicium abscheidet, geht der Graphit in chemisch gebundenen Kohlenstoff über, ohne sich zu oxydiren. Damit nimmt die erste Periode (Feinperiode) ihr Ende, und man erhält am Schluß derselben Weißeisen (Feineisen) mit nur chemisch gebundenem Kohlenstoff. Bei fortgesetzter Einwirkung der Luft in der nunmehr folgenden zweiten oder Rohfrischperiode findet eine lebhaftere Oxydation des Eisens statt; es entsteht eine eisenreichere Schlacke, welche gebildetes Eisenoxyduloxyd auflöst, und dieses gibt nun unter Reduktion zu Oxydul oder metallischem E. seinen Sauerstoff an den chemisch gebundenen Kohlenstoff unter Erzeugung von Kohlenoxydgas ab, welches in reichlicher Menge in Gestalt blauer Flämmchen entweicht und die Masse zum Aufschäumen (Kochen) bringt. Ist dieselbe wieder ruhig geworden, so befindet sich das vorhandene Eisenkarburet etwa im Zustande des Stahls, welchem zur Bildung von Schmiedeeisen noch Kohlenstoff entzogen werden muß. Man setzt deshalb den Oxydationsproceß noch fort, und das im Ueberschuß gebildete, von der immer basischer werdenden Schlacke (Garschlacke) aufgelöste Eisenoxyduloxyd trägt zur weitern Entkohlung bei, bis an gewissen Kennzeichen (Weißglühen, knetbarer Zustand der Eisentheilchen ꝛc.) das Ende der Periode (Garfrischperiode) erkannt wird. Ein Mangangehalt scheidet sich gleich zu Anfang mit dem Silicium unter Bildung von kieselsaurem Manganoxydul ab. Schwefel wird in der ersten Periode großentheils oxydirt und dann um so vollständiger entfernt, je länger der Proceß dauert, während Phosphor anfangs keine Abnahme zeigt, aber später mit dem Wachsen des Eisengehalts der Schlacke in diese geht, ohne aber so vollständig wie Schwefel sich abzuscheiden. Durch Zusatz sauerstoffabgebender Substanzen (garende Zuschläge) in der ersten Periode, als Eisenerze, Garschlacke, Braunstein ꝛc., läßt sich das Frischen beschleunigen. Bei an Silicium und Graphit sehr reichem Roheisen, welches wegen zu langsamen Frischens viel Zeit, viel Brennmaterial und viel Arbeitslöhne erfordert, außerdem wegen des hohen Siliciumgehalts einen bedeutenden Eisenverlust durch Verschlackung erleidet, nimmt man wohl eine Vorbereitung des Roheisens behufs seiner Reinigung von Silicium (auch Schwefel und Phosphor) und Ueberführung des Graphits in chemisch gebundenen Kohlenstoff vor, bevor das E. dem eigentlichen Frischproceß unterworfen wird. Diese Vorbereitung besteht seltener in einem bloßen Uebergießen des erstarrenden Graueisens mit Wasser (»abschrecken«) oder Einleiten des flüssigen Produkts in kalte Eisenformen oder Glühen zwischen Kohlen (»braten«) als in einem Einschmelzen bei Zuführung von viel Gebläseluft (Hartzerrennen, Feinen, Weißen des Eisens). Man führt dieses gewöhnlich in einem Feineisenfeuer (Taf. III, Fig. 14) aus. Dasselbe besteht aus einem kastenförmigen Raume f, an drei Seiten von Wasserbehältern c, an der Vorderseite durch eine Eisenplatte mit Stichöffnung geschlossen und mit einer Sand- oder Schlackensohle versehen. Vor den Kästen c, welche aus b mit Wasser gespeist werden, befinden sich Wasser enthaltende Tröge d zum Kühlen der Werkzeuge. Durch 4 oder 6 stark geneigte Formen an zwei Seiten wird viel Wind zugeführt. Man füllt den Herd f mit Kohks, setzt die Roheisencharge (2000—2500 Kilogr.) über die Formen, schmilzt dieselbe tropfenweise nieder und läßt den Gebläsewind auf das flüssig gewordene E. wirken, wobei, wie oben angedeutet, besonders Silicium oxydirt und als Kieselsäure, an Eisenoxydul gebunden, verschlackt wird und der Graphit in chemisch gebundenen Kohlenstoff übergeht, auch etwas Schwefel und Phosphor entfernt wird. Man sticht das gefeinte Produkt (Feineisen) nach etwa 3—4 Stunden in Formen ab und begießt dasselbe noch mit Wasser. Auf 100 Kilogr. Feineisen braucht man etwa 20—30 Kilogr. Kohks und hat 13—15 Proc. Eisenabgang. Da bei diesem Verfahren das Feineisen durch die Asche des Brennmaterials, z. B. durch den Schwefelgehalt der Kohks, verunreinigt werden kann, so führt man den Feinproceß auch wohl in Gasflammenöfen (Weißöfen) aus (Oberschlesien).

Zum Frischen des gewöhnlichen oder des in angegebener Weise vorbereiteten Roheisens dienen Gebläseherde (Frischfeuer) und Flammöfen (Puddelöfen). Ein Frischfeuer (Taf. II, Fig. 15, 16) ist ein aus Eisenplatten (Zacken) gebildeter Raum mit eiserner, gewöhnlich von unten gekühlter Bodenplatte. Man nennt die Eisenplatte, auf welcher die Form d ruht, Formzacken t, die gegenüber befindliche h Windzacken, die Hinterplatte s Aschenzacken und die Vorderplatte Vorder- oder Schlackenzacken. Durch das Ventil v ist der Zutritt

der Gebläseluft aus t in die Düse zu reguliren. Man gelangt zu dem mit einer Esse a überdeckten Herde durch die Arbeitsöffnung bei b. Zuweilen sind die Frischfeuer überwölbt und mit Glühherden versehen, auf welchen das zu verfrischende Roheisen durch die abziehende Flamme vorgewärmt wird.

Die Modifikationen beim Frischen werden hauptsächlich durch die Beschaffenheit des Roheisens, namentlich durch seine Reinheit und das Verhalten beim Frischen, ob roh- oder garschmelzig, bedingt. Graues rohschmelziges Roheisen erfordert zur Ueberführung in Schmiedeeisen die Durchführung der oben angegebenen drei Perioden des Feinens, Roh- und Garfrischens (Dreimalschmelzerei); Spiegeleisen und schwach gefeintes Roheisen bedingen nur die beiden letzten Perioden (Zweimalschmelzerei) und kohlenarmes Weißeisen, luckige Flossen oder stark gefeintes E. nur die letzte Periode (Einmalschmelzerei). Als Beispiel für die Dreimalschmelzerei diene die deutsche Frischschmiede für halbirtes und graues Roheisen, welche noch dadurch charakterisirt ist, daß das dabei erhaltene Luppeneisen behufs Schweißung und Ausreckung in demselben Feuer erhitzt wird, in welchem das Frischen gleichzeitig stattfindet. Man füllt den Herd mit Kohle, schiebt vom Windzacken her die Roheisenstücke (Gänze) in den Herd, läßt dieselben, mit Kohlen bedeckt, tropfenweise in den Herd schmelzen, wobei ein Feinen des Roheisens (s. oben) eintritt und ein von Silicium großentheils befreites Weißeisen mit chemisch gebundenem Kohlenstoff entsteht. Auf die Feinperiode (Gänzeschmelzen), in welcher nach Umständen rohe oder garende Zuschläge gegeben werden, folgt, nachdem die gebildeten Rohschlacken durch den Stich im Vorderzacken abgelassen worden, das Rohaufbrechen: die auf der Bodenplatte befindliche Eisenmasse wird mittels einer Brechstange (Speer) in mehrere Stücke gebrochen und jedes derselben nach und nach über die Form gehoben, um beim Niedergang vor derselben entkohlt zu werden. Die Anzahl der zu erzeugenden Stücke richtet sich nach der Reinheit, namentlich dem Schwefelgehalte des Roheisens. Je unreiner dasselbe, desto mehr und kleinere Stücke erzeugt man, woraus wieder verschiedene Modifikationen der deutschen Frischschmiede entspringen (Klumpfrischen mit nur einem Stück, Durchbrechfrischen mit vielen Stücken, kombinirtes Klump- und Durchbrechfrischen mit wenigen Stücken). Man sticht die entstandene Schlacke (Rohschlacke) ab, bricht die am Boden befindliche, etwa im Zustande des Stahls befindliche Masse nochmals auf (Garaufbrechen) und läßt die Stücke behufs weiterer Entkohlung wieder vor der Form vorbeigehen und sich dann unterhalb derselben zu einem Klumpen (Luppe, Deul, Dachel) zusammen begeben, welcher, nachdem er von allen Seiten dem Winde zur vollständigen Garung ausgesetzt worden, mittels Zange ausgehoben und zum Auspressen der darin enthaltenen Schlacke (»zängen«) kräftigen Schlägen unter einem Stirn- oder Aufwerfhammer (s. Hammer) auf einem Amboß ausgesetzt und zu einem parallelepipedischen Stück (Massel) bearbeitet wird. Dieses theilt man in mehrere Stücke (Schirbel, Zaggel), wärmt dieselben während des Einschmelzens des Roheisens im Fokus des Frischfeuers an, während dahinter das Roheisen für die nächste Charge einschmilzt, und reckt sie unter Hämmern zu Stäben aus. Man setzt durchschnittlich 110—120 Kilogr. Roheisen ein, bringt 72—75 Proc. Schmiedeeisen aus und verbraucht auf 100 Kilogr. ausgeschmiedetes E. 1—1,5 Kubikmeter Holzkohle bei 4—6 Stunden Arbeitsdauer. Bei dem sogen. Anlauf- oder Judenfrischen steckt man in der letzten Periode einen Eisenstab in die Masse, an welchen sich dann das entstandene Frischeisen (Anlaufeisen) ansetzt, worauf man den Klumpen abhaut und ausschweißt. Bei der Franche-Comté-Schmiede wird die Arbeit beschleunigt, namentlich durch häufiges Aufbrechen schon während des Ausschmiedens.

Zu den Zweimalschmelzereien gehören die Wallonenschmieden, charakterisirt durch Einschmelzen von gefeintem oder siliciumarmem Weißeisen, seltener halbirtem E., auf einem Garschlackenboden, welches je nach der Reinheit ein- oder mehrmals aufgebrochen wird. Das Anwärmen (Ausheizen) der Schirbel findet in besonderen Feuern (Schweißfeuer) oder in Flammöfen (Ekman'scher Schweißofen) statt. Werden, wie bei der englischen Lancashireschmiede, die Frischfeuer überdeckt, mit Vorglühherden versehen und erhitzte Gebläseluft angewandt, so spart man gegen die deutsche Schmiede an 30 Proc. Brennstoff bei 5—10 Proc. Mehrausbringen an E. Bei der Einmalschmelzerei, z. B. der Siegenschen, wird reines, manganhaltiges, garschmelziges Roheisen einmal vor der Form niedergeschmolzen, wobei schon fertiges E. erfolgt, welches gezängt etc. wird.

Das Herdfrischen erfordert viel und theures Brennmaterial (Holzkohlen) bei geringer Produktion, welche Schattenseiten man durch Anwendung von mit festem rohen Brennmaterial oder mit Gasen befeuerten Flammöfen (Puddelöfen, nach dem englischen to puddle, rühren, oder Rühröfen) beseitigt hat. Das erste englische Patent auf ein solches Verfahren wurde 1766 an Thomas und George Cranage ertheilt. Dasselbe scheint aber ohne praktischen Erfolg geblieben zu sein, und man sieht allgemein als Erfinder des Puddelns mit Steinkohlen Henry Cort an, der sein Patent 1784 erhielt. Ein Puddelofen mit direkter Feuerung (Taf. I, Fig. 17, 18, 19) enthält einen durch die Schürthür a zu speisenden Rost b von 0,5—0,75 QMeter Fläche, durch die Feuerbrücke e getrennt von dem Herd f von etwa 1,5—1,8 Meter Länge, 1,3—1,4 Meter Breite und 0,2—0,7 Meter Tiefe, aus einem Garschlackenbett auf Unterlage von Eisenplatten gebildet. Der Herd ist durch die Fuchsbrücke n von der 12—15 Meter hohen Esse l getrennt, auf deren Boden die in den geneigten Fuchs aus dem Herd übergehende Schlacke gelangt, um durch den Stichkanal k abzufließen. Gewöhnlich sind Fuchs- und Hauptbrücke sowie das den Herd umgebende E. (Herdeisen) hohl, und es cirkulirt in dem Hohlraum zur Kühlung des Herdes Luft oder Wasser. Auch ist die eiserne Bodenplatte durch Luft von unten gekühlt, welche durch die Oeffnungen oo ein- und durch Züge r wieder austritt. Gewöhnlich führt zum Herd nur eine Arbeitsöffnung g mit Arbeitsplatte m davor (einfacher Ofen), zuweilen ist behufs Erzielung größerer Produktionen noch eine zweite Arbeitsöffnung h vorhanden (Doppelöfen). Zur Erzeugung der in dem Puddelofen erforderlichen hohen Temperatur bedarf man eines guten Brennmaterials, gewöhnlich langflammiger Steinkohlen, deren Effekt dadurch noch gesteigert wird, daß man Gebläseluft (Unterwind) unter den Rost leitet. Wo solch gutes Brennmaterial nicht zu Gebote steht, verwandelt man minderes (z. B. Braunkohlen

und Torfklein) in brennbares Gas und verbrennt dieses in dem Zustand, wie es aus dem Generator kommt, durch erhitzte Gebläseluft (Gasöfen, s. Gasfeuerung), oder man erhitzt Gas und Luft in ähnlicher Weise, wie beim Siemens'schen Rotirofen angegeben ist, in Regeneratoren, mit Steinen angefüllten Kammern, welche durch die vom Ofen abziehenden Feuergase glühend gemacht werden, um dann beim Durchstreichen der Verbrennungsluft und der brennbaren Gase Wärme an diese abzugeben (Regenerativgasfeuerung). Einen solchen Ofen stellt Taf. III, Fig. 20 dar. M ist der Puddelofenherd, von welchem die Feuergase durch die Kanäle x und y nach unten in zwei nebeneinander liegende Regeneratoren, von denen nur der eine R' sichtbar, ziehen, um die darin angehäuften Steine zu erhitzen, dann durch B, c' und d' zur Esse zu gelangen. Während dieser Zeit strömen die Generatorgase und die kalte Gebläseluft durch das erhitzte Generatorpaar L' auf den Herd. Sobald letzteres erkaltet ist, wird durch Ventile Z Gas- und Luftstrom umgestellt, beide passiren das wieder erhitzte Regeneratorpaar R' nebst Zubehör, das Gas tritt durch y, die Luft durch x aus, die bei Vereinigung beider entstehende Flamme zieht über den Herd, und die Feuergase gelangen an der entgegengesetzten Seite in das abgekühlte Regeneratorpaar ꝛc.; a' Lufteintritt. Die Abhitze bei Oefen mit direkter Feuerung oder mit gewöhnlicher Gasfeuerung wird häufig zur Dampfkesselheizung benutzt. Richardson hat den Proceß dadurch beschleunigt, daß durch die hohle Rührkrücke Gebläseluft in das Bad geleitet wird, ohne jedoch auf die Dauer einen wesentlichen ökonomischen Erfolg zu erzielen.

Während bei den gebräuchlichen Puddelöfen deren Herde feststehen und die sehr beschwerliche Arbeit des Rührens mit der Hand ausgeführt wird, ist man neuerdings bemüht gewesen, die Handarbeit durch mechanische Mittel zu ersetzen. Man hat die Rührstange durch Maschinenkraft bewegt, wobei der Arbeiter ersterer nur die Direktion zu geben hat (mechanische Puddler); diese Vorrichtungen haben indeß keine allgemeine Anwendung gefunden, weil sie gerade für den beschwerlichsten Theil der Puddelarbeit, das Vereinigen der Eisentheilchen zu einer Luppe, nicht zu gebrauchen sind. Vollkommener ist der Zweck erreicht durch die rotirenden Puddelöfen, welche schon vor längerer Zeit von Menelaus versuchsweise in Anwendung gebracht, neuerdings aber erst durch Danks in Amerika derart vervollkommnet sind, daß sie wirklichen Eingang in die Praxis gefunden haben. Namentlich gebührt Danks das Verdienst, in den Rotatoren ein haltbares Futter aus einem Gemenge von weichem, kieselsäurearmem Eisenerz und gelöschtem Kalk angebracht zu haben, in welches noch Stücke von Eisenerz eingefügt werden. Der Danks'sche Rotator hat die allgemeine Einrichtung des bereits erwähnten Siemens'schen (s. oben), nur befindet sich vor demselben eine direkte Rostfeuerung bei Zuführung von Unterwind. Durch einen beweglichen Fuchs am entgegengesetzten Ende werden die Feuergase in einen Schornstein abgeleitet. Der neueste Ofen dieser Art von Sellers ist mit Regenerativfeuerung nach Ponsards System (Erhitzung nur der Verbrennungsluft im Regenerator bei kontinuirlichem Gang ohne Umstellung des Stroms durch Ventile) und einem abweichenden Mechanismus zum Drehen des Rotators versehen. Derartige Oefen, auch wohl durch eingeblasenes staubförmiges Brennmaterial befeuert (Cramptons Ofen), erfordern verhältnismäßig bedeutende Anlagekosten, und ihr Betrieb ist mit noch nicht vollständig überwundenen Schwierigkeiten verbunden, so daß sie allgemeinern Eingang noch nicht gefunden haben. Um alte Puddelöfen als Rotatoren nutzbar zu machen, stellt Pernot deren Herd in Gestalt einer geneigten Scheibe auf einen Wagen und läßt erstere rotiren. Bei dem ältern, von Cort angegebenen Verfahren des Puddelns (Trockenpuddeln) wurde garschmelziges, stark gefeintes Roheisen auf dem Sandherde des Ofens in teigartigen Zustand versetzt, die Masse mit einer Kratze zerschlagen und dann unter dem Einfluß der Luft die Garung herbeigeführt. Aber dieses Verfahren eignet sich nur für sehr reines Roheisen wegen zu raschen Verlaufs des Frischens, und ist deshalb fast allgemein das auch für unreines und graphitisches E. geeignete Schlackenpuddeln (fettes Puddeln, Kochfrischen) eingeführt, bei welchem man durch passende Schlackenzuschläge den Proceß in die Länge ziehen oder beschleunigen kann. Je nachdem man den Kohlenstoff mehr oder weniger vollkommen entfernt, erhält man sehniges oder körniges E. Beim Puddeln auf Sehne wird das Roheisen auf der Schlackensohle mit Zuschlägen während 25—45 Minuten eingeschmolzen (Feinperiode), die Masse abgekühlt und wiederholt mit einer Kratze umgerührt (das eigentliche Puddeln), wobei durch reichliche Bildung von Eisenoxyduloxyd der Kohlenstoff unter Entwickelung von Kohlenoxydgas und starkem Aufblähen der Masse oxydirt wird (Rühr- oder Kochperiode). Sobald die Masse wieder ruhig geworden und aus der Schlacke blendend weiße, schwammige Partien hervorstehen, befindet sich das E. in einem stahlartigen Zustand. Zur weitern Entkohlung in der Garfrischperiode rüttelt man die zusammengefrittete Masse mit der Brechstange kräftig durch (»durchschlagen«), schiebt sie am Fuchs zusammen, bricht einzelne Brocken davon ab, die man nach der Feuerbrücke translocirt (»umsetzen«), und wiederholt diese Operation, bis sich eine stark schweißende kompakte Masse gebildet hat. Dann schreitet man zum Luppenmachen, indem man die Masse in Stücke von 30—40 Kilogr. Gewicht theilt, dieselben (Luppen, Bals) durch Umwälzen in der Schlacke noch gart, kräftig zusammendrückt und dann unter Stirn-, Aufwerf- oder Dampfhämmern (s. Hammer) oder Zängewalzwerken (s. Walzwerke), Quetschern oder Luppenmühlen bearbeitet (»zängen«), um die in reichlicherer Menge darin enthaltene Schlacke auszuquetschen und dichtere, prismatische Stücke (Kolben, Masseln) zu erhalten. Die Luppenquetscher oder Squeezer (Taf. III, Fig. 21, 22) bestehen aus einem zweiarmigen Hebel ef mit Drehpunkt bei m. Die Kolbenstange einer Dampfmaschine a drückt beim Aufwärtsgehen den mit Stahlbacken versehenen Arm f gegen die Luppe g auf die Unterlage k; h Bock für das Axenlager m; bd Steuerung; i Schwungrad. Die Luppenmühlen (Taf. III, Fig. 23) bestehen aus einem Cylinder a mit kannelirter Oberfläche, um die vertikale Axe a drehbar und mit einem vorn offenen, excentrischen Mantel b umgeben, der durch fünf eiserne Säulen d auf einer starken Grundplatte feststeht. Die vorn zwischen b und a eingeworfene Luppe e wird bei der Drehung des Cylinders a immer mehr zusammengepreßt. Man setzt etwa 210—240 Kilogr. Roheisen in den Puddelofen ein und erhält nach 1½—2¼ Stunden bei 12—15 Proc. Eisenabgang Luppeneisen, und zwar gehen auf 100 Theile desselben 80—125 Th.

Steinkohlen. — Beim **Puddeln auf Feinkorn** wendet man ein rohschmelzigeres, kohlen- und manganreicheres, möglichst reines Roheisen an, führt den Proceß bei höherer Temperatur mit mehr rohschmelzigem, dünnflüssig werdendem durch und schützt das Produkt gegen das Ende gegen zu kräftige Oxydation, indem man mit etwas rauchiger Flamme arbeitet. — Das **Puddeln im Rotirofen** von Danks geschieht in der Weise, daß man in den Rotator gleiche Theile Eisenoxyd und gepulverte Schlacke, dann die Roheisencharge, etwa 354 Kilogr. schwer, am besten im granulirten Zustand, einträgt, anfangs sehr langsam rotiren läßt, nach dem Einschmelzen rascher, etwa zwei Touren pro Minute, und mittels einer Gießkanne Wasser einspritzt, um das Bad zu verdicken und die Einwirkung von Eisenoxyd und Schlacke auf das Roheisen hervorzurufen. Dann steigert man die Temperatur durch Vermehrung des Unterwinds, bis die Schlacken wieder in Fluß kommen, hält den Ofen behufs Abstechens der Schlacke an, schließt den Stich und steigert die Temperatur bei 10 Umdrehungen pro Minute behufs energischer Durcharbeitung, wobei unter heftigem Kochen Frischeisen entsteht. Bei verminderter Feuerung und Umdrehungszahl (1½ Tour pro Minute) läßt man die Eisentheilchen zu einem Klumpen (Luppe) zusammengehen, entfernt den beweglichen Fuchs, läßt die Luppe auf eine eingebrachte Gabel fallen, indem der Ofen eine halbe Umdrehung macht, zieht die an 354 Kilogr. schwere Luppe heraus und zängt dieselbe unter einer Quetschmaschine.

Behufs weiterer Verarbeitung des Luppeneisens zu Handelswaare auf mechanischem Weg vereinigt man dasselbe, um es weich, knetbar und homogener zu machen, in einzelnen Stücken oder mehrere Stücke durch umgelegten Draht zu einem Paket und setzt es einer Schweißung in Herden (**Schweißfeuer**) von ähnlicher Einrichtung wie die Frischfeuer (s. oben) oder in Flammöfen (**Schweißöfen**) aus, welche mit festem Brennmaterial oder mit Gasen geheizt werden. Wegen der zu erzeugenden hohen Temperaturen ist hierbei die Siemens'sche Regenerativgasfeuerung besonders wirksam. Die Schweißöfen (Taf. III, Fig. 24, 25) unterscheiden sich von den Puddelöfen (s. oben) hauptsächlich dadurch, daß zur Erzeugung größerer Hitze der Rost A im Verhältnis zu dem aus Sand geschlagenen und von unten gekühlten Herd B von 2,9—3,5 Meter Länge und 1,5—3,5 Meter Breite größer ist, das Gewölbe sich tiefer senkt und die Fuchsbrücke fehlt, so daß die Schweißschlacke im Fuchs C herab nach dem Stichloch f zu und durch dieses abfließt. b Schüröffnung. c Feuerbrücke mit Luftkühlung. m Arbeitsöffnung mit Arbeitsplatte. o Säulen zur Unterstützung des Schornsteins D. Unterwind hat sich sehr wirksam erwiesen. Behufs des Schweißens bringt man das Luppeneisen oder die Pakete an die Fuchsseite, rückt sie dann allmählich nach dem heißesten Theil, der Feuerbrücke, zu, nimmt die schweißwarmen Stücke mit der Zange oder mittels maschineller Vorrichtungen aus dem Ofen und transportirt sie auf Wägen zur Bearbeitungsmaschine. Die Schlacken fließen, wie bemerkt, im Fuchs hinab zum Schlackenloch, welches man durch ein Steinkohlenfeuer warm erhält. Der Einsatz kann 250—1500 Kilogr. und mehr betragen, man macht 12—13 Chargen in 12 Stunden und bringt in einer Hitze aus Luppeneisen 86—90 Proc. aus. Auf 100 Kilogr. E. braucht man bei direkter Feuerung 70—150 Kilogr. Steinkohlen, bei Regenerativgasfeuerung weit weniger. Man unterscheidet das ein- oder mehreremal im Schweißofen gewesene **geschweißte E.** von den **Rohschienen**, welche unmittelbar aus den gezängten Luppen als ein Zwischenprodukt hergestellt werden. Das E. wird schweißwarm Hämmern, Walzwerken, seltener Pressen zugeführt, um in Stabeisen, Blech oder Draht verwandelt zu werden. Als die wirksamste Maschine hierfür dient das Walzwerk. Man theilt das Schmiedeeisen je nach der Form und den Dimensionen, welche es bei der Bearbeitung erhalten hat, zunächst in **Stabeisen**, von kreis- oder ovalförmigem, quadratischem, oblongem oder polygonalem Querschnitt, und in **Façoneisen** von unregelmäßigem, theils symmetrischem, theils unsymmetrischem Querschnitt (Winkeleisen, Fenstereisen, Eisenbahnschienen, Radreifen etc.), dann das Stabeisen nach seinen Querschnittsdimensionen wieder in **Grob-** und **Feineisen** (starkes und schwaches **Flacheisen** oder **Bandeisen** von oblongem Querschnitt, Quadrateisen etc.). Feineisen zu Nägeln (**Nageleisen, Schneideisen**) wird häufig durch Zerschneiden eines Flacheisenstabs mittels eines Schneidwerks erhalten, welches letztere aus einer Anzahl ineinander greifender Ringe besteht, welche nach Art einer Kreisschere wirken. Endloses Stabeisen, z. B. zu Eisenbahnradreifen (Tyres, Bandagen), zu Verstärkungsringen für Dampfkessel etc. verwandt, erfolgt aus Ringen, welche theils durch spiralförmige Aufwickelung eines Eisenstabs um einen Dorn und nachherige Schweißung oder durch Aufbiegen eines geschlitzten Eisenblocks oder durch Ausstanzen einer vollen Scheibe gebildet werden. Behufs des Ausstreckens durch Walzen in die erforderliche Größe und von dem verlangten Querschnitt muß der Ring über eine derselben geschoben werden.

Chemisch reines E. (Fe) ist schwierig zu erhalten; als solches ist aber meist Klavierdraht verwendbar, dessen Verunreinigungen nur 0,3 Proc. betragen und durch sehr starkes Erhitzen mit etwas Eisenoxyd unter einer Decke von grünem Glas entfernt werden können. Das so erhaltene E. ist fast silberweiß, weicher, hämmerbarer, weniger fest als Schmiedeeisen und vom spec. Gew. 7,84. Reducirt man Eisenoxyd oder Eisenchlorür durch Wasserstoff, so erhält man reines E. als schwarzes Pulver, welches an der Luft verbrennt, durch stärkeres Erhitzen aber diese Eigenschaft verliert (Ferrum hydrogenio reductum) und dann eine grauweiße, schwammige Masse, glänzende Blättchen oder Oktaëder bildet. Das E. krystallisirt wahrscheinlich regulär, wird vom Magnet angezogen und selbst magnetisch, verliert aber den Magnetismus sofort nach der Trennung vom Magnet; nur kohlenstoffhaltiges E. wird dauernd magnetisch. In trockener Luft hält sich E. bei gewöhnlicher Temperatur unverändert; beim Erhitzen oxydirt es sich zu Oxyduloxyd, welches unter dem Hammer abspringt (Hammerschlag). Erhitzt man E. aber in reinem Sauerstoffgas, so verbrennt es mit glänzendem Licht zu Oxyduloxyd und Oxyd. In feuchter Luft entsteht besonders unter dem Einfluß der Kohlensäure kohlensaures Eisenoxydul, welches schnell mehr Sauerstoff aufnimmt und in Eisenoxydhydrat (Rost) übergeht. Die dabei frei werdende Kohlensäure wirkt weiter auf metallisches E., und so wird dies bald stark angegriffen. Die Oxydschicht bildet aber mit dem E. ein galvanisches Element, worin das E. positiv ist; es wird Wasser zersetzt, mit dessen Sauerstoff sich das E. verbindet, während der frei werdende Wasserstoff

mit dem Stickstoff der Luft Ammoniak bildet, welches vom Rost absorbirt wird. Durch die Gegenwart von Salzen wird die Oxydation befördert, Alkalien verzögern sie dagegen, und namentlich wirkt Zink schützend, wenn es mit dem E. in metallischer Verbindung steht. Auch unter Wasser oxydirt sich das E., und wenn es in fein vertheiltem Zustand als Eisenschwamm vorhanden ist, so verhindert es die Fäulnis von unreinem Wasser. Glüht man E. in Wasserdampf, so wird Wasser zersetzt, und es entsteht Eisenoxyduloxyd und Wasserstoff. E. löst sich in verdünnten Säuren unter Entwickelung von Wasserstoff zu Eisenoxydulsalz, in warmer und überschüssiger Salpetersäure zu salpetersaurem Eisenoxyd, in heißer koncentrirter Schwefelsäure unter Entwickelung von schwefliger Säure; es verbindet sich direkt mit Schwefel, Chlor, Brom, Jod, Kohlenstoff, Kiesel, Aluminium und anderen Metallen; aus Kupfersalzen fällt es metallisches Kupfer, indem es sich als Eisenoxydulsalz löst. Das Atomgewicht des Eisens ist 56; es ist zweiwerthig, doch tritt es auch in Verbindungen auf, deren Molekül stets 2 Atome E. enthält, und dieser Atomkomplex Fe_2 ist sechswerthig. Die Oxydationsstufen des Eisens sind: Eisenoxydul FeO, dem das Chlorür $FeCl_2$ entspricht, Eisenoxyduloxyd Fe_3O_4 und Eisenoxyd Fe_2O_3, dem das Chlorid Fe_2Cl_6 entspricht. Die großartige Verwendbarkeit des Eisens ist bekannt: es bildet mit der Kohle die Basis unseres industriellen Lebens, und meist werden dabei seine physikalischen Eigenschaften verwerthet; indeß finden auch viele Eisenverbindungen, wie Eisenvitriol, Eisenoxyd, kohlensaures salpetersaures Eisenoxydul, Schwefeleisen 2c. Verwendung. Für die Organismen ist es von höchster Bedeutung: ohne E. ergrünt keine Pflanze, und ohne das Blattgrün vermag die Pflanze bekanntlich keine organische Substanz aus den Nahrungsstoffen (Kohlensäure und Wasser) neu zu erzeugen; von ebenso großer Bedeutung ist das E. für die Thiere, bei denen es namentlich an die rothen Blutkörperchen gebunden ist. Es spielt daher auch als Arzneimittel eine große Rolle. Bei innerlichem Gebrauch von E. färben sich die Schleimhäute und das Gesicht lebhafter; der Puls wird voller, resistenter, und die Körperkraft wächst. Bei zu langem Gebrauch tritt Hitzegefühl, Neigung zu Blutungen ein, und bei sehr großen Dosen Verdauungsstörungen, Erbrechen, Durchfall. E. begünstigt bei gleichzeitiger Zufuhr von guter Nahrung die Bildung rother Blutkörperchen, wodurch sich die günstigen Wirkungen desselben bei anämischen und kachektischen Zuständen erklären; es dient auch bei Menstruationsstörungen und Affektionen des Nervensystems, in manchen Präparaten als adstringirendes Mittel bei chronischen Darmkatarrhen und als Stypticum. Der Koth wird beim Gebrauch von E. dunkel, oft ganz schwarz. Daß beim Gebrauch von Eisenbädern eine Aufnahme des Eisens durch die Haut stattfindet, ist durch nichts erwiesen.

Die Kenntnis des Eisens ist sehr alt und in die Mythologie verflochten; schon 2000 Jahre v. Chr. waren die Aegypter, zur Zeit Mosis (1550) die Hebräer und im Trojanischen Krieg (1200) die Griechen im Besitz von Erfahrungen sowohl über sein Ausbringen aus den Erzen, als über seine Verarbeitung. 5. Mos. 4, 20 wird Aegypten mit einem eisernen Ofen verglichen. Nach Ilias **XXIII**, 850 bestimmte der Pelide veilchenblau angelaufenes E. zum Kampfpreis für die Bogenschützen. Nach Homer war E. aber bei den pelasgischen Völkern noch selten und Kupfer das gewöhnliche Material ihrer Waffen. Lepsius weist dem E. ein Alter vor der Steinzeit an. Durch welches Verfahren die alten Völker des Orients das E. aus seinen Erzen schieden, ist nicht bekannt; wahrscheinlich aber geschah es durch denselben rohen Schmelzproceß, dessen sich die Bewohner in dem Lande der ursältesten Kultur, in Aethiopien (im Innern von Afrika), sowie die Völker Hochasiens noch jetzt bedienen. Man scheint die früheste Eisengewinnung in Gruben an Hügelabhängen ohne Anwendung eines Gebläses, bei Zugluft, ausgeführt zu haben, indem man sehr reine Erze in die Glut eines niedergebrannten Feuers warf, mit Holz bedeckte und die entstandenen kleinen schmiedbaren Eisenpartien ausräumte. In Kärnthen sind solche Gruben noch neuerdings aufgefunden worden sowie 0,95—1,25 Meter hohe, gemauerte Windöfen mit Sumpf am Boden. Unter den Römern wurde die Eisenbereitung großartiger betrieben. Sie benutzten schon 100 Jahre v. Chr. die Eisenerzlager auf Elba und in Noricum und schätzten namentlich das norische E. aus dem heutigen Steiermark sehr hoch. Der Proceß der Eisengewinnung wurde zur Römerzeit in niedrigen Herden (in Kärnthen in kleinen Schachtöfen von den Dimensionen der Windöfen) mit reinen, reichen Erzen und Holzkohlen unter Anwendung von Hand- und Tretbälgen mit Thondüsen ausgeführt und der erfolgende Eisenklumpen ausgeschmiedet, wie es bei den Renn- oder Luppenfeuern mancher Länder noch heutigen Tags geschieht. Nach der Völkerwanderung, in welcher römische Kultur und Industrie untergegangen waren, erhoben sich die Eisenwerke zuerst wieder in Steiermark um 700 n. Chr. Sie verbreiteten sich von da im 9. Jahrh. nördlich über Böhmen nach Sachsen, Thüringen und dem Harz, südlich nach Spanien, dem Elsaß und Niederrhein. Im 12. Jahrh. standen die niederländischen Eisenwerke in großem Ruf; von ihnen verbreitete sich der Eisenhüttenbetrieb wahrscheinlich im 15. Jahrh. nach England und Schweden. Durch Erhöhung der Herde auf 1,9—2,5 Meter im 16. Jahrh. und auf 3,5 Meter im 18. Jahrh. bei gleichzeitiger Anwendung von durch Wasserräder getriebenen Blasebälgen entstanden die S t ü c k - oder W o l f s ö f e n, deren Anwendung in Kärnthen 1775 das Ende erreichte. Das Produkt derselben war noch immer ungeschmolzenes, stahlartiges E. (»Wolf«, »Stück«); höher gekohltes, flüssiges Roheisen erfolgte erst bei kontinuirlichem Betrieb, als man die Wolfsöfen zu B l a u - oder B l a s e ö f e n und später zu E i s e n h o h ö f e n erhöhte. Während manche die Erzeugung des Roh- oder Gußeisens erst in spätere Zeit verlegen, so sollen nach Gützlaff in China schon 700 Jahre v. Chr. Pagoden von Gußeisen hergestellt worden sein. Schon 1490 goß man im Elsaß eiserne Oefen, während sich die ältesten Spuren von Eisenguß in Sachsen erst 1550 zeigen. Wann und wo die Hohöfen entstanden sind, läßt sich indeß nicht mit Bestimmtheit nachweisen; doch ist dies wohl ebenfalls eine niederländische Verbesserung, die im 16. Jahrh. mit der ersten Uebersiedelung dieses Industriezweigs nach England und Schweden auch dahin kam. In Sachsen, Brandenburg, am Harz finden wir die Hohöfen erst im Anfang des 17. Jahrh.; der erste Hohofen in Schlesien ist 1721 errichtet worden. Holzkohlen waren bis zum 18. Jahrh. überall das einzige Schmelzmittel. Die bedeutende Vermehrung der Eisenhohöfen im ersten Viertel des 17. Jahrh. in England, namentlich in der Grafschaft Sussex, machte die

Wälder fast vollständig verschwinden, und die Noth zwang zur Herbeischaffung eines andern Brennmaterials, welches in der Steinkohle gefunden wurde. Von 1627—30 nahm man drei Patente auf die Anwendung der Steinkohle (See- oder Schachtkohle) zur Erzeugung von Roh- oder Stabeisen, es hatte jedoch erst dasjenige von Dudley einen bestimmten Erfolg. Das um diese Zeit gegründete Eisenwerk Colebrook Dale in Shropshire betrieb 1740 zuerst einen Hohofen mit Steinkohlen. Die seit 1760 in England eingeführten Cylindergebläse unterstützten den Erfolg der Steinkohlen, nämlich größere Produktion und Erzeugung hitzigern Eisens, was eine ausgedehntere Anwendung desselben statt Holzes beim Maschinenbau und für sonstige Zwecke herbeiführte. Der Zeitpunkt der ersten Benutzung der Kohks als Brennmaterial ist nicht bekannt. 1620, 1633 und 1636 wurden in England Patente auf Verkohlung der Steinkohle ertheilt, aber genauere Daten über die Erzeugung derselben in Meilern und geschlossenen Oefen liegen erst aus dem Jahr 1769 vor. Außerhalb Englands verbreitete sich die Anwendung der Steinkohlen weit langsamer, in Frankreich und ähnlich in Deutschland gewann sie beim Hüttenwesen erst im zweiten Viertel des 19. Jahrh. ausgedehntere Anwendung. Die 1791 in Pennsylvanien entdeckten Anthracite kamen erst 1815 in Nutzung, für die Eisenhohöfen noch einige Jahre später.

Zu den folgenreichsten Fortschritten beim Eisenhohofenbetrieb gehört die Erhitzung der Gebläseluft und die Verwendung der Gichtgase für Heizzwecke. Nachdem schon Seddler um 1799 und Leuchs 1822 auf die Vortheile der erhitzten Luft aufmerksam gemacht hatten, nahm Nilson dafür 1828 ein englisches Erfindungspatent und führte die Erfindung 1831 mit Macintosh und Wilson auf den Clyde Iron Works in Schottland aus, worauf man die heiße Luft alsbald weiter bei Kupolöfen, Frischfeuern rc. anwandte. Während man früher in den eisernen Winderhitzungsapparaten Temperaturen über 400° meist nicht erlangen konnte, so erzielt man jetzt solche von 800° C. und mehr in den Regenerativapparaten von Cowper und Whitwell.

Die Gichtgase wurden 1814 von Aubertot zum Erzrösten, Kalk- und Ziegelbrennen angewandt; 1836 nahm Sire zu Clerval ein Patent auf deren Benutzung für das Eisenfrischen, und 1837 führte Faber du Faur das Puddeln mit Gasen zu Wasseralfingen aus, seit welcher Zeit die Sache erst allgemeiner bekannt geworden ist. Man hat dann die Anwendung der Gichtgase zur Erzeugung hoher konstanten oder beliebig zu bestimmenden Temperaturen (z. B. für Puddel- und Schweißöfen) meist aufgegeben wegen ihrer Abhängigkeit vom wechselnden Hohofengang und sie mit großem Vortheil beschränkt auf die Erzeugung minderer Temperaturen, welche zeitweilig schwanken dürfen (Gebläsewinderhitzung, Rösten, Kalkbrennen, Dampfkesselfeuerung rc.). Neuerdings hat jedoch Langlade wieder in Vorschlag gebracht, die Gichtgase zu waschen, dann in Regenerativöfen zu erhitzen und sie zum Puddeln rc. zu gebrauchen. Die Bestrebungen der Neuzeit beim Hohofenbetrieb gehen dahin, durch Vergrößerung der Oefen, weniger nach der Höhe als nach der Weite, bei gleichzeitig verstärktem Gebläse und stärker erhitztem Wind kolossale Produktionen unter Brennstofferspарung zu erzielen (das Großartigste in dieser Hinsicht wird im Clevelanddistrikt in England geleistet) und zweckmäßigere Konstruktion der Oefen zur Verlängerung der Kampagnen, bequemere Arbeit und Materialersparung (Oefen mit geschlossener Brust, Büttgenbachs Hohofen, Lürmanns Schlackenform, Annäherung der Innengestalt der Hohöfen an die Tonnen- oder Cylinderform rc.) zu Wege zu bringen.

In Betreff der Schmiedeeisenerzeugung war die größte Erfindung das Eisenpuddeln in Flammöfen mit Steinkohlen statt des Herdfrischens mit Holzkohlen, veranlaßt durch deren immer mehr steigenden Preis in England. Das erste englische Patent auf das Flammofenfrischen erhielten 1766 Thomas und George Cranage, wie es aber scheint, ohne praktischen Erfolg, den erst Henry Cort 1784 erzielte (s. oben). Rogers gab den Puddelöfen 1816 eiserne Sohlplatten. Zur Erleichterung der Arbeit konstruirte Schafhäutl 1836 einen mechanischen Rührer; Oestlund gab 1838 die erste Anregung zu einem Puddelofen mit beweglichem Herd; dann konstruirte Menelaus 1864 einen Ofen mit cylindrischem Rotator, welcher aber erst von dem Amerikaner Danks durch Erzielung eines haltbaren Futters 1870 lebensfähig gemacht ist. Eine Erweiterung erfuhr der Puddelproceß durch die Generatorgasfeuerung, welche zuerst Bischoff in Mägdesprung 1839 ausführte, nachdem 1801 Lampadius die Anwendung der Gase von der Steinkohlendestillation (also ein ganz anderes Produkt als Generatorgase) für Heizzwecke empfohlen hatte. Während die Gase anfangs in dem Zustand, wie sie den Generator verlassen, durch kalte oder heiße Zug- oder Gebläseluft verbrannt wurden, lehrte Siemens 1860 nach seinem Regenerativsystem sowohl Generatorgase als Luft durch Ueberhitze stark zu erhitzen, seit welcher Zeit man Temperaturen zu erzeugen im Stande ist, von denen man früher keine Ahnung hatte. Man hat gelernt, aus nassem Brennmaterialklein (Sägespänen, Torfklein rc.) Gase herzustellen, diesen in Kondensatoren (Lundins Kondensator) ihre Feuchtigkeit zu entziehen und dieselben dann nach dem Erhitzen im Regenerator zur Erzeugung der höchsten Temperaturen zu benutzen. Pousard hat neuerdings versucht, die Regenerativfeuerung kontinuirlich zu machen und dieselbe mit Rotiröfen zu verbinden (Sellers Ofen). Auch die Anwendung von staubförmigem Brennmaterial überhaupt sowie besonders bei Rotiröfen macht Fortschritte (Cramptons Rotirofen). Die direkte Darstellung des Eisens aus Erzen in großartigem Maßstab ist neuerdings von Siemens wieder aufgenommen, ermöglicht durch die Erzeugung sehr hoher Temperaturen mit Hülfe der Regenerativfeuerung in einem rotirenden Ofen. Durch die Einführung des Puddelprocesses stellte sich das Bedürfnis heraus, größere Eisenmengen in kürzerer Zeit und um geringern Preis fertig herzustellen. Der erste Schritt auf diesem Feld war die Einführung des Zängewalzwerks statt des Zängehammers durch Henry Cort 1783 und W. Purnell 1787, von wo ab die später verschiedentlich abgeänderten Stabeisenwalzwerke in Gebrauch kamen, deren indeß Payne schon 1728 erwähnt. In Frankreich kamen Walzwerke erst zu Ende des 18. Jahrh. in Anwendung, in Deutschland und Oesterreich erst im ersten Viertel des 19. Jahrh. Das Universalwalzwerk erfand Daelen in Hörde 1848. Die Walzwerke führten wieder zu Dampfkesseln von Eisenblech statt von Gußeisen; 1820 fertigte der Engländer Birkinshaw verbesserte gewalzte Eisenbahnschienen an, und 1825 baute mit solchen Stephenson die erste für das Publikum bestimmte Eisenbahn von Stockton

nach Darlington, nachdem er bereits 1812 die erste Lokomotive für die Kohlenwerke von Darlington hergestellt hatte. Das älteste Projekt eines **Dampfhammers** der jetzt gebräuchlichen Art rührt von James Watt, dem Begründer des neuern Dampfmaschinenwesens, aus dem Jahr 1784 her, ohne daß dasselbe zur Ausführung kam; letzteres war auch der Fall mit einem Projekt von W. Deverell von 1806. 1838 oder 1839 lieferte James Nasmyth zu Patricroft bei Manchester Zeichnungen zu einem Dampfhammer, welcher durch den Mechaniker Bourdon zu Creusot in Frankreich ausgeführt wurde, worauf der Eigenthümer der dortigen Eisenwerke, Schneider, 1842 ein französisches Patent nahm. 1846 gab Condie dem Hammer eine veränderte Konstruktion. Das **Eisenschneidwerk** wurde 1618 Clement Dawbeny in England patentirt und um die Mitte des 18. Jahrh. auch in Deutschland bekannt. Die erste **Luppenquetsche** ist 1805 von John Hartop in England, Haswells **Preßhammer** seit 1862 angewandt. Agricola ist der erste, der mit der Gründung der Metallurgie auch dem Eisenhüttenwesen eine wissenschaftliche Form zu geben suchte. Zu Anfang des 18. Jahrh. folgten Réaumur und Swedenborg mit ihren Werken, in denen die Wichtigkeit des Eisenhüttenwesens zuerst gebührend anerkannt wurde, und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts verbreiteten Bergmann und Sveen v. Riemann das erste Licht sowohl über die Natur des Eisens, als auch über die bei seiner Gewinnung im großen angewandten Verfahrungsarten. Mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Chemie hielt nothwendig die Metallurgie gleichen Schritt. S. Tafel »Eisen I, II, III«.

Die **Eisenindustrie** hat in den letzten 30 Jahren einen ganz erstaunlichen Aufschwung genommen. Den Impuls dazu gaben direkt und indirekt die neuen Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Dampfschiffe. Die Eisenbahnen bedürfen pro Meile zu neuer Belegung allein 10,500 Ctr. Schienen und zur Erneuerung pro Jahr 1200 Ctr. Danach berechnet sich der jährliche Bedarf der vorhandenen Eisenbahnen auf 42 Mill. Ctr. und für den Neubau auf 31 Mill. Der leichtere Verkehr regte aber Bedürfnisse auf allen Gebieten an, und zur Befriedigung derselben bedurfte man in erster Linie der Maschinen, welche enorme Mengen von E. verbrauchten. Ueber die Produktion an Roh- und Schmiedeeisen unmittelbar aus Erzen liegen folgende Zahlen vor:

	Jahr	Menge	
Europa.			
England	1871:	134,664,277	Ctr.
Zollverein	1871:	33,296,042	"
Frankreich	1871:	23,620,000	"
Belgien	1871:	11,306,480	"
Oesterreich-Ungarn	1871:	8,492,122	"
Rußland	1871:	7,208,141	"
Schweden und Norwegen	1871:	6,138,349	"
Italien	1872:	1,474,180	"
Spanien	1866:	1,443,508	"
Schweiz	1872:	150,000	"
Erzeugte Roheisenmenge, annäherungsweise		227,793,099	Ctr.
Amerika.			
Vereinigte Staaten	1872:	46,000,000	Ctr.
Uebriges Amerika geschätzt		1,000,000	"
Asien.			
Japan	1871:	187,000	"
Uebriges Asien geschätzt		800,000	"
Afrika geschätzt		600,000	"
Australien geschätzt		200,000	"
Roheisenproduktion der Erde annäherungsweise		276,500,000	Ctr.

Von der Produktion des Zollvereins entfallen auf:

	Jahr	Menge	
Preußen	1871:	24,144,263	Ctr.
Bayern	1870:	959,151	"
Sachsen	1870:	255,060	"
Würtemberg	1871:	201,421	"
Thüringen	1870:	23,933	"
Anhalt	1870:	8,206	"
Hessen	1870:	244,886	"
Oldenburg	1870:	7,484	"
Braunschweig	1870:	421,333	"
Luxemburg	1870:	2,588,814	"
Elsaß-Lothringen	1872:	4,441,401	"

Legt man zur weitern Beurtheilung der Verhältnisse die mit großer Gründlichkeit erforschten neuesten Angaben über die preußische Eisenproduktion zu Grunde, so ergibt sich Folgendes.

Preußen producirte 1873: 31,478,041 Ctr. Roheisen, und davon wurden verwendet:

	Menge			Proc.
als Gießereiroheisen	2,002,728	Ctr.	=	6,3 Proc.
" Frischroheisen	22,461,223	"	=	71,4 "
" Rohstahleisen	6,023,005	"	=	19,1 "
" Gußwerk 1. Schmelzung	935,094	"	=	3,0 "
" Selbstverbrauch	55,991	"	=	0,2 "

Aus ausländischen Erzen wurden erblasen 2,123,912 Ctr., und die Zahl der Arbeiter betrug 36,520 Mann. Zu Gußwerk wurden in Preußen in 921 Kupolöfen, 4 Tiegelöfen, 3 Temperöfen und 96 Flammöfen verwendet:

Menge	
1,392,403 Ctr.	inländisches Roheisen
4,799,751 "	ausländisches "
1,980,722 "	altes Gußeisen
Zusammen 8,172,876 Ctr.	

An Gußwerk wurden daraus in zweiter Schmelzung erzeugt:

	Menge	
	3,142,346 Ctr.	Maschinentheile
	3,354,359 "	sonstige Gußwaaren
	238,519 "	Hartguß
	449,359 "	zu eigenem Bedarf
Zusammen	7,184,583 Ctr.	
Dazu obige	935,094 "	erster Schmelzung
Im ganzen also Gußwerk	8,119,677 Ctr.	

In ganz besonderem Aufschwung begriffen ist die Produktion des Rohstahleisens. Dieselbe ist außerordentlich wichtig durch die neue Methode der Stahlbereitung (Bessemer, Martin). Man verarbeitete 1873: 2,069,351 Ctr. Roheisen und Rohstahleisen zu 1,708,026 Ctr. Rohstahl und 5,540,632 Ctr. Rohstahl zu 4,370,752 Ctr. Gußstahl. Wie auf fast allen Gebieten, hat sich auch in der Eisenindustrie der Vortheil der Specialisirung klar herausgestellt. Diejenigen Länder, deren Werke sich bestimmten Specialitäten zuwenden, auf welche sie durch die Verhältnisse besonders angewiesen sind, nehmen im allgemeinen eine höhere Stellung ein. Das Streben, sich in solcher Weise zu beschränken, findet immer größere Verbreitung, und infolge dessen gestaltet sich der Stand der Eisenindustrie nicht nur auf einzelnen Werken, sondern in ganzen Ländern immer charakteristischer. Die Fortschritte in der Wissenschaft und Technik werden jetzt sehr schnell Gemeingut, und somit hängt es hauptsächlich von dem Vorkommen und der Beschaffenheit der Erze und Kohlen ab, welche Richtung die Eisenindustrie in den einzelnen Ländern einschlägt. Am günstigsten ist in dieser Hinsicht England situirt, und mit ihm rivalisirt Deutschland, welches gleichfalls große Schätze an Erzen und Kohlen besitzt. Oesterreich und Schweden sind reich an Erzen, ebenso Rußland, Amerika, Spanien und Italien; aber die beiden letzteren Länder überlassen die Ausbeutung ihrer Erze zum Theil fremden Händen. Weniger reich an Erzen und Kohlen ist Frankreich, doch macht es von dem Wenigen den besten Gebrauch. Oesterreich und Schweden zeigen in der Eisenindustrie eine gewisse Uebereinstimmung, insofern beide Länder vorzugsweise Holz als Brennmaterial benutzen müssen und mit großem

Eifer alle neueren Fortschritte sich angeeignet haben. Schweden steht in der Produktion zwar noch zurück; doch wird es, begünstigt durch vorzügliche Erze, in der Zukunft namentlich für die Stahlindustrie immer wichtiger werden. In den Vereinigten Staaten hat sich die Produktion in den letzten 10 Jahren verdoppelt; dennoch führt man bedeutende Mengen E. aus England, selbst aus Schweden ein. Nordamerika muß seine Erze theilweise sehr weit führen, um sie verarbeiten zu können, und ist in solchen Fällen auf die Verwerthung von Hämatiten und Magneteisensteinen beschränkt. Die Roheisenproduktion ist vorwiegend in Pennsylvanien bei Pittsburg koncentrirt.

Literatur: Sveen v. Riemann, Geschichte des Eisens, aus dem Schwedischen von Karsten (Liegn. 1814); Karsten, Handbuch der Eisenhüttenkunde (Halle 1816, 2 Thle.; 3. Aufl., Berl. 1841, 5 Bde.); Hartmann, Grundriß der Eisenhüttenkunde (das. 1852); Derselbe, Handbuch der Roh- und Stabeisenfabrikation (Leipz. 1853, 2. Aufl. 1857); Derselbe, Neueste Fortschritte der Roh- und Stabeisenfabrikation (das. 1857); Valerius, Handbuch der Roheisenfabrikation (deutsch bearbeitet von Hartmann, Freiberg 1851); Derselbe, Handbuch der Stabeisenfabrikation (das. 1845); Scheerer, Lehrbuch der Metallurgie (Braunschw. 1848—1853, 2 Bde.); Hartmann, Handbuch der Eisenhüttengewerbskunde (Leipz. 1860); Weniger, Praktischer Schmelzmeister (2. Aufl., Karlsbad 1860); Jullien, Handbuch der Eisenhüttenkunde (deutsch von Hartmann, Brüss. u. Leipz. 1861); Hartmann, Vademecum für den praktischen Eisenhüttenmann (3. Aufl., Hamm 1863); Derselbe, Fortschritte des metallurgischen Hüttengewerbes, Bd. 1—6 (Leipz. 1858—63), fortgesetzt von Ant. Kerpely unter dem Titel: Bericht über die Fortschritte der Eisenhüttentechnik, Bd. 1—7 (das. 1866—73); Kerl, Handbuch der Eisenhüttenkunde (2. Aufl., das. 1864); Dürre, Konstitution des Roheisens (das. 1868); Percy-Wedding, Ausführliches Handbuch der Eisenhüttenkunde (Braunschw. 1864—73, noch unvollendet); Wedding, Grundriß der Eisenhüttenkunde (Berl. 1871); Kerpely, Das Eisenhüttenwesen in Ungarn (Schemnitz 1872); Derselbe, Die Anlage und Einrichtung von Eisenhütten (Leipz. 1873); Derselbe, Das E. auf der Wiener Ausstellung (Schemnitz 1873); Stölzel, Metallurgie (Braunschw. 1865); Bell-Tunner, Ueber die Entwickelung und Verwendung der Wärme in Eisenhohöfen (Leipz. 1870); Kerl, Grundriß der Eisenhüttenkunde (das. 1875); Abhandlungen in: »Berg- und Hüttenmännische Zeitung« von Kerl und Wimmer; »Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen«; »Zeitschrift für das preußische Berg-, Hütten- und Salinenwesen«; »Kärnthener Zeitschrift« von Höfer; »Oesterreichisches Berg- und Hüttenmännisches Jahrbuch«; Wagners »Jahresbericht über chemische Technologie« u. a.

Eisenach, Hauptstadt des ehemaligen, seit 1741 zu Sachsen-Weimar gehörigen Fürstenthums Eisenach und des jetzigen Kreises gleichen Namens, in 221 Meter Meereshöhe am Nordwestende des Thüringer Waldes, wo die Hörsel und Nesse zusammenfließen, und am Knotenpunkte der Thüringer und der Werrabahn anmuthig gelegen und von sauberem, freundlichem Ansehen, hat 5 Vorstädte (darunter die Georgenvorstadt im W. und die Nikolaivorstadt mit dem schönen romanischen Nikolaithurm im O., welche nach den Bahnhöfen führt), ein 1742 erbautes großherzogliches Schloß am Markt (lange Jahre der Wohnsitz der Herzogin Helene von Orléans), 4 Kirchen (Georgenkirche am Markt) und (1871) mit Einschluß der Garnison (ein Bataillon Nr. 94) 13,967 Einw. (darunter 200 Katholiken, 220 Juden). Eine halbe Stunde entfernt erhebt sich im S. der Stadt die Wartburg (s. d.). E. ist Sitz des Appellationsgerichts für das Großherzogthum, für das Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha und die Fürstenthümer Schwarzburg und Reuß sowie eines Kreis- und eines Stadtgerichts, besitzt ein Gymnasium (bis 1707 lateinische Schule, die bekanntlich Luther besuchte), eine Realschule erster Ordnung, Forstakademie, freie Zeichen-, freie Gewerken-, höhere Töchterschule, ein Landschullehrerseminar (seit 1817), ein Leihhaus, Landkrankenhaus und eine Korrektionsanstalt. Die Bewohner haben sich von jeher durch Gewerbfleiß ausgezeichnet. Schon als die Landgrafen von Thüringen auf der Wartburg Hof hielten, war die Wollweberei in Flor, die jetzt freilich nur noch wenige Stühle beschäftigt. Gegenwärtig bilden neben den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben Leder- und Farbenfabrikation sowie Kammgarnspinnerei die hauptsächlichsten Erwerbszweige; auch eine Fabrik für Thonwaaren (etrurische Vasen und mittelalterliche Gefäße) und eine andere für Alabastergefäße haben großen Ruf. Der Verkehr hat sich durch die Eisenbahnen sehr gehoben. E. ist eine viel benutzte Eingangspforte nach dem Thüringer Wald und zur schönen Jahreszeit von Touristen und Sommergästen oft überfüllt, für die durch Pensionshäuser im nahen Marienthal gesorgt ist. E. (Isenacum), eine der ältesten Städte Thüringens, ward 1070 von Ludwig dem Springer etwas südlich von einem ältern, durch Feuer zerstörten Ort angelegt, dessen Ursprung die Sage in die Zeiten Attila's versetzt. Im Mittelalter ist seine Geschichte mit der der Wartburg eng verflochten. Von 1596—1741 war die Stadt Residenz einer ernestinischen Herzogslinie. Am 1. Sept. 1810 ward sie durch das Auffliegen mehrerer französischen Pulverwägen arg beschädigt, woran noch heute ein öffentlicher Brunnen, nahe dem Gasthof zum »Halben Mond«, mit dem Namen Explosionsbrunnen, erinnert. Am 6. und 7. Okt. 1872 fand in E. die oft genannte Eisenacher Konferenz, eine Zusammenkunft deutscher der Richtung der sogen. Kathedersocialisten angehörigen Nationalökonomen, Publicisten, Abgeordneten ꝛc., statt, welche die Begründung einer neuen, der Theorie des Volkswirtschaftlichen Kongresses entgegentretenden socialistischen Partei beschloß, und aus der 1873 ein »Verein für Socialpolitik« hervorging. — Die Umgebung bietet außer der Wartburg noch manche reizende Partien, so die Kartause, den Eichel'schen Garten, das Roese'sche Hölzchen mit dem Mädelstein und der Felsengruppe »Mönch und Nonne«, das liebliche Marien- und das enge, felsige Annenthal, Wilhelmsthal, die Landgrafenschlucht ꝛc. E. ist die Geburtsstadt von J. Seb. Bach (Geburtshaus am Frauenplan) sowie Sterbeort des Humoristen Fritz Reuter (gest. 1874); mehrere namhafte Dichter und Schriftsteller haben zur Zeit ihren Wohnsitz daselbst. Vgl. Schwerdt und Jäger, E. und die Wartburg (2. Aufl., Eisen. 1871).

Das ehemalige Fürstenthum E. umfaßte mit Inbegriff der hennebergischen Aemter Lichtenberg und Kaltennordheim, der fuldaischen Distrikte Geisa und Dermbach, der hessischen Aemter Vacha, Frauensee und Völkershausen und des ritterschaftlichen Amts Lengsfeld 1211 QKilom. (22 QM.) mit mehr

als 80,000 Einw. Es theilte die Schicksale Thüringens und kam bei der Theilung von 1485 an die ernestinische Linie, bei der es verblieben ist. Der jüngere Sohn Johann Friedrichs des Mittlern, Johann Ernst, stiftete 1596 die ältere Linie E., welche aber mit ihrem Stifter 1638 ausstarb; der siebente Sohn des Herzogs Johann von Weimar, Albrecht, 1640 die mittlere Linie E., welche ebenfalls mit dem Tod ihres Stifters 1644 erlosch. Georg, der fünfte Sohn des Herzogs Wilhelm von Weimar, stiftete 1672 die jüngere Linie E., die auch nicht von langer Dauer war, da sie mit Herzog Heinrich, dem Enkel des Stifters, 1741 erlosch. Seit 1815 bildet das Fürstenthum nebst einigen hinzugekommenen fuldaischen und hessischen Parcellen den Kreis E., der 1871 auf 1222 QKilom. (22,2 QM.) 84,298 Einw. zählte und in administrativer Beziehung in die zwei Verwaltungsbezirke E. und Dermbach getheilt ist.

Eisenalaun (schwefelsaures Eisenoxydkali) $Fe_2 3SO_4, K_2SO_4 + 24H_2O$, ein dem gewöhnlichen Alaun analog zusammengesetztes Doppelsalz, in welchem die Thonerde durch Eisenoxyd vertreten ist. Man erhält es, wenn man eine wässerige Lösung von 28 Th. schwefelsaurem Eisenoxydul mit 5 Th. Schwefelsäure versetzt, dann mit Salpetersäure oxydirt und 8,75 Th. schwefelsaures Kali zusetzt. Der E. krystallisirt in farblosen Oktaëdern, beschlägt meist schon beim Liegen an der Luft mit einem gelben Pulver und zerfällt beim Erhitzen (auch in Lösung) leicht in ein basisches Doppelsalz, neutrales schwefelsaures Eisenoxyd und Schwefelsäure. Die in dieser Weise zersetzte Lösung gibt erst wieder nach längerer Zeit und nach Zusatz von Schwefelsäure Krystalle von E. Der entsprechende Ammoniakeisenalaun krystallisirt viel leichter, ist viel beständiger und als Ferrum sulfuricum oxydatum ammoniatum officinell. In der Färberei braucht man ihn als vollkommen neutrales Eisenoxydsalz.

Eisenasbest (Eisenamianth), Kieselsäure, welche sich in Hohöfen in Fugen des Sohlsteins, in Höhlungen der Gestellmasse und in Eisensauen als schneeweiße, seidenglänzende Masse sammelt.

Eisenbahnabgaben. Die Eisenbahnen unterliegen in der Regel allen Staats- und Kommunalsteuern, für welche die gesetzlichen Voraussetzungen bei ihnen vorhanden sind. Bei der Erhebung dieser Steuern kommt zunächst die Person des Bahneigenthümers in Betracht. Ist der Staat Besitzer, so unterbleibt füglich die Zahlung der Staatssteuern; eine Veranschlagung derselben muß aber da stattfinden, wo die gewerblichen Unternehmungen des Staats nach dem Staatssteuerfuß zur Entrichtung lokaler Abgaben herangezogen werden. Mehrbelastungen oder Steuerbefreiungen der Privateisenbahnen sind nicht gerechtfertigt, weil sie dem Grundsatz der gleichmäßigen Besteuerung zuwiderlaufen. Wo die Auferlegung besonderer Lasten oder die Zuwendung besonderer Vortheile als nothwendig angesehen wird, geschieht dieselbe besser in den Specialgesetzen oder Koncessionen (s. Eisenbahnkoncessionen), welche für die Anlage von Eisenbahnen erforderlich sind. Dieser Weg ist auch in allen Ländern eingeschlagen worden. In Preußen ist daneben durch die Gesetze vom 30. Mai 1853 und 16. März 1867 eine Eisenbahnabgabe eingeführt worden, wogegen die Eisenbahnen von der Entrichtung der von allen anderen Aktiengesellschaften zu zahlenden Gewerbesteuer befreit sind. Diese Abgabe ist eine Progressivsteuer, welche von den ersten 4 Proc. des Reinertrags mit 1/40, vom fünften Procent noch außerdem mit 1/20, vom sechsten Procent mit 1/10 und von dem weitern Reingewinn mit 1/5 desselben erhoben wird. Der Ertrag derselben sollte ursprünglich zur Amortisation der in den Eisenbahnunternehmungen angelegten Kapitalien durch freihändigen Ankauf von Stammaktien dienen, um auf diese Weise allmählich den Uebergang der Privatbahnen in das Eigenthum des Staats zu bewirken. Diese Amortisation ist durch das Gesetz vom 21. Mai 1859 beseitigt. Seitdem und auch nach dem neuen Eisenbahnsteuergesetz vom 16. März 1867 fließt der Ertrag der E. in die Staatskasse zu allgemeinen Staatsausgaben. Im Etat für das Jahr 1874 war derselbe auf 2,040,000 Thlr. veranschlagt.

Eisenbahnabtheilung, s. Generalstab.

Eisenbahnakademie. Die Thatsache, daß es an geeigneten Bildungsstätten für Eisenbahnbetriebsbeamte fehlt, hat den Gedanken hervorgerufen, diesem Mangel durch die Errichtung besonderer Eisenbahnakademien abzuhelfen. Dieselben sollen sich zur Aufgabe machen, junge Männer, welche sich der Eisenbahnkarrière widmen wollen, in einer Weise für dieselbe auszubilden, wie dieses die technischen Hochschulen wegen ihrer mannigfaltigen Aufgaben in anderen Richtungen nicht vermögen. Im Deutschen Reich ist die Errichtung einer E. bereits beschlossener Plan. Die Lehrgegenstände in derselben würden selbstverständlich nicht nur den Eisenbahnbetrieb im Speciellen betreffen, sondern auch für Ausbildung in verwandten Zweigen sorgen. In welchem Grade dies geschieht, wird jedoch davon abhängen, in welcher Weise sich die Eisenbahnakademien an andere Lehranstalten anreihen werden.

Eisenbahnamt. Die wachsende Wichtigkeit der Eisenbahnen und die stets mannigfaltiger werdenden Beziehungen derselben zu dem Staat sind Veranlassung geworden, besondere Behörden (Eisenbahnämter) zu schaffen, denen die Aufgabe obliegt, die Beziehungen des Staats mit den Eisenbahnverwaltungen zu pflegen und über die Ausführung der die Eisenbahnen regelnden Gesetze zu wachen. Für das Deutsche Reich wurde 16. Sept. 1873 ein E. geschaffen. Demselben steht die Kompetenz zu: 1) das dem Reich zustehende Aufsichtsrecht über das Eisenbahnwesen wahrzunehmen; 2) für die Ausführung der in der Reichsverfassung enthaltenen Bestimmungen sowie der sonstigen auf das Eisenbahnwesen bezüglichen Gesetze und verfassungsmäßigen Vorschriften Sorge zu tragen; 3) auf Abstellung der in Hinsicht auf das Eisenbahnwesen hervortretenden Mängel und Mißstände hinzuwirken. Dasselbe ist berechtigt, innerhalb seiner Zuständigkeit über alle Einrichtungen und Maßregeln von den Eisenbahnverwaltungen Auskunft zu fordern oder nach Befinden durch persönliche Kenntnisnahme einzuziehen und hiernach das Erforderliche zu veranlassen. In Bezug auf die deutschen Privateisenbahnen stehen dieser Reichseisenbahnamtsbehörde dieselben Befugnisse zu, welche den Aufsichtsbehörden der betreffenden Bundesstaaten beigelegt sind. Seit seinem Bestehen hat das deutsche Reichseisenbahnamt als seine wesentlichste Aufgabe die Ausarbeitung eines Reichseisenbahnamtsgesetzes (s. Eisenbahnrecht) betrachtet. Es hat ferner die Verhandlungen über das Verhältnis der Eisenbahnen zur deutschen Reichs-, Militär-, Telegraphen- und Postverwaltung zum Abschluß gebracht. Sodann ist das Eisenbahnbetriebsreglement nach Anhörung von Delegirten des

Handelsstands abgeändert worden. Eine Signalordnung wurde entworfen. Die Eisenbahnstatistik erhielt durch das E. werthvolle Beiträge. Dasselbe veröffentlichte periodische Nachweisungen der auf den deutschen Eisenbahnen vorgekommenen Zugverspätungen und verfehlten Anschlüssen. Im Jahr 1874 sind im ganzen 796 Beschwerden eingelaufen; hiervon wurden 132 als begründet anerkannt, 83 auf den Rechtsweg verwiesen, 229 als unbegründet zurückgewiesen, 172 wegen mangelnder Zuständigkeit nicht untersucht; die übrigen fanden anderweitige Erledigung oder dienten als Material für organisatorische Zwecke. Die Eisenbahnämter sind eine Nachahmung der Eisenbahnabtheilung des englischen Handelsamts. Sie haben auch in einigen anderen Ländern, z. B. in der **Schweiz**, Eingang gefunden und werden in noch anderen eingeführt werden, so in **Oesterreich**. Das österreichische E. wird drei Abtheilungen enthalten, nämlich für Bau, Betrieb und Rechnungswesen der Eisenbahnen. Es wird eine neue Sektion des Handelsamts bilden und alle eingehenden Eisenbahnprojekte zu prüfen haben. Zur Seite wird ihm eine Generalinspektion als Exekutive stehen. Endlich wird dem österreichischen E. eine Baudirektion koordinirt werden, welche den Bau der Staatsbahnen zu überwachen hat.

Eisenbahnanleihen. Da die Staatskasse nur selten und nur für kleinere Bahnunternehmungen hinreichende Baarmittel in Händen hat, müssen die Staatsbahnen in der Regel mit Zuhülfenahme erborgter Kapitalien erbaut werden. Die Aufnahme von Staatseisenbahnanleihen ist unabhängiger vom jeweiligen Stande des Geldmarkts als diejenige von Anleihen für Privatbahnen. Die Möglichkeit oder Leichtigkeit, eine Eisenbahnanleihe aufzunehmen, hängt indessen wesentlich von dem Kredit des bezüglichen Staats ab. Die Frage ist berechtigt, ob der Bau von Staatseisenbahnen mit baaren Mitteln nicht demjenigen mit Hülfe von E. vorzuziehen sei. Wo es sich nicht um Bahnen für strategische Zwecke, sondern lediglich um Beförderung der Wirtschaft des Volks handelt, hätte man jedenfalls oft besser daran gethan, den erstern Weg zu wählen. Wo es sich um die Vertheidigungsfähigkeit des Landes handelt, müssen freilich alle anderen Rücksichten schweigen; wo aber die wirtschaftlichen Interessen die ausschlaggebenden sind, hätte man in vielen Fällen vorsichtiger sein und lediglich nur solche Staatsbahnen mit Hülfe von E. bauen sollen, deren Nothwendigkeit für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes ganz außer Zweifel ist. Hätte man die Eisenbahnen, deren Wichtigkeit erst in zweiter Linie steht, ausschließlich aus bereits verfügbaren Mitteln des Staats oder aus den Erträgnissen besonderer Eisenbahnsteuern gebaut, so würde man sicher die Gefahr vermieden haben, welcher mehr als ein Staat unterlag, der Gefahr nämlich, eine ungeheure Schuldenlast auf sich zu wälzen, welche in keinem Verhältnis zu dem Vortheil steht, der aus den zum Theil überflüssigen Bahnen entspringt, welche diese Schuldenlast veranlaßten. Ein sehr großer Theil aller existirenden E. wurde durch südamerikanische Staaten auf den europäischen Geldmarkt gebracht. Die E. dieser Staaten sind ein Beispiel dafür, wie Staaten durch plötzliche Zuführung großer Geldmittel zur Verschwendung verführt werden können. Von diesen Geldmitteln, die sich auf ungeheure Summen belaufen, wurde nur ein sehr geringer Theil wirklich zu Eisenbahnbauten verwandt, während ein bei weitem größerer zu Deckung der Kosten der Aufbringung der Anleihen und zu anderen Zwecken dienten, die nichts weniger als wirtschaftlich waren. Die E. dieser Gattung südamerikanischer Staaten, unter denen sich besonders Honduras, San Domingo und Paraguay auszeichneten, bilden den schwärzesten Theil der Geschichte der E. Die hierauf bezüglichen Vorgänge haben jüngst im englischen Parlament Anlaß zu eingehenden Verhandlungen über die E. fremder Staaten im allgemeinen gegeben. Indessen ist in allen Ländern die Ueberzeugung durchgedrungen, daß es nicht die Aufgabe des Staats sei, Schuldforderungen der eigenen Bürger an fremde Staaten mittels Waffengewalt einzuziehen.

Eisenbahnaxbrüche, ein im hohen Grade wichtiges Moment für die Eisenbahnunfälle im allgemeinen. In dieser Erkenntnis hat man in neuerer Zeit in hervorragendem Maß die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, in welcher Zahl und aus welchen Gründen sich E. ereignen. So führt z. B. der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen eine sehr genaue Statistik über die E. und alle begleitenden Umstände. In dieser Statistik wird nicht nur die Fabrik berücksichtigt, welche die gebrochene Axe lieferte, sondern auch der Monat, in welchem sich der Axbruch ereignete (um auch den Einfluß der Witterung in Berechnung zu ziehen), der Name der Bahn und der Bahnstrecke, die zurückgelegte Meilenzahl der gebrochenen Axen, das Material und die Erzeugungsart der Axen, die Gattung der Axe und des Fahrzeugs, die Gattung des Zugs sowie dessen Geschwindigkeit zur Zeit des Bruchs, die Folgen des Bruchs, der Ort der Bruchfläche, die Beschaffenheit der Bruchfläche, die Belastung des Axzapfens bei normaler Benutzung des Fahrzeugs, die Belastung der Axen zur Zeit des Bruchs, das Gewicht der Räderpaare und der Axen, der Durchmesser der Räder und die Ursache der Brüche. Um ersichtlich zu machen, in welcher Zahl sich E. zu ereignen pflegen, geben wir die folgende Statistik (Tabelle S. 929), welche sich auf die im Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen befindlichen Eisenbahnen bezieht und wegen des Umfangs dieses Vereins für die deutschen Eisenbahnen im allgemeinen maßgebend ist. Um die E. möglichst einzuschränken, haben sich die meisten Eisenbahnverwaltungen, welche ihre Wägen auszutauschen pflegen, gegenseitig verpflichtet, ihre Eisenbahnaxen nach Zurücklegung einer gewissen Meilenzahl zurückzustellen.

Eisenbahnbataillon, in Preußen Friedensstamm für die bei der Mobilmachung des Heers aufzustellenden Feldeisenbahnformationen, wurde 1. Okt. 1871 analog den Pionierbataillonen zu 500 Köpfen in 4 Kompagnien aufgestellt. Es gehört in rein militärischer Beziehung zum Gardekorps, für seine technische Ausbildung und Beschäftigung ist es dem Chef des Generalstabs der Armee unterstellt. Seinen Ersatz erhält es aus dem ganzen Staat in bestimmtem Verhältnis aus den dienstpflichtigen Beamten und Arbeitern aller Theile des Eisenbahnwesens und Handwerkern, wie Eisenarbeiter, Zimmerleute und Bergleute. Als Einjährig-Freiwillige darf das Bataillon nur Eisenbahnbau- und Maschinen-Techniker annehmen. Das Officierkorps ist aus geeigneten Officieren des Heers, namentlich des Ingenieurkorps, zusammengesetzt. Für die Aufstellung der mobilen Formationen sind außer den im Bataillon selbst ausgebildeten Officieren und Mannschaften beurlaubten Standes alle noch dienstpflichtigen, im Eisenbahndienste stehenden Techniker, Beamte und ständigen Arbeiter der Reserve und Landwehr des Bataillons überwiesen. Der technische Dienst desselben besteht in theoretischer

Uebersicht der Axbrüche im Gebiete des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen:

Jahr	Vorgekommene Axbrüche bei (eigenen)				Bestand der				Zurückgelegte		
									Meilen bei Lokomotive und Tender	Axmeilen bei	
	Lokomotiven	Tendern	Personenwägen	Lastwägen	Lokomotiven	Tender	Personenwägen	Lastwägen		Personenwägen	Lastwägen
1863	28	25	2	120	4510	4149	9035	87,878	11,989,706	88,789,753	386,241,879
1864	39	37	4	171	4768	4397	9714	93,426	13,440,281	94,766,912	452,097,769
1865	50	55	4	117	5058	4614	10,220	100,866	14,497,089	97,329,509	491,971,588
1866	29	42	6	136	5297	4904	10,602	110,271	15,941,694	103,896,401	542,095,418
1867	29	63	4	144	5814	5354	11,383	121,697	18,107,090	115,434,456	594,524,804
1868	42	61	2	134	6375	5897	12,353	133,288	19,969,566	125,404,284	670,459,624
1869	25	66	12	167	7072	6525	13,458	148,670	22,100,850	141,373,742	724,454,358
1870	25	[illegible]	4	104	7732	7021	15,066	164,636	23,681,174	141,064,010	754,977,308
1871	20	61	17	160	8731	8010	16,920	188,065	33,981,291	174,128,381	943,399,029

Jahr	Verhältnis zwischen den Axbrüchen und den				Verhältnis zwischen den Axbrüchen und den			
					Meilen bei		Axmeilen bei	
	Lokomotiven	Tendern	Personenwägen	Lastwägen	Lokomotiven	Tendern	Personenwägen	Lastwägen
1863	1 : 161	1 : 166	1 : 4518	1 : 732	1 : 428,204	1 : 479,588	1 : 44,394,877	1 : 3,218,682
1864	1 : 122	1 : 119	1 : 2428	1 : 546	1 : 344,623	1 : 363,251	1 : 23,691,728	1 : 2,643,847
1865	1 : 101	1 : 84	1 : 2555	1 : 862	1 : 289,941	1 : 263,583	1 : 24,332,377	1 : 4,204,885
1866	1 : 183	1 : 117	1 : 1767	1 : 811	1 : 549,713	1 : 379,564	1 : 17,316,067	1 : 3,985,996
1867	1 : 200	1 : 85	1 : 2846	1 : 846	1 : 624,383	1 : 287,414	1 : 28,858,614	1 : 4,128,644
1868	1 : 152	1 : [illegible]	1 : 6177	1 : 994	1 : 475,466	1 : 346,538	1 : 62,702,142	1 : 5,003,430
1869	1 : 283	1 : 99	1 : 1122	1 : 890	1 : 884,034	1 : 334,861	1 : 11,781,145	1 : 4,338,050
1870	1 : 309	1 : 213	1 : 3766	1 : 1583	1 : 947,246	1 : 717,611	1 : 35,266,002	1 : 7,259,397
1871	1 : 437	1 : 131	1 : 995	1 : 1175	1 : 1,699,065	1 : 557,070	1 : 10,243,434	1 : 5,896,244

Anweisung und praktischer Einübung des Baues und Betriebs von Bahnen, der Einrichtung von Telegraphenleitungen und in Zerstörung solcher Anlagen. Einzelne Detachements und Kompagnien des Bataillons haben alljährlich an Neubauten, Herstellungen, Bahnhofserweiterungen ꝛc. verschiedener Bahnen theilgenommen; 1874 ist demselben der Bau einer 47 Kilom. langen Militärbahn von Berlin nach dem neu angelegten Artillerie-Schießplatz bei Zossen und vom Sommer 1875 an der Betrieb dieser Linie mit drei Stationen bei Berlin, Zossen und auf dem Schießplatz selbständig übertragen. In Bayern besteht zu gleichem Zweck wie das E. eine Eisenbahnkompagnie. Die Eisenbahntruppen nicht deutscher Staaten s. bei deren Heerwesen. Vgl. Feldeisenbahnwesen.

Eisenbahnbauordnungen, staatliche Vorschriften, welche die beim Bau von Eisenbahnen zu befolgenden Grundsätze aufzustellen pflegen. Die augenblicklich in Kraft stehenden E. stammen indessen zumeist aus einer Zeit her, in welcher die Bedürfnisse und die technischen Mittel zur Befriedigung derselben bei weitem andere als diejenigen der Gegenwart waren. Sie werden daher in mehreren Staaten binnen kurzem einer gründlichen Revision unterzogen werden.

Eisenbahnbetriebskommissäre, in Oesterreich Beamte, denen die Aufgabe zufällt, den Eisenbahnbetrieb der Privatbahnen zu überwachen. Dieselben haben die ihnen zur Ueberwachung zugetheilten Betriebsstrecken periodisch zu bereisen und darüber Berichte an die Generalinspektion zu liefern (s. Eisenbahnamt).

Eisenbahnbillete, Quittungen über die für eine bestimmte Eisenbahnroute bezahlte Personentransporttaxe, welche zugleich als Legitimation zur Fahrberechtigung dienen. Es sind entweder Zettel, welche den Namen des Anfangs- und Endpunkts der Reise und oft auch den Preis der Fahrt enthalten. Dazu kommt der bei der Kasse erfolgende Bahnstempel und bei der Verausgabung durch den Billeteur noch ein weiterer Stempel, welcher Datum und fortlaufende Nummer enthält. Oder es sind steife Kärtchen (Edmondson'sches Billetsystem), auf welchen nichts als der Abgangsort und Bestimmungsort, Preis (auch nicht überall, z. B. in Oesterreich) und Fahrnummer gedruckt ist, und die mittels einer Maschine fortlaufend numerirt werden. Mit Hülfe einer solchen von Edmondson erfundenen Maschine kann ein Billeteur 1400 Karten in der Stunde stempeln. Diese Billete werden entweder vor der Abfahrt beim Eintreten in die Wagenhalle und im Wagen selbst oder während der Fahrt kontrollirt; die Zettelbillete durch Abnahme der Koupons, die Kartonbillete durch Einzwicken. Die Fahrbillete geben nach dem deutschen Betriebsreglement Anspruch auf die entsprechende Wagenklasse, so weit in dieser Plätze vorhanden sind, resp. beim Wechsel der Wägen vorhanden bleiben. Ist dieses nicht der Fall, so können die Billete gegen Erstattung des dafür gezahlten Betrags zurückgegeben oder gegen Billete anderer Klassen, in welchen noch Plätze vorhanden sind, unter Ausgleichung des Preisunterschieds ausgetauscht werden. Jedenfalls haben die mit durchgehenden Billeten ankommenden Reisenden den Vorzug vor den neu hinzutretenden. Auf Zwischenstationen kann ein Uebergehen auf Plätze einer höhern Klasse nur gegen Zukauf eines neuen Billets beansprucht werden. — Der Umtausch eines schon gelösten Billets höherer Klasse gegen ein solches niederer Klasse ist nur dann zuläßig, wenn in der höhern Klasse keine Plätze mehr frei sind. Eine Abtretung der E. ist gewöhnlich nicht ausdrücklich verboten, aber wesentlich erschwert. Die Arten der E. sind verschieden: außer den gewöhnlichen Fahrbilleten gibt es solche für Hin- und Herfahrt (Retourbillete), in Deutschland zuerst in Würtemberg anfangs der 60er Jahre eingeführt; ferner Zeitbillete (Saisonbillete), welche nur für eine bestimmte Jahreszeit gültig sind; Rundreisebillete, welche Aufenthalt unterwegs gestatten; sonst gibt es auch wohl Kinderbillete, Soldatenbillete zu ermäßigten Preisen.

Bezüglich der Farbe besteht wenigstens innerhalb Deutschlands noch keine Einheit. Neuerlich trägt man sich im Schoß des deutschen Reichseisenbahnamts mit dem Plan, die Farben der Fahrbillete mit den bezüglichen Farben der Fahrkoupé's in

Uebereinstimmung zu bringen. Auch sonst sind Reformvorschläge für das Eisenbahnbilletkassenwesen laut geworden, welche eine größere Erleichterung des reisenden Publikums beabsichtigen, insbesondere dasselbe von den Eisenbahnkassen emancipiren wollen. Vgl. Reißler, Eine vereinfachte Personenexpedition bei Eisenbahnen (Wien 1874); C. Astfalck, Die Mängel des bestehenden Rundreise- und Kouponbilletsystems (als Manuskript gedruckt, Köln 1875).

Eisenbahncentralabrechnungsbüreau, Name eines österreich. Instituts, welchem mit verschwindenden Ausnahmen alle österreichischen Eisenbahnen beigetreten sind, und welches die Abrechnungen der Eisenbahnen unter einander besorgt. Dieselben waren in neuerer Zeit infolge dieser Einrichtung schon gegen Ende des dem Abrechnungsmonat nächstfolgenden zweiten Monats beendigt. Der Dienst des Eisenbahncentralabrechnungsbüreau's zerfällt in den Revisions-, Abrechnungs- und den mit der Revision und Abrechnung verbundenen Korrespondenzdienst. Das Personal des Eisenbahncentralabrechnungsbüreau's bestand am Anfang des Jahrs 1874 aus mehr als 200 Beamten. Mit dem E. in Verbindung steht die Centralsaldirungsstelle. Durch diese wurde der unmittelbare Baarausgleich zwischen den einzelnen österreichischen Bahnen entbehrlich gemacht, so daß gegenwärtig jede Bahnverwaltung monatlich nur Eine Zahlung zu leisten oder zu empfangen hat, während sie ehedem monatlich so viele Zahlungen zu leisten und zu empfangen hatte, als Bahnen mit ihr im direkten Verkehr standen. Im Jahr 1873 wurden nicht weniger als 487 Debetsaldi im Gesammtbetrag von rund 10,700,000 Gulden eingezahlt und 353 Kreditsaldi im gleichen Gesammtbetrag ausbezahlt. Nach dem bezüglichen Regulativ sollen die Debetsaldi binnen acht Tagen nach erfolgter Versendung der Abrechnungen eingezahlt werden, während die Kreditsaldi sofort nach Ablauf dieser Frist behoben werden können.

Eisenbahncentralsaldirungsstelle, s. Eisenbahncentralabrechnungsbüreau.

Eisenbahnclearinghouse, in London befindliches Institut, welches dem Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen entspricht und seine Maßnahmen auf ungefähr dieselben Zwecke richtet wie dieser. Uebrigens stehen dem E. auch Befugnisse zu, welche in die Aufgaben des österreichischen Eisenbahncentralabrechnungsbüreau's (s. d.) fallen. Vgl. auch Eisenbahnverbände.

Eisenbahnen (Schienenwege, engl. Railway, Railroad, franz. Chemin de fer, Voie ferrée; ital. Strada ferrata oder di ferro, Ferrovia; span. Camino de hierro oder Ferrocarril), Straßen oder Fahrbahnen, die aus parallelen Reihen eiserner Geleise bestehen, auf denen sich hierzu besonders eingerichtete Fuhrwerke durch eine Triebkraft (Pferde, Luftdruck, Eigengewicht, Dampf) bewegen lassen.

A. Entwickelung und gegenwärtiger Stand der E. Die Anlage von E. entwickelte sich zuerst da, wo starker Verkehr auf schmalen Straßen stattfand, die Räder daher immer auf derselben Linie hinrollten, infolge dessen tiefe Geleise einschnitten und die Straße unbrauchbar machten, während die übrigen Theile derselben durch die Räder unberührt blieben. Diese Spuren unterstützte man mittels Bohlen oder Balken, auf denen man die Räder dahinrollen ließ. Diese Bohlen erhielten bald Spuren oder Ränder. Hauptsächlich machten die Bergwerke mit ihren engen Pfaden die Anlage solcher Spuren nothwendig. Dieselben sind seit uralter Zeit im Gebrauch, kannten doch schon die Alten Steingeleise. Im Jahr 1650 begann man in England Spurwege aus den Kohlengruben und Steinbrüchen auf größere Strecken nach den Seehäfen hinzuführen und diejenigen, welche der Abnutzung am meisten ausgesetzt waren, mit schmiedeeisernen Stücken zu benageln. Diese Holzbahnen bestanden aus sorgfältig gesägten Hölzern, die auf anderen Querhölzern in einer Entfernung von etwa 1 Meter ruhten und mit Holzdübeln befestigt waren. Auf den ersten rollten die Räder der Wägen. Um sie haltbarer zu machen, nagelte man schwächere Bohlen auf dieselben und wechselte bei der Abnutzung nur diese, ohne das Gerüst zu erneuern. Der Raum zwischen dem Holzwerk ward mit Asche oder Kies so hoch als möglich ausgestampft. Auf diesen Holzspuren bewegten sich kleine von Pferden gezogene Wägen auf gußeisernen Rollen mit Spurkränzen. Jeder dieser Karren hielt 40—60 Ctr. Kohlen. Wo die Steigung stark oder eine Krümmung vorhanden war, wurde die Spur mit dünnem Eisen benagelt. Fast alle Bahnen senkten sich von der Grube nach der See, so daß die Pferde zurück nur die leeren Wägen zu ziehen hatten. Die Wägen schütteten sich, über dem Schiff angelangt, von selbst aus. Auch Hemmzeuge, wie unsere Bremsen, waren schon damals im Gebrauch. Obwohl es nahe lag, von den Holzspuren zu den dauerhafteren eisernen überzugehen, so wurde man doch erst durch einen Zufall auf den großen Vortheil der Eisenspuren hingewiesen. Im Jahr 1767 waren nämlich die Eisenpreise so niedrig, daß sich das Eisenwerk Colebrook-Dale veranlaßt sah, eine bedeutende Menge vorräthigen Roheisens in Plattenform zu bringen, mit Nagellöchern zu versehen und einen der Spurwege des Werks so lange, bis sich Gelegenheit zu vortheilhafterem Verkauf des Eisens finden würde, damit zu belegen. Da sich nun bald zeigte, daß auf solchen Wegen die Last, welche ein Pferd bewegen konnte, groß und die Unterhaltung wenig kostspielig sei, so ward beschlossen, diese Eisenplatten nicht nur liegen zu lassen, sondern noch andere derartige Bahnen anzulegen. Von diesen Colebrook-Dale-Schienen, welche eine konkave Oberfläche hatten, kamen indeß die Räder, welche keine Spurkränze besaßen, leicht ab, weshalb man 1776 den Schienen an ihrer innern Seite Erhöhungen gab, wodurch die Karren am Geleis festgehalten wurden. Diese Schienen waren unmittelbar auf Langhölzer befestigt, welche wieder auf Querhölzern ruhten. Im Jahr 1793 ersetzte Josua Burns auf der Lawson-Minebahn bei Newcastle die Holzunterlagen durch Steinblöcke und ließ auf diesen die Schienen mittels eiserner Nägel und Holzdübel befestigen. Um an Eisen zu sparen und den Schienen die gehörige Tragfähigkeit zu geben, vergrößerte man nach der Mitte hin deren Höhe, indem man deren untere Begrenzungslinie nicht gerade, wie die obere, machte, sondern nach der Linie eines Fischbauchs krümmte. Die sogen. Fischbauchschienen fanden zuerst im Jahr 1800 Anwendung durch John Outram auf der Little-Eaton-Eisenbahn in Derbyshire und in größerer Ausdehnung auf den Bahnen zwischen den Schieferbrüchen in Schottland. Erst einige Jahre später fanden die Schienen in der Form, die sie bis jetzt im allgemeinen beibehalten haben, Anwendung in den Kohlenminen Nordenglands. Diese Schienen waren in Stücken von 1—1,5 Meter Länge gegossen und griffen an den Enden, wo sie auf gußeisernen Stühlen ruhten, über einander. In diesen Stühlen waren sie mit einem

durchgehenden Bolzen befestigt; während jene mit Holzdübeln und eisernen Nägeln auf den Steinblöcken festgehalten wurden. Die erste Eisenbahn, die als solche 1801 koncessionirt wurde, war die Surreybahn. Eine zweite von Llanely nach Garrey wurde 1802 und eine dritte von Croydon nach Godstone in demselben Jahr koncessionirt. Mit Zunahme der Lasten und der Schnelligkeit, womit dieselben transportirt wurden, zeigte sich das Gußeisen wegen seiner Sprödigkeit zur Konstruktion von Schienen weniger geeignet; man richtete daher bald das Augenmerk auf das zähere, weniger dem Bruch ausgesetzte Schmiedeeisen, welches man seit 1808 auf einigen Bahnen zu Schienen verwendet, die man aber noch mit rechteckigem Querschnitt versah, da die Technik damals noch nicht verstand, die Schienen in besserer Form zu walzen. Erst 1820 wurden die ersten Schienen mit der Querschnittsform eines Pilzes durch John Berkinshaw auf dem Bedlington-Eisenwerk bei Durham in einer Länge von 4,5 Meter gewalzt. Diese Schienen legte man in gußeiserne Stühle und befestigte diese auf Blöcken oder Querschwellen, wodurch die Grundlage für alle seitdem in Aufnahme gekommenen Oberbausysteme gewonnen war. Die Fuhrwerke waren, so lange sie auf gußeisernen Schienen liefen, klein; die Lasten wurden auf größere Längen vertheilt, auch die einzelnen Räder nicht sehr belastet. Letztere bestanden aus Gußeisen und waren auf den Axen festgehalten, welche sich in am Karren befestigten Büchsen drehten. Nach der Herstellung der Schienen aus Schmiedeeisen, durch welches die Räder verhältnismäßig schnell abgenutzt wurden, erfand man die Kunst, die Radreifen hart zu gießen. Die Bauart der Wägen war ursprünglich roh, da man Personen zu jener Zeit auf E. noch nicht transportirte. Die Wägen ruhten auch nicht auf Federn, bevor andere Lokomotionsmittel als Menschen- und Pferdekräfte in Anwendung gebracht wurden. Diese beiden Kräfte waren ursprünglich die einzigen, womit das Fuhrwerk auf E. und zwar zunächst nur bei der Thalfahrt in Bewegung gesetzt wurde. Da, wo Menschen- und Thierkräfte bei hohen Steigungen wenig wirken konnten, ließ man einen herabrollenden schweren Zug auf der einen Seite einen auf der entgegengesetzten Seite zu bewegenden leichtern Zug hinaufziehen. Auch wurden schon damals an solchen Stellen stehende Dampfmaschinen in Anwendung gebracht. In den Kohlendistrikten von Wales und Schottland bestanden in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts Einrichtungen, wobei Dampfmaschinen mittels Ketten oder Seilzüge, die sich auf Trommeln wickelten, die Wägen auf steilen Steigungen emporschafften. Auf bewegliche Dampfmaschinen zur Fortschaffung von Wägen auf E. nahm zwar schon 1784 Watt ein Patent; dessen Erfindung kam jedoch nirgends zur Ausführung, da die erste wirklich brauchbare Lokomotivmaschine erst 1805 auf der Bahn Merthyr Tydvil Anwendung fand, welche von Trevethik und Vivian gebaut und 1802 patentirt worden war. Diese Maschine zeigte bereits alle wesentlichsten Theile der jetzigen Lokomotiven und bewegte sich ohne gezahnte Radreifen auf den Schienen. Die damaligen Techniker konnten sich aber des Vorurtheils nicht entäußern, daß die Reibung der glatten Räder auf den Schienen nicht ausreiche, um mit schweren Wagenzügen steile Steigungen zu überwinden, und bemühten sich daher über 14 Jahre, eine Maschine zu erfinden, deren stärkere Reibung das Befahren solcher Steigungen möglich machen sollte. Trevethik selbst konstruirte neben den Schienen noch eine Holzbahn, in welche sich hervorragende Nagelköpfe der Räder eindrücken und so ein Zurücklaufen derselben verhindern sollten. Blenkinshaw erhielt 1811 ein Patent auf eine Maschine, die mit einem verzahnten Rad versehen war, welches in eine gezahnte Schiene eingreifen konnte. Ein Jahr später glaubte Chapman das Ziel, Reibung durch eine Vermehrung der Treibräder, zu erreichen und brachte deren Zahl auf 8, während zu derselben Zeit die Ingenieure Gordon und Gurney eine Art Lokomotive mit mechanischen Beinen konstruirten, durch welche die Maschine vorwärts geschoben wurde, indem sich die Beine abwechselnd treibend auf den Weg zwischen den Schienen stemmten. Erst 1814 ließ der Vater des Eisenbahnwesens, Georg **Stephenson**, auf den Kohlenbahnen in der Nähe von Newcastle upon Tyne Versuche machen, Maschinen mit glatten Rädern auf glatten Schienen laufen zu lassen, und da solche glückten, in seiner Fabrik mehrere Maschinen ausführen, die seit 1815 auf den Grubengeleisen der Kohlendistrikte von Newcastle Verwendung fanden. Obwohl sich diese Maschinen bei mäßiger Zugkraft sehr langsam bewegten, so ließ sich Stephenson doch ein Patent darauf geben. Die erste Eisenbahn, welche dem öffentlichen Verkehr diente und die zwei Städte Stockton und Darlington verband, wurde 1825 eröffnet und stellte zuerst die Wahrscheinlichkeit heraus, daß auch andere Güter als Kohlen und auch Passagiere auf weitere Strecken und mit größerer Geschwindigkeit als seither auf E. transportirt werden könnten. Hierauf wurden die ersten Wägen für Personentransporte gebaut und Relais eingerichtet. Zwischen den genannten Städten fuhr man mit der Geschwindigkeit von 2¼ deutschen Meilen in der Stunde. Diese Eisenbahn ward nur mit Pferden befahren; da aber die durch das Streben nach einer immer größern Geschwindigkeit hervorgerufene schnelle Abnutzung der Pferde sehr viel Geld kostete, so stellte man bei Eröffnung der Bahn zwischen Liverpool und Manchester auf kleine Strecken Dampfmaschinen auf, um von ihnen die Wägen mittels Seile ziehen zu lassen. Am 25. April 1829 wurde von der Gesellschaft Booth eine Belohnung von 500 Pfd. Sterl. für die Erfindung einer Lokomotivmaschine ausgesetzt, welche ihr dreifaches Gewicht mit einer Geschwindigkeit von 10 englischen Meilen in der Stunde fortbewegen und keinen Rauch erzeugen würde. Drei Lokomotiven bewarben sich um diesen Preis; bei den im Oktober 1829 damit angestellten Versuchen gewann die von G. Stephenson den Preis, indem sie die gestellten Bedingungen nicht nur erfüllte, sondern auch noch übertraf. Sie zog ihr fünffaches Gewicht und legte in der Stunde 14—20 englische Meilen zurück. Die Ursache dieses günstigen Resultats war eine wesentliche Veränderung des Feuerkessels, welchen man mit einer großen Anzahl von Röhren durchzog, so daß die von dem Feuer berührte Fläche wesentlich vergrößert war. Auch den Luftzug hatte man auf diese Weise um mehr als das Achtfache vermehrt und so die Dampfentwickelung bedeutend beschleunigt. Mit der Einführung dieser Lokomotive war die Bahn zu allen weiteren Fortschritten gebrochen. Man lernte die Fuhrwerke der größern und schnellern Zugkraft entsprechend konstruiren und stellte allmählich Maschinen her, die das Zwanzigfache ihrer Schwere zogen. Der Bau der E. kam von dieser Zeit ab in Aufnahme; schon vor 1826 hatte das Kohlengebiet der Ruhr und Saar in Rheinpreußen über 8 Meilen E. Im Jahr 1830 wurde die Bahn von Prag nach Lahna von 7,5 Meilen Länge eröffnet, 1832 die fast 18 Meilen lange Budweis-Linzer Bahn, die indeß nur mit

Pferden betrieben wurde. Belgien ging im Bau der mit Dampf betriebenen Bahnen allen anderen Ländern Europa's voraus und eröffnete schon 1835 die Linie zwischen Brüssel und Mecheln. Am 7. Dec. 1835 bewegte sich auf deutschem Boden der erste von Lokomotiven bewegte Zug auf der von Denis erbauten Nürnberg-Fürther Bahn; 1¼ Jahr später eröffnete die Leipzig-Dresdener Bahn ihre erste Strecke; 1838 am Dreikönigstag pfiff die Lokomotive in Oesterreich (Wien-Wagram) und im Oktober desselben Jahrs in Preußen (Berlin-Potsdam). Im November 1838 ward die erste deutsche Staatsbahn von Braunschweig nach Wolfenbüttel eröffnet. Hinsichtlich seiner charakteristischen Formen erscheint das Eisenbahnwesen in den verschiedenen Ländern bei seiner Ausbildung ebenso verschieden als der Charakter der verschiedenen Völker, der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutschen, obgleich der Endzweck der E. überall derselbe, nämlich der ist, Personen oder Güter von einem Ort nach dem andern zu schaffen. Ob der Transport schneller oder langsamer, ob er in kurzen Unterbrechungen oder nur seltener zu bewirken ist, ob die transportirten Personen hauptsächlich der Klasse einer Gesellschaft angehören, die Komfort und besonders Annehmlichkeit auf Reisen beanspruchen kann, oder solchen Klassen, denen nur an einem Vorwärtskommen gelegen ist, ob die zu bewegenden Lasten aus großen Quantitäten von Rohprodukten niedrigen oder höhern Werthes bestehen, oder ob Güter von hohen Preisen transportirt werden sollen: alles dies influirt mehr oder weniger auf Form und Natur des Verkehrs. Auch ob die Bahnen Eigenthum von souveränen Gesellschaften, von Privatpersonen oder des Staats wurden, war nicht ohne Einfluß auf die Administration, da in den beiden ersten Fällen die Geschäftsführung auf kurze Behandlung und endgültige Erledigung durch die Bahnbehörden eingerichtet, im letzten Fall aber eine umfangreiche Form des Organismus nöthig war, die sich der Form der Staatsverwaltung, wenn auch oft zum Nachtheil der Bahnverwaltung, anzupassen und als Hauptaugenmerk die Verantwortlichkeit nach oben ins Auge zu fassen hatte. Auf die Technik übten die Preise der Materialien, das Vorherrschen des Holzes, des Eisens, des Steins in den verschiedenen Ländern und Gegenden, die Bildungsweise der Techniker und endlich der Volkscharakter selbst den wesentlichsten Einfluß. Es repräsentiren die Bahnen der verschiedenen Völkergruppen die Hauptformen, in denen das Eisenbahnwesen bisher aufgetreten ist.

In Afrika haben Algier, Aegypten und die britischen Kolonien Kap und Natal E., unter welchen die wichtigste die von Alexandria nach Suez führende ist. Das ägyptische Bahnnetz umfaßt schon über 1200 Kilom. Von den projektirten ägyptischen Bahnen wird die Sudânbahn eine Gesammtlänge von 897 Kilom. haben und in vier Sektionen eingetheilt sein: die erste derselben bis Kuha wird eine Länge von 259 Kilom. haben; die zweite Sektion besteht in einem großen Viadukt über den Nil; die dritte, 349 Kilom. lange Sektion erstreckt sich bis Amikula, die vierte, mit einer Länge von 289 Kilom., führt bis zur Station Ghendi. Die Zahl der Kunstbauten wird nur eine geringe sein, ebenso deren Bedeutung, mit Ausnahme des erwähnten Viadukts. Die Kosten sollen nach dem Voranschlag 100 Mill. Franken nicht übersteigen. Durch die Herstellung dieser Bahn soll die landwirtschaftliche Thätigkeit auf den Sudânebenen neu belebt werden, und verspricht man sich aus dem Transport von Gold, Elfenbein und anderen kostbaren Erzeugnissen des Landes einen reichen Verkehr. Von großem Einfluß sind die von Frankreich in Algier gebauten und noch im Bau befindlichen Bahnen, die, wenn erst vollendet, das Land in seiner Ausdehnung von der tunesischen bis zur marokkanischen Grenze durchziehen und dadurch die Kolonisation des Landes befördern werden. Die Bahnen am Kap der Guten Hoffnung werden — wenn sie, wie beabsichtigt, weiter nach dem Innern geführt worden sind — den Ueberfluß an Fleisch mit Leichtigkeit an das dicht bevölkerte westliche Europa abgeben können, während England von dort jetzt nur Schafwolle bezieht. Die kleine, aber stark bevölkerte Insel Mauritius hat zum leichtern Transport des Zuckers aus dem Innern nach Port Louis eine 15 Kilom. lange Eisenbahn gebaut, welche leidlich rentirt und deshalb eine Verlängerung erfahren soll. Afrika ist übrigens derjenige Erdtheil, wo die E. keine große Zukunft haben, weil die klimatischen Verhältnisse Europäern den Aufenthalt in den zwischen den Wendekreisen gelegenen großen Landkomplexen auf längere Zeit unmöglich machen und die Negervölker jener Gegenden selbst noch auf einer zu niedrigen Kulturstufe stehen, um ein Bedürfnis nach E. zu empfinden.

In Amerika erblicken wir zum erstenmal die E. als einfache Straßen, als oft die ersten in die Wildnis gebahnten Pfade behandelt. Die Bahnen sollten hier nicht, wie in Europa, schon vorhandenen Verkehr zwischen bedeutenden Plätzen des Handels und der Macht vermitteln, beschleunigen und erleichtern, sondern man legte sie durch Urwald und Steppe, um bisher unwirtbare Gegenden aufzuschließen und die Gründung neuer Häfen, Oerter und Städte zu ermöglichen. Schnelligkeit und hauptsächlich Wohlfeilheit des Baues sowie Einfachheit des Betriebs waren Hauptbedingungen bei denjenigen Bahnen, welche sich ihren Verkehr selbst schaffen sollten. Wegen des Ueberflusses an Bauhölzern ward überall die Holzkonstruktion angewandt; es wurden flache, leichte Schienen auf Gerüste von Lang- und Querschwellen aufgenagelt, auf welche Weise das amerikanische Oberbausystem entstand. Das »Allernothwendigste« und »Vorwärts« sind die Losungsworte, die allenthalben dem amerikanischen Eisenbahnwesen aufgeprägt sind. Die amerikanischen Bahnen entbehren der Staatsüberwachung, des Charakters, der den Bahnen Europa's in Rücksicht auf Sicherheit gegeben worden ist. Sie stehen dort in demselben Verhältnis wie in Europa früher die Straßen. Die E. sind in Amerika Gemeingut; mit ihnen beginnt daselbst das Verkehrsleben, wie es in der Alten Welt mit Fußpfaden und Saumthierwegen einst begonnen hat. Kurven und Steigungen wurden nicht gescheut, um andere kostspieligere Bauten zu vermeiden. Man hat hiernach auch die Lokomotionsmittel eingerichtet, es gestatten bewegliche Gestelle den Betriebsmitteln den Lauf durch die engsten Krümmungen. Die Bewachung der Bahnen ist nur auf das Allernothwendigste beschränkt und ebenso die Einrichtungen der zu Anfang meist nur provisorischen Stationen. Aller Glanz ist absichtlich vermieden. Die größeren Linien haben einen sehr bedeutenden Verkehr und verzinsen das Anlagekapital ziemlich gut. Um den Eisenbahnbau zu fördern, wurden die Eisenbahnkompagnien vom Staate durch umfangreiche Koncessionen und verschiedene Gesetze nach jeder Weise unterstützt und außerdem mit Landschenkungen bedacht. Durch diese Begünstigungen und durch den

nach und nach gewonnenen Einfluß haben die amerikanischen Bahnen eine dem Staat gegenüber sehr unabhängige Stellung erlangt, die von ihnen häufig mißbraucht worden ist. Es gibt in Amerika mehrere Bahnen, deren Anlagekapital ziemlich willkürlich und ohne triftigen Grund erhöht wurde, während viele andere Bahnen ohne jede Rücksicht auf das öffentliche Interesse verwaltet werden. Durch Konkurrenzlinien und darauf folgende Verbindungen verschiedener Linien zu einem Ganzen sind einzelne große Eisenbahnverbände entstanden, welche den Handel und Verkehr ganzer Staaten in die Hand bekommen haben, und für deren Vorgehen noch keine staatliche Kontrolle gefunden werden konnte. Infolge dieser Zustände bereitet sich in der Union eine große Bewegung vor, die dem Staat größern Einfluß auf die E. verschaffen will. Die einzig dastehenden Landschenkungen von Seiten der Union und die vielen den E. eingeräumten Begünstigungen sind auf der andern Seite auch wieder die Ursache der riesigen Ausdehnung der E. gewesen. Wohl die Hälfte der amerikanischen Bahnen würde ohne Subventionen, Landschenkungen und Krediterleichterung nicht gebaut und Amerika's Wohlstand dadurch nicht in so überraschend schneller Weise wie bisher gesteigert worden sein. Die Pacificbahn wäre ohne Landschenkung heute noch nicht ausgeführt worden. Die Umstände gestatteten übrigens, die Unionsbahnen um vieles billiger als die europäischen Bahnen herzustellen. Die Verwaltung der amerikanischen E. hat in den letzten Jahren viele und nicht unberechtigte Angriffe erfahren. Viele amerikanische Bahnen sind sehr schlecht gebaut und werden in den nächsten Jahren für Erneuerungen und Reparaturen große Summen erfordern, die das bis jetzt so geringe Anlagekapital wesentlich erhöhen werden. Auf der andern Seite hat das Land außerordentliche Hülfsquellen; der Boden ist durchweg sehr fruchtbar, endlose Wälder liefern Nutz- und Brennholz in fast unbeschränkter Quantität, und das Mineralreich liefert alle werthvollen und nützlichen Produkte; Kohlen, Eisen, Kupfer, Blei und die meisten anderen Metalle kommen im Ueberfluß vor. Diese Umstände bilden eine gesunde Basis für die Eisenbahnunternehmungen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dieselben in nicht zu ferner Zeit einen günstigen Entwickelungsgang nehmen werden, wenn man sich darauf beschränkt, die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes den wirklichen Bedürfnissen des Landes anzupassen.

In den Vereinigten Staaten gab es im Jahr 1830 nur 37 Kilom. E., nach 20 Jahren gab es bereits 1451 Kilom.; 1857 war die Zahl auf 39,413 Kilom., 1864 auf 54,695 Kilom., Ende 1872 auf 107,782 Kilom. gestiegen. Das ganze wirtschaftliche Leben der Union wurzelt in den E. Dieselben ziehen Fäden gleich in die Wildnis, durch den Urwald, in die Prairie, und die Civilisation krystallisirt sich an ihnen. Die E. haben die langsam arbeitende Art des Hinterwäldlers überholt und das Amt der Kolonisation übernommen. Seit sie sich über den Mississippi ausdehnten, entstand ein neuer Staat nach dem andern. Ganze Städte wuchsen in Jahresfrist aus dem Boden. Die Bevölkerung San Francisco's vermehrte sich seit Eröffnung der Pacificbahn um 100,000 Einw., und der Werth des Grundbesitzes stieg durch leichten Absatz der Produkte mit der Ausdehnung der Bahnen um mehr als das Doppelte. Die Masse der auf den Unionsbahnen verfrachteten Güter stieg 1871 auf 1900 Mill. Ctr. Im Jahr 1851 transportirten die Bahnen der Union nur 100 Mill. Ctr. Güter. Der Güterverkehr stieg also innerhalb 20 Jahren um 1800 Proc. An dieser außerordentlichen Steigerung haben allerdings die Ermäßigungen der Frachtsätze einen großen Antheil gehabt, da sie die Bodenprodukte auf Hunderte von Meilen hin markt- und transportfähig machten. Die Eigenthümlichkeiten des nordamerikanischen Bahnwesens finden sich am schärfsten in den Pacificbahnen (s. d.) ausgeprägt. Nachdem der glücklich durchgeführte Bau der Pacificbahn Veranlassung gewesen ist, den Bau von noch zwei weiteren Ueberlandrouten, die über den nordamerikanischen Kontinent ihren Lauf nehmen, zu beginnen, ist begründete Aussicht vorhanden, daß diesen drei Bahnen in den nächsten Jahren zwei fernere Ueberlandlinien in Südamerika hinzutreten werden. Eine derselben, von dem Staat Peru unternommen und im Bau bereits weit vorgeschritten, beginnt bei der Hafenstadt Callao und führt über Lima, die Hauptstadt Peru's, über die Andes nach Oroya, einer Stadt am östlichen Abhang jenes Gebirges. Das zweite hierher gehörige Unternehmen betrifft den Bau einer Bahn, die mit Unterstützung der Staaten Buenos-Ayres und Chile ausgeführt werden wird. Die Bahn geht von Valparaiso aus und endigt in Belgramo, einer Vorstadt von Buenos-Ayres. Die Länge derselben beträgt etwa 1500 Kilom. Die natürlichen Hindernisse sollen ungleich geringer als auf der vorher genannten sein, und namentlich sollen Tunnel nur in der Gesammtlänge von einigen Kilometern vorkommen. Den Uebergangspunkt in die Andes bildet der Uspallatapaß. Der Bau hat noch nicht begonnen, die sämmtlichen Vorbereitungen dazu scheinen aber bereits beendet zu sein.

Im allgemeinen steht aber Amerika im Eisenbahnwesen weit hinter Europa zurück. Außerhalb der Union hat nur in Kanada englischer Unternehmungsgeist ein größeres Netz (über 4000 Kilom.) geschaffen. Der strenge, schneereiche Winter, welcher die Schiffahrt hemmt, begünstigt zwar die Waarenbewegung auf den kanadischen Bahnen, erschwert und vertheuert aber auch deren Betrieb. Auf der kleinen Carrillon-Grenvillebahn wird sogar im Winter der Betrieb ganz eingestellt. Die Betriebsauslagen der kanadischen Bahnen betragen daher durchschnittlich 70 Proc. der Einnahmen. Sollte das lebhaft ventilirte Projekt, welches dahin zielt, eine Eisenbahn von dem Obern See über den obern Red River und ziemlich dem 50. Breitegrad parallel nach dem Stillen Ocean zu bauen, zur Ausführung kommen, so würden ungeheure Ländereien der Kolonisation, die in jenen einsamen Gegenden nur am Red River spärliche Blüten treibt, erschlossen werden und der Pacificbahn zugleich eine dritte Konkurrentin erwachsen.

Auf Cuba begann man schon 1837 mit dem Eisenbahnbau; daneben ist Jamaica die einzige der westindischen Inseln, welche eine Bahn besitzt. Honduras beschäftigt sich mit einer Bahnverbindung zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean, deren erste Strecken schon eröffnet sind. Eine solche Verbindung besteht schon länger zwischen Aspinwall und Panama über die Landenge von Panama. Sie ist ein Unicum in der Geschichte des Eisenbahnwesens; das mörderische Klima jener Gegend raffte die Arbeiter scharenweis dahin. Anfangs machte die Gesellschaft, welche sie erbaute, glänzende Geschäfte, welche jedoch seit 1863 mehr und mehr nachließen, so daß 1871 der größte Theil der Beamten entlassen werden mußte. Von den südamerikanischen

Staaten haben Columbia, Venezuela, Britisch-Guayana, die Argentinische Republik, Uruguay, Paraguay nur kurze Strecken. In Brasilien sind im Jahr 1872 von der Kammer die wichtigsten Beschlüsse über Ausdehnung der E. gefaßt worden. Von der Anfang 1872 in London abgeschlossenen Anleihe von 30 Mill. Gulden soll der größte Theil zu Eisenbahnbauten verwendet werden. Die Don-Pedrobahn wird gegenwärtig bis an den San Franciscofluß ausgedehnt, um mit einer auf diesem Fluß zu errichtenden Dampferlinie das Innere des Landes zu erschließen. Die Regierung Brasiliens beabsichtigt übrigens die in englischen Händen befindlichen Bahnen anzukaufen und dann dieselben aus eigenen Mitteln nach dem Innern des Landes zu führen. Der dem Senat vorgelegte Entwurf, welcher alle brasilischen Bahnen durch im eigenen Land aufzubringende Kapitalien und durch den Staat ausgeführt wissen will, dürfte, da er die Unterstützung der Regierung für sich hat, für die Zukunft Brasiliens von großer Bedeutung werden. Sämmtliche im Bau begriffenen und projektirten Linien sind durch brasilisches Kapital gegründet; nur die von Oberst Church projektirte Linie an den Ufern des Madeiro entlang nach Bolivia, wird mit europäischen Mitteln zu verwirklichen gesucht. Im Verhältnis zur Größe des Landes hat das sich stetig entwickelnde Chile unter den südamerikanischen Staaten die meisten Bahnen aufzuweisen. Aber der Bahnbau hat dort mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nur durch den Unternehmungsgeist und die Kreditfähigkeit des Landes aus dem Weg zu räumen waren. Nachdem es einem spekulativen Chilenen 1870 gelang, die Kordilleren mit einem Zuge von 41 Wägen zu passiren, geht man jetzt an den Bau einer Bahn über das Gebirge, welche sich an den von der argentinischen Seite in der Thalschlucht des Valenzuola emporgeführten Schienenweg anschließen soll. Auf diese Weise wird, nachdem auch Bolivia und Peru an die Ueberschienung der Andes gegangen sind, Südamerika die beiden großartigsten Gebirgsbahnen besitzen, welche den Reisenden in eine Höhe von 4700 und 5000 Meter führen, wo schon die verdünnte Luft den längern Aufenthalt erschwert. Von den schon bestehenden Bahnen zeichnet sich die Bahn Valparaiso-Santiago durch ihre großartigen Bauten aus. Die meisten Fortschritte im südamerikanischen Eisenbahnbau hat Peru aufzuweisen; die dort projektirten Bahnbauten waren aber bis 1871 erst zum kleinsten Theil vollendet. Die peruanischen Bahnen verdanken ihre Entstehung einem unternehmenden Yankee, Henry Meiggs. Derselbe baute zuerst die Bahnen Chile's und ging 1868 nach Peru, wo er eine Thätigkeit entfaltete, die in Anbetracht der vielen Schwierigkeiten, welche sich in diesem von Fraktionskämpfen zerrütteten Lande großen Unternehmungen entgegenstellten, bewunderungswürdig erscheint. Die Bahnen Mejiko's sind noch zu jung, um in einem Lande Resultate aufzuweisen, wo die chronische Unsicherheit der öffentlichen und privaten Verhältnisse bis vor kurzer Zeit noch die verhängnisvollste Ausdehnung angenommen hatte. Die E. sind dort endlich nach jahrelangem Stillstand verlängert, über die großen Terrassenlandschaften auf die Hochebenen des eigentlichen Mejiko geführt und ist die Hauptstadt mit Veracruz in eine sichere Verbindung gebracht worden.

In Asien haben — mit Ausnahme ganz kurzer Strecken bei Smyrna, auf Java und Japan — bloß die Engländer in Ostindien E. gebaut. Das ostindische Eisenbahnnetz ward vom Ingenieur Stephenson entworfen und mit europäischem Kapital erbaut. Sein Betrieb beschäftigt vorzugsweise Eingeborne. Diese Bahnen sind nicht bloß in volkswirtschaftlicher, sondern auch in socialer und politischer Hinsicht sehr einflußreich. Eine von ihnen, die Great-Peninsula, gilt für einen Triumph der Ingenieurkunst. Die Eisenbahn auf der Insel Ceylon, welche von Colombo nach der Hauptstadt Kandy führt, wie die von den Holländern auf der Insel Java erbauten Bahnen, üben ebenfalls einen großen Einfluß auf das wirtschaftliche Leben dieser Länder aus, der aber erst mit der weitern Ausdehnung dieser Bahnen zur vollen Geltung gelangen wird. Unter den asiatischen Eisenbahnprojekten ragen ferner hervor die projektirte Euphratbahn (Verbindung des Bosporus mit den Euphratländern), sodann das Projekt einer sibirischen Bahn, die aus dem europäischen Rußland durch Sibirien an die chinesische Grenze und weiter bis Peking reichen soll. Der Verwirklichung nicht näher ist das Projekt (des Herrn v. Lesseps) einer Bahn aus Rußland durch Turkestan und über die Hindukuschpässe nach Indien. Ueber eine direkte Eisenbahnverbindung Europa's mit Kalkutta sind nicht weniger als drei Tracen, nämlich von Russen, Engländern und Franzosen, in Vorschlag gebracht worden. Was den russischen Plan anlangt, so soll die Eisenbahn von Oesterreich her auf russisches Gebiet übertreten, den südlichen Theil des Reichs durchlaufen, den Kaukasus übersteigen und von Tiflis nach dem Fluß Aras, welcher die Grenze zwischen Rußland und Persien bildet, weitergeführt werden nach Tabris, eine der größten Städte Persiens, welche schon jetzt einen bedeutenden Handel besitzt. Zu dieser Stadt führt bereits eine Fahrstraße, welche für die Eisenbahn benutzt werden kann. Auf diesem Theil der Linie würden die Produkte der Fischerei des Kaspischen Meers und die Produkte des Kaukasus für den Lokalverkehr wichtig sein. — Von Tabris würde die Bahn über Kaswin nach Teheran, der Hauptstadt des Landes, und von da weiter südlich nach Ispahan gehen. Bender Abbas, eine Stadt am Persischen Golf, früher Sitz eines bedeutenden Handels, soll vorläufig der Endpunkt der Bahn sein. Von dort will man Reisende und Waaren zu Wasser nach Indien befördern und zu diesem Zweck entweder die jetzige Dampfergesellschaft ausdehnen, oder eine besondere Linie errichten. Nach französischen und englischen Plänen soll dagegen die Bahn Persien von W. nach O. durchdringen. Was den französischen Plan anlangt, so will er die Bahn von Indien nach Afghanistan führen und am Schwarzen Meer einen Anschluß an die russischen Linien suchen. Der englische Plan verlegt den östlichen Ausgangspunkt der Bahn an die Mündung des Indus. Von dort folgt die Linie durch Belutschistan hindurch der Küste des Indischen Oceans und tritt in der Nähe der Straße von Ormuz auf persisches Gebiet über. Weiterhin nimmt sie, am Persischen Meerbusen sich hinziehend, eine nordwestliche Richtung, überschreitet den Tigris bei seinem Zusammenfluß mit dem Euphrat und erreicht Arabien am nordöstlichen Ende des Landes. In Kleinasien bestanden bis zum Jahr 1873 nur zwei E. von geringer Ausdehnung, beide von Smyrna ausgehend, nämlich in südöstlicher Richtung die 130 Kilom. lange Aidinbahn und (in nordöstlicher Richtung) die 98 Kilom. lange, dem Lauf des Gedisflusses folgende Cassababahn. Erstere wurde streckenweise

von Smyrna über Trianda (43 Kilom.), Jelat Hahve (16 Kilom.), Kos Bounar (5 Kilom.), Ephesus (13 Kilom.) in den Jahren 1860—62, sodann von Ephesus bis Aidin (53 Kilom.) 7. Juli 1866 eröffnet. Die Bahn nach Cassaba wurde bis Manissa (71 Kilom.) 25. Okt. 1865, vollständig 10. Jan. 1866 eröffnet. Dieselbe hat eine 8 Kilom. lange Zweigbahn nach dem Städtchen Burnabat bei Smyrna. Im Anfang des Jahrs 1874 ist (in der Richtung nach O.) mit einer Fortsetzung der Cassababahn nach Alaschehir begonnen worden, und soll dieselbe nach Karahissar fortgesetzt werden. Außerdem baut die türkische Regierung eine Linie quer durch das Land von Skutari (gegenüber Konstantinopel) in östlicher Richtung über Ismid-Aba-Bazar nach Eskischehir. Von dort soll die Bahn mit der Eisenbahn von Anatolien in der Richtung auf Smyrna verbunden werden. Die erste Strecke dieser Bahn von Skutari nach Ismid (längs des östlichen Gestades des Marmarameers sich hinziehend) wurde 1. Mai 1873 feierlich eröffnet.

In Australien hat die Energie der Engländer von verschiedenen Stellen der Küste aus Bahnen nach dem Innern vorgeschoben, theilweise schmalspurig. 1871 standen schon 1808 Kilom. in Betrieb, davon kamen 71 Kilom. auf Neuseeland. Eine sehr große Zahl von neuen Bahnen ist projektirt.

In Belgien entschloß man sich zur Anlage eines einheitlichen Bahnnetzes, welches durch das Gesetz von 1834 auf Kosten des Staats hergestellt und durch die Regierung verwaltet werden sollte. Dabei zeigten sich alle Nachtheile, welche man dem Staatseisenbahnwesen zuschreibt. Kostspielige Verwaltung, Festhalten an veralteten Formen, nutzlose Anlage großer Arsenale, mechanische Haftung des Personals am Buchstaben der Regulative sind die wichtigsten dieser Fehler. Da das belgische Eisenbahnwesen den Vergleich mit denjenigen anderer Länder nicht aushalten konnte, entschloß man sich, das System der Staatsbahnen im Princip fallen zu lassen. Jetzt ist in Belgien die Länge der Privatbahnen größer als die der Staatsbahnen. Das belgische Eisenbahnwesen hat in technischer Hinsicht Aehnlichkeit mit dem englischen. Reichthum an Eisen und Kohle lassen die Eisenkonstruktion vorherrschen. Die Stationen sind klein und mit vielen Drehscheiben versehen. Die Einrichtungen für Bequemlichkeit der Reisenden verbessern sich. Das belgische Eisenbahnnetz ist dichter als das irgend eines andern Landes. Die Zunahme des Verkehrs ist, da derselbe an sich schon sehr bedeutend ist, in dem letzten Jahr geringer als anderwärts. Am 1. Jan. 1874 betrug die Gesammtlänge der in Belgien bestehenden E. 3333,084 Kilom.

Hiervon sind:

a) gebaut und im Betrieb des Staats	619,340	Kilom.
b) gebaut von Gesellschaften und angekauft durch den Staat	45,366	»
c) gebaut von Gesellschaften und betrieben durch den Staat	920,378	»
zusammen	1585,066	Kilom.
Dazu kommen noch die luxemburgischen Linien (Grand Luxembourg), erkauft und betrieben durch den Staat seit 1. Jan. 1873, deren Betrieb aber provisorisch Gegenstand einer besondern Verwaltung und Berechnung bildet	309,301	»
Die Länge der durch die Gesellschaften gebauten und betriebenen Linien beträgt .	1438,166	»
Summa	3333,084	Kilom.

Das Wachsthum und die finanziellen Resultate der belgischen E. sind aus folgender Tabelle ersichtlich:

Jahr	Betriebslänge, Kilom.	Ausgabe Proc. der Einnahme	Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe	
			pro Kilom. in Mark	in Proc. des Kapitals
1865	765	51,1	20016	7,1
1867	862	60,7	14460	6,0
1869	862	59,1	12789	6,4
1871	1424	52,0	18061	10,0
1873	1548	59,9	15180	8,1

In Dänemark stellten sich dem Eisenbahnbau wegen der günstigen natürlichen Beschaffenheit des Landes nur geringe Schwierigkeiten entgegen. Am 1. Jan. 1874 betrug die Länge der in Betrieb befindlichen Strecken 910 Kilom.

In Deutschland wurde das Eisenbahnnetz in den verschiedenen Staaten nach verschiedenen Grundsätzen begonnen und ausgeführt. Bald baute die Privatunternehmung, bald der Staat. Die Knotenpunkte des Verkehrs lagen weiter aus einander als in England und Belgien, die Bevölkerung war dünner, die Volkswirtschaft minder entwickelt, das Unternehmungskapital spärlicher. Die Bahnen mußten, um zu rentiren, billiger gebaut werden als in jenen Ländern. Man machte Umwege, um Kunstbauten zu vermeiden; man opferte einen Theil der Geschwindigkeit der Wohlfeilheit auf. Der Holzreichthum ließ anfangs die Holzkonstruktion vorherrschen. Dem deutschen Nationalcharakter entspricht die luxuriöse Anlage der Stationen, die Bequemlichkeit für die Reisenden, die Reinlichkeit und Sorgfalt in der Ausführung und Erhaltung, die mäßige Schnelligkeit, aber große Sicherheit und Solidität des Betriebs. Die Entwickelung des deutschen Eisenbahnwesens beginnt mit den dreißiger Jahren. Bis zum Jahr 1840 entwickelten sich die deutschen Bahnen langsam und unter großen Schwierigkeiten; die Regierungen fürchteten sich vor den liberalen und demokratischen Wirkungen der Bahnen. Glücklicher war die Zeit von 1840—48, als in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. die Bahnen günstiger behandelt wurden, was auf ganz Deutschland zurückwirkte. Die Unternehmungen nahmen raschen Aufschwung, die Spekulation fand reiches Feld; aber die deutsche Kleinstaaterei hinderte die Anlage eines großen einheitlichen Netzes. Nach den Stürmen von 1848 kam die Spekulation bald wieder in Fluß; Erweiterungen, Anschlüsse und Staatsbauten kamen zu Stande. Um 1860 war die Unternehmungswelt in gedrückter Stimmung infolge des italienischen Kriegs und anderer politischen Erscheinungen; 1862—64 hob sich aber die Eisenbahnspekulation wieder. Das Jahr 1866 schloß Oesterreich zwar politisch, aber nicht kommerciell von Deutschland aus; neue Eisenbahnverbindungen ketteten es wieder an Deutschland. Seit der Herstellung des Deutschen Reichs ist die Sorge für die einheitliche Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens Reichsangelegenheit geworden; sie ist in ihren Grundzügen durch die Reichsverfassung geregelt und geht einer gedeihlichen Zukunft entgegen. Durch Uebernahme der elsässisch-lothringischen Bahnen wurde die Thätigkeit des Reichs auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens glänzend inaugurirt. Für einheitliche Gestaltung sorgt zudem der »Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen«.

Ueber die Gestaltung des deutschen Eisenbahnwesens in der Gegenwart gibt die folgende Statistik Auskunft, welche sich auf den Beginn des Jahrs 1873 bezieht. Dieselbe behandelt die deutschen, zum Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gehörenden Bahnen und ist infolge der Ausdehnung dieses

Vereins über ganz Deutschland geeignet, die die deutschen E. betreffenden Verhältnisse im allgemeinen zur Anschauung zu bringen.

Das Netz der hierher gehörigen deutschen E. hatte an jenem Zeitpunkt eine Ausdehnung von 22271,85 Kilom. Hiervon kamen:

a) auf Staatsbahnen . . . . 10622,24 Kilom.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 2046,17 „
c) „ „ in eigener Verwaltung 9603,44 „

Von den Bahnlängen waren doppelgeleisig:

a) auf Staatsbahnen . . . . 3741,99 Kilom.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 713,90 „
c) „ „ in eigener Verwaltung 2899,55 „
Zusammen 7355,44 Kilom.

Gegen die absolute Bahnlänge verglichen, repräsentirten die doppelgeleisigen Strecken:

a) auf Staatsbahnen . . . . 36,56 Proc.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 35,20 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 30,32 „
Im Durchschnitt 34,09 Proc.

Von dem koncessionirten Anlagekapital kamen auf Staatsbahnen an Stammaktien: 1,449,121,950 Mark, Prioritäts-Stammaktien: 187,313,700 Mark und Prioritäts-Obligationen: 1,446,400,642 Mark.

Was die Transportmittel der deutschen E. betrifft, so betrug der Bestand der Lokomotiven:

	überhaupt	pr. Kilom. Bahnlänge
a) auf Staatsbahnen	3111 Stück	0,29 Stück
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung	928 „	0,45 „
c) „ Privatbahnen in eigener Verwaltung	2771 „	0,29 „
Summa	6810 Stück.	

Die Lokomotiven legten im Jahr 1872 zurück:

a) auf Staatsbahnen . . . . 71,770,206 Kilom.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung . . . . . . 17,939,861 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . . 61,921,508 „
Summa 151,631,575 Kilom.

Der Verbrauch an Steinkohlenfeuerung betrug pro Axe, Lokomotive und Kilometer:

a) auf Staatsbahnen . . . . 0,384 Kilogr.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 0,370 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 0,364 „
Im Durchschnitt 0,362 Kilogr.

Der Bestand der Personenwägen betrug Anfang 1873:

	4rädrige	6rädrige	8rädrige	zusammen
a) auf Staatsbahnen .	4286	1725	300	6311
b) auf Privatbahnen unter Staatsverwaltung	331	559	—	890
c) auf Privatbahnen in eigener Verwaltung .	3297	2150	11	5458
Summa	7914	4434	311	12,659

Für den Kilometer Bahnlänge waren am Anfang des Jahrs 1873 vorhanden:

	Personenwägen Axen	Personenwägen Plätze
a) auf Staatsbahnen	1,41	24,06
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung	1,12	20,67
c) „ „ in eigener Verwaltung .	1,27	26,16
Im Durchschnitt	1,30	23,99

Von den in den Personenzügen befindlichen Plätzen waren durchschnittlich besetzt:

a) auf Staatsbahnen . . . . 25,96 Proc.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 25,32 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 25,57 „
Im Durchschnitt 25,63 Proc.

Der Bestand an Postwägen — soweit solche Eigenthum der Bahnverwaltungen sind — betrug auf den deutschen E. am Beginn des Jahrs 1873: 265 Stück.

An demselben Zeitpunkt betrug der Bestand der Gepäckwägen:

	4rädrige	6rädrige	8rädrige	zusammen
a) auf Staatsbahnen .	638	366	58	1062
b) auf Privatbahnen unter Staatsverwaltung	190	112	—	302
c) auf Privatbahnen in eigener Verwaltung .	806	468	1	1275
Summa	1634	946	59	2639

Der Bestand der Lastwägen war in demselben Zeitpunkte der folgende:

		4rädrige	6rädr.	8rädr.	Summa
a) auf Staatsbahnen .	offene	36956	1217	212	61086
	bedeckte	21356	901	442	
b) auf Privatbahnen unter Staatsverwaltung	offene	19481	1089	104	24520
	bedeckte	3660	157	7	
c) auf Privatbahnen in eigener Verwaltung	offene	39204	814	151	61414
	bedeckte	19747	1304	194	
Zusammen	offene	95641	3120	468	147027
	bedeckte	44763	2362	643	

Auf den Kilometer Bahnlänge kamen am Beginn des Jahrs 1873:

a) auf Staatsbahnen . . . . 11,70 Axen
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 23,56 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 13,08 „
Im Durchschnitt 16,15 Axen.

Der Bestand an Arbeitswägen betrug am Anfang 1873 auf den deutschen E. 4786 Stück.

Die Gesammt-Ladungsfähigkeit der Post-, Gepäck-, Güter-, Equipage-, Vieh- und Arbeitswägen betrug am Anfang 1873:

pr. Kilom. Bahnlänge
a) auf Staatsbahnen . . . . 1064 Ctr.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 2175 „
c) „ „ in eigener Verwaltung 1245 „
Im Durchschnitt 1494 Ctr.

Die Ausnutzung dieser Ladungsfähigkeit war aber eine bei weitem kleinere. Auf den deutschen E. war im Jahr 1872 jeder Güterwagen belastet mit

	pr. Axe	Ladungsfähigkeit
a) auf Staatsbahnen	32,5 Ctr.	37,6 Proc.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung	45,3 „	49,6 „
c) „ „ in eigener Verwaltung	38,1 „	41,6 „
Im Durchschnitt	38,6 Ctr.	43,0 Proc.

Auf den deutschen E. hat durchschnittlich jede Person durchfahren:

a) auf Staatsbahnen . . . . 29,67 Kilom.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 31,09 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 35,15 „
Im Durchschnitt 30,57 Kilom.

Es wurden pro Person u. Kilometer eingenommen:

a) auf Staatsbahnen . . . . 3,610 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 4,503 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 3,996 „
Im Durchschnitt 4,056 Mark.

Die Güterfrequenz betrug im Jahr 1872:

Centnerkilom.
a) auf Staatsbahnen 6,869,065
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 14,056,497
c) „ „ in eigener Verwaltung . 6,949,906
Im Durchschnitt 9,291,846

Durchschnittlich hat jeder Centner Eil- und Frachtgut auf den deutschen Bahnen 80,57 Kilom. durchfahren. Es wurden pro Centner und Kilometer 0,242 Mark eingenommen.

Die Gesammteinnahmen pro Kilometer Bahnlänge haben auf den deutschen E. betragen:

a) auf Staatsbahnen . . . . 29647 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 44115 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 29223 „

Im Durchschnitt 34295 Mark.

Die Einnahmen pro Nutzkilometer betrugen im Jahr 1872:

a) auf Staatsbahnen . . . . 3,120 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 3,186 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 3,150 „

Im Durchschnitt 3,144 Mark.

Die Ausgaben haben pro Kilometer Bahnlänge betragen im Jahr 1872:

a) auf Staatsbahnen . . . . 5433 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung . 7586 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . . 4749 „

Im Durchschnitt 5026 Mark.

Die relativen Ausgaben für die Transportverwaltung haben betragen:

	pr. Nutzkilogr.	pr. Axkilogr.
a) auf Staatsbahnen	16,78 Groschen	0,400 Gr.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung . .	16,05 „	0,361 „
c) „ „ in eigener Verwaltung	14,80 „	0,392 „
Im Durchschnitt	15,90 Groschen	0,386 Gr.

Im ganzen haben die Ausgaben betragen pro Kilometer Bahnlänge im Jahr 1872:

a) auf Staatsbahnen . . . . 18690 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 23920 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 15273 „

Im Durchschnitt 19061 Mark.

Pro Nutzkilometer betrugen die Ausgaben:

a) auf Staatsbahnen . . . . 0,267 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 0,264 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 0,237 „

Im Durchschnitt 0,256 Mark.

Nach den einzelnen Verwaltungszweigen stellt sich das Verhältnis der Ausgaben, wie folgt:

	Bahn-Verwaltung	Transport-Verwaltung	Allgemeine Verwaltung
	Proc.	Proc.	Proc.
a) auf Staatsbahnen	30,29	65,44	4,27
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung . .	32,77	60,63	6,60
c) „ „ in eigener Verwaltung	31,11	63,62	5,26
Im Durchschnitt	30,90	64,12	4,98

Das Verhältnis der Ausgaben zu den Einnahmen betrug bei den deutschen E. im Jahr 1872:

a) auf Staatsbahnen . . . . 63,26 Proc.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 52,68 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 52,26 „

Im Durchschnitt 56,04 Proc.

Der Ueberschuß pro Kilometer Bahnlänge hat betragen:

a) auf Staatsbahnen . . . . 10857 Mark
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung 20913 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . 14325 „

Im Durchschnitt 13296 Mark.

Der Ueberschuß beträgt in Procenten des verwendeten Anlagekapitals:

a) auf Staatsbahnen . . . . 4,69 Proc.
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung . 7,84 „
c) „ „ in eigener Verwaltung . . 7,13 „

Im Durchschnitt 6,00 Proc.

Die Dividende betrug:

	ohne Garantiezuschuß	mit Garantiezuschuß
bei den deutschen Privatbahnen unter Staatsverwalt.	6,037 Proc.	6,037 Proc.
„ „ „ „ in eigener Verw.	7,24 „	7,72 „
Im Durchschnitt	7,01 Proc.	7,40 Proc.

Bei diesen Procentsätzen ist überall das dividendeberechtigte Kapital — einschließlich desjenigen, auf welches wegen mangelnden Ueberschusses gar keine Dividende vertheilt werden konnte — in Ansatz gebracht worden.

Am Anfang 1873 betrug auf den deutschen E. der

	Reserve- Fonds Mark	Erneuerungs- Fonds Mark
a) auf Staatsbahnen	—	4,914,196
b) „ Privatbahnen unter Staatsverwaltung	1,838,370	19,248,806
c) „ „ in eigener Verwaltung .	25,051,476	47,963,775
Zusammen	26,889,846	72,126,777

Das Wachsthum und die finanziellen Resultate der deutschen E. sind aus folgender Tabelle ersichtlich:

a) Staatsbahnen, b) Privatbahnen in Staatsverwaltung, c) Privatbahnen in eigener Verwaltung, d) Totalsumme.

Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe in Procent der Einnahme	Ueberschuß pro Kilom. Mark	Ueberschuß in Proc. des Kapitals
1855a	4006	55,6	7812	4,3
„ b	619	55,0	6567	3,7
„ c	3314	46,6	12795	7,2
„ d	7941	51,0	9447	5,4
1860a	5175	48,1	10275	5,4
„ b	1396	48,4	10658	4,0
„ c	4760	45,2	11370	6,0
„ d	11331	46,0	10845	5,8
1865a	6424	47,9	12936	6,1
„ b	1567	38,7	16618	8,0
„ c	5916	43,4	15378	7,9
„ d	14207	45,0	14058	7,0
1867a	7810	53,6	12192	5,7
„ b	2134	43,5	18450	7,6
„ c	6280	47,3	14596	7,0
„ d	15724	46,7	14646	7,0
1868a	7466	55,0	11910	6,6
„ b	2135	43,1	20922	8,3
„ c	6808	45,4	15129	7,5
„ d	16420	49,4	14222	6,7
1869a	7606	52,9	12064	6,3
„ b	2186	43,6	21201	8,1
„ c	7396	45,6	15141	7,5
„ d	17388	49,9	14370	6,6
1870a	8181	55,3	11517	5,3
„ b	2381	45,5	20211	7,6
„ c	8292	53,4	13266	6,6
„ d	18854	53,1	12197	6,5
1871a	9628	58,4	13529	5,9
„ b	2431	46,0	22563	8,1
„ c	9166	44,7	16791	8,0
„ d	21226	50,4	15546	7,0
1872a	9939	55,4	13205	5,7
„ b	2739	52,4	20916	7,2
„ c	9973	49,3	15495	7,6
„ d	22651	52,3	15061	6,6
1873d	23926	—	—	—

In Frankreich zögerte man lange mit der Ausführung der größeren Linien, jetzt aber hat man dort in Schnelligkeit des Eisenbahnbaues viele andere Länder überholt. Die Bahnen Frankreichs wurden nach einem einheitlichen Plan gebaut, in welchem sowohl die kommerciellen und technischen, als die administrativen und militärischen Interessen ihre Berücksichtigung fanden. Schon ein Blick auf die Karte lehrt den Unterschied der Tendenz der französischen Bahnen von denen anderer Länder. Ihr Lauf ist radial von Paris aus, aber diese Radialbahnen sind durch zweckmäßig angelegte Querlinien unter sich verbunden. Die Bahnen wurden meist von Regierungstechnikern für Rechnung einzelner Gesellschaften ausgeführt, daher Einheitlichkeit der Einrichtungen und Solidität der Ausführung den französischen Bahnen im hohen Maß eigen sind. Der Bau derselben ist zwar theuer zu stehen gekommen, allein der solide Bau und die mit diesem im engsten Zusammenhang stehende längere Haltbarkeit &c. gewähren dafür ausreichenden Ersatz. Mit sicherem Takt wußte man in Frankreich einen Mittelweg zwischen den Fehlern der Engländer und der Deutschen einzuschlagen. Die Stationen sind mit den in technischer Hinsicht vollkommenen Hülfsmitteln der

Engländer ausgestattet, ohne die zu übertriebene Sparsamkeit derselben oder den Luxus der deutschen zur Schau zu stellen. Die Wägen sind bequem, die Betriebsmittel höchst solid. Optische Signale werden nur zu lokalen Kundgebungen benutzt. Die Uniformirung der Beamten ist überall durchgeführt. Zur Zeit bestehen in Frankreich mit Hinzurechnung der Charentebahn eigentlich nur sieben große Eisenbahnverwaltungen, worunter die Paris-Lyon-Mittelmeerbahn die bedeutendste ist, und es ist charakteristisch für dieses Land, daß die früher vereinzelt verwalteten Bahnen durch Verschmelzung in ein großes Bahnnetz vereinigt worden sind. Ueber das Wachsthum und die finanziellen Ergebnisse der französischen E. gibt die folgende Tabelle Auskunft:

Im Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe, Proc. der Einnahme	Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe	
			pro Kilom. in Mark	in Proc. des Kapitals
1855	5529	—	—	—
1860	9431	—	—	—
1865	13577	40,7	20708	6,1
1867	15708	46,7	18852	5,9
1869	16954	46,7	17520	4,6

Am Ende des Jahrs 1873 hatte das im Betriebe befindliche Bahnnetz eine Gesammtlänge von 18,656 Kilom.

In **Griechenland** waren 1. Jan. 1874 nur 12 Kilom. E. im Betrieb.

In **Großbritannien** entwickelte sich das Eisenbahnwesen sehr bald mit großer Intensität. Als seine ersten Keime entstanden, war die industrielle Entwickelung Englands schon auf einer sehr großen Höhe angelangt. Auch das englische Publikum war bereits viel gereist. Die englischen Reiseeinrichtungen übertrafen schon vor der Einführung der E. die Verkehrseinrichtungen der meisten übrigen Länder Europa's. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß schon die ersten englischen E. auf verhältnismäßig sehr praktische Art angelegt wurden. Das englische Eisenbahnwesen entwickelte sich aber um so naturgemäßer, als es die Gesetzgebung nicht für ihre Aufgabe erachtete, den Eisenbahnbau, wie dies in mehreren anderen Ländern geschehen ist, in schablonenmäßige Richtungen zu drängen. Die englische Eisenbahngesetzgebung hat sich vielmehr, wie dies von der englischen Gesetzgebung für fast alle volkswirtschaftlichen Gebiete gesagt werden kann, nicht planmäßig, sondern stets im Anschluß an einzelne Fälle entwickelt. Diesem Entwickelungsgang verdanken die englischen E. den hohen Vorzug, daß sich die staatliche Gewalt nur dann in ihre Verhältnisse mischte, wenn ein wirkliches Bedürfnis vorlag. Die Zahl der Gebiete des Eisenbahnwesens, in welchen die Gesetzgebung intervenirte, ist in England eine kleine. Sie beschränkt sich hauptsächlich auf die Sicherheit der Passagiere und die Verantwortlichkeit der Eisenbahngesellschaften in Hinsicht auf Innehaltung der übernommenen Verbindlichkeiten im Güterverkehr. Doch werden von vielen Seiten Anstrengungen gemacht, die Eisenbahngesetzgebung auf andere wichtige Gebiete auszudehnen. Bei der technischen Entwickelung des englischen Eisenbahnwesens kam hauptsächlich in Betracht, daß der Grund und Boden in England sehr hoch im Preise steht. Die englischen E. wählten daher von Anfang an im allgemeinen den kürzesten Weg für ihre Tracen, und das ist der Weg, welcher zwar die größten Anlagekosten, aber auch die geringsten Reparaturkosten erfordert. Es war daher nur wirtschaftlich, wenn die englischen E. mächtige und kostspielige Kunstbauten nicht scheuten und dadurch möglichste Verkürzung des Wegs erzielten. Unterstützt wurden die englischen E. bei diesem Ausfall ihrer Wahl in Hinsicht auf die Anlage ihrer Tracen dadurch, daß die zu den Kunstbauten erforderlichen Stein- und Eisenmaterialien in England einen verhältnismäßig niedrigen Preis haben. Derselbe Umstand bewirkte auch, daß bei der Anlage von Bahnhöfen die Eisen- und Steinkonstruktion der Konstruktion aus Holz, dessen Preis in England sehr hoch ist, wenigstens bei größeren Bahnhöfen entschieden vorgezogen wurde. Diese Konstruktionsart brachte aber wiederum den Vortheil größtmöglicher Raumersparnis mit sich. Daneben ist es den Engländern gelungen, in ihren Bahnhofsanlagen auf verhältnismäßig kleinen Räumen die Bewältigung des großartigsten und komplicirtesten Güterverkehrs in überraschend kurzer Zeit zu ermöglichen. Dies wurde nur durch vollständige Trennung des Güter- und Personenverkehrs und durch außerordentliche Verbesserungen in der Anlage der Bahnhöfe sowie der Beladungs- und Entladungsvorrichtungen möglich. Während es z. B. ein Hauptfehler der preußischen und vieler anderen kontinentalen Bahnen ist, daß die Drehscheibe nur sparsame Anwendung auf den Güterbahnhöfen findet, und daß hierdurch fortwährende Geleisvermehrungen nöthig werden, ist die Drehscheibe auf den englischen Bahnhöfen eins der allerwichtigsten Mittel, um den Verkehr zu bewältigen. Auch befassen sich die englischen Bahnen nicht wie die deutschen mit der Spedition der Stückgüter, sondern lassen dieselben vielmehr außerhalb der Bahnhöfe sammeln, um sie gesammelt durch eigenes Fuhrwerk zur Bahn zu bringen. Hierdurch wird der schwerfällige Expeditionsapparat der deutschen E. sehr wesentlich vereinfacht. Derselbe Erfolg wird ferner dadurch erreicht, daß in England meistens nur Güterböden zur Verwendung kommen, welche an beiden Langseiten ganz offen sind, und daß die englischen Güterwägen in der Regel keine festen Decken haben und daher eine weit größere Anwendung von Krahnen zur Entlastung und Belastung der Wägen ermöglichen. Auch verdient die vortreffliche Einrichtung Erwähnung, daß, während in England der Personenverkehr fast ausschließlich auf die Tagesstunden beschränkt ist, vorzüglich die Abend- und Nachtstunden dem Güterverkehr gewidmet werden. Auf diese Weise wird eine Zeiteintheilung erreicht, deren günstige Folgen diejenigen, welche aus der Theilung der Arbeit in Hinsicht auf die Personen und Güter entspringen, zu ergänzen geeignet sind. Hierdurch wurde die hohe Präcision ermöglicht, durch welche sich die englischen E. in Hinsicht auf die Innehaltung der von ihnen gestellten Fristen auszeichnen. Einen besondern Charakterzug des englischen Eisenbahnwesens bildet endlich das Hineinrücken der E. in die Mittelpunkte der großen Städte und die Verwendung besonderer Eisenbahnsysteme in den großen Städten selbst. Dadurch, daß die englischen E. die Kosten nicht scheuten, ihre Bahnhofsanlagen in die Mitte der großen Städte zu verlegen — ein Beginnen allerdings, welches den Kauf und die Niederreißung von ganzen Stadtvierteln erforderte —, bemächtigten sie sich des Verkehrs, welcher im andern Fall ohne ihre Vermittelung zwischen den Städten und den Bahnhöfen stattgefunden haben würde. Da dieser Verkehr aber gleichzeitig zu einem sehr einfachen und sehr bequemen gestaltet wurde, so nahm das Wechselverhältnis zwischen den E. und den Bevölkerungscentren, welche dieselben verbinden,

Dimensionen an, welche auf dem Kontinent bisher auf nur sehr wenigen Linien vorhanden sind. Dies aber wiederum hat zur Folge, daß die großen Anlagekosten für den Bau der englischen Bahnhöfe, welche übrigens mittelbar zur Verschönerung und sanitarischen Verbesserung der Städte beitrugen, indem sie Licht und Luft schafften, zu verhältnismäßig günstigen Resultaten führten. Die Anlage von Stadteisenbahnen endlich hat sich in England so gut bewährt, daß auch in mehreren anderen Hauptstädten des Kontinents städtische Eisenbahnanlagen (s. Stadtbahnen) projektirt worden sind, welche sich an das englische Vorbild auf das engste anschließen. In England wurde fast ausschließlich und zwar mit sehr großem Glück der Weg gewählt, die städtischen E. unterirdisch anzulegen. Dieselben bilden heutzutage ein Verkehrsnetz, welches für den Organismus der großen englischen Städte geradezu unentbehrlich ist und noch jährlich erweitert wird. Was die Gesammtlänge der großbritannischen E. betrifft, so standen bei Beginn des Jahrs 1873: 118,605 Kilom. in Betrieb. Das in englischen E. angelegte Kapital betrug zu derselben Zeit 569 Mill. Pfd. Sterl. Das durchschnittliche Anlagekapital pro 7½ Kilom., welches im Jahr 1858: 34,099 Pfd. Sterl. betrug, erhöhte sich zu Ende des Jahrs 1870 auf 34,106 Pfd. Sterl., Ende 1871 auf 35,944 Pfd. Sterl. und Ende 1872 auf 35,984 Pfd. Sterl. Diese konstante Erhöhung des Anlagekapitals der englischen E. resultirte zumeist aus den infolge des stets wachsenden Verkehrs nothwendig gewordenen Vergrößerungen der Stationen sowie aus Vermehrung der Betriebsmittel. Dies aber wurde wiederum durch die Verbindung der einzelnen Bahnen mit den Hauptdurchzugslinien und durch den erhöhten Verkehr in den Industriebezirken bedingt. Trotz alledem wird den englischen Bahnen von vielen Seiten vorgeworfen, daß sie noch bei weitem nicht an der Grenze des Anlagekapitals pro Bahnmeile angelangt seien, welche in Hinsicht auf die Sicherheit und Bequemlichkeit der Personen und die Beschleunigung des Güterverkehrs erforderlich sei. Die Betriebseinnahmen der englischen E. bezifferten sich für das Jahr 1872 auf 51 Mill. Pfd. Sterl. gegen 47 Mill. Pfd. Sterl. im Vorjahr. Die Gesammtauslagen des Betriebs betrugen im Jahr 1872: 25 Mill. Pfd. Sterl. gegen 22 Mill. Pfd. Sterl. im Jahr 1871. Das Verhältnis der Betriebskosten zu den Bruttoeinnahmen betrug daher im Jahr 1872: 50 Proc. gegen 48,4 Proc. im Jahr 1871. Dagegen machten die Reineinnahmen im Jahr 1872: 4,5 Proc. und im Jahr 1871: 4,4 Proc. des totalen Kapitals aus. Auf die einzelnen Länder vertheilt betrugen die Betriebskosten in Procenten der Bruttoeinnahme für

Irland	1870:	52 Proc.
	1871:	53 "
	1872:	53 "
Schottland	1870:	50 "
	1871:	50 "
	1872:	51 "
England	1870:	45 "
	1871:	47 "
	1872:	49 "

Die Bruttoeinnahmen des Personenverkehrs stiegen von 20 Mill. Pfd. Sterl. im Jahr 1871 auf 22 Mill. Pfd. Sterl. im Jahr 1872, während die Bruttoeinnahmen des Güterverkehrs sich von 26 Mill. Pfd. Sterl. im Jahr 1871 auf 29 Mill. Pfd. Sterl. im Jahr 1872 vermehrten. Es participirte daher am Gesammt-Bruttoerträgnis im Jahr 1858 der Personenverkehr mit 49 und der Güterverkehr mit 51 Proc., während in den Jahren 1870, 1871, 1872 nur 44 Proc. auf den Personenverkehr und 56 Proc. auf den Güterverkehr fielen. Die Einnahmen der englischen E. schöpften also vorzüglich ihre Vermehrung aus dem Güterverkehr. Indessen stellt sich dieses Verhältnis sehr verschieden für die einzelnen Königreiche dar. Während in England das Verhältnis der Erträgnisse aus dem Personen- und Güterverkehr nahezu mit den diesbezüglichen Resultaten des Gesammtreichs identisch ist, nahmen in Schottland diese Verhältniszahlen für den Personenverkehr von 41 Proc. im Jahr 1858 auf 38 Proc. im Jahr 1870 ab, während sich der Güterverkehr von 59 Proc. im Jahr 1858 auf 62 Proc. im Jahr 1870 erhöhte. In den Jahren 1871 und 1872 ist in Schottland das diesbezügliche Resultat dasselbe wie im Jahr 1870 gewesen. In Irland verringerten sich die Erträgnisse des Personenverkehrs von 66 Proc. im Jahr 1858 auf 57 Proc. im Jahr 1871, während die Einnahmen aus dem Gütertransport von 34 Proc. im Jahr 1858 auf 43 Proc. im Jahr 1870 und 44 Proc. im Jahr 1871 stiegen. Die diesbezüglichen Verhältnisse des Jahrs 1871 sind auch für das Jahr 1872 die maßgebenden gewesen. Sehr viel Beachtung verdient die Thatsache, daß sich die Einnahmen aus dem Personenverkehr vorzüglich aus dem Verkehr von Passagieren dritter Klasse erhöhten. Diese Thatsache geht aus der folgenden Tabelle hervor. Es betrugen die Einnahmen aus dem Personenverkehr:

I. Klasse	1870:	3,900,000 Pfd. Sterl.
	1871:	4,100,000 " "
	1872:	4,300,000 " "
II. Klasse	1870:	4,900,000 " "
	1871:	5,100,000 " "
	1872:	4,100,000 " "
III. Klasse	1870:	7,400,000 " "
	1871:	8,100,000 " "
	1872:	10,300,000 " "

Zu demselben Resultat, nämlich zu der außerordentlichen Zunahme des Personenverkehrs dritter Klasse in England, würden auch die Zahlen führen, welche über die Zahl der in den verschiedenen Klassen Reisenden Auskunft geben. Die wichtige Erscheinung der besondern Zunahme der Einnahmequellen aus der dritten Wagenklasse ist in England Veranlassung geworden, daß man sich eifrig mit der Frage beschäftigt, ob und mit welchen Mitteln die Einnahmen aus diesem Betriebszweig noch einer weitern Erhöhung fähig wären. Die große englische Midland-Eisenbahn hat in dieser Hinsicht vor kurzem eine Maßregel ergriffen, welche den Anstoß zu einer Revolution im Eisenbahnwesen geben könnte. Diese Gesellschaft hat nämlich auf ihren Zügen die zweite Wagenklasse gänzlich abgeschafft, so daß es auf den Strecken derselben nur zwei Wagenklassen gibt. Indessen hat man begonnen, zu diesen beiden Klassen noch die sogen. Pullman'schen Schlafwägen hinzuzufügen, welche namentlich auf längeren Reisen gern benutzt werden. Die Zahl der Saisonkartenbesitzer hat von 156,402 im Jahr 1868 bis 188,392 im Jahr 1871 und 271,342 im Jahr 1872 zugenommen. Die Einnahmen aus diesen Saisonkarten steigerten sich von 686,488 Pfd. Sterl. pro 1870 bis 781,778 Pfd. Sterl. pro 1871 und 892,384 Pfd. Sterl. pro 1872. Die Einnahmen für Gepäck-, Paket-, Wagen-, Pferde-, Hundebeförderung und Extrafahrpreise sowie alle anderen verschiedenartigen Einnahmen aus dem Personenverkehr betrugen im Jahr 1870: 2,262,669 Pfd. Sterl., im Jahr 1871: 2,406,902 Pfd. Sterl. und im Jahr 1872: 2,553,365 Pfd. Sterl. Die Einnahmen aus dem Güterverkehr sind von 24,115,159 Pfd. Sterl. pro 1870 auf

26,484,978 Pfd. Sterl. pro 1871 und 29,016,559 Pfd. Sterl. pro 1872 gestiegen, oder um je 10 Proc. über das Vorjahr, und unter diesen Einnahmen haben jene für den Transport von Mineralien von 9,392,513 Pfd. Sterl. pro 1870 bis 10,029,253 Pfd. Sterl. pro 1871 und bis 11,226,157 Pfd. Sterl. pro 1872 zugenommen, während jene für die Verfrachtung der gewöhnlichen Frachtgüter von 13,810,196 Pfd. Sterl. pro 1870 auf 15,418,171 Pfd. Sterl. pro 1871 und 16,687,830 Pfd. Sterl. pro 1872 gestiegen sind. Die aus dem Transport von lebendem Vieh resultirenden Einnahmen stiegen von 912,450 Pfd. Sterl. pro 1870 auf 1,037,554 Pfd. Sterl. pro 1871 und auf 1,077,567 Pfd. Sterl. pro 1872. Die Gesammteinnahmen pro 7½ Kilom. Bahnstrecke betrugen in

	1870:	1871:	1872:
England . . .	3322 Pfd. Sterl.	3672 Pfd. Sterl.	3894 Pfd. Sterl.
Schottland . .	1847 " "	1986 " "	2142 " "
Irland	1049 " "	1118 " "	1140 " "

Die Anzahl der Zugmeilen betrug im Jahr 1872 in Summa 190,720,000. Die Zahl der Lokomotiven im Vereinigten Königreich stieg von 9379 pro 1870 auf 10,490 pro 1871 und 10,933 pro 1872, und die Zahl der übrigen Fahrzeuge von 285,994 pro 1870 auf 311,427 pro 1871 und 337,899 pro 1872, was für die Lokomotiven einer Vermehrung per 7½ Kilom. von 0,60 pro 1870 auf 0,68 pro 1871 und 1872, und für die übrigen Fahrzeuge von 18,88 pro 1870 auf 20,25 pro 1871 und 21,36 pro 1872 entspricht. Die charakteristischen Merkmale des großbritannischen Eisenbahnwesens zu Ende des Jahrs 1872 lassen sich folgendermaßen zusammenfassen. Eine Summe von 569,047,346 Pfd. Sterl. wurde auf 118,545 Kilom. Bahn verwendet, oder ca. 36,000 Pfd. Sterl. pro 7½ Kilom. Es waren 9933 Lokomotiven oder nahezu je eine auf 8 Kilom. und 333,899 andere Fahrzeuge oder ca. 21½ pro 7½ Kilom. mit Ausschluß der Waggons von Privaten und Privatgesellschaften vorhanden. Die Zugskilometer dieses Jahrs erzielten eine Einnahme von 51,304,114 Pfd. Sterl., erforderten eine Ausgabe von 25,652,383 Pfd. Sterl. für den Betrieb und die Erhaltung und ergaben einen Reingewinn von 25,650,731 Pfd. Sterl., was nahezu der Hälfte der Bruttoeinnahme entspricht. Es wurden 422,874,822 gewöhnliche Fahrkarten und 272,312 Saisonkarten ausgegeben und 179,302,121 Tonnen Güter verfrachtet. Die durchschnittliche Verzinsung des Aktienkapitals betrug 5,14 Proc. und jene des Gesammtkapitals 4,75, einschließlich eines Betrags von 32,901,496 Pfd. Sterl. des Aktienkapitals, resp. 42,582,631 Pfd. Sterl. des Gesammtkapitals, wofür keinerlei Interessen und Dividenden gezahlt worden sind. Ueber die finanzielle Entwickelung der großbritannischen E. seit dem Jahr 1860 gibt die folgende Tabelle Auskunft:

Im Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe Proc. der Einnahme	Ueberschuß	
			pro Kilom. in Mark	in Proc. des Kapitals
1860	13411	—	—	—
1865	16787	47,5	17190	4,1
1867	21382	48,0	17236	4,1
1868	22093	50,3	16353	3,9
1869	23618	—	—	—
1870	24368	48,7	17808	4,3
1871	24999	48,6	17486	4,2
1872	25118	48,0	19602	4,4
1873	26444	50,0	20289	4,5

Ein Vergleich der durchschnittlichen Betriebsergebnisse der großbritannischen E. in den letzten zehn Jahren mit dem anderer E. im Vergleich zu den deutschen zeigt, daß sich in Großbritannien die Vermehrung der Einnahmen der E. sehr viel gleichmäßiger gestaltet hat als in jenen Ländern.

Die physikalischen Verhältnisse Italiens erwiesen sich dem Eisenbahnbau nicht besonders günstig. Der Apenninenzug, welcher die Halbinsel der ganzen Länge nach von Norden nach Süden durchzieht, erlaubt wohl den Bau von Bahnen in nordsüdlicher Richtung, erschwert aber die Verbindung der beiden Längsküsten. Italien blieb daher mit dem Eisenbahnbau lange zurück; erst seit Herstellung des Königreichs wird ein System von Hauptlinien längs den Küsten und von Verbindungslinien zwischen diesen in Angriff genommen. Oberitalien besitzt ein dichtes Eisenbahnnetz; durch Erbauung der Mont-Cenisbahn haben die Italiener einen großen Schritt im europäischen Eisenbahnwesen vorwärts gethan. Die im Bau begriffene Gotthardbahn und die projektirte Simplonbahn werden ebenfalls in hohem Grade dazu beitragen, um das italienische Eisenbahnwesen zu entwickeln. 1870 umfaßte Italien 5867 Kilom. Bahnen.

In den Niederlanden glaubte man anfangs, wegen des Reichthums an Kanälen die E. entbehren zu können, so daß bis 1857 nur geringe Strecken erbaut wurden, und zwar meist für den Personenverkehr. Die Folge war, daß der deutsche Handel sich mehr nach den belgischen Häfen zog, weshalb sich die niederländische Regierung zum Eisenbahnbau entschloß. 1872 umfaßte das niederländische Bahnnetz 1650 Kilom. Ueber das Wachsthum und die finanziellen Ergebnisse der niederländischen E. gibt die folgende Tabelle Auskunft:

Im Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe Proc. der Einnahme	Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe in Mark
1867	682	77,9	1478
1868	837	67,9	1958
1869	849	67,0	2129
1870	932	64,5	2510
1871	933	61,6	4341
1872	1650	—	—

Norwegen hat breitspurige und schmalspurige Bahnen, zu welchen man griff, weil bei der dünnen Bevölkerung normalspurige sich nicht überall rentiren konnten. Die Länge der norwegischen Bahnen beträgt Ende 1874 ungefähr 500 Kilom. Nach Ausbau der schon jetzt in Angriff genommenen oder sicher projektirten Linien wird sich diese Länge jedoch verdoppeln.

In Oesterreich-Ungarn begann man 1841 mit dem Bahnbau auf Staatskosten; später kaufte der Staat Privatbahnen, verkaufte aber wieder in einer Zeit finanzieller Bedrängnis und nach schlechten Erfolgen. Das österreichische Eisenbahnnetz ist ein Strahlensystem mit Wien als Centrum, in seinen einzelnen Linien den verschiedenen Elementen des Staats entsprechend. Das Eisenbahnwesen der deutschen Kronlande ist, da es auch ähnliche geographische und volkswirtschaftliche Bedingungen fand, wie das von Deutschland geartet. Jenseit der Leitha dagegen, wo Arbeitskräfte und Bahnmaterialien seltener sind, wo die Bahnen in der Zeit des Eisenbahnschwindels und der Generalentreprisen gebaut wurden, sind Bau und Betrieb weit unvollkommener. Die Schnelligkeit der Züge ist geringer als in Deutschland, doch durchlaufen die Massen größere Strecken. Die erste österreichische Eisenbahn, die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, wurde im Jahr 1837 dem Verkehr übergeben.

Ueber das Wachsthum und die finanziellen Resultate der österreichisch-ungarischen E. in den Jahren 1855—73 gibt die folgende Tabelle Auskunft:

Im Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe, Proc. der Einnahme	Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe	
			pro Kilom. in Mark	in Proc. des Kapitals
1856	2829	58,9	14084	6,2
1860	5161	42,9	17307	6,8
1865	6397	39,0	15948	6,7
1867	6601	35,9	21036	8,0
1868	7311	36,4	23266	9,6
1869	8167	37,6	21918	8,7
1870	9762	41,7	18372	6,6
1871	11899	43,6	20250	6,1
1872	14053	46,3	16236	6,0
1873	15758	—	—	—

In **Portugal** wurde der Bahnbau 1854 durch die Regierung begonnen, 1871 waren 780 Kilom. vollendet. Die projektirte Beirabahn wird die Entfernung zwischen Lissabon und Paris um mehr als 500 Kilom. und daher die Reisedauer zwischen beiden Städten von 87 auf 48 Stunden abkürzen. Außerdem verspricht ihre Verbindung mit den Bahnen Altkastiliens auch eine erhebliche Mehrung des Waarenverkehrs auf den portugiesischen Bahnen.

In **Rumänien**, wo die Koncession zum Bau mehrerer Linien dem Konsortium Strousberg ertheilt war, entspannen sich 1871 Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Koncessionären über die Verpflichtungen der letzteren. Die Koncession Strousbergs ward für erloschen erklärt und eine neue Aktiengesellschaft gebildet, um das Unternehmen durchzuführen. Die E., für welche das Konsortium Strousberg von Seiten der rumänischen Regierung die Koncession erhielt, und die später auf die Gesellschaft übergingen, sind die folgenden: 1) die Bahn von Bukarest nach Galatz und Roman, welche sich zur Zeit im Betriebe befindet und eine Länge von 468 Kilom. hat; 2) die Bahn von Tecucin nach Berlad, gegenwärtig im Betrieb und 50 Kilom. lang; 3) die beiden Zweigbahnen nach den Häfen von Braila und Galatz, gegenwärtig im Betrieb und zusammen 11 Kilom. lang; 4) die 6 Kilom. lange, im Betriebe befindliche Bukarester Verbindungsbahn; 5) die Bahn von Bukarest (Chitilla) nach Virciorova (österreichische Grenze) mit einer annähernden Totallänge von 369 Kilom. Von dieser Bahn befinden sich augenblicklich im Betrieb die Strecke von Bukarest (Chitilla) bis Pitesti von 98 Kilom., während die Strecke Pitesti-Virciorova (etwa 271 Kilom.) im Bau begriffen ist. Hiernach sind im Betrieb 648 Kilom. und im Bau 271 Kilom. Auf den 648 Kilom. langen im Betrieb gewesenen Linien befinden sich 45 Stationen. Der Verkehr des Jahrs 1873 umfaßte: 67,242 Personen in der ersten Klasse, 217,027 in der zweiten Klasse, 357,196 in der dritten Klasse und 6479 mit Transportanweisungen, zusammen 647,944 Personen, 4009 Tonnen Gepäck, 1899 Hunde, 44 Pferde, 11 Equipagen, 1160 Tonnen Eilgut, 367,938 Tonnen Frachtgüter und 48,339 Tonnen Regiefrachten für den Betrieb. Durchschnittlich hat jede Person 84,06 und jede Tonne Gut 138,53 Kilom. zurückgelegt. Von den beförderten Gütern kommen 37,76 Proc. auf Getreide, 12,12 Proc. auf Brennholz, 11,61 Proc. auf Regietransporte, 5,37 Proc. auf Salz. Ueber 3 Proc. betrugen noch die Transporte von Kolonialwaaren, Sand, Kies und Wein.

In **Rußland** ward bis zum Tode des Kaisers Nikolaus der Eisenbahnbau in keiner Weise begünstigt. Als aber der Handelsverkehr mit dem Ausland zunahm und der Krimkrieg gezeigt hatte, wie nothwendig ein ausgedehntes Eisenbahnnetz auch in militärischer Hinsicht für Rußland sei, um Truppenmassen schnell durch große Räume zu bewegen, beschloß man, den Eisenbahnbau energisch in Angriff zu nehmen. Verhandlungen mit englischen und amerikanischen Unternehmern zerschlugen sich, französische Kapitalisten aber gründeten eine große russische Eisenbahngesellschaft. Später strömte auch aus Deutschland viel Kapital zu, so daß von 1866—1871 sehr fleißig gebaut werden konnte und 1871 schon 13,070 Werst (13,950 Kilom.) im Betrieb standen, fast nur Privatbahnen. Die Verkehrsbedingungen Rußlands haben viel Aehnlichkeit mit denen Amerika's. Die Erdarbeiten sind wegen des ebenen Terrains billig, die Holzkonstruktion häufig, das Signalwesen einfach. Die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes und namentlich die geographische Lage der producirenden Provinzen, endlich auch die Beschaffenheit der Export- und Importprodukte läßt eine vorzügliche Ausnutzung des Wagenraums zu, und aus diesem Grunde sind auch die Bahnen mit einem geringern Fahrmittelbestand als im westlichen Europa ausgerüstet. Die Anzahl der vorhandenen Maschinen ist eine sehr geringe; sie beträgt nur ca. 1 pro 5 Werst Bahnlänge, mithin bedeutend weniger als in Deutschland und den westlichen Ländern. Es ist vorauszusehen, daß die Anzahl derselben sich bei dem immer mehr sich entwickelnden Verkehr sehr rasch steigern wird, und wenn man nach den Erfahrungen von Ländern urtheilt, die eine weniger rasche Entwickelung haben wie Rußland, so dürfte sich innerhalb fünf Jahren die Zahl vielleicht verdoppeln müssen, um nur annähernd den Bedürfnissen des steigenden Verkehrs zu genügen. Aber auch für die Remonte wird ein großer Bedarf eintreten, denn ein großer Theil der Maschinen befindet sich in schlechtem Zustand, namentlich im Süden, wo man theilweise schlechte Kohle oder Anthracit, dessen Verwendung eine große Erfahrung und sehr aufmerksame Bedienung erheischt, zur Feuerung verwendet hat. Die Entwickelung des Verkehrs hat stetig zugenommen; es wurden befördert:

1870: 14,373,308 Personen
1871: 18,046,718 "
1872: 20,602,779 "
1873: 22,809,111 "

Das Wachsthum und die finanziellen Resultate der russischen E. sind aus folgenden Zahlen ersichtlich:

Im Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe, Proc. der Einnahme	Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe	
			pro Kilom. in Mark	in Proc. des Kapitals
1865	3926	61,0	9120	3,6
1867	5116	59,8	11592	4,0
1869	6326	54,3	13094	—
1870	11243	51,0	13167	3,3
1871	13950	—	—	—
1872	14585	—	—	—
1873	16316	—	—	—

In **Schweden**, wo sich keine Privatunternehmer fanden, baute der Staat von 1854 an, jedoch sehr langsam; 1871 waren 1836 Kilom. im Betrieb. Man beabsichtigt im schwedischen Lappland den Bau einer Polarbahn. Das Wachsthum und die finanziellen Ergebnisse der schwedischen E. sind aus folgenden Zahlen ersichtlich: a) bedeutet Staatsbahnen, b) Privatbahnen.

Im Jahr	Betriebslänge Kilom.	Ausgabe Proc. der Einnahme	Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe	
			pro Kilom. in Mark	in Proc. des Kapitals
1865a	860	59,0	2400	2,0
1866a	1089	59,4	2545	3,0
1871a	1187	50,3	3741	2,8
1871b	687	47,1	3573	6,8

Das Eisenbahnnetz der **Schweiz** ist ein in hohem Grade mannigfaltiges. Normalspur, Schmalspur, Bergbahn mit gewöhnlichem Betrieb, mit Zahnrad, mit System Wetli, Straßenbahnen, Tram-Ways rc. finden sich hier bunt durch einander. Das hauptsächlichste Charakteristikum des schweizerischen Eisenbahnwesens bilden die Bergbahnen, deren Bau durch den mächtigen Strom der Vergnügungsreisenden, welcher sich alljährlich in die Schweiz ergießt, ungemein gefördert wurde. Die erste Anregung zum Eisenbahnbau in der Schweiz geschah am Ende der dreißiger Jahre, und zwar in Hinsicht der Verbindung zwischen Basel und Zürich, welches Unternehmen aber damals scheiterte. Am Anfang der vierziger Jahre wurden fast in allen Kantonen nach den Hauptverkehrsrichtungen statistische und technische Vorarbeiten ausgeführt. Im Jahr 1850 wurde ein Bundesgesetz, betreffend die Verbindlichkeit zur Abtretung von Privatrechten erlassen und ein specielles Eisenbahnbüreau organisirt, um Material zu sammeln zur Begutachtung der Frage über die Betheiligung des Bundes bei Ausführung des schweizerischen Eisenbahnnetzes und die Koncessionsbedingungen für den Fall der Herstellung von E. durch Privatgesellschaften. Im Jahr 1852 endlich wurde ein Bundesgesetz gegeben für Ueberlassung des Baues und Betriebs der E. an die Kantone, beziehungsweise an die Privatthätigkeit, obgleich die Majorität der bezüglichen Kommission sich für den Staatsbau ausgesprochen hatte. Schon vor Erlaß dieses Gesetzes waren von einigen Kantonsregierungen Koncessionen für den Bau von E. an verschiedene Unternehmer ertheilt worden. Bis Ende März 1873 wurden im ganzen 179 Koncessionen genehmigt, wovon damals noch 131 in Kraft bestanden, welche zusammen einer Bahnlänge von 3100 Kilom. entsprachen, von denen 1470 in Betrieb gesetzt waren. Die erste Bahneröffnung in der Schweiz fand 1844 statt (Linie Basel-St. Louis mit einer Länge von 1,86 Kilom.). Ende 1868 waren 1353,8 Kilom. Bahnen eröffnet. Auf die einzelnen Jahre von 1844—68 vertheilen sich diese Bahnlängen wie folgt:

	Ganzes Netz			Ganzes Netz	
	Total pr. Jahr	Total aller Jahre		Total pr. Jahr	Total aller Jahre
Jahr	Kilom.	Kilom.	Jahr	Kilom.	Kilom.
1844	1,860	1,860	1861	30,747	1081,752
1847	23,157	25,017	1862	73,570	1155,322
1854	13,615	38,632	1863	28,956	1184,278
1855	169,381	208,013	1864	116,832	1301,110
1856	129,141	337,154	1865	19,942	1321,052
1857	178,966	516,110	1866	—	1321,052
1858	183,992	700,112	1867	—	1321,052
1859	238,296	938,410	1868	32,791	1353,843
1860	112,596	1051,006			

Von den 22 Kantonen hatten Ende 1868 fünf, nämlich Uri, Schwyz, Unterwalden, Appenzell und Tessin, noch keine E. im Betrieb. Die längste betriebene Bahnstrecke besaß der Kanton Bern mit 180 Kilom., die kürzeste Baselstadt mit nur 16,6 Kilom. Der mit Bezug auf die Bevölkerung am reichlichsten mit E. ausgestattete Kanton war Neuenburg, welcher für je 100 Seelen 121,8 Meter besaß, der geringste Graubünden mit 22,1 Meter. Hinsichtlich des Verhältnisses der Gebietsoberfläche zur Bahnanlage stand Baselstadt mit der stärksten Ziffer obenan, indem dieser Halbkanton pro QKilom. 448,6 Meter Eisenbahn besaß; der geringste Kanton in dieser Beziehung war wieder Graubünden mit 2,8 Meter Bahnlänge. Während die Schweiz im Vergleich zu den übrigen europäischen Staaten und den Vereinigten Staaten von Amerika mit Bezug auf das Verhältnis der Bevölkerung zur Bahnlänge den fünften und mit Bezug auf dasjenige der Oberfläche zur Bahnlänge, trotz dem relativ für die Anlage von E. sehr ungünstigen Terrain, den siebenten Rang einnahm, traten einzelne Kantone in beiden Beziehungen zusammengenommen als sehr reichlich mit E. ausgerüstet hervor. So Neuenburg und Schaffhausen, welche vor Belgien und Großbritannien kamen, und St. Gallen, welches noch vor Großbritannien stand. Selbst der an E. ärmste Gebirgskanton Graubünden kam im Jahr 1868 wenigstens noch vor Italien, Oesterreich-Ungarn, Portugal und Rußland in Bezug auf die Bevölkerung und noch vor Rußland in Bezug auf die Oberfläche.

In **Spanien** hinderten gebirgiges Terrain, Mangel an Industrie, an Verkehr und an Geld sowie die politischen Wirren den Eisenbahnbau, so daß Spanien 1871 nur 5328 Kilom. Bahnen besaß.

In der **Türkei** bauten zuerst englische Gesellschaften kurze Strecken; 1869 ward die Gesellschaft der Ottomanischen E. gegründet. Der Bau schreitet langsam voran. Besonders wichtig ist die Frage des Anschlusses der türkischen Bahnen an das europäische Netz. Es scheint der Anschluß an das serbische Netz gesichert zu sein. Die am Anfang des Jahrs 1875 in Betrieb befindlichen Linien der europäischen Türkei waren:

1) Konstantinopel-Adrianopel . . .	319	Kilom.
2) Adrianopel-Philippopel-Sarembey	241	"
3) Adrianopel-Dedeagh (Enos) . . .	150	"
4) Salonik-Ueskük-Werisowitz . . .	300	"
5) Banjaluka-Novi (Doberlin) . . .	102	"
6) Varna-Rustschuk	228	"
Summa	1340	Kilom.

Ueber die **Gesammtlänge** der E. der Erde sowie deren Verhältnis zu dem Flächeninhalt und der Einwohnerzahl der verschiedenen Länder gibt die folgende Tabelle Auskunft. Ist nicht ein späteres Datum besonders angegeben, so beziehen sich die mitgetheilten Zahlen auf 1. Jan. 1874. Diese Zahlen beruhen auf Schätzungen von dem bekannten Eisenbahnstatistiker G. Stürmer.

Länder	Kilom. Eisenbahnen in Betrieb	Auf 1000 QKil. (= 18,16 geogr. QM.) kommen Kilom. Eisenb.	Auf 1 Mill. Einwohner kommen Kilom. Eisenb.
Europa.			
Belgien	3370	114	602
Großbritannien . .	25900	82	814
Niederlande (inkl. Luxemburg) . . .	1871	53	490
Deutsches Reich 1/7. 74	24789	46	604
Frankreich . .	20143	38	550
Schweiz . .	1509	36	563
Oesterr.-Ungarn . .	16521	26	460
Dänemark	910	24	510
Italien 1/7. 74 . .	6905	23	262
Spanien	5486	11	329
Portugal	842	9,4	193
Rumänien 1/7. 74 .	963	7,9	220
Schweden . . .	2410	5,5	567
Europ. Türkei . . .	1334	2,8	137
Europ. Rußl. . . .	17063	3,2	240
Norwegen	496	1,6	286
Griechenland . . .	12	0,2	8
Asien.			
Asiatische Türkei . .	274	0,3	21
Kaukasien	308	0,7	60
Ostindien	6869	2,7	33
Java	261	2,0	15
Japan	29	0,07	0,9
Afrika.			
Aegypten	1056	2,9	202
Algier	536	0,8	183
Kapland	102	0,2	150
Natal	8	0,07	10
Mauritius	106	57,2	330

Länder	Kilom. Eisenbahnen in Betrieb	Auf 1000 QKil. kommen Kilom. Eisenb.	Auf 1 Mill. Einw. kommen Kilom. Eisenb.
Amerika.			
Vereinigte Staaten	115146	12,3	2986
Kanada	6596	5,7	1599
Mexiko	557	0,3	[illegible]
Honduras	90	0,7	257
Panama	[illegible]	1,1	345
Bolivar	80	0,4	182
Cuba	640	5,4	450
Jamaica	[illegible]	2,9	86
Venezuela	12	0,01	9
Guayana	96	0,4	497
Brasilien	1206	0,14	121
Argentina	1225	0,5	658
Uruguay	90	0,5	257
Paraguay	[illegible]	0,4	[illegible]
Peru	485	0,4	190
Chile	991	2,2	502
Australien.			
Neusüdwales	662	0,8	1180
Victoria	708	3,1	941
Südaustralien	806	0,3	1686
Queensland	351	0,2	3024
Westaustralien	26	0,01	1026
Tasmania	[illegible]	1,1	725
Neuseeland	169	0,6	960
Tahiti	4	3,4	289

Die Zusammenstellung der Eisenbahnlängen für die einzelnen Erdtheile ergibt hiernach Folgendes:

Europa	130685	13,1	432
Asien	9741	0,22	11
Afrika	1602	0,06	9
Amerika	126343	3,07	1486
Australien	2257	0,26	608
Totalsumme	270759	2,0	196

Unter Berücksichtigung der noch nicht bekannt gewordenen neuen Bahneröffnungen, namentlich einiger außereuropäischen Länder, kann man für die Mitte des Jahrs 1874 als Länge des gesammten Schienennetzes der Erde die Summe von ca. 275,000 Kilom. annehmen, die ein Anlagekapital von 60 Milliarden Mark erfordert haben.

B. Bau der E. I. Die topographische Feststellung der Eisenbahnlinie. Die E. zerfallen hinsichtlich ihrer Länge und größern oder geringern Bedeutung für den Verkehr in **Haupt-** und **Nebenbahnen**. Hauptbahnen erster Klasse, welche den internationalen Verkehr vermitteln sollen, haben nur die Hauptverkehrsplätze der Staaten und diese in möglichst gerader Linie und mit möglichst geringen Steigungen zu verbinden. Die Hauptbahnen zweiter Klasse, welche dem nationalen Verkehr zu dienen haben, sollen die bedeutenderen Verkehrsorte eines Staats unter sich sowie mit den Hauptbahnen erster Klasse verbinden, während die Nebenbahnen (Zweigbahnen, Vicinalbahnen, sekundäre Bahnen) unter Zulassung gekrümmter Linien und stärkerer Steigungen den Lokalverkehr zu vermitteln und den Hauptbahnen zuzuführen haben. Hauptbahnen erhalten je nach der Stärke des Verkehrs zwei und mehr Geleise, wovon anfangs oft nur eins zur Ausführung kommt, Nebenbahnen nur ein Geleis. Man unterscheidet die vom Staat erbauten und verwalteten E. oder **Staatseisenbahnen** und die von Privaten, meist Aktiengesellschaften, erbauten und verwalteten E. oder **Privateisenbahnen**. Die ersteren verdanken ihre Entstehung meist vorherrschend volkswirtschaftlichen und strategischen, die letzteren meist vorwiegend finanziellen Rücksichten. Tritt der **Staat** als Bauunternehmer einer Eisenbahn auf, so übernimmt er meist nur den Bau und Betrieb der Hauptbahnen oder der wichtigsten Bahnen, während er, besonders in industriell entwickelten Ländern, den Bau der Nebenlinien der Privatindustrie überläßt. Die Leitung des Baues und Betriebs der Staatsbahnen ist meist einer dem Ministerium unterstehenden Generaldirektion übertragen, welche in Bezug auf die Geschäftsgliederung in eine Abtheilung für den Bau und in eine solche für den Betrieb zerfällt. Hat sich für **Private** das Bedürfnis einer Verkehrsvermittelung und die Aussicht auf ein finanziell vortheilhaftes Unternehmen herausgestellt, so treten meist die bei Herstellung der Bahn zunächst Interessirten zu einem Komité zusammen, lassen die einschlägigen Verkehrsverhältnisse sowie die muthmaßliche Bausumme und Rentabilität der Bahn ermitteln und die Resultate dieser Ermittelungen behufs Bildung einer Aktiengesellschaft veröffentlichen. Das Komité bestimmt einen Termin zur Zeichnung oder Subskription eines bestimmten Aktienkapitals, indem die Aktien bei verschiedenen Bank- und Geldinstituten zur Zeichnung aufgelegt werden. Gegen eine sofort oder demnächst zu leistende Anzahlung von gewöhnlich 10 Proc. der gezeichneten Summe zur Bestreitung der nächsten Ausgaben werden die Zeichner mit Interimsscheinen (Interimsaktien) versehen, worauf das Komité die Koncessionirung der Gesellschaft durch die betreffende Staatsregierung nachsucht und dann die Inhaber jener Interimsscheine zu einer Generalversammlung beruft, durch welche die ausführenden Organe der Gesellschaft gewählt und mit den nöthigen Vollmachten versehen werden. Wenn das Zustandekommen einer Eisenbahn aus nationalökonomischen oder aus militärischen Rücksichten wünschenswerth erscheint, die Rentabilität derselben jedoch zweifelhaft ist, so garantirt der Staat nicht selten den Aktionären eine gewisse geringe Verzinsung ihres Aktienkapitals, wodurch solche Aktien, außer der Sicherheit eines Staatspapiers, die Möglichkeit einer höhern Verzinsung gewähren, oder er fördert das Unternehmen durch Uebernahme eines Theils der Aktien. Die Organe einer Eisenbahngesellschaft sind **dirigirende** und **kontrollirende**, indem entweder ein **Generaldirektor**, oder ein Kollegium gleichberechtigter Mitglieder unter dem Vorsitz eines Präsidenten, ein sogen. **Direktorium**, und in beiden Fällen ein **Verwaltungsrath** ernannt wird, der die Maßnahmen des Generaldirektors oder des Direktoriums, besonders insoweit sie Organisations- und Geldfragen betreffen, zu überwachen, beziehungsweise zu genehmigen hat. Das Direktorium der Eisenbahn stellt die Beamten an, regelt die Rechtsverhältnisse der Gesellschaft, beantragt die einschlägigen Maßnahmen der Regierung, z. B. den Erlaß der Enteignungsgesetze und schreibt die Termine zur Einzahlung auf die Aktien aus. Die technische Oberleitung legt es in die Hände eines umsichtigen und erfahrenen Technikers, des **Oberingenieurs**, dessen wichtigstes Geschäft die Eintheilung und Organisation der technischen Arbeiten und Heranziehung tüchtiger Techniker ist, von welchen ein Theil zur Fertigung der Entwürfe in einem Büreau vereinigt, ein Theil zur Ausführung der **Vorarbeiten** auf die Bahnlinie vertheilt wird. Diese Vorarbeiten bezwecken die Anfertigung eines genauen Situations- und Höhenplans der Gegend, durch welche die Eisenbahn möglicherweise führen kann. In diesem Plan stellt der Oberingenieur mit Berücksichtigung des Zwecks der Eisenbahnanlage deren Trace mit den

nach Maßgabe des vorliegenden Terrains günstigsten Steigungs- und Krümmungsverhältnissen, bei möglichster Ausgleichung der Ab- und Auftragmassen und Kostenersparnis beim Grunderwerb, fest. Sind die so bearbeiteten Pläne und Anschläge von Seiten des Verwaltungsraths genehmigt worden, so werden sie den betreffenden Landesregierungen vorgelegt, die sie theils vom baupolizeilichen, theils vom allgemein technischen Standpunkt aus durch ihre technischen Organe prüfen, beziehungsweise modificiren lassen. Erst dann erfolgt die definitive Absteckung der Linie auf dem Terrain sowie die Festlegung ihrer Scheitelpunkte auf der Karte, in welche nunmehr die geraden Strecken und Kurven sammt der Bahnbreite eingetragen werden können. Um das zu der Eisenbahn erforderliche Terrain sowie die bei der Ausführung zu bewegenden Erdmassen bestimmen zu können, wird im Anschluß an die abgesteckte Linie ein Längenprofil sammt allen erforderlichen Querprofilen aufgenommen, in welche letztere mit Bezug auf die projektirte Bahnhöhe sämmtliche Auf- und Abträge sammt Gräben, Banketten, Schutzstreifen ꝛc. eingetragen werden. Hieran reiht sich als nächstes Geschäft die Vermessung des erforderlichen Geländes und die auf Grund derselben nöthige Expropriation oder Erwerbung von Grund und Boden. In den meisten Fällen und am zweckmäßigsten erfolgt dieselbe durch freien Kauf und Uebereinkunft, und es sollte nur, wenn eine solche nicht zu Stande kommt, auf Grund eines Expropriationsgesetzes von der nöthigen Fläche Besitz ergriffen werden; gewöhnlich sorgen besonders dazu verpflichtete Sachverständige aller Art dafür, daß die für ein expropriirtes Grundstück zu zahlende Entschädigung allen vernünftigen Ansprüchen seitens des Besitzers entspreche. Vgl. auch die Specialartikel über das Eisenbahnwesen.

II. Der Bahnbau. Die Bauausführung einer Eisenbahn läßt sich so organisiren, daß der Staat oder die Gesellschaft den Bau entweder durch ihre Organe bis ins Detail projektiren und ausführen läßt (Regiebau), oder einzelne Arbeiten, z. B. Unterbau, Oberbau, Hochbau, innerhalb gewisser Strecken (Bausektionen, Loose) Eisenbahnunternehmern zur Ausführung übergibt (Entreprise), oder endlich alle Arbeiten gegen eine Aversionalsumme einem Unternehmer in die Hände legt (Generalentreprise). Da jede dieser Methoden ihre Vorzüge hat, so kann bei gewissen Bauausführungen auch die gleichzeitige Anordnung mehrerer derselben von Vortheil sein. Der Regiebau pflegt etwas theurer, aber solider als der Entreprisenbau, dieser jedoch bei zweckmäßiger Wahl der Bauunternehmer, richtiger Eintheilung der einzelnen Strecken, zuverlässigen Vorarbeiten und hierauf gestützten Kostenanschlägen und bei gewissenhafter Beaufsichtigung der Arbeiten der empfehlenswertheste zu sein, während die Generalentreprise zwar die für die Bauverwaltung bequemste und meist schnellstfördernde, aber die für die Solidität des Baues gefährlichste ist. Die Heranziehung der Bauunternehmer geschieht meist durch Ausschreiben öffentlicher Konkurrenzen, wobei sich die Bauverwaltung die Auswahl unter den Konkurrenten vorbehält. Da die Oeffentlichkeit nicht selten auch unsolide Unternehmer anlockt, welche den Preis drücken und, wenn angenommen, der Bauverwaltung während der Ausführung Schwierigkeiten bereiten, so empfiehlt sich die Heranziehung als solid bekannter Bauunternehmer zu einer beschränkten Konkurrenz, wobei das Risiko geringer wird. Zum Zweck der Ausführung theilt der Oberingenieur die Bahnstrecke in gewisse, je nach der Bedeutung der darauf vorkommenden Bauwerke verschieden lange Strecken (Sektionen, Abtheilungen, Bezirke). Jeder derselben steht ein tüchtiger Techniker als Sektions-, Abtheilungs- oder Bezirksingenieur vor, dem das nöthige, aus Hülfsingenieuren, Aufsehern und Büreaubeamten bestehende Hülfspersonal unterstellt wird. Um den Bahnbau möglichst gleichzeitig zu vollenden, muß mit den Bauten, deren Ausführung längere Zeit beansprucht, wie Tunnels, größeren Futtermauern, Brücken und Viadukten, bedeutenden Ab- und Aufträgen, früher und mit relativ tüchtigeren und zahlreicheren Kräften begonnen sowie für die Beschaffung des Oberbau- und Betriebsmaterials schon bei Beginn des Baues gesorgt werden. Das Hauptmaterial für Eisenbahnbrücken ist zur Zeit das Eisen, welches sich in den meisten Fällen, wo Schnelligkeit des Baues bedingt wird, empfiehlt. Stein wird man wählen, wenn die Bauzeit nicht allzu beschränkt, die Spannungen nicht zu groß, die Gründung (s. d.) fest, die Steine nicht allzu theuer und die Entfernung zwischen Wasser und Bahn für die Herstellung der Bögen groß genug ist. In diesem Fall sind steinerne Brücken selbst den eisernen vorzuziehen. Bei Anwendung von Eisen ist das Gußeisen nur zu gestützten Brücken (Bogenbrücken), das Schmiedeeisen sowohl zu gestützten als balkenartigen Brücken verwendbar. In der neuesten Zeit sind in Schweden, Holland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch Eisenbahnbrücken aus Gußstahl entstanden, welche wegen ihres relativ stärkern Materials ein geringeres Gewicht zulassen. Holz wird und kann nur bei sehr hohen Stein- und Eisenpreisen oder bei provisorischen Brücken gewählt werden, welche letztere dann so einzurichten sind, daß sie ohne Betriebsstörung später durch definitive, steinerne oder eiserne Brücken ersetzt werden können. Näheres hierüber s. Brücke.

Hinsichtlich der Bauschwierigkeiten werden die Brückenbauten oft noch von dem Bau der Tunnels übertroffen, indem die Art des Erdreichs oder Gesteins, durch welches dieselben geführt werden sollen, die Quantität des durchsickernden Gebirgswassers deren Bau wesentlich erschweren können. Die Höhen und Breiten der Tunnelöffnungen sind mit Ausnahme derjenigen an der Greatwesternbahn, die vermöge ihrer großen Spurweite von 1,8 Meter bedeutendere Oeffnungen erforderte, wenig verschieden und wechseln zwischen 7,8—8,5 Meter. Bei einigen Tunnels hat man jedes Geleis durch eine besondere Röhre geführt. Näheres hierüber s. Tunnel.

An die Tunnels reihen sich hinsichtlich der Schwierigkeiten die größeren Einschnitte der Bahnen, und hier ist es zunächst die große Masse des zu beseitigenden Erdreichs oder Gesteins, namentlich wenn sie nicht in der Nähe der Ausschachtung zu Anschüttungen benutzt werden kann, welche den Bau sehr kostspielig macht und verzögert. Tiefe Einschnitte erfordern bei Sand-, Kies- und Lehmablagerungen wegen der dadurch bedingten flacheren Böschungen breitere Landstriche und vertheuern sonach den Bau durch größern Grunderwerb. Nicht selten sind solche tiefe Einschnitte nicht ohne Gefahren für den Betrieb, da sich in

Felseinschnitten oft Steine und Blöcke loslösen und auf das Geleis stürzen, auch die Böschungen bisweilen in Bewegung kommen und das Geleis aus seiner Lage drängen oder gar verschütten. Abrutschungen, die in den Einschnitten durch Einsickern von Wasser herbeigeführt werden, gehören zu den verdrießlichsten und kostspieligsten Betriebsstörungen, weshalb solchen Uebelständen sogleich bei der Anlage nach Möglichkeit vorgebeugt werden muß. Lossprengen aller drohenden Felsstücke, Bepflanzung der Böschungen, Drainirung derselben und der Umgegend sowie die Anlage von Schutzgräben und Schutzdämmen am Auslauf der Böschungen sind die Mittel, die man gegen solche Vorfälle anzuwenden pflegt. Um den Bahnkörper vollständig trocken zu erhalten, legt man längs desselben am Fuß der Aufträge Abzugsgräben an, und sobald man im Abtrag arbeitet, werden nicht allein neben dem Planum, sondern auch an den Einschnittsböschungen selbst oder oben längs derselben Abzugsgräben hergestellt, um alles Wasser so weit als möglich von der Bahn entfernt zu halten. Das in Fig. 1 dargestellte Querprofil der Brennerbahn für Erd- und Felseneinschnitte gibt eine Idee von solchen und ähnlichen Anlagen, wobei der Bahnkörper zur Verminderung seiner Breite mit Seitenmauern eingefaßt ist. Hier und da wendet man noch thönerne Röhren von [illegible]—8 Centim. Durchmesser an, um das Wasser zwischen den Schienenreihen unterirdisch abzuleiten, ein Verfahren, welches seit der Einführung der Steinschotterkonstruktion fast gänzlich verlassen worden ist. Die Größe der Einschnitte wird gewöhnlich nach der zu bewegenden Quantität der Abtragsmasse beurtheilt. Mit großen Einschnitten hängen in der Regel hohe Dammschüttungen zusammen. Diese vertheuern den Bau ebenfalls durch die Bewegung der Erdmassen und durch das von ihnen in Anspruch genommene Areal. Auch die Böschungen der Dämme sind Abrutschungen unterworfen und deshalb mindestens mit 1—1½füßiger Neigung zu versehen. Zudem lassen sich die Dämme nicht gleich so fest schütten wie der natürliche Boden, daher oft noch nach mehreren Jahren Nachsenkungen stattfinden, die für den Verkehr sehr störend werden können und deshalb durch sofortiges Unterstopfen der Schwellen wieder ausgeglichen werden müssen. So erforderte der während der Jahre 1847—52 in der Lindener Mark bei Gießen aus Thon geschüttete Damm der Main-Weserbahn sorgfältige, durch fünf Jahre fortgesetzte Unterstopfung der Schwellen, um die richtige Höhenlage des Geleises einigermaßen zu erhalten und zu sichern. Am mißlichsten ist es, wenn die Dämme auf nachgebenden, schlüpfrigen Unterlagen ruhen, wo oft ein plötzliches Verschieben des ganzen Dammes um viele Meter oder auch ein unerwartetes Versinken vorkommt. So verschob sich 1855 der Damm der k. k. Staatsbahn bei Aussig sammt Wärterhaus, Telegraphen und Bäumen um mehr denn [illegible] Meter in einer Strecke von über 180 Meter. Die höchsten Dämme, welche bisher geschüttet worden, haben nur 24—30 Meter Höhe, da in Fällen, die eine höhere Dammschüttung nöthig machen würden, die Erbauung eines Viadukts billiger zu stehen kommt. Die Böschungen hoher Dämme und tiefer Einschnitte stützt man nicht selten durch Futter- oder Stützmauern, um dadurch das Abrutschen der Erdmassen zu verhindern oder um die Basis des Bahnkörpers möglichst zu beschränken. Auf der Taunusbahn, in der Nähe von Hochheim, ist die Dammschüttung zwischen solchen Mauern bewirkt worden, um die kostbaren Weinberge zu schonen, und auf der Chemnitz-Riesaer und Tharandt-Freiberger Bahn ist durch mächtige, über 30 Meter hohe Futtermauern der Raum zur Bahnanlage an den Felsabhängen hin gewonnen worden. Die Form der Mauern richtet sich nach dem Seitenschub, dem sie Widerstand zu leisten haben. Zuweilen erhalten sie auch Strebepfeiler ohne oder mit gewölbten Bögen, durch welche sie unter einander verbunden werden.

Fig. 1.

Querprofil der Brennerbahn.

Der **Oberbau** einer Eisenbahn besteht in der Bettung der Schwellen und Schienen sammt allem Zubehör an Nägeln, Bolzen, Schrauben, Schienenstühlen, Platten, Verbindungsstücken, Laschen und Stühlen. Obwohl derselbe sehr verschieden konstruirt wird, so lassen sich doch drei Hauptformen oder Systeme, nämlich das englische, das deutsche und das amerikanische, unterscheiden. In **England**, wo das Holz theuer, Eisen dagegen wohlfeiler und der Verkehr auf den Bahnen ein sehr starker ist, macht man die Bettung ungemein, oft bis zu 60 Centim. stark, während wenige, aber starke Schwellen, meist von Eichenholz, ganz solide gußeiserne Schienenstühle tragen, worin die sehr stabilen, durch Holzkeile befestigten Schienen ruhen. Große Solidität, aber auch große Kostspieligkeit sind diesem englischen System eigen. Bei dem **amerikanischen** System, welches fast das Gegentheil des englischen bildet, ist die Bettung schwach, oft gar nicht vorhanden; die Schwellen liegen dicht neben einander und über denselben breite, starke Langhölzer, auf welche schwache, an und für sich nicht hinreichend tragfähige Schienen entweder fest geschraubt, oder fest genagelt sind. Schnelligkeit der Herstellung und Wohlfeilheit, zumal in den holzreichen Gegenden dieses Landes, zeichnen dieses System aus. Das **deutsche** System hält die Mitte zwischen beiden. Seine Bettung ist 25—50 Centim. stark, während die Schwellen ziemlich zahlreich verwendet und mit Schienen von mittlerer Stabilität und breitem Fuß, die ohne Vermittelung von Schienenstühlen nur mit Hakennägeln befestigt werden, belegt sind, daher dieses System hinsichtlich sowohl der Solidität als des Preises zwischen den beiden ersteren steht. Außer diesen drei Hauptsystemen gibt es noch zahlreiche andere, weniger verbreitete, je nach Oertlichkeit und Betriebsweise

oft recht zweckmäßige Konstruktionen des Oberbaues, worunter der eiserne Oberbau mit Einzelunterlagen, mit eisernen Querschwellen oder mit eisernen Langschwellen und unter diesen letzteren wieder der drei-, zwei- und eintheilige hervorzuheben ist, je nachdem diese Langschwellen aus drei oder zwei Theilen oder gar nicht zusammengesetzt sind. Die Bettung (Steinbettung, Kiesbettung) oder das Fundament des Oberbaues besteht aus Schichten von zerschlagenen Steinen, Geschieben oder Kies, die auf den Dammkörper gebracht und festgerammt werden, um dem Eindrücken der Schwellen in den Boden und einer allzu raschen Fäulnis in dem letztern vorzubeugen. Soll eine Steinbettung ihrem Zweck vollkommen entsprechen, so darf sie nicht unter 45—50 Centim. stark sein und muß aus einer Lage großer in Rollpflasterform aufgestellten Steine bestehen, auf welche die klein geschlagenen Steine oder der Kies, in welchen die Schwellen zu betten sind, gebracht und festgestampft werden. Dem Planum gibt man vor dem Aufbringen der Bettung von der Mitte aus nach beiden Seiten hin eine Abdachung von etwa 12 Centim. auf seine halbe Breite, um auf diese Weise das durch die Bettung sickernde Tagwasser schneller zum Abfluß zu bringen und die Schwellen stets trocken zu erhalten. Zeigen sich Senkungen, so wird von dem zwischen den Schwellen liegenden Stopfmaterial mittels starker, gekrümmter, an den Enden hammerartiger Stopfhauen so viel unter die Schwellen geschlagen, daß diese wieder ihre frühere Höhenlage annehmen. Je härter und reiner von erdigen und vegetabilischen Bestandtheilen das Bettungsmaterial ist, desto besser eignet es sich zu diesem Zweck. Bei den meisten deutschen Bahnen macht man die Bettung nur wenig breiter (Fig. 2) als die Schwellen, läßt an den

Fig. 2.

Seiten der Bahnkrone und auch zuweilen in der Mitte derselben theils zur Ersparung des kostspieligen Bettungsmaterials, theils zur Verminderung der Erschütterungen des Oberbaues Prismen von undurchlässigem Material der Dammschüttung sowie der Einschnitte stehen und entwässert die Bettung durch steinerne, in gewissen Abständen diese Bankette durchsetzende Sickerkanäle. Da sich letztere indeß leicht verstopfen und dann das Wasser in dem sogen. Bettungskoffer zurückgehalten wird und theils den Boden desselben so durchweicht, daß dem Oberbau seine feste Basis entzogen wird, theils die Fäulnis hölzerner Querschwellen erheblich beschleunigt, so gibt man jetzt auch in Deutschland der Bettung die in England und Frankreich übliche bessere Form, indem man dieselbe auf die ganze Breite des nach beiden Seiten hin etwas abschüssigen

Fig. 3.

Dammes (Fig. 3) ausdehnt, was die Abwässerung und das Trocknen der Schwellen sehr befördert.

Den Schwellen, wozu Eichen-, Kiefern-, Tannen-, Birken- und Lärchenholz verwendet wird, gibt man 15—20 Centim. Höhe, 20—25 Centim. Breite, 2,5—3 Meter Länge und viereckigen, dreieckigen oder halbrunden Querschnitt (s. Fig. 4, a, b, c

Fig. 4.

a b c d

und d). Die untere Fläche derselben muß breit genug sein, um das Eindrücken in die Bettung zu verhindern, die obere Fläche eben genug, um eine solide Befestigung der Schienen zu gestatten. Früher wurden diejenigen Schwellen, welche unter die Stöße der Schienen zu liegen kommen und deshalb Stoßschwellen genannt werden, mehrere Centimeter länger, breiter und stärker gemacht, während die zwischen denselben liegenden sogen. Mittelschwellen die oben angegebenen Abmessungen erhielten. In der neuesten Zeit gibt man jedoch den Stoß- und Querschwellen meist gleiche Länge und Stärke. Eine Breite der Schwellen unter 20 Centim. entspricht erfahrungsgemäß ihrem Zweck nicht, während eine größere Breite als 30 Centim. ihre Tragfähigkeit mehr als nöthig erhöht. Die Schwellen liegen in der Regel so weit von einander entfernt, daß auf 90—95 Centim. Schienenlänge eine Schwelle zu liegen kommt und mithin auf eine 6 Meter lange Schiene 6 Mittelschwellen gerechnet werden. Die Entfernung der Schwellen ist nicht überall gleich, sondern sie liegen nach den Stößen hin gewöhnlich näher zusammen als in der Mitte, etwa 70—75 Centim., da der Stoß die schwächste Stelle des Schienenstrangs ist und dennoch beim Darüberrollen gleicher Lasten die Biegungen der Schienen zwischen allen Schwellen gleich sein sollen. In Deutschland sowie in England legt man den Stoß der Schienen, um ihn sicherer zu unterstützen, meist auf breitere Schwellen und erhält dann den sogen. ruhenden Stoß; in Frankreich dagegen läßt man denselben, um die Verkehrsstöße daselbst zu vermindern, mit Laschenverbindung (s. unten) oft frei zwischen zwei Schwellen schweben und nennt ihn schwebenden Stoß. Beide Verfahrungsweisen haben ihre Vortheile, jedoch erfreuen sich in neuester Zeit die schwebenden Stöße bei Anwendung kräftigerer, doppelter Verbindungsstücke, sogen. Laschen, wegen der infolge hiervon eintretenden ruhigern Fahrt einer allgemeinern Verbreitung, zumal die von ungleich hoch liegenden Schienenenden auf die Stoßschwellen übertragenen Stöße der Räder meist ein Reißen und eine allmähliche Zersplitterung des Holzes unter dem Schienenstoß herbeiführen. Die Schienenstöße liegen in der geraden Strecke am besten einander gegenüber, also auf je einer Querschwelle, während in der Kurve ein Alterniren der Stöße zulässig erscheint. Langschwellen, nach dem amerikanischen Oberbausystem, welches von dem Ingenieur Brunel auch in England auf den von ihm gebauten größeren Bahnen angewendet worden ist, sind Hölzer von verschiedener Breite, die auf den Querschwellen ruhen u. schwache Schienen gegen Durchbiegung zu schützen haben. Auf einigen deutschen Bahnen sind Langschwellen nur unter die Stoßfugen der Schienen gelegt worden. Schwellen von gesundem, splintfreiem Eichenholz sind die dauerhaftesten, an welche sich die kiefernen anreihen dürften; doch hat man mit Erfolg versucht, die Schwellen von weichen Hölzern durch Imprägnation

mit chemischen Mitteln, als Kreosot, Quecksilbersublimat, holzessigsaurem Zinkoxyd, Kupfervitriol, Eisenvitriol und Zinkchlorid, dauerhafter zu machen. **Kreosot** (Karbolsäure), unter kräftigem Druck imprägnirt, **Zinkchlorid** und **Quecksilbersublimat** haben sich bis jetzt als die wirksamsten Mittel zur Abhaltung der Fäulnis von den Schwellen erwiesen; doch ist das erstere Verfahren kostspielig und das letztere für die Gesundheit der Arbeiter gefährlich (vgl. Holz). Um der immer mehr zunehmenden Holzkonsumtion in holzarmen Gegenden vorzubeugen, hat man schon in früherer Zeit versucht, die Schienen statt auf Schwellen auf etwa 0,3 Meter im Kubus starken Steinwürfeln zu befestigen. Auf mehreren Bahnen, z. B. den bayrischen Staatsbahnen, der Pfälzischen Ludwigsbahn rc., bestehen diese Steinwürfelunterlagen noch heute und scheinen sich gut zu bewähren; nur ist die Fahrt auf solchen Bahnen eine härtere und die Abnutzung des Betriebsmaterials eine bedeutendere. An ähnlichen Mängeln leiden auch die schmiede- und gußeisernen Platten, Tafeln und Glocken, die man als Ersatz für Schwellen in Vorschlag gebracht hat. Das Barlow'sche Oberbausystem beseitigt die hölzernen Querschwellen zu Gunsten eiserner Langschwellen, indem es den Fuß der Schienen 25—30 Centim. breit walzen läßt, so daß dieser ohne Schwellenunterlage auf der Bettung fest aufliegen kann, während die Schienen in Abständen von 2—2,5 Meter durch Winkeleisen verbunden sind. Der Fuß der Schiene ist breit. Anfangs auf längeren Strecken englischer und französischer Bahnen versuchsweise zur Ausführung gekommen, ist dieses System jetzt außer Gebrauch.

Unter den Langschwellensystemen, welche die Neuzeit ins Leben gerufen und praktischen Versuchen unterworfen hat, sind die dreitheiligen Systeme von Köstlin und Battig, Daelen und Scheffler, das zweitheilige System von Hilf und das eintheilige System von Hartwich hervorzuheben. Bei dem dreitheiligen System bestehen die Schienen aus je einem zwischen zwei Unterschienen gefaßten Schienenkopf, nach dessen Abnutzung nur dieser erneuert zu werden braucht, und werden durch eiserne, entweder unter oder auch zwischen ihnen angebrachte Querstücke verbunden. So zeigt das System von Köstlin und Battig (Fig. 5) je zwei winkelförmige Unterschienen mit zwischen ihnen angebolzter Oberschiene und in je 2 Meter Entfernung von unten angeschraubte T-förmige Querstücke, das Daelen'sche System (s. Fig. 6) eine mit zwei Nuthen versehene Oberschiene, in welche die beiden winkelförmigen Unterschienen eingreifen, welche letztere unter den Stößen durch eine Blechplatte c mittels Bolzen und zwischen den Schienen durch L-förmige Querstücke d mittels Keil- und gewöhnlicher Bolzen a und e verbunden sind, während das Scheffler'sche System (s. Fig. 7) eine gußstählerne, durch Keilschrauben a mit den L-förmigen Unterschienen verbundene Oberschiene, unter den Stößen der Unterschiene angebolzte eiserne Platten b und U-förmige, zwischen die Schienenstränge gebolzte Querstücke c besitzt. Das zweitheilige System von Hilf (s. Fig. 8) besteht aus einer eisernen, unten mit drei Rippen versehenen Langschwelle, auf welche gewöhnliche breitbasige Schienen mittels Klemmplatten a und Bolzen d aufgeschraubt werden, während runde, zwischen die letzteren eingezogene Querstangen b eine Veränderung der Spurweite verhindern. Nach dessen Verlegen auf dem Bahnkörper nimmt dasselbe die in Fig. 9 dargestellte Anordnung an. Bei dem eintheiligen System von Hartwich (s. Fig 10) ist eine auf 21 Centim. erhöhte breitbasige Schiene an den Stößen durch hohe doppelte Laschen a und Unterlagplatten b mittels Klemmplatten c und Schraubenbolzen verbunden, während die Spurweite durch runde, abwechselnd am obern und untern Theil des Stegs mittels Schrauben und Unterlagplatten befestigte Querstangen d und e erhalten wird. Unter den eisernen

Fig. 5.

Langschwellensystem von Köstlin und Battig.

Fig. 7.

Schefflers System.

Fig. 6.

Langschwellensystem von Daelen.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 8, 9. Hilfs System.

Fig. 10.

Hartwichs System.

Querschwellensystemen muß das Vautherin'sche System (s. Fig. 11) hervorgehoben werden, dessen

Fig. 11.

Vautherin'sches System.

trapezförmige, unten offene Querschwellen in der Kiesbettung liegen u. hier mittels Unterlagsplatten c breitbasige Schienen aufnehmen, welche mit beiden durch Kramphaken a, b und Keile c verbunden sind. Unter den Oberbau-Systemen mit eisernen Einzelunterlagen sind die Systeme von Greave und Griffin zu nennen, welche beide Schalen oder sogen. Kalotten als Unterlagen benutzen, welche bei dem erstern System nach der Form einer hohlen Halbkugel (s. Fig. 12), bei dem letztern nach der Form eines hohlen halben Ellipsoids mit gerippten Wänden (s. Fig. 13) geformt sind und in beiden Fällen eine durch Keile befestigte Stuhlschiene aufnehmen, während sie durch eiserne, mittels Keile befestigte Querstangen b an einer Veränderung der Spurweite verhindert sind. Von den genannten Systemen ist das Köstlin-Battig'sche bei der Würtemberg. Staatsbahn, das Daelen'sche bei dem zweiten Geleis der Kreiensen-Holzmindener Bahn, das Scheffler'sche bei der braunschweigischen Bahn zwischen Braunschweig u. Wolfenbüttel, das Hilf'sche System bei den nassauischen Staatsbahnen, das Hartwich'sche bei der Rheinischen und Köln-Mindener Bahn, das Vautherin'sche bei der franz. Ostbahn, das Greave'sche bei mehreren Bahnen in England, Aegypten, Algier und Ostindien, das Griffin'sche bei der argentinischen Bahn, der verlängerten Buenos Ayresbahn und Uruguaybahn versuchsweise zur Anwendung gekommen. Die Ergebnisse, welche durch diese vielfachen Versuche mit eisernem Oberbau in den letzten Jahren erlangt worden sind, haben dargethan, daß jetzt schon mehrere Konstruktionen vorliegen, die hinsichtlich ihrer Dauerhaftigkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit während des Betriebs alle bekannten Oberbaukonstruktionen mit hölzernen oder steinernen Unterlagen weit übertreffen und zugleich schon bei der ersten Anlage entweder nicht erheblich theurer, oder selbst billiger zu stehen kommen, woraus mit Sicherheit geschlossen werden kann, daß das Eisen auch bei den Oberbaukonstruktionen allmählich die Herrschaft erlangen wird. Gleichwohl erscheinen, auch nach dem Beschluß der Ende Juni 1871 in Hamburg versammelten Eisenbahntechniker, die vorliegenden Erfahrungen über das Verhalten des eisernen Oberbaues zur Zeit noch nicht ausreichend, um einem der bisher angewandten Systeme hervorragende Vorzüge einzuräumen, sondern lassen noch weitere vergleichende Versuche mit den verschiedenen Systemen als wünschenswerth erscheinen. Feststehen scheint, daß von den einzelnen oben beschriebenen Systemen die vorzugsweise in Deutschland ausgebildeten Langschwellensysteme sich als die rationellsten erweisen und unter ihnen diejenigen von Hartwich, Köstlin-Battig, Scheffler und Daelen durch das Hilf'sche System überflügelt werden, während unter den besonders in Frankreich versuchten Querschwellensystemen das Vautherin'sche, zumal beim Legen von Oberbau auf noch nicht zur Ruhe gelangten Dämmen oder zum Ersatz abgängiger Holzschwellen bei noch guter Beschaffenheit gewöhnlicher Bahnschienen, dem eisernen Langschwellensystem entschieden vorzuziehen sein wird. Endlich werden die erwähnten Systeme von Greave und Griffin, wenn sie auch mit den zuvor erwähnten Systemen nicht konkurriren können, in tropischen Gegenden, zumal bei schlechtem Bettungsmaterial, mit Vortheil zu verwenden sein.

Fig. 12.

Greave's System.

Fig. 13.

Griffins System.

Die Schienen wurden bis vor kurzem aus verschiedenen Eisengattungen so zusammengeschweißt, daß deren Eigenschaften den verschiedenen Einwirkungen auf die Theile der Schienen entsprechen sollten; man stellte nämlich den Kopf derselben, welcher der Abnutzung der Räder und des Zusammendrückens beim Biegen zu widerstehen hat, aus hartem, feinkörnigem Eisen, den Fuß derselben, welcher die Dehnung beim Biegen und die Erschütterungen beim Fahren und Nageln auszuhalten hat, aus zähem, sehnigem Eisen her, während der am wenigsten angestrengte Steg der Schiene aus einer Eisensorte geringerer Qualität gebildet wurde. Theils die Schwierigkeit, diese verschiedenen Eisensorten vollkommen zu schweißen, theils die große, von vornherein unberechenbare Verschiedenheit ihrer Anspruchnahme während des Betriebs führten zur Herstellung der Schienen ganz aus sehnigem Eisen, wobei man für den Kopf die beste Sorte desselben verwendet. Auch hat man seit dem Jahr 1863 Schienen mit stählernem Kopf, sogen. Stahlkopfschienen, deren Fabrikation indeß schwierig ist und deshalb bei aller Vorsicht viel Ausschuß liefert, sowie in dem Hüttenwerk Phönix in Laar sogen. cementirte Schienen erzeugt, deren Kopf durch mehrtägiges Glühen in Holzkohle, wobei Steg und Fuß in Sand gepackt werden, an der Oberfläche verstählt wird. Schienen, welche ganz aus Puddel-, Bessemer- oder Gußstahl bestehen, wurden anfangs nur an den Stellen der Bahn verlegt, wo, wie in

Bahnhöfen, bei stärkeren Kurven und Steigungen, die Schienen einer raschern Abnutzung unterliegen. Die bei gleichem Querschnitt etwa doppelte Tragfähigkeit, die etwa doppelte Dauerhaftigkeit solcher Schienen und der damit verbundene Vortheil einer seltenern Auswechselung hat in neuerer Zeit zur Verwendung derselben auch auf ganzen Bahnstrecken und Bahnlinien geführt, und wiewohl sich über die Zweckmäßigkeit und Rentabilität solcher in der Erzeugung wesentlich theureren Schienen wegen der zu kurzen Zeit ihrer Verwendung noch kein endgültiges Urtheil fällen läßt, so darf man doch schon nach den bis jetzt vorliegenden Erfahrungen, insbesondere wenn die Fabrikation der Stahlschienen sich in der Folge noch mehr vervollkommnet und billiger stellt, schon jetzt mit Sicherheit annehmen, daß die cementirten, die Puddel-, Guß- und Bessemerstahlschienen einen wesentlichen Fortschritt in der Herstellung des Oberbaues bekunden und besonders auf den mittels schwerer Maschinen mit großen Geschwindigkeiten befahrenen Bahnen treffliche Dienste leisten. Ebenso verschieden, wie das Material, ist die Form der Schienen; doch lassen sich die Schienenformen in vier Hauptklassen eintheilen, deren charakteristische Gestalten die nebenstehenden Figuren (14—17) geben.

Fig. 14. Fig. 15 Fig. 16. Fig. 17.

Fig. 14 zeigt den Durchschnitt einer Flachschiene, Fig. 15 den einer Brückschiene, auch nach ihrem Erfinder Brunel-Schiene genannt, Fig. 16 den einer Stuhlschiene und Fig. 17 den einer breitbasigen Schiene oder Vignoles-Schiene. Die beiden ersten Arten nagelt oder schraubt man auf Langschwellen, die beiden letzten Arten befestigt man beziehungsweise mittels Schienenstühle und Keile und mittels Hakennägel auf Querschwellen. Die erstere ist aus dem Bestreben, ein Minimum von Eisen aufzuwenden und die nöthige Biegungsfestigkeit durch Holzunterlagen zu erreichen, die zweite dadurch entstanden, daß man Schienen aus parallelen Lagen von Eisen walzen wollte, um das Abtrennen von Splittern zu vermeiden. Letztere Form hat auf vielen Bahnen Englands Anwendung gefunden, und auch in Deutschland hatte man sie auf der badischen, auf der Magdeburg-Leipziger und Leipzig-Dresdener Bahn angewendet; gegenwärtig aber ist sie in Deutschland fast ganz aufgegeben und kommt nur noch bei einigen englischen und schweizerischen Bahnen vor, dagegen bedingt das amerikanische Oberbausystem noch ihre Anwendung. Das Gewicht der Flachschienen wechselt zwischen 6 und 16 Kilogr., das der Brückschienen zwischen 20 und 31 Kilogr. pro Meter Schienenlänge. Weit verschiedener nach Gewicht und Form sind die Stuhlschienen. Die ältesten derselben hatten unten einen zur Befestigung im Stuhl dienenden Ansatz a, die Form der nebenstehenden Fig. 18, die späteren einen doppelten Kopf (Fig. 16), von welchem der untere zuerst kleiner und nur so groß gewählt wurde, um eine Befestigung in dem Stuhl zu gestatten, während man, in der Absicht, die Schienen nach Abnutzung des obern Kopfs umwenden und nochmals benutzen zu können, denselben später dem obern gleichmachte. In der Gegenwart sind diese symmetrischen Stuhlschienen ausschließlich im Gebrauch; jedoch lassen sie sich nicht in dem erwarteten Maß in umgekehrter Lage verwenden, da die Köpfe sich theils in, theils zwischen den Stühlen durch die Befahrung zu sehr verändern. Die symmetrische Stuhlschiene hat neben der Eigenschaft, sehr stabil zu sein, die weiteren Vorzüge einer bequemen und fehlerfreien Herstellung sowie leichter Befestigung und Auswechselung. Zur Zeit ist gegen die Hälfte der europäischen, nämlich der größte Theil aller englischen, französischen, belgischen und italienischen Bahnen, ferner einige deutsche, österreichische und ungarische E. damit ausgeführt. Während die erwähnten einköpfigen Stuhlschienen ein Gewicht von 19—27 Kilogr. pro Meter erhielten, haben die symmetrischen ein solches von 28—36 Kilogr. pro Meter. Noch größere Verschiedenheit der Gestalt zeigt die vierte der oben erwähnten Schienengattungen, die breitbasige Schiene. Sie soll ein Geleis liefern, welches nach Stabilität und Preis zwischen dem amerikanischen und englischen Oberbausystem steht. Ihre Befestigung geschieht vermittels Hakennägel, mit denen ihr zwischen 9½—11½ Centim. breiter Fuß auf die Schwellen genagelt wird. Die ersten Schienen dieser Art hatten das Profil der nebenstehenden Fig. 19 mit 6½—9 Centim. Höhe, das später infolge der zur Bewältigung des gesteigerten Verkehrs erforderlichen schwereren Maschinen und größeren Fahrgeschwindigkeiten zu der des Profils Fig. 17 mit 12—13 Centim. Höhe umgebildet worden ist. Die Form des Kopfs ist derjenigen der Stuhlschienen gleich, nur gibt man in neuerer Zeit, mit Rücksicht auf die Befestigungen der Laschen, dem untern Theil des Kopfs bei a und b (s. Fig. 20) zwei starke Unterschneidungen u. dem Fuß der Schiene bei c und d gerade Abschrägungen, gegen welche die Laschen sich keilartig stemmen und mittels der Laschenbolzen festgepreßt werden können. Der laufende Meter dieser Schienen wiegt zwischen 30 und 36,5 Kilogr. Die bedeutendste Höhe von 21—23 Centim. besitzt die oben erwähnte, ohne Querschwellen zu verlegende breitbasige Schiene von Hartwich (Fig. 10). Da dieses System die Bedeckung der Schwellen mit Kies ꝛc. nicht in gehörigem Maße zuläßt, auch die Abwässerung erschwert und die Schwellen mit verhältnismäßig kleiner Fläche drückt, hielten manche Techniker dasselbe nicht für so solid wie das der Stuhlschienen, während demselben eine sehr feste Konstruktion bei geringem Gewicht und sehr großer Steifheit zu Grunde liegt, welche mit der Zeit der breitbasigen Schiene eine relativ zunehmende Verbreitung verschaffen dürfte. Zusammengesetzte Schienen, aus zwei unter sich vernieteten Theilen, welche man in Amerika konstruirt hat, um bei Schadhaftwerdung des Kopfs nur diesen Theil der Schiene ersetzen zu müssen, haben sich nicht praktisch erwiesen. Die Länge der Schienen hängt wesentlich von dem Inhalt ihres Querprofils, also dem Eisenquantum ab, welches zu deren Herstellung erforderlich und in einer Hitze auszuwalzen ist. Obwohl man breitbasige Schienen von 7,5 Meter

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Länge hergestellt, so scheint doch zur Vermeidung fehlerhafter, nicht vollkommen geschweißter Stellen, insbesondere bei den neuerdings erhöhten Profilen, eine Schienenlänge von 6½—7 Meter die praktischste zu sein. Kürzere Schienen vermehren die Zahl der Stöße und die Kosten für die Stoßverbindungsmittel; längere Schienen würden außer dem Nachtheil eines allzu großen Verlustes von Schienenmaterial beim Vorhandensein schadhafter Stellen noch den einer allzu schwierigen Handhabung zeigen.

Die *Verbindung der Schienen* unter einander geschieht auf sehr verschiedene Weise. Die Flach- und Brückschienen erhielten nur eine Unterlage von starkem Blech, auch schob man zuweilen in die Höhlungen der letzteren eiserne Dorne. Bei den Stuhlschienen legte man die Enden (*Stöße, Schienenstöße*) der beiden zusammenstoßenden Schienen in einen größern Stuhl (als die Mittelstühle) und befestigte sie an demselben durch Keile oder schraubte sie auch fest. Auch die Art und Weise, wie man die Schienen zusammenstoßen ließ, war sehr verschieden, indem das Bestreben, das Stoßen der Räder in den Spalten der Stöße zu mildern, die verschiedenartigsten Konstruktionen hervorrief. Bald theilte man die Enden der Schienen und ließ solche übereinander greifen (Fig 21), bald machte man den Theilschnitt schräg (Fig. 22). Auch die Befestigungsart im

Fig. 21. Fig. 22.

Stuhl selbst war verschieden. Die Erfahrung führte zuletzt wieder zur einfachen Befestigung bald außen, bald innen mittels eichener, unter starkem Druck gepreßter Keile a zurück (Fig. 23). Auch röhrenförmig-elastische, aus zusammengerollten Blechplatten hergestellte Keile sind zur Anwendung gekommen. Massiv eiserne Keile sprengen leicht die Schienenstühle. Die breitbasigen Schienen wurden längere Zeit mit ihren Enden auf Platten von 15—25 Centim. Breite u. Länge, sogen. *Stoßplatten*, die mit einem Rand versehen waren, gelegt u. durch Hakennägel befestigt. Mit der zunehmenden Höhe der Schienen zeigte sich diese Befestigungsart als gänzlich ungenügend; die Stoßplatten erhielten einen umgelegten Rand, unter welchen der Schienenfuß geschoben wurde. Da hierdurch jener Nachtheil nur wenig verbessert wurde, so griff man

Fig. 23.

Schienenstuhl; a Ansicht von oben, b Querschnitt.

Fig. 24.

zu einer Verbindung der Schienenenden selbst, zu der Laschenverbindung (s. Fig. 24), welche darin besteht, daß man die Schienen vermittels zweier 40—50 Centim. langen Backen von gutem Eisen, zuweilen auch von Stahl, sogen. Laschen, durch 3, 4 und mehr horizontale Schraubenbolzen verbindet. Die Zahl und Vertheilung der Schraubenbolzen, durch welche die solide Verbindung herbeigeführt wird, ist zur Zeit noch streitig. Einige Techniker befürworten 3, andere 4, auch 5 Schrauben. Bei Anwendung von dreien liegt deren mittlere im Schienenstoß; bei vieren werden die Mittelschrauben näher zusammengerückt, da sich gezeigt hat, daß sich beim Nachgeben der Laschen dieselben immer zwischen den beiden Mittelschrauben auseinander drücken. Um dem Zurückgehen der Schraubenmutter bei Erschütterungen vorzubeugen, gibt man den Schraubenmuttern Gegenmuttern oder andere Sicherungsmittel. Es geht hieraus hervor, daß dem gleichmäßigen Anziehen der Schrauben nicht genug Aufmerksamkeit geschenkt werden kann. Auf manchen Bahnen (sardinische Bahn) hat man Laschen benutzt, die den Untertheil des Profils der Schienen ganz umfassen. Die Schienenlöcher sind länglichrund und lassen deshalb Spielraum für Verschiebungen der Schienen bei Temperaturwechsel. Durch diesen Temperaturwechsel, welcher zwischen 25° Kälte und 50° Wärme schwankt, ändert eine 6½ Meter lange Schiene ihre Länge fast um 8 Millim., weshalb beim Legen der Schienen zwischen denselben kleine, der zur Zeit herrschenden Temperatur entsprechende Zwischenräume vorzusehen sind, was durch provisorische Einschaltung dünner eisernen Platten, sogen. Temperaturplatten, von verschiedener, der jeweiligen Temperatur entsprechender Dicke geschieht. Die Nägel der Flachschienen, womit dieselben auf den Langschwellen befestigt werden, stecken gewöhnlich 20—40 Centim. aus einander. Die Brückschienen befestigt man mittels Nägel, hier und da mittels Schrauben, auf die Schwellen. Die Befestigung der Stuhlschienen zerfällt in die Befestigung des Stuhls auf der Schwelle und der Schienen im Stuhl. Die Stühle sind entweder mit eisernen, durch den Stuhl in die Schwellen reichenden Nägeln direkt, oder besser durch Dübel von Eichenholz befestigt. Hier und da hat man auch die Stühle festgebolzt. Ein solider Stuhl wiegt für die Mitte der Schienen 5—10 und für die Stöße 10—15 Kilogr. Wie bemerkt, geschieht die Befestigung breitbasiger Schienen nur mittels eiserner, in der Regel 0,25 Kilogr. schwerer und 15—18 Centim. langer Hakennägel. Dieselben werden zu zwei auf jeder Schwelle etwas verschränkt an die Schienen geschlagen. Am Kopf der Nägel sind je zwei Lappen oder Ohren angebracht, die zum Ausziehen vermittels gabelartiger Brecheisen (Geisfuß) dienen. Der Abstand der beiden Schienenstränge zwischen den Schienenköpfen, die sogen. *Spurweite*, beträgt in den geraden Strecken fast aller Hauptbahnen 1,435 Meter, welcher deshalb auch die *normale* Spurweite genannt wird. Obwohl sich für E. mit verschiedenen Steigungs-, Krümmungs- und Verkehrsverhältnissen zum Theil größere, zum Theil kleinere Spurweiten empfehlen würden, so erscheint doch die Möglichkeit, die Wägen von einer Bahn zur andern laufen zu lassen, so wichtig für den durchgehenden Verkehr, daß man lediglich aus diesem Gesichtspunkt eine gleiche Spurweite für *alle* Hauptbahnen fordern sollte. In der That sind einzelne Bahnen mit anfangs abweichender Spurweite, wie die Badische Staatsbahn mit ursprünglich 1,6 Meter Spurweite, durch die Verhältnisse zu einem höchst kostspieligen Umbau der

Bahn und ihrer sämmtlichen Fahrbetriebsmittel gezwungen worden. Nichtsdestoweniger finden sich auch jetzt noch Bahnen mit größerer Spurweite in England, Spanien und Rußland von beziehungsweise 2,13, 1,74 und 1,524 Meter, bei deren Anlage theilweise auch andere als technische, z. B. militärische, Interessen maßgebend gewesen sind. Wenn Amerika für die meisten Bahnen die normale Spurweite wohl aus dem Grund angenommen hat, weil es seine ersten für diese Spurweite gebauten Lokomotiven aus England bezog, so existiren doch neben ihnen 18 theils kleinere, theils größere Spurweiten von beziehungsweise 0,91—1,83 Meter.

Die Frage über die zweckmäßigste Spurweite für **Nebenbahnen** ist zur Zeit noch unentschieden. Nebenbahnen, welche die normale Spurweite erhalten haben, heißen **breitspurige** und haben den Vortheil, daß die Wägen der Neben- und Hauptbahn auf beiden verkehren können, also ein Umladen ihrer Güter beim Uebergang von der einen zur andern erspart wird. Nebenbahnen, welche eine geringere als die normale Spurweite erhalten haben, heißen **engspurige** und haben den Vortheil eines geringern Kapitalaufwands für den Geländeerwerb, Bahnbau und Betrieb für sich; auch lassen sie größere Steigungen und schärfere Krümmungen zu. Im allgemeinen sind die lokalen Interessen für die Wahl der einen oder andern Spurweite maßgebend. Eine Nebenbahn mit vorzugsweise entwickeltem, einer Hauptbahn zufließendem Güterverkehr wird man zur Erleichterung dieses Verkehrs **breitspurig**, eine Nebenbahn, welche überhaupt nur bei möglichster Herabminderung der Anlage- und Betriebskosten möglich ist, **engspurig** anlegen. Die Spurweite der in Deutschland, Frankreich, England, Belgien, Schweden, Norwegen und Amerika ausgeführten Nebenbahnen wechselt zwischen 0,6 und 1,25 Meter.

In geraden Strecken liegen die beiden Stränge eines **Geleises** parallel und gleich hoch; bei Kurven hingegen muß wegen der Centrifugalkraft, welche die Fuhrwerke nach außen treibt und dadurch Entgleisungen herbeiführen kann, die äußere (konvexe) Schiene immer etwas höher gelegt werden als die entgegengesetzte innere. Diese Ueberhöhung richtet sich nach dem Radius der Kurve und dem Grade der Geschwindigkeit, mit welcher die Kurve befahren wird, und kann mit Abnahme des erstern und mit Zunahme der letztern 1—10 Centim. betragen. Um eine aus der schiefen Stellung der Wagenaxen folgende Klemmung zwischen den Schienensträngen zu vermeiden, tritt auch eine Erweiterung der Spurweite in den Kurven bis zu 3 Centim. ein, welche beim Uebergang in die gerade Strecke allmählich wieder in die gewöhnliche Spurweite von 1,435 Meter übergeht.

Wo sich Straßen mit E. in einer und derselben Ebene kreuzen, sind besondere **Wegübergänge** anzulegen, indem man den Straßenkörper zu beiden Seiten bis zur Schienenhöhe abgleicht und chaussirt oder pflastert. Dasselbe Verfahren wendet man auch zwischen den Schienen an, indem man nur den für den Spurkranz der Räder (Radflanschen) erforderlichen Raum herstellt. Man legt nämlich in angemessener Entfernung neben der Schiene eine zweite, sogen. Leit- oder Prellschiene, zuweilen statt derselben auch eine Rinne von Eichenholz, so daß die erforderliche Rinne für den Spurkranz bleibt, und pflastert oder chaussirt nun den übrigen Raum ebenfalls bis zur Höhe der Schienenoberkante aus. Kreuzungen der Bahn mit Wegübergängen, die unter der Bahn mittels besonderer Brücken hindurchgeführt werden, nennt man **Wegunterführungen**, und solche, die über die Bahn hinweggeführt werden, **Wegüberführungen**.

Die **Steigungsverhältnisse** der E. im allgemeinen sind sehr verschieden und hängen von den Verkehrsverhältnissen der Bahn, der Beschaffenheit des Bahnterrains, der Konstruktion der Fahrbetriebsmittel und den Radien ihrer Kurven ab.

Die technischen Vereinbarungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen vom Jahr 1871 haben das Längengefälle, welches die Bahnen in der Regel nicht überschreiten sollen, für Bahnen mit normaler Spurweite wie folgt festgesetzt, nämlich im flachen Land 1:200, im Hügelland 1:100, im Gebirge 1:40. Die diesen Gefällen entsprechenden festgesetzten kleinsten Krümmungshalbmesser der Kurven sind 1100 Meter im flachen, 600 Meter im Hügel- und 300 Meter im Gebirgsland. Radien unter 180 Meter werden für unzulässig erklärt. Die günstigsten Steigungsverhältnisse von Gebirgsbahnen sind mit Rücksicht auf Bau- und Betriebskosten zu ermitteln. Wird ein der zu ersteigenden Höhe entsprechender Frachtsatz von vornherein nicht bestimmt, so ist die Steigung zu wählen, bei welcher die erforderliche Verzinsung des Kapitals mit dem geringsten Frachtsatz erreicht wird. Ist der Frachtsatz von vornherein festgesetzt, so ist diejenige Steigung der Bahn anzunehmen, welche hierbei die größte Verzinsung des Aktienkapitals ergibt. Die Beantwortung dieser Fragen hängt von der Leistungsfähigkeit der in Aussicht genommenen Lokomotiven, von den der jeweiligen Steigung entsprechenden Gesammtbetriebskosten, von den unter diesen Umständen für jede Meile der Bahn entfallenden Bahnauslagen und von dem jährlich auf der Bahn zu transportirenden Frachtquantum ab.

Unter den relativ schwierigsten Steigungsverhältnissen aller Bahnen des Kontinents ist die Semmeringbahn zwischen 1848 und 1854 erbaut worden. Der höchste Punkt derselben liegt bei der Station Semmering in der Mitte des Haupttunnels 880 Meter ü. M. Dieser Haupttunnel ist 1385 Meter lang. Die Gesammtlänge dieser Bahn beträgt 5⅗ Meilen. Ihre stärksten Steigungsstrecken betragen 1:40, 1:42, 1:45, 1:47, 1:60 ꝛc. Unter den in Deutschland jüngst vollendeten Bahnen sind die beiden Rheinbahnen von Mainz bis Koblenz, die Rhein-Nahebahn, die Bahn von Dresden über Tharandt nach Freiberg, vorzugsweise aber die badische Schwarzwaldbahn zwischen Hausach und Villingen wegen ihrer schwierigen Bauverhältnisse zu erwähnen.

Von größter Wichtigkeit für den Betrieb einer Eisenbahn sind die Vorrichtungen, durch welche man ein Fuhrwerk von einem Geleis auf das andere schafft. Dieselben sind entweder sogen. **Ausweichen** oder **Weichen**, **Schiebebühnen** und **Geleiskarren** oder die auch zu anderen Zwecken dienenden **Drehscheiben**. Unter einer Weiche versteht man das S-förmig gekrümmte Verbindungsgeleis zweier nebeneinander herlaufender Geleise, worauf einzelne Wägen und ganze Wagenzüge von dem einen Geleis auf das andere bewegt werden können. Diese gekrümmten Geleise oder Ausweichgeleise bestehen im wesentlichen aus zwei Kreis- oder Parabelsegmenten, welche ein gerades Geleisstück einschließen und sich tangential an die zu verbindenden Hauptgeleise anschließen. Die Längen der Weichen mit ihren

Krümmungshalbmessern sowie ihre Zahl richten sich bei einer Bahn theils nach den örtlichen Verhältnissen, theils aber auch und hauptsächlich nach dem Zweck und der Frequenz einer Bahn. Die Krümmungshalbmesser, die man den Ausweichen gibt, richten sich nach der Beschaffenheit der Fuhrwerke, der Größe der Züge und dem Maß der Geschwindigkeit, mit welcher eine Ausweiche durchfahren werden soll. Vielfach läßt die Oertlichkeit selbst nur einen kleinen Halbmesser zu. Derselbe kann aber zwischen 150—1000 Meter und darüber wechseln. In Deutschland variiren die Radien der Ausweichungskurven zwischen 180 und 500 Meter. Jedes Ausweichgeleis besitzt an beiden Enden, i und k

Fig. 25.

Ausweichegeleis.

(Fig. 25), d. h. da, wo die gekrümmten Geleise in die geraden einlaufen, zwei bewegliche, nur an einem Ende befestigte Schienen, die sogen. **Weichenzungen** oder Wechsel, deren anderes Ende mittels Kurbeln, Hebel oder excentrischer Scheiben, der sogen. Excenter, je nach Bedarf mit dem Haupt- oder Ausweichegeleis in Verbindung gesetzt werden kann. So kann das in Fig. 26 dargestellte Hauptgeleis x y mit dem Ausweichegeleis x y′ durch die mittels der Zugstange n o verbundenen Weichenzungen a c und b d in Verbindung gesetzt werden, wenn man die letzteren mittels der Kurbel p um ihre befestigten Enden a und b so dreht, daß deren bewegliche Enden c und d beziehungsweise nach c′ und d′ bewegt werden. Um die Stellung der Weichenzungen in jeder Lage zu sichern, sind die Stellvorrichtungen mit Einfallklinken, Gegengewichten ꝛc. versehen, welche während des Uebergangs von einem Geleis in das andere eine Veränderung in der Weichenstellung verhindern. An den Punkten f und g (Fig. 25), wo die beiden äußeren Stränge des Ausweichegeleises die inneren Stränge des Hauptgeleises schneiden, wird der Durchgang der an den Rädern der Fahrbetriebsmittel befindlichen Spurkränze auf jene beiden Geleise durch eine Unterbrechung, die sogen. **Kreuzung**, ermöglicht, welche aus einer spitzwinkligen Schiene, dem sogen. **Herzstück**, und aus den zwei zu beiden Seiten desselben abgebogenen Enden der beiden unterbrochenen Schienen, den sogen. **Knieschienen**, besteht. Bei der in Fig. 26 angegebenen Stellung der Weichenzungen laufen die Räder im Hauptgeleis nach zwei Richtungen weiter; bei der durch punktirte Linien angedeuteten Stellung derselben gehen dieselben aus dem Haupt- in das Ausweichegeleis über oder umgekehrt. Diese Form der Ausweichen, bei welcher die Weichenzungen abgestumpft sind, und die deshalb **stumpfe Weichen** genannt werden, ist zwar die einfachste von allen, empfiehlt sich aber nur für Nebengeleise, da sie immer ein Geleis ganz offen läßt, so daß Fuhrwerke, welche z. B. bei der auf der Zeichnung punktirt angedeuteten Lage der Weichenzunge von y′ herkommen, mit beiden Rädern zugleich bei c′ und d′ die Schienen verlassen und aus dem Geleis fallen können, was zu großen Unfällen Veranlassung geben kann. Aus diesem Grund hat man verschiedene Abänderungen der stumpfen Weiche versucht, bis man in der mit zugespitzten Zungenenden versehenen, sogen. **Sicherheitsweiche** eine den Anforderungen an Sicherheit und Bequemlichkeit der Handhabung zur Zeit am besten entsprechende Weiche auffand. Das Wesen dieser in Fig. 27 dargestellten Weiche besteht darin, daß wenn die in c drehbar befestigte zugespitzte Zunge c n an dem geraden Schienenstrang q bei a dicht anliegt, dann die in d drehbar befestigte zugespitzte Zunge d o bei b zwischen ihr u. dem geraden Schienenstrang s t einen Zwischenraum von der Breite des Spurkranzes läßt, wodurch zu gleicher Zeit das Hauptgeleis frei und das Ausweichegeleis geschlossen wird. Umgekehrt läßt, wenn die Zunge o d bei b anliegt, die Zunge n c bei a einen ebenso großen Zwischenraum frei, wodurch zu gleicher Zeit das Ausweichegeleis frei und das Hauptgeleis geschlossen wird. In keinem der beiden Fälle kann ein Wagen aus dem Geleis fallen, da die Zugstange n o die beiden Zungenspitzen so verbindet, daß deren Abstand jederzeit der normalen Spurweite, weniger der Spurkranzbreite gleich ist. So lange das Ausweichegeleis geschlossen ist, kann kein Wagen von dem Hauptgeleis aus in dasselbe einfahren; dagegen kann der Spurkranz eines von dem Ausweichegeleis herkommenden

Fig. 27.

Vorrichtung mit Sicherheitsweichen.

Fig. 26.

Weichentheile.

Wagens die anliegende Zungenspitze so viel seitlich verschieben, daß er in das Hauptgeleis eintreten kann. Umgekehrt geht bei geschlossenem Hauptgeleis kein gegen die Zungenspitzen der Weichen laufender Wagen in dem geraden Geleis weiter, sondern in das Ausweichgeleis über, während der Spurkranz eines von der entgegengesetzten Seite kommenden Wagens die anliegende Zungenspitze so viel verschieben kann, daß er sich in dem Hauptgeleis weiter bewegt. Die oben erwähnte Zugstange steht mit einem Stellhebel in Verbindung, welcher mit Hülfe von umlegbaren Gegengewichten in der einen oder andern jener beiden Lagen festgehalten werden kann und während seiner Verstellung eine Signalscheibe X (s. Fig. 28) dreht, welche dem Lokomotivführer schon von fern anzeigt, ob das Haupt- oder das Ausweichegeleis frei ist. Die Kreuzung der Sicherheitsweiche (s. Fig. 29) ist derjenigen der stumpfen Weiche ähnlich; nur dienen außer den schon erwähnten Knieschienen die denselben gegenüber angebrachten Leit- oder Zwangsschienen fg und hi dazu, den Uebergang der Räder von den Knieschienen auf das Herzstück zu erleichtern und zu sichern, indem sie dem einen Spurkranz an dieser Stelle eine sichere Führung geben. Fig. 28 gibt eine ausführliche Darstellung der Konstruktion einer Sicherheitsweiche in der Ansicht von oben sowie im Querschnitt. Man ersieht daraus die Befestigung der stumpfen Zungenenden bei AB, die Verbindung der spitzen Zungenenden unter sich und mit dem Stellhebel sowie deren Lagerung auf den Schienenstühlen, worauf zugleich die Weichenzungen verschieblich sind, und jener Schienenstühle auf den Querschwellen. Fig. 30 zeigt die verbesserte Anordnung einer Kreuzung, deren Herzstück aca aus walzeisernen oder, da es dem Angriff der Räder vorzugsweise ausgesetzt ist, auch aus stählernen Bahnschienen zusammengeschweißt und mit den bisweilen auch aus Stahl bestehenden Knieschienen hi und gf theils durch je zwei niedrige, zwischen die Spitze c des Herzstücks und die Enden der Knieschienen eingeschaltete eiserne Klötze, theils mittels einer untergelegten starken Blechplatte bmno sammt Nieten und Bolzen zu einem unverschieblichen Ganzen verbunden ist. Kreuzungen aus einem Stück gewöhnlichen Gußeisens haben sich nicht, dagegen solche mit stahlharter, durch rasche Abkühlung beim Guß erhaltener Oberfläche besser bewährt. Als

Fig. 28.

Sicherheitsweiche. I. Ansicht von oben, II. Querschnitt.

Fig. 29.

Kreuzung der Sicherheitsweichen.

Fig. 30.

Herzstück aus Gußstahl zu Weichen.

die besten müssen zur Zeit die aus einem Stück des härtesten zähesten Gußstahls hergestellten, in Fig. 31 dargestellten Kreuzungen betrachtet werden, deren Ober- und Unterfläche dasselbe Profil (s. Durchschnitt nach a b) erhält, um nach Abnutzung des erstern in umgekehrter Lage verwandt werden zu können, und deren Enden mittels solider gußeiserner Schienenstühle und starker Bolzen mit den Enden der beiden anstoßenden Schienenstränge verbunden werden. Da diese gußstählernen Kreuzungen etwa die 10—12malige Dauer der eisernen haben, bei einem Gewicht von ca. 3 Ctr. bequem zu verlegen und keinen Reparaturen ausgesetzt sind, so erscheinen sie als die empfehlenswerthesten von allen, zumal sich ihr Preis kaum höher als derjenige einer eisernen Kreuzung stellt. Selbstverständlich sind die Kreuzungen jedesmal für den Winkel herzustellen, unter dem sich die Geleise schneiden, welcher bei Ausweichen von Hauptgeleisen spitzer, etwa 1/12, von Nebengeleisen stumpfer, etwa 1/9, gewählt wird, wonach man die Zwölftelweiche, Neuntelweiche ꝛc. unterscheidet. Von der richtigen Herstellung und guten Unterhaltung der Weichen in ihren einzelnen Theilen sowie von einer gewissenhaften Bedienung derselben hängt ein großer Theil der Sicherheit des Eisenbahnbetriebs ab, weshalb zu diesem Dienst die zuverlässigsten Leute zu verwenden sind. Durch nachlässige, unpünktliche Bedienung der Weichen wurden seit dem Bestehen der Bahnen die meisten Bahnunglücksfälle herbeigeführt. Weichen, die wenig benutzt werden, stellt man zur Sicherheit fest und benutzt hierzu verschiedene Vorkehrungen, von denen diejenige mittels Festschraubens der Weichenzungen an die Hauptschienen durch Bolzen die vorzüglichste ist. Auch gegen das Federn der Weichenzungen, wodurch schon mehrfache Entgleisungen herbeigeführt worden, hat man besondere Vorrichtungen, wie Bolzen, welche durch die Schienen gehen und die Weichenzunge in gehöriger Entfernung von den ersteren in unveränderter Richtung erhalten. Zur Ueberführung von Lokomotiven und Wägen auf rechtwinklig sich kreuzenden Geleisen dienen Schiebebühnen und Geleiskarren. Eine **Schiebebühne** oder ein **Geleiskarren** ist ein Stück Bahngeleis, welches in der Regel auf einem eisernen, mit Rollen oder besser mit Rädern versehenen Gerüst ruht, so daß es rechtwinklig zur Geleisaxe vor verschiedene Geleise geschoben werden kann. Die Schienen, auf denen die **Schiebebühne** läuft, liegen so tief, daß die Oberfläche dieses Karrens mit den beiden unter gleicher Spurweite parallel laufenden Schienen mit der Oberkante der Schienen im Geleis zusammenfällt. Stellen a und b (Fig. 32) die Enden der Fahrschienen dar, welche auf die Bühnengrube e f h g münden, in welcher die Bühne p q sammt ihrem Geleis c d auf den Schienen t n hingerollt werden kann, und es soll von diesem Geleis ein Wagen, eine Maschine oder ein sonstiges Fuhrwerk nach einem andern Geleis versetzt werden, so wird das betreffende Fuhrwerk aus dem Geleis a b auf das Geleis c d der Bühne geschoben und diese dann seitlich so weit fortgerückt, bis das Geleis des Wagens mit dem Bahngeleis, auf welches das Fuhrwerk geschafft werden soll, zusammenfällt. Unterbrechungen der Geleise durch solche Karrengruben, in welche, wenn die Schiebebühne zufällig zur Seite steht, Wägen stürzen können, sind gefährlich, weshalb man dieselben durch **über die Bahnschienen laufende Wägen** ersetzt hat. Diese **Geleiskarren** sind flache Karren, auf welche die Bahnwägen mittels beweglicher Rampen, mittels Dampflokomobile oder der Hand direkt geschoben werden können, worauf der Karren über rechtwinklig zu den Bahngeleisen gelegte doppelte oder dreifache Quergeleise seitlich über ein anderes Bahngeleis geschafft werden kann. Stellen R R in Fig. 33 die Bahnschienen, r r die etwas höher liegenden Querschienen, r' r' die am Karren angebrachten Schienen, G G die Räder des Geleiskarrens und M M die an jedem Ende des Geleiskarrens angebrachten Rampen vor, so steigt der Wagen von dem Bahngeleis R auf einer dieser Rampen auf das Geleis des Karrens, worauf dieser auf den Quergeleisen r r

Fig. 32.

Geleiskarren.

Fig. 31.

Durchschnitt a b

Herzstücke aus Gußstahl zu Weichen.

Fig. 33.

seitlich bis zu dem Bahngeleis verschoben wird, auf welches der auf dem Karren stehende Wagen versetzt werden soll. Auf kleinen Geleiskarren für leere Wägen werden die letzteren von der Hand geschoben. Bei größeren Geleiskarren für geladene Wägen werden die letzteren durch Windenvorgelege, die mit der Hand gedreht werden, bei den größten Geleiskarren für Lokomotive und Tender diese durch Dampflokomobilen auf dieselben geschoben. Unter den verschiedenen Geleiskarren verdient die sogen. *Dhün'sche* Schiebebühne, unter den Maschinen, welche die schwereren Fahrbetriebsmittel fortbewegen, die *Erter'sche* Rangirmaschine hervorgehoben zu werden.

Zweckmäßiger zum Uebersetzen von Wägen auf andere Geleise sind jedoch die *Drehscheiben*, welche besonders dazu benutzt werden, Wägen und Lokomotiven, allein oder mit ihren Tendern, auf andere Geleise überzusetzen und zu wenden, um einen zurückgelegten Weg in entgegengesetzter Richtung zu durchlaufen. Die Drehscheiben unterscheiden sich von den Schiebebühnen und Geleiskarren, welche nur eine zu den Bahngeleisen parallele Verschiebung gestatten, dadurch, daß sie sich um ihren Mittelpunkt bewegen lassen. Sie vertreten in der Regel die Ausweichen und finden auf deutschen Bahnen ihre Anwendung vorzugsweise auf Bahnhöfen mit beschränktem Terrain, auf sogen. Kopfstationen unmittelbar am Ende der Geleise, in den Einsteighallen selbst, um die ankommenden Lokomotiven schnell zu wenden und so für den Weiterlauf vorbereiten zu können. Auf englischen und französischen Bahnen, deren Wägen nur vierrädrig, also kürzer sind, stehen die Drehscheiben in ausgedehntem Maß in Gebrauch, um Wägen aus einem Geleis in ein anderes überzusetzen. Selbst wenn sie in einen Zug eingereiht über die Drehscheibe gebracht sind, lassen sie sich leicht mittels einer Drehscheibe aus- und in einen andern Zug einschalten. Hierdurch wird den Ausweichen gegenüber nicht nur viel Raum und Zeit erspart, sondern auch die mit einer unzuverlässigen Bedienung derselben verbundene Gefahr vermieden. Dieser ausgedehnte Gebrauch von Drehscheiben in Verbindung mit nur kurzen Wägen gestattet daher die Bewältigung eines ungleich größern Verkehrs innerhalb gleicher oder kleinerer Räume und Zeiten — ein Umstand, welcher bei dem wachsenden Verkehr auf deutschen Bahnen, deren Bahnhöfe für einen solchen nicht zugeschnitten und nicht zu verlegen sind, früher oder später die Aufmerksamkeit der Techniker auf einen Ersatz der raumverschlingenden und beim Betrieb umständlichen Ausweichen durch die raumersparenden und leicht zu bedienenden Drehscheiben und den damit nothwendig verbundenen Wechsel im System des Wagenbaues lenken wird. Der Durchmesser einer Drehscheibe richtet sich nach der Länge der auf derselben zu drehenden Wägen; die größten derselben sind diejenigen, worauf die Maschinen mit Tender zugleich gedreht werden sollen. Ihre Konstruktion ist sehr mannigfaltig, namentlich auch hinsichtlich des Materials, woraus sie hergestellt werden. Die tragenden Theile konstruirt man meist aus Schmiedeeisen und zwar theils aus Gitterwerk, theils aus Eisenblech, während sich Gußeisen für die Räder und Stahl für die Rollbahnen empfiehlt. Bei kleinen Durchmessern werden die Drehscheiben als runde drehbare Scheiben, bei größeren Durchmessern, um ihr Gewicht nicht mehr als nöthig zu vermehren, als kleine rechteckige Drehbrücken mit je einem Geleis konstruirt. Das eigentliche Gehäuse, die Hülle der Scheibe, besteht aus Mauerwerk, welches nur oben mit einem steinernen oder gußeisernen Kranz eingefaßt ist. Der stählerne Drehzapfen ruht auf einem großen, als Fundament dienenden Stein in gußeisernen Pfannen. Die Bewegung geschieht mittels Räder von 70—80 Centim. Durchmesser, auf deren Axen der Druck der Last ruht. Eine solche Scheibe wiegt 2—300 Ctr. und kostet 6—9000 Mark. Fig. 34 stellt eine Drehscheibe der Oesterreichischen Südbahn dar, welche auf einem vertikalen Drehzapfen und vier Rädern ruht. Man benutzt hier und da auch sogen. Drehweichen, drehscheibenartig konstruirte, wendbare Geleisstücke, die indessen keine ganze Wendung machen und daher nur dazu dienen können, Wägen von einem Geleis auf ein anderes überzusetzen.

Fig. 34.

Drehscheibe der Oesterreichischen Südbahn.

Das Füllen der Dampfkessel der Lokomotive mit Wasser, namentlich auf den Zwischenstationen während der Fahrt, ist eins der wichtigsten Geschäfte beim Betrieb, weshalb die Herstellung der hierzu dienenden **Wasserstationen** unter den Betriebsvorrichtungen eine der ersten Stellen in Anspruch nimmt. Diese Wasserstationen bestehen aus dem Brunnen, dem Pumpwerk, den Wasserbehältern oder Cisternen, der Röhrenleitung, den Wasserkrahnen und, auf Hauptstationen, aus dem Vorwärmer. Die Brunnen auf frequenten Stationen müssen umfang- und wasserreich sein, da ein solcher täglich oft über 50 Kubikmeter Wasser liefern muß. Auf solchen Stationen wird meist eine kleine Dampfmaschine zum Herauspumpen des Wassers angewandt, wozu Maschinen von einfacher Wirkung mit Stoßsteuerung, welche die Pumpe direkt zieht, besonders zu empfehlen sind. Auf kleineren Stationen genügt eine Handpumpe mit Drehräderwerk zum Betrieb durch 1—3 Mann. Die Wasserbehälter (Cisternen, Bassins) sind meist gußeiserne, zuweilen blecherne, Da dieselben häufigen Reparaturen unterworfen sind, so erscheint es sicherer, an jedem Ende eines Bahnhofs komplete Wasserstationen, selbst mit größerem Kostenaufwand, zu errichten, aus welchen das Wasser direkt in den Tender abgelassen werden kann. Eine große Wasserstation, an welcher zwei Lokomotiven zugleich und mit direktem Ausguß Wasser nehmen können, stellt Fig. 35 dar. Die auf den Geleisen c c haltenden Lokomotiven erhalten ihr Wasser aus den Krahnen b b. Bei d steht eine kleine Dampfmaschine, mittels welcher das Wasser in das Reservoir gepumpt wird, während der Kessel derselben bei e eingemauert ist und zugleich als Vorwärmer dient. Die Wasserkrahne sind entweder freistehend und geben das aus einer unterirdischen

Fig. 35.

Wasserstation mit doppelter Füllvorrichtung.

Fig. 36.

Wasserkrahn.

selten hölzerne Gefäße, deren jedes 30—150 Kubikm. Wasser faßt. Sie werden je nach der Bedeutung der Station zu 2—6 Stück aufgestellt und mittels Röhren unter einander so vereinigt, daß sie gemeinsam ausfließen, wenn der Zugang durch den Wasserkrahn geöffnet wird. Diese Cisternen, Bassins, stehen zwischen 2,85—3 Meter über den Schienen, damit aus ihnen das Wasser mit angemessener Geschwindigkeit in den Tender stürzen kann. Zuweilen sind außen am Wasserstationsgebäude Zeiger angebracht, die erkennen lassen, wie viel Wasser eine Lokomotive entnommen hat. Die Cisternen ruhen entweder auf dem Gebälk des Wasserstationsgebäudes, oder besser auf gesonderten, dazu besonders aufgemauerten Pfeilern, oder auch auf Gewölben. In den meisten Durchgangsbahnhöfen besteht die Einrichtung, daß nur in Einem Gebäude sich Brunnen befinden und von diesen aus lange unterirdische Röhrenleitungen nach beiden Enden des Bahnhofs führen, wo neben den Stellen, an welche beim Halten der Züge die Lokomotive zu stehen kommt, sogen. **Wasserkrahne** angebracht sind, worin das Wasser emporsteigt und in die Tender fällt. Auf Bahnhöfen, wo bei Schnellzügen Wasser einzunehmen ist, müssen diese Röhren mindestens 15—20 Centim. weit sein. Leitung emporsteigende Wasser nach zwei Seiten hin ab, oder sie sind unmittelbar an den Cisternen angebracht und machen nur eine Viertelwendung, um auf einer Seite Wasser abzugeben. Fig. 36 stellt einen Krahn der erstern Gattung vor. Der obere Theil c d ist drehbar, und der Krahn selbst bildet die Vertikalröhre der Leitung. Das Wasser kommt unterirdisch aus den Cisternen, tritt bei a in den Krahn, wo es mittels eines Schiebers b in die Röhre desselben eingelassen wird und durch das Ausgußrohr bei c in den Tender stürzt.

Zu den weiteren Betriebsvorrichtungen gehören auch diejenigen, mittels deren Lasten von einem Wagen in den andern übergehoben werden, die sogen. **Krahne** (s. d.). Um sicher zu sein, daß die im Zug befindlichen hoch geladenen Wägen durch die Tunnels und Wegbrücken, an Wasserkrahnen und Hochbauten der Stationen unbehindert vorüberfahren können, hat man auf allen Bahnhöfen, wo Güter geladen werden, die sogen. **Lademaße**, mittels deren die Höhen und Breiten der Wagenladungen gemessen werden. Jeder beladene Wagen, der das Lademaß (s. Fig. 37), ohne dessen beweglichen Theil a a (Bogen, Pendel) und damit bisweilen in Verbindung stehende leichte Glocken in Bewegung zu setzen,

durchfahren kann, passirt ohne Hindernis alle Stationen, Tunnels und Viadukte.

III. **Signale.** Um vor Hindernissen fernhin zu warnen, Unglücksfällen zeitig vorzubeugen, den Austausch von Fragen und Antworten noch schneller als durch die Bahnzüge selbst zu vermitteln, das Bahnpersonal von dem Zustande der Bahn und des Betriebs beliebig zu unterrichten, bedient man sich der **elektrischen, optischen und akustischen Signale.** Unter den Telegraphensystemen sind das **optische und elektromagnetische** die üblichsten. Auf nur wenigen Bahnen hat man Versuche mittels Pfeifen gemacht, welchen durch in die Erde gelegte Röhren und Druckapparate Wind gegeben wurde, um auf große Entfernungen Zeichen zu geben; doch ist man hiervon wieder abgekommen. Akustische Signale kommen nur noch in Verbindung mit elektrischen Leitungen zum Zeichengeben auf längeren Strecken vor; im allgemeinen werden sie meist nur zu örtlichen, außergewöhnlichen Alarmzeichen angewendet. Hierher gehören auch die Lokomotivpfeifen, die Horn- und Pfeifensignale der Bahnwärter, der Schaffner und Bremser. Die optischen Signale sind

Fig. 37.

Lademaß.

weithin sichtbar, auch leicht zu handhaben und zu kontrolliren; sie gestatten die Formirung vieler Zeichen und unterrichten vor allen Dingen andauernd von den etwa zu erwartenden Hindernissen, wenn man sie stehen läßt, geben aber, besonders zur Nachtzeit, leicht zu Täuschungen Veranlassung, während jede Trübung der Atmosphäre durch Regen, Nebel u. dgl. ihre Anwendung erschwert, wo nicht ganz verhindert. Die durch dieselben ertheilten telegraphischen Zeichen sind theils solche, durch die der ganzen Bahnlinie gewisse Ereignisse, z. B. das Kommen oder Ausbleiben eines Zugs, das Bewegen desselben in einer ungewöhnlichen Richtung oder auf einem ungewöhnlichen Geleis 2c., angedeutet und durch die zugleich von den verschiedenen Punkten der Bahnlinie aus Verständigungen mit den nächsten Stationen erzielt, Hülfsmaschinen herbeigerufen oder zurückgesendet, oder Sperrungen des Geleises 2c. angegeben werden sollen; theils solche, durch welche ein örtlicher Zustand, regelmäßiges Verhalten oder Schadhaftigkeit des Geleises, Fahrbarkeit desselben in Kurven, Stellung der Weichen, Drehbrücken, Drehscheiben, Wasserkrahne 2c. angedeutet wird; theils solche, die zwischen den fahrenden Zügen und dem Bahnbewachungspersonal ausgetauscht werden können. Die Zeichen der ersten Gattung sind nur in Deutschland und selbst da nicht auf allen Bahnen üblich. Gerade die Zuverlässigkeit dieser Signale verursacht, daß sie wenig zur Sicherheit des Bahnbetriebs beitragen. Sie bestehen aus Masten mit zwei Armen, die in verschiedenen Stellungen verschiedene Bedeutung haben, z. B. ┌ der Zug kommt auf dem rechten Geleis, ┐ der Zug kommt auf dem linken; ┬ der Zug, welcher auf dem linken Geleis kommen sollte, kommt auf dem rechten; Y Hülfsmaschine soll kommen, ┤ Hülfsmaschine soll zurückgehen 2c.: Zeichen, welche indeß fast auf allen Bahnen verschieden sind. Nachts werden diese Zeichen durch Kombination verschiedener Lampen gegeben, die mittels eines Kettenzugs in richtiger Entfernung und Stellung am Mast aufgezogen werden. Die zweite Gattung der optischen Signale hat meist nur zwei Zustände auszudrücken, bei den Geleisen: fahrbar (mit Vorsicht langsam fahrbar) oder nicht fahrbar, bei den Weichen: links oder rechts geschlossen 2c., während die in die Bahn selbst eingesteckten Tafeln, Scheiben (Korbscheiben) oder Fahnen bei übler Beschaffenheit des Geleises »Langsam fahren« oder »Halten« bedeuten. Die dritte Art der optischen Signale wird durch Fahnen und Laternen gegeben, womit man sowohl den Bahnwärter, als den Zugmeister versieht.

Die **akustischen** Signale haben den großen Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit von selbst auf sich ziehen, besitzen aber keine große Mannigfaltigkeit von leicht unterscheidbaren Zeichen, und ihre Wirksamkeit erstreckt sich nur auf kleinere Gehörskreise; Sturm und Lärm schwächen sie sehr, und Gewitter unterbrechen dieselben oft ganz. Unter den akustischen Signalen versteht man die Glocken auf den Stationen, womit dem Publikum die nöthigen Zeichen gegeben werden, dann die Dampfpfeife der Lokomotivführer und weiter noch solche, mit denen das Zugpersonal unter sich die erforderlichen Zeichen gibt, Trompeten oder auch gewöhnliche Hornpfeifen mit scharfem, schneidendem, schrillem Ton. Endlich benutzt man auch sogen. Knallsignale, welche durch Kapseln von starkem Blech, die mit einer explodirenden Substanz gefüllt sind, und mittels zweier Blechstreifen auf die Schienenköpfe gesetzt werden können, gegeben werden. Fig. 38 stellt einen Theil einer Schiene mit einer solchen Kapsel a vor. Diese Signale werden namentlich bei starkem Nebel und Gewittern, im allgemeinen aber in allen Fällen, wo ein Anhalten an ungewöhnlicher Stelle oder zu ungewöhnlicher Zeit nöthig ist, angewendet. In England hat bei dem dort herrschenden, oft sehr dichten Nebel diese Erfindung die Sicherheit sehr vermehrt.

Fig. 38.

Das **elektromagnetische** Signal gestattet die Bildung der größten Zeichenzahl sowie die Fortleitung derselben auf die größten Entfernungen und wird sowohl und zwar hauptsächlich zur Verständigung der Stationen unter einander, als zur wirklichen Zeichengebung auf der Bahnlinie durch die sogen. **Läutwerke** benutzt. Hierher gehören die zur Sicherstellung des Betriebs eingeführten **Blocksignale**, welche den Zweck haben, kleinere Strecken der Bahn so lange von nachfolgenden Zügen freizuhalten, bis die vorausgehenden diese Strecken verlassen haben. Sie bestehen in einem am Anfang und am Ende einer jeden solchen Strecke aufgestellten einfachen elektromagnetischen Signalapparat (Blockstation), der nur die zwei Zeichen »Strecke frei« und »Strecke

besetzt, gewöhnlich mittels einer kleinen weißen und rothen Scheibe, geben kann. Sobald ein Zug einen solchen Apparat passirt, gibt der Signalist in der Zugrichtung das rothe Zeichen und verwandelt das ihm gegebene rothe in der entgegengesetzten Richtung in das weiße Zeichen. Die dem Signalwärter durch das elektrische Signal im kleinen gegebenen Zeichen theilt er durch Aufziehen großer, weithin sichtbarer Signale außerhalb seines Signalhauses dem Fahrpersonal mit, wodurch die Züge stets in einer der erwähnten Strecke mindestens gleichen Distanz erhalten werden. Vermöge dieses sichersten Signalsystems ist es möglich, selbst den unglaublich dichten Verkehr vieler englischen Bahnen mit Sicherheit zu leiten. Der Sicherheit des deutschen Eisenbahnverkehrs, welche zur Zeit noch durch die oben erwähnte große Verschiedenheit der Signalsysteme der einzelnen Bahnen beeinträchtigt wird, steht indeß durch die Einführung einer allgemeinen deutschen Signalordnung ein erfreulicher Fortschritt bevor.

Die Sicherheit der Bahnen wird durch Kreuzungen der Straßen und Wege, durch die sogen. **Planübergänge**, immer etwas gefährdet, daher solche Kreuzungen, z. B. in England, nur ganz ausnahmsweise angebracht und die meisten Uebergänge entweder mittels Wegunterführungen oder Wegüberführungen bewerkstelligt werden. Viele französische und englische Bahnen sind auf ihrer ganzen Länge eingezäunt, um dem Betreten des Bahnkörpers und den Gefahren, die dadurch veranlaßt werden können, vorzubeugen. Durch die Verminderung der Wegübergänge und diese Sicherheitsmaßregeln werden die Anlagekosten etwas vermehrt, die Betriebskosten dagegen ermäßigt, da eine geringere Anzahl von Bahnwärtern erforderlich wird. Außer den Signalen des Zugpersonals stellt eine neuerdings mehrfach angebrachte Signalvorrichtung eine Verbindung zwischen dem Reisenden und Lokomotivführer her und besteht entweder, wie auf amerikanischen und deutschen Bahnen, in einer durch die Waggons des Zugs laufenden Signalleine, oder, wie auf englischen Bahnen, in einem von den Koupé's aus in Bewegung zu setzenden Läutwerk (s. **Eisenbahnrettungssignale**).

IV. **Eisenbahnhochbauten.** **Haltestationen** heißen die Punkte, an welchen der Lauf der Eisenbahnzüge etwas unterbrochen wird und der Verkehr der E. mit den längs derselben liegenden Oertlichkeiten durch andere Verkehrsmittel in Wechselwirkung tritt. Sie lassen sich in drei Hauptklassen eintheilen, nämlich in eigentliche Bahnhöfe, in Stationen und in Haltepunkte. Eine gut angelegte Station muß den Zutritt und die Zufuhr von Personen und Gütern zu den Eisenbahnwägen sowie den Abgang von denselben auf die leichteste, kürzeste und wohlfeilste Weise ermöglichen und die Behandlung der Fahrbetriebsmittel selbst behufs deren Ordnung für den Abgang oder die Ausladung in einer Weise gestatten, daß dadurch möglichst wenig Raum und Zeit in Anspruch genommen wird. Eine gute Station zerfällt daher in zwei Haupttheile, in den für den **Personenverkehr** und in den für den **Güterverkehr** bestimmten Theil. Diese Theile haben, hauptsächlich auf Endstationen, so wenig mit einander gemein, daß sie nicht nur von einander getrennt werden können, sondern ihre Trennung zur Vermeidung von Kollisionen sogar sehr zweckmäßig erscheint. Für den Personenverkehr soll eine Station aus folgenden Haupttheilen bestehen: aus einem Vestibül, in welchem sich die abgehenden Passagiere versammeln können, einer oder auch mehreren Billeterpeditionen und einer Expedition für Annahme und Bezettelung des Reisegepäcks. An das Vestibül grenzen ferner ein Raum für den Portier, der dem Publikum die nöthigen Zurechtweisungen in Betreff der Räumlichkeiten 2c. zu geben hat, dann ein Lokal für Polizeiwache, ein anderes für den Telegraphen und endlich die Warteräume nebst der dazu gehörigen Restauration. Alle diese Räumlichkeiten müssen vom Vestibül aus leicht zugänglich sein. Ihre Dimensionen und Anordnungen sind nach der herrschenden Landessitte in Deutschland, Frankreich und England sehr verschieden. In Deutschland sind die Wartesäle große Restaurationslokale geworden und haben somit ihren eigentlichen Charakter fast gänzlich verloren. Ihre Ausstattung geht oft weit über das wahre Bedürfnis hinaus, indem sie außer weiten Räumen für Passagiere ein reich ausgestattetes Büffet, Speisezimmer, Lokale zum Toilettemachen für Damen und Herren und öfters auch sogar Schlafräume, Klosets 2c. enthalten. In Frankreich und England dagegen enthalten diese Warteräume außer einem großen Saal, in dem sich sämmtliche Passagiere, nur durch 2,5—3 Meter hohe Scheidewände nach Klassen getrennt, aufhalten, höchstens noch Abtritte und nur auf den Stationen, die für das Einnehmen des Frühstücks und Mittagsmahls bestimmt sind, Restaurants. Weiter enthält eine Station das Büreau für den Stationschef; Lokale für die Schaffner und Oberschaffner, die auf den Stationen zu warten und zu übernachten haben; ein solches für Wagenutensilien und Lampen 2c.; ein Lokal zum Erhitzen großer Wassermengen, mit denen im Winter Wärmflaschen für die Wägen gefüllt werden; ein Lokal zum Deponiren der Gepäckstücke, welche nicht bezettelt und erpedirt werden sollen, und endlich, getrennt davon, wohl eingerichtete, thunlichst geruchfrei konstruirte Abtritte für Reisende beiderlei Geschlechts. Alle diese Räumlichkeiten haben ihre Ausgänge nach dem Perron, von wo die Passagiere die Züge besteigen. Getrennt hiervon und auf den meisten Bahnhöfen diesen Räumen gegenüber liegt der Ankunftsperron, welcher meist breiter als der Abfahrtsperron ist. Die Ankunftsperrons sind zur Bequemlichkeit des abgehenden Publikums mit weiten Thüren versehen. An sie grenzen: eine Expedition für Ausgabe des Gepäcks mit einem daran stoßenden länglichen Wartesaal, in welchem das angekommene Gepäck auf langen Tischen für das Publikum, welches durch eine Barriere abgehalten wird, aufgelegt und für die sich legitimirenden Empfänger bereit gehalten wird; dann schließt sich weiter an diesen Perron ein Raum für solche, welche ankommende Passagiere erwarten, und ein kleinerer Raum, worin sich Lastträger aufhalten können. Auf frequenten Bahnhöfen sind die beiden Perrons meist mittels einer gemeinsamen, durch Glasdach geschlossenen Halle (Aus- und Einsteigehalle) überdeckt. Die Anlagen der Bahnhofsstationen sind nach den örtlichen Verhältnissen sehr verschieden. Die Baulichkeiten für den Personenverkehr bilden, je nachdem die Geleise daselbst endigen oder durchlaufen, zwei Hauptformen: Kopfstationen und Langstationen; die **Kopfstationen** zerfallen, je nachdem sie an den Enden der Geleise einen Querbau besitzen oder nicht, wieder in zwei Untergattungen. Bei der ersten Gattung liegen die Hauptgeleise in der Mitte und sind in England und Frankreich 2c. durch mehrere Reihen kleinerer und größerer Dreh-

scheiben, in Deutschland meist nur durch eine große Drehscheibe und mehrere Weichen in bequeme Verbindung gebracht. Das quer vor dem Ende des Geleises liegende Gebäude enthält in der Regel mehrere Stockwerke, zu ebener Erde ein großes Vestibül zur Billetausgabe und Gepäckannahme, in den oberen Räumen die Büreau's und Wohnungen der Administrationsbeamten. An dieses Gebäude stoßen rechts und links die Ankunfts- und Abfahrtsperrons mit ihren nöthigen, oben näher beschriebenen Räumlichkeiten. Als Muster einer solchen Anlage ist die prächtige Station der Paris-Straßburger Bahn zu Paris anzusehen, auf welcher jährlich über eine Million Passagiere abgefertigt werden. Bei der zweiten Gattung sind die Räumlichkeiten in der Weise angeordnet, daß sich sämmtliche für den Dienst der Abfahrt bestimmten Räume in einem Gebäude befinden, welches sich längs des Abfahrtsperrons erstreckt, und ein Gleiches für die Ankunftsräume stattfindet. Die große Personenhalle der Great-North-of-Englandbahn von 214 Meter Länge und 61 Meter Breite besitzt eine solche Einrichtung. Bei den Langstationen liegen Abfahrts- und Ankunftsperron wie sämmtliche Lokalitäten auf Einer Seite und in Einer Reihe hinter einander; ferner sind die Räume der Abfahrt und Ankunft nach zwei Richtungen hin abgetheilt. Findet die Abfahrt und Ankunft nach zwei Richtungen hin statt, so sind für letztere meist zwei in den Flügeln des Gebäudes gelegene Perrons bestimmt, damit die Verspätung der Ankunft auf der einen Seite nicht störend auf die andere Seite einwirke, während die jederzeit pünktlichen Abfahrten von einem in der Mitte liegenden Perron erfolgen. Als Beispiel eines solchen Personenexpeditionsgebäudes kann das Bahnhofsgebäude in Karlsruhe dienen. Da die Verhältnisse des Personenverkehrs nicht dem Wechsel des Güterverkehrs unterworfen sind, so lassen die ersteren eine solidere und elegantere Ausstattung zu wie die letzteren, welche in längeren oder kürzeren Zeitabschnitten bauliche Veränderungen erfordern. Durchgangsstationen für den Personenverkehr, an denen Zweigbahnen einmünden, disponirt man in der Regel in der Form eines Dreiecks (Fig. 39, worin a b die Hauptbahn, c die abzweigende Bahn, c a und c b die verbindenden Kurven, d das Administrationsgebäude und e f den Auf- und Absteigeperron bedeuten) oder auch in Form eines ✕ (Fig. 40, worin a b c d die vier Richtungen, in denen sich Züge bewegen können, bedeuten). Vor den Perrons (e f und g h) können die Züge beliebig durch Weichen (f d, h c, e b und a g) in allen Richtungen ankommen und abgehen. Die Baulichkeiten mit den Perrons werden dann meist in die Mitte gelegt. Was die Räumlichkeiten für den Güterverkehr anlangt, so gehören zu einer vollständigen und gut eingerichteten Güterstation hinreichend zahlreiche Geleise zur Ankunft und Abfahrt sowie zum Rangiren der Güterzüge und der Bewegungen der Lokomotiven, Straßen zum An- und Abfahren der Güter, Speicher zum Aufstapeln von nicht gleich zu verladenden Gütern, Expeditionsräume zur Anfertigung der nöthigen schriftlichen Arbeiten, Vorrichtungen zur Erleichterung und Beschleunigung des Aus- und Einladens, zum Wiegen der Güter und ganzer Wagenladungen, zum Ausrangiren (Ausschalten) der aus- oder einzuladenden Wägen aus dem Wagenzug, ohne die anderen Wägen zu verschieben (durch Geleiskarren). Diese Anordnungen der Güterstationen lassen sich in zwei Hauptsysteme bringen, das englische und das deutsche. Auf den Güterstationen nach englischem System liegen zu beiden Seiten die nicht sehr langen Güterschuppen, meist mehrere neben einander, und die Geleise sind mit mehreren Drehscheiben versehen, mittels deren die Wägen leicht von dem einen Geleis auf das andere übergesetzt werden können. In den Güterschuppen befinden sich eine Menge von Krahnen und sonstigen Hebezeugen; die innerhalb der Speicher befindlichen Vorrichtungen zum Wiegen der Waaren sind fahrbar und häufig auch die Büreau's auf Rädern beweglich. Die Güterstationen nach dem deutschen System enthalten meist wenige, aber lange Güterschuppen, bei denen auf der einen Seite die Geleise und auf der andern die Straßen zur An- und Abfuhrstraße hinführen. Bisweilen liegen auch die Geleise in der Mitte und zwei Speicher an den Seiten, wovon der eine für die abgehenden, der andere für die ankommenden Güter benutzt wird. An den meist sehr engen Geleisen liegen aber keine Drehscheiben, so daß beim Rangiren der Wägen oft sehr lange Strecken frei gemacht werden müssen, wodurch viel Zeit verloren geht. Für den Transport von Steinen, Kohlen, Kalk 2c. sind besondere Perrons angelegt, desgleichen auch für Langholz und Breterwaaren. Oft sind zur Aufbewahrung größerer Gütermassen (Getreide, Tabak, Wolle 2c.) versetzbare eiserne Scheuern vorhanden. Bei jeder bedeutendern Bahn, die eine Länge von über 150 Kilom. hat, enthalten die Hauptbahnhöfe noch umfängliche Werkstätten, worin alle Reparaturen und Neubauten an Lokomotiven, Tendern, Wägen und allen übrigen Betriebsmitteln vorgenommen werden. Wo es irgend thunlich, legt man solche Werkstätten in die Mitte der Bahn, um allen Theilen derselben gleich nahe zu sein. Eine gut eingerichtete Werkstätte enthält, außer dem Materialmagazin für Aufbewahrung von Nutzholz, Eisen, Oel, Brennmaterial, fertigen Eisentheilen, altem Material 2c., eine Schmiede, eine Gießerei, eine Schlosserwerkstätte, eine Werkstätte zum Hobeln, Drehen, Bohren durch Maschinen, eine Stellmacherei und Tischlerei, eine Sattler- und Riemer- sowie eine Lackirerwerkstätte.

Fig. 39.

Station an der Einmündung einer Zweigbahn.

Fig. 40.

Durchgangsstation.

V. **Die Fahrbetriebsmittel.** Die bewe-

genden Kräfte beim Eisenbahnbetrieb sind: der Dampf, der Luftdruck, die Kraft des Eigengewichts, die Elektromagnete und die Zugkraft der Pferde.

Der am häufigsten als bewegende Kraft benutzte Dampf wirkt mittels der eigenen Maschine, der Lokomotive (s. d.), welche aus einem den Dampf erzeugenden Kessel, aus dem Bewegungsmechanismus, durch welchen die von dem Dampfdruck hervorgebrachte Bewegung eines innerhalb des Dampfcylinders beweglichen Kolbens auf die Räder übertragen wird, und dem Wagengestell besteht, das aus dem Rahmen mit Federn, Axbüchsen ꝛc. sowie den Rädern zusammengesetzt ist. Der Lokomotivkessel wird aus starkem Eisenblech von 13—17 Millim Dicke, in neuerer Zeit aus Stahlblech und sogar aus Gußstahl hergestellt, welche letzteren Materialien bei gleichem Gewicht fester nnd homogener werden. Den innern Theil des Feuerkastens stellt man aus Kupfer, 17—25 Millim. dick, und die Siederöhren aus Eisen oder Messing her. Der Kessel wird in der Regel nur bis 13 Centim. über der Decke des Feuerkastens mit Wasser gefüllt, während den obern Raum der Dampf einnimmt. Die Spannung dieses Dampfs variirt nach der verschiedenen Konstruktion der Maschinen. Anfangs ließ man sie selten über 3—4 Atmosphären steigen, während die neueren Maschinen Kessel enthalten, die eine Dampfspannung von 6—8 Atmosphären, also 6—8 Kilogr. pro □Centimeter zulassen. Von diesem Raum gelangt der Dampf als bewegende Kraft durch ein Rohr, welches durch diesen Dampfraum in den Kessel geht, und mittels eines durch einen Hebel von außen verschließbaren Schiebers in die Cylinder. Diese Cylinder bestehen aus starken gußeisernen Röhren, deren innere Fläche genau cylindrisch und glatt bearbeitet ist, so daß sich (s. Fig. 41) der Kolben pluftdicht darin bewegen kann, und die, je nach dem Konstruktionssystem der Maschinen, bald zwischen den Rädern, bald außerhalb derselben u. meist unter den Rauchkästen der Lokomotiven am Rahmen derselben angebracht sind. Die Stelle T, wo die Kolbenstange aus dem Cylinder tritt, ist mit einer Stopfbüchse versehen. Dadurch, daß der Dampf durch die Kanäle l l und l' l' abwechselnd über und unter den Kolben tritt und unter L entweicht, wird der Kolben im Cylinder hin- und hergedrückt; die mit dem Kolben fest verbundene Kolbenstange K F theilt diese Bewegung mittels einer Kurbel einer Verbindungspleuelstange mit und setzt hierdurch das Rad in drehende Bewegung. An jeder Lokomotive befinden sich zwei Kurbeln, die im rechten Winkel gegeneinander stehen, und zwei Cylinder. Stellt man sich eine Lokomotive mit nur einem Cylinder vor und denkt sich, die Maschine sei nach einer Fahrt so stehen geblieben, daß Krummzapfen, Pleuelstange und Kolbenstange (Fig. 42) eine gerade Linie (den sogen. todten Punkt) bildeten, so wird, obgleich der Dampf beliebig auf den Kolben drücken kann, niemals eine Drehung des Rades bewirkt werden und der Druck sich fruchtlos in einer Pressung gegen die Axe erschöpfen. Die Maschine wird sich in einem solchen Fall gar nicht, in allen Fällen aber, wo der zwischen Pleuelstange und Kurbel gebildete Winkel sehr stumpf oder sehr spitz ist, nur mit Beschwerde in Bewegung setzen lassen, dagegen sehr leicht anziehen, wenn diese Theile einen rechten oder nahezu rechten Winkel bilden. Befindet sich also die eine Kurbel in der Stellung des todten Punkts, so befindet sich die andere in der günstigsten Stellung und umgekehrt, weshalb die Maschine jederzeit in Bewegung gesetzt werden kann. Durch die sogen. Steuerung wird bewirkt, daß der Dampf zu bestimmten Zeiten entweder vor oder hinter den Kolben tritt, um beziehungsweise eine rückwärts oder vorwärts wirkende Bewegung hervorzubringen. Stellt A (Fig. 42) die Axe der Lokomotive, welche durch den Kolben mittels der Verbindungsstange in Bewegung gesetzt wird, B den Krummzapfen, an dem der Kolben mittels der Pleuelstange dreht, vor, so sitzt auf der Axe A eine eiserne Scheibe c, die sich in den metallenen Ringen d d frei dreht. Der Mittelpunkt der Scheibe ist aber nicht zugleich derjenige der Axe, sondern die Scheibe die außerhalb ihres Mittelpunkts durchbohrt, weshalb sie die Excentrik heißt, und fest auf die Axe gekeilt. Wird nun die Axe gedreht, so muß die Scheibe die Drehung mitmachen und der Ring d d mit der Zugstange e gerade so viel, als der Mittelpunkt der Scheibe von demjenigen der Axe entfernt ist, hin- und hergeschoben werden. Die Zugstange e steht mit dem Schieber f in Verbindung, weshalb dieser die gleiche Bewegung ausführt. Nun ist dieser Schieber ein hohler, kastenartiger Körper von hartem Metall, der sich auf derjenigen Fläche des Cylinders, worin sich die Ein- und Austrittsöffnungen für den Dampf i i' k befinden, dampfdicht hin- und herbewegt und

Fig. 41.

Dampfcylinder mit Kolben.

Fig. 42.

Pleuelstange mit Kurbel und Krummzapfen.

abwechselnd die eine und die andere Oeffnung bedeckt oder öffnet; l l' bedeutet auf der Figur den innern Raum des Cylinders, m den Kolben. Denkt man sich z. B. in der auf der Figur dargestellten Lage des Schiebers den Dampf aus dem Kessel durch das Dampfrohr h in den Schieberkastenraum g g treten, so wird er die Oeffnung i vom Schieber unbedeckt finden, durch den Kanal i l über den Kolben m treten und diesen in der Richtung des Pfeils fortschieben. Während dessen entweicht der Dampf, der den Raum N füllte, durch den Kanal l' l' und geht durch den hohlen Schieber, wie der Pfeil andeutet, nach der Oeffnung k, die ihn seitlich ins Freie führt. Dadurch wird aber auch die Are A in der Richtung des Pfeils gedreht und daher der Ring d d nebst einer Zugstange e durch die excentrische Scheibe in der Richtung des Pfeils zurückgezogen. Sobald B nun in der Arenrichtung des Cylinders liegt, steht die Scheibe gerade nach unten, und der Schieber f ist so weit zurückgegangen, daß er gerade beide

Fig. 43.

Are mit Rädern u. Krummzapfen.

Fig. 44.

Axrahmen mit Federverbindung.

Oeffnungen deckt. Der Kolben steht nun unten im Cylinder bei o. Dreht sich nun die Are noch weiter, so öffnet der Schieber die Oeffnung i' und setzt i mit k in Verbindung. Der Dampf tritt durch i' l' unter den Kolben und schiebt ihn gegen p hin zurück, während der den Raum p füllende Dampf durch l i k entweicht. Durch diesen Vorgang wird der Kolben hin- und hergeschoben und durch die Verbindungsstange des Kolbens und Krummzapfens die Are gedreht.

Die zunächst wichtigen Theile der Eisenbahnlokomotive sind die Räder, welche in Trieb-, Kuppel- und Laufräder zerfallen. Die Triebräder sind solche, auf deren Aren die Maschine direkt einwirkt. Die Aren dieser Räder haben, je nachdem die Cylinder der Maschine zwischen denselben oder außerhalb derselben liegen, verschiedene Formen. Liegen die Cylinder zwischen den Rädern, so ist die Are doppelt gebogen und bildet zugleich die Krummzapfen, woran die Maschine angreift (s. Fig. 43). Die Räder und Aren stehen durch den sogen. Rahmen mit der übrigen Maschine in Verbindung. Der Rahmen besteht wieder aus starken Flacheisenstücken, die an der Hinter- und Vorderseite des Kessels befestigt sind und nach unten gabelartige Vorsprünge haben, worin sich gußeiserne Büchsen auf- und niederschieben lassen. In letzteren liegen dann die aus Metall oder einer harten Blei- und Antimoniumkomposition bestehenden Zapfenlager, worin sich die Arenzapfen drehen. Fig. 44 stellt einen Theil a a jenes Rahmens mit dem gabelförmigen Ansatz b b dar, während c die Arbüchse mit der Are selbst wiedergibt. Der Rahmen sammt den Rädern trägt die Maschine, die Last derselben ist jedoch nicht immer gleichmäßig auf letztere vertheilt. Man hat den Maschinen mehr als vier Räder gegeben, um ihnen dadurch mehr Stabilität des Ganges zu verschaffen und im Fall eines Arenbruchs sie noch von vier Rädern unterstützen zu lassen. Ersteres ist erreicht, letzteres nicht, da die Maschinen, welche für sechs Räder konstruirt sind, niemals auf ihren vier hinteren oder vorderen Rädern stehen können, sondern vermöge ihrer Lastvertheilung vorn oder hinten niederfallen, wenn eine Vorder- oder Hinterare bricht. Bei den neuesten Maschinen schwersten Kalibers ist die Vertheilung der großen Gewichte des Kessels und der bewegenden Theile auf mehr als vier Räder schon deshalb nothwendig, weil der übergroße Druck, den die vier Räder auf die Berührungsstellen zwischen Schienen und Rädern ausüben würden, eine Zerstörung (Abblätterung) des Eisens der Schienen und Radreifen an diesen Stellen und dadurch den schnellen Ruin dieser Theile herbeiführen müßte.

Die Vertheilung der Aren unter den Maschinen ist je nach dem Zweck der Maschinen und der Ansicht des Konstrukteurs verschieden. Für Lastzugsmaschinen mit lauter gekuppelten Rädern legt man in der Regel alle Räder zwischen den Feuer- und Rauchkasten, um sie gleichförmig belasten zu können; dasselbe geschieht bei Maschinen für gemischten Dienst mit zwei gekuppelten Aren. Bei Schnellzugsmaschinen sucht man immer den längstmöglichen Radstand zu erzielen und legt daher fast stets ein Rad hinter den Feuerkasten. Unter den jetzt üblichen Vertheilungen der Räder sind die folgenden hervorzuheben. Bei Lastzugsmaschinen, deren Geschwindigkeit eine nur mäßige sein soll, und deren gesammte Last für die Zugkraft nutzbar gemacht werden soll, werden alle Räder mit kleineren Durchmessern versehen, gekuppelt, und deren Aren entweder unter den Kessel (Fig. 45) oder nur zu je zwei unter den Kessel gelegt, während die dritte hinter dem Feuerkasten (Fig. 46) angebracht wird. Als Ersatz der bisher bei Gebirgsbahnen (z. B. Semmeringbahn, Brennerbahn) benutzten Lokomotive nach dem Engerth'schen System werden in Oesterreich, Frankreich, Spanien und Rußland Lokomotiven mit vier Paar gekuppelten Rädern angewendet, deren Aren jedoch, um das Durchfahren der Kurven zu erleichtern, mit mehr oder minder starker seitlichen Verschiebung versehen. Von den zehn Rädern, welche man den schwersten Güterzugsmaschinen in Nordamerika gibt, sind in der Regel nur je sechs gekuppelt. Bei Maschinen für leichte Güterzüge und langsame Personenzüge werden meist nur je zwei Aren gekuppelt, diese mit Rädern von etwas größerem Durchmesser versehen und entweder sämmtlich unter den Kessel (Fig. 47), oder, wenn ein besonders ruhiger Gang erreicht werden soll, nur zu je zwei unter den Kessel gelegt, während die dritte hinter dem Feuerkasten angebracht ist (Fig. 48);

eine Anordnung, welche sich wohl für starke Steigungen, nicht aber für scharfe Kurven eignet. Bei den achträdrigen Lokomotiven für gemischten Dienst sind die beiden mittleren Räderpaare als Triebräder, die beiden äußeren als Laufräder konstruirt. Bei Schnellzugsmaschinen, welche geringere Lasten mit möglichster Geschwindigkeit zu befördern haben, wird nur ein Räderpaar von möglichst großem Durchmesser mit der Kolbenstange in Verbindung gesetzt und

Fig. 45. Fig. 46. Fig. 47. Fig. 48. Fig. 49. Fig. 50. Fig. 51. Fig. 52.

Verschiedenheit der Radstände bei den Lokomotiven.

entweder in die Mitte (Fig. 49), oder an das hintere Ende (Fig. 50) des Kessels, selten hinter den Feuerkasten (System Crampton) gelegt. Wo Schnellzüge rasch anziehen, rasch zum Stehen gebracht werden und selbst bei Sturm, Schnee, Glatteis 2c. starke Adhäsion entwickeln sollen, werden dergleichen Lokomotiven gegenwärtig häufig mit je zwei gekuppelten Axen, nach Art der Fig. 48, konstruirt, wobei man ihren Cylindern und Triebrädern bedeutende Durchmesser gibt. Die hierdurch erzielte starke bewegende Kraft und Adhäsion trägt wesentlich zur Förderung eines pünktlichen Betriebs bei. Unter den Gebirgsmaschinen, bei welchen zur Ueberwindung starker Steigungen vor allem eine starke Adhäsion der Lokomotive an den Schienen zu erzeugen ist, waren die von Engerth konstruirten die ersten brauchbaren. Um auch noch die Last des Tenders für die Lokomotive auszunutzen, waren beide eng verbunden und die Wasserkästen zu beiden Seiten des Kessels angebracht, während das auf je zehn Rädern ruhende Ganze noch die nöthige Beweglichkeit zum Durchfahren starker Kurven erhielt. Die in Fig. 51 dargestellte Engerth'sche Lokomotive zeigt vorn drei gekuppelte Axen und einen hinten überhängenden, zum Theil durch die vier Tenderräder gestützten Kessel. Die zur beweglichen Verbindung von Lokomotive und Tender dienenden Zahnräder haben sich in der Folge nicht bewährt und Veranlassung zu dem oben erwähnten Ersatz gegeben. Die von Stephenson zunächst für den Betrieb der in der Linie Turin-Genua gelegenen, unter 3,5 Proc. geneigten Ebene zwischen Ponte Decimo bis Busalla konstruirte Gebirgslokomotive stellt eine aus zwei vierädrigen, von einander unabhängigen, mit den

Hintertheilen verbundenen Lokomotiven, welche Wasser und Kohlen mit sich führen und durch einen Lokomotivführer bedient werden, bestehende Doppelmaschine dar, welche sich von der Engerth'schen Maschine durch größere Einfachheit und vortheilhaftere Ausnutzung der Last auszeichnet. Um denselben Vortheil mittels einer Maschine zu erreichen, baut man die zur Zeit immer mehr Anwendung findende Tenderlokomotive mit acht gekuppelten Rädern (Fig. 52), welche durch die Last des mitgeführten Wassers und Brennmaterials wohl das Adhäsionsgewicht, nicht aber das Zuggewicht vergrößern. Um das Durchfahren scharfer Kurven zu erleichtern, werden neuerdings mit steigender Vorliebe Tenderlokomotiven mit sechs und vier gekuppelten Axen, welche zugleich weniger Raum einnehmen und sich sowohl vor- als rückwärts gleich sicher bewegen, gebaut. Nach dem jeweiligen Stande des Lokomotivbaues können Lokomotiven mit getrenntem Tender Steigungen von höchstens $1/30$, Tenderlokomotiven solche von höchstens $1/40$ überwinden. Bei Gebirgsbahnen, welche diese Steigungen überschreiten müssen, wandte man früher an den steilsten Stellen stationäre Dampfmaschinen an, welche die Züge mittels starker, allmählich auf Trommeln gewundener Drahtseile aufwanden. Die hierdurch veranlaßte Kostspieligkeit und Verzögerung des Betriebs sowie der Umstand, daß dieses Beförderungssystem immer nur auf

Fig. 53.

verhältnismäßig kleinen Strecken Anwendung finden kann, hat daher zum fast vollständigen Ausschluß der stehenden zu Gunsten der laufenden Maschinen geführt. Unter solchen Bergbahnsystemen sind das Fell'sche, das Marsh-Riggenbach'sche und das Wetli'sche hervorzuheben. Das bei der provisorischen Bahn über den Mont Cenis für Steigungen bis zu $1/12$ angewandte Fell'sche System bringt zwischen vier gewöhnlichen Lokomotivrädern noch vier horizontale Triebräder mit lothrechten Axen und zwischen den gewöhnlichen Fahrschienen noch eine Mittelschiene an, gegen welche jene Horizontalräder mit Hülfe von Preßapparaten angepreßt werden. Seit der Eröffnung des Mont Cenis-Tunnels im Jahr 1871 ist der Betrieb jener Bahn eingestellt; auch dürfte dieses System wegen des in den Dampfcylindern erzeugten Arbeitsüberschusses über die am Umfang sämmtlicher Triebräder erforderliche Arbeit und des hierdurch entstehenden Arbeitsverlustes in der Folge keine weitere Verwendung finden. Das von Marsh für eine Bahn auf den Mount Washington mit Steigungen von $1/3$ und von Riggenbach für eine Bahn auf den Rigi mit Steigungen von $1/4$ angewendete Bergbahnsystem benutzt zwischen den gewöhnlichen Fahrschienen eine leiterartig gestaltete Zahnstange und zwischen den gewöhnlichen Lokomotivrädern ein mittels des in Fig. 53 dargestellten Getriebes bewegtes Zahnrad, durch dessen Eingreifen in jene Mittelschiene der Zug bergaufwärts bewegt wird. Das Bergabwärtsfahren erfolgt mit Hülfe von komprimirter Luft und einer Schraubenbremse, wodurch die Maschine jeden Augenblick gehemmt und mit Sicherheit festgestellt werden kann. Das Wetli'sche System besteht in einer zwischen den gewöhnlichen Triebrädern eingeschalteten und mit denselben gekuppelten Walze mit schraubenartigen Felgen, einem sogen. Schraubenrad, welches bei seiner Umdrehung fortwährend in die zwischen den gewöhnlichen Schienen angebrachten, winkelförmig gelegten Keilschienen eingreift und auf diese Weise den Zug auf Steigungen bis zu $1/12$ fortschraubt. An allen Bahnstrecken, wo die Zugkraft des gewöhnlichen Lokomotivsystems ausreicht, fallen die Leitschienen weg; mithin treten nur die Triebräder der Lokomotive in Thätigkeit. Von der Bewährung dieses sinnreichen Systems, welches bei der Bahn von Wädenswyl nach Einsiedeln mit einer mittlern Steigung von $1/20$ in Anwendung kommen soll, wird dessen Anwendung auch auf anderen Alpenbahnen abhängen.

Die Leistungen der Maschinen werden nach Pferdekräften beurtheilt, und zwar variirt die Zugkraft der Güterzugsmaschinen zwischen 200 und 350 Pferdekräften, während diejenige der Engerth'schen Güterzugsmaschinen der Semmeringbahn 400 Pferdekräfte beträgt. Güterzugsmaschinen bewegen auf ebener Bahn Lasten von 12—20,000 Ctr. mit einer Geschwindigkeit von 3—$3\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde, verbrauchen dabei auf eine durchlaufene Meile 75—100 Kilogr. Kohks und lassen über 3000 Kilogr. Wasser verdampfen. Die Schnellzugsmaschinen dagegen haben nur 100—200 Pferdekräfte, und es durchlaufen die bestkonstruirten Maschinen dieser Art mit Lasten von 800—1000 Ctr. 7—10 Meilen in der Stunde. Man rechnet durchschnittlich $1\frac{1}{2}$—3 Maschinen auf die Meile Eisenbahn in Deutschland, während in England bei starkem Verkehr 3—5 gerechnet werden. Die ältesten englischen Maschinen kosteten nur 12—15,000 Mark, während jetzt eine gute Maschine mit 100 □Meter Feuerfläche und Cylindern von 35—40 Centim. mit 40—45,000 Mark bezahlt wird. Größere Last- und Kurierzugsmaschinen kosten 48—55,000 Mark. Ein Tender kostet zwischen 6—10,000 Mark.

Der Luftdruck wurde nur versuchsweise, etwa in folgender Weise als Lokomotionsmittel angewendet. Fig. 54 stellt eine Röhre vor, in welcher sich ein dicht anschließender Kolben leicht fortschieben läßt; steht dieser Kolben an dem einen Ende der Röhre, während man am andern Ende die Luft aus derselben auspumpt, so wird sich der Kolben in Bewegung setzen und die ganze Röhre durchlaufen, weil die äußere Luft mit dem ganzen Druck der Atmosphäre auf alle Theile der überall verschlossenen Röhre drückt und so den beweglichen Theil derselben vor sich hinzuschieben sucht. Wird mit diesem Kolben ein auf einem Geleis dahinrollender Wagen verbunden, so wird derselbe mit einer Kraft fortbewegt, die sich nach dem Durchmesser des Kolbens und dem Maß der Luftverdünnung in der Röhre richtet. Wäre diese Röhre ganz luftleer gepumpt und hätte etwa $3/5$ Meter Durchmesser, so würde der Druck, welcher den Wagen bewegt, 2800 Kilogr. betragen, da bekanntlich die atmosphärische Luft mit ungefähr 1 Kilogr. auf den □Centimeter drückt. Die Kraft ist aber meist viel geringer, da die Luft nicht gänzlich ausgepumpt werden kann. Der die Bewegung erzeugende Kolben in der Röhre war bei dieser Form auf folgende Weise mit dem zu bewegenden Fuhrwerk verbunden. Die Röhre (Fig. 54) a a a, mit einem Durchmesser von

38—40 Centim., lag zwischen den Schienen auf den Schwellen festgeschraubt und hatte auf ihrer obern Seite einen die ganze Ausdehnung der Röhre entlang laufenden Spalt von 5—6 Centim. Weite; durch diesen Spalt reichte, wie die Figur zeigt, ein eiserner Arm b von einem der Wägen jedes Zugs in die Röhre hinein und stand mit dem Kolben o in Verbindung. Der Spalt selbst war seiner ganzen Länge nach mit einer elastischen Klappe T von Rindsleder geschlossen, die oben und unten mit Eisenstreifen benietet war. Um dieselbe für den Durchgang des Arms b zu öffnen, war am Kolben eine Stange befestigt, die in 1,5—1,8 Meter Entfernung vor letzterem eine Rolle herführte, welche über die Röhre aus dem Spalt emporragte und die Klappe in die in der Figur dargestellte Lage brachte. Hinter dem Arm lief ein am Wagen befestigtes Rad auf der obern Eisenschiene der Klappe hin, das sie wieder fest niederdrückte und luftdicht schloß, so daß immer nur die Stelle, wo der Arm passirte, offen stand.

Fig. 54.

Querschnitt der Röhre einer atmosphärischen Eisenbahn.

Die Röhre wurde durch große, von Dampfmaschinen in Bewegung gesetzte Luftpumpen luftleer gepumpt. Die ganze Einrichtung, die unter dem Namen der atmosphärischen Eisenbahn bekannt ist, rührt von einem der ersten Ingenieure, Samuel Clegg, her, leidet aber an praktischen Mängeln, insbesondere an der Schwierigkeit, bei so häufigem Gebrauch die Röhre immer wieder luftdicht zu verschließen, weshalb sie wenig zur Anwendung gekommen ist.

Die Benutzung der Kraft des Eigengewichts kann ebenfalls nur in beschränkter Weise auf geneigten Bahnstrecken in Anwendung kommen, und für die Benutzung der Kraft des Elektromagneten ist bis jetzt noch kein ganz entsprechender Apparat erfunden worden.

Die Zugkraft der Pferde findet bei Lokomotiveisenbahnen nur auf kurzen Strecken und nur da Verwendung, wo die Anwendung der Dampfmaschinen im Verhältnis zur Länge der Bahn kostspielig und unzweckmäßig sein würde. Die Hauptanwendung von der Muskelkraft der Pferde bei E. macht die Gegenwart bei den nur von Pferden betriebenen E. in Städten, den Pferdeeisenbahnen im engern Sinn, einer Einrichtung, welche aus Nordamerika auf die größeren Städte des Kontinents übertragen worden ist und darin besteht, daß omnibusartige Wägen mit oder ohne Imperiale auf vier mit Spurkränzen versehenen Rädern, welche in etwas vertieften, im Niveau der Straße liegenden und den gewöhnlichen Fuß- und Wagenverkehr nicht störenden Schienen laufen, von einem oder mehreren Pferden, welche man von Station zu Station wechselt, im Trabe fortgezogen werden. Während der Widerstand solcher Wägen oder der dadurch bewirkte Verlust an der Zugkraft der Pferde auf gutem Pflaster etwa 1/60 und bei guter Chaussee etwa 1/30 der zu befördernden Bruttolast beträgt, sinkt er auf eisernen Schienen bis zu etwa 1/270 jener Last herab. Watt bestimmte die Kraftäußerung eines Pferdes zu 150 Pfd., die 2⅓ engl. Meilen in einer Stunde (etwa 3⅓ rhein. Fuß oder 1 Meter in der Sekunde) bewegt werden.

Die Eisenbahnwägen dienen theils zum Personentransport, theils zum Gütertransport und sind daher theils Personenwägen, theils Güterwägen. Beide Arten von Eisenbahnwägen unterscheiden sich von den auf gewöhnlichen Straßen laufenden Wägen dadurch, daß sie keine eigentliche Vorrichtung zum Lenken oder Umwenden haben, da sie durch ihre Spurkränze, womit ihre Radreifen an den äußeren Seiten versehen werden, auf dem vorgezeichneten Weg festgehalten werden. In den meisten

Fig. 55.

Fällen sind die Räder mit ihren Axen fest verbunden und können sich nur mit diesen drehen, während bei dem Straßenfuhrwerk die Räder um ihre Axen rotiren. Auch die Gestelle und Axen sind mit wenigen Ausnahmen unverrückbar in ihren Theilen und hinsichtlich ihrer Stärke und Dimensionen viel solider als bei dem Straßenfuhrwerk gebaut. Nur auf wenigen Bahnen haben die Gestelle der Eisenbahnwägen bewegliche oder solche Konstruktionen erhalten, mittels deren sie sich den Krümmungen des Geleises anschmiegen. Der Nutzen einer derartigen Konstruktion für lange Wägen ist einleuchtend. So lange sich ein Wagen mit Rädern, die fest auf ihren Axen stecken, und deren Zapfen sich in unverrückbar an einem festen Gestell befestigten Lagen drehen, in einer geraden Linie bewegt, ist die Länge des Wagens oder die Entfernung zwischen seinen beiden Axen für die Leichtigkeit seines Ganges gleichgültig, während er in Kurven um so schwerer geht, je länger er ist. Kurven können nur dann von Rädern, die fest auf ihren Axen stecken, sicher durchlaufen werden, wenn die Axen radial nach dem Mittelpunkte der Krümmung zu stehen und innerhalb derselben Zeit das äußere Rad etwas mehr Weg durchlaufen kann als das innere; denn in jedem andern Fall strebt das Rad, das Geleis zu verlassen, wie aus Fig. 55 ersichtlich ist. So lange die Axe der Räder a a genau nach dem Mittelpunkte c gerichtet ist, rollen diese,

die Schienen immer tangential berührend, leicht im Geleis fort; sobald aber die Axe die Stellung b b einnimmt, schneiden die Räder quer über das Geleis und haben ein Bestreben, auszugleisen. Denkt man sich nun in Fig. 56 den Wagen a a a a im Geleis A A bewegt,

Fig. 56.

so sieht man, daß dessen Radstand für diese Krümmung viel zu groß ist; denn die Axen der Räder richten sich nicht mehr, auch nicht annähernd, nach dem Mittelpunkt c der Kurve A A, sondern stellen sich in so bedenklicher Weise schräg gegen das Geleis, daß ein Ausgleisen des Wagens unausbleiblich ist. Je näher nun die Axen d d aneinander gerückt werden, um so kleiner wird der Fehler, da sich die Distanz e e immer mehr verringert. Bei einem gewissen Maß der Axendistanz und einer derselben entsprechenden Länge des Kurvenradius kann die Axenrichtung mit dem Radius zusammenfallend angenommen werden, und in diesem Fall bewegen sich die Wägen leicht und gefahrlos auch in Krümmungen. Für Bahnen, die, wie die meisten norddeutschen, mit einem kleinsten Radius der Krümmungen von 750 Meter (100 Ruthen) gebaut sind, beträgt das Maximum der Distanz fester Axen 4,5—5 Meter (14—16 Fuß). Noch ungünstiger stellt sich dies Verhältnis für sechsrädrige Wägen, da bei diesen die Krümmung natürlich die mittlere Axe um das ganze Maß f g verschieben muß, wodurch eine sehr schräge, auf Entgleisung wirkende Stellung entsteht. Man gibt daher der Mittelaxe dieser Wägen meist eine gewisse seitliche Verschiebbarkeit. In Bahnkrümmungen ist der Weg, den in derselben Zeit das äußere Rad durchlaufen muß, größer als der von dem innern zu durchlaufende. Da die auf je einer Axe festgekeilten Räder also ungleiche Wege zurücklegen müssen, so gibt man, um deren Entgleisen zu verhindern, den Radreifen die Gestalt eines mit der Spitze nach innen gekehrten Kegels und einen Spielraum in der Geleiskurve. Wird nun beim Befahren der Bahnkurven die Centrifugalkraft thätig, so wird der Spurkranz (Fig. 57) des Rades gegen den äußern, längern Schienenstrang gerückt und läuft daher auf seinem größern Umfang a b, während sich das innere Rad auf dem kleinern Umfang c d bewegt. Auf diese Weise gleichen sich die Längenunterschiede der Schienenstränge durch die Längenunterschiede der Durchmesser und Peripherien der Räder ganz oder so annähernd aus, daß die Gefahr einer Entgleisung nicht eintreten kann. Die Räder der Eisenbahnwägen wurden ursprünglich mit Speichen und aus Gußeisen hergestellt; aber solche Räder nutzen sich nicht nur schnell ab, sondern

Fig. 57.

sind auch bei schnell bewegten Fuhrwerken der Gefahr ausgesetzt, infolge wiederholter starken Stöße und plötzlicher Temperaturwechsel leicht zu springen. Die Räder werden daher jetzt vorzugsweise von

Fig. 58.

Schmiedeeisen hergestellt, wobei man entweder nur deren Nabe A (Fig. 58) eingießt und dieser wieder schmiedeeiserne Ringe gibt, oder das ganze Rad nebst Nabe A, Felgen B und Speichen C aus Schmiedeeisen zusammenschweißt. Auf ein solches Rad wird alsdann der Radreif (Bandage) D D so heiß aufgezogen, daß er beim Abkühlen und dem damit verbundenen heftigen Zusammenziehen fest auf das Radgestelle gepreßt wird. Die Radreife werden von Eisen, Puddel- oder Gußstahl hergestellt. Von der guten Konstruktion der Radreifen hängt ein Hauptposten der Eisenbahnbetriebsrechnungen ab, weshalb die Technik alle Sorgfalt hierauf verwenden muß. Die Gußstahlreifen, welche in vorzüglicher Qualität von Krupp in Essen geliefert werden, sind zwar 2—2½mal so theuer als gewöhnliche schmiedeeiserne, halten aber 4—6mal so lange als diese, bevor sie abgedreht werden müssen, und sind daher außer der größern Sicherheit, welche sie beim Betriebe gewähren, in pekuniärer Beziehung vortheilhafter. Man hat nur darauf zu achten, daß der Stahl nicht zu hart, also zu wenig elastisch ist, und daß die Reifen nicht mit so großer Spannung aufgezogen werden, daß Reifenbrüche eintreten können. Den Speichen und Naben der Wagenräder hat man sehr verschiedene Formen gegeben, indem sie nach Ansicht der Techniker bald steif, bald elastisch sein sollten. So hat man die Speichen aus Winkeleisen und Flacheisen, gerade und geschweift hergestellt, sie selbst durch eine hölzerne, aus starken Segmenten zusammengesetzte Scheibe ersetzt, sie in eine dicke, durch radiale Wellen versteifte Blechtafel vereinigt, in deren Mitte die Nabe eingegossen und auf deren Rand der Radreif aufgezogen wird, zuweilen auch aus zwei Blechtafeln linsenförmig zusammengesetzt. Diese Scheibenräder verdrängen wegen ihrer unbestreitbaren Vorzüge die Speichenräder mehr und mehr, da sie besonders infolge der unermüdlichen Bestrebungen der Hüttentechniker Daelen in Hörde, Meyer in Bochum und Grav in Ofen einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Das Hörder schmiedeeiserne Rad besteht aus einem, durch den Walzproceß bearbeiteten Stück Schmiedeeisen, welches eine ebene oder koncentrisch gewölbte Blechplatte mit eingeschweißter Nabe und einen für den Radreif bestimmten umgebogenen Rand bildet. Bei dem Ofener Schalengußeisenrad wird durch rasche Abkühlung der zugleich den Reif bildende Rand glashart gemacht. Die Mayer'schen Gußstahlscheibenräder sind ebenfalls aus einem Stück

und bestehen ganz aus Gußstahl. Obwohl die Scheibenräder schon in großer Zahl auf deutschen und englischen Bahnen verbreitet sind, so ist doch die gebräuchlichste Form zur Zeit noch die in Fig. 57 dargestellte. Die Speichen bestehen hier ebenso wie meist der Radreif aus Schmiedeeisen; erstere sind gleich in die Nabe eingegossen oder, wenn dieselbe aus Schmiedeeisen besteht, eingeschweißt, an ihren oberen Ecken aber zusammengeschweißt. Die Nabe ist, um der Axe mehr Steifigkeit zu geben, nach innen verlängert. Der aus feinem, hartem Eisen oder Stahl hergestellte Radreifen wird, wie erwähnt, glühend aufgezogen, dann festgenietet und abgedreht. Der Durchmesser der meisten Eisenbahnwagenräder beträgt fast überall 0,9 Meter (3 Fuß englisch), und nur einige englische Bahnen sind über dieses Maß hinausgegangen. Fast so verschieden wie die Formen der Räder sind je nach der Ansicht der Techniker auch die der Axen. Die meisten Axen brechen durch Veränderung des Gefüges des Eisens, das sich mit der Zeit durch Erschütterungen aller Art aus einem faserigen und zähen in einen krystallinischen, brüchigen Körper verwandelt. Um diesen Einwirkungen zu begegnen, hat man die Axen röhrenförmig oder aus einzelnen, nach der Mitte zu verjüngten Stücken und einem runden Kern (Bündelaxen) zusammengeschweißt hergestellt. Obwohl die letzteren lange Zeit für die besten galten, so haben sich doch diejenigen aus sogen. Feinkorneisen und die aus Puddelstahl erzeugten als die besten bewährt. Die meisten Axen sind ganz cylindrisch, und man thut wohl, ihnen gar keinen Wulst oder Ansatz zu geben und nur die Stelle, wo sie in der Pfanne laufen, Schenkel genannt, einzudrehen und zu poliren. Fig. 57 stellt die jetzt gebräuchlichste Gestalt der Axen mit der Abweichung dar, daß man jetzt den Theil E nicht mehr dünner als F dreht. Die Räder werden auf den Axen nicht weiter befestigt, als daß man sie mittels starker hydraulischen Pressen von 2—500,000 Pfund Druck daraufpreßt. Der Durchmesser der Personenwagenaxen differirt zwischen 9—11 Centim., jedoch sollen sie nicht unter 10 Centim. stark gemacht werden. In neuester Zeit kommen auch Axen von Gußstahl sehr in Gebrauch, die sich ungeachtet ihres hohen Preises (15—20 Thlr. pro Centner, während eiserne Axen 10 Thlr. kosten) durch große Steifigkeit und Sicherheit empfehlen. Es ist aber nicht räthlich, diese stählernen Axen zu härten, da sie dadurch zu spröde werden.

Die Verbindung der Axen und Räder mit dem Gestell des Wagens geschieht durch die Wagenfedern. Die Axen selbst laufen in Pfannen aus einem Gemisch von Blei, Zinn und Antimon; diese Pfannen ruhen in gußeisernen Büchsen, Axbüchsen, mit Behältern für die Schmiere, aus denen letztere langsam und nach Bedarf auf den Axschenkel tropfen kann. In den Behältern sind Dochte, welche durch schwache Stahlfedern gegen die Axe gedrückt werden, so daß sie das Oel aufsaugen und die Axe von unten schmieren. Sind die Wägen gut gehalten, so reicht 1 Pfd. Oel aus, eine Axe auf einem Wege von 200—300 Meilen ausreichend zu schmieren. Die Axbüchsen ruhen in Scheren, Axhaltern, die am Rahmen befestigt sind, und stützen sich gegen die Federn. Die Konstruktion der Wagenfedern ist je nach dem Zweck des Fuhrwerks und nach der Idee des Technikers ebenfalls sehr verschieden. Sie sind meist aus mehreren elastischen Stahlblättern zusammengesetzt, nur selten bestehen sie aus einem Stahlblatt. Die verbreitetste Form der Wagenfedern stellt Fig. 59 dar. Diese Feder besteht aus mehreren

Fig. 59.

Klingen von Feder-, Puddel- oder Gußstahl, der neuerlich ziemlich allgemein dazu verwandt wird. Die obere und untere Krümmung dieser Federn bildet eine Parabel, so daß die Biegung derselben, bei gleichem Zuwachs der Belastung, gleich groß

Fig. 60.

B B C M M b o b Q Q b o b M M C B B

Wagengestell

ist. Soll die Feder sanft und weich spielen, wie bei Personenwägen, so macht man sie lang und schlank; soll sie schwer tragen, so gibt man ihr gedrungenere Formen. Von Wichtigkeit ist die Aufhängung der Federn. Aus dem oben Gesagten ist ersichtlich, daß

die Verbindung der Axe mit dem steifen Gestell keine ganz feste sein darf, daß sie vielmehr den Krümmungsverhältnissen gemäß etwas Verschiebung zulassen muß. Dies wird ermöglicht, indem man die Federn beweglich, mit Oese und Ring u. dgl., aufhängt. Die so konstruirten Wägen bewegen sich dann leicht selbst durch starke Krümmungen.

Das Gestell des Wagens (Fig. 60) ist ein aus gutem Eichenholz konstruirtes, mit Eisenwinkeln versehenes, aus zwei Langbalken, welche unmittelbar auf den Federn ruhen und durch starke Querstücke und solide Kreuze verbunden sind, bestehendes Gerüst. Neuerdings fertigt man diese Gerüste (Gestelle) auch ganz aus Eisen, was aber mit Nachtheilen verknüpft ist, so daß dergleichen Gestelle nicht allgemein in Gebrauch gekommen sind. Zweckmäßiger und beliebter sind diejenigen, bei welchen nur die Langträger aus Doppel-T-Eisen, welches die rheinischen Fabriken vortrefflich walzen, hergestellt sind, während die übrigen Theile aus Holz bestehen. Diese Wagengestelle sind auf beiden Seiten mit sogen. Buffern versehen, die anfangs in starken, mit eisernen Reifen versehenen, dicht mit Roßhaaren gepolsterten Lederkissen von cylindrischer Form bestanden. Erst nachdem sich ergeben hatte, daß deren Elasticität nicht ausreichte, brachte man lange Stahlfedern an. Die vortreffliche Einrichtung älterer englischen Wägen stellt Fig. 59 im Grundriß dar. B B B B sind hier die sich berührenden Buffer. Dies sind pilzförmige schmiedeeiserne Stücke, deren Stiel sich nach b b b b hin verlängert und gegen die Enden der langen, starken Stahlfedern Q Q stützt, während er sich in den Büchsen M M leicht hin- und herschiebt. Erfolgt ein Druck auf diese Buffer, so schieben sie sich in das Gestell zurück und drücken die Federn Q Q flach; sobald aber der Druck aufhört, werden sie durch die Elasticität der Federn wieder herausgeschnellt. Die Federn sind so stark, daß sie selbst bei sehr heftigen Stößen sich nicht ganz gerade drücken. Man hat diesen Federn die verschiedensten Formen gegeben, sie als Spiralen um die Stiele b b gewunden und in kleineren Spiralen in die Büchsen M M gelegt, ihnen auch verschiedene Stellen, bald hinter dem Stirnstück, bald in der Mitte der Wägen, gegeben. Da man bis vor kurzem nicht verstand, lange, nicht leicht zerbrechliche Druckfedern von Stahl herzustellen, so benutzte man Kautschuk dazu und gab dann häufig den Buffern die in Fig. 61 dargestellte Form. Hier ist die

Fig. 61.

Buffer.

Büchse e e an Stelle der Büchse M (Fig. 59) am Wagengestell befestigt; in diese hinein schiebt sich, wenn ein Stoß in der Richtung m erfolgt, der Stiel a des Pilzes m und drückt mittels der Eisenplatte e die bei n n liegenden, durch Blechtafeln getrennten Kautschukringe zusammen. Der Bolzen o führt die Bewegung des Pilzes gerade. Diese Buffer sind sehr sicher und wirken sehr sanft; durch Vermehrung der Anzahl der Ringe kann man sie beliebig weich und elastisch machen. Das Spiel der Buffer an Personenwägen, d. h. das Maß, um das sie sich zurückschieben, sollte nicht unter einem Viertelmeter betragen. Je elastischere Buffer sich in einem Zug befinden, umsomehr sind die Passagiere bei Zusammenstößen gesichert. Die Engländer geben ihren Wägen auf durchschnittlich 20 Personen, die Deutschen auf 40, die Amerikaner auf 50 Personen in einem Wagen je 4 Buffer. Die englischen Wägen sind daher in dieser Beziehung die sichersten. Damit die Wägen beim schnellen Anziehen oder Stillstehen der Lokomotiven nicht harten Stößen ausgesetzt sind, wodurch heftige, den Passagieren gefährliche Erschütterungen verursacht werden oder zerbrechliche Güter Schaden leiden könnten, bringt man besondere Zugvorrichtungen an den Wägen an, indem man den Haken, in welche die Verbindungsketten jener eingehängt werden, einige Elasticität gibt, und zwar so, daß man entweder die Federn der Buffer dazu benutzt (Fig. 59), oder eine besondere Büchse mit elastischen Spiral- oder Kautschukfedern in die Zugstange einschaltet. Fig. 59 zeigt, wie der Haken C mittels des Stiels o in der Mitte der Federn Q Q festhängt. Die Wagengestelle sind ferner mit Bremsen (s. d.) versehen, mittels deren bei stärkerem Gefälle oder vor den Anhaltestellen die Züge nach und nach gehemmt und zum Stillstehen gebracht werden. Diese Vorrichtungen dürfen nicht von der Art sein, daß sie die Bewegung augenblicklich aufheben, was der Wirkung eines Anstoßes an einen festen Körper gleichkommen und Beschädigung der Wägen und Waaren sowie der Passagiere zur Folge haben würde. Die Personenwägen und in neuerer Zeit auch die Güterwägen werden mittels Patentketten, die aus zwei sehr länglichen Gliedern bestehen, zwischen denen sich eine Schraube mit rechtem und linkem Gewinde befindet, zusammengekuppelt und auf diese Weise die Wagenzüge gebildet.

Die Gestelle der Personenwägen werden auf sehr verschiedene Art konstruirt und stimmen nur im wesentlichen mit einander überein. Auch die Anordnung der Wägen ist sehr verschieden, jedoch lassen sich drei Hauptsysteme unterscheiden: das englische, das deutsche und das amerikanische. Die nach dem englischen System konstruirten Wägen (Fig. 62), sind leicht, klein, gefällig, bestehen nur aus 3, höchstens 4 Abtheilungen, Koupé's genannt, in die man durch Thüren von der Seite aus gelangt, und die je nach der Klasse mit mehr oder weniger Eleganz aus-

Fig. 62.

Englisches System.

gestattet sind und 6—10 Sitzplätze haben. Ein solcher Wagen ruht meist auf 4 Rädern und wiegt 90—100 Ctr. Dieses System ist in England, einem Theil Frankreichs, Belgiens und Italiens in Gebrauch. Das deutsche System hat größere Wägen mit 5—6 Koupé's, die auf sechs Rädern ruhen. Man nahm früher an, daß Wägen, welche auf 6 Rädern, also 3 Axen, ruhen, bei Axbrüchen sicherer als vierrädrige seien und sich ruhiger bewegten; allein die Erfahrung hat dies nicht bestätigt. Ein vierrädriger Wagen durchläuft die Kurven bequemer und leichter als ein sechsrädriger, und gut gefederte vierrädrige Wägen

mit langem Radstand gehen ebenso sanft als sechsrädrige. Ein solcher Wagen deutschen Systems wiegt 150—180 Ctr. Von den genannten zwei Systemen ganz abweichend ist das amerikanische, insofern die nach diesem System gebauten Wägen auf acht Rädern ruhen (Fig 63), die zu je vier vereinigt und drehbar sind. Die Thüren befinden sich an der Hinter- und Vorderseite des Wagens. Mitten durch den Wagen führt ein Gang, zu dessen beiden Seiten bewegliche Sitze in der Regel zu zwei und vier Plätzen oder auch bewegliche Gemächer angebracht sind, worin sich Speise-, Lese-, Toilette- und Schlafzimmer ꝛc. befinden. Die Wägen sind hier, namentlich im Verhältnis der Sitzplätze, welche sie enthalten, schwer, deren Raum durch den zwischen den Sitzreihen hinführenden Gang nicht unbedeutend beengt. Ein solcher Wagen wiegt 180—200 Ctr. Der kurze Radstand der kleinen Drehwägen, worauf sie ruhen, führt sehr häufig Axbrüche herbei, und bei Entgleisungen verlassen sie infolge der Drehbarkeit ihrer Untergestelle häufiger den Bahnkörper als andere Wägen. Dergleichen Wägen, die in der Regel 50—80 Sitzplätze enthalten, empfehlen sich nur auf langen Bahnen mit Kurven von kleinem Radius und, wo bei längeren Touren einige Bewegungsfähigkeit der Passagiere wünschenswerth erscheint. Die Belastung der Axen dieser drei Systeme ist verschieden. Beim englischen System sitzen 9—15 Personen auf jeder Axe, mithin ruht darauf ein Gesammtgewicht von 50—70 Ctr. Beim deutschen System sitzen 10—20 Personen auf jeder Axe mit einem Gesammtgewicht von 60—80 Ctr. Das amerikanische System belastet die Axe mit 70—80 Ctr., indem 12—20 Personen auf der Axe sitzen. In neuerer Zeit hat man in Deutschland einen größern Wagenkasten auf vier Räder mit ziemlich langem Radstand gestellt (Fig. 64) und hierdurch den Vortheil des sanften Ganges des deutschen Wagensystems mit der leichtern Manipulation der Züge und Wägen nach englischem System vereinigt. Die Personenwägen werden in solche erster, zweiter, dritter und selbst vierter Klasse oder in sogen. gemischte Wägen eingetheilt, welche Koupé's verschiedener Klassen enthalten. Diese letzteren sind je nach den Klassen mit großem Luxus bis zu großer Einfachheit ausgestattet worden. Von Wichtigkeit ist die Beleuchtung, Heizung und Ventilation der Wägen. Während die erstere und letztere keine besondere Schwierigkeit darbieten, ist die Heizung der Wägen, auf deren allgemeine Einführung immer mehr hingearbeitet wird, noch nicht aus dem Stadium des Versuchs herausgetreten. Während die Ofenheizung zu ungleichmäßig, die Heizung durch geschlossene, mit gewärmtem Sand oder Wasser gefüllte Wärmflaschen umständlich ist, hat man sich in neuester Zeit der Kienast'schen komprimirten Kohle, welche man in Blechkästen langsam verbrennen läßt, sowie der Dampfheizung, wobei der Dampf entweder der Lokomotive entnommen, oder in einem bestimmten Kessel erzeugt wird, und der Heizung mittels Kohks in horizontalen, unter dem Wagenkasten liegenden Oefen bedient.

Fig. 63.

Amerikanisches System.

Fig. 64.

Deutsches System.

Außer den gewöhnlichen Personenwägen sind noch die Salon-, Schlaf- und Hotelwägen zu erwähnen. Die Salon- oder Galawägen besitzen die Einrichtung eines kleinen fahrenden Zimmers mit Sopha's, Sesseln, Stühlen und Tischen und sind, besonders wenn sie als Reisewägen fürstlicher Personen dienen, oft mit großer Pracht ausgestattet und in mehrere Abtheilungen gebracht, welche zum Speisen, Schlafen, Toilettemachen ꝛc. dienen. Die Schlafwägen enthalten zu beiden Seiten je zwei oder drei über einander angeordnete, den Schiffskabinen ähnliche Schlafstellen und sind besonders auf den ausgedehnten Bahnstrecken amerikanischer und russischer Bahnen ein Bedürfnis. In den höheren Klassen aller größeren Bahnen mit Nachtzügen strebt man neuerdings die Einrichtung von Schlafkoupé's an, in welchen sich durch Aufklappen der Armlehnen zwei oder durch Herausziehen der Kissen aus den gegenüber liegenden Sitzen drei Ruhebetten gewinnen lassen. Die Reifert'sche Wagenfabrik in Bockenheim richtet den losen Sessel der Salonwägen zu Schlafstellen ein, indem man die gepolsterte Rückwand desselben niederklappt. Die auf verschiedenen größeren amerikanischen Bahnen eingeführten, von Pullmann konstruirten Hotelwägen besitzen eine Länge von 18¼ Meter, eine Breite von 3 Meter, ruhen an jedem Ende auf einem Gestell von acht Rädern und enthalten eine vollständige Hoteleinrichtung mit Salon, Schlafzimmer, Küche ꝛc. Sie werden an größere oder kleinere Gesellschaften vermietet, welche dieselben irgend einem Zug einer beliebigen Bahn anhängen lassen und so das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten bereisen können. Die Pullmann'sche Kompagnie vermietet gegenwärtig über 400 solcher Wägen, von welchen jeder sammt Ausstattung über 90,000 Mark kostet. Restaurationswägen werden auf Veranlassung des deutschen Reichseisenbahnamts auch für längere Routen auf deutschen Bahnen eingeführt.

Den Güterwägen gibt man auf den europäischen E., wie den Personenwägen, in der Regel nur vier Räder; doch sind die Wägen selbst ihrer Form nach, welche durch ihren Zweck bedingt wird, vielfach verschieden, namentlich hinsichtlich der Federn und Zugvorrichtungen. Ihr Oberbau liegt, wie jener der Personenwägen, gleichfalls auf Federn. Es ist Verschwendung, nicht Ersparnis, letztere wegzulassen, indem ohne Anwendung derselben die Festigkeit des Wagens, noch mehr aber die der Bahn, bedeutend leidet. Das Obertheil der Güterwägen hat am besten die Gestalt eines bedachten länglichen Häuschens, dessen Eingang gewöhnlich durch seitlich angebrachte verschiebliche und verschließbare Thüren gebildet wird und so ganz geeignet ist, die Waaren in demselben vor jeder nachtheiligen

Einwirkung von außen vollständig zu schützen. Man gibt den Güterwägen gewöhnlich eine Länge von 6,2 Meter, eine Breite von 2,7 Meter und eine Höhe von ungefähr 2,2 Meter. Der obere Kasten ruht auf einem Untergestell, welches in allen Stücken dem der Personenwägen, welches oben beschrieben worden, gleich ist. Die erwähnte Einrichtung des Obergestells für Güterwägen macht jede kostspielige und schwerfällige Verpackung entbehrlich, und das in der Regel eiserne Dach sammt den verschließbaren Schiebethüren gibt dem beladenen Wagen völlige Sicherheit und Schutz gegen Witterung, Diebstahl und Feuer. Der letztere wird um so nöthiger, wenn der Dampfwagen nicht mit einem guten Funkenfänger versehen ist. Außer diesen bedeckten Güterwägen gibt es noch bedeckte Pferdetransportwägen und unbedeckte Wägen, die zum Transport von Vieh, Schweinen, Kohlen, Steinen, Holz rc. verwendet werden. Die Wägen zu Langholztransporten sind Doppelwägen ohne Bordwände. Die bedeckten Güterwägen hat man auf mehreren Bahnen fast ganz von Eisenblech und hier und da mit einer leicht zu öffnenden Decke konstruirt, um mittels Krahne die Güter aus- und einladen zu können. Die beste Einrichtung dieser Wägen rührt von Jenson her und besteht darin, daß außer den Thüren zu beiden Seiten nur das Mittelstück der Decke zurückzuschieben ist. Auf den bedeckten sowohl als auch auf den unbedeckten Güterwägen werden, wie an den Personenwägen, Sitze für Bremser angebracht. Nur zum Transport von Passagiergepäck hat man besondere, sogen. Packwägen, in welchen sehr oft besondere Verschlüsse für das weit gehende Gut angebracht sind. Auf den meisten Bahnen gehen besondere Postwägen, in denen die Expedienten unterwegs Briefe und Gepäck aufnehmen und abgeben können, und an deren Langseiten Briefkästen angebracht sind. Der Theil eines Wagens, welcher von einer Axe getragen wird, erfordert pro Meile durchschnittlich 4—5 Pfennige Unterhaltungskosten. Jeder Wagen läuft 2000 Meilen pro Jahr, weshalb der Aufwand pro Axe und Jahr ungefähr 35 Thlr. beträgt.

Durch Ueberladung der Wägen, schlechtes Material der Axen oder Fehler in der Schweißung derselben, am häufigsten aber durch die Veränderung der Beschaffenheit des Eisens der Axen, das sich nach und nach infolge der Erschütterungen und Biegungen, selbst wenn letztere innerhalb der Grenzen seiner Elasticität und Festigkeit erfolgen, in eine krystallinische, spröde und kurzbrüchige Masse verwandelt, werden nur zu häufig Axbrüche veranlaßt, weshalb die Axen, so oft sie 30—60,000 Meilen durchlaufen haben, aus dem Dienst entfernt und umgearbeitet werden sollten. Am besten hat sich die Herstellung der Axen aus Stahl, besonders aus Gußstahl, bewährt, dessen Verwendung daher dringend geboten ist und gegenwärtig auch immer allgemeiner wird. Um ein Herabfallen gebrochener Axen während der Fahrt und bis zur nächsten Station zu verhindern, sind unter denselben je zwei Bügel angebracht, in welchen die Axenstücke sich mit den Rädern noch so lange drehen können, bis der Wagen aus dem Zug ausgeschaltet wird, um reparirt zu werden (vgl. Eisenbahnaxbrüche).

C. Betrieb der E. Oberster Grundsatz des Eisenbahnbetriebs ist: möglichst große Leistung mit möglichst geringem Aufwande. Die Haupterfordernisse eines guten Eisenbahnbetriebs sind: Schnelligkeit, erzielt durch die technische Vollkommenheit des Wegs und der Betriebsmittel sowie durch die ganze Anordnung des Betriebs; Sicherheit, Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit, Bequemlichkeit, Ordnung und Klarheit in den wechselseitigen Ansprüchen der Bahnen und des Publikums, Wohlfeilheit des Transports und möglichste Ersparnis an den Selbstkosten. Die letzteren beiden Erfordernisse stehen im Widerspruch zu den übrigen und lassen sich mit ihnen nur vereinigen durch möglichst massenhaften Verkehr. Nur durch massenhafte Benutzung ist volle Ausnutzung möglich. Als Grundformen des Betriebs lassen sich Verwaltung durch den Eigenthümer und Verpachtung unterscheiden, welcher Unterschied namentlich wichtig ist hinsichtlich des Betriebs der Staatsbahnen. Nur die Eigenverwaltung der Staatsbahnen kann die Vortheile dieser Bahnen zur Geltung bringen. Verpachtungen von Staatsbahnen an Privatunternehmer sind öfter geschehen; dabei entscheiden über den Inhalt der Pachtverträge nicht volkswirtschaftliche Interessen, sondern die jeweilige Finanzlage des Staats. Jedenfalls müssen bei einer Verpachtung von Staatsbahnen, wenn die finanziellen und volkswirtschaftlichen Interessen nicht geschädigt werden sollen, dem Pachter gewisse Bedingungen hinsichtlich der staatlichen Kontrolle, der Instandhaltung, der Pachttermine und Pachtgelder aufgelegt werden, welche nicht leicht zu erfüllen sind. Verkehr, Bau der Bahnen und Betrieb müssen sich gegenseitig entsprechen. Die verschiedene Intensität und Extensität, die verschiedenen Gegenstände des Verkehrs fordern nicht allein verschiedene Arten des Baues, sondern auch verschiedene Betriebsformen. Das Anpassen der Bau- und Betriebsformen an die Verkehrsgattung hat seine Grenzen darin, daß die Verkehre nicht gleich bleiben, sondern sich ändern. Es muß daher die Gesammtheit von Bau und Betrieb dem Verkehr um so inniger angepaßt werden, je konstanter letzterer zu bleiben verspricht; in den Details kann man Bau und Betrieb um so genauer dem Verkehr entsprechend gestalten, je weniger kostspielig etwaige Aenderungen werden dürften.

Der Eisenbahnbetrieb darf sich nicht wie eine andere wirtschaftliche Thätigkeit von Tag zu Tag nach den wechselnden Konjunkturen richten, sondern erfordert eine stete Ordnung, ohne welche eine einheitliche und rationelle Leitung undenkbar wäre. Diese Betriebsordnung findet ihren Ausdruck in mannigfachen Kundgebungen der Bahnen, nämlich in dem Bahnpolizeireglement, der Fahrordnung, den Betriebsinstruktionen und den Betriebsreglements. Das Bahnpolizeireglement enthält die Bestimmungen, welche wesentlich zur Aufrechthaltung der Sicherheit des Betriebs erforderlich sind. Fahrpläne sind nothwendig zur Erhaltung der Ordnung des Betriebs; sie bestimmen die Fahrzeit, die Zahl und Art der Züge, die Kreuzungen, Aufenthalte und Anschlüsse. Die Aufstellung geeigneter Fahrpläne gehört zu den schwersten Aufgaben des Betriebs. Genaue Kenntnis der technischen Voraussetzungen und Möglichkeiten, gründlicher Einblick in die Bedürfnisse des Verkehrs und in die finanziellen Bedingungen des Betriebs sind dazu nöthig. Es gilt, die wichtigsten und allgemeinsten Interessen des Verkehrs herauszufinden und in erster Linie zu berücksichtigen, weniger wichtige Forderungen nachzusetzen. Dabei ist zu beachten, wie verschieden die Bedürfnisse des durchgehenden und jene des Lokalverkehrs sind. Durch die Aufstellung der Fahrpläne wird die Rentabilität der Bahnen mit bedingt, es muß jene daher zunächst den Bahnverwaltungen

überlassen bleiben. Eine wesentliche Erleichterung bei Aufstellung der Fahrpläne liegt darin, daß die Eisenbahnnetze nur allmählich zu ihrer Ausdehnung kommen und die neuen Linien sich in der Regel dem Fahrplan der älteren einschmiegen müssen. Enthalten sie aber Abkürzungen des durchgehenden Verkehrs, dann sind sie berechtigt, den Fahrplan der älteren zu modificiren. Die Betriebsinstruktionen sind theils solche für die innere Verwaltung, die sich auf die Funktionen der Verwaltungsorgane im innern Dienst beziehen, theils Instruktionen für die Thätigkeit der Verwaltung im Verkehr mit dem Publikum.

Die Betriebsreglements sind die Summe von Ordnungen und Bedingungen, unter welchen die Bahnen die Verpflichtung zur Transportleistung gegenüber dem Einzelnen übernehmen (s. Eisenbahnrecht).

Der gesammte Betrieb zerfällt in den Zug- und Stationsdienst mit Unterabtheilungen für Personen-, Gepäck- und Gütertransport, in der Beschaffung und Erhaltung des Fahrmaterials, in der Bahnunterhaltung und in das Rechnungswesen und die Kontrolle. Der Zug- und Stationsdienst überhaupt besteht in der Ausführung des Fahrplans unter Beachtung aller Instruktionen, Betriebs- und Polizeireglements. Er koncentrirt aufs höchste die Ansprüche an Sicherheit und Pünktlichkeit des Betriebs. Ein wichtiger Bestandtheil des Zug- und Stationsdienstes ist das Rangiren (s. d.); vor der Abfahrt muß eine Revision der Züge, die Abfahrt selbst nur unter bestimmten instruktionsmäßigen Bedingungen stattfinden, die Fahrordnung bestimmt die zu benutzenden Geleise. Während der Fahrt wird die Ordnung des Zugdienstes geregelt durch Einhaltung von Bestimmungen über Fahrgeschwindigkeit, Sicherheitsmaßregeln, Signalwesen ꝛc. Das Personal des Zug- und Stationsdienstes fungirt unter den obersten Betriebsbeamten. — Beim Personentransport insbesondere tritt die Sicherheit des Betriebs ganz entschieden in den Vordergrund, ihr gegenüber sollen alle anderen Anforderungen des Verkehrs zurücktreten. Der Personentransport fordert: Bereithaltung der Wägen von gehöriger Zahl und Beschaffenheit, Anordnung der Wägen, Ordnung in Bezug auf das Anfahren der Reisenden, in den Vorhallen bei Billetverkauf und Gepäckexpedition, in den Wartesälen und Restaurationslokalen, Zuweisung der Plätze, Bestimmungen über Ausschluß von Reisenden, Verhalten derselben während der Fahrt, das Eisenbahnbilletwesen, die Regelung der Verpflichtung zum Schadenersatz bei Verletzungen ꝛc. — Die Gepäckbeförderung fordert Bestimmungen über Begriff, Verpackung und Einlieferung des Gepäcks, über Hand- und Freigepäck, über das Verfahren bei Expedition des Gepäcks. Dieses Verfahren ist durch Einführung der Gepäckscheine ein sehr einfaches, nur erschwert durch die nothwendige Eile. Verlust von Gepäckstücken wird durch sogen. Laufzettel in Ordnung zu bringen gesucht; innerhalb gewisser Grenzen haften die Bahnen reglementmäßig für Verluste, Beschädigungen und versäumte Lieferzeit beim Gepäcktransport. Diesem analog wird die Beförderung von Fahrzeugen, Leichen sowie von lebenden Thieren behandelt. — Beim Gütertransport ist Eilgut und Frachtgut zu unterscheiden; der Eilgutverkehr ist die einfachere Art, der Frachtgutverkehr die normale Art des Massentransports. Bei den abgehenden Gütern wird nach Wagenladung, Gewicht oder Maß der Transportpreis bestimmt; die Bestimmung, ob das Gut als Eil- oder als Frachtgut, ob es frankirt oder unfrankirt gehen soll, geschieht durch den Frachtbrief (s. d.); zudem erhält das Gut ein dienstliches Begleitpapier, die Frachtkarte. Die Manipulation mit durchgehenden Gütern ist eine einfache, nur beim Umladen der Güter komplicirt; ankommende Güter werden nach Eintrag der Frachtkarten in die Stationsbücher und nach Einkassirung des Frachtbetrags dem Adressaten ausgehändigt. Die Annahme von Gütern zum Transport ist dadurch beschränkt, daß gewisse Güter reglementmäßig von der Beförderung ausgeschlossen oder nur bedingungsweise (nur in bestimmter Verpackung) zugelassen werden. Wie die Frachtgelder berechnet und bezahlt werden, welche Lieferfristen die Bahnen einhalten sollen, und wie weit ihre Haftpflicht bei Versäumnissen, Beschädigungen und Verlusten geht, ist in den Betriebsreglements bestimmt.

Hinsichtlich des Fahrmaterials fordert der Betrieb eine entsprechende Größe und Zusammensetzung des Wagenparks. Diese ist nur dann vorhanden, wenn jede Bahn den Transport auf ihrer eigenen Bahnstrecke mit eigenen Wägen und Lokomotiven besorgen kann und keine größere Zahl fremder Wägen leiht, als sie selbst an andere Bahnen verleiht. Die Ausstattung der Bahnen mit Fahrmaterial ist verschieden. In Deutschland kommen ungefähr 2 Lokomotiven, 9 Personenwagenaren und gegen 85 Güterwagenaren auf je 8 Kilom. Bahnlänge. Einzelne Bahnen haben vier- bis fünfmal so viel Lokomotiven im Verhältnis zur Bahnlänge als andere; noch größer ist der Unterschied in der Ausstattung mit Wägen. Die Beschaffung der Betriebsmittel geschieht gewöhnlich durch die Privatindustrie. Bezüglich ihrer Einrichtung und ihres Zustandes gelten eine Reihe bahnpolizeilicher, die Sicherheit des Betriebs bezweckender Bestimmungen (über Prüfung der Lokomotiven, Kesselproben, Zahl der nöthigen Bremsen, Revision der Wägen ꝛc.). Für Instandhaltung des Fahrmaterials fungirt ein Maschinenmeister (Maschinendirektor) mit untergebenem Personal. Er ist Chef der Werkstätten und des Fahrpersonals, der Lokomotivführer ꝛc. — Die wichtigste Frage bezüglich des Fahrmaterials ist dessen möglichst vollständige Ausnutzung. Es ist eine Hauptaufgabe des Betriebs, Wägen und Lokomotiven möglichst wenig leer stehen und leer oder mit ungenügender Belastung laufen zu lassen. Beides wird sich nie vollständig vermeiden lassen, der örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten des Verkehrs wegen. Die verschiedenen Orte senden sehr verschiedene Quantitäten von Lasten. Mittel zur Vermeidung der todten Zeit und todten Last am Fahrmaterial ist die tägliche Disposition über den Wagenbedarf und Vorrath einer ganzen Bahn von einer Centralstelle aus mittels des Telegraphen. Die Bahnunterhaltung muß einen fortwährend gefahrlosen Betrieb gestatten. Eine Reihe von bahnpolizeilichen Bestimmungen schreiben das Nöthigste darüber vor. Das Personal der Bahnunterhaltung bilden die Ingenieure mit ihrem Oberingenieur, Bahnmeister, Bahnwärter ꝛc. Als finanzielle Mittel zur Bahnunterhaltung hat man die Erneuerungsfonds und Reservefonds geschaffen. Der Erneuerungsfonds wird gebildet, um die Beträge für etwa nöthig werdende durchgreifende Reparaturen zu sammeln. Die Erfahrung zeigte, daß eine solche Ansammlung, wenigstens größerer Beträge, überflüssig sei, indem die Abnutzung eine sehr allmähliche, schon bald nach dem Betriebsanfang beginnende sei und die Erhaltungskosten, welche von einer

gewissen Zeit an fast gleich bleiben, am besten aus den jährlichen Betriebserträgen genommen werden. Der Reservefonds hat manchmal auch die Aufgabe, als Erneuerungsfonds zu dienen. Das Rechnungswesen der Bahnen zerfällt in die Geschäfte der Buchhalterei, in die Kassengeschäfte und in die Kontrolle, d. h. die Beaufsichtigung des ganzen Betriebs bis in seine entferntesten Ausläufer durch die Centralleitung und deren Beamte.

Man befindet sich augenblicklich in Deutschland in einer Reform des gesammten Eisenbahnbetriebs; anerkannter Grundsatz ist es, daß der Personenverkehr überall von dem Güterverkehr getrennt werden müsse, wie das schon in England geschieht. Aber auch eine Menge anderer, mehr specieller Reformen stehen bevor. Man sieht ein, daß auch die vollkommensten Signale die Sicherheit des Betriebs nicht zu schaffen im Stande sind, wenn ihnen nicht rationell durchgeführte Fahrpläne, Zug- und Stationseinrichtungen und Vermeidung der Ueberfrequenz der Schienen zur Seite gehen. Auch in geschäftlicher Hinsicht ist bisher sehr viel gesündigt worden. Große Ersparnisse in sehr vielen Zweigen des Betriebs sind zu machen, ohne die Sicherheit desselben zu gefährden; anderseits aber sollte man in vieler Hinsicht weniger wie bisher größere Opfer scheuen, um dauernd wohlthätige Einrichtungen zu schaffen. Auch in Hinsicht auf die Bildung der Beamten ist noch sehr viel Versäumtes nachzuholen.

Eisenbahnadministration ist die Oberleitung des Betriebs, d. h. der Benutzung der durch den Bau und die Ausrüstung der Bahnen geschaffenen Anlagen mit Hülfe ständiger Arbeitskräfte zur Herstellung der Transportleistung. Die Organe aller Eisenbahnverwaltungen, ohne Rücksicht darauf, ob sie einem Staat oder einer Privatgesellschaft gehören, sind 1) gesetzgebende, 2) dirigirende, 3) kontrollirende und 4) ausübende. Oberste Behörde ist bei den Staatsbahnen das Ministerium, welches mit der obersten Leitung auch die Kontrolle verbindet. Nicht überall ist es in Deutschland indessen das gleiche Ministerium, dem diese Administration anvertraut ist. Am passendsten wohl hat Preußen (früher auch Bayern) das Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten dazu ausersehen; in Sachsen und Würtemberg stehen die Staatsbahnen unter dem Finanzministerium, in Bayern unter dem des Aeußern. Bei den Privatbahnen steht der Generalversammlung der Aktionäre die gesetzgebende Gewalt zu, die Kontrolle dem Verwaltungsrath, Verwaltungsausschuß oder Aufsichtsrath. Dem Direktorium (bei den deutschen Staatsbahnen Direktion genannt, in England board of directors, in Frankreich conseil d'administration) fällt die durch Instruktionen beschränkte Gesammtleitung zu. Es ist bei den Staatsbahnen Organ der obersten Verwaltungsbehörde, bei den Privatbahnen Organ der Aktiengesellschaft. Ein solches Direktorium besteht in Deutschland regelmäßig aus einem Kollegium gleichberechtigter Mitglieder, höchstens 8—10, unter Vorsitz eines Präsidenten, welches alle zu treffenden Maßregeln zu berathen hat. Die Zusammensetzung des Direktoriums aus mehreren Mitgliedern verursachte oft einen schleppenden Gang der Geschäfte, während das Fehlen fachmännisch gebildeter Kräfte im Direktorium oft zur Folge hatte, daß die Leitung der Geschäfte thatsächlich in die Hände der sachverständigen Oberbeamten überging. In Oesterreich wurde die ganze Exekutive oft in die Hände eines Generaldirektors gelegt, dessen Maßregeln den Vorzug haben, einheitlicher und prompter zu sein, als dies ein vielgliedriges Direktorium gestattet. In Frankreich, England und Amerika steigt die Zahl der Direktoren manchmal über 20. Das Verhältnis der Oberleitung zu den Specialdirektionen wird sich am glücklichsten darin bekunden, wenn letzteren innerhalb ihrer eigenen Geschäfte möglichster Spielraum gelassen wird und sich die Oberdirektion nur die allgemeinste Kontrolle vorbehält. Gilt dies sowohl für Privat- wie Staatsbahnen, so ist doch in Bezug auf erstere im allgemeinen keine Gefahr darin zu erblicken, wenn bei ihnen Reichthum, Einfluß, Ansehen, öffentliches Vertrauen, Theilnahme an dem ganzen Unternehmen seit seiner Entstehung als gewichtigere Wahlmomente für die obere Verwaltungsbehörde mehr in den Vordergrund gestellt werden als die Detailkenntnis des Eisenbahnwesens. Was die rechtliche Stellung der Direktionen anbelangt, so sind die der Staatseisenbahnen und der, z. B. in Preußen, in Verwaltung des Staats stehenden Privatbahnen wirkliche Staatsbehörden; sie sind sonach ein Theil des Fiskus, werden nach den bezüglich desselben geltenden Grundsätzen beurtheilt und von den für diesen in den einzelnen Ländern aufgestellten Beamten vor Gericht vertreten. Dagegen sind die Direktionen von Privatbahnen, so weit sie von den Aktionären gewählt werden, einfache Mandatare (Beauftragte) ihrer Mandanten (Aktionäre). Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß man diese Direktorien hin und wieder als »öffentliche Behörden« zu bezeichnen beliebt — ein Begriff, der sehr elastischer und vielsagender Natur ist. Der Sitz der Direktionen ist meist an einem Orte der Bahnlinie, wo auch die Mitglieder der Direktion wohnen. In neuerer Zeit dagegen haben die Direktionen oder einzelne Abtheilungen derselben ihren Sitz oft sehr weit entfernt von der Bahn, welche sie verwalten, z. B. bei einzelnen englischen, französischen und österreichischen Bahnen. Die Geschäftsbehandlung und Erledigung erfolgt in periodisch wiederkehrenden, vom Präsidenten anberaumten und geleiteten Sitzungen. Als Berichterstatter fungirt in Frankreich und England nur der oberste Exekutivbeamte, Special- oder Generaldirektor oder Sekretär; die Direktion diskutirt dann über den Bericht und die daran geknüpften Anträge und beschließt darüber. In Deutschland pflegen auch häufig, nicht immer, sachverständige Direktionsmitglieder zu referiren, was nicht immer den Dilettantismus fern hält. In Bezug auf die einzelnen Arten der Staatsbahndirektionen ist zu bemerken, daß in allen jenen Ländern, wo man von Anbeginn das Staatsbahnsystem erkoren hatte, wie in Belgien, Bayern, Baden, und wo ebendeshalb die vom Staat verwalteten Linien an einem Ort, meist in der Hauptstadt, zusammenlaufen, das Organ für die Centralverwaltung der Bahnen meist eine sogen. Generaldirektion (wohl zu unterscheiden von dem früher erwähnten Generaldirektor) ist. In jenen Staaten freilich, wo der Staat getrennt liegende Linien erwarb oder baute, erhielten diese einzelnen Linien leitende Behörden mit dem Titel Direktionen, deren Machtvollkommenheit übrigens jener der Generaldirektionen ebenso gleichsteht wie das Verhältnis zur Staatsregierung. Die Zusammensetzung der Generaldirektionen beschränkt sich auf einen Generaldirektor, der bald aus technischen, bald aus juristischen Kreisen gewählt wird, mit einer Reihe von sachverständigen Räthen für die verschiedenen Zweige des Dienstes, als da sind: Verträge mit fremden Staaten, Bahnpolizei, Komptabilitätswesen, Wagenvertheilung, Fahrdienstwesen, Stationseinrichtung, Personal-, Transport-, Maschinenwesen,

Betriebsmaterial- und Materialverwaltung und Materialbeschaffung, Tarifwesen; so in Bayern mit seinem sehr ausgedehnten Bahnnetz. Die Direktionen für einzelne Linien dagegen sind aus verschiedener Anzahl und Art von Mitgliedern zusammengesetzt. Bald fungirt ein Direktor mit Räthen, bald gleichberechtigte Direktionsmitglieder, bald ein einziger bevollmächtigter Direktor. In Preußen und Belgien 2c. nimmt man neuestens fast nur Techniker und für das Eisenbahnwesen vorgebildete Männer zu Vorständen der Direktionen. Anderwärts hat man sie aus den Beamten oder dem Gewerbestand genommen.

Daß die Frage der Zusammensetzung der Oberleitung der Bahnen von hervorragender Bedeutung ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Der bekannte Eisenbahntechniker M. von Weber möchte jede Eisenbahnverwaltungsbehörde aus drei Mitgliedern mit gleichen Rechten und Pflichten zusammengesetzt wissen, deren einer Jurist, der andere ein gebildeter Techniker, der zugleich die Oekonomie des ganzen Betriebs innehat, der dritte ein Kaufmann von umfassender Anschauungsweite sein sollte. Welcher dieser Fachmänner den Vorsitz erhält, ist gleichgültig; immerhin hat derjenige am meisten Anspruch, der die bedeutendste Bildung, die umfassendste Kenntnis des Eisenbahnwesens im allgemeinen besitzt. Dagegen sind Persönlichkeiten ohne mehrjährige Vorbildung im Eisenbahnwesen oder solche, die nur im Bereich einer einzigen Bahn und Branche thätig gewesen waren, nicht zu Vorständen der Administration geeignet. Für Deutschland und Oesterreich gewährt die jetzt in den polytechnischen Schulen gebotene Bildung die Hoffnung, künftig tüchtige technische Administrativbeamte zu gewinnen, wie dieses in Belgien, England und Frankreich bereits der Fall ist.

Die Staatseisenbahndirektionen oder Generaldirektionen sind einem Ministerium untergeordnet, an welches dieselben zu berichten haben, und von welchem sie Befehle empfangen, die freilich nicht technischer Art sind, sondern die Leitung des Eisenbahnwesens mit den übrigen Staatszwecken in Einklang bringen. Aus diesem Grund entspringt das Bedürfnis technisch vorgebildeter Ministerialbeamten in der Regel erst da, wo verschiedene Direktionen einzelner Linien bestehen, deren Berichte leicht verschiedene Anschauungen über gleiche technische Fragen wahrscheinlich werden lassen. Der Büreaukratismus hat sich jedoch keineswegs überall dazu verstanden, in das Monopol des specifischen Beamtenstands (Juristenstands, Assessorismus) Bresche zu legen. Jedenfalls sind hierfür, sagt v. Weber, Persönlichkeiten von großer Allgemeinheit der Anschauungen, Unparteilichkeit und Freiheit der Meinung zu wählen, die durch Studium, Prüfung, Verbindungen fortwährend auf der Höhe der Intelligenz der Zeit in Bezug auf das Eisenbahnwesen stehen und, frei von kleinlicher Detailwirkung, die Seele des Fortschritts und der wahren Oekonomie der Kraft- und Zeitverwendung im großen Ganzen der ihnen unterstehenden Bahnkomplexe sind. In der staatlichen Administration ist das Ministerium der Principien aufstellende Faktor, dem gegenüber der Direktion die Anpassung jener Direktiven an die lokalen und zeitlichen Verhältnisse obliegt, während das Exekutivpersonal der Eisenbahnbeamten die Ausführung im einzelnen Fall besorgt. Gerade dieses Verhältnis einer, wie die Sache bei den Staatsbahnen einmal liegt, begreiflichen Abhängigkeit der Eisenbahndirektionen von den Ministerien mit seinen vielfachen Verschiedenheiten in einzelnen Ländern hat den Staatsbahnen den Vorwurf geringerer Beweglichkeit nicht erspart.

In Deutschland nimmt seit der Entstehung des Norddeutschen Bundes, beziehungsweise des Deutschen Reichs neben den Einzelstaaten auch das Reich selbst an der Administration in gewisser beschränkter Weise theil, so weit nicht auch hier wieder Reservatrechte zu Gunsten von Bayern und Würtemberg aufgerichtet wurden. So bestimmt die Reichsverfassung unter anderem, daß die Bundesregierungen verpflichtet seien, die deutschen E. im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz zu verwalten; es sollen ferner übereinstimmende Betriebseinrichtungen getroffen, insbesondere gleiche Bahnpolizeireglements eingeführt werden; das Reich hat dafür Sorge zu tragen, daß die Bahnen jederzeit in einem die nöthige Sicherheit gewährenden baulichen Zustand erhalten und mit dem durch das Verkehrsbedürfnis erheischten Betriebsmaterial ausgerüstet werden. Des weitern sind die Bahnverwaltungen verpflichtet, die für den durchgehenden Verkehr und zur Herstellung ineinander greifender Fahrpläne nöthigen Personenzüge mit entsprechender Fahrgeschwindigkeit, desgleichen die zur Bewältigung des Güterverkehrs nöthigen Güterzüge einzuführen, auch direkte Expeditionen im Personen- und Güterverkehr unter Gestattung des Uebergangs der Transportmittel von einer Bahn auf die andere gegen die übliche Vergütung einzurichten. Dem Reich steht auch die Kontrolle über das Tarifwesen zu. Freilich hat die in dieser Beziehung für Massenprodukte vorgesehene Herabsetzung der Tarife im Laufe des Jahrs 1874 eine sehr elastische Interpretation erfahren (vgl. Eisenbahntarife). Endlich haben sich die Reichsbehörden für Kriegseventualitäten das Recht ermäßigter Beförderungspreise von sachlichem und menschlichem Kriegsmaterial vorbehalten. Erlasse auf Grund dieser Bestimmungen waren das Bahnpolizeireglement vom 3. Juni 1870 nebst Nachtrag vom 29. Dec. 1871 und das Betriebsreglement vom 10. Juni 1870, welches letztere in allerjüngster Zeit weitere Verbesserungen erfahren hat (vgl. Eisenbahnrecht). Im Jahr 1873 hat die Reichseisenbahnadministration in Deutschland einen organischen Fortschritt in der Errichtung eines Eisenbahnamts (s. d.) gemacht. Das letzte Glied endlich in der deutschen Reichseisenbahnreform ist ein Reichseisenbahngesetz. Hier stehen wir momentan vor einem im Jahr 1874 in liberalster Weise der öffentlichen Diskussion übergebenen und hierauf neu redigirten Entwurf, dessen Berathung durch den Bundesrath jetzt (Februar 1875) bevorsteht. Es bleibt uns nur noch einiges über die Administration der Privatbahnen zu sagen übrig. Wie schon erwähnt, sind die kontrolirenden Organe hier die Verwaltungsausschüsse, Verwaltungsräthe oder Aufsichtsräthe. Deren Aufgabe involvirt die Ueberwachung, resp. Ausführungsgenehmigung der wichtigeren Maßregeln des Direktoriums im Interesse der Aktionäre; es handelt sich dabei namentlich um Organisirungs- und Geldfragen. Im einzelnen sind in dieser Beziehung die von den Aktionären beschlossenen Statuten der Gesellschaften maßgebend; doch ist im allgemeinen zu bemerken, daß in Deutschland die Ueberwachung des Direktoriums durch den Verwaltungsrath meist weniger detaillirt und streng zu sein pflegt wie jene der Generaldirektoren in England, Frankreich und Oesterreich. Bei den meisten Eisenbahnverwaltungen ergänzt der Ausschuß aus seiner Mitte durch Wahl die entweder

freiwillig oder periodisch austretenden Mitglieder der Direktion. Sonst gehören noch zu den wichtigeren Geschäften des Verwaltungsraths: die Festsetzung und Prüfung des Etats, Annahme der höheren Beamten nach Vorschlag des Direktoriums, Prüfung der Rechnungsablage und Decharge, Vornahme von Kassenrevisionen, Einberufung und Leitung von Generalversammlungen. Die staatliche Oberaufsicht über Privatbahnen vermitteln die Regierungskommissäre, die das Interesse des Staats der Unternehmung gegenüber wahrzunehmen und deshalb darauf zu achten haben, daß stets innerhalb der allgemeinen und besonderen das Bahnwesen betreffenden Staatsgesetze verfahren werde. In Staaten, in welchen die Privatbahnen überwiegen, wie in Preußen, hat man statt einzelner Regierungskommissäre Eisenbahnkommissariate errichtet, welche aus je zwei Mitgliedern, einem administrativen und einem technischen, bestehen. In Bezug auf das Reich hat das erwähnte Reichseisenbahngesetz Vorsorge getroffen für die mögliche Aufstellung von Reichseisenbahnkommissären an geeigneten Orten, deren Instruirung Sache des Reichseisenbahnamts ist. Gerade hier dürfte es am Platze sein, die Zusammensetzung dieser Reichsbehörde kurz zu skizziren: sie besteht als ständige Centralbehörde aus einem Vorsitzenden und der erforderlichen Zahl von Räthen mit dem Sitz in Berlin. Der Vorsitzende und die Mitglieder des Reichseisenbahnamts sowie die Reichseisenbahnkommissäre werden vom Kaiser, die Subaltern- und Unterbeamten vom Reichskanzler ernannt. Der kollegiale Geschäftsgang und die Befugnisse des Präsidiums sind durch ein vom Bundesrath erlassenes Regulativ geordnet.

D. Wirtschaftliche Bedeutung. Die Geschichte des Weltverkehrs in den letzten Jahrzehnten hat die machtvollen Wirkungen des Eisenbahnwesens auf die menschliche Gesammtkultur schon einigermaßen enthüllt. Die nächsten Wirkungen der E. sind: Verwohlfeilerung und Beschleunigung des Verkehrs, Steigerung seiner Regelmäßigkeit und Massenhaftigkeit, Verschiebung und Veränderung der Verkehrspunkte und Verkehrsrichtungen. Diese nächsten Wirkungen äußern sich sowohl im wirtschaftlichen, als auch im politischen Leben. Im wirtschaftlichen Leben bewirken die E. eine Ausgleichung der Preise, indem sie die landwirtschaftlichen Distrikte näher an die großen Städte, die Gegenden der Rohproduktion näher an die Industrieplätze rücken. Theurungen und Hungersnoth wird dadurch vorgebeugt. Insofern die Arbeiter mobiler werden und jene Plätze aufsuchen können, wo Löhne und Lebenspreise am günstigsten sind, werden die Löhne allmählich ausgeglichen. Die Erleichterung des Reisens macht es möglich, eine Masse von Geschäften selbst zu besorgen, die früher brieflich oder durch andere besorgt werden mußten. Dadurch werden schmarotzerhafte Zwischenglieder des Verkehrs auf vortheilhafte Weise überflüssig gemacht. Die gesammte wirtschaftliche Thätigkeit pulsirt seit der Entwickelung des Eisenbahnwesens rascher und energischer. Im politischen Leben erleichtern die E. das Regierungsgeschäft, die Durchführung des Repräsentativsystems. Kosmopolitisch ihrem Charakter nach dienen sie dazu, nationale Vorurtheile abzuschleifen und in den Großstaaten das Geschäft der Centralisation rasch von statten gehen zu lassen, indem sie stete und schnelle Wechselbeziehungen zwischen entlegenen Provinzen und dem Centrum des Staats ermöglichen und den Einfluß des letztern schnell in die Provinzen tragen. In gesellschaftlicher Hinsicht ermöglichen sie das rasche Wachsthum der Großstädte mit all seinen Eigenthümlichkeiten, verallgemeinern die persönlichen Wirkungen des Reisens, insbesondere auch eine Menge von Genüssen. Damit hängen auch die geistigen Wirkungen der E. zusammen: Erleichterung des Verkehrs mit literarischen Erzeugnissen, die Ermöglichung von Kongressen, Wanderversammlungen, Weltausstellungen, Vergnügungs- und Bildungsreisen ꝛc.; all dieses wird jetzt schon begriffen, wenn auch in seinen letzten Wirkungen noch nicht geahnt. Bei allen vortheilhaften Wirkungen lassen sich indessen einige Nachtheile nicht verkennen. Durch die Verschiebung des Verkehrs werden manche Stände beseitigt. Die Großstädte saugen das Mark des Volks und seinen Reichthum aus dem platten Land zusammen und vergeuden davon vieles. Mit mancher lokalen und nationalen Beschränktheit schwindet auch manche Tugend; nicht allein der ehrliche, auch der unehrliche Erwerb wird erleichtert. Das Börsenspiel hat hauptsächlich den Eisenbahnpapieren seine Entstehung zu verdanken. Das wirtschaftliche, geistige, gesellschaftliche und politische Leben wird oft zu fieberhaft raschem Pulsschlag angeregt ꝛc. Da in der Kriegführung die Bewegung großer Massen so sehr erleichtert wird, ist die Entscheidung rascher und wuchtiger, daher stete Kriegsbereitschaft viel nöthiger als früher. Alle diese Eigenthümlichkeiten haben dazu beigetragen, daß man nicht mit Unrecht den Zustand der civilisirten Gesellschaft, in welchem sich dieselbe seit einem Vierteljahrhundert befindet, mit dem Ausdruck »Eisenbahnfieber« bezeichnet. Alles in allem ist aber die Entwickelung des Eisenbahnwesens als das bei weitem segensreichste Mittel der Neuzeit anzusehen, um die Wirtschaft der Völker und daher auch ihre Kultur zu heben. Dieser Einfluß der E. wird wahrscheinlich so lange zu wirken fortfahren, als bis noch vortheilhaftere Verkehrsmittel auch die E. überholt haben werden.

Die militärische Bedeutung der E. beruht auf folgenden Punkten: 1) Schnelle Mobilmachung. In Deutschland kann schon jetzt auch der am entferntesten wohnende Reservist am Abend des zweiten Tags nach Empfang des Befehls an seinem Bestimmungsort sein. 2) Rasche Versammlung der Heere. Je weiter die Entfernung, um so vortheilhafter ist hierbei die Benutzung der Bahn. Es braucht z. B. ein deutsches Armeekorps zum Eisenbahntransport etwa 115 Züge von 60—100 Axen, also bei 18 Zügen täglich auf einer Linie und von einem Punkt aus 6—7 Tage zur Einschiffung und kann am Abend des 8. Tags 60—80 Meilen von seinem Ausgangspunkt versammelt sein; in derselben Zeit hätte es durch Fußmarsch bei zwei nothwendigen Ruhetagen 18—20 Meilen höchstens zurücklegen können, beim Transport auf dieser Strecke also nichts gewonnen. Ein fernerer Zeitgewinn tritt aber dadurch ein, daß man mit dem Transport der fertigen Truppen schon beginnen kann an den Tagen, welche Kolonnen und Trains wegen Ankaufs der Pferde noch zur Mobilmachung brauchen. 3) Verminderung des Trosses, erhöhte Schlagfertigkeit und größere Beweglichkeit der Heere durch die Möglichkeit, alle Bedürfnisse leicht von weit her heranzuziehen, Verluste rasch zu ersetzen, Kranke, Gefangene, Beute und sonst überflüssiges Material auf kurze Art vom Heer fortzuschaffen. 4) Möglichkeit schneller und überraschender Operationen durch Verpflanzung ganzer Heerkörper von einem Kriegs-

schauplatz auf den andern, wie 1866 die österreichische Südarmee an die Donau, 1870 die deutsche Küstenarmee von der Nord- und Ostsee nach Straßburg und Metz, 1871 die 14. Division von Mézières nach Paris und weiter zur Südarmee. — Die Art der Benutzung der Bahnen s. *Transporte* und *Feldeisenbahnwesen*. Vgl. Pz. (*Pönitz*), Die E. als militärische Operationslinien betrachtet ꝛc. (Adorf 1842, 2. Aufl. 1853); »Das Eisenbahnwesen vom militärischen Standpunkte« (Wien 1863); K. *Braun*, Der Krieg und die E. (in der »Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft«, 2. Bd., 1871); ferner zahlreiche Aufsätze der »Eisenbahnzeitung« u. a.

Literatur. Die das Eisenbahnwesen betreffende Literatur ist bereits sehr umfangreich. Den Eisenbahnbau haben Engländer, Franzosen, Deutsche und Nordamerikaner in umfassenden Werken behandelt. Unter den älteren hierher gehörigen Autoren sind die bedeutendsten: Stephenson, Tredgold, Burns, Perdonnet, Biot, Armengaud, Crelle, v. Gerstner, Steinle. Von neueren Werken sind hervorzuheben: I. Für den Eisenbahnbau: v. *Ghega*, Uebersicht der Hauptfortschritte des Eisenbahnwesens von 1840—50 (3. Aufl., Wien 1853); *Derselbe*, Atlas der Semmeringbahn (das. 1854); *Heusinger v. Waldegg*, Handbuch für specielle Eisenbahntechnik (mit anderen, 3. Aufl., Leipz. 1873 ff., 4 Bde.); *Derselbe*, Die Schmiervorrichtungen und Schmiermittel der Eisenbahnwägen (Wiesb. 1864); v. *Etzel*, Oesterreichische E. (Atlas, Wien 1864—67, 6 Bde.); *Stötzel*, Die Eisenbahnfahrzeuge, ihr Bau und ihre Benutzung (Berl. 1864); *Winkler*, Vorträge über Eisenbahnbau; Heft 1: der Eisenbahnoberbau (3. Aufl., Prag 1874), Heft 2: Weichen und Kreuzungen (2. Aufl., das. 1874), Heft 3: Schiebebühnen und Drehscheiben, bearbeitet von W. Fränkel (das. 1872), Heft 5: Unterbau (2. Aufl., das. 1873); *Rühlmann*, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 3 (Braunschw. 1868); W. *Becker*, Straßen- und Eisenbahnbau (3. Aufl., Stuttg. 1870); *Colburn*, Locomotive Engineering and the mechanism of railways (Lond. 1871, 2 Bde.); *Henck*, Fieldbook for railroad engineers (New York 1865); *Jacquin*, Nouvel album des chemins de fer (Par. 1864); *Perdonnet* und *Polonceau*, Nouveau portefeuille de l'ingénieur des chemins de fer (das. 1866, fortgesetzt von Flachat); *Hacault*, Der Eisenbahnhochbau (Berl. 1855—61, 6 Lfgn.); *Morawitz*, Die Eisenbahnkurven (4. Aufl., Reichenb. 1875); *Pleßner*, Anleitung zum Veranschlagen der E. nebst Preisermittelungen zur Feststellung der Baukosten (3. Aufl., Berl. 1873); *Heider*, Anleitung zum Traciren von E. (2. Aufl., Leipz. 1860); *Heyne*, Das Traciren von E. (4. Aufl., Wien 1873); *Stummer v. Traunfels*, Praktische Anleitung zum Traciren der E. (Weim. 1867); M. v. *Weber*, Das Telegraphen- und Signalwesen der E. (das. 1866); *Derselbe*, Die Stabilität der Gefüge der Eisenbahngeleise (das. 1869). — II. Vom Betrieb des Eisenbahnwesens handeln: *Weber*, Technik des Eisenbahnbetriebs (Leipz. 1854); »Technische Vereinbarungen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen über den Bau und die Betriebseinrichtungen der E., redigirt von der technischen Kommission des Vereins« (2. Aufl., Wiesb. 1868); dieselben von neuem revidirt und für die 5. Technikerversammlung vorbereitet (Darmst. 1870, Fol.). Das Ganze des Eisenbahnwesens behandeln: *Haushofer*, *Paulus* und *Schmidt*, Handbuch des Eisenbahnwesens in ökonomischer, rechtlicher, administrativer und technischer Beziehung (Stuttg 1875); M. v. *Weber*, Schule des Eisenbahnwesens, Geschichte, Technik, Administration und Statistik der E. (3. Aufl., bearbeitet von Ed. Schmitt, Leipz. 1873); *Schmeidler*, Theorie und Praxis des Eisenbahnwesens (Berl. 1875). — III. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der E. wird dargelegt in: *Behm*, Die modernen Verkehrsmittel (in Petermanns »Mittheilungen«, Gotha 1862); *Knies*, Die E. und ihre Wirkungen (Braunschw. 1853); *Witz*, Das Gesetz der Bevölkerung und die E. (Berl. 1867); *Raymund*, Die finanzielle Betheiligung des preußischen Staats bei den preußischen Privateisenbahnen (das. 1870); *Pechar*, Die Cirkulation der böhmischen Braunkohle (Prag 1870); *Fillunger*, Der Kohlen- und Frachtenverkehr der österreichischen E. im Jahr 1864 (Wien 1866); H. *Schwabe*, Ueber den Kohlenverkehr auf den preußischen E. (Berl. 1875); *Derselbe*, Die Anlage sekundärer E. in Preußen (Berl. 1865); *Splingard*, Chemins de fer secondaires (Brüss. 1864); *Bürkli*, Ueber Straßenbahnen und E. in Städten (Zür. 1865); *Wiegand*, Mathematische Grundlagen für Eisenbahnpensionskassen (Halle 1859); *Derselbe*, Die Mortalitäts- und Invaliditätsstatistik bei Eisenbahnbeamten (das. 1869); M. v. *Weber*, Die Gefährdung des Personals beim Maschinen- und Fahrdienst der E. (Leipz. 1862); v. *Studnitz*, Ein neues Experiment im englischen Eisenbahnwesen (»Deutsches Handelsblatt«, Jahrg. 1874, Nr. 46); *Hauchecorne*, Statistische Uebersichten der E. Europa's (Köln 1866); *Hovyn de Tranchère*, Statistik der russischen E. am 1. Jan. 1869 (Petersb. 1869); *Schüler*, Versuch einer vergleichenden graphischen Statistik der österreichischen und ungarischen E. während der Jahre 1866—69 (mit 35 Tafeln, Wien 1871); *Koch*, Geographisches und alphabetisches Stationsverzeichnis der dem Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen angehörigen sowie der übrigen E. Mitteleuropa's, unter Angabe der Adressen der Eisenbahnverwaltungen, der Entfernungen der Stationen unter einander, der direkten Verkehrsbeziehungen derselben im Eisenbahngütertransport sowie ihrer geographischen und politischen Lage (7. Aufl., Berl. 1875). Ferner ist die bei den einzelnen Specialartikeln: Eisenbahnbillet, -koncessionen, -politik, -recht, -tarife verzeichnete Literatur zu vergleichen. Eine Geschichte der E. schrieb *Stürmer* (Bromb. 1872). — IV. Zeitschriften: *Etzel* u. *Klein*, »Eisenbahnzeitung« (Stuttg. 1842 ff.); *Kastner*, »Wiener Eisenbahnzeitung« (Wien 1858 ff.); »Deutsche Eisenbahnstatistik«, herausgegeben von der geschäftsführenden Direktion des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen (Berl.); »Centralblatt für E. und Dampfschiffahrt in Oesterreich« (Wien); »Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen« (Leipz.); »Statistische Nachrichten von den preußischen E.« (Berl.); »Organ für die Fortschritte des Eisenbahnwesens in technischer Beziehung« (Wiesb.); »Oesterreichisches Eisenbahnjahrbuch« (Wien); »Almanach général des chemins de fer« (Par.). — V. Eisenbahnkarten: *Raab*, Specialkarte der E. Mitteleuropa's (14. Aufl. von Müller, Glogau 1872); die E. aller Länder der Erde sind in *Meyers Handatlas* in 100 Karten (neue Ausg Leipz. 1875; darunter specielle Eisenbahnkarte von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, mit 3 Textblättern Eisenbahnstatistik), die E. Deutschlands auf *Ravensteins* Special-

karte von Deutschland, 12 Blatt (neue Ausg. das. 1875) verzeichnet. Genaue Fahrpläne geben die Kursbücher von Hendschel, Decker u. a.

Eisenbahnfusionen, Verschmelzungen verschiedener Eisenbahngesellschaften. Dieselben unterliegen gesetzlicher Genehmigung. Sie finden vorzüglich zwischen Eisenbahnlinien statt, welche mit einander konkurrirten oder doch in sehr naher Verbindung mit einander standen. E. streben in Hinsicht auf die Tarife dasselbe an, was die Eisenbahnkartelle (s. d.) ermöglichen. Indessen werden im erstern Fall nicht nur die Tarifsätze auf den fusionirenden Linien in Uebereinstimmung gebracht, sondern es wird für die fusionirenden Linien auch das gesammte Betriebsmaterial und der gesammte Beamtenstand dienstbar gemacht. Da daher durch E. Ersparnisse erzielt werden, so tragen dieselben oft nicht wenig dazu bei, die geschäftlichen Interessen der fusionirenden Linien zu befördern. Darüber, daß E. nicht die Interessen des Publikums beschädigen, haben die staatlichen Eisenbahnbehörden zu wachen. In Amerika sind E. zum Theil in hohem Grad ausgeartet und haben großes Unglück über ganze Landestheile heraufbeschworen.

Eisenbahngarantie, s. Staatsgarantie.

Eisenbahngesellschaften, s. Aktie und Aktiengesellschaft.

Eisenbahngesetzgebung, s. Eisenbahnrecht.

Eisenbahngrundbücher wurden neuerdings in der Schweiz, Ungarn und Oesterreich eingeführt. Ihr Hauptzweck ist, die Prioritätsgläubiger zu sichern.

Eisenbahnindustrie, Inbegriff aller derjenigen Gewerbe, welche sich mit der Herstellung von dem zum Eisenbahnbau und Betrieb nöthigen Material beschäftigen. Die Bedingungen der E. eines Landes sind daher im wesentlichen dieselben wie diejenigen, von denen die Eisenbahn eines Landes selbst abhängt. Blüht das Geschäft in den Eisenbahnen, so blüht auch dasjenige in der E. und umgekehrt.

Eisenbahnkartelle, Vereinigungen von Eisenbahnen über gemeinsame Feststellung ihrer Tarife. Denselben ist allerdings vorzuwerfen, daß sie einen Theil der segensreichen Wirkungen, welche mit der fortdauernden Konkurrenz im Tarifwesen verbunden sein würden, aufheben. Indessen läßt sich Eisenbahnkartellen vom Staat kaum begegnen. Als vortheilhafte Folge derselben ist anzuführen, daß sie dazu beitragen, die Tarife gleichmäßiger und weniger leicht veränderlich zu gestalten. Dadurch gewinnen die Industriegebiete, welche von den im Eisenbahnkartell befindlichen Bahnen abhängen, in sehr hohem Grade. Denn durch nichts kann ein Industriegebiet so sehr in der Entwickelung gehemmt werden als durch häufige Veränderung der Frachtpreise der ihnen zugeführten Rohstoffe und von ihnen abgeführten Kunstprodukte. Aber auch für das Eisenbahngeschäft selbst ist es wünschenswerth, daß die Konkurrenzkämpfe unter den Eisenbahnen weniger aufreibender Art sind, als dies häufig der Fall gewesen ist. Dazu tragen die E. in hohem Grad bei (s. Eisenbahnverbände).

Eisenbahnkonzessionen. Da die für den allgemeinen Verkehr bestimmten Eisenbahnen als öffentliche Anstalten den Bedürfnissen des öffentlichen Verkehrs gemäß gegründet und verwaltet werden, so haben sich alle Regierungen, in deren Landen der Privatbahnbau überhaupt für zulässig erachtet ist, stets und überall, ohne Rücksicht auf die sonst in ihrer Gesetzgebung über Gewerbefreiheit geltenden Grundsätze, für Herstellung und Betrieb von Eisenbahnen specielle Beeinflussung vorbehalten. Das deshalb von der betheiligten Staatsregierung zu erwirkende Zugeständnis für die Herstellung und den Betrieb einer Eisenbahn nennt man eine Koncession. Der Natur der Sache nach geht ein so bedeutenden Kapitalaufwand beanspruchendes Unternehmen nur schrittweise vorwärts. Die Unternehmer werden daher zunächst nur um die Erlaubnis dafür einkommen, die nothwendigen Vorarbeiten, die sogen. Tracirung und Vermessung, vornehmen zu dürfen. Darin liegt zugleich das Gesuch, zu diesem Behuf den Grund und Boden der betheiligten Grundeigenthümer expropriiren zu dürfen. Diese erste Koncession ist die Vorkoncession; sie begreift in der Regel die vorbereitenden Maßregeln für die Bildung der Gesellschaft selbst in sich, durch welche das Unternehmen ausgeführt werden soll. Eine solche Vorkoncession verleiht an sich noch kein Recht auf den Eisenbahnbau oder Eisenbahnbetrieb; weder der Staat noch die Unternehmer haben in diesem Stadium ein Interesse, sich für die Zukunft zu binden. Es können Schwierigkeiten aller Art die Ausführung des Plans unräthlich machen. Es kann daher eine solche Vorkoncession gleichzeitig mehreren Bewerbern ertheilt werden. Sie erlischt mit dem Ablauf des vorgeschriebenen Zeitraums und bei Nichterfüllung der daran geknüpften Bedingungen. Den nächsten Schritt bildet der Akt, durch welchen die Gesellschaft von der Regierung zur Anlage der Bahn selbst berechtigt wird, die eigentliche Koncession. Sie setzt voraus: 1) den Nachweis der erlangten Vor- oder Projektirungskoncession; 2) die Darlegung der Vortheile der projektirten Bahn für das öffentliche Interesse; 3) den gehörig ausgearbeiteten Plan des ganzen Unternehmens, sowie das Projekt nebst Kostenanschlag und Zeitangabe für den Beginn und die Vollendung des Baues; 4) die Darlegung der Art und Weise der Beschaffung der nöthigen Geldmittel; 5) die Geschäftsführung und Leitung in ihren wesentlichen Grundzügen, insbesondere, im Fall das Unternehmen ein gesellschaftliches ist, den Inhalt der Gesellschaftsstatuten. Unter Umständen kann auch die Erlegung einer Kaution sowie der Nachweis darüber gefordert werden, daß bereits ein hinlänglicher Fonds für das Unternehmen gesichert sei. Die Koncession wird in der Regel nur auf eine bestimmte Zeit gegeben, nach deren Ablauf entweder das Eigenthum der Bahn (Grund und Boden und Bauwerke) mit Ausschluß des Mobiliarvermögens und der zum Betrieb erforderlichen Einrichtungen und Realitäten unentgeltlich auf den Staat übergeht, oder gegen Entschädigung von diesem erworben werden kann. Zugleich enthält die Koncession in der Regel folgende Befugnisse: 1) Das Recht, eine Eisenbahn nach der in dem genehmigten Projekt vorgezeichneten Richtung zu bauen; wobei ein ausschließliches Vorrecht des Transportbetriebs auf der betreffenden Strecke darin nicht enthalten ist, wie insbesondere sowohl Parallel- und Konkurrenz-, als auch Zweig- und Fortsetzungsbahnen vom Staat anderweit gebaut oder koncessionirt werden können; 2) das Recht der Expropriation des zum Bau und Betrieb nothwendigen Areals sowie zur zeitlichen Benutzung fremden Grundeigenthums für die Bedürfnisse des Bahnbaues gegen Entschädigung; 3) das Recht, auf der erbauten Bahn Personen und Waaren zu befördern, so weit der bezügliche Transport nicht der Postanstalt ausschließlich durch das Gesetz vorbehalten ist; 4) sofern mit dem Eisenbahnunternehmen die Grün-

bung einer Aktiengesellschaft verbunden ist, erlangt diese durch die Koncession die Rechte einer juristischen Person, wogegen 5) in der Koncession eine Garantie des Staats für die aus der Bahn erwarteten Vortheile sowie die Zusicherung einer Entschädigung für etwaige Verluste an sich nicht enthalten ist. Immerhin kann aber den Koncessionären der Bahn koncessionsmäßig das Recht verliehen werden, eine billige Entschädigung von der Regierung zu verlangen, wenn ihnen durch später zu erlassende Gesetze oder Verordnungen neue Lasten aufgebürdet werden; 6) das Recht der Ausübung der Bahnpolizei auf dem der Bahn zugehörigen Gebiete bildet den wesentlichen Inhalt einer jeden Koncession. Zufälliger Inhalt einer Koncession ist die Verpflichtung, beziehentlich Berechtigung zur Anlage und zum Betrieb von Telegraphen längs der Bahnlinie und alles, was sich auf eine direkte oder indirekte Unterstützung der Koncessionäre seitens des Staats bezieht, sammt dem damit verbundenen Heimfallsrecht. Eine Veränderung der geschehenen Koncession oder eine Weiterübertragung derselben hängt von der ausdrücklichen Staatsgenehmigung ab. Ausgestellt wird die Koncessionsurkunde entweder auf einzelne Personen, oder auf Gesellschaften. — Eine ertheilte Koncession erlischt 1) mit Ablauf des Zeitraums, für welchen sie ertheilt wurde (gewöhnlich 99, in Frankreich 40 Jahre); 2) bei Nichteinhaltung des Termins, welcher für die Vollendung der Bahn oder einzelner Bahnstrecken sowie für die Eröffnung des Betriebs in der Koncessionsurkunde ausdrücklich vorgeschrieben wurde, und bei Nichterfüllung anderweitiger in der Koncession festgesetzten Bedingungen. Auf wiederholte Vernachlässigung der Anordnungen der vorgesetzten Behörden oder auf das Zuwiderhandeln gegen wesentliche Bestimmungen der Koncessionsurkunde oder Eisenbahnbetriebsordnung kann die öffentliche Sequestration der koncessionirten Eisenbahn auf Gefahr und Kosten des Unternehmers erfolgen. In Preußen findet in diesem Fall öffentliche Versteigerung auf Rechnung des Unternehmers statt. In Bezug auf die einzelnen Länder ist für England zu bemerken, daß hier die Koncession mit der Inkorporation der Gesellschaft durch Private bill (Specialgesetzentwurf), beziehungsweise Private act (Specialgesetz) zusammenfällt und zwar nach vorhergegangenem Gutachten der Railway-Commission, einer Abtheilung des Board of trade (Handelsamt). Vorkoncessionen kennt man in England nicht. In Frankreich besteht eine allgemeine Normativgesetzgebung für das Koncessionswesen, vom 11. Juni 1842. Der Grundgedanke derselben ist: Die Eisenbahnen bilden ein Ganzes; sie sind als solches öffentliche Anstalten; der Staat nimmt direkt an ihrer Herstellung theil; er gibt den Unterbau, die Gesellschaft die Schienen, den Oberbau und Betrieb. Der Staat bestimmt daher das Netz der zu bauenden Linien (le réseau, s. Eisenbahnnetz). Dasselbe wurde im Jahr 1859 auf feste Grundlagen gestellt. Die Eisenbahngesellschaften führen dasselbe aus, daher das oben erwähnte kurze Heimfallsrecht. Der Staat schreibt die Tarife sowie den ganzen Bau und Betrieb vor. Die Bestimmungen über Bau und Betrieb werden als Vertrag zwischen Staat und Gesellschaft festgesetzt. Dieser Vertrag heißt Cahier des charges. Demzufolge durfte Schäffle mit Recht sagen: »Frankreich, einheitlich und centralisirt in allem, ist es trotz Kompagniebetrieb auch in seinem Eisenbahnwesen«. Oesterreich besitzt ein allgemeines Koncessionsgesetz vom 14. Sept. 1854, Preußen ein solches vom 3. Nov. 1838, Bayern eine Verordnung vom 20. Juni 1855. Jedoch hat im Deutschen Reich bereits die Reichsverfassung für den Umfang des Reichs einzelne Beschränkungen des einzelstaatlichen Koncessionsrechts für angezeigt erachtet, so weit es sich um strategisch wichtige Linien und deren Koncessionirung handelt. Hier soll auch der Widerspruch der Bundesglieder, deren Gebiet fragliche Bahnen durchschneiden, von dem Gesammtinteresse gebrochen werden können. Noch tiefer in die Koncessionsfrage dringt der im Artikel »Eisenbahnamt« (s. d.) erwähnte Reichseisenbahngesetzentwurf ein. Reiches Material für diese ganze Frage hat die preußische Specialkommission zur Untersuchung des Eisenbahnkoncessionswesens aufgespeichert, welche auf die bekannte Rede Laskers im preußischen Abgeordnetenhaus vom 7. Febr. 1873 anläßlich der Berliner Nordbahnaffaire niedergesetzt wurde. Diese Kommission erhielt zu ihrer Arbeit die Akten des Handelsministeriums bezüglich verschiedener Bahnen zur Durchsicht; sie hielt umfassende Zeugenvernehmungen über die thatsächlichen Verhältnisse verschiedener Eisenbahnunternehmungen und hat außer Kommissarien des Handelsministeriums behufs Darlegung der bisherigen allgemeinen Verwaltungsgrundsätze und deren Anwendung im Specialfall eine Reihe von Sachverständigen über Fragen vernommen, welche das gesammte Eisenbahnkoncessionswesen in seinen einzelnen Beziehungen betreffen. Den Vorsitz in dieser Kommission hatte einige Zeit der nachmalige preußische Handelsminister Dr. Achenbach. Vgl. Rösler, Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts, Bd. 1, Abth. 2 (Erlang. 1873); Schäffle, Das gesellschaftliche System (3. Aufl., Tübing. 1873); G. Cohn, Untersuchungen über die englische Eisenbahnpolitik (Leipz. 1874, 2 Bde.); Faucher, Der allgemeine Fragebogen der königlichen Untersuchungskommission, betreffend das Eisenbahnkoncessionswesen (Berl. 1873).

Eisenbahnkrisen, Stockungen, welche sich im Eisenbahngeschäft ereignen. Dieselben haben sich wiederholt, vornehmlich aber zu der Zeit ereignet, als auf die große Zahl von Eisenbahnen, welche in den vierziger Jahren erbaut wurden und zu ungeheuren Kapitalanlagen lockten, eine Reaktion erfolgte. Sie haben dieselben Ursachen wie die Handelskrisen (s. d.) im allgemeinen und fallen in der Regel mit diesen zusammen.

Eisenbahnlieferfristen, s. Lieferfristen.

Eisenbahnnetz, die Gesammtheit der Eisenbahnlinien, welche sich über ein Land erstrecken. Das Land wird durch die Eisenbahnlinien in regelmäßigere oder unregelmäßigere Theile geschieden, und zwar ist dies nicht nur in Hinsicht auf die räumliche Größe der netzförmigen Theile des von Eisenbahnen durchzogenen Gebiets der Fall, sondern auch in Hinsicht auf deren Einwohnerzahl, deren Industrieentwickelung, deren Besitz an anderen Verkehrsmitteln ꝛc. Ist ein Theil eines Landes mit einem kleinern Theil des Gesammteisenbahnnetzes bedacht, als ihm mit Rücksicht auf die soeben erwähnten Momente zufallen müßte, so befindet es sich im Nachtheil im Vergleich mit dem übrigen Land. Es liegt auf der Hand, daß es dem Vortheil des Gesammtwohlseins eines Staats entspricht, wenn alle Theile des Landes auch in Hinsicht auf das wichtigste Verkehrsmittel gleichberechtigt dastehen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat man in mehreren Ländern, vornehmlich in Frankreich, versucht, von staatlicher Seite ein E. festzustellen

zu lassen. Der Umstand, ob eine vorgeschriebene Eisenbahnlinie in dieses Netz paßt oder nicht, gibt wesentlich den Ausschlag, ob der betreffenden Linie die Koncession ertheilt wird. Indessen läßt sich das unnachgiebige Festhalten an dem im voraus aufgestellten E. vom Standpunkte der wirtschaftlichen Wissenschaft aus nicht rechtfertigen. Es erscheint vielmehr zweckentsprechender, die Ausbauung des Eisenbahnnetzes dem Bedürfnisse selbst zu überlassen und, wenn man sich dennoch zur voraus gültigen Aufstellung eines Eisenbahnnetzes entschließen sollte, dasselbe nur so lange bei der Weiterentwickelung des Eisenbahnsystems eines Landes als maßgebend zu betrachten, als die Verhältnisse noch maßgebend sind, welche bei der Aufstellung des Netzes leiteten. Aber es ist selbst unter der Voraussetzung der Kenntnis dieser Verhältnisse, und diese Voraussetzung trifft nirgends ganz zu, von der Wissenschaft noch nicht gezeigt worden, nach welchen Grundsätzen das zweckentsprechendste E. eines Landes aufgestellt werden müßte. Man kann allerdings nach dem jeweiligen Standpunkte der Strategik dieses E. besser erachten als jenes. Es ist aber ganz unmöglich, all den anderen Forderungen gerecht zu werden, welche der Schöpfer eines allein richtigen Eisenbahnnetzes zu berücksichtigen hätte. Denn es kommen ja hier nicht nur die Bevölkerungsmenge eines jeden Landstrichs, sondern auch deren Industrieentwickelung, die Beziehungen der verschiedenen Bevölkerungen und Industrien eines Landes zu einander, die Zukunft der verschiedenen Industrien, die für dieselben nöthigen Rohstoffe, die geographische Lage rc. in Betracht. Es wäre daher nur ein Zufall, gelänge es einer Regierung, das möglichst beste E. aufzustellen. Wäre man aber auch selbst im Stande, das möglichst beste Eisenbahnsystem für ein gewisses Land und in einem bestimmten Augenblick aufzustellen, so ist doch zu berücksichtigen, daß sich die Verhältnisse, welche für dieses E. maßgebend waren, mit jedem Augenblick ändern können. Neue Erfindungen, neue Anwendungen von Erfindungen modificiren die wirtschaftlichen Bedürfnisse eines Landes in so hohem Grade, daß die in früherer Zeit zu ihrer Befriedigung in Aussicht genommenen Mittel nicht mehr zureichend erscheinen. Auch ist zu berücksichtigen, daß jede neue Eisenbahn selbst die wirtschaftlichen Bedürfnisse eines Landes ändert. Das aufgestellte E. müßte daher nach der Ausführung jeder einzelnen Bahn, deren wirtschaftliche Folgen noch dazu erst später zu übersehen sind, einer Revision unterzogen werden. Aus alledem erhellt, daß die Aufstellung eines Eisenbahnnetzes a priori nicht der richtige Weg ist, um das Eisenbahnbedürfnis eines Landes zu befriedigen. Wählte man dennoch, z. B. in Frankreich, dieses System, so geschah dies im Einklang mit centralistischen Bestrebungen auf allen anderen wirtschaftlichen Gebieten, nicht aber in Gemäßheit wirtschaftlich richtiger Grundsätze. Das beste E. wird vielmehr das sein, welches sich aus den allmählich an den Tag tretenden Verkehrsbedürfnissen eines Landes heraus entwickelt und in seiner Entwickelung nicht durch staatliche Einwirkungen, welche der Natur der Sache nach einseitige sein müssen, in bestimmte Formen gezwängt wird. Um aber den erstern Entwickelungsgang zu ermöglichen, ist es erforderlich, daß der Staat nur da die Bildung eines Eisenbahnnetzes beeinflusse, wo dies strategische Zwecke oder andere Interessen des Volks zum unabweislichen Erfordernis machen. Daß freilich dem Gesammtwohl nicht nur durch Bildung eines zweckentsprechenden Eisenbahnnetzes, sondern auch durch zweckdienlichen Betrieb entsprochen wird, liegt auf der Hand (s. Eisenbahnpolitik).

Eisenbahnökonomie, der Inbegriff der Grundsätze, welche beim Bau und Betrieb von Eisenbahnen als wirtschaftlichen Unternehmungen maßgebend sind. Die E. prüft zunächst das Bedürfnis, welches die Unternehmung entstehen läßt, also die Anforderungen des Verkehrs, die Quantität der Güter und Personen, welche eine bestimmte Bahnstrecke frequentiren dürften rc.; sie gibt ferner die Grundsätze an die Hand, nach welchen die nöthigen Baukapitalien beschafft werden können, in welchem Verhältnis Anlage- und Betriebskapital stehen rc. Hinsichtlich der zu verwendenden Arbeitskräfte fordert sie sorgfältigste Arbeitstheilung und Gruppirung; auch die Art der Belohnung derselben ist nicht unwichtig. Eine weitere Aufgabe der E. ist das Studium der Benutzung der Bahnen, und zwar gesondert durch den Güter- und den Personenverkehr. Der schwierigste Theil auf dem Gebiete der E. aber ist die Preisstellung der Transportleistung, der Tarif (s. Eisenbahntarife). Vgl. Knies, Die Eisenbahnen und ihre Wirkungen (Braunschw. 1853); List, Das deutsche Eisenbahnsystem (Stuttg. 1841); Galt, Railway reform (Lond. 1865); Lardner, Railway economy (das. 1850); Fairbairn, Political economy of railroads (das. 1837); Michaelis' Arbeiten in der »Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte« (1863, 1864); Scheffler, Transportkosten und Tarife (Wiesb. 1860).

Eisenbahnpfennigtarif, s. Eisenbahntarife.

Eisenbahnpolitik, die Summe derjenigen Grundsätze, nach welchen der Staat das Eisenbahnwesen zu behandeln hat. Die hervorragende Wichtigkeit, welche die Eisenbahnen für das gesammte wirtschaftliche Leben dadurch gewonnen haben, daß sie gegenwärtig den größten Theil des Verkehrs vermitteln, daß ihre Transportkosten einen mehr oder minder großen Bestandtheil der Produktionskosten fast aller wirtschaftlichen Güter ausmachen, und daß auf ihre Anlage überall ein beträchtlicher Theil des Nationalkapitals verwendet werden mußte, macht die Frage einer richtigen E. zu einer der wichtigsten Fragen der Volkswirtschaftspolitik. Im allgemeinen wird die E. der einzelnen Staaten durch die volkswirtschaftlichen Grundsätze, welchen ihre Regierungen huldigen, zum Theil auch durch die Lage der Staatsfinanzen bedingt und dabei bald der Charakter der Eisenbahnen als Transportunternehmungen, bald der der Eisenbahnen als Verkehrsstraßen in den Vordergrund gestellt. Zunächst kommt in Frage, wer die Eisenbahnen bauen soll, der Staat oder Private. Der Staat, welcher selbst Eisenbahnen baut und verwaltet, übernimmt damit ein Transport- und Speditionsgeschäft, dessen Betrieb seinem Wesen nach zu den geschäftlichen Unternehmungen des freien wirtschaftlichen Verkehrs gehört, und welches vielfach mit der von Privatleuten betriebenen Binnen- und Seeschiffahrt in Konkurrenz tritt. Eine Aktiengesellschaft, welcher der Bau und Betrieb einer Eisenbahn gestattet wird, kommt anderseits damit zugleich in den Besitz einer Straße, deren Benutzung ihr allein zufällt, während die Benutzung aller anderen Straßen jedermann zugänglich ist. Die Beseitigung der Uebelstände, welche infolge dieses zwiespältigen Charakters der Eisenbahnen sowohl mit dem Staats-, als mit dem Privateisenbahnsystem

verbunden sind, hofft man in jüngster Zeit vornehmlich von der Herstellung einer Konkurrenz auf den Schienenwegen selbst. Dieses Ziel kann in beschränktem Maß dadurch erreicht werden, daß Privatspediteure von den Bahnen die Benutzung der Güterwägen nach Raum und Tragfähigkeit mieten und das Frachtgeschäft (Spedition) mittels derselben betreiben, während den Bahneigenthümern nur das Fahrgeschäft (Traktion) verbleibt (s. Eisenbahntarife). Eine radikale Reform, welche auch den Personentransport umfassen würde, strebt der Vorschlag an, den Betrieb auf den Schienenwegen unter Beobachtung der nothwendigen Vorsichtsmaßregeln allen Unternehmern, welche dazu bereit sind, mit eigenem Fahrmaterial zu gestatten. Die Unterhaltung der Schienenwege würde ebenso wie die Unterhaltung anderer öffentlichen Straßen am besten in den Händen des Staats, der Provinzen oder Kommunen liegen. Der erstere Modus besteht bereits in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und seine Einführung in Deutschland ist wahrscheinlich. Die Verwirklichung des zweiten Vorschlags, welcher auf eine vollständige Trennung des Besitzes und der Unterhaltung der Schienenwege von dem Betrieb auf denselben hinausläuft, hängt wesentlich von der Entwickelung der Technik ab. Ein Anfang ist insofern gemacht, als einzelne Bahnstrecken in England und Deutschland schon jetzt von mehreren Bahngesellschaften gemeinschaftlich benutzt werden. Gegenwärtig bestehen in den meisten Staaten sowohl Staats- als Privatbahnen, so in Preußen, Bayern, im Königreich Sachsen, in Oesterreich-Ungarn, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Italien, Rußland, Schweden-Norwegen; jedoch überwiegt in einzelnen Staaten, wie in Schweden-Norwegen und in den deutschen Mittelstaaten, das Staatsbahnsystem, in anderen, wie Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Italien, Rußland, das Privatbahnsystem. In Deutschland besaßen am Schluß des Jahrs 1873 die Staatsbahnen eine Länge von 1358 Meilen, die Privatbahnen eine Länge von 1451 Meilen, während daneben einzelne Privatbahnen mit einer Gesammtlänge von 411 Meilen unter Staatsverwaltung standen. Ein ausschließliches Privatbahnsystem besteht in England, Frankreich, Rumänien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Regelung der Anlage von Eisenbahnen durch Private und der Aufsicht des Staats über Privatbahnen ist die zweite Kardinalfrage der E. In allen Staaten ist für die Anlage von Privatbahnen entweder eine vom Landesherrn zu ertheilende Koncession, wie in den deutschen Einzelstaaten, Belgien, Frankreich ꝛc., oder ein besonderes, von der Volksvertretung zu genehmigendes Gesetz, wie in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, erforderlich. Die Koncession (s. Eisenbahnkoncessionen) oder das Specialgesetz trifft Bestimmungen über die Rechte und Pflichten der Eisenbahnunternehmer, so weit dieselben nicht bereits durch Eisenbahngesetze (s. Eisenbahnrecht) oder allgemeine Gesetze geregelt sind. Manchmal ist in den Koncessionen die Uebergabe der Bahnen an den Staat nach Ablauf einer Frist (meistens von 99 Jahren) mit oder auch ohne Entschädigung vorgesehen. Um die Anlage mancher zur wirtschaftlichen Hebung des Landes oder einzelner Landestheile wünschenswerthen Eisenbahnen zu erreichen, haben viele Staaten, wenn sie die Herstellung derselben auf eigene Kosten nicht übernehmen wollten oder ihrer Finanzlage halber nicht übernehmen konnten, einzelnen Bahngesellschaften besondere Unterstützungen (s. Eisenbahnsubventionen) zugewendet. Dahin gehören direkte Staatssubventionen à fonds perdu oder als Vorschüsse (in Preußen, Oesterreich, Frankreich, Rußland ꝛc.), Ausführung eines Theils des Baues (in Frankreich), Uebernahme von Zinsgarantien für die Anlagekapitalien (fast in allen Staaten), unentgeltliche Hergabe von Grund und Boden (besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika), Steuerbefreiungen (in Oesterreich) ꝛc. England ist das einzige Land, in welchem die Anlage der Eisenbahnen ausschließlich durch privaten Unternehmungsgeist ohne materielle Unterstützung von Seiten des Staats stattgefunden hat. Die engen Beziehungen, in welche Staatsbehörden und Aktiengesellschaften durch die Ertheilung der Koncessionen, die Bewilligung von Staatsunterstützungen und die Ausübung des staatlichen Aufsichtsrechts gekommen sind, und welche in den Staaten mit gemischtem System durch die Konkurrenz der Staats- und Privatbahnen noch verwickelter wurden, haben vielfach schwere Uebelstände hervorgerufen. Die Mißstände, welche sich in Preußen bei der Ertheilung von Bahnkoncessionen eingeschlichen hatten, wurden im Jahr 1873 im Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht. Die infolge dessen zur Untersuchung des Eisenbahnkoncessionswesens eingesetzte Specialkommission schlug vor, die Behörde, welche die Koncessionen ertheilt und die staatliche Aufsicht über die Privatbahnen ausübt, vollständig von derjenigen Behörde zu trennen, welche die Staatsbahnen verwaltet, während bisher alle diese Funktionen dem Handelsminister oblagen. Um diese Trennung zu erreichen und zugleich die errungene politische und wirtschaftliche Einheit auch im Eisenbahnwesen durchzuführen, ist vorgeschlagen worden, das Recht der Koncessionsertheilung und die Oberaufsicht über alle deutschen Bahnen von den Einzelstaaten auf das Reich zu übertragen. Ein besonderer Theil der E. ist die Tarifpolitik (s. Eisenbahntarife). Vgl. Michaelis, Volkswirtschaftliche Schriften, Bd. 1 (Berl. 1873); Perrot, Die Eisenbahnreform (Rostock 1871) und dessen andere Schriften; Dorn, Aufgaben der E. (Berl. 1874); Stürmer, Geschichte der Eisenbahnen (Bromb. 1872); Schmeidler, Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens (Leipz. 1871); Cohn, Die Entwickelung der Eisenbahngesetzgebung in England (das. 1874, 2 Bde.).

Eisenbahnrangirdienst, s. Rangirdienst.

Eisenbahnrecht, der Inbegriff der Rechtsnormen, durch welche die durch die Anlage und den Betrieb von Eisenbahnen hervorgerufenen Rechts- und Verkehrsverhältnisse geregelt werden. Je nachdem sich diese Rechtsvorschriften auf die rechtliche Stellung der Eisenbahnverwaltungen dem Staat oder den Privaten gegenüber beziehen, charakterisiren sie sich als Normen des öffentlichen oder des privaten Rechts. Auf Grund des der Staatsgewalt zustehenden Oberaufsichtsrechts ist auch zur Anlage von Eisenbahnen durch Privatpersonen die staatliche Genehmigung erforderlich, ebenso wie der Betrieb derselben nach den von der Staatsregierung ergehenden Vorschriften sich richten muß. Die Bedingungen der Anlage neuer Eisenbahnen ergeben sich daher theils aus den allgemeinen Normen der Eisenbahngesetzgebung, theils werden sie bei Ertheilung der staatlichen Koncession besonders festgesetzt. Dabei hat nach preußischem Recht insbesondere der Staat das Recht, nach Verlauf von 30 Jahren von der Transporteröffnung

an das Eigenthum der einer Privatgesellschaft gehörigen Bahn gegen Zahlung des fünfundzwanzigfachen Betrags, welcher in den letzten fünf Jahren durchschnittlich an die Aktionäre als Dividende ausbezahlt worden ist, zu erwerben. Was die weiteren partikularrechtlichen Bestimmungen über die Anlage der Eisenbahnen anlangt, so sind in dieser Beziehung namentlich die Gesetze über die Expropriation (s. d.) von Wichtigkeit, so z. B. für Preußen das Expropriationsgesetz vom 11. Juni 1874. In eine neue Entwickelungsphase aber trat das deutsche E. mit der Gründung des Norddeutschen Bundes und des nunmehrigen Deutschen Reichs. Die Verfassung des letztern bestimmt nämlich nach dem Vorgang der norddeutschen Bundesverfassung (Art. 4), daß das Eisenbahnwesen der Beaufsichtigung seitens des Reichs und der Gesetzgebung desselben unterliegen solle. Damit ist zwar das Eisenbahnwesen der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten keineswegs gänzlich entzogen und der Reichsgesetzgebung ausschließlich vorbehalten; doch geht die letztere der Landesgesetzgebung unter allen Umständen vor, und die Reichsverfassung selbst enthält bereits eine ganze Reihe wichtiger Bestimmungen darüber (Art. 41—47). Hiernach sollen die deutschen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwaltet und die neu herzustellenden Bahnen zu diesem Behuf nach einheitlichen Normen angelegt und ausgerüstet werden (Art. 42). Demgemäß sollen übereinstimmende Betriebseinrichtungen getroffen und gleiche Bahnpolizeireglements eingeführt werden (Art. 43). Die Eisenbahnverwaltungen sind zur Einführung der für den durchgehenden Verkehr und ineinander greifende Fahrpläne nöthigen Personenzüge verpflichtet, nicht minder auch zur Einrichtung direkter Expeditionen im Personen- und Güterverkehr unter Gestattung des Uebergangs der Transportmittel von einer Bahn auf die andere gegen die übliche Vergütung (Art. 44). Ferner ist dem Reich die Kontrolle über das Tarifwesen eingeräumt (Art. 45) und dem Kaiser das Recht zugestanden, bei eintretenden Nothständen, insbesondere bei ungewöhnlicher Theurung der Lebensmittel, für den Transport, namentlich von Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten und Kartoffeln, auf Vorschlag des Ausschusses im Bundesrath für das Eisenbahnwesen einen besondern, niedrigen Specialtarif einzuführen (Art. 46). Allerdings findet hier eine Sonderstellung Bayerns statt, insofern diese Bestimmungen der Reichsverfassung (Art. 42—46) auf Bayern keine Anwendung finden. Dagegen ist die Bestimmung (Art. 41), wonach Eisenbahnen, welche im Interesse der Vertheidigung Deutschlands oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs für nothwendig erachtet werden, kraft eines Reichsgesetzes auch gegen den Widerspruch der betreffenden Bundesmitglieder für Rechnung des Reichs angelegt oder an Privatunternehmer zur Ausführung koncessionirt werden können, auch auf Bayern anwendbar. Ebenso steht dem Reich auch Bayern gegenüber das Recht zu, im Wege der Gesetzgebung einheitliche Normen für die Konstruktion und Ausrüstung der für die Landesvertheidigung wichtigen Eisenbahnen aufzustellen (Art. 46), wie denn auch Bayern gegenüber die Vorschrift (Art. 47) gilt, wonach die deutschen Eisenbahnverwaltungen zum Zweck der Vertheidigung Deutschlands den Anforderungen der Behörden des Reichs in Betreff der Benutzung der Eisenbahnen unweigerlich Folge zu leisten haben. Diese letzteren Bestimmungen sind dann in dem Reichsgesetz vom 13. Juni 1873 (Reichsgesetzblatt 1873, Nr. 15, S. 129 f.) näher ausgeführt worden. Hiernach ist jede Eisenbahnverwaltung verpflichtet, die zur Beförderung von Mannschaften und Pferden erforderlichen Ausrüstungsgegenstände ihrer Eisenbahnwägen vorräthig zu halten, ohne hierfür eine Vergütung beanspruchen zu können. Den Eisenbahnverwaltungen liegt ferner die Beförderung der bewaffneten Macht und der Kriegsbedürfnisse sowie die Verpflichtung ob, ihr Personal und ihr zur Herstellung und zum Betrieb von Eisenbahnen dienliches Material herzugeben. Hierfür werden Vergütungen nach Maßgabe eines vom Bundesrath zu erlassenden und von Zeit zu Zeit zu revidirenden allgemeinen Tarifs gewährt. Diese Vergütungen werden bis nach Eingang, Prüfung und Feststellung der Liquidationen gestundet und von dem ersten Tage des auf den Eingang der gehörig belegten Liquidation folgenden Monats mit 4 Proc. verzinst; die Zahlung selbst erfolgt nach Maßgabe der verfügbaren Mittel. Auf dem Kriegsschauplatz selbst und in der Nähe desselben haben die Eisenbahnverwaltungen den Anordnungen der Militärbehörden bezüglich der Einrichtung, Fortführung, Einstellung und Wiederaufnahme des Bahnbetriebs Folge zu leisten. Im übrigen sind noch folgende Reichsgesetze für das E. von Wichtigkeit: Das Gesetz vom 7. Juni 1871 betrifft die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die bei dem Betrieb von Eisenbahnen, Bergwerken ꝛc. herbeigeführten Tödtungen und Körperverletzungen (Reichsgesetzblatt 1871, Nr. 25, S. 207; s. Eisenbahnunfälle und Haftpflicht). Auch das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Okt. 1871 (Reichsgesetzblatt 1871, Nr. 42, S. 347 f.), welches freilich nach Art. 52 der Reichsverfassung für Bayern und Würtemberg in dieser Hinsicht keine Anwendung findet, enthält in das E. einschlägige Bestimmungen. Es soll nämlich (§ 4) zunächst bei der Verbindlichkeit der bereits koncessionirten Eisenbahngesellschaften zum unentgeltlichen Transport von Postsendungen sein Bewenden haben. Wenn aber eine bereits koncessionirte Eisenbahngesellschaft ihr Unternehmen durch den Bau neuer Eisenbahnen erweitert, so sind dieselben regelmäßig zu gleichen Leistungen im Interesse der Post verpflichtet, wie solche der ursprünglichen Bahn obliegen; auch sollen die den Eisenbahnen im Interesse der Post und des Postzwangs aufzuerlegenden Verpflichtungen künftighin in gleichmäßiger Weise bemessen werden. Von großer Wichtigkeit für das deutsche E. ist endlich auch das Reichsgesetz vom 27. Juni 1873, betreffend die Errichtung eines Reichseisenbahnamts (Reichsgesetzblatt 1873, Nr. 18, S. 164 f.; s. Eisenbahnamt). Ein allgemeines Reichseisenbahngesetz, wie solches in dem Gesetz vom 27. Juni 1873 verheißen, ist zwar bis jetzt noch nicht erlassen worden; doch ist das Betriebs- und namentlich auch das Tarifwesen in Ausführung des Art. 45 der Reichsverfassung durch Bekanntmachungen des Reichskanzlers über das Betriebsreglement vom 10. Juni 1870 (Bundesgesetzblatt 1870, Nr. 23, S. 419 ff.), vom 22. Dec. 1871 (Reichsgesetzblatt 1871, Nr. 51, S. 473 f.) und 5. Aug. 1872 (Reichsgesetzblatt 1872, Nr. 27, S. 360) in einheitlicher Weise normirt worden. Außerdem ist laut Bekanntmachung vom 4. Jan. 1875 ein ausführliches Bahnpolizeireglement an Stelle des bereits früher erlassenen publicirt worden und mit 1. April 1875 in Kraft

getreten (vgl. Centralblatt für das Deutsche Reich, Jahrg. 1875, Nr. 2), gleichzeitig auch eine Eisenbahn-Signalordnung. Das Verhältnis der Eisenbahnverwaltungen zu den Privatpersonen, welche sich der Eisenbahnen zur Personen- und Güterbeförderung bedienen, erscheint als ein Dienstmietvertrag, dessen Bedingungen zuvor im Reglement festgesetzt und zur Kenntnis des Publikums gebracht sind, und welchen sich die Kontrahenten bei Eingebung des Vertrags stillschweigend unterwerfen. Dabei sind auch die einschlägigen Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuchs (Art. 422 ff.) von Wichtigkeit, welches das Frachtgeschäft der Eisenbahnen in einem besondern Abschnitt (Buch IV, Tit. 5, Abschn. 2) behandelt. Unter diesen ist aber namentlich die Vorschrift hervorzuheben, daß die Verwaltung einer Eisenbahn, welche zur Benutzung für den Gütertransport eröffnet ist, die Eingehung eines Frachtgeschäfts nicht verweigern darf, wenn sich der Absender den Bedingungen unterwirft, welche jene für den Transport, die Verpackung ꝛc. aufgestellt hat, resp. welche im Betriebsreglement angeordnet sind, und wofern die regelmäßigen Transportmittel der Bahn zur Ausführung des Transports genügen. Auch dürfen die Eisenbahnen die gesetzlichen Vorschriften über die Verpflichtungen des Frachtführers zum Schadenersatz nicht im voraus ausschließen oder beschränken, insoweit dies nicht unter gewissen Umständen im Handelsgesetzbuch (Art. 424 ff.) selbst gestattet ist. Von großer Wichtigkeit ist endlich auch der Bericht, welchen die im Jahr 1873 vom preußischen Landtag eingesetzte Specialkommission zur Untersuchung des Eisenbahnkonzessionswesens erstattet hat, namentlich die darin enthaltenen Ausführungen über die vorhandenen Mißstände und die Vorschläge zu deren Abhülfe. Vgl. Hirth, Annalen des Deutschen Reichs, Jahrg. 1874, S. 359 ff.; ferner Bessel u. Kühlwetter, Preußisches E. (Köln 1855—67); Beschorner, Das deutsche E. (Erlang. 1858); Koch, Deutschlands Eisenbahnen (Marb. 1858—60); Derselbe, Das deutsche Eisenbahntransportrecht (Erlang. 1866); Förstemann, Das preußische E. (Berl. 1869); Rönne, Verfassungsrecht des Deutschen Reichs, S. 137 ff. (Leipz. 1872); Michel, Oesterreichs E. (Wien 1860); Pollanetz und v. Wittek, Sammlung der das österreichische Eisenbahnwesen betreffenden Gesetze ꝛc. und Konstitutivurkunden (das. 1869); Lehmann, Körperverletzungen und Tödtungen auf deutschen Eisenbahnen (Erlang. 1869); Simon, Die Haftpflicht der Eisenbahnen in Bezug auf Unfälle ꝛc. in England (deutsch von Weber, Weim. 1868); Endemann, Die Haftpflicht der Eisenbahnen, Bergwerke ꝛc. für die bei deren Betrieb herbeigeführten Tödtungen und Körperverletzungen (Berl. 1871).

Eisenbahnrettungssignale, Vorrichtungen, welche in den Koupé's der Personenzüge angebracht sind und den Zweck haben, dem Reisenden zu ermöglichen, den Zug still halten zu lassen. Die E. erweisen sich namentlich im Fall ausgebrochenen Feuers oder eines im Zug begangenen Verbrechens als sehr nützlich. Sie finden mehr und mehr Anwendung. Strenge Geldbußen sorgen dafür, daß sie nicht mißbraucht werden.

Eisenbahnstatistik, s. Eisenbahnen und Statistik.

Eisenbahnsubventionen, Unterstützungen in Geld oder anderer Form, welche vom Staat Eisenbahnen zugesichert zu werden pflegen. Dieselben erreichen zum Theil sehr große Beträge. Charakteristisch für das österreichische Eisenbahnwesen ist, daß sich dieselben seit dem Jahr 1868 in steter Zunahme befinden. Dieselben betrugen

im Jahr 1868:	0,87 Mill. Gulden,
" " 1869:	5,7 " "
" " 1870:	11,3 " "
" " 1871:	12,9 " "
" " 1872:	13,9 " "
" " 1873:	15,3 " "
" " 1874:	13,7 " "
" " 1875:	16,4 " "

E. pflegen Gegenleistungen der subventionirten Eisenbahnen im Post- und Telegraphendienst, im Transport von Frachten, welche für Staatsverwaltungen bestimmt sind, von Militärpersonen, Sträflingen ꝛc. gegenüber zu stehen. Ist dies aber nicht der Fall, so ist die Berechtigung von E. im wirtschaftlichen Sinne sehr in Frage zu stellen. Denn da in diesem Fall E. nichts anderes bedeuten als eine Entschädigung der betreffenden Eisenbahnen für dem Staat geleisteten direkten oder indirekten Nutzen (z. B. in strategischer Hinsicht), ein Nutzen indessen, welcher sich nicht in Geld abschätzen läßt, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß die betreffenden E. zu hoch oder zu niedrig gegriffen werden. Dann aber werden entweder die Besitzer der Eisenbahnen, oder der Staat geschädigt. Mithin erscheint es in allen Fällen, wo sich der dem Staate durch Eisenbahnen zu leistende besondere Nutzen nicht ziffermäßig abmessen läßt, wirtschaftlich richtiger, den Bau und Betrieb der betreffenden Bahnen nicht durch E. zu ermöglichen, sondern ihn durch den Staat selbst in Angriff nehmen zu lassen. Vgl. Eisenbahnpolitik.

Eisenbahntarife, Bestimmungen der Eisenbahnen über die Preise, welche für den Eisenbahntransport verlangt werden. Der Preis des Transports kann bei den Eisenbahnen, welche in fortlaufender, gleichmäßiger Thätigkeit eine Menge von Einzeltransporten zusammenfassen, nicht wohl, wie bei Land- und Schiffsfrachten, für jede einzelne Transportleistung durch besondere Verhandlung festgestellt werden, sondern muß in Verzeichnissen, welche eine mehr oder minder lange Gültigkeitsdauer haben, fixirt werden. Die Aufstellung und Veröffentlichung solcher Tarife, deren Sätze allen Versendern gegenüber gleichmäßig berechnet werden sollen, ist auch den Eisenbahnen überall durch Gesetz oder als Koncessionsbedingung vorgeschrieben. Die Bemessung der Tarifsätze ist einerseits abhängig von den Bestimmungen, welche der Staat in Gesetzen oder Koncessionen über das Tarifwesen getroffen hat, anderseits von den Grundsätzen, nach welchen die Verwaltungen der Bahnen innerhalb der ihnen zustehenden Tariffreiheit handeln (Tarifpolitik des Staats und Tarifpolitik der Eisenbahnen). Die Behandlung des Tarifwesens seitens des Staats ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. In einigen Staaten, z. B. in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat sich der Staat begnügt, bei der Anlage jeder Bahn bestimmte Tarife aufzustellen, deren Sätze die Bahn nicht überschreiten darf, während sie im übrigen in ihrer Preisstellung nicht beschränkt ist (Maximaltarife). In anderen Staaten dürfen Tarifänderungen im allgemeinen nur mit Genehmigung der Regierung vorgenommen werden, und nur die Einführung von Tarifermäßigungen mit einem beschränkten Rechte der Wiedererhöhung auf die vorher bestandenen Sätze steht den Bahnen selbständig

zu; so in Preußen, Rußland, Frankreich &c. Einzelne Staaten, wie Belgien und die Niederlande, haben sich dagegen die Festsetzung der von den Bahnen zu berechnenden Tarifsätze überhaupt vorbehalten. Fast in allen Staaten endlich steht den Regierungen das Recht zu, in einem gewissen Umfang Tarifermäßigungen zu fordern, sobald der Reinertrag des Bahnunternehmens in einem Jahr eine bestimmte Grenze, meist 10 Proc. des Anlagekapitals, übersteigt, und ebenso ist fast überall die Anwendung geringerer Tarifsätze für die Beförderung von Mitgliedern der Land- und Seemacht vorgesehen. Die Frage, inwieweit der Staat die Preisstellung der Eisenbahnen zu beeinflussen oder freizugeben hat, damit die für die wirtschaftliche Entwickelung des Landes förderlichen Tarife hergestellt werden, steht in enger Verbindung mit der Frage, in welcher Weise der Staat das Eisenbahnwesen überhaupt zu behandeln hat (s. Eisenbahnpolitik). Die Konkurrenz, welche im freien wirtschaftlichen Verkehr die Preise aller Güter und Leistungen regelt, muß im Eisenbahnwesen so lange eine nur beschränkte Wirkung ausüben, als nur Schienenwege mit Schienenwegen konkurriren und bei den großen Kapitalaufwendungen, welche die Anlage einer Bahn erfordert, in vielen Gegenden Bahnen ohne direkte Konkurrenz anderer Bahnen bleiben werden. Anderseits stehen aber die Staats- wie Privatbahnen mit dem Angebot ihrer Transportleistungen mitten im freien wirtschaftlichen Verkehr und sind darum, wenn sie eine genügende Ausnutzung ihrer Anlagen und ihrer Betriebsmittel erzielen wollen, gezwungen, ihre Preise so zu stellen, daß sie den hiernach erforderlichen Verkehr wirklich erhalten, während die Selbstkosten für sie, wie für alle anderen geschäftlichen Unternehmungen, die unterste Grenze der Preisstellung bilden. Eine Regel, um den in jedem einzelnen Fall passenden Tarifsatz aufzustellen, wird sich kaum finden lassen. Der Staat wird daher am besten thun, wenn er sich darauf beschränkt, Sätze zu normiren, welche die Bahnen ohne seine Genehmigung nicht überschreiten dürfen (Maximaltarife), und deren periodische Revision unter Prüfung der besonderen Verkehrs- und Bahnverhältnisse er sich vorbehält, während die Bahnen ihre Tarife innerhalb dieser Schranken selbständig einzurichten befugt sind.

Nach den Transportgegenständen unterscheidet man Personentarife und Gütertarife. Die **Personentarife** werden nach der Zahl der zurückgelegten Meilen berechnet, wobei Wagenklasse und Schnelligkeit der Beförderung die Höhe des Preises bedingen. Die höchsten Personentarife Europa's finden sich in England, die kontinentalen sind ziemlich gleichmäßig. Ermäßigte Tarifsätze werden meistens erhoben bei Tages- oder Retourbilleten, welche auf Hin- und Rückfahrt lauten und eine beschränkte Gültigkeitsdauer, in der Regel 3—5 Tage, haben, bei Rundreise-, Saison- und Abonnementsbilleten, deren Gültigkeit ebenfalls begrenzt ist, bei Militär- und Kinderbilleten, endlich auch bei besonderen Gelegenheiten, z. B. Kongressen, Festlichkeiten &c. Für die Hin- und Rückfahrt von Arbeitern am demselben Tage werden vielfach eigene Arbeiterzüge eingelegt, für welche besonders niedrige Tarife in Anwendung kommen, z. B. in England infolge einer allen seit 1844 koncessionirten Bahnen auferlegten Verpflichtung die sogen. Parliamentary Trains (Parlamentszüge, weil ein Parlamentsbeschluß die Aufnahme dieser Bedingung in die Koncessionen herbeiführte). — Die **Gütertarife** werden fast durchgehends aus einer nach Centnern und Meilen berechneten Fracht für den Transport und aus einer von der Entfernung unabhängigen, zur Deckung der Kosten der Vorbereitung und Beendigung des eigentlichen Transports dienenden Expeditionsgebühr gebildet. In Deutschland unterscheidet man verschiedene Güterklassen, zunächst Stückgüter und Wagenladungsgüter. Die **Stückgüter** umfassen Eilgüter, welche in beschleunigter Weise, meist mit den Personenzügen, befördert werden, und gewöhnliche Frachtgüter, zu welchen sämmtliche Güter gerechnet werden, die in Quantitäten unter 100 Ctr. aufgegeben und mit gewöhnlichen Güterzügen befördert werden. Die gewöhnlichen Frachtgüter sind nach den Waarengattungen in mehrere, meist zwei Unterklassen, sogen. Normalklassen, getheilt. Zu den **Wagenladungsgütern** gehören die meisten Waaren, wenn sie in Quantitäten von 100 Ctr. oder darüber aufgegeben werden. Dieselben zerfallen ebenfalls in mehrere Klassen. Die höchsten Sätze haben die Eilgüter zu zahlen, in der Regel den doppelten Betrag der ersten Normalklasse. Die Wagenladungsgüter sind in allen Klassen niedriger tarifirt als die Frachtgüter. Auf- und Abladen findet bei ihnen gewöhnlich durch den Absender und Adressaten statt. Bei einzelnen Gütern dieser Klassen entscheidet bei der Bestimmung des Transportpreises nicht die wirkliche Belastung der Wagen, sondern die Ziffer ihrer Tragfähigkeit. Bei der Klassifikation der Güter müssen die Eisenbahnverwaltungen nicht allein auf die unmittelbaren Selbstkosten Rücksicht nehmen, sondern auch darauf, ob die Preisverhältnisse eines Artikels eine höhere Fracht zulassen, ohne sein Absatzgebiet zu schmälern, ob sie einen Artikel als Rückfracht erhalten, ob er ihren Wagenpark gleichmäßig oder ungleichmäßig beschäftigt, ob sie ihn gegen die Konkurrenz anderer Bahnen zu erringen haben &c. Da diese Fragen für die einzelnen Bahnen und die einzelnen Artikel verschieden zu beantworten sind, hat sich die Klassifikation der Güter auf den deutschen Bahnen sehr verschieden gestaltet. Aehnliche Klassifikationstarife mit ähnlichen Verschiedenheiten bestehen auch in anderen Ländern. In einigen Ländern ist daneben das Vermieten von Güterwägen (s. **Eisenbahnwagenmietgesellschaften**) an einzelne Versender, welche dieselben mit Gütern aller Art bis zur vollständigen Ausnutzung des Raums und der Tragfähigkeit beladen können, in Gebrauch. Die konsequente Durchführung des dieser Einrichtung zu Grunde liegenden Princips enthält der **Wagenraum- und Kollotarif**, über dessen Annahme auf den deutschen Eisenbahnen noch verhandelt wird. Dieser Tarif stellt außer den Sätzen für Eilgut und gewöhnliches Stückgut nur noch besondere Sätze für die Vermietung von bedeckten und unbedeckten Wägen auf und soll zugleich eine Konkurrenz von Frachtführern (Spediteuren) auf demselben Schienenweg insofern herstellen, als dadurch Privatspediteure in den Stand gesetzt werden, Einzelgüter aufzusammeln, zu Wagenladungen zusammenzustellen und nach ihren Bestimmungsorten zu spediren, während die Eisenbahn nur das Fahren der Wägen (Traktion) besorgt. Dieses System hat sich auf den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen, auf welchen es seit 1871 besteht, bereits als praktisch bewährt.

Nach der Höhe des Tarifsatzes, welcher für die Beförderung eines Centners auf eine Meile (Einheitssatz, Centnermeile) zu zahlen ist, unterscheidet man

Normaltarife und Differentialtarife. Die im allgemeinen für angemessen erachteten Sätze pro Centnermeile sind in den **Normaltarifen** berechnet und werden in der Regel im Verkehr auf einer Bahn (Lokalverkehr) und im Verkehr mit anderen Bahnen (Verbandverkehr) erhoben. Die **Differentialtarife** enthalten für alle oder einzelne Güterklassen oder auch für einzelne Artikel niedrigere Einheitssätze als die Normaltarife und kommen vornehmlich im Verkehr auf längeren Strecken in Anwendung. Sie sind hauptsächlich durch die Konkurrenz der Bahnen unter einander entstanden, da von mehreren Konkurrenzbahnen jede das Interesse hat, durch Herabsetzung der Transportpreise einen großen durchgehenden Verkehr zu gewinnen. Diese Herabsetzung kann aber meistens nur auf denjenigen Strecken eingeführt werden, auf welchen sie nothwendig ist, weil bei einer allgemeinen Herabsetzung der Gewinn aus dem neu zugeführten Verkehr leicht durch den Ausfall in den Einnahmen aus dem alten Verkehr aufgehoben oder in einen Verlust verwandelt werden kann. Die Differentialtarife finden ihre Begründung zunächst in den Selbstkosten des Transports. Dieselben setzen sich aus zwei Bestandtheilen zusammen, aus solchen, die mit der Weglänge gleichmäßig zunehmen, und solchen, die unabhängig von der Weglänge sind (Auf- und Abladen, Expedition, allgemeine Verwaltungskosten rc.). Es ist deshalb eine wirtschaftliche Nothwendigkeit, daß bei längeren Transportstrecken für die Meile weniger bezahlt wird als bei kürzeren. Da die Selbstkosten indessen selbst veränderlich sind und namentlich geringer werden, wenn eine bessere Ausnutzung der Bahnanlagen und des Betriebsmaterials erreicht wird, so kann die Differenz zwischen den Einheitssätzen der Differentialtarife und den Einheitssätzen der Normaltarife oft erheblich werden; so, wenn es darauf ankommt, große Massentransporte durch Vermittelung der deutschen Seehäfen überhaupt erst auf deutsche Bahnen zu lenken. In manchen Ländern ist der Freiheit der Eisenbahnen, Differentialtarife einzuführen, insofern eine Schranke gesetzt, als sie, z. B. in Preußen, nach einer näher gelegenen Station niemals mehr an Gesammtfracht erheben dürfen als nach einem darüber hinausliegenden entferntern Bestimmungsorte derselben Verkehrsroute. In früheren Jahren ist von einzelnen Handelsplätzen Klage über Benachtheiligung durch Differentialtarife geführt worden, zuletzt haben sich Interessenten der Landwirtschaft über dieselben beschwert. Eine infolge dessen 1872 von der deutschen Reichsregierung angestellte Enquête über die Differentialtarife ist indessen resultatlos verlaufen. Besondere Arten der Differentialtarife sind Specialtarife und Staffeltarife. **Specialtarife** werden nur für einzelne wichtige Artikel, wie Salz, Getreide rc., mit sehr ermäßigten Einheitssätzen, in der Regel aber nur auf langen Routen und oft nur auf eine beschränkte Zeit, z. B. die Sommermonate, eingerichtet. Bei **Staffeltarifen** wird der Einheitssatz in einem bestimmten Verhältnis je nach der Länge der Transportstrecke, z. B. von 10 zu 10 Meilen, ermäßigt; sie werden gegenwärtig besonders auf den preußischen Staatsbahnen angewendet. Gegen die Einführung von Gütertarifen nach dem System des einheitlichen Briefporto's, so daß z. B. für den Transport eines Centners auf 100 Meilen überall nur ebensoviel zu zahlen wäre als für den Transport auf 20 Meilen, spricht der Umstand, daß dadurch die Nichtberücksichtigung der besonderen Verhältnisse der einzelnen Handelsplätze und Industriebezirke zum leitenden Princip erhoben würde. Vgl. **Michaelis**, Volkswirtschaftliche Schriften, Bd. 1 (Berl. 1873); **Scholtz**, Die preußischen Eisenbahnen in Rücksicht auf das Tarifwesen (Ratibor 1872); **Schüller**, Die natürliche Höhe der E. (Wien 1872); **Derselbe**, Die Tarife in ihren Beziehungen zum Koncessionswesen der Eisenbahnen in Oesterreich-Ungarn (das. 1870); **Jonas**, Ueber die Stellung der Preise für die Leistungen der Eisenbahnen (Berl. 1874); **Reitzenstein**, Die Gütertarife der Eisenbahnen (das. 1874); **Schwabe**, Ueber das englische Eisenbahnwesen (das. 1871); **Rörig**, Deutsch-österreichisches Eisenbahngütertarifsbuch (das. 1871); **Perrot**, Die Differentialtarife der Eisenbahnen (Rostock 1874); **Derselbe**, Die Anwendung des Pennyportosystems auf den Eisenbahntarif (das. 1872).

Eisenbahnunfälle haben seit dem Bau von Eisenbahnen die öffentliche Aufmerksamkeit in sehr hohem Grad in Anspruch genommen. Sie entspringen aus mangelhafter Ausbildung der Eisenbahnbetriebsbeamten, aus ungenügender Zahl derselben, aus übermäßiger Schnelligkeit der Züge, aus mangelhaftem Signalsystem, aus schlechter Verkuppelung und Bauart der Waggons, aus Untauglichkeit der Axen (s. **Eisenbahnaxbrüche**), aus Ueberfüllung der Schienen mit einer zu großen Anzahl von Zügen, aus schlechter Bauart der Bahnstrecken rc. Die zahlreichen Fälle von Eisenbahnunfällen haben Veranlassung zur Gründung von Versicherungsanstalten gegen dieselben gegeben (s. **Reiseunfallversicherung** und **Transportversicherung**). Indessen hat man die Erfahrung gemacht, daß in demselben Maß, als sich die Kunst des Eisenbahnbetriebs verbesserte, auch die Zahl der E. in Rücksicht auf die Zahl der mit der Eisenbahn fahrenden Personen sich in hohem Grad verminderte. Namentlich in England, dessen Eisenbahnwesen entwickelter ist als dasjenige irgend eines andern Landes, hat sich, trotz der größern Schnelligkeit der Eisenbahnzüge im Vergleich zu den kontinentalen, die Zahl der E. sehr bedeutend vermindert. Man hat, gestützt auf gute Belege, nachgewiesen, daß es bei weitem nicht so gefährlich ist, in England einen Tag mit der Eisenbahn zu fahren, als während derselben Zeit in den belebteren Theilen Londons zu gehen. Die Regierungen der meisten Länder haben schon zeitig ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, den Eisenbahnunfällen auch auf gesetzgeberischem Wege zu begegnen. Sie haben zum Theil besondere Behörden niedergesetzt, denen die Aufgabe obliegt, jeden einzelnen Eisenbahnunfall an Ort und Stelle zu untersuchen. Auch wird in den allermeisten Ländern sehr streng die Zahl der E. und die Größe des durch sie veranlaßten Schadens und Menschenverlustes gebucht. Uebrigens hat man die Erfahrung gemacht, daß in Hinsicht auf Körperverletzungen die Eisenbahnbeamten in erster Linie stehen, und daß die Verletzungen, welche Eisenbahnpassagiere zu erleiden pflegen, in bei weitem geringerer Zahl eintreten als diejenigen der Eisenbahnbeamten. Den wichtigsten Grund für diese Erscheinung bildet der Umstand, daß sich E. in sehr ausgedehntem Maß bei Güterzügen ereignen, also bei Zügen, welche keine Passagiere mit sich führen.

Von den im Jahr 1872 auf den deutschen Bahnen beschädigten oder getödteten Personen kamen auf Reisende, welche

	ohne eigene Schuld		durch eigene Schuld	
	beschädigt wurden	getödtet wurden	beschädigt wurden	getödtet wurden
	Personen	Personen	Personen	Personen
a. bei fahrenden Zügen	47	2	21	26
b. auf den Bahnhöfen und Bahnstrecken . .	2	—	3	2
Zusammen	49	2	24	28

Auf den deutschen Eisenbahnen kam je eine Verletzung vor:

	ohne eigene Schuld	durch eigene Schuld
bei einer Beförderung von . .	3,032,437 Reisenden,	2,974,181 Reisenden.

Ohne Unterscheidung der eigenen oder fremden Schuld wurde im Jahr 1872 auf den deutschen Eisenbahnen je ein Reisender unter 1,501,498 verletzt.

Ueber die Verpflichtungen der Eisenbahnen bei Eisenbahnunfällen gegenüber den Verunglückten s. Haftpflicht.

Eisenbahnunfallversicherung, s. Reiseunfallversicherung.

Eisenbahnverbände, Vereinigungen von Eisenbahnen zur Einrichtung und Unterhaltung eines direkten Verkehrs. Man hat sie geschaffen, um den raschen und direkten Uebergang von Transportgegenständen von einer Bahn auf die andere ohne Verkehrshemmungen zu ermöglichen. Die Besorgung ihrer laufenden Geschäfte erfolgt durch eine Direktion, welche die Abrechnung und manchmal auch Ausgleichung der Einnahmen und Ausgaben besorgt. Verbandszüge, gemeinschaftliche Fahrpläne, ein Verbandstarif und Verbandsreglement sowie Verbandskonferenzen sorgen für die Erreichung des Verbandszwecks. In Deutschland besteht eine große Zahl besonderer Verbände, von welchen indessen nur die Minderheit von Bedeutung ist. Am Schluß des Jahrs 1873 waren nicht weniger als 571 Verbandstarife in Kraft. In den letzten Jahren haben namentlich die Verbände deutscher Bahnen mit ausländischen Bahnen große Wichtigkeit erlangt, besonders der große deutsch-russische Eisenbahnverband.

Eisenbahnwagenmietgesellschaften bezwecken, allen neu entstehenden oder erst kurze Zeit bestehenden Eisenbahnverwaltungen die Beschaffung eines eigenen Wagenparks zu ersparen und allen Eisenbahnverwaltungen die Neubeschaffung von Waggons über eine das mittlere Verkehrserforderniß überschreitende Anzahl hinaus unnöthig zu machen. Wie wichtig diese Gesellschaften für die Eisenbahnen im allgemeinen und namentlich für junge Bahnen sind, ist leicht zu ermessen, wenn man erwägt, welchen enormen Kostenaufwand die Beschaffung eines selbst kleinen Wagenparks erheischt. Keine neue Bahn ist überdies im Stande, die Entwickelung ihres Güterverkehrs im voraus richtig zu schätzen. Durch Mietung von Wägen ist sie daher der Gefahr enthoben, ein größeres Kapital in ihren Wagenpark zu stecken, als für den Anfang nöthig gewesen wäre. Sie mietet die erforderliche Anzahl von Wägen und ist daher in der Lage, sich erst allmählich den für ihren Verkehr nöthigen Wagenpark anzuschaffen. Die E. haben sich daher trotz ihres kurzen Bestehens schon jetzt großer Prosperität zu erfreuen.

Eisenbahnzeit, die auf den Eisenbahnlinien maßgebende und in der Regel mit derjenigen des Orts nicht übereinstimmende Zeit. Um den einheitlichen Betrieb eines Eisenbahnsystems zu sichern, ist es nämlich durchaus nöthig, daß derselbe nach einer gemeinschaftlich angenommenen Zeit geregelt werde. Im andern Fall würden störende Umständlichkeiten oder Mißverständnisse in der Feststellung des Fahrplanes unvermeidlich sein. In der Regel ist die Ortszeit der Hauptstadt für die E. eines ganzen Staates maßgebend. In England ist jedoch die Zeit von Greenwich die maßgebende.

Eisenbau, im Gegensatze zum Stein- und Holzbau die Herstellung einzelner oder mehrerer zusammenhängenden Bautheile aus Eisen. Gedrückte, stets einer ruhenden Belastung ausgesetzte Theile, wie die Stützen von Mauern und die Streben von Dachstühlen, werden hierbei entweder aus Gußeisen, oder aus Schmiedeeisen, gezogene oder gedrückte, einer bewegten, mit Erschütterungen verbundenen Belastung ausgesetzte Theile aus Schmiedeeisen hergestellt. Da Gußeisen den 20fachen Druck des Holzes und 200fachen Druck des Steins, Schmiedeeisen den 10fachen Zug und Druck des Holzes und den 100fachen Druck des Steins ertragen kann, während das Eisen nur etwa 8mal soviel wie Holz und 4mal soviel als Stein wiegt und trotz der bedeutenden Vervollkommnung seiner technischen Darstellung und mechanischen Verarbeitung zur Zeit im Preise sinkt, während Stein und Holz im Preise steigen: so wird bei zahlreichen Baukonstruktionen der Gegenwart Stein und Holz durch Eisen ersetzt. Hierzu kommt dem Holz gegenüber der Vorzug der geringern Feuersgefahr und manchen Steinkonstruktionen, z. B. Gewölben, gegenüber die Möglichkeit einer ungleich raschern Aufstellung. Der E. wird bei kleineren Objekten in Schlosserwerkstätten, bei größeren Objekten in sogen. Eisenbauanstalten hergestellt und erstreckt sich auf Gegenstände des Hochbaues und des Ingenieurwesens, insbesondere des Brückenbaues. Im Hochbau gehören besonders die Dach- und Deckenkonstruktionen sowie die Stützen und Säulen dem E. an. Die Eisendächer werden sowohl über rechteckigen als centralen Grundrissen mit geraden, gebrochenen oder gekrümmten Sparren hergestellt und erhalten die geeignete, aus Streben und Zugstangen bestehende Versteifungskonstruktion, während ihre Eindeckung meist mittels Metall, Schiefer, Glas erfolgt oder aus zweien dieser Materialien kombinirt wird. Unter die bedeutendsten Ausführungen dieser Gattung gehören die Dächer der Bahnhofshallen, großen Wintergärten und Saalbauten (s. Dach). Die Eisendecken werden meist aus einer Lage gewalzter Balken von I-förmigem Querschnitt hergestellt, mit welchen schwächere Quer- und Längsstäbe verbunden werden. Das hierdurch entstehende eiserne Gerippe wird über Wohnräumen unten meist mit einem Gipsguß überzogen, welcher den Plafond bildet, und oben mit hölzernen Dielen belegt, welche als Fußboden dienen. In Nutzbauten werden statt der eisernen Stäbe neuerdings mit Vortheil Wellenbleche über die Eisenbalken gelegt und mit Cement oder Asphalt ausgefüllt. Hierher gehören ferner die walzeisernen Balken, durch welche Fenster- und Thüröffnungen überdeckt werden, und welche zu Trägern der darüber befindlichen Mauern und Wände dienen (s. Decke). Die eisernen Stützen werden meist aus Gußeisen in Form von Röhren oder hohlen Säulen theils im Aeußern, theils im Innern von Hochbauten verwendet und setzen sich bei Fabriken, Waarenlagern u. dgl. nicht selten durch sämmtliche Etagen fort, wo sie zusammengeschraubt und oft mit der gleichfalls eisernen Deckenkonstruktion verbunden werden. In Bauten, welche starken Erschütterungen ausgesetzt sind, werden solche Stützen zweckmäßiger aus Schmiedeeisen und zwar entweder aus mit kreuz-

förmigem Querschnitt gewalztem Façoneisen hergestellt, oder aus je vier Winkeleisen zusammengesetzt (s. Stütze und Säule). Im Brückenbau gehören besonders die eisernen Ueberbaukonstruktionen, theilweise bisweilen auch die Pfeiler u. Fundamente dem E. an. Die Ueberbaukonstruktionen bestehen aus der Brückenbahn und den Brückenträgern, während die letzteren schmiedeeiserne Balkenträger, schmiedeeiserne oder gußeiserne Stützträger oder schmiedeeiserne Hängträger sind. Die ersteren sind wieder Träger mit vollen Wandungen oder Blechträger, Parallelträger oder Polygonalträger mit gegliederten Wandungen und erhalten, wie die letzteren, die im Brückenbau näher beschriebene Konstruktion (s. Brücke). Die eisernen Pfeiler der Brücken sind entweder, wie bei den leichteren Landungsbrücken und Fußgängerbrücken, nur massive oder hohle Stützen aus Guß- oder Schmiedeeisen mit oder ohne Schraubenflanschen zum Einschrauben in den Boden, oder, wie bei Straßen- und Eisenbahnbrücken, entweder Röhrenpfeiler oder gegliederte Pfeiler aus Gußeisen, gegliederte Pfeiler aus Guß- und Schmiedeeisen oder gegliederte Pfeiler aus Schmiedeeisen, meist auf Steinuntersätzen. Die gußeisernen Pfeiler werden aus einzelnen Trommeln zusammengeschraubt, während die schmiedeeisernen Pfeileraufsätze auf Gußplatten ruhen und aus schmiedeisernem Fachwerk hergestellt werden. Auch die Fundamente einzelner Brücken wurden theilweise aus Eisen hergestellt, indem sie entweder nur gußeiserne oder schmiedeeiserne, meist mit Beton gefüllte Umschließungen erhielten, oder aus meist pneumatisch versenkten eisernen Röhren bestanden, welche zuletzt mit Beton ausgefüllt wurden.

Da der E. theils Gußstücke, theils geschmiedete und gewalzte Theile verarbeitet, so gehören zu einer vollständigen Eisenbauanstalt Gießereien, Walzwerke und mechanische Werkstätten, oder sie steht mit anderen Gießereien und Walzwerken in Verbindung und enthält nur mechanische Werkstätten mit Maschinenbetrieb. Die feinere Verarbeitung des Eisens erfolgt hierbei theils in warmem Zustand in den Schmiedewerkstätten mittels Dampf- und Handhämmer, theils in kaltem Zustande mittels mechanischer Drehbänke, Bohrwerke und Bohrmaschinen, Planhobelmaschinen, Nuthenstoßmaschinen, Schraubenschneidmaschinen und Schraubenmutterfräsmaschinen, Nietmaschinen, Maschinen zum Schneiden und Lochen der Bleche ꝛc. Die Lieferungen werden im E. meist zu einem gewissen Preis pro Ctr. oder Tonne, meist mit Einschluß sämmtlicher Kosten des Transports, der Aufstellung und Montirung, übernommen. Die meisten Eisenbauanstalten sind aus Maschinenfabriken hervorgegangen und beschäftigen sich zugleich mit Maschinenbau. Hervorragende Etablissements dieser Art sind die der Gebrüder Benkiser in Pforzheim, Waltjen u. Komp. in Bremen, Kaspar Harkort in Harkorten bei Duisburg, die Kölnische Maschinenfabrik, die Süddeutsche Brückenbau-Aktiengesellschaft in Nürnberg, ferner die von W. Fairbairn in England, E. Gouin u. Komp. in Frankreich, der Gesellschaft John Cockerill zu Seraing in Belgien u. a.

Eisenbauanstalt, s. Eisenbau.

Eisenbaum, Pflanzengattung, s. Sideroxylon.

Eisenberg, 1) (Isenberg) Stadt- und Amtssitz in Sachsen-Altenburg, auf einer Höhe zwischen Saale und Elster, hat ein Schloß (Christiansburg), 2 evangel. Kirchen, ein Gymnasium (seit 1875, bisher Lyceum), Porzellan-, Etuis-, Zeugwaaren-, Leder-, Wurst-, Holzschuhfabrikation, Chamottesteinziegeleien, Porzellanmalerei, Holzhandel und (1871) 5261 evangel. Einwohner. Die Stadt gehörte früher zur Markgrafschaft Meißen und kam bei der Erbtheilung von 1485 an den Kurfürsten Ernst, dann an die altweimarische und später an die gothaische Linie. Christian, fünfter Sohn Ernsts des Frommen, ward 1675 der Stifter der Linie Sachsen-Eisenberg, starb aber 1707 kinderlos, worauf E. an Gotha fiel. Bei der Theilung von 1826 kam es an Altenburg. Vgl. Back, Chronik der Stadt und des Amts E., Bd. 1 (Eisenb. 1843). — Von den zahlreichen anderen Ortschaften gleichen Namens verdienen Erwähnung: 2) E., Dorf in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Kirchheimbolanden, 13 Kilom. nordwestlich von Dürkheim, mit evangelischer Pfarrkirche, großem Eisenwerk, bedeutender Papierfabrik, Zwetschenbau, römischen Bauüberresten und (1871) 1294 vorwiegend evangel. Einwohnern. — 3) Marktflecken in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, 14 Kilom. nördlich von Dresden, mit 1200 Einw. Zur Gemeinde gehört gegenwärtig das königliche Jagd- und Lustschloß Moritzburg (1542—89 erbaut), mit Wildgärten, Fasanerien und großen Fischteichen, im vorigen Jahrhundert der Hauptort für die verschwenderischen Feste der sächsisch-polnischen Könige. — 4) Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Komotau, an der Dux-Bodenbacher Eisenbahn, hat ein auf einem Bergvorsprung des Erzgebirges reizend gelegenes Schloß mit Kapelle und Theater, großartige Baumschulen und 200 Einw. Dabei auf dem Seeberg Ueberreste einer alten Burg.

Eisenblau, s. v. w. Vivianit.

Eisenblech wird gegenwärtig nur noch selten unter Hämmern, sondern fast immer unter Walzen dargestellt. Das Luppeneisen wird zunächst durch Paketirung und Schweißarbeit möglichst homogen gemacht und zu einem Flachstab ausgereckt. Dieser wird in Stücken (Stürze) zerschnitten und letztere zuerst unter einem Sturzwalzwerk, dann unter dem Schlichtwalzwerk zu der erforderlichen Dicke ausgewalzt. Zeigen sich die Bleche beim fortschreitenden Walzen spröde, so werden sie im Flammofen (selten im Herd- oder Gefäßofen) ausgeglüht. Man bezeichnet mit Panzerplatten die stärksten Bleche von etwa 7,8 Meter Länge, 1,4 Meter Breite, 11—20 Centim. Dicke und 12—15,000 Kilogr. Gewicht, mit Schwarzblech die schwächsten Bleche bis zu 0,017 Millim. Stärke und mit Kesselblech die mittleren Sorten von etwa 5—18 Millim. Dicke. Die Ränder der Bleche müssen mit Maul- oder Backen-, Parallel- und Cirkularscheren beschnitten werden. Schwarzbleche verwandelt man durch Verzinnen in Weißbleche, indem man erstere zur Entfernung der Oxydhaut (Glühspan) mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure beizt, in Wasser abspült, mit Hanf und Sand abreibt, durch einen Kasten (Vortopf) mit eingeschmolzenem Fett zieht, dann durch einen solchen mit von Fett bedecktem flüssigen Zinn (Zinntopf), hierauf durch einen zweiten Topf (Waschtopf) mit besserem Zinn. Nachdem man die Platte auf beiden Seiten mit einer fettigen Hanfbürste abgerieben, wird sie nochmals durch allerreinstes Zinn gezogen, dann in einen so stark erhitzten, mit Fett, meist Palmöl, gefüllten Topf gebracht, daß das überschüssige Zinn abschmilzt. Hierauf läßt man das Blech im Kalttopf unter Luftzutritt langsam sich abkühlen und taucht den untern Rand, an welchem sich eine dickere Zinnschicht (Saum) angesammelt hat, in

den mit flüssigem Zinn versehenen flachen Saumtopf, wo das Ueberflüssige abschmilzt und nach dem Herausnehmen noch abgeschleudert wird. Nach dem Abreiben mit Kleie ist das Blech, welches etwa 7,3—7,8 Proc. Zinn erforderte, Handelswaare. **Verzinktes** (galvanisirtes) E. widersteht dem Rost besser als verzinntes; letzteres wird aber von Säuren, sauren Speisen ꝛc. weniger leicht angegriffen. Behufs des Verzinkens wird das Blech mit Säuren gebeizt, mit Sand gescheuert, abgebürstet, in eine Lösung von Chlorzinkammonium und nach dem Trocknen ins Zinkbad getaucht, welches mit einer Salmiakschicht bedeckt ist.

Eisenblüte, s. Aragonit.

Eisenblumen, s. Eisenchlorid.

Eisenbrod (böhm. Železny Brod, spr. schéles-), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Semil, rechts an der Iser und an der Pardubitz-Reichenberger Eisenbahn, mit mehreren Streichgarnspinnereien und (1869) 2500 Einw.

Eisenburg, ungar. Komitat im Kreis jenseit der Donau, an der steiermärkischen Grenze, von den Komitaten Oedenburg, Veszprim und Zala eingeschlossen, 5035 QKilom. (91,5 QM.) groß, ist im W. und S. sehr gebirgig (mit den Raabthaler Voralpen) und wird von der Raab durchflossen, die hier die Lafnitz, Pinka, Günz, Sorock ꝛc. aufnimmt. Produkte sind Steinkohlen, Mineralwasser, Quecksilber, Vitriol, Bernstein. Der Landbau schafft Getreide, Wein, Obst und vorzüglichen Tabak, die Viehzucht Rindvieh, Schweine, Geflügel. Auch Wild und Fische sind reichlich vorhanden. Das Komitat zählt (1869) 331,602 Einw., worunter viele Lutheraner und eine sehr große Anzahl von Deutschen. Hauptort ist Stein am Anger. Den Namen gab dem Komitat der Marktflecken E. (Vasvár) daselbst, an der Raab, südöstlich von Stein am Anger, einst eine königliche Freistadt und berühmte Festung, jetzt zu einem Ort von 1900 Einw. herabgesunken.

Eisenchamäleon, in der Chemie s. v. w. eisensaures Kali; im Handel ein Desinfektionsmittel aus übermangansaurem Natron und schwefelsaurem Eisenoxyd.

Eisenchlorid (Eisensesquichlorid, Anderthalbchloreisen) Fe_2Cl_6, findet sich in der Natur bisweilen als Sublimat im Krater von Vulkanen und wird erhalten, wenn man Eisen in einem Strom von Chlorgas erhitzt. Das E. verflüchtigt sich und setzt sich in den kälteren Theilen des Apparats in Gestalt metallglänzender, grauschwarzer Flitter an, die mit dunkelrother Farbe durchscheinend sind. Diese Krystalle (Eisenblumen, Eisensublimat) zerfließen an der feuchten Luft und bilden eine dunkelbraune Flüssigkeit, die früher als Oleum Martis officinell war. Auch in Alkohol und Aether sind sie löslich; sie sublimiren schon bei 100°, zersetzen sich beim Erhitzen an der Luft theilweise in Eisenoxyd und Chlor, beim Erhitzen in Wasserdampf leichter in Eisenoxyd und Salzsäure. Eine Lösung von E. erhält man entweder aus Blutstein (Hämatit, Eisenoxyd), den man nach vorherigem Glühen, Pulvern und Behandeln mit Salpetersäure in Salzsäure löst, oder aus Schmiedeeisen. Man löst dies in Salzsäure, digerirt die Lösung mit überschüssigem Eisen oder fügt zuletzt etwas Schwefeleisen hinzu, filtrirt und behandelt die Lösung, welche Eisenchlorür enthält, mit Chlor oder, nachdem sie auf das specifische Gewicht 1,3 verdampft worden ist, mit Salpetersäure. Die grünliche Lösung färbt sich dann gelbbraun und bildet, auf das specifische Gewicht 1,48—1,484 verdampft, den officinellen Liquor ferri sesquichlorati, L. f. muriatici oxydati. Im Wasserbad verdampft, erstarrt er zu gelbem, strahlig krystallinischem E. mit 12 Molekülen Krystallwasser, welches bei 35° schmilzt und an der Luft zerfließt; bei weiterem Verdampfen gibt die Lösung an einem trockenen Ort große dunkelrothbraune Krystalle mit 5 Molekülen Krystallwasser. Eine Lösung von E. in einer Mischung von Aether und Alkohol entfärbt sich am Licht und bildet dann die Bestuschew'sche Nerventinktur (s. d.). Zink, Schwefelwasserstoff, schweflige Säure, Zinnchlorür, Platin und Gold reduciren E., ebenso organische Körper bei Gegenwart von Licht. Mit Chlorammonium (Salmiak) verbindet sich E. und bildet durch Wasser zersetzbare granatrothe Krystalle von Ammoniumeisenchlorid. Verdampft man 12 Th. Salmiak mit 32 Th. Wasser und 3 Th. Liquor ferri sesquichlorati, so erhält man Salmiakkrystalle, die durch E. gefärbt sind. Dies ist das Ammonium chloratum ferratum s. A. muriaticum martiatum, der Eisensalmiak der Pharmakopöe. E. dient als Arzneimittel und, weil es das Eiweiß koagulirt, als blutstillendes Mittel; ferner zur Reinigung des Wassers, indem es nämlich durch sehr viel Wasser zersetzt wird und das sich dann ausscheidende Eisenoxydhydrat die Verunreinigungen des Wassers niederreißt. Man benutzt Eisenchloridlösung zum Ausziehen des Kupfers aus seinen Erzen und aus dem bei der Schwefelsäurefabrikation abfallenden Röstungsrückstand von kupferhaltigen Schwefelkiesen.

Eisenchlorür (Einfachchloreisen) $FeCl_2$, wird in weißen kubischen Krystallen erhalten, wenn man über Eisendraht bei etwas erhöhter Temperatur getrocknetes Chlorwasserstoffgas leitet, und tritt in silberglänzenden Schuppen auf, wenn man Eisenfeilspäne mit Salmiak bei Luftabschluß erhitzt. In starker Glühhitze sublimirt das E. Wasserhaltiges E. erhält man durch Auflösen von blankem Schmiedeeisen in Salzsäure, wobei die Lösung zuletzt mit überschüssigem Eisen gekocht werden muß. In eine Flasche filtrirt, schießen beim Erkalten bläuliche Krystalle mit 4 Molekülen Krystallwasser an. Eine Lösung von E. vom spec. Gew. 1,226—1,230 ist als Liquor ferri chlorati, Liquor ferri muriatici oxydulati officinell. Im Wasserbad eingedampft liefert die Lösung des Eisenchlorürs ein grünlichweißes Pulver, das officinelle Ferrum chloratum s. F. muriaticum oxydulatum. Dies ist zerfließlich, leicht löslich in Wasser, Alkohol und Aether, wird an der Luft grün, dann braun; erhitzt man es an der Luft, so entweicht Eisenchlorid, und Eisenoxyd bleibt zurück. Die wässerige Lösung des Eisenchlorürs wird an der Luft gelb, läßt ein basisches Chlorür fallen und enthält dann Eisenchlorid. Eine Lösung von 25 Th. Ferrum chloratum in 225 Th. Spiritus und 1 Th. Salzsäure ist die officinelle Tinctura ferri chlorati. Man benutzt Eisenchlorürlösung zum Extrahiren des Kupfers aus seinen Erzen.

Eisencyanür und **Eisencyanid,** die dem Eisenchlorür und Eisenchlorid entsprechenden Cyanverbindungen des Eisens, sind im reinen Zustand nicht bekannt. Ueber andere Cyanverbindungen des Eisens s. Berlinerblau.

Eisenerde, s. Hypochlorit.

Eisenerz (auch Innernberg), österreich. Marktflecken in Obersteiermark, Bezirkshauptmannschaft Leoben, am Nordfuß des 1524 Meter hohen Erz- oder Eisenbergs in einem rings vom Gebirge umgebenen

Kessel gelegen und mit Hieflau an der Rudolfsbahn durch Zweigbahn verbunden, hat eine alte gothische Kirche (von 1279) und (1869) 3841 Einw. Der Ort ist Sitz eines Bezirksgerichts, der Berg- und Hüttenverwaltung der privilegirten Aktiengesellschaft der Innernberger Hauptgewerkschaft sowie der Bergverwaltung der Steirischen Eisenindustriegesellschaft und wichtig als Hauptort des steiermärkischen Eisenbergbau- und Hüttenbetriebs. Die Eisenbergwerke von E. sind seit länger als einem Jahrtausend in Betrieb und beschäftigen etwa 5000 Menschen. Berühmt ist der daselbst erzeugte Stahl, den man als den besten in Europa bezeichnet. In der Nähe der sehenswerthe **Leopoldsteiner See** mit außerordentlich klarem, bläulichgrünem Wasser. Der genannte, unerschöpflich erscheinende Eisenberg liegt in der Kette der **Eisenerzer Alpen**, welche, aus thonschieferigem Uebergangsgebirge bestehend, die östliche Fortsetzung der Rottmanner Tauern bilden und im Luganer zu 2197, im Hochthor zu 1986 Meter Höhe ansteigen.

Eisenerze (natürliche Verbindungen des Eisens), s. Eisen.

Eisen, galvanisirtes, s. v. w. verzinktes Eisen.

Eisengießerei (franz. Fonderie en fer, engl. Iron foundry), die Nachbildung und Vervielfältigung gegebener Gestalten durch geschmolzenes und dann wieder erstarrtes Eisen, auch Ort, Werkstatt oder Gebäude, wo dies geschieht. Die in dieser Weise hergestellten Gegenstände nennt man **Eisenguß** (fonte moulée, iron castings). So lange die Metallgießerei auf die theure Bronze angewiesen war, konnte sie nur in beschränkter Weise in Anwendung kommen. Als aber ein billigeres Material im Eisen gefunden war, nahm sie schnell einen größern Aufschwung, und bei den vielen werthvollen Eigenschaften des Eisens begann es bald Holz und Stein in den Gebäuden, Töpferwaaren in Stuben und Küchen, Kupfer-, Zinn- und Bleigegenstände zu Röhren und Apparaten aller Art zu verdrängen. Durch seine Festigkeit ist das Gußeisen überdies zu allen Gegenständen brauchbar, die einen großen Druck 2c. auszuhalten haben. Balken, Säulen, Treppen, alle passiveren Maschinentheile, als Ständer, Lager, Sohlplatten, Cylinder 2c., werden heutzutage aus Gußeisen hergestellt. Seine veränderliche Dichtigkeit und Härte gestatten zugleich die Anwendung zu Dingen, die eine harte und politurfähige Oberfläche besitzen müssen, da man die Mittel kennt, diese Dichtigkeit bei ihm zu beeinflussen. Die wassergleiche Dünnflüssigkeit des geschmolzenen Eisens erlaubt ferner das Eindringen in die feinsten Theile einer Gießform und ermöglicht die Herstellung der allerfeinsten Kunstsachen. Dies wird noch begünstigt durch die besondere Eigenschaft des Eisens, sich beim Erstarren nicht unbedeutend auszudehnen. Das zur Gußwaare bestimmte Eisen darf aber beim Erstarren keine Höhlungen und Blasen und auf der an der freien Luft erstarrenden Oberfläche keine Erhabenheiten oder Vertiefungen bilden; es darf beim Erkalten nicht zu viel Graphit ausstoßen, es muß, besonders bei Gußwaaren, welche noch einer Bearbeitung mit der Feile, Bohrer und Schneide ausgesetzt werden müssen, nicht zu hart sein, sondern noch einen gewissen Grad von Weichheit und Geschmeidigkeit besitzen; es muß ferner, wenn anderntalls große Härte verlangt wird, diese mit der geringsten Spröoigkeit verbinden. Diese Eigenschaft erhält nun das Eisen vorzugsweise durch seinen Gehalt an Kohlenstoff (s. **Eisen**), welcher nur zwischen sehr geringen Grenzen (von etwa 0,1 bis zu 5 Proc.) schwankt. Das spröde, leichtschmelzige Guß- oder Roheisen enthält stets mehr als 2,5 Proc. Kohlenstoff. Der Kohlenstoff kommt im festen Eisen in zwei verschiedenen Modifikationen vor, entweder mechanisch eingemengt als Graphit, oder chemisch gebunden. Erstere tritt nie allein ohne letztere auf, letztere oft ohne jene. Die Ausscheidung von Graphit macht das Eisen grau bis schwarz, während das den Kohlenstoff chemisch gebunden enthaltende Gußeisen weiß ist. Beide Roheisenarten kommen auch mit einander gemischt vor. Wenn das weiße Eisen in grauer Grundmasse ausgesondert ist, nennt man solche Eisensorte halbirtes Roheisen. Tritt das graue Eisen dagegen zurück, so wird es stark halbirtes Roheisen genannt, und dieses bildet die Grenze der Gußfähigkeit für bestimmte Zwecke. Im allgemeinen hat die E. es nur mit grauem Roheisen zu thun. Im flüssigen Eisen ist der Graphit stets gelöst, seine Ausscheidung beim Erkalten wird wesentlich durch langsame Abkühlung befördert, durch schnelle Abkühlung gestört und verhindert, und auf dieser Eigenschaft beruht die Erzeugung von **Hartguß**, indem das bei langsamer Abkühlung Graphit ausscheidende Roheisen (ein hellgraues oder halbirtes) durch plötzliche Abkühlung in weißes Roheisen übergeführt werden kann. Manganhaltiges Roheisen eignet sich nicht zur Gießerei, da der Mangangehalt das Ausscheiden des Graphits erschwert; dagegen befördert ein Gehalt an Silicium im Roheisen dieses Ausscheiden und macht das Eisen zur Gießerei tauglicher. Dasselbe thut der Phosphor, der außerdem die Flüssigkeit des geschmolzenen Eisens erhöht. Ein Schwefelgehalt bewirkt das Gegentheil, vermindert dabei den Kohlenstoffgehalt des Roheisens und wirkt auf chemische Bindung des übrig bleibenden Kohlenstoffs, macht es also hart. Man benutzt nur theilweise das graue Roheisen sofort in dem flüssigen Zustand zum Guß, in welchem es durch den Hohofenbetrieb erhalten wird, und leitet es beim Abstich in dazu vorbereitete Formen, sticht es in kleineren Mengen, zum Guß größerer Gußstücke in größeren Kellen ab oder schöpft es zu kleineren Stücken mit kleineren Kellen aus. Nur in wenigen, durch besonders günstige Lage des Hohofens zur Gießerei bedingten Fällen und bei einer durch gleichbleibend gute Erze und reines Brennmaterial (Holzkohlen) gesicherten guten Qualität des im Hohofen erzeugten Eisens kann die E. dieses direkt benutzen; meist ist sie gezwungen, das von den Hohöfen erzeugte Eisen nochmals zu schmelzen und zur Erzielung der für das Gußstück nöthigen Qualität mit anderen Eisensorten zu gattiren. Das Umschmelzen geschieht im Tiegel, im Kupolofen oder im Flammofen. In Tiegeln schmilzt man nur geringe Mengen Eisen für kleine Gußwaaren ein und benutzt dazu Tiegel aus Thon, Graphit oder Mengungen von beiden. Der Ofen besteht aus einem etwa 60 Centim. hohen prismatischen oder cylindrischen Schacht, welcher unten mit einem Rost versehen ist und oben durch eine schief liegende Platte geschlossen wird, in welcher sich eine zu schließende Oeffnung befindet, durch welche der mit dem umzuschmelzenden Eisen angefüllte Tiegel auf den Rost gestellt wird. Als Feuerungsmaterial dienen Holzkohle oder Kohks. Die Tiegelgießerei ist sehr einfach und erfordert wenig Vorrichtungen, ist aber wegen der großen Quantität Brennmaterials, die sie erfordert, und besonders wegen der Unterhaltung der Tiegel sehr kostspielig. Es können daher auch nur kleine Gußwaaren, die als Luxusartikel theurer

bezahlt werden, die Unkosten des Tiegelgusses tragen. Die **Kupolöfen** sind die gebräuchlichsten Umschmelzapparate. Sie bestehen aus einem von feuerfesten Ziegeln gebildeten, meist einfach cylindrischen, zuweilen in der Höhe der Windeinführung, seltener unten oder oben zusammengezogenen Kernschacht, welcher von einem Mantel von Blech oder Gußeisen umgeben ist. Durch seine obere Oeffnung, welche sich meist direkt an einen Rauchfang anschließt, wird das Roheisen abwechselnd mit dem Brennmaterial (Holzkohlen oder Kohks) aufgegeben. Man verbraucht auf 100 Kilogr. aufgegebenes Roheisen 6—30, gewöhnlich 10—15 Kilogr. Kohks oder 25—30 Kilogr. Holzkohle. Im untersten Theil des Ofens, dem Herd, sammelt sich das geschmolzene Roheisen und die geringe eisenhaltige Schlacke, und das Eisen wird durch den Abstich in die vorgehaltenen größeren oder kleineren Gießkellen abgelassen. Meist ist der Herd nur eine einfache Fortsetzung des Ofenschachts; zuweilen ist er, um größere Quantitäten zu fassen, erweitert (Irelandscher Ofen) oder erhält noch einen Vorherd, in welchem das flüssige Eisen sich sammelt. Der Boden ist mit einer Klappe versehen, um nach dem Schluß der Schmelzung die Schlacke und die übrig gebliebenen Kohks in den hohlen unter der Herdsohle befindlichen Raum fallen zu lassen. Letztere Einrichtung besitzt der von Krigar erfundene Ofen (Fig. 1 u. 2), der außerdem den Windstrom in einen den Schacht umgebenden Ring treten, sich dort erwärmen und dann in die weit geschlitzten, mit Kohks sich füllenden, als Formen dienenden Oeffnungen treten läßt. Um die Verbrennung der Gase in größerer Höhe als die der Formen zu befördern, dadurch das zu schmelzende Eisen besser zur Schmelzung vorzubereiten und die Heizkraft des Brennmaterials besser auszunutzen, legt man auch mehrere Formenreihen über einander und führt ihnen in einem besondern gemeinschaftlichen Kanal den Wind zu, in welchem die mit den Formen korrespondirenden, durch Kapseln schließbaren Oeffnungen angebracht sind, durch welche die Formen gereinigt werden können. Vortheilhaft isolirt man die Herdsohle des Schachts möglichst von dem Fundament, auf welchem der Ofen aufgeführt ist, durch Luftzüge. Der Abgang beim Schmelzen beträgt 3—10 Proc. des aufgegebenen Eisens. Der Wind bedarf für den Kupolofenbetrieb keiner hohen Pressung, und man bedient sich daher selten der Kolbengebläse, am häufigsten der Ventilatoren. Ein Kupolofen verlangt zum Betrieb 7—18, durchschnittlich 9—11, selten bis 20 Kubikmeter Wind pro Minute, dessen Pressung für Kohks gewöhnlich 5—10 Centim. Quecksilber beträgt, selten bis auf 15 Centim. gesteigert wird. Für Holzkohlen ist eine höhere Pressung, 25 bis zu 30 Centim., nöthig. Zur Darstellung der größeren Gußstücke, welche bei den erhöhten Anforderungen der Maschinenfabriken und der Hütteneinrichtungen oft viele hundert Centner Eisen erfordern, werden mehrere Kupolöfen, nebeneinander gestellt, gleichzeitig und so in Betrieb gesetzt, daß die Abstiche dicht aufeinander folgen und einen ununterbrochenen Strom flüssigen Eisens liefern können. Auf diese Weise ist man im Stande, Gußstücke von über 1000 und sogar mehreren 1000 Centnern Gewicht herzustellen. In den Fällen, wo schwere Gußblöcke von sogen. verlornen Köpfen (den Eingüssen schwerer Gußstücke), die nicht anders als durch direktes Einschmelzen zu Gut gemacht werden können, verarbeitet werden müssen, und wenn man durch eine mehr schmiedeeisenartige Natur des

Fig. 1.

Krigars Kupolofen Längendurchschnitt.

Fig. 2.

Krigars Kupolofen. Querschnitt.

Gußeisens ein festeres und dichteres Gefüge zu erhalten wünscht, ist ein Flammofen zum Umschmelzen des Roheisens vorzuziehen. Ein solcher Flammofen besteht aus einem Herd, einem Feuerraum und einer Esse. Der Feuerraum ist vom Herd durch die Feuerbrücke getrennt und mit der Esse durch einen Kanal, den Fuchs, verbunden. Das Eisen wird durch eine Thür eingesetzt und durch ein Stichloch, welches mit dem tiefsten Theil des Herds in Verbindung steht und meist an der kurzen Seite des Ofens, dem Feuerraum gegenüber, liegt, abgestochen. In Fig. 3 und 4 ist ein Flammofen dargestellt; a ist der Herd, auf welchen das kalte Eisen durch die Thür e gebracht wird. Das flüssige Eisen wird bei g abgestochen. Durch die Oeffnungen f f beobachtet man den Schmelzproceß, hilft, wenn erforderlich, beim Einschmelzen nach und kann durch dieselben auch Luft zutreten lassen. Das Brennmaterial wird auf dem Rost b verbrannt, auf welchen es durch die Thür h gelangt. Die Asche sammelt sich in dem Raum i. Die Flamme schlägt über den Herd a, geht in den Fuchs c und von dort zur Esse d, welche öfters mehreren Oefen gemeinschaftlich ist. Der Herd wird aus Sand gebildet und hat meist die Form einer einfach geneigten Ebene (gestreckter Herd), zuweilen ist er sumpfförmig vertieft. Das Gewölbe des Ofens besteht aus feuerfesten Steinen. Das gesammte Mauerwerk wird durch Eisenplatten und Anker zusammengehalten. Die Größe der Flammöfen variirt sehr, und ist der Fassungsraum auf 50—250 Ctr. flüssigen Eisens berechnet. Der Brennmaterialverbrauch beträgt 50—90 Proc. vom eingesetzten Roheisen an Steinkohlen oder 100—130 Proc. an Holz, der Eisenabgang 6—10 Proc.

Fig 3.

Flammofen Querschnitt.

Fig 4.

Flammofen Längendurchschnitt.

Die Förmerei, d. h. die Kunst, die Formen für den Eisenguß herzustellen, zerfällt nach den verschiedenen dazu benutzten Materialien in magere Sandförmerei (Herdförmerei und Kastenförmerei), fette Sand- oder Massenförmerei, Lehmförmerei und Schalenförmerei. Die magere Sandförmerei bedient sich zur Herstellung der Formen nassen Sandes, welcher fein genug sein muß, um die feinsten Eindrücke anzunehmen, und Bindekraft genug besitzen muß, damit die Formen den Druck des flüssigen Eisens aushalten können. Vor allem muß er aber auch für die beim Guß sich bildenden Gase durchlässig und feuerbeständig sein und darf selbst keine Gase entwickelnden Stoffe enthalten. Einen Formsand, der diese Eigenschaften sämmtlich besitzt, liefert die Natur sehr selten; bei den meisten Gießereien muß derselbe aus Sand und Thon oder Lehm künstlich hergestellt werden. Das Verhältnis, in welchem Sand und Thon gemischt werden müssen, hängt von der Geschicklichkeit der Förmer ab. Einige Gießereien sind viel weiter darin als andere und verwenden eine ganz magere Mischung mit sehr wenig Thon. Sie genießen dabei den großen Vortheil, einen Formsand von größter Durchlässigkeit benutzen zu können, was die Sauberkeit und Schärfe des Gusses befördert und namentlich bei der Herdförmerei zu statten kommt.

Die Herdförmerei wird für Güsse benutzt, welche nur auf einer Seite die Form des Modells wiederzugeben haben, und für deren andere Seite die Fläche genügt, welche das flüssige Eisen ohne weiteres ergibt. Der Kastenguß dagegen braucht wegen der ringsum bestimmt begrenzten Formen in der Regel zwei, sonst auch mehrere aufeinander passende Kästen (Laden, Flaschen 2c.), welche mit Sorgfalt zusammengearbeitet, leicht auseinander zu nehmen und nicht verschiebbar sein müssen. Die Modelle, welche diese Kästen aufzunehmen haben, müssen nun den horizontalen Ebenen, in welche die Kästen getheilt sind, möglichst genau entsprechend getheilt sein. Sie werden, nachdem sie in Theilen oder ganz in die Kästen eingelegt worden sind, zunächst mit ganz feinem, besonders präparirtem Sand überstreut; dann wird der übrige Formsand eingedrückt und mit hölzernen oder erwärmten eisernen Stampfen eingestampft, was in einigen Gießereien, die sich mit Specialitäten, z. B. dem Röhrenguß, beschäftigen, in neuerer Zeit auch mittels Maschinen bewirkt wird. Um das Festhalten des Sandes in den Formkästen zu unterstützen, sind letztere mit nach innen vorspringenden Rändern und mit Zwischenplatten (Zwischenscheide) versehen, über welche noch Hängeeisen gehängt werden. Außerdem werden noch Formstifte und Nägel in den Sand gedrückt, um den Zusammenhang und Widerstand des Sandes gegen das einströmende flüssige Eisen zu befördern. Die Trennung der Sandschichten zweier aneinander stoßenden Kästen wird durch ganz magern, trockenen, sogen. Streusand ermöglicht; auch aufgelegtes Papier muß in einzelnen Fällen dazu dienen. Der zum Eingießen des Metalls nöthige Kanal, der Einguß, wird durch ein besonderes Modell gebildet und muß eine Form haben,

welche eine leichte Trennung nach dem Erkalten des Gußstücks oder während desselben gestattet. Er muß mit seinem obern Ende höher stehen als der höchste Punkt des auszufüllenden Hohlraums, kann aber in jeden beliebigen Theil der Form einmünden. Bei dem Einguß ist manches zu berücksichtigen. Er muß am obern Ende eine Ausweitung besitzen, um eine Quantität flüssigen Eisens aufzunehmen, das zum Nachfüllen der beim Zusammenziehen des erstarrenden Eisens sich bildenden Räume dient. Er muß rechtzeitig und früh genug entfernt werden können, damit die Zusammenziehung des Abgusses nicht durch das Festsitzen des durch die Ausweitung nagelförmig gebildeten Eingußkopfs gehindert werde, und genau zu der Eisenstärke des Gußstücks an der Stelle des Eintritts des flüssigen Eisens passen. Um die Entfernung der beim Guß sich bildenden Gase zu ermöglichen, wird gewöhnlich ein besonderer Kanal (Windpfeife) angebracht; außerdem werden noch durch Einlegen von Bindfäden und Drähten, die vor dem Guß herausgezogen werden, sowie durch Einstechen von Löchern vermittels langer Nadeln (Luftstecher) Kanäle gebildet. Nach Vollendung dieser Manipulationen werden die Formkästen wieder auseinander genommen, und das ganze oder getheilte Modell wird ausgehoben, wozu, wenn derselbe Gegenstand wiederholt geformt werden muß, auch mechanische Vorrichtungen dienen. Man ist darin jetzt sehr weit gekommen und hat Formmaschinen konstruirt, deren Haupteinrichtung darin besteht, daß eine gehobelte Platte mit einem der Form des Modells ganz genau entsprechenden Ausschnitte versehen ist, über welchem sich das Modell mit dem aufgesetzten Formkasten befindet. Das Modell ist mit einer Vorrichtung verbunden, mittels welcher dasselbe durch diesen Ausschnitt hindurch aus dem in den aufgesetzten Formkasten eingestampften Sand mittels einer Schraube, einer Zahnstange oder eines Hebels ganz vertikal nach unten herausgezogen werden kann. Die Anwendung solcher Formmaschinen ist besonders beim Formen von Rädern und anderen eine große Akkuratesse in Anspruch nehmenden, in gleicher Form und großer Stückzahl anzufertigenden Gußstücken zur Anwendung gekommen. Soll das Gußstück Hohlräume erhalten, welche sich durch Sand nicht herstellen lassen, so werden Kernstücke eingelegt, welche aus weniger magerem, mehr fettem Sand gefertigt, und der Durchlässigkeit wegen vor dem Einlegen einer starken Hitze ausgesetzt, gebrannt, resp. getrocknet worden sind. Zur Aufnahme der Kerne und um ihnen eine feste Auflage zu geben, versieht man das Modell mit Kernmarken. Die Innenflächen der Form werden nach dem Auseinandernehmen der Kästen einer sorgfältigen Nacharbeit unterworfen, geglättet, mit Kohlenpulver bestäubt, und wo es auf besondere Schärfe des Gusses ankommt, wird das Modell nochmals eingelegt und nachgestampft.

Die fette Sand- oder Massenförmerei beruht auf denselben Grundsätzen, wie sie eben beschrieben worden sind, benutzt aber einen Sand, der einen weit größern Thongehalt hat, daher fetter ist, aber auch weniger Durchlässigkeit besitzt. Um diese, die so nöthig ist, zu erzeugen, muß man die Formen ebenso wie die aus gleichem Material hergestellten Kerne vor dem Guß einer starken Hitze aussetzen. Die Massenförmerei kommt fast nur für größere, schwere Gußstücke zur Anwendung; sie erleichtert das Anbringen von Kernen, da die feste Masse die Auflage sichert, und ist daher hauptsächlich bei Gußarbeiten am Platz, bei denen viele Kerne erforderlich sind. Der in sich festere Massensand gestattet überdies, einzelne Formen mittels Schablonen herzustellen, was bei dem lockern magern Sand nicht möglich ist. Die fertigen Massenformen werden in Trockenkammern gebracht, nachdem sie mit einer Mischung aus Lehmbrei und Graphit oder Holzkohlenstaub sauber überstrichen und geglättet worden sind. Die Lehmförmerei benutzt man fast nur für große hohle Gußstücke und für künstliche Kerne. Der Lehm wird dazu mit Wasser angerührt und mit Pferdemist, Kuhhaaren oder Häcksel gemischt. Bei hohlen großen Gußstücken wird zuerst der Kern hergestellt, welcher häufig durch Eisen oder Mauerwerk eine Stütze erhalten muß oder aus solchem vorgearbeitet und dann mit der beschriebenen Lehmmasse überzogen, geschlichtet und gebrannt wird. Auf diesen Kern wird nun eine zweite Lehmschicht aufgetragen, welche die Form des herzustellenden Gußstücks darstellt (Eisenstärke) und ebenfalls geschlichtet und gebrannt wird. Ueber diese Eisenstärke kommt zuletzt eine dritte Lehmschicht (der Mantel). Nachdem auch diese gebrannt ist, wird sie im ganzen oder getheilt auseinander- oder abgenommen und erst wieder um den Kern gefügt, nachdem die Eisenstärke entfernt worden ist. Der sich dadurch bildende hohle Raum empfängt das flüssige Eisen, gegen dessen Druck durch umgelegte Bänder und Ketten und durch Einstampfen in die Dammgrube der Mantel geschützt werden muß. Lehmformen, welche Rotationskörper sind, werden mit Schablonen, Drehbretern hergestellt. Man dreht dabei entweder letztere oder stellt sie fest und dreht die Form, zu welchem Zweck einige einfache Vorrichtungen nöthig sind. Eine Specialität der Eisengießereien bildet jetzt der Röhrenguß, bei dem sämmtliche Formmethoden zur Anwendung kommen. Dahin gehört das Einformen in vertikaler Lage, die Vorrichtung, um das Modell in vertikaler Lage herauszuziehen, das Trocknen der Form durch hindurchstreichende Feuergase (oder auch erhitzte Luft) in vertikaler Lage, um den Abguß in gleicher Lage zu bewirken, ohne während dieser Manipulationen die vor dem Einformen zusammengedübelten Formkastenhälften lösen oder von ihrem Platz entfernen zu müssen. Diese Formweise bietet erhebliche Vortheile, sie ist zeitersparend und gewährt infolge der vertikalen Stellung des Kerns absolute Sicherheit für die genaue Innehaltung gleicher Wandstärken rc. Die vierte Formweise, der sogen. Schalenguß, besteht in Anwendung eiserner Schalen oder Kapseln an Stelle der Sandformen und wird angewendet, um das Eisen an der Oberfläche abzuschrecken und in Hartguß zu verwandeln. In der Praxis werden aber die Formen großentheils kombinirt und aus Sandformen und Schalen zusammen hergestellt, während eine ausschließliche Anwendung von Schalen wenig vorkommt. Die Schalen werden nur an den Stellen angelegt, die eine harte Beschaffenheit erhalten sollen, wie Kreuzungsstücke, sogen. Herzstücke für Eisenbahnen, die Radoberflächen von Eisenbahnrädern, Backen für Steinbrechmaschinen rc.

Was nun das Gießen in die Formen anbetrifft, so erfolgt es selten durch direkten Abstich aus dem Hohofen und Schmelzofen. Man bedient sich fast stets der Gießkellen und Gießpfannen, in denen man das Eisen auf die richtige Temperatur abkühlen lassen kann. Die kleineren Gießkellen werden mit der Hand, die größeren mittels fester oder laufender Krahne nach der Form transportirt. Die Kellen

bestehen seltener aus Eisenguß, häufiger aus Eisenblech, sind innen mit einem Ueberzug von Lehm bekleidet und werden vor der Benutzung angewärmt. Die Formen müssen stets möglichst niedrig stehen, und die Gießereien erhalten deshalb zur Aufnahme derselben mehr oder weniger tiefe Gruben (Dammgruben). Das Gießen muß vor allem ohne Unterbrechung geschehen, und es muß dabei für rasches und frühes Entzünden der sich bildenden Gase gesorgt werden, wozu bei größeren Formen brennbare Substanzen an die Fugen der Formkästen und die Windpfeifen gelegt werden, die man kurz vor dem Abguß ansteckt. Die aus der Form genommenen Gußwaaren werden vom anhaftenden Formmaterial befreit (geputzt). Die Eingüsse, Windpfeifen und Näthe werden abgeschlagen, glatt gemeißelt oder gefeilt und dann zur Weiterbearbeitung der Schlosserei oder Maschinenwerkstatt, die feineren Kunstgußwaaren der Ciseleurwerkstatt übergeben. Zum Schutz gegen den Rost werden die Gußwaaren mit Anstrichen versehen, die feineren aber durch metallische Ueberzüge (besonders Zinn) dagegen geschützt oder durch Oxydation infolge von Glühen unter einem Anstrich von fettem Oel vor dem Rosten möglichst bewahrt. Sehr häufig wird Eisenguß auch emaillirt. Gußwaaren, die von einer Spannung befreit oder weicher gemacht werden sollen, unterliegen dem Tempern (Anlassen), welches in einem anhaltenden Glühen in einer die Luft absperrenden und die Wärme schlecht leitenden Umhüllung (Kohlenstaub, Lehm, Kohks oder Sand) und in sehr langsamer Erkaltung besteht. Durch das Glühen in sauerstoffhaltenden Substanzen (Rotheisenstein, Manganerzpulver 2c.) werden die Gußstücke entkohlt und in schmiedbaren Guß übergeführt. Wenn dieselben die Stärke von 12—20 Millim. nicht übersteigen, so geschieht dies vollständig; bei größeren Stücken ist es noch nicht gelungen, die Entkohlung bis auf den Kern durchzuführen. Für kleinere Gegenstände aber, wie Schlösser, Schlüssel, Pferdegeschirre, Sporen, Beschläge aller Art, Maschinentheile zu kleinen Maschinen, z. B. zu Nähmaschinen 2c., ist die Erzeugung des schmiedbaren Gusses jetzt eine besondere Specialität einzelner Eisengießereien geworden, die sich fast ausschließlich damit beschäftigen. Man kann aber zum schmiedbaren Guß nur das chemisch gebundenen Kohlenstoff enthaltende Eisen verwenden und muß das graphitführende ausschließen.

Geschichtliches. Ohne Zweifel hat man die Kunst der E. noch vor der Einführung der Hohöfen gekannt; allein wahrscheinlich war die erste Anwendung des flüssigen Eisens zum Vergießen bloß zufällig, da die ersten Vorrichtungen zum Verschmelzen der Eisenerze Stücköfen und Luppenfeuer waren, in denen das Eisen in halbgarem Zustande dargestellt wurde. Bei der Verschmelzung der leicht schmelzenden ärmeren Eisensteine in erhöhten Stücköfen entstand wahrscheinlich zuerst flüssiges Roheisen, welches vergossen werden konnte. Ob die Alten die Kunst, in Eisen zu gießen, gekannt haben, muß bezweifelt werden. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts haben die Engländer eingesehen, welche großen Vortheile der Eisenguß für alle Gewerbe haben muß, und ihnen verdanken wir zunächst den großen Aufschwung in Benutzung und Herstellung desselben. Eisengußwaaren erscheinen erst im 15. Jahrh. als Handelswaare, und noch sind einige Gußwerke aus dieser Zeit, namentlich als Stubenöfen, vorhanden (eiserner Ofen auf der Veste Koburg 1450). Nachweise von damals gegossenen Töpfen, Kugeln, Platten 2c. finden sich in den Archiven der älteren Eisenwerke (z. B. in Ilsenburg am Harz). Zur Anfertigung der Formen bediente man sich früher fast ausschließlich des Lehms. Nur wenn die Abgüsse auf offenem Herd hergestellt werden konnten, wurde zum Formen der Sand benutzt. Nach der Erfindung des Schießpulvers bildete Munitionsguß die Hauptaufgabe für die Eisengießereien, und zu den Formen, sowohl den vollen wie den hohlen (Bomben, Granaten, Leuchtkugeln), sowohl zum Mantel als zum Kern, wurde Lehm verwendet. Michael Michen, kaiserlich österreichischer Oberfeuerwerker, beschreibt in seiner »Neuen kuriosen Geschützbeschreibung« vom Jahr 1705 diese Formmethode. Späterhin bediente man sich als Formen zum Guß der vollen Munition auch metallener und eiserner Schalen (coquilles), welche bei den Engländern noch 1785 im Gebrauch waren. Wann mit dem Sandguß dabei begonnen wurde, ist noch nicht recht bekannt. In Preußen übte das seitdem eingegangene Eisenhüttenwerk zu Zehdenick letztere Methode schon früher aus; von da wurde sie 1753 und 1754 nach den Eisenhüttenwerken zu Gottow und Schadow gebracht, und man fing an, die Kerne zu der hohlen Munition aus Lehm auf einer Spindel gegen eine Schablone abzudrehen und dann zu brennen. Schon früher wurden aber in Rußland und vor allem in der seit Alters durch ihre Munitions- und Geschützgießerei berühmten Stadt Lüttich gepreßte Sandkerne beim Guß der hohlen Munition verwendet. Das Gießen eiserner Geschütze in eisernen Kästen in Sandformen ist eine Erfindung vom Schluß des vorigen Jahrhunderts, wurde zuerst in England in Ausführung gebracht und in Frankreich 1793, als man 6000 Stück Kanonen für die Marine in kürzester Zeit verlangte, durch die kräftigen Maßregeln der damaligen Machthaber schnell und allgemein eingeführt. Im Jahr 1806 wurde auch in Rußland schon in dem kaiserlichen Gießhaus zu Petersburg zum Formen eine Sandmischung aus feinem, scharfem Mauersand und Töpferthon verwendet. In Deutschland begann der Geschützguß nach der neuen Formmethode 1809 zu Gleiwitz und in der Eisengießerei zu Berlin. Welchem Volk und welcher Zeit die Verbesserungen der Förmerei durch Einführung des Formens unter Verdeckkästen im Herdsand, in Kästen mit Sand oder einer aus Sand und Lehm zusammengesetzten Sandmasse ihre Entstehung verdanken, ist nicht genau bekannt. In Deutschland scheint die Sandförmerei in Kästen zuerst in den Rheinlanden, vornehmlich in der Pfalz und in Westfalen, bei Anfertigung von Kochgeschirren und Steinkohlenöfen für Zimmerheizung ausgeübt worden zu sein, obgleich sich die reine Lehmförmerei selbst für die oben genannten Gußsachen in Westfalen bis in die Jetztzeit und in hoher Vollendung (Stockraber Eisenhüttenwerk) erhalten hat. In Zehdenick wurden Grapen schon im ersten Viertel des 18. Jahrh., wie es scheint, durch Sandförmerei in Kästen hergestellt, anfangs über hölzerne, dann zinnerne Modelle geformt, bis man in den 1770er Jahren zu den heute noch üblichen Messingmodellen überging. Auf den harzer Eisenhütten wurde 1757—69 noch nicht in Sand, sondern nur in Lehm gegossen. In Frankreich dagegen wurde 1762 der Sandguß in Kästen auch schon zur Anfertigung von eisernen Grapen und Röhren angewendet, indessen wurden Gegenstände dieser Art im ganzen doch noch häufig nach der alten

Methode in Lehm geformt; der Sandguß erscheint noch neu und hat wohl aus Deutschland her Eingang gefunden, denn Duhamel, welcher die vollständigste Beschreibung davon gibt, nennt ihn »la manière d'Allemagne«. Wahrscheinlich haben auch die Engländer die Kunst, das Eisen in flüssigem Zustande darzustellen und zu vergießen, von den Deutschen gelernt. Wenn dies der Fall ist, so haben sie diesen Unterricht ihren Lehrmeistern durch die großen Verbesserungen bei den Formmitteln, Handgriffen, Geräthen, Maschinen 2c., wodurch die Eisengießereien die jetzige Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, reichlich gelohnt. Schon im Jahr 1765 fand Jars bei den Eisengießereien in Newcastle in England und zu Carron in Schottland mit Kohks betriebene Tiegelöfen vor; auf dem letztern bedeutenden Werk waren davon bereits fünf mit ihren Abstichöffnungen auf Eine Dammgrube gerichtet. Es beruht der hohe Ruhm, den die englischen Fabriken jeder Art seit längster Zeit genießen, großentheils auf dem vortrefflichen Zustand ihrer Eisengießereien und der ausgebreiteten Anwendung des Gußeisens zu Bauten und Maschinen. Der englische Bau- und Maschinenguß trägt seit langer Zeit den Stempel hoher Vollendung, desgleichen auch der Guß der zum häuslichen Gebrauch und sonst dienenden Eisengußsachen. Der Kunstguß aber und insbesondere der Bild- und Reliefguß in Eisen ist so wenig von den Engländern als von anderen Nationen kultivirt worden und bis heute mit wenigen Ausnahmen nur in Deutschland einheimisch, was umsomehr zu bewundern, als man bereits in der Mitte des 18. Jahrh. sich des Eisens in Frankreich zur Herstellung ganz feiner Kunstgüsse bediente. Réaumur beschreibt bereits 1762, wie das Eisen, in Tiegeln und kleinen Kupol- und Sturzöfen geschmolzen, dazu verwendet werden kann. Hassenfratz erwähnt eines kleinen Pferdes von Gußeisen, welches man in den 1760er Jahren zu Versailles im Kabinet des Königs gesehen und bewundert hat. Schon damals hat man Medaillen zu Deckeln von Tabaksdosen und andere künstliche Gegenstände von Eisen mit vieler Schärfe gegossen. Die Anwendung dieser Kunst muß aber, namentlich wegen der geringern Haltbarkeit des Eisens der Bronze gegenüber, eine beschränkte gewesen und geblieben sein. Diesem Mangel an Festigkeit suchte eben die erwähnte Schrift von Réaumur abzuhelfen. Dies scheint aber nicht gelungen zu sein, und infolge dessen ist nach und nach in Frankreich die Verwendung des Gußeisens sowohl zu größeren Gegenständen, als zu Kunstgußsachen dem Anschein nach mehr und mehr unterblieben. Erst in der neuern Zeit hat man den Eisenguß in Frankreich wieder aufgenommen und nach allen Seiten hin zu hoher Vollkommenheit gebracht. In Deutschland war der sächsische Staatsminister, Graf von Einsiedel, der erste, welcher in seinem Eisenhüttenwerk zu Lauchhammer den Guß eiserner Statuen bewerkstelligte und mit großer Kunstliebe kultivirte. In welchem Jahr der Bildguß dort begonnen, ist nicht bekannt; nach aktenmäßigen Nachrichten aber wurden schon 1782 daselbst Statuen in Eisen gegossen und zur Verzierung von Oefen verwendet. Zum Formen wurde bei diesen Gegenständen noch die oben beschriebene Lehmformmethode unter Benutzung von Wachs zur Eisenstärke (Dicke) angewandt. Was Blumhoff (»Versuch einer Encyklopädie der Eisenhüttenkunde«, 1816), Hassenfratz (in seiner »Sidérotechnie«, 1812), Tiemann (in seiner Abhandlung über Förmerei, 1803) über die Kunst-, Bild- und Statuengießerei sagen, betrifft alles die oben angegebene ältere Methode. Höchst wichtig und interessant ist das, was Sprengel (»Handwerke und Künste«, Berl. 1790) darüber mittheilt; vom allerhöchsten Interesse für jeden Fachmann ist aber die Beschreibung, die er von der Methode gibt, nach welcher die Form zu der nach Schlüters Modell von Jacobi gegossenen Statue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke in Berlin angefertigt ist. Diese Beschreibung stimmt im wesentlichen mit der Methode überein, deren Erfindung 1798 und deren erste Anwendung 1800 dem französischen Gießer Rousseau zugeschrieben wird, und welche, ohne daß man mit dieser und der Sprengelschen Beschreibung bekannt war, 1815 bei der königlichen Eisengießerei in Berlin versucht und nach und nach vervollkommnet worden ist, obwohl schon früher auf dem königlichen Eisenhüttenwerk zu Vietz in der Neumark nach einem Modell von Riese, Modellmeister in der Berliner Porzellanfabrik, ein sitzender Löwe über Wachs geformt und von Eisen gegossen worden war. In der Berliner Gießerei versuchte zuerst der Modellmeister Stilarsky 1813 eine von Schadow in Wachs modellirte Statue von 30 Centim. Höhe im fetten Sand mit Kernstücken zu formen. Da man das Modell zu erhalten wünschte, so machte Stilarsky 1816 den Versuch, sich zur Formmasse des feinen Fürstenwalder Sandes, den er der größern Bindekraft wegen mit Lehmwasser tränkte, zu bedienen, und der Versuch gelang vollständig. Somit ist Stilarsky der Schöpfer der jetzt zu solcher Vollkommenheit ausgebildeten Sandförmerei. Nach dem Gelingen dieser Schadow'schen Statuette wurden nun weitere Versuche mit dem Guß von Krucifixen gemacht, und unterstützt durch Rauch, der die Erlaubnis zum Abguß seiner Meisterwerke in Eisen ertheilte, nahm die Förmerei in Sand ihren Fortgang. So wurde die Büste des Königs über ein behufs bequemern Formens getheiltes Zinnmodell in eisernem Formkasten in Sand geformt. Der Büstenguß, der in dieser Weise sich mehr und mehr ausbildete, wurde die Schule der Kunstgießerei in Eisen, zunächst für die Berliner Eisengießerei, und man lernte selbst die feinsten Kunstgegenstände in Eisen darstellen. Begünstigt wurde der Kunsteisenguß durch die Befreiungskriege, in welchen die goldenen und silbernen Schmuckgegenstände auf den Altar des Vaterlands niedergelegt worden waren und nun durch in Eisen gegossene ersetzt werden sollten. Die in Berlin auf der königlichen Eisengießerei gegossenen Gegenstände machten allgemeines Aufsehen, selbst im Ausland, und so tief ist der Eindruck gewesen, daß noch heute, wo die königliche Eisengießerei nicht mehr existirt, der feine Kunstguß in Eisen mit fonte de Berlin bezeichnet wird. Von Berlin aus verbreitete sich die Kunstgießerei in Eisen zunächst nach dem oberschlesischen königlichen Eisenhüttenwerk Gleiwitz und dem rheinischen königlichen Eisenhüttenwerk der Sayner Hütte und wurde dann von dem gräflich Einsiedelschen Eisenhüttenwerk zu Lauchhammer, das durch den Statuenguß bereits dazu geschult war, und einzelnen Eisenhüttenwerken am Harz aufgenommen. Das Ausland befaßte sich anfangs fast gar nicht damit, sondern erst später, als die auf den Ausstellungen in London und Paris ausgestellten feinen Erzeugnisse der deutschen Eisengießereien (namentlich der Ilsenburger Gießerei am Harz) dazu aufgefordert hatten. Besonders ist es Durenne in Paris, der seit 1867 im Statuenguß Vorzügliches geleistet hat

und wohl noch leistet. Der Guß feinerer flacher Gegenstände, besonders die Imitationen getriebener Arbeiten der Antike und der Renaissancezeit in Eisen blieb eine Specialität einzelner deutschen Gießereien, namentlich der Ilsenburger. Weder in England, noch in Frankreich, noch in einem andern Land versteht man solche Feingüsse herzustellen; nur im gröbern Ornament- und Statuenguß wird in England und Frankreich Vorzügliches geleistet. In Rußland, das im mächtigen Aufblühen der Kunstgewerbe begriffen ist, hat die Gießerei von Schebanoff in Moskau auf der Wiener Weltausstellung 1873 vorzügliche Proben nach Ilsenburger Mustern ausgestellt. Selbst aus Japan ist von dem Bestreben, Kunstguß in Eisen zu erzeugen, zu melden, indem auf derselben Weltausstellung durch ihre eingelegten Silberornamente bemerkenswerthe Gußarbeiten von Eisen von Tschikuma und Kiodo zu sehen waren. Vgl. Dürre, Wissenschaftlich-technisches Handbuch des gesammten Eisengießereibetriebs (2. Aufl., Leipz. 1875, 2 Bde.); Schott, Die Kunstgießerei in Eisen (Braunschw. 1873); Liger, La ferronnerie ancienne et moderne (Par. 1873, Bd. 1).

Eisenglanz (Glanzeisenerz), Mineral aus der Klasse der Metalloxyde, makrokrystallinisch ausgebildetes Rotheisenerz, findet sich in rhomboëdrischen, pyramidalen, tafelartigen, selten säulenförmigen Krystallen eingewachsen, häufiger aber aufgewachsen in Drusen und Gruppen, häufig auch derb in körnigen, schaligen und schuppigen Aggregaten. Es ist eisenschwarz bis dunkelstahlgrau, oft bunt angelaufen, metallglänzend, undurchsichtig, schwach magnetisch, Härte 5,5—6,5; es gibt einen rothen Strich und besteht aus Eisenoxyd, zuweilen mit titansaurem Eisenoxydul, Eisenoxydul, Magnesia, Chromoxyd, Kieselsäure. Es findet sich im Trachyt, Porphyrit, Felsitporphyr, im Glimmerschiefer, Itakolumit und Melaphyr, in schönen Krystallen auf Elba und am St. Gotthard (Eisenrosen). Das größte Lager von E. besitzt Elba, wo das Mineral als wichtiges Eisenerz gewonnen wird, auch in Böhmen finden sich bauwürdige Lager; außerdem kommt E. weit verbreitet auf Lagerstätten des Spateisensteins und häufig auch des Magneteisensteins vor. In dünnschaligen, feinschuppigen, zerreiblichen Blättchen bildet er den Eisenglimmer, der als Stellvertreter des Glimmers in krystallinischen Gesteinen auftritt und so den Itabirit, den Eisenglimmerschiefer Brasiliens und der Bukowina bildet. Bei noch feinerer Vertheilung in halbmetallisch glänzenden, kirschrothen, stark abfärbenden, fettig anzufühlenden Blättchen bildet der E. den Eisenrahm, wie er sich in den Kugeln des Kugelporphyrs von Suhl findet.

Eisenglimmer, s. Eisenglanz.

Eisenglimmerschiefer, deutlich geschichtetes Gestein, körnig-schieferiges Gemenge von schwarzem Eisenglimmer und graulichweißem Quarz, enthält bisweilen Gold, Eisenkies, Talk, findet sich zwischen Thonschiefer und Itakolumit in Brasilien, im Hunsrück, im Glimmerschiefer der Provence. Diesem Gestein steht sehr nahe der Itabirit in Brasilien.

Eisenhammer, s. Hammer.

Eisenholz, Bezeichnung verschiedener durch große Härte ausgezeichneten Hölzer, welche von sehr verschiedenen Pflanzen, meist aus den heißen Ländern, stammen, dunkelfarbig, schwerer als Wasser und so hart sind, daß sie sich nur mit den besten Werkzeugen bearbeiten lassen. Man findet im Handel E. von Robinia panacoca *Aubl.* in Südamerika (Bois de fer Panacoco), Stadtmannia oppositifolia *Lam.* auf Isle de France, Olea undulata *Jacq.* vom Kap, schwarzes E.; von Sideroxylonarten auf Guadeloupe, Réunion, in Ostafrika und Guayana; von Casuarina-Arten in Australien ꝛc. E. dient zu Handwerkszeugen, Drechslerarbeiten, Walzen ꝛc.

Eisenholzbaum, Pflanzengattung, s. Sideroxylon.

Eisenhut, Pflanzengattung, s. Aconitum.

Eisenhut, der höchste Gipfel der sogen. Stangalpen im steirisch-kärnthischen Gebirge, südwestlich von Murau, 2441 Meter hoch.

Eisenjodür (Jodeisen) FeJ_2, entsteht bei Einwirkung von Jod und Wasser auf Eisenfeilspäne. Die Lösung ist hell bläulichgrün und äußerst leicht zersetzbar. Beim Abdampfen läßt sie Oxydhydrat fallen, weshalb man sie mit eingelegtem Eisendraht abdampfen muß. Das E. ist ein beliebtes Arzneimittel, muß als solches aber völlig frei von Jodid sein. Die officinellen Präparate Ferrum jodatum saccharatum und Syrupus ferri jodati enthalten Zucker, welcher die Bildung von Eisenjodid aus dem Jodür eine Zeitlang aufhält.

Eisenkali, blausaures, s. v. w. gelbes Blutlaugensalz.

Eisenkalkstein, ein mit Eisenoxyd oder Eisenoxydhydrat gemengter Kalkstein, ist dicht oder porös, ockergelb bis braunroth, bildet im Braunen Jura Englands, Frankreichs, Würtembergs und des Breisgaus mächtige Ablagerungen von Oolithenkalkstein, deren Körner aus eisenoxydhydrathaltiger brauner Kalkmasse bestehen (Eisenoolithe). Auch im Uebergangskalk am Harz und in der obern Abtheilung der Zechsteinformation Thüringens bildet er Lager.

Eisenkern, s. Geschosse.

Eisenkies, s. Schwefelkies.

Eisenkiesel, ein durch Eisenoxyd blutroth, ockergelb oder braun gefärbter Quarz, der krystallisirt in doppeltsechsseitigen Pyramiden und in krystallinisch-körnigen Aggregaten vorkommt. Er findet sich vorzugsweise auf Eisensteinlagern und Gängen, z. B. bei Sundwig in Westfalen, wo schöne gelbe Krystalle auf einem Eisensteingang und rothe Krystalle in den Drusen und Klüften des angrenzenden Kalksteins vorkommen; die schönen rothen »Hyacinthe von Compostell« stammen aus dem Gips von Santiago de Compostela in Spanien.

Eisenkraut, Pflanzengattung, s. Verbena.

Eisenlegirungen. Von besonderer Wichtigkeit sind nur die Eisenmanganlegirungen, welche als Ferromanganese in den Handel kommen und zur Stahlfabrikation dienen (s. Manganlegirungen). Eisennickellegirungen finden sich im Meteoreisen. Eine Legirung aus 1 Theil Eisen mit 0,03 Th. Nickel ist weiß, mit 0,1 Th. Nickel grauweiß, ins Gelbliche spielend, mit 1,5 Th. Nickel grau. Diese Legirungen rosten weniger leicht als Eisen. Eisenwolframlegirungen finden sich im Wolframstahl, man erhält sie durch Zusammenschmelzen von Wolframsäure mit Eisen und Kohle.

Eisenlohr, 1) Wilhelm, namhafter Physiker, geb. 1. Jan. 1799 zu Pforzheim, widmete sich seit 1817 zu Heidelberg der Mathematik und Naturwissenschaft, ward 1819 Professor der Mathematik und Physik am Lyceum zu Mannheim, 1840 Professor der Physik am polytechnischen Institut in Karlsruhe und starb 12. Juli 1872. E. gründete die erste Gewerbeschule in Baden zu Mannheim und war bis 1863 für weitere Förderung des Gewerbschulwesens im Großherzogthum sehr erfolgreich

thätig; 1847 gründete er im Schwarzwald eine Uhrmacherschule und trug dadurch zur Hebung der Uhrenindustrie wesentlich bei. E. lieferte auch mehrere optische Untersuchungen und schrieb ein »Lehrbuch der Physik« (9. Aufl., Stuttg. 1863).

2) Jakob Friedrich, namhafter Architekt, Vetter des vorigen, geb. 23. Nov. 1805 zu Lörrach, ward 1832 Lehrer, 1839 Professor, 1853 Baurath und Vorstand der Bauschule des Polytechnikums zu Karlsruhe und starb daselbst 27. Febr. 1854. E. stand überwiegend unter den Einflüssen des romanischen Stils; bekannt machte er sich namentlich durch seine Hochbauten an der badischen Eisenbahn, welche 1865—66 im Druck gesammelt erschienen. Er veröffentlichte: »Ornamentik in ihrer Anwendung aufs Baugewerbe«, fortgesetzt von Lang (Karlsr. 1849—67, 24 Hefte); »Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein« (das. 1853—1857, 5 Hefte); »Holzbauten des Schwarzwaldes« (das. 1853, 4 Hefte); »Entwürfe zu Gebäuden verschiedener Gattung« (das. 1852—59, 17 Hefte) u. a.

3) August, Aegyptolog, geb. 6. Okt. 1832 zu Mannheim, studirte seit 1850 zu Heidelberg und Göttingen Theologie, wurde aber 1853 von einer Nervenkrankheit befallen, die ihn mehrere Jahre lang an seinen Studien verhinderte. Nach seiner Genesung erlernte er 1858 die Landwirtschaft, studirte dann in Heidelberg Naturwissenschaften, insbesondere Chemie, und promovirte daselbst 1860. Eine zufällige Veranlassung führte ihn 1865 zum Studium des Chinesischen und hierdurch zu dem der Schrift und Sprache der Hieroglyphen, worin er durch den französischen Aegyptologen Chabas und später durch Brugsch auf den richtigen Pfad geleitet wurde. Nachdem er sich 1869 für Aegyptologie in Heidelberg mit der Schrift »Analytische Erklärung des demotischen Theils der Rosettana« (Leipz. 1869) habilitirt, bereiste er im Winter 1869—70 im Auftrag des Großherzogs von Baden Aegypten bis zum zweiten Nilkatarakt, lernte in Alexandria den großen »Papyros Harris« (von Ramses II., um 1320 v. Chr.) kennen, durchzog dann Palästina, Syrien und die phönikische Küste bis Beirut und kehrte über Smyrna, Athen und Konstantinopel nach Heidelberg zurück. Den Inhalt des erwähnten merkwürdigen Papyros, den er 1872 für die Besitzerin Miß Harris an das Britische Museum verkaufte, behandelte er in dem Werkchen: »Der große Papyros Harris«, ein wichtiger Beitrag zur ägyptischen Geschichte, ein 3000 Jahre altes Zeugnis für die mosaische Religionsstiftung enthaltend (Leipz. 1872); eine Uebersetzung desselben veröffentlichte er in der »Aegyptischen Zeitschrift«. In derselben erschien auch (1875) ein Vortrag über altägyptische Maße nach einem Papyros des Britischen Museums, den er 1874 auf dem zweiten internationalen Orientalistenkongreß zu London gehalten hatte. 1872 wurde E. zum außerordentlichen Professor ernannt.

Eisenmarkt (magyar. Vájda-Hunyád), Marktflecken im siebenbürg. Komitat Hunyád an der Cserna, mit einem Franciskanerkonvent (seit 1710), einem großartigen Bergschloß auf steilem Kalkfelsen (von Johann Hunyad 1452 erbaut, 1854 durch Brand größtentheils zerstört) und (1869) 2597 Einw. E. hat mit den Nachbarorten Govasdia und Gyalar bedeutende Eisengruben, Eisen- und Stahlwerke und ist der Hauptsitz des siebenbürgischen Eisenhandels.

Eisenmenger, Johann Andreas, namhafter antijüdischer Schriftsteller, geb. 1654 zu Mannheim, studirte in Amsterdam orientalische Sprachen, lebte sodann in Heidelberg, erhielt 1693 eine Anstellung bei der kurfürstlichen Kanzlei, ward 1700 Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg und verfaßte hier sein »Entdecktes Judenthum oder Bericht, wie die Juden das Christenthum ꝛc. lästern«, ein Werk, welches damals ungemeines Aufsehen machte, und für dessen Unterdrückung die Juden dem Verfasser 12,000 Gulden anboten. E. hatte nämlich darin aus 196 Schriften jüdischer Gelehrten alle Angriffe gegen das Christenthum zusammengestellt, so daß das Ganze ein sehr unerquickliches Gepräge von Fanatismus darbietet. Werthvoll ist das Werk als Quelle für die Kenntnis der Verirrungen des mittelalterlichen Judenthums. König Friedrich I. von Preußen ließ das Werk 1711 auf seine Kosten zu Königsberg drucken. E. starb 20. Dec. 1704. Außerdem verfaßte er noch ein »Lexicon orientale harmonicum« und besorgte mit Leusden eine unpunktirte hebräische Bibel.

Eisenmennige, dunkelrothbraune Anstrichfarbe, wird durch Brennen, Pulvern und Schlämmen eines thonigen Eisenoxyds gewonnen, enthält 67—85 Proc. Eisenoxyd und dient zu Anstrichen, welche Eisen vollständig vor Rost schützen. Die E. wird in England, Belgien und Deutschland dargestellt und ist billiger als Mennige. Sie kann auch zu Kitt benutzt werden.

Eisenmohr, s. Eisenoxyduloxyd.

Eisenmulm, s. Magneteisenerz.

Eisennickelkies, Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt tesseral, findet sich derb in körnigen Aggregaten, ist helltombakbraun, von der Härte 3,5—4, besteht aus Schwefeleisen mit Schwefelnickel und enthält 22 Proc. Nickel; Fundort: Lillehammer in Norwegen.

Eisenniere, s. Brauneisenerze.

Eisenocker, brauner, s. v. w. erdiger Brauneisenstein; gelber E., s. v. w. Gelbeisenstein; rother E., s. v. w. unreiner Rotheisenstein.

Eisenoolith (Eisenrogenstein, Linsenerz, oolithisches Eisenerz), Gestein, welches aus hirsekorngroßen oder pulverartigen, linsenförmigen, grünlichblauen oder dunkelrothbraunen magnetischen Körnern von Rotheisenerz in einer oft sandigkalkigen, thonmergelartigen oder thonigen Grundmasse besteht. Es findet sich in bedeutenden Lagern besonders in der Liasjuraformation Englands, Frankreichs, Würtembergs und Rußlands.

Eisenopal, s. Opal.

Eisenoxyd Fe_2O_3 findet sich in der Natur als Eisenglanz, Rotheisenstein, und als Bestandtheil vieler Mineralien und Gebirgsarten (z. B. des rothen Sandsteins). Es krystallisirt wie die natürlich vorkommende Thonerde und ist mit dieser isomorph. Man erhält schön rothes E. durch Glühen von Eisenoxydhydrat oder salpetersaurem E., mit Schwefelsäure verunreinigt auch aus Eisenvitriol. Glüht man letztern mit Kochsalz und laugt den Rückstand mit Wasser aus, so erhält man das E. in zarten, rothbraunen, glänzenden, bei sehr hoher Temperatur in schwarzen, glänzenden Schuppen, die vom Magnet angezogen werden und demnach Eisenoxyduloxyd enthalten. Dieses E. entspricht dem Eisenglanz, wie er am Vesuv vorkommt. Officinell war E. als Ferrum oxydatum rubrum, Crocus Martis adstringens, Eisensafran; auch der Glaskopf oder Blutstein war als Lapis Haematitis officinell. Als Nebenprodukt erhält man (unreines, Schwefelsäure, Zink und Kupfer enthaltendes) E. bei der Bereitung der Nordhäuser Schwefelsäure, wo es als Zersetzungs-

produkt des schwefelsauren Eisenoxyds in den Retorten zurückbleibt (Caput mortuum, Todtenkopf, Colcothar vitrioli). Der kalcinirte Rückstand der eingedampften Mutterlauge von der Eisenvitriol- und Alaunbereitung, ebenfalls ein sehr unreines E., und gebrannter Eisenocker kommt unter dem Namen Englischroth (Eisenroth, Berlinerroth) als Anstrichfarbe in den Handel. E. ist unlöslich im Wasser, wird von den Säuren nur schwer angegriffen und umsoweniger, je höher die Temperatur war, bei welcher es bereitet wurde; leichter löslich wird es, wenn man es mit Alkalien oder kohlensauren Alkalien glüht. Salzsäure löst es am besten zu Eisenchlorid. Im Porzellanofen verwandelt sich das E. in eine schwarze Masse von Oxyduloxyd; bei 3000° verflüchtigt es sich in geringer Menge. Durch Wasserstoff, Kohle und Kohlenoxyd wird es leicht reducirt; beim Glühen mit brennbaren Körpern überträgt es an diese Sauerstoff und nimmt aus der Luft von neuem Sauerstoff auf, so daß es die Verbrennung sehr beschleunigt. Man benutzt E. zum Schleifen und Poliren von Glas und Metall, als Porzellanfarbe, zum Färben von Glas und als Anstrichfarbe.

Eisenoxydhydrat (Eisenhydroxyd) findet sich in der Natur als Wiesenerz $Fe_2O_3,3H_2O$, Brauneisenerz oder Limonit $2Fe_2O_3,3H_2O$, Gelbeisenerz $Fe_2O_3,2H_2O$, Nadeleisenerz und Goethit Fe_2O_3,H_2O, außerdem in sehr vielen Mineralien und ganz allgemein als färbender Bestandtheil in Gesteinen und in der Ackererde. Man erhält das E. durch Fällung einer Lösung von Eisenchlorid mit Alkalien, am besten mit Ammoniak; doch muß dieses im Ueberschuß angewendet werden, weil der Niederschlag sonst basisches Salz enthält. Wendet man Kali oder Natron an, so geht von diesen etwas in den Niederschlag ein und ist durch Auswaschen nicht vollständig zu entfernen. Das frisch gefällte E. ist $Fe_2O_3,3H_2O$, äußerst voluminös und in großen Massen nur sehr schwierig auszuwaschen, weshalb man es, zur Hälfte ausgewaschen, zu trocknen und dann abermals mit lauwarmem Wasser zu behandeln pflegt. Durch Gefrieren wird es krystallinisch, ebenso bei sehr langem Aufbewahren unter Wasser und verwandelt sich leicht in wasserärmere Verbindungen. Das mit Ammoniak gefällte E. ist als Ferrum oxydatum fuscum, Ferrum hydricum officinell; früher bereitete man auch durch Fällung von Eisenvitriol mit kohlensaurem Natron und Aussetzen des Niederschlags an die Luft den Eisensafran, Ferrum carbonicum, Crocus Martis aperitivus. In Wasser vertheiltes E. war als Liquor ferri oxydati hydratici oder Ferrum hydricum in aqua officinell und diente als Gegengift gegen arsenige Säure. Man ersetzt es zweckmäßig durch eine Mischung einer kalt bereiteten Lösung von schwefelsaurem Eisenoxyd mit überschüssiger gebrannter Magnesia. E. entsteht auch beim Liegen von Eisen an feuchter Luft (Rost). Dabei wird Wasser zersetzt, dessen Sauerstoff an das Eisen geht, während der Wasserstoff sich mit dem Stickstoff der Luft zu Ammoniak verbindet, welches vom E. absorbirt wird. Säuren und Salze befördern die Oxydation des Eisens. E. ist dunkelbraun, nicht löslich in Wasser, leicht löslich in Säuren und verwandelt sich beim Erhitzen in Eisenoxyd. Es überträgt leicht seinen Sauerstoff an oxydirbare Körper und verwandelt sich dabei in Eisenoxydul, welches aus der Luft begierig wieder Sauerstoff aufnimmt. Durch dieses Verhalten wirkt es als fäulniswidriges Mittel, reinigt Flüssigkeiten, die faulende Stoffe enthalten, begünstigt die Salpeterbildung im Boden, zerstört aber auch, an Nägeln sich bildend, das Holz, als Rostfleck die Leinwand. Es absorbirt lebhaft Gase und wirkt deshalb günstig im Ackerboden; mit den Gespinstfasern und manchen Farbstoffen verbindet es sich und dient deshalb als Beize in der Färberei. Aus basischem Eisenchlorid oder essigsaurem Eisenoxyd kann man durch Dialyse eine Lösung von E. in Wasser erhalten. Diese ist sehr intensiv gefärbt, läßt sich durch Kochen koncentriren, gelatinirt aber bald und durch Spuren von Schwefelsäure, Alkalien und Alkalisalzen sehr schnell. E. ist eine schwache Base, es bildet mit Säuren die Eisenoxydsalze, verhält sich aber gegen Basen selbst wie eine Säure und treibt, mit kohlensaurem Kali geschmolzen, selbst die Kohlensäure aus. Verbindungen von E. mit Magnesia finden sich in der Natur als Pleonast und Magnoferrit, mit Zinkoxyd als Franklinit.

Eisenoxydsaccharat (Eisenzucker), Verbindung von Eisenoxydhydrat mit Zucker. Zur Darstellung derselben mischt man nach Vorschrift der Pharmacopoea germanica 20 Theile Liquor Ferri sesquichlorati (Eisenchloridlösung) mit 20 Th. Syrupus simplex (weißer Sirup) und 40 Th. Liquor Natri caustici (Aetznatronlösung), erhitzt nach 24 Stunden mit 300 Th. Wasser, wäscht das abgeschiedene Eisenoxydhydrat, trocknet es mit 90 Th. Zucker im Wasserbad und setzt so viel Zucker hinzu, daß das trockene Pulver 100 Th. wiegt. Das bräunliche Pulver gibt mit 5 Th. Wasser eine süß, wenig nach Eisen schmeckende Lösung, die schwach alkalisch reagirt, Verdünnung und Siedetemperatur erträgt und mit sehr wenig Kochsalz einen in Zuckerwasser löslichen Niederschlag gibt. Dies Präparat ist ein sehr beliebtes Eisenmittel. Wird der oben erwähnte, mit Zucker versetzte Niederschlag im Wasserbad zwei Stunden digerirt und dann mit weißem Sirup versetzt, so daß die Mischung 300 Th. wiegt, so erhält man den officinellen Syrupus ferri oxydati solubilis (Eisensirup).

Eisenoxydsalze (Ferridsalze) entstehen sehr allgemein beim Lösen von Eisenoxydhydrat in den Säuren; die normalen wasserfreien E. sind meist farblos, die basischen gelb oder roth. Die Lösungen sind meist gelb oder gelbroth; nur die Lösungen des salpetersauren Eisenoxyds und des Eisenfluorids sind farblos, die des essigsauren, mekonsauren Eisenoxyds und des Eisenrhodanids blutroth. Die löslichen E. reagiren sauer, ihre Lösungen zerfallen beim Erhitzen häufig in unlösliche basische und lösliche saure Salze oder in Oxydhydrat und freie Säure; beim Glühen geben die E. Eisenoxyd und Säure, wenn letztere flüchtig ist; durch Zink, Eisen, schweflige Säure werden sie zu Oxydulsalzen reducirt. Alkalien und kohlensaure Alkalien fällen aus den Lösungen der E. Eisenoxydhydrat, und letzteres löst sich bei einer gewissen Koncentration der Flüssigkeit in überschüssigem kohlensauren Alkali auf; nicht flüchtige organische Säuren und Zucker verhindern die Fällung vollständig. Schwefelwasserstoff reducirt unter Abscheidung von Schwefel die E. zu Eisenoxydulsalzen; Schwefelammonium wirkt, in geringer Menge zugesetzt, ebenso, bei Anwendung größerer Mengen wird schwarzes Schwefeleisen gefällt. Gelbes Blutlaugensalz erzeugt einen bei Ueberschuß von Eisen unlöslichen, bei Ueberschuß von Blutlaugensalz nach dem Auswaschen löslichen Niederschlag; rothes Blutlaugensalz färbt die E. braun. Rhodankalium färbt

saure Lösungen der E. blutroth, doch verhindern die Alkalisalze der organischen Säuren diese Reaktion. Gerbsäure erzeugt in neutralen Lösungen einen schwarzen Niederschlag. Bernsteinsaure Alkalien fällen völlig neutrale Lösungen braunroth, benzoësaure Alkalien braun oder fleischfarbig. Die unlöslichen E. werden durch Glühen mit kohlensaurem Natron vollständig zersetzt. Mehrere E. finden in der Technik und als Arzneimittel Verwendung.

Eisenoxydul FeO entsteht als schwarzes, an der Luft sich entzündendes Pulver, wenn man oxalsaures E. bei Abschluß der Luft erhitzt. Ganz rein erhält man es durch Behandeln von Eisenoxyd mit Wasserstoff bei einer weit unter dem Schmelzpunkte des Glases liegenden Temperatur. Aus Lösungen von Eisenoxydulsalzen fällt Kalihydrat bei sorgfältigem Ausschluß der Luft weißes Eisenoxydulhydrat FeO,H_2O, welches aber sehr bald grün, dann schwarz und endlich braun wird, indem es sich schließlich in Eisenoxydhydrat verwandelt. Es oxydirt sich sogar unter ausgekochtem Wasser, wobei letzteres zersetzt wird. Bei sorgfältiger Bereitung bildet es nach dem Trocknen ein grünliches Pulver, welches sich an der Luft sogleich unter starker Erhitzung, ja selbst unter Erglühen, oxydirt und roth wird. Auch Kohlensäure wird unter starker Erhitzung absorbirt. Es ist eine starke Basis und bildet mit den meisten Säuren gut charakterisirte Salze.

Eisenoxyduloxyd Fe_3O_4 oder FeO,Fe_2O_3 findet sich in der Natur als eins der wichtigsten Eisenerze, als Magneteisenstein, und kann künstlich erhalten werden durch Erhitzen von Eisenoxydul in Chlorwasserstoffgas, beim Schmelzen von schwefelsaurem Eisenoxydul mit Chlorcalcium oder kohlensaurem Natron. In diesen Fällen entstehen stets Verbindungen aus gleichen Molekülen Eisenoxydul und Eisenoxyd; dagegen erhält man Verbindungen in nicht konstanten oder noch nicht ermittelten Verhältnissen beim Glühen von Eisen an der Luft (Hammerschlag) oder in Wasserdampf, beim Glühen von Spateisenstein und beim Erhitzen von Eisenoxyd mit Olivenöl unter Abschluß der Luft. Dies letztere Präparat war als Ferrum oxydulatum nigrum officinell. E. ist magnetisch, wird durch Erhitzen mit Wasserstoff oder Kohle reducirt, durch Glühen an der Luft zu Oxyd oxydirt; es gibt an Salzsäure zuerst Eisenoxydul ab, und wenn man es vollständig in Salzsäure löst, kann man aus dieser Lösung durch Magnesia das Eisenoxyd fällen. Lösungen von E. verhalten sich wie Mischungen von Eisenoxydul- und Eisenoxydsalzen, und man erhält sie auch durch unvollständige Oxydation von Eisenoxydulsalzen oder unvollständige Reduktion von Eisenoxydsalzen. Aus der Lösung des natürlichen Eisenoxyduloxyds fällt Ammoniak ein entsprechend zusammengesetztes Eisenoxyduloxydhydrat $FeO,Fe_2O_3,4H_2O$, ein schwarzbraunes magnetisches Pulver, welches, ohne sich zu oxydiren, ausgewaschen und getrocknet werden kann. Aus gemischten Lösungen von Eisenoxydul- und Eisenoxydsalzen fällt Ammoniak Eisenoxyduloxydhydrat, dessen Zusammensetzung von dem Mischungsverhältnis abhängig ist. Dies Präparat ist der früher officinelle Eisenmohr, Aethiops martialis praecipitatus. Frisch gefälltes Eisenoxydhydrat, mit feinem Eisenpulver unter Wasser erhitzt, gibt ebenfalls E., welches leicht von dem übrig bleibenden metallischen Eisen durch Schlämmen getrennt werden kann. Bleiben Eisenfeilspäne mit Wasser übergossen längere Zeit stehen, so bildet sich kohlensaures Eisenoxydul, dann Eisenoxydhydrat und durch Einwirkung dieses letztern auf das metallische Eisen Eisenoxyduloxydhydrat, welches abgeschlämmt und getrocknet den Aethiops martialis Lemery darstellt.

Eisenoxydulsalze (Ferrosalze) entstehen sehr allgemein durch Auflösen von Eisen oder Eisenoxydul in Säuren; sie sind im wasserhaltigen Zustand meist bläulich oder grünlich, wasserfrei weiß. Die Lösungen schmecken zuerst süßlich, dann dintenartig abstringirend und zersetzen sich schon an der Luft, indem sie Sauerstoff aufnehmen, schneller noch unter dem Einfluß oxydirender Substanzen. Da sie sich begierig mit Sauerstoff verbinden, so wirken sie äußerst kräftig reducirend und fällen z. B. Gold und Silber aus ihren Auflösungen; auch Uebermangansäure wird von ihnen zersetzt. Ist bei der Oxydation nicht genügend Säure vorhanden, so scheidet sich braunes, basisches Eisenoxydsalz unlöslich ab. Beim Glühen verlieren die E. ihre Säure, wenn diese flüchtig ist, und hinterlassen Oxyd oder Oxyduloxyd. Aus ihren Lösungen fällen Alkalien weißes Eisenoxydulhydrat; doch müssen die Flüssigkeiten ganz luftfrei sein, wenn der Niederschlag nicht grünlich und sehr bald schwarz, dann braun werden soll. Ammoniaksalze verhindern die Fällung durch Kali und Natron theilweise, durch Ammoniak vollständig. Kohlensaure Alkalien fällen weißes, kohlensaures Eisenoxydul, welches sich schnell oxydirt. Schwefelwasserstoff fällt aus den Eisenoxydulsalzen mit schwacher Säure (z. B. Essigsäure) schwarzes Schwefeleisen. E. mit starker Säure werden nur gefärbt, weil die starke Säure das Schwefeleisen sofort zersetzt. Schwefelammonium fällt schwarzes Schwefeleisen, sehr verdünnte Lösungen färben sich schön grün, und es entsteht endlich ein grüner Niederschlag. Das Schwefeleisen löst sich sehr leicht in Salzsäure. Gelbes Blutlaugensalz erzeugt in Eisenoxydulsalz einen weißen, schnell sich bläuenden, rothes Blutlaugensalz einen tief dunkelblauen Niederschlag. Kohlensaurer Baryt fällt nur das schwefelsaure Eisenoxydul. Gerbsäure färbt E. nicht, die geringste Menge Eisenoxydsalz bewirkt aber dintenartige Färbung. E. lösen reichlich Stickstoffoxyd und färben sich damit dunkel, fast schwarz.

Eisenpecherz, s. v. w. Triplit oder Stilpnosiderit.

Eisenpräparate, die als Arzneimittel dienenden chemischen Verbindungen des Eisens und Mischungen derselben mit anderen Stoffen. Aethiops martialis ist im wesentlichen Eisenoxyduloxyd. Aethiops martialis praecipitatus, aus gemischten Lösungen von Eisenoxydul- und Eisenoxydsalz durch Ammoniak gefälltes Eisenoxyduloxydhydrat. Aethiops martialis Lemery, durch Rosten von Eisenfeilspänen unter Wasser und Abschlämmen erhaltenes Eisenoxyduloxydhydrat. Ammonium muriaticum martiatum s. Ammonium chloratum ferratum s. Flores salis ammoniaci martiales, Eisensalmiak, Gemische von Eisenchlorid mit Salmiak, durch Verdampfen gemischter Lösungen erhalten, mit 2,5 Proc. Eisen, gelöst als Tinctura Martis aperitiva s. Extractum ferri pomatum, aus Eisen und sauren Aepfeln bereitet, mit 7—8 Proc. Eisen, gibt, in 9 Theilen Zimmetwasser gelöst, die Tinctura ferri pomati. Ferro-Kali tartaricum, Tartarus ferratus, martiatus, chalybeatus, Stahlweinstein, Eisenweinstein, wird aus Eisenfeilspänen und Weinstein erhalten; ein ähnliches, aber minder reines Präparat sind die Stahlkugeln, Globuli tartari

ferruginosi; die Lösung des Präparats ist Tinctura Martis tartarisata, aus Eisenoxydulsulfat und Weinstein bereitet Tinctura Martis aperitiva Ludovici. Ferro-Kalium cyanatum, s. v. w. gelbes Blutlaugensalz. Ferrum carbonicum saccharatum, kohlensaures Eisenoxydul mit Zucker, enthält 20 Proc. kohlensaures Eisenoxydul. F. chloratum, Eisenchlorür, gelöst als Liquor ferri chlorati s. muriatici oxydulati mit 10 Proc. Eisen und Tinctura ferri chlorati (1 Eisenchlorür, 225 Spiritus, 1 Salzsäure). F. citricum, citronensaures Eisenoxyd, und F. citricum ammoniatum, citronensaures Eisenoxydammoniak. F. jodatum, Eisenjodür, und F. jodatum saccharatum, 20 Eisenjodür mit 80 Milchzucker, gelöst als Syrupus ferri jodati mit 5 Proc. Eisenjodür. F. lacticum, milchsaures Eisenoxydul. F. oxydatum fuscum, F. oxydatum hydratum, F. hydricum, Eisenoxydhydrat aus Eisenoxydsalzen gefällt. F. hydricum in aqua, Liquor ferri oxydati hydrati, dasselbe Präparat in Wasser vertheilt und mit Zusatz von essigsaurem Eisenoxyd als F. hydrico-aceticum in aqua. F. carbonicum, F. hydricum, Crocus Martis aperitivus, Eisenoxydhydrat aus gefälltem Eisenoxydulkarbonat. F. oxydatum rubrum, Crocus Martis adstringens, Eisenoxyd. F. oxydatum saccharatum, Eisenoxydsaccharat, Eisenzucker mit 3 Proc. Eisen, gelöst als Syrupus ferri oxydati solubilis, Eisensirup mit 1 Proc. Eisen. F. oxydulatum nigrum, Eisenoxyduloxyd. F. phosphoricum, phosphorsaures Eisenoxydul. F. pulveratum, Limatura Martis praeparata, alcoholisata, feines Eisenpulver. F. pyrophosphoricum cum Ammonio citrico, pyrophosphorsaures Eisenoxyd mit citronensaurem Ammoniak, mit 18 Proc. Eisen. F. reductum, durch Wasserstoff reducirtes Eisen. F. sesquichloratum, F. muriaticum oxydatum, Eisenchlorid, wasserfrei als Eisenblumen, Eisensublimat, zerflossen als Oleum Martis, Eisenöl, gelöst als Liquor ferri sesquichlorati mit 15 Proc. Eisen und in Aetheralkohol als Tinctura ferri chlorati aetherea, Liquor anodynus martiatus, Bestuschews Nerventinktur, mit 1 Proc. Eisen. F. sulfuricum, Vitriolum Martis, schwefelsaures Eisenoxydul. F. sulfuricum oxydatum ammoniatum, schwefelsaures Eisenoxydammoniak, Eisenalaun. Liquor ferri acetici, Lösung von essigsaurem Eisenoxyd mit 8 Proc. Eisen, mit Spiritus und Essigäther als Tinctura ferri acetici aetherea mit 6 Proc. Eisen, ähnlich Tinctura ferri acetici Rademacheri und Tinctura Klaprothi. Liquor ferri sulfurici oxydati, Lösung von schwefelsaurem Eisenoxyd mit 8 Proc. Eisen. Tinctura ferri Stahlii, salpetersaures Eisenoxyd in überschüssigem kohlensauren Kali gelöst.

Eisenrahm, s. Eisenglanz.

Eisenresin, s. Oxalit.

Eisenrogenstein, s. v. w. Eisenoolith.

Eisenrosen, s. Eisenglanz.

Eisenroth, s. v. w. Englischroth.

Eisensäuerlinge, Stahlquellen, Mineralwässer mit erheblichem Eisengehalt.

Eisensafran, s. Eisenoxyd und Eisenoxydhydrat.

Eisensalmiak, s. Eisenchlorid.

Eisensalze, s. v. w. Eisenoxydulsalze und Eisenoxydsalze.

Eisenschwarz, eine Bronzefarbe für Gipsfiguren, die denselben das Ansehen von blankem, grauem Gußeisen gibt, besteht aus fein zertheiltem Antimon und wird erhalten, wenn man metallisches Zink in eine Lösung von Chlorantimon oder einer andern Antimonverbindung legt. Das gefällte metallische Antimon muß gut ausgewaschen und getrocknet werden.

Eisensinter (Arsenikeisensinter, Pittizit), Mineral, ein Zersetzungsprodukt des Arsenikkieses von Freiberg und Schwarzenberg in Sachsen, von nierenförmiger oder stalaktitischer Form, gelber, brauner, olivengrüner bis schwarzer Farbe, ist ein wasserhaltiges Gemenge von schwefelsaurem und arsensaurem Eisenoxyd und enthält 24—29 Proc. Arsensäure.

Eisensirup, s. Eisenoxydsaccharat.

Eisenspat, s. v. w. Spateisenstein.

Eisenstadt (magyar. Kis-Márton), königliche Freistadt im ungar. Komitat Oedenburg, am Südfuß des Leithagebirges in einer romantischen, von Weinbergen umgebenen Gegend, 1525 dem Fürsten Esterházy als Lehen gegeben, hat eine alte Kirche, 2 Klöster, einen der größten Kalvarienberge Ungarns mit vielbesuchter Wallfahrtskirche und (1869) 2476 Einw. In der Mitte der Stadt erhebt sich das fürstlich Esterházy'sche Schloß, einer der ansehnlichsten Paläste Ungarns, königlich ausgestattet, mit bedeutender Bibliothek, verschiedenen Sammlungen und einem herrlichen Park, welcher großartige Treibhäuser und Orangerien, Teiche und Wasserfälle, eine große Rosenbaumallee und mehrere Tempel (Leopoldinentempel mit einer von Canova gefertigten Bildsäule der Fürstin Maria Liechtenstein) enthält. Nahe bei der Stadt der fürstliche Thiergarten mit Jagdschloß. In der Kirche »am Berge« befindet sich das Grabdenkmal Haydns (1820 errichtet).

Eisensteine, s. v. w. Eisenerze.

Eisensteinmark, Mineral, s. Teratolith.

Eisenstuck, 1) Christian Gottlob, hervorragendes Mitglied der sächs. Kammer, geb. 3. Okt. 1773 zu Annaberg, studirte seit 1791 die Rechtswissenschaft in Halle und Göttingen, ließ sich 1798 als Rechtskonsulent in Dresden nieder, ward 1817 zu der Kommission behufs der Regulirung der Kriegsschulden gezogen und 1820 zum Obersteuerprokurator ernannt. In den Septembertagen 1830 entwarf er für Neustadt-Dresden eine auf zeitgemäße Reformen dringende Petition, ward zugleich Kommunalrepräsentant und Vorsteher dieser Repräsentation und im folgenden Jahr für die Stadt Dresden Mitglied des konstituirenden Landtags, in welcher Stellung er die konstitutionellen Principien warm vertrat. Auch bekleidete er mehrmals die Stelle eines Vicepräsidenten. Im Jahr 1844 legte er sein Amt als Stadtverordneter nieder, zog sich 1847 vom parlamentarischen Leben zurück und starb 31. Mai 1853.

2) Bernhard, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, Neffe des vorigen, 1806 zu Annaberg geboren, trat 1820 als Lehrling in das Fabrikgeschäft von Pflugbeil u. Komp. in Chemnitz und ward später Theilhaber desselben. Ein eifriges Mitglied des Chemnitzer Industrievereins sowie des von ihm mit begründeten Handwerkervereins, stand er auch längere Zeit dem Stadtverordnetenkollegium vor. Auch an den allgemeinen Vereinigungen deutscher Gewerbtreibenden nahm E. hervorragenden Antheil. Im Jahr 1848 wohnte er dem Vorparlament bei und ward dann Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er als Vorstand des volkswirtschaftlichen Ausschusses und während der letzten Monate der Versammlung als zweiter Vicepräsident thätig war. Obgleich er der Linken angehörte, wollte

er doch die vom Parlament beschlossene monarchische Verfassung durchgeführt wissen und wirkte auch in diesem Sinn, als ihn das Ministerium Gagern als Reichskommissär in die Rheinpfalz sandte, indem er die Erhebung dieser Provinz, so weit dieselbe nur auf die Durchführung der Reichsverfassung abzweckte, selbst organisirte, was seine Rückberufung zur Folge hatte. An dem Rumpfparlament zu Stuttgart nahm E. eine Zeitlang theil, verließ dasselbe jedoch noch vor dessen gewaltsamer Auflösung, begab sich nach der Schweiz, später nach Brüssel und wurde Theilhaber an einem Spinnereigeschäft in Floristal an der Dyle. Er starb in Dresden 5. April 1871.

Eisenstufe, ein ausgezeichnetes Stück Eisenerz.

Eisensublimat, s. v. w. Eisenchlorid.

Eisensulfurete, Verbindungen von Eisen mit Schwefel. Wirft man Schwefel auf glühendes Schmiedeeisen, so entsteht eine bronzefarbene Masse; ein ähnliches Präparat erhält man durch Erhitzen von Eisenfeilspänen mit Schwefelpulver. Diese Massen bestehen wesentlich aus Einfachschwefeleisen und dienen zur Entwickelung von Schwefelwasserstoff. Halbschwefeleisen Fe_2S entsteht, mit anderen Schwefelmetallen verbunden, beim Ausbringen von Blei, Kupfer ꝛc. Einfachschwefeleisen FeS findet sich in manchem Meteoreisen und mehrfach in Mischung mit anderen Schwefelmetallen; man erhält es künstlich beim Erhitzen von fein vertheiltem Eisen mit Schwefel bis zum Schmelzen, beim Mischen von 2 Theilen Schwefel mit 3,5 Th. Eisenfeilspänen und etwas Wasser, als schwarzes Pulver beim Fällen von Eisenoxydulsalzen mit Schwefelammonium. Dies letztere Präparat zersetzt sich an feuchter Luft sehr schnell, gibt beim Erhitzen an der Luft schweflige Säure und Eisenoxyd und mit Säuren Eisenoxydulsalz und Schwefelwasserstoff. Anderthalbschwefeleisen Fe_2S_3 findet sich mit Schwefelkupfer als Kupferkies, außerdem in vielen Mineralien, entsteht auch beim Erhitzen von Eisen mit überschüssigem Schwefel bis zur Zersetzung des zuerst gebildeten Zweifachschwefeleisens und bildet eine gelbgraue Masse, die beim Erhitzen Schwefel und Magnetkies, mit Salzsäure Zweifachschwefeleisen, Eisenchlorür und Schwefelwasserstoff liefert. Zweifachschwefeleisen FeS_2 findet sich weit verbreitet in der Natur, in Thonen, Stein- und Braunkohlen, als Schwefelkies (Pyrit) und Wasserkies (Markasit), entsteht bei gelindem Erhitzen von Eisen mit überschüssigem Schwefel, in messinggelben Oktaëdern bei mäßigem Erhitzen von Eisenoxyd mit Schwefel und Salmiak, in messinggelben Krusten beim Erhitzen von Eisen in einer Lösung von schwefliger Säure auf 200°. In der Natur entsteht es bei Fäulnis organischer Substanzen, wenn gleichzeitig Eisensalze und Schwefelsäuresalze zugegen sind. Es überrindet dann bisweilen Wurzeln, im Boden liegende Früchte ꝛc. und tritt also als Versteinerungsmaterial auf. Zweifachschwefeleisen ist an der Luft unveränderlich, nur bei sehr feiner Vertheilung und als Wasserkies oxydirt es sich an der Luft unter starker Erhitzung (darauf beruht zum Theil die Selbstentzündung von Kohle). Beim Rösten gibt es Schwefel, schweflige Säure und eine niedere Schwefelungsstufe des Eisens oder Eisenoxyd, beim Erhitzen unter Ausschluß der Luft Schwefel und Magnetkies oder Einfachschwefeleisen; von verdünnten Säuren wird es nicht angegriffen. Es dient zur Darstellung von Schwefel, Schwefelsäure und Eisenvitriol. Magnetkies Fe_7S_8 oder Fe_8S_9 findet sich in der Natur als Mineral, entsteht beim Erhitzen von Zweifach- oder Anderthalbschwefeleisen unter Abschluß der Luft, bei langer Einwirkung von Schwefelwasserstoff auf Eisenoxyd, löst sich in Salzsäure unter Abscheidung von Schwefel.

Eisensumpferz, s. v. w. Raseneisenstein.

Eisentinkturen, Eisenpräparate, Auflösungen von Eisensalzen in Wasser, Weingeist und Aether, s. Eisenpräparate.

Eisenvitriol (schwefelsaures Eisenoxydul) $FeSO_4$ findet sich in der Natur (Melanterit) als Zersetzungsprodukt von Schwefelkies, selten deutlich krystallisirt, meist stalaktitisch, traubig, als Kruste oder Beschlag und wird rein erhalten, wenn man Eisen mit verdünnter Schwefelsäure übergießt. Dabei wird Wasser zersetzt, der Sauerstoff desselben bildet mit dem Eisen Eisenoxydul, und dieses vereinigt sich mit der Schwefelsäure zu E., während der Wasserstoff des Wassers entweicht. Man führt die Operation im Glaskolben aus, sorgt, daß stets, auch bei erhöhter, zuletzt bis zum Sieden gesteigerter Temperatur, Eisen im Ueberschuß bleibt, filtrirt die siedend heiße Lösung sofort in eine vorher mit Schwefelsäure ausgespülte Flasche und läßt krystallisiren. Die Krystalle werden dann gut abgespült und in der Sonne oder bei einer Temperatur von 30° getrocknet. Auch kann man sie zerreiben und zwischen Fließpapier stark pressen. Dies Präparat ist frei von Kupfer und anderen Metallen und von basischem Salz; auch zeigt es wenig Neigung, sich zu oxydiren. Ein ebenso haltbares Präparat wird erhalten, wenn man die Lösung, noch ehe sie zu krystallisiren begonnen hat, mit Weingeist mischt und kräftig durchschüttelt. Das Salz scheidet sich dann in bläulichweißen kleinen Krystallen aus, die, mit Weingeist abgewaschen und getrocknet, selbst an feuchter Luft sich nur langsam verändern. Einen sehr reinen E. gewinnt man als Nebenprodukt in chemischen Laboratorien bei der Bereitung von Schwefelwasserstoffgas aus Schwefeleisen. Für technische Zwecke wird E. in großen Mengen aus Schwefelkiesen (Zweifachschwefeleisen) bereitet. Manche Arten des Zweifachschwefeleisens, namentlich Wasserkiese und Magnetkiese und der in den Stein- und Braunkohlen und in der sogen. Alaunerde in höchst fein vertheiltem Zustande befindliche Schwefelkies, oxydiren sich (verwittern) leicht an der Luft zu E. und freier Schwefelsäure. Man breitet diese Erze in einer mit Lehm wasserdicht gemachten Grube aus und läßt sie darin jahrelang liegen. Die Oxydation schreitet dann mehr oder weniger schnell vor, der gebildete E. wird von dem in die Gruben fallenden Regen gelöst, und die Lösung fließt auf der geneigten Sohle in einen an der niedrigsten Stelle angebrachten, wasserdichten Sumpf. Um die freie Schwefelsäure der Lauge abzustumpfen, und um aus dem E. stets sich bildendes schwefelsaures Eisenoxyd wieder zu E. zu reduciren, beschickt man den Sumpf mit Eisenabfällen, so daß allmählich eine sehr koncentrirte Lösung entsteht, die dann durch Abdampfen zur Krystallisation gebracht wird. Nicht selten finden sich in den Erzen Thonerdeverbindungen, welche durch die freie Schwefelsäure zersetzt werden, so daß die Eisenvitriollösung auch schwefelsaure Thonerde enthält, welche sich in der Mutterlauge ansammelt. Derartige Mutterlaugen werden auf Alaun verarbeitet, indem man sie mit geeigneten Ammoniak- oder Kaliverbindungen versetzt. Alaun ist ein Doppelsalz von schwefelsaurer Thonerde mit schwefel-

saurem Kali oder schwefelsaurem Ammoniak und fällt nach Zusatz dieser Salze als Krystallmehl zu Boden, welches dann durch Umkrystallisiren gereinigt wird. In ähnlicher Weise wird umgekehrt E. als Nebenprodukt bei der Alaunfabrikation gewonnen, da die Alaunerze stets Schwefelkies enthalten und bei ihrer Verwitterung also auch E. entsteht, welches sich in der Mutterlauge ansammelt. In manchen Fällen werden die Alaunerze zunächst geröstet und geben dann beim Auslaugen sofort Eisenvitriol- und Thonerdelösung; in Gegenden, in welchen vortheilhaft aus Schwefelkiesen Schwefel destillirt werden kann, verarbeitet man den abdestillirten Schwefelkies (**Schwefelbrand, Abbrand**) durch Verwitternlassen auf E. Bisweilen bereitet man E. aus Eisenabfällen und Kammersäure oder solcher Schwefelsäure, welche zur Reinigung von Rohpetroleum ꝛc. gedient hat; auch die Eisenwaarenfabriken, welche Schwefelsäure zum Abbeizen brauchen, wie Drahtziehereien ꝛc., stellen wohl E. bar, weil sie die Säure aus sanitätspolizeilichen Gründen nicht ungesättigt abfließen lassen dürfen. Bisweilen gestatten die lokalen Verhältnisse, E. durch Kochen von gepochten Eisenfrisch- und Puddelschlacken mit Schwefelsäure herzustellen. Die auf irgend eine Weise erhaltene Lösung von E. kommt zur Krystallisation in geeignete Gefäße, die mit Strohhalmen oder Holzstäben versehen sind. An diesen setzen sich dann die Krystalle als **Traubenvitriol** ab. Die am Boden und an den Wandungen minder schön ausgebildeten Krystalle bilden die **Tafeln**. Durch verschiedene Metallsalze verunreinigt erscheint im Handel ein fast dunkelbrauner E., der **Schwarzvitriol**, der aber auch zuweilen auf den Hütten angefertigt wird, indem man grünen E. durch einen Aufguß von Erlenblättern oder Galläpfeln schwarz färbt. Aus kupferhaltigen Kiesen entstehen durch Verwitterung kupferhaltige Laugen, und da Kupfervitriol und E. isomorph sind, so gehen wechselnde Mengen des erstern in die Krystalle des letztern über. Der kupferhaltige E. ist oft mehr oder weniger blau statt grün; er geht im Handel als Salzburger oder Admonter, Baireuther, Gräfenthaler **Doppelvitriol** oder **Adlervitriol**, da man den Packfässern um so mehr (bis 4) Doppeladler einbrennt, je höher der Kupfergehalt ist. Dieser E. wird für manche Zwecke in der Färberei besonders gesucht; soll jedoch das Kupfer entfernt werden, so legt man in die Lösung metallisches Eisen, welches das Kupfer metallisch fällt, während es selbst in E. umgewandelt wird. Aus zinkhaltigen Kiesen läßt sich auf so leichte Weise ein reiner E. nicht gewinnen. In manchen Bergwerken findet die Orydation des Schwefelkieses bereits in der Grube statt, und es entstehen Grubenwässer, die E., oft auch Kupfervitriol, enthalten (Cementwässer). In Falun wird solches Grubenwasser koncentrirt und dann auf metallisches Kupfer und E. verarbeitet. Diesem Umstand verdankt der E. seinen ältern Namen **Kupferwasser**. Als Nebenprodukte bei der Fabrikation des Eisenvitriols gewinnt man aus dem ockerigen Schlamm in den Sümpfen Englischroth und aus den Mutterlaugen, die viel schwefelsaures Eisenoryd enthalten, durch Erhitzen des Verdampfungsrückstands rauchende Schwefelsäure. Reiner E. krystallisirt in bläulichen Prismen mit 7 Molekülen Krystallwasser und bildet wasserfrei ein vollkommen weißes Pulver. Eisenorydhaltiger E. ist grün, wird an der Luft feucht und beschlägt unter Absorption von Sauerstoff mit einem gelben Pulver von basisch schwefelsaurem Eisenoryd. Bei sehr starkem Erhitzen gibt der E. unter Entwickelung von schwefliger Säure basisch schwefelsaures Eisenoryd, welches in Schwefelsäureanhydrid und Eisenoryd zerfällt. Hierauf beruhte die früher übliche Methode der Darstellung von rauchender Schwefelsäure. Ein Theil E. löst sich bei 10° in 1,64, bei 15° in 1,43, bei 46° in 0,44, bei 60° in 0,38, bei 90° in 0,27, bei 100° in 0,30 Th. Wasser. In der folgenden Tabelle bedeutet S den Procentgehalt einer Lösung an krystallisirtem E., S' die Gewichtstheile an wasserfreiem Salz, welche in 100 Th. Wasser gelöst sind, und d das specifische Gewicht der Lösung bei 15°.

S	S'	d	S	S'	d
5	2,811	1,0267	30	19,622	1,1780
10	5,784	1,0537	35	23,673	[illegible]
15	8,904	[illegible]	40	27,[illegible]	[illegible]
20	12,277	1,1136	Mutterlauge	—	[illegible]
25	15,836	1,1430			

Die Lösung von E. absorbirt beträchtliche Mengen von Stickstoffoxyd und wird dadurch dunkel, fast schwarz. Hierauf gründet sich eine Methode zur Nachweisung von Salpetersäure. Mit schwefelsaurem Kali und schwefelsaurem Ammoniak bildet E. Doppelsalze. **Schwefelsaures Eisenorydulammoniak** wird erhalten durch Vermischen koncentrirter Lösungen von 139 Theilen E. und 66 Th. schwefelsaurem Ammoniak; es bildet bläuliche Krystalle mit 6 Molekülen Krystallwasser und ist sehr viel beständiger als E. Man benutzt E. hauptsächlich als Desinfektionsmittel, dann in der Färberei zum Schwarzfärben (mit Gerbsäure), zur Bereitung von Dinte und Lederschwärze, zur Bereitung von Berlinerblau, zur kalten Indigoküpe, zur Darstellung von rauchender Schwefelsäure, zur Reinigung von Leuchtgas, zum Fällen des Goldes aus seinen Lösungen, in der Photographie und als Arzneimittel. Das schwefelsaure Eisenorydulammoniak wird gleichfalls in der Photographie und in der Maßanalyse benutzt. E. war höchst wahrscheinlich, wenn auch nur in unreinem Zustande, schon den Alten bekannt. Das Atramentum sutorium (»Schusterschwärze«) der Römer war wohl größtentheils E., es wurde aber nicht vom Kupfervitriol unterschieden. Man benutzte es als Heilmittel und zum Schwärzen des Leders. Albertus Magnus erwähnt zuerst im 13. Jahrh. den E. mit Bestimmtheit, und Basilius Valentinus lehrte im 15. Jahrh. seine Darstellung aus Schwefelkies sowie aus metallischem Eisen und Schwefelsäure.

Eisenwalzwerk, s. Walzwerk.

Eisenwasser (Stahlwasser), **Mineralwasser** mit erheblichem Eisengehalt.

Eisenweinstein, s. Eisenpräparate.

Eisenzeitalter, die durch die Bekanntschaft der Völker Europa's und des Orients mit der Eisenindustrie sich charakterisirende Kulturperiode, welche sich unmittelbar an die Bronzezeit (s. d.) anschließt. Der Beginn der Eisenindustrie, welche einen nicht geringen Fortschritt für den ganzen Zustand der Civilisation in ihrem unmittelbaren Gefolge hatte, reicht bei den Kulturvölkern des Alterthums in vorhistorische Zeit zurück; denn in der Periode, wo sie in der Geschichte auftreten, waren sie, wie es scheint, schon längst mit dem Eisen bekannt: die Bücher Moses und Josua reden von Eisen, und auf ägyptischen Basreliefs aus dem 12. Jahrh. v. Chr. sieht man eiserne Waffen; die Trümmer von

Ninive bergen die Reste einer hoch entwickelten Eisenkultur, und Homers Helden in der Iliade kämpfen zum Theil mit Waffen von Eisen. Im Orient hat also schon in einer sehr weit zurückliegenden Periode das Eisen die Bronze behufs Anfertigung von Waffen, Aexten, Messern rc. verdrängt; doch blieb die Bronze noch lange zur Herstellung von Schmucksachen und Zieraten in Gebrauch. Von Osten her verbreitete sich die Bekanntschaft mit der Bearbeitung des Eisens nach Europa und zwar zunächst in den südlichen Gegenden, in Griechenland und Italien; von diesen Ländern aus gelangten dann eiserne Gegenstände, nachher auch die Kunst, das Eisen zu schmelzen, zu schmieden und sonst zu verarbeiten, nach den nördlicheren Gegenden. Der Zeitpunkt, wo das Eisen in Mittel- und Nordeuropa eingeführt wurde, kann nicht genau bestimmt werden; doch ist wahrscheinlich der Gebrauch dieses Metalls bald allgemein geworden. Sehr früh, d. h. aus vorrömischer Zeit stammende, Schmelzöfen der alten Helvetier im Berner Jura beschrieb der schweizer Grubenmeister Quiquerez in den Jahren 1866 und 1871, und die Funde von dem Schlachtfeld unweit Tiefenau bei Bern sowie im Pfahlbau bei Marin im Neuenburger See stellen eine helvetische Eisenkultur außer Zweifel. Allein der Kunststil und die ganze Behandlung des Eisens bei den Völkern des mittlern Europa bezeugt, daß sie von den Völkern Italiens, insbesondere von den Etruskern, überkommen war, in deren Kunststil sich wiederum orientalische Motive, namentlich griechische Anklänge, offenbaren. Es waren also die Bewohner Norditaliens, welche den Uebergang von der Bronzezeit zu der Eisenzeit in der Schweiz, in Oesterreich und in Deutschland vermittelten; denn die Funde in den mit eisernen Geräthen versehenen Gräbern von Villanova und Golasecca zeigen ähnlichen Kunstgeschmack wie die in den Gräbern Hallstadts, des Rheingebiets (z. B. am Hinkelstein unweit Monsheim und beim Dorf Wald-Algesheim am Einfluß der Nahe), der Provinz Hannover (bei Darzau) von v. Sacken, Lindenschmit, Ernst aus'm Werth, Chr. Horstmann u. a. beschriebenen Fundobjekte; beispielsweise findet man auf dem aus der Eisenzeit stammenden Friedhof bei Darzau Urnen, welche eine auf etruskischen Ursprung entschieden hinweisende Mäanderverzierung haben.

Die dänischen Alterthumsforscher Worsaae und Herbst theilen das E. in eine ältere Periode von 200—450 n. Chr. und eine jüngere von 450—1000 n. Chr. Engelhardt schob zwischen die ältere und jüngere noch eine mittlere von 450—700 n. Chr. ein. Die ältere Eisenzeit ist gewissermaßen eine Mischperiode, in welcher man wohl das Eisen kannte und benutzte, doch noch immer verschiedene Schneidewerkzeuge und Waffen aus Bronze gebrauchte. Charakteristisch für diese Uebergangsstufe ist die Vorliebe für plastische Ornamente, getriebene oder gepreßte Reliefverzierungen statt der früher allgemein eingravirten, die aber auch auf die einfachen Figuren des Kreises, Rades, Rhombus, Gitters rc. beschränkt bleiben; auch erscheinen unter den Verzierungen Menschen- und Thiergestalten. Im reichhaltigen Todtenfeld bei Hallstadt, in welchem fast ebenso viele Gräber mit Gebeinen unverbrannter Leichen, wie solche mit Ueberresten verbrannter Leichen aufgedeckt wurden, auf dem man also den Uebergang von dem Verbrennen der Leichen aus der Bronzezeit zur einfachen Leichenbeerdigung gemacht hatte, sind die als Beigaben gefundenen Lanzen, Schwerter, Dolche, Messer, Aexte (Celts und Palstäbe) theils ganz von Bronze, theils in derselben Form von Eisen; am häufigsten aber sind bloß die Klingen von Eisen, die Hefte von Bronze; selbst eiserne Schmuckgegenstände, z. B. Spiralfibeln, offenbar Nachahmungen der bronzenen, kommen vor. In der spätern Eisenperiode wird die Bronze nur noch zu Schmucksachen verwendet; noch häufiger aber erscheint das Messing, namentlich auch das Silber. Die Waffen sind nunmehr von anderer Form als in der Bronzezeit. Das Schwert (Spata) ist nicht, wie das bronzene, schilfblattartig, sondern gerade, am Griff breit, gegen die Spitze sich allmählich verjüngend; der ziemlich große Griff (Hilze) besteht aus Holz, das die eiserne Angel überkleidet und mit Leder oder Metallblättchen überzogen ist. Neben dem zweischneidigen Schwert kommt ein kürzeres einschneidiges vor (Scramasaxs), eigentlich ein großes Hiebmesser mit Rinnen (Blutrinnen) und langem Griff. Die Streitäxte sind meist vorn sehr breit, bisweilen etwas gekrümmt (sogen. Francisca). Der Speer von bedeutender Länge erscheint als die gewöhnlichste Waffe sowohl als Lanze in der Hand, als zum Wurf, bisweilen mit Widerhaken (Angon). Die Schilde von runder, ovaler oder gestreckter sechseckiger Form bestanden aus Holz und hatten in der Mitte große eiserne Buckeln. Beckenartige Helme kommen in Deutschland erst gegen das Mittelalter hin vor. Die Sporen sind ganz einfach mit kleinem Stachel ohne Rad; als Zaum hatte man die Trense. Die Kleidung bestand im allgemeinen aus Hose und Leibrock von starker Leinwand oder Schafwollgewebe, Pelzen und Schuhen oder Sandalen. Sehr beliebt als Schmuckgegenstände waren Fibeln (s. d.), Schnallen, Arm-, Leib-, Ohr- und Fingerringe aus Bronze oder Messing, Silber oder Gold; an den Halsringen und -Ketten trug man Anhängsel aus dünnem gepreßten Goldblech (Brakteaten, s. d.); schließlich bestanden viele Hals- und Armbänder aus Perlen von Stein, Bein, Bernstein, Thon oder Glas. Die Münzen, die man hierbei findet, stammen entweder aus der griechischen Kolonie Massalia (Marseille), oder sind römischen Ursprungs; danach theilt man die Grabalterthümer ein in vorrömische und römische. Belgien, das Rhein- und Maingebiet waren Hauptsitze der römischen Kultur. — Unter der Berührung mit den klassischen Mustern der römischen Kultur entfaltete sich in **Deutschland** während des Eisenzeitalters die fränkische, suevische, alemannische, kurz die südgermanische Kultur, die bis in die historische Zeit reicht. Aus dieser Zeit stammen die süddeutschen Reihen-, Flach- oder Furchengräber, in welchen die Leichen in bloßen Erdgräbern von 0,6—1,9 Meter Tiefe ruhen; im Norden (z. B. in Schleswig-Holstein) sind für diese Zeit wichtige Fundstätten die Torfmoore, in der Schweiz mehrere Pfahldörfer, namentlich La Tène am Nordende des Neuenburger Sees. Manche Angaben des Tacitus über die Germanen und ihre Lebensweise stimmen mit den Gräberfunden überein. Ein Gemeingut der germanischen Völker dieser Zeit waren die unter dem Namen »Runen« (s. d.) bekannten Schriftzeichen, die jedoch nur im Norden, hauptsächlich bei Angelsachsen und Skandinaviern, in volksthümlichem Gebrauch waren; man kennt zwei Schriftgruppen derselben: während die Lesung der jüngern, kürzern Runenzeile keine Schwierigkeiten

darbietet, konnte man die älteren, aus der frühesten Eisenzeit stammenden Runenstäbe schwer entziffern.

Eisenzinkspat, s. Zinkspat.

Eisenzölle, s. Zölle.

Eisenzucker, s. v. w. Eisenoxydsaccharat.

Eisern, in der ältern Rechtssprache s. v. w. für beständige Zeiten oder unablösbar festgesetzt, z. B. eisernes Kapital, ein solches Kapital, welches weder vom Schuldner abgetragen, noch vom Gläubiger gekündigt werden kann; speciell in der Landwirtschaft versteht man darunter dasjenige Betriebskapital, welches den Gutspächtern mit übergeben wird unter der Bedingung, am Ende der Pachtzeit es wieder abgeben zu müssen, wobei man den etwaigen Mehr- oder Minderwerth sich gegenseitig vergütet. Eisernviehvertrag (contractus socidae), ein nach deutschem Recht bei Gutsverpachtungen üblicher Vertrag, kraft dessen der Pächter das auf dem Gut befindliche Vieh nach vorgängiger Taxation desselben übernimmt mit der Verpflichtung, am Ende des Pachtvertrags eine gleich große Anzahl gleich guten Viehs zurückzulassen; daher das Rechtssprichwort: »Eisern Vieh stirbt nicht«. — Aehnlich bedeutet im Militärwesen eiserne Portion den dreitägigen Mundvorrath, welchen der Soldat bei sich führt und nur auf besondern Befehl angreifen darf, z. B. am Abend nach größeren Gefechten, wo das Heranziehen der Proviantkolonnen oder das Herbeischaffen von Lebensmitteln durch Requisition nicht mehr möglich ist.

Eiserne Maske (Mann mit der eisernen Maske), unter der Regierung Ludwigs XIV. ein französischer Staatsgefangener, welcher stets eine eiserne Maske getragen haben soll, in Wahrheit nur eine Sammetmaske trug und 1703 in der Bastille starb, dessen Lebensumstände aber als das tiefste Staatsgeheimnis bewahrt wurden. Holländische Schriftsteller behaupten, die E. sei ein junger fremder Edelmann, Kammerherr und Günstling der Königin Anna und der wahre Vater Ludwigs XIV. gewesen. Der Jesuit Griffet, der neun Jahre lang Beichtvater in der Bastille war, berichtet in seinem »Traité des différentes sortes des preuves qui servent à établir la vérité dans l'histoire« (Lütt. 1769), sich auf das Journal des Leutnants der Bastille von 1698 und auf das Todtenregister des Kirchspiels St. Paul, wo man die E. beerdigte, berufend, St. Mars sei 18. Sept. 1698 von der Insel Marguerite, wo er Gouverneur gewesen, mit dem Gefangenen in der Bastille angekommen, und der Gefangene sei 19. Nov. 1703 gestorben. Hinsichtlich der Person neigt sich Griffet der Ansicht der »Mémoires secrets« zu, welche 1745—46 zu Amsterdam erschienen und behaupteten, der Gefangene sei ein natürlicher Sohn Ludwigs XIV. und der La Vallière gewesen, ein Herzog von Vermandois, der dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben habe und daher auf Lebenszeit gefangen gesetzt worden sei. In einem Zusatze zu dem Artikel Anna des »Dictionnaire philosophique« gibt angeblich der Herausgeber des Werks, in Wirklichkeit Voltaire, die Nachricht, die E. sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV., ein Sohn Anna's von Oesterreich und (nach Liguet in der »Bastille dévoilée«) des Herzogs von Buckingham. Danach geschah die Einsperrung auf Ludwigs XIV. Befehl. Eine Schrift von St. Mihiel (1790) bringt das Schicksal des Unglücklichen mit einer geheimen Vermählung der Königin Anna mit Mazarin in Verbindung, während Bouché (»Essai sur l'histoire de la Provence« 1785) die ganze Geschichte von der eisernen Maske für eine Erfindung Voltaire's erklärt. Nach dem Sturz der Bastille suchte man auch nach Zeugnissen über die E., fand aber in den Hausregistern das Blatt über diesen Gefangenen ausgerissen. Eine Ansicht, die Vielen glaubwürdig erschien, ist die, daß die E. Mattioli, Minister des Herzogs Karl Ferdinand von Mantua gewesen, sei. Aus italienischen Aktenstücken erwiesen dies Senac de Meilhan (»Oeuvres philosophiques et littéraires«, Hamb. 1795), Roux-Fazillac (»Recherches historiques et critiques sur l'homme au masque de fer«, Par. 1800), ferner Delort (»Histoire de l'homme au masque de fer«, das. 1825), sich auf archivalische Dokumente stützend, und ihnen folgten mehrere deutsche Gelehrte sowie noch neuerdings Camille Rousset (»Histoire de Louvois«, Bd. 3; 3. Aufl., das. 1864) und M. Topin (»L'homme au masque de fer«, das. 1869). Mattioli hatte nämlich 1678 Ludwig XIV. versprochen, die Festung Casale an Frankreich zu verrathen, hatte dafür von Ludwig außer kostbaren Geschenken 100,000 Scudi empfangen, verrieth aber das Geheimnis an Savoyen, Spanien und Oesterreich. Deshalb soll ihn der französische König auf die französische Grenze haben locken und 2. Mai 1679 in diese Art Gefangenschaft bringen lassen. Neben dieser Ansicht hat eine andere, zuerst von dem Abbé Soulavie publicirte und angeblich auf ein von dem Erzieher des Unglücklichen herstammendes Dokument gestützte Angabe, daß die E. ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen sei, viele Vertheidiger gefunden. Dieser Ansicht stimmten später Billard und nach ihm Delalande de St. Esprit bei, welch letzterer 1841 im »Echo française«: »Dernières Révélations sur le Masque de fer« bringt, in welchen er sich auf ein Dokument stützt, das der Direktor der Archive der auswärtigen Angelegenheiten, v. Hauterive, aufgefunden haben soll. Diese Ansicht, der sich auch Zschokke in seinem Trauerspiel »Der Mann mit der eisernen Maske« und die Franzosen Arnould und Fournier in dem Drama »L'homme au masque de fer« (1832) anschließen, war zur Zeit der Revolution fast die allein geltende. P. Jakob (»L'homme au masque de fer«, Par. 1840) erklärt die E. für den Finanzintendanten Fouquet, eine allerdings völlig unwahrscheinliche Ansicht. Die gegründetste Meinung ist vielmehr diejenige, welche Th. Jung in »La vérité sur le Masque de fer« (Par. 1873) ausspricht. Die E. war hiernach der lothringische Ritter v. Harmoises, welcher an der Spitze einer Verschwörung stand, die sich in den spanischen Niederlanden gegen das Leben Ludwigs XIV. gebildet hatte. Er wurde auf der Reise nach Paris 29. März 1673 bei Péronne verhaftet und in der Bastille und in den Staatsgefängnissen zu Pignerol, Ste. Marguerite und Exiles darum im tiefsten Geheimnis gefangen gehalten, weil er vornehme Personen, wie den Grafen von Beauvais, den Prinzen von Condé u. a., zu Mitwissern seiner Pläne gehabt hatte.

Eisernen Krone, Orden der, gestiftet von Napoleon I. als König von Italien 5. Juni 1805 zum Andenken an seine Krönung zu Mailand als Ordine della corona di ferro, ein Name, den der Orden von dem eisernen Reif trägt, welchen die Königin Theodolinde nach der Legende 593 aus einem der Kreuzesnägel fertigen ließ, und mit dem die Könige der Longobarden und auch Napoleon gekrönt wurden. Der Orden erlosch mit Napoleons Sturz. Kaiser Franz I. von Oesterreich stellte ihn 12. Febr. 1816 unter

seinem jetzigen Namen her und zwar für Verdienste um das Königreich Italien, Anhänglichkeit an die Krone, wissenschaftliche und künstlerische Leistungen. Die Dekoration besteht aus einer goldenen Krone mit dem doppelten kaiserlichen Adler darüber, der von der Kaiserkrone gekrönt wird. Auf der Brust des Adlers befindet sich vorn ein blaues Schild mit dem Buchstaben F und rückwärts der Jahrzahl 1816. Der Orden hat drei Klassen. Die Ritter erster Klasse tragen den Orden über der rechten Schulter an breitem, goldgelbem, dunkelblau gerändertem Bande, daneben auf der Brust einen silbernen Stern, in dessen goldenem Mittel sich die Eiserne Krone und darin auf blauem Email die Devise: »Avita et aucta« (alt und erweitert) befindet. Die Ritter zweiter Klasse tragen den Orden am Hals, die Ritter dritter Klasse im Knopfloch. Die Kriegsdekoration hat zu beiden Seiten der Adler aufwärts gerichtete, grün emaillirte Lorbeerzweige. Bei feierlichen Gelegenheiten wird eine goldene Kette um den Hals getragen, deren Glieder abwechselnd aus dem Monogramm F. P., der Eisernen Krone und Eichenlaubkränzen bestehen. Die Ritter erster Klasse haben die Geheimerathswürde und werden vom Kaiser »Unser Vetter« titulirt. Die Ritter zweiter Klasse werden auf Ansuchen in den erblichen Freiherrenstand, die der dritten Klasse in den erblichen Ritterstand erhoben. Der Ordenstag ist der 7. April. S. Tafel »Orden«.

Eiserner Helm (Orden vom eisernen Helm), kurhess. Militärverdienstorden, vom Kurfürsten Wilhelm I. 18. März 1814 für die Theilnehmer an den Freiheitskriegen gestiftet. Die Dekoration ist ein schwarzes, in Silber gefaßtes brabanter Kreuz von Gußeisen, vorn in der Mitte der offene Helm, an dessen beiden Seiten die Chiffre W. K., unten 1814. Der Orden hat Großkreuze und Ritter erster und zweiter Klasse. Die Ritter tragen das Kreuz an einem rothen, weiß geränderten Band im Knopfloch, die Ritter erster Klasse außerdem ein Kreuz auf der linken Brust und die Großkreuze ein noch einmal so großes Kreuz am Hals. Der Orden erlischt allmählich, doch bleiben die Ertheilungspatente den Familien zum Andenken.

Eisernes Kreuz, preußischer, von König Friedrich Wilhelm III. 10. März 1813 zu Breslau gestifteter Orden für Verdienst um das Vaterland im Kampf gegen Frankreich. In seiner Einfachheit und Werthlosigkeit sollte das Eiserne Kreuz an die schwere und eiserne Zeit erinnern, welche es ins Leben rief. Die Dekoration bestand demzufolge aus einem eisernen, mit Silber eingefaßten Andreaskreuz, im obern Flügel mit dem Namenszug F. W., in der Mitte mit drei Eichenblättern, unten mit der Jahrzahl 1813. Der Orden hatte Großkreuze, Ritter erster und Ritter zweiter Klasse. Die Großkreuze vom Militär trugen den Orden, doppelt so groß als die Kreuze der anderen Klassen, an einem schwarzen Band mit weißer Einfassung, die vom Civil an einem weißen Band mit schwarzer Einfassung um den Hals; die Ritter erster und zweiter Klasse an dergleichen Bändern im Knopfloch, die Ritter erster Klasse außerdem noch ein kleines Kreuz (eigentlich von den betreffenden Bändern) auf der linken Brust. Für Blücher allein war ein E. mit goldener Einfassung verfertigt worden. Den Statuten gemäß konnte man das Eiserne Kreuz erster Klasse nur erhalten, wenn man sich das der zweiten Klasse bereits erworben hatte. Das Großkreuz ward nur an fünf Generäle verliehen. Sobald der ausführliche Bericht des kommandirenden Generals über eine Schlacht oder ein Gefecht eingegangen war, bestimmte der König nach den Vorschlagslisten, welche von den Empfohlenen das Kreuz erhalten sollten, ließ zuweilen auch noch einige vom Officierkorps selbst auswählen; für Gemeine, welche zwar verzeichnet, aber nicht besonders empfohlen waren, setzte der König noch eine Anzahl Kreuze aus, welche der kommandirende General zu vertheilen hatte. Die dazu Vorgeschlagenen erhielten das Kreuz wenigstens durch Vererben von Verstorbenen. Im Jahr 1839 aber wurden durch eine Kabinetsordre sämmtliche vorgeschlagenen und noch nicht dekorirten Theilnehmer an den Befreiungskriegen mit dem Kreuz geschmückt. Am 3. Aug. 1841 errichtete Friedrich Wilhelm IV. eine Fundation, nach welcher von den Inhabern des Eisernen Kreuzes erster Klasse 12 Senioren vom Officiers- und 12 Senioren vom Soldatenstand jährlich 150 Thlr. und von den Inhabern des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse 36 Senioren aus dem Officiers- und 36 Senioren aus dem Soldatenstand jährlich 50 Thlr. Ehrensold auf Lebenszeit erhielten; doch mußten sie in Preußen wohnen. Am 19. Juli 1870, dem Tag der französischen Kriegserklärung und zugleich dem Todestag der Königin Luise, wurde der Orden im Sinn seiner ersten Stiftung von König Wilhelm I. von Preußen erneuert. Das Eiserne Kreuz sollte nach den Statuten, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampf mit dem Feind, oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des Vaterlands erworben ward. Die für diesen Krieg wieder ins Leben gerufene Auszeichnung des Eisernen Kreuzes sollte, wie früher, aus zwei Klassen und einem Großkreuz bestehen. Die Ordenszeichen sowie das Band blieben unverändert, nur wurde auf der glatten Vorderseite das W mit der Krone und darunter die Jahrzahl 1870 angebracht. Die zweite Klasse wird an einem schwarzen Band mit weißer Einfassung, wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feind erworben ist, und an einem weißen Band mit schwarzer Einfassung, wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch, die erste Klasse auf der linken Brust und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, um den Hals getragen. Die erste Klasse erhielt nur, wer die zweite schon erworben hatte, und sie wird neben der letztern getragen. Das Großkreuz wurde ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen mußte, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung oder für anhaltende Vertheidigung einer Festung, die nicht in feindliche Hände gefallen, dem Kommandirenden verliehen. Großkreuze sind nur an den Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen, den Prinzen Friedrich Karl von Preußen, den Kronprinzen von Sachsen, den General v. Moltke (spätern Feldmarschall), den General Freiherrn v. Manteuffel, den General v. Göben und den General v. Werder verliehen worden. Die Zahl der 1870—1871 an Deutsche (nicht bloß, wie früher, an Preußen ausschließlich) verliehenen Kreuze erster und zweiter Klasse beträgt etwa 45,000. — Außer an verdiente Krieger und Aerzte ist nach dem Krieg das Eiserne Kreuz auch an Regimenter verliehen worden, indem Fahnen und Standarten von Regimentern, welche sich ausgezeichnet haben, mit demselben geziert

worden sind. Die Form des Eisernen Kreuzes kehrt auch nach dem Krieg vielfach in den Attributen des Deutschen Reichs wieder. Vgl. v. Troschke, Das Eiserne Kreuz (Berl. 1871). S. Tafel »Orden«.

Eisernes Thor (türk. Demirkapu), Name mehrerer Engpässe im südöstlichen Europa und im Orient. Die bekanntesten sind: 1) der Eiserne Thorpaß im siebenbürg. Erzgebirge, an der Südwestecke des Landes, der zwischen dem Pojana Ruska (1360 Meter) im N. und der Burvu Piatra (2192 Meter) im SW. ins Bisztrathal führt, 510 Meter hoch. Er hieß bei den Römern Pons Augusti, im Mittelalter Porta Vacnil, war ehedem durch ein eisernes Thor geschlossen und ist bekannt durch wiederholte Einbrüche der Türken. — 2) (Clissura), berühmte Felsenenge, welche die Donau auf der Grenze zwischen Serbien und der österreichisch-serbischen Militärgrenze durchströmt. Sie erstreckt sich 60 Kilom. weit vom ungarischen Ort Bazias bis Kladowa und zerfällt in drei durch zwei klippenlose Wasserbecken (bei Milanovac und Orsova) getrennte Partien, von denen die dritte, der eigentliche »Eiserne Thorpaß«, mit der berüchtigten Felsbank Prigrada, wo der Strom auf eine Breite von 117 Meter bei 51 Meter Tiefe eingeengt wird, die gefährlichste ist (s. Donau). Felsbänke und Felsvorsprünge, kolossale Steinklippen, heftige und gefährliche Wirbel, Wasserstürze und Widerströme mit einer rapiden Geschwindigkeit des Gefälles von 3—5 Meter in der Sekunde machen bei der großen Enge im Verhältnis zur Tiefe die Schiffahrt durch diesen Paß, wenn auch nicht unmöglich, doch immerhin gefährlich. Gewöhnliche Ruderschiffe können es kaum wagen, ihn zu befahren, und selbst mancher stolze Dampfer (zuletzt 1862 das türkische Kriegsschiff Silistria) fand hier seinen Untergang. Erst bei einem Wasserstand von mindestens 2¼ Meter über Null am Pegel zu Orsova können Dampfer mit 1,8 Meter Tiefgang die Fahrt durch den Engpaß beginnen. An Bemühungen, die Clissura fahrbar zu machen, hat es schon im Alterthum nicht gefehlt, wie die Steinarbeiten im Paß Kazan, verschiedene Römerinschriften und der alte Name Porta Augusti beweisen. Auch Oesterreich hat seit etwa vier Jahrzehnten durch Sprengungen an der Beseitigung der die Schiffahrt hemmenden Hindernisse gearbeitet; indessen wird erst ein gemeinsames, zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei nebst Serbien und Rumänien vereinbartes Vorgehen den Gefahren und Störungen der Schiffahrt ein Ende machen. Die landschaftliche Scenerie des Eisernen Thors, dessen Pässe und höhlenreiche Steilwände von Kalk und Glimmerschiefer durch eine prachtvolle Waldflora gehoben werden, übertrifft an Großartigkeit jede andere europäische Stromlandschaft. Vgl. Kanitz in den »Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft zu Wien« 1874. — 3) Küstenpaß in Daghestan, bei der Stadt Derbend, zwischen dem Ostende des Kaukasus und dem Kaspischen See, Ausgangspunkt der im 6. Jahrh. v. Chr. erbauten Kaukasischen Mauer, die sich zwar nicht, wie die Chinesische Mauer (s. d.), über Berge und Thäler hinzieht, sondern nur in Thälern und an Pässen sich findet, aber ebenfalls die Bestimmung gehabt hat, die im N. wohnenden Nomaden von Einfällen in die von iranischen Völkern mit Fleiß bebauten Flußniederungen abzuhalten. Ihre Ausdehnung ist noch nicht festgestellt, doch scheint sie sich bis zum Schwarzen Meer erstreckt zu haben.

Eisernes Vieh, s. Eisern.

Eisernes Zeitalter, s. Zeitalter.

Eisessig, s. Essigsäure.

Eisfeld, Stadt im Herzogthum Sachsen-Meiningen, an der Werra und der Werra-Eisenbahn, am Südabhang des Thüringer Waldes, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein altes Schloß, eine gothische Stadt- und eine Gottesackerkirche (mit dem Grabmal des Justus Jonas, der hier Superintendent war), bedeutende Bierbrauerei, Gerberei, Wollspinnerei, Flanell-, Spielwaarenfabrikation, Märbelmühlen, Holzhandel und (1871) 3091 evangel. Einwohner. E. kam 1227 durch Heirath an die Grafen von Henneberg, ward 1323 zur Stadt erhoben, fiel dann an die Landgrafen von Thüringen und 1420 an Kursachsen. Die früher hier durchführende Hauptstraße aus Franken nach Thüringen sowie der vom 13.—15. Jahrh. in der Nähe blühende Bergbau machten die Stadt (sie hatte im 15. Jahrh. schon über 4000 Einw.) sehr wohlhabend, und Kaufleute aus Nürnberg unterhielten hier seit 1479 eine Schmelz- und Saigerhütte. Im Dreißigjährigen Krieg ward E. mehrmals hart mitgenommen und fast entvölkert. Im Jahr 1680 kam es an die Linie Sachsen-Hildburghausen, deren erster Herzog hier residirte (weshalb die Linie erst Sachsen-Eisfeld hieß), 1826 mit Hildburghausen an das Herzogthum Meiningen. Die Stadt wurde wiederholt von großen Feuersbrünsten heimgesucht.

Eisglas, s. Glas.

Eisgrub (tschechisch Lednice), Marktflecken in der mähr. Bezirkshauptmannschaft Göding, an der Taya und 4 Kilom. südwestlich vom Bahnhof Kostl, Hauptort einer Herrschaft des Fürsten von Liechtenstein, hat ein prachtvolles Schloß mit Theater und ausgedehnten Glashäusern und (1869) 2500 Einw. An das Schloß stößt der berühmte riesenhafte Park mit exotischen Forstbäumen, einem 2 Kilom. langen und 1 Kilom. breiten Wasserbecken, in welchem 10 Inseln liegen, großen hydraulischen Maschinenwerken, durch welche der Tayafluß gesperrt werden kann, dem sogen. orientalischen Thurm (mit herrlicher Aussicht), dem Sonnen- und dem Musentempel, Bade- und Fischerhäusern 2c.

Eisheilige, s. Pankratius.

Eiskeller, s. Eis.

Eiskraut, s. v. w. Mesembryanthemum.

Eisleben (Islebia), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Mansfelder Seekreis, Hauptstadt desselben und ehemals der Grafschaft Mansfeld, liegt im W. des Süßen und des Salzigen Sees, an der Eisenbahn von Halle über Nordhausen nach Kassel und besteht aus der Altstadt, Neustadt und drei Vorstädten. Die Stadt, besonders berühmt als Geburts- und Sterbeort Luthers (s. unten) hat 4 evangel. Kirchen (darunter die Andreaskirche mit Denkmalen der alten Grafen von Mansfeld und die Peter-Paulkirche mit dem Taufstein, an dem Luther getauft worden sein soll), eine kathol. Kirche sowie eine Synagoge, eine Schloßruine, ein Gymnasium (von Luther zwei Tage vor seinem Tod gestiftet), eine Realschule, ein Schullehrerseminar, eine Bergschule, 2 Bürgerschulen und (1871) 13,900 Einw., darunter 333 Katholiken und 138 Juden. Das Geburtshaus Luthers, in der »Dr. Lutherstraße«, brannte 1689 bis auf das untere Stockwerk ab, wurde aber durch milde Beiträge wieder aufgebaut und 1693 zur Freischule für arme Waisen eingerichtet. Bei der Reformationsfeier 1817 nahm Friedrich Wilhelm III. das Haus in seinen beständigen Schutz, so daß dasselbe für immer

in seiner Form erhalten werden soll; die Freischule wurde mit festem Einkommen ausgestattet, durch Anbau eines Hintergebäudes erweitert und mit einem Schullehrerseminar verbunden. Das Haus enthält mancherlei Reliquien von Luther. Die Stadt ist Sitz eines Kreisgerichts sowie der Direktion der Mansfeldischen kupferschieferbauenden Gewerkschaft und hat wichtigen Bergbau auf Kupfer und Silber, 2 Kupferhütten, Gartenbau und Samenhandel. Die Altstadt von E. kommt urkundlich schon 974 vor; sie erhielt 1045 Münz-, Markt- und Zollrechte und gehörte den Grafen von Mansfeld. Im Jahr 1082 wählte ein Konvent deutscher Fürsten zu E. den lothringischen Herzog Hermann, der hier residirte, zum deutschen König, weshalb die Stadt mit Ausnahme des Schlosses 1083 von den Bremern und Hildesheimern, den Feinden Hermanns, erobert und verbrannt wurde. Nach dem Wiederaufbau des Orts gab besonders der Bergbau Veranlassung zu seiner Erweiterung. Am 10. Nov. 1483 wurde hier Luther geboren, der 18. Febr. 1546 auch hier starb. Nachdem E. während der Bauernunruhen 1525 zum Theil zerstört worden war, wurde die Neustadt angelegt. 1579 ward hier der **Eisleben'sche Tauschrecess** zwischen Kursachsen und dem Erzstift Magdeburg abgeschlossen. Nach dem Aussterben der Grafen von Mansfeld 1780 kam E. an Sachsen und 1815 an Preußen.

Eismaschinen, s. **Eis**.

Eismeer (**Polarmeer**), im allgemeinen Bezeichnung für die die beiden Erdpole zunächst umgebenden Wassermassen, wonach ein nördliches und ein südliches E. zu unterscheiden ist. Das **Nördliche E.** oder **Arktische Polarmeer** umgibt den Nordpol und berührt die nördlichen Küsten von Asien, Europa und Amerika. Zwischen den dem letztern Kontinent vorgelagerten Inseln bildet es eine Menge von Busen, Durchfahrten und Straßen. Mit dem Atlantischen Ocean steht es hauptsächlich durch die See zwischen Grönland und Island einerseits und zwischen Island und Großbritannien anderseits in offener Verbindung; in das Stille Meer führt die Behringsstraße. Selbst in der wärmern Jahreszeit treiben aus den Polargegenden gegen S. (oft bis zum 55.°) Eismassen von kolossaler Ausdehnung und oft von wunderlichster Gestalt: schwimmende Eisinseln, die oft hunderte von Meilen in die Länge und Breite messen, treibende Eiskolosse in Gestalt von Obelisken, Pyramiden ꝛc. Das zwischen zwei auf einander zutreibende Eismassen gerathene Schiff wird zermalmt; die Schollen an der Springfläche haben eine solche Schärfe, daß sie die Seitenwand eines Schiffs wie eine Säge zerschneiden. Neben diesen starren Massen schwimmt als das Produkt einer mildern Zone Treibholz, welches nirgends sonst in solcher Menge angetroffen wird. An der nördlichsten sibirischen Küste sieht man es in ungeheuren Massen aufgeschichtet, und man kann sein Alter verfolgen von dem eben losgerissenen bis zu dem wohl 1000 Schritte von der Flutmarke liegenden, fast verwitterten Stamm. Meeresströmungen tragen es aus den Mündungen der sibirischen Flüsse und denen des nordwestlichen Amerika an die Polarküsten. Was die Thierwelt anlangt, so herrschen die Meersäuger und Amphipoden (Flohkrebse) im nördlichen E. vor. Unter den ersteren sind der grönländische Bartenwal, der Finnfisch, der Narwal und das Walroß charakteristisch. Die unermeßlichen Scharen der winzigen Flohkrebse sind aasfressend und vermögen in einer Nacht den größten Seehund bis auf das Gerippe zu verzehren, dienen aber selbst wieder den Säugern als Futter. Handelsgeist und ein höherer Trieb der Forschung und Entdeckung haben den Menschen auch in dieses unwirtliche Meer geführt. Der Walfischfang sowie die Jagd auf Pelzthiere sind daselbst lohnend, und nächstdem wurde es auch zu dem mehr wissenschaftlichen Zweck, von der Hudsons- und Baffinsbai aus an der Nordküste von Nordamerika hin eine nordwestliche Durchfahrt (**Nordwestpassage**) nach der Behringsstraße aufzufinden, vielfach besucht und erforscht. Nachdem schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch eine Reihe von Entdeckungen klar geworden war, daß Amerika nicht, wie man geglaubt, ein zusammenhängendes Land bis zum Pol bilde, wurden besonders seit 1818 die Entdeckungsexpeditionen (s. **Nordpolexpeditionen**), vornehmlich von England aus, wieder aufgenommen. An die Namen Roß, Parry, Franklin, Beechey ꝛc. knüpft sich die Geschichte der reichhaltigsten und gefahrvollsten Fahrten, unter deren Schrecken eine Kälte, welche Chloroform und salzsauren Aether in feste Körper verwandelt, Kanäle, fast 5000 Meter lang durch 15—20 Centim. dickes Eis gehauen, vielmonatliche Gefangenschaft zwischen einschließenden Eisbergen, eine Qual des Hungers, die zu Flechten, geröstetem Leder und zerstoßenen Knochen greift, noch nicht als das Aergste erscheinen. Die gesuchte Durchfahrt fand indessen erst M'Clure im Herbst 1850, freilich nur, um ihre gänzliche Unbrauchbarkeit für die Schiffahrt darzuthun, da nur unter begünstigenden Umständen einmal in einem Sommer alle Kanäle dieser zwischen polarischen Inselländern sich windenden Durchfahrt vom Eis frei sind. Wichtiger fast ist, was der Nordamerikaner Kane unter 81° 22′ an der Nordküste Grönlands entdeckte: nämlich ein weithin offenes, ganz vom Eis freies Meer, das in heftiger Brandung an das Ufer schlug, während man seither der Meinung war, das E. bilde etwa von 82° an eine feste, unbewegliche Masse. Seitdem ist die Existenz eines von Eis freien Polarmeers noch durch andere Wahrnehmungen, wie die Untersuchungen über Herkunft des Treibholzes, sehr wahrscheinlich geworden. Warme Strömungen, die in die arktischen Meere ziehen, müssen die Temperatur bedeutend mildern. Walfische, die man im Grönländischen Meer harpunirt hatte, wurden mit diesen Harpunen an Kamtschatka's Küsten gefangen, und da die Wale die heiße Zone scheuen, so muß an eine unbehinderte Kommunikation zwischen dem Grönländischen Meer und der Behringsstraße gedacht werden. Die höchste bis heute in diesem Meer zu Schiff erreichte Breite ist unter 82° 16′, in der Robesonstraße, einer nördlichen Fortsetzung der Baffinsbai, bis wohin im August 1871 der amerikanische Kapitän Hall mit seinem Schiff Polaris vordrang. — Das **Südliche E.** oder **Antarktische Polarmeer** hat keine Landgrenze, wie das nördliche, sondern hängt mit den südlichen Hälften des Atlantischen, Indischen und Stillen Oceans in offener Wasserverbindung zusammen. Auch auf die Erforschung dieser südpolarischen Regionen ist man ausgegangen; doch stellen sich hier noch größere Schwierigkeiten entgegen, denn Eisfelder und Eismassen haben ein noch ausgedehnteres Gebiet als im Nördlichen E. So reicht die nördlichste Grenze des Treibeises südwestlich von Afrika bis über den 43.° nach N. hinüber. Die wichtigste Expedition in diese Region ist die des englischen Kapitäns Roß 1839—43, der bis jetzt

am weitesten gegen den Südpol vorgedrungen ist (bis 78° 11'). Die Namen seiner Schiffe, Erebus und Terror, übertrug man auf feuerspeiende Berge des dort entdeckten und Süd-Victorialand benannten Kontinents. Weiterem Vordringen stellte sich eine kolossale Eismauer von 65—70 Meter Höhe entgegen, die fest zusammenhängend hunderte von englischen Meilen sich hinzog. In neuester Zeit hat das englische Kriegsschiff Challenger interessante Beobachtungen über die Eisberge des südlichen Polarmeers angestellt. Dieselben sind meist flach, kubisch und ragen 50—80 Meter aus dem Wasser, so daß (da schwimmendes Eis etwa zu $^{9}/_{10}$ untertaucht) ihre Dicke mehr als 650 Meter betragen muß. In dem sie umgebenden Wasser von 1,5° C. können sie nicht abschmelzen und müssen viele hunderte von Jahren umherschwimmen, ehe sie aufgelöst sind. Nur an der Oberfläche wird das Wasser im Sommer durch die Sonne so weit erwärmt, daß es, unterstützt durch die brandenden Wellen, in den Berg eine horizontale Rinne von 9—10 Meter Höhe und etwa 5 Meter Tiefe einschmilzt. Dadurch wird der Eisberg an der Wetterseite leichter, er hebt sich an ihr aus dem Wasser und sinkt an der andern Seite ein. So erhält er im Verlauf der Jahre mehrere ausgeschmolzene Rinnen über einander, und an der Wetterseite bricht endlich die obere Partie ab, so daß ein Eissporn stehen bleibt, der sich bei weiterer Abschmelzung aus dem Wasser erhebt und eine Terrasse am Fuß des Bergs bildet. Die ursprünglichen Gletscherspalten erweitern sich zu Eishöhlen, die nach und nach einbrechen und oft die wunderbarsten Gestaltungen hervorbringen. Vgl. Neumayer, Die Erforschung des Südpolargebiets (Berl. 1872). S. die »Erdkarte«.

Eispflanzen, s. v. w. Mesembryanthemeen (s. d.).

Eispunkt, s. v. w. Gefrierpunkt

Eisschrank, s. Eis.

Eisspat, s. v. w. Adular.

Eissturmvogel, s. Sturmvögel.

Eistaucher, s. Seetaucher.

Eisvögel (Alcedinidae *Bonap.*), Vögelfamilie aus der Ordnung der Kukuksvögel (Coccygomorphae), Vögel mit langem, meist geradem, eckigem Schnabel mit gekielter Firste, kurzem Hals, höchstens mittellangen Flügeln, langen Flügeldecken, meist kurzem Schwanz und sehr kurzen Läufen, an denen die beiden äußeren Zehen verbunden, nur im letzten Glied frei sind. Die meisten Arten leben in den wärmeren Theilen der Alten Welt an Gewässern einzeln oder paarweise und schweifen fischend umher. Ihre Hauptnahrung bilden Fische, Kerbthiere, Krabben, die sie stoßtauchend erbeuten. Zur Gattung Alcedo *L.* gehört der Eisvogel (Königsfischer, Ufer-, Wasser-, Seespecht, Martinsvogel, A. ispida *L.*), mit langem, geradem, schlankem, hochrothem Schnabel, geradlinig abfallender Firste, sehr kurzen, mennigrothen Füßen, kurzen, ziemlich stumpfen Flügeln, in denen die dritte Schwinge die längste ist, kurzem Schwanz, reichem, glatt anliegendem Gefieder und zu einer kleinen Holle verlängerten Federn am Hinterkopf. Er wird 16 Centim. lang, ist auf der Rückenmitte himmelblau, an den Flügeln bläulichgrün, am Hinterleib rostbraun, an der Kehle weiß, findet sich in ganz Europa bis Dänemark, Livland, Esthland, im westlichen Mittelasien und Nordwestafrika, lebt bei uns an bewaldeten Flußufern und Bächen mit klarem Wasser und bleibt, wenn das Wasser bei schnellem Lauf nicht zufriert, selbst im Winter, während er unter minder günstigen Verhältnissen wandert. Er hackt an steilen Uferrändern ein 60—90 Centim. tiefes Loch von 5 Centim. Durchmesser, erweitert es am hintern Ende, pflastert es mit Fischgräten und legt hier 6—7 sehr große, weiße Eier. Bei den Alten war der Eisvogel Gegenstand vieler Mythen, und noch gegenwärtig fabeln viele Völkerschaften Asiens allerlei von geheimnisvollen Kräften des lebenden und selbst des todten Vogels. S. Tafel »Kukuksvögel«.

Eiszeit, eine Periode aus der Diluvialzeit, während welcher die alpinen Gletscher eine viel größere Ausdehnung hatten als gegenwärtig und jedenfalls auch ein großer Theil des nördlichen Europa und Amerika vergletschert war (s. Diluvium, Gletscher, Erratische Formation). In einem großen Theil der ebenern Schweiz finden sich Reste von alten Moränen, ungeschichtete Massen von Sand und Steinen, die durch ihre Ausbreitung wie durch die Politur und Streifung der Geschiebe unzweifelhaft darthun, daß in früherer Zeit die Gletscher sich nach N. und S. weit über das Land und die jetzigen Seen ausgedehnt haben müssen. Heer unterscheidet für die nördliche Schweiz zur E. fünf große Gletscher. Der größte Gletscher kam aus dem Wallis, weil derselbe aus diesem weiten Alpenlande die meisten Zuflüsse erhielt. Er verbreitete sich über den Genfer See bis an den Jura und entwickelte an diesem seine höchste Höhe in der Verlängerung der Richtung des untern Rhônethals; er erfüllte das ganze Hauptthal des Wallis mit seinen zahlreichen Nebenthälern und reichte um mehrere tausend Fuß über die jetzige Thalsohle hinauf, wie die polirten Felswände und die Blockwälle anzeigen. Viel kleiner als dieser Rhônegletscher war der Aargletscher, welcher die Thäler des Berner Oberlands bis 650 Meter über die jetzige Thalsohle füllte. Der Reußgletscher erhielt seine Zuflüsse aus den Thälern des Kantons Uri, aus dem Engelberg- und Muottathal, und reichte bis an die Albiskette hinauf. Der Linthgletscher erhielt seinen Hauptzufluß aus dem Kanton Glarus, überzog einen großen Theil des Kantons Zürich und reichte bis Währenlos. Der Gletscher des Rheinthals bezog sein Material aus Graubünden und theilte sich am Schellberg, indem ein Arm den Wallenseegletscher bildete, der andere aber das Rheinthal füllte, den Bodensee und seine Umgebungen bedeckte und bis nach dem Höhgau hinausreichte. Im S. der Alpen drang ein großer Gletscher aus dem Tessin in die lombardische Ebene vor und erfüllte das Becken des Lago maggiore; ein zweiter kam vom Splügen und Bergell, bildete, mit dem Gletscher des Veltlin sich vereinigend, eine Brücke über den Comer See und rückte seine Endmoräne bis in die Gegend von Monza vor. Auch über den Gardasee reichte ein Gletscher und wurden Schuttmassen geschoben, welche jetzt bis über Peschiera hinaus das Land bedecken. Am weitesten nach S. wurde aber der Gletscher des Monte Rosa vorgeschoben, dessen Schuttmassen nun bis Clusio die aus der Ebene aufsteigenden, bis 490 Meter hohen Hügelzüge bilden.

Die Erklärung dieser Verhältnisse in der Schweiz bot den Schlüssel zum Verständnis ähnlicher Erscheinungen an anderen Orten. Es zeigte sich, daß während der E. auch über den Norden Europa's eine große Gletscherdecke sich ausbreitete, welche da, wo sie das Meer berührte, in dieses hinausgestoßen wurde und unzählige Eisberge erzeugte. Mit diesen Eisbergen wurden durch die Meeresströmungen auch

Steinmassen aus Skandinavien und Nordrußland nach Norddeutschland gebracht, wo sie jetzt stellenweise als niedere Hügelzüge aus der sandigen Ebene sich erheben. Ebenso war Schottland und ein Theil von England mit Gletschern bedeckt, und auch in Nordamerika treten die Gletschererscheinungen in derselben Weise auf. Europa bestand damals wahrscheinlich aus mehreren getrennten Theilen. Der größere, südliche war vorwaltend von O. nach W. ausgedehnt, enthielt das große Gletschergebiet der Alpen und erstreckte sich nördlich ungefähr bis an den Rand der jetzigen norddeutschen Ebene. Die Küstenlinie lief wahrscheinlich von Köln durch Westfalen und das südliche Hannover, am Nordrande des Harzes vorbei, mit einem Busen nach Thüringen hinein, östlich durch Sachsen, den Fuß des Riesengebirges und der Sudeten entlang, durch Polen und Rußland bis südlich von Moskau und dann nach NO., dem Uralgebirge folgend, zum Eismeer. In dieser Weise würde sich der südliche Theil Europa's zunächst als große, langgestreckte Halbinsel darstellen; nordöstlich von derselben lag als stark vergletscherte Insel das heutige Skandinavien, während weiterhin die Hochgebirge des jetzigen Schottland und Nordwales, ebenfalls vergletschert, als Inseln aus dem Meer emporragten. Die nördliche Küstenlinie des damaligen Nordamerika läuft etwa von der heutigen Stadt Baltimore westlich zum Mississippi und die Felsengebirge entlang nach dem Norden. Nördlich von dieser Linie war, wie in Europa zwischen der skandinavischen Insel und dem südlichen Kontinent, vermuthlich ein Eismeer oder Gletschereis (s. Erratische Formation). Die Dauer der E. ist jedenfalls nach Jahrtausenden zu bemessen, und der Rückgang der Gletscher erfolgte allmählich und oft unterbrochen von erneutem Vordringen. Daß die Vergletscherung des Hochlandes eine sehr lang andauernde war, wird auch durch das geschichtete Diluvium bestätigt, welches, großentheils aus alpinen Gesteinen bestehend, während der E. entstanden sein muß. Die mächtigen Geröllbänke z. B., welche die auf der Molasse lagernde Schieferkohle von Utznach in der Schweiz decken, wurden wahrscheinlich zu einer Zeit abgelagert, als die Gletscher das Thal zwischen Utznach und dem Buchberg ausfüllten und die von ihm abfließenden Bäche das Material seiner Seitenmoräne fortschwemmten. Als dann später der Gletscher stieg, hat er dies geschichtete Diluvium bedeckt und nach seinem Rückzug die erratischen Blöcke, welche sich dort finden, abgelagert. Die Schieferkohlen sind offenbar älter als das geschichtete Diluvium, und nach den Pflanzeneinschlüssen, welche sie enthalten, sind sie in einem Klima entstanden, welches dem unserigen ähnlich, jedenfalls aber nicht wärmer war. Dieser Zustand muß einige tausend Jahre gedauert haben, dann drangen die Gletscher vor und wurden erst nach langer Zeit allmählich wieder abgeschmolzen. In Wetzikon hat man aber unter den Schieferkohlen alpine Gesteine gefunden, welche alle Spuren des Gletschertransports zeigen, und in Mörschweil liegen erratische Gesteine unter und über der Schieferkohle. Diese und andere Verhältnisse haben Veranlassung gegeben, zwei durch Jahrtausende von einander getrennte Eiszeiten anzunehmen; mindestens zeigen sie, daß der Uebergang aus der Gletscherzeit zu den heutigen Verhältnissen durchaus kein stetiger gewesen ist.

Das organische Leben wird zur E. auf den eigentlichen Eisgebieten großentheils verdrängt worden sein; nur auf einzelnen Inseln, die aus dem Eis hervorragten, fanden sich wenige Pflanzen und Thiere, ähnlich wie jetzt auf Spitzbergen und Grönland. Als die Gletscher sich zurückzogen, stieg die Vegetation in die Niederungen herab und zeigte nach den Funden in den Schieferkohlen denselben Charakter wie die heutige. Die schnee- und eisfreien Plätze der E. waren mit Pflanzen bedeckt, welche denen glichen, die heute auf den Alpen wachsen und damals auch in der Niederung vorkamen. Für letztere Annahme sprechen namentlich auch die Kolonien von Alpenpflanzen auf den Hügelkuppen und in den Torfmooren der ebenern Schweiz, weit entfernt von den Gebirgsflüssen und den Alpen. Zu ähnlichen Resultaten führt auch die Thierwelt der diluvialen Zeit. Es sind in den Ablagerungen Schnecken und Säugethiere aufgefunden worden; erstere stimmen mit den jetzt bei uns lebenden überein, die Säugethiere aber zeigen einige eigenthümliche erloschene Typen. Man hat in der Schweiz bisher gefunden: den Höhlenbären, den Edelhirsch, den Ur- und Wisentochsen, den Riesenhirsch, das Elen, ferner die Gemse, den Steinbock, das Murmelthier, Renthier, den Dachs, die Wildkatze, die Höhlenhyäne, das gewöhnliche und ein ausgestorbenes Pferd, endlich das wollhaarige Rhinoceros und das Mammuth. Außerhalb der Schweiz fand man noch den Bisamochsen und zwei Lemminge, und man sieht also auch hier, daß Bewohner des hohen Nordens mit echten Alpenthieren in der Ebene neben einander vorkommen. Diese größeren Thiere bieten nun selbstverständlich nicht die Möglichkeit dar, sie noch heute in abgesonderten Kolonien, ähnlich wie es eben von den Alpenpflanzen mitgetheilt wurde, zu beobachten; wohl aber haben sich nordische Insekten, welche sich auch in den Alpen finden, auf verschlagenen Gebirgspflanzen erhalten. Nach den zahlreichen Funden von Werkzeugen und anderen Spuren menschlicher Existenz, welche während der letzten Jahre in den diluvialen Ablagerungen Frankreichs, Deutschlands und anderer Länder gemacht sind, ist nicht mehr zu bezweifeln, daß auch der Mensch mit den oben erwähnten Thieren, deren Reste wir in den glacialen Ablagerungen finden, gleichzeitig gelebt hat, wenn er sich auch naturgemäß den großen Eisgebieten relativ fern gehalten hat. Vgl. Diluvium. Alle diese Thatsachen zwingen zu der Annahme, daß auf die warme tertiäre Periode eine Zeit mit viel kälterem Klima, als wir es jetzt bei uns haben, gefolgt sei. Schon während der tertiären Zeit fand eine allmähliche Temperaturabnahme statt, und zur pliocänen Zeit näherte sich das Klima dem jetzigen. Die E. erklärt aber auch den sonst wunderbaren Umstand, daß aus der miocänen Zeit so wenige Pflanzen in unsere Flora übergegangen sind, während doch sehr nahe Verwandte von miocänen Pflanzen in Nordamerika wieder auftauchen. Noch in den obersten pliocänen Ablagerungen begegnen uns einigemiocäne, jetzt ausschließlich amerikanische Typen, welche aber in der ersten Gletscherzeit bei uns vertilgt wurden, so daß schon zur Zeit der Schieferkohlen ihre Spur verschwunden ist und die Flora den jetzigen asiatisch-europäischen Charakter erhalten hat.

Fragt man nun nach der Ursache der Erscheinungen, welche zur Annahme einer E. geführt haben, so kann man zunächst an eine Erniedrigung der Gesammttemperatur der Atmosphäre denken. Die Erde bewegt sich mit dem ganzen Sonnensystem durch das Weltall und gelangt dabei in sternärmere und sternreichere Gegenden. Erstere dürften eine

niedrigere, letztere eine höhere Temperatur besitzen, und diese würde sich auch der Erde mittheilen, wenn dieselbe lange genug in einer solchen Region verweilte. Zur miocänen Zeit mußte die Erde nach dieser Annahme in einem wärmern Theil des Universums sich befunden haben und zur E. in einem kältern als jetzt. Betrifft diese Annahme die ganze Erde, welche nach ihr auf beiden Hemisphären gleichmäßig erwärmt und abgekühlt werden würde, so ist dagegen nach Adhemars Theorie ein regelmäßiger Wechsel in der Erwärmung und Abkühlung beider Halbkugeln zu erwarten. Infolge der Präcession der Aequinoktien entsteht Ungleichheit zwischen den Summen der Tag- und Nachtstunden auf beiden Hemisphären. Die Ungleichheit bringt entsprechende Temperaturunterschiede hervor, welchen die verschiedene Eisanhäufung an den beiden Polen zuzuschreiben ist. Durch den Unterschied des Gewichts der beiden Eismassen wird nothwendigerweise der Schwerpunkt der Erde verrückt, und dadurch findet ein Ueberströmen der Wassermassen von einer Halbkugel auf die andere statt. Die Vermehrung der Wassermenge erhöht aber die Feuchtigkeit des Klima's, macht dasselbe gleichförmiger und begünstigt die Ansammlung des Schnees auf den Berggipfeln. Dove hat die Möglichkeit einer Veränderung in der Gesammttemperatur der Erde auf andere Weise dargethan. Er zeigte, daß die ganze Atmosphäre in unserem Sommer wärmer ist als in unserem Winter. Auf der Nordhälfte der Erde waltet im Vergleich zur südlichen das feste Land bedeutend vor. Dieses erwärmt sich stärker als das Wasser, welches hingegen im Winter wieder weniger stark erkaltet als jenes, und so trifft der heiße Sommer der Nordhälfte mit dem milden Winter der Südhälfte und der kalte Winter der Nordhälfte mit dem kühlen Sommer der Südhälfte zusammen. Dieser Unterschied erreicht sein Maximum in den Zeitpunkten der größten nördlichen und südlichen Abweichung der Sonne und beträgt 3,6° R. Wendet sich die Sonne von ihrer größten nördlichen Abweichung wieder südlichen Zeichen zu, so überblickt sie immer größere Wasserflächen, und es werden immer steigende Quantitäten Wasserdampf erzeugt, die sich auf der andern Erdhälfte unter Entwickelung von Wärme als Regen oder Schnee wieder verdichten. Hieraus ersieht man aber, daß alle diese Verhältnisse sich ändern müssen, wenn sich, wie das in den verschiedenen geologischen Perioden geschehen ist, die Konfiguration der Ländermassen ändert. Die geognostischen Veränderungen der Erde haben meteorologische Revolutionen zur Folge gehabt, und es können recht gut Perioden höherer Lufttemperatur auf solche mit erheblich geringerer Wärme der Atmosphäre gefolgt sein. — Was die Veranlassung der verhältnismäßig großen Wassermenge der südlichen und der Landmenge der nördlichen Hemisphäre betrifft, so ist neuerdings von Schmick eine freilich noch zu diskutirende Theorie aufgestellt worden, wonach dies eine Folge des Umstandes sein soll, daß die Erde zur Zeit unseres Winters der Sonne am nächsten steht, infolge dessen die beweglichen Theile, das Wasser, stärker nach S. gezogen werden sollen. Sobald durch die Veränderungen des Aequinoktialpunkts und der Apsidenlinie der Erdbahn sich diese Verhältnisse umkehrten, würde also eine entgegengesetzte Vertheilung der Wasserflächen eintreten und ihr entsprechend eine andere Vertheilung der Wärmemenge.

Diesen Theorien steht zunächst die Eschers von der Linth gegenüber, welche sich speciell auf die Alpen bezieht und hervorhebt, daß das Vorrücken und Zurückweichen der Gletscher weniger von der mittlern Jahrestemperatur der Orte als von der Vertheilung der Wärme und Kälte auf die Jahreszeiten abhängt. Ein milder Winter mit reichlichem Schneefall und ein kühler, regnerischer Sommer werden das Wachsthum der Gletscher begünstigen. Es gibt auf den Alpen eine Menge von Jochen und Hochflächen, die ungefähr an der Grenze der Schneeschmelze liegen, und auf welchen sich der Schnee erhalten würde, wenn der Sommer etwas weniger warm wäre. Nun sind alle Schweizer überzeugt, daß die Sonne den Schnee nicht schmelzen würde, wenn nicht der Fön käme. Den Ursprung des letztern glaubt Escher von der Linth in der Sahara suchen zu müssen, und da nachgewiesen ist, daß die Wüste noch in der Quartärzeit mit Wasser bedeckt war, so hätte es hiernach damals auch noch keinen Fön gegeben, und die Ansammlung des Schnees auf den Alpen wäre durch nichts gehindert worden. Dieser Theorie ist Dove entgegengetreten, welcher nachweist, daß der Fön nicht aus der Sahara, sondern aus dem Karibischen Meer stammt. Unzureichend wird aber die Theorie von Escher von der Linth unter allen Umständen, sobald man das Phänomen der E. in seiner Gesammtheit betrachtet. Martins hat darauf aufmerksam gemacht, daß man bei der Erklärung der E. nicht an bedeutende Kältegrade, wie die des Nordpols, denken dürfe; eine Erniedrigung der Jahrestemperatur in der Schweiz um 4° R. würde hinreichen, um die Erscheinungen der E. hervorzurufen. Ueberdies werden die Alpen von der Grenze der subtropischen Regen durchschnitten: Salzburg und Tirol fallen noch ins Gebiet der Sommerregen und zeichnen sich durch den Reichthum an Wasserfällen aus, die Schweiz fällt ins Gebiet der Herbst- und Winterregen und verdankt diesem Umstande die imposanten Gletscher. Für ein Grenzgebiet ist es aber bezeichnend, daß es bald der einen, bald der andern Seite sich anschließt, und so sehen wir auch jetzt noch die Gletscher in einem oft lange anhaltenden Schwanken des Vorrückens und Zurückweichens begriffen. Die Jahreswärme kann im Mittel dieselbe bleiben, aber die Vertheilung der Niederschläge sich ändern, je nachdem die unter dem Aequator aufsteigende Luftmasse bei ihrer Rückkehr nach dem Pol früher oder später den Boden erreicht. So gestaltet sich die Sache allmählich mehr dahin, daß, wie Frankland ausgesprochen hat, die Gletscher nicht thermische, sondern hygrometrische Merkzeichen gewesen wären. Denn je wärmer das Meer war, um so reichlicher mußten die Niederschläge erfolgen. Dahin neigen auch die neueren Erklärungen von Vogt. Das westliche Europa besitzt ferner zur Jetztzeit ein Ausnahmsklima. In dem insularen, feuchten Klima Neuseelands mit schneereichen, aber verhältnismäßig milden Wintern und feuchtwarmen Sommern steigen die Gletscher bis in die Zone einer halb tropischen Flora hinab. Dort, wo baumartige Farne wachsen, gehen die Gletscher an der Kette des Mount Cook ebenso weit nieder zum Meer wie in der Nähe des Nordkaps von Norwegen. Wenn also Europa zur E. ein insulares Klima hatte, so konnten dort Treibeis und Gletscher auch ohne erhebliche Erniedrigung der dortigen Mitteltemperatur und ohne jede Erkältung des Erdkörpers im ganzen vorkommen; gerade wie es für die Süderdhälfte, besonders für die Südspitze Amerika's, durch Darwin nachgewiesen ist, daß dort, wo früher

das Land höher lag, augenblicklich ähnliche Verhältnisse obwalten, wie sie zur E. in Nordeuropa stattfanden. Es bildeten die russischen und norddeutschen Ebenen damals ein Meer, welches durch das Eismeer mit dem Weißen Meer zusammenhing; die Sahara war Meer, der Atlas eine Insel; der Golfstrom, der unsere Meere und Küsten jetzt wärmt, existirte wahrscheinlich noch nicht. Der Golfstrom steigert nämlich die mittlere Jahrestemperatur Nordwesteuropa's nach Hopkins um 4—5° R. Zur Tertiärzeit bestand eine durch eine warme Strömung unterhaltene Verbindung zwischen dem Indischen und Atlantischen Ocean. Als sich diese mehr und mehr schloß, erkältete sich auch folgerichtig das Klima von Europa mehr und mehr. Die kalte arktische Strömung gewann mehr und mehr Einfluß und zog bis zu den Pforten des Mittelländischen Meers. Der Golfstrom floß, nach Wagner, früher in den Stillen Ocean, indem sich damals an der Stelle der jetzigen Landenge eine Lücke in der Kordillerenkette und eine Meerenge vorfand, die erst in verhältnismäßig neuerer Zeit durch jüngere, meist vulkanische Bildungen ausgefüllt wurde. Nach anderen, jedoch minder wahrscheinlichen Annahmen zog der Golfstrom zur E. längs der grönländischen Küste hin, und erst das Auftauchen der Korallenhalbinsel Florida hätte ihn aus dieser Bahn gelenkt und der europäischen Westküste zugewiesen. Eine ganz irrige Annahme aber ist die, daß die oben genannten Mammuthe (Elephas primigenius) und die Nashörner mit Büschelhaar und Knochennasenscheide (Rhinoceros tichorrhinus), welche als Leitversteinerungen der Eisgebilde anzusehen sind, auf ein subtropisches Klima schließen lassen sollen (s. Diluvium, Mammuth ꝛc.). Sie sind nicht nur mit zweifellos nordischen Formen der Thierwelt zusammen gefunden worden, sondern nährten sich von nordischen Fichten und waren in Lebensweise, Bekleidung ꝛc. ganz verschieden von ihren südländischen Verwandten. Vgl. Braun, Die E. der Erde (Berl. 1870).

Eitelberger, Rudolf, von Edelberg, verdienter Kunstgelehrter, geb. 14. April 1817 in Olmütz, studirte zu Olmütz und Wien und wurde zuerst unter Ficker Assistent der philologischen Studien, dann 1847 der erste Docent für Kunstgeschichte, der an den österreichischen Hochschulen wirkte, zu Wien und begründete das Studium der Kunstgeschichte an der Wiener Hochschule. Im Jahr 1848 leitete er einige Monate als Redakteur die kaiserliche »Wiener Zeitung«, wirkte dann längere Zeit als Docent an der Akademie der bildenden Künste und wurde 1852 außerordentlicher und 1863 ordentlicher Professor dieses Fachs an der Wiener Universität. Bis 1864 fungirte E. auch als Mitglied der kaiserlichen Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Im Jahr 1871 wurde er zum Hofrath ernannt. Als Kunstschriftsteller lieferte E. mehrere gediegene Arbeiten, unter denen wir nennen: die von Heider, E. und Hieser publicirten »Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaats« (Stuttg. 1858—60, 2 Bde.) und zahlreiche anläßlich mehrerer Reisen in Dalmatien, Istrien, der Lombardei und Ungarn verfaßte Arbeiten in den »Jahrbüchern und Mittheilungen der Centralkommission«, nebst vielen kleineren Schriften. Das jüngste größere Unternehmen sind die (bisher in 8 Bänden erschienenen) »Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance« (Wien). Das Hauptverdienst Eitelbergers beruht auf der Gründung und Leitung des seit 1864 in Wien nach Vorbild des Kensington-Museums bestehenden und mit einer Kunstgewerbschule verbundenen Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie, dessen wohlthätige Einflüsse auf das Kunstgewerbe des Landes insbesondere die Wiener Weltausstellung 1873 ans Licht gestellt hat. In der neuesten Zeit nahm er an der Reorganisation der Akademie der bildenden Künste in Wien und an der Reform des Zeichenunterrichts einen hervorragenden Antheil.

Eitelkeit, falsche Richtung des Ehrtriebes, Streben nach dem Besitz äußerer, vergänglicher, unwesentlicher Vorzüge, mit der Absicht, anderen gegenüber damit zu glänzen. Da die E. eine Richtung des Ehrgeizes, aber, wie gesagt, eine falsche ist, die auf der Ueberschätzung nichtiger Lebensgüter beruht und die Zurücksetzung edler Bestrebungen nach sich zieht, so muß und kann sie am sichersten durch Hervorhebung des Lächerlichen und einen Hinweis auf das Schädliche derselben beseitigt werden. E. bezeichnet auch oft Vergänglichkeit aller irdischen Güter.

Eiter (Pus) und **Eiterung** (Suppuratio). Der sogen. gesunde Eiter stellt im reinen und frischen Zustand eine gelbliche, geruchlose oder schwach süßlich riechende Flüssigkeit von schwach alkalischer Reaktion dar, welche gewöhnlich eine rahmähnliche Konsistenz hat, unter Umständen aber auch dünnflüssig, wasserähnlich oder umgekehrt breiartig eingedickt erscheint. Das specifische Gewicht des gesunden, rahmartigen Eiters ist 1,03. Läßt man größere Mengen von E. in einem tiefen Gefäß stehen, so scheidet er sich in zwei Schichten: die obere ist wasserhell, fast farblos, dünnflüssig, die untere dagegen gelb gefärbt, opak, zähflüssig. Die obere Schicht heißt Eiterserum, die untere dagegen besteht aus den sogen. Eiterkörperchen. Das Eiterserum ist identisch mit dem Blutserum; seine wesentlichen Bestandtheile sind Wasser, Eiweiß (1—4 Proc.), Salze und Extraktivstoffe, wie im Blutserum. Die Eiterkörperchen sind kleine, nur mit Hülfe des Mikroskops wahrnehmbare Zellen, welche in allen ihren Eigenschaften mit den farblosen Blutkörperchen (s. Blut) übereinstimmen. Die Eiterkörperchen oder Eiterzellen messen etwa 0,01 Millim. im Durchmesser; sie erscheinen gewöhnlich als rundliche Gebilde von blaßkörnigem Aussehen, welche in ihrer protoplasmatischen Substanz 2—3 oder selbst mehr runde kleine Kerne enthalten. Im frischen Zustand aber sind die Eiterkörperchen kontraktil, d. h. sie besitzen die Fähigkeit, ihre Gestalt fortwährend zu verändern. Hierauf beruht ihr Vermögen, zu wandern, d. h. aktiv ihren Standort zu verändern. Jedoch sind die Ortsveränderungen, welche die Eiterkörperchen ausführen, so geringfügig, daß sie selbst mit Hülfe starker Vergrößerungen schwer zu beobachten sind. Die Eiterkörperchen sterben ab und verlieren ihre Bewegungsfähigkeit, sobald der E. erkaltet oder differente chemische Flüssigkeiten demselben zugesetzt werden. Durch Zusatz von Wasser z. B. quellen die Eiterkörperchen auf und nehmen eine runde Gestalt an; ihr Protoplasma wird durchsichtig, ihre Membran glatt; ihre Kerne treten viel deutlicher als bisher hervor. Je nach dem Ort, wo der E. sich bildet, sind demselben häufig noch andere geformte Elemente, namentlich rothe Blutkörperchen, Epithelzellen, Gewebstrümmer, Vibrionen und andere Infusorien, beigemengt. Bisweilen ist der E. nicht gelb gefärbt, sondern er hat eine röthliche, bläuliche oder grüne Farbe. Die rothe

Farbe rührt von der Beimengung rother Blutkörper, die orangerothe Farbe davon her, daß in den Eiterzellen mikroskopische Krystalle von Hämatoïdin (veränderter Blutfarbstoff) enthalten sind. Die blaue und grüne Farbe des Eiters scheint verursacht zu werden durch blau gefärbte Vibrionen, welche sich namentlich auf dem Verbandzeug massenhaft entwickeln und dieses blau färben. Alle diese Färbungen jedoch haben durchaus keine praktische Bedeutung, und man darf sich dadurch nicht in Besorgnis versetzen lassen. Eiterung findet an den verschiedenen Geweben des Körpers nur dann statt, wenn sich die letzteren aus irgend einem Grund im Zustande der Reizung und Entzündung befinden, und zwar sind es die schwereren Entzündungszustände, welche mit Eiterung verknüpft zu sein pflegen. Es ist viel Fleiß und Scharfsinn aufgewendet worden, um die Art und Weise, wie der Eiter entsteht, festzustellen. Von Alters her hat man den Eiter als ein Exsudat, als eine Ausschwitzung angesehen, welche infolge der Entzündung aus den Blutgefäßen des erkrankten Theils hervortrete. Diese Ansicht wurde bekämpft von Virchow, welcher auf Grund mikroskopischer Untersuchungen sich dahin aussprach, daß nur das Eiterserum, nicht aber die Eiterkörperchen, als Exsudat aufgefaßt werden dürfe. Die Eiterzellen sollten nach seinen Beobachtungen vielmehr dadurch entstehen, daß die Zellen der entzündeten Gewebe, namentlich des durch den ganzen Körper verbreiteten Bindegewebes, aber auch die Epithelzellen und andere Zellen, unter dem Einfluß des Entzündungsreizes in Wucherung und Theilung gerathen und eine Menge indifferenter Zellen produciren, welche wir eben als Eiterzellen bezeichnen. Diese Lehre wurde erschüttert durch Untersuchungen, welche Cohnheim im Jahr 1868 publicirte, und aus welchen hervorgeht, daß die Eiterzellen nichts anderes sind als farblose Blutkörper, welche durch die Wände der Blutgefäße, namentlich der kleinsten Venen und der Haargefäße, herausgetreten sind. Der Vorgang der Auswanderung der farblosen Blutkörper, welche nun als Eiterzellen in den Geweben sich ansammeln, läßt sich am lebenden Thier mit Hülfe des Mikroskops direkt verfolgen, und es kann daher keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Eiter in der That auf die angegebene Weise entsteht. Es bleibt nur die Frage offen, ob es noch andere Entstehungsweisen des Eiters gibt. Vorläufig scheint es, als ob diese Frage bejaht werden müßte; wenigstens liegen Beobachtungen vor, aus denen sich ergibt, daß die aus den Blutgefäßen ausgetretenen farblosen Blutkörper (sogen. Wanderzellen) sich durch Theilung vermehren können. Die ältere, von Virchow angegebene Entstehung der Eiterzellen durch Theilung der Bindegewebszellen, der Epithelzellen 2c. wird gegenwärtig noch von Stricker und seinen Schülern mit aller Entschiedenheit als wirklich vorkommend vertreten. — Nach dem Verhältnis des Eiters zu den entzündeten Geweben unterscheiden wir die oberflächliche und die tiefe Eiterung. Bei der erstern wird der Eiter auf der freien Fläche der äußern Haut, der Schleimhäute und der serösen Häute, auf heilenden Wunden und Geschwüren gebildet, wobei er entweder frei abfließt, oder sich in den vorgebildeten Höhlen des Körpers ansammelt. Bei der tiefen Eiterung dagegen liegt der Eiter im Gewebe der Organe selbst, indem er sich entweder in Form eines Abscesses, also einer neu gebildeten Eiterhöhle, anhäuft, oder als eine diffuse eiterige Infiltration über größere Strecken verbreitet zwischen die normalen Gewebselemente eingelagert ist. Beim Absceß sowohl wie bei der eiterigen Infiltration, welche man als den Anfang der Absceßbildung bezeichnen kann, wird das ursprüngliche Gewebe der Organe allmählich erweicht und schwindet zuletzt im Bereich der Eiterung vollständig. Man bezeichnet diesen Vorgang als eiterige Einschmelzung der Gewebe. (Vgl. Absceß.). Je nach dem Ort, wo der Eiter sich bildet, und nach der Natur des ihm zu Grunde liegenden Entzündungsprocesses kommt derselbe bald rein vor, bald vermischt mit Serum, Blut, Schleim, Faserstoff, abgestorbenen Gewebstrümmern 2c. Wenn der Eiter nicht alsbald nach seiner Entstehung auf natürlichem oder künstlichem Wege (durch Eröffnung eines Abscesses mit dem Messer 2c.) aus dem Körper entfernt wird, so gehen weitere Veränderungen mit demselben vor. Von ihnen besteht die am meisten erwünschte in der Resorption des Eiters. Bei dieser wird das Eiterserum direkt in die Blut- und Lymphgefäße aufgesaugt und weggeführt, die Eiterkörperchen aber gelangen nur zum kleinsten Theil durch Wanderung in die Lymph- und Blutgefäße zurück; zum größten Theil zerfallen sie erst zu einem feinkörnigen, fettartigen Brei, bevor sie aufgesaugt und weggeschafft werden können. Selbst sehr beträchtliche Eitermassen können auf dem Wege der Resorption, allerdings nur im Verlaufe von Wochen und selbst Monaten, spurlos aus dem Körper verschwinden. In anderen Fällen wird der Eiter durch Resorption des Serums eingedickt, während die Eiterkörperchen zurückbleiben, zu einer feinkörnigen Masse zerfallen und eine dicke, trockene oder schmierige, käseähnliche Substanz von graugelber Farbe darstellen. Man nennt dies die Verkäsung, weniger passend auch wohl die Tuberkulisirung des Eiters. Solche verkäste Eitermassen werden nicht selten durch nachträgliche Ablagerung von Kalksalzen in denselben zu steinähnlichen Konkrementen umgewandelt. Sowohl die Verkäsung als die Verkalkung des Eiters ist von keinen weiteren, namentlich von keinen schädlichen Folgen für den Organismus begleitet. Auch eine Umwandlung des Eiters zu einer schleimigen Substanz (Verschleimung) kommt zuweilen vor, besonders in den sogen. Kongestionsabscessen. Der am meisten gefürchtete Vorgang ist die Verjauchung oder die Fäulnis des Eiters. Sie kommt sowohl im Innern als auf der Oberfläche des Körpers vor und besteht darin, daß der Eiter zu einer dünnen, schmutzig bräunlich gefärbten, trüben Flüssigkeit von sehr üblem Geruch sich umwandelt, welche ätzend und zerstörend auf die Gewebe einwirkt. In solcher Jauche findet man wenig oder selbst gar keine Eiterkörperchen, und zwar sind dieselben stets in verschiedenen Stadien des Zerfalls begriffen. Die Verjauchung ist stets die Folge davon, daß gewisse pflanzliche Organismen (sogen. Fäulnispilze) massenhaft in dem Eiter und zwar auf Kosten der Eiterkörperchen sich entwickeln. Die Gefahr der Verjauchung liegt darin, daß die Jauche nicht bloß auf die Gewebe, mit denen sie in Berührung kommt, wie ein ätzender Stoff zersetzend einwirkt, sondern auch, in die Säftemasse des Körpers übergetreten, diese nach Art eines Giftstoffs zersetzt (Jauchevergiftung des Bluts) und fast regelmäßig den Tod herbeiführt. — Die Folgen der Eiterung für den Organismus sind abhängig von der Dauer derselben und von der Menge des Eiters, welcher für den Körper gewöhnlich verloren geht, ferner von dem Sitz der

Eiterung und dem Grade der Zerstörung, welche die betreffenden Organe durch die Eiterung erleiden. Langdauernde und sehr reichliche Eiterverluste haben Blutarmut und Verwässerung des Bluts mit Neigung zur Wassersucht zur Folge; sie führen durch fortschreitende Erschöpfung allmählich den Tod herbei. Außerdem aber tritt zu chronischen Eiterungen sehr häufig eine eigenthümliche Entartung (sogen. amyloïde Degeneration) der Leber, Milz, der Nieren und anderer Organe hinzu, welche ebenfalls zur Beschleunigung des tödtlichen Ausgangs beiträgt. — In früheren Zeiten hat man den Eiter für eine krankhafte Materie gehalten, welche aus dem Körper ausgestoßen werden müsse. Diese Ansicht ist falsch, denn wir haben gesehen, daß der Eiter sich nur aus Bestandtheilen der normalen Blutmasse zusammensetzt. Ebensowenig darf behauptet werden, daß die Eiterung eine nothwendige Theilerscheinung bei der Heilung von Wunden, Substanzverlusten, Geschwüren etc. sei; denn in allen diesen Fällen kann Heilung auch ohne jede Eiterung eintreten. Letztere ist bei den Heilungsvorgängen etwas ganz Nebensächliches, nämlich nur die Folge gewisser entzündlichen Störungen an den Blutgefäßen, welche eben bei der Heilung von Wunden etc. ganz gewöhnlich gegeben sind. Einen bestimmten Zweck verfolgt die Natur bei der Eiterung überhaupt nicht; jede Eiterung stellt vielmehr einen zufälligen Verlust an Säften dar, welcher durch gesteigerte Nahrungsaufnahme wieder gedeckt werden muß. Im engen Zusammenhang mit der alten falschen Ansicht, daß der E. eine krankhafte, dem Organismus fremdartige Materie sei, steht die Lehre von der Eiterresorption und Eitervergiftung des Bluts. Man hielt früher den Uebergang von Eiter in das Blut für einen höchst verhängnisvollen Vorgang. Dies ist er jedoch keineswegs. Die Resorption des guten, gesunden und frischen Eiters ist nicht bloß vollständig gefahrlos, sondern in gewissem Sinn selbst ein Gewinn, weil dem Blute damit Stoffe wieder zurückgegeben werden, welche ihm durch die Eiterung entzogen worden sind. Wenn man einem Thier gesunden Eiter in die Blutgefäße einspritzt, so bekommt es nur vorübergehendes Fieber je nach der Menge des eingespritzten Eiters. Anders freilich ist es, wenn zersetzter, fauliger Eiter, dem fäulniserregende Organismen beigemengt sind, in die Säftemasse eines Thiers gelangt. Dann entstehen die Erscheinungen der sogen. Jauchevergiftung des Bluts (s. Pyämie, Septikämie), welche aber eben nicht von dem Eiter als solchem, sondern nur von der Beimengung fäulniserregender Stoffe zu demselben bedingt sind. — Unter specifischem Eiter versteht man einen solchen, welcher zugleich Träger eines Ansteckungsstoffs ist, und durch welchen man daher bestimmte Krankheiten von einem Individuum auf ein anderes übertragen kann (z. B. Trippereiter, syphilitischer Eiter, Pockeneiter etc.). In morphologischer und chemischer Beziehung ist der specifische Eiter durchaus nicht von dem gewöhnlichen Eiter unterschieden. Vgl. Entzündung, Absceß.

Eivischthal, s. Val d'Anniviers.

Eiweiß (Albumin), ein im Thier- und Pflanzenreich weit verbreiteter Proteïnkörper, findet sich am reinsten im Weißen der Eier und bildet getrocknet eine gelbliche, durchsichtige, zu weißem Pulver zerreibbare, geruch- und geschmacklose Masse, welche sich in Wasser, aber nicht in Alkohol und Aether löst. Dies E. enthält noch Fett, welches ihm durch Auswaschen mit Aether entzogen werden kann. Beim Verbrennen hinterläßt es mineralische Bestandtheile, Asche; wenn man es aber in einem Gefäß, dessen Boden aus feinstem Pergamentpapier besteht, auf Wasser schwimmen läßt, so treten durch Diffusion die mineralischen Substanzen in das Wasser über, und man erhält ganz reines E. Dies reagirt schwach sauer, während das rohe E. schwach alkalisch reagirt; die Lösung wird bei 60° trübe und gerinnt bei 75°, wenn sie aber sehr verdünnt war, erst bei höherer Temperatur. Alkalien und überschüssige Essigsäure verhindern die vollständige Fällung. Verdünnte Schwefel- und Salzsäure, Pyro- und Metaphosphorsäure, besonders auch Salpetersäure fällen die Eiweißlösung; aber der Niederschlag löst sich in Wasser und Essigsäure. Auch Gerbsäure und Kreosot, überschüssiges Aetzkali, Alkohol und Aether fällen E., und mit manchen Farbstoffen bildet es ziemlich feste Verbindungen von charakteristischer Färbung. Ozon verwandelt E. in peptonartige Körper, wie solche auch bei der Magenverdauung entstehen; an der Luft fault E. sehr bald, und da es Stickstoff und Schwefel enthält, so treten unter den Fäulnisprodukten auch Schwefelwasserstoff und Ammoniak auf. Mit Basen verbindet sich E. und bildet die Albuminate, von denen nur die der Alkalien in Wasser löslich sind; E. wird daher durch viele Metallsalze gefällt, und hierauf beruht seine Anwendung bei Vergiftungen durch Metallsalze. Das E. der Eier ist wesentlich Natronalbuminat. Das geronnene E. reagirt sauer, ist unlöslich in Wasser, Alkohol und Aether, gibt aber bei längerem Kochen mit Wasser eine Lösung und löst sich auch in Alkalien, wird aber durch Säuren wieder in der unlöslichen Form gefällt. Mit Magensaft bildet es lösliche Peptone. Das E. des Bluts, Blut- oder Serumalbumin, Serosin oder Serin, weicht in seiner quantitativen Zusammensetzung etwas vom Eiereiweiß ab; es findet sich in allen Ernährungsflüssigkeiten, im Blut, Chylus und in der Lymphe, in allen serösen Sekreten, in geringer Menge in der Milch, reichlich im Colostrum, in den Flüssigkeiten des Fleisches und Zellgewebes, bisweilen auch im Harn und im Eiter. In seinem chemischen Verhalten weicht es nur wenig vom Eiereiweiß ab. Auch die Pflanzen enthalten E., gelöst in den Pflanzensäften, in fester, aber löslicher Form in den Samen. Aus seinen Lösungen scheidet es sich beim Erhitzen bisweilen erst nach Zusatz von einigen Tropfen Säure ab. Das aus verschiedenen Pflanzen dargestellte E. zeigt Verschiedenheiten im Schwefel- und Aschengehalt und das koagulirte auch in den Löslichkeitsverhältnissen, es scheinen hier also verschiedene Körper vorzuliegen. Sehr reichlich scheint Pflanzeneiweiß in den eigenthümlichen Krystalloïden des Ricinussamens und im Buchweizen vertreten zu sein.

Für technische Zwecke wird E. aus Eiern und Blut dargestellt. Man trennt das Weiße sorgfältig vom Dotter der Eier, seiht es durch ein feines Haarsieb, entfernt nach etwa 24 Stunden alle abgeschiedenen Häute und trocknet es in flachen Zink- oder Porzellangefäßen in einer gut geheizten und ventilirten Kammer bei 38—40°. War das E. in nicht zu dicken Schichten ausgegossen worden, so ist der Trockenproceß nach 30—36 Stunden vollendet, und man erhält eine blätterige, blaßgelbe, in dünnen Stücken völlig durchsichtige, fast geruchlose und in Wasser ohne merkliche Trübung lösliche Masse. Bei der Darstellung von E. aus Blut handelt es sich zunächst um die Gewinnung eines möglichst wenig

gefärbten und klaren Serums. Man fängt das Blut direkt in Zinkschüsseln auf, läßt es unberührt gerinnen, gießt etwa abgeschiedenes Serum ab, zerschneidet den Kuchen schnell in 3—4 Kubikcentim. große Würfel, bringt diese in Zinkschüsseln mit durchlöchertem Boden und fängt das abtropfende Serum auf. Zunächst fließt ein dunkleres Serum ab, welches besonders gesammelt wird; dann folgt helleres Serum, und nach 36—48 Stunden ist der Proceß vollendet. Die Auffangschüsseln sind mit einer einfachen Vorrichtung versehen, um die obere reinste Serumschicht von der untern mehr gefärbten zu trennen; erstere gibt nach dem Eintrocknen blasses, letztere dunkleres E. Man hat auch versucht, das schwach gefärbte E. durch Peitschen mit 0,25 Proc. Terpentinöl zu bleichen (Patentalbumin). Das Terpentinöl wirkt ozonisirend und zerstört dadurch Reste des Blutfarbstoffs; gleichzeitig nimmt es Fettpartikelchen auf und sammelt sich als schmutzige Masse auf der Oberfläche, so daß das reine Serum leicht davon getrennt werden kann. Auf Ausbeute und Qualität des Blutalbumins haben Gesundheitszustand, Fütterungsart, die Schlachtmethode und die Gattung des Thiers großen Einfluß; man erhält etwa die Hälfte des Bluts an Serum und aus diesem 9 Proc. E. Durch methodisches Auslaugen des abgetropften Blutkuchens mit Wasser erhält man eine Flüssigkeit, die nach dem Trocknen ein dunkles Albumin liefert. Das Albumin steht sehr hoch im Preis, und man hat sich daher vielfach, aber bis jetzt vergeblich, um Surrogate bemüht. Die Verwerthung des in nordischen Fischschlächtereien massenhaft abfallenden Fischrogens scheint wieder aufgegeben worden zu sein, weil das bisher übliche Verfahren ungenügende Resultate gab, und die aus Käsestoff oder Kleber dargestellten Präparate sind wenigstens nicht für alle Zwecke verwendbar.

E. ist wohl der wichtigste und beständigste Bestandtheil aller pflanzlichen und thierischen Nahrungssäfte und derjenige Proteïnkörper, welcher von den Pflanzen in reichlichster Menge erzeugt wird. Es scheint für das Zellenleben unentbehrlich zu sein und erleidet die mannigfachsten Modifikationen. Wegen seiner großen Wandelbarkeit gibt es leicht den Anstoß zu zahlreichen Zersetzungserscheinungen, und pflanzliche wie thierische Stoffe sind deshalb in der Regel viel leichter zu konserviren, wenn man das E. durch Koaguliren entfernt. E. bildet sich aus Blutfaserstoff, wenn man diesen unter Wasser in einem verschlossenen Gefäß 3 Wochen lang stehen läßt. Hier findet also das Umgekehrte statt wie im lebenden Organismus, wo Blutfaserstoff wahrscheinlich aus E. hervorgeht. E. hat die größte Bedeutung als Nahrungsstoff; in der Technik dient es zum Klären trüber Flüssigkeiten, indem es bei der durch Erhitzung herbeigeführten Gerinnung alle trübenden Theilchen einschließt und mit sich niederreißt; außerdem benutzt man es zum Grundiren bei der Vergoldung, mit Kalk gemischt als Kitt und zur Bereitung von Albuminpapier, welches meist durch Ueberziehen von Papier mit frischem E. hergestellt und in der Photographie benutzt wird. Die ausgedehnteste Verwendung findet E. aber in der Zeugdruckerei, indem man Mischungen desselben mit Körperfarben, wie Ultramarin, Eisenocker, Chromgelb, aufdruckt und dann das Gewebe bis zur Gerinnung des Eiweißes erhitzt. Die Farben allein würden von der Faser nicht festgehalten werden, aber das gerinnende E. haftet an letzterer und schließt den Farbkörper ein. Albumin dient aber auch gewissermaßen als Mordant oder Beize in der Färberei. Druckt man z. B. auf Baumwolle eine wässerige Lösung von Anilinviolett und E., so ist die Farbe nach dem Trocknen matt und glanzlos und haftet auch noch nicht fest auf dem Gewebe; sobald man aber den Stoff mit Wasserdampf erhitzt, so entsteht zugleich mit der Gerinnung eine wirkliche Färbung des Albumins, die schön violette Nüance tritt hervor, und zugleich ist der Farbstoff auf dem Gewebe befestigt. Tränkt man Baumwolle mit Eiweißlösung und setzt sie heißen Dämpfen aus, so kann sie auf dieselbe Weise wie Wolle mit Anilinfarbstoffen gefärbt werden, während diese von reiner Baumwolle nicht fixirt werden. Das trockene Albumin hat gegenwärtig das flüssige völlig aus dem Handel verdrängt; es wird besonders in Deutschland und Oesterreich dargestellt, in neuester Zeit aber auch in Südamerika und Australien, wo durch die Fleischextraktindustrie Thierblut massenhaft zur Verfügung steht. Hofmeier in Prag, der bedeutendste Albuminproducent, verarbeitet jährlich etwa 25 Mill. Eier und das Blut von 300—350,000 Stück Rindvieh.

Eiweiß (Albumen), in der Botanik ein Zellgewebe in den Samen, jetzt als Endosperm und Perisperm unterschieden (s. Samen).

Eiweißharnen, s. v. w. Albuminurie.

Eiweißkörper (Albuminate), s. v. w. Proteïnkörper (s. d.); im engern Sinn die dem Eiweiß am nächsten stehenden Proteïnkörper, deren Lösung beim Erhitzen (bei Gegenwart freier Alkalien erst nach dem Neutralisiren mit Essigsäure) gerinnt und durch Salpeter- und Salzsäure, Meta- und Pyrophosphorsäure sowie durch die meisten Metallsalze, auch durch Gerbsäure und Alkohol, gefällt wird. Diese Körper gehören zu den wichtigsten und regelmäßigsten Bestandtheilen aller pflanzlichen und thierischen Nahrungssäfte.

Eiweißleim, s. Kleber.

Ejakuliren (lat.), ausspritzen; hervor-, herausstoßen; Ejakulation, Ausspritzung, Ergießung, insbesondere Samenergießung.

Ejälet, bei den Türken Bezeichnung für »Provinz«. Ein E. des türkischen Reichs besteht aus mehreren Liwa's (Distrikten) und wird gewöhnlich von einem Beglerbeg oder Pascha verwaltet. Seit 1865 hat die Regierung begonnen, mehrere Ejalets zu größeren Provinzen zusammenzulegen, welche den Namen Vilajet (Generalstatthalterschaft) führen.

Ejektor (lat., »Hinauswerfer«), s. Extraktor.

Ejiciren (lat.), hinauswerfen; aus dem Besitz treiben, stoßen; Ejektion, das Hinauswerfen, die gewaltsame Ausweisung aus dem Besitz.

Ejub, Ben Schadi Ben Merwan, Kurde, Vater des Sultans Saladin, starb 1173 zu Kairo, Stammvater der moslemischen Dynastie der Ejubiden, welche von 1171—1254 über Aegypten regierten; besonders ist von diesen noch der Sultan E. hervorzuheben, der 1244 den Ritterorden in Palästina bei Gaza eine schwere Niederlage beibrachte und während der Invasion König Ludwigs IX. von Frankreich 1250 starb; s. Aegypten, Geschichte.

Ejuriren (lat.), etwas abschwören, sich dessen eidlich begeben.

Ejusdem (lat., Genitiv von idem), desselben (nämlich anni, Jahrs, oder mensis, Monats).

Ekaterinburg, Ekaterinograd, Ekaterinoslaw und andere Städte, s. Jekaterinburg ꝛc.

Ekbatana (Agbatana), im Alterthum Hauptstadt des Mederreichs, 12 Stadien (2,5 Kilom.)

vom Berg Orontes (Elwend), ihres angenehmen Klima's wegen später Sommerresidenz der persischen und der parthischen Könige, lag am Fuß eines Hügels, auf dem sich die prachtvolle königliche Burg mit einem Sonnentempel erhob, und war wegen der Festigkeit der letztern eine der Hauptschatzkammern des medischen und persischen Reichs. Sieben Mauern, jede die nach außen gelegenen an Höhe überragend und mit verschiedenen Farben angestrichen, die den sieben Planeten entsprachen, umgaben nach Herodots anschaulicher Schilderung die Stadt. Alexander d. Gr., später die Seleukiden und zuletzt die Parther eroberten E. und plünderten die Schätze der Königsburg und des Tempels. Die Syrer schlugen aus dem gefundenen Silber für 4000 Talente (an 12 Mill. Mark) Münzen. Nach dem Untergang des Partherreichs verfiel die Stadt gänzlich; an ihrer Stelle steht das heutige Hamadan. Einige Säulenfragmente, Reste von Mauern, Keilschriften und ein halb verschütteter, trefflich in Stein ausgehauener Löwe sind die einzigen Zeugen der frühern Pracht. Außerdem zeigt man das angebliche Grabmal von Mardochai und Esther.

Ekbŏle (griech., f.), Ausrenkung eines Glieds, Fehlgeburt; dann (lat. Projectio) in der altgriechischen Musik ein Versetzungszeichen, welches den enharmonischen Ton eines enharmonischen Tetrachords um 5 Vierteltöne (enharmonische Diësen) erhöhte, wodurch das Tetrachord in ein diatonisches umgewandelt wurde. Das Erhöhen um 3 Vierteltöne hieß Spondeiasmos, das Erniedrigen um ebensoviel Eklysis. Vgl. Bellermann, Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen (Berl. 1847).

Ekchymōse (griech., Ekchymoma), ein kleiner, punktförmiger bis linsengroßer Blutaustritt aus den feinsten Blutgefäßen, kommt bald vereinzelt, bald in ungeheurer Anzahl theils in der äußern Haut, theils in den inneren Organen vor. An und für sich hat die E. nichts zu bedeuten, da das ergossene Blut schnell und spurlos resorbirt wird. Das massenhafte Auftreten von E. aber, wie es z. B. beim Skorbut, bei der Werlhof'schen Fleckenkrankheit, bei bösartigen Nervenfiebern und dergleichen Zuständen vorkommt, ist ein schlimmes Ereignis, da es auf eine krankhafte Beschaffenheit des Bluts und der Blutgefäße hinweist.

Ekdemiomanie (griech.), Reisesucht.

Ekel (Nausĕa), das eigenthümliche, unangenehme Gefühl, welches sich vorzugsweise als Widerwille gegen Speisen und Getränke und überhaupt gegen Dinge äußert, welche dem Magen einverleibt werden sollen. Der E., welcher der Uebelkeit und dem Erbrechen vorausgeht, ist nach E. H. Weber ein Muskelgemeingefühl und beruht auf der Wahrnehmung unordentlicher Zusammenziehungen in den Muskeln des Gaumens und Rachens. Solche Muskelzusammenziehungen werden meistens reflektorisch durch gewisse widerliche Gerüche oder Geschmacksempfindungen hervorgerufen, oder sie rühren her von psychischen Ursachen, namentlich von gewissen Gemüthsaffekten. Außerdem verursachen viele Krankheiten, namentlich der Verdauungsorgane und des Gehirns, E. Die Phantasie übt bei Erregung von E. einen großen Einfluß aus. Bekannt ist, daß das Schaukeln und das Fahren in einem Wagen bei vielen Personen E. und Uebelkeit hervorruft und namentlich die Bewegungen des Schiffs bei fast allen denjenigen, welche zum erstenmal die See befahren, einen heftigen E. erzeugen; daher die lat. Benennung nausea (»Schiffskrankheit«, v. griech. naus, Schiff).

Ekelkur (methodus per nauseam), eine in früherer Zeit häufiger geübte, gegenwärtig fast ganz verlassene Heilmethode, besteht in der absichtlichen Hervorrufung von Ekel und Uebelkeit durch Darreichung von Brechmitteln in so kleiner Dose, daß eben nur Ekel eintritt. Die Dosis wird alsbald und längere Zeit hindurch wiederholt, sobald der Ekel vorüber ist. Gewöhnlich bediente man sich bei der E. des Brechweinsteins, aber auch andere Brechmittel wurden dazu in Gebrauch gezogen. Man hat die E. verlassen, weil sie unsicher, in der Regel erfolglos, nicht ohne Gefahr für die Verdauungsorgane und jedenfalls höchst lästig und widerwärtig für den Patienten ist. Namentlich haben die Versuche, welche man mit der E. bei Gewohnheitstrinkern gemacht hat, denen man hinter ihrem Rücken Brechweinstein in ihr Getränk that, zu keinem günstigen Resultat geführt.

Ekenäs (Ekenos), Stadt im russ. Großfürstenthum Finnland, Nylands-Län, auf einer Landspitze am Finnischen Meerbusen, mit (1867) 1333 Einw.

Ekerö, eine Insel aus der Gruppe der Alandsinseln im russ. Großfürstenthum Finnland, 42 QKilom. groß, mit einem Telegraphen.

Ekkehard, s. Eckehart.

Ekklesia (griech., lat. Ecclesia), zusammenberufene Versammlung, besonders Volksversammlung zu Athen und in anderen griechischen Staaten; bei christlichen Schriftstellern s. v. w. Kirche.

Ekklesiarch (griech.), Kirchenvorsteher; **Ekklesiarchie**, Kirchengewalt, Kirchenaufsicht.

Eklairiren (franz., spr. eklär-), erhellen, erleuchten, aufklären; s. Eclaireurs.

Eklampsie (griech.), eine Krankheit des Nervensystems, welche sich durch Krampfanfälle äußert, die mit Bewußtlosigkeit verbunden sind. Man unterscheidet zwei Formen, nämlich die E. der Kinder und die E. der Schwangeren und Gebärenden. Die E. der Kinder (eclampsia infantium) ist eine recht häufige Krankheit und beruht auf mannigfachen Ursachen. Eine gewisse Disposition dazu muß in der Regel angenommen werden, und eine Vererbung von den Eltern ist nicht abzuleugnen, indem eine Neigung zu Krämpfen bei der Mutter oder zur Epilepsie beim Vater in dieser Form auf das Kind überzugehen scheint. Vorzugsweise sollen Knaben der Krankheit unterworfen sein. Am häufigsten wird sie im Säuglingsalter, selten im spätern Kindesalter beobachtet. Namentlich ist es die Zeit des Zahndurchbruchs, wo sie vorzukommen pflegt. Krankheiten des Gehirns, der Ausbruch hitziger Ausschlagskrankheiten, von Scharlach, Masern 2c., Störungen der Verdauung, anämische Zustände 2c. können E. hervorrufen. Auch Wurmreiz hat man als Ursache der E. beobachtet. Zuweilen gehen dem Ausbruch der Krankheit Vorboten voraus. Die Kinder sind unruhig, mürrisch, ihr Schlaf ist unterbrochen; sie träumen viel, schreien plötzlich auf und knirschen mit den Zähnen; der Athem ist ungleich, das Gesicht wird verzerrt. Oft aber bricht der eklamptische Anfall ganz plötzlich aus. Je nach dem Alter des Kindes sind die Zeichen der Bewußtlosigkeit mehr oder weniger erkennbar; der Blick ist stier, die Augen werden umhergerollt, das Gesicht ist verzerrt und nimmt einen lächelnden oder schmerzlichen Ausdruck an; die Mundwinkel zucken, die Zähne knirschen, und der Körper ist vollkommen unempfindlich. Gleichzeitig treten krampfhafte Zuckungen oder starrkrampfähnliche Zustände im ganzen Körper auf. Infolge

derselben wird die Athmung und der Kreislauf des Bluts beeinträchtigt, es entsteht eine blausüchtige Färbung des Gesichts, der Finger und Zehen, Schaum tritt vor den Mund; die Hände und Füße sind dabei meist kalt, während sich Kopf und Leib heiß anfühlen. Der Puls geht überaus schnell und ist klein. Zuweilen gehen Koth und Urin unwillkürlich ab. Die geschilderten Erscheinungen, welche einen ausgeprägten Anfall charakterisiren, sind jedoch nicht immer gleichzeitig vorhanden; manchmal beschränken sich dieselben auf krampfhafte Zustände, welche nur die Augen und das Gesicht betreffen oder sich als Kontraktionen der Finger und Zehen darstellen. Eine selbst geringfügige Veranlassung vermag aber oft den Anfall in seiner vollen Stärke hervorzurufen. Die Dauer der Anfälle ist verschieden. Meist währen sie nur kurze Zeit, von einigen Augenblicken bis zu fünf Minuten und selbst noch länger. Zuweilen beschränkt sich die Krankheit auf einen oder wenige Anfälle; oft besteht sie aus einer ganzen Reihe von Anfällen, welche dann mehrere Tage und sogar wochenlang periodisch wiederkehren. Die E. gehört zu den gefährlicheren Krankheiten des zarten Kindesalters; denn zuweilen führt schon der erste heftige Anfall zum Tod und zwar meist dadurch, daß die Muskeln der Stimmritze diese krampfhaft verschließen und dadurch Erstickung veranlassen. Oft aber wird die die Anfälle hervorrufende ursprüngliche Krankheit die Ursache des tödlichen Ausgangs, namentlich ist dies bei Gehirnkrankheiten der Fall. Oft bleiben auch nachhaltige Störungen zurück, wie z. B. Schielen, das während der Anfälle selten fehlt. Auch Blödsinn kann sich ausbilden, oder die Anfälle wiederholen sich fort und fort und gehen in wahre Epilepsie über. Der häufigste Ausgang ist aber vollkommene Genesung, namentlich in den Fällen, wo nicht ein wichtiges Organ, besonders das Gehirn, tiefer erkrankt ist. Die Behandlung der Anfälle kann leider wenig eingreifen. Bricht ein eklamptischer Anfall aus, so muß vor allem jede festere Bekleidung entfernt werden, besonders am Hals; man legt das Kind so, daß es sich keinen Schaden zufügen kann, gibt reizende Klystiere, macht kalte Umschläge oder Begießungen auf den Kopf und gibt, sobald das Kind wieder schlucken kann, Baldrianthee oder ähnliche nervenerregende Arzneimittel. Alles, was das Kind in Aufregung versetzen könnte, muß vermieden werden. Im übrigen richtet sich die Behandlung nach der veranlassenden Krankheit. Behufs der Verhütung neuer Anfälle nehme man auf angemessene körperliche Pflege des Kindes Bedacht, lasse Luftveränderung stattfinden, gebe lauwarme Bäder und sorge besonders für Regulirung des Stuhlgangs.

Die E. der Schwangeren und Gebärenden, weit seltener als die vorher beschriebene Krankheit, befällt vorzugsweise Frauen, welche zum erstenmal schwanger sind, und zwar selten vor dem sechsten Monat, meist erst während des Gebärakts, nur zuweilen auch während des Wochenbetts. In der Regel sollen es kräftige, vollblütige, zugleich aber nervös reizbare Personen gewesen sein, welche an E. litten. Die Ursache dieser Krankheit ist nicht genügend aufgehellt. Da der Harn eklamptischer Frauen häufig Eiweiß und Faserstoffcylinder enthält, ähnlich wie bei gewissen Formen der diffusen Nierenentzündung (der Bright'schen Nierenkrankheit), so glaubte man die E. als Folge der vorausgesetzten Nierenentzündung und zwar als den Ausdruck einer Harnstoffvergiftung des Bluts (Urämie) auffassen zu müssen. Allein der Eiweißgehalt des Harns bei Schwangeren ist durchaus kein sicheres Zeichen für die Existenz einer schweren Nierenaffektion und wird bei vielen schwangeren Frauen beobachtet, welche nicht an E. erkranken. Folglich muß die Veranlassung zu eklamptischen Anfällen sehr häufig auf anderweiten, vorläufig noch unbekannten Umständen beruhen. Auch bei dieser Form von E. gehen zuweilen Vorboten voraus, namentlich heftiger Kopfschmerz, Flimmern vor den Augen, einzelne Zuckungen etc. Wenn der Anfall ausbricht, was in der Regel plötzlich geschieht, so verliert sich das Bewußtsein, was oft so lange währt, daß Gebärende von dem ganzen Geburtshergang nichts wissen, welcher sich während eines Anfalls vollzogen hat. Gleichzeitig sind während dieser Zeit Zuckungen und krampfhafte Zusammenziehungen der Muskeln vorhanden; Rücken und Kopf sind nach hinten gebogen, die Daumen eingeschlagen. Auch hier stellt sich infolge der Athembehinderung Blausucht ein, Schaum tritt vor den Mund, die Zähne sind übereinander gebissen, und wenn die Zunge zwischen denselben sich einklemmt, wird sie gewöhnlich stark gequetscht. Der Puls ist überaus schnell und hart, die Kranke trieft von Schweiß, Koth und Urin werden nicht selten unwillkürlich entleert. Zusammenziehungen der Gebärmutter fehlen selten dabei, oft wird das Kind sehr schnell, zuweilen todt geboren; manchmal aber tritt ein krampfartiger Zustand der Gebärmutter auf, ohne daß dadurch die Geburt in ihrem Verlauf befördert wird. Die Anfälle währen verschiedene Zeit, von einigen Minuten bis zu einer Viertelstunde, und gehen in der Regel in einen schlafsüchtigen Zustand über, der kürzere oder längere Zeit andauert. Selten bleibt es bei Einem Anfall, derselbe wiederholt sich vielmehr, wenn er nicht gar schon zum Tode führt, in meist sehr kurzen Zwischenräumen, wodurch die Kräfte der Patientinnen sehr geschwächt werden und der tödtliche Ausgang beschleunigt wird. Nur bei manchen gehen die Anfälle in ruhigen Schlaf über, aus dem die Kranken zuweilen erst nach längerer Zeit erwachen. Die E. gehört zu den gefährlichsten Krankheiten, von welchen schwangere und gebärende Frauen befallen werden können; etwa ein Drittel aller davon Befallenen sterben an dieser überaus schnell verlaufenden Krankheit. Die Behandlung, da sie sich nicht gegen die noch unbekannten Ursachen richten kann, ist eine rein symptomatische. Bei heftigem Blutandrang nach dem Kopf ist ein Aderlaß nicht zu versäumen; reizende Klystiere, Hautreize, sobald es geht, kräftige Abführungsmittel müssen zur Anwendung kommen; in neuester Zeit hat man mit Glück die Anästhetica, vornehmlich Chloroform, sowie die Opiate in Anwendung gebracht, um die Krampfanfälle zu verhüten und abzukürzen. Als Regel gilt, den Geburtsvorgang so schnell wie möglich, unter Umständen durch Wendung und Extraktion des Kindes oder durch Anlegung der Zange, zu beendigen, weil andernfalls auch das Leben des Kindes neben demjenigen der Mutter aufs äußerste bedroht ist, und weil man beobachtet hat, daß die eklamptischen Anfälle häufig aufhören, sobald die Ausstoßung des Kindes aus der Gebärmutter erfolgt ist.

Eklektiker (griech., »Auswähler«, von eklégein, auslesen, auswählen), derjenige, welcher von dem Vorhandenen das für sich wählt, was ihm als das Vorzüglichste erscheint; daher Name derjenigen Philosophen, welche kein bestimmtes selbständiges System aufstellen, sondern aus den vorhandenen, namentlich

den anerkanntesten, philosophischen Lehren diejenigen für sich auswählen und zusammenstellen, welche nach ihrem Urtheil die meiste Wahrheit enthalten. In der Geschichte der Philosophie gilt als eklektische Philosophie z. B. die Cicero's, ferner diejenige, welche aus Pythagoras', Platons und Aristoteles' Lehren als ein neues, von allen einzelnen Irrthümern dieser Denker gereinigtes System (Eklekticismus) aufgestellt wurde, und deren Häupter Plotinos und Proklos sind. Vgl. Synkretismus und Alexandrinische Schule. In neuerer Zeit hat V. Cousin ein solches System unter dem Namen l'Éclectisme aufgestellt. — In der Kunstgeschichte heißen E. diejenigen italienischen Maler, welche die Vorzüge aller großen Meister zu vereinigen strebten, so namentlich die Schule der Carracci in Bologna und die Schule des R. Mengs, welche die Komposition Raffaels, das Kolorit Tizians und das Helldunkel Correggio's zu verbinden suchten. — Ueber die von W. Roscher so benannten E. in der Nationalökonomie s. Volkswirtschaftslehre. — Eklektisch, auslesend, auswählend, prüfend.

Eklipse (griech., lat. Defectus), Wegfall, Verschwinden; in der Astronomie Sonnen- und Mondfinsternis; eklipsiren, verfinstern, verdunkeln.

Ekliptik (griech., Sonnenbahn), derjenige größte Kreis der Himmelskugel, den scheinbar die Sonne, in der Wirklichkeit aber die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die Sonne beschreibt. Der Name E. (vom griech. ekleipsis, das Wegbleiben, Verschwinden) ward diesem Kreis deshalb beigelegt, weil man früh die Bemerkung machte, daß Sonnen- und Mondfinsternisse nur dann eintreten können, wenn der Mond sich innerhalb dieses Kreises befindet. Die Wahrnehmung, daß im Verlauf eines Jahrs in der Gegend des Himmels, wo die Sonne auf- und wo sie untergeht, kurz vor dem Auf- und kurz nach dem Untergang derselben nach und nach andere Sternbilder gesehen werden und um Mitternacht durch den Meridian gehen, in Verbindung mit der Beobachtung der verschiedenen Höhe, in welcher die Sonne im Verlauf eines Jahrs den Meridian durchschneidet, und der Finsternisse, welche in jedem Jahr eintreten, machte es schon den Alten möglich, die Lage der E. im allgemeinen festzustellen. Die E. und der Aequator durchschneiden sich unter einem Winkel von 23½°, welchen man als die Schiefe der E. bezeichnet. Als größte Kreise halbiren sie auch einander, so daß die E. in eine nördliche und in eine südliche Hälfte zerfällt. Die beiden Durchschnittspunkte beider Kreise sind demnach 180° von einander entfernt. Befindet sich die Sonne in einem dieser Punkte, so bleibt sie an diesem Tag 12 Stunden über und 12 Stunden unter dem Horizont, Tag und Nacht sind dann gleich. Deshalb hat man jene Durchschnittspunkte Nachtgleichen- oder Aequinoktialpunkte genannt, und zwar den einen, in welchem die Sonne zu Frühlingsanfang, 21. März, steht, Frühlings-Nachtgleichenpunkt, und den andern, in welchem sie zu Herbstesanfang, 23. Sept., steht, Herbst-Nachtgleichenpunkt. Der größte Kreis aber, welcher durch diese beiden Punkte und die Pole des Himmels geht, heißt Kolur der Nachtgleichen oder Aequinoktienkolur. Genau in der Mitte zwischen den beiden Aequinoktialpunkten liegen der nördlichste und der südlichste Punkt der E. Jenen erreicht die Sonne zu Sommersanfang, 21. Juni, diesen zu Wintersanfang, 21. Dec. Wenn die Sonne in diesen Punkten oder ihnen nahe steht, so ändern sich ihre Mittagshöhe, ihre Morgen- und Abendweite und damit auch die Tageslänge ꝛc. einige Zeit hindurch nur sehr unmerklich. Deshalb hat man jene beiden Punkte als Sonnenstillstands- oder Solstitialpunkte bezeichnet, und zwar den nördlichen als Sommer- und den südlichen als Wintersolstitialpunkt. Jeder derselben ist von den beiden Aequinoktialpunkten 90° entfernt. Durch die vier genannten Punkte zerfällt aber die E. in vier gleiche Theile oder Viertelkreise von 90°, deren jeder in einer unserer Jahreszeiten von der Sonne durchlaufen wird. Zieht man durch die Solstitialpunkte parallel mit dem Aequator Kreise an der Himmelssphäre, so heißen dieselben Wendekreise und zwar der nördlich vom Aequator befindliche Wendekreis des Steinbocks, der südliche Wendekreis des Krebses. Der größte Kreis am Himmel, welcher durch die beiden Solstitialpunkte und die Pole des Himmels geht, heißt Kolur der Sonnenwenden oder Solstitien. Derselbe durchschneidet den Aequinoktienkolur in den Polen unter rechtem Winkel. Wenn die Sonne innerhalb eines Jahrs die E. durchläuft, geht sie nach und nach durch 12 Sternbilder, die von O. nach W. so folgen: Widder ♈, Stier ♉, Zwillinge ♊, Krebs ♋, Löwe ♌, Jungfrau ♍, Wage ♎, Skorpion ♏, Schütze ♐, Steinbock ♑, Wassermann ♒, Fische ♓. Sie liegen zum Theil nördlich, zum Theil südlich von der E., und zwar größtentheils in einem Gürtel von 20° Breite, und bilden den bekannten Thierkreis (s. d.) oder Zodiacus. Die Alten theilten nun die E. in 12 gleiche Theile, die sie Zeichen nannten, und denen sie die Namen der betreffenden Sternbilder beilegten. Diese Eintheilung ist auch jetzt noch gebräuchlich, und man spricht daher von einem Zeichen des Widders, der Fische ꝛc. Sternbilder und Zeichen sind aber wohl von einander zu unterscheiden, insofern erstere von ungleicher Größe sind, Länge und Breite haben und daher Flächen am Himmel darstellen, letztere aber einander gleich sind und nur Länge haben, jedes Zeichen 30°. Von Alters her pflegt man die Zeichen der E. mit den oben neben den Namen der Sternbilder stehenden Zeichen, wahrscheinlich hieroglyphischen Abkürzungen der Sternbilder, zu bezeichnen. Als den Anfangspunkt der E. betrachtet man stets den Frühlingspunkt oder den Anfangspunkt des Zeichens des Widders und zählt von da aus von W. nach O. herum. In den Widder tritt die Sonne 20. März, in den Stier 20. April, in die Zwillinge 21. Mai, in den Krebs 21. Juni, in den Löwen 21. Juli, in die Jungfrau 23. Aug., in die Wage 23. Sept., in den Skorpion 22. Okt., in den Schützen 22. Nov., in den Steinbock 21. Dec., in den Wassermann 19. Jan., in die Fische 18. Febr. Nach dem oben Gesagten muß man zwischen den Sternbildern des Thierkreises und den gleichnamigen Zeichen wohl unterscheiden. Der Grund hiervon ist folgender. Der Frühlingspunkt liegt am Himmel nicht fest, sondern rückt jährlich um etwa 50⅓ Sekunden rückwärts oder gegen W. Von ihm aber beginnt die Zählung der Zeichen des Thierkreises, und der Raum von je 30°, den jedes dieser Zeichen einnimmt, wird daher gewissermaßen vom Frühlingspunkt mit fortgezogen, er muß demnach mit der Zeit auf immer andere Sternbilder fallen. Vor etwa 3000 Jahren, als die Eintheilung des Thierkreises gemacht wurde, lag der Frühlingspunkt

im Sternbilde des Widders, Zeichen und Sternbild fielen zusammen; gegenwärtig aber ist der Frühlingspunkt so weit zurückgewichen, daß er im Sternbilde der Fische liegt, das Zeichen des Widders hat sich also mit ihm in dieses Sternbild verschoben.

Die E. durchschneidet den Aequator unter einem Winkel von 23½°; je weiter sie sich aber von den Durchschnitts- oder Aequinoktialpunkten entfernt, desto mehr nähert sich ihre Richtung der des Aequators, und in der Nähe der Solstitialpunkte läuft sie fast mit diesem parallel. Da sich demnach der Abstand der Sonne vom Aequator mit ihrem Fortschreiten keineswegs gleichmäßig ändert, sondern vielmehr in der Nähe des Aequators am schnellsten, in der Nähe der Wendekreise am langsamsten zunimmt, so folgt daraus auch eine ungleichmäßige Zu- und Abnahme der Tageslänge sowie eine ungleichmäßige Aenderung der Mittagshöhe und der Morgen- und Abendweite. Was die erstere betrifft, so ist bekannt, daß die Tage zur Zeit der Aequinoktien am schnellsten, zur Zeit der Solstitien aber am langsamsten ab- und zunehmen. Während die Zu- und Abnahme der Tage bei uns etwa einen Monat vor und nach dem Aequinoktium täglich 4—5 Minuten beträgt, vermindert sie sich bei der Annäherung der Sonne an die Solstitien auf 2—1 Minute, und etwa 8 Tage vor und 8 Tage nach den Solstitien ist fast gar keine Veränderung der Tageslänge wahrzunehmen. Ebenso ändern sich die Mittagshöhen sowie die Morgen- und Abendweiten am schnellsten zur Zeit der Aequinoktien und am langsamsten zur Zeit der Solstitien. Schließlich ist noch zu bemerken, daß der Winkel, den E. und Aequator an den Durchschnittspunkten bilden, nicht unveränderlich ist. Seit den ältesten Zeiten der Beobachtung nimmt er vielmehr langsam ab, und die E. nähert sich dem Aequator. Diese Abnahme wird jedoch nach Verlauf von vielen Jahrtausenden wieder in Zunahme übergehen. Nach Lagrange sind die Grenzen, innerhalb deren die Schiefe der E. schwankt, 22° 54′ und 25° 21′, also ziemlich enge, und niemals werden Aequator und E. zusammenfallen. Für 1800 beträgt die Schiefe der E. 23° 27′ 54″ und die Abnahme in 100 Jahren 47,8″. Daraus folgt, daß im nördlichen Deutschland die kürzesten Wintertage nach fünf Jahrhunderten um ⅓ Minute länger sowie die längsten Sommertage um ebensoviel kürzer, nach Jahrtausenden aber, wenn die Schiefe der E. ihr kleinstes Maß erreicht hat, die Winter um ein klein wenig milder und die Sommer um ein klein wenig kühler werden müssen, was indeß schwerlich bemerkbar sein wird.

Eklōge (griech., f.), »Auswahl«, ausgewähltes Stück, besonders ausgewähltes Gedicht, gleichviel welchen Inhalts; dann eine Sammlung von mehreren Gedichten gleichen Inhalts, z. B. die Episteln und die Satiren des Horaz (Eclogae), die Idyllen Virgils; bei den lateinischen Grammatikern besonders die Sammlungen der bukolischen Gedichte des Virgilius und Calpurnius, welche das Idyll Theokrits einigermaßen ersetzen sollten; in der neulateinischen Poesie des Mittelalters die zahlreichen, an Umfang sehr verschiedenen Gedichte, welche wohl der Form, aber nicht immer dem Inhalt nach der bukolischen Poesie angehören; in der neuern Poesie der Italiener, Spanier und Deutschen s. v. w. Schäfer- und Hirtengedicht (s. Idyll). Unter demselben Namen haben J. W. Tomaschek u. a. Tonstücke idyllischen Charakters geschrieben.

Eklogit (auch Omphacit), ein auserlesen schönes, aber nicht häufiges Gestein, ein grob- bis feinkörniges Gemenge aus grasgrünem Smaragdit und rothem Granat, von denen ersterer vorherrscht. Außerdem führt er auch als zufällige Gemengtheile Cyanit, Glimmer, selbst hier und da Quarz, Schwefel und Magnetkies. Er tritt massig in Stöcken und Lagern im Urgneis auf, auch in Verbindung mit Glimmer- und Dioritschiefer, sowie mit Disthenfels, so im Fichtelgebirge am Weißenstein, bei Silberbach und Fattigau, an der Saualpe in Kärnthen, in Steiermark und Norwegen; weniger ausgezeichnet in der sächsischen Granulitformation bei Waldheim sowie in der böhmischen. Er läßt sich weniger gut poliren als Granit und Porphyr, wird aber doch vielfach zu Denkmälern 2c. benutzt.

Eklȳsis (griech., f., »Auflösung«), Schwäche, Ohnmacht.

Ekphonēsis (griech., f.), Ausruf.

Ekrasiren (franz.), zermalmen, zertreten, vernichten, ausrotten.

Ekron, die nordöstlichste der fünf Hauptstädte der Philister, auf der Grenze von Juda gelegen, Sitz eines eigenen Kultus und des berühmten Orakels des Baal Sebub und deshalb von den Propheten häufig mit dem göttlichen Strafgericht bedroht. Noch zu des Eusebios Zeiten war es unter dem Namen Akkaron ein großer von Juden bewohnter Flecken und wird auch in den Kreuzzügen noch erwähnt. Jetzt steht auf seinen Ruinen das große Dorf Akir, 4 Kilom. westlich von Jamnia (Jebna).

Eksjö (Ekesjö, spr. -schö), Landstadt im schwed. Län Jönköping mit 2400 Einw., welche Viehhandel und Ackerbau treiben; ward 1856 durch eine Feuersbrunst großentheils in Asche gelegt.

Ekstāse (griech., Ekstăsis), »Entzückung«, Verzückung, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ein höherer Grad von Begeisterung, der Zustand einer phantastischen und schwärmerischen Aufgeregtheit, ein gewöhnlich nur kurzer Moment, in welchem sich der Mensch einer Empfindung, Liebe, Andacht 2c., so unumschränkt überläßt, daß ihm dabei die Klarheit des Verstandes verdunkelt und die Freiheit des Willens beschränkt wird. In pathologischer Bedeutung ist die E. ein Zustand von erhöhter, eine einseitige Richtung verfolgender Seelenthätigkeit mit unterdrückter Aktion mehrerer Sinne (am meisten des Gefühls), wobei das Individuum zwar den Ausdruck eines Wachenden hat, aber sich nicht von der Stelle bewegt und theils durch seine Stellung und Geberde, theils durch Reden oder Singen das Vertieftsein in jene höheren (phantastischen) Betrachtungen zu erkennen gibt. Die früheren Zeiten der Christenheit, das Märtyrerthum und die strengere Asketik geben zahlreiche Beispiele der E. Ekstātiker, begeisterter Prediger, Wahrsager; ekstatisch, in E. befindlich; ekstasiren, in E. versetzen, entzücken.

Ektasie (griech.), »Erweiterung« von Hohlorganen oder röhrigen Kanälen, z. B. der Luftröhrenäste (Bronchiektasie), der Blutadern (Phlebektasie) 2c., entsteht theils durch übertriebene dauernde Füllung und Ausdehnung eines Hohlorgans, z. B. des Magens, theils dadurch, daß die Wandung der Kanäle durch vorausgehende Erkrankungen ihre Widerstandsfähigkeit eingebüßt haben.

Ektenīe (griech., große E.), das allgemeine Kirchengebet der griechisch-katholischen Christen, ein Haupttheil des regelmäßigen Sonntagsgottesdienstes. Die große E. stimmt mit der in der römisch-katholischen Kirche gebräuchlichen Litanei größtentheils

überein. Der Diakon spricht sie, und nach jeder einzelnen Bitte fällt der Chor mit den Worten ein: »Herr erbarme dich« (Gospodi pomilui).

Ekthĕsis (griech.), Aus-, Darlegung, Erklärung.

Ekthelotrophēum (griech.), Findelhaus.

Ekthlipsis (griech., »Ausstoßung«, lat. Elisio), eins der Mittel, deren sich die griechische Sprache bediente, um den Hiatus (das Zusammentreffen zweier Vokale) zu vermeiden: man ließ einen Endvokal vor einem im nächsten Anlaut stehenden ausfallen, z. B. pot' ēn (für pote ēn, »es war einmal«). Skandirt man die Verse lateinischer Dichter, so finden wir auch hier E. oder Elision, wenn auch nicht in der Schrift ausgedrückt, z. B. difficil(e) est satiram non scribere. Ein nur scheinbar besonderer Fall ist die Ausstoßung der Silbe um, z. B. Dulc(e) et decor(um) est, die in einzelnen Fällen sogar in die Schrift allgemein übergegangen, also offenbar in der täglichen Rede üblich gewesen, wie animadverto statt animum adverto; denn ohne Zweifel hatte um im Auslaut etwa den Klang des französischen on, d. h. es war Nasallaut und bewirkte daher einen Hiatus. Auch im Deutschen ist die Elision zur Vermeidung des Hiatus üblich, in Versen sogar geboten, z. B. Wär' ich bei dir! Ich denk' an euch!

Ekthyma (griech., n.), eine Hautkrankheit, charakterisirt durch das Auftreten wenig zahlreicher größeren Eiterblasen oder Pusteln, welche von einem gerötheten Hof umgeben und zerstreut an verschiedenen Körperstellen, namentlich an Armen und Füßen, auftreten. Das E. entsteht durch starke Hautreize, namentlich durch Einreibung mit Brechweinsteinsalbe; es kommt vor bei konstitutioneller Syphilis und wird vorzugsweise auch bei Individuen beobachtet, welche durch Krankheiten und äußeres Elend in ihrer Ernährung herabgekommen sind. Die letztere Form, das E. cachecticum, hat einen chronischen Verlauf, indem stets neue Pusteln entstehen, während die alten abheilen. Das E. heilt durch Eintrocknen der Pusteln mit Hinterlassung eines Schorfs, der sich bald spontan ablöst. Zuweilen geht aber aus der Ekthymapustel ein mehr oder minder tief in die Lederhaut eindringendes Geschwür hervor. Eine örtliche Behandlung ist kaum nothwendig; höchstens mag man einen Seidenfaden durch die Pustel ziehen und liegen lassen, damit sich der Eiter langsam entleere und ein Schorf bilde. Wenn Geschwüre entstanden sind, so werden diese durch warme Umschläge oder durch gelinde Reizmittel in der Heilung gefördert. Beim E. cachecticum kommt alles darauf an, daß der Patient gesunde Luft einathme, eine kräftige Diät genieße, und daß sein Allgemeinbefinden durch Wein, Bier, Eisen- und Chinapräparate gehoben werde.

Ektŏmos (griech.), ein Verschnittener, Kastrat.

Ektopīe (griech., »Lageabweichung«), diejenigen angebornen Abweichungen von der natürlichen Lage der Theile, wobei ein Organ nicht in der für dasselbe bestimmten Körperhöhle, sondern außerhalb derselben, an der Körperoberfläche, liegt, z. B. E. des Herzens, der Harnblase 2c.

Ektropĭum (griech.), die Auswärtskehrung der Augenlieder, entsteht meistens durch Verkürzung der Augenliedhaut infolge tiefgreifender Hautentzündungen. Die Bindehaut der Augenlieder ist dabei vom Augapfel abgewendet und dem Blick zugekehrt, gleichzeitig aber, durch den Reiz der äußern Luft, stets in einem Zustand von Entzündung begriffen, geröthet und exkoriirt. Das Gesicht wird dadurch stark entstellt, die Thränen fließen immerfort über die Wangen herab. Das E. kann nur durch eine Operation geheilt werden, für welche verschiedene Methoden angegeben sind. Sie bezwecken sämmtlich eine Verlängerung des verkürzten vertikalen und eine Verkürzung des abnorm großen horizontalen Durchmessers des Augenlieds und dadurch Herstellung der normalen Lage desselben.

Ektypographie (griech., Relief- oder Hochdruck), s. Blindendruck.

Ektypon (griech., n.), Abdruck von geschnittenen Steinen, Hautrelief; auch s. v. w. Modell.

Ekzēma (griech., n., »durch Hitze Herausgetriebenes«), eine sehr häufig vorkommende Form der Hautentzündung, welche vorzugsweise die oberflächlichen Hautschichten betrifft, mit seröser Exsudation auf die freie Fläche der Lederhaut einhergeht, große Neigung besitzt, sich in die Fläche auszubreiten, und keinen regelmäßigen Verlauf erkennen läßt. Sehr häufig kommt es beim E. auf der diffus gerötheten und geschwollenen Haut zur Bildung kleiner, mit klarer Flüssigkeit erfüllten Bläschen: Eczema simplex s. vesiculosum. Wenn der Inhalt der Bläschen einen eiterartigen Charakter annimmt, so entsteht das E. impetiginosum. Ist die Exsudation nicht sehr reichlich, so kommt es nur zur Abschuppung der Epidermis von der gerötheten Haut: E. squamosum. Endlich wird die Oberhaut oft durch das reichlich ausgeschiedene Exsudat abgehoben, die entblößte Lederhaut ist stark geröthet und näßt stark: E. rubrum oder Salzfluß. Sehr oft trocknet die nach Abstoßung der Oberhaut auf der freien Fläche der Lederhaut hervortretende Ausschwitzung zu Borken und Krusten ein, wodurch die als Crusta lactea 2c. bezeichneten nässenden Ekzeme entstehen. Hebra nimmt außerdem noch ein E. papulosum an, wobei in der gerötheten Haut feste, hervorragende Knötchen auftreten. Als Ursachen des Ekzems sind zu nennen: äußere Reize, welche die Haut treffen, z. B. die direkten Sonnenstrahlen, lange fortgesetzte warme Bäder und kaltfeuchte Umschläge und Einwickelungen, welche die sogen. Badekrätze und die vermeintlichen kritischen Ausschläge der Kaltwasserärzte hervorrufen. Sehr häufig ruft der Reiz von thierischen Parasiten ein E. hervor, wofür die gemeine Krätze das beste Beispiel liefert. Ekzeme werden auch durch gestörten Blutlauf in der Haut, namentlich durch gehemmten Abfluß des Venenbluts, veranlaßt. Ausschläge dieser Art kommen namentlich an den Unterschenkeln vor. In vielen Fällen liegt dem E. eine gewisse konstitutionelle Anlage zu Grunde (sogen. herpetische Dyskrasie), welche nicht selten angeboren oder angeerbt ist. Bei skrofulösen und rhachitischen Kindern tritt diese Anlage zum E. besonders deutlich hervor. Manche Ekzeme scheinen mit chronischen Verdauungsstörungen sowie mit Unregelmäßigkeiten in der Menstruation zusammenzuhängen. Das E. ist von lebhaftem Jucken begleitet, welches die Patienten zum Kratzen veranlaßt, wodurch das ursprüngliche Aussehen der entzündeten Hautstelle sehr erheblich verändert werden kann, indem sich die Haut mit blutigen Krusten und Borken bedeckt. Chronische Ekzeme führen gewöhnlich zu einer bleibenden, auf Bindegewebswucherung beruhenden Hypertrophie und Verdickung der Lederhaut; doch wird die Haut auch manchmal unter den Borken atrophisch. Das E. erstreckt sich bald über große Partien des Körpers, bald tritt es lokal beschränkt am behaarten Kopf, am Gesicht, an den Ohren, an den Genitalien, am After, an Händen und Füßen auf. Hebra beschreibt als

E. marginatum ein vorzüglich bei Schuhmachern vorkommendes E., welches sich vom Hodensack und der benachbarten innern Schenkelfläche symmetrisch auf das Gesäß ausbreitet. Dem E. marginatum liegt nach neueren Untersuchungen ein pflanzlicher Hautparasit (Trichothecium) zu Grunde. Was die Behandlung des Ekzems anbetrifft, so empfehlen einige, wie Hebra, unter allen Umständen eine rein lokale Behandlung des Uebels, während andere Aerzte glauben, daß es gefährlich sei, gewisse Formen des Ekzems durch äußerliche Mittel zu beseitigen, weshalb sie dem Hautausschlag durch eine auf die gesammte Konstitution gerichtete Behandlung beizukommen suchen. Namentlich die nässenden Ekzeme der Kopfhaut und des Gesichts wie überhaupt die von einer konstitutionellen Erkrankung abhängigen Ekzeme soll man nach der Meinung jener Aerzte nicht »vertreiben«. In den meisten Fällen ist erfahrungsgemäß eine örtliche Behandlung des Ekzems erfolgreich und vollständig gefahrlos. Als besonders wirksam, selbst gegen veraltete und hartnäckige Ekzeme, werden gerühmt die weiße Präcipitatsalbe, schwache Sublimatlösungen, die Zink- und Bleipräparate in Form von Salben, Streupulvern, Umschlägen 2c. Bei umfangreichen und stark juckenden Ekzemen empfiehlt Hebra die Anwendung der Regendouche, welche zwei- bis dreimal täglich 10—15 Minuten lang gebraucht wird. Bei hartnäckigen, veralteten Ekzemen sind die grüne Seife, der Theer und Anätzungen der Haut mit Aetzkalilauge am meisten und mit gutem Erfolg in Gebrauch gezogen worden.

Ela, König von Israel 930—929 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Baësa, ward von dem aufrührerischen Feldherrn Simri sammt seinem ganzen Haus ermordet (1. Kön. 16, 8—14).

Elabiren (lat.), entschlüpfen; vergehen, verfließen (von der Zeit).

Elaboriren (lat.), ausarbeiten, verfertigen; Elaborät, etwas Ausgearbeitetes, namentlich eine ausgearbeitete Schrift; Elaboration, Ausarbeitung.

Eläa, im Alterthum äolische Stadt in Mysien, südlich von der Mündung des Kaïkos am Eläitischen Meerbusen, Hafen von Pergamum.

Eläagneen (Silberbäume), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung Thymelaeinae, Bäume und Sträucher, bisweilen mit dornigen Aesten und mit wechselständigen oder gegenständigen, kurz gestielten, einfachen, ganzen oder gezähnten, nebenblattlosen Blättern, deren Oberfläche durch eigenthümliche schuppenförmige Haarbildungen ein silberfarbenes oder auch bräunliches schülferiges Ansehen hat. Die Blüten stehen einzeln in den Blattachseln oder bilden Aehren oder Träubchen, sie sind zwitterig oder durch Fehlschlagen eingeschlechtig. Das kelchartige Perigon der männlichen Blüten besteht aus zwei oder vier Blättern, welche am Grund eine längere oder kürzere drüsentragende Röhre bilden, die am Rande der drüsigen Anschwellung zweimal so viel Staubgefäße als Perigonblätter trägt. Diese haben sehr kurze Staubfäden und zweifächerige, einwärts gekehrte, mit Längsspalten aufspringende Antheren. Die weiblichen und die Zwitterblüten besitzen ein röhrenförmiges, außen silberschuppiges, inwendig oft gefärbtes Perigon mit einer oft an der Spitze eingeschnürten Röhre, einem regelmäßigen, meist glockenförmigen, zwei- bis fünfspaltigen Saum und einem drüsigen Ring im Schlund, an welchem die Staubgefäße in einfacher oder doppelter Zahl der Perigonabschnitte befestigt sind. Der oberständige Fruchtknoten wird von dem untern Theil der Perigonröhre umschlossen, ohne mit ihm zu verwachsen; er ist einfächerig, enthält eine einzige grundständige, anatrope Samenknospe und geht in einen langen einfachen Griffel mit zungenförmiger Narbe über. Die Frucht ist ein einsamiges Achenium mit häutiger Schale; sie wird aber umgeben von der bald beerenartig saftig, bald holzig hart gewordenen Basis der Perigonröhre. Der Same enthält in der Axe eines fleischigen Endosperms einen geraden Keimling mit dicken Samenlappen und abwärts gekehrtem Würzelchen. Diese aus vier Gattungen und ca. 30 Arten bestehende Familie ist im gemäßigten und wärmern Asien am verbreitetsten, aber auch in Europa, Nordamerika, Guayana und Java vertreten.

Elaeagnus *L.* (Oleaster, Oelweide), Pflanzengattung aus der Familie der Eläagneen, Sträucher und kleine Bäume mit abwechselnden Blättern, die, wie die jungen Triebe, silberfarben glänzen und außerdem bisweilen noch mit rostfarbenen Schülferschuppen besetzt sind. Die präsentirteller- und glockenförmigen Blüten sind außen gleichfalls silberglänzend und stehen einzeln oder in geringer Anzahl im Winkel der Blätter an völlig entwickelten Zweigen. E. angustifolia *L.* (wilder Oelbaum) bildet im Orient einen sparrigen, oft dornigen Strauch mit schmalen, länglich lanzettförmigen, oben graugrünen, unten silberfarbenen Blättern, außen silberweißen, innen gelblichen, stark duftenden Blüten und länglichen, silbergrauen Früchten, wird bei uns häufig als Zierstrauch und im Orient in einer Abart kultivirt, deren 2,5 Centim. lange Früchte allgemein gegessen werden. E. argentea *Pursh.*, Strauch aus dem englischen Nordamerika, wird bis 2 Meter hoch, bildet Ausläufer, durch welche er sich sehr schnell verbreitet, hat gleichfalls wohlriechende Blüten und bei der Reife trocken mehlige Früchte.

Elaeis *Jacq.* (Oelpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Bäume mit niederliegendem Stamm, gesägten Blattstielen, fiederförmigen Blättern mit linearen Segmenten, monöcistischen Blüten und eckig eiförmigen, einsamigen Früchten mit ölhaltiger, hellrother oder gelber Hülle. E. guineensis *L.* (afrikanische Oelpalme, s. Tafel »Oelpflanzen«) ist im tropischen Westafrika heimisch und wächst dort in großer Zahl, wird jetzt aber auch in Westindien kultivirt. Sie wird 6—9 Meter hoch, der Stamm ist bedeckt mit den Resten abgestorbener Blattstiele, und die Fruchtstände erreichen eine Länge von 60 Centim. bei 60—90 Centim. Umfang; die einzelnen Früchte haben die Größe eines Taubeneies, sind gelblich-roth gefleckt und liefern sowohl aus dem Fruchtfleisch, als auch aus dem Samen, welcher in einer harten Schale steckt, ein fettes Oel. Das Palmöl (s. d.) des Handels wird aus dem Fruchtfleisch gewonnen, aber auch das Samenöl kommt gelegentlich nach Europa. Die Neger, welche das Palmöl bereiten, haben den Handel mit demselben einträglicher gefunden als den Sklavenhandel; sie bezogen anfangs Glasperlen, Korallen, Spiegel 2c., dann aber allerlei Manufakturwaaren dafür. Sie genießen das Palmöl wie Butter, bereiten aus den Früchten auch eine Suppe und hauen die Bäume nieder, um Palmwein zu gewinnen. E. melanococca *Gaertn.* (Alphonsia oleifera *H. B. K.*), die Caiaue der Brasilianer, der Corozo colorado der Bewohner von Venezuela und Neugranada, wächst an sumpfigen, schattigen Stellen, sehr häufig auch in Centralamerika, kriecht mit dem kurzen, dicken Stamm an der

Erde, ist so schwach bewurzelt, daß der Baum durch einen Fußtritt aus dem Boden gehoben werden kann, trägt 7 Meter lange Blätter und rothe Früchte. Aus den Blättern fertigt man Taue und aus den Früchten Oel, welches aber noch nicht im Großhandel erscheint.

Eläodorisch (griech.), mit Oelfarbe gemischt, besonders von solchem Wachs, welches bei den Alten zur enkaustischen Malerei diente (s. Wachsmalerei).

Elaeoïdes *Ung.*, vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen (s. d.).

Eläoptēne, die auch noch bei niedrigerer Temperatur flüssig bleibenden Bestandtheile mancher ätherischen Oele, im Gegensatze zu den Stearoptenen oder Kampherarten, welche sich bei starker Abkühlung aus denselben krystallinisch ausscheiden.

Elaeosacchărum, s. v. w. Oelzucker.

Elagabălus, röm. Kaiser, s. Heliogabalus.

El Aghuât, s. Laghuât.

Elah (arab.), s. v. w. Gott; durch Hinzufügung des Artikels Al wird daraus Allah.

Elaïdin, das Produkt der Einwirkung von salpetriger Säure auf fette, nicht trocknende Oele, deren Oleïn hierbei in starres E. übergeht. Letzteres hat dieselbe procentische Zusammensetzung wie Oleïn und ist demselben isomer. Fette, nicht trocknende Oele erstarren, wenn man sie mit salpetriger Säure mischt; die Zeit aber, in welcher die Erstarrung eintritt, ist verschieden, je nach dem Verhältnis der Säure zum Oel. Eine sehr kleine Menge salpetriger Säure kann viel Oleïn in E. verwandeln. Salpetersaures Quecksilberoxydul wirkt in allen Fällen, mit Ausnahme des Ricinusöls, ganz ebenso. E. schmilzt bei 32°, ist schwer in Alkohol, leicht in Aether löslich und läßt sich mit Alkalien und Metalloxyden verseifen. Das Stearin und Margarin der Fette wird nicht in E. umgewandelt. Das E. ist, gemischt mit den übrigen unveränderten Bestandtheilen des Fetts und mit manchen beiläufigen Umwandlungsprodukten, officinell als Unguentum oxygenatum, welches nach Vorschrift der Pharmakopöe durch Erwärmen von 50 Theilen Schweineschmalz mit 3 Theilen Salpetersäure bis zum Verschwinden der sauren Reaktion erhalten wird. Man hat E. auch zur Seifen- und Kerzenfabrikation empfohlen. Talg wird durch Behandlung mit salpetriger Säure gehärtet, indem sein Oleïn sich in E. verwandelt. Die aus E. durch Verseifen mit Kalilauge und Zersetzung der Seife mit Salzsäure erhaltene Elaïdinsäure ist isomer der Oelsäure und kann auch direkt aus dieser mit Hülfe von salpetriger Säure dargestellt werden; sie bildet perlglänzende Blättchen, ist geruch- und geschmacklos, in Wasser kaum, in Alkohol und Aether leicht löslich, schmilzt bei 45°, verflüchtigt sich ohne Zersetzung, oxydirt sich bei gewöhnlicher Temperatur nicht an der Luft, wohl aber bei 65° und bleibt dann flüssig. Mit Kalihydrat geschmolzen, gibt sie Wasserstoff, Essigsäure und Palmitinsäure.

Elaïn, s. v. w. Oleïn.

Elaïnsäure, s. v. w. Oleïnsäure, Oelsäure.

Elaïs (Eleïs), Ortschaft im Gebiete der Bagara-Araber in Nordafrika, nahe am rechten Ufer des Weißen Nil unter 13° nördl. Br., ist der Endpunkt einer früher sehr namhaften, von Sennar nach dem Nil führenden Handelsstraße und daher noch immer Marktplatz. E. war einst eine Hauptstadt der Fundjkönige, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ganz Kordofan von hier aus zinsbar gemacht hatten. Jetzt heißt der Ort, in dem besonders viele Sklavenjäger verkehren, Helet el Bagara.

Elam (Elymaïs), in der Bibel eine semitische Landschaft in Asien, welche den ebenen Theil der persischen Provinz Susiana nach der Tigrismündung zu umfaßte. Die Elamiter oder Elymäer, die östlichsten unter den Nachkommen Sems, erscheinen in der Bibel ebenso wie bei den klassischen Autoren als geschickte Bogenschützen.

Élan (franz., spr. eläng), Anlauf, Ansatz, Sprung, besonders im übertragenen Sinn: Aufschwung, (heftige) Erregung, plötzlich aufloderndes Feuer der Begeisterung.

Elana (Aelana, Aila, Elath), im Alterthum Hafen- und Handelsstadt in Edom (Idumäa), am Elanitischen Meerbusen (Golf von Akabah) des Rothen Meers, wurde durch David mit dem Lande der Edomiter dem jüdischen Reich einverleibt, ging aber später an die Syrer verloren. Hier rüstete Salomo eine Handelsflotte nach Ophir aus. Unter den Römern bewahrte E. seine Wichtigkeit als Handelsplatz und war Standquartier der 10. Legion. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war E. Bischofssitz. Heute Akabah.

Elanguesciren (elanguiren, lat.), ermatten.

Elaphebolion (griech., n.), anfangs der neunte Monat im attischen Jahr, um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, in dem zu Ehren der Artemis (Diana) das Fest der Elaphebolia begangen wurde.

Elaphitische Inseln (Hirschinseln), Gruppe von drei Eilanden im Meerbusen von Ragusa (Dalmatien), Calamotta, Mezzo und Giupana, bloß von Fischern besucht.

Elaphomyces *Nees* (Hirschstreuling, Hirschtrüffel), Pilzgattung aus der Abtheilung der Tuberaceen, unter der Erde lebende, den Trüffeln sehr ähnliche Pilze, deren Fruchtkörper eine kugelige, geschlossene Peridie darstellt, welche aus einer dicken, korkigen Innenhaut und einer dünnen, oft stacheligen oder warzigen Außenhaut besteht und im Innern ein zartes, adriges Kapillitium und gestielte, kugelige Sporenschläuche mit je 2—8 Sporen enthält. Das Innere ist anfangs fleischig, hell, später trocken, staubig und dunkel gefärbt. Die bekannteste deutsche Art ist E. granulatus *Nees* (Scleroderma cervinum *Pers.*, gekörnter Hirschstreuling), mit rundlicher, kleinwarziger, fast ockerfarbiger, zuletzt brauner Peridie von der Größe einer kleinen wälschen Nuß, inwendig anfangs weißlich, später schwarz, staubig, vom weißen Kapillitium netzadrig durchzogen, korkig, später fast holzig; wächst häufig und gesellig unter der Erde in Wäldern, zumal in Gebirgsgegenden, im Sommer und Herbst, wird bisweilen mit der Trüffel verwechselt, ist aber untauglich, hat einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch und einen bitterlichen Geschmack, wird nur von Hirschen und Schweinen aufgesucht und gefressen, wurde früher und wird bisweilen auch jetzt noch unter dem Namen Hirschbrunst (Boletus cervinus) in den Apotheken geführt und als Hausmittel bei Thieren angewendet. Auch die anderen Arten, die besonders im südlichen Europa vorkommen, sind ungenießbar und werden nur von Thieren aufgesucht.

Elapsus (lat.), verflossen; elapso termino, nach Ablauf der Frist.

Elargiren (lat.), ausweiten, erweitern.

Elasticität (griech., »Triebkraft«, Federkraft), diejenige Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie nach einer durch äußere Kraft bis zu einer gewissen Grenze erfolgten Verschiebung ihrer Theile die frühere Gestalt und die frühere Lage der Theile wieder annehmen, sobald die äußere Kraft zu wirken aufgehört

hat. Der Grund dieses Strebens nach Rückkehr in die vorigen Verhältnisse ist darin zu suchen, daß die Theilchen eines Körpers nur in bestimmter gegenseitiger Lage im Gleichgewicht stehen, und daß dieses Gleichgewicht sich nach der vorübergehenden Aufhebung wieder herzustellen strebt. Obwohl eigentlich alle Körper elastisch sind, so werden doch nur solche, deren Theilchen selbst nach bedeutender Verschiebung wieder vollkommen in ihre frühere Lage zurückkehren, z. B. Kautschuk (Gummi elasticum), Stahl, Elfenbein ꝛc., elastische genannt. Man kann eine E. des Zugs und des Drucks, der Biegung und der Drehung unterscheiden.

Was die E. **des Zugs** anlangt, so hat man bei einer beträchtlichen Anzahl von Körpern durch Versuche festgestellt, auf den wievielsten Theil ihrer Länge sie sich höchstens ausdehnen lassen, um sich dann vermöge ihrer E. wieder auf ihre frühere Länge zusammenzuziehen. Die Zahl, welche angibt, auf den wievielsten Theil der Länge eine in die Gestalt eines dünnen Prisma's oder Cylinders gebrachte, mit einem bestimmten Gewicht belastete Substanz sich ausdehnen läßt, um dann ihre frühere Länge wieder anzunehmen, heißt **Elasticitätskoëfficient.** Dieser gibt demnach ein Maß für die Intensität der im Innern des Körpers wirksamen elastischen Kraft an, insofern nämlich die Theilchen eines Körpers durch die E. mit um so größerer Kraft zusammengehalten werden, je geringer die Verlängerung ist, welche ein Körper durch ein bestimmtes Gewicht erleidet. Demnach fällt der Elasticitätskoëfficient um so kleiner aus, je größer die elastische Kraft ist, deren Maß er angeben soll. Der sogen. **Elasticitätsmodulus** ist die Zahl, welche angibt, welche Kraft in Kilogrammen man anwenden muß, um einen Stab bis zu seiner doppelten Länge auszuziehen, falls sich dieser Körper auch über die Elasticitätsgrenze hinaus ebenso verhält wie innerhalb derselben. Der Elasticitätsmodulus, bezogen auf einen Quadratmillimeter Querschnitt und in Kilogrammen ausgedrückt, ist für Blei (zu Draht gezogen) 1803, Gold 8131, Silber 7357, Zink 8734, Kupfer 12,449, Platin 17,044, Gußstahl 19,549, Eisen 20,869; Pappelholz (in der Richtung der Fasern) 517, Fichtenholz 564, Eichenholz 921, Buchenholz 980, Birkenholz 997, Ahornholz 1021, Erlenholz 1108, Tannenholz 1113, Eschenholz 1121, Ulmenholz 1165, Akazienholz 1261; Kautschuk 0,17, Gips 360, Eis 541, Fischbein 603, Sandstein 631, Knochen 1635, Kalkstein 1887, bleihaltiges Krystallglas 5477, Fensterglas 7917, Schiefer 11,034. Diese Zahlen geben an, wie viel Kilogramme nöthig wären, um ein aus der betreffenden Substanz gemachtes Prisma oder einen Cylinder von 1 □Millim. Querschnitt auf seine doppelte Länge auszudehnen, ganz abgesehen davon, ob sich der betreffende Körper wirklich in dem Maß ausdehnen läßt. Die **Elasticitätsgrenze** ist von dem Elasticitätsmodulus unabhängig, d. h. ein Körper kann einen sehr großen Elasticitätsmodulus haben, also eine große Kraft zu seiner elastischen Ausdehnung bis auf eine gewisse Länge erfordern, und dabei kann gleichwohl seine Elasticitätsgrenze eine sehr enge sein und umgekehrt. Uebrigens ist die Elasticitätsgrenze nur für wenige Körper genau bestimmt; sie beträgt für Stabeisen $^1/_{1810}$, Gußeisen $^1/_{1200}$, Stahl $^1/_{833}$, Bleidraht $^1/_{742}$. Die E. **des Drucks** kommt auf die des Zugs zurück, insofern die elastische Kraft im Innern eines Körpers einen ebenso großen Widerstand leistet, wenn ein Druck auf den Körper ausgeübt, als wenn er dem Zug unterworfen wird.

Die E. **der Biegung** macht sich bemerklich, wenn man ein aus einer elastischen Masse geschnittenes Prisma in horizontaler Lage an einem Ende befestigt und am andern ein Gewicht darauf einwirken läßt, wobei es sich in einem gewissen Maß biegt und nach der Entfernung des Gewichts seine frühere Lage wieder annimmt, vorausgesetzt, daß seine Elasticitätsgrenze nicht überschritten worden ist. Das Gleiche findet statt, wenn man das Prisma auf beiden Seiten unterstützt. Es hat sich aber aus genaueren in diesem Betreff angestellten Versuchen ergeben, daß bei einem an dem einen Ende befestigten Prisma die Senkung des mit einem Gewicht belasteten andern Endes mit dem Kubus der Länge direkt, mit dem Kubus der Höhe sowie mit dem Quadrat der Breite dagegen umgekehrt proportional zunimmt. Wenn demnach ein Stab 2, 3, 4 ꝛc. mal so lang ist als ein anderer, so biegt er sich bei gleicher Belastung mit diesem $2^3=8$, $3^3=27$, $4^3=64$ ꝛc. mal so stark. Ist er dagegen 2, 3, 4 ꝛc. mal so hoch, so ist die Biegung 2^3, 3^3, 4^3 oder 8, 27, 64 ꝛc. mal so gering; ist er endlich 2, 3, 4 ꝛc. mal so breit, so ist die Biegung $2^2=4$, $3^2=9$, $4^2=16$ ꝛc. mal so gering. Ein Stab, der an einem Ende befestigt (festgeklemmt) ist, biegt sich 64mal so stark, als wenn er bei derselben Länge an beiden Enden befestigt ist; liegt er aber auf beiden Enden nur auf einer festen Unterlage, so beträgt die Senkung bei gleicher Belastung nur den 16. Theil von der des an dem einen Ende befestigten Stabs. Oder: die Senkungen verhalten sich bei einseitiger Befestigung, bei beiderseitiger Unterstützung und ebensolcher Befestigung wie 64 : 16 : 1.

Die E. **der Drehung** (Torsion) tritt ein, wenn ein elastischer Stab um seine eigene Axe gedreht wird, so daß derselbe, vorausgesetzt, daß seine Elasticitätsgrenze nicht überschritten werde, seine frühere Gestalt wieder annimmt. Die Größe der Drehung, welche der Stab hierbei erleidet, richtet sich nach der Größe der angewandten Kraft, nach der Dicke und nach der Länge des Stabs.

Auch beim **Stoß** ist die E. von Einfluß. Trifft ein in Bewegung begriffener elastischer Körper auf einen andern ruhenden oder frei beweglichen, so erleiden beide infolge des Stoßes eine Zusammendrückung in der Richtung des Stoßes. Da aber die elastische Kraft die momentane Gestaltsveränderung der Körper wieder aufzuheben strebt, so findet infolge einer unmittelbar nach der Berührung an der Berührungsstelle beider Körper wirksamen Kraft eine neue Bewegung statt, die sich verschiedenartig modificirt, je nachdem beide Körper, die man in der Regel durch Kugeln repräsentirt sein läßt, von gleicher oder von verschiedener Größe oder Masse sind und der Stoß in genau centraler Richtung, d. h. in der Richtung der Verbindungslinie zwischen den Mittelpunkten beider Kugeln, oder in einer mehr oder weniger schiefen Richtung erfolgt (s. Stoß).

Die E. tritt bei verschiedenen Körpern in verschiedener Weise auf. Während manche Körper nach allen Richtungen hin ziemlich gleichmäßig elastisch sind, wie z. B. die Metalle, zeigen sich bei anderen nach gewissen Dimensionen hin gewisse Unterschiede. So namentlich bei den Krystallen, aber auch bei nicht krystallinischen Körpern, welche im Innern nicht vollkommen homogen sind, wie bei den Hölzern, welche in der Längsrichtung der Fasern eine weit größere E. als in der Querrichtung zeigen, und anderen Substanzen vegetabilischen und animalischen Ursprungs. Wird die Gestalt eines festen Körpers

über die Elasticitätsgrenze hinaus durch eine Kraft verändert, so treten seine Theile entweder in ein neues stabiles Gleichgewicht, und der Körper ist in diesem abermals elastisch, hat aber jetzt meist eine andere Größe oder Grenze der E., oder es erfolgt eine Trennung desselben. Im ersten Fall heißt er dehnbar, im zweiten spröde. Wenn eine große Kraft nöthig ist, um eine Verschiebung der Theilchen eines Körpers hervorzubringen, so nennt man ihn hart. Ein Körper kann hart und elastisch sein, wie das Elfenbein, der Stahl 2c.; das Glas dagegen ist hart und wenig elastisch. Ein Körper, dessen Theilchen schon durch geringe Kraft verschoben werden können, wird weich genannt. Auch weiche Körper können stark elastisch sein, wie z. B. Kautschuk, oder nur einen geringen Grad von E. besitzen, wie z. B. der feuchte Thon. Der Aggregatzustand solcher weichen, mehr oder weniger breiartigen Körper kann gewissermaßen als Mittelzustand zwischen dem vollkommen festen und vollkommen flüssigen betrachtet werden. Daß flüssige Körper, namentlich Wasser, elastisch sind, beweist schon das Emporspringen der auf eine Wasserfläche fallenden Tropfen; es folgt aber auch daraus, daß Flüssigkeiten, wenn auch nur in geringem Maß, komprimirt werden können, nach Entfernung des Drucks aber wieder ihr altes Volumen einnehmen. Die E. der Gase und Dämpfe ist identisch mit der Expansivkraft derselben. Die E. ist in der Mechanik von höchster Bedeutung. Durch sie erfolgt das Abprallen von Körpern beim Stoß; sie dient, wie beim gespannten Bogen, den Ballisten der Alten 2c., als wirksames Mittel zur schnellen Fortbewegung anderer Körper, auf die sie als beschleunigende Kraft einwirkt; auf ihr beruht die Schwingung der Saiten und überhaupt diejenige Oscillation, die bei einer gewissen Schnelligkeit der Wiederholung der Schwingungen Töne hervorbringt, weshalb nur elastische Körper tönende und tonfortpflanzende sind. Die spiralförmig gewundenen elastischen Uhrfedern werden theils zum Treiben des Werks, theils zum Reguliren des Ganges benutzt. Auf der E. der Luftarten und Dämpfe beruht die Konstruktion der Luftkissen und Luftfedern, der Windbüchsen, der Windkessel an Feuerspritzen, der Gebläse, der Dampfmaschinen 2c.

Elastics (engl., franz. Élastiques), geköperte und gewalkte Rock- und Hosenstoffe aus Streichgarn, welche sich durch große Dehnbarkeit auszeichnen. E. heißen auch die Gummigewebe, welche als Zwickel in die Schäfte von Halbstiefeln eingesetzt werden.

Elatēa, im Alterthum die bedeutendste Stadt in Phokis, in fruchtbarer Ebene, am Fuße des Knemisgebirges, etwa 4 Kilom. nördlich vom Kephisos gelegen, am Ausgang eines wichtigen, von Lokris nach Phokis führenden Passes, besaß ein großes Theater, einen berühmten Asklepiostempel und eine Bildsäule der Athene. Von Xerxes wurde die Stadt eingeäschert, 346 nach dem Phokischen Krieg, infolge eines Amphiktyonenbeschlusses, mit allen phokischen Städten zerstört, 338 von Philipp von Makedonien besetzt, der sich dadurch zum Herrn von Mittelgriechenland machte, 198 von den Römern unter T. Quint. Flamininus geplündert, im Mithridatischen Krieg von den Römern zur Freistadt erhoben, weil sie dem Feldherrn des Mithridates, Taxilos, erfolgreichen Widerstand geleistet hatte. Jetzt Ruinen zu Lefta.

Elatĕas, ein 1410 Meter hohes Gebirge in Griechenland, dem alten Kithäron, der Grenzscheide zwischen Attika und Böotien, entsprechend.

Elaterĭdae, Schnellkäfer, Schmiede.

Elaterit (elastisches Erdpech), Mineral aus der Klasse der Anthracide, findet sich derb, eingesprengt, als Ueberzug, ist gelblich bis schwärzlichbraun, fettglänzend, kantendurchscheinend bis undurchsichtig, sehr zähe, elastisch biegsam, oft klebrig, von starkem, bituminösem Geruch und leicht brennbar mit leuchtender, rußender Farbe. Der E. ist ein Kohlenwasserstoff oder ein Gemisch von solchen, findet sich im Bergkalk mit Bleiglanz bei Castletown in Derbyshire, im Steinkohlensandstein bei Montrelais und Bouvant in Frankreich und in Braunkohlenlagern bei New Haven in Connecticut. In Südaustralien kommt er auf sandigem Boden vor und erscheint, wenn er abgebrannt wurde, nach einiger Zeit von neuem. Dies Mineral liefert bei trockener Destillation 82 Proc. flüssige Kohlenwasserstoffe und eignet sich gut zur Leuchtgasfabrikation.

Elaterĭum, der eingedickte Saft der Spring- oder Eselsgurken, Momordica E. *L.* Man unterscheidet im Handel zwei Sorten: das E. album anglicum, aus dem die Samen umgebenden Safte der unreifen Früchte erhalten, bildet eine weißgraue oder grünliche, bröckelige, geruchlose Masse, schmeckt brennend scharf und bitter; E. nigrum germanicum, aus dem ausgepreßten Safte der reifen Früchte dargestellt, ist dunkel grünbraun, in Wasser und Alkohol löslich, schmeckt widerlich bitter, nicht scharf. E. enthält als wirksamen Bestandtheil Elaterin (Elatin) $C_{20}H_{28}O_5$, welches in farb- und geruchlosen Tafeln krystallisirt, sehr bitter und scharf schmeckt und in Wasser unlöslich, in heißem Alkohol leicht löslich ist. Es bildet eins der heftigsten Abführmittel, dem Krotonöl vergleichbar und noch unangenehmer als dieses wirkend, und wird deshalb bei uns nur sehr selten angewandt.

Elath, einheimischer Name von Elana (s. d.).

Elation (lat.), Erhebung, Ueberhebung, Stolz.

Elayl (Elaylgas, ölbildendes Gas, schweres Kohlenwasserstoffgas, Aetheringas, Vinegas, Aethylen) C_2H_4, farbloses Gas, entsteht, wenn man Acetylen C_2H_2 und Wasserstoff durch ein rothglühendes Rohr, oder ein Gemisch von Schwefelwasserstoff und Schwefelkohlenstoffdampf über rothglühendes Eisen oder Kupfer leitet, ferner bei trockener Destillation von Steinkohlen, Fetten, Harzen (es findet sich daher im Leuchtgas), aus Alkohol- und Aetherdämpfen bei Rothglut und beim Erhitzen von Alkohol mit koncentrirter Schwefelsäure oder Chlorzink. Zur Darstellung von reinem E. leitet man Weingeistdämpfe, die sich aus siedendem 80procentigen Alkohol entwickeln, in Schwefelsäure, welche bei 165° C. siedet, und sorgt dafür, daß die Temperatur nie über 170° C. steige. Der Alkohol C_2H_6O wird dann gerade in E. C_2H_4 und Wasser H_2O zerlegt, und die Schwefelsäure bleibt unverändert. So dargestellt, ist das E. farblos, von eigenthümlichem Geruch; es kann nicht eingeathmet werden und wirkt höchst nachtheilig auf den Organismus. Das specifische Gewicht ist = 0,978. Es wird durch sehr starken Druck und Kälte zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, die bei 1° einen Druck von 42,5 Atmosphären ausübt. Wasser löst bei 0° nur 0,25 Volumen, Alkohol 3,6 Volumina; auch in Aether, Terpentinöl, Erdöl, Olivenöl ist es löslich. Das E. ist leicht entzündlich und brennt mit hell leuchtender Flamme. Mit Sauerstoff oder Luft vermischt, explodirt es bei Annäherung einer Flamme oder durch den elektrischen Funken mit außerordentlicher Heftigkeit. Bei Rothglut verliert es die Hälfte seines

Kohlenstoffgehalts, und die ausgeschiedene Kohle setzt sich in dem Gefäß, in welchem es erhitzt wurde, bei starker Hitze in äußerst harten Krusten ab (Retortengraphit), wobei leichtes Kohlenwasserstoffgas (Grubengas) CH_4 zurückbleibt. Dieselbe Zersetzung findet beim Anzünden des Gases statt, und die Flamme des Elayls ist deshalb brennendes Grubengas, in welchem sich Kohle in glühendem Zustand befindet. Dadurch wird die Flamme leuchtend. An einem kalten Gegenstande, den man in die Flamme hält, lagert sich dieser Kohlenstoff ab, weil die Temperatur so sehr erniedrigt wird, daß er nicht mehr zu verbrennen vermag. Das Leuchtgas verdankt seinem Gehalt an E. und einigen ähnlichen Kohlenwasserstoffen die Leuchtkraft. Zwei Volumina Chlorgas und 1 Volumen E. verbrennen, wenn man das Gemisch anzündet, mit dunkelrother Flamme. Dabei bildet sich Chlorwasserstoff, und der gesammte Kohlenstoff des Elayls wird als solcher rußförmig abgeschieden. Mit dem gleichen Volumen Chlorgas gemengt, bildet das E. ölartiges Aethylenchlorid $C_2H_4Cl_2$ (daher ölbildendes Gas). Antimonsuperchlorid absorbirt das E. lebhaft, indem es mit demselben die gleiche Verbindung bildet. Rauchende Schwefelsäure absorbirt das E. und bildet mit demselben eine flüssige Verbindung (Mittel, um aus Gasgemischen das E. zu entfernen und seiner Menge nach zu bestimmen), die Aethionsäure; verdünnt man die so erhaltene Flüssigkeit und destillirt, so geht Alkohol über. Dies Verhalten ist in neuerer Zeit vorgeschlagen worden zur technischen Fabrikation des Alkohols aus Steinkohlengas (Mineralspiritus). Das aus den Elementen leicht darstellbare E. gibt also Gelegenheit, organische Körper ohne Mithülfe organisirter Wesen zusammenzusetzen. So gibt es auch mit Chromsäure Aldehyd und Essigsäure, mit übermangansaurem Kali Kohlensäure, Ameisensäure und Oxalsäure.

Elba (Elva), ital. Insel im Mittelländischen Meer, zur Provinz Livorno gehörig und einen eigenen Kreis bildend, liegt zwischen Corsica und dem Festland, von dem sie durch den 15 Kilom. breiten Kanal von Piombino getrennt wird; sie ist 232 QKilom. (4,2 QM.) groß und fast durchgehends von Bergen bedeckt. Man unterscheidet drei kleine Bergsysteme, denen die Meereinschnitte entsprechen: ein östliches mit dem Monte Giovi und Monte Calamita auf den beiden Halbinseln, ein mittleres mit dem Monte Orello und ein westliches System mit dem höchsten Punkte der Insel, dem 1030 Meter hohen, im Winter Schnee tragenden Monte Capanna. Die Küsten sind steil und felsig und bieten zahlreiche Buchten. Die Insel ist gut bewässert, das Klima gesund und mild. Die Berge sind mit der Mittelmeervegetation bedeckt und mit kräftigen Kräutern bewachsen, die Wein-, Oliven- und Maulbeerpflanzungen von Kaktus- und Agavenhecken umgeben. Die Hauptprodukte aber sind Eisenerze, die in vorzüglicher Güte gewonnen und aus dem Hafen von Rio im NO., wo auch die wichtigste Grube (im Verrucano, der den Granit durchbrochen hat), ausgeführt werden. Auch Serpentin, Kalk und Macigno besitzt die Insel, und Granit und Marmor werden gebrochen. Dazu liefern die Lagunen Salz, und auch die Thunfischerei an den Küsten ist sehr ergiebig. Getreide und trefflichen Wein erzeugt das Innere. Der Gewerbfleiß der Bewohner, deren Zahl (1871) 21,755 beträgt, ist auf die gewöhnlichsten Bedürfnisse beschränkt. Die Ortschaften auf der Insel sind in folgende vier Gemeinden vereinigt: Porto Ferrajo (Hauptstadt), Rio nell' Elva, Porto Longone und Marciana. Zu E. gehören noch die meist von Fischern bewohnten kleinen Inseln Pianosa, Palmajola, Cerboli, Troja und Monte Christo. — Im Alterthum hieß E. Aethalia (d. i. die Glänzende, von dem mit Granitmassen umgebenen Eisengebirge), später Ilva und endlich Isola d'Elva oder E. Die Insel war frühzeitig wegen ihres Reichthums an Eisen berühmt. Sie war nach einander in den Händen der Phöniker, Griechen (Phokäer), Karthager, Etrusker, zuletzt der Römer. Im 10. Jahrh. kam sie an Pisa, 1290 an Genua, später an Spanien, welches damit die Herzöge von Soria und Fürsten von Piombino belehnte; doch besaß der Großherzog von Florenz das von Cosimo I. 1537 erbaute Porto Ferrajo und der König von Sicilien Porto Longone. Im Jahr 1736 kam die Insel unter die Oberherrlichkeit Neapels, 1801 im Lüneviller Frieden an das neue Königreich Etrurien, nach dessen Auflösung (November 1803) an Frankreich. Sie bildete zuerst ein eigenes Departement, wurde später dem Departement des Mittelländischen Meers einverleibt und bildete endlich mit den übrigen toskanischen Inseln ein dem Generalgouvernement des Großherzogthums Toscana einverleibtes Nebenland. Nach Napoleons erster Abdankung wurde ihm die Insel E. mit vollen Souveränitätsrechten als ein Fürstenthum überlassen; er traf 4. Mai 1814 daselbst ein, legte einige Landstraßen an und traf andere gute Einrichtungen, verließ aber die Insel schon 26. Febr. 1815 wieder. Durch die Wiener Kongreßakte kam E. 1815 wieder an ihre früheren Besitzer unter toskanischer Landeshoheit und ging mit Toscana an das Königreich Italien über. S. Karte »Italien II«.

El Bahri, s. v. w. Bahari, Unterägypten.

Elbassan, Stadt im türk. Vilajet Uschkodra (Skutari), am Schkumbifluß, in 200 Meter Höhe gelegen, Hauptort von Mittelalbanien, wenn auch Diwra die administrative Hauptstadt ist, Sitz eines griechischen Bischofs, hat 3 Moscheen, eine griechische Kirche und 2000 Häuser, aber gegenwärtig nur etwa 5000 Einw. Die Märkte dieser Stadt, welche Kupfer- und Eisenwaaren fabricirt, sind sehr belebt. In der Nähe das um 1000 gegründete griechische Johanneskloster und 11 Kilom. südwestlich zahlreiche warme Schwefelquellen.

Elbe (bei den Römern, welche die Niederelbe kannten und ihre Quelle bei den Hermunduren suchten, Albis, Albios, böhm. Labe), einer der Hauptströme Deutschlands und der wichtigste Fluß Norddeutschlands, entsteht im vormaligen Gitschiner Kreis des Königreichs Böhmen, in der Nähe der schlesischen Grenze, aus dem Zusammenfluß zahlreicher Wasseradern (Seifen oder Flessen genannt) und Bäche, die auf dem Kamm des Riesengebirges von dem Großen Rad bis zur Schneekoppe entspringen. Zwei dieser Bäche werden indeß als die Hauptquellen der E. betrachtet: das Weißwasser, welches am Brunnberg unweit der Schneekoppe auf der sogen. Weißen Wiese (1400 Meter ü. M.) entspringt, durch den Teufelsgrund in den Weißwassergrund über nackte Granitbänke hinabeilt, an drei Stellen bedeutende Stürze bildet und mit sechs einströmenden Bächen die unter dem Namen der Siebengründe bekannten tiefen Thaleinschnitte bildet, und der Elbseifen oder Elbbach, der, an 15 Kilom. vom Ursprung des vorigen entfernt, südlich unter dem Großen Rad auf dem westlichen

Kammflügel des Riesengebirges aus den zahlreichen Brunnen der Elb- oder Navorischen Wiese entsteht. Einer dieser Brunnen, 1385 Meter ü. M., ist seit dem Besuch eines österreichischen Erzherzogs officiell zur Elbquelle erklärt und in Stein gefaßt. Mit anderen Quellen vereinigt eilt der Elbseifen nach SO. über die sich immer steiler hinabsenkende Gebirgslehne, stürzt dann plötzlich als majestätischer, gegen 20 Meter hoher **Elbfall** in den tief eingeschnittenen, wildromantischen **Elbgrund** und vereinigt sich unter dem Festungshübel oder der Festung (einer großen Granitmasse) mit dem doppelt so starken Weißwasser, worauf der Fluß den Namen E. annimmt (680 Meter ü. M.). Die Quellflüsse kommen von O. und W. Der so entstandene Fluß wendet sich nun nach S., durchbricht den südlichen oder böhmischen Kamm des Riesengebirges und stürzt durch eine tiefe Wildnis zwischen steilen, meist mit Nadelholz bewachsenen Wänden tosend den Gebirgsabhang hinunter. Bei Hohenelbe (455 Meter ü. M.) tritt er aus dem Gebirge, und das bis dahin 300 Meter auf die Meile betragende Gefälle mäßigt sich. Von hier an ist die E. wasserreich genug, um zum Holzflößen zu dienen. Von Hohenelbe fließt sie 75 Kilom. weit zuerst nach SO., dann nach S. und empfängt auf dieser Strecke von links her mehrere bedeutende Zuflüsse: die Aupa (bei Jaromir), die Metau (bei Josephstadt), die Adler (bei Königgrätz). Bei letzterer Stadt (210 Meter ü. M.) sind die Ufer flacher, werden überschwemmt und machen Uferbauten nöthig. Am Südrande des Elbkessels, bei Pardubitz, wird aus der Südrichtung des Flusses eine westliche und oberhalb Brandeis, nachdem die Iser zugeflossen ist, eine nordwestliche. Bei Melnik vereinigt sich die E. mit der Moldau, dem eigentlichen Hauptfluß Böhmens, wodurch sie schiffbar wird, und weiterhin bei Leitmeritz nimmt sie die Eger auf. Nicht weit unterhalb der Egermündung, von Lobositz an, werden die Ufer hoch und felsig und das Thal eng; der Fluß beginnt sich zwischen dem Mittelgebirge durchzubrechen, und die romantische Thalsenke nimmt ihren Anfang, die erst am Ausgang des sächsischen Berglandes, bei Meißen, völlig endigt. Ueber Aussig erhebt sich der Schreckenstein, die »Lurlei der E.« Auf dieser Strecke geht dem Fluß das letzte böhmische Flußpaar zu: links die Biela, der Scheidefluß zwischen Mittel- und Erzgebirge (bei Aussig), rechts der Polzen (bei Tetschen). Von Aussig an nach einer starken Krümmung in nördlicher Richtung fließend, erreicht die E. bei Herrnskretschen die böhmische Grenze und geht, das Elbsandsteingebirge durchbrechend, nach Sachsen über. Ihre Breite beträgt hier bereits 130 Meter. In nordwestlicher Hauptrichtung, aber mehrfach gewunden, durchfließt sie hier zunächst die sogen. Sächsische Schweiz (s. d.), wo sich hinter den Wiesen und Nadelwäldern des schmalen Thals die steilen Sandsteinwände fast bis zu 300 Meter Höhe erheben, und tritt dann, 216 Meter breit, in den Thalkessel von Dresden, der, von sanften Höhen umzogen, mit Landhäusern, Weinbergen, freundlichen Dörfern reich geschmückt und die bedeutende Stadt in seiner Mitte, ein ebenso reizender als politisch und militärisch wichtiger Punkt zwischen Ebene und Gebirge, zwischen Böhmen, Sachsen und der Lausitz ist. Der Strom empfängt auf dieser Strecke rechts die Sebnitz mit Polenz (unterhalb Schandau), die Wesenitz (bei Pirna), links die Müglitz (bei Mügeln) und die Weißeritz (bei Dresden). Das Elbthal unterhalb Dresden bis Meißen, wo links die Triebisch mündet, ist noch immer ein Durchbruchsthal mit bedeutenden Uferwänden; dann ziehen sich die rechten Höhenzüge (von der Leipzig-Dresdener Eisenbahn im Tunnel durchsetzt) bis Riesa (96 Meter ü. M.), und weiter abwärts treten noch einmal Höhen auf dem linken Ufer auf, welche bis Torgau hinabziehen. Der Fluß ist hier bereits in die Tiefebene eingetreten und strömt, die nordwestliche Richtung beibehaltend, bis gegen Wittenberg hin in breitem, flachem Thale mit niedrigen Ufern. Seine Breite beträgt bei Torgau 316 Meter. Das Gefälle ist bis Wittenberg noch immer bedeutend, da der Strom von Meißen bis unterhalb Strehla, wo er in die preußische Provinz Sachsen übergeht, noch 2,8 Meter, von hier bis Wittenberg 1,7 Meter auf der Strecke von 7,5 Kilom. fällt. Noch oberhalb Wittenberg, da, wo die Schwarze Elster mündet, wendet sich der Strom, von dem herantretenden unbedeutenden Hochrücken des Fleming gedrängt, auf eine Strecke von 60 Kilom. (bis Aken) nach W.; aber von Aken bis Magdeburg, 38 Kilom. weit, fließt er wieder in nordwestlicher Richtung auf die Vorberge des Harzes zu. Bei Magdeburg, das als bedeutsamer Punkt des Elblaufs hervortritt, ist er 242 Meter breit. Die Richtung wird von hier an bis zur Havelmündung nordnordöstlich, und unterhalb der Stadt durchsetzen zum letztenmal Felsenriffe (von Rothliegendem) das Flußbett. Nach Fr. Hoffmanns Forschungen stünde hier auch der Markstein der ältern und jüngern Strombildung. Einst ergoß sich der Fluß wahrscheinlich in die Vertiefungen der Ohre, Aller und untern Weser und mündete bei Bremerhafen in die Nordsee. Von Tangermünde (32 Meter ü. M.) an abwärts beginnt in der E. Inselbildung. Die Uferränder des Stroms sind noch immer erhöht; bald ist das linke, bald das rechte das beherrschende. An Nebenflüssen empfängt die E. auf der Strecke von Wittenberg bis zur Havelmündung: links die Mulde (nördlich von Dessau), die Saale (bei Barby), Ohre (bei Rogätz) und die Tanger (bei Tangermünde); rechts die Ehle (unterhalb Magdeburg), den Plaue'schen Kanal, der die Havel mit der E. verbindet, und die Havel selbst (unterhalb Havelberg). Von der Havelmündung (22 Meter ü. M.) an verfolgt der Strom wieder die nordwestliche Hauptrichtung und durchfließt, über 500 Meter breit, erst in gewundenem Lauf, dann lang gestreckt die Senke zwischen dem Landrücken der Lüneburger Heide und dem Mecklenburger Seeplateau. Der Wasserspiegel liegt bei Wittenberg 20, bei Dömitz, wo der Strom Preußen verläßt, 14, bei Lauenburg 5 und bei Hamburg noch 1 Meter ü. M. Oberhalb Hamburg beginnt er sich zu theilen. Der stärkste südliche Arm zerspaltet sich oberhalb Harburg in die **Süderelbe** und die nach N. und bei Hamburg vorbeigehende **Norderelbe**, welche von SO. die **Dove-** und **Goseelbe** aufnimmt, welche die Gewässer aus den Vierlanden ableiten. Das Gebiet zwischen Harburg und Hamburg ist ein Gewirr von Flußarmen und Flußinseln. Endlich bei Blankenese, wo die Ufer noch einmal schön und malerisch sind, sind alle Arme wieder vereinigt, und der Strom ist 3 Kilom. breit. Weiter abwärts erweitert er sich immer mehr: so beträgt seine Breite unterhalb Brunsbüttel 7 Kilom. und an der Mündung bei Kuxhafen 15 Kilom. Doch hat bei der Menge der Sandbänke und Untiefen das eigentliche, 7,8—9 Meter tiefe Fahrwasser nur eine geringe Breite und ist sorgsam bezeichnet. Die Flut steigt 165 Kilom. weit in die E.

hinauf, bis Geesthacht oberhalb Hamburg; bei und in Hamburg ist dieselbe 1,8 Meter, bei Kuxhafen 3 Meter hoch. Der Seeschiffe tragende Niederhafen Hamburgs hat bei der Ebbe 2,5—6, bei der Flut 4,5—7 Meter Wasser. Nach Maak mündete die E. einst nördlicher als jetzt, und der alte Lauf wird noch durch eine Kette von Seebecken in Dithmarschen bezeichnet. Auf der untersten Strecke der E. (von der Havelmündung an) gehen derselben zu: rechts die Stepenitz (bei Wittenberge), die Elde (bei Dömitz), die Bille und die Alster (bei Hamburg), der Stör (bei Wevelsfleth); links der Aland (bei Schnakenburg), die Jeezel (bei Hitzacker), Ilmenau (bei Hope) und Oste (bei Neuhaus). In der landschaftlichen Natur des untern Elbgebiets ist der Strom die Grenzmarke zwischen zwei ganz verschiedenen Bodenzonen: linker Hand im W. ein gegen N. an Breite abnehmender Strich fruchtbarster schwarzer Dammerde, üppige Getreidefluren oder schöner Laubwald; zur Rechten im O. als vorherrschende Bodenart Sand, dessen weite dürftige Ebenen nur durch Moore, Seen und Kiefernwald, hier und da durch Marschen in Flußniederungen unterbrochen werden. Die gesammte Länge der E. beträgt 1165 Kilom., wovon etwa 300 Kilom. auf Böhmen, 124 auf das Königreich Sachsen und 562 Kilom. auf Preußen kommen; die schiffbare Strecke von Melnik in Böhmen ab beträgt 842 Kilom., für Seeschiffe ist die E. bis Hamburg hinauf 135 Kilom. schiffbar. Ihr Stromgebiet umfaßt 144,036 QKilom. (2616 QM.), wovon 96,300 QKilom. (1749 QM.) auf das Deutsche Reich kommen. Die E. ist sehr fischreich, theils an Seefischen, die aus der See heraufkommen, um zu laichen, theils an Flußfischen, unter welchen Hausen, Welse, vorzügliche Lachse, die ein starker Handelsartikel sind, Neunaugen, Hechte, Aale, Schnepel, Sandarte, Weißfische etc. die bemerkenswerthesten sind.

Was die Schiffahrt anlangt, so ist zwar der Rhein in vielen Beziehungen bedeutender als die E.; indessen hat letztere den großen Vorzug, daß ihre Wasserstraße fast ausschließlich deutsches Gebiet durchzieht und direkt in das Meer mündet, auch in ihrem Unterlauf durch Wasserfülle und günstige Lage (die ankommenden Schiffe werden von den herrschenden Westwinden direkt in die E. hineingeführt) den überseeischen Verkehr erleichtert wie kein anderer Strom. Zudem wird das Fluß- und Handelsgebiet der E. nach beiden Seiten hin beträchtlich erweitert durch die schiffbaren Nebenflüsse, insbesondere die Saale, die Havel (Finow- oder Havel-Oderkanal), die Spree (Müllroser oder Spree-Oderkanal), so daß nach allem der Strom für das ganze nördliche Deutschland eine höchst wichtige Verkehrsstraße darbietet. Gleichwohl wurde die Schiffahrt der E. lange Zeit durch mannigfache natürliche Hindernisse wie durch drückende Stapelrechte und hohe Zölle an gedeihlicher Entwickelung gehindert, und selbst jetzt noch ist diese Wasserstraße bezüglich ihrer Unterhaltung sehr vernachlässigt. Die Klagen über mangelhafte Regulirung der E., über unterlassene Strombauten zur Herstellung und Unterhaltung eines normalen Fahrwassers, über Mangel an entsprechenden Ein- und Ausladeplätzen stehen im Elbhandelsgebiet fortwährend auf der Tagesordnung. Zwar verpflichteten sich die Uferstaaten (in der Additionalakte von 1844) zur Herstellung eines Fahrwassers von 3 Fuß rheinisch (0,94 Meter) von Melnik bis Hamburg; allein nur Oesterreich, Sachsen und Hamburg haben diese Verbindlichkeit einigermaßen erfüllt. Was die Zölle betrifft, so gab es zur Zeit des alten Deutschen Reichs auf der E. von Melnik bis nach Hamburg nicht weniger als 35 Zollstätten und außerdem noch Stapel- und Umschlagsrechte, Repressalienzölle und vielfache andere Hemmungen. Am drückendsten von allen wurde von jeher der Stader oder Brunshäuser Zoll gefühlt, der als Transitabgabe von allen vorüberfahrenden Schiffen 1691 durch den Stader Receß zwischen Hamburg und Schweden, das als Besitzer der Herzogthümer Bremen und Verden den Zoll erhob, förmlich anerkannt wurde. Als der Kurfürst von Hannover 1715 Bremen und Verden von den Dänen käuflich erwarb, blieben die Verhältnisse dieselben, nur daß sich unter der Herrschaft Hannovers bis zur französischen Besitznahme von 1804 eine Menge ungebührlicher Abgaben anschlossen. Nachdem die E. von 1804—1815 infolge des Kriegs und des Kontinentalsystems so gut wie geschlossen gewesen, wurden endlich durch die Wiener Kongreßakte allgemeine freie Grundsätze über die Flußschiffahrt aufgestellt und zur sofortigen Ausführung empfohlen. Im Jahr 1819 erfolgte darauf zu Dresden der Zusammentritt einer Elbschiffahrts-Kommission, welche nach weiteren zwei Jahren eine Konvention, die sogen. Elbschiffahrtsakte vom 21. Juni 1821, zum Abschluß brachte. Die dabei betheiligten Staaten waren Oesterreich, Sachsen, Preußen, die anhaltischen Herzogthümer, Hannover, Mecklenburg, Hamburg und Dänemark (für Holstein und Lauenburg). Nach diesem Vertrag sollte die Schiffahrt auf der E., so weit sie schiffbar ist, von Melnik bis in die offene See und umgekehrt, für den Handel völlig frei sein; aufgehoben sollten sein und bleiben alle ausschließlichen Berechtigungen zur Frachtfahrt, alle Stapel- und Zwangsumschlagsrechte, alle seitherigen Zollabgaben und das Strandrecht. Dagegen ward eine Schiffahrtsabgabe eingeführt, theils von der Ladung (Elbzoll), theils von den Fahrzeugen (Rekognitionsgebühr), und zwar nach einem vereinbarten Tarif für vier Klassen von Schiffen. Für Unterhaltung des Leinpfades und bezüglich der Wegräumung der Schiffahrtshindernisse im Fahrwasser sollten die allgemeinen Bestimmungen gelten. Eine Revisionskommission sollte die Befolgung des Vertrags von Zeit zu Zeit kontrolliren. In der Praxis gestalteten sich indessen die Verhältnisse anders, als man nach dem Wortlaut des Vertrags hätte erwarten sollen. Das Fahrwasser der E. blieb namentlich auf den Gebieten von Hannover und Mecklenburg durchweg schlecht (oft 0,3 Meter unter der Normaltiefe von 0,94 Meter Wasserstand); die zahlreichen sogen. Leichtstellen, welche die Schiffer zu kostspieligen und zeitraubenden Aus- und Umladungen zwangen, blieben unbeseitigt. Was ferner den Zolltarif von 1821 anlangt, so wurde in der That nur eine durchschnittlich bedeutend vermehrte Zollbelastung des Elbverkehrs herbeigeführt und weit mehr das finanzielle Interesse der Elbzollkassen als der Handel begünstigt, während die Wiener Kongreßakte Flußzölle als rechtlich zulässig nur unter der Bedingung statuirte, daß der Ertrag derselben zur Erhaltung und Verbesserung des Fahrwassers und der Leinpfade verwendet werde. Mit der Zeit traten infolge rationeller und liberaler Auffassung der Verhältnisse mancherlei Erleichterungen ein, vorzugsweise seitens Preußens, Oesterreichs und Sachsens; dagegen sträubten sich Hannover und Mecklenburg bis zur Neubegründung der deutschen Staatsverhältnisse hartnäckig gegen Erfüllung der Verpflichtung zur Herabsetzung des Tarifs und

bewirkten dadurch eine unrechtmäßige Bedrückung des Handels fremder Staaten sowie eine gewaltsame Verdrängung des Verkehrs im Elbhandelsgebiet aus seinen natürlichen Wegen. Die ziemlich unbedeutenden Resultate der vier ersten Revisionskommissionen, welche seit 1821 getagt haben, sind die »ergänzenden Bestimmungen zur Elbschiffahrtsakte« vom 18. Sept. 1824 (ein Tarif für den Elbzoll und die Rekognitionsgebühr für die Elbschiffahrt) und die sogen. »Additionalakte« vom 13 April 1844, worin die herzustellende Tiefe des Fahrwassers festgesetzt und die Rekognitionsgebühr von den Fahrzeugen aufgehoben, dagegen der Normalzoll auf 33 Sgr. 11 Pf. per Zollcentner erhöht wurde. Die fünfte Elbschiffahrts-Revisionskommission gelangte zu einem Kompromiß, welcher in dem Schlußprotokoll vom 4. April 1863 niedergelegt ward. Danach sollte vom 1. Juni 1863 an für sämmtliche Uferstaaten nur Ein Zoll und zwar in Wittenberge erhoben werden. Der Normalzoll wurde für den ganzen Stromlauf auf 16 Pf. für den Centner herabgesetzt, daneben noch eine zweite Klasse zu 8 Pf. und eine dritte zu 2 Pf. vom Centner eingerichtet. Die Dauer dieser Uebereinkunft wurde auf 12 Jahre, vom 1. Jan. 1863 an gerechnet, festgesetzt. Doch ward diese Uebereinkunft schon vor dem Ablauf der Frist durch die politische Neugestaltung Deutschlands gelöst. Die preußischen Annexionen an der Unterelbe (1866) beseitigten die Regierungen, welche der Aufhebung des Elbzolls am meisten widerstanden, und der Art. 54 der Verfassung des Norddeutschen Bundes, der auf allen natürlichen Wasserstraßen Erhebung von Abgaben nur für die Benutzung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, zuließ, gab den auf die gänzliche Aufhebung des Elbzollwesens gerichteten Bestrebungen einen neuen Impuls. Die Beseitigung des Elbzolls war umsomehr geboten, als auch der von Mecklenburg und Lauenburg erhobene Landtransitzoll auf der Berlin-Hamburger Eisenbahn durch die norddeutsche Bundesgesetzgebung beseitigt ward. Die Unterhandlungen zwischen den Uferstaaten gelangten jedoch nicht zum Ziel, weshalb die Bundesgesetzgebung eintreten mußte. Es kam demnach das Gesetz vom 11. Juni 1870 zu Stande, nach welchem die Erhebung des Elbzolls spätestens 1. Juli 1870 aufhören und aus den Mitteln des Bundes für den Wegfall der Erhebung desselben an Mecklenburg-Schwerin eine Abfindung von 1 Mill. Thlr., an Anhalt eine solche von 85,000 Thlr., abzahlbar in halbjährlichen Raten innerhalb 20, resp. 5 Jahren, gewährt werden sollte. Doch blieben die Wasserverhältnisse in der E. noch fortdauernd ungünstig. Bei der im Herbst 1869 vorgenommenen technischen Stromschau fand man im ganzen 124 Stellen mit einer Wassertiefe von weniger als 32 Zoll rheinisch (0,84 Meter); ebenso ersah man, daß sich das Längenprofil der E. seit 1842 sehr bedeutend geändert, daß die Flußsohle in den unteren Gegenden sich beträchtlich gehoben hatte. Demnach beschloß die 1870 zu Prag zusammengetretene Elbschiffahrts-Revisionskommission, durch die nach möglichst einheitlichem Plan von Seiten der Uferstaaten auszuführenden Stromregulirungsbauten auf der ganzen fahrbaren Elbstrecke eine Fahrwassertiefe anzustreben, welche einen Tiefgang der Schiffe von mindestens 32 Zoll rheinisch (0,84 Meter) bei niedrigem Wasserstand gestattet, und erst jüngsthin (Februar 1875) hat der Bundesrath die Sache in die Hand genommen, um auf Grund des Entwurfs einer revidirten Elbschiffahrtsakte eine Vereinbarung mit der österreichischen Regierung zu erzielen. Der Entwurf umfaßt 37 Paragraphen und ordnet die Schiffahrt und die Stromregulirung. Der Stader oder Brunshäuser Zoll, der von Hannover von den die Mündung des Flusses Schwinge passirenden Schiffen erhoben wurde, war bereits 1861 durch eine an Hannover zu zahlende Entschädigung von 2,857,338 Thlr. für die kontrahirenden Staaten vollständig und für immer aufgehoben worden. Von dieser Entschädigungssumme entfiel die größte Rate, nämlich je 1,033,333⅓ Thlr., auf England und Hamburg. Von den neuen zum Schutz der Elbmündung bestimmten Befestigungen haben die Forts Grauerort (4 Kilom. aufwärts von Stade) und an der Kugelbake bei Kuxhafen ihren Abschluß erreicht; zwei andere Forts, am Leuchtthurm und am Graaden, sind im Bau begriffen.

Die Gütermassen, welche auf der E. bewegt werden, lassen sich aus Mangel an statistischen Aufzeichnungen nach Aufhebung der Zollstätten nicht mehr feststellen. Daß aber der Elbverkehr trotz der zahlreichen Eisenbahnen noch im Steigen begriffen ist, läßt sich aus verschiedenen Beispielen nachweisen. So passirten das Hauptzollamt Schandau zu Berg 1855: 672 Dampfschiffe, 1 Schleppschiff und 304 Segelschiffe mit einer Güterladung von 349,027 Ctr., zu Thal 661 Dampf-, 21 Schlepp-, 2846 Segelschiffe und 1171 Flöße mit einer Güterladung von 5,671,473 Ctr.; dagegen 1871 zu Berg 536 Dampf-, 157 Schlepp- und 420 Segelschiffe mit 886,356 Ctr. Güter und zu Thal 536 Dampf-, 162 Schlepp-, 3032 Segelschiffe und 1375 Flöße mit 10,952,569 Ctr. Güter. Die Dampfschiffahrt hat hier freilich gegen 1855 ab-, der Güterverkehr aber um 50 Proc. zugenommen. Die **Dampfschiffahrt** auf der E. dient theils dem Personen-, theils dem Güterverkehr. Letzterer hat noch einen neuen Aufschwung durch die ganz besonders von Magdeburg seit etwa 10 Jahren hervorgerufene Kettenschiffahrt erhalten, die sich gegenwärtig fast auf den ganzen Strom erstreckt. Für den Personenverkehr auf dem obern Theil der E. (von Dresden nach Leitmeritz aufwärts, von Dresden nach Riesa abwärts) sorgt die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrtsgesellschaft (seit 1836), die jährlich etwa 1¼ Mill. Passagiere befördert, größtentheils Touristen, Badegäste und Vergnügungsreisende. Auf der Mittelelbe abwärts bis Hamburg ist der Personenverkehr nur noch ganz unbedeutend; von Hamburg aus erstreckt sich derselbe aber auf alle Punkte an der Unterelbe. Der Wasserverkehr auf der E. und ihren Zuflüssen würde noch um ein Bedeutendes zunehmen, wenn die Kanäle, mit deren Herstellung man gegenwärtig umgeht, ins Leben gerufen werden sollten. Die nächste Aussicht auf eine Verwirklichung des Baues hat der **Elbe-Spreekanal**, welcher die E. an der Zadeler Fähre, 4 Kilom. unterhalb Meißen, verlassen und in ziemlich gerader Richtung nach Berlin geführt werden soll. Er würde nur 202 Kilom. lang sein, während der jetzige Wasserweg zwischen Dresden und Berlin 469 Kilom. beträgt. Geringer sind die Aussichten für eine Kanalverbindung zwischen Berlin und Rostock und zwischen Berlin und Hamburg, während der schon lange projektirte **Rhein-Elbekanal** gegenwärtig, schon wegen der ungünstigen Wasserverhältnisse, kaum noch eine Aussicht auf Durchführung hat. Vgl. H. v. **Bose**, Allgemeine geographische und hydrotechnische Beschreibung der E. mit ihren Zuflüssen (Annaberg 1852); H. **Meibinger**, Die

deutschen Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen, Bd. 3 (Leipz. 1853).

Elbekosteletz (tschech. Kostelec nad Labem), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Karolinenthal, am linken Ufer und auf einer Insel der Elbe, mit Pfarrkirche, Kavalleriekaserne und 1800 Einw.

Elben, s. Elfen.

Elben, Otto, Hauptredakteur und Herausgeber des »Schwäbischen Merkurs« in Stuttgart, Landtags- und Reichstagsabgeordneter, geb. 30. Jan. 1823 in Stuttgart, studirte die Rechtswissenschaft, machte größere Reisen, trat 1847 in die Redaktion des »Schwäbischen Merkurs« ein, übernahm 1854 die Hauptredaktion desselben und vertheidigte in diesem Journal in allen politischen Fragen des Vaterlands, vom Beginn des schleswig-holsteinischen Streits bis zum Eintritt Würtembergs in das Deutsche Reich, den nationalliberalen Standpunkt. Für die nämliche Sache wirkte er als Abgeordneter des Bezirks Böblingen seit 1868 im Landtag und als Mitglied des deutschen Reichstags 1871 und 1874 und zeichnete sich zugleich in beiden durch seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Verkehrswesens aus. Sein Antrag auf Errichtung eines Reichseisenbahnamts 17. Mai 1873 wurde vom Reichstag mit großer Mehrheit angenommen und von der Reichsregierung sofort zur Ausführung gebracht. Außerdem betheiligte sich E. eifrigst am Sängerbundwesen. Außer verschiedenen Broschüren sind von ihm anzuführen: »Populäre Darstellung der Schwurgerichte nach den Erlebnissen in Frankreich und England« (Stuttg. 1848) und »Der volksthümliche deutsche Männergesang« (Tübing. 1855, geschichtlich).

Elberfeld, kreiseximirte Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, zu beiden Seiten der Wupper und an der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (Linie Düsseldorf-Elberfeld-Hagen), eine der reichsten Fabrik- und Handelsstädte Europa's, ist zwischen mäßig hohen Bergen gelegen und zum größern Theil erst im vorigen Jahrhundert entstanden, hat in dem ältern Stadttheil viele unregelmäßige und enge Straßen, enthält aber in den neueren Theilen eine Menge schöner Privatbauten. Von öffentlichen Gebäuden sind besonders das Rathhaus im modernen Rundbogenstil, das Post-, das Landgerichtsgebäude, das städtische Krankenhaus, das Waisenhaus, das Centralverwaltungsgebäude der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, unter den Kirchen (6 evangelische, eine katholische) die neue reformirte Kirche hervorzuheben; außerdem gibt es noch mehrere Bethäuser verschiedener Sekten und eine Synagoge. Als höhere Unterrichtsanstalten sind ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine Gewerbe-, eine städtische höhere Töchterschule hervorzuheben; sodann sind vorhanden ein Theater, ein Waisenhaus, ein städtisches Krankenhaus, ein Irrenhaus, eine Bibelanstalt, mehrere Hospitäler und andere gemeinnützige Anstalten. Die Zahl der Einwohner belief sich 1871 auf 71,384 (1816 auf 21,710), darunter waren 53,389 Evangelische, 16,505 Katholiken und 626 Juden; 1873 war die Bevölkerung bereits auf 78,000 gestiegen. E. ist der Sitz eines Landgerichts für die Städte E. und Barmen sowie für die Kreise Mettmann und Lennep und für einen Theil von Solingen, eines Friedens-, Handels-, Gewerbegerichts, der königl. Direktion der Bergisch-Märkischen Bahn, einer Bankkommandite und anderer Bankinstitute, einer Handelskammer, eines Hauptsteueramts, einer Feuer-, Hagel- und Lebensversicherungsgesellschaft 2c. Unter den Fabriken stehen obenan die für die Textilindustrie, welche seit der Einführung der mechanischen Webstühle einen mächtigen Aufschwung genommen hat. Ganz vorzüglich werden seidene und halbseidene Zeuge, Zanella (aus Kammgarn und Twiste), Kleiderstoffe aus Kammgarn, Twiste und Seide, Bänder, Teppiche, Möbelstoffe 2c. gefertigt. Der Werth aller Webwaaren für E. wird für 1872 in den vorhandenen 193 Anstalten auf 132 Mill. Mark angegeben. Ebenfalls von großer Wichtigkeit sind die Färbereien, unter denen die Türkischrothfärbereien die wichtigsten in Deutschland sind; daran knüpft sich eine große Kattundruckerei. Ein anderer wichtiger Zweig der Industrie Elberfelds ist die Fabrikation von chemischen Waaren. Zu der Fabrikation von Säuren und Anilinfarben ist die des künstlichen Alizarins gekommen, welches Produkt zuerst in E. in größeren Massen dargestellt wurde und gegenwärtig in mehreren großen Etablissements erzeugt wird. Ferner gibt es Fabriken für Knöpfe, Maschinen, Leder-, Gummiwaaren, Tapeten, Posamentierwaaren, Pianofortes, Orgeln, Briefkouverts, viele Bierbrauereien; endlich bedeutende Manufakturwaarenhandlungen, 7 Buchdruckereien, 17 Buchhandlungen, mehrere lithographische Anstalten, viele Agentur- und Kommissionsgeschäfte, mehrere Aktiengesellschaften (eine für Konditionirung von Rohseide) 2c. Der Handel mit den Fabrikprodukten wie auch mit Wechseln und sonstigen Werthpapieren ist ansehnlich. An Promenaden bietet E. wenig. Erwähnenswerth ist die sogen. Diemelshöhe, eine städtische parkähnliche Anlage auf der Hardt, nördlich von der Wupper, mit einem Denkmal des heil. Suitbertus (gest. 713), einem Kriegerdenkmal von 1872 und einem Rundschauthurm auf der Elisenhöhe; die von dem Verschönerungsverein gestiftete Anlage auf dem Nützenberg, von wo man eine liebliche Aussicht nach Westfalen wie anderseits nach dem Rhein hin genießt; ferner Wenzlaffs Sanssouci an der Ronsdorfer Straße. Der Verkehr mit Barmen, das von E. nur durch die Wupper getrennt ist, wird durch eine Pferdeeisenbahn gefördert. Eine neue Eisenbahnverbindung zwischen Düsseldorf, E. und Dortmund, von der Rheinischen Eisenbahngesellschaft ins Leben gerufen, ist in der Ausführung begriffen. — An der Stelle, wo jetzt E. steht, befand sich im 12. Jahrh. eine Burg der Dynasten von E., deren Gebiet später mit Berg vereinigt wurde. Die erste Ansiedelung im Wupperthal veranlaßte das klare, zur Bleiche besonders geeignete Bergwasser der Wupper, und bereits 1532 erhielten die Ansiedler der sogen. Freiheit, wie noch gegenwärtig ein Theil der Stadt heißt, ein Privilegium auf die Garnbleiche, mit welcher indeß schon um 1450 der Anfang gemacht worden war. Doch erst 1610 wurde E. die Stadtgerechtigkeit ertheilt. Die Stadt besaß schon gegen Anfang des 18. Jahrh. ansehnliche Fabriken, die bereits auch halbbaumwollene Zeuge lieferten und schon mit Westindien in unmittelbarem Verkehr standen. Zu noch größerer Bedeutung hoben sich Industrie und Handel nach dem Siebenjährigen Krieg; die Seidenfabrikation begann 1760, die Türkischrothfärberei 1780. Besonders wuchsen die Elberfelder Fabriken zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh., wo der französische Revolutionskrieg und besonders die Kontinentalsperre die Konkurrenz mit England möglich machten. Später that die preußische Regierung ungemein viel für E., das in seinem Aufschwung zu immer höherer Blüte durch den Zollverein nur gefördert

worden ist. Wie im ganzen Wupperthal, so zeigt sich auch in E. (neuerlich allerdings weniger als früher) ein nicht unbedeutender Theil der Bevölkerung den Einflüssen des orthodoxen Kirchenthums und des Pietismus zugänglich. Vgl. *Coutelle*, E., topographische und statistische Darstellung (Elberf. 1853); *Langewiesche*, E. und Barmen (Barm. 1863).

Elbeteinitz (böhm. *Týnec nad Labem*), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Kollin, rechts an der Elbe und an der Wien-Prager Eisenbahn, mit Pfarrkirche, Bierbrauerei, Mühlen, Lederfabrikation und (1869) 2654 kathol. Einwohnern.

Elbeuf (*Elboeuf*, spr. -böff), Stadt im franz. Departement Niederseine, Arrondissement Rouen, links an der Seine, zur Normandie gehörig, Station der Westbahn, eine der gewerbthätigsten Städte Frankreichs und namentlich berühmt wegen ihrer höchst bedeutenden Fabrikation von Tuch und Streichgarngeweben, welche in der Stadt und Umgegend etwa 25,000 Menschen beschäftigt und jährlich für 85—90 Mill. Franken Waaren liefert, wovon große Mengen ins Ausland gehen. Die Wollindustrie konsumirt jährlich über 2500 Tonnen Kohlen. Außerdem hat E. Tapetenfabriken, Spitzen- und Strumpfwebereien, Fabriken für Kratzen und andere Werkzeuge, Dampfsägemühlen, Gerberei rc. Die Zahl der Einwohner beträgt (1872) 22,545. Unter den Gebäuden befinden sich mehrere hübsche Kirchen im Renaissancestil mit werthvollen Glasgemälden. E. gehörte ehedem dem Hause Rieux, von welchem es im 16. Jahrh. durch Verheirathung an den Herzog René von Lothringen kam, worauf es 1581 von König Heinrich III. zum Herzogthum und zur Pairie erhoben ward.

Elbing, Fluß in Westpreußen, der Abfluß des Drausensees, ist 14 Kilom. lang, schiffbar, durch den *Kraffohlkanal* mit der Nogat verbunden und mündet unterhalb Elbing ins Frische Haff. Er trägt bis zur Stadt Elbing kleinere Seeschiffe.

Elbing (poln. *Elblong*), wichtige Handels- und Hafenstadt im westpreuß. Regierungsbezirk Danzig, am gleichnamigen Fluß und an der Ostbahn, 8 Kilom. vor der Mündung des erstern ins Frische Haff, besteht aus der Altstadt, Neustadt, der Speicherinsel und 3 inneren und 11 äußeren Vorstädten. E. ist eine saubere, freundliche Stadt, die aber außer einzelnen Straßen mit hohen Giebelhäusern und Vorbauten, welche an Danzig erinnern, architektonisch nichts Merkwürdiges und trotz ihres Alters einen ganz modernen Charakter hat. Die evangelische Marien- und die katholische Nikolaikirche sind unter den 13 Gotteshäusern (7 evangelische und eine katholische Kirche, 4 Bethäuser verschiedener Sekten, eine Synagoge) die bemerkenswerthesten. Sonstige hervorragende Gebäude sind das Kreisgericht, das Rathhaus, die höhere Töchterschule. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt E. ein Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine höhere Töchterschule rc.; die Stadtbibliothek enthält über 22,000 Bände. Die Zahl der Einwohner betrug 1871, einschließlich der Garnison (2 Schwadronen Ulanen), 31,164, darunter 24,332 Evangelische, 5712 Katholiken, 571 sonstige Christen und 549 Juden (1874: 34,201). E. bildet einen selbständigen Stadtkreis, ist Sitz eines Kreis- und Schwurgerichts, eines Landrathsamts, einer königlichen Bankkommandite rc. Es sind daselbst 5 Hospitäler und viele andere Stiftungen, unter denen das Hospital zum Heiligen Geist und die Pott-Cowle'sche Stiftung reich dotirt sind. Die Industrie ist bedeutend und im Fortschreiten begriffen. Hervorzuheben sind die Fabriken für Eisenindustrie, ein Eisenwalzwerk, Eisengießereien, Eisenhämmer, ein Messingwalzwerk, große Blechwaaren- und Maschinenfabriken. Ferner gibt es in E. Fabriken für Chloralhydrat, Chemikalien und Theerprodukte, die größte Cementwaarenfabrik der Provinz, Dampfschneide- und -Mahlmühlen, Webereien, Fabriken für Tabak, Papier, Glas, Dachpappe, französische Mühlsteine, Sprit, Likör, Oel, Leder, Wagen, Stärke, Segeltuch, Watte, Seife, Kerzen, Stecknadeln, Messer, sodann Brauereien, Ziegeleien, Gipsmühlen rc. Unter den Märkten ist der Fettviehmarkt hervorzuheben. Die Binnenschifffahrt hat durch die Eröffnung (1860) des Elbing-Oberländischen Kanals (s. d.) sehr gewonnen. Die Rhederei Elbings bestand zu Ende 1872 aus 21 Schiffen mit 2294 Normallasten; im Bau begriffen waren 4 eiserne Dampfschiffe. Seewärts gingen 93 Schiffe zu 5916 Lasten, es kamen an 123 Schiffe zu 3957 Lasten. Die Güterversendung per Eisenbahn betrug 1872: 348,499 Ctr., der Empfang 602,660 Ctr. In hohem Grad anziehend sind die Umgebungen der Stadt, das romantische *Vogelsang*, die Waldspaziergänge bei Panklau und Kadienen mit ihren großartigen Aussichten und das Seebad *Kahlberg* auf der Frischen Nehrung. — E. entstand aus Ansiedelungen, namentlich von Lübecker und Bremer Kolonisten, um die 1237 von den Deutschen Rittern daselbst angelegte Burg. Die Stadt erlangte Lübecker Recht, wurde frühzeitig in die deutsche Hansa aufgenommen und hob sich durch den Handel in kurzer Zeit zu hohem Wohlstand, sank aber wieder, als sie sich 1454 vom Deutschen Orden losriß und unter polnischen Schutz stellte. König Kasimir von Polen machte E. 1454 zum Sitz einer Woiwodschaft. Bereits 1523 entschied sich der Rath der Stadt für die Reformation, doch ward erst 1576 die freie Religionsübung den Protestanten gestattet. Infolge der Streitigkeiten unter den verschiedenen Konfessionsverwandten wurde E. 1616 und 1618 völlig verwüstet. Die Protestanten übergaben die Stadt zweimal den Schweden, die sie erst 1660 wieder räumten. 1698 nahm der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg E., weil König Kasimir von Polen es um 400,000 Thlr. an dessen Vater verpfändet hatte, gab es aber, nachdem er 1700 durch Verpfändung der polnischen Reichskleinodien gesichert war, an Polen zurück. Als jedoch die auf 300,000 Thlr. herabgesetzte Pfandsumme von Polen nicht bezahlt ward, setzte sich Friedrich (nunmehr König Friedrich I.) 1703 in den Besitz des Elbinger Stadtgebiets. Um dieselbe Zeit wurde die von aller Vertheidigung entblößte Stadt von Karl XII. von Schweden überfallen, eingenommen und mit einer Brandschatzung von 260,000 Thlr. belegt. 1710 kam E. an die Russen und demnächst wieder an Polen. Ganz herabgekommen, erholte sich die Stadt erst wieder, als sie 1772 bei der ersten Theilung Polens an Preußen kam, zumal da Danzig noch bis 1793 bei Polen verblieb. Die aus den Freiheitskriegen datirende Kriegsschuld von E. (ursprünglich 2,655,270 Mark) belief sich Ende 1873 noch auf 1,177,120 Mark. Vgl. *Fuchs*, Geschichte der Stadt E. (Elbing 1818—52, 6 Thle.).

Elbingerode, Stadt und Amtssitz in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis Zellerfeld, auf einem Plateau des Unterharzes und am Rohrbach, der unterhalb der Stadt in die Bode fällt, 468 Meter ü. M., hat eine Kirche, eine Schloßruine, eine 1771 gegründete Industrieschule (die älteste derartige Lehranstalt in

Deutschland), Fabrikation von Zündhölzern und Cigarren, wichtigen Eisenerzbau am Tännichen und Gräfenhagener Berg und (1871) 2928 evangel. Einwohner. In der Umgegend sind an der Bode mehrere Eisenwerke: zu Rothehütte, eins der bedeutendsten im Harz (1819 neu aufgebaut), zu Lukashof und Königshof (Stab- und Gußeisen), zu Neuehütte. In der Nähe ist auch die Stätte der alten Burg Bodfeld (s. d.). Das Amt E. kam durch Kaiser Heinrich II. 1008 an das Kloster Gandersheim, das mit demselben die Grafen von Wernigerode und nach deren Aussterben 1429 die Grafen von Stolberg belehnte. In den unmittelbaren Besitz des hannöverschen Hauses gelangte es erst 1653 durch den Konkurs eines Herrn v. Münchhausen, dem es von Stolberg-Wernigerode verpfändet worden war. Nach der preußischen Besitznahme von Hannover (1866) wurde ein großer Theil der Waldungen 1867 an den Grafen von Stolberg-Wernigerode abgetreten.

Elbing-Oberländischer Kanal, ein Kanal in Westpreußen, verbindet den Drausensee (s. d.) im Kleinen Marienburger Werder (und demnach die Stadt Elbing) mit den großen Seen auf der Höhe des Oberlands, dem Geserich- und dem Drewenzsee. Er führt aus dem Drausensee durch die lange Seenreihe zwischen Mohrungen und Saalfeld, durch den Pinnauer, Samrodt-, Röthlaff-, Krebs-, Zopf-, Groß-Eilingsee und den Mühlenteich bis Liebemühl, woselbst er durch eine 3 Meter hohe Schleuße in die Liebe tritt und sich in zwei Arme verzweigt. Der eine, mit einer Schleuße bei Grünort, geht im Bette der Liebe nach S. zum Drewenzsee, der andere durch den Abißgar- und Dubensee zum Geserich und sendet Verzweigungen zum Gehl- und Ewingsee (Weinsdorfer Kanal). Der Kanal ist 1845—60 mit einem Kostenaufwand von 4½ Mill. Mark angelegt worden und durch seine Bauwerke höchst merkwürdig. Von der Höhe des Oberlands, woselbst die Seen 103 Meter ü. M. liegen, leiten nämlich vier schiefe Ebenen mit drei zwischen denselben liegenden Kanälen und außerdem fünf Schleußen zum Niveau des Drausensees (1,6 Meter) hinab. Auf jenen schiefen Ebenen, von denen die von Buchwalde 20, die von Kanthen 19, die von Schönfeld 24 und die von Hirschfeld 22 Meter fällt, werden die Kähne (29 Meter lang, 1,4 Meter breit und 1,6 Meter tief) auf Wägen durch Maschinen hinaufgezogen. Die Wägen, jeder 520 Ctr. schwer, gehen auf Geleisen. Durch den Abißgarsee, der 1 Meter unter dem Spiegel des Geserich liegt, ist für den Kanal ein 476 Meter langer Erddamm errichtet worden, der oben 39 Meter breit und zuweilen 19 Meter hoch ist; auf diesem Damm überschreitet der Kanal den See. Die ganze schiffbare Wasserstrecke, wenigstens 16 Meter breit und 1,3 Meter tief, beträgt einschließlich der Seen 176 Kilom. Nach den Berichten der Elbinger Handelskammer fanden 1872 auf dem Kanal 2862 Fahrten zu Thal und 1620 Fahrten zu Berg statt. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der Kanal für die großen Waldungen des Oberlands und für die Landwirtschaft, deren Produkte in steigender Menge nach Elbing geführt werden, während zu Berg namentlich Steinkohlen, Salz, Eisenbahnschienen, Baumaterial, Häringe verschifft werden. Unter den Städten im Bereich des Kanalsystems, Saalfeld, Liebemühl, Osterode und Deutsch-Eylau, haben die beiden letzteren durch die Thorn-Insterburger Bahn noch ganz besonders an Bedeutung gewonnen. S. Karte »Preußen, Provinz«.

Elbogen (Ellbogen, Einbogen), Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Falkenau, auf einem Felsen links an der Eger, über welche eine Kettenbrücke führt, und an der Eisenbahn von Prag nach Eger, von alten Mauern umgeben, ist Sitz eines Gerichtsbezirks, hat ein altes Schloß, Steinelbogen (jetzt Kriminalhaus), eine Dechanteikirche, ein Rathhaus, wo man ein großes Stück Meteoreisen verwahrt, eine berühmte Porzellanfabrik und 3000 meist deutsche Einwohner. E. verdankt seine Entstehung einem Markgrafen von Vohburg, kam 1470 an Sachsen, 1547 an Oesterreich, kaufte sich von der königlichen Kammer los und wurde königliche Freistadt. E. war die einzige Stadt, welche die Schweden im Dreißigjährigen Krieg nicht zu erobern vermochten; die Bayern aber nahmen sie 1621, die Sachsen 1631. Im Jahr 1725 brannte E. größtentheils ab.

Elbrus (Elborus, der Strobylos der Alten, von den Eingebornen mit verschiedenen anderen Namen belegt), der höchste Berg im Kaukasus, auf der Grenze des Terek- und Kubangebiets, fast unterm 43.° östl. L. v. Gr., ein auf einem Plateau von ca. 3300 Meter Höhe aufgesetzter Trachytkegel, mit einem Kratersee auf seinem Gipfel, der 5639 Meter Meereshöhe hat. Der E. wurde zum erstenmal 31. Juli 1868 von den Engländern Freshfield, Moore und Tucker unter Leitung eines Alpenführers aus dem Chamonixthal erstiegen.

Elbsandsteingebirge, Gebirge in den sächs. Regierungsbezirken Bautzen und Dresden und in Böhmen, der nordwestliche Theil des großen Kreidegebiets, welches sich durch das nordöstliche Böhmen erstreckt, stößt im W. an das Erzgebirge, im S. an die Basalte des Mittelgebirges und wird von der Elbe durchschnitten. Den größten Theil desselben bildet die sogen. Sächsische Schweiz (s. d.).

Elburg, Stadt in der niederländ. Provinz Geldern, an der Zuidersee, mit kleinem Hafen, einer bekannten, vom Admiral Kinsbergen gestifteten Erziehungsanstalt und (1868) 2450 Einw.

Elburz, Gebirge in Persien, das, den Nordrand des iranischen Hochlandes bildend, 300 Kilom. weit längs des Südufers des Kaspischen Meers hinzieht und in seinem höchsten Punkte, dem nordöstlich von Teheran gelegenen Vulkan Demawend, zu etwa 6500 (nach anderen nur 5200) Meter Höhe ansteigt. Die Bestandtheile des Gebirges sind Glimmer- und Talkschiefer, Marmor-, Jura- und Nummulitenbildungen. Der schmale, vulkanisch durchwärmte Küstensaum zeigt üppig saftige, fast tropische Vegetation; auch die nördlichen Vorberge und der steile Nordabhang des Gebirges haben noch eine reiche Flora; die südlichen Vorberge dagegen erscheinen meist unfruchtbar und tragen nur ihnen eigenthümliche Pflanzen (darunter die Ferula asa foetida). Die Thäler der Vorberge bilden flache, 900—1300 Meter hochgelegene Ebenen, die durch niedrige Hügel von einander getrennt sind. Nach dem Verwelken der üppigen Frühlingsvegetation herrscht Dürre und Unfruchtbarkeit in diesen Gegenden, und nur, wo künstliche Bewässerung vorhanden ist, liegen die Ortschaften zwischen dem Grün der Obstbäume, Reben, Pappeln und Platanen.

Elbzölle, s. Elbe und Zölle (Flußzölle).

Elch, s. v. w. Elen.

Elche (E. del Reino), Stadt in der span. Provinz Alicante (Valencia), am Tarafafluß und an der Straße nach Murcia, in einem kahlen Hügelgelände, umgeben von einem Palmenhain von etwa 70,000

Stämmen, welcher der Stadt ein echt afrikanisches Ansehen gibt; um den Palmenhain zieht sich ein Gürtel von Weizensaaten und um diese ein zweiter von Oel- und Johannisbrodbäumen. Die Stadt hat 8 Kirchen, 3 Klostergebäude, ein Spital, eine Kaserne, einen bischöflichen Palast und 18,734 Einw., welche viel Leder fabriciren und Handel mit Wein, Palmzweigen und Datteln treiben.

Elchingen (Oberelchingen), Pfarrdorf im bayr. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, Bezirksamt Neu-Ulm, unweit der Donau, mit (1871) 480 kathol. Einwohnern. Die ehemals berühmte, reichsunmittelbare Benediktinerabtei E., auf steilem Berge gelegen, wurde um 1128 gestiftet. Noch jetzt ragt unter den stattlichen Klostergebäuden die Kirche hervor, die, 1773 vom Blitz getroffen, damals im antiken Geschmack wieder hergestellt wurde. Als 1803 die Abtei infolge des Reichsdeputationshauptschlusses als Entschädigung an Bayern kam, umfaßte sie ein Areal von etwa 110 QKilom. mit 5300 Einw. und 69,000 Gulden Einkünften. Am 14. Okt. 1805 wurden bei E. die Oesterreicher durch die Franzosen unter Ney, der die Brücke eroberte, geschlagen, weshalb Ney den Titel eines Herzogs von E. erhielt.

Elda, Stadt in der span. Landschaft Valencia, Provinz Alicante, an der Eisenbahn von Madrid nach Alicante, von Steppen umgeben, hat ein großes Schloß, Mahl- und Papiermühle, Espartoflechtereien und 3874 Einw.

Eldagsen, Stadt in der preuß. Landdrostei Hannover, Kreis Wennigsen, an der Gehle, mit Senffabrikation, Tischlerei und (1871) 2344 evangel. Einwohnern. In der Nähe eine schwefelhaltige Quelle. E. gehörte vormals zur Grafschaft Hallermund. Der Bahnhof E. (an der Hannover-Altenbekener Eisenbahn) liegt 4 Kilom. nordwestlich.

Elde, Fluß in Mecklenburg-Schwerin, entspringt bei der Darzer Mühle, 12 Kilom. westlich von Röbel, bildet den Müritz-, Kalpin-, Flesen-, Malchow- und Plauer See, theilt sich bei Eldena in zwei Arme (Alte und Neue E.), nimmt die Stör aus dem Schweriner See, ferner die Löknitz auf und mündet bei Dömitz nach 140 Kilom. langem Lauf in die Elbe. Sie ist schiffbar und steht durch den Müritz-Havelkanal mit der Havel in Verbindung. Dieser Kanal, 1831—37 angelegt, 15 Meter breit, 1,4 Meter tief, mit sechs Schleußen, verläßt die Müritz bei Klopzow, geht zuerst fast östlich durch den Kaapsee zum Woterfitzsee, sodann durch eine Reihe schmaler Seen an Mirow vorbei nach S. fast bis zur brandenburgischen Grenze und endlich wiederum nach O. bis zur Havel, die er im Priperter See erreicht. Die ganze Wasserstraße von der Havel bis zur Mündung der E. hat eine Länge von 195 Kilom. und 17 Schleußen.

Eldena, 1) Dorf mit Vorwerk in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stralsund, 4 Kilom. östlich von Greifswald, mit den Trümmern einer 1203 gestifteten, von den Schweden zerstörten Cistercienserabtei, einer berühmten staats- und landwirtschaftlichen Akademie (seit 1835), an welcher Greifswalder Professoren lehren, einem botanischen Garten, einer Baumschule, Bierbrauerei, Seebad und (1871) 637 Einw. E. ist ein stark besuchter Vergnügungsort und besitzt herrliche Parkanlagen in der Buchenwaldung Elisenhain. Vgl. Baumstark, Die königliche staats- und landwirtschaftliche Akademie E. (Berl. 1870). — 2) Dorf in Mecklenburg-Schwerin, an der Elde, 11 Kilom. südwestlich von Grabow, mit (1871) 930 Einw., einer Pfarrkirche und einem ehemaligen Benediktinerkloster, das 1230 gestiftet und 1556 säkularisirt ward.

Eldon (spr. eld'n), John Scott, Graf von, Peer und Lordkanzler von Großbritannien, geb. 1. Juni 1751 zu Newcastle, widmete sich zu Oxford, später zu London der Rechtswissenschaft, ward 1776 Barrister, trat sodann in die Kanzlei des Lordkanzlers, ward 1783 königlicher Rath, kam für den Burgflecken Werbly und später für Boroughbridge ins Unterhaus und trat hier als eifriger Tory besonders der Reformbill und der Emancipation der irischen Katholiken entgegen. Seine Rechtskenntnisse erwarben ihm 1788 das Amt eines Generalsachwalters; 1793 wurde er Attorney general und, nachdem er 1799 das Amt eines Lordoberrichters verwaltet, als Graf E. auf Eldon in der Grafschaft Durham zur Peerswürde und 1801 zum Lordkanzler erhoben, welches Amt er bis 1806, wo das Ministerium Grenville-Fox eintrat, bekleidete. Im Jahr 1807 nahm er seine Stellung als Kanzler wieder ein und wich erst 1827 dem Ministerium Canning. 1821 war er in den Grafenstand erhoben worden. Er starb zu London 3. Jan. 1838. Sein Leben beschrieb Hor. Twiß (2. Aufl., Lond. 1846, 2 Bde.).

Eldorādo (span., »das goldene Land«), in Europa ehedem Bezeichnung des angeblich an Gold und Edelsteinen unermeßlich reichen Landstrichs in Südamerika, auf welchen die Sagen der Indianer von einem Goldlande hinzudeuten schienen. Nachdem durch Orellano, den Begleiter Pizarro's, die Fabel von einem solchen Land weiter ausgeschmückt worden war, wurde dasselbe seit dem 16. Jahrh. als eine ausgemachte Sache angenommen und in das spanische Guayana an den See Parime (im jetzigen Venezuela) verlegt. Glücksritter und unternehmende Männer bemühten sich, dasselbe aufzufinden; allein das Land wie der umfangreiche See Parime, an dessen nördlichem Gestade die Stadt Manoa oder E. liegen sollte, sind bald in das Reich der Dichtung verwiesen worden. Die bedeutendste Expedition nach dem geträumten Goldland machte 1541—45 eine kleine Armee Spanier unter Führung des deutschen Ritters Philipp von Hutten; auch der bekannte Sir Walter Raleigh unternahm drei beschwerliche Reisen dahin (1595, 1597 und 1617), über die er werthvolle Berichte erstattete. Vgl. Klunzinger, Antheil der Deutschen an der Entdeckung von Südamerika (Stuttg. 1857); Stricker, W., im »Globus«, Bd. 9 (Hildburgh. 1866).

Elĕa, im Alterthum Stadt in Unteritalien (Lukanien), südöstlich von Pästum am Tyrrhenischen Meer, in der Gegend des heutigen Pollica, um 543 von Phokäern gegründet, Wiege der Eleatischen Schule (s. d.), zur Römerzeit Velia.

Eleāsar (Elasar), 1) Aarons Sohn und Nachfolger im hohenpriesterlichen Amt (4. Mos. 20, 25 ff.).

2) Sohn des Mattathias, Bruder des Judas Makkabi, erlegte im Feldzuge gegen den syrischen König Antiochos Eupator den besten feindlichen Streitelefanten, wurde aber von dem umfallenden Thier erschlagen (1. Makk. 6, 43 ff.).

3) Schriftgelehrter zu Jerusalem, starb als Märtyrer seines Glaubens unter Antiochos Epiphanes (2. Makk. 6, 18 ff.).

Eleatische Schule, neben der ionischen und pythagoreischen die bedeutendste unter den vorsokratischen Schulen, gestiftet von Xenophanes zu Elea in Lukanien, blühte um 540—460 v. Chr. Der Kern ihrer Philosophie bestand in der Lehre, daß sich das Wesen

der Dinge nicht mittels der Sinne durch Anschauung wahrnehmen, sondern nur mittels des Denkens begrifflich erfassen lasse. Alles durch die Sinne Erkannte erklärten sie demnach schlechthin für bloßen Schein, für seiend aber nur das diesem Entgegengesetzte. Da nun jener ein vielfacher und mannigfaltiger ist, dessen einzelne Theile nicht nur unter sich verschieden, sondern auch in stetem Wechsel und immerwährender Bewegung begriffen seien, so lehrten sie, daß das Seiende im Gegensatz hierzu nur eins und zwar ein streng Einfaches, von dem jede Vielheit, Unterschiedenheit, Wechsel und Bewegung ausgeschlossen, sein könne. Nachdem die eigentlichen Stifter der Schule, Xenophanes und Parmenides (aus Elea), vornehmlich die Einheit des Seienden betont hatten, bemühten sich deren Vertheidiger Zenon (aus Elea) und Melissos (aus Samos), deren Nothwendigkeit dadurch zu beweisen, daß sie die Unmöglichkeit des Gegentheils darthaten. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Begriff eines Seienden Widerspruch im Inhalte desselben ausschließe, folgerten sie, daß Vielheit, Mannigfaltigkeit, vor allem aber Bewegung, weil deren Begriffe widersprechende Merkmale einschließen, weder selbst ein Seiendes sein, noch am Seienden vorkommen könnten. Auf den Nachweis, daß der Begriff der Bewegung in sich widersprechend, Bewegung folglich undenkbar und daher nichtseiend sei, sind die berühmten Einwendungen gegen die Bewegung (Achill, der die Schnecke nicht einzuholen vermag, der abgeschossene Pfeil, der sein Ziel nicht erreichen kann, u. a.) gemünzt, die von den meisten dem Zenon, von einigen aber dem Melissos zugeschrieben werden. Vgl. Ch. A. Brandis, Commentationes eleaticae (Altona 1813); Rosenberg, De eleaticae philosophiae primordiis (Berl. 1829).

Electi (lat.), Auserwählte; die Esoteriker bei den Manichäern; auch die Katechumenen im letzten Stadium, wenn sie zur Taufe reif waren, auch Competentes genannt.

Elector (lat.), Erwählter, Kurfürst. Daher Electoratus, Kurfürstenwürde.

Electrides Insŭlae, die fabelhaften Bernsteininseln, welche die Griechen anfangs an die Mündung des Po versetzten, weil sie dort viel Bernstein in Gebrauch fanden, der jedoch dorthin nur auf Handelsstraßen quer durch Germanien von der Ostsee kam.

Electroplate (engl., spr. -pleht), s. v. w. versilbertes Neusilber.

Electrum (lat.), Bernstein; auch eine natürlich vorkommende hellgelbe, in Würfeln, Oktaëdern oder Blättchen krystallisirte Goldsilberlegirung mit mehr als 20 Proc. Silber, welche sich in Kongsberg, Sibirien, Kolumbien findet; bei den Alten eine Gold-Silberlegirung, bestand aus 80 Gold und 20 Silber, aus welcher Alexander Severus Münzen schlagen ließ; auch eine neusilberartige Legirung aus 8 Kupfer, 3,5 Zink und 4 Nickel, welche die bläuliche Farbe des hochpolirten Silbers besitzt und viel weniger als dieses anläuft.

Eleemosyne (griech.), Almosen; Eleemosynarius, Almosenpfleger.

Eleison (Eleison, griech.), erbarme dich; s. Kyrie eleeson.

Elefant (Elephas *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Rüsselthiere (Proboscidea), umfaßt die kolossalsten unter den gegenwärtig lebenden Landthieren, mit kurzem, dickem Rumpf, sehr kurzem Hals, rundem, durch Höhlen in den oberen Schädelknochen aufgetriebenem Kopf, ziemlich hohen, säulenartigen Beinen, 4 oder 5 bis auf die Hufe verbundenen Zehen, zwei Stoßzähnen in den Zwischenkiefern und nur noch einem oder zwei Paar Backzähnen mit zahlreichen queren Lamellen in jedem Kiefer und zu einem langen, beweglichen Rüssel mit fingerartigem Fortsatz verlängerter Nase, welche durch zahlreiche Ring- und Längsmuskeln bedeutender Zusammenziehung und Ausstreckung fähig ist. Die Augen des Elefanten sind klein, die Ohren sehr groß, der Schwanz mittellang mit einem Büschel sehr grober Borsten. Die Haut ist braungrau oder schiefergrau, fast erdfarben, runzelig, schwielig, mit wenigen dunkeln Borsten besetzt. Die Stoßzähne wachsen ununterbrochen fort und erreichen eine große Länge; die auffallend großen Backzähne nutzen sich allmählich ab, werden aber durch hinter ihnen nach einander erscheinende Zähne ersetzt, und dieser Zahnwechsel findet sechsmal statt. Die Bildung der Lamellen ist bei jeder Art eine andere und steht mit der Ernährung im Einklang. In dem Rüssel ist bei den Elefanten Geruchs- und Tastorgan vereinigt. Sie fassen mit demselben, wie mit einem Finger oder mit einer Hand, selbst die kleinsten Gegenstände. Zugleich dient ihnen auch der Rüssel als Organ zum Schöpfen und Einsaugen des Wassers, zum Trinken oder um sich damit zu bespritzen; denn es finden sich in demselben zwei neben einander in der ganzen Länge hinlaufende Kanäle, die sie durch Einsaugen mit Wasser füllen, worauf sie im erstern Fall vermittels einer abwärts gerichteten Krümmung des Rüssels das Getränk sich in das geöffnete Maul spritzen. Die Elefanten haben in dem Rüssel eine fast unglaubliche Stärke, und so dient ihnen derselbe auch als Waffe, womit sie furchtbare Schläge geben können. Eine zweite, ebenso furchtbare Waffe besitzen sie in den zwei Stoßzähnen der obern Kinnlade. Sie sind von oben nach unten, jedoch vorwärts gerichtet und von der Wurzel bis zur Spitze mäßig aufwärts gekrümmt. Man unterscheidet mit Sicherheit 2 Arten: den afrikanischen Elefanten (E. africanus *Bl.*) mit niedrigerem Schädel, gewölbter Stirn, außerordentlich großen Ohren und auf der Kaufläche der Backzähne rautenförmigen Lamellen, und den indischen Elefanten (E. asiaticus *Bl.*, s. die Tafel »Elefant«) mit hohem Kopf, konkaver Stirn, kleineren Ohren und schmalen, bandförmig verlaufenden Lamellen. Der etwas größere afrikanische E. wird ohne Rüssel und Schwanz 2—3,5 Meter lang und 4 Meter hoch, er wiegt bis 6000, die Haut allein über 1000 Kilogr. und die Stoßzähne mehr als 75 (bis 400?) Kilogr. Neugeborne Elefanten waren 90 Centim. hoch. Der afrikanische E. bewohnt ganz Mittelafrika von 16° nördl. Br. bis etwa 25° südl. Br., fand sich früher auch am Kap, wird aber mehr und mehr zurückgedrängt. Der indische E. bewohnt bis zum 30.° nördl. Br. Kotschinchina (wo sich die größten Elefanten finden), Siam, Pegu, Hindostan, Ceylon, Borneo, Celebes; der sumatranische mit dickeren, weniger zahlreichen Schmelzplatten wird als besondere Art (E. sumatranus *Temm.*) unterschieden. Die Elefanten leben herdenweise in größeren Waldungen, auch in hügeligen, bergigen Gegenden bis zu 3000 Meter ü. M., aber nur, wo reichlich Wasser vorhanden ist; sie verweilen am Tage im Dickicht und machen nachts ihre Ausflüge, dabei brechen sie durch den Urwald Pfade, überwinden im Gebirge Schwierigkeiten, denen das Pferd nicht gewachsen ist, und klettern sogar sehr

Elefant.

Indischer Elefant (Elephas asiaticus). 1/30.

geschickt. Sie gehen gewöhnlich in ruhigem, gleichmäßigem Paß, können aber auch so schnell laufen, daß ein Reiter sie kaum einholt; in der Ruhe führen sie mit den einzelnen Gliedmaßen eigenthümliche schwingende Bewegungen aus; sie schlafen oft im Stehen, lagern sich aber auch, nehmen auf freien, sandigen Flächen Staubbäder, indem sie sich mit dem Rüssel den Sand über den Leib werfen, und gehen auch ins Wasser, wobei sie sehr geschickt schwimmen. Das Gesichtsfeld des Elefanten ist ein sehr beschränktes, Geruch und Gehör sind hoch entwickelt und auch Geschmack und Gefühl verhältnismäßig fein. Dabei ist der E. höchst intelligent, und im Umgang mit dem Menschen entwickelt sich sein Verstand ganz außerordentlich. In der Wildnis ist er ruhig und harmlos, greift niemals an und wird von keinem Thier angegriffen. Madenhacker, Kuhreiher und andere Vögel sammeln sich auf seinem Rücken und reinigen ihn von Ungeziefer. Die Herden, welche 30—50, selbst 200 Thiere umfassen, halten sich sehr abgeschlossen, repräsentiren Familien und nehmen keine fremden Elefanten auf. Von der Herde getrennte Thiere bleiben für immer einsam und sind vorzugsweise gefürchtet, weil sie sich oft bösartig zeigen. Auf einen männlichen Elefanten finden sich in den Herden 6—8 Weibchen; das klügste Thier, Männchen oder Weibchen, fungirt als Führer. Hauptnahrung sind Blätter und Zweige, seltener Gras. Bisweilen fallen sie in die Felder, aber in der Regel genügen die leichtesten Umzäunungen, sie abzuhalten, während sie in eine Lücke derselben sofort eindringen. Der E. wirft 20½ Monate nach der Paarung ein Junges, welches bis zum 24. Jahr wächst und im 16. zur Fortpflanzung geeignet ist. Er soll 150 Jahre alt werden, doch sterben in der Gefangenschaft die meisten vor dem Ablauf von 20 Jahren. Die Elefanten gehen mehr und mehr ihrer Ausrottung entgegen, da besonders des Elfenbeins halber jährlich über 8000 getödtet werden. Ein guter Schütze tödtet einen Elefanten durch einen Schuß hinter das Ohr, viele Elefanten werden aber auch in Fallgruben ꝛc. gefangen und durch Speere getödtet. Man ißt das Fleisch der Füße, des Rüssels und die Zunge und benutzt auch die Haut. Im Einfangen und Zähmen der wilden Elefanten zeigen die Eingebornen Indiens große Geschicklichkeit. Auf Ceylon gibt es eine förmliche Zunft von Elefantenjägern, Panikis, welche mit einer dehnbaren, starken Schlinge in den Wald ziehen und diese dem Elefanten um ein Bein werfen, worauf ein Gehülfe sie sofort an einen Baum befestigt. Durch Feuer, Rauch, Hunger, Durst und stete Beunruhigung machen sie dann den Gefangenen matt, um ihn endlich durch Erweisung von allem, was ihm angenehm ist, in wenigen Monaten zu zähmen. Außerdem werden aber auch Elefanten auf großartigen Treiben gefangen, wobei man einen Platz im Wald von etwa 150 Meter Länge und 75 Meter Breite mit starken Pfählen umgibt (Korral), die Herden aus einem Umkreis von mehreren Meilen allmählich dem Korral zutreibt und dann durch Schießen, Schreien, Trommeln zum Eintritt durch das Thor nöthigt. Die Thiere werden dann allmählich matt gemacht, mit Hülfe von zahmen Elefanten, mit denen der Jäger sich in den Korral begibt, gefesselt und an Bäume gebunden. Nach drei Tagen beginnen sie zu fressen und werden dann gezähmt und abgerichtet, wobei wiederum zahme Elefanten wesentliche Dienste leisten. Nach zwei Monaten kann der E. von seinem Führer (Kornak) allein geritten werden, und nach drei Monaten kann man ihn zur Arbeit verwenden. Man benutzt ihn zum Ziehen eines Wagens und besonders zum Herbeischaffen schwerer Baustoffe, muß aber die sehr empfindliche Haut schonen, um lange eiternde Wunden zu vermeiden. In unbebauten Landtheilen verwendet man den Elefanten noch immer mit Vortheil; wo aber Ochsen und Pferde angewendet werden können, sind diese entschieden vorzuziehen. Denn wenn auch ein E. mehr leistet als [illegible] Pferde und 2500 Kilogr. trägt (seine gewöhnliche Belastung beträgt 400 Kilogr.), so ist doch seine Unterhaltung sehr kostspielig, da er täglich etwa 75 Kilogr. Heu, Rüben, Brod ꝛc. frißt. In Ceylon spannt man ihn auch vor den Pflug. Er entwickelt im Zustande der Zähmung viele intellektuelle Fähigkeiten und zeigt große Klugheit und Vorsicht. In der Regel ist er sanft und folgsam und zeigt große Anhänglichkeit an seinen Führer und Wärter; dabei ist er aber gegen Strafe, Mißhandlung und Neckerei sehr empfindlich und dann im höchsten Grade rachgierig und grausam. Vorzüglich reizbar ist er zur Brunstzeit. Die indischen Dichter preisen den Elefanten als Symbol der Weisheit und des Mitgefühls; der Gott Ganesa, der Schirmherr der Künste und Wissenschaften, erscheint in den indischen Tempeln mit dem Haupt eines Elefanten; ein E. ist das Reitthier Indra's und acht Elefanten tragen das Weltall. Der weiße E. gilt den Buddhisten als eine Inkarnation der verschiedenen Buddha's und steht deswegen in Hinterindien in großem Ansehen. Die Inder waren die ersten, welche die Elefanten zähmten und zum Krieg verwendeten, und als die Perser erobernd nach dem Osten vordrangen, fand diese Einrichtung auch bei ihnen Eingang. Das Sanskrit hat für ihn gegen 100 verschiedene Bezeichnungen. Als Elephas bildete das Elfenbein einen Handelsartikel schon bei den alten Aethiopiern, auch Homer erwähnt das Elfenbein unter demselben Namen, und Herodot nennt das Thier bei einer Aufzählung der Fauna Libyens. Ktesias, der Leibarzt des Artaxerxes, beschrieb zuerst einen Elefanten nach eigener Anschauung in Babylon. In der Schlacht von Arbela erbeutete Alexander 15 dieser Thiere, nach welchen Aristoteles nun eine genaue Beschreibung lieferte. Nach Alexanders Tod kamen seine 300 Elefanten in verschiedene Länder, besonders nach Syrien, Aegypten. Auch in Europa hat man Elefanten zu Kriegszwecken benutzt, und Pyrrhus führte 20 Stück gegen die Römer. Den Karthagern leisteten die afrikanischen Elefanten große Dienste. Die Römer benutzten sie nach Cäsar nur noch zu Kampfspielen und schlachteten sie oft scharenweise hin; sie wurden aber auch abgerichtet, so daß sie nach dem Takte tanzten, auf einem schräg gespannten Seil gingen, Buchstaben mit dem Griffel zeichneten ꝛc. Der afrikanische E. bevölkerte noch zu Hannibals Zeiten den Atlas, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand er sich noch von 20° nördl. Br. bis zur Kapkolonie, während er jetzt viel weiter zurückgedrängt ist. Auf ägyptischen Denkmälern findet er sich niemals abgebildet, nur die Karthager scheinen ihn gezähmt und benutzt zu haben. Auf babylonischen und assyrischen Denkmälern findet sich stets der asiatische E. abgebildet. Die erste größere Zahl indischer Elefanten, welche in der Neuzeit in die Hände von Europäern kam, dürften die sechs Elefanten gewesen sein, welche den Zug Solimans mitmachten und bei dem Sieg auf dem Fernitzer Feld 1529 erbeutet wurden. Wie die paläontologischen Forschungen dargethan, haben

sich die Elefanten offenbar aus den Mastodonten entwickelt. Echte Elefanten waren einst sehr verbreitet, sie sind in allen Theilen der Erde, auch in Australien, am häufigsten aber in Nordasien gefunden worden; sie erscheinen zuerst in den tertiären Siwalikhügeln, wo 6—7 Arten (Steco 'on *Falc.*) vorkommen, welche durch ihren Zahnbau zwischen beiden Gattungen stehen. In Europa erscheinen die Elefanten erst im obern Pliocän und im Diluvium, so E. priscus *Goldf.*, welcher dem afrikanischen Elefanten ähnlich ist, und vor allen das Mammuth (E. primigenius *Bl.*). S. Tafel »Diluvium« und Art. Mammuth. Vgl. Armandi, Histoire militaire des éléphants (Par. 1843).

Elefanta (bei den Eingebornen Gharipur, »Grottenstadt«), kleine Insel an der Westküste von Vorderindien, im Meerbusen von Bombay unweit der Küste, von den Europäern nach einem in dreifach natürlicher Größe in Fels gehauenen, jetzt zerstörten Elefanten nahe am Landungsplatz so benannt, hat fast 4 Kilom. im Umfang und trägt einen zweigipfeligen Berg, der in seinem Innern einen berühmten, aus dem Stein herausgemeißelten Felsentempel enthält. Die Haupthöhle ist 39,5 Meter lang, 40 Meter breit und 4,5—5,2 Meter hoch; die Decke stützten 36 massige und skulptirte, jetzt beschädigte und theilweise abgebrochene Säulen aus stehen gelassenem Fels, und in der Mitte der dunkeln Hinterwand befindet sich eine riesige, fast 5,5 Meter hohe Reliefdarstellung der indischen Dreieinigkeit. Die Seitenwände sind mit 40—50 kolossalen, in den Fels gehauenen Figuren von 3—4 Meter Höhe verziert. Der Eingang wird durch 8 unbekleidete kolossale, aus dem Stein herausgemeißelte Figuren bewacht. S. Tafel »Baukunst I«, Fig. 11, und »Bildhauerkunst I«, Fig. 13. Der Tempel hat jedenfalls ein hohes Alter, jedoch läßt sich die Zeit seiner Ausmeißelung nicht näher bestimmen. E. ist ein Hauptwallfahrtsort der Hindu. Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. 4 (Leipz. 1862).

Elefantenfluß (Olifant), Fluß im Kapland, entspringt in den Anthony-Bergen des Distrikts George, hält eine westliche Richtung auf 148 Kilom. ein, wendet sich dann nach S. und fällt als Gauritz bei Kap Vaches in den Ocean. E. (Olifant-Rivier) ist auch der Name, welchen die Boers der Transvaalrepublik dem Lepalule, einem ca. 520 Kilom. langen rechten Nebenfluß des Limpopo, geben.

Elefanteninsel, s. Gambia.

Elefantenlaus, s. Anacardium und Semecarpus.

Elefantenorden, 1) dän. Orden, ward angeblich von Kanut VI. oder von Erich VII. gestiftet, von Christian I. 1458 erneuert und durch Bullen von Papst Pius V. und Sixtus VI. bestätigt und zwar als Brüderschaft der Jungfrau Maria. Christian V. änderte 1693 die Statuten des Ordens: die Zahl der Ritter soll 30 sein (was meist überschritten wurde); diese müssen protestantisch sein, wenn sie Dänen sind, und den Danebrog bereits besitzen. Der König gibt jedem Ritter den Titel: Herr. Das Ordenszeichen besteht in einem weiß emaillirten Elefanten mit goldenen Hauzähnen und einer blauen Decke, auf welcher ein Kreuz von 4 Diamanten, einem markettirten Thurm auf dem Rücken und einem Neger mit Wurfspieß in der Hand auf dem Hals. Der Orden, der nur eine Klasse hat, wird an einem blau gewässerten Bande (deshalb »das blaue Band« genannt) von der linken Schulter herab zur rechten Hüfte getragen, an Festtagen an einer aus Thürmen und Elefanten bestehenden Ordenskette. Außerdem tragen die Ritter auf der linken Brust einen silbernen Stern, dessen rother, von einem silbernen Lorbeerkranz und einem Goldrand umgebener Mittelschild ein aus Diamanten gebildetes Kreuz enthält. Die Devise des Ordens ist: »Magnanimi pretium« (der Lohn des Hochherzigen). Ordenstag ist der 1. Jan. Vgl. Münster, Undersögelser om de danske Ridderordenes oprindelse (Kopenh. 1822); Berlien, Der E. und seine Ritter (das. 1846). — 2) Königlich siamesischer Orden, gestiftet von dem ersten König von Siam unter dem Titel Orden des weißen Elefanten. Die Dekoration besteht in einem zwölfstrahligen Goldstern, worauf ein kleinerer Stern von gleicher Form in rothem Email liegt, auf dem ein rundes Feld angebracht ist, das auf dunkelblauem Grunde den weißemaillirten Elefanten zeigt, der von der siamesischen Krone in Gold, mit grünem und rothem Email verziert, überragt wird.

Eleganz (lat. elegantia, zusammenhängend mit eligens, [aus]wählend, wählerisch; franz. élégance, spr. -gangs), Zierlichkeit, Anmuth; in den schönen Künsten dasjenige, was den Eindruck des Wohlgefälligen macht, besonders mit dem Nebenbegriff des Neuen und Modemäßigen; in sprachlicher Hinsicht die mit Klarheit verbundene Korrektheit der Rede, so daß der Ausdruck das Gedachte treu und wahr wiedergibt und zugleich grammatisch richtig, natürlich, angemessen und treffend ist. Erforderlich zur eleganten Darstellung ist vor allem vollkommene Herrschaft über die Sprache in ihrem gesammten Reichthum und allen ihren Gliederungen; besonders zeigt sich die E. in der feinen Auswahl unter synonymen Wörtern und Redensarten, in der Stellung der Wörter mit Beobachtung der rhetorischen Betonung, des Wohlklangs und des Numerus, so daß die Worte in ganzen Sätzen einen angenehmen Rhythmus geben. Auch in der Mathematik gebraucht man das Wort E. für scharfsinnige Einfachheit und Klarheit z. B. eines Beweises, einer Lösung. Die Italiener gebrauchen das Wort E. auch zur Bezeichnung der Anmuth im Vortrag eines Tonstücks, und die Franzosen nennen eine besondere Gewähltheit und Zierlichkeit in der Kleidung E. Elegant, hübsch, fein, zierlich; als männliches Hauptwort (spr. -gang) s. v. w. Stutzer.

Verzeichnis der Mitarbeiter

am fünften Band.

Andree, Dr. Richard, in Leipzig: Geographie von Afrika.
Augener, Dr. E., in Teplitz: Volkswirtschaft, Verkehr.
Bartling, Dr. H., in London: Neuere englische und französische Biographie.
Baumbach, Dr. K., in Saalfeld: Rechtswissenschaft.
Bechstein, Prof. Dr. R., in Rostock: Altdeutsche Literatur.
Becker, Dr. H. H., in Dortmund: Dortmund.
Bender, Prof. H., in Tübingen: Geschichte.
Bernhardt, Forstmeister A., in Neustadt-Eberswalde: Forstwesen.
Birnbaum, Prof. Dr. K., in Leipzig: Landwirtschaft.
Blanckarts, M., in Düsseldorf: Moderne Künstler.
Boguslawski, Dr. G. H. von, in Berlin: Hydrographie.
Bornmüller, Fr., in Leipzig: Geographie, Literatur, Musik.
Brachelli, Prof. Dr. H. F., in Wien: Europäische Geographie.
Braune, Dr. W., in Leipzig: Deutsche Sprache und Philologie.
Brauns, Dr. D., in Halle: Geologie.
Breßlau, Dr. H., in Berlin: Historik; Deutschland (Geschichte).
Brömel, Dr. M., in Stettin: Eisenbahnpolitik, Eisenbahntarife &c.
Carus, Prof. Dr. J. V., in Leipzig: Darwin'sche Theorie.
Clauß, K., in Dresden: Moderne Künstler.
Clément, Prof., in Schwerin: Münzen und Maße, Handelswesen.
Dammer, Dr. Otto, in Berlin: Chemie, Technologie, Naturwissenschaften.
Deiters, Dr. H., in Konitz: Musik.
Döhn, Dr. Rud., in Dresden: Politik &c.
Dohme, R., in Berlin: Moderne Künstler.
Dreyer, Dr. H., in Leipzig: Rechtswissenschaft.
Ebhardt, G., in Berlin: Moderne italienische Biographie.
Egli, Dr. J. J., in Zürich: Geographie und Statistik der Schweiz.
Ethé, Prof. Dr. H., in Aberystwyth: Orientalische und moderne englische Literatur.
Frank, Dr. B., in Leipzig: Botanik.
Frisch, Dr. K., in Stockholm (†): Geographie von Skandinavien.
Gätschenberger, St., in Würzburg: Englische Literatur.
Göbel, Th., in Stuttgart: Typographie.
Goldschmidt, Dr. Paul, in Berlin: Geschichte, Biographie.
Graser, Dr. B., Vicekonsul in Belgrad: Seewesen.
Grieben, Dr. H., in Köln: Biographie.
Gruppe, Prof. Dr. O. F., in Berlin: Moderne Künstler.
Günther, Dr S., in München: Deutsche mathematische Literatur.
Hamerling, Prof. Robert, in Graz: Moderne italienische Literatur.

Haushofer, Prof. Dr. Max, in München: Volkswirtschaft.
Hausmann, Prof. Dr., in Dorpat: Dorpat.
Heinze, Rathsarchivar, in Dresden: Dresden.
Heinzerling, Prof. Dr. Fr., in Aachen: Architektur, Bauwesen.
Hildebrand, Dr. K., in Halle (†): Altnordische Literatur.
Holtzendorff, Prof. Dr. F. von, in München: Diplomatie.
Holtzmann, Prof. Dr. H. J., in Straßburg: Theologie und Kirchengeschichte.
Ilg, Dr. A., in Wien: Bildende Künste, Kunstgeschichte.
Isaacsohn, Dr. S., in Berlin: Deutschland (Geschichte).
Julius, Dr. L., in Dessau: Plastik, Antike.
Kerl, Prof. B., in Berlin: Bergbau, Hüttenkunde (Eisen &c.).
Kiepert, Dr. Richard, in Berlin: Alte Geographie, Türkei und Griechenland, Vorderasien, Reisende.
Klein, Dr. H. J., in Köln: Mathematik, Astronomie, Meteorologie, Physik.
Koch, Prof. Dr. K., in Berlin: Dendrologie.
Lammers, Dr. A., in Bremen: Handelswesen, Verkehr.
Landgraf, Dr. J., in Stuttgart: Diskont, Eisenbahnadministration, Eisenbahnkoncession &c.
Lemcke, Prof. Dr. L. G., in Gießen: Italienische, spanische, provençalische &c. Literatur.
Lindau, M. B., in Dresden: Dresden (Geschichte).
Lindner, Hauptmann, in Berlin: Kriegswesen.
Löbe, Dr. W., in Leipzig: Agronomen.
Lohmeyer, Prof. Dr., in Königsberg: Deutscher Orden.
Lüders, Dr., in Berlin: Mediciner.
Mähly, Prof. Dr. J. J., in Basel: Französische Literatur.
Martin, Prof. Dr. A., in Prag: Niederländische Literatur.
Maurenbrecher, Prof. Dr. W., in Königsberg: Geschichte (Dino Compagni, Eboli, Egmond &c.).
Meinicke, Prof. Dr. E., in Dresden: Australien, Asiatische Inseln, Südamerika &c.
Meyer, F. H., in Leipzig: Buchhändler.
Müller, Dr. H. A., in Bremen: Aeltere Kunst.
Müller, Prof. Wilh., in Tübingen: Geschichte; neuere Biographie.
Neumann, G., in Neustadt-Eberswalde: Geographie von Deutschland.
Niemann, Hauptmann A., in Gotha: Kriegswesen.
Perels, Prof. Dr. E., in Wien: Landwirtschaftliche Maschinen.
Peter, Dr. H., in Berlin: Deutscher Befreiungskrieg &c.
Peter, Prof. Dr. K., in Jena: Römische Geschichte.
Philippson, Dr. M., in Bonn: Französische Geschichte.
Ploß, Dr. H., in Leipzig: Historische Anthropologie; vorgeschichtliche Kultur.
Prutz, Dr. H., in Berlin: Geschichte, Biographie.
Ravenstein, E. G., in London: Geographie von Großbritannien, Nordamerika.
Reber, Prof. Dr. F., in München: Neuere Kunstgeschichte.
Regnet, C. A., in München: Moderne Künstler.
Reinsberg-Düringsfeld, Freiherr von, in Leipzig: Kulturgeschichtliches, Feste, vlämische Literatur.
Rentzsch, Dr. H., in Dresden: Volkswirtschaft, Verkehr.
Roloff, Prof. F., in Halle: Thierarzneikunde.
Roquette, Prof. Dr. Otto, in Darmstadt: Deutsche Literaturgeschichte.
Sallet, Dr. A. von, in Berlin: Denkmünzen.
Sander, Prof., in Feldkirch: Tirolisches.
Sanftleben, G., in Naumburg: Zur Geographie von Rußland.
Schlagintweit, Dr. Emil, in Kitzingen: Central- und Ostasien, Indien; Sanskrit.
Schmidt, Hauptmann Albert († in Spanien): Kriegswesen.
Schmidt, C. von, in Frankfurt a. M.: Heraldik.
Schmidt, Dr. W., in München: Bildende Künste, Kunstgeschichte.
Schöttner, Leutnant, in Berlin: Kriegswesen.
Schott, Oberhütteninspektor in Ilsenburg: Eisengießerei.
Schwarz, Dr. Adolf, in Berlin: Theater.
Semper, Dr. H., in Rom: Kunstgeschichte.

Silberstein, Dr. A., in Wien: Biographie (Oesterreich).
Steffenhagen, Dr. E., in Göttingen: Juristen.
Stehlik, Franz, in Wien: Oesterreichisches (Donaudampfschiffahrt, Donauregulirung &c.).
Steinhauser, A., in Wien: Donau.
Stern, Prof. Dr. A., in Dresden: Deutsche Literatur.
Stoy, Prof. Dr. V. E., in Jena: Pädagogik.
Stricker, Dr. W., in Frankfurt a. M.: Mediciner.
Studnitz, A. von, in London: Volkswirtschaft.
Stürenburg, Dr. H., in Leipzig: Turnwesen.
Vogelsang, Prof. Dr. H. (†), in Delft: Mineralogie und Geologie.
Wenzelburger, Prof. Dr. Th., in Delft: Geographie der Niederlande.
Wilbrandt, Dr. F., in Leipzig: Philologie, Alterthumskunde, Mythologie.
Zimmermann, Prof. Dr. Robert, in Wien: Philosophie, Aesthetik (Drama &c.).
Zoller, Dr. E., in Stuttgart: Skandinavische Literatur, Ordenswesen.
Prof. N. N., anonym: Medicin.

Verzeichnis der Illustrationen

zum fünften Band.

Beilagen.

Im Text.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Korrespondenzblatt I.

Ausgegeben 1. Juli 1875.

Das Korrespondenzblatt verdankt seine Entstehung den zahlreichen Zuschriften, welche seit dem Erscheinen der neuen Auflage des Konversations-Lexikons aus dem Kreis unserer Abnehmer fortwährend an uns gerichtet werden. Es sind dies oft Berichtigungen einfacher Versehen, Druckfehler 2c., oft aber auch dankenswerthe Verbesserungen von Artikeln, bei deren Revision unsere Mitarbeiter wegen unzureichenden Materials im Stiche gelassen wurden, ein Umstand, dem jeder Einsichtige gerechte Beurtheilung widerfahren lassen wird. Noch mehr sind es Anfragen über gewisse Einrichtungen des Werks, welche bei einer häufig nur flüchtigen Benutzung desselben leicht entgehen, deren Darlegung von Seiten der Werkstätte, aus welcher das Buch hervorgeht, aber nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Gesammtheit der Abnehmer von Werth sein muß. Wir erkennen gern an, aus den Stimmen unserer Subskribenten manchen werthvollen Fingerzeig für die Durchführung unseres Unternehmens gefunden zu haben, und legen auf die fortdauernde Berührung mit den Freunden des Werks großen Werth, indem wir bitten, uns auf thatsächliche Irrthümer oder Unvollkommenheiten aufmerksam zu machen.

Unsere Antworten auf alle derartigen Zuschriften veröffentlichen wir regelmäßig auf den Heftumschlägen, bringen aber, was davon von allgemeinem Interesse ist, von Zeit zu Zeit gesammelt auch zum Abdruck in vorliegender Bandausgabe.

Der Herausgeber und die Redaktion von Meyers Konversations-Lexikon.

---

1. **H. M.** in Aachen. »Anchusasäure« finden Sie im Artikel »Alkannaroth«. Wenn auch dem von Ihnen vermißten Gegenstand im Hauptwerk ein selbständiger Artikel nicht eingeräumt werden konnte, so werden Sie ihn als eigenes Stichwort (Verweisung) jedenfalls im sogen. »Registerband« finden, welcher unmittelbar nach Beendigung des Hauptwerks ausgegeben wird. Dieser »Registerband« hat zunächst den Zweck, einen alphabetisch geordneten Nachweis zu geben über alle Gegenstände, welche aus raumökonomischen Rücksichten und zur Vermeidung von Wiederholungen nicht als selbständige Artikel unter eigenen Stichwörtern im Werk selbst Aufnahme fanden, wohl aber in anderen sie umfassenden Artikeln enthalten sind. Das Register also, indem es diese schwer findbaren Nachweise aus ihren Verstecken hervorzieht, erspart dem Suchenden die oft undankbare Mühe eigenen Nachforschens oder die nachtheilige Meinung, das Lexikon ließe ihn im Stiche. Zugleich wird er aber auch Ergänzungen und Berichtigungen derjenigen Artikel bringen, welche seit ihrem Erscheinen wesentliche Veränderungen erfahren haben, sowie Nachträge solcher historischen, politischen und biographischen Artikel, welche erst während des Erscheinens des Werks eine Wichtigkeit erlangt haben, die zu ihrer Aufnahme berechtigt.

Die meisten der uns bis jetzt zugegangenen Reklamationen werden auf solche Weise ihre Erledigung finden.

2. **M. P.** in Altona. Wir können unmöglich alle Pflanzen berücksichtigen, die ehemals als Arzneimittel gepriesen worden sind. Man hat in vergangenen Zeiten mit sehr großem Eifer nach Heilmitteln im Pflanzenreich gesucht und eine ungemein große Zahl von Kräutern gegen allerlei Krankheiten angewandt. Die neuere Medicin legt aber diesen Kräutern im allgemeinen wenig Werth bei, und von Jahr zu Jahr werden sie seltener benutzt. Man wendet sich immer entschiedener von diesen durch die Tradition gepriesenen, aber nicht durch exakte Versuche und Beobachtungen erprobten Mitteln ab, und sie verschwinden mehr und mehr aus dem Arzneischatz. Wir führen alle officinellen Pflanzen auf, d. h. diejenigen, welche die Pharmacopoea germanica nennt, und von sonstigen medicinisch benutzten Gewächsen nur solche, welche aus irgend einem andern Grund noch erwähnenswerth erscheinen. Die homöopathischen Arzneimittel können wir nur summarisch besprechen, und wir sind überzeugt, daß in Bezug auf diese niemand mehr verlangen wird.

3. **v. St.** in Baden. Sie moniren die fehlende Aussprache bei »Bancroft«. Bei unserer Aussprachebezeichnung konnten wir aus naheliegenden Gründen nicht mit Toussaint-Langenscheidt'scher Genauigkeit zu Werke gehen. Wir glaubten den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen das Durchstudiren einer »Aussprachezeichen-Erklärung« ersparten für die Fälle, wo sie der Aussprache eines Namens 2c. wegen unser Lexikon zu Rathe zögen. Mit unserem deutschen Alphabet hätten wir also nur »bänkroft« oder »bankroft« figuriren können; da eins so richtig oder so falsch wie das andere, und die Wahrheit in der Mitte liegt, so haben wir hier — wie in ähnlichen Fällen — über die Aussprache geschwiegen.

4. **A. D.** in Berlin. Sie beschweren sich über die Unvollständigkeit des Plans von Berlin; wir bitten Sie, zu bedenken, daß ein Plan in dem durch unser Format gebotenen Maßstab, auf welchem alle Straßen namentlich verzeichnet wären, so überfüllt sein würde, daß sozusagen der Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen wäre. Die Stadtpläne, die wir z. B. noch von Wien, Paris, London geben werden,

können und wollen keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen; sie sollen nur zur Orientirung in der Anlage der Stadt und in erster Linie dazu dienen, das im Text Gesagte zu veranschaulichen und zu erläutern. Es sind deshalb absichtlich nur die größeren Verkehrsadern und die hervorragenden Gebäude namentlich bezeichnet, alle unwesentlicheren Seitenstraßen aber nur in ihren Anfängen angedeutet. Bei dem Wachsthum Berlins würde ein vollständiger, in den Häuserquartieren ausgeführter Plan schon nach kurzer Zeit veraltet sein. Die Angabe etwaiger Unrichtigkeiten werden wir mit Dank acceptiren.

5. **C. F. Fl.** in Berlin. Althäa (Mythol.) wird besser im Artikel »Meleager« behandelt, kommt aber als Stichwort in den Registerband (vgl. Nr. 1).

6. **J. R.** in Berlin. Die Abkürzung s. v. w. bedeutet »soviel wie«; die wenigen Abkürzungen, deren wir uns bedienen, erklären sich ganz von selbst; solche Abbreviaturen, welche erst eines besondern Kommentars bedürfen, halten wir für durchaus unzulässig. — Supplementbände können selbstverständlich nicht gratis geliefert werden, sondern sind zu bezahlen.

7. Dr. **R. S.** in Berlin. Nach längerem Gebrauch unseres Werks werden Sie sich leicht ein Urtheil über die leitenden Gesichtspunkte bei der Auswahl von Biographien bilden können. Maßgebend ist für unsern Zweck die hervorragende Bedeutung, namentlich bei den älteren Gelehrten. Je weiter sich eine Fachwissenschaft von dem allgemeinen Interesse entfernt, desto enger wird der Kreis der Aufzunehmenden sein. Wollten wir z. B. die älteren Mathematiker in der Ausdehnung bringen, wie Sie erwarten, so müßten mit gleicher Berechtigung auch die alten Herren der Medicin, die alten Philologen, Theologen &c. ans Tageslicht gezogen werden. Wir würden somit das Werk mit einer großen Menge von Biographien anfüllen, welche nur für einen verschwindend kleinen Theil der Abnehmer Interesse haben und sogar von diesem bei uns schwerlich gesucht werden. Das Interesse des Fachgelehrten ist für unsern Zweck nicht maßgebend; dieser soll in dem Konversations-Lexikon nicht den ganzen Kreis seiner Wissenschaft wiederfinden, sondern billigerweise nur das, dessen Kenntnis der allgemeinen Bildung der Gegenwart von Nutzen ist. Aber auch darin kann man, wie leicht begreiflich, noch verschiedener Meinung sein; festzuhalten ist in erster Linie die Bestimmung des Werks für das nicht fachmännisch gebildete Publikum, und in dieser Beziehung müssen wir das Vertrauen auf die Einsicht unserer Mitarbeiter und Redaktionen in Anspruch nehmen.

Sie vermissen die Biographie des Geologen Barrande. Die biographischen Notizen sind schlechterdings nicht aufzutreiben, der Gelehrte verweigert selbst jede Auskunft und hat sein Curriculum vitae sogar einer berühmten Akademie vorenthalten. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, die Verdienste dieses Forschers an einer andern Stelle (z. B. im Artikel »Silurische Formation«) zu berücksichtigen.

8. **G. Schl.** in Berlin. Ihre Reklamation scheint auf einem Versehen zu beruhen, da dasjenige, was Sie im Artikel »China« angeblich vermissen, S. 437 in wünschenswerther Ausführlichkeit verzeichnet ist. Mehr läßt sich zur Zeit über das chinesische Militärwesen nicht sagen.

9. **R. M.** in Berlin; **J. C. L.** in Nürnberg. Die Tafel »Drehbank« fällt aus, da die betreffende Illustration auf Seite 642 des 5. Bandes viel zweckmäßiger im Text abgedruckt ist. Dagegen machen wir Sie darauf aufmerksam, daß dem Artikel »Deutschland« nicht, wie der Prospekt sagt, 2, sondern 4 Blatt statistische Kärtchen beigegeben wurden.

10. **Ed. Krause** in Berlin. Ihre Reklamation ist uns nicht recht verständlich, da »erhebliche Veränderungen« in den Illustrationsbeilagen durchaus nicht vorliegen, wenigstens nicht zu Ihrem Nachtheil. Wenn wir davon absehen, daß wir es für passender hielten, die Illustrationen zu »Borax« und »Borsäure« in dem Text dieser getrennten Artikel abzudrucken, so besteht die Abweichung nur darin, daß wir 5 Blätter mehr gegeben haben, als das Programm aufweist, nämlich die Tafeln: Burgen, Dampfkessel II, die Karten: Afrika (Staatenkarte), Antillen und den Plan von Berlin. Bei Verweisungen auf künftig erscheinende Tafeln wird I oder II regelmäßig hinzugefügt, wenn diese Bezeichnung mit Bestimmtheit gegeben werden kann. Es gibt aber Fälle, wo es uns durchaus unmöglich ist, dies zu bestimmen. Ob z. B. eine Pflanze auf Tafel I oder II der im Programm bestimmten 2 Tafeln »Giftpflanzen« zu finden sein wird, kann nicht eher angegeben werden, als bis die Zeichnung dieser Tafeln fertig vorliegt; dem Künstler, welchem dieselbe anvertraut ist, hier aus bloß formellen Rücksichten Vorschriften machen über das in erster Linie doch den ästhetischen Anforderungen unterworfene Arrangement seines Bildes, würde gewiß nicht am Platze sein. Ebensowenig würden Sie es gutheißen, wenn wir, bloß um der Konsequenz zu genügen, Ihrem Verlangen nachkämen, unbekümmert darum, ob die Verweisung richtig sei oder nicht. Eine Verkürzung in der Anzahl der Tafeln ist aber keineswegs zu befürchten, während die geringen, aus jenen Rücksichten entstehenden Veränderungen lediglich der Korrektheit des Werks zu gute kommen.

11. **S. H.** in Breslau; **Abonnent** in Großammersleben; **C. B.** in Wien. Sie wundern sich, daß einige Abonnenten Ihrer Bekanntschaft von ihren Buchhändlern Rabatt genießen, andere Gratiszugaben erhalten, noch andere vielleicht gar beides erreichen, während wir von allen solchen Vortheilen nichts bekannt geben und den vollen Ladenpreis fordern. Die Verlagshandlung hat, wie jeder Erzeuger eines Arbeitsprodukts, das Recht, dessen Preis für den Konsumenten festzustellen, und erkennt aus der Verkäuflichkeit ihres Buches, ob der Werth desselben seinem Preis entspricht. Nach demselben Resultat regulirt sich auch der Rabatt, welchen der Wiederverkäufer genießen muß, um in seinen Bemühungen für den Absatz befriedigenden Lohn zu finden. Ist der eine Wiederverkäufer aber bescheidener als der andere, oder will er einer ihm unbequemen Konkurrenz begegnen, oder verfolgt er den Grundsatz, in der Mehrung des Absatzes durch billigern Preis seinen Vortheil zu suchen, so steht es ihm allerdings frei, seinen Gewinn mit seinen Abnehmern zu theilen und denselben Vortheile zu bieten, welche außer der Kenntnis, aber auch außer dem Willen der Verlagshandlung liegen und deren Ladenpreisbestimmung illusorisch machen. Wir können solche Manipulationen nicht hindern, müssen sie aber im allseitigen Interesse entschieden tadeln, da dadurch eine Verschiedenheit des Preises für dasselbe Buch entsteht, welche das Publikum über den Werth desselben nur irre machen kann. Wir halten mit Einem Wort eine solche willkürliche Preisveränderung seitens des Wiederverkäufers für nicht solid.

12. **E. S. u. E. B.** in Chemnitz. Unser Lexikon kann unmöglich ein Verzeichnis sämmtlicher Berge bringen. Es werden wohl die höchsten Gipfel der verschiedenen Gebirge (also beispielsweise vom Erzgebirge der Keilberg, der Fichtelberg, der Spitzberg) in besonderen Artikeln behandelt, außerdem solche, die durch irgend einen Umstand Merkwürdigkeit oder individuelles Interesse haben; die übrigen aber können nur bei Besprechung des Gebirges selbst Erwähnung finden und werden als Stichwort seiner Zeit im Registerband (vgl. Nr. 1) aufgeführt werden. Die absolute Höhe gibt an sich keinen Ausschlag für die Aufnahme eines Bergs, da sie selbst nur relative Bedeutung hat. Mancher geringe Berg im Flachland beansprucht mehr Beachtung als zahlreiche Gipfel von 10,000 und mehr Fuß Höhe in den Alpen oder in den Andes, wo sie eben nichts Ungewöhnliches sind.

13. **Ein Abonnent** in Chemnitz. Eine Angabe, daß die Zahl der Arbeiter in Chemnitz 10,000 (nach Ihrer Meinung zu wenig) betrage, ist im ganzen Artikel nicht enthalten. Es ist uns deshalb unbegreiflich, aus welchem Grunde Sie einen Tadel aussprechen, der in jeder Weise ungerechtfertigt ist.

14. **M. D.** in Chemnitz. Sehr dankbar für Ihre Notiz, die wir seiner Zeit im Supplementband verwerthen wollen. Die Schwierigkeiten, welche Industrie- und Gewerbestatistik bieten, werden Ihnen selbst hinlänglich bekannt sein.

15. Dr. **K. S.** in Dresden. Ueber die Benutzung des Metermaßes zur Numerirung der Brillen können wir Ihnen folgende fachmännische Mittheilungen machen: Trotz der Einführung des Metermaßes in Frankreich und Deutschland für alle bürgerlichen Maßbestimmungen bedient man sich heute noch in allen Ländern zur Bezeichnung der Brillengläser des alten Zollmaßes. Die alte Serie der Brillengläser hat das praktische Bedürfnis stets vollkommen befriedigt, und die seit dem im Jahr 1867 zu Paris abgehaltenen internationalen ophthalmologischen Kongreß, auf welchem die Frage der Einführung des Metermaßes zur Brillenbestimmung zuerst angeregt wurde, von Javal, Monoyer, Burow, Giraud-Teulon und zuletzt auf dem Heidelberger Kongreß im vorigen Jahr vom Prof. Nagel (Tübingen) gemachten Versuche, die alte Skala durch neue, dem Metermaß angepaßte Systeme zu ersetzen, sind bisher nicht durchgedrungen. Die Frage wäre bald gelöst, wenn es sich nur um eine einfache Umrechnung der alten Maße in die neuen handelte; dabei würde man aber sehr große und ganz unbrauchbare Zahlen erhalten: $^1/_8$-Zollbrille wäre z. B. $^1/_{13,5}$-Centimeterbrille ꝛc. Die allergrößte Schwierigkeit liegt aber darin, daß jedes neue Projekt die Möglichkeit gewähren muß, die alten Schleifschalen, welche zur Anfertigung der Gläser verwandt werden und ebenfalls nach dem alten Zollmaß bestimmt sind, wenigstens zum größten Theil wieder benutzen zu können, soll die Realisirung nicht an den die eventuell entstehenden Vortheile nicht deckenden, ungeheuren Kosten scheitern. Daß die Einführung des Metermaßes nothwendig ist, darüber sind die meisten Ophthalmologen einig; anderseits aber ist die Mehrzahl entschieden auch geneigt, sich vorläufig noch der auf dem Kongreß zu Heidelberg 1874 und auch von Donders vertretenen Ansicht anzuschließen, daß trotz aller Bemühungen die Frage noch nicht spruchreif sei.

16. Professor **K.** in Dresden. Achenwall, der mit Unrecht als »Begründer« der Statistik bezeichnete Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, wird im Artikel »Statistik« entsprechende Erwähnung finden.

17. **E. B. H.** in Dresden; ein **Abonnent** in Düsseldorf; Buchhalter **B.** in Nürnberg; **J. W.** in St. Gallen. Sie finden durch den ganzen Buchstaben C hindurch auf jeder Seite die Bemerkung abgedruckt: »Artikel, die unter C vermißt werden, sind unter K nachzuschlagen«. Da wir nach der von uns befolgten Orthographie Karneval (nicht Carneval), Korso (nicht Corso), Kaseïn (nicht Caseïn), Konservatorium (nicht Conservatorium) zu schreiben haben, so wollen Sie diese Artikel erst später erwarten. Vgl. Nr. 78 dieses Korrespondenzblatts.

18. **C. B.** in Duisburg; **A. B.** in Berlin. In welchem Grad wir uns für Mittheilung von Druckfehlern erkenntlich zeigen können, hängt selbstverständlich ganz von der Beschaffenheit derselben ab.

19. **F. K.** in Flöha. Nach Matthiessen u. Wright (Lond. R. Soc. Proc. XVII, 455) entsteht Apomorphin auch beim Erhitzen von Morphium mit Schwefelsäure, wie bei uns angegeben, und die Entdecker halten deshalb Arppe's Sulfomorphid für schwefelsaures Apomorphin, Sulfomorphid $C_{34}H_{36}N_2SO_8$ (die von Ihnen angegebene Formel ist falsch) $=(C_{17}H_{17}NO_2)_2 \cdot H_2SO_4$. Matthiessen u. Wright haben ferner (a. a. O. XVIII, 88) mitgetheilt, daß auch Kodeïn, mit Salzsäure über 140° erhitzt, sich in Methylchlorid, Wasser und Apomorphin spaltet. Die Bildung von Apomorphin aus Morphium durch Einwirkung von Chlorzink hat Mayer (Bericht der Deutschen Chemischen Gesellschaft, 1871, S. 121) entdeckt.

20. **C. F.** in Frankenthal. »Bleizug« wird im Artikel »Glasmalerei« mit wenigen Worten erledigt werden; jedenfalls eignet sich der Gegenstand nicht für einen besondern Artikel, da in Blei gefaßte Scheiben gänzlich außer Gebrauch gekommen sind.

21. **K. M.** in Frankfurt a. M. Ihre Zweifel sind ungerechtfertigt. Allerdings hat die Topographie ihre großen Schwierigkeiten und ist namentlich in Bezug auf die größeren Städte, wo fast jeder Monat umgestaltend wirkt und Neues hervorbringt, ein wahres Kreuz für den Lexikographen. Indessen wir haben die besten Maßregeln getroffen, um diesen Schwierigkeiten wirksam zu begegnen. Unsere Angaben beruhen nicht nur auf dem besten Material, das vorliegt, sondern fast durchaus auf neuesten officiellen Mittheilungen, die uns die Magistrate der betreffenden Orte auf unser Ansuchen mit dankenswerthester Bereitwilligkeit zugestellt haben; größere Städte werden zudem an Ort und Stelle von kundigster Hand bearbeitet und auf dieses Material hin die Artikel für den Druck redigirt. Da aber von diesem Zeitpunkt bis zum Druck der Artikel meist noch Monate verstreichen, so erfordern viele der bereits gesetzten Artikel eine abermalige Durchsicht und Berichtigung, was meist wieder — namentlich in Bezug auf bauliche Veränderungen, Handelsverhältnisse ꝛc. — die durchgreifendsten Korrekturen veranlaßt. Bei alledem indessen kann es geschehen, daß eine auf diese Weise vollkommen korrekt hergestellte Beschreibung einer Stadt schon nach Wochen, oft ehe das betreffende Heft noch in den Händen des Publikums ist, in dem einen oder andern Punkt wieder veraltet ist. Diesem Uebelstand abzuhelfen, sind wir außer Stande; um unser Werk aber gegen unbillige Anforderungen zu sichern, ist vom dritten Band an die Einrichtung getroffen worden, daß auf jedem Bogen der Tag des Abschlusses bemerkt wird;

für Dinge, die darüber hinaus fallen, können wir dann nicht verantwortlich gemacht werden.

22. **K. K.** in Frankfurt a. M.; **H. W.** in Warschau. Sehr dankbar für Ihre Entdeckung. Ein »berühmter« Geograph ist der kühne Erbauer dieses Riesenschlosses gewesen, wie sein Manuskript nachweist. Für das koboldähnliche Wesen der Schreib- und Druckfehler übrigens ein charakteristisches Stück.

23. **v. B.,** preuß. Officier a. D., in Freiburg i. B. Der Vorwurf der »Beleidigung der bayrischen und würtembergischen Armee« scheint deshalb nicht ganz begründet, weil in dem kurzen Artikel keiner der an der Schlacht bei Arcis sur Aube betheiligten Truppentheile namentlich erwähnt ist, also an eine absichtliche Zurücksetzung oder Verschweigung nicht gedacht werden kann. Ob die Schlacht nicht ebenso gut wie die bei Bar sur Aube ausführlicher hätte behandelt werden sollen, könnte allerdings Gegenstand einer Diskussion sein; doch dürfte vielleicht von anderer Seite mit ebensoviel Recht verlangt werden, daß die Schlacht von Bar s. A. ebenso kurz abgefertigt werde wie die von Arcis, da beide Aktionen doch nicht von hervorragender Bedeutung sind. Im übrigen nehmen wohl die militärischen Artikel im Vergleich zu anderen Gegenständen im Konversations-Lexikon bereits so viel Raum ein, daß ihnen von anderer Seite der Vorwurf allzu großer Ausführlichkeit gemacht worden ist.

24. **Abonnent** in Gotha. Auf Ihre und mancher anderen Herren Frage, »wie es kommt, daß Weltumsegler, je nachdem sie nach Osten oder Westen ausfahren, wenn sie zurückkehren, entweder einen Tag eingebüßt oder gewonnen haben«, finden Sie unter dem Stichwort »Datumwechsel« ausführliche Auseinandersetzung.

25. **H. S** ... in Grünberg in Schlesien; **F. R.** in Leipzig u. a. Begriffe, wie Achtung, sind principiell aus dem Konversations-Lexikon ausgeschlossen. Dieselben gehören in ein Wörterbuch der deutschen Synonymen, und ein solches kann und soll unser Werk nicht geben. Letzteres berücksichtigt von Begriffen, welche in das sprachliche Gebiet fallen, nur solche, welche zugleich dem Gebiete der Psychologie, Ethik, Aesthetik 2c. angehören und wegen ihres allgemeinern Interesses (vgl. Aberglaube, Aberwitz, Affekt, Anmuth, Begehrungsvermögen, Begeisterung, Begierde, Bewußtsein 2c.) oder, weil sie in das Gebiet der Rechts- und Kulturgeschichte einschlagen (vgl. Billigkeit, Begrüßungen 2c.), eine Definition oder eingehende Besprechung verdienen. Das Konversations-Lexikon kann nicht wohl das ganze große der Sprachkunde angehörige Gebiet der deutschen Synonymen umfassen. Wollten wir Achtung aufnehmen, so müßten wir konsequenterweise ein ganzes Heer ähnlicher Begriffe (Lob, Tadel, Werthschätzung, Bewunderung 2c.) einer ebenso eingehenden Besprechung würdigen. Wir verweisen hinsichtlich dieser Begriffe auf Eberhards »Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik«, welches Werk in der Fortsetzung und Erweiterung von Maaß (Halle 1818—21) 12 Bände stark ist.

26. **K. B.** in H. Ueber Phosphorbronze werden Sie seiner Zeit einen besondern ausführlichen Artikel finden.

27. **Ein Abonnent** in Hagenau im Elsaß. Aus der Durchsicht der bisher erschienenen Bände des Konversations-Lexikons werden Sie entnehmen, daß wir Ihren Wünschen bezüglich Fremdwörter u. dgl. möglichst nahegekommen sind. Lateinische Sentenzen, Sprichwörter und »geflügelte Worte« haben vielfache Aufnahme gefunden, beispielsweise: Aliud sceptrum, aliud plectrum; Bella gerant alii: tu, felix Austria, nube! »Beschränkter Unterthanenverstand« u. a. Es können natürlich nur die wichtigsten und vorzugsweise solche berücksichtigt werden, welche — wie letzteres — für die Gegenwart von gewissem Interesse sind.

28. **C. B.** in Hamburg. Die Verweisungen unterliegen einer so strengen mehrfachen Kontrolle von der Einlieferung des Manuskripts an durch den ganzen Korrekturenlauf bis zum Druck, daß nicht wohl irgend eine verloren gehen kann. Diese Art steckbrieflicher Verfolgung möge Ihnen eine Gewähr dafür bieten, daß Sie künftig in dieser Beziehung mit unbedingter Sicherheit auf unser Werk rechnen können.

29. **G. B.** in Hamilton. Sie erkennen ganz richtig, daß es unsere Aufgabe nicht sein kann, mit ängstlicher Hast nach allem »Neuesten« zu jagen. Für den Fachmann, speciell also z. B. für den Maschinenbauer, mag ja diese oder jene neueste Konstruktion bei der Arbeit Vortheile gewähren; aber wir schreiben, was wir nicht oft genug wiederholen können, die einzelnen Artikel nicht für die betreffenden Fachmänner, die medicinischen nicht für den Arzt, die botanischen nicht für den Botaniker, sondern für das große Publikum, und da haben wir nun in Wort und Bild nicht jedesmal das Neueste, sondern von den verschiedenen im Gebrauch befindlichen Konstruktionen diejenigen auszuwählen, welche am leichtesten verständlich und für das Verständnis aller anderen am besten zu verwerthen sind. Wir lassen sogar häufig Details, die nur für den unmittelbaren Gebrauch von Interesse, für das Wesen der Maschine aber ohne Bedeutung sind, *absichtlich* fort, um dadurch ein um so klareres Bild derselben zu erhalten. Wir dürfen hoffen, daß Sie diesem Princip beistimmen, werden Ihnen aber dankbar sein, wenn Sie uns mit ähnlichen Zusendungen wie die letzte auch fernerhin unterstützen wollen.

30. **A. K.** in Heidelberg. Der Artikel »Civilehe« konnte das neue Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstands und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875 um deswillen nicht berücksichtigen, weil der betreffende Bogen bereits mit dem 18. Dec. 1874 abgeschlossen worden ist. Die Bestimmungen des gedachten Gesetzes über die Form der Eheschließung stimmen übrigens im wesentlichen vollständig mit den Vorschriften des preußischen Civilehegesetzes vom 9. März 1874 überein, welch letzteres in jenem Artikel ausführlich besprochen ist. Namentlich hebt der vielbesprochene § 82 des Reichsgesetzes vom 6. Febr. 1875 (»Die kirchlichen Verpflichtungen in Beziehung auf Taufe und Trauung werden durch dieses Gesetz nicht berührt«) nur ausdrücklich hervor, was sich nach beiden Gesetzen eigentlich von selbst versteht. Was dagegen die allgemeinen Bestimmungen des fraglichen Reichsgesetzes über die Erfordernisse der Eheschließung überhaupt, über die Trennung der Ehe 2c. anbetrifft, so haben diese in dem Artikel »Ehe« Berücksichtigung gefunden.

31. Dr. **R. S.** in Jauer. Wir glauben, Sie gehen in einigen Ihrer Wünsche doch zu weit und entfernen sich zu sehr von dem allgemein Interessanten. Einiges wird zudem im Registerband (vgl. Nr. 1) berücksichtigt werden; anderes findet an geeigneter Stelle eines Uebersichtsartikels Erwähnung.

32. **J. F.** in K. Etablissements, die es zu einer gewissen Höhe der Produktion gebracht haben, können

aus diesem Grund allein noch keinen Platz in der Geschichte des betreffenden Industriezweigs beanspruchen; es muß sich an dieselben vielmehr ein selbst in so engem Rahmen wie dem unserigen nennenswerther, also an sich jedenfalls sehr bedeutender Fortschritt für den betreffenden Industriezweig knüpfen; daß die Steinbrucher Brauereien einen solchen in der Bierbrauerei veranlaßt haben, können wir selbst jetzt, wo wir von Ihnen aufmerksam gemacht worden sind, nicht ermitteln. Wir werden gewiß sehr oft in die Lage gerathen, dem Lokalpatriotismus nicht Genüge leisten zu können; wir sind eben an Rücksichten auf das Allgemeine gebunden und müssen bitten, von uns nicht zu verlangen, daß wir irgend welchen Specialinteressen auf Kosten des Allgemeinen eine größere Bedeutung beilegen sollen, als ihnen zukommt.

33. **Prof. Dr. H. P.** in **Karlsruhe**. Wir stimmen Ihrer Ansicht vollkommen bei und können Sie versichern, daß die Hauptvertreter der Jugendschriften-Literatur in unserem Werk die gebührende Berücksichtigung finden werden.

34. **Ein Abonnent** in **Karlstadt**. Bei dem großen Interesse, welches Sie für Fremdwörter zeigen, möchten wir Ihnen rathen, sich das Fremdwörterbuch von Sanders oder das von Heyse anzuschaffen. Sie werden bei diesen kaum im Stiche gelassen werden, da solche Bücher ja den Zweck haben, möglichst alle Fremdwörter, die nöthiger- und unnöthigerweise gebraucht werden, zu verzeichnen, während wir durch andere Rücksichten gebunden sind, uns auf eine Auswahl der gebräuchlichsten zu beschränken.

35. **Mehrere Abonnenten** in **Kassel**. Es ist Vorschrift, daß jede Beilage an besonderem Falz angeklebt wird und beim Einbinden von demselben nicht getrennt zu werden braucht. Wenn mehrere Beilagen an gemeinschaftlichem Falz haften, so ist das Nachlässigkeit des Buchbinders, welcher gesteuert werden soll. Uebrigens kann bei vorsichtiger Behandlung das Abtrennen vom Falz dem Bild keinen Nachtheil bringen. Geschieht es dennoch, so leistet die Verlagshandlung Ihnen Ersatz, ohne etwas dafür zu berechnen.

36. **A. D.** in **Kiel**; **Dr. R. S.** in **Berlin**. Anseghem ist einer der zahlreichen belgischen Industrieflecken, die nichts Bemerkenswerthes weiter haben. Es liegt bei Courtray in der Provinz Westflandern, hat besonders Webereien und zählt 3500 Einw. Dergleichen Orte zu finden, muß man geographische Special-Lexika zu Rathe ziehen, welche alle Orte, auch die Flecken und Dörfer, verzeichnen; für das Konversations-Lexikon bedingen Plan und Raumverhältnisse nur ganz bestimmt begrenzte Normen der Wichtigkeit oder Größe.

37. **S. Müller** in **Köln**. Wir sind in der Aufnahme der Adelsgeschlechter sehr sparsam und nehmen nur solche auf, von denen Glieder sich irgendwie einen berühmten Namen gemacht haben. Die unentbehrlichen genealogischen Notizen werden dann dem betreffenden Artikel kurz hinzugefügt. Wollten wir alle böhmischen Adelsgeschlechter aufnehmen, so müßten wir wenigstens doppelt so viele deutsche, französische und englische berücksichtigen, da diese uns doch näher stehen als die slawischen. Woher aber den Platz nehmen?

38. **F. G.** in **Königsberg**. Wir verweisen Sie auf die betreffende Stelle in unserem Prospekt: »Die 360 Tafeln und Karten lassen sich ebenso gut zu einem besondern Band (Atlas) vereinigen und werden zu diesem Zweck auch von besonderen Verzeichnissen und Erläuterungen begleitet«. Wir hielten es für überflüssig, hinzuzufügen, daß letztere erst mit Schluß des Werks ausgegeben werden können, und für selbstverständlich, daß dann auch Einbanddecken für den Atlas geliefert werden.

39. **Ein Abonnent** in **Konstanz**. Ein geschickter Buchbinder muß unsere Einbanddecken so zu behandeln wissen, daß die Rückenbreite derselben der Stärke des Bandes vollständig entspricht, auch wenn die Illustrationsbeilagen nicht mit eingebunden werden.

40. **A. Th.** in **Kreuznach**. Materiell nennt die deutsche Militär-Ersatzinstruktion »kleine Leute« diejenigen, welche, 1,57—1,62 Meter groß, im Bedarfsfall noch eingestellt werden, »mindermäßig« alle Leute, die, unter 1,57 Meter groß, unbedingt zurückgestellt werden. Beziehungen zwischen China und der deutschen Ersatzinstruktion existiren unseres Wissens weiter nicht. Vielleicht nahm der Verfasser des Artikels nur Anstand, die nüchternen Bewohner des Reichs der Mitte so ohne weiteres als »mindermäßig« zu bezeichnen, oder diplomatische Rücksichten ließen ihn mit der Erklärung zurückhalten, daß die Chinesen, trotzdem sie an ihren Kanonen nach preußischem Reglement exerciren, doch selbst in ihren riesenhaftesten Exemplaren nach den Begriffen deutscher Ersatzkommissionen (unter uns gesagt) noch »unter der Kanone« sind.

41. **Prof. Dr. W.** in **Landsberg a. d. W.** Wenn von den drei Stücken: Geschwindigkeit der Erde, Geschwindigkeit des Lichts und Aberrationswinkel zwei gegeben sind, so wird das dritte gefunden. Im Artikel »Aberration« ist zur Verdeutlichung angenommen, es seien gegeben: Geschwindigkeit der Erde und Geschwindigkeit des Lichts, und es wird nun gezeigt, wie der Aberrationswinkel durch Rechnung gefunden wird. Bradley hatte es nicht so bequem wie die Leser des Konversations-Lexikons; er fand vielmehr durch Beobachtung eines gewissen Sterns, daß dieser im Laufe des Jahrs eine kleine Ellipse beschrieb, und entdeckte so die Aberration. Durch Nachdenken fand er auch ihre richtige Erklärung, welche der Text des Konversations-Lexikons gibt. Ein Irrthum liegt also nicht vor.

42. **L. M.** in **Magdeburg**. Bei den im Ausland erschienenen Büchern ist die Bestimmung der Auflage nicht immer möglich; es heißt dort sehr oft nur »nouvelle édition« oder »new edition«, während in den deutschen Katalogen die Angaben sehr bestimmt sind. Die Inkonsequenz ist also nicht zu vermeiden.

43. **A. L.** in **Landshut**. Was Sie bei »Albert« vermissen, finden Sie in hinreichender Ausführlichkeit und am passenden Platz in dem der Agnes Bernauer gewidmeten Artikel. — Im übrigen müssen wir Sie auf ein Wörterbuch der deutschen Sprache verweisen, welches den speciellen Zweck der Aufklärung über Abstammung und Bedeutung deutscher Wörter verfolgt; unsere Aufgabe ist dies nicht (s. oben Nr. 25).

44. **Z.** in **Magdeburg**. Das Reichsstrafgesetz bei jedem einzelnen deutschen Staat als gültig anzuführen, ist unnöthig, da sich dies von selbst versteht. Unter Deutschland ist über die Reichsgesetzgebung das Nöthige gesagt.

45. **A. H.** in **Marienburg**. Der Artikel »Deutscher Orden« in der zweiten Auflage des Konversations-Lexikons ist allerdings nicht mehr zeitgemäß; die neuere Geschichtsforschung, die heutige Methode der Darstellung haben ihn, wie manchen andern früher unangefochtenen Artikel, überflügelt. Der Ersatzartikel der neuen Auflage ist von kundigster

Hand vollständig neu bearbeitet. Gerade die nächsten Bände werden Ihnen eine Reihe größerer geschichtlichen Artikel vorführen, die, von Seiten bewährter Specialforscher neu verfaßt, auf der Höhe der Zeit stehen. Wir glauben Sie auf solche Darstellungen wie: Deutschland, Elsaß, Frankreich, Großbritannien, hervorragende Biographien, z. B. Friedrich (die Hohenstaufen, die preußischen Könige) u. a., schon jetzt aufmerksam machen zu sollen.

46. **K. Schulz** in Meiningen. Abkürzungen auf Landkarten sind etwas ganz Allgemeines; man begnügt sich bei Städte- oder Flußnamen von untergeordneter Bedeutung sehr häufig mit dem Anfangsbuchstaben, um eine Ueberfüllung der Karte zu vermeiden. Neuerdings ist diese Methode auch von H. Wagner auf dessen Schulwandkarte des Deutschen Reichs (Gotha, J. Perthes) angewendet worden. Vergleichen Sie übrigens unsere im größern Maßstab ausgeführte Karte der »Argentinischen Republik«, so werden Sie den nöthigen Schlüssel für die Ihnen unverständlichen Abbreviaturen auf der Karte von »Brasilien« finden.

47. **E. Schütz** in Meißen. Sehr dankbar für die Denunciation der Preisherabsetzung im »Daheim-Anzeiger«. Unsere Antwort werden Sie in demselben Blatt gelesen haben. Die dort genannte Firma kann nur antiquarisch aus zweiter oder dritter Hand bezogen haben, wird auch nie von uns ein Blatt geliefert erhalten. Es ist ein seit je von uns befolgter Grundsatz, mit Schleuderern nichts zu thun zu haben. (Vgl. obige Korrespondenz Nr. 11.)

48. **E. T.** in Minden. Die Zahlenangaben unseres Werks über Areal 2c., die begreiflicherweise von denen der vorigen Auflage oder älterer Werke abweichen, beruhen auf sicheren Quellen; speciell für Indien (Bearbeiter Herr Dr. E. Schlagintweit) liegen die neuesten officiellen Ausweise zu Grunde, denen gegenüber es ganz gleichgültig ist, was an anderen Orten angegeben wurde. Vgl. Korrespondenz Nr. 58.

49. **Karl K.** in Mitau. Daß Sie hinsichtlich der wissenschaftlichen zoologischen (oder überhaupt naturwissenschaftlichen) Namen außerordentlich oft auf Abweichungen von unseren Angaben stoßen werden, kann uns nicht befremden, da in Sachen der Systematik bekanntlich die größte Verschiedenheit herrscht. Die Kuhantilope, welche Ihnen zu Ihrer Bemerkung Veranlassung gegeben hat, hat z. B. noch eine Reihe anderer Namen, welche gleiche Berechtigung haben: **Bubalis bubalis**, **Antilope bubalis**, **Alcephalus bubalis**, **Boselaphus bubalis**, **Damalis bubalis**, **Acronotus bubalis**, **Bubalis mauretanica** u. a. Sie finden übrigens bei den sämmtlichen naturwissenschaftlichen Namen in unserem Werk mit Kursivschrift die Abbreviatur des Autornamens, d. h. desjenigen Gewährsmanns, welcher den betreffenden Namen gegeben hat, hinzugefügt, sowie die Abbreviaturen selbst in einer für das größere Publikum berechneten Auswahl dem Alphabet der Stichworte eingereiht. Wir bemerken ausdrücklich, daß dies nur eine Auswahl ist, und daß wir es aus guten Gründen nicht für räthlich fanden, mehr zu thun. Es gibt hunderte von solchen Abkürzungen, welche nur ein- oder zweimal vorkommen. Man muß sich die Entstehung derselben vergegenwärtigen: hat z. B. ein Reisender eine neue Pflanze gefunden, so steht ihm natürlich das Taufrecht zu, und sein Name, der sonst vielleicht kaum oder nie genannt wird, ist auf solche Weise verewigt. Wir aber können doch nur die gangbarsten berücksichtigen. Bei den Namen selbst folgen wir ganz bestimmten Principien und in erster Linie dem neuen und allgemein anerkannten »Handbuch der Zoologie« von Carus und Gerstäcker, müssen aber von der Hinzufügung der Synonymen sowohl mit Rücksicht auf den Raum, als auch auf die Bestimmung unseres Werks absehen.

50. **Apotheker Mayr** in München. Bei allen chemischen und technischen Angaben ist stets C (Celsius) gemeint, wie es ganz allgemein üblich ist. Wo R (Réaumur) gemeint ist, wird dies ausdrücklich bemerkt. F (Fahrenheit) haben wir nie.

51. **A. S.** in München. Die Einfügung der Mitarbeiterverzeichnisse in die wenigen bereits eingebundenen Bände kann ohne alle Schwierigkeit vorgenommen werden. Wir halten dieselben auch nachträglich noch für eine dankenswerthe Zugabe, müssen aber selbstverständlich den Abnehmern anheimstellen, ob sie davon Gebrauch machen wollen oder nicht. Lassen Sie sich durch jene bloß äußerliche Rücksicht nicht abhalten, auf den Inhalt dieser Verzeichnisse näher einzugehen, um die Kräfte kennen zu lernen, die sich in die Aufgaben unseres Werks theilen. Die Namen selbst werden Ihnen hoffentlich eine Gewähr für die Ausführung derselben bieten.

52. **H. G. L.** in Neusalz. Die große indische Stadt mit 154,000 Einwohnern ist keineswegs vergessen, sondern steht S. 60 des fünften Bandes an richtiger Stelle. Sie wird aber richtig geschrieben Dehli (nicht Delhi), was wohl zu der Vermuthung des Fehlens Veranlassung gegeben hat.

53. **J. C. L.** in Nürnberg. Wir verweisen Sie auf obige Korrespondenz Nr. 10. Der Artikel muß selbstverständlich nicht »Britische Inseln«, sondern »Großbritannien« heißen. Unter diesem Stichwort werden Sie auch die Karte der britischen Inseln, d. i. Großbritannien, finden. So gehören die im Prospekt vorgemerkten drei Karten von Italien auch nicht zu »Oberitalien« und »Mittelitalien«, sondern zum Artikel »Italien«. Von anderen Illustrationen wird manches in den Text genommen werden; manches wird an eine andere Stelle verwiesen werden, wenn besondere Gründe der Zweckmäßigkeit dafür sprechen. Ein solcher Spielraum in der Ausführung des Programms ist ja selbstverständlich, — eine Beschränkung in der Anzahl der Beilagen tritt aber, wie gesagt, nicht ein.

54. **K. Zimmermann** in Odessa. Ueber die Schreibung böhmischer Ortsnamen sind uns bereits mehrfache Anfragen zugegangen. Es ist uns wohl bewußt, daß das Buchstabenzeichen ż eigentlich nur der polnischen, nicht aber der tschechischen Sprache angehört und der in Deutschland eingeführte Gebrauch, dasselbe in Wörtern der letztern Sprache anzubringen, ein inkorrekter ist. Tschechische Wörter aber in der Originalform zu schreiben, würde die Einführung einer Reihe fremder und unverständlicher, erst der Erklärung bedürftiger Buchstaben ins deutsche Alphabet erfordern, was wir mit unserem Princip nicht vereinbaren können. Von beidem daher absehend, ziehen wir es künftig vor, alle dergleichen Eigennamen durchaus der deutschen Aussprache gemäß zu schreiben (z. B. Tschaslau), werden ihnen aber, wo sie als Stichwörter auftreten, die tschechische Originalform stets beifügen. Daß dieses Verfahren auf allgemein bekannte und in ihrer Schreibung eingebürgerte Personennamen, wie Czerny, Czörnig, Czermak, Czerski 2c., keine Anwendung finden kann (da wir diese umzugestalten in Tscherni 2c. kein Recht haben),

ist ebenso selbstverständlich, wie, daß Büchertitel nur mit den originalen Schriftzeichen gesetzt werden können.

55. C. P. in Offenbach. Was Sie im 1. und 2. Band vermißt haben: die Angabe des Genus bei Fremdwörtern, finden Sie vom 3. Band an regelmäßig überall da, wo dasselbe dem Leser irgend zweifelhaft sein könnte. In anderen Fällen, wo es allbekannt oder selbstverständlich ist, ist sie aus raumökonomischen Rücksichten fortgeblieben.

56. Th. B. in Olbernhau. Für diejenigen fremden Namen, welche so auszusprechen sind, wie sie geschrieben werden, die Aussprache besonders anzugeben, ist überflüssig; bei zweifelhafter Aussprache (namentlich fremder Eigennamen) eine auf bloßem Gutdünken beruhende Aussprache vorzuschreiben, wäre gar nicht zu verantworten.

Alethogie (Wahrheitslehre) und Alethoskop (Wahrheitsschauer?) sind Fremdwörter, welche gar nicht im Gebrauch sind und gar keine rechte Bedeutung haben; wenn dergleichen die bekannten Fremdwörterbücher, die doch möglichst alles bringen sollen, übergehen, ist es gewiß nicht bei uns zu suchen.

57. R. Horvath in P. Die in den ersten Abdrücken unseres Werks vorkommenden Ungenauigkeiten hinsichtlich Ihrer Vaterstadt sind von uns längst erkannt und berichtigt, wie wir Ihnen durch Uebersendung des betreffenden Bogens beweisen werden. Uebrigens machen Sie manche unbegründete Reklamation. Sie vermissen die Erwähnung des bedeutenden Weinhandels (der ausdrücklich angeführt ist), der Kathedrale (was ist der »uralte gothische Dom« im Artikel anders?) und des »Gebirges, welches aus lauter echten Kastanienbäumen besteht« — dieses allerdings haben wir nicht erwähnt. Für Ihre Aufschlüsse über die türkischen Ausdrücke besten Dank.

58. K.... h in P. Wenn Sie auf Hübners Tabellen schwören, haben Sie einen leichten Stand. In Wirklichkeit ist keineswegs alles so fest bestimmt, wie es dort auf dem Papier steht. Namentlich über den Umfang südamerikanischer Staaten, deren Grenzen zum Theil noch streitig sind, bestehen stark auseinander gehende Angaben, und gerade die officiellen Mittheilungen erwecken oft am wenigsten Vertrauen. Ebenso verhält es sich mit der Einwohnerzahl von Ländern wie Angola. Glauben Sie, daß dort alle 5 oder 10 Jahre Zählungen stattfinden, wie bei uns zu Lande? Alles beruht auf Schätzung, und der Umfang des betreffenden Gebiets wird dabei bald weiter, bald enger gezogen. Die von Hübner für Angola angegebene Bevölkerungszahl von 2 Millionen bezieht sich übrigens nur auf die unter portugiesischer Herrschaft stehenden Landestheile. Wollen Sie sich über die Schwierigkeit, auf diesem Gebiet zu sicheren Resultaten zu gelangen, orientiren, so empfehlen wir Ihnen die ausgezeichnete Jahresschrift »Die Bevölkerung der Erde« von Behm und Wagner (Gotha 1873 ff.). — Was die Familienverhältnisse der Fürsten anlangt, so wird diesen die gebührende Rechnung getragen; es kann aber unmöglich die Aufgabe unsers Werks sein, in allen Fällen in dem vielverschlungenen Labyrinth der fürstlichen Verschwägerungen zum Führer zu dienen.

59. H. W. in Prag. Die Erklärung der herkömmlichen Abkürzungen bei naturwissenschaftlichen Namen finden Sie in unserem Werk (vgl. *Audeb.* für Audebert, *Bartl.* für Bartling, *Bened.* für Beneden rc.) dem Alphabet eingereiht — unseres Wissens in dieser Anordnung zum erstenmal in einem encyklopädischen Werk. Vgl. Nr. 49.

60. O. B. in P. S. Sie kommen mit der Bandausgabe nicht früher zum Ziel als mit der Heftausgabe, da die Bände selbstverständlich erst hergestellt werden können, nachdem die Lieferungen gedruckt, resp. erschienen sind. Sie verlangen also — indem Sie für sich das Werk in »höchstens 2 Jahren« vollständig zu haben wünschen — ganz Unmögliches, was Sie bei näherer Ueberlegung selbst einsehen werden.

61. A. in Rastadt. Die wichtigsten Kartenwerke für die europäischen Länder sind stets die Generalstabskarten der einzelnen Staaten; dieselben regelmäßig bei den Artikeln über die einzelnen Provinzen (oder noch kleinere Verwaltungsbezirke, wie Sie meinen) speciell anzuführen, halten wir wohl mit Recht für überflüssig. Bei den wichtigeren außereuropäischen Ländern werden Sie dagegen dergleichen Nachweise finden; auch wird selbst bei europäischen Ländern, wenn, wie z. B. bei der Türkei, besondere Mangelhaftigkeit des kartographischen Materials oder andere Umstände Veranlassung dazu geben, das Nöthige gesagt. In dem Atlas der Erdbeschreibung, welcher unserem Werk beigegeben ist, sind die neuesten zur Zeit bekannten Fortschritte eingetragen.

62. Professor R. in R. Ueber die »Evangelical Alliance«, welche Sie unter »Alliance« vermissen, werden Sie seiner Zeit unter dem Stichwort »Evangelische Alliance« hinreichende Auskunft finden.

63. A. Schlickum in Rönsal. Cinelli ist, wie jedes musikalische Lexikon nachweist, eine ganz richtige und gebräuchliche Bezeichnung für die kleinen türkischen Becken, die allerdings, außer Piatti, auch Cembali genannt werden.

64. B. L. in Schwerin. Die Auswahl der Illustrationen für unser Werk ist sehr schwierig, und wir müssen uns von vornherein bescheiden, nicht jedem Wunsch entsprechen zu können. Wir haben in der Naturwissenschaft alle wichtigen Gruppen durch charakteristische Abbildungen vorzuführen gesucht und glauben erreicht zu haben, daß unsere Tafeln neben dem Text vollkommene Klarheit über den betreffenden Gegenstand verbreiten. Wenn Sie z. B. die zoologischen Artikel, welche ganze Familien oder Klassen behandeln (z. B. Affen, Beutelthiere), lesen und die Tafeln damit vergleichen, so werden Sie finden, daß jedesmal durch die Bilder der betreffende Familienkreis vollständig zur Anschauung gebracht ist. Wir haben außerdem danach gestrebt, einzelne Arten, die ein ganz besonderes praktisches oder sonstiges Interesse darbieten, abzubilden, und Sie werden z. B. auf den Tafeln, welche die Arzneipflanzen darstellen, alle wichtigeren vertreten finden. In der Technologie leitet uns vor allem das Bestreben, deutlich zu werden; deshalb ist in erster Linie alles abgebildet, was schwer zu beschreiben ist. Manche wichtige, aber einfache Vorrichtung wurde nicht abgebildet, weil für diese das Wort völlig hinreicht. Wollen Sie also in den technologischen Tafeln keinen methodischen und vollständigen Atlas der Technologie (der allein einen Band füllen würde), sondern ein Hülfsmittel suchen, das im Text Gesagte recht deutlich zu machen. Mit diesen Grundsätzen ist es uns bisher gelungen und wird es uns hoffentlich auch ferner gelingen, in den Illustrationen ein sehr werthvolles Hülfsmittel für das Verständnis zu schaffen. In so vielen Fällen ist das Bild auch durch die meisterhafteste Beschreibung nicht zu ersetzen, und selbst die einfachste Skizze leistet oft mehr, als das Wort irgend leisten kann. Daß aber unsere Abbildungen nicht leichtfertige Machwerke sind, wird

jeder Fachmann zugestehen. Wir haben einestheils nach den vorzüglichsten Fachwerken, anderntheils, wo es besonders wünschenswerth, wenn überhaupt zu ermöglichen war, nach der Natur, nach eigener Anschauung durch die geschicktesten Zeichner und Xylographen arbeiten lassen und können getrost behaupten, daß Sie in den hervorragendsten illustrirten Werken nichts Besseres finden, und daß unsere Abbildungen alles übertreffen, was hier und da in sehr theuren und voluminösen Bilderwerken geboten worden ist.

65. **F. K.** in Sprottau. Eine vollständige botanische oder zoologische Nomenklatur kann ein Konversations-Lexikon entschieden nicht geben, so lange es darauf zu achten hat, daß das Werk in bestimmten Grenzen bleibe. Unsere Abnehmer würden es uns wenig Dank wissen, wenn wir, um solchen Anforderungen — die lediglich an specielle Fachwerke zu stellen sind — zu genügen, die Bändezahl vermehren wollten.

66. **D. J.** in Stettin. Ueber das Wort »Bestimmung« oder vielmehr »Vorherbestimmung« im religiös-dogmatischen Sinn Calvins und der reformirten Kirche wird unter »Prädestination« das Nöthige gesagt werden. Vgl. Nr. 25.

67. **F. St.** in Steyr. Sie werden einige der vermißten Biographien seiner Zeit im Supplementband finden. Einseitigkeit nach Ihrer Auslegung oder gar ein politischer Parteistandpunkt, wie Sie zu befürchten scheinen, liegen uns beide vollständig fern. Verbindlichsten Dank übrigens für Ihr Interesse.

68. **K. M.** in Straßburg. Gelehrte Dinge, welche sich nur in abstruser Weise behandeln lassen, können, so wichtig sie auch für den Fachgelehrten sein mögen, im Konversations-Lexikon nicht berücksichtigt werden. Dies erklärt Ihnen wohl das Fehlen des fraglichen mathematischen Gegenstands. Vgl. Nr. 7.

69. **H. W.** in Straßburg; **C. Grunert** in Berlin. Die Arends'sche Stenographie wird selbstverständlich in dem Artikel »Stenographie«, welcher die verschiedenen Systeme zu charakterisiren hat, die gebührende Berücksichtigung finden.

70. **K. S.** in Stuttgart. Tagesneuigkeiten und Vorgänge der allerjüngsten Vergangenheit müssen freilich darauf verzichten, in unserem Werk registrirt zu werden. Wir können nicht mit der Schnelligkeit der Zeitungen arbeiten und haben nicht den Beruf, mit denselben Schritt zu halten. Wenn Sie bedenken, daß zwischen der Ablieferung des druckfertigen Manuskripts und dem Druck selbst die sämmtlichen Arbeiten der dreifachen Redaktion, dreimalige Korrektur und zweimalige Revision liegen, werden Sie es uns nicht mehr als Fehler anrechnen, wenn Sie einen Todesfall oder sonstiges Ereignis, eine statistische Publikation, die neue Auflage eines Buches oder sonst ein Vorkommnis, welches die Tagespresse zu Ihrer Kenntnis gebracht hat, in einem vielleicht erst nach Monatsfrist Ihnen zugesandten Lexikonheft dennoch vermissen. Zur Sicherung gegen den Vorwurf der Unaufmerksamkeit drucken wir vom dritten Band an jedem Bogen das Datum auf, an welchem derselbe zur Presse geht, welches ja auch immer ein weit früherer Tag sein muß als der der Ausgabe des Hefts. Vgl. Nr. 21.

71. **K. St.** in Stuttgart. Sie dürften nicht leicht etwas Geeigneteres zu Ihrer Orientirung finden als den Artikel »Darwin'sche Theorie«. Der Verfasser desselben, der Zoolog J. V. Carus, hat sich bekanntlich durch Uebertragung der Darwin'schen Schriften ein bleibendes Verdienst erworben.

72. Stud. phil. **A. St.** in T. Der von Ihnen vermißte Chemiker, der Erfinder des Knallpulvers, ist unter seinem richtigen Namen Berthollet (nicht Berthelet) aufgeführt.

73. **K. S.** in T. Unser Lexikon soll kein Kompendium der Pharmacie sein. Was jemand zur Ausübung seines eigenen Berufs bedarf, wolle er doch nicht in einem Konversations-Lexikon suchen. Wir würden ihn in solchem Fall, und wenn wir 50 Bände lieferten, nicht befriedigen können.

74. **F. K.** in Tübingen; **C. K.** in Hamburg. Da wir die vermißte Sekte in keinem kirchengeschichtlichen Werk erwähnt fanden, haben wir den Artikel nicht aufgenommen.

75. **Sechs Studirende** in W. Wir sind genöthigt, an unseren Ladenpreisen festzuhalten, und müssen Sie daher bitten, mit Ihrem Anliegen sich an eine dortige Sortimentsbuchhandlung zu wenden.

76. **L. Wiesinger** in W. Wir mußten infolge unserer Erklärung auf Widerspruch gefaßt sein, dennoch hat uns Ihre Zuschrift höchlich überrascht. Den bewußten Ausweg trafen wir nicht aus »Ermangelung an Typen«, sondern weil wir es für unangemessen erachten, unverständliche und erst der Erklärung bedürftige Schriftzeichen ins deutsche Alphabet einzuführen. Wenn es aber somit einer Umschreibung dieser Schriftzeichen bedarf, ist es dann gerathen, erst einen Umweg zu den Polen oder Ungarn zu machen, um deren Schreibart nachzuahmen, die wieder erst der Erklärung bedarf? Ist es nicht einfacher und vernünftiger, den betreffenden Buchstaben, so weit es möglich, sogleich mit deutschen Lettern der Aussprache gemäß wiederzugeben? Einen analogen Fall bieten z. B. die indischen Namen, bei denen wir uns auf gleiche Weise von der früher herrschenden englischen Schreibart emancipirt haben. Zahlreiche Gelehrte Deutschlands verfahren mit uns so. Daß bei alledem jedes Wort im Lexikon leicht zu finden sein wird, dafür ist durch die nöthigen Verweisungen Sorge getragen. Dies der einfache Sachverhalt. Um so überraschender mußte es uns sein, daß Sie uns politische Motive unterschieben und unser Verfahren aus Nationalhaß hervorgehen lassen! Daß dergleichen uns weit abliegt — wir glaubten durch unser Verfahren eher im Interesse der Tschechen zu handeln —, davon wollen Sie so fest überzeugt sein wie von der dankenden Anerkennung, die wir Ihrem warmen Interesse an unserem Unternehmen zollen.

77. Oberleutnant a. D. **K. St.** in Wien. »Achter« ist der plattdeutsche Ausdruck für die veraltete Präposition »after«, d. i. hinter; also z. B. »Achtersteven«. Die Erklärung des letztern finden Sie in dem Artikel »Steven« (das Hauptwort), und das Wort Achtersteven, welchem ein selbständiger Artikel nicht zukommt, ist in den Registerband verwiesen (vgl. oben Nr. 1).

78. **Ed. H.** in Wien. Da der Inhalt des Konversations-Lexikons in strengster alphabetischer Reihenfolge angeordnet und doch wohl anzunehmen ist, daß die Handhabung dieser letztern den Besitzern keine Schwierigkeiten verursache, so haben wir uns nicht entschließen können, den Umfang der ohnehin schon starken Bände noch durch ein besonderes Register zu vermehren. Dasselbe wäre ja durchaus weiter nichts als eine bloße Wiederholung der Stichworte in derselben Reihenfolge, wie sie mit der gleichen Mühe und dem gleichen Zeitaufwand im Werk selbst zu finden sind. Ungleich werthvoller ist aber die Einrichtung unseres sogen. Regi-

sterbands, welcher alle wichtigeren Namen ꝛc., die in anderen Artikeln enthalten sind, und denen ein besonderes Stichwort oder ein besonderer Artikel nicht gewidmet werden konnte, in alphabetischer Anordnung sammelt. Dieses Register, welches in mehrfacher Hinsicht einem Sachregister ähnlich ist, kann aber selbstverständlich *nicht jedem einzelnen Band* angefügt werden (es gäbe sonst ein fünfzehnfaches Register), sondern schließt sich nach Vollendung des Hauptwerks unmittelbar an das letztere an und vereinigt die versteckten Namen, Bezeichnungen ꝛc. sämmtlicher 15 Bände in *einem einzigen* Alphabet, mit genauem Hinweis auf die Stelle, wo sie erwähnt, resp. erklärt sind (vgl. Nr. 1).

79. **E. D.** in *Wien*. Wenn wir jedem, der einen Band leidlicher Gedichte herausgegeben hat, einen Platz in unserem Lexikon einräumen sollen, so müßten wir den Umfang des Werks verdoppeln. Es ist eine schöne Aufgabe, verkannten Talenten zur Geltung zu verhelfen; allein die eines Konversations-Lexikons kann sie nicht sein; hier gilt nur, was Geltung erlangt hat. Uebrigens lauten die Urtheile der Kritik über Ihren Schützling nicht alle so günstig wie das Ihrige, und daß wir »so vielen weit untergeordneteren Talenten« Aufnahme gewährt hätten, bedürfte doch noch eines genauern Nachweises, so gut wie Ihre Behauptung, daß wir uns »Entstellung von Thatsachen« in anti-österreichischem Sinn hätten zu Schulden kommen lassen.

80. **Abonnent A. S.** in *Wien*. Ein Metall »Almin« gibt es nicht. Es ist wohl Alumin (Aluminium) gemeint, dessen Darstellung zu jener Zeit alle Welt interessirte. Sie finden darüber einen ausführlichen Artikel im 1. Band. Das im Artikel »Anlaufen« mit gesperrter Schrift gedruckte Wort »Anlauffarben« ist keine Verweisung, sondern bezieht sich auf den unmittelbar vorhergehenden Satz. »Anlauffarben« finden Sie also in dem Artikel genügend erklärt. Bei einer Verweisung würde es heißen: s. (siehe) oder vgl. (vergleiche) A ... Das Alexanderland wird im Artikel »Südpolarländer« behandelt werden und seiner Zeit Aufnahme im *Registerband* (vgl. Nr. 1) finden.

81. **Ein Abonnent** in *Würzburg*. Auf die von Ihnen erwähnte Zeitungsnachricht, daß die Baumwollenpflanzer der Vereinigten Staaten eine nationale Baumwollenbörse mit einem gleichmäßigen System der Baumwollenklassificirung organisirt haben, sind wir gleichfalls aufmerksam geworden; dieselbe kam aber zu spät, um noch für unsern Artikel benutzt werden zu können. Dergleichen während des Drucks sich ergebende Veränderungen werden im Supplementband (vgl. Nr. 1) gewissenhaft berücksichtigt werden.

82. **E. H.** in *Zittau*; **E. S.** in *Graz*. In Betreff der *etymologischen Erklärungen* sind wir uns von vornherein bewußt gewesen, es nicht allen recht machen zu können, wie wir uns bei denselben auch verhalten würden. Einerseits würden wir niemals den der Sprache Unkundigen ausführlich genug sein, während anderseits viele über diese Raumvergeudung (sehr mit Recht) den Kopf schütteln würden. Die goldene Mitte einzuhalten, schien uns also hier umsomehr geboten, als dabei das Princip der Raumersparnis, wie immer, nicht aus den Augen gelassen werden durfte, welches uns von vornherein untersagte, hinter *jedem* Fremdwort (wie bei Heyse) eine ausführliche etymologische Erklärung zu geben. Diese wird unserer Meinung nach stets den wesentlichen Theil eines *Fremdwörterbuchs*, nicht aber eines Konversations-Lexikons bilden müssen. Indem wir nun mit unserem Werk zugleich einen »Ersatz« für ein Fremdwörterbuch zu bieten suchen, so glauben wir über Herstammung und Ableitung eines Fremdworts namentlich allemal da etwas hinzufügen zu sollen, wo wir annehmen dürfen, daß dies der *Mehrzahl* unserer Leser erwünscht sei, also bei besonders interessanten oder erst in neuerer Zeit gebildeten Worten (z. B. Acceleration, v. lat. celer, schnell; Agathobiotik, v. griech. agathos, gut, und bios, Leben). Bei den lateinischen oder griechischen Namen der Naturwissenschaften liegt die Sache noch dazu wesentlich anders. Diese sind häufig recht bezeichnend, z. B wenn ein Käfer wegen der breitgedrückten Schenkel und Schienen Platypus (platys, platt, breit, pous, Fuß) heißt. Ebenso oft aber gewinnt man durch die Namen nichts, wie z. B. bei Cerambyx cerdo (kerambyx ist ein Käfer mit langen Hörnern, kerdon der Handwerker, weshalb?), und bisweilen kommen Plattheiten dabei heraus. So heißt das Mineral Pharmakolith »Giftstein« (pharmakon, Gift) wegen seines Gehalts an arseniger Säure, obwohl viele andere Mineralien auch arsenige Säure und in viel löslicherer, »giftigerer« Form enthalten. Bisweilen gibt die Worterklärung fast eine Anekdote, wie bei Mejonit (von meion, kleiner), den Delisle für weißen Hyacinth hielt, während Hauy zeigte, daß seine Hauptaxe kleiner sei. Kaneelstein wurde lange Zeit mit Hyacinth verwechselt, bis Hauy nachwies, daß er weniger sei, daher der Name Hessonit (hesson, weniger)! Sie werden zugeben, daß es nicht unser Beruf ist, auf solche Dinge einzugehen, welche schließlich doch nur für den Fachmann Interesse haben. Dagegen wird über Herkunft und Bedeutung von manchen Wörtern, wo es von Wichtigkeit erscheint, im Kontext des Artikels selbst das Nöthige gesagt.

In den meisten Fällen aber glaubten wir darin ein allgemein befriedigendes Auskunftsmittel zu finden, daß wir überall da, *wo es möglich war und nützlich erschien*, die »wörtliche Uebersetzung« dem Wörtchen »lat.«, »griech.« ꝛc. in Anführungszeichen hinzufügten (z. B. Aequinoktium: »Nachtgleiche«; Chiroplast: »Handbildner«; Chlorophyll: »Blattgrün«). Erschien letzteres nicht möglich oder nicht ausreichend, so wurde die Ableitung vervollständigt. Daß uns der Raum viel zu kostbar war, als daß wir z B. bei häufig wiederkehrenden Vorsilben jedesmal die Abstammung vollständig wiederholen konnten, wird für den Einsichtsvollen keiner Begründung bedürfen. Auch haben wir deshalb in der Regel solchen Vorsilben (z. B. Anti-..., Dis-..., Dys-..., Eu-... ꝛc.) besondere Artikel gewidmet. Unsichere, hypothetische etymologische Erklärungen haben wir principiell ausgeschlossen.

83. **O. B.** in *Zürich*; **M. Bergholz** in B. u. a. Die wiederholten Anfragen in Betreff unserer *Orthographie* veranlassen uns, die von uns befolgten Principien in Kürze anzudeuten. Die Orthographie des Konversations-Lexikons ist im ganzen die allgemein eingeführte des guten und reinen Hochdeutsch, wie sie nach Analogie und Abstammung der Wörter am meisten im Gebrauch ist, und bedarf daher an sich keiner Motivirung. Daß wir trotzdem in zahlreichen Fällen von der Schreibweise vieler anderen Leute abweichen, hat darin seinen Grund, daß sich bekanntlich noch lange nicht über alle Punkte der

deutschen Rechtschreibung eine einheitliche und allgemein gültige Ansicht gebildet hat und noch viele veraltete und fehlerhafte Schreibarten zu berichtigen sind. Zur Kategorie der erstern Art gehört das C und K der Fremdwörter. Wir befolgen in diesem Punkte den immer allgemeiner in Geltung kommenden und unter den Autoritäten für deutsche Rechtschreibung namentlich von D. Sanders vertretenen Grundsatz, daß das wie K lautende C der Fremdwörter durchgängig auch durch K zu bezeichnen sei. Dies findet nicht nur Anwendung auf diejenigen Fremdwörter, welche mit deutscher Endung versehen oder sonstwie deutsch umgebildet sind, wie Konversation, exkusiren, Koncilien, Skandal, Adjunkt, Katalonien, Kalabrien u. dgl., sondern auch auf solche mit unveränderter lateinischer, französischer, italienischer ꝛc. Form, welche als gang und gäbe Ausdrücke im Deutschen bekannt und gebräuchlich sind, z. B. Koadjutor, Direktor, Konsul, Kolon, Kollodium, Kolophonium, Paktum, Katechismus, Kollegium, Kanaille, Konsistorium, Kasus, Karcer, Kasino u. a.

Die griechischen Eigen-, insbesondere Personennamen werden nicht, wie vielfach üblich, in der latinisirten Form aufgeführt, sondern es tritt auch hier durchgängig (selbstverständlich auch vor e, i, y ꝛc.) das griechische k an die Stelle des c, sowie die Endung os an die Stelle von us, z. B. Kimon (nicht Cimon), Aeschylos (nicht Aeschylus), Alkäos (nicht Alcäus), Kephisos (nicht Cephisus), Kekrops (nicht Cecrops) ꝛc.

Ausnahmen von obiger Regel bilden: 1) die lateinischen Eigennamen (Cajus, Claudius, Commodus, Cannä ꝛc.); 2) rein lateinische Wörter, die im Deutschen nur in sprichwörtlichen Redensarten, Citaten ꝛc. vorkommen: constitutio, conditio (sine qua non) ꝛc.; 3) engl., franz., ital., span. ꝛc. geographische Eigennamen, die nicht eine deutsche Endung angenommen haben, z. B. Columbia, Catanea, Cuzco; 4) das cc vor e und i: Accent, Accise, Acceleration ꝛc.

Ueber den Gebrauch des s als Pluralendung und im Genitiv der Eigennamen und Fremdwörter gilt als Regel: a) Das s als Pluralendung wird weggelassen bei Völkernamen, z. B. die Aschanti, nicht Aschanti's; die Monbuttu, nicht Monbuttu's; die Howa, nicht die Howa's; dagegen wird es bei den übrigen Fremdwörtern (sachlichen Bezeichnungen, naturgeschichtlichen Namen ꝛc.) beibehalten, z. B.: Kauri, Kauri's; Wadi, Wadi's; Flamingo, Flamingo's; Moskito, Moskito's ꝛc. b) Das s im Genitiv mit dem Artikel bleibt weg bei allen geographischen Namen wie bei allen Personennamen, z. B.: des südl. Afrika (nicht Afrika's), des Sudân (nicht des Sudâns), des franz. Algerien, des grausamen Nero, des großen Alexander.

Im übrigen unsere Schreibweise in allen einzelnen Fällen zu motiviren, ist an dieser Stelle unmöglich; einen ausführlichen Leitfaden werden wir dem Schluß des Werks beigeben. Nur so viel sei hier angedeutet, daß es uns geboten erschien, uns ebenso weit davon entfernt zu halten, schroffe Neuerungen einzuführen, als uns in allen Fällen dem herrschenden Gebrauch blindlings anzuschließen. Wir suchten einen richtigen Mittelweg einzuschlagen, indem wir wenigstens da, wo eine alte fehlerhafte Schreibart durch eine wissenschaftlich begründete neuere bereits wankend geworden, entschieden letztere an Stelle der erstern setzten. Dies betrifft z. B. das dehnende h, das wir in verschiedenen Wörtern (namentlich in der Endsilbe), wie in Armut, Flut, Glut, Wirt, Maut, Spat, Wismut, Wermut, Komtur, Blüte, Zierat ꝛc., beseitigten, während wir es in anderen, wie Rath, Heirath, aus guten Gründen beibehielten. Andere kleine Verbesserungen brachten wir dem noch vielfach herrschenden Gebrauche gegenüber an in Wörtern wie Beredsamkeit (statt Beredtsamkeit) Lotse (statt Lootse), Schoß (statt Schooß), Riet (statt Ried), Groß (statt Gros = 12 Dutzend), Kamel (statt Kameel), Roheit (statt Rohheit), Schiffahrt (statt Schifffahrt), Zar (statt Czaar), Westfalen (statt -phalen), Stil (statt Styl), Augenlid (statt -lied), mannigfach (statt mannich-), allmählich (statt -mählig) u. v. a.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

image
not
available